Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

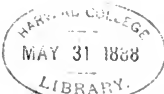
Siebzehnter Band,

Januar bis Juni

1840.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.



Inhalts-Verzeichniß.

Mannigfaltiges.

Januar: Englische Uebersetzungen von Goethe's Faust. — Vorlesungen über Deutsche Literatur in England. — Aus dem Leben Goethe's. — Thomas Plater. — Chiwa oder Khiwa? — Könige und Maler in Spanien. — Gewerbliches aus Böhmen. — Holländischer Musen-Almanach. — Anakreon für die Neugriechen. — Wissenschaftliche Ignoranz. — Die Schreibung des Namens Shakspeare. — Ausländische Literatur in Ungarn. — Deutsche Studien. — Der Ritter von St. George. — Alterthums-Wissenschaft in England. — Der Sprachenschmied. — Komprimirter Torf. — Loiseleur Delongchamps. — Französische Mährchen aus Berlin. — William Ratcliff, von H. Heine. — Schiller's Glocke. — Großes Reformationsbild. — Italiänische Poesie. — Belgische Literatur. — Englische Angriffe auf einen Deutschen Gelehrten. — Chinesische Leibgarde. — Die Englische Zeitung vom Jahre 1588.

Februar: Berichtigung. — Künstlicher Marmor. — Theater in New-York. — Joseph J. Kraszewski. — Der singende Sandberg in Tangut. — Philosophie der Medizin. — Kühne's Kloster-Novellen. — Bevölkerung von Großbritanien. — Der Tabak in China. — Der Marquis von Létorière. — Allgemeine Beichte. — Amerikanischer Rezensenten-Enthusiasmus. — Zur Geschichte der Literatur-Industrie. — Bibliographische Blätter. — Polewoy und das Mädchen aus Sibirien. — Neue Russische Monatsschriften. — Graf Serristori's Italiänische Statistik. — Miß Novello in der Heimat.

März: Der Holländische Dichter Ruijsch. — Israelitische Annalen in Frankreich. — Scribe und sein neuestes Lustspiel auf dem Théâtre français. — Neue Ausgabe von Calderon's Schauspielen. — Francesco Fortunelli. — Deutsche Themata in Russischen Zeitschriften. — Nachdrucks-Gesetzgebung in England. — Kopenhagens wissenschaftliche und literarische Bedeutung. — Droschken in Neapel. — Die Gondeln Venedigs. — Christlicher Gottesdienst in Jerusalem. — Cooper's neuestes Werk. — Die Pariser Kunst-Ausstellung von 1840. — Grisetten-Namen. — Beethoven's letzte Symphonie im Konservatorium. — Neue Auffassung und Erläuterung des Dante. — Die Französische Marschalls-Tafel. — Mikroskopische Gesellschaft. — Herr von Reiffenberg über Deutschland.

April: Don Juan und die Familie der Tenorio in Spanien. — Neuere Geschichtswerke der Franzosen. — Verein der Kunstfreunde in Paris. — Pierre Leroux. — Venetianische Gesandtschafts-Berichte aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert. — Französische Protection der Deutschen Literatur. — Deutsche Literatur in Nord-Amerika. — Hyperion, ein Deutscher Kunstroman aus Nord-Amerika. — Ein in Berlin spielender Englischer Roman. — Professor Fries in Schweden. — Peninsular-Magazin. — Namen der Muselmänner. — Ein Schwedischer Theater-Abend. — Ein neues Lustspiel von Alberto Nota. — Lord Brougham und Demosthenes. — Russische Schriftsteller vor dem Richterstuhle der Deutschen Kritik. — Calderon in Deutschem Gewande. — Die Braut aus der Residenz.

Mai: Zur Kenntniß des Patois. — Eingesandte Bemerkung. — Appenzell und Aegypten. — Amerika und Aegypten. — Cosima, Trauerspiel von George Sand. — Tirso de Molina. — Berliner Korrespondenz des Londoner Athenäums. — Peter Paul Rubens, von Waagen. — Die Universität Brüssel. — Rellstab's Eugen Aram in Schweden. — Zur Erdkunde. — Girolamo Miani. — Deutsche und Französische Nationalität. — Ampère und die Mittwochs-Gesellschaft in Berlin. — Britische Kunst-Ausstellung.

Juni: Englischer Kommentar zu Schiller's Gedichten. — Wasserkuren im Auslande. — Literarische Contrebande. — Neue Ausgabe der Memoiren des Herzogs von St. Simon. — Strahlen und Schatten. — Urtheil eines Amerikaners über die Europäer. — Deutsches Aktenstück zur Geschichte Rußlands. — Staatsgefährliche Sekten im Chinesischen Reiche. — Auch in Schweden giebt es Utopisten. — Französische Preisschrift. — Die Wandmalerei der Alten. — Jean Polonius. — Kreuze eines Muselmännischen Ordens.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Donnerstag den 2. Januar 1840.

Die Literatur des Auslandes.

1840.

Wir beginnen in diesem Monate den neunten Jahrgang unseres „Magazins“ und halten es bei dieser Gelegenheit für Pflicht, einige Worte des Dankes auszusprechen gegen den großen und achtbaren Kreis von Lesern, der unserem Blatte in diesem langen Zeitraume treu geblieben ist und unser bescheidenes Streben nicht bloß durch Nachsicht, sondern sehr oft auch durch aufmunternden Beifall geehrt und beschützt hat. Wir haben gewiß nicht geirrt, wenn wir den Grund des letztern hauptsächlich in dem von uns immer beobachteten Prinzipe gefunden, bei unseren Mittheilungen aus den verschiedenen literarischen Gebieten des Auslandes niemals den Standpunkt aus dem Auge zu verlieren, den unsere eigene, den die Deutsche Literatur, der ausländischen gegenüber, einnimmt. Ohne diesen Grundsatz, ohne diese unerschütterliche Pietät vor den heimatlichen Laren würde jedes Magazin bloß fremder Literaturen ein Sakrilegium im Heiligthume des Gedankens und der publizistischen Wirksamkeit seyn. Darum haben wir auch vorzugsweise immer auf diejenigen literarischen oder völkergeschichtlichen Erscheinungen hingewiesen, die eine direkte oder indirekte Beziehung zu unserem Vaterlande hatten, und wenn wir auch die stehende Rubrik „Deutsche Literatur im Auslande“ aufgegeben, weil man diese hier und da für eine Selbstbespiegelung hielt, die einerseits eine zu kleinliche Eitelkeit und andererseits zu viel Rücksicht auf das Lob des Auslandes verrathe, so sind doch besonders unsere Miscellen ein fast fortlaufender Hinblick auf die Einwirkungen geblieben, welche die Deutsche Literatur stets mehr auf die Literaturen des übrigen Europa's äußert.

Ein bekannter Württembergischer Kritiker hat in dem letzten Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (Stuttgart, Cotta) in dem Streben nach einer „Weltliteratur“ und in der Fähigkeit der Deutschen, alle fremde Formen in sich aufzunehmen und zu reproduziren, etwas Unpatriotisches erkennen wollen. Er fragt, wo in aller Welt eine andere Nation sich finde, die, wie die Deutsche, ihre Literatur als ein Karawanserai betrachte, in welchem so viele Fremde aus- und einpassiren, daß man darüber fast den Boden vergesse, auf dem man stehe. Er erklärt den Kosmopolitismus der Deutschen als einen Mangel an Nationalsinn, und das Gefallen an allen Erzeugnissen des Genius, gleich viel, woher er stamme, bezeichnet er als charakterlose Geistesschwelgerei. Unser Kritiker, der damit den Patriotismus zu vertheidigen meint, übersieht jedoch, daß er mit seinen Konsequenzen allmälig eine Chinesische Mauer aufführt, hinter der freilich das, was er Nationalität nennt, geschützt, diese selbst aber zur Karrikatur wird. Es sähe in der That mißlich um uns Deutsche aus, wenn man uns erst beweisen müßte, daß der Patriotismus eine Tugend und der Mangel desselben die größte Schmach eines Volkes sey. Aber mit der Ablegung von National-Vorurtheilen hört man noch nicht auf, sein Vaterland zu lieben, und die Anerkennung fremder Vorzüge darf gewiß bei Nationen, eben so wie bei Individuen, eher selbst ein Vorzug, als das Gegentheil genannt werden. Und ist es nicht vielmehr ein patriotischer Gedanke, welcher der Deutschen Idee einer Welt-Literatur zum Grunde liegt? einer Idee, welche die Deutsche Literatur als Vermittlerin, als einen geistigen Verband aller literarisch gebildeten Länder betrachtet? So wenigstens und nicht anders haben wir den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken aufgefaßt, der auch seine nächste Begründung darin zu finden scheint, daß Deutschland, wie nicht leicht ein anderes Land, für jede fremde Eigenthümlichkeit das Verständniß, für jede fremde Schönheit bereitwillige und neidlose Anerkennung und, was die Hauptsache ist, für jede fremde Wortform in seiner Sprache den begriffsmäßigen Ausdruck hat. Freilich ist daraus noch nicht auf die Verbreitung Deutscher Literatur im Auslande zu schließen; ja diese ist sogar, wie wir das an einem anderen Orte ausführlich dargethan, keinesweges schon so allgemein gekannt und anerkannt, wie der patriotische Deutsche wünscht und deshalb auch glaubt, aber es bleibt darum doch nicht minder wahr, daß, bei aller Verschiedenheit und besonderen Geltung der Völker-Individualitäten, doch in den höheren geistigen Strebungen der Nationen eine Einheit zu erkennen sey, die zuerst von Deutschlands großen Schriftstellern gewürdigt worden.

Fahren wir darum fort, neben der höchsten Schätzung heimischer Production, unseren Blick auch stets auf das gerichtet zu halten, was rings um uns in anderen Ländern literarisch gefördert wird. Wenn wir dabei vielleicht vom Auslande mehr lernen, als dieses in derselben Zeit von Deutschland sich aneignet, so kann das ja nur zu unserem Vortheile seyn. Halten wir aber auch streng darüber Wache, daß das Ausland unsere Penaten nicht ungestraft beleidige oder angreife. Wir haben das immer als eine uns, die wir gleichsam an den Deutschen Landesgränzen stehen, um alles Ein- und Ausgehende zu kontrolliren, hauptsächlich gestellte Aufgabe betrachtet. Wir sollen uns dabei weder von besonderen Neigungen, noch von Vorurtheilen leiten lassen. In unserem Verkehr mit den Nationen giebt es nicht, wie in den Handels-Verträgen, besonders begünstigte oder ganz ausgeschlossene Länder. Wir lassen, ohne ein anderes Certifikat, als die eigene Vortrefflichkeit, eben sowohl Frankreichs als Rußlands Artikel zu. England versorgt uns, wie auf dem merkantilischen, so auch auf dem literarischen Markte, mit vielen Erzeugnissen fremder Welttheile. Die Pyrenäische Halbinsel, obwohl noch immer nicht vor politischen Wirren zu literarischem Selbstbewußtseyn gelangt, giebt uns doch auch hin und wieder ein Zeichen geistigen, wenn auch schwachen Lebens. Italien sendet uns seine Südfrüchte, die in einigen Landstrichen, besonders in der Lombardei und in Toskana, wieder von einer günstigeren Sonne zur Reife gebracht werden. Schweden und Dänemark bewähren im geistigen, wie im socialen Leben, ihre alte Stammverwandtschaft mit Deutschland, und selbst solche Länder, die politisch nicht mehr die alte Bedeutung haben, wie Ungarn und Polen, haben doch sprachlich und literarisch nicht aufgehört, in unserer Völkerkarte ihre Geltung zu besitzen. Alle aber befolgen auf literarisch-geistigem Gebiete richtigere und höhere Grundsätze, als auf merkantilischem; alle lassen die Erzeugnisse Deutschen Geistes nicht bloß ohne Zollschranke, sondern auch voll Anerkennung und Dankbarkeit gegen die Erzeuger zu. Hoffen wir, daß dieses Verhältniß immer wohlthuender für den Menschengeist und immer ehrenvoller für die Europäische Stellung unseres Vaterlandes sich gestalte.

J. L.

Frankreich.

Die Jugend und das praktische Leben.

Eine Vorlesung von St. Marc Girardin.

St. Marc Girardin, einer der gründlichsten Kenner der Deutschen Sprache und Literatur, deren beste Werke er studirt und mit Einsicht und Geschmack beurtheilt, hat durch seine am 2. Dezember gehaltene Vorlesung in der Sorbonne sich neue Verehrer erworben. Diese Vorlesung zeichnete sich noch besonders durch den dabei stattgefundenen stürmischen Andrang der Zuhörer aus. Der Zudrang war so groß, daß er der für ihn schmeichelhaften Nothwendigkeit nachgeben mußte, einen Theil seiner Zuhörer auf den Stufen seines Katheders Platz nehmen zu lassen. „St. Marc Girardin“, sagen seine kritischen Landsleute, „analysirt mit großem Scharfsinne die Werke des Geistes, aber seine Freimüthigkeit spricht zum Herzen. Neben ausgezeichneter Kritik giebt er nützlichen Unterricht. Die fortlaufende Verbindung der Literatur mit der Moral, die Lehre zur Seite der Analyse, die Geschichte, befruchtet durch einen geistvollen Vortrag der Wahrheit, die Einbildungskraft, geführt von einem gesunden Sinne, das ist der Charakter seiner Vorlesungen.“ Ohne dem Urtheile unserer Deutschen Leser vorgreifen zu wollen, mögen sie aus der folgenden Probe, die wir ihnen aus der Vorlesung mittheilen, erkennen, wie weit diese Schilderung treffend oder unwahr sey.

„Glauben Sie nicht, meine Herren“, sagte Girardin nach einigen einleitenden Worten, „daß ich die Mission eines Reformators oder Apostels zur Schau trage; diesen Ehrgeiz besitze ich nicht, er sagt meiner Schwäche nicht zu. Man ist Apostel, wenn man eine neue Religion predigt, und ich kenne Leute, die Religionen anfertigen, um das Apostel-Vergnügen zu haben. Ich habe keine neue Lehre; ich sage nur das, was Sie im väterlichen Hause gehört haben; ich bin nur das Echo der bescheidenen Penaten, der Götter, die ich nach dem Falle der anderen Götter anrufe.

Sie sehen, daß jene alten Maximen der Moral, die ich so gern in unsere literarischen Unterhaltungen mische, jene Religion ehrlicher Leute heutiges Tages, das Geschäft und die Pflicht der ganzen Welt geworden ist. Nicht mehr die Geistlichkeit, nicht mehr die Obrigkeit, nicht die Universität hat die Seelsorge der Menschen, sondern alle Welt befaßt sich damit. Die Jugend hat bei ihrem Austritt aus der Schule keinen Aufseher, keinen Gewissenswächter, sie hört nirgends eine Vorlesung über Moral, sondern trägt nur Sorge für ihre literarische Erziehung, dafür sind Einrichtungen, Anstalten, Bestimmun-

gen und Prüfungen, während sie ihre Moral hernimmt, wo sie sie bekommen kann, vom Zufall, aus einer Predigt, aus dem Munde eines Weltmannes, von einem Kameraden, der sich Weltmann nennt, aus einem Journal-Aufsatze, oder endlich gar von der Bühne! Nächst diesen zur Rechten und Linken aufgegriffenen Prinzipien hat man auch Lehren aus der Erfahrung, Lehren, die oft nur das Bedauern eines unverbesserlichen Fehlers sind, oder der Verdruß, schlecht ohne Glück gewesen zu seyn. Dieses ist der Boden der Moral unserer Zeit. Die Gesellschaft beunruhigt sich wenig um die moralische Erziehung der jungen Leute; sie scheint zu sagen: „Mein Gott, sie richten sich ein, ihre Sache, nicht die meinige ist es, und wenn sie es zu nichts bringen, so lasse ich sie sitzen." Was die Gesellschaft thut, beschränkt sich darauf, daß sie den von ihr Verlassenen das Vergnügen läßt, im Namen ihres Genie's und ihres verkannten Charakters gegen die Gesellschaft zu protestiren.

Die Gesellschaft hat den Körperschaften und Ständen das Scepter der Moral aus den Händen genommen und macht ihre Moralgesetze selbst. Sie macht sie aber nicht, wie sie ihre politischen Gesetze macht, das heißt mit Hülfe einer Kammer oder andere Staatsgewalt, nein, sie macht ihre Gesetze ganz allein, nur mit Hülfe individueller Anstrengungen, ohne Kammern, ohne Wahlurnen, ohne Minister (welches letztere freilich nicht sehr zu beklagen ist), zu jeder Stunde, ohne je sich das Ansehen dieser Beschäftigung zu geben, ohne jedoch sich darin zu unterbrechen. Hieraus erwächst natürlich für den Einzelnen die strengere Pflicht, die Wirkung seiner Worte und Beispiele zu bewachen; denn da wir heute Alle über dieses uns Alle beherrschende Moralgesetz abstimmen, so sind wir auch Alle dafür verantwortlich.

Sie haben nun meine Begriffe, oder vielmehr meine Entschuldigungen, wenn ich in den vergangenen Jahren unaufhörlich die Moral in die Vorträge der Literatur gemischt habe. Ihre Nachsicht hat mir diese Abschweifungen angenehm gemacht; die jüngeren unter ihnen entschuldigten mich gern, weil sie glaubten, freilich mit Unrecht glaubten, daß sich bisweilen eine kleine Zugabe von Satire einmischte, und das menschliche Herz ist für die Aufnahme der Moral geneigter, sobald sie in Begleitung der Lästersucht erscheint; die älteren unter Ihnen entschuldigten aber deshalb meine Abschweifungen, weil sie darin ein wenig Erfahrung zu sehen glaubten. Dieses Jahr wird der Gegenstand unserer Unterhaltung weniger diese Art von Gespräch gestatten; wir werden mehr Gelehrsamkeit als Moral, mehr Geschichte als literarische Kritik haben. Inzwischen entsage ich doch keinesweges den Gewohnheiten der Vertraulichkeit, die Sie mir gestatteten; ich werde sogar, wenn Sie es erlauben, heute einige kurze Betrachtungen über einen Gegenstand anstellen, den meine Gedanken oft umfaßten, einen Gegenstand, den ich täglich mehr mit Unpartheilichkeit und Freiheit behandeln kann;*) ich meine die Vortheile der Jugend und besonders die für das Studium.

Da die Angelegenheiten der Jugend auf einem Boden sind, dessen Sprache ich seit einiger Zeit nicht mehr spreche, so werden Sie nicht erstaunen, wenn ich manchmal das passendste Wort nicht finde, oder gar manchmal zu den Vorzügen der Jugend etwas rechne, was sonst ein Fehler heißen würde: z. B. ein vorzügliches Gut für die Jugend, besonders zum Studiren, ist nach meiner Meinung jener Neulings-Zustand, jene originelle Unerfahrenheit, ich wollte sagen jene Unwissenheit, die sie bei jeder Sache mitbringt. Diese Unwissenheit erzeugt den Feuereifer des Jünglings. Der Jüngling sieht, wenn er die Schule verläßt, eine neue Welt vor sich. Welche unbekannte Gedanken und Dinge, welche neue Wissenschaften zu lernen, welcher Eifer und welche lobenswerthe Leidenschaft, Alles begreifen und wissen zu wollen! Sie sehen die Unwissenheit des Jünglings ist eine schöne Sache, nur muß er des Guten nicht zu viel thun wollen. Man muß nämlich nicht in dieser kindlichen Ignoranz verbleiben wollen. Noch weniger aber darf man zu früh glauben, aus ihr herausgetreten zu seyn. Das Letztere ist leider häufig in unsrer Zeit, daher giebt es so viele Erfinder, daher findet man häufig in den Büchern angehender Schriftsteller Phrasen wie die folgende: Niemand wußte bis jetzt, daß...; meine Vorgänger sahen nicht rc. ...; durch meine Bemühung wird ein neues Licht auf die alte und neue Geschichte geworfen. Freilich, Leute die nichts wissen, erfinden bei jedem Schritte etwas, und das beste Mittel, selbst Entdeckungen zu machen, ist, wenn man nicht studirt, was Andere gethan und gesagt haben.

Jene Unwissenheit ist eine Eigenschaft des Geistes, ich will jetzt von einer Eigenschaft des Charakters sprechen; ich meine jenes Selbstgefühl der Jugend, welches man unrichtigerweise Anmaßung nennt. Ach, was ist natürlicher, als jener glückliche und naive Egoismus! Zu 20 Jahren fühlt man sich so kräftig und wohl leben! Das von Gott in unsere Seele gehauchte Lebensprinzip hat so viele Frische! Die geistigen Säfte kochen so feurig! Um diese Zeit haben wir jene Mitgift von Gedanken noch ungeschmälert, die unser Viatikum für eine lange Reise seyn soll, die wir aber oft mit einem Zuge leeren, den leichtsinnigen Soldaten gleich, welche die ihnen auf acht Tage gereichten Lebensmittel den ersten Tag aufzehren und die übrigen sieben Tage hungern. Im 20sten Jahre, wo man so voll Seblstgefühl ist, wo wir keine Pflichten, keinen Beruf weiter haben, als unsere Seelenkraft zu entwickeln, also uns bloß mit uns selbst zu beschäftigen, was Wunder, daß wir da Alles auf unser Selbst zurückführen?**) Die Jugend hat anstatt der Menschenkenntniß, wodurch man in einem Vergleiche mit Anderen den richtigen Maßstab für sich selbst findet, nur Hoffnung; diese vergleicht aber niemals. Nun ist es freilich gut, in der Hoffnung viel vom Leben zu fordern, damit man doch einen genügenden Theil erhält; wer zu wenig hofft, erlangt gar nichts; ich tadle daher die Hoffnungen der Jugend nicht, nur darf sie auch hier keinen Mißbrauch üben. Weil sie ihre Hitze für Kraft hält, ist sie ehrgeizig und stolz; weil sie noch nicht gegen Hindernisse gekämpft, weil sie den Gegner noch nicht in's Auge gefaßt, ist es ganz natürlich, daß sie nur Achtung für ihre eigene Gewalt hat und Widerstand und Schwierigkeit für eine Lüge hält.

Der Ehrgeiz und das herabsehende Wesen der Jugend ist aber nicht gerade ein Uebel unserer Zeit, es war früher eben so. Jetzt wird nur die Jugend von allen Seiten zum Ehrgeize getrieben, statt daß man ihn leiten und beaufsichtigen sollte. Institutionen mit ihren Preis-Kronen und Publizisten mit ihren Redensarten stacheln die Jugend, daß sie Alles erreichen könne, daß es keine Vorrechte mehr für Ehrenstellen gäbe. Mein Gott ja! Es ist wahr, Jedermann kann auf jede Stellung Anspruch machen, aber jede Stellung ist schon von Anderen eingenommen! Kasten, Priviligirte giebt es nicht mehr, die Adels-Aristokratie hat aufgehört, Euch den Weg zu versperren, aber dieser Weg ist von Jedermann besetzt, von einer betriebsamen, bedürftigen Gesellschaft, die vertheilt und eingenistet dasitzt, wie im Bienenkorb auch das kleinste Zellchen besetzt ist und für neue Ankömmlinge nichts übrig bleibt. Wir sind doch ein seltsames Völkchen! In jedem Hause tönen Einem bittere Klagen über die Eitelkeit und den Ehrgeiz der jetzigen Welt entgegen, und sobald diese Klagende in die Oeffentlichkeit kommen, so bald sie zur Jugend sprechen, da hört man nichts als Aufreizung des jugendlichen Ehrgeizes von ihnen; man sagt den Jünglingen, daß eine unabsehbare Laufbahn sich vor ihnen aufthue, daß weder Geburt noch Rang sie auf dieser Bahn hindern u. dergl. Aber ich frage beunruhigt: „Was habt Ihr denn dieser aufgereizten Jugend so viel zu geben? Wollt Ihr derselben Europa zum zweiten Mal zu erobern geben; habt Ihr eine neueste Revolution für sie? Nichts habt ihr für sie als ein bischen Kundschaft für den Advokaten und Mediziner, die sich täglich wegen ungeheurer Konkurrenz vermindert, und Ihr sprecht von einer unermeßlichen Laufbahn!"

Man klagt, die Jugend träume nur von Umwälzungsplänen; aber welche Schuld hat sie? von allen Seiten hört sie den Zuruf: „Kommt! Ihr allein seyd unsere Hoffnung, kommt! Alles steht Euch offen, Alles ist frei!" Sie läuft herbei und findet Alles besetzt; was ist zu thun? eine Revolution macht die Plätze wieder vakant, der Würdigste erreicht dann Alles, denkt sie. Seltsamer Kontrast zwischen unserer Sprache und Handlungsweise! Beim Sprechen vertheilt die Gesellschaft ihre Preise demjenigen, der am schönsten spricht; man glaubt hier, daß der Geist über Alles verfüge; dagegen ist sie im praktischen Leben die größte Feindin der Redensarten, sie verachtet dasjenige, was sie so eben bewundert und belohnt hat; sie ist Dichterin, wenn sie spricht, nackte Prosa, wenn sie handelt. Was soll die Jugend bei diesem immerwährenden Widerspruch thun? Sie, die noch keine Profession, noch keine Thätigkeit hat, wodurch sie die Heuchelei der Gesellschaft kennen lernt, muß sich mehr hingezogen fühlen zur sprechenden als zur handelnden Gesellschaft, und dann ist es kein Wunder, daß man von dem gesäeten Winde keine Stille, von der gesäeten Eitelkeit keine Bescheidenheit ärndtet.

Vor zehn Jahren hatte ich eine Unterredung mit einem meiner Schüler in der Rhetorik, der damals eben den Preis erhielt. Wir sprachen von einem zu wählenden Beruf, wobei der junge Mann ein wenig Selbstvertrauen durchblicken ließ, was wohl zu entschuldigen ist, wenn man gestern seinen Namen unter Beifall und Paukenschall hat krönen hören. „Lieber Freund", sagte ich ihm nach einiger Zeit, „wollen Sie von mir einen Rath hören, der mehr werth ist, als alles Griechisch und Latein, das Sie bei mir gelernt haben? Sie treten jetzt in die Welt, glauben Sie von dieser wie ein bevorzugtes Kind aufgenommen zu werden, weil Sie den Ehrenpreis gewonnen haben? Glauben Sie, der Geist allein bestimmt den Werth der Personen? Nein, es ist vielmehr der Charakter. Die Welt kümmert sich wenig darum, ob sie eine schöne Phrase zu machen verstehen, sie fragt, ob Sie sich einen Beruf schaffen können. Die Gesellschaft lebt von der regelmäßigen Bewegung des Geschäftes und des Berufes, nicht von Phrasen, obgleich der Schein bisweilen dafür spricht. Um ein Gewerbe oder eine Stelle auszufüllen, bedarf es allerdings des Talentes und des Verstandes, aber dies reicht nicht aus, die Hauptsache ist Arbeit und Fleiß. Sich eine Stellung zu schaffen, liebt die Gesellschaft am meisten, weil man darin ihr am nützlichsten ist. Dieses Verdienst erhält sie, während andere Verdienste sie nur angenehm unterhalten. Ich bin jetzt 20 Jahr Professor*) und habe immer das Schicksal meiner Schüler beobachtet. Unter den 10 Primanern waren 4 oder 5 glücklich, weil sie mit ihrem Talente aus der Schule guten Sinn und sichere Eigenschaften verbanden; die übrigen warfen sich in den Hafen der mittelmäßigen Schriftsteller. Diese, wenn sie den glücklicheren Kameraden sahen, wie er ein tüchtiger Beamte, Offizier, Arzt, Kaufmann und Fabrikant geworden, schrieen sie gleich, daß der Mensch in der Schule geistlos gewesen, viel tiefer als sie gestanden und jetzt ungerechter-

*) Der Redner ist nämlich jetzt ein Vierziger.

**) Der Redner meint hier nicht, daß der selbständige Jüngling Alles seiner Selbstsucht und seinem Vortheile opfert; das wäre ein Vorwurf, dessen Grundlosigkeit durch die Geschichte eines jeden Augenblickes bezeugt wird. Gerade in der Zeit, wo man Berufs- und Familien-Pflichten übernimmt, fängt man an, Alles auf sein eigenes Ich zu beziehen; man verläßt Freunde, man fühlt keinen Weltschmerz mehr, man ist gleichgültig gegen ältere Bande der Zärtlichkeit, kurz, man wird Philister, sobald man unter einem oft nur ungeschickt nachgemachten Achselzucken mit wichtiger Miene sagen kann und in der That sagen muß: „Ich habe jetzt andere Pflichten!" Girardin meint nur, daß die Jugend Alles für ihre Leidenschaft, für ihre kosmopolitischen Ansichten und Wünsche, ohne ihren praktischen Vortheil zu berechnen, thun möchte. Und freilich ist es eine gefährliche Selbstsucht, die ganze Welt beglücken zu wollen, bevor man selbst etwas in dieser thut oder hat. D. Uebers.

*) Girardin vergißt hier, daß er das vor 10 Jahren gehaltene Gespräch wiedergiebt, und sagt deshalb, 20 Jahre sey er Professor. Die Zahl paßt für den jetzigen Augenblick, damals war er nur 10 Jahre Professor.

weise einen besseren Zustand als sie habe. Aber ihre Klage ist grundlos. Jene minder Begabten haben beim Verlassen der Schule eingesehen, daß sie jetzt den nützlichen Wirkungskreis suchen müssen; sie fragten bei der Gesellschaft an, und diese braucht solche Menschen und gab günstigen Bescheid. Die Gekrönten aber, stolz auf ihre erlangten Preise, begnügten sich mit einer mäßigen Eitelkeit und werden von der Gesellschaft als unnütze Menschen behandelt."

Wenn Sie mich fragen, wie mein Rath aufgenommen worden ist, so muß ich sagen, daß er mit mittelmäßiger Gunst aufgenommen wurde. Mein Laureatus hat keine Stellung im bürgerlichen Leben, er treibt Literatur.

Was auch unsere Publizisten sagen mögen, unsere Zeit hat ihrer Jugend nichts Anderes als frühere Zeiten der ihrigen zu geben, Arbeit und Ausdauer. Ich habe ihnen nichts Neues gesagt, und dennoch erwarte ich von meinen Worten, wenn sie Eindruck gemacht haben, einen großen Nutzen für Sie, einen großen Trost für mich. Der Nutzen für Sie wäre, wenn Sie keine zu große Ansprüche ferner machen und folglich keine große Täuschungen zu erwarten haben. Wenn Sie zu 20 Jahren weniger Ehrgeiz und Hochmuth nähren, werden Sie zu 25 weniger Entmuthigung und Ueberdruß haben.

Süd-Amerika.

Die Patagonier und das Feuerland.

Im Laufe des vorigen Jahres ist in England ein überaus interessanter und wichtiger Beitrag zur Länder- und Völker-Darstellung erschienen. Es ist dies der Bericht über die Expedition der beiden Schiffe „Beagle" (Spürhund) und „Adventure" (Abenteuer) nach den südlichsten Theilen von Süd-Amerika. Ist auch Amerika, selbst das alte Asien nicht ausgenommen, der den forschungslustigen Europäern am meisten bekannte fremde Welttheil, so blieb ihnen doch die Wurzel des Stammes, die, wie ein neuerer Deutscher Dichter singt, aus des Südens kalten Meeren emporwächst, eine terra incognita. Freiligrath sagt in einer schönen Apostrophe an Amerika:

— Siehe da, du reiche
Waldige Columbia,
Liegst du nicht, gleich einer Eiche,
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor,
Schlangelnd ziehn die Cordilleren —
Epheu — sich an ihm empor.

Hoch im Norden, in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol rührt das beschneite
Eisbehangne starre Haupt.

Wie viel ist nicht über jene Wurzel der mächtigen Amerikanischen Eiche schon gefabelt worden! Wer hat nicht von den Patagoniern gehört, jenen Enakskindern, die wenigstens zweimal so groß als wir Europäer seyn sollten, die ihre Köpfe unter den hohen Schultern tragen und deren Jeder es wenigstens mit fünf gewöhnlichen Menschen aufnehmen kann? Nicht minder sind seit Cook die übertriebensten Angaben über die unwirthbare Kälte dieser Regionen in alle geographische Lehrbücher übergegangen. Banks und Solander, die wissenschaftlichen Gefährten Cook's auf dessen erster Reise, haben es bei einer am 16. Januar, d. h. also mitten im dortigen Sommer, unternommenen Exkursion auf einer der Feuerlands-Inseln unterm 54sten bis 55sten Gr. so nordpolartig gefunden, daß sie im Schneegestöber erstarrt wären, wenn sie sich nicht noch zeitig genug ihren Schiffen wieder zugewandt hätten. Das muß aber damals zufällig ein ungewöhnlich strenger Winter gewesen seyn, denn nichts der Art kommt bei der letzten, einen Zeitraum von beinahe zehn Jahren umfassenden Expedition vor. Beiderlei Erzählungen, die sowohl von den Menschen als die vom Klima, erhalten durch die Relationen der Herren King, Fitzroy und Darwin wesentliche Berichtigungen. Es ist freilich unterm 52sten und 54sten Gr. S. Br. nicht so comfortabel, wie unter denselben Graden N. Br. bei uns in Berlin und in Kopenhagen, aber doch keinesweges so unwirthbar, wie etwa in Lappland und in Sibirien; selbst die Vegetation würde der unsrigen nichts nachgeben, wenn der Boden nicht unglücklicherweise meistens aus Kiesel bestände.

Wir theilen nun zunächst Einiges über die Geschichte dieser Expedition mit und fügen dann einige fragmentarische Auszüge hinzu, so weit sie die eben berührten Themata, nämlich das Land im Allgemeinen und dessen Bewohner, betreffen.

Im Jahre 1825 wurde von den Lords der Admiralität eine Expedition beschlossen zur Erforschung der südlichen Küsten von Süd-Amerika von der südlichen Mündung des La Plata-Stroms bis nach Chiloe herum mit Einschluß der Magellansstraße und des ganzen Feuerlandes. Demgemäß segelten die zu diesem Zweck ausersehenen Schiffe, „Adventure" und „Beagle", am 22. Mai 1826 von Plymouth nach Rio Janeiro, das erstere unter dem Kommando des Philipp Parker King, der schon früher zur Leitung der Admiralitäts-Messungen in Neu-Holland gebraucht worden, und das zweite Schiff unter dem Commandeur Pringle Stokes, dem, als er 1828 im Feuerland starb, der Commandeur Robert Fitzroy folgte. Am 14. Oktober 1830 ankerten beide Schiffe in Plymouth nach einer Abwesenheit von vier Jahren und zwei Monaten, nachdem sie die Zwecke der Expedition zum großen Theil mit Erfolg erreicht. Vier Eingeborne des Feuerlandes wurden von Capitain Fitzroy mitgebracht, in der Absicht, sie in ihr Vaterland zurück zu senden, nachdem sie einen zweckmäßigen Unterricht und eine gewisse Politur erhalten.

Der „Beagle" wurde im Jahre 1831 aufs neue abgesandt, um die früheren Beobachtungen zu vervollständigen, und zwar wieder unter dem Capitain Fitzroy, den Herr Darwin als Naturforscher, so wie andere unterrichtete Männer, begleiteten. Am 2. Oktober 1836 ankerte der „Beagle" in Falmouth, nachdem er von England vier Jahre und neun Monate entfernt gewesen.

Der detaillirte Bericht, der über diese Expeditionen und die Resultate der allgemeinen und wissenschaftlichen Beobachtungen Aller, die daran Antheil nahmen, erschienen ist, besteht aus vier von den Capitainen King und Fitzroy und Karl Darwin herausgegebenen Bänden mit zahlreichen Karten und gegen 60 Abbildungen von Landseer und anderen ausgezeichneten Künstlern Englands. Es ist dies ohne allen Zweifel eines der schätzbarsten nautischen und wissenschaftlichen Reise-Werke der neueren Zeit.

Von der St. Antonio-Bay bis zur Magellans-Straße erstrecken sich die Ebenen von Patagonien siebenhundert Engl. Meilen in die Länge, im Rücken von der Andes-Kette und vorn von den Gestaden des Atlantischen Meeres begränzt. Diese Ebenen haben eine eigenthümliche äußere Gestaltung, sie werden durch große Terrassen gebildet, die wie Stufen über einander emporsteigen. Diese Stufen sind oft mehrere Meilen breit; aber von einem Punkt aus sah Herr Darwin fünf deutlich von einander geschiedene Terrassen, deren niedrigste die Küste ist und mit dem Meer fast in gleichem Niveau steht, während die höchste 950 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist. „Ich glaube", sagt er, „sieben oder acht verschiedene Terrassen längs der Küste unterscheiden zu können, die vom Meeres-Niveau bis zur Höhe von 1200 Fuß emporsteigen." Ihre Abdachung ist fast dieselbe, wie die des allmälig immer höher steigenden Meeres-Bodens an der Küste. Drei Stufen erreichen eine Höhe von 350 Fuß, indem die erste 100, die zweite 250, die dritte 350 Fuß über dem Meere erhaben ist.

Solche Terrassen findet man auch auf der anderen Seite der Andes-Kette, an den Küsten des Stillen Meeres, und Herr Darwin glaubt, daß sie erst in einer späten Periode sich über die Meeresfläche erhoben haben, in sehr allmäliger Weise, nachdem jede einmal einen Strand zum Fuß der Kordilleren gebildet hatte. Diese Ebenen haben einen fossilen Grund, und über diesem liegt ein weicher bröcklicher Stein, den man seiner Weiße wegen fälschlich für Kalk gehalten hat und der mit einer dicken Schicht runder Kiesel bedeckt ist, die fast ausschließlich von Porphyrfelsen kommen. Dieser Kies bedeckt die ganze Oberfläche des Landes vom Rio Bolorado bis zur Magellans-Straße, einen Raum von 800 Engl. Meilen, und ist eine Hauptursache der öden Beschaffenheit von Patagonien. Herr Darwin glaubt, daß die Kies-Schichten mit der Höhe immer dicker werden und sogar bis an den Fuß der Kordilleren reichen. Eine so große mit Kieseln bedeckte Fläche ist kaum in irgend einem Theil der Welt wieder zu finden.

Auf einer von den Anhöhen zwischen dem Rio de La Plata und der Magellans-Straße fand man ein versteinertes Lama oder guanaco, das so groß war wie ein Kameel.

Wasser ist in Patagonien sehr spärlich; selbst am Fuß der Porphyr-Hügel sind nur wenige kleine Quellen, die ein mehr salziges und halb faules Wasser enthalten. Gras und Dornbüsche sind sehr spärlich über die Ebenen zerstreut, und ein paar verkrüppelte Bäume in den trockenen Stromrinnen beweisen, wie selten der Regen ist. Die Sommerhitze ist sehr stark; im Winter dagegen sind zwar die Tage nicht kalt, aber die Nachtfröste sind streng, und zu allen Zeiten des Jahres werden die Ebenen am Tage von starken Winden durchzogen.

Die Thierwelt ist so arm als die Flora — ein paar schwarze Roßkäfer findet man und hier und da eine Eidechse. Es sind drei Habicht-Arten da und in den Thälern ein Paar Finken und Insektenfresser. In den Mägen dieser Vögel fand man Grashüpfer, Cikaden, kleine Eidechsen und sogar Skorpione.

Das Thier, das diesen Gegenden eigenthümlich ist und die Einwohner mit Nahrung versieht, ist das Guanaco, der Süd-Amerikanische Repräsentant des orientalischen Kameels. Der Größe nach gleicht es einem Esel, mit schlankeren Beinen und sehr langem Halse. Das Guanaco ist in der ganzen gemäßigten Zone von Süd-Amerika zu finden, von den bewaldeten Inseln des Feuerlandes durch Patagonien, die hügligen Theile von La Plata, Chili, bis zu den Kordilleren von Peru. Am zahlreichsten sind sie im südlichen Patagonien und an den nördlichen Küsten der Magellans-Straße. Gewöhnlich sind sie in kleinen Heerden von 6 bis 30 Stück zusammen, doch sah man an den Ufern des Santa Cruz eine Heerde von wenigstens 500 Stück. Diesen Heerden ist sehr schwer nahe zu kommen bei der außerordentlichen Wachsamkeit ihrer Schildwachen; wenn man sie aber einzeln oder nur wenige zusammen überrascht, kann man sie leicht fangen. Sie haben die sonderbare Gewohnheit, ihren Dünger mehrere Tage hinter einander auf einen bestimmten Haufen zu legen, und eine andere Eigenthümlichkeit ist, daß sie gewisse Lieblingspunkte haben, wo sie sterben. Herr Darwin bemerkte, daß sie jedes Mal, wenn sie verwundet waren, nach dem Fluß zugingen. Der größte Feind dieser Thiere ist der puma oder der Süd-Amerikanische Löwe, der, wie es heißt, seine Beute tödtet, indem er ihr auf die Schulter springt und den Kopf mit einer seiner Pfoten zurückbeugt, bis die Halswirbel zerbrechen.

Der Kondor wird an der West-Küste Süd-Amerika's gefunden, von der Magellans-Straße an der ganzen Kette der Kordilleren entlang. Obgleich meistens in Gruppen, sieht man diese Vögel doch öfter paarweise. Die Größe eines Kondor, den Herr Darwin auf dem Santa Cruz-Strom schoß, betrug 8½ Fuß von einer Flügelspitze zur anderen und vier Fuß vom Schnabel zum Schwanz. Auf der Magellan-Straße wurde ein größerer geschossen, der neun Fuß zwei Zoll zwischen den Flügeln und vier Fuß 3¼ Zoll in der Länge maß. Sträuße bewohnen La Plata und das nördliche Patagonien bis im Süden des Rio Negro unter dem 41ten Breitegrade, und der Petise, eine kleinere Art, ist im südlichen Patagonien zu finden.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß diese Vögel auch schwimmen; man sah sie auf dem Santa Cruz in einer reißenden Strömung von 400 Ruthen Breite.

Verschiedene Mäuse-Arten, die sich durch große dünne Ohren und sehr feines Haar auszeichnen, streifen durch die Gebüsche in den Thälern, wo sie Monate lang kein Wasser finden können. Sie fressen einander auf. Ein kleiner zartgebauter Fuchs, der auch sehr häufig zu finden ist, lebt wahrscheinlich nur von diesen kleinen Thieren.

Capitain Fitzroy ging mit Herrn Darwin den Santa Cruz-Strom hinauf bis 140 (Engl.) Meilen von seiner Mündung in das Atlantische Meer — eine Gegend, die bis dahin noch kein Europäer besucht hatte. Capitain King war schon früher vierzig (Engl.) Meilen weit vorgerückt. Sie fanden hier in der geologischen Struktur des Bodens eine entschiedene Veränderung; er war mehr lavaartig, und sie entdeckten unter anderm ein wildes Thal, das rings von schwarzen Lava-Hügeln eingeschlossen war.

Feuerland (Tierra del fuego) ist der Theil Süd-Amerika's, der von Patagonien durch die Magellans-Straße geschieden wird und der die äußerste Spitze oder Zunge des Amerikanischen Kontinents bildet, mit Kap Horn endend. Das Wasser macht tiefe Einschnitte in das Land, und die hieraus entstehenden Buchten sind reichlich mit Inseln besäet. Die Magellans-Straße ist an den meisten Stellen außerordentlich tief, bis hart an das Ufer. Die westlichen und mittleren Theile der Meerenge sind älter und sehr gebirgig, der östliche Theil dagegen ist von jüngerer Bildung und niedrig; die Mitte ist ganz frei von Inseln. Im Westen sind die Pflanzen verkümmert, in der Mitte ist die Vegetation üppig, und im Osten fehlt es ganz an Bäumen. In den verschiedenen Buchten schwimmen eine Menge Eisberge umher, von denen sich oft große Stücke mit furchtbarem Krachen los machen. Die mittlere Temperatur in der heißesten Jahreszeit in den Centraltheilen des Feuerlandes wird von Capitain King auf 8° Reaumur (50° Fahrenheit) angegeben. Die Temperatur der Monate Juni, Juli und August, die unserem Dezember, Januar und Februar entsprechen, giebt er auf 0° 28′ 48″ Reaumur an. Die Temperatur von Port Famine (der Central-Hafen) ist niedriger, im Sommer sowohl als im Winter, als die von Dublin; dagegen sind dort die Verschiedenheiten der Jahreszeiten nicht so groß und die Temperatur nicht so abweichend. Die Kälte ist nicht so streng und anhaltend als in England. Indeß berichtet Capitain King, daß im Winter des Jahres 1828 die Temperatur bis auf 8° 51′ 4″ R. unter 0 gefallen war. Merkwürdig ist es, daß trotz der zahllosen Eisberge, die fortwährend von den Bergen und Abhängen in die verschiedenen Buchten der Meerenge sich losmachen, in mehreren Wintern die zu dieser Expedition verwandten Schiffe niemals durch Eis in der Fahrt aufgehalten wurden. Heftige und plötzliche Windstöße und Orkane dagegen machen die Schiffahrt äußerst gefährlich.

Die Vegetation, sagt Capitain King, ist sehr üppig, und große Fuchsia- und Veronika-Bäume, die in England wie zarte Pflanzen behandelt werden müssen, sind hier nicht weit von dem Fuß eines Berges, von dem zwei Drittel mit Schnee bedeckt sind, bei der Temperatur von $1\frac{7}{9}$° R. (36° F.) in voller Blüthe. Auch Kolibri's sah man Blumensäfte saugen nach zwei oder drei Tagen beständigen Regens, Schnee und kleinen Hagels, währenddem das Thermometer auf den Gefrierpunkt gefallen war.

Die Schneelinie auf dem Feuerland liegt sehr niedrig, und die Bergabhänge sind steil, daher fällt das Eis an denselben tief herab. Im Ganzen hat Capitain Fitzroy die Höhe der Bergkette unter 4000 Fuß gefunden, eine Spitze ausgenommen, die sich auf 4300′ erhebt. Weiter landeinwärts ist ein noch höherer Berg, Sarmiento genannt, 7000 Fuß hoch, doch dieser ist nicht unmittelbar mit den Eisbergen verbunden. Diese Bergkette befindet sich unter demselben Breitengrade, wie die Hügel von Cumberland in England.

Die Thierwelt des Feuerlands ist, wie sich erwarten läßt, sehr arm. Von Säugethieren besitzt es, außer Wallfischen und Seehunden, noch eine Art Fledermaus, drei Mäuse-Arten, das Tucutuco, einen Fuchs, eine See-Otter, das Guanaco und ein Rothwild (das Huelmul).

Von Vögeln findet man den Taucher oder das Rennpferd (das seine kleinen Flügel, die zum Fliegen zu schwach sind, wie die Räder eines Dampfschiffs braucht, die es mit großer Schnelligkeit fortstoßen), Gänse, Fettgänse, Papageien, Falken, Eulen, den Grauspecht, Finken, Drosseln, die weißbuschige Grasmücke, den Kolibri, den schwarzen Baumhacker mit scharlachner Krone, den kleinen dunkeln Zaunkönig u. s. w.

Das Meer dagegen ist sehr reich an lebenden Geschöpfen. Aschensalz, der Fucus giganteus Solander's, wird in großen Massen gefunden und erreicht hier und da die ungeheure Länge von 360 Fuß; die Zahl der lebenden Geschöpfe aller Gattungen, deren Leben von diesem Seeprodukte abhängt, ist nach Darwins Angabe unglaublich.

Daß aus der ganzen Klasse der Reptilien nicht eine einzige Gattung hier gefunden wird, ist ein der Zoologie dieses Landes, wie der der Falckland-Inseln, eigenthümlicher Zug.

Was nun die wandernden Urbewohner Patagoniens sowohl als des Feuerlandes betrifft, so enthalten die Berichte des „Beagle" und des „Adventure" nachstehende Angaben. Die sämmtliche herangewachsene Bevölkerung von Patagonien und dem Feuerlande wird folgendermaßen eingetheilt:

Patagonier (Tehuel-het)	1600
Feuerländer (Yacana, Tekeenica, Alikhoolip)	1500
Dergleichen (Peschräs) auf den Centraltheilen der Meerenge	200
Huelmul (auf beiden Seiten der Meerenge)	100
Chonos (zwischen der westlichen Küste von Patagonien und dem Chonos-Archipel)	400

Die vorhandenen Patagonier werden von Capitain Fitzroy in vier Stämme getheilt, deren jeder sein besonderes, aber schlecht abgegränztes Gebiet hat. Auch hat jeder von diesen Stämmen einen Führer oder Kaziken, doch reden sie Eine Sprache und sind offenbar Unterabtheilungen Eines Stammes. Wenn sie alle mit einander einig sind, so versammeln sie sich an einem Ort, fehlt es aber an Nahrung, oder sind Streitigkeiten unter ihnen ausgebrochen, dann geht jeder Stamm in sein eigenes Gebiet. Ein Stamm macht Einfälle auf das Jagdgebiet eines anderen, und die Folge davon ist eine Schlacht. Jeder von diesen Stämmen zählt an 400 herangewachsene Personen und eine große Masse von Kindern. Die Zahl der Frauen verhält sich zu der der Männer wie 3 zu 1. Nicht weit von der Magellans-Straße sah man jüngst an 1400 Patagonier kurze Zeit zusammen gelagert; gewöhnlich aber ist in jener Gegend nur eine Horde von 400 herangewachsenen Leuten.

Die Patagonier durchziehen zu Pferde das Land zwischen dem Rio Negro und der Magellans-Straße und vom Atlantischen Meer bis zu den Kordilleren der Andes. Sie haben keine Bote oder Kanoes, und ihre Sprache und Sitten sind von denen der Feuerländer sehr verschieden. Die Bewohner des nordöstlichen Theils von Tierra del Fuego haben weder Kanoes noch Pferde. Die Eingebornen der südlichen und westlichen Inseln und der Ufer des Skyring und Otwaß, so wie auch das Volk auf den westlichen Inseln und Küsten von Patagonien, haben Kanoes, aber keine Pferde.

Die verschiedenen Stämme der reitenden Indianer stehen gewöhnlich mit einander, wie mit den Kanoe-Indianern, auf freundlichem Fuße. Dies ist besonders an dem westlichen Ende der Magellans-Straße zu bemerken, wo die Stämme, welche entgegengesetzte Küsten bewohnen, in ihrer Feindschaft gegen einander überaus hartnäckig sind.

Die Urbewohner von Ost-Patagonien sind ein großer und sehr handfester Menschenschlag. Ihre Leiber sind gedrungen, ihre Köpfe und Züge groß, ihre Hände und Füße dagegen verhältnißmäßig klein. Sie tragen einen großen Mantel von zusammengenähten Guanaco-Häuten, der lose von ihren Schultern bis auf ihre Knöchel herabhängt und die Massenhaftigkeit ihres Aeußeren so sehr erhöht, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie „riesenhaft" genannt wurden. Ihre Gewohnheit, die Arme unter diesen Mänteln zu kreuzen, macht sie sehr hochschulterig und läßt sie noch größer und massenhaftiger erscheinen; dies war wahrscheinlich der Grund zu der Angabe, daß sie „ihre Köpfe unter den Schultern trügen".

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Uebersetzungen von Goethe's Faust. Zuerst war es Shelley, der die Engländer durch Mittheilung einiger von ihm übersetzten Fragmente mit dem Deutschen Werke bekannt machte. Hätte er selbst das Ganze bearbeitet, so würde unstreitig jede spätere Uebersetzung unnöthig gewesen seyn, denn gleich ihm wäre doch kein Anderer dem Genius des Originales so verwandt gewesen. Lord Francis Leveson Gower lieferte die erste vollständige, zwar in England vielbelobte, aber höchst mangelhafte und von Mißverständnissen wimmelnde Uebersetzung. Ihm folgte Hayward mit einer Bearbeitung in Prosa. Diese gewann erst dem Werke ein größeres Publikum und erlebte bald eine zweite Auflage. Durch solchen Erfolg aufgemuntert, erschienen bald hinter einander die poetischen Uebersetzungen von Talbot, Blackie und Syms, von denen der Letztere sogar mit einem Deutschen Sonnett an die Manen Goethe's seine Arbeit eröffnete. In den letzten zwei Jahren sind nun noch die Uebertragungen von Anster, Birch und John Hills dazu gekommen, so daß es jetzt acht Englische Versionen des Faust giebt. Natürlich war es bisher bloß der erste Theil, oder dasjenige, was wir selbst als den eigentlichen Faust betrachten, womit die Engländer bekannt gemacht wurden. Jetzt ist nun auch von Herrn L. J. Bernays, der, wenn wir nicht irren, Professor der Deutschen Sprache an der Londoner Universität ist, eine Uebersetzung des zweiten Theils erschienen, die aber, so treu sie auch dem Originale nachgebildet ist, weder so vielen Beifall, wie die Bearbeitungen des ersten Theiles, findet, noch überhaupt geeignet scheint, die Verehrung für das Werk in noch höherem Maße zu verbreiten.

— Vorlesungen über Deutsche Literatur in England. Herr Egestorff, der Uebersetzer von Klopstock's Messiade ins Englische, macht sich um die Verbreitung unserer Sprache und Literatur in England auf eine auch dort anerkannte Weise verdient. In Cambridge hat derselbe im Laufe dieses Herbstes vor Studirenden und anderen Zuhörern eine Reihe von Vorlesungen über die berühmtesten Dichter und Prosaisten der Deutschen gehalten. Denselben Kursus hat er für den Winter auch in London angekündigt. Daß solche Vorlesungen in der Universitäts- und in der Hauptstadt ein größeres Publikum zu finden vermögen, ist gewiß ein Beweis, daß der Geschmack an dem Studium Deutscher Sprache in England sich immer mehr verbreite. Fast möchten wir bezweifeln, daß Vorlesungen über Englische Literatur in unseren Universitäts- und Hauptstädten so guten Erfolg haben, wie in England der Kursus des Herrn Egestorff. In unseren Lections-Katalogen finden sich zwar dergleichen häufig angekündigt; sie kommen aber entweder gar nicht zu Stande oder werden vor einem bescheidenen Häuflein von Zuhörern gehalten.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 3. Januar 1840.

Italien.

Rom im Sommer.*)

Aus den Mittheilungen eines Deutschen.

Wann es den ersten Schnee in Rom giebt, dann ist es Sommer, d. h. den ersten Schnee zu Kaufe; Schnee „neve" nennt man nämlich jene gefrorenen Stücke, welche zum Kälten des Getränkes angewendet werden. Dann beginnen die Wasserverkaufer sich überall in der Stadt dicht an den Quellen anzusiedeln; die Sorbetiere hängen gekräuselte Schnitzel von Citronenschalen aus, zum Zeichen, daß sie Morgens Limonaden und Granaten, Abends Sorbet und Schaum-Eis, gelata und spumata, feil haben. Alles lechzt nach frischem Wasser, seufzt nach Kühle. Der Mittage bemeistert sich alsbald der Gott des Schlafes; die Abende werden Bewegung und Verkehr.

Wer die Physiognomie der einzigen Stadt abzuschildern unternähme, müßte einem der anmuthigsten Züge in ihrer Bildung, ihren lustig, lieblich, überall lebendigen Wassern, eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen. Vom einfachen Strahl, den ein schlichtes Rohr in irgend ein Becken wirft, bis zum prächtigen mit den sinnreichsten Erfindungen und Bildwerken in Stein und Metall ausgeführten Springbrunnen, spielt in unzähligen Formen und Wirkungen das beherrschte Element. Da ist nicht Prachtgebäude, nicht Straße, noch irgend ein freier Platz, denen nicht die emsigen Brunnen mit ihrem unermüdlichen Rinnen und Rauschen Reiz verliehen. Entweder in geräumigem Becken springt die Fluth bald ungesehen unter die Oberfläche, die in flammigen konzentrischen Ringen erzitternd und wallend durch die Wirkung die verborgene Kraft verräth, bald wenig höher steigend, um sogleich in kristallenen Glocken zurückzufallen. Oder es fliegt der Strahl hoch auf, bald einzeln und wiegt sich als eine Silberfeder flatternd in der Luft, bald bündelweise und zerstaubt in breiter Krone, von Regenbogenfarben im Sonnenschein umgaukelt. Hier wie ein zarter Flor weht die Welle in breitem Schleier herab, dort über den gefurchten Rand der Marmor-Schale sich zertheilend, webt sie ein blinkendes Netz um deren Fuß; hier hüpft sie tändelnd von Stufe zu Stufe, dort schießt sie in mächtigen Strömen hervor, lärmt und zerschlägt sich zwischen Klippen und kunstlichen Felsen; an anderem Orte wird, gleich Blitzen, der geschossene Strahl wider Strahl geschleudert; sie treffen einander hart im Kampfe, zerschellen und scheinen, indem die Trümmer sich zerstreuen, zu einem flirrenden Sterne geworden. Je schöner und üppiger diese Nymphen sind, desto mehr beschränken sie sich in gewöhnlichen Zeiten auf ihr kokettes Spiel, ohne dem Bewunderer eines Tropfens Gunst zu schenken, aber in den heißen Tagen laden sie nicht mit müßigen Reizen, sondern gewähren dem Schmachtenden Genuß. Die Kühlung, welche sie weit umher verbreiten, ist dann hoch willkommen und wird, wo nur irgend der Ort es begünstigt, aufgesucht. Den beliebtesten Sammelplatz der Römer aus dem Mittelstande bildet alsdann in den Abendstunden die Terrasse der Acqua Paola. Hier schüttet den Reichthum dieser stolzen Leitung der Prunkbau des Kastells in prächtigen Güssen aus und bringt in dem weiten Bassin, welches den Schatz empfängt, ein starkes Wogen, täuschend ähnlich dem der offenen See, hervor. Hier auf der Höhe des Janiculus vereinigt sich mit dem leisen Zug der Abendluft und dem erfrischenden Hauch des Wassers die wunderbare Aussicht auf Stadt, Fluß und Gebirge, um den entzückendsten Aufenthalt zu schaffen. Die vornehme Welt inzwischen, in glänzende Karossen dicht gepackt, rückt Tritt für Tritt den Corso hinauf, hinab, prahlt mit Plattirung, Schönheit, Lack und Moden und genießt der Kühle, so gut sie es weiß und darf. Ein Theil der Kutschen biegt auf dem Platz del Popolo, am Ende des Corso, in die Nebenstraße Babuina ein und nimmt die Richtung nach dem Spanischen Platz. Es gilt, vor demjenigen Café, welches in fashion ist, und deren giebt es zwei in Rom, das eine auf gedachtem Platz, das andere auf dem Corso, die letzte und die angenehmste Aufgabe des schuldigen Tagewerks zu lösen. Mit Gebrüll stürzt sich vom Kutschentritt der Stathere ladenwärts, und als ein heiseres Echo sein Gebot nach Kräften wiederbrüllend, heischt drinnen der Cameriere tre, quattro, sei Mezzi la Carozza, indem er die Gattung des Eises hinzufügt und das letzte Wort Carozza mit einem heulenden Melisma verziert. Noch ein paarmal echot dieser Ruf bei der Bestellung hinterm Ladentisch und bei der Ueberlieferung des Verlangten. Dann stürmt der betreffende Dienee mit dem silbernen Präsentirteller hinaus und kredenzt am Schlage. Es ist hier übrigens anzumerken, daß man in jedem irgend anständigen Café, auch um die gewöhnlichen 2 Kupferheller einer Kaffee-Portion, stets silbern bedient wird, Fußvolk gewöhnlich zwar nur dann, wann es nicht außen auf der Straße Platz genommen. Dann wiederum ist anzumerken, daß von der Thür des Café aus in langer Zeile weithin auf dem schmalen Trottoir, das Zweien einander auszuweichen schwer macht, dicht an den Häusern Stühle gesetzt sind, und auf die Stühle Herren und Damen in bunter Reihe, die Einen mit ihren Gläschen und Löffelchen, die Anderen mit Geschwätz und Gaffen sich vergnügend. Hier schießen ein Paar holleutiefe Augen unter dem Flordach eines Sommerhütchens Blitze hervor, neben den grünen Fenstern, durch welche ein stelzenbeiniger Abbate über die violette Traufrinne seiner Nase schielt; dort ist neben das zierliche Schnürstiefelchen eines allerliebsten Fußes die schwere Schnallschiene eines mastigen Vignarolen gepflanzt. Wo der Flor der Schönen dichter gesäet ist, schlänkelt und schwänzelt die parfümirte Hoffnung des Jahrhunderts in rother Halsbinde und weißem Beinkleid, das Lorgnettenglas ins Aug' geklemmt, vorüber. Die hellen Farben der Frauenkleider, der Schein der Lampen aus den Läden, die sich Thür an Thür drängen, und der Lichter, welche Krämer bei ihren auf dem Pflaster ausgebreiteten Waaren aufgesteckt haben, die eleganten Kutschen, die hin und wieder laufenden Livree-Bedienten, die schwatzenden und lachenden Spaziergänger und die gemächlich sitzende Gesellschaft auf ihren im Freien aufgestellten Stühlen, geben der Straße das festlichste und heiterste Ansehen. Musik und schallender Applaus laden uns zu dem Café des Schachspiels. Dort vor der Thür schließt sich ein dichter Kreis um ein Paar Virtuosen, von denen der Eine, der einer besseren Bühne werth scheint, die Geige mit leichtem kecken Bogen streicht, indem er nicht ohne Prätension jetzt seinen delikaten Vortrag, jetzt seine Fingerfertigkeit geltend macht; dem Anderen, der ihn auf der Guitare akkompagnirt, hat sein Genius die besondere Gabe verliehen, mit dem Tonischen und dem Quartsextengriff für alle, auch die intrikatsten Fälle auszureichen, nur daß im süßen Taumel der Begeisterung seine Finger, durch die Saiten irrend, wo irgend eine verlaufene Dissonanz sich erhaschen läßt, dieselbige gefällig mitgehen heißen, ganz unbesorgt um die Auflösung des Räthsels, dessen Knoten zu zerhauen er Held genug ist. Auch von seiner Originalität unleugbare Proben giebt der Mann, indem er, seine beiden Universal-Akkorde in mancherlei Ordnung kombinirend, hartnäckig seinen eigenen Weg verfolgt, ting, tang, tang, ting, was immer dazu für Kapriolen die Geige mache. Genug, die Enthusiasten umher, in Sammetjacken, schwarzen und braunen, tassarolförmigen und Kegelhüten, Spenzern und Schnürmiedern sind enchantirt und klatschen und stehen wie angewurzelt, bis daß es zum Sammeln kommt. Dann gehen Viele aus Bescheidenheit bei Seite. Das ist wie allerwegen. Nur in Neapel auf dem Molo sieht man dem Linardosänger Jeden der abgerissenen hingerissenen Hörer dankbar und gern von der eigenen Armuth spenden.

Je mehr die Raum und Uebersicht versperrenden Kutschen, nachdem die Stunde des Eisgenusses verronnen ist, sich aus der Straße verlieren, desto freier und fröhlicher flattert der Schwarm der Spaziergänger über den Corso hin, junge Burschen und Mädchen, Minenti, d. h. Stutzer nach romaneskem Schnitt, und Raini, modische Zierbengel, Alt und Jung, Arm in Arm, vereinzelt, zu Mehreren und paarweise, nach Gefallen, Glück oder Gunst, wandelnd, verweilend, eilend, sich theilend, sich gesellend, sich mehrend, kommend, gehend, kehrend. Wer den weißen Schmetterlingen je zugeschaut hat, welche Sommers über dem dunkeln Grün des Wiesengrundes gaukeln, auf und ab, herum und her und hin, über und unter und durch einander, rastlosen Webens und Schwebens, der mag sich so den abendlichen, von Anfang bis zu Ende mit weißen Kleidern überstreuten Corso vorstellen; denn die Römerinnen der oberen und Mittelklasse lieben in dieser Zeit eben so allgemein das Weiße, sonderlich zur Abend-Promenaden-Toilette, wie die Weiber und Mädchen aus Trastevere und die vom niedern Stande in Rom selbst nicht leicht eine andere Farbe als Rosa in mancherlei geblümtem Kattune sich zum Putze wählen. Bis gegen 3 Uhr in der Nacht (10 oder 11 nach unserer Zeit) bleibt die Straße belebt. Ist etwa Mondenschein, so hat auch manche Familie, manches Pärchen sich allmälich von der größeren Masse abgelöst, um einsamer sich auf dem Campo Vaccino, unter den ernsten Trümmern des Forums und der Kaiserpaläste zu ergehen, oder des Chiaroscuro, wie sie die Alles verwandelnde Beleuchtung nennen, im Riesenraum des Colosseo zu genießen. Dort in der Mitte

*) Vgl. Nr. 143 des Magazins von 1839.

der Arena, auf den Stufen des großen hölzernen Kreuzes, sieht man sie in Gruppen durch des Zufalls Spiel oder durch die angeborene Schicklichkeit der Haltung und Bewegung, oder durch die Gunst des zauberhaften Lichtes malerisch geordnet, lehnen, sitzen und stehen, während Andere im Öffnen und zwischen den dunkeln Bögen gespenstisch wandeln. Dort pflegen sie des erfreulichen Gespraches, halb im Geflüster, bald voll von schalkhaften Beziehungen, dem Uneingeweihten räthselhaft, bald tändelnd in seiner unverhüllten Anmuth der Sinnlichkeit, welche dem Süden anständig und eigen ist, bald gewürzt mit verständigen Betrachtungen, wie sie von der Ehrwürdigkeit des Ortes, der allgemein verbreiteten Ueberlieferung ihn belebender Sage und den lieblichen Schauern der Stunde eingegeben werden. Uns, die wir leider längst und in Allem zu Kostverächtern worden sind, muß die erbauliche Zuversicht und der wie Berge Thatsachen versetzende Glaube, mit denen der belehrende Freund seiner Gesellschaft die Weisheitsschätze unserer Schulbänke aufschließt, muß die naive Spannung, Andacht und Befriedigung der sicher alles dies nicht heut zum erstenmal vernehmenden Versammlung befremdend treffen, ja das Herz uns rühren. In ähnlicher Weise hörte ich oftmals über Tisch Novellen des Ariosto, des Boccaccio in aller Ausführlichkeit und mit Feuer, mit Laune, mit Geschmack erzählen, die, obgleich Jedermann bekannt, fast mehr mit staunendem Vergnügen verfolgt, als gleich alten werthen Bekannten begrüßt wurden.

Sonn- und Festtags ist der Corso schon um die Mittagszeit belebt, besonders von Damen, die in der Messe andächtig gewesen sind. Junge Leute pflegen alsdann ihn zu besuchen, um über die Schönheiten der Stadt, d. h. über die Stadt-Schönen, Revüe zu halten; denn man ist gewiß, dort Schönheit in Fülle und in ihrem vollen Glanze anzutreffen, beides, man möge den Glanz nun oder die Vollheit betonen. Das Embonpoint der Römischen Frauen ist bekannt, nur ist die Neigung dazu viel allgemeiner und auffallender, als vielleicht vermuthet wird. Die Phasen aber sind zu unterscheiden, welche sich denen des Mondes vollkommen vergleichen lassen. Man merkt der blühenden Tochter, welche der neben ihr sich wiegenden Mutter in allem Uebrigen gleicht, dies schwerlich an, daß sie auch in dem, was Beide noch so sehr unterscheidet, einst ihr gleichen werde. Die Toiletten würden jetzt viel civilisirter als an den Abenden erscheinen, indem man bei ihrem Anblick ein Moden-Journal zu durchblättern glaubt, wenn nicht die Trachten der Umgegend gar reizend sich einmischten. Die Püppchen, welche in diesen letzteren stecken, verdanken freilich ihnen am wenigsten den glänzenden Sieg, den sie über die städtischen Puppen davontragen. Nachmittags scheint die Straße wiederum zur Promenade für den Mittelstand zu werden. Gemächliches Verweilen begünstigt der Corso alsdann durch hinlänglichen Schatten, welchen er seiner Lage fast von Nord gegen Süd bei seiner verhältnißmäßig geringen Breite und der Höhe seiner Häuser und Paläste verdankt. Dem Nordländer, der gewohnt ist, nur im Innern des Hauses zu leben, die Straße aber einzig als Passage zu benutzen, bleibt lange Zeit die Unbefangenheit auffallend, mit welcher hier im Freien der Geselligkeit gepflogen wird. Man begegnet einander, begrüßt sich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, knüpft eine weitläuftige Unterhaltung an, bleibt stehen, geht auf und nieder, scherzt und lacht und führt die Conversation ganz laut, als wäre Niemand sonst zugegen. Die Zeitungsleser sitzen vor den Café's, wenigstens bis gegen 3 Uhr. Denn nach dieser Stunde sind an den Festtagen die Café's, Trattorien und alle Läden mit Ausnahme der Lotto-Büreaus geschlossen und werden erst gegen Abend wieder eröffnet. An Wochentagen dagegen ist Alles über Mittag und bis etwa gegen 3 Uhr geschlossen, weil während der heißesten Zeit, wer es irgend möglich machen kann, seine Siesta hält. Die Sonntagsspaziergänger wandern eines Theils zur Porta del Popolo hinaus und ergehen sich bis gegen Abend, bis die gefürchtete Feuchtigkeit den tiefgelegenen Garten gefährlich macht, in der Villa Borghese, oder vertheilen sich in den Osterien. Andere besuchen die schon erwähnte Acqua Paola und die dicht dabei gelegene Terrasse der Kirche von S. Pietro in Montorio, Andere die Villa Panfili, oder die Osterien auf dem Wege dahin, Andere fahren nach S. Paolo und den Osterien dieser Straße. Die Osterien sind schmutzige, düstere, stallartige Räume, mit einigen schmalen Tischen und halbzerbrochenen glattgesessenen Bänken vor der Thür, haben auch bisweilen einen freien Raum beian, welcher mit ähnlichen Bänken und Tischen besetzt ist. Je düsterer und abschreckender ein solcher Ort die Miene macht, desto besseren Wein hofft man daselbst zu finden, eine schöne Seele in einem häßlichen Körper. In entfernteren Straßen der Stadt vernimmt man das eintönige ruckweis ausgestoßene Geschrei der Moraspieler. An einsamen und öden Orten stößt man auf junge Bursche, welche sich mit aller Leidenschaft am Bocciaspiel ergötzen. Da hat der Vorübergehende Schultern und Beine vor dem Werfen zu wahren. Die Spieler findet man gewöhnlich von Zuschauern umringt. In Trastevere kann man an irgend schattigen Stellen Gruppen von Männern, Weibern, Kindern gelagert sehen, welche Karten-Lotterie spielen, auch wohl auf einem ausgebreiteten Laken eine Gruppe von Mädchen, welche hockend ihr pechschwarzes Haar strählen und einander gegenseitig behülflich sind, die Lese zu halten, der zu Liebe das weiße Tuch untergebreitet worden ist. Gegen Abend füllen sich die Osterien und Butiken immer mehr, und das Vergnügen wird bis in die Nacht verlängert. Bald entbrennt dann jene gefährliche Allegria in den tiefen Augen und kocht im Blute, welche leicht mit blutigen Libationen das Bacchanal beschließt. Durch die stillen Straßen heimkehrend, vernimmt man den gezogenen Ton der Ritornelle, den klimpernden Klang der Mandolinen und an manchen Orten mehrstimmigen Gesang. Des Singens überhaupt ist am Abende kein Ende. Alt und Jung, ein Jedes singt in Chören oder einzeln; besonders in der Gegend des Forums rastet der Gesang nicht bis spät in die Nacht hinein. Oft singen sie dasselbe Liedchen hundert- und hundertmal, ohne sein überdrüssig zu werden, wie etwa die geistreiche Canzoncine:

A-A-A. E-E-E. O-O-O!
Se non crede Prudenziana —
Addio, Prospero, dirò.
Cuore mio, cuore tuo! (D. C. in infinito.)

Im vorigen Winter hat noch Niemand diese Strophe gesungen. Erst in diesem Sommer kam das Liedchen auf und lief in kurzem durch die ganze Stadt. Es erhält sich im Munde des Volks, bis es von einem anderen verdrängt wird. Das Volk nimmt wohl auch Opernweisen auf, wenn sie genug ins Ohr fallen, doch sind die Repertoire jetzt vollkommen entblößt von Neuigkeiten, und Alles ist vergessen.

Nach dieser Abschweifung kommen wir zum Schluß des Abschnittes noch einmal auf seinen Anfang, auf die Fontainen, zurück. Der erfrischenden Getränke bedarf Jedermann so sehr als der kühleren Luft, doch nicht Jedermann kann die theuren Sorbette bezahlen. Dafür nun, daß auch dem Armen das Labsal werde, sorgen die Wasser-Verkäufer, welche an den Quellen sich ansiedeln. Sie kühlen ihr Wasser nicht künstlich mit Schnee, aber sie empfangen es frisch und kühl, wie die Wasserleitung es herbeibringt, und da nicht alle Fontainen ihm in gleichem Grade seine Frische erhalten, so suchen sie für ihr Gewerbe die besten aus. Um ein Glas unvermischten Wassers durch ihre Vermittelung zu erhalten, reicht ein halber Bajoc hin. Aber sie begnügen sich nicht damit, das Trinkgeschirr bereit zu halten. Auch bei diesem kleinen Betriebe werden verschiedene Grade der Verfeinerung angetroffen. Kleine offene Buden oder Gestelle sind aufgeschlagen, laubenartig mit Blätterwerk, Buchsbaum oder Myrthenzweigen und Orangenlaub durchflochten. Apfelsinen blinken dazwischen, und Guirlanden von Citronen verketten die Stäbe des Spaliers. Zu größerem Luxus stehen Krystallflaschen in Reihe, mit gefärbten Säften zur Hälfte angefüllt. Und Röhren, von der Fontaine in die Bude hineingeleitet, wiederholen dort im Kleinen das Spiel des Brunnens. Von dem springenden Strahl getragen, gaukelt ein Citrönchen auf und nieder. Rings sprudelt der Born in Schalen, die sich immer füllen und überströmen. Nichts Einladenderes ist zu denken. Den Durst, den zu stillen diese kleine Anstalt da ist, erweckt sie. Citronen liegen in der Presse bereit. Es bedarf nur eines Druckes, so sprüht aus einer feinen Röhre der duftende Saft hervor. Wer lecker ist, läßt Zucker dazuthun, doch ist am meisten die reine Säure beliebt. Anderen wird das Wasser mit einem Spiritus, Anderen mit einem Kräuter-Extrakt gemischt. Die Kinder halten es mit dem Syrup. Ein kleiner Fratz im dreieckigen Hute, größer denn er selbst, in Eskarpins und Schnallenschuhen, der mit der affektirtesten Ehrbarkeit einherschreitet, tritt an den Tisch, langt den geschenkten Bajoc hervor und fordert: Sciroppo. Er nippt in aller Ernsthaftigkeit, nippt noch einmal, sein Gesicht verklärt sich, er leckt die Lippen, schnalzt, zieht ein Bein in die Höhe, und indem er schmunzelnd der Verkäuferin zunickt, sagt er: E buono! Dann trinkt er aus, blinzt mit den Augen, wiederholt: E buono und stapft gravitätisch weiter, indem er sogleich wieder altklug schaut und nur die Lippen noch einigemal beleckt. Des Abends, mit Lichtern besetzt, erscheinen diese Limonadieren am zierlichsten. Diejenigen, welche an frequenten Passagen liegen, wie am Platz Colonna oder auf dem Borgo zwischen St. Peter und der Engelsbrücke, sind stets von Dürstenden umdrängt. Von den Neapolitanischen Limonadieren unterscheiden die Römischen sich vornehmlich dadurch, daß sie nicht, wie jene, in festen gezimmerten Buden stabil sind, sondern mit dem Sommer entstehen und mit dem Sommer vergehen. Den größeren Vorzug aber giebt ihnen die anmuthige Lage an den Fontainen und die Vortrefflichkeit des Wassers selbst.

Der Wasserreichthum Roms und das Bedürfniß der Abkühlung haben in Vereinigung zu einer eigenthümlichen Volksbelustigung Veranlassung gegeben, deren Schilderung die Beschreibung des Ortes, an welchem sie statthat, vorauszuschicken erlaubt seyn möge.

J — s.

Frankreich.

Der Aufruhr in den Cevennen. *)

Bruchstück aus einer historischen Erzählung, von Fr. Soulié.

Nicht weit von dem Flecken Saint-Andéol-de-Clerguemont in den Nieder-Cevennen, an den östlichen Gränzen der Diözese Mende **) in Languedoc, erstreckt sich eine große Ebene, welche die waldigen Abhänge des Aygoal, eines der höchsten Berge der Cevennenkette, gegen die kalten Winde des Nordens und die feuchten des Westens schützen. Nach Süden zu offen und im Osten von dem Gardon d'Anduze bewässert, ist dieses Thal so fruchtbar, daß es früher im Patois des Landes der Hort-Diou (Garten Gottes) hieß. Die Protestanten, welche die Mehrheit der Bewohner jener Diözese bildeten, hatten ihm den biblischen Beinamen „Klein Kanaan" gegeben.

Der Gardon d'Anduze ist ein munteres, klares Wasser, das aber nicht sehr breit und tief ist; nachdem er die Ebene in zahlreichen Windungen bewässert, verschwindet er unter den Schatten eines hundert-

*) Wir theilen dieses Bruchstück hauptsächlich deshalb mit, weil es Deutschen Lesern von Interesse seyn möchte, die Weise, in welcher der Französische Schriftsteller diesen Stoff behandelte, mit der zu vergleichen, die Ludwig Tieck seiner leider noch immer unvollendeten Novelle zum Grunde legte. Nachstehendes ist als die Exposition des Ganzen zu betrachten.

**) Im heutigen Departement de la Lozère.

jährigen Waldes, dessen Eichen, von dem Strom unterminirt und von der Last der Wipfel gebeugt, nur durch die Bäume des entgegengesetzten Ufers vor gänzlichem Fall bewahrt werden und mit diesen daher eine Art grüner Brücke über den Fluß bilden. Auch Weiden sproßten in solcher Menge hervor, daß ihre Zweige sich mitten im Fluß begegneten und den letzteren zwangen, eine Art Wasserfall zu bilden, um über sie hinwegzukommen. Tausende von Vögeln belebten diese Oede mit ihrem Gezwitscher, und aus der Ferne hörte man nichts als das melancholische Läuten der Glocken, welche die Leithammel der Heerden stolz an ihrem Halse trugen.

An einem schönen Juni-Abend des Jahres 1704 saßen hier zwei Kinder von 13 bis 14 Jahren am Ufer des Flusses unter einer kleinen Laubgrotte, welche von Weidenzweigen mit Epheu und Weißdorn gebildet ward. Eine große Lichtung am Saume des Waldes ließ in der Ferne einen Theil von Klein-Kanaan sehen. Eine Menge Schaafe beweideten das Thal bis an den Gipfel der letzten Stufenhügel des Aygoal. Ein düsterer Wald, aus welchem in trauriger Einsamkeit der hohe Thurm des Schlosses Mas-Arribas hervorragte, schloß den Horizont.

Gabriel Cavalier war ein Hirte von ungefähr vierzehn Jahren, mit sanftem, träumerischem Gesicht, blondem Haar und von der Bergluft gebräunten Zügen; ein lederner Gürtel umschloß sein weißleinenes Wamms, die gewöhnliche Kleidung der Cevennenbewohner. Sein Quersack, sein großer Strohhut, sein eisenbeschlagener Hirtenstab, einige Schnüre, Angeln und ein Korb mit schönen Forellen aus dem Gardon lagen neben ihm. Das andere Kind war ein Mädchen von zwölf Jahren, in einem langen weißleinenen Rock, das den Arm um den Hals des kleinen Hirten geschlungen hatte. Obgleich sie feinere Züge, eine zartere Haut und seidnere Haare hatte, waren sie sich doch so ähnlich, daß man leicht in ihnen Geschwister erkannte.

Celeste und Gabriel hatten ihre blonden Haare mit Veilchen und wilden Narzissen bekränzt und netzten ihre nackten Füße, die von wahrhaft antiker Form und Reinheit waren, in den klaren Wellen des Stroms. Eine zahme Taube, weiß wie der Schnee, reinigte nicht weit von dieser lieblichen Gruppe mit dem Schnabel ihr weißes Gefieder.

Die beiden Kinder schienen sehr nachdenklich und sprachen nicht; sie waren ganz versenkt in dem Anblick der schönen Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete.

„Woran denkst Du, liebe Schwester?“ sagte endlich Gabriel, sie zärtlich anblickend. — „Ich denke daran, wie der Engel Raphael dem Tobias erschien; ach, wann wird uns ein Engel begegnen, der uns lehren wird, wie wir die Mutter unserer Mutter heilen?“ fügte Celeste seufzend hinzu. — „Und ich“, sagte Gabriel, „ich dachte an Joseph's Freude, wie er den Benjamin wiedersah, den er so sehr liebte.“

Diese Worte können einen Begriff geben von dem Geist und der Erziehung unserer kleinen Cevennen-Kinder. Jeden Abend wurde die Bibel nach protestantischer Sitte in der Familie vorgelesen; Stunden lang brachten sie in dieser Einsamkeit zu, die dem gelobten Lande so sehr glich, in einer Gebirgsgegend, wo die erhabenen Naturerscheinungen so häufig sind; sie führten ein einfaches, unschuldiges Leben, das dem der Patriarchen in den heiligen Büchern so ähnlich war: kein Wunder, daß diese Kinder, erfüllt von den Wundern und dem Hirtenleben der heiligen Schrift, die Zeiten nicht geändert glaubten und jeden Tag erwarteten, einen schönen Erzengel mit Azurflügeln und Strahlenkrone aus den Purpurwolken herabsteigen zu sehen.

Der sanfte, furchtsame Gabriel floh die Spiele seiner Genossen, die auch stärker waren als er; statt an ihren Uebungen im Ringen und Laufen Theil zu nehmen, zog er es vor, im Schatten der Wälder zu wandeln oder zu träumen, wobei ihn seine Schwester immer begleitete.

Die Sonne sank eben hinter den Fichten- und Kastanienwald, der den Berg bekränzte, als die Kinder ein Hundegebell aus der Ferne vernahmen.

„Das sind die Hunde des Försters von Aygoal“, sagte Celeste, erschrocken sich ihrem Bruder nähernd. Auf einmal erblaßten die Kinder. Ein ungeheurer Wolf erschien auf dem Gipfel des Hügels, wo die Heerden weideten; er hinkte und schien schwer verwundet. Sogleich flohen die Lämmer nach dem Flusse zu, und die Hunde, welche sie bewachten, folgten ihnen erschreckt, statt sich zu ihrer Vertheidigung zu rüsten. Celeste und Gabriel drückten sich ängstlich an einander und blieben mit offenen Munde und starren Blicken unbeweglich stehen. In diesem Augenblick kam das Bellen näher. Der Wolf, dem ein erster Schuß die Lenden verwundet hatte, verfolgte den Abhang des Hügels, eine blutige Spur hinter sich zurücklassend. Endlich fiel er erschöpft nieder und erwartete mit offenem Rachen und rothen glühenden Augen seine Verfolger.

Obgleich sie von dem Schauplatz des Kampfs entfernt waren, zitterten doch die beiden Kinder, ihre Heerden drängten sich blökend an die Ufer des Gardon, und die Schäferhunde, von der Furcht ergriffen, die ihre Race immer bei der Annäherung der Wölfe empfindet, schwammen durch den Fluß und flohen zitternd zu den Füßen Celeste's und Gabriels. Die Försterhunde dagegen, kühn und zum Angriff abgerichtet, waren eben in Begriff, auf den Wolf loszustürzen, als eine gellende Stimme, von Peitschenknallen begleitet, rief: „Zurück, Hunde, zurück! Hier, Rahab, hier, Balak!“

In demselben Augenblick erschien ein Reiter auf dem Abhang des Hügels. Es war der Religionnaire*) Ephraim, der Förster von Aygoal. Er saß ohne Sattel auf einem jener kleinen Pferde der Camargue, die gewöhnlich voller Muth und Feuer sind. Des Pferdes Farbe war ganz schwarz, und sein langer Schweif, die dichte Mähne, die ihm über die Augen fiel, gaben ihm ein wildes Ansehen. Ephraim lenkte es mit einem rohen Zaum von Stricken, und ein Stück Eschenwurzel diente ihm zum Gebiß. Das Kostüm des Reiters war nicht weniger wild, als das Geschirr seines Pferdes. Er trug eine Art Wamms, das aus der ungegerbten Haut eines Wolfs gemacht war, an der man noch die blutigen Spuren der Adern des Thiers unterschied. Ein Ochsenhorn mit Pulver, ein Sack von Ziegenhaut mit Mundvorrath und ein Jagdmesser mit hölzernem Griff hingen ihm zur Seite. Die harten, energischen Züge Ephraim's verschwanden fast ganz unter seinem dichten schwarzen Bart, der ihm bis zu den Augen hinaufging und ihm ein so wildes Ansehen gab, daß man ihn in der Gegend nur „den Bären von Aygoal“ nannte. Seine Gesichtsfarbe war olivenbraun. Ein großes Band von Wolfshaut, das zweimal sein Haupt umgab, hielt die langen, krausen Haare um die Stirn zusammen. Seine schwarzen, tiefliegenden Augen brannten von einem düsteren Feuer. Von mittlerer Statur, hatte dieser Mann herkulische Gliedmaßen; seine breiten, leicht gewölbten Schultern verriethen eine seltene Stärke. Ephraim war in der ganzen Gegend geachtet und gefürchtet; sein Muth, seine strengen Sitten, seine Frömmigkeit waren allgemein bekannt. Er bewohnte eine einsame Hütte mitten im Walde; seine kurze, poetische, energische Rede, in der es nie an düsteren Bildern aus der Bibel fehlte, seiner einzigen und beständigen Lektüre, übte einen wunderbaren Einfluß auf die Hirten und Holzhauer des Gebirges, die ihn wie einen Heiligen verehrten und nur mit achtungsvoller Scheu ihm nahten.

Kaum hatte Ephraim seine Stimme erschallen lassen, als die Hunde einige Schritte von dem Wolf stehen blieben. Ephraim kam herab, sprang von seinem Pferde, welches seinem Herrn mit klugem Blick folgte, statt ihn in der Gefahr zu verlassen. Der Förster nahm seine Flinte, lud sie und näherte sich kühn dem Wolf, der einen letzten Sprung machte, um auf ihn loszustürzen. Ephraim aber, seine Flinte mit einer Hand haltend, steckte den Lauf des Rohrs dem offenen Rachen der Bestie entgegen. Sie biß hinein, der Schuß ging los, sie fiel.

„So fallen die Raubwölfe!“ rief Ephraim mit wilder Begeisterung und schwang drohend seine Flinte, indem er diese Bibelworte aussprach.

Die Sonne war jetzt ganz hinter den Wald hinabgesunken. Die beiden Kinder sammelten, da die Gefahr vorüber war, ihre Heerden, um sie nach Saint-Andéol zurückzuführen. Die zahme Taube setzte sich auf Celestes Schulter, und bald erreichten sie die Pacht ihres Vaters. Noch einen furchtsamen Blick warfen sie auf den Hügel, den schon die Schatten des Abends bedeckt hatten. Ephraim, das Pferd und die beiden Hunde auf dem Gipfel des Berges zeichneten ihren schwarzen Schattenriß in dem schwankenden, orangenfarbigen Licht der Dämmerung. Von unten und aus der Ferne gesehen, kamen diese Gestalten den Kindern furchtbar groß vor. Der Förster hatte seine Hände und Kleider mit Blut befleckt; er hatte eben den Wolf ausgeweidet. Trotz des Widerwillens, den die Hunde sonst gegen das Fleisch dieses Thiers haben, waren die seinigen so wild und bissig, daß sie das Wildpret anfraßen. Ja, sein Pferd Lappidoth*), das er an rohes Fleisch gewöhnt hatte, leckte begierig das Blut auf dem Grase und stieß ein wildes Wiehern aus.

Endlich rief der Förster seine Hunde ab, die sofort den halb verzehrten Rumpf des Wolfs verließen. Begleitet von den Hunden, deren weißes Haar fast ganz verschwand unter dem Blut, mit dem sie befleckt waren, und gestützt auf den Hals Lappidoths, stieg Ephraim die andere Seite des Hügels hinab und suchte seine einsame Hütte auf.

In dem Augenblick, wo Celeste und Gabriel das Thal verließen, hatten sie einen neuen Schrecken zu erfahren. Aus einem Fenster des höchsten Thurms des Schlosses Mas-Arribas, der weiß wie ein Gespenst in den Horizont hineinragte, sahen sie mehrere glühend rothe Lichtstrahlen dringen.

„Siehst Du, siehst Du, Schwester!“ sagte Gabriel zitternd, „der Thurm des Grasmanns brennt; man sagt, das bedeute Unglück.“ — „Gehen wir nach Hause, rasch, lieber Bruder,“ sagte Celeste. Und die beiden Kinder beschleunigten ihre Schritte, um vor Einbruch der Nacht Saint Andéol zu erreichen.

Saint Andéol hat eine entzückende Lage auf einer Anhöhe und beherrscht so Klein-Kanaan. Die Kinder betraten bald mit ihren Heerden die Meierei ihres Vaters.

Jérôme Cavalier war ein Mann von einfachen Sitten und strengem Charakter und in dem Flecken allgemein geliebt und geachtet. Wie alle Protestanten herrschte er in seiner zahlreichen Familie mit patriarchalischer Autorität. Sein Vater und sein Großvater hatten in den Bürgerkriegen für die Rechte ihres Glaubens mitgekämpft; hierin hätte er seinen Vorfahren nicht nachgeahmt. Er glaubte nicht, daß man die Waffen gegen die Könige ergreifen dürfe, selbst zur Vertheidigung des Glaubens nicht; er befolgte gewissenhaft die Lehre der fünf protestantischen Sekten, welche vor Allem die unbedingte Unterwerfung unter den Souverain geboten und den um ihre Religion willen verfolgten Christen weiter nichts als Standhaftigkeit im Leiden empfahlen. Daher ermahnte er auch die Seinigen, sich jedes Widerstands gegen die Obrigkeit zu enthalten, aber dagegen auch lieber die größten Martern mit Ruhe und Ergebung zu ertragen, als der Uebung ihres Kultus zu entsagen.

Ludwig XIV. hatte nach der Widerrufung des Edikts von Nantes befohlen, die protestantischen Kirchen zu schließen oder zu demoliren und Jeden, der in protestantischen Versammlungen gefunden würde,

*) Religionnaires, fanatiques, huguenots, calvinistes, dies waren die Namen, womit man die Protestanten bezeichnete.

*) Hebräisch: Blitzstrahlen.

mit den Galeeren oder dem Tode zu bestrafen. Jérôme ließ sich dadurch nicht abschrecken, allen Versammlungen, welche damals von vertriebenen Pastoren in den Wäldern oder auf den Bergen gehalten wurden, beizuwohnen. Er sprach dem König weder die Macht, noch das Recht ab, die waffenlosen Protestanten, welche das Wort ihrer Geistlichen hören wollten, umbringen zu lassen; aber er meinte, die Protestanten hätten die Freiheit, sich schlachten zu lassen, ohne sich zu vertheidigen, und so durch Märtyrerthum die ewige Seligkeit zu erkaufen. Daher tadelte er auch die große Zahl derjenigen, welche auswanderten, um in der Fremde ihre Religion frei zu bekennen. Er sah in dieser freiwilligen Verbannung eine Schwäche und eine stillschweigende Billigung der ungerechten Befehle, welche die Gewissensfreiheit verletzten. „Als rechtschaffener Mensch und als treuer Unterthan in meinem Vaterlande und in meinem Glauben leben", sagte er, „ist mein Recht, und dieses Recht will ich nur mit dem Tode aufgeben." Daher benutzte er auch sein Ansehen im Flekken dazu, die Gemüther derjenigen, welche die neuen Verfolgungen täglich mehr erbitterten, zu beruhigen.

Als die beiden Kinder in der Meierei anlangten, saß ihr Vater auf einer steinernen Bank unter einem großen Kastanienbaum, der den Eingang der Meierei beschattete. Neben ihm saß seine Frau, in einen Mantel von schwarzer Serge gehüllt. Sie hielt auf den Knieen einen großen ledernen Geldsack, in den ihr Mann von Zeit zu Zeit hineingriff, um seinen Arbeitern, wie es jeden Sonnabend Sitte war, ihren Wochenlohn zu zahlen. Diese Arbeiter waren alle Reformirte; mochte ihnen die Gegenwart ihres Herrn imponiren, oder mochten sie an ein stilles, gesetztes Wesen gewöhnt seyn, ihre Gesichter trugen einen nachdenklichen, fast leidenden Ausdruck. Beweglich und kräftig, wie alle Bergbewohner, verriethen ihre Blicke eine kalte, aber energische Entschlossenheit. In große Jacken von weißer Leinwand gekleidet, die Füße nackt oder mit Sandalen bedeckt, die mit Riemen befestigt waren, das Haupt ehrfurchtsvoll entblößt, traten sie Einer nach dem Anderen mit ihren Filzhüten in der Hand vor den Pächter hin, der bei Austheilung des Geldes einige Fragen oder Bemerkungen über die Arbeiten der Jahreszeit an sie richtete.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Vie complète des peintres espagnols et Histoire de la peinture espagnole. — Diese von Etienne Huard herausgegebene Geschichte der Spanischen Malerschule hat ihre Veranlassung durch die in neuerer Zeit von Spanien nach Frankreich viel gekommenen Gemälde erhalten. Eine historische Uebersicht ist hier aber um so nothwendiger, als es mehr als 1500 durch ihre Werke bekannt gewordene Spanische Maler giebt, und die berühmteren Namen, wie Ribera, Murillo, Ribalte und Zurbaran, von 5, 6, 8 und 10 verschiedenen Personen geführt worden, deren Werke jetzt, ohne gleiche Berechtigung, doch gleichen Ruhm genießen.

Süd-Amerika.

Die Patagonier und das Feuerland.

(Schluß.)

„So viel ich weiß", sagt Capitain Fitzroy, „ist in den letzten Jahren kein Patagonier gesehen worden, der höher war, als 6 Fuß und einige Zoll." Unter zwei- oder dreihundert Eingebornen sieht man kaum ein halbes Dutzend, deren Höhe fünf Fuß neun oder zehn Zoll übersteigt. Capitain Fitzroy fügt indessen hinzu, er habe nirgends einen Haufen Männer und Frauen gesehen, die an durchschnittlicher Höhe und Leibesstärke den Patagoniern gleichkämen.

Capitain King meint, die durchschnittliche Höhe sey zwischen 5 Fuß 10 Zoll und 6 Fuß. Die unverhältnißmäßige Größe des Kopfes und des Leibes dieser Leute hätte die falschen Angaben der früheren Reisenden veranlaßt, doch vermuthet er auch, daß vielleicht die frühere Generation ein größerer Menschenschlag gewesen und durch Veränderung der Lebensart oder durch Vermischung mit den südlichen Stämmen oder den Feuerländern, welche bekanntermaßen stattgefunden hat, in der Größe ausgeartet sey und die Ansprüche auf den Namen der Riesen verloren habe. Auch erzählt er, daß die Kimmung, oder der dicke Nebel, der bei sehr schönem Wetter und an heißen Tagen durch die rasche Ausdünstung der in der Meerenge so reichlich vorhandenen Feuchtigkeit entstehe, eine optische Täuschung erzeuge, welche die Eingebornen, in einer kleinen Entfernung gesehen, sehr groß erscheinen lasse. Auch dies mag daran Schuld seyn, daß sie von früheren Reisenden für Riesen gehalten wurden.

Die Farbe der Patagonier ist ein reiches Rothbraun, zwischen dem des rostigen Eisens und des blanken Kupfers, dunkler als Kupfer, aber nicht so dunkel als echtes Mahagony. Die Farbe modifizirt sich aber nach dem Alter. Der Kopf ist mehr breit als hoch, und der Vorderkopf ist meist niedrig und klein. Die Stirn ist hervorragend, und die Augen klein, schwarz und sehr beweglich. Sie haben runde Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, etwas eingedrückte Nasen und einen großen plumpen Mund mit dicken Lippen. Das grobe, schwarze Haar tragen sie bloß und binden es über den Schläfen mit einem Band von geflochtenen Sehnen. Das Haar an Gesicht und Körper entfernen sie sorgfältig, so daß der Mangel an Backen- und Schnauzbart den jungen Männern ein sehr weibisches Ansehen giebt und Viele dem Aeußeren nach von den Frauen kaum zu unterscheiden sind, außer durch die eigenthümliche Art, wie sie das Haar tragen und sich in ihre Mäntel hüllen. Sie bemalen sich die Gesichter mit rother, schwarzer oder weißer Farbe, und eben so den ganzen oberen Körper, indem sie die Farben ganz plump, ohne Kunst und ohne Plan, auftragen.

Im Kriege hüllen sich die Reiter-Indianer in drei ihrer dicksten Mäntel; die Außenseite ist ohne Haar und bunt bemalt. Einige tragen einen breitrandigen Hut oder Helm von doppelter Stierhaut und einen Rock mit hohem Kragen und kurzen Aermeln, aus mehreren zusammengenähten Häuten gemacht, der Pfeilen oder Lanzen widersteht und einen Steinwurf unschädlich macht, aber für Flintenkugeln nicht undurchdringlich ist. Zu Fuß haben sie ein Schild von Fellen. Ihre Waffen sind Lanzen, Bogen, Pfeile, Keulen und Kugeln oder Lassos, womit sie die Pferde fangen. Ein furchtbares Wurfgeschoß ist eine einzelne Kugel, ungefähr ein Pfund schwer und an einen Riemen von der Länge einer Ruthe befestigt, die sie um den Kopf schwingen und mit der Gewalt eines Schusses auf ihre Gegner schleudern. Wenn sie einen Angriff machen, tödten sie alle Männer, die Widerstand leisten, und die Frauen und Kinder führen sie als Sklaven davon.

Ihr Reichthum besteht hauptsächlich in Pferden und Hunden; die Reicheren unter ihnen besitzen 40 oder 50 Pferde und eine große Anzahl Hunde — die Aermeren dagegen haben nur 1 oder 2 Pferde und nur einen Hund.

Die Reicheren haben auch drei, vier, fünf oder noch mehr Weiber, die Armen nur eine. Die Ehen werden mehr durch Kauf und Verkauf als durch gegenseitiges Uebereinkommen geschlossen. Statt eine Mitgift zu empfangen, muß der Mann den nächsten Verwandten des Mädchens einen großen Preis bezahlen. Die Männer heirathen nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre, die Mädchen früher; vom vierzehnten bis zum funfzehnten Jahre gelten sie schon als käufliche Waare. Die Männer thun Nichts als jagen, Nahrung besorgen und kämpfen; alles Uebrige machen die Frauen.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Leben Goethe's. Blackwood's Magazine, diese vom Professor Wilson herausgegebene Edinburger Monatsschrift, die sich von jeher durch gründliche Mittheilungen über die Deutsche Literatur ausgezeichnet, giebt jetzt zahlreiche Auszüge aus einer Uebersetzung von Goethe's Selbstbiographie. Besonders des Dichters Schilderungen des reichsstädtischen Lebens und der alten Gewohnheiten Frankfurt a. M.'s im vorigen Jahrhundert scheinen in England mit Interesse gelesen zu werden. Hat sich das Publikum aber erst mit Goethe's Persönlichkeit näher befreundet, so ist auch wohl zu hoffen, daß es seine „Correspondence with a child" (Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde), die bekanntlich noch wenig gekauft wurde, mehr goutiren und so auch seinerseits dazu beitragen werde, daß das dem Dichter von der geistreichen Herausgeberin zugedachte Denkmal wirklich zu Stande komme.

— Thomas Plater. Auch von der Selbstbiographie dieses Schweizer Schulmannes aus dem 16ten Jahrhundert, die sich durch ihre Einfachheit, Herzlichkeit und Vertrautheit mit einem wichtigen Zeitabschnitte der Reformationsgeschichte auszeichnet, ist eine Englische Uebersetzung erschienen.*) Thomas Plater ward als der Sohn eines armen Ziegenhirten in der Schweiz geboren, hütete auch selbst in der Jugend das Vieh, brachte es aber, allerdings nach unendlichen Mühsalen, durch Fleiß, Liebe zur Wissenschaft und Trefflichkeit des Charakters dahin, daß er im 82sten Jahre seines Alters als Professor an der Hauptschule zu Basel und als ein wohlhabender Bürger dieser Stadt starb. Auf den Wunsch seines als medizinischer Schriftsteller berühmten Sohnes Dr. Felix Plater (Professors an der Universität Basel) hatte er die Geschichte seines Lebens niedergeschrieben, die in der neueren Zeit durch den Druck veröffentlicht wurde. In Deutschland ist das treffliche Büchlein bis jetzt weniger bekannt und verbreitet, als in der Schweiz; vielleicht trägt aber nunmehr die Uebersetzung desselben ins Englische und die beifällige Aufnahme, die das Leben Plater's in England findet, dazu bei, ihm auch bei uns die verdiente Verbreitung zu verschaffen.

— Chiwa oder Khiwa? Den Namen dieser Asiatischen Landschaft, die jetzt durch die Expedition der Russen unter General-Lieutenant Perowsky die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zieht, findet man bald auf die eine und bald auf die andere Weise in Deutschen Zeitungen gedruckt. Welches ist nun die rechte? Wir können bei dieser Gelegenheit zugleich die Frage in Bezug auf alle andere orientalische Worte entscheiden, die man abwechselnd mit Ch und Kh gedruckt findet, wie Chan und Khan, Schech und Scheikh, Chosrew und Khosrew, Bochara und Bokhara u. s. w. Die Antwort darauf ist, daß, da wir durch die fraglichen Buchstaben einen Kehllaut der Orientalen und zwar denselben harten Kehllaut bezeichnen wollen, den die Spanier durch J und X, die Deutschen aber da, wo er in ihrer Sprache vorkömmt, wie in den Wörtern Ach, Buch, machen rc. durch ein Ch ausdrücken, wir natürlich auch dieses letztgedachte Zeichen in jenen orientalischen Namen beizubehalten haben. Das Kh ist über Frankreich und England in Deutschland eingeschmuggelt worden. Franzosen und Engländer, die den gedachten Kehllaut in ihren Sprachen gar nicht besitzen und bei denen das Ch entweder wie unser Sch (charme) oder wie Tsch (much) gelesen wird, haben dafür das Kh substituirt und schreiben daher Astrakhan, Khiwa, Balkh rc. Machen wir es nun ihnen nach, so häufen wir dadurch, im wahren Sinne des Wortes, einen Fehler auf den anderen.

*) The Autobiography of Thomas Plater, a schoolmaster of the sixteenth century. Translated from the German by the translator of Lavater's Original Maxims. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 6. Januar 1840.

Dänemark.

Nordische Literatur.

Die Arbeiten der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen in den Jahren 1838—39*) beziehen sich, neben Fortsetzung der Nordischen Saga's, vornehmlich auf die Amerikanischen Alterthümer und auf Grönlands geschichtliche Denkmäler, deren Herausgabe durch sie bewirkt wurde.

Die ersten erschienen unter dem Titel:

Antiquitates Americanae, sive Scriptores septentrionales rerum ante-Columbianarum in America: eine Sammlung der Skandinavischen, meist ungedruckten Urkunden zur Vorcolumbischen Geschichte Amerika's, aus 18 Pergament- und vielen anderen alten Handschriften, mit Einleitungen, Parallelstellen, kritischen, philologischen und historischen Anmerkungen, archäologischen und geographischen Untersuchungen; zum erstenmal herausgegeben von Professor Rafn, Secretair der Gesellschaft.

In der Jahres-Versammlung am 20. Januar 1838 legte der Herausgeber das vollendete Werk vor, gab eine Uebersicht der Quellen und des Hauptinhalts und suchte aus den in denselben enthaltenen nautischen, geographischen und astronomischen Angaben die wahre Lage der von den Skandinaviern zuerst entdeckten und benannten Amerikanischen Länder und Oerter nachzuweisen. Die Hauptergebnisse sind:

Bjarni Herjulfson sah im J. 986 zuerst diesen Welttheil, der dann anfangs des 11ten Jahrh. von Erik's des Rothen Söhnen, Leif und Thorwald, so wie von Thorfinn Karlsefni und Anderen, mehrmals besucht, wahrscheinlich auch zu Niederlassungen benutzt wurde. Die von ihnen benannten Länder lassen sich folgendermaßen bestimmen: Groß-Helluland ist das Land an der Davisstraße und Labrador; Klein-Helluland ist Newfoundland; Markland ist Neu-Schottland; Vinland ist Massachussets und Rhode-Island; Kjalarnes ist das Vorgebirge Cod; Furdurstrandir sind Nauset, Chatham und Monomoy-Beach; Krossanes ist Gurnet-Point oder Point-Alderton; Straumsey ist Marthas Vineyard oder Egg-Island; Straumsfjördr ist Buzzards Bay (Manomet Bay); endlich Hóp ist die Gegend bei Mount Hope-Bay. — Außerdem ist Hvitramannaland oder Groß-Irland, wohin Ari Marson und mehrere Normannen desselben Zeitalters segelten, vermuthlich Florida; und Krόksfjardarheidi, von wo aus einige Priester in Gardar auf Grönland im J. 1266 eine Entdeckungsreise weiter nördlich unternehmen ließen, scheint die Gegend um den Lancaster-Sund und die Barrow-Straße.

Dieses wichtige, vielerwartete Werk (63 Bogen gr. 4., mit 8 Tafeln Facsimile's, 6 Tafeln Abbildungen von Alterthümern und 4 Karten) besteht aus 16 Abtheilungen: 1) Einleitung und Untersuchung des Alters und der Abfassung der wichtigsten Urkunden. 2) Die Saga (Geschichte) Erik's des Rothen. 3) Saga von Thorfinn Karlsefni und Snorri Thorbrandson, mit Zusätzen aus Landnama (Geschichte der Besitznahme Islands), aus Heimskringla, Olaf Tryggvasons-Saga und Eyrbyggia. 4) Von der ersten Entdeckung Islands, im 9ten Jahrh., und den sogenannten Papae, die früher dort gewohnt. 5) Von der ersten Bebauung Grönlands, im 10ten Jahrh., und dessen früheren Bewohnern, den Eskimo's. 6) Ari Marson's Reise nach Hvitramannaland oder Groß-Irland, und sein Aufenthalt dort. 7) Björn Asbrandson, benannt Breidvikingakappi. 8) Gudleif Gudlangson. 9) Auszüge aus den Isländischen Jahrbüchern: Reise des Grönländischen Bischofs Erik nach Vinland im J. 1121; Reise der Isländischen Priester Adalbrand und Thorwald Helgason; und Reise nach Markland im J. 1347. 10) Aufenthalt der Grönländer in Greipar und Kroksfjardarheidi. 11) Auszüge aus alten geographischen Schriften der Isländer: kurzgefaßte Erdbeschreibung des 12—13ten Jahrh., Aufzählung der wichtigsten Länder und Oerter, wie der drei anderen Welttheile, so auch Amerika's; Bruchstück einer ausführlicheren Erdbeschreibung; Gripla; alte Ortsbeschreibung Grönlands; Ivar Bardson's Beschreibung Grönlands. 12) Ein altes Faröisches Lied (Quäïl), worin Vinland vorkömmt. 13) Adam's von Bremen Bericht über Vinland, vollständig in Facsimile aus der vortrefflichen Wiener Handschrift, mitgetheilt vom Grafen Moritz von Dietrichstein. 14) Beschreibung einiger Alterthümer Grönlands. 15) Alte Denkmäler in Massachussets und Rhode-Island, nach Mittheilung des Dr. Webb in Providence, und Abbildungen von John R. Barlett in New-York. 16) Geographische Untersuchungen: Island und Grönland, im letzteren namentlich Eystribygd, Vestribygd und Nordsetur; Entdeckungen in den Polargegenden Amerika's; Entdeckung der östlichen Küstenländer Amerika's, namentlich Helluland, Markland und Vinland; Entdeckung der südlicheren Gegenden Amerika's; Lage des von Adalbrand und Thorwald entdeckten Landes; fortgesetzter Verkehr mit den Amerikanischen Ländern in den nächsten Jahrhunderten seit der ersten Entdeckung. — Chronologische Uebersicht, Orts- und Sach-Register und Geschlechtstafeln der ersten Entdecker Amerika's beschließen das reichhaltige Werk, in welchem ein großer Theil der Quellen zum erstenmal gedruckt, Alles berichtigt und erläutert erscheint.

Von dem zweiten großen Unternehmen der Gesellschaft: Grönlands historiske Mindesmärker (Grönlands geschichtliche Denkmäler) sind die beiden ersten Bände (100 Bogen stark) ausgegeben und enthalten theils vollständige Saga's, theils Auszüge von solchen oder anderen Berichten, welche zur Aufklärung der älteren Geschichte Grönlands dienen, nach vielen Handschriften von den Prof. Finn Magnusen und Rafn gemeinsam bearbeitet. Der dritte Band wird Auszüge der Isländischen Jahrbücher und die Grönland betreffenden eigentlichen Urkunden liefern.

Aus Grönland sind dazu im verwichenen Jahre folgende Mittheilungen eingegangen: 1) Der Missionar J. F. Jörgensen zu Julianehaab übersandte sein Tagebuch von einer auf Veranstaltung der Gesellschaft unternommenen Reise an den Küsten des Meerbusens Igaliko, nebst Bericht über seine Untersuchung der am nördlichen Arme dieses Busens liegenden Trümmer, Grundriß und Beschreibung derselben, und einige in den Kirchentrümmern gefundene Alterthümer. 2) Der Vorsteher der evangelischen Brüdergemeinde in Friedrichsthal, V. Müller, erstattete Bericht über die Trümmer an den Küsten der Meerbusen Aglnitsok und Onartok, mit genauerer Angabe der Gestaltung dieser Busen.

Die Gesellschaft hat von ihrer, als Programm ihrer beabsichtigten Wirksamkeit für die nächste Zeit, Dänisch herausgegebenen Schrift: Ledetraad til Nordisk Oldkyndighed eine Deutsche Uebersetzung veranstaltet: „Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde.“*) Konsistorialrath Mohnicke in Stralsund übersandte den ersten Band seiner Verdeutschung der Heimskringla (Snorri Sturlasons Norwegische Königsgeschichte); Prof. und Landschafts-Maler Dahl in Dresden seine Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühsten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens; Prediger Bosworth in Rotterdam seine Schrift, the origin of the Danish, and an abstract of Scandinavian literature; Oberlehrer Köppen in Berlin, seine literarische Einleitung in die Nordische Mythologie. Hauptmann Kepper berichtete über verschiedene Russische Schriften, welche die von der Gesellschaft veranstaltete Ausgabe der Eymundar-Saga hervorgerufen hat.

Der König hat der Gesellschaft eine neue Sendung der von Prof. Voigt in Königsberg besorgten Abschriften im dortigen Archiv befindlicher Urkunden, betreffend die Nordische Geschichte, zugehen lassen.

J. Rolsöe in Thorshavn (auf den Faröern) ließ seinen Entwurf zu einer Faröischen Grammatik**) handschriftlich vorlegen.

Geschichtliche und alterthümliche Untersuchungen hat die Gesellschaft in den beiden ersten Jahrgängen ihrer neuen Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde (Annaler for Nordisk Oldkyndighed 1836—37) fortgesetzt; so wie in dem ersten Hefte, der zu ähnlichen Mittheilungen in Deutscher***), Französischer oder Englischer Sprache bestimmten Denkschriften, herausgegeben.

Das Museum Nordischer Alterthümer hat einen Zuwachs von 512 Nummern erhalten, davon mehrere aus vielen kleinen

*) Vgl. den Bericht in diesem Bl. 1838, Nr 2.

*) Wir behalten uns eine besondere Anzeige dieser wichtigen kleinen Schrift vor.

**) Bekanntlich haben sich dort allein noch die Lieder von Siegfried und den Nibelungen lebendig erhalten und werden bei Hochzeiten gesungen und getanzt.

***) Auch von diesen merkwürdigen Deutschen „historisch-antiquarischen Mittheilungen“ wird eine besondere Anzeige folgen.

Stücken bestehen und von Wichtigkeit sind. Die merkwürdigsten Funde heben wir hervor.

Beim Ziehen eines Grabens durch eine Wiese bei Lästen unweit Wiburg in Jütland fand ein Arbeiter in sehr wasserhaltigem Moorgrunde eine bedeutende Sammlung von Bernsteinsachen, welche in ein hölzernes Gefäß eingeschlossen gewesen, von dem jedoch nur sehr wenige Trümmer übrig waren. Die Sammlung enthält: 25 Stücke, die nicht durchbohrt, doch in der Mitte dünner gemacht sind, um festgebunden zu werden; 300 größere und kleinere Stücke ohne weitere Verarbeitung, als daß sie durchbohrt sind; ferner, ein hammerförmiges und 59 dreiseitige Stücke, 400 cylinderförmige, und 2800 kleine runde Perlen, so wie 30 längliche Stücke mit 4 oder 5 Löchern, die als Mittelstücke verschiedener Perlenhalsbänder von mehreren Reihen gedient haben, nebst 5 zu denselben gehörigen Endstücken. Die ganze Sammlung besteht sonach aus 3900 Stücken, welche siebzehn Pfund wiegen, und ist der reichste bisher bekannte Fund von Bernsteinsachen. Fast zu gleicher Zeit kamen von der Insel Möen verschiedene Bernsteinsachen derselben Art, welche in einer von großen Kieselsteinen gebildeten Grabkammer, ganz unten innerhalb eines großen Grabhügels, gefunden wurden, in Verbindung mit Gegenständen von Feuerstein und Bein, nebst Gerippen mehrerer unverbrannter Leichen, jedoch nichts von Metall. Oben in demselben Grabhügel, gänzlich getrennt von jener unteren Kammer, war eine ganz kleine, worin sich eine Urne mit verbrannten Gebeinen befand, über welche mehrere schneidende Geräthschaften von Bronze, als Messer, Zänglein rc. lagen. Dieses obere Behältniß gehört sonach dem Bronze- (und Brand-) Zeitalter, jenes untere dagegen dem ältesten oder sogenannten Stein-Alter an. Dieser Fund, so wie mehrere andere, überzeugt davon, daß jener erstgedachte große Bernsteinfund eben diesem Stein-Alter angehört; was auch die rohe Verarbeitung der Sachen, ohne Hülfe einer Drechselbank und eines Bohrers bestätigt. Es ist daher klar, daß man hier den kostbaren Vorrath eines Bernsteinhändlers des fernsten Alterthums aufgefunden hat.

Die Bibliothek der Gesellschaft empfing viele werthvolle Zusendungen von anderen Gesellschaften (darunter auch von der Berliner Gesellschaft für Deutsche Sprach- und Alterthumskunde, durch Unterschriebenen), so wie von vielen namhaften Gelehrten.

Nach diesem Jahresberichte, las Prof. Finn Magnusen eine Abhandlung über einen Steinring mit Runen-Inschrift, gefunden bei Hammarlöf in Schoonen, und zum Beschluß über die Entstehung der Nordischen Heldenlieder und deren älteste Anwendung.

v. d. Hagen.

Frankreich.

Der Aufruhr in den Cevennen.

Von Eugène Sue.*)

(Fortsetzung.)

Eine hochbejahrte Frau, deren ehrwürdige Gestalt durch Leiden sehr gebeugt schien, saß in einem Lehnstuhl außerhalb der Meierei und betrachtete mit sanfter Melancholie die letzten Strahlen dieses friedlichen Tages.

Nachdem die Arbeiter bezahlt waren, näherte sich Madame Cavalier der Alten und fragte sie mit lebhafter Besorgniß: — „Wie befindet ihr euch, liebe Mutter?" — „Immer sehr schwach, meine Tochter; aber dieser schöne Tag ermuntert mich ein wenig." — Dann fügte sie hinzu: „Wo sind denn meine Kleinen? Sie fehlen mir." Celeste und Gabriel kamen, von der Mutter gerufen, herbei und setzten sich zu den Füßen der Alten, die mit ihren zitternden Händen über ihre blonden Köpfe hinfuhr. Jerôme sah diesem Schauspiel lächelnd zu, bis eine Magd, so schwarz gekleidet, wie ihre Herrin, den Pächter benachrichtigte, daß das Abendessen bereit sey. Gabriel und sein Vater trugen nun sanft den Lehnsessel der Großmutter in das Innere des Hauses, die Arbeiter folgten ihrem Herrn.

Die Küche der Pacht diente der Familie zum Speisesaal. Das Abendessen, in hölzernen Schüsseln aufgestellt, auf einem Tuch von grober, aber sehr weißer Leinwand, bestand aus gebratenem Hammel- und Ziegenfleisch, in Wasser gekochtem Gemüse, Forellen aus dem Gardon, einem Käse von Schaafsmilch und einem Korb wilder Maulbeeren. Das Korn war damals in jener Gegend so selten, daß der Pächter und seine Familie allein ein schlechtes Roggenbrod aßen; die Arbeiter und das Gesinde aßen gekochte Kastanien zum Fleisch zu. Das Getränk Aller war frisches Quellwasser aus großen unglasurten irdenen Krügen, denn der Wein ward für festliche Gelegenheiten oder für einen Gast aufgespart. An der Spitze der Tafel war ein Sessel von Eichenholz für den Pächter, welcher, nachdem er Platz genommen und dann erst die Uebrigen sich gesetzt, eben das Benedicite beginnen wollte, als er bemerkte, daß der erste Platz zu seiner Rechten leer sey. — „Wo ist mein ältester Sohn?" fragte er seine Frau. Diese gab einer Magd einen Wink, welche verschwand und bald mit den Worten zurückkehrte: „Da ist Herr Jean."

Kaum war der Neuangekommene eingetreten und hatte seinen Sitz zur Rechten des Pächters genommen, als dieser das Benedictie hersagte, nachdem er jedoch bemerkt: — „Mein Sohn sollte nicht so auf sich warten lassen." Das Mahl begann in tiefem Schweigen.

Jean Cavalier, der älteste Sohn des Pächters, war zwanzig Jahr alt. Er hatte viel Aehnlichkeit mit seinen jüngeren Geschwistern; er war, wie sie, blond und hatte blaue Augen; auf seinen Wangen sproßte ein junger Bart; seine regelmäßige Physiognomie war lebendig, ausdrucksvoll, kühn, seinem mittleren Wuchs fehlte es weder an Kraft, noch an Eleganz.

Obwohl er, wie sein Vater, in braunen Kadis gekleidet war, bemerkte man doch eine gewisse Kunst in seiner Kleidung. Zwei Knöpfe von emaillirtem Silber und eine Schleife von grünem Band befestigten den Kragen seines feinleinenen Hemdes, und sein großer grauer Hut, den er beim Eintreten auf einen Schemel geworfen, war mit einem ähnlichen Band und einer reichen Silberschnalle geschmückt. Diese leichten Abweichungen von der gewöhnlichen Strenge der protestantischen Tracht mißfielen dem Pächter, der die Brauen unzufrieden runzelte. Die Subordination in den protestantischen Famalien war so groß, daß das Mahl, schon vorher schweigsam, ganz verstimmt und düster ward, als man diesen Blick des Hausvaters bemerkte.

Der junge Mann war von jovialem Temperament, und mochte er nun jenen Blick nicht bemerkt haben oder auf diese vorübergehende Unzufriedenheit kein großes Gewicht legen, genug, er suchte das Mahl durch Gespräch zu erheitern, ungeachtet der flehenden Blicke seiner Mutter, die mit Schmerz seine Absicht merkte.

„Hast Du heute einen guten Fang gemacht, Gabriel?" fragte er seinen Bruder. — „Ja, mein Bruder, ich habe fünf Forellen im Gardon gefangen; aber Celeste und ich hatten einen großen Schrecken: wir sahen in dem Thurm des Glasmachers ein rothes Licht strahlen; man sagt, das bedeute immer Unglück." — „Ja, ja, der alte Dû Serre", sagte Cavalier scherzend, „wird für einen Zauberer gehalten, weil er die edle Kunst des Glasfärbens versteht, obgleich er der beste Mensch von der Welt ist, nicht wahr, mein Vater?"

„Ich halte Herrn Dû Serre für einen guten Kalvinisten und einen rechtschaffenen Mann, Du weißt es", sagte der Pächter trocken. — „Und was hast du noch Schreckliches gesehen, mein kleiner Gabriel?" sagte Jean. — „Wir sahen den Förster von Aygoal einen Wolf tödten." — „O, Ephraim's Hand ist so sicher, wie sein Blick", sagte Jean; „ich habe ihn gesehen, wie er mit seiner langen Muskete einen Haselnußzweig, kaum so dick wie mein Finger, in einer Entfernung von funfzig Schritt abschoß. — Schade nur, daß er, statt das Aussehen eines lustigen Försters zu haben, ganz eben so wild drein sieht, wie das Thier, von dem er den Zunamen hat", fügte er lachend hinzu. — Dieser Scherz mißfiel dem Pächter, der mit strengem Blick auf die gesuchte Toilette seines Sohnes sagte: — „Wenn Ephraim sich in die Haut der wilden Thiere hüllt, die er tödtet, so kann man daraus sehen, daß er die närrischen Eitelkeiten der Welt verachtet; wenn er in der Tiefe der Wälder wohnt, so geschieht dies, weil die Einsamkeit dem Gebet und der frommen Betrachtung förderlicher ist."

„O, ganz gewiß", erwiederte Jean scherzend, „Ephraim ist ein Heiliger; aber aufrichtig gestanden, sieht er nicht eher wie ein Teufel aus? Ich glaube, ich bin ein so guter Protestant wie er, mein Karabiner zielt so gut und so sicher, wie seine lange Flinte .... aber .... pardieu! ...." — „Genug, mein Sohn", sagte der Greis. — „Aber ...." — „Genug", wiederholte der Pächter mit einer so entschiedenen Handbewegung, daß der junge Mann erröthete und stumm blieb.

Alle, die bei Tisch saßen, hatten die Augen niedergeschlagen, so sehr hatten die Antworten des jungen Mannes alle Sitte verletzt.

Nach einer minutenlangen Pause wandte sich der Vater wieder an den Sohn: „Hast Du heute die Heu-Aerndte im Sankt Eulalienthal beaufsichtigt? Wie viel Wagen Heu sind da?" — „Ich weiß nicht, Vater", antwortete Cavalier verlegen, „ich bin nicht dagewesen." — „Und warum nicht?" fragte der Vater streng. — „Morgen ist das Fest der Büchsenschützen-Gesellschaft, und da ich ihr Hauptmann bin, so mußte ich nach Saol gehen, um die Zielscheibe aufstellen zu lassen." Der Pächter mit immer unzufriedenerer Miene fuhr fort: „Hast Du gestern das Vieh in der Meierei Vives-Eaur gezählt?" — „Nein, Vater", antwortete Jean, über dieses öffentliche Verhör innerlich aufgebracht; „die jungen Leute von Pont de Montvert, denen ich den Gebrauch der Waffen lehre, haben mich zum Essen zurückgehalten, und ich konnte daher bei der Rückkehr der Heerden nicht in Vives-Eaur seyn." Dieser neue Ungehorsam erbitterte den Alten: — „Und hatte ich Dir nicht verboten", rief er, „diese mörderischen Uebungen ferner zu treiben, die eben so gefährlich als unnütz sind, gut für Müßiggänger und Landstreicher? Wozu bedürfen friedliche, rechtschaffene Arbeiter der Waffen? Verbieten nicht die Edikte des Königs, unseres Herrn, diese Zusammenkünfte? Ist es nicht seltsam, daß mein Sohn es wagt, trotz meines Verbots, die Gesetze zu verletzen?" — „Was liegt an den Gesetzen, wenn sie ungerecht sind! Haben nicht mein Großvater und meine Vorfahren den Gesetzen widerstanden? Haben sie nicht mit Ruhm den Degen gegen die Philister gezogen und gerufen: „Israel, heraus aus Deinen Zelten!" so rief Cavalier aus, indem er einen ausdrucksvollen Blick auf die Arbeiter warf, die er durch die Anwendung dieser Bibelstelle auf die alten Religionskriege zu begeistern hoffte.

Doch Alle beobachteten eine unbewegliche Haltung. Die Großmutter faltete die Hände erschrocken, als sie ihren Sohn so kühn sprechen hörte, während Madame Cavalier zitternd ihre trostlosen Blicke bald auf den Mann, bald auf den Sohn richtete.

Der Pächter, der allein ruhig während dieser Familienscene geblieben war, antwortete dem Sohn ernst: „Mein Sohn hat sich auf keine andere Autorität zu berufen, als auf die, welche Gott mir über ihn gegeben hat. Ich befehle .... er gehorcht. — Ich habe mit ihm zu reden, er erwarte mich in meinem Zimmer", fügte er mit gebieterischem Blick hinzu.

Bei aller seiner Keckheit wagte Jean Cavalier jetzt nicht, dem ehrfurchtgebietenden Blick seines Vaters zu trotzen: so viel Gewalt

*) Irrthümlich ist in der vorigen Nummer Fr. Soulié, statt Eug. Sue, als Verfasser dieser historischen Erzählung genannt worden.

hatten doch noch die Gewohnheiten seiner Jugend auf ihn; er stand auf und verließ den Tisch. Nachdem das Mahl in der tiefsten Verstimmung geendet und der Dank vom Pächter gesprochen war, ging dieser, seinen Sohn aufzusuchen.

Ehe wir hier weiter fortfahren, ist es an der Zeit, Einiges aus den früheren Lebensschicksalen des jungen Jean Cavalier, eines der Haupthelden dieser Geschichte, nachzuholen.

Er war geboren im Jahre 1680, in Ribaute, einem Dorfe der Diözese Alais, wo sein Vater eine Meierei besaß, die er später verließ, um sich in Saint-Andéol bei Mende niederzulassen. Jean hatte, wie sein Bruder Gabriel, erst die Heerden gehütet; dann, als er siebzehn Jahr alt war, hatte ihn einer seiner Onkel, ein reicher, kinderloser Bäcker, nach Anduze gerufen. Das Landleben hatte ihm nie gefallen: dazu war seine Phantasie zu lebhaft und feurig, sein Charakter zu kühn und munter. Obgleich im Schooß der frommen, strengen Familie erzogen, die wir eben skizzirt, hatte doch Jean weder den schwärmerischen Glauben seiner jüngeren Geschwister, noch den Puritanismus seines Vaters. Gewissenhaft in der Erfüllung der Religionspflichten, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, sich zu zerstreuen.

Zwei Jahre hatte er in Anduze zugebracht. Der tapfere, wohlgebildete, launige Cavalier ward bald der Held der Handwerker von Anduze. Gewisse Menschen besitzen von Natur ein Herrschertalent; dies zeigte sich bei Cavalier: er allein leitete die Spiele und Uebungen seiner Zunft. Ueberall that er es seinen Kameraden zuvor. Ein alter protestantischer Hauptmann, der alle Religionskriege des „großen Herzogs von Rohan", wie die Hugenotten sagten, mitgemacht, gab ihm sogar einige Lectionen im Fechten.

Ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß wurde für Cavalier's Leben sehr wichtig. Es war im Jahre 1699; die Edikte gegen die Reformirten, die bei ihrer Religion beharrten, wurden immer strenger. Ludwig XIV. gebot, Besatzungen in die Städte und Dörfer zu legen, wo der „Fanatismus" (so nannte man die reformirte Religion) am eingewurzeltsten sey. Der Flecken Anduze wurde zu diesen mitgerechnet; eine Compagnie Dragoner vom Regiment Saint-Sernin unter dem jungen Marquis von Florac nahm daselbst Quartier.

Es war am Johannis-Tage, einem der glänzendsten Feste Languedocs; Cavalier legte den Bäckerrock ab, zog seinen schönsten Rock an und begab sich zu dem alten Hugenotten-Hauptmann, der ihn im Fechten unterrichtete. Dieser gute Mann, der sich Dominique Pompidou nannte, hatte eine Tochter, die so schön war, daß man sie nicht anders als die „schöne Isabeau" nannte. Sie liebte Cavalier, und Cavalier liebte sie. Wir werden später mehr von dieser Liebe zu reden haben, die im Leben des jungen Cevennenbewohners eine bedeutende Rolle spielt.

Man zündete das Sankt-Johannisfeuer auf dem Platz von Anduze an. Cavalier sollte den Hauptmann und seine Tochter zu dieser Ceremonie führen. Die schöne Isabeau schenkte, ehe sie fortgingen, ihrem Geliebten einen hübschen Granatenzweig aus ihrem Garten, den Cavalier stolz an seinen Hut steckte. Bald kamen die Drei vor dem Freudenfeuer an.

Auch der Marquis von Florac, der Commandeur der Dragoner, war zugegen; er schien für die Reize der schönen Isabeau sehr empfänglich und ritt zwei oder drei Mal vor ihr vorüber, sie mit der herausforderndsten Aufmerksamkeit betrachtend, trotz des grauen Schnurrbarts des alten Hauptmanns, der sich vor Wuth in die Höhe zu richten schien, trotz der drohenden Blicke Cavalier's und der abweisenden Kälte der schönen Cevennerin. Endlich ließ Cavalier erbittert Isabeau's Arm fahren, kampirte sich stolz vor den Marquis hin und sagte ihm: „Herr Hauptmann, ich ...."

Aber Herr von Florac unterbrach ihn und sagte ihm mit Härte: — „Das Brod, das Dein Herr mir gestern für meine Dragoner geliefert, war schlecht; das morgende wird gewiß eben so schlecht seyn, weil Du, Tagedieb, statt beim Backofen zu bleiben, zum Feste kommst."

Bei aller Achtung und Furcht, welche die Dragoner einflößten, trotz dem Rang und dem Grad des Marquis, rief Cavalier, entrüstet, sich so vor der schönen Isabeau behandelt zu sehen: — „Hätte ich nur einen Degen und freies Feld, dieser Schimpf sollte nicht ungerächt bleiben." — „Was willst Du mit einem Degen machen, Bauer?" sagte Herr von Florac; „Du brauchst eine Schaufel, um das Brod in den Backofen zu schieben. Allons, leg Dein Wamms an und geh' zum Backofen zurück."

Auf diese neue Beschimpfung konnte sich der junge Bäcker nicht mehr halten; er zog den Degen des ehrlichen Pompidou und stürzte auf den Marquis zu; dieser winkte mehreren Dragonern, die sich genähert hatten, und sagte: „Verhaftet diesen Narren." Cavalier war stark; ein Kampf begann; seine Gefährten kamen ihm zu Hülfe; er entwischte den Soldaten und verließ noch dieselbe Nacht Anduze. Er begleitete einige Protestanten, die nach Genf auswanderten, und blieb 18 Monate in dieser Stadt. Hier machte er mit einem protestantischen Edelmann, Namens Dü Serre, Bekanntschaft, derselbe, welcher, wie oben erzählt worden, das Gewerbe eines Glasmachers im Schloß Mas-Arribas auf dem Gipfel des Berges Aygoal trieb.

Seltsame Gerüchte waren über diesen Edelmann verbreitet. Die Kunst, Glas zu verfertigen und zu färben, gehörte zu sehr in den Bereich der Chemie, die damals noch beim Haufen für eine geheime Wissenschaft galt, als daß nicht der Glasmacher, der mit seinen gentilhommes souffleurs*) sehr zurückgezogen lebte, von den schwachen Geistern der Alchimie, ja selbst der Magie beschuldigt würde. Die Katholiken hielten ihn also für einen Zauberer; viele Protestanten aus dem Volk dagegen sahen in ihm einen Mann, dem seine strenge Frömmigkeit die Gnade erworben, daß Gott sich ihm zuweilen offenbarte. Diesem übernatürlichen Verkehr schrieben sie das seltsame Licht zu, das dann und wann die Thürme Mas-Arribas erleuchtete.

Dü Serre kam unter dem Vorwand, sein Glas zu verkaufen, sehr oft nach Genf, ohne von Herrn de Bavillé, dem Intendanten von Languedoc, wegen seiner öfteren Ausflüge aus Frankreich beunruhigt zu werden. Cavalier's Vater hatte ihm oft Geld für seinen Sohn in Genf mitgegeben. Cavalier und Dü Serre schlossen bald Freundschaft. Der Letztere, der es verstanden, die Wachsamkeit und den Verdacht des Herrn von Bavillé zu täuschen, war einer der thätigsten Führer des protestantischen Bundes. Seit der Widerrufung des Edikts von Nantes schickte diese geheime Gesellschaft zu gewissen Zeiten des Jahres sechzehn Deputirte nach Toulouse, welche den Kalvinismus von Ober- und Nieder-Languedoc, von den Cevennen, vom Vivarais und dem Dauphiné repräsentiren und über die Interessen desselben konferiren sollten. In diesen Zusammenkünften wurde der erste Grund zu den sogenannten „Wüstenversammlungen" gelegt; hier beschlossen die unter den geachtetsten Protestanten erwählten Deputirten im Namen ihrer Brüder, „durch alle Mittel, die nicht zum offenen Aufstand führten, sich die Ausübung ihres Kultus zu bewahren, sich auf den Ruinen ihres Tempels am hellen Tage zum Gebet zu versammeln, Frankreich nicht zu verlassen und lieber den Märtyrertod zu erdulden, als ihrem Glauben zu entsagen."

Von der Widerrufung des Edikts von Nantes bis zum Frieden von Ryswick blieben die Kalvinisten in diesem Entschluß unerschütterlich, obgleich mehrere Geistliche, die trotz der Edikte gepredigt hatten, gehangen, gerädert oder verbrannt worden waren.

Seit 1700 aber waren diese Schlächtereien so häufig, es waren so viele Geistliche Opfer ihres Eifers geworden, daß der Bund beschloß, die Protestanten sollten sich von nun ab nur des Nachts versammeln, immer ohne Waffen, immer bereit, zu sterben, ohne sich zu vertheidigen.

Damals hatten sich Dü Serre und Cavalier in Genf getroffen. Jener erkannte bald in dem jungen Cevenner viel Muth, Energie, Geist, Stolz und vor Allem die Keime eines ungemessenen Ehrgeizes. Er benutzte seine Erfahrung, um Cavalier für seine Ideen zu bilden. Während der zwei Jahre, die er in Genf zubrachte, erwarb er sich, auf Dü Serre's Rath, einige mathematische Kenntnisse, beobachtete eifrig die Manöver der Milizen, lernte den Gebrauch der Waffen und besuchte oft die protestantischen Versammlungen. Cavalier's unternehmender Charakter erhitzte sich ganz besonders in diesen Gesprächen, wo das Loos der Kalvinisten und die Grausamkeit ihrer Verfolger mit den grellesten und schwärzesten Farben geschildert wurde. Er ward bald einer der thätigsten Mitglieder der Widerstandspartei (parti militant).*)

Einen echten religiösen Glauben hatte Cavalier nie gehabt. Seine Sitten waren, wenn auch nicht schlecht, doch nicht tadellos. Sobald er aus der Predigt kam, eilte er mit Hast zu weltlichen Freuden. Wenn er zuweilen in Genf katholische Edelleute traf, so ärgerte ihn mehr ihr Hochmuth, als ihr Glaube. Er haßte in ihnen mehr den Edelmann als den Papisten; er war nahe daran, die goldenen Sporen und die gestickten Schärpen dieser stolzen Stutzer zu beneiden, obgleich seine Glaubensgenossen diese Zierrathen als jämmerliche Eitelkeiten betrachteten.

Dü Serre sah ein, daß es unmöglich sey, Cavalier's Natur zu ändern, und er war so klug, ihn, wie er war, mit seinen Fehlern und Vorzügen hinzunehmen. Um seinen Eifer noch zu steigern, zeigte er ihm in der Reformation neben, ja vielleicht gar über dem religiösen Element auch ein politisches, die Güter, die Freiheit der Protestanten in gleicher Gefahr, wie ihr Gewissen. Er ließ ihn in der Zukunft eine sociale Revolution erblicken, die sich aus dem Prinzip der freien Prüfung entwickeln werde, welches das Wesen des Protestantismus ausmache; kurz, er zeigte ihm eine Zeit, wo nach Kalvin's Wunsch „die Könige den drei Ständen des Staats untergeben seyn würden, den drei Ständen, die aus den wahren Beschützern des Volks bestehen."

Man sieht, Dü Serre stellte auf diese Weise die Wünsche und Grundsätze der meisten Protestanten in einem ganz falschen Lichte dar, aber er hatte seine Gründe, so zu handeln.

Die Folge seiner Lehren war, daß Cavalier in jedem Katholiken den Typus des papistischen, liederlichen und despotischen Adels sah, während ein Protestant ihm der Typus des rechtschaffenen, arbeitsamen und unterdrückten dritten Standes ward. Kurz, Cavalier betrachtete einen Papisten in einem ähnlichen Lichte, wie der beschränkte Liberalismus des 19ten Jahrhunderts die Ultra-Royalisten.

Es ist noch nicht Zeit, die Pläne Dü Serre's zu enthüllen und besonders die seltsamen, schrecklichen Mittel, deren er sich zu bedienen gedachte. Von ihm allein hing das Eintreten gewisser fast wunderbarer Umstände ab, welche die Erhebung der bis dahin so unterwürfigen Cevennen-Bevölkerungen in Masse veranlassen konnten. Der Glasmacher wollte also Cavalier stets in seiner Hand haben, um ihn zu einem furchtbaren Insurgentenhaupt zu machen, sobald es an der Zeit sey, zu den Waffen zu greifen.

Nach einer freiwilligen Verbannung von zwei Jahren, da der Grund, welcher Cavalier zur Entfernung gezwungen, vergessen schien, bewog ihn Dü Serre zur Rückkehr nach Frankreich.

Der junge Cevenner und Dü Serre beriethen sich oft mit einigen Freunden, aber nur des Nachts und an abgelegenen Orten. Auf Dü Serre's Rath, der, ohne etwas von seinen Plänen merken zu lassen,

*) „Die Arbeiter, welche diese schöne Kunst treiben, sind Alle Edelleute, und sie nehmen Keinen darin auf, den sie nicht als solchen anerkennen. Sie haben schöne und große Privilegien für diese Kunst erhalten." (Art. De la Verrerie, 1667, Haudiguer de Blancourt.)

*) So nannte man die sehr kleine Minorität der Protestanten, die, wie zu Rohan's und Condé's Zeiten, ihre gerechten Forderungen mit den Waffen unterstützen wollten.

geneigt schien, an die Möglichkeit eines baldigen Aufstandes zu glauben, ging Cavalier öfters zu den jungen Leuten seines Alters und Standes. In Saint-Andéol, in Saol, in Pont du Montvert machte er sich durch seinen entschlossenen, munteren Charakter viel Freunde. Er organisirte ein Büchsenschießen, Ringkämpfe, Uebungen der Kraft und Geschicklichkeit; bald gewannen alle junge Leute der umliegenden Pfarren Cavalier lieb als einen lustigen, entschlossenen Burschen, der besonders ein Freund und Theilnehmer ihrer Vergnügungen war.

Obgleich die freundschaftliche Verbindung zwischen ihnen und Cavalier ursprünglich nur auf der Gemeinschaftlichkeit ihrer Vergnügungen beruhte, so wurde sie bald eine engere, und sein Einfluß auf seine Genossen stieg tagtäglich! So unbedeutend dieser Einfluß war, so war er doch da. Um ihn zu erlangen und festzuhalten, hatte der junge Cevenner Dü Serre's Rathschläge befolgt.

Cavalier liebte und verehrte seinen Vater, aber er kannte zu gut die Unbiegsamkeit seiner Grundsätze, um nicht stets vor ihm seine Verbindung mit dem Glasmacher und besonders die unbestimmten Hoffnungen, die er hegte, geheim zu halten. Auch hatte er sich bemüht, seinem Vater den Einfluß zu verbergen, den er auf die Jugend der Umgegend ausübte.

Es bestand ein großer Unterschied zwischen den Protestanten der Ebene oder der Flecken und den Hirten oder Holzhauern, die gewöhnlich auf den Bergen lebten. Diese Letzteren hatten, wahrscheinlich in Folge ihres wilden, beschaulichen Lebens, wo nicht mehr Glaube, so doch mehr religiöse Begeisterung als die Bewohner des platten Landes. Ephraim, der Förster des Aygoal-Waldes, hatte über diese eine unumschränkte Macht. Den Protestanten der Ebene, den Handwerkern der Flecken, die mehr civilisirt, mehr mit dem Volke vermischt lebten, war Ephräim zu puritanisch, zu schwärmerisch. Cavalier dagegen, der schön, jung, kühn und lustig war, der sie im Gebrauch der Waffen übte und die Seele ihrer ländlichen Spiele war, hatte ihr Vertrauen und ihre Liebe. So wäre also im Fall eines Aufstandes Ephraim das Haupt der protestantischen Bergbewohner und Cavalier das der Ebenenbewohner geworden.

Seitdem seine junge Phantasie mit ehrgeizigen Träumen erfüllt war, seitdem er sich für das abenteuerliche Leben der Bajol, Merle, Cyprien erhitzt hatte, jener Hugenottenführer, die in den Bürgerkriegen so tapfer an der Spitze der aufgestandenen Bevölkerung gekämpft, war Jean Cavalier das stille eintönige Landleben zuwider geworden.

Wir haben von seiner Liebe zu der Tochter eines alten Hugenottenhauptmanns erzählt. Nach seiner Flucht hatte er mit der schönen Isabeau fleißig korrespondirt. Sie warteten beide nur auf bessere Zeiten, um sich die Einwilligung ihrer Aeltern zu ihrer Verbindung zu erbitten. Nach Verlauf einiger Zeit hörte Isabeau plötzlich auf, ihrem Verlobten zu schreiben. Cavalier, den dieses Stillschweigen ängstigte, wäre vielleicht unbesonnen genug gewesen, nach Frankreich zurückzukehren, als Dü Serre nach Genf kam und ihm einen Brief von seiner Geliebten brachte. Sie kündigte ihm an, da sie mit ihrem Vater nach Rouergue reisen müsse, so könne sie ihm nur in langen Zwischenräumen schreiben, indeß habe sich Nichts geändert, und ihre Gefühle für ihn würden sich nie ändern. Der Schmerz Cavalier's war anfangs sehr heftig; doch allmälig gewöhnte er sich daran, ohne daß er Isabeau vergaß. Er hatte das Versprechen des Mädchens; von Zeit zu Zeit bekam er einen Brief von ihr voll der zärtlichsten Liebesversicherungen: er erwartete also mit Geduld das Ende seines Exils. (Fortsetzung folgt.)

A s i e n.

Das Vulgair-Arabische.

Der fruchtbare Orientalist M. Marcel in Paris hat kürzlich ein Werk beendigt, das eben so rühmlich für ihn als nützlich für das Publikum seyn wird. Es ist dies ein Arabisch-Französisches Wörterbuch, das nicht den Sprachschatz der Arabischen Schriften, sondern der vulgairen Dialekte, besonders derer in Nord-Afrika, zum Gegenstande hat. Das Werk, welches bald die Presse verlassen wird, heißt: Dictionnaire arabe français des dialectes vulgaires africains, c'est-à-dire de ceux d'Alger, de Tunis, de Maroc et d'Egypte. (Sein Arabischer Titel ist etwas verschieden; er ist nämlich: Der kleine Kamus*) über die Dialekte Aegyptens und der Barbaresken-Staaten.) Die Franzosen haben überhaupt viel, wenigstens mehr als andere Nationen, für das Vulgair-Arabische gethan, sowohl in Grammatik als Lexikon. Sie haben dabei ihre Muttersprache, nicht die Lateinische, wie es sonst bei orientalischen Werken üblich ist, zur Dolmetscherin genommen. Besonders bei fremden Sprachen, und namentlich bei der Arabischen (deren neuestes Lexikon noch von unserem Freytag in Lateinischer Sprache ist), war die vermittelnde Lateinische Sprache oft eine Quelle von Mißverständnissen. Berüchtigt ist in dieser Beziehung das 4 Folianten starke Arabische Lexikon von Giggeius geworden, dessen barbarisches Latein den Leser oft über den Sinn ungewiß läßt. Vollends bei dem Vulgair-Arabischen, das mehr für den Kaufmann, Reisenden und Geographen, als für den eigentlichen Philologen ist, muß man es als einen Vorzug betrachten, in einer lebenden Sprache die Bedeutungen der fremden vorgetragen zu sehen. Unter den vielen Französischen Bearbeitern dieses Dialektes ist Herr Marcel einer der fleißigsten. Schon während der Expedition in Aegypten unter Bonaparte, der er sich als Gelehrter angeschlossen hatte, gab er zu Kahira ein Französisch-Arabisches Wörterbuch heraus, welches die gebräuchlichsten Wörter enthält. Ein umfassenderes für die Dialekte Algier's, Tunis' und Marokko's zum Gebrauch der Französischen Truppen gab er im Augenblicke heraus, wo die Eroberung Algier's vorbereitet wurde: es erhielt den Beifall des Kriegs-Ministers und in demselben Jahre, 1830, eine zweite Auflage. 1837 erschien von ihm ein noch größeres von mehr als 40,000 Wörtern, worin auch noch der Dialekt Aegyptens aufgenommen wurde und welches das vollständigste Lexikon dieser Art ist. Zu diesem vor zwei Jahren erschienenen liefert der Verfasser jetzt den Arabisch-Französischen Theil von gleicher Stärke und, wie es scheint, mit noch mehr Vollkommenheit. Er verspricht, fast alle gebräuchlichste Phrasen, auch eine große Zahl von Sprüchwörtern zu geben und es so einzurichten, daß es sowohl für den Kaufmannsstand, als für den Gelehrten und Dilettanten, sowohl für den Europäer, als für den Araber nützlich sey. Bei den Verhältnissen Frankreichs zu Algier, bei seinem eingestandenen und uneingestandenen Antheil der Entwickelungen in Aegypten, und wahrscheinlich auch bald in West-Asien, können solche Bücher in der That viel zur Erweiterung freundschaftlicher Zustände beitragen, und es ist zu wünschen, daß die Hoffnung des Verfassers auf Theilnahme für dieses Werk von Seiten der Regierung nicht getäuscht werde.

*) Das größte Arabische Lexikon heißt nämlich Kamus, dessen Verfasser Firuzabady im 14ten Jahrhundert lebte. Wir halten diese Anmerkung besonders für eine Deutsche Zeitung nöthig, die vor kurzem in Berlin die Nachricht gab, daß in Kahira das Arabische Lexikon von dem berühmten Kamus gedruckt werde.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Könige und Maler in Spanien. Unter den berühmteren Spanischen Malern giebt es auch, wie aus Huard's Geschichte der Spanischen Malerschule hervorgeht, fünf gekrönte Häupter. Das Merkwürdigste dabei ist, daß als der ausgezeichnetste Genius unter ihnen Philipp II. genannt wird, von welchem mehrere werthvolle Gemälde vorhanden sind, namentlich ein im Eskurial unter kostbarem Rahmen aufbewahrter Sankt Joseph, der das Jesuskind betrachtet. Wer hätte dieser Individualität wohl ein künstlerisches Gemüth zugetraut! Der Name Philipp scheint jedoch in Spanien ein besonders günstiges Omen für die Kunst gewesen zu seyn, denn auch die vier anderen Herrscher, die nächst Philipp II. als Maler sich auszeichneten, haben diesen Namen geführt. Philipp I. wird als Wiederhersteller der Künste in Spanien überhaupt genannt, und Antonio Palomino macht mehrere seiner Werke namhaft. Von Philipp III. zeigt man in der Königl. Sammlung zu Madrid einige durch Geschmack und Eleganz sich bemerklich machende architektonische Zeichnungen. Philipp IV., ein Schüler von Velasquez, hat mehrere seines Lehrers würdige große Oelgemälde, namentlich eine Madonna und eine Magdalena in der Wüste, hinterlassen. Nicht minder endlich hat sich auch Philipp V., der Enkel Ludwig's XIV., durch artistische Fähigkeiten seinen Vorgängern gleiches Namens angeschlossen.

— Gewerbliches aus Böhmen. Böhmen, dieses an Natur- und Heilkräften so reiche Land, hat in der neueren Zeit auch große und wichtige Fortschritte auf der Bahn der Industrie und des Nationalreichthums gemacht. Prag bietet ein Bild lebendiger Regsamkeit des Handels sowohl als des Fabrikfleißes dar. Böhmens Krystallwaaren wetteifern an Zierlichkeit der Formen und an Farbenpracht mit den besten Erzeugnissen dieser Art, die irgendwo geliefert werden; nicht minder sind aber auch seine Tuchfabriken, seine Kattundruckereien und seine Leinen-Manufakturen im In- und Auslande berühmt. Daß in einem Lande, wie Böhmen, mit den Gewerben auch die Gewerbs-Wissenschaft, mit der Technik auch Technologie, Chemie und Mechanik eine immer größere Verbreitung erhalten, läßt sich zwar erwarten, doch sind wir erst in neuester Zeit über den Umfang dieser Verbreitung durch zwei sehr interessante Schriften, die von einem tüchtigen Gewerbskundigen Böhmens herrühren, belehrt worden. Herr Dr. K. J. Kreutzberg in Prag giebt in einer dieser Schriften eine vollständige Uebersicht von Böhmens Industrie, während er in der anderen unter dem allgemeinen Titel „Beiträge zur Kultur der Gewerbe" seine Ideen über die Nothwendigkeit einer gründlicheren, mehr wissenschaftlichen Berufsbildung der Gewerbtreibenden und über die Mittel, ihnen diese zu gewähren, mittheilt. Des Verfassers Vorschläge zur Erziehung und Bildung der Handwerker und Gewerbtreibenden in Lehranstalten, die dem Bedürfnisse, der Muße und der Fähigkeit derselben mehr entgegenkommen, als unsere gewöhnlichen Gewerbeschulen, sind gewiß sehr beherzigenswerth, und es würde uns freuen, auch die praktischen Resultate kennen zu lernen, die diese unbezweifelt in Böhmen zur Ausführung gekommenen Vorschläge gehabt haben. Seine Schrift hat der gelehrte Verfasser, der dadurch von der populären Tendenz derselben den besten Beweis liefert, der Tuchmacherzunft zu Reichenberg gewidmet, welcher er zuruft: „Möge es Ihrem Ehr- und Werthgefühle zusagen und von Ihnen freundlich aufgenommen werden, daß, wie sonst Druckschriften nur Männern oder Corporationen gewidmet zu werden pflegten, die durch Rang, Gelehrsamkeit oder Reichthum ausgezeichnet waren, ich mir es zur Ehre rechne, meine Achtung für Ihre gewerblichen Leistungen Ihnen durch die Widmung dieser Blätter bezeugen zu können." Angehängt sind der Schrift als Beilagen die Statuten und Einrichtungspläne der berühmtesten in Deutschland bestehenden Gewerbeschulen.

Hierbei Titelblatt und Inhalt des vorigen Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 8. Januar 1840.

Italien.

Platz Navona in Rom.

Aus den Mittheilungen eines Deutschen.

Es ist ein Platz in Rom, der größten einer und der prächtigsten, im Anfang unserer neugenannten Zeit, in welcher die Kunst schnell alt geworden war, mit vieler Vorliebe gehegt und ausgeziert, 780 Fr. Fuß lang und 160 breit, reich an hervorragenden Bauwerken und noch heute wenigstens ein Mittelpunkt des gemeinen Lebens, der Platz Navona. Sichtlich umschreibt dieser Platz die Lage eines alten Cirkus. Auf Fundamenten der klassischen Zeit ruhen die Gebäude, welche ihn umgeben, wie denn gar häufig die im neuen Rom eigensinnig in Bogenlinien geführten Façaden die Form der untergegangenen Monumente, auf deren Ueberresten sie errichtet sind, verrathen. Die beiden langen Seiten unseres Platzes laufen an dem einen Ende gekrümmt gegen einander und machen einen halbkreisförmigen Schluß. Dies Ganze war einstmals von dem Unterbau (Podium) eingenommen, auf welchem die Sitzreihen für die Zuschauer des Rennspiels sich in Terrassen und Logen (cubicula) erhoben. Am anderen Ende des Platzes, da, wo der gewaltige Palast Braschi die eine Seite des in seinen Winkeln abgestumpften Dreiecks, welches ihm den Grundriß bildet, hereinschiebt, waren offenbar die Carceres gelegen, die künstlich geordneten Schranken, von welchen die Rennwagen gleichzeitig ihren Auslauf nahmen. Hier mag die Mündung einer Straße, welche den Palast Braschi von dem Palaste Lancilotti trennt, gar wohl an das Thor erinnern, durch welches der Triumphator mit seinem Pomp eintrat, um die Rennbahn zu durchziehen. Und wenn man von hier aus, die gekrümmte Seite des Platzes im Auge, an der Reihe einander folgender Springbrunnen entlang blickt, deren größter mit einem hohen Obelisk geschmückt ist, so erheischt es keinen unerschwinglichen Aufwand von Phantasie, um sich die Spina mit ihren Zielpfeilern an jedem Ende und ihren übrigen Zierrathen vorzustellen. Auf diesem Platze hält die heutige Stadt, in deren Mitte er gelegen ist, an jedem Mittwoch ihren Wochenmarkt. Es ist ja unmöglich, und auch dieses Beispiel wieder lehrt es, in Rom nicht überall das Neue mit dem Alten zu vergleichen. In wie vielen Zügen immer man die Spuren der Abkunft zu erhaschen glaube, doch ist die Umwandlung des Volksgeists ungeheuer, ein riesengroßes zermalmendes Gericht. Das Volk, das über Freiheiten furchtbar rechtete, Gesetze annahm und verwarf, ist nun mit seinem öffentlichen Leben in die Café's geflüchtet und nimmt an Weltgeschicken keinen anderen Antheil, als den ihm eine hungerbleiche Zeitung gönnt, und schaut scheu um, wenn etwa über das eigene Geschick ein halbes Wort entschlüpft ist, ob auch Niemand solches eingefangen habe. Die Stätte, wo der Richter offen Recht sprach, wo der Redner die Geister entzündete und das Urtheil bestach, wo die Menge sich berieth und tauschte und verkehrte mit ihrem mannigfaltigen Gewerb und Eigennutz, das Forum ist, o bitterer Hohn des Zufalls! den Seilern überlassen, die da täglich Stricke drehen, den Bauerwagen und dem Vieh, Campo Vaccino, und etwa, weil auf hohem Damme, der den ehrwürdigen Grund kläglich begräbt, ein Baumgang hinschleicht, einsamen Spaziergängern und Liebhabern grasbewachsener Ruinen. Der Markt aber, der sonst an das Forum gebunden war, ist in die ehemalige Rennbahn verwiesen, damit das Volk, das nicht mehr kämpft um Preise, um Preise wenigstens dort feilsche.

Die Rennbahn, welche jetzt der Platz Navona einnimmt, hieß vor Zeiten Circus Agonalis. Warum sie diesen Namen trug, weiß man so wenig, als man den Erbauer kennt. Schon klassische Autoren haben gewetteifert, ihn durch spitzfindige Etymologieen zu erklären, denn die alten Sprachgrübler sind fast noch närrischer gewesen als die heutigen. Diese indeß, um jenen nichts nachzugeben, haben sich um den jetzigen Namen des Platzes viel Sorge gemacht. So viel ist gewiß, daß man im Mittelalter den Platz In agone nannte, daraus denn leicht Nagone wurde und aus diesem wieder Navone, wobei doch wenigstens sich an ein Schiff und an die Aehnlichkeit des Platzes mit dem Bau eines solchen denken ließ. Das Volk liebt, sich die Namen mundrecht zu machen und zugleich einen Sinn hineinzutragen. So ist das Kapitolium, das ungenießbare Heiligthum, zum ehrsamen Campidoglio worden. Genug, im J. 1477 pflanzte man den Römischen Gemüse- und Fettmarkt sammt allerhand Trödel auf den Schauplatz der alten Wettrennen. Vor dieser Zeit war der Markt auf dem Kapitole selbst gewesen und erstreckte sich von der Höhe der Kirche Araceli bis in die Ebene hinab. Der Mann, der die große Veränderung bewirkte, hieß Rohan Guillaume d'Estouteville, war Kardinal und damals Kämmerling der Römischen Kirche geworden. Er gab gar weise Marktgesetze, um Unordnung und Betrügerei zu verhüten. Die Landleute, also wird verordnet, welche Hühner und anderes Geflügel, Eier, Aepfel, Birnen, Trauben, Nüsse, Feigen, Kastanien, Zwiebeln, Grünzeug, Hülsenfrüchte und sonstiges Gartengewächse zu Markte bringen, sollen getrennt sitzen von den städtischen Verkäufern, den Pullarolen (Viehhändlern), Fruttarolen (Obsthändlern) und Pizzicarolen (Fettwaarenhändlern); und zwischen beiden Klassen sollen die Schneider, Schuster, Pelzhändler und andere Krämer ihren Platz haben. Dies soll geschehen, damit die Wiederverkäufer nicht den Bürgern die Waare vorwegnehmen, sondern Jedermann kaufen könne, wo er wolle. Um das Bild des alten Marktes zu vervollständigen, muß man die Verkäufer gebrauchten Hausrathes, alten Eisens und abgenutzter Bücher, die Charlatane, die Geschichtenerzähler und den lärmenden Schwarm der Facchini noch hinzufügen. Von diesem bunten Gewühl ist manche ergötzliche Schilderung durch die komischen Gedichte im Römischen Volksdialekt uns erhalten; Proben giebt davon der geschwätzige Cancellieri in seiner Beschreibung des Mercato, der wir die hier mitgetheilten Notizen verdanken, und Einiges, wie die Verse des Camillo Peresio und des Giuseppe Berneri, hat Aufnahme in den Anthologieen Italiänischer Poesie gefunden.

So hatten nun mehr denn hundertundsiebzig Jahre hindurch jeglichen Mittwoch, den Gott unfestlich werden ließ, die guten Leute Speck und Gelehrsamkeit, Zunder und Mäusegift, Universalpillen und Lumpen feilgeboten, hatten gelärmt und handthiert, gezankt und gelacht, Lammrippen und abgestandene Fische in Oel gesotten, Kastanien gebraten und Aepfel geschmort, großen Rauch und größeren Wind gemacht, Kessel ausgeklopft und gute Namen zerpflückt und einander belogen und betrogen, kurz, ihren Wandel gehabt, nach dem es der Welt Brauch ist, und hatten nicht anders gewußt, als daß es so wär' und auch so seyn müßt' bis ans Ende der Welt, als plötzlich, wie aus heiterem Himmel ein Donnerschlag, dem 10ten Innocenz der Einfall kam, sich's auf dem alten Platz, den sich das Volk ersjährt hatte, heimisch und bequem zu machen, eine herrliche Fontaine mitten hinein zu bauen und das Gesindel mit einander, Juden und Christen allzumal, zum Tempel hinauszujagen. Es hatte aber damit folgende Bewandniß. Links an dem Platze — doch wir bitten unsere Freunde, sich noch einmal auf der schmalen geraden Seite, gleich an der Ecke des Palastes Braschi, aufzustellen und nun den Platz hinab geradeaus zu schauen; die lange Seite, welche jetzt zur Rechten liegt, mit dem Spanischen S. Jacob, der fast ein Gothisches Gesicht macht, und all' den Häusern der Spanischen Nation, die bald ein- und bald ausspringen, betrachten wir für diesmal nicht; in der Mitte der langen Seite aber, die wir uns zur Linken sehen, bemerken wir die Kirche der heiligen Agnes, die mit einer Kuppel und zwei Glockenthürmen und mit Säulen und verkröpftem Simswerk und mit aller Schnörkelpracht prangt, welche dazumal das üppige und verwegene Talent Borromini's ersann, dem es niemals an eben so feinen und geistreichen als tollen und abgeschmackten Einfällen gefehlt hat. Zwischen uns und dieser Kirche nun liegt ein Palast, prächtig genug, doch nicht allzu lobenswerth gebaut, seit langen Zeiten im Besitz des Hauses Pamfili. Aus dem Hause Pamfili stammte der Kardinal Giovan Battista, der am 4. Oktober des Jahres 1644 mit der dreifachen Krone gekrönt wurde und sich als der Zehnte den Namen Innocenz beilegte. Nachdem dieser Papst, der die Pracht liebte und am Bauen seine Freude fand, den alten Palast seiner Familie nach Möglichkeit verschönert hatte, war er darauf bedacht, auch dem Navona-Platz die gleiche Gunst zu erweisen, und dazu wollte er die größte Fontaine desselben mit einem Obelisk von 72 Palm Höhe schmücken, den einst der Kaiser Caracalla nach Rom gebracht und den man kürzlich bei dem berühmten Grabmal der Cäcilia Metella aufgefunden hatte. Diese Arbeit wurde dem Bernini, den der Papst anfangs nicht leiden mochte, in Folge einer List des Prinzen Ludovisi übertragen; denn ein Modell, von Bernini gefertigt, wußte der Prinz, sein Gönner, also aufzustellen, daß Innocenz nach Tisch es sehen mußte, der dann, ganz entzückt davon, in diese Worte ausbrach: „Ein Streich vom Prinzen Ludovisis! Ich merke jedoch, daß man den Bernini, auch wider Willen, wohl brauchen muß." Und augenblicklich wurde die genaue Ausführung des Entwurfes befohlen. Bernini machte demnach einen gewaltigen Felsen, der wie von Thoren durchbrochen ist, und eine schöne Palme dabei, nebst vielerlei Gethier und vier kolossalen Flußgöttern, Donau, Nil,

Ganges und La Plata, als Symbole der vier Erdtheile. Die eine von diesen Gestalten, welche den Nil bedeutet, ist vorgestellt, indem sie ihr Haupt verhüllt; Spottvögel sagten dazumal, um nicht gegenüber die schlechte Façade von S. Agnes anzublicken. Der Papst war äußerst ungeduldig, die Fontaine fertig zu haben, und als der Meister ihn endlich das vollendete, aber noch unenthüllte Monument besehen ließ, konnte er des Vergnügens und des Lobes kein Ende finden, fügte aber, indem er sich zum Gehen wendete, hinzu: „Dies ist eine Fontaine ohne Wasser. Wann wird man die Röhren können springen lassen?“ Bernini, der ein großer Hofmann war und Alles wohl bedacht und vorbereitet hatte, versetzte geschmeidig: „Der Schlüssel dazu liegt in Ew. Heiligkeit Händen.“ Und in demselben Augenblicke vernahm man ein gewaltiges Brausen und Rauschen. Der Papst kehrte sich schnell um und sah die reichen und mannigfach vertheilten Wasserstrahlen in all' ihrer Pracht entfaltet. Da sagte er: „Bernini, Ihr habt durch diese Ueberraschung zehn Jahre meinem Leben zugesetzt.“

Oben auf den Felsen, an dessen Ecken die vier Flußgötter thronen, stellte Bernini den Obelisk. Bei dessen Aufrichtung gab es wieder ein Geschichtchen. Bei Todesstrafe war verboten, einen Laut vernehmen zu lassen. Die Taue aber, in welchen die schwere Säule noch schwebte, schienen auf einmal unbeweglich und waren überdies, vermöge der Reibung, nahe daran, in Brand zu gerathen. In diesem bangen Augenblick, in welchem Bernini selber rathlos dastand, war es nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, ein Wasserträger, der, vorübergehend, zufällig Acqua schrie; vielmehr ein Schiffs-Capitain, Namens Bresca von S. Remo, der nahe stand, faßte ein Herz und rief, der angedrohten Todesstrafe uneingedenk: „Wasser auf die Seile!“ Der übrigens strenge und unerbittliche Innocenz entschied diesen Fall nach dem Geiste des Gesetzes, nicht nach dem Buchstaben, und bot dem Capitain statt der Strafe Belohnung an. Der Mann erbat für sich und seine Nachkommen das Privilegium, alljährlich am Palmsonntag zur Päpstlichen Kapelle die Palmen zu liefern, denn dazumal wuchsen in der Gegend von S. Remo in Menge und besonderer Schönheit diese edlen Bäume.

Der Platz schien nunmehr mit seinen Palästen und der genannten und den übrigen drei Fontainen zu sehr ein Prachtstück, um ihn nicht vom Unrath und Tumult des Marktes zu säubern, zu sehr ein Zubehör des Hof-Palastes, um nicht die Niedrigkeit und Bedürftigkeit der Alltagswelt hinwegzubannen. Bald aber kehrte das Volk zur alten Gewohnheit zurück. Und heutiges Tages noch, so wie vor drittehalb hundert Jahren, sind auf dem Platz Navona Bücher und Speck, alt Eisen und Lumpen feil, noch heute hämmern in den Läden am unteren gekrümmten Ende Kupferschmiede und Zeugschmiede, und Flickschuster ziehen mit sinnenden Mienen bedächtig ihren Draht. Noch heute häuft der Mittwoch-Markt auf untergebreiteten Matten Gebirge von Broccoli und Bologneser Kohl, thürmt auf langen Bänken Pyramiden auf von rothsäftigen Pomodoren, gelben und rothen Wurzeln mit ihrem Laub, Rettigen und süßen Zwiebeln, die zu sehen eine Lust ist, speichert Säcke auf Säcke, gefüllt mit Waizen und Reis und massiven Bohnen oder Linsen und Erbsen, drängt Bottig an Bottig und Korb an Korb, die, je nach der Jahreszeit, von vollkommenen Früchten, von Erdbeeren, Feigen, Trauben, Birnen, duftenden Citronen und Cedro-Limonen, Granatäpfeln und Apfelsinen strotzen, und keucht unter der Last der Gurken, Kürbisse und Melonen. Noch heute wirbelt der Rauch und werden Fische in Oel gesotten und Aepfel geschmoret und Kastanien gebraten. Und noch heute schreien und lärmen, zanken und lachen, feilschen und kaufen, lügen und trügen sie und haben ihren Wandel nach der Welt Brauch. Nur mag ein wenig Diebstahl mehr seither hinzugekommen seyn. So sieht es aus auf Platz Navona. Wer sollte denken, all' dies bunte Gewühl überschauend, daß dieselbe Fläche bald nichts als einen Wasserspiegel bieten werde, aus dem die Schalen der Fontainen mit all' ihrem Bildwerk wie Inseln emporragen, und dieses nicht etwa, weil, wie wohl im nassen November geschieht, ein Gewitterregen durch die überschwellenden Brunnen den Platz bewässert hätte, Kohl und Rüben, Körbe und Butten durch einander stürzend, sondern recht im heißen, trockenen Sommer, und nur, weil dieses, wie es zu der Väter Zeit gewesen, durch einen Glücksfall so noch heut im Brauche ist. In Bezug auf dies Ereigniß rathen die Bernerischen Terzinen, da, wo die Mittel, Liebe zu machen, gelehrt werden, dem Jünger unter Anderem:

„Du mußt gehen
Nach Platz Navona Sonntags im August.
Da wirst Du Volk in Meng' umringen sehen
Ein Ding, sie heißen's einen See; allein
Ein Tümpel ist's, die Wahrheit zu gestehen.
Wie um den Sumpfrand sich die Frösche reihn,
So um die Pfütze sie. Horch, wie die Laffen
Vor Lachen kreischen und sich heiser schrein!
Was ist der Spaß? Das Wasser anzugaffen
Und die Karossen, die drin kreisend spritzen,
Mißglück's 'nem Pferd, das fällt, sich aufzuraffen:
Da wird kein Schaden vor dem Spott beschützen,
Dem Hohngezisch, das die Gefahr noch steigert.
In keiner Kutsch', um Gold, da möcht' ich sitzen.

J — n.

Frankreich.

Der Aufruhr in den Cevennen.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erfuhr er durch einen Brief Isabeau's, sie müsse Rouergue verlassen, um ihrem Vater nach Guyenne zu folgen; vor Ende des Jahres müsse sie in Anduze zurück seyn. Wäre Cavalier nicht so beweglich und leichtsinnig gewesen, hätte nicht das Wenige, was ihm Dü Serre anvertraute, seine Gedanken beschäftigt, so hätte er gemerkt, daß seine Familie, seine Freunde nie ohne eine gewisse Verlegenheit auf seine Fragen über die schöne Isabeau antworteten. Die Stunde einer großen Entdeckung war noch nicht erschienen.

Seit einiger Zeit beobachtete Jérôme Cavalier sorgfältig das Betragen seines Sohnes; er durchschaute zwar nicht sein Verhältniß zu Dü Serre, aber an dem Schwung, den zuweilen seine Ideen hatten, an seinem kühneren Auftreten und an dem Widerwillen, den er täglich mehr gegen die ländlichen Arbeiten zeigte, merkte der Pächter, daß er im Begriff sey, einen gefährlichen Weg zu betreten. Die Art, wie er bei dem oben beschriebenen Abendessen von der Theilnahme seiner Vorfahren an den Bürgerkriegen sprach, bestärkte seinen Verdacht. Die Umstände wurden immer bedenklicher, die Verfolgung, die das arme Land drückte, immer härter. Man kündigte die Ankunft des Erzpriesters der Cevennen an, des Abbé dü Chayla, an der Spitze einer furchtbaren Macht. Dieser Priester durchreiste Languedoc: ein schrecklicher Ruf ging ihm voraus. Er ließ die Edikte, welche die gegen die Rückfälligen verhängte Strafe auf alle Protestanten ausdehnte, unbarmherzig ausführen. Die Letzteren jedoch blieben nach wie vor ruhig und resignirt; die verbannten Pastoren empfahlen ihnen besonders diese stumme Ruhe der Märtyrer. Wenn es Zeit seyn werde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, werde es Gott seinem Volk durch den Mund seiner Propheten mittheilen. Dieser Tag konnte zwar nicht kommen, aber Jérôme fürchtete, wie viele Protestanten, irgend ein unvorsichtiges Wort möchte die langverhaltene Unzufriedenheit zum Ausbruch bringen. Er wußte aus Erfahrung, daß jeder Empörungsversuch das Signal zur gänzlichen Ausrottung der Languedocschen Protestanten seyn würde.

Lange überlegte er, was er zu thun habe, um seinen Sohn dem Müßiggang zu entreißen, ihn an ein thätiges Leben zu gewöhnen und von jeder gefährlichen Versuchung zu entfernen. Er beschloß, ihn zu verheirathen. Er warf seine Augen auf die Tochter eines reichen Pächters in Mende, machte einen Antrag und bekam eine bejahende Antwort. Alles war zwischen den beiden Familien abgemacht, während Jean noch keine Ahnung davon hatte. Gewohnt, seinen unbeugsamen Willen überall durchzusetzen, zweifelte der alte Protestant nicht, daß sein Sohn ihm gehorchen werde. Er machte sich zwar auf einige Schwierigkeiten wegen Isabeau's gefaßt, doch er kannte ein sicheres Mittel, dieses Hinderniß zu beseitigen.

Zu dieser wichtigen Mittheilung also trat der Pächter mit strenger, unzufriedener Miene in das Zimmer, wo sein Sohn ihn erwartete. Der Protestant setzte sich; Jean blieb vor seinem Vater stehen; seine Miene war zugleich ehrfurchtsvoll und unruhig. — „Mein Sohn hat mir eben bei Tische geantwortet, wie es einem gehorsamen Kinde nicht ziemt“, sagte der Greis mit ernster Stimme.

Cavalier bemerkte nicht ohne Erschütterung, daß sein Vater in der dritten Person zu ihm spreche, was er nur bei feierlichen Gelegenheiten that, daher antwortete er ihm auch mit Ehrerbietung: „Verzeihung, mein Vater, ich bereue es.“ — „Das ist gut. Nie spreche mein Sohn mehr närrische Worte vor unseren Arbeitern und dem Gesinde. An uns ist es, ihnen das Beispiel der Unterwerfung unter die Gesetze, unter den Willen des Königs, unseres Herrn, zu geben.“ — „Unseres Herrn!“ wiederholte Jean mit stolzer Ungeduld. Der Pächter warf einen strengen Blick auf seinen Sohn und sagte: — „Der Hochmuth meines Sohnes ist groß; aber er wird sich beugen müssen ....“ — „Was wollen Sie sagen, mein Vater?“. Der Greis fuhr fort, ohne daß er diese Frage gehört zu haben schien. — „Ich werde mit Kraft die Macht ausüben, die der Herr den Vätern über ihre Kinder giebt, um meinen Sohn dem gefährlichen Weg, auf dem er wandelt, zu entreißen.“ Es war eine so kalte, so entschlossene Ruhe in dem Ton des Greises, daß Jean von dieser Einleitung, in der sich der väterliche Wille in seinem ganzen majestätischen Despotismus aussprach, eben so verletzt als erschreckt ward. — „Ich weiß nicht, von welcher Gefahr Sie reden, mein Vater“, erwiederte er mit einem etwas weniger demüthigen Ton. Aber der Greis fuhr fort, ohne auf Jean's Worte zu achten: — „Seit er von Genf zurück ist, beschäftigt sich mein Sohn mit Eitelkeiten. Ich hatte ihm die Aufsicht über meine Felder anvertraut, er hat sich nicht darum bekümmert. Er läuft nach Zerstreuungen, er verbringt seine Tage in Müßiggang, er schämt sich, scheint es, unseres arbeitsamen Lebens; der Hochmuth, der Hochmuth, der ihn verderben würde, wenn sein Vater nicht mit strengem Blick über ihn wachte, beherrscht ihn: er empört sich gegen den Gedanken, einen König, einen Herrn zu haben; das ist sehr böse. Der, welcher heute die Macht seines Souverains leugnet, wird morgen die Autorität seines Vaters nicht anerkennen, und dann die seines Gottes ....“ — „Können Sie das glauben? habe ich es Ihnen je an Ehrfurcht fehlen lassen, mein Vater?“ — „Mein Sohn kann mir es nicht an Ehrfurcht fehlen lassen; aber es ist nicht genug, daß er ehrfurchtsvoll sey, er muß auch den Seinigen, seinem Lande nützlich seyn; er muß arbeiten, er muß, wie ich, mühsam das Land in der Hitze des Tages bebauen, um den Abend ruhig und zufrieden, an der Thür seines Hauses, umgeben von seiner Familie, ausruhen zu können.“ — „Ich achte die ländliche Arbeit, mein Vater, aber man kann auf mehr als Eine Weise seinem Lande dienen; ich habe in Genf studirt und ....“ — „Mein Sohn hat in Genf Nichts gelernt, und hätte er auch viele Wissenschaft gelernt, so weiß er, daß er weder Advokat, noch Arzt, noch Notar, noch Schreiber, noch Prokurator, noch Kaufmann werden kann. Er weiß, daß er kein öffentliches Amt bekleiden kann; die Edikte des Königs verbieten es.“ — „Und eben diese schändlichen Edikte empören mich!“ rief Cavalier heftig aus. „Warum diese schmachvolle Ausschließung? Warum sind wir ein Volk von Unterdrückten mitten unter einem

Volk von Unterdrückern? Mit welchem Recht erklärt man uns außerhalb des Gesetzes?" — „Und mit welchem Recht willst Du Dich dem Märtyrerthum entziehen, wenn Gott es Dir auflegt? Und was ist das Heute neben der Ewigkeit? Und was ist eine vorübergehende Unterdrückung gegen eine ewige Vergeltung?" fragte der Greis mit warmem Unwillen. — „Aber die Ungerechtigkeit!" — „Ich streite nicht mit meinem Sohn", sagte der Pächter mit abweisender Handbewegung; ich befehle ihm nur. Er wird also seinem Vaterlande dienen, wie ich ihm gedient habe; er wird Landmann seyn, wie ich es bin. Ich habe mein Theil Arbeit verrichtet, ich bin alt, ich bedarf der Ruhe. Er ist jung, stark; er nehme meinen Platz am Pfluge ein und setze die Furche fort, die ich angefangen habe. Wenn Gott ihn segnet, wie er mich gesegnet hat, wird ihn sein Sohn eines Tages wieder ersetzen. Vom Johannistage ab wird mein Sohn diese Pacht unter meiner Aufsicht bewirthschaften; da er das Alter hat, um eine Lebensgefährtin zu nehmen, so wird er die älteste Tochter des Antoine Alais von Mende heirathen. Alles ist zwischen mir und Antoine abgemacht. Ich habe meine Frau davon unterrichtet. Morgen wird mein Sohn mich nach Mende begleiten." (Schluß folgt.)

England.

Die Engländer in Frankreich.

(Nach dem Metropolitan.)

Unsere Ausflüge nach dem Kontinent, unsere freiwilligen oder gezwungenen Niederlassungen auf demselben, sind zwar durch die Weltereignisse von 1814 und 15 vermehrt, aber keineswegs erst durch dieselben hervorgerufen worden. Unser Geschmack am Wandern, unsere lokomotiven Neigungen reichen weit höher hinauf; wir finden dafür authentische Urkunden in den ältesten Archiven unserer National-Literatur. Ralph im Hudibras ruft schon aus: „Sind wir denn mit Flügeln auf die Welt gekommen, oder mit Schwimmhäuten, daß wir unaufhörlich wie Vögel umherfliegen, oder wie Fische umherschwimmen!" Also schon unter Karl II. waren wir Nomaden; doch erst in unseren Tagen ist die Reiselust zur Wuth geworden. Aus statistischen Notizen ergiebt sich, daß die Zahl der Touristen und Auswanderer mit jedem Jahre wächst, daß nicht nur minder Beglückte aus dem niederen Stande sich vom vaterländischen Boden losreißen, sondern selbst hochgestellte Personen ihr Glück und ihre Bildung ins Ausland tragen. Diese Erscheinung muß bald die Blicke des Staatsmannes auf sich ziehen; bis aber die Frage tiefer untersucht wird, wollen wir einige Züge aus dem Bilde des auswärtigen Englands, gleichsam zu Materialien für die Untersuchung, vorführen.

Frankreich bot von jeher alle Bedingungen dar, sich zum Debüt und zum Mittelpunkt der Englischen Reisen zu machen. Aehnlichkeit der Gebräuche, der Sitten, der Bildung ja selbst die Rivalitäten, welche dem Austausch der Bedürfnisse und der Meinungen einen eigenen Reiz geben, mußten den Geschmack der Engländer auf ein Land lenken, welches ohnehin vor ihrer Thür liegt. Addison und Steele klagten zu ihrer Zeit ihre jungen Landsleute an, daß sie die Reise nach Frankreich nur deshalb unternähmen, um bei dem berühmten Marcel Tanz-Unterricht zu nehmen; die Franzosen sind auch jetzt noch geschickte Tanzmeister, aber nicht deshalb schwärmen wir so zahlreich in ihrem Lande umher.

Es sind wenig Stellen in Frankreich, die nicht seit 20 Jahren von den unermüdlichen Karavanen unserer Touristen nach allen Richtungen durchsucht worden wären, und zwar so genau, daß unsere Reisende dem Franzosen auf seinem eigenen Territorium zum Wegweiser dienen können. Denn man weiß, daß es zu den Seltsamkeiten unserer Nachbarn gehört, über die physische Lage ihres Vaterlandes unwissend zu bleiben. „Kein Franzose", ruft Walter Scott mit Indignation in einem Schreiben an seinen Schwiegersohn aus, „kennt Peronne! Ich wandte mich hier (in Paris) an mehrere Gebildete und sonst Wohlunterrichtete um Nachweisungen über diese Stadt, aber vergebens!" Mehrere Städte Frankreichs nennt man schon Ville Anglaise wegen der Menge Engländer, die sich dort niedergelassen oder beständig durchreisen. Calais, Boulogne, Dieppe, Tours, Bordeaux haben ihre Bevölkerung seit wenigen Jahren durch diese adoptirten Einwohner stark vermehrt. Diese Niederlassungen werden oft durch ganz geringfügige Ursachen bedingt, wie z. B. bekannt ist, daß viele Engländer in Avranches ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, weil sie die Fischerei leidenschaftlich lieben und ihre Leidenschaft dort leicht befriedigen können. Oft ist es ein Denkmal, eine Erinnerung, eine Aussicht, welche einen Engländer der Gegend zuführt, der nach und nach andere Landsleute um sich sammelt.

Die Engländer in der Provinz gleichen in vielen Dingen der Bürgerklasse der Französischen Departements, ohne jedoch jene Kleinigkeitskrämerei, jenes lästige Nachspüren zu haben, welches gewöhnlich den größten Theil der Annehmlichkeit des häuslichen Lebens aufhebt, und welches den Aufenthalt in der Provinz verleidet, oft gefährlich macht. Der Triumph unseres Charakters und unserer Sitten ist überhaupt im Innern unseres Bürgerthums; keine Nation macht uns den Vorrang streitig, mit dem wir in dem bescheidenen Rahmen des Mittelstandes unsere Familienbilder darstellen. Unsere Uebertreibungen, unsere Ziererelen, unsere lächerliche Grillen sind nur bei der Aristokratie des Müßigganges zu suchen, die Mittelklasse ist wahr, einfach und vorsichtig in Erfüllung der häuslichen Pflichten, wie es kein anderes Volk ist. Wir benutzen alle Vortheile einer Art von Privatreligion, die nur wir allein aufs praktische Leben zu übertragen wissen; es ist die gewissenhafte Bestrebung, gegenseitige Verbindlichkeiten zu erfüllen, die sittlichen Obliegenheiten zu achten. Dieses ist, wenn man so sagen darf, die Liturgie unseres Heerdes, das Patriarchat unserer Familie.

Unter solchen Umständen, kann der größte Theil der Englischen Familien in Frankreich den Eingebornen zum Muster dienen. Man hat ihnen vorgeworfen, daß sie dort keinen Theil an der Gesellschaft nehmen, daß sie abgesondert, mürrisch und antisocial leben, aber man vergißt, daß viele der Oekonomie wegen, der Nothwendigkeit wegen, ihre Ausgaben in Frankreich mit den Einkünften aus England auszugleichen sich in den Provinzen aufhalten und sie daher den Aufwand für den Luxus der Bälle, der Präfektur u. dgl. nicht machen dürfen, wenn nicht der vornehmste Theil ihres Zweckes bei der Emigration zu Grunde gehen soll. Wenn sie nur unter sich, fern von dem Französischen Treiben mitten in Frankreich leben, so geschieht das nicht, weil sie die fremden Gewohnheiten verachten, oder weil sie abstoßender Natur sind, sondern weil sie vorsichtig, bieder sind und nicht mit Leichtsinn sich in den Strudel des modernen Wohllebens werfen, um später mit einer Schlechtigkeit oder mit häuslichem Ruin zu enden. Dagegen giebt es wenig Städte, in denen Engländer gewohnt haben, die nicht ein Andenken an ihre Freigebigkeit und ihr Wohlwollen bewahren; findet man ihre Namen nicht auf den Listen der Subscriptions-Bälle, so findet man sie doch in den Archiven der wohlthätigen Anstalten immer.

Versailles hat verhältnißmäßig die meisten Engländer. Von 1815 — 18 ließen sich mehr als 3000 dort nieder. Diese Stadt kann als die Vermittlerin zwischen Paris und der Provinz betrachtet werden, sie wird daher von dem wohlhabenden Mittelstand der Hauptstadt vorgezogen. Ihre breiten, von reiner Landluft erfüllten Straßen, die Schönheit der Umgebung und endlich die Bauart der Häuser tragen viel dazu bei, anständige Fremde hinzuziehen. Die Bauart nämlich war seit Ludwig XIV. nur für Könige und Prinzen eingerichtet; es sind weniger Häuser als Paläste, und diese Paläste stehen seit der Revolution leer: für eine geringe Miethe kann man in einem Hotel wie ein Fürst wohnen. Unser Geschmack für Garten-Anlagen findet seine Befriedigung in dieser prächtigen Residenz; der unschuldige Spleen ergeht sich mit Lust in den Labyrinthen von Alleen und ruht gern in den großartigen Blumengebüschen.

Die Engländer zu Versailles leben der Jagd, dem Gartenbau u. dgl. Mehr, als in jeder anderen Provinzialstadt, vermischen sie sich hier mit der Gesellschaft, sie nehmen an allen öffentlichen Vergnügungen Theil, und manche unter ihnen haben, nach langjährigem Aufenthalt in dieser Stadt, den heimischen Charakter ganz abgelegt. Drei protestantische Kirchen in der Mitte der Stadt haben sich für sie erhoben und zeugen zugleich öffentlich für die Freiheit des Kultus. Seit einigen Jahren sind drei Englische Aerzte da, die ausschließlich mit der Pflege ihrer Landsleute beschäftigt sind, nach dem Gebrauche, welcher auch in Genf, Neapel und Florenz einen oder mehrere Jünger des Britischen Hippokrates aufgenommen hat.

Versailles ist mehr als andere Städte die Cité des Anglais, obgleich sie dort auf keinem großen Fuße leben. In den unermeßlichen Promenaden und herrlichen Laubgängen trifft man gern jene Familien mit den sanftmüthigen Gesichtern, die von Gesundheit glänzen, und deren äußere Ruhe so sehr mit der Physiognomie einer Stadt harmonirt, die seit funfzig Jahren das Asyl der Ruhe geworden ist. Die Einwohner von Versailles haben ihrerseits Vieles vom Englischen Charakter angenommen, die Englische Sprache ist bei ihnen verbreitet, und sie sympathisiren mit den Fremden durch geheime Bande von Erinnerungen und Verluste. Eine Stadt, die ihre frühere Größe und ihren ehemaligen Glanz bedauert, befreundet sich gern mit einer Kolonie von Verbannten (!).*)

In Paris bewohnen unsere Mitbürger die schönsten Theile der Stadt. Die Anglo-Französische (so nennen wir die in Frankreich angesiedelten Engländer) Aristokratie hat sich der neuen Wohnungen um die Tuilerieen bemächtigt, die fast alle in Straßen liegen, welche nach einem Siege der Revolution oder Napoleon's benannt sind; sie verbreitet sich auch in den Hauptstraßen des Faubourg Saint-Honoré und dringt unbemerkbar in die Chaussee d'Antin; endlich gehört ihr das ganze Viertel der Champs-Elysées eigentlich wegen der ersten Besitznahme; denn die Anglo-Franzosen haben diesem Stadttheile die Entstehung gegeben und ihn zum glänzendsten Aufenthaltspunkt gemacht.

Die Englischen Damen zeichnen sich dadurch vor den Französinnen aus, daß sie gewöhnlich zu Fuße gehen, während Letztere, auch wenn sie fern von Luxus und Eleganz sind, nicht anders als zu Wagen ihre Spaziergänge, Besuche und Geschäfte machen. Auch der überladene Anzug ist ein Kennzeichen der Anglo-Pariserinnen. Ferner gehört zu ihren Eigenheiten, daß sie sich übertrieben parfümiren; und endlich, um die Liste der Vorwürfe zu vervollständigen, geben sie sieben bis acht Frauen neben einander in den Straßen und Spaziergängen.

Die Engländer in Paris sind wegen ihrer Gastronomie verrufen. Selten fehlen bei den Frères Provençaux, bei Very, im Rocher de Cancale einige Tafeln, die von jenen wohlgenährten und rothen Gesichtern umgeben sind. Doch obgleich viele Engländer bloß der Französischen Küche und Keller wegen nach Paris gehen, so haben sie es doch noch nicht so weit gebracht, ein Diner zu ordnen oder auch nur eine anständige Speisekarte zusammenzusetzen; die Hülfe eines geborenen Franzosen ist ihnen bei solchen Gelegenheiten unentbehrlich.

Die Franzosen werfen uns mit Recht vor, daß wir wohl Gourmands, aber noch keine Gourmets sind. Indessen auch im Ersten

*) Recht schön gesagt, nur schade, daß es weniger wahr als schön ist. Die jetzigen Einwohner von Versailles bedauern nicht mehr den vormaligen Glanz, der nur die Müßiggänger der Stadt beschien; sie suchen vielmehr durch eigene Industrie zu glänzen, und zu dieser Industrie gehört auch das Streben, den reichen Fremdlingen den lukrativen Aufenthalt angenehm zu machen. Dies ist das geheime Band der Sympathie mit den Engländern, die übrigens nichts weniger als Verbannte sind. Anm. d. Uebers.

sind wir noch nicht vollkommen; unsere Verbindungen mit Frankreich haben unsere Erziehung im Punkte der Kochkunst noch nicht vollendet. Ich will von der Küche unserer Legationen gar nicht sprechen; in den reichsten Hotels der Anglo-Pariser, wo nichts fehlt, was das Glück und der Geschmack leisten können, fehlt dennoch etwas, das leicht anzuschaffen ist; es ist, nach des berühmten Cambacérès Ausspruch: „Ein Koch für 6000 Francs jährlich."

Der Glanzpunkt des auswärtigen Englands ist Paris. Die reichsten Equipagen, die prachtvollsten Hotels, erfüllt von Allem, was Kunst und Natur im vorzüglichsten Grade liefern, gehören den Engländern, die hier nicht den Beschränkungen unterworfen sind, welche oft den Reichthum begleiten. 20,000 Briten residiren jetzt in der Französischen Hauptstadt, die das Gold mit großer Verschwendung dort in Umlauf setzen, und die um die Wette nach den Vorrechten, der Freiheit und dem Rausche des Französischen Lebens jagen. Alle Briefe, die unsere Landsleute von Paris während des Winters nach der Heimat schreiben, sind voll von Schilderungen der Bälle, Feste, Routs und Konzerte, so daß man glaubt, Ludwig XIV. und die schöne Madame de la Vallière wären auferstanden und gäben sich einander die rauschenden Freuden ihrer Tage wieder.

Seltsam würde es klingen, diesem Bilde der Englischen Niederlassungen in Frankreich jenes der Französischen Ansiedelungen in England entgegensetzen zu wollen. Die Franzosen flohen aus ihrem Lande mit elenden Trümmern ihres Reichthums, die sie unter dem gezückten Henkerschwerte noch schnell retteten, und lebten bei uns von der Britischen Freigebigkeit oder von ihrer Hände Arbeit, während die Englischen Auswanderer im vollen Besitze des Genusses aller Glücksgüter in die Fremde fliegen, weil ihnen die Heimat nicht gut genug ist. Betrübend ist es auch, bei diesem Vergleich der beiden Emigrationen bemerken zu müssen, daß der Franzose in der Fremde sich die wärmste Liebe für sein Vaterland bewahrte, während der Indifferentismus der Engländer gegen ihre Heimat allgemein geworden ist. Die Regengüsse und der Koth von Paris sind nicht besser, als der Nebel von London, in den Champs-Elisées baut man nicht schöner als in Regents-Street, die Kastanienbäume der Tuilerieen sind nicht grüner als die Alleen von Kensington, und doch meinen so viele Große Englands, es lebe sich nur an den Ufern der Seine angenehm.

Gestehen müssen wir jedoch, daß das Leben in Frankreich, besonders in Paris, einfacher und freier ist, als zu London. Man findet dort mehr Ungezwungenheit, mehr Mannigfaltigkeit, weniger von der lächerlichen Etikette, welche die geselligen Verhältnisse bei uns für den Unbemittelten und Reichen gleich belästigt; für den Ersten ist sie zu kostspielig, für den Zweiten zu ermüdend. Die Alternative ist, entweder in London zu vegetiren, oder in Paris zu glänzen. Das vergnügte Leben dauert auch in London nur zwei Monate höchstens, in Paris aber fast das ganze Jahr, und zwar mit Genüssen, die mehr den Bedürfnissen angepaßt, die wahrhaftere Erholungen sind.

Es bleibt uns noch übrig, etwas über die Industrie und die bescheideneren Arten von Thätigkeit der Anglo-Franzosen zu sagen. Eingestehen müssen wir hier vor Allem, daß man den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, den wir oben den vornehmen Engländern gemacht haben, nicht, wenn man nicht ungerecht seyn will, auf die niederen Klassen ausdehnen darf. Der Eindruck eines zärtlichen Patriotismus ist bleibend im Herzen des Englischen Bürgers, den die Nothwendigkeit nach Frankreich versetzt hat. Die Zahl der gewerbtreibenden Engländer in Paris ist klein; eine Industrie jedoch blieb bis jetzt das Monopol unseres Landes, wir meinen alle Maschinen, die durch Dampfkraft bewegt werden. Die Leitung der Lokomotiven, sowohl zu Wasser als zu Land, ist ausschließlich Engländern anvertraut. Unsere Nachbarn wissen, daß ein leichtes Versehen bei den mächtigen Feuerkräften das Leben von 100 Menschen in einem Augenblick vernichtet, sie wissen, wie der Englische Charakter, voller Ruhe und Bedacht, eher zu verantwortlichen Lenkern solcher gefährlichen Hebel geeignet ist, als der lebhafte Charakter der Franzosen. Es macht uns also doppelte Ehre, wenn wir auf den Dampfböten und den Eisenbahnen Frankreichs nur Britische Gesichter in den Werkstätten der mächtigen Gewalt sehen. Das so hoch civilisirte Frankreich gesteht uns ein Uebergewicht in der Leitung des Feuers und des Dampfes zu, zweier Kräfte, die der modernen Civilisation ein so verschiedenes Gepräge von dem der früheren Zeiten geben. Industrie des Luxus und der Mode, wie der Bequemlichkeit, haben die Engländer wenig in Paris; nur einige Schneider sind da, und diese scheinen keine Gesetzgeber der Mode zu seyn. Die Deutschen Schneider scheinen in Paris das Privilegium zu haben, die schönsten Männer-Anzüge zu verfertigen.

Die Englische Sprache ist wegen des gesteigerten Austausches der Produkte des Bodens und des Geistes beider Länder nothwendiger geworden, und es haben sich daher eine große Zahl Englischer Lehrer und Lehrerinnen in Paris etablirt, die sich einander die Kundschaft streitig machen. Die weniger Kenntnißreichen ziehen die Aufmerksamkeit gewaltsam auf sich durch Annoncen an den Straßenecken und in den öffentlichen Blättern; die besser Unterrichteten warten bescheiden, bis ihnen das Glück Schüler zuführt; die Charlatane sind, wie immer, durch ihre rauschende Unwissenheit im Vortheil gegen den anspruchslosen Gelehrten. Mehrere weibliche Erziehungs-Anstalten haben eingeborne Engländerinnen fast zum Unterricht in ihrer Muttersprache angestellt.

Wir haben gesagt, daß es mit der Französischen Koch- und Backkunst weit besser aussieht, als mit der Englischen, und doch, o Wunder! sind jetzt einige Pastetenbäcker unter den Engländern in Paris, die großen Zulauf haben. Einestheils ist der Zulauf patriotisch, denn er besteht aus Englischem Element, andererseits ist es bei den Parisern Grille, Reiz der Neuheit, daß sie die groben Erzeugnisse unserer Bäcker und Köche ihren feinen Speisen vorziehen. Die Englischen Traiteurs haben jedoch insofern Verdienste um das Pariser Publikum, daß sie für die Nichtreichen die Speisen gesunder und billiger herstellen.

Zwei Englische Traiteurs theilen sich in der Gunst des Publikums, Lucas und Katkomb; bei dem Ersten findet man ein gewähltes Publikum, meist Künstler und Literaten; nur wenig Engländer, die für Lucas entweder zu reich oder zu arm sind. Auch hat sich Lucas schon ein bischen zu sehr französirt. Katkomb aber hat eine wahrhaft Londoner Taverne mit allen ihren Rohheiten und Mängeln. Der Besitzer dieser Anstalt ist ein so sprechendes Bild von John Bull, daß wir uns wundern, warum die Französischen Theaterdichter ihn noch nicht auf die Bühne gebracht haben, da sie doch so viele andere Personagen der Englischen Kolonie in Paris zu dramatischen Helden gemacht haben.

Es haben Philosophen behauptet, Europa werde eines Tages nur ein einziges Land seyn, nur von einer und derselben Idee beherrscht, die statt ländlicher Besonderheiten nur das allgemeine Völkerglück im Auge hat. Auch sind in der That die Scheidewände zwischen Völkern und Völkern, zwischen Sprachen und Sprachen hier gesunken, dort ganz weggeräumt. Wenn wir auf die Englische Niederlassungen in Frankreich blicken, müssen wir gestehen, daß sie den ersten Schritt zur Realisirung dieser Idee gethan haben.

Mannigfaltiges.

— Holländischer Musen-Almanach. Ein solcher ist unter dem Titel Tesselschade, Jaerboekje voor 1840 bei Frylink in Amsterdam erschienen. Er enthält, wie sein Deutscher Kollege, eine große Masse von Gedichten, aber auch, wie dieser, nur wenige Körner unter vieler Spreu. Das zarteste poetische Blümchen hat Herr H. Tollens beigesteuert, den aber auch seine Landsleute, in ihrer Vorliebe für ihn, für unnachahmlich halten. Um unsere Leser mit diesem Niederländischen Dichter bekannt zu machen, wollen wir ihnen sein Gedicht und den Versuch einer Deutschen Uebersetzung mittheilen:

Weêrzien.

Schel en windsels afgeslagen,
    Zweefde een vlinder in de lucht;
Door de Zefirs omgedragen,
Dreef hij over bloem en hagen,
    Zalig in zijn vrije vlugt.

En een rups, die nog daar even
    Met en naast hem kroop langs de aard,
    Zag verbaasd die wondre vaart,
Worstelde om hem na te zweven;
    Maar, gekluisterd in de schel,
    Zwierf zij zonder medgezel.

Doch, bij 't volgend ochtenddagen,
    Zie! daar woelt zij ook zich los;
    Klapwiekt over veld en bosch,
Ook de windsels afgeslagen,
    En gekleed in schooner dos.

En in 't fladdrend opwaart stijgen,
    Zien ze elkander eensklaps weêr,
    En, zich parende als weleer,
Strijken ze op dezelfde twijgen,
    In denzelfden lusthof neêr.

* * *

Zullen we ook, der schors ontslagen,
    Dierbren, ons vooruit gesneld!
    Eens in 't zalig zieleveld,
Wapprend u ter zij gevlogen,
U herzien — herkennen mogen,
    Ons hereenen met elkaar..?
    Hemel, hemel! zij het waar!

Wiedersehen.

Leicht, die Flügel aufgeschlagen,
    Theilt ein Schmetterling die Luft,
Von Zephyren fortgetragen;
Ueber Feldern, über Hagen,
    Wiegt er sich im Blüthenduft.

Eine Raupe, die noch eben
    Mit ihm kroch auf ird'scher Bahn,
    Sah den Flug erstaunt mit an,
Mühte sich, ihm nachzuschweben,
Blieb jedoch am Boden kleben,
    Ihrer Hülle unterthan.

Doch am nächsten schönen Tage
    Wirft auch sie die Hülle ab,
Und mit leichtem Flügelschlage,
    Glänzend in dem Duftgewand,
    Schwebt sie über Fluß und Land.

Und auf ihrem Himmelssteig,
    Treffen beid' einander an,
Paaren sich wie früher wieder,
Lassen auf denselben Zweig
    In demselben Hain sich nieder.

* * *

Werden wir, der Hülle ledig,
    Theu're, uns vorangeeilt,
    Auch so finden unverweilt,
Und erkennend unsre Seelen,
Sie von neuem dort vermählen,
    Dort, wo Alles offenbar?
    Himmel, Himmel, sey es wahr!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 10. Januar 1840.

Finnland.

Finnische Volks-Poesie. — Der Dichter Runeberg.

Nach Russischer Darstellung.

Durch die Zaubermacht des Dampfes ist Helsingfors ein Mode-Ort für die sommerlichen Lustreisen des schönen Geschlechts der nördlichen Hauptstadt Rußlands geworden, und zwar ist dies ganz besonders dem außerordentlich gesunden Klima der kleinen, aber reizenden Hauptstadt Finnlands zuzuschreiben, wo viele Petersburger Damen schwach, schlank und mager ankommen und in nicht mehr als drei Tagen sich so erholen, daß ihr zarter Körper bei der Abreise schon an Umfang über das Drei- bis Vierfache gegen früher zugenommen hat*) — wie ein dortiger Physiolog bemerkt haben will. Alle diese Damen lieben — die Gerechtigkeit muß man ihnen lassen — die Poesie eben so sehr als Spitzen und Gros de Naples, und doch ist es wahrscheinlich noch nicht einer derselben eingefallen, sich in Helsingfors nach Runeberg, dem Skalden, der Nachtigall Finnlands, umzusehen!**) Es bleibt ihnen hierzu jedoch noch der nächste Sommer. Indessen würde es bei dieser Gelegenheit aber auch den die Damen begleitenden Herren nicht schaden, wenn sie sich näher mit Finnland bekannt machten: sie würden viel Interessantes in dessen alter Geschichte und Mythologie, in dessen ursprünglicher Sprache, Sitten und Bewohnern finden.

Finnland an sich ist ein trauriges, armes Land, wo öfters alle Mühe des Landwirthes umsonst ist, wo nicht selten mitten im Sommer Ausbrüche kalter Stürme oder Frost mit einemmale alle Hoffnungen der Aerndte vernichten, so daß der Bewohner Finnlands das Jahr ein glückliches nennt, in welchem er so viel Heu ärndtet, daß er mit Mühe und Noth das halbe Futter für sein Vieh erhält, und wo er so viel Gerste gewinnt, als er bis zur nächsten Aerndte zu seinen schwarzen Pfannkuchen bedarf, die er aus dem Mehl dieses Getraides und einem Zusatze von Kleie und Häckel bäckt.

Im Sommer erinnern die weiten, mit dichten Fichten-Wäldern bewachsenen Ebenen dieses Landes und die schönen breiten Seen, so wie der Gesang der großen Menge von Nachtigallen, die sich auf den biegsamen Zweigen der Birken wiegen, an die besten Gegenden des mittleren Rußlands. Im Winter dagegen erregen diese Ebenen, über welche der Nordwind Unwetter und Schneegestöber bringt, diese einsamen Eisspiegel der Seen, das dunkle Grün der Fichten, mit Eis bedeckt, und die endlosen finsteren Nächte dem Reisenden ein krankhaftes, niederschlagendes, oft schauervolles Gefühl. Der Blick auf diese leblose, im weißen Sterbekleide verhüllte Natur, die aller Sonnenstrahlen beraubt ist, scheint hier das Bild der in den nordischen Mythologieen prophezeiten Zerstörung der Welt, den Moment zu sehen, wo die himmlischen Gestirne von Ungeheuern verschlungen werden und die Erde abermals in das ursprüngliche Chaos versinkt. Vertraut Euch aber dreist der Leitung des einheimischen Führers, dessen leichter Schlitten schnell über die starke Decke der gefrorenen Flüsse und Seen dahingleitet, und bald werdet Ihr das Kreuz eines Dorfthurms, der wie ein Leuchtthurm in diesem Schnee-Ocean erscheint, und den aus den Schornsteinen des Dorfes aufsteigenden Rauch erblicken. Als Fremder tretet Ihr ein unter das Dach des Finnländers, und sogleich umgiebt Euch dessen ganze Familie wie einen längst erwarteten Freund. Der Greis tritt Euch seinen Ehrenplatz am Feuerheerde ab, während die jungen Leute Euer Gepäck und Euren Reise-Mantelsack hereintragen und ordnen, die Wirthin aber schon geschäftig Euer Mittagessen besorgt und ihre junge Tochter aus dem Schranke die sauberste Wäsche herbeiholt, um das beste Bette des Hauses für Euch zu bereiten. Nicht selten seht Ihr auch im Zimmer des Landmannes ein Klavier in der Ecke und silberne Löffel auf dem Tische, welche die gastliche Wirthin aus der Vorrathskammer für Euch hereinbringt; in jedem Hause aber findet Ihr einige Schwedische oder Finnische Bücher. Bisweilen aber werdet Ihr noch weit mehr erstaunen, wenn Ihr in diesen Dorf-Bibliotheken einzelne Gesänge von Homer's Iliade, in Finnische Hexameter übersetzt, findet.

(Schluß folgt.)

*) Wahrscheinlich an Putz und Kleiderstoffen.

**) Bei der letzten öffentlichen Sitzung der Schwedischen Akademie in Stockholm hat Runeberg den großen poetischen Preis erhalten.

Frankreich.

Der Aufruhr in den Cevennen.

(Schluß.)

Die kurzen, abgebrochenen Sätze, deren würdige, parabolische Form an die gewöhnliche Lektüre der heiligen Schrift erinnerte, wurden von dem Greise mit solcher Autorität ausgesprochen, die Betonung seiner Stimme, der Ausdruck seiner Physiognomie zeigte so deutlich, daß er einen Widerstand gegen seinen Willen nicht einmal für möglich hielt, daß Jean Cavalier ganz verdutzt ward. Er kam erst dann wieder zu sich, als sein Vater, indem er aufstand und nach der Thür zu ging, sagte: „Laß uns gehen, die Stunde des Gebets ist da.“ — „Mein Vater! einen Augenblick“, sagte Jean, die Hand des Alten ergreifend, der im Begriff war, hinauszugehen; „verzeihen Sie mir, aber ich habe wahrscheinlich nicht gut gehört. Sie sprachen von einer Heirath?“ — „Ich habe meinem Sohne seine baldige Vermählung mit der Tochter des Antoine Alais in Mende angekündigt.“ Jean's Gesicht drückte das tiefste Erstaunen aus, er rief: — „Aber Sie wissen ja, mein Vater, daß das nicht geht!“ Der Pächter warf einen strengen, aber ruhigen Blick auf seinen Sohn; ohne ihm zu antworten, that er einen Schritt nach der Thür. — „Hören Sie mich, mein Vater; aus Mitleid, hören Sie mich! Ich kann die Tochter des Antoine Alais nicht heirathen, Sie können nicht wollen, daß ich unglücklich, meineidig werde; Sie wissen es, daß Isabeau denselben Glauben hat, wie ich, Sie wissen, daß ich sie liebe, und daß sie allein meine Gattin seyn wird.“ — „Mein Sohn wird Isabeau's Namen nicht mehr in meiner Gegenwart aussprechen und wird die Frau heirathen, die ich ihm gewählt.“ — „Nie!“ rief Cavalier, von der unerschütterlichen Festigkeit seines Vaters empört. Der Pächter, welcher bedachte, daß sein Sohn mit Recht über dieses Verbot, an Isabeau ferner zu denken, ein Verbot, das durch Nichts begründet schien, sich wundern könne, kam wieder in die Mitte des Zimmers und sagte zu Jean mit weniger strengem Ton: — „Mein Sohn kann nicht glauben, daß ich etwas von ihm fordere, was seinem Glück, was einem geschwornen Eide zuwider ist. Wenn ich ihm sage, daß er Isabeau's Namen nicht mehr in meiner Gegenwart aussprechen soll, dann ist es gewiß, daß dieser Name nicht mehr ausgesprochen werden darf; wenn ich ihm sage, daß er seines Wortes ledig ist, so ist er es auch.“

Jean Cavalier hatte für den Charakter seines Vaters eine hohe Achtung; diese Worte erschreckten ihn. Erst schwankte er, wie ihn dieser unerwartete Schlag traf, dann, von erschrecklicher Neugierde getrieben, sagte er blaß und finster zu dem Pächter: „Ja, ich glaube Ihnen, mein Vater; aber, warum bin ich meines Wortes gegen Isabeau entbunden? Warum soll ich ihren Namen nicht mehr vor Ihnen aussprechen?“ Jean's Züge drückten eine schmerzhafte Angst aus; der Pächter, der trotz seiner hartnäckigen Kälte seinen Sohn liebte, fühlte sich schmerzhaft ergriffen. Mit veränderter Sprache reichte er seinem Sohn die Hand und sagte: — „Frag' mich nicht, mein Kind.“ Diese einfachen Worte, die Erschütterung, die sein Vater nicht verbergen konnte, ließen Cavalier ein schreckliches Unglück ahnen; sich sogleich erinnernd, daß er seit zwei Monaten keine Nachricht von Isabeau bekommen, rief er verzweifelt aus: „Ist sie denn todt?“ — „Sie ist nicht todt“, antwortete der Greis. — „Aber sie ist vielleicht krank, sterbend!“ — „Sie befindet sich wohl.“ — „Sie lebt... und ich bin meines Wortes gegen sie ledig? sie lebt... und ich darf ihren Namen nicht mehr vor Ihnen aussprechen, mein Vater?“ sagte Cavalier langsam. — „Aber dann muß sie ehrlos seyn! Mein Vater, mein Vater, antworten Sie mir, ist sie ehrlos?“

Nach langem Schweigen, während dessen Jean Cavalier verzehrende Blicke auf seinen Vater richtete, antwortete der Greis mit feierlicher, lauter Stimme, als hätte er einen Fluch ausgesprochen: — „Sie ist ehrlos!“

Cavalier war anfangs von diesen Worten vernichtet. Als der erste Schwindel der Betäubung vorüber war, kam der Zweifel und mit ihm die Hoffnung wieder; er liebte Isabeau so sehr, daß er den Worten seines Vaters nicht glauben konnte. „Mein Vater, man hat Sie getäuscht“, sagte er; „was Sie da sagen, ist unmöglich. Seit zwei Jahren schreibt mir Isabeau, daß sie mich liebt; sie ist aufrichtig, muthig, sie würde sich nicht so weit erniedrigen, zu lügen. Nein, nein, mein Vater, man hat Sie getäuscht.“

Der Pächter begriff, was sein Sohn leiden müsse; statt ihm streng zu antworten, sagte er sanft: — „Mein Kind, glaube mir,

man hat mich nicht getäuscht. Wenn ich lange über diesen schmählichen Verrath geschwiegen, so war es, weil es nicht an der Zeit war, ihn Dir mitzutheilen, und unnütz, Dir einen heftigen Schmerz zu verursachen. Darin war ich vielleicht schwach; ich hätte Dir bei Deiner Rückkehr von Genf Alles sagen sollen: aber nun frage mich nicht .... glaube meinem Worte. Mein Kind, ich habe nie einen Unschuldigen angeklagt .... Vergiß diese Ehrlose für immer .... denke an das Bündniß, das ich Dir bereitet habe, da wirst Du Frieden und Glück finden."

Cavalier mißverstand die Gesinnungen seines Vaters; zum ersten Mal in seinem Leben glaubte er, der Greis täusche ihn, um ihn zur Schließung der Ehe, die er im Plan hatte, zu bewegen. — „Man klagt Isabeau in ihrer Abwesenheit an", sagte er mit Festigkeit zu seinem Vater, „man sagt mir nicht, was sie verbrochen; gut, ich werde mich nicht verheirathen, ehe ich weiß, was man ihr vorwirft, ehe ich ihre eigene Vertheidigung gehört." — „Mein Sohn!" sagte der Greis hart, durch den Zweifel, den Cavalier ausdrückte, zu seiner gewöhnlichen Strenge zurückgerufen. — „Und überdies", sagte Jean, „wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht Isabeau Ihrem Wunsch opfern, mich zu einer Heirath, die Ihnen behagt, zu überreden!"

„Wahnsinniger Unglücklicher!" rief der Greis mit Unwillen, „Du wagst, Deinen Vater solches zu zeihen. So erfahre denn Alles: höre, was ich Dir aus Mitleid verbergen wollte! Als Du Anduze verließest, hat sich diese Elende von dem Marquis von Florac, dem Hauptmann der Dragoner von Saint-Sernin, demselben, der an Deiner Verbannung Schuld ist, verführen lassen. Ueberall verflucht, war sie gezwungen, das Land zu verlassen. Wirst Du mir nun glauben!" — „Ah, mein Vater, das ist zu schrecklich! haben Sie Mitleid mit mir!" sagte der Unglückliche, seinem Vater vor die Kniee fallend und sein Gesicht in seine Hände verbergend, um sein Schluchzen zu ersticken.

Zwei Stunden nach dieser Mittheilung, um Mitternacht, schlich sich Jean vorsichtig aus der Meierei. Um von Niemanden gehört zu werden, ging er rasch auf den Fuß des Hügels zu, wo der Förster von Aygoal den Wolf getödtet hatte. Da stand ein steinernes Kreuz, das im Lande das „Blut-Kreuz" genannt ward, wahrscheinlich zum Andenken an ein tragisches Ereigniß. Es war an einer Stelle, wo die vier Hauptwege des Hort-Dion sich kreuzten.

Jean Cavalier war auf dem Wege nach dem Blut-Kreuz, wo er Ephraim und Dü Serre treffen sollte, der qualvollsten Verzweiflung zum Raube. Seine Wuth gegen Isabeau, gegen ihren Verführer war furchtbar. Er hatte bis dahin so blind auf die Liebe dieses Mädchens vertraut, daß diese plötzliche Enttäuschung, diese Vernichtung aller seiner Hoffnungen doppelt schrecklich für ihn war.

Bald klagte er nur Isabeau dieses Verraths an, bald ließ er das ganze Gewicht seines Hasses auf den Marquis fallen. Wenn er aber an die schändliche Zweizüngigkeit der Dirne dachte, die ihm noch kürzlich erst neue Betheuerungen ewiger Liebe geschrieben, schien sie ihm noch verabscheuungswerther als der Marquis. Und doch hatte Isabeau immer eine bedeutende Rolle in seinen ehrgeizigen Träumen gespielt. Sie schien ihm durch den Adel ihres Charakters und Geistes so hoch über seiner Geburt zu stehen, er hatte so viele männliche Energie an ihr gefunden, daß in seinen ausschweifendsten Ruhm-Visionen dieses heroische Weib immer an seiner Seite war.

Indem er seinen Erinnerungen nachging, glaubte er sogar zu finden, daß sein erster Ehrgeiz gleichzeitig mit seiner Liebe für Isabeau erwacht war, und daß er um ihretwillen sich über seinen niedrigen Stand zu erheben beschlossen.

Ein anderes Mal ging er von der Leidenschaft des Zorns zum vernichtendsten Schmerz über, er rief sich die geringsten Worte des Mädchens zurück, ihre Aufrichtigkeit, die Strenge ihres Tadels, wenn sie ihm seine Ruhmsucht vorwarf, die verständigen gereiften Rathschläge, die sie ihm in ihren Briefen gegeben. Er fragte sich dann, wie ein so tapferes Herz zu so gemeinem Verrath herabsinken konnte.

Wie wir schon bei anderen Gelegenheiten gesehen, machte er auch hier wieder die persönliche Frage zur allgemeinen. Der Marquis von Florac war ein Katholik, und dies gab seinem Haß gegen die Katholiken neue Nahrung. Hätte er jetzt mit einem Zeichen die protestantische Bevölkerung gegen die herrschende papistische Klasse bewaffnen können, der Aufstand wäre sofort ausgebrochen.

Seine Zusammenkunft mit Ephraim und Abraham Dü Serre, die er mitten in seinem Schmerz nicht vergessen, war ihm daher so lieb, wie die Rache. Schon war er an den Gränzen der großen Haide, welche den Aygoal-Wald von den Hügeln des Hort-Dion schied. Die Nacht war klar und sternklar. Cavalier sah Jemanden am Fuß des Kreuzes und näherte sich vorsichtig. — „Laßt das Horn tönen in Gabaa", sagte der, welcher schon da saß, mit dumpfer Stimme. Cavalier antwortete mit den demselben Bibelvers entlehnten Worten: „Laßt die Trompete erschallen in Rama." Dann trat er heran und sagte nach der bei den Protestanten gebräuchlichen Formel: „Guten Abend, Bruder Ephraim. Ist Bruder Abraham noch nicht da!" — „Noch nicht", sagte Ephraim. Cavalier, von seinen Gedanken eingenommen, wollte sich auf das Fußgestell des Kreuzes setzen, als er sich aber näherte, rief er: — „Ephraim, was hängt da an diesem Pfeiler! Das Gerippe eines Hundes!" Der Förster stand schweigend auf, machte Feuer, riß eine Handvoll Haidekräuter aus, zündete sie an und beleuchtete das Kreuz. Auf den steinernen Armen desselben, über dem Wolf, der halb aufgezehrt daran hing, las man die mit Kohle geschriebenen Worte: „So wird der Erzpriester Baals fallen. So werden die räuberischen Wölfe umkommen!" Cavalier fuhr zusammen, als er die wilde Physiognomie dieses Menschen sah und beim Schein seiner Fackel dieses Todesurtheil las. Das Licht erlosch. Alles fiel in die vorige Dunkelheit zurück... Die Stille der Nacht ward durch ein Geräusch von Schritten unterbrochen. Ephraim und Cavalier standen auf und horchten aufmerksam; bald erschien Jemand. — „Erhebt Euren Ruhm in Beth-Aaron", sagte Ephraim. — „Und Du, Benjamin, wisse, daß der Feind hinter mir ist", antwortete der Neuangekommene. „Bruder Abraham ist es!" sagten Cavalier und Ephraim zugleich, sich ihm nähernd.

Abraham Dü Serre, aus einem edlen und alten Hause Languedoc's, war damals fünfzig Jahr alt. Er war groß, mager und kräftig; tiefe Runzeln überzogen sein blasses Gesicht, das einen eben so kaustischen, als harten Ausdruck hatte; seine Stirn und Schläfe waren ganz ohne Haare, seine Augenbrauen, so grau wie sein Schnurrbart, überdeckten fast sein funkelndes Auge. Er trug einen Bauernrock, einen großen Strohhut und einen eisenbeschlagenen Stock.

Als Cavalier, der ganz mit seiner unglücklichen Idee beschäftigt war, Dü Serre sah, dachte er, trotz der Wichtigkeit der Dinge, die sie zu besprechen hatten, nur daran, sich wegen Isabeau's zu erkundigen. — „Bruder Abraham", sagte er mit zitternder Stimme, ihn bei Seite nehmend, „mein Vater hat mir über Isabeau Alles gesagt; er hat mir gesagt, daß sie mich verrathen. — Er hat mir gesagt, daß sie verführt worden!" fügte er mit steigender Wuth hinzu! „Noch einmal, ist das wahr? Ist das wahr? ...."

Seit einigen Augenblicken betrachtete Dü Serre Cavalier mit zugleich spöttischer und erstaunter Miene. Auf einmal rief er unwillig: — „Bruder Ephraim, komm her, braver Löwe Israels, komm, höre, wie dieser Mensch da sich über irgend ein ehrloses Weib beklagt! Man schickt sich an, seine Brüder zu erwürgen, und er denkt nur an eine närrische verlorene Liebe! Glaubst Du, Jean Cavalier, daß die heilige Stunde der Mitternacht uns in der Wüste versammelt, um solche Eitelkeiten zu hören!"

— „Weinet über einen Todten, denn er hat das Licht verloren! Weinet über einen Wahnsinnigen, denn er hat den Verstand verloren!" sagte Ephraim finster. Dann fügte er hinzu: — „Ich hab' es Dir gesagt, Bruder, dieses Kind ist zu schwach, es ist zu jung, zu eitel, um mit an dem Weinberg des Herrn zu arbeiten. Der Schade, den er unserer Sache thun wird, falle auf sein Haupt zurück."

Entweder fühlte Cavalier die Gerechtigkeit der Vorwürfe Dü Serre's, oder er war zu sehr davon verletzt, genug er antwortete nicht darauf; aber sich an Ephraim wendend, sagte er mit Stolz: „Wenn Du mit einem Ton Deiner Trompete die Ziegenhirten des Gebirges und die Holzhauer des Waldes um Dich versammeln kannst, so ist meine Stimme dem Arbeiter und dem Handwerker des Fleckens bekannt. Man rufe: Israel aus den Zelten! und man wird sehen, ob der zu schwach und zu jung war, der der Jugend von Saint-Andéol, Anduze und Pont-de-Montvert den Gebrauch der Waffen lehrte!"

„Wir brauchen keine Waffen, um dem Herrn zu dienen!" rief Ephraim mit niederschmetternder Verachtung. „Wußte Simson die Waffen zu schwingen! Wußte David die Waffen zu schwingen! Der Schäfer nehme seinen Stab, der Landmann seine Pflugschaar, der Schnitter seine Sichel, der Müller seinen Flegel, die Frauen und Kinder nehmen die Kiesel von den Wegen. Wenn Gottes Stimme sie führt, wird Israel siegen. Der Glaube, das sind seine Waffen!"

Dü Serre, welcher fürchtete, es könne ein gefährlicher Streit zwischen Cavalier und Ephraim entstehen, sagte zu dem Ersteren: „Bruder Cavalier, Du bist muthig, ich weiß es, darum erstaunte ich über Deine Schwäche. Die Zeit drängt; berathen wir uns, was wir zu thun haben; neues Unglück bedroht uns. Ich komme aus Montpellier, der Marschall Mont-Reval sammelt ein bedeutendes Truppen-Corps, man hebt überall Milizen aus, um die neuen Edikte, die uns Alle als Rückgefallene betrachten, zur Ausführung zu bringen."

— „Gegen wen bestimmt man diese Streitkräfte, da ja unsere Brüder nur zu sterben wissen!" sagte Cavalier bitter.

— „Dieses stumme Märtyrerthum erschreckt Baville", sagte Dü Serre. „Unfähig, die heilige Selbstverleugnung der Opfer zu begreifen, glaubt er, es stecke ein Fallstrick dahinter, und ist auf seiner Hut. Als ich gestern durch Alais ging, traf ich den Erzpriester Dü Chayla; er nähert sich uns mit starken Schritten, unsere Brüder in Spanischen Stiefeln mit sich schleppend, Frauen, Kinder, Mädchen, Greise." — „Und wohin führt er diese Unglücklichen!" fragte Cavalier. — „In die alte Abtei von Mont-Vert, die er mit einer starken Garnison besetzen wird, bis er die Ketzerei unserer Berge, wie die Katholiken sagen, vollständig ausgerottet. Poul, der wilde Parteigänger Poul, begleitet den Erzpriester mit seinen Schnapphähnen, so wie zwei Dragoner-Compagnieen von Saint-Sernin unter dem Marquis von Florac."

Entweder kannte Dü Serre nicht den Namen von Isabeau's Verführer, oder er hatte es in dem Augenblick vergessen; er ahnte nicht, welche Wirkung dieser Name auf Cavalier machen mußte. Dieser hielt sich im Zaum, an Dü Serre's letzte Vorwürfe denkend, und sagte mit dumpfer Stimme: — „Der Marquis von Florac kommandirt die beiden Dragoner-Compagnieen, die den Erzpriester begleiten!" — „Ja. Man sagt, dieser Hauptmann sey mehr sorglos, als bösartig; er ist tapfer, aber liederlich, sorglos, wie alle die gestiefelten Missionaire, die man uns schickt, um uns zu bekehren.

„Also der junge Marquis von Florac ist es, der die beiden Dragoner-Compagnieen von Saint-Sernin kommandirt, nicht wahr!" fragte Cavalier ein zweites Mal. — „Er selbst; er hat höchstens 25 Jahr, ist blond und hat ein Weibergesicht", sagte Dü Serre, ohne zu wissen, mit welchem Interesse Cavalier diese Mittheilungen anhörte. — „Der Erzpriester Baals kommt in diese Diözese", sagte Ephraim zu sich selbst. „Das Gesicht erfüllt sich also." — „Welches Gesicht, Bruder!" fragte ihn Dü Serre. — „Ich sah diese Nacht im Traum", sagte Ephraim mit finsterer Schwärmerei, „das blasse Pferd der Apokalypse vom Tode geritten. Es war blaß in der schwarzen Nacht. Eine Stimme, so stark wie das Brüllen eines Löwen, sagte zu mir:

„„Der Wolf, der das fleckenlose Lamm verzehren soll, wird morgen im Felde Gottes erscheinen. Du wirst den Wolf erwürgen und an das verwünschte Kreuz hängen, und sein Anblick wird die räuberischen Wölfe schrecken.““ Diesen Morgen erschien der Wolf; ich habe ihn getödtet; da ist er.“ Ephraim zeigte das Kreuz, dann fügte er hinzu: — „Wenn dieser andere Wolf, der Seelenräuber, der Erzpriester der Cevennen, da hängen wird, dann hat sich das ganze Gesicht erfüllt. Jedes Gesicht ist ein doppeltes“, fügte er hinzu und fiel in sein wildes Schweigen zurück.

„Hört mich! hört mich!“ sagte Dû Serre. „Ist erst der Erzpriester in Pont-de-Montvert, im Herzen dieses Landes, dann wird die Verfolgung sich verdoppeln. Die Stimme Gottes ist wie der Sturm, sie bricht hervor mitten in der Ruhe. Wenn sie in einigen Tagen uns zu den Waffen riefe, würdest Du, Bruder Cavalier, für die Leute der Ebene, Du, Bruder Ephraim, für die Bergbewohner stehen!“ — „Gottes Stimme donnere“, sagte Ephraim, „der Löwe Israels wird brüllen, er wird sich auf seine Beute werfen und sie in die Tiefe des Waldes tragen, und Keiner wird sie ihm nehmen können.“

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte Cavalier mit kurzer, fester Stimme: — „Ich stehe so sehr für die Leute der Ebene, daß sie morgen mit Sonnenuntergang in Waffen seyn werden, mag Gottes Stimme sprechen oder nicht, und bei Gott! nicht ein Dragoner von Saint-Sernin soll lebendig aus diesen Bergen kommen!“ — „Das hieße unsere Sache für immer ruiniren!“ rief Dû Serre, erschrocken über den entschlossenen Ton des jungen Parteigängers. „Beim Himmel, thu das nicht, Jean Cavalier!“ — „Ich werde das Schwert nicht eher aus der Scheide ziehen, als bis die Stimme Gottes gesprochen, und sie hat nicht gesprochen“, sagte Ephraim, den Kopf schüttelnd. — „Die Bergbewohner werden also den Leuten der Ebene den Ruhm lassen, die Philister aus dem Felde Gottes zu vertreiben!“ sagte Cavalier stolz. — „Gottes Stimme wird uns später Recht geben.“ — „Aber ich sage Dir, Du richtest uns zu Grunde“, wiederholte Dû Serre. „Es ist nicht Zeit, die Stunde ist nicht da, es ist zu früh, zu früh. Eine halbe Bewegung wird schnell unterdrückt.“ — „Es ist schon zu viel Aufschub, zu viel Schwäche gewesen. Die Stunde ist da, denn die ganze Jugend der Ebene wird sich auf meine Stimme erheben“, sagte Cavalier hartnäckig. — „Und ich“, schrie Dû Serre, „ich sage Dir, übermüthiger Wahnsinniger, Deine Stimme wird nicht gehört werden. Unsere Brüder von der Ebene, wie unsere Brüder vom Gebirge, werden dem Willen ihrer Pastoren treu bleiben, die, sterbend auf dem Rade und auf dem Scheiterhaufen, ihnen befohlen haben, nur dann zu den Waffen zu eilen, wenn die Stimme Gottes „zu den Waffen“ riefe. Unsere Brüder von der Ebene lieben Dich, sie lieben Deinen Muth und Deine Jugend, ich weiß es. Gut! ich fordere Dich auf, Einen von ihnen zur Empörung fortzureißen, ehe Gott gesprochen!“

Dû Serre hatte Recht. Cavalier fühlte es. Trotz seines Einflusses auf die Jugend der Kantone wußte er, daß der letzte Willen der geistlichen Märtyrer über den Geist der Bevölkerungen Alles vermöge. Dû Serre fuhr fort, als er den Eindruck sah, den seine Antwort auf Cavalier gemacht: „Ich sag' es Euch: erwartet die Stunde mit Geduld, sie wird schlagen. Dein Degen wird nicht immer in der Scheide bleiben, Bruder Cavalier. Gott offenbart sich zuweilen den Schwachen; eine geheime Stimme sagt mir, daß große Ereignisse nahen, daß seltsame Dinge sich den Augen enthüllen werden, daß der Tag nicht fern ist, wo die Menschen kaum glauben werden, was sie sehen.“

Da unterbrach ihn Cavalier mit den Worten: „Hört! Hört!“ Alle horchten aufmerksam. Das Haidekraut, das die Ebene bedeckte, bildete einen so dichten Teppich, daß ein Dragonerhaufen sich den drei Cevennern nähern konnte, ohne gehört zu werden.

Aber als sie in einer kleinen Entfernung waren, verrieth sie das Geräusch ihrer Waffen. — „Die Dragoner!“ rief Cavalier. — „Unsere Zusammenkünfte sind entdeckt“, sagte Dû Serre leise; „fliehen wir durch die Hecken; Sonnabend wieder hier.“

„Ich sehe weiße Jacken am Fuße des Kreuzes!“ sagte eine rauhe Stimme. „Holla, Kanaillen! thut keinen Schritt, mordieu! oder wir schießen.“

Die Drei, statt diesem Befehl zu gehorchen, sprangen über eine dichte Ginsterhecke, die den Kreuzweg umgab, und flohen querfeld nach verschiedenen Richtungen. — „Feuer! Feuer!“ schrie der Brigadier, der die Truppe kommandirte.

Zwei oder drei Schüsse blitzten in der Dunkelheit, aber Keiner von den Cevennern ward getroffen. Eug. Sue.

Napoleon's Vermählung mit Josephine.

Die allgemeine Entwaffnung der Sectionen war beschlossen, und die Haussuchungen wurden mit solcher Strenge betrieben, daß wohl kaum irgendwo eine Waffe verborgen blieb. Da wurde dem General Bonaparte ein Kind von 15 Jahren gemeldet, welches den Degen seines Vaters zurückforderte, der als General der Republik auf dem Schaffot gestorben war. Dieses Kind war Eugène Beauharnais. Seine fromme Gesinnung, seine Begeisterung und seine Thränen rührten das Herz des Generals Bonaparte, der ihm den Degen seines Vaters zurückgeben ließ. Beim Anblick desselben brach das Kind in Thränen aus. Napoleon wurde davon so gerührt und bezeigte ihm ein so ungeheucheltes Wohlwollen, daß Frau von Beauharnais sich verbunden glaubte, dem General am folgenden Tage persönlich ihren Dank abzustatten. Die Witwe war reizend, von einer bezaubernden Gestalt, über welche Anmuth und Güte in reichem Maße ausgegossen waren. Alle ihre Bewegungen waren von einer ungemeinen Leichtigkeit und Gefälligkeit, und dennoch entbehrte ihre schwebende Haltung nicht eines gewissen Adels. Sie war schön in der Freude wie im Schmerze, und in ihren Augen lag ihre ganze Seele offen da. Diese waren dunkelblau, überschattet von langen feingebogenen Wimpern und mit einem unwiderstehlichen Zauber strahlend. Sie hatte lange, blonde, seidenweiche Haare, eine sammetweiche, frische Haut und eine so bezaubernde Stimme, daß der bloße Ton derselben schon entzückte.

Napoleon verliebte sich alsobald in Josephine und brachte fast alle Abende bei ihr zu. Bei ihr versammelte sich, wie er sagte, die anziehendste Gesellschaft von Paris. Zu den beständigen Besuchern ihres Salons gehörten der alte Herr von Montesquiou, der Herzog von Nivernais und mehrere andere Ueberbleibsel des alten Hofes. Von dieser Zeit an fand sich der General Bonaparte auch häufiger in Chaillot bei Barreis ein, der schon damals anfing, als großer Herr die Honneurs der Republik zu machen und der auch Frau von Beauharnais bei sich sah. Josephine verstand nicht die Kunst, die Bewegungen ihres Innern zu verheimlichen. Der Eindruck, den Napoleon auf ihr Herz gemacht hatte, war zu mächtig gewesen, als daß er dem Scharfblicke von Madame Tallien oder Madame Recamier hätte entgehen können, welche dadurch Anlaß zu manchen freundschaftlichen Neckereien erhielten. Barras, der ebenfalls in den Augen seines Schützlings das Geheimniß seines Herzens gelesen hatte, sagte eines Tages zu Josephine: „Was halten Sie vom General Bonaparte?“ — Nicht ohne Verwirrung antwortete diese: „Ich glaube alles Gute von ihm und bin sogar der Meinung, daß er es noch weit bringen wird.“ Diese Aeußerung, welche Napoleon hinterbracht wurde, bestimmte ihn, der Witwe des Vicomte von Beauharnais sein Herz und seine Hand anzubieten.

Barras hatte damals den Feldzugsplan in Händen, den Bonaparte für die Eroberung Italiens entworfen. Carnot hatte ihn von dem Letzteren entliehen, und als dieser ihn wiedererhielt, beeilte er sich, ihn Barras zu übergeben. Er äußerte bei dieser Gelegenheit: „Sie werden hier zahlreiche Siege und eine glänzende Eroberung vorherverkündet finden; ich für meinen Theil strebe nur nach einer, nach der des Herzens der Frau von Beauharnais.“ — „Sie ist Ihnen schon gelungen, General“, antwortete Barras.

Von diesem Augenblick an war die Verheirathung Bonaparte's mit Josephine so gut wie abgemacht. Am 16. Oktober 1795 wurde der Brigade-General Bonaparte, zweiter Befehlshaber der Armee des Innern, zum Range eines Divisions-Generals befördert. Er schlug nun sein Hauptquartier in der neuen Straße der Kapuziner auf. Dort empfing er seine Freunde, aber nur des Morgens, und veranstaltete splendide Dejeuners. Schon damals dutzte er auch seine ältesten Bekannten nicht mehr. Herr von Rey, sein früherer Mitschüler, konnte sich am schwersten darein finden; daher drehte ihm Bonaparte den Rücken zu und redete ihn nicht mehr an.

Am 22. Oktober 1795 oder 30. Vendémiaire des Jahres IV stattete der General-Repräsentant Barras in dem National-Konvente einen weitläuftigen Bericht über die Vorgänge des 13. Vendémiaire ab. Barras und seine Partei bemühten sich, die Erinnerung an diesen Tag wieder aufzufrischen. Der Redner schrieb sich die militairischen Anordnungen und die Verbesserungen der Fehler, die bei der Aufstellung der verschiedenen Posten begangen waren, zu. Er führte die Generale an, welche er mit der Vollstreckung seiner Befehle beauftragt hatte. Ueber Bonaparte äußerte er nur: „Der General Bonaparte, welcher durch seine Talente und durch seine Anhänglichkeit an die Republik bekannt ist, wurde auf meinen Vorschlag zum zweiten Befehlshaber ernannt.“ Am 26. Oktober 1795 bat der Repräsentant Barras in dem National-Konvent wiederholentlich um seine Entlassung als Oberbefehlshaber der Armee des Innern, welche endlich auch angenommen wurde. Seine Stelle erhielt Bonaparte. Am 23. Februar 1796 wurde er indeß schon zum Oberbefehlshaber der Italiänischen Armee ernannt. Als Napoleon von Josephinen, denn dieser hatte Barras sie zuerst mitgetheilt, die Nachricht von seiner Ernennung erhielt, rief er aus: „Entweder büße ich meinen Kopf dabei ein, oder ich werde höher steigen, als man glaubt.“ — Ein General sagte in diesem Sinne zum Direktorium: „Befördern Sie ihn, oder er wird sich selbst befördern.“

Wenige Tage vor seiner Vermählung schrieb Napoleon folgenden Brief an Frau von Beauharnais: „Ich stehe auf mit dem Gedanken an Dich. Dein Bild und die begeisternde Erinnerung an den gestrigen Abend lassen meine Sinne nicht zur Ruhe kommen. Süße und unvergleichliche Josephine, welche wunderbare Macht übst Du über mein Herz. Sind Sie mißgelaunt, sind Sie traurig oder unruhig, so vergeht meine Seele vor Schmerz, und Ihr Freund findet keine Ruhe. Nicht anders ist es, wenn Sie sich der tiefen Empfindung hingeben, die mich beherrscht, wenn ich an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen von einem Feuer durchglüht werde, welches mich verzehrt. In dieser Nacht habe ich es sehr empfunden, daß Ihr Portrait etwas Anderes als Sie selbst ist. Du reisest gegen 12 Uhr; um 3 Uhr werde ich Dich sehen. Unterdeß, mio dolce amore, nimm tausend Küsse hin, aber gieb sie mir nicht wieder, denn sie bringen mein Blut in Aufruhr.

Als seine Vermählung mit Josephine festgesetzt war, machte Bonaparte schon vorläufig von seinen Rechten als Ehemann Gebrauch und führte seine reizende Braut in die Häuser, welche sie Beide besuchten. Eines Tages ersuchte sie ihn, sie zu ihrem Notar, Herrn Raguideau, zu führen, mit dem sie sich nicht nur über Geschäfts-Angelegenheiten berieth, sondern auch über Gegenstände von zarterer Beschaffenheit. Als sie bei dem Notar anlangten, verließ Josephine den Arm ihres Begleiters und schlüpfte in das Arbeitszimmer des Notars. Der Zufall wollte indeß, daß Josephine die Thür offen ließ, so daß Napoleon unwillkürlich das ganze Gespräch

hörte, welches sich zwischen Beiden entspann. „Herr Raguideau“, sagte Josephine, „ich erlaube mir, Ihnen meine bevorstehende Vermählung anzukündigen; ich heirathe in einigen Tagen den General Bonaparte.“ — „Aber derselbe hat nicht das geringste Vermögen.“ — „Das ist wahr, er besitzt nichts als sein Haus in der Straße Chanteraine.“ — „Und Ihre Vermählung ist unwiderruflich beschlossen?“ — „Unwiderruflich.“ — „Desto schlimmer für Sie.“ — „Weshalb das, wenn ich fragen darf, Herr Raguideau?“ — „Weshalb? Weil es besser ist, unvermählt zu bleiben, als einen kleinen General ohne Namen und ohne Zukunft zu heirathen. Wird Ihr Bonaparte jemals ein Dumourier, ein Pichegru werden? Wird er sich je zu gleicher Höhe wie die Generale der Republik erheben? Ich glaube, daran zweifeln zu dürfen. Uebrigens ist auch in der militairischen Laufbahn nicht mehr viel zu machen, und die Stelle eines Lieferanten wäre mir lieber als alle militairische Grade.“ — „Jeder hat seinen Geschmack“, versetzte Josephine ziemlich trocken; „Ihnen erscheint die Ehe nur als eine Geld-Angelegenheit.“ — — „Und Ihnen“, fiel Raguideau ein, „nur als eine Herzens-Angelegenheit. Hab' ich nicht Recht? Die goldenen Epaulette des Generals Bonaparte haben Sie verblendet, und vielleicht werden Sie zu spät bereuen, daß Sie einen Mann ohne Vermögen, einen Mann, der nichts hat, als seine Uniform und seinen Degen, geheirathet haben.“

Die Prophezeiungen des Notars trafen nicht zu, und die Italiänischen Feldzüge, die Expedition nach Aegypten machten den kleinen General berühmt und erhoben ihn zur höchsten Macht. Indeß verging lange Zeit, ohne daß er dieses Vorfalls gedachte. Erst am Tage seiner Kaiser-Krönung schien er sich des Notars wieder zu erinnern. Er war schon im Begriffe, nach der Kirche aufzubrechen, und ging im Thronsaale auf und ab, als er plötzlich stehen blieb und einem seiner Kammerherren den Befehl ertheilte, den Notar Raguideau herbeizuholen. Dieser verlor sich in tausend Muthmaßungen über den Grund seiner Berufung zum Kaiser, ohne die wahre Ursachen zu ahnen. Als er in den Tuilerieen angelangt war und einige der prächtigen Säle durchschritten hatte, welche von Marschällen, Ministern und Groß-Würdenträgern gefüllt waren, wurde er in den Saal geführt, wo ihn Napoleon, der im Gespräche mit Josephinen begriffen war, erwartete. „Sie sind es, Raguideau“, sagte der Kaiser, ihm zulächelnd; „ich freue mich, Sie zu sehen.“ Ohne weitere Vorrede begann er dann: „Denken Sie noch an den Tag, an welchem ich Frau von Beauharnais, jetzige Kaiserin von Frankreich, zu Ihnen führte? Erinnern Sie sich noch der Lobrede, die Sie auf die militairische Laufbahn hielten, und der Lobeserhebungen, die Sie mir selbst ertheilten? Was sagen Sie nun, Raguideau? Haben Sie richtig prophezeit? Sie meinten, ich würde mich immer mit meiner Uniform und meinem Degen begnügen müssen. Ich habe indeß etwas vor mich gebracht trotz ihrer Prophezeiungen. Von meinem Vermögen will ich gar nicht sprechen, aber nach achtjähriger Ehe bringe ich meiner Gemahlin eine Krone zu.“ Raguideau, den diese Anrede in eine unglaubliche Verwirrung setzte, stammelte einige Worte ohne Zusammenhang: „Wie, Sire, Sie haben gehört!“ — „Alles, Raguideau: die Mauern haben Ohren, und ich sehe mich genöthigt, eine harte Strafe über Sie zu verhängen, denn wenn meine gute Josephine auf Ihre Rathschläge geachtet hätte, würden diese ihr einen Thron, mir die beste der Frauen gekostet haben. Sie sind sehr strafbar, Raguideau.“ Als der arme Notar diese Worte hörte, fuhr er zusammen, denn er fürchtete wohl mindestens, daß der Kaiser ihn vor ein Kriegsgericht stellen werde. Dieser weidete sich einige Augenblicke an seiner Bestürzung, dann aber sagte er zu ihm: „Beruhigen Sie sich; meine Strafe wird gnädig seyn. Ich verurtheile Sie, sich heute nach Notre-Dame zu begeben und meiner Krönung beizuwohnen.“ —

Am 9. März 1796 oder 19. Ventose des Jahres IV wurde der Heiraths-Kontrakt zwischen Napoleon Bonaparte und Marie Josephine Rose de Tascher abgeschlossen. Napoleon war, nach seiner Angabe, 28 Jahr alt und am 5. Februar 1768 geboren. Indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß er am 15. August 1769 geboren ist. Dies beweisen sein Taufschein und sein Abgangszeugniß aus der Schule zu Brienne. Vielleicht bediente sich Napoleon, um seiner Zukünftigen zu schmeicheln und um sein Alter dem ihrigen mehr zu nähern, des Taufscheins seines Bruders Joseph, als dessen Geburtstag einige Biographen den 5. Februar 1768 annehmen. Josephine gab ihr Alter ebenfalls mit 28 Jahren an und zeigte einen Taufschein vom 23. Juni 1767 vor. Es heißt, Josephine, welche wirklich am 23. Juni 1763 geboren sey, habe den Taufschein einer vier Jahre jüngeren Schwester benutzt, und der Gerichtsbeamte habe die Gefälligkeit gehabt, diese Verwechselung nicht zu beachten. Napoleon scheint indeß von dem wahren Alter seiner Gemahlin unterrichtet gewesen zu seyn, denn auf St. Helena erwähnt er, daß eine vornehme Dame ihrem Manne ihr wahres Alter durch Vorzeigung des Taufscheins einer schon seit längerer Zeit verstorbenen Schwester zu verheimlichen gesucht habe. Der Kaiser fügte noch hinzu: „Die arme Josephine beging eine große Unklugheit, denn diese falsche Angabe konnte ein Grund zur Aufhebung der Ehe werden.“ Der Bund der Neuvermählten wurde durch keine kirchliche Einsegnung geweiht.

Es war Napoleon nicht vergönnt, die Flitterwochen bei seiner Gemahlin zuzubringen, denn die Lage der Dinge machte seine ungesäumte Abreise nothwendig, und die kurze Zeit, welche er noch in der Hauptstadt verweilte, nahmen die Besuche bei den Ministern, die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten hinweg. Wenn er nach Hause kam, so beschäftigte ihn die Karte der Alpen, die Zusammensetzung seiner Armee und die Entwerfung des Feldzugsplans. Wenn Josephine ihn bei diesen Arbeiten störte, so gab er ihr einen Kuß und schickte sie fort; kehrte sie wieder, so verdoppelte er die Dosis, jedoch nicht ohne ein wenig zu brummen. Endlich riß ihm die Geduld, und er verschloß sich. Wenn sie sich beklagte, so sagte er: „Geduld, meine Freundin, nach dem Siege werden wir Zeit genug haben, an die Liebe zu denken.“ —

Am 11. März 1796 reiste Napoleon mit seinem Adjutanten Junot nach dem Hauptquartier der Italiänischen Armee ab. Er nahm 48,000 Fr. in Gold und 100,000 Fr. in Wechseln, welche theilweise protestirt wurden, mit sich. Mit einer so geringen Summe, welche dennoch den Schatz erschöpfte, und einer von Allem entblößten Armee sollte der Oberbefehlshaber derselben die fruchtbaren Ebenen Italiens im Sturmschritte erobern. Am 15. März um 6 Uhr Abends wechselte er die Pferde zu Chanceaux. Von hier aus schrieb er folgenden Brief an Josephine: „Jeder Augenblick, angebetete Freundin, entfernt mich weiter von Dir, und ich finde immer weniger Kraft in mir, den Schmerz der Trennung zu ertragen. Du bist der beständige Gegenstand meiner Gedanken, und meine Einbildungskraft forscht nur dem nach, was Du thust. Wenn ich Dich traurig sehe, so trauert auch mein Herz, und mein Schmerz wächst noch. Sehe ich Dich dagegen mit Deinen Freunden scherzen und lachen, so schelte ich Dich, daß Du unsere schmerzhafte Trennung schon vergessen hast. Dann halte ich Dich für leichtsinnig und unempfänglich für jedes tiefere Gefühl. Wie Du siehst, ist es nicht leicht, mich zufriedenzustellen; aber, meine theure Freundin, noch weit übler ist es, wenn ich glaube, daß Deine Gesundheit leidet, oder daß Du Ursachen zum Kummer hast, welche mir unbekannt sind. Dann verwünsche ich die Schnelligkeit, mit welcher man mich von Deinem Herzen reißt. Ich empfinde nur zu sehr, daß Deine natürliche Güte mir fehlt, und daß ich nur dann ruhig seyn kann, wenn ich weiß, daß Du glücklich bist. Fragt man mich, ob ich gut geschlafen habe, so ist es mir, als ob ich, um eine Antwort darauf zu ertheilen, vorher wissen müßte, ob Du gut geruht hast. Die Krankheiten und die Wuth der Menschen erschrecken mich nur insofern, als sie Dich berühren können. Möge mein Schutzgeist, der mir in den größten Gefahren schirmend zur Seite gestanden hat, Dich freundlich umfangen, und ich gebe meine Brust gern allen Angriffen preis. Sey nicht fröhlich, sondern ein wenig traurig: möge Deine Seele vom Kummer und Dein Körper von Krankheiten verschont bleiben. Du weißt, was unser theurer Ossian hierüber sagt. Schreibe mir, theure Freundin, schreibe mir ausführlich und empfange tausend Küsse der innigsten und wahrsten Liebe.“

Baron von Coston.

Mannigfaltiges.

— **Anakreon für die Neu-Griechen.** Herr Dr. Lindau zu Oels in Schlesien bietet den Freunden klassisch heiterer Lektüre eine neue Ausgabe des Anakreon*) als Weihnachts- oder Neujahrsgabe. Sie ist Herrn Oberpräsidenten v. Merckel gewidmet, der, wie Herr Lindau in artigem Latein erzählt, bei einem Besuch des Oelser Gymnasiums sich mit dem Herausgeber über den Genuß besprach, den ihm einst die Lektüre des lebenslustigen Alten gemacht. Herr Lindau, ebenfalls noch ein jugendlicher Greis, wie er sich nennt, stellte demnach 52 Anakreontische Lieder in verbessertem Text zusammen, indem er diejenigen wegließ, welche zu auffallende Spuren der Unechtheit an sich tragen. Er schickt eine Einleitung voran, worin er die Frage von den Schicksalen der Lieder Anakreon's behandelt, und begleitet den Text mit kurzen Worterklärungen und Angabe der alten Lesart, wenn er dafür seine Konjektur in den Text zu setzen sich veranlaßt sah. Einleitung und Noten sind in Griechischer Sprache abgefaßt, zum Behuf der Neugriechen, wie Herr Lindau sagt, wobei wir nur wünschen, daß er Mittel finden möge, seine Anakreontischen Lieder in Hellas sicher zu vertreiben; es werden sich ohne Zweifel bei der entsetzlichen Bücherarmuth dort viele finden, die eine Drachme daran zu wenden geneigt sind — wenn sie der Lateinische Titel nicht abschreckt. Denn man glaubt kaum, wie fremd den heutigen Griechen, selbst den Gebildeten, das Latein ist. Das sollten sich unsere Kartenzeichner gesagt seyn lassen. Wenn Karten vom alten Hellas, wie wir sie hier für wenige Groschen kaufen, statt der Lateinischen Schrift Griechische Namen hätten, so würden sie in Griechenland reißenden Absatz finden.

Zt.

— **Wissenschaftliche Ignoranz.** Wie wenig man in England die wissenschaftlichen Zustände Deutschlands kennt, geht unter Anderem aus einem im neuesten Hefte (Dez. 1839) der Quarterly Review befindlichen Artikel über verschiedene Reiseschilderungen hervor, wo (S. 245) Professor Leo in Halle als der größte Freigeist dargestellt ist, indem von ihm gesagt wird, er hätte vom Katheder herab seine jüdische Geschichte vorgetragen, in welcher die Authentizität der heiligen Schrift auf die stärkste Weise angegriffen werde, und hinterher von dem verstorbenen Professor Gans erzählt wird, er hätte vor einigen Jahren in Berlin so aufregende Vorlesungen gehalten, daß es alle Abende in der Hauptstadt einen Studenten-Aufruhr gegeben habe. Nicht können wir uns jedoch über solche ausländische Mährchen wundern, wenn wir selbst in Deutschen Blättern Berichte lesen über die Stellung der Philosophie in Preußen, die die größte Unkenntniß nicht bloß der Philosophie selbst, sondern auch des Verhältnisses der Wissenschaft zum Staat und zum praktischen Leben darthun.

*) Anacreontis, quae feruntur, Odaria. Rec. A. F. Lindau, Dr. Olsiae Silesiorum. Sumptibus editoris. 1840. kl. 8. (Von W. Gerloff zu Oels in Schlesien auf frankirte Bestellung und durch alle Buchhandlungen für ⅓ Rthlr. (10 Sgr.) zu beziehen.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 13. Januar 1840.

Algier.

Abd-el-Kader und die Franzosen.

Nach den Beobachtungen eines Dänischen Offiziers.*)

Abd-el-Kader ist zuverlässig eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, welche die Geschichte je aufzuweisen hatte. Die Thatsache allein konstatirt es, daß er, noch vor wenigen Jahren, beim Einrücken der Franzosen in Afrika, nichts als der unmündige Sohn eines Arabischen Priesters, heute an der Spitze einer großen Armee Frankreich den Krieg zu erklären im Stande ist. Diesen wunderbaren Erfolg stellt die in Dänemark so eben erschienene Schrift in seiner natürlichen Entwickelung dar. Und wahrlich, wenn man sie mit der Karte in der Hand gelesen, möchte man weit eher der Meinung seyn, daß Abd-el-Kader wohl mit der Zeit es den Franzosen unmöglich machen könnte, Algier zu behaupten, daß aber Letzteren es in keinem Falle möglich werden wird, die Macht des Emirs so zu vernichten, daß sie nicht nach wenigen Jahren immer wieder eben so furchtbar aus dem Innern hervorbräche. Wenigstens so lange er lebt, werden sie sich schwerlich auch nur einigermaßen dauernd auszudehnen vermögen. Und selbst wenn er stirbt oder im Kriege bleibt — er hat die Araber zum Bewußtseyn der Einigkeit gebracht, er hat ihnen gezeigt, was man mit dieser ausrichten kann; er hat die Ueberzeugung in ihnen allgemein erweckt, daß es nur durch sie gelingen kann, so mächtige Feinde zu bekämpfen; wenn er auch stirbt, in diesem an Körper und zum Theil auch an Geist noch unkorrumpirten Volke mit seiner glühenden Phantasie wird sich ein Nachfolger finden. Allerdings hat das Glück eine Hauptrolle bei seinen Erfolgen gespielt, aber schon beim Glücke möchte man immer an das Gleichniß mit der Katze denken, das mir irgend Jemand einmal erzählt, ob, wenn sie zehnmal aus dem Fenster auf die Straße fällt und immer auf die Beine zu stehen kommt, dies ein reiner Zufall ist, oder ob nicht schon in dem Thiere selbst, in seiner Organisation, etwas liegen müsse, was ein solches Resultat stets hervorbringt. Und in der That, es sind ganz besondere und ausgezeichnete Eigenschaften, wie dies in dem Dänischen Buche gezeigt wird, welche diesen Mann nach jedem Falle, durch den das Schicksal sein ganzes Ansehen und seine Macht zu zerstören schien, nach jeder Niederlage, wo die mit Mühe erst gesammelten Stämme wieder von ihm feindlich abfielen und seine Stadt einem Schutthaufen gleich gemacht wurde, immer nach kurzer Zeit nur um so gewandter und geschickter sein politisches Gebäude von neuem aufbauen, stets vollkommener und nur um so stärker an der Spitze noch zahlreicherer Horden und besser disziplinirter Krieger wieder erscheinen ließen. Das Buch des Herrn Dinesen ist anspruchslos geschrieben. Es verfolgt einen einfachen natürlichen Gang und führt darum zu einer klaren Anschauung. Der Verfasser, ein mit guten militairischen und, wie uns scheint, auch ganz richtigen politischen Ansichten begabter Offizier, hat sich im Jahre 1837 von seiner Regierung die Erlaubniß aus, nach Afrika zu reisen, um ein Kriegs-Verhältniß in der Nähe zu studiren. Seine dort also ganz unabhängige Stellung und seine Kenntnisse haben ihn in den Stand gesetzt, sich ein parteiloses Urtheil zu bilden, und diese Eigenschaft der Unparteilichkeit ist es, welche seiner Schrift einen Vorzug vor dem Meisten geben möchte, was bisher über die dortigen Zustände geschrieben, namentlich aber vielleicht vor Allem, was Franzosen selbst darüber berichten können. Er beginnt auf den ersten Seiten mit einer Uebersicht des Landes und entwickelt in kurzen Zügen die geschichtlichen Verhältnisse, aus welchen die verschiedenen Völkerschaften, die es jetzt bewohnen, stammen. Darauf geht er gleich zu Abd-el-Kader über, seiner Herkunft, Erziehung und Erhebung. Er verflicht in diese Skizze eine Darstellung von dem Entstehen und der Wichtigkeit der interessanten Kaste der Marabuts.

„Abd-el-Kader (d. i. der Diener des Allmächtigen), auch el-Hadschi genannt, ein Name, den sich die Muselmänner beilegen, die eine Reise nach der heiligen Stadt Mekka gethan, wurde 1807 in der Gegend von Maskara, an einem Orte, der Guetma heißt und auf dem Territorium des Arabischen Stammes Hachem liegt, geboren. Seine Familie war nicht reich, aber aus einem sehr alten Marabut-Geschlecht, das seinen Ursprung von den Aegyptischen Kalifen aus der Familie Fatimet herleitet und sich Scherif nennt, das will sagen, Abkömmlinge des Propheten.

Der Mann, mit dessen Geschichte wir hier bekannt gemacht werden, ist einer von den wenigen Auserwählten, der von einer fast unbemerkten Stellung durch seine großen persönlichen Eigenschaften und durch güustige Umstände berufen ward, seine Landsleute einem neuen und großen Ziele entgegenzuführen, zu ihrer Nationalität, zu der Erkenntniß einer allgemeinen dauernden Vereinigung unter gemeinsamen Interessen. Die Zeit wird lehren, wie vollständig es ihm geglückt ist. Die ihm angeborene Würde als Marabut hat er in einem hohen Grade zum Vortheile seiner Pläne geltend zu machen gewußt.

Um den Ursprung der Marabuts und die Bedeutung dieser Klasse unter den Arabern kennen zu lernen, muß man in der Zeit bis auf die Revolutionen des westlichen Afrika's im eilften Jahrhundert zurückgehen. Damals entstand zur Aufrechthaltung der kommunalen Verhältnisse und zum Schutz der Gesetze und Arabischen Gebräuche ein neues Element, das dem ganzen System Stärke und Dauer gab, und dies Element war der Einfluß der Marabuts. Gegen das Jahr 1040 bewirkte die Verderbniß, der die Sitten in den Arabischen Stämmen Gahtanytes-Ssenhegah (im Süden vom Kap Noun) unterlegen waren, daß sich dort ein muhammedanischer religiöser Verein bildete, der einzige, den man in Moghreb (dem Afrikanischen Westland) gekannt hat.

Von ihrem abgelegenen Aufenthaltsort, Rabathah genannt, auf einer Insel in einem der kleinen Flüsse gelegen, die sich in den Ocean stürzen, nahm der Verein den Namen el-Marabethyn an, woraus die Spanier Almoraviden gemacht haben und welches wir Marabuts nennen.

Diese Congregation hat die Sitten gereinigt und dem Islam mehr Wärme und religiöse Einheit gegeben. Später, als sie kriegerisch und siegreich wurde, hat sie eine Alleinherrschaft im Reiche Marokko und in Spanien bis an den Ebro hin ausgeübt. Sie hat ein Jahrhundert lang ein glänzendes Bestehen gehabt und wurde dann von den Almohaden umgestürzt.

Aber ihr Name und ihre geistige Macht sind geblieben und gehen vom Vater zum Sohne bei den Individuen als Erbe über, die zum Stamme Moghreb-el-Aouffat gehören. Sie sind gewöhnlich reich und gehören zu den vornehmsten Familien in ihrem Stamm; sie sind gastfrei, tugendhaft, gottesfürchtig und mit der Lehre des Islam gut bekannt, haben fast alle eine oder mehrere Pilgerreisen nach Mekka gemacht, sind in die Konferenzen der großen Scheichs eingeweiht und in Kahira und eben so in der großen Moschee Gemil-Azar gekannt. Sie leben gewöhnlich zurückgezogen von der Welt und von Geschäften und zeigen sich nur, um Alle den Trost ihrer Kenntnisse, ihren Rath und ihre unbegränzte Barmherzigkeit theilhaftig werden zu lassen. Mehrere derselben haben in ihrer Nähe Schulen angelegt, um junge Araber zu unterrichten.

Sie werden überall als die Engel des Friedens und der Eintracht um Beistand angerufen und hochgeachtet. Wenn zwei Arabische oder Berberische Stämme mit einander im Kriege sind, dann eilen sie hin und stiften Frieden. Sie bilden sich einen Theil von der Kommunal-Organisation auf dem Lande und in den Städten und üben hier einen großen Einfluß aus. Dieser Einfluß ist fast immer nützlich gewesen, obgleich er, gemißbraucht, bisweilen hätte gefährlich werden können; in Folge seines Wesens übt er eine Kontrolle über die oberste Macht und deren Ausschweifungen aus.

Die Marabuts bilden also einen Theil der in jedem Stamme sogenannten Großen, zu denen außer ihnen die Descendenten berühmter Krieger-Geschlechter gerechnet werden, deren Tapferkeit hat bei den Arabern stets im höchsten Ansehen gestanden.

Abd-el-Kader genoß in Guetma, wo er geboren, seine erste Erziehung. Guetma ist eine Art Seminarium, wo seine marabutischen Vorfahren einige junge Leute versammelt hatten, um sie in Sprache, Theologie und Gesetzkunde zu unterrichten. Es liegt am Abhang eines hohen Berges, in einer lachenden und malerischen Gegend, wo Alles zu Studium und Seelenfrieden einladet. Abd-el-Kader wurde dort so gut erzogen, wie ein Araber es werden kann, von seinem Vater, dem ehrwürdigen und allgemein geachteten Sidi-Mahiddin (d. i. Religions-Verweser), der in ihm eine aufgeweckte und kräftige Natur zu entwickeln fand. Er war noch sehr jung, als er jeden Spruch des Korans kannte, und seine Erklärungen desselben übertrafen einen Jeden der tüchtigsten Verdolmetscher. Er legte sich mit Eifer auf die Beredsamkeit und Geschichte; für den Augenblick ist er der Mann, der dafür bekannt ist, mit der größten Wohlredenheit im ganzen Lande begabt zu seyn, was ihm einen so außerordentlichen

*) Herr A. W. Dinesen, Königlich Dänischer Artillerie-Offizier, hat seine Beobachtungen im nördlichen Afrika zu Kopenhagen Ende November 1839 herausgegeben.

Vorzug giebt. Er lernte die Geschichte seines Landes genau kennen, nebst den Punkten, worin sie mit der Geschichte der Französischen Nation in Berührung steht. Er versäumte auch nicht, sich körperliche Fertigkeiten zu erwerben, die er sich in hohem Grade aneignete; man sieht ihn allgemein für den ersten Reiter der Berberei an. Kurz, in einem Alter von zwanzig Jahren zeichnete er sich durch alle Eigenschaften aus, welche das Volk bei dem zu sehen liebt, den es an seine Spitze stellt.

Abd-el-Kader war eben von einer Reise zurückgekommen, die er mit seinem Vater nach Arabien und Aegypten gemacht, als er sein Vaterland einer furchtbaren Anarchie preisgegeben fand. Die Eroberung der Hauptstadt Oran durch die Franzosen hatte den Arabern das Signal gegeben, sich in der ganzen Provinz von der Türkischen Oberherrschaft zu befreien, und ein allgemeiner Freiheitsgeist gährte in allen Köpfen, ohne einen Vereinigungspunkt zu haben. Die Stadt Maskara, im Inneren des Landes, hatte die Türken, welche sich dort halten zu können geglaubt, theils ermordet, theils verjagt, und die Stadt hatte sich zu einer Republik gebildet. Das schöne Tlemecen war getheilt zwischen den Mauren, die die Stadt besetzt hatten, und den Türken oder Courougliern*), welche Herren der Citadelle waren. Mostaganem erkannte die Herrschaft der Franzosen, und das kleine Arsew war ebenfalls Französisch gesinnt.

Die Araber, die an einen nomadischen Freiheitszustand gewöhnt sind, sahen mit feindseligen Blicken sowohl auf die Französische wie auf jede andere aufgezwungene Oberherrschaft, sie lagen überdies gegenseitig in gewaltigen Fehden, von denen sie für den Augenblick ermüdet und darum nicht abgeneigt waren, ihre Kräfte zu vereinen, um der Alles zerstörenden Anarchie ein Ende zu machen.

Unter diesen Umständen war es, daß Abd-el-Kader's Vater, der alte hochbetagte Mahiddin, im Anfang des Jahres 1832 zum Chef der Arabischen Stämme gewählt wurde, welche die Umgegend von Maskara bewohnen; aber Mahiddin schlug die ihm zugedachte Ehre seines hohen Alters wegen aus und verwies sie auf seinen Sohn Abd-el-Kader, der auch sogleich anerkannt wurde. Der alte Mahiddin erzählte bei dieser Gelegenheit, daß, als er mit seinem ältesten Sohne und mit Abd-el-Kader in Mekka war, ihm eines Tages auf einem Spaziergange mit dem Ersteren ein alter Fakir begegnete, der ihm drei Aepfel mit den Worten gab: „Dieser ist für Dich, dieser für Deinen Sohn, den Du bei Dir hast, und dieser für den Sultan.“ — „Und wer ist dieser Sultan?“ fragte Mahiddin. — „Das ist der, den Du daheimgelassen, als Du zum Spazierengehen ausgingst.“

Diese Anekdote, an welche Abd-el-Kader's Anhänger, wie an ein Evangelium, glauben, hat nicht wenig beigetragen, seine Macht zu begründen. Kurz darauf, als er so die erste Stufe auf der Leiter des Glücks bestiegen, wählte ihn die Stadt Maskara zum Emir, und von dieser Zeit an hatte er einen entschiedenen Vorzug vor allen seinen Rivalen. Man erzählt, daß die Einwohner dieser Stadt ihren Beschluß in Folge der Erklärung eines alten Marabuts thaten, der feierlich beschwor, der Engel Gabriel hätte sich ihm gezeigt und ihm befohlen, zu verkünden, daß es Gottes Wille sey, Abd-el-Kader solle über die Araber regieren. Sicher ist es, daß die Zeit gezeigt hat, keine bessere Wahl konnte getroffen werden.“

Es wird nun auf den Zustand der Französischen Occupation, besonders der Provinz Oran vor und nach diesem Augenblick übergegangen und derselbe durch die verschiedenen Ober-Kommando's von Bourmont, Clauzel, Berthezène, Rovigo, Voirol, Erlon, Clauzel zum zweitenmal, Damremont, Valée bis auf die heutige Zeit fortgeführt, jedoch vorzugsweise nur, inwiefern er sich auf Abd-el-Kader und die Provinz Oran bezieht. Es wird gezeigt, wie seine aus einem Nichts entstandene Macht sich nach und nach zum Mittelpunkte und zu einem Halt für das Araberthum in Afrika, und durch sein erstaunenswerthes kriegerisches, organisirendes und diplomatisches Genie zu einer heute für die Franzosen so furchtbaren Größe hebt. Sehr interessant auch an Einzelnheiten und sehr detaillirt werden die beiden Unter-Kommando's der Generale Desmichels und Bugeaud in Oran, die aber in politischer Beziehung vom Gouvernement aus Frankreich ganz selbstständig zu handeln beauftragt waren, erzählt und nachgewiesen, daß, obgleich hier zwei der geschicktesten Französischen Diplomaten ausgesucht waren, Abd-el-Kader doch sowohl im Frieden mit dem Ersten zu Oran, im Februar 1834, als auch in dem an der Tafna, im Mai 1837, mit dem Zweiten, beide an gewandter und feiner Politik weit übertraf und wie er gerade auf diese geschickten Traktate das Gebäude seiner Größe aufgeführt hat. Eben so anziehend und kenntnißreich ist unter anderen militairischen Operationen vorzüglich die zwischen die obengenannten beiden Perioden fallende von Marschall Clauzel vortrefflich geleitete Expedition Ende 1835, unter sehr thätiger Theilnahme des Herzogs von Orleans, beschrieben. Dies Alles nebst recht schönen Schilderungen über Araberleben, besonders auch über ihre Pferde hier aufzunehmen, gestattet der Raum nicht. Auch hat man darüber bereits vielfache Berichte gelesen; weniger dagegen über die Thätigkeit des Emir's unter seinen Landsleuten; über seine persönlichen Eigenschaften und das System der Verwaltung und Entwickelung der Kräfte seines Landes. In dem Kriege, der dem Frieden zu Oran voranging, war der junge Abd-el-Kader zum erstenmal mit Europäern zusammengetroffen. Was er von ihnen gelernt hatte, und wie er sogleich seine erste Ruhe zu benutzen verstand, darüber sagt Dinesen das Nachstehende;

„Ungeachtet es General Desmichel's Absicht war, Abd-el-Kader zum Oberhaupt sämmtlicher Araber in Nord-Afrika zu erheben, war er doch zu sehr Patriot, um dabei nicht Frankreichs Interesse vor Augen gehabt zu haben. Er glaubte, daß eine Macht wie die Abd-el-Kader's nur durch den Einfluß Französischer Militairmacht bestehen könnte, und daß Jener also in Wirklichkeit unter Französische Hoheit zu stehen kommen würde. Der Fanatismus der Araber und ihr Widerstand, den sie in Folge ihrer Religion stets der Oberherrschaft der Christen bieten würden, war Ursache, daß er in seinen Traktaten mit den Arabern vermied, bestimmt die höhere Stellung auszusprechen, welche im Lande einzunehmen mit Frankreichs Würde übereinstimmend war; er fürchtete, die Gefühle der Araber zu sehr zu verwunden, aber dadurch verlor er seinen Einfluß und übergab das Scepter, das er Frankreich hätte vorbehalten sollen, in Abd-el-Kader's Hände. Um General Desmichel's schmeichelhafte Versprechungen erfüllen zu können, mußte man indeß die Ankunft des neuen General-Gouverneurs abwarten, welche schon längst angekündigt worden war.

Diese Zwischenzeit benutzte Abd-el-Kader, um die innere Administration seines Landes zu ordnen, und in kurzer Zeit hatte er die glücklichsten Resultate erreicht. Wenn man sich die großen Schwierigkeiten vorstellt, die hierbei ihm bei einem Volke begegnen mußten, das bisher gewohnt gewesen war, fast nur stämmeweis in einem patriarchalischen Verhältniß zu leben, so wird man genöthigt, Abd-el-Kader ein ungemeines administratives Talent einzuräumen. Er theilte das Land oder richtiger die Arabischen Stämme in Abtheilungen, die unter fünf etwa gleich große Distrikte gehören sollten, und setzte in jedem dieser letzteren einen Agha ein. In jedem Stamme errichtete er eine verwaltende und richtende Macht und setzte die nöthigen Kaïden (Polizei-Offizianten) und Kadi (Richter) mit einer festen jährlichen Besoldung ein, so daß sie nicht wie bisher ihre Bezahlung von dem empfingen, der die Handhabung der Gerechtigkeit verlangte. Die Unmündigen und Vaterlosen nahm er unter seinen Schutz und ließ ihr Eigenthum von der Obrigkeit verwalten.

(Schluß folgt.)

Finnland.

Finnische Volks-Poesie. — Der Dichter Runeberg.

(Schluß.)

Der Winter ist für den Finnländer die Zeit der Familien-Feste und der heiteren Zusammenkünfte, um so mehr, als derselbe sich fast bis ins Endlose verlängert und daher die Einwohner zwingt, Zerstreuungen aufzusuchen. Ueberdies sind dieselben zu dieser Jahreszeit mit Arbeiten nicht überladen, und die Reisen werden ihnen um so leichter, da alsdann weder Berge noch Flüsse ihnen Hindernisse darbieten, der tiefe Schnee aber das Land ebnet und die Fahrten auf dem Eise dieses Labyrinthes von Seen die Entfernungen wunderbar verkürzen. Zu Fuß oder auf hölzernem mit einem Pferde bespannten Schlitten reist der Finnländer alsdann stets geradeaus, über Sümpfe, Hohlwege und die zahllosen Seen, deren Netz das ganze Innere des Landes bedeckt. Am häufigsten werden dergleichen Reisen um Weihnachten herum gemacht. Zu dieser Zeit eilen entfernte Verwandte zu einander, die Nachbarn versammeln sich, um mit einander über die vergangenen Zeiten und neuesten Erlebnisse zu plaudern und ein zu dieser Zeit eigens gebrautes Bier zu trinken.

Finnland konnte bis zu seiner Vereinigung mit Schweden keine geschriebene Geschichte haben, da bis zu jener Zeit Lesen und Schreiben im Lande noch nicht eingeführt war. In der Folge wurden die Annalen der Begebenheiten zwar in den Mauern der Klöster geschrieben, doch unternahmen es die Mönche der damaligen Zeit nicht, über die Entstehung und die früheren Schicksale des Volkes nachzuforschen. Ihre historischen Bemühungen beschränkten sich nur darauf, von einem Tage zum anderen die Ereignisse in ihrem Kirchsprengel niederzuschreiben und höchst selten in diese Art von Tagebuch irgend Nachrichten, die ihnen aus der Ferne zugingen, einzutragen. Mythische Lieder und einige Sagen sind daher noch die einzigen Denkmale der alten Geschichte Finnlands. Bei so beschränkten Mitteln aber leuchtet selbstredend die Unmöglichkeit ein, in das Dunkel der vergangenen Zeiten eindringen und in demselben die Wiege des Volkes entdecken zu können. Dennoch aber glaubt man jetzt, mit Hülfe dieser unbedeutenden Mittel, so wie einiger in Isländischen Sagas und in den Annalen von Schweden und Dänemark zerstreuten Sagen und vermittelst der neuesten physiologischen Forschungen an den Küsten des Sund, beweisen zu können, daß die Finnen und Lappen einst das südliche Skandinavien bewohnten. Dies war die Meinung von Leibnitz, welche Lagerbring in seiner Geschichte von Schweden wiederholt hat, und diese Meinung sprechen auch Ihre in der Einleitung zu seinem Lappländischen Wörterbuche, Schlözer in der Geschichte der Völker des alten Nordens, Rask in der gelehrten Abhandlung über die Entstehung der Isländischen Sprache aus. Sie sagen nämlich, daß jene Völker, zu schwach, um den Einfall der Gothen zurückweisen zu können, sich nach und nach vor diesen Eroberern gegen den Norden zurückgezogen und endlich eine Zuflucht in den Wäldern und Schluchten des heutigen Finnlands gefunden hätten. Hier hätten alsdann Russische Fürsten und Schwedische Konunge mit einander um die Oberherrschaft ihrer Stämme gestritten. Lokal-Sagen und einige andere Dokumente aber deuten an, daß Finnland im 9ten und 10ten Jahrhundert sogar das angestammte Gebiet Rurik's gewesen sey, woraus sich schließen ließe, daß dasselbe durch ihn mit seinem Ladoga-Nowogorodischen Staate verbunden worden sey, und daß von daher die Rechte und Ansprüche herrühren, welche die Nowogoroder öfters auf den Besitz von ganz Finnland ausgesprochen haben.

Merkwürdigerweise aber hat der Finne jene alten, so wie alle spätere Kämpfe durchgelebt, ohne seinen früheren Charakter, oder seinen National-Typus zu verändern. So wie derselbe sich in den verflossenen Jahrhunderten darstellt, eben so finden wir denselben auch jetzt noch. Arbeitsamkeit, Geduld, Ergebenheit gegen das Schicksal —

*) Courouglier sind Abkömmlinge von Türken und Moresken.

sind ihm angeborene Eigenschaften. Im Sommer bearbeitet er seinen undankbaren Boden, der oft alle seine Hoffnungen täuscht; im Winter sieht man ihn auf dem Eise des Flusses an der Wuhne mit der Angel oder dem Hamen viele Stunden lang sitzen und unsicherer Beute harren. Klug, umsichtig und erfinderisch, ist er in seinem Hause Schmidt und Schuhmacher. Nicht selten zwingt ihn aber auch die äußerste Armuth, sich seinen Unterhalt außerhalb seines Geburtslandes zu suchen; überall jedoch zeichnet er sich durch seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe aus. Finnen findet man in Rußland, mitten in der prachtvollen Hauptstadt an der Newa, so wie in Schweden in den Kaafiordischen Bergwerken. Zu Anfang des Sommers kommen sie dort an, nachdem sie unterweges jede Entbehrung geduldig ertragen haben, und kehren nach Hause zurück, ohne auch nur eine Kopeke von dem durch schwere Arbeit erworbenen Gelde zu vergeuden. Man darf jedoch diese Finnländischen Finnen nicht mit denen verwechseln, welche in der Umgegend von Petersburg und an der Südküste des Meerbusens wohnen, d. h. mit den Maimisten, Esthen oder Estonzen: dies ist ein ganz anderes Volk, das sogar eine von der anderen Finnischen ganz verschiedene Sprache hat.

Ein anderer ausgezeichneter Zug des Finnischen Charakters ist auch noch die Treue in dem Glauben ihrer Vorfahren und die Gewissenhaftigkeit in irdischen Dingen. Es existirt daher auch bei den Finnen das Sprüchwort: „Daß der Mensch sein Wort so fest halten müsse, wie der Ochse seine Hörner." Von dem Festhalten ihres einmal gegebenen Wortes erzählen sogar die Schweden die Anekdote: daß, wenn ein Finne eines Kapital-Verbrechens überführt und zum Tode verurtheilt worden, in den betreffenden Finnländischen Städten aber etwa kein Henker vorhanden gewesen sey, man dem Delinquenten einen Paß ertheilt und von ihm sein Wort verlangt habe, direkt nach Stockholm zu gehen und dort um die Gunst zu bitten, gehangen zu werden; und nie habe ein Finnischer Verbrecher das in dieser Hinsicht seiner Ortsbehörde gegebene Wort gebrochen.

Der Finne ist im Allgemeinen groß von Gestalt, stark, gewandt und unternehmend. Man sieht ihn bald mit dem Fischnetz, bald mit der Flinte, bald dem Lachse am tosenden Wasserfalle auflauernd, bald den Bären oder den wilden Eber in den dichten Wäldern verfolgend. Keine Anstrengung schreckt ihn ab, kein Unwetter hält ihn zurück. An plötzlichen Uebergang aus der ärgsten Hitze in die entsetzlichste Kälte gewöhnt, läuft er aus dem Bade unbekleidet bei dem schärfsten Froste eine halbe Werst und weiter bis zu seinem Hause. Gleichzeitig ist er aber auch leichtgläubig und abergläubisch, wie ein Knabe.

Im Mittelalter war Finnland voller Gaukler, die sich Wahrsager nannten und zu denen der Finne in allen Verhältnissen des Lebens seine Zuflucht nahm; denn diese Hexenmeister waren die Orakel und Bevollmächtigten der Familien. Alle Welt glaubte, und noch heute glauben viele, daß sie an gewissen Tagen sich auf einer kleinen Insel in der Calmarischen Meerenge versammeln, und daß man, wenn man auf das Dach steige, sie durch die Luft fliegen sehen könnte. In der Oster-Nacht klingelten sonst alle Dorfbewohner mit Schellen, und Jedermann steckte Sensen auf seine Thürschwelle, um sich vor den Besuchen der Hexen und Hexenmeister zu bewahren, welche zu jener Zeit nach Blakula flogen, indem sie den Wein, die Wolle und Daunenfedern mit sich trugen, welche sie das Jahr über zusammengestohlen hatten. Finnland war damals wegen seiner Hexenmeister so berühmt, daß endlich seine abergläubischen Nachbarn anfingen, jeden Finnen für einen Hexenmeister zu halten, so daß das Wort „*Finne*" völlig gleichbedeutend ward mit „*Zauberer*" oder „*Schwarzkünstler*"; ein Glaube, der sich bis auf den heutigen Tag in einigen Gegenden Schwedens und unter dem Russischen gemeinen Volke in der Umgegend von Petersburg noch nicht verloren hat. In früheren Zeiten aber war derselbe so stark, daß die Seefahrer absichtlich an den Finnischen Gestaden anlegten, um sich Reise-Wind zu holen, welchen ihnen die Zauberer, in Schnupftücher gewickelt, verkauften, und daß die umsichtigeren Familien-Väter ihre Töchter hierher schickten, um etwas Zauberei zu lernen.

Diese Leichtgläubigkeit, diese Einbildungen des Finnischen Volkes und diese Neigung desselben zum Uebernatürlichen, Unbegreiflichen und Wunderbaren übersteigen jede Vorstellung. Zu verschiedenen Zeiten erschienen auch unter den Finnen kühne Phantasten, welche sich für inspirirte Abgesandte des Himmels ausgaben, und von denen viele, besonders ein gewisser verrückter, liederlicher Bauer, fast ganz Finnland veranlaßten, an Dinge zu glauben, welche selbst Muhammed, mit der glühendsten Phantasie der Beduinen, für zu lächerlich gehalten haben würde. Dieser Volks-Charakter mag nun zwar vielleicht den Unwillen und das Mißfallen eines Philanthropen aufregen, indessen ist derselbe doch außerordentlich poetisch und bietet der Kunst reichen Stoff dar. Die Sprache der eingeborenen Finnen ist, wie die Finnische Sprache überhaupt, wohlklingend, biegsam, reich an Vokalen und angenehm für das Ohr. Augenscheinlich ist dieselbe mit der Lappländischen Sprache verwandt und hat viel Aehnlichkeit mit der Ungarischen. Ihre poetische Sprache ist, wie die Isländische, mit Epitheten und Metaphern überfüllt. Der Gebrauch des Reims aber ist erst in den neuesten Zeiten eingeführt worden, indem die alten Verse nur die Sylbenzahl beachteten.

Die ganze alte Poesie der Finnen kann man nun in drei Abtheilungen theilen, und zwar umfaßt die *erste* die mythischen Lieder, die in dunkeln Ausdrücken vom Anfange der Welt, dem Kampf der Elemente, der Erfindung der Dichtkunst erzählen; die *zweite* ist noch dunkler, noch unverständlicher als die erste und besteht oft nur aus abgerissenen Versen, aus einer bloßen Aneinanderreihung sonderbarer Wörter, die den Zuhörer durch ihren Mangel an Zusammenhang in Verwunderung setzen. Zu der *dritten* Abtheilung gehören die Lieder der spätesten Volks-Reimer. In diesen lyrischen Fragmenten herrscht jedoch viel Anmuth, Einfachheit, Harmonie, und spricht sich in ihnen sowohl die Qual des Leidenden als die Leidenschaft des Liebenden und der freudige Jubel der beim Becherklange Schmausenden aus. Es gab eine Zeit, wo die Poesie im friedlichen Leben der Finnländischen Familie eines der Hauptbedürfnisse war. Der Landmann sprach in Versen seine Empfindungen aus, die Jäger verfaßten lange Lieder vom Bären, den sie jagten; die Frauen feuerten einander, während sie ihre Handmühlen drehten, durch Gesang zur Arbeit an. Diese Liebe zur Poesie, dieses angeborene Talent zur Dichtkunst ist jedoch jetzt besonders in dem Theile von Finnland, welcher am Botnischen Meerbusen liegt, verloren gegangen, indem der Geist des Handels, die Bildung und die Dampfschiffe an den Küsten Finnlands den Geist der Poesie getödtet haben. Aber im Innern des Landes, in den Dörfern, an den Ufern der einsamen Seen hat die Poesie noch nicht aufgehört, ein froher Gast bei jedem Feste, eine Zierde jeder heiteren Versammlung zu seyn. Hier setzen sich noch bei feierlichen Gelegenheiten die Familie des Landmannes und die Nachbarn, die sich bei ihm versammeln, im Kreise umher, zwei bekannte Sänger umringend, die, einander gegenüber sitzend, ein poetisches Konzert beginnen. Der Erste fängt eine Strophe an, welche der Andere in der Mitte aufnimmt, und worauf dann Beide gemeinschaftlich endigen. Die Melodieen dieser Lieder sind einfach, ernsthaft, traurig und rührend, die Einförmigkeit der Akkorde aber erregt dem Zuhörer ein sanft einschläferndes Gefühl, wie das Geräusch des Windes in den Blättern der Bäume, oder wie das Gemurmel der an das Ufer plätschernden Wellen.

Als die Schweden Finnland unterjochten, waren sie den Finnen an Bildung weit überlegen und lehrten denselben daher, was sie selbst wußten; auch theilten sie ihnen ihre Sprache mit, welche bald die Sprache der Religion, der Schulen und der Gerichte wurde. Beamte, Geistlichkeit und Kaufmannschaft nahmen mit der Sprache der Sieger aber auch deren Literatur an, welche dann die alte Finnländische Poesie verächtlich verwarf, die Katheder bestieg und den akademischen Preis erhielt. Die neue Literatur der Finnen war nur ein knechtischer Sklave der Schwedischen, die ihrerseits wieder eine Sklavin der Deutschen und Französischen war. Zur Zeit der Reformation nahm sie abwechselnd deren didaktische und sentenzenreiche Formen an, unter Christian kleidete sie sich in das Gewand der Gelehrsamkeit des Pedantismus, während sie sich unter der Regierung Gustav's III. des Leichtsinnes und der Unbesonnenheit schuldig machte. Die Umwälzung im Gebiete der Dichtkunst, welche sich in Deutschland im 18ten Jahrhundert ereignete, verbreitete sich jedoch auch über Dänemark und Schweden, und da Alles, was Schweden begegnete, sich auch über Finnland erstreckte, so wurde es dann endlich auch hier Licht. Finnland zertrümmerte seine früheren Götzen und pflanzte die neue Flagge der Volks-Literatur auf. Unter die Zahl derer aber, welche sich das größte Verdienst um die Finnländische Romantik erworben haben, gebührt die erste Stelle dem Dichter *Ludwig Runeberg*.

Seine Kindheit hatte er an den Ufern der Seen, unter dem Schatten der Bäume, in der traulichen Anschauung der Natur, seine Jugend aber auf den Schulen verlebt, und nachdem er die verschiedenen Universitäts-Grade durchlaufen hatte, erhielt er eine Anstellung als Professor, Anfangs in Abo und später in Helsingfors. Das ist seine ganze Biographie. Wer aber kann alle die feurigen Empfindungen schildern, welche seine Seele in der prosaischen Sphäre des Professorats erfüllten? Wer weiß, wie viel unzählige entzückende Phantasieen den Poeten in seinem einsamen Kabinette umschwebten, und wie oft des Abends mitten in schweigsamem Wachen der Schwarm der leichtgeflügelten Sylphen bei ihm einkehrte und ihm geheimnißvolle heilige Lieder zuflüsterte? Oft gleicht das äußere Leben des Dichters dem ruhigen Wasserspiegel des Sees, der selbst beim Wehen leiser Lüftchen sich nicht rührt, während auf der Tiefe des Grundes in der Stille Zweige glänzender Korallen aufschießen und wachsen; oft zeichnet ihn durchaus nichts aus vor dem großen Haufen, und man erfährt gar nicht einmal, daß er, wie Aladin, eine Lampe besitzt, vermittelst welcher er über die Geister herrscht. Dies ist auch Runeberg's Geschick.

Mehr als Alles spricht aber in Runeberg's Schöpfungen den Leser jene Wahrheit an, mit welcher sich bei ihm die vollständige Finnische Oertlichkeit, sowohl in den Umrissen als auch im Kolorit, ausspricht. Zu jener Zeit, wo wir in der Poesie nur klassische Formen suchten, hätte auch Runeberg vielleicht seine Landschaft mit rosenrothen Farben kolorirt und seinen handelnden Personen Griechische Physiognomieen gegeben. Diese Zeit aber ist, Gottlob! vorüber; der Geschmack des Europäischen Publikums hat das lächerliche Joch der bedingenden Regeln von sich geworfen, und die Dichter haben das Recht wieder erhalten, sich ihren Inspirationen hingeben zu dürfen, ohne ihre Modelle bei den Römern und Griechen suchen zu müssen.

„Perrho's Grab" war das erste Werk Runeberg's, wodurch er die Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist dies die dramatisch bearbeitete Geschichte von sechs Brüdern, Jünglingen, Söhnen Finnlands, welche kühn gegen Räuberbanden zogen. Fünf derselben kamen um; da geht der greise Vater auf die Wahlstatt, um die Leichen der geliebten Kinder noch zu sehen, und weint bitterlich. Aber plötzlich fährt ein noch schmerzlicherer Gedanke, als der des herben Verlustes, dem Greise durch den Sinn; er betrachtet die Todten und Verwundeten und findet unter ihnen Thomas, seinen ältesten und liebsten Sohn, nicht. „Was ist aus Dir geworden, Thomas?" ruft er aus; „unmöglich hast Du Deine Brüder verlassen, unmöglich hast Du mein graues Haupt durch eine Schandthat besudelt!" In peinigenden Zweifeln kehrt der Greis nach Hause zurück; die Furcht, seinen ältesten Sohn seiner unwürdig zu finden, quält ihn mehr als der Verlust der Gebliebenen. Zu jener Zeit jedoch, als der Kampf begann, war Thomas

abwesend und kam erst spät seinen Brüdern zu Hülfe. Als er diese bereits in ihrem Blute schwimmend fand, stürzte er wie ein wüthender Löwe den abziehenden Räubern nach, holte sie ein und tödtete sie einzeln, hieb dem Anführer das Haupt ab und kehrte mit Wunden bedeckt zu den Füßen seines Vaters zurück, der vor Freude starb, indem er seinen ältesten, so muthigen Sohn an das Herz drückte.

Der Erfolg dieses National-Gedichtes veranlaßte Runeberg, sich der Finnländischen Volks-Muse zu weihen. In den Jahren 1832 und 1836 schrieb er zwei Idyllen, zwei liebliche, herrliche Idyllen, in denen mehr Wahrheit und Tiefe herrscht, als in „Luise", von Voß, und die in Hinsicht ihres Werthes nur von Goethe's „Hermann und Dorothea" übertroffen werden. Die eine dieser Idyllen ist der Liebes-Roman zweier Finnländischer Studenten, die andere ist eine Schilderung der Elenthier-Jagd im Winter; beide aber enthalten unübertreffliche Schilderungen der Finnländischen Natur und eine Menge zuweilen fast zu sehr ins Kleine gehender Details der Sitten und des Wesens der Einwohner seines Vaterlandes.

Auch die lyrischen Gedichte Runeberg's tragen jenen Stempel der Finnländischen Volksthümlichkeit an sich. Kummer und Traurigkeit, welche bei den Dichtern anderer Länder entweder nur rhetorische Figuren oder die Folge augenblicklichen Mangels an Geld sind, bilden hier unglücklicherweise den Grundton der ganzen Natur. Runeberg's Poesie ist daher eben durch die darin herrschende Traurigkeit so sehr wahr. Man glaubt mit eigenen Augen den jungen Dichter zu sehen, den bleichen, düsteren Bewohner dichter Fichten- und Birkenwälder, der in der Blüthe seines Lebens betrübt zwischen traurigen Kiefern, an den Ufern öder Seen, unter dem Gewölbe eines finsteren Himmels umherschleicht: Nek, der Geist der Wasserfälle und Blumen, flüstert ihm selbst in den trüben Herbstnächten jene klagenden Melodieen zu; und Hulda, die unglückliche Nymphe der Einöde, führt selbst ihn in ihre düstere Wohnung und singt ihm dort Trauerlieder. Jeder seiner Verse trägt den Stempel tiefer Traurigkeit und Ergebenheit in den Willen des Schicksals. Dabei kann man jedoch durchaus nicht bemerken, daß diese Traurigkeit die Folge eines Spleens wäre. O nein! Runeberg liebte und verlor die Geliebte seines Herzens; der Kummer über diesen Verlust spricht sich zwar oft in seinen Elegieen aus, doch plötzlich bemüht er sich auch wieder, demselben Schranken zu setzen, und er faßt sich mit Ruhe und Resignation.

Runeberg's Styl glänzt weder durch jenen Reichthum an Bildern, welchen man bei Tegnèr bewundert, noch durch den Ueberfluß an Schattirungen, wie Atterbom's Dichtungen, doch ist er dagegen um so beachtenswerther durch seine Gewandtheit und Einfachheit, auch ist der Rhythmus seiner herrlichen Gedichte wohlklingend und mannigfaltig. Der Dichter aber ist jung und kann sich daher noch immer mehr vervollkommnen, so daß Runeberg's Landsleute mit Recht noch auf künftige Erfolge des heimischen Finnländischen Sängers hoffen. (L. A. 4.)

Guiana.

Die Königin der Boni's.

Die Boni's sind ein Negerstamm, der in den unzugänglichsten Wäldern von Guiana wohnt; ihren Namen haben sie von einem Europäer, der ihre Kolonie organisirte. Ein Französischer Soldat war, um einer Strafe, die er sich zugezogen, zu entfliehen, mit Waffen und Gepäck aus Cayenne desertirt und in die Wüste von Guiana entflohen. Hier suchte er Zuflucht bei einem Stamm Neger, welche theils aus Sklavenschiffen, theils aus den Pflanzungen von Cayenne entflohen waren. Er heirathete eine Negerin und erwarb sich die Liebe dieses Stammes in so hohem Grade, daß sie ihn zu ihrem Könige ernannten. Sobald er den Oberbefehl hatte, organisirte er die 7—8000 Neger, aus denen der Stamm bestand, bewaffnete sie, lehrte ihnen den Gebrauch der Waffen und machte sie zu furchtbaren Kriegern. Frankreich und Holland, von dieser Verwandlung unterrichtet, beeiferten sich, mit dem Deserteur-König eine Allianz zu schließen. Leider starb er, ehe er seiner Kolonie die Entwickelung, die er beabsichtigte, geben konnte. Die Neger, dankbar für die Dienste, die ihnen ihr König geleistet, haben seiner Witwe die Königliche Gewalt forterhalten, und man muß es ihr zum Lobe sagen, daß sie sich dieser Ehre durchaus würdig zeigte.

Nachdem wir Berge von 4—500 Toisen Höhe über dem Meeres-Niveau überstiegen, erreichten wir ein großes Plateau, wo der Wald weniger dicht und unzugänglich war. Wir entdeckten bald eine lange Reihe von Hütten, die eine Art Lager bildeten. Alle diese Hütten bestanden aus vier Balken, die in der Erde befestigt und mit Stroh bedeckt waren. Eine darunter war vor den übrigen durch ihre Größe, ihre Form und Eleganz ausgezeichnet: es war das Palais Ihrer schwarzen Majestät. Wir gingen auf diese Hütte zu, begleitet von einer Menge Neger, die von allen Seiten herbeigekommen waren, um uns zu sehen. Wir fanden die Königin auf einem Laubteppich sitzen und ein frugales Mahl zu sich nehmen. Als sie uns sah, kam sie uns mit vieler Anmuth entgegen. Ich bemerkte gewisse Europäische Manieren an ihr, die sie wahrscheinlich dem Franzosen, der ihr Gatte war, zu verdanken hat. Sie ließ uns neben sich niedersetzen und lud uns ein, ihr Mahl zu theilen, das aus Kuskus, Bananen, Brodbaumfrüchten und einem Salat von Palmenfrüchten bestand. Was mich mehr erquickte, war frisches Wasser, das wir seit vier Monaten nicht getrunken. Nach dem Mahl besuchte ich die Kolonie, und als ich mehrere Tausend starker fleißiger Neger vor mir sah, merkte ich bald, wie sehr die Franzosen Recht haben, sie rücksichtsvoll zu behandeln. Die Boni's könnten, wenn sie wollten, ohne Widerstand alle unsere Niederlassungen verheeren. Ihnen in ihren Bergen und Wäldern beizukommen, ist unmöglich. Sie haben Schießgewehre, von denen sie aber keinen großen Gebrauch machen, indem sie ihre vergifteten Pfeile vorziehen, die sie mit unbeschreiblicher Gewandtheit abschießen. Jeder Neger hat seine Hütte und arbeitet für sich; er ist durchaus frei und kann, wenn er will, seine Produkte nach Cayenne zum Verkauf tragen.

Die Königin übt eine mäßige Herrschaft aus: sie begnügt sich, einen leichten Tribut zu empfangen und bei wichtigen Gelegenheiten ihre Unterthanen zu versammeln. Die Boni's haben nur wenig Gesetze und also auch wenig Prozesse. Wer das Leben und Eigenthum der Anderen respektirt, kann thun und lassen, was er will, und ist Niemanden Rechenschaft für seine Handlungen schuldig. Wenn ein Streit entsteht, entscheiden ihn die Greise, welche popos, papas oder Väter heißen. Diese Greise genießen die höchste Ehrfurcht; wenn Einer von ihnen sagt: „Zu meiner Zeit waren die Dinge so", hört jeder Zwiespalt auf, und man unterwirft sich seinem Ausspruch. Ihre Religion ist ein Gemisch von Fetischismus und Christenthum; sie machen sich kleine Holzfiguren, die sie an ihrem Halse tragen. Wenn die Sonne aufgeht, werfen sie sich nieder und beten sie an.

(Br. P.)

Mannigfaltiges.

— Die Schreibung des Namens Shakspeare. Gegenwärtig ist man zwar noch immer nicht einig darüber, ob dieser Name mit einem e am Ende oder in der Mitte (nach dem k) geschrieben werden soll, aber so viele Varianten dieses Namens, wie früher, giebt es doch jetzt nicht mehr. Will man etwa die Entscheidung davon abhängig machen, wie die Familie des Dichters ihren Namen schrieb, so findet man in dem Stadtbuche von Stratford, wo sein Vater John lange Zeit als Rathmann fungirte, den Namen folgendermaßen auf 14 verschiedene Weisen geschrieben:

1) Shackesper	8) Shakspeyr
2) Shackespere	9) Shakyspere
3) Shacksper	10) Shakspire
4) Shakspere	11) Shaxpeare
5) Shakespere	12) Shaxsper
6) Shaksper	13) Shaxpere
7) Shakspare	14) Shaxspear.

Die erste in England erschienene Folio-Ausgabe der Dramen des Dichters trägt den Namen Shakespeare, was am meisten mit dem Familiensiegel übereinstimmt, welches eine Hand zeigt, die einen Speer schüttelt (to shake a spear). Von dem Dichter selbst giebt es jedoch ein Aktenstück aus dem Jahre 1613, welches er Shakespere unterzeichnete, während seine letzte Unterschrift, nämlich die zu seinem Testamente, Shakspeare lautet. Soll man nun Schähk- oder Schäck-spihr aussprechen?

— Ausländische Literatur in Ungarn. Wir haben kürzlich (Nr. 153 des Magazins von 1839) einiger Touristen in Ungarn gedacht, müssen jedoch noch besonders des Englischen Reisenden John Paget erwähnen, dessen Skizzen von Ungarn und Siebenbürgen ein zahlreiches Publikum gefunden haben.*) Folgende Stelle, die sich auf die Verbreitung ausländischer Literatur in Ungarn bezieht, ist nicht uninteressant. Herr Paget sagt: „Ein Engländer, der sich bewußt ist, wie unwissend selbst der gebildetere Theil seiner Landsleute in Bezug auf die Literatur und Politik des Auslandes ist, muß sich nicht wenig darüber wundern, die Namen der besten Englischen Schriftsteller gäng und gäbe unter Nationen zu finden, von deren Existenz man bei uns zu Lande kaum etwas weiß. In Ungarn war mir dieser Umstand noch auffallender, als selbst in Deutschland, obwohl auch in letztgedachtem Lande der Geschmack für Englische Literatur bei weitem mehr verbreitet ist, als in Frankreich und Italien. Die Ungarn jedoch, deren eigene Literatur nur unbedeutend ist und die meistens mehrere Sprachen zugleich verstehen, sind nicht bloß hinsichtlich ihrer geistigen Nahrung fast ganz und gar auf die Leistungen der Fremde angewiesen, sondern, wie ich eben bemerkte, auch im Besitze der Mittel, sich diesen Genuß zu verschaffen. Hier und dort habe ich die Englischen Schriftsteller im Originale gefunden; meistens jedoch werden sie in trefflichen Deutschen Uebersetzungen gelesen. Mit welchem Enthusiasmus haben mir viele Ungarn von der Belehrung erzählt, die ihnen die Englische Literatur gewährt! Mit welcher Bewunderung redeten sie von den energischen Gedanken und der ruhigen Sprache unserer Dichter, von ihrer gewissenhaften Beobachtung des Schicklichen und von ihrer allgemeinen Achtung vor der Religion! Nächst den Deutschen Uebersetzungen, haben wir diese Verbreitung der Englichen Literatur in Ungarn auch der verständigen Auswahl und den wohlfeilen Editionen zu verdanken, in welchen Galignani und andere ausländische Buchhändler die besseren Englischen Werke nachdruckten. Es geschieht dadurch freilich dem Geldbeutel unserer Verleger und Schriftsteller ein Unrecht; gleichwohl werden die Letzteren selbst zugeben müssen, daß es das beste Mittel war, ihren eigenen und ihres Landes Ruf im Auslande festzustellen und zu verbreiten."

*) Hungaria and Transylvania. With remarks on their condition, social, political and economical. — 2 vols. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 15. Januar 1840.

Frankreich.

Der Jüngling und der Mann.

Eine Replik auf den Aufsatz des Magazins: „Die Jugend und das praktische Leben."*)

Das Magazin für die Literatur des Auslandes eröffnet, nach einer Einleitung, die Reihe seiner Aufsätze für das Jahr 1840 mit einer von Herrn St. Marc Girardin in der Sorbonne zu Paris gehaltenen Vorlesung und giebt dieser die oben angeführte Ueberschrift. Wie geistreich nun auch die Worte Girardin's sind, wie viel Treffendes für den Verstand und Treffliches für die Gesinnung sie immer enthalten: der Schluß seiner Rede läßt sich mit ihrem Anfange nicht recht in Uebereinstimmung bringen, und man fühlt dies um so lebhafter, je mehr man gerade durch ihre Vorzüge angezogen und vertraut und übereinstimmend mit vielen ihrer Gedanken geworden ist.

Es ist nicht Absicht dieser Zeilen, die Gründe des angedeuteten inneren Widerspruchs zu entwickeln, zu zeigen, daß er mit dem zwischen dem Anfang, oder vielmehr der Mitte und dem Schluß von Herrn Girardin's Rede, wenn auch noch so fein nüancirten, dennoch obwaltenden Unterschiede identisch sey. Es soll zum Verständniß des Nachfolgenden hier nur die Ansicht ausgesprochen werden, daß Herr Girardin sehr klug, aber vielleicht weniger offen seine geistreichen Worte den nach Alter und Ansicht gemischten Zuhörern akkomodirt, zu Anfang im Interesse der Jugend diese mit dem späteren Leben in die für sie so reizende Opposition gebracht hat und, wohl um diesen Gegensatz zu verwischen und auch das reifere Alter durch seinen Vortrag zufrieden zu stellen, am Ende nichts Anderes thun konnte, als sich eine kleine Inkonsequenz gestatten, indem er, sich auf die Geschichte eines jeden Menschenlebens berufend, der Jugend den nothwendigen Konflikt mit dem praktischen Leben wie eine dunkle Wolke am fernen Horizont zeichnet, die dem Wetterkundigen den Sturm andeutet, und ihr, zur Partei der Bejahrten übergehend, wohlmeinend räth, sich vorsichtig und bei Zeiten unter den Schutz des Alters, in die Umgränzung einer beengenden, aber schirmenden Häuslichkeit und Berufspflicht zu retten, nachdem er kurz zuvor mit voller Uebereinstimmung den Drang des hoffnungbewegten jungen Herzens anerkannt und schon vertheidigt hat. Auch das ist gewiß recht gut gemeint; aber ob es die Jugend ändern, geschweige glücklicher machen wird? Könnte Herr Girardin mit seinem Geist und guten Willen nur auch seinen Schlußworten die Kraft einhauchen — nicht, die Jünglinge recht früh zu Greisen zu machen; das wäre eher möglich und geschieht, wenn auch auf andere Weise, wohl eben nicht selten — sondern die völlige Harmonie des Lebens herzustellen und somit den vielleicht nur scheinbaren Streit und Gegensatz zwischen Jugendhoffnung und praktischer Erfüllung derselben von der Tafel menschlicher Erfahrungen abzuwischen, ohne dadurch das Eine oder das Andere oder Beides zugleich zu vernichten. Es mag aber diese Gegenstellung wohl ihr Gutes haben und darum das Beste seyn, sie gewähren zu lassen.

Doch die wenigen Zeilen, welchen hier die Oeffentlichkeit gestattet wird, hatten einen anderen Zweck, als den der Opposition gegen einen berühmten Mann. Ihr Verfasser ist nicht nur ein fleißiger, sondern auch sehr regelmäßiger Leser dieses Blattes, und aus dieser letzteren Eigenschaft folgte nun ganz natürlich, daß er bei Lesung der ersten Nummer des neuen Jahrganges mit dem Anfange auch wirklich den Anfang machte, das heißt: den ersten Artikel, das Vorwort an das Publikum, voraufnahm und ihm den zweiten, eben den oben beregten Aufsatz, folgen ließ. Die Saiten, welche in ihm durch die Worte der Redaction des Magazins angeschlagen und in ihrer Schwingung eine namentlich Deutsche Stimmung trugen, wie sie sich als solche dem Auslande und hauptsächlich Frankreich gegenüber charakterisirt, tönten noch, als die Lektüre sich schon Bahn ins Gebiet des zweiten Artikels gebrochen und die Gedanken auf ein anderes Feld, einen anderen Gegenstand: das öffentliche Leben in Frankreich, gelenkt hatte. Diese Gedanken und jene Stimmung nun geriethen in gegenseitige Berührung; sie erhielten Nahrung aus dem Widerspruchsgeist, den Girardin's Rede erweckt, und so gaben sie den Stoff zu den nachfolgenden Zeilen.

Deutschland und Frankreich, Französisches und Deutsches Leben sind in letzter Zeit so vielfach in Berührung gekommen, daß selbige, da sie eine vorzugsweise geistige war, nothwendig ihren Nachhall in der Literatur finden mußte und auch mehr als zu viel gefunden hat. Viel ist bei uns streitsüchtigen Deutschen debattirt worden, was für eine Stellung Frankreich gegenüber wir einzunehmen haben? Wenn Einige jede Gemeinschaft mit jenem Lande als unserer Nationalität nachtheilig untersagen mochten, so waren Andere und wohl vornehmlich die Jüngeren nicht wenig geneigt, sich ganz an die überrheinischen Eigenthümlichkeiten und Sitten aufzugeben, dabei in der Hoffnung lebend, daß sie an der jetzt so allgemein in Frage stehenden Welt-Literatur auf diese Weise würdig mitarbeiteten und sich den Lorbeerkranz verdienen müßten für ihr bildungförderndes Beginnen; oft aber nicht gewahrend, wie dieser Lorbeer- zum Todtenkranz wurde auf dem Grabe ihres Glückes, ihrer Ruhe und gewöhnlich auch ihrer inneren Selbstständigkeit. Wer Recht oder Unrecht hat in diesem Streite, und wie viel des Maßes von beiden Jedem zukomme: es bleibe unentschieden. Unterfangen wir uns dafür, zunächst nur kurz die Frage zu beantworten: wie verhält sich im Allgemeinen ein Franzose zum Deutschen in Bezug auf öffentliches, politisches Leben? Die Antwort ist, wie 10 : 1. Wie aber, wenn wir die Frage umkehren, verhält sich der Deutsche dagegen zum Franzosen in Bezug auf das innere Leben, was man so gewöhnlich mit dem Ausdruck „Gemüthswelt" bezeichnet und worin zugleich „Familie und Persönlichkeit" ihre Bedeutung finden? Hier giebt es eben keine andere Gleichung als die obige, wie 10 : 1. Der Franzose lebt im Oeffentlichen und hat fast keine Existenz als diese; er nimmt Theil, so viel er kann, am Staatsleben; er ist politisch, und die Einrichtungen seines Landes begünstigen ihn in seiner Neigung. Der Deutsche dagegen beschäftigt sich fast ausschließend mit sich selbst und seinen Angelegenheiten und beachtet die seines Nachbars nur, insofern sie ihm eben benachbart — nahe sind; sein Leben ist ein mehr inneres, ein Familienleben, und sein reicheres Gemüth befähigt ihn dazu. Der Franzose hat mehr Nationalität, der Deutsche mehr Individualität; die Individualität des Ersteren ist basirt auf seine Nationalität; die Nationalität des Deutschen dagegen ruht auf seiner Individualität. Dies ist der Sinn und die Bedeutung der obigen Verhältnisse von 10 : 1 — eine Bemerkung, die schon oft gemacht, doch auch eben so oft wieder vergessen worden. Hier soll sie zur Einleitung ins Folgende und zur Wiederanknüpfung an die Rede des Herrn Girardin dienen.

Herr Girardin empfiehlt am Schluß seiner Vorlesung der Jugend seines Vaterlandes, sich schon im 20sten Jahre fern zu halten von jeder Hoffnung, die im 25sten mit Entmuthigung und Ueberdruß ende. Bei der Eigenthümlichkeit des Französischen Charakters, Geburten des Kopfes baldmöglichst ein wirkliches Daseyn zu geben, und bei der Unterstützung, welche dies Beginnen in der Verfassung des Landes und der Entzündbarkeit all seiner Bewohner findet, ohne darum gerade ein glücklicheres Ende zu haben als anderwärts, ist es für einen öffentlichen Lehrer wohl eine leicht begreifliche Pflicht, Jünglinge, die aus seinen Worten sich einen Leitfaden für ihren Lebensweg spinnen sollen, vor Hochmuth und Ehrgeiz zu warnen, weil er weiß, wie gefährlich diese Eigenschaften eben bei dem Stande des öffentlichen Lebens in Frankreich und wie gern sie auf der anderen Seite von der dortigen Jugend selbst gehegt sind, die aus Ueberfülle schäumender Kraft Hoffnungen hegt, welche nothwendig getäuscht werden müssen, weil sie — wie es nun einmal in Frankreich der Fall ist — die Tendenz haben, ihre Gültigkeit am praktischen Leben zu prüfen. Wo die Existenz selbst so viel äußere Beschäftigung bietet wie dort, die Talentvollsten gerade am meisten sich berufen glauben, am Bau des Staatskörpers mitzuschaffen, da kann die zarte Blüthe eines Jugendtraums für den, der sie pflegt und zur reifen genießbaren Frucht gestalten will, nur gefährlich werden, oder sicher doch wird sie nie gedeihen. Muß nun aber, weil sie nicht praktisch ist und nicht berechneten Nutzen gewährt, darum die schöne Blüthe eines göttlichen Keimes erstickt und gegen den vorübergehenden Gewinn der Sinnlichkeit ein freilich unsichtbares Gut stillen innerlichen Glückes geopfert werden?

Es fordert Selbstüberwindung und Entsagung, um im Besitz von Gefühlen zu bleiben, die mit dem Aeußeren nichts zu thun haben, Gefühle, welche man nur als Eigenthum der jugendlichen Jahre und von der Höhe einer späteren, erlernten Weisheit herab als etwas

*) Nachstehende, in vaterländischer Beziehung eben so wohlgemeinte als treffende Bemerkungen, die jedoch mehr noch andeuten als ausführen und unmittelbar nach Lesung unserer diesjährigen ersten Nummer niedergeschrieben sind, haben wir von einem aufmerksamen und wohlwollenden Leser unseres Blattes aus Schlesien erhalten. Wir glauben die Mittheilung dieser Replik sowohl ihrem Verfasser als dem Publikum schuldig zu seyn.

Kindisches, Lächerliches zu betrachten pflegt. Zu leugnen ist nicht, daß sie ihrer Natur nach den Anforderungen, welche das wirkliche, oft so prosaische und harte Leben an uns macht, im Wege sind und da, wo das letztere fast alle Kräfte absorbirt, wenn auch nicht mit Recht, so doch mit Grund zurückgestellt werden. Fallen aber diese Gründe fort, greift das äußere Leben weniger störend in das innere ein: wie will man es da vertheidigen, wenn man auch unter solchen Verhältnissen Bann und Interdikt legt auf Empfindungen, welche das Fundament einer anderen Welt bilden, als die ist, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen? Mit anderen Worten: wenn Herr Girardin seine Vorlesungen vor einem Deutschen Auditorium gehalten, durfte, konnte er dann seine Rede so schließen, wie er es in der Sorbonne zu Paris gethan?

Diese Frage sey zur eigenen Beantwortung an die Deutschen Brüder gerichtet, welche zu denken gelernt und dabei zu fühlen nicht verlernt haben; an sie, deren schönste Mitgift aus der Hand der Natur das tiefe, reiche Gemüth ist mit seiner Heiligkeit, seinem Glauben, seinem Streben nach einem Höheren und dem ganzen Weben der zur Thätigkeit geweckten Seelenkräfte, die sie für den Mangel entschädigen sollen, welcher sich der nach Thaten dürstenden Kraft oft so schmerzlich in der Wirklichkeit fühlbar macht. Mögen sie sich der kleinen Mühe, eine Antwort zu suchen, nicht entziehen, jetzt, wo ja so Vieles in Frage gestellt ist, selbst leider oft genug der Werth des stillen Deutschen Vaterlandes gegen den lauten Prunk und größeren Glanz fremder Gauen und Völker, und wo man so sehr geneigt ist, anzunehmen, Delphi mit seinem Orakel sey an den Ufern der Seine gelegen. Vielleicht folgt gelegentlich aus dieser Antwort die zweite auf eine andere Frage: was wird der Deutsche, wenn er der Macht entsagt, welche ihm die verborgenen Schätze seines Gemüthes sichern?

Zum Schluß mögen hier noch einige Worte Platz finden zur Rechtfertigung der Ueberschrift gegenwärtiger Zeilen. Sie sollte die Replik aussprechen gegen den Titel des Aufsatzes „die Jugend und das praktische Leben" in Nummer 1. dieses Blattes und andeuten, daß, wenn es dem Franzosen erlaubt ist, die Einzelnen seines Volkes in Kollektiv-Begriffe zu fassen, der Deutsche sich in der Masse als Einzelnen betrachten müsse, nur vervielfältigt durch den Erwerb, den sein Herz hier und da gemacht hat, nenne man diesen Erwerb nun Familie oder Freundschaft. Und wie dort das praktische Leben, der Jugend gegenüber, im Gegensatz erscheint, so berühren sich bei uns Jüngling und Mann, wechselseitig kontrastirend, sey es bei dem einzelnen Individuum im Verlauf seiner Entwickelung und in der dadurch bedingten Veränderlichkeit seines Wesens: oder, praktisch gezogen, in dem Auseinandertreffen momentan entgegengesetzter Persönlichkeiten. Dort wird die Differenz ein Riß durch das Staatsgebäude, der Tausende zugleich betrifft; hier ist sie ein Mißton in der Harmonie, den der Einzelne still auskleidet oder handelnd auflöst in die ihm wohlthuende Stimmung. Der Franzose errichtet Ehrensäulen seinem Ruhme, schreibt die gewonnenen Schlachten darauf und ergötzt sich an den Großthaten seines Volkes im Gespräch mit Jedem, der ihn hören will; der Deutsche baut sein Haus für sich und seine Kinder, und seine Feste feiert er, wenn Freude ist in seinem Herzen.

J. K.

Napoleon auf Elba.

Von Alex. Dumas.

Als Napoleon die Herrschaft der Welt verlor, hatte er anfangs nichts bewahren wollen, als sein Unglück. „Ich brauche nichts", hatte er gesagt, „als einen Thaler täglich und ein Pferd." — Die wiederholten Vorstellungen der ihm treu gebliebenen Freunde brachten ihn von diesem Gedanken ab, und er warf nun das Auge auf die Insel Elba, obschon er eine größere Besitzung hätte erhalten können. Wenn er indeß so schlecht für seinen eigenen Vortheil sorgte, so gab er doch darum nicht die Ansprüche seiner Gefährten preis. Diese waren die Generale Bertrand und Drouot, jener Großmarschall des Palastes, dieser Adjutant des Kaisers; der General Cambronne, Major des ersten Regiments der Garde-Chasseurs; der Baron Jermanowski, Major der Polnischen Lanciers; der Chevalier Maletz; die Artillerie-Capitaine Loubers, Lamourette, Hureau und Combe, und endlich die Capitaine der Polnischen Lanciers, Balinski und Schultz.

Diese Offiziere befehligten 400 Mann, die unter den Grenadieren und Chasseurs der alten Garde ausgewählt waren und welche die Erlaubniß erhalten hatten, ihrem Gebieter in seine Verbannung zu folgen. Napoleon hatte für sie ausbedungen, daß im Falle ihrer Rückkehr nach Frankreich ihnen das Bürgerrecht verbleibe.

Am 3. Mai 1814 um 6 Uhr Abends legte die Fregatte „the Undaunted" auf der Rhede von Porto-Ferrajo vor Anker. General Dalesme, bisher Kommandant der Insel, begab sich augenblicklich an Bord, um Napoleon seine ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen. Graf Drouot, der zum Gouverneur der Insel ernannt war, stieg ans Land, um sich die Anerkennung seiner Würde zu verschaffen und um die Uebergabe der Festungswerke von Porto-Ferrajo zu bewerkstelligen. Baron Jermanowski, der neue Platz-Kommandant, begleitete ihn; eben so der Ritter Baillon, welcher als Hof-Fourier die Wohnung des Kaisers in Stand zu setzen hatte. Noch an demselben Abend kamen Deputationen der Behörden, der Geistlichkeit und der angesehensten Einwohner an Bord; der Kaiser ließ sie vor sich.

Am folgenden Tage frühmorgens zog eine Abtheilung der Truppen mit der neuen Fahne des Kaisers, nämlich der der Insel Elba, welche einen silbernen Grund mit rothen Streifen und in diesen drei goldene Bienen zeigt, in die Stadt und pflanzte sie auf der Sternschanze unter dem Donner der Artillerie auf. Die Englische Fregatte salutirte eben sowohl wie die in dem Hafen liegenden Schiffe.

Um 2 Uhr stieg Napoleon mit seinem Gefolge ans Land. In dem Augenblick, als er den Fuß auf den Boden der Insel setzte, wurde er von 101 Kanonenschüssen aus den Forts der Insel begrüßt. Die Englische Fregatte antwortete mit 24 Schüssen. Der Kaiser trug die Uniform der berittenen Garde-Jäger; er hatte vorher von seinem Hute die dreifarbige Kokarde abgenommen und statt ihrer die rothe und weiße der Insel angesteckt. Die Truppen der Garnison waren unter den Waffen und bildeten ein Spalier; hinter diesem war die Bevölkerung der Hauptstadt und der übrigen Städte und Dörfer zusammengedrängt. Von allen Punkten der Insel waren die Bewohner herbeigeströmt, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß der Mann, dessen Name und Thaten auf dem ganzen Erdkreise wiederhallt hatten, der Beherrscher eines armen Fischervolkes werden solle. Napoleon war ruhig, freundlich und fast heiter. Nachdem er dem Maire auf seine Anrede geantwortet, begab er sich mit seinem Gefolge in die Kathedrale, wo ein Te Deum gesungen wurde. Von dort zog er nach dem Rathhause, in welchem er einstweilen seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Am Abend illuminirten die Einwohner freiwillig die Stadt und den Hafen.

Noch an demselben Tage veröffentlichte der General Dalesme folgende Proclamation, welche Napoleon entworfen hatte: „Bewohner der Insel Elba! Die menschlichen Wechselfälle haben den Kaiser Napoleon zu Euch geführt; seine eigene Wahl hat ihn zu Eurem Herrscher gemacht. Bevor Euer neuer Monarch in Eure Mauern zog, richtete er folgende Worte an mich, welche ich mich beeile, zu Eurer Kenntniß zu bringen, weil sie das Unterpfand Eures künftigen Glückes sind. „„General"", sagte der Kaiser zu mir, „„ich habe meine Ansprüche an Frankreich zum Opfer gebracht und mir nur die Herrschaft und das Eigenthum der Insel Elba vorbehalten. Sämmtliche Mächte haben zu diesem Abkommen ihre Beistimmung gegeben. Sagen Sie den Einwohnern, wenn Sie diese Lage der Dinge zu ihrer Kenntniß bringen, daß ich die Insel in Betracht der Milde der Sitten und des Klima's zu meinem Aufenthalt gewählt habe; geben Sie ihnen die Versicherung, daß sie fortwährend der Gegenstand meiner lebendigsten Theilnahme seyn werden."" Bewohner von Elba, diese Worte bedürfen keiner weiteren Erklärung; in ihnen ist Euer künftiges Loos ausgesprochen. Der Kaiser hat Euch richtig beurtheilt; diese Gerechtigkeit muß ich Euch widerfahren lassen. Bewohner der Insel Elba, ich werde Euch bald verlassen, und diese Trennung wird schmerzlich für mich seyn. Aber die Aussicht, daß Ihr glücklich seyn werdet, mildert meinen Kummer. Wo ich auch seyn werde, nie wird mich die Erinnerung an die Tugenden der Bewohner der Insel Elba verlassen."

Die 400 Grenadiere rückten am 26. Mai ein; am 28sten brach der General Dalesme mit der alten Garnison auf. Die Insel gehörte jetzt ganz ihrem neuen Beherrscher. Napoleon konnte nicht lange unthätig bleiben. Nachdem er die ersten Tage den nöthigen Geschäften seiner Installation gewidmet, stieg er am 18ten zu Pferde und besichtigte die ganze Insel; er wollte sich selbst vom Zustande des Ackerbaues und von den Produkten der Insel überzeugen; er wünschte Nachrichten über den Handel, den Fischfang, die Marmor- und Metall-Ausbeute einzuziehen. Vorzüglich beschäftigten ihn die Marmorbrüche und die Minen, welche den vornehmsten Reichthum der Insel bilden. Nachdem er jedes Dorf der Insel besichtigt und überall den Bewohnern Beweise seiner Theilnahme gegeben, kehrte er nach Porto-Ferrajo zurück und nahm nun die Einrichtung seines Hofstaats so wie die Vertheilung der öffentlichen Einkünfte vor. Diese bestanden hauptsächlich in dem Ertrage der Eisenbergwerke, der wohl auf eine Million jährlich gebracht werden konnte, in der Fischerei des Thunfisches, welche für 4 — 500,000 Fr. verpachtet war, in dem Ertrage der Salzgruben, welche ungefähr eben so viel einbrachten, und endlich in der Grundsteuer und einigen Zöllen. Napoleon sagte mehrmals, er sey noch nie so reich gewesen.

Er vertauschte bald das Rathhaus mit einem niedlichen Bürgerhause, welches er scherzweise seinen städtischen Palast nannte. Dasselbe lag auf einem Felsen, zwischen dem Fort Falcone und der Sternschanze in einer Bastei, welche die Mühlen-Bastei hieß. Das Haus bestand aus zwei Seitenflügeln und einem Quergebäude. Von den Fenstern desselben aus übersah man die Stadt und den Hafen. Der ländliche Palast Napoleon's war zu San-Martino gelegen. Vor seiner Ankunft war es eine Hütte, welche er neu aufbauen und geschmackvoll möbliren ließ. Uebrigens schlief der Kaiser nie daselbst, und sie war bloß das Ziel seiner Promenaden. Am Fuße eines hohen Berges gelegen, gewährte sie eine Aussicht auf die Stadt, welche sich amphitheatralisch vor ihr ausbreitete, und auf den Hafen; von hier aus konnte man am Horizont über der Nebelfläche des Meeres die Ufer Toskana's wahrnehmen.

Nach Verlauf von sechs Wochen traf die Mutter des Kaisers auf der Insel ein und einige Tage später die Prinzessin Pauline. Diese war schon in Fréjus mit dem Kaiser zusammengetroffen und hatte sich mit ihm einschiffen wollen; aber sie befand sich in einem so leidenden Zustande, daß der Arzt es nicht zugab. Der Englische Schiffs-Capitain hatte sich verpflichtet, die Prinzessin an einem bestimmten Tage abzuholen; da er diesen Termin versäumte, bewerkstelligte die Prinzessin die Ueberfahrt auf einem Neapolitanischen Schiffe. Ihr erster Besuch auf Elba dauerte nur zwei Tage, nach deren Verlauf sie nach Neapel abreiste; aber am 1. November kehrte sie auf der Brigg „l'Inconstant" wieder zurück und verließ den Kaiser nun nicht mehr.

Es ist leicht begreiflich, daß Napoleon, der plötzlich aus einer so angestrengten Thätigkeit in eine so gänzliche Ruhe versetzt wurde, sich nach einer regelmäßigen Beschäftigung umsehen mußte. Jede

Stunde hatte ihre bestimmte Aufgabe. Er stand mit Tagesanbruch auf, zog sich in seine Bibliothek zurück und arbeitete an seinen militairischen Denkwürdigkeiten bis um 8 Uhr Morgens; dann verließ er das Haus und besichtigte die Arbeiten, wobei er sich in Gespräche mit den Arbeitern einließ, welche fast alle aus Soldaten seiner Garde bestanden. Gegen 11 Uhr nahm er ein sehr mäßiges Frühstück ein. Wenn es sehr heiß war, schlief er nach dem Frühstück wohl eine oder zwei Stunden; um 3 Uhr ritt oder fuhr er dann wieder aus, begleitet vom General Drouot und dem Großmarschall Bertrand. Auf dem Wege hörte er Jeden an, der ihm mit einer Beschwerde oder Bitte nahte, und er ließ selten Jemand unbefriedigt von sich. Um 7 Uhr kehrte er wieder heim und speiste zu Mittag mit seiner Schwester, welche das erste Stockwerk seines städtischen Palastes bewohnte. Zu seiner Tafel wurden abwechselnd der Intendant der Insel, Herr Ballvini, der Kammerherr Vantini, der Maire von Porto-Ferrajo, der Oberst der Nationalgarde und mitunter auch die Maire's von Porto-Longone und Rio gezogen. Abends versammelte sich die Gesellschaft bei der Prinzessin Pauline.

Die Mutter des Kaisers bewohnte ein besonderes Haus, welches der Kammerherr Vantini ihr abgetreten hatte.

Unterdeß war die Insel Elba ein Anziehungspunkt für alle Neugierigen in Europa geworden, und der Zufluß der Fremden wuchs bald so beträchtlich, daß man genöthigt war, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um Unordnungen zu verhüten, welche das Zusammenströmen so vieler unbekannter Menschen, unter denen sich natürlich nicht wenige Abenteurer befanden, befürchten lassen mußte. Das, was die Insel selbst hervorbrachte, war sehr bald unzureichend, und man mußte sich auf dem Festlande versehen. Der Handel Porto-Ferrajo's erhielt dadurch einen bedeutenden Aufschwung, und so wurde auch jetzt noch die Gegenwart Napoleon's eine Quelle des Glücks für das Land, das ihn besaß; sein Einfluß dehnte sich bis auf die untersten Volksklassen aus. Die Mehrzahl der Fremden bildeten die Engländer, welche sehr begierig schienen, den Kaiser zu sehen und zu hören. Napoleon nahm sie sehr wohlwollend auf. Lord Bentink, Lord Douglas und mehrere andere Mitglieder der höheren Aristokratie brachten nach England theure Erinnerungen an die Aufnahme, die sie gefunden hatten, zurück. Am willkommensten waren indeß dem Kaiser die Besuche einer großen Anzahl von Offizieren aller Nationen. Italiäner, Franzosen, Polen, Deutsche boten ihm ihre Dienste an. Er bemerkte ihnen, daß er keine Stellen und Grade zu vergeben habe. — „Dann", antworteten sie, „wollen wir als Soldaten dienen." — Er verleibte sie seinen Grenadieren ein. Diese Ergebenheit schmeichelte ihm am meisten.

Der 15. August kam heran. Es war der Geburtstag des Kaisers; er wurde mit schwer zu beschreibenden Empfindungen gefeiert. Dieser Tag bot dem Kaiser, der bisher nur an die offiziellen Feste gewöhnt gewesen war, ein ganz neues Schauspiel. Die Stadt veranstaltete dem Kaiser und seiner Garde einen Ball. Ein großes und elegantes Zelt wurde auf dem öffentlichen Platze aufgerichtet, und dasselbe blieb auf Napoleon's Befehl den ganzen Tag geöffnet, damit das gesammte Volk Theil an dem Feste nehmen konne.

Die Arbeiten, welche der Kaiser überall ausführen ließ, gingen ins Große. Die Italiänischen Architekten entwarfen Pläne zu den Bauten, deren Ausführung beschlossen war; fast immer aber änderte der Kaiser sie nach seinen Ideen ab und war so der eigentliche Schöpfer und Baumeister. Mehrere angefangene Wege erhielten nach seiner Bestimmung eine andere Richtung; er suchte eine Quelle auf, deren Wasser ihm von besserer Beschaffenheit schien, als das, was in Porto-Ferrajo getrunken wurde, und er leitete sie in die Stadt. Obgleich Napoleon mit seinem Adlerblicke der Entwickelung der Europäischen Begebenheiten folgte, so schien er sich doch gänzlich in sein Schicksal gefügt zu haben. Niemand zweifelte, daß er sich mit der Zeit an seine neue Lebensweise gewöhnen werde, während die verbündeten Herrscher den Löwen weckten, der wahrscheinlich nicht geschlafen hatte.

Napoleon beherrschte schon seit mehreren Monaten sein kleines Reich und war darauf bedacht, dasselbe auf jede mögliche Weise zu heben und zu verschönern, als er heimlich benachrichtigt wurde, daß man an seiner Entfernung arbeite. Frankreich drang auf dem Wiener Kongreß auf diese Maßregel, welche es als nothwendig für seine Sicherheit bezeichnete. Diese Macht hob besonders hervor, daß der berühmte Gefangene, wenn er seiner Verbannung überdrüssig werden sollte, in vier Tagen nach Neapel gelangen und mit Hülfe seines dort regierenden Schwagers über Ober-Italien hereinbrechen könne. Zur Bemäntelung dieser Verletzung des Traktats von Fontainebleau wollte man sich auf die Korrespondenz des Generals Excelmans stützen. Diese, welche aufgefangen worden war, ließ eine Verschwörung argwohnen, deren Mittelpunkt die Insel Elba war und deren Verzweigungen in ganz Italien und Frankreich verbreitet waren. Dieser Argwohn wurde durch eine zu Mailand entdeckte Verschwörung, in welche mehrere höhere Offiziere der ehemaligen Italiänischen Armee verwickelt waren, noch bestärkt.

Oesterreich sah einer so gefährlichen Nachbarschaft ebenfalls nicht gleichgültig zu, und die „Augsburger Allgemeine Zeitung", das Organ der Oesterreichischen Regierung, sprach sich offen dahin aus, daß die Vorgänge zu Mailand den Nutzen haben könnten, einen Mann aus Europa zu entfernen, in dessen Händen die einzelnen Fäden der durch sein Gold angezettelten Verschwörung zusammenliefen und dessen Anwesenheit in der Nähe der Küste Italiens die Herrscher dieses Landes in dem ruhigen Genuß ihrer Besitzungen störe. Indeß wagte der Kongreß doch nicht auf so schwache Beweise hin, einen Entschluß zu fassen, der in so offenbarem Widerspruche zu den Grundsätzen der Mäßigung gestanden haben würde, zu denen sich die verbündeten Herrscher bekannten.

(Schluß folgt.)

A l g i e r.

Abd-el-Kader und die Franzosen.

(Schluß.)

Das, was Abd-el-Kader groß als Reformator machte, war, daß er eine so gründliche Kenntniß von den Ideen, Neigungen und Vorurtheilen seiner Nation besaß, und daß er die sein Bezug auf die Resultate aller seiner Handlungen und Verhaltungsregeln mit in Berechnung brachte. Obgleich er den Arabischen Verband zu verbessern suchte, entlehnte er doch keineswegs etwas von den Europäischen Staatsverbänden, von denen er übrigens gute Kenntnisse durch die Französischen Offiziere hatte, die bei ihm auf Mission waren. Sie mußten ihm beständig Aufklärungen geben, welche er mit seinen hellen, durchschauenden Blick leicht auffaßte. Es war ihm das größte Vergnügen, von Napoleon's Regierung reden zu hören, und was er vorzugsweise an diesem außerordentlichen Manne bewunderte, waren weniger seine militairischen Triumphe, als die Ordnung, die er nach einer so totalen Umwälzung in seinen Staaten hatte herbeizuführen gewußt. In Hinsicht der Verbesserung des materiellen Wohlstandes schien er weit eher geneigt, von den Vorzügen der Europäer Nutzen zu ziehen, und deshalb that er bei General Desmichels Schritte, um eine Anzahl von dreißig jungen Arabern nach Marseille schicken zu dürfen und sie dort auf seine Kosten in Künsten und Handwerken unterrichten zu lassen. Um die Nation, die er repräsentirte, zu heben, wünschte er auch eine Gesandschaft nach Paris zu schicken, wozu er den gewitzten Ben-Arasch (sein bekanntes diplomatisches Werkzeug in Algier) ausersehen hatte. Dies wurde indeß später durch des General-Gouverneurs Graf d'Erlons Widerstand verhindert.

Abd-el-Kader hat ferner eine Verbesserung in seiner militairischen Macht vor Augen. Er bildete in Maskara ein kleines stehendes besoldetes Heer, welches den Kern ausmachen sollte, an den sich die Arabischen Stämme auf ergangene Aufforderung im Fall eines Krieges anschließen sollten. Er ließ seine Infanterie (Zouaven) in geschlossenen Bataillonen üben und benutzte Europäische Exerziermeister, um ihnen etwas von der Präzision und Mechanik in den Bewegungen beizubringen, die er bei der Französischen Infanterie bewundert hatte. Unter den Araber-Stämmen wäre eine Veränderung in ihrem freien und ungezwungenen Kriegswesen einzuführen gefährlich gewesen, er begnügte sich deshalb damit, zuverlässige Aufzeichnungen darüber zu haben, wie viel Kavallerie und bewaffnete Mannschaft jeder Stamm in Kriegszeiten stellen könnte, und er befahl, daß die aufgezeichnete Liste stets vollzählig gehalten werden sollte. Es gab Stämme, die über tausend bewaffnete Kavalleristen stellen konnten, und ein Wink von Abd-el-Kader war hinreichend, sie ins Feld zu rufen.

Da er erkannte, daß die Existenz eines Staates von dessen Finanzen abhänge, so verwandte er auf diese eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und außer daß er sich durch den Handel eine bedeutende Einnahme schuf, betrieb er auch die regelmäßige jährliche Einsammlung der im Koran vorgeschriebenen Abgabe, Aschouar (Zehnte). Der Münzfuß zog ebenfalls seine Sorgfalt auf sich. Bisher cirkulirten unter den Arabern in Nordafrika gewöhnlich nur die Spanischen Piaster (ungefähr ein Species jeder) und die sogenannten Budschus, (eine Algierische Münzsorte, etwa ein Drittheil Species). Hierdurch wurde der Handel mit den Franzosen erschwert, und er befahl deshalb, daß deren bequeme und gute Münzsorten von seinen Leuten angenommen werden sollten. Dessenungeachtet kamen diese Münzen doch nur wenig unter den Arabern in Umlauf, denn im Handel mit den Stämmen im Innern des Landes konnten sie sie nicht abgesetzt erhalten, und sie sahen auch ein, daß ein möglicher Friedensbruch mit den Franzosen ihrer Einlösung Einhalt thun müßte.

Abd-el-Kader hatte bei mehreren Gelegenheiten General Desmichels Neigung, eine so nahe Verbindung zwischen Franzosen und Arabern als möglich zu bilden, zu schmeicheln gewußt; er ging hierin so weit, daß er durch seinen Freund Ben-Arasch sich vor dem Französischen General verlauten ließ, er könnte wohl wünschen, eine Französische Dame zu heirathen, und in diesem Falle würde er ihr eine Kapelle in seiner Hauptstadt bauen. Trotz General Desmichels Behauptung ist dies nimmermehr sein Ernst gewesen, denn Abd-el-Kader hat nur Eine Frau und lebt glücklich mit ihr allein.

Die Araber sind ein gewinnsüchtiges Volk, und da überdies nach jedem Kriege der Handel stets lebendiger wird, so geschah es, daß das gemeinschaftliche Interesse in kurzer Zeit einen blutigen und grausamen Krieg in ein friedliches Verhältniß verwandelte, und in der Provinz Oran herrschte jetzt eine Sicherheit für Personen und Eigenthum, die in auffallendem Gegensatz zu Allem stand, was die Franzosen bisher in der Berberei erfahren hatten. Französische Offiziere, Naturforscher und Kaufleute durchkreuzten die Provinz in allen Richtungen, bloß mit einem Araber als Wegweiser, und wurde ihnen irgend eine Gewaltthätigkeit zugefügt, so blieb die strengste Strafe nicht aus. Die Märkte in Oran, Arsew und Mostaganem wurden vom Lande reichlich mit Lebensmitteln versorgt, und Araber, Juden und Mauern aus den Städten im Innern brachten Wolle, Häute, Bernuse, Teppiche, Seidenwaaren, Datteln und Oel. Die Wege wurden so sicher, daß, nach dem Ausdruck der Araber, „ein Kind das Land mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe durchstreifen konnte."

Folgendes mag nun zeigen, daß es ihm eben nicht leicht geworden ist, die anfangs immer zur Empörung gegen ihn geneigten Stämme zu bezwingen, und mit welcher hochherzigen Klugheit er dies ausgeführt hat.

„Abd-el-Kader, der durch den Juden Ben Durand von Allem Nachricht erhielt, was sich in Algier zutrug, versäumte keine Gele-

genheit, sich General Erlon so angenehm als möglich zu machen. Alle Franzosen, die in seinen Staaten reisten, wurden gut aufgenommen und ihnen ein vollständiger und kräftiger Schutz gewährt. Er wendete alles Verführerische, was in seiner Persönlichkeit lag, an, um die Gunst der Generalstabsoffiziere zu gewinnen, die ihm ab und zu gesendet wurden und von denen er wußte, daß sie bei dem Generalgouverneur Kredit besaßen. In Algier sprach man bald von nichts als vom Emir Abd-el-Kader, und selbst diejenigen, welche die schädlichen Mißgriffe einer fehlerhaften Politik beklagten, sprachen mit Bewunderung von seinen großen Eigenschaften.

Während so sein Ruf sich ausbreitete, sein Name die Meere überschritt und in Europa widertönte, wurde seine Macht aufs neue angegriffen. Sidi-al-Aribi hatte, nachdem er sich ihm zuerst unterworfen, sich später gegen ihn verschworen. Beweise, von des Schuldigen eigener Hand geschrieben, lagen vor, und in einem Rathe von Kadis und Ulemas wurde er zum Tode verurtheilt. Dieses Todesurtheil ließ Abd-el-Kader jedoch nicht ausführen, entweder aus natürlicher Edelmuth, oder aus Furcht vor El-Aribis mächtiger Familie; doch ließ er ihn ins Gefängniß werfen, wo er kurz darauf an der Cholera starb. Seine Söhne, welche vorgaben, daß dieser Tod keine natürliche Ursache gehabt hätte, griffen zu den Waffen und brachten fast alle Stämme am Flusse Schelif in Aufruhr. Mustapha-ben-Ismaël, Abd-el-Kaders unversöhnlichster Feind, ließ bei der Nachricht hiervon seine Stimme aus Tlemezens Moschuar (der Citadelle) hören und machte General Trezel Anerbietungen, die dessen Instruktionen indeß nicht erlaubten anzunehmen. Eifersucht und ein unversöhnlicher und eingewurzelter Haß waren Mustaphas Beweggründe zu seiner Handlungsweise, und ein blinder Fanatismus und Widerwillen vor den Christen war es, welcher die Stämme leitete, die auf Sidi-el-Aribis Empörungsruf geantwortet hatten. Während Mustapha so eine Stütze für seine aufrührerischen Absichten in den Franzosen suchte, griffen alle Stämme im Osten zu den Waffen, indem sie Abd-el-Kader sein Bündniß mit den Christen vorwarfen. Sogar des Emirs eigner Bruder, der vorher Kaïd in Flita gewesen war und sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, um, wie er angab, sich einem kontemplativen Leben zu überlassen, vereinigte sich mit den Aufrührern und hetzte sie gegen den auf, der der Stolz seiner Familie und seines Namens war. Durch Zufall erhielten die Empörer einen noch weit furchtbareren Alliirten in Mußa, dem Scherif der Wüste, der aus dem Süden mit einer bedeutenden Kriegsmacht hervorbrach und verkündete, er käme, um die Christen und deren Anhänger, an deren Spitze Mahiddin's Sohn stände, zu vernichten. Er führte die Stämme aus der Sahara mit sich, welche die Türken Darkaui, oder die Unabhängigen, nennen und welche oft die Beys zum Zittern gebracht hatten.

Abd-el-Kader, der das Ungewitter sich zusammenziehen sah, beschloß, demselben entgegen zu gehen. Er brach den 12. März 1836 von Maskara auf und warf sich mit solcher Schnelligkeit und Kraft auf Sidi-el-Aribis Söhne, daß diese ohne Schwertschlag gezwungen wurden, sich zu unterwerfen. Als sie sich ihm vorstellten, behandelte er sie mit Güte und Auszeichnung, sagte ihnen, der Tod ihres Vaters ließe ihn ihre Fehler vergessen, und ernannte den ältesten von ihnen, Sidi-Schaban, zum Kaïd ihres Stammes. Nachdem er dies in Ordnung gebracht, ging er nach der Brücke des Schelif. Hier wollte sich der Stamm Sbiah seinem Marsche entgegenstellen, aber er schlug ihn vollständig, zwang ihn, um Gnade zu bitten, und kam so an der Brücke des Schelif an. Ihr Ueberschreiten war eine gänzliche Uebertretung der Verbote der Französischen Regierung, aber in diesem Augenblick glaubte er Alles wagen zu müssen. Indeß ließ er durch seinen Konsul in Oran General Trezel davon unterrichten, daß es seine Absicht wäre, sich nach Miliana zu begeben; doch ehe er die ihm angewiesene Gränze passirte, hielt er einen Augenblick an, denn dieser Schritt sollte vielleicht sein zukünftiges politisches Schicksal entscheiden. Endlich versuchte er das Glück, bei der Nachricht, daß Mußa in Medea eingerückt wäre, er ging über die Brücke und kam nach Miliana, wo ihn das Volk mit schwärmerischem Jubel empfing. Der Ex-Aga, El-Hadschi-Mahiddin-el-Sephier, und Muhammed-el-Barkani, der Ex-Kaïd aus der Stadt Scherschel, welche die Umstände zu Feinden der Franzosen gemacht, kamen dem Emir entgegen und boten ihm ihre Dienste an, und er hütete sich wohl, sie abzuschlagen. Im Verein mit ihnen marschirte er gegen Mußa Darkaui, den er in der Nähe von Hausch-Amura, auf dem Territorium des Stammes Sumata traf. Einige Artilleriestücke, die Abd-el-Kader bei sich hatte, entschieden Mußa's Niederlage. Seine Bagage und seine Weiber, die er mit sich geführt hatte, fielen in die Hände des Siegers. El-Hadschi-Mahiddin, der des Emirs Avantgarde kommandirte, verfolgte Mußa bis nach Burakia, doch ohne ihn einholen zu können. Dieser Glücksritter zog nach der Sahara zurück, und kurze Zeit nachher schickte ihm Abd-el-Kader seine Frauen nach, die er mit Edelmuth und Ritterlichkeit behandelt hatte.

Dies sind nur wenige Einzelnheiten aus dieser durchweg interessanten Schrift, deren Inhalt wir im Vorhergehenden im Allgemeinen angegeben haben. Natürlich gewinnen sie erst im ganzen Zusammenhange ihr rechtes Verständniß, wie überhaupt gerade die werthvollsten Abschnitte, die über die Friedenstraktate und über die kriegerischen Unternehmungen, wegen ihrer Länge hier nicht zur Mittheilung gewählt werden konnten. Bloß zum Beweise, daß der Verfasser mit einem richtigen Auge gesehen zu haben scheint, wollen wir die Worte anführen, mit denen er sein Buch schließt.

„Sein schaffender Geist zeigt sich immer reichhaltiger, und alle seine Bestrebungen gehen darauf aus, sein Volk zu einer Nation zu bilden. Seine Politik besteht darin, durch seine Verbindung mit Frankreich sich selbst zu heben, dagegen jeden näheren Verkehr zwischen seiner Nation und den Franzosen zu verhindern, damit das gemeinsame Handelsinteresse nicht zu lebendig werden soll. Er gewinnt hierdurch, daß er stets auf einen Bruch mit Frankreich vorbereitet ist, welcher wahrscheinlich nicht mehr fern seyn kann, im Fall Frankreichs Politik in Bezug auf Afrika fortfährt, das so kostbare und wenig lohnende Ausbreitungssystem auf so vielen verschiedenen Punkten zu verfolgen, welches die Regierung in der letzten Zeit wieder adoptiren zu wollen scheint. Abd-el-Kader's jetzige Stellung gegen die Franzosen deutet darum auf kein dauerndes und bleibendes Verhältniß, welches auch nicht mit seinem wahren Interesse übereinstimmt. Abwechselung von Krieg und Frieden ist für seine Pläne am günstigsten, denn der Krieg gegen die Christen ist seiner Landsleute liebste Beschäftigung; in diesem gewinnt er auch meistens Anhänger — und der Friede ist ihm ebenfalls vortheilhaft und nothwendig, um die inneren Angelegenheiten seines Landes zu ordnen und durch Handelsverbindungen mit Frankreich sein Kriegsmaterial im Stande zu halten und zu vermehren. Bricht der Krieg wieder aus, dann werden die Franzosen sicher erfahren, daß Abd-el-Kader's Macht größer ist, als je zuvor."

Mannigfaltiges.

— Deutsche Studien. Études sur l'Allemagne heißt ein so eben in Paris erschienenes Werk in zwei Bänden, dessen Verfasser Herr A. Michiels ist. Nicht bloß Französischen Lesern, sondern auch manchen Deutschen, die das literarische Treiben unserer überrheinischen Nachbarn stets anzupreisen und den Produktionen der Heimat nur insofern Geschmack abzugewinnen pflegen, als sie nach Französischem Fuße gemodelt sind, möchten wir die Vorrede des Herrn Michiels empfehlen, der darin im Gegensatze zu der Oberflächlichkeit und Frivolität der meisten Französischen Schriftsteller des Tages auf die ernsteren Tendenzen der Deutschen Dichter und auf die Tiefe Deutscher Kunstkritik und ästhetischer Auffassung hinweist. Daß die Franzosen doch jetzt nicht mehr so frivol sind, wie zu den Zeiten Crebillon's und Pigault Lebrun's, und daß ihre Bekanntschaft mit den Deutschen von großem sittlichen Einfluß auf sie war, beweist eben, wie uns scheint, der Umstand, daß sie zu unserer Zeit öfter, als zu allen früheren Epochen, zur Besinnung kommen und selber die Nichtigkeit ihres materiellen Treibens erkennen. Eine Zeit lang halten sie dann auch gewöhnlich inne, und man hört wohl zuweilen, daß es mit der Novellen-Fabrication nicht mehr recht vorwärts wolle, und daß die ganze literarische Dampfmühle still stehe; aber es dauert leider nicht lange, bis das Werk wieder in Gang gesetzt ist und das Unwesen fortgeht nach wie vor. — Herr Michiels hat sich mit seinen Deutschen Studien auf verschiedenen Gebieten versucht; zuerst in Deutschland selbst, und dies thut er durch eine Reihe von Reisebildern dar, in denen er Deutsche Gegenden, Städte, Menschen und Sitten beschreibt. Demnächst hat er sich auf dem Gebiete der Poesie fleißig umgesehen, und als Resultat dieser Forschungen liefert er die geistigen Porträts von zehn verschiedenen Dichtern, nämlich von Schiller, Jean Paul, Johann Heinrich Voß, Hölty, Hebel, Novalis, Rückert, Uhland, Chamisso und Heine. Am ausführlichsten verweilt er bei Schiller, dessen sämmtliche Dramen er charakterisirt und seinen Landsleuten zu erläutern sucht. Endlich hat er sich auch dem Gebiete der Kunst zugewandt, auf welchem er eine vollständige Geschichte der Deutschen Malerei von Albrecht Dürer bis auf unsere Zeit giebt. Die Bemerkungen, die er bei dieser Gelegenheit über die Gemälde Dürer's macht, die sich auf der Stadt-Bibliothek von Kolmar befinden, dürften auch für Deutsche Kunstfreunde ein großes Interesse haben, da diese Werke des Nürnberger Meisters keinesweges so allgemein bekannt und gewürdigt sind, als sie es wohl zu seyn verdienen.

— Der Ritter von St. George. Diesen schwarzen Don Juan, diesen Afrikanischen Antinous, wie er am Hofe der beiden letzten Ludwige des vorigen Jahrhunderts genannt wurde, hat Herr Roger de Beauvoir, den wir namentlich durch seine interessanten Belgischen Reisebilder kennen, zum Gegenstande einer ausführlichen historisch-novellistischen Darstellung gemacht. St. George, ein in St. Domingo geborner Mulatte, war zu seiner Zeit der Liebling der Französischen Damenwelt und, als solcher, eines der charakteristischsten Merkmale jener durch und durch verderbten und ihrem Untergange zueilenden Gesellschaft. St. George hatte es dahin gebracht, daß ein brauner Teint, aufgeworfene Lippen und schwarzes wolliges Haar förmlich Mode wurden, doch fehlte es ihm andererseits auch nicht an den körperlichen Gewandtheiten, die ihm den Ehrentitel eines Ritters mit Recht erwarben. Er war der geübteste Reiter, der beste Schwimmer und der tapferste Fechter in Frankreich, und das wollte viel sagen zu einer Zeit, wo es dort zwar fast gar keine hervorstechenden sittlichen, aber desto mehr physische Illustrationen gab. Roger de Beauvoir hat sich gerade diesen Helden gewählt, einestheils weil er mit der Schilderung eines solchen Charakters zugleich die Darstellung einer in ihrer bodenlosen Hohlheit immer noch nicht hinlänglich gekannten Epoche verbinden konnte, und anderentheils, um ein Bild der Französischen Kolonieen im vorigen Jahrhundert und ihrer Kreolen-Kultur zu geben, deren Erzeugniß der Ritter von St. George war, welcher noch jetzt in den Traditionen der Pariser Salonwelt lebt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 17. Januar 1840.

Nord-Amerika.

Bilder aus Nord-Amerika.

Von Audubon.*)

I. Die Holzfäller.

Die bewaldeten Gegenden Florida's bestehen ihrem größten Theile nach aus sogenannten Fichten-Haiden. Gehölz ist in der That ziemlich selten, und man sieht keine andere Bäume, als große Fichten von ziemlich schlechter Beschaffenheit, die über einem schlechten, hin und wieder mit Gestrüpp und Kohlbäumen untermengten Rasengrund sich erheben. Der Boden ist sandiger Natur, im Allgemeinen flach und folglich während der Regenzeit mit Wasser bedeckt, im Sommer und Herbste aber von der Sonnengluth versengt, obwohl man auch Sümpfe genug antrifft, in welchen die zahlreichen Viehheerden ihren Durst löschen.

Der Reisende, der auf diesem traurigen Haideland eine Strecke zurückgelegt hat, erblickt plötzlich in der Ferne zu seiner großen Befriedigung ein finsteres Dickicht grüner Eichen und anderer Bäume, die das Ansehen haben, als wären sie von Menschenhänden in die Wüste gepflanzt. Je näher er dieser Oase kommt, desto frischer und erquickender wird die Luft, die er einathmet; der Gesang zahlreicher Vögel erfreut sein Ohr; das Gras wächst üppiger; die Blumen haben lebendigere Farben; ein balsamischer Duft verbreitet sich rings umher. Bald lauscht unser Wanderer mit Entzücken dem Murmeln eines klaren Quells, während Reben, Jasminen und Bignonia's über seinem Haupte von Baum zu Baum ziehen, ihre biegsamen Stengel traulich in einander schlingend. Kaum hat er unter dem zauberischen Schatten eines solchen Haines seine Mittagsmahlzeit beendet, so bemerkt er Gruppen leicht gekleideter Männer, von denen Jeder eine Axt auf der Schulter trägt. Sie treten heran, begrüßen einander und machen sich sofort an die Arbeit; denn auch sie haben schon gespeist.

Ich stelle mir vor, die wackeren Leute bei ihrer Arbeit zu sehen; zwei von ihnen stellen sich zu beiden Seiten einer ehrwürdigen alten Eiche; ihre tüchtig gestählten und geschärften Aexte scheinen dem Baume wenig anhaben zu können, so dünn sind die Spähne der Rinde, welche bei jedem Hiebe auf die mächtigen mit Moos überkleideten Wurzeln fallen. Ein dritter Holzhauer klimmt einen schon gebückten Stamm hinan, dessen obere Zweige an die Wipfel der benachbarten Bäume sich festgeklammert haben. Seht nur, wie vorsichtig er mit den bloßen Füßen und dem Taschentuch, das seinen Kopf umwindet, sich hinanrückt. Endlich hat er eine Höhe von ungefähr 40 Fuß erreicht; hier macht er Halt, nimmt eine solche Stellung ein, daß er die furchtbare Axt unbehindert schwingen kann, und haut dann dem Kolossen einmal über das andere in die Flanken. Bald ist der Baum wagerecht gespalten, und die beiden Theile des Stammes halten nur noch an einer dünnen Splintfaser zusammen. Der Holzhauer faßt auf dem unteren Theile Posto und rüttelt den Obertheil aus allen Kräften. Der König des Waldes wankt in Folge dieser Stöße und Erschütterungen, dann verschiebt er sich plötzlich und stürzt mit donnerndem Krachen zu Boden. Diesem majestätischen Schalle antwortet, wie eine Parodie, das komische Kwawwel Kwawwel der erschrockenen wilden Puter. Der Holzhauer wartet ruhig, bis das gefällte Stück am Boden liegt, wirft ihm dann seine Axt nach und läßt sich mit Hülfe der nächsten Lianenranke hinabgleiten.

Jetzt kommen einige Andere und prüfen den am Boden liegenden Stamm; sie hauen in beide Extremitäten und sondiren die ganze Rinde, um sich davon zu überzeugen, ob sie nicht von dem sogenannten weißen Brande angefressen ist. Wäre dies unglücklicherweise der Fall, so würde man den Baum wohl ein oder zwei Jahrhunderte liegen lassen, bis die Fäulniß ihn ganz zerkrümelt hätte; ist er aber gesund und gerade, so schreitet man zum Vermessen. Sobald die Form gut untersucht ist und Muster assortirt sind, beginnen die Holzhauer ihr Werk. Auf diese Weise verfährt man vielleicht jedes Jahr mit jedem Gehölze in Florida; da es aber oft sich ereignet, daß der weiße Brand oder irgend eine andere Krankheit die Qualität der Eiche verdorben hat, so liegt der Boden voll solcher Brackstämme, die eine Menge junger Eichen zerstören; daher dieser edle Baum immer seltener und kostbarer wird. Da es in unserer Heimat gar keine künstliche Anpflanzungen giebt, so wird eine grüne Eiche sehr bald eine Waare von ungeheurem Preise seyn.

Am 25. Februar 1832 befand ich mich am Ufer des St. Johannis-Flusses, und zwar in Begleitung eines Herrn, dem unsere Regierung das Amt, die jungen Eichen zu beschützen, übertragen hatte. Während wir diesen merkwürdigen Fluß entlang schritten, zeigte mir mein Gefährte einige große Dickichte von Bäumen, die am jenseitigen Ufer sich befanden und von denen er behauptete, daß sie ganz aus grünen Eichen beständen. Ich hielt dies gleich für eine Täuschung; wir disputirten lebhaft und kamen endlich überein, uns nach dem jenseitigen Ufer rudern zu lassen, wo wir Bäume und Laub gemächlich untersuchen konnten. Wir waren sehr bald an Ort und Stelle und fanden Tausende großer Sumpf-Eichen, aber keine einzige Eiche, deren Holz zu Bau- und Zimmerwerken taugte. Mein Begleiter gestand seinen Irrthum, und ich setzte meine Vogeljagd fort.

Als ich eines Abends am Ufer des nämlichen Flusses mich niedergesetzt hatte und wegen des in Strömen herabfallenden Regens um ein Nachtlager sehr bekümmert war, kam ein Mann zu mir und lud mich ein, in seine Hütte zu kommen, die, wie er bemerkte, nicht weit ablag. Ich dankte für das freundliche Anerbieten und folgte ihm nach der bescheidenen Wohnung. Ich fand hier seine Frau, seine Kinder und mehrere Männer, die gleich meinem Wirthe Holzfäller waren. Das Abendessen war auf einem breiten Tische aufgetragen, und man lud mich sogleich zu Gaste. Ich willigte von Herzen ein und that mein Möglichstes, um den Inhalt der symmetrisch gestellten Kasserolen und Schüsseln von Zinn leeren zu helfen. Es entspann sich eine lange Unterhaltung über das Land, sein Klima und seine Erzeugnisse; erst spät in der Nacht legten wir uns auf Bärenfellen schlafen und ruhten bis an den Morgen.

Ich äußerte den Wunsch, die kühnen Holzfäller nach dem Walde zu begleiten, wo sie eine Anzahl Eichenstämme, aus denen ein Kriegsschiff gezimmert werden sollte, viereckig hieben. Mit Aexten und Flinten bewehrt, das Haus der Obhut von Frau und Kindern überlassend, wanderten wir einige Englische Meilen weit durch eine jener Fichtenhaiden, wie ich sie vorhin beschrieben. Wir schossen auf dem Wege einen schönen wilden Puter, und als wir den Zimmerplatz erreichten, fanden wir einen anderen Trupp, der unser harrte. Das gemeinsame Frühstück war bereits durch einen Negerkoch bereitet worden, an den wir auch unseren erlegten Puter, der beim Diner als Braten figuriren sollte, ablieferten.

Die Mahlzeit war des alten Ruhmes der Frühstücke von Kentucky würdig: Rindfleisch, Fische, Kartoffeln, einige andere Gemüse, Kaffee in zinnernen Schalen und ganze Haufen Zwieback wurden aufgetragen. Alle diese wackeren Leute hatten einen Appetit, der dem Mahle Ehre machte. Die gute Laune präsidirte bei der Unterhaltung; man sah nur vergnügte Gesichter. Die Sonne stieg unterdeß über den Bäumen empor, und sobald wir gegessen hatten, ging es frisch an die Arbeit. Mein Wirth war der Chef der Uebrigen; obschon er eben so gut wie die Anderen eine Axt führte, machte er doch keinen anderen Gebrauch davon, als daß er hin und wieder einige Stücke Rinde von den Bäumen, deren Qualität ihm zweifelhaft schien, weghieb.

Die Leute, welche zum Fällen der Eichen gebraucht werden, bauen sich zuerst einen Schuppen aus Baumzweigen, in welchem sie bei Tage rasten und bei Nacht schlafen können. Ihre mitgebrachten Vorräthe bestehen aus Rindfleisch, Schweinefleisch, Kartoffeln, Zwieback, Mehl, Reis, Fischen und vortrefflichem Whisky. Sie sind größtentheils gesunde, rührige und sehr handfeste Leute aus den östlichen Provinzen der Union; auch erhalten sie nach Maßgabe ihrer Tüchtigkeit guten Arbeitslohn. Ihre Arbeiten dauern nur wenige Monate des Jahres. Anfangs wählt man solche Stämme, die an schiffbaren Flüssen stehen, und ist es schlechterdings nothwendig, so transportirt man die Eiche bis zum nächsten Wasser, auf welchem sie möglichst leicht und bequem nach dem Orte ihrer Bestimmung gefördert werden kann. Die zur Nutzung der Eichen gelegenste Zeit fällt zwischen Dezember und März, in welchem letzteren Monate der Saft vollständig hinabgegangen ist. Sobald der Saft fließt, läßt der Baum sich leichter umhauen. Der weiße Brand, dem die grüne Eiche so sehr ausgesetzt ist, wird nur von geübten Augen entdeckt; er besteht aus runden Flecken von 1½ Zoll Durchmesser an der äußeren Rinde. Diese Flecken ziehen sich über eine weiche Stelle, in die man einen Stock tief eindrücken kann; sie sind aber trügerisch und für ein ungeübtes Auge so schwer zu entdecken, daß man wohl Tausende von Bäumen fällt, die man genöthigt ist liegen zu lassen.

Die Holzfäller kehren gewöhnlich mit Anfang Sommers in ihre

*) Aus dessen vielfach interessantem Werke: American Ornithological Biography.

Heimat zurück und kommen wieder nach Florida, wenn der Winter herannaht. Doch bleiben manche, die ihre Familien mitgebracht haben, mehrere Jahre hinter einander im Lande, obschon das ungewohnte Klima ihnen hart zusetzt. Mein Wirth gehörte zu den Letzteren, und eben so der Mann, dessen Geschichte ich in der nächsten Skizze erzählen werde.

Frankreich.

Napoleon auf Elba.

(Schluß.)

Der Kongreß beschloß, um den Schein einer Verletzung der bestehenden Traktaten zu vermeiden, mit Napoleon in Unterhandlungen zu treten und ihn zum freiwilligen Verlassen der Insel zu bewegen. Nur im Falle der Weigerung von seiner Seite beschloß man Gewalt anzuwenden. Sodann wollte man sich mit der Wahl einer anderen Residenz beschäftigen; Malta wurde in Vorschlag gebracht, aber England war anderer Ansicht und schlug St Helena vor.

Napoleon glaubte anfangs, diese Gerüchte würden von seinen Feinden verbreitet, um ihn zu einem übereilten Schritte zu veranlassen, damit man desto bequemer die gegen ihn übernommenen Verpflichtungen verletzen könne. Demzufolge sendete er augenblicklich einen verschwiegenen und geschickten Agenten nach Wien ab, welcher ihm berichten sollte, welches Zutrauen er den ihm zugekommenen Nachrichten zu schenken habe. Dieser Emissair war an Eugène Beauharnais empfohlen, welcher das höchste Vertrauen des Kaisers Alexander genoß. Auf diesem Wege gelang es ihm bald, die gewünschten Nachrichten einzuziehen, welche er dem Kaiser zukommen ließ. Außerdem leitete er eine lebhafte und vollkommen sichere Korrespondenz ein, welche Napoleon von Allem, was vorging, in Kenntniß setzte. Nicht minder stand Napoleon mit Paris in Verbindung, und jede ihm von dort zukommende Nachricht berichtete von dem Umschwunge, der in den Gemüthern zum Nachtheile der Bourbonen vor sich ging. Unter diesen Umständen stieg in Napoleon's Geist der erste Entwurf zu dem riesenhaften Plane auf, den er bald darauf ausführte. Nun sendete er auch Agenten mit geheimen Instructionen nach Frankreich, welche sich vom Stande der Dinge genauer unterrichten und Verbindungen mit denjenigen seiner Freunde anknüpfen sollten, die ihm treu geblieben waren.

Die Agenten bestätigten die Richtigkeit der von Napoleon eingezogenen Nachrichten, denen dieser anfangs nicht hatte trauen wollen. Zugleich gaben sie ihm die Versicherung, daß unter dem Volke und in der Armee eine dumpfe Gährung herrsche, und daß alle Unzufriedenen, deren Zahl unermeßlich sey, ihre Augen auf ihn richteten und seine Rückkehr herbeisehnten. Sie schilderten eine Explosion als unvermeidlich und erklärten es für unmöglich, daß die Bourbonen noch lange gegen den allgemeinen Haß ankämpfen könnten. Napoleon konnte also kaum noch schwanken; auf der einen Seite winkte ihm die Gefahr, auf der anderen die Hoffnung; auf der einen erwartete ihn ein ewiges Gefängniß, auf der anderen die Herrschaft der Welt. Er faßte seinen Entschluß mit gewohnter Schnelle; in noch nicht acht Tagen war Alles in seinem Geiste fertig und geordnet. Es kam nur noch darauf an, die Vorbereitungen zur Ausführung zu treffen, ohne den Argwohn des Englischen Kommissarius zu erregen, welcher von Zeit zu Zeit die Insel besuchte und unter dessen indirekte Aufsicht alle Schritte des Kaisers gestellt worden waren. Dieser Kommissarius war der Oberst Campbell. Zu seiner Verfügung stand eine Englische Fregatte, mit welcher er abwechselnd von Porto-Ferrajo nach Genua, von Genua nach Livorno und von Livorno nach Porto-Ferrajo segelte. Sein Aufenthalt an letzterem Orte dauerte gewöhnlich zwanzig Tage. Eben so mußte man sich vor den geheimen Agenten hüten, welche sich möglicherweise auf der Insel befinden konnten, und sich dem instinktartigen Scharfblicke der Bewohner der Insel entziehen. Zu diesem Zwecke setzte Napoleon eifrigst die begonnenen Arbeiten fort und projektirte mehrere neue Straßen, welche die Insel in allen Richtungen durchschneiden sollten. Dann beschäftigte er sich auch eifrig mit dem Ausbau seines kleinen Hauses zu San-Martino; in Italien bestellte er Statuen und Vasen und ließ von dort Pomeranzenbäume und seltene Gewächse kommen. Zu Porto-Ferrajo ließ er das alte Gemäuer niederreißen, welches seinen Palast umgab. Eine alte Kirche schenkte er den Einwohnern, um sie in ein Theater umzuwandeln, auf welchem die vorzüglichsten Schauspieler Italiens auftreten sollten. Alle Straßen wurden ausgebessert.

Unterdeß ließ er die Brigg „l'Inconstant", deren Eigenthum er sich vorbehalten, und die Schebecke „l'Etoile", welche er gekauft hatte, häufige Fahrten nach Genua, Livorno, Neapel, nach den Küsten der Barbarei und selbst nach denen Frankreichs machen, um die Englischen und Französischen Kreuzer an ihren Anblick zu gewöhnen. Nun dachte er auch ernstlich an die Vorbereitungen für seine Abreise. Nachts ließ er eine große Menge Waffen und Munition an Bord des „Inconstant" bringen; seine Garde erhielt neue Kleider, neue Wäsche und neues Schuhwerk. Die Polen, welche er nach Porto Longone und nach der kleinen Insel Pianosa detaschirt hatte, wurden zurückberufen. Ferner beschleunigte er die Organisation des Chasseur-Bataillons, welches er aus Korsen und Italiänern gebildet hatte. In den ersten Tagen des Februar war endlich Alles bereit, und er wartete auf die erste günstige Gelegenheit und auf Nachrichten aus Frankreich. Diese trafen endlich ein; ein Oberst der alten Garde überbrachte sie und reiste sogleich nach Neapel weiter.

Unglücklicherweise lagen der Oberst Campbell und seine Fregatte in diesem Augenblicke im Hafen. Man mußte also warten, ohne die geringste Ungeduld blicken zu lassen. Endlich, am 24. Februar, bat er um die Erlaubniß, sich dem Kaiser empfehlen zu dürfen. Napoleon geleitete ihn bis zur Thür, und die Dienerschaft hörte die Worte: „Leben Sie wohl, Herr Oberst; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise. Auf Wiedersehen." Kaum hatte sich der Oberst entfernt, als Napoleon den Großmarschall zu sich beorderte. Einen Theil des Tages und der Nacht brachte er eingeschlossen mit diesem zu; um drei Uhr Morgens legte er sich schlafen und stand mit Tagesanbruch auf. Der erste Blick auf den Hafen zeigte ihm die Englische Fregatte, welche die Anker lichtete. Sein Blick schien mit magischer Gewalt an das Fahrzeug gefesselt, und er wendete ihn nicht wieder ab. Er sah, wie dasselbe eines seiner Segel nach dem anderen entfaltete, die Anker lichtete, sich in Bewegung setzte und allmälig den Hafen verließ. Sodann stieg er mit einem Fernglase auf die Terrasse und verfolgte fortwährend den Lauf des entschwindenden Schiffes; gegen 12 Uhr erschien die Fregatte nur noch als ein weißer Punkt; um 1 Uhr war sie völlig entschwunden. Nun ertheilte Napoleon seine Befehle. Eine seiner Hauptbestimmungen war, daß er alle im Hafen befindliche Schiffe mit einem dreitägigen Embargo belegte. Alle Schiffe ohne Ausnahme wurden dieser Verfügung unterworfen, die augenblicklich zur Ausführung gebracht wurde. Da die Brigg „l'Inconstant" und die Schebecke „l'Etoile" nicht zum Transport zureichten, so wurde mit den Eigenthümern von drei oder vier Kauffahrteischiffen unterhandelt, welche für die besten Segler galten. Noch am Abende wurden die Kontrakte abgeschlossen und die Schiffe zur Verfügung des Kaisers gestellt.

In der Nacht vom 25sten zum 26sten berief Napoleon die obersten Behörden und die angesehensten Einwohner zusammen, aus denen er eine Art Regentschafts-Rath bildete; sodann ernannte er den Oberst der Nationalgarde, Lapi, zum Kommandanten der Insel; die Vertheidigung derselben vertraute er den Einwohnern an und empfahl ihnen seine Mutter und Schwester. Ohne das Ziel seiner Unternehmung anzugeben, suchte er doch diejenigen, an die er sich wendete, über den Ausgang derselben zu beruhigen und versprach ihnen Hülfe im Falle eines Angriffs. Zugleich schärfte er ihnen ein, die Insel nur auf einen von ihm ausgegangenen Befehl zu übergeben.

Am Morgen ordnete er noch einige auf sein Haus bezügliche Angelegenheiten, nahm Abschied von seiner Familie und befahl die Einschiffung. Um 12 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen; um 2 Uhr Appell. Nun erst kündete Napoleon seinen alten Waffengefährten an, zu welcher Bestimmung er sie auserlesen habe. Als er den Namen Frankreichs nannte und die baldige Rückkehr ins Vaterland in Aussicht stellte, ertönte ein Schrei des Enthusiasmus, und es flossen Thränen; die Soldaten stürzten aus den Reihen, umarmten sich, liefen wie Besessene umher und fielen vor Napoleon auf die Kniee. Die Mutter des Kaisers und die Prinzessin Pauline schauten diesem Schauspiele weinend aus den Fenstern zu.

Um 7 Uhr war die Einschiffung beendet. Um 8 Uhr bestieg Napoleon ein Boot und langte in einigen Minuten am Bord des „Inconstant" an. Als er das Schiff betrat, ertönte ein Kanonenschuß, welcher das Signal zur Abfahrt gab. Nun lichtete das kleine Geschwader die Anker und verließ unter Begünstigung eines frischen Südost-Windes den Hafen und den Busen; es segelte in nordwestlicher Richtung und schiffte einige Zeit längs der Italiänischen Küste hin. In dem Augenblicke, wo man unter Segel ging, wurden Agenten nach Neapel und Mailand gesendet, und ein höherer Offizier begab sich nach Korsika, um dort einen Aufstand vorzubereiten und dem Kaiser im Falle des Mißlingens einen Zufluchtsort zu sichern.

Am 27sten mit Tagesanbruch eilten Alle auf das Verdeck, um zu sehen, wie weit man in der Nacht gekommen sey. Das Erstaunen war groß, als man bemerkte, daß man höchstens 6 Meilen zurückgelegt habe, weil der Wind nachgelassen hatte und gänzliche Windstille eingetreten war. Als die Sonne am Horizont heraufstieg, bemerkte man an den Korsischen Küsten die Französischen Fregatten „la Fleur de Lys" und „la Melpomène", welche in diesen Gewässern kreuzten. Dieser Anblick verbreitete allgemeine Bestürzung. Auf der Brigg „l'Inconstant", welche den Kaiser trug, war dieselbe so groß, und die Gefahr schien so unausweichlich, daß man ernstlich die Frage erörterte, ob es nicht besser sey, nach Porto-Ferrajo zurückzukehren und einen günstigen Wind abzuwarten. Aber der Kaiser machte dieser Unentschlossenheit schnell ein Ende und befahl die Fahrt fortzusetzen; er verhieß einen günstigen Wind. In der That konnte es fast scheinen, daß der Wind seinen Befehlen gehorche, denn um 11 Uhr schwellte er wieder die Segel, und um 4 Uhr war man schon auf der Höhe von Livorno.

Bald aber verbreitete sich eine noch größere Bestürzung auf dem kleinen Geschwader, als man nördlich in einer Entfernung von 5 Meilen eine Fregatte warnahm; bald darauf erschien eine andere an der Korsischen Küste, and endlich sah man noch ein Kriegsschiff hinter der Fregatte auftauchen. Es war hier nicht lange zu zaudern, und man mußte auf der Stelle einen Entschluß fassen. Die Nacht nahte heran, und man konnte hoffen, in der Dunkelheit den Fregatten zu entfliehen. Aber das Kriegsschiff kam immer näher, und man erkannte in demselben bald eine Französische Brigg. Der erste Gedanke war der, daß das Unternehmen verrathen sey, und daß man gegen eine überlegene Macht werde ankämpfen müssen. Der Kaiser allein verfocht die Ansicht, daß der Zufall diese drei Fahrzeuge zusammengeführt habe; er war durchaus überzeugt, daß ein so geheimnißvoll angelegter Plan nicht habe zeitig genug entdeckt werden können, um ein ganzes Geschwader zu versammeln. Trotz dieser Ueberzeugung befahl er, die Stückpforten zu öffnen und im Falle eines Angriffs sogleich zum Entern zu schreiten, weil er sicher war, das seine kriegsgeübte Mannschaft die Oberhand behalten würde, und daß er dann unter dem Schutze der Nacht der Verfolgung der Fregatte würde entgehen konnen. Indeß befahl er, immer noch auf die Hoff-

nung vertrauend, daß der Zufall die drei Fahrzeuge zusammengeführt habe, den Soldaten und allen denjenigen, deren Anblick hätte Verdacht erregen können, sich zu verbergen; durch Signale gelangte dieser Befehl auch an die anderen Schiffe.

Um 6 Uhr Abends hatten sich die beiden Schiffe schon auf Sprechweite genähert: jetzt erkannte man die Französische Brigg „Zéphir". Man konnte übrigens leicht wahrnehmen, daß sie sich in ganz friedlicher Absicht näherte, und die Vermuthung des Kaisers erwies sich als begründet. Als die beiden Briggs sich erkannten, begrüßten sie sich nach der üblichen Weise und tauschten einige Worte aus. Die beiden Schiffs-Capitaine befragten sich einander nach dem Orte ihrer Bestimmung. Der Capitain der Französischen Brigg erklärte, daß er nach Livorno segle; der „Inconstant" antwortete, daß er nach Genua bestimmt sey und sehr gern Aufträge für diesen Ort übernehmen wolle. Der Capitain des feindlichen Schiffes dankte und erkundigte sich nach dem Befinden des Kaisers. Als Napoleon diese Frage vernahm, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich in eine für ihn so interessante Unterhaltung zu mischen. Er nahm das Sprachrohr aus den Händen des Capitains Chotart und antwortete: „Ganz vortrefflich!" Nachdem diese Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht waren, setzten die beiden Briggs ihren Weg fort und verloren sich bald aus dem Gesicht. Es wurden fortwährend alle Segel eingesetzt, und so umschiffte man schon am folgenden Tage das Cap Corso. Auch an diesem erblickte man wieder ein Kriegsschiff von 64 Kanonen; dasselbe erregte indeß keine Besorgnisse, denn man erkannte alsobald, daß es keine böse Absichten habe.

Bevor Napoleon Elba verließ, hatte er zwei Proclamationen entworfen; als dieselben aber ins Reine geschrieben werden sollten, konnte sie Niemand enträthseln, auch er nicht einmal. Er warf sie ins Meer und diktirte zwei andere: die eine war an die Armee, die andere an das Französische Volk gerichtet. Wer nur irgend schreiben konnte, mußte Hand ans Werk legen; jedes Geräth diente als Pult, Trommeln, Bänke, Mützen. Noch war man mit dieser Arbeit beschäftigt, als schon die Küste von Antibes auftauchte; sie wurde mit einem Schrei des Jubels begrüßt.

Am 1. März um 3 Uhr legte die kleine Flotte vor Anker; um 5 Uhr stieg Napoleon ans Land, und in einem Olivenhölzchen wurde das Bivouac aufgeschlagen. Augenblicklich wurden 25 Grenadiere und ein Offizier der Garde nach Antibes gesendet, um wo möglich die Garnison für den Kaiser zu gewinnen. Fortgerissen vom Enthusiasmus, stürmten sie in die Stadt mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Da in der Stadt die Landung Napoleon's noch nicht bekannt geworden war, so hielt man sie für wahnsinnig. Der Kommandant ließ die Zugbrücke aufziehen, und die 25 Soldaten waren gefangen. Dieser Ausgang war ein großes Unglück. Einige Offiziere schlugen Napoleon vor, gerade auf Antibes loszugehen, um dem üblen Eindrucke, welchen der Widerstand dieses Platzes haben könnte, zuvorzukommen. Napoleon aber antwortete, nicht auf Antibes, sondern auf Paris müsse man losgehen. Demgemäß hob er das Bivouac auf und erreichte noch mitten in der Nacht Cannes. Um 6 Uhr Morgens zog er durch Grasse und machte Halt auf einem Hügel, welcher die Stadt beherrscht. Kaum hatte Napoleon sich hier festgesetzt, als auch schon die Bevölkerung der umliegenden Gegend herbeiströmte. Er empfing sie nicht anders wie in den Tuilerieen; er hörte ihre Beschwerden an, nahm ihre Bittschriften entgegen und versprach ihnen Abhülfe. Der Kaiser hatte geglaubt, bei Grasse eine Straße zu finden, deren Anlegung er im Jahre 1813 befohlen hatte; der Befehl war aber nicht zur Ausführung gekommen, und er mußte deshalb seinen Wagen und 4 Kanonen, die er von Elba mitgebracht hatte, in der Stadt zurücklassen. Der Marsch wurde auf Bergpfaden, welche noch mit Schnee bedeckt waren, fortgesetzt, und am Abend schlug man das Nachtquartier im Dorfe Cerénon auf. Am 3. März traf man in Barême, am 4ten in Digne, am 5ten in Gap ein; in dieser letzteren Stadt hielt man so lange an, bis der Druck der Proclamationen beendet war, die nun zu Tausenden verstreut wurden.

Indeß war der Kaiser nicht frei von Besorgnissen. Bis jetzt hatte er es nur mit der Bevölkerung zu thun gehabt, in deren Stimmung sich kein Zweifel setzen ließ. Aber noch hatte sich kein Soldat gezeigt, noch keine Truppenabtheilung sich zu der kleinen Armee geschlagen. Und doch war dies gerade die Hauptsache. Endlich kam der so sehnlich herbeigewünschte Augenblick heran. Zwischen Lamûre und Vizille stieß der General Cambronne, welcher die Avant-Garde bildete, auf ein von Grenoble abgesendetes Bataillon. Der diese Abtheilung befehligende Offizier weigerte sich, den General Cambronne anzuerkennen, und dieser ließ den Kaiser von diesem Vorgange benachrichtigen.

Napoleon setzte den Weg in einem schlechten Wagen fort, den man zu Gap gefunden hatte, als er diese Nachricht erhielt. Er ließ sogleich sein Pferd herbeiführen, bestieg es und ritt im Galopp vorwärts bis auf hundert Schritte an die Soldaten heran, ohne daß er durch einen Zuruf bewillkommt worden wäre. Der Augenblick war da, wo das Spiel gewonnen oder verloren werden mußte. Die Beschaffenheit des Terrains gestattete kein Zurückweichen; links vom Wege erhob sich ein steiler Berg, rechts lag eine Wiese, welche höchstens dreißig Schritt breit war und die von einem Abgrunde begränzt wurde. Das Bataillon war zwischen dem Abgrunde und dem Berge aufgestellt. Napoleon machte auf einer kleinen Anhöhe Halt, warf dem General Bertrand den Zügel seines Pferdes zu und sagte: „Man hat mich getäuscht; aber es thut nichts; immer vorwärts!" Hierauf stieg er vom Pferde und schritt gerade auf das Bataillon zu, welches unbeweglich blieb. Zwanzig Schritte vor der Linie hielt er an, in dem Augenblicke als der Adjutant des Generals Marchand seinen Degen zog und Feuer kommandirte. „Wie, meine Freunde", sagte der Kaiser, Ihr erkennt mich nicht? „Ich bin Euer Kaiser. Wenn sich unter Euch ein Soldat befindet, der seinen General tödten will, so kann er es; hier bin ich." Kaum hatte er diese Worte vollendet, als der Schrei: „Es lebe der Kaiser!" ertönte. Der Offizier kommandirte noch einmal Feuer, aber seine Stimme wurde überschrieen. Die Soldaten stürzten aus den Reihen, umringten Napoleon, fielen ihm zu Füßen, küßten seine Hände, rissen die weiße Kokarde ab und setzten an ihre Stelle die dreifarbige. Dies war der erste Erfolg, auf den bald andere und größere folgten, die Napoleon in reißendem Fluge nach Paris führten.

A. Dumas.

Hyères, seine Umgebungen und seine Einwohner.

Die Straße von Toulon nach Hyères geht zwischen zwei Reihen mit Bastiden bedeckter Hügel hindurch, doch sind diese Landhäuser viel geräumiger und besser gepflegt als in der Umgegend von Marseille; die Oelbäume werden immer zahlreicher, in der Ferne glänzt das Meer, und einige hin und wieder zerstreute Ruinen von Klöstern und Burgen fügen zum mehr oder minder prosaischen Reiz der Gegenwart noch den poetischen Zauber der Vergangenheit. Der Flecken La Valette, der auf der Hälfte des Weges liegt, ist durch seine schönen Maulbeerbäume berühmt, die den Marktplatz schmücken.

Nun wäre ich also in Hyères, dem Hauptziel meiner Wanderung. Hyères ist nur ein armes unschönes Städtchen, ohne Gewerbfleiß oder irgend eine besondere Eigenthümlichkeit. Seinen ganzen Ruf verdankt es seiner Lage, aber diese Lage vereinigt auch Alles in sich, was anderen Orten nur einzeln verliehen ist. Malerisch an einen kegelförmigen, mit einem Schlosse gekrönten Berg gelehnt, gleitet es am Abhang hinunter, wärmt sich den Fuß an der herrlichen Sonne des Südens und spiegelt sich von weitem im Meere. Mein Fenster besteht aus einer Luke mit einer einzigen Glasscheibe, aber durch diese Luke schweift mein Auge über eine schöne, üppige Ebene, mit Oel-, Feigen-, Mandel- und Orangenbäumen bepflanzt, die mit Blüthen und Früchten bedeckt und von langen Reihen Cypressen durchschnitten sind, welche hier zu Lande das Gehege bilden. Hin und wieder erblickt man Aloestauden und schöne Palmbäume, Afrikanische Renegaten, die übers Meer gekommen zu seyn scheinen, um die Franzosen lüstern auf Algier zu machen und ihnen den Weg dahin zu zeigen. Ueber diese Ebene fort, zwischen zwei Hügeln hindurch, die ihre Arme bilden, erblicke ich das Meer, auf welchem seit zwei Tagen dreizehn Schiffe vor Anker liegen, wahrscheinlich nur, um meiner Luke auch Ehre zu machen, und über dem Meeresarm sehe ich noch die Inseln von Hyères und die Halbinsel Giens, deren Leuchtthurm Nachts sein Licht bis in mein Stübchen sendet. Leider aber hält mich eine neidische Witterung grausam gefangen, wie meine armen Nachbarn in Toulon. Am Ufer des Meeres, und zwar nur eine Lieue von hier, sind die Ruinen der berühmten von den Sarazenen zerstörten Abtei von Almanarra, und hier ganz in der Nähe sieht man die sich weit hin erstreckenden Trümmer einer Römischen Stadt, die aller Vermuthung nach Pomponia gewesen seyn soll, und ich, der ich gern zehn Meilen weit gehe, um einen alten Thurm oder ein paar alte zerbrochene Krüge zu betrachten, ich, der ich bei jedem alten mit Epheu umrankten Gemäuer wie gebannt stehen bleibe, ich habe, wird man es glauben, von all' diesen Herrlichkeiten noch nicht eine Spur, weder durch ein Fenster noch durch ein Loch, gesehen, und ich werde davon als Reise-Reliquie nicht einmal so viel mitbringen, als man im Auge leiden kann. Doch bitte ich, sich nicht über das zu täuschen, was ich mein schlechtes Wetter nenne. Zwei oder drei Regentage ausgenommen, lacht beständig über mir ein goldiger Himmel, um acht Uhr Morgens zeigt mein Thermometer an der Nordseite 14 Grad Reaumur, und doch sind wir noch zu Anfang März! Was helfen mir aber diese 14 Grad? Sie mehren nur meinen Verdruß, das ist Alles. Es weht ein kalter, scharfer, durchdringender Wind, der die Lebenskräfte aussaugt; der Mistral, weil ich doch einmal seinen Namen nennen muß, der in einem Tage den Acheron zu bevölkern im Stande ist, hat den Sommer hinweggetrieben, der hier den ganzen Winter über herrschte. Dieser Wind entführt die Kranken wie die Blätter, und alle Morgen sehen wir unter unseren Fenstern die traurige Bestätigung vorüberziehen, daß wieder einem jener armen Reisenden, die um eines falschen Hoffnungsschimmers willen den Anstrengungen einer langen Reise Trotz boten, hier endlich seine letzte Genesung zu Theil geworden. Die Leichenzüge und die Grabgesänge sind leider die einzige Zerstreuung, welche Hyères, dieses große Europäische Lazareth, darbietet. Das kömmt wohl daher, weil man in den meisten Fällen zu diesem Heilmittel erst seine Zuflucht nimmt, wenn die anderen alle vergeblich angewendet worden; dann aber zehrt die Reise die letzten Kräfte auf und tödtet. Den Aerzten von Hyères wird das bittere Geschick zu Theil, nichts als Leichenbestatter zu seyn.

Ueber dieses Land streuen Himmel, Erde und Meer ihre Segnungen aus, und das will gewiß viel sagen, aber damit ist auch Alles gethan, denn die Einwohner überlassen ihrer schönen Natur die Sorge für das Wohlbehagen ihrer Gäste. In der Stadt, die doch 7000 Seelen zählt, trifft man weniger Betriebsamkeit, Leben und Annehmlichkeiten als im mittelmäßigsten Dorfe der Schweiz. Jeder Reisende, der auf etwas mehr als auf Luft Anspruch macht, thut wohl, sich anderswohin zu begeben. Wenn er seine Wohnung nicht in der Herberge aufschlagen oder sich selbst seine Küche besorgen will, so ist er auf einen einzigen Restaurateur angewiesen, der sich gar keine Mühe giebt, weil er keine Mitbewerber hat, und der mir so manche Verwünschung durch sein abscheuliches Oel entlockte, mit dem er alle Saucen, Fische, Gemüse, Ragouts, ja selbst die sogenannten Leckerbissen verpestete. Keine Tafelfreuden, keine Gast-

freundschaft, keine Geselligkeit, keine Kunstgenüsse, kein literarisches Leben, keine andere Unterhaltung als Oelbäume und Politik, das ist Hyères! Ein einziger Zug wird für die Charakteristik des ganzen Landes hinreichen: Ein gewisser Herr C., der in seinem Garten ein schönes Mosaik-Pflaster aufgefunden hatte, fühlte sich durch die Besuche, welche dies antike Stück ihm zuführte, wahrscheinlich seiner Gemüsebeete wegen, so belästigt, daß ihm kein anderes Auskunftsmittel zu seiner Befreiung einfiel, als den interessanten Fund wieder tief einzugraben; ein Verbrechen an der Majestät Roms, das der Code hätte vorhersehen müssen. Die berühmten Gärten von Hyères sind eigentlich weiter nichts als große Oelbaum-Pflanzungen, die zwar reich an Wohlgeruch und schönen Früchten, doch nichts Schönes für das Auge darbieten; hier ist auch nicht das kleinste Ruheplätzchen, auch nicht eine Blume zur Zierde, ausgenommen wo Handel damit getrieben wird. Alle funfzehn oder zwanzig Jahr fällt hier nur Schnee oder tritt ein fühlbarer Frost ein, doch scheinen diese Boten des Winters, welche dem Lande einen nicht zu berechnenden Nachtheil bringen, jetzt hier öfter einzukehren als früher. Die Geschichte sagt uns, daß es zur Zeit des Aufenthalts von Heinrich IV. in Hyères hier Orangenbäume gab, die drei Mann kaum zu umspannen vermochten; jetzt erblickt man aber nur Gebüsch, in Folge des Frostes von 1820 und des fast eben so starken, wenn auch nicht so allgemeinen von 1837. Nach dem Erfrieren trägt der an der Wurzel abgeschnittene Baum fünf Jahre lang gar nicht und erhebt sich erst nach langer Zeit wieder zu seiner alten Fruchtbarkeit. Uebrigens gestehen die Eigenthümer selbst ein, daß sie ohne dies Hemmniß zu reich werden müßten, denn trotz der Herbheit der Hyèrischen Orangen brachte ein Garten von 8 Hektaren, der unter dem Namen der Garten Filhe bekannt ist, vor dem Jahre 1820 einen reinen Gewinn von 40,000 Franken, jetzt aber ist er kaum wieder bis auf die Hälfte dieses Ertrages gestiegen.

Die einzigen Sehenswürdigkeiten von Hyères sind das Haus Massillon's, die schlechte, dürftige Büste desselben, welche den großen Platz ziert oder verunstaltet, wie man es nehmen will, die Kirche der Franziskaner, in welcher der heilige Ludwig bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande die Messe hörte, endlich der Springbrunnen-Obelisk, zu Ehren und, was dabei das Merkwürdigste ist, auf Kosten des Barons und Schneiders Herrn S. von der dankbaren Stadt Hyères errichtet.

Ein eben so erhabener Künstler wie geschickter Ingenieur war doch das Mittelalter, welches alle Höhen mit seinen Thürmen verzierte, jeden Abhang mit den mächtigen Falten seiner Wälle bedeckte und diese mit den eben so feinen als dauerhaften Spitzenkragen seiner Zinnen gar zierlich ausschmückte, als ob es bei der Sorge für die Vertheidigungsmittel an nichts zu denken gehabt, als den Sinn für das Pittoreske zu befriedigen und die Schönheit der Perspektive zu beobachten. Was mich aber vor Allem in Staunen setzt, ist die Charakterstärke, welche diese ungeheuren Bauten bei ihren Unternehmern ahnen lassen. Man hat gut reden: das Lehnswesen habe Alles leicht gemacht; wer den Gang der menschlichen Dinge nur ein wenig kennt, der weiß wohl, wie schwer es zu jeder Zeit ist, die Menschen zu regieren und der Sache Herr zu werden, und er wird an jener Aeußerung nichts Wahres finden. Jene Herren des Mittelalters, so groß ihre Macht auch seyn mochte, hatten Arbeiter zum Landbau nöthig, sie mußten daher mit der Zeit, mit der Gesundheit, mit dem Leben und am Ende auch mit dem Geldbeutel ihrer Vasallen, aus dem ihr eigener Nahrung erhielt, schonend umgehen. Vor Allem aber mußten sie ihre Zuneigung sich gewinnen, denn konnten sie diese auch in Friedenszeiten zur Noth entbehren, so sicherte sie ihnen doch allein deren Ergebenheit, wenn es zum Kriege kam. Nein, Alles in Allem genommen, war ihnen die Ausführung jener großen Arbeiten nicht leichter, als sie es für die Geldmänner des heutigen Tages, für unsere Börsen-Barone seyn würde, die nichts als Luftschlösser bauen. Der Unterschied zwischen unseren Bauten und den ihrigen hängt allerdings mit dem Unterschied in den Zeitbedürfnissen zusammen; aber er liegt noch viel mehr in unserer hastigen Genußsucht und in dem kühnen Unternehmungsgeist und der ausdauernden Beharrlichkeit, welche sie besaßen und die uns fehlen. Mit einem Wort, die Leute von damals hatten eine Zukunft, wir haben keine; sie arbeiteten mit Vertrauen für ihre späteste Nachkommenschaft, während uns die Erfahrung der Revolutionen furchtsam macht, für den folgenden Tag etwas zu unternehmen. Sie wußten zu wagen, ihre Seele war gestählt wie ihre Rüstung, kurz, sie hatten einen Willen, wir aber haben nur Willeleien.

Mit solchen Gedanken verbrachte ich die Zeit, indem ich die herrlichen Ruinen des Schlosses von Hyères erstieg. Wüthend über den Widerstand, welchen Heinrich IV. vor diesem letzten Bollwerk der Ligue fand, hatte der Bourbon es bis auf den Grund zerstört. Doch wenn auch das Gebäude selbst verschwunden ist, so hält doch sein gewaltiger Gürtel von Mauern und Thürmchen noch immer Stand, steht noch gar drohend aus und ist nur eben so viel in Trümmer gefallen, als zu einem malerischen Anblick nöthig war; denn das Ganze ist heutzutage bloß noch ein Panorama. Auf dem Gipfel stolzirt eine Zwergpyramide, nach dem Zuschnitt unseres Jahrhunderts, die der jetzige Grundeigenthümer errichtet und Frankreich gewidmet hat; sie trägt die Inschrift:

Ce centre des beaux-arts, par des progrès divers,
Doit, dans son avenir, étonner l'univers.

Dies Centrum schöner Kunst, mit immer neuen Schätzen,
Soll in der Zukunft noch die Welt in Staunen setzen.

Da haben wir wieder die Franzosen mit ihrem: das sind wir! Charlet, lieber Freund, das Alles ist Dir gestohlen; laß nur Dein invenit darunterstellen.

Um dieses schöne Thal vollkommen im Dreieck abzuschneiden, rathe ich Jedem, die Eremitage, einen kleinen dem Meer am nächsten belegenen Hügel, zu ersteigen, auf dessen Gipfel sich ein altes Kloster befindet. Als wir diese einsame, stille Hochebene betraten, auf der nichts das Daseyn lebender Wesen andeutete, klopften wir aufs Gerathewohl an die Thür des Klosters, und ein Laienbruder, eine Art Kastellan, öffnete uns die Pforte. Wir waren aufs äußerste erstaunt, uns in einer ganz regelrechten Kirche von antikem Charakter zu befinden, die durch ihr wohlerhaltenes Aussehen gegen die Zerfallenheit des übrigen Gebäudes merkwürdig abstach. Der Hochaltar ist einer der schönsten, die ich je gesehen habe. Kleine Schiffe, die an den Wölbungen hängen, und andere zahlreiche ex-voto beweisen, in welchem Ansehen dergleichen Bildwerke früher standen und jetzt wieder zu stehen anfangen. Vom Gipfel dieses Hügels aus überschaut man mit einem Blick alle Einzelheiten der Ebene, und vielleicht sieht man sie von hier aus besser, als in der Nähe; so wenigstens suche ich mich über Alles das zu trösten, was ich nicht näher besichtigen konnte, wie das Schloß von Carqueranne, die Salinen von Laurent, die Fischerei, eine Art Seeteich, welcher zwischen dem Isthmus von Giens und einer anderen künstlichen Landenge sich befindet, und den Ceinturon, ein Stück Land, welches den Lagunen durch die beharrliche Geschicklichkeit des Sir Francis d'Ivernois abgewonnen wurde.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Panorama de la Ville de Pau. — Unter diesem bescheidenen und wenig sagenden Titel hat Herr Daguenne, ein verabschiedeter Offizier, eine Geschichte des Navarretisch-Französischen Ländchens Bearn, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, herausgegeben. Bearn bietet noch heutzutage der malerischen wie der erzählenden Darstellung durch seine Sitten und Trachten ein interessantes Feld dar. Ueberdies ist es das Vaterland der Gastons, der heldenmüthigen Jeanne d'Albret und ihres großen Sohnes, Heinrich's IV., der, so viel ihn auch neuere Historiker seiner Größe entkleiden wollen, doch in der ungeschmälerten Verehrung des Volkes fortlebt.

Mannigfaltiges.

— **Alterthums-Wissenschaft in England.** Die Buchhandlung Taylor und Walton in London giebt unter dem Titel A Dictionnary of Greek and Roman Antiquities ein Conversations-Lexikon des klassischen Alterthums heraus. Interessant für uns ist dabei hauptsächlich, daß es in der Ankündigung heißt, Archäologie und klassische Philologie hätten während der letzten funfzig Jahre überall, besonders aber in Deutschland, so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß es nöthig sey, das Englische Publikum, welches seit den Werken Potter's und Adam's nichts der Art erhalten hätte, mit den Resultaten dieser Forschungen bekannt zu machen. Alle Artikel werden mit den Anfangsbuchstaben der Namen ihrer Verfasser bezeichnet seyn, und am Schlusse des Werkes wird ein Verzeichniß der Mitarbeiter gegeben.

— **Der Sprachenschmied.** Im Staate Massachussets in Nord-Amerika lebt ein Grobschmied, Namens Burritt, welcher 30 oder 40 lebende und todte Sprachen versteht. Die Mitglieder der Académie des Inscriptions in Paris haben demselben kürzlich, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben, mehrere Bücher zugesandt, die ihm in seinem Studium der Celto-Bretagnischen Sprache förderlich seyn können.

— **Komprimirter Torf.** Einer gütigen Mittheilung verdanken wir folgenden Auszug eines Schreibens aus London über die in Nr. 139 und 154 des Magazins erwähnte Maschine zur Komprimirung des Torfs nach der Methode des Lord Willoughby de Eresby. Es geht daraus hervor, daß die Maschine keinesweges schon so glänzende Resultate liefert, als man von ihr erwartete. Gleichwohl bleibt die Thatsache unbestritten, daß eine Londoner Stahlwaaren-Fabrik Arbeiten herstelle, welche die Bezeichnung tragen „geschmiedet mit Torf" und sich vor anderen Fabrikaten dieser Art durch ihre Festigkeit auszeichnen. Auch wird uns versichert, daß in der Nähe von Berlin, auf den in landwirthschaftlicher Beziehung vielfach sich auszeichnenden Gütern des Herrn Barons von E., gelungene Versuche mit komprimirtem Torfe bei der Feuerung in den großen Branntweinbrennereien gemacht worden sind. Wir lassen nunmehr das übrigens von sehr achtbarer Hand kommende Schreiben aus London hier folgen: „Die Torf-Komprimirungs-Maschine, deren Erfindung dem Lord Willoughby de Eresby beigemessen wird, obschon sie von einem Schottischen Ingenieur herrührt, ist noch immer in ihrer Kindheit, und obschon man vor mehr als einem Jahre mir Aussicht eröffnete, sie ehestens so vervollständigt zu sehen, daß sie mit wirklichem Nutzen in Anwendung zu bringen sey, so steht sie doch noch heute auf dem nämlichen Fleck, wie ich mich noch neulich in der Versammlung der Civil-Ingenieur-Gesellschaft überzeugte. Ich habe s. Z. ein Stück des damit komprimirten Torfs gesehen und fand solchen steinhart und im Wasser sinkend; man gestand aber damals ein, daß die Maschine vorläufig erst für Betrieb durch Menschenkraft eingerichtet sey, und daß demnach das daraus verfertigte Material gar kostspielig würde. [illegible] e Maschine selbst forderte man 100 Pfd. und für einen zu liefernden Plan derselben (Modell?) 15 Pfd. Sterling."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 20. Januar 1840.

Frankreich.

Schuldgefängnisse und deren sittlicher Einfluß auf die Gesellschaft.

Man hat über die Schuldenhaft in neuerer Zeit viel gesprochen; besonders ist das Schuldgefängniß selbst geschildert, der Schuldgefangene vielfach beklagt und das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner der Kritik unterworfen worden.*) Doch noch fehlte es an einer Arbeit, in welcher die Folgen und Wirkungen der Schuldenhaft im Großen und Ganzen dargestellt wurden, oder mit anderen Worten an einer Statistik der Schuldenhaft. Eine solche findet man, wenigstens für Frankreich, in einer Schrift des Herrn Bayle-Mouillard, die von der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften in Paris den Preis erhalten hat. Wir bekommen darin sehr interessante Angaben über die Art der geographischen Verbreitung der Schuldenhaft in Frankreich, über die verschiedenen Klassen von Individuen, auf welchen die Schuldenhaft besonders lastet, über die durchschnittlichen Wirkungen der Schuldenhaft als Abschreckungs- und Executionsmittel, über das Verhältniß derselben zu der Sittlichkeit und den Interessen der Gesellschaft überhaupt, und über eine Menge anderer wichtiger Punkte, die hier nicht in der Kürze zusammenzustellen sind. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser dazu die gründlichsten Studien gemacht hat; er hat nicht bloß in den Büreaus des Ministeriums, was an ungedruckten Materialien daselbst vorhanden war, benutzt, nicht bloß die Register des Gefängnisses von Clichy studirt, sondern auch Frankreich von Norden nach Süden durchreist, ist in die Gefängnisse von Lyon, Marseille, Avignon, Saint-Etienne, Montpellier, Nimes, Clermont-Ferrand gedrungen, hat überall Gefangene und Wächter ausgefragt, alle Gefangenen-Register und Urtel durchstudirt, die Dauer jeder Gefangenschaft berechnet, den Stand der Gläubiger und den der Schuldner mit einander verglichen, kurz, kein Gefängniß verlassen, bevor er nicht gewissermaßen seinen ganzen Inhalt ausgebeutet. Wie gesagt, die Resultate des Verfassers sind höchst bedeutsam; wir werden das Interessanteste davon unseren Lesern mittheilen.

Zuerst einiges Historische. Die Alten hatten ebenfalls eine Schuldenhaft, aber eine andere als wir. Der Gläubiger erlangte das Recht, den Schuldner, indem er ihn seiner Freiheit beraubte, für sich arbeiten zu lassen. Da hatte die Schuldenhaft wenigstens einen praktischen Nutzen: sie war hier ein wirkliches Executionsmittel, der Gläubiger konnte die Dienste des Schuldners an Zahlungsstatt annehmen. Wenigstens ist dies der vorherrschende Zug der alten Gesetzgebungen in Schuldensachen und der einzige, welcher bei einer Vergleichung derselben mit den bei uns darüber gültigen Gesetzen Erwähnung verdient.

Nachdem der Verfasser mit den Alten fertig ist, giebt er die Geschichte der Schuldenhaft in Frankreich, zuerst unter der alten Monarchie, dann unter der Republik. Die Aufhebung einer so schweren Verletzung der „unveräußerlichen Rechte" schien eine nothwendige Folge der von der konstituirenden Versammlung sanctionirten Prinzipien zu seyn; doch erst der Konvent hob durch ein Dekret vom 9. März 1793 die Schuldenhaft auf, und schon am 30sten desselben Monats, also nach drei Wochen, ward sie gegen die Rechnungs-Beamten wieder in Anwendung gebracht. So blieb es einige Jahre; unter dem Direktorium wurde die Aufhebung des Dekrets vom 9. März 1793 verlangt und nach heftigen Debatten im Rath der Fünfhundert und in dem der Alten ausgesprochen. Sodann folgte das Gesetz vom 15. Germinal des Jahres VI, dessen Bestimmungen sich großentheils in den Gesetzbüchern des Kaiserreichs wiederfinden. Unter der Restauration wurde die Frage zu wiederholten Malen verhandelt, aber ohne Resultat. Nach 1830 kam sie aufs neue zur Sprache, und nun wurde das Gesetz vom 15. Germinal des Jahres VI den 17. April 1832 wiederhergestellt, nur im Einzelnen verbessert.

Dieses noch jetzt bestehende Gesetz vergleicht nun der Verfasser mit dem in England gü[illegible] System. Da ist es nun merkwürdig, daß das Französische Civil-Gesetz, obgleich es nicht sehr schonend mit der Freiheit der Bürger umgeht, im Vergleich zum Englischen höchst liberal ist. Das erstere zeichnet sich durch zwei leitende Prinzipien aus, deren vollständigere Anwendung damit enden wird, die Quelle der gegenwärtigen Mißbräuche zu verstopfen. Das erste dieser Prinzipien ist, daß die körperliche Haft nur in Folge eines Urtheils verhängt werden kann; nur gegen die Fremden und die Beamten des Fiskus erleidet diese Regel eine Ausnahme. Das zweite ist, daß die körperliche Haft, außer in Handelssachen, bei einem Betrug, gegen die Rechnungs-Beamten und in einigen anderen Ausnahmsfällen, nur ein subsidiäres Mittel ist, das der Richter abschlagen kann und das er auch wirklich abschlägt, sobald man Ursache hat, zu glauben, daß die Güter des Schuldners dem Gläubiger übergeben werden können.

In dem Englischen Gesetz ist nichts dergleichen. Die Verhaftung ist da eben so häufig provisorisch als definitiv; es ist die gewöhnliche Verfahrungsweise gleich beim Beginn eines Prozesses; man fängt damit an, den, gegen welchen man eine Klage einreicht, verhaften zu lassen. Ferner ist die Verhaftung nicht ein ausnahmsweises Executions-Verfahren; es ist das regelmäßige Verfahren, das in Folge fast aller Urtheile anwendbar ist. Daher ist auch die Zahl der Schuldgefangenen in England verhältnißmäßig größer, als in Frankreich. In Frankreich hat man die Durchschnittszahl der Gefangenen von 10 Jahren auf 1269 berechnet: das macht einen auf 25,658 Franzosen. In England betrug diese Zahl, die durch eine Untersuchung des Parlaments für den 29. April 1826 konstatirt ward, 3820, was für die verschiedenen Theile des Vereinigten Königreichs folgende Resultate giebt:

In England	einen Gefangenen auf	3,500 Einw.
„ Wales	„ „ „	7,000 „
„ Schottland	„ „ „	9,684 „
„ Irland	„ „ „	10,242 „
„ ganz Großbritanien	„ „ „	6,639 „

So findet also die körperliche Haft in Frankreich viermal weniger Opfer, als in dem begünstigtsten Theile der Britischen Inseln, zehnmal weniger als in England selbst.

Gleichwohl ist es ausgemacht, daß die individuelle Freiheit in England mehr geachtet und durch die Gesetze besser geschützt wird, als in Frankreich; hätten wir nur eine genaue Statistik der provisorischen Verhaftungen in Kriminal- und Zuchtpolizei-Sachen, so würden wir wahrscheinlich beide Länder im umgekehrten Verhältniß finden. Ueberdies hat die Englische Gesetzgebung über die Civilhaft schon bedeutende Modificationen erfahren, und Alles läßt hoffen, daß sie bald vollständig verbessert werden wird.

Nachdem der Verfasser noch die wenigen Data, die er sich über die Schuldgesetzgebung in den übrigen Ländern Europa's und in den Vereinigten Staaten verschaffen konnte, mitgetheilt, untersucht er, was die Schuldenhaft überhaupt an und für sich ist und ob sie den Prinzipien des Vernunftrechts entspricht. Daß die Schuldenhaft keine Strafe ist, versteht sich von selbst; bestraft wird nur der, welcher sich ein Vergehen zu Schulden kommen läßt; die Strafe wird von Kriminal-Gerichten im Interesse der Gesellschaft ausgesprochen und zieht dem, der sie erleidet, einen gewissen Grad von Schande zu. Das Alles läßt sich von der Schuldenhaft nicht sagen.

Wenn die Schuldenhaft keine Strafe ist, so ist sie noch weniger die Vollziehung eines Urtheils oder eine Befriedigung des Gläubigers, denn sie giebt ihm Nichts, entschädigt ihn für keinen Verlust, repräsentirt keinen Werth für ihn. In den Gesetzgebungen des Alterthums, wo der Schuldner der Sklave des Gläubigers ward und für ihn arbeitete, war dies anders; aber in unseren Tagen, wo man bloß den Schuldner gefangen setzt, ist es klar, daß diese Gefangenschaft Niemanden nützt, und daß sie vielmehr ihm und seinem Gläubiger schadet. Voltaire sagte: ein Gefangener sey zu nichts gut; das gilt noch mehr von dem Schuldgefangenen, denn dieser ist nicht bloß zu nichts gut, sondern er macht dem, der ihn gefangen setzen läßt, noch Kosten.

„Ein Gläubiger", sagt Herr B., „findet es ganz in der Ordnung, seinen Schuldner mit Fälschern, Dieben oder Mördern zusammen einzusperren, aber er würde sich für beschimpft halten, wenn man ihm zumuthete, daß er den Schuldner zwinge, sein Bedienter zu werden und seine Arbeit an Zahlungsstatt zu geben. Wie würde man schreien, wenn irgend ein Publizist darauf antrüge, die Schuldgefangenen für ihre Gläubiger arbeiten zu lassen, Werkstätten in den Schuldgefängnissen zu organisiren, kurz, was bisher nur den maisons centrales angehörte, auch in Clichy einzuführen. So leicht auch die Arbeit seyn, so viel sie auch den Gefangenen einbringen mag, nie

*) Vgl. Nr. 126 des vorigen Jahrganges: Gläubiger und Schuldner, von Raspail.

würde man sich diese Monstruosität gefallen lassen, und ich weiß nicht, ob sich heutzutage ein Wucherer fände, der schamlos genug wäre, sich des Manuskripts zu bemächtigen, das der Literat im Schuldgefängniß angefertigt, oder auf den Preis für die Arbeit, die der gefangene Handwerker mit großer Mühe macht, Beschlag zu legen. Man könnte das Gefängniß in dieser Hinsicht ein Asyl gegen die Gerichtsdiener nennen. Unsere Sitten dulden die Schuldenhaft unter der Bedingung, daß sie unproduktiv bleibt."

Wenn die Schuldenhaft keine Strafe, keine Entschädigung, keine Bezahlung und also auch nicht die Vollziehung eines Urtheils ist, was ist sie denn? Sie ist eine Zwangsmaßregel, die gegen die Person des Schuldners ausgeübt wird, um ihn zur Bezahlung zu zwingen, ein Recht, das dem Gläubiger gestattet wird, seinen Schuldner so lange der Freiheit zu berauben, bis er seinen Willen thut, ihn in seiner Ehre zu kränken, seinen Gefühlen wehe zu thun, bis er zahlt oder Gnade findet. Der Schuldner arbeitet nicht mehr für den Gläubiger, wie im Alterthum; aber er ist in Haft, bis der Gläubiger befriedigt ist. Zahlen oder gefangen sitzen, das Urtheil vollziehen oder leiden, das ist die körperliche Haft. Es ist nicht mehr Sklaverei, es ist Tortur.

Diese eben so sinnreiche, als richtige Art, die Schuldenhaft zu betrachten, gehört nicht Herrn Bayle an; schon im Jahre 1829 sagte der Richter Mallet-Butini, als er im Repräsentativrath von Genf gegen die Schuldenhaft sprach: „Es ist eine Tortur, mit der man den Unglücklichen, der sie erleidet, zwingt, nicht zu gestehen, was er nicht sagen will, sondern zu geben, was er nicht zahlen will."

Wenn auch mit dieser Vergleichung die Frage nicht entschieden ist, so muß man doch gestehen, das es schwer ist, einen wesentlichen Unterschied zu bemerken zwischen der Tortur, die der unschuldige Angeklagte, der nichts zu gestehen hat, und der, welche der zahlungsunfähige Schuldner erleiden muß, der nichts zu geben hat.

Der Verfasser sucht nun zu zeigen, daß eine solche Institution weniger an sich, als in der Art, wie sie in Anwendung kommt, unseren Begriffen von Recht und Sittlichkeit durchaus widerspricht, schon darum, weil die Akte, welche dem Gläubiger die Macht ertheilt, sich an der Freiheit seines Schuldners zu vergreifen, ein Urtheil ist, das dem Tribunal durch eine allgemeine Regel geboten wird, welche von den einzelnen Fällen ganz abstrahirt; ferner, weil es der Leidenschaft des Gläubigers ganz überlassen bleibt, die Waffe, die ihm das Gesetz in die Hand giebt, zu gebrauchen oder nicht, und weil das Gesetz von der Voraussetzung ausgeht, daß, wenn ein Schuldner nicht bezahlt, er nicht bezahlen will, und so von den gewiß viel zahlreicheren Fällen absieht, wo ein Schuldner nicht bezahlt, weil er nicht bezahlen kann.

So spricht der Richter in den Fällen, wo die körperliche Haft ein obligatorisches Urtheil ist, z. B. in Handelssachen unter dem Französischen Gesetz, dieselbe ohne die geringste Prüfung aus. „Es ist vorgekommen", sagt Herr Bayle, „daß das Pariser Handelstribunal in 75 Minuten an 80 körperliche Haft verhängende Urtheile aussprach."

„Man denke sich einen Kaufmann, der, wie jeder Kaufmann, Schulden und Forderungen hat, Aktiva und Passiva. Nun werden die Passiva größer als die Aktiva: was auch die Ursache davon seyn mag, er wird eingesteckt. Mögen seine Forderungen durch einen Bankerott vernichtet werden, mag eine Emeute, eine Revolution oder eine Hungersnoth seine Geschäfte hemmen, mögen seine Waaren durch Wasser oder Feuer zerstört worden seyn: das Gefängniß bedroht ihn doch. Wenn er einen betrügerischen Bankerott macht und sich mit dem Gelde seiner Gläubiger bereichert, so wird er natürlich mit Recht eingesteckt; wenn er aber am Vorabend seines Ruins ein Stück Brod für einen Tag aus dem Schiffbruch zu retten sucht, wird er eben so streng behandelt. Wenn er Verbrecher ist, kommt er ins Gefängniß; wenn er ungeschickt oder nachlässig ist, kommt er ins Gefängniß; ins Gefängniß kommt er, wenn er nur unglücklich ist."

„Nein, die Schuldenhaft steht in keinem Verhältniß zum Strafgesetz. Sieht man von der Schande ab, welche mehr aus den Sitten als den Gesetzen entspringt, so wagt man das Loos der Schuldner nicht mit dem der Verbrecher zu vergleichen. Ist es ohne Erröthen auszusprechen? Im Mittelpunkt der Civilisation riskirt man weniger, wenn man aus Unvorsichtigkeit einen Mord begeht, als wenn man unvorsichtig borgt. (Strafgesetzbuch, Art. 319.) Man ist weniger ausgesetzt, wenn man ein Bordell eröffnet, als wenn man zu leichtsinnig ein Handelshaus gründet. Wenn man seine eigene Tochter prostituirt, hat man nicht mehr zu fürchten (siehe Strafgesetzbuch, Artikel 334). Es ist besser, durch eine ungesetzliche Verhaftung die Freiheit angreifen (Art. 120—343), als durch ein leichtsinniges Darlehen den kleinsten Theil von dem Vermögen eines Anderen in Gefahr bringen; man kommt besser weg, wenn man sich des Aufruhrs schuldig macht, wenn man Betrügereien begeht, wenn man stiehlt, als wenn man einen Wechselbrief leichtsinnig endossirt. Was soll ich mehr sagen? Man riskirt weniger, wenn man einen Bankerott von hunderttausend Franken macht, als wenn man die Bezahlung von 2000 Franken verschiebt. Gesetzgeber unserer Zeit, wenn es Kaufleute giebt, die durch die Gesetze und nicht durch die Sitten abgeschreckt werden, hütet euch, ihnen euer Strafgesetzbuch und eure Bestimmungen über die körperliche Haft zugleich vorzulesen; sie würden glauben, die Worte zu hören: „Macht Bankerott, seyd Betrüger, stehlt!.... nur borgt nicht."

„Die Strafe, die man dem Schuldner als Tortur auflegt, um ihn zu zwingen, seine geheimen Hülfsquellen aufzudecken, ist ganz dieselbe, die auf die meisten verbrecherischen Handlungen gesetzt ist, so daß ein gleiches Schicksal ohne Unterschied das Verbrechen, den Betrug, die Unvorsichtigkeit und zuweilen das Unglück trifft. Traurige Verwirrung, welche die Gesellschaft entwaffnet, indem sie etwas von der Ehrfurcht, die gewöhnlich dem Unglück gezollt wird, auf die Gefängnisse überhaupt zurückfallen läßt."

„Die öffentliche Meinung wird gewiß jede Anwendung des Tortur-Prinzips mit Energie zurückweisen. Wenn ein Redner in unseren Kammern aufträte und darauf antrüge, daß man, aus Oekonomie oder um Zeit zu ersparen, die Chinesische Sitte bei uns einführe und die Schuldner zwinge, vermittelst der Bastonnade zu zahlen, würde man ihm mit einem Ruf des Abscheus antworten. Und doch wäre dieser Mensch, dessen Name ehrlos würde, menschlicher als die Vertheidiger der Civilhaft."

„Was ist auch das Leiden einer Stunde, verglichen mit einer langen Gefangenschaft? Sie würde dem Körper wehe thun, aber der Geist wäre nicht zerbrochen, die Arbeit wäre noch möglich, ein Mensch wäre nicht aus der Gesellschaft ausgeschieden, man hätte ihm nicht 5 bis 10 Jahre seines Daseyns, das Viertel oder die Hälfte seines thätigen Lebens genommen."

„Endlich würde dieses körperliche Leiden, das uns nur darum so empört, weil es das Prinzip der Schuldenhaft recht zum Bewußtseyn bringt, einen großen Vortheil vor der Haft voraushaben; es würde nämlich nur den Schuldner treffen, während bei der Verhaftung nicht bloß die leiden, welche schuldig sind, sondern auch die, welche es nicht sind, der Schuldner und seine Familie."

„Diese Menschen, die ihr so leichtsinnig einsperrt, sind fast Alle Gatten oder Väter. Wenn sie eine Schuld gegen ihre Gläubiger abzutragen haben, so haben sie auch Pflichten gegen ihre Frauen und Kinder zu erfüllen; sie sind jener Schutz, diesen Nahrung, Unterricht, Erziehung schuldig. Von allen diesen Pflichten wird nur eine durch das Gesetz mit solcher Energie geschützt, daß sie die Erfüllung der anderen unmöglich macht. Die körperliche Haft nimmt dem Schuldner das Recht, ein guter Gatte und guter Vater zu seyn. Auf längere oder kürzere Zeit kann man für ein wenig Geld seine Frau zur Witwe, seine Kinder zu Waisen machen. Die Civilhaft hat zur Folge, den Schuldner nicht bloß in seiner Person zu foltern, sondern auch in der Person derer, die ihm theuer sind; sie zwingt alle diejenigen, für ihn zu zahlen, die ihn lieben, die bei seinem Unglück mitleiden oder die seine Beschimpfung erröthen macht. Das ist eigentlich der größte Vortheil der Schuldenhaft; das ist der vorzüglichste Grund, warum man sie beizubehalten sucht."

(Fortsetzung folgt.)

Hyères, seine Umgebungen und seine Einwohner.

(Schluß.)

In Ermangelung von Spazlergängen und Ausflügen, zu welchen mir der Himmel nur selten Erlaubniß gab, wurde mir der Genuß zu Theil, das Alles in einer Abhandlung zu lesen, die ein Gerichtsdiener aus der Nachbarschaft, ein gewisser Herr F., herausgegeben hatte. Entweder hatte die Provenzalische Sonne unseren Schriftsteller bei seiner Reise nach Hyères so aufgeregt, oder er hatte den Vorsatz gefaßt, unser Jahrhundert gegen den Vorwurf der zu großen Vorliebe für das Positive, und sein Gerichtsdiener-Herz gegen die handwerksmäßige Unempfindlichkeit zu rechtfertigen, welche man bei ihm voraussetzen konnte; so viel ist indeß gewiß, daß er sich durch einen Uebergang, welcher bei einem Menschen, der sich einmal seinem Element entreißt, sehr natürlich ist, von der nüchternen Akten-Prosa in die überschwenglichste beschreibende Poesie und aus der Höhle der Themis bis auf die letzten Stufen des Helikon verirrte. Dagegen kömmt Michael Cervantes und seine Mühlen nicht auf! Es verschwindet Ovid und seine Metarmophosen! Tasso tritt in den Hintergrund, denn Armidens Zauberstab ist gegen die bezaubernde Feder meines Freundes F. nichts als ein elendes Reis. Für ihn ist jedes Haus ein Sommer-Palast, jedes Gesträuch ein Delischer Hain, jede Rinne der Anio des Horaz. Dazu kömmt noch, daß sich auch sein Styl nach und nach zu der Höhe der verzückten Eingebungen seiner trunkenen, überhitzten Phantasie emporschwingt. Daß ich nur nicht auch am Ende davon angesteckt werde! Doch hören wir lieber ihn selbst. Von den Salinen sagt er: „Die Blicke schweifen umher und haften bald auf der weißen, ebenen Oberfläche der Wasserbecken, bald auf den großen Salzhaufen, welche hin und wieder wie schneebedeckte Berge vom Boden aufsteigen." — Das Thal von Sauvebonne preißt er folgendergestalt: „Man übertreibt wahrlich die Reize dieser Gegend nicht, wenn man sie mit jenen seligen Gefilden vergleicht, wohin die Romanschreiber und die Dichter, mitten unter Frieden, Ueberfluß und alle Schätze der Natur, das überirdische Glück und die entzückendste Wonne versetzen." — Von der Aussicht auf dem Schlosse sagt er: „Diese Berge, diese Hügel bieten die reizendste Mannigfaltigkeit dar; Thäler spielen sympathetisch um sie herum und durchschneiden, trennen oder erklimmen ihre Häupter; Höhenzüge, mit künstlicher Vegetation bedeckt, zahllose Wohngebäude, welche dem Auge die heiterste und ländlichste Ansicht darbieten, und ganz in der Ferne wieder andere Hügel unter einem anderen Himmel, welche die Neugierde gleichsam einsaugen und diesem Aussichtspunkte alles Interesse der Schönheit verleihen, die zerstreut, unterhält und die Einbildungskraft ergötzt...." Halt! halt! ich muß einen Augenblick Athem schöpfen.

Ein anderer Schriftsteller, der nicht so durch und durch poetisch wie der eben erwähnte, wohl aber ein geschmackvoller und unterrichteter Literat ist, Herr Denis, hatte es unternommen, ein geschichtliches, wissenschaftliches und malerisches Werk über Hyères und das Var-Departement zu schreiben. Fünf oder sechs Lieferungen waren schon von dieser vortrefflichen Arbeit erschienen, als sich dem Verfasser

ie Wahrnehmung aufdrängte, daß seine Mitbürger zwar viel verkaufen, aber wenig lesen und gar nichts kaufen. Uebrigens ist das nicht allein in Hyères der Fall, die Provinz ist für derlei Productionen ein günstiger Boden. Der Strom ergießt sich von der Hauptstadt erab, fließt aber nicht dahin zurück. Ein Schriftsteller müßte sehr ungeschickt seyn, wenn er in Paris keine Lobredner fände, und wen nan in Paris angepriesen, der wird in der Provinz gekauft. Ein Schriftsteller in der Provinz hat nun weder Paris auf seiner Seite, vo man gar nicht zugiebt, daß auch aus Nazareth etwas Gutes ommen kann, noch die Provinz, die, um zu kaufen, erst ein aufforderndes Wort aus Paris erwartet. An jedem anderen Orte als in Paris, in Genf zum Beispiel, ist die Schriftstellerei ganz unersprießlich. Die polemischen Broschüren nehme ich allenfalls davon aus, venn sie kosten wenig und sind an die öffentliche Schadenfreude gerichtet, und in dem Kampfe zwischen der Sparsamkeit und der Schadenfreude trägt letztere oft den Sieg davon. Hütet Euch daher vor dem ehrenvollen Gelüst, zu schreiben, wenn Ihr nicht eine kleine Summe liegen habt, die Ihr daran wenden wollt. Jede Mühe ist eines Lohnes werth, und Euch kömmt es daher zu, die Mühe zu bezahlen, welche ihr dem Publikum verursachen wollt. Wollt Ihr vielleicht einwenden, daß Ihr Freunde besitzet, die es für ihre Pflicht halten werden, Euer Buch zu kaufen? O, keinesweges; Euch glauben sie verpflichtet, ihnen ein Geschenk damit zu machen; sie sind empört über Euren Mangel an Hoflichkeit und rächen sich dafür, indem sie Euch gar nicht lesen. Da nun alle Eure Bekannte dieselben Ansprüche machen und Ihr fast mit Jedermann bekannt seyd, was bleiben Euch da wohl für Käufer übrig? Dazu kömmt, daß in den Worten: „vom Verfasser", immer etwas Schmeichelhaftes liegt; daher rüstet sich Jeder mit seinem Exemplar und läßt es voller Freude überall umhergeben: „Haben Sie das Werk des Herrn N. gelesen? Er hat es mir zugeschickt; wenn Sie es wünschen, so will ich es Ihnen leihen." Glücklich noch, wenn man so viel Geschmack an Euch findet, daß man sich die Mühe giebt, Euch zu leihen! Das ist schon ein gewaltiger Erfolg. Man gebe überdies zu, daß Einer, um sich rufen zu lassen, entweder ein großer Narr oder ein großer Weiser seyn muß. Nicht so ist es mit den Malern. Ein Maler braucht nur einen ganz kleinen Gedanken zu haben, so macht er daraus ein großes Gemälde, und da ein Gemälde für einen Salon stets ein Schmuck ist, besonders seit der Erfindung der Gothischen Rahmen, so kann er auf eine Unterbringung seiner Idee sicher rechnen. Ein Mann, der etwas aus sich macht, muß nothwendig ein paar Ellen bemalter Leinwand aufzuweisen haben. Ich bin weit entfernt, diese Kunst-Beförderung zu tadeln; im Gegentheil, ich wünschte, sie wäre noch allgemeiner, und es hielte jeder Reiche, mit oder wider Willen Minerva's, es für eine gesellige Pflicht, sich zum Kunstfreund aufzuwerfen; möchten immer die Käufer denselben Wetteifer zeigen, wie die Verfertiger, denn die Künste sind der edelste Luxus, das einzige eines Republikaners würdige Wappenschild. Aber ich wünschte nur, daß dieser Schutz unserer Mäcene sich auch ein klein wenig auf die literarischen Werke erstreckte; ich will bloß eine billige Theilung. Ich möchte, die Herren Maler erinnerten sich, daß die Literatur sich unlängst sehr warm ihrer Sache annahm und sie gewann, und daß sie nun ihrerseits den armen nothleidenden Literaten zu Hülfe kämen. Wäre ich Maler, ich würde, um das Publikum zum Mitleid zu bewegen, eine Reihe von Gemälden dieser Art anfertigen. Das erste zum Beispiel sollte den Autor vorstellen, wie er, sein Manuskript noch warm in der Tasche, mit einem Lächeln stolzer Hoffnung bei dem Verleger einträte. Das zweite sollte ihn darstellen, wie er in das Lese-Comité käme, um die Meinungen auszuhorchen, und wie er mit bescheidenem Lächeln den Händedruck empfinge, der ihm von allen Seiten zuströmte. Das dritte müßte ihn zeigen, wie er bei dem Buchhändler erschiene, der ihm das noch ganz volle Bücherbret wiese, ohne den allerleisesten Trost. Hier wäre dann nichts mehr zu lächeln.

Ich war in Hyères Zeuge eines großen Wahlkampfs. Da der Haupt-Kandidat zu den 221 unter dem Moléschen Ministerium gehört hatte, so verband sich der ganze alte Adel des Bezirks, wie überall, mit der äußersten Linken, um ihn durch einen Radikalen zu ersetzen. Man schlug sich von beiden Seiten mit furchtbarem Lärm; die Frauen ereiferten sich noch mehr als die Männer, und selbst ihr Kopfputz ward über eine Woche lang vergessen. Diese politischen Spaltungen haben das Geheimniß aufgefunden, eine schon so beschränkte Bevölkerung auf nichts zurückzuführen; die Unmöglichkeit, lauter sympathisirende Leute zusammenzubringen, verhindert alle Einladungen. Ich hatte die Gelegenheit, eine sehr liebenswürdige Dame zu sehen, die nicht wußte, welche Saite sie zwischen ihrer Mutter und ihrem Mann anschlagen sollte, und daher am Ende, infandum dictu, ganz verstummte, um die Charybdis und Scylla zu vermeiden. So schwindet die Französische Geselligkeit dahin und mit ihr ihre Urbanität und ihr anmuthiges Plaudern! Um zum Schluß zu kommen: Da der ehemalige Deputirte den Kredit, welchen ihm seine Stimmgebungen bei den Ministern verliehen, sehr angelegentlich zu Gunsten seiner Kommittenten benutzt hatte, so wurde er mit ansehnlicher Majorität wiedergewählt, denn der Wahlhandel stützt sich, wie jeder andere, auf die Regel des Vortheils. Bis dahin war Alles gut; aber nun kömmt das Komische. Bei der Ankunft des Triumphwagens, der den Neugewählten von Toulon zurückbrachte, stürzte sich der Pöbel, der sich stets auf die Seite des Sieges schlägt, mit Freudengeschrei ihm entgegen und sang aus allen Kräften, — was glaubt Ihr wohl? — die Marseillaise! Im Angesicht des großen Friedensfreundes, Juste-Milieu's, Doctrinairs und Autoritätenmannes! Wundert Euch nur nicht, wie dies zu den Umständen paßte; dies geistreiche Volk liebt es, zuweilen auch den Abgeschmackten zu spielen. Uebrigens freut es mich für mein Theil, daß dieser Gesang solchergestalt abgenützt wird; wenigstens wird man ihn nicht mehr zu Revolutionen gebrauchen können, und es war keine der geringsten Geschicklichkeiten der Juli-Erben, ihn abgedroschen zu machen, um ihn zu ertödten.

Die Religion kömmt, wie überall, so auch zu Hyères wieder in Aufnahme; aber sie begnügt sich einstweilen noch mit der Oberfläche und hütet sich wohl, das Seil zu stramm anzuziehen, damit es nicht zerreiße. Es ist unglaublich, mit welchem komischen Ernst diese Damen sich etwas darauf zu Gute thun, daß sie die Fasten beobachten. Sie würden Euch ein Brustkügelchen abschlagen, sagend: „Sie wissen, daß man uns des Tages nur einen Imbiß und eine Mahlzeit erlaubt; dazwischen ist es uns verboten, irgend etwas anzurühren, so daß uns oft recht hungert." Aber glaubt das nur nicht, denn die besagte Mahlzeit wiegt ihrer vier auf. Niemals, das versichere ich Euch, wurde es mit den Fasten so leicht genommen, als bei einem großen Diner, welches einem Ball voranging, den der neue Deputirte seinen Unterstützern gab. Unsere strengsten Büßerinnen tanzten und aßen wie auf der Hochzeit des Gamacho. Heißt das nicht, die Mücke durchseihen und das Kameel verschlingen? Nicht den mäßigen und ordentlichen Gebrauch müßte man ihnen verbieten, sondern den einzelnen, aber zügellosen Mißbrauch. Verbieten müßte man ihnen ferner, was sie mit Leidenschaft umfassen: den Frauen die Bänder und den bösen Leumund über den Nächsten; den Männern die Politik, den Punsch und das Spiel. Das Fasten, welches man ihnen auferlegt, ist nur ein der Kirche dargebrachter Schein-Tribut und Lehn-Dienst, ein bloßes Schaustück; aber wirkliche Opfer verlangt man nicht, weil man sie nicht erhalten würde. Die kleinen äußeren Uebungen, vermittelst deren das Gewissen so wohlfeilen Kaufs davonkömmt, diese mag man wohl erlangen; aber jene innere Demüthigung, jener hingebende Glauben der alten Zeit, die lassen sich nicht wie ein durchlöcherter Schuh wieder zusammen flicken. Ich sehe wohl an den Kirchthüren eine Büchse für die Seelen im Fegfeuer, aber ich glaube nicht, daß zwei Centimen das Jahr über hineinfallen. Ich höre wohl mit Lebhaftigkeit von einem Gemälde für das Hochaltar sprechen, welches der Deputirte von der Regierung bekommen hat, aber nur Eigenliebe ist es, warum man ein Gewicht darauf legt. Alles in Allem, würde sich die Geistlichkeit wenig Glück zu wünschen haben, wenn die Anzeichen anderwärts nicht günstiger für sie wären, als hier.

(Bibl. Univ.)

Nord-Amerika.

Bilder aus Nord-Amerika.

II. Der Verirrte.

Ein Holzfäller, der am St. Johannis-Flusse beschäftigt war, verließ eines Tages seine am Ufer erbaute Hütte und begab sich mit der Axt auf der Schulter nach dem Moorgrunde, wo er schon öfter die riesigen Stämme gespalten und behauen hatte, welche das edelste Holz zum Schiffbau liefern.

In der Jahreszeit, die zu dieser Arbeit am günstigsten ist, bedecken öfter dichte Nebel das Land, so daß man kaum 30 bis 40 Schritte weit sehen kann, nach welcher Seite man sich auch wenden möge. Die Wälder haben außerdem so wenig Abwechselung aufzuweisen, daß jeder Baum wie ein genaues Facsimile seines Nachbarn aussieht. Das Gras wächst, wenn es nicht abgebrannt worden, zu einer solchen Höhe, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe nicht darüber hinweg sehen kann; wer also mit dem schlecht angedeuteten Pfade, den er verfolgt, nicht sehr vertraut ist, der muß große Vorsicht anwenden, um nicht in die Irre zu gerathen. Das Mißliche seiner Lage wird noch erhöht, wenn, was öfter der Fall ist, mehrere Pfade einander kreuzen; und besitzt er in solchem Falle keine sehr genaue Lokalkenntniß, so thut er am besten, wenn er Halt macht, sich an die Erde legt und wartet, bis der Nebel nachgelassen hat. Die besten Holzhauer können ihren Weg unter solchen Umständen eine Zeitlang verlieren; und ich selbst habe mich zuweilen eben so unklug in das Gehölz gewagt, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, das mich sehr weit von den gebahnten Pfaden ablockte. Der Holzhauer, von dem ich jetzt reden will, war schon mehrere Stunden gegangen, als plötzlich die Vermuthung in ihm aufstieg, daß er weit über den Ort hinaus seyn müsse, wo er gewöhnlich Halt machte. Zu seinem großen Schrecken sah er in demselben Augenblick, als der Nebel verschwand, die Sonne in der Mittagshöhe, und die ganze Gegend umher war ihm fremd.

Jung, kraftvoll und wohlgemuth, wie der Holzfäller war, bildete er sich ein, er sey nur etwas zu rasch und über den Ort hinausgegangen, wohin er sich begeben wollte. Er kehrte also der Sonne den Rücken und schlug, von falscher Spur geleitet, eine andere Richtung ein. Unterdeß verstrich die Zeit, und die Sonne ging am Horizont immer tiefer; aber alle Gegenstände blieben dem Verirrten wie in einen mystischen Schleier gehüllt. Hundertjährige Bäume kreuzten ihre mächtigen Aeste über seinem Haupte; das hohe Gras wurde an allen Seiten dichter; kein lebendes Wesen zeigte sich auf seinem Wege; Alles war in Todtenstille versunken. Der Holzfäller irrte durch diese erstorbene Natur, wie eine abgeschiedene einsame Seele, welche die Gränzen des Schattenreichs überschritten hat und keinem Wesen ihrer Art begegnet, mit dem sie ihre Gedanken austauschen könnte.

Die Lage eines Menschen, der sich in einem Amerikanischen Urwalde verirrt hat, kann in der That kaum schrecklicher gedacht werden. Man muß nothwendig einige Episoden einer solchen Irrwanderung selbst erlebt haben, um einen Begriff davon zu erhalten. An-

fangs glaubt man alle Gegenstände zu erkennen, die man erblickt, und während man voll Unruhe nach anderen Gegenständen umherschaut, um sich weiter zu orientiren, geräth man immer tiefer in das Labyrinth. Dieses Schicksal hatte auch unser Holzfäller. Die Sonne ging mit jenem röthlichen Glanze unter, der am folgenden Tage große Hitze verheißt: ihre Strahlen erloschen allmälig, und es war nur noch eine große feurige Scheibe am Horizonte zu sehen. Jetzt wiegten sich Myriaden Insekten mit Gesumme in der Luft; die Frösche krochen quakend aus dem schlammigen Wasser, wo sie den Tag über sich versteckt gehalten, das Eichhorn kam aus seinem Loche hervor, und die heisere Stimme des Reihers verkündete seine Rückkehr ins Röhricht. Bald ertönte auch der melancholische Ruf des Schuhu's, und der Abendwind säuselte durch die Bäume, von denen kalter Thau herabtröpfelte. Ach! es war kein Mond am Himmel, der sein mildes Licht über die schauerliche Scene ausgegossen hätte. Der Verirrte entschloß sich endlich, seine ermatteten Glieder nicht mehr weiter zu schleppen, und nahm auf dem feuchten Boden sein Nachtquartier. Er betete brünstig zu Gott, flehte für seine Familie um eine ruhigere Nacht, als diejenige war, die er jetzt zubringen sollte, und erwartete mit fieberhafter innerer Bewegung das Licht des Morgens. Wie schrecklich lang mag sie ihm vorgekommen seyn, diese eisige Nacht ohne Mondschein und in einer so schauerlichen Oede!

Als der Morgen anbrach, fiel der in jenen Breiten gewöhnliche Nebel. Der arme Mann erhob sich von dem harten feuchten Lager und machte sich mit kummervollem Herzen wieder auf den Weg, in der schwachen Hoffnung, irgend einen bekannten Gegenstand zu entdecken, obschon er eigentlich kaum wußte, was er that. Keine Spur von Fußweg leitete ihn; dennoch berechnete er, als die Sonne über dem Horizont emporstieg, wie viele Stunden des Tages er vor sich hatte, und eilte, so rasch er konnte, durch die chaotischen Baumgruppen vorwärts; aber alle seine Hoffnungen waren eitel. Der ganze Tag verging in fruchtlosen Anstrengungen, den Weg nach seiner Wohnung zu finden, und als die Nacht wieder hereinbrach, hatten Müdigkeit, Hunger und Unruhe den Unglücklichen fast der Verzweiflung preisgegeben; er sagte mir, er habe sich in jenem Augenblicke vor die Brust geschlagen und an den Haaren gerauft. Nur die frommen Lehren, die seine Aeltern ihm frühzeitig eingeflößt, konnten ihn abhalten, sein Daseyn zu verfluchen und vielleicht gar freiwillig zu enden. Von Hungerqual gefoltert, warf er sich an die Erde und nährte sich von den Wurzeln, die rings umher wuchsen. Diese zweite Nacht war noch schrecklicher und angstvoller. „Ich kannte meinen Zustand", sagte er mir; „ich war wohl überzeugt, daß ich in dieser Einöde umkommen müßte, wenn der allmächtige Gott mir nicht zu Hülfe käme; mehr als funfzig Englische Meilen hatte ich zurückgelegt, ohne einem Bache zu begegnen, der meinen Durst löschen oder auch nur meine verdorrten Lippen erfrischen konnte. Ich wußte, daß ich ohne ein paar Tropfen Wasser unfehlbar sterben müßte; denn meine Axt war meine einzige Waffe. Vergebens sprangen Rehböcke und anderes Wild wenige Schritte weit an mir vorüber; ich konnte keines dieser Thiere erlegen, um meinen Hunger zu stillen! Lieber Herr, Gott behüte Euch, jemals einer solchen Prüfung ausgesetzt zu seyn!"

Vor lauter Entbehrungen und Leiden hatte der Unglückliche endlich fast alle Erinnerung an das, was ihm begegnet war, verloren. „Einmal", sagte er, „erbarmte sich Gott meiner und schickte mir eine Schildkröte in den Weg. Ich betrachtete sie mit Staunen und Entzücken; obschon ich aber recht gut wußte, daß sie mich, wenn ich ihr langsam folgte, zu einem lebendigen Wasser führen würde, so erlaubten mir doch mein Hunger und Durst keinen Augenblick des Verzuges: ich hieb das Thier mit einem Schlage meiner Axt entzwei und verzehrte es dann mit wüthender Gier. Nach wenigen Augenblicken war nichts als die nackte Schale übrig. O Herr, wie dankte ich Gott für dieses Labsal! Ich fühlte mich wie neu geboren. Am Fuß einer Fichte sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich gedachte meines armen Weibes und meiner Kinder; ich wiederholte meine brünstigen Danksagungen, und mein Vertrauen wurde wieder so lebendig in mir, daß ich so gut als überzeugt war, ich würde den verlorenen Weg und mein Haus wiederfinden."

Der Verirrte blieb die ganze Nacht über am Fuße des Baumes, unter welchem er seine Mahlzeit gehalten hatte. Von einem tüchtigen Schlaf erquickt, trat er die beschwerliche Wanderung wieder an. Die Sonne zeigte sich in ihrer ganzen Pracht; der Holzfäller folgte der Richtung des Schattens; aber auch dieses Mal konnte sein Auge nur fremde Gegenstände erspähen. Schon war er der Verzweiflung wieder nahe, als er plötzlich eine im Grase lauernde Ratte bemerkte. Mit stürmischer Eile schwang er seine Axt und traf das arme Thier so gut, daß es augenblicklich verendete; dann verzehrte er es hastig mit Haut und Haaren, wie er mit der Schildkröte gethan, und nun ging es wieder rüstiger vorwärts in dem endlosen Labyrinthe.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen. Der unglückliche Holzfäller nährte sich bald von rohem Palmkohl, bald von Fröschen und Schlangen; Alles, was ihm auf der grauenvollen Wanderung in den Wurf kam, fand er von köstlichem Geschmack; nachgerade wurde er jedoch so abgezehrt und elend, daß es ihm große Anstrengung kostete, sich vorwärts zu schleppen. Vierzig Tage waren nach seiner Rechnung verflossen, als er endlich an das Ufer des Flusses kam. Seine Kleider fielen ihm zerfetzt vom Leibe; seine Axt war verrostet; das Haar hing ihm besudelt und furchtbar verworren ins Gesicht; der ganze Körper glich einem mit Pergament überkleideten Skelette. Er hatte sich auf den Sand am Ufer ausgestreckt, um zu sterben, als er plötzlich in seinen Fieberträumen die Ruderschläge eines Fahrzeugs zu hören glaubte. Er lauschte; aber dieser trostreiche Laut erstarb in der Ferne — war es wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung seiner Hoffnung? Der Unglückliche versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit, als ein neues Plätschern von Rudern, dieses Mal kein Gaukelspiel seiner kranken Phantasie, ihn weckte. Er horchte mit solcher Spannung, daß der Flug des kleinsten Insektes ihm kaum entgangen wäre — bald mischten sich menschliche Stimmen in den Takt der Ruder — das Herz des armen Verirrten hüpfte vor Freude; es gelang ihm, sich aufzuraffen. Gottes Auge sah den Unglücklichen, als er an dem breiten, im Sonnenstrahl flimmernden Strome kniete, und bald sollten ihn auch Menschen-Augen sehen; denn das Fahrzeug kam, nachdem es ein mit Buschholz bewachsenes Vorgebirge umsteuert hatte, wirklich zum Vorschein und ruderte rüstig vorwärts. Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei aus, einen Schrei freudigen Schreckens. Die Ruderer hielten an und schauten sich um. Ein anderer Schrei dringt ihnen zu Ohren, und jetzt erblicken sie den Rufenden. Das Fahrzeug steuert nach dem Ufer; das Herz des Verirrten klopft hörbar; sein Auge trübt sich; der Kopf schwindelt ihm; seine keichende Brust schwillt hoch an. Das Fahrzeug landet, wird ans Ufer gehakt; der Verirrte ist wiedergefunden!

Dies ist keine Erdichtung — ich habe eine reine Thatsache erzählt, die ein Romanschreiber vielleicht ausgeschmückt hätte, obschon sie im schlichten Gewande der Wahrheit sicherlich größeren Werth hat. Ich habe sie vier Jahre nach dem traurigen Ereigniß und zwar in der Hütte des nämlichen Holzfällers niedergeschrieben. Sein Weib und seine Kinder waren zugegen; und ich werde immer der Thränen gedenken, die ihren Augen entquollen, als sie diese rührende Geschichte, vielleicht schon zum zwanzigsten Male, mit anhörten. Ich bemerke nur noch, daß der Wald, in welchen der schwer geprüfte Mann sich begab, höchstens acht Englische Meilen, der Fluß aber, an dessen Ufer man ihn fand, volle achtunddreißig Meilen von seiner Wohnung entfernt ist! Berechnen wir seine Wanderung nur auf zehn Englische Meilen täglich, so können wie daraus schließen, daß er in Allem wenigstens 400 Englische (90 Deutsche) Meilen durchirrt haben müsse. Er muß also, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, beständig im Kreise umhergelaufen seyn. Nur die ungewöhnliche Stärke seiner Constitution und der erbarmende Beistand Gottes hatten es ihm möglich gemacht, eine solche Probe zu bestehen.

Mannigfaltiges.

— **Loiseleur Deslongchamps.** Dieser junge Französische Orientalist, dessen Leistungen, besonders auf dem Gebiete des Sanskrit-Studiums, seinen Namen auch bereits im Auslande bekannt gemacht hatten, ist am 6. Januar d. J. in Paris mit Tode abgegangen. Im Jahre 1805 geboren, hat er sich früh schon als ein Schüler des verstorbenen Chezy ausgezeichnet, was ihm bald eine Anstellung bei der Königl. Bibliothek verschaffte. Unter Anderem gab er in dieser Stellung den Sanskrit-Text des „Gesetzbuches des Menu" mit einer Französischen Uebersetzung und mit Anmerkungen heraus. Ferner ist von ihm die erste Abtheilung des Sanskritanischen Wörterbuches „Amara Koscha" mit einer Französischen Uebersetzung herausgegeben worden, doch ist nun leider die Vollendung dieses Werkes durch seinen Tod unterbrochen. Sein „Versuch über den Ursprung der Fabeln", deren morgenländischem Ursprung er nachging, hat sich nicht minder den Beifall der Kenner erworben, als die von ihm besorgte und mit kritischen Anmerkungen ausgestattete neue Ausgabe der Gallandschen Uebersetzung der „Tausend und Eine Nacht" und der Petis-Lacroix'schen Uebersetzung der „Tausend und Einen Tag".

— **Französische Mährchen aus Berlin.** Der Pariser Moniteur Universel meldet in seinem Blatte vom 13. Januar das Ableben der Mutter des Professors Gans in Berlin. Es ist merkwürdig, zu welchen seltsamen und unrichtigen Angaben das offizielle Blatt bei dieser Gelegenheit verleitet worden. Es wird ihm nämlich berichtet, Madame Eudoxia Gans sey eine der berühmtesten Deutschen Schriftstellerinnen gewesen, habe mehrere ausgezeichnete Romane und eine große Anzahl kleiner Dichtungen (poésies fugitives) verfaßt, von denen die meisten der satirischen Gattung angehörten u. dergl. m. Der auf diese Weise improvisirten Deutschen Schriftstellerin wird auf gleiche Art ein überaus tragisches Ende angedichtet. Sie habe nämlich Abends beim Nachhausekommen aus dem Theater in ihrer Wohnung sechs Räuber angetroffen, die sich im Kampfe mit Gendarmen befunden und von denen Einer auf dem Platze geblieben sey, was der bejahrten Frau einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie auf der Stelle vom Schlage gerührt worden. So viel uns bekannt, ist allerdings in dem Hause der achtbaren Frau, von der hier die Rede war, ein Dieb (aus welchem der Franzose sechs Räuber gemacht), der sich, als man ihn bei der That betraf, selbst das Leben nehmen wollte, arretirt worden, doch steht keinesweges fest, daß der einige Tage darauf erfolgte Tod der kranken und bejahrten Dame in Folge dieses Ereignisses eintrat, da die Aerzte schon vor längerer Zeit ihre baldige Auflösung verkündet hatten. So viel zur Berichtigung der jetzt durch ganz Frankreich und bald auch durch England, Spanien und Italien die Runde machenden tragischen Geschichte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 22. Januar 1840.

China.

Das Chinesische Militair. *)

Die seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts über China herrschende Mandschu-Tungusische Kaiser-Dynastie suchte ihren Thron dadurch zu befestigen, daß sie dem Volke der Mandschu eine kriegerische Superiorität über die Chinesen sicherte. Wie im Osmanischen Reiche, dem Urprinzipe seiner Verfassung gemäß, die eingewanderte Nation der Osmanen den wahren Kern der bewaffneten Macht bilden sollte, die an Zahl weit überlegenen, aber wehr- und waffenlosen Raja's zugleich beschützend und in Respekt haltend, so im Chinesischen Reiche das kleine, aber durch kriegerische Ueberlegenheit den Besiegten imponirende Herrschervolk der Mandschu. Die Gründer der Dynastie theilten ihre mit ihnen eingewanderte Nation in acht sogenannte Fahnen oder Banner (Gusa), denen das Kriegshandwerk erblich zukam, und in welche außer den Mandschu's nur diejenigen Ausländer nebst ihren Nachkommen aufgenommen wurden, die sich den Mandschu-Kaisern bei der ersten Eroberung freiwillig unterworfen hatten. Diese Ausländer waren Mongolische Stämme und auch eine Anzahl Chinesen. **) Jede Fahne oder Division zerfällt in drei Abtheilungen oder Brigaden: eine Mandschuische, eine Mongolische und eine Chinesische. Die militairischen Grade sowohl als die denselben zukommenden Titel sind von denen des eigentlichen Chinesischen Heeres oder der sogenannten Lokal-Miliz verschieden. Der verhältnißmäßig größere Theil dieser Fahnen-Truppen liegt in und um Peking; die übrigen stehen als Garnisonen unter ihren eigenen Befehlshabern in den wichtigsten Plätzen des Reiches und isoliren sich ebensowohl von den Bürgern als von dem Lokal-Militair. Ihre ummauerten Cantonnement's bilden in den meisten Hauptstädten des Reiches eine Stadt für sich, wo sie mit ihren Familien wohnen und kriegerischen oder gymnastischen Uebungen obliegen, immer schlagfertig, eine mögliche Empörung zu dämpfen. Nach dem Engländer Davis sollen auf jede der acht Divisionen 10,000 Mann kommen, also 80,000 auf das Ganze; wogegen der Russische Pater Hyacinth in Peking allein schon 80,000 und als Total-Summe 266,000 Mann annimmt.

Neben den Truppen der acht Divisionen giebt es in allen Provinzen eine rein Chinesische Lokal-Miliz, deren Gesammtzahl man, gewiß nicht übertrieben, auf mehrere Millionen berechnet und die als gemeinsames Abzeichen grüne Fahnen trägt. Diese Halb-Soldaten bleiben gewöhnlich in der Provinz, wo man sie ausgehoben hat, und dürfen neben dem Waffenhandwerk auch ihre Aecker bauen und andere Arten von Broderwerb suchen. Solche Nebenverdienste haben viel Anlockendes, denn der Milize ist wenig mit Exerziren geplagt; es fehlt daher nie an Bewerbern, und Werber sind ganz überflüssig. Unter den Truppen der grünen Fahne besteht noch das alte Regime, d. h. die echt Chinesische Eintheilung und militairische Rangordnung, wie in den Zeiten der Mandschuischen Herrschaft. Da die Truppen der acht Banner auf die Vortheile, in der Heimat zu bleiben und noch auf andere Weise sich zu ernähren, verzichten müssen, so hat man in Berücksichtigung dessen ihre Gage höher gestellt, als die der Lokal-Milizen.

Eine andere Art von Lokal-Streitmacht — obwohl außer den Gränzen des eigentlichen China — bilden die gränzhütenden Mongolischen Stämme am Nord- und Südrande der Wüste Gobi, die ebenfalls ihre Heimath nicht verlassen. Sie liefern wenigstens eine halbe Million Streiter und sind eine mächtige Vormauer gegen das Russische Reich, welches dem Chinesischen bekanntlich seine schwächsten Seiten zukehrt.

Die Chinesische Kavallerie — größtentheils Mandschu's und Mongolen — führt Lanze und Säbel als Trutzwaffe; ihre Schutzwaffen sind Helm und Panzer. Das Fußvolk ist ebenfalls mit Säbel und Pike bewehrt; ein Theil der Milizen führt außerdem Flinten von schlechter Struktur, während die Uebrigen mit Bogen und Pfeilen vorliebnehmen. *) Einer der rüstigsten und ansehnlichsten Soldaten muß die Fahne des Regiments schleppen. Alle Waffen werden bei jeder Truppenschau sorgfältig untersucht, und zeigt sich alsdann Rost oder sonst eine Spur von Verwahrlosung an denselben, so erhält der Besitzer, wenn er ein Tatar (Mandschu oder Mongole), dreißig bis vierzig Peitschenhiebe, und wenn er ein Chinese ist, eine gleiche Zahl von Bambusstreichen.

Wer um eine Offizier-Stelle im Tatarisch-Chinesischen Heere sich bewirbt, der muß zuvor ein strenges Examen bestehen, das in jeder Provinzial-Hauptstadt alle drei Jahre zweimal gehalten wird. Zuerst hat der Kandidat von seiner Geschicklichkeit als Reiter und Schütze Proben abzulegen; er muß zeigen, daß er im gestrecktesten Galopp nicht bloß sattelfest bleiben, sondern auch visiren und ein Ziel treffen kann. Haben seine physischen Talente ihm günstige Zeugnisse erworben, so läßt man ihn über verschiedene militairische Themata Ausarbeitungen machen; und endlich muß er noch den Beweis liefern, daß er in gedrungener Kürze eine energische und auf die Gemüther wirkende Rede an die Soldaten halten könne.

Ein Ober-Offizier mit dem Titel Yen-tao hat die General-Direction aller Remonte-Pferde der Kaiserlichen Kavallerie, die in ungeheure mit Mauern eingeschlossene Ställe (man könnte sie Pferde-Städte nennen) durch das ganze Reich vertheilt sind. Derselbe Offizier sorgt für die Beschaffung des Getraides zur Ernährung der Truppen, das die Provinzen alljährlich liefern müssen, und berichtet in allen erheblichen Dingen an den Vice-König. Er sowohl als die übrigen höheren Militairwürden beschäftigen in Städten und Dörfern eine Anzahl Quartiermeister, die ihnen über Alles, was vorfällt, sehr pünktlich und regelmäßig Rapport bringen.

Die Fahnentruppen der Mandschuischen Kaiser waren einst wegen ihrer Tapferkeit berühmt, obschon sie auch in der blühendsten Epoche der Dynastie nur mit Asiatischen Horden sich gemessen haben. Jetzt sind sie nach allen Zeugnissen physisch und moralisch geschwächt, entartet und den Chinesen selbst kaum noch furchtbar. Wie die meisten orientalischen Kriegsvölker von jeher, so zeigen auch die Mandschu beim ersten Angriff große Wildheit; sie bringen mit wüthendem Ungestüm auf den Feind ein und werfen ihn unfehlbar, wenn er sich aus der Fassung bringen läßt; finden sie aber entschlossenen und planmäßigen Widerstand, so verdünstet ihre Begeisterung wie ein Champagner-Rausch; ihr Arm erlahmt, ihre Reihen wanken, und ehe man sich's versieht, kommt es zu wilder Flucht. Schon Kaiser Sching-tsu (starb 1722), ein Freund und gnädiger Beschützer der Missionaire, soll von seinen Leuten gesagt haben: „Sie sind gute Soldaten, wenn man sie gegen schlechte führt; aber schlechte Soldaten, wenn sie mit guten kämpfen müssen." Noch viel niedriger darf man die militairischen Eigenschaften der Chinesischen Lokal-Miliz anschlagen, welche im Grunde nur eine bewaffnete Polizei ist und höchstens da etwas ausrichtet, wo sie mit wehr- und waffenlosen Volkshaufen zu thun hat.

Bei allem dem wäre es sehr voreilig, wenn man die Chinesen sammt und sonders für einen entnervten, feigen und verweichlichten Menschenschlag erklärte. Die Bewohner der üppig fruchtbaren und übervölkerten Mittel-Provinzen dürfte ein solches Urtheil wohl am ersten treffen; viel weniger aber findet es auf die Provinzialen der rauheren, kärglicher bedachten und gebirgigen Regionen des Nordens und Westens Anwendung, wo Klima und harte Arbeit den Menschen stählen und Leib und Seele kräftigen. Die Alpenländer China's, die Provinzen Schensi, Ssetschuan u. s. w. enthalten einen kerngesunden, gedrungenen, stammhaften Menschenschlag, der, wie die katholischen Missionaire selbst bezeugen, keine geringere Kraft und Ausdauer entwickelt, als die Bewohner unserer Europäischen Hochlande; und selbst in einigen Süd-Provinzen, wie Canton und Fukian, wo das Mittelgebirge vorherrscht, ist die Nation physisch kräftig, gewandt und sehr rührig. Der Britische Matrose ist dem Chinesischen in diesen Eigenschaften selten überlegen, und die Kraft und Ausdauer der Pack- und Sänftenträger von Canton hat den dortigen Briten selbst imponirt. Wenn man bedenkt, mit welcher kärglichen, oft elenden Kost die arbeitende Klasse in China vorliebnehmen muß, und wie groß dessenungeachtet ihr Sinn für angestrengte Arbeit und Thätigkeit ist — es giebt verhältnißmäßig nur wenige Bettler — so wird man die natürliche Energie des Chinesen doch wohl höher anschlagen müssen, als gewöhnlich geschieht.

---

*) Wir haben diesen Artikel nach Englischen, Französischen und Russischen Berichten zusammengestellt, um über das Chinesische Militair, das bereits zu so vielen Mährchen Anlaß gegeben und das vielleicht in der nächsten Zeit eine Rolle in unseren politischen Blättern spielen wird, eine authentischere Kunde zu geben.

**) Seit der Gründung der 8 Fahnen hat man keine Chinesen mehr denselben einverleibt. Sie führen folgende Farben: weiß, roth, blau, gelb, und jede dieser Farben mit einer Verbrämung von anderer Farbe.

*) Von dem schweren Geschütz und den Feuerwaffen überhaupt wird in einem besonderen Artikel die Rede seyn.

Aber auch der starke, tüchtige und unermüdliche Chinese ist keine kriegerische Natur. Mit dem Boden, den seine Urväter schon angebaut, zufrieden, hat ihm nie nach Eroberungen gelüstet, und schon sein ganzes Erziehungs-System ist nur auf Förderung der Künste des Friedens berechnet. Zwar haben die Chinesen, selbst unter einheimischen Dynastieen, wie z. B. unter den Han und Tang, ihre natürlichen Gränzen öfter mit Erfolg überschritten, den größten Theil der Horden und kleinen Reiche des ungeheuren Hochasiens eine Zeitlang unterworfen, beschwichtigt, durch Festungs-Linien von unermeßlicher Ausdehnung im Schach gehalten; aber alle diese Unternehmungen waren im Grunde nur Maßregeln der Defensive, von gebieterischer Nothwendigkeit diktirt; und bei der Ausführung ist eine schlaue, die kampflustigen Nachbarn unter einander entzweiende und isolirende Politik am meisten thätig gewesen. Auch wird man jenen Nimbus von Macht und Herrlichkeit in Anschlag bringen dürfen, womit das Himmlische Reich von jeher sich umhüllte, ein Phantom, das den Barbaren im Westen um so stärker imponiren mußte, je weiter sie ihm entrückt waren. Daher der merkwürdige Umstand, daß gerade von Seiten der entferntesten Völker die meisten freiwilligen Huldigungen am Chinesischen Hofe eingegangen sind.

Frankreich.

Schuldgefängnisse und deren sittlicher Einfluß auf die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zu dem interessantesten Theile dieses Werks, wo der Verfasser auf statistischem Wege den Umfang der Schuldenhaft und ihren Nutzen nachweist.

Die statistischen Daten, auf die er sich stützt, sind von zweierlei Art: zunächst allgemeine, die ganz Frankreich umfassen, und dann besondere, die sich nur auf einzelne Departements oder Gefängnisse beziehen.

Die ersteren hat er aus den vierteljährlichen Tabellen, die auf Befehl der Regierung in allen Gefängnissen Frankreichs entworfen werden und die Zahl der Gefangenen für den ersten Tag jedes Vierteljahrs anzeigen. Vermittelst dieser Tabellen, die einen Zeitraum von zehn Jahren umfassen (1823—33), sah sich der Verfasser im Besitz von 40 Zahlen, deren mittlerer Durchschnitt so ziemlich die Anzahl der Opfer der Schuldenhaft in jedem Departement ausdrückt.

Die Spezial-Daten sind genauer, ausführlicher oder umfassen eine größere Periode.

Alle diese Daten hat der Verfasser auf verschiedene Weise benutzt und kombinirt in 29 Tabellen, die dem Werke angehängt sind und die Beweisstücke desselben bilden. Außerdem giebt der Verfasser drei nach Departements eingetheilte Karten von Frankreich, in welchen der verschiedene Umfang der Schuldenhaft in den verschiedenen Theilen des Königreichs durch hellere oder dunklere Farbe ausgedrückt ist.

Das Erste, was Einem auffällt, wenn man diese Tabellen und Karten betrachtet, ist die ungleiche Vertheilung der um Privat-Schulden Eingesperrten.

Im Departement der Seine betrug die Zahl dieser Gefangenen in den vierzig Tagen, welche zehn Jahre repräsentiren, 7953, was einen Gefangenen auf 117 Einwohner giebt.

Im Departement der unteren Seine	1487 Gef.	oder 1	auf 466	Einw.
„ Cantal	302 „	„ 1	„ 515	„
„ Rhone-Departement	802 „	„ 1	„ 541	„
„ Calvados	830 „	„ 1	„ 596	„*)

Paris allein zählte in seinen Schuldgefängnissen vom 1. Januar 1799 bis zum 31. Dezember 1832 12,429 Gefangene, was einen jährlichen Durchschnitt von 388 Gefangenen giebt, der im Jahre 1800 auf 111 herabsinkt, 1806 dagegen auf 645 steigt.

Dagegen hat während derselben Periode das Morbihan nur zehn Gefangene jährlich gezählt,

	d. h. 1	auf	43,352	Einw.
Die Côtes-du-Nord 12	„ 1	„	49,906	„
Das Finistère 10	„ 1	„	52,439	„
Das Depart. der beiden Sèvres 4	„ 1	„	73,712	„
Die Vendée	„ 1	„	330,350	„

Die mittlere Zahl in Frankreich beträgt einen Gefangenen auf 1285 Einwohner. Dreiundzwanzig Departements überschreiten diese mittlere Zahl; dreiundsechzig erreichen sie nicht. Sucht man nun, welches die Lage dieser so ungleich sich verhaltenden Departements ist, so findet man, daß die 23 Departements, wo die Zahl der Gefangenen die mittlere übersteigt, in den äußersten Norden und den äußersten Süden vertheilt sind. Die 23 Departements dagegen, wo die Zahl der Gefangenen am meisten hinter der mittleren zurückbleibt, nehmen die Mitte Frankreichs von Osten nach Westen ein, besonders aber den Westen. Die 40 endlich, welche, obgleich unter der mittleren, doch dieser am nächsten sind, vertheilen sich im Norden und im Süden, so daß jene Centralschicht, wenn wir so sagen dürfen, wo die Zahl der Gefangenen am kleinsten ist, sich genau von den übrigen sondert.

Nachdem Herr B. diese Thatsachen, die seine Karten beim ersten Blick anschaulich machen, hervorgehoben, fragt er sich, woher diese Ungleichheit und diese Vertheilung kommt und was daraus zu schließen ist.

Zuvörderst sind wir berechtigt, zu erwarten, daß in den Departements, welche die bedeutendsten Hauptorte haben, die körperliche Haft am meisten in Anwendung kommt; denn nicht nur daß in großen Städten bei der daselbst herrschenden Vergnügungssucht und Speculationswuth leichter Schulden gemacht werden, dienen sie auch so vielen verschuldeten Leuten, die sich unter der Menge verlieren, zum Versteck. Daher sehen wir auch an der Spitze der 23 Departements, die zum Maximum gehören: Paris, Rouen, Lyon, Nimes, Montpellier, Toulouse.

Indeß erklärt dieser Grund nicht Alles, denn wir sehen auch unter den Departements der Mitte und denen des Minimums sehr volkreiche Städte, als da sind Marseille, Bordeaux, Lille, Orleans, Straßburg, Nantes, Dijon, Rennes, Angers, während den Departements des Maximums auch Städte von sehr geringer Bevölkerung angehören, unter anderen Aurillac, Rhodez, Auch, Alby, Tarbes, Mende und Foix.

Die Masse des Bodenreichthums, die durch die Totalsumme der Grundsteuer jedes Departements ausgedrückt wird, ist nicht ohne Einfluß auf die oben angeführten Resultate; aber was beim ersten Anblick verwundern kann, ist, daß im Ganzen nicht die ärmsten, sondern gerade die reichsten Departements unter denen figuriren, wo die Schuldenhaft am meisten Opfer findet. Wenn man darüber nachdenkt, so begreift man bald, daß dies mit der größeren Anzahl von Geschäften, die daselbst gemacht werden, zusammenhängt.

Wenn man die Departements sowohl nach ihrem Reichthum als nach der Anzahl ihrer Schuldgefangenen in zwei Reihen ordnet, indem man in der einen Reihe die reichsten Departements obenanstellt und dann so fort, und auf der anderen die, welche die meisten Schuldgefangenen haben, so findet man z. B., daß das Departement der Seine das erste in beiden Reihen ist; das der unteren Seine, das zweite nach der Anzahl der Schuldgefangenen, ist das dritte nach dem Reichthum; das der Rhone, das vierte nach der Anzahl der Schuldgefangenen, ist das sechste dem Reichthum nach; das der Aisne ist das 22ste in beiden Reihen, das der unteren Loire eben so das 24ste. Das Cantal dagegen, welches der Schuldgefangenenzahl nach das dritte ist, ist in der Reihe des Reichthums erst das 59ste; das der Ober-Pyrenäen, welches in der ersteren Reihe das 20ste ist, ist das 85ste in der Reihe des Reichthums, und das der Eure und Loire ist das 68ste in der ersteren und das 11te in der zweiten Reihe.

Unser Verfasser bedient sich folgendes Mittels, um das definitive Resultat dieser Analogieen und Unterschiede zu finden. Er theilt sämmtliche Departements dem Reichthum nach in zwei gleiche Theile, die er arme und reiche nennt, und deren jeder 43 enthalten; dann theilt er sie der Anzahl der Schuldgefangenen nach in vier Reihen, deren erste die 23 des Maximums, die zweite die 20 der Mitte, die dritte die 20 unter der Mitte, und die vierte die 23 des Minimums bilden, und nun entwirft er folgende Tabelle:

Nach der Anzahl der Schuldgefangenen. Departements.	Nach dem Reichthum. Departements. Reiche.	Arme.
1ste Reihe	14	9
2te Reihe	9	11
3te Reihe	11	9
4te Reihe	9	14

Die äußersten Reihen sind hier besonders merkwürdig. Reichthum und Anzahl der Schuldgefangenen entsprechen sich da ganz genau, d. h. unter den 23 Departements, welche die meisten Schuldgefangenen haben, sind mehr reiche (14) als arme (9), und unter den 23, welche die wenigsten Schuldgefangenen haben, sind weniger reiche (9) als arme (14). Die beiden mittleren Reihen liefern ein entgegengesetztes Resultat; da wo mehr Schuldgefangene sind, sind weniger reiche (9) als arme (11), da wo weniger Schuldgefangene sind, sind mehr reiche (11) als arme (9) Departements. Doch da diese Zahlen die kleineren sind, so schwächen sie bloß die Konsequenzen der ersteren, ohne sie ganz zu zerstören.

Endlich hat Herr Bayle, der Advokat ist, aus seiner Rechtspraxis noch eine letzte Erklärung geschöpft, die uns das neueste und interessanteste Resultat seiner Forschungen, wenigstens in wissenschaftlicher Hinsicht, zu seyn scheint.

Bekanntlich hat der Civil-Kodex, der ein Versöhnungsgesetz seyn sollte, obwohl er das System der Gütergemeinschaft für die Eheverträge zur Regel erhob, doch auch die meisten früher anerkannten Systeme, namentlich das Mitgiftsystem des Römischen Rechts erlaubt und durch Bestimmungen der früheren Gesetzgebungen regulirt. Die Folge davon war, daß das System der ehelichen Gütergemeinschaft nur eine Ausnahme ist und, wenn es nicht ausdrücklich im Ehekontrakt zur Bedingung gemacht wird, keine Geltung hat. Ueberall, wo die Eheleute Verträge über ihr Eigenthum schließen, benutzen sie die ihnen vom Code gestattete Freiheit, ihre gegenseitigen Rechte nach den alten geschriebenen oder nicht geschriebenen Gesetzen zu ordnen, die in die Sitten jeder Lokalität übergegangen waren und vom Gesetzgeber nicht mit einem Federzug gestrichen werden konnten. Nun war Frankreich in dieser Hinsicht von drei Gesetzgebungen beherrscht, deren jede eine besondere Zone einnahm. In der Mitte des Königreichs, außer im Lyonnais, der Auvergne und der Marche,

*) Hier muß erinnert werden, daß diese Zahlen nur die Gefangenen für Privatschulden umfassen und nicht die, welche zu Geldstrafen oder den Kosten in Kriminal- oder Zuchtpolizei-Sachen verurtheilt sind. Auch handelt es sich nicht um die mittlere Zahl für einen Tag, sondern um die Summe der 40 Zahlen, welche alle erste Tage jedes Trimesters in 10 Jahren ergeben, also um die Summe der Gefangenen in 10 Jahren.

herrschte das System der Gütergemeinschaft; im Norden dagegen ließen die Normanischen Gewohnheiten nur das Mitgiftssystem zu, und im Süden, wo das Römische Recht herrschte, war das Mitgiftssystem noch mehr ausgebildet und erstreckte sich bis ins Lyonnais und in die Auvergne, wo die Gewohnheiten den Bestimmungen des geschriebenen Rechts eine fast übertriebene Geltung gegeben.

Hier haben wir den Schlüssel zu der Ungleichheit der Departements in der Anzahl der Schuldgefangenen. In der Normandie, diesem Centrum des Mitgiftssystems im Norden, finden wir viele Schuldgefangene, noch mehr in dem größten Theil des Languedoc, in Guienne, in der Auvergne, in Lyonnais, fast überall, wo das geschriebene Recht eine vollständigere Dotalität vorherrschen ließ, und wo die Sitte noch jetzt diesen alten Traditionen treu bleibt; viel weniger dagegen da, wo der Code Civil schon die eheliche Gütergemeinschaft vorfand. Paris macht hiervon eine sehr hervorspringende Ausnahme; aber Paris steht, wenn von der Anzahl der Schuldgefangenen die Rede ist, ganz isolirt von den übrigen da, so vielfach sind die Umstände, welche hier das Schuldenmachen befördern. Dazu kommt, daß Paris der Ort ist, wo die zahlungsunfähigen Schuldner des ganzen übrigen Frankreich sich verstecken.

In seiner zwölften Tabelle hat der Verfasser diese Analogie zur Gewißheit erhoben, indem er wieder die Departements nach der Anzahl der Schuldgefangenen in 4 (siehe oben) und nach den rechtlichen Gewohnheiten, welche die Ehe beherrschen, in zwei Reihen, die der Gütergemeinschaft und der Dotalität, eintheilt. Da findet sich nun folgendes Resultat. In der ersten Reihe oder in der Reihe derjenigen 23 Departements, welche die meisten Schuldgefangenen zählen, ist die Zahl der Departements, in denen das Mitgiftssystem herrscht, die größte, 17, und die, wo die Güter gemeinschaftlich sind, die kleinste, 6. Gerade das Entgegengesetzte findet man in der vierten oder in der Reihe, die am wenigsten Schuldgefangene aufzuweisen hat: hier ist die Zahl der Departements der Dotalität die kleinste, 4, die der Gütergemeinschaft die größte, 19. Die beiden mittleren Reihen stehen in einem ähnlichen Verhältniß zu einander. Zur zweiten Reihe gehören 12 Departements, in denen die Dotalität, und 8, in denen die Gütergemeinschaft, zur dritten 9, in denen die Dotalität, und 11, in denen die Gütergemeinschaft vorherrscht. Stellen wir diese Zahlen neben einander hin, entsprechend der Abtheilung der Departements nach der Schuldgefangenenzahl, also erst die, welche zu der Reihe des Maximums der Schuldgefangenen gehören, und dann sofort die übrigen, so sehen wir die Zahlen der Dotalität fortschreitend abnehmen, 17, 12, 9, 4, und die der Gütergemeinschaft eben so zunehmen, 6, 8, 11, 19, so daß es zur unumstößlichsten Gewißheit wird: Je größer die Anzahl der Schuldgefangenen ist, desto mehr herrscht die Dotalität, desto weniger die Gütergemeinschaft; je kleiner die Anzahl der Schuldgefangenen, desto weniger herrscht die Dotalität, desto mehr die Gütergemeinschaft.

Also je mehr die Interessen der Gatten gesondert sind, je sorgfältiger die alten Gesetze und die jetzigen Sitten der Frau ihr Eigenthum sichern, desto mehr ist die Freiheit des Mannes bedroht.

Es ist ferner die Frage: welche Klassen von Individuen trifft die körperliche Haft am meisten, und zwar zuerst: trifft sie mehr die Ehelosen oder die Verheiratheten?

Von 1187 Gefangenen, deren Stand Herr Bayle erfahren konnte, waren 343, also der vierte Theil, ehelos, und daraus scheint hervorzugehen, daß die Ehe am meisten in Schulden stürzt. Doch darf man diesen Schluß nicht zu rasch ziehen, ehe man nicht weiß, wie sich die Zahl der Verheiratheten zu der Hagestolzen in der ganzen Bevölkerung verhält; denn wenn es z. B. dreimal mehr Ehemänner als Hagestolze überhaupt gäbe, so würde man aus dem Umstand, daß dasselbe Verhältniß in der Zahl der Schuldgefangenen wiederkehrt, gar nichts schließen können.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Bilder aus Nord-Amerika.

III. Der Waldbrand.

Wie groß war das Vergnügen, womit ich oft beim knisternden Feuer einer einsamen Waldhütte saß, wenn ich, von dem schneidenden Hauche des Nordost erstarrt, den tiefen Schnee, der die ganze Gegend wie ein Leichentuch überdeckte, mühselig durchwandert hatte! Die gute zärtliche Mutter lullt ihren Säugling unter Liebkosungen in den Schlaf, während rüstige und frische Kinder den von der Jagd heimgekehrten Vater umgeben, der das erlegte Wild auf dem rauhen Fußboden niederlegt. Ein gewaltiger knorriger Klotz, den man nicht ohne Anstrengung ins Kamin geschoben, wirft den prächtigen anmuthig zitternden Schein seiner Flamme auf die glückliche Familie. Die Hunde des Jägers lecken schon an den kleinen halb geschmolzenen Eiszäckchen, die auf ihrem gesträubten Haar wie Diamanten schillern, und ein träger Kater, der nur in warmer Zimmerluft sein Behagen findet, fährt mit den gepelzten Pfoten dann und wann gravitätisch über beide Ohren, oder säubert mit der etwas rauhen Zunge sein glänzend schwarzes natürliches Kleid.

Welchen Genuß hat es mir oft gewährt, unter dem Dach einer solchen Hütte und von Menschen, die leider! viel weniger Mittel als guten Willen haben, mit patriarchalischer Gastfreiheit empfangen zu werden! Ich plauderte mit meinen Wirthen über alle Gegenstände, die mich interessirten, und sie gaben mir, wenn unser frugales, aber reichliches Mahl eingenommen war, viele willkommene Belehrung. Zum Schlusse langte die Mutter das Buch der Bücher vom Simse und ermahnte ihre Kleinen sanft zur Aufmerksamkeit, während der Vater ein Kapitel mit lauter Stimme vorlas. Dann sprach man ein einfaches herzliches Gebet und wünschte allen seinen Lieben in der Nähe und Ferne eine glückliche Nacht. Ich streckte meine müden Glieder auf einer Büffelhaut aus, und der Pelz eines ungeheuren Bären diente mir als Decke. Welche angenehmen Träume! Geschirmt vor dem Unwetter draußen und vor jeder Gefahr, träumte ich von dem väterlichen Hause; ich träumte, daß ich glücklich sey!

Besonders interessant war mir ein Tag, den ich in der Provinz Maine in einer ähnlichen Hütte zubrachte. Am frühen Morgen — ich war des Abends vorher eingekehrt — fiel der Regen in solchen Strömen herab, und mein freundlicher Wirth bat mich so dringend, zu bleiben, daß ich seinem Anerbieten gern Folge leistete. Nachdem wir das Frühstück eingenommen hatten, ging es an die Arbeiten des Tages; die Spinnräder der Frauen schnurrten, von zwei Kindern des Hauswirths nahm das eine sein geographisches Lehrbuch hervor, während das andere mit der Lösung eines Rechnungs-Exempels sich plagte; in einer Ecke des Zimmers träumten die Hunde von der Jagd, und dem Kamine näher machte die Katze jenes eigenthümliche Geräusch, das so gut in die Musik der Spinnräder einklingt. Mein Wirth und ich, wir setzten uns Jeder auf einen Stuhl ohne Lehne und überließen der Frau alle Geschäfte des Hauses.

„Packe dich weg von hier, Hinz", rief die gute Wirthin; „du hast mir schon gestern Abend den Regen von heute Morgen prophezeit, und jetzt befürchte ich, das fatale Spiel deiner Pfoten bedeutet noch Schlimmeres." Meister Hinz gehorchte; er sprang auf ein Bett, kugelte sich zusammen und erwartete hier mit mehr Ruhe den Schlaf. Ich fragte meinen Wirth, was seine Ehehälfte mit den letzten Worten gemeint habe; er antwortete: „Meine Frau hat von Zeit zu Zeit gar sonderbare Ideen; sie glaubt, daß Thiere weissagen können; was sie aber jetzt eben zur Katze gesagt, war eine Anspielung auf den Brand der Wälder, die uns umgeben. Obschon dieses Ereigniß bereits mehrere Jahre alt ist, so zittert sie doch noch bei der Erinnerung, als wäre es erst gestern passirt."

Ich hatte schon von dem Brande erzählen hören, auf welchen mein Wirth anspielte, und war jetzt neugierig, etwas Näheres über jene Katastrophe zu erfahren. Mein Wirth zeigte sich sehr bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, und begann die Erzählung ungefähr in folgender Art:

„Es sind nun 25 Jahre her, daß fast alle Lärchenbäume unserer Gegend, die wir Hackmitack-Bäume nennen, von Insekten zerfressen wurden. Dieses Schicksal traf dann auch einen Theil der übrigen Nadelhölzer, und in wenigen Jahren fielen die Fichten, Tannen und Lärchenbäume abgestorben nieder und bedeckten die Erde mit ihren verschlungenen Zweigen. Das Nadelholz ist wegen seiner harzigen Natur ohnehin leicht entzündlich, und um so mehr, wenn es verdorrt auf ganzen Schichten von Laub und anderen Vegetabilien liegt, daher die Feuersbrunst — — —"

Ich unterbrach hier den Erzähler mit der Bitte, mir die Insekten zu beschreiben, die eine so greuliche Verwüstung angerichtet.

„Es waren", so sagte er, „eine Art von Raupen, sieben bis acht Zoll lang und so grün, wie das Laub, das sie verzehrten. — Ich muß noch bemerken, daß in den meisten Kantonen, wo das Feuer gewüthet hat, schon jetzt ein neuer Wald heranwächst, der nur aus hartholzigen Bäumen besteht; denn so nennen wir Alles, was nicht Nadelholz ist. Ich habe immer bemerkt, daß überall, wo der Urwald zerstört worden ist, sey es nun durch Axt, Orkan oder Feuer, ein anderer Wald von verschiedener Art an seine Stelle tritt —"

Hier unterbrach ich meinen Wirth von neuem, indem ich ihn fragte, ob er die erste Ursache des Waldbrandes kannte.

„O!" versetzte er, „darüber ist man verschiedener Meinung. Einige geben das Unglück den Indianern Schuld, die auf solche barbarische Weise entweder an ihren Feinden, den „Bleichgesichtern", Rache nehmen oder das Jagen sich leichter machen wollten. Ich für meinen Theil erkläre mir die Sache anders; meine vieljährigen Erfahrungen als Waldbewohner haben mich öfter auf den Gedanken gebracht, das Feuer könne wohl schon dadurch entstehen, wenn ein verdorrter Baumstamm gegen seinen Nachbar fällt; denn es bedarf ja nur der Reibung dieser beiden harzigen Körper, um eine Flamme zu erzeugen. Die dürren Blätter am Boden sind natürlicher Weise bald entzündet, dann kommen die Zweige und kleinen Aeste an die Reihe, und so verbreitet sich die Brunst mit einem Wüthen, dem nur Gott steuern kann."

„Von dem Sturmwinde begünstigt, nahte das zerstörende Element den Hütten der Waldbewohner bisweilen mit so reißender Schnelligkeit, daß Hunderte von Familien urplötzlich fliehen und ihre ganze Habe zurücklassen mußten; ja, Einige der erschrockenen Flüchtlinge wurden noch von den Flammen eingeholt und mußten elend verbrennen."

Mein Wirth redete noch, als ein Windstoß durch's Kamin eindrang und die Stube momentan sehr stark erhellte. Die Frauen eilten vor Schrecken nach der Thür, weil sie sich schon einbildeten, der Wald habe Feuer gefangen; aber sie erholten sich bald von ihrem Schrecken, weil der gewaltsamen Luftströmung keine zweite folgte.

„Arme Weiber!" sagte mein Wirth; „was ich eben erzählt, hat ihre Befürchtungen wieder geweckt; sie gedenken des Tages, als die große Feuersbrunst uns Alle aus unserem Hause trieb."

Er hatte meine Neugier gereizt, und ich bat ihn, mir die näheren Umstände dieser unheilvollen Katastrophe zu erzählen.

„Wenn Prudence und Polly" — so sprach er mit einem Blicke auf Weib und älteste Tochter — „mir versprechen wollen, ruhig sitzen zu bleiben, gesetzt auch, es käme wieder solch ein Sturm den Kamin herunter, so werde ich Ihnen gleich willfahren." Dann fuhr er fort:

„Wir waren eine Nacht in unserer damaligen Hütte, die unge-

fähr eine halbe Stunde Weges von der gegenwärtigen entfernt stand, eingeschlafen, als das Wiehern unserer Pferde und das Brüllen unseres Viehes im Walde uns wenige Stunden vor Tages-Anbruch weckten. Ich nahm einen Karabiner und ging vor die Thür, um zu erfahren, welches Raubthier den Alarm verursachte. Meine Pferde sprangen unter furchtsamem Gewieher hin und her, und die Ochsen und Kühe rannten mit aufgerichteten Schwänzen nach allen Richtungen. Indem ich um das Haus herumging hörte ich deutlich das Knistern der brennenden Sträucher und sah, wie die Flamme sich uns entgegenwälzte. Ich eilte schnell wieder hinein, und hieß meine Frau, sich selbst und unser Kind ankleiden, auch unsere geringe Baarschaft zu sich stecken, derweil ich die zwei besten Pferde anhalten und satteln wollte. Alles dies war bald geschehen; denn ich fühlte, daß die Augenblicke kostbar wurden."

„Wir saßen auf und entfernten uns von den Flammen. Meine Frau, eine vortreffliche Reiterin, folgte dicht hinter mir. Ich nahm unsere älteste Tochter, damals noch ein ganz kleines Mädchen, in den einen Arm. Auf der Flucht schauten wir öfter um uns und erkannten, daß das entsetzliche Feuer auf unseren Fersen war; es hatte das Haus schon erreicht."

„Zum Glücke war ein Waldhorn an meinen Jagdrock befestigt; ich stieß mit aller Kraft meiner Lungen in dasselbe, um unser Vieh und unsere Hunde, wo möglich, zusammenzurufen. Das Vieh folgte uns auch wirklich eine Zeitlang nach; aber es war noch keine Stunde verflossen, als sämmtliche Ochsen und Kühe plötzlich wie rasend ins Gehölz rannten: ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört. Selbst meine sonst so gelehrigen Hunde wurden dieses Mal für meine Stimme taub und stürzten sich auf die Heerden der Damhirsche, welche vor uns her flohen, um dem Feuertode zu entrinnen."

„Wir hörten von Zeit zu Zeit die Hörner unserer Nachbarn und schlossen daraus, daß sie in gleicher Gefahr waren. Der Muth verließ mich nicht, und fest entschlossen, für unsere Rettung Alles zu thun, gedachte ich eines ziemlich großen, ein paar Englische Meilen entfernten See's, dessen Gewässer den Gang der Flamme aufhalten konnten. Ich bat meine Frau, ihr Pferd mit der Peitsche recht anzutreiben, und so sprengten wir mit verhängtem Zügel, dem Lauf unserer Rosse nur dann Einhalt thuend, wenn allzu bedeutende Hindernisse im Wege lagen; denn von Zeit zu Zeit häuften sich die gefallenen Bäume und die verdorrten Sträucher vor uns, als hätte man sie absichtlich hingeworfen, um dem fürchterlichen wirbelnden Feuerstrom, der uns verfolgte, neue Nahrung zu geben."

„Schon fühlten wir die Gluth: unsere Pferde konnten stürzen; ein heftiger Wind wehte über unseren Häuptern, und der durch die ganze Atmosphäre zitternde Flammenschein verdunkelte die Helle des Tages; ich verspürte einige Mattigkeit und sah die Bläffe auf den Lippen meiner Frau, während das Gesicht unserer kleinen Tochter wegen seiner unnatürlichen Röthe unsere Bangigkeit noch vermehrte. Zehn Englische Meilen Weges sind auf raschen Pferden bald zurückgelegt; als wir aber zum See gelangt waren, fühlten wir uns kraftlos und mit Schweiß bedeckt. Der heiße Rauch wurde fast unerträglich, und bisweilen rollten Flammenwirbel über uns, die einen unbeschreiblichen Effekt machten. Endlich ans Ufer gelangt, suchten wir eine vor dem Winde geschützte Stelle; wir ließen unsere Pferde laufen, wohin ihr Instinkt sie treiben mochte, tauchten im Röhricht unter und hielten uns krumm darinnen. Wir hatten nur noch eine schwache Hoffnung, von der Flamme verschont zu bleiben; aber das Wasser wirkte erfrischend und beruhigend."

„Die Feuersbrunst griff unterdeß immer weiter um sich und verzehrte Alles, was in ihr Bereich kam — Gott bewahre uns vor einem ähnlichen Erlebnisse dieser Art! Selbst der Himmel hatte einen fürchterlichen Anblick; er zeigte unseren Blicken nur eine unermeßliche rothe Wölbung, an welcher schwarze Rauchwolken wie böse Geister hin- und herfuhren. Unser Körper labte sich an der Frische des See's; aber unsere Köpfe waren wie glühend, und das Kind fing an, so jämmerlich zu weinen, daß uns die Brust zerspringen wollte."

„Der schreckliche Tag verging, und wir fühlten bitteren Hunger. Wild und Raubthiere schwammen öfter an uns vorüber, und andere verweilten in unserer Nähe, ohne sich um unsere Nachbarschaft zu kümmern. Ich hatte eine Flinte bei mir, und es gelang mir, trotz meiner Schwäche, ein Stachelschwein zu schießen, dessen Fleisch wir dann zu genießen versuchten. Ich weiß Ihnen nicht zu sagen, wie diese Nacht vorüberging. Die Feuersbrunst bedeckte das Land weithin mit ihren rauchenden Trümmern, und die Bäume brannten eine Zeit lang aufrecht stehend, wie Feuersäulen, oder sie fielen, einander kreuzend, nieder. Plötzlich umgab uns ein schwarzer, den Athem beengender Rauch, und gleich darauf fiel ein Regen von Asche auf uns herab. Ich wiederhole es — ich kann diese Nacht nicht beschreiben; sie hat nur eine schreckende Erinnerung in meinem Gedächtniß zurückgelassen."

Hier hielt mein Wirth inne und that einen tiefen Athemzug, als hätte die Erzählung ihn sehr angegriffen. Seine Frau brachte uns eine Kanne Milch zur Erfrischung; dann gab mir der wackere Mann das Ende seiner Erzählung:

„Gegen Morgen", sagte er, „war die Hitze zwar noch nicht vermindert, aber der Rauch hatte sich wenigstens verdünnt, und frische Luft drang stoßweise bis zu uns. Als der Tag erschien, war die ganze Natur still, der Rauch verschwand langsam, aber merklich, und sein abscheulicher Geruch fiel uns am beschwerlichsten. Die Frische des Wassers wurde jetzt schon weniger angenehm; wir zitterten wie Fieberkranke. Endlich verließen wir den See und näherten uns einem brennenden Fichtenstamm, um uns wieder zu erwärmen. Was sollte aus uns werden! Dieser Gedanke war nach unserer Rettung der erste. Mein Weib drückte das Kind an ihren Busen und weinte bitterlich. Auch vom Hunger wurden wir noch gequält; allein wir konnten ihn jetzt leichter stillen. Mehrere in den See geflohene Damhirsche ließen ihre Köpfe sehen; ich schoß einen derselben, und wir brieten sogleich ein Viertel davon, nach dessen Genusse wir uns sehr gestärkt fühlten."

„Das Land brannte immer noch an verschiedenen Orten, und es war ein gefährliches Wagniß, zwischen den halb verkohlten Bäumen zu gehen. Indeß erlosch der Feuerschein immer mehr in der Ferne und nachdem wir ein paar Stunden geruht hatten, machten wir uns auf den Marsch. Wir irrten zwei Tage und zwei Nächte über Ebenen und Felsen, immer den Pfaden ausweichend, wo die Brunst noch am Boden glühte, bis wir die vom Feuer verschont gebliebenen dichten Wälder erreicht hatten. Wir stiegen in einem Hause ab, wo man uns freundlich aufnahm. Seit jener Zeit habe ich wacker gearbeitet, mein werther Herr; aber, Gott sey Dank! wir sind jetzt hier in Sicherheit, glücklich und wohlbehalten!"

M a n n i g f a l t i g e s.

— William Ratcliff, von H. Heine. Das neueste Heft der Revue de Paris bringt eine von H. Heine selbst veranstaltete Französische Uebersetzung seiner einaktigen Tragödie „William Ratcliff", und zwar unter dem veränderten Titel „William et Marie". Dies ist aber auch die einzige Aenderung, die der Dichter gewagt hat, bei der Bearbeitung seiner in Französische Prosa verwandelten Deutschen Verse vorzunehmen. Alles Uebrige, und namentlich die glänzenden Mängel seines Jugendproduktes, die jetzt vielleicht dem Verfasser nicht minder einleuchten, als dem Deutschen Publikum, das seinem Drama keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, hat er mit heiliger Scheu unangetastet gelassen. Als H. Heine im Jahre 1823 in Berlin seine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" erscheinen ließ, wurde das lyrische Intermezzo freudig und allgemein als die Gabe eines großen poetischen Talentes begrüßt, während die Tragödien unbeachtet blieben oder, wo sie beachtet wurden, scharfen Tadel erfuhren. Aber den Schriftstellern widerfährt es oft, daß sie gerade ihre schwächeren Seiten für die glänzendsten halten und eigensinnig dabei bleiben, daß das Publikum keinen Geschmack habe, wenn es diejenigen ihrer Erzeugnisse, die sie selbst vorzuziehen pflegen, nicht zu goutiren vermag. H. Heine glaubte, durch seinen „William Ratcliff" die ähnlichen einaktigen Tragödien von Werner und Müllner völlig verdunkelt zu haben. Besonders that er sich viel auf die Erfindung der „Nebelgestalten" zu gut, die den herzlosen Wüstling Ratcliff zu seinen Unthaten treiben und die sich am Ende versöhnt in die Arme fallen, als William, vereint mit der nicht minder herz- und poesielosen Maria, zu Tode blutend am Boden liegt. Das durch Herder's Uebertragung bekannte Altschottische Lied:

Was ist von Blut dein Schwert so roth,
Edward? Edward?
Ich habe geschlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war so schön! O!

hatte Heine, als einen immer wiederkehrenden Refrain, in sein Drama verwebt, indem er es der alten Margarethe, einer toll gewordenen Macmerrilis, in den Mund legt. Aber auch diese Volkspoesie wollte nicht anklingen, denn „man merkte die Absicht und war verstimmt". Alles das, die „fantomes nébuleux", wie das

Comme ton glaive est rouge de sang,
Edouard! Edouard!
J'ai tué ma bien-aimée,
Ma bien-aimée si belle, hélas!

ist nun auch in die Französische Bearbeitung übergegangen; wir glauben jedoch, die Franzosen werden diesem conte dramatique, wie Heine jetzt seine Tragödie nennt, noch weniger Geschmack abgewinnen als früher die Deutschen. Er hätte ihnen lieber etwas von seinem „lyrischen Intermezzo" geben sollen!

— Schiller's Glocke. Von diesem auch im Ausland überall gefeierten Gedicht giebt es jetzt vier vollständige Englische Uebersetzungen, nämlich von Lord Francis Egerton, Herrn Sotheby, Herrn Pym Johnston und Herrn J. H. Merrivale, dem Verfasser einer Englischen Uebersetzung des Dante. Letzterer theilt seine Bearbeitung und zwar voll sichtbarer Selbstzufriedenheit, im New Monthly Magazine mit. Aber obwohl er seine Vorgänger sämmtlich benützt hat, ist er doch in die allerseltsamsten Mißverständnisse und „blunder" verfallen. So übersetzt er z. B. die „zähe Glockenspeise" durch „the bell's thick gruel" (der Glocke dicke Grütze)! „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben" giebt er wieder durch: „The man must a-field, where foes are alive" (wo Feinde leben). Am kuriosesten erscheint aber die Uebersetzung der Verse:

Wehe, wenn sie losgelassen	Woe! when loosed from dungeon bar,
Wachsend ohne Widerstand,	And with fearful speed advancing,
Durch die volkbelebten Gassen	Thro' the streets, where tumult rages,
Wälzt den ungeheuern Brand!	Comes the uncouth monster dancing

Hier hat der Uebersetzer die letzte Zeile augenscheinlich so wiedergegeben, als stände: „Walzt das Ungeheuer, Brand" — ein Brand der als Ungeheuer durch die Straßen walzt!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 24. Januar 1840.

China.

Etwas über die Feuerwaffen der Chinesen.

Es ist eine ganz unbestrittene Thatsache, daß man den Chinesen die erste Erfindung des Schießpulvers — sollen wir sagen verdankt, oder zum Vorwurf machen muß? Daß aber diese begabte Nation bei Anwendung ihrer entsetzlichen Erfindung zu kriegerischen Zwecken — denn in Kunstfeuern leistet sie schon seit alter Zeit Außerordentliches — so weit hinter uns Europäern zurückgeblieben ist, kann nur durch die engherzige und kleingeistige Politik ihrer Regierung erklärt werden, die, wie es bei den alten Aegyptern der Fall war, aller freien Fortentwickelung im Gebiete der Künste und der Wissenschaften sich widersetzt.

Auch großes und kleines Geschütz haben die Chinesen, wie weiter unten sich ergeben wird, selbständig erfunden; aber ihre plumpen vaterländischen Kanonen machen ihnen bis auf den heutigen Tag solche Noth und Plackerei, daß der Vortheil, den sie auf der anderen Seite gewähren, beinahe sich auf Null reduzirt. Pater Verbiest, ein Jesuitischer Missionair, den sein Geist und seine Gelehrsamkeit zum Liebling des großen Kaisers Schingtsu (starb 1722) gemacht hatten, glänzt, merkwürdig genug, in der Geschichte des Chinesischen Artillerie-Wesens als ein Stern erster Größe! Die Umstände, welche seine Bestallung als Reformator der Kanonen und Haubitzen des Himmlischen Reiches begleiteten, sind so unterhaltend, daß es sich wohl verlohnen wird, wenn wir sie nach dem Berichte eines Kollegen Verbiest's, des Paters le Comte, unseren Lesern wieder erzählen.

Der Abfall und die Empörung eines sehr ausgezeichneten Chinesischen Feldherrn, des Wu-Sankuei, der in den Süd-Provinzen China's als Kaiser anerkannt wurde, hatte dem Mandschuischen Hofe zu Peking große und lebhafte Besorgnisse eingeflößt. Schingtsu *) versuchte alle Mittel der List und Gewalt, um einen so gefährlichen Widersacher zu bewältigen, sah aber bald ein, daß er die Rebellen ohne Anwendung seiner Artillerie-Parke unmöglich aus ihren Verschanzungen im Hochgebirge würde treiben können. Aber die alten Kanonen in diesen Parken waren von Eisen und so gewichtig, daß man es kaum wagen konnte, sie über steile Gebirge zu transportiren. Der Kaiser zweifelte nicht, Pater Verbiest würde ihm mit dem Schatze seiner Kenntnisse in dem ganzen Gebiete der Mathematik und Mechanik auch hier aus der Verlegenheit helfen können, und forderte ihn deshalb auf, Europäische Kanonen zu gießen. Der Pater entschuldigte sich damit, daß er sein Lebelang vom Kriegsgetümmel entfernt gewesen, und daher in solchen Dingen nur wenig bewandert sey. „Als Geistlicher", so setzte er hinzu, „will ich zu Gott beten, daß er Sr. Majestät Sieg verleihe; doch muß ich Höchstselbige unterthänigst bitten, mir keinen Theil an den Kriegen und Schlachten dieser Erde anzumuthen."

Allein Schingtsu, der seine Leute durchschaute, ließ sich durch die Entschuldigungen des guten Jesuiten von seinem Vorhaben nicht abschrecken; unterdeß glaubten Verbiest's Neider, sie hätten eine Gelegenheit, den Günstling zu stürzen. Sie machten dem Kaiser begreiflich, was er von dem Pater verlangte, sey dem Geiste des Evangeliums gar nicht zuwider, und er könne mit eben so gutem Gewissen Kanonen gießen, als Maschinen und mathematische Instrumente anfertigen, besonders wenn das Wohl des Reiches dabei betheiligt wäre; darum sey die Ursache der Weigerung des Paters ohne Zweifel nur darin zu suchen, daß er mit den Feinden in Unterhandlung getreten sey. In Folge dieser Einflüsterungen schrieb der Kaiser an Verbiest: „Thue, wie ich Dir geboten, oder ich werde Dich am Leben strafen und Deine Religion ausrotten!" Das wirkte, und der Pater bequemte sich endlich zu folgender Erklärung: „Ich habe Ew. Majestät bereits betheuert, daß ich von Stückgießerei sehr wenig verstehe; da Höchstselbige jedoch zu befehlen geruhen, so werde ich den Versuch machen, Höchstderen Werkleute in dem zu unterrichten, was in unseren Büchern über diesen Gegenstand verzeichnet ist." Der fromme Pater machte sich sofort ans Werk; die erste der gegossenen Kanonen wurde im Beiseyn des Kaisers probirt, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Schingtsu fühlte so hohe Befriedigung, daß er seinen eigenen Mantel von den Schultern nahm und ihn dem Pater Verbiest als Zeichen seiner unbegränzten Huld verehrte.

*) Schingtsu (heiliger Ahnherr) ist der posthume Name desjenigen Kaisers, der unter dem Prädikat seiner Regierung (Kanghi) so berühmt geworden.

Alle die neuen Geschütze wurden sehr leicht und klein gegossen, aber vermittelst eines durch die Mündung bis an den Boden gesteckten hölzernen Cylinders befestigt und mit verschiedenen eisernen Reifen umgeben, so daß sie theils stark genug waren, um der Explosion des Pulvers zu widerstehen, und anderentheils leicht und behülflich genug, um selbst auf den schlechtesten Wegen transportirt werden zu können. Die neue Artillerie entsprach allen Zwecken, die man erreichen wollte, auf die vollkommenste Weise; der Feind sah sich gezwungen, seine Verschanzungen zu verlassen und bald darauf zu kapituliren, denn er hielt es nicht für räthlich, einem Heere, das ihn vernichten konnte, ohne in sein Bereich zu kommen, länger Widerstand zu leisten.

Nach den Untersuchungen des gelehrten und scharfsinnigen Visdelou, Bischofs von Claudiopolis, fiele die erste Erfindung des groben Geschützes bei den Chinesen ins Jahr 907 unserer Aera. Die erste authentische und direkte Erwähnung von Kanonen finden wir in den Annalen der Dynastie Kin, und zwar in der Biographie des kaiserlichen Prinzen Tschingkia, aus welcher Visdelou folgende Stelle mittheilt: „Die Flotte segelte (von einer Fluß-Mündung im heutigen Petschili) südwärts die Küste entlang bis Lingan (dem heutigen Hangtschen in der Provinz Tschekiang). Als sie das Eiland Sunglin erreicht hatte, zwang ein widriger Wind den Prinzen, Anker zu werfen. Am nächsten Frühmorgen erschien die Chinesische Flotte am Horizont *). Prinz Tschingkia fragte, wie weit der Feind noch entfernt sey. Man antwortete ihm: die Entfernung beträgt noch 300 Li (30 Französische Meilen); da die Chinesen aber günstigen Wind haben, so werden sie bald auf uns stoßen. Der Prinz, in nautischen Dingen schlecht bewandert, wollte dies nicht glauben. Bald darauf war der Feind nahe genug und ließ Feuer-Maschinen gegen die außer Vertheidigungsstand befindliche Flotte des Prinzen spielen. Tschingkia verlor fast die Besinnung; er blickte erschrocken nach allen Seiten und sah seine Flotte in Feuer stehen. Von Verzweiflung übermannt, sprang er vom Bord seines Schiffes und endete so im 41sten Lebensjahr." So weit die Annalen der Kin. Die Geschichte des gleichzeitig im Süden regierenden Kaiserhauses Sung erzählt das Ereigniß etwas abweichend. Hier heißt es nämlich in der Biographie des Lipao, der die Chinesische Flotte befehligt hatte: „Als Lipao die feindlichen Schiffe schlecht geordnet sah, befahl er seinen 120 Schiffen, sie mit Feuer-Pfeilen zu beschießen. Das Feuer zündete überall, wo die Feuer-Pfeile niederfielen, so daß einige hundert feindliche Schiffe in Flammen aufgingen."

Aus der letzteren Beschreibung könnte man freilich mit größerer Wahrscheinlichkeit abnehmen, daß die Chinesische Flotte damals keiner wirklichen Kanonen sich bediente, sondern bloße Katapulten an Bord hatte, die Brandpfeile versendeten, obschon der Ausdruck Feuerpfeile ebensowohl auf wirkliche Kanonenkugeln (?) bezogen werden kann, wie Vogel-Piken auf kleines Gewehr: denn es ist faktisch, daß die Chinesen eine Flinte noch jetzt Vogelpike nennen. **) Die Geschichte der Kin nennt jene Maschinen Feuer-Katapulten (hò-pao), und wir müssen hier bemerken, daß bei den Chinesen schon in grauer Vorzeit Balisten und Katapulten, wie Griechen und Römer sie besaßen, im Gebrauche waren: aus den ersteren schleuderten sie Steine und aus den letzteren dicke Pfeile oder Wurfspieße; sie bezeichneten aber beide Arten von Maschinen mit dem Worte Pao, dessen Schrift-

*) China war damals von zwei gleichzeitigen Dynastieen beherrscht, dem Hause Tschurtschuk (Tungusischen Stammes), das sich kin-tschao (goldne Dynastie) nannte, im Norden, und dem Chinesischen Hause Sung im Süden. Beide Dynastieen befehdeten einander mit wechselndem Glücke, bis die Tungusische den Mongolen erlag. Ein gleiches Schicksal hatte bald auch das Chinesische Kaiserthum.

**) Allerdings hat der Chinesische Sprachgebrauch dafür entschieden, daß eines der vielen Synonymen für Lanze oder Pike in Verbindung mit dem Worte Vogel s. v. a. Jagdflinte, Vogelflinte und in weiterer Ausdehnung Feuergewehr überhaupt bedeutet. In gewissem Betrachte parallel ist das Türkische tschibuk, welches für Tabackspfeife gebräuchlich geworden, obschon seine ursprüngliche Bedeutung (Gerte, Rebstange) keinesweges an einen hohlen Stab erinnert. Will man aber, hierauf gestützt, annehmen, daß die Chinesen in älterer Zeit so weit gegangen seyn sollten, Brandpfeile für glühende Kugeln zu sagen, so scheint uns dies wegen des erstaunlichen formellen Unterschiedes zwischen Pfeil und Kugel doch etwas bedenklich. Wie aus dem Folgenden erhellt, so mußten echte Kanonen und Stückkugeln damals zwar schon bekannt seyn, ist es aber eine nothwendige Folge dieser Thatsache, daß man in der Seeschlacht bei Sunglin mit Kugeln und nicht mit wirklichen Brandpfeilen geschossen hat? Die Feuerwaffe ist bei den Chinesen lange nicht so schnell, wie bei uns, in allgemeinen Gebrauch gekommen. Doch war es auch möglich, daß man in der ersten Zeit eine längliche oder keilförmige Art von Wurfgeschossen, welche die Benennung Feuerpfeile eher rechtfertigte, rothglühend gemacht und in diesem Zustand mit Pulverkraft geschleudert hatte.

zeichen aus „Stein“ und „umwickeln, in sich fassen“ zusammengesetzt ist, was offenbar so viel sagen will, als: „Maschine, die einen Stein (zum Werfen) in sich faßte“. Nach der Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen ging es aber den Chinesen, wie den Lateinern, die, weil ihnen ein passendes Wort für unser Kanone fehlte, des altrömischen Wortes tormentum sich bedienten, das ebenfalls, wie Pao, für Balista und Katapulte gebraucht worden war, und, um einer Zweideutigkeit auszuweichen, ignitum oder ignivomum (feurig, feuerspeiend) hinzusetzten. Eben so haben denn auch die Chinesen für Kanone ihr altes Wort pao beibehalten und nur noch das Wort hò (Feuer) beigefügt. Das Seetreffen, dessen wir oben gedachten, erfolgte im Jahre 1161.

Visdelou bemerkt ferner, er habe in allen Geschichtswerken der Chinesen dem ersten Erfinder des Schießpulvers und der Kanonen vergebens nachgeforscht: allem Anschein nach sind die Chinesen selbst über die genauen Data dieser Erfindungen nicht ganz im Klaren. Der gelehrte Bischof zitirt, um dies zu belegen, folgendes offizielle Faktum: „Unter dem letzten Kaiser der vorigen Dynastie (Ming) war ganz China in Alarm. Die Rebellen hatten sich der schönsten Provinzen des Reiches bemeistert. Der Kaiser wußte keinen Rath und keine Hülfe mehr. Gegen Ende des Jahres 1640 berief er alle Magnaten seines Hofes, um mit ihrer Hülfe für das schon unheilbar gewordene Uebel ein Heilmittel auszudenken. Yang-Schokiao, General-Inquisitor des Reiches, bezeichnete Seiner Majestät den Pater Adam Schall (auch einen Jesuiten) als einen im Artillerie-Wesen sehr erfahrenen Mann. Ein anderer Staatsrath, Leu-Tsungtscheu, trat heran und sagte: „Vor den Zeiten der Dynastie Tang hat man nie von Feuerwaffen gehört. Seitdem aber diese Art von Waffen bei uns eingeführt worden, haben wir in ihrem Gebrauche unser ganzes Heil gesucht. Die Feuerwaffe ist an der Feigheit unserer Leute Schuld; und Feigheit hat die jetzige bedenkliche Krisis herbeigeführt.“ Der Kaiser nahm die Rede des Leu-Tsungtscheu sehr ungnädig auf. „„Geh“, sagte er, „und wisse, daß die Feuerwaffe zu den Vortheilen gehört, welche das Himmlische Reich über alle Nationen besitzt.““

Diese ganze Stelle ist den Annalen der Dynastie Ming (Buch 72, Fol. 51) entlehnt; sie belehrt uns über zweierlei Dinge: erstens erfahren wir, daß die Chinesen selbst den Erfinder der Feuerwaffen und das Datum ihrer Erfindung nicht kennen; zweitens, daß die Erfindung ins Zeitalter der Dynastie Tang, also jedenfalls vor 907 fallen müsse. Dennoch geben uns die Annalen dieses mächtigen Kaiserhauses keinen Wink über eine so wichtige Entdeckung.

Dagegen scheint eine Stelle in den Annalen der Sung (in demjenigen Buche, das von Waffen überhaupt handelt) für unseren Gegenstand sehr entscheidend zu seyn. Im Jahre 970 u. Z. überreichten Fund-Kitsching, Präsident des Kriegsraths, und seine Kollegen dem Taitsu (Stammherrn) der Dynastie einige Proben von neu erfundenen Feuer-Piken; und im Jahre 1000 legte ein See-Offizier, Namens Tangfu, neu erfundene Feuer-Pfeile, Feuer-Kugeln und Feuer-Fallen zu den Füßen des Kaisers Tschintsung. Drei Jahre später (1002) zeigte der Festungs-Kommandant Leu-Yungsi sogenannte Hand-Kanonen bei Hofe vor. Sollten jene Feuerkugeln und Feuerfallen nicht Bomben oder andere Sprengkugeln, und die sogenannten Hand-Kanonen (scheupao) nicht Sack-Pistolen gewesen seyn?

Im Jahre 1259 überreichte die Stadt Scheutschun-Fu dem Kaiser Litsung feuerspeiende Stangen oder Piken (t'u-hô-tsiang). „Diese Stangen (so sagt die Geschichte) bestanden ihrer größeren Länge nach aus einer Röhre von Bambus, in die man eine Kugel lud. Durch Einwirkung des Feuers wurde die Kugel herausgetrieben, und es erfolgte dabei ein Knall ähnlich dem eines Pao (Kanone), der funfzig große Schritte weit gehört wurde.“ — Diese letzte Stelle, gleichfalls den Annalen der Sung entlehnt, läßt gar keinen Zweifel darüber, daß damals echte Kanonen im gewöhnlichen Gebrauche waren; denn die Vergleichung des Knalls einer feuerspeienden Stange (Muskete) mit dem eines Pao beweist zur Genüge, daß die hier erwähnte Maschine dieses Namens keine Balista oder Katapulte seyn konnte. Die Muskete oder Büchse wird übrigens jetzt nicht mehr feuerspeiende Pike, sondern Vogel-Pike genannt.

Das erste ganz authentische Zeugniß von der Anwendung rothglühender Kugeln im Kriege datirt sich aus dem Jahre 1232, in welchem die Mongolen bei der Belagerung von Kaifung-Fu (damaligen Residenz des Hauses Kin) dieses fürchterlichen Wurfgeschosses sich bedienten. (U. S. J.)

Frankreich.

Schuldgefängnisse und deren sittlicher Einfluß auf die Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

„Wenn man“, sagt der Verfasser, „die Augen auf den Rest der zwanzigsten Tabelle wirft, so überzeugt man sich bald, daß nicht die Unordnung, sondern das Unglück Witwer oder Ehemänner ins Schuldgefängniß bringt. Man sehe, wie bedeutend die Zahl der Gefangenen dieser Klasse mit den Lasten, die sie zu tragen haben, zunimmt:

Witwer ohne Kinder	29
Witwer mit Kindern	63
Ehemänner ohne Kinder . .	171
Ehemänner mit Kindern . .	580

„Kinder, eine Frau, eine ganze Familie, das sind die Ursachen der Gefangenschaft! Allein kannst Du gegen das Unglück ankämpfen, aber wenn Du für Wesen zu sorgen hast, die Deiner Hülfe bedürfen, dann mußt Du unterliegen. Wer kein anderes Wesen zu retten hat, kann getrost gegen den Strom kämpfen, er wird das Ufer erreichen; mußt Du aber Anderen mit Deinem Arm helfen, dann bist Du verloren. Was Dein Schicksal bemitleidenswerther machen sollte, beschleunigt nur Deinen Ruin. Flehe nicht um Mitleid, sage nicht, Du bist Gatte und Vater; je nothwendiger und wichtiger Deine Freiheit ist, desto schneller wirst Du sie verlieren.“

Schade, daß diese Betrachtungen, die so geeignet sind, Eindruck zu machen, auf einen Kalkül basirt sind, der durchaus nicht zu ihrer Rechtfertigung genügt. Es hätte vor Allem gesucht werden müssen, wie sich die Elemente dieses Kalküls in der Bevölkerung überhaupt zu einander verhalten; vielleicht hätte man gefunden, daß die vier genannten Klassen nicht bloß im Schuldgefängniß, sondern überall in gleichem Verhältniß zu einander stehen, und was würde dann aus dem Beweise werden? Was uns zu der Annahme berechtigt, daß dem so sey, das ist der Unterschied zwischen der Zahl der Witwer mit Kindern und der der kinderlosen Ehemänner. Eine Frau sollte also eine größere Last seyn, als Kinder? Denn so müßten wir ja schließen, da der Verfasser mehr kinderlose Ehemänner als Witwer, welche Kinder haben, im Schuldgefängniß findet! Ist nicht die Frau vielmehr sehr oft eine Helferin, welche den Gewinn der ehelichen Verbindung vermehrt, besonders unter den handeltreibenden Klassen? Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß es überhaupt mehr kinderlose Ehemänner als Witwer mit Kindern in der Welt giebt, und wenn dieses Verhältniß diese beiden Zahlen erklärt, sollte man nicht schließen können, daß es auch die anderen erklären wird?

Gleichwohl glauben wir, daß an der Folgerung des Verfassers etwas Wahres ist, und wir bedauern nur um so mehr, daß er nicht die gehörigen Berechnungen gemacht, damit sie aus den Zahlen, worauf er sie stützt, mit Nothwendigkeit hervorgehe.

„Man hat gesagt“, fährt der Verfasser fort, „daß die körperliche Haft am meisten junge Verschwender trifft. Wie falsch diese Behauptung ist, mag man aus Folgendem sehen. In dem Zeitraum von 2 Jahren und 10 Monaten, die ich mit besonderer Sorgfalt studirt, fand ich:

Gefangene in einem Alter von	21 — 25 Jahren . . .	93	292
" " " " "	25 — 30 " . . .	199	
" " " " "	30 — 40 " . . .	403	940
" " " " "	40 und darüber . . .	537	

„Also nicht, wenn der Mensch jung ist, wenn er noch Aeltern hat, die ihm helfen, oder wenn er Erbschaften zu hoffen hat, nicht da trifft ihn die körperliche Haft am meisten, sondern gerade dann, wenn er keine Hülfe mehr erwartet, wenn er alle seine Hülfsquellen in fruchtlosen Versuchen erschöpft und zu Grunde gerichtet, wenn ihm, um seine Familie zu erhalten, Nichts als die Arbeit übrig bleibt, eine Arbeit, die bei zunehmendem Alter langsamer und durch das Gefängniß unmöglich wird.“

Ist es nicht klar, daß unsere Einwände hier noch mehr anwendbar sind, da der Verfasser Perioden mit einander vergleicht, deren eine immer größer ist, als die andere; die erste umfaßt 4, die zweite 5, die dritte 10 Jahre, und die vierte ist ganz unbestimmt. Und doch hätte er sich ohne große Schwierigkeit die Zahlen der in diesen Perioden begriffenen Individuen oder wenigstens das Verhältniß dieser Zahlen zu der Total-Bevölkerung verschaffen können.

Ungeachtet dieser Einwände gehen wir doch nicht so weit, zu behaupten, daß die Berechnungen, um die es sich handelt, Nichts beweisen, und daß die Schlüsse, die der Verfasser daraus zieht, ohne Gewicht sind. Um die Wirkungen der körperlichen Haft zu beurtheilen, kommt es nicht durchaus darauf an, zu wissen, wie viel sie verhältnißmäßig die verschiedenen Klassen der Gesellschaft trifft; man braucht nur überhaupt zu wissen, welche Klasse von Menschen mehr im Schuldgefängniß zu finden ist als andere, und kann daran die wichtigsten Folgerungen knüpfen. Nehmen wir an, daß es in der Welt mehr Familienväter als Hagestolze, mehr Leute, die auf sich selbst angewiesen sind, als junge Verschwender, die sich auf ihre Aeltern stützen, giebt, und daß man darum im Schuldgefängniß mehr Leute von der letzteren Klasse findet, so ist ja eben dies die Härte und Ungerechtigkeit der körperlichen Haft, daß sie z. B. mehr Familienväter als junge Verschwender bedroht. Wenn ein Gesetz gegen die eine Klasse härter und ungerechter ist als gegen die andere, wird etwa diese Ungerechtigkeit dadurch gemildert, daß die erste Klasse zahlreicher ist als die zweite?

Interessant in Betreff der abschreckenden Wirkung der Schuldenhaft ist die Frage nach der Größe der Summen, um derenwillen sie eintritt. Diese Summen sind im Allgemeinen sehr schwach; nirgends überschreitet die Durchschnittszahl in einem Zeitraum von drei Jahren 3000 Franken, und für einige Summen, die bei weitem darüber hinausgehen, giebt es eine Unzahl von kleinen, die tief unter ihr sind. Herr B. hat in den Gefängniß-Registern der Provinzen Summen von 10, 15, 25 Franken als die Ursache der Haft angezeichnet gefunden. Einer der einsichtsvollsten Gegner der Schuldenhaft, der Herzog Decazes, sagte 1829 in der Pairs-Kammer: „Die Kammer wird es kaum glauben, daß vor wenigen Wochen in den Gefängnissen des Königreichs fünf Gefangene saßen wegen einer Schuld von weniger als 25 Franken, ja daß bei Einem derselben die Schuld sich auf nicht mehr als 5 Franken belief!“

In Paris waren von 1232 Gefangenen 435 wegen weniger als 500, 269 wegen weniger als 1000 Franken im Gefängniß, und diese beiden Zahlen zusammen machen schon mehr als die Hälfte sämmtlicher Schuldner aus.

In den Provinzialstädten, die der Verfasser vornehmlich durchforscht hat, beträgt der mittlere Durchschnitt der Summen 1440 Franken, überall aber ist die Zahl der kleinen Darlehen sehr bedeu-

rend. Ein Gleiches findet sich in Havre, in Rouen und auf den Bretagnischen Inseln.

„Diese wichtigen Thatsachen", sagt Herr B., „die man geahnt, zu wiederholten Malen auch im Kleinen angedeutet, aber nie mit so viel Genauigkeit und in solchem Umfang, strafen die legale Theorie der Schuldenhaft förmlich Lügen. Man behauptet, dieselbe habe zum Zwecke, den, der zahlen kann und nicht will, zum Zahlen zu zwingen. Ist es nun nicht sonnenklar, daß fast in allen Fällen, wo diese Tortur angewendet wird, sie ganz überflüssig ist? Ist es nicht klar, daß dieser böse Wille, die betrügerische Absicht, die vom Gesetz immer vorausgesetzt wird, fast nie vorhanden ist und vorhanden seyn kann? Wie! wegen 15, 20, 30 Franken wird einer das Gefängniß riskiren? Wo ist der Mensch mit gesunder Vernunft, der, wenn es eine so schwache Summe gilt und er sie bezahlen kann, sich, ich will nicht sagen, dem Gefängniß, sondern nur der Furcht, der bloßen Drohung, eingesteckt zu werden, ja den Kosten aussetzt, die man zur Erlangung des Rechts, zu verhaften, tragen muß? Hört also auf, von euren legislativen Tribünen herab zu sagen, daß die Schuldenhaft eine Prüfung der Zahlungsfähigkeit des Schuldners ist; man unterzieht sich einer solchen Prüfung nicht um einiger Franken willen. Sagt auch nicht, daß das Interesse des Staats diese Prüfung gebietet; das Interesse des Staats verlangt nicht, daß man einen Menschen einstecke wegen vier- oder fünfhundert Franken, die er nicht bezahlen kann. Sagt lieber, wenn ihr es wagt, daß die Schuldenhaft weiter nichts ist, als eine dem Gläubiger gegebene Gelegenheit, seine Leidenschaft zu befriedigen, Beide zugleich, Mann und Frau, Vater und Kinder, zu quälen, die, welche nichts schuldig sind, zu zwingen, daß sie für den zahlen, der schuldig ist, denen, die nichts versprochen hatten, Geld abzupressen und endlich die Schande einer ganzen Familie gesetzlich auszubeuten: sagt dies, und ihr habt die Wahrheit gesagt, eine schimpfliche Wahrheit."

Wie sehr gewinnen diese Betrachtungen nicht an Kraft, wenn man sieht, daß die Schuldenhaft überdies ein unnützes, für den Gläubiger kostspieliges Mittel ist, zur Bezahlung einer Schuld zu gelangen. Der Verfasser beweist durch unwiderlegliche Zahlen, daß ein Drittel aller Verhaftungen keine Bezahlung zur Folge hat, daß ein zweites Drittel mit Verhandlungen endet, in deren Folge der Gläubiger einen Theil seiner Forderungen opfert, und daß nur ein Drittel die Bezahlung der ganzen Schuld zur Folge hat; und selbst in diesen günstigsten Fällen verliert der Gläubiger sehr oft eine Kostensumme, die nicht in Rechnung gebracht wird; denn da die Summe der in Rechnung gebrachten Kosten nicht genügt, um einen Gerichtsdiener zu den nöthigen Maßregeln zu veranlassen, so fügt man dem ein außerordentliches Geschenk hinzu, das für den Gläubiger verloren geht.

Hier und noch mehr im Folgenden erhebt sich ein Einwand, den wir erwähnen müssen. Im Folgenden nämlich, wo der Verfasser von der Schuldenhaft im Allgemeinen zu den besonderen Arten derselben übergeht, behauptet er, indem er von der Schuldenhaft in Handels- und Bankerottsachen spricht, diese Institution diene nicht, wie ihre Vertheidiger vorgeben, zum Schutz des Handels, und zwar beweist er dies unter Anderem daraus, daß überall, und namentlich in den bedeutenderen Handelsstädten, die Kaufleute nur einen sehr kleinen Theil der Gläubiger bilden, die ihre Schuldner einstecken lassen; denn man kann bis auf einen gewissen Grad daraus schließen, daß der Handel dieses außerordentlichen Schutzes, den die Gesetzgeber ausdrücklich für ihn eingerichtet haben wollen, nicht bedarf und keinen Gebrauch davon macht. Was für die Richtigkeit dieses Schlusses besonders spricht, ist die Seltenheit der Verhaftungen bei Bankerotten.

Hier aber, wie im Vorhergehenden, wo von dem geringen Betrag der Summen die Rede ist, um derenwillen die Verhaftungen stattfinden, läßt sich der Einwand erheben, daß die Wirksamkeit der Schuldenhaft, wie jedes Einschüchterungs- und Repressiongesetzes, nicht nach der Zahl und der Natur der Fälle, in welchen die Drohung wirklich zur Ausführung kommt, zu messen ist, sondern nach der Zahl und Natur der Fälle, in welchen die Drohung das verhindert hat, dessen Verhinderung ihr Zweck ist. Freilich werden wir nie die Zahl der Fälle bestimmen können, wo das Gesetz wirksam war, ohne angewendet zu werden, wo die Furcht vor der Schuldenhaft den Schuldner bewogen hat, seine Schuld zu zahlen, die er ohne diese Furcht nicht bezahlt hätte; aber eben darum stehen wir hier auf unsicherem Boden. Dies sieht auch der Verfasser ein, aber er beseitigt die Schlüsse, die sich daraus gegen seine Darstellung ziehen lassen, auf folgende Weise: „Man behauptet", sagt er, „daß die abschreckende Wirkung der Schuldenhaft sehr groß seyn und daß sie dazu beitragen muß, die Handelsgeschäfte, und folglich auch die Circulation der produktiven Kapitalien, leichter und schneller zu machen. Wenn wir dies auch zugeben, wird darum unsere Sache schlechter? Nein; dennoch bleibt dies stehen, daß die Schuldenhaft, da sie ohne Unterschied nach allgemeinen Regeln angewandt wird, Schuldner trifft, die nicht zahlen *können*, d. h. Unglückliche, Unvorsichtige, die den Gläubigern ihr Eigenthum, aber nicht ihre Personen schuldig sind. Man nehme für jeden Unglücklichen der Art zehn, man nehme hundert Fälle an, in welchen die Furcht vor der Haft die Erfüllung einer eingegangenen Verpflichtung bewirkt, was hat die Gesellschaft damit gewonnen? Nichts: vielmehr ist das Uebel, daß durch diese Institution angerichtet worden, noch immer zu groß, als daß es irgend einen Ersatz dafür gäbe."

„Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Tortur abgeschafft wurde, hätten ihre Vertheidiger auch sagen können: „„Man übertreibt das Uebel, ohne das Gute, das dadurch bewirkt wird, in Anschlag zu bringen. Das peinliche Verhör ist schrecklich, aber bei vielen Verbrechern genügt das gewöhnliche; einige lassen es gar nicht so weit kommen, sie gestehen, sobald sie vor der Folterbank stehen, sobald der Fuß nur in die Spanischen Stiefeln gesteckt ist, und ehe man einen einzigen Schlag gethan: die Tortur thut also nicht so viel Böses, als man schreit."" — Diese Vertheidigung hat die Abschaffung der Tortur zur Freude der Menschheit nicht gehindert; sie ist nicht im Stande, irgend eines von den Straf- oder Zwangssystemen, die bloß auf das alte Einschüchterungsprinzip gegründet sind, zu retten; sie wird auch der Sache der Schuldgefängnisse Nichts helfen."

„Ich habe es schon gesagt und wiederhole es noch einmal, um die Schuldenhaft zu vertheidigen, genügt es nicht, zu zeigen, daß sie einiges Gute bewirkt, hier und da eine Bezahlung verschafft: das wird Niemand bestreiten; aber mit diesem System könnte man auch die Bastonnade der Chinesen, die Zwangsarbeiten Rußlands und die Strangulirung der bösen Schuldner bei den Türken rechtfertigen; man muß weiter gehen, man muß zeigen, daß jenes Gute nicht bei weitem durch das Böse übertroffen wird, und das wird nie möglich seyn."

Eine merkwürdige Thatsache, die ebenfalls dazu dient, das Gewicht jenes aus der abschreckenden Wirkung der Schuldenhaft hergeleiteten Einwandes zu mindern, ist, daß diese Haft nie häufiger vorkommt, als in den blühenden Zeiten des Handels, und nie seltener, als in den Stillstands- oder den kritischen Perioden. Der Verfasser hat eine Tabelle entworfen, in welcher man die Zahl der Gefangenen in Paris von 1799 ab, in Lyon von 1808 ab und in ganz Frankreich von 1824 bis 1833 zugleich mit dem öffentlichen Wohlstand, dem Cours der öffentlichen Fonds und dem jährlichen Durchschnitt der Bankdiskontos steigen und fallen sieht.

Also in den Perioden, wo man bei den Schuldnern am meisten Zahlungsfähigkeit voraussetzen sollte, finden die meisten Verhaftungen wegen Nichtbezahlung statt, und in den Epochen, wo man erwarten sollte, daß die meisten Schuldner außer Stande sind, zu zahlen, werden deren am wenigsten verhaftet. Dieses Resultat ist eine zweischneidige Waffe: es spricht sowohl für als gegen die Schuldenhaft.

Nun kommen wir zu einer sehr interessanten Tabelle. Der Verfasser betrachtet nämlich das Verhältniß der Schuldenhaft zu der öffentlichen Moral und dem Interesse der Gesellschaft und stellt zu diesem Zweck die Zahl der Gefangenen jedes Departements mit der Anzahl der Verbrechen gegen die Personen und gegen das Eigenthum, der Zahl der unehelichen Kinder, der Selbstmorde und der Kinder, die schreiben und lesen können, zusammen. Um die Resultate dieser Vergleichung noch anschaulicher zu machen, theilen wir jede dieser Rubriken in zwei, die des Maximums und die des Minimums, und geben von jeder der vier oben angegebenen Klassen der Departements nach der Anzahl der Schuldgefangenen die Zahl der Departements, in denen das Maximum, und die, in denen das Minimum jeder Rubrik vorkommt, also z. B. von der ersten Klasse die Zahl der Departements, in denen am meisten, und die, in denen am wenigsten Verbrechen gegen die Personen vorkommen, u. s. f.; es ergiebt sich dann folgende Tabelle:

Die Klassen der Departements nach der Anzahl der Schuldgefangenen.	Verbrechen gegen die Personen.		Verbrechen gegen das Eigenthum		Selbstmorde.		Uneheliche Kinder.		Elementar-Unterricht.	
	Maximum.	Minimum.	Maximum.	Minimum.	Maximum.	Minimum.	Maximum.	Minimum.	Maximum.	Minimum.
Erste Klasse. . .	20	3	14	9	15	8	14	9	13	10
Zweite Klasse. .	11	9	12	8	10	10	13	7	12	8
Dritte Klasse. .	11	9	11	9	13	7	12	8	11	9
Vierte Klasse. .	18	5	13	10	12	11	13	10	16	7

„Ich war bis jetzt", sagt Herr B., „sehr vorsichtig in meinen Folgerungen: wird man mich voreilig nennen, wenn ich aus so vielen bedeutsamen Thatsachen schließe, daß die Schuldenhaft, indem sie die leichtsinnigen Darlehen ermuntert, abenteuerliche Unternehmungen hervorruft, den Unterricht selbst zuweilen nachtheilig macht und, indem sie Geld leichter zu ihrer Disposition stellt, gefährlichen Neigungen, Leidenschaften, die zu Verbrechen werden können, Nahrung giebt?"

Damit kommen wir zugleich auf einen Punkt, auf den der Verfasser besonders viel Gewicht legt: er zeigt nämlich, daß die Schuldenhaft die Wirkung hat, den Wucher zu begünstigen, und allerdings erscheint dies als einer der bedenklichsten und zugleich gegründetsten Vorwürfe, welche dieser Institution zu machen sind. Diese Industrie scheint in den großen Handelsstädten Frankreichs mit einer Leichtigkeit und Publizität ausgeübt zu werden, über die man erstaunen muß. Einzelne Geschichten von der Unverschämtheit der Wucherer sind bekannt; auch unser Verfasser zitirt einige kuriose Beispiele, die mehr aus einer Satire oder aus einer Sitten-Komödie genommen scheinen, als aus der Wirklichkeit.

(Schluß folgt.)

Ampère der Aeltere.

Nach Arago's Gedächtnißrede in der Akademie der Wissenschaften.

Ampère wurde in dem Dorfe Polémieux in der Nähe von Lyon am 22. Januar 1775 geboren. Er stammte von einer rechtlichen, aber mit zeitlichen Gütern nicht überflüssig bedachten Familie ab. Wie bei allen ungewöhnlichen Geistern, zeigten sich auch bei ihm schon frühzeitig Spuren einer höheren Begabung. In seiner ersten Kindheit beschäftigte ihn die Zahlenwissenschaft, deren Schwierigkeiten er spielend löste, und das Lesen ernster Bücher. In seinem dreizehn-

sen Jahre hatte er Diderot's und d'Alembert's Encyklopädie schon von Anfang bis Ende durchgelesen, und zwar alle diese Foliobände der Reihe nach, ohne einen Artikel zu überspringen. Glücklicherweise war ihm ein außerordentliches Gedächtniß zu Theil geworden, und er hatte sich mit dem mathematischen Theile der Encyklopädie bald eben so vertraut gemacht, wie mit den Anleitungen zur Falkenjagd und zur Kenntniß der Wappenkunde. Wenn man behaupten wollte, er habe schon in dieser Zeit Alles, was er las, verstanden, so wäre dies ohne Zweifel zu viel gesagt; aber dieser Wissensdrang war doch immer eine schöne Vorbedeutung für die Zukunft.

Als er mit seiner Familie nach Lyon kam, eilte er nach der Bibliothek und forderte Euler's und Bernouilli's Werke; aber dieselben waren in Lateinischer Sprache geschrieben, deren Kenntniß ihm damals noch abging. Nichtsdestoweniger machte er sich ans Werk, und in wenigen Wochen hatte er es so weit gebracht, daß er diese großen Meister studiren konnte. Ein Problem, welches ihn zwei oder drei Jahre später beschäftigte und dessen Lösung schon früher Descartes und Leibnitz nachgestrebt hatten, war das einer allgemeinen Sprache. Der junge Ampère, welcher glücklicher oder geduldiger als seine Vorgänger waren, brachte ein Wörterbuch und eine Grammatik im Sinne seines Systems zu Stande. Er verfaßte sogar ein Gedicht in der von ihm erfundenen Sprache, welche, nach dem Zeugniß eines Freundes, nicht allzu wunderlich und übelklingend gewesen seyn soll.

Die Gräuel der Revolution, die schrecklichen Metzeleien, deren Schauplatz Lyon war und welche auch dem Vater des jungen Gelehrten das Leben kosteten, machten auf ihn einen vernichtenden Eindruck. Er kehrte nach Polémieux zurück und hing dort allein seinem Schmerze nach. Eines Tages führte ein Zufall J. J. Rousseau's Briefe über die Botanik in seine Hände. Diese Briefe, ihre musterhafte Einfachheit und naive Anmuth gaben ihm eine neue Anregung. Er wurde leidenschaftlicher Botaniker und brachte es in dieser Wissenschaft weit genug, um in der Classification der Pflanzen, welche Linnée als incertae sedis bezeichnet hatte, mit einem berühmten Botaniker, A. Ste. Hilaire, zusammenzutreffen. Auf einer seiner Exkursionen begegnete er einem jungen Mädchen von anständiger Familie, deren Anblick einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er um ihre Hand anhielt. Aber Ampère war nicht reich, und die Aeltern des Mädchens wollten ihre Einwilligung nur unter der Bedingung geben, daß er einen Stand erwähle. Es wurden lange Berathungen gepflogen, ob der Jünger der Wissenschaft sich dem Handel widmen solle; ihm war das Loos bestimmt, mit glatten Worten Käufer anzulocken und in einem Seidenwaaren-Lager seine Talente zu begraben. Glücklicherweise weigerte er sich, dies zu thun, und man kam überein, daß er in Lyon Unterricht in der Mathematik ertheilen solle. Von diesem Augenblick an war seine Zukunft entschieden und er ganz für die mathematischen Wissenschaften gewonnen. Man glaube indeß nicht, daß diese seine Einbildungskraft ausgetrocknet hätten; sie erhöhten vielmehr den Genuß literarischer Abschweifungen. Er war vertraut mit der Römischen Literatur und las wiederholentlich die klassischen Schriftsteller seines Vaterlandes; man hat sogar Verse von ihm, die nicht ohne Anmuth und Frische sind.

Im Jahre 1801 wurde Ampère zum Professor der Physik an der Central-Schule zu Bourg ernannt. Unter den Fragen, denen er nachsann, befindet sich auch eine, deren Lösung vom größten Einflusse auf die öffentliche Sittlichkeit hätte seyn müssen und es dennoch nicht geworden ist. Es sind dies seine Betrachtungen über die mathematische Theorie des Spiels. Ampère bewies unwidersprechlich, daß ein Spieler von Profession dem gewissen Untergange entgegengeht.

Die Wirksamkeit in der Central-Schule zu Bourg steckte Ampère's Streben zu enge Gränzen. Er begab sich nach Paris und legte sich hier auf neue Studien. Die Psychologie fesselte ihn zunächst, ohne daß er jedoch seinen mathematischen Forschungen untreu geworden wäre; er schien vielmehr dadurch auf die Entdeckung des Elektro-Magnetismus hingeführt zu werden. Seit sechs Jahrhunderten ist die Eigenthümlichkeit des Magnets bekannt, und dennoch war die Wissenschaft in dieser Beziehung noch nicht weiter gekommen, als in der ersten Periode. Da erfuhr man, daß Oersted, Professor der Physik zu Kopenhagen, die Entdeckung des Elektro-Magnetismus gemacht habe. Es war schon bekannt, daß unter gewissen Umständen die elektrischen Entladungen die Magnetnadel affizirten. Man hatte schon auf Schiffen, in welche der Blitz eingeschlagen, die Beobachtung gemacht, daß der Kompaß unbrauchbar werde. In diesem Fall verlor die Magnetnadel entweder ihre Kraft, oder ihre Pole kehrten sich um. Mehrere Physiker, unter denen Franklin, Beccaria, Wilson und Cavallo, hatten dies Resultat durch Entladungen einer Leydener Flasche oder einer starken Batterie zu erzielen gesucht, und wirklich war es ihnen gelungen, Abweichungen sehr kleiner Magnetnadeln zu Stande zu bringen. Aber alle diese Experimente hatten nur unvollständige Resultate gewährt, und man begnügte sich mit der Annahme, daß der elektrische Schlag wie der Schlag eines Hammers wirke, ohne diesem Gegenstande weiter nachzuforschen. Endlich gelang es Oersted, eine sichere und permanente Einwirkung der Elektrizität auf den Magnetismus zu entdecken. Als die Wirksamkeit selbst einmal fest konstatirt war, konnte es nicht mehr schwer fallen, die Grundgesetze derselben aufzufinden. Es war allen Gelehrten eine weite Laufbahn der Entdeckungen eröffnet.

Am 7. September 1820 erhielt die Akademie der Wissenschaften die erste Mittheilung dieser Entdeckung von einem Genfer Physiker, der die Experimente des Dänischen Gelehrten in der Sitzung der Akademie wiederholte. Acht Tage nachher war Ampère schon auf dieser Bahn weitergeschritten und hatte die Grundlagen der Elektro-Dynamik entworfen. Später machte er dann auch die Einwirkung der elektrischen Strömungen auf einander, den analytischen Ausdruck ihrer Repulsion und Attraction und die Beziehungen dieser Strömungen zum Magnete und den magnetischen Substanzen bekannt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Erdmagnetismus den elektrischen Strömungen zugeschrieben werden müsse, welche in der Erde nicht tief unter deren Oberfläche cirkuliren, suchte er diese Hypothese durch Experimente zu begründen.

Es ist weitläufig genug von Ampère's ernsten Bestrebungen die Rede gewesen, um seine Classification der menschlichen Kenntnisse, welche doch im Grunde nichts Anderes war als ein Kunststückchen, mit Stillschweigen übergehen zu können. Daher nur noch ein Wort über sein Privatleben. „Drei Dinge", sagte Ampère, „haben einen wesentlichen Einfluß auf mein Leben gehabt: meine erste Beichte legte in mir den Grund religiöser Ueberzeugung; die Lobrede auf Descartes von Thomas flößte mir die Liebe für die Wissenschaft ein, und die Eroberung der Bastille gab mir die Hoffnung einer socialen Wiedergeburt." Plutarch berichtet, daß Philopoemen die Strafe seines unglücklichen Aussehens zu leiden hatte. Etwas Aehnliches traf auch bei Ampère ein; meistentheils war aber seine Zerstreutheit und seine Leichtgläubigkeit daran Schuld. Man denke sich nur, daß er zu einer Zeit, wo die polytechnische Schule ganz militairisch organisirt war, in einem Rocke à la Française in die Klasse trat, sich vor allen Anwesenden tief verneigte und dann mit den hintersten Bänken ein Zwiegespräch anknüpfte, um zu erfahren, ob die Zahlen auch groß genug seyen. Die Schüler ermangelten natürlich nicht, immer nein zu rufen, bis die ganze Tafel von fünf riesenhaften Zahlen gefüllt war.

Trotz seiner Leichtgläubigkeit, war es nicht gar zu leicht, ihn zu täuschen. Dieselbe war vielmehr eine Frucht seiner regsamen Phantasie, welche die künftigen Zeiten übersprang und sich mit entfernten Möglichkeiten und sonderbaren Theorieen nährte. So wie ihn die Wissenschaft überzeugt hatte, daß es in den ersten Zeiten der Schöpfung riesenhafte Thiergeschlechter gegeben, die untergegangen, so glaubte er auch ohne allen Grund, daß der Welt eine totale Wiedergeburt bevorstehe. Ampère war nicht reich; als General-Inspektor der Studien suchte er jedes Jahr um die Erlaubniß zu einer Inspectionsreise nach, welche ihm einige hundert Francs einbrachte. Auf einer dieser Reisen erkrankte er und starb in Marseille im Jahre 1836. Er war 60 Jahre alt. Seine letzten Augenblicke waren ruhig und heiter. Dem Almosenier, der Worte des Trostes an ihn richtete, antwortete er: „Ich habe meine Pflichten als Christ schon vor meiner Abreise von Paris erfüllt." Als man fragte, ob er ein Kapitel aus der Nachfolge Christi hören wollte, sagte er: „Ich danke; ich weiß das Buch auswendig."

Mannigfaltiges.

— Großes Reformationsbild. In England ist der berühmte Kupferstecher William Walker damit beschäftigt, eines seiner schönsten und größten Werke nach einem Gemälde des Britischen Meisters Cattermole zu vollenden. Es stellt dasselbe die Protestation auf dem Reichstage von Speier (am 19. April 1529), also denjenigen historischen Moment dar, welchem der Protestantismus seinen Namen verdankt. Das Bild, welches an 80 Figuren im Charakter und Kostüme der Zeit enthält, zeigt im Vordergrunde den Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen, der für sich und im Namen seiner evangelischen Mitstände dem Könige Ferdinand, Bruder Karl's V., die Protestations-Urkunde übergiebt, in welcher sie erklärten, daß sie in Sachen des Glaubens nur Gott als den höchsten Richter und die heilige Schrift als Autorität, nicht aber menschliche Satzung und Unfehlbarkeit anerkennen. Zur Rechten des Kurfürsten befinden sich Wolfgang, Fürst zu Anhalt, und Philipp, Landgraf von Hessen; zur Linken Georg, Markgraf von Brandenburg, und die Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg. Weiter rechts auf dem Bilde erblickt man die Reformatoren, Martin Luther, umgeben von seinen Freunden Spalatin, Justus Jonas, Melanchthon, Mykonius, Bugenhagen, Bullinger, Bucer und Oekolampadius. Auf der anderen Seite des Bildes stehen, zur Rechten des Königs, Graf Mirandula, der Päpstliche Legat, Kardinal Cajetan, und Albrecht, Kurfürst von Mainz; zur Linken: Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, Wilhelm, Herzog von Bayern, und der Pfalzgraf Friedrich. Außer den Genannten zeichnen sich noch viele andere historische Personen durch ihre treffliche Auffassung aus: namentlich Johann Faber, Bischof von Wien, Karl Miltiz, der zwar mit dem Kardinal Cajetan den Auftrag hatte, Luther zu widerlegen, darin aber nicht weit kam, und die Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig. Herr Cattermole, der an diesem Gemälde mehrere Jahre arbeitete, hat dazu die Bildnisse benutzt, die Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Holbein und andere Deutsche Meister von jenen Männern hinterlassen haben. Als eine der kräftigsten und ausdrucksvollsten Figuren wird besonders die von Wolfgang, Fürst zu Anhalt, bezeichnet. Bei dem Kupferstecher, Herrn Walker, sind bereits auf die ersten Abdrücke dieses Bildes ungemein zahlreiche Bestellungen eingegangen, und Exemplare avant la lettre dürften wohl kaum nach Deutschland davon kommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 27. Januar 1840.

Frankreich.

Das phantastische Drama.

Von George Sand.*)

I. Goethe's Faust.

Der rechte Name für jene seltsamen und kühnen Werke, die in einem Jahrhundert philosophischer Forschungen entstanden, und welchen nichts in der vergangenen Zeit sich vergleichen läßt, wäre eigentlich metaphysische Dramen. Unter verschiedenen, mehr oder weniger beachtungswerthen Versuchen nehmen drei derselben den ersten Rang ein: Faust, den Goethe eine Tragödie, Manfred, den Byron ein dramatisches Gedicht benennt, und endlich der dritte Theil der Dziady, den Mickiewicz schlechtweg mit dem Namen „Akt" bezeichnet.

Diese drei Werke sind, wie ich zu behaupten wage, in Frankreich nur sehr wenig bekannt. Faust wird nur von denen recht begriffen, welche man als die Aristokratie des Geistes bezeichnen möchte; Manfred hat selbst nicht einmal in England Byron's Ruhm erhöht, obgleich er vielleicht der herrlichste Aufschwung seines Genius ist. Zur Vervollständigung der Sammlung seiner Werke beigefügt, wurde er, wenn man es ja noch der Mühe werth hielt, ihn zu lesen, für unbedeutender als der „Korsar", als der „Giaur", als „Childe-Harold" erklärt, die doch nichts weiter als Betrachtungen, für die Fassungskraft gewöhnlicherer Leser zugeschnitten, nichts als unreife Versuche im Hirn des Dichters sind. Was nun den Akt der Dziady von Adam Mickiewicz betrifft, so glaube ich mit Sicherheit bezeugen zu können, daß er nicht hundert Leser in Frankreich gefunden, und ich kenne darunter Geister ersten Ranges, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten.

Ist Frankreich gegen die ernsten Ideen, welche diesen Werken zum Grunde liegen, gleichgültig oder wohl gar ihnen abhold? Nein, gewiß nicht. Behüte Gott, daß ich dieses philosophische Uebergewicht Deutschland zugestehen sollte, welches durch den geringsten unserer politischen Fortschritte so glänzend Lügen gestraft wird, denn ich verstehe nichts von einer Weisheit, die nicht weise, von einer Kraft, die nicht stark, von einer Freiheit, die nicht frei macht**); doch fürchte ich, daß Frankreich viel zu klassisch ist, um die Dinge nach ihrem wahren Werth zu schätzen, wenn ihre Form ihm fremd ist. Als Faust erschien, entsetzte sich der damals herrschende akademische Geist über die Verwirrung, die Sonderbarkeit, das Unzusammenhängende und die Dunkelheit dieses Meisterwerks, und zwar nur deswegen, weil die Form eine Neuerung war, weil der freie und kühne Plan sich in keine der für uns zur Norm gewordenen Gewohnheiten schickte, weil Faust nicht aufgeführt werden konnte, und was weiß ich mehr, weil die Akademie noch an Boileau's poetischer Kunst festhielt, der freilich zu seiner Zeit, und zwar aus gutem Grunde, dieses Gemisch von metaphysischem und wirklichem Leben nicht verstanden hätte, welches die Neuheit und die Größe in der Form des Faust ausmacht.

Nur einem einzigen Zeitgenossen Goethe's war es vielleicht gegeben, den Werth und die Schönheit dieser Form ganz zu fassen, und das war der größte Dichter jener Epoche, Lord Byron***). Auch zögerte er nicht, sich derselben zu bemächtigen, denn sobald eine Form ans Licht getreten, so wird sie allgemeines Eigenthum, das jeder Dichter seinen Gedanken anpassen kann; und doch ist dies noch die Quelle manches schweren Irrthums, in welchen die Kritik dieser letzten Zeiten verfallen ist. Sie hat sich's in den Kopf gesetzt, über Nachahmung und Plagiat schreien zu müssen, wenn sie sah, daß neue Dichter das neue Kleid versuchten, welches der Meister ihnen zugeschnitten hatte, und welches ihnen mit demselben Rechte gehörte, wie der Erste Beste sich nach der neuesten Mode kleiden kann, wie diejenigen, welche sich in unseren Tagen Bewahrer der Kunst nennen, die Form Corneille's oder Racine's nachahmen dürfen, ohne daß ihnen Jemand das Recht dazu streitig macht. Klagte doch Niemand über Plagiat, als Molière und Racine fast buchstäblich ganze Stücke des Aristophanes und der Griechischen Tragiker übersetzten. Das Jahrhundert unserer wahren Klassiker war aber auch duldsamer und naiver als das unsrige, und eben deswegen war es ein großes Jahrhundert.

Byron bemächtigte sich also der Form des Faust, wahrscheinlich seiner selbst unbewußt, aus Instinkt, aus dunkler Erinnerung; denn obgleich er selbst die wahre Quelle seiner Eingebung verleugnete, um sie auf den Prometheus des Aeschylus zurückzuführen (der, im Vorübergehen sey's gesagt, ihn zu dem schwächeren Theile des Manfred begeistert hatte), so ist es doch darum nicht weniger gewiß, daß diese Form einzig und allein Goethe angehört; die Form und weiter nichts. Um aber den Unterschied verständlicher zu machen, den ich später zwischen diesen Dichtungen aufstellen werde, so muß ich meine Leser zuvörderst mit Goethe's Urtheil über Manfred und mit Byron's eigenem Urtheile über sich selbst bekannt machen. Goethe's Urtheil, aus den Blättern für Kunst und Alterthum entnommen, lautet wie folgt:

„Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keines mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung erfüllt."

In einem Briefe an seinen Verleger im Juni 1820 sagt Lord Byron:

„Ich habe seinen Faust niemals gelesen, denn ich verstehe kein Deutsch; aber Matthew Lewis übersetzte ihn mir 1816 zu Coligny größtentheils laut vor, und ich wurde natürlicherweise davon lebhaft ergriffen, doch haben mich der Steinbach, die Jungfrau und andere Berge mehr als der Faust zu meinem Manfred begeistert. Die erste Scene jedoch ist zufällig der im Faust sehr ähnlich."

Ueber seine Vorliebe für die Griechischen Tragiker sprach sich Byron 1817 in einem anderen Briefe folgendermaßen aus:

„Ich liebte leidenschaftlich den Prometheus des Aeschylus. Als ich noch Knabe war, lasen wir ihn wenigstens dreimal in einem Jahre zu Harrow. Der Prometheus, Medea und die Sieben vor Theben sind die einzigen Tragödien, die mir je gefallen haben. Der Prometheus war meinem Gedächtniß immer so gegenwärtig, daß mir sein Einfluß auf alle meine Dichtungen sehr natürlich erscheint; doch verwerfe ich Marlow und seine Sippschaft, Sie können mir es auf mein Wort glauben."

Ich begreife eben so wenig Goethe's Behauptung, daß er nachgeahmt worden, wie Byron's Leugnen, als er sich der Nachahmung beschuldigt fürchtete. Zuerst scheint mir, was die Form betrifft, die Aehnlichkeit zwischen beiden Dramen gar nicht so auffallend, wie es Goethe behauptet. Diese Form ist im Faust nur ein Versuch, ein köstlicher, es ist wahr, den man aber in Manfred ausgedehnter und vollständiger erblickt. Was die Neuheit und Originalität dieser Form ausmacht, ist die Verschmelzung der metaphysischen und der wirklichen Welt. Diese beiden Welten streben um Faust und um Manfred wie um eine Achse herum. Es sind zwei verschiedene flüssige Massen, und doch eng vereint und geschickt verbunden, in welchen sich bald der Gedanke, bald die Leidenschaft des Faust-Typus oder des Manfred-Typus bewegen. Um mich der philosophischen Redeweise zu bedienen, könnte ich auch sagen, daß Faust und Manfred das Ich oder das Subjekt vorstellen; Margarethe und Astarte und alle die anderen wirklichen Personen der beiden Dramen sind das Objekt, Mephistopheles endlich, Nemesis, die Walpurgisnacht, der Geist des Manfred und die ganze phantastische Welt in ihrem Gefolge sind das Verhältniß des Ich's zum Nicht-Ich, der Gedanke, die Leidenschaft, die Reflexion, die Verzweiflung, die Gewissensbisse, das ganze Leben des Ichs, das ganze Leben der Seele, mit poetischer Licenz

*) Vgl. Nr. 149 des vorjährigen Magazins (Mannigfaltiges), wo wir bereits auf diese geistreiche, wenn auch nicht immer erschöpfende Kritik Goethe's, Byron's und Mickiewicz's hingewiesen haben.

**) Die Weisheit anbelangend, so wollen wir darüber mit der Verfasserin dieses Artikels nicht rechten; die Freiheit aber, die wahre Freiheit, wer möchte sie wohl bei der Nation suchen, die von einem politischen System zum anderen schwankt und nimmer den Schwerpunkt für eine sichere freie Bewegung zu finden vermag? Ein Engländer, der, mit einem Hinblick auf die Franzosen, von der Freiheit spräche, die nicht frei macht, hätte dazu gewiß mehr Recht, als George Sand, die dabei den philosophischen, also mindestens in der Welt des Geistes frei gewordenen Deutschen im Auge hat.

***) Hier könnte man auch Goethe das Wort leihen, das der Witz einem berühmten Philosophen in den Mund legt: „Nur der Einzige, der mich verstand, der hat mich leider mißverstanden." Byron hat bekanntlich nie den Faust im Original gelesen; schon deshalb allein ist es nicht glaublich, daß er den Werth und die Schönheit der Form dieses Gedichts in ihrer Totalität aufgefaßt. Doch wir wollen sehen, wie die geistreiche Kritikerin ihren Ausspruch zu erweisen sucht.

unter allegorischen Formen und unter Namen vorgeführt, welche durch die christliche oder heidnische Religion, oder durch den Aberglauben des Mittelalters geheiligt waren. Diese Darstellung der inneren Welt, dieser große Kampf des Gewissens mit sich selbst, mit dem Einfluß, welchen die äußere unter sichtbaren Formen dramatisirte Welt auf dasselbe ausübt, ist von sinnreicher und durchaus neuer Wirkung.

Ja, neu in der That, trotz dem Aeschyleischen Prometheus, trotz der Furien des Orestes und der ganzen phantastischen Welt der Alten, trotz Hamlet's, Banko's und Julius Cäsar's Geistern, trotz dem Molière'schen und Mozartischen Don Juan. Diese Dazwischenkunft des Gewissens und des Schicksals auf der Bühne, unter der Gestalt von Larven und Dämonen, war zu allen Zeiten ein poetisches Hülfsmittel, und selbst Voltaire, der kälteste und positivste aller dramatischen Schriftsteller, hat es nicht verschmäht, den Schatten des Ninus auf die Scene zu bringen. Aber weder bei den Alten, noch bei den neueren Nachahmern derselben haben diese Erscheinungen einen so rein metaphysischen Charakter, wie Goethe ihnen verliehen hat. Sie stehen in engster Verbindung mit dem Glauben oder Aberglauben derselben Zeit, und wenn auch gebildete Geister ihren allegorischen Sinn auffaßten, so haben doch die Massen, welche ihrer scenischen Darstellung beiwohnten, sie für etwas Wirkliches gehalten. Die schwangeren Frauen abortirten bei der Vorstellung des von den Furien gepeinigten Orest. Zu Shakspeare's Zeiten erregte Hamlet's Geist mehr Entsetzen und Angst, als er zu philosophischen Betrachtungen anregte, und zur Zeit Molière's schlich beim Anblick der Statue des Komthurs, trotz aller sie umgebenden Komik, doch ein leises Frosteln durch die Adern der Zuschauer. Welches nun auch die frivole oder ernste Idee aller derjenigen gewesen seyn mag, die vor Goethe überirdische Wesen in ihren Dramen anbrachten, so viel ist gewiß, daß sie sich ihrer Dazwischenkunst mehr zu dramatischen als zu philosophischen Zwecken bedienten. Gewiß hatten sie dabei einen tief moralischen oder scharf kritischen Gedanken, doch war er nicht der Grundgedanke ihres Werkes, wie es der modernen Kritik zu glauben beliebt. Es konnte gar nicht so seyn, und mit der Zeit wird man zu der Erkenntniß kommen, daß es den im neunzehnten Jahrhundert versuchten Deutungen der Mysterien in den alten Poesieen und historischen Mythen ganz an Umsicht fehlt, und daß sie größtentheils eigentlich durchaus willkürlich sind. Trotz der sehr sinnreichen Goetheschen Erklärung des Hamlet, bin ich doch fest überzeugt, daß Shakspeare sein herrliches Drama viel unbefangener geboren, als Goethe es glauben mochte, und daß Alles, was Letzterem in dem Shakspeareschen Helden so spitzfindig und geheimnißvoll erschien, eine sehr einfache und leichte Erklärung in den abergläubischen Ideen jener Zeit findet.*) Wie könnte man sonst die große Popularität der tiefsten Shakspeareschen Dramen begreifen! Man müßte ja sonst voraussetzen, daß es ein aus Metaphysikern und Philosophen bestehendes Publikum gewesen, welches einer ersten Vorstellung des Hamlet oder des Macbeth beiwohnte. Und gewiß würde, ungeachtet aller Fortschritte der Zeit, John Bull sich noch heutigen Tages über die sinnreichen und poetischen Auslegungen Goethe's gewaltig ärgern, und der gute Shakspeare selbst, der viel mehr Künstler und weit weniger Skeptiker ist, als man es in Deutschland und Frankreich wähnt, würde sicher bei einer Rückkehr ins Reich der Lebendigen ganz verwundert seyn, wenn er das Alles läse, was man seit zwanzig Jahren über ihn geschrieben hat.**)

Der ganze Hamlet also, wie er in Wilhelm Meister erklärt wird, gehört Goethe und nicht Shakspeare an, eben so wie Mozart's Don Juan in der Hoffmannschen Erzählung nur allein Hoffmann's Eigenthum ist und weder Mozart, noch Molière, noch der Spanischen Chronik entnommen ist, so wie auch Goethe's Faust nicht der Deutschen Chronik, nicht Marlow, nicht Klinger angehört, sondern einzig und allein eine Schöpfung Goethe's ist. Es scheint mir hier am Ort, die Meinung auszusprechen, daß Faust eigentlich indirekt aus Hamlet hervorgegangen, weil er sich direkt aus Goethe's Hamlet im Wilhelm Meister herausbildete, ein herrlicher Beweis von Goethe's mächtigem und schöpferischem Genius, der Hamlet's Größe noch nicht genügend fand und, zu der Höhe des Genius seines Jahrhunderts sich emporschwingend, ihm im Faust einen Nachfolger gab.

Das Drama Faust bezeichnet nach meiner Ansicht die Gränze zwischen der Aera des naiv Phantastischen, welches treuherzigerweise als dramatisches Effektmittel angewendet wurde, und der Aera des tief Phantastischen, dessen man sich im philosophischen Sinne als Ausdruck des Metaphysischen, und — darf ich es aussprechen? — des Religiösen bediente. Ich spreche es aus, denn die großen Werke, deren ich hier gedenke, sie gehören der Philosophie an, also der Religion der Zukunft, der Goethesche Skeptizismus eben sowohl wie die Verzweiflung Byron's und des Mickiewicz erhabene Wuth.

Doch dahin sind wir noch nicht gelangt. Bei meiner Unfähigkeit, solche Stoffe abzuhandeln, bitte ich kühn, mir die Länge dieser Auseinandersetzungen über eine bloß die Form betreffende Frage zu verzeihen. Mir erscheint meine Aufgabe nicht nutzlos. Es handelt sich um nichts Geringeres, als jedem der beiden größten Dichter, die je gelebt, sein Theil Originalität zu retten, welches einem Jeden derselben eigen war, als sie das noch einmal durcharbeiteten, was die Kritik ein und dasselbe Werk zu nennen beliebte. Ich bilde mir ein, einer religiösen Pflicht gegen Mickiewicz Genüge zu leisten, wenn ich die Kritik beschwöre, ihre Aussprüche wohl abzuwägen, sobald es sich um solche Namen handelt.

Das ganze literarische Europa glaubte es Goethen auf sein Wort, als er mit stolzem Wohlwollen es aussprach, daß Byron seinen Faust in sich aufgenommen und die ihm zusagenden Motive daraus benutzt habe. Byron selbst erschrak über diese Aehnlichkeit, welche Goethen aufgefallen war, und scheinbar beiläufig warf er die Bemerkung hin, daß die erste Scene wirklich mit der des Faust Aehnlichkeit habe. So haben auch die wenigen Französischen Kritiker, welche die herrliche Dichtung des Mickiewicz zu besprechen geruhten, mit großer Flüchtigkeit darüber gesagt: „Das ist nichts weiter, als eine Nachahmung des Faust"; eben so wie Goethe einst bemerkte, daß Faust das Urbild des Manfred sey. Nun wohl! es mag seyn, Faust hat in der Kunst des dramatischen Entwurfs Beiden, Byron und Mickiewicz, zum Muster gedient, wie Aeschylus dem Sophokles und Euripides, wie Cimabue in der Malerkunst dem Raphael und dem Correggio, und ihre Dramen gleichen dennoch dem Goetheschen weit weniger als irgend ein klassisches Stück in fünf Akten und in Versen einem anderen klassischen Stück in ebenfalls fünf Akten und in Versen, weniger als Athalie dem Cid, als Polyeuctes dem Bajazet gleicht. Das metaphysische Drama ist eine Form. Sie wurde aufgefunden und ist seit dem Tage ihrer Erfindung zum Gemeingut geworden und es gebührte Goethen eben so wenig, sich zum eifersüchtigen Hüter derselben aufzuwerfen, als es seinen Nachahmern geziemt, ihm den Ruhm der Auffindung streitig zu machen; denn es ist eine Schöpfung, deren Ehre Goethen allein zukömmt, und die ihm auch schon die herrlichsten Apotheosen eingebracht hat. Jetzt aber gehört sie der Zukunft an, die Zukunft wird alle Entwickelungen, deren sie fähig ist, mit ihr vornehmen, und Byron und Mickiewicz haben damit den Anfang gemacht.

Ich habe zu beweisen versucht, daß es weder ein Plagiat, noch sklavische Nachahmungssucht sey, wenn man sein Werk einer bekannten Form anpasse; nun bleibt mir noch zu zeigen übrig, wie Grundlage, Begriff und Ausführung der drei metaphysischen Dramen, mit denen ich mich beschäftige, wesentlich verschieden sind. Ich werde nicht mehr auf den apologetischen Gesichtspunkt in Bezug auf diese beiden großen Dichter und angeblichen Nachahmer Goethe's zurückkommen. Ich werde mich vielmehr bemühen, in Rücksicht auf das Wesen und auf die Form den großen philosophischen und religiösen Fortschritt darzulegen, welcher alle drei Dichtungen auszeichnet, die doch so kurz nach einander entstanden.

Goethe sah und konnte nichts weiter im Menschen sehen, als einen Spielball des Schicksals; sey es nun, daß er in Unwissenheit untergehe, oder daß er sich zum höchsten Wissen aufgeschwungen, der Mensch erscheint ihm immer nur als der Spielball der Leidenschaften und das Schlachtopfer des Stolzes. Nur eine einzige Macht, die unerbittliche Wirklichkeit, erkannte er im Weltall an. Goethe beschließt das Voltairesche Zeitalter mit einem Glanze, der Voltaire selbst verdunkelte. Frau von Staël sagt über Faust, indem sie ihn mit mehreren Voltaireschen Schriften vergleicht: „Aus diesem Drama weht uns eine Einbildungskraft von ganz anderer Natur an; man erblickt darin nicht bloß die moralische Welt, so wie sie ist, vernichtet, sondern die Hölle ist auch an ihren Platz gestellt. Es waltet darin eine Zaubermacht, eine böse Grundanschauung, eine Trunkenheit der Sünde, eine Gedanken-Verirrung, über die wir uns entsetzen und zugleich weinen und lachen. Es scheint, als wäre für einen Augenblick die Herrschaft der Erde in die Hände des Bösen gerathen. Man bebt, denn er kennt kein Erbarmen; man lacht, denn jede selbstzufriedene Ichsucht wird durch ihn gedemüthigt; man weint, denn die menschliche Natur, so aus der Tiefe der Hölle betrachtet, erregt ein schmerzliches Mitleid."

Diese Stelle ist richtig gefühlt und schön. Obgleich Goethe ein Jünger Voltaire's ist, so läßt er diesen doch in der Kunst, Gott zu verkleinern und den Menschen zu vernichten, weit hinter sich; das kommt daher, weil Goethe mehr Wissenschaft und Poesie besitzt, die weit mächtigere Waffen sind als der Verstand, und mit denen er noch den Verstand verbindet, den letzten geschärften Pfeil, welchen er eben sowohl gegen die Langmuth Gottes wie gegen die Armseligkeit des Menschengeschlechts richtet.

Es ist wahr, Goethe gilt für einen großen Dichter, und es leugnen wollen würde eine Lästerung scheinen. Nach der Vorstellung jedoch, die wir uns von dem Ideale eines Dichters machen, gilt uns Goethe eher für einen großen Künstler, denn wir begreifen einen Dichter ohne Begeisterung, ohne Glauben und ohne Leidenschaft nicht, und Goethe's Genius, der ohne diese Elemente der Poesie schafft,*) ist eines jener isolirten Wunder, die mehr dem Talente als den Ideen eine Bahn vorzeichnen. Goethe ist der eigentliche Vater jener so vielfach erörterten und so falsch verstandenen Lehre von der Kunst um der Kunst willen. Er ist ein so gewaltiger Künstler, daß nur seine Fehler sich nachahmen lassen, und seine Vergötterer, die nach seinem Vorbilde Kunst um der Kunst willen trieben, sind dahin gelangt, gar nichts zu schaffen. Die Lehre Goethe's sollte und konnte in keinen anderen als seinen eigenen Händen eine wirksame Anwendung finden; dies erfordert jedoch eine nähere Beleuchtung.

Ich entsinne mich nicht, wer den Dichter als ein Gemisch von Künstler und Philosophen bezeichnet hat; diese Bezeichnung ist die einzige mir zusagende. Aus dem Gefühl für das Schöne, welches dem Geiste durch die Sinne offenbart wird, oder das materiell Schöne, und aus dem Gefühl für das Schöne, welches allein durch die metaphysischen Kräfte der Seele begriffen wird, oder das intellektuell Schöne, entspringt die Poesie, ein mehr sinnreicher oder mehr

*) Die geistreiche Verfasserin ist hier sehr im Irrthum; so spitzfindig und mystisch auch manche andere Auslegung des Hamlet seyn mag, Goethe wahrlich ist einer solchen sehr fern; er sucht im Gegentheil die Entwickelung von Hamlet's Charakter rein menschlich, aus ganz psychologischem Gesichtspunkte, zu erklären, ohne dem Dichter irgend eine philosophische Idee dabei unterlegen zu wollen.

**) Goethe hatte sogar das Vergnügen, noch bei seinem Leben ein solches Heer von Auslegern zu bewundern, das mehr von seinen Intentionen wußte, als er selbst.

*) Sollte man hier nicht glauben, Mad. Dudevant sey durch das Medium einer gewissen Deutschen Kritik zu ihrem Urtheil über Goethe gekommen?

erhabener Ausdruck unseres inneren Lebens, je nach dem Uebergewicht der einen oder anderen dieser beiden Fähigkeiten in uns. Das Ideal des Dichters würde also in meinen Augen seyn, das schöne Gleichgewicht der künstlerischen und philosophischen Kräfte zu erreichen; gab es je einen solchen Dichter? Ich denke, er soll erst geboren werden. Schwach, wie wir sind, in dieser Welt voll Stückwerk, fühlen wir immer, wie die eine Summe unserer Fähigkeiten auf Kosten der anderen sich entwickelt. Die Gesellschaft bietet uns keinen Mittelpunkt dar, wo unsere Gedanken und Gefühle sich sammeln und vereint wirken könnten. Ein heftiger, schmerzlicher, unseliger Kampf trennt die Elemente unseres Wesens und zwingt uns, immer nur nach einander die Gebilde unseres bewegten Lebens aufzufassen, in welchem unser Ideal nicht aus der Knospe brechen kann. Gemartert von Seelenleiden, von bitteren Zweifeln, fühlen wir das Bedürfniß, die positive Reflexion und den Tummelplatz der menschlichen Gesellschaft zu fliehen; dann kehren wir zurück in den Schooß der ewig jungen und schönen Natur, wir geben uns dem unbestimmten Zauber der poetischen Träumereien hin, wir stellen uns, so zu sagen, dem Schöpfer im Schooße seiner Schöpfung gegenüber, und in vollen Zügen die unvergängliche Schönheit der Dinge einathmend, rufen wir mit Faust:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet;
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freund's zu schauen.
Du führest die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

In solcher Stimmung sind wir Künstler; in solcher Stimmung war Goethe Pantheist, was eigentlich nichts weiter sagen will, als eine gewisse Weise, die Natur als Künstler zu betrachten, freilich als großer Künstler.

Doch Einsamkeit und Betrachtung genügen unseren Bedürfnissen eben so wenig, als sie Faust genügten, und nicht die Stimme des Mephistopheles entreißt uns der Einsamkeit, es ist die Stimme der Menschheit selbst, die uns mit seinen Worten zuruft:

Wie hätt'st du armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?

Und wirklich fühlen wir, daß all unser Sehnen nach der Gottheit ohnmächtig ist, so lange wir danach streben, uns auf anderem als dem von ihr vorgeschriebenen Wege zu ihr emporzuschwingen. Wir fühlen, daß diese schöne Natur nichts wäre ohne die Thätigkeit des Menschen, dem Gott die Sorge übertrug, das Schöpfungswerk fortzusetzen. Vergebens bevölkert unsere Phantasie diese Einsamkeit mit zauberischen Träumen; die Engel des Himmels steigen auf unseren Ruf nicht herab; unserer Macht ist es nicht gegeben, die Geister der Luft und die Geister der Erde herbeizurufen. Wir wissen sehr wohl, daß der Genius, welcher die irdische Natur beschützt, daß der Geist, der ihrer Fruchtbarkeit neue Nahrung zuführt, daß der Engel, welcher das Band zwischen der rohen Schönheit des Stoffs und der liebenden Weisheit Gottes bildet, nur der Mensch ist, jenes Wesen, dem zum Loose hier auf Erden eine ununterbrochene Arbeit und rastlose Geistesthätigkeit beschieden. Auch ist unser Leben nicht einzig auf die Fähigkeit beschränkt, die äußere Welt zu sehen und zu bewundern. Wir müssen lieben, leiden und unter Mühe und Angst nach Wahrheit streben. Vergebens versuchen wir den Ungewittern zu entfliehen, die über unseren Häuptern grollten, in unseren Herzen bricht der Sturm los, die Gesellschaft oder die Familie nehmen uns in Anspruch, das Band der Neigungen läßt sich nicht zerreißen, wir müssen ins Leben zurückkehren.

Nun umrauscht uns bald von neuem das Getümmel der Welt; unsere menschlichen Gefühle brechen heldenmüthiger oder erbärmlicher denn je hervor, und wenn in diesem Orkan, der uns mit sich fortreißt, die Gedanken unseres Hirns und das Verlangen unseres Herzens einen Glauben, eine Tugend, eine Weisheit, irgend ein Ideal suchen, so nimmt unsere geistige Arbeit eine neue Richtung. Der Sinn für die materielle Schönheit, deren Ausdruck uns vor kurzem noch die Kunst war, wendet sich nun, befruchtet von den Formen, welche die Kunst uns einflößt, zu größeren und ernsteren Gegenständen. In dieser Gemüthsstimmung sind wir Philosophen, und wir würden echte Dichter seyn, wenn wir die Kunst so zu handhaben verständen, daß wir sie ebensowohl zum Ausdruck unseres metaphysischen wie unseres poetischen Lebens machten.

Das wäre aber ein Fortschritt, den die Kunst noch nicht auf so hohe Stufe zu steigern wußte, um den Widerstand des Vorurtheils zu besiegen, welche die Aufgabe des Dichter-Künstlers auf die Malerei des äußeren Lebens begränzen will und ihm höchstens gestattet, so weit in das menschliche Herz einzudringen, um das Geheimniß seiner Leidenschaften zu entdecken. Goethe, der größte literarische Künstler, welcher je gelebt, hat dies nicht zu thun verstanden oder nicht thun wollen. In dem philosophischsten und abstraktesten seiner Werke, im Faust, ist er zu sehr mit der Kunst beschäftigt, um vollkommen oder auch nur hinreichend Philosoph zu seyn. In dieser herrlichen Dichtung, wo eigentlich nichts fehlt, fehlt doch etwas sehr Wesentliches, nämlich das Geheimniß von Faust's Herzen. Was für ein Mensch ist Faust? Niemand kann diese Frage beantworten. Es ist der Mensch im Allgemeinen, der Kampf zwischen Starrheit und Leidenschaft, zwischen Ideal und Atheismus. Wie schwach aber ist dieser Kampf, und wie leicht trägt der frivole Geist des Zweifels den Sieg davon über diesen unter Studien und Nachdenken gereiften Mann!

(Schluß folgt.)

Schuldgefängnisse und deren sittlicher Einfluß auf die Gesellschaft.

(Schluß.)

„Ein Wucherer verkaufte jungen Leuten, die in Geldnoth waren, für 40,000 Franken Stöpsel und für 12,000 Franken Zündhölzchen, die sie ihm in Wechselbriefen bezahlten; ein Gevatter kaufte jene um einen Spottpreis zurück. Dieselbe Waare wurde so in einigen Wochen an fünf Individuen verhandelt, die Alle in Wechselbriefen zahlten und weit unter dem Einkaufspreis verkauften. So hatten sich also der Wucherer und sein Gevatter in dieser kurzen Zeit für ungefähr 20,000 Fr. Vorschüsse 300,000 Fr. Wechsel ausstellen lassen. Zwei dieser Schuldner wurden zu gleicher Zeit in Sainte-Pelagie eingetragen; die Anderen waren solvent und zahlten ohne Verhaftung.

„Zur Zeit der Krönung Karls X. verbreitete sich das Gerücht, die Schuldgefangenen würden durch die Spenden des Königs ihre Freiheit erhalten. Das war ein Festtag nicht bloß für die Gefängnisse, sondern auch für den Wucher; eine Prämie ward ihm geboten, er benutzte sie. In einigen Tagen wurden zwei hundert neue Gefangene nach Sainte-Pelagie gebracht.

„Die Wucherer spekuliren auf Alles. Im Jahre 1820 ließen zwei Wechsler aus der Provinz einen armen Schenkwirth, an einer der Pariser Barrièren, der ihr Landsmann war, einstecken. Der Unglückliche ward im Gefängniß Stiefelputzer, um sich etwas zu verdienen. Seine Gläubiger schrieben ihm den 15. April einen Brief, worin sie ihm ein Mittel angaben, sich 200 Franken zu schaffen: „Mit dieser Summe könnt ihr uns die Kosten eurer Verhaftung und eures Aufenthaltes in Sainte-Pelagie erstatten. Wenn euch dies Mittel nicht gelingt, sucht ein anderes; wendet euch an die Mildthätigkeit des Kerkermeisters, der anderen Gefangenen, vielleicht bringt ihr so viel zusammen, als ihr zur Wiedererlangung eurer Freiheit braucht." Diese Leute spekulirten also auf das Mitleid der Gefangenwächter; sie verlängerten die Haft in der Hoffnung, ein Kerkermeister werde barmherziger seyn als sie."

Der Verfasser zeigt ferner, daß die Schuldenhaft nicht bloß dem moralischen Interesse der Gesellschaft, sondern auch dem materiellen, dem Geldinteresse, das man nach Heller und Pfennig berechnen kann, zuwider sey. Man kann mit den Summen, die jährlich zur Erhaltung, Vergrößerung und Verbesserung der Gefängnisse verbraucht werden, in so weit diese Ausgaben durch die Schuldgefangenen veranlaßt werden, sie sämmtlich befreien. Dazu kommt der Verlust, der der Gesellschaft durch den Müßiggang der Gefangenen entsteht. Der Verfasser schreibt dem Tag eines Gefangenen einen mittlern Werth von zwei Franken zu, und das ist nicht zu viel, da die Schuldenhaft hauptsächlich in den Städten ihre Opfer findet und meist die Klassen der Gesellschaft trifft, deren Zeit den meisten Werth hat. Nun beträgt die tägliche Durchschnittszahl der Gefangenen in ganz Frankreich wenigstens 1269; dies würde also einen Arbeitsverlust von 2538 Franken täglich und 926,370 jährlich geben. Also wird das Land durch die Schuldenhaft jährlich um einen Werth von beinahe einer Million gebracht.

Und das ist nicht Alles; ein Mensch, der längere Zeit in Haft war, hat etwas von seinem inneren Werth verloren, er hat sich im Gefängniß physisch und moralisch verschlimmert. Um sich die Zeit zu vertreiben, ergiebt er sich dem Trunk und Spiel und nimmt so ein Laster an, daß er vor seiner Einkerkerung nicht hatte, oder er wird schon durch die Berührung mit Lasterhaften oder Verbrechern verdorben. Wird man es glauben, in Paris wohnten die Schulden halber in Saint-Lazare gefangenen Frauen noch vor wenigen Jahren auf demselben Korridor mit den Prostituirten! Ein bloßes hölzernes Gitter trennte das Laster vom Unglück. Schmuzige Lieder störten den Schmerz der durch eine Unterschrift ihrer Freiheit beraubten Familienmutter, fügten eine Schmach der ihrer Gefangenschaft hinzu und zwangen sie, auf ihren letzten Trost zu verzichten und die Thür ihres Gefängnisses ihrer jungen Familie zu verschließen.

Eine Menge Verhaftungen finden unter einem falschen Namen statt. Die Frauen, die Weltleute, die Banquiers, die einen gewissen Ruf genießen, fürchten, sich zu kompromittiren, wenn sie ihren Namen an die Spitze von Gefängnißregistern stellen; sie übergeben daher ihre Forderung zum Schein an Leute, die sich für solche Dienste bezahlen lassen und die Schuldner einstecken. In Clermont-Ferrand kam es einmal vor, daß zwei Individuen mit Hülfe dieses Mittels sich gegenseitig verhaften ließen. Sie hatten sich zu gleichen Geschäften assoziirt und sich überworfen, und nun hatte Jeder von ihnen im Zorn mit Hülfe eines wohlwollenden Dritten die Verhaftung seines Compagnons herbeigeführt. Diese gegenseitige Verhaftung dauerte ziemlich lange: endlich ward eines Tages Frieden geschlossen und die beiden Namen zur selben Stunde aus der Liste gestrichen.

Zuletzt spricht der Verfasser von dem, was bisher zur Erleichterung der Schuldgefangenen gethan worden ist, und da zeigt er, wie selbst diese edlen Bestrebungen durch das an sich schlechte Prinzip der Schuldenhaft vergiftet werden.

Schon dies ist ein Fortschritt, daß das Gesetz vom 17. April 1832 das Minimum der Summen, für welche die körperliche Haft ausgesprochen werden kann, bei einem fremden Schuldner auf 150, bei einem Franzosen, der Kaufmann ist, auf 200 und bei einem Nicht-Kaufmann auf 300 Franken angesetzt hat. Das Genfer Gesetz vom 29. September 1819 dagegen läßt die Schuldenhaft zu, so oft die Klage nicht 500 Florins (230 Fr. 77 Cent.) übersteigt. Dasselbe Französische Gesetz hat auch außer einigen anderen Ausnahmen, die sich auf Verwandtschaft und auf das Geschlecht beziehen, bestimmt, daß Siebzigjährige nur in dem Fall, wo sie sich eines Betruges schuldig gemacht, haftfähig sind, sonst nicht.

Doch diese Bestimmungen erwähnt der Verfasser nicht; er hat vorzüglich die Erleichterungen vor Augen, welche durch die Güterabtretung und die Befreiungsgesellschaften erzielt werden. — Was die Güterabtretung betrifft, so findet er, daß die Praxis die Theorie zu Schanden gemacht, die Kosten sind ungeheuer, die Form ist erniedrigend, daher wird dieses Mittel selten gebraucht und ist nicht im Stande, die Wirkungen der Schuldenhaft zu neutralisiren. Wirksamer ist die Vergünstigung der Insolvenz in England, vermöge deren jeder Schuldgefangene nach 14tägiger Haft sich an ein besonderes Tribunal, den court for relief of insolvent debtors, wenden und von diesem seine Befreiung erhalten kann, sobald er eine genaue Bilanz seiner Lage vorlegt und seinen Gläubigern die Masse seiner vorhandenen Güter überläßt. Die Zahl der auf diesem Wege in England erlangten Befreiungen ist enorm. Im Jahre 1832 sind 5542 Gesuche der Art dem Tribunal überreicht worden, welches 4644, also mehr als vier Fünftel, gewährt hat.

Von den Wohlthätigkeits-Gesellschaften, welche die Befreiung der Schuldgefangenen zum Zweck haben, ist die merkwürdigste gewiß die, welche 1772 in England gegründet worden, und deren Schatzmeister James Neild ihre Geschichte geschrieben. In Frankreich hat die Gesellschaft der christlichen Moral Aehnliches geleistet. In Lyon hat ein Privatmann, der Major Martin, eine Rente von 12,000 Franken zur Befreiung der Schuldgefangenen hinterlassen, und mit dieser Summe ist es in gewissen Jahren gelungen, mehr als die Hälfte der Gefangenen dieser Stadt, der zweiten des ganzen Königreichs, auszulösen.

„Aber der Egoismus vergiftet Alles. Die Wohlthätigkeit des Major Martin hatte zum Zweck, dem Unglück zu helfen; statt dessen hat sie die Uebel, die sie heilen sollte, vermehrt. Diese Summe von 12,000 Franken ward eine Aufmunterungsprämie für die Schuldenhaft. Der Wucher hat diese jährliche Rente als sein Eigenthum betrachtet; der Gläubiger hat auf das Interesse spekulirt, welches sein Opfer einflößt. Daher ist auch unter den Beamten dieses Gefängnisses die Ueberzeugung allgemein, daß seit dem Legat des Major Martin die Verhaftungen häufiger, die Schuldner mehr gedrängt wurden. Die Kommission hat dies gefühlt: sie hat die Vorsichtsmaßregeln vermehrt, von allen Gläubigern eine Reduction ihrer Forderung und den Verzicht auf die Kosten verlangt, sie hat fast immer die unmittelbaren Befreiungen ausgeschlagen und endlich die Schuldner gewisser Kapitalisten, welche das Gefängniß besonders oft in Anspruch nahmen, von der Vertheilung ganz ausgeschlossen. Das half Alles nichts. Die Wucherer haben ihre Maßregeln noch besser ergriffen; sie haben ihre Forderung zum Schein Anderen abgetreten, ja, es hat Menschen gegeben, die sich zu Pseudoschuldnern brauchen und aus Speculation gefangen halten ließen.

„Die Schuldenhaft vergiftet also selbst die Wohlthätigkeit, ja, sie macht sie fast unmöglich. Daher haben sich auch aus dem Innern von Sainte-Pelagie selbst Stimmen erhoben, die gegen das Königliche Mitleid protestirten; die Befreiung eines Gefangenen durch die Geschenke des Souverains hatte zahlreiche Verhaftungen zur Folge."

Asien.

Vigne's Reise durch Central-Asien.

In der am 2. November vorigen Jahres stattgehabten Sitzung der Asiatischen Gesellschaft in London stellte der Direktor dieser Gesellschaft, Professor Wilson, Herrn J. Vigne vor, der unlängst von einer siebenjährigen Wanderung durch wenig besuchte Gegenden Central-Asiens zurückgekehrt ist. Herr Vigne verließ England im Jahre 1832, begab sich zunächst nach Persien, reiste durch Teheran, Masenderan und Buschir und ging dann zur See nach Bombay. Von Bombay aus wanderte er durch Hindostan und das gebirgige östliche Pendschab zunächst bis Kaschmir, wo er längere Zeit verweilte. Er machte mehrere Exkursionen in diesem Alpenthal und besuchte, dessen Gränze überschreitend, die nach Tibet führenden Engpässe. So wurde er in den Stand gesetzt, eine vollständige Karte der vom nördlichen Indus bewässerten Regionen zu entwerfen *)

Von Kaschmir begab sich Herr Vigne über das Plateau Dasson nach Baltistan oder Klein-Tibet und erreichte Iskardo, die am Indus belegene Hauptstadt dieses Landes, deren Lage bis jetzt nicht genau bestimmt war. Der Reisende vergleicht die wilde romantische Scenerie dieser Stadt mit der von Gibraltar. Bei den Einwohnern hat sich eine Sage erhalten, wonach sie in gerader Linie von Griechen, den Begleitern Alexander's des Großen, abstammen; auch behaupten sie, der Name Iskardo sey eben nichts Anderes, als Alexander, welches Wort die Perser bekanntlich in Iskender verstümmelt haben.

Von Baltistan kehrte Herr Vigne über die Berge östlich von Kaschmir und dann, gegen Abend gewendet, durch das Pendschab und Kabul nach Indien zurück. Er besuchte auf diesem Wege mehrere Hauptorte der kleinen Gebirg-Staaten, die in jener Region des Himalaya belegen sind. Von der Stadt Ghisneh (Ghasna), der die neuesten Ereignisse viele Bedeutung gegeben, legte Herr Vigne der Societät einen selbstgezeichneten Plan vor. Im Anfang des Jahres 1839 erreichte er die Britische Gränzstation Ludiana, schiffte sich dann auf dem Indus nach Bombay ein und kehrte von da über Aegypten nach Europa zurück.

Ein großer Theil dieser Reise giebt, wie Prof. Wilson bemerkt, über ganz unbekannte Gegenden Aufschluß. Von anderen Orten und Gegenden hatten die Jesuiten schon Berichte geliefert, die aber sehr dürftig waren. Bernier's Reise-Notizen sind gehaltreicher und interessanter; allein dieser Wanderer besaß weniger vielseitige Kenntnisse, als die Reisenden unserer Tage. Forster's Berichte über Kaschmir waren schätzenswerth, so lange man nichts Besseres hatte, und außerdem verweilte dieser Gelehrter nur kurze Zeit im Lande. Moorcroft hat während seines zehnmonatlichen Aufenthalts in der Hauptstadt Kaschmirs mehr Erkundigungen eingezogen, als alle seine Vorgänger; aber sein Werk ist noch nicht ganz veröffentlicht; auch mußte sich Moorcroft auf den südlichen Theil des Landes beschränken, und da seit der Abfassung schon 20 Jahre verflossen sind, so wird man bei Benutzung desselben eine Menge wichtiger Veränderungen berücksichtigen müssen, die seitdem stattgefunden. Auch der Franzose Jacquemont hatte Kaschmir zum Schauplatze seiner Forschungen gemacht; aber gerade dieser Theil seines Tagebuches ist noch nicht gedruckt, und außerdem drehen sich seine Beobachtungen, gleich denen Moorcroft's, vorzugsweise um die Hauptstadt und das Thal, von dem sie umgeben ist. Herr Vigne ist so glücklich gewesen, manche Gegend Kaschmirs zu besuchen, wohin Moorcroft und Jacquemont wegen physischer und politischer Hindernisse nicht vordringen konnten.

Das Ländergebiet im Norden und Nordosten Kaschmirs bis gegen den Südrand des Chinesischen Türkestan hin war uns bis jetzt eine wahre terra incognita, und es muß also Herrn Vigne's Reise nach Iskardo von höchstem Interesse seyn. Seine Beobachtungen werden unsere Kenntniß dieser hochbelegenen Region und des nördlichen Indus, von Ladak bis zu seinem Eintritt in die Ebene Hindostans, sehr vermehren und berichtigen. Prof. Wilson äußerte sein Bedauern darüber, daß es Herrn Vigne nicht vergönnt war, den Distrikt Nobra zu untersuchen und den Lauf des Schajuk von seiner Einmündung in den Indus aufwärts bis an seine Quelle zu verfolgen.*) Dagegen liefert Herr Vigne eine sehr sorgfältig gearbeitete Karte des Indus, von Iskardo bis dahin, wo er aus dem Hochgebirge heraustritt.

Die Gebirgs-Distrikte von Tschamba und mehrere angränzende Gegenden sind von Herrn Vigne ebenfalls zum ersten Male besucht worden. Die Resultate geben uns also Mittel an die Hand, die Geographie des oberen Pendschab zu vervollständigen.

Mannigfaltiges.

— **Italiänische Poesie.** Als Dichter, deren Verse jetzt den meisten Beifall in Italien finden, werden folgende genannt: Arcangeli, Cagnoli, Gazzoletti, Barbieri (ein sehr beliebter Prediger), Signora Rosellini, Casamatta, Grassi, Carrer, Campello, Bussa, Centofanti, Guadagnoli und Graf Pullé. Der bekannte dramatische Dichter Nicolini hat ein neues Trauerspiel „Rosamunde" für das Theater in Florenz, Revere eine mit Beifall aufgenommene Tragödie nach einem Stoffe aus der Florentinischen Geschichte geschrieben. Perini hat aus Portugal, wo es jetzt an Dichtern gänzlich fehlt, eine Einladung erhalten, um für das Theater in Porto vier Dramen aus der Portugiesischen Geschichte zu bearbeiten. Der bekannte Lustspiel-Dichter Alberto Rota ist vom Könige von Sardinien in den Adelstand erhoben worden.

— **Belgische Literatur.** Im Jahre 1839 sind in Belgien 290 Original-Druckschriften erschienen, was in der That eine weit größere Zahl ist, als man erwarten sollte und als auch noch im J. 1837 erschien, denn damals betrug die Zahl nur 180, während wohl das Zehnfache jährlich an Nachdrucken in Belgien zu Tage gefördert wird. Der Sprache nach zerfallen die im vorigen Jahre erschienenen 290 Werke in 192 Französische, 83 Flamändische, 4 Lateinische, 5 Deutsche, 5 Englische und ein Italiänisches. Hinsichtlich ihres Inhalts wird Folgendes angegeben: 47 beziehen sich auf die Geschichte Belgiens (was wirklich ein ehrenvolles Zeugniß für den dort erwachten historischen Forschungstrieb ist); 69 sind belletristischen Inhalts, 7 Reisebeschreibungen, 6 bibliographische Arbeiten; 30 beschäftigen sich mit Grammatik und Lexikographie (wobei besonders in Betracht kommt, daß im letzten Jahre viel über Flamändische Grammatik geschrieben und gestritten worden), 2 mit Archäologie, 11 mit Medizin, Chirurgie und Anatomie, 6 mit Chemie und Botanik und 10 mit Staatswirthschaft und Statistik; 32 waren politische Schriften und Pamphlets und 18 periodische Schriften; 5 gehören der Geographie, 3 der Geologie, 4 der Mathematik, 7 der Jurisprudenz, 1 der Numismatik, 5 der Architektur und 5 der Kunstkritik an. Der Philosophie war nur eine einzige Schrift, der Strategie ebenfalls eine, dagegen sind der Ascetik 5, der Memoiren-Literatur 3 und verschiedenen Gegenständen 16 gewidmet. — Daß mit Ausnahme der 5 ascetischen Werke von einer eigentlich theologischen Literatur gar nicht die Rede ist, erscheint mindestens auffallend und läßt fast vermuthen, daß diese im Belgischen Moniteur enthaltenen Angaben nicht ganz korrekt sind.

---

*) Der Indus entspringt bekanntlich im Chinesischen Tibet, nicht gar weit von den Ganges-Quellen, fließt anfangs in nordwestlicher Richtung durch die wenig oder gar nicht bekannten Alpenländer von Ladak und Baltistan und bricht sich dann eine südwestliche Bahn durch ungeheures Hochgebirg, bis er endlich, den westlichen Saum des Pendschab und nördlichen Hindostan's entlang gemächlich dem Ocean zuströmen kann. Bis zum südwestlichen Theil seiner gewaltigen Bogenkrümmung heißt er der obere oder nördliche Indus.

*) Der Schajuk kommt von dem riesigen südlichen Randgebirge des Chinesischen Turkestan (so viel weiß man im Allgemeinen) und fällt unterhalb Ladak in den Indus. — Ueber Ladak sehe man Ritter's Asien (B. 3 S. 615 ff.) und über Baltistan dasselbe Werk (B. 3 S. 640 ff.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 29. Januar 1840.

Nord-Amerika.

Capitain Marryat und die Amerikaner.

Was vor zwei Jahren der Amerikanische berühmte Romanen-Dichter Fenimore Cooper gegen England gethan hat, das thut jetzt zur Vergeltung der Englische berühmte Romanen-Dichter Marryat gegen Amerika; und Beide scheinen sich durch ihr Streben gleich ernste Mißbilligung zugezogen zu haben. Wie Cooper in seinem „England“, so scheint Marryat in seinem „Tagebuch in Amerika“ *) Vieles gesagt zu haben, was auf falscher Auffassung der Charaktere, auf von Hause mitgenommenen Vorurtheilen und auf Uebertreibung, wenn nicht auf absichtlicher Entstellung beruht; und er scheint abermals zu beweisen, daß die Dichter, je größer sie sind, desto weniger mit den praktischen Wahrheiten umzugehen wissen, als schämten sie sich gleichsam, schlichte Thatsachen mit gesundem Urtheile treu zu berichten, nachdem sie so lange durch heitere Fabel und Ausschmückung das Glück an ihre Feder gefesselt haben. Bei diesem Treiben jedoch hat der Beschauer eine schöne Genugthuung in dem Benehmen des Englischen Publikums. Während die meisten Amerikaner über Cooper's „England“ frohlockten, tritt die edelmüthigere Kritik Britaniens gegen ihren Landsmann für Amerika's Rechtfertigung in die Schranken. Selbst die Quarterly Review, die sich Jahre lang geübt hat, Böses von Amerika zu sprechen, nimmt diesmal seiner Sache sich an. Und wir glauben auch, Marryat hätte viel besser gethan, die Farben gemäßigter, weniger poetisch aufzutragen. Ist die Uebertreibung an sich schon unedel, so ist sie bei Schilderungen Amerikanischer Zustände noch dazu ganz überflüssig, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man von ihnen schon genug Uebles gesagt hat, wenn man die nackte Thatsache hinstellt; und man giebt den Amerikanern nur Mittel in die Hände, sich wegen schlechter Gebräuche und Gewohnheiten zu rechtfertigen, wenn man die Schilderung derselben übertreibt. Eine Probe, wie die Englische Kritik von Marryat's Werke über Amerika denkt, mag folgende Beurtheilung aus dem Atlas unseren Lesern geben:

„Beim Schlusse der ersten Abtheilung des Marryatschen Werks über Amerika“, sagt der Englische Beurtheiler, „waren wir zu hoffen berechtigt, daß das Beste, das Schlagendste noch kommen werde, und wir blickten neugierig auf das, was der Verfasser über Einrichtungen und gesellschaftliche Charakteristik der Vereinigten Staaten sagen würde. Wir sind getäuscht worden. Alles in diesen drei Bänden über die Union Gesagte scheint nur eine Rache zu seyn, die der beleidigte Autor gegen ein Volk übt, das ihn, wie es scheint, nicht freundlich aufgenommen hat. Wahr ist es, man hat ihn in öffentlichen Blättern verleumdet, in anonymen Briefen beleidigt und ihn während seines Aufenthalts daselbst vielfach gereizt; aber wer der Angreifer war, Amerika oder der Schriftsteller, ist unbekannt. Es ist auch gar nicht wichtig weiter; es ist genug, wenn man weiß, unter welchem Einflusse das Werk geschrieben ist. Beim Streben, zu spotten und zu tadeln, greift er Vieles auf, was er zu Hause noch ärger hätte finden können. So z. B. werden viele Anekdoten von der Grobheit der Kutscher erzählt; aber der Capitain mußte wissen, daß man auch in England solche Wagenlenker findet.

Während die Kutscher, Postillone und Fuhrwerke schlecht wegkommen, werden die Gastwirthe und Gasthöfe wieder fast zu viel gelobt. Interessant ist wenigstens folgende Stelle hierüber: „Der Amerikanische Gastwirth erscheint noch als Gastgeber; er und seine Frau sitzen bei der Mahlzeit an der Spitze der table-d'hôte. Bei der Ankunft bewillkommnet er freundlich, und ist man in Begleitung seiner Bekannten, so wird man ihm vorgestellt. Der Gastwirth wird in den achtbarsten Gesellschaften gesehen. Diese Stellung der Gastwirthe wird länger bleiben, als andere Dinge in diesem wandelbaren Volke. Die Manie des Reisens in diesem Lande macht es nothwendig, daß alles sich auf die Bequemlichkeit des Reisenden beziehende wohlgeordnet sey. Die öffentliche Meinung weist dem Gastwirthe diese Stellung an, und die öffentliche Meinung ist in diesem Lande despotisch. Weil der Gastwirth solche Achtung genießt, ergreift auch der Gebildetste dieses Geschäft. Der Strom von Reisenden, der sich durch dieses Land zieht, giebt Jedem Verdienst genug, ohne daß er zu übermäßigen Rechnungen greifen muß. Die Preise sind bestimmt und Jedem bekannt, und der Präsident hat nicht mehr zu zahlen, als der arme Reisende. Jedermann kann sonach gleich seine Ausgaben berechnen; übertheuert kann er nicht werden, und Geschenke an die Kellner sind eine freiwillige Sache, gefordert werden sie nie. Anfangs pflegte ich die Rechnung zu untersuchen, später sah ich nur nach der Summe und fand, wenn ich bei Muße verglich, daß ich niemals betrogen worden bin. Gewiß eine seltene Erscheinung in diesem Stande, aber es ist in Amerika doch allenthalben so; die wenigen Ausnahmen finden sich nur in den großen Hauptstädten.“

Von Reisen und Reisenden wendet sich der Verfasser zu Betrachtungen über Aus- und Einwanderung; hierauf ein Kapitel über die Zeitungspresse, voll der heftigsten Invektiven. Viel überflüssiges Gerede macht er dann über die Schriftsteller, und in mehreren Kapiteln über Gesellschaft, Frauen, Patriotismus, Regierung u. s. w. steht nur, was Andere vorher schon erschöpft haben.

Wenn wenig Neues gegeben wird, so wird noch weniger unparteiisch gegeben. Marryat ist so gegen die demokratische Verfassung eingenommen, daß er alle Institutionen der Vereinigten Staaten mit Abscheu betrachtet. Wegen der politischen Verhältnisse mit einem Schriftsteller von vorgefaßter Meinung zu rechten, wäre unnütz, auch gehört ein solcher Streitpunkt nicht hierher; was die socialen Gewohnheiten betrifft, muß man gestehen, daß ein fashionabler Novellist Vieles in Amerika zu tadeln findet. In dem gesellschaftlichen Verkehr ist dieses Land unstreitig noch zurück, weil es anderweitig beschäftigt ist; es hat zu viel industriellen Geist, um noch Sinn für polirte Gebräuche der Fremde übrig zu haben. In funfzig Jahren vielleicht wird Amerika alle Verweichlichung haben, die ihm seine geckenhaften Kommentatoren wünschen; es wird alle Stadien der Ausschweifung, der Verdorbenheit der Europäischen höheren Kreise durchlaufen haben und in den unvermeidlichen Verfall gerathen; jetzt ist es nur kräftig und roh — nur gesund und unpolirt, alle Plumpheiten eines handeltreibenden Staats darbietend, ohne die Großartigkeit und Eleganz älterer Völker. Amerika wird auch seinen geschichtlichen Kreis wie alle andere Völker durchlaufen, es wird sein Emporsteigen, seinen Gipfel und seinen Verfall haben; man lasse es nur lange genug existiren, es wird schon civilisirt, aber auch verderbt werden. *)

Man höre, wie er vom Benehmen des Amerikanischen Bürgers spricht: „Auf den Gesichtern der unteren Klassen ist keine Demokratie zu sehen; es zeigt sich jenes arrogante Wesen nicht, das man beim Despotismus des Bürgers vorauszusetzen gewohnt ist; ja, diese Klasse ist höflicher als bei uns. Es ist ein solches höfliche Betragen noch bemerkenswerther, wenn man weiß, daß dieselben Leute bei politischen Aufregungen oder anderen Gelegenheiten anmaßend und unverschämt sind. Aber auch ein Unterschied der Einwohner tritt hierbei hervor. Der geborene Amerikaner nämlich ist in der Regel ruhig und gefällig, rohe Behandlung dagegen hat man zumeist von den Eingewanderten zu dulden. Ich habe früher erklärt, daß der Amerikaner gutmüthig ist, und diesem Temperament schreibe ich seine Höflichkeit zu. Aber warum sind sie gutmüthig? Es scheint mir, daß dies eine von den wenigen Tugenden ist, welche von der Demokratie erzeugt werden. Wenn die Stufen der Gesellschaft geschieden sind, wenn, wie anderswo, der Unterschied der Stände feststeht und man sich ohne Murren seinen Konsequenzen unterwirft, dann ist es handgreiflich, daß, wenn man in Gegenwart eines Höheren oder Gleichen sein Temperament beherrschen muß, man ihm die Zügel schießen läßt, wenn man mit Niedrigeren zu thun hat. Das Hingeben aber an unsere Tempe-

*) A Diary in America, with remarks on its institutions. Part II. Ueber die erste Abtheilung haben wir in mehreren Artikeln des vorigen Jahrgangs berichtet.

*) Wenn man unser Original sprechen hört, sollte man glauben, die Amerikaner wären eben — ich will nicht sagen vom Himmel gefallen, denn wie gefallene Engel sehen sie gar nicht aus — aus dem Schoß der Muttererde hervorgegangen und wären lieblich in ihrem Stande der Unschuld anzublicken. Das oben Gesagte ließe sich höchstens auf die Kabylen oder Indianer anwenden, die Amerikaner aber sind kein rohkräftiges Naturvolk, das Gott und die Welt nur von seinen Bergen oder Prärieen aus kennt und von der sittlichen Verderbtheit wie von der sittlichen Bildung gleich fern ist; sie sind vielmehr bloße zusammengewoofene Theile verschiedener Völkerschaften, die sich hier, wie auf einer ungeheuren Messe, Geschäfte halber begegnen. Ist es etwa der patriarchalische Zustand der simplen Urvölker, in welchem Amerika seine Sklaven hält? Nein! das junge Amerika stammt zum großen Theil von den Britten ab, die dem fluchwürdigen Laster der Menschenquälerei entsagt haben, es stammt theilweise von Deutschland ab, wo man dies Laster nicht kannte, und doch würden sich seine Söhne lieber selber die Köpfe einander herunterreißen, ehe sie den armen Neger in seine Menschenwürde einsetzten. Zu seinem Verfalle ist Amerika übrigens jetzt schon gekommen, ohne das Stadium der Bildung durchlaufen zu haben. Von der politischen Welt ist es fast wie verschwunden, die Zeitungen sprechen nur von ihm, wenn sie seine Bankerotte verkünden. Ansehen fehlt ihm, Geld hat es auch nicht mehr, giebt's für Amerika einen größeren Verfall? D. Uebers.

ramente macht sie zu Herrschern über uns. Aber unter Institutionen, wo Alles Gleich ist, wo Niemand das Uebergewicht eines Anderen anerkennt, selbst wenn er es hat, wo der Mann mit der Schaufel in der Hand den Millionair herunterreißt, wo man sich den Launen und der Unverschämtheit eines Bedienten fügen muß, da ist es handgreiflich, daß Jedermann von Kindheit an lernen muß, sich zu mäßigen, da kein Aufbrausen ruhig hingenommen wird. Ich glaube also, daß die gutmüthige Natur der Amerikaner von ihrer Landes-Verfassung herrührt. In einem Punkt ist der Amerikanische Yankee gleich dem Englischen; man bringe ihn zum Lachen, und er ist auf der Stelle ruhig."

Ueber den Werth dieses Argumentes und seine Logik lassen wir den Leser selbst urtheilen.*)

Die Tagespresse versetzt unseren Autor so sehr in Feuer und Flamme, daß er um beschimpfende Ausdrücke darüber verlegen ist. Sie sey die zügelloseste auf der Oberfläche der Erde, sagt er; sie lebe nur von Verleumdung, Verleumdung aber sey ein Gift, das durch ganz Amerika wachst. Die Presse mache die Amerikaner, nach ihm, zu Feiglingen, die vor jeder Kleinigkeit Furcht haben, wenn es möglich ist, dieselbe in den Zeitungen zu besprechen, die beständig in einem Kriege leben, der ärger ist als der Krieg mit den Indianern, die doch den Ruf und die Ehre des Mitbürgers nicht skalpiren. Daß die Amerikaner so viele Aufmerksamkeit auf die Aeußerlichkeiten der Religion verwenden, geschehe auch nur, weil man die Tyrannei der Zeitungen fürchtet, welche über Jeden herfallen, der nicht fleißig in die Kirche geht.

Der dritte Band beschäftigt sich mit einer langen Dissertation über Kanada und die Indianer und mit einer Replik gegen eine Rezension in der Edinburgh Review, wo Marryat in einem heftigen Angriff gegen Miß Martineau die Possenreißerei der Amerikanischen Journalisten nachahmt. Um das Werk zu dem üblichen Umfang von drei Bänden auszudehnen, hat der Verfasser sehr viele Auszüge von anderen Schriftstellern gegeben. Von den 185 Seiten über Kanada gehören über 60 dem Berichte Lord Durham's und anderen Dokumenten an.

Frankreich.

Das phantastische Drama.

Von George Sand.

I. Goethe's Faust.

(Schluß.)

Wie erblickt man diesen Menschen in seinem Nichts, den doch in einem kindischen und geschmacklosen Prolog**), dem engen Portikus eines großartigen Monuments, der Herr seinen Diener nennt:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen."

Wenn die Gottheit so vom Menschen im Allgemeinen spricht, dann muß man gestehen, daß der Geist des Bösen, ihr gegenüber, leichtes Spiel hat; er braucht nur die Erde mit dem Saume seines Flügels zu berühren, und sogleich fällt sie ganz seiner Macht anheim. Wenn aber dort nur von dem berühmten Doktor Faust die Rede ist, so täuschen sich der Herr und der Leser mit ihm gleich anfangs gar gewaltig über die geistige Kraft dieses Weisen, den die leiseste Spöttelei des Mephistopheles außer Fassung bringt, den die geringste Vorspiegelung von Reichthum und Sinnenlust gleich in den Abgrund stürzt. Ist es Goethe selbst, dessen hohe Gestalt unter der des Doktors erscheint, so sind wir im Klaren, und wir verstehen es, warum der Künstler in der Form und Anlage seines Werkes unvollständig, dunkel, unklar blieb und jede Erläuterung verschmähte. Wir verstehen Faust's schnellen Fall und den so naiven Triumph des Mephistopheles. Wir bildeten uns ein, daß wir dem Kampfe des göttlichen Ideals gegen die cynische Wirklichkeit beiwohnen würden, doch wir werden inne, daß dieser Kampf in einer von Natur der kältesten Wirklichkeit unterworfenen Seele gar nicht entstehen kann. Da, wo kein ungestümer Wunsch tobte, kann weder Täuschung, noch Ermattung, noch irgend eine Umwandlung stattfinden. Deshalb erscheint mir Goethe nicht als das Ideal eines Dichters, weil er ein Dichter ohne Ideal ist.

Man muß also den Schlüssel zum Faust in Goethe's Herzen suchen. Sobald wir den Dichter kennen, ist das Gedicht uns erklärt. Ohne dies ist Faust ein Räthsel, er hat den Hauptfehler, den der Verfasser nicht vermeiden konnte, daß er nicht der historischen Natur des Charakters und dem Plane des Gedichtes gemäß handelt. Schon lange hatte sich Goethe mit Mephistopheles vertraut gemacht, als es ihm in den Sinn kam, die Heldenthaten zu erzählen, die dieser am Doktor Faust verübt, und wenn es ihm ein Leichtes war, den bösen Dämon mit der ganzen Ueberlegenheit seines Genius handeln und sprechen zu lassen, so gelang es ihm doch nicht, aus dem Faust einen Jünger des Ideals zu machen, der von seiner Bahn abgeschweift ist. Faust wurde unter seinen Händen zu einem Wesen ohne bestimmten Ausdruck, zu einem schwankenden, gequälten und in sich selbst unhaltbaren Charakter; ihm geht das Bewußtseyn seiner Größe und seiner Kraft ab, er hat auch nicht einmal das seiner Erniedrigung und Schwachheit. Er setzt der Versuchung keinen Widerstand entgegen, er geräth nach seinem Fall nicht in Verzweiflung. Sein einziges Unglück ist die Langeweile; er ist ein älterer Bruder des milzsüchtigen und lebenssatten Werther's. Vor seinem Pakt mit dem Teufel langweilt ihn die Weisheit und das Nachdenken; kaum hat er sich diesen kalten und frechen Gefährten zugesellt, so langweilt ihn noch mehr die ewig gleiche Spottsucht, welche ihm nicht gestattet, sich seinen Träumereien und seinen Leidenschaften zu überlassen. Bevor er Gretchen liebte, war er der Einsamkeit überdrüssig; seit er sie besitzt, liebt er sie nicht mehr, wenigstens vernachlässigt, vergißt er sie; er fühlt die Leere aller menschlichen Dinge, und Mephistopheles muß ihn erst wieder an seine Geliebte erinnern:

„Mich dünkt, anstatt in Wäldern zu thronen,
Ließ' es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für seine Liebe zu belohnen."

Worauf ihm Faust erwiedert:

„Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste?"

Dann kehrt er zu ihr zurück, denn er ist gut, mitleidig und gerecht, und diese angeborene Ehrlichkeit, die der Böse nicht in ihm zu unterdrücken vermag, ist noch ein besonderer Zug in Goethe's Charakter, der den Faust aber nur noch sonderbarer und wankelmüthiger macht. Was verbrach Faust! Es ist eine Unmöglichkeit, herauszufinden, wodurch er die gänzliche Verlassenheit von Gott verdient, und womit er seine Verpflichtungen gegen den Teufel erfüllt. Beständig hascht sein Geist nach einem gewissen Ideal von Ruhm und übermenschlicher Gewalt, das aber doch nicht das göttliche Ideal ist; die Leidenschaften, welche ihm der Böse einflößt, sättigen ihn nicht, noch reißen sie ihn fort. Man sieht nicht ein, inwiefern er Gretchen betrog, denn nirgends ist die Spur eines Gelübdes von seiner Seite, noch eines eigennützigen Verlangens von der des Mädchens. Wenn, fern von ihr, ihn die Schönheiten der Einöde reizen, so führen ihn gleich einige Worte des Mephistopheles, der Drang der Begierde, die Faust durch Gewissensbisse zu verhehlen weiß, wieder zu ihr zurück. Wenn Gretchen ihm ihre unschuldige Angst mittheilt, ist er weit entfernt, sie ihrem Glauben zu entfremden, sondern versucht vielmehr, sie zu beruhigen, indem er ihr den seinigen erklärt, und er scheint diese schuldlose Reinheit, diese fromme Unwissenheit an ihr zu lieben. Bald wieder durch seine unruhige Wißbegier von ihr hinweggerissen, stürzt er sich auf den Brocken mitten in den Herensabbath, das heißt in die wüsten Leidenschaften, die wilde Lust und den unechten Erden-Ruhm, der so geistreich durch Windfahnen und Sternschnuppen personifizirt wird. Der Abscheu, welchen ihm schnöde Gotteslästerung und Wollust einflößen, ergreift ihn in den Armen einer unzüchtigen Schönheit und führt vor seinen Blicken Margarethens Scheinbild vorüber. Diese gräßlich schöne Stelle der Walpurgisnacht im Faust sprüht von Geist.

Als Faust, vom Herensabbath zurückkehrend, Gretchens Unglück erfährt, strömt er seinen Schmerz und seinen Zorn gegen den Bösen in einer Sprache aus, die der höchsten Erhabenheit Shakespeare's würdig ist. Seine Seele schwingt sich zur Gottheit auf, und es tönt aus seinem Munde dieser Schrei gerechten Vorwurfs:

„Großer herrlicher Geist, der Du mir zu erscheinen würdigtest, der Du mein Herz kennst und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt."

Zu seiner kraftvollen Entrüstung, in der Faust sich zum ersten Mal selbständig zeigt, wird er von jener feurigen Rechtlichkeit, von jenem großen, sittlichen Edelmuth beseelt, die auf eine so bewunderungswürdige Weise bei Goethe den Mangel an idealen Fähigkeiten ersetzen. Er bricht den Trotz des Bösen und zwingt denselben, ihn zu Margarethen zu führen, um sie zu retten. Da nun hier die Rolle des Liebhabers zu Ende ist und die des Mannes beginnt, so denkt man nicht mehr daran, was dem Faust zur Erwiederung von Gretchens Liebe eigentlich fehlte; man bemerkt nur den rechtlichen Eifer, Sünden wieder gut zu machen, die er nicht beabsichtigt hatte, denn Faust konnte ja nicht dafür, daß die Liebe eines Weibes die Leere seines Herzens nicht füllte, und Mephistopheles bemächtigt sich seiner bei der Entwickelung auf sehr willkürliche Weise. Daraus muß man schließen, daß Goethe, der ein großer Künstler, erhabener Lyriker, geistreicher und gründlicher Gelehrter, edler und rechtlicher Charakter, aber kein Philosoph, kein Idealist und nicht hingebend und leidenschaftlich im zarten Sinne war, den Faust entweder nicht so durchführen konnte oder nicht wollte, wie er es zuerst beabsichtigt hatte. Diese ganze Erzählung, dieses ganze Drama, alle diese Personen, alle diese so bewunderungswürdig geordneten Begebenheiten, die so anziehend, anmuthig, kräftig und pathetisch sind, umfassen doch nicht den Gegenstand, den sie veranschaulichen sollten, nämlich den Kampf des Gottes-Bewußtseyns gegen den Hauch des Atheismus. Es ist nicht das Drama Faust, wie wir es jetzt auffassen würden, wie es Goethe zweifelsohne sich gedacht hatte, ehe er die Hand daran legte; es ist eine aus Goethe's Gehirn entsprungene Geschichte, bald nach der Natur, bald aus der Phantasie geschildert; es ist die Geschichte des letzten Jahrhunderts, die Existenz Voltaire's und seiner Schule, das Resultat der Systeme des Descartes, des Leibnitz und Spinoza, deren Dichter und bewunderungswürdiger Volks-Dolmetscher Goethe ist. Ich möchte den Faust in Folgendes zusammenfassen: „Der götzendienerische Kultus des 18ten Jahrhunderts, die vergötterte Natur, in so zerrüttender Einwirkung auf einen gewaltigen Geist, daß es ihn ekelt, ein Mensch zu seyn, und daß menschliche Gefühle und Pflichten keinen Anklang mehr in seinem Innern finden. Als furchtbare Strafe für diese Verirrung der Wissenschaft und der Philosophie,

*) Nur bei einer Constitution, die, nach der Marryatschen Philosophie, auch lehrt, die Launen zu mäßigen, wird das obige Raisonnement anwendbar und undenkbar davonkommen.

**) Zur vollständigen Charakteristik der ästhetischen Ansichten George Sand's theilen wir ihre Urtheile über den Faust unverkürzt mit, mögen sie auch für das Deutsche Gefühl verletzend seyn. Die Verfasserin fügt indeß, ihr zum Ruhm sey es gesagt, in einer eigenen Anmerkung zu obiger Kritik hinzu: „Mit Ausnahme der Strophen, welche die drei Erzengel singen, und die voll erhabener Poesie sind."

welche die Materie zur Gottheit erhebt und die Ursache über die Wirkung vergißt, das Prinzip über das Resultat, hat Goethe, von einem ihm selbst nicht klar gewordenen prophetischen Gefühl getrieben, den Jünger Spinoza's zu schrecklichem Lebensüberdruß, zu langsam zehrender Verzweiflung verdammt, woran der Voltairesche Spott, der Wissensstolz und die hohe Heiterkeit von Goethe's eigener Natur zertrümmern.

Eine solche Philosophie, wenn es überhaupt eine ist, konnte kein anderes Resultat haben. Nach dem Rausche des Sieges über den Aberglauben des Katholizismus, nach der Behaglichkeit, welche der menschliche Geist empfindet, wenn er ein Hinderniß besiegt und zu größerer Vollkommenheit sich aufgeschwungen hat, macht sich die Sehnsucht nach dem Ideal geltend, und für denjenigen, der dieses Verlangen nicht verstehen will, wird der Mangel des Ideals eine schwere, geheimnißvolle, nicht eingestandene und nicht begriffene Strafe, eine Art von unseliger Verdammniß, die er Ueberdruß, Spleen, menschliches Elend nennen mag, die aber den Jüngern des Ideals leicht verständlich ist. Der Naturdienst Jean Jacques Rousseau's und seiner Schule, den Goethe erneuerte und durch das synthetische Genie, welches er in seinen Naturstudien an den Tag legte, noch weiter ausdehnte und veredelte, konnte den Anforderungen eines so umfassenden Verstandes und eines so hohen Geistes nicht genügen. Die erhabene Schöpfung, die er auf den harmonischsten Saiten seiner Leier besang, der aber der Gedanke der schöpferischen Liebe, die Dante il primo amor nennt, genommen war, befriedigte bald nicht mehr das Verlangen seiner Seele und zeigte sich seiner erschreckten Einbildungskraft stumm, gefühllos, schrecklich, starr wie das Fatum, durch welches sie entstanden und das ihre Dauer bestimmte. Sein Genius umkreiste das Weltall, und auf diesem unermeßlichen Fluge schaute er alle Wunder der Unendlichkeit; als ihn aber sein Flug zur Erde zurückführte, ermatteten seine Schwingen, denn in den Wolken, so wie unten an der Erde, hatte er nur die Materie erfaßt und gefühlt, und es verlohnte nicht der Mühe, so ungemessene Räume zu durcheilen, um nichts Besseres aufzufinden. Er wäre gern gestorben, um mehr zu erforschen.

Wir müßten die Monologe des Faust allesammt anführen, in welchen Goethe mit so unübertrefflichen Farben den Durst nach der Kenntniß des Unendlichen malt. Vergebens aber sucht man einen einzigen Gedanken, der bewiese, daß dieser Wissensdurst von einem Gefühl göttlicher Liebe erwärmt würde, kaum daß man darin auf kurze Worte stößt, die dem Doktor Johannes Faust in den Mund gelegt werden mußten, um nur ein wenig die Physiognomie der Legende und den Geist des Mittelalters beizubehalten; doch sind sie so schlecht angebracht, so wenig mit der Ueberzeugung und den Gefühlen des Dichters im Einklang, daß sie nur Dunkelheit und Widerspruch verbreiten. Goethe kannte das Gefühl der Liebe nicht, seine Hinneigung zu den Frauen war nichts weiter als erregtes oder befriedigtes Verlangen; seine Freundschaft nur Gönnerschaft oder Verehrung; seine symbolische Theosophie nur eine sinnreiche Allegorie, welche den Kultus der Materie und den Mangel an göttlicher Liebe verschleierte. Er glaube nur an die Vorsehung, an die Weisheit, an die Güte, an die Liebe des Schöpfers, und statt den Text des Evangeliums zu übersetzen: „Im Anfang war die Kraft", möge er schreiben: „Im Anfang war die Liebe", so wird er sich nicht mehr im Weltall allein und im Kampf mit einem eifersüchtigen Geiste fühlen, auf dessen Macht er seinerseits wieder eifersüchtig ist; die Liebe wird ihm eine andere Fähigkeit seines Wesens offenbaren, als die, über alle Kreaturen zu herrschen; diese Herrschaft des höchsten Geistes, die ihm Staunen und Unwillen entlockt, wird ihm rechtmäßig und väterlich erscheinen; er wird nicht mehr den brennenden und verkehrten Wunsch empfinden, der Herr des Weltalls, Gott zu seyn; er wird eine Macht anerkennen, vor welcher es süß ist, im Staube zu liegen, und in deren Schooß man mit seliger Hoffnung ruht, wenn man sich zum Jenseits aufschwingt.

Konnte Goethe ohne dies erhabene Gefühl wirklich ein Dichter seyn? Nein, obgleich er hinsichtlich des Ausdrucks und der Form der erste Lyriker und Künstler der beiden Jahrhunderte ist, die er verherrlicht hat. War er ein Philosoph? Nein, obgleich er Werke über die Naturwissenschaften geschrieben hat, die ihn, wie es heißt, den berühmtesten Naturalisten gleichstellen, und obschon er der Erste war, der in einer herrlich poetischen Sprache die Ideen einer abstrakten Metaphysik wiederzugeben verstand.

Die lange, reiche Kette der Goetheschen Werke bestätigt mir die Ueberzeugung, daß er mehr Künstler als Dichter war. Nirgend sah ich ihn begeistert und fortgerissen von der Erkenntniß des schönen Ideals im menschlichen Charakter. Sklave des Gegenstandes, den er behandelt, schmerzloser Adept der Wirklichkeit, zeichnet er mit keuscher und kalter Hand die Obscönitäten nieder, welche die Scherze des Mephistopheles charakterisiren, und unterwirft Faust's Genius den engen, groben Formen der Kabalistik, die er früher gewissenhaft studirt zu haben scheint. Führt er uns Gretchens reizende Gestalt vor, so nimmt er sich wohl in Acht, sie zu engelgleich zu schildern; sie muß nur ein einfaches Bürgermädchen seyn, eitel genug, um sich durch Geschenke verführen zu lassen, und die öffentliche Meinung so fürchtend, daß sie einen Kindermord zu begehen im Stande ist. Wenn Goethe das unversöhnliche Vorurtheil sprechen läßt, das man Familienehre benennt, so geschieht es nur durch den rohen und grausamen Mund eines Kriegsknechtes, oder durch die bittere und verleumderische Zunge eines boshaften Bauermädchens. Wer ist der schuldige Theil in Margarethens Trauerspiel? Ist es Faust, weil er sie zur Mutter machte? Ist es Margarethe, weil sie ihr Kind tödtete? Ist es der Bruder Valentin, der sie schmäht und verhöhnt? Ist es ihre Gefährtin Lisette, die sie ins Gerede brachte und verrieth? Sollen wir die Meinung oder die menschlichen Gesetze verachten, die Margarethen zum Verbrechen trieben? Soll man die Eitelkeit oder die Sünde der Unglücklichen verdammen? Ist es die Gleichgültigkeit des Himmels, welche dieses schwache Opfer dem Mephistopheles überläßt, und treibt die strafende Stimme der fanatischen Priester sie zur Verzweiflung? In der That, Faust scheint mir von Allen der am wenigsten Strafbare, und der Teufel, der den Faust beständig zu Gretchen zurückführt, ist weit weniger hassenswerth, als der Gott des Prologes. So hat sich also Goethe, der Sklave der Wahrscheinlichkeit, das heißt der alltäglichen Wahrheit, der geschworene Feind des romantischen Heroismus eben so wie der absoluten Verderbtheit, nicht entschließen können, den Menschen ganz gut zu machen, noch den Teufel ganz schlecht. An die Gegenwart gefesselt, hat er die Sachen so geschildert, wie sie sind, und nicht so, wie sie seyn sollten. Die ganze sittliche Tendenz seiner Werke besteht darin, daß er nie seinen Personen in ihren Tugenden oder Lastern weder ganz Recht, noch ganz Unrecht gab. Man könnte auch sagen, daß seine Personen weder die Tugend noch das Laster jemals vollkommen darstellen. Die Größten haben ihre Schwachheiten, die Strafbarsten ihr Gutes. Der rechtlichste seiner Helden, der edle Berlichingen, läßt sich zu einer Verrätherei verleiten, die das Ende seiner Laufbahn verdunkelt, und der elende Weislingen stirbt unter Gewissensbissen, die uns mit ihm versöhnen. Es scheint, als habe Goethe Abscheu vor einem sittlichen Schlusse, vor jedweder Entschiedenheit gehabt.

Auch war Unglück das Loos aller Nachahmer Goethe's! Und wer konnte wohl größer seyn, wenn er sich systematisch jeder Ueberzeugung entäußert, wenn er jedem Mitgefühl seines Herzens den Krieg erklärt, um sich dem beengenden Gesetz der gemeinen Wahrscheinlichkeit zu unterwerfen? Goethe allein konnte dies wagen, Goethe allein konnte dabei gut bleiben und nie eine Zeile schreiben, die einem geraden Geist und einem rechtlichen Herzen gefährlich wäre. Das kam daher, ich muß es wiederholen, weil Goethe nicht bloß ein großer Schriftsteller, sondern auch ein schöner Charakter, eine edle Natur, ein gerades, uneigennütziges Herz war. Ich beurtheile ihn nach keiner seiner Biographieen, denn ich weiß, was man von den Lebensbeschreibungen noch lebender oder kürzlich verstorbener Personen zu halten hat. Ich habe selbst noch nicht einmal Goethe's Denkwürdigkeiten gelesen, denn ich mißtraue ein wenig dem Urtheil, welches ein Mann, der ohne Ueberzeugung alt wurde, über sich und über die Begebenheiten seines vergangenen Lebens fällt; ich will Goethe nur nach seinen Schöpfungen beurtheilen, nach Götz von Berlichingen, nach Faust, nach Werther, nach dem Grafen Egmont. In allen diesen Helden entdecke ich Fehler, Schwachheiten, Irrthümer, die meine Bewunderung dämpfen, aber zugleich tritt mir auch aus ihnen Größe, Redlichkeit und Gerechtigkeit entgegen, so daß ich sie lieben und beklagen muß. Sie sind keine Romanhelden, wohl aber gute Menschen. Es betrübt mich, daß ich in ihnen nicht jenen himmlischen Strahl auffinden kann, der mich mit ihnen in eine bessere Welt trüge, aber ich weiß, daß sie von diesem neuen Lichte nicht erleuchtet seyn konnten. Es flammte noch nicht am Horizonte, als Goethe's Leben und Geist in das gährende Jahrhundert trat. Er ist eine hohe, heitere Gestalt mitten in den Schatten der Nacht, eine majestätische Natur am Portikus eines Tempels, dessen Dach die Sonne noch nicht bestrahlt, der aber vom stillen, reinen Lichte des Mondes erhellt wird. Eine andere Gestalt steht dicht über dieser, weniger großartig, weniger vollkommen, und doch wird diese von ihr verdunkelt werden, denn schon schwindet die Nacht, die Sonne geht auf, und ihr erster Strahl vergoldet Byron's Stirn. Das Ideal, welches kurze Zeit durch die erneuernde Arbeit des Jahrhunderts in Schatten gestellt wurde, durchbricht die Wolken jener vergänglichen Philosophie, welche die Nacht des geistlichen Despotismus besiegte. Langsam zwar macht es sich Bahn, aber die, welche den rechten Standpunkt einnehmen, um es heranschweben zu sehen, begrüßen es mit Jubel von der Höhe des Berges.

R u ß l a n d.

Ein Pferderennen in einem Kalmücken-Dorfe.

Das Kalmücken-Dorf Tjumenowka liegt in einer Wiesen-Gegend an der Wolga, 72 Werst ($10\frac{1}{4}$ Deutsche Meile) von Astrachan, und gehört dem Chan des Chotussowschen Ulus*), dem Obersten Fürsten Serbe-Tschab Tjumenoff, und dessen Brüdern.

Der längere Aufenthalt dieses Chans, bei Gelegenheit des Französischen Feldzugs im Auslande, und die häufigen Berührungen mit den Russen hatten demselben viel Einsicht und Kenntnisse von der Ordnung der Landwirthschaft des civilisirten Europa verschafft und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, das Gute und Nützliche derselben bei den von ihm beherrschten Kalmücken einzuführen. Seine Pflicht erkennend, war er daher, als sorgsamer Landwirth, auch bald bemüht gewesen, seine Besitzungen zu verbessern und den halbwilden Zustand seines Volkes, mit Unterstützung der Regierung, auf einen so viel als möglich genügenden Grad von Civilisation zu bringen. Man findet daher jetzt in seinem Dörfchen bereits ein schönes Haus, einen Garten und viele Europäische wirthschaftliche Einrichtungen, so wie auch eine ganz Europäische Lebensweise, in dem Ulus unter dem Volke aber Stabilität, Arbeitsamkeit und Zufriedenheit, — Eigenschaften, durch welche sich dieser Ulus vor allen übrigen auszeichnet und daher auch für den besten gehalten wird.

Von den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft ist es aber besonders die Pferdezucht, auf die der Fürst Tjumenoff seine Sorg-

*) Ulus ist eine gewisse Anzahl von Nomaden-Zelten, die unter einem Chan stehen, und zwar wird ein Ulus in mehrere Chotons getheilt, deren jeder 15 bis 20 Kibitken stark ist. Die Chotons eines Ulus sind oft auf einer Entfernung von 20 – 30 Werst zerstreut. Der Aufenthaltsort des Chans, das Hauptlager, wird Orga genannt.

falt verwendet, so daß er dadurch bereits sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt hat und von demselben im Jahre 1838 zur Veredlung seines Gestütes mit drei Hengsten Englischer und Arabischer Race beschenkt worden ist.

Vor einem Jahre etwa hat der Chan zur Aufmunterung der von ihm beherrschten Kalmücken auch sogar **Pferderennen** eingeführt, welche stets im August oder September stattfinden sollen und zu denen er dann den Gouverneur der Provinz, so wie mehrere angesehene Personen beiderlei Geschlechts, einladet. Demnach fand auch im Jahre 1839 zu Ende August ein solches Rennen statt, zu welchem, außer dem Militair-Gouverneur Timirasew, auch der Vorstand des Kasanschen Lehr-Distrikts, Geh. Rath M. N. Mussin-Puschkin, so wie der Hetman des Astrachanschen Kosaken-Heeres, General-Major B. A. Briggen, und der Befehlshaber des Hafens und der Flotille im Kaspischen Meere, Flügel-Adjutant Schiffs-Capitain Lasareff 3., so wie mehrere andere angesehene Personen, eingeladen waren.

Der Fürst empfing und bewirthete diese Gäste Abends in seinem Hause und fuhr sie am folgenden Morgen 9 Uhr zuerst nach dem Kalmückischen Churul (Tempel), um daselbst dem Gottesdienste beizuwohnen.

Beim Eintritt in den Churul bemerkte man zuerst an der dem Eingange gerade gegenüber liegenden Mauer auf einer Erhöhung einen Altar, vor demselben aber eine Reihe Gelunen (Priester) mit der ganzen zum Gottesdienst gehörigen Klerisei. Auf der Erhöhung und auf dem Altar standen kleine vergoldete Götzenbilder, Burchane, d. h. Laren darstellend, und kleine silberne Schälchen mit Reis, getrocknetem Obst, Hirse rc. In der Mitte stand ein Gefäß, einer Vase ähnlich, mit Arschan, d. h. geheiligtem Wasser, an den Wänden aber hingen Bilder von Götzen, von Chinesischen Malern gefertigt.

Die Gelunen und Gezulen (Priester), Manshi (Priesterschüler) und andere Geistliche, 20 an der Zahl, in gelbem Gewande *) mit rothem Okrimtsch (Bandelier) über der Schulter — setzten sich auf den Fußboden des Saales in zwei langen Reihen, der Anciennetät nach, einer dem anderen gegenüber. Ihre Häupter waren bedeckt mit Kränzen von schwarzem Sammet, auf denen die Abbildungen von fünf Burchanen angebracht waren, und lange aufgelöste Zöpfe von schwarzer Seide hingen an diesen Kränzen herab.

Der Gottesdienst wurde in Tungusischer Sprache gehalten und bestand in Gesang und Musik. Eine große kupferne Schüssel (Zang), kleine Pauken (Keïtschergeh), Glöckchen (Choncho), eine Art von Oboë (Büschkuhr), kleine Trompeten (Gandama) und große, von 1 Sashen **) Länge, (Biurä), so wie große See-Muscheln (Dung), waren die Instrumente der geistlichen Kapelle, welche mit Begleitung bald kurzer, bald langgedehnter Gesänge erschallten und tobten und eine gewisse wilde, wunderliche Harmonie erzeugten, welche die Seele unwillkürlich mit Entsetzen erfüllt und das daran nicht gewöhnte Europäische Ohr zerreißt.

An feierlichen Jahresfesten versammelt sich jedoch die Geistlichkeit weit zahlreicher, oft gegen 300 Priester ***), so daß der Klang ihrer Hymnen alsdann auf bedeutende Entfernungen schon zu hören seyn soll.

Die Churule sind sämmtlich von Holz, mit Ausnahme eines einzigen †), welcher 10 Sashen von demjenigen ablag, in welchem der hier beschriebene Gottesdienst gehalten wurde. Derselbe ist nämlich von Stein in Chinesischem Geschmacke erbaut und hat an zwei Seiten Portiken, an welche Thürme stoßen, von denen herab die Zeit des Gottesdienstes verkündigt wird. ††)

Von dem Churul begaben sich die Gäste nach dem Gottesdienst, welcher eine Stunde dauerte, nach dem Rennplatz an den Ufern der Wolga, wo sich die Kalmückische und Russische Bevölkerung, in Erwartung des jährlichen in den Steppen so ersehnten Ereignisses, bereits schon längst an dem Cirkus, um welchen das Rennen stattfinden sollte, in Masse versammelt hatte. Die Gäste des Fürsten aber nahmen in einem besonderen Zelte Platz.

Der Cirkus hatte einen Umfang von 4 Werst 20 Sashen, d. h. 1370° Preuß. M. oder $\frac{7}{10}$ Meile, und zwar sollte diese Distanz achtmal durchlaufen werden.

Um 10 Uhr 48 Minuten wurde das Zeichen zum Abreiten gegeben, und 30 mit dürftiger Steppenkost genährte Renner flogen mit halbwilden Kalmücken-Burschen dahin.

Der 1ste Umlauf geschah in 8½ Minuten
» 2te » » » 9 »
» 3te » » » 8¾ »
» 4te » » » 8¼ »
» 5te » » » 8 »
» 6te » » » 7½ »
» 7te » » » 7¼ »
» 8te » » » 7¼ »

mithin legten die Pferde in .... 65 Minuten eine Distanz von 32 Werst und 160 Sashen oder 5½ Deutsche Meilen zurück.

Der Preise waren sechs, und zwar gewannen:

Nr. I. (Zwei Kameele, drei Pferde und einen Tuch-Chalat [Rock]) — ein brauner Wallach — 8 Jahr alt.
Nr. II. (Zwei Kameele und zwei Pferde) — ein rehfarbener Wallach — 5 Jahr alt.
Nr. III. (Ein Kameel und zwei Pferde) — ein Grauschimmel-Wallach — 5 Jahr alt.
Nr. IV. (Zwei Pferde) — ein Scheck-Wallach — 7 Jahr alt.
Nr. V. (Ein Pferd) — eine braune Stute — 8 Jahr alt.
Nr. VI. (Eine Kuh) — ein Schimmel-Wallach — 10 Jahr alt.

So gehorsam und willig aber die dressirten Kalmückischen Pferde sind, eben so wild und unbändig sind dieselben dagegen in den freien Tabunen (Heerden), so daß mehrere Menschen nöthig sind, um ein mit dem Arkan eingefangenes Pferd festzuhalten oder zu werfen, da dem man dasselbe nicht anders besteigen kann. Die Gewandtheit der Kalmücken bei dieser Gelegenheit ist jedoch bewundernswürdig; ein Junge von nicht mehr als 14 Jahren wirft sich, nachdem er sich die Gelegenheit dazu ersehen hat, schnell auf das Pferd und jagt dann in der Gegend umher. Wild, eigensinnig, schlägt dasselbe wüthend um sich, wirft sich verschiedentlich nieder und fällt, Alles nur, um seinen kaltblütigen Reiter abzuwerfen. Doch fest und unerschüttert bleibt dieser sitzen und jagt, nur an der Mähne sich haltend, ohne bestimmtes Ziel fort ins Weite. Zuweilen ereignet es sich jedoch auch wohl, daß der junge Bursche diese Folter nicht aushält oder herunterfällt, oder daß er, wie auf dem Pferde angewachsen, von demselben aus dem Gesichtskreise der Zuschauer verschwindet; dann jagt ihm ein anderer erwachsener und erfahrener Reiter auf einem gesattelten Pferde nach, ergreift den Schwachgewordenen wieder und erscheint mit ihm vor den Zuschauern.

Das Aeußere der Kalmücken-Pferde ist nicht schön, indem ihre Gestalt noch etwas derber als die der Kirgisischen ist. Ihr Hauptwerth beruht nur in ihrer Leichtigkeit, ihrer festen Leibes-Constitution und ihrer ungewöhnlichen Schnelligkeit. Uebrigens lassen sie, wie alle Steppen-Pferde, sich weit lieber reiten als anspannen und legen 100 Werst, d. h. 14¼ Meilen, ohne anzuhalten, zurück, und doch ist ihre gewöhnliche Nahrung nur das Futter, das sie auf der Erde, an den Wegen und in den Feldern finden. Die in dem Choitossschen Uluß jetzt vorhandenen Pferde werden auf 17,119 Stück angegeben.

(Schluß folgt.)

---

*) Die rothe und gelbe Farbe deuten bei den Kalmücken die Heiligkeit an, weshalb denn auch die Geistlichkeit sich keiner anderen Farben zu ihrer Kleidung bedient.

**) 1 Sashen = 6' 7" 8"' Preuß. Maaß.

***) Die Anzahl der Geistlichen ist jetzt in allen Ulussen gegen früher bedeutend vermindert worden. Bis zum Jahre 1830 gab es 118 Churule und 4477 Geistliche; jetzt sind nur noch 42 Churule und 2227 Geistliche vorhanden.

†) Von den im Gouvernement Astrachan befindlichen Churulen sind außer dem steinernen nur 9 unbeweglich, alle übrigen sind Kibitken.

††) Die Verkündigung von den Thürmen geschieht vermittelst der Biurä, Büschkuhra und Dung; an bedeutenden Feiertagen werden jedoch alle geistliche Instrumente dazu verwendet. Der Götzendienst beginnt dann gewöhnlich am Vorabend des Feiertages und wird Sal-el-ciga genannt.

Mannigfaltiges.

— **Englische Angriffe auf einen Deutschen Gelehrten.** Das Londoner Athenaeum vom 18. Januar enthält eine ausführliche Kritik von G. H. von Schubert's „Reise in das Morgenland", worin dieses Werk sehr stark mitgenommen und der Verfasser als ein Idealist bezeichnet wird, der den Orient zwar mit orientalischer Phantasie betrachtet und in orientalischem Styl geschildert, aber gleichwohl nichts weniger, als ein Bild des Morgenlandes geliefert habe, in welchem sich dasselbe wirklich erkennen lasse. Der Englische Kritiker weist dem Verfasser das Gemachte und Naturwidrige nicht bloß seiner Empfindungs- und Ausdrucksweise, sondern auch seiner Natur-Anschauung und Darstellung nach, ein Vorwurf, den allerdings ein so berühmter Naturforscher, wie Herr von Schubert in München, nicht auf sich sitzen lassen kann. Nicht einmal einen Unterschied zwischen der Fata Morgana und einer Luftspiegelung (mirage) soll der Verfasser machen können, wie sein Englischer Kritiker behauptet. Was einzelne Reiseschilderungen betrifft, so wird Englischer Seits versichert, daß Herr v. Schubert die Beschreibungen Konstantinopels und seiner Umgebungen nach von Hammer's und Walsh's, Smyrna's nach Chandler's und Arundel's und Aegyptens nach Lane's Darstellungen kopirte und sogar die unglaublichen und unwahren Wundergeschichtchen, die der Letztere von den Aegyptischen Zauberkünstlern erzähle, nicht bloß bona fide abgeschrieben, sondern auch durch Vergleichung mit den Erscheinungen des Somnambulismus auf gelehrte Weise zu erklären versucht habe. Der Englische Kritiker glaubt über Herrn v. Schubert um so strenger urtheilen zu müssen, weil dieser Gelehrte in Deutschland einen großen Ruf besitzt. Letzteres ist allerdings wahr; wenn jedoch der Engländer hinzufügt: „In Deutschland giebt es keine noch so kleine Arkadische Coterie, kein noch so unbedeutendes kritisches Organ, das oder die nicht mit Stolz sagte: *Unser Schubert*", so werden dadurch fast alle Mißgriffe, die er dem Deutschen Gelehrten nachgewiesen hat, noch überwogen.

— **Chinesische Leibgarde.** Dieses berittene Eliten-Corps, dessen sämmtliche Glieder den Rang von Subaltern-Offizieren haben, bildet eine permanente Wache an denjenigen Portalen der innern Stadt Peking, welche unmittelbar nach dem Palaste führen. Ihr unterscheidendes Kennzeichen ist eine Pfauenfeder auf dem Helm oder Barrett. In der Regel werden nur solche junge Leute, die schon alle drei militairische Examina rühmlich bestanden haben, auf eine bestimmte Zeit unter die Garden aufgenommen, und nach Ablauf dieser Dienstzeit erhalten sie verschiedene ehrenvolle militairische Aemter. In physischer Hinsicht muß der Leibgardist gediegene Muskelkraft und Gewandtheit im Gebrauch jeder Waffe besitzen; Größe und Schönheit des Wuchses kommen weniger in Anschlag. Das ganze Corps, welches, beiläufig bemerkt, zu den *Truppen der Acht Banner* gezählt wird, berechnet der Russische Pater Hyacinth auf 16,000 Mann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 31. Januar 1840.

England.

Denkwürdigkeiten des Admirals Sir Sidney Smith. *)

Das Leben Sir Sidney Smith's ist einem modernen Roman ...nlich. In seinem eilften Jahre schon bestand er ein gefährliches ...benteuer auf dem Elemente, das später Zeuge seiner Thaten war. ...r versuchte nämlich, ein schönes Mädchen seines Alters durch eine ...asserfahrt zu unterhalten, wobei aber seine Gondel nichts weiter ...s ein Waschfaß war und womit er und seine Begleiterin in der ...offen Wasserfläche beinahe zu Grunde gegangen wären. Seine ...nze Laufbahn trägt den Stempel dieses Unternehmungsgeistes und ...eser Neigung zu gefahrvollen Thaten, wobei er, gleich Sir Philipp ...idney in früherer Zeit, mit seinem Muthe und seiner Geringschätzung des Lebens die verfeinertste Galanterie vereinigte. Vielleicht ...t seit den Tagen Raleigh's England keinen ausgezeichneten Mann ...habt, der in so seltenem Vereine die edelsten Elemente des ritter...chen Geistes darstellte.

Sir William Sidney Smith wurde gegen Ende 1764 zu Park...ne geboren. Sein Vater war Capitain Smith. Noch nicht 12 Jahr ...t, wurde er Schiffsfähnrich (midshipman) am Bord des „Sand...ch" unter Rodney und war im aktiven Dienst bis 1783, wo er ...apitain wurde. Um diese Zeit war er in manche Liebeshändel ...rwickelt.

Nach einer kurzen Ruhe in London ging er in Schwedischen ...ienst, und Katharinens Flotten fühlten oft bitter den Beistand, ...lchen der Englische Offizier ihren Feinden gewährte. Obgleich ...an es ihm in England übel nahm, daß er der Söldner einer ...mden Macht geworden, so war man doch überzeugt, daß nur der ...überwindliche Durst nach Thaten ihm diesen Schritt vorzeichnete, ...d man gönnte ihm die Auszeichnungen durch Orden von Seiten ...chwedens und die Erhebung zum Ritter von Seiten Englands für ...ne geleisteten Dienste.

Er war 1793 in der Türkischen Marine, als er den Ausbruch ...s Krieges mit Frankreich hörte und sich sogleich zur Englischen ...mee unter Lord Hood in Toulon begab. Wir wollen hier nicht ...zählen, welche Ursachen die Engländer zwangen, den wichtigen Ort ... räumen; die Welt weiß, daß ein junger Artillerie-Offizier, ...apoleon Bonaparte, hier zum ersten Male die Blitze seines ...ategischen Genies schleuderte, indem er durch einen kühnen Vor...lag seinen Feldherrn und durch die ihm übertragene Ausführung ...oulon einnahm. Sir Sidney Smith übernahm den gefährlichen ...ftrag, die Französische Flotte, die Magazine und Alles, was von ...tzen seyn konnte, zu verbrennen. Eine Scene dieses furchtbaren ...schäfts beschreibt der Biograph folgendermaßen:

„Eine große Zahl von Feinden war schon in der Stadt, die ...reiten Galeeren-Sklaven plünderten und mordeten hinter den ...publikanern her, während Sir Sidney mit wenigen Leuten seinen ...recklichen Dienst verrichtete. Schon hörte er die republikanischen ...sänge, schon nahte der Feind mit Siegesjubel dem Orte der ...rstörung; das Wehklagen der Verwundeten, das Prasseln der ...ammen wurde durch den Donner der Kanonen übertönt, als plötz...h ein Krachen, stärker als der Donner, Sieger und Besiegte auf ...genblicke starr vor Entsetzen machte. Die Fregatte „Iris", im ...neren Hafen liegend und mit mehreren Tausenden von Pulver...fern geladen, flog in die Luft! Der Boden des Landes zitterte, ...d die See war bis in ihre Tiefen erschüttert und wogte, als wolle ... eine Welt verschlingen. Nur ein gewaltiges Erdbeben mit gleich...tigem Ausbruche eines Vulkans kann diesem Schauspiele gleichen, ... dessen Mitte Sir Sidney mit einer Handvoll Wagehälse stand. ...n ihn waren einstürzende Häuser und Hunderte von gräßlich ver...mmelten Menschen und über ihm ein Firmament von Feuer, aus ...lchem Bomben, Kugeln, Balken und Mauern herabstürzten. Glück...licherweise jedoch büßte er nur drei Mann dabei ein."

Es gelang nicht ganz, dieses schauervolle Unternehmen; die Re...blikaner hatten sogleich die kräftigsten Maßregeln ergriffen, und ...e Kugeln trieben die Engländer überall zurück. Das Unglück der ...plosion aber ist nicht Sir Sidney's Schuld. Man trug den ...paniern auf, das Schiff in den Grund zu bohren; sie legten Feuer ...ran. So wenigstens behaupten die Englischen Berichte, die den ...panischen Bundesgenossen Verrath- und Feigheit und alle die in Toulon verübte Grausamkeit zur Last legen und dafür Gegenbeschuldigungen aller Art von den Spaniern eintauschen. Gewiß ist es, daß viele Abscheulichkeiten, die sich damals zugetragen, hinsichtlich ihrer Ursachen noch in Dunkel gehüllt sind, und Mancher mag froh seyn, wenn das darüber schwebende Geheimniß immer ein solches bleibt. Sir Sidney wurde von Lord Hood beauftragt, die Berichte hierüber nach England zu bringen, und sein eigener Bericht ist in den vorliegenden Memoiren vollständig und von bedeutender Wichtigkeit.

Seine Persönlichkeit um diese Zeit wird folgendermaßen geschildert: „Er war sehr schön von Gestalt und Bau, und trotz der kühnen Stärke seines Charakters lag eine Feinheit in seinen Zügen, die man selten bei einem Gelehrten oder Hofmann in diesem Grade findet. Er hatte auch, wie viele Seeleute, seine Sonderbarkeiten; unter anderen, wie er sein Pferd handhabte. Dieses, auf welchem er mit fashionabler Zierlichkeit in der Stadt und mit Wildheit außerhalb derselben ritt, wurde von ihm so dressirt, daß es alle Künste des Cirkus und z. B. auf Befehl einen Knix beim Namen Georg's machte, während es wüthend mit den Füßen ausschlug, sobald man ihm den Namen Bonaparte nannte."

Vor Havre kreuzend, bemächtigte er sich eines Französischen Schiffes, das ihn aber bei eintretender Fluth die Seine hinauftrieb, wo er die Nacht über bleiben mußte und den folgenden Morgen selber gefangen wurde. Zwei Jahre wurde er gegen alles Völkerrecht festgehalten; Bonaparte, an den er sich wendete, verweigerte ihm jeden Beistand. Man betrachtete ihn als einen Spion und drohte gar mit kriegsrichterlichem Verfahren. Er hat den Franzosen so vielen Schaden zugefügt und war ihnen so gefährlich, daß sie ihn jetzt gern unter einem schlechten Vorwand gehängt hätten, wenn nicht Repressalien zu fürchten gewesen wären.

Die zwei Jahre seiner Gefangenschaft sind reich an Abenteuern und böten Stoff zu einem bändereichen Roman. Man hielt ihn für zu wichtig, um ihn an der Küste zu lassen, und brachte ihn daher von Havre nach der Abtei zu Paris. Ein angesehener Emigrant T., der mit ihm gefangen genommen wurde und nur die Aussicht auf die Guillotine vor sich hatte, ward noch zeitig genug in den Bedienten John metamorphosirt und auf diese Weise gerettet. Dieser und der Secretair S. theilten die Gefangenschaft.

Er war nicht lange hier, als er Einverständnisse mit Damen vis-a-vis anknüpfte, die eifrige Freundinnen des Königthums und des Ruhms waren und hier noch den Vortheil hatten, einem schönen Manne für seine ruhmvollen Dienste für das Königthum gefällig zu seyn. Bei der strengen Wachsamkeit der Aufseher griff Sir Sidney zu einer ganz besonderen Art von Telegraphen. Die Zahl nämlich der getödteten Fliegen und die Scheibe, an der sie getödtet wurden, bildeten die verschiedenen Zeichen ihrer Sprache. Ein müßiger Kaiser zu Rom hat sich mit dem Fangen und Tödten der Fliegen den ganzen Tag unterhalten; unser Gefangener that es jetzt zu seiner Rettung. Jedoch alle Versuche seiner Freundinnen schlugen fehl. Unter den vielen Versuchen, bei denen sich Abenteuer an Abenteuer reiht, war einer, durch die Kerkermauer in einen benachbarten Keller zu gelangen. Fräulein D— miethete die Wohnung über dem Keller und leitete die Arbeit, und da sie jung und reizend war, so glaubten die übrigen Hausbewohner, die häufigen Besuche geschäftiger Männer mit verborgenen Gesichtern gälten ihren Reizen. Die Arbeit ging langsam von Statten; man nahm einen Maurer, der auf das Versprechen, seine Frau und Kinder zu ernähren, wenn er, bei einer etwanigen Entdeckung, hingerichtet würde, Hand anlegte; endlich sollte der letzte Stein in den Garten des Temple zu den Füßen der Wache!

Der letzte Versuch war der gewagteste, aber auch erfolgreich. Wir geben davon eine vollständige Erzählung, weil man nichts dabei auslassen kann, ohne das dramatische Interesse zu vermindern: der Plan bestand darin, einen amtlichen Befehl nachzumachen, in welchem seine Dislocation von dem jetzigen Gefängniß in ein anderes geboten wird, ihn bei der vorgeblichen Transportirung nach einem sicheren Orte zu bringen, von wo bei günstiger Gelegenheit sein Entkommen bewirkt werden könnte. Herr von Phélippeaux, ein enthusiastischer Royalist, und den die Leser in diesen Memoiren öfter wiederfinden *), war der Urheber des Planes. Da er nicht nur durch Generosität, sondern auch durch Schärfe des Urtheils und thatkräftiges Auftreten ausgezeichnet war, so überließ man ihm gern die Leitung des Unter-

*) Memoirs of Admiral Sir Sidney Smith, K. C. B. By the author of "Ratlin the Reefer" etc. 2 vols. Richard Bentley. London, 1839.

*) Unsere Deutschen Leser werden sich erinnern, daß dieser Mann, ein Schulkamerad Napoleon's, die Festung St. Jean d'Acre gegen diesen vertheidigt hat, wodurch Letzterer gehindert wurde, ein Reich im Morgenlande zu gründen und vielleicht nicht wieder nach Europa zurückzukehren.

nehmens. Nachdem der amtliche Befehl für die Wegschaffung glücklich nachgeahmt, nachdem durch Bestechung der Stempel des Ministers darunter gekommen war, blieb noch die schwere Aufgabe, Männer zu finden, die Kühnheit und Vertrauen genug besäßen, sich für die Vollstrecker des Befehls auszugeben. Phélippeaux und ein anderer thätiger Freund, Ch. l'Oiseau, hätten gern dieses Amt übernommen, aber sie waren den Kerkermeistern bekannt.

Herr B. und Herr L. erboten sich zur Ausführung des Wagestücks. Sie erschienen im Gefängniß und zeigten den Befehl vor. Der Wärter sah ihn genau durch, prüfte Unterschrift und Siegel sorgfältig und ging, ohne ein Wort zu sprechen, in ein anderes Zimmer und ließ die beiden Herrn in der grausamsten Angst zurück. Nach einiger Zeit, die den furchtvoll Harrenden stundenlang schien, kam er mit dem Greffier zurück. Dieser ließ Sir Sidney rufen und kündigte ihm den Befehl des Direktoriums an. Der Gefangene zeigte sich höchst betrübt über den Befehl, da, wie es ihm schiene, neue Verfolgung gegen ihn darin läge, und protestirte gegen solches Verfahren. Einer der vermeintlichen Regierungs-Beamten tröstete ihn aber und versicherte, man habe nicht im Sinne, sein Unglück im Geringsten zu vermehren, der Ort, wohin er gebracht werde, sey ganz gemächlich. Der Greffier, von diesem Spiele weiter nichts Böses ahnend, bemerkte jetzt, daß der Gefangene wenigstens 6 Mann Wache mitnehmen müsse, in welche Vorsicht die vorgeblichen Offiziere lobend einstimmten, ohne sich zu verrathen, ohne zu zeigen, wie übel ihnen hierbei zu Muthe war. Der Eine, Adjutant, rief selbst die Wache. Doch plötzlich schien es ihm unritterlich, und er wendete sich schnell zu Sir Sidney und sagte: „Commodore, Sie sind Offizier wie ich, Ihr Ehrenwort reicht mir weiter als eine Wache, geben Sie mir dieses, und die Eskorte ist überflüssig." — „Mein Herr", antwortete der Gefangene, „ich gebe Ihnen mein Wort, überall hinzugehen, wohin Sie mich führen werden." Der Greffier und der Wärter lobten dieses ritterliche Benehmen und reichten Herrn B. das Buch, worin er zu quittiren habe, daß er den Commodore empfangen. Herr B. unterzeichnete kühn „L'Oger, General-Adjutant."

Die Förmlichkeiten waren jetzt zu Ende, man begleitete den Gefangenen und die Offiziere bis ans äußere Thor unter gegenseitigen Artigkeiten, wobei die Wärter nichts Arges dachten, die andere Partei aber Tantaluspein litt, bis sie endlich aus dem Thore waren, dessen Riegel sich hinter den Geretteten schloß.

Sie eilten zu einer Miethkutsche, und der Adjutant befahl, nach der Vorstadt St. Germain zu fahren. Unglücklicherweise fuhr der Kutscher, bevor noch 100 Schritt zurückgelegt waren, gegen einen Pfeiler, brach ein Rad und verletzte einen Vorübergehenden. Ein Haufe des souverainen Volkes war gleich bei der Hand und schrie um Genugthuung für den Verletzten. Der Pöbel richtete aber diesmal seine Schimpfworte nur gegen den Kutscher und ließ die Fahrenden ruhig abziehen. Phélippeaux erwartete sie einige Schritte davon und eilte sogleich mit Sidney nach Rouen, wo Alles zu seinem Empfange bereit war. Hier blieben sie einige Tage und kamen dann sicher an die Küste, wo die „Argo" sie erwartete und sie glücklich nach England brachte.

Die Ankunft Sir Sidney's in London erregte den größten Enthusiasmus; sein wunderbares Entkommen trug dazu viel bei, besonders nachdem alle Versuche, ihn gegen andere Gefangene auszuwechseln, vergebens bei der Französischen Regierung gemacht worden waren. In die allgemeine Freude stimmte der gute alte König Georg III. ein; er war der Erste, ihm wegen seiner Befreiung Glück zu wünschen, und er ernannte ihn kurz darauf zum Befehlshaber des „Tigre" und zum Mit-Bevollmächtigten am Hofe des Sultans. Letzteres veranlaßte jedoch manche Reibung mit Lord St. Vincent.

Seine Waffenthaten in den Aegyptischen Gewässern sind bekannt genug; seine Vertheidigung der Feste St. Jean d'Acre gegen den bisher immer siegreichen Bonaparte hat dem Strome der großen Weltereignisse einen anderen Lauf angewiesen. Bonaparte, durch Sir Sidney und Phélippeaux aus Syrien verjagt, verließ jetzt den abenteuerlichen Plan, den Orient zu erobern und sich zu dessen Oberhaupte zu machen, und zog es vor, das bedrohte Frankreich zu retten und auf dessen Dankbarkeit eine neue Macht zu gründen.

Der mit öffentlichen Gunstbezeugungen überhäufte Sidney kehrte von dem glorreichen Feldzug nach England zurück und wurde zum Mitgliede des Parlaments für Rochester gewählt. Indessen scheint es nicht, daß er eine ausgezeichnete Rolle im Unterhause gespielt habe. Rednergaben hatte er nicht; er war mehr für Handlung als für Worte; er befand sich wohler im Gewühl der Schlacht, als im Gewühle der Parteien. Wenn jedoch Fragen über die Verwaltung der Marine zur Sprache kamen, da war er auf seinem Posten und gab dem Hause werthvolle Aufschlüsse. Es ist befremdend, daß in einem Lande, das der Seemacht seinen Reichthum, seinen Einfluß, seinen Ruhm verdankt, die Verfassung dieser Seemacht doch niemals kräftig vertreten wurde, selbst nicht zur Zeit als Lord Nelson im Oberhause und Sir Sidney Smith im Unterhause dafür sprachen.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Ein Pferderennen in einem Kalmücken-Dorfe.

(Schluß.)

Es dürfte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn, auch noch eines zweiten den nomadisirenden Kalmücken eben so nothwendigen Thieres, des Kameels, dieses friedlichen, arbeitsamen Gehülfen des Kalmücken auf allen seinen Steppen-Reisen, zu gedenken. Auch mit den Kameelen werden Wettrennen angestellt, doch nicht in jedem Jahre, wie dies z. B. 1839 auch nicht der Fall war. Die Astrachanischen Steppen begünstigen vermöge ihres Ueberflusses an salzigen Kräutern die Vermehrung der Kameele ganz besonders, indem sich dieselben von hartem Grase und anderen gröberen Erzeugnissen der Steppe ernähren. Man zählt im Ganzen 713 Kameele in dem Chotussoffschen Uluß *), welche theils einen, theils zwei Höcker, jedoch ein mehr dunkelgelbes, selten weißes Haar haben. Das Kameel ist so sanft und gehorsam, daß ein 12jähriges Mädchen dasselbe mit Leichtigkeit regieren und vermittelst eines einfachen Gebisses, welches durch eine durch die Nasenlöcher gebrannte Oeffnung geführt wird, ohne Anstrengungen zum Niederknieen veranlassen kann, was nothwendig wird, sobald man das Thier beladen will, dem man dann nicht selten Ladungen von 40 und mehr Pud **) Gewicht aufbürdet. Bei den Umzügen von einer Gegend zur anderen, welche die Kalmücken nach Bedürfniß des für ihre Heerden nöthigen Weidefutters machen müssen, und die stets mit einer Ceremonie ***) beginnen, ist ihnen dieses Thier unentbehrlich indem es im wahren Sinne des Worts „das Schiff der Wüste" ist, da es die ganze Habe nebst der Kibitke seines Herrn auf seinem Rücken tragen muß und doch mit dieser schweren Last oft mehr als 60 Werst des Tages marschirt. Bei den Uebersiedlungen sieht man im feiertäglichen National-Kostüm junge Mädchen auf Pferden reiten und die mit allem Hausgeräth beladenen Kameele mit sich führen. Interessant aber ist es, zu sehen, mit welcher gewohnten Schnelligkeit und Gewandtheit diese Mädchen, in zwei Parteien getheilt, ihre Feld-Wohnung etabliren. Das Kameel-Gepäck auseinandernehmen, zwei Kibitken ****) aufschlagen und alles Hausgeräth in der neuen Wohnung an Ort und Stelle bringen, ist das Werk einer halben Stunde. Hierauf aber begeben sie sich zu Pferde, um in der Umgegend das erforderliche Material zur Unterhaltung des in der Kibitke unentbehrlichen Feuers beizutreiben, und hierbei zeigen sie wieder eine andere Art von Geschicklichkeit, nämlich im Reiten. Wie Pfeile fliegen die Pferde dahin, doch die Mädchen sitzen ruhig und fest und nehmen, zur Verwunderung des Zuschauers, mit zur Erde geneigtem Kopfe, die auf den Boden geworfene Mütze auf.

Die Versammlung der Kalmücken beim Abbrechen eines alten Lagers geschieht noch schneller als der Abmarsch und der Bau eines neuen; denn in einer Viertelstunde nehmen die Mädchen die aufgeschlagenen Kibitken aus einander, legen sie zusammen, packen den ganzen Hausrath ein und beladen die Kameele.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechts dieses Volks muß man überhaupt noch sagen, daß sie alle häusliche Arbeiten und Geschäfte allein verrichten; sie bereiten die Speisen, warten das Vieh, brechen die Kibitken ab und schlagen sie wieder auf, arbeiten Pelzwerk, Häute, Filz aus, nähen für sich und ihre Männer Kleider und Stiefeln und satteln sich ihre Pferde selbst. Der Mann dagegen sieht im Kreise seiner Familie nach den Heerden, fertigt Kibitken zur Mitgift für die Töchter an, trägt Heu ein oder geht, von der Noth getrieben, um gegen Tagelohn bei den Russen am Meere oder an der Wolga zu arbeiten.

Die Hauptlieblings-Beschäftigung des Kalmücken, welcher er sich in Mußestunden mit wahrem Vergnügen hingiebt, ist die Jagd auf Thiere und Vögel, und zwar sind alle Kalmücken, sowohl die von weißen als die von schwarzen Knochen †), große Liebhaber derselben. So ist unter Anderen der jüngste Bruder des Chan, Zeren-Narbo, Lieutenant im Astrachanschen Kosaken-Heer, ein großer Jäger und schießt sowohl mit dem Gewehr als mit dem Bogen mit großer Geschicklichkeit. Die Thiere fangen sie auf verschiedene Art in Netzen oder Schlingen; die Vögel aber jagen sie mit Lanetten ††), Sperbern und Falken.

Am Abend des Renntages ward endlich den Gästen noch ein neues der Aufmerksamkeit werthes Vergnügen bereitet, indem dieselben von dem Fürsten Tjumenoff in die Kibitke seines mittleren Bruders, des Lieutenant in der Garde, Zeren-Dondok, geladen, welche sehr schön mit kostbaren Teppichen ausgehangen und geschmückt war und wo sie, in Abwesenheit des Mannes, von der Fürstin und deren Töchter empfangen wurden. In der Kibitke saßen, wie es hier Sitte ist, mehrere Frauen, unter denen auch einige Mädchen sich befanden, an den Wänden herum in zwei Reihen auf dem Boden und sangen. National-Gesänge und Tänze machten jedoch auch den besten Theil der Bewirthung der Gäste aus. In dem Gesange aber war besonders stets eine gewisse sanfte, gedehnte Melodie vorbar, die den Ausdruck eines von Kummer und Gram zerbrochenen Herzens trägt. Der Tanz besteht in bald schnellen, bald langsamen Bewegungen der Hände, Füße und des Kopfes nach dem Takt der Balaleika †††). Zuletzt ward noch der durch die verschiedenartigsten Ein-

---

*) Im Allgemeinen kann man sagen, daß sich der Viehstand bei den Kalmücken gegen frühere Jahre jetzt bedeutend vermehrt hat, denn im J. 1806 waren im Chotussoffschen Uluß nur 12,433 Pferde und 674 Kameele, und dasselbe Verhältniß fand auch in den übrigen Ulussen statt.

**) 1 Pud = 40 Pfd. Ruß. = 35 Pfd. Preuß. Gewicht.

***) Die Umzüge beginnen mit dem Hauptlager des Chans, und zwar ist die vor dem Zelte des Chans ausgesteckte Lanze desselben das Zeichen zum Orts-Wechsel. Plötzlich bricht dann Alles auf, ordnet sich, und schon nach einer Stunde setzt sich der lange Zug in Bewegung, welchen ein Reiter mit der Lanze des Chans eröffnet. Hinter diesem folgt dann unmittelbar der Chan mit seiner Familie und seiner ganzen Habe, hierauf die Geistlichkeit mit dem Churul und dessen Zubehör und alsdann das übrige Volk. Nach dem Lager des Chans setzen sich dann auch die übrigen Chotane des Uluß in Bewegung.

****) Die Kibitke bildet im Fundamente ein Cylinder, und sie besteht aus mehreren zusammengelegten Gittern von 2 Arschinen (1 Arschin = 2' 3" 2''' Preuß.) Höhe und 3—4 Arschin Breite. Vier oder mehrere solcher Gitter-Rahmen werden mit einander verbunden und um einen 5, 7 oder 9 Arschinen, oder nach Bedürfniß mehr im Diameter haltenden Kreis so herumgestellt, daß auf einer Seite eine Thür bleibt. Oben erhält die Kibitke einen kugelförmigen Aufsatz, der mit dem Fundamente vermittelst Stangen verbunden wird. Das ganze Gestell wird alsdann mit so viel Leinwand bedeckt, als die Gestalt und der Umfang der Kibitke erfordern, zu der den Schornstein ersetzenden Röhre, so wie zu der Thür, wird dicker Filz genommen.

†) Die Chans oder Noionen und Saisangen zählen sich zu den Zaganleän, d. h. weißen Knochen, oder zu dem Stande der Wohlgebornen, die gemeinen Leute aber zu den Charä's, d. h. schwarzen Knochen.

††) Lanetti, oder wolliger Falk.

†††) Eine Art Guitarre mit 2—3 Saiten.

reiche interessante Tag durch ein großes Feuerwerk beschlossen, und am folgenden Morgen um 5 Uhr bestiegen die Gäste das Dampfschiff, nachdem sie von ihrem gastfreien heiteren Wirth herzlichst Abschied genommen hatten. (C. U.)

Bibliographie.

Von der Lebensbeschreibung des Preußischen Generals von Seydlitz von Varnhagen von Ense, ist im vorigen Jahre in Kiew eine Russische Uebersetzung erschienen. Der Name unseres geehrten Mitbürgers hat überhaupt in Rußland durch die Kunde von seiner Liebhaberei für die jugendliche Russische Literatur einen sehr guten Klang erhalten. Zwar sind es mehr die Moskauer Literaten, als die St. Petersburger, die sein Verdienst gern anerkennen; jedenfalls ist ihm jedoch in der Russischen Lesewelt ein freundliches Andenken gestiftet.

Frankreich.

Physiognomieen der Europäischen Gasthöfe.

Im Durchschnitt verlassen jetzt jährlich 60 Bände Reisebilder die Londoner und Pariser Pressen. Davon hat ein Drittel naturwissenschaftlichen Inhalt und die Franklin's, Freycinet's, Lamisier's und d'Urville's zu Verfassern; das Uebrige ist Produkt der fashionabeln Touristen. Diese Letzteren beschreiben ihre Eindrücke; sie schildern unter zwanzig verschiedenen Formen immer aufs neue so viele bekannte Monumente: das Eskurial und Mafra, der Thurm von Pisa und Sankt Peter, die Docks und der Tunnel haben ihren unveränderlichen Platz in dieser alten Laterna Magica. Die Schönheiten der Natur fehlen auch nicht; zum zwanzigsten Male sieht der Leser dieselben Landschaften, dieselben Thäler, dieselben Gletscher, dieselben Seen, mehr oder weniger geschickt dargestellt, wieder.

Wir haben nicht die Absicht, diese Fruchtbarkeit der Reisebilder zu tadeln; im Gegentheil, wir freuen uns über diese seit 15 Jahren bei uns herrschende Lust, die Welt zu sehen. Nur ist es zu bedauern, daß man neben diesen ewigen Beschreibungen der Europäischen Monumente so wenig Sittenschilderungen findet. Man antwortet auf diesen Vorwurf, daß die Häuser der Engländer, Spanier, Italiäner dem Fremden nur schwer zugänglich sind, und daß er oft ein Land verlassen muß, ohne Jemanden anders kennen gelernt zu haben, als seinen Banquier und einige Cicerone's.

Unter solchen Umständen sind wohl die Gasthöfe diejenigen Orte, wo der Reisende, der zu sehen versteht, Gelegenheit hat, sich ein Bild von dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten der Nation, die er besucht, zu machen. Wir wollen in einer kleinen Wanderung zu den Hauptvölkern Europa's eine Probe davon geben, wie die Gasthöfe die Nationalität abspiegeln.

Zuerst steigen wir über die Pyrenäen in jenes Spanien hinab, das trotz siebenjähriger Occupation das ganze Gepräge seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit noch bewahrt hat. Doch darf man diese nicht in Madrid zu finden hoffen. Die Hauptstädte, indem sie im Kriege der Mittelpunkt der erobernden Macht, im Frieden der allgemeine Sammelplatz der Touristen sind, werden sich zuletzt alle ähnlich bis auf die Sprache. Nur in einer entfernten Provinz wird man die Spuren der alten Sitten noch finden; wir bitten daher den Leser, uns in das alte Königreich Leon zu begleiten. Treten wir z. B. in Zamora, einer artigen Stadt, die an den Ufern des malerischen Duero liegt, in das „Fürsten-Hotel" (posada del principe). Dieser orientalische Balkon, diese große Thür in Kreuzbogen, dieser viereckige von Bogen umgebene Hof erinnern an die Baukunst der Mauren, der vormaligen Herren des Landes.

Das Zimmer, das Du da bekömmst, im ersten Stock, sieht ganz so aus, wie das des Bakkalaureus von Salamanca: weiße Wände mit rothen Rändern, Stühle, die symmetrisch rings um das Zimmer aufgestellt sind, und im Hintergrunde das Serge-Bett, zu dessen Häupten ein Bild unserer lieben Frau zum Schnee, der Schutzpatronin der Stadt, steht. Man klopft, es ist der Wirth, Don Luis Otagnez: ein magerer Leib, eine helle Stimme, ein olivengelbes Gesicht und feurige Augen verrathen Dir hinlänglich seine Abstammung von den Arabern; ernst und ceremoniös, wie seine Vorfahren, bietet er Dir in feierlichem Ton seine Dienste an. Ihm folgen zwei Bediente, Ramon und Lopez, Kinder Galliziens, in nationalem Kostüm, d. h. mit brauner Jacke, rothem Gurt und langen, wallenden Haaren, wie sie unsere Merovinger trugen.

Die Emsigkeit des Gallizier ist zum Sprüchwort geworden; im Nu findest Du Dein Bett gemacht, deine Wasserflasche gefüllt, Deine Stiefeln geputzt und Deinen Rock abgebürstet. Du brauchst vielleicht einen Barbier: da kommt schon einer, schlank und lustig, wie Figaro aus Andalusien gebürtig, dem Lande, das Spanien mit Barbieren bevölkert, wie Gallizien es mit Kammerdienern und Arbeitern versieht. Nach beendigter Toilette steigst Du hinab, denn die Mittagsglocke ruft, es ist ein Uhr; die Oelsuppe, die ollapodrida, die garbanzos, die gedämpfte Else, das ist das tägliche Mahl, das sich seit Philipp II. nicht geändert zu haben scheint: so sehr ist der Spanier Sklave der Tradition. Nach Tisch besucht man, um einen langen Nachmittag auszufüllen, Corales, ein malerisches Thal der Umgegend; der arriero des Hotels führt Dich dahin auf seinen reich geschirrten Mauleseln. Miguel kommt aus Oviedo in Asturien, dem Vaterlande fast aller Maulrieltreiber. Durch lange Reisen und viele Erfahrungen hat er eine gewisse praktische Philosophie, eine Art Bildung ohne Lektüre gewonnen, die ihn hoch über den oben genannten Gallizier und Andalusier stellen. Laß Dich nur in ein Gespräch mit ihm ein, und die sieben Stunden Deiner Wanderung werden Dir wie eine Minute vergehen.

Des Nachts kommst Du zurück, und da es in einer kleinen Stadt Spaniens nicht viel Freuden giebt, so rathe ich Dir, bei Deiner Wirthin, der Donna Pepa, zu bleiben: da wirst Du zuerst die artigen Boleros ihrer Tochter Seraphine hören, deren glühende Augen Dich an die Infantin Maria von ihrem Landsmann Ribera erinnern werden; dann kommt der cronista, Don Diego Fezillos Gonzalez, der das Talent seiner Vorfahren, der Mauren, Geschichten zu erzählen, geerbt hat. Wenn einige Vorschüsse von Deiner Seite ihn günstig gestimmt haben, so wird Deine Schreibtafel sich mit interessanten Enthüllungen bereichern; da wirst Du von der alten Camarilla des letzten Königs Ferdinand, von den neuen Abenteuern des Muñoz, Du wirst die Episode von der Aufhebung der Klöster und kostbare Einzelnheiten aus Espartero's Jugend hören; das Alles in der geistreichen, spöttischen Weise erzählt, welche die Kinder der Provinz Leon auszeichnet.

Diese Nationalität, die in Spanien noch so viel Leben zeigt, ist in Italien fast ganz erloschen; da giebt es keine Maskeraden mehr auf dem Sankt-Markusplatz, keine Mailändische Tombolas, keine Improvisationen unter freiem Himmel und so viele andere poetische Sitten! Von dem allmächtigen Golde des Tourismus bestochen, hat Italien, um diesem zu gefallen, ganz neue Formen angenommen; in Mailand, in Rom, in Florenz, überall kehrt man bei Deutschen, Franzosen, Schweizern ein, die seit 15 Jahren die Gastwirthe Italiens geworden sind.

Das Innere der Zimmer sieht nicht nationaler aus als das Uebrige. Die Tapisserieen kommen von Lyon, die Teppiche von Lodève, die Möbel von Marseille oder Paris. Alle Sorgfalt wird hier den Gentlemans zu Theil; man freut sich über ihre komfortabeln Equipagen, und die reichen Landaus mit Kammerfrauen und Bedienten werden viel besser aufgenommen, als der Fuhrmann des Deutschen Studenten und des Französischen Künstlers.

Wir können Italien nicht verlassen, ohne einer alten Sitte zu gedenken, die sich noch in den Provinzen erhalten hat, daß nämlich die innere Bedienung ausschließlich von Männern besorgt wird. Der Ursprung dieser Sitte ist vielleicht in der Italiänischen Eifersucht zu finden, welche nicht will, daß die Frauenzimmer des Hauses den mächtigen Verführungen des reisenden Gentleman ausgesetzt seyen.

In den Gasthöfen der Schweiz und Deutschlands finden wir einen nationalen Typus wieder. Da das letztere Land alle seine Gasthofs-Manieren dem ersteren abgelernt hat, so paßt eine Beschreibung für beide Länder. In beiden Ländern herrscht derselbe Geist der Ordnung, Regelmäßigkeit und Zuvorkommenheit: in keinem Lande findet man gutmüthigere Leute als hier.

Kaum ist der Fremde in einem Deutschen Hotel von dem ersten Kellner, dessen Anzug und Manieren nichts zu wünschen übrig lassen, in sein Zimmer untergebracht, so erscheint der zweite mit dem Fremdenbuch, wo in Betracht der großen Neugier der transrhenanischen Polizei sofort Namen und Stand der Ankömmlinge figuriren müssen. Außer diesen zwei Kellnern hat jedes Hotel gewöhnlich noch sechs, einen, der die Beleuchtung, einen anderen, der den Keller, einen dritten, der die Wäsche, einen vierten, der das Holz unter sich hat u. s. w. Man sieht, es giebt keine Fabrik in der Welt, wo die Theilung der Arbeit mehr eingeführt ist, als hier. Merkwürdig ist es, daß fast alle Kellner aus Württemberg kommen, welches den Norden damit versieht; im Gegensatz zu dem, was anderswo der Fall ist, sind diese jungen Bedienten, die ehrbaren, mitunter reichen Familien angehören, dazu bestimmt, ihrerseits einmal Gastwirthe zu werden. — Was den Hausherrn selbst betrifft, so wundere man sich nicht, wenn er sich noch nicht hat sehen lassen; er ist vielleicht grade in diesem Augenblick im Stadtrath oder in der Abgeordneten-Kammer; man sieht, es ist dies ein ganzer Herr im strengsten Sinn des Wortes, und das Gewerbe eines Gastwirths ist in diesem Lande ein sehr ehrenwerthes. — Ehe wir die Deutschen Staaten verlassen, wollen wir nicht vergessen, der angenehmen Ueberraschung zu gedenken, die den Französischen Reisenden mehr als einmal erwartet; er wird nämlich, besonders in Sachsen, in Preußen, in Bayern, gar manch Hotel treffen, das von Landsleuten gehalten wird, das sind die Nachkommen jener Kalvinisten, die von dem Fanatismus des alten Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben wurden. Diese Leute haben, treu den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren, alle noch die Sprache und die Sitten derselben bewahrt und empfangen Franzosen immer mit großer Freude. Welche Genugthuung war es nicht für uns, in Breslau einige von diesen guten Leuten zu finden, welche direkt aus unserer Vaterstadt abstammten; nicht ohne Rührung hört man sie sich nach einer Provinz erkundigen, deren Andenken nach 150 Jahren noch in der Familie fortlebt. Gewiß, die Liebe zum Vaterlande muß ein sehr inniges Gefühl seyn, wenn sie noch das Herz der fünften Generation erwärmt!

Indem wir von den Deutschen Gasthöfen zu den Russischen übergehen, darf man das Eigenthümliche und Nationelle wieder nicht in Petersburg, einer durchaus nachahmenden Stadt, zu finden hoffen: da muß man in das Innere des Reichs, in eine kleine Stadt Polens oder Litthauens eindringen. Treten wir z. B. in Smorgoni in das Wirthshaus zum weißen Adler: wir sind bei Hebräern. Woran man das erkennt, das ist die biblische Inschrift, welche den Eingang ziert, das sind ferner über dem Schilde die Farben (?) und das Symbol des Stammes, dem der Wirth angehört; im Inneren sieht man die Binsenmatte der Patriarchen auf den Dielen, und die Mesusa, den Talisman, der, wie der Osterzweig der Christen, jedes Zimmer des Hauses zu beschützen scheint. Diese Betten, die mit dem Haupt nach Norden zu liegen, aus Ehrfurcht für Jerusalem, das im Osten liegt, diese Arche von Cedernholz im Mittelpunkt des Logis, welche die fünf Bücher Mosis birgt, alle diese Zeichen sagen Dir, daß Dein Wirth Samuel seit 4000 Jahren vom Vater zum Sohne das heilige Gesetz seiner Väter beobachtet hat; sein Kostüm ist nicht weniger Israelitisch geblieben, als seine Sitten, denn er trägt den langen Mantel, die Kegelmütze und den Bart Abrahams, und das weiße Band Sara's schmückt die Stirn seiner Frau und seiner Töchter. Als würdiges

Kind Juda's wird er Dir weder Hasen, noch Kaninchen, noch Schweinefleisch, noch Fische mit Flossfedern auf den Tisch setzen. Der Himmel bewahre Dich davor, daß Du an einem Freitag Abend in den weißen Adler kommst! Du und Dein Bedienter müssen dann Alles im Logis selbst machen bis auf den Abend des folgenden Tages, denn die Herren Hebräer können vier und zwanzig Stunden lang weder anzünden, noch auslöschen, noch kochen, noch tragen, noch die Stadt oder die Vorstädte durchwandeln.... Im Uebrigen müssen wir zu seinem Lobe hinzufügen, daß der jüdische Gastwirth klug, hurtig und sehr aufmersam ist; daß er Französisch, Deutsch, Polnisch und Russisch gleich gut spricht: kurz, er wäre ein trefflicher Wirth, wenn er nur etwas reinlicher wäre.

Doch wenden wir uns von der jüdischen Gastfreundschaft zu einer unendlich höheren Civilisation. Das Rigaer Paketboot führt uns nach England hinüber. Hier verräth schon die Eleganz der Hotels, der Anstand der Bedienten, die Trefflichkeit der Bedienung, daß wir bei einem Volke sind, dessen Idol der Komfort ist, ein Idol, das in der bescheidenen Dorfschenke eben so gut seinen Kultus hat, wie in den Hotels von West-End. Und zwar haben hier alle Gasthöfe, gleich der Englischen Monarchie, drei Gewalten, die sie regieren. Die erste ruht in dem „Landlord", einem Monarchen in schwarzem Kleid, mit Jabot und Manchetten, einer Person, die sich an ihre Gäste nicht verschwendet, und die Du eigentlich nur zweimal siehst, wenn Du ankommst und vom Wagen steigst, und wenn Du abreisest. Die zweite Gewalt wird von der „Barmaid" repräsentirt, einer Art Intendantin, die Du in ihrem mit Kristallen, reichen Flaschen und Gläsern geschmückten Comtoir sitzen siehst; von diesem Thron herab, der den Eingangsflur beherrscht, beobachtet ihr Luchsauge Alles, was vorgeht; die „Barmaid" ist es, welche die feinen Weine ausliefert, die Wäsche vertheilt und im Moment der Abreise die Rechnung anfertigt. Die dritte Gewalt der kleinen Monarchie endlich tritt uns unter dem dicken Halse des „Ober-Waiter" oder ersten Kellners entgegen. Unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehen die Bedienten des Parterre; das erste und die übrigen Stockwerke sind das ausschließliche Gebiet der Kammerfrauen, die unter keinem Vorwande es wagen würden, das coffee-room zu betreten; dies letztere ist das Generalquartier der Männer; hier bringt der reisende Gentleman einen großen Theil seiner Zeit zu, hier speist er, hier liest er seine Journale, hier besorgt er seine Korrespondenz, hier empfängt er Besuche, denn es ist einmal Sitte, daß man sein Zimmer nur zum Schlafen betritt; daher sind diese meist auch sehr einfach, ihr ganzes Mobiliar besteht in sechs Stühlen, einem eisernen Bett und einem Spiegel. — Wenn man die Hotels von Falton, Mivart, Clarendon mit ihrem Haufen von reich galonnirten Bedienten, ihrem Luxus von Tapeten, Vergoldungen, Kristallen sieht, so glaubt man leicht, daß dies das non plus ultra Britischer Pracht ist; weit gefehlt, die Provinz hat es noch besser zu machen versucht, und es ist ihr gelungen; man gehe nur nach Cheltenham und besuche Plough und Queens Hotel, diese wären es werth, von der Königin Victoria bewohnt zu werden. Wie Schade, daß man neben diesem großartigen Aufwand in England so wenig von jener Herzlichkeit findet, welche anderswo so oft für schlechte Herbergen entschädigt! Es ist etwas Abstoßendes, Unfreundliches, Eigennütziges, was einem hier in dem ganzen Benehmen auffällt und einen rathen läßt, daß nur der Reiche hier eine gränzenlose Zuvorkommenheit zu hoffen hat, der Arme dagegen nicht.

Unser letzter Blick richtet sich auf Frankreich, welches in so vielen anderen Stücken die Königin der Civilisation, in dieser Beziehung so lange zurückgeblieben ist. Man lese die Arthur Youngs, die Wilkes, die Kotzebues; Einer überbietet den Anderen in Klagen über unsere jämmerlichen Gasthöfe: beräucherte Zimmer, unbequeme Möbel, schlechten Tisch und grobe Bedienten, das fand man früher bei einem Volk, das sich für so civilisirt hält! Eine Ausnahme davon machte das schöne Hotel Dessaint an den Küsten der Manche, ein wahres Phänomen im 18ten Jahrhundert. Hier fand man herrliche Tafel, Bäder, einen Klub, ein Theater und eine Menge eleganter Magazine, Alles der Britischen Gentry zu Ehren, deren Gold so viele Sorgfalt großmüthig belohnte.

Während um 1760 unser Land nur Ein Hotel hatte, das dieses Namens wirklich würdig war, hat es jetzt mehr als hundert, und ohne derer zu gedenken, in welchen die Privats, die Meurice, die Aubins in Paris so trefflich die Honneurs machen, giebt es welche in unseren Städten ersten Rangs, die dem besten, das Frankfurt, Wien und Berlin haben, in nichts nachstehen. — Gleich gastlich für die Fuhre, wie für den Landau hat das Haus des Französischen Gastwirths weiter nichts Merkwürdiges, außer seiner Table d'Hôte; hier muß der Fremde seinen Platz nehmen, wenn er die Eigenthümlichkeiten unseres Charakters studiren will; er findet da zwei kostbare Personagen, die sich in die Herrschaft der Table d'Hôte theilen; der eine ist der Abonnent, der alte Garçon, der gewöhnlich in der Gegend wohnt; ihm gehört das Departement des Innern, d. h. alle Stadtgeschichten, Liebeshändel, Hochzeiten, Bälle, Routs, Ernennungen; der andere, ein durchaus Französischer Typus, ist der Handlungsreisende: in sein Ressort gehören die auswärtigen Angelegenheiten, da herrscht er, da feiert er Triumphe: er erzählt in einem Athem den Einzug des Kronprinzen in Bordeaux, die Einweihung der Straße von Cette, die Merkwürdigkeiten der Messe zu Beaucaire u. s. w.

So wären wir denn mit unserer Europäischen Tour zu Ende, und wenn das Ziel des Verfassers erreicht ist, so glaubt er, daß diese Tour nicht eine nützliche Lehre, ohne philosophische Ergebnisse ist; es ist weniger eine Reihe unterhaltender Bilder, die er zu geben beabsichtigte, als eine Art Facit und Symbol der Civilisation [...] Volks, wie sie heutzutage ist, würdig und patriarchalisch in Span[...] von den Fremden beherrscht in Italien, ordnungsliebend, höfl[...] der Schweiz und in Deutschland, originell und komisch in Ruß[...] höchst komfortabel in England, bieder und herzlich in Frank[...] Die Gastfreundschaft der Heerstraße, wie sie Montaigne nennt, [...] uns in allen ihren Formen und Nüancen erschienen, und diese Nü[an]cen verdienen um so mehr fixirt zu werden, als sie tagtäglich im[mer] schwächer und blässer werden, ja ganz verschwinden. Mit Rie[sen]schritten naht der Geist des Fortschritts mit seinem Gefolge [von] Schnellposten, Eisenbahnen, Dampfbooten; er ist es, der, noch [...] zehn Jahre vergehen, alle Nationalitäten verschmolzen und [...] Europa ein einförmiges Ganze gemacht haben wird. Während [...] der Weltmann, wenn er sich, wie durch Zauber nach allen Rich[tun]gen hin tragen läßt und überall den reichsten Komfort findet, [...] diese große Verschmelzung laut jubeln wird, werden die Schrifts[tel]ler und der Künstler neben ihm sich vielleicht nach der Vergangen[heit] zurücksehnen. Wo werden sie dann jene originellen Typen, jene S[it]tenkontraste, jene Verschiedenheit des Kostüms wiederfinden, die, [mit] Glück aufgefaßt, mehr als einmal ihre Bücher so unterhaltend, [...] Gemälde so schön gemacht haben? (J. Fr.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Die Englische Zeitung vom Jahre 1588. In [...] Berichten über die Entstehung des Zeitungswesens, gleichviel wo [sie] sich befinden, im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon wie in Pier[er's] Universal-Lexikon, in der British Cyclopaedia wie in Dr. Lieb[er's] Encyclopaedia Americana, im Dictionnaire de la Conversation [...], im Russischen Entsiklopedischeskij Leksikon, wird das auf [dem] Britischen Museum befindliche Exemplar des „English Mercur[ie]" vom J. 1588 als eine der ältesten (wenn nicht überhaupt als [die] älteste) der noch vorhandenen gedruckten Zeitungen genannt. Da[...] scharfsinnige Minister der Königin Elisabeth, Lord Burleigh, [soll] auf den Gedanken gekommen seyn, dieses Blatt von Zeit zu Zeit herauszugeben, um das Volk über die gefürchtete Spanische Armada zu beruhigen, deren endlicher Untergang auch darin angezeigt wurde. Der Englische Literat George Chalmers soll zuerst in seiner (179[...] erschienenen) Biographie des Schottischen Zeitungs-Redacteurs Ruddiman auf jenen im Britischen Museum befindlichen Mercurie hingewiesen haben. Alle spätere Geschichtsschreiber der Zeitungen sind den Angaben Chalmers gefolgt, ohne daß Einer sich die Mühe gegeben, den Mercurie genauer zu betrachten, bis endlich Herr Thomas Watts, Custos des Britischen Museums, vor kurzem auf diesen Gedanken kam und dabei auf den ersten Blick zu dem Resultat gelangte, daß der ganze English Mercurie vom J. 1588 eine Täuschung sey, mit der Jemand nicht bloß das Britische Museum, sondern auch die ganze übrige Welt funfzig Jahre lang anzuführen wußte. In dem genannten Museum befinden sich allerdings unter der von Chalmers angegebenen Chiffre (Sloan MSS. No. 4106) drei gedruckte und vier handschriftliche Nummern des English Mercurie, von denen zwei handschriftliche mit zwei gedruckten wörtlich übereinstimmen, und die sämmtlich aus dem Jahre 1588, vom 23. Juli, 26. Juli, 28. Juli, 3. August und 24. November datirt sind; jedoch sowohl die gedruckten als die geschriebenen Exemplare stellen sich jedem Sachkenner sogleich als Erzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts dar. Die Typen der gedruckten Zeitung gleichen ganz der heutigen Englischen Antiquaschrift, während man im 16ten Jahrhundert nur der eckigen Gothischen Schrift (sogenannter black letters) in England sich bediente; die Handschriften aber, die augenscheinlich den Drucken als Originale gedient, tragen gar das Wasserzeichen G. R. (George Rex) mit dem Königl. Wappen. Der Betrug ist nicht einmal sehr fein angelegt, denn sowohl der Styl, in welchem die Berichte abgefaßt sind, als die Schreibung der Worte hat einen ganz modernen Zuschnitt. Herr Thomas Watts, welcher diesen Betrug in einem Sendschreiben an den Bibliothekar des Britischen Museums, Hern Antonio Panizzi, aufdeckt*), macht bemerklich, daß die Typen große Aehnlichkeit mit den von Caslon im Jahre 1766 publizirten Englischen Mustertypen haben. Es ist unbegreiflich, daß ein Gelehrter, wie Chalmers, durch ein solches Machwerk, in welchem sogar viele historische Schnitzer vorkommen, sich konnte täuschen lassen; — denn daß er selbst von der Täuschung gewußt, ist bei der ganz unverfänglichen Weise, mit der er der Sache in der Lebensbeschreibung eines Freundes gedenkt, durchaus nicht anzunehmen. Das Museum kam in den Besitz der Papiere im J. 1766, und zwar durch den Nachlaß des Dr. Birch, der ebenfalls einer solchen Handlung unfähig war. Wahrscheinlich hat vielmehr Dr. Birch den von irgend einem spekulativen Buchdrucker beabsichtigten Betrug entdeckt und diesen dadurch am besten zu unterdrücken geglaubt, daß er Handschrift und Abdruck zusammen zu den Akten legte. Es ist für Bibliographen gewiß sehr interessant, dasjenige nachzulesen, was Herr Watts darüber in seiner kleinen Schrift sagt, auf die wir jene deshalb verweisen. Herr Watts widerlegt bei dieser Gelegenheit auch, was gewöhnlich über die Priorität der von Dr. Renaudot im Jahre 1631 herausgegebenen Gazette de Paris gesagt wird; älter als diese Pariser seyen freilich mehrere Englische Gazettes gewesen, dagegen bleibe es unbestritten, daß Italien und Deutschland, und zwar in Venedig und Nürnberg, die ersten gedruckten Zeitungen gesehen haben.

*) A Letter to Antonio Panizzi Esq. Keeper of the printed books in the British Museum, on the reputed earliest printed Newspaper, „The English Mercurie 1588". By Thomas Watts, of the British Museum.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 3. Februar 1840.

Frankreich.

Die Französische Provinz vor dem Ausbruche der Revolution.

Von E. Souvestre.*)

I.

Vor der Revolution gab es zu Rennes auf dem Platze des Gerichts-Palastes eine alte Weinschenke, von deren Thür erst ganz kürzlich der Mistelzweig verschwunden war, um einem Schilde Platz zu machen, auf welchem man zwei verbundene Hände sah, unter denen die Worte standen: Café de l'Union. Dieser Ort war der Sammelplatz der Kaufmanns-Gehülfen, der Gerichtsschreiber und der jungen Rechtsbeflissenen. Man trank dort nicht viel, vielleicht weniger aus Mäßigkeit als aus Nothwendigkeit; dafür sprach man aber desto mehr über die Tagesbegebenheiten, welche von Tage zu Tage einen ernsteren Charakter annahmen. Die Streitigkeiten zwischen dem Hofe und dem Parlamente lebten wieder auf, und zwar heftiger als je. Der Adel, welcher seit Richelieu's Zeit zu schwach war, um der königlichen Gewalt zu widerstehen, gebrauchte das öffentliche Wohl als Waffe gegen dieselbe. Im Namen dieses Wohls und um die Erhebung neuer Abgaben zu verhindern, hatten die Parlamente schon mehrmals dem Willen des Hofes getrotzt; sehr begreiflich daher, daß das Volk in ihnen die Vertheidiger seiner Rechte erblickte und sich auf ihre Seite schlug.

In der Bretagne fand der Widerstand der Gerichte den größten Anklang beim Volke, denn sie vertheidigten nicht nur die finanziellen Rechte der Provinz, sondern auch deren Freiheiten. Der alte provinzielle Geist regte sich um so mächtiger, als er durch die Privilegien, welche Ludwig XII. dem Herzogthum bei seiner Vereinigung mit Frankreich gelassen hatte, genährt und gepflegt worden war. Das Interesse ging also Hand in Hand mit den Vorurtheilen des Volks, und indem man die Parlamente im Kampfe gegen die Minister unterstützte, gehorchte man eben so sehr einem natürlichen Antriebe wie der Klugheit.

Uebrigens war in der Bretagne unter dem Volke das Mißbehagen und die Sehnsucht nach einer Aenderung verbreitet, welche die Vorboten der Revolutionen zu seyn pflegen. In allen Gemüthern war eine Kampfeslust erwacht, welche nur auf die Gelegenheit zum Ausbruche wartete. Vermöge ihrer Stellung und ihrer Neigung fielen die Besucher des Kaffeehauses der Union dem Parlamente zu, nicht etwa weil die Jugend des dritten Standes die Sache des Parlaments und ihre eigene für identisch hielt, sondern weil sie in Erwartung des eigentlichen Kampfes ihre Kräfte zu üben und das Schlachtfeld kennen zu lernen wünschte. Wir sprachen nie von etwas Anderem, und unsere Begeisterung war eben so aufrichtig wie ausdauernd.

Unter den jungen Leuten zeichneten sich viele durch Beredsamkeit und geistige Befähigung aus; vor Allen verdienten aber zwei die höchste Beachtung. Der Erste war fremd in der Stadt; sein feines Lächeln, sein forschender und spähender Blick, sein schneidender Ton hoben ihn aus seiner Umgebung hervor. Er hatte seine Bildung aus den Schriften der Encyklopädisten geschöpft und drang nun auf die Verwirklichung ihrer Lehren und eine Umgestaltung der Dinge. Er war eher Pantheist als Atheist zu nennen, seinen Skeptizismus verdeckte er durch einen poetischen Anflug, welcher ihm einen gewissen Schwung verlieh; seine Sprache erinnerte an Seneka und d'Alembert. Wenn das Gespräch über allgemeine Gegenstände aufgegeben wurde und die Unterhaltung einen vertraulicheren Charakter annahm, so sprach er von den weiten Reisen, welche ihm schon in den Träumen seiner Kindheit vorgeschwebt hätten. Er hieß, wenn ich nicht irre, Chasseloup, aber seine Freunde kannten ihn nur unter dem Namen Volney.

Der zweite Held der Gesellschaft war der junge Moreau, welcher schon damals wegen seiner Kaltblütigkeit, seines richtigen Urtheils und seiner glücklichen Laune berühmt war. Der Einfluß, den er auf seine Genossen übte, hatte diese bewogen, ihn zum Vorsteher der Rechtsschule zu erwählen; es war dies eine Art Ehrenamt, welches ihm die Studenten übertragen hatten. Er entschied die Streitigkeiten der Studenten, er gestattete oder untersagte das Duell. Unterstützt von seinem Kanzler und seinem Schreiber, leitete er die Verhandlungen der Schule, verfocht er ihre Vorrechte, sammelte er die Stimmen, wenn über die Ausstoßung eines Studenten, welcher seiner Ehre etwas vergeben hatte, abgestimmt wurde. Sein Ansehen erstreckte sich nicht minder auf das Theater, wo er über zwölf Plätze zu verfügen hatte und wo seine Stimme über das Engagement oder Nicht-Engagement eines Schauspielers den Ausschlag gab. Jeder Debütant mußte ihm im großen Saale der Rechtsschule und in Anwesenheit aller Studenten seine Aufwartung machen. Seine Neigungen waren einfach und edel. Daher besaß er die Liebe aller seiner Gefährten, und wenn es darauf ankam, gab seine Meinung den Ausschlag. Da er fest entschlossen war, in dem herannahenden Kampfe auf die Seite des Parlaments zu treten, so war kein Zweifel, daß beim ersten Signal die ganze Jugend von Rennes dieselbe Partei ergreifen und verfechten werde.

Ich brachte meine Abende meistentheils im Kaffeehause der Union zu und hielt mich hier vorzüglich an einen jungen Kaufmann, Namens Benoist. Dieser hatte durchaus nichts Auffallendes. Er zeichnete sich nicht durch Lebhaftigkeit des Geistes aus, wohl aber durch gesunden Menschenverstand, nicht durch geräuschvollen und lärmenden Muth, wohl aber durch Zuverlässigkeit. Es würde schwer gehalten haben, einen Fehler an ihm zu entdecken, aber seine Tugenden hatten einen einförmigen und langweiligen Anstrich. Beim ersten Anblick hielt man ihn für eine, so zu sagen, negative Persönlichkeit, für einen mittelmäßigen Verstand, aber bei näherem Umgange erkannte man bald den Werth dieser gleichförmigen und regelmäßigen Natur. In Ermangelung origineller Kraft, besaß er die Fähigkeit, sich anzueignen, was Andere Nützliches oder Schönes entdeckt hatten. Während Begabtere als er nur ihre eigene Vernunft zum Maßstabe nahmen, benutzte er die Kenntnisse aller derer, welche ihm nahe kamen. Er erfand die Idee nicht, aber er tauschte sie ein, und selten machte er einen schlechten Handel. Daher kam es, daß jede einzelne Handlung desselben einen gewöhnlichen Menschen zu verkünden schien, während alle im Zusammenhange die Ueberlegenheit seines Geistes bezeugten.

II.

Wir waren im Mai des Jahres 1788. Der Hof schien entschlossen, den Widerstand des Parlaments von Rennes um jeden Preis zu beseitigen: Bertrand von Molleville war zum Intendanten und der Graf von Thiard zum Gouverneur ernannt worden. Beide waren in Rennes eingetroffen, mit dem Auftrage, wie es hieß, die Befehle des Königs zur Ausführung zu bringen. Die allgemeine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Das Parlament, der Adel und die permanenten Kommissionen der Stände hatten im voraus gegen jede ungesetzliche Maßregel protestirt. „Wenn die Feinde des öffentlichen Wesens", rief der ungestüme Graf von Botherel aus, „entschlossen sind, das Band zu zerreißen, welches die Unterthanen mit ihrem Herrscher verbindet, so würden wir unserer Ehre zu nahe treten, wenn wir unterließen, gegen jede Verletzung der National-Verfassung zu protestiren."

Unterdeß trafen täglich Truppen ein; der Schleier des Geheimnisses verhüllte alle Schritte des Gouverneurs und des Intendanten. Am 10. August versammelte sich das Parlament mit Tagesanbruch im Gerichts-Palast. Alle Magistrats-Personen, angethan mit ihren scharlachrothen und mit Hermelin verbrämten Gewändern, waren auf ihrem Posten. Der Präsident Le Merdy von Catuëlan erklärte die Sitzung für eröffnet. Plötzlich vernahm man ein Getön von Pfeifen und Trommeln; die Gerichtsdiener stürzten herbei, verkündend, daß Herr von Thiard, gefolgt von Soldaten, Lakaien und Pagen, die Treppe heraufkomme. Der Präsident gebot mit ruhigem Ton dem Thürsteher, die Thür zu schließen und sich vom Gouverneur sein Beglaubigungsschreiben überreichen zu lassen. Der Thürsteher gehorchte, aber er kehrte bald zurück mit der Meldung, daß der Gouverneur keine andere Beglaubigung habe, als den Befehl des Königs, gutwillig oder mit Gewalt in den großen Saal einzudringen. Zugleich benachrichtigte er die Versammlung, daß das Volk den Palast umringe, und daß die Soldaten dasselbe kaum noch zurückhalten könnten.

„Das Parlament ist weit von jeder Empörung entfernt", rief Herr von Catuëlan; „Thürsteher, öffnet die Thüren." — Beide Flügelthüren öffnen sich, und der Graf von Thiard erscheint mit von Molleville und den Offizieren, Alle den Hut in der Hand haltend. Bei diesem Anblicke bedecken sich die Mitglieder des Parlaments. Herr von Thiard fragt, im Saale umherblickend, wo der Platz der Abgeordneten des Königs sey. — „Zeigen Sie zuerst Ihr Beglaubi-

*) Vergl. damit die früher von diesem Verfasser mitgetheilten Artikel über „die Schreckenszeit in der Bretagne".

gungsschreiben", antwortet der erste Präsident. — „Ich habe keines." — „Dann ist Ihr Eindringen in diese Versammlung widerrechtlich, und sie erklärt, daß sie ihre Berathungen nicht fortsetzen kann." — „Halten Sie ein, Herr Präsident, hier ist ein Königliches Schreiben, welches Ihnen von der Stelle zu weichen verbietet, wenn Sie sich nicht der Ungnade des Königs aussetzen wollen. Hier sind ferner Kommissionen, Ordonnanzen und offene Schreiben, welche ich vorlesen werde und welche es dem General-Prokurator zur Pflicht machen, auf die einfache Einregistrirung des Königlichen Schreibens zu dringen." — „Das Herkommen verbietet mir", erwiederte der General-Prokurator, „in Gegenwart von Dienern des Königs Anträge zu stellen." — „Dann befehle ich im Namen Seiner Majestät, das Schreiben einzuregistriren."

Nun begann der Graf von Thiard, das Königliche Schreiben zu verlesen, und sagte dann: „Im Namen Seiner Majestät erkläre ich die Sitzung für aufgehoben und befehle Ihnen, sich zu entfernen." — „Und ich", erwiederte der Präsident, „erkläre im Namen des Gerichtshofes, daß er diese neuen Gesetze nicht anerkennen kann."

Während sich aber dieses im Innern zutrug, bot der Platz vor dem Palaste einen viel stürmischeren Anblick dar. Auf die Nachricht, daß der Palast von Truppen besetzt sey, strömte die ganze Bevölkerung der Stadt herbei. Die jungen Leute aus den Comtoiren, Gerichtsstuben und Schulen waren unter Moreau's Anführung bis zur Vorhalle des Palastes gedrungen, wo sie im Begriffe waren, Hand an Herrn von Molleville und Herrn von Thiard zu legen. Eine hinzukommende Truppen-Abtheilung hatte sie wieder befreit, aber der Ruf: „Es lebe das Parlament! Tod den Verräthern!" wurde von tausend Stimmen wiederholt. Endlich langte das Regiment Rohan-Montbazon an Ort und Stelle an und machte die unteren Räume des Palastes frei, ohne jedoch die Menge weiter zurücktreiben zu können. In diesem Augenblicke erschienen die Mitglieder des Parlaments, welche Herr von Molleville und Herr von Thiard zur Aufhebung der Sitzung gezwungen hatten, oben auf der Treppe. Bei ihrem Anblick ertönten von allen Seiten Vivats. Herr von Catuelan winkte mit der Hand, und es trat alsbald die tiefste Stille ein. Die Menge trat aus einander, und die Versammlung schritt mit dem Präsidenten an ihrer Spitze durch dieselbe hin.

Die Mitglieder des Parlaments waren verschwunden, als an der Thür des Palastes wieder eine Bewegung entstand. Es schaarten sich Soldaten an der Treppe um eine mit einem Wappen gezierte Chaise. „Das ist Bertrand von Molleville!" ertönte es plötzlich; „nieder mit den Verräthern! Tod den Unterdrückern!" Bei diesen Worten stürzten die jungen Leute vor; die Soldaten wollen sie abhalten, aber die fluthende Menge reißt sie fort und zerstreut sie. Steine fliegen auf die Chaise des Intendanten los, und dieselbe wird zertrümmert; er selbst wird an der Stirn verwundet. Herr von Thiard, welcher keine Furcht zu kennen scheint, sucht sich Gehör zu verschaffen und die Soldaten zusammenzuhalten, aber umsonst; ein Stein verwundet auch ihn.

Unterdeß hatte sich die Nachricht von diesem Handgemenge in alle Theile der Stadt verbreitet; der Chevalier Blondel von Nonainville fliegt mit einer Compagnie herbei. Moreau geht ihm entgegen, und es wäre sicher zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht ein Offizier vorgetreten wäre und, seinen Degen senkend, den Soldaten zugerufen hätte: „Kein Blut! Auch ich bin Bürger! Halt, Soldaten!" Ein tausendfältiges Lebehoch folgte den Worten des Offiziers. Man umarmte ihn, man hob ihn in die Höhe und trug ihn im Triumphe umher. Indeß wurde er von einigen Steinen getroffen, welche aus dem dicksten Haufen geschleudert worden waren. „Haltet ein!" rief Moreau, „er ist unser Freund." — Augenblicklich hörten die Steinwürfe auf, und neues Beifallsgeschrei erfolgte. Aber die Soldaten, die sich diese plötzliche Begeisterung nicht erklären konnten, glaubten, man wolle ihnen ihren Offizier entreißen, und stürmten unaufhaltsam vorwärts, um ihn wieder zu erobern. Es wäre ein neuer Kampf entstanden, wenn nicht der Graf von Bery und Herr von Pont-Farcy demselben dadurch vorgebeugt hätten, daß sie die Truppen in die Kasernen zurücksendeten und das Volk aufforderten, auseinanderzugehen.

Diese Kundgebung der öffentlichen Meinung war zu unzweideutig, als daß sie nicht den Gesandten des Königs die Augen über die Schwierigkeit ihrer Mission hätte öffnen sollen. Daher beschloß auch der Graf von Thiard, der an diesem Tage eine Festigkeit gezeigt hatte, der wir selbst unsere Bewunderung nicht versagen konnten, die höchste Energie zu entfalten. Er forderte Munition und Kavallerie. Als aber in den Regimentern, welche nach Rennes beordert wurden, sich die Nachricht verbreitete, daß sie zum Kampfe gegen das Volk bestimmt seyen, traten alle Bretagner, die in denselben dienten, zusammen. Die Offiziere boten ihre Entlassung an, und die Soldaten weigerten sich, zu marschiren. Man mußte also die Bretagner zurücklassen.

Unterdeß langte der Rest der Truppen an; Herr von Thiard benachrichtigte die Kommission von ihrer Ankunft, aber diese verweigerte alle zum Unterhalt der Truppen nöthige Gegenstände, und Herr von Thiard war genöthigt, sie im Franziskaner-Kloster und im Palaste unterzubringen. Uebrigens häuften sich die Schwierigkeiten von allen Seiten. Die Zöglinge der Rechtsschule weigerten sich, den Eid zu leisten, und richteten an die anderen Universitäten eine Protestation, mit der Bitte, ihr Beispiel nachzuahmen. Der Haß gegen den Gouverneur und Herrn von Molleville war allgemein und gab sich auf jede mögliche Weise kund. Eine Straße, welche die Straße Bertrand hieß, wurde öffentlich umgetauft und die Straße des Tartuffe genannt. Die Raufereien zwischen den Soldaten und Bürgern erneuten sich täglich. Der Widerstandsgeist war nicht allein in den Schulen und Comtoiren verbreitet, sondern er war auch in die Klöster gedrungen. Von tausend Beispielen nur eines. Ein Mönch, der aufs Almosen-Sammeln ausging, kam aus dem Kloster der Kapuziner, gefolgt von einem Knaben, der seinen Ranzen trug, als plötzlich ein Dragoner vom Regimente Orleans mit Schimpfreden über ihn herfiel. Der Frater antwortete nicht; dadurch ermuthigt, lief der Soldat hinter ihm her und sagte zu ihm, indem er ihm seinen Helm aufstülpte: „Beim Teufel! Du würdest einen prächtigen Soldaten abgeben." — „Dazu fehlt mir nur eins", erwiederte der Kapuziner. — „Und das wäre?" — „Ein Schwert." — „Darauf soll es nicht ankommen", sagten einige Dragoner, welche dieser Auftritt herbeigelockt hatte. In der That gab einer derselben dem Frater sein Schwert. Kaum hielt dieser dasselbe in der Hand, als er den Helm und die Kapuze zurückschlug und einen heftigen Ausfall gegen seinen Beleidiger begann. „Wir wollen doch einmal sehen", sagte er, „ob Du eben so tapfer wie frech bist." — Der Soldat wollte anfangs spaßen, aber er wurde bald gezwungen, sich ernstlich zu vertheidigen, und am Ende unterlag er. Der Mönch warf sodann das Schwert neben den Verwundeten hin, und sich zu den Dragonern wendend, sagte er: „Tragen Sie Ihren Freund fort, meine Herren; ich werde für seine Gesundheit beten." — Hierauf zog er die Kapuze über sein Gesicht, gab dem Kinde, welches den Bettelsack trug, ein Zeichen und entfernte sich langsamen Schrittes.

Dem Verbote des Herrn von Thiard zum Trotze, versammelten sich die Mitglieder des Parlaments noch immer. Dieser ließ daher die Thüren des Palastes besetzen, aber die Magistratspersonen wählten einen anderen Versammlungsort. Der Gouverneur hoffte, den Widerstand durch die Verhaftsbefehle, welche er gegen die angesehensten Mitglieder des Parlaments mitgebracht hatte, zu besiegen. Der Oberst-Lieutenant der Bürger-Miliz, Philipp von Tronjoly, erhielt demgemäß den Befehl, sein Bataillon zu versammeln, um die Vollstreckung der Königlichen Befehle zu sichern. Er weigerte sich, es zu thun. Hierauf wurde der Großprofoß vom Gouverneur aufgefordert, die betreffenden Parlaments-Mitglieder zu verhaften; dieser bot seine Entlassung an. „Sie werden Ihre Schuldigkeit thun", rief der Graf von Thiard ganz außer sich, „oder Ihren Ungehorsam in der Bastille bereuen." — Der Befehl, die Truppen zusammenzuberufen, wurde augenblicklich ertheilt.

Durch seine Verbindung mit mehreren Offizieren war Moreau fortwährend vom Stande der Dinge unterrichtet. Am Abend des 1. Juni erfuhr er, daß in der Nacht mehrere Mitglieder des Parlaments festgenommen werden sollten; er benachrichtigte sie sogleich von der ihnen drohenden Gefahr. Sie beschlossen, sich zu versammeln, um zu erwägen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sey. Da ihnen der Eintritt in den Gerichts-Palast nicht gestattet war, so bot ihnen Herr von Cuillé sein Hotel an. Dasselbe war von allen Seiten umringt, aber die bedrohten Parlaments-Mitglieder gelangten nichtsdestoweniger in dasselbe. Hier hielt das Parlament der Bretagne unter dem Geräusch des von außen hereindringenden Waffengeklirrs und Geschreis seine letzte Sitzung. Herr von Thiard sendete zweimal vergeblich den Großprofoß ab, welcher mit thränenden Augen in der Versammlung erschien und in Ohnmacht fiel. In dem Augenblicke, wo Herr von Thiard die Nachricht von der Unterwerfung des Parlaments zu erhalten glaubte, stellten sich ihm drei Gerichtsboten vor, welche im Namen des Parlaments erklärten, daß die Verhaftsbefehle nichtig und erschlichen seyen, welche ihn aufforderten, die Truppen zurückzuziehen und ihn der Willkür und Pflichtverletzung anklagten. Er erfuhr zugleich, daß der Beschluß, gegen ihn und Herrn von Molleville einen Verhaftsbefehl zu erlassen, zur Berathung gekommen und nur mit der Majorität von vier Stimmen verworfen worden war. Da die Dinge einmal so standen, so hielt er jede Zögerung für gefährlich und befahl, mit Gewalt in das Hotel von Cuillé zu dringen. Dieser Befehl war indeß nicht so leicht zur Ausführung zu bringen, denn die Menge versperrte alle Zugänge. Alle Offiziere traten zurück, und nur der Oberst des Regiments Royan, von Hervilly, erklärte sich bereit. Kaum hatte er sich indeß gezeigt, als tausend Stimmen ihn mit dem Tode drohten. Ein junger Mann riß ihm die Epauletten ab, warf ihm einen Degen zu und forderte ihn zum Kampfe heraus.

Ein Versuch, die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß die Soldaten ihre Waffen entluden, hatte nur einen augenblicklichen Erfolg. Der Oberst von Hervilly wollte sich Gehör verschaffen, aber er wurde beschimpft und verhöhnt. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Bertrand von Molleville habe das Hotel der Intendanz verlassen, um sich zum Gouverneur zu begeben. Alsbald stürzte man ihm entgegen. Die Wache wird erstürmt, das Schilderhaus zertrümmert, die Reiter über den Haufen geworfen und die Zügel der Pferde zerschnitten. Das Parlament, welches benachrichtigt worden war, daß die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, beschloß endlich, auseinanderzugehen, um Blutvergießen zu verhüten. Am folgenden Morgen wurden Le Merdy von Catuelan, von Cuillé, von Talhouet und viele Andere verhaftet und auf ihre Güter verwiesen.

Herr von Thiard täuschte sich indeß, wenn er glaubte, daß die Zerstreuung des Parlaments jeden Widerstand beseitigen würde. Als sich die Nachricht von diesem Vorgange verbreitete, bemächtigte sich des ganzen Adels die höchste Erbitterung. Alle Körperschaften protestirten öffentlich. Der Bischof von Rennes ordnete Gebete an, um das Unglück abzuwenden, von dem die Bretagne bedroht sey. Der Ausschuß der Stände, an dessen Spitze der Graf von Botherel stand, verfaßte eine Beschwerdeschrift, welche zwölf Abgeordnete dem Könige übergeben sollten.

Seit zehn Tagen waren sie abgereist, als man erfuhr, daß sie in der Bastille säßen. Die Nachricht verbreitete sich bald in der ganzen Stadt; anfangs wollte man zweifeln, aber dies war nicht mehr möglich, als man Frauen in Trauer durch die Straßen fahren sah. Man erkannte in ihnen die Mütter und Gattinnen der Ver-

hafteten; sie begaben sich nach Paris, um die Gnade des Königs anzuflehen. Man ließ sich übrigens durch diesen Ausgang nicht abschrecken, sondern es wurden noch an demselben Tage achtzehn andere Abgeordnete abgesendet, welche in Pontchartrain verhaftet wurden. Nun wurde eine Deputation von 33 Mitgliedern abgesendet, welche beordert wurde, bei den früheren Protestationen zu beharren und nur der Gewalt zu weichen. Da man bei Hofe endlich daran verzweifelte, eine solche Zähigkeit und Gewalt zu besiegen, so griff man zu einem anderen Mittel. Die Deputation gelangte ohne Hindernisse nach Paris, aber hier fand sie alle Thüren verschlossen. Auf diese Weise hoffte man sie zu entmuthigen und sie zur Rückkehr in ihre Provinz zu zwingen. Aber eines Tages sah man sie uneingeladen in Versailles ankommen, sich dem Könige in den Weg stellen und diesem ihre Eingabe überreichen. Dieser nahm sie an und las sie, und einige Tage später waren die verhafteten Deputirten in Freiheit und die Parlamente wiederhergestellt.

E n g l a n d.

Denkwürdigkeiten des Admirals Sir Sidney Smith.

(Schluß.)

Die nächste Merkwürdigkeit im Leben des Admirals, welche sein Biograph giebt, ist sein Verhältniß zur Prinzessin von Wales; aber es ist zu bedauern, daß Herr Howard (der Verf. der Memoiren) nicht lieber ausführlich in eine Untersuchung über den Gegenstand eingegangen oder nur eine zusammengefaßte Darstellung der beglaubigten Aussagen gegeben. Planlos werden die Haupt-Thatsachen aus dem vertrauten Umgange des Admirals mit der Prinzessin gegeben, sein geheimer Zutritt und Aufenthalt in ihrem Hause und ihre rechtfertigende Antwort, die nur ein sophistischer Versuch ist, zu zeigen, daß die außerordentliche Freiheit, welche dem Sidney Smith gestattet wurde, nicht unverträglich mit der Tugend wäre, obgleich sie unklug und zweideutig aussähe. Offen gesagt, die Nachrichten des Herrn Howard sind geeignet, den gehässigsten Verdacht auf das Betragen der Prinzessin zu werfen. Sie mag unschuldig gewesen seyn, aber noch niemals erschien eine unschuldige Frau durch ihre eigene Rechtfertigung schuldiger.

Sein nächstes Kommando war unter Admiral Duckworth bei der unglücklichen Expedition nach Konstantinopel zu Anfang des Jahres 1807. Die Engländer, welche glücklich durch die Dardanellen gedrungen waren, erschienen mit einer furchtbaren Flotte vor der Türkischen Hauptstadt, wo man, sich mit Frankreich verbindend, eben die Russischen und Englischen Vorschläge zurückgewiesen hatte. Konstantinopel war verloren, da die Türken keine Vorbereitungen zum Widerstand getroffen hatten und, selbst im Falle solche da gewesen wären, die schlecht bediente Artillerie doch bald vor den Britischen Feuerschlünden verstummt wäre. Die Pforte sah auch ihre Ohnmacht ein und wollte sich bereits in alle Forderungen des Englischen Admirals fügen. Da gelang es dem General Sebastiani, Französischem Gesandten bei der Pforte, dem Divan Muth einzuflößen und sich die Leitung der Maßregeln zum kräftigsten Widerstand auszuwirken. Napoleon hatte klugerweise seinem Gesandten mehrere seiner trefflichsten Genie-Offiziere mitgegeben, darunter den später als General, Redner und edler Mann so hochberühmten Foy, und namentlich durch die Thätigkeit und das Talent dieses Offiziers füllten sich unter den Augen des durch Unterhandlungen geschickt hingehaltenen Duckworth die Küsten schnell mit Vertheidigungs-Anstalten und Vertheidigern. Der vor wenigen Tagen noch stolze Admiral, der Konstantinopel als gewisse Beute betrachten konnte, mußte sich jetzt glücklich schätzen, daß keine Streitkräfte da waren, die ihm den Rückweg versperrten, und daß er ohne großen Verlust wieder aus den Dardanellen kam, wo er sein schmachvolles Unternehmen, oder vielmehr die schmachvolle Ausführung desselben, von England verwünschen und von Europa verspotten sah. Sir Sidney, der in diesen Meeren als Freund der Türken wenige Jahre vorher von diesen vergöttert wurde, mußte diesmal als ihr Feind durch fremde Schuld vor ihnen fliehen. Er schiebt die Schuld des Mißlingens auf den Minister Arbuthnot und stellt bei dieser Gelegenheit Betrachtungen über den Zustand der Türkei und Rußlands im Verhältniß zu ihr an, die unsere Vermuthung bestätigen, daß er wohl ein Seeheld, aber kein Staatsmann war.

Nach der Rückkehr von dieser lorbeerlosen Expedition segelte er nach Brasilien mit der Portugiesischen Flotte, die sich seinem Geschwader angeschlossen hatte. Der Biograph giebt hier viele unbedeutende Begebenheiten, einige Nachrichten über die damalige Lage Portugals und kommt endlich zur Beschreibung eines glänzenden Diners, welches Sir Sidney der Portugiesischen Königsfamilie am Geburtstag des Königs von England auf seinem Schiffe gab. Wir können diesen Theil der Biographie füglich unberührt lassen, da er kein weiteres historisches Interesse hat, auf keinen Fall für Deutsche Leser. Aber das muß angegeben werden, daß Sir Sidney in Brasilien sich den Ausdruck von Ansichten erlaubte, die mit denen im Widerspruche waren, welche seine Regierung hegte, und daß er gar Interessen verfocht, mit denen England wenig sympathisirte. Er wurde deshalb zurückgerufen. Man hat den edelmüthigen Versuch gemacht, jeden Vorwurf dieserhalb aus seinem Charakter als Offizier zu entfernen, aber keine genügende Rechtfertigung ist für die gefährliche Unabhängigkeit möglich, die er sich unbesonnenerweise gestattet hat. Würden andere Offiziere der Flotte dieses Beispiel nachahmen, dann würde die Disziplin bald ein Ende haben. Die Pflicht eines Soldaten ist — gehorchen; wenn er einen eigenen Weg einschlägt, so bringt er die Sicherheit seines Dienstes, seiner Untergebenen und oft die seines Landes in Gefahr.

Seine Popularität litt jedoch nicht hierbei; er wurde sogar nach seiner Rückkehr zum Vice-Admiral ernannt. Er segelte nach dem Mittelmeer, wo seine vorzügliche Aufgabe war (für einen so tapferen Geist eine kränkende Aufgabe), in der guten Jahreszeit Toulon zu blokiren und im Winter in Port Mahon zu liegen. Um in diese einförmige Beschäftigung einige Variation zu bringen, führte er theatralische Unterhaltungen ein und errichtete eine Art von Lese-Kabinet. Der Biograph sagt hierüber folgendes Nähere, was nicht ohne Interesse seyn dürfte:

„Die Vorstellungen fanden statt in einer alten Kirche zu Mahon. Wo früher der Altar stand, erhob sich jetzt eine Schaubühne. Die Flügel des Tempels, wo sonst Kapellen für die Heilige waren, wurden in Kramläden umgewandelt, wo gute Cigarren und schlechter Grog von Damen verkauft wurden, die viel liberaler in ihren Begriffen von Sittsamkeit waren, als in ihren Handelsgeschäften. Das Wunderbare hierbei ist noch, daß die Spanier, die auf den Balearen sehr orthodoxe Katholiken sind, keinen Einspruch gegen diese Entweihung thaten, ja vielmehr den größten Theil der Zuhörer ausmachten. Da keine Parlaments-Akte zu Mahon Gesetzeskraft hatte, so nahm man offen Geld an den Eingängen für das Entree an; es wurde auf die Pflege der Kranken der Flotte und für die Armen der Stadt verwendet. Die Rollen übernahmen natürlich die jüngeren Offiziere der Schiffe; spielten sie gut, wurden sie beklatscht, spielten sie schlecht, so war's noch besser, man lachte sie aus und vergrößerte noch mehr hierdurch das Amusement. Auf dem Schiffe „Hibernia" sahen wir auch mimische Kunst-Vorstellungen, die zwar nicht von solcher Wirkung waren, wie die der alten Kirche, aber doch besser als die besten Leistungen einer herumziehenden Truppe in einer Scheune."

„Doch Sir Sidney suchte auf schönere Weise seine Offiziere zu unterhalten und die Bildung künftiger Capitaine der Britischen Flotte zu vermehren. Um das Studium aufzumuntern, machte er ein Dokument bekannt, worin er einen Theil seiner Kajüte zum Lese-Kabinet bestimmt und seine Bücher, Karten und Zeichnungen den Offizieren, ihren Gästen und den Reisenden zur Benutzung anbietet. In 6 Paragraphen stellt er das Reglement fest, unter welchem die Worte stehen: Gedruckt am Bord der „Hibernia" im Januar 1813. Wir können bei dieser Gelegenheit dem Leser bemerken, daß das Schiff „Caledonia", welches die Flagge des Admirals trug, und Sir Sidney's Schiff sehr vollständige Druckerpressen hatten, mit vielen Typen und Zubehör versehen. In der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford befindet sich jetzt ein Buch, das am Bord der „Hibernia" gedruckt ist und von Sir Sidney der Bibliothek überreicht worden ist."

Interessant sind in diesen Memoiren noch Bemerkungen über die wundersame Geschichte des Capitain Wright, dessen trauriges Geschick noch unter einem geheimnißvollen Schleier ruht. Dieser Capitain hat bekanntlich Pichegru und seine Mitverschworenen vor der Erhebung Napoleon's zum Kaiser an der Französischen Küste gelandet. Er wurde aber von der Polizei ergriffen und in den Kerker geworfen. In den Zeiten der Erbitterung gegen die Französische Zwingherrschaft hat man keine Verleumdung verschmäht, die den Charakter Napoleon's beschimpfen konnte; damals sagte man also auch, der Capitain sey auf dessen Befehl gefoltert, gräßlich verstümmelt und dann, damit das Verbrechen in ewigem Dunkel bleibe, ermordet worden. Jetzt verschmähen selbst die unversöhnlichsten Feinde des gestürzten Heros solche gemeine Lügen, und nur bei elenden Skribenten, die dadurch der Leichtgläubigkeit des Lesepöbels schmeicheln wollen, findet man noch dergleichen.

Nachdem Herr Howard noch Nachrichten über die Ernennung des Sir Sidney zum Commandeur des Bath-Ordens und zum Admiral gegeben, schildert er den Charakter seines Helden auf folgende Weise:

„Die Geisteskräfte des Sir Sidney sind mehr durch die Disziplin eines vielbewegten Lebens, als durch die Schule ausgebildet worden; er ist mehr durch Leute, als durch Bücher unterrichtet worden, mehr durch die That, als durch das Studium. Er hat jedoch die Bücher nicht gering geschätzt und das Studium nicht vernachlässigt. Aus dieser Erziehung ging sein Geist mehr praktisch, als tief hervor, und sein Blick war mehr klar, als scharf. Er ist nicht frei von Bigotterie und von einem Stolze, wie man ihn bei der verfeinerten Ritterlichkeit der Feudalzeit findet. Wir glauben, daß er die Masse der Menschen liebt, obgleich er eifersüchtig auf die Vorrechte der Stände ist und sich nicht sehr freuen würde, wenn es so viele Glückseligkeit für das Menschengeschlecht gäbe, daß man der Auszeichnung der berühmten Einzelnen nicht mehr bedürfte. Es ist unmöglich, Sir Sidney's Fähigkeiten mit denen anderer Admirale zu vergleichen. Er war bei vielen Gelegenheiten unähnlich denen, welche Englands stolzeste Seesiege erfochten haben. Er würde mehr als Alle gewagt haben und vielleicht mehr erreicht; aber er hätte auch mehr aufs Spiel gesetzt. Das ist gewiß, daß sein Edelmuth und seine Hinneigung zum Glanze des Ritterthums oft unverträglich waren mit den harten Nothwendigkeiten des Krieges, wo es Pflicht wird, dem Feinde so viel Leben und Kräfte zu rauben, als möglich ist. Diesem Umstande hatte der Feind oft seine Rettung zu verdanken.*) In allen Beziehungen des Lebens zeigte er sich gerecht, gütig und edel. Es fehlt ihm nicht an einer Art von Eloquenz und an Leichtigkeit, zu dichten. Seine Fehler sind eigentlich nur übertriebene Ruhmsucht und Eitelkeit, wodurch er öfter verleitet wird, auf einem Gebiete Ruhm zu suchen, wohin er nicht gehört. Wenn je ein Mann in den Blättern der Weltgeschichte, ja selbst in denen des Romans, Heros genannt werden kann, so verdient es keiner mehr, als Sir Sidney Smith.

*) Wir können jedoch diese Begriffe von Edelmuth nicht bei der Zerstörung der Touloner Flotte finden, wo Sir Sidney, wie eben erzählt worden, mit ganz besonderem Eifer das Vernichtungswerk vollzog. Der Uebers.

Australien.

Eine Wanderung im Innern von Neuholland.

Die Süd-Australische Zeitung (South Australian Gazette) enthält einen interessanten Bericht über eine von Capitain Sturt, Capitain Finniß, Herrn Macleod und Herrn Strangways unternommene und ausgeführte Expedition ins Innere des Austral-Kontinentes. Die Gesellschaft reiste mit eilf dienenden Begleitern und einer Heerde von 400 Ochsen von Sidney ab. Sie haben eine schiffbare Mündung des Murray-Flusses entdeckt. Ihr Bericht, den wir nachstehend mittheilen, ist an den General-Statthalter adressirt.

Adelaide, den 29. August 1838.

Wir verließen die Wohnung des Herrn Fowler ungefähr 9 Engl. Meilen oberhalb des Punktes, wo die große Südstraße über den Hume geht, und wanderten das rechte Ufer dieses Flusses entlang über schönes Weideland in der Richtung von Port-Philipp. Obschon die Alluvial-Ebenen sehr ausgedehnt waren, so sahen wir doch nach wenigen Tagen kein Hochland mehr und bemerkten, daß der Boden unter uns fast jählings tiefer wurde; auch überzeugten wir uns bald, daß wir dahin gekommen waren, wo die großen und öden Gefilde des Innern ihren Anfang nehmen. Der Fluß behielt eine ansehnliche Breite und Tiefe; aber das Land zu beiden Seiten zeigte sich, je weiter wir vordrangen, desto mehr mit Schilf bedeckt, obwohl die Weiden immer noch trefflich waren.

Bei unserem letzten Rastort am Hume kamen wir an der Einmündung des Oven (des Kaya der Eingebornen) vorüber und wanderten dann allmälig einem größtentheils überschwemmten Lande zu. Teiche und Buchten schnitten öfter die Zugänge des Flusses, und dichte Massen sehr hohen Rohrichts erschwerten unser Vordringen gar sehr. Am 14. Juni hemmte ein kleiner Bach aus Nordosten, den der Hume rechter Hand aufnahm, unseren Marsch. Die Eingebornen sagten uns, das Land stehe an dieser Seite unter Wasser und sey ganz ungangbar. Wir mußten also nothgedrungen über den Hume setzen und am linken Ufer weiter wandern.

Von der Einmündung jenes Baches an verändert der Hume seine bis dahin west-nordwestliche Richtung und strömt südwestwärts, um sich mit dem Goulburn-River, den wir oberhalb ihrer Konfluenz passirt haben, zu vereinigen. Als wir das jenseitige Ufer des Goulburn erreicht hatten, fanden wir zuerst die Spuren des Herrn Hawdon und ersahen daraus, daß er diesen schönen Fluß hinabgegangen war. Sobald der Hume den Goulburn aufgenommen hat, erweitert er sein Bette und lenkt wieder nord-nordwestlich durch ein Land, das nur unter besonders günstigen Umständen bereist werden kann. Wir ließen zur linken Hand, in einer Entfernung von 14 Engl. Meilen, unbedeutende Anhöhen liegen; und nachdem wir uns durch viele Sümpfe geschleppt hatten, traten wir von neuem in ein Land voll Röhricht und Morästen.

Endlich kamen wir zu dem Yarraine des Major Mitchell, einem kleinen Flusse, der in den Hume fällt; und am nächsten Morgen fanden wir zu unserer großen Freude, daß wir zwischen Sidney und Adelaide, 100 Engl. Meilen von jeder dieser Städte entfernt, und über festen Grund in offenen Ebenen wanderten. Jetzt hielten wir uns in den Fußstapfen der unternehmenden Männer, die uns vorangegangen waren; wir sahen nach einander die Mündungen des Morumbidschi und des Darling: statt jedoch oberhalb des letzteren Beiflusses überzusetzen, wie die Herren Hawdon und Eyre gethan, lagerten wir zwei Engl. Meilen weiter südöstlich und passirten den Fluß in einem Winkel dicht an der Konfluenz. Wir hatten jetzt wieder Futter genug für unser Vieh; große Teiche begränzten das Feld, dessen Boden vortrefflich und mit wucherndem Grase bedeckt war; aber in einiger Entfernung zeigten sich wieder unabsehbare dürre Sandebenen, die mit Gestrüpp und schlechtem Nadelholz spärlich bewachsen waren.

Man bemerkt keine Veränderung der Landschaft, ehe man den großen Winkel des Murray im Nordosten erreicht hat. Hier aber, wo der Boden ungefähr 200 Fuß über den Spiegel des Flusses empor steigt, beginnt eine Reihe mit saftigen Kräutern bewachsener und mit zwergartigem Eukalyptus geränderter Hügel. Wir schritten über diesen Höhengürtel hinweg und kamen durch dichte Buschwaldungen in ein offeneres, mehr wellenförmiges Land. Hier befanden wir uns wohl 40 Engl. Meilen nördlich von Adelaide, am Fuße von Anhöhen aus Schiefer und Sandstein, die bis zum Gipfel mit schöner, wohlbewässerter Weide bewachsen waren. Ich trieb einen Theil des Viehs durch ein wahrhaft malerisches Land nach dem Berge Barker; die grasigen Hügel setzten sich zu unserer Rechten ohne Unterbrechung fort; allein das Wasser war brackig und schlecht.

Als ich auf meiner zweiten Expedition den See Alexandrina passirte, glaubte ich, das Land weiter nördlich müßte, nach seinem allgemeinen Anblick zu urtheilen, schön und fruchtbar seyn; allein ich war durchaus nicht vorbereitet, ein so prächtiges Land zu sehen, wie dasjenige, wohin wir jetzt gelangten, nachdem wir den Gürtel von Buschwerk zurückgelegt hatten, der die Hügel des Murray von den eben erwähnten Anhöhen trennt. Diese Anhöhen erstrecken sich, mit Thälern wechselnd, sehr weit nach Westen. Sie sind mit Weidekraut bedeckt und ohne Bäume; ihr Wasser ist nur auf den Hügeln süß, weiter unten aber brackig.

Gegen den Murray-Fluß hin ist das Land flacher; und von den Gipfeln der Hügel, die wir erkletterten, bemerkten wir, daß dichtes Strauchwerk, mit ihnen parallel laufend, in unabsehbarer südlicher Ferne sich verlor. Das Gefilde am Fuß des Berges Barker, wo wir eine Zeitlang verweilten, ist der Viehzucht sehr günstig. Da diese Gegend von Hügeln mit abgerundeten Gipfeln und heißen grasreichen Thälern durchschnitten wird, so darf man sie wohl in ihrem gegenwärtigen Zustande den meisten übrigen Kantonen von Neu-Südwales vorziehen. Ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß ich selbst in England selten einen schöneren üppigeren Rasengrund gesehen habe. Vermuthlich erstreckt sich dieses Land nordwärts bis an den Golf St. Vincent; und sollten die Kolonisten einmal größerer Weideplätze bedürfen, so werden sie am besten thun, ihr großes und kleines Vieh hierher zu treiben.

Ich folgte anfänglich dem Laufe des Hume-River, weil ich hoffte, daß er mich in eine Gegend führen würde, die einer Art von Reisen, wie die eben von uns unternommene war, günstiger seyn dürfte, aber die Umgebungen dieses schönen Flusses sind leider allzu morastig. Wär' es nicht eine dürre Jahreszeit gewesen, so hätten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; dennoch glaube ich zuverlässig, daß es im Süden ergsamere Kantone giebt, und daß der Hafen Philipp in Zukunft zwischen der Kolonie Neu-Südwales und der Provinz Süd-Australien ein Verbindungsglied bilden wird.

Mit den Wilden haben wir uns im Ganzen gut vertragen; doch zeigen sie in den Umgebungen des Darling und überall, wo eine größere Anzahl beisammen wohnt, ein trotziges und verwegenes Naturell; und ich befürchte, daß sie früher oder später Gewaltthätigkeiten an Europäern begehen werden.

In einem Theile der Anhöhen, die dem Berge Lofty benachbart sind, hat man Kupfer entdeckt; dieser Kupfer-Distrikt schneidet die Straße, welche zu deren Wäldern führt, deren Bäume eine faserige Rinde haben. Der Eigenthümer beabsichtigt, das Publikum die Vortheile, welche Thal Osmand gewährt, mit genießen zu lassen, indem er daselbst Häuser baute, wo die Bewohner von Adelaide*) den Sommer zubringen können.

Mannigfaltiges.

— **Berichtigung.** In dem Artikel „Ein Pferderennen in einem Kalmücken-Dorfe“ (Nr. 13 des diesjährigen Magazins) heißt es bei der Beschreibung des Götzendienstes, dieser sey in Tungusischer Sprache gehalten worden. Da nun gar keine Veranlassung denkbar ist, weshalb die Kalmücken das ihnen wildfremde Tungusische zu ihrer religiösen Sprache wählen sollten, so hat der Referent ohne Zweifel Tangutisch (Tangutzkisch) wegen der Aehnlichkeit des Lautes mit jenem verwechselt. Der nördliche Theil von Tibet heißt Tangut; weshalb man das Tibetische auch Tangutisch zu nennen pflegt; und besonders bei den Russen ist diese Benennung vorherrschend. Die Sprache Tibets, aus welchem Lande die Mongolischen Stämme ihre Religion (den Buddhismus) und ihre heilige Literatur empfingen, wird von den Kalmückischen Geistlichen eben so hoch gehalten, wie das Arabische von den muhammedanischen Schriftgelehrten und das Latein von dem katholischen Klerus; daher ihre Liturgie noch jetzt Tibetisch ist. Wir erlauben uns einige fernere Bemerkungen: Burchane sind nicht bloße Laren, sondern die höchsten Gottheiten oder verklärten Wesen der Buddhistischen Religion, die eigentlichen vollendeten oder ihre Vollendung noch erwartenden Buddha's. — Gelong bedeutet Priester, aber Gezul ist nur ein Kandidat der Priesterwürde: von diesen beiden Wörtern, die zufällig Tibetisch sind, ist das erstere aus ge, Tugend, Tugendverdienst, und long, anhäufen (der Tugenden häuft, an Verdiensten reich), das andere aus ge und zul, Muster, Regel (dem religiöse Tugend Regel) zusammengesetzt. — Das in der 3ten Note vorkommende Wort sal-el-elga, worin sich el wie ein Arabischer Artikel ausnimmt, soll vielleicht salalga (für salwarga) heißen; in jedem Falle sind die Trennungs-Strichlein hier sehr übel angebracht. Der gewöhnliche Mongolische Ausdruck für Gebet und Gottesdienst, salwaril, kommt von salwarichu (Türkisch yalwarmak), beten, flehen.

Sch.

— **Künstlicher Marmor.** Im letzten Hefte des Britischen Mechanic's Magazine macht Herr v. Harcourt seine Methode bekannt, künstlichen Marmor und Granit zu bereiten. Da kürzlich auch in St. Petersburg eine ähnliche Erfindung gemacht worden ist, so dürften wir bald nicht mehr von Italien, sondern von England und Rußland den zu häuslichen Zwecken brauchbarsten, d. h. wohlfeilsten Marmor erhalten. Im Wesentlichen scheint die Methode des Herrn v. Harcourt in der Gewinnung eines Mastix aus einer Mischung von Harz und Oel oder Talg zu bestehen, in welche, wenn sie kochend und fließend ist, eine zweimal so große Quantität Kalk kommt, welcher Letztere mit jenem Mastix vollständig und überall in gleichen Verhältnissen gemischt seyn muß. Die auf diese Weise gewonnene Composition wird nun nach verschiedenen Bereitungsarten in Granit oder Marmor verwandelt. Wird das letztere Produkt gewünscht, so thut Herr von Harcourt eine neue Quantität pulverisirten Kalks hinzu, wozu dann auch entweder eine verhältnißmäßige Anzahl zerbrochener Stückchen Marmors von verschiedenen Farben, oder, in Ermangelung derselben, Krystall- und anderer gereinigter Kiesel kömmt. Das hartgewordene und polirte Produkt soll, wie Hr. v. Harcourt versichert, dem natürlichen Marmor an Ansehen und Dauer vollkommen gleichen und vorzüglich zu geschmackvoller Parquetirung zu verwenden seyn.

*) Die Stadt Adelaide liegt im Südosten Australiens nahe dem Golfe Spencer.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 5. Februar 1840.

Italien.

Rom im Sommer.

Mittheilungen eines Deutschen.

Volksfeste, alte und neuere. — Wasserspiele.

Der lago oder die Bewässerung des Navona-Platzes ist der traurige Rest einer durch alle Jahrhunderte der Stadt geschlungenen Kette von mannigfaltigen und glänzenden Volksbelustigungen, den das nicht abzuweisende Bedürfniß der Kühlung in den heißen Tagen für unsere an tüchtiger Volksthümlichkeit so arme Zeit aus dem Schiffbruch eines kräftigen Volkslebens gerettet hat. Nur nimmt diese Ergötzlichkeit erst spät im Jahre, zu einer Zeit ihren Anfang, wann gewöhnlich heftige Regengüsse und starke Gewitter schon die größte Gewalt der Hitze gebrochen haben. Die Alten wußten ihre Zeit besser als die Neueren zu wählen. Von Belustigungen längs der Tiberufer, von Barkenfahrten auf dem Flusse ist aus dem Alterthum uns Kunde geblieben, welche in die heißeren Tage fallen, indem schon im Juni das Fest der Fortis Fortuna dazu Veranlassung gab und wenige Wochen später, im Juli, die prächtigen Neptuns-Spiele gefeiert wurden. Es ist auffallend, daß die Kühlung, welche eine bewegte Wassermenge durch die umgebende Luft haucht, nicht auch jetzt noch mehr als zu den Fontainen das Volk zu den Ufern des Flusses lockt. Er würde gänzlich vergessen seine gelbe Fluth durch die Stadt wälzen, versammelten nicht einige in Eil errichtete Badezellen täglich viele Leute, die in seinem nicht sehr einladenden Wasser Erquickung suchen. Indessen ist diese Freude von gar kurzer Dauer. Die Fieberfurcht hat eine Menge von Vorurtheilen in der Gesundheits-Praxis Roms erzeugt; sie bewirkt, daß gleich nach den ersten Regen die Zellen geschlossen werden, und mit der Badezeit ist's für dasselbe Jahr vorbei. Sind doch in ihren Besorgnissen ängstliche Purpuraten, wie der hypochondrische Kardinal Cibo unter Innocenz XI., zu verschiedenen Malen so weit gegangen, daß sie sogar ein Verbot der Navona-Seen im August zu erwirken suchten; zum Glück haben ärztliche Gutachten dem Volk dies Fünkchen Athem immer noch gerettet. Im grauen Alterthum verschaffte dem Monate, welcher dem Juli folgte, dem Sextilis, die erste Verherrlichung das Fest der Göttin Speranza, der an den Kalenden dieses Monats geopfert wurde; an seinen Iden trat das bekannte Fest ein, welches den Sklaven die bittersüße Täuschung, sich einen Augenblick lang frei zu fühlen, gönnte. Natürlich nahm der Monat an Ehren zu, sobald Augustus ihn zu dem seinigen gemacht hatte. Derselbe hat seitdem durch alle Zeiten sein Ansehen behauptet, nebst manchem uralten Brauch; sonderlich an dem Begrüßen und Beschenken der Freunde und der Dienerschaft (der familia, wie sie unverändert heißt) wird getreu noch immer festgehalten. Im christlichen Rom, da man wohl wußte, daß noch eher sich das Volk sein Brod als sein Vergnügen nehmen läßt, war man zufrieden, der alten Wirthschaft ein neues Aushängeschild zu geben. Die Augustalien nannten sich nunmehr das Fest der Ketten Petri. Aus diesem Umstand haben denn Einige, die in ihrer Gelahrtheit den Wald vor Bäumen nicht sahen, den Ursprung jenes Namens, welchen man dem Freudengeschenk giebt, Ferragosto, herzuleiten sich die Mühe gemacht, indem sie, statt an Ferien und Freiheit, lieber an Eisen (ferro) und an Ketten dachten. In der zweiten Hälfte des Monats halfen zwei Heilige aus, Sankt Rochus am 16ten und am 24sten Sankt Bartholomäus. Da diesen Feiertagen noch die beiden Marienfeste des Monats beizuzählen sind, nämlich das Gedächtniß des Wunders vom Schnee und die Assumption, so ist leicht einzusehen, wie reich mit Andachten, Freuden und Gedrängen der August in den früheren Zeiten ausgestattet war.

S. Rochus und S. Bartholomäus gaben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Römischen Jahre seine lustigsten Tage. Auf der Tiber-Insel schloß sich der kirchlichen Messe eine weltliche, dem feierlichen Opfer ein geräuschvoller Jahrmarkt an. Nachmittags deckte in dichtgedrängten Schaaren das Volk, aufs beste geputzt, die beiden Ufer des Flusses. Zelte, mit farbigen Stoffen behängt, waren dazwischen für Fürsten und Vornehme aufgeschlagen. Verzierte Gerüste drängten sich an die Häuserreihen. Die Fenster der Paläste strahlten mit unzähligen Sternen der gepriesensten Schönheit, in deren Dienst der Reichthum all sein blendend Spielzeug aufbot. Verschwenderisch bewirtheten in den offenen Logen prunkliebende Große ihre zahlreichen und vornehmen Gäste. Den Fluß hinunter flogen in Wettfahrt leichte Barken. Der Sieger erhielt am Ponte Sisto seinen Preis, ein solches pallio, eine Fahne von Sammet oder schwerem Seidenstoff, wie sie noch immer an den Tagen des Karneval als Siegespreise beäuchlich sind. Bisweilen wechselten die Wettfahrten mit Fischerspielen ab, die, ähnlich dem alten Pariser Feu de l'Oy, die Lachlust der Menge reizten. Das 16te Jahrhundert, dessen bewunderenswürdiges Kunstgefühl, dessen Geschmack an den humanistischen Studien, dessen feine Ausbildung urbaner Sitten nicht hinderten, daß Späße, die für uns zu derb und täppisch sind, in Ehren standen, fügte Wettläufe von Buckligen und Krüppeln hinzu, welche halbnackt mit ihren Sprüngen und Grimassen das Volk belustigten. Wer an solchem widrigen Vergnügen gar zu sehr Ursach nehmen möchte, jenes Zeitalter der Rohheit anzuklagen, den mahne dies zur Nachsicht, daß noch in dem Jahre 1739 der Prinz von Sachsen einem Karnevalsschwank in Rom beiwohnte, welchen man die Tollen aus dem Hospital Santo Spirito ausführen ließ. Man wollte diesen Unglücklichen gern einen guten Tag machen. Sie wurden neu gekleidet, und Nachmittags machten sie, von ihren Aufsehern angeführt, eine Maskerade. Schreiend durchstürmte der Schwarm den Korso und schlug die Begegnenden mit Schweinsblasen, welche mit Luft angefüllt waren. E fu cosa graziosa, „es war ganz allerliebst", fügt ihrem Bericht über diesen vortrefflichen Spaß die damalige Römische Zeitung hinzu.

Im Jahre 1682 verbot Papst Innocenz XI. die Barkenspiele, weil er in den weltlichen Belustigungen eine Entwürdigung der kirchlichen Feier erkannte. Eine Abgabe der Holzhändler, Schiffbauer und Fährleute von der Ripetta war bis dahin auf die Wettläufe, Pallien und Gänsespiele verwendet worden; Er wies dieselbe zu wohlthätigem Zwecke dem Conservatorio di Ripetta an. Als daher funfzig Jahre später Clemens XI., um die Beendigung seines an dieser Ripetta ausgeführten Baues zu feiern, die alten Spiele des S. Rochus-Tages erneuen wollte und jene Abgabe zur Bestreitung der Kosten bestimmte, that das Conservatorio Einsprache, und die beabsichtigten Festlichkeiten unterblieben. Der Bartholomäus-Tag aber wurde noch im Anfang des 18ten Jahrhunderts in alter Weise auf der Tiber-Insel begangen. Es war im Jahre 1701, als Fürst Livio Odescalchi für diesen Tag eine große Büffeljagd auf dem Flusse ankündigte, denn die Thierhetzen und Stiergefechte waren damals noch nicht untersagt. Diese Jagd kam nicht zur Ausführung, obgleich der Fürst für die Königin von Polen, Maria Kasimira, einen prächtigen Pavillon in Form eines runden Tempelchens bereits am Ufer hatte errichten lassen. Man pflegte in jener Zeit auch allerlei Schaustellungen auf das Fest zu veranstalten. In S. Rocco wurde den Malern Gelegenheit gegeben, ihre Arbeiten auszustellen, und, was wohl bemerkenswerth ist, in dem erwähnten Jahre zeigte die Brüderschaft der Fateben-Fratelli öffentlich eine Sammlung von Nachbildungen anatomischer Präparate in Wachs.

Schon früh bediente man sich einzelner Fontainen der Stadt, um zur Abkühlung der Luft den umliegenden Raum unter Wasser zu setzen. Pompilius Totti, welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts seine „Schilderung Roms" herausgab, beschreibt die zu seiner Zeit im Sommer üblichen Bewässerungen des Platzes Farnese und der ganzen Strada Giulia und setzt hinzu, daß, um der Frische zu genießen, vieles Volk dahin strömte. Die Strada Giulia verdankt der Vorliebe des Papstes, von welchem sie den Namen trägt, Julius II., viele Verschönerungen und ihren schnurgeraden Lauf. Sie nimmt diesseits der Tiber dicht an Ponte Sisto ihren Anfang (wo sie gegenwärtig Via del Fontanone heißt) und läuft längs des Flußufers breit und ausgezeichnet durch Paläste und Kirchen, bis an den Punkt, wo ehemals die jetzt völlig zerstörte Vatikanische Brücke nach S. Peter hinüberführte. Am oberen Ende liegt, ihrem Ausgang gerade gegenüber, in die Façade des Maltheserhauses hineingebaut, eine ergötzliche Fontaine, Fontanone di Ponte Sisto genannt, welche von dem über Ponte Sisto herübergeleiteten Wasser der Acqua Paola gespeist wird. Der Plan Julius II., alle Büreaus der verschiedenen Tribunale und das ganze Geschäftsleben der Stadt in dieser Straße zu vereinigen, auch durch Wiederherstellung der Vatikanischen Brücke den Verkehr zu erleichtern und so zugleich dem wichtig gewordenen Bezirk die hehre Kirche der Apostelfürsten zum Schlußstein zu geben, dieser schöne Plan ist niemals zur Ausführung gekommen und hat gleichsam zur Verspottung unserer an Kunst und Unternehmung, Verkehr und Freiheit hier allzu armen Tage kein anderes Denkmal von sich übrig gelassen, als das an dicken Eisenstäben kenntliche Kriminalgefängniß der Strada Giulia. Indessen war durch die neue Anlage Strada Giulia zu Wettläufen der Barberi noch

bequemer als der Korso, und sie wurde dazu benutzt. Im November 1638 ließ der Französische Gesandte, Marschall d'Estrée, welcher in ihr den Palast Sacchetti bewohnte, reiche Pallien verfertigen und veranstaltete ein Pferderennen und Fest in Strada Giulia, um den Geburtstag Ludwig's XIV. zu feiern. Da man nun auch die ergiebige Fontaine ganz bereit hatte, so lag bei jener großen Lust an künstlichen Wasserspiegeln und Tändeleien mit Gondeln, Inseln und Feuerwerk auf solchem Wasser der Einfall nahe genug, die ganze Straße in einen Bach zu verwandeln. Am Abend wurden dann alle Paläste und, wie hier Brauch ist, auch die Kirchen mit Lämpchen, bemalten Papier-Laternen und größeren Transparent-Gemälden festlich erleuchtet und verziert; die Farnese schmückten den über die Straße gewölbten Schwibbogen ihres Palastes mit unzähligen Wachskerzen. Der Wiederschein der Lichter, das Wogen der buntgemischten Menge an den Wasser-Ufern, die Pracht des Römischen Hofes in jenen Zeiten, die Schönheit und der Schmuck der Damen an den Fenstern und die zahlreichen und glänzenden Gefolge der reichen einheimischen Principi und der fürstlichen Personen, deren Besuche der ewigen Stadt niemals fehlten, dieses Alles vereinigte sich, um das belebteste und reizendste Schauspiel hervorzubringen. Bei manchen Gelegenheiten trieb man den Aufwand noch weit mehr ins Große. Allegorische Vorstellungen, Maskenzüge, Musik-Chöre wurden wechselweise aufgeboten, um die Vornehmen zu unterhalten, die Masse zu blenden und von dem Reichthum und Geschmack der Erfinder Zeugniß zu geben. Die Fontainen ließ man statt des Wassers Wein speien. Als Herr Antonius Zondadari Großmeister des Malthteser-Ordens wurde, es war um Pfingsten 1720, hielt der ganze Römische Adel eine Auffahrt in der Strada Giulia, welche an ausgesuchter Pracht und an Glanz der Equipagen alles Frühere übertraf. Um die Vesperzeit, erzählt Girolamo Gigli, fing die Maske am Palast Farnese an, einen starken Strahl auszuwerfen, der vom erlesensten Weine war, und dieses dauerte bis in die vierte Stunde der Nacht. Zugleich fand eine herrliche Illumination statt. Der Minister des Serenissimo von Parma, der Marchese de Sanctis, erleuchtete sein ganzes Stück der Straße mit Pechpfannen und den Marmorbogen der Farnese ganz mit Kerzen von Venetianischem Wachs. Desgleichen thaten die Kavaliere Girolamo degli Atti, Papirio und Ludovico Bussi, Miniato Ricci und Chiarissimo Falconieri, auch der Gesandte Sacchetti und so alle Uebrigen von jedem Stande. Die ganze majestätische Straße bot eine Perspektive dar, wie man sie lange nicht in Rom gesehen hatte. Aber um die zweite Stunde der Nacht erblich plötzlich der Schein all dieser Lichtlein vor der Gewalt des Flammen-Wetters, welches einer am Fontanone di Ponte Sisto angebrachten Maschine entströmte. Für dieses Feuerwerk war der Platz vorzüglich gut gewählt, da man in den vielen Straßen, die dorthin münden, überall die Fontaine erblickt. Das ganze übrige Rom war menschenleer an diesem Abend; denn Alles zog nach Strada Giulia. Die Neugier der höchsten Herrschaften wie des gemeinen Volkes war so groß, daß alle die Fenster und Balkone der Straße und derer, welche daran stoßen, daß alle die Brettergerüste, alle die Kutschen und die Karren, die man in großer Zahl herangefahren hatte, nicht hinreichend befunden wurden, vielmehr auch die Dächer der Häuser mit Menschen bedeckt waren. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Französische Provinz vor dem Ausbruche der Revolution.

III.

Die Parlamente hatten während ihrer Streitigkeiten mit dem Hofe beständig auf die Versammlung der General-Stände angetragen und diese für das einzige Mittel zur Linderung der Uebel erklärt, welche auf Frankreich lasteten. Sie hofften, die Stände würden ihren Einfluß befestigen, ihre Rechte sichern und sie in den Stand setzen, den Krieg gegen den Hof auf eine nachdrücklichere Weise fortzusetzen. Sie bedachten freilich nicht, daß sie dadurch den Ansprüchen des dritten Standes Gelegenheit gaben, sich geltend zu machen.

Kaum war die Nachricht von der Zusammenberufung der General-Stände bekannt geworden, als auch der dritte Stand öffentlich mit seinen Reform-Plänen hervortrat. Am 29. Dezember 1788 traten die General-Stände der Bretagne zu Rennes zusammen; sie bestanden aus 900 Edelleuten, ungefähr 30 Geistlichen und 42 Abgeordneten des dritten Standes. Die Letzteren wollten, bevor sie an den Berathungen Theil nähmen, zuerst ihre Forderungen zur Sprache bringen, die vorzüglich die Abstimmung nach Ständen und gleiche Vertheilung der Auflagen betrafen. Der Adel wies diesen Antrag ab. Dieser kannte schon die vermessenen Ansprüche des Bürgerstandes und hatte sich einige Tage zuvor versammelt, um die Antwort zu verabreden, welche auf diese Forderung zu ertheilen wäre. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Edelmann geäußert: „Worüber beklagt sich denn der dritte Stand? Haben wir nicht Hospitäler für ihn gebaut?" — Indeß waren die besonneneren Geister doch nicht frei von Furcht. Der dritte Stand war zahlreich, und wenn man ihm Alles verweigerte, konnte er sich empören. „In diesem Falle", sagte ein anderer Edelmann, „lehrt uns die Geschichte, was wir zu thun haben. Heute Morgen habe ich erst gelesen, daß, wenn zur Zeit Philipp's des Schönen diese Menschen sich empörten, wir Edelleute zu Pferde stiegen und ein Tausend derselben niedersäbelten, worauf die Anderen wieder zur Besinnung kamen." — Diese Großsprechereien wurden herumgetragen und erbitterten natürlich die Bürger nur noch mehr. Am 9ten erging endlich ein Beschluß, welcher die Auflösung der Stände anordnete. Die Abgeordneten des dritten Standes gehorchten, aber die Edelleute versammelten sich und verpflichteten sich gegenseitig, niemals einer Versammlung beizutreten, welche ihre Vorrechte nicht anerkennen würde.

Der dritte Stand berief nun die Gemeinden. Von beiden Seiten wurden Denkschriften erlassen, in welchen man Schmähungen und Herausforderungen austauschte. Während aber der Adel an allen Orten Versprechungen und Drohungen ausstreute, stand dem dritten Stande ein wirksameres Mittel zu Gebote, dessen Folgewichtigkeit bald allgemein erkannt wurde. Es erschien ein Journal, die „Sentinelle du Peuple". Ein junger Mann, der bei den Gästen des Kaffeehauses der Union schon in hohem Ansehen stand, Volney, war es, der diesen Versuch wagte. „Freunde und Bürger", sagte er im Eingange, „Ihr möget wissen, daß ich durch Gottes Gnade ein kleines Vermögen besitze und als Edelmann leben könnte, d. h. ohne zu arbeiten; da aber ein Jeder von Euch arbeitet, so glaube ich mich ebenfalls verpflichtet, Hand ans Werk zu legen. Während der Eine mein Feld bestellt, der Andere mein Brod backt, ein Dritter an meiner Kleidung arbeitet und ein Vierter für mich Kaffee aus Amerika holt, glaubte ich mich fragen zu müssen, welchen Nutzen ich stiften könne. Da ich nun bedachte, daß es in unserer Zeit nicht an Uebeldenkenden fehle, so habe ich zu mir gesagt, ich will die Schildwache seyn, die Schildwache des Volks; ich werde schon von weitem rufen: „Acht!" oder „wer da!". Volney trat augenblicklich sein Amt an und denuncirte in derselben Nummer die Umtriebe der Edelleute. „Die Edelleute", sagte er zum Schlusse, „sind nicht zehntausend; wären ihrer aber noch zweimal so viel, so würden wir noch immer hundert gegen eins seyn, und um sie zu tödten, brauchten wir ihnen nur unsere Mützen an den Kopf zu werfen." — In einer anderen Nummer rief er aus: „Gott sey Dank, daß er uns die Sonne geschenkt hat, ohne unseren Rath einzuholen; hätte er eine Versammlung der Notabeln um Rath gefragt, so würden 103 Stimmen dagegen, 37 dafür gewesen seyn."

Den Adel verdroß die „Sentinelle du Peuple" nicht wenig. Da er auch nicht die entfernteste Muthmaßung hatte, woher ihm diese Streiche von unbekannter Hand kämen, so wollte er anfangs Geringschätzung affektiren, aber die Streiche kehrten regelmäßig wieder und trafen die empfindlichsten Stellen. Alle Namen wurden nach einander vor das Tribunal des geheimnißvollen Richters citirt. Es fiel keine Ungehörigkeit, keine Lächerlichkeit vor, welche nicht am folgenden Tage aufs strengste gerichtet worden wäre. Die regelmäßige Wiederkehr der beißendsten Epigramme war so unfehlbar, wie die der Ebbe und Fluth; es gab kein Mittel, sich dagegen zu schützen. Bevor man noch Zeit gewonnen hatte, auf einen Angriff zu antworten, war schon ein anderer da. Noch feucht von der Druckerschwärze, kam das Journal bei Batord an und wurde von dort aus in der ganzen Stadt verbreitet mit der Schnelligkeit eines Windstoßes, so daß, wenn die Adeligen eine Stunde später ihre Wohnung verließen, sie das verhaßte Blatt in Jedermanns Händen fanden und auf jeder Lippe ihnen ein Lächeln entgegenschwebte. Zur Verzweiflung getrieben, wollten sie die Presse und den Journalisten in ihre Gewalt bringen, aber Beide arbeiteten nur des Nachts und wechselten beständig ihren Aufenthalt. „Vergeblich späht Ihr umher", rief ihnen Volney zu; „wir haben einen Talisman, welcher uns stärker als das Eisen, schneller als die Luft, flüchtiger als das Feuer macht — die Liebe zur Freiheit."

Da die unaufhörlichen Verfolgungen den jungen Schriftsteller nichtsdestoweniger ermüdeten, so beschloß er, um ihnen zu entgehen, im Lager der Feinde selbst Schutz zu suchen. Er ließ seine Presse in das Schloß von Maurepas auf dem Wege nach Fougères bringen, und von dort aus wurden nun die giftgetränkten Worte entsendet, welche die Privilegirten dem allgemeinen Hohne preisgaben. Als der Adel endlich die Unmöglichkeit einsah, einen solchen Feind zu unterdrücken, so beschloß er, ihm zu antworten. Ein Abbé Lemaistre veröffentlichte zu dem Zwecke das „Factum", welches in schlechtem Französisch geschrieben war und von Lateinischen Citationen strotzte. Volney antwortete in einem Artikel, in welchem er vorschlug, seinem Gegner eine Pension auszusetzen, und zwar so, daß jeder Barbarismus mit 2 Sous berechnet würde; er bewies, daß seine Pension sich auf mehr als 2000 Livres belaufen würde. Der Vertheidiger des Adels erhielt den Spottnamen des Abbé à deux sous und gab kein weiteres Lebenszeichen.

Indeß war die Aufgabe, die Ansprüche des Adels ins Lächerliche zu ziehen, nicht bloß der „Sentinelle du Peuple" zugefallen, sondern die Satire war bis in die untersten Volksklassen gedrungen. Die Schornsteinfeger von Rennes, mit grotesken Togen bekleidet, parodirten die Sitzungen der Stände, verspotteten ihre Beschlüsse und verurtheilten sie zum Feuer. Volney's Journal veröffentlichte sogar die Beschlüsse des Gerichtshofes der Schornsteinfeger. Diese bittere und schneidende Polemik war natürlich nur im Stande, die Kühnheit auf der einen und den Haß auf der anderen Seite zu vermehren. Die einflußreichsten Adeligen, die Herren von Boishue, von Tremergat, von Botherel und von Kératry, suchten die unteren Volksklassen gegen die Jugend aufzureizen. Die Erbitterung hatte auf beiden Seiten den höchsten Grad erreicht, und eine feindliche Begegnung schien unvermeidlich.

Am 25. Januar 1789 besuchte ich wie gewöhnlich in Benoist's Begleitung das Kaffeehaus der Union. Wir fanden daselbst Moreau, umgeben von einigen vierzig jungen Leuten, welche sehr aufgeregt zu seyn schienen. Unter ihnen befand sich ein Sergeant der Marine, welcher kürzlich in Rennes eingetroffen war und welcher sich schon durch seine patriotischen Ansichten bemerklich gemacht hatte; er hieß Bernadotte. Als wir eintraten, war er im lebhaftesten Gespräch. „Ja", sagte er, „ich habe mehr als einmal von meinem Capitain und anderen Edelleuten sagen hören, daß sie in zwei Tagen mit der Canaille der Schulen fertig werden würden." — „Und deshalb", unter-

rach ihn Moreau, „wird das Volk zu morgen auf das Feld zu Montmorin zusammenberufen. Die Einladungen sind in dem Saal der Stände geschrieben worden. Die Edelleute werden ihre Lakeien dorthin senden, um Streit mit uns zu suchen und über uns herzufallen.“ — „Wir Alle“, sagte einer der Anwesenden, Namens Omnes, „tragen einen Degen und Pistolen bei uns.“ — „Und was sollen uns diese gegen Bediente helfen? Halten wir uns an die Herren. Niemand gehe morgen auf das Feld Montmorin!“ — „Uebrigens ist zu bedenken“, bemerkte Benoist, „daß sie mit ihren Leuten und Anhängern uns zehnfach überlegen sind. Wenn sie den Kampf wollen, so sollen sie ihn haben, aber ihr Antheil sollen dann auch die Beulen seyn.“ — „Wenn sie es so eilig haben“, fuhr Moreau fort, „so sollen sie nicht lange warten.“ — „Wie so?“ — „Ist es nicht klar? An jeder Straßenecke stößt man ja auf einen Landjunker. Alle Buchweizenfresser sind mit einem neuen Wammse von ihren Dörfern hereingekommen, um sich an der Tafel des Präsidenten den Bauch zu füllen. Ihre Zahl wird sie noch kühn machen, und vielleicht gelingt es einmal nach Tische einem der Rädelsführer, ihnen einzureden, daß sie Helden seyen; wer weiß, ob sie dann nicht mit dem Rappiere auf uns loskommen.“ — „Ich nehme es über mich, sie zu empfangen; ihre Freiheit verdrießt mich schon längst. Die Straßen scheinen nicht mehr breit genug für sie und ihre Degen. Was macht sie denn so stolz? Sind sie nicht wie wir aus dem Staube geknetet? Es ist endlich Zeit, daß die größere Hälfte nicht mehr der kleineren geopfert werde; die Welt ist für Alle. Ich fordere Gleichheit der Rechte, dafür kämpfe ich, dafür setze ich mein Leben ein, und meine ganze Geschichte soll in meinem Namen ausgesprochen seyn: Omnes omnibus.“

Ein allgemeines Lächeln folgte auf diesen Scherz. „Sie werden viel zu thun haben“, sagte Volney, „wenn sie sich dieses edle Ziel vorstecken. In Frankreich ist das Privilegium immer als ein Vorrecht, die Gleichheit als eine Ausnahme angesehen worden. Wollen Sie, um ein Beispiel zu wählen, wissen, mit welcher Billigkeit man bei der Vertheilung der Abgaben verfährt? Ich habe hier einen Auszug aus den Listen der Kopfsteuer für Rennes in diesem Jahre.“ — Bei diesen Worten holte der junge Mann aus seiner Brieftasche ein Papier hervor und las Folgendes:

Der Marquis von Rosuyvien, für sich und seine Bedienten, 27 Livres 18 Sous.
Desvarannes, Perruquier, 30 Livres.
Fräulein von Rosuyvien, welche ein besonderes Haus macht, 9 Livres.
Jungfer Bourgueil, Schneiderin, 18 Livres.
Fräulein Dubreuil de La Monneraie, 1 Livre 16 Sous.
La Doucin, Kräuterhändlerin, 3 Livres 2 Sous.
Der Bediente eines Edelmanns, 30 Sous.
Der Bediente eines Bürgerlichen, 3 Livres.

„Ich begreife wohl“, sagte Moreau, „daß diese Herren einen solchen Zustand lieben. Bis jetzt haben wir nur für sie gelebt; wir haben in ihrem Stalle gestanden, sie unsere Milch getrunken und unser Fell verkauft. Aber das Volk wird es endlich überdrüssig, den adeligen Herren Käse und Schuhe zu liefern. Dieselben werden endlich für sich selbst sorgen müssen. Zehn Jahrhunderte lang sind wir die Seidenwürmer gewesen, welche für ihre Herren ein kostliches Gewebe spinnen und zufrieden sterben, wenn es fertig ist. Genug der christlichen Liebe! Gewalt und Recht sind für uns; seyen wir klug, so kann es uns nicht fehlen.“

Die verabredete Zusammenkunft fand am folgenden Tage statt, aber zum großen Mißvergnügen der Rädelsführer fand sich kein Bürgerlicher ein. Die Versammlung bestand aus 6—800 Lakaien und Kutschern, an ihrer Spitze Dominique Blandais, welcher bei der Kanal-Kommission beschäftigt war. Dieser hielt eine Anrede an sie; er sprach von der Nothwendigkeit der General-Stände, welche, seiner Ansicht nach, eine Herabsetzung der Brodpreise und eine Erhöhung des Bedientenlohns zur Folge haben sollten. Er beschuldigte den dritten Stand, daß er durch seine ungemessenen Ansprüche alles dieses Gute hindere. Die ganze Versammlung klatschte Beifall und stürzte hinter ihm her mit dem Rufe: „Es lebe der Adel! Das Brod zu vier Sous!“ So zogen sie zum Gerichts-Palaste. Der Gerichtshof versprach diesen sonderbaren Bittstellern, ihren Antrag in Erwägung zu ziehen. Sie waren schon im Begriffe, sich zu entfernen, als Dominique an der Thür des Kaffeehauses der Union ein Dutzend Studenten bemerkte, welche zuschauten. Augenblicklich stürzt er mit einem Haufen auf sie los. Die jungen Leute wollen sich zur Wehre setzen, aber die Lakaien bewaffnen sich mit Holzscheiten, welche vor dem Franziskaner-Kloster abgeladen worden waren, und schlagen auf Alles los, was ihnen in den Weg kömmt. Als die Edelleute den Lärm vernahmen, kamen sie aus dem Palaste und klatschten diesem Beginnen Beifall. Ein Stadtwächter wollte einen Bedienten ergreifen, der einen Studenten niedergeschlagen hatte; da geht der Marquis von Tremergat mit einem Pistol auf ihn los und zwingt ihn, sich zurückzuziehen. So unterstützt, ergießt sich der Schwarm in die Straßen, greift die Bürger an, welche ihm in den Weg kommen, und verfolgt sie bis in die Häuser.

Indeß verbreitet sich die Nachricht von diesem schmachvollen Ueberfall in der Stadt. Moreau eilt mit einigen Freunden herbei. Als sie uns erblickten, hörten die Edelleute auf, ihre Bedienten anzuspornen, mehrere stellten sich sogar an, als ob sie dieselben zu besänftigen versuchten. Einer von ihnen, der vorher die feigen Wichte am meisten beklatscht hatte, wollte nun einem jungen Manne, der von zwei Bedienten hart bedrängt wurde, zu Hülfe kommen. „Hebe Dich weg, Niederträchtiger!“ rief ihm dieser zu; „ich will lieber sterben, als Dir das Leben verdanken.“

Wie sich leicht denken läßt, hatte unsere Erbitterung keine Gränzen. Eine Eingabe wurde augenblicklich an den General-Prokurator von Cherville gerichtet und darin die Verhaftung der Schuldigen gefordert. Außerdem gingen Abgeordnete nach Saint-Malo und Nantes, um Hülfe zu fordern. Wir begaben uns mit Moreau nach den Magazinen, wo die Waffen der Miliz aufbewahrt wurden. Wir nahmen sie mit uns, und die Rechtsschule sah bald wie ein Kriegslager aus.

Die Nacht verfloß unter diesen Vorbereitungen. Am folgenden Morgen erfuhren wir, daß der Gerichtshof die gerichtliche Untersuchung dieser Vorfälle hatte einstellen lassen. Die Richter konnten nicht deutlicher erklären, daß sie mit unseren Mördern gemeinschaftliche Sachen machten. Moreau ließ Herrn von Thiard benachrichtigen, daß wir uns mit den Waffen schützen würden, da die Gesetze uns ihren Schutz verweigerten. So verfloß ein Theil des Tages. Gegen ein Uhr benachrichte man uns, daß ein junger Handwerker, der uns verlassen hatte, von einem Lakaien vor dem Gerichts-Palaste und Angesichts der Marechaussée, die sich nicht gerührt hatte, mit Messerstichen angefallen worden sey. Wir wollten uns zum Ober-Profoß begeben; kaum waren wir aber auf dem Platze angelangt, als ungefähr dreißig Edelleute mit dem Degen in der Hand aus dem Franziskaner-Kloster hervorstürzten. Wir standen still; sie kamen schmähend und herausfordernd auf uns los. Die edlen Damen standen an den Fenstern und zeigten ironisch auf uns. „Ein jeder thue seine Schuldigkeit“, sagte Moreau zu uns gewendet. Die Schwerter wurden nun gezogen, die Pistolen geladen, und wir standen in voller Erwartung. Da stürzte uns ein Edelmann entgegen, nannte uns feig und forderte uns zum Kampfe heraus: „Feuer! Feuer!“ erscholl es plötzlich aus dem Haufen der Edelleute. „Feuer!“ wiederholte Moreau. Von beiden Seiten wurde losgeschossen. Herr von Saint-Rivel und von Boishuë fielen. Ein Schrei der Wuth ertönte in den Reihen der Adeligen. Sie warfen ihre Pistolen weg und stürzten mit dem Schwerte auf uns ein. Das Handgemenge wurde bald allgemein.

Es konnte nicht fehlen, daß die Nachricht von diesen Vorgängen sich bald in der ganzen Stadt verbreitete; die Anhänger beider Parteien eilten herbei. Ueberall, wo Edelleute und Bürgerliche zusammentrafen, entstanden Einzelkämpfe; bald war jede Straße, jeder Platz ein Schlachtfeld. Während dessen läutete die Sturmglocke, und überall sah man erschreckte Aeltern, welche ängstlich nach ihren Söhnen umschauten, und Stadtwächter, welche die Verwundeten forttrugen. Der Kampf dauerte bis zum Anbruche des Tages. Die Bürger brachten die Nacht in den Sälen des Rathhauses zu, wo sie die Nachricht erhielten, daß Hülfe aus Hédé, Saint-Malo, Lorient und Nantes angelangt sey. In der letzteren Stadt hatten die meisten Handlungsgehülfen ihre Comtoire verlassen und die Waffen ergriffen.

Aber auch der Adel bereitete sich zu einem kräftigen Widerstande vor. Vierhundert Edelleute hatten sich in das Franziskaner-Kloster geworfen und sich mit Betten, Lebensmitteln und Munition versehen. Aus den zerbrochenen Bänken des Stände-Saals hatten sie Barrikaden gemacht; sie erklärten, daß sie sich unter den Trümmern des Klosters begraben wollten. Herr von Thiard, der bei allen Gelegenheiten einen außerordentlichen Muth gezeigt hatte, bot sich zum Vermittler beider Parteien an. Die jungen Leute forderten die Räumung des Klosters. „Mögen sie kommen und es erobern“, war die stolze Antwort der Edelleute. — „Sie werden kommen“, sagte Herr von Thiard. — „Es bedarf einer Armee, um uns zu vertreiben.“ — „Sie werden eine Armee haben.“ — „Wo ist sie?“ — „Dort kömmt schon der Vortrab.“ — In der That konnte man auf dem Platze vor dem Palaste jetzt eine lange Reihe von Wagen wahrnehmen. Auf ihnen waren junge Leute, bewaffnet mit Piken oder Enterhaken, welche im Knopfloche Bänder mit den Farben des dritten Standes trugen: es waren die Patrioten aus Nantes, welche eben eintrafen.

Dies brachte die Edelleute zur Besinnung. Sie forderten Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Am folgenden Tage waren aber Alle verschwunden. E. Souvestre.

Afghanistan.

Der Rig-rewan oder wandernde Sand von Kabul.

Man nimmt in der Nähe der Stadt Kabul ein Phänomen wahr, demjenigen ähnlich, das an dem Berge Dschebel Nakus bei Tor am Rothen Meere beobachtet worden. Es heißt in der Landessprache Rig-rewan, wandelnder Sand;*) und wird schon von Sultan Baber**) also beschrieben: „Mitten in diesen Ebenen erhebt sich ein Hügel, auf dem man eine Sandstrecke bemerkt, die vom Gipfel bis zum Fuße reicht. Die Bewohner nennen sie den wandernden Sand des Heiligen (chôdseha). Sie sagen, im Sommer dringe ein Getöse wie von Trommeln und Nagaret's aus dem Hügel hervor.“ Dieser Ort ist selten besucht worden, denn er findet sich in Kohistan, einem Theile des aufrührerischen Landes; aber der heutige Souverain hat die Rebellen fast unterworfen; und dieser glückliche Umstand verschaffte dem Cap. Alex. Burns im Oktober 1837 Gelegenheit, das Phänomen selbst zu beobachten. Er überzeugte sich von der Genauigkeit der Beschreibung, die Sultan Babar gegeben. Der

*) Beide Wörter sind rein Persisch: rik heißt Sand, und rewân ist Partizip der Dauer von reften, gehen, wandern.

**) Baber, der Eroberer Hindostan's und Gründer des Reiches der sogenannten Groß-Moguls (starb 1530), war ein Urenkel des Weltstürmers Timur. Er schrieb, wie Julius Cäsar, die Geschichte seiner eigenen Feldzüge, und zwar in Ost-Türkischer Sprache, unter dem bescheidenen Titel: Wakyati Baberijé (Begebenheiten zu Baber's Zeit). Im Jahre 1826 erschien eine Englische Uebersetzung dieses Werkes (von Leyden und Erskine), die aber sehr mangelhaft ist.

Rig-rewan befindet sich etwa 40 Engl. Meilen nördlich von Kabul, nahe am Fuße des Hindukuh. Zwei kleine, von den übrigen abgesonderte Höhenketten verlängern sich und begegnen einander; da, wo sie sich berühren, zieht eine Schicht Sand, so rein wie der am Meeresufer, auf einer Abdachung von 40 Grad bis zum Gipfel, der 400 Fuß hoch ist. So oft dieser Sand durch eine Anzahl Menschen, die den Hügel hinabsteigen, in Bewegung gesetzt wird, vernimmt man einen Schall. „Beim ersten Experimente", so erzählt Burnes, „hörten wir zwei starke und hohle Schläge, wie von einer großen Pauke oder Trommel. Wir wiederholten unseren Versuch noch zwei Mal, konnten aber beide Male keinen Laut mehr hören; und ich möchte hieraus beinahe den Schluß ziehen, daß der Sand schon eine Zeit lang in Bewegung gesetzt seyn müsse, ehe das Phänomen eintritt. Die Anwesenheit des Sandes an jenem Orte ist auffallend; denn es giebt keinen anderen von gleicher Natur in den Umgebungen. Der Rig-rewan ist nach Süden gekehrt; aber der Wind von Perwan (bädi Perwan) weht den größten Theil des Jahres aus Norden und hat diese Sandschicht vermuthlich durch Hervorbringung eines Wirbels abgesetzt. Dieser Wind ist so heftig, daß er alle Bäume der Nachbarschaft nach Süden biegt; und von Zeit zu Zeit muß man die Kiesel und übrigen Steine wegräumen, die durch das fortgewehte Erdreich entblößt worden.

Man bemerkt den Rig-rewan in bedeutender Entfernung. Die Lage des Sandes ist so wunderlich, daß man fast annehmen könnte, der Berg habe sich gespalten, und der Sand sey herausgedrungen, wie aus einem Sacke; obwohl alle Theilchen dieser Masse recht gut durch einen Wind zusammengeweht seyn können. In jedem Falle sind Konvulsionen der Natur in diesem Sande etwas sehr Gewöhnliches.

Den schon oben berührten Dschebel Nakus (tönenden Berg) am Rothen Meere, der ein sehr ähnliches Phänomen darbietet, hat bekanntlich unser gelehrter Landsmann, Rüppel, in seiner Reise nach Nubien, Kordofan und dem Peträischen Arabien genau beschrieben. Schließlich erwähnen wir nur noch, daß auch die Erdbeschreiber der Chinesen von Bergen ihres Landes, aus denen Paukenschall ertönen soll, viel zu erzählen wissen. So berichten sie zum Beispiel: „Auf dem Berge Rieu-scheu-schan (Ochsenkopf-Berge) südlich von Nanking befindet sich eine Höhle, die eine Pauke von Stein enthält. Wenn es regnen will, so ertönt diese Pauke von selbst." — „Der Berg Tai-pe-schan (große weiße Berg) in Schen-si läßt bisweilen aus seinem Schoße Pauken- und Hörnerschall ertönen, worauf sofort ein Sturmwind mit heftigem Platzregen sich erhebt." — In der Provinz Tangut, außerhalb der Gränzen des eigentlichen China und südlich von der Stadt Schatscheu liegt der Ming-scha-schan (Berg des singenden Sandes), von dem berichtet wird, daß er mit einem feinen, dem Kochzucker ähnlichen Sande bedeckt sey. Dieser Sand soll bei hellem und reinem Wetter gesangartige Töne von sich geben, die man in weiter Entfernung hört.*)

China.

Noch Etwas über die Feuerwaffen der Chinesen.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt ein Exemplar der im Jahre 1772 unter den Auspizien des Kaisers Kaotsung (Regierungs-Prädikat Kianlung) erschienenen Ausgabe des berühmten nach Materien geordneten Wörterbuches der Mandschu-Sprache.**)

In demselben ist unter der Rubrik „Kriegsgeräth" eine reiche Auswahl von Benennungen alter und neuer Schutz- und Trutz-Waffen beider Nationen (der Chinesen und der Mandschu) nebst kurzen Beschreibungen oder, besser gesagt, Definitionen in Mandschu-Tungusischer Sprache mitgetheilt. Nach Aufzählung aller derjenigen Stücke, die zum militairischen Anzug gehören (Helm, Panzer u. s. w.), lassen die Sammler des Werkes zuerst eine Menge verschiedenartiger Bogen, Pfeile, Lanzen oder Piken, Schwerter u. s. w. die Musterung passiren. Dann kommen die Feuerwaffen an die Reihe.

Von kleinem Gewehr werden folgende Arten aufgezählt:

1) Die gewöhnliche Lunten-Flinte oder Vogel-Pike: Chinesisch niäo-tsiäng, Mandschuisch miootschan. Das letztere Wort ist augenscheinlich bloße Verstümmelung des ersteren.
2) Eine andere dergleichen, die aus drei mit einander verbundenen Läufen besteht: Chinesisch sün-yün-tsch'üng. Mandschuisch ilan unggala miootschan, d. h. Flinte mit drei Oeffnungen oder Mündungen.
3) Die Schloß-Flinte, mit Hahn und Pfanne: Chines. tsé-läi-hò-tsiäng, von selbst losgehende Feuer-Pike (weil sie gleichsam von sich selber Feuer giebt); Mandsch. yatarakü miootschan, die Feuer-schlagende.
4) Die Windbüchse: Chinesisch füng-tsiäng, Wind-Pike. Mandschuisch tschirgabukü miootschan, Flinte mit eingesperrter Luft.
5) Die Jagdbüchse, aus welcher nur mit Schrot geschossen wird: Chinesisch siän-tsiäng, dünne Flinte; Mandschuisch chiantschi. Sie ist länger als die übrigen und verengt sich am Ende des Laufs.

Bei dem Worte Feuer-Pfeil (Chines. hò-tsiün; Mandsch. tschu-niru) steht eine Erklärung, die zwar etwas dürftig ausgefallen ist, aber wenigstens hinreicht, um darzuthun, daß man beim heutigen Gebrauch dieses Wortes keine alterthümliche Brandpfeile mit Werg und Pech im Sinne hat. Sie lautet: Ein Geräth in Form eines Pfeiles, in dessen eiserne Spitze (sele-i dube) man Pulver thut, um es dann explodiren zu lassen (fus'chubume).*)

Von dem vielbesprochenen Pao ist eine Definition gegeben, wie sie auf unser schweres Geschütz im Allgemeinen paßt, und bloßer Wurf-Maschinen für Steine oder starke Pfeile geschieht nicht einmal Erwähnung. Der Gebrauch eigentlicher tormenta war also bei den Chinesen des 17ten und 18ten Jahrhunderts schon so gut als vergessen. Sodann werden acht Arten schweren Geschützes (darunter nur zwei von Eisen) beschrieben, die lauter pomphafte Namen führen, z. B. der goldne Drache, das fürchterlich imposante Pao, das siegerzwingende Pao, das himmelstürmende Pao u. s. w. Wir haben die unterscheidenden Merkmale derselben, wie sie im Wörterbuch angegeben sind, in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Die Verfasser beschränken sich auf Angabe der Länge dieser Geschütze, ihrer Peripherie an der Basis und des Gewichtes von Geschütz und Ladung. Auffallend ist das sehr geringe Gewicht der meisten Kugeln.

Ein Chinesisches Pfund besteht aus sechzehn Unzen; bei den Europäern in Canton heißt das erstere Catty, die Unze aber Tael. Der Werkfuß (schi) zerfällt in zehn Zoll; er soll aber in den verschiedenen Provinzen sehr variiren: das kürzeste Maaß dieses Namens, welches Pater Natalis prüfte, war um sieben Französische Strich länger, als der pied du Roi.

Arten der Geschütze.	Material.	Länge.		Basis.		Gewicht.				
						Geschütz.	Pulver.		Kugel.	
		Fuß.	Zoll.	Fuß.	Zoll.	Pfund.	Pf.	U.	Pf.	U.
1.	Bronze.	5	—	2	$2\frac{1}{8}$	500	1	8	3	—
2.	Bronze.	5	4	1	$2\frac{7}{8}$	300	—	8	1	—
3.	Eisen.	1	$4\frac{9}{10}$	2	$2\frac{7}{8}$	300	**)	—	20	—
4.	Eisen.	4	4	2	$3\frac{1}{8}$	?	—	12	1	8
5.	Bronze.	6	2	1	$3\frac{1}{2}$	400	—	9	1	2
6.	Bronze.	7	—	2	$2\frac{1}{2}$	1000	1	12	1	8
7.	Bronze.	7	9	3	$2\frac{1}{2}$	2200	4	—	8	—
8.	Bronze.	6	$1\frac{1}{2}$	1	$3\frac{1}{2}$	360	—	6	—	12

W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Theater in New-York. Beethoven's „Fidelio" hat hier im vorigen Jahre großes Glück gemacht und dem fast ruinirten Theater-Unternehmer reiche Einnahmen verschafft. Die Hauptdarsteller waren Mistreß Martyn (Fidelio), Miß Poole und die Herren Giubelei, Manvers und E. Martyn. Das Park- und das National-Theater in New-York machen beide, wie versichert wird, großen Schaden jährlich. Nächst jener Deutschen Oper ist es nur noch ein Deutscher Affe, nämlich Herr Klischnig, der bekannte Jocko-Darsteller, der hier volle Häuser macht. Man sieht, daß auch in Nord-Amerika die Extreme sich berühren.

— Joseph J. Kraszewski. Dieser junge Dichter wird seit einiger Zeit als einer der begabtesten Polnischen Schriftsteller genannt. In Volhynien geboren, hat er in Wilna seine Studien gemacht und dort bereits eine Sammlung seiner Dichtungen (Poezye) so wie seiner „literarischen, phantastischen und historischen Ausflüge" (Wędrowki literackie, fantastyczne i historyczne) herausgegeben. Gegenwärtig ist er mit einer Geschichte von Wilna beschäftigt, deren erste Abtheilung ebenfalls bereits erschienen ist.

*) Das letzte dieser Beispiele, die wir dem geographischen Compendium Kuang-yu-ki entlehnt haben, ist um so merkwürdiger, als auch hier die Töne, welche der Berg von sich giebt, mit dem ihn bedeckenden Sande in Verbindung gebracht sind. A. d. Uebers.

**) Dieses vortreffliche Werk führt den Mandschuischen Titel: Mandschu gisun-i buleku bitche, d. h. Spiegel der Mandschu-Sprache, weil es den ganzen Sprachschatz wie ein treuer Spiegel reflektiren soll. Gleich den Encyklopädieen der Chinesen, fängt es mit dem Himmel an und endet mit Schalenthieren und Gewürm. Da dieser Wörter-Spiegel mehr für die herrschende Nation als für Chinesen berechnet ist, so sind alle Erklärungen Mandschuisch; nur dem voranstehenden Namen des Gegenstandes ist auch der entsprechende Chinesische Name beigegeben. So pflegen z. B. die Armenier in ihren Original-Wörterbüchern jedem Armenischen Worte das entsprechende Türkische beizuschreiben, aber die Erklärungen selbst Armenisch abzufassen. — Das Buleku bitche der Königl. Bibliothek ist in acht Europäische Bände (klein Folio) gebunden.

*) Man vergleiche den Artikel China in der elften Nummer des diesjährigen Magazins und unsere Anmerkung zu den Feuer-Pfeilen.

**) Bei diesem sehr kurzen eisernen Zwanzigpfündner ist in Ansehung des Pulvers nur bemerkt, daß die Quantität verschieden sey, je nachdem man ein näheres oder entfernteres Ziel treffen wolle.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 7. Februar 1840.

Frankreich.

Das phantastische Drama.

Von George Sand.

II. Byron's Manfred.

Absichtlich habe ich es unterlassen, neben Goethe auch Schiller's zu gedenken. Dieses beständige Vergleichen Beider, die eifrige Parteilichkeit für den Einen oder den Anderen, die Rivalität, die man zwischen zwei großen durch Freundschaft verbundenen Herzen aufzustellen sich bemüht hat, sagen mir gar nicht zu. Ich kann mich nicht entschließen, durch eine unzarte Zergliederung die Majestät dieser ehrwürdigen Manen zu trüben, die sich jetzt im Schoße Gottes fest umschlungen halten, nachdem sie schon oft hier auf Erden ihre Meinungsverschiedenheit im Austausch edler Sympathie vergessen hatten. Auch ich fühle, von einem bedeutenden Gesichtspunkte aus betrachtet, mein Herz lebhafter zu Schiller hingezogen; soll ich aber, weil die Beschaffenheit seines Genius dem Verlangen meiner Seele mehr entspricht, deshalb der Größe Goethe's und seiner ruhigen, patriarchalischen Herzensgüte nicht gedenken, an welcher mich kein Urtheil irre machen wird, das verletzte Eitelkeit oder eifersüchtige Mittelmäßigkeit fällte. Er mochte eitel, er durfte stolz seyn, dieser vom Himmel so begünstigte Mann! Ganz besonders mußte er groben Schmeichlern und niedrig denkenden Neidern so erscheinen; und welcher Ruhmgekrönte kann dem Staube ausweichen, den sein Siegeswagen auf dem Wege aufrührt? Goethe aber liebte seinen Freund Schiller, diesen von ihm so ganz verschiedenen Genius. Er liebte ihn innig, zart und väterlich, er duldete die Ungleichheiten seiner Gemüthsstimmung, beschwichtigte die Stürme seiner Seele, er erkannte, würdigte und achtete die ausgezeichneten Schätze seines Herzens. O Goethe! ich liebe Dich um dieser Freundschaft willen, deren vielleicht oft schwere Pflichten wenigstens Eine Religion in Deinem stolzen Leben waren. Ich kann Dich wegen des fehlenden Ideals nicht hassen, das Deinen gewaltigen Genius über die Gränzen hinaus erhoben hätte, welche die göttliche Weisheit dem menschlichen Fortschritt setzte. Diese Weisheit wollte das nicht gestatten. Aber sie hat Dir außerdem noch immer zu viel gegeben, als daß unsere Sehnsucht nach der Zukunft und unser Durst nach Religion berechtigt wären, Dir Deine Kronen abzustreiten. Wir sind viel zu wenig mit den geheimnißvollen Absichten der Vorsehung vertraut, um zu wissen, von welcher Wichtigkeit einst solche reine Verstandes-Werke seyn werden, die uns jetzt frivol erscheinen, weil wir von dringenderen moralischen und religiösen Bedürfnissen ganz eingenommen sind. Es wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, wo alle Anstrengungen des menschlichen Geistes ihre Anwendung, ihren nothwendigen Zweck finden werden. Nichts ist unnütz, nichts wird in diesem großen Laboratorium verloren gehen, wo die Menschheit langsam und mit Ordnung das verschiedenartigste Material für das große Werk einer allgemeinen Wiedergeburt aufhäuft. Schon hat uns eine philosophischere Würdigung der Geschichte gezeigt, daß kein großer Geist nachtheilig auf den Fortschritt der Menschheit einwirkte, sondern daß alle im Gegentheil mehr oder weniger direkte Werkzeuge waren, welche die Vorsehung zur Förderung dieses Fortschrittes erweckte, selbst die, welche im Verhältniß zu ihren Zeitgenossen und zu ihren eigenen Ideen über den Fortschritt in einem widerstrebenden Sinne zu handeln schienen; was auf die Staatsmänner der Vergangenheit anwendbar ist, kann auch auf die Philosophen und folglich auf die Dichter und Künstler bezogen werden. Die Irrthümer und die Verblendung großer Geister in den strengen Wissenschaften haben nicht einmal dem Fortschritt der scientifischen Wahrheit geschadet. Indem diese Irrthümer den Schwung des menschlichen Geistes nach gewissen Gesichtspunkten hin beschränkten oder aufhielten, trieben sie ihn unwiderstehlich nach anderen bis dahin vernachlässigten Richtungen, wo unverhoffte Entdeckungen seiner harrten.

Ueberlassen wir darum der Nachwelt die Sorge, unseren großen Zeitgenossen ihren wahren Platz anzuweisen. Hüten wir uns, die beschränkten Urtheile und thörichten Proscriptionen des Katholizismus nachzuahmen, indem wir diejenigen großen Männer aus den Hallen unseres neuen Tempels verbannen, deren Lehrsätze nicht mit unserer idealistischen Rechtgläubigkeit übereinstimmen. Betrachten wir mit Ehrfurcht diese erlauchten Häupter, die uns eine Wolke noch halb verbirgt. Bewahren wir unseren Glauben und seyen wir auf unserer Hut vor Allem, was ihn zerstören könnte; die glänzenden Verführungen des Genie's dürfen uns nicht irre leiten, nicht von dem Wege ablenken, auf welchem wir wandeln sollen; unsere noch so neue Strenge muß aber auch nicht frecher Weise jene erhabenen Geister angreifen, die ohne bestimmte Prinzipienformeln doch dazu beitrugen, daß wir die Vollkommenheit lieben, wünschen und aufsuchen lernten. Eine schöne Kunstform ist auch eine Wohlthat für unseren Geist. Sie bildet unser Urtheil, sie läutert und veredelt unseren Geschmack, sie adelt unsere Sitten und belebt unsere Gefühle. Nur gemeine und niedrige Organisationen werden durch materiellen Reichthum verdorben; eine edle Seele weiß auch davon einen edlen Gebrauch zu machen. Verarmt etwa durch die geistigen Reichthümer der Geist, dessen Nahrung sie sind? Nein, sicherlich nicht, und in diesem Sinne hat uns Goethe ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Welches nun auch der Gedanke des Erblassers gewesen seyn mag, empfangen wir die Wohlthat mit Erkenntlichkeit und bemühen wir uns, Vortheil daraus zu ziehen.

Wenn diese Art, zu fühlen und zu denken, die richtige ist, so kann sie noch besser auf Byron als auf Goethe, auf Manfred noch mehr als auf Faust angewendet werden. In diesem Gedichte, dem Nachfolger des ersteren, erblicken wir sogleich einen noch unglücklicheren, noch strafbareren, noch verdammteren Menschen als Faust. In historischer Beziehung ist es derselbe Mensch wie Faust; es ist nur der von dem verhaßten Geleit des Mephistopheles befreite Faust, der ganzen Hölle widerstehend, Besieger der Sinne, Besieger der eitlen Wißbegier, des eitlen Ruhmes und der glühenden Leidenschaften. Psychologisch ist es nicht mehr derselbe, sondern ein neuer Mensch, denn es ist der verwandelte Faust, der alle Qualen eines regen Lebens empfunden hat, Faust, ein Mörder wider Willen und darüber in Verzweiflung, Faust, der Witwer Margarethens, aller Hoffnung und alles Trostes bar. Seine Seele zerreißen nicht mehr Ueberdruß und Unruhe, sondern Gewissensbisse und Verzweiflung. Er ist in eine neue Phase seines schrecklichen Daseyns eingetreten. Der unselige Dunstkreis, der ihn umgab, hat seine Natur geändert, und so hat auch sein Wesen sich ganz umgewandelt. Nicht mehr reizt ihn der Spötter Mephisto durch seine Witzeleien und berauscht ihn durch Wollust, um ihn zu zwingen, nach dem Gesetze des Zufalls zu leben; es ist die ganze Legion der Finsterniß, alle Teufel Ahriman's, es ist der Fürst der Dämonen in eigener Person, welcher mit Nemesis und allen Schrecken des Schicksals kömmt, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen, aus welchem Faust-Manfred als Sieger hervorgehen wird, und doch werden Qualen, schrecklicher als alle vorhergegangenen, sein Sterbelager umgeben. In dieser neuen Phase, die man Faust's Buße nennen könnte, hat der große Verbrecher, der erhabene Verdammte freilich nicht mehr die Martern eines unersättlichen Geistes zu dulden, der Geist hat auf seinem kühnen Fluge an dem Tage eingehalten, wo das Herz brach. Aber aus dieser Zerrissenheit eines Herzens, welches sich in Faust gar nicht regte, schöpft Manfred erhöhtes Leben, das ganz Schmerz und Reue, eine immerwährende, unaussprechliche, unerhörte Buße ist. Dieser neue Faust ist weit lebensfrischer, mehr unserem Gefühl verwandt und Mensch in einer edleren Bedeutung als der erstere. Bei ihm stoßen wir nicht mehr auf die Widersprüche, die uns bei Faust mit Staunen und Zweifel erfüllen. Das Geheimniß, welches sein vergangenes Leben einhüllt, bezieht sich nur auf Begebenheiten, die wir nicht zu ergründen brauchen. Seine Geschichte ist uns unbekannt, aber sein Herz ist entschleiert. Dieses Herz liegt offen und blutend vor uns da; es leidet, und wir verstehen es, denn der Schmerz ist unser aller Theil, und wir brauchen gar nicht selbst ein Verbrechen verübt oder veranlaßt zu haben, um zu begreifen, was es heißt, ewig weinen und ohne Hülfe leiden.

Manfred ist also ein weit höherer Mensch als Faust. Wie dieser, ist er von lyrischer Begeisterung für die Schönheiten der Schöpfung beseelt; aber er fühlt anders, er vergöttert anders als Spinoza und Goethe; er verkörpert nicht den göttlichen Gedanken, sondern er vergeistigt im Gegentheil die materielle Schöpfung. Auch er kennt „seine Brüder, im stillen Busch, in Luft und Wasser“, doch erniedrigt er sich nicht zum Niveau der Materie, er schwört nicht die Unsterblichkeit seines Gedankens ab, um mit den rohen Elementen des physischen Lebens in verzweiflungsvoller Resignation sich zu verbrüdern. Manfred im Gegentheil haucht nach Art der Pythagoräer den stummen Schönheiten der Natur ein göttliches Leben ein oder schreibt ihnen eine Intelligenz zu, welche der des Menschen überlegen ist. Er ruft die Feen im reinen Weiß des Schnees oder im strahlenden

Duft der Wasserfälle an. Beim Ton der Flöte in den Bergen ruft er aus:

> Wär ich der Geist solch eines holden Tons,
> Lebend'ge Stimme, Harmonieenlaut,
> Rein körperlose Lust, ...

Das Ideal, welches Faust fehlte, beherrscht Manfred, das Gefühl, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele tragen ihn beständig über die wirkliche in die abstrakte Welt hinaus.

Ich denke, Niemand wird hier den beschränkten Einwurf machen, daß alles Phantastische im Manfred nur ein Spiel des Geistes, eine Laune der Einbildungskraft sey, und daß Byron doch nie an die Fee des Montblanc, an Ahriman's Palast, an die Beschwörung des Eros und Anteros geglaubt habe. Ein Jeder weiß ja, daß diese Gestalten in der phantastischen Dichtkunst freie Allegorieen sind; aber in der Wahl und Anwendung dieser Allegorieen tritt das Wesen des Ideals, welches dem Dichter vorschwebte, klar hervor. Wenn Faust nur Hexen antrifft, die auf Böcken und Mistgabeln reiten, kriechende, giftige Ungeheuer, abscheuliche, mißgestaltete Visionen des wahnwitzigen Hirns, angethan mit der ganzen Widerlichkeit der menschlichen Laster, so begegnet Manfred auf den Bergen nur schönen Genien, von deren reiner und heiterer Stirn die Unsterblichkeit wiederstrahlt. Eros, das Prinzip des Guten, die Idee der Liebe und Harmonie, deren Offenbarung die Welt ist, erscheint dem Letzteren hinter der Schönheit der sichtbaren Dinge; während Anteros, der Geist des Hasses und der Vergessenheit, oder die stumme Gleichgültigkeit eines physischen Gesetzes, dessen Ursach und Zweck nur seine eigene Existenz und Dauer ist, dem Ersteren unter der Verzerrtheit, der Verwirrung und Gräßlichkeit alles Lebens entgegentritt. Das Phantastische im Faust ist also blinder Graus und Zufall, im Manfred hingegen göttliche Weisheit und Güte. Deshalb gilt mir Byron, obgleich er weniger Künstler als Goethe, das heißt weniger geschickt und in vieler Hinsicht weniger logisch ist, für einen größeren und viel religiöseren Dichter, als die Mehrzahl unserer neueren spiritualistischen Poeten. Ich bitte deshalb den großen Lyriker um Verzeihung, der diese berühmten Verse an Byron richtete:

> Geheimnißvoller Geist, sey, was du willst, sey Engel,
> Mensch oder Dämon, guter — böser Genius!

Byron erscheint mir weit durchdrungener von der Wissenschaft der göttlichen Dinge als selbst Lamartine. Herr von Lamartine nimmt eine ganz vollendete Religion an und besingt sie mit herrlichen Worten, ohne sich die Mühe zu geben, diese Philosophie zu prüfen, die viel zu beschränkt und voller Irrthümer ist, um seinen hohen Geist zu durchdringen und zu überzeugen. Zum Ruhme auserkoren und in einem Zeitpunkt der Reaction gegen den Atheismus geboren, war der Sänger der Meditationen, von edlen Gefühlen beseelt, eine der größten Stimmen, die mit Erfolg, Ehre und Kraft für die Rückkehr zum Spiritualismus ertönten. Damals war Alles recht, was zur Vertheidigung des großen Prinzips diente; nachdem aber die erste Hitze des Kampfes verraucht war, mußte der Dichter nothwendig einen prüfendern Blick auf den katholischen Glauben werfen, als dessen Apostel er aufgetreten. Warum hat er ihn nicht offen abgeschworen, warum folgte er nicht dem Beispiele jenes Mannes, der erst vor kurzem der Welt eine Probe der erhabensten Aufrichtigkeit und des ehrenwerthesten Muthes gab, indem er sagte: „Bis jetzt glaubte ich ein Katholik zu seyn, es scheint aber, als hätte ich mich getäuscht." Die Verkehrtheit und Unbill mancher katholischen Lehrsätze konnte dem Scharfsinn und der Ehrenhaftigkeit des Herrn von Lamartine unmöglich entgehen; statt aber eine neue Phase der Begeisterung und Erleuchtung zu beginnen, läßt er seine Leier noch immer auf dieselbe Weise ertönen. In sehr schönen Versen pries er uns die Größe jener Opfer der Menschheit, von denen Jocelyn ein trauriges Beispiel ist; heftiger als jemals schleuderte er sein Anathem auf unsere große Französische Revolution, in welcher er doch gewiß nicht in der Fremde, in schmachvollem Exil, sondern vielleicht auf der Bank der Girondisten eine Rolle gespielt haben würde. Der Durst nach politischen Thaten, der jetzt diesen heiligen Dichter aufreibt, beweist doch wohl, daß er nicht der Mann der Vergangenheit, der Jeremias der Restauration ist. Die neuesten Dichtungen Herrn von Lamartine's soll der heilige Vater, das höchste Oberhaupt der Religion, die er so ritterlich vertheidigte, der er so treu diente, in den Index aufgenommen haben. Wird diese neue Thorheit des Vatikans den Glauben des Sängers der Meditationen erschüttern? Unserer Meinung nach, ist dies schon längst geschehen, denn die Ketzereien in dem letzten Gedicht des Herrn von Lamartine bekunden uns die unwiderstehliche Empörung seines Geistes gegen das katholische Joch; doch glauben wir kaum, daß der Dichter, durch parlamentarische Geschäfte in Anspruch genommen, viel übrige Zeit haben mag, um sich jetzt noch zu fragen, ob er Philosoph oder Christ sey. Er ist Deputirter! Das ist ganz etwas Anderes, und zwar nicht gerade der Weg zum Ideal.

Welches Herzleid für uns arme Träumer! Müssen wir daraus schließen, daß unser berühmter Lyriker sich nun nicht mehr um die christliche Philosophie kümmert, und daß es ihm damit vielleicht niemals rechter Ernst war? Wenn wir sehen, mit welchem Eifer er auf die positiven Fragen des Jahrhunderts eingeht, so begreifen wir, daß es ihm nie so sehr an Verstand, Zergliederungsgeist und Seelenruhe fehlte, um sich blind zum Katholizismus zu bekennen. Dichtete er also vielleicht nur, um zu dichten, wie er jetzt handelt, um zu handeln? Als Dichter bedurfte er eines Gottes; er bekannte sich also zu dem, der damals der Mächtige war; als Staatsmann brauchte er eine Partei, und er schloß sich derjenigen an, die jetzt am Ruder ist.

(Schluß folgt.)

Italien.

Rom im Sommer.

Volksfeste, alte und neuere. — Wasserspiele.

(Schluß.)

Wann die Bewässerung des Navona-Platzes eingeführt worden, hat Cancellieri auch in dem Archiv des Tribunals delle acque e delle strade nicht ermitteln können. Die älteste Nachricht, welche er aufgefunden hat, ist vom Jahre 1652. Damals fand die Bewässerung im Juni statt und wurde während eines Zeitraums von 24 Jahren jährlich wiederholt. Sie unterblieb dann bis zum Jahre 1703. Franc. Valesio erzählt ausführlich, wie dazumal Sr. Heiligkeit sehr eindringlich vorgestellt wurde, es sey gar nöthig der Stadt, irgend ein erlaubtes Vergnügen zu bereiten, denn alle übrige Spiele und Volksbelustigungen waren durch den Rigorismus einiger Päpste nach und nach abgeschafft worden. Um ihr Projekt dem sittenstrengen Clemens XI. noch wirksamer zu empfehlen, gaben die Schelme vor, es sey ihnen damit hauptsächlich um die Rettung der decenza zu thun, denn bei den Korsofahrten sähe man in Villa Medici und auf der Piazza di Spagna nichts als Kavaliere, welche an den Kutschenschlägen ständen und mit den Damen kurzweilten; dieser Skandal würde ja aber (man denke den Vortheil: für einige Tage im August) beseitigt seyn, sobald die Karossen ihre Umfahrt im Wasser hielten. Wirklich berief der Papst eine Consulta von Aerzten, und nachdem diese einmüthig entschieden hatte, daß für die Gesundheit der Umwohner keinerlei Gefahr von der Bewässerung des Platzes zu fürchten sey, verschloß man Sonnabend den 4. August die große Chiavica (Wasserabzug) der Haupt-Fontaine. Im Augenblicke überfüllte sich die Schale, und das Wasser floß auf den Platz hinab, dessen gegen die Mitte hin vertieftes Becken zwischen dem Palast Panfili und S. Giacomo di Spagnuoli nach und nach sich füllte. Der Zulauf des Volkes Sonntag den 5ten war unglaublich groß. Denn man ließ das Wasser von Sonnabend Mittag bis Sonntag Abend auf dem Platze stehen. Nachdem aber mehrmals nächtlicher Unfug getrieben worden war, befahl Clemens XIII., die Bewässerung über Nacht einzustellen und Sonntag früh das Wasser von neuem auf den Platz zu lassen. Seit jener Zeit unterblieb das Allagamento nur in seltenen Fällen, zum Theil wegen kirchlicher Feier, so 1750 wegen des heiligen Jahres. In einigen Jahren, in welchen die Hitze vorzüglich groß war, wurde schon im Juli dazu Erlaubniß gegeben. Die Einrichtung blieb übrigens stets dieselbe. Das Wasser bedeckt nur diejenige Hälfte des großen Platzes, welche gegen den Palast Braschi hin liegt, zwischen Palast Panfili und S. Giacomo, denn nur diese ist vertieft; die andere Hälfte des Platzes, die von jener alten Bogenlinie des Cirkus begränzt ist, bleibt im Trockenen. Dort stellen die Verkäufer der Wasser-Melonen leiterartige Gerüste auf, die, bekränzt mit Myrthenlaub, die verführerischen Reihen halbdurchschnittener Früchte überaus zierlich erscheinen lassen. Die dunkelrothen saftigen Scheiben mit ihrer Stickerei von schwarzen Kernen reizen in der That den Appetit des Volkes in solchem Maße, daß des betäubenden Geschreies, um zum Kaufen einzuladen, wenig Noth zu seyn scheint, und daß man, die ungeheuren Scheiben sehend, welche da verspeist werden, gar nicht Ursach hat, falls etwa Fieber sich entwickeln, dem See hiervon die Schuld aufzubürden. Das übrige Volk steht um den Rand des Wassers, wartend, daß irgend ein geringfügiger Vorfall Stoff zu Gelächter gebe. Am dichtesten ist das Gedränge auf den Stufen der heil. Agnes. Wer dort sich vordrängen will, wird dem Bespritzen seiner Kleider und dem Gelächter der Menge nicht entgehen, denn bis dicht an die unterste Stufe reicht das Wasser. Die Kinder haben, wie sich denken läßt, dort recht ihr Fest, wie immer, wenn es Wasser in den Straßen giebt. Den Tag über wird von Kärrnern und Fuhrleuten die Gelegenheit benutzt, um ihre Pferde zu schwemmen. Gegen Abend aber langen die eleganten Kutschen an, und die feine Welt fährt in dem See spazieren. Um das Vergnügen zu erhöhen, sind zwei Musik-Corps, welche einander ablösen, vor der Kirche der heil. Agnes aufgestellt. Die Gefahr, von welcher die Berneschischen Reime reden, fehlt nicht ganz. Bisweilen gleiten die Pferde aus und verwickeln dann sich leicht in den Strängen. Es geschieht wohl, daß dadurch ein oder der andere Wagen umgeworfen wird, und in der Mitte des Platzes hat der See an einigen Stellen fast Mannestiefe. Dem Prinzen Barberini sind im Jahre 1765 wirklich seine Pferde auf Platz Navona rettungslos ertrunken. Man muß nun freilich wissen, daß in jener guten alten Zeit, d. h. in welcher noch der Adel das Volk zum Besten hatte, indem er sich selbst zum Besten gab, viel mehr Rausch und Tumult auf dem Platze war, als in unseren nüchtern gewordenen Tagen. Kein Fürst Panfili fährt je mehr in einer vergoldeten Kutsche, die in Form einer Gondel gebildet ist, im See umher. Auch hat man nicht mehr in die Zeitung zu setzen, daß der Marchese Corsini alle Leute durch seine närrische Laune lachen machte, indem er, als die Hinterräder seines Wagens sich mit denen eines anderen Wagens verwickelt hatten, erst wartete, bis das Hinderniß beseitigt und jener Wagen weit entfernt war, dann aber mit komischer Wuth zweimal den Degen gegen den fremden Kutscher zog. So glänzende Bankette, lautissimi rinfreschi und generose cene giebt kein Fürst und kein Kardinal mehr, als jene im vorigen Jahrhundert waren, wo die Gäste von Saal in Saal zogen, um in einem jeden an einer anderen Gattung der mit lukullisch raffinirter Wahl geschiedenen und gesteigerten Genüsse die Seele ihres Gaumens zu erquicken, um in Krystall und seltenem Porzellan, in Silber- und Goldgeschirren die erlesensten Leckereien, an denen vier Köche sich drei Tage lang müde gearbeitet hatten, und die edelsten Weine

credenzt zu finden, wo man, im letzten Saale angelangt, der Dienerschaft und deren Freundschaft das Signal gab, mit der Plünderung der Ueberreste im ersten zu beginnen, wo der Herr Groß-Prior von Orleans so trefflich wohl vom Ambasciatore di Malta bewirthet wurde, daß er, gleich seinen Genossen, ein wenig alterirt von der reich besetzten Tafel aufstand und die Bewässerung des Navona-Platzes vom Palast Corsini aus zu sehen und den für ihn daselbst bestimmten Platz bei dem um seinetwillen mit ungeheuren Vorbereitungen zugerüsteten Mahle einzunehmen sich außer Stande fand. Damals weiteiferten die Panfili, die Orsini und Corsini in Verherrlichung der Navona-Tage durch den Glanz ihrer Assembleen. Die Lustbarkeiten dauerten Sonnabends oft bis an den Morgen, und es wird erzählt, daß im Jahre 1705 der Prinz Peter Maria Borghese eine Cena Sabatina gab, bei welcher man nach Mitternacht die Fleischspeisen aufzutragen begann. Bei derselben Gelegenheit, da die Bewässerung über Nacht noch nicht verboten war, hatte der Marchese Ruspoli ein Gerüst inmitten des Sees aufrichten lassen, auf welchem bei Fackelschein ein Sänger-Chor aufs lieblichste sich vernehmen ließ. Da aber die Leute am Rande des Wassers wegen der Entfernung nichts vernahmen, so akkompagnirten sie das sottovoce der Serenade mit einem stürmischen Applaus von Pfeifen und Zischen. Und als nun etliche Nymphen, die, um zu hören, sich ein wenig weit aus ihren Kutschen bogen, gar zuletzt ins Wasser fielen, da war des Jubels kein Ende mehr zu finden. Die Königin von Polen und die Königs-Familie von England waren während des 18ten Jahrhunderts die Fixsterne, um welche sich die flimmernden Kreise der Principi und Principesse, der Porporati und der ganzen Nobiltà bewegten. Wie der Himmel von der Erde, war diese Sphäre von der des Volkes geschieden. Die Belustigungen bildeten den Horizont, in welchem beide einander begegneten. Die Mächtigen, weil sie die Nothwendigkeit fühlten, unterließen nicht, indem sie ihrer Lust nachgingen, zugleich das Volk zu belustigen, und das Volk unterließ nicht, indem es die angebotene Lust ergriff, zugleich auf eigene Faust sich über die Götter der Erde lustig zu machen. Unzählig gaukeln die Irrlichter dieser Feste über dem Sumpf der damaligen Lebensverhältnisse. Eine Menge von Berichten über mannigfaltige und oft abenteuerlich ausgesonnene, immer mit verschwenderischem Aufwand ausgeführte Lustbarkeiten liegen vor uns. Aber wir hüten uns wohl, die Geduld unserer Leser noch länger auf die Probe zu stellen. Von dem Maskenkleid, darunter die Zeit ihr Elend versteckt hatte, fielen allmälig die stolzen Flittern ab, schon ehe der Sturm einer neuen Entwickelung den ganzen Mantel ihr von den Schultern riß und sie in ihrer Blöße darstellte. Vom Jahre 1750 an verschwinden in Rom mehr und mehr die Gepränge und Gelage der Vornehmen. Der See des Navona-Platzes wird mehr und mehr dem Volke überlassen, welches an seinen Ufern Kühlung sucht und seinen Spaß im Kleinen treibt. Es ist, sagt Cancellieri, die Epoche des Verfalles dieser Lustbarkeit. An die Stelle der galanten und feinen Ergötzungen treten Ungezogenheiten und schmutzige Späße. Und als das letzte Aufblitzen der alten Herrlichkeit wird erzählt, daß im J. 1802 noch einmal der König mit der Königin von Sardinien, um dem Schauspiele des Allagamento beizuwohnen, sich in dem Collegio der heil. Agnes einfand. J—s.

Nord-Amerika.

Statistik der Indianer in Nord-Amerika.

Obgleich Amerika die neue Welt heißt, so hat es doch Alterthümer und Alterthumsforscher. Besonders in den Vereinigten Staaten hat seit mehreren Jahren das Studium der Ueberreste und Spuren, die von den Jahrhunderten vor der Entdeckung uns zurückgeblieben sind, den Eifer einer Anzahl scharfsinniger Gelehrten rege gemacht, unter welchen die Herren Gallatin und Duponceau schon selbst in Europa einen mit Recht berühmten Namen erlangt haben. Die Geschichte, Sprache und Sitten der Ureinwohner, jener eigenthümlichen Stämme, die man sonderbarerweise gewöhnlich mit dem Namen Rothhäute bezeichnet, haben diesen Schriftstellern und anderen ihrer Landsleute den Stoff zu Werken geliefert, welche jetzt zu den wichtigsten Materialien gezählt werden müssen, die Jeder befragt, der tiefer in die Annalen der Menschheit eingehen will.

In ihre Fußstapfen tritt der Franzose, Herr Eugen A. Vail, der mit Umsicht die Dokumente seiner Vorgänger gesammelt und vervollständigt hat, und dem es gelungen ist, eine Abhandlung voll Interesse über die Indianer in Nord-Amerika zu veröffentlichen. Ihn nehmen wir zum Führer, wenn wir hier versuchen, einige kurze Bemerkungen über dieses Volk zusammenzufassen.

Nach offiziellen Nachweisungen waren im Jahre 1828 in Nord-Amerika 345,000 Indianische Ureinwohner. Hiervon wohnten 313,130 in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten und 31,870 in den Besitzungen der Engländer, theils in Kanada, theils am Stillen Ocean. Herr Vail theilt diese in 13 Stämme oder Racen.

1)	Eskimo's, Athapasca's, Athna's und Stämme am Gestade des Stillen Meeres bis zur Meerenge von Fuka im Süden	60,000 Seelen.
2)	Am Flusse Colombia und am Stillen Meere vom 42sten bis 49sten Gr. nördlicher Breite	50,000 „
3)	Algonquins — Lenape	60,000 „
4)	Irokesen	7,000 „
5)	Chocta's und Chicasa's	24,000 „
6)	Muscogees, Seminolen	26,000 „
7)	Cherokees	15,000 „
8)	Uchees und Natches	4,000 Seelen.
9)	Siu's mit Inbegriff der Assiniboins	50,000 „
10)	Panees, Panis oder Towasl	11,000 „
11)	Schwarzfüße (Blackfeet)	33,000 „
12)	Chiennes	2,000 „
13)	Kaskaskias, Kiawas, Kahlköpfe und andere herumziehende Banden	3,000 „

Man hat den Amerikanern oft vorgeworfen, daß sie die Indianer räuberisch, habsüchtig und grausam behandeln. In vielen Beziehungen aber rechtfertigt sie Herr Vail auf siegreiche Weise gegen diese Beschuldigungen, die in der Regel nur auf Unkenntniß der Thatsachen gegründet sind. Verschieden von den Vorfahren anderer Europäischer Eroberer, die in neu entdeckten Ländern den Ureinwohnern ihr Besitzthum mit Waffengewalt abgenommen, haben die ersten Kolonisten in Nord-Amerika, die Penn's, Oglethorpe's und Huntingdon's, das Land von den Einwohnern durch Verträge erworben; sie haben es ihnen abgekauft. „Ich habe bei unseren Geschichtsschreibern und in unseren Archiven gefunden", schreibt Jefferson im Jahre 1781, „daß vieler Boden, ein bedeutender Theil des Landes, durch Kauf von den Indianern an uns übergegangen ist. Man wird ohne Zweifel noch mehrere solche Fälle finden, wenn man genau nachsucht." 1794 erkannte Washington, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, in einer Proclamation das Eigenthumsrecht der Cherokees an ihre Ländereien an. Dieses Prinzip war seitdem stehende Regel im Verfahren der Regierung bei ihren Beziehungen zu den Indianern. Diesem Grundsatze treu bleibend (!), hat sie jetzt einen Plan, der seiner Verwirklichung nahe ist. Die Indianer, wenigstens diejenigen, welche es nicht vorzogen, sich mit ihren Gewohnheiten des Wanderlebens noch weiter zurückzuziehen, werden sich bald auf ein einziges gemeinsames Territorium verpflanzt sehen, das westlich von den Staaten Missouri und Arkansas und nördlich von Texas liegt. Dieses Land breitet sich auf einer Fläche aus von 600 Engl. Meilen Länge und 200 Meilen Breite.*) Wenn die 313,000 Indianer der Vereinigten Staaten sich alle innerhalb dieser Gränzen ansiedeln werden, was nicht wahrscheinlich ist, so würde man, selbst nach der für die Indianer ungünstigsten Berechnung, selbst wenn man jede Familie zu vier Seelen rechnet, für jedes Individuum nahe an 300 Morgen Land haben. Frankreich mit 33 Millionen Einwohnern besitzt ungefähr 52 Mill. Hektaren oder 100 Mill. Morgen Landes, d. h. ungefähr 3 Morgen für die Seele.

Die jetzt am gewöhnlichsten angenommene Hypothese über den Ursprung der Rothhäute läßt sie von Mongolischen oder Tatarischen Racen abstammen, da sowohl die physische Bildung als die Gewohnheiten des Nomadenlebens dem feinen Beobachter starke Analogieen mit jenen Völkern darbieten. Uebrigens sind ihre Traditionen wenig übereinstimmend. Einige sprechen vom Morgenlande, Einige vom Abendlande, während der größte Theil jedoch behauptet, daß die Vorfahren der gegenwärtigen Race demselben Boden entstammt sind, wo heute ihre Nachkommen wohnen. Herr Vail faßt ihre charakteristischen Traditionen folgendermaßen zusammen:

Die Schanesen, ein Stamm, welcher das Algonquinische spricht und ursprüglich vom Norden herkam, behaupten einen auswärtigen Ursprung und erzählen, daß ihr Stamm in feierlichem Zuge bis an die Ufer des großen Oceans marschirte, welchen er durch ein Mirakel passirte und worauf er diese Insel erreichte.

Die Caddoen, die ehedem eine Prairie bewohnten, welche sich an dem Rothen Strom an eine Anhöhe lehnte, behaupten, daß über alle Geschöpfe der Erde eine allgemeine Sündfluth kam; aber der große Geist, der besonders ihren Stamm beschützt, setzte eine Familie von den Ihrigen auf einen Hügel, und von dieser Familie, die durch die göttliche Gunst gerettet wurde, stammt das Menschengeschlecht ab.

Der Stamm der Mandanen hat eine Sage, die etwas weniger himmlisch, aber nicht weniger seltsam ist. Dieser am Missuri wohnende Stamm behauptet, seine Erzväter waren ursprünglich in einer unterirdischen Region; mit Hülfe eines großen Weinstockes kletterten sie bis zur Oberfläche unseres Erdbodens. Aber der Weinstock brach unter der Last der vielen Menschen plötzlich, und sie mußten einen großen Theil ihrer Nation hinter sich zurücklassen. Mit diesen ihren Brüdern hoffen sie sich nach dem Tode wieder zu vereinigen. Die Mandanen wissen aber nicht, wer ihre Vorfahren im unterirdischen Reiche und die Erde, die sie durch Sturm nehmen wollten, erschaffen habe; sie wissen auch nichts Näheres über die Beschaffenheit jenes Weinstockes und über den Grund, weshalb die eine Hälfte ihrer Voreltern so glücklich war, ans Licht dieser schönen Erde zu kommen, während die andere Hälfte in die ewige Finsterniß zurückgestoßen wurde.

Die Gestalt der Indianer beschreibt Herr Vail folgendermaßen: „Das Abweichende, das man im Aeußern dieser Menschen findet, besonders wenn man sie mit den Weißen vergleicht, ist von einigen Naturforschern einer osteologischen Verschiedenheit beigemessen worden; allein da es sich weder in der Hirnschale, noch in den Gesichtsknochen findet, so ist es wahrscheinlicher, daß das Aussehen des Indianers durch moralische Gründe erklärt werden muß, und zwar solche, die überall, wo sie bestehen, einen Einfluß auf die Physiognomie ausüben. Folget dem Indianer in die Tiefe der Wälder, wo er beschäftigt ist, den Instinkt der Thiere zu täuschen, die ihm Nahrung und Kleid geben; hier ist er ohne anderen Genuß als bloß thierischen, entblößt von Allem, was seinem Charakter Sanftheit mittheilen kann, und seine Züge müssen nothwendig jenen festen, ernsten und rauhen

*) Klingt dieses nicht wie Ironie? Man bleibt dem Grundsatze Washington's treu, das Land gehört den Indianern, und dennoch schleppt man sie vom heimischen Boden weg, um sie durchaus glücklich zu machen.

Ausdruck annehmen, der den Indianer am meisten von anderen Menschen unterscheidet.

Man spricht gewöhnlich von der Kupferfarbe der Indianer; indessen gleicht ihre Hautfarbe weder dem Kupfer in seinem Glanze, noch wenn es bronzirt ist. Viele Schriftsteller, darunter der berühmte Cooper, nennen den Indianer bloß Rothhaut, wenn sie ihn von den Weißen unterscheiden wollen; der Indianer selbst unterscheidet sich von diesen dadurch, daß er sie Bleichgesichter nennt. Allein die Indianer sind nicht roth, und der Irrthum mag daher entstanden seyn, daß ein großer Theil der Eingebornen die Gewohnheit hat, sich das Gesicht roth zu färben. Man ist aber gewiß in Verlegenheit, will man die Hautfarbe dieser Menschen mit irgend einer primitiven Farbe vergleichen, sie gleicht keiner genau. Am nächsten kommt sie dem Zimmt, und zwar dem blasseren.

Diese Farbe ist aber nicht bloß dem Amerikanischen Indianer eigenthümlich, Winterbotham und andere Reisende fanden sie auf der Insel Hainau, auf der Chinesischen Küste, bei den Malayen auf Timor, auf der Insel Nikobar und bei vielen anderen Völkern.

Herr von Humboldt sagt, daß die Analogie der Amerikanischen Racen mit denen der Mongolei sich zeigt: 1) in der Farbe der Haut und der Haare; 2) in dem geringen Bartwuchs; 3) in dem Jochbein (os jugale), und endlich in der Richtung der Augen.

Die nördlichen Indianer gleichen sich sehr, aber doch nicht ganz. Man kann sie unter dem allgemeinen Namen kupferigroth bezeichnen: es giebt jedoch Nüancen bei ihnen, die nicht von klimatischen Ursachen herrühren können, da Stämme unter gleicher Breite von einander abweichen. Die Cherokees z. B. in Georgien und Alabama sind weißer als ihre nächsten Nachbarn. Die Quapas, Choklas und Creeks haben die kupfrige Farbe nicht.

Kalm, Lyon und Parry schreiben den Eskimos eine klare durchsichtige Haut zu, die bei jungen Personen fast wie bei einer starken Brünette aussieht. Und um die Schwierigkeit, über die Farben etwas Gewisses zu sagen, noch größer zu machen, weist Humboldt Stämme am Orinoko nach, die weiße Farbe haben, obgleich sie sich niemals mit Europäern vermischt haben und obgleich rund herum Stämme von dunkelbrauner Farbe wohnen.

Im Vergleich mit Europäern haben die Indianer wenig Bart. Man weiß, daß sie sich die Barthaare sowohl wie die Haare des übrigen Körpers ausreißen, und dieses führte zur Annahme, daß sie ganz von Haar entblößt wären. Die Indianer in Brasilien und Paraguay zerstören auch das Haar der Augenbrauen. Der Mangel an Barthaar findet sich übrigens auch bei den Tataren, Malayen und bei vielen Völkern Afrika's.

Viele Indianer in Amerika schneiden Stücke vom Rande des Ohres ab, hängen Ornamente von Gewicht daran, wodurch der eingeschnittene Theil länger wird und oft bis auf die Schulter herabhängt. Der Nasenknorpel wird bei ihnen durchbohrt, um Ringe daran zu hängen. In der Nähe der Kolonie Astoria war ein Stamm, den die Weißen nur durchbohrte Nasen nannten. Er trieb Fischerei, Jagd und Dieberei. Die Männer waren groß, rüstig und wohlaussehend, und die Frauen waren schöner als die der Stämme an der Küste.

Bei Manchen wird der eingedrückte Kopf für eine Schönheit gehalten, und man preßt den Kopf des Neugeborenen zwischen Bretter und Gewichte, um ihm die schöne Form zu geben. Dieser absurde Gebrauch findet sich vorzüglich an den Küsten des Stillen Meeres, an den Mündungen der Ströme; dagegen weniger auf den Felsenbergen, und gar nicht, wenn man über diese hinüber kömmt. Indessen wissen wir, daß auch weiter östlich die Chocta's den Gebrauch noch haben und deshalb Plattköpfe genannt werden.

Als Reiter ist der Stamm der Crow's bekannt. „Sie waren alle beritten", sagt Irving, „Männer, Weiber und Kinder." Selbst solche Kinder, die noch nicht sprechen, reiten. Ich sah eines, welches auf einem zweijährigen Füllen saß und instinktmäßig die Zügel hielt. Es ließ seine Peitsche spielen auf ganz Indianische Weise. Herr Hunt fragte nach dem Alter des kleinen Jockey; man antwortete, es hätte zwei Winter gesehen. Man darf sich also nicht über die Geschicklichkeit dieser Wilden im Reiten wundern, da sie gleichsam bei der Geburt schon mit dem Pferde vertraut werden.

Wir wählen aus Herrn Vail's Schrift zwei Biographieen, die uns charakteristisch scheinen:

Rant-schai-wai-me oder die „Fliegende Taube" war die Gattin des „Weißen Gewölk", Mahaska, Häuptling im Stamme der Ioway's, ursprünglich Abkömmlinge der durchbohrten Nasen. Ihrer Schönheit wegen nannte man sie auch: „Adler, der durch die Lüfte fliegt." Aber Rantschaiwaime war nicht bloß schön, sie war auch außerordentlich gütig; ihre Hand, sagte Mahaska, ist stets offen für den Bedürftigen. Ihre religiösen Gefühle waren die wärmsten. Aus Furcht, den „Bösen Geist" gegen sich aufgebracht zu haben, sah man sie oft in der Eigenschaft einer Büßerin, wo sie sich Gesicht und Hände schwärzte und in die Einsamkeit zurückzog, um zu beten. Jung noch, wurde sie ihrem Manne geraubt, der darüber in einen bei den Indianern ungewöhnlichen Schmerz verfiel. Mahaska nämlich und seine Frau mit einem Kinde reisten durch ein unbewohntes Land. Sie waren Beide zu Pferde, und da er einen Hinterhalt fürchtete, ritt er etwas voraus. Sie kam aber nicht nach, und er, zurückkehrend, um sich mit ihr zu vereinigen, fand nur den Renner der Rantschaiwaime, der ruhig weidete. Ein Unglück fürchtend, sucht er und findet am Rande eines Abgrundes den entseelten Körper seiner Frau, auf deren Schooß das 4jährige Kind lag und dem Vater zurief: „Still, Papa, Mama schläft." Der Kummer Mahaska's war tief und aufrichtig. Auf dem Grabe seiner Frau glaubte er den Zorn des „Bösen Geistes" besänftigen zu müssen, dem er das schreckliche Unglück zuschrieb; er opferte ein Pferd und zwei Hunde, deren einer den Kopf mit Tabacksblättern geschmückt hatte.

Makataimeschekiakiah, der „Schwarze Falke", Häuptling der Sauks oder Sacs, war der Urenkel eines berühmten Häuptlings der Illinois. Er war beständig mit anderen Stämmen im Kriege. Er war Parteigänger für die Engländer während ihres Krieges gegen Amerika. Als 1831 sein Stamm die Weisung erhielt, nach dem Westen auszuwandern, widersetzte sich der „Schwarze Falke" mit Waffengewalt. Mit seinen Leuten überraschte er aus einem Hinterhalte ein schwaches Detaschement der Amerikanischen Miliz und hieb es in Stücke. Durch diesen ersten Erfolg kühn gemacht, verharrte er in seiner Feindseligkeit, bis er der Uebermacht weichen mußte. Er selbst wußte den Verfolgungen der Amerikaner zu entgehen, bis ihn zwei Verräther an seine Feinde verkauften. Er wurde als Gefangener nach Washington geführt und dort dem Kriegs-Minister vorgestellt. Dieser machte ihm begreiflich, wie unnütz ein längerer Widerstand gegen den Willen der Mehrheit seines Stammes sey, die den Frieden wünsche, wie unnütz gegen den Willen der Amerikanischen Regierung, die eine Freundin der Indianer sey. Man kündigte ihm zugleich an, daß er von nun an aufhören werde, die Würde eines Häuptlings zu bekleiden, die man, auf den Wunsch des Stammes selbst, seinem Nebenbuhler Cheokuk übertragen werde. Er bat um seine Freiheit, erklärte aber zugleich, er sey alt und werde nimmermehr seinem jüngeren Nebenbuhler gehorchen; er wolle lieber sterben. Da man die Hartnäckigkeit seines Widerstandes kannte, suchte man von der Nachgiebigkeit des Cheokuk zu erlangen, daß er den gestürzten Häuptling wenigstens zur Rathsversammlung zulasse.

Vor seiner Rückkehr in sein Vaterland ließ man ihn im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten umherreisen, damit er sich selber von der Macht des Landes überzeuge, gegen welches er sich aufgelehnt hatte. Dieser Versuch hatte den besten Erfolg, indem er beim Anblicke der großen Städte, ihrer zahlreichen Bevölkerung, der Arsenäle und Werfte des Gouvernements erklärte, wie er jetzt wohl einsehe, daß die Wigwams *) der Weißen allzu bevölkert seyen und allzuwohl vertheidigt, als daß sie je von den Rothhäuten zerstört werden könnten. Was ihn aber am meisten in Erstaunen setzte, war das Aufsteigen eines Luftballons, wovon man ihn Zeuge seyn ließ. Beim Anblicke dieses Schauspiels rief er aus: Dieser da (er meinte den Luftschiffer) muß ein Geist seyn; aber, setzte er hinzu, er wird wohl nicht wieder kommen.

Makataimeschekiakiah war im Jahre 1767 geboren; er starb 1838, also 71 Jahr alt. Auf seinen Wunsch wurde er in einer sitzenden Stellung begraben, den Griff seines Stockes in der Hand haltend.

Mannigfaltiges.

— Der singende Sand-Berg in Tangut. Wir haben dieses Berges (Chinesisch Ming-scha-schan) in einer Note zu dem kürzlich abgedruckten Artikel „Der Rig-rewan oder wandernde Sand in Kabul" bereits Erwähnung gethan. Etwas genauer noch beschreibt ihn eine sehr reichhaltige, in den ersten Zeiten der Dynastie Sung II. erschienene Geographie, von welcher die Königliche Bibliothek zu Berlin eine besonders schön gedruckte neue Auflage besitzt. **) Der betreffende Artikel steht im 129sten Buche und lautet also: „Dieser merkwürdige Berg heißt auch Scha-kio-schan (Sand-Horn) und Schin-scha-schan (dämonischer Sand-Berg). Er liegt 7 Li (ungefähr 1½ Französische Meilen) südlich von Scha-tscheu (einer alten Militair-Kolonie, im Norden des Tangutischen Randgebirges) und scheint ganz aus Sand zu bestehen, ist aber noch schroffer und steiler, als Felsengebirg. Der Sand dieses Berges ist rein und grobkörnig; einige seiner Schichten haben ein Ansehen, wie Reiskörner. An der Südseite des Ming-scha-schan befindet sich eine Quelle, der Sand-Brunnen (Scha-tsing) genannt, welche nie von dem Sande ausgefüllt worden ist. Wenn Jemand den Gipfel ersteigen will, so wandert der Sand abwärts in die Höhle (den Brunnen); der Boden erzittert unter den Füßen des Hinansteigenden, und in demselben Augenblick hört man Pauken und Hörner-Schall." Nun wird noch berichtet, was wir bereits aus dem kurzen geographischen Abrisse Kuang-yü-ki mitgetheilt haben, daß nämlich der oben erwähnte Berg bei schönem und hellem Wetter gesangartige Töne vernehmen lasse, die man selbst in der Stadt hören könne. Entkleiden wir die mitgetheilte Notiz von einiger sagenhaften Uebertreibung und Ausschmückung, so bleibt ein echter Rig-rewan oder Dschebel-nakus übrig, wie Burnes und Rüppel diese Berge beschrieben haben. Sch.

*) So heißen die Dörfer oder vielmehr die gemeinschaftlichen Wohnstätten der Indianer.

**) Der Titel des Werkes ist Uoan-yü-ki (Allgemeine Erdbeschreibung). Es besteht aus XXX Büchern; dies Exemplar der Bibliothek ist in sechs sehr starke Europäische Bände im größten Oktav gebunden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 10. Februar 1840.

Polen.

Der Dichter Trembezki im Park Sofiowka.*)

O Volksgesang, du Wächter, bist bewehrt
Mit des Erzengels Fittigen und Zungen,
Zuweilen selbst mit des Erzengels Schwert.
(Mizkiewicz: Konrad Wallenrod.)

Es war im Mai, und es geschah in der Ukraine, — ich könnte meine Erzählung nach Art der morgenländischen auch beginnen: es war im Monate der Rosen und Nachtigallen, und es geschah in Kaschmir oder Alhambra, denn wer die Luft in der Ukraine geathmet hat, wer sich dem Zauber dieses wunderbaren Landes hingegeben hat, würde mich keiner Uebertreibung zeihen.

Anders als in dem übrigen Polen tritt der Frühling in der Ukraine auf. Er erscheint hier weder in dem dunklen Gewande der Wälder von Podlachien, noch in dem blassen Schimmer der Sandebenen von Masowien, noch auch in dem Eiskranze des Tatragebirges; die Ukraine im Frühlinge ist wie der Kelch einer Rose, die fort und fort ihre Blätter entfaltet, ohne Aufhören duftet, Schwärme von Schmetterlingen herbeizieht und auf die Nachtigallen hört; die Ukraine, mit einem Worte, ist das Land, das von Milch und Honig trieft, sie prangt in tausendfacher Mischung von Farben, in tausend Wonnen, tausend Reizen.

Ich wiederhole: es war im Mai, es geschah in Sofiowka. Aber dieser Park hatte Nichts mit der Ukraine gemein, außer der Sonne und dem Himmel. In seinem Umkreise erhob nur die breitbelaubte Platane ihr Haupt, eben so stolz, als wenn sie in Athen selbst stände; hier weinte nur die Babylonische Birke, und die düstere Cypresse warf ihre Schatten über die Denksteine; nur Pomeranzen-, Citronen- und Granatbäume waren hier reihenweis zu schauen, Zierden eines Serais, die sich hier nach ihrem heimatlichen Lande sehnten, und tiefer am Erdboden schauten die Blumen aller Frühlinge in den marmorglatten See hinein, als wenn sie erfahren wollten, wie viel sie in der Fremde von ihren Reizen verloren hätten. Der Ruczay, der früher durch die dunklen Tiefen der Felder sich krümmte, der Liebling des Hirten und der Heerde, fällt jetzt, wie der Anio bei Tivoli, von den ungeheuren Granitblöcken herab.

Der Mechaniker Metzel war mit Hülfe der unendlichen Schätze des Magnaten von Tulczyn der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten geworden. Heut geht er in der Uniform eines ehemaligen Polnischen Artillerie-Offiziers von frühem Morgen an unter den Ukrainischen Landleuten umher, welche im Garten arbeiten. Wie ein Theater-Unternehmer an dem Tage, an welchem eine neue Oper zur Aufführung kommen soll, von Ungeduld gepeinigt wird, wie er den Beifall und das Mißfallen des Publikums überschlägt, mit der Unruhe, welche einem Triumphe vorherzugehen pflegt, erwartet der Mechaniker die Ankunft edler Gäste.

Die Wege sind mit Kies und Sägespänen frisch ausgeschüttet, die Rasenplätze gereinigt und frisch begossen, die Griechischen Götter und Halbgötter, welche kalt bleiben inmitten der lebenden Natur, vom Winterstaube gesäubert. Noch stürzte aber von den Terrassen der Felsen der brausende Wasserfall nicht herab, noch war Thetis von Kühlung nicht umströmt, und der helle Spiegel des Sees gedachte noch nicht, in Regenbogenfarben zu schillern. Denn auch dieser Garten liebt es nicht, immer in seiner vollen Schönheit sich zu zeigen, einer Kokette gleich, welche nach Gefallen zu lachen und Thränen zu vergießen und durch jeden Reiz zur Lust aufzufordern versteht, nachher aber einsam in Traurigkeit und Erschlaffung verfällt. Ohne das Summen der Fontainen, ohne die rauschenden Kaskaden und die murmelnden Quellen, ohne das geschwätzige Echo in den dunklen Kanälen würde man Sofiowka nur für eine Galerie von Gartenzierden gelten lassen, so viele sind der hier zusammengebrachten Gegenstände, so mannigfach ist das Labyrinth der Gänge, so groß die Anzahl der Grotten, Denksteine, Kioske und Raritäten. Bei jedem Schritte erkennt man die Absicht des Magnaten, der mit der klassischen Pracht der großen Welt die Natur zu verdunkeln gedachte, zumal die Ukrainische, mit ihren unübersehbaren Steppen, mit ihrem Bog und Dniepr, welche an den Granitfelsen nach Bojanow's Weisen von Wladimir's Rittern, von Boleslaw, Bohdan, Niezaj und von den Aufständen erzählen, mit ihren Kirchen, Kreuzen und Hünengräbern.

Gegen eilf Uhr Vormittags, da der Garten gereinigt war, wurde dem Mechaniker angezeigt, daß der Graf mit seinem ganzen Hofe den kleinen Palast von Human verlassen habe, und daß er in wenigen Minuten in den Park treten werde, um dieses Wunder der Erde zum ersten Male in diesem Jahre zu schauen und es einem seltenen Gaste in allen seinen Frühlingsreizen zu zeigen.

„Die Fontaine auf! Den großen Wasserfall los!" rief Metzel, wie der Anführer einer Batterie, und sogleich brausten die in einem hochgelegenen Teiche gesammelten Gewässer durch die Wege, die ihnen die Kunst des Hydraulikers vorgezeichnet hatte, um in Millionen von Tropfen herabzustürzen und in einen herbstlichen Thau sich aufzulösen, dann wieder als ein Strahl gen Himmel zu steigen und als ein Brillantregen in den Spiegel des Sees sich zu ergießen.

Der Hofstaat des Königlichen Herrn von Tulczyn, einige dreißig Personen, erfüllte die Gänge des Parks. Der Herr ging Allen voran; an seinem rechten Arme führte er eine der schönsten Frauen, zur Linken ging ihm ein alter ernsthafter Kavalier. Ihnen folgte die Schaar junger Damen, Cousins und Cousinen, Künstler, Französische Intriguanten, Parteigänger mit ihren Säbeln, bereit, den guten Namen und die Ehre des Herrn zu vertheidigen, privilegirte Spaßmacher, Hofbeamte und zuletzt die durch die offene Tafel und die Lustbarkeiten an den Hof von Tulczyn gezogenen Gäste.

Alles, was Luxus und Mode darboten, glänzte in der Schaar. Die morgenländische Phantasie der Polnischen Magnaten gefiel sich darin, einen prächtigen Hofstaat, wie der Pfau seinen Schweif, hinter sich auszubreiten; stolz trat dann der Herr auf, mit gesättigtem Auge führte er den Zug, sein Sinn wurde von jeder glänzenden Spielerei gefangen, — doch im Innern, da war es oft grausig und dunkel, und der Herr hatte schlaflose Nächte. —

Aber Graf Felix ist heute so heiter. Blicke auf seine Stirn, jene Furche, welche sie in der Mitte durchschneidet, als wenn an dieser Stelle ein Gedanke der Hölle bis in das Gehirn hineingeritzt wäre, hat sich ausgeglättet, und selbst der Mund hat sich zu einem Lächeln verzogen.

„Bravo Metzel! bravo!" ruft er „noch einen Brillanten mehr haben Sie dem Schmucke meines Hauses zugefügt", und vertraulich klopfte er dem Künstler auf die Schulter.

„Das ist Frascati, Tivoli, Zarskoje-Selo!" riefen die Frauen. „Das ist der Garten der Armida, das wiedererlangte Paradies!" rief jener alte ernsthafte Kavalier, der Kammerherr Trembezki, und alle Verehrer der Musen riefen, wie das Echo, ihm nach: „Das ist der Garten der Armida, das wiedererlangte Paradies!"

„Nein, meine Herren", fiel der Hofpoet ein, um seinen Ausspruch selbst zu verbessern, „trivial sind unsere Allusionen auf fremde Götter und Göttinnen", und sich zu der schönen Frau wendend, sagte er: „Die Gottheit des Parkes wandelt hier unter uns, warum sollen wir nicht sagen: es ist das schönste Sofiowka der schönsten Sophia!"

Die schöne Frau berührte den Dichter und Kammerherrn leise mit dem Fächer, als wenn sie ihn zum Ritter des Liebeshofes schlagen wollte, und Graf Potozki drückte ihm die Hand, gleichsam um ihn auf immer an die Pfosten seines Palastes zu fesseln. „Trefflicher Einfall! Wie er dem Polnischen Voltaire zukömmt", riefen wohlgefällig die Literaten.

„Chambelan", sagte leise einer der erfahreneren Höflinge, den Dichter auf die Seite ziehend, „jetzt wäre es Zeit, wenn Sie mit einem Gedichte hervorträten, das würde dem Herrn Grafen recht zu Sinne seyn."

„Wenn Sie das große Werk auf ewig verherrlichten", riefen einige Näherstehende. — „Zum Polnischen Delille sich erhöben", riefen Andere. — „Zum didaktischen Poeten." — „Ich wäre für eine Idylle", sagte eine der sentimentalen Damen; „die Scene könnte in Arkadien seyn, der Hirt Medor und Angelika die allegorischen Personen, auf dem Rasen, auf den Felsen und an den Bächen ließ ich Lämmer und Ziegen umher...."

„Was! Lämmer und Ziegen!.... in dem Park Lämmer und Ziegen! die sollen wohl die jungen Pflanzen abfressen und die mit so vieler Mühe und so vielen Kosten gepflegten Grasplätze verderben!" — und die ganze Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus über den alten Hofgärtner, der mit der Allegorie der Idylle unbekannt war, und Jedermann glaubte in Scherzen und Stichelreden über

*) Aus dem Tygodnik literacki. — Den in der Ueberschrift erwähnten Park legte Graf Felix Potozki, als Aristokrat und als das Haupt der berüchtigten Targowitzer Confoderation verschrieen, auf seinen großen Gütern in der Ukraine an und nannte ihn, seiner Gemahlin Sophia Potozka zu Ehren, Sofiowka. Von dem Dichter Trembezki besitzen die Polen eine poetische Beschreibung dieses Parkes, die dem Dichter in seinem 70sten Jahre vom Grafen selbst abgedrungen wurde.

den armen Mann herfallen zu dürfen, der in seinem Leben Nichts, nicht einmal eine ars poetica, gelesen hatte.

Trembezki war froh, daß man endlich aufhörte, ihn um Verse anzugehen, und dachte schon daran, wie er sich aus der Gesellschaft fortschleichen könnte, als zu seiner unaussprechlichen Freude jene Frau, welche Du für die Königin der Schönheit, für die Zauberin dieser Gärten gehalten hättest, ihr großes lebhaftes Auge zu ihm erhob, ihm die Hand reichte und sagte: „Wir haben den Grafen aus den Augen verloren, kommen Sie, wir wollen ihn wieder aufsuchen."

Der Kavalier, in einem Französischen reichgestickten Kleide, den Degen an der Seite, gepudert, voll süßer Worte, noch wohlgeübt in den Galanterieen von Versailles, welche er in den glänzenden Salons der Madame Geoffrin sich angeeignet hatte, schien neben der reizenden Frau, seiner siebenzig Jahre zum Trotz, sich zu verjüngen. Herr Lagarde de Messence*), der sich einige Jahre später mit seiner Französischen Phantasie dieses Paar vorgestellt hat, vergleicht es mit der Malvina, die den alten Ossian an den Felsen Erin's vorüberführt. Ossian und Malvina, Trembezki und Sophie! Er, der Barde der Donnerstagsmahlzeiten, der seine Reime für Jeden bereit hielt, selbst für mächtige Buhlerinnen, sie, die für vieles Gold erkaufte Geliebte, leichtfertig, wie das achtzehnte Jahrhundert!

Doch das Bild ist noch nicht vollständig. Wo bleibt der blinde und gehörnte Stolz neben der schleichenden Gemeinheit? Es fehlt die Affectation für die schönen Künste und die Poesie, für den Ruhm und die Römischen Tugenden. — Wo ist der Vater des Geschlechts, der vor den Eingang seines Baues mit goldenen Buchstaben die Inschrift setzt: „Immer sey es die Wohnung der Freien und Tugendhaften!" wo bleibt Graf Felix, der Glückliche? — Siehe, dort steht er auf dem Gipfel eines Felsen, sein Paradis zu seinen Füßen, und sinnend spricht er: „Ich habe diese Wunder geschaffen; was in Zarskoje-Selo, in Versailles und Schönbrunn gepriesen wird, habe ich in Sofiewka beisammen. Aber werden auch diese Bäume, diese Felsen und Gewässer den Namen des Schöpfers der Nachwelt nennen? — Die Unsterblichkeit bedarf der Fittige der Poesie, nicht der Rede des gemeinen Haufens vertraut der Gründer von Sofiewka seinen Ruhm, die Poesie soll mir die Unsterblichkeit sichern!"

„Wir suchen Dich, lieber Graf!" Man muß dem Kammerherrn alle Wunder unseres Parks zeigen, man muß ihm mit Gewalt Pulawy aus dem Sinne treiben, und den schönen „Fußtritt" der Isabella**), von dem er mit so vielem Enthusiasmus erzählt.

„Das steht nicht in unserer Macht", antwortete der Graf mit ironisch demüthigem Lächeln, „denn hier fließt keine altberühmte Weichsel, hier ist kein Tempel voll Denkmälern, welcher, wie eine Urahne, die Thaten der Vorfahren, die für den schönen Namen: Vaterland, ihr Leben aufs Spiel setzten, verkündigte."

„Und doch findet sich hier Alles", fiel Trembezki ein, „was die übrige Welt vergessen lehrt: hier sind die Gefilde Elysiums, welche man betritt, ohne aus der Lethe trinken zu müssen; die Schönheit der Gräfin verscheucht eben so alles andere Schöne aus dem Gedächtnisse, wie der Verstand und die Gastfreundschaft des edlen Wirths alle Weisheit der geizig stolzen Mäcenate der Welt."

„Sie entwerfen ein zu schmeichelhaftes Bild, Herr Kammerherr."

„Wie, Graf? wollen Sie mich der Unredlichkeit zeihen?"

„Keinesweges, aber einer Uebertreibung, die den Genies und Poeten so eigenthümlich ist."

„Und der Beweis dafür?" fragte der Dichter.

„Sie haben sich selbst verrathen", erwiederte der Graf. „Wenn Sie gestehen, daß dies Elysiums Gefilde seyen, weshalb sehnen Sie sich denn nach der übrigen Welt, weshalb weigern Sie sich, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen? Verzeihen Sie, Kammerherr, aber ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ein Dichter sind, da diese großen Bilder, da diese wie ein Schooßkind gehegte Natur, diese allegorischen Tempel, der Olymp selbst so wenig Reiz für Sie haben. Den Ruhm haben Sie halb gewonnen, wenn Sie das besingen, was schon an sich erhaben ist, und wer weiß, ob Homer nicht bloß deshalb so gepriesen wird, weil er den Achilles besungen hat."

„Aber auch Homer hat zuweilen geschlummert", antwortete Trembezki mit einem spöttischen Lächeln, als wenn er sagen wollte: „Wenn nichts mehr vom Achilles zu singen war", wandte aber gleich, als ein feiner Hofmann, seine Gedanken und setzte seufzend hinzu: „Ich bin auch schon ein schlummernder Homer."

„Den wollen wir wecken, kosten Sie nur erst die Genüsse meines Hofes, die mit ihrer Pracht die fürstlichen Assembleen verdunkeln. Bleiben Sie bei uns auf immer, genießen Sie mit uns, was wir besitzen, und ich würde nicht Felix heißen, wenn ich nicht glücklich machen könnte."

„Ach, Herr Graf, es fehlt mir an Worten.... meine Absicht ist, nach Warschau zurückzukehren, — mein Verlangen, meine letzte Lebenszeit dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, die Muttersprache und unsere Volksbildung zu heben durch historische Arbeiten, denen ich mich jetzt widme."

„Romantische Träume! lieber Kammerherr. Was wollen Sie in Warschau? Dort giebt's jetzt nur Ruinen, nichts als Schutthaufen, glauben Sie mir, Romnitzkoj hat nicht viel übrig gelassen. Und Sie, der Poet der Salons, wollten zu Jeremiaden sich hergeben? Sie wollten dies irdische Paradies verlassen, in dem aus dem Scepter unserer Semiramis Ihnen Alles, wie aus einem Füllhorn, zufällt? Das sollte mich bei Ihnen, lieber Trembezki, nicht wenig in Verwunderung setzen."

So viel Eindruck diese Worte auch auf den Dichter machten, der einen Hang zum Hofleben und zum Epikuräismus im Herzen trug, so behielt doch sein erhabener Vorsatz welchem er den Rest seines Lebens hindurch treu bleiben wollte, bis jetzt noch die Oberhand und zog ihn nach der Seite hin, welche Graf Potozki in so trüben Farben gezeichnet hatte. „Nein, nein, Herr Graf", sagte er, „jüngeren Geistern wollen wir den Weg zu so vielen Gunstbezeugungen und zum Ruhme offen lassen; mir altem Manne kömmt es zu, irgendwo in der Vorstadt der Residenz mich niederzulassen, ein patriarchalisches Leben zu führen und mit den gesammelten Früchten die junge Generation zu nähren, wie eine Eiche deshalb ihre Zweige rüttelt, um neben sich ein junges Geschlecht aufschießen zu sehen."

„Einbildungen! ha! ha! ha! Sie wollen eine Leiche erwecken." Herr Potozki brach in ein mitleidiges Lachen aus. Ein Stille trat ein, während der Graf auf ein Mittel sann, durch das er den Dichter an sich ziehen könnte, dieser aber Aussüchte hervorsuchte, um bei seinem Vorsatze zu verbleiben, denn seine Seele sehnte sich nach dem Glanze der Hofhaltung.

Trembezki war so in Gedanken versunken, daß er unvermerkt zu dem dunklen Kanale geführt ward, der sich durch den Park zog. Das Boot stand bereit. „Nun wollen wir den Kammerherrn bestrafen!" unterbrach Graf Potozki die Stille; „er hat die Absicht, die Todten zu erwecken, so mag er denn zuvörderst in Pluto's Reich hinabsteigen. Charon, hier ist dein Opfer!" Und im Augenblick zog der riesenhafte bärtige Fährmann den Kammerherrn in das Boot, das unter lautem Gelächter des Grafen und der Dame vom Ufer stieß und in der Finsterniß des unterirdischen Kanales verschwand.

„Erbarmen! o Graf!" rief aus der Tiefe der fortgerissene Poet, und seine Stimme erschallte wie ein dumpfes Echo. „Erbarmen! habe ich doch weder die Lyra des Orpheus, noch den goldenen Zweig der Sybille zur Stelle!" — „Ihre Reime vertreten Beides", rief das vornehme Paar dem Fortsegelnden nach.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Das phantastische Drama.

Von George Sand.

II. Byron's Manfred.

(Schluß.)

Der Himmel behüte uns, daß wir vielleicht hier, von Meinungs-Verschiedenheit fortgerissen, dahin kämen, mit Absicht die Glaubensfestigkeit des Herrn von Lamartine zu untersuchen. Wenn dieses Recht selbst der Kritik zustände, so können wir doch nie die Thränen vergessen, welche uns ehemals die Meditationen und noch erst kürzlich einige Seiten des Jocelyn entlockten. Wir wollen also keinesweges aussprechen, daß im geistigen Leben Herrn von Lamartine's das Ideal nur wenig Raum ausfüllte, denn auf sein Wort erklangen oft in unserer Seele die Saiten der Begeisterung, und er belebte in uns das Gefühl für das Ideal, wenn die entseelte Wirklichkeit es uns zu rauben drohte. Wir sagen hier nur, weil wir dazu uns genöthigt fühlen, daß Herr von Lamartine sich sowohl in der Poesie wie in der Politik wenig ängstlich in Bezug auf die Mittel zeigte, sein Ideal zu erkennen und zu erfassen. Herr von Lamartine ist vielleicht mehr ein Mensch von Gefühl als von Bewußtseyn; Alles war ihm recht, das frömmelnde Königthum und das Bürger-Königthum, wenn er nur in seiner Königswürde, die ihm als die einzig legitime erschien, in der des Genies, nicht beeinträchtigt wurde.

Mir sey daher erlaubt, auszusprechen, daß Lord Byron, dieser zweite legitime König, der auch weder die literarischen noch die parlamentarischen Erfolge verschmähte, weit mehr von der Theosophie durchdrungen war als jemals Herr von Lamartine. Er nahm nie etwas von der leichten Seite, die Sache schien ihm zu ernst, um nicht warm und heftig, im Heiligthum seiner Seele erörtert zu werden. Es war ihm wenig daran gelegen, ob er für einen Atheisten oder einen Skeptiker gehalten wurde, er, der religiöseste Dichter aus Instinkt! Durch die Art dieses religiösen Gefühls selbst zu einer rauhen Ehrlichkeit verdammt, gab er allen anarchischen Aufregungen seines Innern sich hin. Abgespannt von seinen vergeblichen Forschungen nach einer Form, die seinen Glauben erleuchte, in einem Jahrhundert, das einerseits abergläubisch und andererseits ungläubig war, verfiel er in eine erhabene Verzweiflung und schrieb mit fieberglühender, bebender Hand: „Sterben, wieder das Nichts werden, das ich war, ehe ich zum Leben und zum brennenden Schmerze geboren wurde!... Zu sehr beneide ich die Ruhe dieses traumlosen Schlafes, um sie beklagen zu können.... Die Menschen werden, was sie sich selbst nicht gestehen und was sie einander nicht zu vertrauen wagen." Bezeugen aber nicht solche Stunden der Entmuthigung die schmerzhafte Abgespanntheit einer Seele, die sich im Ringen nach einer Gewißheit der Unsterblichkeit erschöpft? In seinem Gespräche mit der Alpenkönigin erzählt Manfred sein Leben; ich führe absichtlich diese Stelle hier an, um zu zeigen, welche Aehnlichkeit zwischen Manfred's und Faust's vergangenem Leben herrscht, doch der Erzähler ist nicht mehr Faust, denn er glaubt an die Unsterblichkeit des Geistes:

. . . . Und dann kroch ich
Einsamer Wandrer in des Todes Höhlen
Und suchte seinen Grund in seiner Wirkung.
Aus morschen Knochen, Schädeln, Häufchen Moder
Zog ich verpönte Schlüsse. Dann verbracht' ich
Die Nächte jahrelang mit Wissenschaften,
Die unbekannt sind seit dem Alterthum.
Durch Müh und Zeit, durch fürchterliche Proben,
Und durch Kasteiungen, die Macht verleihen
Ueber die Luft und über jene Geister,
Die Erd' und Luft, den Raum, das gränzenlose
Bevölkerte Gebiet der Welt umspannen,
Macht ich mein Aug' der Ewigkeit vertraut,

*) Der Französische Uebersetzer von Trembezki's Gedichten.

**) Czartoryiska.

> . . . . Und mit dem Wissen wuchs
> Der Durst nach Wissen und die Kraft, die Lust
> Der hellerleuchtenden Erkenntniß, bis — —

Hier nun erzählt Manfred die Episode der Astarte, die nur Fehler hat, daß sie an die Geschichte René's und Amaliens Chateaubriand erinnert; doch das hat sich sicher ohne Byron's ssen so gemacht, denn sein Genius war von der Art, daß sich niniscenzen oft bei ihm zu Inspirationen gestalteten. Dann fährt infred fort:

> Die Schleusen alle meiner Phantasie —
> Einst unerschöpflich wie des Krösus Schatz —
> Zog ich und stürzte mich in diese Fluth;
> Doch, gleich der Ebbe, warf sie mich zurück
> In meines bodenlosen Denkens Bucht.
> Ich taucht' ins Menschen-Meer, — Vergessenheit
> Sucht' ich an allen Orten, nur nicht da,
> Wo sie zu finden ist; und das hab' ich
> Noch zu erforschen — meine Wissenschaften,
> Die Kunst, die, höhern Ursprungs, ich erlernt,
> Ist sterblich hier — Verzweiflung hüllt mich ein —
> Ich leb' und lebe immer fort.

Als Manfred seinem Tode nahe ist, wendet er sich an die Sonne, wie Faust die Natur bewundernd, spricht er darüber so, wie ist es nicht im Stande wäre:

> Glorreichster Ball! den man verehrt, bevor
> Enthüllt war das Geheimniß deiner Schöpfung!
> Du erster Diener des Allmächtigen!
> . . . . Körperhafte Gottheit,
> Du stellvertretend Bild des Unbekannten,
> Der dich zum Schatten wählte . . . . .

der Anfangsscene, welche der des Faust so wenig ähnlich ist, obch Byron selbst diese Aehnlichkeit eingestanden hat, gedenkt er in viel klareren Worten der Unsterblichkeit der Seele. Die Geister len Manfred durch die Vorspiegelung irdischen Glückes verlocken, bieten ihm „Herrschaft, Macht, Kraft und langes Leben"; aber alte Faust ist der Freuden der Welt überdrüssig und sehnt sich nur der Vernichtung, als Befreiung von seinem ewigen Schmerze, der Vernichtung, von der er ehemals nicht zu Mephistoles zu sprechen wagte, so sehr fürchtete er sie, und die er jetzt eiwünscht, obgleich er die Gewißheit hat, sie nirgends zu finden! wiß kennt Jeder die letzte Scene, die unerreichbar über alle ähne Entwickelungen der Art erhaben ist. Man erinnere sich an das e des Faust; Mephistopheles ruft: „Her zu mir!" und Faust, ner ein Sklave des Bösen, duldet es, daß dieser ihn von dem benden Gretchen hinweg reißt. Man vergleiche diese Feigheit mit scheidenden Manfred's erhabener Kraft und sehe, wie sich bei on der vom göttlichen Hauche beseelte Mensch benimmt, im Gesatz zu der Rolle, die er bei Goethe spielt, wo er dem Bösen anheimgefallen ist, das heißt seinem eigenen, jedes göttlichen standes beraubten Elend.

Herrlicher konnte und wird das Phantastische nie behandelt den. Niemals wurde mit so geringen Mitteln eine so dramae Wirkung erreicht. Diese allmälige Erscheinung des Geistes, der alte Priester zuerst nicht bemerkt und nachher, als er sich ier deutlicher zwischen Manfred und ihm abzeichnet, zwar mit merz, aber ohne Entsetzen betrachtet, ist von düsterer Erhaben-. Ich glaube, daß nichts in der Welt so schwer seyn mag, als ernste Beschwörung des Teufels; nachdem Goethe den Mephistoes übersprudelnd an Geist und Witz dargestellt hatte, sah er sich ithigt, alle Kräfte seines an gräulichen Zerrbildern und entsetzm Spuk so reichen Hirns aufzubieten, um ihn der Phantasie schrecklich auszumalen. Nach ihm war in dieser Art nichts r möglich, und die Nachahmer seines Vorbildes hätten doch nichts eine Parodie zu Stande gebracht. Byron hat sich dieser Gefahr ausgesetzt, sein düsterer und majestätischer Genius hat alle die en Mittel verschmäht, aus welchen Goethe's nach allen Seiten gewandter Geist Großes zu schaffen verstand; Byron sah im fel nur die Personification der ihm inwohnenden Verzweiflung, doch zeigte er sich bei der Erscheinung dieser höllischen Gottheit ein eben so großer Künstler wie Goethe. Es zeigt selbst von m edleren Geschmack, daß er keiner seiner phantastischen Gestalten scheußlichen Formen giebt, welche die Phantasie der Maler austete. Er bildete sie nur der Idee gemäß, die sie darstellen, und sind sie keine kalte Allegorieen, wenigstens erscheinen sie uns t als solche. Sie erfüllen unsere Seele mit demselben Grausen jene Hexen, welche um den Rabenstein herum „streuen und hen", als Faust mit Mephistopheles auf schwarzen Pferden in der eimnißvollen Nacht daherbraust. Sie machen um so tieferen Eink, je weniger man vor ihnen auf der Hut ist. Es ist ein wahrer isterzug, diese Wirkung hervorgebracht und die Gränze fast aufoben zu haben, welche die philosophische Allegorie von der poetin Phantasie scheidet. Die Rolle des Abts von St. Maurice ist Meisterwerk und steht weit über dem Priester Petrus, den im Konrad des Mickiewicz finden. Im ersten Entwurf des nfred wollte Byron diese Figur verächtlich oder lächerlich schil-, doch fühlte er bald, daß er eine bessere Anwendung davon hen könne, und daß Manfred eine zu philosophische Arbeit um darin gegen diese oder jene Religionsform zu kämpfen. Er hränkte sich also darauf, im Abt von St. Maurice die Güte, demüthigen Eifer, den Glauben und die christliche Liebe zu perifiziren; kein unnützer Wort-Aufwand von seiner Seite und keine ere Entgegnung von Seiten Manfred's. Und diese Milde des istes ist nicht ohne Frucht für Manfred; sie hilft ihm die Todesst besiegen, sie richtet ihn auf und giebt ihm den ganzen Stolz es Selbstbewußtseyns wieder. „Was thut er hier?" fragt der eis beim Anblick des Geistes. — Und Manfred erwiedert:

> „Ei nun — was er hier thut?
> Ich lud ihn nicht — er kommt uneingeladen.".

Es giebt nichts Herrlicheres in Empfindung und Ausdruck, als diese unbesiegbare Seelenstärke Manfred's in seiner Todesstunde; er verachtet die Verzweiflung, die ihm seinen letzten Seufzer streitig macht, und triumphirt über die Gewissensbisse, über alle Zweifel und Qualen seines Lebens durch diesen großen Ausspruch der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit:

> „Der Geist, der ewig ist, vergilt sich selbst
> Das Gute wie das Böse, das er dachte."

Darin ist ein ganzer Lehrsatz und ein Lehrsatz voll ewiger Wahrheit enthalten. Wie konnte man wohl in England aus unglaublicher Verblendung, auf die Behauptung der prüden puritanischen Blaustrümpfe hin, sich dem Vorurtheil hingeben, daß Byron der Dichter des Unglaubens sey? Aber wir, die wir uns doch hoffentlich hinreichend von dem schauerlichen Glauben an eine ewige Verdammniß losgesagt, der strafbarsten Vorstellung, die man sich von der Gottheit machen kann; wir, die wir nicht annehmen, daß sich in der letzten Stunde ein Dämon, der allmächtige Vollstrecker einer niedrigen und kleinlichen Rache, und ein Engel, die schwache Stütze eines noch schwächeren Geschöpfes, um die Seele des Sterbenden streiten, wie konnten wir nur diese albernen Beschuldigungen wiederholen, die man ihren Erfindern zurückgeben müßte? Ist der nicht der begeistertste aller Dichter, ist er nicht unter ihnen der edelste Jünger des Ideals, der es wagte, sich in einem Zeitalter der Scheinheiligkeit mächtig gegen den Fanatismus aufzulehnen, indem er ihm zurief: Der Geist des Bösen hält nicht der göttlichen Macht das Gleichgewicht! Nein, Satan hat keine Macht über uns, Ahriman ist unterjocht. Der Erzengel zermalmt das böse Prinzip unter seinen Füßen, und dieser Erzengel ist der Mensch, erleuchtet vom göttlichen Strahl, den der Schöpfer in ihn pflanzte; als erleuchteter Mensch, als Erzengel, als Weiser, als Philosoph oder Dichter hat er die Aufgabe, diesen Strahl von den Finsternissen zu befreien, mit denen ihr Heuchler, ihr Gottlosen, ihr Verleumder der göttlichen Vollkommenheit ihn umgebet.

Man muß nicht vergessen, daß zu derselben Zeit, wo Byron von der protestantischen und katholischen Inquisition verfolgt, wo Beranger, mit seiner naïven und weisen Religion, die ihm „den Gott der guten Leute" und so viele andere rührende und bewundernswürdige Oden eingab, vor die Schranken der Civil-Gerichte als gottloser und unsittlicher Schriftsteller gefordert wurde; man muß nicht vergessen, daß sich die Jugend damals zu den philosophischen und wissenschaftlichen Vorlesungen drängte, von wo sie nichts zurückbrachte als Glauben an den Materialismus, als die eisige Gewißheit, daß die Seele des Menschen gar nicht bestehe, weil sie weder der metaphysischen Analyse noch der chirurgischen Zerlegung zugänglich sey; und Byron wagte es, dieser Generation von Heuchlern und Atheisten zuzurufen: „Nein, die Seele stirbt nicht; ein göttlicher Instinkt, der über alle eure methaphysischen und anatomischen Analysen erhaben ist, hat es mir offenbart. In mir fühle ich eine Kraft, die der Macht des Todes nicht anheimfallen kann. Langeweile und Schmerz haben mein Leben zerrüttet, so daß Ruhe für mich das mächtigste Bedürfniß ist, das mir von allen meinen riesigen Bedürfnissen übrig geblieben. Ich sehne mich nach dem Nichts, ich bin es müde, zu leiden; aber das Nichts will mich in seinen Schoß nicht aufnehmen. Meine eigene, ewige, unbesiegbare Kraft empört sich gegen die Entmuthigung meiner Gedanken; sie verfolgt mich, sie ist mein Henker, sie duldet mich nicht niedergeschlagen und hingestreckt auf dieser Erde, deren Dunkel und Schweigen ich vergebens anrufe. Sie drängt mich in unbekannte Räume, sie kettet mich an undurchdringliche Geheimnisse, sie macht meine Unsterblichkeit gegen mich selbst geltend, sie fordert die Schrecknisse des Aberglaubens heraus, und doch naht sie sich schwermüthig der Stunde, wo sie, ihrer Banden ledig, in eine Sphäre höheren Verständnisses gelangen, wo sie das Verdienst oder die Irrthümer ihres gegenwärtigen Daseyns verstehen, wo sie selbst durch die Erkenntniß ihrer selbst und der göttlichen Wahrheit ihre sündigen oder tugendhaften Gedanken strafen oder belohnen wird."

O erbärmliches Volk! einfältige träge Schaar, die Du alle Sophismen annimmst und allen Betrügereien Glauben schenkst, wie lange Zeit bedarfst Du, um die zu erkennen, die Dich auf die rechte Bahn leiten, und diejenigen zu entlarven, die Dich in die Irre führen. Ist die Stunde noch nicht gekommen, wo Du endlich aufhören wirst, die Männer zu verehren, die Dich verachten, und die zu verfolgen, welche an Deiner Emancipation arbeiten? Wider Deinen Willen von einem göttlichen Gesetze fortgerissen, nimmst Du unbewußter Weise die Wohlthaten in Dir auf, die von edlen Herzen und großen Geistern auf Deinen Weg gestreut worden, und ahnest nicht, welche Dankbarkeit und Ehrfurcht Du ihnen schuldig bist. Dazu verdammt, von Dir selbst betrogen zu werden, ernährst Du Dich von diesen Wohlthaten des Genie's, fährst dabei immer fort, es zu schmähen und auf Anstiften Deiner Feinde die bitteren Anschuldigungen zu wiederholen, welche sie über das Privatleben Deiner Befreier in Umlauf bringen. Was wissen die Kinder des Volks jetzt noch von Jean Jacques? Daß er seine Kinder in das Findelhaus brachte. Das war freilich eine große Sünde; wissen aber die Kinder des Volks wohl, daß sie ihre Emanzipirung nur Jean Jacques Rousseau verdanken? Derselbe Fall ist es mit Byron; der Pöbel unter den Belesenen weiß sehr gut, daß der Dichter das Vermögen seiner Frau vergeudet hat, daß er von seinem Hinken sich kindisch gedemüthigt fühlte, daß er sich unmäßig über alberne Kritiken erzürnte, und es will noch viel sagen, wenn man nicht gar den Mord-Beschuldigungen Glauben schenkt, welche Byron's Feinde mit solcher Lust verbreiteten und die selbst der große Goethe mit einer gewissen Beifälligkeit wiederholte. Stets bemächtigen sich die Zeitgenossen mit Gier der Beute ihrer Opfer; Stück vor Stück mustern sie diese Trophäen, auf welche sie

eifersüchtig waren, und deren Glanz sie leicht ableugnen können, sobald sie dieselben in den Staub getreten. Wie gewisse Anatomiker sprechen, indem sie ihr Zergliederungsmesser abwischen: „In diesem Leichnam suchten wir den Sitz der Seele und haben ihn nicht gefunden, also war dieser Mensch nur Materie", — eben so spricht das Volk, indem es die Fetzen der Kleidungsstücke unter sich vertheilt: „Dieser große Mann war mit uns von gleichem Wuchse; so wie wir, kannte er die Eitelkeit und den Zorn, er besaß alle unsere kleinen Leidenschaften." Niemand ist groß vor seinem Kammerdiener. Das Volk hat Recht, die Bedienten können an einem großen Manne nur das beurtheilen, was erbärmlich an ihm ist; aber die edlen Leidenschaften, die erhabene Begeisterung, die geheimnißvollen Schmerzen des göttlichen Geistes, der in das enge harte Gefängniß des Erdenlebens eingezwängt wurde, das sind Räthsel für die gemeinen Naturen. Auch widerstrebt Niemand der Veröffentlichung des häuslichen Elendes, Alles ist im Gegentheil dabei behülflich, und schon an demselben Tage erheben sich tausend schmähende Stimmen, um es zu verbreiten, hunderttausend auf jedes Aergerniß begierige Ohren sind geöffnet, um es in sich aufzunehmen. Wie viel Jahre dagegen braucht ein neuer, kühner, hoher Gedanke, um allgemein bekannt zu werden, wenngleich er durch die unerstickbare Stimme der Presse mitgetheilt wurde! Das Vorurtheil, der Haß, der Fanatismus und alle die elenden Leidenschaften, welche den Aufschwung der Wahrheit hemmen wollen, sind immer zur Stelle, immer wach und bereit, um den Sinn der Worte zu entstellen, immer schamlos in allerhand bösen Auslegungen, und das Publikum, das leicht durch einen Anruf an sein Gewissen verlockt wird, tritt ganz unschuldig auf die Seite der Schmähung und Verleumdung.

Und doch ist das Publikum im Allgemeinen gut. Es hat einen gewissen Gerechtigkeits-Instinkt; es ist leichtgläubig, eben weil es von Grund aus treuherzig ist. Gegen die, welche es betrogen haben, steht es voller Unwillen auf, wenn sie ihre Maske fallen lassen. Es erhebt heute bis in die Wolken, was es noch gestern mit Füßen trat. Man zieht daraus den Schluß, daß das Volk von Leidenschaften hin und her gerissen werde, daß es unerhörte, unsinnige Launen habe, daß es unerklärlichen Reactionen unterworfen sey, und daß man es deshalb fürchten und zu gewinnen bemüht seyn müsse. Letzte Heuchelei, die hassenswerther als alle anderen ist! Man weiß sehr wohl, daß selbst das Thier nur dann in Wuth ausbricht, wenn es durch seine Bedürfnisse dazu angeregt wird; so geräth auch eine Volksmasse nur durch verhaßte Anreizungen in Zorn. Wenn das Volk seine Götter zertrümmert, so kömmt das daher, weil seine Orakel gelogen haben, und weil der einfache Mensch sein Vertrauen nicht mit Verrath vergolten sehen will. O Mittelmäßigkeit, Unwissenheit und Beschränktheit in allen Sphären des Geistes! Reiße Dich aus Deinen Windeln, sprenge Deine Bande, versuche Deine Kräfte! Das Genie ist keine Kaste, von der irgend ein Glied des Volkes ausgeschlossen seyn sollte. Es giebt kein göttliches noch menschliches Gesetz, welches Dich, o Volk aller Stände, an die Engherzigkeit Deiner Väter fesselt. Das Genie ist noch viel weniger ein Privilegium, das Gott nur gewissen Häuptern zuerkannt hätte, und das sie berechtigte, sich verächtlich über die Menge zu erheben. Das Genie verdient nur dann Lobeserhebungen und Ehrfurcht, wenn es zum Fortschritt der Menschen wirkt und wie eine Fackel in den Händen der Vorsehung aufflammt, um die Wege der Zukunft zu erleuchten. Aber dieses Licht, welches allen Generationen voranleuchtet, ist in der Brust jedes einzelnen Menschen vorhanden. Schon weiß jeder unter uns mehr von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, von der Wahrheit in Religion, Philosophie und Politik, als die großen Weisen des Alterthums. Wenn der gute, weise Sokrates heutzutage das erste beste Kind auf der Straße befragte, er würde staunen über dessen Antworten. Es wird ein Tag kommen, wo alle die beschränkten Urtheile, die uns jetzt im Wege sind, von den Kindern unserer niedrigsten Proletarier als alte Irrthümer siegreich verworfen werden. Laßt uns Geduld haben; unsere Nachkommen werden manchen Irrthum und manche Ungerechtigkeit wieder gut machen. Dir, Byron, dem Propheten und Dichter, der verlassener und zerschmetterter war als Hiob, begeisterter als Jeremias, Dir öffnen dereinst alle Völker ohne Unterschied das Pantheon für die Befreier des Gedankens und die Apostel des Ideals.

Die Kapelle der Jungfrau von Orleans.

Eine Meile von Domremy-la-Pucelle, auf dem Wege, der von diesem Dorfe sonst nach Vaucouleurs führte, am Abhange des Hügels von Beaumont, sah man vor noch fünf Jahren ein altes Oratorium oder eine Kapelle. Dort war es, wenn man der Sage und dem sehr bestimmten Zeugnisse einiger Geschichtsschreiber glauben darf, wo Jeanne d'Arc unter inbrünstigen Gebeten ihre Schafe weidete, dort war es, wo sie ihre wunderbaren Visionen hatte und wo der Ruf an sie erging, Frankreich vom Joch der Engländer zu befreien. Diese Kapelle wurde schon vor Alters Unserer lieben Frauen von Beaumont geweiht, deren Bildniß, auf dem Hauptaltare thronend, zu gewissen Zeiten Schaaren frommer Pilger herbeizog. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts war die Kapelle der Zufluchtsort eines Einsiedlers, wie dessen Grabschrift bezeugt.

Im Jahre 1835 erstand ein Gutsbesitzer der Umgegend im Drange der Begeisterung für die heldenmüthige Schäferin das zur Kapelle gehörige Gebiet, so wie das Gebäude selbst, und beschloß, hier ein Haus aufzuführen, in welchem er seine Tage beschließen und die Wache dieses kostbaren Denkmals selbst üben wollte. Kaum hatte er aber den Kauf abgeschlossen, als die Wände der längst schon baufälligen Kapelle zusammenstürzten und von derselben nichts als ein Trümmerhaufe übrig blieb. Aber Herr Saincère verlor so leicht nicht den Muth. Mit Hülfe seiner Erinnerungen, der Ueberlieferungen und Nachweisungen, die er einzog, bemühte er sich, dies Denkmal in seiner früheren Gestalt wiederherzustellen. Um diesen Zweck zu erreichen, schonte er weder Kosten noch Mühe, und es gelang ihm auch recht gut. Die Grabschrift des Einsiedlers wurde wieder an ihrem früheren Platze aufgestellt. Die hölzernen Statuen, welche das Heiligthum zierten, standen noch auf ihren Postamenten, aber sie waren wurmstichig; Herr Saincère ließ sie so gut wie möglich restauriren. Der Kunstwerth dieser Figuren ist freilich sehr unerheblich. Die bedeutendste stellt Unsere liebe Frau von Beaumont dar und stammt augenscheinlich aus dem 16ten Jahrhundert; eben so die anderen. Man sieht also, daß sie nichts als eine fromme Erneuerung der Bildnisse sind, welche einst Zeuge der Begeisterung der heldenmüthigen Jungfrau waren.

Das interessanteste Stück aus dieser Kapelle ist aber jedenfalls eine Glocke mit einer Inschrift. Diese Glocke, welche fast wie durch ein Wunder der ihr seit einem halben Jahrhunderte so oft drohenden Gefahr der Zerstörung entgangen ist, war endlich in den Besitz der Gemeinde Goussaincourt übergegangen. Die Einwohner machten indeß Herrn Saincère ein Geschenk damit. Diese Glocke enthält nun eine Inschrift, welche, obschon die Charaktere vollkommen deutlich ausgeprägt sind, dennoch eine der schwierigsten Aufgaben für die Paläographie seyn möchte. Die Buchstaben sind ohne Zweifel aus einer späteren Zeit als die erste Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Ihre Form ist einfach, elegant und, wie schon bemerkt, vollkommen deutlich. Die Ordnung, in welcher dieselben auf einander folgen, ist nachstehende:

AUEMPEIA DEAAPM ONGT.

Diese merkwürdige Inschrift hat schon den Scharfsinn vieler Gelehrten geübt, besonders auch den der akademischen Gesellschaft zu Nancy. Dennoch sind alle Anstrengungen, den Sinn derselben zu enträthseln, vergeblich geblieben, bis ein angesehener Numismatiker, Herr Rénault de Vaucouleurs, eine der sinnreichsten Auslegungen gegeben hat. Der genannte Gelehrte hat jeden der Buchstaben, aus denen die drei Gruppen bestehen, für ein Zeichen erklärt, welches ein ganzes Wort repräsentire. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist er auf folgende Combinationen gekommen:

1) Ad Virginem Ex Manibus Populi Extrahentem Imperium Anglicani.
2) Dedicatum Est Apud Agrum Post Mortem.
3) Ob Nominis Gloriam Tintinnabulum.

Das heißt wörtlich:

Der Jungfrau, welche das Reich aus den Händen des Englischen Volkes gerissen hat, ist nach ihrem Tode und zu ihres Namens Ehre diese Glocke in diesem Bezirke geweiht worden.

Wie glücklich und scharfsinnig nun auch diese Erklärung seyn möge, so läßt sie doch wohl Manches zu wünschen übrig. Außer vielen einzelnen Ausstellungen möchte wohl hauptsächlich dagegen einzuwenden seyn, daß sie auf einer ganz willkürlichen Annahme beruht, und daß statt dieser Worte leicht andere gewählt werden könnten.

(N. A. d. V.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie der Medizin. Unter dem Titel „Traité de Philosophie médicale" hat Dr. Ed. Auber in Paris eine „Darlegung der allgemeinen und Fundamental-Wahrheiten der Arzneikunde" herausgegeben. Was der Verfasser unter Philosophie der Medizin verstehe, sagt er uns in der ersten Abtheilung seiner Schrift: sie ist nach seiner Darstellung, die Wissenschaft, welche uns mit der Methode, den Regeln und den Prinzipien der medizinischen Logik bekannt macht und zu gleicher Zeit die Grundwahrheiten der Medizin kritisch erläutert und unwiderleglich feststellt. Hippokrates ist natürlich der Ausgangspunkt, von welchem der Verfasser seine Wissenschaft bis auf unsere Zeit herabführt; ob er jedoch auch die Literatur der Deutschen Medizin genauer kennt, möchten wir nach der Uebersicht, die in Französischen Zeitschriften von seinem Buche gegeben wird, fast bezweifeln.

— Kühne's Kloster-Novellen. Von Gust. Kühne's „Kloster-Novellen" ist in Paris eine von de la Blancheraye veranstaltete Französische Uebersetzung erschienen.*) Seltsam sind die divergirenden Urtheile, die dieses Buch in einigen Französischen Zeitschriften veranlaßt. Während z. B. das Journal Général sagt, die Novellen seyen am besten geeignet, die in unserer Zeit widernatürlich hier und da neu geweckte Klosterlust zu unterdrücken, versichert die France Littéraire, die Erzählungen des Herrn Kühne würden dazu beitragen, die irrige Meinung, daß das Klosterleben ein unmenschlicher Zwang und eine Strafe, Nonnen und Mönche aber Menschen seyen, die alle wahrhafte Humanität aus ihrem Herzen verbannt hätten, zu widerlegen. Das letztgenannte Journal fügt auch noch hinzu, die Kloster-Novellen seyen voller Salbung (il y règne une onction que l'on rencontre peu souvent); sollte vielleicht Herr de la Blancheraye diese Novellen eben so „frei" übersetzt haben, wie Herr Alex. von St. Cheron die Geschichte der Päpste von Ranke?

*) Nouvelles de couvents, par Gustave Kühne. Traduction libre de l'allemand par M. de la Blancheraye.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 12. Februar 1840.

Frankreich.

ie Gebrechen der Französischen Kritik, mit einem Hinblick auf die Deutsche.

Von A. Michiels.*)

Wenn die Schöpfungen der Poesie auch oft weit von dem Ideale fernt, wenn auch in der literarischen Welt noch zahllose Reformen bewerkstelligen sind, so liegt doch die Kritik noch ungleich mehr Argen. Hier liegt nichts Fertiges vor, kaum etwas, das den inn des Lebens in sich trüge, und die Zukunft schlummert noch im choße des Chaos. Nach einigen ernstlichen Anstrengungen, welche m mindesten das Bestreben erkennen ließen, zum wahren Verständ- ß der Kunst zu gelangen, hat man sich in Frankreich aller Sorgen tschlagen. Wiederum giebt man sich hier einem fröhlichen Leicht- m hin, und schon der bloße Name der Idee flößt Schrecken ein. .ne beispiellose Leichtfertigkeit läßt täglich von der literarischen ribüne herab ihre Aussprüche ertönen, und wenn nicht ein glück- her Zufall die Nation auf eine andere Bahn leitet, so wird uns ld nichts Anderes übrig bleiben, als die Todesklage anzustimmen.

Beachten wir doch nur, was wir täglich erleben. Welches ystem haben die Leitsterne der Presse? Auf welches Ziel steuern sie o? Welcher Theorie schließen sie sich an? Haben sie auch nur e geringste Ahnung von ihrer Aufgabe? Zuversichtlich nicht. Sie ben von einem Tage zum anderen, treiben frechen Muthwillen, n sich ein Ansehen zu geben, und überlassen es unseren Deutschen achbarn, die Lösung der ästhetischen Probleme zu suchen. Man he nur, wie die Berichterstatter über die verschiedenen Theater ihr esen treiben. Stehen sie wohl um eine Stufe höher als die ramen, welche sie geißeln? Sie liefern uns nie etwas Anderes, s ein Vaudeville ohne Dialog. Ist es nicht derselbe Ton, dieselbe t des Witzes? Leider steht es auf den anderen Gebieten der Kunst cht besser. Wie springt man denn mit der Lyrik, mit dem Epos, t dem Romane um? Wir können uns hier alle Weitläuftigkeiten sparen. Man nimmt wohl das Werk vor, das man besprechen ll, man thut so, als ob man es verstehe, und als ob man ihm n Platz anweisen könne, den es einzunehmen verdiene: dies ist nigstens das Bestreben der journalistischen Celebritäten. Nur ade, daß ihr Können zu wenig ihrem guten Willen entspricht. as Wesentlichste fehlt ihnen, ein fester Ausgangspunkt, bestimmte inzipien, philosophische Bildung. Nicht nur sind sie in der Litera- rgeschichte unbewandert, sondern sie kennen auch nicht einmal die deutung der Worte, welche sie gebrauchen.

So steht es in Frankreich mit den Urtheilen über Kunst und esie aus; dies sind die Stimmen, welche sich über die Schriftsteller r Nation vernehmen lassen. Weit entfernt, den Geschmack der enge zu bilden und zu läutern, führen sie denselben vielmehr irre d verderben ihn; weit entfernt, den besseren Schriftstellern ihre fgabe zu erleichtern und die Sudler zu züchtigen, gehen sie nur rauf aus, edle Seelen zu brechen; Nachsicht kennen sie dagegen r dann, wenn sie in der Entrüstung eines edlen Zorns erglühen lten. Eine solche Wirthschaft ist die Geißel und das Verderben r Literatur. Entweder giebt sich die Kritik als feile Dirne den hlosungen eines Jeden preis, der sie bezahlt, oder sie nimmt eine iste Miene an und bringt, ohne das Gesicht zu verziehen, die schreck- sten Abgeschmacktheiten zu Tage. Nur ausnahmsweise zeigt sie harfblick und beobachtet die Gesetze der Gerechtigkeit und Schick- keit.

Und was für ein schöner Beruf ist die Kritik, wenn sie einer ohen Idee dient? Sie kann das Publikum belehren, sie kann die hriftsteller freundlich auf ihrem Wege geleiten und für sie die wierigen Fragen erörtern. Dazu muß es aber endlich kommen, n tollen Treiben muß ein Ziel gesetzt werden. Wenn es noch ge so fortgehen sollte, so könnten die Schriftsteller, auf welche ankreich stolz ist, nur immer auf den Aventinus flüchten und die publik ohne Häupter zurücklassen.

Die hauptsächlichste Wurzel des Uebels, dem die Kritik unter- gt, ist die Faulheit, eine ganz gemeine Seuche. Die allgemeinen inzipien der Kunst zu studiren, die Verknüpfung der individuellen d gesellschaftlichen Fragen zu untersuchen, die verschiedenen Kunstformen näher zu betrachten, nachzuforschen, wie eine bestimmte Bildungsstufe sich in der Literatur ausprägt, das sind Dinge, mit denen sich unsere Aristarchen nicht gern etwas zu schaffen machen. Dazu fehlt ihnen die Fähigkeit und die Ausdauer. Weit lieber, als zu weitläuftigen Untersuchungen, als zu systematischen Ansichten, als zu verwickelten Theorieen, nehmen sie zu faden Gemeinplätzen ihre Zuflucht, deren unbestreitbare Richtigkeit Niemand bezweifelt.

Unglücklicherweise ist dies nicht die einzige Ursache: die Jämmerlichkeit der Französischen Kritik hängt aufs innigste mit der Eigenthümlichkeit des National-Charakters zusammen. Es ist etwas Wunderbares um unseren Abscheu vor allen Abstractionen: sie scheinen uns leere Larven zu seyn, welche die Pedanterie erfunden hat. Ein Blick auf unsere Literatur zeigt, welchen Einfluß unsere Stellung zwischen dem Norden und Süden auf unseren Charakter geübt hat. Mit den südlichen Völkerstämmen haben wir den blinden sinnlichen Hang gemein, welcher die Schwäche ihrer Verstandeskräfte bezeugt und welcher diese Völker immer den nördlichen unterordnen wird, wenn sie nicht einmal einen kräftigen Anlauf nehmen. Dennoch beugen wir uns nicht auf eine ganz so schmachvolle Weise unter dem Drucke der Realität; Deutschlands sinnige Muse richtet manchmal ihr Auge auf uns, und wir staunen sie zuweilen schweigend an. Einen Augenblick schien es sogar, als ob wir das Joch brechen würden; der philosophische Geist erstarkte in uns, und große Fragen wurden aufgeworfen; man erörterte auf eine ersprießliche Weise Theorieen jeder Art, religiöse, moralische, literarische. Diese Erhebung war indeß nicht von langer Dauer, der Eifer der Führer erkaltete bei der Theilnahmlosigkeit des Publikums. Trübe Tage sind seitdem heraufgezogen; Gaukler haben die ernsten Geister verdrängt. Indeß ist doch im Charakter der Nation ein Umschwung eingetreten: sie ist ernster geworden. Eine strebsame Jugend umgiebt die Meister, und wenn wir auch bis jetzt hinsichtlich der Denkfähigkeit hinter den Deutschen zurückgeblieben sind, so ist doch zu erwarten, daß wir nicht zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt seyn werden.

Dieses thörichte Vorurtheil gegen die abstrakten Kenntnisse, welche dennoch die Grundlage und die Spitze aller anderen bilden, hat uns bis jetzt verhindert, in der Theorie der schönen Künste weiterzuschreiten. Dieses Vorurtheil hält uns von der Untersuchung der Grundgesetze der Kunst ab und giebt unsere Ansichten der Willkür preis. Die Thorheit tadelt und lobt allein nach beliebigen Einfällen. Dies aber thun wir. Nur wenige Männer haben bei uns versucht, der Kritik eine sichere Grundlage zu geben, aber ihre Bemühungen waren so übel geleitet, daß sie ohne Folgen geblieben sind. Von Scaliger, Rapin, Bonhours an gerechnet bis auf Montesquieu, Berardier, Crouzas haben wir nichts als eine Reihe von Fehlgeburten aufzuweisen. Cousin allein hat Worte gesprochen, welche eine ernste Aufmerksamkeit verdienen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Die Literatur kann nur mit Hülfe der Aesthetik von der Sandbank losgemacht werden, auf welcher sie sich schon lange fest gefahren hat. Im Reiche der Gedanken genügen die bloßen Thatsachen nicht der denkenden Vernunft. Sie strebt nach etwas Anderem, sie sucht nach der verborgenen Schöpferkraft und geht von der Wirkung auf die Ursache zurück. Welche Früchte hätte denn wohl die Geschichte getragen, wenn sie in ihrem alten Bereiche geblieben wäre und sich nie eine höhere Aufgabe gestellt hätte, als die Thatsachen und die Zeit ihres Geschehens zu konstatiren und höchstens das Leben der berühmten Männer zu beschreiben? In diesem Falle würden wir immer noch auf dem Standpunkte des Thucydides und Plutarchs stehen. Dann würden wir noch immer darauf beschränkt seyn, die Erzählung der Thatsachen mit Betrachtungen zu untermischen, deren Wahrheit Niemand bestreiten könnte, die aber zu beschränkt wären, um uns die ewigen Gesetze zu enthüllen, welche die Welt leiten. Ein bemerkenswerther Fortschritt ist erst dann eingetreten, als wir uns nach den Triebfedern und bewegenden Ursachen des Bildungs-Prozesses umsahen, als wir erkannten, auf welche Weise Staaten entstehen, sich entwickeln und zu Grunde gehen. Eine ähnliche Revolution steht der Geschichte der Künste bevor. Es ist endlich Zeit, daß wir uns darum bekümmern, wie die Formen des Gedankens und die Formen, mit welchen die Kunst des Menschen den Stoff umkleidet, in andere übergehen. Es zieht an uns eine lange Reihe von Thatsachen vorüber, welche entweder ganz verschiedener Natur sind oder unbestreitbare Analogieen zeigen. Wir müssen wissen, woher diese Verschiedenheit und diese Aehnlichkeit kommt; warum sie in ihrer Weiterbildung sich gerade auf diese Weise und nicht auf eine andere entwickeln, weshalb gewisse politische Krisen

*) Nachstehende Bemerkungen bilden die Einleitung zu dessen kürzlich er- ienenen „Studien in Bezug auf Deutschland“, aus denen wir bald mehrere szüge werden folgen lassen.

unfehlbar in der Kunst entsprechende Revolutionen herbeiführen. Wir stehen im Alter der Vernunft und sind zu ernst, um uns mit Bemerkungen über Einzelnheiten oder die künstlerische Technik abspeisen zu lassen. Es ist Zeit, daß wir endlich erfahren, in welchem Zusammenhange die Werke der Kunst mit ihrer Zeit stehen. Dies fordert der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft. Wollen wir denn, während Alles um uns her im lebendigsten Fortschritte begriffen ist, allein unbeweglich wie die Zoophyten unter der Strömung des Meeres bleiben? (Schluß folgt.)

P o l e n.

Der Dichter Trembezki im Park Sofiowka.

(Schluß.)

Als dem Dichter auch der letzte Schimmer des Tages entschwunden war, ließ er den Gedanken freien Lauf, welche der Rückblick auf seine gegenwärtige Lage und das gleichmäßige Geräusch des Bootes in ihm erzeugten. Die ganze Vergangenheit seines Lebens zog vor ihm wie eine Phantasmagorie vorüber. Die mühseligen Lehrjahre im Jesuiten-Kollegium, seine erste Liebe, sein erstes Gedicht an seine Geliebte, der erste Eintritt in die Gemächer der Magnaten, seine Reisen, der Hof von Versailles, die Dubarry, Voltaire, Cagliostro, Casanova, die Intriguen, die galanten Händel, das epikuräische Utopien, dann die Rückkehr ins Vaterland, der Hof des Königs Stanislaw, die Stürme, welche wie lechzende Drachen aus der Erde hervorsteigen, um den aus Theater-Brettern und Coulissen aufgebauten Thron umzustürzen, und weiter .... Seufzer von Millionen, aufsteigende Gräber .... Und theilt der Dichter das Weh dieses Todes? gießt er neues Leben in die erstarrten Herzen durch sein Lied? — O nein, das Boot seines Lebens schwimmt ja ruhig dahin, das Stoische: impavidum ferient ruinae ist die Aufschrift seiner Flagge, für ihn säuseln immer die Bäche, ihm lächeln schöne Augen zu, er macht Verse auf die Schoßhunde seiner Protektoren, auf die kleinen Füße, und sein Degen wie seine Pistolen hat er für jede beleidigte Schöne in Bereitschaft. Das heißt scherzend in das Reich der Ideale sich hinüberspielen.

„O, meine entschwundene Jugendzeit!" seufzte dann wieder Trembezki in trüber Erinnerung, „wo sind meine einfachen und unschuldigen Gefühle? Alles habe ich dahin gegeben für ein Lächeln eines gnädigen Herrn. Jetzt soll es anders werden, ich ziehe ein freies, einfaches und ruhiges Leben, das aber in den Herzen von Millionen gepriesen wird, Deinen Freuden vor, stolzer Graf, die mir gebieten, auf jeden Wink witzig, gelehrt und ein Schmeichler zu seyn. O nein, mein Graf, durch Nichts sollst Du mich verlocken, selbst wenn Deine Sophie ...." Der Poet würde diesen nur halbausgesprochenen Monolog gewiß noch weiter ausgeführt haben, wenn nicht ein Gelächter, das aus voller Kehle in dem Kanale erschallte, ihn unterbrochen hätte. Er hatte ganz vergessen, daß er nicht allein in dem Kahne sich befand.

„Was lachst Du so, mein lustiger Charon?" fragte er. — „Ha, ha, ich lache, wie über jenen Bauern, dem Satan brennendes Geld vorspiegelte, und den er nachher in dem Sumpfe ertränkte." — „Wie? hast Du mich behorcht?" — „Sie haben sich selbst verrathen, und meine Erfahrung hat mir den Rest des Geheimnisses aufgedeckt." — „Deine Erfahrung?" — „Nicht anders, ich sehe, daß Sie Etwas anderswohin zieht, hier aber wirft unser Graf die Angeln nach Ihnen aus. O, wenn Sie über die Stufen seines Palastes gekommen sind und aus seinem Glase getrunken haben, wenn er Sie bei der Hand gefaßt und sie Ihnen wohl gar geschüttelt hat, so sind Sie verloren, Sie müssen ihm dienen, wie der Teufel dem Hexenmeister manche sieben Jahre."

Trembezki, der niemals mit dem gemeinen Volke umgegangen war, hatte so viel Philosophie bei einem Ukrainischen Kosaken nicht erwartet, und je mehr seine Verwunderung wuchs, desto mehr wuchs auch das Verlangen, ihm zuzuhören.

„Sie müssen wissen," sagte Charon, indem er das Ruder gegen den Rand des Bootes lehnte, „daß ich nicht immer diesen Garten vor dem Uebermuth der Schuljugend gehütet und nicht immer Gäste auf diesem Kanale umhergefahren habe."

„Oho", dachte Trembezki, „das wird eine Geschichte, wie von der Königin von Golkonda."

„Es gab eine Zeit, da war mein Pferd das schnellste in den Steppen, unter den Kosaken kannte man meinen Arm als den geübtesten und mein Auge als das schärfste. Am ganzen Ufer des Bog entlang vertrauten die Horden sich mir, wie einem Wunderbilde. Da horchte ich auf die listigen Vorspiegelungen, da ließ ich mich mit dem Wojewoden von Kiew in Gespräche ein, er drückte mir die Hand, und statt des Pelzes kleidete er mich in einen Rock, mit rothem Atlas verbrämt; von da an fing ein Hasenherz unter dem Rocke zu schlagen an, ich redete meine Brüder auf und verrieth sie ...."

Der Greis seufzte tief auf und begann so heftig mit dem Ruder zu arbeiten, daß ihm das Wasser über dem Kopfe zusammenspritzte.

„Deine Geschichte ist schrecklich", dachte Trembezki, „Du hast mir wollen eine Lehre geben und gießest Gift in meine Seele, welche von etwas Besserem erfüllt ist. Aber Du warst ein Mensch aus dem Pöbel, hast die Deinen verrathen und verkauft, und ich, von klein auf von dem Brodte der Vornehmen genährt, sollte heute nach der Liebe dieses Pöbels geizen, am Rande des Grabes meinen Lebensweg theilen, der sich bis dahin in einem engen Kreise gehalten hat?" So viele einander widersprechende Gedanken und Gefühle drangen auf ihn ein, daß er das Antlitz mit beiden Händen bedeckte und nicht bemerkte, wie das Boot aus dem dunklen Kanale herausschwamm auf den im Sonnenschein blinkenden See, und während dieses schmerzlichen Traumes schien ihm wieder der Tag, der durch die Spalten seiner Finger durchschimmerte, die Morgenröthe für jene Strahlen zu seyn, mit welchen er seine Mitbrüder erleuchten wollte.

„Willkommen aus einer anderen Welt! willkommen Herr Chambelan!" riefen ihm viele Stimmen entgegen. „Er lebe!" und eine fröhliche Musik fiel ein. Der Kammerherr sah sich wie von Zauberkraft auf die Gefilde der seligen Geister getragen, voller Verwunderung wandte er sein Auge umher, das das Sonnenlicht kaum ertragen konnte.

Mehrere Gondeln, eine schöner als die andere, schwimmen auf den Gewässern des süßen Meeres. Die Frühlingslüfte spielen mit den buntgefärbten Bändern, schwellen die Segel und verbreiten Wohlgerüche, die aus den Kränzen der Amphitrite und ihres Geleites aufsteigen. Das schönste Schiff, mit Schnitzwerk versehen, in mannigfaltigen Farben und vom Golde glänzend, ähnlich dem Bucentaur von Venedig, fährt gerade auf das Boot unseres Charons zu.

„Herr Chambelan", riefen die schönen Damen, indem sie ihm mit ihren Fächern zuwinkten, „willkommen! Dürfen wir Sie bitten, in unser Boot einzusteigen?"

„Hat die Strafe geholfen? Denken Sie auch hier unter den Seligen noch an eine andere Welt?" fragte der Graf, auf die ihn umgebenden schönen Frauen deutend. Diese lächelten, die Musik tönte fort und fort, und ein Lied zu Ehren unseres Dichters wurde gesungen. Sophie allein legte ihren Kopf an die Schulter des Grafen mit einem leichten Anhauche der Trauer.

„Sophie! bewillkommnen Sie doch den Kammerherrn", sagte der Graf; „blicken Sie ihn denn nicht freundlich an?" und ihr die schönen Augen küssend, fragte er: „Woher kömmt heute ein Wölkchen auf Ihre Stirn?"

„Ich lese eben in unserer trüben Zukunft und erschrecke", antwortete sie.

„Wie? Neben mir, im Vollgenusse unserer Freuden, von dem Himmel, der sich zur Erde neigt, umgeben, konnten Sie die Zukunft fürchten?"

„Ich fürchte für unser ganzes Geschlecht", erwiederte sie, „und sehe, daß unsere Macht immer schwächer wird; heute muß eine Frau schon bitten, da, wo ihre Gedanken früher errathen wurden."

„Auch heute gebietet die Frau über die Begeisterung, und freiwillig unterwirft sich ihr der Geist, da sie früher nur Fesseln anlegen konnte", fiel Trembezki ein, der sich von den Vorwürfen Sophiens getroffen fühlte.

„Ich verstehe nicht, was Ihr mit einander habt", sagte der Graf; „Sophie, es ist ein grausames Beginnen, einen Dichter zu zwingen. Wissen Sie nicht, daß das uns ganz unähnliche Wesen sind? Weder an Geist noch an Körper gleichen sie uns, immer schweben sie irgendwo zwischen Himmel und Erde, wie die Sylphen. Ueberdies, nicht wahr, Chambelan, Sie haben Verpflichtungen, die so bindend, so heilig sind, daß ...!"

„Nein! nein! Herr Graf, meine Weigerung entsprang aus bloßem Mißtrauen auf meine Kräfte, das jetzt brach liegende Feld der Poesie versprach mir keine ergiebige Aerndte, aber in diesem Augenblicke fühle ich mich von einer solchen Begeisterung durchdrungen, daß ich ...."

„Sophie, Sophie, lächeln Sie ihm zu, geben Sie ihm die Hand, ... so, ... ha ... So recht, Herr Trembezki, küssen Sie die Hand; Sie fangen an, sich zu verjüngen. Seht, er erröthet, wie ein Student.... das liebe ich, ... das ist die Unschuld des Sehers, die Begeisterung!"

Und Trembezki vergaß bei dieser restituirten Harmonie seine Reise, seine großen Absichten, den alten Charon und alles Andere. Ihm war so wohl in diesem Elemente funkelnder Augen, bei dem Zulächeln herrischer Gunst und dem Weihrauche. Ihm tönte diese Musik so süß, die Hymne enthielt so liebliche Worte, denn Alles war ja zu seiner Ueberraschung veranstaltet, zu seinem Triumphe als Dichter.

Die Böte stießen, nachdem sie den See umfahren hatten, an die Insel, welche, wie ein schwimmendes Bouquett den Schwarm buntgefleckter Schmetterlinge, die mit Bändern und Kränzen geschmückte Damenwelt empfing. Sophie ging an dem Arme des Kammerherrn — wieder Ossian und Malvina — durch die Reihe junger Mädchen, die ihnen mit Lilien und Rosen den Weg bestreuten. Sie gelangten zu dem auf der Wiese aufgeschlagenen und mit Gold und Seide reich ausstaffirten Zelte.

In diesem war eine Tafel für zwanzig Personen servirt; auf jeder Torte und Pyramide stand der Namenszug des Dichters, auf jedem Kelche schäumenden Champagners war die Gesundheit des Dichters zu lesen, und in der rauschenden Musik und der süßen Hymne ward der Ruhm des Dichters gefeiert.

Welcher Wahnsinn, dachte der bezauberte Trembezki, als er in der Gesellschaft, in der er gekommen war, die Insel wieder verließ, im Alter wollte ich nach den Lorbeerkränzen ringen, welche ich hier mit vollen Händen einsammle.

„Herr Graf", sagte er, als er wieder ans Ufer stieg, „hier hat Alles seine Bedeutung und seinen Namen, wie heißt nun diese Insel? Der Name wird mir zu meinem Gedichte nöthig seyn."

„Anti-Circe habe ich sie der schönen Eigenschaft wegen benannt, daß sie jedes Thier, welches ihr Bereich betritt, erhebt und dem Menschen näher bringt."

„Also entzaubert die Insel das, was Circe in ein niedrigeres Thier verwandelt hat?"

„Nicht anders! Dieses Wunder hat sich auch an Ihnen bewährt", sagte scherzend Graf Felix; „noch vor wenigen Augenblicken

glichen Sie einem störrigen Stiere, und mit einem Schritte auf die Insel haben Sie die Gestalt des Apollo selbst angenommen."

Der Dichter wußte sich nicht anders zu helfen, als durch ein beifälliges Lächeln über einen Vergleich, in dem viel Bitterkeit enthalten war. —

* *

„Man ersuche den Kammerherrn und sage ihm, daß wir seit einer Stunde ihn mit Ungeduld erwarteten", so lautete der Befehl, den Graf Potozki in seiner übelsten Laune dem Marschall seines Hofes gab. — „Ein eigener Schlag Menschen, diese Dichter, stets lassen sie auf sich warten, immer machen sie sich rar mit ihren Produkten."

„Als wenn sie durch des gnädigen Herrn Gunst nicht schon im Voraus bezahlt würden", murmelte einer der Schmeichler des Grafen.

„Die Zeit nach dem Essen ist zum Anhören von Versen am geeignetsten, denn während der Körper noch mit der Verdauung beschäftigt ist und der Geist sich halb und halb im Schlummer wiegt, träumt es sich so leicht in das Land der Phantasie hinüber. Trembezki verliert viel durch sein Zögern."

Die Gesellschaft wurde immer stiller, das Gespräch abgerissener, und die Erwartung ging in Langeweile über. Der Wirth sann vergebens auf Unterhaltung, Sophiens Geistesgegenwart kam ihm auch diesmal zu Hülfe.

„Es ist Ihnen bekannt, meine Herren und Damen", sagte sie, „daß Herr Trembezki unser Sofiowka in Versen beschrieben hat; der Himmel ist so heiter, die Luft so angenehm, daß es eine Sünde wäre, wenn wir die Beschreibung des Parks nicht im Park selbst hören wollten."

„Das Eine wird durch das Andere gewinnen", meinte einer der Gäste."

„Und dabei wird der Geist wieder munter werden", ein anderer.

„Also rathe ich", fiel die Gräfin ein, „wir laden den Kammerherrn in den Park."

Und ein Paar trat nach dem anderen ernst und gravitätisch durch die großen gläsernen Flügelthüren in den Park. Zwei sich vereinende Flüsse bilden hier an dem Fuße eines Hügels, auf dem der stolze Palast sich erhebt, den Spiegel des Sees, der sich in dem Dickicht des Parkes verliert und von den Hecken und Baumgruppen zweier Inseln beschattet ist. Von hier aus überblickt man auch die hellen gewundenen Gänge, welche die grünen Grasplätze durchschneiden, die leichten Brücken, die über die Flüsse geschlagen sind, die Bänke in dem Schatten der Bäume, und hinter einer fernen Durchsicht einen zweiten See, an dem sich die Häuser der Vorstadt von Tulczyn entlang ziehen, und so hat man die volle Herrlichkeit des Parkes vor Augen. Die ganze Gesellschaft hatte sich schon auf die in einen Halbkreis aufgestellten Sessel unter dem Schatten dicht verzweigter Linden und Ahornbäume und bei einem aus einer Marmorstatue hervorspritzenden Quelle niedergelassen, als endlich der Dichter in den Alleen sich zeigte.

„Willkommen, Herr Trembezki! willkommen!" so schallte es ihm entgegen. Sein Aeußeres zeigte, wie immer, den Mann der großen Welt, die sorgfältig gepuderte Frisur, das geknifte Jabot, die Manschetten, die langen seidenen Strümpfe, die silbernen Schuhschnallen, alles dies spricht dafür, daß er, seines Alters ungeachtet, noch um kein Haar von der Etikette des Versailler Hofes abgewichen war, derselbe lebhafte Charakter, derselbe durchdringende Geist, die treffenden Antworten, das Verlangen, immer dem schönen Geschlechte zu gefallen, lassen ihn sich nicht unähnlich werden.

„Bravo! ich sehe, Sie kommen nicht mit leeren Händen", sagte grüßend der Herr Graf, indem er auf eine Rolle deutete, die der Dichter in der Hand hielt.

„Ah que de delices! das zuerst zu hören, was noch nirgend gedruckt ist", rief eine der literarischen Damen voll Entzücken.

„Frische Verse — passez moi cette expression — haben für mich den Reiz einer noch rauchenden Speise", fügte eine andere hinzu.

„Gewiß, denn ich kenne auch nichts Langweiligeres, als Verse, die in Aller Munde sind", sagte die Erste.

„Weil Platitüden und Bizarrerieen am schnellsten in das gemeine Volk übergehen", meinte einer der Herren.

„Freilich, und daher wird auch der Pöbel nie über uns die Oberhand gewinnen."

„Hören wir, meine Herren und Damen! aufgepaßt!"

Trembezki hatte sich indeß in der Mitte des Kreises niedergelassen und begann:

„Du schönes Land, im reichen Kranz der Felder,
Sey mir gegrüßt, wo Milch und Honig fließt...."

Seine reine ausdrucksvolle Stimme hob die an sich inhaltschweren Verse, welche die Ausdrucksweise der Polnischen Literaten jener goldenen Sigmundischen Periode an sich trugen, er las die Beschreibung der üppigen Ukraine, die Geschichte dieses Landes, den Wechsel seiner Herren. Und als er an die Stelle kam:

„Wie in Dodona's Hain des Zeus erhabne Eiche,
So ragt Potozki's Stamm vor allen hoch empor.
Wer kann an Ruhm und Glanz ihm messen seine Ahnen?
Wer unternähm' das Werk, an alle hier zu mahnen?...."

Da sprang der Graf auf, schloß den Dichter in seine Arme, und von den Wangen beider Greise flossen Thränen der Rührung. Die Zuhörer sind entzückt, eine feierliche Stille herrscht selbst in der Natur umher.

Welch ein Ton aber dringt auf einmal dorther aus der Tiefe des Parkes?

„Oi du Herr Potozki, Woiewoden-Sohn!...."

Es ist ein Ukrainisches Lied, es sind Ukrainische Laute, es ist irgend ein gemeines Volkslied.

Die Gäste hören jedes Wort und werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, halb lächelnd, halb spöttisch. Der Herr Graf erblaßt, seine Augenbrauen ziehen sich zusammen.

„Heda, Bediente! wer wagt uns hier zu stören? gewiß ein betrunkener Bauer...."

Aber die Dienerschaft ist nicht zur Hand, und der Gesang ist verstummt. Herr Trembezki entfaltet von neuem seine Verse, wieder steigen die Bilder von Sofiowka, seinen Hainen, Gewässern, Felsen, Grotten, Inseln und allen Wundern auf, Bilder, reichlich mit Lobsprüchen für den Herrn und die schöne Herrin ausgeschmückt. Der Dichter hat seine Zuhörer in ein Zauberland entrafft, sie haben jenes Lied, die Parodie, vergessen. Der Graf ist berauscht von dem Weihrauch, und jedes bittere Gefühl ist aus dem Herzen gewichen, bis gegen das Ende, da der Dichter an dem Grabmale des Herrn von Sofiowka sinnend die prophetischen Worte ausspricht:

„Nicht eile, Architekt, denn dieses Volkes Stütze
Wird nicht zu unsrer Zeit in diese Gruft gelegt.
Erst wenn der Enkel Zeit wird dieser Erd' entfließen,
Dann erst, auch dann noch nicht magst du dein Werk beschließen"

der ganze Kreis in einen Rausch des Beifalls ausbrach. Sophie lächelte dem Dichter zu, der Graf drückte den Dichter an sein Herz.

„Göttlich! Herrlich! welch' eine Anmuth des Verses, welche erhabene Gedanken!" — Und wieder trat eine Weile des Stillschweigens ein, indem man den Beschluß des Ganzen erwartete.

In diesem kurzen Zwischenraume erschallte wieder in der Nähe dicht hinter dem Dickicht ein reiner, durchdringender, melancholischer Gesang:

„Bald kommt die Zeit, bald kommt die Stund',
Dann sinkst du, sinkst du in den Grund!" —

Trembezki wollte ihn mit seinen Reimen übertönen, die Freunde des Grafen durch Husten und Räuspern, aber, wie zum Verderben, herrschte eine Grabesstille; die Gäste wurden verwirrt, erblaßten oder errötheten, der Dichter zitterte und ließ das Manuskript aus den Händen fallen.

Verwirrung, Gewissensangst und Wuth traten in dem Gesichte des Grafen hervor. Die Gäste sprangen von ihren Stellen. Sophie ward ohnmächtig; der Graf bedeckte das Gesicht mit einem Tuche und kehrte eilig in den Palast zurück. „Man hole den Arzt!" riefen die Einen; „Durchsucht den Garten, hier ist ein Mörder verborgen!" die Anderen.

„Wer hat das Lied hier gesungen, das des Grafen Nerven erschüttert hat!"

Die Dienerschaft eilte in das Gesträuch und fand einen Gärtnerburschen, welcher die Bäume behackte. „Hast Du gesungen?" rief man ihm drohend zu. „Ja, das thue ich immer bei der Arbeit." — „Von wem hast Du das Lied gehört?" — „Von den Leuten." — „Welch' eine Katastrophe!" — „Gewiß, das kommt von einem der feindlichen Partei des Grafen!" — „Noch mehr, von einem der Vaterlands-Feinde!" — „Wehe! Gonta's Zeiten kommen wieder, wenn schon ein solcher Wurm gegen den Herrn sich auflehnt!" — So riefen die Gäste durch einander und maßen mit Verachtung den armen Jungen, welcher zitterte, er wußte selbst nicht, warum.

„Was denken Sie davon, Chambelan?" fragte Jemand, der zu dem verstörten und in Nachdenken versunkenen Greise trat.

„Vox populi".... antwortete er kalt.

Seitdem zeigte der Kammerherr sich selten in dem Salon. Ganze Tage lang saß er allein in seinem Zimmer, das in einem fernen Flügel des Palastes sich befand, Tage lang blieb er im Bette, Allen wich er aus, und nur zuweilen spielte er mit einem jungen Menschen Schach. Seine liebste Gesellschaft waren Sperlinge, die er fütterte und groß zog. Dieser letzte Zug in dem Leben des Dichters charakterisirt ihn, denn er glaubte an die Seelenwanderung und wollte sich bei Zeiten unter den Sperlingen Freunde erwerben. Am Ende seiner Tage verlor er das Gedächtniß bis zu dem Grade, daß er seine eigenen Verse nicht wiedererkannte. Die Veranlassung zu der Störung seines Gemüthes soll jenes Volkslied gewesen seyn, das er einst im Park Sofiowka gehört hatte. A. Wrr.

England.

Das Leben auf einem Dampfboote.

In London ist so eben ein Buch erschienen *), welches aus einer Sammlung von Briefen besteht, die dem Post-Felleisen des Dampfbootes „Great-Western" angeblich entlehnt sind und in denen wir alle Arten von Stil und Lebensansicht vorfinden; denn die Briefsteller sind Leute der verschiedensten Klassen, und der Humor modifizirt sich nach dem Charakter, den Gewohnheiten und dem Berufe eines Jeden. Zu den gelungensten Abschnitten gehören diejenigen, worin der launige Verfasser die Amerikaner durch groteske Anwendung ihrer eigenen Phraseologie lächerlich macht; sobald er aber ein ernsthaftes Raisonnement anspinnt, wird er trocken, trivial und beinahe unausstehlich. Leider kommen solche Schulmeister-Declamationen nur zu häufig; daher das Werk, obschon theilweise wahrhaft originell, doch im Ganzen von sehr ungleichem Werthe ist.

Die meisten humoristischen Partieen dieser Schiffs-Memoiren vertragen keine Auszüge. Wir geben dem Leser als Probe folgendes Schreiben eines alten Praktikus, der sein Schatzkästlein von Erfahrungen in bündiger Kürze auskramt. Die gewöhnlichen, in hundert

*) Der vollständige Titel des Buches ist: Das Brief-Felleisen des (Dampfbootes) „Great-Western", oder das Leben auf einem Dampfboote (The Letter-bag of the Great-Western, or Life in a Steamer). Von dem Verfasser der Reden und Handlungen „Samuel Slick's." London, 1840.

Reisebüchern bis zum Ekel wiederholten Bemerkungen werden zu Anfang des Briefes sehr gut resumirt:

„Unsere Bemannung bilden: 1. Junge Offiziere, die zu ihren Regimentern abgehen; Geplauder: Gibraltar, das Kap, auswärtige Stationen, Flaggen-Insulte, geborstene Fregatten, alter Admiral. 2. Spekulanten; Geplauder: Baumwolle, Tabak, feines Mehl. 3. Britische Provinzialen. Geplauder: Durham, Colborne, Poulett Thomson. 4. Touristen. Geplauder: Mississippi, Niagara, Mahone-Bai. 5. Damen. Geplauder: Kopfschmerzen, Amüsements, Unsinn über Lord Byron. 6. Manufakturisten. Geplauder: Dampf, Faktoren, Maschinen-Wesen. 7. Hohlköpfe, die über alles Erdenkliche trätschen und plappern. Die Erlebnisse sind ein Gemeingut oder Gemein-Uebel der ganzen Passagier-Gesellschaft: der Eine fühlt sich krank, der Andere ohne Comfort; ein Dritter hat schlechten Wein bekommen, ein Vierter kalte Speisen oder miserables Wasser. Man ruft ein entferntes Schiff an, kann aber nicht hören, was es antwortet, man erblickt einen Wallfisch, der aber so weit vom Schiffe bleibt, daß er nur wie ein schwarzer Schnürriemen aussieht — erstaunlich denkwürdige Dinge! Ich wüßte Dir in der That nichts zu erzählen, was nicht Andere schon hundert Mal erzählt hätten, wenn es auch kaum einmaligen Erzählens werth ist. Nimm also statt dessen mit einer Reihe von Klugheits-Regeln vorlieb, die ich mir selbst abstrahirt habe:

1) Rufe den Schiffs-Oekonomen und frage ihn nach der Nummer Deiner Kajüte; vielleicht nennt er Dir Nr. 1. Recht schön, mein wackerer Oekonom! da habt Ihr einen halben Sovereign Angeld, nur vergeßt mir die Nummer nicht. Der Oekonom thut gewiß seine Schuldigkeit; kein Mensch macht Dir Nr. 1. streitig, Du erhältst das beste Gericht beim Diner, die beste Aufwartung u. s. w. Ich halte es immer so.

2) Mußt Du einen Stuben-Kameraden annehmen, so wähle, wo möglich, einen jungen Menschen, der noch gelehrig ist.

3) Wenn die Hängebetten über einander angebracht sind, so laß den jungen Menschen klettern und nimm Du das untere Bett in Beschlag. Besser, Er bricht den Hals als Du! Dies ist immer meine Devise.

4) Alles Gepäck, dessen man nicht unmittelbar bedarf, wird mit Unten bezeichnet und wandert sofort in den unteren Schiffsraum. Bezeichne Du von dem Deinigen gar nichts; dann hast Du Alles in Deiner Kajüte beisammen und weißt, wo es zu finden ist; es wird nicht van hundert Kisten und Koffern zu Schanden gedrückt.

5) Sprich nie Französisch, sonst umgiebt Dich immer ein Haufe plappernder Grimassenschneider, daß Du am Ende vor Ueberdruß aus der Haut fahren möchtest. Schäkre auch nie mit einem Kinde, sonst kannst Du den kleinen Kobold auf der ganzen Ueberfahrt nicht los werden.

6) Laß von den weiblichen Passagieren; denn erstens haben sie an Bord nichts zu thun, und zweitens machen sie den Männern viel zu thun. Gott bewahre mich vor ihnen!

7) Stecke kein Geld in die Taschen. Wenn die Kleider am Morgen gebürstet werden, so kann es leichtlich — herausfallen.

8) Bei der Tafel sieh zu, welchen Wein der Capitain trinkt. Ich stehe Dir dafür, daß es nicht die schlechteste Sorte ist.

9) Setze Dich nie zu einem subalternen Marine-Offizier: diese Herren haben immer die meiste Prätension und fühlen sich so ganz zu Hause, daß ihr Benehmen an Lümmelei gränzt. Ich rücke weit ab.

10) Setze Dich keinem Vorlege-Tisch und keinem jungen Ehepaar gegenüber: im ersteren Fall wässert Dein Mund vergebens, und im anderen Falle erregt Dir das beständige Kosen, Küssen und Tändeln ein Gefühl, als wollte die Seekrankheit sich wieder einstellen. Ich rücke weit ab.

11) Entsage aller Bonhommie und weichen Gutmüthigkeit, sonst erklärt man Dich im besten Falle für einen Pinsel und verfährt mit Dir wie mit einem verbrauchten Pantoffel.

12) Enthalte Dich des Kartenspiels; es giebt Leute, die für Deinen Geschmack zu wenig, und wieder Andere, die für Deinen Beutel zu viel davon verstehen. Ich spreche aus doppelter Erfahrung.

13) Denke immer, Deine Reisegefährten seyen das Gegentheil von dem, was sie zu seyn scheinen, und ich stehe Dir dafür, Du irrst Dich selten. Der Mensch setzt einen kindischen Stolz darein, für Etwas zu gelten, was er nicht ist. Seyn und Schein harmoniren nur — bei dem Gentleman.

14) Enthalte Dich jedes Gesprächs über Religion und Politik. Stoffe solcher Art werden immer heißer, je länger man sie manipulirt, bis sie Einem endlich die Finger verbrennen. Sprich nie zu gelehrt oder zu pathetisch von Dingen, die Du allein verstehst — man nimmt Aergerniß daran; aber hüte Dich noch mehr vor Declamationen über ein Thema, das Dir fremd ist, sonst schüttet man Dein Kind mit dem Bade aus.

15) Verdrehe Keinem seine Worte, um einen schlechten Witz daraus zu machen; es ist dies fast eben so schlimm, als spieest Du ihm ins Angesicht.

16) So oft es nur irgend angeht, sey müßiger Zuschauer und überlaß Deinem Nächsten das Handeln. Das Publikum ist alle Mal besser daran, als die Schauspieler; denn wer sich langweilt, kann fürbaß gehen.

17) Eine Person auf dem Schiffe verdient es in eminentem Grade, daß Du ihr Aufmerksamkeit und Rücksicht beweisest. Du mußt ihren Bedürfnissen zuvorkommen, ihrer Wohlbehaltenheit Alles zum Opfer bringen. Diese Person ist — Dein Ich.

Jetzt noch einige Beobachtungen über den „Great-Western", die Herr Skinner, ein junger Schlächtermeister, einem Briefe an seine Marie einwebt.

— — — „Wir wandern in unserem kuriosen Fuhrwerk Tag und Nacht Berg auf und Berg ab — Puh, was sind das für Wellen! Unsere Hügel in Cornwallis müssen sich vor ihnen verkriechen. Man steigt so zierlich hinan, und hast Du nicht gesehen, geht es wieder — Rutsch! — hinunter, daß jede Person, die sich nicht fest hält, mit der Nase am Boden liegt. Die Laterne steckt hoch oben, statt an der Seite, und das ist eine verwünschte Mode; denn hier bezeichnet keine Hecke den Weg und auch kein Geländer — es ist Einem zu Muth, als müßte man in einem Schneesturm über die Saulsberry-Ebene — kein Meilenzeiger, kein Laternenpfahl, auch keine Ochsen, die gleich mit dem Fuhrwerk still stehen, wenn man ihnen zuruft: denn es erfordert einige Zeit, ehe die Hemmketten an den Rädern fest sitzen. Ich begreife nicht, wie die Leute im Dunkeln ihren Weg finden; vermuthlich wissen sie ihn schon auswendig, da sie oft hinüber und herüber gefahren sind. Oft dachte ich so in meinen Gedanken: wenn nun auf Einmal die Axe entzwei bräche, oder ein Rad sich los machte, oder meinethalben beide Räder — wie säßen wir da! das wäre eine schöne Bescheerung! Wer in aller Welt kann aber dieses Fuhrwerk ein Boot nennen? ich bin positiv, es ist das gewaltigste Schiff, das ich je gesehen habe. Sie müssen zwei Glocken aufhängen, eine von vorn und die andere von hinten; denn wäre es nur Eine, so hörte man sie nicht am anderen Ende. Die Maschiene ist gar prächtig, das muß wahr seyn: die Kessel sind so ungeheuer groß — ein Wagen voll Ferkeln könnte darin gebrüht werden; und die Feuerheerde sind so geräumig — man könnte ganze Schweine darauf rösten. O, daß ich unsere delikaten Rost-Schweine hier entbehren muß! die rauhe, runzlige, krebsrothe Haut hat solch ein sprechendes Ansehen, als ob sie Einem zuriefe: mach hurtig und sich ein, bevor ich kalt werde! Sie hat mich oft an Deine Lippen erinnert, liebe Marie; denn auch diese sind so roth, so derb, so lockend und schelmisch! Wir haben eine große Gesellschaft an Bord, wohl zweihundert Männer und Weiber, dazu noch einiges Geflügel, zwei Kühe und ein Paar Mulatten-Mädchen. Eine von diesen hat gar kein übles Gesicht: sie wirft mir alle Augenblick ein Paar Schaafsaugen zu; aber ich bin kein solches Kalb, wie sie wohl denken mag; darum sey nicht eifersüchtig, Marie! Sie bildet sich ein, ich wisse nicht, daß eine gute Portion Pech und Theer in ihrem Geblüte ist; so sagt sie unter Anderem: „Das Wasser auf dem Schiffe schmeckt doch abscheulich, lieber Herr Skinner, meinen Sie nicht auch?" — „„Ach ja wohl, Mamsell"", sag' ich, „„das kommt von daher, weil sie's in den schmierigen eisernen Trögen verwahren; derowegen sieht es so schwarz und schmeckt so faulig."" — „Akkurat so, mein Herr Skinner", sagt sie; „das Wasser hat viel Eisen eingesaugt; ich fürchte mich entsetzlich vor einem Gewitter: mein Körper wird sehr anzüglich seyn." — „„Nun, was Ihre Anzüglichkeit betrifft, Mamsellchen"", sag' ich, „„die ist von Natur schon groß genug; und brauchen Sie zu dem Ende nicht erst faules Wasser zu trinken, das mit Eisen vermengt ist."" — „O, Herr Skinner", sagt sie, „wie sie doch schmeicheln können! aber im Ernst gesprochen, dieses Wasser affizirt mich schreckbar, besonders mein Gedächtniß, das ganz rostig geworden ist; auch färbt es mir die Haut und zerstört mir meinen Teint." Was sagst Du nun dazu, Marie? Ein Mulattisches Weibsstück redet sich ein, das Eisen mache ihr Gesicht rostfarbig!!"

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung von Großbritanien. Diese hat sich in einem Zeitraum von 138 Jahren, nämlich vom Jahre 1700 bis zum J. 1839, um das 3½fache vermehrt. Im Jahre 1700 zählten nämlich England, Schottland und Irland nicht mehr als 7½ Millionen Einwohner (kaum so viel als jetzt Irland allein zählt), die über 17,000 Quadrat-Lieues verbreitet waren, so daß auf eine Quadrat-Lieue nicht einmal 450 Seelen kamen. Im Jahre 1821 betrug die Einwohnerzahl schon 21 Millionen, was nahe an 1250 auf die Quadrat-Lieue giebt; 1831 war sie auf 24,027,781, am 1. Januar 1839 endlich auf 25,125,685 angewachsen. Hieraus ergiebt sich, daß die Bevölkerung Großbritaniens in 138 Jahren um 17,625,685 Seelen gewachsen ist, was im Durchschnitte auf jedes Jahr 127,722 Menschen beträgt, doch kann freilich bei so anwachsenden Verhältnissen eine Durchschnittszahl keinen passenden Maßstab abgeben.

— Der Tabak in China. Daß der Rauchtabak noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei der Chinesischen Regierung nicht besser angeschrieben war, als jetzt das Opium ist, ergiebt sich aus einer Stelle des „Spiegels der Mandschu-Sprache" (S. Seite 64 des diesjährigen Magazins), wo man in dem Abschnitt „Pflanzen" zu dem Worte Tabak (dambagu) folgende Mandschuische Notiz findet: „Ein großblättriges Kraut, dessen Blätter klein geschnitten oder zerrieben in die Tabaks-Ziehröhre (dambagu gotschikū) gefüllt und angezündet werden, worauf man den Rauch derselben einzieht und trinkt. Obschon dieser Rauch eine ganz abscheuliche Sache ist (umesi ehe dschaka), so liebt ihn doch alle Welt: die obrigkeitlichen Verbote blieben unbeachtet; er wird heimlich und verstohlen getrunken. Ein dem Menschen sehr angenehmer Genuß hat also die Wurzel seiner sittlichen Natur untergraben und zerstört!" Dieser in einem Lexikon überraschende Zusatz sollte dem Verfasser vermuthlich als Entschuldigung dafür dienen, daß er den skandalösen Artikel aufgenommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 14. Februar 1840.

Frankreich.

Das phantastische Drama.

Von George Sand.

III. Mizkiewicz's Konrad.

Der Dichtertypus des Mizkiewicz wird durch den Namen bezeichnet, welchen der Held der Dziady führt, deshalb überschreibe ich das Fragment des Mizkiewicz, von dem ich hier Rechenschaft ablegen will, mit dem Namen Konrad, obgleich dieses Fragment eigentlich gar keinen Titel hat, weder in der Uebersetzung noch im Original, und nur als der erste Akt des dritten Theils der Dziady bezeichnet ist. Ich werde also ein einfaches Bruchstück neben Faust und Manfred stellen; was schadet aber eine Lücke zwischen der 1833 publizirten Arbeit und der, welche der Verfasser wahrscheinlich in diesem Augenblicke fortsetzt? Was schadet ein Abbrechen in der Entwickelung der Charaktere und dem Gange der Begebenheiten, wenn diese Begebenheiten und Charaktere mit so fester Hand entworfen und gezeichnet sind, daß wir gleich auf den ersten Blick in dem Dichter den Nebenbuhler Goethe's und Byron's erkennen! Ueberhaupt ist das metaphysische Drama durch seine Form gar nicht an einen regelmäßigen Gang der Begebenheiten gefesselt, es folgt nach freier Willkür den Phasen der Gedanken, die es entwickelt, der Leser widmet den Thatsachen darin nur geringe Aufmerksamkeit, wenn nur der Gedanke gehörig durchgeführt ist. Die beiden ersten Akte des Faust würden schon ein ganz vollständiges Werk bilden; mit Gretchens Auftreten beginnt im Drama ein neues Drama, in welchem Faust sich nicht mehr besonders entwickeln kann und sich auch wirklich nicht mehr entwickelt. Faust's Ende bleibt ungewiß, und Byron hat es über sich genommen, dieses große Leben auf eine würdige Weise abzuschließen. Aber auch im Manfred würden, streng genommen, die erste und die letzte Scene zur Entwickelung der Idee hinreichend seyn. Begnügen wir uns also für jetzt mit dem Mizkiewiczschen Bruchstück; wir werden sehen, daß es vollkommen hinreichend ist, um die Verbrüderung des Dichters mit seinen großen Vorgängern zu beweisen.

Wir haben gesagt, daß die Neuheit dieser von Goethe aufgefundenen Form in einer Vereinigung der metaphysischen und der wirklichen Welt bestehe. Im Faust ist diese Mischung sehr geschickt durchgeführt. Es wird darin beinahe jeder Anforderung eines bühnengerechten Drama's genügt. Wenn man den ersten Monolog abkürzte und aus der Walpurgisnacht eine Balletscene machte, so würden die Theater sehr gut davon Gebrauch machen können.*) Was aber den meisten unserer Leser wahrscheinlich als ein Vorzug des Faust erscheint, dünkt uns ein Fehler, wenn wir die eigentliche Natur des metaphysischen Drama's in Betracht ziehen. Faust greift zu sehr in die Wirklichkeit ein, der Held ist zu sehr ein Mensch gleich allen übrigen, und Mephistopheles selbst eigentlich nur ein gewandter Schelm, halb Gauner, halb Kuppler, dessen Vorbild man leicht unter den Menschen findet. Byron hingegen hat sein Drama weit mehr in die phantastische als in die wirkliche Welt versetzt. Die letztere blickt im Manfred gleichsam nur hindurch, und es zeugt von einem bewunderungswürdig feinen und richtigen Gefühl, daß sie so rein und friedlich, ja fast als ein Ideal von Makellosigkeit geschildert ist. Das ist so recht der Blick, den eine gewaltige und kühne Verzweiflung im Vorübereilen auf das ruhige Leben der gewöhnlichen Menschen wirft. Der Gemsenjäger und der Abt von St. Maurice stellen die Unschuld und die Frömmigkeit dar. Die Rolle des Jägers erinnert in ihrem allgemeinen Charakter an Schiller's Wilhelm Tell und kömmt ihm auch an Schönheit gleich; was aber diese Scene ganz besonders rührend macht, ist Manfred's Milde und Weisheit, indem er, weit davon entfernt, diesen naiven Bergbewohner zu verspotten und zu verachten, wie Faust es vielleicht gethan hätte, noch mit ihm sympathisirt in der Erinnerung an seine Jugend und im Verstehen und Erkennen der moralischen Schönheit. Dasselbe Gefühl wiederholt sich noch einmal in der Scene mit dem Priester. Nur den infernalischen Erscheinungen gegenüber ist Manfred despotisch und anmaßend, das heißt: gegen seine eigenen Leidenschaften und Gedanken. Deshalb ist sein Stolz auch immer rechtmäßig und achtungswerth. Er besiegt die Rache, die Furien, das Fatum, den Tod selbst, um sich, freilich ohne Hoffnung auf Glück, aber mit übermenschlicher Kraft, zur Erkenntniß der göttlichen Gerechtigkeit aufzuschwingen. Darin besteht das eigentliche Drama, und nicht in Manfred's Selbstmordversuch, nicht in den Ermahnungen des Priesters. Dieses Beiwerk dient dazu, die Kontraste zwischen Manfred's geheimnißvollem Daseyn und dem Leben anderer Menschen scharf hervorzuheben. Es sind prächtige Zierrathen, nur in dem Maße nothwendig für das Ganze, wie der Rahmen für das Gemälde, um die Wirkung etwas in die Ferne zu rücken und durch eine glänzende Umgebung die Tiefen hervorzuheben.

Aber vielleicht könnte man einwenden, daß Byron in seiner Opposition gegen Faust zu weit gegangen sey; während dieser sich zu sehr in der Wirklichkeit bewegt, ist Manfred vielleicht zu sehr in Träumereien versenkt. Mizkiewicz's Auffassung scheint mir daher die richtigste. Er verwechselt den Rahmen nicht mit der Idee, wie es Goethe im Faust that, er sondert auch nicht den Rahmen zu scharf von der Idee, wie Byron im Manfred. Das wirkliche Leben bildet selbst ein kräftiges, ergreifendes, schreckliches Gemälde, in dessen Mittelpunkte die Idee ruht. Die phantastische Welt ist nicht außer, über oder unter demselben, sondern im Hintergrunde des Ganzen, sie setzt Alles in Bewegung, sie ist die Seele der ganzen Wirklichkeit, sie wohnt in allen Thaten. Jede Person, jede der besonderen Gruppen trägt sie in sich und giebt dies, ihrer Art nach, zu erkennen. Die ganze Hölle ist entfesselt, doch auch die himmlischen Heerschaaren sind da, und während die Dämonen im Reiche des Stoffs triumphiren, werden sie im Reiche des Geistes besiegt. Ihnen fällt die weltliche Macht anheim, die Martern, der Arm des Henkers, die Verbannung, die Ketten, die Strafwerkzeuge; den Engeln aber die geistige Herrschaft, der Heldenmuth der Seele, die fromme Hingebung, die heilige Entrüstung, die prophetischen Träume, die göttliche Begeisterung der Opfer. Aber diese himmlischen Belohnungen werden nur durch Märtyrerthum gewonnen; und Mizkiewicz's düsterer Pinsel entwirft uns nun solche Scenen der Qual. Diese Schilderungen sind so erhaben, daß weder Byron, noch Goethe, noch Dante etwas Aehnliches vermocht hätten. Vielleicht gab es selbst für Mizkiewicz nur einen Augenblick in seinem ganzen Leben, wo diese wahrhaft übernatürliche Begeisterung ihn erfaßte. Wenigstens haben gewiß Verfolgung, Schmerz und Verbannung in seiner Seele Kräfte entwickelt, die ihm sonst fremd waren, denn nichts in seinen früheren, schon sehr vorzüglichen Geisteserzeugnissen, die aber einer nicht so erhabenen Gattung angehören, läßt in dem Dichter jene Saite der Verwünschung und des Schmerzes ahnen, die der Untergang seines Vaterlandes in Bebung setzte, und die nun zu gleicher Zeit donnernd und klagend ertönte. Seit den Thränen und Flüchen der Propheten von Zion hat sich noch keine Stimme mit solcher Kraft erhoben, um einen so großen Gegenstand, wie den Sturz einer Nation, zu besingen. Wenn nun auch die Lyrik und die Erhabenheit der heiligen Gesänge bis jetzt unübertroffen dastehen, so giebt es doch in unseren Tagen eine Seite des menschlichen Geistes, die zur Zeit der Hebräischen Propheten noch im Dunkel lag, und die jetzt auf die neuere Dichtkunst einen strahlenden Glanz wirft; dies ist der philosophische Sinn, der den engen Gesichtskreis des auserwählten Volkes Gottes ins Unendliche erweitert. Es giebt keine Juden und keine Heiden mehr, alle Bewohner des Erdballs sind das Volk Gottes, und die Erde ist die heilige Stadt, die durch den Mund der Dichter die ewige Gerechtigkeit und Gnade anruft.

Das ist der große Gedanke, der dem Polnischen Drama zum Grunde liegt; man kann daran die Erweiterung beobachten, welche der Sinn für das Ideale von Faust bis Konrad gewonnen. Man konnte Faust den Sündenfall, Manfred die Sühne und Konrad die Wiedergeburt nennen: es ist aber eine blutige Wiedergeburt, es ist das Fegefeuer, wo der Genius der Hoffnung mitten unter Schrecknissen wandelt, indem er mit der Siegespalme gen Himmel zeigt. Mitten in all' den Aengsten lachen und triumphiren die Dämonen, beten und seufzen die Engel; Gott bleibt stumm! Da stößt der Dichter einen Schrei der Verzweiflung und Raserei aus; er sammelt alle Kräfte seines Herzens und seines Geistes, um von Gott Gnade

*) Das Erstere geschieht bereits auf den Deutschen Theatern, auf denen Goethe's Faust gegeben wird; doch selbst nach dieser Kürzung bleibt die Aufgabe immer noch, selbst für einen Schauspieler von der kräftigsten Organisation, eine kaum lösbare, noch dazu wenn viele Stellen des Monologes melodramatisch ausgeführt werden, wie in Berlin nach der Composition des Fürsten Radziwill, wo also die Declamation noch das Orchester zu übertönen hat. Der andere Vorschlag George Sand's wäre wohl ausführbar, ja es ist sogar eine wesentliche Lücke, wenn die Walpurgisnacht ganz wegbleibt, die den Klimax des phantastischen Elementes im Faust, der Beschwörungsscene, Auerbachs Keller und der Hexenküche bildet; indeß bei der ohnehin schon übermäßig lange dauernden Vorstellung ist die Aufnahme jener Scene nicht gut möglich, so wie auch der eben so wesentliche Gegensatz dazu, das Hochamt in der Kirche, wegfallen mußte.

für das untergehende Menschengeschlecht zu erpreßen. Nichts ist so erhaben wie dieser verzweifelte Ruf des Menschen zum Himmel hinauf; es ist die Stimme der ganzen Menschheit, welche die göttliche Vermittlung anfleht und sich gegen das Reich des Satans erhebt .... Konrad aber ist, wie der abgefallene Engel, in die Sünde des Stolzes versunken. Der Himmel ist taub, Gott verhüllt sich; ein einfacher Priester, den die Engel den guten und getreuen Knecht nennen, hat allein die Macht, die Dämonen zu bannen, welche Konrad quälen, und diesem frommen Diener, dessen reine Lippen niemals lästerten, wird Gott die Geheimnisse der Zukunft offenbaren.*)

Die Form wie die Idee des Mizkiewiczschen Drama's sind katholisch, aber dieser Katholizismus ist von einer kühneren Philosophie und weiter vorgerückt als der Legenden-Katholizismus im Faust. In seiner Begier, die Gerechtigkeit und die Güte im Himmel zu finden, die er hier auf Erden vergebens sucht, bebt Konrad nicht vor der Gotteslästerung zurück. Seine wilde Energie, ganz durchdrungen von der Poesie der Nordens, mißt der höchsten Weisheit die Schuld der schrecklichen Leiden bei, welche das Menschengeschlecht hier zu erdulden hat. Die düstere Gestalt dieses gefesselten Dichters steht da wie ein Märtyrer, wie ein Ecce homo; aber wie weit ist es von seinem edlen glühenden Zorn zu der christlichen Ergebung! Gewiß, Konrad ist kein Jünger des Essäischen Weisen. Konrad ist ganz der Mann seiner Zeit und macht sich nicht, wie Faust, eine pantheistische Natur zurecht, deren Ordnung und kalte Schönheit ihn über den Mangel an einem Gott trösten. Er verzehrt sich nicht, wie Manfred, in der Erwartung einer geheimnißvollen Offenbarung Gottes und seines Wesens, die ihm der Tod allein verwirklichen soll. Konrad ist nicht mehr der Mann des Zweifels und der Verzweiflung, sondern der Mann des Lebens. Er leidet noch wie Manfred, er leidet tausendmal mehr, aber er schwankt nicht mehr, er fühlt, er weiß, daß es einen Gott giebt. Er befragt nicht mehr die Natur, noch sein Inneres, noch die Wissenschaft über das Daseyn eines höchsten Wesens; er will die Beschaffenheit dieses Wesens erkennen und begreifen. Er will wissen, ob er es hassen, anbeten oder fürchten soll. Sein Glaube ist fertig, er will sich nur seinen Kultus bilden, er will die Elemente und Attribute der Gottheit ergründen. Er gelangt nicht dazu, weil er unvollkommen, weil er stolz bis zum Wahnsinn auf seinen Geist und auf seine Vaterlandsliebe ist, weil er das Menschengeschlecht nur auf dem Punkte darstellt, den es zu seiner Zeit erreicht hat: gläubig und zweifelnd, eitel auf seine Kraft, ergrimmt über sein Elend, durchdrungen von dem Gefühle der Gerechtigkeit und der Brüderschaft, begierig, seine Fesseln zu zersprengen, aber noch unwissend, kaum sittlich gebildet, unfähig, das Werk seiner Heiligung zu vollbringen und aus vergangener Gewohnheit und ungeduldigem Erharren der Zukunft vom Himmel eines jener übermenschlichen Wunder verlangend, wie das Christenthum sie der Gottheit zuschreibt. Der Himmel ist taub, und der Dichter sinkt ermattet nieder, bis sein Geist sich erleuchten, sein Stolz sich demüthigen und seine Vernunft sich der rechten Erkenntniß der göttlichen Wege öffnen wird.

Um noch einmal Alles zusammenzufassen, so finden wir im Faust das Bedürfniß, den Pantheismus des Spinoza poetisch darzustellen; im Manfred das Verlangen, den Menschen in dieser vergötterten Natur eine Rolle spielen zu lassen, die seiner Fähigkeiten und seines hohen Strebens würdig ist; im Konrad einen Versuch, das Werk der Schöpfung in der Idee des Menschen zur Sittlichkeit zu erheben, indem das irdische Schicksal des Menschen selbst als eine sittliche That erscheint. Keine dieser Dichtungen hat ihren Zweck hinreichend verwirklicht. Und wie viel kühne schmerzensvolle Werke werden noch aus der Dichtergluth entspringen, ehe die Menschheit einen Sänger der Hoffnung und der Gewißheit hervorbringt! George Sand.

Die Gebrechen der Französischen Kritik, mit einem Hinblick auf die Deutsche.

(Schluß.)

Vor zehn Jahren wäre der in allgemeinen Mißkredit gekommen, der die Kunst hätte in ein System bringen wollen. Der Lärm des Kampfes gegen die alten Regeln tobte noch zu laut. Die jungen Talente, welche gesehen hatten, wie die alte Schule sich in die Fesseln tyrannischer Regeln schlug, fühlte einen tödtlichen Haß gegen jeden literarischen Despotismus. Als die klassische Citadelle gestürmt war, blieb der Haß in den Herzen der Angreifenden zurück. Leider verwechselten sie zwei Dinge: das Gesetzbuch der poetischen Verordnungen und die Forschungen über das Wesen der Kunst. Die ersteren fordern unbedingten Gehorsam, diese legen keinen unnatürlichen Zwang auf und lassen der Phantasie vollkommene Freiheit. Wenn die alte Kritik sich tyrannisch zeigte, so lag dies vorzüglich daran, daß sie lächerlich und unzureichend war. Eine auf das Wesentliche gerichtete Theorie wird niemals eine lästige Schranke für das Talent. Anstatt die Phantasie in Fesseln zu schlagen, beleuchtet sie vielmehr deren Pfade.

Die alte Kritik war nicht allein ungenügend, sondern sie stand auch meistentheils außerhalb der Literatur. Sie hatte keine andere Aufgabe, als gewisse conventionelle und willkürliche Bestimmungen zu vertheidigen. Diese stellte sich über Alles, höher als die Poesie selbst. Wehe dem Schriftsteller, der die Kühnheit hatte, ihr kindisches Joch abzuschütteln! Ein Meisterstück in drei Akten wäre ausgepfiffen worden. Immer besser, wenn ein Stück unter der drückenden Last der drei Einheiten durchfiel, als wenn es einen Triumph erlebte, den es dem selbstständigen und freien Fluge der Phantasie verdankte! Selbst innerhalb der fünf Akte, die nun einmal für unumgänglich nothwendig galten, konnte der Autor sich nicht frei bewegen. Zwei Akte mußte er mit weitschweifigen Vorbereitungen und Umschweifen füllen, welche in einem wohlangelegten Drama ganz überflüssig sind; in zwei anderen wurde die Kollision herbeigeführt, und der fünfte Akt brachte dann die Katastrophe. In welcher Beziehung, möchte man fragen, stehen diese leeren Vorschriften zum Zwecke der Kunst? Sind sie geeignet, die menschliche Natur in ein helleres Licht zu stellen, den Schleier von der Brust des Menschen wegzuziehen, oder den Sinn für das Ideale zu wecken? Es ist erwiesen, daß sie dem Schauspiele nicht einmal eine größere Wahrscheinlichkeit verleihen; in vielen Stücken verletzen sie sogar die Gesetze der Möglichkeit. Es sind überflüssige Hindernisse welche sich die Dichter schufen. Man möchte fast glauben, ein übelverstandener Stolz habe sie verleitet, sich in solchen Kunststückchen zu versuchen. Man denkt unwillkürlich an ungeschickte Seiltänzer, welche, anstatt sich mit anmuthigen Bewegungen zu begnügen, die schwierigsten Stellungen versuchen und die Glieder verdrehen, um die Bewunderung der Zuschauer zu erregen. Viele dieser vertrackten Regeln standen im offenbarsten Widerspruche mit der menschlichen Natur; so z. B. das Gesetz, welchem zufolge der Dichter die wichtigsten Begebenheiten dem Auge des Zuschauers entrücken und nur erzählend vorführen sollte; eben so die Verbannung aller Bilder, Beschreibungen, malerischen Ausdrücke, wie überhaupt aller der wirklichen Welt entlehnten Züge. Als wenn die Schaulust nicht gerade die Kämpfe oder den Untergang der Personen sehen wollte! Als wenn das Drama etwas Anderes als die Handlung wäre! Als ob die Verkünder dieser lächerlichen Gebote die Einbildungskraft und die physische Welt hätten vertilgen können!

Unsere Vorfahren haben den falschen Weg eingeschlagen; sollen wir darum nie den richtigen betreten? Der alte Grundsatz der Kritik ist zerrissen, aber die Kunst kann nicht ohne Prinzipien, ohne Führer, ohne Verfassung bleiben. Soll sie jetzt durchaus Sache der blinden Willkür seyn? Viele glauben es, und es ist noch nicht lange her, daß wir folgende Worte gelesen haben, die aus einer berühmten Feder geflossen sind: „Ihr fordert eine Poetik des Romantismus, und doch ist das Eigenthümliche desselben gerade, daß er keine Poetik hat. Jedes romantische Werk besteht an und für sich und in seiner eigenen Weise, und darum kann es keine Poetik geben. Jede Nachahmung eines romantischen Werks ist nothwendigerweise ein klassisches Werk, weil es keine ursprüngliche Schöpfung, sondern eine Kopie ist. Alle originelle Bildungen lassen keine Poetik zu, nur die Schulen.“ Die Werke der modernen Kunst werden also für absolute Schöpfungen erklärt! Sie hängen mit nichts Früherem zusammen und geben auch zu keiner weiteren Entwickelung den Anstoß. Sie entstehen aus sich selbst und genügen sich auch selbst, wie der ewige Gott!

Giebt es in der That so eigenthümliche und ursprüngliche Erzeugungen, daß sie sich der Prüfung entziehen, daß sie die Bedingungen ihres Daseyns allein in sich selbst tragen und dem Einflusse keines Prinzips unterworfen sind? Wohl schwerlich. Jede Schönheit hat einen bestimmten, nachzuweisenden Grund, und der Eindruck, den sie auf das Gemüth macht, kann Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung werden. Der Geist und die sinnliche Welt waren früher vorhanden als die literarische Production, beide sind bestimmten Gesetzen unterworfen, und die Kunst nimmt eine mittlere Stellung zwischen diesen beiden Gebieten ein. Daß es möglich sey, das eigenthümliche Wesen der anmuthigen oder der erhabenen Schönheit aufzudecken, dürfte wohl nur noch in Frankreich bezweifelt werden. Die Deutschen, Engländer, ja sogar die Spanier, die doch sonst im Denken nicht sehr stark sind, haben, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, Verdienstliches geleistet. Fürwahr es ist erstaunlich! wir haben die verborgensten Eigenschaften der Materie analytisch untersucht, wir haben die entferntesten Theile des Erdballs bereist, wir haben die verwickeltsten Fragen gelöst, und wir können uns noch nicht von den Gründen des Wohlgefallens Rechenschaft geben, das wir an einer schönen Landschaft, an einem vollendeten Kunstwerke finden. Die verborgenen Kräfte und Eigenschaften der Erscheinungen lagen sicherlich der Beobachtung ungleich ferner, als die Erscheinungen selbst; dennoch liegt dieser geheimnißvolle Grund offen vor unseren Augen da, und wir wissen allein noch nicht, weshalb diese Farbe einen angenehmeren Eindruck auf uns macht als jede andere.

Höher als die Welt der Sinne steht das Reich, welches der unsterbliche Geist des Menschen gegründet hat. Dieses bietet dem Künstler einen zweiten Gegenstand der Betrachtung, eine zweite Quelle der Begeisterung. Auch hier giebt es eine besondere Art der Schönheit und besondere Gesetze. Die Individuen erfüllen oder verkennen ihre Bestimmung. Hieraus entsteht die moralische Schönheit oder Häßlichkeit. Der Grad der geistigen Bildung, die Empfänglichkeit oder Rohheit des Gefühls bilden eine andere Seite der geistigen Vollkommenheit oder Verworfenheit. Die Gesetze der verschiedenen Völker, die religiösen Vorschriften, die Philosophieen aller Jahrhunderte beweisen zur Genüge, daß man es für möglich hält, die Beobachtungen über die Natur des Menschen auf gewisse Regeln zurückzuführen.

Aber diese beiden Welten stehen nicht immer im vollkommenen Einklange. Es giebt eine Menge von Dingen, welche ohne Zweifel in ihrer Weise tadellos organisirt sind, von denen sich aber der König der Schöpfung abgestoßen fühlt und die im Widerspruch mit seinem innersten Wesen stehen. Sogar das ihm Zusagende läßt in seinem Innern noch eine gewisse Unbefriedigung, eine dunkle Sehnsucht zurück. Er ersinnt also Vollkommeneres, Schöneres, Edleres, als die wirkliche Welt ihm bietet. Er umhüllt die Bilder seiner

*) Es folgen hier einige Auszüge aus den Dziady, und zwar aus demselben Theil derselben, von dem uns F. Mareker in dem ersten Bande der von Th. Mundt herausgegebenen „Dioskuren“ (Berlin, bei Veit u. Comp. 1836) ein in Versen übersetztes Bruchstück mit einer Einleitung lieferte, worauf wir diejenigen verweisen, welche sich näher mit dem Werke des Mizkiewicz bekannt zu machen wünschen.

Träume mit einer bleibenden Form, er schafft daraus ein ideales Ganze; so wird er Poet, so empfängt er die heilige Weihe. In der That hat die Kunst keinen anderen Ursprung als die Dürftigkeit der wirklichen Welt im Vergleiche zu der unendlichen Sehnsucht unseres Innern. Die Kunst eröffnet uns die Thore des himmlischen Edens. Wenn der Mensch aber zur Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur gelangt ist, wie sollte ihm das Wesen der Werke, die er selbst geschaffen hat, verborgen bleiben! Der Gegenstand seines Studiums liegt ja im letzteren Falle seiner Einsicht viel näher; er ist aus seinem Geiste entsprungen. Wir besitzen alle mögliche Mittel, die Entwickelung der von uns geschaffenen Werke zu beobachten, in ihr innerstes Wesen einzudringen.

Leugnet man diese Grundwahrheiten ab, so setzt man sich einer doppelten Gefahr aus: man muß dann behaupten, daß das Kunstwerk in der Seele des Künstlers ganz zufälligerweise keime und reife, und daß dasselbe in keiner Beziehung zu den Gesetzen der geistigen oder der äußeren Welt stehe; denselben Paralogismus muß man in Bezug auf die Wirkung, welche das Werk auf den Leser hervorbringt, verfechten. Nur wer die Vernunft des Menschen überhaupt leugnet, kann in Abrede stellen, daß es möglich sey, das Wesen der Kunst und der Schönheit zu erkennen.

Dies sind einige der Gründe, welche der Nothwendigkeit, unserer Kritik eine wissenschaftliche und philosophische Grundlage zu geben, das Wort reden. So lange unsere Kritiker dem Leser nicht das Verständniß der Kunst erleichtern, so lange sie ihm nicht die verborgenen Gesetze der Poesie enthüllen, wäre es besser, daß sie ganz schwiegen, als leeres Stroh dreschen.

A. Michiels.

Armenien.

Ein Blick auf Armenien unter Russischer Herrschaft.

Aus dem Tagebuch eines Russischen Reisenden.

Nachdem ich Gumri am 28. Oktober 1837*) verlassen hatte, nahm ich mein erstes Nachtquartier in Mastüira, dem ersten Dorfe in der Provinz Armenien, welches dem Armenischen Kloster zu Etschmiadsin gehört. Eine feuchte Semljanka (d. h. Erdhütte) diente mir hier, der gewöhnlichen Ordnung der Dinge gemäß, zur Wohnung, und zwar mußte ich mein Quartier in derselben noch obendrein mit den Pferden, Kühen und Büffeln des Wirthes theilen; denn in allen Dörfern jenseits des Kaukasus ist der Pferdestall zugleich das Empfangszimmer für die Gäste. Bei gutem Wetter kann man allenfalls diesen Aufenthaltsort entbehren, bei schlechtem jedoch bleibt keine weitere Wahl übrig. Ich war aber um so mehr erfreut, nur ein Unterkommen zu finden, als der Regen in Strömen herabfiel und man mir außerdem noch gesagt hatte, daß es unmöglich sey, des Nachts die nach der noch 10 Werst entfernten Festung Sardar-Abad führende Straße zu bereisen, indem dieselbe mehrere öde Gegenden berührte, in welchen nur halbwilde Kurden hausten. Müde von dem langen Ritt, wollte ich mich nach einer bescheidenen Abend-Mahlzeit zur Ruhe begeben und legte mich daher auf einem von Balken eingeschlossenen Platz auf den Erdboden nieder, nachdem ich mich gehörig in meine Burka**) gewickelt hatte, die mir alle Erfordernisse eines Bettes ersetzen mußte. Doch bald wurde ich durch ein Geräusch in meiner Nähe wieder geweckt. In der undurchdringlichen Finsterniß, welche in der Hütte herrschte, ging nämlich ein Pferd, nachdem es den Verschlag niedergerissen hatte, ganz in der Nähe meines Kopfes spazieren. Durch eine im Dache befindliche Oeffnung, welche die Stelle des Fensters vertrat, bemerkte ich jedoch bald, daß es schon zu tagen begann, und befahl daher, sogleich die Pferde zu satteln, worauf ich mich auch bald, begleitet von einer Bedeckung von Eingebornen, wieder auf den Weg machte.

Die hiesigen Armenier, welche seit langer Zeit schon den Granzstrich zwischen den drei Reichen Rußland, Persien und der Türkei bewohnen, sind ein kriegerisches Volk. Das Kostüm meiner Begleiter war Türkisch, die Bewaffnung derselben aber bestand aus langen gezogenen Flinten, Pistolen, Säbeln und langen Kurdischen Lanzen.

Beim Abreiten aus Mastüira begrüßte uns bald der Ararat mit seinem von ewigem Schnee bedeckten, zum Himmel emporragenden Haupte. Der majestätische Anblick dieses Berges und seine heilige Bedeutung erfüllten mir die Seele mit unbeschreiblicher Ehrfurcht, als ich jetzt zum erstenmale den Ort, auf welchem Noah errettet ward, die Wiege der Menschheit, unweit vor mir sah.

Zwischen Mastüira und Sardar-Abad trafen wir auf das verlassene Fort Talün, dessen Erbauung aus fernen Zeiten herrührt. Einst hat bei demselben auch eine Stadt gelegen, doch ist jedes Wahrzeichen derselben verschwunden, so daß die Glaubwürdigkeit der Sage von deren Existenz kaum noch durch einige um das Fort herum zerstreute Grabsteine bestätigt wird, die jedoch durch ihre Sonderbarkeit die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich ziehen, indem man hier Schafe, Pferde, Ochsen, Esel rc. in Stein gehauen findet und außerdem auch noch auf mehreren dieser Denkmäler Säbel, Scheeren u. dergl. m. abgebildet sieht. Wahrscheinlich waren dies Alles Andeutungen der Individualitäten und Gewerbe der resp. Verstorbenen, so daß etwa z. B. der Säbel einen Krieger, die Scheere einen Schneider rc. andeuten mochte.

Jenseits Talün begegneten wir sehr bald und öfter Kurden, welche im Sommer nomadisiren, im Winter aber sich in der hiesigen Gegend niederlassen. Da ich nun nicht sowohl aus bloßer Neugierde,

*) Das Datum ist hier nach dem Russischen Kalender alten Styls berechnet.

**) Burka ist ein regendichter Mantel von Filz und Ziegenhaaren, welcher im Kaukasus und der Krimm verfertigt und dort allgemein getragen wird.

sondern auch weil ich es für Pflicht hielt, das häusliche Treiben dieses Volkes in der Nähe zu sehen, seine Bedürfnisse und Sitten kennen lernen mußte, so begab ich mich, ungeachtet meine Begleitung mir die hiermit verbundenen Gefahren vorstellte, doch, nachdem ich die Packpferde auf der Straße zurückgelassen hatte, mit einem Führer und einem Dolmetscher nach einer Gegend hin, wo ein mitten aus zahllosen ungeheuren Steinen aufsteigender Rauch das Vorhandenseyn einer Wohnung verkündete.

Die Kurden, in Stämme getheilt, welche unter verschiedenen Namen bekannt sind, haben weder Dörfer noch Aule*); jede Familie lebt für sich abgesondert in einer von Außen kaum bemerkbaren Höhle. Einer solchen Höhle mich jetzt nähernd, suchte ich die Bewohner derselben durch Geschrei herauszurufen, erhielt aber keine Antwort. Doch bald erfüllte die Luft das laute Gebell von Hunden, die durch die Ankunft von uns Fremden aufgeregt worden waren, und in der Entfernung von einer halben Werst (750 Schritt) zeigten sich einige Kurdische Frauen, die jedoch, aller Zeichen der Begrüßung ungeachtet, unbeweglich stehen blieben. Meine Begleitung wollte sich ihnen auch nicht nahen, und so mußte ich denn dem Dolmetscher, welcher etwas mehr Muth hatte, befehlen, sich mit ihnen zu verständigen. Da es demselben jedoch schwer wurde, meinen Civil-Rang gehörig zu bezeichnen, so hielt er es für das Beste, mich ungeachtet meiner Tscherkessischen Kleidung, für einen Pascha auszugeben, wodurch es ihm gelang, mir vier Kurden zuzuführen, denen jedoch sehr bald, nach besonders erfolgter Benachrichtigung, ihr Sultan oder Starshina**), ein flinker junger Mann von angenehmem Aeußeren, im Galopp folgte. Auf des Letzteren Befehl aber wurde sogleich Butter und grobes Brod aus einer der nächsten Höhlen geholt, welches er mir vor Allem erst anbot, indem er sagte: „Leute, die Brod mit einander gegessen haben, müssen für immer Freunde seyn.“ Nach dieser gastfreundlichen Speisung ließen wir uns auf einen bemoosten Stein nieder und unterhielten uns lange Zeit, wobei der junge Sultan Mitanli alle meine Fragen sehr verständig und befriedigend beantwortete, durch seine Wißbegierde aber alle meine Erwartungen weit übertraf. Vor Allem sprach er sehr viel von Sr. Maj. dem Kaiser, welchen er 14 Tage vorher in Mastüira gesehen hatte, und versicherte mir, daß die zum Wohl seiner hiesigen Unterthanen in diese Länder unternommene so höchst beschwerliche Reise des Monarchen hier überall ein freudiges Erstaunen erregt, die Erscheinung des Padischach aber, wie die hiesigen Einwohner den Kaiser nennen, einen unbeschreiblichen Zauber zurückgelassen hätte. Durch diese Mittheilung war ich so erfreut, daß ich ganz vergaß, daß ein halbwilder Kurde vor mir saß, und ich hätte denselben, wie einen Bruder, umarmen können. Als ich ihm aber hierauf sagte, daß von den Kurden üble Gerüchte umgingen, erwiederte der Sultan, daß dieselben wohl früher, zur Zeit, als sie noch unter der Persischen Regierung gelebt hätten, begründet gewesen wären, daß aber die Kurden in der gegenwärtigen Zeit sich sehr ordentlich führten.

Als ich endlich aufbrach, begleitete mich der Sultan noch bis auf den Weg nach Sardar-Abad und drückte mir beim Abschiede sein Vergnügen darüber aus, zum erstenmal einen Russischen Staats-Beamten in einem Lager der Kurden gesehen zu haben.

Die Kurden gehören, ihrem Aussehen und ihrer Sprache nach, zum Stamm der Türken. Die Kleidung der Männer besteht aus einem kurzen Oberkleide und weiten Beinkleidern; auf dem Kopfe tragen sie, anstatt der Mütze, einen originellen Bund von farbigen Tüchern, denen der Russischen Bäuerinnen ähnlich. Ein gedrungener wohlgestalteter Körperbau, schöner Wuchs, regelmäßige Züge in dem ernsten von der Sonne verbrannten Gesicht sind die hauptsächlichsten äußeren Merkmale der Kurden, die sich noch durch einen kühnen, besonders kriegerischen Geist auszeichnen, und höchst interessant ist es, zu sehen, wie der Kurde auf seinen von Natur kleinen, aber schnellen Pferdchen die schwankende stählerne Pike, an biegsamer Rohrstange, in der Hand, durch die steinige Steppe dahinjagt. Die Frauen dagegen sind, als Gegensatz der Männer, hier nicht schön und mögen es vielleicht deshalb auch nicht für nöthig halten, sich zu verschleiern, wie dies doch sonst wohl Sitte bei den Moslemin ist. Im Sardar-Abadschen Okrug, d. h. Bezirk, zählt man an 230 nomadisirende Kurden-Stämme, die alle unter der Aufsicht von Sultanen oder Starshina's stehen, welche Letztere übrigens, da sie ihre Gewalt vom Volke selbst erhalten, weiter keinen besonderen Einfluß auf dieses haben und nach Gefallen der Stämme gewechselt werden können. Die Wirthschaft der Kurden besteht bei ihrem nomadisirenden Hirtenleben nur in Viehzucht. Dem Staate bezahlen sie jährlich an Abgaben nur 3 Silber-Rubel für jeden Stamm, fahren aber außerdem noch auf Befehl der Regierung das gelieferte Getraide in die Proviant-Magazine und zeichnen sich im Allgemeinen durch eine nachahmungswerthe Pünktlichkeit und Zuverläßigkeit aus.

Bald darauf, nachdem ich mich von meinen neuen Freunden endlich getrennt hatte, sah ich Sardar-Abad auf 20 Werst vor mir liegen. Diese Festung, welche 1815 von dem damaligen Sardar von Eriwan, Hussein Chan, erbaut wurde, liegt in einer weiten Ebene. Doppelte, hohe, mit Zinnen versehene, im rechtwinkligen Viereck erbaute Mauern mit großen Thürmen und Thoren, geben ihr ein streng-majestätisches Ansehen. Um diese Mauern ist ein Graben geführt, welcher vermittelst eines Kanals aus dem Araxes mit Wasser gespeist wird. Meine Führer, welche Augenzeugen der Belagerung von Sardar-Abad im Jahre 1827 gewesen waren, zeigten mir einen kleinen Hügel, eine halbe Werst von der Festung, auf welchem das Lager der Russen gestanden hatte. Die völlig freie Lage des Ortes

*) Aule werden die zerstreut angebauten Hütten-Dörfer im Kaukasus genannt.

**) Starshina wird der Vorsteher oder Aelteste eines Ortes bei den Kosaken genannt.

hatte die Erstürmung der Mauern erschwert. Der auf der südlichen Seite der Festung liegende Garten des Chans aber, in welchem der Persische Satrap sich des einzigen in der ganzen Umgegend vorhandenen Schattens erfreuen konnte, hatte den Russen den heroischen Spaziergang durch die Werke von Sardar-Abad auf direktem Wege zum Palast des Chan möglich gemacht.

Die im Innern der Festung befindlichen Lehmhäuser, welche nur für die Persische Garnison erbaut waren, werden jetzt von feindlichen Ansiedlern bewohnt.

Eine halbe Stunde von Sardar-Abad findet man nahe am Arares auf einem kleinen Berge noch die Spuren von Armavida, einer der ältesten Städte Armeniens, welche noch über 2000 Jahre vor Christus von dem Patriarchen Armaïs, einem Enkel Jaïk's, erbaut wurde und wo die Armenischen Herrscher bis auf Erwand II., um Christi Geburt, ihren Sitz hatten.

Nachdem ich in Sardar-Abad Pferde und Führer gewechselt hatte, ritt ich Nachmittags weiter, und zwar zu demselben Thore hinaus, durch welches die Perser 1827 ihr Heil in der Flucht gesucht hatten und welches seitdem nicht mehr geschlossen wird. Unweit dieses Thores gelangte ich in große Baumwollen-Felder, die, hart an den Mauern der Festung beginnend, sich über einen weiten Flächenraum ausbreiten und bei der dermaligen Reife der Baumwolle mir ein sehr interessantes Bild der dortigen Vegetation gaben, indem die ganze Ebene einem weißen Schneefelde glich. Da unweit der Straße einige Armenische Frauen die Baumwollen-Kapseln einsammelten, so ritt ich, um zu erfahren, auf welche Weise diese Aerndte gemacht wird, auf diese Frauen zu. Meine Annäherung brachte jedoch dieselben so sehr in Allarm, daß sie ihre Körbe und Säcke mit Baumwolle fortwarfen und zu fliehen begannen, bis sie durch die Ankunft und die Versicherungen meiner Führer erst wieder beruhigt wurden. Bekanntlich wird die Baumwolle und der Reis in Niederungen gebaut, welche bis zur Aerndte einigemal unter Wasser gesetzt werden. Da hiernach der Wohlstand des Landmannes von dem Austreten des Wassers abhängt, so hat dieses hier den größten Werth. Der Arares, welcher die ganze Provinz Armenien durchfließt, befeuchtet und befruchtet daher vermittelst Tausenden von Kanälen, wie der wohlthätige Nil, die ganze Gegend, während an anderen Stellen mehrere in den Arares einfallende Gebirgsbäche und Quellen dem Lande denselben Nutzen erzeugen. Zur regelmäßigen Vertheilung des Wassers unter die Einwohner jedes Magal's (Amtsbezirks) sind aber besondere Mirabs (Aufseher) angestellt.

Der nächste Kosaken-Posten und Pferde-Wechsel jenseits Sardar-Abad war an dem Ufer des sumpfigen Flüßchens Kara-Su. Von hier schickte ich mein Gepäck nach Etschmiadsin voraus, übernachtete in dem Dorfe Seiwa, 6 bis 7 Werst von dem berühmten Armenischen Kloster von Etschmiadsin, und kam am folgenden Morgen, den 30sten Oktober, nach Wagarschapat, einem dem Kloster gehörigen Dorfe, welches dicht bei demselben und zwar auf derselben Stelle liegt, wo 300 Jahre vor Christus ein heidnischer Tempel der Artemissa gestanden hatte, nach welcher Letzteren das Dorf auch sonst Artimed genannt worden war, bis Wardkeß, der Schwiegersohn des Armenischen Zaar Erwand, demselben seinen Namen gab und es Wardkessi nannte. Im Jahre 197 nach Christi Geburt erhob jedoch Wagarsch, der Sohn des letzten Tigran, den Ort zur Hauptstadt, welche nun nach ihm Wagarschapat genannt, im Jahre 380 nach Chr. aber von den Persern zerstört wurde.

Der Anblick des Klosters von Etschmiadsin ist eben nicht prachtvoll, doch macht sein hohes Alter einen tiefen Eindruck auf das Gemüth. Seinem ganzen Umfange nach zerfällt es in vier Theile, und zwar ist in dem ersten — vom Hauptthore angefangen — das Karavan-Serai; im zweiten die Kirche von Etschmiadsin selbst und die Zellen der Mönche; im dritten ein großes Gebäude von zwei Etagen mit den Wohnungen für Pilger, und im vierten ein Gebäude, in welchem sich die neu eingesetzte Armenisch-Gregorianische Synode versammelt. Am interessantesten ist die zweite Abtheilung, die aus einem regelmäßig viereckigen Platze besteht, nach welchem die Fenster der Wohnung des Patriarchen und der übrigen Gebäude gerichtet sind, in dessen Mitte aber sich die Kirche erhebt, welche durch ihr einfaches Aeußere so wie durch ihr hohes Alter imponirt. Dieselbe ist aus großen behauenen Feldsteinen erbaut und mit steinernen Platten gedeckt; 15 Jahrhunderte sind bereits an ihr vorübergegangen, doch hat auch die Zeit ihre Macht durch verschiedene Merkmale an ihr bezeichnet, denn viele Steine sind durch den Einfluß der Luft so porös wie Schwamm geworden, andere haben ihre Farbe verändert, mehrere sind durch neue ersetzt worden, so daß das ganze Aeußere der Kirche wie eine Mosaik-Arbeit aussieht.*) Der Glockenthurm aber, im Indischen Geschmack erbaut, zeichnet sich durch seine Architektur besonders aus.

Mit dem Gefühle unaussprechlicher Ehrfurcht trat ich in den Tempel ein. Das Innere ist sehr geräumig und hat eine herrliche Kuppel. An den Ost-, Süd- und Nord-Wänden sind Altäre erbaut, außerdem aber steht einer in der Mitte der Kirche auf derselben Stelle, welche Etschmiadsin heißt, d. i. die Niederlassung des eingebornen Sohnes. Ein schwaches Licht, welches mühsam durch die bunten Scheiben des schmalen Fensters in der Kuppel hereindringt, verbreitet über alle Gegenstände einen geheimnißvollen heiligen Schein, und silberne Lampen, überall in Festons aufgehangen, wie die hellen Sterne am Horizont des Himmels, erleuchten das Halbdunkel unter dem Gewölbe des Tempels. Wand-Gemälde, Schnitzwerk, Perlmutter und Schildkrötenschalen machen den alten, bescheidenen, und ursprünglichen Schmuck der Kirche aus.*)

*) Der Anfang zum Bau der Kirche wurde im J. 303 nach Chr. zur Zeit des Armenischen Zaar Tiridat des Großen gemacht und dieselbe dem heiligen Gregor geweiht.

Auf der Stelle, wo der Tempel erbaut ist, so erzählt die Geschichte der Gregorianischen Kirche, habe der heilige Gregor einen hellen Schein vom Himmel herabsteigen sehen, und deshalb sey der Tempel Schogakat, d. h. „Strahlenergießung", genannt worden. Außerdem aber existirt noch die Sage, daß Noah, nach seiner Niederlassung auf dem Ararat, hier Gott das erste Dankopfer dargebracht habe. Das hohe Alter und so viele Erinnerungen geben aber auch ohnedies dem Etschmiadsinschen Kloster große Bedeutung. Die Herrschaft des hiesigen Patriarchalischen Stuhles erstreckt sich über 40 Eparchieen, welche jedoch in der Türkei, Persien, Indien und Rußland zerstreut liegen. Ein besonderes Heiligthum wird aber hier aufbewahrt in den Gebeinen der Heiligen: Gregor, Athanagin, Ripsima und mehrerer Anderer. In der Schatzkammer der Kirche findet man auch noch, unter anderen Schätzen, die Lanze, mit welcher der Heiland durchbohrt wurde, und ein Stück Holz aus der Arche Noah's, welche Reliquien zu gewissen Zeiten mit feierlichem Gepränge umhergetragen werden.

Am Tage meiner Ankunft, nachdem ich alle Merkwürdigkeiten des Klosters besehen, die Synode, die Bibliothek, die Druckerei und das neu errichtete Seminar, so wie das Refektorium der Brüder besucht hatte, stellte ich mich auch dem Patriarchen Johannes, dem Oberhaupte der Armenisch-Gregorianischen Kirche vor, welcher mich mit der seinem hohen Range eigenthümlichen Würde in seinem Palaste empfing. Große Fenster mit bunten Glasmalereien, auf denen die Sonnenstrahlen lustig spielten, Gemälde mit Gegenständen aus der heiligen Geschichte, auf den Karniesen wohlgeordnet aufgestellt, und reiche Persische Teppiche auf den Fußböden verliehen dem Empfangs-Zimmer des Palastes eine besondere Pracht. Der Patriarch, ein noch frisch aussehender Greis von ehrwürdigem Aeußeren, in violettem Sammtkleide, mit brillantenem Kreuze an der Kapuze und einem brillantenen Stern auf der Brust, saß hier auf einem erhöhten, mit Goldstoff bedeckten Divan, neben welchem zur Linken einige Sessel standen, von denen er sogleich mir einen zuwies. Unsere Unterhaltung, deren unerschöpflicher Stoff der unlängst stattgefundene Besuch des Kaisers in diesen Gegenden ausmachte, wurde vermittelst eines Dolmetschers geführt. Bis zu Thränen gerührt, dankte der Patriarch der Vorsehung für das ihm zu Theil gewordene Glück, daß er es erlebt habe, die Hauptkirche der Armenischen Christenheit unter der Herrschaft und dem Schutze des Russischen Kaisers, in dem heiligen Tempel selbst aber den allerfrömmsten**) christlichen Monarchen sich erbauen zu sehen. Hierauf zählte er aber auch all das Elend und das Unglück her, welches Etschmiadsin im Verlaufe vieler Jahre unter dem muhammedanischen Joche erfahren habe, und tröstete sich mit dem gegenwärtigen ruhigen Zustande, den Hoffnungen der Armenischen Kirche, welche früher bereits den höchsten Grad von Unordnung erreicht hatte. Der Verfall der Kirchen und die Lage ihrer Diener hatten einigermaßen der Heiligkeit ihren Werth geraubt. Seit der unterm 11. März 1836 erlassenen Kaiserlichen Instruction, seit Einsetzung der Synode von Etschmiadsin und seit Einrichtung von Seminaren in den Russisch-Armenisch-Gregorianischen Eparchieen hat jedoch Alles eine bessere Wendung genommen, und die große Sorgsamkeit der Regierung verspricht noch die allertröstlichsten Folgen für die Zukunft. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Marquis von Létorière. Den Stoff dieses so eben erschienenen Romanes von Eug. Sue haben einige Zeilen der apokryphischen Memoiren der Herzogin von Créqui hergegeben. Wir werden in die Zeit Ludwig's XV., dieses „guten und geistreichen Königs", wie ihn der Verfasser nennt, versetzt und zunächst mit einem jungen, liebenswürdigen, geistreichen Marquis bekannt gemacht, der zwar keinen Heller baar, aber eine ungeheure Erbschaft zu erwarten hat. Die Beschreibung dieses Nothleidens, das nur durch die Gaben einer unbekannten Wohlthäterin gemildert wird, hat zwar nicht den Reiz der Neuheit für sich, indeß ist sie ein zu beliebtes Thema der Romanschriftsteller geworden, als daß Sue so leicht darüber hätte hinweg sollen. Endlich geht die Sonne des Glücks über unseren Helden auf; Ludwig XV. findet Gefallen an ihm, und nun regnen Gunstbezeugungen und Reichthümer auf ihn herab. Er vergißt indeß nicht seine unbekannte Wohlthäterin, als die sich endlich die Prinzessin von Soissons ausweist. Diese würde nun zwar ihre Hand unserem Helden à tout prix reichen, aber er will sie auch durch seine äußere Stellung verdienen und geht nach Wien, um seinen Prozeß kräftiger zu betreiben. Nun fängt es an, komisch zu werden. Die Richter des Barons sind drei Originale, drei Deutsche Typen, so verschroben, wie sie das Vorurtheil eines Franzosen nur je hat ausmalen können: der eine ein leidenschaftlicher Jäger und Säufer, der zweite ein trockener Pedant und Bücherwurm, der dritte ein Pantoffelheld. Unser liebenswürdiger Marquis gewinnt sie alle, indem er eines Jeden Lächerlichkeit an sich selbst bis ins Extrem ausbildet. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt dieser anspruchslosen und unterhaltenden Erzählung.

*) Die Kirche ist 16 Saschen 2 Arschin lang, 16 Saschen breit und 11 Saschen 2 Arschin hoch und enthält 6 Altäre. (1 Saschen = 3 Arschin = 6 7" 8"'.)

**) Zu den Titeln des Kaisers von Rußland gehört auch der: der Allerfrömmste ꝛc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 17. Februar 1840.

Italien.

Rom im Sommer.

Mittheilungen eines Deutschen.

Mausoleo di Augusto. — Feuer und Feuerwerk.

Nachdem das Wasser in unserer bisherigen Schilderung eine so große Breite gewonnen (wir wünschen nicht, daß unsere Leser dies sagen), hat vermuthlich mancher seine Bemerker bereits das Resultat gezogen, daß die Römer wegen ihrer klugen Austheilung der beiden Elemente, über deren Urwerth die alten Weisen uneins waren, höchlich zu loben seyen, indem die Ehre Sommers allerdings dem Wasser gebühre und die Würdigung des Feuers dem Winter zu überlassen sey. Wir geben dieser Bemerkung den verdienten Beifall, können aber der Aufrichtigkeit wegen nicht umhin, zu bekennen, daß, so treffend und so richtig sie in abstracto ist, doch die Erfahrung in dieser Stadt sie nicht bestätigt. Im Gegentheil, den Römern muß nachgerühmt werden, daß sie, getreu der alten Regel, „zu ehren alle Gnaden" (ein Punkt, auf den wir weiterhin zurückkommen), auch der Herrlichkeit des allgewaltigen Feuers in ihrem öffentlichen Sommerleben den schuldigen Zoll entrichten. Ja, man muß sagen, daß ihre Vorliebe für das Feuer und ihre staunende Freude über die Wunder dieses formgefügigen Elementes noch weit größer sind und weit kindischer, als ihr Wohlgefallen an den Spielen des Wassers. Nicht allein ihre Lust haben sie an dem Feuer. Es ist ihnen schon deswegen ein nothwendiger Bestandtheil ihres Sommerlebens, weil sie in ihm eine reinigende Kraft verehren, durch welche die schädlichen und fiebererzeugenden Stoffe aus der Luft entfernt werden können. Wir haben bereits von jenen Feuermassen gesagt, welche, rings von Straßen und Plätzen aufsteigend, die Nacht erhellen, und mit denen die entfernteren Feuer der Vignen und des Gebirges durch das Abbrennen der Soda-artigen Kräuter vereinigt ein Ganzes von eigenthümlicher Schönheit bilden. Wir haben auch von den Erleuchtungen der Stadt an heiligen und festlichen Tagen geredet, von den Fackeln und Kerzen, den Papierlaternen und getheerten Fässern, Emblemen und Transparenten. Salven (Spari) und Kanonenschlage scheinen überhaupt in Italien von den kirchlichen Festen unzertrennlich. So häufig und so glänzend sind freilich die Feuerwerke nicht mehr als in den vorigen Jahrhunderten. Damals wurden sie, nach dem Geschmack der Zeit, nicht selten mit allegorischen und mythologischen Vorstellungen in Verbindung gesetzt. Als der Französische Gesandte im J. 1638 den Geburtstag seines Königs feierte, hatte er mitten in der Tiber ein Schiff aufrichten lassen, welches die Argo vorstellte, mit Jason, Castor und Pollux, Herkules und den übrigen Heroen. Das Schiff hatte seine Masten, Thauwerk und Segel ganz wie ein Schiff aus dem 17ten Jahrhundert, und überall waren Feuerwerks-Kerzen auf geschickte Weise angebracht, sogar in den Leibern der Heroen. Zuerst erschien die ganze Form des Schiffes im Brillantfeuer. Vorzüglich wird der Effekt gerühmt, den sein Wiederschein in dem Wasser hervorbrachte, denn dieses, sagt der damalige Berichterstatter, war in jener Zeit klar wie Krystall. Nachher begannen die Schwärmer und Raketen zu spielen und spielten so zwei Stunden lang ohne Unterbrechung. Ein anderesmal wurde auf dem Platz Navona die Arche Noah vorgestellt mit der Familie Noah und allen Thieren. Eine Taube, welche vom Palast Pamphili ausflog, diente als Zünder. Dieses geschah bei der Krönung Innocenz X., der aus dem Hause Panfili war. Auch band man einem Stier Feuerwerk an die Hörner und ließ ihn los, nachdem dasselbe angezündet worden. Das durch die Explosion scheu und wild gemachte Thier durchbrach wüthend die dichten Massen des Volkes. Zum Glück soll Niemand bei diesem gefährlichen Spiele beschädigt worden seyn. Die Krone aber aller Römischen Illuminationen und Lustfeuerwerke bildeten seit dem 16ten Jahrhundert die Erleuchtung der Peterskuppel und die Girandola der Engelsburg. Diese prächtigen Feuerspiele, an denen die Geldnoth noch immer vergeblich gerüttelt hat, geben bekanntlich auch einem der Sommertage Verherrlichung, dem Tage von St. Peter und Paul. Indessen ist mit den Prunkfesten der Großen nicht jede Lust, welche in dieser Art dem Volke während des übrigen Sommers geboten wurde, gänzlich zu Grunde gegangen; Lustfeuerwerke werden immer noch, obwohl in kleinerem Maßstabe, ausgeführt; der Unterschied von jenen alten ist nur der, daß man für sein Vergnügen jetzt bezahlt. Da, wo der einwärts geschwungene Bogen, mit welchem die Tiber das alte Marsfeld begränzte, sich der Via Flaminia (der heutigen Straße des Corso) am meisten nähert, hatte der Kaiser Augustus einen prächtigen Rundbau aufgeführt, der ihm und seiner Familie zum Grabmal bestimmt war. Marcellus, Marcus, Agrippa, Augustus selbst, Germanikus und wie viele Andere legten dort ihre müden Gebeine zur Ruhe. Aber von den Gräbern, von den prächtigen cypressentragenden Terrassen über diesen, von dem stolzen Marmor-Bau, der die Terrassen krönte und des Augustus Bildsäule hoch empor trug, ist Nichts übrig geblieben. Schon im 9ten Jahrhundert war das Denkmal sehr verfallen und wurde, nachdem es im 12ten denen vom Geschlecht Colonna zur Verschanzung gedient hatte, völlig zerstört. Zuletzt hat die Familie Corea auf dem zugeschütteten Grundbau eine Arena ebnen lassen, um das alte Mausoleum in ein moderneres Amphitheater zu verwandeln. Dies Amphitheater, dem der Name Mausoleo di Augusto geblieben ist, liegt nunmehr zwischen den beiden Straßen, welche divergirend von der Piazza del Popolo auslaufen, dem Corso und der Via di Ripetta. Von Wohngebäuden und Kirchen umgeben, macht es sich in keiner der anstoßenden Straßen bemerklich. Man hat den Zugang durch die Via de' Pontefieri, welche in den Corso mündet, oder auch durch den Vicolo delle Colonelle, welcher dem Corso parallel läuft. Man geht in ein Haus ein, steigt Treppen hinan und ist erstaunt, im zweiten Stock durch eine niedere Thür auf einen offenen geebneten Platz hinauszutreten, welchen verschiedene steinerne Sitzreihen amphitheatralisch umgeben, geschlossene Logen über diesen, und über ihnen eine freie Galerie. Am oberen Rande der gegen 6 Fuß hohen Brustmauer, über welcher die Sitzreihen sich erheben, bemerkt man ein eisernes Geländer. Dieses diente ehemals bei den Stierkämpfen, welche seitdem durch Pius VIII. untersagt wurden, denen, die vor dem gereizten Thiere keine andere Rettung sahen, zum Anhalt, um sich zu den Zuschauern hinaufzuschwingen. Gegenwärtig dient das Amphitheater friedlicheren, wenngleich zum Theil nicht lobenswertheren Belustigungen. Es ist vor Allem der Ort, an welchem Sonntags Abends im Sommer die beliebten Fochetti gegeben werden. Sehr reizend ist alsdann der Anblick des erleuchteten Raumes. Umschlungen von einem dreifachen Kranz großer und glänzender und dennoch sanfter Lichter, da über ihm der tiefe stille Nachthimmel die sternbesäete Kuppel wölbt, fließt murmelnd und leisbewegt, im Zirkellauf sich selbst begegnend, ein doppelter Bach geschmückter Gäste, aus dem gleich hüpfenden Wellen in jedem Augenblicke neue Gestalten blitzend aufzutauchen scheinen, um den geheimnißvoll abgeschlossenen, mit bunt bemaltem Geräth und Gerüst erfüllten innersten Kreis der Arena. Wer ließe sich nicht willig mit hinwegführen von einem der beiden Ströme, da er dem anderen stets entgegengetragen wird, auf welchem wie auf jenem die zierlichsten Gestalten und die lieblichsten Gesichtchen schwimmen. Der Wahl und dem Geschmack der Schönen ist jede Freiheit, jeder Eigensinn der Kleidung und des Schmuckes da gestattet. Die zierliche Tracht vom Lande oder aus dem Gebirge verbirgt die Städterin nicht, die kokett sich hinter ihr versteckt. Man sieht, daß dieses ganz ein Ort ist, um Gelegenheit zu machen. Den Kavalieren merkt man hin und wieder wohl an, daß sie für heut als Figuranten da sind und Platz zu machen nicht viel Nöthigung erwarten. Hier und da rinnt die Fluth in kleine geschwätzige Kreise zusammen. Andere ergötzen sich an dem sich stets erneuenden Begegnen und Begrüßen. Inzwischen spielt ein wohlbesetztes Musik-Corps das Schönste und das Beste auf von dem, was Italiänern wohlgefällt. Manchmal wird noch ein anderes Corps von Sängern und Sängerinnen, damit der Genuß an Mannigfaltigkeit gewinne, zu Hülfe genommen. Zuletzt verschwinden die Lichter, welche den unteren Kreis der Arena umgeben, und das Feuerwerk selbst beginnt. In Eil vertheilt die Menge sich auf den amphitheatralischen Sitzen. Mit endlosem Jubel und Applaus werden die farbigen Spiralfeuer, die Sonnen und Kaskaden begrüßt. Den Beschluß macht eine pomphaft angekündigte Effekt-Scene, ein feuerspeiender Berg, ein brennendes Kastell, das Grabmal Romeo's und Juliettens oder sonst eine Vorstellung unter beliebigem Titel. Die Herren Fochisti müssen tüchtig aufpassen, daß sie sich in ihren Maschinen nicht verrechnen, denn was mißräth, verfällt dem schneidendsten Hohngeschrei, von welchem keine billige Rücksicht, keine Gunst und kein Erfolg der übrigen Leistungen rettet. Dies Publikum ist, wie der Höllenrichter, unerweichlich, doch weniger unparteiisch. Denn wie anderwärts den Acteur, sieht man bisweilen hier den Feuerwerker an der Kabale scheitern.

J—s.

Zur Geschichte der Aerolithen.

So häufig auch das Vorkommen von Aerolithen ist, so kannte man doch bis auf diesen Augenblick kein ganz beglaubigtes Beispiel, daß ein Mensch von einem solchen Steine getroffen worden wäre. Nur folgende Thatsache, obwohl sie sich von zwei Jahrhunderten datirt, scheint uns alle Authentizität zu haben, die man nur wünschen kann, weshalb wir sie unbedenklich mittheilen.

Das Settali'sche Museum zu Mailand war um die Mitte des 17ten Jahrhunderts sehr berühmt. Eine Beschreibung seiner Merkwürdigkeiten erlebte in sehr kurzen Zwischenräumen drei Auflagen; die erste, Lateinisch geschrieben, erschien 1664; die zweite, in Italiänischer Sprache, wurde zwei Jahre später, und die dritte, ein bloßer Wiederabdruck der zweiten, im Jahre 1677 veröffentlicht.*) Der berühmte Settala lebte damals noch als achtzigjähriger Greis, wie unter seinem Bildnisse zu lesen, das die letzte Ausgabe schmückt.

Im 18ten Kapitel des seltenen Werkes finden wir folgende merkwürdige Notiz:

„Es scheint nun ganz außer Zweifel gestellt, daß der einschlagende Blitz eine solide und steinige Substanz und nicht etwa eine aus dieser oder jener Materie entwickelte Ausdünstung sey; denn in unserem Museum kann jeder Wißbegierige einen Stein in Augenschein nehmen, der, aus den Wolken herabfahrend, einen Franziskaner von Santa Maria della Pace zu Tode schlug. Siehe da die näheren Umstände dieses merkwürdigen Ereignisses:

„Alle übrige Mönche von Santa Maria eilten herbei und versammelten sich um den Körper ihres erschlagenen Mitbruders, theils von Mitleid und anderentheils von Neugier angetrieben; unter ihnen befand sich auch der Kanonikus Manfredo Settala. Alle untersuchten diesen Leichnam genau, um die verborgensten Wirkungen des Schlages, der ihn getroffen, wo möglich zu ergründen; da bemerkten sie denn zuerst an einem Schenkel eine Wunde, die entweder durch den Brand oder durch die Wirkung des Blitzes geschwärzt war. Sie erweiterten die Wunde, um das Innere zu prüfen, und entdeckten zu ihrer großen Ueberraschung einen bis auf den Knochen gedrungenen rundlichen Stein! Dieser Stein wog ein Viertheil einer Unze; er hatte einen scharfen Rand, und seine Oberfläche ähnelte der Oberfläche eines jener Silberpfennige, die unter dem Namen Filippi in Mailand zirkuliren. Er war jedoch nicht vollkommen rund zu nennen, denn die eine Seite zeigte einen abgestumpften Winkel. Die Farbe des Steins variirte außerordentlich; an einer Stelle spielte sie ins Ziegelrothe; an einer anderen schien der Stein wie mit einer eisenartigen, dünnen und glänzenden Kruste überzogen. Man zerschlug ihn, und alsbald verbreitete er einen unerträglichen Schwefelgeruch."

Dieser Aerolith wurde also in einem Kloster der volkreichen Stadt Mailand von vielen verständigen Mönchen und anderen glaubwürdigen Personen beobachtet, und zu den Letzteren gehörte der gelehrte Naturforscher Settala, der seitdem Besitzer des Steines wurde und ihm unter den Seltenheiten seines Museums eine Stelle anwies. Es wird also Niemand vernünftiger Weise bezweifeln können (?), daß diese Substanz, die, wie aus obiger Beschreibung sich ergiebt, alle Merkmale eines Aerolithen an sich trug, wirklich in der Schenkelwunde eines vom Blitz erschlagenen Mönchs gefunden worden sey. (Ann. d. Voy.)

Armenien.

Ein Blick auf Armenien unter Russischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Während meiner ganzen Reise, vom Eintritt in die Provinz Armenien an, hatten mich fortwährend die großen Massen des Ararat beschäftigt, und jetzt, in Etschmiadsin, war ich nun fast am Fuße dieses Kolosses, welcher zu meiner Freude sich nur selten, und dann immer auch nur auf kurze Zeit, in Nebel verhüllte. Leider konnte ich den Riesen selbst jedoch nicht näher kennen lernen, da ich nach 24stündigem Aufenthalt in Etschmiadsin meine Reise nach dem 17 Werst entfernten Eriwan fortsetzte. Je mehr ich Eriwan mich näherte, desto größer wurde meine Neugier, diese in der Russischen Kriegsgeschichte so wichtige Stadt und Festung zu sehen.

Eriwan liegt auf einer Anhöhe des linken Thalrandes der schnellen, reißenden Sanga, die aus dem See Gochtschi**) fließt und von den nordöstlichen Rücken der Berge, welche die Provinz Armenien von dem Jelisawetpolskischen Bezirk und den Tatarischen Gebieten Grusiens trennen, gen Süden zum Araxes strömt. Bei Eriwan selbst hat dieser Fluß ein schmales tiefes Bett und fließt dann bis zum Araxes fortwährend in einer Ebene, deren Felder er mit den nöthigen Ueberschwemmungen erquickt.

Die Gründung Eriwan's verliert sich bis in das tiefste Alterthum, und selbst der Name „Eriwan" hat keine bestimmte Bedeutung. Einige leiten denselben von dem Armenischen Zaar Erewand, Andere von dem Armenischen Worte „Erewan", d. h. der erste Anblick, her, indem Letztere vorgeben, daß Noah den Ort, wo Eriwan jetzt steht, nach der Sündfluth zuerst gesehen habe. Die Türken und Perser, welche abwechselnd in Eriwan herrschten, hatten hier schon seit langer Zeit Befestigungen angelegt, welche jedoch durch ein heftiges Erdbeben im J. 1679 nebst vielen städtischen Gebäuden zerstört wurden, worauf denn Mirsa Ibrahim, Wesir von Aderbidschan, auf Befehl des Schachs von Persien, die heute noch existirende Festung und die steinerne Brücke über die Sanga erbaute.

Eine Stunde von Etschmiadsin ersteigt man eine kleine Anhöhe, vor welcher sich die merkwürdige Landschaft von Eriwan ausbreitet. Die Stadt beginnt zur Linken auf einem hohen Hügel oberhalb der Sanga und endigt, amphitheatralisch tiefer und tiefer hinabsteigend, als Festung. Die aus Lehm und Feldsteinen eines über das andere erbauten Häuser mit flachen Dächern, die schlanken Minarets, die mürrische, widerspenstige Natur der Umgegend, welche hier nichts als Steine hervorbringen zu wollen scheint, und dazwischen in den Vertiefungen üppig grünende Gärten, im Hintergrunde aber auf der einen Seite der Alages, auf der anderen der Ararat, dies Alles bildet ein Gemälde, welches den Beschauer auf das angenehmste überrascht.

Als Brückenkopf auf dem rechten Ufer der Sanga dienen der Festung eine Menge von Gärten mit steinernen Mauern, von denen ein jeder einzelne eine förmliche Belagerung aushalten kann. Zwei Werst lang ritt ich zwischen diesen Mauern hin, so daß ich nur die Gipfel der mit Früchten überladenen Bäume in den Gärten sehen konnte.

Endlich erregten eine lange Allee hoher, schlanker Pappeln und ein großer schöner Kiosk (Pavillon), welcher bei gänzlicher Geschmacklosigkeit doch von einer gewissen Trefflichkeit der Bauart zeigte, meine Neugierde. Es war dies der Garten des Sardar, d. h. des früheren Persischen Gouverneurs von Eriwan. An diesem Garten vorbeireitend, sah ich mich bald auf dem steilen Abhange des Sanga-Ufers, und auf der anderen Seite des Flusses, gleichsam über einem Abgrund, hing der westliche Theil der Festung mit dem ehemaligen Palast und Harem des Sardar's so wie mehreren anderen Gebäuden. Von dieser Seite ist Eriwan durchaus unzugänglich, und vielleicht nur von einem Kurgan aus, dem Heraklius-Berge*), kann man die Festung bestreichen. Im Jahre 1827 gingen die Russen auf das linke Ufer der Sanga über und stellten sich hier auf den gegen Südwesten liegenden steilen Abfällen auf. Ich habe den Lagerplatz so wie den Punkt der Haupt-Batterie gesehen, welche die Süd-Front der Befestigungen von Eriwan beschoß. Jene Befestigungen bestanden aber aus drei Reihen Mauern, deren Endpunkte sich an das hohe Ufer der Sanga lehnten und nach dem Felde zu mit einem tiefen Graben umgeben waren. Viele Ruinen im Innern der Festung zeigen uns noch die Spuren der Eroberung Eriwan's durch das Russische Heer. Mitten aus denselben, und besonders zwischen mehreren eben nicht beneidenswerthen Gebäuden Asiatischer Architektur, erhebt sich majestätisch das Haupt der Kirche Pokroff Bogorodnizä (d. h. Asyl der Mutter Gottes), welche 1827 aus einer Moschee hergestellt worden ist. Die grüne Kuppel und auf derselben das hellleuchtende Kreuz, das heilige Zeichen des Sieges, sprachen mir innig zum Herzen.

Bald war ich endlich in der Stadt und machte mich auch bald mit derselben bekannt. Der Palast des Sardar von Eriwan verdient besonderer Erwähnung. Derselbe besteht aus drei Abtheilungen, deren eine jede eine besondere Bestimmung hat. In der zweiten hat jetzt die Regierung der Provinz ihren Sitz aufgeschlagen. Die Wände der Kanzlei sind hier noch mit Persischen Gemälden geziert, deren Süjets an die der Russischen Volksmährchen von dem Wunder-Ritter erinnern. Die Helden in diesen Bildern zeichnen sich besonders durch unmäßige Bärte aus und haben ganz das Aussehen furchtbarer Eisenfresser. Außer einigen abgesonderten Gruppen hat der barbarischste Pinsel hier auch Schlachtbilder gekleckst, wo sich die Kisil-Baschi auf das barbarischste schlagen. In der dritten Abtheilung des Palastes war die Wohnung des Sardar, doch ist von seinen Gemächern, welche später so viel als möglich europäisirt worden sind, nur ein Spiegel-Saal mit runder Kuppel in seinem früheren Zustande verblieben. Die Kuppel und die dieselbe tragenden Säulen sind ziemlich künstlich mit kleinen Spiegeln geschmückt, an den Wänden sieht man ebenfalls Gemälde und die Portraits von Fet-Ali-Schach, Abbas-Mirsa, Hussein Chan, dem letzten Sardar von Eriwan, und dessen Bruder Hassan Chan, der in Sardar-Abad befehligte, sämmtlich in Lebensgröße in ganzer Figur mit unermeßlichen Bärten gemalt, die wie schwarze Schürzen sich über die ganze etagenweise Kleidung verbreiten. Bemerkenswerth ist hier auch noch ein Bild als Satire auf das Armenische Mönchsthum, indem dasselbe mehrere ehrwürdige, bleiche Greise mit grauem Haar in schwarzen Gewändern darstellt, denen Persische Tänzerinnen Wein präsentiren. An den Saal stößt ein mit einer Kuppel überdeckter Hof, in welchem sich ein großes Bassin mit Fontainen befindet. Im Saale selbst ist nahe am Eingange in einer Nische ebenfalls eine Fontaine, deren Wasser aus einer Marmor-Schale aufsteigt. Hinter dieser Fontaine aber befindet sich ein großes mit Gitterwerk versehenes Fenster, aus welchem man mit Erstaunen die unmittelbar unter demselben dahinrauschende Sanga erblickt, indem der Saal, so wie der ganze Palast, in gleicher Höhe mit dem steilen felsigen Ufer des Flusses, 15 Saschen hoch über dem Wasserspiegel des letzteren erbaut ist. Aus dem Fenster sieht man unmittelbar in den Garten des Sardar und auf die grünen, jenseits des Flusses liegenden Gärten der Stadt, welche während der Anwesenheit Sr. Maj. des Kaisers sämmtlich sehr geschmackvoll illuminirt waren. In dem Zimmer aber, welches der Kaiser bewohnte, hatte der Monarch seinen Namen eigenhändig mit Bleistift auf die Wand geschrieben, und während meiner Anwesenheit in Eriwan ließ der Gouverneur dieses erhabene Andenken unter Glas und Rahmen fassen.

In gleicher Linie mit dem Palast liegt auch das ehemalige Harem,

*) Sie ist betitelt: Museo o Galeria adunata dal sapere e dallo studio del S. C. Manfredo Settala, nobile milanese, descritta in italiano da Fr. Scarabelli.

**) Der See Gochtschi oder Sewanga in Transkaukasien ist seiner Größe wegen — 60 Werst lang und 25 Werst breit — bemerkenswerth.

*) Der Kurgan hat seinen Namen nach dem Grusinischen Zaar Heraklius erhalten, welcher Eriwan im vorigen Jahrhunderte belagerte.

welches jetzt jedoch eine andere Bestimmung erhalten hat, indem dasselbe in ein Hospital umgewandelt worden ist.

Bemerkenswerth in Eriwan sind ferner noch die Wasserleitungen, welche die Natur daselbst beleben, und das Karavan-Serai, wo vom Morgen bis zum Abend stets die buntesten Massen der verschiedensten Volksstämme wogen. Das Karavan-Serai an sich, als eine Haupt-Lebensader der Stadt, ist höchst interessant zu sehen; denn hier werden Handels-Geschäfte abgemacht, allerhand Gewerbe und Handwerke betrieben, Köpfe geschoren, Essen zubereitet, die Tages-Neuigkeiten und Anekdoten erzählt, zum Zeitvertreib auch wohl den lästigen Insekten nachgestellt, und zwar geschieht dies Alles offen à jour und ohne Ceremonie. In den Straßen aber stößt man hin und wieder auch noch auf andere Scenen landesthümlicher Sitten. So z. B. sieht man nicht selten einen Reiter von einem oder mehreren Fußgängern gefolgt, von denen man glaubt, daß sie irgend Jemand einfangen wollen; doch ist dies nur ein Herr — Aga, Bey oder dergl. — mit seinen Dienern, welche bei jedem Ausgange hinter demselben herlaufen, um ihm das Pferd zu halten oder den Kolgan (d. i. die Pfeife) zu reichen u. dgl. m.

Eines Abends erhob sich in der Nähe meines Quartiers ein fürchterliches Geschrei und Larmen. Ich trat hinaus und sah einen Haufen Leute, von denen Einige mit ungemessenem Freudengeschrei ihre Mützen in die Luft warfen, Andere Gewehre abfeuerten, noch Andere beim ohrenzerreißendsten Schalle musikalischer Instrumente tanzten. Vor diesem Haufen her ging ein Mann, ein Pferd am Zügel führend, auf welchem zwei menschliche Gestalten saßen, von Kopf bis zu den Füßen mit Schadras (weiße Frauen-Schleier) bedeckt. Dies war jedoch nichts als eine Tatarische Hochzeit oder vielmehr der feierliche Zug der Braut zum Hause des Bräutigams.

Das Klima in Eriwan hat für den Fremden manche Beschwerden, wie jeder Orts-Wechsel mehr oder weniger Einfluß auf den Menschen hat, bis derselbe sich an die veränderte Atmosphäre, die Eigenschaften des Wassers und andere Eigenthümlichkeiten einer Gegend gewöhnt hat. Je mehr Gefahr, desto mehr Vorsicht, ist zwar eine alte Regel, die jedoch hier leider nicht immer befolgt wird. Die unerläßliche Mäßigkeit im Genuß von Früchten wird hier bei der verführerischen Ueppigkeit derselben nur zu leicht vergessen. Weintrauben, Pflaumen, Birnen, Melonen sind hier besonders höchst schmackhaft und Alles spottwohlfeil. Besonders rühmt sich Transkaukasien einer vortrefflichen Art von Melonen, Dutma genannt, welche sogar in Tiflis für eine Delikatesse gelten. Der Wein von Eriwan, welcher dem Madeira sehr ähnlich ist, hat ebenfalls sehr häufig Schuld an dem Untergraben mancher Gesundheit, und nicht umsonst hat Muhammed seinen Jüngern die hitzigen Getränke verboten, wohl wissend, daß in jenen Gegenden, wo die Sonne brennt und überdies das Blut und die Leidenschaften der Menschen kochen, der Genuß jener Getränke nicht zum Heile führt. Zwei Gesetze des Koran sind besonders mit außerordentlichem Scharfsinn den Lokal-Verhältnissen angepaßt: die Nüchternheit und das Scheeren der Köpfe; beide bezeugen deutlich den Wunsch Muhammed's, daß die Köpfe der Muselmänner stets in Ordnung seyn möchten. In Folge dieser Gesetze kann sich selten etwas in und auf dem Kopfe des Muselmannes festsetzen und seine Ruhe stören. Wenn dagegen dem Muhammedaner erlaubt wäre, Wein zu trinken und seine Haare wachsen zu lassen, so würde, unzertrennlich von physischen Uebeln, auch jede Pelzmütze im wahren Sinne des Wortes eine Republik seyn. In Betreff der ersteren beiden Gesetze sollen sich nun zwar die Leute höheren Standes zuweilen unter dem Vorwande ärztlicher Verordnung einige Freiheiten gestatten, unter dem gemeinen Volke dagegen ist die strengste Nüchternheit unerschütterliches Gesetz, und in den Dörfern, selbst in den Armenischen, findet man durchaus keine Etablissements in der Art von Trinkhäusern, d. h. Schenken oder Garküchen, wie man dieselben sehr häufig in Grusien trifft mit umgestürzten Burdüken*) voll Wein, welche dort als wohlredende Aushängeschilder dienen, die zur Völlerei einladen.

Die Einwohner der Provinz Armenien theilen sich in zwei fast gleiche Hälften: Armenier und Tataren, von denen einige zum Theil kleinen Gebietern, als Bey's, Meliks 2c. unter der Benennung von Tiuls und Mulks hörig sind.**)

Tiul werden nämlich ländliche Besitzungen in der Art der Arrenden genannt, welche den Besitzern eine Rente auf Lebenszeit bringen, in gleicher Art wie die Steuern und Abgaben, welche die Regierung von den übrigen Landleuten zieht. Mulk ist ein Grundzins, und zwar zahlen die auf dem Terrain eines Mulkdar's (Gebieters) wohnenden Bauern demselben $\frac{1}{10}$ von den eingeärndteten Produkten ihrer Felder.

Nach der Vereinigung der Provinz Armenien mit dem Russischen Reiche blieben anfangs viele Quellen der Einkünfte ganz so, wie dieselben von den Sardars festgestellt worden waren, und viele landwirthschaftliche Etablissements, als Mühlen, Gärten 2c., wurden der Krone zur Disposition gestellt. Alle diese Etablissements aber, die nur unter der persönlichen Aufsicht eines strengen Gebieters Nutzen bringen können, konnten unter der Verwaltung der Kommissarien der Krone, die von der Kontrolle und Aufsicht über dieselben zu weit entfernt waren, nicht gedeihen. Außerdem aber waren die regelmäßigen Unterhaltungen der Wasserleitungen, so wie die Bearbeitung der Gärten, für den Landmann außerordentlich drückend, indem hierzu, auf Verlangen der Kommissarien, im Herbst und Frühjahr stets einige hundert Menschen nach der Stadt geschickt und dadurch den Arbeiten auf dem Lande entzogen werden mußten, so daß im Vergleich der Last und Mühe für jeden Arbeiter mit den Einkünften der Gärten das Resultat völlig null war. Se. Majestät der Kaiser befahl daher bei Gelegenheit seiner Reise in die Transkaukasischen Länder, auf welcher er sich stets persönlich nach den Bedürfnissen und Verhältnissen der Einwohner erkundigte, sogleich alle Kaiserliche Gärten zu Eriwan — den des Sardar ausgenommen — zu verkaufen und die Landleute von ihren Frohndiensten in denselben zu befreien. Anfangs wollten Letztere gar nicht glauben, daß dieses Joch von ihnen genommen sey, und überzeugten sich erst von diesem, in der That für sie so glücklichen Ereigniß, als sie die Erlaubniß erhielten, nach Hause zurückzukehren. Zur Zeit der Persischen Herrschaft hatte das Finanz-System der Provinz unter der Regierung des Sardar überhaupt seine ziemlich sonderbaren Eigenthümlichkeiten.

Die Abgaben der Einwohner bestehen nämlich hier in den Erzeugnissen des Ackerbaues, nach Maßgabe der Aerndte. Um nun mit desto mehr Sicherheit die richtige Einsammlung der zinspflichtigen Gegenstände kontrolliren zu können, folgten stets Haufen von Serkeren (Aufseher) den Landleuten mit der drückendsten Beaufsichtigung auf die Felder sowohl, als auf die Tenne und in die Häuser. In jedem Dorfe wurden ferner das Getraide und andere Erzeugnisse auf einem dazu bestimmten Platze zusammengebracht und hier das jedem Wirthe Zugehörige abgesondert aufgeschüttet. Alsdann wurde auf diesem Platze das Getraide unter Aufsicht der Serkere ausgedroschen, indem dieselben von besonders zu diesem Zweck erbauten Warten herab die Arbeit kontrollirten. Das Resultat der Tages-Mühe der armen Landleute wurde dann Abends gleich getheilt, was natürlich nicht mit mathematischer Genauigkeit geschah. Wenn aber der Serker das abgelieferte Getraide 2c. des Abends nicht mehr in seinen Verwahrsam nehmen konnte, so blieb dasselbe, z. B. Weizen, Hafer 2c., bis zum folgenden Tage bei dem allgemeinen Wirthschafts-Woroch, d. h. Haufen, und zwar unter Aufsicht und Verantwortlichkeit des betreffenden Wirthes. Damit aber dieser nicht etwa unterdessen selbst das Seinige bestehlen könnte, so machte der Serker auf der glattgestrichenen Oberfläche des Getraides, durch Eindrücke mit der Schaufel, besondere Zeichen, und wehe dem Wirthe, wenn durch den Wind, das Vieh, wilde Thiere oder Vögel, mit einem Worte durch irgend eine unschuldige Veranlassung die Stempel des Serker auch nur im Geringsten verletzt worden waren! Dann verlor der arme Landmann unvermeidlich sein ganzes Getraide und mußte außerdem noch harte Strafe erleiden. Die Russische Regierung schaffte jedoch die Serkere in der Provinz Armenien ab, und die unbeschränkten Maße der Abgaben wurden für jedes Dorf nach Maßgabe der Einwohnerzahl in einen feststehenden Zins verwandelt, so daß die Landleute diese wohlthätigen Maßregeln laut segnen. Auch dürfen sie die jetzigen Serkere nicht mehr bewirthen, noch denselben den Dischkir*) bezahlen und sind überzeugt, daß diese ihnen nicht mehr als das Gesetzliche abnehmen dürfen, so daß sie seitdem ihre Wirthschaften auch schon bedeutend erweitert und verbessert haben; besonders ist dies in Hinsicht der Reis- und Baumwollen-Kultur der Fall. Die Beachtung des Eigenthums-Rechtes, welche ebenfalls zur Sicherung des Wohles der Menschheit durchaus nothwendig geworden war, hat aber auch nicht wenig dazu beigetragen, die Volksthätigkeit hier zu beleben.

Bisher hatte ich für die Rechtlichkeit und Leichtigkeit der Rechtspflege im Orient geschwärmt, die Wirklichkeit entzauberte mich jedoch. Das hiesige Volk hatte und kannte daher auch keine Gesetze. Das Recht der Untersuchung und des Urtheils in allen Dingen stand hier entweder unmittelbar dem Sardar oder in Bezug auf die Muhammedaner dem geistlichen Richter, dem Scharro, zu. Der Sardar ließ sich auf juristische Fragen weiter nicht ein, sondern entschied Alles nach seiner eigenen Ansicht; der Scharro benutzte die allgemein herrschende Ueberzeugung, daß die geistlichen Bücher des Propheten mit ungewöhnlicher Vollständigkeit aller möglichen Fälle des bürgerlichen Lebens gedächten. Gegen den Spruch des Sardar fand Apellation nicht statt, die Ausführlichkeit und Weisheit des nur der Geistlichkeit zugänglichen Korans aber ließ den Gedanken an Einwendungen gar nicht zu. Auf diese Weise wurde die Rechtspflege natürlich sehr schnell gehandhabt, konnte jedoch auch nicht allen Bedingungen der Gerechtigkeit entsprechen. Als aber mit dem veränderten Schicksal des Chanats von Eriwan auch die unbeschränkte Macht des Sardar aufhörte, als das muhammedanische Recht nicht länger, wenigstens für die Christen Armenisch-Gregorianischen Glaubens nicht, bindend seyn konnte, und als endlich der Einfluß des Despotismus auf das Wesen des gemeinen Volkes aufhörte, fing sich die Ordnung der Dinge hier nach und nach an umzukehren, d. h. es wurden die Gesetze des Russischen Reiches, und zwar zuerst die Kriminal-Gesetze, 1830 aber auch die übrigen bürgerlichen Gesetze, in ihrer ganzen Kraft eingeführt. Civilsachen werden jetzt zuerst bei dem Provinzial-Gericht erledigt, welches dieselbe Verfassung, dieselben Rechte und Pflichten als jedes Kreis-Gericht in Rußland hat; die zweite Instanz ist der Gouverneur der Provinz, die dritte aber die General-Verwaltung von Grusien. Im Uebrigen hat aber in Betreff der Muhammedaner in Sachen, die mit der Eigenthümlichkeit ihres Glaubens im Zusammenhang stehen, und in anderen Fällen, wo die Parteien ihre Angelegenheiten durch ihre Geistlichkeit gerichtet zu sehen wünschen, der Richter Scharro sein Recht behalten. Kriminalfälle werden jedoch, ohne Ansehen der Religion der Betheiligten, dem Kriegs-Gericht übergeben.

Nachdem ich vom 1sten bis 10ten November in Eriwan verweilt hatte, reiste ich an letzterem Tage nach Nachitschewan in der

*) Burduk heißt die Haut von Ziegen, Ochsen 2c., welche ohne Beschädigung abgezogen und zugerichtet wird, so daß sie die Gestalt des Thieres behält und an Stelle der Fässer besonders zum Aufbewahren des Weins gebraucht wird.

**) Die Anzahl der Einwohner in der Provinz Armenien beträgt, exklusive der nomadisirenden, in 27,149 Familien 130—140,000 Seelen beiderlei Geschlechts, und zwar sind davon in der Stadt Eriwan gegen 10,000.

*) Dischkir heißt eine Accidenz zum Besten der Zähne, d. h. die Bezahlung des Beamten dafür, daß er sich die Mühe nimmt, das ihm als Zeichen der Gastfreundschaft dargereichte Salz und Brod zu essen.

ununterbrochenen Ebene des Arares, zwischen den beiden parallel streichenden Gebirgsketten des Karabagh und Ararat. Die größte Einförmigkeit herrscht in dieser Ebene, und nur an einigen Stellen zeigen sich, wie Oasen, einige Dörfchen, mit dürftigem Weiden-Gesträuch umgeben, eine sehr seltene und daher um so werthvollere Erscheinung. Interessanter war mir nur, in dem Bezirk von Schavura die Cochenille zu sehen, welche sich hier vorfindet.

In der Nähe des Dorfes Basch-Nuraschin, wo sich die Zoll-Barriere befindet, fließt auf der Gränze der Gebiete von Eriwan und Nachitschewan, in derselben Richtung als die Sanga, einer der bedeutendsten Flüsse dieses Landes: der Arpatschui, welcher zum Unterschiede von einem anderen Flusse gleiches Namens, der die Gränze zwischen dem Russischen und Türkischen Gebiete macht, „der Himmlische" genannt wird. Dieser himmlische Arpatschui ist nun in seinem gewöhnlichen Zustande nicht tief, zur Zeit der Regen und des Schneeschmelzen aber wächst derselbe so an, daß die Passage hier völlig unterbrochen wird oder nur durch Waten und Schwimmen bei der Geschwindigkeit des Stromes mit der größten Gefahr auszuführen ist. An der Stelle, wo die Straße gegenwärtig den Fluß passirt, kann daher auch wegen der großen Flachheit seines Bettes, und weil das Wasser desselben sich in seinem Lauf hier in mehrere und oft in neun Arme theilt, keine Brücke gebaut werden; doch könnte dies sehr gut etwas weiter oberhalb geschehen, wo, den Versicherungen der Einwohner nach, die Ufer hoch und steil sind. Die Leichtigkeit der Communication auf der einzigen durch die Provinz Armenien führenden großen Straße ist aber um so nothwendiger, als auf derselben unser ganzer Verkehr mit Persien betrieben wird. Bei meinem Eintritt in den Bezirk von Nachitschewan bei dem Dorfe Kewri, 30 Werst von Nachitschewan, begegnete mir ein Zug berittener Kingerlingen, welche der Stadt zuritten. Die Kingerlingen sind ein besonderer Tatarischer Stamm, welcher vor alter Zeit die Kavallerie des Chanats von Nachitschewan ausmachte. Der Naib, Gouverneur der Provinz Naschitschewan, Oberst Eksan Chan, hatte das Glück, Sr. Maj. dem Kaiser in Eriwan 300 Kingerlingische Reiter vorzustellen, welche nach der alten hier herrschenden Sitte beim Empfange des Herrschers, als Ausdruck ihrer freudigen Gefühle, eine besondere dazu angefertigte Kleidung von gleichem Schnitt und weißer Farbe trugen und reiche Waffen führten. Se. Maj. der Kaiser ließen jedem dieser Reiter ein Gnaden-Geschenk von einem Dukaten reichen, welchen sie in ihrer Freude nicht nur gleich an ihrer Kleidung befestigten, sondern zum Majorat in ihren Familien machten.

In der Nacht zum 12. November langte ich in Nachitschewan an, welches, der Volkssage nach, auf derselben Stelle liegen soll, wo Noah mit seiner ganzen Familie nach der Sündfluth sich zuerst etablirte.*) Die Stadt hat eine ziemlich angenehme Lage auf einem hohen Plateau, welches, von den Daralagesischen Bergen ausgehend, mit einem Vorgebirge in das Thal des Arares hinaustritt und hier mit einem steilen Abhange endigt, wo noch die Ueberbleibsel zweier Schanzen zu sehen sind. Südöstlich und nordlich dieser Schanzen breitet sich die Stadt aus, welche durch ihr Alter und ihre Bedeutendheit in der Armenischen Geschichte merkwürdig, heutzutage aber nur noch reich an Erinnerungen und Trümmerhaufen ist. Von hier öffnet sich gegen Süden ein höchst pittoreskes Thal, in welchem mit vielen Krümmungen der Arares fließt; die Perspektive der Landschaft aber schließt der weiter entfernt liegende Ararat, gleichsam wie der gigantische Wächter der Russischen Gränze im Orient, welche letztere zwölf Werst von hier gegen Süden der Arares bespült. Das rechte Ufer dieses von der hohen Gebirgskette begleiteten Flusses verbirgt geheimnißvoll Persien; auf dem linken Ufer aber liegt, gegen Nachitschewan zu, die Festung Abbas-Abad, welche man, des verderblichen Klima's wegen, hat ganz verfallen lassen. Ich hielt es jedoch für Pflicht, diese Festung zu besuchen, um der Neugierde den Tribut zu zahlen und das Produkt der Französischen Ingenieure zu besehen, welche sich vor 30 Jahren mit dem Ausbau und der Ausrüstung derselben vergebens bemühten. In dem verödeten Abbas-Abad fand ich jetzt nur 3—4 Donische Kosaken, welche die hier noch vorhandenen Ueberreste von Proviant bewachten, die in dem einzigen noch vorhandenen Gebäude, einer alten Armenischen Kirche, aufbewahrt werden, für welche letztere die in Indien wohnenden Armenier eine so besondere Verehrung zeigen, daß sie, als sie die Eroberung des Chanats von Eriwan durch die Russen erfuhren, Geld zum Besten dieser Kirche nach Nachitschewan schickten. Unweit Abbas-Abad zeigt man auch noch die immer mehr verschwindenden Ueberbleibsel der alten Stadt Astabada.

In den Alterthümern in Nachitschewan selbst gehört aber besonders eine große Moschee und ein Thurm nebst zwei abgesonderten Minarets. Der Thurm, dessen Außenseite mit verschiedenen Arabesken und Hieroglyphen bemalt ist, zieht besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Ferner wird in dem Fundamente eines Gebäudes, welches augenscheinlich ein eben solcher Thurm war, unter einem wohlerhaltenen Gewölbe die Stelle gezeigt, wo, der Armenischen Sage nach, Noah's Gebeine begraben liegen. Der Glaube an diese Sage, obgleich durch kein historisches Faktum bekräftigt, hat sich doch Jahrhunderte hindurch erhalten und ist durch die Verehrung des Volkes für den Ort, welchen man das Grab des Gerechten oder Heiligen nennt, auch geheiligt. Hierher kommen Armenier und Muhammedaner zugleich, um über der Asche des allgemeinen Urvaters zu beten. Schade, daß ein so interessanter Ort so völlig vernachlässigt und in Verfall gerathen ist. Von Außen bedecken ihn Haufen von Schutt, im Innern aber sieht man unter dem Gewölbe nur einen ärmlichen Altar von Lehm, auf welchem Weihrauch brennt. Eine Kapelle oder irgend ein anderes Denkmal würden hier sehr passend seyn.

(Schluß folgt.)

*) Im Armenischen heißt Nasch — die erste, und Itschewan — die Wohnung; aber auch Naw — die Reche, und Itschewan — der Landungsplatz, Hafen.

Ostindien.

Der Kautschuk-Baum im Lande Assam.

Die Wälder des Landes Assam, in welchen man den Kautschuk findet, erstrecken sich längs des ganzen Alpenthals von Ost nach West. Sie haben einen entschieden tropischen Charakter, ausgenommen gegen die Basis der Berge hin.*)

Der Kautschuk-Baum (ficus elastica), den die Assammi's Borgatsch, und die Kasia's Kagbiri nennen, wächst gewöhnlich einzeln; bisweilen sieht man ihrer zwei oder drei zusammenstehen. Er verdient es, den mächtigsten aller bekannten Bäume beigezählt zu werden, indem besonders seine Aeste einen ungeheuren Flächenraum decken. Man erkennt ihn aus weiter Ferne an seinem hohen, gewaltigen, dichtbelaubten Wipfel. Der Stamm eines der dicksten Bäume dieser Art hat 74 Fuß im Umfang; seine Höhe konnte auf 100 Fuß geschätzt werden, und der Raum, den seine Aeste beschatteten, maß 610 Fuß im Gevierte. Der Kautschuk-Baum findet sich an trockenen Orten und am Fuß der Gebirge besonders zahlreich; wir zählten auf einer Strecke von 7 bis 8 Engl. Meilen 80 Exemplare, von denen die meisten sehr stark waren. Herr Griffith, Hülfs-Chirurg bei der Gesandtschaft in Butan, spricht sich in einem Berichte an die Regierung dahin aus, daß Assam allein so vielen Kautschuk liefern könne, als zu den Bedürfnissen des Handels ausreicht. Auf den Bergen Kasia wächst er noch in Regionen von 4500 Fuß absoluter Höhe.

Dieser merkwürdige Baum wurde zuerst im Jahre 1810, und zwar durch Dr. Roxburgh, der einen in Assam gearbeiteten Korb aus Indianischem Rohr bemerkte, den man von Innen mit Kautschuk überzogen hatte, um ihn wasserdicht zu machen, entdeckt. Der Saft wird nach ihm vermittelst tiefer horizontaler Einschnitte gewonnen, die man in gegenseitiger Entfernung von einem Fuße der Wurzel bis zum Wipfel rings um den Stamm macht. Dann läßt man den Baum 14 Tage ausruhen und wiederholt die Operation.

Herr Griffith beschreibt dieses Verfahren umständlich. Er sagt, man verschaffe sich den Saft vermittelst Einschnitte in die dicken Wurzeln, die halb über der Erde stehen; diese Einschnitte gehen bis ins Holz, aber der Saft fließt nur aus der Rinde. Ist er von guter Qualität, so hat er beim Herausdringen eine sehr reine weiße Farbe und beinahe die Dichtheit der Sahne; er fließt zwei bis drei Tage lang und stockt nicht eher, bis eine Lage Kautschuk um die Rinde sich gebildet hat.

Ueber die Qualität des Kautschuk von Assam in Vergleichung mit dem Amerikanischen ist noch nichts entschieden. (A. Journal.)

Mannigfaltiges.

— Allgemeine Beichte.**) Frédéric Soulié's theatralische Arbeiten scheinen seiner Romanschriftstellerei keinen Abbruch zu thun, zum mindesten nicht in Betreff der Quantität. Schon wieder zwei neue Bände, die noch mehrere in Aussicht stellen! Wir erhalten hier abermals eine Reihe endloser, nach der vom Verf. beliebten Einschachtelungs-Theorie in einander gewirrter Geschichten, die indeß größentheils nur ein schwaches Gegenstück zu den „Memoiren des Teufels" sind und der Frische und des lebendigen, wenn auch rohen, Interesses dieser Erzählungen entbehren. Diesmal werden wir mitten in die Französische Revolution hineinversetzt. Im Jahre 1793 heirathet in Toulon ein Soldat die Verlobte seines Offiziers, um sie vom Tode zu retten. Der Offizier verschwindet und kommt in den bis jetzt vorliegenden Bänden nicht wieder zum Vorschein. Wir überspringen nun zwanzig Jahre, werden an das Sterbebett einer Mutter versetzt, jener Verlobten des Offiziers, welche durch die Gewalt der Umstände die Frau des republikanischen Soldaten geworden ist. Diesen selbst finden wir indeß erst später als Baron und General wieder. Am Sterbebette der Mutter kniet ihr Sohn, der den Namen des ehemaligen Republikaners trägt, obgleich er denselben nie gesehen hat und eben so wenig über seine wahre Herkunft weiß, wie der Leser selbst. Die Sterbende übergiebt ihm vier Empfehlungsbriefe an vier verschiedene Personen, welche indeß unseren Helden auf die befremdendste und abstoßendste Weise aufnehmen. Hieraus entwickeln sich vier Geschichten mit noch mehreren Episoden. Ein Freund des jungen Mannes übernimmt es, ihm die Räthsel zu erklären, und zieht zu diesem Endzwecke mehrere voluminöse Manuskripte aus seinem Secretair hervor, welche die geheime Geschichte dieser Personen enthalten, und welche noch eine Menge Bände erwarten lassen, denn bis jetzt müssen wir uns mit zwei weiblichen Episoden begnügen, von denen die zweite noch nicht einmal beendet ist.

*) Die gründlichste Belehrung über das vom Brahmaputra durchströmte lange und schmale Alpenthal Assam, so weit es bis jetzt untersucht worden, findet man in Ritter's Asien, Band III, S. 287 ff. Es erstreckt sich bekanntlich nordöstlich von Bengalen bis nach den unbekannten Ost-Regionen des Chinesischen Tibet hin und ist größtentheils den Briten unterworfen.

**) Confession Générale. Roman von Fr. Soulié.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Str. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 19. Februar 1840.

Frankreich.

Die Bergwerke zu Framont in den Vogesen. *)

In den Vogesen vernimmt der Reisende, der Frankreichs Boden den Rücken kehrt, zum ersten Male die Töne der Deutschen Sprache, obgleich die Mundart, deren sich die Gebirgsbewohner bedienen, eine sehr verderbte ist. Diese Gegend ist eine der reizendsten, die man finden kann. Zwar empfängt man hier keine so überwältigende Eindrücke, wie in den Alpen und Pyrenäen, aber es entrollt sich dem Auge des Beschauers eine Reihe der reizendsten landschaftlichen Bilder. Vor der Schweiz hat dieser Landstrich das zum voraus, daß er nicht von dem Schwarme der Neugierigen heimgesucht wird. Seine Unberühmtheit schützt ihn vor dem Besuche der Engländer und Handlungs-Reisenden. Es ist, so zu sagen, ein jungfräulicher Boden, wo man das Vergnügen einer schönen Aussicht noch ungestört genießen kann. Nichts hindert uns, den wunderbaren Stimmen der Einsamkeit zu lauschen, welche die Seele in eine so träumerische Stimmung wiegen. Nur zuweilen vernimmt man von den Ufern der Bäche her tönende Schwingungen, welche von den Sägen der Brett-Schneidemühlen herrühren. Außer dem ununterbrochenen Schäumen der Gußbäche, deren Lauf sich an den Felsspitzen bricht, ist dies das einzige Geräusch, welches hier ertönt. Man kann indeß ganz unbesorgt seyn, denn der Rauch, welcher über den Gipfeln der Bäume aufsteigt, die Lichter, welche Abends durch das Waldesdunkel hervorblitzen, das Bellen der Hunde verkünden überall die Nähe menschlicher Wohnungen und geben die Aussicht auf eine gastliche Aufnahme für die Nacht. Fast jeder Flecken enthält ein Hüttenwerk, welches das Interesse in mehr als einer Beziehung in Anspruch nimmt. In diesem Falle läßt das Gasthaus nichts zu wünschen übrig, denn die Beamten, welche es besuchen, sorgen dafür, daß Alles reinlich und in gutem Stande gehalten werde. So kommen dem Reisenden die Vortheile der Bildung, die Wunder der Industrie und die Schönheiten der Natur zu gute.

Ich erinnere mich, daß ich einst eine Thalsenkung durchwanderte, deren Ausgang ich sowohl wie meine Reisegesellschafter sehnlichst herbeiwünschten. Es war ein schreckliches Wetter, der Regen goß in Strömen, und die Wege verwandelten sich unter unseren Füßen in Bäche. Zum größten Unglück hatte uns die Nacht überfallen. Wir befanden uns in der That in keiner erfreulichen Lage, und wenn wir mehr Anlage zum Aberglauben gehabt hätten, so würden die bleichen Schatten, welche sich auf den Abhängen der Berge schaukelten, unheimliche Gefühle in uns erweckt haben. Endlich drang ein dumpfes Pochen zu unseren Ohren, und weit entfernt, uns hierdurch, wie Sancho durch das Klappern der Walkmühlen, schrecken zu lassen, fühlten wir uns zu neuer Anstrengung ermuthigt. Wirklich sahen wir bald den Schein von Lichtern, und in kurzem saßen wir Alle ganz behaglich in der Nähe eines großen Ofens, der mit den Darstellungen des Todes des Holophernes, des Unterganges von Sodom und der drei Männer im feurigen Ofen geziert war. Hier erfuhren wir, daß ganz in der Nähe eine bedeutende Eisengrube sey, welche nicht weniger als 1200 Menschen beschäftige. Wir beschlossen, dieselbe zu besichtigen, und begaben uns zu diesem Zwecke am folgenden Morgen nach dem Versammlungshause der Bergleute. Da diese nur während eines Theiles des Tages arbeiten, so bringen sie den anderen hier zu.

Wir mußten zuerst alle nur irgend entbehrliche Kleidungsstücke ablegen und unseren Kopf mit Tüchern umhüllen; dann erhielt Jeder von uns eine Lampe. Geführt von einem alten Bergmanne, kamen wir zu einer niedrigen und dunklen Oeffnung, dem Eingange des ersten Stollens. Der Anblick, der sich uns hier bot, war nun nichts weniger als ermuthigend: das Gewölbe war höchstens drei Fuß hoch, und um in dasselbe zu gelangen, mußten wir uns bücken und bis an die Knöchel ins Wasser gehen. Je weiter wir vordrangen, desto dichter wurde die Finsterniß um uns her, und vergeblich suchten wir das Ziel unserer Wanderung zu erspähen. Endlich erweiterte sich der Raum nach allen Richtungen, und wir konnten wieder aufrecht gehen. Vor uns sahen wir die Pumpe, welche das Wasser aus dem Grunde der Grube ausschöpft. Dicht daneben eröffnete sich ein Abgrund, dessen Tiefe nicht abzusehen war und über den wir auf einer schmalen und schlüpferigen Leiter hinwegklettern mußten. Unseren Führer mitgerechnet, waren wir fünf Personen; ich war wohlweislich der Hinterste geblieben, um mich der geringstmöglichen Gefahr auszusetzen, denn wenn einer von uns einen Fehltritt that, so riß er unfehlbar auch seine Vorgänger mit sich hinab. Ich hatte schon mehrere Sprossen betreten, als ich zu bemerken glaubte, daß mehrere zerbrochen seyen. In dem Augenblick, wo ich diese angenehme Entdeckung machte, erlosch meine Lampe, und die dichteste Finsterniß umhüllte mich. Ich konnte weder vorwärts noch zurück, ohne mein Leben aufs Spiel zu stellen. Man versetze sich in meine Lage. Links die Pumpe, welche mit einem furchtbaren Lärm ihr Geschäft verrichtete und welche mich 80 Klafter tief hinabgestürzt haben würde, wenn ich ihr zu nahe gekommen wäre; über mir undurchdringliche Nacht, unter mir die Lampen meiner Gefährten, welche sich immer mehr entfernten. Dabei fielen beständig Tropfen eisenhaltigen, röthlichen Wassers auf mein Gesicht und bedeckten es mit blutähnlichen Flecken.

Glücklicherweise war mein Vordermann auch nicht frei von Furcht und gern erbötig, mir zu leuchten, während ich die Leiter hinaufklimmte. Wir erreichten das obere Ende der Leiter und waren beide entschlossen, unsere Neugierde nicht wieder um einen so hohen Preis zu befriedigen; aber der Bergmann suchte uns wieder auf; wir zündeten also noch einmal unsere Leuchten an und machten uns von neuem auf den Weg, mit dem festen Entschlusse, nun nicht eher anzuhalten, als bis wir todt oder lebend auf dem Grunde dieses Tartarus angelangt wären. Diesmal trat uns kein anderes Hinderniß entgegen, als die Schwierigkeit des Weges. Bald mußten wir von einer Leiter auf eine andere übertreten, bald auf schwankenden Brettern über dreißig bis vierzig Fuß tiefe Gruben hinwegschreiten. Einmal sogar mußten wir über einen Brunnen, ohne eine andere Beihülfe, als die Behendigkeit unserer Füße, hinwegsetzen. Dazu kam bei unserer Unerfahrenheit noch die Furcht vor einem plötzlichen Erdsturze. Und in der That sind die Stützen, auf welchen die Aushöhlungen ruhen, nicht von der Beschaffenheit, daß sie großes Zutrauen einflößen konnten.

Es war uns unbegreiflich, wie ein Lohn von 28 Francs monatlich Menschen bewegen konnte, sich dreißig Jahre lang tief unter der Erde zu begraben. Man glaube aber gar nicht, daß sie das Schreckliche ihrer Lage fühlen: der Sohn folgt dem Vater in seinem Gewerbe ohne das mindeste Widerstreben. Ihre unterirdische Welt birgt alle Elemente des Lebens: Hoffnung, Freude, Schmerz. Wenn sie sich auch eine Woche lang dem Anblicke der Natur entziehen, so denken sie darum nicht minder an den Duft der Alpenblumen, an das Rauschen ihrer geliebten Quellen. Kommt dann aber der Sonntag, so haben sie vollkommene Freiheit, sich im Waldesdunkel zu ergehen. Ist auch ihr Geist ungebildet, so haben sie doch eine desto regere Phantasie, und der Aufenthalt unter der Erde giebt dieser die reichste Nahrung. Wie der Mond, wenn man Ariost glauben darf, sich von dem nährt, was er von der Erde aufsaugt, so zieht auch der Ocean der Intellektual-Welt Alles ein, was sich aus der Welt der Wirklichkeit verflüchtigt. Einige Monate später erhielt ich einen sehr überzeugenden Beweis davon.

Ich begegnete nicht weit von Rudolstadt einem Greise, der dies Gewerbe seit seiner Kindheit übte. Er saß auf einem Granitblocke, und seine ganze Seelenthätigkeit schien in seinem Blick konzentrirt. Ich sah mich nach dem um, was ihn so sehr fesselte. Es war ein kleines einsames Thal, welches man in der Ferne am Horizont bemerkte und welches die letzten Strahlen der Sonne mit einem rosenfarbenen Lichte anhauchten. „Wackerer Mann", sagte ich zu dem Greise, „Ihr denkt wohl an das Leben, was Ihr an einem solchen Orte geführt haben würdet?" — „O, gewiß!" antwortete er; „was für ein Leben!" Es war der Mühe werth, zu hören, mit welchem Tone der Begeisterung er diese Worte sprach.

Bekanntlich spielen die Bergleute in den Deutschen Sagen eine wichtige Rolle. Diese Menschen, welche nur in Zwischenpausen und wie die Bewohner einer anderen Welt auf der Erde erscheinen, machen einen starken Eindruck auf das Gemüth des Volks. Dieses legt ihnen theilweise die Attribute der Gnomen zu. Und in der That gewährt eine Grube, erhellt vom Scheine der Fackeln, einen phantastischen Anblick! Rembrandt hat gewiß nie fremdartigere Licht-

*) Aus A. Michiels Études sur l'Allemagne. — Herr M. hat, wie billig, seine Studien Deutschlands schon im Elsaß begonnen, denn wie sehr auch dort die Französische Centralisations- und Denationalisirungs-Politik die angeborne Deutsche Gemüthsart zu unterdrücken bestrebt ist, giebt sie sich doch noch bei tausend Gelegenheiten und unter unzähligen Formen kund. Hier in Framont sind es die arbeitsamen Bergbewohner der Vogesen, die unseren Verf. zuerst mit Deutschem Ernst und Deutschem Fleiß bekannt machen.

färbungen ersonnen, als die, welche dann auf die Gesichter der Bergleute fallen.

Wir waren müde und kehrten auf einem anderen Wege zurück. Diesmal liefen wir Gefahr, in einen bis zum Rande vollen Brunnen zu fallen. Unser Schutzengel rettete uns jedoch. Nichts gleicht unserer Freude, als wir wieder das Tageslicht schauten: dichte Schneeflocken wirbelten in den Lüften, die Gußbäche brausten in der Ferne, und dennoch wären wir beinahe auf die Kniee gesunken, um das Tageslicht anzubeten.

Ist das Erz aus dem Schacht gezogen, so muß es noch von den fremdartigen Bestandtheilen gereinigt werden. Dies ist das Geschäft der Frauen und Kinder. Sodann wird es gewaschen und geschmolzen, und der rohe Stoff kann zu jedem beliebigen Gebrauche verwendet werden. Die Gewalt des Wassers, welches sich in engen Kanälen ergießt, um die Maschinen zu treiben, so wie das sausende Kreisen der Räder, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Im Innern zerstampfen ungeheure Hämmer, welche sich selbst zu bewegen scheinen, das Eisen. Dabei prasselt die Flamme, angefacht von riesenhaften Blasebälgen, in den ungeheuren Oefen, und Scheeren von eigenthümlicher Form zerschneiden die Platten von der Dicke eines halben Zolls. Ein Arbeiter zieht aus dem Feuer ein Stück glühenden Eisens, wirft es in eine längliche Oeffnung, und alsobald regnet es eine Menge von Nägeln. Dies geht so rasch, daß man in einer Minute 2—300 fabriziren kann. Die erstaunlichste Erfindung ist indeß die Plattmühle; sie besteht aus zwei großen Walzen, die sich um sich selbst drehen, und die von mehreren Rädern, welche alle in einander eingreifen und mit einem großen äußeren Rade in Verbindung stehen, in Bewegung gesetzt werden. In der Nähe ist ein Schmelzofen, in welchem das Eisen glüht, das die Walzen zermalmen sollen. Wenn das Eisen aus dem Ofen kömmt, so hat es einen solchen Grad der Hitze, daß man es nicht anschauen kann, und daß die Menschen, welche es transportiren, sich das Gesicht verbrennen. Das glühende Eisen wird zu den Walzen hingerollt, welche es erfassen und mit so furchtbarer Kraft pressen, daß es auf der anderen Seite um die Hälfte dünner und breiter erscheint. Man muß über diese wunderbare Wirkung erstaunen.

Als wir den Ort verließen, dessen Namen, wenn ich nicht irre, durch Zusammenziehung aus ferreus mons entstanden ist, schlugen wir die Richtung nach dem Donon ein. So heißt die höchste Spitze der Vogesen im Departement des Nieder-Rheins. Dieselbe gewährt schon eine Aussicht auf dreißig Meilen im Umkreise, und die Rhein-Ebene liegt offen bis zum Schwarzwalde da. Der Rhein theilt sie in zwei gleiche Hälften; er ist wie ein Krokodill anzuschauen, das in der Sonne ruht. Nördlich und südlich sieht man eine Schaar von Hügeln, die um ihr Haupt gelagert sind, welches die Füße des Beschauers betreten. Jeder Höhepunkt ist mit Wäldern und Felsen bekränzt und unterscheidet sich durch Farbe, Gestalt und Größe von anderen. Tief unten liegt das schöne Deutschland, das Vaterland der Dichter und Philosophen, welches die klarsten und die nebelhaftesten Geister erzeugt hat. Mit welchen Empfindungen sah ich in der Ferne die blauen Berggipfel auftauchen! A. Michiels.

A r m e n i e n.

Ein Blick auf Armenien unter Russischer Herrschaft.

(Schluß.)

Die Häuser oder, besser gesagt, die Hütten in Nachitschewan sind aus Mangel an Holz aus Lehm oder ungebrannten Ziegeln gebaut, zwischen denselben aber blickt hier und da das Grün der Gärten durch. An Einwohnern, Armenier und Tataren, zählt die Stadt gegenwärtig beinahe 5000 Seelen, welche sich hauptsächlich mit Ackerbau und Kleinhandel beschäftigen. Zur Verzollung der aus Persien eingehenden Waaren ist hier ein Zoll-Amt etablirt, indem sich hier die von Tauris nach dem Kaukasus führende Straße auf Eriwan und auf Schuscha theilt. Die Nähe und die schnelle Verbindung mit einer der bedeutendsten Städte Persiens, der Bau einer neuen Straße von Tiflis nach Eriwan, welche mit Kutschen befahren werden kann, das Projekt, die Straße nach Schuscha zu bessern, und die nach allen Richtungen angelegten Post-Stationen, berechtigen wohl völlig zu dem Glauben, daß Nachitschewan ein wichtiger Punkt für den Absatz unserer Waaren sowohl als für den Eingang der Produkte des Orients seyn könnte. Doch unter den hiesigen Einwohnern giebt es weder Kapitalisten, noch unterrichtete Leute, welche im Stande wären, den Handel in Aufschwung zu bringen. Indessen begünstigt das bestehende Verbot, in dieses Land über die Kontinental-Gränze mit Persien und der Türkei Europäische Waaren einzuführen, nicht nur hier den Absatz der vaterländischen Manufaktur-Waaren, sondern kann auch in dieser Beziehung die Rivalität mit dem Europäischen Handel bewirken, welcher jetzt, die Gränzlinien überschwemmend, bei aller Aufmerksamkeit der Zoll-Behörden doch auf allen Seiten in unsere Gränzen einbricht. Ohne in eine genaue Untersuchung über den Gang des Handels in den Transkaukasischen Landestheilen einzugehen, kann man jedoch anführen, daß schon durch den Absatz seiner gemeinsten Erzeugnisse bedeutende Kapitalien in das Innere des Reiches gelangen, welche Persien für groben undauerhaften Bjos, den die Einwohner der Transkaukasischen Länder anstatt Leinwand gebrauchen, so wie für andere dergleichen Gegenstände bezahlt. Man kann auch wohl in den Laden der hiesigen Karavan-Serais einige Stücke Nanking oder Zitze Russischer Fabrik finden, welche die Speculation Tifliser Armenier hierher gegeben hat; doch werden aus kleinlicher Oekonomie hierzu gewöhnlich nur die allerwenigst empfehlenswerthen Stoffe ausgewählt.

Die Geschichte aller Zeiten führt unzählige Beispiele von dem Unternehmungsgeiste und den Erfolgen eines ausgebreiteten und wohlgeordneten Handels-Systems an. Schon im hohen Alterthume befuhren die Menschen unbekannte Meere und etablirten Faktoreien in fernen Welttheilen, indem sie die Vortheile des Handels mit dem Interesse ganzer Nationen verknüpften. Bei uns wäre es daher der Mühe werth, daß man sich mit dem Transkaukasischen Gebiete bei seinem unerschöpflichen Reichthum an Natur-Erzeugnissen, bei dem gänzlichen Mangel an Fabriken daselbst und in Bezug auf die Nachbar-Staaten näher bekannt machte, ja dasselbe, so zu sagen, mit besonderem Bezug auf den Handel studirte. Versuche dieser Art sind jedoch, ungeachtet aller Aufmunterung und unbegränzter Bereitwilligkeit der Regierung zur Beschützung des Handels, bisher leider ziemlich selten gewesen. Am Araxes und in den Karabagschen Bergen begegneten mir Hausirer aus Wladimir mit „Salomon's Weisheit"*) in ihren Korben, mit Orakeln und einer Kochkunst, welche Niemand dort versteht; Ungarn mit Spiritus und Riechpulvern, deren Geruch zu nichts hilft; nirgends aber habe ich auch nur einen Russischen Kaufmann mit nützlichen Produkten oder auch nur Projekten angetroffen.

Doch ich kehre zur Schilderung Nachitschewan's selbst zurück. Das Wasser beziehen die Einwohner der Stadt aus dem Flüßchen Nachitschewan-tschaï**) und zwei Quellen, welche unweit des schon erwähnten Grabes Noah's entspringen. Im Sommer ist die Hitze in dieserr Gegend des Landes sehr arg, und da die Stadt, der Saaten wegen, mit überschwemmten Feldern umgeben ist, so mögen durch die faulen Ausdünstungen des Wassers bei der engen und schlechten Bauart der Wohnungen wahrscheinlich um so leichter Fieber bei den Einwohnern erzeugt werden. Doch soll, den Versicherungen der Leute nach, das Klima von Nachitschewan noch besser seyn, als das von Eriwan. Es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß zum Heil des Landes, in moralischer und physischer Beziehung, noch eine Hauptsache nothwendig ist — die Aufklärung. Die mit Unwissenheit geschlagenen Köpfe sind hier alle unbeweglich stehen geblieben, und die Leute, welche sich mit der Befriedigung des Nothwendigsten benügen ließen, haben nicht an Verbesserung ihres eigenen Zustandes gedacht. Nach ihrer Philosophie besteht die ganze Aufgabe des Menschen, wie es scheint, nur darin, daß der Magen nie an Leere leide; alle übrige Bedingungen, sogar für Erhaltung der Gesundheit, halten sie augenscheinlich für überflüssig. Jetzt jedoch, seitdem die Provinz Armenien mit Rußland vereinigt ist, fängt die Epoche der Aufklärung unter den hiesigen Einwohnern doch einigermaßen an, und schon haben die in Nachitschewan und Eriwan unlängst errichteten Volksschulen, trotz der Neuheit, viele Früchte getragen. Die Einwohner, besonders die Armenier, widmen ihre Kinder gern den Wissenschaften, und die Lehrer finden bei denselben auch viel glückliche Anlagen, so daß ich mit wahrem Vergnügen die Hefte und Zeichnungen der jungen Zöglinge des Transkaukasischen Rußlands beschaut habe. Fürs erste aber ist es schon genug, daß sie die in der Nation herrschende Sprache kennen lernen und sich an Reinlichkeit und Höflichkeit gewöhnen.

Am 14. November reiste ich von Nachitschewan nach dem 60 Werst entfernten kleinen Städtchen Ordubat, welches unterhalb Nachitschewan am Araxes liegt. In dieser Jahreszeit war es schon nicht mehr möglich, aus der Provinz Armenien über Migri nach der Provinz Karabagh zu gelangen; ich mußte daher von Ordubat nach Nachitschewan zurückkehren, um von da die Straße über den Bergrücken Salwart und das Städtchen Kara-Baba einzuschlagen. Der verehrte K—a hatte die Güte, aus Rücksicht für meine zerrüttete Gesundheit, mir seinen Wagen anzubieten, indem er mir versicherte, daß der Weg nach Ordubat gut genug sey. Obgleich diese Gegend bisher von Equipagen noch nicht befahren worden war und Erfahrungen nöthig waren, um die Ueberzeugung von der Möglichkeit der Fahrt zu gewinnen, so nahm ich das Anerbieten doch an und reiste am folgenden Tage ab, anfangs zu Pferde, aber später in dem gebrechlichen Wagen, der umzuwerfen drohte, gerade als ich eben, mich in demselben gegen die sogar im November hier noch empfindlichen Sonnenstrahlen verbergend, einem süßen Keiff***) mich zu überlassen begann.

Nahe bei Eriwan sind noch einige Ueberbleibsel einer steinernen Brücke erhalten, welche wahrscheinlich in der Blüthezeit des Landes über den Nachitschewan-tschaï erbaut worden ist, in welchem jetzt das Wasser kaum das steinige Flußbett bedeckt. Ganz unabhängig davon, daß man hier das Wasser verkauft, d. h. es in die Kanale zur Befruchtung der Felder ableitet, so haben alle Transkaukasische Flüsse mit diesem hier die allen gemeine Eigenthümlichkeit, daß sie im Herbst gewöhnlich austrocknen und versiegen, im Frühjahr aber und besonders im Sommer durch ihre reißende Kraft furchtbar werden. Das Gebrüll ihrer kochenden Wogen, welche mit dumpfem Geräusch lose Steine aus dem Grund reißen, veranlassen selbst den flinkesten Räuber, am Ufer gedankenvoll stehen zu bleiben. Dieserhalb hat man ehemals große Brücken über unbedeutende Bäche gebaut, um von den Uebergängen alle, wenn auch nur zeitweilige, aber deshalb die Communication nicht weniger erschwerende Hindernisse abzuwenden. Einige Werst vom Flüßchen Nachitschewan entfernt, konnte man nur noch mit Mühe auf den überschwemmten Reisfeldern fortkommen. Sonderbarer Widerspruch in der Bearbeitung des Bodens! Bei uns trocknen die Ackerbauer die Sümpfe aus, hier im Gegentheil wenden sie Mühe und Kunst daran, um den trockenen Boden zum Sumpf zu machen. Weiter hin wird die Straße durch Hügelland, — die Ausläufe der an den Araxes sich lehnenden Berge, — in das

*) Bekannte Wahrsager-Büchlein. Suzdalischer Ausgabe.
**) In der Landessprache heißt tschaï — Fluß.
***) Keiff heißt bei den Orientalen das dolce far niente, nur wird diese Erholung liegend und rauchend genossen.

Defilee von Alindscha hinunter gewiesen, welches der Alindscha-tschaï durchscheidet und welches man in dem Gebiet der Berge eine Meerenge nennen könnte, indem es, durch steile Felshänge gebildet, einem großartigen Korridor gleicht und bekannt ist wegen der bisweilen hier vorfallenden Exzesse. Während meiner Durchreise durch dasselbe sah ich auch an mehreren Punkten auf kaum erreichbarer Höhe bewaffnete Leute sitzen, und zwar waren dies wachthabende Kingerlinge, welche zur Sicherung der Handels-Karavanen hier aufgestellt wurden. Am Ende des Engpasses von Alindscha werden dessen Felsen durch den schnell strömenden Arares durchbrochen, und hier, wo dieser Fluß den Alindscha aufnimmt, sieht man im engen Thale die Ruinen von Dschulff (Dschugi), einer alten Armenischen Kolonie, welche zu ihrer Zeit wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung, ihres Reichthums, ihres Handels und endlich wegen ihres Falles unter der zerstörenden Hand von Schach-Abbas I. bemerkenswerth war.

Ich berührte daher auch Dschulff auf meiner Reise, wo noch drei Denkmäler mit der Zeit kämpfen: 1) Die Ueberbleibsel einer großartigen Brücke über den Arares, welche Virgil einst besungen hat; 2) ein Thurm in Giulistan, der ehemaligen Vorstadt von Dschulff, und 3) ein sehr großer Gottesacker mit einer zahllosen Menge von Denkmälern, bestehend in hohen steinernen Säulen, welche von weitem wie ein ganzes Heer aussehen. Fast alle diese Denkmäler sind mit Armenischen Inschriften und verschiedenen Figuren von grober Bildhauer-Arbeit geziert. Das arme Dörfchen besteht aber jetzt nur aus 30 Sakten (Hütten), welche den einst bekannten Namen Dschulff geerbt haben. Die Haupt-Bewohner der Ruinen von Dschulff und der Gräber sind jedoch Skorpione, welche im Sommer so zahlreich und so gefährlich sind, daß die Dorf-Einwohner ihre Hütten verlassen und am offenen Ufer des Arares ein Bivouak aufschlagen, wo sie die Nächte auf Dielen, mitten im Wasser zubringen. Bei alledem aber sind die Fälle tödtlicher Bisse doch nicht selten. Von der wilden und traurigen Lage Dschulff's kann man sich aber schwer einen Begriff machen. Ueberall sieht man hier nur kahle Felsen, ganze Berge mit Steingerölle bedeckt und nicht eine Idee von Vegetation. Selbst Vögel und wilde Thiere scheinen sich von dieser Gegend fern zu halten; wenigstens habe ich außer Menschen und Hausthieren in der ganzen hiesigen Gegend nicht ein lebendes Wesen gesehen. Was hatten aber die reichen Armenier in diesem traurigen Thale zu suchen? Die Sicherheit vor Dieben, welche ihnen die seltene Unzugänglichkeit des Defilees verschaffte. Uebrigens hatten viele von ihnen Gärten und Sommerwohnungen in dem benachbarten Thale Giulistan (d. h. Blüthenplatz).

Vier Werst von hier befindet sich der Dschulffsche Uebergang über den Arares, auf der Haupt-Landstraße von Persien nach dem Transkaukasischen Rußland. Hier müssen alle über die Gränze Tretenden Quarantaine halten, zu welchem Zweck hart am Ufer nur einige zeitweilige Semljanken (Erdhütten) erbaut worden sind, von denen eine der Commissair, eine andere das demselben beigegebene Kommando innehatte, die übrigen aber von den zur Empfangnahme der Passagiere bestimmten Beamten besetzt waren.

Ich kam des Abends in der Dämmerung in der Quarantaine an und nahm in der Hütte des Commissairs mein Quartier. Von der Reise ermüdet und, ich gestehe es, angelockt durch den Anblick der von meinem gütigen Wirth mir offerirten Matratze, legte ich mich zeitig schlafen, war aber um 3 Uhr nach Mitternacht in der Dschulffschen Semljanke auch schon wieder auf. Ein kleines Feuer im Kamine und an demselben der Theekessel, in welchem ein gewisses harmonisches Singen des kochenden Wassers hörbar wurde, erinnerten mich an die Heimat und stimmten mich ganz traurig, so daß ich am Ufer des Arares spazieren ging, der mit bescheidenem Murmeln seiner Gewässer, im geheimnißvollen Dunkel der Nacht, einen hellen Streifen auf der Erd-Oberfläche zeichnete. Die tiefe Stille, der sternhelle Himmel und die fernen Schatten der sich jenseit des Flusses erhebenden kolossalen Gebirgsmassen, dies Alles war bezaubernd. Beweglich blieb ich an der am Ufer liegenden Fähre stehen, welche bereit war, mich durch die historischen Wogen nach Persien zu führen. Tauris selbst war nur noch 150 Werst von diesem Uebergange entfernt. Das Wasser des Arares ist zwar trübe, hat jedoch keinen unangenehmen Geschmack und ist der Gesundheit nicht zu nachtheilig. Welches Heil würde nicht ein trockener Weg, eine Brücke über den Arares, der ganzen Gegend bringen! Mit Mühe und nur im Frühjahr werden auf denselben Flöße von Fichtenstämmen aus dem Paschalik Kars nach Abbas-Abad geführt. Von der Mündung des Arares, stromaufwärts, d. h. von seinem Einfall in das Kaspische Meer, fahren unbedeutende Kirshimen (Kähne) 200 Werst den Fluß hinauf, bis zu dem Städtchen Dshewat, wo der Arares mit dem Kur sich vereinigt und der letztere seinen Namen verliert.

Mit Sonnen-Aufgang verließ ich die Quarantaine. Der Weg geht, stets nahe am Arares, zwischen Bergen hin, und ist sehr steinig, konnte aber mit geringer Anstrengung gut gebaut werden, so daß ich im Wagen keine Luftreise hätte machen dürfen. Nirgends habe ich jedoch so sonderbare Spiele der Natur gesehen als hier, indem die Berge und Felsen stets als Zimmer, Schlösser, Thüren oder Pyramiden erschienen. Auf der Hälfte des Weges liegt das Dörfchen Aifi, durch die dasselbe umgebenden Wasserleitungen merkwürdig, welche die Höhen der Berge umgürten, in Sprüngen von Fels zu Fels, durch die Thäler und an vielen Stellen sogar durch die Felsen geleitet sind, in welchem letzteren Falle diese unterirdischen Kanäle sehr einfach durch verbundene Brunnen bewirkt werden.

Ordubad liegt auf einem von den nordwestlichen Felsen gegen den Arares zu sich neigenden Abhange und ist auf allen Seiten von Bergen umgeben. Die Enge der Equipagen ganz fremder Straßen nöthigte mich, meinen Wagen vor der Stadt zu lassen und mich zu Pferde in das Labyrinth der Gassen und Quer-Gassen derselben zu begeben. Die Bewohner des Orients besitzen die unnachahmliche Kunst, ihre Straßen so verwickelt anzulegen, daß man ohne Führer in denselben weder Anfang noch Ende finden kann, und wissen sie so eng zu bauen, daß kaum ein rechtgläubiger Muselmann auf einem friedlichen Esel wohlbehalten seinem Geschäft nachreiten kann, wenn er nämlich dabei noch das Glück hat, keinem anderen zu begegnen. Außerdem aber sind auch ganze Heerden von Hunden, welche, in Ermangelung anderer Plätze, ihr Lager auf den flachen Dächern haben, stets bereit, auf den Vorübergehenden los zu fahren und ihn, nicht, wie es sich in gebildeten Städten geziemt, bei den Füßen, sondern beim Kopfe zu packen, besonders wenn der Kopf nicht mit einem Turban oder einer Lammfell-Mütze, sondern mit dem Baschlük des Giaur, d. h. mit einer Feld-Mütze bedeckt ist.

Die Häuser sind hier nach der allgemeinen Regel der muselmännischen Bescheidenheit mit Lehm-Mauern eingefaßt, hinter welchen zuweilen die Neugierde unter dem Schleier verstohlen nur durch ein kleines Pförtchen in die dunkelen todten Gassen hinausblinzelt. Kleine Plätzchen vor den Moscheen und ein Karavan-Serai sind das unvermeidliche Zubehör jeder Asiatischen Stadt. In Ordubad *) wie in Eriwan und Nachitschewan sind diese die Punkte der geselligen Zusammenkünfte, wo die muselmännische Trägheit und die Armenische Thätigkeit ihre gewöhnlichen Erholungen suchen. Die Frauen verlassen selten die Häuser, und wenn sie dann Männern begegnen, so wenden sie, den Schleier nach orientalischer Etikette zuziehend, das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Im Allgemeinen aber sind, bei der entfernten Lage Ordubad's, welches so zu sagen in einem ganz abgelegenen Winkel der Erde liegt, die Einwohner, im Vergleich mit denen anderer Gegenden des Landes, wild und roh.

Wo soll man aber Worte finden, die Reize der Natur dieser Gegend zu beschreiben? Ordubad ist in dieser Hinsicht völlig eine mit Blüthen und Früchten bedeckte Orangerie zu nennen, die durch die reiche Mannigfaltigkeit der Vegetation die Sinne ganz verwirrt. Hier ist, im vollen Sinne des Wortes, das Paradies dieses Landes. Jedes Gehöft eines Einwohners von Ordubad ist ein abgesonderter Garten, und aus jedem derselben fließen spielende Bäche, die an vielen Orten über Steinchen durch die Straßen rieseln. Zum Ueberfluß wissen sie in dieser Stadt aber auch gar nichts von Krankheiten. Wie herrlich ist die Nacht in Ordubad! Wenn beim Mondenschein der Lehm der ungestalteten, erbärmlichen Gebäude sich erst in den Schleier der Schatten verhüllt hat, so glaubt man nur einen einzigen großen Garten zu sehen und hört in der feierlichen Stille nur noch das liebliche Murmeln von tausend kleinen Quellen, indem man aromatische Lüfte einathmet. Doch mit dem anbrechenden Tage schwindet auch der Zauber! Die Menschen verschönern nicht, sondern verderben hier den Eindruck der Natur, so daß man Ordubad wohl mit einer von Brillanten strahlenden, mit Schminke bedeckten schönen Frau vergleichen kann.

Während meines Aufenthalts in Eriwan hörte ich, daß in Ordubad eine so ungewöhnlich große Platane existire, daß im hohlen Innern des Baumes zehn Stühle im Kreise herum stehen könnten. Ich suchte den Baum auf und fand ihn neben einer alten Moschee. Man versicherte mir, daß er über ein Jahrhundert alt sey. Für ein so hohes Alter war er noch ziemlich laubreich, doch hat Fäulniß schon eine so große Höhle in seinem Stamme ausgearbeitet, daß in dem dadurch entstandenen runden Pavillon mehr als zehn Menschen bequem sitzen können. Die zweite Hauptmerkwürdigkeit des Ortes ist aber religiöser, und zwar ist dies eine Inschrift von unbekannter Hand, auf einem unweit der Platane gelegenen Felsen mit Arabischen Buchstaben geschrieben: „Ali, der Mensch Gottes." Zum Schutze für diese geheimnißvolle Inschrift, welche ich übrigens, trotz aller Anstrengung meiner Augen, nicht bemerken konnte, ist eine besondere Halle an den Felsen angebaut. Die Einwohner des Landes, als Muhammedaner von Ali's Sekte, so wie auch die zu dieser Sekte gehörigen Ausländer, halten diesen Ort jedoch für heilig und haben für denselben eine große Verehrung.

Das Chanat von Eriwan, aus welchem die jetzige Provinz Armenien gebildet worden ist, war eine der reichsten Provinzen Persiens. Mit den Einkünften aus derselben legten die Sardare Befestigungen an, hielten ein eigenes Heer, bezahlten dem Schach eine bedeutende Abgabe als Pacht und konnten trotz aller Ausgaben für ihren Hof und die großen Harems doch noch ihre unbegränzte Habgier befriedigen. Auch heute sind die Einkünfte der Krone aus dieser Provinz noch bedeutend und vermehren sich mit jedem Jahre. Zu den vielen Quellen des Reichthums gehören hier aber ganz besonders die Kulp'schen und Nachitschewan'schen Salz-Bergwerke, welche Grusien, Imeretien, Achalzik, Karabagh, mit einem Worte den größten Theil des Transkaukasischen Rußlands mit ihrem vortrefflichen Salze versehen. Besonders sind die Salz-Bergwerke von Kulp sehr bedeutend, dieselben liegen bei dem Dorfe Kulp im Surmalschen Kreise 30 Werst von Sardar Abad, auf dem rechten Ufer des Arares, und werden von der Krone verwaltet während die bei Nachitschewan befindlichen dagegen verpachtet sind. Das Salz in diesen Bergwerken wird, wie in dem von Iletz, im Gouvernement Orenburg, in großen Klumpen gebrochen, die der bläulichen Farbe wegen den Eisklumpen gleichen. In ganz Transkaukasien ist der Salz-Handel in den Händen von Privatleuten, welche das Salz am Förderungs-Orte selbst zu stehendem Preise kaufen und es dann in die Städte und Dörfer verfahren, wo sie es, nach Umständen und Gutdünken mit Vortheil verkaufen. An vielen Orten, wo das Salz, der Entfernung oder der beschwerlichen Wege wegen, nicht leicht hingelangt, bezahlen die Einwohner dasselbe im Allgemeinen theuer

---

*) In Ordubad zählt man 2613 Tataren und Armenier beiderlei Geschlechts mit dem Umkreise aber 7468 Seelen.

so daß es bisweilen ohne Zweifel nur aus Noth, auch als Gegenstand des Schmuggelhandels aus der Türkei herüber kommt, was nicht sowohl als Defraudation in finanzieller Beziehung nachtheilig, sondern in Betracht der Quarantaine-Verletzung besonders wichtig ist. Dies führt aber folgerecht zu der Frage: ob es hier nicht in vieler Beziehung von Nutzen seyn dürfte, den Verkauf des Salzes nach allgemeinen Gesetzen aus Kaiserlichen Magazinen in Städten anzuordnen oder wenigstens einige Central-Magazine für den Salz-Verkauf im Großen zu etabliren. Die besondere Aufmerksamkeit jedoch, welche die Regierung gegenwärtig auf das Transkaukasische Land verwendet, berechtigt zu den frohesten Hoffnungen, dasselbe einst auf der Stufe von Glück und Wohlstand zu sehen, welche ihm von der Vorsehung selbst im voraus bestimmt ward, indem dieselbe hier überall die reichsten Gaben der Natur aussäete und sein Schicksal an das des mächtigen Rußland knüpfte.

N. Neffedieff. (C. H.)

Nord-Amerika.

Eine Schiffs-Assekuranz.

Ich war den letzten Sommer in Baltimore, als ein dringendes Geschäft mich nach Sankt-Thomas rief. Ich suchte sogleich ein Schiff, welches die Bestimmung dahin hatte. Es war nur ein kleiner Schooner da, dessen Einrichtung sehr unbequem war und dessen Capitain in dem Rufe eines groben, ungeselligen Menschen stand. Gleichwohl behielt ich daselbst meinen Platz, ließ mein Gepäck an Bord bringen und bat den Capitain, mich davon benachrichtigen zu lassen, sobald er sich anschicke, die Anker zu lichten.

Ein junger Mann von 25 Jahren ist nie mit der Anwendung seiner Zeit verlegen. Ich brachte zwei Tage in jener geistigen Aufregung zu, die gewöhnlich einer Seereise vorhergeht. Die zweite Nacht hatte ich mich gelegt, da ich mich überzeugt, daß der Wind noch immer ungünstig war; ein Schlag an meine Thür schreckte mich auf. „Der Schooner ist unter Segel, Herr", rief es; „man lichtet den Anker. Der Capitain Burder läßt Ihnen sagen, Sie möchten, ohne eine Minute zu verlieren, an Bord kommen."

Ich war sofort auf den Beinen und kleidete mich rasch an. Ein Kahn erwartete mich, und nach einigen Minuten hatte ich den Schooner erreicht. Der Capitain war so sehr mit den Befehlen zur Abreise beschäftigt, daß er meine Ankunft kaum zu bemerken schien. Ich unterbrach ihn jedoch und machte einige Bemerkungen über die Plötzlichkeit unserer Abfahrt.

„Das kümmert nur mich, mein Herr", antwortete er barsch. „Ich glaube, Ihr Platz ist unten."

Gleichwohl kehrte ich nicht in meine Kajüte zurück, sondern blieb auf dem Verdeck, bis wir das hohe Meer erreicht hatten, was uns nur mit Mühe gelang, da der Wind uns entgegen war.

Ich suchte mir vergebens zu erklären, warum wir mit einem Mal unter so ungünstigen Umständen absegelten. Nach der Probe, die ich von den Manieren des Capitains bekommen, verschmähte ich es, ihn darüber zu fragen. Ich ging zur Ruhe und verließ mein Gemach nicht eher, als bis man mich zum Frühstück holen ließ.

Als ich in den Saal trat, war ich eben so überrascht als erfreut, eine junge Dame und einen Herrn von reiferem Alter, der ihr Vater zu seyn schien, daselbst zu finden. Man hatte mir nicht gesagt, daß noch andere Passagiere am Bord seyen. Ich wurde ihnen als Reisegefährte vorgestellt, und ich bemerkte bald, daß ihre Anwesenheit mir eine Entschädigung für den barschen Charakter des Capitains bieten würde. Herr Monti war ein Mann von angenehmem Umgang und solider Bildung. Seine Tochter, Miß Harriet Monti, hatte jene Schönheit, die den Kreolen eigenthümlich ist. Sie liebte ihren Vater leidenschaftlich. Auf die rohe, gefühllose Seele des Capitains Burder konnte ihr reizendes Wesen keinen Eindruck machen; dieser Mann beobachtete stets eine kalte Zurückhaltung gegen uns und nahm selten Theil an unseren Unterhaltungen. Er war ein Mensch von abstoßendem Aeußeren. Sein Gesicht, dem die Sonne der Tropen die Farbe des Kupfers verliehen, seine schwarzen krausen Haare, seine kleinen durchbohrenden Augen machten ihn zu einem häßlichen Anblick. Sein Benehmen und seine Handlungen entsprachen diesem Aeußeren und verriethen ein boshaftes, grausames Innere.

Sonderbar war es, daß er mit seiner Mannschaft in einem vertrauten Verhältniß stand, das zwischen den Schiffs-Kommandanten und den unter ihren Befehlen stehenden Seeleuten ganz ungewöhnlich ist; dagegen war ein Neger, der den Kajütendienst zu besorgen hatte, tagtäglich ein Opfer seiner Rohheit. Herr Burder schien ein barbarisches Vergnügen an den Leiden dieses Unglücklichen zu empfinden. Salomon, so hieß der Neger, erfüllte oft das Schiff mit seinem Jammergeschrei, während sein Herr, sich an seiner eigenen Grausamkeit weidend, die Flüche und Schläge verdoppelte. Mehrere Male rissen wir ihm den Neger blutend aus den Händen; der arme Salomon gewöhnte sich so, seine Beschützer in uns zu sehen. Er bewies uns durch tausend Aufmerksamkeiten seine Dankbarkeit und erklärte dem Schiffskoch, seinem gewöhnlichen Vertrauten, daß „Miß Harriet seyn ein Engel und er wollen ihr dienen auf den Knieen."

Unser Schooner hatte etwas Seltsames und Geheimnißvolles an sich. Seine Ladung schien sehr bedeutend. Oft machten die Matrosen Scherze darüber, deren Sinn ich nicht begriff. Fast allnächtlich hielt der Capitain lange Konferenzen mit seinem Lieutenant; ein- oder zweimal sah ich, trotz ihrer Vorsichtsmaßregeln, wie sie Seekarten studirten, welche dem Theil des Oceans, auf welchem wir fuhren, durchaus fremd waren. Dieses Benehmen erregte meinen Verdacht, und ohne zu wissen, warum, konnte ich mich einer unbestimmten Furcht nicht erwehren.

Wir befanden uns am Bord sehr schlecht. Unser Tisch war nie sehr reichlich bedient. Das ging so weit, daß wir dem Capitain klagten; er wies uns mit seiner gewöhnlichen Grobheit ab. Wir beschlossen, die Vorräthe, die Jeder von uns mitgebracht, zusammenzuthun und uns unseren Tisch selbst zu besorgen. Julie, die Kammerfrau der Miß Harriet, übernahm es, unser Mahl zu bereiten. Als Herr Burder dies hörte, gerieth er in Wuth und stieß Drohungen aus, die wir nicht verstehen konnten. Von diesem Augenblick an brach er jede Verbindung mit uns ab; unser kleiner Kreis, von seiner Gegenwart befreit, ward nur um so traulicher.

Wir hatten in der ersten Woche unserer Reise köstliches Wetter. Unsere Abende brachten wir meist auf dem Verdeck zu, wo wir unter einem ausgespannten Segeltuch saßen. Eines Abends, als wir so bei schönem Mondschein zusammen saßen, sagte Miß Monti: „Wenn das Meer immer so ruhig und der Himmel immer so heiter wäre, so, glaube ich, würde ich nirgends so gern als auf dem Meere leben. Nicht wahr, lieber Vater, die furchtsamste Frau würde ihre Angst verlieren, wenn sie das Schauspiel sähe, das wir vor Augen haben?" — „Was mich betrifft, Harriet", antwortete Herr Monti, „mir würde das Leben eines Seemanns nicht behagen. Ich liebe Mannigfaltigkeit und Abwechselung im Leben, und was giebt es Einförmigeres, als das Leben auf einem Schiff?" — Aber ist denn die Abwechselung so nothwendig zum Glück? Lachen Sie mich nicht aus: wenn ich Besitzerin eines großen Schiffs wäre und die Gewißheit eines stets heiteren Himmels und ruhigen Meers hätte, so würde ich unsere besten Freunde darauf versammeln und mich vom Lande so weit als möglich entfernen. Wir würden die Anwendung unserer Zeit nach unserem Gutdünken ordnen. Da wäre kein unfreundlicher Capitain, der unsere Freude störte, keine Scene des Leidens, die unsere Augen trübte, kein Schrei des Schmerzes, der unseren Ohren wehe thäte. Wir würden Einer des Anderen Gesellschaft genießen, ohne je zu fürchten, daß wir von einander getrennt würden, außer durch den Tod. Dieser schöne Traum kann nur auf dem Meere sich verwirklichen." — „Allerdings, Harriet, wenn es einen Punkt des Oceans gäbe, der vor den Stürmen gesichert ist; getrennt! auseinandergerissen! das ist auf dem Lande nichts, aber die, welche das Schicksal auf dem Meere von einander trennt, finden sich nicht immer in dieser Welt wieder."

In diesem Augenblick sah ich Salomon, welcher, seinen Krauskopf über die Schiffslöcher erhebend, mir geheimnißvolle Zeichen machte, und den Finger auf seine dicken Lippen legte, um mir Vorsicht zu empfehlen. Ich näherte mich ihm: „Was giebt's, Salomon? Hast Du mir etwas Besonderes zu sagen?" — „Ja, ja, Massa Jones, es seyn etwas sehr Seltsames und Wichtiges. Aber ...." Und er warf die Augen um sich mit einem Ausdruck von Angst und Furcht, der schwer zu beschreiben ist. — „Fürchte nichts: der Capitain Burder schläft in seiner Kajüte, und die Wachen sind alle auf dem Hintertheil." — „Dann können ich sagen. Massa Jones und Massa Monti gut gewesen seyn gegen armen Farbigen. Neger jetzt Euch dienen. Ihr Alle in einer großen Gefahr seyn .... Capitain Burder seyn entschlossen, das Schiff zu Grunde zu richten." — „Was willst Du sagen, Salomon?" — „O Massa, ich Euch erklären. Die letzte Nacht ich Capitain Burder und den Lieutenant gehört haben. Ich hören Alles. Es ein großes Geheimniß seyn, es ein Teufelsplan seyn! sie den Schooner wollen auf den Grund bohren. Der Schooner assekurirt seyn für viel Geld und nichts drauf seyn. Die Ballen, die Kasten mit Asche und Sand gefüllt seyn. Die ganze Mannschaft mitverschworen seyn. Die Sandbank von Bahama ...."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Amerikanischer Rezensenten-Enthusiasmus.** In England macht man sich häufig über die Hyperbeln lustig, deren sich die Amerikanischen Kritiker zu bedienen pflegen, um ihre Künstler, namentlich Sängerinnen und Tänzerinnen, anzupreisen. Es dürfte indessen auch in anderen Ländern manches Seitenstück dazu nachzuweisen seyn. Von einer Sängerin sagte neulich der Opern-Aristarch von New-York: „Ihr Mund läßt so entzückende Töne vernehmen, als ob Nachtigallen in ihrer Kehle säßen und zärtlich mit einander thäten." Von einer Tänzerin sagte derselbe poetische Berichterstatter, „daß ein Blitzstrahl um den anderen der Bewegung ihrer Beine folge." Die Amerikanischen Leser mögen zwar eben so wenig, als wir, recht wissen, was sie aus diesen Bildern eigentlich machen sollen, aber andererseits wundern sie sich auch nicht darüber, sondern sie denken, eine so ausnehmende Sängerin, Tänzerin rc. müsse auch ganz ausnehmend rezensirt werden. Die Engländer dagegen loben ihren berühmten Kritiker Johnson, der in seiner Aufrichtigkeit oft sehr weit ging. Nachdem einmal eine Virtuosin ihn und eine ganze Gesellschaft durch ihr Spiel auf der Harfe eine halbe Stunde lang auf die Tortur gespannt hatte, näherte sie sich und erklärte ihm, daß das Stück, welches sie eben gespielt, ganz erstaunlich **schwer** sey. „Ich wünschte, Madame, es wäre **unmöglich** gewesen", antwortete ihr der lakonische Rezensent.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 21. Februar 1840.

Dänemark.

Die periodische Presse in Dänemark.

Von Xav. Marmier.

Die Staatsmänner des Nordens sind gegenwärtig mehr als je mit dem Zustande der Presse, mit den gesetzlichen Bestimmungen, denen sie unterliegt, und mit den hier einzuführenden Verbesserungen beschäftigt. In Dänemark hat die Thronbesteigung Christian's VIII. Wünsche und Hoffnungen, welche tief in verschlossener Brust ruhten, zur lauten Aeußerung ermuntert. In allen Adressen, welche dem Fürsten übergeben wurden, wird die Preßfreiheit berührt, in fast allen schimmert durch die Betheurungen unverbrüchlicher Ergebenheit die Sehnsucht nach einer Verfassungs-Aenderung hindurch.

In Schweden nimmt die Eröffnung des Reichstages die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz verschiedener Weise in Anspruch: hier ist die Presse frei, und es handelt sich nicht darum, ihr noch eine größere Freiheit einzuräumen, sondern vielmehr, sie zu beschränken.

In Norwegen schaut das Volk im sicheren Besitze seiner demokratischen Charte und im stolzen Gefühle seiner Unabhängigkeit ruhig den Erörterungen seiner Nachbarn und dem Kampfe der Ideen des Fortschritts und des Stillstandes zu, nicht anders wie ein Reisender, der, im Hafen angelangt, eine noch von den Winden und Wogen gepeitschte Barke mit seinen Blicken verfolgt.

Um die eigenthümlichen Verhältnisse der drei Skandinavischen Reiche richtig zu würdigen, ist es erforderlich, den Blick rückwärts zu wenden und in der Geschichte der Vergangenheit die Begebenheiten aufzusuchen, welche die gegenwärtige Lage herbeigeführt haben. Dänemark mag den Anfang machen.

Vor zwei Jahrhunderten war Dänemark ein Wahlreich, welches der vormundschaftlichen Gewalt eines Senats von ungefähr zwanzig Edelleuten unterworfen war. Das Königliche Ansehen war äußerst beschränkt und beruhte mehr auf dem Scheine als auf der Wirklichkeit. Ohne Beistimmung des Senats konnte der König weder Krieg erklären, noch Frieden schließen, weder über die Staats-Einkünfte verfügen, noch ein Gesetz ändern. Die Macht des Adels fand freilich in dem Reichstage, zu dem die vier Stände des Reiches ihre Vertreter sendeten, ein Gegengewicht, aber allmälig gerieth die Gewohnheit, den Reichstag in bestimmten Zeitabschnitten zusammenzuberufen, in Vergessenheit. Der Bürgerstand wurde wie das Königthum unterworfen, und die Herrschaft der stolzen Oligarchie schien für immer befestigt, als sie endlich ein Opfer ihrer selbstsüchtigen und maßlosen Ansprüche wurde. Im Jahre 1660 mußten in Folge des Einfalls der Schweden und des Friedensschlusses, der Dänemark seine drei schönsten Provinzen raubte, die Reichsstände zusammenberufen werden, um sich mit den Mitteln zur Linderung des Unheils zu beschäftigen. Der Schatz war leer und das Reich mit schweren Schulden belastet. Das Volk fühlte die Nothwendigkeit einer neuen Auflage, aber der Adel wollte sich von derselben ausgeschlossen wissen. Der Bürgerstand, den die ungemessenen Ansprüche des Adels empörten, beschloß, diesen zu stürzen und die höchste Gewalt dem Könige zu übertragen. Kaum war aber dieser Plan, dem der König und die Königin beitraten, zur Kenntniß der Adeligen gekommen, als sie den Entschluß faßten, Kopenhagen zu verlassen und so die Auflösung des Reichstages herbeizuführen, aber sie fanden die Thore der Stadt verschlossen, und in ihrer Bestürzung unterzeichneten sie den ihnen vorgelegten Vertrag. Die Königliche Würde in Dänemark wurde nun erblich und Friedrich III. absoluter König.

Durch diese Revolution büßte der Adel seine mannigfachen Vorrechte, sein Ansehen und die Mittel, sich zu bereichern, ein; er war nun gezwungen, die Kronländereien aufzugeben, welche er bisher gegen Entrichtung einer geringen Summe in Pacht gehabt hatte, und verhältnißmäßige Abgaben zu bezahlen. So kam es, daß im Laufe eines halben Jahrhunderts die einst so mächtigen Familien immer tiefer sanken. Indeß waren die Auflagen, die sie jetzt bezahlen mußten, noch nicht im Stande, der Zerrüttung der Finanzen abzuhelfen. Christian's V. und Friedrich's IV. Kriege, so wie Christian's VI. glänzende Hofhaltung, stürzten den Staat in immer tiefere Schulden. Beim Tode Friedrich's V. beliefen sich dieselben auf 25 Millionen Reichsthaler, und Christian's VII. Hang zur Verschwendung, seine kostspieligen Reisen machten das Uebel noch schlimmer. Friedrich's VI. erste Regierungsjahre, als er Dänemark noch im Namen seines Vaters beherrschte, schienen die Bürgen einer besseren Zukunft, und vielleicht hätte er unter anderen Umständen die Wohlfahrt des Landes begründen können. Aber er bestieg den Thron zu einer Zeit, wo es den Fürsten nicht verstattet war, sich des friedlichen Genusses ihrer Macht zu erfreuen. Er wurde, wie alle Herrscher seiner Zeit, von dem stürmischen Wirbel erfaßt, der die Welt zwanzig Jahre hindurch bewegte. Namenloses Unheil traf ihn, aber kein Unfall vermochte die Heiterkeit seines Charakters zu trüben, und er starb geliebt und verehrt. Im Jahre 1834 entsagte er freiwillig einem Theile seiner Gewalt und führte, nach dem Muster Preußens, das Institut der Provinzialstände ein. Diese Einrichtung war indeß nur ein Palliativ gegen das tief eingewurzelte Uebel, die Andeutung eines besseren Zustandes der Dinge. Die Männer, welche an der Spitze der Bewegung standen, forderten Veröffentlichung des Budgets, weitere Ausdehnung der Volksvertretung, zahlreiche Ersparnisse in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und vor Allem Freiheit der Presse. Die letzte Forderung dürfte wohl am schwersten zugestanden werden, wenn anders die Vergangenheit zu Schlüssen auf die Zukunft berechtigt. Im Jahre 1770 wurden Zeitungen und Broschüren einer strengen Censur unterworfen. Einige Zeit nachher wurde die Censur wieder abgeschafft. Aber dieser Zustand der Freiheit war nicht von langer Dauer, und schon nach zwei Jahren verfiel die Presse wieder der Beaufsichtigung der Polizei, welche nach Belieben ein Journal in Beschlag nehmen und mit einer Geldstrafe belegen konnte. Im Jahre 1779 trat an die Stelle der Verordnung, welche die Presse der Aufsicht der Polizei unterwarf, das jetzige Preß-Gesetz. Einige Artikel desselben sind außerordentlich streng. Wer eine Schrift herausgiebt, die eine Aufforderung zur Aenderung der bestehenden Verfassung oder zur Empörung gegen die Befehle des Königs enthält, hat den Tod zu erwarten; ewige Verbannung derjenige, welcher eine vom Könige beliebte Verfügung lächerlich macht; drei- bis zehnjährige Verbannung der Verfasser einer unziemlichen Schrift gegen den König, die Königin oder die Prinzen des Königlichen Hauses. Jedes von einem Dänen in einem fremden Lande zum Druck beforderte Werk, so wie nicht minder jede Uebersetzung, unterliegt denselben Bestimmungen. Wird die Strafe über einen Schriftsteller verhängt, oder ergeht auch nur eine gerichtliche Verwarnung an ihn, so wird das Urtheil auf seine Kosten in allen Zeitungen des Reiches bekannt gemacht, und ein neues Werk von ihm kann nur gegen ein Visa der Polizei veröffentlicht werden. Besitzt Jemand ein unerlaubtes Buch, so ist er verbunden, es sogleich der Polizei zu übergeben.

Im Jahre 1810 erschien eine Verordnung, welche die Bekanntmachung politischer Nachrichten ohne ein besonderes Königliches Privilegium untersagt. Im Jahre 1818 verbot eine neue Verordnung den periodischen Blättern jeden Angriff gegen eine fremde Macht und sogar den Abdruck jedes in einer fremden Sprache geschriebenen satirischen Artikels.

In Folge dieser Verordnungen zerfallen die Dänischen Blätter in zwei Klassen: die einen erhielten die Erlaubniß, auswärtige Nachrichten unter Censur zu veröffentlichen; die anderen, welche diese Erlaubniß nicht erlangen konnten oder sich der Censur nicht unterwerfen wollten, verzichteten auf die auswärtige Politik.

Eine andere Verordnung erschwert die Versendung der Journale. Sie werden nämlich nicht mit der täglich abgehenden Briefpost befördert, sondern nur einmal wöchentlich mit der „Pakkepost", welche Waaren und Gepäck transportirt. Manchen Blättern wird sogar diese Begünstigung noch versagt. Alle Blätter sind einem bedeutenden Post-Aufschlage unterworfen, welcher nicht nach dem Umfange des Journals, sondern nach dem Abonnements-Preise bestimmt wird. Daher gewähren auch die Provinzial-Blätter dem Herausgeber nur einen sehr geringen Ertrag, denn er selbst muß den Post-Aufschlag bezahlen. Der Herausgeber der „Kjöbenhavnspost" erhält z. B. in Kopenhagen selbst von jedem Abonnenten 10 Reichsthaler, von den Auswärtigen nur 6; die Post berechnet für sich 6½ Reichsthaler.

In einem Lande, welches wie Dänemark einen blühenden Handel betreibt, in einer großen Stadt wie Kopenhagen könnten die Ankündigungen leicht einen Theil der Kosten decken; aber dies ist ein Monopol. Einer der Beamten des Palastes erhielt früher das Privilegium, Portechaisen einzuführen. Zur Berechnung der Einnahmen und Ausgaben nahm er einen Secretair an, und um diesem genügende Beschäftigung geben zu können, suchte er noch die Erlaubniß zur Errichtung eines Ankündigungs-Blattes nach. Die Portechaisen sind längst abgekommen, aber das Ankündigungsblatt besteht noch immer. Vor einigen Jahren versuchte ein kühner Spekulant, gegen dieses alte Monopol anzu-

kämpfen. Er gab ein solches Blatt heraus, welches einen um zwei Drittheile billigeren Preis stellte. Es wuede indeß ein Prozeß gegen ihn eingeleitet und er veruetheilt. Nichtsdestoweniger setzte er sein Unternehmen fort, unter dem Vorwande, daß das Peivilegium seines Nebenbuhlers sich nur auf Kopenhagen, nicht aber auf das Weichbild und die Provinzen erstrecke. Daraus entwickelte sich ein neuer Prozeß, dessen Ausgang uns nicht bekannt geworden ist.

Das älteste in Kopenhagen erscheinende Blatt ist die „Berlingske Tidende". Es ist ein täglich eescheinendes, sehr zahmes und zurückhaltendes Blatt, welches sich begnügt, die Verordnungen der Regierung ohne Kommentar einzuregistreiren und täglich eine kurze Uebersicht der auswärtigen Neuigkeiten mitzutheilen. Frankreich ist das einzige Land, über welches sich dieses Blatt zuweilen eine etwas kühnere Sprache gestattet, denn da Frankreich fremden Reclamationen kein Gehör giebt, darf es auch von den Censuren des Auslandes keinen Schutz erwarten. Dagegen scheinen die Gesandten einiger anderen Mächte die veehängnißvolle Scheere in der Hand zu halten, und sie gestatten nur Lobeserhebungen über die sie betreffenden Länder. Die „Berlingske Tidende" ist das einzige Blatt, welches täglich von der Briefpost versandt wird. Außerdem hat sie das Monopol der gerichtlichen und Verwaltungs-Ankündigungen, welche eine ziemlich bedeutende Summe eintragen, Diese Begünstigungen haben zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß dieses Blatt offiziell sey. Die Dänisch Regierung hat aber kein offizielles Organ, und zur Vertheidigung gegen die Angriffe der Opposition genügen ihr schon die Censur und zwei oder deei Artikel des Strafgesetz-Buches, welche nicht mit sich spaßen lassen. Uebrigens ist anzuerkennen, daß die Regierung, obschon sie nicht den Tadel liebt, doch auch nicht auf Lob in den Zeitungen ausgeht.

„Dagen" erscheint ebenfalls täglich. Die Sonntags-Nummer ist der Literatur gewidmet, d. h. Uebersetzungen in Prosa und in Versen oder Notizen über feemde Scheiftsteller. In diesem Blatte theilte vor einiger Zeit ein junger Dänischer Dichter, der Deutschland und Frankreich bereist hatte, dem Publikum die wichtige Nachricht mit, daß G. Sand nur ein angenommener Name sey. Diese Nachricht, welche wie ein Donnerschlag in Kopenhagens friedliche Gesellschaften einschlug, machte eine größere Sensation, als es in Paris eine telegraphische Depesche gethan haben würde, welche den Ausbruch einer Revolution in Deutschland gemeldet hätte. In allen Salons war von nichts Anderem die Rede. Einige Ungläubige zweifelten freilich daran, Andere stellten sogar die Wahrheit der Thatsache in Abrede, um dem jungen Dichter das Verdienst seiner Entdeckung zu schmälern. Ich befand mich damals gerade in Dänemarks Hauptstadt, und acht Tage hindurch hörte ich nichts als die Frage: „Ist es wahr? Haben Sie den „Dagen" gelesen? Ist G. Sand wirklich nicht G. Sand?" und hundert ähnliche Fragen, welche ich mit dem bescheidenen Stolze eines Mannes beantwortete, der mit einer einzigen Silbe eine wichtige Thatsache bestätigen kann.

Die „Berlingske Tidende" und „Dagen" sind die beiden großen oder vielmehr die beiden einzigen politischen Blätter; sie repräsentiren in ihrem Kreise den „Moniteur" und das „Journal des Débats". Während mehrerer Jahre hatten diese beiden Blätter weder den Schmerz einer Konkurrenz noch den Aerger des Widerspruchs zu fürchten. Sie stellten ihre unschuldigen Nachrichten harmlos zusammen und begleiteten höchstens die Verfügungen der Verwaltung mit einer lobenden Bemerkung. Es war ein glücklicher und beneidenswerther Zustand, der nur zuweilen durch eine vorlaute Broschüre gestört wurde, mit welcher die Polizei indeß kurzen Prozeß machte. Mit der Juli-Revolution wurde es anders. Die politische Erschütterung, welche in Frankreich zum Ausbruch kam, pflanzte sich bis in den äußersten Noeden fort. Auch in Dänemark erwachte der Wunsch nach einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse, und man suchte eifrig nach einem Organ, in welchem die Wünsche und Hoffnungen des Landes einen Platz fänden.

Damals gab es in der Hauptstadt des Landes ein ziemlich schlechtes literarisches Blatt, betitelt: „Kiöbenhavnspost", welches seit ungefähr fünf Jahren bestand und von Studenten redigirt wurde, welche die Kinder ihrer Phantasie keiner allzu strengen Prüfung unterwarfen. Der Herausgeber kam jetzt auf den Gedanken, daß er aus seinem Blatte etwas Besseres machen könne, als eine Sammlung von Anekdoten und Madrigals. Ein junger geistreicher und kühner Schriftsteller, Orla Lehmann, gab ihm politische Artikel, welche Glück machten. So schlug die Kopenhagner Post allmälig eine neue Bahn ein und opferte endlich die Poesie ganz der Politik. Im Jahre 1834 erschien sie viermal wöchentlich, seit 1835 alle Tage. Dieses Blatt darf sich nicht mit auswärtigen Nachrichten beschäftigen und wird auch nur einmal wöchentlich nach außerhalb versendet. Aber diese Hindernisse thun seinem Eifer keinen Abbruch; es ist frisch, thätig, muthvoll: Es gleicht einer Schildwache, welche immer auf ihrem Posten ist und, wenn Gefahr droht, den Allarmruf ertönen läßt. Im Laufe einiger Jahre hat dieses Blatt etwas zu Stande gebracht, was bis dahin kein anderes gewagt hatte. Es hat zu wiederholten Malen Lücken oder Mängel im Verwaltungs-System zur Sprache gebracht, Mißbräuche aufgedeckt und auf die Nothwendigkeit von Reformen hingewiesen. Es ist mit einem Worte das erste Blatt, welches die Fahne der Opposition aufgepflanzt und denjenigen, welche sich nach dem Kampfe der Meinungen sehnten, eine Gelegenheit gegeben hat, ihre Ansichten zu äußern. Die Beamten fürchten es, und diese Furcht erhöht seinen Einfluß. Das Blatt zählt nicht gerade die meisten Abonnenten, aber gewiß die meisten Leser, und in den zahlreichen Prozessen, die es zu bestehen hatte, sind ihm von Seiten des Publikums die unzweideutigsten Zeichen der Theilnahme zu Theil geworden. Im Jahre 1827 veröffentlichte es einen Artikel, in welchem es auf eine energische Weise an alle Versprechungen erinnerte, welche die Regierung nicht erfüllt hatte. Der König hatte die Provinzial-Stände auf den 1. Oktober einberufen wollen, und die Versammlung derselben schien auf unbestimmte Zeit hinausgerückt. Er hatte ferner versprochen, eine Uebersicht der Einnahme und der Ausgabe bekannt zu machen, ohne daß dies in befriedigender Weise geschehen wäre. Endlich hatte er versprochen, jährlich eine Million Thaler auf die Tilgung der Schulden zu verwenden, während diese immer mehr anwuchsen. Wegen dieses Artikels vor Gericht gefordert, wurde der Herausgeber in erster Instanz freigesprochen, vom obersten Gerichtshofe aber zu einer Geldstrafe verurtheilt. Augenblicklich wurde indeß für ihn eine Subscription eröffnet, welche 1000 Thaler über die erforderliche Summe einbrachte.

Im Jahre 1834 erschien ein anderes Blatt von mehr dogmatischer Haltung, welches bestimmt war, in langen Abhandlungen die kurzen Angriffe der Kopenhagner Post zu unterstützen. Es war das „Faedreland" (Vaterland), redigirt vom Professor David. Schon mit der elften Nummer wurde es mit Beschlag belegt und des Verbrechens des Hochverrath beschuldigt. Es stand hier Tod und Leben auf dem Spiele. Der Herausgeber flüchtete nach Paris; indeß sprach ihn das Gericht frei. Während der Abwesenheit des Herausgebers wurde das Blatt von Herrn Hage, einem unterrichteten und talentvollen Schriftsteller, redigiet, der es bald in Aufnahme beachte. Kurz vorher, ehe er es dem früheren Herausgeber wieder übergab, schrieb er einen Artikel, der in Dänemark große Sensation machte. Herr Hage hatte versucht, eine Uebersicht der äußeren Politik seit der Juli-Revolution zu geben. Der Russische Gesandte fand indeß, daß seine Regierung auf eine zu wenig anerkennende Weise berücksichtigt worden sey, und reichte eine kleine Note ein. Die Regierung ließ sogleich das vorlaute Blatt wegnehmen. Herr Hage wollte indeß ein gerichtliches Urtheil, und um die Behörde dazu zu zwingen, ließ er den Artikel noch einmal als Broschüre deucken. Da nach der Bestimmung des Gesetzes die Broschüre nicht mehr konfiszirt werden konnte, so kam die Sache vor Gericht. In erster Instanz wurde zwar Herr Hage freigesprochen, aber vom Ober-Gericht zu ewiger Censur verurtheilt, d. h. er durfte keine Zeile mehr ohne Bewilligung der Censur drucken lassen. Er trug nicht lange die Last dieser Verurtheilung und starb schon im folgenden Jahre.

Das „Faedreland" ist nicht so populär wie die „Kiöbenhavnspost", aber es wirkt auf einen geistig höher stehenden Theil des Publikums und verfolgt sein Ziel mit großer Konsequenz. Früher erschien es nur einmal wöchentlich in Oktavo: seit diesem Jahre aber erscheint es täglich in großem Format. Die Herren Lehmann und David sind die bedeutendsten Mitarbeiter. In den letzten Jahren ist noch ein anderes Oppositions-Blatt unter dem Titel „Frisindede" (der Freidenker) entstanden. Dasselbe ist weder gelehrt noch tief, sondern es übersetzt die ernsten Erörterungen seiner Kollegen in lustige Verse. Dies sind ungefähr die bedeutendsten Blätter, welche in Kopenhagen erscheinen, zu denen indeß wohl noch das „Dansk Folksblad" (Dänisches Volksblatt) hinzuzurechnen wäre. Es ist dies das Organ einer zahlreichen Gesellschaft, welche sich die Verbreitung nützlicher und wohlfeiler Bücher zum Zweck gesetzt hat. Das genannte Blatt beschäftigt sich vornehmlich mit den materiellen Interessen und der moralischen Bildung des Volks. Der Vollständigkeit wegen, könnten vielleicht noch einige andere periodische Erscheinungen angeführt werden, die in Kopenhagen herauskommen; dieselben haben indeß keinen politischen oder literarischen Charakter. Dahin gehören der „Politieven" (Freund der Polizei); die „Havlidende", welche Schiffahrts- und Handels-Nachrichten mittheilt, und die „Kollegial Tidende", in welcher Erlasse und Verordnungen der Behörden bekannt gemacht werden. Der Rechts-Wissenschaft, der Theologie, der Medizin sind besondere Zeitschriften gewidmet, welche zwar nicht zahlreich sind, aber eine geachtete Stellung einnehmen. Die Literatur hat nur zwei Journale: das „Portefeuille", welches alle Sonntage im Format der „Revue de Paris" erscheint, und die von Herrn Molbech redigirte Monatsschrift.

Die Presse in den Provinzen ist so ziemlich das Abbild der hauptstädtischen. Auch hier finden wir einerseits alte privilegirte Blätter, welche die Nachrichten aus Norden und Süden abschreiben und übersetzen, ohne etwas Eigenes hinzuzuthun, und andererseits junge und strebsame Blätter, welche im Kampfe gegen die bestehenden Verhältnisse begriffen sind, und welche trotz der vielfachen Hindernisse, auf welche sie stoßen, ihre Ansichten muthig vertheidigen und gerade auf das Ziel losgehen.

Nord-Amerika.

Eine Schiffs-Assekuranz.

(Schluß.)

— „Was machst Du, Schwarzer? Warum bist Du nicht bei Deiner Arbeit, Faullenzer?"

Beim ersten Wort dieser furchtbaren Anrede war Salomon mit aller Schnelligkeit seiner Beine entflohen. Er konnte jedoch einem wüthenden Fußstoß des Capitain Burder, der den armen Neger beinahe gelähmt hätte, nicht entgehen. Der Capitain kehrte in seine Kajüte zurück, und Alles ward wieder still auf dem Schiff.

Ich stand eingewurzelt vor Erstaunen. Was ich eben gehört, machte mir Alles, was mir anfangs so räthselhaft geschienen, begreiflich, das Benehmen des Herrn Burder, die Scherze der Mannschaft, die Plötzlichkeit unserer Abreise. Ich prüfte sorgfältig unsere Lage und suchte nach Mitteln, die höllischen Pläne des Capitains zu Schanden zu machen. Sobald Miß Monti sich in in ihre Kajüte zurückgezogen, theilte ich ihrem Vater die Gefahr, in der wir uns befanden, mit. Nachdem wir uns lange berathen, beschlossen wir, die

Ereignisse abzuwarten und dann zu handeln, wie es die Umstände mit sich bringen würden.

Wie hatte sich Alles für uns geändert! Diese bis dahin so glückliche Fahrt, dieser reine Himmel, dieses glatte Meer wurden jetzt höchst drohend und gefährlich. Unsere Sicherheit war einer Angst gewichen, die uns keine Ruhe ließ. Was thun? Welchen Entschluß fassen? Wann sollte der Moment der Krise eintreten? Waren wir noch weit von dieser Bahama-Bank, die der Neger noch zuletzt genannt?

Die Stunden verflossen in jenem Zustand der Ungewißheit, wo der Geist seine Unthätigkeit und Unentschlossenheit damit zu entschuldigen sucht, daß die Zeit, zu handeln, noch nicht gekommen. Wir verbargen die Gefahr, die uns drohte, sorgfältig vor Miß Monti und hüteten uns, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was den Capitain Burder und seine Mannschaft merken ließe, daß wir ihren Plan entdeckt.

So vergingen drei Tage. Am Abend des vierten waren wir, wie gewöhnlich, auf dem Verdeck versammelt. Der Wind blies frisch. Das Schiff lief so schnell, daß es Miß Monti auffiel und sie leise ihren Vater fragte, ob die Schiffe immer so schnell des Nachts mit vollen Segeln liefen. In diesem Augenblick ergriff Herr Burder, der eben mit aufgeregter Miene auf das Verdeck gekommen war, das Senkblei und ließ es mehrere Male hinab, ohne Jemanden zu sagen, welchen Grund wir hatten. Ein schreckliches Schweigen herrschte unter der Mannschaft. Alle Seeleute hielten sich am Vordertheil des Schiffes, ihre Blicke ausdrucksvoll auf den Capitain gerichtet. Miß Monti war, ohne zu wissen, warum, blaß geworden und zitterte; sie ergriff ihren Vater beim Arm, sie forschte ängstlich auf seinem Gesicht, Herr Monti aber wandte sich ab, um ihr nicht seine eigene Unruhe zu verrathen. Salomon, mit dem ich seit der Entdeckung, die er mir gemacht, nicht hatte zusammenkommen können, klammerte sich an die Bordleinwand, das treuste Bild des Schreckens darbietend. Seine großen Augen, die er auf eine maßlose Weise geöffnet, schienen die Tiefe des Oceans durchdringen zu wollen. Dreimal näherte er sich uns, als wollte er mit Einem von uns sprechen, und dreimal trat er unentschlossen zurück und nahm seine vorige Stellung wieder ein.

Der Mond war eben aufgegangen und glänzte ungetrübt. Nur dann und wann verhüllten ihn dichte Wolken unseren Augen, und dann senkte sich eine erschreckende Dunkelheit auf die Oberfläche des Wassers. Der Wind, obgleich frisch, war unbeständig. Bald wehte er mit Heftigkeit, bald verwandelte er sich in eine leichte Brise, und die Segel, die einen Augenblick gespannt waren, fielen wieder längs der Maststange hinab. Bald glitten wir auf ebenem Meer dahin, bald schäumten die Wogen um uns herum und richteten sich an den Seiten des Schiffes empor, und dann ward wieder Alles glatt.

Auf einmal stieß Salomon einen Schrei aus: „Die Bank, die Bank, wir seyn auf der seal-bank! ich sehen die „schwarzen Köpfe"! wir bald anstoßen!" — „Was spricht der Schwarze?" schrie der Capitain und sprang auf den Neger zu. „Wenn Du muckst, erwürge ich Dich." — Was giebt's denn?" rief Miß Monti. „Sind wir wirklich in Gefahr?" — „Capitain Burder!" sagte Herr Monti, sich nähernd, „ich fordere Sie auf, sogleich umzulegen. Wir kennen Ihre Pläne: Sie sind ein Elender!" — „Matrosen!" rief ich jetzt, „gehorcht diesem Menschen nicht. Er will das Schiff zu Grunde richten, um die Assekuranz zu gewinnen! es geht um unser Leben!" — „Es ist nicht wahr", erwiederte Burder. „Sie sind Betrüger und Meuterer!... Zu mir, Kameraden! Vergeßt nicht, daß ich Euer Capitain bin! Kann ich auf Euch rechnen?" — „Ja, ja, Alle! Hurrah für den Capitain!"

In dieser Verwirrung hielt der Schooner an, von einem furchtbaren Stoß erschüttert. Der Kiel hatte die Bank berührt. Jeder Mund schwieg, jedes Gesicht erblaßte. Nach einigen Sekunden einer feierlichen Pause stieß das Schiff, wie man vorhergesehen, ein zweites Mal mit furchtbarer Gewalt an; dann blieb es unbeweglich. Sogleich befahl der Capitain, die Hintersegel aufzuziehen; man warf Ballast über Bord, aber der Schooner rührte sich nicht.

Ich glaubte ein triumphirendes Lächeln auf dem Gesicht des Capitains zu bemerken.

Währenddeß ging der Mond am Horizonte unter, und es ward immer finsterer um uns. Der Wind bließ wieder frisch, das Meer erhob sich; wüthende Wogen peitschten den Schooner: es war sicher, daß er bald in Stücken gehen würde. Herr Burder befahl, die Schaluppe ins Meer zu lassen. Während er selbst mit allen seinen Leuten daran arbeitete, ließ uns eine plötzliche Erhellung in einiger Entfernung einen Felsen erkennen, der eine kleine Insel bildete. Schon war die Schaluppe bereit, als das Schiff wieder einen heftigen Stoß bekam. In demselben Augenblick brach es aus einander, und die Wogen drangen hinein.

Wir stürzten uns alle zugleich in die Schaluppe, außer Herrn Monti, der, seine Tochter meiner Obhut überlassend, in die Kajüte hinab ging, um einige werthvolle Papiere zu retten. Als er wieder herauf kam, stürzte eine ungeheure Woge auf das Hintertheil des Schiffs und trug den unglücklichen Vater über Bord. Bei diesem Anblick fiel Miß Monti in Ohnmacht. Der Capitain ließ das Thau abhauen und befahl, nach der kleinen Insel hin zu fahren.

„Wir können ihn nicht retten", sagte er; „wir werden froh seyn, wenn wir uns selbst retten."

Die Matrosen ruderten mit Kraft; wir erreichten den Felsen, aber nicht, ohne daß die Schaluppe beim Landen zerbrach.

Es war so finster, daß Niemand von uns es versuchte, den nackten, unfruchtbaren Felsen, der uns zur Zuflucht diente, zu durchforschen. Ich hatte die noch immer leblose Miß Harriet an eine abgelegene Stelle gebracht; Julie und ich bemühten uns, sie ins Leben zurückzurufen. Endlich kam sie wieder zu sich, aber um uns sogleich nach ihrem Vater zu fragen und die traurige Gewißheit zu erlangen, daß er nicht mehr sey. Ihr Schmerz war zerreißend. Ich hatte keine Worte, sie zu trösten.

Nach einer Stunde kam Salomon mit lauten Freudenbezeugungen zu mir gelaufen: er hatte Jemanden rufen hören; er glaubte Herr Monti lebe noch. Ich folgte ihm sogleich auf die Spitze der Insel, und wir riefen aus allen Kräften.... Eine Stimme, die ich sogleich wieder erkannte, antwortete uns. Dem Himmel sey Dank, Herr Monti war gerettet. Von einem der Trümmer des Schiffs getragen, hatte er das Ufer erreicht. Er war jetzt, so rief er uns zu, durch einen kleinen Golf, den er zu umgehen suchen würde, von uns getrennt. Obgleich die Entfernung so groß war, daß wir uns kaum verständlich machen konnten, so gelang es mir doch, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, das die Finsterniß sehr gefährlich machte, und nachdem ich ihm gerathen, den Tag an derselben Stelle abzuwarten, eilte ich, diese glücklichen Nachrichten seiner Tochter zu überbringen.

Mit welcher Ungeduld erwarteten wir den Tag! Endlich brach er an und zeigte uns Herrn Monti auf der anderen Seite eines Golfs (so sah es wenigstens aus) von 300 Fuß Breite. Miß Harriet streckte die Arme nach ihrem Vater aus. Er sprach zu uns, doch der Wind, der sich geändert, trug seine Worte davon, und er machte sich nun auf, um jenen Golf zu umgehen, während Salomon ihm auf der anderen Seite entgegenging.

Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als der Neger mit verstörter Miene allein zurück kam: „Wir getäuscht, wir getäuscht!" rief er; „nicht ein Meerbusen seyn!.... es ein Kanal zwischen zwei besonderen Inseln seyn!"

Diese unerwarte Nachricht machte wieder alle unsere Besorgnisse rege. Weder Herr Monti noch ich konnten schwimmen, und die Schaluppe war ganz unbrauchbar! Jeder schien geneigt, uns in unserer Noth beizustehen, nur der Capitain Burder nicht. Als man ihn fragte, ob es nicht möglich wäre, Herrn Monti zu retten, antwortete er: „Mag er über den Kanal hinüber, wie er kann!"

Bald zeigte sich Herr Monti wieder auf dem entgegengesetzten Felsen und erklärte uns halb durch Zeichen, halb mit lauter Stimme die Gefahr seiner Lage. Der Kanal war ein Strom, der sich mit Ebbe und Fluth änderte, und der so reißend war, daß der geschickteste Schwimmer sich nicht schmeicheln konnte, hindurch zu kommen. Wir sahen diesen unglücklichen Vater, wir hörten ihn. Nur einige hundert Fuß trennten ihn von seiner Tochter und uns, und dieses Hinderniß schien unüberwindlich! Kein Auskunftsmittel fiel uns ein, und doch mußte schnell eines herbeigeschafft werden, man mußte sich entschließen. Wir hatten noch einige Vorräthe in der Eile gerettet, aber Monti hatte keine; die Versuche, die wir machten, um ihm welche zukommen zu lassen, blieben vergebens. Hungers sterben oder sein Leben aufs Spiel setzen, indem er über den Kanal fuhr, das war die Alternative, die er vor sich sah. Als die Nacht heran nahte, sammelte er Trümmer von Brettern und Mastbäumen, die das Meer auf den Felsen geworfen, und indem er sich der Stücke seines Hemdes und Taschentuchs statt Stricke bediente, brachte er eine Art Floß zu Stande. Er trieb es bis an die obere Spitze der Insel und schickte sich an, sich einzuschiffen, in der Hoffnung, daß der Strom ihn an das untere Ende der entgegengesetzten Insel tragen würde. Die ganze Mannschaft des Schooner hatte sich um uns an der Küste versammelt, und wir begleiteten diese Vorbereitungen mit gierigem Auge. Miß Monti lag auf beiden Knieen, den Körper vorgebeugt, blaß, zitternd, und betete inbrünstig für ihren Vater; als sie ihn auf das Floß steigen sah, machte sie der Schrecken fast wahnsinnig. Sie machte ihm flehende Zeichen; sie rief ihm zu, dieses Vorhaben aufzugeben. Er zögerte einige Minuten, dann trieb er ins Meer hinaus: sogleich ergriff der Strom das gebrechliche Fahrzeug und trug es wie einen Pfeil davon.

Wir wagten weder zu sprechen noch zu athmen. Mehrere auf den Felsspitzen stehende Matrosen hielten Stricke bereit, um sie dem kühnen Schiffer, sobald er in ihrem Bereiche wäre, zuzuwerfen. Der Strom zog ihn auf uns zu, aber mit einer furchtbaren Heftigkeit. Schon ist er nur 15 bis 20 Fuß von uns!.... unsere ausgestreckten Hände berühren ihn bald!.... Ein Matrose will ihm einen Strick zuwerfen.... er verliert selbst das Gleichgewicht und fällt ins Meer.... Der günstige Moment ist versäumt. Der Gegenstand unserer Angst wird von einer unwiderstehlichen Kraft fortgerissen und entfernt sich, ohne Hülfe der Gnade des Oceans preisgegeben.

Miß Monti hatte diesen Anblick nicht ertragen können und lag leblos auf dem Sande....

Der unglückliche Vater war schon in einer Entfernung von uns, die rasch zunahm und ihn bald unseren Blicken entziehen sollte. Mehrere Male erhob er die Arme nach uns mit einem Blick der Ergebung und vielleicht auch, um uns seine Tochter zu empfehlen. Es schien sogar, daß er sein Floß unserer Insel zuzulenken strebte, indem er sich seiner Hände als Ruder bediente. Eitle Anstrengung! Zum Glück hatte sich der Wind gelegt, und wir konnten wenigstens hoffen, daß Herr Monti nicht verschlungen werden würde, so lange die Bretter seines Floßes zusammenhielten. Wir folgten ihm lange mit den Augen; er verlor sich allmälig in die Ferne. Die Nacht kam, und wir spähten noch!

Welche Nacht! ich brachte sie ganz damit hin, längs der Felsen umherzuirren. Der Capitain Burder und seine Mannschaft schienen nicht geneigt, sich einige Ruhe zu gönnen. Als ich zu ihnen zurückkehrte, hörte ich, wie sie über das beste Mittel, die Insel zu verlassen, stritten, und ich entnahm aus ihren Reden, daß der Schiffbruch des Schooners rascher und vollständiger gewesen sey, als sie selbst gewünscht. Die Elenden hatten sich in ihren eigenen Netzen gefangen.

Am Morgen spähte ich vergebens nach allen Punkten des Horizonts; ich entdeckte nichts. Monti war gewiß umgekommen...., Arme Harriet!

Mit Sonnenaufgang versuchte die Mannschaft, die Schaluppe mit den Trümmern, die das Meer an die Küste geworfen, wiederherzustellen. Gegen alle Erwartung gelang es, sie brauchbar zu machen. Herr Burder theilte mir nun mit, daß der Lieutenant und die Matrosen Hülfe suchen würden; Miß Harriet, Julie und ich sollten sie erwarten, und er würde bei uns bleiben, um, wie er mit ironischer Miene hinzufügte, uns zu beweisen, daß weder er noch seine Mannschaft die Absicht hätten, uns zu verlassen.

In der That gingen sie Abends unter Segel. Salomon sollte mitfahren: mitten in der Verwirrung der Abfahrt bemerkte Niemand die Abwesenheit des Negers; er verschwand unter dem Schutz der Dunkelheit; ehe er sich aber in das Innere der Insel verlor, ging er vor mir vorüber und flüsterte mir mit bedeutungsvollem Tone ins Ohr: „Ihr schützen Miß Harriet!"

Warum leitete Herr Burder diese Fahrt nicht in Person? Ich betrachtete ihn als einen jedes Verbrechens fähigen Bösewicht. Seit zwei Tagen studirte ich seine Physiognomie und glaubte finstere Pläne darin zu lesen. Ich hatte eine grausame Freude in seinen Augen leuchten sehen, als Herr Monti von uns weggerissen wurde. Das war ein gefährlicher Ankläger, von dem ihn der Tod befreite. Konnte er nicht die Absicht haben, sich selbst der noch übrigen zu entledigen?....

Ich nahm mir vor, genau aufzupassen; zudem hatte mich auch der Neger gewarnt. Miß Monti war fast sterbend in die Höhle eines Felsens gebracht worden; sie und ihre Kammerfrau hatten da eine Zuflucht gefunden. Ich bemerkte, daß Herr Burder alle meine Schritte beobachtete. Endlich, als ich ihn bei dieser Spionnage überraschte, schien er sich zu entfernen; ich benutzte den Augenblick, wo er mich nicht sah, um mich am Fuße eines Felsens zu postiren, dessen Schatten mich ganz verdeckte, und ich blieb hier unbeweglich, entschlossen, Schildwache zu halten.

Meine Lage war nicht ohne Gefahr: von zwei Frauen, die durch Ermüdung und Schmerz niedergedrückt waren, konnte ich keine Hülfe erwarten. Ich hatte einen Freund, der sich unter den Felsen verborgen hielt; aber wird Salomon es wagen, mit mir gegen seinen Herrn gemeinschaftliche Sache zu machen? Ich war ohne Waffen, während Herr Burder fortwährend einen Dolch und Pistolen bei sich trug; wenn ich dem Schlafe nachgäbe, wenn ich einen Augenblick in meiner Wachsamkeit nachließe, war es vielleicht um Miß Monti und mich geschehen. Beim geringsten Geräusch horchte ich auf; meine Augen suchten die dicke Finsterniß zu durchdringen: bald glaubte ich den Schatten meines Feindes zu erkennen, der aus einer Höhlung in der Nähe hervorkam, und seinen leisen Schritt zu hören; bald kam es mir vor, als sähe ich in der Ferne das weiße Segel eines Schiffes.

Ein großer schwarzer Felsen, der sich am Rande des Meeres erhob, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich; der Mond beschien seinen Gipfel, aber der Fuß war in dichte Finsterniß gehüllt; mehrere Male glaubte ich daselbst etwas sich bewegen zu sehen: zwei Leuchten funkelten dort dann und wann, man hätte es für zwei Augen halten können.

Lange Stunden vergingen in dieser Weise: die Sterne verschwanden einer nach dem anderen am Horizont; die Stille der Nacht war durch nichts gestört, als durch das Branden der Wogen. Es lag etwas Großartiges in dieser von den Einöden des Oceans umringten Einöde; aber diese Ruhe, dieser Schlaf der Natur war eine Gefahr mehr. Nicht weit von mir, im Schatten, lauerte vielleicht das Verbrechen!

Indeß zitterten meine Glieder vor Kälte; ein unüberwindlicher Schlaf bemächtigte sich allmälig meiner Sinne; ich kämpfte noch, ein unbestimmtes Vorgefühl der Gefahr kam mir dabei zu Hülfe: auf einmal dringt ein leises Geräusch an mein Ohr; ich sehe eine menschliche Gestalt aus dem Schatten des erwähnten Felsens langsam hervorkommen: es war der Capitain Burder. Ich erkannte ihn sogleich. Er näherte sich vorsichtig und blieb bei jedem Schritt stehen, um zu horchen und um sich zu schauen. Er suchte mich lange mit den Augen, als er mich aber nicht sah, ging er auf den Versteck der beiden Frauen zu.

Im Nu war ich nach, überzeugt, daß ich nur die Pflicht der Selbstvertheidigung erfüllte, indem ich ihn zuerst angriff. Ich hatte ihn beinahe erreicht, als Salomon plötzlich neben mir erschien.

„Es sogleich seyn!" sagte er zu mir und eilte mir voraus.

Herr Burder trat in die Grotte; er drehte sich um, da er uns hörte. Beim Anblick des Negers stieß er einen schrecklichen Fluch aus. Ich sah sein Pistol glänzen; der Schuß ging ab, und der unglückliche Salomon lag zu meinen Füßen.

„Massa Jones!" rief er mir zu, „Massa Jones, Ihr retten Miß Harriet!"

Auf den Mörder zustürzen, ein zweites Pistol, das er auf meine Brust richtete und das ihm aus der Hand fiel, wegschaffen, ihn anpacken und zu Boden werfen, war für mich das Werk eines Augenblicks. Er machte sich von meinen Armen los, indem er sich gewaltsam fortschob, richtete sich auf und gab mir einen Dolchstich in die Schulter; er wollte ihn wiederholen, aber ich ließ ihm nicht Zeit dazu: ich ergriff ihn am Körper und band seine Arme mit meinen beiden Armen fest. Seine Wuth war die eines wilden Thieres; er gab ein dumpfes Brüllen von sich; der Schaum stand ihm auf dem Munde. Gefesselt durch eine der seinigen überlegene Kraft, suchte er mich mit den Zähnen zu zerreißen; er arbeitete mit aller Kraft gegen die Fesseln, in welchen ich ihn hielt, so daß wir Beide auf den Felsen fielen mit in einander geschlungenen Armen, Jeder von Beiden den Anderen zu bändigen suchend. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die beiden Frauen waren vor Schreck entflohen.

Schon erschöpften sich meine Kräfte, der Blutverlust schwächte mich; ich fühlte meine Muskeln der Gewalt meines Gegners nachgeben; seine Hand drückte mich an der Kehle und drohte, mich zu ersticken. In diesem Augenblick fuhr ein schwarzer Arm vor meinen Augen hin. Herr Burder, vom Neger zu Boden geworfen, ließ los; es gelang uns, ihn festzubinden, und er blieb auf dem Boden ausgestreckt, von einer stummen, ohnmächtigen Wuth verzehrt.

„Jetzt", sagte der Neger, „nicht zu fürchten seyn; er ein wahrer Teufel seyn!" — „Du bist verwundet, Salomon? Laß mich sehen, ob keine Gefahr da ist." — „Nicht bedeutend. Ich haben einen harten Kopf: die Kugel nur den Schädel gestreift haben.... Massa! Massa Jones! ich gehört schreien; ich gehört den Namen der Miß Harriet...."

Wir liefen sogleich ans Ufer: eine kummervolle Stimme rief Harriet. Ich näherte mich, voller Verwirrung und Hoffnung, und sah mich in den Armen des Herrn Monti.

Er war von einem Schiff aufgenommen worden, das die besondere Mission hat, fortwährend um die Bahama-Bank zu kreuzen, um die Schiffbrüchigen zu retten. Dasselbe Fahrzeug war auch der Schaluppe begegnet, welche den Lieutenant und die Mannschaft des Schooners trug. Der schändliche Burder wurde mit ihnen im unteren Schiffsraum eingeschlossen. Man instruirte seinen Prozeß. Die mit Sand und Asche gefüllten Kisten und Tonnen, die man auf dem Felsen fand, lieferten schwere Beweise für seine Schuld. Er sollte den Tod der Uebelthäter sterben, als er aus dem Gefängniß entfloh und verschwand. Die Rache des Himmels ist nur aufgeschoben.

Und wenn jetzt Harriet, mein angebetetes Weib, mit schelmischem Lächeln neben mir steht, wenn der ehrwürdige Herr Monti, Zeuge des Glücks seiner Tochter, sich fast gern an die Gefahren, die er bestanden, erinnert; wenn Salomon, von seinem grausamen Herrn befreit und von Julien geneckt, in ein unmäßiges Gelächter ausbricht und, einen bis zu den Ohren gespaltenen Mund öffnend, einige Neigung zu den Schwächen seines Königlichen Namensvetters verräth, so haben wir diese Wonne, diese Zukunft des Glücks vielleicht einer See-Assekuranz zu verdanken. (Blackwood's Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Literatur-Industrie. Das „Conversations-Lexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte", welches seit 1838 bei Otto Wigand in Leipzig erscheint, hat, wie es in der Ankündigung heißt, den Zweck, ein Gemälde vom Zustande der Geschichte seit 1830 zu liefern. Der Zweck ist gewiß recht schön; nur sollte er nicht alle Mittel heiligen! Die Redaction sollte die Pinsel, deren sie sich bei diesem Gemälde bedient, nicht in fremde Farbentöpfe tauchen; sie sollte ihren Malern ein wenig auf die Finger sehen! Uns fiel auf dem Wege des Zufalls der Artikel: „Algier" dieses Lexikon's in die Hände, und da fanden wir, daß in diesem Algier auch jetzt noch Freibeuter hausen. Wir haben in unserem Magazin vom Jahre 1836 eine Reihe von den trefflichen Briefen des Englischen Dichters Thomas Campbell über Algier mit vielen Zusätzen und Berichtigungen geliefert, die dem Verfasser des genannten Artikels im Conversations-Lexikon so außerordentlich gefallen haben, daß er ganze Theile davon nach seiner Kolonie verpflanzt hat. Poesie und Prosa, Text und Anmerkungen und selbst einen artigen Druckfehler verschmähte er nicht, sich anzueignen. Bei den Versen übersprang er höchst gewissenhaft den Anfang „Mein Algier" ꝛc. Die Prosa hat er sorgfältig aus verschiedenen Briefen gesammelt, und dabei hat er den Text mit den Anmerkungen so geschickt verwebt, daß bei einer etwaigen Klage die vorgeladenen Eigenthümer, Th. Campbell und der Uebersetzer, fast Mühe haben werden, sich zu verständigen. Daß der berühmte Engländer nicht als Quelle genannt wird, ist gewissermaßen ein Akt der Rechtlichkeit des Algierers: er hat den Thomas Campbell nicht gelesen, so will er sich auch nicht auf ihn berufen. Daß er aus unseren Arbeiten gerade seine reiche Auswahl getroffen hat und unsere Deutschen Confratres weniger in Anspruch genommen, zeigt von einem für uns sehr schmeichelhaften Geschmack und von einem Bewußtseyn, daß wir reich genug sind, auf solche Kleinigkeiten nicht sehr viel Gewicht zu legen. Aber befremden darf es uns doch, daß der Herr Verfasser die Deutschen Quellen, die er, wie man sieht, zu lesen und zu benutzen versteht, mit so tiefem Stillschweigen übergeht. Er hätte wenigstens beachten sollen, daß in einem Werke, das die Geschichte von 1830 an behandelt, in Algier von diesem Jahre ab keine Piraterie mehr stattfinden darf. — Wir wissen nicht, wie viel Anderes noch aus unserem Magazin in dieses Lexikon übergegangen ist und vielleicht noch übergeht; wir haben nur den Artikel „Algier", und zwar, wie wir bereits erklärt haben, nur zufällig, zu vergleichen Gelegenheit gehabt; wir wissen auch nicht, wie weit dort das Eigenthumsrecht Anderer respektirt wird. Aber so viel wissen wir, daß es Pflicht ist, dem Publikum von Zeit zu Zeit das Gemälde der neuesten Literatur-.... Plagiate zu zeigen, und daß es Pflicht ist, dem öffentlichen Tadel die Unredlichkeit jener Schriftsteller preiszugeben, welche glauben, in den Mantel der Anonymität gehüllt, dürfe man sich Alles erlauben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 24. Februar 1840.

Rußland.

Die Theebuden in St. Petersburg.

Von J. G. Kohl.

Zu den vielen befreundeten Nachbarn, mit denen der Russe an den weitreichenden Gränzen seines Vaterlandes verkehrt, zählt er, außer den Schweden, Deutschen, Persern, Mongolen, Merikanern und Engländern, auch die Chinesen, deren lieblich duftendes Getränk das Entzücken von ganz Rußland ausmacht. Der Reisende hat kaum die Gränzen des Reichs überschritten, so riecht und schmeckt er an dem herrlichen Thee, der ihm überall servirt wird, sogleich die Nähe China's durch. „Tschai" (Thee) ist einer der drei mächtigsten Abgötter der Russen geworden, die alle drei in dem beständig in Rußland wiederklingenden Refrain: „tschin, tschai, tschi",*) lauten. „Tschai" ist das Morgen- und Abendgetränk der Russen, wie „Gospodi, pomilui" („Herr, erbarme dich") ihr Abend- und Morgengebet; „tschai" ist ihre Medizin in hundert Krankheitsfällen, ihre Leidenschaft und Freude, zuweilen ihre einzige Nahrung, und die gefüllte Theetasse neben dem vollen Branntweinglase das Meer, in welchem sie alle ihre Sorgen ersäufen.

Ja, es giebt sogar ganze Völkerschaften in Rußland, deren alltägliches und vornehmstes Nahrungsmittel der Thee ist, deren Suppen, Brühen, Purees lauter Theesuppen, Thee-Saucen und Thee-Purées sind, und die kein Glas Wasser trinken, es sey denn mit Thee gewürzt. In der ganzen Mongolei, wie bei einigen Sibiriaken, ist für die Köche dieser Nomaden zu jenem Zwecke der sogenannte „Kirpitschni tschai" (Ziegelthee) verbreitet, der, mit animalischen Bestandtheilen und einigen anderen Kräutern gemischt und, wie unser Bouillon-Extrakt, in feste Ziegelsteinformen gebracht, in Wasser aufgelöst eine sehr nahrhafte und weit und breit beliebte Speise giebt.**) Les extrêmes se touchent, und daher mag es sich erklären, daß dasselbe Volk, welches so leidenschaftlich dem pikantesten aller Getränke, dem Branntwein, zuspricht, auch eben so innig das flaueste von allen, den lauen Thee, liebt. — Als Prometheus die verschiedenen Nationen schuf und der Grieche sich auf Befragen ein schönes Weib erbat, der Italiäner Makaroni, der Engländer Beefsteakes, da nahm der Russe vor dem Menschenschöpfer höflich den Hut ab und erbat sich ein Trinkgeld „natschaï" (zum Thee). — Und man wird zugeben müssen, daß er nicht das Schlechteste forderte, wenn man erst einmal von dem echten Chinesischen Karavanenthee, wie er in Rußland getrunken wird, kostete. Wir machen bei uns unter dem Namen „Thee" ein Gebräue, das jeder Russische Gaumen Mühe haben wird für etwas besser als Spülwasser zu halten, und von dem es schwer ist, zu begreifen, daß ein solcher Handels-Artikel so viele Millionen Thaler, Hände, Schiffe und spekulirende Köpfe beschäftigen konnte. Sey es, daß England und Amerika ihren Thee aus denjenigen Chinesischen Provinzen beziehen, die der Entwickelung dieser Pflanze weniger günstig sind, als die nördlichen, mit denen Rußland in Berührung kommt, sey es, daß der See-Transport den Duft dieser Blume verdirbt, genug, eine Tasse Thee, wie sie Dir in Petersburg bei der Gräfin F. oder der Fürstin K. von schöner Hand servirt wird, ist das edelste Getränk, das in einem Gefäße schwimmen kann, und in begeisterten Theeliedern könnten seine zarten Eigenthümlichkeiten nicht weniger schön besungen werden, als in Dithyramben die des Gersten- und Reben-Saftes. Bescheiden wie das Veilchen duftend, lautlich die Kälte bannend, freundlich dem Gaumen schmeichelnd, durchhaucht es den Nervengeist mit süßer Würze und belebt das Gedankenspiel mit stillem Zauber. Wenn Bacchus, der Gott des Weins, ein freilich kräftiger, aber lärmender Gott ist, so ist die Thee-Göttin ein jungfräuliches, zauberisches Wesen, von dem zarten Gewebe des blumigen Zephyrs, ein ätherisches Gebilde, eine Freundin der Psyche. Sie zankt nicht, sie poltert nicht, sie lispelt wie eine Aeolsharfe und tanzt allenfalls, fern von den Ausschweifungen der tobenden Bacchanten, eine graziöse Française im thée dansant. In China, wo diese Göttin geboren ist, wo die Leute ihr das ganze Leben widmen und die schönsten Tempel bauen, wo dem rauhen Bacchus in nichts gehuldigt wird, ist daher die schönste Thee-Temperatur in allen Gemüthern. Die Leute scheinen dort nur Theegewässer in ihren Adern fließen zu haben, sprechen unter allen Umständen artig, blumig, gebildet und zart, halten jeden weintrinkenden Fremden mit Recht für einen Bacchanten und finden unser ganzes ungestümes, Bier und Wein athmendes Wesen rauh und barbarisch. — Von den Europäischen Ländern ist, wie gesagt, Rußland das einzige, wo man von allen diesen wunderbaren Dingen noch einiges Verständniß erlangen kann.

Die hübschen Theeläden Petersburgs in der Perspektive und anderen schönen Stadttheilen sind so zierlich und elegant, daß sie gewiß nicht als die schlechtesten Tempel erscheinen, welche man der Theegöttin erbaute. Sie sind vielleicht das Hübscheste, was man dieser Art in der Welt finden kann, da Europäischer Geschmack, Petersburger Luxus und Chinesische Zierlichkeit sich hier vereinigen, um die Räume zu schmücken und die Waaren wohlgefällig zu ordnen. — Denn da die Russen es in der Feinschmeckerei des Thees zu einem hohen Grade von Gourmandie und Kennerschaft gebracht haben und die Waare delikat und höchst kostbar ist, so kommen die vornehmsten Herrschaften selber in diese Läden, um ihre Einkäufe persönlich zu machen, und es muß Alles in ihnen salonartig geschmückt seyn.

„Hier verkauft man alle Sorten Chinesischen Thees", steht gewöhnlich mit goldenen Buchstaben an den Fenstern einer solchen „tschainija lawka". Das will viel sagen. Denn der Gattungen, Klassen und Varietäten, welche die Russen bis jetzt aus diesen Waaren herausgeschmeckt, sortirt und benannt haben, sind schon mehrere Hundert, und die eleganten Preis-Courante, welche die Kaufleute ihren Kunden zuschicken, gleichen den Pflanzen-Geschlechts-Verzeichnissen der Botaniker. Die gemeinsten Sorten kosten 5 bis 10 Rubel, und von hier geht es hinauf bis zu den edelsten, die 100 Rubel das Pfund gelten.

Kaum hat man die Theebuden geöffnet und zieht den Fuß vom Straßenpflaster, so verläßt man Europa und tritt in das leibhaftige China ein. Der Boden ist mit Chinesischen Teppichen belegt und die Wände mit Chinesischen Tapeten behangen von der zierlichsten Stickerei. Der lieblichste Duft erfüllt die Atmosphäre, und aus bunten Chinesischen Papier-Lampen erleuchten matte Lichter das Ganze mit Mondscheinschimmer. Alle Sachen und Möbel sind von echter Chinesischer Arbeit, und es fehlte nur, daß die Verkäufer sich auch noch Chinesisch maskirt hätten, um die Täuschung vollständig zu machen, daß man sich mitten im „Reiche der Mitte" befände. Auf den dickstoffigen Seiden-Tapeten sieht man Chinesische Gärten dargestellt mit manierlich gemeißelten Felsen, artig beschnittenen Bäumen und hübsch gedrechselten Häusern. Hier beschäftigt sich ein Arbeiter mit Zubereitung der gepriesenen röthlichen Theeblüthe, dort lauschen ein Paar Mädchen dem Gesange eines im Käfig zwitschernden Vogels; hier überreicht ein Chinesischer Schöngeist und Liebhaber einer jungen Dame ein Blumen-Bouquet, von schönen Redensarten begleitet, und dort empfängt im Beiseyn eines Mandarins ein Arbeiter die Bastonnade. Der lieblichste Wohlgeruch erfüllt die Räume, in denen es sich so leicht und angenehm athmet, daß man wünschen möchte, ewig in einer Petersburger Theebuden-Atmosphäre athmen zu dürfen. Der Theeduft schmeichelt den Sinnen auf die gefälligste Weise und erfüllt die Seele mit Heiterkeit, ohne den Kopf zu benehmen und die Nerven zu überreizen. Nur ein Holländischer Käsehändler, der für nichts enthusiasmirt ist, als für den Geruch seines Edammer und seiner Häringsschwänze, kann ohne Begeisterung diese Theeluft genießen. (Schluß folgt.)

*) „Rang — Thee — Kohlsuppe."

**) Dieser „Kirpitschni tschai" ist seit uralten Zeiten unter jenen Völkern gebräuchlich. Seit wie lange und auf welchen Wegen vor der Errichtung des Kiachtaschen Handels-Emporiums Chinesischer Thee nach Rußland gekommen und sich den Russen als Bedürfniß aufgedrängt haben mag, ist wohl kaum genau zu bestimmen. Uebrigens trinken und trinken die Russen auch außer dem Chinesischen Thee warme Aufgüsse von einer erstaunlichen Menge getrockneter Blüthen und Beeren, die sie in ihrem eigenen Vaterlande finden.

Schweden.

Die periodische Presse in Schweden und Norwegen.

Wenden wir uns nach Schweden, so stoßen wir auf ganz andere Verhältnisse, als in Dänemark. In jenem Lande sind die Finanzen wohlgeordnet, die Schulden sehr vermindert, und das jährliche Budget bezeugt ein beständiges Wachsen des Wohlstandes. Die Volksvertretung, welche auf den alten Gewohnheiten und den alten Gesetzen des Landes begründet ist, bietet alle wünschenswerthe Bürgschaften, ohne das Ansehen des Herrschers übermäßig zu schmälern. Die Presse ist hier frei; die Herausgeber der Journale brauchen keine Caution zu stellen, keine Stempel-Taxe zu entrichten, und der Post-Aufschlag für ein täglich erscheinendes Blatt beträgt nicht mehr als

5 Francs jährlich. Wer ein Journal herausgeben will, bedarf nur der Erlaubniß des Hof-Kanzlers. Der Verfasser eines Buches, einer Broschüre, eines Journal-Artikels ist nicht verbunden, dem Werke seinen Namen vorzusetzen, und er hat nur nöthig, ihn dem Drucker versiegelt zu übergeben, der ihn im Falle der gerichtlichen Belangung ausliefern muß. Das Gesetz verbietet jede gegen die Religion gerichtete Schrift, jeden direkten Angriff gegen den König und die Königliche Familie, jede beleidigende Aeußerung gegen Beamte und die fremden Mächte, mit welchen Schweden in Frieden ist. Im Falle eines gewöhnlichen Preßvergehens läßt der Hof-Kanzler, welchem die Oberaufsicht über die Presse übertragen ist, das Blatt wegnehmen und unterdrücken. Der Eigenthümer hat indeß weiter nichts zu thun, als einen anderen verantwortlichen Herausgeber zu wählen und mit dem Titel eine unbedeutende Veränderung vorzunehmen. So erscheint das „Aftonblad" (Abendblatt) jetzt unter dem Namen „Achtzehntes Abendblatt". Jedesmal, wenn das Blatt mit Beschlag belegt wird, ändert es seine Nummer. Im Falle eines schweren Vergehens wird das Blatt vor ein Geschworenen-Gericht gezogen, welches aus neun Mitgliedern besteht. Zur Verurtheilung sind zwei Drittheile der Stimmen erforderlich.

Betrachtet man diese liberalen Institutionen, erwägt man, was die Regierung seit zwanzig Jahren für das Land gethan hat, vergleicht man gar den jetzigen Zustand mit dem von 1808, so begreift man recht, was die Opposition eigentlich will und woher sich ihre Erbitterung schreibt. Nur wenn man ihren Bestrebungen lange und aufmerksam folgt, erkennt man den leitenden Gedanken und das Ziel, welches sie im Auge hat. Die Opposition repräsentirt das noch schwache demokratische Element, welches Bedeutung zu gewinnen strebt. Seit der Revolution von 1770 ist die Oligarchie der Monarchie gewichen. Indeß bestehen alle jene mächtigen Familien, welche einst im Senat saßen, noch immer fort und bilden eine mächtige und zahlreiche Körperschaft. Die adeligen Familien sind zwar nur noch im Besitze einiger leerer Vorrechte, aber sie haben den Einfluß ihres Vermögens, ihrer Verbindungen und selbst der erblichen Achtung bewahrt, die man auch in den demokratischen Ländern gewissen Namen zollt. Selbst der König mußte bei seiner Ankunft in Schweden diesen Einfluß in gewisser Beziehung anerkennen, und er räumte dem Adel, wie seine Vorgänger, einen bedeutenden Antheil an den Angelegenheiten ein. Dieses Betragen, welches Karl Johann durch die Verhältnisse auferlegt wurde, hat der Opposition zu leidenschaftlichen Anschuldigungen Veranlassung gegeben. Sie stellt den Adel als eine hinter den Forderungen der Zeit zurückgebliebene und dieselben bekämpfende Körperschaft dar. Nicht minder wirft die Opposition der Regierung vor, daß sie zu Rußland hinneige. Diese Beschwerde würde allerdings von Gewicht seyn, wenn sie irgendwie begründet wäre. Sie stützt sich indeß auf keine einzige Thatsache, und die Kanonenschüsse, welche vor nicht langer Zeit von der Festung Warholm aus auf ein Russisches Kriegsfahrzeug gerichtet wurden, das seine Flagge nicht aufziehen wollte, beweisen eher das Gegentheil.

Uebrigens sind die Oppositions-Blätter weder anti-konstitutionell noch anti-monarchisch; sie dringen nur auf eine Aenderung des jetzigen Systems und halten sonst das regierende Haus für vollkommen legitim. Alles, was die fanatischen Anhänger des vorigen Königshauses von den günstigen Aussichten des Prinzen Wasa und einer Erhebung des Volks zu seinen Gunsten gefabelt haben, ist lächerlich. Höchstens könnte eine Revolution zu seinen Gunsten in den Spalten der „Gazette de France" stattfinden; sonst schwerlich. Unter den Oppositions-Blättern ist das „Aftonblad" das bedeutendste; es wurde nach der Juli-Revolution gegründet. Sein Zweck war, dem Volk eine interessante und lehrreiche Lektüre zu verschaffen und auf eine klare und faßliche Weise die Grundlagen der constitutionellen Regierung zu entwickeln. Es erschien anfangs unter dem Anschein eines frivolen, aber geistreichen und pikanten Blattes. Als es indeß allmälig in der Gunst des Publikums stieg, nahm der Herausgeber, Herr Hjerta, einen ernsteren Ton an. Jetzt zeichnet sich das Blatt durch seine kühnen Angriffe auf alle Mißgriffe und Nachlässigkeiten der Verwaltung so wie durch die verständige Entwickelung seiner politischen Ansichten aus. Es ist der heftigste Antagonist der erblichen Vorrechte des Adels, der Vertheidiger des Bürgerstandes und der erklärte Feind Rußlands. Auf diese Weise hat es im Laufe einiger Jahre eine ungeheure Popularität gewonnen und zählt jetzt mehr als 5000 Abonnenten.

Das zweite Blatt der Opposition ist das „Dagligt Allehanda" (Tägliches Allerlei), redigirt von Herrn Dahlmann. Der Zeit nach, ging es dem „Aftonblad" voran, obgleich es jetzt nur noch mühsam hinter demselben herkeucht. Es ist ein beschränktes, mürrisches und launisches Blatt, welches sich vorzüglich an die Tages-Vorfälle hält und mehr die Personen als die Sachen angreift. Unter den Oppositions-Blättern ist ferner die „Freya" zu erwähnen, obgleich sie zuweilen eine Flankenschwenkung macht und ihre Kollegen eben so heftig angreift, wie sonst die Minister. Es ist ein kleines lebendiges und sprudelndes Blatt, ein Gemisch von Politik und Literatur, von Prosa und Versen, welches übrigens keine große Verbreitung hat.

Für die Regierung treten nur die „Minerva" und die „Statstidning" (Staats-Zeitung) in die Schranken. Die erstere ist eine Art von ziemlich schwerfälligem und eintönigem politischen Katechismus. Sie gilt gewöhnlich für das Organ des Grafen Brahe. Die „Statstidning" erscheint täglich, mit Ausnahme des Sonntags. Es dürfte schwer seyn, irgendwo ein taktloseres und haltloseres offizielles Blatt zu finden. Sie könnte den Oppositions-Blättern gegenüber leicht eine würdige Stellung einnehmen, wenn sie sich darauf beschränken wollte, deren Uebertreibungen zu bekämpfen oder deren Verleumdungen zu widerlegen. Indeß versteht sie weder einen Angriff abzuwehren, noch sich zu vertheidigen, und läßt sich die größten Ungeschicklichkeiten zu Schulden kommen. So veröffentlichte sie z. B. zu einer Zeit, wo die Regierung der Hinneigung zu Rußland beschuldigt wurde, eine Reihe lobender Artikel über die Russische Literatur.

Die Provinzial-Blätter sind ganz unbedeutend; meistentheils werden sie von den Rektoren oder Professoren der Gymnasien redigirt. Sie sind der Aufsicht eines Beamten unterworfen, dem der Kanzler seine Vollmacht überträgt. Diese Blätter theilen bloß die Nachrichten aus der Hauptstadt mit, zu denen sie noch die ihres Bezirks fügen; es giebt dieser Blätter ungefähr vierzig. Nur vier bis fünf gehören der Opposition.

Der Preis der Schwedischen Journale ist nicht so hoch wie der der Dänischen. Die in Stockholm erscheinenden, welche wöchentlich sechs Mal herauskommen, kosten nicht mehr als 20 Fr. jährlich. Die Provinzial-Blätter, welche wöchentlich zwei bis drei Mal erscheinen, kosten 8 — 10 Fr. Die Ankündigungen werden mit einem oder zwei Sous berechnet. Die Folge davon ist, daß die Spalten der Journale, der großen wie der kleinen, mit einer Unmasse von Ankündigungen und Anpreisungen überschwemmt sind, welche einen Raum wegnehmen, der weit nützlicher mit der Erörterung politischer oder literarischer Fragen ausgefüllt werden könnte. Die Abonnements werden von den Post-Direktoren besorgt. Leider sind die Communications-Mittel weder sehr vollkommen noch sehr zahlreich. So trifft die Post in Upsala, der wissenschaftlichen Hauptstadt Schwedens, nur zwei Mal wöchentlich ein, in entfernteren Gegenden nur einmal, in Torneo alle vierzehn Tage nur einmal und im äußersten Norden gar nur einmal monatlich.

Mit dem literarischen Theile der Presse steht es in Schweden nicht besser als in Dänemark. Mit der Beendigung des Streites zwischen den Klassikern und Romantikern sind auch die Journale, „Aurora", „Polyphemos", „Iduna", in welchen der Kampf geführt wurde, eingegangen. Zu Upsala erschien in der letzten Zeit eine Monatsschrift, welche sich durch ernstes Streben auszeichnete; sie hat aber einem jämmerlichen Winkelblatte „Eod" Platz machen müssen. Der Geschichtschreiber Geijer gab zwei Jahre lang eine kritische Monatsschrift heraus, in welcher literarische, geschichtliche und staatswissenschaftliche Gegenstände zur Sprache kamen. Leider bezweckte er nur einen bestimmten Kreis von Gegenständen zu erörtern; als er diesen durchlaufen hatte, gab er das Unternehmen auf und kehrte zu seinen Chroniken zurück. Die politischen Blätter haben kein regelmäßiges Feuilleton, und nur zuweilen bringen sie einen kritischen Artikel, eine neue Uebersetzung oder eine Reisebeschreibung.

In Norwegen ist die Presse frei. „Kein Bürger", sagt der 9. Art. der Verfassung, „kann wegen der Herausgabe oder Verbreitung einer Schrift in Anklagestand versetzt werden, wenn dieselbe nicht gegen die Gesetze, die Religion, die guten Sitten oder die Verfassung verstößt, oder eine falsche und ehrenrührige Behauptung gegen eine Person enthält. Jeder darf frei seine Meinung über den Gang der Regierung, so wie über jede andere Frage, abgeben." — In Norwegen giebt es keine Stempelabgabe. Der Post-Direktor besorgt die Abonnements. Ihm werden die Blätter, wie sie aus der Druckerei kommen, ohne Umschlag und Aufschrift übergeben; so schickt er sie seinen Korrespondenten zu. Die Posttaxe richtet sich nach dem Abonnementspreise. Für ein Journal, welches 25 Fr. kostet, nimmt die Post 5 Fr., für ein Blatt zu 50 Fr. ein Zehntheil mehr, für eins zu 75 Fr. einen funfzehnten Theil mehr. Die Hälfte dieser Taxe fällt dem Post-Direktor, die andere dem Staate zu.

In Norwegen erscheinen 24 politische Blätter und 8 periodische Sammlungen, welche der Medizin, der Rechts-Wissenschaft u. s. w. gewidmet sind. Das „Morgenblad" und der „Constitutionelle" von Christiania erscheinen allein täglich. Das erste Blatt repräsentirt das demokratische Element im weitesten Sinne, dieses verfolgt die allmälige Entwickelung der liberalen Ideen. Das „Morgenblad" ist zuweilen etwas trivial, der „Constitutionelle" weiß das rechte Maaß zu halten, obschon er, wenn es darauf ankömmt, die Rechte des Landes zu vertheidigen, eine würdige Haltung beobachtet. Die bedeutendsten Mitarbeiter dieses Blattes sind die Herren Stang, Schweizhäuser und Motzfeld. Die Journale üben in Norwegen einen großen Einfluß, denn sie dringen in die entferntesten Gegenden und werden von allen Bauern gelesen.

Die junge Skandinavische Presse, welche aus der revolutionairen Erhebung Frankreichs hervorgegangen ist, zeigt deutlich die Spur ihrer Abkunft und wendet sich noch immer Frankreich zu, wie der Schüler dem Lehrer. Die alte Presse gehorcht schon lange demselben Einflusse. Die Schriftsteller beobachten sorgfältig, was in Frankreich vorgeht, und schöpfen aus den Blättern den Stoff ihrer politischen Abhandlungen oder ein neues Argument zu Gunsten ihrer alten Theorieen. Die einen stützen sich auf das „Journal des Débats", die anderen auf den „National", alle aber richten den Blick nach Frankreich. Die Nachrichten aus Frankreich nehmen den ersten Platz in allen Blättern ein; über die Erörterungen der Französischen Kammern wird auf's genaueste und vollständigste Bericht erstattet. Die Namen der Französischen Staatsmänner, ja selbst der einzelnen Deputirten, sind dort so bekannt wie in Paris, und eine Rede des Herrn Thiers und Guizot hallt in Stockholm und in Christiania wieder.

Nicht anders wie mit der Politik ist es mit der Literatur. Ueberall werden die Feuilletons der Französischen Blätter so wie die Artikel der Revuen übersetzt; überall werden Nachrichten über unsere Schriftsteller, über ihre Lebensweise und Pläne mitgetheilt.

Fassen wir Alles zusammen, so kann die Presse des Nordens nicht mit der Französischen verglichen werden; sie hat weder deren Schwung, noch deren Einfluß, die Gründe liegen auf der Hand. Die Presse ist erst seit gestern entstanden, und die Kräfte, welche sich

ihr widmen, sind ebenfalls jung; die meisten Schriftsteller, welche jetzt an den Journalen arbeiten, waren vor acht oder zehn Jahren völlig unbekannt. Ihr Beginnen war kühn und der Erfolg vielleicht grosser, als sie wohl erwarten mochten. Dennoch haben sie in so kurzer Zeit nicht die Bedeutung gewinnen können, welche sie wohl noch erlangen werden. Das Volk sieht in den Journalen zur Zeit mehr einen Bundesgenossen als eine Autorität, und das Lesen derselben ist mehr noch ein Vergnügen als ein Bedürfniß. In Dänemark hat die Presse die Censur und die Posteinrichtungen gegen sich, in Schweden und Norwegen ist die Schwierigkeit der Beförderung und die Zerstreutheit der Bevölkerung hinderlich. Wenn die Journale aber einen augenblicklichen und mächtigen Einfluß üben sollen, so müssen sie Schlag auf Schlag wie die Mauerbrecher wirken können. Anfänglich kann die Wirkung der Journale nur eine langsame und allmälige seyn. Der Anstoß ist indeß schon gegeben, und der Ruf nach einer politischen Reform hat in den Herzen der Söhne des Nordens einen Wiederhall gefunden, wie einst der Ruf nach einer religiösen Reform in denen ihrer Vorfahren. Es fragt sich nur, ob die Censur mächtiger seyn wird als dieses instinktartige Bedürfniß. Ueberdies lastet auf der Nordischen Presse doch wahrhaftig keine tyrannische Willkür, und wenn auch die Könige von Schweden und Dänemark den Ungestüm derselben durch weise Maßregeln werden zu mäßigen suchen, so gehen sie doch nicht darauf aus, sie zu knebeln oder zu unterdrücken. Die Nordische Presse wird ebenfalls ihre Mission erfüllen. Welches wird aber das Resultat seyn, und welchem Ziele strebt sie zu? Wer möchte wohl diese Frage beantworten? Haben die Journale in Schweden und Dänemark die Bestimmung, die liberalen Ideen so weit zu entwickeln, bis beide Länder mit Norwegen auf gleicher Stufe stehen? Dies Resultat, wenn es überhaupt je eintreten sollte, scheint noch so entfernt, daß es nur angedeutet werden kann.

Noch einige Worte über die Journalisten. Vergleicht man die Stellung derselben mit der der Französischen, so ist sie anscheinend bescheiden und dürftig; aber sie ist mindestens ruhig und gegen die Wechselfälle eines abenteuerlichen Lebens gesichert. Wer in diesen Ländern schreiben will, muß in einer unabhängigen Lage seyn oder ein Amt haben, denn die Presse würde ihm nur sehr unzureichende Subsistenzmittel gewähren. Die meisten Redaktoren der Journale im Norden sind Professoren, Advokaten oder Rentiers. Der Stand eines Literaten existirt weder in Stockholm noch in Kopenhagen. Erst sieht man sich nach einer sicheren Stellung um, dann wird man Journalist, nicht des Vortheils wegen, sondern aus Neigung. Dort weiß man nicht, welchen Werth eine Lage Papier hat, die, je nach den Umständen zur Vertheidigung oder zum Angriff einer Meinung verwendet wird. Man sagt, was man denkt, und hat man einmal zu einer Fahne geschworen, so bleibt man ihr treu. Dort findet man noch Leute, welche eine politische Idee für heilig halten und nicht den Gedanken fassen können, daß sie eine Waare sey, der man nach den Umständen diesen oder jenen Namen, diese oder jene Farbe giebt, und die man auf dem großen Markte der Presse zum Verkaufe ausbietet. Uebrigens sind die bescheidenen Gewohnheiten der Männer des Nordens die beste Bürgschaft ihrer Sittlichkeit. Welche Verführung sollte auch wohl dem Golde in einem Lande ankleben, wo ein Jeder nur danach strebt, ruhig im Kreise seiner Familie zu leben, wo die Minister sich mit dem Gehalte unserer kleinsten Präfekte begnügen, und wo Berzelius, der berühmte Berzelius, nur 4000 Fr. Einkünfte hat. X. Marmier.

Nord-Amerika.

Bilder aus Nord-Amerika. *)

Von Audubon.

IV. Die Schildkrötenjagd.

Die Tortugas sind eine Inselgruppe, die ungefähr achtzig Meilen von Key-West liegt, die letzten von den Inseln, welche die Halbinsel Florida zu vertheidigen scheinen. Sie bestehen aus fünf oder sechs Sand- und Muschelbänken, die vorzüglich von den wreckers und turtlers, den Strandräubern und Schildkrötenjägern, besucht werden. Tiefe Kanäle trennen diese Inseln, welche, trotz ihrer Krümmungen, jenen Abenteurern, so wie den Befehlshabern der Douanen-Kutters, die ihre Pflicht an diese gefährliche Küste ruft, wohl bekannt sind.

Ungefähr acht Meilen von den Tortugas, nach dem Golf zu, ist die große Korallenmauer, an der schon mancher ungeschickte oder nachlässige Seefahrer gescheitert ist. Alles, was in diesen unwirthbaren Seestrichen Land ist, ist mit Korallen, Seefächern und anderen Erzeugnissen des Abgrundes bedeckt, unter welchen zahllose Schaalthiere kriechen, während das spiegelhelle Wasser eine ganze Welt von kuriosen und schönen Fischen sehen läßt.

Die Tortugas haben ihren Namen von den Schildkröten jeder Art, die hier auf dem brennenden Sand ihre Eier niederlegen. Auch Schwärme von Wasservögeln versammelt hier die Brütezeit alljährlich. In ihrem Gefolge erscheinen die eggers oder Eierfänger, die sich mit ihrem Raub auf ferne Märkte begeben, um die Eier gegen einige Stücke jenes Goldes einzutauschen, dessen Besitz das Ziel aller Menschen zu seyn scheint.

Der „Marion" segelte nach den Tortugas ab; ich schiffte mich mit Freuden ein, um diese berühmten Inselchen zu besuchen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang verkündete der freudige Ruf: „Land!" daß wir ihnen nahten; aber da der Wind sich wieder erhob und der Steuermann die Krümmungen der Durchfahrten nicht kannte, machten wir Halt und warfen vor der Dämmerung den Anker. In keinem Theil der Welt bietet der Untergang des Tagesgestirns ein so glänzendes Schauspiel. Erst sieht man die rothe Kugel dreimal so groß als gewöhnlich; dann, wenn sie zur Hälfte unter den Wogen verschwindet, bleibt der Horizont von einem Strom goldenen Lichtes überschwemmt, und die Wolken färben sich im Westen mit glänzenden Purpurstrahlen. Dann und wann gleichen diese Dunstmassen Bergen geschmolzenen Goldes, bis endlich die Sonne ganz verschwindet, einen letzten Flammenstrom hinter sich zurücklassend, und allmälig sieht man den Schattenvorhang herabsinken, den die Nacht über den Erdball zieht.

Die fliegende Kröte schüttelt leise ihre beiden Flügel und schwebt unbeweglich über dem Meereswind, und der braune Goëland hat sich, einen Ruheort suchend, auf die Segelstange des Fahrzeugs gesetzt; die trägen Schildkröten endlich kommen hervor, nur den Kopf aus dem Wasser erhebend, um ihre Eier auf den Sand zu legen. Man erkennt ihre breiten Panzer unter der von ihren Floßfedern kaum gefurchten Welle, und von Zeit zu Zeit hört man ihren keuchenden Athem, das Zeichen eines furchtsamen Mißtrauens. Bald beleuchtet der Mond dieses Schauspiel mit seinem Silberlicht: die Schildkröten landen und schleppen ihre massiven Panzer mühsam auf dem Sand dahin, da ihre Schwimmpfoten zum Schwimmen geeigneter sind, als zum Gehen. Doch gelingt es ihnen, das Ufer zu erklimmen. Man muß sehen, wie eifrig sie graben, indem sie den Sand rechts und links bei Seite werfen. Nun legen sie ihre Eier eins nach dem anderen hin, indem sie sie mit großer Sorgfalt ordnen und dann vermittelst ihrer Hinterpfoten zudecken. Sobald sie mit dieser letzten Operation fertig sind, kriechen die Schildkröten froh die Dünen herab und springen von neuem ins Meer.

Die Tortugas sind nicht die einzigen Inseln, wo die Schildkröten ihre Eier legen; auch andere Inseln, so wie verschiedene Theile der Küsten des Festlandes, werden von diesen Schaalthieren besucht. Es giebt vier Arten Schildkröten, die „grüne Schildkröte", die „Schildkröte mit dem Falkenschnabel", die „Schildkröte mit dickem Kopf" und die „Koffer-Schildkröte". Die erste wird von den Gourmands am meisten geschätzt; sie kommt im April, nachdem sie den Winter unterm Wasser zugebracht, ans Ufer; sie legt zweimal Eier, im Mai und im Juni, das erstemal am meisten, zusammen an 240 Eier. Die „Schildkröte mit dem Falkenschnabel", deren Schaale im Handel so sehr geschätzt wird, wo sie zu so viel Kunstgegenständen gebraucht wird, kommt hinsichtlich der Güte ihres Fleisches nach der „grünen." Sie besucht vorzüglich die entferntesten Inselchen des Festlandes, wo sie ihre Eier niederlegt, erst im Juli, dann im August. Die Durchschnittszahl ihrer Eier ist 300. Die „dickköpfige Schildkröte" besucht die Tortugas im April; von da bis Ende Juni legt sie dreimal hinter einander, jedesmal ungefähr 170 Eier. Die „Koffer-Schildkröte", die zuweilen sehr groß ist und eine Tasche hat, wie der Pelikan, kommt später ans Land als die beiden anderen. Schaale und Fleisch dieser Schildkröte sind so weich, daß man, wie in ein Stück Butter, den Finger hinein stecken kann. Daher wird sie auch am wenigsten geschätzt. Sie wird selten gegessen, außer von den Indianern, die, immer bei der Hand, wenn die Zeit der Schildkröten beginnt, erst die Eier wegnehmen und dann die Schildkröten selbst. Die Koffer-Schildkröte legt jährlich gegen 350 Eier in zweimaliger Brut.

Die dickköpfige und die Koffer-Schildkröte zeigen am wenigsten Klugheit in der Wahl des Ortes, wo sie ihre Eier niederlegen: die beiden anderen tragen Sorge, die wildesten und abgelegensten Orte aufzusuchen. Die grüne Schildkröte begiebt sich an die Küste des Kontinents zwischen dem Kap Sable und dem Kap Florida; sie kommt auch in die großen Flüsse und die Baien, von wo sie dann rasch ihren Rückzug nimmt und sich aufs hohe Meer rettet. Doch eine große Zahl derselben kommt durch die Amerikanischen Jäger und die Indianer um. Auch verschiedene Gattungen fleischfressender Thiere hat sie zu Feinden, z. B. die Konguars, die Luchse, die Bären und die Wölfe.

Die Schildkröte mit Falkenschnabel, die noch vorsichtiger und schwerer zu fangen ist, hält sich auf den Inseln des Meeres auf. Alle diese Arten bedienen sich desselben Verfahrens, um ihr Loch in den Sand zu graben, und da ich sie mehrere Male beim Eierlegen beobachtet, so kann ich diesen Prozeß ausführlich beschreiben.

Bei ihrer Annäherung an das Ufer, wenn sie 30 bis 40 Toisen davon entfernt ist, steckt die Schildkröte den Kopf aus dem Wasser und schaut sich sorgfältig um. Gewöhnlich kömmt sie an einem schönen Mondscheinabend auf den Ufersand. Wenn sie nichts Gefährliches in der Nähe sieht, giebt sie einen hellen pfeifenden Ton von sich, um diejenigen ihrer Feinde, die nicht daran gewöhnt sind, zu schrecken, worauf auch mehrere sich entfernen, ehe sie noch die Schildkröte sehen. Wenn sie ein Geräusch hört, wenn sie irgend eine Gefahr in der Nähe vermuthet, taucht sie sogleich unter und flieht weit weg; ist aber Alles ruhig, so nähert sie sich langsam der Küste, steigt mit ausgestrecktem Halse ans Land, und wenn sie ein passendes Plätzchen erreicht hat, schaut sie sich still nach allen Seiten um. Ist Alles, wie es seyn soll, dann fängt sie an, den Sand unter sich mit ihren Hinterpfoten auszugraben, und das mit solcher Geschicklichkeit, daß die Ränder des Lochs selten wieder einsinken. Ihre Pfoten verrichten die Dienste zweier großer Schaufeln, welche abwechselnd den Sand so lange aufscharren, bis er hinter ihr aufgehäuft liegt. Auf diese Weise gräbt sie ein Loch von 18 Zoll, ja zuweilen von zwei oder mehr Fuß Tiefe. Dazu braucht sie nur zehn Minuten. Das Eierlegen selbst dauert nur 20 Minuten. Wenn sie damit fertig ist, schüttet sie den Sand wieder auf die Eier zurück, wobei sie die Oberfläche so eben macht, daß keine Spur errathen läßt, was eben an diesem Orte geschehen. Ist Alles nach Wunsch vollendet, so zieht

*) Vgl. Nr. 8, 9 und 10 dieses Jahrgangs.

sich die Schildkröte aufs schleunigste zurück, indem sie das Ausbeüten der Eier dem heißen Sande überläßt. Mitten im Aktus des Eierlegens lassen sie sich durch nichts stören: man kann sich ihr nähern, ja sogar auf ihren Rücken setzen, sie rührt sich nicht und fährt fort, was auch geschehen mag; aber so wie sie fertig ist, macht sie einen großen Sprung, um sich zu retten: man müßte Herkules Kraft haben, um sie dann niederzuwerfen und sich ihrer zu bemächtigen.

Wer eine Schildkröte auf dem Ufer fangen will, wirft sich auf die Knie, steckt die Schulter hinter die vordere Schwimmpfote des Thiers, stößt sie dann mit Kraft und wirft sie um. Zuweilen müssen sich mehrere dazu vereinigen, und wenn die Schildkröte sehr groß ist, wie es welche an diesen Küsten giebt, so nimmt man sogar zu Enterstangen die Zuflucht.

Es giebt Jäger, die kühn genug sind, bis an die Schildkröten heranzuschwimmen, wenn sie auf dem Wasser schlafen, und sie in ihrem eigenen Element umzuwerfen, mit der Vorsicht, einen Kahn zur Hand zu haben, um sich ihrer Beute zu versichern. Wenige Schildkröten können weiter beißen, als ihre vordere Schwimmpfote reicht: so wie sie erst auf dem Rücken liegen, können sie nicht ohne Hülfe ihre natürliche Lage wiederfinden; gleichwohl bindet man ihnen die Pfoten fest, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen.

Die Leute, welche die Eier der Schildkröten suchen, versehen sich mit einem Schilfrohr oder Flintenrohr, um den Sand, wo sie Spuren ihres Weges zurücklassen, zu sondiren; denn es ist nicht immer leicht, sie zu sehen, wegen der Winde und heftigen Regen, die sie verwischen. Zum Unglück werden die Nester nicht bloß von den Jägern, sondern auch von den Raubthieren aufgesucht; so werden die Eier ausgehoben oder zum großen Theil zerstört, da an manchen Theilen der Küste Hunderte von Schildkröten in der Ausdehnung einer Meile ihre Eier legen. So oft sie aufs neue legen, graben sie ein neues Loch, gewöhnlich in der Nähe des ersten, als hätte das Thier vergessen, was da vorging. Man begreift leicht, daß die große Menge von Eiern, die man in einer geöffneten Schildkröte findet, nicht alle in einem Sommer gelegt werden können; denn man zählt deren an 3000, alle klein, ohne Schaale und eins an das andere befestigt, wie die Kügelchen an einem Rosenkranz. Ich habe eine Schildkröte gesehen, in welcher man diese Anzahl fand und die an 400 Pfund wog. Die jungen Schildkröten suchen sich, sobald sie ausgekrochen sind, wo sie nicht größer sind als ein Dollar, ihren Weg durch ihr sandiges Nest hindurch und gehen sogleich ins Meer.

Die Nahrung der grünen Schildkröte besteht hauptsächlich in Seepflanzen. Besonders liebt sie das Wasserkraut (zostera marítima), das sie an den Wurzeln abschneidet, um die zartesten und saftigsten Theile davon zu essen. Man erkennt leicht den Ort, wo sie weidet, an den längs des Ufers schwimmenden Massen dieser Pflanze.

Die Schildkröte mit Falkenschnabel nährt sich von Fukus, Krebsen, Muscheln und Fischen. Die dickköpfige frißt besonders die großen Muscheln, die sie mit ihrem Schnabel so leicht zerbricht, wie ein Mensch eine Haselnuß. Man brachte uns eine an den Bord des „Marion", welche, einem von unseren Ankern genähert, einen Biß hinein that, dessen Tiefe mich in Erstaunen setzte. Die Koffer-Schildkröte frißt Mollusken, Fische, Krustaceen und verschiedene Seepflanzen.

Diese vier Gattungen bewegen sich im Wasser mit einer unglaublichen Schnelligkeit; aber die Schnelligkeit der grünen Schildkröte und des Falkenschnabels insbesondere erinnert an den Flug des Vogels in den Lüften. Es ist also nicht so leicht, eine von ihnen mit einer Lanze zu erreichen, und doch gelingt dies oft einem geschickten Jäger.

Während meines Aufenthalts in Florida brauchte ich einige Schildkröten, um meine Freunde am Bord der „Dame im grünen Mantel" zu bewirthen, nicht aber die tapferen Offiziere oder die Matrosen der Mannschaft, welche beiderseits der Schildkrötensuppe schon überdrüssig waren, sondern die Reiher, deren ich eine große Zahl lebendig in Käfigen hatte. Ich ging also nach einem Schildkröten-Park, von dem Doktor Benjamin Strobel begleitet, um mich nach den Preisen zu erkundigen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß die Schildkröten, je kleiner sie waren, über dem Gewicht von zehn Pfund, desto mehr kosteten. Einen Dickkopf von mehr als 700 Pfund Schwere hätte ich um denselben Preis bekommen können, als einen anderen von 30 Pfund. Beim Anblick der größten berechnete ich, wie viel Suppen ihr Inhalt zu einem Diner des Lord-Mayor liefern würde, wie viel Eier sie enthielte und welch' ein hübsches Wägelchen man aus ihrer Schale machen könnte, einen Wagen, in welchem Venus selbst das Meer durchfahren könnte, wenn nur ihre zarten Tauben sich daran anspannen lassen wollten und die Haifische oder Stürme nicht fürchteten. Der Jäger versicherte mir, daß, wenn auch das Ungeheuer wirklich ein besserer Bissen sey, als eine kleine Schildkröte, er sie doch nicht loswerden könnte, wenn er sie nicht auf einen fernen Markt schicke. Ich hätte sie gekauft, aber ich wußte, daß ihr Fleisch sich nicht länger als einen Tag erhielt; ich kaufte daher acht oder zehn kleinere, welche meine Freunde, die Reiher, köstlich fanden und die ihnen lange zur Nahrung dienten.

Alle diese Schildkröten werden an den Küsten Florida's oder in den Meerbusen und Flüssen auf verschiedene Art gefangen. Einige Jäger fangen sie in großen Netzen, die aus breiten Maschen bestehen, in welche die Schildkröten nur halb hineinkriechen; je mehr sie aber herauszukommen sich bemühen, desto tiefer kommen sie hinein. Andere Jäger harpuniren sie.

Jeder Turtler hat seinen crawl oder Schildkröten-Park, ein großes viereckiges Gehege, das durch Pfähle gebildet wird, welche weit genug von einander abstehen, um das Wasser frei zirkuliren zu lassen. Hier werden die Schildkröten aufbewahrt und gefüttert, bis man sie verkauft. Wenn sie nicht ihre Eier gelegt, ehe sie gefangen worden, so legen sie sie im Wasser, und die Eier gehen verloren.

Die Schildkröten begatten sich auf eine sehr seltsame Weise. Doch diesen Punkt und einige andere will ich mit Stillschweigen übergehen. Eine Sitte aber haben die Schildkröten, die ich nicht umhin kann zu erwähnen, obgleich ich sie nicht mit eigenen Augen beobachtet. Mehrere Jäger haben mir versichert, wenn man eine Schildkröte mitten im Eierlegen davontrage und auf ein Schiff bringe und mehrere hundert Seemeilen davon sie in Freiheit setze, so finde man sie auf derselben Stelle, wo sie zuerst gefangen worden, wieder, noch in demselben Sommer oder im nächstfolgenden. Wenn diese Thatsache wahr ist, und ich zweifle nicht daran, muß man nicht das unveränderliche Gesetz der Natur bewundern, das der Schildkröte einen ähnlichen Instinkt giebt, wie den Zugvögeln? Wer weiß auch, ob die Schildkröte nicht, wie wir, dieselbe Sehnsucht empfindet, ihre Familie und die Orte wiederzusehen, wo sie geboren ist, nachdem sie fremde Gegenden gesehen.

Bibliographie.

Antiquities of America. — Bis jetzt waren es nur Europäische Reisende, namentlich Deutsche und Franzosen, die die reichen Alterthümer in Mexiko und im westlichen Nord-Amerika einer wissenschaftlichen Prüfung unterwarfen. Wie bei Allem, was die gelehrte Erforschung der neuen Welt betrifft, hat auch in dieser Beziehung Alexander von Humboldt die ersten entscheidenden Urtheile abgegeben. Gegenwärtig haben sich nun auch in Amerika selbst Vereine gebildet, die sich mit der Feststellung der Ansicht beschäftigen, daß es dort bereits lange vor der Zeit des Columbus civilisirte Völker gegeben. Herr John Delafield jun., Mitglied der historischen Gesellschaft von Ohio, hat zu diesem Behufe unter obigem Titel eine Untersuchung herausgegeben, der als Anhang eine Abhandlung des Dr. Lahey beigefügt ist: „Ueber die Ursachen der Ueberlegenheit der Menschen der nördlichen über die der südlichen Hemisphäre."

Mannigfaltiges.

— **Bibliographische Blätter.** Bei der Begründung des „Magazins für die Literatur des Auslandes" wurden darin zum erstenmale in einem Deutschen Blatte fortlaufende bibliographische Mittheilungen unter allen Rubriken des Auslandes gegeben. Die Idee war wenigstens neu, sich auf diese Weise einen schnellen Ueberblick aller gleichzeitigen Erscheinungen der ausländischen Literatur zu verschaffen, und so widmeten wir diesem Zwecke einen größeren Raum, als der reichhaltige Stoff unserer umfassenden Aufgabe uns eigentlich gestattete. Dem Bedürfnisse eines Theiles unserer Leser mußten in dieser Beziehung die Reclamationen vieler Anderen weichen, denen unsere Bibliographie eine uninteressante Nomenklatur schien, welche sie regelmäßig überschlugen. Seitdem unser Blatt diese Idee ins Leben rief, sind jedoch viele andere später entstandene Journale seinem Beispiele gefolgt: wir nennen darunter nur die hiesige „Literarische Zeitung", das Leipziger „Repertorium" von Gersdorf, das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" und endlich die ausschließlich zu diesem Zwecke begründeten „Bibliographischen Anzeigen" von Brockhaus. Diese Blätter, die zum größeren Theil im Mittelpunkte des Europäischen Büchermarktes, in Leipzig, erscheinen, wußten uns in jenen Mittheilungen nicht bloß zuvorzukommen, sondern konnten sie auch, da sie nicht mit dem Raume zu kargen brauchten, viel vollständiger liefern, als wir. Uns schien es denn auch in der letzten Zeit immer überflüssiger, als hinkender Bote nachzukommen, und so beschränkten wir uns denn am Ende darauf, auf einzelne interessante Erscheinungen, die wir nicht ausführlich im Texte des Blattes zu benutzen gedachten, mit wenigen Worten unter der alten Rubrik „Bibliographie" hinzuweisen. Hierbei denken wie es auch in der Folge bewenden zu lassen, und zwar können wir es jetzt um so mehr, als in diesem Jahre eine Zeitschrift neu begründet worden, die, Alles umfassend, was die Presse de jure und de facto angeht, auch die Bibliographie des In- und Auslandes erschöpfender und in besser geordneter Uebersicht mittheilt, als es bisher irgendwo geschehen. Es ist dieses Blatt die in Leipzig unter der Leitung unseres verehrten Mitbürgers, des Kriminal-Direktors Dr. Hitzig, erscheinende „Allgemeine Preß-Zeitung."*) Vorzugsweise ist sie allerdings der Sache des geistigen Eigenthums, d. h. der Feststellung des Begriffes dieser so vielen falschen Vorstellungen und mißbräuchlichen Deutungen unterworfenen Bezeichnung, so wie der rechtlichen Verfechtung alles dessen, was einmal als geistiges Eigenthum rechtlich feststeht, gewidmet; mit der eigentlichen „Preß-Zeitung" sind jedoch „Bibliographische Blätter" im engeren Sinne des Wortes verbunden, in denen sich unter Anderem auch ein vollständiges Verzeichniß aller in Deutschen Zeitschriften enthaltenen Rezensionen von in- und ausländischen Werken befindet, was sowohl für das betreffende wissenschaftliche und literarische Publikum, als für Autoren und Verleger, ein besonderes Interesse hat. Wir halten es für unsere Pflicht, auf diese Zeitschrift hinzuweisen, die von dem Verleger, aus Liebe zur Sache, mit seltener Uneigennützigkeit ausgestattet ist und die, gehörig unterstützt (vom Publikum sowohl als von den aufgeforderten Schriftstellern), ein unschätzbares Diarium für die Presse unserer Zeit werden kann.

*) Allgemeine Preß-Zeitung. Blätter für Preß-Gesetzgebung und Rechtspflege, literarischen Verkehr und Bücherkunde. Redigirt unter der Leitung von Dr. Jul. Ed. Hitzig, der Zeit Vorsitzendem in dem Königl. literarischen Sachverständigen-Verein für die Preuß. Staaten in Berlin. — Leipzig, bei J. J. Weber.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedrukt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 26. Februar 1840.

Algier.

Abdelkader, als Gegner der Franzosen. *)

Unter den mannigfachen Mitteln, wodurch die Stimmen der öffentlichen Meinung gewöhnlich für Personen und Dinge gewonnen werden, sind, nächst der Volksschmeichelei, noch zwei mehr unabsichtliche Mittel die wirksamsten: der Reiz der Ueberraschung und die süße Erbauung der Seelenschwäche am Romantischen und an fremden Abenteuern. Diese zwei Reizmittel folgen dem Lebenslaufe fast aller Menschen, welche aus dem großen Kreise der Allgemeinheit hervortreten, um sich durch Großthaten oder Schandthaten, durch blutige Waffe oder friedliche Kunst auszuzeichnen. Wir könnten hier zahlreiche Beispiele von Naturdichtern, Jodlern und Tänzerinnen anführen, die oft jenen zwei Mitteln, oder wenigstens dem Reize des Ungewöhnlichen, öffentliche Gunst verdanken, die dadurch von der halben Bevölkerung einer Residenz verhätschelt und — zu Grunde gerichtet werden. **) Aber wir überspringen solche Beispiele, um vermittelst der ernsteren Weltgeschichte unserem Thema näher zu rücken. Man prüfe den Ruf derer, welche Völker oder Einzelne beraubt oder geschlachtet haben, man prüfe das Leben des erobernden Emporkömmlings oder des Räuber-Hauptmanns, es wird sich zeigen, daß ihre außerordentliche Erscheinung, ihr Auflehnen und Kampf gegen das Bestehende, ihre stets poetisch und mit Ueberschätzung ausgeschmückten Abenteuer ihnen mehr Bewunderer zuführten, sie früher zu Helden stempelten, als es der Maßstab des nüchternen Urtheils konnte. Ein Fra Diavolo und Schubri, sie mögen beschränkten Geistes und Geißeln des Menschengeschlechts seyn, finden unter dem Schutze jener Reizmittel Bewunderung, ja stille Anbetung bei mancher schonen Bewohnerin eines Boudoirs; denn daß Fra Diavolo auch galant, Schubri auch schön und edelmüthig ist, das versteht sich ja von selbst.

Nicht aber bloß der gewöhnliche Zeitungsleser, nicht bloß der schwache, auf seinen engen Gesichtskreis beschränkte Hause, nicht bloß die Feldprediger Schmelzle ***), die in ihrem Traume Festungen allein erstürmen und in ihrem Wachen Herz und Auge an Zeitungs-Berichten von Gefahren, Schlachten und Siegen weiden, nicht bloß solche, sagen wir, sondern auch gebildete, weltkundige Männer werden nicht selten durch jene Reizmittel irre geführt und um ihre Stimme betrogen. Daß wir unsere Behauptung auf das öffentliche Urtheil über den Charakter Abdelkader's anwenden werden, konnte der Leser schon unseren ersten Worten entnehmen; ehe wir jedoch die Pflicht des Beweises erfüllen, sey uns erlaubt, mit ruhigem Blicke noch einmal den Zustand Nord-Afrika's und die Niederlassung der Franzosen daselbst zu durchlaufen.

Wägt man die Mittel und Erfolge der Franzosen bei der Eroberung und Behauptung Algiers mit denen der Briten in Ostindien ab, so kann nur Bewunderung für England, scharfer Tadel dagegen für Frankreich das Ergebniß seyn. Dort setzt sich eine Gesellschaft von Kaufleuten, in einer ungeheuren Entfernung vom Boden und den Hülfsquellen der Heimat, mitten unter kultivirten, mächtigen und kriegerischen Völkern fest, schreitet von Eroberung zu Eroberung, behauptet und organisirt ein Reich, das fünfmal größer als das Mutterland ist, und wodurch dieses Mutterland zum reichsten Lande des Erdbodens gemacht wird. Frankreich hingegen hat in einem Lande, von welchem es nur durch die Breite des Mittelmeeres getrennt ist, das übrigens nur schwach, von ungebildeten, in sich zerrissenen Stämmen bevölkert ist, mit allen Hülfsquellen des Staates ausgerüstet, seit zehn Jahren nur diese Hülfsquellen mehr erschöpft, hat durch seine Verwaltung den Haß Afrika's, die Mißbilligung Europa's auf sich geladen und hat nach so vielem Blut- und Geldverlust die Schmach, daß die verächtlichen Barbaren ungestraft vor den Thoren der Hauptstadt schwärmen, um dort den friedlichen, auf den Schutz Frankreichs vertrauenden Kolonisten abzuschlachten und seine mühsam erworbene Habe zu vernichten.

Um aber das, was die Französische Verwaltung gethan hat, und das, was sie hätte thun können, sachkundiger zu untersuchen, gehen wir einen Augenblick bis zum Frühling des Jahres 1830 zurück.

Die Einwohner der Regentschaft, Mauren, Juden, Araber, Kabylen, waren damals nichts weniger als selbständig und frei. Sie seufzten seit Jahrhunderten unter dem Joche der eingedrungenen Türken, die das Land mit dem aus ihrer Mitte gewählten Dey mit militairischer Macht beherrschten. Die ganze Nordküste und viele Städte im Innern waren ihnen unterworfen; sie hatten in den letzteren Besatzungen und legten dabei Citadellen an. Dagegen war ihre Herrschaft über die vielnamigen Stämme des flachen Landes und der Gebirge zweideutig. Der Tribut konnte nicht bei diesen erhoben, sondern mußte jedesmal erkämpft werden. Es gab damals eben solche, ja noch heißere Raufereien zwischen den Herrschern der Hauptstadt und den Stämmen, nur hörte Europa weniger davon, da keine Europäische Macht weiter dabei betheiligt war. Je näher die Einwohner dem Atlas und der Wüste waren, desto entfernter waren sie, sich für Unterthanen der Türken zu halten.

Mit dem Sturze der Soldaten-Aristokratie in Algier änderte sich die Gestalt der Dinge plötzlich. Die Kunde von der Ankunft der Franzosen und ihrer Besitznahme der Stadt wurde in Berg und Thal mit Freudetrunkenheit aufgenommen; im Enthusiasmus über die Züchtigung der verhaßten Zwingherren vergaßen die Gläubigen, daß sie den Sieg des Kreuzes über den Halbmond feierten, sie dachten nur daran, die Franzosen als ihre Befreier zu begrüßen.

Dieser Freudentaumel hätte in den Händen einer umsichtig berechnenden Verwaltung zu schönen Zwecken ausgebeutet werden können. Würdigung der Umstände, Schonung der Sitten, Feststellung des Rechtszustandes, Milde mit Energie gepaart würden ihn gerechtfertigt und erhalten haben, Religionshaß und Fanatismus würden so bald nicht wieder zum alten Bewußtseyn gekommen seyn. Allein Frankreich ließ den günstigen Augenblick vorübergehen! Es war schon ein Unglück, daß die Sieges-Botschaft von Algier und die Nachricht von der Juli-Revolution sich fast begegneten. Der Wechsel der Herrschaft in Paris zog nothwendig den in Algier nach, aber daß der Wechsel dort so lange, zum Verderben der Kolonie, fortdauerte, war schwerlich nothwendig. Die Ersetzung Bourmont's durch Clauzel war ein Glück; jener war mit dem neuen Frankreich zerfallen, dieser aber stand eben so rein als glorreich da und zeigte sich überdies als trefflicher Verwalter. Aber man fing an, die Kolonie als eine Versorgungs-Anstalt zu betrachten und schickte alte verdiente Krieger zur Belohnung dahin. Der eiserne Rovigo und der edle Erlon waren tapfere (der Letztere durch Kriegsdienste hochberühmt) geachtete Männer, aber sie waren 100 Jahren näher als 40, und in solchem Alter mußten sie zu schwach für ihre große Aufgabe seyn. So wenig wie der Mars eine junge Liebhaberrolle gutsteht, weil ihr eine 30jährige Praxis zur Seite ist (denn wenn ihr solche Rollen noch ausnahmsweise gelingen, so ist es nicht parceque, sondern quoique), eben so wenig paßten die beiden Generale in eine Stellung, wo sie Feldherren, Regenten und abhängig von Paris und der Presse zugleich seyn mußten. Ergraute Krieger, einem unermüdlichen Feind gegenüber, müssen wenigstens eine geharnischte Begeisterung, eine Idee für Vaterland und Freiheit zur Seite haben. Erlon und Rovigo hatten nur die glorreichen Erinnerungen, aber nicht die Kraft des Kaiserreichs zur Unterstützung.

Die getäuschten, mißhandelten und in ihrem Glauben sich für bedroht haltenden Einwohner griffen zu den Waffen. Aber die Bürgschaft des Erfolges lag nicht in den Verhältnissen; denn es fehlte an der nöthigen Einheit der Prinzipien und an einem Führer. Der Osten verfolgte einen anderen Wunsch als der Westen, indem dort das Türkische Element, hier das Arabisch-Maurische vorherrschte. Im Osten sammelten sich die Trümmer der Türkischen Despotie, die in Achmed Bey ihren Repräsentanten, in dem festen Konstantine ihren Sitz hatten, zum verzweifelten Widerstande; im Westen dagegen kämpften die einzelnen Stämme, gleich feindlich gegen Türken und Franzosen, für ihre Zelte und für ihre Heerden, ohne Sinn für Volksthum und Freiheit im edlen Sinne des Wortes.

Dieser Geschiedenheit hat Frankreich seine Erhaltung in Algier und den endlichen, theuer erkauften Sieg über das Türkische Element durch den Fall Konstantine's zu verdanken. Was wäre aus der Kolonie geworden, wenn gegen die Französische Unentschiedenheit und falsche Auffassung des Volks-Charakters ein Mann aufgestanden wäre, der, von einer edlen Idee für Unabhängigkeit beseelt, die Tugenden und die Vorurtheile des Landes zu benutzen verstanden

*) Der Apologie des Araber-Häuptlings, die wir in Nr. 6 und 7 des Magazins nach den Mittheilungen eines Dänen gegeben, lassen wie hier die Gegenrede eines Deutschen folgen. Die Ereignisse in Afrika dürften wohl bald zeigen, auf welcher Seite die richtige Ansicht sich befindet. D. R.

**) Ueber den Naturdichter Hiller und seinen Aufenthalt in Berlin spricht sich Solger in seinen Briefen mit bitterer Wahrheit aus.

***) Unsere Leser werden das herrliche Werk unter diesem Namen von Jean Paul kennen.

hätte? Ein solcher Mann, der die Idee der Nationalität nach ihrer ganzen Tiefe ermißt, der den Zeitgeist und die Gunst der Umstände begreift, der aber auch Genie und Thatkraft zur Ausführung hat, würde den Blick der durch langjährige Erniedrigung entwürdigten Völker auf die Höhe der Vorzeit hingewiesen haben; er würde sie durch den Gedanken der Freiheit oder auch nur durch den Fanatismus des Glaubens in den Kampf geführt haben, und die altersschwachen Rovigo's, Erlon's, Damrémont's und Valée's wären verjagt worden. Allein die Tage der Amru's, Musa's, Okba's, Tarik's und Almanzor's sind vorüber! Die Araber wendeten sich in Ermangelung eines großen Mannes an den scheinbar größten unter ihnen; sie wählten Abdelkader zu ihrem Befreier.

Frage ich nun, wer ist denn der Abdelkader? so werden eine Legion von Weisen beiderlei Geschlechts verächtlich auf mich herabsehen und werden sagen: „Der arme Mensch hat die Allgemeinen Zeitungen so vieler Städte sicherlich nicht gelesen; die Weltgeschichte seit 1832 scheint ihm ein Geheimniß zu seyn; er müßte ja sonst wissen, daß Abdelkader ein Pulver-Erfinder, ein Held, Reformator, ein Afrikanischer Napoleon, ein westlicher Mehmed Ali zum wenigsten ist!“ Ich aber habe in meiner Demuth mir immer nicht erklären können, warum der Pulver-Eefinder kein Loth Pulver in seinem reformirten Reiche fabriziren kann, sondern es seinen Feinden abkauft oder von einem Ueberläufer derselben machen läßt; ich begriff nicht, wie man in einem achtjährigen Heldenleben hundert Treffen verlieren und nur ein einziges gewinnen kann*), und staunte endlich, daß ein großer Mann die Köpfe der Feinde abschneiden läßt, und zwar von Tag zu Tag den Preis für den Kopf erhöht!

So viel einstweilen für die begeisterten Freunde des jungen Helden. Wir werden ernster auf die Untersuchung seines Seyns und Wirkens eingehen, indem wir die bekanntesten Hauptmomente seines Lebens hervorheben und darau die Beweise knüpfen werden, daß vorzüglich jene zwei in unseeer Einleitung genannten Mittel den unbedeutenden Menschen zum großen Manne gemacht.

Abdelkader, der im Jahre 1807 am Fuße des Atlas geboren ist, wurde wissenschaftlich erzogen, wie seine Freunde sagen. Wissenschaftlich heißt aber hier so viel, er hat seine Muttersprache oder vielmehr den Koran lesen gelernt. Weiter weiß er nichts, wie alle Reisende erzählen. Das ist auch für einen Araber jetzt viel: denn die Nachkommen des Volkes, in dessen Schoße die Algebra erfunden, die Philosophie verjüngt und jeder Kunst und Wissenschaft eine neue Form gegeben wurde, die Nachkommen dieser Araber sagen, wir staunen jetzt einen Menschen an, der den Koran gelesen hat und mit den spitzfindigen Auslegungen desselben nicht unbekannt ist. Als Marabut, also Heiliger, hat er auch das Privilegium der meisten Heiligen, das profane verderbliche Wissen geringzuschätzen. Die heilige Reise nach Mekka, die jeder fromme Muselmann macht, wenn es die Umstände erlauben, hat er zweimal unternommen, und deshalb heißt er auch Hadschi, d. h. Wallfahrer.

Diese Pilgerfahrten waren von großem Vortheile für den Pilger. Sie haben ihm nicht bloß einen Sitz in Muhammed's Paradiese erworben, sondern auch die Prophezeiung eines himmlischen Wesens in der Gestalt eines greisen Derwisches, daß er Sultan der Araber werden soll. Auf den Aberglauben der Stämme wirkt diese Prophezeiung mehr, als alle Ansprüche der Geburt und des Talentes. Sie wurde noch einflußreicher, als ein anderer Marabut versicherte, ihm habe der Engel Gabriel (bekanntlich der Erzengel des Korans) im Traume erklärt, daß der Sohn Mahaddin's, Abdelkader, Fürst der Gläubigen werden wird.

Einen anderen großen Vortheil brachte die Reise dadurch, daß er Aegypten sah und die Reformen Mehmed Ali's. Aber Mehmed Ali nachzuahmen, hat nicht jeder Herrscher der Muhammedaner Lust, und diejenigen, welche nachahmende Versuche machen, scheitern gewöhnlich. Das Letztere geschah dem Sultan Mahmud. Dieser nämlich gleicht in seinen Reformen dem Könige Achas, der den Göttern opferte, deren Anbeter ihn geschlagen hatten, in der Voraussetzung, sie müßten größer als seine Götter seyn, die ihn schlagen ließen. Seinen Europäischen Siegern und seinen Aegyptischen ahmte Mahmud nach und scheiterte, nicht einsehend, daß die Menschen und die Verhältnisse diesen Reformen ungünstig waren. Abdelkader ahmt Mehmed Ali nicht nach, er hat auch die Macht über seine Araber nicht so, wie jener über seine Fellah's; aber er ahmt dem Sultan Mahmud nach, indem er Kultur und Reform von seinen Siegern herbeiruft und wie dieser bei seinen starrstolzen Unterthanen damit scheitert.

Beim Falle Algiers war Abdelkader weitee nichts als der Sohn eines hochgeachteten Marabuts, fern von aller politischen Bedeutsamkeit. Zwei Jahre später, noch beim Leben seines Vaters, stand er an der Spitze mehrerer Stämme gegen die Franzosen, die er nach Art aller wilden Bergvölker oder Steppenbewohner bekämpfte, nämlich indem er einzelne Feinde überfiel und vor zahlreichen in die unzugänglichen Schlupfwinkel floh. Er erlitt stets Niederlagen und wurde doch stets größer, weil die Franzosen in ihrer Politik gegen ihn viel scharfsichtiger handelten, als der Schein zeigt. Um Ruhe und neues Land zu haben, mußten sie nämlich Stamm für Stamm bekriegen, mußten, um einige räuberische Horden zu strafen oder einem verbündeten Stamme die geraubte Heerde zurückzuschaffen, kostspielige Expeditionen unternehmen. Sie gaben dem Abdelkader nach und nach die Herrschaft über die westlichen Stämme, und er mußte ihnen durch Verträge alle die Vortheile einräumen, die sie im günstigsten Falle von den einzelnen Stämmen erlangt hätten.

Gerade dies beweist, wie wenig gefährlich er durch sein Genie gehalten wird; man bediente sich seiner als Mittel, Tribut und Handels-Vortheile selbst von den Bewohnern der Schluchten des Atlas zu erlangen. Hätten ihn die Franzosen für gefährlich gehalten, so würde doch wohl ein Land von 35 Millionen Menschen einen Araber-Häuptling besiegt haben.

Dieses ist der Sinn und die Bedeutung der Friedenschlüsse, und nur die größte Unkunde der Sachlage konnte glauben, Frankreich habe aus Zwang oder Furcht ihn als Emir anerkannt. Unter den Bedingungen war auch die, daß Abdelkader alle Eeropäer schütze, welche die Länder jenseits des Schellif bereisen. Hierdurch wurden viele Wißbegierige aufgemuntert, jene Länder und ihren Emir zu besuchen. Aus allen Berichten, die wir verglichen haben, selbst aus denen seiner eifrigen Lobredner geht hervor, daß das Land noch so bestellt ist, wie es vor vielen Jahren war, und daß Abdelkader nicht einmal ernstlich an Reformen denkt, viel weniger sie ausführt. Seine Residenz, seine Worte und Handlungen werden so geschildert, wie man Alles hundertmal von einem Negerkönig in der Nähe des Aequators gelesen hat. Ein witziger Einfall, ein Ausdruck barbarischen Stolzes und Nachäffung vieler Unsitten der Europäer ist Alles, was von ihm erzählt wird.*) Die Zeit des Friedens hat er benutzt, Stämme zu unterwerfen, was Frankreich nur erwünscht seyn konnte, und einen Zug nach der Wüste zu unternehmen, welcher schmachvoll endete, wobei Abdelkader weder Kriegskunst noch Politik zeigte, und wobei er gewiß von seinen Anhängern verlassen, wenn nicht ermordet worden wäre, schützte ihn nicht sein Charakter als Heiliger.

Ehe wir zu seinem jetzigen Kriege übergehen, müssen wir noch eine Charakterzeichnung Abdelkader's besprechen, die man oft in Französischen Büchern und Zeitungen findet. Diese sagen, Abdelkadee sey ein neuer Jugurta, auf demselben Boden. Der klassische Vergleich ist nicht nur wohlfeil, sondern klingt melodisch für ein Französisches Ohr. Denn nicht nur ist es ein Trost, einen Feind, mit dem man nicht schnell fertig geworden ist, für schlau und gewandt zu erklären, für schlecht und betrügerisch, sondern auch einen anderen Vortheil hat der schöne Vergleich, für die Französische Eitelkeit ein süßer Bissen. Im Hintergrunde dieses Vergleichs nämlich liegt die Konsequenz, daß Paris aequal Rom sey, und daß die Pariser Römer von Abdelkadee so betrogen werden, wie einst Rom von Jugurta, und daß es ihn eben so behandeln müsse. Wir aber sprechen nur unsere Ueberzeugung aus, wenn wir erklären, daß wir Abdelkader weder für schlecht noch für scharfsinnig genug halten, eine Parallele zwischen ihm und dem Numidier zu ziehen.

Abdelkader war fast vergessen, als er plötzlich vor einigen Monaten an Frankeeich den Krieg erklärte und damit anfing, daß er die sorglosen Kolonisten überfiel, ihre Häuser und Felder zerstörte und sie selbst ermordete. Aus dieser barbarischen Kriegführung und aus seiner Versicherung, daß seine Araber durchaus den Krieg begehren und ihn zwingen, trotz Versprechungen und Verträgen, über die friedlichen Bewohner herzufallen, aus diesem Allen, sagen wir, konnte man schon schließen, welche Seelengröße in ihm wohnt, und welche Macht er besitzt. Der klägliche Erfolg seiner neuesten Heldenthaten muß ihn in den Augen seiner Bewunderer herabsetzen. Nichts läßt sich zu seinen Gunsten erklären, als etwa die List, mit welcher er den alten Valée eingeschläfert hat. Aber selbst dieser alte Valée, der so wenig vorbereitet auf Krieg war, der so wenig Truppen und Kriegsvorräthe hatte, trieb die Horden Abdelkaders zu Paaren. Man glaubte Wunder, welche Disziplin, welche Taktik der Emir auf das neue Schlachtfeld bringen würde, nachdem er mehrere Jahre ruhig die angeblichen Reformen einführen und den Zustand seiner Truppen verbessern konnte. Aber seine Disziplin ist die alte Zügellosigkeit der wilden beutelustigen Beduinen, seine Taktik, Unbewaffnete zu morden und vor Bewaffneten zu fliehen. Er hat die Fahne der Freiheit entfaltet, von Araberthum und heiligem Kampf für den Islam gesprochen und hierdurch zahlreiche Stämme unter seinen Fahnen versammelt und doch keinen Erfolg weiter gehabt, als die Niedermetzelung der wehrlosen Landleute und die Ermordung einiger Soldaten, für deren Köpfe der angebliche Freund der Civilisation jetzt einen höheren Pecis bezahlt als früher.

Ist dieser der Mann, der die historische Größe des Arabischen Volkes wiederherstellen wird? Ist dieser der Mann, der nach Nord-Afrika den Sitz der Weisheit, der Bildung, des Kunstfleißes und des Glanzes verpflanzen soll, wie er in den schönen Tagen von Bagdad und Cordova war? Wir sagen nein! Tausendmal nein! obgleich Tausend überspannte Bewunderer des heiligen Abenteurers Ja! sagen. Mit Araberthume, Türkenthume und der thume noch mehr ist es überhaupt jetzt im strahlenden Angesichte der Intelligenz aus, völlig aus. Die rohe Gewalt der stolzen Barbaren muß vor Europäischer Gesittung und höherer Bildung, vor Europäischer Kriegskunst und der sittlichen Idee das Knie beugen; selbst einem Okba oder Almanzor würde es nicht mehr gelingen, die in sich gebrochenen entwürdigten Muhammedaner zum Siege gegen Europa zu füheen, wie wird es gar einem Abdelkader gelingen? Wir wollen glauben, daß er so gut predigt, wie Cromwell, so gut reitet wie Alexander; wir wollen ferner seinen Lobrednern auch glauben, daß er ein bloßer Jüngling ist und dadurch etwas Napoleonartiges hat, wodurch er sich bei Feldprediger Schnetzle und seinen Schwestern empfiehlt, aber wir sind überzeugt, daß er von der Heldennatur dieser drei Männer und von ihrem Regenten-Genie nur einen Infusionstheil besitzt.

Welche Aufgabe hat Frankreich aber jetzt? Es muß den Mörder

*) Er hat nur ein einziges Mal im Juni 1836 gegen die Franzosen unter dem tapferen Trezel gesiegt.

*) Der Dänische Panegyrikus des Herrn Dinesen enthält viele Irrthümer, z. B. daß Ben Arasch nicht nach Frankreich gekommen sey, und der unbefangene Leser wird daraus von selbst schließen, wie es mit der Größe und den Reformen des Arabers steht.

ler Kolonisten vernichten! Jetzt ist es nicht mehr Zeit, um ein paar lende Francs mit dem Minister zu feilschen, mit der Regierung oder mit England über die Gränzen der Kolonie zu streiten; es muß ein entschiedener Schritt gethan und der verbrecherische Häuptling bestraft werden. Er hat sein Wort gebrochen, hat erklärt, daß er es u brechen von den Arabern gezwungen ist, mit ihm ist demnach kein Friede mehr möglich. Man setze entweder einen treuen Emir an die Stelle Abdelkader's, der bald zu Boden geworfen seyn wird, wenn man einen rüstigen Feldherrn mit hinlänglichen Streitkräften sendet, oder Frankreich verwalte das Land diesseits und jenseits des Schellif selbst, und zwar nach milderen, schonenderen und zugleich energischen Maßregeln, die den blutdürstigen Hadschuten, Kabylen, Beduinen und Mauren vom Verbrechen abschrecken und mit der christlichen Tugend versöhnen.

Wenn Frankreich diese Schuld an die Civilisation abträgt, nachdem es den Manen der gemordeten Freunde Racheopfer gebracht, dann wird das schöne Land, wo der Segen des Himmels wild wächst, wo einst die Korn- und Fruchtmagazine des üppigsten Staates waren, wieder dem civilisirten Menschengeschlecht angehören. Der gewerbthätige Handwerker, der fleißige Landmann wird gern aus der übervölkerten Heimat dorthin eilen, statt daß er jetzt nach den Steppen und Sümpfen jenseits des Atlantischen Meeres trachtet; Feldbau, Industrie, Kunst und Wissenschaften werden im verjüngten Maßstabe auf einem Boden erblühen, der seit vielen Jahrhunderten unter dem Anathema des Schicksals zu stehen scheint. Lebrecht.

Rußland.

Die Theebuden in St. Petersburg.

(Schluß.)

Die kostbaren Blüthen selber sind in einer Menge von Kästchen und Beuteln von verschiedenster Form, je nach Verschiedenheit der Sorte verpackt, und mit so viel Akkuratesse und Ordnung in den lakirten Schränken rangirt, wie hübsch gebundene Bücher einer Bibliothek. Man sieht an diesen Kästchen, wie hoch die Chinesen ihre Waare schätzen, denn sonst würden sie an diese gebrechlichen nur zur Verpackung dienenden Hüllen nicht so viel Kunst verschwendet haben. Die kostbarsten Sorten liegen zu einem oder 2 bis 3 Pfunden in höchst sauber und appetitlich gearbeiteten Schachteln, nußbraun oder schwarz lakirt und mit Vergoldung geziert, an denen die Arbeit so vollendet ist, als sollten sie die Thees damit gleich in den Salons produziren. Auf manchen sind sogar ganz eigenthümliche Basreliefs angebracht: die Figuren aus einer Art Papiermaschee und ihre Kleider aus wirklichen darin sehr künstlich verarbeiteten Seiden-Stoffen. Schwerlich möchte man in Europa außer London noch sonst einen Fleck finden, wo sich so bequemlich Chinesisches Leben und Industrie, Zustände und Sitten studiren ließen. Und es ist dies daher Alles der Beachtung des Reisenden werth. Zuweilen giebt das Basrelief einen Zweikampf, zuweilen eine ganze Schlacht mit den Mongolen, mitunter einen Theetrinker und am häufigsten ein verliebtes Paar, ein verschämtes sittsames Mädchen und einen entzückten Liebhaber, der ihr mit nachdrücklichen Gesticulationen seine Chinesische Liebe erklärt. Bei den Scenen der letzteren Art fehlt nie ein silberpapiernes Streifchen, das den Mond vorstellt, und ein weißer Klecks, der eine versilberte Wolke bedeutet. In diesen Kästchen, auf Chinesisch „Län-sin" genannt, schlummert nun die holde Blüthe in bleiernem Gewande wohlverwahrt. Um wiederum den Lack und die Malerei der Länsins zu konserviren, sind sie in zarte Papiere sorgsam eingeschlagen. Ein Geflecht aus Bambusrinde umgiebt das Papier, zwischen welchem und dem Geflecht noch eine Menge Faserstoff sorgfältig eingeschoben ist. So verhüllt, werden die Kästchen zu Dutzenden in große Kisten gestellt, und diese große Kisten, auf Russisch-Chinesisch „Tzibiken" genannt, sind mit behaartem Kalbsleder umnagelt. Auf diese Weise kann denn freilich kein Atom des kostbaren Duftes entfliehen und kein fremdartiges Tröpfchen auf einer Reise um den Globus störend in das verschlossene Aroma eindringen. Ob in London die Thees auch so sorgfältig verpackt ankommen mögen? Jene groben Hüllen haben sie nun freilich in den eleganten Boutiken abgeworfen, doch kann man sich in den hinteren Abtheilungen der Magazine Alles zeigen lassen.

Thee ist allerdings der Hauptzweck alles Russischen Verkehrs mit China. Allein es schleppen sich in seinem Gefolge noch eine Menge anderer Chinesischer Waaren in Rußland ein, die mit ihm gemeinschaftlich die Steppen der Mongolen und die Eisfelder der Sibirischen Nationen bis zur Newa durchziehen. Seidene und baumwollene Stoffe aller Art, und darunter sehr kostbare, Malereien, Pfeifen, Thee-Service, Mosaik-Arbeiten, Götterbilder, Laternen, aus feinem lakirten Holze höchst zierlich geschnitzt, Toiletten, Kästchen, Spielsachen, Alles mit einer bewunderungswerthen Vollendung gearbeitet. Wenn diese Chinesischen Produkte auch nun noch nicht gerade Bedürfniß in Rußland geworden sind, so sind sie doch ein nicht unbedeutender Mode-Artikel, und neben den Sammlern Chinesischer und Mongolischer Raritäten, deren es in Petersburg mehrere nicht unbedeutende giebt, eilen auch die Damen in die Theebuden, um sich etwas Hübsches zur Ausschmückung ihrer Salons zu holen. Auch die Maskeraden in Petersburg, auf denen Chinesische Kostüme sehr beliebt sind, brauchen viele Artikel dieser Art. Zuweilen werden große und brillante Maskeraden bei Hofe gegeben und Chinesische Sitten und Etikette treu, aber komisch dargestellt. Der Kaiser von China mit seinem ganzen fabelhaften Hofe fehlt nicht dabei, und der Russische Adel, wie die ersten Minister, übernehmen Rollen in einem solchen Schauspiele, als wenn China ein längst verschollener Name wäre, und ohne zu bedenken, daß jener Kaiser noch jetzt lebendes und fühlendes Fleisch ist und leicht eine solche Persiflirung seiner Manieren übel nehmen könnte. Welche wunderbaren Verhältnisse zweier Länder, die Nachbarn sind auf mehrere 100 Meilen Länge und doch sich gegenseitig so ignoriren, als wären sie fabelhafte oder längst verschollene Staaten. Russen, die lange in China waren, versichern, daß man dort nicht einmal den Namen Petersburg kenne und es auch nicht im geringsten der Mühe werth hielte, dieser Barbaren-Residenz einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Mit dem, obgleich schon sehr bedeutenden, doch immer noch zunehmenden Verbrauch des Thees in Rußland werden auch die anderen Chinesischen Produkte, welche mit ihm einwandern, immer zahlreicher, und die Interessen Rußlands können sich leicht so innig mit denen China's verflechten, daß vielleicht nächstens auch ein paar Chinesische Provinzen mitwandern werden. Die erste Hauptniederlage für alle diese Sachen ist Irkutzk, die zweite der Markt von Nowgorod und die dritte, der vornehmste Zielpunkt der ganzen Reise, Petersburg. Die Theebuden der Gebrüder „Tschaplin" und anderer Kaufleute sind hier so elegant mit jenen Chinesischen Kunst- und Industrie-Produkten verziert, daß sie Pekingschen Boudoirs gleichen, und dabei so reichlich versehen, daß sie den besten Galanterie-Waaren-Läden des Himmlischen Reichs wenig nachgeben mögen. Es kommen hier Chinesische mit Gold oder Silber brodirte Zeuge vor, von denen die Elle oft mehrere Hundert Rubel kostet, und doch gehen sie reißend ab. Es kam der Fall vor, daß einer dieser neu angekommenen Stoffe das Wohlgefallen der Kaiserin von Rußland erregte und sie einige Ellen davon zu haben wünschte. Sie fand aber den Preis von 250 Rubeln pro Elle zu theuer und ließ den Stoff ungekauft. Und als sie sich am anderen Tage dennoch anders besann und zum Laden schickte, um sich 10 Ellen holen zu lassen, war schon das ganze Stück bis auf den letzten Rest an reiche Unterthaninnen verhandelt.

In der Holzschneidekunst haben es die Chinesen ungemein weit gebracht. Ich sah unter Anderem einige 4 Fuß hohe Kandelaber aus kohlschwarzem Holze von durchbrochener Arbeit. Eine Menge der feinsten zartbeblümten und beblätterten Zweiglein waren in einander verwebt, den Rumpf und die Arme des Leuchters zu bilden, und die Wurzeln verschlangen sich innig zur Darstellung der drei Füße. Durch die Lücken und Durchbrüche des Geschlinges schimmerte ein unterlegter Goldgrund, der ganz herrlich zu dem schwarzen Holze abstach. Ein gewisses Braunroth und Schwarz scheinen überhaupt die Lieblingsfarben der Chinesen zu seyn. Wenigstens ihre Holzwaaren haben alle diese Uniform. Wie weit die Ausschmückungssucht der Chinesen geht, vermöge deren sie Allem, selbst dem Kleinsten, Form und Farbe zu geben suchen, zeigten die Kerzen aus Baumwachs, welche in den Kandelabern steckten. Sie waren nicht rund, sondern achteckig, pyramidalisch und nach unten zugespitzt. Auf den Seitenflächen der Kerzen-Pyramide waren eine Menge kleiner erhabener Basreliefs angebracht, und zwischen den Basreliefs wieder Malereien und Arabesken. Ja sogar oben am Rande der Kerze tanzten ein Paar aus Wachs poussirte Figürchen, die später die Flamme fressen mußte.

Daß kaum eine Kunst in Europa getrieben und in neueren aufgeklärten Zeiten erfunden ist, welche die Chinesen nicht schon seit dem Anfange der Welt kannten und übten, zeigt sich auch hier wieder. So machten die Chinesen schon, ehe die Welt noch an die Geburt von Florenz dachte, Florentiner Mosaik, und sie schicken nach Petersburg die eleganteften Sachen von dieser Arbeit. Man sieht kleine Landschaften, in denen jedes Blättchen der Bäume aus einem einzelnen grünen Steinchen gebildet ist.

Zu den gewöhnlichsten und stehenden Artikeln, deren immer ganze Massen vorhanden sind und die beinahe schon Russisches Bedürfniß geworden sind, gehören unter anderen eine gewisse große Art von Fächern, deren sich die Russischen Damen, wenn sie beim Kamine sitzen, bedienen, um den grellen Schein des Feuers zu mildern. Aus Federn, aus Pflanzenfasern, aus feinen Hölzern, aus dünnen Papieren, aus Seidenfäden und anderen zarten Stoffen wissen die Chinesischen Hände sie wohlgefällig und zierlich darzustellen. An mannigfaltigen, sammetähnlichen, seidenartigen, spinnewebfeinen und sackleinwandgroben Papieren sieht man hier das Bewunderungswertheste geleistet, so wie an Tuschen und anderen Farbestoffen das Erquisiteste vorhanden ist.

Wir hatten auch früher in Europa eine Epoche, wo die geschicktesten Künstler darauf ausgingen, an bewundernswürdige, aber unnütze Künsteleien ihre Zeit zu verschwenden. Unsere Kunst-Kabinette und Grünen Gewölbe sind noch voll von allerlei künstlichen Spielereien. Die pedantischen, altfränkischen, in Allem, was sie thun, stets zierlichen Chinesen, scheinen in dieser Kunst-Periode schon seit Jahrtausenden begriffen zu seyn und werden vielleicht nie aus ihr in eine andere übergehen. Sie verschwenden eben so viel Phantasie und Talente in Erfindung und Ausschmückung von Bagatellen, als in Veredlung und Vervollkommnung des Nützlichen. In den Petersburger Theeläden sieht man unter Anderem ganze Schränke bloß mit allerlei kleinen Automaten gefüllt, lauter höchst zierlich gearbeiteten Puppen, dem kostbarsten Kinderspielzeug, das aber in China, wo sich auch die Phantasie der Erwachsenen noch gern kindlich zu ergötzen scheint, gäng und gäbe ist. Die Gefälligkeit der Russischen Kaufleute erlaubt es leicht, alle diese Puppen auszukramen, ihr Räderwerk aufzuziehen und das Chinesische Straßenleben, wie es leibt und lebt, auf dem langen Tische vor sich hinspazieren zu lassen. Am häufigsten sieht man unter diesen Figuren wiederkehren ein junges Mädchen, das auf einem weißen Zelter reitet, — einen Schreiber, der mit einer Masse Papier-Rollen zum Gericht läuft — ein Paar Mandarinen, die sich vor einander bis zur Erde beugen — einen Ritter, auf einem kleinen Elephanten trabend — einen anderen, auf einem

goldenen Drachen über den Tisch hinrasselnd, — einen Wasserträger, der seine Last langsam fortschleppt. — Wenn einmal die Petersburger Liebhaber aufhören, das Alles so theuer zu bezahlen, könnten die Russischen Theehändler mit ihren Buden auf unseren Messen und Residenzen herumreisen und gewiß mit dem Produziren ihres interessanten Chinesischen Mikrokosmus, den sie enthalten, Geld genug verdienen.

Frankreich.

Der Französische Wechselmäkler. *)

Wetten, die auf das Steigen oder Fallen der öffentlichen Papiere gemacht werden, sollen mit angemessenen Strafen, nach dem Paragraph 419, bestraft werden.

(Franz. Strafgesetzbuch, Art. 421.)

..... sollen mindestens mit einem Monat, höchstens mit einem Jahr Gefängnißstrafe und mit einer Geldbuße von fünfhundert bis zehntausend Franken bestraft werden.

(Franz. Strafgesetzbuch, Art. 419.)

Wechselmäkler und Courtiers, welche ein Fallissement veranlassen, sollen auf bestimmte Zeit zu den Galeeren verurtheilt werden. — Sind sie eines muthwilligen Bankerotts überführt, sollen sie auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt werden.

(Franz. Strafgesetzbuch, Art. 404.)

Hier ist eine der Typen unserer Zeit, welche den Liberalen der Zukunft zu den schönsten Declamationen gegen die Wirren und die Barbarei unseres Zeitalters Stoff liefern werden. Ein Mann wird erscheinen, — der Alexis Monteil, oder der Dupin, oder der Isambert des sechsundzwanzigsten Jahrhunderts, — der die wurmstichigen Jahrbücher unserer Gerichtshöfe durchwühlen wird, auch unsere gedruckten Bücher, von denen zwei oder drei Exemplare der Papierstampfe, aber nicht der Vergessenheit entgangen seyn werden, und wird in ihnen den Gesetzen, die uns regiert und unser geselliges Leben organisirt haben, nachspüren wollen.

Nach der Beschreibung aller nützlichen Gewerbe, nachdem er ergründet haben wird, worin die Industrie der Fruchthändler, der Trödler, der Feuilletonisten und der Speckhändler u. s. w. bestand, wird er auch nothwendig auf den Wechselmäkler kommen; mittelst einiger Paragraphen des Gesetzes, welche seine Vorrecht bestimmen und seine Gränzen streng bezeichnen, wird er auch zu wissen glauben, was diese Gattung von Ausrufern des Courses der öffentlichen Staatsschuld ursprünglich war.

Er wird annehmen, daß, weil einige erpichte Spieler diese Schuld als eine ergiebige Aerndte ihrer Wetten betrachtet haben, man gewollt habe, daß diese Menschen, unter dem Namen „Wechselmäkler bekannt, durch eine Königliche Ordonnanz mit dem Vertrauen des Publikums belehnt, die Karten eines solchen Spieles nicht mischen könnten, und wird der weisen Maßnahme, welche ihnen unter ziemlich strengen Strafen verbietet, die Zwischenhändler von Geschäften zu werden, die sich auf keinen reellen Kauf und Verkauf gründen, seinen vollkommensten Beifall geben. Das wird ihm auch zugleich die Strenge jenes Paragraphen aus dem Strafgesetzbuch erklären, welcher jeden Wechselmäkler, der einen Anderen zum Fallissement bringt, als einen muthwilligen Bankerottirer betrachtet, während der Wechselmäkler selbst, der ausschließlich seinem Gewerbe lebt, gar nicht falliren kann. Denn dieser erhält ein Kapital, um Staats-Renten und andere Papiere von Werth zu kaufen, bezahlt sie mit den ihm anvertrauten Fonds, giebt die Namen dieser Dokumente an und sichert sich dabei eine gewisse Provision auf die Summen seiner Operationen. Dieses ist der gesetzmäßige Stand eines Wechselmäklers, er hat keinen anderen, und es ist daher begreiflich, daß ihn diese Lage zu keinem Falliment führen kann, weil für den Zwischenhändler nicht die geringste Gefahr vorhanden ist; sie tritt eben nur durch Operationen ein, die seinem Stande ganz fern liegen, oder durch solche, die gesetzlich verboten sind.

Indessen wird unser Aktengrübler und Bücherdurchstöberer beim Nachlesen in unseren alten Büchern, und selbst in den Archiven unserer Gerichtshöfe, zahlreiche Fallissements der Wechselmäkler finden, woraus er ersehen wird, daß sie, den Gesetzen zum Trotz, sich wie Kaufleute ersten Ranges arrangirt haben. Dieses wird den Alterthümler zu neuen Nachsuchungen und endlich zu einer Entdeckung führen, die ihm höchst seltsam erscheinen wird, nämlich: daß, trotz des geschriebenen Gesetzes, die Existenz des Wechselmäklers nichts Anderes als ein immerwährender Widerspruch mit diesem gegebenen Gesetze war; daß diejenige Bestimmung, für die er eigentlich eingesetzt, im Verhältniß des Ganzen seiner Operationen, nur eine geringfügige Nebensache war, und daß, wenn er zuweilen that, was ihm erlaubt war, er dagegen immer das zu thun pflegte, was ihm verboten gewesen.

Man hat keinen Begriff von dem unermüdlichen Eifer eines Grüblers in todten Büchern, wenn er einer außerordentlichen Sache auf der Spur ist. Auf jenem Punkte seiner Forschungen angelangt, wird dieser literarische und gesetzkundige Todtenerwecker neuen Nachrichten nachspüren über eine so offenbare Auflehnung einer ganzen Klasse gegen das herrschende Gesetz. Er wird die Archive der Gerichtshöfe und der Handelskammer durchwühlen, um die zahlreichen Prozesse aufzufinden, und die Urtheile, die darüber gefällt worden; viele Tage und Nächte wird er dort zubringen und endlich einen kleinen Vorfall ausfindig machen, wo ein Wechselmäkler verurtheilt wurde, den Pari-Betrag von dem Einsatz, den er veranlaßt hat, zu bezahlen, und wo der Beklagte sich geweigert, diese Summe zu berichtigen, aber ohne daß der Schuldige weiter zu einer Gefängnißstrafe, Geldbuße oder zur Sühne angehalten worden wäre. Allenfalls werden sich dort einige ernste Worte des Ober-Präsidenten angehängt finden, der gegen die traurige Manie des Börsenspiels und die schimpfliche Verachtung einer ganzen Klasse gegen das herrschende Gesetz eifert.

Man wird gar nicht begreifen, daß sich dieses so simpel habe zutragen können, durch den einzigen Umstand, daß es wirklich so geschehen; nicht minder sonderbar wird es erscheinen, daß eine ganze Klasse Bürger zu einer Zeit mit dem Gesetze in förmlicher Opposition habe leben können.

Dieses abgerechnet, ist der Wechselmäkler, was seine moralischen und unmoralischen Eigenschaften betrifft, ein Mensch, wie alle andere Menschen; ein guter Vater, guter Gatte, guter Bürger; hat sein Sohn das Militair-Jahr erreicht, so kauft er für ihn einen Stellvertreter, seiner Gemahlin bestellt er eine Loge in der Italiänischen Oper, und er thut seinen Dienst als Major der National-Garde ganz ritterlich. Mit diesen Eigenschaften verbindet er noch andere, welche ihn den vornehmsten Leuten gleichstellen: er unterhält ohne Leidenschaft ein Mädchen von der Oper, spielt hoch, bildet sich ein, schöne Pferde zu besitzen, kutschirt ganz prächtig und verachtet vornehmerweise die Schriftsteller. Nimmt man Alles zusammen, so ist er ein ganz trefflicher Mensch, der weder boshafter, noch lasterhafter als Sie, als ich, als die ganze Welt ist.

(Schluß folgt.)

*) Nach dem Französischen Skizzen-Buche: Les Français.

Mannigfaltiges.

— Polewoy und das Mädchen aus Sibirien. Zu den regsamsten Russischen Schriftstellern gehört Herr N. Polewoy. Unter dem Titel „Umrisse der Russischen Literatur" hat er vor kurzem zwei Bände literarischer Aufsätze über interessante Perioden, Personen und Stoffe dieser Literatur herausgegeben, denen als Einleitung die Selbstbiographie des Verfassers vorangeht, der, ein geborener Sibirier, mancherlei erlebt hat, was, in lebendiger Darstellung, nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch bei einem ausländischen Publikum, Theilnahme zu erregen vermag. Im Laufe dieses Monats ward in St. Petersburg ein neues Drama von ihm gegeben, das die hohe und die niedere Welt dieser Hauptstadt in Bewegung gesetzt hat und fortwährend volle Häuser macht. Das Drama heißt: „Parascha, oder die Tochter des Sibirischen Verbannten" und deutet schon durch seinen Titel an, daß es eine Art von Kotzebueschem Effektstück sey, in welchem die schauerlichen Eindrücke des „Merkwürdigsten Jahres meines Lebens" mit den Rührungsmomenten des „Grafen Benjowsky auf Kamtschatka" verbunden sind. Der Verf. hat in diesem Stück ein Ereigniß auf die Bühne gebracht, das sich in den ersten Regierungsjahren des verewigten Kaisers Alexander wirklich zugetragen. Ein junges Mädchen, Parascha, die Tochter eines Verbannten in Sibirien, hatte es nämlich unternommen, den ungeheuren Weg von Tobolsk nach Moskau zu Fuß und an der Hand eines Blinden zurückzulegen, um bei dem jungen Monarchen, der sich zu seiner Krönung in der alten Zarenstadt befand, Gnade für die Ihrigen zu erflehen. Der Kaiser, gerührt von so vieler Kindesliebe und Aufopferung, bewilligte ihr die Begnadigung, und sie eilte mit der Freudenbotschaft nach Sibirien zurück. Die Begnadigungs-Scene in Moskau, bei welcher das Moskowitische Volk, das zu Gott und dem Zaren, für den Zaren bei Gott und für die Verbannten zu dem Zaren fleht, soll von mächtig ergreifendem Eindruck seyn; nicht minder, wie sich denken läßt, das Wiedersehen der Tochter mit Vater und Mutter in Sibirien. Das Spiel der Schauspielerin Assenkowa und des bekannten Künstlers Karatügin soll aber auch meisterhaft seyn und viel zu dem außerordentlichen Erfolge beitragen, den das Stück bei seiner Darstellung gehabt hat. Die Französische Schriftstellerin, Madame Cottin, hat in ihrem Romane Elise, ou les Exilés en Sibérie, ganz denselben Stoff behandelt, den Polewoy zu seiner Parascha benutzte.

— Neue Russische Monatschriften. Unter dem interessanten Titel „der Leuchtthurm für Aufklärung und Bildung der Zeit" erscheint jetzt in St. Petersburg eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, welche sowohl die Wissenschaft im Allgemeinen als die schöne Literatur insbesondere umfassen will — eine große Aufgabe, durch deren Lösung sie in der That ihres Titels würdig werden könnte. Herausgeber sind die Herren P. Korsakoff und S. Buratschek, von denen im ersten Hefte des Leuchtthurms der Erstere einen Artikel über wissenschaftliche Kritik und mehrere Gedichte und der Andere „Umrisse über Schiffbaukunst" und eine Novelle geliefert hat. Andere bekannte Russische Schriftsteller haben sich ihnen angeschlossen. — Von dem früher angekündigten „Pantheon des Russischen Theaters und aller Europäischen Bühnen" ist ebenfalls der erste Band (Januar 1840) erschienen, welcher mit einer von Herrn v. Obodowskij (dem Uebersetzer Grillparzer's und Auffenberg's) verfaßten Uebersetzung von Herrn v. Schenk's „Belisar" eröffnet wird. Bis jetzt kennen wir indessen von dieser Zeitschrift noch nichts weiter, als eine in der St. Petersburger Zeitung erschienene Anzeige, die zwar den Mund gewaltig voll nimmt, in der wir aber kaum etwas mehr, als leere Phrasen und massiven Lobsalm zu erblicken vermögen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Freitag den 28. Februar 1840.

Schweden.

Eine Reise in den Schwedischen Nord-Provinzen.

Von X. Marmier.

Derjenige Theil von Schweden, welcher den Namen Norrland führt, liegt von 60° 30′ — 68° N. B. und begreift in seiner weiten Erstreckung die Provinzen Gästrikland, Helsingland, Medelpad, Angermannland, Wester- und Norder-Botten. Das Land bietet eine Fülle von neuen und überraschenden Genüssen und ist reich an malerischen Prospekten und entzückenden Aussichten. Man trifft hier die hohen Berge *), denen der Schmelz der Blumen und der Sammet der Gräser abgeht, von deren Zinnen das Auge nur über weite Wüsten und unabsehbare Schneefelder schweift; hier die breiten Flüsse, die wie Ströme sich vom Rücken der Gebirge stürzen und denen ein majestätischer und feierlicher Gang zuweilen das Ansehen des Meeres giebt; hier endlich die großen blühenden Triften, mit Legionen von Birken bewachsen, die Seen, so reizend und frisch, wie sie die Muse von Wordsworth träumt, und Hütten, die wie Vogelnester an die Ufer dieser Seen hingestreut sind.

Im äußersten Süden Norrlands liegt die freundliche Stadt Gefle, rührig und lachend wie die Hoffnung in einem jungen Herzen, im äußersten Norden das Pastorat von Kättossuando, schweigend und düster wie ein Gedanke, der sich in die lebensmüde Seele des Greises senkt. Von Kättossuando nach Haparanda steigt man den Fluß Muonio und Tornea nieder. Das Land ist flach, einförmig, wenig angebaut und bewohnt; der Weg von Haparanda nach Umea aber ist nur ein großer Wald von Föhren und Tannen, in einer Ausdehnung von 140 Stunden, hier und da von einigen bedeutenden Flüssen, denen noch die Brücken fehlen, durchkreuzt oder von Hohlwegen zerschnitten. Hohes Entzücken und tiefe Schwermuth bemächtigt sich abwechselnd des Reisenden in dem heiligen Dunkel dieser Wälder, der Eindruck dieser erhabenen Einsamkeit wirkt mit Allmacht auf die Seele und nöthigt sie zur Sammlung; jedem bösen Gedanken, jeder stürmenden Leidenschaft ist hier der Zugang gewehrt. Die reine, balsamische Luft, die in den Locken spielt, scheint bis in das Herz zu dringen, das vielfache Rauschen der Wälder tönt den Ohren wie Musik. Von allen Seiten ist überdies der Anblick der Welt und des menschlichen Treibens verschlossen, um ihn nur die grünen Wälder, die ihn unter ihren belaubten Wipfeln wie die Wände eines geheimnißreichen Domes umfangen, über ihm das blaue Dach des Himmels. Die Volkssagen sprechen von einer jungen Fee mit schwermüthigem Auge, bewölkter Stirn, die man über die Rasenplätze schreiten sieht; sie bleibt am Anfange der Baumgänge sinnend stehen, wirft einen Blick in die Ferne, senkt dann das Haupt und entfernt sich mit einem tiefen Seufzer. Diese junge Fee ist der Genius der Träume, die den Reisenden in den Wäldern des Nordens beschleichen, ihm zuweilen durch einen der zahllosen Gänge des Gedankens das Gemälde der Welt zeigen, um ihn mit völliger Dahingebung in die unentweihte Stille seiner Einsamkeit zurückzuführen.

Ich, für meinen Theil, glaube gewiß die seligen Genüsse nie zu vergessen, die ich auf jener Reise empfand durch eine Gegend, welche von Anderen so wenig besucht wird und von mir ihrer ganzen Länge nach durchforscht worden ist. Mit Tagesanbruch war ich mit den Zugvögeln auf, die aus dem Schoße der Haiden emporflogen, in den Lüften segelten und durch ihr Geschrei den Reisenden zu grüßen schienen, der wie sie aus den Polargegenden kam, wie sie dem Süden zuwanderte. Es war ein schöner Herbstmonat. Eine leichte Kruste versilberten Eises blinkte an den grünen Aesten der Tannen und schmolz vor den ersten Strahlen der Sonne; über meinem Haupte wölbte sich der reine Himmel, ein sanftes Licht drang allmälig durch die Krümmungen der Waldregion. Ueber die ganze Natur war eine feierliche Stille ausgegossen, so daß ihr Erwachen noch einer vollkommenen Ruhe glich; es herrschte eine solche Harmonie zwischen den verschiedenen Tinten der Landschaft, jener melancholischen Klarheit eines Herbsttages und dem Grün der Gehölze, daß das Ganze ein vollendetes Gemälde schien, an dem die Hand des geschicktesten Malers keinen einzigen Ton hätte hinzufügen, keinen einzigen Uebergang mildern können. Und bis jetzt, merkwürdig genug, war noch kein Schnee gefallen. Man glaubte, eine Fristung oder Prolongirung des Sommers zu sehen, was so reizende Anachronismen hervorbrachte; noch hüpfte das Haselhuhn um die Wurzeln der Bäume und pickte den Boden, als suchte es Grashalme, sein Nest zu bauen; der Auerhahn, dieser König in den Wäldern des Nordens, lustwandelte stolz in den Strahlen der Sonne, ohne Besorgniß vor den Fallstricken des Winters und der Jäger; an den Rändern des Fahrweges erhob das Waldglöckchen seine bläuliche Krone wie einen Amethist, und man sah die Ackerbeeren (eine dem Norden eigenthümliche, den Erdbeeren verwandte Frucht), getäuscht durch die sommerliche Wärme, in Blüthen schießen, vergleichbar den Schwärmereien der Liebe oder Dichtkunst, die zu spät Wurzel fassen und bald unter der Last des Greisenalters, diesem Winter des Menschenlebens, verkümmern.

Ich war allein und keinem Zwange unterworfen. Zwei muthige Rosse zogen mich mit aller Schnelligkeit auf einer Landstraße, die eben, festgetreten und mit Kies bestreut war, wie eine Garten-Allee. Nach Belieben mäßigte ich den Lauf meiner Rosse, um ein neues Landschafts-Gemälde, das sich in der Ferne bildete, in Augenschein zu nehmen, oder dem Laufe der großen Flüsse Lapplands zu folgen, oder die malerische Wirkung eines Weilers, der auf einem Abhang erbaut war, zu beobachten; ich hielt an, um mit den braven Landleuten, die mir unterweges begegneten, zu plaudern und in ihre gastliche Hütte zu treten. Die Hausfrau brachte das Beste, was sie hatte, die frischeste Milch in einer Fayence-Tasse; der Bauer, mit dem ich von seiner Aerndte, seinen Feldern, seinem Vieh sprach, begleitete mich, wenn ich weggehen wollte, bis an die äußerste Gränze seines kurzen Geheges und sagte mit einem derben Händedrucke: **Välkommen en annan gang**, seyd willkommen auch ein anderes Mal. — Abends gewährte diese ganze nordische Natur, so ernst und anziehend zugleich, einen noch großartigeren und geschlosseneren Anblick. Entzückend war es, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die versilberten Flächen der Flüsse, die glatten Spiegel der Seen mit ihrem Wiederschein färbten und allmälig hinter den Vorhängen der Wälder verschwanden. Dann nahmen bei dem ungewissen Scheine des Mondes die hohen, aufgeschossenen Zweige der Tannen, die dürren, vom Alter morsch gewordenen oder vom Sturm zerbrochenen Baumstämme alle Arten von phantastischen Gestalten an, die mir die Mährchen meiner Kindheit oder die naiven Balladen des Deutschen Nordens zurückriefen. Alsdann war Alles stumm und eingeschlafen um mich. Ich hörte nur das Geräusch von den Rädern meines Wagens, der über die einsame Straße rollte, und die liebkosenden Worte, die der Postillon von Zeit zu Zeit an seine Pferde richtete, um ihren Muth zu beleben.

So hingegeben dem Reiz dieser Einsamkeit, gefesselt von der Zauberwelt dieser stillen Nächte, setzte ich meine Reise fort, ohne ihre Länge zu messen oder die Zeit zu berechnen, und wenn ich die Laterne des Gästgifvaregard, wo wir Halt machen sollten, schimmern sah, sagte ich: „Schon!" und bedauerte, daß die Station zurückgelegt war. — (Schluß folgt.)

*) Z. B. den Sulitelma in Vitua Lappland; er erhebt sich bis zu 5796 Fuß und ist schon in seiner unteren Region fast beständig mit Schnee bedeckt, und von der Spitze seines breiten Gipfels sieht man, so weit das Gesicht reicht, nur in Schnee gehüllte Gebirge und Plateaus; auf mehrere Stunden in der Umgegend ist kein Haus zu finden. A. d. V.

Frankreich.

Der Französische Wechselmäkler.

(Schluß.)

Treten Sie in einen Saal, in welchem sich viele Wechselmäkler befinden, und bemerken einen Mann mit simpler Miene, der sich zurückzieht, um Sie durchzulassen, der sich in einem Winkel ganz ruhig verhält, der leise spricht, und der mit Vergnügen dem Spiele einer Violine oder dem Gesange einer Dame zuhört, einen bescheidenen Mann also; nun! der ist kein Wechselmäkler. Sehen Sie etwas weiter entfernt einen Mann mit ausdrucksvoller Physiognomie, mit einem freien Benehmen, der mit Leichtigkeit und Ausdruck spricht, der sich, mehr als nöthig ist, abmüht, seine Zuhörer zu überzeugen, dessen Gedanken in Wort und Blick widerstrahlen, einen warmen und beredten Mann; nun! der ist kein Wechselmäkler. Finden Sie in dem dunkeln Winkel eines abgelegenen Saales eine Person mit spöttischem Wesen, von einigen ältlichen und häßlichen Frauen umgeben, die sich mit ihm unterhalten, einen Mann, der in die Unterhaltung schöne Worte, feine Scherze, geistreiche Räthsel einfließen läßt: nun! der ist kein Wechselmäkler. Dieser Mann, der gar nicht spricht, der ist kein Wechselmäkler; dieser hier, der Ihnen ganz höflich antwortet, wenn Sie ihn etwas fragen, der ist kein

Wechselmäkler: Jener Mann, der dort spielt und gewinnt, ohne zu prahlen, oder verliert, ohne Aufsehen zu erregen, der ist kein Wechselmäkler.

Wenn Sie aber beim Durchgehen durch eine Thür einen steifen, gezwungenen Menschen finden, der dort, wie ein Eckstein hingepflanzt, Ihnen zehn Minuten lang ein Hinderniß ist, ohne daß er es werth hält, zu bemerken, wie sehr er Sie genirt; wenn Sie einen Menschen mit einer zuverlässigen Miene bemerken, der laut spricht, während Musik gemacht wird; wenn Sie sehen, daß er einen leidenschaftlichen Musikliebhaber, der ihm bescheiden ein „still" zuruft, mit mitleidigem Blicke mißt; wenn Sie einen Menschen gewahren, der sich in seiner Kravatte wie ein Normännisches Pferd trägt, einen Menschen, der in seine Diskussion fünf oder sechs Worte fallen läßt, die wie ein Urtheil ohne Appellation klingen; wenn Sie einen schon etwas dickbäuchigen Dandy, an den Kamin des großen Saales gelehnt, bemerken, der bald laut, bald leise mit der schönsten Dame der Gesellschaft spricht, um ihr einige nichtssagende oder plumpe Komplimente über ihre Robe oder ihren Strauß zu sagen, als wenn er mitunter Perlen eines schönen Geistes fallen ließe; wenn Sie an einem Spieltische sitzen, wo ein Spieler mit dem aufgehäuften Gold Geräusch macht, gleich viel, ob er gewinnt oder verliert; wenn Sie endlich von einem Stutzer, schon etwas über die Jugendjahre hinaus, verfolgt werden, der sich so viel wie möglich aller Plätze bemächtigen will, des ganzen Saales, der ganzen Luft, der ganzen Beleuchtung, so haben Sie, was Sie suchen, der ist Ihr Mann, der ist ein Wechselmäkler.

Dieser ist, man muß es gestehen, nicht geradezu ein Lumpenkerl, ein ungeschlachter Mensch, wie Sie es vielleicht glauben könnten; er ist vielmehr unendlich eingebildet, mit seiner Persönlichkeit unendlich zufrieden, seines Geistes unendlich gewiß. Dieser Mensch hat, was man auch sagen mag, nur Einen Verdruß, und der ist — Wechselmäkler zu seyn. Und warum dieses?

Darum: Im Allgemeinen ist dieser Mensch schön und noch jung; er hat eine ziemlich gute Erziehung genossen, er ist weder durchaus ein Narr, noch schlechterdings unwissend, zuweilen ist er reich und muß immer so erscheinen; er hat den breiten Lebensweg betreten und hält sich, ohne vielleicht daran zu zweifeln, für den Aristokraten des Tages. Alles dieses macht ihn wohl verlegen; er ist seinem Ursprunge noch so nahe und ist sich dessen bewußt. Gestern war er Commis, gestern verdiente er sich tausend Thaler in den Büreaus, deren Herr er heute ist; gestern noch lachte er wie ein gescheidter Junge über die Einbildung seines Herrn, dem er seine Stelle verdankt und der den Millionair spielt; gestern lachte, amüsirte er sich, ging ins Parterre der Oper, spielte er und war verdrießlich, wenn er verlor, und lustig, wenn er gewann; gestern hatte er eine schöne Geliebte, die ihn lieb hatte und die ihn bat, sie wenigstens Sonntags in das Parquet des Theaters zu führen, und hier lachte und weinte er, nach Inhalt des Drama's oder Vaudeville's; gestern war er ein Mensch, heute ist er Wechselmäkler; fürchterlicher Titel, der ihn durch alle Stunden seines Lebens niederbeugt, und der für ihn und für alle Andere ein widerliches Schauspiel wird.

Leichte und gefällige Munterkeit kann unmöglich einem Menschen gut kleiden, dessen Vermögen stets auf dem Spiele steht; die Sorglosigkeit und der leichte Sinn demjenigen, in dessen Händen die Kapitalien so vieler Klienten sich befinden; die Leichtigkeit des Herzens und Geistes dem Spekulanten, der von einer verderbenbringenden Industrie lebt; weltliche Gedanken demjenigen, der den Gang der politischen Begebenheiten, von welchen seine Existenz abhängt, besser als irgend Einer bemerken und kennen muß. Wenn der Wechselmäkler unter ähnlichen Umständen ein Staatsmann wäre, ganz nach Gefallen leben, seinen Haushalt aus eigenen Mitteln bestreiten könnte, so würde ihm dieses Alles leicht zu ertragen seyn; allein seit der Revolution von 1830 benimmt er sich überall wie ein Weltmann; er ist es und will es seyn, der Zufall hat ihn in diese Lage geworfen, und er beharrt darin; damals ist er dahin gelangt, überladen vom Gewicht seiner schwerfälligen Geschäfte, und das ist es, was ihm das Ansehen eines Schmetterlings mit bleiernen Flügeln giebt. Er will den ganzen Ernst seines Standes mit der Ungebundenheit der Mode verbinden, er muß so glänzend wie ein General-Pächter erscheinen und zugleich das Dekorum eines Beamten beobachten, der seine Ausgaben berechnen muß.

Daher ist ein solches Individuum, das vielleicht ein außerordentlicher Mensch geworden, wenn es nichts gewesen wäre, oder das sicherlich ein erträglicher Mensch geworden, wenn es als Kaufmann mit neuen Moden oder baumwollenen Strümpfen gehandelt, nun ein linkisches, plumpes, ungeschicktes, eingebildetes Wesen, weil es, von geringer Herkunft und ein gewesener Handlungsdiener, sich jetzt wie ein Marquis tragen und wie ein Edelmann leben muß.

Wenn wir uns nicht täuschen, so ist das die gegenwärtige Stellung des Wechselmäklers. Was die Art von politischem Einfluß betrifft, die er vor sieben oder acht Jahren, nach der Juli-Revolution geübt hat, so ist diese alle Tage mehr dem Verlöschen nahe.

Wie die Wechselmäkler in der That die ersten waren, die dem neuen Königshause gehuldigt haben, so hat dieses sie auch freundlich aufgenommen, fetirt, in der Nationalgarde ihnen Oberst-Epaulettes gegeben. Allein im Verhältniß, wie dieses Königshaus vorwärtsschreitet, bildet es sich auch seine eigene Aristokratie, die den Wechselmäkler zurückdrängt. Es sind die Adjutanten des Königs der Franzosen, die Pairs, die man ernennt, die Männer der Politik, die es allmälig werden, die großen Staats-Verweser, die sich erheben, die alten Namen, die sich wieder versammeln; noch einige Jahre, und der Wechselmäkler wird wieder dahin zurückgekehrt seyn, wo er vor zehn Jahren stand, und wo er auch hätte bleiben sollen.

Dies ist noch von einer besonderen Ursache abhängig, die nicht unwerth scheint, hier näher erörtert zu werden. Die Gesellschaft der Wechselmäkler würde, als Gesellschaft betrachtet, eine furchtbare Körperschaft bilden, wenn sie einen politischen Einfluß gewinnen könnte; es ist aber ein Glück für den Staat, daß die Nothwendigkeit der Existenz, die unmittelbar und mächtiger wirkt, dem Wechselmäkler diesen Einfluß verbietet. Denn in einem Lande, wo der öffentliche Kredit als das Lebenselement des Staates betrachtet wird, ist eine Gesellschaft von Menschen, die ihn, wenn auch nicht befestigen, doch ändern und den Kapitalisten an der Börse einen panischen Schrecken einjagen kann, immer eine furchtbare Körperschaft. Allein der Wechselmäkler ist nur insofern ein Mann der Politik, als er Theil an der bestehenden Regierung nimmt, weil er sein Glück auf den beweglichen Sand der öffentlichen Fonds baut, welchen der geringste Anwachs revolutionairer Ideen fortreißen und zerstieben kann. Wäre es indeß dem Wechselmäkler leicht, ein Mann der Politik zu werden, so würde zu fürchten seyn, daß er, ohne Rücksicht auf sein Glück, die Anmaßung hätte, eine eigene Meinung zu haben, und die Hoffnung, Minister werden zu wollen. Einige entschlossene Wechselmäkler in der Deputirten-Kammer reichten dann hin, jeden Morgen die Existenz der Monarchie in Gefahr zu bringen. Das aber hält sie im Zügel: sie können keine Deputirten werden.

Warum nicht? hat das Gesetz ihnen das verboten?

Nein, das gewiß nicht; sie gehorchen bloß einer Nothwendigkeit, der auch Andere unterworfen zu seyn scheinen. Der Wechselmäkler hat die Verpflichtung, seine Geschäfte allein zu betreiben. Zu einer Zeit, wo die Gesetzgeber unter der Nase lächeln, Quodlibets machen und sprechen, als wenn sie selbst an ihre Worte glaubten, muß der Wechselmäkler persönlich an der Börse erscheinen. Ein General-Prokurator kann durch einen Substituten klagbar werden; ein Rath durch einen Stellvertreter stimmen lassen; ein General durch seinen Adjutanten kommandiren; allein ein Wechselmäkler muß sein Geld selbst verdienen. Deshalb kann er bei den Deputirten keinen Sitz einnehmen. So hat Herr Dupin alle Muße, sie Luchse zu nennen, ohne daß einer von ihnen ihn wieder Advokat nennen kann.

Uebrigens beginnt der Wechselmäkler, nachdem er aus der Politik verschwunden, jetzt auch in finanzieller Hinsicht seine Wichtigkeit zu verlieren. Es hat sich nämlich in den Börsen-Coulissen aus seinem Schleichhandel ein anderer Schleichhandel entwickelt, der ihm den größten Schaden zufügt. Der Winkel-Courtier verschlingt den Wechselmäkler, und dieser kann sich wenig wehren, denn man kann wohl gegen das Gesetz handeln, wenn man auch von ihm eingesetzt ist, doch ist es schwer, vom Gesetz die Bestrafung derer zu fordern, die dasselbe Verbrechen begehen, wie wir, und die sich damit vertheidigen können, daß ihnen dieses nicht förmlich untersagt sey.

Außer diesen Ursachen hat der Wechselmäkler seit einiger Zeit an Achtung verloren, durch seine Theilnahme an jenen wahnwitzigen, im Umlauf gekommenen, industriell betriebenen, ungeheuer täuschenden Unternehmungen, bei denen er die Rolle eines Kassirers spielte, der am Eingange das Legegeld entgegen nimmt. Jetzt, da diese Posse ausgespielt hat, beschuldigt man ihn zwar nicht, daß er die Einnahme in die Tasche gesteckt habe, jedenfalls aber hat man ihn in Verdacht, Theil daran genommen zu haben.

So ist der Wechselmäkler einerseits als politische Macht vernichtet, indem ihm die Deputirten-Kammer verschlossen ist; andererseits verliert sich auch seine finanzielle Macht, da das Spiel, von dem er lebt, in die Hände der Winkel-Courtiers fällt. So bleibt ihm nichts mehr, um wichtig zu bleiben, als die Renten-Konversion, durch welche ihm mehrere Millionen durch die Hände gehen, wovon ihm etwas übrig bleiben wird.

Frédéric Soulié.

Bibliographie.

Revue d'architecture et des travaux publics. — Unter diesem Titel ist in Paris eine neue Monatschrift begründet worden, die sehr glänzend ausgestattet und auch von reichem Inhalt ist. Das erste Heft enthält einen interessanten Aufsatz von Albert Lenoir „Ueber Byzantinische Kirchen" und einen anderen von Polonceau: „Ueber Kettenbrücken." Von allen neuen architektonischen Erfindungen, namentlich auch Englands, wird in diesem Journale Bericht erstattet. Die beigefügten Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig.

Island.

Der Engländer Dillon in Island. *)

Obschon der Norden Europa's im buchstäblichen Sinne keine terra incognita mehr ist, so bietet er doch dem Wißbegierigen und Neugierigen immer noch vielen Stoff, der bis jetzt nicht ausgebeutet worden. Schweden, Dänemark und Norwegen haben wir durch die gründlichen Mittheilungen neuerer Reisenden hinreichend kennen gelernt; aber Island und Lappland besucht ein Brite nicht leicht aus bloßer Liebhaberei. Island, jene schauerliche Heimat der Nebel und Vulkane, jenes riesige, vor den Polar-Ländern Amerika's gelagerte Felsen-Bollwerk, vielleicht mit größerem Rechte der Neuen Welt, als der Alten beigezählt, verdient wegen seiner Lage, seiner wunderbaren Natur-Phänomene und der merkwürdigen Schicksale seiner Bewohner große Aufmerksamkeit. Der Mensch lebt hier wie in ewiger Verbannung; fürchterliche Erdbeben und Hungersnoth bilden in periodischer Wiederkehr die Epochen der Geschichte dieser Insel; und gleichwohl haben die Isländer, ihrer Germanischen Abkunft immer eingedenk, unaufhörlich daran gearbeitet, sich aus finsterer Barbarei zu dem Lichte der Civilisation, das ihren entfernten Brüdern Jahrhunderte früher aufging, emporzuringen.

---

*) A Winter in Iceland and Lapland. (Ein Winter in Island und Lappland.) Von Arthur Dillon. 2 Bände. London, 1840.

Durch vorgängigen Aufenthalt in Dänemark und Schweden gegen die Beschwerden eines nordischen Winters abgehärtet, unternahm es Herr **Arthur Dillon**, jene wahre ultima Thule Europens zu besuchen, und das Ergebniß seiner dortigen Beobachtungen ist ein für die Geschichte und die Beschreibung Islands sehr lehrreiches Werk, aus dem wir unseren Lesern jetzt einiges Interessante mittheilen wollen.*)

Die Geschichte dieser Insel, von der ersten Seeräuber-Landung im neunten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag, ist eine Art von See-Roman, in welchem alle Begebenheiten das Gepräge des rauhen Klima's und des kühnsten, Tod und Gefahren trotzenden Unternehmungsgeistes tragen: eine fast ununterbrochene Kette von Drangsalen und Schrecknissen, die uns mit Schauder erfüllen und zugleich ein Staunen abnöthigen über die Macht der Gewohnheit, die das unglückliche Volk wie mit ehernen Banden an seine unwirthbare, im höchsten Grade stiefmütterliche Heimat fesselt. Besonders reich an Landplagen und Schrecknissen der Natur ist das vorige Jahrhundert gewesen, wie die folgende Skizze zur Genüge darthut:

„Im Jahre 1707 fand die Pockenseuche ihren Weg nach Island und raffte binnen einem Jahre über ein Drittheil der Bevölkerung hinweg, die damals 47,000 Seelen betrug! Im Jahre 1759 erfolgte, nach mehreren vorangegangenen Mißjahren, ein fast allgemeines Viehsterben, und dieses veranlaßte eine Hungersnoth, die 10,000 Menschen das Leben kostete. Das dritte und schrecklichste Unglück war (im Jahre 1783) ein Ausbruch mehrerer Vulkane, so wüthend und verheerend, wie man ihn noch niemals erlebt hatte. Die Gewässer des Flusses Skaptaa versiegten plötzlich, und ein Strom flüssigen Feuers trat an ihre Stelle; diesem folgten noch andere Lavaströme, die so reißend schnell sich heranwälzten, daß die Bewohner aus ihren Häusern flüchten mußten; man verspürte häufige Erdstöße, und ein in ähnlichen Fällen noch nie beobachtetes Phänomen, in Form einer dichten Wolke, hüllte die ganze Insel in totale Finsterniß. Die Folgen waren noch verderblicher: in der Atmosphäre entstanden mephitische Dünste, und das mit vulkanischer Asche überdeckte Erdreich erzeugte giftiges Futterkraut. Die Bewohner der Gegend um Skaptaa-Jökul wurden von einer fauligen Epidemie heimgesucht; das Viehsterben zog eine neue Hungersnoth nach sich, und um allen Jammer voll zu machen, erschienen die Pocken ein zweites Mal. Man that von Dänemark aus alles Mögliche, um der Seuche Einhalt zu thun, konnte aber nicht verhindern, daß ein Viertheil der Bevölkerung den Unbilden der Natur, die vereint über sie hereingebrochen, als Opfer fiel."

Seit 1783 ist die Insel von physischen Revolutionen verschont geblieben, und sie verdankt es dieser Periode der Ruhe, daß ihre so dünn gesäete Population jetzt wenigstens nicht geringer ist, als sie vor jenen unseligen Katastrophen gewesen. Im Jahre 1809 kam es zu einer drolligen Bürgerfehde, einer versuchten Usurpation, welche die Isländer auf kurze Zeit aus ihren melancholischen Gedanken weckte. Ein gewisser **Jorgen Jorgenson**, erst Kriegsgefangener und nachmals Midshipman auf einem Britischen Kriegsschiffe, kehrte, als der Krieg Englands mit Dänemark ausbrach, in seine Heimat zurück und übernahm das Kommando einer Schaluppe, wurde aber von einem Britischen Schiffe gekapert. Während Jorgenson auf sein Ehrenwort in London sich aufhielt, machte er die Bekanntschaft eines Seifensieders en gros, seines Namens **Phelps**, dem er die Vortheile eines Talg-Handels mit Island, so lange die Dänen daselbst einen Zutritt hätten, auseinandersetzte. Von diesen Vorstellungen geblendet, schickte Phelps den Jorgen mit einer Befrachtung dorthin und ernannte einen Halb-Franzosen, Namens Savignac, zum Supercargo. Aber der Statthalter von Island untersagte allen Verkehr, und Jorgen ging, den Supercargo zurücklassend, wieder in Ballast. Phelps wurde dadurch nicht entmuthigt; er rüstete ein anderes Schiff aus und stach, mit einem Kaperbriefe versehen, persönlich in die See.

„Bei seiner Ankunft nahm er, kraft seines Kaperbriefes, ein Dänisches Schiff, den „Orion", in Beschlag. Savignac meldete seinem Mandanten, der Statthalter habe einen Preis auf Herrn Phelps Kopf gesetzt. Als der Kaufmann dies erfuhr, befahl er seinem Capitain, sich der Person des Statthalters zu bemächtigen; der Statthalter wurde an einem Sonntag Nachmittag, als die Leute aus der Kirche kamen, arretirt und an Bord des Englischen Kauffahrers gebracht, wo er in strenger Haft blieb."

„Jorgen, der bis dahin ruhig gewesen, trat nun hervor und ergriff die Zügel der Regierung. Er ließ eine Proclamation drucken, in welcher er Island als eine unter Britischen Schutz zu stellende Republik erklärte, deren Flagge drei weiße Stockfische auf blauem Grunde seyn sollten. Auch machte er sich anheischig, die Insel in Vertheidigungsstand zu setzen und die alte Regierungsform wieder herzustellen. Da dieses Reformenwerk, wie natürlich, einige Zeit erforderte, so übernahm Jorgen einstweilen provisorisch die Regierungs-Geschäfte und begnügte sich mit den bescheidenen Titeln eines „Protektors von Island und Befehlshabers zu Lande und zur See!"

„Da die Nützlichkeit pecuniairer Hülfsquellen dem neuen Diktator nicht entging, so erklärte er alles Dänische Eigenthum der Republik verfallen. Um bei seinen ehemaligen Mitbürgern Popularität zu erwerben, verkaufte er ihnen das konfiszirte Getraide für den halben Preis. Dann befahl er sämmtlichen Dänischen Bewohnern, ihre Waffen auszuliefern, und verbot ihnen sogar das Ausgehen bei Todesstrafe. Die Kanonen des Englischen Schiffes, welche die ganze Hauptstadt in weniger als einer halben Stunde in einen Schutthaufen verwandeln konnten, benahmen den dortigen Dänen allen Muth zum Widerstande, um so mehr, da ihr Statthalter gefangen saß, und so installirte sich Jorgenson ganz unbehindert in der Behausung des Letzteren."

„Nachdem er sich aus einigem aufgerafften und nothdürftig einexerzirten Diebesgesindel eine Leibwache gebildet hatte, schritt er zu neuen Gewaltstreichen: einige Beamten wurden abgesetzt, andere verhaftet und die Dänen bei jeder passenden Gelegenheit gebrandschatzt. Sechs rostige Kanonen, die fast zwei Jahrhunderte lang unbenutzt in Bessestad gelegen hatten, ließ der Protektor herbeischleppen und eine Batterie zur Vertheidigung von Reikiavik in Stand setzen. Die im Laufe des Sommers von Phelps angekaufte Wolle wurde ballenweise aufgethürmt, um eine Brustwehr zu bilden, und das Ganze erhielt einen möglichst militairischen Anstrich."

„Es ist schwer zu sagen, wie weit Jorgenson's Pläne gediehen seyn würden, hätte man ihm nicht von Außen her das Handwerk gelegt. Man behauptete, einige Isländer von Einfluß, die lieber unter Britischer als unter Dänischer Herrschaft stehen wollten, seyen ihm eine mächtige Stütze gewesen; und die Klugheit vieler seiner Verordnungen scheint wirklich darauf hinzuweisen, daß er von Personen geleitet wurde, die genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner besaßen. Das Volk war aber zu sehr über die Insel zerstreut und zu wenig an politische Neuerungen gewöhnt, um sich lebhaft für die Revolution zu interessiren, und außerdem schaltete der Protektor so willkürlich mit dem Eigenthum der Privatleute, daß ihm viele Feinde erwuchsen."

„Während Jorgenson in Reikiavik den Diktator spielte, die Dänen nach Herzenslust plagend und schindend, lief die Kriegs-Schaluppe „Talbot" unter Capitain A. Jones in Havnifiord ein, wo sie Kunde von dem erhielt, was in der Hauptstadt vorging. Sogleich begab sich der Capitain nach Reikiavik, wo er die Batterie zerstören, die Stockfisch-Flagge herunternehmen und an ihrer Stelle die Dänische Flagge aufpflanzen ließ. Da der gewesene Statthalter mit nach England fahren wollte, um der Britischen Regierung von Jorgenson's Beginnen Rapport zu bringen, so ernannte Capitain Jones die beiden im Range nächsten Offiziere als seine interimistischen Stellvertreter."

„Den Ex-Diktator Jorgenson forderte der Capitain auf, nach England zu kommen und sich persönlich zu verantworten. Das Schiff des Seifensieders fuhr mit reicher Befrachtung von Island ab; als es aber kaum die Küste aus dem Gesicht verloren hatte, entdeckte man eine ausbrechende Feuersbrunst in demselben; die Mannschaft wurde durch Jorgenson gerettet, der ihnen in dem gekaperten „Orion" zu Hülfe kam — ohne Zweifel die rechtschaffenste und vernünftigste Handlung, die er in seinem ganzen Leben ausgeführt. Man glaubte, die Dänischen Gefangenen hätten das Feuer angelegt; es entstand aber höchst wahrscheinlich ohne menschliches Zuthun, da die Wollsäcke, welche als Brustwehr dienen sollten, durchnäßt an Bord geschafft wurden und also von selbst sich entzünden konnten. Jorgenson kam nach seiner Rückkehr in Untersuchung und mußte, da man ihn zwiefacher Felonie schuldig befand, nach Botany-Bai wandern. Der Seifensieder Phelps, dessen Schiff nicht assekurirt gewesen, erklärte sich banterott. So endete diese seltsame Revolution."

Die Stadt Reikiavik hat ein ziemlich sauberes Ansehen. Hinter der Stadt befindet sich ein See, der mit dem Meere in Verbindung steht. Im Winter, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt, überfluthet dieser See die ganze Ebene um die Kirche herum, so daß man der letzteren nur auf Böten sich nähern kann. Die hölzernen Häuser sind mit Theer bestrichen und, wegen der häufigen Stürme vom Meere her, nur ein Stockwerk hoch gebaut. „Wenn man", so sagt der Verfasser, „die Häuser von der Bai aus betrachtet, so scheinen sie nur mit dem Obertheil der Fenster aus dem Boden hervorzuragen, eine optische Täuschung, die ihren Grund darin hat, daß der Strand höher als die Straße und außerdem mit großen Steinhaufen belegt ist, um die gedörrten Fische zu pressen. Die Mitte der Stadt erhebt sich nur wenig über das Niveau des hohen Wasserstandes, und bei stürmischem Wetter habe ich die See mehr als einmal in die Straßen eindringen sehen. Im vorjährigen Winter überschwemmte das Wasser den unteren Stock vieler Häuser, die ziemlich weit vom Meere ablagen; und versucht man es nicht, den Wogen durch Dämme zu steuern, so können leicht einige Häuser mitten in der Stadt weggeschwemmt werden, da sie nur auf steinernen Platformen ruhen und keine solide Fundamente haben."

„Die Kathedrale steht auf einem freien Platze, der im Sommer gewöhnlich mit Kaufbuden bedeckt ist. Sie ist aus gehauenen Steinen erbaut, mit hölzernem Dach und Glockenthurm, und an einer ihrer Seiten befindet sich eine Sakristei, nebst einem kleinen Gemach, in welches man die Särge niederstellt, bevor sie in die Erde gesenkt werden. Die Kirchenstühle im Parterre sind nur für das weibliche Geschlecht bestimmt; die Männer haben ihre Plätze im Chor und auf der Gallerie. Einige Kerzen auf dem Altar, dessen Zierrathen in katholischem Geschmacke sind, beleuchten ein mittelmäßiges Gemälde, die Abnahme vom Kreuze vorstellend. Zur Linken des Altars befindet sich ein vergitterter Sitz für den Bischof, der nur bei Priesterweihen sein Amt verwaltet; in solchen Fällen trägt er über seinem atlassenen Chorrock eine purpurfarbige und goldgestickte Stola. Der Kandidat wird von zweien Priestern in Chorhemden vor die Stufen des Altars geführt, wo er eine lange Ermahnung in Lateinischer Sprache anhören muß, bevor er die geistliche Weihe empfängt. Der größere Theil der Agende besteht in Gesängen.

Der Verfasser schildert uns das Innere der Isländischen Wohnungen sehr genau und befriedigend:

„Der Haupt-Eingang führt zunächst in einen dumpfigen Flur, der mit Sätteln und anderem Pferdegeschirr behangen ist. Je weiter

*) Von Herrn Dillon's Reise nach Lappland soll in einem besonderen Artikel die Rede seyn.

man vorwärts schreitet, desto schwächer wird die Beleuchtung, und nach gerade verwandelt sie sich in absolute Finsterniß, bis man endlich tappend und herumtastend zu dem Eld-Huus (d. i. Feuer-Haus), der Küche, gelangt ist. Nur hier, als im Mittelpunkt des Gebäudes, wird bei dem weniger bemittelten Bürger ein Feuer angezündet. Rechts und links von der Küche befinden sich verschiedene Gemächer zu häuslichen Zwecken; ein wahrhaft labyrinthischer Weg führt uns aus dem Eld-Huus in das Gast-Zimmer, welches allein gedielt und mit dem besten Hausrath versehen ist. Wenn dieses Gemach keinen Fremden beherbergt, so bringt man hier alle diejenigen Artikel unter, die nicht tagtäglich gebraucht werden: Frauensättel, Spinnräder u. s. w. sind in größter Konfusion auf dem Bette über einander gethürmt, und den Fußboden verbollwerken große Kisten mit Kleidungsstücken, die zugleich als Bänke dienen. Da nun solche Gemächer selten über zwölf Fuß in der Länge und zehn Fuß in der Breite messen, so wird man leicht begreifen, daß für die lebenden Insassen nur wenig Raum bleibt."

„Zu der Dachstube, wo die Familie sich aufzuhalten pflegt, gelangt man auf einer Leiter durch eine Oeffnung in der Decke. Dieses Gemach ist so geformt, daß ein Erwachsener nur in der Mitte desselben aufrecht stehen kann. Zu beiden Seiten befinden sich Hängebetten, wie auf Schiffen. Zwei kleine Fenster, an jedem Ende eines, geben der Stube nothdürftige Beleuchtung. In diesem engen Raum behilft sich die ganze Familie, und die Ausdünstungen so vieler dicht bei einander kauernder Individuen müssen im Winter das Ofenfeuer ersetzen. Man arbeitet bis spät in die Nacht bei trübem Lampenschein, während einer von der Familie eine alte Saga ableiert. Dann und wann singt auch die ganze Familie einen Lobgesang, und einer akkompagnirt mit dem Longspeil, dem einzigen musikalischen Instrumente, das die Isländer kennen. Die Töne dieses Instrumentes sind sehr melancholisch, ganz im Einklange mit der schauerlichen Natur des Landes, und so kann es nie erheiternd auf die Gemüther wirken. Es besteht aus einem eliptischen, mit drei Saiten aus Stahldrath bespannten Resonnanz-Kasten von zwei Fuß Länge und drei Zoll Breite und wird mit einem Geigenbogen gespielt. Der Spielende legt das Longspeil auf den Tisch und hält den Zeigefinger nur an die eine der drei Saiten."

Obschon die Isländer Eis und Schnee im Ueberfluß haben, so verbietet ihnen doch die gebirgige Natur ihres Landes den Gebrauch der Schlitten.

„Schlitten" — sagt Herr Dillon — „sind in Island nicht gebräuchlich, weil das Land zu uneben und das Wetter zu stürmisch ist. Auch habe ich während meines ganzen dortigen Aufenthalts nur ein Paar Schneeschuhe gesehen. In der Form unterschieden sie sich wesentlich von den Schneeschuhen der Nordamerikanischen Indianer, auch waren sie nach meiner Meinung nicht so gut berechnet, eine Last zu tragen; denn sie bestanden aus einem sehr schmalen Stück Holz von ungefähr vier Fuß Länge, mit auswärts gekrümmter Spitze. Der Mann, welcher dieses Paar an den Füßen trug, war mit dem Post-Felleisen aus dem nördlichen Theile der Insel gekommen — eine Wanderung, die im Winter oft gefahrvoll ist, nicht bloß wegen der ungeheuren Kälte, sondern auch wegen der plötzlichen Schneestürme, die den Wanderer heimsuchen, dessen Pfad ohnehin zwanzig Stunden von vier und zwanzig in finstere Nacht gehüllt ist. Dennoch hat man mir versichert, es wohnten Leute in den Jökul's, und der Rauch, den man in weiter Ferne bemerkt, entsteige ihren Wohnungen. Ich für meinen Theil kann dies unmöglich glauben; vermuthlich hat das allmälige Verschwinden von Räubern, die dem Arm der Gerechtigkeit entflohen, zu der Annahme verleitet, diese Leute hätten sich in jene unwirthbaren Asyle gerettet, wo sie, vor jeder Verfolgung sicher, eine Art von Republik bilden könnten."

Von der Lebensweise in Reikiavik giebt uns Herr Dillon folgende Schilderung:

„Weder die Auswahl der Speisen, noch die Art ihrer Zubereitung zeugen von raffinirtem Geschmack; dennoch waren unsere Mahlzeiten in den ersten zwei Monaten so gut, wie ein Land des Europäischen Nordens sie überhaupt nur liefern kann. Erst mit Einbruch des Winters fingen die Lebensmittel an, sich sehr zu verschlimmern, das frische Fleisch verschwand immer mehr; geräuchertes Hammelfleich, das Blasen auf der Zunge erzeugte, nahm seine Stelle ein, und der täglich wiederkehrende Kabeljau, ohne eine andere Sauce, als das Wasser, in dem er gekocht war, gab unseren gewöhnlichen Diners einen sehr insipiden Charakter. An Feiertagen fügte man noch gesalzenen Lachs oder sehr junges Kalbfleisch hinzu."

Der unbemittelte Isländer lebt hauptsächlich von gedörrtem Kabeljau (Stockfisch), den man vermittelst eines Schlägels in dünne Scheiben zertheilt und, mit Butter überstrichen, statt des Brodtes genießt. Die Isländer ziehen das Salz der frischen Butter vor, vermuthlich, weil es importirt ist und daher für einen Luxus-Artikel gilt. Alles Fleisch wird geräuchert; nur die Fische spaltet man und dörrt sie in der Sonne. Die liebste Speise des Isländers, das Fleisch des Haukall, eine Art Haifisch, muß ein Paar Jahre im Sande verscharrt liegen, ehe es genossen wird; an Geschmack soll dieses Fleisch dem Schweinefleisch ähneln, aber sein Geruch ist so abscheulich, daß man, wie Herr Dillon versichert, einer Person, die den kleinsten Bissen davon gekostet hat, unmöglich nahe treten kann, und wären auch seitdem schon drei Wochen (!) verflossen. Da die Nahrung des Isländers fast ganz animalisch ist, so wird er leicht von Hautkrankheiten geplagt.

Anlangend das Aeußere dieser Insulaner, so fand Herr Dillon sie im Durchschnitt weit über Mittelgröße. Die Männer sind größtentheils hager, die Frauen aber stark beleibt. Beide Geschlechter haben edle Gesichtszüge, und weibliche Schönheit erhält sich in Island, trotz aller Unbilden des Klimas, lange in ihrer Blüthe. Der düstere Tiefsinn und das Phlegma der Isländer, wozu noch ein hoher Grad von Starrsinnigkeit kommt, sind nicht geeignet, einen Fremden im Voraus für sie einzunehmen; hat er sich aber eine Zeitlang an ihr Temperament gewöhnt, so muß er die Ueberzeugung gewinnen, daß der moralische Kern, den sie in sich tragen, sehr gut und tüchtig ist. Ihre Gastfreiheit muß mehr nach ihrem guten Willen, als nach den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, ermessen werden. Auch die geistigen Anlagen dieses Völkchens sind vorzüglich und bedürfen nur einer günstigen Gelegenheit, um sich zu entwickeln. Einer der genialsten Bildhauer unseres Zeitalters, Thorwaldsen, stammt bekanntlich von einer Isländischen Familie ab.

Mannigfaltiges.

— Graf Serristori's Italiänische Statistik. Die Statistik von Italien, vom Grafen Luigi Serristori, ist nunmehr mit den kürzlich erschienenen Heften 7 und 8, welche die Statistik des Königreichs Neapel und des Italiänischen Handels enthalten, gänzlich vollendet. Das erste Heft (Statistik des Königreichs Sardinien) erschien bereits 1835, so daß der Verfasser zur völligen Herstellung des ziemlich starken Quartbandes über fünf Jahre gebraucht hat. Dem Ganzen ist jetzt eine Einleitung gegeben, worin Graf Serristori auf die wichtigen Vergleichungspunkte und Resultate hinweist, die sich aus seinem Werke gewinnen lassen, und worin er unter Anderem sagt, daß es seit der Aufhebung der Italiänischen Republiken des Mittelalters keine Epoche gegeben habe, in welcher das materielle Wohlseyn Italiens größer gewesen und augenscheinlich einer höheren Entwickelung entgegen gegangen wäre, als eben die jetzige. Namentlich hat sich die Bevölkerung seit dem Jahre 1813 um beinahe fünf Millionen Seelen vermehrt. Nicht uninteressant ist die Bemerkung des Verfassers, daß Italien im Verhältnisse zu anderen Ländern allerdings einen sehr zahlreichen Klerus besitze, daß dieser jedoch in dem nördlichen Italien gerade um die Hälfte weniger stark sey, als im südlichen. Herr Graberg von Hemsö, der Rezensent dieses Werkes in der Rivista Europea, weist darauf hin, daß aus den Zusammenstellungen desselben jedem Italiäner die Nothwendigkeit einleuchten werde, daß sich die verschiedenen Staaten seines Vaterlandes, nach dem Muster Deutschlands, über freie Flußschiffahrt (auf dem Po), über ein gemeinsames Zollsystem, eine Münz-Convention und ein Gesetz gegen den Nachdruck vereinigen. Erst durch solche Vereinbarungen möchte die höchste mögliche Wohlfahrt des heutigen Italiens zu erzielen seyn.

— Miß Novello in der Heimat. In der Aufnahme, welche die auf dem Kontinent so bewunderte Sängerin Clara Novello in London gefunden, als sie kürzlich dort nach ihrer Rückkehr zum erstenmale wieder auftrat, möchte man eine neue Bestätigung des Sprüchworts sehen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Sollte England, das an Talent zum Gesange bisher eben so unergiebig gewesen, wie an Talent zur Composition, nicht eher stolz darauf seyn, daß es seit kurzem einige Sängerinnen nach dem Kontinent senden konnte, die besonders in Deutschland, wo es doch an schönen Stimmen nicht fehlt, enthusiastische Anerkennung fanden! Wäre es bloß Miß Novello, die eine so herbe Kritik in Englischen Blättern zu bestehen hätte, so würde man glauben können, daß das Mißfallen an der Person die Beurtheilung der Sängerin geschärft habe, denn es scheint aus der Art des Tadels allerdings hervorzugehen, daß man sich auf dem Kontinent nicht irrte, wenn man große Bescheidenheit nicht gerade zu den Vorzügen dieser Gesangs-Virtuosin rechnete. Aber auch Mistreß Shaw, die mit ihrem schönen Talent doch die Tugend der Anspruchslosigkeit vereinigte, ist in ihrem Vaterlande nicht nach Verdienst gewürdigt worden. Hören wir nun, wie ein Englischer Kritiker im Athenaeum über Miß Novello's Gesang in einem zu Anfang Februar's in London von Benedikt veranstalteten Konzert sich äußert: „Wir hatten hier die erste Gelegenheit, Miß Clara Novello nach der Rückkehr von ihrem Triumphzuge durch Deutschland wieder zu hören. Nach ihrer Meinung ist sie als eine Primadonna, ja als eine zweite Malibran zu uns zurückgekehrt. Ihr erster Gesang, das Prendi von Beriot und Benedikt, war ein mißlungener Versuch; es ist eines der Effekt-Stücke, die besonders dazu komponirt wurden, den wunderbaren Umfang zu zeigen, welchen die Stimme der Malibran hatte; aber Miß Novello hat gar keine Alttöne. Ihr zweiter Gesang war die Arie: „Gnade, Gnade" aus Meyerbeer's „Robert." In beiden verwunderte uns der alte bekannte Mangel an vollendeter, geschmeidiger Ausführung und der alte Mangel an Artikulirung. Ihre Stimme hat sich zwar verbessert, — sie ist jetzt ein ordentlicher Sopran von der reichsten und lieblichsten Art, — auch legt die Sängerin mehr Ausdruck, als früher, in die leidenschaftlichen Stellen der Musik; aber zu einer Virtuosin ersten Ranges fehlt ihr fast noch eben so viel als vor ihrer Abreise von England. Und wir sagen ihr diese Wahrheit hier ohne Zurückhaltung, weil sie nicht im mindesten zu ahnen scheint, was ihr dazu noch fehlt, ja daß ihr überhaupt etwas fehlt: ein schlechter Weg zu künftiger Trefflichkeit." Im Ganzen wird man finden, daß in Deutschland ähnlich, nur mit weniger Härte über die Sängerin geurtheilt wurde, da man bei einer Stimme von so seltener Schönheit, von so goldreinem Klange gern übersah, was sie an vollendeter Ausbildung ihres Vortrages noch hinzuzufügen hatte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Montag den 2. März 1840.

Frankreich.

Die konstituirende Versammlung.

Wenn irgend etwas dem unbefangenen Beobachter einleuchten muß, so ist es die Thatsache, daß die konstituirende Versammlung es war, welche die Französische Revolution und alle ihre Folgen herbeirief; aber eben so einleuchtend ist es auch, daß die Mehrheit dieser Versammlung nicht alles das wollte, was sie veranlaßte. Auch scheidet sich die Geschichte der Constituante ganz deutlich in zwei Epochen. In der ersten stürzen sich die Gesetzgeber Frankreichs, trunken von Macht und Hoffnung, auf ihre Bahn, eben so im Unklaren über die Zukunft, wie über sich selbst und ihre Ideen. In der zweiten folgt die Wirklichkeit den Phantasieen; jene übergroße Zuversicht verschwindet und räumt dem entgegengesetzten Gefühl den Platz. Diese zweite Phase trat nicht bei Allen zu gleicher Zeit ein; sie begann früher bei Mounier und Lally als bei Mirabeau, früher bei Mirabeau als bei Barnave; aber seit dem 6. Oktober blieb sie in beständigem Fortschreiten, und man darf behaupten, daß sie um die Zeit von Mirabeau's Tod die ganze imposante Majorität erreicht und eingenommen hatte, die, wider ihr Wissen und Wollen zur Urheberin der Revolution geworden, jetzt mit einem Male klar erkannte, daß sie etwas ganz Anderes vollbracht hatte, als eine Staatsreform. Von dem Augenblick an versuchte sie wiederholentlich, die gestürzte Monarchie wieder aufzurichten, aber vergebens.

Dieser letzte Abschnitt der konstituirenden Versammlung gäbe Stoff zu einem Gemälde von hoher und ernster Belehrung. Der größte Theil der Geschichtschreiber der Revolution hat ihn aus leicht begreiflichen Gründen im Dunkel gelassen. Ihr ganzes Streben ging dahin, die üppige, übermüthige Jugend dieser Versammlung hervorzuheben; aber sie hüteten sich wohl, auf ihr rasches Sinken, auf die Entmuthigung und Ohnmacht, in die sie so bald verfiel, aufmerksam zu machen und den Gründen davon nachzuforschen. Es wäre gewiß eine nützliche Arbeit, zu ergänzen, was sie verschwiegen haben, die Lücken auszufüllen, welche sie gelassen. Die Arbeit wird mit der Zeit vollendet werden; jeder Tag steuert Materialien dazu bei. Eugene Labaume, der in dem kürzlich erschienenen zweiten und dritten Theil seiner „Monarchischen und constitutionellen Geschichte der Französischen Revolution"*) diesen Gegenstand behandelt, hat zwar noch lange nicht allen Forderungen genügt, doch kann man ihm das Verdienst nicht absprechen, einen seltenen Eifer darauf verwendet und viel Umsicht, Mäßigung und Unparteilichkeit entwickelt zu haben. Aus folgender Uebersicht seiner Darstellung wird man sich hiervon überzeugen.

Nach den Schrecknissen des 6. Oktober reichten Mounier und Lally ihre Entlassung ein; der Letztere zog sich in die Schweiz zurück, und man kennt seine Zuschrift an die Versammlung. „Dieses Blut, diese Köpfe, die fast erwürgte Königin, der als Sklave nach Paris geführte König, das Geschrei: An die Laterne mit den Bischöfen! das Betragen Mirabeau's und Barnave's, die beide lachten, während Ströme Blutes flossen, dies Alles", so schrieb er, „läßt es mich verschwören, je wieder die Versammlung zu betreten." Nachdem er die Erklärung abgegeben, daß er nie mit Anthropophagen zusammensitzen werde, fügt er hinzu: „Sie werden mich proskribiren, sie werden meine Güter einziehen; doch was thut das! Ich baue das Feld und werde sie nie wiedersehen." Lally folgte dem Drange einer schmerzlichen und tugendhaften Entrüstung, aber dies Gefühl konnte leicht durch die Politik gerechtfertigt werden, was denn auch bald geschah.

Der 5. und 6. Oktober hatten hinreichend bewiesen, daß der König nichts mehr zu bedeuten habe, und daß die Versammlung selbst durch eine Faction beherrscht werde, welche sich ohne ihren Willen in ihrem eigenen Schoße gebildet hatte, und welche nach Gefallen gegen den Monarchen und gegen sie selbst mit einer Gewalt verfuhr, die durch die Zerrüttung aller gesetzlichen Autorität und durch die Macht des Aufruhrs nur um so unwiderstehlicher wurde. Mochten auch die Insurgenten einige Gräuelthaten vollführen, so war das lange noch nicht das Schlimmste; wären die Zwangsmaßregeln gegen den König auch friedlicher vollstreckt worden, so blieb die Frage doch immer dieselbe; das Erschreckendste dabei war die politische Bedeutsamkeit dieser Menschen-Schlächterei, welche ein unverwerfliches Zeugniß von der Ohnmacht der Gesetze und von der vom Volk und seinen Führern usurpirten Diktatur ablegte. Dies war hinreichend für den Staatsmann wie für den sittlich fühlenden Menschen, und es ist zu bezweifeln, ob es ein künftiger Tacitus bei einer neuen Ueberarbeitung dieser blutigen Thatsachen an der konstituirenden Versammlung entschuldigen wird, daß sie nicht eben so handelte wie Mounier und Lally, sondern hartnäckig dabei verharrte, neben einer Faction, deren Dolche sie beherrschten, und die offenbar nichts als die Begründung der Anarchie zum Zweck hatte, das Königreich neu einrichten zu wollen. Aber, sagt man, was wäre aus Frankreich geworden, wenn die Constituante sich aufgelöst hätte? Wahrlich nichts Schlimmeres, als ohnedies geschehen. Uebrigens war die Versammlung damals auch noch gar nicht in so schlimmer Lage, daß ihr gar kein anderer Ausweg geblieben wäre, als sich aufzulösen. Ehe sie aber ihre Arbeiten fortsetzte, war es ihre unumgängliche Pflicht, erst den Factionsmännern die Waffen zu entreißen und dadurch das Ansehen der Gesetze und ihre eigene Unabhängigkeit zu sichern. An Hülfsmitteln zur Vollbringung dieser Aufgabe fehlte es ihr nicht. Die Männer, welche bei den ersten Schritten der Versammlung zu ihrer Majorität gehört und, wie Mounier, den Eid des Ballhauses geleistet hatten, konnten natürlich nicht daran denken, durch Wiederherstellung der unumschränkten Regierungsgewalt aus der Bahn der Revolution herauszukommen; das war die Rolle der rechten Seite; aber sie hätten darauf hinarbeiten können, sich eine National-Macht zu schaffen, die unabhängig vom Könige und doch zugleich im Stande gewesen wäre, sie von den Bestürmungen der demagogischen Faction zu befreien. Dies war Mounier's Plan, als er, nachdem er Versailles verlassen und sich nach Grenoble zurückgezogen hatte, an seine Konstituenten sich wandte, um ihnen die Gründe seines Benehmens darzulegen. Er schilderte zuerst die Gewalthandlungen, welche gegen den König und die Versammlung verübt worden, ihre Knechtschaft inmitten einer vom zügellosesten Pöbel beherrschten Hauptstadt, und empfahl als einziges Abhülfemittel gegen Frankreichs Uebel eine Versammlung der Reichsstände. „Die Stände des Dauphiné", sagte er, „begründeten die Freiheit; sie müssen jetzt den Thron vertheidigen." Vergebens zeigte der muthige Deputirte den rechten Weg; er stand allein und mußte scheitern. Wie aber, wenn die Versammlung, so wie er, gegen die Raserei von Paris an den Patriotismus der Provinzen appellirt hätte, wer möchte zu behaupten wagen, daß auch dies umsonst gewesen wäre. Damit, antwortet man, hätte sie den Bürgerkrieg herbeigerufen. Das ist indeß nicht so gewiß. Viel wahrscheinlicher ist es, daß eine Schilderhebung der Provinzen damals zu einem Vergleich mit dem Throne geführt hätte, der diesen wieder aufgerichtet und der Nation zugleich die nöthigen Bürgschaften gesichert haben würde. Hat man denn ohnedies etwa den Bürgerkrieg vermieden? Hat er nicht Frankreich verheert? Und wäre es nicht tausendmal besser gewesen, wenn er für die Ehre des Landes wäre gekämpft worden, als daß es zu jenem abscheulichen Königthum des Schaffots kam, welches von der Bergpartei auf dem Revolutionsplatz eingeweiht wurde?

Man hat gesagt, daß Mounier seine Kollegen nie hätte verlassen sollen, er, der sie zu dem Ballhaus-Eide aufforderte, durch den sie feierlich und bei Gefahr ihres Lebens schwuren, nicht eher von dem Constitutions-Werke abzulassen, bis sie es ganz vollbracht hätten. Ein lächerlicher Vorwurf! Mounier war nicht so verblendet, um zu glauben, daß man Frankreich konstituiren könne, indem man den blutbespritzten Spießen der Anarchie nachgäbe; das ist sein ganzes Unrecht, und dieses Unrecht wird ihm bei der Nachwelt zum Ruhm gereichen. Er selbst spricht sich so aus: „Ich hatte ja nicht geschworen, an Berathungen Theil zu nehmen, wenn ich mich nicht mehr frei glauben würde; ich hatte nicht geschworen, darein zu willigen, meine Meinung dem Gebot der Menge zu unterwerfen, noch gegen mein Gewissen zu sprechen oder die Wahrheit zu verschweigen." Nach Lally's und Mounier's Rücktritt fuhr die Majorität in ihrem unseligen Eifer fort, die Macht des Königs immer mehr zu entwaffnen und sie aller ihrer Hülfsquellen und Stützen zu berauben, ohne daran zu denken, daß sie sich dadurch selbst schwächte und entblößte, und daß sie den Augenblick beschleunigte, wo ihr, nachdem sie um sich her eine Wüste geschaffen, den Jakobinern und ihrem mächtigen Klub gegenüber keine andere Macht übrig bleiben würde, als der Papierwust ihrer 3428 Gesetze. Doch wir wollen dem Gange der Begebenheiten nicht vorgreifen; Mounier's Versuch war nur eine Art von Vorspiel zu der Bewegung, von welcher wir nun zu sprechen haben.

*) Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française, par Eugene Labaume. Assemblée constituante. T. II et III. Paris, 1839.

Der Koloß der Constituante, der Mann, welcher am meisten dazu beigetragen hatte, sie auf den gefährlichen Pfad zu führen, den sie nun verfolgte und dessen unselige Richtung er besser als jeder Andere erkannte, Mirabeau selbst erschrak und wollte Einhalt thun. Seit dem 6. Oktober hatten die Jakobiner sich immer mehr verstärkt. Während die Versammlung sich damit begnügte, Gesetze abzufassen, und zwar Gesetze zu Gunsten der Jakobiner, organisirten sie sich in allen Theilen des Landes, richteten ihre Geschütze und übten ihre Banden ein. Es war die höchste Zeit, ihren Umtrieben ein Ende zu machen und Streitkräfte zu ihrer Bekämpfung auszurüsten. Durch Mirabeau's Tod ging der Welt das Schauspiel jenes Kampfes verloren, über welchen er nachsann, und dessen Plan schon vollständig in seinem Kopfe zur Reife gelangt war. Doch dieser Mann war kein würdiges Werkzeug zur Rettung Frankreichs, das er willentlich seinem Sturze so nahe gebracht hatte.

Vier Monate nach Mounier's Ausscheiden, am 16. Februar, als von allen Seiten her in Paris Nachrichten von den blutigen Auftritten in den Provinzen, von verbrannten Schlössern und verwüsteten Feldern einliefen, betrat Lafayette die Rednerbühne und trug auf kräftige Mittel zur Unterdrückung dieser gräulichen Unordnung an. „Die frühere Herrschaft", sprach er, „war eine Ungerechtigkeit und ein drückendes Joch, und damals war eine Empörung die heiligste der Pflichten; jetzt aber, wo die Umwälzung geschehen, wo die Constitation festgestellt ist, muß auch die neue Ordnung befestigt werden, muß Ruhe herrschen und der Gehorsam gegen die Gesetze wieder eine geheiligte Pflicht seyn." Hierauf erwiederte die rechte Seite durch d'Epremenil und Maury: daß ein Kriegsgesetz nicht ausreichend sey, daß es wohl für einen Aufstand ganz angemessen wäre, aber einen allgemeinen Geist der Empörung nicht unterdrücken könne; man solle also den König wieder mit seiner ganzen Machtvollkommenheit bekleiden. Cazales hatte auch schon vorgeschlagen, man solle, nach dem Beispiel der Englischen Constitution, der ausübenden Gewalt für eine bestimmte Zeit das Recht zuerkennen, alle nothwendige Mittel in Anwendung zu bringen, um Ordnung und Frieden wieder herzustellen und zu befestigen! Darüber fuhr Mirabau auf: „Was! man wagt es, uns vorzuschlagen, wir sollten einem einzigen Menschen eine Diktator-Macht zugestehen! Diktatur in einem Lande von vierundzwanzig Millionen Menschen, Diktatur in einem Lande, das an seiner Freiheit arbeitet, und zwar in demselben Augenblicke, wo die Nation ihre gesetzlichen Vertreter besitzt! Wenn ihr die Folgen einer Diktatur kennen lernen wollt, so leset, leset diese Zeilen, die mit blutigen Schriftzeichen in den Briefen des General d'Alton eingezeichnet sind, den der Kaiser Joseph beauftragt hatte, das aufrührerische Belgien zu unterjochen, und der seinem Herrn antwortete: „„Man muß nicht unschlüssig seyn, wenn es sich darum handelt, Unruhen beizulegen; es ist besser, eingeäscherte, als empörte Dörfer zu sehen."" So lautet der Koder der Diktatoren; und das wagt man von einer Versammlung zu fordern, die zweimal den Muth besaß, Frankreich von den diktatorischen Proclamationen des Juni und Juli zu retten. Die Diktatur übersteigt die Kräfte eines Einzelnen, wie auch sein Charakter, seine Tugenden, seine Fähigkeiten und sein Geist beschaffen seyn mögen; diejenigen, welche sich einen Eingriff in unsere Arbeiten erlauben wollen, mögen uns nur die Organisation der militairischen und richterlichen Gewalt vollenden lassen; bis dahin besitzen wir ein Kriegsgesetz, dessen Ausübung den Munizipalitäten übertragen ist; laßt sie danach handeln und stellt die Art und Weise ihrer Verantwortlichkeit fest." Dieser Vorschlag, den auch Gregoire mächtig unterstützte, wurde von der Versammlung angenommen. Der Erfolg desselben ist bekannt. Das Jahr war noch nicht abgelaufen, als Mirabeau, im Dezember 1790, dem Könige ein langes Memoire vorlegte, in welchem er eine Verfahrungsweise entwickelte und Anordnungen vorschlug, um die Grundlagen der constitutionellen Monarchie von neuem aufzuführen.

Derselbe Geist, welcher dies Memoiee diktirte, tritt uns auch in den Worten entgegen, die der große Redner wenige Tage vor seinem Tode auf der Tribüne aussprach: „Wenn der Schlußstein der socialen Wölbung fehlt, wenn die schützende Autorität ohne Mittel und Triebfedern dasteht, wenn der zerrüttete Staat den Franzosen nur den nie gestillten blutigen Kampf der Anarchie darbietet, dann sind unsere Arbeiten umsonst und unsere Anstrengungen ohnmächtig. Die Regierung muß ihr Amt niederlegen, wenn sie die Gesellschaft, welche sie lenken soll, nicht aufrecht zu erhalten vermag, und die Gesellschaft löst sich auf, wenn sie nicht mehr unter dem Schutze der Autorität arbeiten und genießen kann." Damals war Mounier's durchaus nationaler Plan nicht mehr anwendbar. In den Provinzen hatte die Revolution reißende Fortschritte gemacht; hier hatten die Dekeete der National-Versammlung Alles zerrüttet oder doch verändert, sowohl im Bürgerstande, wie bei der Geistlichkeit und im Gerichtswesen. Aus der neuen Lage der Dinge hatte sich nur eine einzige Macht, die der Jakobiner, vollständig entwickelt und organisirt. Wenn übeigens Mieabeau, der bald seines Ehrgeizes, bald seiner Bedürfnisse Spielball war, die Wiederaufrichtung der Monarchie bezweckte, so geschah dies nur unter der Bedingung, daß er der Richelieu derselben würde, und daß man ihn und die Seinigen mit Schätzen und Ehrenstellen überhäufe. Wahrscheinlich täuschte er sich selbst hierüber, aber sein Plan hätte nothwendig zu nichts Anderem als zu einer Diktatur, wenigstens für einige Zeit, geführt, zu derselben Herrschaft also, die er einige Monate früher mit solchem Eifer bekämpfte, wahrscheinlich weil damals das Königthum noch nicht in so verzweifelter Lage war, um sich vor ihm zu demüthigen und ihn zu bitten: Rette mich!

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Eine Reise in den Schwedischen Nord-Provinzen.

(Schluß.)

Betritt man den Boden von Angermannland, so kömmt man aus einem flachen und einförmigen Lande in eine gebirgige und malerische Gegend, mit langen Alleen, frisch und reizend wie die von Gudbrandsdal, geschmückt; mit Seen, nicht minder romantisch als die der Schweiz, erfüllt und von einem Strome bewässert, dessen Nebenflüsse oft den ganzen Zauber der Nebenflüsse des Rheins oder die Großartigkeit von denen der Donau haben. Hier ändert sich die Landschaft mit jedem Schritt; aus einem Gürtel von Felsen steigt man in einen weiten, offenen Plan, von einem dürren, mit wenig Bäumen kümmerlich besetzten Hügel zu einem blühenden Kornfeld, aus einer dürftigen Hütte zu einem bedeutenden Hammerwerk. An einer der Krümmungen der Straße sieht man vor sich einen dichten Wald; man dringt einige hundert Schritte hinein und steht am Ufer des Meeres. Die Segel flattern zwischen einer Hecke von Tannen, und die Schiffe werfen Anker am Rande eines Thales. Angermannland ist nebst Dalekarlien der schönste Theil Schwedens.

Was dem Aufenthalte in den Ländern des Nordens einen vorzüglichen Reiz verleiht, das ist der Charakter seiner Bewohner. Nirgends habe ich eine Bevölkerung gefunden, die würdiger wäre, unsere Theilnahme zu erregen. Sie bewohnt ein dürres und der Kultur abgeneigtes Land, das dann und wann mit einer mageren Aerndte lohnt. Beim Anblick der unfruchtbaren Aecker, der dürftigen Weiden, welche um die Dörfer liegen, fragt man sich, welches mögen wohl die Mittel des Unterhaltes für die Bewohner dieser Gegenden seyn. Leider sind diese nur unsicher und gering, aber der Norrländer ist mäßig, haushälterisch, betriebsam, und diese Tugenden verbannen von ihm den Mangel. Im Sommer, wenn er sein Feld bestellt und sein Gras gemäht hat, fabrizirt er Pottasche aus den Blättern der Birkenrinde und aus dem Harze der Fichten Theer; im Winter geht er auf die Jagd, legt den Vögeln Schlingen oder befrachtet seine Schiffe mit Auerhähnen und Birkhühnern, die er selbst bis Stockholm führt. Ist er in der Nachbarschaft eines Hüttenwerkes, so macht er Fuhren von Eisen und Erz, oder er befördert Reisende, wenn er an der Landstraße wohnt. Eine Hauptquelle seiner Einnahme ist der Gewinn von seiner Heerde. Durch alle diese sorgfältig benutzten Hülfsmittel und besonders durch seine nüchteene und geeegelte Lebensweise gelingt es dem Norrländer, ungeachtet der nur zu pünktlichen Fröste, die seine Aerndten vernichten, der nassen Sommer und der rauhen Winter, fast immer zu einem Grade von Wohlhabenheit zu gelangen, die man erkennt, so wie man die Schwelle des Hauses überschritten hat. Da ist Alles sauber und mit Sorgfalt geordnet; in der Küche blitzen dem Eintretenden die großen zinnernen Schüsseln und Kessel blankgescheuert entgegen, die Wandschränke ziert fayencenes Geschirr, Vorhänge sind an den Fenstern, feine Wäsche und selbst Silberzeug in den Spinden. Das Fremdenzimmer ist mit fast mütterlicher Sorgfalt eingerichtet. Es befinden sich darin die Gegenstände des Luxus, die der Norrländer sich nur mit großen Kosten aus der benachbarten Stadt herbeischafft; die bunten Papiertapeten, das Sopha, welches zugleich als Bett dient, der kleine Tisch von bemaltem Holze, der Spiegel mit Mahagoni-Rahmen und einige Gemälde oder Lithographieen an den Wänden. Ist man eingetreten, so macht ein junges Mädchen die Bedienung; in wenig Minuten ist ein Abendbrod fertig von Allem, was das Haus vom Besten besitzt: Butter, Eier, Wildpret, vorzügliche Sahne. Die Aufwärterin versieht die Betten mit Bezügen von einer Weiße und Feinheit, wie man sie in den reichen Häuseen Frankreichs oft nicht findet. Man verlangt die Rechnung: Abendbeod, Quartier, Frühstück, Alles zusammen kostet 15—20 Sous.

Hat man die Wohnung des seit langer Zeit in seiner Diöcese eingepfarreten Landmanns besucht, der die Elemente der Wohlhabenheit, die er von seinem Vater geerbt, meist nur zu entwickeln oder zu unterhalten hat, so muß man auch in die ärmliche Hütte des Pflanzers gehen, der selbst zum ersten Mal die Pflugschaar auf ein dürres Erdreich hat führen und mit ängstlicher Hand ihm den ersten Saamen hat anvertrauen müssen. Der Pflanzer oder, wie die Schweden ihn nennen, Nybyggare (Neubauer) ist gewöhnlich ein Knecht, der mit Hülfe einiger Ersparnisse glaubt, seine Freiheit sich erwerben zu können, ein Soldat, der seine Dienstzeit geendigt hat, oder ein Lappländer, der den Rest seiner Rennthierheerde verkauft und sein Wanderleben aufgiebt. Der Staat schenkt dem Neubauern ein Stück Geund und Boden zum Urbarmachen und befreit ihn von jeder Abgabe oder Taxe auf 20, 30, zuweilen sogar auf 50 Jahre. Derselbe giebt ihm außerdem drei Tonnen Saamenkörner im ersten und zweiten Jahre seiner Einrichtung, im dritten noch zwei Tonnen, aber dann ist Alles aus. Er baut sich selbst sein hölzernes Haus, reißt die Baumknollen und Steine aus seinem Felde, durchgräbt es mit Hacke und Spaten und wirft sich jeden Abend mit Weib und Kind auf seine Kniee und bittet Gott, daß er das Werk seiner Hände gedeihen lasse. Alles hängt von dem Erfolge der ersten Jahre, der Zeit, wo der Staat ihm die Aussaat giebt, ab. Wenn der Frost seine Hoffnungen zerstört, wenn aus den mit so vielem Schweiße aufgeworfenen Furchen Unkraut hervorschießt, so ist der Bedauernswerthe oft gezwungen, das Haus, das er selbst gebaut, das Feld, das er urbar gemacht, zu verlassen und sich mit den Seinigen von neuem in Dienstbarkeit zu begeben. Wenn er im Gegentheil eine gute Aerndte hat, wenn er einige Kühe und ein Pferd kaufen, Butter verkaufen und Fuhren für die Eisenwerke machen kann, so ist er ein geborgener Mann, er erwirbt sich allmälig eine kleine Rente und setzt sich gegen Mißjahre in Sicherheit. Der größte Theil der Neubauern ist arm, aber sie leben wenigstens — und bei diesen Stiefkindern,

denen das Glück Alles versagt hat und die Natur so wenig gewährt, ist es die Hauptsache, subsistiren zu können — sie leben, sind frei, haben ein Land, das ihr Eigenthum ist, das sie vermehren und mit besseren Aussichten für die Zukunft ihren Kindern hinterlassen können. Schweden hat unermeßliche Hülfsquellen in seinen noch nicht urbar gemachten Ländereien. Man sieht aus den fünfjährigen Berichten der Verwaltung von Wester- und Norder-Botten, daß die Bevölkerung dieser beiden Provinzen in fortwährendem Zunehmen ist. Dieser Wachsthum ist größtentheils das Resultat von Einwanderungen der Proletarier, die mit ihren Familien hinziehen, das Land zu bereichern, indem sie verwilderte Strecken anbauen.

Der Norrländer ist groß, stark, abgehärtet für Kälte und Strapazen. Ich reiste einmal in dieser Gegend, eingehüllt in einen schweren Pelz, während der Bauer, der meinen Postillon machte, nur eine kurze Jacke von Vadmel trug, und doch empfand er die Kälte weniger als ich. Die Frauen sind von hohem, robustem Wuchse und zeigen in ihrer Kleidung, so wie in dem Flechten ihrer Haare, viel Geschmack. Ihre Gesichtszüge tragen, wie die der Männer, den Ausdruck der Sanftmuth und einer rührenden Entsagung. Dieser Zug ihres Aeußern ist der Wiederschein ihres Innern. Ich kenne keine ehrlichere, freiere, leichter zu befriedigende Naturen, als die der Einwohner von Wester- und Norder-Botten. Trifft man sie auf der Landstraße, so wird nicht einer vorübergehen, ohne zuerst seine wollene Mütze zum Grüßen abzunehmen; sind sie zu Wagen, so werden sie ihn bis an den Rand des Grabens lenken, um dem Fuhrwerke des Reisenden auszuweichen. Begegnet diesem ein Unfall, so werden sie zur Hülfe herbeieilen und sich wieder entfernen, ohne die geringste Belohnung zu fordern noch zu erwarten. Sie werden gewissermaßen mit dem Gefühl ihrer Armuth geboren, lernen frühzeitig die Arbeitsamkeit lieben, Entbehrungen ertragen, und das kleinste Geschenk, das man ihnen macht, gewährt ihnen eine herzliche Freude. Ich hatte einmal zum Postillon einen Knaben von vierzehn Jahren mit sanften, einnehmenden Gesichtszügen. Während der langen Fahrt fragte ich ihn, wer er wäre; er erzählte mir, daß sein Vater zwölf Kinder hätte, er war der jüngste von allen. Brüder und Schwestern dienten in verschiedenen Meierhöfen, und er hatte dasselbe thun müssen. Mit zehn Jahren war er als Knecht eingetreten bei dem Postmeister des nächsten Dorfes, da erhielt er Kost, zwei Hemden, ein Paar Schuhe und weiter nichts. „Wie", fragte ich ihn, „weiter nichts! nicht etwas Lohn! nicht einmal alle Deine Kleider!" — „Nein, mein Herr", erwiederte er mit bewundernswerther Resignation. „Wenn Sie wüßten — die Aerndten sind so schlecht, die armen Leute haben so viel Mühe, durchzukommen, ich bin sehr zufrieden, noch in dem Hause meines Herrn zu leben, ihm in seiner Arbeit behülflich zu seyn und so meinen Unterhalt zu gewinnen. Jedes Jahr machen mir Mutter und Schwestern eine Jacke, ein Paar Hosen, und weiter brauche ich nichts." Als ich ihn verließ, drückte ich ihm einige Schillinge in die Hand. Er zählte sie mit sichtbarem Erstaunen, sah mich schweigend an, um zu entdecken, ob ich mich nicht geirrt hätte, dann fand ich eine Thräne in seinem Auge schwimmen, und er sagte mir: „Sie haben mir so viel gegeben, als meine arme Mutter mir schenkt, wenn ich sie auf Weihnachten besuche."

Ein anderes Mal war es ein alter Soldat, der den Feldzug nach Finnland und Norwegen mitgemacht hatte und eine Boställe*) an der Heerstraße bewohnte und außerdem eine jährliche Pension von 12 Riksdaler Banko (3¼ Thaler) genoß. Er erzählte mir, daß er in einigen Jahren von seinem Dienste befreit seyn und seine Boställe verlassen würde. Aber er hatte schon seine Maßregeln für die Zukunft getroffen; indem er Soldat blieb, war er Neubauer geworden, hatte sich eine artige Stelle zwischen dem See und dem Walde ausgesucht, sein Feld war geackert, sein Haus aufgeführt. Er würde mit Rücksicht auf seine Feldzüge und seine Wunden das Maximum der Pension, etwa 40 Franken des Jahres, haben; ferner drei Kühe, einige Hammel, ein Pferd, und er sah der Zukunft froher entgegen, als der Pariser Kaufmann, der, nachdem er zehn Jahre mit Zucker und Gewürz gehandelt hat, nach der Provinz geht, sich ein Schloß kauft und Gutsbesitzer wird.

In dem Grade aber, wie die Menschen dieser Gegend gut und dienstfertig sind, in eben demselben werden sie aufsätzig, hartnäckig und zuweilen beleidigend, sobald man sich gegen sie Gewalt oder Beschimpfungen zu Schulden kommen läßt; denn mit der herrschenden Milde ihres Charakters verbinden sie ein Gefühl von Stolz, das weder Verachtung noch Hochmuth verträgt. Sie sind stolz auf ihre ehrenvolle Armuth, ihr arbeitsames, aber unabhängiges Leben. Wie beschränkt auch der Umfang ihrer Besitzungen sey, es ist ihr Eigenthum, und es steht Niemanden zu, von ihnen Rechenschaft zu fordern. Sie machen nicht Ansprüche, für große Grundbesitzer zu gelten, wollen aber auch nicht als Pächter behandelt werden. „Nicht Herr, nicht Sklav" (Hvarken herr, eller slave), das ist ihre Devise. Ihr ganzer Stolz, ihre ganze Bescheidenheit sind in diesen Worten enthalten. — Es existirt keine öffentliche Schule in den Landschaften von Wester- und Norderbotten. Die Aeltern selbst besorgen unter Aufsicht des Geistlichen die Erziehung ihrer Kinder, und alle Bauern dieser Provinz, arm oder reich, können lesen, aber sie sind noch nicht, wie die Bauern von Norwegen, darauf gekommen, sich zu einem Journal-Zirkel zu vereinigen und die für sie geeigneten Werke der Literatur anzuschaffen. Sie lesen, was ihre Väter lasen: die Bibel, Schwedische Predigten und den Lutherschen Katechismus. Ihr einfacher, kindlicher Sinn ist noch nicht von der Polemik der Parteien aufgeregt, ihre angeerbten Grundsätze noch nicht vom Sturm der Erörterungen erschüttert worden, und ihr ganzes politisches und sociales Wissen ist oft in die zwei Worte gefaßt: „Gott und der König."

Es sind einige Jahre her, daß sich unter ihnen eine Gesellschaft bildete, die im Anfange die Stimme der Aufgeklärten für sich hatte, aber nach und nach in das Verhältniß einer dissentirenden Sekte gerathen ist. Sie heißt die Gesellschaft der Leser. Bei ihrem Entstehen war ihr einziger Zweck, zu arbeiten und zu lesen, die ganze Woche anhaltend und unausgesetzt zu arbeiten, nur des Sonntags die Bibel und die Schriften Luther's zu lesen. Aber, indem der Bauer sich gewöhnte, die heilige Schrift zu lesen, wollte er auch das Recht haben, sie auszulegen. Er verwarf die Erklärung seiner Gottesgelehrten, die Auslegungen seiner Geistlichen und bildete sich ein eigenes schriftgemäßeres System. Man sah Bauern als Missionare über Land ziehen, die Einwohner der Dörfer in Scheuern versammeln und ihnen predigen, daß die Lehre der Geistlichen Lug wäre, das Wort Gottes befände sich in der Bibel und dem Katechismus Lutheri, alle übrige Bücher aber müßten verbrannt werden. Bald entartete dieses System der Leser, so einfach sittlich und achtungswerth es auch in seinen ersten Aeußerungen war, zu einem gefährlichen Mystizismus, der betrübende Auftritte herbeiführte. Die umherziehenden Apostel lehrten, daß die Menschen noch Knechte der Sünde und Ungerechtigkeit wären, daß sie, wie St. Paulus, plötzlich erleuchtet und durch die Macht des heiligen Geistes mit einem Male bekehrt werden müßten; der Glaube sey der einzige Weg zur Seligkeit, und wenn dieser echt und gegründet wäre, so seyen die Werke unnütz. Eine ihrer Lehren war auch, daß der Leib sich ungestraft dem Laster hingeben, ja sich im Koth der Sünde wälzen könne, wenn die Seele nur in der Anschauung Gottes bliebe. Da sah man junge Mädchen ihre Kleider ablegen, überzeugt, daß der Glaube dem Winter keine Macht über ihnen lassen werde. In derselben Ueberzeugung nahmen Andere keine Speisen zu sich, und einige sehr eifrige Proselyten übertraten ungescheut die Gebote Gottes und der Kirche und trösteten sich damit, daß ihre Seele nicht Theil nehme an ihren fleischlichen Lüsten.

Hatte sich die Gesellschaft der Leser erst so weit verirrt, so begreift man, daß nicht bloß die Geistlichkeit, sondern auch die weltliche Macht einschreiten und sich ihrer Verbreitung aus aller Macht entgegensetzen mußte. Sie unternahm aber diesen Kampf auf eine sehr verständige Art; denn ungeachtet ihrer Verirrungen brannte auf dem Heerde dieser Gesellschaft von Lesern eine so reine Flamme von Religion und Tugend, daß die weisen Männer fürchteten, wenn die Bekämpfung mit maßloser Strenge geschähe, eine gewaltsame Reaction hervorzurufen oder den Weizen mit dem Unkraut auszuraufen. So gelang es den Geistlichen durch sanfte Ermahnungen und liebevolle Widerlegungen, die Apostel des Vereins für gesundere Grundsätze zu gewinnen. — Diese Gesellschaft existirt noch heute, aber von ihren früheren Verirrungen gereinigt und auf ihre ursprüngliche Verfassung zurückgeführt. In der Parochie von Skellestea sprach ich einen jungen Bauern, der sich zu ihr bekannte und, ich glaube, fast die ganze heilige Schrift auswendig wußte; denn jeden Augenblick citirte er einen neuen Vers. Auch sein Vater und seine Mutter waren Mitglieder derselben, so wie seine Schwester, eine junge Blondine mit blauen, vom Mystizismus ein wenig getrübten Augen, mit der ich, um es zu gestehen, lieber den Roman Lancelot's von der See nach der Manier Paolo's, als die Bibel nach der Manier der Methodisten gelesen hätte. Gewissenhaft übte diese ganze Familie die beiden Hauptgesetze des Vereins, jeden Tag in der Woche vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten und des Sonntags ihre Erbauungsstunde zu halten.

Nächst der Freude, in der Mitte dieser anziehenden und ehrlichen Bevölkerung zu leben, ist ein anderer nicht minder reicher Genuß, stufenweise durch alle Grade der geselligen Verfassung und des materiellen Wohlstandes zu wandern. Man entdeckt nämlich, wenn man von den nördlichen Seen Lapplands ausgeht, je mehr man sich dem Süden nähert, eine stete Abnahme des unfruchtbaren Bodens und der armseligen Menschenraçen; prächtige Tannenwälder erscheinen statt kümmerlicher Birken, Gerstenfelder statt verlassener Weideplätze und weitläuftige Dörfer statt einsam stehender Hütten. In Haparanda findet man bereits schöne und reiche Häuser, welche die Zierde einer großen Stadt ausmachen könnten, bedeutenden Handelsverkehr und Schiffe, die nach Brasilien segeln, dort die Erzeugnisse des Nordens abzusetzen. Zu Pitea ist eine Schule, in der Deutsch, Lateinisch und Französisch gelehrt wird, in Umea eine Buchhandlung; dann folgt das nette Söderwall mit seinem trefflichen Hafen und seinen zahlreichen Schiffen; Hudikswall und Söderham, deren Handel in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat, endlich Gefle, welches mit seinen Werften, seinen Niederlagen, seiner regen Aus- und Einfuhr heutzutage als Nebenbuhlerin von Gothenburg und Stockholm auftritt.

Ganz Angermannland zeichnet sich durch eine zwiefache Industrie aus. Man findet daselbst einige der vorzüglichsten Hüttenwerke Schwedens; zugleich wird aber hier jene prächtige Leinwand gearbeitet, die durch ihre Feinheit und Dichtheit den Vorzug vor der Holländischen behauptet. Man sieht die Arbeiter nicht in unermeßli-

*) Die ganze Schwedische Kriegsmacht besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Hälften; die eine nennt man die enrollirte und besoldete Armee (Linientruppen), die andere Indelta. Diese letztere erhält keine Bezahlung in baarem Gelde und verrichtet keine Garnisonsdienste. Die Regimenter sind in die verschiedenen Provinzen vertheilt; jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeine aus diesen hat die Nutznießung eines Eigenthums, das man Boställe nennt, welches er selbst in wohnlichen Zustand zu setzen hat und das bei ihm die Stelle des regelmäßigen Soldes vertritt. In dem Grade, wie er avancirt, ändert er seine Besitzung und bezieht eine bessere. Zieht er sich vom Dienste zurück, so verläßt er die Boställe und empfängt eine Abstands-Pension. Im Herbst versammeln sich alle Regimenter der Indelta in den verschiedenen Stand-Quartieren, die ihnen als Uebungs-Plätze bezeichnet werden, dem einzigen Dienst, zu dem sie in Friedenszeiten verpflichtet sind. Den übrigen Theil des Jahres sind sie Ackerbauer, und ungeachtet die Zeit ihrer jährlichen Uebungen nur kurz währt, bilden diese Regimenter, nach dem Berichte aller derer, die sie haben manövriren sehen, treffliche Truppen. Die Organisation der Indelta, welche die Bewunderung der Oekonomisten erregt hat, datirt vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts; es war Karl IX., der diese weise Reform ausführte, indem er dem Adel des Landes eine Menge um einen sehr geringen Grundzins demselben vermietheter Ländereien nahm und an die Offiziere und Soldaten vertheilte. A. d. B.

chen Fabrikgebäuden versammelt, man würde in allen Bezirken der Provinz vergeblich das suchen, was wir Spinnereien nennen, sondern jedes Haus im Dorfe ist selbst eine Spinnerei, jede Stube hat ihr Weberschiff und ihr Spinnrad. An den Herbstabenden versammeln sich alle Bewohner des Hauses, Männer, Weiber, Kinder, um den Heerd und sind geschäftig, den Hanf zu klopfen, zu kämmen und zu hecheln. Dann, wenn das Gespinnst sauber, glatt und ohne Knoten ist, bringt es das junge Mädchen auf die Spindel, und die Hausfrau verarbeitet es auf dem Webstuhle. Ist die Leinwand fertig, so wird sie der Untersuchung zweier Werkverständigen unterworfen, welche deren Feinheit und Güte durch einen Stempel bezeichnen und dadurch ihren Verkaufspreis angeben.

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Hernösand. Sie ist die äußerste literarische Stadt des Nordens. Hier befindet sich ein Gymnasium, nach dem Plane Gustav's III. wie ein antiker Tempel erbaut, eine zweitausend Bände starke Bibliothek, ein Journal (es kostet 4 Franken des Jahres), das sterbende Echo Europäischer Neuigkeiten, ein Konsistorium, ein Bischof, und dieser Bischof ist der Dichter Michel Franzén, der Nestor der romantischen Literatur. Nach einer Reise, wie die meinige war, gen die Eisfelder von Spitzbergen und die beschneiten Höhen von Lappland, in einer gänzlichen Beraubung von Büchern, umgeben von dem Schweigen der Einöde, war es für mich ein unschätzbares Glück, diesen würdigen Greis zu finden, in seinem Hause alle literarische Schätze des Nordens und Südens ausgelegt zu sehen, wieder in den Weltverkehr der Geister einzutreten, indem ich ihn sprechen hörte, und in das Zauberreich der Musen, indem ich seine Verse las. Es giebt in Schweden einen geschätzten Vogel, der in den Dämmerungsstunden sich an den Rand einsamer Seen oder auf die Zweige der Birken setzt und, während Alles um ihn schläft, in die tiefe Stille der Sommernächte seinen keuschen Gesang, seinen Liebeszauber hinflötet; man nennt ihn die nordische Nachtigall. Franzén ist dieser privilegirte Sänger, der mitten in der armen Natur die Schätze des Genies bewahrt und in dem Schweigen der ihn umgebenden Welt seine liebenden und gläubigen Empfindungen aus reichem Herzen ergießt. Xav. Marmier.

Griechenland.

Das Volksschulwesen in Griechenland.

(Aus einem noch ungedruckten Werke über das heutige Griechenland.)

In jeder Volksschule soll Unterricht in der Religion, in den Elementen der Griechischen Sprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen, im gesetzlichen Systeme der Maße und Gewichte, im Planzeichnen und Singen ertheilt, wo möglich auch die Anfangsgründe der Geographie, der Geschichte von Griechenland und das zur Volksbildung Nothwendigste aus den Naturwissenschaften gelehrt werden. Außerdem sollen in jeder Woche wenigstens zweimal unter der Leitung des Lehrers gymnastische Uebungen angestellt und praktischer Unterricht im Feld- und Gartenbau, insbesondere auch in der Behandlungsart der Bäume, des Seidenwurms und der Bienenzucht, ertheilt werden. — In Mädchenschulen werden Uebungen in weiblichen Handarbeiten angestellt. — Was die Theilnahme der Kinder an dem Religions-Unterrichte betrifft, so soll immer der Wunsch des Vaters und bei Kindern, welche keinen Vater mehr haben, der Wunsch der Mutter oder des Vormundes zu Rathe gezogen und befolgt werden.

Es soll nach und nach in jeder Gemeinde eine Volksschule errichtet und nach Vorschrift des Gemeinde-Gesetzes unterhalten werden.

In allen Gemeinden, in denen Volksschulen bestehen, sind alle Kinder vom vollendeten 5ten bis zum zurückgelegten 12ten Jahre schulpflichtig. Aeltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuche dieser Schulen anhalten, sollen für jede ohne rechtmäßige Ursache versäumte Schulstunde in eine Geldbuße von 10 Lepta, jedoch nicht über 50 Drachmen, verurtheilt werden. Diese Strafe ist rücksichtlich jener Kinder, welche mehrere Wochen und Monate sich dem Schulbesuche entziehen, dadurch zu verschärfen, daß denselben ihre Entlassung aus der Schule verhältnißmäßig später zugestanden wird.

Die erste Klasse besteht aus solchen, welche alle einem vollkommenen Volksschullehrer unentbehrliche Kenntnisse und Fertigkeiten bereits besitzen, nach deren Erwerb jeder Lehrer angelegentlichst streben wird. Diese sind:

1) gründliche Kenntnisse des christlichen Katechismus;
2) Fertigkeit im richtigen, verständigen und ausdrucksvollen Lesen;
3) Fertigkeit im Schönschreiben mit Kreide, Griffel und Feder;
4) Kenntniß und Fertigkeit in der Griechischen Sprachlehre, Rechtschreibung und im schriftlichen Gedankenausdrucke;
5) Kenntniß und Fertigkeit im Kopfrechnen, so wie im Zifferrechnen;
6) einige Fertigkeit im Zeichnen;
7) Kenntniß der Geschichte des alten und neuen Testaments, dann der Geschichte Griechenlands;
8) Anfangsgründe der Erdbeschreibung;
9) Anfangsgründe der Geometrie und Mechanik;
10) das zur Volksbildung Nothwendigste aus den Naturwissenschaften;
11) Kenntniß der Pädagogik und Didaktik;
12) Kenntniß der Gymnastik;
13) Kenntniß der Gesanglehre und Fertigkeit im Singen;
14) praktische Kenntniß des Garten- und Feldbaues, so wie der Baum-, Seiden- und Bienenzucht.

Die Kenntnisse und Fertigkeiten eines Schullehrers zweiter Klasse, desgleichen eines Unterlehrers bei einem Schullehrer erster Klasse, sind:

1) Kenntniß der Griechischen Sprache wenigstens so weit, daß sie orthographisch schreiben, richtig und klar ihre Gedanken ausdrücken und darin ihren Schülern Anleitung geben können;
2) die Anfangsgründe der Geographie;
3) die Geschichte der heiligen Schrift und des Vaterlandes;
4) Kenntniß des Katechismus;
5) einige Fertigkeit im Zeichnen und Singen;
6) praktische Kenntniß des Garten- und Feldbaus und der Baum-, Seiden- und Bienenzucht.

Ein Schullehrer dritter Klasse soll wenigstens fertig zu lesen, schreiben, rechnen und den Schul-Katechismus zu erklären im Stande seyn, einige Fertigkeit im Singen und praktische Kenntniß der Baum-, Seiden- und Bienenzucht, so wie des Feld- und Gartenbaus, besitzen.

Um die Errichtung von Volksschulen in jeder Gemeinde nach und nach möglich zu machen, ist am Sitze der Staats-Regierung ein Schullehrer-Seminarium bestimmt. Dasselbe besteht aus einem Direktor und wenigstens zwei Professoren, von denen wo möglich einer geistlichen Standes seyn soll. Sie werden auf Antrag des Staats-Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens vom König ernannt und können nur vom König wieder entlassen werden.

Die Bestimmung des Schullehrer-Seminariums ist:

1) tüchtige Volksschullehrer und Schullehrerinnen zu bilden;
2) die Kandidaten für Schullehrer- und Schullehrerinnen-Stellen zu prüfen und die Kandidaten-Listen nach Vorschriften des Gesetzes festzusetzen.

Im Verhinderungsfalle des Direktors hat der erste Professor, bei Verhinderung eines Professors aber der Lehrer der Musterschule an dessen Stelle zu treten. Bei vorzunehmenden Prüfungen entscheidet die Mehrheit der Stimmen. Und ein Rechtsmittel gegen die Entscheidung findet nicht statt.

Mannigfaltiges.

— Der Holländische Dichter Ruijsch. Zu den wenigen Schriftstellern, die jetzt für die Holländische Bühne Original-Arbeiten liefern, gehört Herr Ruijsch. In Holland machen die Französischen Vaudevilles nicht bloß, wie in Deutschland, Glück, sondern sie verdrängen auch alle ältere klassische Werke, so wie fast jede Mitbewerbung einheimischer Talente, von der vaterländischen Bühne. In Deutschland hält es doch das Wiener Burgtheater noch für eine Ehrensache, durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erklären zu lassen, daß es jetzt nur eben so viele Französische Uebersetzungen jährlich aufführe, als vor zehn Jahren, und der Königl. Bühne in Berlin kann man sogar in Wahrheit zugestehen, daß die Zahl solcher Uebersetzungen immer mehr von ihrem Repertoire verschwinde, und daß namentlich in der neueren Zeit das Gefallen des Berliner Publikums an der Aufführung klassischer Stücke zusehends sich vermehrt habe. In Holland dagegen wird es schon als ein erfreuliches Ereigniß begrüßt, wenn in einem Jahre zwei oder drei neue Original-Stücke einheimischer Dichter gegeben werden. Dahin kann es kommen, wenn das Publikum es sich gefallen läßt, daß ihm als tägliche Kost die kleinen leckeren und nichts weniger als nahrhaften Gerichte der Französischen Küche vorgesetzt werden! Das Publikum findet dann entweder an den der heimischen Bodenkultur eigenthümlichen Erzeugnissen gar keinen Geschmack mehr, oder die wenigen Talente, die es noch versuchen, mit Scribe und Comp. in die Schranken zu treten, würdigen sich dazu herab, die Affen der Franzosen zu seyn und diese in ihren Extravaganzen noch zu überbieten. Herr Ruijsch, der Holländische Scribe, ist unstreitig nichts weiter als ein solcher Nachtreter, und doch sind seine Landsleute stolz darauf, wenigstens ein Talent dieser Art zu besitzen. Seine früheren Stücke, das Schauspiel het Kasteel van Tourville (Schloß Tourville) und das Lustspiel de Bloedzuigers (die Blutsauger) werden auf allen Bühnen Niederlands mit Beifall gegeben. In der neueren Zeit schrieb er ein Lustspiel: De Gans met den pauwenstaart, of het middel tegen de hoogmoedsdolheid (Die Gans mit dem Pfauenschweife, oder das Mittel gegen die Hochmuthsraserei). Man wird schon aus dem langen Titel abnehmen, das dem Originalstück eben keine originelle Idee zum Grunde liegt. Ein Weib, das hoch hinaus will, wird durch ihren Ehemann und durch den Liebhaber ihrer Tochter zur Raison gebracht, indem sie ihren eigenen Hochmuth ihr zur Falle dienen lassen. Und das Alles geschieht ohne sonderlichen Aufwand von Charakterdarstellung und Geist. Die alten „Blijspele" der Holländer, in denen oft ein etwas phlegmatischer Humor mit der Lauge des Seemannswitzes versetzt war, scheinen ganz und gar verschollen zu seyn.

— Israelitische Annalen in Frankreich. Nach dem Muster mehrerer in Deutschland erscheinenden Zeitschriften für Israeliten giebt jetzt Herr Cahen in Paris, der Verfasser einer mit Beifall aufgenommenen Französischen Uebersetzung der Bibel, ein Journal unter dem Titel „Archives Israelites de France" heraus. Das erste Monatsheft enthält unter Anderem einen Aufsatz „über die Literatur der Juden seit dem Jahre 1789", einen Artikel „über berühmte Rabbiner in Metz" und eine Abhandlung „über die besten Hebräischen Handschriften in Frankreich."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 4. März 1840.

L a p p l a n d.

Dillon's Reise nach Lappland. *)

Von Island zurückgekehrt, besuchte Herr Dillon die Polar-Gegenden der Skandinavischen Halbinsel. Das Klima Nord-Bothnien's, derjenigen Schwedischen Provinz, welche den erstarrten Regionen der Lappen oder Samojeden zunächst liegt, ist schon hart und stiefmütterlich genug. Der Bauer ärndtet oft im buchstäblichen Sinne Stroh für Korn, und namentlich in den letzten zwölf Jahren soll dies immer der Fall gewesen seyn. Dennoch fährt man unverdrossen fort, die Felder zu bestellen, und behilft sich mit einem Brodte, dessen vornehmste Bestandtheile Spreu und Stroh sind. Zum Glücke hat Nord-Bothnien fettes Weideland; die Sümpfe erzeugen gutes Futterkraut im Ueberflusse, und so findet man in trefflicher Milch und Butter einigen Ersatz für das schlechte Brod. Eine große Quantität Butter wird nach den Kupferwerken in Finmark verschickt.

Da Lappland sehr menschenleer ist und die Wohnorte sehr dünn gesäet sind, so hat die Schwedische Regierung an verschiedenen Orten eine Art von nordischen Karawanserai's bauen lassen, wo der Reisende die Nacht zubringen kann. Wir wollen unsere Leser mit einem dieser Häuser bekannt machen.

„Es mochte" — so erzählt Herr Dillon — „um die eilfte oder zwölfte Nachtstunde seyn, als wir die angenehme Kunde erhielten, daß unser Tagewerk für heut beendigt sey. Der Wapphus band mein Rennthier los; da der Riemen, womit ich das Thier lenkte, um meine Hüften befestigt war, so zog es mich bei dieser Gelegenheit halb aus der Pulka (dem Schlitten), und ich erwachte vollständig aus meinem schlaftrunkenen Zustande. Der Wapphus erbot sich, uns nach dem Gamma zu führen, wie es in Finmark heißt; wir krochen unter seiner Leitung durch einen vier Fuß hohen Eingang und einen Flur von entsprechender Größe, bis wir die Thür der Herberge erreichten. Das „Gamma" selbst ist kegelförmig und hat eine Oeffnung in der Mitte, um den Rauch hindurchzulassen. Im Centrum des kleinen Raums, wo das Feuer angezündet wird, standen vier Pfähle mit Kreuzstäben, um die Kessel daran zu hängen. Auf dem Boden lag viel Schnee; wir brauchten aber nicht zu besorgen, daß er aufthaute; denn obgleich wir mit dürrem Gestrüpp ein lustiges Feuer anzündeten und wacker unterhielten, so zeigte das Thermometer doch über 15° unter Null."

Die folgende Schilderung einer Lappländischen Familie niederen Standes scheint uns sehr naturgetreu:

„Wir hatten, dem Laufe des Munio folgend, ungefähr 35 Engl. Meilen zurückgelegt, als unser Führer sich's einfallen ließ, vor einer kleinen Barracke Halt zu machen. Ich sprang aus meinem Schlitten und stieß die Thür der Küche auf. Der erste Gegenstand, auf den meine Blicke fielen, war eine Lappische Frau in Pelzkleidern mit dem schmutzigsten Gesichte, das ich jemals gesehen. Ihr gläsernes, schlaftrunkenes Auge verkündete großen Hang zu einem Getränke, das stärker ist als Rennthiermilch. In einer Ecke des Gemachs krümmte sich eine andere Frau, die über Kolik und Rückenschmerzen klagte, und am Boden krochen ein Paar Kinder, die sich in ihren Pelzröckchen wie kleine Bären ausnahmen. Bald darauf trat der Herr des Hauses, ein Finnländer, in die Küche; dieser sagte mir in gebrochenem Schwedisch, die Frauen gehörten zu einer wandernden Lappen-Familie. Ihre Männer waren ausgegangen, um nach der Heerde zu sehen, die ungefähr 300 Stück zählen sollte. Da ich ein Fremder war, so bezeugte mir die schmutzige Alte große Aufmerksamkeit und versuchte mich sogar, ihr jüngstes Kind (als Geschenk?) an mich zu nehmen. Ich hatte große Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß eine solche Gunst bei mir sehr übel angebracht sey, indem ich zur Verpflegung kleiner Kinder gar schlecht mich qualifizirte. Endlich kehrte sie mir schmollend den Rücken und vertrieb sich die Zeit oder die üble Laune mit ihren Kindern und mit ein Paar ausgemergelten Hunden, die sie jämmerlich am Boden herumzerrte."

Das Aeußere der Lappländer scheint nicht immer so widerlich zu seyn, wie man gewöhnlich annimmt. „Eines Tages" — so erzählt Herr Dillon — „traf ich in der Hauptstadt eine Lappländische Familie, die aus Mann, Frau, Sohn und Tochter bestand. Das alte Paar gefiel sich noch in seiner vaterländischen Unreinlichkeit und hatte ein abscheuliches Ansehen; die beiden jungen Leute aber verwendeten, allem Anschein nach, viele Sorgfalt auf ihren Körper. Die Züge des Mädchens waren sehr angenehm, und ihr schwarzes Haar fiel in zwei langen Zöpfen den Rücken hinab. Sie hatte ein dunkles durchbohrendes Auge und sehr niedlich geformte Hände und Füße. Was unserem Europäischen Geschmack in der Physiognomie der Lappländer, auch wenn sie sonst wohlgestaltet, nie zusagen will, das sind die stark hervortretenden Backenknochen, ein Kennzeichen, welches die sogenannte Finnische Race mit der Mongolischen theilt. Von Heirathen zwischen Schweden und Lappländern hört man selten."

Der Verfasser beschreibt uns das Kostüm der Lappländer sehr ausführlich:

„Die Lappländische Kleidung hat den Vorzug, daß sie sehr warm hält und dabei leicht ist und den Gliedern volle Freiheit läßt. Das vornehmste Stück ist die Mudda, ein rings herum geschlossener Pelzrock oder Kittel, der bis über die Kniee reicht. Der Kragen ist mit rothen Tuchstreifen geziert; die Aermel sind ziemlich kurz, da man in Lappland sehr lange Handschuhe trägt, die den halben Unterarm verhüllen. Beide Geschlechter tragen lange Beinkleider (Hussa) und um die Knöchel wollene Bänder, welche die Schuhe mit der übrigen Kleidung verbinden und das Eindringen des Schnees verhindern. Diese Bänder (Wudatka), ein Substitut für die fehlenden Strümpfe, sind gewöhnlich buntfarbig und zwölf bis vierzehn Fuß lang. Die Handschuhe werden immer aus demjenigen Stücke Fell gemacht, das die Füße des Rennthiers bekleidet, da die Spaltung des Hufes dem Theile der Hand zwischen Daumen und Zeigefinger entspricht; dagegen verarbeitet man das Fell des Gesichtes zu Schuhen, und zwar so, daß die Nase des Thieres die Fußspitze des Menschen schirmt. Da die Lappen, gleich den Eskimo's, sehr kleine Hände und Füße haben, so wird der Raum zwischen letzteren und den ziemlich weiten Schuhen mit Heu ausgefüllt. Diese Schuhe (Kalloka) eignen sich trefflich zu Wanderungen über dichten Schnee; im Sommer trägt man lederne Schuhe."

„Die rauhe Seite der Felle wird nach Außen gekehrt. Bei sehr strenger Kälte trägt man unter der gewöhnlichen Mudda noch eine zweite, an welcher der Pelz nach Innen gekehrt ist. Auf ihren Wanderungen durchs Gebirge werfen die Lappländer von Finmark gewöhnlich einen großen Kragen aus Bärenfell über ihre Schultern, so daß die Zähne oder die Klauen des Thieres über der Brust hangen. Diese Art von Dolman ist ihr kostbarstes Kleidungsstück und zugleich eine wahre Zierde, wenn das Fell eines jungen Silberbären dazu verwendet wird. An dem Gürtel, der die Mudda um die Hüften befestigt, hängen, außer einem ungeheuren Schlächtermesser, ein Feuerzeug und eine kurze Tabakspfeife. Die Branntwein-Flasche und alles Uebrige, was nicht gefrieren darf, wird in eine Busenfalte gesteckt. Der weibliche Anzug unterscheidet sich nur darin von dem männlichen, daß die Mudda bei den Frauen tiefer hinabreicht und der Gürtel höher sitzt. Die Kopfbekleidung ist in verschiedenen Gegenden verschieden: der Bewohner von Luleå Lapmark trägt eine Mütze aus rothem oder blauem Tuche; in Kutokeino sieht man hochrothe weibliche Mützen, mit Flittergold geziert; und in Finmark männliche Mützen von konischer Form, die mit Hundefell verbrämt sind."

Die der Schwedischen Krone unterworfenen Lappländer werden im Christenthum erzogen; aber der Bergbewohner hegt noch seinen alten Aberglauben und treibt seine Hexenkünste und Beschwörungen, wie alle hyperboreische Völker vom Botnischen Meerbusen bis nach Kamtschatka. Die an den Küsten des Eismeers wohnenden Lappen verkauften den Schiffern eine lange Periode hindurch günstige Winde. Ein Strick mit drei Knoten enthielt den Zauber, der günstigen Wind sicherte. Sobald der erste Knoten gelöst war, durfte der Käufer einen gelinden Wind erwarten; löste er den zweiten Knoten, so nahm der Wind an Stärke zu; wagte er es aber, den dritten zu lösen, so entstand ein Orkan, der das Fahrzeug unfehlbar zerschmetterte. Jeder Zauberer konnte aber nur über denjenigen Wind verfügen, der im Augenblicke seiner Geburt geweht hatte; daher nannte man den Einen „Herr des Ostwindes", den Anderen „Herr des Westwindes" u. s. w.

„Die vornehmsten Werkzeuge bei ihren Hexenkünsten" — so erzählt Herr Dillon — „waren: eine Trommel (Kanus oder Quobdas), ein Bündel Ringe (Arpa) und ein Hammer, der als Klöpfel diente. Eine dieser Trommeln befindet sich in dem Raritäten-Kabinet zu Kopenhagen. Das Material derselben war der Stamm einer Tanne oder Birke, an welchem die Fibern so laufen mußten, daß man einen mystischen Rapport des Baumes zu dem Laufe der Sonne

*) S. Nr. 26 des Magazins.

annehmen konnte. Die Trommel wurde aus Einem Stücke gearbeitet, indem man den Baum entzweispaltete und aushöhlte; an Form glich sie einer länglich runden Kesselpauke, und von Außen schmückte man sie mit Götzenbildern von rother Farbe."

„Eine andere Art von Zauber-Trommel diente vermuthlich nur zum Wahrsagen und zum Wiederfinden verlorener Dinge. Die Oberfläche dieses Instruments war in drei Haupttheile zerlegt, welche Norwegen, Lappland und das nördliche Schweden vorstellten. Man schlug sie mit einem dünnen Hammer und achtete dabei auf die Bewegungen der Arpa, eines dicken Ringes von Kupfer oder Silber, an den viele kleine Ringe befestigt waren."

Herr Dillon war so glücklich, einer Beschwörungs-Ceremonie beizuwohnen, die von dem Nord-Asiatischen Schamanen-Wesen ein treues Bild gab:

„Während der Feierlichkeit blieben der Beschwörer und alle Anwesenden auf den Knieen. Ersterer faßte die Trommel beim Griffe und legte den Ring an diejenige Stelle, wo die Sonne verzeichnet war. Dann schlug er die Trommel mit seinem Hammer und sang eine Hymne, in welche die Uebrigen von Zeit zu Zeit einstimmten. Der Gesang und das Trommeln wurden immer lauter und stärker; endlich hob der Beschwörer die Trommel über sein Haupt und stürzte anscheinend leblos zu Boden. Man glaubt wirklich, daß die Seele, so lange der todtähnliche Zustand währt, ihre Hülle verläßt und im Lande der Geister Bescheid holt. Unterdeß wachten die Uebrigen, ihren Gesang fortsetzend, mit großer Sorgfalt darüber, daß nichts den Zauberer in seiner Lethargie störte; denn ein vorzeitiges Erwachen würde ihm unfehlbar den Tod bringen. Als er endlich wieder den Gebrauch seiner Sinne erhielt, that er in abgebrochenen Worten kund, was die Geister ihm offenbart hatten."

Frankreich.

Die konstituirende Versammlung.

(Fortsetzung.)

Die Unterredung, welche Mirabeau mit Ludwig XVI. hatte, eröffnete er auf folgende Weise: „Vor allen Dingen, Sire, gestatten Sie mir, Ihnen eine Frage vorzulegen; wollen Ew. Majestät mit aufrichtigem Herzen ein constitutioneller König seyn, oder blicken Sie mit Bedauern auf die unumschränkte Macht Ihrer Vorfahren zurück? In letzterem Falle habe ich Ihnen keinen Rath zu ertheilen und keine Dienste anzutragen." — „Ich will keine unumschränkte Gewalt", erwiederte der König, „ich werde mich zufrieden, sehr zufrieden fühlen, ein constitutioneller König zu seyn, wenn der Krone die Vorrechte, die Macht und die Würde zugestanden werden, ohne welche ihr Glanz nichts als ein leerer Schein wäre. Ja, es ist mein Wille, nach constitutionellen Gesetzen zu regieren." — Mirabeau, der durch diese Worte zufriedengestellt war, verschwieg nicht, wie ausnehmend schwierig es sey, unter einer Regierungsverfassung, wo der monarchische Geist und die demokratischsten Formen sich im beständigen Widerspruch befänden, die Ordnung wiederherzustellen und die Freiheit aufrecht zu erhalten; dann sprach er zum Fürsten: „Kann in dem beständigen Kampfe mit der Macht das Gleichgewicht zwischen dem Thron und der Nation aufrecht erhalten werden, wenn kein Gegengewicht die Schwäche des einen aufwiegt und den Ungestüm der anderen zügelt? Wie wollen Sie mitten unter den Krisen der Revolution dem natürlichen Streben des gesetzgebenden Körpers nach der Obergewalt Einhalt thun, ohne jenes Unabhängigkeits-Gefühl zu reizen, das sich nie vergebens regt. Wollen Sie versuchen, es zu unterdrücken, steht dann nicht zu befürchten, daß Sie in einem so ungleichen Kampfe erliegen? Und wiederum, wenn Sie es nicht wagen, was soll dann aus der Monarchie werden? Ew. Majestät mögen darüber nach Ihrer eigenen Erfahrung urtheilen", fügte Mirabeau hinzu; „die constitutionellen Arbeiten rücken immer weiter vor; welche Vorsichtsmaßregeln hat man getroffen, um die Ausübung der Macht zu sichern, welche man Ihnen zugesteht? Davon ist man sehr fern, man beraubt vielmehr die Monarchie ihrer wesentlichsten Attribute. Ist es nicht klar, daß man weniger bemüht ist, die königliche Gewalt zu organisiren, als sie ganz zu vernichten? Gebt man nicht sogar so weit, die eigentliche ausübende Gewalt in die Hände des gesetzgebenden Körpers zu legen, indem man ihn zum Schiedsrichter in allen Streitigkeiten ernennt, welche zwischen dem Monarchen und seinen Untergebenen stattfinden könnten? Und ist nicht endlich die Schwachheit, welche die Regierung in dem ganzen Reiche so offen zur Schau trägt, ein traariges Vorzeichen von dem, was man für die Zukunft zu erwarten hat?" In dieser schwierigen Lage gab es, nach Mirabeau's Ansicht, keinen anderen Ausweg für den König, um sich aus der Krise glücklich zu retten, als sich nach irgend einem sicheren Punkt des Königreichs zurückzuziehen, damit er dort, umgeben von einer treuen Leibwache, in Sicherheit, die Zugeständnisse, die für unumgänglich nöthig erachtet wurden, bewilligen und so die Anhänger der Revolution nöthigen könne, die Gesammtheit der Constitution, deren einzelne Theile unzusammenhängend waren, einer reiferen Prüfung zu unterwerfen.

Der Ton dieser Unterredung und die Art der Geständnisse, welche Mirabeau machte, versetzten den König in solche Bestürzung, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm sein Erschrecken darüber kund zu geben. „Sie sind in einem großen Irrthume befangen", entgegnete der frühere Volkstribun, „wenn Sie glauben, daß dieser Plan das Signal zum Bürgerkriege sey; nein, Sie wissen nicht, Sire, bis zu welchem Grade ganz Frankreich noch monarchisch gesinnt ist. Sobald der König frei ist, wird die Versammlung zu Nichts; mit ihm ist sie ein Koloß, ohne ihn nur ein Sandhaufen. Freilich wird es einige Bewegung im Palais-Royal geben. Lafayette wird den Washington spielen wollen, er wird sich selbst an die Spitze der Nationalgarde stellen; wenn er aber bei seinem Widerstande beharrt, so wird sein Schicksal bald entschieden seyn."

Niemand kannte besser als Mirabeau die Fehler einer Constitution, welche man auf die Menschenrechte begründen wollte, ohne sie den Bedürfnissen und dem Charakter der Franzosen anzupassen. Seiner Ansicht nach, war sie für eine Monarchie zu demokratisch, und für eine Republik war ein König zu viel darin. Daran verzweifelnd, die National-Versammlung zur Erkenntniß der Unvollkommenheiten ihres Werkes zu bringen, wollte er an dessen Stelle durch einen Gewaltstreich einen neuen Koder setzen, der sich mehr der Englischen Constitution annähern sollte. Nun mußte aber ein unerschrockener und ergebener Militair-Befehlshaber die Ausführung seines Projektes unterstützen, und dazu hatte er, wie auch schon Ludwig XVI. gethan, sich den Marquis Bouillé auserseben, den einzigen General in Frankreich, der damals einige Macht über die Truppen besaß. Mirabeau schmeichelte sich, wenn es dem Könige gelänge, sich von Paris zu entfernen und sich unter den Schutz der Regimenter zu begeben, die bei den Unruhen in Nancy Proben ihrer Treue abgelegt hatten, so könne mit diesem Heere, das durch die Royalisten und alle Franzosen, welche gegen die Volks-Ausschweifungen ankämpften, sich noch verstärken würde, der Monarch sich über die Artikel der Constitution erklären, die ihm die Gewalt allein aufgedrungen, und statt ihrer andere vorschlagen, deren Grundsätze dazu geeignet wären, die Stabbilität des Thrones mit den Interessen einer fest verbürgten Freiheit in Uebereinstimmung zu bringen. In seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Unternehmung behielt sich Mirabeau vor, als Vermittler aufzutreten, die Bedenklichkeiten zu zerstreuen, die verbreiteten Besorgnisse klug zu benutzen, heimlich die Staatsstreiche zu leiten, die den Erfolg eines so schwierigen Vorhabens sichern könnten, und durch sein Vermögen und seinen Kredit den Anhängern der Revolution, die er dem wichtigen, ihm anvertrauten Werke zugesellt hätte, eine Garantie darzubieten. Er kannte sie alle genau und war überzeugt, daß er sie zum Schweigen bringen würde, wenn er ihnen Stellen anböte, die ihrer Neigung zu Macht und Reichthum fröhnten. Sollte die Versammlung jede Art von Vergleich zurückweisen, so schlug er vor, durch die Departements eine Adresse einreichen und ihre Auflösung beantragen zu lassen. Diese Adresse sollte durch das Pariser Volk unterstützt werden, dessen Mirabeau sicher zu seyn glaubte, wenn nur erst die Haupt-Rädelsführer, die er bezeichnete, gefallen wären. Dann sollte eine neue Versammlung einberufen werden, um eine andere vom Könige verfaßte Constitution zu bestätigen, in welche als Basis alle jene Wünsche aufgenommen wären, welche die Landvogteien oder Wahlämter ihren Deputirten bei der Zusammenberufung der General-stände als Instruetionen mitgegeben hatten.

In demselben Augenblicke aber, wo Mirabeau dies schwierige Werk vorbereitete, stand er schon am Ende seiner Laufbahn. Die Worte, welche er auf seinem Sterbelager sprach und die man sorgfältig gesammelt hat, sind nicht ohne Bedeutsamkeit. Zu Cabanis sagte er: „Die Pygmäen sind gut zum Einreißen, jetzt aber, zum Wiederaufbau, bedürfen wir der Riesen, und deren haben wir nicht. Wenn ich todt seyn werde, wird man mich erst würdigen; die Unglücksfälle, die ich aufzuhalten strebte, werden von allen Seiten hereinbrechen. O, wäre ich doch noch ein Jahr am Leben geblieben! Mit mir nehme ich das Leichentuch der Monarchie ins Grab, und die Parteien werden sich in seine Fetzen theilen."

Aus dieser dem Werke Cabanne's entlehnten Darstellung wird man ersehen, wie die verschiedenen Combinationen Mirabeau's zur Wiederherstellung der Monarchie zuletzt doch nur auf der energischen Benutzung des einzigen noch etwas organisirten Ueberbleibsels der Königlichen Gewalt beruhten, nämlich auf der Armee; der Volkstribun, der noch vor kurzem mit gewaltiger Rede die Entlassung der Truppen beantragt hatte, sah sich am Ende genöthigt, in irgend einer Gränz-Festung dasselbe ins Werk zu setzen, was der Marschall von Broglie zu Versailles und Paris hatte ausführen wollen. Diese Bemerkung wird deutlich genug zeigen, für wie ohnmächtig Mirabeau die National-Versammlung hielt, obgleich er sie noch beherrschte und den dreißig Stimmen, den einzigen, die sich offen für die draußen wüthende Anarchie erklärten, Stillschweigen gebot. Diese Minorität von dreißig Stimmen scheint etwas sehr Unbedeutendes; indem aber die National-Versammlung den Thron vernichtete, hatte sie auch sich selbst vernichtet, denn nur von ihm konnte sie die nöthige Kraft zum Widerstand gegen die zusammengerotteten Leidenschaften der Menge entnehmen.

Mirabeau's Ideen über Frankreichs Lage gingen nicht mit ihm unter; sie waren vielmehr die der Majorität, doch war Niemand der Aufgabe gewachsen, sie ins Werk zu setzen. Nach den Leichenfeierlichkeiten ihres großen Redners nahm die National-Versammlung wieder ganz mechanisch ihre gesetzgebende Tagesarbeit unter dem Joch der Factionen vor, die derselben jeden für den Augenblick unnützen Aufstand ersparten, weil sie ihr Dahinsterben deutlich fühlten. Der König, der nur noch Heil in der Flucht hoffte, versuchte zu entkommen. Man kennt die Folgen der Reise nach Varennes. Das Schauspiel des gefangenen und bis zur tiefsten Demüthigung erniedrigten Königthums öffnete Barnave und seinen Freunden endlich die Augen. Es war in der That schwer, in ihm noch einen zu bekämpfenden Feind zu sehen. Aber die National-Versammlung verstand es nicht, sich bei dieser Gelegenheit anders als theatralisch zu zeigen; sie trat zuerst als beleidigte Herrscherin auf, dann erheuchelte sie die Miene eines nachsichtsvollen Mitgefühls und war so gnädig, den unglücklichen Ludwig wieder auf seinen zertrümmerten Thron zu setzen. Unnütze Ziererei! sie scheute vor ihrem eigenen Werk

zurück; ihre Rolle war zu Ende, das fühlte sie, und doch wollte sie nicht die Verantwortlichkeit übernehmen, Frankreich ohne König zu lassen.

„Der König will die Regierungsgewalt nicht? Nun wohl, so mag die National-Versammlung uns regieren!" so riefen die Bürger von Paris bei der ersten Nachricht von der Flucht des Königs. Wenigstens faßten diese Bürger die Lage der Dinge sehr richtig auf, und wenn die National-Versammlung in Uebereinstimmung mit ihren früheren Handlungen hätte bleiben wollen, so mußte sie auch in diesem Sinne verfahren. Sie hatte das monarchische Prinzip vernichtet, darum war es auch ihre Pflicht, es durch ein anderes zu ersetzen; in ihrer Schwäche aber zog sie es vor, das Land ganz ohne Regiment, mit einem Schattenbild von Königthum zu lassen. Andere hingegen machten sich bereit, die Macht an sich zu reißen, mit deren gefahrbringender Last sich die National-Versammlung nicht befassen wollte; Brissot und Danton äußerten ganz laut in einer Sitzung der Jakobiner, daß der Augenblick gekommen sey, sich eine homogenere Verfassung zu sichern, und daß man die Gemüther auf die Republik vorbereiten müsse.

Der anarchische Wahnsinn, der später ganz Frankreich überkam, würde von diesem Zeitpunkt an begonnen haben, meint Herr Labaume, wenn Adrien Duport, Barnave und die Lameth's ihm nicht den lebhaftesten Widerstand entgegengesetzt hätten. Die Popularität, die sie sich erworben hatten, obgleich sie durch Robespierre etwas erschüttert wurde, war sehr bedeutend und ihre Herrschaft wohl begründet. Da der wahre Beweggrund zu ihrer Sinnesänderung noch nicht bekannt war, so bedienten sie sich ihres ganzen, dem Verlöschen nahen Einflusses, um der Weisheit ihrer neuen Ueberzeugungen bei vielen ihrer Freunde Eingang zu verschaffen, die, gleich ihnen sich zu den Grundsätzen der Freiheit bekennend, manchmal sich auch gleich ihnen so weit verirrt hatten, ein Loblied der Zügellosigkeit anzustimmen. Die vier genannten Deputirten und die Majorität, die sich ihnen anschloß, zeigten gewiß damals viel Energie, diese Gerechtigkeit muß ihnen auch der strengste Richter widerfahren lassen. Seit Mirabeau's Tode hatten sich ihre Gesinnungen bedeutend geändert; sie waren zu der Erkenntniß gekommen, daß man Frankreich durch die Schwächung der ausübenden Gewalt den Jakobinern als Beute zuwerfe; und als sie nach der Rückkehr von Varennes Zeugen der Partei-Ränke waren, durch die man die Absetzung des Königs bewerkstelligen, die Constitution vernichten und die Regierungsform ändern wollte, da vereinigten sie alle ihre Kräfte, um der Unverletzlichkeit des Königs den letzten Schimpf zu ersparen. Es gelang. Aber auf diesen Sieg sich zu beschränken, damit war wenig gethan; das hieß nur die Frage vertagen.

Eines Tages, als Mirabeau auf der Rednerbühne betheuerte, daß er fest entschlossen sey, gegen jede Art von Aufwieglern zu kämpfen, die den Prinzipien der Monarchie zu nahe träten, in welcher Form dies auch geschehen möge, in welchem Theile des Königreichs sie auftreten möchten ..... rief ihm Herr von Foucault von seinem Platze zu: „Dann muß man vor Allem die Jakobiner aufheben." Das war auch in der That das delenda Carthago des Tages; darauf mußte man immer wieder zurückkommen oder jeder Hoffnung auf eine Monarchie entsagen. Der große Fehler der National-Versammlung kam stets von neuem zum Vorschein und vereitelte alle Berechnungen einer zögernden Weisheit. Man hatte sich auf das Insurrections-Prinzip gestützt; man hatte die größten Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung gestattet oder doch entschuldigt; man hatte die Volks-Tumulte zu Robespierre's und Danton's Verfügung gestellt, und nun stand man am Vorabend ihrer Herrschaft; eine schreckliche, aber verdiente Züchtigung. Und doch war die National-Versammlung nie so aufrichtig und so einstimmig monarchisch gesinnt erschienen. Barnave's bewunderungswürdige prophetische Rede gegen die republikanische Faction und gegen die Verlängerung der Revolution hatte nicht bloß die constitutionelle Majorität fortgerissen; mehr als zwanzig Deputirte, die sich vorgenommen hatten, Robespierre, Petion, Badier und Boza zu unterstützen, wagten es, diesen Tag nicht für sie zu stimmen, und als das Dekret, welches die Unverletzlichkeit des Königs feststellen sollte, zur Abstimmung gebracht wurde, widersetzten sich nur sieben Mitglieder seiner Annahme. Was noch mehr sagen will, dieser Zeitpunkt zeichnete sich durch das erste Beispiel einer festen Haltung und eines Sieges über den Pöbel aus. Die in der National-Versammlung besiegten Jakobiner hatten ihre Zuflucht zu ihren Meuchelmördern und zu ihren Banden genommen; Charles Lameth und Barnave wären beinahe ermordet worden; die Klubs schleuderten ihre Dekrete aus, und die Insurrection ließ ihr Banner auf dem Marsfelde wehen: „Nieder mit den Bajonetten, keine Bourbonen mehr! Kein Königthum! Wir wollen eine andere National-Versammlung." Auf dieses Geschrei, auf die Steine und Pistolenschüsse, die es begleiteten, antwortete Lafayette diesmal anders als durch populaire Redensarten; man kennt die Wirkung, die das Feuer eines einzigen Pelotons der Nationalgarde hervorbrachte. In einem Augenblick, sagt Labaume, war das geräumige, mit Menschen angefüllte Marsfeld wie gefegt; es blieb nichts darauf zurück als mehrere Todte und gegen hundert Verwundete. Das erste Mal seit der Revolution blieb die gesetzliche Gewalt Herrin des Schlachtfeldes.

Die Constitutionellen, stolz auf den von Lafayette errungenen Sieg und kühn gemacht durch den allgemeinen Unwillen, den dieser Tag gegen die Republikaner erregt hatte, ertheilten durch den Mund Charles Lameth's, der den Vorsitz in der National-Versammlung führte, dem Betragen der Munizipalität, der Weisheit ihrer Maßregeln und ganz besonders der Nationalgarde, den Kriegern der Freiheit und den Stützen der öffentlichen Ordnung, die hochklingendsten Lobeserhebungen. Der Herzog von Orleans, der bis dahin Laclos und Petion hatte handeln lassen, fürchtete jetzt durch ihren unfruchtbaren Eifer bloßgestellt zu werden, er sagte sich daher von ihnen los und reihte sich den Deputirten an, die entschlossen waren, sich von den Jakobinern zu entfernen. Dieses Ereigniß bot auch eine jener Gelegenheiten dar, die bei Revolutionen so geeignet sind, die Verwegenheit der Aufrührer zu zügeln. Die Energie, welche die Behörde zum erstenmale an den Tag gelegt hatte, flößte ihnen einen heilsamen Schrecken ein. Robespierre, Brissot, Fréron, Noël, Carra, Prudhomme und Marat, die alle noch vor kurzem so kühn auftraten, waren ganz kleinmüthig geworden; ihre geächteten und verachteten Journale erschienen nur in Zwischenräumen und mit großer Vorsicht, um den Strafen zu entgehen, welche sie verdientermaßen auf sich geladen hatten; an versteckten Oertern suchten sie eine Zufluchtsstätte gegen die Ahndung der Gesetze. Am meisten war Robespierre, trotz seiner Unverletzlichkeit, von Furcht ergriffen; er verließ seine Wohnung und suchte Schutz bei den herzhafteren Jakobinern; kein Kellergewölbe schien ihm tief genug zu seinem Versteck. Mehrere Tage lang wußte man gar nicht, was aus den Rädelsführern geworden sey, und wenn die öffentliche Autorität es verstanden hätte, diese heilsame Furcht zu benutzen, so würde es ihr leicht gewesen seyn, die gänzliche Vernichtung der Anarchisten zu bewerkstelligen. Die Compagnieen des Centrums, die aus Französischen Garden bestanden, bildeten den imposantesten Theil der Pariser Armee, und diese verlangten die Auflösung des Jakobinerklubs. Aber Lafayette benutzte den guten Willen dieser Bürger-Soldaten nicht; anstatt die Ausgezeichnetsten derselben zu den Füßen des Königs zu führen und einen neuen Vertrag zwischen Fürst und Volk abzuschließen, wurde er durch eine engherzige und kleinliche Rücksicht davon abgehalten; denn wie Lameth fürchtete er die absoluten Royalisten weit mehr als die Jakobiner. Wie alle Constitutionellen glaubte er an die Nothwendigkeit eines Vereinigungs-Punktes der Volksmeinungen, um die Herrschaft der Freiheit zu sichern, und er behauptete, es hieße diese im Keime ersticken, wenn man den Bürgern die Gelegenheit raube, sich zu versammeln; eine unselige Verblendung, die den Anarchisten bald ihre ganze Kühnheit wiedergab. (Schluß folgt.)

Asien.

Eine Ansicht der Stadt Kabul.

Die Stadt Kabul liegt in einem von zwei unregelmäßigen Hügeln gebildeten Kessel. Auf dem nach Osten liegenden Hügel liegt der Bala Hissar Bala, eine Citadelle, welche das Bala Hissar oder Königliche Palais beherrscht, von der Stadt durchaus getrennt und mit einem besonderen Wall und Graben versehen ist. Eine massive Mauer zieht sich von dem Bala Hissar Bala auf den abschüssigsten Theil des westlichen Hügels und geht von hier durch den Kessel auf die andere Seite des östlichen Hügels wieder hinauf.

Kaum hat man das Thor passirt, als man über die geringe Breite der Straßen, den Schmutz des Volkes und die große Anzahl der Bevölkerung, die sich daselbst zusammendrängt, erstaunt. Wenn aber das Auge und die Nase sich erst daran gewöhnt haben, dann erregt der Anblick der Fruchtbuden unsere Bewunderung. Man erinnere sich nur an die reichen Desserts gewisser Festmahle in Tausend und Eine Nacht; ich glaubte immer, die Phantasie des Erzählers habe dies allein hervorgezaubert: hier sah ich die Wirklichkeit. Es ist ein wahres Schauspiel, dieser Reichthum von Früchten aller Klimate und Formen, so mannigfaltig an Farben wie die Tinten des Regenbogens, so frisch wie die Rosenwangen junger Mädchen, so duftend wie ein Vorrath wohlriechender Essenzen, so wohlschmeckend wie der erste Apfel, den das Kind vom Baume stiehlt. Pyramidenweise sieht man sie an den Schaufenstern ausliegen, und, was sehr wunderbar ist, die Kaufleute bieten dem Ungläubigen an, sie zu kosten, auch wenn er das magische Metall vergessen hat, dessen Klang selbst die Wachsamkeit des Drachen der Hesperiden eingelullt hätte. Auf einmal wird Dein Ohr betäubt von dem Getöse der Hämmer und des Kupfers, das aus den unterirdischen Buden der Kupferschmiede und Klempner hervordringt; etwas weiter sind die Sattler und Schuhmacher, deren Buden von einer seltenen Eleganz sind, was sie dem rothen, blauen und grünen Leder, so wie den Arabeskennäthen der orientalischen Pantoffeln und des Geschirrs, womit die Afghanen gern ihre Pferde schmücken, zu verdanken haben.

Die eben beschriebene Straße läuft auf einen Platz aus, der von den Buden der Zuckerbäcker, Fruchthändler, Schmiede und Bäcker umgeben ist; etwas weiter ist ein großer bedeckter Basar, der vorzüglich von den Schneidern, Tuchmachern und Posamentierern eingenommen wird. Zwischen diesem Basar und einem anderen bedeckten Markt befinden sich die Läden der ataries oder Apotheker. Ein charakteristischer Zug in dem Aeußeren dieser wie aller muhammedanischen Städte ist die Unsichtbarkeit der Frauen; man sieht deren sehr wenig, und diese wenigen sind in ihren eifersüchtigen burkas, der nur an den Augen eine Oeffnung hat, so gut eingehüllt, daß fast nichts an ihnen ihr Geschlecht verräth. Ich wundere mich, daß diese Damen des Islams nicht darauf gekommen sind, irgend eine angenehmere Bekleidung zu erfinden, da es ihnen einmal zur Pflicht gemacht ist, sich auf der Straße zu verhüllen.

Der Bala Hissar ist eine wahre Stadt für sich. Er faßt außer einer Menge von Buden und Häusern zwei große Paläste, deren einer, vormals die Residenz Dost Mohammed Chan's, jetzt von dem legitimen Herrscher bewohnt wird, während der andere, in welchem Sir A. Burnes wohnte, als er Kabul besuchte, von Herrn Macnaghten und seinem Gefolge eingenommen wird. Die Indus-Armee hat ein Lager einige Meilen von der Stadt, und Sir John Keane hat sein General-Quartier an dem Grabmal des Kaisers Baber,

einem schönen romantischen Punkt in geringer Entfernung, aufgeschlagen. Das Heer des Schach oder sein Schatten von Heer kampirt auf einem Platze außerhalb des Thores von Bala Hissar.

Mannigfaltiges.

— Scribe und sein neustes Lustspiel auf dem Theatre français. Der Vater des modernen Französischen Vaudeville's, Eugen Scribe, scheint es für eine Pflicht zu halten, die er seiner Würde als Akademiker schuldig, nach der Menge leichter Waare, womit er früher die kleineren Theater von Paris versah, jetzt von Zeit zu Zeit der Schaubühne des höheren Drama's ein mehr ins Gewicht fallendes Werk darzubieten. Aber mit diesem honoris causa gespendeten Tribut seiner Muse ärndtet er wenig Dank. Die Kritik räth ihm, dem inneren Antrieb zu folgen und auch ferner das Vive la bagatelle zum Wahlspruch zu nehmen, da es ihm, dem Dichter des flüchtigen Scherzes, an jener ernsteren Weihe fehle, deren auch der Lustspieldichter bedarf, wenn er Werke von dauerndem Werthe, von tieferer Bedeutung schaffen will. Die meiste Anerkennung von Scribe's größeren Lustspielen wurde noch seinem „Bertrand und Raton" zu Theil, einem Stück, das sich auf Deutschen Bühnen, unter anderen auf der Königstädtischen in Berlin, wo es als „Minister und Seidenhändler" gegeben wird, vielen Beifall erworben hat. Weniger schon wollte seine „Camaraderie" gefallen. Die „Unabhängigen", die er vor etwa zwei Jahren für das Theatre français schrieb, wurden nach einigen Vorstellungen still und unbeklagt zu Grabe getragen. Das Pariser Publikum hatte sich durch dieses Stück tief verletzt gefühlt, weil die Unabhängigkeit des politischen Charakters darin lächerlich gemacht und der Eigennutz als der einzige Gott der gescheidten Leute aufgestellt wurde. Ein geistvoller Französischer Kritiker, dessen Urtheil über Scribe eben so gründlich als gemäßigt ist und nicht in die leidenschaftliche und parteiliche Uebertreibung verfällt, mit welcher Jules Janin gegen diesen auftritt, sagt mit Bezug auf das Schicksal jenes Stückes sehr schön: „Die Menschen fühlen alle das Bedürfniß öffentlicher Tugenden in der Gesellschaft, und es widerstrebt ihnen, den gerechten Einfluß derselben verkannt und verspottet zu sehen. Wer daher schlaffe Grundsätze predigt, der verrechnet sich sehr, wenn er auf die Sympathie des Publikums zählt. Eine Versammlung von Menschen hat ein sehr feines und zartes moralisches Gefühl. Wer auch vielleicht für sich allein mit seinem Gewissen kapituliren würde, der ist doch in einer versammelten Menge sicherlich ein Muster strenger Rechtlichkeit. Und das ist nicht etwa Heuchelei, es ist auch nicht bloßer Respekt vor den Anderen; nein, die Gesinnungen des Menschen werden wirklich besser und edler, wenn er mit Anderen in Berührung kommt; in öffentlichen Versammlungen erwärmt und erweitert sich das Herz und gewinnt an Edelmuth. Man verlangt durchaus nicht, daß der komische Dichter der menschlichen Natur schmeicheln solle; aber man will auch nicht, daß er sie verleumde, und in den „Unabhängigen" wurde sie verleumdet." Der Vorwurf, der dem Dichter hier gemacht wird, „die Verleumdung" (la Calomnie), ist nun gerade der Titel und das Thema seines neuesten fünfaktigen Lustspiels, welches am 20. Februar zum erstenmal auf dem Theatre français gegeben wurde, und von dem derselbe Kritiker sagt: „Scribe hat dadurch den üblen Eindruck seines vorigen Stücks nur zur Hälfte wieder gut gemacht. Dies Lustspiel ist in künstlerischer Hinsicht und auch in moralischer weit besser als die „Unabhängigen"; aber der Grundgedanke desselben, wiewohl an sich ein richtiger, ist darin bis zu einem solchen Uebermaß getrieben, daß er zuweilen ganz verkehrt und abgeschmackt wird." Der Inhalt des Stücks ist im Wesentlichen folgender: Der Minister Raymond, der in seinem Leben so oft verleumdet worden, daß er Alles, ohne Ausnahme, was den Menschen Schlimmes nachgesagt wird, für Verleumdung hält und den am meisten achtet, von dem die Welt am schlechtesten spricht, dieser Minister hat einen Jugendfreund, Lucian von Villefranche, der sein vollkommenes Gegenbild ist, ein Sklave der öffentlichen Meinung, vor der er zittert und bebt. Auch hat der Minister ein schönes, liebenswürdiges Mündel, Cäcilie von Mornas, die ihm von ihrem Vater, seinem ehemaligen Wohlthäter, bei dessen Tode als Pflegebefohlene anvertraut worden, und die er jetzt, nachdem sie so lange bei einer alten Anverwandten, der Marquise von Savenay, in Pension gewesen, mit Villefranche verheirathen will. Die Handlung geht in Dieppe vor, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Cäcilie und ihre Verwandte kommen mit Mad. Guibert, der Schwester des Ministers, einer intriganten Kokette, und ihrem Manne, einem geckenhaften Schwätzer, dort an, um Raymond und Villefranche zu erwarten. Hier ist es nun, wo die Verleumdung sich entspinnt und weiter entwickelt. Ein Lästermaul von Profession, Coquenet genannt, hat aus einer Aeußerung Guibert's über die harmlose, unbefangene Cäcilie entnehmen wollen, daß sie schon eine Liebschaft gehabt; er macht sogleich drei daraus, bald hat sie deren vier, und bald eine ganze Menge. Als der Bräutigam anlangt, ist die Verleumdung schon überallhin gedrungen, und die Sache kann ihm nicht verborgen bleiben. Cäcilie vertheidigt sich mit aller Zuversicht der Unschuld, doch will sie sein Wort ihm zurückgeben, er nimmt es aber nicht, er glaubt ihr, so sehr er auch fürchtet, was die Welt dazu sagen wird. Mad. Guibert jedoch, der die unschuldige Cäcilie längst unleidlich war, verfolgt die Spur des Gerüchts und bringt endlich in der That von ihrem Manne heraus, daß sein Freund, der Vicomte von St. André, ihm vor einem Jahre von einem Abenteuer erzählt habe, welches er mit Fräulein von Mornas gehabt. Dieser ist auch gerade in Dieppe angekommen; er wird befragt, erklärt aber, daß er Herrn Guibert damals bloß etwas vorgeredet. Lucian indeß hat nun doch den Glauben an Cäciliens Tugend verloren und verwirft ihre Hand, ja, er beschuldigt seinen Freund, den Minister, daß dieser ihm seine Maitresse habe aufdringen wollen. Endlich löst sich der Knoten auf eine ziemlich überraschende Weise. Guibert und der Vicomte sind zum Minister geladen, um in Lucian's Gegenwart Erklärungen zu geben, und Herr von St. André erzählt nun, daß er vor einem Jahr in einem Gasthof zu Rouen mit einer jungen Wittwe zusammengetroffen, die er schon früher in Paris gekannt; man habe sich bald genähert, zusammen musizirt, Schubertsche Lieder gesungen, man sey immer vertrauter geworden, und als er eines schönen Morgens aus dem Zimmer der Dame gekommen, habe er seinem Freunde Guibert, der ihm begegnet, in der Verlegenheit und um die Dame nicht zu kompromittiren, da dieser ihn mit seinem Abenteuer geneckt, ein anderes Zimmer als das bezeichnet, in welchem er gewesen. In diesem anderen Zimmer logirte nun zufällig, wie Guibert nachher erfuhr, Cäcilie mit ihrer alten Tante, die dem Vicomte ganz fremd waren. Lucian aber traut dieser Erzählung immer noch nicht, da erscheint Mad. Guibert, und als sie den Vicomte bei ihrem Bruder erblickt, stellt sie ihn diesem als einen sehr liebenswürdigen jungen Kavalier vor. „Er war", fährt sie fort, „in Dieppe sehr gefällig gegen mich; wir musizirten zusammen; nicht wahr, die Schubertschen Lieder waren köstlich!" Das ist denn freilich ein argumentum ad hominem, bei welchem der anwesende Herr Guibert eine sehr komische Figur spielt, und das alle Zweifel des ungläubigen Bräutigams niederschlägt. Aber der böse Leumund hat nun einmal zu große Macht über ihn; er kann sich zu der Heirath nicht entschließen, und wenngleich er von Cäciliens Unschuld überzeugt ist, so fürchtet er doch, das das Publikum seine Ueberzeugung nicht theilen werde, und bittet sie, ihm ihr Wort zurückzugeben. „Es giebt nur Ein Mittel, sie von diesem neuen Schimpf zu reinigen", sagt der Minister, der sie längst im Geheimen geliebt, zu sich selbst, „daß ich ihr meinen Namen gebe." Und Cäcilie sinkt entzückt und dankbar zu seinen Füßen, denn auch sie hat diese Liebe getheilt, aber sie aus Zartgefühl ewig vor ihrem Wohlthäter verbergen wollen. So endigt diese Komödie, an welcher Jules Janin kein gutes Haar läßt, während andere Beurtheiler wenigstens anerkennen, daß sie im Einzelnen viel Wahres, viele sinnreiche Einfälle und treffende Gedanken enthalte, und daß sie die Vorzüge aller Scribeschen Produkte theile, eine anziehende Conversation, lebhafte Empfindung und pikante Wendungen in Handlung und Sprache. Allgemein wird indeß das Uebertriebene in der Charakterzeichnung gerügt, besonders in den beiden Hauptpersonen, dem Minister, der sich nicht nur in dreifaches Erz gegen die Verleumdung gehüllt, sondern auch eine Ehre darin findet, verleumdet zu werden, der jedesmal, wenn er gelobt wird, sich fragt, ob er wohl irgend eine Thorheit begangen, und dem Deputirten von Villefranche, der vor dem leisesten Hauch der öffentlichen Meinung zusammenkriecht. Selbst der obenerwähnte milde Kritiker sagt doch am Schluß seines Berichts: „Der komische Dichter, dem es Ernst ist mit seiner Kunst, darf nie vergessen, daß er ein hohes Amt bekleidet, das Amt eines Volkslehrers, daß er also keinen der heiligen Grundsätze profaniren darf, auf denen das Heil und der Ruhm der Gesellschaft beruht, und daß er durch eine hohe Moralität und strenge Rechtlichkeit sich selbst ehren muß. Diese Pflicht wird um so dringender, wenn dieser Dichter, wie es seit einigen Jahren das Streben Scribe's zu seyn scheint, sich bis zur politischen Komödie erheben will. Die Travestirung aber, die in diesem Stück mit dem öffentlichen Urtheil vorgenommen ist, welches sogleich für verleumderisch erklärt wird, wenn es irgendwo anklagend auftritt, die Verachtung, welche der Dichter den Staatsmännern gegen die öffentliche Meinung predigt, das sind Lehren, die besser nach Konstantinopel als nach Paris paßten, und selbst in Konstantinopel kämen sie etwas zu spät seit dem Hattischerif von Gülhane." Jules Janin aber ruft: „Verleumdung soll das seyn? Nein, Lästerrede ist es! Nadelstiche für Dolchstiche angesehen! Nichts als Waschweiber-Geklätsch! Das alte Lied: Hans ist in Lieschen verliebt; die kleine Grete ist mit Peter im Holz gesehen worden; der Herr Pfarrer hat seine Magd gewechselt! Eine und dieselbe Geschichte, die man sich von einem Ende Frankreichs zum anderen, von einem Ende der Welt zum anderen erzählt, dasselbe Gerede oder, wenn es nun einmal so heißen soll, dieselbe Verleumdung. Welche Kühnheit aber auch, nach der furchtbaren, zischenden und sausenden Beschreibung, die Beaumarchais von der Verleumdung gegeben, daraus ein Lustspiel machen zu wollen; sah denn der feinfühlende Scribe nicht, daß dem Schöpfer des Figaro, als er so sprach, nichts weniger als lachlustig zu Muthe war, daß er es ernst meinte mit seinem Zorn, daß es sich in jenen schrecklichen Zeilen nicht von Anderen handelte, sondern von ihm selbst, und daß sein Herz ihm dabei blutete? O, der Tag des 20. Februar 1840 wird in unseren Annalen mit einem schwarzen Strich bezeichnet werden! Die Beredsamkeit und die schönen Wissenschaften des Landes haben an diesem Tage eine arge Niederlage erlitten. Welch' ein unseliger Tag für die Französische Akademie!*) Am Morgen eine so unglaubliche Ungerechtigkeit, und am Abend eine so schlechte Komödie!"

*) Bekanntlich fand am 20. Februar die Wahl in der Akademie statt, bei welcher Victor Hugo gegen Flourens durchfiel. Und an demselben Tage wurde noch, was Jules Janin mit Stillschweigen übergeht, die Dotation für den Herzog von Nemours von der Deputirten-Kammer verworfen, also auch eine politische Niederlage, der dann auf der Stelle die Resignation des Soultschen Ministeriums folgte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 6. März 1840.

Rußland.

Die Talgsiedereien der Steppen am Pontus.

Von J. G. Kohl.

Der Handel von Petersburg exportirt jetzt jährlich durchschnittlich ein Waaren-Quantum zu einem Werthe von circa 120 Millionen Rubel. Von dieser Summe gehen ungefähr 40 Millionen bloß für das ausgeführte Talg ein, welches den hauptsächlichsten Artikel des ganzen Petersburgischen Exports bildet und dem Gesagten zufolge allein ein Drittel des durch ihn beschäftigten Kapitals in Thätigkeit setzt. Die Talg-Ausfuhr der anderen Russischen Häfen ist im Vergleich mit der von Petersburg unbedeutend, und alle zusammen mögen dem übrigen Europa etwa für 30 Millionen Rubel liefern. Man kauft das Pud (40 Pfund) Talg in den Russischen Hafenplätzen zu 10, 11 bis 13 Rubel, durchschnittlich zu 12 Rubel. Für jene 30 Millionen Rubel werden demnach circa 250 Mill. Pfund Talg geliefert, die sich in England, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. vertheilen und in diesen Ländern hauptsächlich in den Lichtziehereien und Seifensiedereien verarbeitet werden. Bringt man in Abrechnung das verhältnißmäßig wenige, was noch zu anderen Zwecken verbraucht werden mag — einiges Russische Talg wird in der Türkei verspeist, anderes in England zu dem Einschmieren der Maschinen verbraucht u. s. w. — rechnet man ferner das ab, was in den Wogen des Meeres untergehen mag, ehe es sein Ziel erreicht, was der eigenthümlichen Leichtigkeit des Talges wegen auch sehr unbedeutend ist, so mögen nach Beseitigung des Abfalls in den Lichtziehereien und Seifensiedereien des übrigen Europa's leicht 200 Mill. Pfund Fabrikate aus Russischem Talge hervorgehen, die als Kerzen verglimmen und als Seife verschäumen. Geben wir davon jedem dieser Artikel die Hälfte, lassen wir durchschnittlich 7 Talglichter auf ein Pfund gehen, so erhalten wir auf diese Weise 700 Mill. Kerzen und 100 Mill. Pfund Seife. Wenn nun ein Städtebewohner — von diesen muß hier hauptsächlich die Rede seyn, denn der Verbrauch der Landbewohner an Seife und Licht ist verhältnißmäßig unbedeutend — jährlich etwa 40 Talglichter verbrennt — gewiß eine ziemlich hohe Annahme — und an Seife etwa 7 Pfund verschäumt, so geht aus dem Allen hervor, daß circa 15 Millionen Städtebewohner Europa's mit Russischem Talge ihre Wohnungen illuminiren und ihre Kleider ꝛc. waschen, wozu denn außerdem noch die 60 Millionen Einwohner des Russischen Reichs zu rechnen sind, die ausschließlich nur des Talges ihres eigenen Landes sich bedienen.

Es sind hauptsächlich die gras- und viehreichen Steppen des Russischen Südens, die eine so erstaunliche Einwirkung auf die Erleuchtung und Reinlichkeit unseres Welttheils üben, und die nicht nur den nachbarlichen Pontischen Handel Odessa's, Taganrog's u. s. w. mit Talge speisen, sondern auch selbst dem entlegenen Petersburg den größten Theil seines Bedarfs in diesem Artikel liefern. Von den Karpathen bis zum Kaukasus und Ural, und vom Schwarzen Meer bis zur Ukraine und Kiew hat sich in diesen Steppen eine eigenthümlich große, hochbeinige, langhörnige und durchweg silbergrau oder weiß gefärbte Rinderrace verbreitet, und neben ihr in eben denselben Gegenden jenes Schafgeschlecht, dem die Natur ein so unheilvolles Geschenk mit einem dicken Fettschwanze machte. Indem wir die Art und Weise, wie diese Thiere, in großen Heerden vereinigt, in der Wildniß der Steppen wandern und leben und weidend jenen wichtigen Handels-Artikel produziren, der Europa's Dunkelheit und Schmutz beseitigt, einer anderen Schilderung vorbehalten, wollen wir hier nur darzustellen versuchen, wie sie endigen und sterben, und wie die Menschen ihnen das angesetzte Fett abgewinnen in den in allen Steppen-Landschaften verbreiteten Ssalzanen*) oder Talgsiedereien, deren Beschreibung einigermaßen das Interesse des Deutschen Lesers in Anspruch nehmen darf. Denn wenngleich wir auch in Deutschland wohl diesen Fabrikzweig kennen, so wird die Sache bei uns doch ziemlich still und unbemerkt abgemacht, dagegen in den Steppen auf eine etwas großartige Weise betrieben und dort von allerlei eigenthümlichen Umständen begleitet, denen Aehnliches nur noch wieder in den Pampa's Süd-Amerika's gefunden wird.

Seit alten Zeiten — wer weiß, ob nicht schon seit Herodot und Strabo, denn schon die Milesier holten aus diesem Scythischen Süden Talg, Häute und Fleisch — sind die Großrussen die eigentlichen Besitzer der Talgsiedereien in den Steppen, weshalb sie denn auch bei den Tataren und Kleinrussen, welche die eigentlichen Hirten und Heerden-Besitzer des Landes sind, den Spitznamen „Kazappen", d. h. „Schlächter" haben. Fast alle Ssalganen im Lande der Tataren, Malorossianer, Kosaken und Kalmücken sind im Besitze von Großrussischen Spekulanten und werden auch von Großrussischen Arbeitern betrieben. Aus den großen Heerden halbwilder Ochsen (tschereda's) kaufen sie die Thiere zu Hunderten und Tausenden auf und schicken sie auf die Steppenwiesen, die sie zu diesem Ende — billig genug, denn für eine Dessätin (Morgen) zahlen sie oft nicht mehr als 10 Kopeken (einen Silbergroschen) — gepachtet haben, um sie nach der Mästung eines Sommers in ihren Ssalganen einzuschlachten. — Ist das Jahr nun gut, d. h. feucht, so geht Alles nach Wunsch. Die Ochsen fressen sich satt und setzen große Quantitäten von der fetten Masse an, die ihr Herr im Herbste bei ihnen sucht und die nach einigen Umwandlungen dann dazu dienen soll, das Fett in seinem eigenen Topfe zu mehren. Wehe aber dem Talg-Kazappen, wenn der Himmel seinen Segen, das heißt in den Steppen seinen Regen, dazu versagt und die Kräuter auf den Wiesen sich nicht saftreich entwickeln wollen. Das Fett bleibt alsdann im salpetrigen Boden und das Geld in den Kisten der Kaufleute stecken. Die Tausende von Ochsen kommen mager nach Hause oder schicken, wenn sie Hungers sterben, gar nur ihr Fell. Die Herren der Ssalganen machen dann ihr Buch zu und erklären sich insolvent. Denn gewöhnlich werden auch diese Talgsiedereien, wie so viele Fabriken und Etablissements in Rußland, von Leuten unternommen, die entweder selbst gar kein oder doch nur ein unbedeutendes Kapital in ihrer Unternehmung stecken haben. Sehr häufig geben ihnen die Kaufleute, die gewöhnlich immer nach dem so gesuchten Handels-Artikel begierig sind, schon im voraus das Geld auf die Ochsen. Doch sind auch die Verluste im Fall des Mißwachses nicht unbedeutend; denn es kann sich bei einer Talgsiederei, die 2000 Ochsen auf eigene Rechnung einkocht, wenn man den Preis eines Steppen-Ochsen auf 80—100 Rubel annimmt, die Kosten der Weide und Hütung zu 5—6 Rubel, die des Abschlachtens, Absiedens u. s. w. zu etwa eben so viel, der jährliche Zuschuß, der bei einem solchen Etablissement nöthig ist, leicht auf 200,000 Rubel belaufen.

Gegen Ende des Sommers zieht der Talgsieder seine Ochsen allmälig bei kleinen Partieen zu seinem Ssalgan heran auf Weiden, die er in der Nähe desselben besitzt, und endlich in den Hof selbst. Diese Ssalgans selbst bestehen nur aus einem großen Gehöfte, das von weitläuftigen Gebäuden umgeben ist und Stallungen, Brunnen und hohe Talgpressen in seinen Mauern einschließt. In den Gebäuden befinden sich große Räume zum Schlachten der Ochsen, andere mit gewaltigen Kesseln zum Sieden des Fleisches, wieder andere zum Einsalzen und Trocknen der Felle, Comtoire für die Geschäfte, Wohnungen für die Arbeiter u. s. w. Im Sommer steht dies Alles ganz leer, nur von einigen Hunden, Möven und Raubvögeln umstreift, die der grauenhafte Duft lockt und von denen die Ssalgans das ganze Jahr hindurch umlauert sind. Denn so sehr wird hier im Herbst Alles rund herum mit Mord und Blut getränkt, daß weder die Wjugen des Winters, noch die Nordweste des Frühlings den Modergeruch austreiben konnten.

Den Hunden ist dieser Duft lieblich, den Menschen unleidlich, aber großer Gott! wie viel unerträglicher noch den armen Ochsen, die im Herbst zu diesen ihren Richtplätzen herangeführt werden. Es muß doch eine wunderbare und unbegreifliche Combinations-Kraft in diesen Thieren stets thätig seyn, da sie, die doch auf frischer Steppe erzogen sind, wo Alles duftet, lebt und erstarkt, zu ahnen, ja deutlich zu erkennen wissen, daß dieser fatale Geruch ein Nachspuk ihrer getödteten Brüder sey, der auch ihnen wohl nicht zum Heil entgegen walle. Sie wittern die Sache und ihr ganzes Schicksal schon weit im voraus noch auf der Steppe, wo nur der leiseste Anhauch jener Pestluft zu ihnen gelangen kann. Sie werden alsdann unruhig, suchen auszuweichen und gehorchen ungern dem treibenden Hirten. Endlich aber, wenn man dem fatalen Bretttergehöfte mit Mühe sie nahe brachte, verzweifeln die geduldigen armen Rinder. Ihr Gebrülle wird mitleiderweckend, und manche revoltiren förmlich und müssen mit Gewalt herangeschleppt werden. Es wäre unmöglich, sie so ohne Weiteres durch das Thor des Ssalgan zu bringen. Man hat aber mehrere Ochsen in der Wirthschaft, die dort täglich ein und aus fahren, die das gesottene Talg verführen, Brennholz herbeischleppen, das überflüssige Fleisch auf den Markt bringen, kurz die

*) Vom Russischen Worte „Ssal", das so viel als Talg bedeutet.

mit dem Fleisch und Blut ihrer eigenen Brüder täglich umgehen, und die also gemerkt haben, daß alle Todesstreiche bei ihnen vorbeifallrn und ihren Rücken nur die Peitsche trifft. Diese friedlichen Verräther nun mischt man unter die beunruhigte Heerde. Die Ochsen wenden sich, durch den pestilenzialischen Gestank wild geworden, hin und her, werden aber immer enger von ihren Schlächtern umzingelt. Dir vertrauten Ochsen des Hauses gehen voran durch die geoffneten Pforten des Hofes, und die verzweifrlten armen Ochsen, die keinen Ausweg sehen, springen ihnen nach mitten ins Feuer hinein. Der verhängnißvolle Hof schließt sich hinter ihnen, und sie geben nach mancher qualvollen Scene nicht anders denn als Talg und Leder wieder daraus hervor.

Die Leute, welche in den Ssalgans als Schlächter dienen, sind meistens verlaufene „Kazappen"*), Kerle, die schon Mancherlei in ihrem Leben versuchten und Gott weiß, wem sonst noch schon das Lebenslicht erloschen machten, mit langem Bart, mit feuerrothen Gesichtern, mit dickem kurzrn Nacken, mit standhaften Händen und nervigen Armen, die all ihr Gefühl in mancherlei vergossenes Blut ersäuften.

Von den 100 Ochsen, die man gewöhnlich auf ein Mal in das Gehöft aufnahm, geben immer 20 bis 30 zur Zeit in die Schlachtkammer ein, und so kommen denn manche, besonders wenn die Arbeit durch irgend einen Vorfall außergewohnlich in ihrem raschen Fortgange gehemmt wurde, erst nach ein Paar Tagen daran. Da nun in dem Schlachthofe selbst die Ochsen allen Muth verlieren und in der Regrl nicht das geringste Futter zu sich nehmen, so sehen sich dann die Lrute zuweilen genöthigt, das Vieh, damit es vor Harm nicht alles mühsam grsammelte Fett wieder verlierr, noch ein Mal wieder auf die frische Steppe zur Aetzung hinauszulassen. Dieser Auslaß giebt dann einen merkwürdigen Anblick. Die Rinder sind wüthend vor Freude, machen trotz ihrer schwerfälligen Leiber Luftsprünge wie die Gemsen und schießen oft brüllend und schnaubend im ersten Ansatz eine halbe Werst weit ins Gras hinaus, so daß ihre berittenen Wächter alle Hände voll zu thun haben, um sie nur wieder zusammenzubringen. Dies ist denn ihre wahre Henkrrsmahlzeit; denn sie entweichen dem Beil doch nicht und müssen nach einigen Tagen wiederum in die Todesluft zurück.

Der Raum zum Abschlachten ist ein weiter Saal mit nackten Wänden, an dem bei Tage wie bei Nacht die zwei Herbstmonate September und Oktober hindurch viel schuldlose Seelen fußschleifender Rinder zum Acheron befördert werden. Bei Nacht ist dieser Saal mit Unschlitt-Lampen erleuchtet, und es sind hier 6 bis 8 von jenen Kazappen thätig, die zum Personal des Ssalgans gehören. Sie tragen einen kurzen Schafspelz, lederne Hosen und hohe Stulpenstiefeln, die keine andere Wichse kannten, als das Blut, in dem sie beständig wateten. Der Geruch- und Augen-Gräuel in diesem Raum und dem angränzenden Gehöfte übersteigt alle Gränzen. Da die Arbeit gerade in der regnerischsten Jahreszeit vor sich geht, so mischt sich überall das Naß der Wolken mit dem Todesschweiß der Rinder, und es entsteht daher im ganzen Ssalgan ein tiefer Wasser- und Blutsumpf, der erst im folgrnden Sommer völlig austrocknet. Die Wände selbst sind zum Theil durchlöchert und zusammengerissen von den sterbenden Thieren in ihren Todeskämpfen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die konstituirende Versammlung.

(Schluß.)

Fast aus allen Departements erhirlt die konstituirende Versammlung eine Menge von Dank-Adressen für den Kampf, welchen sie gegen die Aufrührer bestanden. Indem man ihr zu ihrem Siege Glück wünschte, sprach man ihr auch den Wunsch aus, der entsetzlichen Zügellosigkeit Einhalt zu thun, welche schon seit langer Zeit unter der Menge eingerissen war. Aber die Versammlung hatte einmal die Gränzen ihrer Pflicht überschritten, sie trug Bedenken, wieder zu derselben zurückzukehren, und besorgte durch Umwenden ihr eigenes Werk zu verdammen. Andererseits fürchteten viele constitutionelle Deputirte, obgleich sie weniger eifrig als Lafayette und die Lameth's waren, den Einfluß des Adels und der Geistlichkeit und besaßen die unbegreifliche Schwachheit, vor den unausführbaren Lehrsatz von der Souverainetät des Volkes eine tiefe Ehrfurcht zu bewahren; sie, die vor den unseligen Folgen des 6. Oktober nicht zurückgeschaudert waren, erschraken über die gesetzliche Züchtigung der Rebellen. Diese im Irrthum befangenen Geister, die das Königthum durch Herabbringen von seiner Höhe nur demokratisiren wollten, führten es dadurch an den Abgrund, der es verschlingen sollte. Alles, was diese kleinmüthigrn Männer zu Gunsten der Monarchie thaten, bestand in der Erklärung, daß es den Gesetzgebern nicht mrhr erlaubt seyn sollte, an einem Ort zusammenzukommen, wo man sich laut gegen die öffentliche Ordnung verschworen hatte, und alle die, welche zum Klub der Jakobiner gehörten, begaben sich nun von dort zu den Feuillanten, deren Versammlungsort in derselben Straße belegen war, und die, als Nachfolger des monarchischen Klubs, sich gleich diesem durch eine große Anhänglichkeit an denjenigen Theil der Constituante auszeichneten, der sich zum Royalismus hinneigte. Es ist sehr schwierig, den genealogischen Faden der royalistischen Vereine festzuhalten, weil sie von dem Pöbel verfolgt wurden und sich genöthigt sahen, ihre Namen oft zu wechseln: man kann jedoch den „Klub von 1789" und den der „Freunde einer monarchischen Verfassung" als Väter des Klubs der Feuillanten betrachten. Nur sieben Mitglieder der Nationalversammlung, Robespierre, Pétion, Vadier, Gregoire, Buzol und Roederer bliebrn bei den echten Jakobinern. Der Klub der Feuillanten vereinigte nun in seinem Schoße alle die, welche sich Constitutionelle nannten, ohne deshalb ihre monarchischen Grsinnungen zu verleugnen. Anfangs war diese Vereinigung von sehr glücklichem Einfluß, denn sie schwächte die Jakobiner so sehr, daß sie schon auf dem Punkte standen, ihren Saal zu schließen, ja, die Weisesten unter ihnen schlugen sogar vor, sich aufzulösen und mit den Feuillanten zu vereinigen. Aber Pétion und Robespierre, welche gewahr wurden, daß die über den Aufruhr erlangten Vortheile nicht mit demselben Eifer benutzt wurden, wie die Siege über die Monarchie, widersetzten sich diesem Vorschlage. Von ihrem ersten Schrecken zurückgekommen, zogen sie alle diejenigen wieder herbei, welche die Furcht entfernt hatte, und knüpften mit neuem Eifer ihre Verbindungen mit den anderen Klubs des Königreichs wieder an. Die Jakobiner, aus noch populäreren Elementen von neuem organisirt und stolz auf ihre Unstrafbarkeit, erhoben sich nur noch kräftiger als vor ihrer Niederlage; durch ihre Natur zur äußersten Demagogie getrieben, wurden sie wahrhaft furchtbar, besonders als die Schwäche der National-Versammlung und die geheimen Umtriebe der Aristokratie sie aufregten, welche letztere, erschreckt durch die Erfolge der Feuillanten, viel zur Verfolgung derselben beitrug, denn ihre strafbare Unklugheit hatte weniger Furcht vor der Jakobinischen Uebertreibung als vor der constitutionellen Weisheit.

Die einzige Kraftanstrengung, welche sich die National-Versammlung erlaubte, war ein Befehl an die Tribunale, die Urheber des Aufstandes vom Marsfelde zu bestrafen; aber die Strenge der Gesetze erstreckte sich nur auf einige Unglückliche, die sich aus bloßer Neugierde dem Aufstande angeschlossen hatten; kein Anführer wurde bestraft, ja nicht einmal verfolgt, und Alle waren mit der bloßen Furcht davongekommen. Von diesem Tage an war die Nationalgarde entmuthigt, denn sie sah, daß man den glücklichen Augenblick zur Unterdrückung der Emeuten nicht benutzte, und sie hatte daher kein Vertrauen mehr zu ihrer Stärke; selbst mehrere von denen, die sich geopfert hatten, um den kleinen Ueberrest von Monarchie zu retten, wurden eingeschüchtert, da sie der Herrschaft nachgeben mußten, welche die Proletarier der Hauptstadt ausübten, und sie demüthigten sich vor denen, die nur aus Gnade dem Schaffott entronnen waren. Auch sprachen die Scharfsichtigen und Wohlgesinnten oft: „Man gewahrt es wohl, daß Mirabeau todt ist; wie wenig gleichen ihm die Nachahmer seiner Reue in der Kraft seiner Entschlüsse!" Und in der That, obgleich Duport, Barnave und die Lameth's diesen mächtigen Genius im Rathe des Königs und in seiner Gunst zu ersetzen berufen waren, obgleich sie seine Ansichten zu den ihrigen gemacht hatten, so faßten sie doch nie einen großen Entschluß, sey es nun aus Mangel an Geist oder an gegenseitigem Vertrauen; ja, sie hatten nicht einmal den Muth, das in Ausführung zu bringrn, was ihnen durch die Umstände geboten wurde. Ihr Einfluß war ein Unglück, nicht bloß für den König, sondern auch für das Land, das durch ihr verkehrtes Benehmen viel leiden mußte.

Diese Männer, die den Staat durch Doktrinen regieren zu können wähnten, bildeten sich viel zu viel auf ihre eigenen Verdienste ein, berauschten sich selbst durch ihre Reden und waren nur mit sich selbst beschäftigt; Sklaven ihrer kleinlichen Leidenschaften, verstanden sie es nicht, die des Volkes zu beherrschen, und wurden beständig durch die Logik der beiden Parteien gehemmt und verstrickt, die das Gebäude ihrer unanwendbaren Theorieen umstürzten und ihnen vorwarfen, daß sie gegen die von ihnen selbst abgefaßte Constitution handelten. Sie hatten sich auch wirklich aller vollziehenden Gewalt im Angesicht eines Königs bemächtigt, den sie weder anzuklagen noch abzusetzen wagten, und den sie doch aller Macht beraubten, die ihm ihre geliebte Constitution zugesichert hatte. Dadurch verloren die Lameth's und ihre Freunde als Gemäßigte die Popularität, die sie als Aufrührer besessen hatten; ein schlagender Beweis für die große Wahrheit, daß in der Politik die zur Regierung berufenen Männer unfähig sind, etwas wiederherzustellen, wenn sie früher Werkzeuge der Zerstörung waren, denn was für gute Absichten sie auch haben mögen, man wird sie nichtsdestoweniger der Unklugheit und des Leichtsinns beschuldigen. Oft wird sogar ihre gewiß aufrichtige Bekehrung gemißdeutet und ihre Sinnesänderung als Apostasie gebrandmarkt.

Da die constitutionelle Partei den Sieg auf dem Marsfelde so schlecht benutzt hatte, so war von der National-Versammlung nicht viel mehr zu erwarten. Die Klubs schrieben derselben: „Trennet Euch, es ist Zeit; machet Nachfolgern Platz, die nicht wie Ihr die Gluth unsrrer Vaterlandsliebe und unseres Muthes unterdrücken"; und die Versammlung beschloß, diesen Aufforderungen zu genügen. Nachdem sie so viel Glanz verbreitet, gab sie jetzt nur noch Zeichen von Schlaffheit, Furcht und Abtrünnigkeit, und dasselbe Volk, das ihr so lebhaften Beifall gespendet, erwartete nun in seiner Leichtgläubigkeit das verheißene und nicht in Erfüllung gegangene Glück von einer anderen Gesetzgebung. Es war leicht vorauszusehen, was aus dieser neuen Gesezgebung werden würde. Barnave, Tronchet und die Lameth's in Uebereinstimmung mit Thouret, Chapelier, Baumetz, André und Clermont-Tonnerre wollten allerdings nicht, daß die Constituante ihrer Autorität entsagen, sie wünschten vielmehr, daß sie unter dem Namrn „gesetzgebende Versammlung" fortbestehen sollte. Doch konntrn diese früher so einflußreichen Deputirten nichts von einer Majorität erlangen, die ihrer selbst und ihrer Rolle überdrüssig war und nur nach ihrem Ende sich sehnte. Die National-Versammlung beschloß indeß noch vor ihrer Auflösung eine Durchsicht und Ordnung ihrer Dekrete, um sie dann vollständig dem Könige zur

*) „Kazap" ist ein Spitzname, den die Tataren und Kleinrussen der Steppen den Großrussen geben.

Genehmigung vorzulegen. Barnave und seine Freunde hofften bei der Diskussion eine Veränderung derjenigen Artikel durchzusetzen, welche sich am meisten von den wesentlichen Bedingungen einer monarchischen Regierungsform entfernten; ihr Plan scheiterte; aber wäre er auch gelungen, was hätte wohl eine dergestalt modifizirte Charte in Kraft erhalten? sie wäre dann nur um so eher den Angriffen ihrer Feinde erlegen. Um es nun recht fest zu bekunden, daß die National-Versammlung ihr Werk dem Zufall und allen Leidenschaften der Empörer überliefere, gab sie noch ein Gesetz, welches die Wiedererwählung ihrer Mitglieder untersagte. Uebrigens muß man sich über ein solches Verzichtleisten nicht zu sehr wundern; alle diese Männer hatten kein Vertrauen zu der von ihnen verfaßten Constitution, eben weil sie ihr Werk war. Nicht für eine eherne Tafel oder ein unnützes Papierheft, sagt Ballanche, opferten sich Decius und Fabius großmüthig auf, kehrte Regulus nach Karthago zurück, um dort unter Qualen zu enden, starben die dreihundert Spartaner in den Thermopylen. Die Constitutionen, für die man sein Leben hingiebt, werden nicht in den Büreaus ausgeklügelt, über sie wird nicht durch Aufstehen und Niedersitzen abgestimmt.

Die revidirte Constitution wurde am 14. September 1791 feierlich vom Könige angenommen. Nachdem er die Eidesformel ausgesprochen, fügte er noch hinzu: „Möge diese große und denkwürdige Epoche die Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit begründen, möge sie ein Unterpfand für das Glück des Volkes und die Wohlfahrt des Reiches seyn." Kanonensalven, Tedeum's, Freudengeschrei, Vivatrufen, Illuminationen, nichts fehlte zur Feier dieser großen und denkwürdigen Epoche; Abends sang man in der Oper: „Regier' ein treues Volk", die Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen und applaudirten lebhaft bei diesen Worten. Wenige Tage darauf trug der Pöbel Robespierre und Pétion im Triumph umher, Kränze regneten auf sie herab, man nannte den Einen den „Tugendhaften", den Anderen den „Unbestechlichen", und Fréron schrieb im „Volksredner" ganz ungestraft einen Aufsatz, mit dieser Ueberschrift: „Der König, die Königin und Lafayette sind reif für das Hochgericht." Die Constitution war vollendet, veröffentlicht, beschworen, die Constituante aufgelöst, und Frankreich stand auf einem Vulkane. Ein trauriges, verächtliches Ende! Eine ewige Lehre für alle die stolzen Gesetzgeber, die sich nicht scheuen, ein Volk von sich selbst und seiner Vergangenheit loszulösen, die es wie eine gemeine Lehm-Masse behandeln und es ohne Bedenken in ihre Ideenform einzwängen, und die dann, ganz erstaunt darüber, daß es nicht hineinwill, sondern zersplittert, sich keinen anderen Rath wissen, als über dasselbe zu klagen und noch mit ihrer hohen Einsicht und vermeintlichen Weisheit zu prahlen. Noch war kein Jahr vergangen, und schon hatte die gesetzgebende Versammlung das Werk der Constituante vernichtet. Wie könnte man auch darüber erstaunen? denn um die Constitution von 1791 aufrecht zu erhalten, hatte man sich damit begnügt, sie „der Treue des gesetzgebenden Körpers, des Königs und der Richter, der Wachsamkeit der Familienväter, den Gatten und Müttern, der Zuneigung der jungen Bürger und dem Herzen aller Franzosen" zu empfehlen. Eine wundervolle Garantie! Alle Welt war mit dem Schutze der Constitution beauftragt, selbst die, welche gar nichts davon wissen wollten; dann erklärte die Versammlung noch, daß die Revolution beendet sey, und dabei hinterließ sie ihren Nachfolgern alle Mittel, um sie nach Gefallen in die Länge zu ziehen.

Mehr als einmal hat man versucht, das unbesonnene Unternehmen der konstituirenden Versammlung durch einen scheinbaren Grund zu rechtfertigen. „Frankreich", sagte man, „besaß keine Constitution und hatte noch nie eine besessen; es war also wohl endlich Zeit, ihm diese große Wohlthat angedeihen zu lassen." Dieser Satz ist tausendmal aufgestellt und eben so oft widerlegt worden. Man hat angeführt, daß ein Volk, um den Gedanken an eine Constitution zu fassen, schon konstituirt seyn müsse; daß im Schoße einer Vereinigung von Menschen kein Wille sich bilden könne, wenn diese Vereinigung keine feste Organisation habe, wenn sie kein Körper sey, und daß diese Nothwendigkeit um so mehr in die Augen springe, je zahlreicher dies Volk und je größer das von ihm bewohnte Gebiet. Ein Volk, das sich konstituiren will, beweist also, daß es eine Constitution hat; eine Aenderung derselben ist es, um die es sich handelt. Wenn es aber auch von einem Volke abhängt, seine Constitution zu modifiziren, so steht es doch nicht in seiner Macht und in keiner menschlichen Macht, sie von Grund aus zu verändern; dazu müßte es erst die zerstören, welche es von der Natur empfangen, und könnte es seine Constitution zerstören, so würde es ihm unmöglich seyn, sich eine andere zu geben, denn es hätte dann seine eigene Auflösung bewirkt. Die Erfahrung hat die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt. Gewiß konnte nicht mehr für die Ertödtung des monarchischen Prinzips gethan werden, als in Frankreich dafür geschehen; um noch mehr zu thun, hätte man die Natur selbst tödten müssen. So wie aber die Nation aufrecht geblieben, so ist auch das konstituirende Prinzip, welches Frankreich von der Nation empfangen, bald wieder zum Vorschein gekommen; als es sich aus seinen Trümmern erhob, richtete es sich als Monarchie wieder auf, und diese Regierungsform beerbte nun all die anderen Gewalten, die man vernichtet hatte, um jene desto sicherer und auf immer zu stürzen. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Vertreibet die Natur, sie kehrt doch immer wieder. Dieser Ausspruch gilt nicht minder von Nationen wie von Individuen.

(Bibl. Univ.)

Die Oktoberfeste zu München. *)

Als wir auf der Spitze des Abhangs angekommen waren, sah ich schon von fern Münchens Giebeldächer, welche eine Staubwolke umhüllte. Die bleichen Gipfel der Tyroler Alpen, welche hinter der Stadt aufgethürmt sind, stiegen am Rande des Horizontes empor; mit jedem Augenblicke wurden sie größer, und fast schien es, als ob sie sich uns zum freundlichen Empfange entgegenneigten. Nun konnte ich auch schon die lange Façade der Pinakothek, den kleinen Garten der Glyptothek und den Thurm der Hauptkirche deutlich wahrnehmen. Noch einige Augenblicke, und wir waren in der neuen Residenz angelangt.

Eine der großten Ueberraschungen, welche uns die Reisen bereiten, entspringt wohl aus dem Kontraste der Gegenstände, an denen wir vorüberziehen. Ich war durch die unbebauten Thäler Thüringens und den Teutoburger Wald gekommen, in dem das Rachschwert des Arminius den Römern eine so herbe Züchtigung bereitete. Dort kein Laut, kein Geräusch; die Laubdächer der Bäume gleichen den Bogenwölbungen einer Katakombe, und die tiefe Stille wird nur durch das melancholische Rauschen der alten Eichen unterbrochen. Eine ununterbrochene Trauer scheint über dieser Blutstätte zu lagern, und man glaubt die ruhelosen Schatten der Erschlagenen in den Thalgründen hin und her schwanken zu sehen. Ich kam aus der Einsamkeit, und nun breitete sich das bunte Gewühl einer großen Stadt vor meinen Augen aus. Den Eindruck, den eine so rasche Aufeinanderfolge ganz verschiedenartiger Bilder auf mich machte, kann man leicht errathen. Das Getön der Schritte, das Aufundabwogen der Volksmenge, das verwirrte Durcheinandersprechen versetzten mich in eine gleichsam trunkene Stimmung, welche die beste Vorbereitung zu den Festen des folgenden Tages, des ersten Oktobers, war. Diese Feste, welche seit 30 Jahren bestehen, sind nicht bloß dem Vergnügen gewidmet, sondern sie haben zugleich die Bestimmung, den Fortschritt der Industrie und des Ackerbaus zu befördern. Sogar die Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen wird hier belohnt.

Es schlug eilf Uhr, als ich mich auf den Weg nach dem großen Saale des Rathhauses machte. Derselbe ist im Style der ersten Jahre des 16ten Jahrhunderts gebaut und ringsherum mit Kopieen der Jagdgemälde aus dem Königlichen Museum geschmückt; Thiere von Snyders wechseln auf denselben mit Figuren von Rubens Hand. Ueber dem Saale wölbt sich eine blaue mit Sternen besäete Decke. Eine Schaar Jünglinge im Kostüme der Pagen des Mittelalters erwartete hier den Beginn der Festlichkeiten. Ein jeder trug ein gesticktes seidenes Banner mit dem Symbol seines Berufs. Man las darauf folgende Inschriften: Preis der Pferde, Preis der Stuten, Preis des Rindviehs, Preis der Gartenkunst. Um 12 Uhr wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben; die Musikanten stellten sich an die Spitze des Zuges und spielten muntere Lieder; sodann kam eine Abtheilung Soldaten, auf welche die Pagen folgten. In dieser Ordnung stieg der Zug die große Treppe des Rathhauses hinab und durchzog die Kaufinger-Straße. Die sich im Winde schaukelnden Fahnen gewährten einen herrlichen Anblick. Die von allen Seiten heranwogende Menge, welche die Soldaten zurückdrängten, bildeten gleichsam die Ufer eines Flusses, innerhalb welcher der Zug wie ein kleines Schiffsgeschwader mit ausgespannten Segeln dahinzog.

Da mir die Topographie der Stadt gänzlich unbekannt war, so konnte ich nichts Besseres thun, als mich vom Strome der Menge forttreiben zu lassen. Er führte mich nach der Theresien-Wiese, dem Schauplatze der Festlichkeiten. Es ist dies ein großer Raum, südwestlich von der Stadt gelegen. Auf dieser Fläche, welche man das Bayrische Marsfeld nennen könnte, finden die Pferderennen, Revuen und Feuerwerke statt. Ein Theil der Fläche war mit hölzernen Buden bedeckt, um welche herum eine unzählbare Menge von Tischen und Bänken aufgeschlagen war. Wandernde Krämer priesen ihre Waaren in schrecklichen Falsettönen an. Es war ein betäubendes Geschwirr und Gelärme. Der Zug hielt bei einem geräumigen Zelte an, welches auf der westlichen Seite der Ebene aufgerichtet war.

Da die Preise und die Fahnen erst um ein Uhr vertheilt werden, so stürzte die gesammte Menge in die Schenken. Diejenigen, welche in diesen keinen Platz mehr fanden, blokirten sie von außen. Ueberall herrschte die ungetrübteste Freude; das Bier schäumte in den Kannen, und die Gesichter der Trinkenden strahlten vor Wonne. Kein Zweifel, daß die Deutschen das trinklustigste Volk sind; das Glück erscheint ihnen nur in flüssiger Gestalt. Männer und Frauen, Tyroler und Bayern, vornehme Herren in Equipagen und ehrbare Bürger, Alle schlürften in begierigen Zügen den Nektar ein. Wenn die Deutschen Stämme die Griechische Mythologie erfunden hätten, so würden sie sicherlich Aphrodite aus dem Schaume einer Bierkufe haben hervorsteigen lassen. Daß die Bratwürste, Kalbskeulen, Schinken und Klöße keine untergeordnete Rolle spielten, kann man sich leicht denken.

Die Nachsicht, welche die Deutschen gegen ihren Körper üben, und die Größe ihrer körperlichen Bedürfnisse erklären zur Genüge ihren, man möchte sagen, angeborenen Hang zum Pantheismus.

*) Wir theilen dies abermals als Probe aus den Etudes sur l'Allemagne, von A. Michiels, mit. Unbemerkt dürfen wir nicht lassen, daß der Verfasser auf unbegreifliche Weise parteiisch gegen das (in der nachfolgenden Skizze nicht berührte) Münchener Kunstleben ist. Wir dürfen ihm dies weniger nachsehen, als die mitunter höchst seltsamen Schlüsse auf das Deutsche Volksleben, die er aus einzelnen Beobachtungen in Süddeutschen Bierschenken und Norddeutschen Studentenkneipen zieht. Solcherlei Verirrungen gehören einmal zu den Eigenthümlichkeiten der Französischen und Englischen Touristen, die, wenn sie nur, wie bei Herrn Michiels, mit gutem Willen und Empfänglichkeit für Deutsche Sitte verbunden sind, auch für unser Publikum etwas Pikantes haben können. D. R.

Die spiritualistischen Theorieen werden nie die ausschließliche Herrschaft über die Materie erlangen, welche mit so imposanten Streitkräften in den Kampf rückt. Nicht etwa, als ob unsere Nachbarn Materialisten wären; das ist durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil legen sie einen großen Werth auf die abstrakten Ideen; sie können sich einer leisen Anwandlung von Schauer nicht erwehren, wenn die Rede auf Gespenster kommt, und sie stellen die Poesie als ein junges träumerisches Mädchen dar, welches im Mondenschein vor der Thür seiner Hütte sitzt. Nicht minder begierig saugen sie den Duft ein, welcher aus den metaphysischen Blumenbeeten aufsteigt; nur ist es ihnen eben so bitterer Ernst mit den Rippstücken, dem Sauerkraut und dem Porto-Rico. Sie sind der Ansicht, — und wer wollte dieselbe nicht theilen! — daß der erhabenste Gedanke nicht recht fortkömmt, wenn der Magen leer ist. Die reizbaren Köpfe des Südens, welche der Wein bis zur Wuth entflammt und deren Gehirn eine zu reichliche Nahrung mit schweren Dünsten umzieht, mögen die Enthaltsamkeit für eine nothwendige Bedingung geistiger Anstrengungen halten; die kalten und feuchten Köpfe des Nordens bedürfen dieser Vorsicht nicht. Man trete nur in eine Schenke, ob man irgendwo Streit vernehmen wird, ob sich irgendwo eine Spur der Trunkenheit zeigt.

In den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander lassen sich ähnliche Wirkungen dieses ruhigen Temperaments wahrnehmen, dessen Auswallungen daher auch nicht sehr gefährlich sind. Man schildert uns die Deutschen als schmachtende Petrarka's, als Platonische Seladons, welche höchstens in einer Entfernung von 600 Schritten die Halskrause ihrer Angebeteten anzublicken wagen. Nichts ist unwahrer, und man könnte eher behaupten, daß sie sich öffentlich und ohne Scheu Handlungen gestatten, die bei uns Anstoß erregen würden. Uebrigens hat diese äußerliche Freiheit des Benehmens keine üble Folgen. Sie ist ein Sporn für die sonst ziemlich schläfrigen Sinne. Im Süden bedürfen diese des Zügels und des Gebisses und im Norden der Peitsche und der Sporen. Die Freiheit des Benehmens, welche im Blut des Italiäners fieberhafte Begierden entzünden würde, ist für einen Mecklenburger in keiner Weise gefährlich. Nichts scheint ihnen natürlicher, als ihren Neigungen zu folgen, und während die heißblütigen Völker des Südens in ascetischen Uebungen Trost suchen oder sich im Taumel der Wollust entnerven, bilden die Völker des Nordens beide Seiten des Lebens auf eine harmonische Weise aus.

Einige Tage vor meiner Ankunft in München erlebte ich ein merkwürdiges Beispiel von der Leichtigkeit, mit welcher sie von den körperlichen Genüssen zu einer geistigen Anregung übergehen oder umgekehrt. Ich trat in ein bescheidenes Wirthshaus zwischen Nürnberg und Ingolstadt. Es war ein großer, gelb angestrichener Saal, in dem alle Gegenstände einen festlichen Anstrich gewannen. Fröhliche Lieder erschallten, und ein wahrhaft Homerischer Tabacksrauch umhüllte den Aufwärter. Dabei fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf die Wand und spiegelten sich dort in weinröthlichen Farbenbrechungen ab, welche mit den Gesichtern der Trinkenden in vollkommenem Einklange waren. Plötzlich erschallte das Angelus, und augenblicklich trat die tiefste Stille ein. Es war wirklich der Mühe werth, zu sehen, wie diese noch kurz vorher so lärmenden und lustigen Menschen jetzt andächtig niederknieten, sich bekreuzten und die Hände zum Gebet falteten. Kein Laut entschlürfte ihren Lippen. Ich, der ich mit fast gottloser Gier eine Gänsekeule verschlang, konnte mich nicht enthalten, ihre Frömmigkeit zu bewundern. Nach einigen Minuten war die mahnende Stimme des Glöckleins verstummt, und nun verwandelten sich die Andächtigen wieder eben so rasch in frohe Zecher. Der Gesang begann von neuem, und die Hände verwirrten sich wieder zum losen Spiel mit einer schönen Nachbarin.

Diesen Gedanken nachhängend, mischte ich mich unter die Volkshaufen, welche die verschiedenen Holzbauten auf der Wiese umstanden. Dort waren die Gegenstände ausgestellt, denen die Richter den Preis zuerkannt hatten. Man sah ungeheure Kohlrüben, Riesenbirnen, Kürbisse, Kartoffeln, Ackergeräthschaften, Kasten voll vergoldeter Quasten und Cocons, welche die inländische Seidenzucht erzeugt hatte. Weiterhin waren Schranken aufgerichtet, innerhalb welcher die stattlichen Thiere standen, deren Besitzer ein Zeichen der Würdigung ihrer Bestrebungen erwarteten.

Unterdeß war die Zeit des Anfangs herangekommen. Die Sonne schüttete einen wahren Gluthregen über die Ebene aus, und am Himmel zeigte sich auch nicht das kleinste Wölkchen. Nun gaben die Trompeten das Zeichen, alle Augen richteten sich nach dem Zelte, und die Sieger in diesen friedlichen Kämpfen erfreuten sich ihres Triumphes unter den Augen ihrer Landsleute. Wie mochten die Herzen dieser guten Bauern schlagen, während man ihre Namen ausrief, welche die Zuschauer mit lautem Hurrah begrüßten! Vorzüglich erregte die Aufmerksamkeit ein alter Viehzüchter, welcher einen ungeheuren Ochsen hinter sich herzog, den die Griechen gewiß dem Olympischen Jupiter geopfert haben würden. Bekränzt mit Blumen, keuchte das Thier unter der Last seines eigenen Körpers einher und ließ von Zeit zu Zeit ein leises Grunzen ertönen, welches dem Rauschen eines Wasserfalls nicht unähnlich war.

Die Musik machte nun eine Pause, und man beendete in aller Eile die Vorbereitungen zum Wettlaufe, welcher jetzt stattfinden sollte. Sechzehn Bewerber hatten sich gestellt. Man darf indeß nicht glauben, daß sie die mindeste Aehnlichkeit mit unseren eleganten, in bunte Farben gekleideten Jockeys gehabt hätten; die meisten waren plumpe Bauerlümmel, welche auf ihren Thieren mehr hingen als saßen. Endlich wurden die Pferde losgelassen, und man kann sich kaum vorstellen, in welchen wunderlichen Verzerrungen sich die verschied Empfindungen, Furcht, Hoffnung, Neid, auf den Gesichtern der Re den abspiegelten. Als die Sieger am Ziele angelangt waren, nahm sie die für sie bestimmte Summe in Empfang; ein Jeder hatte sie eh verdient durch den reichlichen Stoff, welchen er der Lachlust Publikums gegeben.

Die Vertheilung der Preise war schon beendigt, als nach lauf einer Viertelstunde ein Reiter, der unwillkürlich an San Pansa erinnerte, auf einem elenden Klepper auf das Zelt zutra und den Lohn seiner Anstrengungen forderte. Allgemeines Gelä erhob sich, auf welches der gute Mann nicht wenig stolz zu schien, denn alle seine Kameraden zusammen hatten nicht ein sol Aufsehen gemacht wie er. Man gab ihm einen Kronenthaler.

Da die Dauer der Festlichkeit auf zwei Wochen festgesetz so hat man darauf Bedacht genommen, daß jeder Tag eine Belustigung bringe. Das Programm des Sonntags war je schöpft, und die Volksmenge zerstreute sich nach allen Richtungen um theils das naturgeschichtliche Museum, theils die Gemälde-Ga zu besuchen.

A. Michiels.

Mannigfaltiges.

— Neue Ausgabe von Calderon's Schauspielen. wir im vorigen Jahrgange des „Magazins" vor dem Scheibl Nachdruck des Calderon warnten, machten wir zugleich darauf merksam, daß die hiesige Nicolaische Buchhandlung eine neue feile und zum Theil retouchirte Auflage der Griesschen Uebersetz des Spanischen Dichters veranstalten werde. Seitdem haben auch Deutsche Gerichtshöfe, namentlich in Preußen und Bayern, Stuttgarter Ausgabe als gesetzwidrigen Nachdruck bezeichnet, Unternehmen ist an diesem so wie an dem Ausspruche der öffentlich Meinung völlig gescheitert, indem die Scheible'sche Buchhandlung klärte, daß sie dasselbe nicht fortsetzen werde. Inzwischen bleibt Deutsche Publikum doch dem Stuttgarter Spekulanten dafür pflichtet, daß es nunmehr einen überaus schönen und korrekten druck von vierzehn der besten Dramen Calderon's, übersetzt von als Meister in dieser Sphäre anerkannten Gries, für den gering Preis von $3\frac{1}{2}$ Thalern erhält.*) Das Ganze erscheint in Bänden, von denen uns der erste, welcher die Schauspiele „Das Leben ein Traum" und „die große Zenobia" enthält, bereits liegt und denen das in Stahl gestochene Bildniß Calderon's nach einem alten Spanischen Gemälde, beigefügt seyn wird. Zur Empfehlung dieser Ausgabe brauchen wir wohl nichts weiter zuzufügen, doch möchte es interessant seyn, ein Urtheil Goethe's kennen zu lernen, das dieser über die Griessche Arbeit in einem aus Jena vom 29. Mai 1816 datirten Privatschreiben an den Uebersetzer ausgesprochen. Es lautet dasselbe in der bekannten zierlichen und doch schlagenden Ausdrucksweise: „Sie haben mich aus dem regnichten Jena auf einmal in die heiterste Gegend geführt, und bis tief in die Nacht hat mich Ihr Calderon fest gehalten. Ich bewundere aufs neue dieses außerordentliche Talent und das mit desto mehr Behaglichkeit, als Sie uns Geist und so glücklich überliefern. In ein herrliches, meerumflossenes, blumen und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Hier besonders der Magus kräftig, und es ließe sich aus ihm der Zustand der Schule und Kirche, so wie der des Gemeinlebens Zeit, gar wohl entwickeln. Vielleicht gelingt mir etwas der wodurch auch Ihr trefflich Unternehmen gefördert werden könnte denn das Interesse des Deutschen Tages möchte wohl von dem Interesse jenes Zeitpunkts sehr verschieden seyn. — Noch Eins ich hinzu, daß mein Aufenthalt im Orient mir den trefflichen Calderon, der seine Arabische Bildung nicht verleugnet, nur noch werther macht; wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wieder findet und bewundert."

— Francesco Fortunelli. So heißt ein Knabe von Jahren, der jetzt in Italien durch sein außerordentliches Mal Talent Aufmerksamkeit erregt. Geboren in einem Dorfe bei Spo hat dieser Knabe nicht den mindesten Unterricht genossen; kaum er jetzt, nachdem bereits einige Sorgfalt auf ihn verwendet worden zu lesen und zu schreiben versteht. Aber schon als Kind von Jahren pflegte er die aus Pfefferkuchenteig gebackenen Thiere, die von Bekannten als Naschwerk bekam, mit Kreide nachzuzeichnen, er denn, da es ihm ausnehmend gelang, bald auch mit lebenden Mensch und Thieren versuchte. Natürlich war dabei an Kunst der Zeichnung durchaus nicht zu denken, aber seinem inneren Triebe folgend, ging er fortwährend vom Leichteren zum Schwereren über, bis die farbigen Bilder, die er nach den in einigen benachbarten Dorfkirchen befindlichen Gemälden malte, Aufsehen zu machen anfingen und endlich in der neuesten Zeit, während er bei seinen Aeltern das auf der Weide hüthete, das Mäcenat einiger wohlwollenden Männer erwarb, die ihm jetzt akademischen Unterricht ertheilen lassen. Bereits wollen einige leicht enthusiasmirte Italiänische Journale den künftigen Giotto und Raphael in ihm erblicken.

*) Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. Gries. Zweite durchgesehene Ausgabe. Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1841.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 9. März 1840.

Dänemark.

Aus dem Bilderbuche des Mondes.

Von Andersen.*)

Es ist doch wunderbar! wenn ich am allerwärmsten und besten fühle, dann ist es, als wenn mir Hände und Zunge gebunden wären, und ich kann es so nicht wiedergeben, so nicht aussprechen, wie ich es hier im Innern habe; und doch bin ich ein Maler, das sagt mir mein Auge, das erkennen sie auch Alle an, die meine Skizzen und Blätter sehen.

Ich bin ein armer Tropf, ich wohne da drüben in einer der schmalsten Straßen, aber Licht mangelt mir nicht, denn ich wohne hoch oben mit der Aussicht über alle Dächer. Die ersten Tage, als ich hier in die Stadt gekommen war, da war mir Alles so eng und einsam; statt des Waldes und der grünen Hügel hatte ich jetzt nur die grauen Schornsteine zum Horizont. Nicht einen Freund hatte ich hier, nicht ein bekanntes Gesicht grüßte mich.

Eines Abends stand ich recht betrübt an meinem Fenster; ich öffnete es und sah hinaus. Ach, wie froh ward ich! ich sah ein Gesicht, welches ich kannte, ein rundes freundliches Angesicht, meinen besten Freund von drüben aus meiner Heimat: es war der Mond, der liebe alte Mond, unverändert derselbe, gerade so wie er aussah, wenn er dort durch die Weidenbäume am Sumpfe zu mir hindurchblickte. Ich warf ihm Küsse mit den Fingern zu, und er schien gerade in meine Kammer und versprach, daß er jeden Abend, wenn er oben wäre, ein wenig zu mir hineinsehen wollte; das hat er auch seitdem redlich gethan, schade, daß er nur so kurze Zeit bleiben kann. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir Ein oder das Andere, was er die Nacht vorher oder denselben Abend gesehen hat. „Male nun das, was ich Dir erzähle", sagte er bei seinem ersten Besuch, „so sollst Du ein recht artiges Bilderbuch bekommen." Das hab' ich auch jetzt schon viele Abende gethan. Ich könnte ein neues „Tausend und eine Nacht" in Bildern auf meine Weise geben, das möchte aber wohl zu viel werden; die, welche ich gebe, sind nicht gewählt, sondern kommen so, wie ich sie gehört habe; ein großer genialer Maler, ein Dichter oder Tonkünstler mag mehr daraus machen, wenn er will; was ich zu zeigen habe, sind bloß leichte Umrisse auf dem Papier und dazwischen meine eigenen Gedanken, denn es geschah nicht jeden Abend, daß der Mond kam, es waren oft eine oder ein paar Wolken im Wege.

Erster Abend.

„Die letzte Nacht", dies sind des Mondes eigene Worte, „glitt ich durch Indiens klaren Himmel und spiegelte mich im Ganges. Meine Strahlen suchten durch das dichte Gehege zu dringen, welches die alten Platanen flechten, die sich so zusammenwölben, wie die Schale der Schildkröte. Da kam aus dem Dickicht ein Hinduisch Mädchen, leicht wie die Gazelle, schön wie Eva; es war etwas so Luftiges und doch so üppig Festes an der Tochter Indiens; ich konnte den Gedanken durch die feine Haut sehen. Die dornigen Lianen ritzten ihre Sandalen, aber sie schritt rasch vorwärts. Das reißende Wild, das vom Flusse kam, wo es seinen Durst gelöscht hatte, sprang scheu vorüber, denn das Mädchen hielt in der Hand eine brennende Lampe. Ich konnte das frische Blut in den feinen Fingern sehen, die sich zu einem Schirm für die Lampe rundeten. Sie näherte sich dem Flusse, setzte die Lampe auf den Strom, und die Lampe segelte hinab. Die Flamme flackerte, als wenn sie erlöschen wollte, aber sie brannte doch, und des Mädchens schwarze, blitzende Augen folgten ihr nach mit einem Seelenblicke, aus den langen Seidenfranzen der Augenlieder hervor; sie wußte, daß, wenn die Lampe brannte, so lange sie dieselbe mit ihren Augen erspähte, so lebte ihr Geliebter noch, aber verlöschte sie, dann war er todt. Und die Lampe brannte und zitterte, und ihr Herz brannte und zitterte; sie sank auf ihre Kniee und sprach ein Gebet. Neben ihr lag im Grase die feuchte Schlange, aber sie dachte nur an Brahma und an ihren Bräutigam. „Er lebt!" jubelte sie laut, und von den Bergen hallte es wieder: „Er lebt!"

Zweiter Abend.

„Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her", sagte der Mond, „daß ich hier einmal in Kopenhagen in eine Stube armer Leute zum Fenster hineinschaute. Vater und Mutter schliefen, aber das kleine Söhnchen schlief nicht. Ich sah, wie die geblümten kattunenen Bettvorhänge sich bewegten und das Kind sein Köpfchen hervorstreckte und sich umsah; ich glaubte zuerst, es blicke auf die Bornholmsche Wanduhr; die war auch so bunt mit Grün und Roth bemalt, oben saß ein Kukuk, unten hingen die schweren Bleigewichte, und der Perpendikel mit der glänzenden Messingplatte ging hin und her „tick, tack!" aber das war es nicht, worauf das Kind blickte; nein, der Mutter Spinnrädchen war es, welches dicht unter der Uhr stand. Das Rädchen war dem Knaben das liebste Stück im ganzen Hause, aber er durfte es nicht anrühren, bei Strafe, eins auf die Finger zu bekommen. Ganze Stunden, wenn die Mutter spann, konnte er da sitzen und auf die schnurrende Spindel und auf das drehende Rad sehen, und dabei hatte er seine ganz eigenen Gedanken. Ach, dürfte er doch auch an dem Rädchen spinnen! Vater und Mutter schliefen, er sah nach ihnen hin; er sah nach dem Spinnrädchen, und nach und nach streckte er ein kleines nacktes Füßchen aus dem Bette hervor, und dann noch ein nacktes Füßchen, nun kamen die Beinchen; bums! da stand er auf der Diele. Er wendete sich noch einmal, um nachzusehen, ob auch Vater und Mutter schliefen; ja, das thaten sie; und da ging er leise, ganz leise, nur in seinem kleinen kurzen Hemdchen, zum Spinnrädchen hin und fing an, zu spinnen; die Schnur ging jetzt los und nun lief das Rad viel hurtiger. Ich küßte sein blondes Haar und seine hellblauen Augen; das war ein herrlich Bildchen. Die Mutter wachte jetzt auf, die Vorhänge bewegten sich, sie sah heraus und dachte an die Nixe oder einen anderen kleinen Kobold. „In Jesu Namen", sprach sie und stieß in der Angst ihren Mann in die Seite. Er schlug die Augen auf, rieb sie mit der Hand und erblickte das kleine arbeitsame Bübchen. „Das ist ja Bertel", sagte er."

„Mein Auge wandte sich nun von der kleinen Stube hinweg — ich sehe ja so weit umher! — ich sah in demselben Augenblick in die Säle des Vatikans, wo die Marmor-Götter stehen, ich bestrahlte Laokoon's Gruppe, der Stein schien zu seufzen; ich drückte meinen stillen Kuß auf die Brust der Musen, ich glaube, sie hob sich. Doch am längsten weilten meine Strahlen auf der Nilgruppe, auf dem kolossalen Gotte. Sich auf die Sphinx stützend, lag er so gedankenvoll träumend da, als dächte er an die hinrollenden Jahre; die kleinen Amorinen spielten um ihn ihr Spiel mit den Krokodillen; im Horne des Ueberflusses saß mit zusammengelegten Armen und auf den großen weisen Flußgott schauend ein ganz kleiner Amor, fast ein kleines Bild von dem kleinen Knaben am Spinnrädchen, es waren dieselben Züge; lebendig und lieblich stand hier das kleine Marmorkind, und doch hat über Tausende Male sich das Rad des Jahres gedreht, seit es aus dem Steine hervorsprang. Gerade so viele Male, als der Knabe in der armen Stube das Spinnrädchen drehte, hat das große Rad geschnurrt und schnurrt noch, ehe das Zeitalter Marmor-Götter schafft, wie diese."

„Siehe, das ist schon viele Jahre her! Gestern nun", fuhr der Mond fort, „sah ich in eine Meeresbucht auf der Ostküste von Seeland hinab: dort sind herrliche Wälder, hohe Uferränder, ein alter Herrensitz mit rothen Mauern, Schwänen im Wallgraben und eine kleine Hafenstadt mit ihrer Kirche zwischen den Aepfelgärten. Eine Menge Boote, alle mit Fackeln, glitten über die ruhige Wasserfläche hin; es war aber nicht, um Aale zu stechen, weshalb die Fackeln leuchteten, nein, Alles war festlich! Musik erklang, ein Lied ward gesungen, und mitten in einem Boote stand er, dem sie huldigten: ein hoher kräftiger Mann in einem schwarzen Mantel; er hatte blaue Augen und lange weiße Haare. Ich kannte ihn und dachte an den Vatikan mit der Nilgruppe und allen Marmor-Göttern, ich dachte an die kleine arme Stube, ich glaube, es war in der Grönnegade, wo der kleine Bertel im kurzen Hemdchen saß und spann. Das Rad der Zeit hat sich gedreht; neue Götter sind aus dem Steine hervorgestiegen. — Aus den Booten ertönte ein Hurrah, ein: „Hurrah für Bertel Thorwaldsen!"

Dritter Abend.

„In dem kleinen Gäßchen hier dicht neben bei, das so schmal ist, daß ich meine Strahlen nur eine Minute auf die Mauer des Hauses gleiten lassen kann, aber in dieser Minute genug sehe, um

*) Dem Verfasser der Romane „Nur ein Geiger" und „O. T." — Die Meisterstücke einer dichterischen Prosa, die wir hier dem Dänischen Poeten entlehnen, bieten so herrliche Mondschein-Scenen dar, daß wir uns nicht wundern würden, sie nächstens als Stoffe unserer um solche Gegenstände oft verlegenen Maler behandelt zu sehen. D. R.

die Welt zu kennen, die sich hier rührt, sah ich ein Weib: Vor sechzehn Jahren war sie ein Kind; draußen auf dem Lande in dem alten Garten des Pfarrhofes spielte sie. Die Rosenhecken waren alle längst überständig und ganz ausgeblüht, sie wuchsen wild in die Gänge aus und schossen lange Zweige zu den Aepfelbäumen empor; nur hie und da saß noch eine Rose, doch nicht so schön, wie die Königin der Blumen es seyn kann. Farben hatten sie wohl noch, Duft hatten sie auch noch; aber des Predigers kleines Töchterchen schien mir eine weit schönere Rose; sie saß auf ihrem Schemel unter der wild wachsenden Hecke und küßte die Puppen mit den eingedrückten Pappwangen. Zehn Jahr später sah ich sie wieder; ich sah sie in einem prächtigen Ballsaal, sie war des reichen Kaufmanns schöne Braut. Ich freute mich bei ihrem Glücke und suchte sie an den stillen Abenden auf; ach, Niemand denkt an mein helles Auge, meinen sicheren Blick! Meine Rose wuchs auch mit wildem Schusse, wie die Rosen im Pfarrgarten! Das Alltagsleben hat auch seine Tragödie, gestern sah ich den letzten Akt. In dem engen Gäßchen, todeskrank lag sie auf dem Bette; und der böse Wirth, rauh und kalt, ihr einzigee Beschützer, riß den Vorhang zur Seite: „Steh auf", rief ee, „Deine Wangen sehen abschreckend aus, putze Dich! schaffe Geld, sonst werfe ich Dich auf die Straße! erhebe Dich im Augenblicke." — „Dee Tod ist in meiner Brust!" sagte sie, „o, laßt mich ruhen!" Und er riß sie auf, malte ihre Wangen, flecht Rosen in ihr Haar, setzte sie ans Fenster, das beennende Licht dicht dabei, und ging fort. Ich blickte auf sie hin; sie saß unbeweglich, die Hand fiel ihr in den Schooß, das Fenster schlug vom Winde zurück, daß eine der Scheiben zerbrach, aber sie saß still, die Gardine wehte wie eine Flamme um sie; sie war todt. Aus dem offenen Fenster predigte die Todte Moral, meine Rose aus dem Garten des Pfarrhofes."

Rußland.

Die Talgsiedereien der Steppen am Pontus.

(Schluß.)

Das Schlachten geschieht, weil es bei der Menge der Opfer schnell vor sich gehen muß, auf eine sehr grausame Art. Es wäre zu viel Zeit und zu viel Mannschaft dazu nöthig, wenn man jeden Ochsen einzeln zu Boden reißen und ihm dann das Garaus machen wollte, wie es unsere Schlächter thun. Die Thiere bleiben daher alle ledig und ungebunden, und jene 8 Stulpenstiefel gehen mit ihren langstieligen Beilen zwischen ihnen herum und versetzen ihnen der Reihe nach einem jeden einen Hieb auf das Kreuz. Die Rückensäule, an die bei allen Vierbeinen das ganze übrige Bauwerk des Leibes eingelenkt ist, wie am Kiel das Schiff, bricht ein, nnd der gute Fußschleifer knickt sämmeelich zusammen. Freilich sträuben und drängen sich die Ochsen; aber die Leute treffen sicher, und Hieb auf Hieb sinkt einer nach dem anderen ächzend hin, bis alle dreißig, schnaubend und brüllend, bei lebendigem Leibe in zwei Theile zerhauen, auf dem Boden liegen. In diesem Zustande sind sie ganz leicht zu handhaben; denn die Vorderbeine können mit den geteennten Hinterbeinen nichts mehr anfangen. Aber es dauert doch oft noch lange, bis alle von den Qualen des Todeskampfes erlöst sind.

In den Lenden und auf dem Rücken hat der Ochse wenig Fett. Und es werden ihm hier daher, nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen ist, 3 bis 4 Pud *) Fleisch herausgelöst, die man auf dem Basar zur Speise verkauft, das aber die Wohlhabenden nicht gern nehmen, weil dee Schlag auf den Rücken eine Anschwellung und Verderblichkeit des Fleisches verursacht. Das Uebeige aber wied zerhackt und zerhauen, das Gehirn und die Knochen aufgeschlagen, und Alles wandert sammt und sonders in die Siedekessel. Mit Ausnahme der Intestina, die aufs Gehoft kommen und dort theils an die zur Mastung gehaltenen und beständig den Bluthof durchwühlenden Schweine verfütteet, theils an arme Bettler, welche beständig die Ssalgans umschwärmen, verschenkt oder von Schaaren von Hunden und Raubvögeln geraubt werden.

Der Siedekessel giebt es in jedem Ssalgan 4 bis 6, und ein jeder kann seine 10 bis 15 Ochsen fassen. Man hat zuvor etwas Wasser in die Kessel geschüttet, damit die Suppe nicht anbrenne. Es sammelt sich das Fett bald klar und rein oben auf und wird in große Kübel oben abgeschöpft. Erst aus diesen kommt es in die Gefäße, in denen es verschifft werden soll, und die gleich den ersten glühenden Guß des siedend heißen Talgs nicht aushalten würden. Dies erste Fett ist das schönste, rein und weiß, und was etwa noch Schmutziges daran seyn sollte, setzt sich in den Kübeln ab. Die zweite Sorte, die schon gelblicher ist, gewinnt man, indem man noch mehr nachheizt und das Fleisch noch stärker zerkocht. Nur diese beiden besten Qualitäten kommen in den Welthandel. Sie werden theils in Tonnen gegossen, größtentheils aber wieder zurück in die Häute, aus denen sie kamen, weil es gewöhnlich an Tonnen fehlt. In diesem letzten Falle nähen sie das Ochsenfell überall wieder zu, wo sie es früher aufgeschnitten haben, und lassen nur die Beine bei den Knieen, wo sie abgeschnitten sind, offen. Durch eines dieser Beinlöchee wird dann das Talg eingetrichtert und durch die anderen nachgefüllt. Diese Talgochsen, die in den Ssalganen immer herumstehen und liegen, wie Mumien, kommen denn so in den Handel.

In dem Fleisch- und Knochen-Muse im Kessel bleibt indeß noch viel Fett stecken, welches man durchs bloße Kochen nicht herausbringt. Man hat dazu Peessen im Gehöfte, durchlöcherte Kasten, in welche man den ganzen Brei schüttet, und die alsdann Schrauben und Gewichte herabdrücken. Was hier noch herausläuft, ist dann die schlechteste Sorte Talg, braun, fast schwarz. Diese wird gar nicht ver[…] sondern in Zuckerhutform gegossen und so an die Seifensieder […] zum Wagenschmieren in der Stadt verkauft.

Von allen diesen 3 Talgsorten zusammen giebt ein Ochse […] gefähr 7—8 bis 10 Pud, und das Pud kostet 11 — 12 bis 15 […] Man ist, wie gesagt, immer sehr begierig, es zu kaufen; denn […] ein Handels-Artikel der immer frischen Abgang hat. Die Kauf[…] daher und ihre eleganten Diener — ich denke hier insbesondere […] die großen Talgsiedereien von Odessa — drängen sich beständ[…] den schmutzigen Ssalgan zwischen den blutigen Rindermördern […] und schreien nach Talg. In dem Comtoire des Kassirers, […] zwischen Haufen von Banknoten und zwischen Massen von Geld[…] als wäre nur eben Talg darin, sitzt, gebt es beständig aus […] und die Blutgelder rollen herüber und hinüber. Hier empfängt der […] walter eines Guts sein Pachtgeld für die Weide des Sommer[…] dort wied den Arbeitern ihr Sold bezahlt — man schließt Kon[…] ab mit Viehhändlern auf Lieferung von so und so viel hundert Oc[…] und ein Kaufmann, dee dabei steht, zahlt schon im voraus den […] Preis, um sich des Talges fürs nächste Jahr zu versichern — […] Kolonist wünscht 200 Schweine im Hofe des Ssalgans fett zu m[…] und zahlt dafür seine 200 Rubel, freilich bekommt er nur ein […] Schweine-Fett, doch füttert er später noch mit Korn nach und […] die gelbe Farbe wiedee heeaus — Griechen aus Konstantinopel […] men und kaufen, ganz wie zu den Zeiten, als Olbia noch […] gesalzene Häute füe Griechenland, die in Odessa, dem Olbia […] Tage, nicht gegerbt werden können wegen Mangel an Wasser — ein reicher Edelmann tritt ein und pachtet den ganzen Ssalgan […] sammt den Kesseln, Pressen und Arbeitern auf ein paar […] weil er gern 800 bis 1000 seiner Ochsen das Talg ausbrühen […] und keinen eigenen Ssalgan besitzt — ein Schweinehirt kauft […] Fuder ausgepreßtes Fleisch à 30 Kopeken (3 Silbergroschen), […] damit seine Grunzer in den Steppen zu mästen. — Kurz, hier […] alle mögliche Klassen von Menschen aus und ein, die wie die […] schwäeme sich etwas Gewinnst von den geschlachteten Thieren […] schnappen möchten — Seifensieder, die sich einige tausend Stück […] brauntalgnen Zuckerhüte erhandeln — Drechsler, welche die Hörner des Ochsen gern so billig als möglich hätten — Riemer, die a[…] seine Haut reflektiren — Commissionaire der Türkischen Ca[…] die unmittelbar aus den Talgquellen selber das Beste schöpfen möch[…] das in ihren Landen nicht der Flamme, sondern den Menschen […] Nahrung dienen soll — Juden, die aller Welt dienen und […] und geschäftig mitwirken, den Ochsen das Fell vom Leibe […] schaffen. Kurzum so stark das Sterben im Innern, so groß ist […] Leben im Vorhause. Zwischen die Menschen mischen sich noch […] gere Thiere. Das hundsgemeine Hundegeschlecht der Steppe, […] zottigen, langhaarigen, gierigen Ostscharki, die abwechselnd den […] verfolgen und sich mit ihm mischen, kommen schaarenweise […] und deängen sich, durch Blutgier dreist gemacht, zwischen die Mensch[…] in die Gehöfte und Schlachträume, erschnappen und rauben, wo […] können, reißen einem armen Bettler die Leber oder Ochsenfüße […] die ee geschenkt bekam, oder überfallen einen mit ausgepreßtem Fleisch beladenen Wagen und saufen an den widerlichen Blut[…] beunnen, in die man das Ochsenblut zum Verwesen ablaufen […] Während man sie im Sommer nur einzeln und mager an de[…] Mauern der Ssalganen herumschleichen sieht, um sich an den […] bliebenen Fleischgerüchen und der Hoffnung auf den Herbst zu […] laben, sind sie jetzt dick und fett und laufen mit ganzen […] davon in die Steppe, wo sie sich darum zanken und reißen. […] zahlreicher sind die großen weißen Seemöven, die in einem […] ähnlichen Gewande ein geiergleiches Herz verbergen. Sie […] zu großen Haufen in den Gehöften und in der Nachbarschaft […] Ssalgans, und sie, die Weißgefiederten und von dee Natur so ele[…] bekleideten, schleppen sich mit den Eingeweiden der Ochsen her[…] und da sie immer nur die graue Woge des Meeres in flatterhafter Wildheit schlugen, werden sie jetzt, von geiler Gier hingerissen, […] dreist und furchtlos, daß sie sich mitten unter die Arbeiter begeben. Wenn man sie aufjagt, erheben sie sich, um nur 2 Schritt da[…] wie matte Fliegen im Herbst, wieder niederzufallen. Man […] kaum denken, daß ein Thier sich so entthieren könnte. Wenn sie […] vollgefressen haben, so fliegen sie hinaus in die Steppe, wo man […] dann zu Tausenden, wie Blumen im Felde, versprengt sitzen sieht, […] im Gefühl der Sättigung, unbeweglich auf demselben Fleck, nur […] und wann den Flügel lüpfend und sich mit einsylbigem Geschrei […] ander antwortend.

So kräucht's und wirthschaftet es hier auf dem Boden durch einander, während die Luft noch mit dem widerlichen Geschmeiß der Insekten erfüllt ist, das immer wieder von neuem aus dem mit Blut geteänkten Boden wie von selbst ersteht und das nur ein wohlthätiger Oktober-Regen oder ein November-Sturm bändigen kann.

Ein Arbeiter in den Ssalgans verdient bei allen seinen unappetitlichen Geschäften seine appetitlichen 70—80 Rubel monatlich, außer der Rahrung, die er ohnedies frei hat, und da das Ganze jedes[…] 2—3 Monate dauert, September, Oktober, November, so finden sich Leute genug, die dafüe ein Paar hundert Rubel gern in die Tasche stecken. Die 7 Ssalgans, welche sich in dee Nähe von Odessa befinden, mögen jährlich ihre 25,000 Ochsen abbrühen, zu denen dann noch unzählige Schafe kommen. Auch bei Cherson, Taganrog, Nikolajew, Saeatoff, Kischenew u. s. w. giebt es solche große Ssalgans. Auch große Gutsbesitzer, die viele große tschereda's *) auf ihren Steppen weiden, haben ihre eigenen Ssalgans, und überall […] ganz Süd-Rußland wird auf die besagte gräuelvolle Weise an der Talglicht-Erleuchtung von ganz Europa gearbeitet.

---

*) à 40 Pfund.

*) So heißen die Ochsenheerden in den Steppen.

Solche blutige und schmutzige Wege also mußte diese weiße, ruhig flammende Kerze wandern, ehe sie so sanft und schmerzenlos auf unserem Tische zu unserer Augen Frommen dahinsterben konnte!

Frankreich.

Die Journale der Römer.

So heißt ein kürzlich von dem Französischen Akademiker Joseph Victor Leclerc herausgegebenes Werk. Welche Surrogate — denn etwas Anderes wird man hier wohl kaum zu finden erwarten — dieser unsere Zeit beherrschenden Macht unter der angegebenen Benennung zusammengefaßt sind, erfahren wir aus einer Kritik Sainte-Beuve's in der „Revue des deux Mondes". Dieser sind indeß noch einige Bemerkungen des geistreichen Kritikers über Gelehrsamkeit und Gelehrte, so wie über den Standpunkt des Studiums der Römischen Geschichte, vorangeschickt, welche ebenfalls nicht ohne Interesse seyn dürften und welche wir deshalb vorangehen lassen.

Die Gelehrsamkeit hat wenige kompetente Richter unter der Sonne. Um sie nach ihrem wahren Werthe zu würdigen, müßte man sie in Händen halten und sie zugleich aus einer gewissen Entfernung betrachten. Hat man sich derselben genähert und alle Einzelheiten sich zu eigen gemacht, so gehört man zum Handwerke, so hat man sich gleichsam an der Leimruthe gefangen und kann sich nicht wieder losmachen. Man nimmt die Gewohnheiten, die Verschlossenheit, die Aengstlichkeit und die Verachtung der Zeichendeuter gegen die Ungeweihten an. Um über Gelehrsamkeit urtheilen zu können, müßte man Gelehrter seyn, und dann auch wo möglich noch Schöngeist und Philosoph, um nicht die Ideen ganz zu verabsäumen, was die Gelehrsamkeit nur zu häufig thut. Aber die Schöngeister bleiben nur zu häufig auf der Mitte des Weges stehen, während die Philosophen mit einem kühnen Satze über die Schwierigkeit hinwegspringen. Die Gelehrten halten fest zusammen, befehden sich, loben sich und citiren sich, so daß selbst der gebildete Theil des Publikums nicht recht weiß, woran er ist.

Die Gelehrsamkeit, so weit darunter ihr ernster und thatsächlicher Theil verstanden wird, ist eben so spezielles Wissen geworden, wie die Chemie. Bei der Erörterung eines historischen oder literarischen Gegenstandes erlaubt sich ein wahrer Gelehrter eben so wenig einen Seitensprung, wie der Chemiker eine Metapher. So kömmt es häufig genug, daß nützliche Aktenstücke unverstanden aufgeschichtet werden. In der Gelehrsamkeit ist das Werk oft mehr werth als der Meister. Ein besonnener, arbeitsamer und ausdauernder Geist kann es weit bringen. Joubert hat sehr wahr gesagt: „Die gemachten Gelehrten gleichen den künstlichen Mineralwassern, welche in Tivoli fabrizirt werden. Sie haben Alles, nur nicht die Natürlichkeit. Zuweilen nutzen sie wohl, aber ihre Kraft verflüchtigt sich schnell. Ihr Werth liegt nur in ihrem Nutzen, nicht in ihrem Wesen." Wie viele solcher künstlichen Gelehrten, die nur nutzen, aber nichts Originelles und Schöpferisches haben, findet man nicht in jeder Akademie! Sie haben Alles erlernt, selbst den Geist. Und wenn es nur noch viele solcher gäbe!

Gewiß wäre es eine belustigende Sache, in unserer Akademie der Inschriften die ihrem Wesen nach gelehrten Männer von den künstlichen Gelehrten zu scheiden. Es wäre eine große Verwegenheit, aber wir leben einmal in einer verwegenen Zeit. Die Gelehrten sind bis jetzt noch gut weggekommen: man achtet sie. Eine gewisse Atmosphäre der Langenweile umgiebt sie und hüllt sie in einen undurchdringlichen Nebel. Die freche Tages-Kritik hat sie noch verschont; unsere Leichtfertigkeit schützt sie. Einige stereotype Epigramme auf den ehrenwerthen Raoul Rochette, so wie einige Witzwörter Courier's, welche wie fertige Etikette an einige Namen geklebt werden, abgerechnet, läßt man die fleißigen Sammler, die so selten schöpferischen Geister und die Tagelöhner der Wissenschaft in Ruhe. Die Methode ist ja scheinbar dieselbe, und man bringt sie Alle unter einen Hut. Es wäre indeß wohl der Mühe werth, die Gelehrten, welche Ideen haben, aufzuspüren und sie dem Publikum anzugeben. Letronne ist ein solcher; er hat kritische Erfindungskraft, eine nachspürende und zerstörende Erfindungskraft. Wenn er unbestimmten traditionellen Ansichten mit einem festen Nein entgegentreten, wenn er die Falschheit einer chronologischen Bestimmung nachweisen, wenn er einen hellenisirenden Juden auf frischer That ertappen, wenn er eine Sündfluth austrocknen oder die Memnons-Säule zum Schweigen bringen kann, so ist er mit sich selbst zufrieden. Auch Fauriel hat Erfindungskraft; er wagt sich niemals in das Gebiet der Geschichte und Literatur hinaus, ohne etwas Neues und Unerwartetes mitzubringen.

Das Werk von Leclerc, welches im Schoße der Akademie entstand, ist bald ins Publikum gedrungen. Schon die Wahl des Stoffes hatte einen pikanten Reiz, und die Journale haben sich alle beeilt, dasselbe bekannt zu machen, weil es ihren Stammbaum vergrößerte. In Betreff der Genealogie ist man nicht allzu wählig, und man hat daher nicht lange gefragt, was der Name „Journale" im alten Rom eigentlich bedeute; man hat kaum beachtet, daß eigentlich nur der zweite Theil des Buches sich hierauf bezieht.

Der erste Theil behandelt die Annales Pontificales und bezweckt, den ersten Jahrhunderten der Römischen Geschichte wieder diejenige Glaubwürdigkeit zu geben, welche ihnen Niebuhr's und seiner Nachfolger Arbeiten geraubt hatten. In der That, wenn der Beweis gelingt, daß schon in den ersten Jahrhunderten der Römischen Geschichte der Pontifex Maximus in seinem Hause die denkwürdigsten Vorfälle auf einer geweißten Tafel aufzeichnete, wenn ferner diese hölzernen oder steinernen Tafeln niemals völlig zerstört wurden, wenn dieselben von den Geschichtschreibern zu Rathe gezogen wurden, so würde wohl daraus folgen, daß die Ursprünge der Römischen Geschichte weniger bezweifelt werden dürften, daß den Volksdichtungen und den epischen Sagen ein geringeres Gewicht einzuräumen wäre, als Niebuhr gethan hat.

Livius vorzüglich hat zu den Zweifeln Anlaß gegeben, indem er im Anfang seines sechsten Buches sagt: „Bis hierher ist unsere Geschichte ziemlich dunkel. Anfangs schrieb man wenig, und dann gingen fast alle Erinnerungen, welche in den Denkschriften der Pontifices und in den anderen öffentlichen Denkmälern bewahrt wurden, bei dem Brande Rom's unter — pleraque interiere." Diese Stelle ist die Quelle des Zweifels. Leclerc bemüht sich nun, durch eine Menge Stellen aus Polybius, Dionys von Halikarnaß, Cato, Cicero und selbst Livius die Bresche wieder auszufüllen, durch welche die Deutschen Skeptiker hereinstürzten.

In Frankreich hat man es gern, daß die Ideen, wie die Weine, aus der Fremde wieder ins Land kommen. Eine kleine Reise übers Meer oder über den Rhein ist in beiden Beziehungen sehr zuträglich. So geht es schon lange mit kleinen und großen Dingen. Vor Wathely hatte Dufreny in der Gartenkunst den sogenannten Englischen Geschmack aufgebracht; er wurde wieder aus England geholt, eben so wie wir an Beaufort und Pouilly erst durch Niebuhr erinnert wurden und Richard Simon durch Strauß wieder zu uns zurückkehrte. Die Ideen gewinnen bei solchen Wanderungen. Um bei Niebuhr stehen zu bleiben, so scheint er jetzt geschlagen zu seyn, und doch ist er es vielleicht nicht so sehr, wie man glaubt. Sein Etruskisches Rom hat wenig Glück gemacht, und man lacht über seine großen Lateinischen Epopöen. Aber nicht minder macht man sich über die alten Fabeln lustig, und man springt sehr leicht mit Livius um; ja man sagt wohl gar, sein pleraque interiere" sey die Ausrede eines klugen Rhetors, der die Mühe des Geschichtschreibers scheue. Würde man so von Livius reden, wenn Niebuhr nicht gewesen wäre?

Ein Deutscher Gelehrter, Doktor Hermann Reuchlin, sagte einst zu mir: „Ihr Katholiken, wenn Ihr auf die Erforschung und Erkenntniß einer Thatsache ausgeht, kommt mir immer wie eine Kriegsschaar vor, die unter dem Schutze der Kanonen einer Festung einen Ausfall macht und nicht über dieses Gebiet hinauszugehen wagt. Wir Protestanten greifen dagegen mit dem Bajonette an." Ich hätte ihm antworten können: „Ich fürchte, daß, wenn Ihr siegt und den Feind verjagt, Ihr Euch auf demselben Platz befinden werdet, den er einnahm." E. Quinet hat dies von den Theologen nachgewiesen, welche, ohne es zu wollen, Strauß vorgearbeitet haben. In unserem Jahrhundert ist ein Jeder mehr oder weniger Protestant, das heißt, nach langen Kämpfen mit dem Gegner läuft man immer Gefahr, neben ihm sein Lager aufzuschlagen. Die philosophischen Kritiker dringen zu weit vor, während die verständigen den Weg bahnen; die richtige Mitte geht verloren. Der Erfolg der literarischen und poetischen Revolutionen besteht meistentheils in nichts Anderem, als daß man seinem Gegner gewisse Resultate aufzwingt, während man selbst geschlagen scheint. Niebuhr's Niederlage auf dem Aventinus kömmt mir wie Lafayette's im Jahre 1830 vor; Beide haben viel erlangt. Die kühnen Geister gleichen einem einherstürzenden Gießbache. Die Leute, welche sich in die alte Idee eingewohnt haben, werden unwillig und suchen Schutzwehren aufzurichten. Aber nur Geduld! das Toben der Gewässer geht vorüber, und dann ist es Zeit, das Zerstörte wiederherzustellen. Wir Uferbewohner wollen nicht zu sehr auf die Gießbäche schelten; wenn die erste Wuth ausgetobt hat, schwemmen sie fruchtbares Land an die Ufer.

Man mag sich immerhin gegen Niebuhr's übertriebene Kritik auflehnen, nur verkenne man nicht das Wahre, was derselben zu Grunde liegt. Was würde herauskommen, wenn man versuchen wollte, einige alte Chroniker aus der Zeit Gregor's von Tours oder die großen Chroniker von Saint-Denys, die Leclerc mit den Annales Pontificales vergleicht, durch ein Vielleicht Voltaire's oder Anquetil's wieder zu Ansehen zu bringen! Bei den Römern betrachtete man die Annalen wie bei uns die alten Chroniken; man machte sich über sie lustig, man führte sie an, ohne sie gelesen zu haben. Außerdem weiß man auch nichts Genaues über die Zeit und die Art der Umwandlung der Annalen, welche zuerst auf Holz oder Stein geschrieben waren und dann als Bücher erschienen. Diese Veränderung mußte nothwendigerweise früher oder später eintreten. Denn was sollte man mit allen diesen hölzernen oder steinernen Tafeln anfangen? Sie waren natürlich sehr kurz gefaßt, aber dennoch mußten sie einen ansehnlichen Raum einnehmen, wenn sie alles das enthielten, was uns aus den ersten Jahrhunderten berichtet wird. Wer wurde aber beauftragt, diese Inschriften in Bücherform zu bringen? Welche Bürgschaft seiner Gewissenhaftigkeit haben wir? Zu welcher Zeit geschah es?

Der zweite und anziehendste Theil des Werkes beschäftigt sich mit den Journalen der Römer. Der Verfasser des genannten Werkes sucht sie direkt an die Annalen der Pontifices anzuknüpfen. Seiner Ansicht nach, erschienen von der Zeit an, wo die Annalen aufhörten, tägliche oder doch ziemlich häufige Kundmachungen. Hiernach wären die Journale ein Sproß des alten Stammes der Annalen; sie wären nur die Fortsetzung derselben und hätten, wie das Theater, wie die Plastik in vielen Ländern, ihre hieratische Periode gehabt, ehe sie in ihr volksthümliches Daseyn traten. Die Annalen der Pontifices wären gewissermaßen ein jährliches Journal, welches in einem Exemplare auf Holz oder Marmor erschien und auf dem Flure des Oberpriesters angeschlagen wurde; sie wären der Moniteur in seiner ersten rohsten Gestalt. Hieran hätten sich ungefähr seit dem Jahre 626 die Journale angeschlossen und über öffentliche Begebenheiten, Edikte, skandalöse Prozesse, Stürme, Steinregen und andere atmosphärische Erscheinungen Bericht erstattet. Die Akte der Volksversammlungen wären, nach des Verfassers Ansicht, der Hauptstoff dieser Journale gewesen, ungefähr 63 Jahre früher als die Akte des Senats unter

Cäsar's Konsulat erschienen: Das Erscheinen der letzteren war ein Streich, den dieser Feind der Aristokratie dem Senate spielte, ungefähr wie unsere Juli-Revolution die Oeffentlichkeit in der Pairs-Kammer einführte. Wir dürfen indeß in diesen Analogieen nicht zu weit gehen. Weder gegen Ende der Republik noch unter den Kaisern hatten die Journale den geringsten Einfluß; sie waren der einfachste Ausdruck des Journals, das Minimum dessen, was in einem großen Staate, welcher die Nachrichten über die öffentlichen Angelegenheiten und die auf dem Forum umlaufenden Gerüchte nicht entbehren konnte, denkbar ist. Leclerc hat ein Mittel angegeben, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was die Journale Roms in der Zeit zwischen dem ersten Konsulate und der Diktatur Cäsar's enthalten konnten. Wir haben 17 Briefe von Celius an Cicero, welcher zur Zeit, wo er Prokonsul in Cilicien war, den Ersteren gebeten hatte, ihn von den laufenden Vorfällen in Kenntniß zu setzen. Celius that alles Mögliche, um Nachrichten einzuziehen, und besoldete sogar eigens Leute dazu, und dennoch ist Cicero unzufrieden mit den thörichten Gerüchten, welche mit unterlaufen. Aber man würde noch zu gut von den Römischen Journalen denken, wenn man sie nach den Briefen des Celius beurtheilte. Gerade weil diese so wenig sagen, muß er so eifrig auf Neuigkeiten für Cicero Jagd machen. Wenn man diese Folge von Briefen liest, so ist es wohl kaum noch denkbar, daß die Journale einen regelmäßigen und offiziellen Dienst leisteten. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß man in keiner Epoche der Römischen Geschichte, weder in der letzten Zeit der Republik noch unter den Kaisern, in Rom etwas Anderes findet als die Anfänge des Journals, höchstens die Andeutung des Organs, aber nicht das lebenskräftige Organ. Aufmerksame Anatomen finden in dem Knochengestell einer Thierklasse oder in einem Embryo den Typus weiterer Entwickelungen. So hat auch Leclerc die Thätigkeit des Journals bei den Römern entdeckt. Diese wißbegierige, schwatzhafte, verleumderische, ironische Thätigkeit ist älter als Martial, und sie erhält sich bis zu Pasquino. Nur glaube man nicht, daß diese Art der Oeffentlichkeit schon eine gesellschaftliche Macht gewesen sey. Diese Bedeutung der Journale ist ein Produkt der neueren Zeit eben so wie die Dampfböte. Der wahre Moniteur der Römer sind die Erz- und Marmortafeln, in welche sie ihre Siege und ihre Gesetze eingegraben haben. Als die literarischen Journale aus der Zeit Cäsar's sind die Briefe Cicero's, als die Witzblätter die Epigramme Catull's anzusehen; das war immer kein schlechter Anfang. Hätte es Journale in der modernen Bedeutung des Wortes zu der Zeit gegeben, wo die Spaltung zwischen Cäsar und Pompejus zum Ausbruch kam, so würde Curio die Redacteure bestochen, Cäsar ihnen Artikel zugesendet haben. Vor der Schlacht bei Pharsalus wären Federgefechte geliefert worden. Aber nichts von dem Allen; die Römischen Journale hatten weder leitende Artikel noch Feuilletons, und das sollen Journale gewesen seyn! Hätte es unter den Kaisern wirklich Journale gegeben, so würde jeder Thronbewerber sich ihrer wie der Prätorianer versichert haben. Nein, die Journale gehören unserer Zeit an; sie sind ihr Ruhm und das nagende Krebsgeschwür derselben.

Eine Geschichte der Journalistik wäre übrigens noch zu schreiben. Im Mittelalter lassen sich die Spuren derselben leicht nachweisen. An Privat-Journalen fehlte es wenigstens nicht. Man trug auf der letzten Seite seiner Bibel ein, was einem Gutes oder Böses vorkam; der Mönch oder der Bürger von Paris zeichneten in der Stille die wiederkehrenden oder merkwürdigen Ereignisse auf. Versteht man indeß unter Journal ein periodisch und regelmäßig erscheinendes Blatt, so sieht es damit schlimm im Mittelalter aus. Gewöhnlich glaubt man, die Zeitungen wären im 16ten, die literarischen Journale im 17ten Jahrhundert entstanden. Die Vorläufer der literarischen Journale sind aber in den Korrespondenzen der Gelehrten des 16ten Jahrhunderts und ihre Nachfolger in Holland zu suchen. Dem sey indeß wie ihm wolle, die Untersuchungen über diesen Punkt würden nur eine passende Einleitung zur Geschichte der Journale bilden. Daß diese aber geschrieben werde, ist höchst dringend: bald wird es nicht mehr Zeit seyn. Wir leben schon in der Zeit des Verfalls der Journalistik. Ungeachtet der größten Sorgfalt wird man bei einer solchen Arbeit sich doch auf eine Menge Irrthümer gefaßt machen müssen. Es wird immer schwerer, die wirklichen Verfasser, nicht bloß der Artikel, sondern auch der Sammlungen kennen zu lernen. Man hat geistreich bemerkt, die Journale seyen unsere Iliaden, welche Myriaden von Homeren zu Verfassern hätten. Je weiter man aber hinaufsteigt, desto kleiner wird die Zahl der Homere. Unglücklicherweise sterben diejenigen immer mehr ab, welche im Stande wären, Aufschlüsse über die Ursprünge der Journale zu geben. Es ist eins der unseligsten Vorurtheile der Gelehrten, daß sie, um auf eine Arbeit Werth zu legen, immer so lange warten, bis es fast nicht mehr Zeit ist, sie zu unternehmen. Die Akademieen beschäftigen sich erst dann mit einer untergegangenen Kultur, wenn von derselben nur noch unlesbare Inschriften der zerbrochenen Töpfe übrig sind.

Die Französische Journalistik würde das Jahr 1789 in zwei große Hauptabschnitte theilen. Obgleich der letzte Abschnitt uns näher liegt und nur 50 Jahre umfaßt, würde er dennoch nicht der kürzeste seyn. Aber auch die 124 Jahre des ersten Abschnittes, vom Erscheinen des „Journal des Savans" an gerechnet, bieten einen kaum zu bewältigenden Reichthum des Stoffes. Die Literaturgeschichte der beiden letzten Jahrhunderte hat sich bis jetzt immer nur an die hervorstechenden Werke, an die hoch aufsteigenden Denkmäler, an die großen Namen gehalten; der leere Raum, der zwischen diesen Namen blieb, wurde mit kurzen, geistreichen und unbestimmten Uebersichten ausgefüllt. Man ist mit diesen beiden Jahrhunderten umgegangen, wie die Touristen, wenn sie die Schweiz bereisen, nur die höchsten Berggipfel besteigen. Es wäre noch eine Karte des Gebietes der Literatur zu entwerfen, welche auch die relative Höhe der Berge und ihre Erhebung über das unter ihnen liegende Land angäbe. Mag man immerhin sagen: „Wozu wollt Ihr Euch diese Mühe geben? Die Todten sind todt und verdienten, zu sterben. Die vergessene Literatur war berechtigt, so lange sie lebte; jetzt aber laßt sie in Frieden schlummern und haltet Euch an die großen Namen, an die hervorragenden Gipfel." Es handelt sich aber hier nicht darum, Namen der Vergessenheit zu entreißen, sondern es sollen Ideen wiederaufgeweckt werden. Wenn man lange im Mittelpunkte der Literatur seiner Zeit gelebt hat, so weiß man, wie falsch und ungerecht jeder Maßstab ist, der äußerlich angelegt wird, wie viel auf der einen Seite zugesetzt, auf der anderen abgenommen wird, und wie leicht das richtige Verhältniß verloren geht. Im 18ten Jahrhundert war es nicht anders, und Alles, was man in den Journalen der damaligen Zeit findet, wird häufig die Quelle einer angenehmen Ueberraschung. Der „Mercure", das bekannteste Organ dieser Zeit, repräsentirt nur die trivialsten Ansichten. Wenn man aber das „Pour et Contre" des Abbé Prévost und später die Journale von Suard und des Abbé Arnaud durchblättert, so wird man darin über das Eindringen der fremden Literaturen in Frankreich und besonders über den wachsenden Einfluß der Englischen schätzenswerthe Notizen finden. Wenn die „Nouvelles ecclésiastiques", ein Jansenistisches Blatt, welches von 1728 bis nach 1800 erschien, nur die traurige Geschichte einer Meinung oder vielmehr einer hartnäckigen Krankheit enthalten, so sind die „Mémoires" von Trevour reich an geschmackvollen und belehrenden Beiträgen zur kirchlichen Geschichte dieser Zeit; sie sind das wahre literarische Denkmal der Jesuiten in Französischer Sprache. Es würde zu weit führen, alle merkwürdige Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts aufzuzählen, und es sey nur noch des „Esprit des Journaux" gedacht, welches zu Lüttich 1772 erschien und bis 1813 fortgesetzt wurde. Dieses Journal ist eigentlich ein Diebesblatt, welches die besten Artikel der Französischen Journale zusammenstellte, aber es enthält ungemein viel Interessantes. Was findet man nicht Alles in demselben! Es kehren dieselben Dinge wieder, ohne daß wir eine Ahnung davon haben. Das Gewebe der Penelope in der Wissenschaft und Philosophie täuscht die Freunde der Menschheit, welche glauben, die Sonne sey nie so schön aufgegangen, wie am letzten Morgen. Wer sollte z. B. glauben, daß das Studium der Deutschen Sprache vor 1789 in Frankreich sehr verbreitet war? Bonneville und Andere übersetzten die Theaterstücke, und ohne die Unterbrechung von 1789 würden diese Anfänge von den fruchtbarsten Folgen gewesen seyn. Eben so wurden uns die Schätze der Englischen Poesie zugeführt, und die ersten Gedichte Crabbe's wurden augenblicklich übersetzt und analysirt.

Mit der Zeit von 1789 wachsen die Schwierigkeiten und die Forderungen, und Vollständigkeit würde, wie wünschenswerth sie auch erscheint, doch fast unmöglich seyn. Und wird das Unternehmen, welches ich vorschlage, überhaupt zu Stande kommen, wird dieser Traum des Milchmädchens, den ich meinem Tintenfasse gegenüber aussinne, auch nur theilweise und unvollständig verwirklicht werden? Ich glaube kaum. Der Sturm reißt uns fort, der Wind treibt die Wolken zusammen, und das Ufer entschwindet unseren Blicken. Unvollständigkeit ist ja der Charakter des Menschen; neben einem fertigen Flügel bleibt ein anderer unvollendet; und wenn auch dieser vollendet würde, so würde doch die Zeit schon für seine Zerstörung sorgen.

Sainte-Beuve.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Themata in Russischen Zeitschriften. Die Russischen Monatsschriften sind, ihrem voluminösen Inhalte nach, nur mit den Folianten und Quartanten der guten alten Zeit zu vergleichen. Neben einem solchen Bande, wie ihn z. B. die „Bibliothek der Lektüre" monatlich darbietet, erscheint ein Englisches „Magazine", eine Französische „Revue" und eine Deutsche „Vierteljahrsschrift" (wie die Cottasche und der Freihafen) ganz pygmäenartig. Nicht minder umfangreich ist die seit wenigen Jahren in St. Petersburg unter dem Titel „Vaterländische Denkwürdigkeiten" erscheinende Monatsschrift. Einige dieser Bände (jeder 4—500 S. in groß Oktav stark), die wir eben vor uns liegen haben, bieten eine große Mannigfaltigkeit historischer (besonders die Russische Geschichte erläuternder), philosophischer, poetischer und bibliographischer Artikel dar, die ein neues Zeugniß von der Regsamkeit der neueren Russischen Literatur geben. Uns besonders sind in diesen Heften drei Aufsätze als interessant erschienen: nämlich eine Skizze von dem Leben und der Wirksamkeit des verstorbenen Eduard Gans, aus der Feder Neweroff's, der sich bekanntlich archäographisch-historischer Studien halber längere Zeit in Berlin aufgehalten hat; ferner eine „Charakteristik einiger berühmter Deutschen der neueren Zeit", nach Varnhagen v. Ense, ebenfalls von Neweroff, und endlich ein „Besuch bei Alexander von Humboldt" von N. A. Melgunoff. Wir denken namentlich auf den letzteren in einem besonderen Artikel zurückzukommen. Was den Aufsatz über Gans betrifft, so hat er das Verdienst, früher entstanden zu seyn, als selbst die bereits von uns erwähnten Skizzen St. Marc Girardin's und Lerminier's, doch kann er natürlich für Deutsche Leser nichts Neues darbieten. Die „Charakteristiken" Varnhagen v. Ense's, denen Herr Neweroff eine Nachschrift hinzugefügt hat, sind dem letzten Bande der „Denkwürdigkeiten" unseres geehrten Mitbürgers entlehnt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 11. März 1840.

Frankreich.

Eine Theater-Rezension von George Sand.

Die Italiänische Oper in Paris und Pauline Garcia.*)

Wenn man jetzt den Namen großer Künstler ausspricht, so sind zwei wichtige Dinge dabei in Betracht zu ziehen. Erstlich ist ihr seit ungefähr zwanzig Jahren so glänzendes Geschick in diesem Augenblick eben so bedroht wie das jeder anderen Macht; dann aber, und das ist jedenfalls das Wichtigste, ist im Schicksal der Künstler auch die Kunst selbst bedroht, nicht in ihrem unzerstörbaren Wesen, wohl aber in ihrem Fortschreiten und in ihrem Einfluß auf die gegenwärtigr Gesellschaft. Um nicht die Gränzen dieses Artikels zu überschreiten, wollen wir uns auf einen besonderen Fall beschränken, indem wir uns andere Fälle glricher Art für die nächste Gelegenheit vorbehalten. Die Aufmerksamkeit des Publikums wird jetzt hauptsächlich durch die Krise in Anspruch genommen, in welcher sich die beiden Haupt-Schulen der dramatischen Kunst in Frankreich befinden: die Bühne der Französischen Literatur, durch das Théatre-français vertreten, und die in Frankreich eingebürgerte Bühne der Italiänischen Musik, repräsentirt durch die Italiänische Oper zu Paris. Wir wollen heute über diese Italiänische Oper und über die Künstler sprechrn, denen das Publikum so leidenschaftlich Beifall zollt, ohne zu bedenken, daß dies vielleicht das letzte Mal ist, wenn der gerechte Antheil, den es so edlen Anstrengungea zu Theil werden läßt, sich nur auf unfruchtbare Beifallsbezeugungen beschränkt und sich nicht im Schoße der Kammern zu einem National-Votum gestaltet.

Wenige Zeilen werden hinreichen, um die Lage der Italiänischen Oper und die Gefahren, womit ihre Zukunft bedroht ist, klar auseinanderzusetzen. Seit der Feuersbrunst, dir den Saal zerstörte, der den Namen dieser Oper trug, und nach welchem auch ein ganzes Haupt-Viertel von Paris benannt wurde, scheint es fast, als sey man bemüht gewesen, dieses Mißgeschick durch immer neue Schläge nur noch fühlbarer zu machen. Als es sich darum handelte, schnell einen provisorischen Zufluchtsort für die Italiänische Oper aufzufinden, schien das damals allein leer stehende Odeon passend zu diesem Zweck. Die Künstler, die Abonnenten und die Dilettanten aller Art entschlossen sich leicht, eine Saison hier wie in einem Hotel-garni zuzubringrn, zumal da man den Saal ein wenig ausgebessert und nach ihren Bedürfnissen eingerichtet hatte. Bald darauf beraubte ein erstes Votum der Kammern zu Gunsten eines von der Regierung eingereichten Spezial-Gesetzes die Italiänische Oper des Saales Favart, um ihn der komischen Oper einzuräumen, unter dem Vorwande, daß dirser letzteren, die doch ein nationales Genre zur Aufführung bringe, der Vorzug vor der ersteren gebühre, die nur einem fremden Genre gewidmet sey, und so wurde das Odeon aus einer provisorischen Zuflucht ein fester Aufenthalt für die Italiänischen Sänger. Wir werden später auf den seltsamen Grund dieser Entscheidung zurückkommen und uns erlauben, Zweifel gegen seine Richtigkeit aufzustellen; zuvor aber wollen wir in der Aufzählung aller der Unglücksfälle fortfahren, welche die Italiänische Oper in der letzten Zeit zu erdulden hatte. Denn als ob diese Feuersbrunst und die weite Verbannung aus dem Mittelpunkt von Paris die Lage dieses Theaters noch nicht genug verschlimmert hätten, entzog ihm auch noch ein zweiter Beschluß der Kammern die Beisteuer von 70,000 Franken, welche es neben den anderen Königlichen Theatern empfing, die alle weit reicher ausgestattet sind.

Jetzt, am Ende der zweiten Saison, werden die unseligen Folgen dieses doppelten Fehlers schon sehr fühlbar, den man zwar einsieht, auf dessen Verbesserung man aber noch nicht bedacht ist. Denn die in ihren Erwartungen, Wünschen und gewissermaßen auch in ihren Rechten betrogenen Abonnenten, die eine solche Störung ihrer früheren Gewohnheiten und eine so lange doppelte Reise in der Nacht während der strengen Jahreszeit nicht mehr aushalten können, drohen damit, den nächsten Winter ihre seit zwanzig Jahren innegehabten und sonst wie ein Erbstück betrachteten Logen aufzugeben. Es fehlt jetzt nur noch irgend ein neuer Anlaß dazu; wenn zum Beispiel Rubini's Zurücktreten offiziell angezeigt würde, oder wenn eine jener großen Damen, deren Vorbild ein Gesetz für die schöne Welt ist, erklärte, daß sie ihren Platz den Rentiers des Luxembourg überlassen wolle, oder wenn es vielleicht im eleganten Publikum, das mehr von der Mode als von dem Geschmack für Musik beherrscht wird, plötzlich eben so zum guten Ton gehörte, die Italiänische Oper zu meiden, wie einst, sich in derselben bewundern zu lassen. Die Italiänische Oper aber ist nicht darauf eingerichtet, die Wechselfälle von guten und schlechten Vorstellungen auszuhalten und vom Zufall abzuhängen. Sie besteht aus einer Vereinigung der ausgezeichnetsten Künstler, die nach Verdienst und Ruf salarirt werden müssen, die sich aber auch jedesmal in Person einfinden und keine Vertreter, keine Doublüren haben; folglich muß die Italiänische Oper in ihren Abonnenten die Gewißheit eines immer vollständig gefüllten Hauses besitzen; sie bedarf dessen, um die ungeheuren Ausgaben dieses Zusammenwirkens so vieler Talente ersten Ranges zu decken, die sich ganz Europa streitig macht, und um derentwillen immer ein Theater das andere überbietet, sobald ein Engagement zu erneuern ist; sie bedarf dessen, damit diese Künstler nicht genöthigt sind, vor der kalten Oede eines leeren Saales zu singen, damit zwischen ihnen und den Zuhörern immer jene warme und lebhafte Wechselwirkung vorwaltet, die bei den Einen die Liebe für die Kunst und den Eifer stets frisch erhält, und bei den Anderen das Vergnügen und die Begeisterung.

Ohne die Abonnements, durch die im voraus hinreichende Einnahmen und zahlreiche Versammlungen zugesichert werden, kann die Italiänische Oper nicht bestehen, das giebt Jeder zu. Da sie nun aber wieder für ein drittes Jahr auf das Odeon beschränkt wird, da sie der Beisteuer verlustig geht, da sich auf den Italiänischen Theatern überhaupt wenig große Künstler, noch weniger aber solche vorfinden, die groß genug wären, um die abgehenden zu ersetzen, so kann man sich gar nicht wundern, wenn der Direktor ein Privilegium, dessen Benutzung unter solchen Umständen nur gefahrbringend ist, in die Hände des Ministers des Innern zurückgiebt. Die hohe Rechtlichkeit des Herrn Viardot will nicht die Interessen eines Mitbetheiligten auf das Spiel setzen, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte. Er mag es nicht mit ansehen, daß unter seiner Leitung die Italiänische Oper untergehe oder doch in Verfall gerathe, da ihn mächtigere Bande als die des Vortheils an dieses Institut fesseln; man soll auch nur nicht zu kühne Hoffnungen auf einen neuen Dirigenten setzen, wenn ein Ehrenmann seine Stellung nicht aus Kleinmuth, nicht aus Mangel an Fähigkeiten aufgiebt, sondern veranlaßt durch gewissenhafte Bedenken und vernünftige Besorgnisse. Man irrte sich, als man voraussetzte, daß die Abonnenten lange Zeit hindurch allen Unbequemlichkeiten Trotz bieten würden, welche für sie aus der Verlegung der Italiänischen Oper nach dem Odeon entsprangen. Jetzt verfällt man abermals in einen anderen nicht weniger beklagenswerthen Irrthum, denn man überredet sich, daß die Italiänischen Sänger Paris nicht verlassen werden und nicht verlassen können. Wo sollten sie sich wohl hinbegeben, welches Theater könnte sie alle aufnehmen und anstellen? London ist freilich den Winter über von der reichen Gesellschaft verlassen, und keine andere Stadt als Paris vermag die Künstler alle zu vereinigen, aus denen jetzt die Italiänische Oper besteht. Doch ehe sie in Paris zusammentraten, waren sie zerstreut, sie werden sich also wieder zerstreuen. Lablache geht nach Neapel, Tamburini nach Rom, Mlle. Garcia nach Mailand, Madame Persiani nach Wien, und Jeder wird einzeln sich eben so vortheilhaft wie in Paris engagiren und sich noch dazu einer unbestrittenen Ueberlegenheit erfreuen. Man sey auf der Hut, die Zeit eilt vorwärts, die Theater-Saison geht zu Ende, und Niemand kann unter so bewandten Umständen die abgelaufenen Engagements erneuern. Wenn die Verwaltung, die das Uebel geschehen ließ, nicht schnelle und wirksame Maßregeln zur Abhülfe ins Werk setzt, so sind wir in Gefahr, nächstes Jahr weder eine Bühne für die Italiänischen Sänger, noch Sänger für eine Italiänische Bühne zu besitzen. So wäre denn also unsere Italiänisch-Französische Oper durch jene doppelte legislative Maßregel, durch die Entziehung des Zuschusses und durch die Verbannung über die Brücken hinaus, in ihrem Lebensprinzip gefährdet. Diese Maßregel wurde, wie wir schon erwähnten, auf die Nothwendigkeit begründet, die National-Musik ausschließlich zu begünstigen, und die kälteste Gleichgültigkeit gegen fremde Kunst führte den Vorsitz bei dem im Odeum über dieselbe verhängten Todesurtheil.

Wäre jener Beweggrund wirklich triftig, so würden wir gewiß

*) Scheint der Gegenstand auch mehr ein lokales, als ein allgemein künstlerisches Interesse darzubieten, so eignet er sich doch vollkommen zur Mittheilung in diesen Blättern, denn unter der Hand der genialen Verfasserin wird selbst eine Theater-Rezension zu einer Schule der Kritik und das Portrait einer Sängerin zu einem gediegenen Kunstwerke. D. R.

gern demselben beipflichten; aber die hohe Weisheit der Deputirten-Kammer möchte hier doch wohl im Irrthum befangen seyn. Zuerst sind wir der Meinung, daß das Italiänische Genre jetzt ganz und gar in Frankreich einheimisch ist, so daß es eigentlich gar keine Französische Musik mehr giebt, wenn es überhaupt je welche gab. Die Herren Deputirten können doch gewiß nicht glauben, daß die Musik ihre Volksthümlichkeit verändere, je nach der Sprache, welcher sie angepaßt wird. Sie können sich nicht wohl einbilden, daß Rossini deshalb Franzose sey, weil er auf den Titel seiner herrlichen Partitur Guillaume Tell und nicht Guglielmo Tello schrieb, eben so wenig wie Meyerbeer, der uns zwei schöne Opern mit Französischem Text lieferte. Sie wissen sehr gut, daß die in der komischen Oper gesungene Musik ganz italiänisirt ist, von Nicolo an bis auf Donizetti; daß die vortrefflichsten Productionen unserer Französischen Tonsetzer, wie zum Beispiel „die Stumme", ganz vom Italiänischen Genius durchweht sind, und daß, wenn Berlioz jetzt bei uns der König der Symphonie ist, er seine Wissenschaft weder bei Rameau noch bei Gretry, sondern bei Beethoven und bei Weber schöpfte. Hat nicht der „Dorf-Wahrsager" zu seiner Zeit eine kräftige und beifällig aufgenommene Reaction gegen die sogenannte Französische Musik eingeleitet, die, nach dem Urtheil Rousseau's und aller Leute von Geschmack aus jener Zeit, eine wahre Höllen-Musik war? Und Lulli, Gluck und Mozart, die wir noch heutzutage als unsere Meister anerkennen, waren sie denn Franzosen? Weil wir aus ihrer Schule einigen Nutzen gezogen haben, sollten wir deshalb die Undankbarkeit besitzen und zu behaupten wagen, daß unser musikalisches Verständniß sich aus uns selbst entwickelt habe, während unser Ohr noch jetzt kaum ihre kunstvollen Melodieen zu fassen vermag?

Wohin hat sich denn eigentlich die Französische Musik geflüchtet, die Ihr als nationale Kunst auferwecken und bewahren wollt? Doch wohl nicht zu Louise Puget? Und ich kann Euch versichern, der Postillon von Lonjumeau würde sich sehr beleidigt fühlen, wenn Ihr behaupten wolltet, er sänge seine Couplets nicht im reinsten Italiänischen Geschmack. Er hätte auch ganz Recht, denn macht nicht den ganzen Stolz und das wahre Verdienst des Französischen Künstlers jenes wunderbare Talent aus, das ihn befähigt, alle ihm von der Natur in den Weg gelegten Hindernisse zu besiegen und sich den Geist, die Studien, ja selbst die eigenthümliche Art der fremden Künste anzueignen? Worin bestände denn die Größe und der Vorzug Frankreichs vor allen civilisirten Völkern, wenn nicht darin, daß es sich zu allen Zeiten darauf verstand, die kostbaren Früchte der fremden Civilisationen auf sich zu übertragen und sich zu eigen zu machen? Sein Leben ist aus dem Leben der ganzen Welt hervorgegangen, und in ihm fand wiederum die ganze Welt ein Leben, das ihr ohne dasselbe nie aufgegangen wäre. Wir sind es, die wir unsere Nachbarn auf die Wichtigkeit und Schönheit ihrer Gedanken aufmerksam machen, indem wir sie vor ihren staunenden Blicken in Anwendung bringen. Haben wir nicht in der Politik die Revolution zur Ausführung gebracht, die England nur versuchte? Haben wir nicht in der Philosophie jene Ideen-Veränderungen ins Werk gesetzt, die in Deutschland emporgekeimt waren, die dieses Land aber unbeweglich und wie entsetzt darüber anstarrte, daß sein Gehirn, seinem Gewissen zum Trotz, dergleichen zu gebären wage?

(Fortsetzung folgt.)

Dänemark.

Aus dem Bilderbuche des Mondes.

Von Andersen.

Vierter Abend.

„Gestern", sprach der Mond, „sah ich auf das bewegte Paris hinab, und mein Auge drang in die Gemächer des Louvre. Eine alte Großmutter in dürftiger Kleidung, sie gehörte zur Volksklasse, ging mit einem der untergeordneten Diener in den großen leeren Thronsaal. Diesen wollte sie sehen, mußte ihn zu sehen bekommen; es hatte ihr so viele kleine Opfer, so viele und schöne Worte gekostet, bis sie nun endlich hierher gelangt war. Sie faltete ihre mageren Hände und sah sich feierlich um, als wenn sie in einer Kirche stände. „Dort war es!" sagte sie, „dort!" und sie näherte sich dem Throne, von dem der reiche, goldverbrämte Sammet herabhing. „Hier", sprach sie, „hier!" und sie beugte ihr Knie und küßte den Purpurteppich — ich glaube, sie weinte. — „Es war nicht derselbe Sammet", sagte der Diener, während ein Lächeln um seinen Mund spielte. — „Aber hier war es doch", entgegnete die Frau, „und es sah doch hier eben so aus!" — „Allerdings", erwiederte er, „doch nicht ganz so; die Fenster waren zerschlagen, die Thüren aufgesprengt, und Blut floß auf dem Fußboden! — Ihr dürft jedoch sagen: Mein Enkel ist auf Frankreichs Thron gestorben!" — „Gestorben!" wiederholte die alte Frau; — ich glaube, weiter sprachen sie nichts; sie verließen auch bald den Saal, die Abenddämmerung erlosch, und mein Licht strahlte zwiefach hell auf den reichen Sammet am Throne von Frankreich. Wer glaubst Du wohl, daß die alte Frau war? — Ich will Dir eine Geschichte erzählen. Es war in der Juli-Revolution gegen Abend, an dem glänzendsten der Siegestage, als jedes Haus zu einer Festung, jedes Fenster zu einer Schanze wurde; das Volk stürmte die Tuilerieen. Selbst Weiber und Kinder fochten unter den Kämpfenden und drangen bis in die Gemächer und Säle des Schlosses hindurch. Ein armer halb erwachsener Knabe in Lumpen kämpfte muthig unter den älteren Kriegern; tödtlich verwundet von mehreren Bajonettstichen, sank er zu Boden. Das geschah im Thronsaale, und man legte den Blutenden auf Frankreichs Thron, wickelte den Sammet um seine Wunden, und das Blut strömte aus ihnen über den Königlichen Purpur hin. Das war ein Gemälde! Der prächtige Saal, die kämpfenden Gruppen, eine zerbrochene Fahne lag auf der Erde, die dreifarbige Fahne wehte über den Bajonetten, und auf dem Throne der arme Knabe, mit dem bleichen verklärten Gesichte, mit den Augen gen Himmel, während die übrigen Glieder sich zum Tode beugten, seine nackte Brust, seine arme Kleidung und halb über diese die reiche sammetne Draperie mit den silbernen Lilien. War es dem Knaben in seiner Wiege gesungen worden, daß er auf dem Throne von Frankreich sterben sollte! Das Mutterherz hatte vielleicht von einem neuen Napoleon geträumt. Mein Strahl hat den Immortellenkranz auf seinem Grabe geküßt, mein Strahl hat die Stirn der alten Großmutter geküßt, als sie träumte und das Bild vor sich sah, das Du hier zeichnen kannst: „Den armen Knaben auf Frankreichs Throne!"

Fünfter Abend.

Es waren so schwere Wolken am Himmel, vom Monde war gar nichts zu sehen; ich stand doppelt einsam in meinem kleinen Zimmer und sah in die Luft hinaus, aus der er herabscheinen sollte. Meine Gedanken flogen so weit in die Ferne, zu dem großen Freunde hinauf, der so schön mir jeden Abend Geschichten erzählte und mir Bilder zeigte. Ja, was hat nicht er erlebt! Er segelte über die Gewässer der Sündfluth und lächelte auf die Arche hinab, wie jetzt herunter zu mir, und brachte den Trost von einer anderen Welt, welche wieder hervorblühen würde. Als Israel's Volk weinend an den Flüssen Babylons stand, schaute er wehmüthig durch die Weidenbäume, an denen die Harfen hingen. Als Romeo auf den Balkon stieg und der Kuß der Liebe wie ein Cherubs-Gedanke von der Erde Abschied nahm, stand der runde Mond halb verborgen zwischen den schwarzen Cypressen in der durchsichtigen Luft. Er hat den Helden von St. Helena gesehen, wenn er von der einsamen Klippe über das Weltmeer schaute, während große Gedanken sich in seiner Brust bewegten. Ja, was kann der Mond nicht erzählen! Das Weltenleben ist ein Mährchen für ihn. Heut Abend sehe ich Dich nicht, alter Freund! kann kein Bild zur Erinnerung an Deinen Besuch aufzeichnen! — — und wie ich träumend in die Wolken hinaufsah, wurde es dort hell; es war ein Strahl vom Monde, aber er verdunkelte sich wieder, schwarze Wolken glitten über ihn, aber es war doch ein Grüßen, ein freundlich Abend-Grüßen, das der Mond mir brachte.

Sechster Abend.

Es war wieder heiterer Himmel; mehrere Abende waren hingegangen, es war im letzten Viertel; ich erhielt wieder Ideen zu einer Skizze, — hört, was der Mond erzählte.

„Ich folgte dem Polarvogel und dem schwimmenden Wallfisch nach Grönlands Ostküste; nackte Gebirge mit Eis und Wolken umschlossen ein Thal, wo Flechtweiden und Heidelbeerbüsche in reicher Blüthe standen; die duftende Lychnis *) verbreitete ihren süßen Duft: mein Licht war matt, meine Scheibe war halb, wie die Blätter der Akanda **), wenn sie, losgerissen von ihrem Stengel, wochenlang auf dem Wasser umhertreiben; die Nordlichtkrone brannte, ihr Ring war breit, und Strahlen gingen von ihr aus, wie wirbelnde Feuersäulen, über den ganzen Himmel hin und spielten in Grün und Roth. Die Bewohner der Umgegend versammelten sich zu Tanz und Freude, aber verwundert sahen sie nicht auf die für sie gewohnte Pracht. „Laßt die Seelen der Todten nur Ball spielen mit den Köpfen der Wallrosse!" dachten sie nach ihrem Glauben und hatten nur Gedanken und Augen für den Gesang und den Tanz. Mitten im Kreise stand ohne Pelz der Grönländer mit seiner Handtrommel und stimmte ein Lied vom Seehundsfange an, und der Chor antwortete mit einem „Eia, eia, a!" und sprang in den weiten Pelzen im Kreise herum; es sah aus, wie ein Bären-Ball, und mit Kopf und Auge machten sie dazu die verwegensten Pantomimen. Jetzt begann das Urtheil- und Recht-Sprechen. Die, welche Feinde mit einander waren, traten auf, und der Beleidigte improvisirte die Vergehen seines Widersachers, muthig und spottend und Alles unter dem Tanz zur Trommel: der Angeklagte antwortete eben so spitzig, während die Versammlung lachte und zwischen ihnen entschied. Von den Gebirgen her ertönte Getöse und Krachen, die Eisgletscher kalbten, die großen stürzenden Massen lösten sich im Falle zu Staub auf; es war eine schöne Grönländische Sommernacht. Hundert Schritte davon lag unter dem offenen Häutezelt ein Kranker; das Leben ging noch durch sein warmes Blut; aber sterben mußte er doch, denn er glaubte es, und Alle, die um ihn her standen, glaubten es auch. Darum hatte sein Weib schon den Pelzüberzug um ihn festgenäht, um nachher den Todten nicht berühren zu dürfen, und sie fragte ihn: „Willst Du auf dem Gebirge im festen Schnee begraben werden? Ich werde die Stelle mit Deinem Kajak ***) und mit Deinen Pfeilen schmücken! Der Angekokke †) soll darüber hintanzen! oder willst Du lieber ins Meer gesenkt seyn?" — „Ins Meer!" sprach er leise und nickte mit einem wehmüthigen Lächeln. — „Dort wird ein mildes Sommerzelt seyn!" sagte das Weib, „dort springen tausend Seehunde, dort schläft das Wallroß zu Deinen Füßen, und die Jagd ist dort sicher und lustig!" Und die Kinder rissen die ausgespannte Haut vom Fenster hinweg, damit der Sterbende zum Meere geführt werden konnte, zu dem wogenden Meer, das ihm Nahrung im Leben gab und jetzt Ruhe im Tode. Das Grab-Monument wurden die schwim-

---

*) Brennende Liebe.

**) Wasserlilie.

***) Das kleine Fischjagd-Boot des Grönländers, oben mit einer Haut bezogen, daß die Wellen darüber hinweggehen.

†) Eine Art Priester und Zauberer.

menden Eisberge, die Tag und Nacht wechseln. Der Seehund schlummert auf dem Eisstücke, und der Sturmvogel fliegt darüber hin."

China.

Der politische Märtyrer Fan Loschan.

Die Königl. Bibliothek zu Berlin besitzt ein Werk in Mandschu-Tungusischer Sprache, welches den literarischen Nachlaß eines hohen Würdenträgers enthält, der im 17ten Jahrhundert lebte und nach kurzer, aber ruhmvoller Laufbahn als Gefangener eines Rebellen sein Leben beschloß. Eine Biographie dieses Mannes, von fremder Hand geschrieben, eröffnet das Werk.*)

Wir erfahren aus dieser Biographie, daß der Kung (Graf) Fan, dessen vollständiger Name Fan Loschan war, bei seinem Vater, einem verdienten Kaiserlichen Beamten Mandschuischer Abkunft, sehr sorgfältig erzogen wurde. Er zeigte frühzeitig ungemeine Anlagen und einen energischen, ganz unbestechlichen Charakter. Schon im 17ten Lebensjahre wurde der hoffnungsvolle Jüngling in die Kaiserliche Leibgarde aufgenommen, und im 8ten der Jahre Schün-tschi (1651), als die tüchtigsten Söhne der acht Banner des Mandschu-Volkes vor den Augen Sr. Majestät geprüft wurden, erhielt er die Würde eines Kiu-schin (etwa Bakkalaureus). Schon im nächsten Jahre avancirte er zum Doktor (Tsin-ße) und widmete sich von dieser Zeit an mit großem Eifer den Regierungs-Geschäften, ohne darum der Bücher-Gelehrsamkeit und literarischen Bestrebungen zu entsagen. Der Kaiser, vor dessen Augen Fan Loschan besondere Gnade fand, erhob ihn von Stufe zu Stufe, und im Jahre 1668 wurde er Siun-fu (zweiter General-Statthalter) der Provinz Tsche-kiang. In diesem ausgedehnten Wirkungskreise wurden seine großen und liebenswürdigen Eigenschaften erst wahrhaft segensreich; besonders erwarb er sich bei Gelegenheit eines allgemeinen Wassermangels und einer Hungersnoth, die ihn veranlaßte, aus den Provinzen Kiangsi und Hukuang (welche letztere die Kornkammer China's genannt wird) für 80,000 Unzen Silbers Getraide kommen zu lassen, wesentliche Verdienste um das übervölkerte Tschekiang.

Da Fan Loschan, immer nur für die Wohlfahrt seiner Untergebenen sorgend, über seine Kräfte sich anstrengte, so hatte er, dessen Gesundheit nie sehr stark gewesen, bald mit körperlichen Leiden zu kämpfen, die einen so bedenklichen Charakter annahmen, daß er 1672 um Entlassung oder einstweilige Dispensation einkommen mußte. Kaum war aber dieser Schritt des Siun-fu öffentlich bekannt geworden, als das arme Volk in heller Verzweiflung Feldbau und Gewerbe liegen ließ, den Palast des Tsung-tu (ersten General-Statthalters) umlagerte und, laut wehklagend, flehte, er möchte seinen Kollegen zwingen, im Amte zu bleiben. Der Tsung-tu berichtete hierüber nach Peking, und da man eine Empörung befürchtete, so wurde Fan Loschan's Gesuch fürs erste abgeschlagen. Im Winter desselben Jahres ernannte ihn der junge Kaiser Kanghi zum Tsung-tu der Provinz Fukian, bewilligte ihm aber zugleich einen Urlaub vor Antritt dieses hochwichtigen Amtes, damit er in seiner Geburtsstadt, der Residenz Peking, seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen könnte. In Peking angelangt, hatte Fan Loschan die Ehre, von dem Leibarzte des Kaisers behandelt zu werden, und als er sich nach Ablauf eines Monats wieder gesund und bei Kräften fühlte, reiste er in Folge Kaiserlichen Befehls nach dem Orte seiner Bestimmung. Unterweges verendete ganz plötzlich das herrliche Reitpferd, womit Se. Majestät ihn beschenkt hatte: ein Umstand, den er selbst für eine böse Vorbedeutung erklärte.

Fan Loschan hatte als Tsung-tu von Fukian eine sehr schwierige und verantwortliche Stellung, denn die Seeräuber waren noch lange nicht beschwichtigt, und das neue Mandschuische Kaiserhaus konnte diese Provinz noch kaum als die seinige betrachten. Dies ergiebt sich schon daraus zur Genüge, daß man sich demüthigender Weise gezwungen sah, einen mächtigen Rebellen, seines Namens Keng Tschingtschung, dessen Vater bereits eine Art von Unabhängigkeit erkämpft hatte, als Wang (belehnten König) von Fukian zu bestätigen. Obschon dieser freche Emporkömmling, vermöge seines Ranges, über dem Tsung-tu selbst stand, so nöthigten ihn doch der überlegene Scharfsinn und die fleckenlose Redlichkeit des Fan Loschan, diesem Kaiserlichen Beamten äußerlich große Hochachtung zu beweisen; er hielt seinen Dünkel zurück, so gut er konnte, und war in Allem, was er eigenmächtig that, sehr behutsam. Als bald darauf die berüchtigte Empörung des Wu Sankuei in Yünnan ausbrach, beschloß der immer unruhige Keng Tschingtschung, den Rebellen des Binnenlandes die Hände zu bieten. Fan Loschan ahnte mit tiefer Betrübniß, was in der Seele des Wang vorging, ohne sich etwas davon merken zu lassen; um aber jeder Gefahr beim Verzuge zu begegnen, unternahm er eine Rekognoszirungs-Reise an den Küsten, musterte die Garnisonen der bedeutendsten festen Plätze und ermahnte die Offiziere, Alles schlagfertig zu halten, damit sie dem Feinde einstweilen „aus der Ferne imponiren" könnten. Er wußte, daß die Kaiserliche Lokal-Mannschaft sehr klein an Zahl und obendrein mit den Soldaten des Wang vermengt war. In der gegründeten Besorgniß, die Kaiserlichen würden, wenn ein Tumult losbräche, nothgedrungen den Truppen des Rebellen sich anschließen, schickte er geheime Depeschen an die militairischen Chefs der ganzen Provinz, worin er sie aufforderte, alle wackere Leute, die das Schwert führen könnten, auszuheben und nach der Hauptstadt zu marschiren. „Laßt uns" — so schrieb er — „die Pläne der Aufrührer gemeinschaftlich zu Schanden machen!"

Aber der Bösewicht Keng Tschingtschung, dem diese Maßregeln nicht ganz verborgen blieben, kam den für ihn sehr bedrohlichen Folgen derselben zuvor, indem er seinem furchtbaren Mit-Regenten heimtückisch eine Falle legte. Eines Tages trat ein Mandarin des Wang mit tiefen Bücklingen vor den Tschung-tu, meldete ihm den Königlichen Gruß seines Gebieters und sagte: „Seine Hoheit der Wang bedauert sehr, daß die herkömmliche Trauer um den Tod seines Vaters ihn schon viele Monate verhindert hat, die Angelegenheiten des Heeres selbst zu leiten. Da jedoch in diesem Augenblick alle Gemüther von dem Gerüchte aufgeregt sind, daß die Flotte der Seeräuber, durch die Unruhen in Yünnan ermuthigt, lauernd hin- und herfahre, um in irgend eine unbeschützte Oeffnung einzudringen: so will mein gnädigster Gebieter, obschon seine Trauerzeit bis jetzt nicht abgelaufen ist, um dieser Privatsache willen die Sorge für das Interesse des Staates nicht länger hinausschieben. Seine Hoheit schickt mich daher zu Euch, erhabener Herr, mit der Einladung, morgen früh in dem Königlichen Palaste Euch einzufinden und mit seinem hohen Bewohner über die gegenwärtige Krisis geheime Berathung zu pflegen."

Die Subalternen des Tsungtu erboten sich, ihn wohl bewaffnet auf diesem Gange zu begleiten; er aber lehnte ihren Vorschlag ab, indem er bemerkte, daß er sich keinen Schein eines Verdachtes gegen den Wang geben wollte. Auch schien ihm ihre Eskorte zu schwach, im Fall es darauf ankäme, seine Person gegen einen Angriff zu wahren, der von dem Wang selbst ausginge. Er nahm daher Niemanden als den Siun-fu (zweiten General-Statthalter), der Liu Pingtsching hieß, als Begleiter mit sich, und von jetzt an wollen wir ihn seine Drangsale selbst erzählen lassen.*)

„Obschon schwere Sorgen mich drückten, so zwang ich mich doch, während wir gemeinschaftlich nach dem Palaste des Wang ritten, zu heiterem Gespräche mit meinem Begleiter. An jenem Tage überzog dichtes Gewölk den Himmel; ein dicker Nebel füllte die Luft; die Sonne war verdüstert, ohne Glanz und Farbe. Kaum waren wir in den Palast eingetreten, als uns aus der offenen Gallerie haufenweise über einander liegende Säbel und Lanzen in die Augen blitzten. Ich überzeugte mich, daß ich schon in den Rachen des Tigers gerathen, und daß kein Mittel zur Flucht vorhanden war. Ich schritt unter Verwünschungen vorwärts, als die Rebellen uns plötzlich umringten und mich in Ketten schlugen. Darauf packten Einige auch den Siunfu und wollten mit ihm eben so verfahren; aber ein Hauptmann warf sich dazwischen und rief: „Den Siunfu laßt gehen; der ist ja Einer von den Unsrigen!" Liu Pingtsching konnte vor Scham und Bestürzung meinen Blick nicht ertragen; er senkte das Haupt und eilte fort. „O, welch ein Jammer! des Kaisers und der Aeltern heilige Rechte sind geschändet, in den Staub getreten!" — also rufend, fletschte ich die Zähne, heulte und verfluchte mein Daseyn. Ich gedachte, die Kränkung, die ich meinem Kaiser und meinen Aeltern angethan, durch Selbstmord zu büßen. — Den ganzen Tag, bis die Sonne untersank, aus Leibeskräften lästernd, hoffte ich in der Nacht zu sterben; allein ich erwachte und lebte noch! Jetzt nahm ich mir vor, durch Hunger und Durst meinen Tod herbeizuziehen; ich stieß alle Nahrung zurück, welche die Rebellen mir vorsetzten. Meine Zunge verdorrte, die Lippen bekamen Risse, das Zahnfleisch löste sich ab — so lebte ich unter beständigen Verwünschungen acht Tage lang. Meine Lebenskräfte schwanden unterdeß immer mehr; die Stimme erstarb, und ich konnte mein gebrochenes Auge nur mit äußerster Anstrengung zur Hälfte öffnen. Dennoch blieb die Wurzel meines Daseyns unberührt; denn mit einem Male gewann das ermattete Herz wieder Kräfte, und die erstorbene Stimme wurde wieder laut. Alle meine Wächter betrachteten mich mit maßlosem Staunen.**) O wehe mir, wehe! Ich, dem es zukam, unter Marter-Werkzeugen zu sterben, bin vom Hungertode verschont geblieben: wollte der Himmel mein Daseyn fristen, damit ich, als verdiente Strafe meiner Sünden, durch Henkershand endete?" .....

Seine Existenz im Kerker beschreibt er in folgender Art:

„Wenn ich mich recht entsinne, so habe ich jetzt schon an sieben-

---

*) Der Titel ist: „Literarische Werke des treuen und rechtschaffenen Grafen Fan (Tondo unenggi Fan Gung-ni wendschi bit'che). In das Exemplar der Königlichen Bibliothek hat ein verstorbener Orientalist folgende Französische Inhalts-Anzeige geschrieben, die fast im buchstäblichen Sinne so viele Bull's als Worte enthält: Histoire véritable de Kung-ni, célèbre héros, qui vivait sous la dynastie de Han, en Mantchou. Er übersetzt also 1) treu und rechtschaffen mit véritable; 2) bezieht er dieses Adjektiv, was man ihm freilich, nachdem er es so mißgedeutet, nicht mehr verdenken kann, auf ein Substantiv, das, nach seiner Meinung, Geschichte bedeuten soll; 3) übersetzt er wendschi, was Literatur bedeutet, mit histoire; 4) überspringt er den Familien-Namen Fan und substituirt als Namen die Worte Kung und Ni, von denen ersteres bloßer Titel und letzteres gar die Mandschuische Genitiv-Partikel ist!!! 5) fügt er diesem selbstgefertigten Namen ein célèbre héros bei, obschon der Held des Buches nie einen Sieg erfochten hat; 6) macht er den Mandschuischen Beamten, der im 17ten Jahrhundert lebte, zum Zeitgenossen des Kaiserhauses Han, das bereits vor 1600 Jahren seine Rolle ausgespielt hatte!!! Nur allein gegen die Worte en Mantchou haben wir nichts einzuwenden.

*) Diese eigenen Worte des unglücklichen Staatsmannes sind einem Memoire entlehnt, das er in seinem Kerker mit Kohle an die Wand schrieb. Es bildet das letzte Stück seines vorliegenden literarischen Nachlasses und beginnt in folgender Art: „Mit wüstem Haupthaar, mit einer Kette am Halse und Fesseln an den Händen, habe Ich Fan Loschan des erhabenen Kaisers Geburtstag drei Mal erlebt. Jetzt im Rothen Drachen-Jahre (1672), am 18ten Tage des 3ten Monats, schlage ich noch einmal ehrfurchtsvoll mit der Stirn an die Erde, doch vor Scham erröthend, daß ich nicht wieder gut machen kann, was ich übel gemacht." „Ein schwacher Beamter, der dem Staate Unheil, ein unfähiger Sohn, der seinem Vater Schande bereitet, will ich, ehe denn ich zu Asche geworden, ein großes Beispiel an die Wand schreiben, damit Alle, die es hinführo lesen, erfahren mögen, welcher Jammer in Folge meiner Unfähigkeit über mich gekommen ist." Er schreitet nun zu einer summarischen Erzählung seiner Lebensschicksale, bei der letzten traurigen Katastrophe am längsten verweilend. Dieses Memoire und die schon erwähnte Biographie ergänzen sich gegenseitig.

**) In der Biographie ist dieses Wunder etwas natürlicher erklärt. Da heißt es nämlich: „Als Fan Loschan am zehnten Tage noch Leben in sich fühlte, verzweifelte er daran, sterben zu können, und trank einige Schluck Wasser."

hundert Tage mein gefüttertes Winterkleid nicht abgelegt. Obschon heiße und kalte Jahreszeit wechselten, war es mir doch nie vergönnt, meine Kleider zu wechseln. In Schmutz und Moder, von Stechfliegen und Ungeziefer zermartert, habe ich Krankheiten und Schäden überdauert.*) Eine Tasse mit dünner Reisbrühe war und ist noch jetzt meine tägliche Nahrung. Die Rebellen schickten eine Zeitlang öfter Leute, die mich bereden sollten, ihre Partei zu ergreifen; da aber meine Lästerungen immer gräßlicher wurden, so ließen sie endlich davon ab. In Augenblicken der Erholung, d. h. wenn ich von Verwünschungen erschöpft bin, mache ich kleine Aufsätze in Versen oder Prosa; da meine Wächter mir aus Furcht Pinsel und Tusche verweigern, so habe ich Holz zu Kohlen verbrannt und schreibe damit auf die Kerkermauer" .....

Der Biograph begnügt sich nicht, im Allgemeinen zu melden, daß Fan Loschan die Boten der Rebellen mit Schmähreden fortgeschickt habe, sondern erzählt noch umständlich eine Scene, die zwischen dem Gefangenen und seinem verrätherischen Kollegen, der ihn an jenem Morgen begleitet hatte, vorgefallen seyn soll. „Eines Tages" — so sagt er — „schickten die Räuber den ehrlosen Sinn-fu in seinen Kerker. Fan Loschan war, wie schon bemerkt, an Hals und Händen gefesselt. Als Lin Pingtsching hereintrat, hoben zwei Soldaten den Gefangenen von seinem Lager und stellten ihn aufrecht. Der Angekommene that ein paar Schritte vorwärts, um ihn zu begrüßen, aber Fan Loschan, vor Wuth außer sich, versetzte ihm einen so gewaltigen Fußtritt, daß der Nichtswürdige taumelte und zu Boden sank. Die Wächter faßten ihn unter den Armen und führten ihn wieder hinaus.

Fan Loschan hatte in seinen Kerkerleiden den kümmerlichen Trost, daß seine Wächter, denen die unbeugsame Rechtschaffenheit des unglücklichen Mannes große Ehrfurcht einflößte, ihm herzliche Theilnahme bewiesen. Wie er selbst sagt, versuchten sie auf alle Weise, ihm vorzuspiegeln, daß er wieder frei, glücklich und geehrt werden könnte; er aber, den das schreckliche Bewußtseyn eines politischen Fehlgriffs, der ihm als schwarzes Verbrechen erschien, ganz mit sich selber entzweit hatte, wünschte immer nur den Tod, der ihn zu fliehen schien. Endlich, und zwar wenige Monate nach der Abfassung des Wand-Memoire's, (1676) wurde sein Sehnen gestillt. Keng Tschingtschung, der seit Fan Loschan's Einkerkerung seine Macht immer mehr befestigte, glaubte den Gefangenen, zu dessen Befreiung von Seiten des Hofes nichts geschah, selbst als Geisel nicht mehr gebrauchen zu können; und jetzt erst wurde es ihm unerträglich, daß er einen Menschen, der ihn, den unumschränkten Gebieter von Fukian, so oft und so schrecklich gelästert hatte, noch unter den Lebenden wußte. Bei nächtlicher Weile schickte er eine Anzahl bewaffneter Schergen mit dem Blutbefehle nach Fan Loschan's Kerker. Von dem Geräusch der Eintretenden aus seinem leichten Schlafe geweckt, rief der Gefangene triumphirend aus: „Meine Sache ist erledigt!" Ein Elender, Namens Liupa, der die Henker anführte, wurde über die stolze Resignation des Tsung-tu so aufgebracht, daß er ihn zu Boden riß und mit Füßen trat; aber Fan Loschan raffte sich wieder empor, erhob die gefesselten Arme und traf den Hauptmann mit seiner schweren Kette auf den Kopf. Liupa stürzte ohne Besinnung zusammen, und die Uebrigen fuhren erschrocken zurück. Jetzt kehrte sich Fan Loschan dem Kaiserlichen Palaste zu (d. h. der Himmelsgegend, wo die Residenzstadt, die wahre Kibla der Chinesischen Beamten, lag), schlug neun Mal mit der Stirne an den Boden und sprach in feierlichem Tone: „Ich sündhafter Beamter habe den Tod verdient, da ich unfähig war, meine Pflicht zu erfüllen." Dann empfing er ohne Zagen und Murren den Todesstreich. Mit ihm wurden noch 53 Personen, die zu seinem Haushalt und seiner Leibwache gehört hatten, auf Befehl des Rebellen hingerichtet.

Ein Mongole, Befehlshaber der Soldaten, die von Keng Tschingtschung dem gefangenen Tsung-tu zu Wächtern bestellt waren, hatte den Plan gefaßt, diesen Märtyrer seiner Unterthanenpflicht zu befreien; allein die Sache wurde, ehe noch Fan Loschan selbst davon erfahren konnte, verrathen und der edle Mani Sankilan — dies war sein Name — vor das Tribunal des Wang geschleppt, der ihn sofort auf die Folter legen ließ. Sankilan, anfangs still und in sich versunken, rief plötzlich mitten unter den Qualen begeistert aus: „Fan Loschan war ein ehrenwerther Staatsmann; Du aber bist ein verruchter Räuber! Besser ist es, mit Ihm sterben, als mit Dir leben!" Als Keng Tschingtschung diese Worte aus dem Munde eines Menschen hörte, der ihm so tief untergeordnet war, gerieth er in schäumende Wuth, zog seinen Säbel und hieb den Mongolen mit eigener Faust in Stücke.

Den Leichnam des Fan Loschan ließ der Tyrann in eine Bergschlucht werfen; aber ein gewisser Hiuting, der immer die unbegränzteste Hochachtung vor dem Tsung-tu gehabt, und jedes Blättchen Papier, auf welches Fan Loschan ein paar Worte geschrieben hatte, als heilige Reliquie aufbewahrte, begab sich in stiller Nacht allein an den schauerlichen Ort, lud den Leichnam auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. Dann trat er mit den sterblichen Ueberresten des Märtyrers die weite Reise nach Peking an. Als der Kaiser von seiner Ankunft Kunde erhielt, beorderte er mehrere Magnaten und zwanzig Leibgardisten zum Empfang der Leiche und sorgte für standesgemäße Beerdigung derselben.

Erst sechs Jahre später (1682) büßte Keng Tschingtschung für alle seine Frevel, obwohl auf eine rühmlichere Weise, als er es verdient hatte; denn er fiel nicht durch Henkershand, sondern im letzten verzweifelten Kampfe gegen das Mandschuische Heer. Fan Schitschung, ein Sohn des geopferten Fan Loschan, riß auf dem Schlachtfelde das Herz aus der Brust des erschlagenen Rebellen und weihte es den Manen seines Vaters. Der Kaiser aber schrieb dem Fan Loschan nachträglich mit eigener hoher Hand ein Epitaphium und ließ ihm auf eigene Kosten ein Monument errichten.

Der mitgetheilte literarische Nachlaß besteht — mit einziger Ausnahme des mehrmals erwähnten und stellenweise von uns übersetzten Memoire's — aus lauter musterhaft stilisirten Vorstellungen und Berichten an den Kaiser, die größtentheils das Interesse der beiden Provinzen betreffen, denen Fan Loschan als Siun-fu und als Tsung-tu vorgestanden. Die poetischen Stücke sind verloren gegangen.

Sch.

*) Der Biograph sagt: „In der Sommerschwüle von feuchten Dünsten umlagert, war er Schmutz und Ungeziefer preisgegeben; in den langen Winternächten drang ihm der schneidende Seewind bis auf die Knochen; dennoch überdauerte er Alles."

Mannigfaltiges.

— **Nachdrucks-Gesetzgebung in England.** Herr John J. Lowndes, Advokat am Inner Temple in London, hat so eben eine Schrift über den Nachdruck herausgegeben, die ganz geeignet ist, die Bemühungen zu unterstützen, die einer seiner Kollegen im Parlamente, der Serjeant Talfourd, anwendet, um ein Gesetz zu erwirken, das über die Sicherstellung des geistigen Eigenthums in Großbritanien keinen Zweifel mehr übrig läßt.*) So wie die Sachen jetzt in seinem Vaterlande stehen, meint Herr Lowndes, scheinen die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, die allerdings ursprünglich gegeben seyen, um den Autoren ihre Rechte zu sichern, mehr dazu benützt zu werden, dieselben einzuschränken, zu umgehen und zu beeinträchtigen. Der Verfasser behauptet, daß England in dieser Beziehung gegen die meisten übrigen Länder zurückstehe; namentlich sey es nicht genug gegen den Verkauf der im Auslande erscheinenden Nachdrucke Englischer Werke gesichert, denn man könne jetzt in London die Pariser Ausgaben von Byron, Moore und Hallam für wenige Shillinge haben. Herr Lowndes giebt auch eine Uebersicht der Gesetzgebung über den Nachdruck in anderen Ländern, wobei Preußen, als den meisten übrigen ein Beispiel gebend, vorangestellt wird. Auch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika haben in der letzten Zeit das absolute Eigenthumsrecht der Schriftsteller an ihren Werken anerkannt, und ein Comité der gesetzgebenden Versammlung in Washington hat sogar darauf angetragen, dieses Recht auch ausländischen Schriftstellern zu gewähren. In den Skandinavischen Ländern und in Spanien ist das Verlagsrecht durch keine Zeitbestimmung eingeschränkt und daher als ein immerwährendes zu betrachten. In Frankreich gilt es bis zu einem Termine von zwanzig Jahren nach dem Tode des Verfassers, doch soll dieser Termin jetzt noch erweitert werden. In Holland und Belgien gelten die Bestimmungen des Französischen Gesetzbuches auch in dieser Beziehung. In Rußland dauert das Verlagsrecht fünfundzwanzig Jahre. Ueberall aber werden die Vergehungen gegen das geistige Eigenthumsrecht strenger beaufsichtigt und stärker geahndet, als in England.

— **Kopenhagens wissenschaftliche und literarische Bedeutung.** In einem von der Revue de Paris mitgetheilten Artikel über die Dänische Hauptstadt spricht sich Herr Xav. Marmier folgendermaßen aus: „Kopenhagen ist als die wissenschaftliche Hauptstadt des ganzen Skandinavischen Nordens zu betrachten. Seine geographische Lage giebt ihm diese Bestimmung; an der Küste des Baltischen Meeres gelegen, scheint es dort hingebaut, um alles Neue des südlichen Europa's entgegen zu nehmen und es in den nördlichen Gegenden zu verbreiten. Nehmen wir daher die Jahrbücher der nordischen Alterthumskunde und Literatur zur Hand, so ist es immer Kopenhagen, das die besten Beiträge dazu geliefert, Kopenhagen, das zu allen Zeiten den Impuls gegeben. Hier wurden die ersten Schulen und die ersten Buchdruckereien des Nordens errichtet; hier lassen sich die ersten Spuren einer literarischen Entwickelung und die ersten tieferen Studien der Geschichte nachweisen. Schweden hat allerdings auch seine glänzenden Namen, aber es ist später gekommen, und sowohl die beiden Universitäten zu Lund und Upsala, als die Universität zu Christiania, werden immer, vermöge ihrer Lage und des geringen Umfangs ihrer Mittel, der von Kopenhagen untergeordnet bleiben. In dieser Stadt befinden sich die schönsten und reichsten wissenschaftlichen Institute: ein Museum der Naturgeschichte, ein ethnographisches Museum, ein Museum der nordischen Alterthümer und drei große Bibliotheken. Die Königliche Bibliothek besteht aus nahe an 400,000 Bänden; die der Universität besitzt die reichste Sammlung Isländischer Handschriften, welche irgendwo existirt; die von Classen ist wegen ihrer ausgezeichneten Zusammenstellung mathematischer und geographischer Werke berühmt. Es giebt in Kopenhagen eine Maler- und eine Bildhauer-Schule, deren Ruhm für alle Zeiten feststeht, denn sie hat Thorwaldsen gebildet. Endlich findet der Fremde in Kopenhagen mehrere buchhändlerische Magazine, die eben so reich und mannigfaltig ausgestattet sind, als die schönsten Buchhandlungen Deutschlands, und ein Athenäum, welches die besten Englischen, Französischen und Deutschen Zeitschriften hält und die bemerkenswerthesten Erscheinungen der neueren Literatur kommen läßt."

*) An historical sketch of the law of copyright. By John J. Lowndes, Esq. London, 184[illegible].

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 13. März 1840.

Frankreich.

Kant und seine philosophische Bedeutung.

Von Victor Cousin.

I.

Kant ist der Vater der Deutschen Philosophie: er ist der Urheber oder besser das Werkzeug der größten Revolution, welche seit Cartesius auf dem Gebiete der Philosophie ausbrach. Jede wahrhafte Revolution ist indeß das Produkt einer Zeit und nicht eines Menschen. Die Welt schreitet fort, aber eine Person ist nur das Gefäß der Idee; sie kann den Fortschritt nur leiten, nicht erzeugen, noch weniger ihn aufhalten. Kant's Philosophie hat zwei große Voraussetzungen: den allgemeinen Geist, die allgemeine Bewegung Europa's und den besonderen Geist Deutschlands.

Die allgemeine Stimmung Europa's zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist bekannt genug: es herrschte damals eine dumpfe Gährung, wie sie immer einer großen Krisis vorherzugehen pflegt. Auf den Glauben der früheren Jahrhunderte war die Sucht, zu prüfen und zu untersuchen, gefolgt, aus welcher die Entdeckung der Wahrheit hervorgehen sollte. Das Denken machte sich an die Untersuchung der Rechte und Pflichten des Menschen und zeigte das Mangelhafte der bestehenden Einrichtungen auf; überall machte sich das Bedürfniß einer gesellschaftlichen Wiedergeburt geltend.

Eine ausführlichere Darstellung verdient der Zustand Deutschlands vor Kant. Die Geschichte einer Nation ist indeß ein großes Ganze, und ein einzelner Abschnitt kann nicht verstanden werden, ohne auf die Momente zurückzugehen, aus denen er sich hervorgebildet hat; es dürfte deshalb unerläßlich seyn, die Entwickelung des Deutschen Geistes von seinen ersten Anfängen an bis zu dem Augenblicke, wo Kant auftrat, kurz anzudeuten. Gewiß ist das Wesen der Menschheit überall eins und dasselbe; nichtsdestoweniger treten nach Zeit und Umständen die verschiedensten Bildungsformen in der Geschichte hervor. Die Hauptverschiedenheit ist wohl die der nördlichen und der südlichen Bildung. Den Völkern des Nordens offenbaren sich dieselben Wahrheiten wie denen des Südens, aber sie bringen sie sich auf eine andere Weise zum Bewußtseyn. Diese Verschiedenheit der Auffassung zeigt sich in der Poesie, in der Religion und in den politischen Einrichtungen. Die Philosophie ist demselben Gesetze unterworfen, denn sie ist ja bald die unbewußte Grundlage, bald die höchste Spitze und der reinste Ausdruck dieser drei Offenbarungsarten des Geistes. Im Allgemeinen läßt sich hier sagen, daß der Mensch des Südens mehr nach Außen gerichtet, der des Nordens mehr nach Innen gekehrt ist. Der gemeinschaftliche Charakter der Deutschen Stämme ist der Hang zum innerlichen Leben, das Vorwiegen der Phantasie, der Empfindung und des einsamen Gedankens. Bei ihnen ist die Blüthe des Familienlebens zu suchen: ihr Blick ist auf das Ideale und Unsichtbare gerichtet, aber dafür entschlüpft ihnen das wirkliche Leben, und das träumerische Sinnen, das innerliche Brüten lähmt ihre Thatkraft.

Verfolgen wir die Entwickelung des Deutschen Geistes, so haben wir drei Hauptabschnitte zu unterscheiden. Der erste, welcher sich in das graue Alterthum verliert, endet mit Karl dem Großen. Bis zu der Zeit, wo die nördlichen Stämme als Eroberer auftreten, und noch einige Zeit nachher, findet man bei ihnen eine eigene Bildung und Verfassung, eine eigenthümliche Poesie und Religion. Man braucht nur die Edda und das Nibelungen-Lied aufzuschlagen, um hier schon das träumerische Sinnen, die düsteren und in der Tiefe ruhenden Empfindungen wahrzunehmen, und um sich zu überzeugen, daß die Helden und Sänger dieser alten Lieder nicht den Himmel Italiens oder Spaniens gesehen haben. Wie sehr sie sich auch in der Aeußerlichkeit des Lebens ergehen, der innerliche Drang bricht immer hindurch. Auch diese Zeit hat ihre Philosophie, obgleich eine Philosophie, die leer und unbestimmt ist, nach Art der Barbaren, weil sie eine instinktartige Bildung und nicht eine Frucht der Reflexion ist. Diese ursprüngliche Philosophie ist die Religion. In den Sagen der Edda und der Nibelungen tritt die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur überall hervor. Sigurd, Siegfried und alle Männer des Nordens trotzen der Natur und ihren Schrecken; sie sehnen sich zum Kampfe wie zu einem Feste und begrüßen den Tod wie einen Freund; dabei verbinden sie mit der Todesverachtung ein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl und eine viel reinere Liebessehnsucht, als die Völker des Südens. Während dieser Zeit ist der Norden heidnisch, kriegerisch, frei und poetisch. Aber durch die Eroberungszüge wird die Umbildung desselben vorbereitet. Die Eroberer nehmen die Religion der besiegten Völker an. Das Christenthum dringt mit seinem Geist der Liebe und der Entsagung in die Herzen der Barbaren ein. Der Skandinavische und Germanische Götzendienst unterliegt im Kampfe gegen die Gewalt, die Wissenschaft und den bis dahin unbekannten Heldenmuth des Glaubenseifers; mit dem Götzendienst geht auch die aus ihm hervorgegangene Poesie zu Grunde. Karl der Große schließt diese Periode ab.

Der Charakter des zweiten Abschnitts ist der christliche, monarchische und freie; es entsteht eine rohe, aber kraftvolle Bildung. Die Germanische Freiheit, gestützt auf die Idee der religiösen Einheit, entwickelt sich zu einer großen und mächtigen Nationalität. Die Philosophie dieser Zeit ist die Scholastik. Diese ist nichts Anderes als die Gesammtheit der mehr oder weniger wissenschaftlichen Formeln, in welche unter Anleitung des Aristotelischen Organons und zum Behufe des Unterrichts das junge Denken die christlichen Dogmen gekleidet hatte. Schon vor den Universitäten blühten in Deutschland viele angesehene Schulen, zu Fulda, zu Mainz, zu Regensburg, zu Köln. Ungeachtet der barbarischen Form dieser Philosophie darf man doch nicht zu gering von derselben denken, denn der Glaube der Lehrer und Schüler belebte sie. So finden wir in dieser Zeit einerseits im Volk den wahren Glauben und folglich auch Freiheit, da der Glaube des Volks eben so frei war, wie die Liebe, auf der er beruhte, andererseits in der Regierung eine feste Autorität, weil dieselbe aus der freien Beistimmung des Volkes hervorging.

Diese Bildungsform ging indeß vorüber, wie die vorige, wie alle andere. Was vorzüglich ihren Untergang herbeiführte, war der übermäßige Einfluß des Auslandes in der Religion und in der Politik. Allmälig war es dahin gekommen, daß eine Stadt in Italien nicht nur den Glauben, sondern auch alle übrige Lebensverhältnisse der Deutschen regelte. Deutschland mag indeß wohl äußerlich und politisch sich fremden Einflüssen unterwerfen, aber im Reiche des Geistes und der Sittlichkeit wird es nie ein fremdes Joch dulden. Als seine Beschwerden nicht gehört wurden, rüstete es sich zum Widerstande, und es brach die religiöse und politische Reformation aus, welche die Einheit Deutschlands zertrümmerte und die Herrschaft über Deutschland dem Hause Oesterreich und dem Römischen Hofe entriß.

Zwei Männer führten diese Revolution durch, zwei Männer des Nordens; der Eine protestirte mit begeisterter Stimme gegen den religiösen Despotismus, der Andere verhalf dieser Protestation mit seinem Schwerte zum Siege. Luther's Reden untergruben die Macht des Katholizismus, Gustav Adolph's Schwert stürzte Oesterreichs Herrschaft und befreite Deutschland. Unterdeß stand in Frankreich ein großer Denker auf, welcher der Scholastik den Untergang bereitete und auf ihren Trümmern ein neues System aufführte. Die Philosophie des Cartesius drang auch nach Deutschland und wurde hier weiter ausgebildet. Leibnitz war ebenfalls ein Schüler desselben, aber ein Schüler, der den Meister übertraf, wenn es ihm auch nicht gelang, ein vollständiges System zu begründen. Wolf versuchte, die zerstreuten Ansichten seines großen Vorgängers um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu gruppiren und in eine systematische Ordnung zu bringen; nur ging ihm der Geist der Leibnitzischen Philosophie dabei verloren, und es entstand eine neue Scholastik.

Dies war der Stand der Dinge, als Deutschland in engere Beziehung zu dem philosophischen Europa trat, welches von der Bahn, die Cartesius eingeschlagen hatte, wieder abgewichen war. England hatte sich dem Joche des Lockeschen Empirismus unterworfen, und Frankreich Mallebranche's bis auf die Spitze getriebenen, aber erhabenen Kartesianismus gegen eine oberflächliche Nachahmung der Englischen Philosophie ausgetauscht. Der Sensualismus war in Frankreich und England zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Bald drang er auch in Deutschland ein. Friedrich der Große herrschte damals in Preußen, und die Französischen Schöngeister, welche sich unfähig fühlten, in Paris neben Voltaire's schimmernden Sternen zu glänzen, strömten nach Berlin, um hier zum Vergnügen und zur Unterhaltung des Königs beizutragen. Alsobald eröffneten sie den Kampf gegen das Bischen Christenthum und Theologie, was sich in Deutschland noch erhalten hatte.

Fassen wir Alles zusammen, so finden wir weder ein nationales Leben, noch eine nationale Poesie. Die Deutschen Akademieen nehmen fremde Sophisten zur Zerstörung des alten Deutschen Geistes in Sold; die Theologie erliegt unter den Angriffen des Unglaubens und des

Spottes und hat nicht einmal den Muth, sich zur Wehre zu setzen; an die Stelle der Philosophie tritt eine Art dogmatischer Frivolität, welche mit Epigrammen und dünnen Broschüren gegen die Foliobände in den Kampf rückt. Dies war der Zustand, welchen Kant bei seinem Auftreten in Deutschland vorfand.

Indeß hatte Kant noch einen Vorgänger, dem das Verdienst zugestanden werden muß, sich zuerst gegen die knechtische Verehrung alles Fremden erhoben zu haben. Klopstock hatte den Muth, im achtzehnten Jahrhundert ein Christ und ein Deutscher zu seyn, und aus seinen begeisterten Gesängen ging die Morgenröthe einer wahrhaft nationalen Poesie hervor. Die gesammte Literatur folgte dem Anstoße, den Klopstock gegeben hatte, und schon vor Friedrich's des Großen Tode entstanden viele nationale Dichtungen, welche im Munde des Volkes lebten. Das patriotische Gefühl erweckte nun auch wieder den religiösen Sinn, den träumerischen und sinnigen Geist des alten unsterblichen Deutschlands und die reine und schwärmerische Sehnsucht, welche einen so merkwürdigen Gegensatz mit der faden Rohheit der Anakreontischen Poesieen bildet, an denen sich die Salons und die Höfe des 18ten Jahrhunderts weideten.

Inmitten dieser geistigen Bewegung und Erhebung gab ein Mann, der nie die Mauer seiner Geburtsstadt verlassen hatte, ein philosophisches Werk heraus, welches anfangs wenig gelesen und beachtet wurde, sich dann aber allmälig Bahn brach und im Laufe von 8 — 10 Jahren in der Philosophie eine ähnliche Umwälzung bewirkte wie die Messiade in der Poesie. Kant studirte zuerst Theologie; er hatte große Anlagen für die mathematischen Wissenschaften und bereicherte sogar die Astronomie mit mehreren Entdeckungen. Sein wahrer Lebensberuf war indeß die Philosophie. Den Grundzug seines Charakters bildet ein sehr ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl, welches von den schändlichen Folgerungen der Mode-Philosophie empört wurde. Kant gehörte indeß seinem Jahrhunderte an, und in nicht geringerem Grade wie den Sensualismus fürchtete er die Schul-Philosophie. Hume ist das Gespenst, das ihn beständig umschwebt; dieser erscheint ihm warnend, sobald er sich versucht fühlt, einen Schritt rückwärts zu thun. Kants ganzes Bemühen, kann man sagen, ging darauf hinaus, der Philosophie eine gegen die Angriffe des Hume'schen Skepticismus gesicherte Stellung zwischen dem alten Dogmatismus und dem Sensualismus Locke's und Condillac's zu verschaffen.

Besonders bekämpfte Kant den Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Moral, ohne jedoch in den Mystizismus des Mittelalters zurückzusinken. Zu einer Zeit, wo überall nur von Vergnügen, Nutzen und Glück die Rede war, erhob sich in Königsberg eine Stimme, welche den Individuen und den Nationen verkündete, daß über den Verlockungen des Vergnügens und den Berechnungen des Eigennutzes etwas Höheres stehe, eine Regel, ein Gesetz, ein unverbrüchliches und allgemein bindendes Gesetz: das Gesetz der Pflicht. Die Idee der Pflicht ist der Mittelpunkt der Kantschen Moral, und seine Moral der Mittelpunkt seiner Philosophie. Die Zweifel, welche die Metaphysik bestehen läßt, finden in der Moral ihre Lösung, und dieselbe wirft zugleich ein helles Licht auf die Religion und die Politik. Wenn in dem Menschen die Idee eines höheren Gesetzes als das des Eigennutzes und der Leidenschaft lebt, so ist die Existenz des Menschen entweder ein Widerspruch, ein unlösliches Problem, oder der Mensch muß das Gesetz erfüllen können, welches ihm auferlegt ist: wenn der Mensch soll, so muß er auch können, und die Pflicht begreift die Freiheit in sich. Andererseits muß, wenn die Pflicht höher steht als das Glück, dieses der ersteren in gewissen Fällen geopfert werden. Und dennoch findet zwischen beiden eine ewige Harmonie statt, welche zwar augenblicklich gestört werden kann, welche aber die Vernunft bedingt und allem Existirenden und dem Urheber alles Existirenden auferlegt. Es muß einen Gott geben, der über alle sekundären Wirkungen erhaben ist, damit irgendwo die Harmonie zwischen dem Glücke und der Tugend zu Stande komme. Ferner fließt aus der Idee der Pflicht auch die des Rechts; die Pflicht, die ich gegen einen Anderen habe, ist sein Recht gegen mich und umgekehrt. Hieraus entspringt die gesellschaftliche Moral, das Naturrecht, die Philosophie der Politik, welche sich durchaus von der Politik des Eigennutzes unterscheidet. Dies sind die Grundzüge der Philosophie, welche Kant seinem Vaterlande und dieses Europa gab. Es leidet keinen Zweifel, daß die Schottischen Philosophen schon etwas Aehnliches versucht hatten, und daß Reid sich in Edinburg mit denselben Gedanken trug wie Kant in Königsberg, aber aus der unbeholfenen Skizze der Schotten bildete Kant ein geschlossenes System. Mit ihm erlangte der Spiritualismus des achtzehnten Jahrhunderts seine höchste Entwickelung; er bildet die Spitze und den Abschluß des Jahrhunderts, oder, um Alles zu sagen, er hat auf dem Gebiete der Philosophie das gewirkt, was die Französische Revolution für die gesellschaftliche und politische Wiedergeburt der Zeit gethan hat.

Eine Theater-Rezension von George Sand.

(Fortsetzung.)

Um jedoch nur von der Kunst zu sprechen, auf die wir uns hier beschränken wollen, haben wir nicht auf rechtmäßige und heilige Weise die Baukunst, die Skulptur, die Malerei und die Musik den mächtigsten und den geistreichsten Völkern der Erde entwendet? Unsere Poesie endlich, haben wir sie nicht durch göttliches Recht von allen Jahrhunderten und allen Völkern erobert, welche jetzt demüthig die Unterweisungen von uns verlangen, die wir einst von ihnen erhielten? Haben wir nicht die Malerei bei uns eingeführt, und zwar mit Ausschluß aller der Völker, die wir wirklich ganz und gar beraubten, und blüht sie nicht immer noch bei uns? Wo befindet sich jetzt die Römische Schule? In Ingres's Atelier. Wo die Venetianische Farbe? Auf Delacroix's Palette. Wo der kräftige Flamändische Pinsel? Auf Decamps's Gemälden. Wo der Englische Kupferstich? In Paris, in Calamatta's und Mercury's Dachstübchen, deren Genius ganz Französisch geworden ist. Die größten fremden Künstler haben es ausgesprochen, was seitdem zum Sprüchwort geworden: „Frankreich ist das wahre Vaterland der Künstler." Und jetzt sollten wir unsere Meister verstoßen! So etwas liegt aber gar nicht im Geiste der Nation, und nie hat man den feurig sympathetischen Charakter des Franzosen und seinen großmüthigen Enthusiasmus für jede Art von Bildung mehr verkannt, als an jenem Tage, wo man in Frankreichs Repräsentativ-Versammlung den Ausspruch that, es solle keine fremde Kunst mehr in Frankreich geben. Sendet also von nun an nicht mehr Eure Maler und Eure Musiker nach Rom, um sich dort auszubilden, streichet „Wilhelm Tell" und „Graf Ory" von dem Repertoir Eurer großen Oper; zerstöret, wenn Ihr es vermöget, jeden Schimmer von Kunst in der eleganten Welt, so wie im Volke. Verbrennet alle jene Musikalien-Handlungen, die durch Deutsche und Italiänische Partituren bestehen; schließet das Konservatorium, welches so schlechten Geschmack an den Tag legt, indem es Euch Beethoven, Haydn und Mozart vorträgt; verdammet auch von Zeit zu Zeit den Patriarchen Cherubini zum Tode, denn der wird sich Euren Aussprüchen nicht willig unterwerfen. Bestätigt das Verbannungsurtheil über Spontini, laßt Lablache, Rubini, Tamburini über die Gränze schaffen; verbietet es der Grisi, Euch den Typus der reinsten und vollkommensten Griechischen Schönheit vorzuführen, sendet Pauline Garcia's Genius nach Rußlands Eissteppen, und wenn Ihr das Alles vollführt habt, so untersagt unseren Gamin's, den „Rataplan" aus den „Hugenotten" zu singen, zertrümmert sogar die Drehorgeln, die unter Euren Fenstern den Jägerchor aus dem „Freischütz" und das di tanti palpiti spielen, welche beide eben so populär geworden sind, wie die Marseillaise und das Vive Henri IV.

Man sage mir nicht etwa, daß die fremde Musik in Frankreich hinreichend gekannt sey. Sie ist nur gewöhnlich geworden, doch das will ganz und gar nicht bedeuten, daß sie auch verstanden sey; ich wiederhole es noch einmal: unsere musikalische Erziehung ist noch weit entfernt von ihrer Vollendung, sie hat höchstens begonnen. Wird ihr ein so schneller Erfolg wie der Malerei zu Theil werden? Ich glaube es nicht. Es liegt in der Natur der Musik selbst, daß sie langsamer vorschreitet, weil sie die idealste von allen Künsten ist. Und dürfen wir uns überhaupt wohl schmeicheln, die Deutschen und die Italiäner in der Composition und in der musikalischen Ausführung zu übertreffen, wie wir unseren ausländischen Zeitgenossen in der Malerei überlegen sind? Ich wage nicht, es zu versprechen. Vielleicht wird die Natur, die gegen sie in dieser Beziehung großmüthiger als gegen uns sich zeigte, sie auch fernerhin wie geschätzte und verehrte Meister, beständig über uns zu stellen. Das ist eine Ursache mehr, sie an uns zu fesseln, denn sind wir ihrer beraubt, so haben wir keinen Fortschritt mehr zu hoffen. Saget mir nur nicht, daß die Meister für unsere Französische Bühne schreiben werden, oder daß wir ihre lyrischen Werke übertragen können. Ihr wißt sehr wohl, daß Rossini nicht mitten auf seiner Laufbahn voll Ehre und Ruhm still gestanden wäre, wenn ihn nicht der Leichtsinn gekränkt hätte, mit dem man sein letztes Meisterwerk behandelt, so wie die Zerstückelung desselben bei den Aufführungen in der Oper. Ihr wißt auch recht gut, daß der „Don Juan" auf derselben Bühne durchaus nicht befriedigend ausgeführt werden kann, und daß man die Stimmen darin ganz ändern mußte. Wenn Ihr ihn hören wollt, so geht Ihr auch nicht in die große Oper, sondern nach dem Italiänischen Theater. Ihr wißt es, daß wir in Frankreich weder „Fidelio", noch „Oberon", ja selbst nicht einmal den „Freischütz" kennen. Vergeblich waren Veron's Eifer und Geschicklichkeit, er war nicht im Stande, uns „Euryanthe" ordentlich auf einer Französischen Bühne zur Aufführung zu bringen. Ihr wißt es recht gut oder solltet es doch wenigstens wissen, daß, statt uns der Italiänischen Oper zu berauben, Ihr uns noch mit einer Deutschen Oper ausstatten solltet, und Ihr würdet sie selbst besuchen, fortgerissen durch den Fortschritt der Kunst und die Bewegung der Ideen, denen Euer Ausspruch vielleicht vergebens für einige Jahre Einhalt thut.

Ihr vollführet dadurch gerade dasselbe, was Ihr einem gewissen engherzigen und blinden Radikalismus vorwerft. Ihr beraubet uns, als wären es eben so viel kostbare Ueberflüssigkeiten, der Quellen, in denen sich das geistige Leben badet und läutert. Ihr drängt uns in die Barbarei zurück, Ihr verfaßt Prachtgesetze für jene wohlhabende Welt, die ihr Euch gern erhalten wollt, die sich aber dadurch nicht hintergehen läßt; denn sie fängt an einzusehen, daß wir der Civilisation nicht so feind sind, als es die herbe Nothwendigkeit einer Vergangenheit glauben machte, die wir nicht ableugnen, die wir aber auch nicht wieder erwecken wollen. Wenn es Euch nur in Euren Kram paßt, so kommt Ihr wohl auf den Geist des Konvents zurück und bemächtigt Euch gewisser Ersparungs-Ideen, die wir Euch vorschlugen, als wir gewisse weise Einschränkungen oder großmüthige Opfer in Bezug auf die öffentlichen Gelder verlangten. Wenn Ihr aber unsere eigenen Argumente gegen uns kehren wollt, so thut es wenigstens nicht bei Dingen, die für uns und Euch nützlich und gut sind, denn unsere Bedürfnisse sind dieselben, und ein klein wenig Ideales würde Eurem Leben wahrlich keinen Schaden thun. Es giebt so manches Andere, das für uns Alle nachtheilig ist und wofür Ihr mit erhobener Hand aus Gründen stimmet, die ich Euch nicht nennen mag, nicht deshalb, weil es Euch an Höflichkeit fehlte, um sie anzuhören, sondern weil Ihr Geist genug besitzet, um sie zu errathen. Ich weiß ganz sicher, daß die Französische Jugend, die durchaus kunstsinnig ist, sich lieber zu Entbehrungen in ihrem materiellen Leben entschließen würde, als zu solchen, die ihr geistiges Leben an-

lasten, und daß all die Plackereien des Steuerwesens, die wir sämmtlich zu erdulden haben, uns erst dann recht unerträglich scheinen würden, wenn sie an der Gränze die schönen Künste so zurückwiesen, wie jetzt die Einfuhr fremder Baumwolle oder fremden Tabacks.

Wäre die nothwendig zu bewirkende Wahl-Reform schon vollbracht, hätte ich Deputirte vor mir, die das Volk wirklich verträten, so würde ich sogar zum scheinbar ausschließlichen Vortheil der reichen Klassen schützende Maßregeln für die Künste von ihnen fordern. Ich würde ihnen sagen, daß es ein ganz natüelicher Zustand der Dinge sey, wenn das Italiänische Theater für eine Unteehaltung der vornehmen Welt gelte, weil es ja von dem Reichthum der hohen Stände sich nährt und nur dadurch bestehen kann. Von dem Tage an, wo man die Italiänische Gesellschaft in ein passendes Lokal einführt und wo die Subvention zur Bestreitung der dringendsten Bedüesnisse ausreicht, wird die Tonkunst wieder, wie früher, glänzende Fortschritte machen und vielleicht so weit gelangen, daß sie des Beistandes der Subvention zu entbehren vermag. Wenigstens wäre es unverzeihlich, diesen Versuch nicht zu machen. Die Vernachlässigung der edelsten und auserlesensten Civilisationsmittel ist das schrecklichste Zeichen von dem Verfall eines Gemeinwesens. Uebrigens ist es auch unwahr, daß der Saal der Italiäner nur von der sogenannten großen Welt in Beschlag genommen sey. In dem weiten Raume eines Theaters ist Platz für die Minderbemittelten, Platz für die Kaegbedachten und auch Platz für die Unbemittelten. Das Parterre der Italiänischen Oper war stets von armen Künstlern und jungen Leuten besetzt, welche die Musik leidenschaftlicher lieben, als alle andere Freuden des Lebens. Wir sind unserer Einige, die sich noch sehr wohl erinnern, wie sie oft die kleine Ausgabe für eine Mahlzeit beschnitten, um die Malibran oder die Pasta zu hören, und wie sie dann um Mitternacht, wenn sie ein am Abend vorher verschmähtes Stück Brod in ihrem Mansardzimmerchen fanden, lustig: Panem et Circenses! riefen. Wir wissen auch, daß, wenn wir in unserem Leben einen poetischen Aufschwung, eine hochherzige Empfindung hatten, wir es dem Umstande verdankten, daß man uns weder Kirche noch Theater verschloß, daß man uns die Poesie nicht als einen gefährlichen oder frivolen Luxus untersagte, und daß der Franzose nüchtern ist wie Epiktet und idealistisch wie Plato.

So finde man es denn natürlich, daß die große Welt, — die darum nicht mehr und nicht weniger zur Sparsamkeit und zum Wohlthun geneigt seyn wird, wenn man ihr ihre anständigen Vergnügungen nimmt, — daß sie den Glanz einer Kunstschule nähet, in welcher der aeme Künstler seine Phantasie spielen lassen und sein Ideal finden kann. Und glaubt auch, daß diese reichen Klassen, an die Ihr Euch wendet und von denen ihr vielleicht eher, als Ihr es denket, eine freisinige und aufeichtige Beistimmung zu besserer Anwendung des Gleichheitsgesetzes erlangen werdet, daß sie, so wie Ihr, eines geistigen Lebens bedürfen, welches höher ist als das, zu dem ihnen schlechte Schulen und falsche Theorie in den Künsten wie in jeder anderen Bildungs-Quelle verhelfen können.

Jetzt, nachdem ich etwas ausfühelichee, als ich es wollte, die hohe Wichtigkeit des Italiänischen Theaters geschildert, muß ich noch an einen der großen Veeluste erinnern, der uns mit dem Untergange dieses Theaters bevorstände. Ganz Frankreich weiß heutzutage, wie grausam und unersetzlich der unwiderrufliche Abgang Lablache's und Rubini's seyn würde; aber Pauline Garcia's Ruhm ist noch zu neu, als daß die Provinz, die in einer einzigen Saison noch nicht Zeit gehabt hat, sie kennen zu lernen, sich zu besonderem Bedauern über den Verlust der ihr noch fremden Künstlerin veranlaßt fühlen sollte. Ohne Bedenken darf man daher das gerechte Lob wiederholen, welches ihr von einsichtsvollen Kritikern gespendet worden. Ueberdies ist ihre Erscheinung noch in anderer Hinsicht anziehend. Mlle. Garcia wird als ein glänzendes Beispiel in dee Geschichte der weiblichen Künstler prangen. Ihr eben so umfassender als begeisterter musikalischer Genius bezeugt einen geistigen Fortschritt, der noch nicht in so bedeutender Weise bei dem weiblichen Geschlecht erschienen war. Bisher hatte man wohl den Sängerinnen eine eben so große Fähigkeit und Macht einräumen müssen, wie sie die ausgezeichnetsten Sänger nur besitzen und ausüben konnten. Man hat oft gesagt, die weiblichen Künstler könnten sich wohl in der Ausführung auf gleiche Linie mit den Männern erheben, aber in der Eefindung von Kunstwerken vermöchten sie eine gewisse Gränze des Talents nicht zu überschreiten. Man hat dies vielleicht nicht mehr so laut gesagt, seitdem die Anstrengungen von einigen derselben eine mehr oder minder achtungswerthe Fähigkeit für die musikalische Composition bezeugten. Im Fache des Liedes verdienen hier ein paar reizende Melodieen der Malibran den ersten Platz; im dramatischen Fache die Partituren der Dlle. Bertin. Nun aber tritt ein achtzehnjähriges Mädchen auf und schreibt Musik von echter Schönheit und Kraft, Musik, von welcher sehr kompetente und strenge Kunstrichter sagten: „Man gäbe uns diese Blätter als Nachlaß Weber's oder Schubert's, und wir werden sie des einen und des anderen dieser großen Namen würdig finden, vielleicht des Ersteren noch mehr als des Letzteren."

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Aus dem Bilderbuche des Mondes.

Von Andersen.

Siebenter Abend.

„Ich kannte eine alte Jungfrau", sagte der Mond, „sie ging jeden Winter in einem gelben Atlas-Pelz, der war stets neu und war stets ihre einzige Mode; jeden Sommer trug sie denselben Strohhut und ich glaube dasselbe bläulich-graue Kleid. Nur zu einer bejahrten Freundin, quer über die Straße, ging sie; aber in den letzten Jahren that sie das nicht, denn die Freundin war gestorben. Einsam war meine alte Jungfer hinter dem Fenster geschäftig, an welchem den ganzen Sommer schöne Blumen standen und im Winter grüne Kresse auf einem Beete von Hutfilz. Im letzten Monate saß sie nicht mehr am Fenster, aber sie lebte noch, das wußte ich wohl, denn ich hatte sie noch nicht die große Reise machen sehen, von der sie und die Freundin so oft sprachen. „Ja", sagte sie dann, „wenn ich einmal sterbe, werde ich weit mehr zu reisen haben, als in meinem ganzen Leben; sechs Meilen von hier ist das Familien-Begräbniß, dort soll ich hingefahren werden, dort soll ich schlafen mit den Anderen von meinem Geschlechte." Gestern Nacht hielt ein Wagen vor dem Hause, sie trugen einen Sarg hinaus; da wußte ich, daß sie gestorben war: sie legten Stroh um den Sarg und fuhren davon. Da schlief nun die stille alte Jungfrau, die in den letzten Jahren nicht außer dem Hause gewesen war; und der Wagen rollte aus der Stadt, rasch, als wenn es eine Lustfahrt wäre. Auf der Landstraße selbst ging es noch rascher; der Knecht schielte einigemal zurück, ich glaube, er war bange, sie in dem gelben Atlas-Pelz da hinten auf dem Sarge sitzen zu sehen; darum schlug er so unbedachtsam auf die Pferde los und hielt sie so stramm, daß sie in die Gebisse schäumten; sie waren jung und rasch, ein Hase fuhr über den Weg, und sie gingen durch. Die stille alte Jungfrau, die Jahr aus Jahr ein sich nur langsam in ihrem Kreisgange daheim bewegt hatte, fuhr nun als todt über Stock und Stein auf der offenen Landstraße. Der Sarg, der mit Matten umwunden war, fiel herab und lag auf dem Wege, während Pferde, Knecht und Wagen in wilder Flucht davonjagten. Eine Lerche flog singend vom Felde auf, zwitscherte ihr Morgenlied über dem Sarge, setzte sich darauf und zupfte mit dem Schnabel an der Matte, als wenn sie die Puppe zerreißen wollte. Die Lerche stieg wieder singend in die Höhe, und ich zog mich hinter die rothen Moegenwolken zurück."

Achter Abend.

„Es war ein Hochzeits-Fest!" erzählte der Mond; „Lieder wurden gesungen, Gesundheiten ausgebracht, Alles war reich und peächtig; die Gäste zogen foet, als es über Mitternacht war; die Mütter küßten Beäutigam und Braut; ich sah diese allein, aber die Gardinen waren fast ganz vorgezogen. Die Lampe beleuchtete das heimliche Zimmer. „Gott sey Dank, sie sind fort!" sagte er und küßte ihre Hände und Lippen; sie lächelte und weinte, ruhend an seiner Brust, bebend, wie die Lotosblume an den strömenden Gewässern ruht; und sie sprachen süße, glückselige Worte. „Schlafe sanft!" flüsterte er, und sie zog die Gardinen des Fensters zur Seite. „Wie schön doch der Mond scheint!" sagte sie; „sieh, wie ruhig, wie klar!" und sie löschte die Lampe aus. Da wurde es dunkel in der heimlichen Kammer, aber doch strahlte mein Licht, wie seine Augen strahlten. Weiblichkeit, küsse des Dichters Harfe, wenn er von den Mysterien des Lebens singt!"

Neunter Abend.

„Ich will Dir ein Bild von Pompeji geben", sagte der Mond. „Ich war in der Vorstadt der Gräberstraße, wie man sie nennt, wo die schönen Monumente stehen, wo einst die jubelnden Jünglinge, Rosen um die Stirn geflochten, mit Lais schönen Schwestern tanzten. Jetzt war hier die Stille des Todes. Deutsche Soldaten in Neapolitanischem Solde hielten Wache und spielten Karten und Würfel; eine Schaar Fremder von jenseits der Berge wanderte, begleitet von einer Wache, in die Stadt ein. In meinem Vollmondlichte wollten sie die aus dem Grabe erstiegene Stadt sehen, und ich zeigte ihnen die Spur der Wagenräder in den mit breiten Lavafliesen gepflasterten Straßen, ich zeigte ihnen die Namen auf den Thüren und die noch aushängenden Schilder; sie sahen in den kleinen Höfen die Bassins für die Springbrunnen, geschmückt mit Muscheln und Conchylien; aber kein Wasserstrahl sprang, keine Lieder tönten aus den reichgemalten Gemächern, wo der Hund von Metall die Thür bewachte. Es war die Stadt der Todten, nur der Vesuv donnerte noch seine ewige Hymne, in welcher die einzelnen Verse von der Menschheit ein neuer Ausbruch genannt werden. Wir gingen zum Venus-Tempel; aus Marmor erhebt sich dieser, schimmernd weiß, mit seinem Hochaltar, vorn die breite Treppe und mit frischen Trauerweiden, die zwischen den Säulen hervorschießen. Der Himmel war so durchsichtig und blau, und im Hintergrund stand der rabenschwarze Vesuv, aus welchem das Feuer emporstieg, wie der Stamm einer Pinie; die erleuchtete Rauchwolke lag in der Stille der Nacht da, wie die Krone der Pinie, aber blutig roth. Unter den Fremden war eine Sängerin, eine wahre und große, ich hatte ihr in Europa's ersten Städten huldigen sehen; als sie sich dem tragischen Theater näherten, setzten sie sich alle auf die Steintreppe des Amphitheaters; es ward hier wieder ein kleiner Platz ausgefüllt, wie einst vor Jahrtausenden. Die Scene stand ja noch da wie früher, mit den gemauerten Coulissen, den zwei Bogen im Hintergrunde, durch welche man dieselbe Decoration sieht, wie zu jener Zeit die Nation selbst: das Gebirge zwischen Sorrento und Amalfi. Die Sängerin stieg zum Scherz auf die Scene der Vorzeit und sang; die Stelle inspirirte sie; ich mußte an Arabiens wildes Roß denken, wenn es schnaubt, seine Mähnen fliegen und es davonjagt, es war dieselbe Leichtigkeit und Sicherheit; ich mußte an die leidende Mutter unter dem Kreuze von Golgatha denken, es war der große tief gefühlte Schmerz. Und rings umher erschallte wieder, wie vor Tausenden von Jahren, der Jubel und das Klatschen des Beifalls: „Glückliche! himmlisch Begabte!" jubelten sie Alle. Drei Minuten nachher war die Scene leer, Alle fort, keine Töne hörte man mehr; die Gesell-

schaft war davongewandert; aber die Ruinen standen noch, unverändert, wie sie noch über Jahrtausende stehen werden, und Niemand weiß von dem Beifall des Augenblickes hier, von der schönen Sängerin, von ihren Tönen und ihrem Lächeln — vergessen und vorbei — selbst für mich ist diese Stunde eine verschwundene Erinnerung."

Zehnter Abend.

Der Mond erzählte: „Es liegen zwei Bauerhäuser am Waldwege, die Thüren sind niedrig, die Fenster sitzen hoch und tief, aber rund um dieselben wachsen Hasenbart und Berberitzen, das Dach ist bemoost und mit gelben Blumen und Dachwurz bewachsen; und Grünkohl und Kartoffeln stehen im kleinen Gärtchen; aber am Zaun blüht ein Holunder, und unter diesem saß ein kleines Mädchen; sie heftete ihre braunen Augen auf die alte Eiche zwischen den Häusern. Dieser Baum hat einen hohen morschen Stamm, der oben abgesägt ist, und dort hat der Storch sein Nest gebaut; er stand da oben und klapperte mit dem Schnabel. Ein kleiner Knabe kam heraus; er stellte sich neben das Mädchen; es war Bruder und Schwester. „Wonach schaust Du?" fragte er. — „Ich sehe auf den Storch!" sagte sie, „die Nachbarfrau hat mir gesagt, daß er uns heut Abend einen kleinen Bruder oder eine Schwester bringt; nun will ich aufpassen, um zu sehen, wann sie kommen!" — „Der Storch bringt Keinen!" sagte der Knabe, „das kannst Du glauben; die Nachbarfrau hat mir das auch erzählt; aber sie lachte, als sie es sagte, und da fragte ich sie, ob sie dabei sagen könnte: „bei Gott!" — das konnte sie nicht, und da weiß ich schon, daß das vom Storch nur so etwas ist, was man uns Kindern einbildet." — „Aber wo sollte denn das kleine Kind herkommen?" fragte das artige Mädchen. — „Da kommt der liebe Gott mit", sagte der Knabe, „Gott hat es unter seinem Kleide, aber keine Menschen können Gott sehen, und darum können wir nicht sehen, wenn er es bringt!" — In dem Augenblicke rauschte die Luft in den Zweigen des Fliederbaumes, die Kinder falteten ihre Hände und sahen einander an: das war gewiß Gott, der mit dem Kleinen kam. — Und sie hielten sich an ihren Händchen; die Thür des Hauses ging auf; es war die Nachbarfrau: „Kommt jetzt herein", sagte sie, „seht, was der Storch gebracht hat, es ist ein kleiner Bruder!" — Und die Kinder nickten; sie wußten ja schon, daß er gekommen war."

Eilfter Abend.

„Ich glitt über die Lüneburger Haide hin", sprach der Mond, „dort lag eine einsame Hütte am Wege; einige kahle Büsche standen dicht bei derselben, und hier sang eine Nachtigall, die sich verirrt hatte. In der Nachtkälte mußte sie sterben; es war ihr Schwanengesang, den ich hörte. Der Tagesschimmer fing an zu leuchten, da kam eine Karawane, auswandernde Bauerfamilien, die nach Bremen oder Hamburg wollten, um mit einem Schiffe Amerika zu erreichen, wo das Glück, das geträumte Glück ihnen aufblühen sollte. Die Weiber trugen ihre kleinsten Kinder auf dem Rücken, die großen sprangen daneben her; ein elendes Pferd zog einzelne Stücke Hausgeräth auf einem Karren. Der kalte Wind blies; darum drückte sich das kleine Mädchen dichter an die Mutter an, die zu meiner abnehmenden Scheibe aufblickte und an die bittere Noth dachte, die sie daheim gelitten, an die schweren Abgaben dachte, die sie nicht bezahlen konnten. Ihre Gedanken waren die der ganzen Karawane; der rothe Tagesschimmer leuchtete darum wie das Evangelium von einer Glückssonne, die ihnen wieder aufgehen wollte; sie hörten die sterbende Nachtigall singen, die kein falscher Prophet war, sondern ein Verkündiger des Glückes. Der Wind pfiff, sein Lied verstanden sie nicht: „Segle sicher über das Meer! Die lange Ueberfahrt hast Du ja mit Allem bezahlt, was Du besaßest; arm und hülflos wirst Du Dein Kanaans-Land betreten. Du mußt Dich selbst verkaufen, Dein Weib und Deine Kinder. Doch lange leidet ihr nicht! hinter dem breiten duftenden Blatte sitzet die Todesgöttin; ihr Willkommenkuß haucht tödtende Fieber in Dein Blut, fahre hin! fahre hin über die wogenden Gewässer!" — Und die Karawane horchte froh dem Gesange der Nachtigall, denn er prophezeite ihr Glück. Der Tag leuchtete von den leichten Wolken; das Landvolk ging über die Haide zur Kirche; die schwarz gekleideten Frauen mit den dicht über den Kopf gewundenen weißen Leinen glichen Gestalten, von den alten Gemälden in den Kirchen herausgestiegen; rund umher war nur die große, todte Umgebung, das welke braune Haidekraut, dunkle ausgedorrte Flächen zwischen weißen Sandbänken. Die Frauen trugen ihr Gesangbuch und wanderten zu der Kirche. „O, betet! betet für die, die zu den Gräbern wandern, jenseits der wogenden Gewässer!"

Zwölfter Abend.

„Ich kenne einen Pulcinell", sagte der Mond, „das Publikum jubelt, wenn es ihn sieht; jede Bewegung an ihm ist komisch, bringt das Haus zum Bersten vor Lachen, und doch ist nichts dabei berechnet, seine Eigenthümlichkeit ist so. Als er klein war und sich mit den anderen Knaben tummelte, schon da war er ein Pulcinell, die Natur hatte ihn dazu gemacht, ihm einen Buckel auf den Rücken und einen auf die Brust gegeben; das Innere dagegen, was die Seele anging, die war reich ausgestattet: Niemand hatte ein tieferes Gefühl, eine stärkere Elasticität des Geistes, als er. Das Theater war seine Idealwelt. Wäre er schlank und wohlgebaut gewesen, so wäre er auf jeder Bühne der erste Tragiker geworden; das Herrische, das Große erfüllte seine Seele, und doch mußte er Pulcinell werden. Selbst sein Schmerz, seine Melancholie vermehrten die komische Trockenheit in dem scharfgezeichneten Gesicht und erweckten das Lachen bei einem dankbaren Publikum, welches seinen Liebling beklatschte. Die niedliche Columbine war freundlich und gut gegen ihn, wollte sich aber doch lieber mit Arlechino verheirathen; es wäre ja doch gar zu komisch in der Wirklichkeit geworden, wenn die Schönheit und das Ungethüm vereint worden wären. Wenn Pulcinell aber noch so sehr unmuthig war, dann war sie die Einzige, die ihn zum Lächeln, ja zum hellen Gelächter bringen konnte; erst war sie mit ihm melancholisch, dann etwas beruhigter, endlich ausgelassen vor Scherz. „Ich weiß schon, was Ihnen fehlt", sagte sie, „ja, ja, das ist die Liebe!" und da mußte er lachen. „Ich und Liebe!" rief er aus, „das würde sich lustig ausnehmen! wie würde das Publikum applaudiren!" — „Es ist Liebe", beharrte sie und fügte mit komischem Pathos hinzu: „Ich bin es, die Sie lieben." Ja, so Etwas kann man dort schon sagen, wo man weiß, daß die Liebe nicht ist! und Pulcinell sprang hoch in die Höhe vor Lachen; nun war die Melancholie fort. Und doch hatte sie Wahrheit gesprochen; er liebte sie, liebte sie tief, wie er das Erhabene und Große in der Kunst liebte. An ihrem Hochzeitstage war er die lustigste Figur, aber in der Nacht weinte er; hätte das Publikum das verzerrte Gesicht gesehen, so hätte es geklatscht. — In diesen Tagen ist Columbine gestorben; am Begräbnißtage wurde Arlechino erlassen, sich auf den Brettern zu zeigen; er war ja ein betrübter Witwer. Der Direktor mußte etwas recht Lustiges haben, damit das Publikum nicht zu sehr die hübsche Columbine und den leichten Arlechino vermissen sollte; also mußte Pulcinell doppelt lustig seyn; er tanzte und sprang mit Verzweiflung in seinem Herzen, und es wurde geklatscht und gejubelt: „bravo bravissimo!" Pulcinell wurde hervorgerufen; o, er war unbezahlbar! — — Gestern Nacht, nach der Vorstellung, wanderte der kleine Kobold allein zur Stadt hinaus, nach dem einsamen Kirchhof hin. Der Blumenkranz auf Columbinens Grab war schon verwelkt, da setzte er sich hin; es war zum Malen; die Hand unter die Wange, das Auge nach mir; es war wie ein Monument, ein Pulcinell auf dem Grabe, eigenthümlich und komisch. Hätte das Publikum seinen Liebling gesehen, so hätte es applaudirt: „bravo Pulcinello, bravo, bravissimo!"

Mannigfaltiges.

— **Droschken in Neapel.** In der Hauptstadt Neapel giebt es einige tausend Droschken oder, wie man sie in Wien nennt, Fiaker, theils mit zwei Pferden und theils mit einem, und zwar sind es im letzteren Falle zweirädrige Kurrikel (corricoli). Gewöhnlich sind die Droschkenführer Lazzaroni, und darum sehen sie auch meistens sehr zerlumpt aus. Ohne Kopfbedeckung und in Hemdsärmeln sitzt ein solcher Kerl oft auf einem eleganten Wagen, der einen seltsamen Kontrast zu ihm bildet. Die Pferde sind in der Regel klein und sehr behend und bedürfen nur eines Winkes, um über Stock und Stein davonzufliegen. Die Kurrikel werden meistens von Knaben geführt, die es dem Passagier überlassen, ob er selbst kutschiren will, in welchem Falle sie sich dann zu seinen Füßen niederkauern. Indessen hört der Kleine dabei nicht auf, das Pferd durch seinen Zuruf anzutreiben oder zu lenken. Er schreit fast fortwährend, besonders in so lebhaften Straßen, wie in der „Via Toledo", wo man in einem Labyrinthe von Wagen, Fußgehern, Verkäufern, unter freiem Himmel arbeitenden Handwerkern und müßigen Lazzaroni sich befindet. Aber äußerst selten kommt es vor, daß in den Straßen Neapels ein Unfall sich ereignet, der durch das öffentliche Fuhrwerk herbeigeführt wäre.

— **Die Gondeln Venedigs.** Diese vertreten in der Lagunenstadt ganz die Stelle des Straßenfuhrwerks. Venedig ist bekanntlich eine aus 60 Inseln bestehende Stadt, die von 140 Kanälen, von denen jedoch nur zwei sehr groß sind, durchschnitten wird und in welcher mehr als 300 steinerne Brücken die Uebergänge bilden. Straßen in unserem Sinne giebt es dort eigentlich gar nicht; man zählt in Venedig zwar 2108 Gassen (cale genannt), doch sind es eben nur Gäßchen, die wenig Spielraum zu Fußpromenaden darbieten. Wagen und Pferde sind dort gar nicht zu sehen; hin und wieder läßt sich einmal eine Dame von einer Gasse in die andere in einer Sänfte tragen, dagegen wimmelt es auf den Kanälen von Gondeln. Es sind längliche, fein gebaute, leichte Barken, in deren Mitte sich das sogenannte Felze befindet, ein bequemer, gegen Wind und Wetter geschützter und für zwei Personen eingerichteter Platz, auf welchem man wie in einer Kutsche sitzt, da an den Wänden, die in der Regel mit schwarzen Stoffen ausgeschlagen, Glasscheiben angebracht sind, durch die man sich überall nach den Herrlichkeiten Venedigs umschauen kann. Die Gondoliere führen ihre Barken mit wunderbarer Geschicklichkeit und Schnelligkeit durch die oft sehr gewundenen und mit Fahrzeugen bedeckten Wasserwege. Selbst in den engsten Kanälen, wo sie sich bei Tag oder bei Nacht begegnen, wissen sie einander leicht auszuweichen. Ihr gewöhnlicher Zuruf ist Ohé! und dann heißt es entweder *staliscia* (rechts ausgewichen) oder *sciapremi* (links). Jede wohlhabende Familie in Venedig besitzt ihre eigene Gondel, doch giebt es auch viele Miethsgondeln, und zwar zu allen Preisen von zwei Soldi an bis zu zehn Lire die Fahrt. Ueber die Abstammung des Wortes Gondola sind die Venezianer und die Italiäner überhaupt noch nicht einig. Manche wollen es von dem Lateinischen Concula, Andere aber von dem Griechischen Κονδύλιον (Kondylion) ableiten, welches so viel als Lade oder Kasten bedeutet, und zwar sollen die ersten Venezianer von den Slavonischen Gestaden, wo man damals Griechisch sprach, auf ähnlichen Gondeln herübergekommen seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Montag den 16. März 1840.

Schweiz.

Der große Sankt-Bernhard.

(Aus der Reise-Mappe eines Schweizers.)

Wir saßen im Hospiz des großen Sankt-Bernhard, die Füße im Feuer, der Prior bei uns. Der Letztere, nach mancher durch unsere Fragen veranlaßten Erzählung, sagte endlich: „Im Uebrigen, meine Herren, ist unser Sankt-Bernhard mehr berühmt, als bekannt ....“

„Und ich will Ihnen sagen, warum, lieber Pater“, unterbrach ihn ein dicker Herr, der, zur Rechten des Kamins sitzend, noch keinen Theil an der Unterhaltung genommen; „man kennt ihn wenig, weil er so oft beschrieben worden ist. Es ist mit Eurem berühmten Berg wie mit so vielen Schriftstellern des Tages, die auch berühmt sind und die wir Publikum aus den Feuilletons, aus den Biographieen, aus den Kupferstichen kennen. Die Feuilletons wollen Witze machen, die Biographieen lügen, die Bilder schmeicheln: Alles ist so falsch wie eine Grabschrift!“

Der Herr schwieg. Ich, der doch auch zum Publikum gehöre, fühlte mich durch diesen Ausfall unangenehm berührt. „Erlauben Sie“, sagte ich, „die Grabschriften ....“ Er ließ mich nicht vollenden. „Die Grabschriften! Wollen Sie vielleicht die Vertheidigung der Grabschriften übernehmen? Dann möchte ich Sie nur auf eine Stunde nach dem Kirchhofe des Père Lachaise schicken. Sie werden doch nicht leugnen, mein Herr, daß unter diesem Boden einige Teufel liegen? Die Grabschriften wissen dort nur von Engeln!“

„Möglich“, sagte ich. „Es ist sehr begreiflich, daß die Ueberlebenden in dem Uebermaß ihres Schmerzes ....“ Er unterbrach mich aufs neue: „Sie sind jung, mein Herr, sehr jung. Sie wissen noch nicht einmal, daß es nie der Schmerz, sondern die Eitelkeit oder die Freude ist, welche diese Lügen diktiren und bezahlen.“ — „Die Eitelkeit“, rief ich, „das geht noch; aber Freude, mein Herr, Freude auf dem Kirchhof, an einem Grabe!“ — „Ja, Freude, mein Herr, oder, wenn Sie lieber wollen, Wonne; jene innige, stumme Wonne, in die der Heimfall einer reichen Erbschaft versetzt .... Durch ein Gefühl, das übrigens sehr natürlich ist, aber mit dem Schmerz nichts gemein hat, wird man angetrieben, sich auf irgend eine Weise für das uns angethane Gute erkenntlich zu zeigen, und da bedient man sich der Grabschrift. Es ist die bequemste, die wohlfeilste Weise, die daher auch von jeher in Anwendung gekommen. Grabe, Bildhauer, grabe tief, schneide Tugenden ein, immer zu, trage den Tribut unserer innigen Dankbarkeit gegen den Verstorbenen ab, unserer vollkommenen Zufriedenheit, unserer Wonne, die innerlich um so lebhafter, um so wärmer ist, als es ihr für den Augenblick versagt ist, sich zu äußern ....“

„Es giebt Ungeheuer“, nahm ich mit Unwillen das Wort, „welche so beschaffen sind, aber ....“ — „Junger Mann, nehmen Sie dieses Wort zurück und sparen Sie es für gehässigere Dinge. Was nur eine Schwäche ist, eine Schwäche, welche unserem Geschlecht anklebt, kann man nicht ohne Ungerechtigkeit monströs nennen. Ich rede von ganz gewöhnlichen Thatsachen, von einem Egoismus, der mehr häßlich, als schändlich ist, von einer Heuchelei, die noch die anständigste unter allen Heucheleien ist; ich spreche von dem, was solche Ungeheuer, wie Sie und ich, thun könnten. Dieselben Ungeheuer, wenn sie wirklich betrübt sind, denken weder an Mausoleen, noch an Grabschriften. Der Schmerz lebt von sich selbst; er ist furchtsam, schüchtern, scheut die Oeffentlichkeit; selbst die Trauerkleider, die ihm der Gebrauch auferlegt, sind ihm, indem sie die Blicke auf sich ziehen, zuwider. Der Schmerz beweint das ganze Wesen, mit seinen Mängeln, die er entschuldigt, mit seinen Tugenden, die er verehrt und denen er den geheimen Kultus der bitteren Seufzer und der verborgenen Thränen darbringt. Der echte, tiefe Schmerz, statt sich ans Licht zu drängen, läßt sich kaum sehen, und wenn ich als undankbarer Sohn die Leute von meinem Schmerz überzeugen wollte, so würde ich mich vor Allem hüten, einen Marmorstein auf das Grab meiner Mutter zu setzen.“

Der Herr, der so sprach, mißfiel mir. Auch der Prior gefiel mir nicht, welcher einer Ansicht beizutreten erklärte, die mir eben so abschreckend als paradox schien. Um nicht zu widersprechen und auf etwas Anderes das Gespräch zu lenken, sagte ich: „Mit den Grabschriften mag's hingehen, mein Herr; aber wir sprachen eben von Beschreibungen, Biographieen, Schriftsteller-Portraits!“ ....

„Ich glaube diesem Allem eben so viel als den Grabschriften; damit ist nicht gesagt, daß ich gar nicht daran glaube. Jene Teufel des Père Lachaise können auch gute Teufel gewesen seyn; jedenfalls hatten sie auch ihre guten Eigenschaften, und die Grabschrift lügt vielleicht eben so sehr in denjenigen ihrer Tugenden, die sie verschweigt, als in denen, die sie ihnen andichtet. So ist es auch mit den Portraits unserer Berühmtheiten; sie sind nicht ohne Aehnlichkeit, aber es ist eben so Schönes, das falsch, mit Wahrem, das unvollständig ist, zusammengeworfen. Man giebt uns nicht das Gesicht des Menschen, sondern das des Unsterblichen, nicht den häßlichen, in eine Perrücke vergrabenen Kopf Fenelon's, sondern eine prächtige, für das Publikum und die Nachwelt ausstaffirte Maske .... Sonst überließ man es dem Publikum, den Geist, den die Schriften erschlossen, auf dem häßlichen Gesicht wiederzufinden; jetzt hat dasselbe Publikum die Mühe, in den Schriften die Begeisterung, die Originalität, die Humanität wiederzufinden, die auf dem Gesicht ausgedrückt sind. Da haben Sie die Grabschrift, mein Herr. Auf allen diesen lithographirten, gestochenen oder gemalten Masken lese ich in großen Charakteren: Das ist der größte der Dichter! Das ist der erhabenste der Lyriker! Der war mager vom Denken; Jener war hohl vor Tiefe; der Dritte aufgeschwollen vor Genie! Grabschrift, mein Herr, Alles ist Grabschrift!“

„Aber um auf den großen Sankt-Bernhard zurückzukommen ...“

In diesem Augenblick ließ sich ein Lärm in dem unteren Theile des Hospiz hören, und das Bellen der Hunde übertäubte die Stimme unseres dicken Herrn. — „Es sind neue Ankömmlinge“, sagte der Prior, und verließ uns, um sie zu empfangen. Der dicke Herr und ich blieben zurück, Jeder damit beschäftigt, zu errathen, was da kommen würde, ohne weiter an die Grabschriften zu denken. Nach einigen Minuten trat ein Herr in den Saal.

Dieser Herr war ein Tourist von ungefähr 30 Jahren, sehr gut gekleidet und sehr mittheilsam. „Ihr Diener, meine Herren.“ Er nahm einen Sitz, wir rückten uns, um ihm Platz zu machen. „Um Verzeihung, aber das Feuer thut gar zu wohl, wenn man aus der Lawine kommt!“ — „Eine Lawine!“ sagte der dicke Herr. — „In dieser Jahreszeit!“ fügte ich hinzu. — „Und eine sehr schöne, ich versichere Ihnen, wenigstens eine Viertelmeile groß.“

Ich wußte nicht, was ich von der Lawine dieses Herrn halten sollte. Wir hatten Ende Juli und waren also in einer Jahreszeit, wo, da die Spitzen in der Nähe von Schnee ganz entblößt waren, dieser Schnee, der nicht da ist, nicht als Lawine herabstürzen kann. Doch wagte ich nicht zu widersprechen und bat diesen Herrn bloß, uns sein Abenteuer zu erzählen.

„Sehr gern“, sagte er. „Wir verließen die Cantine um sechs Uhr. (Die Cantine ist von Wallis aus das letzte bewohnte Haus vor dem Hospiz.) Funfzehn Schritte vor mir ging eine Gesellschaft: es sind die, welche jetzt ankommen. Zwei Herren, ein junges Mädchen, hübsch, aber brustkrank. Sie führen sie nach Italien, wo sie den Winter zubringen soll. Der eine von den beiden Herren ist ihr Vater, der andere ihr Verlobter, ein langer, phlegmatischer Hans, so lebendig wie eine Statue. Diese Schweizer sind alle so. Auf der Lawine angekommen ....“

Hier suchte ich einzufallen: „Erlauben Sie, mein Herr, gewöhnlich ist es die Lawine, die auf den Menschen kommt ....“ — „Warten Sie nur. Auf der Lawine angekommen, sehe ich, daß die Mauleselin dieser Dame bis an den Bauch einsinkt, und daß sie sich nicht herausziehen können wegen des Führers, der von der Leitung eines Thieres nichts versteht. Ich trete hinzu, stoße den Bauer bei Seite, nehme die Zügel in die Hand und bringe ihnen die Mauleselin in den Gang, daß es eine Lust war! .... Aber auf einmal kriegt das Fräulein einen Schreck, der Vater wird ärgerlich, der Verlobte schreit, so daß die Mähre eigensinnig wird und der Führer sich einmischt, der es nicht leiden will, daß ich sie zu Schanden schlage. Parbleu! sagte ich ihm, da haben Sie Ihre Mauleselin, und werfe ihm den Zaum zu. Mein Hans Dampf verfehlt ihn, das Thier bäumt sich, und die Dame rollt in die Lawine hinein.“

„Aber erlauben Sie“, unterbrach ich noch einmal, ... „sonst ist es immer die Lawine, die auf die Dame rollt ....“ — „Warten Sie doch .... Nun fangen meine beiden Lümmel an zu schreien, der Führer schwört, die Dame schreit Hülfe. Ich schicke sie zu allen Teufeln, und ohne auf die Väter und die Hunde zu achten, stürze ich mich auf die Lawine, komme hart an ihre Dame heran und bringe sie mit Hülfe des Führers gesund und wohlbehalten auf die Chaussee zurück. Das ist die Geschichte“, sagte unser Tourist schließend. Dann fing er an zu husten: „Das fällt auf die Brust, eine solche

Lawine. Gute Nacht, meine Herren, ich werde mich legen und etwas Warmes trinken." Und hiermit zog er sich zurück, ohne uns Zeit gelassen zu haben, seine falsche Vorstellung von einer Lawine zu berichtigen.

Es ist bekannt, daß eine Lawine ein Schneeballen ist, der, von den Höhen sich losmachend, durch den Schnee, auf den er fällt, anwächst und bald eine furchtbare Masse wird, die in ihrem reißenden Fall Alles, was auf ihrem Wege steht, mit fortreißt und begräbt. Unvorhergesehene Umstände können eine Lawine an jedem Ort, wo der Schnee auf steilen Abhängen ruht, herbeiführen; aber gewöhnlich kommen sie jedes Jahr an denselben Orten und in denselben Richtungen vor, vermöge günstiger und konstanter Umstände, welche ihnen diesen Weg anweisen. Im Sommer sind diese Orte sehr gut zu erkennen: es sind große Abhänge, ganz entblößt von Bäumen und Felsen, an deren Fuß hundertjährige Trümmer aufgehäuft liegen, welche die Vegetation überzieht, sobald sie durch ihre Höhe zur Schutzmauer geworden sind. In den hohen Thälern, wo die Hitze von kurzer Dauer ist, bleibt der Schnee, der sich während des Winters am Fuße dieser Abhänge aufgehäuft, da er nicht Zeit hat, zu schmelzen, liegen, und diese Reste der wahren Lawine nennen die Leute der Gegend auch Lawinen. Daher der Mißgriff unsres Touristen, der, da er diese Thäler zum ersten Mal besuchte und den Kopf von Notizen aus Reisebeschreibungen voll hatte, sich gern einbildete, daß auch er die furchtbare Plage der hohen Alpen rühmlichst mitgemacht.

Ich hätte mir gern die Mühe genommen, ihn eines Besseren zu belehren, wenn er uns Zeit dazu gelassen, obwohl es eine undankbare Arbeit ist, einem Menschen einen Irrthum zu nehmen, der seiner Eigenliebe schmeichelt. Als mein Vetter Ernst ein Duell hatte, hatte er uns als Sekundanten geladen: der Gegner zielte, Ernst schoß in die Luft, man ging frühstücken, und der Ehre war Genüge gethan. Wenn aber der Vetter Ernst die Geschichte erzählt, so behauptet er, daß die Kugel sein Ohr streifte, er ahmt das Pfeifen der Kugel nach; meine Tante Sara fährt zusammen, die ganze Gesellschaft fährt zusammen, und wir, wir müssen dabei sitzen und mit der Gesellschaft und der Tante ebenfalls zusammenfahren. Würden wir dies thun, wenn es nicht ein undankbares Geschäft wäre, den Vetter Lügen zu strafen?

Der Tourist hatte uns verlassen, als zwei Herren, die mir der Vater und der Verlobte zu seyn schienen, in den Saal traten. Die Herren setzten sich an den Tisch und rüsteten sich zu einem ordentlichen Abendbrod. Ihr Appetit, ihre Unbefangenheit mißfiel mir. Dieser alte Herr schien mir für einen Vater, dessen schon ohnedies brustkranke Tochter eine halbe Stunde im Schnee zugebracht, viel zu ruhig, und was den Verlobten betrifft, so wurde ich bei jedem Bissen, bei jedem Glas, das er an den Mund setzte, unwillig wie über einen der leidenden Schönheit angethanen Schimpf. Ich erinnere mich sogar, daß ich nach dem Beispiel des Touristen aus diesem Schauspiel Schlüsse zog, die der Schweizer Sentimentalität keine Ehre machen.

Während ich noch mit diesen Schlüssen beschäftigt war, trat ein Bedienter in den Saal und brachte Thee auf einem Brett, bald darauf erschien die Dame selbst. Ihr Vater stand auf, küßte sie an der Stirn und freute sich sehr, sie so schnell wieder hergestellt zu sehen, während der Wicht von Bräutigam, statt in Extase zu gerathen oder sich in Ausdrücken lebhaften Glücks und zärtlicher Freude zu erschöpfen, fortfuhr zu essen, indem er in dem ruhigsten und ordinairsten Ton sagte: „Louise, setze Dich her und trinke Deinen Thee, so lang er noch heiß ist." So dutzte Saint-Preux die Julia nicht; auch machte diese ruhige Familiarität auf mich den Eindruck einer Entweihung. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Kant und seine philosophische Bedeutung.

Von Victor Cousin.

II.

Die „Kritik der reinen Vernunft" erschien im Jahre 1781. Es war ein dicker Band, ganz in der Form der Wolfischen Schule mit einem so außerordentlichen Aufwande von Abtheilungen und Unter-Abtheilungen, daß der Hauptgedanke darin fast ganz verloren ging. Ueberdies war das Buch schlecht geschrieben, womit indeß keinesweges gesagt seyn soll, daß die einzelnen Ausführungen nicht sehr geistreich gewesen wären; aber, wie der Verfasser selbst in der Vorrede zugesteht, man vermißt darin das, was er die ästhetische Klarheit nennt, und welche darin besteht, daß der Leser vom Leichten zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten hinübergeführt wird; gegen die logische Klarheit ist freilich nichts auszusetzen. Nimmt man die Uebersicht der behandelten Gegenstände zur Hand, so wird man sich kaum eine klarere und treffendere Anordnung denken können. Betrachtet man aber jedes einzelne Kapitel an und für sich, so vermißt man die Ordnung im Kleinen, welche von jedem Kapitel gefordert werden muß. Jede Idee ist freilich aufs schärfste ausgedrückt, aber sie ist nicht immer an der Stelle, wo sie am leichtesten gefaßt werden könnte. Dazu kömmt noch, daß Kant eine ganz eigene Sprache, eine besondere Terminologie hat, die sehr bestimmt und auch bequem ist, wenn man sie einmal erlernt, die aber, wenn sie so plötzlich vor den Leser hintritt, wie eine Hieroglyphenschrift aussieht. Daher kam es auch, daß die „Kritik der reinen Vernunft" anfangs keinen großen Eindruck machte, und daß sie sich erst nach mehreren Jahren Bahn brach. Im Jahre 1787 erschien die zweite Auflage, welche die Grundlage aller folgenden bildet.

Zu der „Kritik der reinen Vernunft" gehören zwei Vorreden, die eine zu der Ausgabe von 1781, die andere zu der von 1787, und eine Einleitung. Diese drei Stücke sind von der höchsten Wichtigkeit; sie enthalten den wesentlichen und bleibenden Bestandtheil seiner Philosophie, nämlich die Methode. Sie dürften daher zuerst zu betrachten seyn.

Kant hatte das Bewußtseyn der Revolution, die er bewirkte; er hatte seine Zeit beurtheilt und ihr Bedürfniß erkannt. Die dogmatischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts hatten Hume's Skeptizismus erzeugt, und die Gleichgültigkeit gegen die Philosophie war allgemein verbreitet. Der Grund dieser Gleichgültigkeit war indeß weniger die Frivolität als die Entmuthigung; eigentlich war diese auch nur scheinbar vorhanden und bedeutete nur, daß die alte Metaphysik todt war, und daß man einer neuen bedürfe: „Es war eine Zeit", klagt Kant, „in welcher sie die Königin aller Wissenschaften genannt wurde; jetzt bringt es der Modeton der Zeit so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen, und die Matrone klagt verstoßen und verlassen, wie Hekuba:

Modo maxima rerum
Tot generis natisque potens —
Nunc trahor exsul, inops."

Anfänglich war ihre Herrschaft unter der Verwaltung der Dogmatiker despotisch; nach und nach artete sie aber in Anarchie aus, und die Skeptiker zertrennten von Zeit zu Zeit die bürgerliche Vereinigung. In neueren Zeiten schien es zwar, als solle allen diesen Streitigkeiten durch Locke's Physiologie des menschlichen Verstandes ein Ende gemacht und Alles der Autorität der Erfahrung unterworfen werden, aber es fand sich bald, daß diese vermeintliche Erfahrung selbst auf Hypothesen beruhte, und daß die neue Autorität ein nicht minder tyrannischer Dogmatismus war, wie der, von dem man die Wissenschaft hatte befreien wollen. Nachdem nun alle Wege vergeblich versucht worden waren, erfolgte Ueberdruß und Indifferentismus, die Mutter des Chaos und der Nacht. Aber dieses Chaos ist zugleich der Ursprung, wenigstens das Vorspiel einer nahen Umschaffung und Aufklärung der Wissenschaften.

Diese Gleichgültigkeit verdient eine ernste Beachtung. Es fragt sich nur, wer hat Recht? Die Schulen, welche sich seit so vielen Jahrhunderten auf der endlosen Rennbahn der Metaphysik herumtummeln, oder die gegenwärtige Zeit, welche von diesen Erörterungen nichts zu verstehen behauptet und keinen Theil daran nehmen will? Man hört freilich hin und wieder Klagen über die Seichtigkeit der Zeit und den Verfall der Wissenschaft, aber man sieht doch nicht, daß die Wissenschaften, deren Grund gut gelegt ist, wie die Mathematik und die Naturwissenschaften, diesen Vorwurf im mindesten verdienen. Warum sollte es die Metaphysik nicht auch dahin bringen können? Die gegenwärtige Zeit ist einmal die der Kritik, der nichts entgehen kann. Unter dieser Kritik ist aber nicht die Kritik dieses oder jenes Systemes, sondern etwas Tieferes zu verstehen: die des Vernunftvermögens selbst, des Instrumentes jedes Systems und der Metaphysik. Dieselbe hat die Bestimmung, sowohl die Quellen, als den Umfang und die Gränzen der Metaphysik anzugeben. Ohne diese Kritik ist die ganze Philosophie nur eine Art Blendwerk.

Es sind also alle alte Autoritäten um ihren Kredit gekommen, jede Gewißheit ist verloren gegangen; darum verzweifelt indeß der menschliche Geist noch nicht, dieselbe zu erlangen. Im Gegentheil ist er in beständigem Streben nach der Wahrheit begriffen, aber er sucht sie auf einem anderen Wege, in einer neuen Philosophie. Um nun den Grund zu dieser neuen Philosophie zu legen, um die neue Wahrheit zu finden, mustert Kant die Wissenschaften, welche die höchste Ausbildung erlangt haben, und sucht das Prinzip ihres Fortschrittes auf, um den Gründen der in der Metaphysik herrschenden Unsicherheit auf die Spur zu kommen. In der That wird in der Metaphysik viel herumgestritten, wenig in der Logik, und man gelangt hier wenigstens nach dem Streite zur Verständigung. Warum sind nun die Mathematik und die Naturwissenschaften in beständigem Fortschritt begriffen?

Auch die Logik hat seit Aristoteles wenigstens keinen Schritt rückwärts gethan, freilich auch keinen vorwärts. Woher kömmt das? Der Grund ist der, daß die Logik auf festen und von jeder Anwendung unabhängigen Grundgesetzen beruht. Diese Grundgesetze, auf ihr Prinzip zurückgeführt, sind die Gesetze des menschlichen Geistes selbst; der Verstand hat es hier mit nichts als mit sich und seiner Form zu thun, und da die Natur desselben sich nicht ändert, so ändern sich auch seine Gesetze nicht. Der Grund der Sicherheit der Logik ist der, daß sie sich mit keinem bestimmten und besonderen Gegenstande beschäftigt und von allen Objekten der Erkenntniß und ihren Unterschieden abstrahirt.

Aehnlich verhält es sich mit der Mathematik. Freilich mag es in ihr, so lange sie sich an die veränderlichen Verhältnisse der meßbaren Dinge hielt, beim Herumtappen geblieben seyn. Als aber Thales, oder wer es sonst war, zuerst den gleichseitigen Triangel demonstrirte, da war die Bahn gebrochen. Er fand nämlich, daß er nicht dem, was er in der Figur sah, oder dem Begriffe derselben nachspüren müsse, sondern ihre Eigenschaften allein durch das kennen lerne, was er nach Begriffen selbst hineindachte, und daß er der Figur nichts beilegen müsse, als was nothwendig aus dem Begriffe folge, den er selbst in sie hineingelegt hatte.

Mit der Physik ging es vor Galiläi wie mit der Mathematik vor Thales. Die alte Physik war nichts als eine Sammlung von Hypothesen. Galiläi's Vorgänger machten sich dann an die Beobachtung der Natur und untersuchten deren Erscheinungen. Das war indeß noch nicht der richtige Weg. Diesen schlugen erst Galiläi und Toricelli ein, indem der Erstere seine Kugeln die schiefe Fläche mit einer von ihm selbst gewählten Schwere herabrollen, dieser die Luft ein Gewicht tragen ließ, das er sich zum Voraus dem einer ihm

bekannten Wassersäule gleich gedacht hatte. Damit wurde das Gebiet der bloßen Erfahrung, der empirischen Bestimmungen verlassen. Man begriff nun, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, daß sie mit Prinzipien ihrer Urtheile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nöthigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbande gängeln lassen dürfe. Es wurden jetzt physische Probleme a priori gestellt; zu deren Lösung machte man Experimente, welche man nach den Prinzipien der Vernunft leitete. Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien in einer Hand und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht wie ein Schüler, sondern wie ein bestellter Richter, der die Zeugen nöthigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen stellt. Hierdurch ist die Naturwissenschaft zuerst in den Gang einer sicheren Wissenschaft gebracht worden.

Warum ist es nun der Metaphysik nicht so gut wie der Logik, der Physik und der Mathematik geworden? Und doch ist die Metaphysik keine willkürliche Wissenschaft, keine flüchtige Laune, der man nach Belieben entsagen konnte. Sie beschäftigt sich vielmehr gerade mit den wichtigsten Gegenständen, mit Gott, der Welt, dem Geiste, dem künftigen Leben. Der menschliche Geist mag sich anstellen, wie er wolle, noch so sehr Gleichgültigkeit gegen die Metaphysik heucheln, er wird immer wieder auf sie zurückkommen müssen. Warum giebt es aber auf diese Fragen so verschiedene und abweichende Antworten? Blickt man auf die Entwickelung der Naturwissenschaften und den Grund ihres Fortschrittes zurück, so ergiebt sich, daß dieser daher rührt, daß sie von den äußeren und unwesentlichen Elementen der Dinge absehen und ihren Blick nur auf das Unveränderliche und Bleibende richten, d. h. auf das, was der menschliche Geist selbst hineinträgt. Die Gesetze, welche die Grundlage der Logik, der Physik und der Mathematik bilden, und auf denen die Sicherheit dieser Wissenschaften beruht, sind die Gesetze des menschlichen Geistes selbst. Genau genommen, muß also in der Natur des menschlichen Geistes, unabhängig von jeder Anwendung und jedem äußeren Gegenstande, die Sicherheit aller menschlichen Erkenntnisse gesucht werden. Betrachtet man aber die bisherige Ausbildung der Metaphysik, so ist gerade das Wesentliche, die Untersuchung der Natur des menschlichen Geistes und seiner Gesetze, verabsäumt worden. Bis jetzt hat man sich nur mit den Gegenständen unserer Erkenntniß, nicht aber mit dem erkennenden Geiste selbst beschäftigt, und dennoch ist dies das einzige Mittel, zur Gewißheit zu gelangen und die Metaphysik zur Sicherheit der Physik und der Mathematik zu erheben.

Dies ist die Aufgabe, die sich Kant stellte. Er kann in dieser Beziehung gewissermaßen mit Kopernikus verglichen werden; wie dieser die Erde sich um die Sonne drehen ließ, so ließ Kant nicht mehr den Menschen sich um die Dinge, sondern die Dinge sich um den Menschen drehen. Dies ist die große Revolution, die er bewirkte. Früher philosophirte man unbefangen darauf los, man hatte das naive Vertrauen, daß die Wahrheit sich dem denkenden Geiste offenbare. Kant geht behutsamer zu Werke; ehe er sich an die Erforschung der Wahrheit macht, will er das Instrument untersuchen, mit dem sie erkannt wird, will er sehen, ob es auch brauchbar ist. Der Erkenntniß selbst soll die Kritik des Erkenntnißvermögens voraufgehen. Dadurch, meint er, könnten allein der Irrthum und die Unsicherheit vermieden werden, welche die Metaphysik bis dahin so sehr zu ihrem Nachtheile ausgezeichnet. Aber eine Untersuchung des Denkvermögens ist selbst nur wieder durch das Denken möglich, und wir bewegen uns so in einem Kreise. Das Erkenntnißvermögen erkennen, heißt, wie Hegel sagt: Erkennen. Die Forderung ist also diese: Man soll das Erkenntnißvermögen erkennen, ehe man erkennt; es ist dasselbe wie mit dem Schwimmenwollen, ehe man ins Wasser geht. — Nichtsdestoweniger beginnt mit dieser Kritik die neue Aera der Philosophie; die Verstandes-Metaphysik und der Dogmatismus sind gestürzt, und der Boden ist gesäubert. Indem die Wahrheit in das Denken und nicht in die Dinge fällt, indem das Denken als die Sonne erscheint, um welche sich die Erscheinungen wie um ihren Mittelpunkt drehen, erfaßt sich dieses wieder in seiner Unendlichkeit, und seine Freiheit ist für immer anerkannt. Die Kantische Philosophie weiß, wo das Unendliche zu suchen ist, obgleich es ihr ein Unerreichbares, Jenseitiges bleibt und sie die Kluft zwischen dem Erkennen und dem Dinge unausgefüllt läßt. Wir können nicht die Dinge, sondern nur uns selbst erkennen; wir haben zwar ein theoretisches Vermögen, das über die Erscheinungen hinauszugehen und ins Unendliche und Unbedingte einzudringen strebt: die Vernunft. Läßt diese sich aber einfallen, von den Dingen selbst etwas auszusagen, so geht sie über ihre Sphäre hinaus, sie bleibt nicht im Transcendentalen, sondern sie wird transcendent, d. h. sie sagt die Bestimmungen der Allgemeinheit, Ursache und Wirkung, die sich doch nur im subjektiven Denken aufzeigen lassen, vom Objekte aus. So scheint der Gegensatz, um den sich die ganze Philosophie dreht, der Gegensatz zwischen Denken und Seyn, oder unter welchem Namen er sonst auftritt, schroffer als je; das Ding an sich bleibt als bleiches Gespenst stehen; aber das Ding an sich ist zugleich das ganz Leere und Inhaltslose, und eben, weil es nur ein drohendes Gespenst ist, weicht es von dannen, sobald man ihm herzhaft auf den Leib rückt.

— Nachdem nun Victor Cousin so den Ausgangspunkt der kritischen Philosophie, wobei er sich treu an die beiden Vorreden der Kritik der reinen Vernunft gehalten, angedeutet hat, geht er zu der Einleitung über und giebt nach dieser die Idee der Transcendental-Philosophie an. Seine Ausführung ist indeß nicht sowohl eine Kritik derselben als ein Kommentar, dessen klare Darstellung gewiß zu rühmen ist; für Deutschland dürfte indeß die Erläuterung der Frage: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? doch wohl etwas zu spät kommen, und es möge daher hier nur noch das Gesammt-Urtheil über die „Kritik der reinen Vernunft" und Kant's philosophische Bedeutung angeführt werden.

Kant's „Kritik der reinen Vernunft", lautet dieses, ist eigentlich nur eine Einleitung in die Wissenschaft. Die Aufgabe derselben ist sehr umfassend und sehr beschränkt: beschränkt, weil sie nicht die Gegenstände der Vernunfterkenntniß, sondern nur die Vernunft selbst betrachtet; umfassend, weil sie der Vernunft durch alle Entwickelungsstufen folgt, vorausgesetzt, daß dieselben nichts mit der Erfahrung und den Sinnen gemein haben. Da es nun Kant beliebt, in der Sprache, die er sich selbst geschaffen hat, alles das transcendental zu nennen, was von der Erfahrung unabhängig ist und in keiner Beziehung zu den äußeren Gegenständen steht, so nennt er Transcendental-Philosophie das System der Erkenntnisse a priori. Was er leistet, ist indeß nur der Versuch, nur der Entwurf einer solchen Philosophie. Wie er selbst eingesteht, wäre noch ein novum organum, aber nicht das des Aristoteles, nicht das des Baco, sondern das der reinen Vernunft zu entwerfen. Die Kritik ist nur das Kanon dieses neuen Organon's. Kant selbst spricht es aus, daß die Kritik eine gänzliche Umwälzung der Philosophie und daher auch der Geschichte der Philosophie bewirken muß, da die Kritik allein den Prüfstein zur Würdigung der verschiedenen Systeme abgeben kann.

Die Einleitung zu der „Kritik der reinen Vernunft" enthält nun die Hauptzüge dieses großen Plans. Was hier besonders auffällt, ist die Kühnheit und Energie des Gedankens. Wie Cartesius läßt er alle frühere philosophische Systeme zur Seite liegen, und über die Philosophie der Vergangenheit drückt er sich mit dem schneidenden und stolzen Tone der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts aus. Indem er so geringschätzig von allen früheren Systemen spricht und sie als einen Haufen willkürlicher Hypothesen hinstellt, kömmt es ihm nie in den Sinn, daß die Urheber dieser Systeme seinesgleichen seyn oder gar über ihm stehen könnten. Wie sollte er auch, da er nicht einmal die menschliche Natur achtet? Zwar gesteht er derselben eine angeborne Befähigung zur Metaphysik zu, aber das ist eine unglückliche Befähigung, welche nur Chimären ausgeheckt hat; er allein hofft nach dreitausendjährigen vergeblichen Bemühungen die wahre Metaphysik zu beginnen. Man sollte hieraus auf einen unangemessenen Stolz schließen. Aber nichts weniger als das. Kant war der bescheidenste und umsichtigste Mensch, aber in ihm lebte der Geist seiner Zeit. Bescheidenes Auftreten hat noch nie eine Revolution zu Stande gebracht, und Kant wollte eine Revolution in der Metaphysik beginnen. Wie bei jeder anderen Revolution mußte also auch hier zuerst alles Vorausgegangene für schlecht erklärt werden. Kant hat nicht sowohl von seinem eigenen Geiste als von seiner Methode eine hohe Meinung.

Auf diese pocht er, auf diese ist er stolz. Cartesius sagt irgendwo, er habe sich, im Vergleich mit anderen Menschen, sehr wenigen überlegen, sehr vielen untergeordnet gefunden; er verdanke Alles seiner Methode. Auch Sokrates führte Alles auf seine Methode zurück, welche im Grunde die des Französischen und des Deutschen Philosophen war. Diese Methode ist die psychologische, welche den Menschen und das erkennende Subjekt an die Spitze stellt. Einem Menschen ist es nie gegeben, eine Revolution zu beginnen und zu Ende zu führen. Sokrates ist weder Plato noch Aristoteles gewesen, wohl aber der Lehrer des Einen und des Anderen. Cartesius ist ebenfalls nicht Leibnitz, und Kant ist nicht der Schlußstein der Deutschen Philosophie. Kant war nicht dazu berufen, die Charte der neuesten Philosophie zu entwerfen. Seine Aufgabe war eine andere. Er begann die Revolution gegen die hochtrabenden Hypothesen des Idealismus, gegen die kleinlichen Hypothesen des Sensualismus und gegen den falschen Dogmatismus. Diese Aufgabe hat er gelöst.

Eine Theater-Rezension von George Sand.

(Schluß.)

Das ist es, was, unserer Ansicht nach, dieser Pauline Garcia vor Allem einen unvergänglichen Ruhm verspricht. Alle jetzt in Frankreich bekannte junge Künstlerinnen an Schönheit der Stimme und Vollendung des Gesanges übertreffend, kann sie sterben, ohne dahin zu seyn gleich jenen flüchtigen Erscheinungen von Sängern und Virtuosen, die, auf ein bedeutendes ausführendes Talent beschränkt, nur Erinnerungen und Sehnsucht zurücklassen, und deren Ruhm, so wie er von der Bühne hinweg ist, gleich einem schönen Traume verfliegt, zwar beladen mit Trophäen, aber zu gänzlichem Untergange verurtheilt, so daß man von ihnen sagen kann, was in dem Buche Gottes von den Glücklichen dieser Welt geschrieben steht: „Sie haben im Leben ihren Lohn dahin."

Dlle. Garcia ist also mehr als eine Schauspielerin, mehr als eine Sängerin. Nicht bloß Vergnügen und Rührung hat man sich von ihrem Gesange zu versprechen; wenn man sie hört, fühlt man sich wahrhaft belehrt, und wir zweifeln nicht, daß mit der Zeit das hohe geistige Verständniß, welches sie beim Vortragen der Musik großer Meister zeigt, von glücklichem Einfluß auf den Geschmack und auf die Bildung des Publikums und der Künstler seyn wird. Sie gehört zu jenen schöpferischen Geistern, die sich wenig um die Ueberlieferung und um die Gewohnheiten kümmern, welche durch die Bedingungen der Stimme oder durch die ungeschickte Phantasie früherer Virtuosen gäng und gäbe geworden. Sie geht in den Geist der Tondichter ein; sie lebt in ihren Gedanken mit ihnen allein, und wenn sie einen Zug auffaßt, wenn sie einen Satz vorträgt, so stellt sie den verfälschten Sinn desselben her, findet den verlorenen Schlüssel wieder. Das Publikum liebt sie, aber es hat zu ihr noch nicht das volle Vertrauen, welches sie verdient; es erstaunt, ja erschrickt zuweilen über Sachen, die ihm als Neuerung erscheinen. Das Publikum

ist nicht kunstverständig genug, es fühlt sich nicht sicher genug, um über ihre Freiheiten mit ihr zu rechten. Den meisten Journalisten geht es nicht besser, und ich für mein Theil stehe in dieser Hinsicht noch hinter dem Letzten unter ihnen zurück. Etwas aber giebt es, was die Kritiker, ich selbst mit eingeschlossen, wohl beurtheilen können, ohne daß sie zu fürchten brauchten, sich vor den Sachverständigen lächerlich zu machen, und ohne daß es dazu einer anderen Gelehrsamkeit bedarf, als der, welche unsere Logik und unser Gefühl uns bieten, und das ist eben das Gefühl und die Logik, welche bei der gewissenhaften Arbeit vorwalten, der Dlle. Garcia das von ihr zu singende Werk unterwirft. Niemals entstellt sie den Gedanken des Komponisten, niemals schiebt sie ihren Geist dem seinigen unter. Nur wenn man sagen muß: Mozart hat das nicht geschrieben; dann darf man auch sagen: Mozart würde dies nicht geschrieben haben; findet man aber stets und überall den Geist und die Empfindung des Meisters wieder, so kann man annehmen, daß, wenn der Meister es auch nicht so geschrieben, er es doch im Augenblick der Begeisterung so gefühlt hat und es vielleicht am Abend vorher oder am nächsten Morgen so geschrieben haben würde. So ist es denn immer Mozart, immer Rossini, was wir hören, selbst wenn, um den Bedingungen der Stimme zu genügen, die ihnen als Dolmetscher dienen sollte, Rossini oder Mozart sich eine Aenderung ihres ersten Entwurfs mußten gefallen lassen.

Ich will nicht behaupten, daß diese Auslegungs-Freiheit unbeschränkt seyn müsse, doch je älter eine Composition wird, desto nothiger bedarf es auch großer Einsicht, um die streitigen Punkte treu auszulegen. Ohne diesen Grad von Unabhängigkeit könnte der Geist des Sängers sich nur in den Gesten und im Kostüm üben, und auch da dürfte er nicht seine eigene Laune, sondern nur Geschmack und Wahrscheinlichkeit hinzubringen. Man müßte dann sagen, das Talent der Ausführung schließe das schöpferische Talent ganz aus, und die dramatischen Künstler jeder Art würden nichts als Maschinen seyn, die nach einem für immer gegebenen mechanischen Antriebe sich bewegten. Alsdann wäre kein Fortschritt möglich, und das Wort „Geschmack" hätte keinen Sinn. Ueberdies brauchte nur ein Sänger unschuldiger Weise einen Fehler zu begehen, der von den Zuhörern eine Zeit lang nicht bemerkt würde, so würde dieser Fehler zum Gesetz, ohne daß ein anderer Sänger das Recht hätte, ihn wieder gutzumachen und das Werk des Meisters davon zu reinigen. So hat die Unwissenheit der Erläuterer oder auch nur der Abschreiber ganze Jahrhunderte hindurch den Geist viel ernsterer Texte, als musikalischer Partituren, verändert.

Wenn der gewöhnliche Menschenverstand, wenn ein künstlerischer Sinn, der auch den Laien nicht versagt ist, zum Leitfaden dienen können, um die Künstler mit einiger Gerechtigkeit und mit einigem Nutzen zu beurtheilen, so haben wir von Dlle. Garcia mehr zu erwarten, als wir ihr geben können. Wenn das Publikum die Wichtigkeit eines solchen Talents begreift, so wird es viel von ihm lernen und nicht mehr durch ein mißtrauisches oder furchtsames Urtheil den Aufschwung so seltener und so kostbarer Fähigkeiten zu hemmen suchen. Die Kritik wird nicht auf Einschüchterung desselben ausgehen. Mag man immerhin auch das vollendetste Talent kalt zergliedern; dem Genie, und wäre es noch so sehr Neuling, ist man die höchste Achtung schuldig. Es flößt eine gewisse Ehrfurcht ein, die ihm wahrhaft ausgezeichnete Künstler nie versagen. Ich sah Rubini gelehrig mit Pauline Garcia im Zwischenakt einen musikalischen Gedanken versuchen, den sie ihm vorgeschlagen hatte, und der bewundernswürdige Sänger probirte ihn mit naiver und hochherziger Freude. Lablache ist stolz auf sie, wie ein Vater auf sein Kind, und Liszt, der sie als Pianistin zu einer seiner besten Schülerinnen zählt, wird glücklicher seyn, wenn er sie hört, als alle Triumphe, die sein gutes Ungarn ihm zuerkennt, ihn machen können.

Dlle. Garcia's dramatisches Talent wollen wir eben so wenig zerlegen, wie den außerordentlichen Umfang und die Gewalt ihrer Stimme. Was hälfe uns der treffliche Klang dieses herrlichen Instruments, wenn Herz und Geist es nicht beseelten; aber ein Wunder ist es, ein Wunder zur Ehre Gottes, eine so reiche Anlage im Dienst einer so hohen Intelligenz zu sehen. Diese Stimme dringt aus der Seele und spricht zur Seele. Bei den ersten Tönen, die sie uns hören läßt, ahnt man einen edlen Geist, man erwartet eine unbezwingbare Kraft, man fühlt ein tiefes Gemüth, das sich uns mittheilen will. Das Talent der Schauspielerin ist dem entsprechend. Alle Eigenschaften, deren es bedarf, und alle Eigenschaften, die angeboren seyn müssen, stehen ihm fast durch unwillkürliche Eingebung zu Gebote; doch ist dies Talent noch nicht, gleich dem Gesange, strengen Studien unterzogen worden, und es glänzt noch durch das, was ihm fehlt: ein glücklicher Mangel bis jetzt, der ein gegen große Künstler väterlich gesinntes Publikum eher rührt, als verletzt. Es ist merkwürdig, daß dasselbe Publikum, welches sich in Dingen, die es nicht begreift, so bedenklich zeigt, in Dingen, die es auf den ersten Blick zu beurtheilen weiß, so zart und schonend verfährt. Man hat bemerkt, daß die junge Schauspielerin zuweilen sich mit etwas linkischer Grazie und Verschämtheit benahm, zuweilen eine tiefe, unmittelbare Empfindung entwickelte, und man hat es ihr Dank gewußt, daß sie sich von ihren Gefühlen leiten ließ, ohne bei sich selbst viel zu Rathe zu gehen, ohne lange vor dem Spiegel nach der Stellung zu suchen, welche die Bretter ihr im Augenblick geben. Man hat auch bemerkt, daß sie eine herrliche Gestalt habe. In ihren leichten, von natürlicher Anmuth erfüllten Gesten verehren die Maler die ursprüngliche Poesie, die ihr inwohnt, auch wo sie selbst ganz ohne Absicht handelt. Immer genügt sie den Bedingungen einer richtigen Plastik und einer geschmackvollen und wahren Bewegung.

Sie gefällt nicht bloß, nein, man liebt sie. Das Publikum beweist dies dadurch, daß es ihr nicht auf unsinnige Weise applaudirt; indeß um seines eigenen Vortheils willen sollte es doch mit Einsicht applaudiren lernen und nicht vor einer bewunderungswürdig vorgetragenen Stelle kalt bleiben, während es eine Cadenz von erstaunlicher Länge und Sauberkeit beklatscht. Dergleichen Kunststücke führt Dlle. Garcia allerdings mit überraschender Leichtigkeit aus, denn sie kann Alles, was sie will. Wird aber das Publikum ihr nicht eines Tages jenen gräulichen Sinnenkitzel erlassen, der nichts Anderes ist, als die vollkommene Nachahmung eines siedenden und sprudelnden Theekessels, und durch den man, um einer das Ohr verletzenden Albernheit willen, den Sinn der Melodie zerreißt? Ihr armen großen Künstler, es wäre Euch wohl zu wünschen, daß man Euch die Thorheiten der Mode verbessern ließe! Nur eine einzige Cadenz in der Welt wünschte ich beibehalten, wenn noch ein Anderer nach Rubini sie so vertragen könnte; ich meine die, welche er in der Arie: Il mio tesoro intanto, im „Don Juan" anbringt; sie ist berühmt geworden; sie ist kurz, ein wesentlicher Vorzug, sie ist energisch, kühn und ergänzt eher den musikalischen Gedanken, als daß sie ihn veränderte. Endlich hat Mozart sie in der Begleitung selbst geschrieben, und das Publikum, von dem Muth und Geschmack des Sängers hingerissen, hat so viel Takt gehabt, nicht darüber zu kritteln.

Mit Rubini, Lablache, Tamburini, mit den Damen Garcia, Grisi und Persiani wird die Italiänische Oper uns verlassen, wenn man die Zeit mit kalter, langsamer Berathschlagung verliert. Eine Italiänische Oper wird man späterhin der Hauptstadt doch wiedergeben müssen; wenn man aber zögert, so werden jene großen Künstler sich hier- und dorthin zerstreuen, und uns werden nur Talente zweiten Ranges, vielleicht mit höheren Forderungen, übrig bleiben. Man erhalte sich also diese edelgearteten Sänger, die wir lieben, die wir kennen, die uns kennen und wiederlieben, und die so verschwenderisch in ihrem Eifer sind. Auf keinem Theater von Paris hat man je solchen Frieden, solche Dienstpflicht und Hingebung gesehen, wie unter der Italiänischen Truppe. Dies kömmt daher, weil sie alle fleißig und ausgezeichnet sind. So haben sie weder Zeit dazu, noch Ursache, auf einander eifersüchtig zu seyn. Rubini, krank und matt von einer langen Reihe von Vorstellungen, die durch verschiedene Zufälle auf ihn sich häuften, verschwendet seine Kraft mit glühender Tapferkeit. Glaubt das Publikum, wenn es diese frische Stimme und diesen energischen Ausdruck hört, ohne zu ahnen, wie viel der Sänger dabei leidet, glaubt es, solche Aufopferung und Gewissenhaftigkeit mit Gold aufwiegen zu können? Lablache, in dessen Schule unsere ersten Sänger, unsere ersten Tragiker und unsere ersten Komiker gern noch lange Unterricht nehmen möchten, verläßt, obgleich er vor einigen Tagen auf der Bühne während der Vorstellung verletzt wurde, seine Krücken und tritt wieder auf, ohne auf das Verbot des Arztes zu achten. Etwas noch Merkwürdigeres haben wir so eben gesehen. Pauline Garcia, da sie hört, daß Madame Persiani erkrankt sey, studirt, um die Vorstellung des „Don Juan" nicht rückgängig werden zu lassen, in zwei Stunden eine neue Rolle ein und improvisirt ihr Kostüm. Sie ist zum Entzücken gekleidet, und sie spielt und singt die Zerline, wie sie seit ihrer Schwester Niemand gespielt noch gesungen. Kaum daß sie beim Recitativ zuweilen auf die Noten blickte. Sie gab Mozart so wieder, daß Mozart bezaubert gewesen wäre, hätte er eines Abends aus seinem Grabe schlüpfen und sie hören können. Wahrlich, solche Künstler werden uns auf unseren Theatern sehr fehlen, und wir bedürfen der Italiäner auch, um unsere Künstler und uns selbst zu bilden.

Mannigfaltiges.

— Christlicher Gottesdienst in Jerusalem. In der Beschreibung seiner Reise nach Palästina, die der Trappist Marie Joseph von Geramb kürzlich herausgegeben, macht derselbe die Bemerkung, daß sich in Jerusalem der Gottesdienst und Geistliche aller christlichen Konfessionen befänden, der Römisch- wie der Griechisch-katholischen, der Armenischen wie der Koptischen; nur einen evangelischen Gottesdienst giebt es dort nicht. Es ist in der That zu verwundern, daß namentlich die Engländer, die doch in so ansehnlicher Zahl Syrien und Palästina bereisen, noch nicht das Bedürfniß empfanden, in der heiligen Stadt eine eigene Kirche zu begründen.

— Cooper's neuestes Werk. Der Amerikanische Schriftsteller ist wieder auf dasjenige Gebiet zurückgekehrt, auf welchem er am meisten heimisch ist und wo er auch Ausgezeichnetes zu leisten vermag: nämlich auf das Gebiet des Weltmeeres, neben welchem er noch eine kleine ihm eigenthümliche Domaine in dem Reiche der Indianischen Wildnisse und Wälder besitzt. Sein neuestes Werk ist weder eine Darstellung des Europäischen Modelebens, noch ein Geschichtchen aus der Weltgeschichte, sondern ein auf dem Meere und in den Savannen der Indianer spielender Roman unter dem Titel „Der Weg-Auffinder oder das Binnenmeer" *). Amerikanische Kritiker sind der Meinung, daß dieses neue Werk zu dem Besten gehöre, was der Verfasser bisher geliefert, und vielleicht nur dem „Letzten Mohikaner" nachzustellen sey. Die Sitten der Indianer werden darin treu geschildert, während zugleich Liebe und Aufopferung mit den wahrsten Farben, also auch in einer anderen Weise, wie es Chateaubriand in seiner „Atala" thut, dargestellt werden.

*) The Path-finder or the Inland Sea. A romance by J. Fenimore Cooper. 3 Vol. London, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 18. März 1840.

Frankreich.

Der Ocean der Tropenländer.

Von Gabriel Lafont.*)

Sobald man den Wendekreisen naht, bietet der Ocean ein neues und höchst interessantes Schauspiel: Alles regt sich mit wunderbarer Lebenskraft unter dem lothrechten Strahl der Sonne; die Fluthen wimmeln von Bewohnern jeder Form und Größe, die dem Schiffe überall nachfolgen, als hätte der Schöpfer sie angewiesen, das Monotone und Langweilige der Seefahrt durch allerlei angenehme Zerstreuungen erträglicher zu machen.

Keines der Phänomene, welche die Nähe der heißen Zone ankündigen, ist jedoch so überraschend, wie die Schwärme fliegender Fische. Ich war ganz hingerissen von Bewunderung und Entzücken, als ich zum ersten Male sah, wie diese anmuthig gestalteten und in lebhaften Farben prangenden kleinen Meerbewohner dem tiefen Fluthenschooß entstiegen, eine Zeit lang in den Lüften hin und her schwebten und dann wieder hinabsanken, nachdem die Sonnengluth ihre Schwingen getrocknet hatte.

Der fliegende Fisch ist von der Größe unserer kleinen Seebarbe. Er hat vier Flügel, die ihm als Schwimmflossen dienen, wenn er sich im Wasser tummelt; zwei derselben, die näher am Kopfe sitzen, haben ungefähr die Länge seines Körpers, die anderen beiden sind weit kürzer. Diese Flügel bestehen aus einer durchsichtigen hautartigen Substanz, deren Elastizität nur so lange anhält, als sie feucht ist; der Fisch kann also nur kurze Zeit in der Luft bleiben, und wird er lebhaft verfolgt, so macht er oft wahre Ricochet-Sprünge über die Fluthen. Die bedeutende Stärke seines Brustmuskels erleichtert ihm das Fliegen sehr. Trotz dieses Vortheils, den ihm die Natur so ausgezeichnend gewährt, ist der fliegende Fisch doch von unzähligen Gefahren umringt, und muß mehr auf seiner Huth seyn, als irgend ein anderes Seethier. Sein wohlschmeckendes Fleisch ist ein Leckerbissen für die Boniten, die Thunfische, Meerschweine, Blasfische und eine Menge anderer gefräßiger Mitbewohner des Oceans, die ihn im Wasser beständig verfolgen; und gelingt es ihm, diesen Würgern auf raschem Fittig zu entrinnen, so hat er es mit den geflügelten Räubern der Lüfte, mit dem scharfsichtigen Fregattenvogel, dem Albatros, dem Tölpel, Sturmvogel, Schuster und anderen tropischen Raubvögeln zu thun, die wie Pfeile auf ihn losschießen, während er über dem Wasser schwebt. Während der Nacht stießen oft ganze Schaaren fliegender Fische, ohne Zweifel von ihren Feinden verfolgt, gegen die Wände unseres Fahrzeugs, oder verwickelten sich im Takelwerk, und am nächsten Morgen fand man jedesmal ihrer genug, um dem Capitain ein leckeres Frühstück bereiten zu können.

Von allen Feinden des fliegenden Fisches ist die Dorade (eine Art Delphin) der furchtbarste. Wie die Land-Raubthiere vom Katzengeschlechte, so ereilt dieser gefräßige Meerbewohner seine Beute in langen Sätzen; er schnellt sich wohl dreißig Fuß weit, reißt sein Opfer, sobald er es gepackt hat, in die Tiefe und läßt auf der Oberfläche des Wassers Kreise zurück, die sich, wenn das Meer ruhig ist, mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit erweitern. Die Dorade, von den Französischen Seeleuten auch „Tummler" genannt, ist der schönste Fisch des ganzen Oceans; auch hat kein anderes Seethier eine solche Elastizität in allen seinen Bewegungen. Es ist schwer, von dem prächtigen Farbenspiel seiner Schuppen, die abwechselnd grün, silbern, goldgelb, blau und violett erscheinen, einen Begriff zu geben; oft saß ich Stunden lang und staunte über die schillernden Farben dieses wunderbaren Fisches, wenn er sich voll üppiger Lebenslust auf den Wogen schaukelte und herumschwang. Die Dorade schwimmt selten in ganzen Schaaren, gewöhnlich paarweise. Ihr Kopf ist kurz, der Körper aber schlank und zierlich gebaut. Als Nahrungsmittel ist sie der schmackhafteste aller tropischen Fische. Wenn man eine Dorade fängt, so verendet sie augenblicklich, wie die meisten Fische des Oceans. Während ihres kurzen Todeskampfes ist das Spiel ihrer Farben noch bewundernswürdiger.

Der Bonit oder Breitfisch mit dem bläulichen, der Länge nach gestreiften Rücken und dem silbern glänzenden Bauche ist sehr gewöhnlich und wegen seiner Gefräßigkeit leicht zu fangen. Der Thunfisch und der Tazar (?) gehören zu demselben Geschlechte: aber die Bonite sind viel massiver und erreichen zuweilen ein Gewicht von hundert Pfund. Der Thunfisch hat eine lebhafte grüne und gelbe Farbe; der Tazar ist schmächtiger und länger, als der Bonit; die Farbe seines Rückens spielt etwas ins Grüne, und auch dem Silberweiß oder Grau seines Bauches ist etwas Gelbgrün beigemischt.

Das sogenannte Meerschwein (marsouin) ist derjenige Fisch des tropischen Meeres, dem man am häufigsten begegnet. Er schwimmt beständig in Schaaren und treibt sich, besonders wenn Windstille eintritt, gern in der Nähe der Schiffe herum. Sobald man einen Zug dieser Fische eine bestimmte Richtung einschlagen sieht, so kann man überzeugt seyn, daß der Wind aus jener Gegend sich erheben werde. Ich sah den Meerschweinen oft mit Vergnügen zu, wie sie in dem Kielwasser unseres Fahrzeugs herumschäkerten. Ein Seefahrer, der diese Fische mit einer muthigen, lebensprudelnden, unermüdlichen Meute von Jagdhunden vergleicht, die einem Jagd-Fuhrwerke nachstürmt, hat einen sehr richtigen Begriff von dem Eindruck gegeben, den solch' eine Scene macht. Die Matrosen geben diesem Seebewohner den unedeln und sehr unpassenden Namen Meerschwein (cochon de mer)*); die Naturforscher haben ihn, wenn ich nicht irre, zu den Wallfisch-Arten gerechnet.**) Seine auf dem Rücken schwarze und am Bauche weiße Haut ist ungefähr sechs Linien, an Kopf und Hals aber zwei Zoll dick. Man kann Oel aus ihr gewinnen, wie aus der Haut des Wallfisches. Sein Fleisch ist schwarz und ölig; doch läßt es sich genießen, wenn es ein paar Tage im Wasser gelegen hat.

Zu den Naturwundern, die mir jeden Tag Staunen abnöthigten, gehörte auch die sogenannte Seenessel oder Galere, eine sehr schöne Mollüske, deren natürliche Segel, wenn sie von der Sonne beschienen wird, in allen Farben des Regenbogens schimmern. Oft erscheint die Seenessel in ganzen Myriaden, die unabsehbare Räume bedecken, über dem Wasser; man glaubt alsdann eine Flotte winziger Zauberschiffchen zu sehen und sieht sich nach Lilliputischen Fährleuten um, die sie steuern. Die Seenessel ist ein zartes, fast durchsichtiges Geschöpf, dessen Obertheil ganz die Form eines Segels hat; daher die Matrosen sie Galere nennen. Filamente von acht bis zehn Zoll Länge halten das kleine lebendige Fahrzeug über dem Wasser flott. Wer diese Mollüske anfaßt, der verspürt einen brennenden Schmerz im Finger, noch stärker, als wenn er eine Nessel berührte; daher der Name des Thierchens im Deutschen und in einigen anderen Sprachen.

Wenn Windstille eintrat, wurden wir oft von Haifischen besucht; wir fingen mehrere dieser furchtbaren See-Tyrannen, darunter einen, der von ungeheurer Größe war. Einer der Offiziere des Schiffes ließ einen Angelhaken ins Wasser hinab; der Speck an der Angel reizte die Gefräßigkeit des Ungeheuers, das sogleich herbeischoß und den Köder sammt der Angel verschlang. Man rief die Mannschaft des Hinterkastells herbei, um den Haifisch zu hissen; aber der Capitain, besorgend, das Angelseil dürfte wohl nicht stark genug seyn, um den gewaltigen Schwingungen des Thieres zu widerstehen, befahl, den Strick nachzulassen, bis der Gefangene sich in seinen strategischen Evolutionen erschöpft haben würde. Die Bewegungen des Hai's wurden wirklich nachgerade schwächer, und am Ende verhielt er sich ganz ruhig. Jetzt machte einer der Matrosen aus einem stärkeren Seil eine Schleife, die er dem Ungeheuer unter die Kinnlade gleiten ließ. Man zog das Angelseil straff an; der Haifisch that einen Satz, es gelang ihm aber nicht, los zu kommen. Man befestigte eine Rolle zum Aufwinden des Seiles an das Angelholz, und bald darauf schwebte der Hai über dem Wasser. Die Schläge seines fürchterlichen Schwanzes erschütterten das Hackbord; der Offizier, welcher befürchtete, das Angelholz könnte entzweibrechen, beschloß, ihn sogleich aufs Verdeck ziehen zu lassen. Dies war eine Unklugheit; denn kaum hatte der Haifisch einen Stützpunkt gefunden, als er mit seinem Schwanze Alles niederschlug, was er erreichen konnte. Zum Glück war das Hinterkastell breit, so daß er für seine verzweifelten Manöver hinlänglichen Raum hatte. Um jedes Unglück zu verhüten, eilte ein Matrose herbei und versetzte ihm mit einem Hebebaum zwei tüchtige Schläge auf den Kopf, während ein anderer mit seiner Axt den dräuenden Schwanz abhieb. Das Ungeheuer that noch einen

---

*) Aus dessen Werk Quinze ans de Voyage autour du Monde, von welchem der erste Band kürzlich die Presse verlassen hat.

*) Der Verfasser scheint nicht zu ahnen, daß auch sein edel klingendes marsouin nichts Anderes bedeutet. Es ist das geradebrechte Deutsche Wort Meerschwein.

**) Ganz richtig; das Meerschwein gebiert lebendige Jungen, wie Wallfisch und Hai; da es aber gewisse andere Haupt-Merkmale nur mit Ersterem theilt, so hat man es zu den Cetacee'n gerechnet. Beide Klassen sind aber eigentlich nur fisch-ähnliche Seegeschöpfe und stehen den eigentlichen Fischen nicht viel näher, als die Fledermäuse den Vögeln.

Satz, aber dieser war sein letzter; schwarzes Blut drang aus seinem Schlunde hervor, der Körper bekam krampfhafte Zuckungen und erstarrte allmälig. Ein Neugieriger wollte ihm die Kinnlade öffnen und seine fünf Zahnreihen betrachten; aber zum Glück verhinderte ihn ein Offizier daran, mit der Bemerkung, daß der Haifisch obgleich anscheinend ohne Leben, vermöge einer konvulsivischen Bewegung den Arm entzweibeißen könnte, der sich vorzeitig in seinen Schlund wagte. Zum Beweise dessen nahm er einen Hebebaum und stieß ihn dem Thiere zwischen die Kinnladen bis an den Magen; das sterbende Ungeheuer drückte die Kinnladen zu, und seine Zähne ließen tiefe Einschnitte in dem Holze zurück!

Jedermann kennt die Gefräßigkeit des Haifisches, und jeder Matrose weiß dem Neuling der praktischen Nautik schreckliche Geschichten zu erzählen, in denen diese Tiger des Oceans eine Rolle spielen. Manche behaupten sogar, es seyen schon Menschen außer dem Wasser von Haifischen überfallen worden; aber ein solches Experiment ist dem Thiere wegen seiner Organisation sehr schwer, wo nicht unmöglich. Ich bin auf meinen häufigen Seereisen unzähligen Haien begegnet und habe nie gesehen, daß einer von ihnen etwas mehr von seinem Körper, als den Kopf, aus dem Wasser hervorstreckte. Da der Haifisch einen sehr langen und dabei steifen Oberkiefer hat, der ohne Vermittelung eines Halsgelenkes an dem Rückgrate fest sitzt, so muß er sich auf die Seite werfen, um seine Beute mit der unteren Kinnlade packen zu können; und wie wäre ihm diese Evolution außer dem Wasser möglich? Er müßte, wenn er einen Sprung thun wollte, die ganze Wucht aufheben, die auf seinem breiten Rücken lastet, und dazu noch die ungeheuren Brustflossen, die immer horizontal stehen; man sieht nur selten die Schnauze des Haifisches außer dem Wasser; gewöhnlich zeigt er die Extremitäten seiner Rückenflossen und das Obertheil seines Schwanzes.

Die Seeleute behaupten, der Hai habe einen sehr feinen Geruch und folge den Schiffen nach, die Kranke an Bord haben. So viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß, wenn wir im Stillen Ocean Kaschelote harpunirten, ein solches Ungeheuer vom Wallfisch-Geschlechte oft kaum eine Stunde lang an unser Schiff geentert war, als auch schon ganze Schaaren von Haifischen es umlagerten und an seinem Fleische sich gütlich thaten. Die Sklavenschiffe, in denen so viele Unglückliche, in dem unteren Schiffraum zusammengedrängt, tagtäglich von Gram und Krankheiten aufgerieben werden, haben immer eine starke Eskorte von Haifischen.

Nur zwei Meerbewohner, der Remora oder Schiffhalter und der Pilot, sind treue, ja man kann sagen, unzertrennliche Gefährten des Haifisches, während alle übrige Seegeschöpfe ihn fliehen. Drei oder vier von den ersteren hängen oft fest an seiner Haut, und fünf oder sechs Piloten, die höchstens einen halben Fuß lang sind, begleiten ihn regelmäßig. Sie schwimmen und plätschern beständig um seinen Rachen und auf seinem Rücken und Bauche herum; und hat irgend ein Umstand sie von ihrem Beschützer getrennt, so sind sie bestürzt und unruhig; ja der Hai selbst scheint in Verlegenheit zu kommen. Hat er seine Begleiter aus dem Gesichte verloren, so späht er ihnen überall nach und giebt sich nicht eher zufrieden, bis sie wieder an seiner Seite sind. Ohne Zweifel bedarf er ihrer Dienste; worin bestehen aber diese? Haben die Remora und der Pilot ein schärferes Auge? zeigen sie ihm an, wo er Beute finden kann? oder sind sie ihm überhaupt das, was der Hund dem Menschen ist? In solchen Dingen muß selbst der Naturforscher mit Konjekturen vorliebnehmen. Die Remora und der Pilot verlassen den Haifisch nur, wenn er an Bord gehißt wird; dann sieht man sie noch mehrere Tage dem Schiff zur Seite schwimmen, bis sie endlich darauf verzichten, mit ihrem Patron wieder vereinigt zu werden.

Der Hai gebärt lebendige Jungen; sein Fleisch ist zähe und unverdaulich; dennoch verspeisten wir dasselbe, nachdem es ein paar Stunden unter einem schweren Gewichte gelegen hatte. Es wurde mit vielem Essig gewürzt, und so fand man seinen Geschmack gar nicht übel.

Der Pilot ist ein Fisch von gelber Farbe, mit schwarzen Querstreifen. Er hat eine hübsche Form und schmeckt köstlich, wird aber nicht leicht gefangen.

Von den Bewohnern der Lüfte werde ich nur bei dem Fregattenvogel, auch schlechthin Fregatte genannt, ein wenig verweilen; der Albatros, Damier und Eisvogel, die einer gemäßigten Zone angehören, sollen später an die Reihe kommen.

Die Fregatte gehört unstreitig zu den behendesten und am höchsten fliegenden Vögeln. Sie schwebt gewöhnlich in den obersten Luftregionen und wendet ihren Kopf unaufhörlich bald zur Rechten und bald zur Linken, um ihre Beute auszuspähen. Bisweilen schwingt sie sich in eine so erstaunliche Höhe, daß sie nur wie ein schwarzer Punkt im blauen Aether erscheint; sobald aber ein Schwarm fliegender Fische dem Meere entsteigt, schießt die Fregatte blitzschnell herab und packt einen derselben, ehe er noch in sein Element sich retten kann. Die Schnelligkeit ihres Fluges gränzt wirklich an das Wunderbare; denn es ist faktisch, daß sie einen Luftraum von mehreren Miglien in wenigen Augenblicken durchfliegen kann. Und wie scharf muß das Gesichtsorgan dieses Vogels seyn, da er aus einer solchen Höhe die kleinen fliegenden Fische erkennt! Der Körper des Fregattenvogels ist nicht groß; aber seine ausgespannten Flügel messen von einer Spitze bis zur anderen wenigstens funfzehn und manchmal an zwanzig Fuß. Sein Schwanz ist in einem merkwürdigen Grade bogenartig ausgeschweift; daher die Spanier den Vogel tijereta (Scheere) nennen. Das Gefieder ist schwarz; nur am Bauche hat es eine hellere Farbe.

Alles trägt in diesen Breiten den Stempel einer üppigen Naturfülle, und die gewöhnlichsten Phänomene haben etwas imposant Großartiges, das man anderswo vergebens suchen würde. Welches Schauspiel gewährt z. B. die Sonne, wenn sie, von tausendfarbigem Gewölk umlagert, im Ocean untersinkt! Man muß die tropischen Meere besuchen, um das scheidende Taggestirn in seiner ganzen Herrlichkeit bewundern zu können. Nicht minder fruchtbar an Naturwundern sind die Nächte; das phosphorische Leuchten des Meeres in der heißen Zone ist ein Seitenstück zu den Nordlichtern der Polarländer: beide Phänomene haben etwas so Hehres und Erhabenes, wie keine andere Offenbarung des Unendlichen in der Körperwelt. Ich war in einer sprachlosen Extase, als ich zum ersten Male den nächtlichen Ocean lichthell glänzen sah — ein Meer von flüssigem Silber war vor meinen Blicken ausgebreitet, und indem das Schiff die Wogen durchschnitt, sprühten Millionen Lichtfunken an seinen Seiten, so lebhaft und in so wechselnder Farbenpracht, wie unsere schönsten Kunstfeuer! Dann und wann erhielt die Scene einen noch imposanteren Charakter; ungeheure glänzende Körper tummelten sich auf der Oberfläche des Wassers herum; formlose roth glühende Massen rollten unter den Wogen dahin; Flammen wälzten sich über das Meer, oder Wolken von Phosphor irrten auf den Fluthen durch einander. Alle diese phantastischen Gestalten waren Fische und andere Seegeschöpfe, deren muthwilliges Spiel die phosphorische Lichtmasse aufrührt und sprühen und flammen macht.

Dieser Phosphorschein ist immer ein neuer Gegenstand unseres Staunens, obgleich man das Schauspiel Monate lang jede Nacht sich erneuen sieht. Das Meer phosphoreszirt in allen Zonen, selbst auf der Bank von Newfoundland: wer aber dieses Phänomen in der heißen Zone nicht beobachtet hat, der kann sich nur einen unvollkommenen Begriff davon machen. Das Meer leuchtet alle Mal weit stärker, wenn ein Sturm herannaht und wenn eine schwüle Temperatur herrscht.

Der große Newton schrieb dieses Phänomen dem Fluidum zu, das alle feste Körper absondern, nachdem sie aus irgend einer Ursache erhitzt worden; Forster erklärt es aus der elektrischen Reibung des Wassers an den Schiffen; Andere haben vermuthet, die ins Unendliche fortgehende Auflösung und Zersetzung todter Körper verwandle den Ocean in ein gallertartiges und folglich leuchtendes Fluidum. Aber Herr von Humboldt beweist, von dem höheren Standpunkte der jetzigen Physik ausgehend, daß diese Erklärungen nicht zulässig sind, und daß es naturgemäßer sey, die Ursache des Meerleuchtens in den phosphorischen Molekulen (kugelförmigen Theilchen) zu suchen, die sich von den Körpern verschiedener Thiergattungen, im Zustande des Lebens und des Todes, absondern. Diese Humboldt'sche Konjektur wird durch Beobachtungen neuerer Reisenden, insonderheit des Herrn d'Urville, bestätigt; der Letztere erklärt sich also über den Gegenstand: „Dicke Lichtstrahlen, die sich genau wie Römische Leuchter in unseren Kunstfeuern ausnahmen, schossen an der Oberfläche in allen Richtungen hin und her und zogen in der Form kleiner glühender Küglein von ungefähr einem halben Zoll Durchmesser die Schiffwände entlang. Diese Kügelchen erregten besonders meine Aufmerksamkeit; ich war so gut als überzeugt, daß irgend ein Thier sie abgesondert haben müßte. Mit einem Netze von Siebtuch versehen, bemühte ich mich, einige derselben zu fangen; aber kaum war das Netz aus dem Wasser gezogen, als das leuchtende Kügelchen zu einem bloßen Punkte einschwand und bald unsichtbar wurde. Nach vielen fruchtlosen Versuchen entdeckte ich endlich, daß der leuchtende Punkt einem belebten Atome sein Daseyn verdankte, und mit Hülfe einer scharfen Lupe erkannte ich dieses Wesen als ein unendlich feines und beinahe durchsichtiges Schalenthierchen. Der blendende Schimmer, den diese Infusorien versenden, ist ohne Zweifel der für Strahlenbrechung sehr empfänglichen (refringenten) Natur des Wassertröpfchens, in welchem sie schweben, beizumessen."

Ich muß dieser Beobachtung des Herrn d'Urville jedoch hinzufügen, daß man in England dem Wasser durch hineingegossene Häringslake einen phosphorischen Schein giebt, und daß sehr interessante galvanische Experimente den Zustand des Leuchtens vieler lebender Thiere als die Folge einer Irritation der Nerven ausgewiesen haben.

Schweiz.

Der große Sankt-Bernhard.

(Fortsetzung.)

Die Dame war wirklich sehr hübsch, und die Gefahr, die sie so eben bestanden, erhöhte in meinen Augen die Anmuth ihrer Züge. Nur vermißte ich an ihr sowohl die keusche Verlegenheit einer Verlobten, die von zwei fremden Herren betrachtet wird, als jene schmachtende Melancholie, die man bei einer schwachen, kränklichen Person zu finden erwartet. Wie erstaunte ich aber erst, als ich auf demselben Gesicht, auf welchem ich Niedergeschlagenheit und Kummer suchte, die sichtbaren Spuren einer Heiterkeit entdeckte, die unsere Anwesenheit nur mit Mühe in Zaum hielt. Diese Heiterkeit theilte sich erst dem Verlobten, dann dem Vater mit, der, sich nicht mehr halten könnend, sich zu uns wandte: „Verzeihung, meine Herren, dieses Lachen muß Ihnen sonderbar vorkommen, aber es ist unwiderstehlich, entschuldigen Sie uns." Nun brachen alle Drei los, während wir sie mit Verwunderung ansahen.

Ich hielt es für gut, mich zurückzuziehen, und ich schickte mich dazu an, es bedauernd, mich für Leute, die im Grunde so glücklich schienen, mit meinem Mitleiden so angegriffen zu haben, als der Vater sich an mich wandte mit den Worten: „Mein Herr, ich will Sie von dem Grunde dieser Heiterkeit unterrichten, die Sie sehr komisch finden müssen. Es betrifft einen Herrn ...." — „Der Herr, der eben hier war? ...." — „Ganz recht; der gefälligste in der Welt, aber der gefährlichste, den ich kenne. Wir hatten ihn nie ge-

sehen, als er sich in den Kopf setzte, dort unten, wo der Schnee liegt, daß wir von einer Lawine zu fürchten hätten. Aus reiner Gefälligkeit also und mit dem größten Ernst stieß er unseren Führer bei Seite, schug unsere Mauleselin und warf meine Tochter in den Hohlweg ...." Das Gelächter unterbrach die Erzählung. In der That, je größer die Besorgniß gewesen, desto mehr erschienen diese Umstände, nach überstandener Gefahr, den Reisenden von ihrer komischen Seite und erregten in ihnen die Heiterkeit, deren ich Zeuge gewesen und an der ich bald selbst Theil nahm. Ich steigerte dieselbe, als ich ihnen erzählte, daß der Tourist die junge Dame für brustkrank und ihren Bruder für einen Verlobten hielt, dem er seinen prosaischen Gleichmuth vorwarf.

Der dicke Herr, der noch immer am Feuer saß, hatte diese Unterhaltung angehört, ohne mitzusprechen und ohne an unserem Gelächter Theil zu nehmen. Endlich, nachdem er aufgestanden war, wie um sein Zimmer aufzusuchen, sagte er: „..... Ein Narr, und einer von meinen Landsleuten, Sie konnen sich darauf verlassen. Nur einer von meinen Landsleuten ist es, der Dummheit und Ernst, Arroganz und Unwissenheit so schön zu vereinigen weiß, der, ehe er an sich selbst zweifelt, lieber eine gesunde Dame, die er für brustkrank hält, in Etwas, was er für eine Lawine hält, hineinwirft.... Meine Herren, ich wünsche Ihnen guten Abend." Mit diesen Worten nahm der dicke Herr ein Licht und zog sich zurück. Wir thaten bald desgleichen.

Die für die Reisenden bestimmten Zimmer im Hospiz des großen Sankt-Bernhard sind kleine Zellen, die durch einen holzernen Verschlag von einander getrennt sind. Als ich mein Licht ausgelöscht, bemerkte ich einen hellen Schein, der durch die Spalten dieses Verschlags auf mein Bett fiel. Es ist wohl selten, daß unter solchen Umständen nicht eine indiskrete, aber auch sehr heftige Neugier Einen fortreißt, das Auge an den Spalt zu legen, der eben am größten scheint. Auch ich unterließ nicht, dies zu thun, indem ich dafür sorgte, daß kein Geräusch meine Indiscretion verrathe. Da sah ich zu meinem großen Erstaunen, und vielleicht mit einigem Verdruß, unseren Touristen im Bette sitzen, Brust und Kopf sorgfältig bedeckt und, die Feder in der Hand, in eine schriftstellerische Arbeit vertieft. Neben seinem Bett stand eine rauchende Theekanne und eine Flasche Kirschwasser. Von Zeit zu Zeit hörte er auf, zu schreiben, um das Geschriebene zu überlesen, und alle Nuancen der Zufriedenheit, vom einfachen Lächeln der Selbstgefälligkeit bis zur ernstesten Bewunderung, malten sich auf seinem Gesichte ab. Einmal konnte er dem Wunsch nicht widerstehen, mit eigenen Ohren den gefälligen Fluß einer Periode zu hören, und aus dem Stücke, das er las, merkte ich nur so viel, daß von „Molossen", „Veilchen" und einer jungen Person Namens „Emma" die Rede war. Ich vermuthete, daß unser Tourist ein Schriftsteller sey, vielleicht aus der Schule des Alex. Dumas, eben damit beschäftigt, die Eindrücke, die Erinnerungen und Katastrophen des Tages niederzuschreiben. So ließ ich ihn denn ruhig fortarbeiten und schlief ein.

Des anderen Tages hörte ich beim Frühstück, daß der Tourist seit einer Stunde fort sey; der dicke Herr schickte sich ebenfalls an, nach Martigny zu gehen; ich schloß mich also zur Reise nach Aosta den drei Personen an, deren Bekanntschaft ich gestern auf so heitere Weise gemacht. Diese drei Personen, in deren einer der Tourist beim ersten Blick einen phlegmatischen Schweizer erkannt hatte, waren Savoyarden aus Chambery. Sie gingen nach Ivrea, um daselbst die Hochzeit des jungen Mädchens zu feiern, die schon lange von ihrem Vater, einem Gastwirth in Chambery, dem Sohn eines Piemontesers, Gastwirths in Ivrea, versprochen worden. Bei der Gelegenheit wollte sich der gute Mann mit Wein und Reis versorgen und nach Beendigung seiner Geschäfte über den kleinen Sankt-Bernhard nach Savoyen zurückkehren. Unterweges erklärte er mir dies mit jener munteren Zutraulichkeit, die den Savoyarden so natürlich ist; und da ich Antheil daran zu nehmen schien, bat er mich auch unterweges zur Hochzeit, und seine Tochter, mit liebenswürdiger Naivetät, munterte mich auf, ihr die Ehre meiner Anwesenheit widerfahren zu lassen. Doch, ohne geradezu abzuschlagen, war ich auch nicht entschlossen, es anzunehmen, in Betracht dessen, was in meinem Inneren vorging. Schon den vorigen Abend hatte mich das Wesen dieser jungen Person lebhaft interessirt, und heute fing ich an, in sie verliebt zu werden. Das heißt rasche Fortschritte machen. Aber außer daß auf Reisen das Herz, indem es ungebundener, leichter zu Abenteuern geneigt ist, auch rascher in Flammen geräth, ist es wohl zu allen Zeiten gegen einen neuen ungewohnten Reiz nicht sehr stichhaltig. Auferzogen bei den Nonnen des Sacré-Coeur hatte dieses junge Mädchen erst seit einigen Wochen das Kloster verlassen, so daß sie, ohne Erfahrung und kaum der Welt wiedergegeben, eben so reizend war durch ihre Naivetät als durch eine noch ungetrübte Freude und Hoffnung, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war. Während sie anmuthig auf ihrer Mauleselin saß, die, nach dem diesen Thieren eigenen Instinkt, dem äußeren Rand der Chaussee folgte, bog sie sich über den Abgrund und scherzte dabei fortwährend mit einer Unbefangenheit, die bei ihr nicht Muth, sondern sorgloses Vertrauen war. Wenn jedoch die Unterhaltung von der Qualität der Reissorten oder dem Preise der Weine zu Gegenständen, die ihr mehr zusagten, überging, nahm sie Theil daran, indem sie bald die lustigsten Späße machte, bald mit einem sehr verständigen Ernst zuhörte. Zwei oder dreimal war von ihrem Verlobten die Rede: sie hatte ihn nie gesehen, sie sprach von ihm ohne Verlegenheit, wie ohne Leidenschaft, und schien in der Ehe nichts Anderes zu sehen, als ein beständiges Fest. Indem ich meine Blicke auf sie richtete, sah ich im Geiste ihre Zukunft, ihre baldige Entzauberung, und nachdem ich vorhergesehen, welche Täuschungen sie selbst im Schoße eines noch ungewissen häuslichen Glücks erwarteten, hätte ich gern der seyn mögen, welcher ihr diese Täuschungen durch seine standhafte Zärtlichkeit und durch jene Rücksichten, die ein zartes, lebhaft eingenommenes Herz einflößt, ersparen sollte. Doch da mir dies nicht beschieden war, so wollte ich lieber ein Gefühl ganz aufgeben, das so schmerzlich wird, wenn es ohne Hoffnung ist. Darum war ich innerlich noch nicht entschlossen, der Hochzeit des Piemontesers beizuwohnen.

Nach vier Stunden erreichten wir Aosta. Es war grade Markt. Unter dem Schatten der Ruinen des Amphitheaters und rings um die alten Römischen Portiken, boten die Bauern aus den Bergen ihre Waaren feil: hier erhob sich der Käse in großen Haufen, dort brüllten junge Kühe, noch weiter blökten furchtsame Schafe um die Buden herum oder säugten ihre Lämmer unter dem Schutze der Karren. Unsere beiden Herren waren kaum angekommen, als sie sich von den Kaufleuten, mit denen sie zu thun hatten, umringt sahen, und indem sie mich schon ganz wie einen alten Bekannten behandelten, überließen sie die Dame meinem Schutz. Das Hotel, in dem wir abstiegen, war sehr gefüllt und geräuschvoll. Ich machte ihr daher den Vorschlag, eine Wanderung nach dem Thurm des Lépreux zu machen. Sie willigte mit Freuden ein, und als wir schon auf dem Wege waren, fragte sie mich, wer dieser Lépreux sey. Ich versprach ihr, daß sie es bald wissen solle, und nachdem ich in den Laden eines Buchhändlers getreten, kaufte ich das Buch des Herrn de Maitre. Nun nahmen wir unseren Weg nach dem ländlichen Gehäge, wo sich der alte Thurm erhebt, den er verewigt; und nachdem wir ihn besichtigt, suchten wir auf der benachbarten Wiese ein schattiges Plätzchen, um uns niederzusetzen und zu lesen: es waren dicke Eichen und nicht weit davon einige Birken, vielleicht dieselben, bei welchen Lépreux, als er gesehen, „wie das junge Weib ihr Haupt auf die Brust ihres Mannes neigte", sein Herz erstarren und seine Seele der Verzweiflung nahe fühlte.

Meine junge Gesellschafterin hatte bis jetzt in ihrem Kloster nichts als Erbauungsbücher gelesen. Zum ersten Male hörte sie eine eben so ernste, als anziehende Erzählung, deren beredter Styl bald sanft das Herz berührt, bald es durch und durch erschüttert und zur höchsten Sympathie fortreißt. Anfangs war sie ruhig und fast zerstreut: sie betrachtete abwechselnd den Thurm, die Berge, das Thal, bis sie, immer mehr durch das Interesse der Erzählung gefesselt, eine Art Erstaunen zeigte und dann jene bezaubernde Rührung einer frischen Seele, die sich zum ersten Male der Poesie öffnet. Ihr Gesicht glänzte vor Wonne. Doch bei den Stellen, die immer düsterer die bitteren Leiden Lépreux' darstellen, benetzten sich ihre Augen mit Thränen, und als ich zu dem Moment kam, wo die Schwester dieses Unglücklichen von ihm gerissen werden soll, da bat sie mich, aufzuhören. Ich schloß das Buch, und indem ich es ihr anbot, damit sie es später zu Ende lesen könne, bat ich sie, den kleinen Band als Andenken von mir aufzubewahren. Sie versprach es mit Herzlichkeit, aber erröthend. Wir hatten ja zusammen empfunden, unsere Herzen hatten sich heimlich einander genährt, und so hatte das naive Wohlwollen vom vorigen Abend der verschämten Verwirrung des Gefühls in diesem Mädchen Platz gemacht.

Wir kehrten in das Hotel zurück. Die beiden Herren, ganz in ihre Geschäfte vertieft, eilten, sie zu beendigen, um dann abzureisen. Kaum gewahrten sie, daß ihre junge Dame ganz verändert war. Ich selbst fühlte jetzt erst, wie unklug ich gehandelt, daß ich die Ruhe ihres Herzens gestört und es der Poesie gerade in dem Augenblick aufgeschlossen, wo sie im Begriff stand, das heiligste, aber prosaischste aller Bündnisse einzugehen. Dieses Uebel konnte ich nicht mehr heilen, aber vergrößern konnte ich es, wenn ich länger in der Gesellschaft dieser jungen Person reiste, wie ich durch einen heftigen und beinahe schon strafbaren Wunsch dazu getrieben ward. Ich widerstand daher, obwohl mit großer Ansteengung, dem freundlichen Deängen des Vaters, des Bruders und den schüchternen, aber dringenden Bitten ihrer Gefährtin und trennte mich von ihnen, nachdem ich ihnen für ihre Gesellschaft gedankt. Einige Augenblicke darauf reisten sie ab. Ich blieb in Aosta zurück, mitten in dieser Menge ein lebhaftes Gefühl der Einsamkeit empfindend und von einer Schwermuth erfüllt, die ich durch den Besuch desselben Ortes, wo wir am Morgen unter den Eichen gesessen, noch nährte.

Den anderen und die folgenden Tage war ich in derselben Stimmung, so daß ich wenig Sinn für die Gegenden hatte, die ich zu besuchen gekommen war, und in Ivrea, das ich sehr früh am Tage passirte, mußte ich mir aufs neue Gewalt anthun, um nicht wenigstens einige Stunden daselbst zu verweilen. Die Straßen waren leer, die Luft kalt, die Doire kaum von den ersten Strahlen der Dämmerung gefärbt, und doch bildete ich mir ein, daß diese Gegend die schönste in ganz Italien sey und diese Stadt die einzige, in der ich mich gern niedergelassen. Ich wollte sie zu Fuß durchwandern. Ich kam vor mehreren Hotels vorüber; vor jedem blieb ich stehen, ungewiß, ob es vielleicht die Wohnung des Mädchens war, die gewiß in diesem Augenblicke schlief und vielleicht auch von ihren gestrigen Gefühlen und von dem jungen Menschen träumte, der, wo nicht der Gegenstand, doch die Veranlassung derselben gewesen. Als ich mich auf dieser Wanderung vergaß, kehrte mein Kutscher, dem ich befohlen, mich mit dem Wagen am Ausgang der Stadt zu erwarten, wieder zurück, um mich zu rufen. Ich folgte ihm; der Wagen rollte davon, und in dem Augenblick, wo das Pflaster der letzten Straße unter den Rädern verschwand, da empfand ich eine unbeschreibliche Traurigkeit. Doch im Laufe der Wochen verwischte sich diese Stimmung immer mehr, und bald hatte das lebhafte Gefühl, das ich mitgebracht, einer zärtlichen Erinnerung Platz gemacht. Ich besuchte Genua, Florenz, Rom und Neapel, und auf der Rückreise wählte ich die Simplonstraße, sowohl darum, weil mein wieder frei gewordenes Herz sich nicht so sehr nach Ivrea zurücksehnte, als

weil ich fürchtete, wenn ich diese Stadt passirte, möchte diese reine, frische Erinnerung ihren Glanz verlieren.

(Schluß folgt.)

England.

Eigenthümliche Lehenspflichten in Großbritanien.

König Heinrich VIII. übergab im 33sten Jahre seiner Regierung dem George Talbot, Grafen von Shrewsbury, das Kloster Workjop in der Grafschaft Nottingham mit allen seinen Dependenzen als Lehen. Dafür waren George Talbot und seine Erben verpflichtet, am Krönungstage einen Handschuh für die rechte Hand des Königs zu liefern und, so lange er an diesem Tage das Scepter hielt, seinen rechten Arm zu stützen. Mit diesen Lasten war, als Vergütigung, eine jährliche Rente von 23 Pfd. 5 Sh. und einem halben Penny verbunden. Diesen Feudaldienst reklamirten und vollzogen die Erben George Talbot's, als Jakob II. den Thron bestieg. Desgleichen vollzog ihn bei Georg's III. Krönung der sehr ehrenwerthe Charles, Marquis von Buckingham, als Repräsentant des Herzogs von Norfolk und Eigenthümers von Workjop.

Am Krönungstage Jakob's II. reklamirte der Herr des Rittergutes Heyden in Essex, als Eigenthümer der einen Hälfte dieses Gutes, das Privilegium, dem Könige das Waschbecken und die Wasserkanne, als Eigenthümer der anderen Hälfte aber das fernere Privilegium, Seiner Majestät das Handtuch überreichen zu dürfen. Man gestand ihm nur Letzteres zu. Der Herr des Ritter-Lehens Bardolphe zu Addington (Grafschaft Surrey) reklamirte das Privilegium, ein Aepfel-Compot für die Königliche Tafel bereiten zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt; er ließ das Compot aber — vermuthlich, weil er nichts von der Kochkunst verstand — durch den Mundkoch des Königs bereiten, und begnügte sich damit, selbiges mit eigenen Händen zu serviren. Dazu waren keine Vorstudien nöthig.

Im 41sten Regierungsjahre Eduard's III. erhielt Johanna, die Gemahlin William Leston's, das Rittergut Overcall bei Addington, unter der Verpflichtung, am Krönungstage fünf Waffeln zu backen und solche Sr. Majestät zu reichen.

Bei Gelegenheit der Krönung Jakob's II. machte der Besitzer des Rittergutes Liston in Essex Anspruch auf das Privilegium, für den König und die Königin Waffeln zu backen und dieselben an der Tafel zu serviren. Außerdem reklamirte er die zum Backen der Waffeln nöthigen Utensilien aus Silber und anderem Metalle, so wie auch die nöthigen Ingredienzien und eine vollständige Uniform für sich selbst und zwei Gehülfen.

Bei der Thronbesteigung Georg's III. machte der Esquire William Campbell, Herr von Liston-Hall, in seiner Eigenschaft als Besitzer des erwähnten Rittergutes, dasselbe Privilegium für sich geltend. Der König übertrug die Zubereitung der Waffeln und das Amt, sie darzurichen, dem Sohne dieses Herrn, William Henry Campbell, Esquire.

Jean de Rockes hatte das Rittergut Winterslew in der Grafschaft Wils als Lehen und war dafür verpflichtet, so oft der König in Clarendon zu verweilen geruhte, in den Keller des Palastes zu gehen, aus einem beliebigen Fasse einen Krug Claret zu zapfen und dem Könige eine volle Schale davon einzuschenken. Das Faß, welches er angezapft, und die Schale, aus welcher der König getrunken hatte, verblieben ihm als Eigenthum.

Salomon Attefiel besaß eine Länderei in Keperland und Alterton (Grafschaft Kent) als Lehen. Dafür lastete auf ihm und seinen Erben die Verpflichtung, den König zu begleiten, so oft er übers Meer fuhr, um im Falle der Noth das Königliche Haupt zu unterstützen (d. h. wenn Se. Majestät seekrank wurde).

Ronland de Sareere hatte bei Ermington in der Grafschaft Suffolk 110 Morgen Landes als Lehen. Er war dafür gehalten, in jedem Jahre einmal vor dem Könige zu erscheinen und in Gegenwart Seiner Majestät einen Tanz, einen Bocksprung und eine andere körperliche Handlung auszuführen. Diese Dinge trugen ihm, wie ein Chronikschreiber versichert, 26 Pfd. 6 Pence alljährlich aus dem Königlichen Schatze ein.

Sir Osbert de Longchamp, der ein Gut, Namens Ovenhell, zu Lehen hatte, mußte dafür dem Könige und seiner Armee vierzig Tage lang, und zwar auf eigene Kosten, in das Land Wales folgen. Er mußte außerdem ein Pferd zu 5 Shilling, einen Sack zu 6 Pence und eine Nadel mitnehmen, um den besagten Sack damit zu nähen.

Henry von Avering, der mit dem Rittergute Morton in Essex belehnt war, mußte in seiner Eigenschaft als Lehensträger einen Mann und ein Pferd zu 10 Shilling, ferner vier Hufeisen, einen ledernen Sack und einen eisernen Topf liefern, so oft es dem Könige, seinem Herrn, gefiel, an der Spitze des Heeres in Wales einzurücken.

Roger Corbet, Lehensträger von Chettington in Sussex, hatte als solcher die Obliegenheit, in Kriegszeiten einen Fußgänger zu der Königlichen Armee in Wales zu liefern. Dieser Fußgänger war mit einem Bogen, drei Pfeilen und einem Eimer (seau) versehen und führte außerdem ein ganzes gesalzenes Schwein mit sich, von welchem er die eine Hälfte an den Hofmarschall des Königs ablieferte. Der Marschall bewilligte ihm täglich ein Stück von dem Schweine zu seinem Mittagessen, und der Fußgänger mußte so lange im Dienste bleiben, bis das Schwein aufgezehrt war.

Der Lehensträger des Gutes Brinesson in Chester mußte, wenn der König nach Schottland zog, einen baarfuß gehenden Mann in Hemde-Aermeln, der in der einen Hand einen Bogen ohne Sehne und in der anderen einen Pfeil ohne Spitze hielt, zu der Königlichen Armee schicken.

Peter Spileman wurde zu einer Geldbuße verurtheilt, weil er seinen Verpflichtungen als Lehensherr nicht nachgekommen war. Diese Verpflichtungen bestanden darin, daß er einen gepanzerten Reiter, einen Strohsack und eine Ration Heu zu liefern hatte: der Reiter mußte vierzig Tage lang in England dienen, der Strohsack kam in das Königliche Bett und das Heu in die Krippe des Königlichen Reitpferdes, so oft Se. Majestät in Brokenerst (in der Grafschaft Southampton) übernachtete. (Le Droit.)

Mannigfaltiges.

— Die Pariser Kunstausstellung von 1840. Nach den Berichten, die man in den Feuilletons der Französischen Zeitungen über die diesjährige Ausstellung von Gemälden und Skulpturwerken der Künstler Frankreichs liest, scheint dieselbe mit der, welche im vorigen Jahr in Berlin stattfand, den Mangel an großen, mächtig ergreifenden, allgemein hinreißenden Kunstwerken zu theilen; und so wie man unter der Schaar unserer Deutschen Maler die Namen Lessing, Bendemann, Hensel, Hildebrand, Sohn, Hübner, Mücke und andere schmerzlich vermißte, so fehlen in Paris die Delaroche, Vernet, Biard, Roqueplan, Ingres, Scheffer, Ziegler, Decamps und Schnetz. In technischer Hinsicht ist viel Treffliches geleistet; man findet sichtbare Fortschritte in der Zeichnung und im Kolorit, aber dessenungeachtet wird geklagt, daß der Eindruck des Ganzen vielleicht noch nie so matt gewesen, wie in diesem Jahre, weil man auf kein Werk treffe, welches sich durch bedeutende Erfindung und Composition auszeichnete und tief auf Gemüth und Geist wirkte. Das Publikum blieb kalt am ersten wie an den folgenden Tagen, und vor keinem Bilde sah man staunende Gruppen in unermüdliches Anschauen versunken. Als ein Vorzug des diesjährigen Salons wird indeß bemerkt, daß er nicht so viele Schlachtstücke, Militairscenen und Wiederholungen biblischer Gegenstände enthalte, daß dagegen die Historie einen ansehnlichen Platz einnehme und das Genre immer mehr verdränge. Die Jury, welche über die Annahme oder Abweisung der eingelieferten Stücke zu entscheiden hat, ist diesmal strenger als sonst zu Werke gegangen. Von 3194 Gegenständen sind nur 1849 angenommen, also 2145 zurückgewiesen worden. Natürlich fehlt es dabei nicht an Klagen über Parteilichkeit; aber so viel scheint wenigstens allgemeine Billigung zu finden, daß man das Publikum mit der Menge von unbedeutenden schalen Portraits und Familiengemälden verschont hat, die frühere Ausstellungen verunzierten und oft trefflichen Werken den besten Platz wegnahmen. Auch die Zurückweisung aller Statuetten wird gebilligt. Die Skulptur zählt 83 Nummern im Kataloge. Ein Meisterwerk ersten Ranges befindet sich hierunter nicht, doch werden als lobenswerth hervorgehoben: eine marmorne Todtenurne, von Pradier, die Gyps-Statue einer berühmten Römischen Schönen, unter dem Namen Fiora bekannt, von Bosio, eine marmorne Statue des Herzogs von Orleans, Bruders Ludwig's XIV., von Duret, für die historische Galerie in Versailles bestimmt, eine Madonna mit dem Kinde, von Cortot, und ein Vincenz de Paula, der zwei Findelkinder an der Hand führt, von Raggi. Unter den Gemälden ziehen besonders vier Stücke durch ihre große Dimension die Blicke auf sich; an Kunstwerth stehen sie einander nicht gleich, doch hat jedes derselben seine Vorzüge. Das erste, am meisten gelobte, ist von Couder und stellt die Eröffnung der Reichsstände (am 5. Mai 1789) dar. Der Maler hatte dabei nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden: die Gruppirung so vieler Personen, die unschöne Tracht der damaligen Zeit und die Vereinigung der Portrait-Aehnlichkeit mit den idealen Bedingungen der historischen Malerei; bei alledem hat er die ihm gegebene Aufgabe, — das Werk ist so wie das folgende für das Versailler Museum bestellt, — ziemlich glücklich gelöst haben; nur das Kolorit und die Beleuchtung werden etwas getadelt. Das zweite Bild, von Bouchot, ist der 18. Brumaire; auch hier hat der Künstler mit dem theatralischen Kostüm der Fünfhundert zu kämpfen gehabt; die rothen Mäntel waren besonders ein großer Uebelstand; man rügt auch eine Abweichung von der historischen Treue, denn Napoleon erscheint auf dem Gemälde den gegen ihn anstürmenden Deputirten gegenüber in einer so entschlossenen Haltung, wie er sie beim Sturz des Direktoriums nicht zeigte, da er bekanntlich an jenem Tage vielmehr schwankte und zauderte und seinen Bruder Lucian für sich handeln ließ. Indeß hat dieses Bild natürlich größere Anziehungskraft auf das Pariser Publikum ausgeübt, als das erste, von dem man sich eher mit schauderndem Gefühl abwandte, da man sich bei demselben der Erinnerung nicht erwehren konnte, daß fast alle jene Männer, die Elite der drei Stände der Nation, alle diese schönen Damen des Hofes, die bei der Ceremonie zugegen waren, daß sie alle ein Opfer der Guillotine geworden. Die beiden anderen großen Gemälde, Trajan zu Pferde, von einer bittenden Frau in seinem Zuge aufgehalten, und der Tod des Präsidenten Brisson, jenes von Delacroix, dieses von Hesse, werden minder günstig beurtheilt. Die Landschaftsmalerei dagegen ist durch eine Ansicht von Marseille, von Isabey, durch einige Marinen und einen Blick auf Konstantinopel, von Gudin, und durch Gegenden aus der Schweiz, von Diday und Calame, ausgezeichnet vertreten, und im Genre hat besonders Wickenberg sehr Anmuthiges geliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 20. März 1840.

Frankreich.

Ehrenfried Stöber, der Deutsche Dichter im Elsaß.

Von A. Michiels.

Die folgende Skizze aus den schon öfter angeführten „Etudes sur l'Allemagne" hat das Verdienst, uns eine originelle und noch wenig bekannte Persönlichkeit vorzuführen. Damit ist zugleich eine Würdigung des Deutschen Charakters verflochten, für die wir uns aber schwerlich zu gleichem Danke werden gedrungen fühlen. Wir wissen ja schon, was es sagen will, wenn ein Ausländer sich an die Beurtheilung des Deutschen Charakters macht. So lange nur eine Seite des Deutschen Lebens in Betracht kömmt, geht Alles ganz gut; sobald es aber darauf ankommt, aus den einzelnen Faktoren ein Gesammt-Resultat zu ziehen, fängt die Verwirrung an. So haben wir unseren Reisenden aus den früheren Mittheilungen durchschnittlich als einen verständigen und meist wohlwollenden Beobachter erkannt, der sogar manche Sympathieen mit dem Deutschen Wesen zeigte; in dem Augenblicke aber, wo er sich einfallen läßt, den National-Charakter einer Beurtheilung zu unterwerfen, senkt sich die Binde des alten Vorurtheils über seine Augen, und es zeigt sich, daß er eben so unfähig ist, sich zum wahren Verständniß desselben zu erheben, wie alle seine Vorgänger. Es kommen dieselben Einseitigkeiten, dieselben Schlagworter, nur etwas anders aufgeputzt, zum Vorschein. Es scheint dies nicht zu ändern zu seyn, und es wird gewiß noch viele Zeit hingehen, ehe ein fremder Beobachter durch die einzelnen Erscheinungen, oder vielmehr durch den Schein der Erscheinungen zum Wesen hindurchdringt. Was uns auch hier wieder und zuerst zum Vorwurfe gemacht wird, ist der Mangel an Einheit, worunter zwar zunächst der Mangel an politischer Einheit verstanden wird, was aber dann auch eine weitere Bedeutung erhält. Wir dürfen uns eigentlich gar nicht mehr darüber verwundern, wenn ein Franzose oder Engländer aus seiner Einseitigkeit heraus nur den Blick auf das richtet, was ihm zunächst in die Augen fällt, und sich von der Einheit Deutschlands, die wirklich verhanden, obgleich nur auf eine ideale Weise, gar nichts träumen läßt. Gelingt es ihnen doch nicht einmal, die Gründe zu erforschen, welche das Zustandekommen der so sehr vermißten äußeren Einheit hinderten. Die Einen führen an, daß Deutschland nicht wie Frankreich von den Römern oder wie England von den Normannen erobert worden sey, während sie lieber hätten fragen sollen, warum es nicht erobert worden; die Anderen, zu denen auch unser Reisender gehört, klagen die Schwäche des Willens und der Thatkraft an. Wie armselig! Schon die Geschichte giebt eine ganz andere Antwort hierauf. Deutschland hat nicht zur äußeren Einheit, wie andere Länder, gelangen können, weil es nicht eine bestimmte und einseitige politische Idee repräsentirte, sondern weil es selbst die politische Einheit Europa's war, ganz in derselben Weise, wie Italien die religiöse Einheit darstellte. Und als die neue Zeit heraufzog und die Staaten sich überall äußerlich abrundeten und sich zu einem festen Ganzen gestalteten, wurde Deutschland das Schlachtfeld des kirchlichen Kampfes, der ein neues Prinzip der Trennung zu den schon vorhandenen hinzubrachte. Deutschland hat es nicht zu der äußerlichen Einheit gebracht, weil es der Boden ist, auf dem sich alle Gegensätze zusammendrängten, weil, wie andere Staaten nur einzelne Momente des geschichtlichen Lebens repräsentirten, so in Deutschland alle Fluthungen desselben zusammenströmten. Anderen Staaten wurde es leichter gemacht, weil die Gegensätze dort weder so tief, noch so mannigfaltig waren. Je leichter aber die Vermittelung, desto oberflächlicher ist sie auch; je schärfer und spröder dagegen die Unterschiede sind, desto höher steht auch die Einheit, die aus denselben hervorgeht. Doch wir lassen dies zunächst auf sich beruhen und hören geduldig unserem Reisenden zu.

„Als ich mich im Jahre 1834 zu Straßburg aufhielt, um Deutsch zu lernen, lernte ich dort einen Schriftsteller kennen, welcher der Volksdichter des Elsaß genannt wurde. Ich machte seine Bekanntschaft in dem Laden eines Buchhändlers, und seine Züge sind seitdem nie wieder aus meinem Gedächtniß entschwunden. Da ich in einem Hinterstübchen saß, in welches das Licht nur spärlich durch ein Glasfenster drang, so waren es auch diese, welche ich zuerst und fast allein wahrnahm. Es war eine ziemlich dicke Gestalt von mittlerer Größe und kräftigem Bau, obschon er mindestens funfzig Jahre alt seyn mochte. Er zog aus seiner Tasche ein Paket Papiere hervor, wählte einige von diesen aus und bot sie dem Buchhändler zum Verkaufe an. „Hier habe ich", sagte er, „einige Gelegenheits-Verse auf den Tod des Generals Lafayette; schicken Sie dieselben gleich in die Druckerei. Sie werden ein gutes Geschäft damit machen. Die Bedingungen sind dieselben wie sonst." Da diese Worte meine Neugierde erweckten, so stand ich auf, um mich ihm zu nähern. Meine Blicke fielen zuerst auf die Blätter, welche er in Händen hielt. Wie erstaunte ich! Nie hatte ich ein schmutzigeres Papier gesehen. Eine Menge grauer Flecke bedeckten fast die Schriftzüge, welche durch vielfache Aenderungen und Ausstreichungen ganz unleserlich geworden waren. Nachdem ich die Schrift gemustert, betrachtete ich mir den Schreiber. Sein Aeußeres stimmte vollkommen zu seinem Werke; aus jedem Zuge seines Gesichts sprach das tiefste Elend. Seine Kleidung verkündete nichts weniger als die Wohlbehaglichkeit, welche den schönen Künsten so günstig ist: eine mit Dintenflecken und Taback beschmutzte Weste, abgetragene Beinkleider, ein so weiter Rock, daß er seine Figur nicht umhüllte, sondern umflatterte, machten seine Erscheinung zu einer höchst grotesken. Ich betrachtete ihn einige Minuten lang, und er kam mir fast wie eine der Gestalten Adrian Bauer's vor, die gerade durch ihre Seltsamkeit einen so wunderbaren Eindruck machen. Das Ereigniß, das er in seinen Versen betrauerte, diente mir als Einleitung zu der Unterhaltung mit ihm. Ich überzeugte mich bald zu meiner großen Freude, daß die Widerwärtigkeiten seinen Geist nicht niedergedrückt hatten; als männlicher Kämpfer hatte er die auf ihn einstürmenden Leiden kräftig abgeschlagen und die Ruhe seines inneren Lebens bewahrt. Wenn er von seiner Kunst sprach, so offenbarte er eine merkwürdige Naivetät. Die schönen Gefühle der Jugend lebten dann wieder in seiner Seele auf; er war nicht, wie andere Leute, in seinem Alter ein übertünchtes Grab. Meine Freude war nicht gering, als er seine großen hervorstehenden Augen auf mich heftete; ich fand in diesen den Ausdruck der Unbestimmtheit, welcher großen Denkern so häufig eigen ist. Wir schieden ziemlich zufrieden mit einander, denn er gab mir seine Adresse und forderte mich auf, ihn zu besuchen, wenn ich es nicht vorzöge, mich von ihm besuchen zu lassen. So endete unsere Unterhaltung; ich kehrte nach Hause zurück, voll von dem Gedanken an die Vereinigung so auffallender Gegensätze und nicht wenig verwundert, wie Jemand in einer so gräßlichen Lage sich alle poetische Illusionen habe bewahren können. Das Unglück dieses Mannes rührte mich, und ich machte mir das Lächeln, welches mir über seine Kleidung und Haltung entschlüpft war, zum Vorwurf.

Es verflossen zwei Tage, ohne daß ich meinen Dichter wiedersah; da machte ich mich auf den Weg nach seiner Wohnung. Er wohnte in einem alten, großentheils aus Holz erbauten Hause, welches nach den Ufern des Kanals hinauslag. Das Aeußere war nichts weniger als glänzend; es erfüllte mich mit einer sanften Traurigkeit. In Paris haben die Wohnsitze der Armuth einen schreckenerregenden Anblick; Koth und Schmutz siedeln sich hier bald an. In weniger bevölkerten Städten ist es anders; da entsteht bloß der Eindruck der Ruhe und Einsamkeit. Unter den von grünen Bäumen überschatteten Dächern lassen sich die Ruhe und der Frieden nieder. Von solchen Empfindungen bewegt, klimmte ich die alte Treppe hinauf, und kaum hatte ich angeklopft, als mir auch Stöber schon entgegenkam. Er erschöpfte sich in Entschuldigungen über die Unreinlichkeit und Unordnung seines Wohnzimmers. In der That rechtfertigte der Zustand desselben seine Besorgnisse nur zu sehr. Eine dicke Staublage bedeckte alle Möbel; zwei oder drei Stühle suchten sich, so gut es anging, auf ihren gebrechlichen Füßen zu erhalten; dagegen sprach aber eine ansehnliche Bibliothek, welche an den Wänden aufgeschichtet war, für eine frühere bessere Zeit. Da es ziemlich kalt war, so öffnete mein Wirth die Thür eines kleinen gußeisernen Ofens und ging in ein anliegendes Gemach, um hier die nöthigen Brennmaterialien zusammenzusuchen. Bald kehrte er mit einem Vorrath von Brettern, Spänen und trockenen Blättern zurück. Nachdem er das Feuer angezündet, kehrte er zu mir zurück, um die begonnene Unterhaltung fortzusetzen. Da fiel mein Blick plötzlich auf eine Büste Goethe's, die auf einem alterthümlichen Schranke stand, und ich konnte mir die Aehnlichkeit in dem Gesichtsausdrucke des großen Dichters und des Elsassischen Barden nicht verbergen. Nur fehlte diesem der edle und fast königliche Charakter Goethe's. Sonst war es die hohe Stirn, die dichten Brauen, die herabhängenden Backen und dieselben scharfen Linien. Ich theilte ihm meine Bemerkungen mit, worauf wir von seinen Arbeiten und seiner kläglichen Lage sprachen. Diese bekümmerte mich um so

mehr, als mir noch Tages vorher ein Gedicht von ihm zu Gesicht gekommen war, in welchem sich ein hoher Schwung der Empfindung aussprach.

„Wie ist es nur möglich“, sagte ich zu ihm, „daß Sie mit Ihrem Talent und bei einer solchen Berühmtheit in der schrecklichsten Armuth untergehen!“ — „Der Zug meiner Seele“, antwortete er, „hat meinen Untergang verschuldet. Was habe ich nicht Alles versucht! Das Wort Advokat, welches auf meiner Thür steht, wird Ihnen Einiges sagen. Warum haben sich nur der Hunger und der Kummer bei mir eingefunden? Verdiente ich die Noth zu tragen, mit welcher von jeher die Apostel der Menschheit zu kämpfen hatten? Ich plage mich aber mit nutzlosen Fragen. Warum wollte Lessing ein buchhändlerisches Geschäft nicht glücken? Warum hatten Bürger's landwirthschaftliche Speculationen einen so schlechten Fortgang? Weil kein Mensch zwei verschiedene Naturen hat und Niemand das erjagt, was außer seinem Bereiche liegt. Man muß zwischen den materiellen Genüssen und den geistigen zu wählen wissen. Eine Stunde der Selbstvergessenheit wirft die Mühe vieler Jahre über den Haufen, und ich habe mir manche solcher Stunden vorzuwerfen.“

„Sie haben Recht“, antwortete ich. „Nicht die vermeinte Ungeschicklichkeit der Dichter ist es, welche sie vom irdischen Glücke ausschließt. Wie wenig gehört doch zum praktischen Leben! Aber sie denken, die armen Dichter. Sie lassen sich von ihrer Phantasie fortreißen. Solche Stunden der Selbstvergessenheit benutzen ihre Mitbewerber. Sie sehen, wie der Dichter, die Augen gen Himmel gerichtet, einherschreitet, und graben ihm eine Grube, die er zu spät bemerkt. Er ist ja auch zu harmlos, zu enthusiastisch; da er sich beständig seinen Empfindungen hingiebt, so versteht er nicht die Kunst, sie zu verbergen oder zu erheucheln. Wer in der Welt sein Glück machen will, der darf nicht ruhen und rasten, der darf nie das Ziel aus den Augen lassen. Er muß alle edle Empfindungen aus seinem Herzen bannen und gar nicht an ihr Vorhandenseyn glauben.“

„Uebertreiben Sie nur nicht“, versetzte Stöber; „wir haben doch Beispiele, daß es den Dichtern eben so gut gelungen ist wie den Anderen. Weder Voltaire noch Beaumarchais haben im Elende geschmachtet, und selbst Molière ist nicht ganz zu kurz gekommen.“

„Sie sprechen von negativen Schriftstellern“, sagte ich; „Leute dieser Art beobachten die Menschen, um ihre Laster zu schildern und ihre Lächerlichkeiten zu verspotten; kein Wunder also, daß sie die Menschen verachten, sie fürchten und ihnen mißtrauen. Die wahrhaften Künstler sind in einer anderen Lage, und ihr idealer Enthusiasmus umgiebt sie mit beständiger Verblendung.“

„Also durchaus keine Hoffnung?“ murmelte er mit trauriger und doch komischer Stimme. „Unglücklicherweise theile ich Ihre Ansicht.“ — „Nein“, sagte ich, „keine Hoffnung! Oder das Werk, an welches der Künstler sein ganzes Leben setzt, müßte ihm Wohlstand und Glück verschaffen. Die Zeit, wo dieser Fall eintreten und das Loos der Dichter und Künstler eine Besserung erleiden wird, ist vielleicht nicht mehr fern. Bilden dieselben doch eine besondere Klasse der Gesellschaft, welche einen wirklichen Einfluß übt. Gewiß wird früher oder später auch ihre äußere Stellung in das richtige Verhältniß zu ihrer moralischen Bedeutung treten.“

„Ach!“ erwiederte Stöber, „ich will nicht in die Zukunft hinausblicken und das Geschlecht der Barden zu ewigem Elende verdammen. Ich habe mich immer in süßen Träumen gewiegt, und ein solcher mehr wird mir nicht schaden. Nur fürchte ich, daß, wenn die Morgenröthe eines schöneren Tages aufgeht, der Thon, aus welchem ich geformt bin, längst einem Insekte das Daseyn gegeben hat, welches sich auf Blumen schaukelt.“

So unterhielten wir uns viele Stunden, während draußen der Kanal rauschte. Als ich sah, daß der Himmel sich bezog, sagte ich ihm Lebewohl und kehrte nach Hause zurück. Von diesem Tage an besuchten wir uns öfter, denn auch er schritt nun häufig über den einsamen Platz hinweg, an welchem ich wohnte. Eines Tages sah ich voller Verwunderung seinem Gange zu; er taumelte auf eine Weise, welche mir keinen Zweifel ließ. Ich sprach darüber mit einigen Personen der Stadt, welche meine Befürchtungen bestätigten. Da das Leben des Unglücklichen ein fortdauernder Kampf gegen die Dürftigkeit war, so traf es sich öfter, daß er zum Trunke seine Zuflucht nahm, wenn er gar nichts zu essen hatte. Einige Gläser eines abscheulichen Kornbranntweins waren manchen Tag das Einzige, was er zu sich nahm.

Die Erkundigungen, welche ich über seine früheren Lebensschicksale einzog, machten mich mit folgenden Umständen bekannt. Daniel Ehrenfried Stöber war am 9. März 1779 geboren. Seine Mutter hatte von der Natur eine nicht gewöhnliche Gesinnung zum Antheil erhalten, und sie zeichnete sich auch durch ein gewisses poetisches Talent aus, welches auf den Sohn überging. Als dieser das Gymnasium verließ, war er entschlossen, sich den Wissenschaften zu widmen. Wie viele andere begabte Geister, welche der rohe Lauf der Welt ihrer wahren Bestimmung entfremdet, mußte auch er seine Neigung opfern und sich zum Notariat vorbereiten. Er besuchte die Universität Erlangen und machte in Stuttgart die Bekanntschaft Matthison's, Haug's, Neuffer's und mehrerer anderer Dichter; später kam er auch mit Seume, den Stollbergs und Wilhelmine von Chézy in Verbindung. Der Drang der Jugend trieb ihn, zu reisen; er kam bis Hâvre, wo seine Blicke über den unermeßlichen Ocean schweiften. Als er in seine Vaterstadt zurückkehrte, übernahm er das Notariat seines Vaters und hielt öffentliche Vorlesungen über das Naturrecht. Indeß konnte er die Neigung seiner Jugend nicht verleugnen, und in Verbindung mit Pfeffel gab er einen Almanach heraus. Er schickte denselben auch Hebel, welcher in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihm seinen Dank bezeugte. Um diese Zeit übersetzte er auch Raynouard's Tempelherrn. Zwei Reisen in die Schweiz erfüllten seine Seele mit neuen Bildern und Erinnerungen, welche er in Liedern aussprach. Als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, wurde er zum Kommandanten eines Bataillons der Chasseurs gewählt; auch arbeitete er unverdrossen an den Verschanzungen, welche bei Schiltigheim aufgeführt wurden. Im Jahre 1816 gab er eine Monatsschrift unter dem Titel: „Alsa“ heraus. Später besorgte er eine Anthologie in drei Bänden, und es wurde auch eine Komödie von ihm aufgeführt. Als der General Foy nach Straßburg kam, richtete er eine Ode an denselben. Nicht minder stand er mit Humann und Benjamin Constant in freundschaftlicher Verbindung. Kurz vor seinem Tode erschien noch eine Uebersetzung der „Paroles d'un Croyant“ von ihm.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Kaufläden.

Kürzlich machte eine der elegantesten Damen der Chaussée-d'Antin einige Einkäufe bei ihrem gewöhnlichen Lieferanten. Die Kundschaft der Gräfin v. B. hat schon etwas zu bedeuten; es darf daher nicht befremden, daß der Besitzer des Ladens der reizenden Dame bis an ihren Wagen entgegenging; es kam mir sogar so vor, als ob er ihr seine Hand angeboten und sie dieselbe ohne viele Umstände angenommen hätte. Sie setzte sich, und in einem Augenblick war vor ihren Augen der Inhalt der Kisten und Kasten ausgebreitet. Da die Gräfin nicht handelt, so war das Geschäft in weniger als zehn Minuten abgeschlossen. Herr Reynaud geleitete seinen Besuch zur Thüre, und während der Bediente den Wagen vorfahren ließ, entspann sich folgende Unterhaltung: „Sie haben einen sehr hübschen Laden, Herr Reynaud.“ — „Ja, gnädige Frau, ein recht hübsches Magazin.“ — „Ihre Ladendiener sind sehr zuvorkommend.“ — „Die Frau Gräfin ist zu gütig; meine Commis thun nur ihre Schuldigkeit.“ — „Haben Sie viele Kunden?“ — Die Zahl meiner Klienten vermehrt sich täglich.“ — „Ihr Hausknecht kann mir dies Paket bringen.“ — Mein Kassendiener wird es bei Ihrem Portier abgeben.“ —

Man sieht hieraus, daß die Zeit des Ladens vorüber ist, mit dem Laden ist es aus, das Magazin hat ihn vertrieben. Ein Zimmer im Erdgeschoß, ein halbes Dutzend Strohstühle, zwei Spinden von gedunkeltem Fichtenholz und einige Waarenballen bildeten das ganze Material des Ladens; ein Biedermann, der in der Furcht Gottes und der Häscher des Handelsgerichts auferzogen war, der auf die Wache zog, wenn die Reihe an ihn kam, der auf den „Constitutionnel“ abonnirt war, der die Jesuiten haßte und in dessen Adern das reinste Pariser Vollblut floß, war der Eigenthümer desselben. Der Laden und der Ladenbesitzer waren unzertrennlich. Nur einmal wochentlich, und dann mit schwerem Herzen, verließen sie sich auf wenige Stunden. Der Ladenbesitzer war stolz auf seinen Laden, stolz auf sein kleines Glasfenster, hinter welchem wechselsweise Madame Barthélemy, seine Gattin, und Demoiselle Titine, seine Tochter, thronten; stolz auf sein Schild, auf welchem in großen Buchstaben zu lesen war: Barthélemy, Nachfolger seines Vaters. Dagegen verachtete er höchlichst die prahlerischen Schaufenster und das verpestete Licht der Gasflammen. Die Toilette des guten Mannes war im höchsten Grade einfach. Ein weiter Ueberrock, grobe Tuchbeinkleider, blaue Strümpfe, eine baumwollene Nachtmütze Morgens, eine seidene Mütze Nachmittags, eine geblümte Weste, blankgewichste Schuhe bildeten sein gewöhnliches Kostüm. Der Ladendiener hieß Peter oder Jakob. Dieser war eine gute Haut, 18—20 Jahr alt, wohlgenährt und ganz frisch aus der Provinz nach Paris gekommen, um sich hier zu bilden und den Handel zu lernen. Er trug unabänderlich wollene Zwickelstrümpfe und eine braune Kappe; zur Noth konnte er lesen und schreiben. Um 6 Uhr Morgens im Sommer, um 7 Uhr im Winter mußte er aus dem Bette. Dann stieg er von seiner Dachkammer herunter, nachdem er zuvor sein Gebet zu Gott emporgeschickt hatte, öffnete den Laden, fegte aus, ordnete die Waaren und wartete geduldig vor der Ladenthür die Käufer ab, jedoch nicht, ohne sich in ein Gespräch mit der Milchfrau einzulassen. Peter oder Jakob hatte gute Sitten. Es kam nie vor, daß er die Hand einer hübschen Käuferin drückte, indem er ihr ein Päckchen Zwirn überreichte, oder daß er einer niedlichen Grisette, welche Morgens vor dem Laden vorübereilte, einen Liebesbrief in den Korb warf. Alle Tage der Woche war er beschäftigt, aber Sonntags wurde der Laden um 4 Uhr geschlossen. Dann genoß Peter oder Jakob seine freie Zeit: er besuchte die Löwen im Pflanzengarten, gähnte im Museum, stolzirte in den Tuilerieen, im Palais-Royal, in den Elysäischen Feldern umher, stieg auf den Thurm von Notre-Dame, schwelgte für 18 Sous im Festin de Balthazar, weinte heiße Thränen im Théâtre de la Gaîté und kehrte mit einem Vorrathe von Kastanien in sein Dachkämmerchen zurück. Diese verschlang er bis auf die Schale, damit der Herr nicht seine Verschwendung gewahr werde.

Mit 25 Jahren war Peter oder Jakob ein vollendeter Kaufmann, der alle Artikel, die in sein Fach schlugen, an den Fingern herzuzählen wußte; weiter erstreckte sich sein Wissen freilich nicht. Sein Herr gab ihm dann wohl einen Antheil am Geschäft und verheirathete ihn mit Titine, oder er sendete ihn in die Provinz zurück. Dort eröffnete unser Freund nun einen Laden und schrieb auf sein Schild: Jacques Patrouillard, eben aus Paris angekommen. An Patrouillard's Stelle kam bei Herrn Barthélemy ein neuer Ladendiener, bis derselbe sich mit 6000 Livres Renten und einem kleinen Schmerbauche aus dem Geschäft zurückzog.

Aber jetzt? — — Wie hat sich Alles geändert! Für ein Magazin sind ein geschmackvolles Mobiliar, schöne Tapeten, große Spiegel, eiselirte Candelabres, ein Rococo-Kamin, Armsessel, Ver-

gören, elegante Commis, hübsche Comtoir-Damen, ein Buchführer, ein Kassirer u. s. w. unumgängliche Erfordernisse. Der Besitzer des Ladens machte Alles zu Fuß ab, der Eigenthümer des Magazins kann den Wagen nicht entbehren. Jener hatte keine Ahnung von Insertionen, Reklamen, Puffs, vom Verkaufe à prix fixe, vom gänzlichen Ausverkaufe; dieser kennt dagegen die Kunst des Ausposaunens und des Lärmschlagens auf das genauste. Der Laden stellte Rechnungen aus, das Magazin Fakturen.

Den Ladendiener haben wir uns schon angesehen, jetzt müssen wir den Commis betrachten; dieser ist ein hübscher Junge von schlankem Wuchse, schön frisirt, elegant gekleidet. Er heißt Narciß, hat alle Romane gelesen, kennt alle Theaterstücke; die Gegenstände seiner Liebe sind gar nicht zu zählen, und er hat schon mehr als Einen Selbstmord auf dem Gewissen. Sein Mund lächelt, sein Blick ist schmachtend, sein Mund honigsüß; der Käufer kann ihm nicht entgehen, und er macht mit demselben, was er will. Der Sonntag ist für ihn der Tag der Freude, der Bälle, Konzerte und Promenaden; er glänzt überall in den vordersten Reihen. Im dreißigsten Jahre wird er gesetzt, heirathet die 20,000 Fr. einer Witwe, die den Narren an ihm gefressen hat, und kauft nun selbst ein Magazin.

Die Pariser Magazine enthalten mehr aristokratische Elemente, als man gemeiniglich glaubt. In erster Reihe stehen die Modewaaren-Magazine. Der Commis eines solchen verachtet den eines Hutladens und giebt sich nicht mit ihm ab. Der Erstere nimmt gern die Miene eines großen Herrn an. Im Magazine ist er freilich sehr geschmeidig; aber an jedem anderen Orte zeichnet er sich durch sein kurzangebundenes Wesen aus. Obgleich seine Civilliste sich nicht allzu hoch beläuft, so gestattet sie ihm doch eine elegante Kleidung; aber meistentheils kleidet er sich überladen und auffallend.

Unser Freund hat wenigstens ein Dutzend Liebschaften auf dem Halse, welche an seinem Herzen zehren, ohne ihm seinen Appetit zu rauben. Sonst betete er die Grisette an, jetzt aber will er höher hinaus und hat er es auf die vornehmen Damen abgesehen; er soll viel Unglück unter ihnen anrichten, doch läßt sich nicht darauf schwören.

Die Modewaaren-Magazine haben ihre Hierarchie. Obenan steht der erste Commis, ein junger Mann von dreißig Jahr, gewandt, einschmeichelnd und redefertig; er führt die Oberaufsicht über das Geschäft. Dann kommen der Shawl-Commis, der Tuch-Commis, der Seiden-Commis u. s. w., je nach der Ausdehnung des Geschäfts.

Angenommen, Du gehst auf den Boulevards spazieren und kömmst zu dem der Italiäner. Deine Frau tritt an einen Laden heran und bewundert in allen Tonarten die herrlichen Stoffe, welche eine geschickte Hand zur Qual der Ehemänner am Schaufenster kunstvoll geordnet hat. Mit der süßesten Stimme flötet sie dann die Worte: „Anna, (so heißt Deine Tochter) braucht ein Kleid. Wollen wir es ihr nicht kaufen? Wir sparen dadurch einen Gang.“ — Du kaufst also Zeug zu einem Kleide für Anna; dieses war aber nur ein Vorwand, ein Köder. Denn schon kommt der erste Commis herangestürzt: „Hat Madame schon ihre Winterstoffe gewählt? wir haben die größte und eleganteste Auswahl.“ — Und nun zählt er alle Herrlichkeiten auf, und ehe Deine Gattin geantwortet hat, liegt ein Stück Atlas barbe de Pacha schon vor ihr. Du kaufst 30 Ellen davon. Damit ist es indeß nicht abgemacht. Der erste Commis fährt fort: „Hat Madame schon unsere Daguerréotyp-Shawls gesehen? Châlier, zeigen Sie doch der gnädigen Frau ein Daguerréotyp. Ein herrliches Gewebe, köstliche Farben; das würde gerade zum Atlas passen. Madame Charles Laffitte, die Fürstin von Belgiojoso, Lady Norton haben schon ein Daguerréotyp. Erlauben Sie, Madame, ich will es Ihnen umhängen.“ — Madame nimmt ihre Mantille ab, versucht den Shawl und besieht sich im Spiegel. Der erste Commis beginnt wieder: „Wie ich Ihnen sagte, Madame; man kann sich nichts Schöneres denken; es ist reiner Kaschmir, kein Faden Wolle, unverwüstlich.“ — Du kaufst also einen Daguerréotyp-Shawl.

Noch aber braucht Madame Futter für das Kleid; dies wird abgeschnitten. Damit ist es noch nicht abgemacht, und Du verfällst jetzt dem Weißzeug-Commis, der noch nichts verkauft hat. „Sollte Madame nicht eine Dutzend battistene Taschentücher brauchen? ausgezeichneter Qualität und dabei 30 pCt. Rabatt, um damit zu räumen.“ — Du kaufst also ein Dutzend Taschentücher. Das ist gewiß nicht zu viel. Schon kömmt aber der Wäsche-Commis herangerückt: „Strümpfe von Schottischem Zwirn, billiger als baumwollene und höchst dauerhaft.“ — Du kaufst also Strümpfe von Schottischem Zwirn. Da ist auch der Tuch-Commis, der hat's auf Dich abgesehen. „Mein Herr, wir können Ihnen ausgezeichnetes Tuch zu einem Paletot empfehlen, erste Qualité aus der Fabrik von Sedan, die Elle 12 Fr., höchst preiswürdig; es ist der Rest.“ — Du kaufst also Tuch zu einem Paletot und schlüpfst an dem Comtoire vorüber, froh, jetzt erlöst zu seyn.

Unmittelbar auf die Modewaaren-Magazine folgen die Putzwaaren-Magazine. Hier halten das Scepter des Comtoirs die Hände fünf oder sechs junger Mädchen. Die Modistin ist nie älter als zwanzig Jahre; sie ist Pariserin und, wenn wir so sagen dürfen, die Parisischste aller Pariserinnen. Ihre Familie ist unbekannt. Gewöhnlich ist die Modistin nicht schön, aber hübsch und graziös. Sie kleidet sich einfach, aber geschmackvoll. Die Woche ist der Arbeit gewidmet, aber Sonntags enteilt sie am Arme Mr. Ferdinand's, eines jungen Dandy, der monatlich 100 Fr. bezieht, oder Mr. Theodor's, einer der künftigen Zierden des Gerichtsstandes, der Arzneiwissenschaft oder der Armee. Die Modistin ist munter und guter Laune; sie lacht über die Gegenwart, ohne an die Zukunft zu denken. Die Besitzerin des Magazins heißt Madame; sie ist gewöhnlich über das Mittelalter hinaus und ergötzt sich an Paul de Kock. Ihr früheres Leben bedeckt ein dichter Schleier, den höchstens die Directrice gelüftet hat. Diese ist eine zänkische und mürrische alte Jungfer, welche Geld in der Sparkasse hat und der das Gerücht einen alten kleinen Cousin beilegt.

Die Magazine der Pastetenverkäufer und Bäcker sind jetzt wahre Boudoirs. Ich kenne eines, wo die Wandmalereien mehr als 12,000 Francs gekostet haben. Dafür ist aber auch die Einrichtung so elegant und kostbar, daß ein armer Handwerker sich schämen muß, hier ein Brod zu kaufen. Die Waaren sind kunstvoll in zierlichen Körben und Krystallgefäßen geordnet. Ein Liqueurbehälter steht auf einem Gestell in Gothischem Styl. Das Kamin diesem gegenüber ist von weißem Marmor, ausgezackt und ausgeschweift wie der Schleier einer Braut. Eine Schaar Liebesgötter und Schäfer von Porzellan im Geschmacke Vanloo's und Boucher's schaukeln sich auf dem Kamin.

Nicht anders ist es mit den Tabacks-Büreaus, die in einer guten Gegend mindestens 10 — 12,000 Fr. jährlich eintragen. Ein solches braucht, um in Aufnahme zu kommen, eine schöne junge Frau, welche würdevoll hinter dem Comtoir thront und sehr viel Koketterie entfaltet. Freilich sitzt sie von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends für alle Käufer ohne Unterschied da, aber ihr Mund lächelt nur den Kunden. Sie macht täglich dreimal Toilette.

Auch die Schneider haben Magazine, einen Rechnungsführer und mehrere Commis. Die Gesellen hausen in einer Mansarde. Der Salon des Schneiders ist elegant möblirt; hier empfängt er seine Klienten. In unseren Tagen hat der Schneider eine politische Ansicht, ein Kabriolet, zwei Pferde und Kredit für Alle, die dessen nicht bedürfen. Die Kunst des Schneiders hat seit einigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Der geometrische Schnitt ist an die Stelle der Maaße getreten, und der Maaßnehmer nennt sich Künstler. Freilich sind jetzt die Kleider auch doppelt so theuer als sonst.

Die Schuhmacher haben Stiefel-Magazine; es giebt Magazine für Civil und Militair, Englische und Französische, ja sogar solche, die mit dem Beinamen podophile prunken, obgleich der geringste Uebelstand ihrer Erzeugnisse der ist, daß sie denen, die keine Hühneraugen haben, diese zuziehen. Die Pomadenhändler haben Fabriken von Parfüms, die Friseure Fabriken von Perrücken und Erfindungs-Patente für alle mögliche Oele und Pulver. Kürzlich sind auch noch die Hemdenfabrikanten aufgetaucht. Diese behaupten ganz ernsthaft, vor ihnen sey das Hemde, wie es seyn soll und seyn muß, der Welt unbekannt gewesen, und sie hätten es erst entdeckt. Beati qui crediderunt.

Dies ungefähr sind die Pariser Magazine. Doch ist in diesem Augenblicke das Magazin schon wieder aus der Mode gekommen, und jetzt heißt Alles Fabrik. (Capitole.)

Schweiz.

Der große Sankt-Bernhard.

(Schluß.)

In Genf angekommen den letzten Herbst, machte ich, meiner Gewohnheit gemäß, meiner Tante Sara einen Besuch. Ich habe oben bei Gelegenheit des Duells meines Vetters von ihr gesprochen. Meine Tante Sara wohnt auf dem Lande, d. h. an den Thoren der Stadt in einem von den benachbarten durch Mauern getrennten Gärtchen.

Meine Tante Sara ist eine treffliche Dame, jetzt schon bei Jahren, die in ihrem ganzen Leben nur ein Unglück erfahren hat, das, ihren Gatten, vor ungefähr vierzig Jahren, nach drei Monaten eines ungetrübten Glücks, wie sie selbst naiv eingesteht, zu verlieren. Sechs Monate nach dieser Katastrophe kam sie mit einem nachgeborenen Sohn nieder, auf den sich nun alle ihre Neigungen konzentrirten; dieser Sohn ist mein Vetter Ernst, den sie genau so erzogen hat, wie eine zärtliche Mutter, die in ihrer Jugend Lehrerin war, einen einzigen und noch dazu nachgeborenen Sohn erzieht. Von Kindheit auf gewöhnte sie ihn an strenge Ordnung, Anstand und gute Haltung. Später, um auch das Herz zu bilden, gab sie ihm Sentenzen, Quatrains, die Moral in Beispielen, wo das Laster bestraft, die Tugend belohnt wurde. Später, um ihn für die Gesellschaft zu bilden, kamen Höflichkeits- und Unterhaltungs-Regeln, und von den ersten Jünglings-Jahren ab Handschuhe, ein Frack und die Manieren, die dazu gehören. Noch später nichts mehr. Zu funfzehn Jahren war mein Vetter Ernst ein fertiger Mensch, der die Freude seiner Mutter und auch die Freude einiger lustiger Kameraden war, deren Ton meine Tante abscheulich fand. Jetzt ist mein Vetter Ernst, der immer ein einziger und nachgeborener Sohn war, auch noch ein rangirter, reinlicher Hagestolz, der Nelken zieht, Tulpen begießt und jeden Tag in die Stadt geht, im Sommer um acht Uhr, im Winter Mittags, um die schon gelesene Zeitung zu holen und bei der Bücherverleiherin für den ersten Theil des Romans, den meine Tante liest, den zweiten einzutauschen. Wenn die Wege schmutzig sind, trägt er Ueberschuhe; wenn sie staubig sind, überzieht er seine Schuhe mit gelbem Leder; wenn es regnet oder das Barometer nichts Gutes prophezeit, setzt er sich in den Omnibus. Ohne den Omnibus hätte er kein Duell gehabt.

Seltsam! Ich bin Militair von Profession, leicht aufbrausend von Natur, sehr kitzlich in dem Punkt der Ehre und habe noch nie ein Duell gehabt. Mein Vetter Ernst verbringt sein Leben unter guten alten Damen, er besucht weder Salons, noch öffentliche Orte, er ist sanft, er ist ein einziger, ein nachgeborener .... und das Schicksal hat gewollt, das er seine Ehrensache habe. Das kömmt daher, daß für meinen Vetter Ernst die Gewohnheiten das sind, was

für Andere die Leidenschaften, und daß er sich das Recht, um acht Uhr unterweges zu seyn, wenn er den Omnibus für acht Uhr gemiethet, sich eben so wenig nehmen läßt, als Andere das Recht, die Marseillaise zu singen oder einer Gräfin in die Nase zu rauchen. Eines Tages also, da mein Vetter in dem Omnibus von acht Uhr Platz nimmt, findet es sich, daß, auf die Bitte eines jungen Fremden, der Conducteur sich dazu verstanden, die Abfahrt um einige Minuten zu verzögern, einer Dame zu Gefallen, die der Fremde erwartet. Das verstimmt meinen Vetter: die ganze Ordnung seines Tages wird dadurch umgestürzt. Es schlägt ein Viertel; mein Vetter ist außer sich; schon sieht er in der Dame die Veranlassung einer Reihe von Unregelmäßigkeiten, deren eine die andere erzeugt und die zuletzt die Stunde seines Diners, seines Kaffee's, seiner Siesta ganz aus dem Geleise bringen. Als es 25 Minuten nach acht war, da kann er sich nicht mehr halten und brummt: „Hol' die Dame der Teufel!" Sogleich giebt ihm der junge Fremde seine Adresse, verlangt von ihm die seinige, und man bestellt sich für den anderen Morgen um acht Uhr, um acht Uhr präcis, fügt der Fremde hinzu. Diesmal ließ mein Vetter auf sich warten. Er kam mit Entschuldigungen; man nahm sie nicht an. Nun besorgten wir Zeugen und Verwandte das Uebrige, und der Ehre war Genüge geschehen.

Ich komme auf den Besuch zurück, den ich meiner Tante im letzten Herbst machte. Sie saß in dem Chinesischen Pavillon und las einigen guten Damen der Nachbarschaft etwas vor. Der Gegenstand mußte sehr rührend seyn, denn ich fand die ganze Gesellschaft sehr aufgeregt, außer meinem Vetter Ernst, der seiner Gewohnheit nach eine Zigarre rauchte, nachlässig auf einer ländlichen Bank hingestreckt, im Schatten einer Akazie. Nachdem ich die Gesellschaft gegrüßt und meine Tante umarmt, bat ich die Damen, sich nicht in ihrer Lektüre stören zu lassen; ich eilte, mich ebenfalls niederzulassen und zu rauchen, im Schatten der Akazie. Meine Tante las genau so wie eine zärtliche Mutter liest, die in ihrer Jugend Erzieherin war, im didaktischen Ton nach bestimmten Prinzipien und nach den Regeln der strengsten Aussprache, so daß es eine Lust war, sie zu hören. Nachdem sie die Brille wieder auf die Nase gesetzt, fuhr sie fort:

„.... Dieses Mädchen war eine jener weißen Frauengestalten, welche eine bläßliche Strahlenkrone von tiefer Melancholie wie mit einem Dämmerungsschleier umgiebt. Verurtheilt, den Befehlen eines Vaters zu gehorchen, der unfähig war, das geheimnißvolle Sehnen einer Seele zu verstehen, welche die Tiefen ihres Herzens auszufüllen sucht, verzehrte sie sich in geheimen Schmerzen und erstickten Schluchzen. Das kam daher, daß die Pflanze, welche geschaffen worden, um auf dem strahlenden Rand der Apenninen zu blühen, unter den kalten Abhängen Helvetiens hatte keimen müssen, so daß, als sie auf dem Punkte war, sich in herrliche Blätter zu entfalten, der eisige Wind der Höhen sie zwang, sich in die undankbare Hülle ihres blassen Kelchs zurückzuziehen."

„Vetter! wer ist denn diese Pflanze?" so fragte ich den nachgeborenen Hagestolz, der neben mir rauchte. — „Es ist .... es ist eine köstliche Frauengestalt" (mein Vetter war dazu abgerichtet, die gewählten Ausdrücke seiner Mutter zu wiederholen). — „Und dieses Buch, was ist es?" — „Ein Reisebild." — „Nicht sehr lustig?" — „Nein." — „Traurig?" — „Sehr." Und mein Vetter, den diese Fragen noch mehr als das unterdrückte Schluchzen der weißen Frauengestalt in seiner Ruhe störten, fing wieder an zu rauchen mit einer Miene, welche andeutete, daß er, ohne sich darum zum Hören zu verpflichten, von mir ungestört seyn wollte.

„.... Während sie daher unter den unpoetischen Wesen, die sie umgaben, vergebens denjenigen suchte, der mit seiner Liebe den wüsten Palast ihres Herzens öffnen und ausfüllen sollte, hatte ihr Vater („Vetter! wer ist dieser Vater?" — „Nun, der ihrige."), eine gemeine Natur und einer von jenen Menschen, deren ganzes Leben sich in Handels-Operationen bewegt („Ein Kaufmann, nicht wahr?" — „Ja."), hatte ihr Vater, statt ihrer Zärtlichkeit einen jener edlen Verbannten anzutragen, welche am Tage seiner Erschütterungen das vulkanische Italien über die Alpen geschleudert („Ciani! Mazzini!" — „Ich weiß nicht."), eine von jenen reichen, feurigen Naturen, wie sie noch Neapel oder die Gondelnstadt („Venedig? .... hm!" — „Hum.") hervorbringt, die Augen geworfen auf einen jungen, massiven Schweizer, mit frischen, vollen Wangen, blondem Haar, das blasse Symbol einer gewöhnlichen, begeisterungslosen Seele. So mußte die blasse Blume, fortwährend von den eisigen Winden bewegt, statt in ihren Nachbarblumen eine elastische Stütze zu finden, an die rauhe Seite dieser beiden Granitfessen anschlagen, die sie tödteten, statt sie zu schützen."

Hier konnte meine Tante, die in ihrer Jugend Lehrerin war, sich nicht enthalten, zu bemerken, wie schön dieses Buch geschrieben sey. Sie fand in diesem Styl unendliche Nuancen, die den tausend Harmonieen einer gefühlvollen Seele entsprächen, und besonders gefiel ihr die unerwartete Wiederkehr einer Vergleichung, die so viel Licht auf die traurige Lage der Heldin warf. Die alten Damen, indem sie diese Meinung theilten, sprachen auch die entschiedenste Verachtung gegen diese zwei armen Granitblocke aus, und eine von ihnen sympathisirte so warm mit den Schmerzen dieser unverstandenen Frau, daß ich daraus schloß, sie selbst müsse von der stupiden Gleichgültigkeit eines gefühllosen Geschlechts viel zu leiden gehabt haben. „Ist diese Dame verheirathet?" fragte ich meinen Vetter ganz leise. — „Nein." — Obwohl ich noch sehr weit davon entfernt war, zu ahnen, daß die vielgenannte Pflanze meine muntere Gesellschafterin aus Aosta war und dieser Granitfels der Gastwirth von Chambery, interessirte ich mich doch sehr für eine Lektüre, die, [illegible] meinen guten Vetter im Geringsten aus seiner Ruhe zu reißen, [illegible] Sentimentalität dieser Damen in so hohem Grade erschütterte [illegible] ihnen Bemerkungen entlockte, die nicht weniger köstlich waren als [illegible] Stil, welcher der Gegenstand derselben war.

„Als ich sie traf", fuhr meine Tante in ihrer Lektüre fort, „re[illegible] sie gerade nach den Ebenen Italiens, in der eitlen Hoffnung, [illegible] sanfteren Düfte eines balsamischen Klimas würden das Verschmach[illegible] dieser welkenden Blume aufhalten. Aber ich, dessen Seele die ih[illegible] verstand, ich sah die Jungfrau wie durch eine Cypressen-Allee i[illegible] schon ausgehöhlten Grube entgegenwanken, und die Last eines un[illegible]heuren Schmerzes drückte auf meine trauernde Seele. Neben [illegible] trug ihr blonder Verlobter im Lichte des Himmels seine ungeschla[illegible]ten Formen herum, deren fade Frische und prosaische Bewegun[illegible] von keinem inneren Feuer belebt wurden: eine dicke Unempfindlich[illegible] bedeckte diesen Menschen wie ein Bleipanzer, und selbst das [illegible] einer furchtbaren Lawine (hier horchte ich mit beiden Ohren) [illegible] mochte nicht, ihm die egoistischen Besorgnisse des allergewöhnlich[illegible] Schreckens einzuflößen."

„Indeß nahte die Nacht, die schwarzen Spitzen der [illegible] schienen die Abendwolken zu berühren, und die Schlünde des Sa[illegible] Bernhard, wie ungeheure Rachen, die letzten Strahlen des Ab[illegible] zu verschlingen. Die Lawine gähnte uns an, grundlos, weiß [illegible] ein Leilach, gierig wie das Grab! Auf einmal bewegt sich [illegible] weiße Erscheinung, fällt und sinkt in den Abgrund .... E[illegible] Emma! (Emma! rief ich, ... in mir.) Schneller als der Blitz [illegible] ich ihr nach, ich springe, stürze von Abgrund zu Abgrund, dem La[illegible] der hinter mir herjagt, zuvorzukommen suchend, bis ich, Sieger [illegible] diesem traurigen Kampf, die erblassende, eisige Jungfrau erre[illegible] habe .... Sie hatte in diesem Abgrund das Ziel ihrer Leiden fin[illegible] wollen. Ich ließ sie merken, daß ich, der Fremde, der Unbekan[illegible] ihre Absicht errathen. Zum ersten Male vielleicht verstanden, [illegible]ten sich ihre Wimpern, um das Feuer des Entzückens glänzen [illegible] lassen, und ein unaussprechliches Lächeln kehrte auf die „Veilch[illegible]" (!!!) ihrer Lippen. Zugleich kamen die „Molossen" (!!!) des Hosp[illegible] mit Stricken bepackt, durch ihr Gebell Hülfe und Befreiung [illegible]bend. Von der Chaussee reichte man uns ein Tau herab, die Br[illegible] kamen uns entgegen, ich übergab den Männern des Himmels [illegible] Opfer der Welt, und nachdem ich es ihnen übergeben, ging ich [illegible] verzweifelten Schritten davon!"

Ich stand laut lachend auf .... Die Damen erhoben sich [illegible]willig, mein Vetter sah seine Mutter an, meine Tante sah mich [illegible] ich sah alle diese Leute in Thränen, und da ich nun nicht mehr [illegible] Stande war, eine Heiterkeit zu unterdrücken, die dieser Anblick [illegible] aufs Höchste steigerte, faßte ich den Entschluß, die Gesellschaft [illegible] grüßen und von ihr Abschied zu nehmen, indem ich um Entschul[illegible]gung bat, daß ich einen solchen Skandal verursacht.

Auf dem Wege nach meinem Hotel, erinnerte ich mich wie[illegible] des dicken Herrn, der gesagt: „Grabschrift! Alles ist Grabschrift."

R. T.

Mannigfaltiges.

— Grisetten-Namen. Die Heldinnen George Sand's hab[illegible] ihre Namen nicht mehr für sich allein; die Lälien und Indianen si[illegible] bereits aus dem Roman ins Leben übergegangen; es darf nur irge[illegible] wo ein schöner poetischer Name auftauchen, so wird die Pari[illegible] Grisette sich seiner bemächtigen. Obgleich die Grisette niemals [illegible] und so unwissend ist, wie die Aeltern, die ihr das Licht gegeben, [illegible] entgeht ihr doch nichts; sie weiß sich von Allem so viel anzueign[illegible] als sie braucht, um damit zu kokettiren. Daher hat sie sich [illegible] auch stets die süßesten Namen aus der Geschichte des Herzens bei[illegible]legt. Im vorigen Jahrhundert nannte sie sich Clarissa und Hel[illegible] später hieß sie Virginie und Atala; einer ihrer Lieblingsnam[illegible] war auch Charlotte, zu Ehren Werther's, wie Atala zu Ehren Ch[illegible]teaubriand's. Jetzt heißt sie Indiana. „Leider", — sagt Ju[illegible] Janin, — „hat die Pariser Grisette damit auch Alles gethan, [illegible] sie den Namen einer Roman- oder Schauspiel-Heldin angenom[illegible]; sie glaubt nun jeder Pflicht gegen sich selbst und gegen Andere [illegible] zu seyn; mit dem Namen ist für sie Alles abgemacht. Geh nun, [illegible] Kind, geh in die weite Welt und sieh zu, wie Du durchkommst [illegible] Deiner Anmuth, Deiner Schönheit und Deinen zwanzig Jah[illegible] behaupte, so gut es geht, den großen Namen, den Du Dir aus [illegible] schönsten Dichtungen gewählt; so lange Du selbst schön und rei[illegible] bist, werden die Männer Dich nicht nach Deinem Stammbaum fra[illegible] Es steht Dir frei, unter den poetischen Jungfrauen das Herz [illegible] auszuwählen, das Du am liebsten adoptiren magst, und dann, [illegible] Kind, möge der Gott der Liebe Dich segnen." Das ist ihr Lebensl[illegible] Sie fragen nach nichts, sie lassen sich nichts kümmern; nicht ein[illegible] Augenblick denken sie daran, was sie dem angenommenen Nam[illegible] schuldig sind. Atala ist Königin bei Musard, wo sie, trotz [illegible] Rächerarm des Königlichen Prokurators, einen zweideutigen Ta[illegible] erfunden; Virginie hat durch ihre seidenen Halbstiefelchen und kurz[illegible] Röcke von sich reden gemacht; Charlotte nimmt es im Champagn[illegible] mit jedem Trinker auf; Clarissa hat sich Berühmtheit erworben [illegible] die Art, wie sie den abscheulichen Taback raucht, den die Regie [illegible] verkauft; Indiana ist die schönste Tänzerin auf den Renaissan[illegible] Bällen. Wozu wäre sie auch in der Welt, als um zu tanzen? [illegible] ihre schöne Hand ihr etwa zum Nähen gegeben? Hat sie ihre Aug[illegible] dazu, um sie auf grobe Leinwand zu heften? Fort mit der Arbe[illegible] Es lebe die Freude, es lebe die Lust, und je toller, je besser!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 23. März 1840.

Nord-Amerika.

Die Entwickelung sittlicher und philosophischer Tendenzen in Nord-Amerika.

(Nach der Foreign Quarterly Review.)

Es ist nicht selten zu einem Gegenstande der Erörterung, ja zuweilen zu einem lächerlichen Vorwurfe gemacht worden, daß Amerika kein Alterthum hat. Wahr ist es, daß keine alte Ritterburgen düster in das Land hineinsehen, daß keine mittelalterliche Sagen sich an seine grünen Auen knüpfen, daß keine schlaue Kardinäle, keine kriegerische Prälaten sich in seiner Geschichte verewigen. Es hat keine Codices und Institutionen, die ihren Ursprung aus undenklicher Zeit herleiten und noch einen despotischen Einfluß auf den Geist der gegenwärtigen Bevölkerung ausüben. Es mag seyn, daß dieser Zustand der Dinge sogar von den Amerikanern selbst bedauert wird. Wie können uns denken, daß es mitten in ihrer Selbstgefälligkeit wegen ihrer Ranggleichheit und in ihrem Stolz auf durchgängige Demokratie doch noch einiges Sehnen nach patrizischen Ahnen, einiges Schmachten nach verehrungswürdigem Staub und einigen Neid gegen diejenigen Europäischen Nationen giebt, die das gute alte regime, das ihre barbarischen Vorfahren vertreten, mit ewiger Heiligkeit bekleiden möchten.

Andere dagegen sagen: „Glückliches Amerika! wo der Geist, der eine fortwährende Entwickelung als sein Gesetz verkündigt, nicht unter die Formen vergangener Jahrhunderte gebeugt wird; glückliches Land, wo Wachsthum nicht für Irrlehre und Fortschritt nicht für Gottlosigkeit gilt."

Eine solche Sprache mochte vor einigen Jahren in Beziehung auf Amerika bis zu einem gewissen Punkte wahr seyn; wir wünschen, daß sie noch jetzt eine treue Schilderung seines allgemeinen Zustandes gäbe. Dessenungeachtet ist die Tendenz der Transatlantaner, in vielen Stücken die Vorurtheile und Thorheiten älterer Nationen anzunehmen, nur zu offenbar. Gleichzeitig mit den Beweisen philosophischen Fortschrittes, denen wir nachher unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden, sind Aeußerungen von bigotter Feindseligkeit offenbar geworden, die uns ein düsteres Anzeichen für die geistige und moralische Freiheit eines Landes zu seyn scheinen. Wenn es jedoch einen Namen giebt, der sich mehr als jeder andere mit der Amerikanischen Literatur identifiziet, so ist es der des Dr. Channing. Wohl verdient er den Rang, den er sich erworben hat. Unsere Bewunderung für die Kraft, die er in scharfer Analyse, in Tiefe des Gedankens und Anmuth der Erläuterung entwickelt, vereinigt sich mit einer ehrerbietigen Liebe für seine moralische Würde und den treuen menschenfreundlichen Eifer, der in immer gleicher Richtung alle seine mannigfaltigen Geistesgaben zu seinen hohen Zwecken verwandte. Unter den Wohlthaten, welche Dr. Channing seinen Landsleuten erwies, ist aber keine größer, als die Richtung nach Innen, die er dem öffentlichen Geiste gegeben hat.

Während wir von vornherein zugeben, daß Niemand gegen den Charakter und die Tendenz derjenigen Landesgesetze, unter denen er lebt, gleichgültig seyn darf —, müssen wir doch andererseits behaupten, daß die Reform, die am meisten dazu beiträgt, das Volk in einen glücklicheren und verbesserten Zustand zu versetzen, nicht das Ergebniß von politischer Einwirkung oder von National-Erklärungen ist. Es ist wahr, das Blut von Hampden und Russell wurde in England nicht vergebens vergossen. Werth einer unsterblichen Ehre sind diejenigen, durch deren rühmliche Selbstaufopferung die National-Unabhängigkeit erkauft wurde. Aber individuelle Freiheit und persönliches Glück gehören einer höheren Sphäre an, als die ist, welche der äußerlichen Regierung dient. Die letztere hat nur eine negative Macht. Ihr Amt ist, Verbrechen zu hindern. Die schöpferische Gewalt, wodurch Einsicht und Sittlichkeit erzeugt werden, darf nicht mit der Wirksamkeit äußerer Umstände identifizirt werden. Weder schönes Klima, noch vortheilhafter Handel, noch Gerechtigkeit in Handhabung der Gesetze haben einzeln oder zusammengenommen das Vermögen, Glück zu erzeugen. Die Seele und ihre Erfahrungen bestehen nicht aus einem Amalgam endlicher Ingredienzen. Diese sind nur die untergeordneten Elemente, welche sie nach Gefallen verbindet, nach ihrem Willen gestaltet, und indem sie dieselben beliebig gebraucht, bestimmt sie sie, ihre äußeren Repräsentanten, aber nicht ihre Gebieter abzugeben.

Um aber zurückzukommen — während Andere bloß für politische Verbesserung arbeiteten, während die Reform in den Landesgesetzen der einzige Gegenstand ihrer Bestrebungen war, hat Dr. Channing sein Augenmerk auf die Nothwendigkeit der inneren Verbesserung gerichtet, einer Verbesserung, die von dem Menschen zu jeder Zeit und unter allen Umständen bewerkstelligt werden kann. In unserem Nützlichkeits-Zeitalter ist es äußerst angenehm und erhebend, die Entwickelung der moralischen und geistigen Fähigkeiten als das behandelt zu sehen, was vor Allem wesentlich zu des Menschen praktischer Glückseligkeit beiträgt. In seinem Buch „Self-Culture" begegnen wir folgender Stelle:

„Selbstbildung ist praktisch, oder sie legt als einen ihrer Hauptzwecke dar, uns zur Thätigkeit geschickt zu machen, unsere Wirksamkeit bei Allem, was wir unternehmen, zu fördern, uns feste Vorsätze und fruchtbare Hülfsquellen im gemeinen Leben und besonders in Zufällen des Lebens, in Zeiten der Noth, der Gefahr und Versuchung zu verschaffen. Aber über diesen und andere Punkte hinweggehend, für die wir nicht Zeit haben, beschränken wir uns auf zwei Seiten der Selbstbildung, welche bei der Volks-Erziehung fast ganz übersehen worden sind, und welche nicht verdienten, so vernachlässigt zu werden. Indem wir unsere Natur beobachten, entdecken wir unter ihren bewundernswürdigen Anlagen den Sinn oder das Empfindungsvermögen für Schönheit. Wir sehen den Keim davon in jeder menschlichen Seele, und es giebt keine Kraft, welche eine größere Ausbildung zuließe; und warum sollte sie nicht in alle gepflanzt werden? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Nahrung für dieses Prinzip im Weltall unendlich ist. Es ist nur ein sehr kleiner Theil der Schöpfung, den wir in Nahrung und Kleidung oder sonstige Annehmlichkeiten für den Körper verwandeln können; aber die ganze Schöpfung kann als dem Sinn für Schönheit dienstbar betrachtet werden. Schönheit ist überall gegenwärtig. Sie entfaltet sich in den zahllosen Blumen des Frühlings. Sie weht in den Zweigen der Bäume und den grünen Blättern des Grases. Sie wohnt in den Tiefen der Erde und der See und erstrahlt in den Farben der Muschel und des Edelsteines. Aber nicht bloß diese kleinen Gegenstände, sondern der Ocean, die Berge, die Wolken, der Himmel, die Sterne, die auf- und untergehende Sonne, Alles fließt von Schönheit über. Das Universum ist ihr Tempel, diejenigen, die dafür empfänglich sind, können ihr Auge nicht erheben, ohne sich von ihr auf allen Seiten umgeben zu sehen. Nun ist diese Schönheit so köstlich, die Genüsse, welche sie gewährt, sind so geläutert und rein, so eng verbunden mit unseren zartesten und edelsten Gefühlen, und der Andacht so verwandt, daß es schmerzlich ist, an die Menge Menschen zu denken, die mitten in und unter ihr leben und doch fast blind für sie bleiben, als wären sie, anstatt auf dieser schönen Erde und unter diesem herrlichen Himmel, Bewohner eines Kerkers. Eine unendliche Freude geht der Welt durch mangelnde Ausbildung dieser geistigen Anlage verloren. Laßt mich den Fall setzen: ich besuchte ein Haus und sehe seine Wände mit den ausgezeichnetsten Gemälden Raphaels bedeckt und jeden kleinen Winkel mit Statuen von ausgesuchtester Arbeit ausgefüllt, und vernähme nun, daß weder Mann noch Weib noch Kind jemals ein Auge auf diese Wunder der Kunst werfe, wie sehr würde ich ihren Verlust fühlen! Wie würde ich wünschen ihnen die Augen zu öffnen, und sie die Schönheit und Größe, die vergebens um ihre Aufmerksamkeit werben, begreifen und fühlen zu lehren. Jeder Landmann aber lebt im Angesicht der Werke des himmlischen Künstlers; und wie sehr würde sein Zustand gebessert seyn, könnte er die Glorie sehen, die aus ihren Formen, Farben, Verhältnissen und ihrem geistigen Ausdruck hervorstrahlt! Ich habe nur von der Schönheit der Natur gesprochen, aber wie viel dieses wunderbaren Reizes findet sich in den schönen Künsten und besonders in der Literatur! Die besten Bücher sind die schönsten, und sie gewinnen sich den Eingang in die Seele am sichersten und tiefsten, wenn sie in natürlichem und geziemendem Kleid erscheinen. Nun hält man Niemanden für wirklich gebildet, in welchem nicht der Sinn für das Schöne entwickelt wurde; und ich kenne keinen Stand im Leben, von dem es ausgeschlossen seyn sollte. Von allen Genüssen ist dieser der wohlfeilste und am meisten zur Hand, und er scheint mir äußerst richtig für diejenigen Stände, deren grobe Arbeit dem Geiste gar leicht eine gewisse Rohheit mittheilt. An der Verbreitung des Schönheitssinnes im alten Griechenland und an dem Geschmacke für Musik im modernen Deutschland mögen wir lernen, daß das Volk gar wohl Theil haben kann an den verfeinerten Genüssen, von denen man bisher glaubte, daß sie sich nur auf Wenige beschränkten."

Es ist ein gutes Zeichen für die besten Interessen der Menschheit, daß ein Mann wie Channing in die Schranken tritt, und zwar

nicht für bessere Umstände, noch schönere Objekte, noch Gesetzänderungen, alles Dinge von hoher Wichtigkeit, sondern für erweckte Empfindungen und entwickelte Fähigkeiten. Solche Philosophie ist vielleicht nicht ganz neu; seit Jahrhunderten schon gab es einen unbestimmten Wahn, wiewohl er die Gesellschaft nur oberflächlich berührte, daß Alles, was dem Menschen äußerlich sey, ein ganz anderes und weit edleres Ansehen gewinnen würde, wenn göttlichere Einflüsse in seine Existenz eingeführt würden. Im Allgemeinen jedoch wurde eine solche Lehre mehr als ein Spiel dichterischer Phantasie denn als ein hoher Glaube betrachtet, der praktisch zu verwirklichen sey. Es ist deshalb ein erhebendes Schauspiel, einen Mann von den höchsten Talenten und tiefster Einsicht zu sehen, der auf der Annahme jenes Glaubens als einer Nothwendigkeit von ganz praktischer Natur besteht. Nun muß offen eingestanden werden, daß der Mensch nicht die Gewalt hat, den Strom der Ereignisse zu ändern, wohl aber das Vermögen, ihm einen Charakter zu geben. Die Wirksamkeit der Umstände, einem unvermeidlichen Gesetze folgend, kann nimmer ruhen, noch im Fall des Konflikts sich nach den Wünschen der Menschen ändern. Der Ehrgeiz muß noch getäuschte Hoffnungen, der Geizige noch den Verlust seiner Schätze ertragen; ob aber der Ehrgeiz und Geiz noch in ihrer unruhigen Natur fortbestehen sollen, das hängt von der Wahl des Menschen selbst ab.

Von gleichem philosophischen Geiste getrieben wie Channing, wiewohl mit tieferer Erfahrung und noch höherem Ziele, finden wir Herrn Alcott in den Feldern Amerika's arbeitend. Von der Wirksamkeit des Herrn Alcott als Erzieher findet sich in „The Record of a School" ein Bericht und in „The Doctrine and Discipline of Human Culture" eine weitere Auseinandersetzung. Hinsichtlich der praktischen Resultate seiner Anstrengungen müssen wir den Leser auf das erstgenannte Werk verweisen. Wir haben es mit ihm als Autor und Philosoph zu thun.

Wir haben gesagt, daß die Ansichten Herrn Alcott's tiefer und seine Zwecke höher wären als Dr. Channing's: diesem Umstande mag auch die Verfolgung zuzuschreiben seyn, der Herr Alcott kürzlich ausgesetzt war. Channing bleibt immer noch auf dem Boden der gewöhnlichen Volksansichten stehen. Obgleich er weit vorauseilt, so kommt er doch nicht außer Gesicht. Er wendet sich an den Verstand. Er fordert als Bedingung des Erfolges vielmehr eine ausdauernde Fortbildung als entschlossenes Opfer. Er besteht vielmehr auf der Verbesserung dessen, was ist, als dem Erscheinen dessen, was erst kommen soll. Er macht das Resultat von einer Arbeit abhängig, die der Mensch durch seine eigene entschiedene Thätigkeit vollbringen kann. Er weist auf das wahre Ziel hin, aber er zeigt uns weder den nächsten Weg noch die leichteste Methode, es zu erreichen. Er fordert uns auf, den Sinn und die Empfänglichkeit für das Schöne auszubilden; was aber Schönheit sey, was die Quelle ihres Wesens, und worauf es bei ihrer Entwickelung ankommt, damit macht er uns nicht bekannt.

Herr Alcott im Gegentheil erklärt, daß auch die größte Entwickelung einer einseitigen Natur kein günstiges Resultat hervorbringen kann; daß die geschickteste Erziehung, welche die Vollkommenheit einer Natur im Auge hat, ihren Zweck nur in Uebereinstimmung mit dem Gesetze in dieser Natur erreichen kann, und daß, wenn diese böse und selbstisch ist, ihre Fähigkeiten, auf das höchste ausgebildet, an ihrem bösartigen Charakter Theil nehmen werden. Nach Herrn Alcott sollen also in den niederen höheren Naturen entwickelt werden, und die Entfernung des Bösen schreibt er mit Recht der Entwickelung des verborgenen Guten zu. Das Gute hervorzubringen, liegt über der Sphäre der Erziehung. Alles, was sie vermag, ist, bei Entwickelung desselben Hülfe zu leisten. Herr Alcott hält Geist für ein Talent, das sich in allen Menschen findet, unzertrennlich von Güte und Weisheit. Gewissen ist die Stimme des Geistes, und Gehorsam gegen das Gewissen ist die einzige Bedingung, unter welcher der Mensch in das Bild seines Schöpfers gestaltet werden kann. Von der Wirkung des inwohnenden Gewissens und nicht von äußerlicher Wissenschaft erwartet Herr Alcott Erfolg. Tugend aus zweiter Hand hält er nichts werth; er will sie aus der Quelle. Höre man hierüber seine eigene Erklärung in der Einleitung zu einem vortrefflichen Buche „Nature" betitelt und in Boston 1836 erschienen.

„Unser Zeitalter ist ein zurückschauendes. Es baut die Gräber der Väter. Es vereinigt Biographieen, Geschichte und Kritik. Die vorangehenden Geschlechter schauten Gott und die Natur von Angesicht zu Angesicht; wir durch unsere Augen. Warum sollten wir uns nicht auch einer ursprünglichen Beziehung zum Universum erfreuen? Warum sollten wir nicht eine Poesie und Philosophie der Einsicht, und nicht der Tradition haben, und eine Religion, uns selbst offenbart, und nicht bloß eine Geschichte derselben? Für eine Weile in die Natur versetzt, wo Lebensfluthen rund um und durch uns strömen und durch die Kräfte, die sie uns mittheilen, zur Thätigkeit einladen, warum sollten wir unter den dürren Gebeinen der Vorzeit herumtappen oder das lebende Geschlecht in eine Mummerei aus ihrem alten Kleiderschranke stecken? Die Sonne scheint auch heute noch. Es giebt mehr Wolle und Flachs auf den Feldern. Es giebt neue Länder, neue Menschen und neue Gedanken. Laßt uns unsere eigenen Werke in Gesetz und Andacht suchen."

„Ohne Zweifel haben wir keine Fragen aufzuwerfen, die nicht zu beantworten sind. Wir müssen der Vollkommenheit der Schöpfung so weit trauen, um zu glauben, daß, welche Neugier auch die Ordnung der Dinge in unserem Geiste erweckte, die Ordnung der Dinge auch befriedigen kann. Die Existenz eines jeden Menschen ist eine hieroglyphische Lösung der Fragen, die er aufwerfen möchte; nur daß er sie erst als Leben hat, bevor er sie als Wahrheit erfaßt. In gleicher Weise legt auch die Natur in ihren Formen und Tendenzen ihren Zweck zu Tage. Laßt uns die große Erscheinung befragen, die uns so freundlich umstrahlt. Laßt uns nach dem Zwecke der Natur fragen."

„Alle Wissenschaft hat Ein Ziel, nämlich die Theorie der Natur zu finden. Wir haben Theorieen von Racen und Wirkungen, aber kaum eine entfernte Annäherung an die Idee der Schöpfung. Wir sind noch so weit entfernt vom Wege der Wahrheit, daß die Religionslehrer einander bestreiten und hassen und denkende Menschen für verderblich und gottlos gelten. Aber dem gesunden Urtheil ist die abstrakteste Wahrheit die am meisten praktische. Wo immer eine richtige Theorie erscheint, wird sie ihre Beglaubigung in sich tragen. Ihr Erweis ist, daß sie alle Phänomene erklärt. Nun werden viele nicht nur für unerklärt, sondern für unerklärlich gehalten, wie Sprache, Schlaf, Träume, Thiere, Geschlecht."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ehrenfried Stöber, der Deutsche Dichter im Elsaß.

(Schluß.)

Das letzte Mal traf ich ihn auf dem Platze vor dem Münster. Die Sonne war schon am Horizont verschwunden, und der Mond, welcher ihren Platz einzunehmen strebte, konnte mit seinem schwachen Lichte nicht die dichten Wolken durchbrechen. Die Straßen wurden immer menschenleerer; auf den Stufen der Kirchentreppe raschelten einige trockene Blätter hin, und aus dem Innern des Münster schien eine Grabesstimme hervorzutönen. Es war der Wind, welcher durch den Giebelbogen fuhr und die Wetterfahne der Häuser knarrend drehte. Ich schritt vor der dunklen Pforte auf und ab. Alle meine Gedanken waren auf das Volk des Elsaß gerichtet, welches ich mir erfüllt von heiligem Ernst und regem Streben geträumt hatte, und das ich ganz den materiellen Genüssen hingegeben fand. „Auch Du", sagte ich (indem ich an die Deutsche Natur des Volkes hier dachte), „glänzest in einem trügerischen Schimmer. Deine Schönheit schwindet, wenn der Beschauer seinen Standpunkt ändert. Du gleichst den Scheiben Deiner ungeheuren Kirche. Sitzt man drinnen und sieht die Sonne hindurchscheinen, so bewundert man ihren unvergleichlichen Glanz; anders ist aber die Wirkung, wenn man draußen steht. Dann nimmt das Auge nur bleiche Farbenbrechungen wahr, und sucht der Blick in das Innere der Kirche zu dringen, so zeigt sich ihm ein schreckliches Bild. Die Wände spiegeln sich in blutrothem, schwärzlichem und bläulichem Schein. Man glaubt in ein von bleichen Gespenstern bewohntes Todtenhaus hineinzublicken." *)

So sprach ich vor mich hin, als ich beim Schein einer Laterne Stöber neben mir stehen sah. „Sie scheinen trübsinnig", sagte er; „ist Ihnen etwas Schlimmes begegnet?" — „Nicht daß ich wüßte, theurer Dichter; ich war im Gegentheile sehr gut aufgelegt. Ich belustigte mich damit, daß ich in den Fenstern des Münsters das Symbol des Elsasses suchte; wie sie von einer Seite trübe, von der anderen glänzend erscheinen, so nimmt sich auch dieses Volk aus, je nachdem man es in der Nähe oder in der Ferne betrachtet. In diesen Gedanken war ich begriffen und stand eben auf dem Punkte, in diesem Bauwerke das getreue Symbol aller Deutschen Stämme zu finden, als Sie mich in meinen tiefsinnigen Betrachtungen unterbrachen." — „Und warum wollen Sie dieselben nicht wieder laut aufnehmen?" — „Meinethalben, theurer Dichter. Ich sagte mir also, daß dieser kühnaufstrebende Münster, gleichsam eine erstarrte Finsterniß, das getreue Abbild der Deutschen Nation ist. Alle Formen, alle Style, alle Zeiten sind hier untereinandergeworfen; es ist ein zauberhaftes oder ein abscheuliches Werk, je nachdem man diesen oder jenen Theil betrachtet." — „Dieses Urtheil ist nicht neu", erwiederte Stöber. — „Ich weiß es wohl", entgegnete ich, „schon längst hat man Deutschlands Mangel an Einheit gerügt. Man kann nicht gut übersehen, wie viel widersprechende Elemente hier zusammengehäuft sind: das Mittelalter und seine Nachklänge, der Bundestag, die kleinen Fürsten und die freien Städte, dann die unumschränkten Staaten und endlich noch der Liberalismus und die Wahlkammern in Bayern, Württemberg, Hessen, Baden. Die Verwirrung erscheint noch größer, wenn man die Verschiedenheit der Religionen und die Zerstückelung des Gebietes in Anschlag bringt. Die Deutschen haben sich aus der Welt der Wirklichkeit in die des Geistes geflüchtet; aber auch ihre Bücher machen nur zu häufig einen unbestimmten und vagen Eindruck. Selbst wenn die Hauptzüge klar entworfen sind, so tritt doch immer wieder etwas Unfaßbares und Unverständliches hervor. Die Deutschen sind übrigens sehr bereitwillig zur Seite getreten; die Herrschaft über das Meer haben sie den Engländern, die über das Festland den Franzosen überlassen; sich selbst haben sie nichts als die Herrschaft über die luftigen Geister vorbehalten."

„Erkennt man diese Thatsachen, so kömmt es darauf an, sie zu erklären, was indeß bis jetzt nur mit sehr geringem Erfolge versucht worden ist. Saint-Marc Girardin hat die Geschichte befragt. Er meint, wenn Deutschland von den Römern erobert worden wäre, so würde es sich unter der Kaiserlichen Verwaltung an den Gedanken der Einheit gewöhnt haben. Was die Wolken betrifft, in die sich die Deutsche Speculation, wie eine antike Gottheit, hüllt, so hat man

*) Der Vergleich ist sehr treffend, nur muß man ihn richtig zu deuten wissen. Bleiben wir bei dem Münster stehen, so ist drinnen der Standpunkt des Deutschen Beobachters; es breiten sich um ihn alle Gegenstände in völliger Klarheit aus, und durch die farbigen Fenster dringt das Licht verklärt und idealisirt. Draußen steht der Französische Beobachter, nicht im Mittelpunkte, sondern auf einem Punkte der Peripherie; es eröffnet sich ihm daher nur eine einseitige Ansicht, keine Uebersicht; die Gegenstände drinnen erscheinen ihm als trübes Durcheinander, und er bevölkert daher den ihm verborgenen Raum mit abgeschmackten Spukgestalten.

diese für eine Folge des Klima's angesehen. Man sollte fast glauben, daß unter einem traurigen und düsteren Himmel der Geist nur schwer die Formen der Dinge unterscheidet und nur mit der größten Anstrengung das Ziel im Auge behält; auf das er losgeht.*) Gewiß liegt in der ersten Bemerkung etwas Wahres, obgleich eine historische Thatsache oder vielmehr der Mangel einer historischen Thatsache nicht einen so lange nachwirkenden Einfluß üben kann, um daraus die Umgestaltung des National-Charakters zu erklären. Die Nichteroberung würde höchstens der naturgemäßen Entwickelung ihren freien Lauf gelassen haben. Der Einfluß des Klima's vermag eben so wenig die Kraft des Geistes zu brechen; denn im Norden finden wir Völkerstämme, auf welche eine strengere Temperatur nicht denselben Einfluß übt."

„Aber wären Sie denn im Stande, den Grund der angeführten Thatsache anzugeben?" fragte Stöber. — „Mir scheint der Grund eine gewisse ursprüngliche Weichheit der Seele und des Willens zu seyn. In dem Deutschen Blute liegt ein zu ruhiges und friedliches Element.**) Macht man sie auf einen Mißbrauch, auf eine Ungerechtigkeit aufmerksam, so antworten sie meistentheils: „„Das ist nun einmal so."" Diesen wassersüchtigen Körpern fehlt die Kraft; es ist das schwammige und purpurgeröthete Fleisch des Rubens. Ihnen fehlt die Wuth der Begierde, die Ungeduld, die alle Schranken durchbricht, die rasche Entschließung, welche andere Völker, besonders die südlichen, unaufhaltsam zum Ziele führt. Sie möchten dieses wohl erreichen, aber sie wenden nicht die nöthige Energie an. Tritt ihnen ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg, so rennen sie es nicht stürmisch über den Haufen, sondern sie gehen bedächtig um dasselbe herum, wenn sie auch darüber das Ziel aus den Augen verlieren. Was thut's ihnen? Wenn sie nur ungefähr dahin kommen, wohin sie wollten. Diese unvergleichliche Ruhe zeigt sich in allen ihren Werken und Handlungen."***)

„Obgleich die Natur sie ohne allen Zweifel zu den wissenschaftlichen Arbeiten bestimmt hat und ihnen auch dafür die nöthige Kraft nicht abgesprochen werden kann, so ist doch hier mehr die Stärke als die Lebhaftigkeit ihres Geistes, mehr ihre Ausdauer als ihre Geschicklichkeit zu rühmen. Sie gehen an keinen Gegenstand, ohne bis in sein Innerstes einzudringen, ohne ihn nach allen Seiten hin zu betrachten. Da aber selbst zwischen den Dingen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, geheime Beziehungen stattfinden, so lassen sie sich von einer Einzelheit zur anderen fortreißen, so gehen sie beständig über die Gränze hinaus, und über einer Menge von Nebendingen verlieren sie endlich die Hauptsache aus den Augen. Freilich muß anerkannt werden, daß sie die Materialien mit großem Fleiße zusammentragen, aber ihre Geschicklichkeit, sie zu ordnen, kommt der Ausdehnung ihrer Forschungen nicht gleich. Die Thatsachen, die Daten, die einzelnen Bemerkungen warten auf die organisirende Kraft. Gelingt es ihnen, dieselben in Harmonie zu bringen, sie symmetrisch zu ordnen? Ach nein! Sie versuchen es, aber bald erlahmt ihre Kraft, und da sie sich nicht im Stande fühlen, einen regelmäßigen Bau aufzuführen, so schichten sie die Steine über einander. Wie die cyklopischen Mauern, zeichnen sich ihre wissenschaftlichen Werke weniger durch die Schönheit des Gesammteindrucks als durch die Gediegenheit der Materialien aus. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur aufs Gerathewohl ein berühmtes Deutsches Buch in die Hand zu nehmen und es einer strengen Analyse zu unterwerfen. Welchen Werth hat z. B. die Geschichte der komischen Literatur von Flögel? Welche Einheit findet man hier? Der Verf. beginnt mit einer ausführlichen Darlegung seiner Prinzipien, und man glaubt nun ein wissenschaftlich geordnetes Werk zu finden. Man liest aber die vier Bände durch, ohne eine andere Ordnung als die chronologische zu finden. Die einzelnen Abtheilungen folgen auf einander, ohne den geringsten inneren Zusammenhang zu haben. Nicht anders ist es mit Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste. Die Werke der Architektur, der Plastik und der Malerei in den einzelnen Deutschen Staaten werden hier nach der Folge der Zeiten beschrieben, aber die allmälige Entwickelung dieser Künste findet sich nirgends angedeutet. Soll ich noch von Jakob Grimm's „Deutscher Mythologie" sprechen? Dieses ungeheure Werk enthält wohl den Stoff zu einem Buche, es selbst ist aber noch kein Buch. Nicht minder möchte ich bezweifeln, daß Herder's Ideen eine strenge Prüfung aushalten können."†)

„Vergleicht man mit dem losen Gewebe dieser Werke ein anderes, in welchem strenger systematischer Zusammenhang herrscht, so wird man sich des Unterschiedes erst recht bewußt. Vico's sicherer Blick bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu Herder's Unklarheit. Bei dem Ersten tritt uns eine und dieselbe Idee entgegen, welche tausend verschiedene Formen annimmt und alle Einzelheiten beherrscht. Die Verwirrung tritt hier nie an die Stelle der Ordnung, und oft könnte man gar die Einheit zu tyrannisch finden. Der Lehrer und der Schüler unterscheiden sich wie die Länder, denen sie angehören. Italiens Zersplitterung hat eine ganz andere Ursache als die Deutschlands.*) Das Uebermaß des Combinationsgeistes hat dieselben Uebelstände wie der Mangel desselben. Mehrere kleine Organisationen machen eine große unmöglich. Deshalb hat dieses schöne Volk, in welchem sonst der Geist der Centralisation verkörpert schien, es, trotz der ursprünglichen Anlage, nicht zur Bildung eines Staates bringen können. Dem Mangel an geistiger Spannkraft schreibe ich auch die Unbestimmtheit und Unklarheit zu, welche dem Deutschen zum Vorwurfe gemacht werden. Ich bin freilich weit entfernt, diesen Vorwurf in seiner ganzen Ausdehnung zuzugeben; die Dunkelheit ist oft nur im Kopfe des Lesers vorhanden, und keine Nacht ist finsterer als die der Dummheit. Gewöhnliche Geister erklären Alles für abgeschmackt und verworren, was über ihre schwachen Verstandeskräfte hinausgeht. Dennoch aber läßt es sich nicht leugnen, daß die Deutschen Denker es an der nöthigen Bestimmtheit fehlen lassen und häufig ihre Gedanken schlecht ausdrücken. Auch dieser Fehler entspringt aus ihrer geistigen Schlaffheit. Wenn ihnen eine Idee aufstößt, so nehmen sie dieselbe auf, so wie sie zuerst vor sie hintritt. Und doch giebt es wenige Ideen, welche sich gleich völlig klar entfalten. Es ist leicht begreiflich, daß der erste Fehler, die Planlosigkeit, auch immer Dunkelheit zur Folge haben muß. Die erstere hindert die richtige Ordnung der Prinzipien und der aus ihnen fließenden Folgerungen, und der Leser kann daher nicht die wesentlichen Beziehungen fassen. Uebrigens hat einer der größten Deutschen Philosophen diese moralische Schwäche unter den Fehlern seiner Nation hervorgehoben. Kant bemerkt, daß der Deutsche mehr als jedes andere Volk seine Kniee vor der Meinung beuge, und daß der National-Charakter der Energie ermangele, welche zu einer schönen Originalität führe."**)

„Ich will gern Alles zugeben", sagte Stöber, „wenn Sie uns Elsassern einen besonderen Platz einräumen; wir bilden einen gemischten Stamm, und es fließt viel Römisches und Celtisches Blut in unseren Adern."

„Ich gestehe ein, daß es mit Ihrer Bemerkung seine Richtigkeit hat, denn ich habe mich selbst davon überzeugt. Aber die Willensschwäche der Deutschen ist so augenfällig, daß sie dieselben zu einer Menge Fehler fortreißt, welche alle aus derselben Quelle entspringen, wie verschiedenartig sie auch scheinen mögen. Aus ihrer Unschlüssigkeit entspringt ihre politische Unterwürfigkeit. So lange so hervorragende Geister, wie Hegel, Arndt, Schleiermacher, sich zu Apologeten des Servilismus aufwerfen***), so lange Philosophen, wie Schelling und Fichte, (!) in ihren alten Tagen die Arbeit ihrer Jugend verleugnen, so lange Männer, wie Stollberg und Fr. Schlegel, den Glauben ihrer Jugend abschwören, darf man keine Hoffnung auf so bewegliche Geister setzen."†)

Ich wollte fortfahren, als ein leises Geräusch vom Münster her zu uns herüberdrang. Stöber faßte mich beim Arme und forderte mich auf, hinzuhören. Die Uhr der Kirche schlug die eilfte Stunde. Ich wurde gewahr, daß unsere Unterhaltung schon zu lange gedauert hatte. Ich schlug meinem Gefährten vor, uns nach Hause zu begeben. Unterweges setzten wir unser Gespräch noch einige Minuten lang fort, bis wir am Scheidepunkte angelangt waren. Dort sagte ich zu ihm: „Uebermorgen verlasse ich den Elsaß; vielleicht sehen wir uns nicht wieder, ich sage Ihnen Lebewohl." — „Sie reisen", rief er aus, „und nehmen mich nicht mit! Sie lassen mich allein in einer Stadt, in welcher der Handelsgeist despotisch herrscht! Sie schienen wenigstens Antheil an mir zu nehmen. Wenn Sie fort sind, werde ich nicht mehr wissen, in wessen Busen ich meine Pläne und meinen Kummer ausschütten soll. Wie früher, wird wieder auf allen Lippen, wenn ich spreche, ein spöttisches Lächeln schweben. Ich bin doch sehr unglücklich!" — „Trösten sie sich", erwiederte ich, „der Himmel wird Ihnen Freunde zusenden." — „Sie sprechen vom Himmel", versetzte Stöber; „auf Erden bleibt mir ja doch keine Hoffnung. Und welchen Beistand könnte ich auch von Ihnen erwarten, da Ihr Loos von tausend Launen des Zufalls abhängt. Es giebt doch kein so trügerisches Spiel wie die Lotterie der Berühmtheit; dieser gewinnt,

---

*) Wir wissen nicht, ob der Verf. etwas mit dem Wesen einer antiken Gottheit gemein hat; als er aber diesen Unsinn niederschrieb, scheint ein sehr dicker Wolkenschleier seine Stirn umschwebt zu haben.

**) Wir wollen doch nicht vergessen, daß es dies Germanische Blut ist, welches die Stockung und Fäulniß in den Adern der südlichen Völker wieder gelöst hat. Das Deutsche Blut ist das eigentlich geschichtliche Blut. Daß einem fieberhaft Aufgeregten der regelmäßige Pulsschlag als eine Abnormität erscheint, darf freilich nicht verwundern.

***) Als das Raisonnement eines Mitarbeiters am Constitutionnel oder an der Gazette de France ließe man ein solches Urtheil noch passiren; wer aber, wie der Verfasser, versichert, daß er keine andere Grundlagen der Kritik, als Philosophie und Geschichte, anerkennt, der sollte doch nicht so haltlos in die Luft hinein bauen. Also die Deutschen unter den Karolingern und den Hohenstaufen, die Deutschen der Reformationszeit und des letzten Befreiungskrieges waren schwammige wassersüchtige Körper gewesen, die sich durch jedes Hinderniß abschrecken ließen und darüber ihr Ziel aus dem Auge verloren? Alles, was der Verf. eigentlich sagen will, ist: „Die Deutschen sind keine Franzosen." Und um auf diese Trivialität hinauszukommen, wird nicht bloß von Herrn Michiels, sondern von allen seinen Französischen Kollegen, die jetzt über Deutschland schreiben, ein Ballen von Raisonnements zusammengetragen, die eben nur von neuem den Beweis liefern, daß man jenseits des Rheins früher und leichter mit dem Urtheil, als mit dem Begriffe fertig werde.

†) Am Ende läuft auch dies nur auf den Gemeinplatz hinaus, daß die Deutschen, trotz aller Gründlichkeit der Forschung, an Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung weit hinter den Franzosen zurückstanden, ein Satz, an dessen Entkräftung seit geraumer Zeit so eifrig auf beiden Seiten gearbeitet wird, daß es unnöthig seyn dürfte, etwas hinzuzufügen. Was soll man aber gar erst sagen, wenn nach Flögel's und Fiorillo's Werken oder nach Herder's „Ideen" der jetzige Standpunkt der Wissenschaften abgemessen wird und daraus allgemeine Schlüsse auf die wissenschaftliche Befähigung der Deutschen gezogen werden? Ist das anders, als wenn wir La Harpe's „Cours de Littérature" zum Maßstabe nehmen und, was Villemain und so viele Andere seitdem in Frankreich geleistet, übergehen wollten? Wird es uns je einfallen, den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Geschichtsauffassung in Frankreich nach Bossuet's „Discours sur l'Histoire universelle" zu beurtheilen?

*) Und doch ist, wie schon oben angedeutet wurde, die Ursache dieselbe. Weil beide Länder der Sitz einer allgemeinen Idee waren, konnte sich hier keine particulaire Einheit bilden. In Deutschland war diese Idee in dem Kaiser verkörpert, der in der Idee Herr der Christenheit, obschon in der Wirklichkeit manchmal kaum Herr von Deutschland war. Italien war der Sitz der kirchlichen Allgemeinheit, welche der Papst repräsentirte, der nur kleine Staaten um sich herum aufkommen ließ.

**) Kant hat dies anders verstanden, als unser Franzose; der Letztere hat dabei immer nur seine eigene Nation und deren Gegensatz im Sinn; Kant jedoch sprach es ganz absolut aus und würde keinesweges den Franzosen zugestanden haben, daß sie weniger, als die Deutschen, ihr Knie vor der öffentlichen Meinung beugen, oder daß sie mehr Energie als Durst nach Scheinruhm besitzen.

***) Ei! Ei! Herr Michiels! wer hat Ihnen das gesagt? Wenn Sie solche Trivialitäten auf Treu und Glauben nachsprechen, so verfallen Sie gerade in den Fehler, den Sie an Ihrer Nation rügen, in den der Leichtfertigkeit.

†) Aus dem Munde eines Franzosen macht sich die Klage über „bewegliche Geister" allerdings mehr als seltsam.

jener verliert, aber das Verdienst giebt nimmermehr den Ausschlag. Ach! armer junger Mann! Sie werden schwer genug an Ihrem eigenen Unglück zu tragen haben. Sie haben Recht; lassen Sie mich nur sterben, wo ich gelebt habe; ich sehe schon, daß über meiner Wiege ein Unglücksstern leuchtete."

Als er diese Worte gesprochen, faßte er meine Hand und drückte sie sanft mit der seinigen. Ich erwiederte seinen freundschaftlichen Druck. Wir blickten uns einige Augenblicke beim fahlen Schimmer einer Laterne an, dann entfernte er sich plötzlich und so schnell er nur konnte. Während ich ihm nachschaute, sah ich aus den dunkeln Wolken einen schwachen Schein hervorschimmern. Es war ein erbleichender Stern, der im Winde hin und her zu schwanken schien, wie eine Flamme, die dem Erlöschen nahe ist. Es kam mir vor, als ob dies der Unglücksstern des Dichters sey, und ich kehrte traurig nach Hause zurück.

Ich war schon anderthalb Jahre von Straßburg entfernt, als ich die Nachricht vom Tode des Dichters vernahm. Er war am 28. Dezember 1835 in der größten Noth gestorben. Keine mildthätige Seele hatte sich seiner angenommen. In einem Lande, wo so viele Mörder, Gichtbrüchige, Blinde und Wahnsinnige reichlich mit Nahrung versorgt werden und ruhig hinter dicken Mauern schlafen, blieb dem Dichter allein ein Stück Brod und eine Ruhestätte versagt! Sobald er aber seinen Geist ausgehaucht hatte, begann seine Verherrlichung: sieben Dichter, welche, wie er, das Licht der Welt an dem großen Deutschen Strome erblickt hatten, ließen Lieder zu seinem Lobe ertönen. Ein zahlreiches Gefolge geleitete seine sterbliche Hülle, und der Rektor der Universität sprach an seiner Gruft Worte des Schmerzes und der Trauer. Endlich wurde auf seinem Grabe noch eine Pyramide errichtet. Der Fremde, welcher den Kirchhof besucht und das prächtige Grabmal bewundert, könnte glauben, den Mann, dessen Asche darunter ruht, habe das Unglück im Leben verschont. Leider ist das Grabmal eine architektonische Lüge, die noch dazu sehr überflüssig war! Warum war man nicht gegen seinen Tod eben so gleichgültig, wie man es gegen sein darbendes Alter gewesen war? Warum ist sein Grab nicht eben so verlassen, wie es seine letzten Tage gewesen waren? A. Michiels.

England.

Aphorismen

aus Lady Bulwer's Roman „Cheveley oder der Mann von Ehre".

Keine Scheinheiligkeit kann mit der politischen verglichen werden. Es giebt keinen Tyrannen gleich dem Demokraten, und keinen, der mehr auf ein Amt erpicht ist, als — der Patriot.

— Man will behaupten, daß die Literatur eben so gut den Frauen offen stände, als dem anderen Geschlecht: — aber dies ist nicht der Fall; denn Frauenzimmer haben gewöhnlich entweder Väter, Brüder oder Männer, welche bei dem Gedanken schaudern würden, eine Schriftstellerin zur Tochter, Schwester oder Frau zu haben; und der Grund hierzu ist klar: nämlich die Furcht, sie könnten darin entweder unglücklich seyn, oder sich auszeichnen, — zwei Resultate, die für den Stolz der Männer gleich unangenehm sind.

— Egoismus ist die Theorie der Eigenliebe und Eigenliebe die Ausübung dieser Theorie.

— Ein Französischer Karrenführer ist eben so höflich und eben so „au petit soin" gegen eine Aepfelfrau, als ein Französischer duc es gegen eine duchesse seyn würde; denn eine Aepfelfrau ist für ihn immer eine „Dame". Betrachtet dagegen die Aepfelfrau in England, und der Unterschied ist, daß die erste Mannsperson, der sie begegnet, vorsätzlich an sie anlaufen wird, und wenn es ihm so geglückt ist, sie mit sammt ihren Aepfeln in den Rinnstein zu werfen, wird er ein helles Gelächter über ihren Unfall aufschlagen.

— In einem Lande, in welchem ein Ueberfluß an Klubs ist, muß es nothwendig dürftig um Kaschemir-Shawls aussehen.

— Süße Worte haben noch niemals das kantige Steinherz eines Journalisten abzuschleifen vermocht.

— Der Mann erweist dem Manne nur selten Gerechtigkeit; dem Weibe niemals.

— Keine Schlechtigkeit, keine Niederträchtigkeit, keine Verrätherei, keine Falschheit, deren der Mann sich gegen das Weib schuldig macht, kann ihn für einen Platz in der Legislatur oder in der Gesellschaft unfähig machen; so wie kein Verbrechen gegen die Gesetze Gottes ihm den sicheren Schutz der menschlichen Gesetze rauben kann.

Mannigfaltiges.

— Beethoven's letzte Symphonie im Konservatorium. Das fünfte Konzert des Pariser Konservatoriums in diesem Winter wird zu den glänzendsten gezählt, denn es brachte Beethoven's Symphonie mit Chören, die alle Jahre einmal von Habeneck und seinem vielbewunderten Orchester aufgeführt zu werden pflegt. Es ist dies immer ein Ereigniß für die musikalische Welt von Paris, wo man sich für diese große Symphonie mehr enthusiasmirt hat, als in Deutschland. Auf ihre Einstudirung wurde außerordentlicher Fleiß verwandt; man probirte sie zwei Jahre lang, ehe sie zum erstenmale dem Publikum vorgeführt wurde, ein Beweis, daß es den Franzosen auch an Ausdauer und ernstem Kunsteifer nicht fehlt, und daß sie das echte Genie zu ehren wissen. Zuerst wollte die Symphonie mit Chören nicht rechten Anklang finden, aber mit jedem Jahre schienen die Zuhörer im Verständniß derselben fortzuschreiten, und jetzt wird sie von einem Französischen Kritiker auf folgende sinnreiche Weise kommentirt: „Diese Tondichtung ist eine wahre Epopöe. Beethoven lebte schon nicht mehr unter uns, als er sie vollendete; seine Taubheit hatte ihn vom Umgange mit Menschen abgesperrt; sein Geist wohnte bereits in höheren Sphären und begeisterte sich an ihrem Akroama. Man wird von Ehrfurcht erfüllt beim Anhören dieser Symphonie; wir staunen das Werk an, wie Alles, was sich über die menschlichen Schranken erhebt. Es scheint, als hätte Beethoven hier die Schöpfung feiern und in der Sprache der Musik schildern wollen, eine Sprache, die besonders dann sehr dazu geeignet ist, die Stelle der Dichtkunst zu vertreten, wenn es mehr darauf ankömmt, eine Empfindung auszudrücken, als einen Gedanken zu versinnlichen. Diesem Gemälde, diesem Reflex der Schöpfung oder auch dieser Hymne, welche die davon im Gedächtniß der Menschen durch die Tradition bewahrte Erinnerung feiern soll, folgt ein Ausbruch der Freude; gleichsam das erste Gebet, von dem Geschöpf an den Schöpfer gerichtet, als er sein Werk vollendet und es gut gefunden hat. Dies ist der poetische Gedanke. Ohne einer so unbestimmten und tausend verschiedenen Auslegungen unterworfenen Kunst, wie die Musik, einen zu entschiedenen Sinn geben zu wollen, kann man doch sagen, daß in Beethoven's Kopf die harmonische Verwirrung der Instrumente, welche man besonders in der Einleitung der Symphonie bemerkt, ein Bild des Chaos gewesen, wenn überhaupt für eine so kunstreiche Composition ein solches Gleichniß paßt. Indeß ertönen schon die ersten Noten einer musikalischen Phrase, die erst nach zwanzig Takten schließt, mitten im Aufruhr wie Vereinigungs-Signale, welche diese künstliche Verwirrung ordnen; die Bässe nehmen das Thema von den Violinen auf, und es geht nach und nach durch das ganze Orchester durch; diese zwei Noten sind wie ein Ruf nach Licht in der Finsterniß. Die Natur rührt sich, die Elemente verstehen einander, ihr Aufruhr will sich in Ordnung verwandeln. Woher dringt jene helle, glänzende Fanfare? Es ist die Stimme Gottes, welche die Natur weckt und bewegt. Das erste Motiv ist beendigt, alle Instrumente haben die Phrase mit Kraft und im Ensemble wiederholt. Die Elemente haben sich erkannt, sie halten sich fertig, dem Wort, das sie ruft, zu gehorchen. Jetzt beginnt die Scheidung und der Kampf, die Verwirrung erneuert sich; aber die Losung jener beiden Noten beherrscht stets den wilden Aufruhr; das Licht, vom Morgen ausgehend, wird das Chaos erleuchten und die Harmonie verkünden. Manchmal noch siegt die Verwirrung, aber immer erscheint wieder dieselbe ruhige, unerschütterliche Phrase, bald vollständig, bald gebrochen wie die tausend Strahlen einer belebenden Sonne, bis sie endlich in dem langen Crescendo, womit der erste Satz der Symphonie schließt, donnernd hereinbricht. Das Scherzo bringt ein neues Motiv voll Anmuth und Heiterkeit: jeder Theil des Orchesters wiederholt es; die Noten und Phrasen vermischen sich; wenn die Melodie hier aufhört, hebt sie dort wieder an, stets wachsend, anfangs ganz einfach, bald von Tönen anschwellend; auch das unbedeutendste Instrument will sie singen, unbekümmert um seine Nachbarn, und wunderbar ist es, wie aus dem Allen nur ein einziger Gesang sich bildet, mächtig, glänzend und fortwährend durch eine neue Stimme vermehrt, die sich unter die anderen mischt. Das Scherzo schließt mit einem lustigen Presto, welches schon das erstere Motiv des Satzes durchbrochen hatte, und das einen reizenden Kontrast zu dem folgenden Adagio bildet. Nie hat sich Beethoven's Genius in einer reicheren und zarteren Melodie ausgetönt wie in diesem wundervollen Adagio. Er fühlte selbst, daß er die Nerven seiner Höer schonen und ihnen Ruhe gönnen müsse, um sie aufs neue zum Genuß dieser bezaubernden Melodie geschickt zu machen; deshalb unterbrach er das Adagio cantabile durch ein Andante. Die Schöpfung ist nun vollbracht, die Ordnung begründet. Die Stunde ist da, dem Schöpfer zu danken. Die erstaunte, wonnevolle Natur beschaut sich selbst, und laut aufjubelnd sieht sie ihre Schönheit. Aber die ewige Harmonie ruft sie zu ernster Sammlung zurück. Hier beginnt das Recitativ der Bässe und Contrebässe, den Uebergang bildend zu dem Gesang der Hymne auf die Freude. Kaum haben jene die erste Phrase beendet, so nehmen die anderen Instrumente flüchtig das brillante Motiv des Scherzo's wieder auf; die Bässe kehren zum Recitativ zurück, aber die Oberstimmen wollen sich noch nicht ergeben, sie versuchen noch einmal die Melodie des Adagio's, doch die Bässe unterbrechen sie von neuem und zwingen das ganze Orchester zum Einstimmen. Die Gemüther sind vorbereitet, und die Hymne beginnt. Es ist bekannt, daß eine Ode Schiller's den Text dazu lieferte. Von der Größe dieses Gesanges ist es unmöglich auch nur ein schwaches Bild zu geben; die Wirkung dieses Allegro alla marcia, wo selbst die Cymbeln und die große Trommel durch die Kraft des Genie's in melodische Instrumente verwandelt sind, läßt sich mit Worten nicht schildern. Weiter kann es die Kunst nicht bringen, bevor sie nicht ganz neue, noch reichere Hülfsmittel auffindet, und selbst dann würde der menschliche Geist sich höher nicht erheben können."

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 25. März 1840.

Rußland.

Ein Besuch bei Alexander von Humboldt.

Von N. Melgunoff.*)

Eines Morgens erhielt ich von Herrn Varnhagen von Ense folgendes Billet: „Da es mir sehr leid thäte, wenn Sie in Berlin nicht auch Herrn v. Humboldt sähen, so mache ich, auf die Gefahr hin, Sie zu belästigen, den Versuch, durch das anliegende Billet Ihre schwankende Absicht zur Entscheidung zu bringen, indem ich Sie jedoch keinesfalls zur Ausführung verpflichte. Man darf niemals versäumen, einen so ausgezeichneten Mann zu sehen, und Ihnen besonders möchte ich von ganzer Seele diese Gelegenheit verschaffen. Erkennen Sie wenigstens die aufrichtige Bereitwilligkeit, Ihnen angenehm zu seyn."

Diesem Billette lag, wie schon erwähnt, ein anderes bei „An Herrn Baron Alexander von Humboldt." Schon früher und öfter hatte Herr v. Varnhagen mich aufgefordert, dem berühmten Reisenden meine Aufwartung zu machen; ich hatte mich jedoch bisher nicht dazu entschließen können, da ich einen besonderen Anspruch auf dessen Aufmerksamkeit nicht machen konnte. Einige Abende, welche ich mit Herrn v. Humboldt in Moskau verlebt hatte, wo stets ein Haufe von Neugierigen den früher nie gesehenen Gast umlagerte und er nicht wußte, nach welcher Seite hin er zuerst Rede stehen, mit wem er das Gespräch eigentlich führen sollte; ferner eine außerordentliche Sitzung in der Gesellschaft der Naturforscher, zu welcher er mit den ihn auf seiner Reise begleitenden beiden Berliner Professoren Ehrenberg und Rose eingeladen war und der ich als Mitglied beiwohnte; endlich ein großes Diner, welches ihm von den Verehrern seines Namens, zu denen ich mich ebenfalls zu zählen wagte, im Saale des Adligen-Klubs gegeben worden war — dies Alles konnte mir noch nicht das Recht geben, mich ihm vorzustellen. Wie hätte er mich in dem zahlreichen Haufen der Moskauer Verehrer, wenn nicht der Wissenschaft und des Genies, wenigstens doch der Berühmtheit, wohl bemerken können? Da waren so viele Sterne, gestickte Uniformen und Excellenzen; da waren, wenngleich nur in geringer Anzahl, auf dem Gebiete der Wissenschaften geachtete Namen; wie hätte ich, der Unbekannte, der Laie, in Humboldt's Gedächtniß Raum finden sollen? — Varnhagen's Billet hob jedoch meine Zweifel; ich beschloß, dasselbe zu benutzen, in der Hoffnung, daß ich jetzt eine freundliche Aufnahme nicht bloß der gefälligen Zuvorkommenheit des Herrn von Humboldt zu verdanken haben würde.

Sollte es nöthig seyn, dem Russischen Leser zu sagen, wer Alexander v. Humboldt sey? — Sein in Europa oder vielmehr in der ganzen Welt — sowohl in der neuen als in der alten — berühmter Name ist auch bei uns, und besonders seit der Zeit, wo Alexander v. Humboldt seine Reise nach Sibirien und dem Kaspischen Meere machte, noch bekannter geworden; denn diesem Umstande verdanken wir es, daß sogar die Isprawniks (d. h. Kreis-Hauptleute — Landräthe) und Assessoren der entferntesten Provinzen Humboldt's Namen erfahren haben. Bei dieser unter uns allgemein verbreiteten Kenntniß von Humboldt's Namen und seinen Verdiensten dürfte es aber wohl überflüssig seyn, dem Leser noch zu erzählen, daß ich eine gewisse unwillkürliche Zaghaftigkeit empfand, als ich Varnhagen's Billet zu Humboldt hintrug. Bis dahin hatte ich Humboldt stets nur in verschiedenen Salons, in einer gelehrten Gesellschaft, bei einem großen Diner gesehen — Humboldt, den offiziellen, welcher eine ihm bekannte, durch die Umstände ihm auferlegte Rolle spielte; jetzt sollte ich Humboldt, den schlichten Privatmann im Hauskleide, sehen, Humboldt, wie er ist, und nicht, wie er sich vielleicht gerade zeigen muß. Jedermann wird mir aber beipflichten, daß es ein weit größeres Bedenken hat, einem hochberühmten Manne Aug' in Auge gegenüber zu stehen, als demselben im Salon, in der Menschenmasse zu begegnen. Hierzu kommt noch, daß Humboldt eine literarische Celebrität ist, und sogar die bedeutendste. Jede andere macht weniger Anforderungen an den Geist, besonders an dessen Form und Gewandtheit, bei allen denen, welche sich ihr nahen. Der Gelehrte oder der Literat begnügt sich keinesweges mit dem natürlichen Verstande bei dem, der sich mit ihm unterhält — nein, er fordert einen gebildeten, durch Lektüre, Lebenserfahrung und Nachdenken entwickelten Geist; außerdem aber verlangt er, nächst dem Schwung und der Originalität der Gedanken, auch Eigenthümlichkeit und Klarheit des Ausdrucks. Alles dies wußte ich und konnte daher meine Schüchternheit nicht gänzlich überwinden. Alsdann wußte ich auch, daß nächst der Schüchternheit nichts lächerlicher ist, als eine auswendig gelernte Rolle, und nichts seltsamer erscheint, als Affectation, welcher Art sie auch sey. Da ich nun Humboldt kennen zu lernen wünschte, wie er ist, so beschloß ich, auch mich ihm zu zeigen, wie ich wirklich bin, ohne auswendig gelernte Phrasen und Gedanken.

Ich war indessen doch sehr froh, als man mir auf meine Frage: „Ob der Herr Baron zu Hause sey?" antwortete, daß er sich im Königl. Palais befinde. Ich ließ daher Varnhagen's Billet nebst meiner Karte zurück und erkundigte mich, zu welcher Zeit der Herr Baron wohl am leichtesten zu sprechen sey. Der mir entgegengekommene Jäger, so wie eine alte Köchin, erwiederten mir jedoch: „Daß der Herr Baron nur den frühen Morgen zu Hause zubringe, dann aber gewöhnlich Niemand annehme, hierauf ausgehe und zuweilen gegen Mittag, indessen nie zu einer bestimmten Zeit, nach Hause zurückkehre, eine bestimmte Empfangs-Stunde aber nicht habe. Uebrigens", fügten die Dienstboten hinzu, „werden wir dem Herrn Baron Alles melden."

Noch an demselben Tage erhielt ich von Herrn v. Humboldt eine Einladung, ihn am folgenden Tage um 8 Uhr Morgens zu besuchen. Diese mir bestimmte Zeit mag vielleicht Manchem zu früh erscheinen; man muß jedoch wissen, daß Humboldt im Sommer um 4 Uhr aufsteht und 8 Uhr daher für ihn schon spät am Morgen ist. Nächstdem fangen im Sommer-Halbjahr die Vorlesungen auf der Berliner Universität schon um 6 Uhr des Morgens an, so daß um 8 Uhr die ganze gelehrte und literarische Welt Berlin's längst auf den Beinen ist. Als ich aber zur festgesetzten Stunde zu Humboldt kam, war er so eben von seinem Morgen-Spaziergange zurückgekehrt. Die Wohnung, welche er inne hat, liegt hinter dem Museum in einer außerordentlich einsamen, stillen Straße, in welcher fast nie geritten oder gefahren wird. Schon die Wahl dieser Straße bezeichnete den Mann: indem man daraus schließen konnte, daß Humboldt als Kammerherr dem Palais des Königs und dem Schlosse des Kronprinzen nahe seyn, als Weltmann sich von der berühmten Straße „Unter den Linden", wo die Berliner vornehmen Leute wohnen, nicht entfernen, als Gelehrter aber endlich in einem einsamen, stillen Asyl sich befinden wollte.

Der Diener meldete mich sogleich an, und nicht lange ließ Herr v. Humboldt auf sich warten. Während der Diener mich anmeldete, warf ich einen Blick um mich her. Sowohl in dem kleinen Saale oder Entree, als in dem Empfangs-Zimmer, welches mir geöffnet wurde, deutete nicht das Geringste auf die Wohnung eines Gelehrten hin. Zwei oder drei Französische Bücher gelehrten Inhalts lagen zufällig auf dem Tische; dieselben waren aber noch nicht einmal aufgeschnitten und wahrscheinlich so eben erst aus dem Buchladen gebracht worden. Im Empfangs-Zimmer standen ein Sopha, zwei Tische und einige Sessel ganz nach der klassischen Ordnung der Moskauer Gastzimmer. Nirgends war hier Anspruch auf Mode oder Prunk bemerkbar, noch weniger aber gelehrte Unordnung. Humboldt trat endlich aus einem Hinterzimmer; er war im Frack, im weißen Halstuche und wahrscheinlich bereit, an den Hof zu gehen.

„Es ist mir sehr angenehm, meine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern", sagte er mir; „ich erinnere mich Ihrer sehr wohl."

Er ersuchte mich hierauf, Platz zu nehmen. Da ich sah, daß er sich auf einen Sessel ziemlich entfernt vom Sopha niederließ, so wollte ich mich auf einen anderen Sessel neben ihn setzen, doch wiederholte er seine Bitte, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Da ich nur ungern darein willigte und ihm durch eine besondere Bewegung andeutete, daß ich ihm diesen Platz zu überlassen wünschte, sagte er mir: „Ich bitte Sie, setzen Sie sich; ich stehe von hier nicht auf, das ist so meine Gewohnheit."

Ich erinnere mich nun nicht mehr, wie und worüber unser Gespräch begann, nur so viel weiß ich, daß es über eine Stunde währte, daß ich nicht so viel sprach als hörte, und daß, als ich mich meinem liebenswürdigen Wirthe empfahl, dieser mich bis in das Vorzimmer begleitete und mich dort noch wohl eine halbe Stunde stehend durch seine hinreißende Beredtsamkeit unterhielt. In dieser ganzen Zeit hatten wir von Allem, außer von den Naturwissenschaften, gesprochen,

*) Nach der Russischen Zeitschrift Otetschestwennija Sapiski (Vaterländische Denkwürdigkeiten). Wir haben in unserem „Magazin" so oft schon Französische und Englische Stimmen über Deutsche wissenschaftliche und literarische Interessen vernommen; daß es gewiß einen willkommenen Vergleichungspunkt darbietet, auch einmal wahrzunehmen, wie in Rußland über diejenigen Männer geurtheilt wird, um die wir von Franzosen und Engländern beneidet zu werden pflegen. D. R.

in welchen er mich wahrscheinlich, und mit Recht, für einen Profanen halten mochte.

Meine anderthalbstündige Unterredung mit Alexander v. Humboldt zeigte mir jedoch die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine ungemeine und allseitige Belesenheit, so wie gleichzeitig die große Tüchtigkeit des Weltmannes, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände zu ergreifen und von einem zum anderen überzugehen verstand. Humboldt war einer der Ersten in Deutschland, welcher den Stand des Gelehrten mit dem des Weltmannes auszusöhnen verstanden hat; außerdem aber mildern seine halbfranzösische Bildung und seine Pariser Manieren noch das, was er als Deutscher und als Gelehrter etwa Steifes und Pedantisches an sich haben konnte. Mit aller Tiefe und Gründlichkeit des Deutschen verbindet er im höchsten Grade die Gabe der leichten und klaren Rede, bei der größten Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, was er wohl den Franzosen verdankt. Die Bündigkeit und die Richtung seines Verstandes haben ihn übrigens von der Deutschen Abstraction und Grübelei entfernt; der Elastizität seines Geistes nach, gehört er ohne allen Zweifel eben so sehr Deutschland als Frankreich an, insbesondere aber jener berühmten Generation von Naturforschern und Mathematikern, welche den Anfang unseres Jahrhunderts illustriren. Viele Jahre seines Lebens hat Humboldt in Paris zugebracht und dort nicht nur seinen Beobachtungsgeist, sondern auch den durchdringenden Forscherblick des Analytikers, die Klarheit des rationellen Empirikers ausgebildet; er hat sich dort auch eine große Leichtigkeit des Umganges so wie Klarheit und Lebendigkeit der Conversations-Sprache angeeignet und hat endlich mit den Franzosen auch die Neigung zur Satire, zum Epigramm, zu seinen und nicht selten beißenden Sarkasmen gemein, welche übrigens, nach der sehr richtigen Bemerkung Goethe's, eine Eigenthümlichkeit der Berliner sind. Sein vorgeneigtes Haupt, das unter den Brauen aufblickende Auge und das halb spöttische Lächeln, was jedoch selten über seine Lippen geht, geben noch mehr Allem, was er sagt, einen leichten Anflug von Ironie, welcher den, der an den Ton seiner Conversation nicht gewöhnt ist, unwillkürlich einschüchtert. Der Franzose Lerminier, welcher selbst sich eben nicht durch zu große Herzensgüte auszeichnet, war über Humboldt's satirischen Geist so verwundert, daß er in seinem „Au delà du Rhin" unter Anderem sagt: „Seine (Humboldt's) Gewandtheit in der Unterhaltung ist merkwürdig: seine Conversation hat tausend glänzende Eigenschaften; er ist tiefer Denker, scharfsinnig, satirisch; seine witzige Medisance aber giebt ihm eine gewisse Schärfe. Herr von Humboldt hat die Gewohnheit, in seinen Gesprächen kaum den zu schonen, mit dem er spricht. Indem man ihn hört, möchte man so lange als möglich bei ihm verweilen, und unwillkürlich fürchtet man, ihn zu verlassen."

Dies ist natürlich übertrieben. Als ich Herrn v. Humboldt zu Anfang des Jahres 1836 sah, war Lerminier's Buch noch eine literarische Neuigkeit; Humboldt gedachte desselben fast gleich beim Anfang unseres Gespräches und sagte mit spöttischem Lächeln:

„Meiner ist darin auch gedacht. Lerminier macht mir, zwar mit allem Anstande, den Vorwurf einer gewissen Verschmitztheit im Umgange mit denen, die mich besuchen. Dies ist eine der Unbequemlichkeiten für diejenigen, welche der Neugierde der Reisenden zu genügen wünschen! Man sucht sich nicht vor denselben zu verhüllen, man zeigt sich, wie man ist, und plötzlich findet man eines schönen Morgens in irgend einem schönen Buche sein eben nicht schmeichelhaftes Portrait mit übertriebenen Zügen und einem Ausdrucke, den Einem zu geben gerade dem Maler eben beliebt hat!"

Diese kleine Zurechtweisung ging mir nicht nutzlos vorüber, sondern ward mir ein warnender Rath.

Humboldt sprach von Varnhagen: — „Das ist", sagte er, „auch ein Mann, der gern Portraits zeichnet, und ohne Zweifel wird ihm Niemand seine große Geschicklichkeit abstreiten. Unlängst hat er eine Gallerie von den Personen herausgegeben, welche zu dem geselligen Kreise seiner Frau gehörten. Er schneidet darin hier und da zwar in's frische Fleisch (il coupe dans les chairs vives), doch dies Alles", fügte er lächelnd hinzu, „sind kleine Indiscretionen, die ich ihm seines guten Zweckes wegen gern verzeihe."

Hierauf sprachen wir ziemlich detaillirt von den bemerkenswerthesten Erscheinungen der neuesten Deutschen und Französischen Literatur, von Rahel, von Bettina's Briefwechsel mit Goethe, vom jungen Deutschland, von Heine und Börne, von George Sand ꝛc. ꝛc. In allen seinen Urtheilen zeigte Humboldt einen schnellen Blick, frei von allen Vorurtheilen der Parteien jeder Art, so wie Scharfsinn und Geist. Mit Erstaunen gewahrte ich, daß der große Naturforscher über die Literatur der beiden Nachbar-Völker so urtheilte, als ob er sich ewig nur mit der schönen Literatur beschäftigt hätte. In seinen Urtheilen lag allerdings nichts frappirend Neues, doch zeichneten sich alle in hohem Grade durch gesunden Sinn, Präcision und praktischen Blick aus. Ich erinnere mich, daß er sehr wohl und sehr bestimmt Börne und Heine unterschied, indem er hinzufügte, daß er über ihre Entzweiung*) sich eben nicht wundere. Sie hätten sich beide bei der Begründung ihrer Freundschaft geirrt, indem die gleiche Abstammung, die isolirte Stellung in der Gesellschaft, eine gewisse Aehnlichkeit in der Richtung und der Art und Weise ihrer Gedanken sie zu dem Glauben veranlaßt hätten, daß sie geborene Freunde wären. Aber das, was Börne nahe am Herzen läge, sey für Heine nur Gegenstand der Satire und des Spottes; Börne sey ganz Seele, Heine ganz Witz; das Falsche in Börne's Richtung könnte durch die Reizbarkeit seines Temperaments und die Exaltationen seines edlen Charakters gerechtfertigt werden; das Falsche bei Heine aber sey durch nichts zu rechtfertigen. — So von einem Gegenstand zum anderen übergehend, kamen wir auch auf die Berliner Universität.

„Unsere Universität", sagte Humboldt, „ist unstreitig eine der ersten in Europa. Sie ist reich an ausgezeichneten Lehrern, nur schade, daß bei den Deutschen Universitäten, und so auch bei der unsrigen, das Diktiren noch nicht abgekommen ist; dies tödtet jede Redekunst. Selbst Gans, der unstreitig einer der eloquentesten Lehrer ist, muß sich deshalb fortwährend unterbrechen und zwei- oder dreimal dieselbe Redensart wiederholen; ich weiß nicht, weshalb man nicht die Methode der Franzosen annimmt, die, wie Ihnen bekannt ist, sich nie darum kümmern, ob ihre Zuhörer ihre Worte nachschreiben oder nicht. Warum sieht man die Studenten immer noch wie Schüler an? Die Thatsachen können sie aus den Büchern ihrer Professoren entnehmen, alles Uebrige aber muß man nicht nachschreiben. Der den Gedanken begründende Geist, die Deduction des Professors prägen sich auch ohnedies dem Gedächtniß und der Phantasie des Zuhörers ein, sobald in dem Geiste und dem Gedanken nur irgend Schärfe vorhanden ist. Fehlt diese aber, so ist es auch kein Unglück, wenn der Student das Gehörte vergißt. Wollte man übrigens durchaus alle Worte des Lehrers festhalten, so müßte man öffentliche Stenographen einführen, ja die Studenten selbst dürften nur die Stenographie erlernen, was ganz und gar nicht schwer ist. In Paris findet man sehr viele Stenographen unter den Studenten. Mit der Abschaffung des Diktirens würden aber die Professoren ihrer Eloquenz freien Lauf lassen können; der Gedanke würde nicht jeden Augenblick eingezwängt, unterbrochen werden, und die Deutsche Gelehrten-Sprache würde dadurch mehr Leben, Action und Kolorit erhalten. Dies aber würde ein Gewinn für die Sprache und selbst für die Wissenschaft werden; der Gedanke würde sich freier und klarer entwickeln."

Bei dieser Gelegenheit sprachen wir auch besonders über jeden einzelnen der berühmtesten Berliner Professoren, und Humboldt rieth mir unter Anderem auch, zu Böckh zu gehen, dessen Vorlesungen er selbst ein Jahr zuvor gehört hatte. Leider konnte ich diesen Rath jedoch nicht benutzen, aus Gründen, welche der Leser später erfahren wird. (Schluß folgt.)

*) Im Jahre 1836 lebte Börne noch und war mit Heine im Streit.

Nord-Amerika.

Die Entwickelung sittlicher und philosophischer Tendenzen in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Wir können dem Leser nicht besser dienen, als aus der „Nature" diejenigen Stellen herzusetzen, die uns besonders erläuternd für Herrn Alcott's Ansichten scheinen.

„Der Einfluß des Geistes auf die Natur."

„Die Natur trägt immer die Farbe des Geistes. Wenn sich ein Mensch unter Ungemach abmüht, so wird sich ihm seine eigene Lage in dem Kampf der Natur abspiegeln. Dann giebt es eine Art von freudeloser Natur, gefühlt durch denjenigen, der eben einen theuren Freund durch den Tod verlor. Der Himmel ist weniger herrlich, wenn er sich auf geringeren Werth in der Gesellschaft niedersenkt."

„Der Mensch in Verbindung mit der Natur."

„Alle Thatsachen der Naturgeschichte haben für sich selbst genommen keinen Werth, sondern sind unfruchtbar wie ein einzelnes Geschlecht. Vermählt sie aber mit der menschlichen Geschichte, und sie sind gleich voll Leben. Ganze Pflanzen-Systeme, alle Werke Linnée's und Büffon's sind dürre Kataloge von Thatsachen; aber die unbedeutendste von ihnen, die Beschaffenheit einer Pflanze, die Organe, oder Arbeiten, oder das Gesumse eines Insekts, zur Erläuterung einer Thatsache des philosophischen Gedankens angewandt oder irgendwie mit der menschlichen Natur in Verbindung gebracht, wirken auf uns gleich in der lebendigsten und angenehmsten Weise."

„Erinnerungen an das Land in der Stadt."

„Der Dichter, der Redner, in den Wäldern erzogen, von deren sanftem und beruhigendem Wechsel seine Sinne jahrelang ohne Plan und Absicht genährt wurden, wird, was er ihnen verdankt, im Lärm der Städte oder im Geräusch politischer Ereignisse nicht verlieren. Lange nachher, mitten unter Aufregung und Schrecken in Volks-Versammlungen, in der Stunde der Revolution, werden diese feierlichen Bilder in ihrem Morgenglanze wieder erscheinen als passende Symbole und Worte der Gedanken, die ihm die vorübereilenden Ereignisse erwecken. Bei dem Ruf einer edeln Empfindung rauschen die Wälder wieder, die Fichten murmeln, der Fluß rollt und glänzt, und das Vieh brüllt auf den Bergen, wie er es in seiner Jugend sah und hörte. Und mit diesen Kräften hat er den Zauber der Ueberredung und den Schlüssel der Gewalt in seinen Händen."

„Einbildungskraft."

„Einbildungskraft kann definirt werden als der Gebrauch, den die Vernunft von der sinnlichen Welt macht."

„Der Geist, als Ausleger von Geheimnissen."

„Der am besten belesene Naturalist, welcher der Wahrheit seine ganze und andächtige Aufmerksamkeit schenkt, wird finden, daß in Beziehung zur Welt immer noch viel zu lernen bleibt, und daß dies nicht durch eine Addition, oder Subtraction, oder Vergleichung bekannter Größen erlernt wird, sondern daß man durch ungelernte Eingebungen des Geistes, durch wiederkehrende Selbstbesinnung und

vollkommene Demuth dazu kommt. Er wird erfahren, daß es an dem Gelehrten noch weit bessere Eigenschaften als Präcision und Untrüglichkeit giebt, daß eine Vermuthung oft fruchtbarer ist als ein unbestreitbarer Satz, und daß ein Traum uns tiefer in das Geheimniß der Natur einführen kann, als hundert übereinstimmende Experimente."

„Rath und Anticipation."

„Sobald ihr euer Leben nach der reinen Idee in eurer Seele einrichtet, wird sie ihre großen Kräfte entfalten. Wie, wenn der Sommer vom Süden kommt, die Schneebänke schmelzen und das Antlitz der Erde grün wird, so wird der vordringende Geist sich sein Kleid erschaffen und die bezaubernde Schönheit und den entzückenden Gesang mit sich bringen; er wird schöne Gestalten, warme Herzen, weise Gespräche und heroische Thaten rings um seinen Weg aufstellen, bis zuletzt kein Böses mehr zu sehen ist."

Aus den mitgetheilten Proben mag der Leser entnehmen, daß Herr Alcott die höchsten Offenbarungen des Geistes für das Resultat großer moralischer Vervollkommnung hält, eine Meinung, die in die Herzen denkender Menschen mehr und mehr Eingang gewinnt. Wir haben lange den Verstand als rein darstellendes Vermögen betrachtet. Er zeichnet die moralische Natur ab. Verstand ist in der That ein Künstler, der zwar die Art des Kolorits und den Styl der Ausführung, nicht aber den Charakter des Gegenstandes bestimmen mag. Wenn wirkliche Güte oder Moralität im menschlichen Gemüthe vorherrschen, so werden die darzustellenden Gegenstände die edelsten seyn, welche der Verstand abzeichnen kann. Sieht letzterer vor erhabenen Originalen, so fühlt er eine erhabene Begeisterung, welche ihm die Darstellung niederer Vorbilder nicht geben kann. Die zu beleuchtenden Wahrheiten sind von so edlem Charakter, daß der Maler sich angetrieben fühlt, die höchsten Kräfte seiner Kunst anzustrengen. Je mehr er bewundert, um so mehr liebt er. Mit heiliger Verehrung haftet seine Bewunderung auf Gestalten voll Licht und Liebe. Er verschlingt ihre Schönheit. Er sitzt in reiner Weihe zu ihren Füßen und begiebt sich aller Selbstthätigkeit; es scheint, als ob er viel mehr abmalt, was er ist, als was er sieht. Der wahre Künstler ist immer Eins mit dem Ideal, das er darstellt. Nicht wenige Bewerber um einen öffentlichen Namen haben durch Darstellung alter Meinungen in neuer Form Glück gemacht. Diejenigen, welche bekannte Wahrheiten aufputzen, werden in der Regel besser aufgenommen, als die, welche mit neuen Ergebnissen in der Geschichte der menschlichen Fortbildung auftreten. Dessenungeachtet offenbart sich der Mann von wahrem Genie nur dadurch, daß er ursprüngliche Gegenstände mit ursprünglicher Eigenthümlichkeit darstellt. Herr Alcott stimmt mit dem Dichter, der da erklärt,

„Des Menschen Seel' ist mächt'ger denn die Welt."

Der Ansicht unseres Verfassers nach schließt der menschliche Geist alle äußere Natur in sich. Die Erscheinungen der Welt stellen alle nur Erscheinungen vor, die zuerst in der menschlichen Seele offenbart wurden. Im Verhältniß also zur Entwickelung des Menschen wird seine Fassungskraft die Harmonie begreifen, die durch das Weltall herrscht. In den Vorzügen des Charakters wird die Lösung jener Räthsel liegen, die uns die große Sphinx Natur fortwährend vorlegt. Der Atheist ist verwirrt bei den sichtbaren Widersprüchen, welche die Welt seinen Augen darbietet, aus dem einfachen Grunde, weil er selbst ein Widerspruch ist, indem die Anschauung des Guten in seinem Geiste fortwährend durch die Verwirrung in seinem Verstande gehindert wird. Wo irgend Religion als Glaube aufrichtig angenommen wurde, wurde sie angenommen, weil Religion als eine ursprüngliche Erfahrung dem Geiste des Gläubigen gegenwärtig ist. Der Atheist irrt in dem Streben, das Weltgesetz umzukehren, weil bei ihm die intellektuellen Kräfte nicht von sittlichen Gefühlen abhängig sind.

Einer von Herrn Alcott's Assistenten ist Herr Ralph Waldo Emerson. Dieser Herr, indem er dem seinen Landsleuten angethanen Schimpfe entgegentrat, hat diese aufgefordert, nicht mehr ein bloßer Widerschein Europäischen Geistes zu seyn, sondern bei sich selbst nach eigener produktiver Kraft zu suchen. Solche Kraft, versichert er, findet sich in jeder Menschenseele. Er will Bücher nicht mehr als Text, sondern nur als Reiz zu schöpferischem Impuls angesehen wissen. In dieser Hinsicht geht seine Tendenz sehr von der des Britischen gelehrten Publikums in gegenwärtiger Periode ab. Wir verehren Wissenschaft; er vergöttert allein Genie. Er dringt auf Production; wir lieben auch, zu sammeln. Er schätzt das Gesetz; wir die Erscheinungen, die es darstellen. Bei ihm hat der Mensch als Orakel des Geistes Werth; bei uns als Lexikon von Materialien. Es ist wahr, ein schöpferischer Akt ist glorreicher als tausend Gedächtniß-Akte. Indessen glauben wir doch, daß Herr Emerson die Gelehrsamkeit zu sehr verachtet. Er, der mit der Geschichte und den Sitten aller Nationen bekannt ist, würde diese Bekanntschaft nicht erlangt haben, hätte ihn nicht der Geist zur Verfolgung seiner Studien angetrieben. Wären die Thatsachen, die er sammelte, bloße unfruchtbare Detailwaare, er würde sich nicht entschlossen haben, einen so uninteressanten Weg zu verfolgen. Aber er hat aus seinem eigenen Vorrath dem klassischen Gebiet der Untersuchung so viel Anmuth mitgetheilt, und die religiösen Gebräuche Aegyptens wie die Mythologie Griechenlands haben ihm einen und denselben Anblick des menschlichen Geistes gewährt und seine Wirksamkeit im vergangenen Zeitalter klar gemacht. Geist thut dem Leser nicht weniger als dem Autor noth; nur daß er sich in dem Letzteren vielleicht in höherem Grade offenbart.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne unser Bedauern auszudrücken, daß Herr Alcott in Folge seiner kundgegebenen Ansichten einige Verfolgungen hat erdulden müssen. Wir sind nicht überrascht. Moralischen Werth zur wesentlichen Bedingung höherer Geistesoffenbarungen zu machen, als Dichter keinen interessanten roué, noch romantischen Bösewicht zu dulden, sondern Charaktereinheit als den einzigen Anspruch an diesen erhabenen Namen gelten zu lassen, vom Geistesadel jeden auszuschließen, der nicht ehrenwerth noch brav ist, das ist ein Verfahren, das nothwendig bei den Massen, die von solchem Bann getroffen werden, Opposition finden muß. Sollen wir nun für Herrn Alcott persönlich Mitleid oder Bedauern aussprechen? Je gläubiger er ist, um so weniger hat er unser Mitleid oder unseren Beifall nöthig. Menschliches Lob hat nur Werth, wenn es göttliche Billigung ausdrückt. Laßt den andächtigen Verehrer den heiligen Berg hinaufsteigen und dort den Göttern opfern. Der günstige Donner wird sein aufmerksames Ohr begrüßen. Es macht wenig aus, ob die Thäler unten den Hall wiedergeben.

Schweden.

Winter-Promenaden in Stockholm.

Aus dem Tagebuch eines Deutschen Reisenden.

Der Spaziergang der Stockholmer im Winter ist die Drottninggatan (Königin-Straße), welche ungefähr dieselbe Breite und Länge wie die Königsstraße in Berlin hat. Die Drottninggatan dient nur allein im Winter den Spazierengehenden zum Vereinigungspunkt. Bei schönem Frostwetter zwischen 12 und 2 Uhr, und hauptsächlich des Abends bei hellem Mondschein, ist dieser Corso der Stockholmer mit zahlreichen Lustwandelnden angefüllt. Da die sogenannten Bürgersteige in Stockholm unbekannte oder vielmehr unausgeführte Dinge sind, so ergehen sich die Spaziergänger in der Mitte der Straße, und, merkwürdig genug, kommt es selten vor, daß die im leichten Schlitten Dahineilenden oder die mit Lasten beladenen eisenbeschuhten Karren den Spazierenden gefahrdrohend erscheinen. Alles drängt, schiebt und bewegt sich unter einander in größter Ruhe fort, und ohne polizeiliche Hülfe oder Beistand entwickelt sich oftmals der Gordische Knoten, der durch den Zusammenlauf der heterogensten Elemente entstanden ist.

Wer nicht selbst einen schönen Winter-Abend in Schweden verlebt, kann sich nicht leicht einen Begriff davon machen. Die Natur scheint einen eben so magischen Reiz in ihrem eisigen kalten Gewande ausüben zu wollen, wie sie ihn in den südlichen Ländern mit aller Pracht des Sommerkleides entfaltet. Die ruhig stille und klare Atmosphäre, nicht von dem leisesten Hauch bewegt, die vom strahlenden kräftigen Lichte des Mondes erleuchtete Schneedecke, welche mit eisiger Kruste alle Straßen, offenen Plätze und Gewässer bedeckt, die im hellsten Glanze blinkenden Sterne am hellblauen Firmamente, die, obgleich strenge, aber keinesweges unangenehm wirkende Kälte, sobald man nämlich mit einem guten Pelze und Kalloschen versehen ist — alles dieses hat seine eigenen Reize, die den Uneingeweihten vielleicht weniger ansprechend erscheinen, allein den Eingeborenen den größten Genuß gewähren und auch manchen Fremden mit Vergnügen erfüllen.

Diese Abend-Promenaden nehmen gewöhnlich um acht Uhr ihren Anfang und dauern bis zehn Uhr; nach dieser Zeit erscheint dieselbe Straße, die vorher von dem buntesten Gewimmel angefüllt war, öde und traurig, wie die meisten Straßen dieser nordischen Hauptstadt sich gewöhnlich darstellen. Fragt man nach dem eigentlichen Zweck dieser Promenaden, so läßt sich schwerlich ein eigentlicher angeben; man geht bis zu Ende der Straße, kehrt wieder um und begiebt sich nach Hause.

Die alten Gewohnheiten und Sitten haben noch immer, und vielleicht mehr als irgendwo, einen bedeutenden Einfluß auf die Einwohner Stockholms, daher diese Promenade auch ganz Modesache ist, und da dergleichen schöne Abende selten eintreffen, so ist die Frequenz dann um so größer. Erst seit kurzer Zeit hat sich ein Konditor in einem ziemlich geschmackvollen Lokale am Ende gedachter Straße etablirt, wo das Publikum in gut dekorirten Sälen sich von den Fatiguen erholen und mit Süßigkeiten erquicken kann. Hier hat man auch angefangen, musikalische Unterhaltungen à la Musard zu geben, doch in dem kleinsten Maßstab, der sich denken läßt. Dessenungeachtet sprechen diese Konzerte herumziehender Tyroler Jodler, Harfenisten, Streich-, Blas- und Gesang-Künstler an und werden dieselben vielfach besucht.

Dem im Schlitten spazierenfahrenden Stockholmer ist natürlich die Länge der Drottningstraße nicht hinreichend, er eilt weiter bis auf den dicht vor der Barrière der Stadt liegenden See, dessen Ausdehnung in der Länge eine halbe Stunde beträgt. Dort auf spiegelglatter Fläche eilt Roß und Schlitten im Fluge dahin, und gewährt diese Bahn die Vorzüge einer rail road, ohne ihre Unannehmlichkeiten mit sich zu führen. Einer eingeborenen Pferderace ist eine Gangart eigen, welche gewöhnlich Trab genannt wird, deren Schnelligkeit aber wirklich in Verwunderung setzt und der raschsten Bewegung eines Vollbluts-Pferdes nicht viel nachgiebt. Man nennt diese Pferde, die, je nach der Stärke und Ausdauer, die sie besitzen, im hohen Werthe stehen, trafvare (Traber). Natürlich finden Wettläufe mit diesen Pferden statt, welche vor leichten Schlitten, zu einer Person eingerichtet, vorgespannt werden. Auf gedachtem See (Brunns Wiken genannt) ist in der Nähe eines Wirthshauses eine Rennbahn zu jenen Wettfahren abgesteckt, und eine zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft stellt wöchentlich einmal dergleichen Rennen an. Dem Fremden fällt hier die geringe Eleganz der Schlitten, der Anspannung und Bekleidung der Diener auf: man scheint dabei mehr Werth auf Bequemlichkeit und Ungezwungenheit zu legen, als auf äußere Pracht und Eleganz. Niemals sieht man, selbst bei veranstalteten Schlitten-Par-

Schreiben, bis in mein zehntes Jahr; allein ich besaß die natürliche Gabe der Rede, und ich wußte mich ihrer so gut zu bedienen, wie die meisten Leute, die einen besseren Unterricht empfangen hatten.

Ich galt unter meinen Kameraden für einen kecken und entschlossenen Knaben, der keiner Balgerei auswich; allein ich hatte eine ganz andere Meinung von mir und schlug mich so selten als möglich; kam es jedoch einmal zum Streite, so stand ich meinen Mann, denn ich war stark und gewandt. Doch mußte meine Zunge dem Arm öfter zu Hülfe kommen; und dieses Mittel kam mir auch zu Stalten, als ich schon erwachsen war.

Ich war geschickt in meinem Me'ier und wurde seltener als meine Kameraden dabei ertappt, — das heißt, als ich noch Knabe war; denn im männlichen Alter habe ich mich nie greifen lassen: da war ich schon ein zu alter Gauner und spottete des Galgens.

Auch von meiner Persönlichkeit will ich ein paar Worte sagen. So lange ich noch ein schmutziger Bewohner der Glashütten war, in der Asche schlief und im Gassenkoth spielte, konnte ich von Rechtswegen nur wie ein armseliger kleiner Bettelknabe aussehen. Doch erinnere ich mich, daß die Leute öfter von mir sagten: „Dieses Kind hat eine vortheilhafte Gesichtsbildung; wäre es nur sauber gewaschen und wohl gekleidet, es würde ein reizendes Kind seyn! Sehen Sie nur seine Augen; welch anmuthiges Lächeln! Ach, wie Schade! Wer mögen nur die Aeltern des artigen Kleinen seyn?“ u. s. w. Dann rief man mich herbei, fragte nach meinem Namen, und ich antwortete, ich hieße Jack. „Aber Dein anderer Name, kleiner Schelm?“ — „„Den weiß ich nicht.““ — „Wer ist Dein Vater, Deine Mutter?“ — „„Ich habe keine Aeltern.““ — „Was! wie! hast Du niemals Aeltern gehabt.“ — „„So viel ich weiß, niemals.““ Da schüttelten denn die guten Leute den Kopf, sagten: „Armes Kind, welch ein Unglück!“ und — ließen mich laufen; ich aber bewahrte diese Dinge in meinem Herzen.

Ich war ungefähr zehn Jahre alt, der Capitain eilf und der Major acht, als meine gute Wärterin das Zeitliche segnete. Ihr Mann war als Matrose bei einem Schiffbruch umgekommen, und da die arme Frau in äußerster Dürftigkeit starb, so mußte der Sprengel gern oder ungern die Kosten ihrer Beerdigung tragen.

Nach dem Tode der wackeren Frau sahen wir drei Jack's uns von der Welt verlassen. Wir machten uns keinen Skrupel darüber, ob das Kirchspiel für uns sorgen würde, oder nicht, wir fingen an, zu vagabundiren. Die Bewohner der Stadtviertel Rosemary-Lane und Rattcliff kannten uns; darum konnten wir leicht und ohne viel zu betteln unseren Hunger stillen.

Ich insonderheit galt für einen sehr gesitteten und ehrlichen Knaben; denn so oft man mir einen Auftrag gab, besorgte ich denselben rasch, pünktlich und gewissenhaft. Was mir anvertraut wurde, das berührte ich kaum; und doch war ich bei jeder anderen Gelegenheit ein eben so erklärter Taugenichts wie meine Kameraden.

Ich hatte noch andere Erwerbsquellen: einige arme Ladenhändler ließen mich oft an ihrer Thür stehen, um den Laden zu bewachen, während sie zum Essen gingen oder in einer Schenke sich erfrischten; und ich that ihnen diesen Dienst immer mit Gefälligkeit, Lust und Ehrlichkeit.

Capitain Jack dagegen, ein abscheulicher Duckmäuser und Lümmel obendrein, hatte nie auch nur ein einziges Wort im Munde, das einen guten Charakter oder gute Manieren angekündigt hätte; auf keine Frage wußte er etwas Anderes als Ja oder Nein. Kein Mensch konnte ihm eine Artigkeit entlocken oder erpressen. Gebrauchte man ihn als Laufburschen, so vergaß er die Hälfte seiner Kommission, oder fing an zu spielen, wenn er unterweges mit anderen Knaben zusammentraf, und kam nicht wieder. Dies verdroß nun Jedermann so sehr, daß Niemand sich entschließen konnte, noch ein freundliches Wort an ihn zu richten; man sagte allgemein, er sähe aus wie ein Erzspitzbube und werde unfehlbar am Galgen enden. Kurz, er bekam nichts aus gutem Willen und war also in gewissem Betrachte gezwungen, ein Dieb zu werden, um nur leben zu können; denn verlangte er ein Almosen, so geschah es in brutalem Ton; er befahl mehr er als bettelte. Auch sagte ihm Jemand eines Tages als Zugabe zu ein paar Pfennigen: „Capitain Jack, Du bist jetzt noch ein kleiner Bettler, und doch ist Deine Anmaßung schon so groß, wie Deine Häßlichkeit; wenn Du einmal erwachsen bist, so wette ich, Du wirst besser sagen können „die Börse oder das Leben“, als „Bitte um eine Wenigkeit.“

Der Major war ein jovialer Junge, ein leichtsinniger Kamerad, der Gottes Wasser über Gottes Land laufen ließ; mochte er was zu essen haben oder nicht, man hörte ihn niemals klagen. Er empfahl sich durch seine freundlichen Manieren so gut, daß Alle im ganzen Stadtviertel ihn liebten, und daß er überall zu leben fand. So verstanden wir alle Drei, dem Hungertode auszuweichen, obschon wir noch sehr klein waren. Obdach gegen das Wetter gewährten uns im Sommer die leeren Schilderhäuser, die Wetterdächer und die Thorwege einiger Magazine; im Winter schlüpften wir in die Aschenlöcher und unter die Gewölbe der Glashütten. Von Betten blieb uns nur die Erinnerung.

So lebten wir Jahre lang in den Tag hinein, und es konnte nicht fehlen, daß wir unter eine Bande junger Baarfüßer geriethen, die eben so conditionirt waren, wie wir selbst. Diese kleinen Vagabunden waren schon so schlimm, wie sie es ihrem Alter nach seyn konnten; reif genug für alle Schelmenstreiche, zu denen sie mit zunehmenden Jahren Gelegenheit finden mochten.

In einer kalten Winternacht wurden wir einmal von einem Polizei-Kommissar mit seinem Gefolge im Schlafe gestört. Der Mann fragte in sehr barschem Tone nach einem gewissen Krummhals, der, wie es schien, wegen Gaunerstreichen bei der Polizei denunzirt war. Dieser Schuldige sollte nun unter den Bettelknaben sich befinden, die in dem Aschenloch der Glashütte bei einander lagen. „Heraus mit euch“ — so schrie man uns in die Ohren — „heraus ihr kleinen Canaillen, daß wir euch mustern können!“ Einige von uns krochen hervor, sich die Augen reibend und auf dem Kopfe kratzend; Andere wurden von den Leuten des Commissairs herbeigeschleppt: ich glaube, es waren unser siebzehn; aber Monsieur Krummhals, wie man ihn nannte, war nicht unter uns, obschon er gewöhnlich in unserer Gesellschaft zu seyn pflegte, was denn auch ein Theilnehmer seiner Verbrechen freimüthig bekannte; denn er hoffte, durch dieses Mittel der Strafe quitt zu werden. Krummhals hatte vermuthlich von dem, was man gegen ihn im Schilde führte, Wind bekommen und deshalb einen anderen Schlupfwinkel gesucht. Man erlaubte uns endlich, unser Aschen-Lager wieder zu beziehen, wo ich manche Winternacht, ja manchen ganzen Winter, so süß und komfortabel geruht habe, wie nur jemals in dem besten Daunen-Bette.

Wir führten diese Lebensweise, wo ich nicht irre, zwei Jahre lang, ohne jemals etwas Böses zu thun oder zu denken. Meine beiden Milchbrüder und ich gingen gewöhnlich mit einander; denn der Capitain würde ob seines tölpischen Wesens und unangenehmen Humors vor Hunger gestorben seyn, wenn er nicht zu uns sich gehalten hätte. Man kannte uns unter dem Namen der drei Jack's; aber der Oberst hatte in mehr als einer Hinsicht den Vorzug; denn er allein unterhielt sich auch mit der höheren Klasse — ich meine mit solchen Leuten, die so viel Herablassung besitzen, um mit einem Bettelknaben zu plaudern. In solchen Unterhaltungen zeigte ich große Wißbegier; besonders konversirte ich gern mit Seeleuten und Soldaten, von denen ich mir alle die großen Schlachten zu Wasser und zu Lande, in denen sie mitgekämpft hatten, beschreiben ließ. Von Allem, was ich hörte, vergaß ich nie Etwas, und bald konnte ich Alles wiedererzählen, konnte die Manöver der Flotten, die Schlachten in Flandern, die Einnahme von Mastricht u. s. w. beschreiben, wie Einer, der dabei gewesen. Dieses Talent machte mich bei den alten Soldaten sehr beliebt, und sie erzählten mir nicht bloß, was sie aus eigener Erfahrung wußten, sondern auch die Kriege Oliver Cromwell's, den Tod Karl's I. u. dgl.

Auf diesem Wege wurde ich in jugendlichem Alter eine Art von Historiker. Ich hatte kein einziges Buch gelesen, besaß auch kein einziges, und doch wußte ich in der Vergangenheit wie in der Zukunft sehr gut Bescheid. Dazu kannte ich die Namen aller Kriegsschiffe und ihrer Befehlshaber, und doch zählte ich kaum vierzehn Jahre.

Um jene Zeit machte Capitain Jack böse Bekanntschaften und schied von uns. Ungefähr sechs Monate nach unserer nicht eben schmerzlichen Trennung erfuhr ich, daß er unter eine Bande von Menschendieben (kidnappers) gerathen sey, die sich ein Geschäft daraus machten, Kinder zu stehlen. Sie überraschten die Kleinen bei nächtlicher Weile, steckten ihnen einen Knebel in den Mund und führten sie in Häuser, wo sie von anderen Spitzbuben in Empfang genommen und an Bord eines Schiffes geschleppt wurden, das mit ihnen nach Virginien segelte. Dort wurden sie öffentlich verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Ein Besuch bei Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

Der große Naturforscher begnügt sich aber nicht damit, die Vorlesungen Anderer zu hören, sondern hat deren selbst gehalten. So las er im Winter von $18\frac{27}{28}$ öffentlich für die höhere Gesellschaft Berlin's (und zwar vor zwei besonderen, in großen Sälen dicht gedrängten Auditorien) „über physische Geographie“, welche er durch so viele Entdeckungen bereichert hat; man kann sich denken, wie diese Vorlesungen gewesen seyn mögen. Bemerkenswerth dabei ist aber auch noch, daß in Deutschland, dem Lande der aristokratischen Vorurtheile, ein Baron, Kammerherr, wirklicher Geheimer Rath es nicht für zu gering achtet, öffentlicher Lehrer seiner Lieblings-Wissenschaft zu seyn, Vorlesungen darüber zu halten und persönlich vor einem zahlreichen Publikum das Katheder zu besteigen. Der edle Mann wollte zeigen, daß der würdige Lehrer der Wissenschaft deren wahrer Priester sey, und daß dieser Beruf so heilig sey, daß vor seinem Glanze Titel, Geburt, Ehren und vornehmer Stand verschwinden.

Im Gespräch mit einem Russen konnte Humboldt Rußland nicht unberührt lassen. Er sprach sehr detaillirt über das, was er von der damals zur Nivellirung der Höhen des Kaspischen und Schwarzen Meeres bestimmten Expedition, vom Pulkowaschen Observatorium, von den Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel rc. rc. für die Wissenschaft Alles erwartete. Humboldt ist in fast ununterbrochener Verbindung mit unserer Akademie und dem Ministerium der Volksbildung. Seine Geburt und seine Stellung bei Hofe sind für ihn fördernde Mittel zur Erreichung seiner hohen Zwecke, die Leiter, mittelst welcher er für die Wissenschaft das erreichen kann, was für Tieferstehende unerreichbar bleibt. Seine zahllosen Verbindungen, seine Communicationen mit allen Gesandtschaften, mit allen Regierungen, mit allen politischen und gelehrten Celebritäten verbreiten sich über alle Theile der Welt und umfassen alle Zweige der Naturwissenschaft.

So z. B. hat er den Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel durch seine Verbindungen das weiteste Feld eröffnet.*)

---

*) Auf seinen Antrieb hat man jetzt über den ganzen mittleren Gürtel des alten Festlandes, von Lissabon bis Peking, mathematische Observatorien er-

Ich fragte Humboldt noch, womit er sich in diesem Augenblick vorzugsweise beschäftige? Er antwortete mir: „Mit Vielerlei, aber im Ganzen mit Wenigem. Am meisten bin ich jedoch mit dem Ordnen der Papiere meines verstorbenen Bruders und der Herausgabe seiner Forschungen über die Kawi-Sprache beschäftigt.“ *)

Humboldt hatte sehr Recht; denn während er dem Andenken seines berühmten Bruders die letzte Schuld abtrug, beschäftigte er sich im Ganzen mit Wenigem. Dieses für ihn Wenige aber würde eben hingereicht haben, um das Leben mehrerer Gelehrten zu beschäftigen. So führte ihn z. B. das Werk über Theile der physischen Geographie auf die Ethnographie, die Ethnographie aber auf das Erlernen von Sprachen, auf die Geschichte und so immer weiter. Zu diesem Zwecke und um sich das Sichten der Papiere seines Bruders zu erleichtern, hatte er wahrscheinlich auch Böckh's Vorlesungen besucht. Seine unlängst herausgegebenen Forschungen über die Epoche der Entdeckung Amerika's **) beweisen aber, welchen weiten Umfang er Allem, was er unternimmt, zu geben weiß, und wie er alle Wissenschaften als Hülfsmittel zur Erläuterung seines Gegenstandes zu benutzen versteht. Unlängst erst, zu Ende des Jahres 1838, enthielt ein Deutsches Journal ***) seine Abhandlung: „Ueber die Schwankungen der Gold-Production mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme“, welche auch in Paris in Französischer Sprache erschienen ist und in der er die Geologie und Metallurgie mit den wichtigsten staatswirthschaftlichen und finanzwissenschaftlichen Fragen in Verbindung zu bringen gewußt hat. In allen Wissenschaften aber ist er wie zu Hause.

Die geistige Richtung und die Beschäftigungen Humboldt's sind indessen der Art, daß es schwer seyn würde, von ihm ein vollständig abgeschlossenes und strenges Resultat seiner langjährigen gelehrten Erfahrung zu erwarten. Um so unerwarteter und angenehmer war es mir daher, aus Gretsch's „Reise-Briefen“ †) zu erfahren, daß Humboldt jetzt mit der Darstellung seines eigenen Systems der Natur unter dem einfachen, aber vielbedeutenden Titel „Cosmos“ beschäftigt sey. Leider ist mir jedoch auf meine desfallsige Anfrage aus Berlin geantwortet worden, „daß Humboldt nur seine früheren Vorlesungen über physische Geographie ordnen und unter dem oben genannten Titel herausgeben wolle.“

Humboldt's Reise durch Rußland, sein Aufenthalt in Moskau xc. waren ebenfalls Gegenstände unseres Gesprächs. Er gedachte mit Vergnügen, jedoch nicht ohne das ihm eigenthümliche Lächeln, der treuherzigen Gastfreundschaft Moskau's, der Soireen, welche daselbst ihm zu Ehren gegeben wurden und in denen ein Jeder es für seine Pflicht hielt, mit ihm in der Kreuz und Quer „von Byron oder von wichtigen Dingen“ zu sprechen; auch gedachte er mehrerer ihm bekannter Personen, fragte nach Puschkin, der damals noch in der vollen Blüthe des Lebens stand, und erkundigte sich besonders nach dessen historischen Arbeiten; eben so nach K. K. Jenisch (Fräulein Pawlowa), und drückte sein Bedauern aus, daß sie, nachdem sie angefangen habe, Französisch zu schreiben, nun aufgehört habe, uns mit ihren vortrefflichen Deutschen Uebersetzungen aus dem Russischen, Polnischen und anderen Sprachen, so wie mit ihren eigenen Gedichten, zu beschenken.

Ungeachtet seiner tiefen Kenntniß vieler ausländischen Sprachen, liebt Humboldt doch vor allen seine Muttersprache, die Deutsche, und freut sich stets, wenn Fremde sich mit derselben beschäftigen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir eine Anekdote, welche als Beleg für die allgemeine Meinung dienen kann, daß wir Russen uns fremde Sprachen mit großer Leichtigkeit aneignen. S. S. Uwaroff befand sich in seiner Jugend gleichzeitig mit Humboldt in Wien, zur Zeit als Schiller noch lebte. — „Eines Tages“, fuhr Humboldt zu erzählen fort, „erschien in unserem Kreise ein neues Gedicht von Schiller, welches als eine Novität uns noch im Manuskripte mitgetheilt wurde. Wir geriethen Alle darüber in Entzücken, denn es war eins der besten kleinen Gedichte Schiller's. Dieselbe Bedeutendheit tiefer Gedanken, dieselbe Sprache, derselbe wohlklingende kräftige Vers. Lange Zeit cirkulirte dieses Gedicht in Wien unter Schiller's Namen, als wir plötzlich, ich weiß nicht mehr, auf welche Weise, erfuhren, daß Herr Uwaroff diese Verse geschrieben habe. Sie können sich unser Erstaunen vorstellen.“

Aller Details der lebendigen Unterhaltung Humboldt's kann ich mich nicht mehr erinnern, doch habe ich die Hauptsachen berichtet. Das ganze Gespräch hatte den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht und wird mir natürlich unvergeßlich bleiben. Die Lebendigkeit und Leutseligkeit, mit welcher Humboldt von den wichtigsten Dingen spricht, der leichte Anflug von Ironie, welchen er auf Alles wirft, über das er nicht spricht, seine große und tiefe Gelehrsamkeit, der Glanz seines Namens, sein scharfer, freier, und klarer Verstand, seine Universalität, seine Meisterschaft in Allem, worüber er nur urtheilt, — dies Alles verleiht seinem Gespräch einen besonderen Reiz und etwas unendlich Hinreißendes. Zu Anfang noch nicht zu gesprächig, fragte er mehr, als daß er sprach, gleichsam als ob er meine Art zu denken und den Grad meiner Bildung erforschen wollte, später aber ergriff er, immer lebendiger werdend, den Faden des Gesprächs, und fast ununterbrochen floß nun seine Rede, fast wie, um ein Gleichniß des verewigten Puschkin zu gebrauchen, das Wasser aus dem Munde jener marmornen Löwen in zweifachen Strahlen, rechts und links.

Seitdem war ich noch einmal bei Humboldt, begegnete ihm später noch unter den Linden und traf ihn noch einmal in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, zwei Tage vor meiner Abreise aus Berlin, wo er mir sagte, daß er fast gleichzeitig mit mir Berlin verlassen werde, um nach Teplitz zu gehen, wohin ihn seine Pflicht als Kammerherr riefe.

Unter den Linden begegnete ich Humboldt stets allein, mit ziemlich schnellen und ungleichen Schritten, vorgebeugtem Kopfe und gedankenvoll daher gehend. Jedesmal, wenn ich ihn so mit etwas gesenktem Haupte gehen sah, erschien er mir wie eine volle, reife, unter der Schwere zahlloser, vollwichtiger Körner sich neigende Aehre. Besteht aber die geistige Aerndte der Menschheit in der That nicht aus solchen Aehren, wie Humboldt, und haben nicht sie allein Gewicht und Bedeutung im Kornhause Gottes?

Alexander v. Humboldt widerlegt durch sein Beispiel die Meinung, daß das ehelose Leben das Alter des Menschen verkürze. Er ist im September 1769 geboren, mithin über 70 Jahr alt, aber noch so frisch und kräftig, daß man ihn für noch nicht 60 Jahr alt hält. In seinem ganzen Aeußeren bemerkt man durchaus nichts Greisenhaftes, nichts Gebrechliches. Noch im Jahre 1838 war er abermals in seinem Paris, reiste mit Arago nach der Normandie und führte stets und überall das thätigste Leben.

Humboldt ist zwar über 70 Jahr alt, doch bis jetzt hat sich von der neuen Generation noch nicht Einer hervorgethan, der seinen Ruhm zu verdunkeln, ja Keiner, der ihm nur nahe zu kommen vermöchte. Aber in Deutschland wie überall: les dieux s'en vont.

Zum Schluß muß ich endlich noch den diesesmal leidenschaftlosen Menzel anführen. „Humboldt“, sagt der Deutsche Kritiker, „ist der Napoleon unter den Naturforschern. Alles hat er mit seinem stolzen Blicke gesehen, Alles erfaßt; er stand auf den Cordilleren und auf dem Altai, und von den minutiösesten, schwierigsten Barometer-Beobachtungen bis zu den kühnsten und weitesten Blicken auf das Weltall unterwarfen sich ihm alle Gebiete und alle Reiche der Natur, wie nicht zu umfassende Eroberungen.“ N. Melgunoff.

Frankreich.

Eine Episode aus der Revolutionszeit.

Die Reaction, welche in Folge des Thermidors eintrat, ermunterte bekanntlich die Royalisten zu den kühnsten Hoffnungen. Schon träumten sie von der bevorstehenden Wiedereinsetzung der Bourbons. Lyon war das Hauptquartier einer wirklichen royalistischen Regierung mit einem royalistischen Ausschuß, einer royalistischen Verwaltung, einem Generalstabe und, man könnte fast sagen, einer royalistischen Armee.

Eine Abtheilung dieser Armee wurde unter Leitung des Herrn von Chardon in den Gebirgen der Auvergne organisirt; eine andere im Jura unter Herrn von Teyssonnet. An Bewerbern um die Offiziers-Epaulette fehlte es durchaus nicht, wohl aber an Soldaten. Es ist in der That nichts schwerer, als eine Armee ohne Geld zusammenzubringen, und das Budget der Contre-Revolution war eben nicht allzu reichlich ausgestattet.

In dieser Verlegenheit beschloß man, der Republik den Aufwand für die royalistische Armee aufzubürden. Freiwillig würde sie sich wohl schwerlich dazu verstanden haben, und ohne sich auch nur auf Unterhandlungen einzulassen, hielt man es für angemessener und sicherer, das Geld, welches man brauchte, mit Gewalt zu nehmen. Man organisirte Banden, welche bestimmt waren, sich der Staats-Gelder zu bemächtigen. Diese Banden bestanden größtentheils aus überspannten Menschen, an denen die damalige Zeit so reich war, und welche weniger ihrer politischen Ueberzeugung als dem Reize eines abenteuerlichen Unternehmens folgten. Viele, wie Hyvert, von dem noch die Rede seyn wird, betrieben dies Geschäft als Liebhaber.

Ich habe viele dieser Unglücklichen gekannt, und noch leben sie in meiner Erinnerung, diese tollkühnen und bis zum Wahnsinn überspannten Menschen, welche die Leidenschaft bis zur Wuth entflammt hatte, die aber nicht im Stande gewesen wären, einem Reichen einen Pfennig zu rauben, und welche mit Aufopferung ihres Lebens die Thränen eines Kindes getrocknet haben würden. Nie sind sie eines Diebstahls gegen Privatleute angeklagt worden. Ich erinnere mich sogar, daß, als einst in einem Gasthause Jemand darüber Klage führte, daß er bei einem Anfalle auf Staats-Gelder 100 Louisd'or eingebüßt habe, diese Summe ihm schon am Abend von unbekannter Hand zugestellt wurde.

Die Diligencen-Räuber, von denen hier erzählt werden soll, hießen Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet. Le Prêtre war ein

---

kant. Zu Anfang des Jahres 1836 schrieb nämlich Humboldt an den Herzog v. Sussex, als Präsidenten der Royal Society in London, einen Brief: Sur les moyens propres à perfectionner la connaissance du magnétisme terrestre par l'établissement de stations magnétiques et d'observations correspondantes. Jetzt aber ist Humboldt's Vorschlag durch die Londoner Society bereits ausgeführt, und vom Jahre 1840 an hat die neue Reihe von Observatorien (stations) in der südlichen Halbkugel bis zu den äußersten Gränzen des südlichen Polarkreises ihre Wirksamkeit in Verein mit den älteren und denen, welche man jetzt in Kanada erbaut, bereits begonnen. Und dieses über den ganzen Erdball ausgebreitete Netz magnetischer Beobachtungen ist durch die Thätigkeit eines einzigen Menschen bewirkt worden! Dieser eine aber ist — Alexander v. Humboldt. (Anmerk. des Verf.)

*) Zu dem ersten Bande dieses Werkes, der damals (1836) vorbereitet wurde, sind jetzt auch der zweite und der dritte Band gekommen, die eben so wie jener einen integrirenden Theil der Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften bilden. Den Umfang des in diesem Werke dargebotenen für alle Zukunft unerschöpflichen Schatzes der Wissenschaft vermögen allerdings nur gelehrte Sprachforscher ganz zu würdigen; doch wer auch nur für seine Muttersprache und die anderen Europäischen Mundarten ein näheres Interesse hat, der wird mit Lust „die Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts“ lesen. Nicht minder nimmt die diesem Werke beigefügte Abhandlung Wilhelm's v. Humboldt: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache“ das Interesse auch des Laien in Anspruch. D. R.

**) Examen critique de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les XV et XVI siècles. 3 tomes. Paris, 1837.

***) Deutsche Vierteljahrs-Schrift, 1838. Heft IV.

†) Theil III. S. 223.

ehemaliger Dragoner-Capitain, der sich durch den edlen Ausdruck seiner Gesichtszüge, so wie durch sein einnehmendes Wesen und sein feines Benehmen, auszeichnete. Die wahren Namen Guyon's und Amiet's sind nie bekannt geworden, denn die, welche sie führten, verdankten sie rein der Gefälligkeit der Paß-Beamten. Sie waren zwei Brauseköpfe im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die durch ein geheimnißvolles Band aufs engste verbunden waren. Das Aeußere des Letzteren machte einen unheimlichen Eindruck. Hyvert war der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Lyon, welcher dem Gendarmen, der Jenen eskortirte, 60,000 Fr. bot, wenn er seinen Sohn entschlüpfen lassen wollte. Er war, wenn man so sagen darf, der Achilles und der Paris der Bande. Er war von mittlerer Größe, aber wohlgebaut. Sein Auge erglänzte immer im Feuer leidenschaftlicher Bewegung, seinen Mund zierte immer ein Lächeln. Er hatte eines von den Gesichtern, die man nie vergißt, und in denen der Ausdruck der Milde und der Kraft, der Zärtlichkeit und der Stärke sich so wunderbar paaren. Aus seiner Unterhaltung ersah man, daß er zu seiner Bildung einen guten Grund gelegt hatte, und daß er viele natürliche Gaben besaß. Erschrecklich war aber seine wilde Heiterkeit, welche einen so fürchterlichen Kontrast mit seiner Lage bildete. Sein Charakter war gutmüthig, menschlich und großmüthig, und vorzüglich kamen Schwache gut mit ihm aus, denn sonst trug er gern seine athletische Stärke zur Schau, welche seine fast weiblichen Züge nicht hätten erwarten lassen. Er war zweiundzwanzig Jahr alt.

Diese vier Menschen waren zum Anfall auf eine Diligence ausersehen worden, welche 40,000 Fr. für Rechnung des Staats enthielt. Sie vollführten dies Unternehmen am hellen Tage, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Was fragten auch die Passagiere danach? Nur ein zehnjähriger Knabe nahm das Pistol des Conducteurs und feuerte es auf die Räuber ab. Das Mord-Instrument war nur mit Pulver geladen, und es wurde daher Niemand verwundet. Der Schreck der Reisenden war nicht gering. Die Mutter des Knaben wurde von so fürchterlichen Nervenzuckungen befallen, daß fürs erste alle andere Rücksichten in den Hintergrund traten und die Räuber ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Leidenden zuwendeten. Der eine derselben näherte sich ihr und ertheilte ihr die beruhigendsten Versicherungen, indem er ihr zu dem Heldensinn ihres Sohnes Glück wünschte. Sie kam wieder zur Besinnung. Ihre Reisegefährten bemerkten, daß dem Räuber die Maske einen Augenblick entfallen war; sein Gesicht hatten sie indeß nicht gesehen.

Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet wurden vor den Gerichtshof eines benachbarten Departements gefordert. Niemand hatte durch ihren Anfall Schaden gelitten, ausgenommen der Schatz, um den sich Niemand kümmerte, denn man wußte ja nicht, wem er eigentlich gehörte. Niemand hatte einen von ihnen erkannt, ausgenommen die Dame, welche indeß nichts verrieth. Sie wurden einstimmig freigesprochen.

Indeß war die Ueberzeugung von ihrer Schuld so allgemein, daß Einspruch gegen das Urtheil eingelegt wurde. Dasselbe wurde kassirt, aber die öffentliche Gewalt stand damals auf so schwachen Füßen, daß sie heute Frevel zu bestrafen fürchtete, welche morgen schon ein Verdienst seyn konnten. Die Angeklagten wurden noch einmal dem Gericht des Departement des Ain übergeben und nach Bourg gebracht, wo viele ihrer Freunde, Verwandten und Mitschuldigen lebten. Man glaubte den Anforderungen der einen Partei genügt zu haben, indem man ihr noch einmal ihre Opfer überwies; die andere stellte man dadurch zufrieden, daß man ihr untrügliche Bürgschaften gab. Die Instruction begann und gewährte dieselben Resultate wie die vorige. Zu Gunsten der Angeklagten sprach ein Alibi, das, obschon falsch, durch hundert Unterschriften bewiesen wurde. Gegen ein solches Zeugniß konnte die stärkste moralische Ueberzeugung nicht Stich halten. Die Freisprechung schien unvermeidlich, als eine Frage des Präsidenten der Sache eine ganz andere Wendung gab. „Madame", fragte er die Dame, welcher einer der Räuber so hülfreichen Beistand geleistet hatte, „welcher von den Angeklagten hat sich so zuvorkommend gegen Sie erwiesen?" Diese ungewöhnliche Frage brachte die Angeredete aus der Fassung; wahrscheinlich mochte sie die Thatsache für erwiesen halten und glauben, es stände nur noch bei ihr, das Schicksal des Mannes zu mildern, der ihr eine so warme Theilnahme eingeflößt hatte. „Dieser Herr", antwortete sie, indem sie auf Le Prêtre wies. — Diese Antwort überlieferte die Angeklagten dem Beile des Henkers. — „Beim Himmel", sagte Hyvert, laut auflachend, „sehen Sie, Capitain, ob es sich der Mühe verlohnt, galant zu seyn."

Noch konnten die Angeklagten auf die Appellation hoffen, aber damals hatte die Partei der Revolution, welche Napoleon einen Monat später zerschmetterte, wieder einen größeren Einfluß gewonnen. Die Appellation wurde verworfen, aber das Gericht erhielt nicht die erste Kunde davon. Drei Flintenschüsse, welche unter den Fenstern des Gefängnisses abgefeuert wurden, setzten die Gefangenen zuerst davon in Kenntniß. Der Kommissarius des Direktoriums sammelte indeß schnell alle verfügbare Streitkräfte, und um 6 Uhr Morgens waren 60 Berittene im Hofe des Gefängnisses aufgestellt. Obgleich die Wächter alle mögliche Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, so fanden sie die Gefangenen doch, als sie in das Gefängniß drangen, ohne Ketten und von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet. Es kostete ihnen keine Mühe, sich in Freiheit zu setzen und mit Hülfe der Schlüssel, welche sie den Wächtern abgenommen hatten, auf den Hof des Gefängnisses zu gelangen. Dort aber fanden sie die Gendarmen, deren Reihen sie nicht durchbrechen und nicht umgehen konnten. Sie standen still und schienen sich einen Augenblick unter einander zu berathen. Le Prêtre, der älteste von ihnen und zugleich ihr Anführer, salutirte die Soldaten mit der Hand und sagte mit dem ihm eigenen edlen Anstande: „Sehr wohl, meine Herren Gendarmen." Dann schritt er vor seinen Gefährten vorüber, indem er ihnen ein letztes Lebewohl sagte, und jagte sich eine Kugel durch den Kopf.

Guyon, Amiet und Hyvert rüsteten sich zur Gegenwehr; ihre doppelläufigen Pistolen waren auf die Gendarmen gerichtet; indeß schossen sie nicht. Jene sahen diese Demonstration als eine Kriegserklärung an und feuerten ab. Guyon sank todt auf den Körper le Prêtre's nieder; auch Amiet fiel; ihm wurde ein Bein zerschmettert. Hyvert allein blieb unverwundet. Seine unerschrockene Haltung, sein flammendes Auge, die Pistolen, welche er in den Händen schwenkte, theilweise auch wohl die Bewunderung, welche die Verzweiflung des schönen Jünglings mit den flatternden Haaren einflößte, schienen den Soldaten zu imponiren. Er bemerkte es und fing an zu unterhandeln: „Meine Herren", sagte er, „ich sehe dem Tode entgegen, und ich sehne mich nach ihm; aber es komme mir Niemand zu nahe, oder ich schieße ihn nieder, wenn es nicht etwa dieser Herr ist"; — er zeigte auf den Henker. — „Wir beide werden unsere Sachen schon allein ausmachen, und es wird sich Keiner über den Anderen zu beklagen haben." — Diese Forderung konnte ihm leicht zugestanden werden. Jeder der Anwesenden war überdies von diesem schrecklichen Schauspiele erschüttert und wünschte die Sache baldmöglichst beendet zu sehen. Als er sah, daß sein Vorschlag angenommen war, nahm er eine seiner Pistolen in den Mund, holte aus dem Gurte einen Dolch hervor und stieß ihn sich bis zum Griff in die Brust. Er fiel nicht um und schien selbst darüber verwundert. Man wollte sich auf ihn stürzen, aber er richtete seine Pistolen auf die Anrückenden und rief, während das Blut aus der Wunde strömte, in welcher der Dolch noch steckte: „Sie kennen unsere Uebereinkunft; entweder lassen Sie mich allein sterben, oder ich sterbe in Gesellschaft. Vorwärts!" — Man ließ ihn gehen. Er ging gerade auf die Guillotine los, indem er den Dolch in seiner Brust hin und her wendete. „Meiner Treu", sagte er, „meine Seele muß sehr fest in meinen Körper eingefügt seyn; ich kann nicht sterben. „Sehen Sie zu", wendete er sich zu dem Henker, „ob es Ihnen besser gelingt." — Einen Augenblick später fiel sein Kopf. Sey es nun Zufall, sey es die Folge einer ganz ungewöhnlichen Lebenskraft, sein Kopf sprang auf und rollte weit hinweg; in Bourg erzählt man sogar noch, derselbe habe gesprochen.

Ch. Nodier.

Mannigfaltiges.

— Die Französische Marschalls-Tafel. In London befindet sich jetzt die prächtige „Marschalls-Tafel" von Porzellan, die Napoleon auf dem Gipfel seines Ruhmes von dem Maler Isabey hat malen lassen, um sie der Munizipalbehörde von Paris zum Geschenk zu machen. Diese ließ die Tafel im Museum des Louvre aufstellen, von wo sie zur Zeit der Restauration wieder entfernt und an einen Privatmann verkauft wurde, der sie in der neueren Zeit vergebens wieder in Paris mit Vortheil zu verkaufen suchte und nunmehr bemüht ist, in England einen angemessenen Preis, wo möglich 3000 Pfd. Sterl. (20,000 Thaler), dafür zu erhalten. Die Tafel selbst hat eine runde Form, ist von vergoldeter Bronze und am Piedestal reich mit Figuren verziert, welche verschiedene Attribute des Heldenthums darstellen. Die Porzellanplatte ist von ziemlich bedeutendem Umfang, zeigt im Mittelpunkt die Figur des Kaisers, der im Krönungsmantel auf dem Throne sitzt, und zwar gehen von diesem Throne nach allen Seiten hin Strahlen aus, deren jede den Namen einer Schlacht trägt und zwischen denen in reicher Emaille die Bildnisse der Marschälle Soult, Davoust, Marmont, Lannes, Mortier, Ney, Murat, Bernadotte, Augereau, Caulaincourt, Duroc, Bessières und Berthier angebracht sind. Die Portraits sollen sämmtlich ungemein charakteristisch und ähnlich seyn.

— Mikroskopische Gesellschaft. Zu den vielen gelehrten Gesellschaften, die London schon besitzt, ist jetzt auch eine „mikroskopische" gekommen, die aber nicht, wie man allenfalls aus dem Namen schließen könnte, aus einer Gesellschaft von Lilliputanern besteht, sondern die ersten wissenschaftlichen Illustrationen unter ihren Mitgliedern zählt und die Lieblingsbeschäftigung der Physiologen unserer Zeit, das Beobachten der Natur durch das Mikroskop, systematisch treibt. Die erste Sitzung dieser Gesellschaft wurde am 19. Februar d. J. gehalten, und zwar nahm Prof. Owen den Präsidentenstuhl ein. Es wurde unter Anderem eine Abhandlung „über mikroskopische Untersuchungen des Baues der Zähne zur genaueren Erklärung fossiler Ueberreste" verlesen. Die Geologie soll also nunmehr ebenfalls ihre Vortheile vom Mikroskop haben. Man sollte glauben, daß die ungeheuren Mammuthsknochen am allerwenigsten geeignet seyen, ein Gegenstand der Lupe zu werden, aber nach den Erklärungen des Herrn Owen dürfte die vorweltliche Thierbildung, eben so wie der Organismus der Infusorienwelt, erst durch das Mikroskop ihre wissenschaftliche Darstellung erhalten.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Montag den 30. März 1840.

Italien.

Die Italiänische Volksliteratur.

I. Neapel.

Neapel, Venedig, Mailand und Palermo sind die vier Centralpunkte der Volkspoesie in Italien. Nach Venedig ist Palermo der wichtigste dieser Punkte. Abgesehen von seinen burlesken Dichtungen, die sehr zahlreich sind, hat Sicilien drei Literatur-Epochen gehabt: die mittelalterliche, von der noch Volksgesänge und verworrene Ueberlieferungen vorhanden; die klassische Epoche des 16ten Jahrhunderts, welche Veneziani und eine Menge Dichter hervorbrachte und gleichsam eine Sicilianische Entwickelung der Provenzalischen Poesie war; und eine dritte Epoche, die im 17ten Jahrhundert mit dem Verfall Italiens begann und im 19ten Jahrhundert mit den Dichtungen Melli's schließt. In dieser letzten Epoche, welche man die idyllische nennen kann, erneuert Sicilien den Ruhm Theokrit's, als wäre es das ewige Vaterland des Hirtengedichts. Das Venetianische Theater blüht im 17ten Jahrhundert, und es ist der Mittelpunkt aller Lokal-Literaturen. Die gegenwärtige Uebersicht soll sich indeß auf das Italiänische Festland beschränken, und Venedig ist eine Insel wie Sicilien; es hat, so wie dieses, einen ganz abgesonderten Charakter.

Wenn die Volks-Literatur in Italien sich reicher als bei irgend einer neueren Nation entwickelte, so rührt dies daher, weil sie auf eine National-Literatur folgte, während in Frankreich, Spanien und anderen Ländern gerade das Umgekehrte der Fall ist. Es soll nun hier die Auflehnung der Dialekte gegen die allgemeine Sprache der Nation nachgewiesen werden. Niemand kann leugnen, daß in einem gewissen Zeitraum diese Auflehnung siegreich war, und die Erscheinung, daß eine Literatur im Kampfe gegen die Provinzial-Dialekte den Kürzeren zieht, ist nur in Italien vorgekommen. Die Thatsachen hiervon sind in den 36 Bänden der Neapolitanischen Dichter, in den 12 Bänden der Mailändischen und in fast 50 Bänden der Venetianischen enthalten. Es giebt Sammlungen der Dichtungen Genua's, Bologna's, Padua's und Siciliens, und der Reisende kann in Italien überall Volkslieder finden.

Die Literatur Neapels beginnt eigentlich erst mit dem 17ten Jahrhundert. Zwar hatte schon vor diesem Zeitpunkt der Neapolitanische Dialekt einige Fortschritte gemacht, besonders unter Alphons von Aragonien, wo er zur Sprache der Regierung erhoben wurde und das Parlament von Neapel ihn an die Stelle des Lateinischen setzte. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war eine Neapolitanische Chronik voll wunderbarer Erzählungen erschienen; es war eine Art von Volksgedicht, in welchem Virgil als Zauberer auftritt und Neapels Schicksale lenkt. In anderen noch vorhandenen Chroniken ist die Geschichte weniger entstellt, und ungeachtet der damals noch auf künstliche Weise ererbten Herrschaft des Italiänischen kömmt der Dialekt darin zum Vorschein. Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts aber verbreitet sich die Italiänische Sprache über die ganze Halbinsel, und selbst in Neapel schreiben Pontano, Sanazzaro, Costanzo, Brittonio, Summonte und noch einige Andere in derselben. Nun gerieth der Dialekt mit dieser Sprache in Streit, wurde aber systematisch von der Pontanischen Akademie bekämpft und 1554 aus dem Parlamente verbannt. Während des 16ten Jahrhunderts wurde keine nur irgend bemerkenswerthe Schrift in dieser Mundart herausgegeben, ja es gingen sogar die Verse verloren, die Brittonio und Sanazzaro, fast wider ihren eigenen Willen, darin geschrieben hatten; niemals zog sich ein Dialekt bescheidener vor der Bewegung zurück, die darauf ausging, Einheit in die Literatur eines Volkes zu bringen. Erst beim Verfall der Italiänischen Literatur erschien er wieder in den Büchern; hundert Jahre nach der Befestigung der Spanischen Herrschaft, als die National-Poesie fast ganz untergegangen war, bemächtigt er sich der lange unterdrückten Volks-Ideen, flackert auf wie ein jäher Feuerstrahl, und drei Dichter erstehen zu derselben Zeit, um aus drei verschiedenen Gesichtspunkten den Aufschwung des Volkes darzustellen, der damals mit der Empörung des Masaniello sich Bahn machte.

Der Ritter J. B. Basilio ist der erste unter diesen drei Dichtern; seine Poesie strotzt von seltsamen Bildern; sobald er sich aber von der Nationalsprache lossagt und zum Patois wendet, wird er der liebenswürdigste und einfachste Schriftsteller Italiens. Sein Meisterwerk ist das Pentamerone oder le Cunto de li cunti, ein in Neapolitanischem Dialekt verfaßtes Buch. Folgendes ist ungefähr der Inhalt des Pentameron. Der König von Monterunno ist durch einen Zauberer in eine Statue verwandelt worden und soll nur dann wieder zum Leben zurückkehren, wenn ein junges Mädchen drei Eimer mit ihren Thränen anfüllt. Diese Aufgabe ist schwierig zu lösen, und der König schläft schon seit mehreren Jahrhunderten in seinem Mausoleum. In einem anderen weit entfernten Königreiche lebte eine Prinzessin, die so weise wie Zoroaster, so ernsthaft wie Heraklit war und die in ihrem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal gelacht hatte. Ihr Vater hatte zur Zerstreuung ihrer Schwermuth nichts unversucht gelassen, er gab die herrlichsten Feste, er berief alle Spaßmacher der Welt an seinen Hof, das Uebel aber widerstand allen seinen Anstrengungen. Eines Tages kam er auf den Einfall, einen Oel-Springbrunnen auf der Straße anbringen zu lassen, vielleicht daß die Seitensprünge der über diesen künstlichen Regen erschreckten Vorübergehenden seine Tochter belustigen möchten. Das Mittel schlug an, denn eine Hexe, die über die Straße ging, machte einen so großartigen Satz, daß die Prinzessin in lautes Gelächter ausbrach. Alle sind darüber entzückt, die alte Hexe aber rächt sich, indem sie die Prinzessin Zoza dazu verdammt, den König von Monterunno zu heirathen. Zoza entflieht aus dem Palaste ihres Vaters, um ihren Gemahl aufzusuchen; mit dem Beistande zweier wohlgesinnter Feen kömmt sie in dem Königreiche Monterunno an; sie begiebt sich sogleich zur Statue des Königs und vergießt Ströme von Thränen in die drei am Grabmal befestigten Zauber-Eimer. In diesem Zustande bringt sie zwei Tage zu, die Eimer sind beinahe gefüllt, da versinkt sie am Ende des dritten Tages aus Ermattung in einen tiefen Schlaf; eine Negersklavin, die sie beobachtet hatte, raubt ihr die Eimer und ergänzt das Fehlende durch Thränen. Sogleich belebt sich die Statue, steigt von ihrem Piedestal, und die Negerin wird auf der Stelle die Gemahlin des erlösten Königs. Man kann sich Zoza's Schmerz bei ihrem Erwachen vorstellen, doch hofft sie den Betrug noch zu enthüllen, und um dazu die günstigste Gelegenheit abzupassen, bezieht sie einen Palast, dem des Königs gegenüber. Die Negerin, die sich in guter Hoffnung befindet, hat die seltsamsten Gelüste und verlangt die außerordentlichsten Wunder des Feenreiches zu schauen. Auf einmal kömmt ihr die Lust an, sich Geschichtchen erzählen zu lassen; der König, der unermüdlich ist, wenn es sich darum handelt, ihr gefällig zu seyn, läßt alle Damen seine Hofes sich versammeln; aus diesen wählt er zehn aus, worunter sich auch Zoza befindet, und trägt ihnen auf, den neuen Wunsch der Königin zu erfüllen. Nun beginnt eine Folge von funfzig mit Eklogen und anderen Gedichten vermischten Erzählungen; es sind funfzig kleine Dramen von der wunderlichsten Seltsamkeit. Schlangen, sprechende Katzen, gräuliche, fratzenhafte Seeungethüme, alle Phantome der Mythologie und der Sagen des Ritterthums, eine Menge obscöner, prächtig und scheußlicher Verwandlungen und alle abenteuerliche Schöpfungen der Zauberei reihen sich in diesen zur Kurzweil für die Gemahlin Monterunno's erzählten Mährchen an einander. Als aber die Reihe an die Prinzessin Zoza kömmt, glaubt man in die Wirklichkeit zurückzukehren, denn ihre eigenen Abenteuer, die sie in der letzten Novelle erzählt, scheinen nichts weiter als eine nur zu wahre Geschichte zu seyn. Der König, der auf diese Weise die List erfährt, deren Opfer Zoza geworden, läßt die Negerin tödten und heirathet die Prinzessin. In seinem Pentameron erfindet Basilio Begebenheiten, die wunderbarer als alle Wunder der Zauberei sind. Hier werden auf Befehl eines grausamen Königs einer Prinzessin die Hände abgeschnitten, in einen Krystallkasten eingeschlossen und ins Meer geworfen; sie durchschwimmen den Ocean und werden von einem Prinzen aufgefunden, der darob in Liebe entbrennt und seine unbekannte Herzensgebieterin aufsucht, wobei ihm die sonderbarsten Dinge widerfahren. In einem anderen Mährchen ist ein König in irgend einen bösen Zauber gebannt, in Folge dessen eine allgemeine Empfängniß über seinen Palast sich verbreitet, von der nicht allein alle Bewohner, sondern auch die leblosen Gegenstände heimgesucht werden. Nach Verlauf von neun Monaten gebiert die Königin ein Kind, die Stühle kleine Stühle, kurz alle Gegenstände verdoppelten sich. Die wunderliche Novelle schließt mit der Vermählung des Königssohnes, der durch ein an demselben Tage geborenes Kind, das mit einem Schwert kämpft, welches unter dem Einfluß des Zaubers von einem anderen Schwerte geboren wurde, aus einer fürchterlichen Gefahr gerettet wird. Eine Blume, die sich nach einem phantastischen Ereigniß in ein junges Mädchen verwandelt, ist der Gegenstand einer anderen Novelle. Besonderer Erwähnung aber verdient das Mährchen von der Schlange. Eine Schlange verwandelt nämlich ein ganzes Königreich in massives Gold und Silber, um die Tochter des Königs

zur Gattin zu erhalten. In der Hochzeitsnacht nimmt sie die Gestalt eines Jünglings an und verschwindet dann unter der einer Taube. Die Prinzessin Gemahlin verläßt den Hof, um ihren jungen Gatten aufzusuchen, und erfährt endlich seinen Zufluchtsort, denn ein Fuchs, dem die Wohnung der Schlange durch das Gespräch der Vögel entdeckt wurde, macht ihrer Angst ein Ende. In den meisten Novellen Basilio's findet man einen Wendepunkt, wo der Verfasser das Gebiet der Fabel verläßt und sich in eine phantastische Welt emporschwingt; die Idee der Seelenwanderung verbindet sich dann mit der Zauberei und mit einem Ueberrest von Mythologie, und daraus entspringt jenes Gemisch von Sympathieen, Antipathieen und geheimen Kräften. Man staunt über die Schöpfung von zauberischen Mächten, welche Basilio's Einbildungskraft nach Belieben hervorruft. Seine Personen tauchen auf und verschwinden wie Träume; doch wie seltsam auch die Abenteuer seyn mögen, in welche sie verwickelt werden, immer bewahren sie ihre Einfachheit und reißen mit sich fort vermöge jener wunderbaren Kraft, die nur den Volkssagen eigen ist. Das Volk ist eigentlich der große Magier und der erste Schöpfer der Phantasmagorie, und Basilio, der sie auf seine Erzählungen übertrug, hat sich im Andenken seines Vaterlandes einen unvergänglichen Namen gemacht. Das Pentameron ist von der klassischen Literatur verachtet worden, man hat sein Daseyn fast gar nicht beachtet, und doch hat es auf die Dichtungen der Städte Italiens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, weil es sich auf Sagen gründete, die weit durch die Italiänischen Provinzen verbreitet waren. Mehrere Venetianische Erzählungen haben die auffallendste Aehnlichkeit mit ihm; dann entdeckt man auch bei dem berühmten Florentinischen Dichter Malmantilo, der ein Zeitgenosse Basilio's war, so manchen Zug seiner wunderbaren Einbildungskraft. Funfzig Jahre später ahmte Marsilio Reppone, dessen eigentlicher Name Perrone ist, das Pentameron nach in einer Sammlung Neapolitanischer Novellen, Poselicata benannt, wo die weiter ausgeführten Mährchen des Basilio zu eben so viel kleinen Romanen benutzt sind. Hundert Jahre darauf erweckten dieselben Novellen den Genius Gozzi's, denn die phantastischen Dramen des Venetianischen Dichters sind nichts als das mit dem Witz der improvisirten Komödie und mit Beihülfe der Italiänischen Masken in Scene gesetzte Pentameron.

Man hat gesagt, Basilio sey der Boccaz Neapels; und in der That hat sein Werk eine freilich nur scheinbare Aehnlichkeit mit dem Decameron; dann war auch Basilio der erste Prosaiker Neapels und bildete die Neapolitanische Sprache aus, wie Boccaccio die Italiänische. Im Uebrigen aber ist keine Aehnlichkeit zwischen dem positiven, regelrechten Genius des Boccaccio und den poetischen Ausschweifungen des Pentamerone. Richtiger wäre ein Vergleich zwischen diesem Werke und Tausend und eine Nacht; doch beruht auch diese Gleichheit auf kaum merklichen Spuren. Die orientalischen Erzählungen waren dem Basilio durchaus unbekannt und nur ganz entstellt durch mündliche Ueberlieferung zu ihm gelangt. Die Episoden aus Tausend und eine Nacht, auf die man im Basilio stößt, sind ganz ins Gemeine herabgezogen und getrübt; die Neapolitanische Phantasie hat, anstatt die Welt zu verschönen und zu idealisiren, sie völlig absichtlich häßlicher dargestellt, denn um die ihr inwohnende Lebensthätigkeit anzudeuten, hat sie dieselbe mit Ungeheuern bevölkert. Es wäre von Interesse, aufzufinden, wie die Arabischen Mährchen bis zu Basilio gelangten, und welche Veränderung mit ihnen durch die fremde Ueberlieferung vorgegangen, aber dazu fehlt jeder Haltpunkt. So viel erhellt, daß sowohl vor wie nach Basilio der Neapolitanische Dialekt mit einer fast orientalischen Poesie auf's engste verknüpft ist. So findet man in den Schriften des alten Chronikenschreibers von Neapel, der unter dem angenommenen Namen Villani bekannt ist, Stellen vor, die man für Plagiate aus Tausend und eine Nacht halten könnte. Den Ideen des Mittelalters zufolge, schildert Villani den Virgil als einen Zauberer, von dem Rom's Größe ausgegangen, denn er hatte den wunderbaren Thurm erbaut, von welchem man alle Feinde, die das Reich überfielen, entdecken konnte. Ist das nicht eine Uebertragung der Arabischen Sagen von Alexander? Auch Neapels gesunde Luft, so wie die Errichtung einiger Denkmäler, unter denen sich ein Pferd aus Marmor befindet, das alle Krankheiten der Pferde heilt, schreibt Villani den Zauberkünsten Virgils zu. Nach Basilio hat Marsilio Reppone gleichfalls einige Arabische Mährchen benutzt, die sein Vorgänger vergessen oder gar nicht gekannt hatte; auch er kannte den Arabischen Text bestimmt nicht und faßte diese Züge nur aus dem Munde des Volkes auf. Statt sie aber bloß zu bearbeiten, ahmte dieser Dichter sie nach und verschönerte sie; auch haben seine Nachbildungen die größte Aehnlichkeit mit den Erzählungen des gläubigen Villani. Mehrere Denkmäler Neapels kommen darin als verwandelte Edelleute oder Zauberer vor; der Vesuv und der Pausilipp selbst sind nach ihm nur Erinnerungen an große Katastrophen. Reppone erdichtete, wo Villani geglaubt haben würde.

Cortese ist der zweite Dichter Neapels. Die Neapolitaner nennen ihn den Dante ihrer Literatur, doch muß man sich wohl hüten, dies auf Treu und Glauben anzunehmen. Er blühte um das Jahr 1630, war eng mit Basilio verbunden, ja es heißt selbst, daß er sein Schüler war; man kennt von seinem Leben weiter nichts als diesen einen Umstand. Seine Dichtungen, die nur einen Band ausmachen, sind vier- bis fünfmal aufgelegt worden; Gravina und Quadrio gedenken seiner mit großem Lobe. Cortese ist der heroischkomische Dichter des Neapolitanischen Volkes und nimmt einen ausgezeichneten Platz in der Literatur-Geschichte seines Landes ein. Seine Dichtungen versetzen den Leser in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, er ruft die Gefährten Masaniello's ins Leben zurück, und jene ganze Volksmasse, die sich im Namen der Heiligen und der Madonna empört hatte. Die Abenteuer der Lazzaroni, die Kriege der Banditen, die Liebeleien der jungen Mädchen, die Feste, die Spiele der Arbeiter, die Heldenthaten der Landstreicher, das Leben der Courtisanen sind seine Lieblingsthema's. Manchmal sind seine Gemälde zu sehr mit Personen überladen; die Menge der Helden erdrückt den Einzelnen, der Dichter versteht es nicht, sie um eine Begebenheit zu ordnen, die Alles beherrscht, er läßt sich zu einer Unmasse von Episoden fortreißen, wodurch jede literarische Einheit zerstört wird; doch sind die einzelnen Scenen immer durch dichterischen Aufschwung und durch Naivetät bewundernswerth. Der Micco pasaro ist eine der besten Arbeiten Cortese's, es ist ein Gedicht in zehn Gesängen, das sich auf den Krieg bezieht, den Neapel gegen die Banditen führte. Die Personen sind hier in große Massen vertheilt; die Banditen, die Spanischen Soldaten, die Lazzaroni und die Courtisanen bilden die einzelnen Gruppen. Der Schauplatz eröffnet sich mitten in Neapel; die Banditen nähern sich der Stadt, und der Vice-König wird davon durch einen Brief aus Madrid benachrichtigt; alle Köche der Stadt beschließen, in den Kampf zu gehen, um der Welt zu zeigen, was die Neapolitaner für Männer seyen; man spricht nur von Schlachten, und das Rollen der Trommel ertönt in allen Straßen. Die Courtisanen versammeln sich, um ihre Liebhaber zu verhindern, in den Kampf zu ziehen. Es bewegt sich in diesem Gedichte eine höchst seltsame Volksmasse umher, die eine affenartige Lebendigkeit mit einem so krassen Aberglauben verbindet, daß sie im Stande wäre, alle die phantastischen Erzählungen Basilio's für wahr zu halten. Einige Individuen lösen sich von diesen verschiedenen Gruppen ab, und ihre Abenteuer füllen die zehn Gesänge aus; hier unterstützt ein junges Mädchen ihren Geliebten während seines Aufenthalts auf den Galeeren, dort kämpfen Sbirren und Diebe mit Messerstichen auf dem öffentlichen Marktplatz gegen einander. Micco nimmt den ersten Platz unter seinen Kameraden ein und beherrscht zuletzt alle andere Helden des Gedichts; nach und nach verliert man den Banditenkrieg aus den Augen, man interessirt sich nur für den Großprahler Micco, der sich beständig in Gefahr befindet, der immer zuerst flieht und endlich von Nora besiegt wird, die ihn heirathet.

In einem anderen Gedichte besingt Cortese die jungen Mädchen von Neapel. Hier beschreibt uns der Dichter die Sitten der niederen Stände, die Feste des Volkes, seine Liebe und seine Eifersucht, die Verlobungen und die Heirathen. Darin kann man den Volks-Aberglauben in seiner ganzen Wunderlichkeit kennen lernen, man möchte ihn beinahe eine Art phantastische Religion nennen; die kleinste Wirthschafts-Angelegenheit wird zum Glück oder Unglück kündenden Zeichen. Wehe der Frau, die ihr Bett macht, bevor der Mann das Haus verlassen! Einige Gebräuche erinnern an das frühste Alterthum; der Neugeborne wird von der Hebamme durch die Ausübung einer Unmasse von Ceremonien wahrhaft gemartert, dann legt sie ihn auf die Erde, und er wird nicht eher als Kind des Hauses anerkannt, als bis der Vater ihn aufhebt und in seine Arme nimmt. Cortese ist komisch ohne seinen Willen, er führt ganz vortreffliche Sittengemälde aus, ohne daß es ihm einfällt, beschreibend auftreten zu wollen. Die kleinsten Nebendinge haben eine Neapolitanische Färbung voller Reiz und Anmuth. In der „Eroberung des Cerriglio", einem anderen Gedichte des Cortese, spielt die schwarze Kunst eine Hauptrolle. Der König des Cerriglio nimmt zu Zauberkünsten seine Zuflucht, um sein Schloß zu vertheidigen, das von Sacripant überfallen wird. Er verwandelt einige feindliche Krieger in Thiere. Ein Gefangener aber entführt ihm seine Tochter; die beiden Liebenden fliehen und werden nach einigen Abenteuern in Statuen verwandelt. Vier Greise, die es versucht hatten, die Prinzessin zu verführen, erdulden dasselbe Schicksal, und die Statuen, sagt Cortese, schmücken noch jetzt einen öffentlichen Brunnen. Die Tapferkeit Sacripant's, der das feindliche Heer anführt, siegt über alle Listen der Belagerten. In einem hitzigen Gefechte tödtet Sacripant die tapfersten seiner Feinde und zieht triumphirend im Cerriglio ein. Der Sieg wird durch solche Orgien gefeiert, daß sich das Schloß in eine Schenke verwandelt, und dies ist die letzte Verwandlung, die der Dichter vorführt. Cerriglio war der Name einer Schenke in einer der Vorstädte Neapels.

Cortese's Hauptverdienste bestehen in einem malerischen Stil, einer so lebhaften Sprache, daß man die Gesten dabei für durchaus nöthig erachten muß, einem eigenen Reiz in der Anordnung der Scenerie, einem immer glänzenden, wohlklingenden Versmaß, voller Geräusch und Leben, und einer bewundernswerthen Leichtigkeit in der Ausführung der Charaktere. Nie vor ihm war die Neapolitanische Poesie so lebendig und so lärmend gewesen, in Cortese's Händen wird der Dialekt zu einer beständigen Tonnachahmung. Ein Kampf zwischen Sacripant und einem anderen Krieger, Namens Cesarone, ist mit solcher Lebendigkeit besungen, daß man die Streitenden sich auf ihren Pferden herumtummeln zu sehen glaubt. Cortese hat nichts in Italiänischer Sprache hinterlassen, und das ist ein Glück für ihn; denn wenn die Volksdichter ihre Mundart aufgeben, fallen sie noch mehr als die anderen Dichter der Verderbtheit und der Ohnmacht anheim, in welche die National-Literatur ihrer Zeit versunken ist. Die Arbeiten, in welchen sich Cortese der Italiänischen Literatur, sey es auch nur hinsichtlich der Wahl des Gegenstandes, nähert, sind seine schwächsten Leistungen. Die Dichter-Heerschau in seiner „Reise zum Parnassus" ist jämmerlich schlecht; in seinem kleinen Roman in Prosa, „die Liebes-Abenteuer eines Edelmanns", herrscht weder Basilio's phantastische Naivetät, noch die Lebendigkeit der Volksscenen in seinen eigenen Werken. Das Schäferspiel „die Rose", welches unter dem Einflusse des Pastor fido geschrieben wurde, krankt an falschen Bildern und an den Uebertreibungen der schlechten Spanisch-Italiänischen Schule, die damals unter Marini's Patronat vorherrschend war; nur einige Scenen, wo die Volkssitten über das gezierte Italiänische Schäferthum, Dank sey es dem Dialekt, den Sieg davontragen, verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden.

Bei der Durchsicht der Neapolitanischen Werke stoßen wir auf einen kleinen Band Gedichte, die 1670 unter dem fingirten Namen **Sgruttendio** gedruckt wurden. Dieser Dichter, dessen wahren Namen man nicht kennt, gilt für den Petrark Neapels; freilich muß man es damit nicht so genau nehmen, doch bewundert man die dichterische Gluth seiner Lieder, er schrieb mehrere Mattinate, eine Art von Tänzen, wobei gesungen wurde und die an die Pyrrhicha der Alten erinnern. Sicher liegen denselben die Gesänge zum Grunde, die sich noch durch Ueberlieferungen im Munde des Volkes erhalten hatten. Es sind Verse, in denen Geheul, Ausrufungen, Anreden und unübersetzbare Worte auf einander folgen: Alles malt die Aufregung des Tanzes. Diese Poesie zeigt uns den Lazzaroni in seiner ganzen angeborenen Rohheit; er kömmt aus der Schenke, ruft mit lärmendem Geschrei alle Mädchen von der Straße heran, macht Sprünge und Pirouetten, besingt seine Geliebte, redet eine nur in der Einbildung bestehende Lucia an, die den Tanz leitet, fordert Wein und ahmt das Gekräh des Hahnes nach. Alle diese Ausschweifungen, die in den Mattinaten des Sgruttendio mit Blitzesschnelle auf einander folgen, setzen den Leser in eine unbeschreibliche Betäubung. Redi, der Verfasser der vorzüglichsten Italiänischen Dithyrambe, hat es nicht verschmäht, den Sgruttendio nachzuahmen, denn es giebt kein einziges Volksgedicht in Italiänischer Sprache, welches die Mattinate verdunkeln könnte. Unglücklicherweise besaß Sgruttendio die Sucht, Petrarka nachzuahmen; seine Phantasie war aber leider nur zu gewöhnlicher Art, und die ganze Masse seiner Sonnette kann nicht dem lyrischen Aufschwung seiner Lieder verglichen werden.

Nach Basilio, Cortese und Sgruttendio geräth die Neapolitanische Literatur in Verfall; Crescimbeni, Gravina, Metastasio und Andere verschaffen der National-Literatur den Sieg; der Französische Einfluß verbreitet sich über Italien, die Sitten verändern sich, und die Neapolitanische Mundart verliert viel von ihrer Gluth und Fruchtbarkeit. Kaum tritt sie noch in einigen abgerissenen Stellen, in einigen leichten Zügen mit etwas Glanz hervor. Der berühmteste Vertreter der Neapolitanischen Poesie im achtzehnten Jahrhundert ist **Capasso**, der einige Sonnette, Epigramme, eine Satire auf Gravina und eine Uebersetzung von sieben Gesängen der Iliade verfaßt hat. Man versichert, daß er sich des Dialektes auf eine bewundernswerthe Weise bedient habe; seine Uebersetzung des Homer's gilt für ein Meisterstück, und seine Landsleute wissen seine Epigramme auswendig; doch kann Capasso nur in Neapel verstanden und beurtheilt werden. In der Wahl seiner Gegenstände ist er unglücklich; er wurde durch die neuen klassischen Einwirkungen irregeleitet und verlor seine drei Vorgänger aus den Augen. Als er nicht mehr wußte, was er mit seiner Dichtergluth und seiner Mundart beginnen sollte, übersetzte er den Homer und ereiferte sich gegen Gravina. Kann man sich aber wohl für Parodieen interessiren, die mit dem Griechischen Text zur Seite herausgegeben werden!

Bei den anderen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts wird die Neapolitanische Poesie immer seichter. **Lombardi**, der vielleicht der beste von allen ist, schrieb ein Gedicht über „Gragnano's Esel". Gegen das Ende des goldenen Zeitalters flieht der Ueberfluß von der Erde; Unfriede und Krieg dehnen ihr Reich über Menschen und Thiere aus. Gragnano's Esel, die von anderen Thieren angegriffen werden, sinnen auf ihre Vertheidigung und Beschützung, sie bauen sich also eine Stadt; freilich kein schmeichelhafter Ursprung für die Stadt Gragnano. Basilio's Zaubereien, Villani's Verwandlungen tauchen zum letzten Mal in diesem Gedichte des Lombardi auf. **Valentino**, **Pagano** und einige Andere verfassen Parodieen Virgil's, übersetzen den Phädrus und Metastasio, schreiben Satiren gegen den Luxus, die Cicisbei und die Moden; die Poesie versucht sich an den neuen Lächerlichkeiten des Jahrhunderts, aber sie geht nicht über das einfache Epigramm hinaus. Durch den Italiänischen Einfluß gelähmt, wird sie schwerfällig und verliert ihre Helden und ihre Karrikaturen; der Aufschwung der Zeit des Masaniello vertischt, und während die National-Literatur aufblüht, erstirbt die Neapolitanische Poesie in einer Fabel von den Eseln. Galliani beklagt als guter Neapolitaner den Verfall seines Dialektes; er schrieb eine Broschüre, in der er das schöne Zeitalter Cortese's zurückwünschte und die Fortschritte der Italiänischen Sprache beklagte. Diese von einem Anonymus widerlegte Broschüre ist die letzte und einzige Reaction der Neapolitanischen Mundart.

Die Neapolitaner haben der Comedia dell' arte zwei Personen gegeben: den Polichinell, der in gerader Linie vom Maccus abstammt und den Atellanen der Alten entnommen ist, und den Capitano, der immer gespornt und gewappnet auftritt, nur von Schlachten spricht, aber schon bei dem leisesten Schatten einer Gefahr die Flucht ergreift. Polichinell ist unter allen Veränderungen der alten und neuen Welt immer derselbe geblieben, der Capitano aber hat sich dreimal verändert. Zuerst war er das Modell des Italiänischen Abenteurers, er prahlte mit den Heeren, die er besiegt, den Zauberern, die er gefoppt, ja er hatte sogar den Tod selbst getödtet; er gab sich für sehr reich aus und trug nicht einmal ein Hemd unter seinem gewaltigen Küraß. Zur Zeit der Spanischen Herrschaft verwandelte sich der Capitano ganz natürlicher Weise in einen Spanier; er sprach Castilianisch, nannte sich Matamoro, Fuego, Muerto, war etwas weniger furchtsam, dafür aber bösartiger. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden die Abenteurer mit den Abenteuern, und der Capitano, der sich nun nicht mehr mit Lorbeern schmücken konnte, zog die bürgerliche Tracht an, verwandelte sich in den Scaramuz, wurde Graf oder Marquis und besaß eine Menge eingebildeter Schlösser. Das Repertoir des Neapolitanischen Theaters ist ganz ansehnlich; der berühmte Physiologe **Porta** hat Komödien hinterlassen, und der große Philosoph **Bruno** hat ein Stück geschrieben. Wir haben mehrere dieser Erzeugnisse durchblättert, können aber keine Rechenschaft darüber ablegen; im Allgemeinen sind alle jämmerlich, und obgleich es noch ein Neapolitanisches Theater giebt, vielleicht das einzige in Italien, wo man im Dialekte improvisirt, so hat doch kein einziges der Stücke dieses Theaters die Improvisation überdauert.

Ferrari.

England.

Die Knabenjahre des Obersten Jack.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Gewerbe war der „gräuliche Jack", wie ich ihn nannte, als wir älter wurden, allerdings qualifizirt; denn er machte sich oft einen boshaften Spaß daraus, einem Kinde so in die Kehle zu kneifen, daß es kaum athmen, geschweige denn schreien konnte. Aber die saubere Gesellschaft, der er sich angeschlossen hatte, wurde plötzlich vom Ersten bis zum Letzten eingefangen und nach Newgate gebracht. Wenn ich mich recht entsinne, so hatten sie einen Knaben, der zufällig das Söhnlein irgend eines hochgestellten Mannes war, entweder getödtet, oder sehr arg mißhandelt; genug, das Kind wurde wiedergefunden, und so war man dem Gesindel auf die Spur gekommen.

Ich weiß nicht mehr, welche Strafe man den erwachsenen Mitgliedern der Bande auferlegt hat; was den „gräulichen Jack" betrifft, so wurde dieser zu dreimaliger „gründlicher Auspeitschung" in Bridewell verurtheilt. Der Lordmayor oder der Recorder bedeutete ihm, man peitsche ihn lediglich aus Mitleid, damit er einst dem Galgen entginge, vergaß nicht, schonungsvoll hinzuzufügen, daß er ein wahres Galgengesicht habe, und ermahnte ihn, schon aus diesem Grunde auf seiner Hut zu seyn. So merkwürdig war die Physiognomie des Capitains schon im dreizehnten Jahre!

Ich ging in Gesellschaft des Majors nach Bridewell, um ihn zu besuchen. Gerade an jenem Tage empfing er die „Correction", oder mit einem anderen Kunstausdruck, er wurde „gründlich ausgepeitscht". Vor diesem feierlichen Akte mußte er eine kräftige Predigt des Aldermans in Bridewell anhören, der ihm vorstellte, was es für ein Jammer sey, wenn ein so junger Knabe den Weg zum Galgen wandle, wie heilsam und ersprießlich die zu bestehende „Correction", wie gottlos und abscheulich es dagegen sey, arme unschuldige Kinder zu stehlen u. s. w. Darauf peitschte ein Mann in langem blauem Rocke so lange auf den Capitain los, bis der Alderman, mit einem Hämmerchen auf den Tisch schlagend, ihm das Zeichen gab, einzuhalten.

Der arme „gräuliche Jack" geberdete sich unter der Peitsche, wie ein Besessener, und ich schwebte in wahren Todesängsten. Als ich nachher die Erlaubniß erhielt, ihn zu sprechen, tröstete ich ihn, so gut es gehen wollte; allein dies war nur der Anfang seiner Pein; er mußte noch zwei ähnliche Geißelungen bestehen, ehe man ihn entließ; und wirklich gerbte man ihn mit solcher Salbung, daß ihm die Lust, Kinder zu stehlen, auf einige Zeit verging. Gleichwohl gerieth er auf die Länge wieder unter jene Menschendiebe und setzte das Handwerk in ihrer Gesellschaft noch ein paar Jahre fort, bis sie endlich aus freien Stücken demselben entsagten.

Die strenge Züchtigung des Capitains machte auf den Major und mich einen solchen Eindruck, daß man wohl sagen konnte, wir seyen mit ihm gleichzeitig „korrigirt" worden, obschon wir durchaus keinen Theil an seinem Verbrechen hatten. Dennoch gerieth mein jüngerer Milchbruder, ein gutmüthiger, sehr umgänglicher Knabe, noch ehe das Jahr herum war, in die Schlingen zweier junger Spitzbuben, die unser Asyl in der Glashütte besuchten. Sie beredeten ihn zu einem Spaziergang — wie sie es nannten — auf den St. Bartholomäus-Jahrmarkt .... oder, mit anderen Worten, auf Taschen-Plünderung.

Mein Bruder verstand die Kunst noch nicht und durfte also nicht aktiv werden; dennoch versprachen ihm seine Begleiter einen Antheil am Erwerbe, als wäre er so erfahren gewesen, wie sie selber. Alle drei gingen also mit einander nach dem Markte. Die beiden kleinen Spitzbuben machten so gute Geschäfte, daß sie Abends gegen acht Uhr ganz bestäubt in unser gemeinsames Logis zurückkehrten und, in einer Ecke zusammengekauert, beim Scheine des Glashütten-Feuers ihre Beute theilten. Der Major langte sämmtliche Artikel aus seinen Taschen heraus; denn er allein hatte Alles unter Obhut nehmen müssen. Mein Gedächtniß bewahrt noch folgendes Protokoll über diese Artikel:

1) Das weiße Taschentuch einer jungen Bäuerin, die sich dieses Stück hatte entwenden lassen, während sie mit großem Interesse eine Strohdecke betrachtete. In einer Ecke besagten Taschentuchs waren 3 Shilling 6 Pence, dazu noch ein Päckchen Nadeln eingeknüpft.
2) Ein farbiges Taschentuch, ganz sachte aus der Tasche eines jungen Bauern gezogen, als er eben um eine Orange feilschte.
3) Eine gestrickte Börse mit 11 Shilling 3 Pence und einem silbernen Fingerhut, aus der Tasche einer jungen Frau herausgekünstelt, als eben ein feiner Herr ihr die Hand reichte.
   NB. Sie war des Verschwindens ihrer Börse bald inne geworden, da sie aber keinen Dieb sah, so fiel ihr Verdacht auf den feinen Herrn, der ihr die Hand gereicht. Sie schrie aus voller Kehle: „Halt't den Dieb!" worauf eine Menge Volks den feinen Herrn umringte, der nur mit großer Noth sich als ehrlicher Mann legitimiren konnte.
4) Ein Messer und eine Gabel, die zwei Kinder gekauft und in ihre Täschchen gesteckt hatten. Beides wanderte schon im nächsten Augenblick wieder aus den Täschchen heraus.

5) Eine Gliederpuppe und ein kleiner Spiegel, aus einem Spielwaaren-Laden, und zwar recht eigentlich vor der Nase des Eigenthümers, die kolossale Dimensionen hatte, hinweggstibizt.
6) Ein etwas löcheriges seidenes Taschentuch aus der Tasche eines parfümirten Herrn.
7) Ein silbernes Döschen mit 7 Shilling Münze.
NB. Die wohlbeleibte Besitzerin hatte eben feierlich langsam in ihre Tasche langen wollen, aber der kleine Dieb war ihr glücklich zuvorgekommen.

Dieser ganze Reichthum war der Ertrag weniger Stunden — fürwahr, etwas Außerordentliches! Der Major erhob sich des anderen Morgens in einer Art von Verzückung.

Er kam sehr früh zu mir heran und sagte: „Bruder Oberst, ich habe Dir etwas zu melden!" — „„Wohlan"", entgegnete ich; „„nur heraus damit!"" — „Nein", versetzte er, „hier kann ich's Dir doch nicht sagen; es ist gar zu wichtig." Wir gingen mit einander in ein benachbartes enges Gäßchen. „Schau her!" hub er an und zeigte mir eine Hand voll Geld.

Ich staunte über diesen Anblick. „Weißt Du was?" hub mein Bruder wieder an, „da gebe ich Dir ein Sechspence-Stück und einen Shilling in kleiner Münze; was soll ich allein mit dem vielen Gelde anfangen?" Dieses Geschenk entzückte mich; denn so sehr ich auch Gentleman war und so viel ich mir darauf einbildete — ich hatte noch nie einen ganzen Shilling beisammen gehabt.

Jetzt befriedigte er meine Neugier hinsichtlich der Art und Weise, wie er diesen Reichthum erworben hatte; denn auf seinen Antheil waren 7 Shilling 6 Pence, der silberne Fingerhut und das seidene Taschentuch gekommen. Für uns Beide war dies der Werth eines herrschaftlichen Gutes.

„Und wo willst Du nun mit dem Allen hinaus?" fragte ich ihn. — „„Oh!"" versetzte er; „„fürs Erste geh' ich auf den Trödelmarkt und kaufe mir Schuh und Strümpfe."" — „Ei, das ist prächtig", sagte ich; „gerade so will ich's auch machen!" So gingen wir denn auf den Trödelmarkt und kauften uns zwei Paar Strümpfe, die zusammengenommen nur 5 Pence kosteten und doch recht gut waren. Etwas schwerer wurde es uns, Schuhe zu erhandeln; doch hatten wir endlich die Freude, für 16 Pence zwei Paar zu bekommen.

Ei, wie war mir zu Muthe, als ich einmal wieder in bekleideten Füßen dastand! Es wurde mir jetzt erst recht klar, daß ich zum Gentleman geboren sey; denn von Unten war ich's ja schon geworden! Ich sagte in meiner Glückseligkeit zu dem Major: „Holla", Bruder! wir Beide haben bis jetzt noch nie Geld gehabt, und eben so haben wir noch nie eine gute Mahlzeit gehalten; wie wär's, wenn wir irgendwohin gingen, unseren Magen zu stärken?... Ich bin recht hungrig."

„„Von Herzen gern"", sagte mein Bruder; „„ich habe auch guten Appetit."" Sofort gingen wir zu einem Speisewirth in der Rosmarin-Gasse, wo wir herrlich regalirt wurden; denn man brachte uns kräftiges Rindfleisch zu drei Pence, Pudding zu zwei Pence, schönes weißes Brod und eine Pinte starkes Bier. Das ganze Traktament kostete sieben Pence, und dazu bekamen wir noch köstliche fette Bouillon über den Kauf! Was mich aber am meisten beseligte, das war die erstaunliche Artigkeit des Kellners, der, so oft er an unserem Tische vorbeikam, uns zurief: „Mylords, haben Sie befohlen!... Befehlen Sie noch sonst Etwas, Mylords?"

Kein Lordmayor von London — was sage ich, Lordmayor? — kein Herzog und Besitzer unermeßlicher Ländereien kann in seiner Einbildung glücklicher seyn, als ich an jenem Tage mich fühlte; und doch war mir lange kein so glänzendes Loos gefallen, wie meinem Bruder Jack. Ich war, um mich kurz zu fassen, so glücklich, wie man es nur irgend seyn kann, wenn man ein größeres Glück nicht kennt, und doch hatte ich von der ganzen Beute nur 18 Pence bekommen! Am späten Abend jenes Tages legten wir uns triumphirend an dem gewohnten Orte nieder und schliefen fest und süß, warm gehalten von der Atmosphäre der Glashütte über unseren Häuptern.

Wer den Bau der Glashütten und die Gewölbe kennt, in welche man die Flaschen stellt, sobald sie geblasen sind, der weiß auch, daß man die Asche in Aushöhlungen wirft, die in der Mauer aus Ziegelsteinen angebracht und nur von vorn offen sind. Die armen Kinder schlafen in diesen Maurergrotten, wo man eine eben so behagliche Wärme verspürt, wie in einem Bade-Kabinette; es dringt niemals Kälte hinein, und wäre ein Grönländischer Winter draußen. Nur die Asche fällt Einem in der ersten Zeit etwas lästig.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Kapelle der Jungfrau von Orleans.

In dem Magazin für die Literatur des Auslandes Nr. 18 von 1840 befindet sich unter obiger Aufschrift ein Aufsatz, in welchem als des interessantesten Stückes dieser Kapelle einer Glocke mit der Inschrift

AUEMPEIA DEAAMP ONGT

und mit dem Bemerken erwähnt wird, daß diese merkwürdige Inschrift schon den Scharfsinn vieler Gelehrten, besonders auch den der akademischen Gesellschaft zu Nancy geübt habe. Dabei wird der sinnreichen Auslegung des berühmten Numismatikers, Herrn Rénault de Baucouleurs, gedacht, welcher aus jedem der einzelnen Buchstaben ein ganzes Wort entziffert und seine Combination in folge[nder] Art zu Stande gebracht hat:

1) Ad Virginem Ex Manibus Populi Extrahentem Imper[ium] Anglicani
2) Dedicatum Est Apud Agrum Post Mortem
3) Ob Nominis Gloriam Tintinnabulum.

Das heißt wörtlich:

Der Jungfrau, welche das Reich aus den Händen des Englis[chen] Volkes gerissen hat, ist nach ihrem Tode und zu ihres Nam[ens] Ehre diese Glocke in diesem Bezirke geweiht worden.

Schon der Schluß des beregten Aufsatzes, obwohl derselbe [dem] Scharfsinne des Auslegers volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, [spricht] sich dahin aus, daß diese Auslegung doch wohl Manches zu wün[schen] übrig lasse, und daß hauptsächlich dagegen einzuwenden sey, daß [sie] auf einer ganz willkürlichen Annahme beruhe, und daß statt die[ser] Worte leicht andere gewählt werden könnten.

In der beregten Inschrift scheint aber auch nur eine bloße [und] zwar absichtliche Versetzung der Buchstaben, ein versteckter Be[schwörungs]spruch in Beziehung auf die „Hexe" von Orleans zu liegen, [und] lassen diese Buchstaben, mit Beibehaltung derselben in drei Wor[ten] von resp. 8, 6 und 4 Buchstaben, folgende Deutung zu:

DAEMONEM APPAGE VATI

Benimm der Seherin (Hexe) den bösen Geist;

oder, wenn man diese Construction nicht zulassen und sich an [die] Abtheilung der Buchstaben in drei Worte von der angegebenen Buch[staben]zahl nicht binden will:

I TU DAEMON A ME, APPAGE

Weiche von mir, du unsauberer Geist, und fahre aus.

Der Exorzismus und alte Aberglaube versetzte gern solche Be[schwörungs]sprüche, um sie dem Teufel unleserlich zu machen und vor [der] Zerstörung zu sichern.

Ob diese Auslegung eine glücklichere sey, als die des Her[rn] Rénault de Baucouleurs, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist [sie] einfacher und wahrscheinlicher.

St......g. B....r.

Mannigfaltiges.

— Herr v. Reiffenberg über Deutschland. Wir habe[n] in diesen Blättern noch eines in mancher Beziehung interessanten Buches zu gedenken, welches zur Erinnerung an ein Deutsches Nationalfest, nämlich an die Aufstellung und feierliche Enthüllung der Schiller-Statue in Stuttgart, vor wenigen Monaten in Brüssel erschienen ist. Der bekannte Belgische Gelehrte, Baron v. Reiffenberg, von dessen Aufenthalt in Stuttgart uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung", der „Schwäbische Merkur" und andere Süddeutsche Blätter im vorigen Jahre viel erzählten, hat nämlich sein[e] Beobachtungen in dieser Stadt und auf der Reise dahin niedergeschrieben, und daraus ist ein Band von 463 Seiten in groß Ok[tav] geworden, der unter dem Titel „Souvenirs d'un pélerinage e[n] l'honneur de Schiller"*) von dem fleißigen Notizensammler he[r]ausgegeben wurde. Mit diesem Worte haben wir nicht bloß de[n] Verfasser, sondern auch den Charakter seines Buches bezeichnet. [In] zweiunddreißig Kapiteln, deren jedes einen Vers von Schiller [als] Motto an der Stirn hat, theilt uns Herr v. Reiffenberg „Alles [und] außerdem noch Einiges" mit, was sich über Stuttgart und [seine] Reise sagen ließ. Im Jahre 1840 denkt er einen Ausflug [nach] München zu unternehmen, und da München etwa dreimal so [groß] ist, als Stuttgart, so können wir demnächst auch wohl auf ein [drei]mal so starkes Buch rechnen. Indessen ist unter den vielen Notiz[en], die Hr. v. Reiffenberg zum Theil sammelt und zum Theil [aus] eigener Beobachtung giebt, auch manches Schätzbare. Vor [Allem] ist die Gesinnung des Verfassers zu rühmen, die, obwohl in [natio]naler und religiöser Beziehung durchaus Belgisch, doch in wissenschaftlichen, sprachlichen und politischen Momenten so entschieden Deut[sch] sich zeigt, daß wir Herrn v. Reiffenberg als einen Landsmann begr[üßen] möchten, obwohl er uns versichert, daß seine Vorfahren, deren Ahnen[reihe] er bis ins 9te Jahrhundert zurückführt, schon unter Kaiser Karl [V.] aus den Gegenden des Taunus, wo seine Stammburg sich befand, nach Belgien ausgewandert sind. Er erkennt seines Vaterlandes Heil nur in einer engen Anschließung an Deutschland, mit dessen [Lite]ratur er augenscheinlich auch mehr befreundet ist, als mit der Französischen, obwohl er den Franzosenhaß Wolfgang Menzel's und einiger an[derer] deren Deutschen auch nicht zu rechtfertigen vermag. Seiner Deutschen Gesinnung folgend, unternahm er die Reise zum Schillerfeste, [bei] welchem er gleichsam als Vertreter des Königs der Belgier er[schien], der ja ebenfalls ein Deutscher ist. Wir denken nächstens einige [Aus]züge aus dem Buche zu geben, das sich jedenfalls durch seine [An]sichten und gründlichen Urtheile sehr vortheilhaft vor allen in [den] letzten Jahren in Französischer Sprache über unser Vaterland [er]schienenen Büchern auszeichnet. Allerdings wäre der Darstellung [des] Herrn v. Reiffenberg zu wünschen, daß sie etwas mehr, als [die] bloßen stylistischen Wendungen, von der Französischen Leichtigkeit [be]säße, aber es ist ja nun einmal nur das Vorrecht der seltensten Ge[ister], Gründlichkeit und Esprit in ihren Darstellungen zu verbinden.

*) Bruxelles et Leipzig, chez C. Muquardt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 1. April 1840.

Italien.

Polizei-Verwaltung im Kirchenstaate.

(Aus einem noch ungedruckten Deutschen Werke.)

Die Polizei-Verwaltung im Kirchenstaate ist eben nicht musterhaft zu nennen, doch hat sie gegen sonst außerordentliche Fortschritte gemacht. Eine der hauptsächlichsten Veranlassungen zu den früheren Beschwerden über die Römische Polizei bestand in dem Rechte der Asyle, das nicht nnr die vielen Kirchen, sondern auch die Häuser, selbst Straßen ausübten, wo die Gesandten und andere große Herren wohnten. Bei einem so leidenschaftlichen Volke, wie die Bewohner des Kirchenstaates, fanden daher die Uebertreter der Gesetze leicht überall Schutz, denn auch sogar die Landgüter der mit den Privilegien des Asyls versehenen Personen dienten den Verbrechern als Zufluchtsorte. Dazu kam noch das langsame Verfahren bei den Polizei- und besonders bei den Gerichts-Behörden gegen die Verbrecher, welche noch außerdem in einer falsch verstandenen Frömmigkeit große Theilnahme fanden. Sie wurden besucht, getröstet und gnt verpflegt, so daß gewissermaßen auf jede Weise zu Verbrechen aufgefordert ward. Die Haupt-Tendenz der Polizei, Verbrechen zu verhüten, konnte daher auch weniger in Ausübung gebracht werden.

Die Französische Verwaltung hatte den Römern gezeigt, was eine gute Polizei vermag; aber seit der Rückkehr des Papstes trat die alte Unordnung wieder hervor. An allen Palästen nnd Straßenecken klebten Proclamationen, in den väterlichsten und liebreichsten Ausdrücken abgefaßt; sie riefen die Verirrten aus den wilden Gebirgen in den Schoß des Friedens und der Gnade herab. Die Behörden bedienten sich dann der begnadigten Straßen-Räuber zu Polizei-Beamten und Gendarmen, um durch sie in die Pläne und Schlupfwinkel ihrer ehemaligen Genossen einzudringen und diese zu vereiteln und zu zerstören. Oft ward die Ueberlieferung einer bestimmten Anzahl von Genossen sogar zur Bedingung der Gnade gemacht und der künftige Rang in der Polizei oder Gendarmerie nach der Größe und Wichtigkeit des geleisteten Verraths bestimmt.

Noch in den 1820er Jahren waren die Räuberhelden des Tages, Barbone und De Cesaris, beide Hauptleute großer Banden. Ersterer beunruhigte besonders die Gegenden von Terracina bis in das Neapolitanische Gebiet und war im Munde des Volkes ein edler, großmüthiger Mann von unbeschreiblicher Kühnheit. — Indeß hörte man weniger von Straßenraub sprechen; es schien vielmehr, als wenn das Einfangen reicher Leute, die mit dem schwersten Lösegelde Freiheit und Leben erkaufen mußten, den Räubern für ehrenvoller und einträglicher galt, als das Ausplündern der Reisenden. — So ward der Fürst von Canino, Lucian Bonaparte, in der Nacht auf seinem Landhause bei Frascati von der Bande de Cesaris überfallen und sein Secretair statt seiner in der Dunkelheit entführt. — Eine der neueren Römischen Räubergeschichten ist ferner der Ueberfall der Villa des Barons von Rumohr bei Olevano, einer nicht unbedeutenden Bergstadt gegen 13 Stunden von Rom, zwischen Palestrina und Subiaco, am 16. Juni 1819. Das August-Heft der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1820 giebt die Erzählnng dieser Begebenheit ausführlich und in derselben charakteristische Züge dieses Räuberlebens. — Wenn einer dieser reichen Leute gekapert worden, so ward er gezwungen, an seine Familie oder an seinen Geschäftsführer zu schreiben und das auferlegte Lösegeld auf das dringendste zu fordern, daß es in voller Summe zu einer bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort geschafft werden mußte. Dabei ward das gewissenhafteste Stillschweigen und die pünktlichste Befolgung aller Aufträge eingeschärft, denn das Leben des Schreibers müsse für jede Verletzung und Verfehlung haften.

Am übelberüchtigtsten waren von uralten Zeiten her stets die Maritima, die Campagna, die Ufer des Anio und die Gegend um die Albaner Berge, von welcher schon Cicero, als dem Orte des Mordes des Clodius, als von einem invidioso et pleno latronum loco spricht, indem er von Bovillae, am Fuße jener Berge, sagt: ipse ille latronum occultor et receptator locus. — Die Zeit der Widersetzlichkeit der Lehnsherren gegen ihren Landesherrn hatte das Landvolk daran gewöhnt, nicht nur die gesetzliche Ordnung zu verachten, sondern sie sahen sich auch genöthigt, sich vor der Gewalt der Gegner ihres in Fehden begriffenen Lehnsherrn zu vertheidigen, oder sich, wo möglich, auf unzugänglichen Felsen anzubauen. Es kam daher vor, daß sie mitunter sich selbst gegen den Druck der eigenen Lehnsherren zur Wehre setzten, indem sie darin theils dem Beispiele folgten, das Jene ihnen gaben, theils auch von dem Landesherrn darin ermuntert wurden, welcher Letztere auf jede Weise die Macht des widerspenstigen Adels brechen mußte, um Ordnung einzuführen, wenn er von Jenen nicht ganz abhängig werden wollte. So erhielt sich die Gewohnheit der Selbstrache und des Raubes, und so wie sonst die Ritter als Wegelagerer mit großen Schaaren gegen die Karawanen der Kaufleute auszogen, um, da sie selbst nicht arbeiteten, sich die erforderlichen Gegenstände des Wohllebens zu verschaffen, so die Unternehmendsten der Bergbewohner jener Gegenden gegen einzelne Reisende. Sie hatten gesehen, daß ihre Ritter auf dem Sterbebette sich durch Erbauung von Kirchen und durch Geschenke an Klöster mit dem Himmel abfanden; diesem Beispiele folgten sie, indem sie Heiligen-Bilder aufstellten, die kostbarsten Stücke des Raubes der Kirche schenkten oder ihre Patrone oder die heilige Jungfrau neu bekleideten.

Aus dieser Schule sind die berüchtigten Räuber auf dem südlichen Abhange der Appenninen hervorgegangen, welche mit ihrem Gewerbe sogar eine gewisse Art von Frömmigkeit zu verbinden wußten. Die Brust des Räubers zierte eine große Anzahl Amulette und Heiligenbilder, und es ist nicht nndenkbar, daß er noch heute unter Anrufung der Heiligen sein schreckliches Tagewerk beginnt. Alle Ostern gingen sie zur Beichte, und wenn ihnen auch der Beichtvater noch so harte Büßungen auflegte, um die Absolution würdig zu empfangen, so trug doch eben dieser Umstand dazu bei, ihre Verbrechen weniger verwerflich erscheinen zu lassen. Der Geistliche durfte sie nicht verrathen, im Gegentheil mußte er, um das Siegel der Beichte unverletzt zu erhalten, sie öffentlich eben so behandeln, wie ihre vorwurfsfreien Mitbürger; sie erhielten dadurch selbst an dem gewissenhaften Geistlichen gewissermaßen einen Vertrauten.

Papst Sixtus V. versuchte mit aller Kraft, diesen Räubereien ein Ziel zu setzen; die damalige Polizei erlaubte sich jedes Mittel, um den Räubern auf die Spur zu kommen; auch wurden viele hart bestraft. Vergeblich waren aber alle Anstrengungen, das Uebel von Grund aus auszurotten, in Gegenden, wo die öffentliche Meinung gewissermaßen das Verbrechen in Schutz genommen hatte. Die Räuber wurden nur um so kühner, und oft sah sich die Regierung genöthigt, mit ihnen Verträge zu schließen und ihre Unthaten durch eine öffentlich ausgesprochene Genehmigung für straflos zu erklären.

Die meisten Räuber hatten ihre verbrecherische Laufbahn durch einen Mord angefangen, der, gewöhnlich als eine Art von Ehrensache angesehen, von den Umstehenden nicht geahndet wurde. Konnte er der Polizei nicht in ein Asyl entrinnen, so mußte er sich verbergen, aus der bürgerlichen Gesellschaft heraustreten und zuletzt sich seinen Unterhalt durch Gewalt verschaffen. In den Augen seiner Standes-, seiner Gewerbs-Genossen, denen er natürlich nichts zu Leide that, war er nur ein Verbannter, Bandito; so daß der von Napoleon verbannte Moreau mit dem Räuber in den Schluchten der Appenninen denselben Namen führte. Man fand so wenig Arges in dieser Art zu leben, daß manche Frau eines Räubers einer anderen mit Stolz vorwarf, daß sie keinen Mann habe, der im Stande sey, in den Bergen zu leben. Oft ward das Feld des Räubers von den Nachbarn gebaut, damit er das ihrige verschone; selbst wenn man den Räuber bedauerte, so erregte er doch ein gewisses Gefühl der Hochachtung, und manches Mädchen zog einen solchen dem ruhigen Ackerbauer als Ehemann vor, und wehe dem, der einen Räuber, einen Verbannten der Polizei, verrieth. Es kam daher bald so weit, daß er gewissermaßen unter dem Schutz der ganzen Gemeinde stand. Diese stellte den Orts-Arzt zu seiner Verfügung, wenn er verwundet ward, und die Waffen- und Pulver-Verkäufer waren ihm gewissermaßen Tribut schuldig; denn eine abschlägliche Antwort erregte den Verdacht der Angebung und zog die fürchterlichste Rache des Banditen nach sich, welcher an seinen Verwandten und den Hirten im Gebirge stets bereitwillige Spione hatte, so daß wohl Jeder wußte, wie schwer es der Polizei werden mußte, sich eines solchen Räubers zu bemächtigen.

Die Polizei war unbeschränkt in den Händen der Governatoren — Kreishauptleute, Landräthe oder Amtleute — welchen jetzt noch die Rechts-Verwaltung in den unbedeutenden Straf- und den bedeutenderen Bagatellsachen zusteht. Allein zu ihrem Dienst hatten sie sonst nur die übelberüchtigten Sbirren, die in jedem Gouvernement unter dem Barigello standen. Die Polizei-Soldaten des Papstes und der damals noch mit voller Justiz- und Polizei-Gewalt versehenen Lehnsherren waren schlecht besoldet und bekleidet, ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung; sie dienten mehr zur Beförderung,

als zur Unterdrückung der Räuber. Ernstliche Verfolgungen derselben durch sie führten nie zum Zweck, sondern gewöhnlich begnügten sie sich mit schimpflichen Unterhandlungen, oder damit, die Ermordung eines gefährlichen Räuber-Hauptmanns durch den Verrath eines seiner Genossen herbeizuführen. Besonders waren es die Lepinischen Berge, wo die meisten Räubereien vorfielen, als die Französische Verwaltung eintrat. Nicht nur einzelne Räuber, sondern ganze Banden hatten sich dort gebildet. In dem Dorfe Giuliano, im Thale des Amazeno, bestand die Bande aus 12 Mitgliedern, von denen manche seit 10, 15 bis 20 Jahren dieses Handwerk trieben. Auch waren dergleichen zu S. Stefano, Prasledi, Supino und Sonnino. Im Ganzen waren über 100 Räuber bekannt.

Napoleon hob die Asyle auf, verbot das Tragen von Waffen, führte Ordnung bei den Gerichten ein und verlegte besonders starke Abtheilungen von gut ausgebildeten Gendarmen in jene Gegenden, und bald wurden die Messerstiche im Staate selten, das Hospital della Consolazione, welches sonst von den im Streite Verwundeten angefüllt war, blieb bald leer, und viele Räuber endeten unter der Guillotine. Auf die Hülfe der Geistlichkeit rechnete Napoleon wenig; der Präfekt Tournon sagt nicht, daß er befohlen, gegen die Räubereien zu predigen, wie Napoleon am Nieder-Rhein der evangelischen Geistlichkeit befahl, gegen die Contrebandiers zu predigen. Er kannte überall seine Leute. Im geistlichen Gebiet verließ er sich mehr auf die blutigen Werkzeuge der Ordnung, als auf Ueberzeugung, und bald war der alte Stamm der Banditen vernichtet.

Im Jahre 1811 traten jedoch neue Räuber und in verstärkter Anzahl auf den Schauplatz. Man hatte die ehemaligen Sbirren entlassen, und diese ergriffen das ihnen wohlbekannte Gewerbe mit ihren früheren diesfälligen Bekanntschaften gemeinschaftlich. Mit ihnen verbanden sich diejenigen Konskribirten, welche dem Rufe zu den Waffen nicht folgen wollten, obwohl Napoleon nur sehr wenig Rekruten aus den früheren geistlichen Staaten auszuheben befohlen hatte. Die Gendarmen wurden indeß durch eine Auswahl der mit den Schlupfwinkeln der Räuber bekannten Sbirren und durch Linien-Militair verstärkt, und dadurch, so wie durch große Aufmerksamkeit auf die Bewohner der Dörfer, die als Hirten und in sonstiger Weise die Spione der Räuber waren, wurden diese auch jetzt wieder ausgerottet. Die Ruhe wurde endlich mit Sicherheit hergestellt, wozu wesentlich das abgekürzte Verfahren der Straf-Gerichte beitrug. Dies besonders vermochte dem Gesetz Achtung zu verschaffen, was auch die Wirkung hatte, daß die öffentliche Meinung sich verbesserte und der moralische Einfluß auf das Landvolk so weit ging, daß dieses endlich die Absicht der Regierung unterstützte und sie vortheilhaft fand. Im Jahre 1813 hatte sich der Geist der Ordnung bereits so weit ausgebreitet, daß, als der Unter-Präfekt von Frosinone in die Hände der Räuber gefallen war, auf den Schall der Sturmglocke die Bauern eines ganzen Thales zusammenliefen, um ihn zu befreien.

(Schluß folgt.)

England.

Die Knabenjahre des Obersten Jack.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen machten der Major und seine Kameraden eine ähnliche Expedition, wie gestern, und mit demselben guten Erfolge; und so ging es nun mehrere Monate, ohne irgend ein unangenehmes Abenteuer. Die Uebung und das Beispiel seiner Lehrer machten meinen Bruder bald zu einem eben so geschickten Gauner, als sie selber waren. Jeden Tag hatte er die Großmuth, mir einige Pence, dann und wann auch einen Shilling zuzuwerfen. Er kleidete sich allmälig anständiger und verließ auch unser Aschenloch, indem er ein Gesellschafts-Logis bezog (dieses Wort werde ich später erklären). Endlich zog er sogar ein Hemd unter den Kleidern an, welchen Luxus-Artikel wir Beide seit drei Jahren nicht mehr kannten.

Auffallend war es mir bei dem Allen, daß Major Jack, wie große Liberalität er mir auch bewies, mich niemals einlud, in die Gesellschaft zu treten, zu der er gehörte, damit ich eben so glücklich würde, wie er; nie fiel es ihm ein, mir das Gewerbe anzupreisen.

Diese Zurückhaltung mißfiel mir. Ich hatte so ganz allgemein erfahren, daß er Taschen ausplünderte, und diese Kunst wollte mir nicht eben wie eine Hexerei vorkommen. Ich brauchte — so bildete ich mir ein — nur zu wissen, wie man sich dabei anstellte, und ein paar Mal zuzusehen.

Der Teufel, ein gar verschmitzter Feind, immer bereit, seine Diener zu ermuthigen, räumte mir alle Schwierigkeiten aus dem Wege, indem er mir einen der durchtriebensten und gewandtesten jungen Beutelschneider in ganz London zum Gefährten gab. Dieses Bürschchen stand sehr hoch über den kleinen Spitzbuben, die auf dem St. Bartholomäus-Markte Kleinigkeiten wegstibizten und dabei Gefahr liefen, um einiger Shillinge willen von dem Volkshaufen erdrückt zu werden. Sein Ehrgeiz schwang sich höher; er vergriff sich nur an großen Summen, oder an Wechseln, die auf noch größere lauteten.

Er beredete mich, eine Expedition mit ihm zu machen, indem er hinzusetzte, er wolle mich, sobald er mir das Metier gezeigt habe, meinen Weg allein gehen lassen und mir nur noch eine „glückliche Reise" wünschen.

Wie der Major Jack von seinen sauberen Gefährten, so empfing auch ich von dem meinigen das Versprechen, die Beute mit ihm theilen zu dürfen, obschon ich nur der Operation beiwohnen und in Empfang nehmen sollte, was er mir bringen würde. Er versicherte mir, dies sey Handwerksbrauch, um die Anfänger recht muthig und dreist zu machen; denn nur mit einem Löwenherzen in der Brust könne man etwas ausrichten.

Ich zauderte lange, stellte ihm alle Gefahren vor und erzählte ihm auch die Geschichte meines ältesten Milchbruders. „Hat nichts zu bedeuten", sprach mein neuer Freund; „ich sehe zwar, daß Du furchtsam bist, und Furchtsamkeit taugt nicht in unserem Stande; aber bedenke doch, daß Du ja nichts zu thun hast, riskirst also gar nichts; wenn ich gefaßt werde, läßt man Dich laufen; denn es wird nicht schwer werden, zu beweisen, daß Du an Allem unschuldig seyst."

Von diesen Gründen überzeugt, ging ich mit ihm ab und merkte bald, daß ich eine respektable Bekanntschaft in dem jungen Menschen gemacht hatte; denn er war meinem Bruder Jack in allen Stücken überlegen. Er war viel größer als ich; denn obschon ich damals funfzehn Jahr zählte, so hatte ich doch keinen großen Wuchs für mein Alter. Von dem, was wir vornehmen wollten, begriff ich so gut als gar nichts. Lange Zeit hatte ich es für kein so großes Verbrechen gehalten, Jemanden die Taschen zu leeren, denn ich hatte geglaubt, dies sey ein Handwerk wie jedes andere; jetzt war ich unschuldig nicht mehr, aber ich bildete mir ein, die ganze Gefahr, der man sich aussetzte, bestände darin, dem Volke preisgegeben zu werden, das die Ungeschickten in einem Bassin untertauchte, und was wäre es am Ende für ein Unglück, wenn unsere Lumpen ein Bischen durchnäßt wurden? Erst geraume Zeit später erfuhr ich, es handle sich hier von einem Kapital-Verbrechen, das uns nach Newgate befördern konnte; ja, ich sah, daß einer der Unsrigen, ein großer Knabe, am Galgen büßen mußte.

Bis dahin hatte ich nie Etwas entwendet und war überhaupt die Ehrlichkeit selbst gewesen; aber der Versucher steckte mir einen Köder an die Angel, der einen Knaben meines Alters unwiderstehlich verlocken mußte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich die Schlechtigkeit des Gewerbes erst einsehen lernte, als ich schon zu verstrickt war, um es aufzugeben; ich wurde unwillkürlich ein Dieb und ging weiter, als Kinder zu gehen pflegen, ohne das natürliche Ziel einer solchen Lebensweise — ich meine Deportation oder Galgen — zu erreichen.

Am ersten Tage führte mich mein Lehrmeister gerades Weges in die City; wir gingen immer den Fluß entlang und traten endlich in den großen Saal des Zollgebäudes. Wir sahen Beide etwas zerlumpt aus; aber mein Kamerad hatte wenigstens einen Hut, ein Hemde und ein Halstuch, drei Artikel, die mir ganz abgingen. Er befahl mir, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und nicht von ihm abzugehen; auch sollte ich den Schein vermeiden, als ob ich beobachtete, was er thäte.

Ich handelte pünktlich nach seiner Vorschrift. Während mein Kamerad in allen Ecken herumstöberte und Jeden ansah, sah ich nur nach ihm, hielt mich aber dabei in gewisser Entfernung an der anderen Seite des Saales und hob Stecknadeln vom Boden auf, die ich an meinen Aermel steckte. Unterdeß war mein Kamerad sehr geschäftig unter den vielen Personen, die sich vor dem Comtoire drängten, um ihre Geschäfte mit den Zollbeamten abzumachen.

Endlich kam er zu mir, bückte sich, als wollte er auch eine Stecknadel aufheben, drückte mir Etwas in die Hand und sagte: „Halte fest und folge mir schnell!" Darauf zog er sich behend, jedoch ohne zu laufen, durch die Menge zurück. Wir stiegen dies Mal eine andere Treppe hinab und gingen dann durch ein Labyrinth von Gäßchen und dunklen Passagen, bis wir auf den Leadenhall-Markt kamen. Bis dahin hatte mein Kamerad keine Silbe mit mir gesprochen.

Da an jenem Tage nicht Fleischmarkt war, so konnten wir uns auf einem der Hauklötzer uns niederlassen. Jetzt erst sagte mir mein Kamerad, ich sollte hervorlangen, was er mir zugesteckt hatte; es war ein kleines ledernes Portefeuille, in dessen Abtheilungen verschiedene Papiere sich befanden, dazu noch ein kleiner Französischer Almanach. Wir untersuchten die Papiere — es befanden sich darunter ein Wechsel von 300 Pfd., ausgestellt von einem Herrn Stephen Evans, zahlbar an den Ueberbringer und auf Sicht; ein dergleichen von 12 Pfd. 10 Shilling, mit anderer Signatur, und ein Paar oder zwei Schreiben in Französischer Sprache, die uns beiden unverständlich waren, aber nach unserer Meinung vielen Werth haben mußten, denn die Englische Ueberschrift lautete: „Acceptirte Wechsel des Auslandes."

Mein durchtriebener Kamerad wußte mit Wechseln recht gut Bescheid; als er den des Herrn Evans las, brummte er vor sich hin: „Der ist für mich zu dick"; als aber das zweite Blättchen an die Reihe kam, sagte er: „Damit wird's gehen, komm, Jack!" Sodann steckte er die anderen Papiere wieder in die Brieftasche und eilte nach der Lombard-Street — ich hinter ihm her. Bald trat er in einen Laden, nahm eine feierliche Miene an und ließ sich gegen das Billet 12 Pfd. 10 Shilling auszahlen, ohne daß man ihm die geringste Frage stellte. Ich erwartete ihn an der entgegengesetzten Seite der Straße, mit zerstreuter Miene, bald hierhin, bald dorthin sehend; allein es entging mir nicht, daß er bei Ueberreichung des Wechsels, wie ein Handlungs-Commis, seine Brieftasche herausnahm.

Man zahlte ihm die Summe in Goldstücken, die er schnell überzählte; dann verließ er den Laden, ging an mir vorüber, als ob er mich nicht kannte, und schritt dem „Hof der drei Könige" zu, von wo aus wir eine Wendung machten und durch die „Clement's-Gasse" bis zu dem Landungs-Platze „Cole-Harbour" uns verfügten. Ein Kahn förderte uns wohlbehalten ans jenseitige Ufer.

„Oberst Jack", sagte mein Kamerad, „ich halte Dich für ein Glückskind; das war ein gutes Geschäft; gehen wir nach St. George's-Fields und theilen wir dort unsere Beute." Wir begaben uns an den genannten Ort und ließen uns etwas abseit vom Wege im Grase

nieder. „Nun, Jack", fuhr er fort, indem er mir das Geld zeigte, „daß Du in Deinem Leben schon so viel Goldstücke beisammen gesehen?" — „„Mein Lebtage nicht"", versetzte ich; „„und ist das Alles wirklich unser?"" — „Nun, das versteht sich ohne Brille!" — „„Aber jener Mann, der es verloren hat, soll der gar nichts davon bekommen?"" — „Jener Mann? ich weiß gar nicht, was Du damit sagen willst." — „„Ich weiß es auch nicht; aber — aber es ist mir doch, als hättest Du ihm das andere Blättchen zurückgeben wollen; Du sagtest ja, es sey zu dick für Dich?"" Mein Kamerad fing laut an zu lachen: „Du bist zwar sehr jung", sagte er, „aber für einen solchen Kindskopf hätte ich Dich doch nicht gehalten! Freilich ist der Wechsel von 300 Pfund Sterl. für mich zu dick; ich habe damit sagen wollen, daß ich nicht so dumm seyn würde, ein Blatt, wie dieses, dem Banquier vorzuzeigen; der würde mich fragen, wie ich dazu gekommen sey; vermuthlich ist auch der Mann, der es verloren hat, schon hingegangen und hat seine Declaration abgelegt, damit man denjenigen verhafte, der mit seinem Wechsel in der Hand sich etwa melden sollte ... nein, dafür bin ich zu klug. Wir werden sehen, was wir mit dem großen Wechsel anfangen. Aber dieses Geld hier, das wir einkassirt haben, ist unser, vom ersten bis zum letzten Stück."

„Aber was machst Du denn nun mit dem anderen Wechsel?" fragte ich ihn; „willst Du ihn wegwerfen? Da findet ihn vielleicht ein Dritter und holt das Geld." — „„Kommt Zeit, kommt Rath"", versetzte er und stopfte mir den Mund mit allerlei Gründen, von denen ich wenig verstand. Jetzt machten wir uns über das Geld her. Ich wußte kaum, was man mit einer so enormen Summe anfangen könnte, und hätte meinem Kameraden beinahe gesagt, er solle nur Alles für sich behalten. Der Abrede gemäß, kam auf jeden von uns die Hälfte, d. h. 6 Guineen 3 Pence; aber mein Freund bemerkte, daß ihm 1 Guinee mehr gebühre, als mir, da ich bloß müßiger Zuschauer gewesen. Ich hütete mich wohl, gegen diese Prämie, die er sich vorbehielt, zu protestiren, und raffte meinen Antheil zusammen, der mir immer noch ungeheuer genug vorkam. „Ach!" rief ich aus, „wo soll ich aber das viele Geld unterbringen?" — „„I nun"" entgegnete er, „„hast Du denn keine Taschen?"" — „Ach, ja wohl, aber sie sind voller Löcher!"

Ich habe seitdem oft über die Verlegenheit lachen müssen, in die mein plötzlicher Reichthum mich versetzte; denn ich war damals ohne Wohnung, ohne Büchse, Schachtel und Schublade, und meine Taschen taugten noch weniger als eine Krämer-Düte, deren Spitze man abgeschnitten hat. Ich kannte Niemanden in Gottes Welt, den ich bitten durfte, mein Depositar zu werden; hätte man nicht den armen zerlumpten Bettelknaben für einen Dieb erklärt und vielleicht gar der Polizei überantwortet? Mein Geld wäre dann mein Verbrechen gewesen, wie es öfter zu gehen pflegt. Alle diese Betrachtungen stimmten mich so melancholisch, daß ich bitterlich weinte. Eine Zeit lang trug ich den ganzen Schatz in der Hand: es waren vier Guineen in Golde und 14 Shilling; die letzteren fielen mir, wie man sich denken kann, am beschwerlichsten. Ich versuchte es, das Gold in einen meiner Schuhe zu stecken; aber kaum war ich ein paar Schritte gegangen, als der Fuß mir jämmerlich weh that; ich nahm die Guineen schluchzend wieder aus dem Schuh und fügte sie von neuem zu den Shillingen in meiner geballten Hand. Endlich fand ich einen alten leinenen Lappen, der wenigstens als Enveloppe des Geldes noch Dienste thun konnte. Ich habe seitdem Leute, die nach dem Besitz irgend einer Summe Geldes sich sehnten, öfter ausrufen hören: „O, hätt' ich's nur in einem schmierigen Lappen!" Das war nun buchstäblich bei mir so der Fall; ich begab mich aber doch ungesäumt an einen Bach, um den Lappen etwas reiner zu waschen und das Geld wieder hineinzuwickeln. Darauf wanderte ich, da es Nacht werden wollte, meiner Glashütte zu.

Neue Pein und Verlegenheit! wo sollte das Geld bleiben, während ich schlief? Durfte ich meine Kameraden etwas merken lassen? Ach, die hätten mich gewiß bestohlen und vielleicht obendrein in der Asche erstickt, oder, Gott weiß, was sonst für ein Leid mir zugefügt! So legte ich mich denn nieder, mein Geld in der Hand, und die Hand auf der Brust; aber wo blieb dieses Mal der süße Schlaf, der sonst nie auf sich warten ließ? „O!" — sprach ich zu mir selbst — „wie erbärmlich geht es Einem doch, wenn man reich ist!"

Von Zeit zu Zeit fing ich an, ein wenig zu schlummern; da ich aber jedes Mal träumte, daß mein Geld verloren sey, so erwachte ich immer wieder ganz erschrocken. Endlich stieg die Besorgniß in mir auf, ich könnte einmal im Traume laut von dem Gelde reden, so daß meine Nachbarn mich hörten. Dieser Gedanke beschäftigte mich so lebhaft, daß ich von jetzt an kein Auge zuzudrücken wagte. Ich brachte die ganze Nacht in großer Bangigkeit zu; bis dahin hatte mir noch keine Sorge dieses Lebens den Schlaf geraubt.

Sobald der Tag graute, kroch ich aus meinem Aschenlager hervor und ging quer über die Felder bis in die Gegend von Stepney, wo ich mir den Kopf darüber zerbrach, wie ich das Geld einstweilen los werden könnte, dessen Besitz mir so unsäglichen Kummer machte. Ich weinte von neuem heiße Thränen, aber das Weinen führte zu keinem Ergebniß. Endlich beschloß ich, ein Loch in einem Baume zu suchen, worin mein Schatz sich verwahren ließe, bis ich seiner bedürfte. Stolz auf diesen Gedanken, sah ich mich überall nach einem solchem Baume um, aber keiner entsprach meinem Zwecke, und außerdem bemerkte ich viele Leute auf den Feldern, die Alle nach mir hinsahen — wenigstens kam es mir so vor. Diese Gründe bestimmten mich, eine andere Richtung einzuschlagen; ich ging quer über die nach Mile-End führende Straße und nahm einen Weg, der zu dem sogenannten „Blinden Bettler" bei Bethnal-Green führte. Dann begab ich mich, einem Fußpfade folgend, in die Felder, wo unter anderen Bäumen wirklich sich einer befand, der ein Loch hatte, wie ich es wünschte. Dieses Loch war höher, als ich reichen konnte; ich kletterte ein wenig hinan, steckte meine Hand hinein und war sehr befriedigt; aber ach! als ich wieder mit der Hand hineinfuhr, um den Schatz noch besser zu logiren, entschlüpfte er mir plötzlich; der Baum war hohl, und mein kleines Paket hatte sich tiefer gesenkt, als ich reichen konnte .... war es sehr weit nach unten gefallen? Wie konnte ich das erfahren?!

Trotz meines kindischen Sinnes, wurde mir der erzdumme Streich, den ich gespielt hatte, sehr einleuchtend. Was half es, wenn ich meinen Arm bis an den Ellbogen in die Höhlung steckte, da es unmöglich war, auf den Grund zu kommen? Ich brach einen langen Zweig ab, und stieß ihn vergebens hinein. Ich weinte, brüllte, gerieth in Wuth; dann stieg ich den Baum herunter und wieder hinauf, steckte meinen Arm ein drittes Mal in die Höhlung, und zwar mit solcher Gewalt, daß er blutig wurde — Alles umsonst.

Endlich bei meinem letzten desperaten Versuche kam ich auf der entgegengesetzten Seite hinabzurutschen und entdeckte dieses Mal eine andere Oeffnung im Baume, ganz dicht am Boden, wie man sie an hohlen Bäumen oft bemerkt. Ich guckte hinein und — o unnennbare Seligkeit! — am Boden lag mein Geld, in das Linnen gewickelt! Da der Baum von oben bis unten hohl war, so brauchte sich nur einiges Moos zu verschieben und das Päckchen mußte nothwendig hinabgleiten.

Ich war nur ein Kind, und so verdenke man mir's nicht, daß ich eine kindische Freude empfand. Ich jauchzte, warf mich meiner Länge nach an den Boden und küßte das schmutzige Bündel wohl hundert Mal. Ich tanzte, sprang, rannte von einem Ende der Ebene zum anderen und machte unzählige Narrenspossen. Endlich, von rasender Freude erschöpft, setzte ich mich auf die Erde, weidete mich, das Bündel öffnend, an dem Goldschimmer meiner schönen Guineen und überzählte sie zu meiner Erholung wohl ein Dutzend Mal.

Unterdeß meldete sich guter Appetit. Ich brach mit meinem Geldpäckchen auf, nachdem ich sechs Pence herausgenommen, und kaufte mir in einer Bude von Mile-End etwas Brod und Käse. Ich kauerte mich an der Thür hin, ließ mir's nach Muße schmecken und begoß das Frühstück zuletzt noch mit einem Glase Bier, das die gute Höckerin mir unentgeltlich gab. Dann ging ich in die Stadt, um Einen oder den Anderen meiner Kameraden aufzusuchen. Ich war fest entschlossen, meinen Schatz ein für alle Mal in keinem hohlen Baume mehr unterzubringen. Indem ich Whitechapel entlang schlenderte, fiel mir an jener Seite der Kirche eine Trödler-Bude in die Augen: ich blieb stehen und betrachtete mir die alten Kleidungsstücke, die vor dieser Bude zur Schau hingen.

„Nun, mein junges Herrchen", sagte ein Mann, der vor der Thür stand, „es scheint, als wünschten Sie etwas; haben Sie in Ihrer Tasche so viel, daß Sie ein gutes Kleid bezahlen könnten? .... mich will es fast bedünken, als gehörten sie zum Lumpen-Regiment." Diese Anrede kränkte mich. „Was kümmert es Sie", versetzte ich, „daß meine Kleidung zerlumpt ist? Wenn mir Etwas anstände, so wüßte ich's schon zu bezahlen; ich werde aber an einen anderen Ort gehen, wo mir kein Schimpf angethan wird."

Während ich dem unberufenen Spötter diese kühne Antwort gab, kam eine Frau herbei und sprach in zankendem Tone zu dem Manne: „Was beleidigst Du denn unsere Kunden? Das Geld eines armen Knaben ist eben so gut, wie das des Lordmayor's. Wenn die armen Leute keine Kleider kauften, was würde dann aus unserem Handel? .... Kommen Sie nur, mein junger Herr", fuhr sie zu mir gewandt fort, „wenn Ihnen Etwas gefällig ist, so soll dieser Mann sie ungekränkt lassen." Darauf drang sie in mich, was ich gebrauchte. Das wußte ich selbst kaum; auch schienen mir alle Kleidungsstücke, die ich sah, für meine Statur zu groß. Sie bemerkte meine Unschlüssigkeit und sagte: „Kommen Sie, kleiner Gentleman" — ein Flötenton in meinen Ohren! — „kommen Sie; ich habe zwei Stücke, die Ihnen sitzen werden, wie angegossen, und deren Sie auch gewiß benöthigt sind. Da ist fürs Erste ein kleiner Hut — den gebe ich Ihnen umsonst, und nun schauen sie einmal die schönen warmen Beinkleider! Es sind auch Taschen darin, zwei Seitentaschen und ein Uhrtäschchen ...." Der Gedanke, ein solides Unterkommen für mein Geld zu finden, entzückte mich so sehr, daß ich ihr die Hosen beinahe aus der Hand gerissen hätte. Ach! ich Einfaltspinsel, dachte ich, wie vielen Kummer hätte ich mir ersparen können, wenn ich gleich von vorn herein an ein Paar Hosen gedacht hätte! Ich gab der Trödlerin zwei Shilling und eilte mit meinen neuen Beinkleidern auf den nächsten Gottesacker, um sie anzulegen. Als ich nun mein Geld in den soliden Taschen am Leibe trug, schätzte ich mich so glücklich wie ein Fürst in seiner sechsspännigen Karosse. Ich dankte der Trödlerin für das Geschenk des Hutes und versprach ihr, wiederzukommen, sobald ich reicher seyn würde und noch andere nothwendige Artikel mir anschaffen könnte.

Ich war nur ein Kind; aber das Bewußtseyn, endlich einmal mit unversehrten Hosentaschen einhergehen zu können, in denen mein Geld ein so würdiges und sicheres Asyl fand, gab mir eine Art von männlichem Hochgefühle. Ich eilte, um den schlauen Knaben aufzusuchen, dem ich dieses Glück allein verdankte; aber wie groß war mein Schrecken, als ich erfuhr, daß man ihn nach Bridewell abgeführt habe!

Bibliographie.

The United States of North-America, as they are. (Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wie sie sind.) Ein Engländer, Namens Thomas Brothers, der sich funfzehn Jahre in den Vereinigten Staaten aufhielt, hat in diesem Buche eine Warnungstafel für Auswanderungs- und Nachahmungslustige aufgestellt. Herrn Brothers zufolge, ist die Nordamerikanische Republik ein Staat, der seinem Untergange zueilt.

Schweden.

Der Schwedische Dichter Almquist.

Karl Jonas Ludwig Almquist ist der Name desjenigen von Schwedens jetzt lebenden Dichtern, der sich als der produktivste ausgezeichnet hat. Diese Eigenschaft ist es bekanntlich weder allein, noch hauptsächlich, die den Dichter zur Unsterblichkeit führt. Von der Menge mittelmäßiger Arbeiten gilt das, was Voltaire einmal scherzend von den seinen sagte: man kömmt nicht mit so großem Ballast auf die Nachwelt. Stellt man dagegen den in sich selbst nicht eben fruchtbaren Vergleich an zwischen einzelnen Vortrefflichkeiten, so thut man wahrlich nicht Unrecht, wenn das Uebrige gleich ist, auch die Blicke auf die quantitativen Verschiedenheiten zu richten. Hätte man von Homer nichts weiter übrig, als ein paar Fragmente, so wäre Homer nicht, was er ist. Ein Mehr von Vortrefflichem ist auch ein Mehr von Vortrefflichkeit.

Almquist's Familie hat seinem Vaterlande und besonders der Universität in Upsala mehrere vortheilhaft bekannte Theologen gegeben. Sein Vater ist Advokat, seine früh verstorbene Mutter war die Tochter des als Herausgeber mehrerer literarischer Zeitungen geachteten Gjörwell. Der große Gegensatz in den Gemüthern des Vaters und der Mutter hat sich treu in dem des Sohnes abgespiegelt. Almquist's spitzfindige Dialektik, seine Liebe zu Paradoxen, sein bitterer, tiefliegender Humor und eine gewisse Mangelhaftigkeit in Gedanken und Form scheinen uns bei ihm ein Erbe vom Vater zu seyn, das er mit Sorgfalt verwaltet und fruchtbar gemacht. Dagegen scheint das, was er selbst seinen „musikalischen Sinn", seine „innere Musik" nennt, seine äußerst feinfühlenden Fibern, seine Divinationsgabe, sein Vermögen, mit rührender, ehrfurchtgebietender Wahrheit die innersten schönen Geheimnisse einer reinen Seele den Augen der ganzen Welt darzulegen, ein Legat seiner mit der Welt unzufriedenen und bald aus der Welt geschiedenen Mutter zu seyn, von ihrem eigenen Genius bewacht und nicht angefochten, weder von einer Schule, noch einem Schulmeister. Widersprüche und Gegensätze fehlen nicht bei dieser reichen Natur, und ohne diese wäre die Skala seiner Musik nicht so umfassend. Er ist der widerlichsten Gräßlichkeiten fähig, er kann darin beinahe Byron, Victor Hugo und deren Nachfolger überbieten. Es ist ihm eine willkommene Ausgabe, die Widerspenstigkeiten des gräulichsten Materialismus gegen die Gesetze der Schönheit ankämpfen zu lassen, und man kann nicht sagen, daß der Sieg immer sein ist; er versucht bisweilen vergebens, das Unmenschliche in einen phantastischen Nebel oder optimistischen Schimmer zu hüllen. Auf der anderen Seite sind die idyllischen wie tragischen Momente des schönen, des engelreinsten Muttergefühls, der Kindlichkeit, der Liebe, der Naturfrische so gehorsame Saiten in seiner Künstlerhand, daß sie nichts vor ihm verborgen haben; er ruft ihre Töne hervor, und auch die zartesten folgen seiner Hand, und selbst wenn sie schweigen, reden sie wie das Schweigen bei den alten Tragikern. Er will einen Himmel sehen in Allem; in das stillstehende Wasser der Hölle selbst stiert er hinab, um ihn abgespiegelt zu finden. Kein Wunder, daß er nicht immer den reinsten findet.

Der Widerspruch, den wir in seinen Dichtungen wahrnehmen, begegnet uns auch in seinen Lebensverhältnissen. Nachdem er sich in Upsala eine vollständige Bildung erworben, mit Ehren den philosophischen Lorbeer gewonnen hatte und als Beamter in die Königl. Kanzlei eingetreten war, beschloß er, Gutes und Schlimmes mit den sogenannten niederen Volksklassen zu theilen. Er nahm Abschied von seinem Dienste und begab sich nach Wermland, pachtete dort ein unbedeutendes Bauerngut, kleidete sich als Bauer, pflügte, säete und ärndtete und fällte Holz mit eigenen Händen. Da er inzwischen in eine Ehe getreten war, die zu seinen Verhältnissen passen mußte, da sein Vermögen von Anfang gering gewesen war, so hatte er in ökonomischer Beziehung keinen Gewinn von der vorgenommenen Veränderung. Selbst will er seinen Entschluß und dessen Ausführung nicht Schwärmerei nennen, aber wir für unser Theil sehen nicht ein, weshalb er diesen ehrenwerthen Familiennamen verleugnen will, wenn auch seine Rückkehr zur Hauptstadt nach einem mehrjährigen Landleben dieser Art bekundete, daß er diesen Namen gegen einen mehr akkreditirten austauschen wollte. In Wermland hatte er am Ende sich und seine Familie mit der Aufnahme von Karten über einzelne Kirchspiele ernähren müssen, in der Hauptstadt verschmähte er nicht einmal die Korrektur einer Zeitung, nebst dem Reinschreiben von Musikalien, als sich keine andere Auswege erbieten wollten, und erhielt sich unter all' diesen äußeren Bedrängnissen redlich und froh. Endlich ward er bemerkt und als Lehrer an eine Schule berufen, wo eine neue Lehrmethode befolgt werden sollte. Dadurch ward Almquist der Welt gerettet aus Arbeiten und Nahrungssorgen, von denen am Ende auch wohl seine starke Seele überwältigt worden wäre. Er unterrichtet in der sogenannten Neuen Elementarschule in Stockholm, deren Rektor er noch jetzt ist, in den mathematischen Wissenschaften. Er hat zugleich im Auftrage der Schul-Direction nach und nach Lehrbücher in der Geometrie, Arithmetik und Linearzeichnung, in der Schwedischen Buchstabirlehre, der allgemeinen Grammatik, der Griechischen, Schwedischen und Französischen Grammatik geschrieben.

Inzwischen hat er Theologie studirt, so daß er sich zur Erhaltung eines Pastorats kompetent machte; er konkurrirte bei der Bewerbung um eine Professur der Aesthetik und der lebenden Sprachen an der Universität in Lund und hat dessenungeachtet Zeit gefunden, eine Sammlung herauszugeben, Gedichte und Aufsätze in Prosa in 12 Bänden, sämmtlich das Buch der Rose genannt; außerdem einen Roman: Amorina oder die Geschichte von den Vieren, 2 Theile; später (1840) eine Fortsetzung des Buches der Rose, mit dem Allerschönsten seiner Dichtungen.

Im Buche der Rose findet der Dichter Gelegenheit, sein Verfahren als Künstler zu rechtfertigen, indem er eine Gesellschaft einführt, vor welcher die Dichtungen nach einander vorgetragen werden. Des hieraus erwachsenden Vortheils bedient sich der Dichter mit besonderer Geschicklichkeit, und er muß dies auch um so mehr, je größer die Originalität ist, in der Erfindung sowohl, wie in der Ausführung. Unter den vielen Compositionen ist es schwer, vielleicht auch ganz unnöthig, zu sagen, welcher derselben man den Vorzug geben sollte, ob der Zeichnung der ohne Religion aufgewachsenen Tintomara bei ihrem ersten Eintritte in eine leere Kirche, ob der schönen Sprache im Ramido Marinesco, ob dem ersten Auftreten des ungeweihten Prediger-Adjunkten in der Kapelle, ob den Niederländischen Gemälden in der Araminta May, oder ob so vielem Anderen. Unübertrefflich ist Almquist in seiner Kunst, das Leben und Treiben der oft mit so viel Hohn betrachteten niederen Volksklassen darzustellen, nicht als etwas Niedriges, Komisches und Lächerliches, sondern als eine vollkommen wahre Offenbarung all' der tragischen Höhe und Tiefe, wozu man bisher Goldstickereien und Purpurmäntel als nothwendige Attribute ansah. Der Lorbeer, den er auf diesem Felde ärndtet, ist ohne Zweifel sein schönster. Hier besonders offenbart sich seine durchgeführte Humanität, nicht als die Verträglichkeit und Herablassung eines großen Mannes, sondern als durchhaucht von der tiefsten Achtung für jedes menschliche Phänomen und unverdeckt das Menschliche in ihnen Allen anerkennend. Besser hat nie ein Künstler das wohlbekannte Terenzische Wort in Handlung übersetzt: Homo sum et nihil humani a me alienum puto.

In mehr als einer Richtung arbeitet Almquist für die Erhebung des Volkes, sowohl in der Meinung der vermeintlich Vornehmen, als in der Wirklichkeit. Außerdem, daß er 1838 nicht weniger als vier Bände vom Buche der Rose und 1839 den zwölften Band dieses Cyklus von Dichtungen, Amorina in 2 Theilen, und dazu noch eine durchaus originelle Weltgeschichte, vereinigt mit Geographie, unter dem Namen der Sage des Menschengeschlechts, herausgab, begann er auch Volksschriften zu verfassen, genießbar für Leser aus allen Klassen, und gab vier solche heraus, der Arbeit Ehre, in Lamennais's Geist und Stil und dessen Schriften in jeder Hinsicht gleichzustellen; die Neubaute in Grimstabamn, die Geschichte eines Neubauers, mit einer Naivetät geschrieben, die nie die Haltung verliert; Gustav Erichson in Dalekarlien, nebst dem Russischen Andenken in Norrköping, auf eine schöne Weise vaterländische Erinnerungen wiederbelebend. Alle diese Schriften sind in ungewöhnlich großer Menge verbreitet und werden über ganz Schweden mit großer Begehrlichkeit gelesen.

Unter den im letzten Jahre erschienenen Dichtungen zeichnen sich besonders aus: Ferrando Bruno, Byron's Manfred vergleichbar; Isidorus von Tadmor und Marjam, völlig würdig des Dichters der Märtyrer, Stagnelius; die Schwanengrotte auf Ipsara, eben so christlich- als antik-schön; Schems el Nihar, voll Afrikanischer Gluth, alle vier dramatische Produkte in den geschmeidigsten, meist musikalischen Jamben; Arthur's Jagd, Semiramis, Melia und so manches Andere vom ersten Range zu verschweigen. Zu einem großen Theil seiner Dichtungen hat Almquist Musik gesetzt, gleich dem Original herzergreifend, unmittelbar, wie die besten seiner poetischen Schöpfungen.

Mannigfaltiges.

— Don Juan und die Familie der Tenorio in Spanien. Das Alt-Spanische Schauspiel Don Giovanni Tenorio, welches dem Festin de pierre von Molière und mit diesem der neueren durch Mozart verewigten Oper als Stoff diente, hat wieder zur Grundlage eine Alt-Spanische Sage, die sich in unserer Zeit jedoch verloren zu haben scheint. In dem Theater Pallacorda in Rom wurde noch kürzlich eine Italiänische Bearbeitung der Spanischen Komödie aufgeführt. Nun finden sich in den Briefen des Don Antonio di Guevara, Bischofs von Mondogneto, Predigers, Chronisten und Raths Kaiser Karl's V., Nachrichten über die alte Familie der Tenorio in Spanien, die schon zu seiner Zeit erloschen war. In einem Schreiben an Don Alfonso Pimentel, datirt von Toledo 12. Dezember 1526, worin er den Ursprung und die Regeln der von dem Könige Alfons in Burgos 1368 gestifteten alten Ritter von der Binde (Cavallieri della Banda) erzählt, finden sich in der Liste der ersten Mitglieder dieses Ordens drei Ritter dieses Namens, nämlich: Don Garsi Gioffre, Don Giovanni il buono und Don Giovanni Tenorio †, welchem Namen in meiner Ausgabe (Venetia, appresso Francesco Sansovino 1560) jenes Zeichen gegen den Gott sey bei uns beigedruckt ist. Ohne sich bei jenem gleichtönenden Namen in zu kühne Muthmaßungen einzulassen, kann doch diese kurze Andeutung irgend einem gebildeten Reisenden Veranlassung seyn, über den Namen der Tenorio's und über die Sage des vom Teufel geholten, durch Poesie und Musik veredelten Wüstlings an Ort und Stelle vielleicht Näheres zu erfahren.

Rom, 1840. F. Kühlen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 3. April 1840.

Asien.

Chiwa und sein Chan.

Seit einigen Monaten unterhalten uns die Zeitungen Rußlands, Deutschlands, Frankreichs und Großbritaniens von dem Chane von Chiwa. Ohne Zweifel haben viele unserer Leser diesen Potentaten, der so plötzlich die Blicke aller Neuigkeitsfreunde auf sich zieht, niemals nennen hören; auch darf man ihnen dies nicht verdenken, denn besagter Potentat ist ja erst seit dem 1. Dezember 1839, an welchem Tage Rußland ihm den Krieg erklärt hat, ein Gegenstand Europäischer Politik.

Das Land Chiwa liegt im westlichen Turkestan, einer Landstrecke, die man früher, um sie von dem östlichen, unter Chinesischem Scepter stehenden Turkestan zu unterscheiden, auch „freie Tatarei" genannt hat. Es gränzt im Norden an den See Aral und die Steppen der Kirgisen; im Osten an den Dschihun oder Amu (den Oxus der Alten); im Westen und Nordwesten an sandige Steppen, die bis zum Kaspischen Meere sich erstrecken. Im 12ten Jahrhundert bildete dieses Land einen Theil des großen Seldschukischen Reiches Khowaresm, und in den Römer-Zeiten einen Theil der Parthischen Monarchie. Um Christi Geburt und im 8ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung standen die Länder zwischen dem Oxus und dem Kaspischen Meere eine Zeitlang unter Chinesischer Oberhoheit.

Noch im Jahre 1808, als Malte-Brun seine „Neue Beschreibung von Charism oder Chuwaresm" in die „Annalen der Reisen" einrücken ließ, besaß man keinen authentischen Bericht eines Reisenden, der Chiwa besucht hätte. Eilf Jahre später faßte der Russische General Jermoloff, Gouverneur von Grusien, den Plan, eine Expedition an die östlichen Küsten des Kaspischen Meeres zu schicken, um zwischen den Turkmanen und Rußland freundschaftliche Verhältnisse zu knüpfen, damit die Handelsschiffe seiner Landsleute an irgend einem Punkte jenes Gestades ruhig vor Anker liegen und ihre Befrachtung ungefährdet abladen könnten. Der Stapelplatz, den er dort zu erbauen bezweckte, sollte durch ein kleines Fort beschützt werden.

Die Turkmanen, orthodoxe Bekenner des Islam, sind eingefleischte Feinde der Perser, weil Letztere bekanntlich den Ali, Muhammed's Schwestersohn, höher achten, als den Propheten selbst. Als daher Rußland im Jahre 1813 mit Persien Krieg führte, schenkten sie den Vorschlägen eines Russischen Emissairs, der ihnen den Schutz seines Kaisers gegen die Perser versprach, willig Gehör. Sie schickten Deputirte an den General, von dessen Seite der Emissair gekommen, und die Verhandlungen nahmen eine günstige Wendung.

Aber die beiden kriegführenden Mächte schlossen bald Frieden, und eine der Bedingungen, die Persien stellte, lautete dahin, daß Rußland den Turkmanen keinen Schutz angedeihen lassen möchte. Die Abgeordneten der Letzteren waren sehr verdrießlich, als sie ihre Hoffnung getäuscht sahen, und ihre Landsleute mußten nun bei Zeiten daran denken, was wohl am besten zu thun sey. Einige unterwarfen sich den Persern und stellten Geiseln; Andere zogen von der Persischen Gränze ab und wählten ihre Wohnsitze 25 Meilen nördlicher an der Bai Balchan; wieder Andere begaben sich nach Chiwa, wo sie von Muhammed Rahim, einem geschworenen Feinde der Kadscharischen Dynastie in Persien, freundlich aufgenommen wurden.

General Jermoloff, der nicht alle Versuche einer Annäherung an die Turkmanen aufgeben wollte, schickte einen seiner Offiziere, Herrn Ponowareff, als Unterhändler zu denjenigen, die an der Bai Balchan sich niedergelassen hatten. Ein anderer Offizier, Herr Murawieff, der Ersteren begleitete, sollte sich von der Bai Balchan aus nach Chiwa begeben, um den dortigen Chan für das Russische Interesse zu gewinnen.

Nach langen Unterhaltungen mit den Turkmanischen Chefs nahm Murawieff von Ponowareff Abschied und begann am 18. September 1819, in Begleitung eines Armenischen Dolmetschers und einer kleinen Karawane, die Wanderung durch das dürre, sandige und nirgends angebaute Land, das vor seinen Blicken sich ausdehnte. Am 6. Oktober war er nur noch wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, als einige Offiziere des Chans ihm den Befehl überbrachten, daß er nicht weiter vorrücken dürfe. Der eine Offizier führte den Fremden in seine eigene Behausung, wo man alle Vorkehrungen zu seiner Aufnahme getroffen hatte. Man wußte, daß Murawieff im Namen des Russischen Kaisers kam, und befragte ihn über den eigentlichen Zweck seiner Sendung; er antwortete, daß er Papiere mitbringe, deren Inhalt ihm unbekannt sey; seine mündlichen Aufträge aber dürfe er nur dem Chane selbst oder einer Person, die sich als Bevollmächtigter des Chans legitimirte, bestellen.

Obschon Herr Murawieff in seiner Wohnung recht gut behandelt wurde, so bemerkte er doch bald, daß er Gefangener war. Man hatte ihm am ersten Tage versichert, der Chan werde ihn schon am nächsten Morgen zu sich rufen lassen; allein es verstrich ein Tag um den anderen, und kein Bote von Seiten Sr. Hoheit kam zum Vorschein. Auch die gute Behandlung, deren er sich anfangs zu erfreuen gehabt, wurde allmälig schlechter und am Ende sehr schlecht; man fuhr ihn mit Grobheit an, muthete ihm harte Entbehrungen zu und bewachte jeden seiner Schritte. Von den Turkmanen, welche ihn begleitet hatten, erfuhr er, der Chan habe seinetwegen die vornehmsten Bewohner Chiwa's zur gemeinsamen Berathung versammelt und ihnen (den Turkmanen) streng verwiesen, daß sie einem Menschen, den er für einen Spion hielt, zu seiner Reise nach der Hauptstadt Vorschub geleistet hätten. Ein Mitglied des Diwan's, das der Chan zuerst um seine Meinung fragte, stimmte für den Tod des Ankömmlings; aber Se. Hoheit verwarf diesen Rath mit der sehr verständigen Bemerkung, daß in solchem Falle der „weiße Chan" schon im nächsten Jahre kommen und die Frauen des Harem's von Chiwa mit fortnehmen würde.*) „Besser ist es", sprach er, „ich nehme den Russen an und lasse ihn alsbald wieder heimkehren. Einstweilen möge er im Gefängniß bleiben, bis ich von ihm erfahren habe, welches Geschäft ihn hierher geführt."

Nach einer Haft von 48 Tagen wurde Murawieff endlich nach der Hauptstadt geleitet. Er überschickte dem Chan die für ihn bestimmten Geschenke und erhielt am 18. November Audienz. Er sagte, der Zweck seiner Ankunft sey, die zwischen Rußland und dem Chan bestehende Freundschaft zu befestigen, auch Sr. Hoheit vorzustellen, daß es für die handeltreibenden Karawanen weit vortheilhafter seyn würde, wenn sie von Chiwa nach der näher liegenden Bai Balchan, und nicht, wie bisher geschehen, nach der Bai Manghislak abgingen, welcher letztere Weg außerdem durch eine völlig wasserlose Steppe führe. Der Chan leugnete die Richtigkeit dieser Angaben nicht, wendete aber ein, die Turkmanen bei Manghislak seyen seine Unterthanen, während diejenigen, die weiter südlich wohnten, großentheils dem Schach von Persien gehorchten; darum könnten die Karawanen aus Chiwa leicht geplündert werden, wenn sie jenen anderen Weg einschlügen. Dieser Vorschlag wurde also zurückgewiesen.

Murawieff ersuchte den Chan, eine würdige Person an General Jermoloff zu schicken, um ihn seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen Rußland zu versichern. Der Chan versprach, diesem Wunsche nachzukommen, und entließ Murawieff mit einem Ehren-Kaftan. Der Russische Offizier reiste in Begleitung dreier Gesandten des Chan's ab und schiffte sich am 18. Dezember auf derselben Korvette, die ihn an das östliche Ufer gebracht hatte, nach Derbend ein, von wo man über Baku nach Tiflis abging. Die Gesandten wurden von General Jermoloff mit großer Auszeichnung empfangen, und zu Ende Aprils übergab ihnen Murawieff ein sehr verbindliches Schreiben an Muhammed Rahin. Seine Sendung war so gut als erfolglos gewesen; allein er hatte wenigstens Beobachtungen gesammelt, die seiner Regierung in Zukunft von Nutzen seyn konnten.

Im Jahre 1822 ließ Murawieff seinen Reisebericht in Russischer Sprache drucken, und schon im folgenden Jahre erschien eine Französische Uebersetzung. Dieses interessante Buch ist von Allen, die seitdem über Chiwa geschrieben haben, mit Vortheil benutzt worden und soll von jetzt an auch unsere vornehmste Quelle seyn.

Chiwa muß nach Herrn Murawieff unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: es begreift 1) den eigentlichen Kern des Staates, in welchem außer den Chiwaern auch verwandte nomadische Stämme wohnen; 2) ein großes Gebiet, dessen nomadische Bewohner theils mit Gewalt unterjocht sind und anderentheils, weil sie ihre Schwäche fühlten, oder weil ihr Handel sie von Chiwa abhängig machte, sich unterworfen haben.

Das eigentliche Chiwa hat keine scharfgezogene Gränzen, da es rings von Wüsten umgeben ist, deren Besitz kein Mensch dem Chane streitig macht. Das Mittelgebiet oder der Kern liegt innerhalb einer großen Krümmung des Amu-darja und erstreckt sich im Norden des linken Ufers dieses Stromes bis zu seiner Einmündung in den See Aral. Der Staat Chiwa wird also nordwärts von dem genannten

*) Der weiße Chan (candidus imperator) ist ein Titel, den der Kaiser von Rußland auch bei den Mongolen führt (tsaghan chan), vermuthlich mit Anspielung auf die weiße Gesichtsfarbe der Russen, im Gegensatz zu der weizengelben Farbe der Mongolischen Racen.

See und einem Theile der Steppen begränzt, die sich weiter gegen Osten ausdehnen und Kirgisische Horden zu Bewohnern haben. Im Nord-Osten begränzt ihn der Amu-darja, und im SüdOsten trennt ihn eine Steppe von dem Königreich Buchara. Gegen Süd-West bilden sandige Ebenen und Steppen eine Gränze zwischen dem Chanate Chiwa und dem Territorium des Turkmanen-Stammes Teke, das wie eine Oasis mitten in diesen Wüsten liegt, und von Strömen, die durch Regengüsse anschwellen, befruchtet wird. Gerade westlich ziehen dürre Einöden beinahe 800 Werst (115 Meilen) weit bis zum Kaspischen Meere. Turkmanen von den Stämmen Jomud und Ata wohnen längs der Küste.

Die Ausdehnung des Centralgebietes von Chiwa beträgt nach Murawieff 180 Werst (26 Meilen) von Norden nach Süden und ungefähr 150 Werst (etwas über 21 Meilen) von Osten nach Westen. Dieser Angabe zufolge, kann man also den Flächenraum desjenigen Theiles der Monarchie, wo die Autorität des Chans allgemein anerkannt wird, nur auf ungefähr 550 Quadrat-Meilen berechnen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Polizei-Verwaltung im Kirchenstaate.

(Schluß.)

Die Zeit des Karnevals in Rom war sonst gewöhnlich durch eine Menge Verbrechen ausgezeichnet, welche die Polizei nicht verhindern konnte, selbst nicht, wenn die Garnison verstärkt wurde; daher vor dem Beginn dieser Zeit der Freude zur Abschreckung öffentliche Hinrichtungen veranlaßt wurden. Man hat sogar noch vor einigen Jahren aus Besorgniß vor Unruhen alle öffentliche Karnevals-Lustbarkeiten untersagt. Während der Französischen Verwaltung geschah dieses nicht; aber zwei Compagnieen Gendarmen und eine Garnison von dreitausend Mann reichten damals hin, die beste Ordnung zu erhalten. In Rom wurden acht Polizei-Kommissarien und eine Munizipal-Garde errichtet, jede Stadt im Lande erhielt ebenfalls einen Polizei-Commissair, die, so wie die damals zuerst allgemein in Rom und dann in anderen größeren Städten eingeführte allgemeine Straßen-Beleuchtung, viel zur Verhütung von Verbrechen beitrugen.

Die meisten Verbrechen fielen während der Französischen Verwaltung im Departement Rom vor, welches 530,000 Seelen zählte. Der Appellations-Hof zu Rom erstreckte sich über 900,000 Seelen auf dem südwestlichen Abhange der Appenninen. Von diesem Gerichtshofe wurden in einem Jahre wider 2072 von den Polizei-Behörden, zu welchen auch die Staats-Prokuratoren gehörten, überwiesene Individuen und zwar wegen 1537 Verbrechen die Untersuchung eingeleitet, worunter 591 Verbrechen Angriffe auf Personen und 843 Angriffe auf das Vermögen Anderer betrafen; ein Verhältniß, welches im Norden Europa's sich viel mehr zum Vortheil der Personen gestaltet. Das Preußische Oberlandes-Gericht im Departement Breslau, dessen Bereich mit über 1,027,000 Seelen dem des damaligen Appellations-Hofes von Rom beinahe gleichkommt, hatte im Jahre 1838 über 3678 wirkliche Kriminal-Verbrechen zu entscheiden, unter denen nur wenig andere Verbrechen als Diebstähle waren.

Der Kriminal-Gerichtshof in Rom hatte im Jahre 1813 von den vorliegenden peinlichen Verbrechen 853 abgeurtheilt, und nur 300 blieben im Rückstande. Das beinahe eben so große Preußische Oberlandes-Gericht zu Magdeburg, dessen Bezirk 598,981 Seelen enthielt, hatte im Jahre 1838 die Anzahl von 2067 wirklichen Kriminal-Untersuchungen geleitet, von denen im Laufe desselben Jahres 1357 abgemacht wurden, so daß nur 710 unerledigt blieben, mithin in beiden unter der Hälfte.

Wenn sonach in Preußen mehr Untersuchungen im Wege des peinlichen Verfahrens vorkommen, so darf man daraus nicht auf eine größere Menge von Verbrechen als im Kirchenstaat schließen, sondern auf die größere Aufmerksamkeit der Polizei Behörden, welche die Verbrechen weniger verheimlichen läßt. Auch kann schon deshalb kein sicherer Vergleich angestellt werden, weil die in den beiden ganz verschiedenen Staaten bestehenden Gesetze die Gränzlinie der peinlichen Verbrechen mit den geringeren nicht gleichförmig feststellen.

Im Jahre 1811 befanden sich im Departement Rom 2160 Zuchthaus- oder Bau-Gefangene in den Bagno's; es kam daher, bei der Gesammt-Seelenzahl von 530,000 Einwohnern, mit Inbegriff der Untersuchungs-Gefangenen, Ein Verhafteter auf gegen 212 Einwohner. In Frankreich kam im Jahre 1828 Ein Verbrecher auf 4000 Seelen. Da aber darunter nur solche schwere Verbrechen zu verstehen sind, welche vor die Geschwornen-Gerichte gebracht werden, so läßt auch dies keine Vergleichung mit solchen Ländern zu, wo andere gesetzliche Kategorieen der Verbrechen bestehen; da indeß damals dieselbe Gesetzgebung im Departement von Rom bestand, so ergiebt sich, daß in jener Zeit schon auf 900 Einwohner ein schwerer Kriminal-Verbrecher fiel, also mehr, als in Korsika, wo auch dergleichen verhältnißmäßig sehr viele vorfallen. Hier kam im Jahre 1828 Ein Verbrecher auf 2127 Seelen, in Paris dagegen, obwohl am reichsten an Verbrechen, Ein Verbrecher auf 1167 Seelen.

Jener traurige Zustand, wo auf 900 Seelen schon ein Verbrecher kommt, darf jedoch nicht überall als Grundlage eines Urtheils über die Moralität im Kirchenstaat, noch für alle Zeiten als gleich angesehen werden; denn damals wurden durch die verbesserten Polizei-Behörden viele alte Sünden an das Tageslicht gezogen, auch veranlaßte die Zeit des Krieges mehr Verbrechen als gewöhnlich.

Nach Entfernung der Französischen Verwaltung hat die Päpstliche Regierung verstanden, die erhaltenen Lehren zu benutzen; statt zur sogenannten guten alten Zeit der Sbirren zurückzukehren, bildete man ein auf Französischen Fuß eingerichtetes Gendarmerie-Corps, die Carabinieri, ein im Allgemeinen ehrenwerthes Corps; die Straf-Einrichtung, so wie das Meiste der Gerichts-Organisation und der Straf-Gesetzgebung, wurde gleichfalls beibehalten, und der Kardinal befolgte den Grundsatz des Königs von Preußen:

„Ich will, daß das Gute überall, wo es sich findet, beibehalten werde." Friedrich Wilhelm III.

Dennoch machte die Polizei-Verwaltung, wie wir im Eingange dieses Abschnitts gesehen haben, Rückschritte und ward nicht mehr so gut gehandhabt, wie unter der Französischen Herrschaft. Selbst unter einem sehr ausgezeichneten Beamten, dem Kardinal Consalvi, mußte wieder zu sehr ernsten Maßregeln gegen die Räuber geschritten werden. Er befahl am 18. Juli 1819 die Zerstörung der Stadt Sonnino und die Zerstreuung ihrer 4—5000 Einwohner.

Die Französische Verwaltung hatte es besser verstanden, vorzubeugen, ehe es so weit kam. Man richtete auf die Wundärzte, auf die Waffen-Fabrikanten und Pulver-Verkäufer ein aufmerksames Auge; den Hirten war verboten, mehr Brod und Lebensmittel in die Berge mitzunehmen, als sie auf zwei Tage bedurften, und man hielt streng auf die Befolgung der Gesetze, so wie Montesquieu sagte:

„Ich frage nie, welche Gesetze in einem Lande gelten, denn alle Gesetze sind gut; sondern, wie sie gehandhabt werden."

Dafür konnte man aber auch damals wagen, die Bevölkerung selbst gegen die Räuber zu bewaffnen.

Die gesammte Polizei im Kirchenstaate steht unter dem Minister Staats-Secretair des Innern. Nach der vom Papst Pius VII. eingeführten Organisation wird sie von dem Vice-Camerlengo oder Prelato Governatore von Rom als General-Polizei-Direktor ausgeübt. Unter dem Letzteren stehen auch die Juden in der Juden-Stadt, Ghetto genannt. Das Judenwesen ist zuletzt durch das Gesetz vom 22. Januar 1835 geordnet worden. Die Organisation der Polizei-Verwaltung der Stadt Rom ist durch das Gesetz vom 23. Oktober 1816 angeordnet.

In den Provinzen sind die Governatori und in den größeren Gemeinden die Gonfalonieri, so wie in den kleineren die Priori, die Organe des Polizei-Ministers. Als Haupt-Gesetz über die Paß-Polizei gilt das Fremden-Reglement vom 5. August 1820.

Andere Polizei-Behörden, insofern man die unter ihnen stehenden Verwaltungs-Gegenstände im Allgemeinen zur Polizei-Verwaltung rechnet, sind: Die Congregazione speciale della sanita, für die Gesundheits-Polizei, wovon oben bei der Verwaltung des Innern die Rede gewesen ist; die Presidenza oder Prefettura dell' Annona, welche die Versorgung des Staats, besonders der Stadt Rom, mit Lebensmitteln zum Gegenstande hat. Sie leitet ihren Ursprung vom Kaiser Augustus her, erhielt aber ihre gegenwärtige Gestalt vom Papst Gregor XIII. im Jahre 1580. Die Presidenza della Grascia hat es mit der Versorgung des Landes, besonders der Stadt Rom mit denjenigen Lebensmitteln zu thun, die nicht in Getraide bestehen.

Beide letztgenannten Prefetturen sind jetzt unbedeutender geworden, obwohl jeder von ihnen einer der Chierici di Camera vorsteht. Die Prefettura dell' Annona und der Presidente della Grascia haben zugleich die Straf-Gerichtsbarkeit über Alles, was den Verkauf, den Vorrath und die Verfälschung der Lebensmittel betrifft.

Die Presidenza delle Rive ed Aque interne hat die Polizei in den Häfen der Tiber und wacht auf die Versorgung der Hauptstadt mit Brennmaterial, hat auch die Aufsicht auf die an der Tiber belegenen Waldungen in der Entfernung von 12 Meilen. Endlich stehen auch unter ihr die Wasserleitungen im Innern der Hauptstadt.

Ein weites Feld der Thätigkeit für die Polizei im Kirchenstaate würde die Ausrottung der Bettelei seyn; allein im Ganzen beaufsichtigt sie das Betteln nur insofern, daß sie förmliche Erlaubnißscheine hierzu ertheilt, deren Inhaber dann priviligirte Bettler sind, die ein Schild tragen, das sie mit einem gewissen Stolz auf die anderen Bettler ohne diesen Orden herabsehen läßt.

Man hatte hieraus Veranlassung genommen, in einer Karrikatur den Exkönig Dom Miguel als Großkreuz jenes Ordens darzustellen, indem er vom Papst eine Unterstützung von jährlich 70,000 Scudi oder 90,000 Thaler Preußisch erhält, welche letztere die Portugiesen freilich für sehr gering halten, gegen die ungeheuren Summen, die der Päpstliche Stuhl aus ihrem Vaterlande sonst gezogen hat.

Die Bettelei im Kirchenstaat und besonders in Rom ist größer als irgendwo. Sie ist durch die Vertheilung der Lebensmittel in den vielen Klöstern entstanden, wodurch man die Leute gewöhnte, zu essen ohne zu arbeiten. Bei Aufhebung der Klöster durch die Franzosen geriethen mit einemmale gegen 30,000 Bettler in Noth. Zur Hebung dieses Uebelstandes traten die Fürsten Piombino, Chigi, Spada und andere angesehene Männer zusammen und sonderten zuvörderst die Bettler von den verschämten Armen. Die Stadt mußte zu ihrem Unterhalt 390,000 Franken aufbringen.

Man sorgte für die Beschäftigung der Arbeitsfähigen, indem man eine große Werkstatt errichtete, in welcher ein Mann bald bis 1 Fr. 25 Cent., eine Frau 80 Cent. und ein Kind 50 Cent. nebst einer Suppe täglich verdienen konnte. In dieser Weise gewöhnte obige Kommission, der von der Regierung Alles sebstständig überlassen ward, die Bettler zu einer nützlichen Beschäftigung, und man sah in dieser Beziehung Rom im Jahre 1813 in einer ganz anderen Gestalt, als früher.

Graf Tournon sagt: C'était par le travail qu'on attaquait la mendicité.

Der Palast vom Lateran ward zu einer Bettler-Herberge für 400 Männer und Frauen umgeschaffen, und das schöne Kloster S. Croce in Gierusalemme ward zur Aufnahme von 300 Knaben eingerichtet. Die männlichen Individuen sollten vorzüglich für den Ackerbau gezogen werden. Freiwillig fand sich zwar Niemand ein, indeß wer beim Betteln betroffen ward, wurde dort untergebracht, was das Gute mit sich führte, daß aus Furcht Mancher das Betteln ganz aufgab. Jetzt hat sich freilich wieder Vieles geändert.

Das früher ganz gewöhnliche Beerdigen der Leichen in den Kirchen wurde verboten. Allein wie schwer es noch jetzt hält, dieses durchzusetzen, beweist ein Vorfall im September 1839, wo man öffentlich einen Sarg mit Steinen begraben, die Leiche aber heimlich in die Kirche gebracht hatte und eine Abtheilung von 100 Dragonern die Polizei unterstützen mußte, als jener Vorfall dem Gonfaloniere des Orts angezeigt ward und er dem Gesetz Gehorsam verschaffen wollte.

Auch die Reinlichkeit in den Straßen ist ein Gegenstand, auf den die Polizei ihr Augenmerk noch mehr richten müßte; zwar verbietet eine Verordnung vom 25. April 1828 unter Anderem, vor Abend und nach Mitternacht den Schmutz, Kehricht und dergl. aus den Häusern auf die Orte zu werfen, die dazu bestimmt sind (Immondezzaci), allein die Reinlichkeit läßt noch viel zu wünschen übrig.

Auf die Vertilgung der Raubthiere in den Provinzen wird gehalten, namentlich wurde durch die Verordnung vom 7. Februar 1832 in dem Agro romano ein Aufschlag von 1 Cent. auf die Grundsteuer gelegt, um davon Prämien an diejenigen zu geben, welche die so überhand genommenen Wölfe tödten. R.

Frankreich.

Die Koketterie in dem Charakter der heutigen Franzosen.*)

Es giebt zwei Koketterieen, die des Herzens und die des Geistes. Die erstere ist weiter nichts als das Streben, zu gefallen, in seinen Beziehungen zur geschlechtlichen Galanterie. Gewöhnlich entspringt sie aus einer größeren oder geringeren Verderbniß der natürlichen Gewohnheiten. Sie belügt sich fortwährend selbst und ist nie eine Leidenschaft. Diese Koketterie ist zwei Jahrhunderte hindurch, in dem Jahrhundert Racine's und dem Marivaux', so vielseitig geschildert und zergliedert worden, daß es unnütz ist, zu der vollkommenen Kenntniß dieses Winkels der menschlichen Seele ein Wort hinzuzufügen.

Desto weniger ist für die Beleuchtung jener geistigen Koketterie gethan, die unsere Zeit so entschieden charakterisirt. Die Komödie, welche neue Beobachtungen für ihre Reformen sucht, und die Philosophie, welche die Entwickelungs-Phasen der Gesellschaft verfolgt, sind nicht zu entschuldigen, daß sie diesen geheimen Grund aller unserer Schwächen und Laster noch nicht erkannt haben.

Mitten in unseren unentschiedenen, kränklichen Sitten ist diese Koketterie vielleicht der Zug, welcher uns in den halben Tendenzen, in den fortwährenden Entwürfen und Fehlgeburten des ganzen 19ten Jahrhunderts am deutlichsten entgegentritt. Es giebt in diesem Augenblick fast Keinen, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinste Tradition beobachtet. Wir halten uns nicht mehr an das Substantielle, sondern an das Unwesentliche in den Dingen, die uns am meisten zusagen. Die Irrlichter blenden uns in Allem. Wir streben nicht einmal nach dem Glück, sondern mehr nach dem Schein desselben. Daher unser eigenthümlicher Fehler, der Fehler der gegenwärtigen Generation, der Fehler, welcher den Anschein hat, der kleinste und unbedeutendste aller Fehler zu seyn, aber in der That der größte und gefährlichste ist, weil er jede Wirksamkeit der menschlichen Handlungen zerstört.

Weder die Sittenmaler der Griechischen Komödie, noch die Moralisten der alten Philosophie haben uns ein solches Bild von ihrer Zeit hinterlassen. Selbst die Athener bieten in dieser Hinsicht keine Analogie mit uns. Die Zeitgenossen des Alcibiades sind nur frivol und leichtsinnig, mit einer gewissen Energie, die ihnen noch bleibt. Juvenal's Römer sind lasterhaft, aber sie haben noch Leidenschaften. Das Alterthum mißbraucht im Allgemeinen die Materie und ihre Eigenschaften, aber das ist bei ihm eine Kraftäußerung. Seit der christlichen Aera dagegen scheint der Spiritualismus die Natur des Menschen verweichlicht und der des Weibes genähert zu haben. Die Homerische Kunst, die eine goldene Sonne ist, gefällt keinem Gläubigen mehr; Virgil dagegen mit seinen Schatten, seinen Dämmerungen und Mondscheinstrahlen sagt unserem schwächlichen Geschmack mehr zu.

Ich fürchte, wir thun jetzt nichts mehr in dem Drang einer unbezwinglichen Persönlichkeit oder mit der Einheit eines bestimmten Plans, oder auch nur um ein wohlüberlegtes Interesse zu befriedigen. Frankreich war gewöhnt, durch eine beispiellose Thätigkeit die erstaunlichsten Civilisations-Wunder in Ausführung zu bringen. Unsere Väter gaben sich mit blinder Wuth den unbesonnensten, aber die höchste Thätigkeit in Anspruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte sich in wilde revolutionaire Pläne, die ernsterer Natur waren, als man glaubt. Auch das 18te Jahrhundert war in seinen unerbittlichen Negationen durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben so scheußlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als großartig in der tiefen Bedeutsamkeit ihrer Kühnheiten. Noch unter der Kaiserherrschaft waren unsere geringsten Mienen eine Handlung, unsere geringsten Worte ein Ereigniß.

*) Dieses Selbstbekenntniß eines neueren Französischen Schriftstellers, das wir einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes entlehnen, bietet Manches zum Verständniß des politischen Charakters der heutigen Franzosen dar. D. R.

Jetzt haben wir keine Leidenschaften mehr, weder durch Temperament, noch durch die Macht der Phantasie, noch durch Reflexion. Wir geben uns ganz den Launen des Augenblicks hin; der innere Heerd ist ausgebrannt, und unsere Organisation hat keinen fixen, bestimmten Pol, denn was Jeder denkt, ist ein Traum, was er empfindet, nur eine Empfindung. Daher findet man es sehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Prinzip zu seyn, bald die Tradition anzugreifen und bald die Routine zu predigen, je nachdem man verdaut; in einem Augenblick Shakespeare und Racine aus vorgeblicher Unabhängigkeit zu tadeln, Karl den Großen und Ludwig XIV. zugleich zu schätzen, und an Gott zu glauben oder Atheist zu seyn, je nachdem es Mode ist.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens oder des Geistes? Wer hat ausschließende Sympathieen und unüberwindliche Antipathieen? Wer ist jetzt durch und durch tugendhaft oder lasterhaft oder auch nur lächerlich? Man erreicht jetzt nichts als den falschen Schein der guten Eigenschaften oder Fehler, welche für die Stellung, die man sich in dieser Welt menagirt, am passendsten sind; es ist selbst dem begabtesten Geiste nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Konvenienzen der Gesellschaft beherrschen despotisch den individuellen Willen. Man muß sich daher passiv verhalten, bis man eine bestimmte Rolle angenommen, dazu muß man aber erst die Grimassen fast Aller studirt haben; daher ist auch die einzige Thätigkeit, die sich mit Erfolg anwenden läßt, nicht die der Logik und der Vernunft, sondern die des Zufalls der Umstände und der Phantasie, die sich am besten darein schickt.

Nie hatte man, um in die Gesellschaft einzutreten, so sorgfältig sein Debüt studirt. Es ist, als ob die ganze Zukunft von der Stunde, wo man sich dem Publikum zeigt, abhinge, je nach den Strahlen eines günstigen Tages und nach dem Piedestal, das man sich errichtet hat; auf das Gewissen kömmt hierbei gar nichts an, auf die Bequemlichkeit des Triumphs Alles. Zur Noth übertreibt man die hervorspringenden Züge seiner Statue, um sie unsterblich zu machen wie einen Typus, obgleich sie von diesem nur der Schein ist; Einige begehen bei der Gelegenheit verzeihliche Dummheiten, damit man ihnen auf die Länge auch Verbrechen als Unbesonnenheiten verzeiht. Vor Allem wünschen wir, die Menge zu erhitzen, uns ihr zu zeigen und ihr einige Eifersucht einzuflößen; die Demokratie, mag dies nun gut oder schlimm seyn, ist neidisch: es giebt Leute, die ihr schmeicheln, indem sie sich gern von ihr beißen lassen, und die, um zu steigen, ihren Ruf ihr preisgeben, damit sie sich ganz mit denen gleichstellen können, die sie dann zu ihren Repräsentanten annehmen.

Man ist bald unter der Form des Lasters, bald unter der Tugend kokett. Die Tugend besteht darin, daß man die Opfer, in denen man sich am meisten gefällt, wie ein Joch auf sich nimmt; wählt man nicht immer die seltsamsten? Aber beobachtet den Koketten bei seinen Pflichten, er vernachlässigt sie. Zu einer Partei gehören, heißt oft, sich an den Finger, den man am meisten sehen läßt, einen Ring stecken, den man dann im Glanz der Popularität spielen läßt.

Andere machen das auf eine ehrlichere Weise, je nach der tieferen Stufe ihrer Mittelmäßigkeit. Der trägt seine politische Unabhängigkeit zur Schau durch seine schmutzige Wäsche und am Ellenbogen zerrissene Kleider; Jener, der Minister war, aber Philanthrop, speiste öffentlich in einer Garküche, wo er vorzüglich den gefräßigen Appetit seiner Eitelkeit befriedigte. Mancher, der den großen Mann und den verkannten Messias spielt, wünscht nur, von den Straßenkindern, wie von bissigen Hunden, auf seinem Wege angebellt zu werden; das lockt die Pariser Prinzessinnen ans Fenster. Mancher endlich rühmt sich, ein Parvenü zu seyn, wie man sich rühmt, sein Vaterland gerettet zu haben.

Von den Thorheiten gehen wir zu den Irrthümern über. Jacques möchte gern ein Lykurg seyn, und er ist doch nur, das fühlt er selbst recht gut, aus dem Stoff der Kassirer. Gleichwohl wird er, wenn er nicht ins Ministerium kommt, sich mit der Manie, ein Märtyrer zu werden und Undankbarkeit zu ärndten, trösten: das Wort Undankbarkeit hat vierzig Silben in seinem Munde. Jean seinerseits überträgt seine socialistischen Ansichten auf die Kometen, und was er am Himmel sucht, wo die Sterne ungleich sind, ist nichts Anderes, als die Wahlberechtigung der Kapazitäten bei der Wahlreform.

Die religiösen Koketterieen sind die schlimmsten. Welch jämmerlicher Dutzendkomödianten-Scherz war jene letzte katholische Reaction, die von Dichtern und Journalisten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht ward! Was für Skandale und Unsittlichkeiten besudelten alle Gewissen, während man die heiligsten Erinnerungen und Traditionen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja selbst in einem Feuilleton zu überfirnissen! Aber hat man irgendwo gehört, daß diese scheinheiligen Phrasenmacher ihr Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staub eines feilen Goldes, dem der Tempel-Wechsler, abgewaschen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf dem Ball mit seiner halb verführten Tänzerin vom Christenthum zu plaudern! Wie viel Thränenquellen öffneten sich da in den Augen mancher reuelosen Magdalena, welche dieser frommen Melancholie ihre schmachtendsten Reize verdankte! Die schönsten Westen in den Bouffes ließen mitten auf der Brust der Dandies eine symbolisch in ein Kreuz geschlungene Kravatte sehen. Jeder hätschelte sein Gewissen mit schönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Regel; denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf diesen heiligen Zungen versiegt sey, und ich glaube, es hat mehr als Ein Ehebruch auf dem Dünger dieser frommen Herzen fortvegetirt.

So ist die geistige Koketterie oft nur die Ohnmacht des menschlichen Willens, der gerade in den Dingen scheitert, nach denen er am meisten strebt. Die Koketterie der Frauen ist oft dasselbe, und viele Männer, besonders unter den Künstlern, werden in dieser Beziehung zu Frauen. Aber vergebens sucht man durch falsche Prätensionen sein inneres Elend zu verdecken. Schopp besitzt große Fähigkeiten für die Skulptur; aber er will lieber für einen Poeten und Philosophen, für einen Triktrakspieler und vollendeten Musikus gelten. Er rühmt sich, er konne, wenn er wolle, die Guitarre mit seinem Ellenbogen spielen, wie Paganini seine Violine. Aber die Wahrheit ist, daß er zu Allem, was einen langen Athem erfordert, unfähig ist; er hat die Koketterie der Trägheit und Indifferenz; er thut, als ob ihn eine Fliege zerstreuen könnte, weil er seine Ohnmacht fühlt und beschämt wäre, wenn man sie entdeckte.

Es ist nicht selten, Republikaner zu sehen, die sich in superfeinen, mit Wappen geschmückten Battist schneuzen; das läßt Einen glauben, daß ihr Fuß die Betstuben Karlistischer Gräfinnen betreten hat. Einige sind dabei ertappt worden, wie sie mit duftenden Handschuhen an den Händen sich anschickten, das Straßenpflaster aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Aristokratie errichtet wurden. Man zähle nicht auf diese koketten Demokraten.

Die Lorgnette ist für gewisse Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier ist. Es giebt Stutzer, die sich scheuen, jung zu seyn und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, sich mit einem schwarzen Kreis von Schildkrotenschale unterhalb ihrer Augenbrauen zu schmücken, der ihnen so wohl steht. Wie weit ist es mit uns gekommen, daß man sich schämt, jung zu seyn und der Sonne oder den schönen Frauen gerade ins Gesicht zu sehen?

Was soll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen vorgiebt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungslose Kamelia? Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie, oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Dinge hervor, die sonst ihre ganze Pracht ausmachten. Die menschliche Kunst pflegt nur Monstruositäten.

Den Künsten geht es eben so. Die Lokalfarbe ist das Blendwerk, dem Gefühl, Bewegung und Erfindung geopfert werden. Ein großer Versemacher hat Aegypten von dem Feuer des Himmels verschonen lassen, und in Aegypten, dieser Amme des Alterthums, dieser Bewahrerin der Tradition, dem Lande, in welchem alle Philosophen und der Heiland selbst so kostbare Belehrung suchten, hat der Versemacher nichts als Reime über die Krokodile und die Ibisse zu machen gewußt. Mehrere weibliche Dichter dagegen seufzen auf ihrer koketten Lyra von den Reizen und Liebesgöttern, die sie nicht haben und nie haben werden.

Sieht man ab von den wenigen Auserwählten, wie viel Melomanen affektiren, die Harmonieen der Musik zu fühlen, deren Mißverständnisse im Enthusiasmus wie in der Kritik eben so häufig als lächerlich sind! Welchen Unsinn hört man nicht oft in den Urtheilen der Welt! Welche Entzüdungen um einer ganz gewöhnlichen Melodie willen! was für Ohnmachten unter den Frauen für eine einfältige Romanze, für ein Chaos von Tönen auf einem wohlklingenden Flügel! Die gewöhnlichste Koketterie heutzutage ist die Sucht nach dem Künstlerischen in jedem Genre.

Madame Pinson ist die Frau eines Spezereihändlers in der Rüe des Lombards; aber sie ist reich, sie kauft ihre Modewaaren bei den fashionablen Kaufleuten, sie äfft alle Phantasieen einer Herzogin nach: sie miethet eine Loge in der Italiänischen Oper. Bei ihrem Eintreten in den Saal macht sie ein solches Geräusch, daß der Gesang jede Wirkung verliert, und wenn sie sich setzt, thut sie nichts, als die neuesten und reichsten Toiletten mustern. Sie untersucht sie in ihrem Ensemble und ihrem Detail; sie vergleicht sie alle mit einander; sie weiß den Werth von jeder, sie kennt jedes Band. Eine Schauspielerin, die auf der Bühne erscheint, wird von ihr sofort im Geiste angekleidet und entkleidet, und nichts befriedigt sie weder in der Reinheit des Gesangs noch in der Methode, sobald die Sängerin Falten an ihrer Taille oder Bauschärmel nach der vorgestrigen, statt nach der heutigen Mode hat. So bringt Madame Pinson den Abend hin. Ihre Ohren haben sich gelangweilt und eben so ihr Herz, wenn sie eines hat; nur ihre Augen hatten eine Unterhaltung, und zwar die jämmerlichste von allen. Aber sie gilt für eine Musiknärrin, und da der Wind in dieser Richtung weht, so sind fast alle Frauen dieser gleich.

Laura von Tourtereaux ist ein anderer Charakter. Sie gehört noch mehr ihrem Jahrhundert an: sie will den Fortschritt. Sie hat Appetit für satirische Poesie, sie hat sich für die Theorieen der Schule Antony's erhitzt. Alle Romane, die mit butterfarbigem Einband erscheinen, bilden hinter einander die Bibliothek ihres Kopfkissens. O, wie sie das Joch der Herrschaft des Mannes über die Frau verachtet, wie unglücklich sie ist, jene schönen Speculationen einer freien Liebe, in die sie sich vernarrt hat, nicht zu realisiren! Indeß kann sie nirgends eine sympathetisch gestimmte Seele finden; sie erinnert sich zuweilen, daß ihr Mann sie ohne Mitgift genommen, weil er durch einen solchen Beweis von Hingebung sich eine ewige Zuneigung zu erwerben hoffte. Aber ein Mann ist ja nur dazu da, um die Kinder zu ernähren und die Frau, die ihn hintergeht, zu beschützen. Diese eheliche Zärtlichkeit ist auch viel zu vernünftig für eine Feuerseele, wie die Laura's, die den Namen von Petrarka's Geliebten trägt. Daher quält sie sich auch fortwährend, unter den Wesen eines anderen Geschlechts, als das ihrige, jene Hälfte zu entdecken, welche die ihrige ausfüllen könnte. Aber, o Jammer! nirgends ist eine solche Seele, zu der sie sich unwiderstehlich magnetisch hingezogen fühlt. Ihre Anbeter sind Leute, die ihre Liebesgeständnisse auf die einförmigste Weise von der Welt ablegen, ohne je die geringste Extase oder irgend eine Blasphemie gegen die Gesellschaft darin anzubringen. Das ist der alte Styl der Liebeserklärungen, der Styl der Keuschheitsvorurtheile der Vergangenheit. Pfui! das sind Liebhaber von gemeinem Stoff, die noch an die Sinne glauben. Laura von Tourtereaux seufzt also umsonst; von jetzt an wird sie nur noch die Sterne zärtlich betrachten. Da sie schöne Augen hat, so hat sie, indem sie sie aufschlägt, einen Trost, der ebenfalls eine Koketterie ist.

Andere Erscheinungen dieser geistigen Epidemie sind noch bedenklicher. Die Koketterie treibt gewisse Menschen zum Selbstmord: das konnte nur den Eitelkeiten unseres Zeitalters vorbehalten seyn. Dichter, die sich unverstanden glaubten, öffneten sich die Adern, um ihre letzte Ode mit ihrem Blut zu schreiben; aber waren sie darum besser, und hatten sie nicht eine Mutter daheim, oder Pflichten zu erfüllen?

Es ist bemerkenswerth, daß in allen Ländern das Rauchen so viel ist als Denken oder wenigstens so thun. Der Spanier und der Deutsche werden noch einmal so ernst, wenn sie rauchen. Der Orientale hat nie ein so geheimnißvolles Gesicht, als wenn er die Düfte der Nargile einathmet. Alle Franzosen dagegen sind aufs Aeußerste impertinent mit einer Cigarre im Munde. Sie haben die Gewohnheit, selbst den Frauen, die vorübergehen, ihren Rauch entgegenzublasen. Ist diese Grobheit eine Koketterie?

Bibliographie.

Du Progres religieux. — Herr P. V. Glade entwickelt in diesem Werke eine glänzende Apologie des Christenthums, indem er darthut, daß weder in der älteren noch in der neueren Zeit der Begriff von Gott irgendwo richtiger und den menschlichen Einsichten angemessener dargelegt worden, als eben im Evangelium. Er giebt zu diesem Behufe eine Geschichte aller Religionen (in drei Banden), tritt dabei aber auch als eifrigere Vertheidiger der Gallikanischen Freiheiten im Gegensatze zur Römischen Kirche auf.

Mannigfaltiges.

— Neuere Geschichtswerke der Franzosen. Ein gutes Omen für die neuere Französische Literatur ist der Umstand, daß das Geschichtsstudium immer mehr Freunde gewinnt und fast täglich neue historische Werke erscheinen, die, wenn auch nicht alle gediegenes Gold, doch in jedem Falle mehr werth sind, als die historischen und unhistorischen Romane, die ihnen im Geschmacke des Publikums den Weg gebahnt haben. Während Sismondi sein umfangreiches Werk über die Geschichte Frankreichs fortsetzt und in den zuletzt erschienenen Bänden desselben den Charakter Heinrich's IV. von einer ganz neuen Seite auffaßt und darstellt, während Capefigue eine Periode der Französischen Geschichte nach der anderen vor sein schnell mit der Entscheidung fertiges Forum zieht, bearbeiten gleichzeitig nicht weniger als vier andere tüchtige Gelehrte dasselbe Feld historischer Forschung. Von Michelet erschien im Laufe des vorigen Monats der vierte Band seiner „Histoire de France", der das funfzehnte Jahrhundert umfaßt. Eine andere „Histoire de France" bearbeitet Theodose Burette, dessen Werk die Geschichte der Gallier „ce préliminaire obligé de l'histoire de France", wie er sie nennt, ganz übergeht und mit der Merovingischen Epoche beginnt. Dieselbe Epoche hat Augustin Thierry, der berühmte Verfasser der „Eroberung Englands durch die Normannen", in seinen so eben in zwei Bänden erschienenen „Récits des Temps Mérovingiens" zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht. Herr Thierry wagt darin eine sprachliche Neuerung, die sich die Franzosen wohl schwerlich werden gefallen lassen. Er schreibt nämlich alle Fränkisch-Deutsche Namen nicht in der Weise, wie sie die verweichlichende Romanisch-Französische Mundart radebricht, sondern wie sie sich in alten Urkunden und in Deutschen Geschichtsbüchern geschrieben finden. So liest man bei ihm nicht „Clovis", sondern „Chlodwig", nicht „Chilperic", sondern „Hilperich", nicht „Clotaire", sondern „Clothar", nicht „Charlemagne", sondern Karl-le-Grand u. s. w. Die Gründe, die Herr Thierry für sein Verfahren anführt, sind ganz vortrefflich, aber historisch gewordene Benennungen, wie Charlemagne (aus Carolus Magnus korrumpirt) und Clovis (aus welchem das heutige „Louis" geworden, wie unser „Ludwig" direkt von „Chlodwig" abstammt), Benennungen, die nicht bloß im Munde der Gelehrten, sondern des ganzen Volkes leben, lassen sich durch Autoritäten und Gründe nicht ändern. Herr Burette, dessen oben erwähntes Werk später als das Thierrysche erschien, schreibt auch nach wie vor „Clovis" ꝛc., ohne sich um jene Theorie viel zu kümmern. Endlich haben wir auch noch des Herrn E. G. Hello zu erwähnen, welcher eine „Philosophie de l'Histoire de France" herausgegeben hat. In der ersten Abtheilung dieses Buches werden die Personen der Geschichte durch die Ereignisse, in der zweiten dagegen die Ereignisse durch die Personen erläutert. Indem der Verfasser nämlich zunächst in der Geschichte die waltende Hand Gottes, die Nothwendigkeit der Ereignisse nachweist, sucht er im Zusammenhange damit an einzelnen ausgezeichneten Persönlichkeiten darzuthun, welche Wege die Vorsehung wähle, um die Menschheit zu erziehen und heranzubilden. Man sieht, daß die Deutschen Ideen allmälig immer mehr in Frankreich zu wirken beginnen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 6. April 1840.

Frankreich.

Die Pariser Akademie der Wissenschaften.

(Nach der Revue des Deux Mondes.)

Die Revolution verschlang fast alle literarische und wissenschaftliche Anstalten. Die Pariser Universität, welche fast so alt war wie die Monarchie, entging der Zerstörung eben so wenig wie die Akademieen. Indeß war der wissenschaftliche Geist in Frankreich noch zu rege, als daß irgend eine Gewalt vermocht hätte, denselben zu ersticken. Während Europa noch mit Schrecken auf Frankreich hinblickte, tauchten wie durch ein Wunder aus dem Chaos der Revolution neue Anstalten auf, welche zur Verherrlichung des Französischen Namens dienten. Man wird sich schwerlich der Verwunderung erwehren können, wenn man den Konvent, aus welchem mit der Ausstoßung der Girondisten alle literarische Celebritäten geschieden waren, Schlag auf Schlag die Errichtung der polytechnischen Schule, der Normal-Schule, des Längen-Büreau's und des Instituts dekretiren sieht. Diese Thatsache, welche höchst bezeichnend für den französischen Charakter ist, haben die Geschichtschreiber der Revolution noch nicht genug hervorgehoben. Napoleon brauchte mehrere Jahre, um die Kirchen dem Gottesdienst zurückzugeben, während unter einer revolutionairen Regierung, die den Studien nicht sehr hold war, die öffentliche Meinung sich so gebieterisch geltend machte, daß sie die unverzügliche Eröffnung der Schulen und Akademieen durchsetzte.

In Frankreich geht alles Licht von Paris aus. Freilich giebt es auch in der Provinz ausgezeichnete Gelehrte, aber ihre Arbeiten finden nicht die gehörige Verbreitung. Dies ist ein Uebelstand, gegen den es keine Abhülfe giebt; denn nicht nur stellt Paris alle andere Städte in den Schatten, sondern es bietet auch zu viele Verführungen dar, als daß die Provinz hoffen dürfte, die Talente, welche ihr zur Zierde gereichen würden, lange zu bewahren. Die großen wissenschaftlichen Anstalten in Paris sind das Institut, die Fakultät der Wissenschaften und die der Medizin, das Collége de France, der Jardin du Roi, das Konservatorium der Künste und Handwerke und das Längen-Büreau, zu denen noch die höheren Spezial-Schulen wie die polytechnische Schule, die Bergwerks-Schule, die Schule der Brücken und Chausseen und die Normal-Schule hinzugerechnet werden können. Gewiß wird man nicht leicht eine vollständigere Vereinigung von Unterrichtsmitteln finden. Mit Ausnahme des Instituts und des Längen-Büreau's sind diese verschiedenen Anstalten für den öffentlichen Unterricht oder den Unterricht einer besonderen Klasse berechnet. Das Institut ist nicht bloß eine Akademie, sondern ein Gerichtshof, ein Areopag, in welchem die wissenschaftlichen Größen des Landes einen Sitz gefunden haben, und der durch seine Arbeiten zum Fortschritt der Wissenschaften beisteuert, wie er andererseits in letzter Instanz die Arbeiten der anderen Gelehrten richtet, der Aufmerksamkeit der Regierung und der Nation die jungen auftauchenden Talente empfiehlt und zu den erledigten wissenschaftlichen Stellen Kandidaten in Vorschlag bringt.

Vermöge dieser Vorrechte ist das Institut eine der großen Körperschaften des Staates, fast könnte man sagen, eine politische Körperschaft geworden, und im Grunde konnte es nicht anders kommen; denn da dasselbe aus fünf Akademieen besteht, welche alle berühmte Namen der Wissenschaft, der Literatur, der Politik, der Künste in sich vereinen, und die schon lange das Vorrecht haben, der Armee Heerführer wie Napoleon, der Regierung Minister wie Talleyrand und Carnot, der Kammer Redner wie Guizot und Thiers zu geben, so hat es nach allen Richtungen hin Wurzeln getrieben und eine nicht zu berechnende moralische Kraft erlangt. Das Institut steht also an der Spitze der anderen gelehrten Körperschaften.

Dem ursprünglichen Plane gemäß, soll das Institut eine einzige Körperschaft seyn, welche den Zweck hat, durch ihre Organisation und Arbeiten den Beweis zu führen, daß alle Zweige der menschlichen Kenntnisse aufs innigste verbunden sind, und daß es nur eine einzige und große Wissenschaft giebt, welche die Erforschung des Wahren, Guten und Schönen zum Gegenstande hat. Trotz dieser ursprünglichen Einheit wurden indeß die Bande, welche die verschiedenen Akademieen des Instituts zusammenhielten, bald durch mancherlei Umstände gelockert, und jetzt haben sie das gemeinsame Leben so ziemlich ganz aufgegeben. Jede hat ein besonderes Reglement angenommen, und ihre verschiedenen Beziehungen zum Publikum haben sich so sehr modifizirt, daß es unmöglich ist, von den Arbeiten der Akademieen, welche keinen Fremden zu ihren Sitzungen zulassen, etwas Sicheres auszusagen. Nur die Akademie der Wissenschaften hat sich zu einer unbedingten Oeffentlichkeit bekannt.

Wie hat indeß das Institut seine Einheit verloren? Wie ist die Trennung zu Stande gekommen? Zur Zeit der Republik und des Kaiserthums bildeten die verschiedenen Klassen des Instituts ein untheilbares Ganze. Unter der Restauration erinnerten sich einige Mitglieder der Klasse der Französischen Sprache und Literatur daran, daß sie die rechtmäßigen Erben der Vierzig seyen; sie forderten demgemäß, wie ihre Vorgänger, den Eintritt ins Schloß und wollten sich von ihren zu bürgerlichen Kollegen trennen. Diese Ansprüche führten zu lebhaften Erörterungen; es wurden die alten Akademieen (die Académie Française, die der Inschriften und schönen Wissenschaften, die der Wissenschaften und die der schönen Künste) wiederhergestellt, und es kostete sogar nicht geringe Mühe, den bloßen Namen des Instituts gegen die Angriffe derjenigen zu erhalten, welche die letzte Spur des republikanischen Ursprungs austilgen wollten. In gleicher Zeit ließ sich die Restauration den unverzeihlichen Fehler zu Schulden kommen, daß sie mehrere berühmte Gelehrte aus dem Institut ausstieß und ihre Stellen durch Ordonnanzen wieder ausfüllte. Die Stellung, welche die Académie Française eingenommen hatte, so wie die Parteilichkeit der Regierung, welche die Wahlen des Instituts nach ihrem Belieben leiten wollte, zwangen die Akademie der Wissenschaften, welche von ihren Schwestern verlassen wurde, sich auf ihre eigenen Kräfte zu stützen und in der Gunst des Publikums so wie in der Hinneigung zur liberalen Partei einen Anhaltspunkt zu suchen.

Als ihr mächtigster Bundesgenosse erwies sich die Oeffentlichkeit. Dem Reglement zufolge sollten die gewöhnlichen Sitzungen aller Klassen des Instituts geheim seyn. Die Akademie der Wissenschaften ließ nur berühmte Fremde zu, die sich vorübergehend in Paris aufhielten, oder auch solche Gelehrte, deren Arbeiten sie der Aufnahme in die Sammlung der „Savans étrangers" werth erachtet hatte. Dieses nicht zahlreiche, aber gewählte Publikum bestand aus Männern, welche der Gegenstände, die zum Vortrage kamen, mächtig waren und welche den Erörterungen folgen konnten. Aus ihnen ergänzte die Akademie gewöhnlich ihre Lücken. Ein solches Publikum genügte ihrem Ruhme, und die ausgezeichnetsten Mitglieder, wie z. B. Laplace und Cuvier, welche wohl wußten, daß die Wissenschaft nie mit dem großen Haufen direkt vermittelt werden kann, vertheidigten diese halbe Oeffentlichkeit mit allen Kräften. Die Fehler der Regierung vereitelten indeß ihre Bemühungen, denn als die Wahl Fourier's annullirt wurde, als man sah, daß die Congregation bei allen Wahlen ihre Hände im Spiele hatte, warf man sich einigen geschickten Leuten in die Arme, welche das Publikum und die Presse zur Unterstützung der akademischen Freiheiten aufboten und begierig diese Gelegenheit ergriffen, sich zu Beschützern der Wissenschaft aufzuwerfen. Wir sind jetzt etwas abgestumpft, und wir können uns kaum noch in die Zeit zurückversetzen, wo eine Wahl in der Akademie der Wissenschaften die ganze Pariser Welt aufregte, und wo die Thüren des Instituts von der neugierigen Menge belagert wurden, welche begierig darauf wartete, ob der Kandidat des Hofes oder die Opposition den Sieg davontragen würde. Am Tage nach der Schlacht berichteten die Journale alle Wechselfälle des Kampfes, überschütteten die Liberalen, welche natürlich allein im Besitze der Wissenschaft waren, mit Lobeserhebungen und überhäuften ihre Gegner, welche nicht nur, wie sich von selbst verstand, schlechte Bürger waren, sondern auch nothwendigerweise Ignoranten seyn mußten, mit Schmähungen. Damals ließen die angesehneren Mitglieder der Akademie eine schöne Gelegenheit vorübergehen, ihren Einfluß zu befestigen; sie versäumten, sich in einen Kampf zu stürzen, bei welchem die Unabhängigkeit der Körperschaft, der sie angehörten, in so hohem Grade betheiligt war. Es erhoben sich andere Einflüsse, welche sich nicht immer gerade auf wissenschaftliche Berechtigungen stützten, zur Vertheidigung der Akademie; natürlich war es eine Pflicht der Dankbarkeit, daß diejenigen, zu deren Beschützern sie sich aufwarfen, ihnen einen großen wissenschaftlichen Ruf zu verschaffen suchten.

Dies waren vornehmlich die Folgen der Oeffentlichkeit. Anfangs ließ man nur einigen Journalisten, vorzüglich den Redacteuren des „Globe", Mittheilungen zukommen, dann wurden einige derselben zu den Sitzungen zugelassen und die Zahl der Zuhörer unter verschiedenen Vorwänden erweitert; endlich wurden die Thüren weit geöffnet und die Journalisten zum Eintritt aufgefordert; man verstattete ihnen eine Einsicht in die Korrespondenz, man räumte ihnen besondere Plätze ein, man schmeichelte ihnen auf jede Weise, und um den An-

forderungen eines zahlreichen Publikums zu genügen, erbaute man einen neuen Saal, welcher in manchen Beziehungen unbequem ist, in welchem aber das Publikum dominirt und die besten Plätze den Redacteuren der Journale eingeräumt sind. In der Zuvorkommenheit gegen diese ist man sogar so weit gegangen, daß der Platz des Vortragenden sich ihnen gegenüber befindet und dieser nur zu ihnen, nicht mehr zu den Mitgliedern des Instituts zu sprechen scheint. Aber auch hiermit war man nicht zufrieden, und um kein Mittel der Oeffentlichkeit zu verabsäumen, setzte man es durch, daß der Akademie gestattet wurde, die Berichte über ihre Sitzungen im Drucke erscheinen zu lassen. Dieses Blatt ist durch spätere Erweiterungen allmälig ein unentgeltliches Anzeigeblatt geworden, wo man unter anderen merkwürdigen Sachen oft Ankündigungen findet, die nicht verdienen, unter den Auspizien des Instituts zu erscheinen. Solche Leichtigkeit der Veröffentlichung hat der Korrespondenz eine ungewöhnliche Ausbreitung gegeben, und ohne sonderliches Interesse füllt sie die Hälfte der Zeit aus. Diese Veröffentlichungen kosten der Akademie jährlich bedeutende Summen, zu deren Deckung sie oft Fonds angreifen muß, die zur Belohnung nützlicher Arbeiten und wichtiger Entdeckungen bestimmt sind.

Es entsteht die Frage, wie ist die Akademie auf diese Bahn hingeleitet worden? Die Akademie, welche im Laufe von zehn Jahren ihre ausgezeichnetsten Mitglieder, wie Cuvier, Laplace, Legendre, Fourier, Fresnel, Jussieu, Ampère und Dulong, verlor, wußte nicht mehr, auf wen sie wie auf ihren Führer hinblicken sollte, und ließ sich ruhig die Piloten gefallen, welche sich des erledigten Steuers bemächtigt hatten. Bald wirkten die neuen Beziehungen, welche sich zwischen dem Publikum und der Akademie gebildet hatten, auf die Richtung ihrer Arbeiten ein. Einerseits mußten die Beifallsbezeigungen der Gallerie die Akademie von der Höhe der Wissenschaft herabziehen und sie veranlassen, ihren Ton nach dem Fassungsvermögen ihrer Zuhörer und Richter herabzustimmen. So kam es, daß die abstrakten Disziplinen, die mathematischen Arbeiten, welche früher vornehmlich diese gelehrte Körperschaft beschäftigt hatten, in Mißgunst kamen und verständlicheren Untersuchungen weichen mußten. Andererseits trugen die sogenannten nützlichen Kenntnisse, welche in so enger Beziehung zu den schon vorwiegenden materiellen Interessen stehen, dazu bei, den Arbeiten der Akademie eine andere Richtung zu geben, auf welche auch die Monthyonschen Stiftungen eine Einwirkung hatten. Indem diesen gelehrten Körperschaft der Auftrag zugetheilt wurde, jährlich sehr bedeutende Summen für Werke der praktischen Medizin, der Mechanik oder der angewendeten Chemie zu vertheilen, mußte sie immer mehr zu einem untergeordneten Range in der Wissenschaft herabsinken. Eine wesentliche Einwirkung auf die Arbeiten der Akademie hat auch die Erscheinung der Berichte geübt; diese gewähren ein leichtes und bequemes Mittel der Veröffentlichung; die Folge ist, daß man sich nicht mehr auf weitaussehende Arbeiten einläßt, sondern sich mit flüchtigen Uebersichten begnügt und unvollständige Noten in den Druck schickt, welche weder zum Fortschritt der Wissenschaft, noch zum Rufe der Verfasser beitragen können.

Die Aenderungen, die wir angegeben haben, sind gewiß bedeutend, und es dürfte schon interessant seyn, zu erfahren, welcher unbekannte Gott sie bewirkt hat. Wir wollen, um nicht lange damit zurückzuhalten, nur gleich gestehen, daß dieser Wundermann kein anderer als Herr Arago ist. Derselbe ist bekannt genug. Im südlichen Frankreich geboren und von einer Spanischen Familie herstammend, hat er alle Tugenden und Fehler der Südländer. Ausgestattet mit reger Einbildungskraft und großer Redegewandtheit, mit vieler Eigenliebe und einer nie sich verleugnenden Uneigennützigkeit, mit einem stürmischen Charakter, der ihn oft fortreißt, der aber doch eine große Geschicklichkeit und selbst eine gewisse Mäßigung nicht ausschließt, wenn diese allein zum Ziele führt, ist Arago unbestreitbar einer von den Männern, die, wohin sie sich auch wenden, viel Gutes oder Böses stiften. Hervorgegangen aus der polytechnischen Schule, zeichnete er sich bald auf eine vortheilhafte Weise aus und erhielt noch sehr jung den Auftrag, Herrn Biot nach Spanien zu begleiten und denselben bei seinen Messungen zu unterstützen. Der Krieg unterbrach indeß diese Arbeiten, und Arago kehrte nach Paris zurück, wo Monge, Laplace und Biot, um seinen Eifer zu belohnen, ihm die Thüren des Instituts eröffneten. Arago kam schon sehr früh in den Besitz der Auszeichnungen und Belohnungen, welche gewöhnlich erst dem reiferen Alter zu Theil zu werden pflegen, denn in kurzen Zwischenräumen wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zum Professor bei der polytechnischen Schule, zum Astronomen beim Längen-Bureau und zum Examinator der Schule zu Metz ernannt. Die glänzendsten Aussichten eröffneten sich ihm jetzt. Nur schade, daß die Leichtigkeit seiner ersten Erfolge und die Sucht, mehr durch glänzende Uebersichten als durch tiefe Studien zu blenden, ihn veranlaßten, die mathemathischen Wissenschaften und die Astronomie zu vernachlässigen und sich ausschließlich der Physik zuzuwenden, wo er eben auch nur auf sonderbare und befremdende Thatsachen Jagd machte. (Schluß folgt.)

A s i e n.

Chiwa und sein Chan.

(Schluß.)

Der einzige bedeutende Fluß Chiwa's ist der Amu-darja, oder Amin-darja, wie er im Dialekte des Landes heißt.*) Er hat eine bedeutende Tiefe und, wenn man dem Zeugniß der Chiwa[er] trauen darf, eine solche Breite, daß zwei Personen von beiden Ufer[n] einander gar nicht zu erkennen im Stande sind. Das Wasser des Amu-darja leitet man vermittelst Kanäle in die entferntesten Gegenden. In den Steppen, welche Chiwa umziehen, entdeckt der Wanderer nur wenige grün bewachsene Flecke. Auf den Sandflächen selb[st] wächst nichts Anderes, als die Robinia pygmaea, ein Strauch m[it] wenigen Blättern, aus dessen Holze man Kohlen gewinnt, doch ver[-] dienen in dieser Beziehung die todten Stämme, die zwischen de[n] Sträuchern zu liegen pflegen, und von denen viele bis an dr[ei] Spannen dick sind, den Vorzug.

Es giebt in den Steppen um Chiwa kein süßes Wasser; das[-] jenige, welches die Cisternen und Brunnen am Wege enthalten, i[st] mehr oder weniger brackig und salzig. Nur in dem alten Bette de[s] Amu-darja findet man süße Quellen. Eine Sommerwanderung durch diese Steppen ist eben so beschwerlich als gefahrvoll; es erheben sich oft Staubwirbel, die dem Wanderer, gleich dicken Nebeln, den Anblick der Sonne entziehen, des einzigen Führers, der ihn auf diesem Sand-Ocean begleitet. Unter den Sträuchern bemerkt man hin un[d] wieder Gruppen einer pyramidalisch geformten Pflanze, deren Laub so gelb ist wie herbstliche Blätter. Sie wird von den Nomaden emsig eingesammelt, weil sie ihren Pferden im Falle der Noth als Futter dienen kann. Wo der Boden nicht sandig ist, bietet er dem Auge eine dürre, harte und weißlich-graue Oberfläche.

Der Boden Chiwa's ist eine gleichförmige Ebene, mit einziger Ausnahme des unbedeutenden Höhenzuges Sare-baba und einer Hügelkette, die an dem alten Gestade des Kaspischen Meeres hinzieht. Die im Norden wohnenden Kirgisen nennen Chiwa oft die niedrige Ebene, zum Unterschiede von Ust-urt oder der Hochebene zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aral. Der südliche Rand dieses Plateaus bildet in seiner ganzen Ausdehnung von einem See zum anderen eine ungeheure, 500 Fuß über die Fläche hervorragende Terrasse, die fast überall so steil ist, daß ein Fußgänger nur m[it] großer Gefahr hinabsteigen kann; die wenigen Engpässe, welche m[it] Pferden und Kameelen passirt werden können, sind vielleicht ein u[r-] altes Werk von Menschenhänden. Man findet am Fuße dieser Terrasse eine große Anzahl süßer Quellen.

Einem Fremden und insonderheit einem Russen wird es sehr schwer, über die Metalle, welche sich in den Bergen Chiwa's vorfinden möchten, genaue Kundschaft einzuziehen. Die Erinnerung an Peter's des Großen Versuche, in jenen Gegenden Goldsand zu entdecken, hat sich bei den Chiwaern traditionell fortgepflanzt. Der Zaar projektirte eine Niederlassung am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres, um die Karawanen, welche aus Turkestan ins Russische Reich kamen oder von da zurückkehrten, vor räuberischen Ueberfällen schützen zu können. Während er mit diesem Plane umging, ersuchte Chodscha Nasis, ein Turkmane von hoher Geburt, im Jahre 1713 eine Gesellschaft Russischer Kaufleute, die von Astrachan nach Tul-karapan, einem Hafenort seines Gebietes, gekommen waren, ihn mit auf ihr Schiff zu nehmen, weil er ihrem Zaar wichtige Mittheilungen zu machen habe. Er wollte Peter bewegen, das vom Amu-darja bewässerte Land zu erobern, und verhieß ihm für solchen Fall den Beistand der Turkmanischen Häuptlinge. „Wenngleich“, so setzte er hinzu, „die Mündung, durch welche dieser Fluß in das Kaspische Meer fällt, von den Usbekischen Tataren verstopft werden sollte, so daß man ihn dem See Aral zuleitete, um vor den Russen gesichert zu seyn, so ließe sich der alte Lauf des Amu-darja dennoch herstellen.“

Ein Abgesandter des Chans von Chiwa in Petersburg bestätigte die Aussagen des Chodscha Nasis, mit der Versicherung, daß man in dem Sande der Flüsse seines Vaterlandes viel Gold fände. Auch schlug er dem Kaiser vor, an der ehemaligen Mündung des Amu-darja ein Fort mit einer Besatzung von hundert Mann zu errichten. Peter übertrug dem Fürsten Bekewitsch, einem gebornen Tscherkessen, der eine höhere Offizierstelle bei seinen Garden bekleidete, die Rekognoszirung jener Gegenden.

Bekewitsch reiste im Januar 1716 nach Astrachan, schiffte sich daselbst ein und landete mit 2000 Mann in der Bucht Balchan. Er begann alsbald die Festungsarbeiten; die Chiwaer wollten es ihm mit gewaffneter Hand verwehren, mußten aber mit Verlust wieder abziehen. Jetzt nahm der Chan zur List seine Zuflucht und ve[r-] sprach Bekewitsch, ihm zu Wiederherstellung der alten Mündung des Amu-darja behülflich zu seyn. Bekewitsch ließ dem Chan melden, er wolle diese Arbeit seinen Soldaten übertragen, vorausgesetzt, daß man ihm Geiseln gäbe; und der Chan willigte ein, weil er dies eben gewünscht hatte. Bekewitsch ließ einen Theil seiner Leute als Garnison der kleinen Festung zurück und machte sich mit den Uebrigen auf den Marsch. Die Geiseln, die ihm als Führer dienen sollten, führten ihn durch Wüsteneien, wo nur stehendes Wasser, und auch dieses nur in geringer Quantität, zu finden war. Nach fünftägiger Reise riethen sie ihm, seine Truppe in kleine Detaschements zu vertheilen und jedes Detaschement einen verschiedenen Weg einschlagen zu lassen, damit nicht zu viel Wasser auf einmal nöthig würde.

*) Darja oder Deria ist das Persische Wort für Meer und großer Fluß. Ueber Amu können wir keine Auskunft geben. Die Bibel kennt diesen mächtigen Strom unter dem Namen Gichon, den er noch bei den Arabern führt (Dscheihun), und rechnet ihn zu den „vier Hauptwassern“ des Gartens Eden. Der Name Oxus, den er bei Griechen und Römern führt, ist höchst wahrscheinlich Türkischen Ursprungs — entweder aus Ak-su, weißes Wasser, oder aus Ok-su, Pfeil-Wasser, d. h. reißend schnelles Wasser. Der Oxus wurde von den Persern alter Zeit als die wahre Gränzscheide zwischen Iran und Turan, dem Lande der Gesittung und den Regionen finsterer Barbarei, wo die räuberischen Türken hausten, angesehen. Er entspringt auf dem Schneegebirge Ketwer in Badakschan: über seinen ganzen oberen Lauf haben wir erst in neuester Zeit durch den Engländer Burnes genauere Notizen erhalten. — Die älteren Geschichtsschreiber der Chinesen nennen diesen Fluß, den ihre Heere an seinem oberen Laufe einige Mal überschritten haben, bald Kui, bald Uhu, von welchen Namen besonders der letztere an Oxus erinnert.

Obschon Bekewitsch die mit der Ausführung ihres Vorschlags verbundene Gefahr nicht entging, so zwang ihn doch die Nothwendigkeit, sich demselben zu bequemen. Bald wurden die verstreuten Häuflein seiner Leute von den Chiwaern angegriffen und getödtet oder zu Sklaven gemacht. Bekewitsch selbst wurde als Gefangener nach Chiwa geschleppt und daselbst auf eine grausame Weise hingerichtet. Ein Lieutenant Kaschin, den er als Kommandanten des kleinen Forts zurückgelassen, kehrte mit der Garnison nach Rußland zurück und behauptete, es existire an der Küste keine alte Mündung des Amu-darja.

Aus den Erkundigungen, die Herr Murawieff und Andere eingezogen, glaubt man schließen zu können, daß in dem Gebirge Schichderschi, welches nordöstlich von Chiwa und längs der Westküste des Aral sich hinzieht, reiche Gold- und Silberminen seyen; man behauptet, es fänden sich auch ziemlich ergiebige Kupfer-Bergwerke; doch sollen die Blei- und Schwefelgruben die meiste Ausbeute liefern. Murawieff bezweifelt die Richtigkeit der Annahme, daß die Gewässer des Amu-darja eine große Menge Gold führen; wäre dies wirklich der Fall, so würde man gewiß den goldhaltigen Sand waschen, was eine sehr einfache Operation ist. Ihre Goldminen lassen die Chiwaer, ohne Zweifel aus Unbekanntschaft mit dem Bergbau, unbenutzt; das Gold, welches bei ihnen zirkulirt, erhalten sie durch den Verkehr mit Rußland und anderen Nachbarstaaten.

Im Sommer herrscht mehrere Monate eine drückende Hitze, die nur von Ost- und Südost-Winden etwas gemildert wird. Es regnet wenig, selbst in den Herbstmonaten. In dieser Jahreszeit, so wie auch im Winter, wehen fast unaufhörlich heftige Winde, die ungeheure Wolken sehr feinen Sandes aufwühlen. Dieser fliegende Sand verweilt wirbelnd bei jedem Hindernisse, das ihm begegnet, und bildet dann im Niederfallen kleine wellenförmige Anhöhen, die der Wüste, wenn sie einander nahe gerückt sind, den Anblick eines sturmbewegten Meeres geben. Der kleinste Strauch, ja selbst ein Stein kann solchen Flugsandhügeln als Kern dienen.

Der Winter ist kurz und nicht sehr streng, obgleich das Thermometer oft 16 bis 18° Reaumur unter Null zeigte. Doch wird die Kälte den Wanderern wegen der schneidenden Winde, denen sie beständig ausgesetzt sind, sehr empfindlich. Es fällt wenig Schnee, aber das Glatteis hemmt häufig den Marsch der Karawanen und thut ihnen vielen Schaden. Der hart gewordene Schnee und das Eis verwunden die Füße der Kameele; alsdann können diese Thiere nicht weiter traben und müssen zurückgelassen werden, um nach ein paar Tagen eines elenden Todes zu sterben.

Die Kirgisen halten die Hitze in der „tiefen Ebene" für unerträglich, und doch steigt das Thermometer selbst bei ihnen im Juli und August bis auf 50° Reaumur (?). Der Aral-See friert fast in jedem Winter zu, und auf den Hochebenen sinkt das Thermometer zuweilen bis zu 30°.

In Chiwa ist der Himmel fast beständig heiter; die Reinheit der Atmosphäre läßt alle Gegenstände in besonders scharfen Umrissen und lebhaften Farben erscheinen. Die Pest ist unbekannt; das Obst, dessen unmäßiger Genuß fast überall so nachtheilig wirkt, fördert hier die Gesundheit in hohem Grade.

Murawieff theilt die Bewohner Chiwa's in vier Klassen: die Sarten, welche Aboriginer seyn sollen; die Karakalpaken (Schwarz-Mützen), ein unterworfener Türkischer Stamm; die Usbeken (d. h. Selbstherrscher), ein anderes Türkenvolk, welches Chiwa erobert hat, und endlich die Stämme der Turkmanen oder Turkomanen.

Die Sarten oder Tât (Bucharen) sind, wie ihre Sprache bekundet, Persischen Stammes; sie wohnen größtentheils in den Städten und treiben Handel. Dieses Volk ist im Allgemeinen wohlhabend, wird aber von den Usbeken, die ihnen Verschlagenheit und Habgier zum Vorwurf machen, geringgeschätzt. Die Karawanen, welche aus Chiwa nach dem Auslande abgehen, bestehen größtentheils aus Sarten.*)

Die Karakalpaken sind im Osten des Amu-darja Nomaden, im Süden des Aral bauen sie das Feld. Sie besitzen keine Industrie und werden von dem herrschenden Volke gedrückt und ausgesaugt.

Die Usbeken, einer der kräftigsten und unternehmendsten Türkenstämme, hausten vor dem 16ten Jahrhunderte im Osten des Sir-derja (Jaxartes). Um jene Zeit ergossen sie sich erobernd und verheerend in die westlichen Länder, und jetzt beherrschen sie das ganze freie Turkestan bis an die Gränzen des Chinesischen Gebietes. Sie sind in vier Hauptstämme abgetheilt und wohnen theils in den Städten, wo sie öffentliche Aemter bekleiden, theils in den Festungen, deren Garnison sie bilden. Sie verpachten die Ländereien an die Turkmanen und Sarten, welche kein Grundeigenthum haben. Der Usbeke interessirt sich nur für den Krieg; aber seine Tapferkeit ist nicht mit Ausdauer gepaart; Herr Murawieff fand die Usbeken höher gesinnt, offener und freimüthiger, als die übrigen Stämme Chiwa's, was auch ganz natürlich ist, da sie allein herrschen und die Uebrigen dienen.

Die Turkmanen gehören, wie schon ihr Name andeutet, ebenfalls zur Türkischen Raçe; sie nomadisiren unter verschiedenen Stammes-Namen in Chiwa, Buchara und im Persischen Reiche und sind Nachkommen der gewaltigen Türkenheere, die im 11ten und 12ten Jahrhunderte alle diese Länder durchtobten und ihre Herrschaft bis zum Schwarzen Meere ausdehnten. In Chiwa werden die Turkmanen als Soldaten sehr geschätzt; ja sie bilden vielleicht den wahren Kern der Streitkräfte des Chan's. Der Turkmane handhabt sein Pferd im Kampfe mit unvergleichlicher Geschicklichkeit; er ist listig, ränkevoll, beutegierig und grausam.

Muhammed Rahim, der zur Zeit des Besuches Murawieff's regierte, hatte 1802 den Titel Chan angenommen. Bis dahin war das Oberhaupt des Staates nur Inach (Alter) betitelt worden: und das von Usbeken beherrschte Land seufzte unter allen Uebeln, die eine unruhige Aristokratie erzeugen kann. Stolz auf seine persönliche Unabhängigkeit, handelte jeder Häupling als Despot und hütete sich, die kleinste seiner Gerechtsame preiszugeben; die ganze Geschichte Chiwa's war ein Gewebe von Zerrüttungen, Empörungen und Räubereien. Die Nachbarstaaten machten sich diese Anarchie zu Nutze; der Chan von Buchara erwarb eine Art von Oberherrlichkeit über Chiwa, und eben so der dem Aral-See zunächst wohnende Kirgisische Sultan.

Dieser Stand der Dinge dauerte mehrere Jahrhunderte. In den ersten Jahren des 18ten Jahrhunderts machte sich ein Usbekischer Inach, dem die beschränkte Autorität seiner Vorfahren nicht behagen wollte, zum unumschränkten Herrn. Als dieser Fürst gestorben war, konnten die Usbeken von Chiwa, Dank der Schwäche seines Nachfolgers, ihre Kämpfe erneuern. Muhammed Rahim, ein Vetter des Inach, besiegte und tödtete einen Mitbewerber, der ebenfalls sein Verwandter war, riß die Gewalt an sich, schonte des Inach, den er zum Gouverneur einer Stadt ernannte, und stellte die Ordnung im Staate mit Kraft und Klugheit wieder her.

Unter Rahim's Herrschaft hat Chiwa den Sultan der Kirgisen, früher seinen Oberherrn, tributpflichtig gemacht und dem Chane von Buchara nur eine nichts bedeutende Huldigung bewiesen. Rahim hat die räuberischen, seine Gränzen umschwärmenden Stämme in Respekt gehalten und eine seinem Handel günstige Autorität bis zum Kap Manghislak ausgedehnt. Ein von ihm gegründeter Reichsrath ist die höchste Instanz für alle Civil- und Kriminal-Sachen, aber Gesetze giebt es nicht: Alles wird nach Willkür oder altem Herkommen entschieden.

Als Herr Murawieff Chiwa besuchte, befanden sich daselbst ungefähr 3000 von den Kirgisen geraubte Russen, 30,000 Perser und eine große Anzahl Kurden. Diese Unglücklichen führen die beklagenswertheste Existenz; denn ihr Leben hängt ganz von der Laune ihrer Gebieter ab.

Murawieff schätzt die dem Chane von Chiwa unmittelbar unterworfene Bevölkerung auf ungefähr 300,000 Seelen. Das stehende Heer ist nach ihm nicht über 12,000 Mann stark; wenn der Chan einen Angriff befürchtet, so läßt er auch die Sarten und die Karakalpaken zu den Waffen greifen; dadurch wird seine Armee um mehr als das Doppelte zahlreicher, aber nicht eben stärker, da dieser Hause weder kampflustig noch kampfgeübt ist. Alle Soldaten sind beritten.

Die Häuser der Städte von Chiwa sind aus Erde gebaut, von großen Gärten und äußeren Mauern umgeben. Die volkreichste und betriebsamste Stadt des Landes heißt Urgendsch oder Kurkendsch; sie liegt an einem, aus dem Oxus geleiteten Kanale, der auch bei der südlicheren Stadt Chiwa vorbeiführt. In Chiwa residirt der Chan; sonst hat diese Stadt nichts Merkwürdiges aufzuweisen, als eine Moschee, vor welcher die Muhammedaner besondere Hochachtung haben. Die übrigen Städte — Schewat, Kiat und Garlian — so wie die Dörfer und Flecken treiben ziemlich lebhaften Handel. In allen Dörfern wird zu bestimmten Zeiten Jahrmarkt gehalten, und hin und wieder sieht man auch kleine Forts (Fortins), die von Meiereien umgeben sind. Diese sind Privateigenthum. Die Steppe im Westen von Chiwa ist mit Trümmern von Gebäuden aus Backsteinen übersäet: man findet in denselben steinerne Gefäße und oft sogar Goldstücke, was auf die ehemalige Existenz von Städten schließen läßt, die am alten Bette des Amu-darja erbaut waren. Der Sage nach gehörten diese Städte zum Chowaresmischen Reiche. Verläßt man diese Gegend, so enthüllt sich eine andere den Blicken, die von einem schönen Flusse und vielen Kanälen bewässert wird. Die Landstrecken zwischen den Kanälen können uns einen Begriff von den Schwierigkeiten geben, die es gekostet hat, sie urbar zu machen: man kann sie als Gärten betrachten, die, im Rayon vertheilt, in ein gemeinschaftliches Centrum auslaufen. Die Wohnplätze und nomadischen Lager werden immer elender, je weiter sie von den Kanälen abliegen.

Das Innere des Landes gewährt einen prächtigen Anblick. Große Weideplätze wechseln mit üppigen Korn-, Reis-, und Sesamfeldern, mit Weinbergen und anderen Gärten, in denen man herrliche Gemüse oder Obstarten, insonderheit vortreffliche Melonen jeder Sorte zieht. Auch die Zucht der Rinder, Schafe und Kameele ist beträchtlich. Da die Aerndte den Bedarf der Bevölkerung weit übersteigt, so verkauft man Getraide und Früchte an die Turkmanen und Kirgisen. Diese bezahlen das Empfangene mit Sklaven und Manufaktur-Artikeln.

Die in Chiwa gewonnene oder aus Buchara bezogene Seide wird zu groben Kleiderstoffen und schönen Gürteln oder Schärpen verwebt; auch fabrizirt man Zeuge aus Baumwolle und gute Decken aus Kameelhaar. Alle diese Artikel werden im Lande verbraucht. Die Handwerke sind noch in ihrer Kindheit; das Eisen wird meistens von Russischen Gefangenen verarbeitet, und Getraide versteht man nur in Handmühlen zu mahlen.

Muhammed Rahim hat in Chiwa die erste Münze errichtet, in der man Goldstücke, Silber- und Kupfermünzen prägt; das Geld ist von gutem Gehalte. Die Einkünfte des Chans werden auf 4 Millionen Franken angeschlagen. Das niedere Volk hält ihn für unermeßlich reich; aber nach Murawieff wendet er oder verwandte wenigstens

*) Im Französischen Texte steht Sarty; aber das y am Schlusse ist offenbar die beibehaltene Russische Plural-Endung: Herr Murawieff wird сарты geschrieben haben. — Die Nachkommen der Alt-Persischen Kolonisten im Oxus-Lande, betriebsame und unkriegerische Leute, stehen, obschon sie Muhammedaner sind, zu dem herrschenden Volke in einem sehr ähnlichen Verhältnisse wie die Raja's in der Türkei zu den Osmanen. Daß die Usbeken in Buchara den Persischen Bewohnern eben so gegenüberstehen, wissen wir aus den Reisen des Capit. Burnes.

Muhammed Rahim sein ganzes Einkommen auf die Unterhaltung der Truppen, und auf den Kanalbau. Sein vornehmster Reichthum bestand in Kanonen von verschiedenem Kaliber, in sehr schönen Pferden und einer Sammlung feiner Steine.

Muhammed Rahim starb 1824 an einem bösartigen Fieber; aber sein Sohn und Nachfolger Allah Kuli hat die Einrichtungen des Vaters aufrecht zu erhalten gewußt. Herr Burnes, dem wir so interessante Boabachtungen über die Länder am Indus und zwischen diesem Flusse und dem Kaspischen Meere verdanken, reiste von Indien nach Buchara und von dort durch die östliche Bucharei nach Persien. Verschiedene Umstände hinderten ihn, Chiwa zu besuchen; allein er begegnete einem Theile der Armee des Chans und zog sehr gute Erkundigungen über die Staaten desselben ein. Er läßt der Genauigkeit des Herrn Murawieff volles Recht widerfahren.

Herr Burnes betrachtet die Chiwaer als Banditen, denen die Uebel, welche sie benachbarten Staaten zugefügt, übergroße Wichtigkeit geben. Die vortheilhafte Lage Chiwas hat dem Chan dieses Landes Mittel verschafft, einen weit größeren Einfluß auf die Nomaden zu üben, als Persiens und Bucharas Könige. Was Herr Burnes von einer Bewegung der Chiwaischen Armee gegen Merwe, eine Stadt des Stammes Teke, erzählt, ist interessant und macht den militairischen Talenten des Chans Ehre. Die Feldzüge der Chiwaer sind übrigens gewöhnlich Raubzüge, auf denen sie Persische Dörfer plündern und deren Bewohner fortschleppen. Der Chan empfängt ein Fünftheil der gemachten Beute. Auch von den Turkmanen werden diejenigen Russen, die sie am Kaspischen Meere antreffen, als Gefangene fortgeschleppt. In den Staaten des Fürsten von Buchara dürfen gefangene Russen, kraft eines zwischen Rußland und dem dortigen Chan geschlossenen Vertrages, nicht mehr verkauft werden.

Trotz ihrer Lust an Plünderungen bewilligen die Chiwaer den Karawanen, welche ihr Land durchziehen, gegen Entrichtung gewisser Gebühren, Schutz und Sicherheit. Hindu's und Armenier gesellen sich zu diesen Karawanen. Der Chan bezieht ferner in Manghislak, einem Hafen des Kaspischen Meeres, der Astrachan beinahe gegenüber liegt, einen Zoll von jedem Schiffe, das in dem Hafen einkehrt; und auch den Karawanen, welche im Osten des Aral-See's über den Sir-darja (Jaxartes) wandern, wird nicht selten eine Wegsteuer abgedrungen, obschon es keine Wege giebt, die der Ausbesserung bedürften. (Nouvelles Annales des Voyages.)

Schweden.

Borgholms Schloß.

Auf der nördlichen Spitze des Bergrückens, welcher die Insel Oeland durchschneidet, liegt eine der herrlichsten Ruinen Schwedens. Dies ist das Schloß Borgholm, dessen gänzliche Zerstörung im Jahre 1806 in Folge einer Feuersbrunst stattfand. Die Lage ist eine der schönsten, die man sich denken kann; von dem auf einem 120 Fuß hohen Felsen erbauten Schlosse hat man die weite Aussicht auf den romantischen Calmar-Sund. Fern hin über dem weiten Wasserspiegel, dessen Gewässer in früheren Zeiten oftmals der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Schweden und Dänen waren, erblickt man die Stadt Calmar mit den hohen Kirchthurmspitzen und dem stattlichen Schlosse gleiches Namens. Mehr nördlicher zeigt sich dem Blicke in weiter Ferne ein dunkelblauer Dom, ähnlich in Gestalt dem Kinnekulle (berüchtigter Berg am Wener-See). Diese Klippe heißt Blå Jungfrun (die blaue Jungfrau) und ist sowohl in Schwedens Sagen als auch in dessen Geschichte bekannt. So weit das Auge trägt, breitet sich an der Küste entlang ein in verschiedenen Formen sich gestaltender Laubwald aus.

Schon im Jahre 1280 ist in einer Verordnung des Königs Magnus Ladulås vom Schlosse Borgholm Erwähnung gethan. Seine Söhne, die Herzöge Erik und Waldemar, besaßen dasselbe später, und der Letztere wohnte daselbst mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Ingeborg. Während der Unionszeit wurden mehrere Große des Reichs mit diesem Schlosse belehnt, wodurch es jedoch immer mehr und mehr in Verfall kam. Die eigentliche Veste bestand damals in einem mit Schießscharten versehenen, befestigten runden Thurm, der nur von der Besatzung bewohnt wurde. Wenigstens wohnte Gustav I., als er 1541 das Schloß Borgholm besuchte, nicht in der Veste selbst, sondern auf dem dazu gehörigen Meierhofe. Der gedachte Thurm hieß: Kärnan (Butterfaß). Der König Erik XIV. soll, nachdem er von dort aus mit seinen Landtruppen dem siegreichen Seegefecht seiner Flotte unter Clas Christersson Horn über die Dänische bei Blå Jungfrun zugeschaut hatte, eine Nacht daselbst zugebracht haben.

König Johann III., welcher die Insel Oeland zum Witwensitze seiner ersten Gemahlin, der Königin Katharina Jagellonica, bestimmte, ließ das Schloß umbauen und verbessern. Dieser Bau wurde eifrig und rasch betrieben bis zum Tode der Königin, nach welchem diese Arbeit langsamen Fortgang hatte; doch blieb Borgholm einer der wichtigsten Punkte des Landes. Nachdem König Christian VI. von Dänemark im Kriege mit Karl IX. durch des Kommandanten Somes Verrätherei von dem Schlosse zu Calmar im Jahre 1611 Besitz genommen hatte, entsendete er von dort eine Flotte von 20 Fahrzeugen mit Landungstruppen nach der Insel Oeland. Borgholm wurde von den Dänen belagert, und obgleich der Befehlshaber des Schlosses, Johan Månsson, sich tapfer vertheidigte, mußte er doch endlich dasselbe den Belagerern übergeben, worauf die Dänen davon Besitz nahmen und eine Garnison unter dem Befehl des Christen Hanssen zurückließen. Gustav Adolph, welcher damals als König seine kriegerische Laufbahn begann, eroberte Oeland an der Spitze von 2000 Man[n] und selbst Borgholm, nachdem er die zur Verstärkung des Schlo[sses] entsandten Dänen in die Flucht geschlagen, mußte sich dem Sieg[er] durch Capitulation ergeben. Gustav Adolph's rechtlicher Charak[ter] zeigte sich hier schon im schönsten Lichte, denn die bei der Ueberga[be] des Schlosses gemachten Bedingungen wurden treulich erfüllt, obgl[eich] es nicht an Grund gefehlt hätte, ein entgegengesetztes Verfahren [zu] entschuldigen. Der Oberst Peder Michelson Hammarsköld wurde zu[m] Kommandanten der Veste ernannt und hatte im darauffolgenden Jah[re] 1612 einen heftigen erneuerten Anfall der Dänen auszuhalten; na[ch] langer Vertheidigung mußte er endlich das Schloß übergeben. Er[st] durch den Frieden zu Knäröd kam diese Veste wieder in den Be[sitz] der Schweden.

Gustav Adolph befahl, das Borgholmer Schloß von neuem [zu] befestigen und ansehnlich zu verbessern, allein da die dazu nöthige[n] Mittel zu anderen wichtigeren Vorhaben angewendet werden mußte[n], so geschah sehr wenig für die Instandsetzung dieser Veste. Erst [im] Polnischen Kriege, wo man einen Friedensbruch mit Dänemark b[e]fürchtete, wurde ernstlich an die Verbesserung der Festungsarbeit[en] gedacht. Die Königin Christine schenkte das Schloß dem Prin[zen] Karl Gustav. Dieser edle Fürst, welcher, mit großer Kühnheit u[nd] Standhaftigkeit des Geistes begabt, schon damals große Pläne [für] die Zukunft entwarf, bewohnte dieses Schloß von 1651 bis zu de[m] Augenblick, wo Christine ihm die Krone Schwedens abtrat. Er ve[r]besserte Borgholm auf alle Weise und gefiel sich in der ländlich[en] Einsamkeit, indem er selbst Zerstreuung in der thätigen Theilnah[me] an allen Arbeiten fand. Viele Bäume in dem verschönerten Schlo[ß]garten pflegte er mit eigener Hand. Die Erinnerung an diese Ze[it] soll ihm später in seinen siegreichen Feldzügen immer eine der ang[e]nehmsten gewesen seyn, und man erzählt, daß er oftmals ausgeru[fen] habe: „Mein geliebtes Oeland, auf deinem Boden will ich ei[nst] eine Ruhestätte suchen, wenn ich, müde von der Last der Geschä[fte], mich in stille Einsamkeit zurückziehen werde.“

Im Kriege, welchen Karl XI. mit Dänemark führte, wu[rde] Borgholm zwar von den Dänen angefallen, aber nicht erobert. D[er] Verfall dieses Schlosses datirt von den Jahren 1700 — 1806, w[o] eine Feuersbrunst dasselbe in eine Ruine verwandelte. Noch jetz[t] sieht man von der gegenüberliegenden Küste (Provinz Småland) u[nd] beim Vorüberfahren mit den Lübecker Dampfschiffen, welche zwisch[en] dieser Stadt und Stockholm gehen, die Zinnen dieses Schlosses ih[r] kahles Haupt erheben, trotzend dem Zahn der Alles zerstörenden Zei[t].

Edl.

Mannigfaltiges.

— Verein der Kunstfreunde in Paris. Die Société des amis des Arts, welche als die Mutter aller später in Frankreich, Deutschland, England und Rußland entstandenen ähnlichen Vereine zu betrachten ist, hat seit dem Tage ihrer Stiftung (vor etwa 20 Jahren) bis heute die Summe von anderthalb Millionen Fr. (genauer: 1,498,169 Fr.) für Kunstwerke verausgabt. Fast jedes Mitglied des Vereins besitzt so werthvolle Gaben desselben, daß es die früher gezahlten Beiträge als zurückerstattet ansehen kann. Denn außer den zur Verloosung kommenden Gemälden, Skulpturen rc. läßt der Verein alljährlich von den ausgezeichnetsten Künstlern zwei Gemälde durch den Grabstichel vervielfältigen und die Kupferstiche unter seine Mitglieder vertheilen. Vollständige Sammlungen dieser Kupferstiche, die sich jetzt auf dreißig belaufen, werden alljährlich auch den Gegenständen, die zur Verloosung bestimmt sind, hinzugefügt, und wer eine solche Sammlung gewinnt, freut sich darüber eben so, als ob er ein werthvolles Gemälde erlangt hätte. In diesem Jahre hat der Pariser Verein der Kunstfreunde einen Aufruf an alle Künstler ohne Unterschied ergehen lassen und sie aufgefordert, ihre Werke im Sekretariate des Vereins auf einige Tage zur Ansicht zu deponiren, da der Verein jetzt auf diese Weise seine Ankäufe zu machen gedenk[t].

— Pierre Leroux. Den Lesern des „Magazins“ wird de[r] Name dieses Französischen Socialisten aus früheren Jahrgäng[en] unseres Blattes noch bekannt seyn. Er war mit Dubois einer d[er] Begründer des Globe und gab später mit H. Carnot die Rev[ue] Encyclopédique heraus, beides bekanntlich Zeitschriften, die um d[ie] Verbreitung Deutscher Literatur in Frankreich viele Verdienste si[ch] erwarben. Leroux hatte sich auch den St. Simonisten angeschlossen, doch nahm er keinesweges an ihren Thorheiten und Ausschweifungen Theil. Ihren Ideen aber von den Verbesserungen der gesellschaftlichen Institutionen ist er vielleicht von allen Jüngern St. Simon's am treusten geblieben. Gegenwärtig hat er unter dem Tite[l] Réfutation de l'Eclecticisme ein Buch herausgegeben, das zwar zu[-]nächst gegen den Eklektizismus seiner ehemaligen Freunde Cousin und Jouffroy gerichtet ist, doch hat es auch eine selbständige Tendenz und wird unstreitig vielen Widerspruch finden und nicht ohne Widerlegung bleiben. Der Verfasser giebt in diesem Buche eine vollständige Darlegung seiner Theorie der philosophischen Wahrheit, die e[r] hauptsächlich auf die Perfektibilität des Menschengeschlechtes begründet. Der Gedanke, daß, wie alle Entwickelung, so auch die philosophi[sche] nichts Autochthonisches ist, sondern sich auf Tradition stützen muß — ein Gedanke, den Leroux bereits in seinen früheren Werken vo[n] Hegel entlehnt und geltend gemacht hatte — wird auch in diese[r] neuen Schrift durchgeführt, die der Verf. übrigens nur als den Vorläufer zu der völligen Entwickelung seines philosophischen Systems angesehen wissen will.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Mittwoch den 8. April 1840.

Italien.

Die Italiänische Volksliteratur.

II. Mailand und Turin.

Die Mailändische Poesie ist eben so neuen Ursprungs wie die Neapolitanische, denn auch sie blühte erst beim Verfall der Italiänischen Literatur auf. Die ältesten Erzeugnisse derselben, die wir in den Mailändischen Sammlungen vorfinden, sind einige Verse von Lomazzo und Sonnette von einem der Musiker des Doms. Lomazzo war Maler; als er aber erblindete, gab er mehrere Bände Gedichte heraus; Mailändische Verse sind jedoch nur in geringer Anzahl darunter, denn er schrieb meistentheils in Italiänischer Sprache oder in der bäuerischen Mundart. Die Lombardische Volksliteratur hatte damals sich auf das Land zurückgezogen, weil die Städte noch unter dem Einfluß der Italiänischen Ueberlieferungen standen. Der Typus dieser alten ländlichen Poesie war Beltram, ein linkischer und ungeschickter Bauer, den man aus Gaggiano, einem Dorfe an der Adda in den Venetianischen Staaten, herbeiholte. Zur Zeit des Karnevals sah man ihn durch die Straßen Mailands wandern; auch in Venedig benutzte man Beltram's Karikatur unter den phantastischen Masken der Stegreif-Komödie. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gewinnt der Stadt-Dialekt die Oberhand; 1605 versucht es Capis, der Mailändischen Mundart dadurch mehr Glanz zu verleihen, daß er in dieselbe Griechische und Lateinische Wortbildungen einführt; ein anderer Schriftsteller greift die Italiänische Sprache in einer kleinen Abhandlung über die Mailändische Aussprache an. Die Spanische Herrschaft hatte damals die Italiänischen Ueberlieferungen noch nicht verwischt, man gedachte vielleicht noch immer des Hofes der Sforza; aber die städtische Reaction trat um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ins Leben, und die Volkspoesie sagte sich nun von der bäuerischen Mundart los, um den Dialekt der Städte anzunehmen. Maggi ist der Repräsentant dieser Uebergangs-Epoche; mit fortgerissen durch die Bewegung, welche von der Italiänischen Sprache entfernte, ließ er sich durch die Leichtigkeit gewinnen, mit der er im Mailändischen schrieb, und so wurde er aus einem schlechten Italiänischen Schriftsteller der erste Dichter der Lombardei.

Maggi schrieb vier Komödien, und wie Venedigs Stegreif-Theater, so sind auch diese Stücke das treuste Abbild der Landessitten. Die von Maggi erfundenen Personen sind zu feststehenden Karikaturen, seine Witze zu Sprüchwörtern geworden. Gewissermaßen sind alle Mailändische Dichter nur aus ihm hervorgegangen: ein auserwählter Held, Meneghino, ist Mailands Polichinell, der eigentliche Typus der Mailändischen Poesie geworden. Meneghino ist ein verheiratheter Bedienter mit einem ganzen Häuschen Kinder, seiner Herrschaft treu ergeben, lächerlich tugendhaft und gutmüthig feig; er geht immer mit komischer Vorsicht zu Werke und läßt sich doch gleich vom ersten besten Gauner betrügen. Auf den Bretlern ist Meneghino der Spielball aller Intriguen; er steckt, so zu sagen, alle mit ihm auftretende Personen durch seine Gutmüthigkeit und seine Dummheit an. Außerhalb der Bühne ist er der Träger aller Lokal-Dichtungen; unter seinem Namen treten fast alle Erzählungen, Lieder und Satiren auf. Natürlich vergaß man Beltram über Meneghino; der Diener aus der Stadt verdrängte den vom Dorf, und man gedachte Beltram's nur noch in einigen Sprüchwörtern und Gedichten der ländlichen Mundart. Meneghino's poetischer Lebenslauf begann mit Maggi's erstem Stücke. Donna Quinzia, eine Dame von Stande, mit sehr zahlreicher Familie, möchte ihre Tochter mit Fabio, dem einzigen Erben einer reichen bürgerlichen Familie, vermählen, doch fürchtet sie sich vor der Mißheirath; das ist der Inhalt des ganzen Stückes. Beide Familien kommen auf die Scene; die eine ist anmaßend und hochmüthig, die andere schlicht und häuslich. Fabio und sein Bedienter Meneghino gehen von einer Partei zur anderen; der sehr unschlüssige Herr läßt sich immer von seinem Diener leiten. Im ersten Akt will er sich von seinem Vater ein Regiment kaufen lassen, doch dem Meneghino mißfällt der Soldatenstand. Fabio entsagt also diesem Vorsatze und willigt in eine Vermählung, wird aber durch die hohen Ansprüche der Donna Quinzia abgeschreckt. Der Bürger kann sich nicht entschließen, Lakaien und Equipage zu halten und eine Loge in der Oper zu miethen; überhaupt ist er nur lau entzückt von der Liebenswürdigkeit der jungen Dame, obgleich sie ihren Amadis von Gallien auswendig weiß. Im zweiten Akte langt eine Depesche aus Madrid an, durch welche Fabio zu einer Stelle im Magistrate ernannt wird; Donna Quinzia knüpft nun die Unterhandlungen wieder an und setzt zur Erreichung ihrer Absicht ein ganzes Nonnenkloster in Bewegung; auch muß ihr Sohn mit Fabio Händel suchen, um ihn zur Heirath zu zwingen. Unglücklicherweise sagt der dem Fabio angebotene Magistrats-Posten dem Meneghino nicht zu; er findet die dadurch auferlegten Pflichten zu beschwerlich, und man setzt sich dabei auch oft der Gefahr aus, vornehme Personen zu beleidigen. Diese Gründe machen Eindruck auf seinen Herrn, der einen Entschluß faßt, ohne etwas darüber verlauten zu lassen. Er willigt scheinbar in die Heirath und in die Annahme des Amtes, nur bittet er um die Erlaubniß, eine Reise nach Rom machen zu dürfen. Sein Vater ist ganz entzückt, Meneghino aber in Verzweiflung, denn er begreift nicht, wie man fern von Mailand leben könne. Fabio reist ab, und in der letzten Scene erhält sein Vater einen Brief, worin er ihm ankündigt, daß er Kapuziner geworden, um allen Plackereien dieser Welt zu entgehen. Ein tiefes Erstaunen bemächtigt sich Meneghino's bei dieser Nachricht, und zum ersten Mal hütet er sich, den Entschluß seines Herrn zu tadeln. Fabio und der Sohn der Donna Quinzia sprechen Italiänisch, Donna Quinzia selbst spricht ein Kauderwelsch, das weder Italiänisch noch Mailändisch ist, sondern ein Dialekt von ihrer Erfindung, die Sprache der vornehmen Damen. Das Fräulein erscheint gar nicht auf der Scene; sie befindet sich im Kloster, und man lernt sie nur durch das Geschwätz der Aufwärterin der Nonnen, Tarleska, kennen, die in alle Launen ihrer Herrinnen eingeweiht und immer mit den Glückswundern der Lotterie beschäftigt ist.

Maggi's zweites Stück ist der „Baron von Birbanza". Eine Familie steht auf dem Punkt, eine schlechte Heirath zu schließen; der Baron wendet alle mögliche List auf, um für reich zu gelten, er wird aber entlarvt, und die Verbindung findet nicht statt. Dieses Stück ist mit Episoden überladen; ein Doktor Gratiano, der Bolognesisch spricht, ein Genueser und noch andere komische Personen tragen zur Verwickelung der Intrigue bei; Meneghino, der hier noch alberner als sonst ist, wird von Jedermann zum Besten gehabt. Leider folgen die Abenteuer, aus welchen die Handlung dieses Lustspiels besteht, ohne inneren Zusammenhang auf einander und führen zu keiner ordentlichen Entwickelung. „Das kleinste Uebel" ist der Titel von Maggi's drittem Stück; hier erblickt man eine junge von Anbetern umringte Witwe, sie weist keinen ab, sie empfängt und prüft alle und geht zuletzt in ein Kloster, um sich die Verlegenheit einer Wahl zu ersparen. Moliere's Tartüffe hat den Stoff zur letzten Komödie geliefert, „der Pseudo-Philosoph" betitelt. In diesem Stück hat Maggi auf eine sehr alberne Weise das Französische Meisterwerk entstellt, indem er der Philosophie die Rolle des Jesuitismus beilegt. Die Stücke dieses Dichters, denen es an lebhafter Handlung und an gehöriger Entwickelung fehlt, schildern jedoch mit vieler Wahrheit die bürgerlichen Sitten der Spanischen Lombardei; die Neigung für das quieto vivere ist die einzige Leidenschaft, die Maggi auf die Bühne brachte. Seine Lieblings-Figuren sind Donna Quinzia, Tarleska und Meneghino. Der Italiänische Theil seiner Komödien, der durchweg schlecht ist, stört ihre Harmonie; die Italiänischen Personen sind linkisch gezeichnet und stimmen nicht mit den aus der Mailändischen Gesellschaft entlehnten zusammen; es sind lauter Störenfriede, und alle Intriguen laufen auf ihre Vertreibung hinaus. Doch können Maggi's Komödien nicht gut ohne die Italiänischen Figuren bestehen, denn die Lokal-Karikaturen sind weder zahlreich genug, noch hinlänglich ausgeführt, um allein die Scene zu beleben. Maggi's Lustspiele erfreuten sich eines großen Erfolges unter den Bürgern Mailands; diese Leute waren ganz entzückt von Meneghino's Erscheinung; es war für sie das Aufblühen einer neuen Poesie. Andererseits aber nahm der Adel Anstoß an dem Gelächter, das durch diese Späße erregt wurde. Mehrere Schriftsteller ärgerten sich darüber, daß Maggi sich von der Italiänischen Literatur lossagte, und der Dichter hatte daher so manche kleine literarische Streitigkeit auszufechten, die er zum Gegenstand seiner „Gespräche in der Abtei der Meneghino's" nahm. Verschiedene Dichter bewerben sich um die Aufnahme in die Abtei; lauter Karikaturen aus der Stadt, die unter gewissen Spottnamen eingeführt werden; sie müssen sich einem regelmäßigen Examen unterwerfen, dessen sich Maggi bedient, um seinen Gegnern zu antworten. Es wird über die Oper, über die Italiänische Komödie gesprochen, im Ganzen aber werden der hohe Adel und die National-Literatur der damaligen Zeit ein wenig verspottet. Donna Quinzia ist heftig über diese dramatische Satire erbittert, die alle Welt dem

Gespött des Pöbels blossstellt; die Bewohner der Abtei suchen sie aber zu beruhigen, und zuletzt wird eine neue Poesie feierlich eingeweiht und die Regeln derselben festgestellt. Diese Gespräche sind keinesweges pikant, aber so natürlich und gemüthlich, daß man sie jedesmal anführt, wenn man in Italien über die Volksliteratur spricht. Maggi starb im Jahre 1699; er war Secretair des Mailändischen Senats und Professor der Beredsamkeit; er gab auch mehrere Werke in Italiänischer Sprache heraus, und Muratori und andere Gelehrte seiner Zeit gedenken Maggi's mit vielem Lobe. Sein Leben war so gewöhnlich, daß sein Biograph gar nichts darüber zu berichten weiß.

Einige Jahre nach Maggi's Tode wurde die Spanische Herrschaft durch die Oesterreichische ersetzt. Nun begann eine Zeit des Friedens und des materiellen Wohlseyns; man trug Sorge, die National-Literatur wieder herzustellen, so daß die Mailändische ihrem Verfall sich entgegenneigte. Die Dichter des Landes beklagen sich darüber vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an und bemühen sich vergebens, Maggi's Figuren aufrecht zu erhalten. Gegen das Jahr 1750, zu Balestrieri's Zeit, verschwindet Donna Quinzia, verändert Meneghino seine äußere Erscheinung, füllen die Klöster nicht mehr den Hintergrund der Scene. Balestrieri versuchte es als ehrfurchtsvoller Schüler, Maggi's kleine Welt wieder zu verjüngen, aber es wollte ihm damit nicht gelingen; denn wenn Maggi monoton werden kann, so ist Balestrieri vollkommen langweilig; der Erstere besitzt wenig Leben und Bewegung, der Letztere aber ist durchaus unbeweglich; er bemüht sich nur, Geringfügigkeiten wichtig zu machen, um damit ganze Bände anzufüllen. Die Vorwürfe zu seinen Gedichten sind Nonnen-Einkleidungen, die Geburt irgend eines Prinzen, Lobeserhebungen Maria Theresia's oder Joseph's II., Hochzeiten, Gastmähler, Begräbnisse, Ehrenbezeugungen für den Adel, die Geistlichkeit, den Erzbischof von Mailand. Bei seinem gänzlichen Mangel an Phantasie weiß Balestrieri oft gar nicht, was er besingen soll; weil ihm nichts Besseres einfällt, so parodirt er die vier und zwanzig Gesänge des befreiten Jerusalems; Epigramme und unbedeutende Mährchen, die schon seit Jahrhunderten im Munde Aller sich befanden, bringt er in Verse. Parini giebt ihm den Rath, den Anakreon zu übersetzen; sogleich geht er ans Werk, und Meneghino muß dem Dichter von Teos weichen. Einst starb Balestrieri's Katze, dies war der Beweggrund zu seinen besten Versen; er schrieb eine ganze Reihefolge von Gedichten auf diesen Todesfall, und eine Menge Lombardischer und Venetianischer Versmacher antworteten ihm darauf mit einer wahren Sonnet-Salve; man hielt des wichtigen Gegenstandes wegen akademische Sitzungen und gab selbst eine Sammlung dieser Gedichte heraus.

Meneghino, der alte Typus der Mailändischen Poesie, wäre ganz und gar Todes verblichen, hätte es nicht zufälligerweise ein Mönch und Professer der Redekunst, der Pater Branda, sich einfallen lassen, auf den Dialekt, die Poesie und die Damen Mailands zu schimpfen; das war das Signal eines Kreuzzuges gegen den armen Pedanten. Einige Schriftsteller traten auf seine Seite, und so brach denn ein offener Krieg zwischen den Vertheidigern des Dialektes und den Vorkämpfern der Italiänischen Sprache aus; man griff sich an, man schmähte einander, man schrieb Satiren und Gespräche, 64 Pamphlete wurden veröffentlicht, und Gott weiß, was man noch Alles gedruckt haben würde, wenn die Regierung nicht dazwischen getreten wäre und der Sache ein Ende gemacht hätte. Balestrieri war Hauptkämpe bei dieser Polemik, der Zorn flößte ihm Geist ein, er richtete Maggi's Abtei von neuem auf und fügte noch eine neue Person, den Sganzerlone, hinzu, um dadurch seinen Gegner ganz besonders lächerlich zu machen. Dieser Sganzerlone ist ein Lombardischer Gaskogner, der durch die Gemeinheit seiner Gedanken im Kontraste zu dem Uebermaß seiner literarischen Ansprüche höchst komisch wird; er kann Meneghino's Trivialitäten nicht ausstehen, er will Italiänisch sprechen und bedient sich doch nur Mailändischer Ausdrücke mit Toskanischen Endungen. Balestrieri war so entzückt über diese Karikatur, daß er, obgleich er sie schon in seinen Abtei-Gesprächen gehörig abgenutzt hatte, doch die Figur in einer Komödie noch einmal anbrachte, wo die Leute fünf Akte hindurch nichts Anderes vornehmen, als bei einem Freunde speisen und dabei über Literatur sich unterhalten. Doch, sollte man es wohl glauben? trotz aller seiner Mängel ist Balestrieri immer noch der Beachtung werth. Durchblättert man die vier dicken Bände seiner Dichtungen, so findet man darin manche gelungene Verse, manche geschickt erdachte Personen und einen angenehmen Fluß selbst in dem unbedeutendsten Epigramm. Auch söhnt man sich mit ihm aus, wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen und Nachfolgern vergleicht, so zum Beispiel mit einem Abbé Pelizzoni, der auf einem Dorf lebte und keine andere Sorge kannte, als seinen Magen zu füllen. Pelizzoni liebte die guten Mahlzeiten und verherrlichte sie in seinen Versen. Die ganzen Begebenheiten seines Lebens bestanden in einigen ländlichen Witzen, einigen Possen, die ihm der Pfarrer oder der Arzt des Dorfes spielte, den parasitischen Schmeicheleien, welche er an diejenigen richtete, die ihn zu Tische einluden, und den kleinen Zwistigkeiten, deren Grund irgend ein schlechtes Frühstück war. Als es einstmals regnete und sein Wirth vergaß, ihn nach Hause zurückfahren zu lassen, schrieb er auf der Stelle sechs Sonnette über das unhöfliche Betragen seiner Freunde. Napoleon's Daseyn merkte der glückselige Pelizzoni nur durch den erhöhten Preis des Zuckers. Und doch hielt ihn der alte Senat von Mailand für einen kühnen Geist, und in einer gewissen Gesellschaft galt er für einen gefährlichen Satiriker. Die anderen Zeitgenossen Balestrieri's waren eben so beschränkt; ein gewisser Janoja war der Verfasser einer an den Mailändischen Senat gerichteten Adresse über die Französische Revolution; er ist darüber so erschreckt, daß er jeden Widerstand für unmöglich erklärt. Ein gewisser Tanzi, der auch einigen Ruf hat, ist nicht im geringsten besser als die vorerwähnten.

Die Französische Revolution überschritt 1796 die Alpen und stürzte Maggi's und Balestrieri's altes Mailand über den Haufen. Als man die Cisalpinische Republik gründete, fragten sich die Greise, wer nun eigentlich in Mailand herrsche, denn es befanden sich weder Spanier, noch Oesterreicher, noch Franzosen mehr dort; für so gute Bürger, wie Pelizzoni und Janoja, schien das Ende der Welt zu nahen. Unter Napoleon organisirte sich die Revolution und ging auf die Sitten über; die alte Lombardei mit ihren Lehnen und Klöstern verschwand, und zehn Jahre später erschienen allgemein die Ideen des Ancien-Regime sehr lächerlich. Carlo Porta, der Dichter der neuen Generation, spottete all der alten Gebräuche, die Maggi heilig gehalten hatte. Ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne sich um Politik, um Volks-Poesie und klassische Literatur zu kümmern, durchstrich Porta als echter Anhänger Napoleon's die verborgensten Winkel des alten Mailands; wenn er dann eine Marquise, einen Abbé, eine Nonne, einen Meneghino aus der alten Zeit aufstand, so theilte er es seinen Freunden mit, und seine einfachen Erzählungen waren unwiderstehlich komisch. Donna Quinzia, Maggi's Italiänisch-Spanische Dame, spielt in Porta's Dichtungen eine bedeutende Rolle; Maggi hatte ihr alle mögliche Ehre erzeigt, bei Porta aber ist sie der Gegenstand des unmäßigsten Gelächters. Nichts ist komischer als ihre Urtheile über Gott, über die Priester, den Pöbel und die Adeligen. Sie will sich einen Kaplan wählen, zu diesem Behufe füllt sich ihr Palast mit Priestern, die aus den fernsten Gegenden mit eisenbeschlagenen Schuhen herbeikommen und sich um die offene Stelle bewerben. Die Unverschämtheit der Marquise, die Grobheit der Abbé's und der Diener giebt Anlaß zu ergötzlichen Scenen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Pariser Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Die Entdeckung Milne Edwards' über die Polarisation des Lichtes zog im höchsten Grade die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich und wurde gleich anfangs der Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen. Biot und Arago warfen sich beide auf dieses Gebiet. Unglücklicherweise knüpfte aber die Gemeinsamkeit der Forschung das Band der Freundschaft zwischen ihnen nicht enger, sondern die abweichenden Resultate, zu denen sie gelangten, führten endlich zu einem vollständigen Bruche. Bald mischten sich auch andere Gelehrten in den Streit. Die liberale Presse nahm aufs eifrigste Partei für Arago und bekämpfte auf die schonungsloseste Weise die alten Celebritäten, die, wie sie sagte, Götzenbilder seyen, die zerbrochen werden müßten. Damals wurde auch das Publikum zu den Sitzungen der Akademie zugelassen, wodurch die Mitglieder derselben, welche nicht allein durch die Wissenschaft glänzen wollten, einen Anhaltspunkt erhielten. Arago behauptete endlich das Schlachtfeld; Laplace, der sich Biot angeschlossen hatte, wurde zum Stillschweigen gebracht, und dieser besuchte mehrere Jahre die Akademie nicht.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß dieser Sieg Arago's Einfluß in der Akademie außerordentlich erhöhen mußte; auch kann nicht geleugnet werden, daß er denselben meistentheils zum Vortheil der Wissenschaft anwendete. Auch nach der Juli-Revolution wuchs sein Ansehen noch immer, und als er nach Fourier's Tode zum beständigen Secretair ernannt wurde, erhielt sein persönlicher Einfluß noch einen mächtigen Zuwachs durch die Bedeutung dieser wichtigen Stelle, indeß wohl kaum zum Vortheile der Akademie, da dieselbe sich nach der Restauration nicht mehr gegen die ungebührlichen Eingriffe der Regierung zu vertheidigen hatte.

Arago's bemerkenswerthes Talent, dem er vorzüglich seine Popularität verdankt, ist seine wirklich ausgezeichnete Darstellungsgabe. Man muß ihn selbst gehört haben, um zu wissen, mit welcher Klarheit er eine wissenschaftliche Frage zu behandeln und dieselbe mit Umgehung aller Schwierigkeiten auf die einfachsten Prinzipien zurückzuführen versteht, so daß selbst die Laien sie vollkommen gefaßt zu haben glauben. Durch diese Leichtigkeit des Vortrages gelingt es ihm, die Zuhörer auf eine unglaubliche Weise zu fesseln; ihr verdankt er größtentheils seine Erfolge.

Es kann vielleicht befremdend erscheinen, daß hier eine solche Wichtigkeit auf einen einzigen Mann gelegt wird; allein derselbe nimmt eine ganz besondere Stellung ein, und wenn man den Einfluß erwägt, den er im Institut und in der Kammer zu erringen gewußt hat, den er auf die Presse und seine zahlreichen Anhänger übt, so wird man dies längere Verweilen bei seiner Persönlichkeit wohl entschuldigen.

Wir wenden uns jetzt zu einer kurzen Betrachtung der einzelnen Wissenschaften, die in dem Institute vertreten sind. Augenscheinlich befindet sich die Chemie jetzt in dem blühendsten Zustande. Hier finden wir Namen wie Gay-Lussac, Thénard, der nicht nur selbst zum Fortschritt der Naturwissenschaften beigetragen, sondern auch eine vielversprechende Schule gebildet hat, Chevreul, Berthier, der sich mit so großem Erfolge auf die anorganische Chemie geworfen, Robinet und die ganze jüngere Schule, an deren Spitze Dumas und Pelouze stehen. Auch außerhalb des Instituts ist kein Mangel an guten Chemikern.

Nicht so befriedigend lautet der Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Physik in Frankreich. Nicht etwa als ob die Akademie nicht auch noch nach dem Verluste Ampère's und Dulong's Physiker des ersten Ranges zu ihren Mitgliedern zählte. Die Abtheilung

für Physik ist sogar sehr gut besetzt, aber außerhalb der Akademie ist großer Mangel an tüchtigen Physikern, und bei Wiederbesetzung einer Stelle ist die Zahl der Kandidaten immer sehr beschränkt. Indeß muß eine Abtheilung, welche aus Männern wie Gay-Lussac, Poisson, Savort, Becquerel u. s. w. besteht und welche durch Arago, Biot und die Chemiker der Akademie verstärkt wird, immer noch einen bedeutenden Einfluß üben. Nur leider findet in unserer Zeit die geringste Verbesserung in der Runkelrübenzucker-Fabrication mehr Anklang, als die gründlichsten und scharfsinnigsten Untersuchungen über die Elektrizität oder die Akustik.

Eben so wie die Chemie dient auch die Mechanik den Bedürfnissen der Gesellschaft. Kein Wunder daher, daß sie nicht nur im Institut würdig vertreten wird, sondern daß sie auch außerhalb desselben viele ausgezeichnete Gelehrte zu ihren Jüngern zählt. Alle verschiedene Dienstzweige haben beisteuern müssen, um die Abtheilung für die Mechanik auf eine würdige Weise auszustatten. Die Marine hat Herrn Dupin hergegeben, das Departement der Brücken und Chausseen Cauchy und Coriolis; Herr Poncelet ist aus der Schule von Metz hervorgegangen, und Gambey ist ein schlagendes Beispiel für die hohe Bildung der arbeitenden Klassen in unserer Zeit.

Die Abtheilung für die Geometrie, welche die erste der Akademie ist, war gewiß zu der Zeit, wo sie Lagrange, Legendre und Laplace zu ihren Mitgliedern zählte, auch die ausgezeichnetste und berühmteste. Obgleich sie auch jetzt noch unter Lacroix Leitung im Stande ist, die Ehre der Körperschaft zu behaupten, so läßt sie doch zu selten etwas von sich hören, und wenn man etwa einige Abhandlungen von Poinsot über die Philosophie der Mathematik ausnimmt, so ist in der letzten Zeit kein analytisches Werk von einem Akademiker erschienen. Indeß wird diese Abtheilung der Akademie noch durch andere Gelehrte von großem Ruf verstärkt. An ihrer Spitze steht Poisson, dem die astronomische Mechanik, die mathematische Physik und alle Zweige der analytischen Mathematik so viel verdanken. Ferner sind hier Cauchy und Poncelet zu nennen. Der Sinn für die Geometrie wird schwerlich je in Frankreich aussterben, aber es scheint fast, als ob die Jugend sich von den abstrakten Wissenschaften abwendete, um zu der Anwendung derselben überzugehen.

Der bei weitem größte Theil der Abhandlungen und Originalarbeiten rührt von den Naturforschern her. Hier finden wir Mirbel, der kürzlich eigens die Reise nach dem Französischen Afrika machte, um die Natur und Entwickelung des Palmbaumes zu studiren, Blainville, Geoffroy Saint-Hilaire, der sich gern den Keppler der Naturgeschichte nennen läßt, Magendie, der den positiven und faktischen Theil der Medizin gegen alle Systemmacherei zu vertheidigen bemüht ist, Flourens, Breschet, Audouin und Milne Edwards, welche beide das seltene Schauspiel einer unauflöslichen wissenschaftlichen Freundschaft darbieten.

Korsika, wie es ist.

Von einem Französischen Beamten.

Man wünscht mir in Bastia Glück dazu, daß ich in der Bologna, der civilisirtesten und am besten angebauten Gegend Korsika's, angestellt worden bin. Ich schwöre auf dem Königlichen Gerichtshofe, in allen meinen Amtsverrichtungen von der constitutionnellen Charte mich leiten zu lassen, besteige dann ein Pferd und reite über Kap Korso dem Innern zu.

Der „Thurm des Seneka" ist die einzige Merkwürdigkeit, der man auf diesem Kap begegnet. Vorliebe für das klassische Alterthum lockt mich zu allen Denkmälern aus der Römerzeit. Ich mache einen Umweg von mehreren Stunden, um den angeblichen Zufluchtsort des verbannten Weisen zu beschauen, und was finde ich endlich? Einen Thurm, der augenscheinlich im Mittelalter erbaut worden, um die Bewohner Korsika's gegen die Ueberfälle der Sarazenen und nachmals gegen die Normannen zu schützen.

Ich reite durch die verödete Stadt San Florenzo, und alsbald sehe ich einen wilden Bergstrom vor mir, der sich tosend ins Meer stürzt. Zu meiner Linken ragen die Trümmer einer alten Brücke hervor. Eine Art Fähre, auf der die Reisenden überzusetzen pflegten, ist von den Fluthen fortgerissen worden. Ich frage meinen Führer, was wir zu thun haben. Er antwortet mit großer Kaltblütigkeit: „Unsere Pferde müssen durchs Wasser." Dann zeigt er mir genau, velche Linie wir beim Uebersetzen beschreiben sollen. Das Bette des Stromes ist sehr tief; er führt dem Meere vielen Sand zu, aber ie Wogen drängen diesen Sand zurück, und so entstehen kleine Dämme oder Bänke, die man vorsichtig passiren muß. Meine Füße ängen im Wasser; das Pferd schnaubt und scheut sich; mit Strom ind Meereswogen zugleich kämpfend, läuft es, im Fall es stürzen ollte, Gefahr, entweder rechts oder links in dem nassen Abgrunde u versinken. Endlich sind wir am Ufer jenseits. Keine Wohnhäuser, eine bestellte Aecker zeigen sich meinen Blicken. Auf dem Wege von ehn Stunden, der uns nach der Isola Rossa führt, finden wir nur inen Gendarmerie-Posten, von lauter Wüstenei umgeben. Gendarmen und Banditen sind die einzigen Bewohner dieser öden und chauerlich-wilden Gegend.

Von Isola Rossa bis Calvi erhält die Landschaft einen erfreucheren Anblick. Die Felder sind fruchtbar, die Dörfer mehren sich, nd ich erkenne in der Bologna den „Garten Korsika's", wie man e betitelt. Obstbäume wachsen üppig an den Abhängen der Hügel; ie Rebe und die Feige wechseln mit dem wilden Oelbaum, der hier anz ohne Pflege gedeiht. Ein röthlicher Felsen vertheidigt den ingang zu dem kleinen Hafen und der Stadt Isola Rossa (Rothe nsel), die ohne Zweifel von ihm ihren Namen hat. Einige Fahrzeuge, mit trockenen Früchten, Oel und Fellen befrachtet, haben die Segel aufgezogen, um nach Marseille abzugehen. Es scheint mir, als befände ich mich einmal wieder in der civilisirten Welt.

Kalvi ist eine geräumige Citadelle auf einem Vorgebirge aus Granitfelsen. Man empfing mich daselbst recht gut, und jetzt wohne ich in einem Zimmer, das die Aussicht aufs Meer hat. Ein prächtiges Schauspiel, von dem ich anfangs entzückt wurde.

Aber schon am nächsten Morgen ermüdet mein Auge auf der unermeßlichen Wasserlinie, die meinen ganzen Horizont bildet; ich sehe einmal nach unten und entdecke einen Wall mit vier Stück Kanonen. Am dritten Tage sehe ich wieder nur das Meer, den Wall und die vier Kanonen; am vierten die nämlichen Gegenstände, und so ist es auch noch am vierzehnten. Kein Garten, kein Baum in der Perspektive! Der Anblick eines Kohlstrunks hätte mich erfreut; ein Rosenstrauch wäre mir wie ein liebliches Truggebild vorgekommen. Die Monotonie dieses Gemäldes hat mich dermaßen angeekelt, daß ich vielleicht einen beständigen Abscheu vor Meer, Wällen und Kanonen haben werde.

Während unserer Revolutions-Wirren hörte Korsika einen Augenblick auf, Französisch zu seyn. Die Engländer besetzten schon die ganze Insel. Kalvi vertheidigte sich lange, mußte aber auch endlich nachgeben. Jetzt befrachteten die angesehensten Familien ein Schiff: Väter, Mütter, Frauen, Kinder, Alles wurde in dieses Schiff gepackt, das mit den Trümmern ihrer Habe die wackersten und eifrigsten Anhänger Frankreichs in einen unserer Häfen bringen sollte. Das Fahrzeug verließ den Hafen, war aber kaum in offener See, als es — plötzlich versank und nie wieder zum Vorschein kam. Menschen und Geräthschaften, Alles wurde im Fluthenschooß begraben. Wie war dies zugegangen? Kein Mensch weiß die Ursache; aber noch jetzt zeigt man Dir mit Schrecken die verhängnißvolle Stelle, wo das Meer die letzten Freunde Frankreichs verschlang, als eben die Britische Flotte auf die Forts gepflanzt wurde.

Ich bin Gerichtsrath an einem Tribunale, wo Richter und Advokaten Italiänisch sprechen und das Französische radebrechen. Komplimente und Artigkeiten giebt es zwischen mir und meinen Kollegen im Ueberfluß. In der Sitzung sage ich, so oft es nur irgend angeht: Signori Giudici! (Meine Herren Richter!) und zur Revanche fragte man mich am anderen Morgen auf Französisch: „Wie befinden sich der Herr Prokurator? Haben Sie heute schon Messe gefühlt? Hören Sie in unserem Klima gar keine Unbehaglichkeit?" *)

Die Korsen sind gutmüthig und auch umgänglicher, als man glauben sollte. Nur muß man täglich auf zwanzig Klagen gefaßt seyn und den Muth haben, keine dieser Klagen anzuhören.

Nie vergehen auch nur drei Tage, ohne daß mich eine Mordthat ins Gebirge riefe. Jeden Tag hört man von Vendetta's (Handlungen der Rache), die hier zu Lande erblich sind. Vom Vater bis auf den Sohn und Enkel, vom Aeltesten bis zum Jüngsten waffnet sich Jeder um die Reihe mit Stilet und Karabiner und lauert seinem Feinde auf, als wär' er ein Stück Wild. Und doch würde derselbe Mensch, der sich aus Dünkel und falschem Ehrgefühl blutig rächt und nachher vielleicht singend das Blutgerüst besteigt, keinen Apfel vom Baume stehlen und keinem Kinde etwas zu Leide thun!

Die Sitten der Korsen sind mit wenigen Worten vollständig geschildert: Giovanni begegnet dem Pietro im Walde; er sagt ihm: „Du hast mir einen Schimpf angethan; willst Du ihn wieder gut machen?" — „„Nein!"" — „Schon gut! wir sind allein, ich bin bewaffnet, Du bist es nicht, Dein Leben ist in meiner Hand; ich aber bin ein Mann von Ehre und räche mich nicht ohne vorgängige Erklärung. Von Morgen an tödte Du mich, oder ich werde Dich tödten." Alsdann scheiden sie, und vom nächsten Tage an gerechnet ist jedes Mittel der List und Gewalt erlaubt; Keiner macht sich ein Gewissen daraus, seinen Feind, und wär' es auf die meuchlerischste Weise, aus der Welt zu schaffen; denn der Feind ist ja vorbereitet; warum läßt er sich überlisten? Diese Kriegserklärungen haben so wenig Geheimnißvolles, daß jeder von beiden Gegnern seinen Bart so lange wachsen läßt, bis die Rache vollstreckt ist. Der Eine wird getödtet, und ich suche nun des Anderen habhaft zu werden. Bisweilen rettet sich dieser in den Wald; ein anderes Mal bleibt er ruhig und stolz in seiner Wohnung. Im letzteren Falle finde ich ihn frisch rasirt; denn seine Rache ist befriedigt. „Bist Du der Mörder?" frage ich ihn. „„Ja"", antwortet er fest und mit Würde; „allein ich hatte meinen Feind vorbereitet. Warum hat er mich nicht getödtet.""

Man macht sich von dem Korsischen Banditen eine schreckliche Vorstellung; er ist wirklich unversöhnlich, aber nur gegen seine offiziell erklärten Feinde. Richtet man keine Drohung an Dich, so kannst Du im tiefsten Walde ruhig schlafen; hat Dir aber ein Korse nur Einmal gesagt: „Ich werde Dich tödten!" so verlaß die Insel mit erster Gelegenheit, sonst bleibt Dir, wenn Du vor ihm sicher seyn willst, kein anderes Mittel, als das, ihn selber aus der Welt zu schaffen.

Der Mord, den ein Korse nach offizieller Herausforderung begeht, ist für ihn, wie für uns das Duell, eine Rache, deren seine verletzte Ehre bedarf. Wie könnte aber unser Gesetz, unsere Guillotine einen Menschen schrecken, der lieber stirbt, als Etwas erleidet, was ihm eine Schande dünkt? Auch besteigt jeder Korsische Mörder das Blutgerüst mit einer Kaltblütigkeit, die in Staunen setzt: Einer

---

*) Bekanntlich bedeutet das Italiänische sentire, welches dem Französischen sentir entspricht, fühlen und hören zugleich, daher ein Italiäner leicht sentir für entendre sagt, wenn er sich Französisch ausdrückt. Um nun diesem Italismus recht gewissenhaft auszuweichen, fällt er auch wohl aus der Scylla in die Charybdis und sagt entendre für sentir oder éprouver.

bittet, daß man ihm nur den einen Arm binde, weil er auf dem Wege zum Schaffot noch eine Pfeife rauchen will; der Andere rezitirt Verse des Horaz mit wahrer Begeisterung; ein Dritter, der sich seiner Toilette schämt, bittet um reines Weißzeug und wird in einem Hemde des General-Prokurators, den er um dieses letzte Geschenk ersucht, hingerichtet. Auf dem Blutgerüst angekommen, hält Jeder eine Rede, bevor er stirbt, und nie war seine Stimme heller und wohlklingender. Die Verwandten und Freunde des Verurtheilten stellen sich in Feierkleidern vor die Richtstätte, um sowohl ihm als der Menge zu zeigen, daß sie sich durch die Todesart, die er erleidet, nicht entehrt glauben.

Ein Ingenieur vom Brücken- und Straßenbau, Herr Jouvin, begleitete mich eines Tages auf einem Ritt durch abgelegene Gegenden der Insel. „Fürchten Sie nichts?" fragte er mich. „„Nein"", sagte ich ihm, „„so lange mir Niemand gedroht hat."" Er unterhielt mich nun von dem Schrecken, den der Name eines berüchtigten Banditen, des furchtbaren Antonini, der schon eine Menge Mordthaten begangen, überall verbreite. Wir befanden uns nicht mehr weit von Avapessa; da bemerkten wir plötzlich einen sehr häßlichen kleinen Mann mit rothen Haaren und dummem Gesichte, der wie verschämt hinter einem Olivenbaum steckte. Bald kam er, die Mütze in der Hand, zu uns heran und fragte mich, ob die Gendarmen mir folgten? Als ich dies bejahte, grüßte er mit blödsinnigem Lächeln und zog sich tief in den Wald zurück. „Wer ist dieser Tölpel?" fragte der Ingenieur. Es war kein Anderer gewesen, als derselbe gefürchtete Bandit, von dem wir kurz vorher gesprochen hatten.

Wir befanden uns im Monat August. Meine Brust war noch von einem Blutsturz angegriffen, und man hatte mir gerathen, einer Wiederkehr dieses Uebels durch Auflegung von Eis vorzubeugen. Ich kletterte die Felsen von Niolo hinan, deren schneebedeckte Gipfel das Niveau der Alpen erreichen, und ging dann, von Staub und Hitze ermüdet, in eine Grotte, wo mein Führer mir eine Quelle zeigte. An diesem kühlen Orte saß ein großer und schöner Jüngling mit einem Buche in der Hand. Mein Anblick machte ihn stutzig, und er raffte sich auf. Sein Stilet, sein Gürtel mit Patronen, sein Karabiner und die lange Pistole, die an seiner linken Seite hing, da wo unsere Soldaten den Säbel tragen, belehrten mich zur Genüge darüber, mit was für einem Menschen ich es zu thun hatte. „Wie heißest Du?" sagte ich ihm. Er antwortete ganz gelassen: „„Ich bin Leca, der Bandit von Lumio."" Wohlbemerkt, die Korsen gebrauchen ihr bandito nur in dem Sinn von Flüchtling. „Weißt Du, wer ich bin?" fragte ich weiter. — „„O ja, Sie sind der Prokurator des Königs. Ich habe Sie schon zweimal im Bereich meines Karabiners gehabt: allein ich führe nichts Böses gegen Sie im Schilde."" Jetzt zeigte er mir das Buch, das er in der Hand hielt. Es war eine Französische Sprachlehre, die er studirte, weil er den Plan gefaßt hatte, nach Frankreich zu gehen, dort seinen Namen zu verändern und in der Armee Dienste zu nehmen. Er zählte erst 18 Jahre und war schon in contumaciam zum Tode verurtheilt.

Ich kam auf dem Berge an, den man mir bezeichnet hatte. Hier wurde ich von den Hirten empfangen, die mir eine Hütte von Laubwerk zurichteten. Ein enges Thal zwischen zwei scharfen Piks, das Thal Domino genannt, wurde meine Wohnstätte. Ich wollte, so lange die Eis-Kur dauerte, der Lebensweise dieser Hirten ganz mich anbequemen; allein sie gaben dies nicht zu, ich mußte außer der Milch und dem Käse, die ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen, auch Fleisch von wilden Schafen essen, die sie um meinetwillen schossen, und Forellen, die sie für mich fischten. Ich schämte mich, der einzige Gegenstand aller ihrer Sorgen zu seyn, und wollte ihnen einiges Geld anbieten; aber mein Führer brachte mich davon zurück, indem er bemerkte, das würde die guten Leute in große Verlegenheit setzen, vielleicht sogar tief kränken. Eines Tages fand ich sie beim Pfropfen-Spiel. Ich schloß mich sogleich an, in der Hoffnung, Etwas zu verlieren; als ich aber den dritten Sol verspielt hatte, kamen sie auf die Vermuthung, ich thäte es absichtlich: sie blickten einander mit Bedeutung an und machten dem Spiel plötzlich ein Ende.

Alle Hirten schliefen unter freiem Himmel; ich allein in der Hütte aus Laub, die sie mir geflochten hatten. Bei Tage hüteten Einige die Heerden, während Andere auf die Jagd oder auf den Fischfang gingen. Die Daheimbleibenden holten manchmal das Buch hervor, wie sie es nannten. Es war ein sehr abgegriffenes und beschmutztes Fragment eines Bandes von Metastasio, lauter lose Blätter, die eine Schnur aus Ziegenhaar zusammenhielt. Ein Hirte sang nach einer von ihm selbst komponirten Melodie, die Rolle des „Joseph, wie er sich seinen Brüdern zu erkennen giebt", und ein Anderer das „Lebewohl Benjamin's". Nie habe ich Melodieen gehört, die mehr zum Herzen drangen. Diese Leute waren mit keinem musikalischen Instrumente bekannt geworden, die Kirchenorgel ausgenommen, die sie zuweilen in der benachbarten Stadt gehört und deren harmonische Töne sie in ihrem Gesange nachahmten. Ohne Zweifel hatten ihre selbsterfundenen Weisen etwas allzu feierlich langsames, das einer dramatischen Situation nicht gut angemessen war; aber alle Töne waren so richtig, rein und ausdrucksvoll, so edel und innig empfunden, daß sie mit der wild-romantischen Natur um uns her schön kontrastirten.

An den Abenden versammelten sich Alle um ein großes Feuer. Das Singen und Scherzen wurde eingestellt, und auf ein gegebenes Zeichen des alten Perodi, welcher der Aelteste vom Thale war, erhoben wir uns von unseren Sitzen. Der alte Schäfer nahm seine Mütze ab und sprach mit lauter Stimme das Abendgebet, in welches wir Alle mit leiser Stimme und wahrer Andacht einstimmten. Er war schön, dieser patriarchalische Gottesdienst, auf dem Gipfel des schneebedeckten Niolo und beim Scheine eines Feuers, das wie Opferflammen emporwallte! Nach dem Gebete lagerte sich Jeder an dem Feuer und schlief sanft und süß, bis der Morgen graute.

Ich war ein Freund der Hirten geworden, und sie bezeigten mir einen Grad von Anhänglichkeit, als sollten wir für's ganze Leben zusammenbleiben. Endlich kam der Tag, an dem wir scheiden mußten. Die Bestürzung der braven Leute war groß. Nachdem sie sich etwas davon erholt hatten, baten sie mich, ihnen die Bemerkungen vorzulesen, die ich während meines Aufenthalts in mein Tagebuch geschrieben hatte. Ich erfüllte ihren Wunsch. Diese Bemerkungen, die ganz beschreibender Art waren, schienen sie zu interessiren. Aber meine Stimme erstickte fast, als ich ihnen die letzte Phrase vorlas: „Lebt wohl", sprach ich, „lebt wohl ihr wackeren Hirten! Ich habe bei Euch jene wahre und herzliche Gastfreundschaft gefunden, die man sonst nur aus Büchern kennt. Lebet wohl! Denket zuweilen an den Franzosen, der Euch liebt. Er wird Eurer niemals vergessen!" ....

Als ich mit Lesen fertig war, trockneten wir unsere Thränen; denn wir Alle hatten weinen müssen. Der alte Perodi faßte meinen Arm, und alle Hirten, mit ihrem Karabiner auf der Schulter, geleiteten mich bis zur Hälfte des Berges. Dann stiegen sie in ihr Thal zurück, wo sie ohne Zweifel jetzt noch wohnen. Seitdem sind nun volle zwanzig Jahre verflossen; ich habe in dieser Zeit unser Europa von dem Römischen Kapitol bis zum Kreml von Moskau durchreist, und noch immer gedenke ich mit tiefer Rührung der Korsischen Gastfreiheit; noch jetzt möchte ich den guten Hirten des Thales Domino einige Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit geben können.

Mannigfaltiges.

— Venetianische Gesandtschafts-Berichte aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert. Die reichen gesandtschaftlichen Berichte der Venetianischen Diplomaten, auf deren großen historischen Werth zuerst hingewiesen zu haben unser Ranke das Verdienst hat, sind nach dem Beispiele, das der Deutsche Geschichtsforscher gegeben, auch in Frankreich und England, insbesondere aber in Italien selbst, ein Gegenstand des Studiums und eine Quelle neuer Belehrung für die Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts geworden. Nachdem bereits vor einigen Jahren Herr Luigi Cibrario in Turin drei solcher gesandtschaftlichen Berichte aus den Jahren 1574, 1670 und 1743, die eine überaus merkwürdige Zusammenstellung über das Vor- oder Rückschreiten der Zustände Savoyens lieferten, aufgefunden und herausgegeben hatte, trat im Großherzogthum Toskana ein Verein von Geschichtsfreunden zusammen, die Herrn Eugenio Alberi in Florenz beauftragten, eine Sammlung aller in Florentinischen Archiven sich findender Abschriften gesandtschaftlicher Berichte der Venetianer zu veranstalten und drucken zu lassen, wozu die Kosten von dem Vereine zusammengeschossen wurden. Bekanntlich hatten die Venetianischen Gesandten die Pflicht, außer den geheimen Noten, die sie während der Dauer ihrer Mission an den Dogen und den Rath der Zehn richteten, nach ihrer Rückkehr im versammelten Senat einen übersichtlichen Bericht in Bezug auf ihre Mission vorzutragen. Von solchen Berichten haben sich auch andere, namentlich die Italiänischen Staaten, Abschriften zu verschaffen gewußt, und diese Relationen sind es, die sich jetzt in fremden (nicht Venetianischen) Archiven finden und als zeitgenössische Zeugnisse der letzten Jahrhunderte von großem Interesse sind, wenngleich sie allerdings, als Dokumente, die für eine gewisse Oeffentlichkeit bestimmt waren, keine so ungeschminkte und rücksichtslose Darlegung gewähren mögen, als jene geheimen Noten, die nur dem Dogen und den höchsten Personen der Regierung zugingen. Bereits hat Herr Eugenio Alberi zwei Bände solcher Venetianischer Berichte im Druck erscheinen lassen.*) Im ersten Bande befinden sich sieben verschiedene Relationen aus dem Zeitraume von 1506 bis 1548, von denen drei die Angelegenheiten Frankreichs, eine die von Burgund, zwei den Kaiser Karl V. und eine dessen Bruder, den König Ferdinand, betreffen. Der zweite Band enthält lauter Aktenstücke, die sich auf Florenz und Savoyen beziehen, und zwar befindet sich darunter eine Reihefolge von neunzig Briefen, die der Ritter Carlo Capello in den Jahren 1529 und 1530 an die Republik Venedig über die Belagerung von Florenz gerichtet hat. Es ist ein förmlicher Zeitungsbericht des 16ten Jahrhunderts, den man hier findet; es wird darin der Staats- und der Stadthaushalt von Florenz mit einem Detail beschrieben, wie keine andere Quelle aus irgend einer früheren oder späteren Zeit es darbietet. Die ganze Sammlung wird übrigens, dem Plane des Herrn Alberi zufolge, in drei Abtheilungen zerfallen, von denen die erste das Europäische Ausland (nicht-Italiänische Staaten Europa's), die zweite Italien (mit Ausnahme Roms, dessen Berichte besonders publizirt werden sollen) und die dritte endlich Asien und Afrika, so weit sie von den Venetianern zu Handelszwecken mit Missionen beschickt wurden, umfassen wird. Herr Alberi und mehrere andere Mitglieder der mit ihm verbündeten Gesellschaft, unter denen besonders der Marchese Capponi genannt wird, werden zu diesem Zwecke auch noch diejenigen in- und ausländischen Archive besuchen, deren Venetianische Manuskripte bisher noch nicht geprüft und bekannt worden sind.

*) Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato. Raccolte, annotate ed edite da Eugenio Alberi a spese di una Società. — Firenze, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 10. April 1840.

Frankreich.

Der Humanitäts-Enthusiasmus vor der Revolution.

Von Lacretelle.

Bald nach meiner Ankunft in Paris im Jahre 1787 ward ich durch meinen Bruder in philosophische Zirkel eingeführt, in welchen jeder Sokrates des Tages seine Aspasia hatte und wo mehr als Ein Alcibiades glänzte. Unter den Letzteren verstehe ich die jungen Adligen, welche eben von dem Amerikanischen Unabhängigkeitskriege zurückgekehrt waren. Damals bildeten die Parlamente eine drohende Opposition gegen den Hof, unterstützt von den Provinzialständen, den Privilegirten und dem Klerus, die, um nur nicht die öffentlichen Lasten tragen zu helfen, sich wie die unbändigsten Volkstribunen geberdeten. Schon erhob die Empörung ihr Haupt in einigen Provinzen. Ein großer Schlag war geschehen: die Parlamente hatten die Berufung der Reichsstände bewirkt, welche Hof, Parlamente, Landstände und jede Art von Vorrechten, so wie Klerus, Monarchie und Religion, in einen und denselben Abgrund hinabziehen sollten. Die philosophischen Zirkel freuten sich über diesen Fortschritt; sie erkannten darin eine günstige Gelegenheit, die Geschicke des Menschengeschlechts ohne allen Kampf in ganz philosophischer Weise umzugestalten.

Man sah mit Entzücken „die sanfteste und menschlichste aller Revolutionen" herannahen. Seit einem halben Jahrhundert von Philosophen geistig vorbereitet, konnte sie ja nicht anders als den Charakter der Humanität und Geistesfreiheit an sich tragen. Das Gebäude der Mißbräuche war schon von der Zeit zu sehr erschüttert, als daß es vieler oder heftiger Schläge bedürfen sollte, es zu zerstören, und ein schöner Bau in Griechischem Styl sollte bald die Stelle der romantischen Burg des Mittelalters einnehmen. Die Phantasie stellte sich die „Ideen des Jahrhunderts" als ein Fluidum von wunderbarer Elastizität und fast gleicher Geschwindigkeit mit dem des Sonnenlichts vor; die niederen Geister hoffte man vermittelst der Condillacschen Logik, eines neuen Moral-Katechismus und einer guten Erklärung der Menschenrechte allmälig auf den Standpunkt der höheren zu erheben. Bis dahin, glaubte man, würden die noch unwissenden Klassen sich der Leitung der Weisen gelehrig anvertrauen und sie mit Hingebung unterstützen. Der König war wohlwollend und leicht zu gewinnen; die Minister hatten sich alle, einer nach dem anderen, unter das Joch der öffentlichen Meinung beugen müssen; wider Willen wurden sie die Minister dieser allmächtigen Königin. Hatte sie nicht so eben die stolzen Parlamente selbst unterworfen und sie zu einer, wenn nicht feindseligeren, doch gefährlicheren Opposition, als die der Fronde war, fortgerissen? Es war die Frage, wer mehr leitete oder sich leiten ließ, der Tribun d'Epresmenil, dessen Befehlen die Schreiber des Parlaments gehorchen mußten, oder diese Schreiber, die durch ihre Acclamationen auf das Benehmen des Parlamentsraths einwirkten.

Es ist wahr: die alten Adligen, die alten Prälaten und Mönche wollten nicht recht einsehen, was sie dabei gewännen, wenn man ihnen ihre Vorrechte, ihre Titel und den größten Theil ihres Vermögens nahm; desto bereitwilliger fügten sich die jungen Adligen, und besonders die des Hofes, in diese Opfer; es waren eben so viele junge Cincinnatusse, die von dem Amerikanischen Kriege zurückkehrten; trugen sie doch schon die Decoration des Cincinnatus-Ordens. Dem Murren der Kirchenfürsten, deren einige eine gleiche oder größere Einnahme hatten, als mancher Deutsche Fürst, setzte man den Patriotismus und den wahrhaft evangelischen Geist der Pfarrer entgegen, die von dem ihren Bischöfen entzogenen Ueberfluß das Ihrige bekommen und zur Bewerbung um Bisthümer zugelassen werden sollten. Eben so mochten die alten Mönche nicht gern aus ihrer etwas üppigen Ruhe aufgescheucht werden; desto mehr mußten sich die jungen Mönche freuen, ihre Freiheit wieder zu bekommen. Endlich glaubte man, selbst im Fall es eine Erschütterung gäbe, von der sanftesten und gebildetsten aller Nationen in dem menschlichsten und aufgeklärtesten der Jahrhunderte nichts Ernstliches befürchten zu dürfen.

Damals spielte man zwei hübsche Komödien von Colin d'Harleville, die nur den Fehler haben, daß sie etwas zu sehr Zwillingsschwestern sind: „die Luftschlösser" und „der Optimist". Obgleich Eleganz und zarte Empfindungen in diesen Komödien für kräftige Scenen und originelle Charaktere entschädigen mußten, so erheiterten sie doch alle Stirnen, und Jeder klatschte mit den Händen zu seinen eigenen Träumen und Lieblingstäuschungen Beifall; ich schloß mich hierin ganz meinen jungen oder alten Nachbarn an, deren mancher sich in dem lustigen Träumer der beiden Komödien wiedererkannte und leise oder laut sprach: „Das bin ich, und das bin ich wieder." Zwar fanden wir, wenn wir im Foyer plauderten, daß der Dichter etwas schüchtern gewesen sey, daß er das unserer Zeit bevorstehende Glück noch sehr unvollständig gemalt habe. Mein Bruder, der sanfteste, unschuldigste und zugleich eingefleischteste aller Optimisten, behauptete, Colin d'Harleville hätte mit etwas mehr Philosophie ein brillantes Bild geliefert, und unterstützt von der lebhaften und fruchtbaren Phantasie seines Freundes Garat, zeichnete er ein Gemälde der Zukunft, welchem die Wirklichkeit nur zu bald einen schmerzlichen Kontrast entgegenstellte.

Das war der Geist der philosophischen Zirkel, welchen ich im Alter von 21 Jahren meinen Tribut in schönen Träumen zahlte. Aber welcher Zirkel, welche Schule, ja welches Atelier war damals nicht mehr oder weniger von Philosophie angesteckt? Disputationen oder Angriffe auf die Religion waren damals aus den besseren Gesellschaften verbannt, entweder weil der Staat alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, oder weil man endlich der frevelhaften Spöttereien, die auch nach Voltaire Keiner aufs neue anzuregen wagte, überdrüssig war. Je mehr ich meine Erinnerungen aus jener Zeit sammle, desto mehr überzeuge ich mich, daß sich damals eine Art Reaction gegen den Materialismus geltend zu machen anfing. Die Revolution hat diese heilsame Richtung unterbrochen und rückgängig gemacht. Trotz des Widerspruchs der Gelehrten und der Sarkasmen mehrerer Philosophen, hatten die jungen Leute und die Frauen die „Studien der Natur" von Bernardin de Saint-Pierre mit Eifer aufgenommen und sich für „Paul und Virginie" enthusiasmirt, worin man köstliche Schilderungen aus der Bibel las, die von Voltaire so furchtbar zugerichtet worden. Es bedurfte nur eines noch tiefer ergriffenen und genialeren Nachfolgers, aber Chateaubriand war damals erst 20 Jahre alt.

Mehr als Ein prahlerischer Prediger des Atheismus glaubte sich zu bessern, indem er zu zweifeln anfing. Dieser Kampf ist das Loos aller lebendigen, beweglichen Geister, die nicht die Kraft haben, ihren Gedanken einen festen Mittelpunkt und ihrem Willen eine entschiedene Richtung zu geben. Wer hätte erwartet, unter der Zahl der Skeptiker jenen ungestümen Diderot zu finden, der Holbach zum Atheismus bekehrte und sein Mitarbeiter an dem „System der Natur" war. Man weiß, daß er in Enthusiasmus gerieth für den Bart eines Kapuziners und, was sich eher hören läßt, für die Prozession am Frohnleichnamsfest. Mein Bruder erzählte mir, daß er Diderot kurz vor seinem Tode gesehen und mit großer Genugthuung ihn in beredten Worten von Gott sprechen gehört. Er konnte sich nicht enthalten, ihm sein Erstaunen auszudrucken, und Diderot antwortete ihm: „Ich rede nach der Stimmung des Augenblicks. In der Stadt kann ich Atheist seyn, aber auf dem Lande nicht. Ich gleiche einer gewissen Person, von der Montesquieu in seinen „Lettres Persanes" spricht. Ich bin in dem einen Semester Atheist, im anderen Deist." Man könnte Diderot darauf antworten: Wie! und mit einer so schwankenden Gesinnung wagen Sie es, die nothwendigste und wohlthuendste aller Wahrheiten anzugreifen? Sie behalten für sich die tröstendste Ansicht und geben uns die, welche dem Menschen allen Trost raubt und ihn sittlich zu Grunde richten muß!

Wie Mancher, der die Freiheit des Menschen leugnet, wenn er eben eine Thorheit oder ein Verbrechen begangen hat, sucht sie mit Stolz geltend zu machen in dem Augenblick, wo er mit einer guten Handlung beschäftigt ist. Der philosophischen Gesellschaft des 18ten Jahrhunderts ist es eben so gegangen: die ganze Revolution hindurch zeigt sie uns das sittliche Gefühl in stetem Kampf und oft den Sieg davontragend über die trockenen Lehren, welche der Mund verkündet und die noch strafbarere Hand geschrieben hatte. In welchem Jahrhundert hat man den Egoismus und die physische Lust unverholener als die einzigen Triebfedern unserer Handlungen und selbst unserer Tugenden dargestellt? Wohlan! man nenne uns in der Geschichte der alten Republiken eine Zeit, die reicher ist an Beispielen der Uneigennützigkeit als die Periode der konstituirenden Versammlung! Oder ist es wohl wahrscheinlich, daß in den schönsten Tagen der Römischen Tugend die Fabriziusse und die Fabiusse so bereitwillig ihre besten Rechte geopfert hätten?

Ich hatte auch das besondere Glück, Herrn v. Malesherbes kennen zu lernen und mehr als einmal zu hören. Meinem Bruder schenkte

er eine fast väterliche Freundschaft. Dieser arbeitete damals an dem „Moral-Dictionair für die Encyklopädie". Dieser Bruder, den ich immer geehrt und beweint habe, wie einen Vater, hatte einen dem Ruhm nahe kommenden Ruf durch mehrere Schriften erworben, namentlich durch seine beredte Abhandlung über die Lettres de Cachet und eine Rede gegen die entehrenden Strafen, in welcher eine erhabene Philosophie mit pathetischen Schilderungen abwechselte. Mit verschiedenen Arbeiten theils für das Barreau, theils für die Literatur beschäftigt, beauftragte er mich, Materialien für jenes Dictionair zu sammeln, welches, aufrichtig gestanden, hauptsächlich eine Compilation werden sollte. Ich war erst ein und zwanzig Jahre alt, aber ich hatte viel gelesen; ich war ein Laureatus der Akademie von Nancy; mein Bruder und seine Freunde hielten mich für einen Jünger von ziemlich guten Hoffnungen. Herr v. Malesherbes war bereit, mir seine Bibliothek zu öffnen. Ich zitterte vor Freude, als ich diese Gunst erfuhr. Es gab keinen Namen, den man mit mehr Ehrfurcht aussprach, als den des beredten und muthigen Verfassers der Protestationen des Steuerhofs, jenes Ministers, der mit Turgot unter so schönen Auspizien eine Regierung begonnen, die so furchtbar enden sollte. Seine Popularität war von jener dauernden Art, wie man sie nur bei den Weisen und Wohlmeinenden genießt. Er trat oft in die Bibliothek, wo ich emsig studirte, und lächelte, wenn er meine Jugend mit der Arbeit verglich, die ich übernommen; aber welches Wohlwollen lag in diesem Lächeln! Ich las zuweilen einen Dialog von Plato, während der Exminister sich mit seinen Freunden (gewöhnlich waren es Barthélemy, Dupont de Nemours, der Historiker Gaillard und mein Bruder) unterhielt: ich glaubte dann einen zweiten Sokrates zu hören. Mit welcher Lust ging ich jeden Morgen die Märtyrerstraße hinauf, wo sein Hotel war! Wie oft erinnerte ich mich seitdem an den halb prophetischen Namen dieser Straße! Diese Frau von Rosambo, die ich ihrem Vater eine so rührende Sorgfalt widmen sah und deren Geist ihn so angenehm erheiterte; seine Enkelin, Frau von Chateaubriand, in der Blüthe des Alters und der Schönheit, diese beiden Damen und ihre würdigen Männer, auch das waren Märtyrer. Herr v. Malesherbes fragte mich zuweilen über meine Lektüre aus. Einst sah er mich die Uebersetzung eines schlechten Englischen Buchs lesen, in welchem jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster geleugnet und beide aus Einer Quelle hergeleitet werden: es war die Fabel von den „Bienen", von Doktor Mandeville. „Wie ist Ihnen bei dieser Lektüre zu Muthe?" fragte er mich — „Dieses Buch", antwortete ich, „flößt mir Ekel und Abscheu ein." — „Ich theile diese Gefühle", sagte er mit Feuer, „und was mir besonders wehe thut, ist, daß ziemlich gleiche, nicht weniger verderbliche, obgleich nicht so offen ausgesprochene Grundsätze in Frankreich verbreitet worden sind, und von wem? von einem Mann, der selbst so wohlthätig war, von jenem Helvetius, der die Freundschaft in demselben Augenblicke leugnete, wo er arme Freunde durch die zarteste Freigebigkeit verpflichtete. Dahin hat ihn die Wuth geführt, den Ruhm des Präsidenten von Montesquieu zu verdunkeln. Er wollte originell seyn und hat nichts erreicht, als daß er etwas weiter ging, als der Verfasser der Maximen, und den traurigen Mandeville kommentirte, indem er Locke verstümmelte. Urtheilen heißt fühlen, sagt er uns mit unerschrockener Kühnheit. Also haben Kopernikus, Galiläi, Newton gefühlt, gesehen, daß die Erde sich drehe und nicht die Sonne. Er sieht die Dinge nur von Einer Seite, und zwar von der schlechten. Er webt sein Spinnengewebe mit Kunst und durchläuft es behend, was mich daran erinnert, daß er sich in der Jugend im Seiltanzen versuchte. Er entscheidet und spricht ab wie ein junger Kavallerieoffizier in einem Salon. Madame du Deffant, die einige Neigung für ihn hatte neben einer tiefen Antipathie für die Philosophen, obgleich sie sich stellte, als verehre sie Voltaire, den sie fürchtete, so wie er sie, sagte von Helvetius, er gleiche einer Taube, welche Raben in ihre Gesellschaft gelockt hatten, um sie nach Bequemlichkeit zu rupfen. Madame du Deffant hat damit jenen Philosophen sehr Unrecht gethan; diese waren über das Buch Sur l'Esprit sehr bestürzt, und noch kenne ich mehr als Einen, der ein Aergerniß daran nahm. Dieselbe Dame warf ihm vor, daß er die Geheimnisse aller Welt veröffentlichte. Was das Geheimniß der Madame du Deffant betrifft, so habe ich darüber nichts zu sagen; es stand ihr frei, sich in Helvetius Schilderungen wiederzuerkennen; aber ich kenne Niemanden, der dieselbe Freimüthigkeit .... oder dieselbe Stirn hatte."

„Das ist ein Probierstein, dessen man sich immer bedienen muß, mein junger Philosoph; es giebt keinen der sicherer zur Erkenntniß der bösen Trugschlüsse führt. Als ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich das Glück, mich in den „Maximen" des Herzogs von La Rochefoucauld nicht wiederzufinden. Dieses Alter ist allerdings das der Täuschungen, aber auch das der Offenheit und der Begeisterung. Da verzweifelt man nicht daran, daß Alles vollkommener wird, und macht immer einige Schritte, um sich diesem Ziele zu nähern. Man fragt sich selbst und offenherzig aus, um nicht den richtigen Weg zu verfehlen, und da sagte ich mir: Wenn ich mich selbst in diesen mehr satirischen als philosophischen Bildern nicht wiederfinde, warum sollte ich darin das Bild meiner Freunde, meiner Verwandten, meiner Lehrer und aller derer, die mich zum Guten heranbilden konnten, suchen? Soll ich mich selbst als eine stolze Ausnahme hinstellen? Oder soll ich so gütig seyn, alle die, welche mir theuer sind, ebenfalls für eine Ausnahme zu halten? Aber welches Recht hätte ich dann, Alle, die mir unbekannt sind, oder die, für deren Tugenden mir die allgemeine Achtung oder die Achtung und Bewunderung der Jahrhunderte bürgt, zu verurtheilen? Ich bedarf dieser allgemeinen Sätze nicht, um die gemeinen, selbstsüchtigen Seelen zu erkennen. Die Erfahrung des Lebens genügt mir. Ich fühle wohl, was mich verletzt, und entferne mich davon mit Vorsicht, aber ohne Bitterkeit, und ich sage zu mir selbst: es ist vielleicht hier ein guter Keim vorhanden, den eine bessere Pflege entwickeln würde. Diese Pflege nun werde ich weder bei La Rochefoucauld noch bei Helvetius suchen, denn wie sollten sie in Anderen den Keim des Wohlwollens, der Frömmigkeit, der wahren Liebe ausbilden können, den sie in sich selbst nicht entdecken konnten; der Eine, nachdem er so Edles gethan, der Andere, nachdem er so viele Wohlthaten ausgeübt?"

Man wundere sich nicht, daß ich nach funfzig Jahren noch Bruchstücke von dieser Unterhaltung bewahrt habe: ich studirte Moral, warf das Buch Sur l'Esprit bei Seite und brachte einige Züge dieses Gesprächs aufs Papier.

Die Unterhaltung des Herrn v. Malesherbes war reichhaltig, heiter, vertraulich und endete oft mit einigen Zügen, in denen die Schönheit seiner Seele hervorstrahlte. Er sprach von J. J. Rousseau mit wahrer Zärtlichkeit und klagte, daß er auf diesen mißtrauischen Charakter nicht genug Einfluß gehabt oder wenigstens behalten hatte. Ich erkannte, daß er bei seiner Oberaufsicht über den Buchhandel, einem Posten, der in dem damaligen Stande der öffentlichen Meinung von großer Wichtigkeit war, gesonnen gewesen, J. J. Rousseau zum Leiter der philosophischen Bewegung zu machen, daß aber der schwärmerische Schriftsteller in seiner derben Offenheit diese Absicht vereitelte.

Besonders begeistert war er, wenn er von Turgot sprach. Bei Allem, was sie zusammen gethan und gedacht hatten, vergaß er sich selbst, um den Antheil seines Freundes zu vergrößern. Dieser geliebte Schatten schien vor seinen Augen immer größer zu werden; er hätte gern nicht Einen Gedanken gehabt, den Turgot nicht gekannt und gebilligt. Mir kam es dann immer vor, als ob er einige neue Seiten zu Cicero's Schrift de amicitia vorläse.

Mit dem liebenswürdigen Dupont de Nemours, einem anderen Vertrauten von Turgot's Gedanken, der eine gleiche Verehrung für sein Andenken hegte, pflegte er am liebsten das Gespräch auf diesen theuren Gegenstand zu wenden, und Beider Augen befeuchteten sich oft. Man näherte sich mit starken Schritten (es war das Jahr 1788) der Krise, die Turgot vorhergesehen und abwenden gewollt. Dupont und mein Bruder waren weit entfernt, das Eintreten derselben zu fürchten. Malesherbes dagegen, so sehr ihn sein religiöses Gemüth und sein philosophischer Geist zum Optimisten machten, konnte doch dieses Ereigniß nicht mit gleicher Heiterkeit und Hoffnungsbegeisterung ansehen. Die Luftschlösser seiner Freunde verdoppelten nur seine Besorgniß. „Das ist zu viel Vertrauen, zu viel Uebereilung", rief er aus; „ihr werdet den Wagen nicht mehr lenken können, und ich sehe schon die Narren und vielleicht gar die Rasenden kommen und den Philosophen die Zügel aus den Händen reißen. Ich hatte nur zu viel Gelegenheit, diese gefährlichen Geister kennen zu lernen, als ich die Aufsicht über den Buchhandel führte. Wer wird dann den Wagen in seinem Fluge aufhalten können? etwa unser tugendhafter König? Ach! haben wir nicht bei der ersten Probe seine Schwäche gesehen?" Und als bereute er diesen leichten Tadel, erzählte er tausend Züge von der Güte des jungen Monarchen; es war, als wenn ein Lehrer von seinem Zögling, ein Vormund von seinem Mündel, ein Vater von seinem Sohn sprach, dessen Zukunft ihn beunruhigt. Ach, edler Greis, welches auch Ludwig's Leiden seyn und ob sie auch deine größten Besorgnisse weit hinter sich zurücklassen mögen, wenigstens wird ihm in seinem Gefängniß, vor seinen schrecklichen Richtern ein Freund nicht fehlen, und du bist es, der sich dieser schönen Rolle bemächtigen wird!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Ein Französischer Bibliograph, Herr Guessard, hat zwei Grammatiken der Romanisch-provençalischen Sprache des 13ten Jahrhunderts, die sich bis jetzt als Handschriften auf der Königlichen Bibliothek in Paris befanden, im Druck herausgegeben. Die eine, deren Verfasser Hugues Faidit heißt, führt den Titel „Donatus Provincialis" und die andere, von Raymond Vidal geschrieben, hat die Romanische Ueberschrift „Drata Maniera de Troba". Beides sind Nachahmungen der Lateinischen Grammatiken, wie auch schon aus dem Titel der Ersteren hervorgeht. Die Zweite kann zugleich als Leitfaden beim Studium der Troubadour-Poesie dienen.

Italien.

Die Italiänische Volksliteratur.

II. Mailand und Turin.

(Schluß.)

In einer anderen Erzählung begiebt sich die Marquise in eine Kirche, um alle Straßenbuben und den Pöbel dem Zorn Gottes zu übergeben, weil sie gelacht, als die Dame aus dem Wagen fiel; ihr kurzes, in einem Italiänisch-Mailändischen Kauderwälsch gesprochenes Gebet ist ein Meisterstück. Der gute Maggi war sehr fromm, alle seine Verse waren an Nonnen oder Priester gerichtet; auch Balestrieri war unerschöpflich an Lobeserhebungen auf Se. Hochwürden den Bischof und auf die hohe Geistlichkeit; alle die Personen nun führte Porta in seine satirischen Erzählungen ein und macht sie lächerlich. Dann kam auch Meneghino an die Reihe, der sich durch die Gegenwart der Französischen Soldaten sehr belästigt fühlt; er verdoppelt sich und zerfällt in zwei Personen: Jean Bongé und Marchionn-Cagneur; der Erstere ist von Porta's Erfindung, der Andere aber kommt schon in Maggi's und Balestrieri's Gesprächen vor. Jean Bongé, ein sehr furchtsamer Handwerker, geräth wegen seiner hübschen Frau beständig mit den Französischen Dragonern zusammen und ärndtet für Vorstellungen immer Schläge. Marchionn-Cagneur ist noch viel unglücklicher, denn seine Frau ist mit der halben Garnison befreundet und läuft ihm zuletzt fort, um einem Kürassier-Regiment zu folgen. Der Dichter behält den alten

Meneghino mit allen seinen Hauptzügen bei; er ist immer einfältig und ehrlich, doch macht er ihn so gewaltig lächerlich, daß man ihm seine Spöttereien als einen Mangel an Patriotismus vorgeworfen hat.

Porta erfreute sich des glänzendsten Erfolges; noch jetzt werden seine Dichtungen in ganz Ober-Italien gelesen, und obgleich man sie auswendig kann, liest man sie doch immer wieder. Seine Geistesschöpfungen sind eigentlich gar nicht sehr umfassend, er hat nur Erzählungen geschrieben, doch bekundet sich in der Ausführung selbst der kleinsten Umstände ein seltenes Talent. Unter seiner Feder wurde der sonst so schwerfällige und gedehnte Dialekt lebendig, beißend und witzig; Niemand kannte besser als er die Sagen des Landes und alle jene nicht wiederzugebenden feinen Anspielungen, wodurch sich die vertrauliche Umgangssprache eines Volkes auszeichnet. Seine Karikaturen sind feststehende Charakterbilder geworden, seine Feinde brandmarkte er mit unauslöschlichem Gespött, und seinen satirischen Angriffen vermochte die alte Italiänisch-Mailändische Sprache der Aristokratie nicht zu widerstehen; Niemand wagte es, sich ihrer noch ferner zu bedienen, und so mancher veraltete Gebrauch, der sich gegen eine Polemik in Folio-Bänden aufgelehnt hätte, verschwand vor einem einfachen Scherze Porta's. Kurz, zwanzig Jahre hindurch war er der einflußreichste Dichter der Lombardei, und doch, so gewaltig ist die Ehrfurcht vor großen Ueberlieferungen, hätte er, trotz aller seiner Angriffe auf die Puristen, gewiß gern alle seine Verse für die unbedeutendste Schöpfung in Italiänischer Sprache hingegeben. Porta starb 1821, sieben Jahre nach der Wiedereinsetzung der Oesterreichischen Herrschaft, der er sich gern unterwarf. Er sah, wie die Ueberreste des alten Regime's sich beim Zusammensturz des Kaiserreichs neubelebten, wie das alte Volk aufstand und über Prina, den Minister der Französischen Partei, herfiel, ihn durch die Straßen schleppte und ihn mit Regenschirmen erschlug. Einer von Porta's Freunden hat, so zu sagen, alle Personen vereinigt, die dieser verspottet hatte; in einer Vision läßt er jene rückwärts strebende Menge erscheinen, die sich an den Leichnam des Ministers spannte; aber es war einmal mit der Französischen Lombardei zu Ende, und Porta's Ironie verlor sich unter unwilligem Murren, welches auf neue Richtungen deutete. Der Dialekt begann ernst zu werden, einige Jahre später vergaß man die Karikaturen und die Späße, und die Volksliteratur bekam eine ganz neue Gestalt durch das Erscheinen einer kleinen Novelle von Tomaso Grossi.

Die Satire beiseitlassend, wußte Grossi das Edelste und Würdigste, was sich im Lombardischen Charakter findet, durch seine Sprache auszudrücken. Jene alte Gutmüthigkeit, jenes zutrauliche Wohlwollen, welches aus dem Bedienten einen Freund, aus dem Gebieter einen Rathgeber macht, jene unerschütterliche Milde, welche die Mailänder auszeichnet, das Alles gewann auf ernste, rührende Weise in Grossi's Novelle frisches Leben. Der Gegenstand derselben ist sehr einfach. Ein junges Mädchen wird von einem Italiänischen Offizier geliebt und soll seine Gattin werden, aber der Offizier muß mit der Französischen Armee nach Rußland in den Krieg ziehen. Das junge Mädchen, fast wahnsinnig vor Schmerz, flieht aus dem väterlichen Hause und holt den Geliebten unterweges ein; aber von unbezwingbarer Scham zurückgehalten, wagt sie nicht, sich zu erkennen zu geben, und folgt ihm nur von weitem, doch ohne ihn je aus dem Gesicht zu verlieren. Vorwärts geht es mit der Armee; ein geheimes Entsetzen bemächtigt sich des jungen Mädchens mitten unter dieser stets anschwellenden Menschenmenge; sie fühlt, daß sie einer Katastrophe sich nähert. In der Schlacht an der Moskwa fällt ihr Geliebter, und sie kehrt zurück, um in den Armen ihrer Mutter vor Gram zu sterben. Grossi hat seine Erzählung im Dialekt und Italiänisch geschrieben; dieser schweigende Vergleich schadete dem letzteren mehr, als eine Polemik; nur der Volksdialekt rührte zu Thränen. Grossi hätte die Volksliteratur erneuern können, aber er trat seinen Mailändischen Dichterkranz mit Füßen, um der zweite Poet Italiens zu werden, und er ist der einzige Volksschriftsteller, der sich in der allgemeinen Nationalsprache noch übertraf. Als Italiänischer Dichter gehört er nicht mehr in unseren Rahmen; nur so viel mag erwähnt werden, daß alle seine Werke dunkel an jene Novelle erinnern: das Bild des jungen Mädchens, das in Thränen zerfließt, findet sich in den besten Stellen seines Romans und in den schönsten Stanzen seiner „Ildegonda" wieder.

Dies ist der Charakter der Italiänischen Literatur seit zwei Jahrhunderten; die Stütze der alten klassischen Einheit verlierend, schmilzt sie sich in örtliche Ueberlieferungen um. Tassoni hat den heroisch-komischen Krieg zweier Italiänischer Städte besungen; Carlo Gozzi und Goldoni bleiben stets Venetianer, auch in ihren Italiänischen Werken; Parini's Hauptwerk ist ein satirisches Gedicht über die Lebensweise der Vornehmen von Mailand; die romantische Umwälzung kündigte sich in Italien unter dem Namen der Lombardischen Schule an; die „Verlobten" von Manzoni und Grossi's Werke sind ganz Lombardische Erzeugnisse, und der Einfluß dieser Schule geht so weit, daß sie der Italiänischen Sprache die Redensarten und Wendungen der Lombardischen Mundarten aufdringt.

Die beiden Literaturen von Neapel und Mailand haben eben so auffallende Aehnlichkeit als Verschiedenheit; ersteus beginnen sie gleichzeitig im siebzehnten Jahrhundert; aber die eine ist keck und mannigfaltig, die andere beschränkt und monoton; die eine erhebt sich bis zur Ode, weiß aber auch der Prosa sich zu bedienen; die andere bringt nur Erzählungen und einige dialogisirte Scenen hervor und behauptet sich nur durch den Vers. Im achtzehnten Jahrhundert tritt in beiden Ländern der Verfall ein; Capasso ist das Seitenstück zu Balestrieri: der Eine übersetzt den Homer, der Andere den Tasso. Im neunzehnten Jahrhundert nimmt man auf beiden Seiten eine veränderte Richtung wahr. Neapel gehorcht dem Italiänischen Einfluß und schweigt, Mailand gewinnt neue Kraft unter der Französischen Herrschaft. Mailand verdirbt das Italiänische, Neapel übertreibt es nur; das Mailändische ist dem Dialekt sehr ähnlich, der im Dauphiné gesprochen wird, es nimmt Französische Wörter auf; das Neapolitanische geht nur etwas gewaltsam mit der Italiänischen Ausdrucksweise um. Auch verspotten die Neapolitanischen Dichter niemals die Nationalsprache, während Mailand einen methodischen Krieg dagegen führt. Endlich hat Neapel, als eine wirkliche Hauptstadt, die Provinzialdialekte aufgerieben; in Mailand aber hat sich die Centralisirung sehr ohnmächtig erwiesen, vielleicht wegen der geschichtlichen Erinnerungen an den Lombardischen Bund. Bergamo und Brescia entziehen sich dem Lombardischen Einfluß und schließen sich an Venedig; zu Lodi ahmt Lemeno die Komödien Maggi's frei nach; in anderen Städten sind die Dialekte mannigfaltig kolorirt und widerstehen gewissermaßen der Hauptstadt

Turin und Bologna sind die äußersten Gränzen, bis zu denen der Mailändische Einfluß sich erstreckt. Turin, zwischen die Lombardei und Frankreich eingezwängt, hat große Mühe gehabt, sich eine eigene Mundart zu erhalten. Der älteste Piemontesische Dichter, Aglione, hat in seinen Werken ein Gemisch von Italiänisch, Mailändisch, Lateinisch, Makaroni-Versen, Französisch und Piemontesischem Dialekt von Asti. Seine Gedichte sind naiv und derb, ihr Charakter aber schwankt zwischen Mailändischem und Französischem Einfluß; einige dieser kleinen Stücke tragen eine flüchtige Spur von der alten Provençalischen Galanterie. Aglione's Sammlung wurde im Jahre 1515 gedruckt; es findet sich darunter ein Französisch-Turinisches Gespräch zwischen einem Französischen Ritter und einer Dame des Landes, die den Gelöbnissen und Bewerbungen des Ausländers nicht zu widerstehen vermag. Drei Jahrhunderte früher hatte ein Troubadour über denselben Gegenstand einen Dialog in Provençalischer und Italiänischer Sprache geschrieben. Später, als das Haus Savoyen sich vergrößerte, dehnte Piemont sich auf Kosten des Mailändischen aus, und es bildete sich daselbst eine Original-Literatur. Die Verse Isler's, Calvi's und Pipino's werden in Turin sehr gepriesen, aber sie bieten nichts bemerkenswerthes dar, außer einer durch einander geschüttelten Sprache, die weder Französisch, noch Italiänisch, und einer wilden, derben Lust, die nur bei verschlossenen Thüren in den Häusern Turin's genießbar ist. Vermuthlich war die Nachbarschaft Frankreichs der Piemontesischen Poesie hinderlich. Zur Zeit der Französischen Herrschaft wurde die Reihefolge der Piemontesischen Dichter unterbrochen. Im Jahre 1814 ward Piemont wieder Italiänisch, und in Ermangelung einer mächtigen National-Centralisirung erschien die Volkspoesie von neuem, sie blieb aber ungedruckt und ging nur von Mund zu Munde, denn sie fürchtete die Spione und Karabiniere. Die Juli-Revolution hat wieder einen Piemontesischen Dichtergenius erweckt, dessen Sammlung ohne Namen des Verfassers in der Schweiz erschienen ist: eine glänzende Satire auf alle Kreuz- und Querzüge, womit dieses Land durch Pedanterie und Servilismus so reichlich gesegnet worden. Der Piemontesische Dichter ahmt Beranger nach und scheint für Porta's Poesie enthusiastisch eingenommen zu seyn. Merkwürdig! mit etwas mehr Originalität bietet die Piemontesische Literatur noch denselben Charakter dar, der sich in Aglione's Versen zeigt, die den doppelten Einfluß der Lombardei und Frankreichs abspiegelten. Gerolamo Giandnja ist Piemont's Volks-Karikatur: ein armer lustiger und satirischer Landmann, meistentheils Bedienter, aber auch in allen Handwerken erfahren, der selbst den irrenden Rittern folgt und sich gegen seine Gebieter, gegen die Feen und gegen Alles, was sich ein Ansehen zu geben weiß, höchst ehrfurchtsvoll benimmt. Bis jetzt aber ist der arme Teufel von den Dichtern verschmäht worden, und er sieht sich noch als bloße Marionette auf die Marktschreierbuden beschränkt.

Ferrari.

Guiana.

Der Distrikt Mapa im Französischen Guiana.

In Brasilien scheint man sehr unruhig und ungehalten darüber, daß die Franzosen ihre Besitzungen in Guiana seit 1836 erweitert haben. Auf der anderen Seite ist der neue Distrikt Mapa, seitdem er die Französische Flagge trägt, für die Indianer vom Amazonen-Flusse ein Asyl geworden. Seit der letzten Revolution in der Provinz Para sind diese Indianer den Brasilianern ein Dorn im Auge, weil sie thätigen Antheil an der Empörung genommen. Von ihren Feinden verfolgt, haben sich die Tapuye's (so nennt man diesen Indianischen Stamm) an dem See Mapa und in seiner Nachbarschaft niedergelassen, wo sie, beschützt von dem Französischen Militair-Posten, ruhig und glücklich mit ihren Familien leben. Dieses Völkchen, das jetzt bis Mapakaré und selbst an den Ufern des Flusses Kaserené sich ausbreitet, zählt in Allem 400 Köpfe. Die meisten Tapuyé's kommen von den Inseln an der nördlichen Mündung des Amazonenstromes. Die Brasilianer in der Provinz Para haben das Gerücht ausgesprengt, daß sie früher oder später ihr Gebiet wieder erobern und alle Indianer, die ihren Verfolgungen entronnen sind, niedermetzeln wollten; ob sie im Ernste darauf denken, den Französischen Posten aufzuheben, oder ob es nur eine leere Drohung ist, um den Indianern, die nach Mapa geflüchtet, Angst zu machen, bleibe dahingestellt.

An dem See Mapa befindet sich eine Anstalt zum Fischfang, die ein Portugiese, Namens Frostin, leitet. Dieser Portugiese, der von der Regierung zu Cayenne auf Französischem Gebiet geduldet wird, steht mit den Anwohnern des Amazonen-Flusses in starkem Verkehr; und so oft er von einer Geschäftsreise heimkommt, beunruhigt er die Indianer durch die Neuigkeit von einem beabsichtigten

Angriff auf den Posten. Sein Betragen ist in jedem Falle tadelnswürdig, und ohne Zweifel wird man von Cayenne aus bald Maßregeln ergreifen, um den Muth der geängstigten Indianer wieder zu beleben.

Mapa liegt 5 Stunden weit im Innern. Der Gold-Fluß oder Groß-Mapa führt dahin, und wer mit dem Wege vertraut ist, der kann innerhalb einer Fluth-Zeit den See erreichen. Die Ebbe und Fluth wirken bis Mapa, ja noch weiter jenseit in den Fluß hinein; sie erzeugen Strömungen auf dem See, die bisweilen reißend sind. Der Französische Posten steht auf dem bedeutendsten der vielen Eilande des Sees, das ungefähr 1½ Stunden lang ist. Ein Pavillon für den Kommandanten, eine Kaserne für die Soldaten, ein Hospital, ein Backhaus und eine Meßkapelle bilden das ganze Etablissement. Ein benachbartes Eiland dient als Gottesacker, die Tapuye's bewohnen die übrigen Eilande und die Ufer des Sees; ihre Piroguen erleichtern den gegenseitigen Verkehr. Zu dem Personale des Postens gehören: ein kommandirender Capitain, ein Chirurg, ein Feldprediger, ein Ingenieur und 50 Soldaten, worunter zehn Jolof-Neger und sechs Artilleristen. Mit Cayenne steht Mapa alle zwei Monate durch einheimische Goeletten in Verbindung. In diesen Epochen erhält der Posten neue Vorräthe. Die Truppen leben hier wie auf Schiffen, da das Land so gut als Nichts hervorbringt und besonders ganz ohne Fauna ist. Selbst die Kranken im Spitale können nur eingemachte Lebensmittel bekommen.

Der Mapa kommunizirt mit einem anderen See, dem Makari. Ich kenne nichts Imposanteres, als den Anblick dieser beiden großen Wasserspiegel und der üppigen unermeßlichen Savannen, die sie umgeben. Leider ist nur das Land ohne Bevölkerung. Ehe die Tapuye's hier sich niederließen, sah man keinen einzigen Indianer, und die Schätze des jungfräulichen Bodens hat noch Niemand auszubeuten versucht. Kein Kapital ist hier angelegt; Alles ist in seinem Urzustande geblieben; und doch leugnet Niemand, daß das Erdreich um den See Mapa Zuckerrohr, Baumwolle, Gewürznäglein und Färbeholz hervorzubringen vermag, ohne den unabsehbaren Viehweiden merklichen Abbruch zu thun. Mapa ist ein Posten in einem See, in einer Wüste. Dieses Etablissement, das 300,000 Francs gekostet, befindet sich schon jetzt im Verfalle und läßt sein künftiges Schicksal ahnen, dem die Regierung in Cayenne nicht wird vorbeugen können.

Der See Makari steht durch den Fluß Saint-Hilaire mit anderen Seen in Verbindung. In diesen Seen, die sich etwa 50 Stunden weit ins Innere erstrecken, fängt man den Pilaroku, einen Fisch, den die Naturforscher Stoglosum benannt haben und mit dessen stachlicher Zunge die Indianer den Maniok raspeln. Dieser Fisch wird eingepökelt und durch den vorhin erwähnten Portugiesen Frostin nach Cayenne und dem Amazonen-Flusse geschickt. Frostin fischt auch den Lamentin oder Meer-Ochsen im See Piratu am nördlichen Kap. Dieses ungeheure Thier, das oft bis an 1500 Pfund wiegt, ist von einer Fettlage umgeben, die vortreffliches Schmalz giebt; sein Fleisch läßt sich einsalzen, wie das des Pilaroku. Außer den erwähnten großen Fischen findet man viele andere, die zur täglichen Consumtion sich eignen. Das Wildpret ist auch sehr zahlreich; man schießt Holztauben, Kriechenten und wilde Enten; auf der Insel Maraka werden Rehe und Aguti's gejagt, und an den Ufern der Flüsse wohnt der Ibis, dessen Fleisch sehr schmackhaft ist. Leider muß man aber sehr viel von Maringouin's, Mosquito's und anderen beschwerlichen Insekten ausstehen, die Einem Tag und Nacht keine Ruhe lassen.

Die an den Ufern des Amazonen-Stroms erzogenen Tapuye's sind katholische Christen. Am Abend vereinigen sie sich zum Gebete und singen religiöse Lieder, deren harmonischer Klang ihren Sinn für Musik bekundet. Der Feldprediger von Mapa liest ihnen alle Sonntag Messe; er traut die jungen Paare und tauft ihre Kinder. Leider sind diese Indianer sehr träger Natur; sie bauen nur so viel Maniok, als für ihren Bedarf ausreicht, die ganze übrige Zeit verbringen sie in ihrer Hangematte. Sie sind sanftmüthig, friedfertig und gastfrei; aber ihr Hang zu starken Getränken ist sehr beklagenswerth. Die Regierung zu Cayenne schenkt ihnen viele Aufmerksamkeit und kommt ihnen oft zu Hülfe; sie werden unentgeltlich in das Hospital von Mapa aufgenommen, und man versieht sie mit Allem, was ihnen Lust zur Arbeit geben kann, aber leider selten mit Erfolg. Die Tapuye's stehen unter einem Häuptling, dem der Gouverneur eine Medaille als Abzeichen gegeben hat.

Zu den Anwohnern des Sees Mapa gehört auch eine Portugiesische Familie Barros, die aus einer Witwe, zwei Töchtern und einem Sohne besteht. Diese Familie hat in den letzten Bürgerkriegen von Para ihr Haupt verloren und, von den Brasilianern verfolgt, gleich den Tapuye's, unter den Schutz der Französischen Regierung sich begeben. Ihre Anwesenheit ist der Kolonie vortheilhaft; denn Madame Barros kultivirt Baumwolle und fabrizirt schöne Hangematten, wie sie in Süd-Amerika gebraucht werden. In der Nachbarschaft des Sees Makari bemerkt man noch Spuren einer alten Mission des heiligen Franziskus Xaver, was anzudeuten scheint, daß vor Jahrhunderten schon Bewohner hier gewesen sind, die nachmals auswandern mochten.

Das Wasser der Seen Mapa und Makari ist süß. Im Winter, d. h. in der Regenzeit, haben sie eine Tiefe von 7 bis 8 Fuß. Für kleine Goeletten sind sie das ganze Jahr hindurch schiffbar. Die Flüsse, welche in diese Seen einmünden, wimmeln von Haifischen, und im Uferschlamm wohnen Kaimane, deren Grunzen zur Nachtzeit sehr unangenehm ist. Die Wälder sind voll von Geflügel jeder Art und Farbe; auch findet man daselbst das Einhorn (?). Raubthiere giebt es hier nicht, die Unze allein ausgenommen, die aber vor dem Menschen flieht.*) Das Klima von Mapa ist gesund; die kleinen Wechselfieber, welche der Atmosphäre der Seen ihr Daseyn verdanken, sind nicht gefährlich und weichen einer mäßigen Dosis Chinarinde. Die einzige furchtbare Plage des Landes, die man leider mit nichts bekämpfen kann, sind die Stechfliegen (mosquitos).

Die sogenannte Springfluth (in der Landessprache Pororoka), welche in allen nördlichen Zuflüssen des Amazonen-Stroms so heftig ist, wird in dem Gold-Flusse oder Groß-Mapa gar nicht beobachtet.**) Die Abwesenheit dieses Phänomens ist hier um so auffallender, weil es in dem nur 18 Miglien nördlicher fließenden Mapakaré wahrgenommen wird.

Der Fluß Mapa hat einen sehr guten Ankergrund für Fahrzeuge jeder Große, wenigstens bis zur Insel Duperré, die zwei Stunden von seiner Mündung liegt. Das Meer steigt hier gewöhnlich 20 bis 25 Fuß hoch. An Neumonden und Vollmonden schwillt es in der kurzen Zeit von vier Stunden 40 Fuß hoch an. Die Schnelligkeit der Strömung beträgt alsdann sieben Miglien in einer Stunde.

Fährt man den Fluß Mapa hinan, der aus Nordwesten kommt, oder den Baubray, der von Westen her in den See fällt, so erblickt man ein hoheres, wellenförmiges Land, dessen Anhöhen mit Baumgruppen bedeckt sind und in dessen Vertiefungen Bäche, mit Waldung gerändet, sich schlängeln. Die Ausdehnung dieser an herrlichen Weideplätzen reichen Savannen ist noch nicht erforscht; bis jetzt kennen wir nur ein Areal von ungefähr zehn Quadrat-Lieues. Hier dürfte unserer Kolonie wohl eine lachende Zukunft erblühen; man wird aber nicht eher etwas unternehmen dürfen, bis ein definitiver Vertrag mit der Brasilianischen Regierung die Rechte auf dieses Gebiet festgestellt hat.

Das Französische Guiana ist schlecht bevölkert. Die Besitznahme der Gegenden um den Mapa-See wird vielleicht eine bedeutende Vermehrung der Bevölkerung zur Folge haben, wenn, wie zu verhoffen steht, noch mehr Tapuye's vom Amazonen-Flusse um das Etablissement sich niederlassen werden. Die Bewohner der alten Distrikte Guiana's, deren Werkstätten immer mehr in Verfall gerathen, würden sich glücklich schätzen und neue Ermuthigung fühlen, wenn sie eine solche Hoffnung nähren könnten; denn die alte Bevölkerung wird in der That alle Jahre geringer. Die Franzosen dürfen also Nichts vernachlässigen, was die Indianer bewegen kann, in ihrem Gebiete sich heimisch zu machen.

Für diesen Augenblick giebt es in Mapa keinen anderen Industriezweig, als den Fischfang. Im Jahre 1838 sind von Mapa nach Cayenne 48,000 und nach Para 20,000 Kilogramm gesalzene Fische transportirt worden. Dieser Fischfang wirft den Tapuye's Vortheile ab, weil sie im Verlaufe desselben (er dauert drei Monate) um den Preis von 40 Sols täglich als Auflaurer gebraucht werden. Dieser Industriezweig kann nicht wohl große Fortschritte machen; er ist aber insofern sehr vortheilhaft, als die Familien, welche die Bevölkerung von Mapa bilden, durch denselben in Wohlstand kommen. Der Fischfang in den Seen wird schon seit mehr als hundert Jahren getrieben und dürfte wohl noch lange fortbestehen.

(Outre-Mer.)

Mannigfaltiges.

— Französische Protection der Deutschen Literatur. Herr Xav. Marmier, der in der Revue des deux Mondes gegen die vielen ohne Kritik und Geschmack veranstalteten Deutschen Anthologieen zu Felde zieht, macht sich auch darüber lustig, daß ein Herr Kurz, der ebenfalls einen solchen bunten Strauß von zusammengestoppelten poetischen Rosen, Vergißmeinnicht und Gänseblümchen herausgegeben, diesen den Herren St. Marc Girardin und Dubois, als „Beschützern der Deutschen Literatur", gewidmet hat. Herr Marmier kann seinen Spott nicht unterdrücken, weil er die genannten beiden Männer, und namentlich Herrn Dubois, einer solchen Auszeichnung nicht würdig hält; was aber sollen nun gar wir Deutsche dazu sagen, daß ein Deutscher es nicht für schmachvoll ansieht, zwei Franzosen — mögen ihre Namen seyn, welche sie wollen — die Beschützer der Deutschen Literatur zu nennen! Wahrlich, Herr Marmier, der das literarische Deutschland jetzt eben so, wie zur Zeit Gottsched's, für den gehorsamen Diener des Französischen Esprits hält, ist wegen dieses uns so lächerlich erscheinenden Irrthums zu entschuldigen, wenn ihm ein Deutscher selbst sagt, die Deutsche Literatur gebrauche, wie der Rheinbund, Beschützer in Frankreich. Doch was sagen wir, wie der Rheinbund! Einen Beschützer, wie Napoleon, konnte allenfalls ein so siecher und schon halb todt zur Welt gekommener Körper, wie der Rheinbund war, ohne schamroth zu werden, anerkennen. Wie und wo läßt sich jedoch die geistige Suprematie nachweisen, die der Französischen Literatur ein Recht gäbe, die Deutsche protegiren zu wollen!

---

*) Die Unze (onza) ist ein Raubthier vom Katzengeschlechte, das man, wie in Afrika den Leoparden, zur Jagd abrichten kann. Sie ist viel kleiner als der Jaguar (Amerikanische Tiger), aber größer und stärker als der Ozelot.
A. d. Uebers.

**) In dem Arauari, einem nördlichen Zuflusse des Marañon, steigt das Meer zuweilen jählings um 15 Fuß und reißt dann alle Gegenstände nieder, die es erreichen kann.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 13. April 1840.

England.

Literatur-Zustände Großbritaniens.

Von Philarète Chasles.

Im Jahre 1688 durchdrang der Protestantismus erst entscheidend die Literatur und die Sitten Großbritaniens. Dieser protestantische Genius, dessen Schicksal und Fall Bossuet geweissagt, dessen lange Erfolge er aber nicht vorausgesehen hatte, dieser Genius der freien Analyse und der individuellen Kritik brach sich lebhaft Bahn unter Elisabeth, Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II. Er war aber nur Angriffs- und Vertheidigungswaffe und trat noch nicht als organisches Element auf. Seiner Natur nach schien er selbst allem dem zu widerstreben, was er hervorgerufen hatte; er umfaßte in sich die Verneinung und die Zerstörung. Die Revolution von 1688, mit ihren Erbärmlichkeiten und ihrer Gesetzlichkeitsheuchelei, brachte ein sonderbares Werk zu Stande; sie söhnte die Unversöhnlichen mit einander aus und organisirte das Nichts. Alle Parteien blieben Feinde, doch ermattet von einem tödtlichen Kriege, begnügten sie sich mit einer fortdauernden Feindseligkeit. Indem man die Waffen ablegte, bewahrte man seinen Haß. Der Katholizismus allein war verbannt; als gemeinsamer Feind diente er dazu, alle die von einander abweichenden Meinungen, die keine andere Sympathie als die Antipathie hatten, in einem und demselben feindseligen Gefühle zu vereinigen.

Wilhelm III. bemächtigt sich des Thrones. Sogleich wird der Ton der Literatur ein anderer; sie macht Unter-Abtheilungen wie der Protestantismus; sie geht ins Besondere, ins Einzelne, sie zerspaltet sich; sie nimmt den Charakter Holländischer Detailmalerei, häuslicher Moralität und persönlicher Unabhängigkeit an, den sie früher niemals gehabt hatte. Der Protestantismus beherrscht sie; sie belehrt sich ihrerseits nach der Art und dem Ritus, die ihr von der protestantischen Kritik vorgeschrieben werden.

Die moralische Geschichte der Literatur, die man nie geschrieben hat, tritt in England unter besonders interessanten Gestalten hervor. So umfaßt England im 18ten Jahrhundert, wo es, ohne den Katholizismus zu zählen, noch zwanzig religiöse Sekten besaß, in seiner Literatur zwanzig Literaturen, ja, man könnte dreist sagen, die Poesie und das Drama mehrerer Völker. Pope repräsentirt den Hof und die große Welt; bei ihm, wie bei Addison, wird die Zügellosigkeit des alten Hofes durch ein gewisses Anstandsgefühl und durch guten Ton verbessert; er bewahrt die Eleganz und meidet die Verderbtheit. Richardson geht sehr viel weiter, er ist Puritaner, Volksfreund, Kalvinist und unerbittlich streng; er kümmert sich wenig darum, ob er euch unterhält, er beobachtet aufs heiligste die genauste Wahrheit bei allen Einzelheiten und die ängstlichste Regelmäßigkeit. Aus seinen Romanen tritt uns ein ganzes System von Philosophie und Religion entgegen. Fielding hingegen, dieser Friedensrichter, der zwischen Madeira-Flaschen und Wildpret-Pasteten so reizende Sachen schrieb, der Verfasser des „Tom Jones", der sich langweilte, beständig die puritanische Psalmodie zu hören, blieb den alten bürgerlichen Sitten des Vaterlandes treu, die viel heiterer und duldsamer waren; er verfolgt bis aufs Aeußerste die Heuchelei und das Kauderwälsch. Wieder Andere repräsentiren die skeptische Philosophie, das Quäkerthum, die Anglikanische Kirche, die Irländische und die Schottische Nationalität. Je weiter die Zeit vorrückt, desto mehr dehnt sich das Werk der Zersplitterung nach allen Richtungen hin aus. Jakobitismus, Torvismus, Whiggismus, Alles findet sein Echo. Eine Menge von Revuen und Magazinen wenden sich an jede der socialen Fractionen, und je nach der Verschiedenheit der Beschäftigung oder des Geschmacks zerfallen sie noch in Unter-Abtheilungen. Der Blumen- und der Pferdezüchter, der Boxer, der Jäger, alle finden ihre getreuen Organe. Es besteht keine noch so kleine Gesellschaft von Billardspielern, die nicht danach strebte, ihr Daseyn durch die Presse bestätigen zu lassen.

Diese Fluth von Besonderheiten konnte nur mittelmäßigen Menschen genügen; große Geister sind immer heldenmüthig und bekämpfen ihr Jahrhundert; das ist ihre Bestimmung. Die allgemeinen synthetischen Ideen wurden ihnen immer theurer, je mehr man auf diese bis ins Unendliche gehende Unterscheidungswuth und auf die beschränktesten Spezialitäten lossteuerte. So erzeugte sich Burke's, Walter Scott's, Burns's, Byron's, Godwin's, Southey's und Wordsworth's Charakter. Sie alle haben sich an die ganze Menschheit gewendet, besonders Walter Scott, der weniger durch seine Erhabenheit und durch sein Kolorit, als durch sein bezauberndes unbegränztes Mitgefühl für die Menschheit so anziehend ist. Das ist sein Ruhm, wie es der Ruhm Goethe's ist.*) Crabbe und Cowper sind seltene Geister und bewundernswürdige Dichter, aber von beschränkterem Genius. Man ist Bulwer die ehrende Anerkennung schuldig, daß auch er nach Allgemeinheit der Ansichten strebt. Eine Menge von untergeordneten Talenten aber, denen man seit einigen Jahren Beifall gespendet, haben sich auf die engsten und unfruchtbarsten Wege verirrt; der Eine hat weiter nichts als ein Schiff, der Andere nur Gefängnisse beschrieben; diese Dame will nur ihr Kind, jene nur die Bibel besingen. Daraus sind nur kurze, flüchtige Erfolge, der Lohn unvollkommener Arbeiten, entsprossen, ein matter Ruhmesglanz, der von einem Haupte auf das andere übergeht. England erblickt nun die letzten Resultate dieser endlosen Analyse. Eine geistige Bewegung steht nur dann still, wenn sie erschöpft ist. Die protestantische Analyse aber, die alle diese Besonderheiten hervorrief und die Vertheilung der Arbeit auf die Geisteswerke anwandte, hat die großen philosophischen Werke zerstört.**)

So besitzt denn nun England, statt einer großen Literatur, an hundert verschiedene literarische Gattungen. Die Literatur der Bilder und die komische Literatur erfreuen sich ganz besonders der allgemeinen Gunst. Von Zeit zu Zeit taucht noch eine Trümmer der See-Literatur wieder auf, wie zum Beispiel der „Spitfire", ein ziemlich guter Roman des Capitain Chamier; aber Hood's Calembourgs und die Späße Cruikshank's und seiner Akolyten gefallen doch weit besser. Eine ganze Revue, der „Humorist", beutet den Scherz zum Vortheil eines Buchhändlers aus; es giebt einen „Komischen Almanach", ein „Komisches Jahrbuch", eine „Komische Revue" und, sollte man es wohl glauben, sogar eine „Komische Lateinische Grammatik." Man hat auf das Gerundium ein Wortspiel gemacht und dem absoluten Ablativ eine Karnevals-Maske umgehängt. Es giebt kein deutlicheres Zeichen von dem literarischen Verfall, der auf die fruchtbare Epoche der Walter Scott's und Byron's folgte. Swift's Satire ist todt; Niemand hebt das Scepter jenes mächtigen Spottes und jener kühnen und zarten Einbildungskraft auf, welches Sterne an Charles Lamb hinterlassen hatte; mit den geistreichen Epigrammen von Thomas Moore ist die Liste der kaustischen Beobachter geschlossen. Ein Anonymus, der sich kürzlich auf diesem Felde versuchte und ganz abscheuliche „Mond-Beobachtungen" herausgab, die höchstens für die Mondbewohner geschrieben seyn konnten, verdient kaum angeführt zu werden.

Der alte Southey, der, wie Jean Paul Richter, die Trümmer seiner Belesenheit und die Abschnitzel seiner Gelehrsamkeit sammelte, hat fünf Bände Allerlei zusammengetragen, die für die Freunde literarischer Merkwürdigkeiten von großem Werth sind. Hartley-Coleridge, Croker und Wilson haben nach einander die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen, welches gern das Geheimniß des anonymen Werkes enthüllen möchte; allgemein schreibt man aber doch Southey diese unterhaltenden Bände zu. Robert Southey ist ein seltener Geist; von Natur fruchtbar, feurig und tief, ist er durch eine un-

*) Man sieht, daß auch in Frankreich die Meinungen über Goethe's innerstes Wesen eben so getheilt sind wie in Deutschland. Während George Sand neulich gerade dies als einen Mangel seines Genius darstellte, daß sein Herz nicht warm genug für die Menschheit geschlagen, findet Philarète Chasles, daß die sympathetischen Gefühle desselben der Hauptvorzug des großen Dichters seyen.

**) Philarète Chasles philosophirt hier tüchtig ins Blaue. Der Protestantismus soll die Philosophie und die große, umfassende Lebensanschauung vernichtet haben! Wo aber hat sich denn die Philosophie, wo hat sich die Dichtkunst in neuerer Zeit reicher und freier entwickelt, als in dem protestantischen Deutschland? Unsere größten Dichter und Philosophen waren Protestanten, und war es in England anders? Wenn der Katholizismus die Glanzepoche seiner Kunst und Poesie in Italien und Spanien gehabt hatte, so war es dem Protestantismus vorbehalten, unter den Germanischen Nationen des Nordens neue geistige Blüthen zu entwickeln. Seltsam ist es auch, daß der sonst so geistreiche Verfasser des obigen Artikels in der Mannigfaltigkeit der Richtungen einen Nachtheil für die Literatur erblicken will! Aber der Grund dieses Reichthums an individueller Gestaltung möchte doch wohl weniger in den verschiedenen religiösen Sekten Englands zu suchen seyn, als in dem reichen Organismus seiner Staatsverfassung, deren vielfache naturwüchsige Gliederung in der Nation sich spiegelt. Abstrakte Einförmigkeit, wie sie zuerst durch Ludwig XIV. dem Französischen Staate eingeimpft worden, ist gewiß nicht das günstigste Terrain für die echte Poesie und Weltweisheit. Auch geht ja das Streben der bedeutendsten Dichter, Künstler und Philosophen des neueren Frankreichs offenbar dahin, sich von jener hohlen Allgemeinheit zu befreien und der Fülle des konkreten Lebens zu bemächtigen. Wenn es übrigens England an großen philosophischen Werken fehlt, so liegt die Ursache wiederum schwerlich im Protestantismus oder, wie der Verfasser sagt, in der protestantischen Analyse, sondern in der vorherrschend praktischen Tendenz des Englischen National-Charakters.

aufhörliche Fortbildung bereichert und nicht unter der Last des Alters zusammengeschrumpft. Er hat seinen Glanz, seine Kühnheit, seine Ueppigkeit, seine epischen Bestrebungen, sein universelles Utopien eingebüßt, er blieb aber thätig, zart, träumerisch, nachdenklich und gelehrt. Zwischen Robert Southey und Charles Nodier werden die wenigen Personen, welche gründlich die beiden Völker und ihre literarischen Erzeugnisse kennen, mehr als Eine Beziehung auffinden. England hat es verstanden, die Entwickelung seines Geschichtsschreibers, seines Philologen zu begünstigen und anzuerkennen; wir Franzosen aber, die wir vorgeben, den Geist zu lieben, wir erfreuen uns seiner, indem wir ihn unterdrücken, entmuthigen, indem wir ihn zum Märtyrer machen und seine Kraft verleumden. Kaum ist noch in den letzten Lebensjahren Charles Nodier's die Französische Akademie mit ihrer jährlichen Belohnung von zwölfhundert Franken Pension erschienen, um dieses vielseitige Wissen, diese philologischen Kenntnisse, diesen ausgezeichneten Styl, diese schwermüthige Phantasie, diese auserlesene und umfassende Anlage zum Dichter und Gelehrten zu krönen. Man hatte gemeint, Nodier habe nicht genug geleistet, das heißt nämlich, nicht genug dicke Bände zu Tage gefördert. Der Verfasser von zwanzig dicken, zusammengestoppelten Bänden, ohne Verstand und ohne Styl, pflegte sich unterdessen gemächlich auf Tonnen Goldes, und die Schöpfer irgend eines Tscherkessischen oder Mahrattischen Lexikons ruhten im Institute, als große Genies, auf ihren Lorbeern. Wir wollen Bände, nur immer Bände. Es giebt in Frankreich kein betrübenderes Symptom seines unseligen Leichtsinns als diese Vorliebe für Bände und diese Ehrfurcht vor dem Gewicht. Frankreich urtheilt nicht, es wägt; es handelt sich bei ihm nicht um ein Goldkorn, sondern um ein Stück Blei. Die hundert Bände des Herrn Delille de Sales von der Französischen Akademie haben diesem Manne eine gewaltige Bedeutung verschafft. Aber jene anderen für die Wahrheit glühenden Seelen, die auf gut Glück die leuchtenden Strahlen aussenden, welche sie in sich konzentrirten, jene tiefen Gemüther, jene starken Geister die den innern Werth einer Phrase und den Gehalt eines Gedankens der äußeren Ordnung der Kapitel und der Anzahl der Seiten vorziehen, diese alle erkennen wir erst spät in Frankreich an. Große Geister, wie Paskal, Vauvenargues, La Rochefoucauld und ihre Fragmente, brechen sich nur mit Mühe Bahn. Die Englische Intelligenz besitzt wenigstens den wichtigen Vorzug vor der unsrigen, daß sie den Mann nach dem Werth und nicht nach der Menge seiner Werke richtet und klassifizirt. Coleridge und Lamb sind für sie große, geschätzte und geehrte Denker, obgleich sie nicht Ströme von Dinte in regelmäßigen Bänden vergeudeten.

Das unter dem Titel „der Doktor" herausgegebene Allerlei von Southey hat etwas Aehnlichkeit mit den „kleinen aus einer großen Bibliothek entnommenen Miscellen" von Charles Nodier. Bei dem Englischen Schriftsteller herrscht jedoch weniger Ordnung, mehr Bizarrerie, freiere Seitenhiebe, ein seltsamerer Ton und größere Unabhängigkeit vor. Trotz unseres Anscheins von Freiheit und Laune, werden wir beständig am Gängelbande geleitet; aus Mangel an Tugend begnügen wir uns mit der Schicklichkeit, wir greifen zu einer Krücke, weil es uns an Kraft gebricht. In Kenntnissen aber, in feinem, glänzendem Geist, in versteckter Spottsucht, in Gelehrten-Kram und Lust an alten Büchern, in der Freude über ein unerwartetes Citat, in gutem Stil, Anmuth, satirischer und doch gutmüthiger Tendenz gleichen sich die beiden Schriftsteller. Southey hat in seinen Miscellen gewagt, was Charles Nodier in seinem „König von Böhmen", einem für toll erklärten Roman, — der es aber keinesweges ist, — nur anzudeuten versuchte. In dem „Doktor" findet man alles Mögliche: den Trödelkram der Citate, Biographieen, lustige Erzählungen, Anekdoten, Abhandlungen, Portraits, Dichtungen, Novellen und Predigten. Einige Kapitel sind nur zwei Zeilen, andere hundert Seiten lang. Der geschwätzige Greis hat es weder an einer Nachschrift fehlen lassen, die vorn steht, noch an einer Vorrede, die sich hinten befindet, noch an einer Zwischenrede, die in die Mitte eingeschaltet ist. Man stößt da auf Vorspiele, Zwischenspiele, Unter-Kapitel, Einschaltungen und andere Absonderlichkeiten mehr, die ich keinesweges als Muster empfehlen will, die aber auch nur von geringer Wichtigkeit und eigentlich bloß die Hülle des Werkes sind. Man schiebe diese Hülle bei Seite, und man wird einen Schatz reizender Citate, Auszüge aus vergessenen Dichtungen, aus unbekannten Prosaikern, aus phantastischen Schriftstellern antreffen; es ist ein Kranz von unverwelklichen Blumen, die Quintessenz von dreißigtausend Bänden, das ganze Portefeuille eines alten Gelehrten, aber eines mit dichterischem Gemüth begabten Gelehrten, das zu unserem Zeitvertreib hier vor uns ausgebreitet wird. Welcher noch so dürftige und armselige Schriftsteller hat nicht wenigstens einmal in seinem Leben einige glückliche oder glänzende Zeilen hervorgebracht? Das Meer der Vergessenheit rollt darüber hin; der Staub der Jahre versandet die verschütteten Perlen; der geduldige und gerechte Southey aber ist in alle Tiefen eingedrungen, um sie ans Tageslicht zu ziehen. Er fügte diesen Trümmern einige eigene Erinnerungen hinzu, seltsame Phantasieen, eine Dosis von Wortspielen, eine Art von Geschichte sonder Anfang und Ende und drei bis vier Personen, die aus den Wolken herabfallen, und dieses sonderbare Gemisch hat sehr guten Absatz gefunden, selbst unter dem Schleier der Anonymität.

Uebrigens ruht das literarische Scepter, dessen sich Edward Bulwer beim Tode Walter Scott's bemächtigte, doch noch immer in der Hand der Todten, oder in der Hand von Leuten, die sich ausruhen. Bulwer, der dem Theater einige müßige Augenblicke widmet, scheint sich immer mehr ganz zu einer rein politischen Thätigkeit hinzuneigen. Jeder Tag lichtet die Reihen der alten Berühmtheiten oder bleicht ihre ergrauenden Haare. Brougham, Southey, Wordsworth, Campbell, Thomas Moore stehen auf den Trümmern jener herrlichen Generation, welche die Thore des neunzehnten Jahrhunderts mit so vielem Glanz eröffnete. Southey spielt in seiner schönen Einsamkeit mit seinen Erinnerungen und mit seiner Lektüre, indem er den „Doktor" verfaßt; und Wordsworth, im Schatten seines Waldes versteckt, erfreut sich eines Ruhmes, der mit den Jahren immer mehr reift; Thomas Moore kompilirt obskure Bücher; Miß Edgeworth bringt in zwei Jahren einen ziemlich matten Roman, „Helene", zu Stande; Lady Morgan ist dem Verlöschen nahe; Rogers schweigt; Leigh Hunt, ein merkwürdiger, aber unvollendeter Geist, ein übertreibender und falsch kolorirender Schriftsteller, der in Frankreich sich eines großen Erfolges erfreut hätte, der aber jenseit des Kanals eine langezeit verspottete Schule stiftete, verliert seine Uebertreibungssucht mit seinem Ruhme und findet kein Echo mehr; Wilson verfolgt seine kritische Laufbahn in Blackwood's Magazin; Lockhart, Campbell und Croly treiben ein Gleiches. Man publizirt, man schreibt Noten, man erläutert, man kommentirt; Byron, Scott, Cowper und Crabbe erscheinen immer wieder unter allen möglichen Formen. Bulwer, der seine literarische Laufbahn für beendigt zu halten scheint, ordnet eine vollständige Herausgabe seiner Romane an. Es ist die Zeit der Anmerkungen, der Notizen, der Kommentare, der nachgelassenen Briefe, der Biographieen. Shelley's Briefwechsel und Tagebücher wurden so eben von seiner Frau herausgegeben. Man fängt an, der metaphysischen Poesie mehr Wichtigkeit beizulegen, die lange Zeit hindurch für die Engländer von gar keinem Werth schien, — jener durchsichtigen und unbestimmten Poesie, welche die Realitäten zwar nicht in Ideale verwandelt, es aber versucht, die Wolken eines mystischen Pantheismus in eine feste Form zu bringen und zu gestalten. Uebrigens bewundert man Shelley, aber man ahmt ihn nicht nach. Es ist mehr der Schweif einer Literatur als selbst eine Literatur; die Dämmerung folgt auf den Tag. Nichts Neues, nichts Großes mehr. Wo sind die Meister geblieben? Wo ist Crabbe, der Tragiker; Lamb, der anmuthige Komiker; Coleridge, der Denker; Godwin, der geistvolle Mann, der nur ein einziges, aber ein Meisterwerk schuf; Galt, der Schotte; Keats, der jugendliche begeisterte Dichter; Shelley, der größte Lyriker unter den Neueren; Mistreß Hemans, deren Begeisterung noch sittlicher als dichterisch war, und jene unglückliche Miß Landon, die jenseits eines fernen Meeres den ewigen Schlaf schläft? Wo blieb der Oekonomiker Sadler; Cobbett, der Volksfreund; Egerton Brydges, der Menschenfeind, der so herrliche Sonette und so schöne Bücher schrieb? Hogg, der Schäfer von Ettrick, dies Schattenbild von Robert Burns, ist auch gestorben; alle Fackeln verlöschen, eine nach der anderen!

So verstummte die Englische Muse unter Jakob I. und Karl I., nach dem großen, herrlichen Wettgesang ihrer erhabensten Jünger. Dreißig Jahre schwanden dahin; da verliehen ihr Milton, Butler und Dryden unter Karl II. neuen Glanz. Dann trat wieder Ruhe und Schweigen ein bis zur halb Französischen Herrschaft von Pope, Addison und Samuel Johnson; darauf folgte die große Lücke, welche die triumphirenden Nichtigkeiten Mason's und Hayley's ausfüllten. Der Anfang des 19ten Jahrhunderts zerstörte den Wahn, und es folgten abermals dreißig Jahre voll Glanz und Fruchtbarkeit. Jetzt scheinen selbst Bulwer's Romane, die letzten Garben aus dieser segensreichen Aerndte, erschöpft, und wir können nicht hoffen, jene Zeiten wiedergeboren zu sehen, wo jedes Jahr uns einen Band von Byron, eine Oden-Sammlung von Wordsworth, ein historisches Werk von Southey, einen Versuch von Lamb, eine Hymne von Campbell, ein Lied von Thomas Moore brachte. Der Schlott raucht noch, aber die, welche ihn anzündeten, legen müßig die Hände in den Schoß. Es ist ein sonderbares Schauspiel, so dem Sinken des geistigen Tages beizuwohnen, der Dämmerung, welche alle Gegenstände überdeckt und die Farben bleicht, dem Ausbreiten des großen Schleiers, der, wie Dante sagt, alle Schönheiten des Weltalls und des Sonnenlichts wieder in Dunkel einhüllt. Wir, die wir das Aufbrechen aller jener herrlichen Blüthen in der Nähe sahen, die wir in London waren, als Childe-Harold von Italien und Griechenland aus über die Englische Gesellschaft, wie die Feuergarben eines fernen Vulkans, hereinbrach; wir, die wir in Edinburg uns aufhielten, als Waverley die strengen wie die zärtlichen jungen Herzen zur Schwärmerei stimmte, wir können uns beim Anblick dieses unvermeidlichen und immer wachsenden Verfalles nicht einer Traurigkeit erwehren, welche die schönen Verse, die Wordsworth bei des Schäfers von Ettrick Tode dichtete und worin er alle die gefallenen Größen beweint, für uns nur um so eindringlicher und wehmüthiger macht.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Humanitäts-Enthusiasmus vor der Revolution.

(Schluß.)

Meine Erinnerungen reißen mich fort und bieten mir in ihrer Mannigfaltigkeit die Mittel, die philosophischen Zirkel vor dem Ausbruch der Revolution von mehr als Einer Seite darzustellen. Mein Bruder hatte von mir und meinen Studien dem Herrn v. Saint-Lambert, Verfasser des Gedichts „die Jahreszeiten", erzählt. Dieser Greis beschäftigte sich damals mit einem moralischen Katechismus, von welchem die Philosophen seiner Schule die soziale Wiedergeburt erwarteten. Ich glaube, er war nicht abgeneigt, einen Proselyten meines Alters zu gewinnen; er sprach den Wunsch aus, mich auf dem Lande zu sehen. Es war dasselbe Landhaus „Eaubonne" im Thal Montmorency, wo J. J. Rousseau im Feuer seiner Leidenschaft für Madame d'Houdetot Besuche gemacht und ganze Abende verlebt, ohne in der Liebe glücklich zu seyn. Der zweite Theil seiner „Bekenntnisse" war so eben erschienen, ich war so entzückt davon, daß ich für ihn gegen den begünstigten Liebhaber, denselben Saint-Lam-

bert, Partei ergriff und voll Erinnerungen an Jean-Jacques seinem Nebenbuhler einen Besuch abstatten ging; gewiß eine sehr unglückliche Stimmung für einen solchen Besuch. Als ich mit Herrn Saint-Lambert in seinem Garten plauderte, suchten meine Blicke die Laube, wo Rousseau in einer schönen Sommernacht, sich dem ganzen Feuer seiner Liebe und Beredsamkeit hingebend und die Abwesenheit Saint-Lambert's benutzend, der damals bei der Hannoverschen Armee stand, einen Augenblick die Treue der Madame d'Houdetot erschüttert hatte und sie ihn nur mit den Worten zurückwies: „Ihr Freund ist hier, er hört uns." Solche Erinnerungen konnten bei Herrn Saint-Lambert keine Empfehlung für mich seyn. Indeß wie leicht kann man sich nicht einem Dichter angenehm machen, dessen Verse man auswendig kennt. Sein Empfang war liebenswürdig, seine Unterhaltung pikant und belehrend. Doch war ich einmal gezwungen, einen Ausspruch, der mir nicht gefiel, unbeantwortet zu lassen; er sagte nämlich: „Alles wird schlecht gehen, so lange man immer dort oben sucht, was man hier unten anfangen muß."

Er hielt mich bei sich zu Tische; da J. J. Rousseau in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihm gesprochen hatte, ein seltenes Privilegium, worauf er sich etwas zu Gute thun konnte, so drückte ich für diesen Schriftsteller eine naive Bewunderung aus, ohne jedoch blindlings in alle seine Ansichten einzustimmen. Wie stutzte ich, als Herr v. Saint-Lambert bei diesem Namen wüthend herausplatzte und sich in Schmähungen gegen den Nebenbuhler ergoß, den er, versteht sich nur in der Liebe, überwunden hatte. Noch erinnere ich mich eines Ausdrucks, dessen er sich bediente. Das war, sagte er, der boshafteste aller Narren und der närrischste aller Bösewichter, den ich kennen gelernt. Besonders verdachte er ihm sein Mißtrauen gegen so wohlwollende, so rechtschaffene Männer wie Diderot, Holbach und Grimm, und die absurde Einbildung, man habe ein Bündniß gegen ihn geschlossen. Er behauptete, das Talent J. J. Rousseau's sey seit seiner Schrift über den Ursprung der Ungleichheit der Stände fortwährend im Abnehmen gewesen; diese Vorliebe für die genannte Schrift schien mir unbegreiflich bei einem Manne, der aristokratische Manieren und Grundsätze affektirte und sich bald als einen eingefleischten Feind der Revolution erwies. Ich vermuthete, daß Saint-Lambert dem Verfasser der „Bekenntnisse" für seine obgleich für ihn schmeichelhaften Enthüllungen schlechten Dank wußte, und daß seine Eifersucht durch einige Phrasen geweckt worden, welche eine geistige Untreue von einigen Minuten bei Madame d'Houdetot in jener Gartenscene argwöhnen ließen. Ich verhielt mich sehr still während dieses Ausfalls. Indeß besänftigte er sich bald, um Frieden mit mir zu schließen, und las mir einige Kapitel aus seinem Moral-Katechismus vor: Moral ohne Gott; ich hatte ein wahres Eismeer zu durchschiffen.

Ich erinnerte mich noch der Todeskälte, die mich bei dieser Lektüre beschlichen, als zwei Jahre später Madame d'Houdetot, die ich das Glück hatte, oft zu sehen, und die mir des reizenden Bildes, das Jean Jacques von ihr gezeichnet, würdig schien, indem sie von Saint-Lambert und seinem Katechismus sprach, sagte: „In der That, wenn ich seinem Alter einige Sorgfalt widme, so glaube ich damit nur die Schuld des menschlichen Geschlechts abzutragen."

Das menschliche Geschlecht zeigte sich nicht sehr erkenntlich. Unter dem Direktorium ließ Saint-Lambert dieses Werk erscheinen. Er konnte kaum funfzig Leser finden zu einer Zeit, wo Werke von so entschiedenem Atheismus wie „die Ruinen" von Volney und „der Ursprung der Religionen" von Dupuis so begierig gekauft und gelobt wurden. Das hieß einmal unglücklich spielen. Der arme Greis war ganz außer sich, aber seine Eigenliebe gab ihm das bizarrste oder vielmehr lächerlichste Auskunftsmittel ein. Da er in seinem Katechismus eine mehr bittere als pikante Satire über die Frauen gemacht, ohne auch nur die Eine auszunehmen, die ihm so viel Verehrung und Liebe widmete, und ohne von den Wundern des Heroismus und der Hingebung zu sprechen, welche die Frauen so eben an den Tag gelegt, bildete er sich ein, daß die Frauen seiner Gesellschaft das Komplott gemacht, das Werk zu unterdrücken, indem sie seinem Buchhändler die ganze Ausgabe abkauften, unter der Bedingung, daß nur eine kleine Anzahl von Exemplaren an das Publikum verkauft werde. Die Damen, die er beschuldigte, waren die Zierde ihres Geschlechts durch ihre Tugenden, die Anmuth und Größe ihres Geistes und durch eine zarte und tolerante Frömmigkeit; ich brauche nur eine de la Briche, de Ventimille und de Montesquiou-Fezensac zu nennen. War diese fixe Idee nicht noch viel abgeschmackter als die, welche er Rousseau vorwarf?

Diese Anekdote scheint vielleicht nicht hierher zu gehören, aber sie beweist, mit welcher Sicherheit die Philosophen, besonders die der materialistischen Schule, die Gesellschaft nach ihren Ideen zu formiren hofften, wie sie glaubten, man könne den Leuten die Tugend eben so eintrichtern, wie die Arithmetik. Wie oft hörte ich sie nicht sagen, wenn die Menschen nicht in Frieden leben könnten, so sey dies nur darum, weil sie den Condillac nicht gelesen hätten. Nach ihnen mußte die schönste Harmonie auf Erden herrschen, sobald die Völker nur den „Traité des sensations" auswendig wußten.

Condorcet ist ein anderes Beispiel jenes Optimismus. Eines Abends sah ich ihn in den Zirkel des Herrn Suard eintreten: man hatte ihn eben gelobt und besonders seine Gefälligkeit und die Sanftmuth seines Umgangs gerühmt; aber ich wußte, was Mademoiselle Lespinasse von ihm gesagt: „er sey ein wüthender Widder und ein mit Schnee bedeckter Vulkan." Ich war begierig, selbst zu urtheilen. In der That hatte man eine Eisrinde zu durchdringen, um den ganzen Reichthum seiner Unterhaltung und seiner Kenntnisse zu genießen.

Die Arbeit ward unternommen und gelang. Wir waren im Winter des Jahres 1789; es war die Zeit, wo der dritte Stand mit einem starken Gefolge von Broschüren seinem Siege entgegenging, und wo der Abbé Sieyes den Angriff leitete mit dem vernichtenden Geschütz seiner Theorieen. Die Reichsstände waren noch nicht versammelt, aber Herr von Condorcet war des Sieges schon so gewiß, daß er alle herrliche Folgen desselben auseinandersetzte, als hätte er sie mit Augen gesehen. Sein philosophisches Phlegma verdeckte die ganze Maßlosigkeit und Tollkühnheit seiner und unserer Hoffnungen. Das Feldgeschrei war damals: „Nieder mit den Täuschungen!" und nie hatte man sich ihnen mehr hingegeben als damals. Doch waren in dem Zirkel der Madame Suard einige Personen, denen die von Condorcet angekündigten Reformen gar nicht gefielen. Der Abbé Morellet, im Uebrigen ein trefflicher Philosoph, gerieth in Wuth, als man von der Aufhebung der Zehnten sprach. Herr von Condorcet, welcher bei der Unterhaltung das erste Wort führte, wandte dieselbe auf einen Gegenstand, von dem er ganz erfüllt war: was die Gesellschaft von dem unbegränzten Fortschritte der Wissenschaften zu erwarten habe. Wahrscheinlich hatte er schon über diesen Gegenstand jene glänzende Skizze begonnen, welche das berühmteste unter seinen Werken ist. Er entwarf uns das Bild eines goldenen Zeitalters, das dem Ovidischen ganz entgegengesetzt war; denn die Mythologie hatte die Unwissenheit zur Gefährtin jenes glücklichen Zustandes gemacht, und jetzt leitete man vom Wissen alle Arten von Glückseligkeiten und Vollkommenheiten ab, bis auf die Unschuld. Ferner hatten die Dichter ihr goldnes Zeitalter bald untergehen und allmälig zu einem eisernen werden lassen, während nach Herrn v. Condorcet die Vernunft, das Glück und die Tugend von Geschlecht zu Geschlecht wachsen mußten. Er prophezeite unserer Nachkommenschaft so viel Herrliches aus den Fortschritten der Medizin, einer wohlthätigen Politik und der Chemie, welcher Lavoisier eben eine neue Zukunft bereitete, ferner aus den Fortschritten der Luftschiffahrt und der Entdeckung des Elektromagnetismus, vermittelst dessen man den Menschen nach Gefallen wiederbeleben könne, aus der Anwendung der Mathematik auf die Moral, einem Gegenstand, dem er seine Nächte widmete; er erweiterte so sehr die Gränzen des menschlichen Lebens, daß er sich für unsere zwanzigste oder dreißigste Generation kaum mit dem Alter der vorsündfluthlichen Patriarchen begnügte: kurz, dies ging so weit, daß wir seufzend ausriefen: „Wie schade, daß wir nicht unsere Nachkommen sind." Er blieb dabei nicht stehen und kam von Stufe zu Stufe bis zu dem schönen Geheimniß, welches den Menschen die Unsterblichkeit auf Erden sichern würde. Hier ward ein Einwand gemacht: Die Erde könne doch unmöglich für die Bedürfnisse so vieler Unsterblichen mit ihren Nachkommen zureichen. Der Anstand erlaubte dem Philosophen nicht, in Gegenwart von Damen das Auskunftsmittel anzugeben, das er in seinem Werke mitgetheilt. Eine sehr geistreiche Dame, Madame Pourat, Mutter der Madame Hocquart, der würdigen Erbin ihrer Vorzüge, unterbrach diese Schilderung mit den Worten: „In der That, mein lieber Marquis, Sie könnten uns wahnsinnig vor Eifersucht über das Loos unserer Nachkommen machen. Vielleicht ist es möglich, daß Sie unseren Antheil auf Kosten des Ihrigen, der mir übertrieben scheint, etwas vergrößern. Und dann, Alles wohl erwogen, scheint mir diese Unsterblichkeit sehr armselig. Erzählt uns nicht Fénelon, daß Kalypso, als sie von ihrem Geliebten verlassen ward, ihre Unsterblichkeit verwünschte? So werden auch viele Frauen nicht bloß von Einem Geliebten, sondern von allen Männern sich verlassen sehen, wenn sie runzlig, zahnlos und mit allen Widrigkeiten des Alters, die ich hier nicht aufzuzählen wage, zur Unsterblichkeit kommen werden. Da Sie einmal im Zuge sind, physische und chemische Entdeckungen zu machen, erfinden Sie uns auch ein Verjüngungsbad, sonst macht mir ihre Unsterblichkeit Angst."

„Wie", entgegnete Herr v. Condorcet, „ziehen Sie etwa die christliche Auferstehung vor? Wie wird da den Damen, welche jenes Alter erreicht haben, dessen Gebrechlichkeit Sie fürchten, zu Muthe seyn, wenn sie aller Zähne beraubt auferstehen und neben sich junge Damen ewig blühen sehen müssen, die in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden? Ich fürchte, die Engel und Heiligen möchten leicht den Chor der Jungfrauen auf Kosten der verwittweten Damen begünstigen." Eine junge, hübsche Dame, Madame Laurent Lecouteux, Tochter der Madame Pourat, antwortete auf diesen Einwand à la Voltaire: „Ich weiß nicht", sagte sie, „welchen Werth diese ärmlichen, aus dem Schlamm der Erde gebildeten Reize in den Augen von Engeln und Heiligen haben können. Aber ich glaube, daß die göttliche Allmacht besser im Stande seyn wird, die Verheerungen der Zeit zu verwischen, wenn es anders dessen in einem solchen Aufenthalt bedarf, als es Eurer Physik und Chemie auf dieser Erde gelingen kann. Ich glaube, die himmlische Strahlenkrone wird Alles verschönern."

Während ich diese so ernst begonnene und so frivol endende Unterhaltung niederschreibe, fühle ich mich von einem schrecklichen Bilde verfolgt. Ich sehe denselben Condorcet proskribirt, vom Konvent außer dem Gesetz erklärt, obgleich er sich nicht so muthig benommen, wie Lanjuinais; ich sehe ihn, wie er sich der großmüthigsten Gastfreundschaft entreißt, um nicht eine edle Freundin zu kompromittiren, die, um seine Skrupel zu besiegen, sagte: „Ja, Sie sind außer dem Gesetz, aber nicht außer der Menschlichkeit." Ich sehe ihn umherirren, die Nächte in den Höhlen von Montrouge zubringen, wie er dann, gezwungen, dieses ungesunde Asyl zu verlassen, um seine Kleider in Ordnung zu bringen, an die Thür einer hübschen Wohnung in Montrouge klopft bei jenem Freund, wo er einst die Träume seiner Philosophie ausgesprochen, und wie er hier nur eine Zuflucht von einigen Stunden finden kann .... Der Ausgang ist bekannt.

Selbst wenn wir den Blick von solchen Katastrophen abwenden, muß es uns klar werden, daß nichts beschränkter, nichts hinfälliger

ist als ein materialistischer Optimismus. Gewiß ist es süß, das Glück seiner Mitmenschen zu träumen, ihm seine Kräfte zu widmen; aber man muß dieselben nicht für perfektible Maschinen halten, auf welche man mechanisch vermittelst einiger auch nur materieller Ideen wirken kann, die man im Guten oder mit Gewalt in ihr Gehirn hineinbringt. Man ist des Menschen nicht mehr mächtig, wenn man aus dem moralischen Gebiet herausgeht, welches die alte Philosophie nie vernachlässigt hat und worin sich das Christenthum mit noch mehr Kraft vertiefte. Diese Methode ist nichts als eine Entsagung auf das Wissen zu Gunsten der gröbsten Unwissenheit. Man glaubt Philosophen zu bilden und bildet nur Bestien, unter welchen die Tiger nicht fehlen. de Lacretelle.

Schweden.

Ebba Brahe.

Der Name Ebba Brahe's ist von der Lebensgeschichte Gustav Adolph's unzertrennlich; doch erinnern wir uns bei dem Klang desselben nicht der blutigen Heldenthaten dieses Königs, sondern er ruft uns mildere Gefühle ins Gedächtniß zurück. Die leidenschaftliche Zuneigung dieses Monarchen zu der schönen Ebba Brahe ist allgemein bekannt, und derjenige, welcher diesen großen Monarchen recht kennen und würdigen will, darf diese Episode aus dem Leben des Königs nicht ohne besondere Aufmerksamkeit vorübergehen lassen. Sie zeigt uns einen der schönsten Siege des Helden, den Sieg über sich selbst. Der nachdenkende und gefühlvolle Betrachter wird die Erinnerung an diese Episode zu denen rechnen, welche Gustav Adolph am besten charakterisiren und seine Regierung im hellsten Lichte erscheinen lassen.

Ebba Brahe war die Tochter des Riksdrottsen (Großkanzlers) Grafen Brahe und seiner ersten Frau, der Gräfin Brita Lejonhufwud. Von der verstorbenen Mutter der Sorge der Königin Christine, Karl's XI. Gemahlin, anvertraut, wurde Ebba Braha unter den Augen dieser strengen und ernsten Fürstin erzogen; doch wurde die Strenge und vielleicht selbst das Unangenehme in der Erziehung dadurch gemildert, daß der junge Prinz Gustav Adolph dieselbe theilte und der beständige Spiel- und Lehr-Kamerad Ebba Brahe's war. Der tägliche Umgang erfüllte die jungen Herzen mit der innigsten Zuneigung, welche mit dem zunehmenden Alter immer stärker wurde und endlich zur vollen Leidenschaft ward. Der liebende Jüngling wurde schon frühzeitig ein Held, und schon im siebzehnten Jahre bestieg er die Stufen des Thrones. Ueberzeugt von der Zuneigung des Königs und sich den glänzendsten Hoffnungen hingebend, schrieb Ebba Brahe eines Tages folgende Worte auf eine Fensterscheibe im Schlosse zu Stockholm: Jag är förnöjd med lyckan min, Och tackar Gud för nåden sin (Mit meinem Loos zufrieden bin, Und danke Gott dafür im Sinn).

Die verwitwete Königin Christine, welche nur von dem Wunsch beseelt war, stets zu dem beitragen zu helfen, was zur Größe und zum Ruhme ihres Sohnes führen konnte, hatte schon längst mit Unlust die wachsende Zuneigung desselben zu Fräulein Brahe bemerkt. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Tochter eines Unterthans den Thron besteigen sollte, welchen zu verlassen sie genöthigt war, und daß die Vorzüge, worauf sie selbst nicht mehr Anspruch machen konnte, einer Unterthanin zufallen sollten. Als die Königin durch Zufall den oben angeführten Vers bemerkte, wodurch sie in der Meinung von den hochschwebenden Hoffnungen ihres Pflegekindes bestärkt wurde, gab sie ihren Verdruß durch folgende scharfe Worte, welche sie darunter schrieb, zu erkennen: Det ena du vill, det andra du skall; Så plägar mäst gå i sådana fall (Das, was du willst, geschieht nicht überall; So pflegt es oft zu gehn in solchem Fall). — Die Glasscheibe, welche hierdurch einen historischen Werth erhielt, hat sich lange auf dem Schlosse zu Stockholm vorgefunden, bis sie 1697 beim Brande desselben der Zerstörung gleich der alten Königsburg unterlag.

So lange Gustav Adolph zu Hause war, gab er es nicht zu, ohne jedoch dabei die Achtung, die er seiner Mutter zollte, zu verletzen, daß der geliebten Jugendgespielin irgend etwas zu Leide geschah. Als die Königin, in der Absicht, sie den Augen des Monarchen mehr zu entziehen, den Befehl gegeben, daß Ebba Brahe nicht mehr an der Königlichen Tafel, sondern am Tische der Hofdamen speisen sollte, suchte der König sie selbst auf, gab ihr sein Leidwesen über diese Veränderung zu erkennen und wandte alles Mögliche an, um sie zu trösten und ihr seine Theilnahme zu versichern. Das gütige Benehmen des Königs gereichte natürlich der Ebba Brahe zum großen Trost, allein sie gab dem Monarchen auch ernstlich zu verstehen, wenn die Königin im Geringsten mit ihr unzufrieden sey, so wolle sie das Schloß verlassen, indem sie nun das Alter erreicht habe, um selbständig leben zu können. Diesen Entschluß theilte sie auch der verwitweten Königin mit; indessen suchte Christine, welche leicht einsah, daß eine solche Veränderung sie ihrer Macht und Aufmerksamkeit entzöge, durch ein verstelltes freundschaftlicheres Benehmen sie von diesem Entschluß abzubringen, und war fest entschlossen, den ersten Zufall zu ergreifen, um den Plan auszuführen, den sie schon längst entworfen, nämlich das liebende Paar auf immer zu trennen.

Auch blieb die Erfüllung dieses Vorsatzes nicht lange aus. Der Krieg mit Dänemark erforderte des Königs Gegenwart, und Gustav war nicht der Mann, der seine Pflichten als Monarch der Liebe zum Opfer brachte. Die Königliche Witwe benutzte diesen günstigen Moment, um die Ebba Brahe zu einem Ehebündniß zu vermögen, und fiel die Wahl auf einen Mann, der gewiß sowohl durch Geburt und Rang als durch ausgezeichnete Eigenschaften ihrer ganz würdig war, wenn der große König nicht sein Rival gewesen wäre. Dieser Mann war der Graf Jakob de la Gardie, schon damals ein ausgezeichneter Krieger und Staatsmann, der die Posten eines Staatsraths und Connetable des Reiches bekleidete. Erst vierunddreißig Jahr alt, hatte er sowohl im Kriege als im Frieden Beweise seiner ausgezeichneten Fähigkeiten gegeben, und seine äußeren Vorzüge waren ganz dazu geschaffen, ihm die Herzen der Frauen zuzuwenden. Die Königin theilte nun Fräulein Brahe ihren Willen mit, daß sie die Bewerbungen des Grafen de la Gardie um ihre Hand annehmen müsse. Obgleich Ebba Brahe von Natur mild, nachgebend und daran gewöhnt war, den Befehlen der strengen Pflegemutter unbedingt sich zu unterwerfen, so suchte sie doch Alles hervor, um das Herz der stolzen Königin durch Thränen und Flehen zu erbitten und dieser verhaßten Verbindung zu entgehen. Allein vergebens war ihr Widerstreben; gezwungen mußte sie dem Willen der Königin nachgeben, welche ihr selbst den Brautstaat anlegte und sie zum Altare führte. Kaum war die kirchliche Feier vollzogen, als der König, welcher längere Zeit abwesend gewesen war, unvermuthet in Stockholm eintraf. Unterrichtet von dem, was vorgefallen, war er im höchsten Grade erzürnt und gab seiner Mutter seinen Unmuth ernstlich zu erkennen, ohne jedoch dabei die kindliche Achtung aus den Augen zu setzen. Ganz besonders aber überhäufte er die Braut mit Vorwürfen, welche so die heiligsten und innigsten Interessen hatte verletzen können. Der Zorn des Königs war indessen der einer erhabenen Seele, welcher bald dem Nachdenken Raum giebt und vom Edelmuth besiegt wird. Nach kurzem Besinnen sah er ein, daß, wenn er das eingegangene Ehebündniß aufhob, wie er im Ausbruch seines Zorns geäußert hatte, er dadurch die wichtigsten moralischen Grundpfeiler des Lebens, nämlich die Heiligkeit der Ehe, erschüttern. Er würde dadurch seinen Unterthanen ein Beispiel gegeben haben, wie die Gesetze keinen Schutz gegen seine Macht gewährten, sobald die Leidenschaft ihn leitete, und wie konnte er selbst dann auf die unbedingte Unterwerfung seiner Unterthanen unter die Gesetze Anspruch machen? Er gab daher der geliebten Ebba Brahe zu verstehen, daß er das einmal geschehene nicht ungeschehen machen könne, weil ihm solches nicht zu Gebot stände; er nahm darauf innigen Abschied von ihr und fand einen beruhigenden Trost darin, in jeder Hinsicht die dem Beherrscher einer Nation obliegenden Pflichten im höchsten Sinne des Wortes erfüllt zu haben.

Die Verlobung Ebba Brahe's mit dem Grafen Jakob de la Gardie geschah im Jahre 1617; die Verbindung erfolgte indessen erst ein Jahr später. Nach dem noch vorhandenen Gemälde ist Ebba Brahe keinesweges eine blendende Schönheit mit majestätischer Gestalt und Haltung gewesen, sondern sie besaß mehr ein liebenswürdiges, mildes und einnehmendes Aussehen. Ihr klarer Verstand und ihr frommer Sinn ließen sie bald erkennen, wie sehr sie die Gründe zu schätzen habe, welche des Königs Handlungsweise bestimmt hatten, und daß es ihr zur Ehre gereichen müsse, sich mit Demuth und Ergebung den gebietenden Umständen zu fügen. Wenn ihre schönsten Hoffnungen auch nicht in Erfüllung gegangen waren und diese Täuschung ihr eine schmerzliche Erinnerung in ihrem ehelichen Verhältniß seyn mußte, so war diese Verbindung doch nicht unglücklich. Ebba Brahe blieb eine ehrbare, treue und untergebene Frau, eine sorgsame Mutter, und selbst die sonst nicht ausbleibende boshafte Verleumdung wagte ihren guten Ruf nicht im mindesten zu beflecken. Nach vierunddreißigjähriger Ehe starb ihr Gemahl 1652, und so lebte sie als Witwe bis zum Jahre 1674, wo auch sie der Tod in einem Alter von 78 Jahren ereilte. Edt.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Nord-Amerika. In einem der letzten Hefte der North-American Review liest man: „Manche von uns, die wir die halbe Lebensreise noch nicht zurückgelegt, können sich wohl noch der Zeit erinnern, wo eine Deutsche Sprachlehre oder ein Deutsch-Englisches Wörterbuch bei uns zu Lande um keinen Preis zu haben war. Die Dichter Deutschlands waren hier eben so unbekannt, wie die Dichter der Tatarei, wenn es da überhaupt dergleichen giebt. Ein Deutsches Buch mit seinem Löschpapier und Gothischen Druck, mit seinen gehäuften Konsonanten und scheinbar unaussprechbaren Worten, war etwas eben so Fürchterliches und Zurückschreckendes, wie ein zottiger Eisbär. Nous avons changé tout cela. Innerhalb weniger Jahre hat die Deutsche Literatur außerordentliche Fortschritte in unserem Lande gemacht. Auf einigen unserer Kollegien, namentlich auf der Harward-Universität, giebt es keinen Studirenden von nur einigermaßen höherer literarischer Bildung, der die Deutsche Sprache nicht, wenigstens ihren Elementen nach, inne hat. Schon ist es dahin gekommen, daß die Ansichten Deutscher Philosophen und Theologen einen nur allzu merklichen Einfluß üben — ob derselbe jedoch von guten oder von üblen Folgen seyn werde, wagen wir für jetzt noch nicht zu entscheiden." — Das Bedürfniß von Handbüchern zur Erlernung der Deutschen Sprache hat sich in den Vereinigten Staaten schon so fühlbar gemacht, daß alle von Leipzig nach New-York oder Boston kommende Deutsch-Englische Wörterbücher reißend schnell verkauft werden und jetzt eine Buchhandlung am letztgenannten Orte den Plan entworfen hat, von zwei Gelehrten, einem geborenen Deutschen und einem geborenen Nord-Amerikaner, ein neues, in jeder Beziehung vollständiges Wörterbuch zusammentragen zu lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 15. April 1840.

Belgien.

Das Schiller-Festmahl.

Die nachfolgende Beschreibung des Festmahls zur Feier der Aufrichtung des Schiller-Denkmals und die damit verbundene Apologie der Belgischen Nationalität ist dem schon erwähnten Werke des Barons Reiffenberg: „Souvenirs d'un Pélerinage en l'honneur de Schiller", entnommen. Man wird die letztere vielleicht um so eher mit in den Kauf nehmen, da der Verfechter derselben sich als einen so enthusiastischen Verehrer des Deutschen Dichters zeigt, dem zu Ehren er seine Wallfahrt unternommen hat.

„Das Festmahl war um 1 Uhr angesetzt. Der Saal war prächtig, die Gesellschaft gewählt, die Tafel reich besetzt. Höchstens fehlte es an der Möglichkeit, zu essen, und dies kömmt doch immer nur wenig in Betracht bei einer Veranlassung, wo weniger der Magen als der Geist und das Herz befriedigt werden sollen. Die Gäste strömten herzu: Minister, Staats-Beamte, Professoren, Literaten, Künstler und Räthe ohne Zahl und Ende. Als in Frankreich die Aemter noch verkäuflich waren, gab es eine Unzahl von Königlichen Secretairen, es regnete förmlich Secretaire: Königliche Secretaire für das Messen der Kohlen, Königliche Secretaire, welche die Schweine beschauten. So arg ist es nun in Deutschland nicht, obgleich die Titel Hofrath und Geheimerath zu den häufigsten gehören.

Der aristokratische Theil des Ministeriums hatte sich nicht eingefunden. Der Graf von Beroldingen und der Baron von Hügel fehlten; aber die Minister der Justiz, der Finanzen und des Innern, mit einem Worte der bürgerliche Theil des Ministeriums, waren erschienen. An der Tafel konnte sich die Etikette eben so wenig wie auf den Tribünen geltend machen. Nur waren die ersten Plätze dem Präsidenten des Schiller-Ausschusses und dem Burgemeister eingeräumt worden. Am unteren Ende der Tafel bemerkte ich eine Art von Geistlichen, der mit mehreren Orden geschmückt war. Derselbe trug einen einfachen schwarzen Frack. Ich erfuhr, daß es der katholische Bischof des Landes sey, Se. Hochwürden von Keller, der Liebling des Hofes und des Ministeriums und der nachgiebigste und versöhnlichste Charakter in allen Beziehungen des Katholizismus zu den anderen Religionsformen. Mich schmerzte es, einen Prälaten an einem weltlichen Feste in den äußersten Winkel gebannt zu sehen, und ich sprach mein Bedauern gegen ihn aus. Er antwortete mit großer Zurückhaltung, ohne jedoch in Abrede zu stellen, daß in Belgien die katholische Religion noch die geachtetste Stellung einnehme.

Die Gesundheiten sind ein alter und feierlicher Brauch, der weniger der Gastronomie als der Beredsamkeit zugute kömmt. Es dauerte nicht lange, bis diese die Gäste ihr unfreiwilliges Fasten vergessen ließen. Die Gesundheiten werden von den nordischen Völkern, welche man immer für kalt hält, mit einer Wärme ausgebracht, die alle Schranken des Temperaments durchbricht. Sie reden mit erhobener, begeisterter Stimme, und auf jeden Toast folgt ein lautes Hoch! Herr von Reinbeck brachte zuerst die Gesundheit des Königs von Württemberg in Vorschlag. Dann trank Menzel in einem geblümten und rhetorisch geschmückten Spruche dem Genius Schiller's zu. Eine Menge anderer Gesundheiten folgten. Hierauf gab Bruce, der Englische Dolmetscher Schiller's, in einer dem Ausdrucke nach inkorrekten, aber den Ideen und Anschauungen nach ganz Deutschen Improvisation der Bewunderung seiner Landsleute für den Verfasser des Don Carlos Worte, wobei er sich more teutonico begeisterte und eine große Wirkung hervorbrachte. Endlich trat auch noch Jemand auf, der, ohne die Stimme so laut wie seine Vorgänger zu erheben, die Theilnahme Belgiens für jede geistige Größe aussprach. Belgien, meinte er, sey vermöge seines Ursprungs, seiner geistigen Richtung und seiner Neigungen das Schwestervolk Deutschlands. Unter dem Scepter eines Königs, der Deutschland durch die Geburt angehöre, empfinde es das Bedürfniß, die alten Freundschaftsbande fester zu knüpfen. Indem er Schiller huldige, bezeige er dem Deutschen Geiste seine Verehrung. Zugleich suchte er zu beweisen, daß dieses Land nur nach dem Einflusse der Arbeit und des Gedankens strebe, und daß es der Menschheit den großen Dienst erweise, zu zeigen, wie die Freiheit sich sehr wohl mit der Ordnung vertrage.

Diese Reden fanden Beifall und erregten Verwunderung, denn es scheint einmal Belgiens Schicksal zu seyn, verkannt zu werden. Man antwortete mir indeß: Brechet mit Frankreich; Ihr seyd Söhne Deutschlands, werdet wieder Deutsche, dem Herzen und der That nach, und wir werden Euch als Glieder der großen Familie vertheidigen.

Ich entgegnete: Wir fühlen den ganzen Werth einer solchen Verbindung. Deutschland, welches uns bisher mißtrauisch und feindselig betrachtete, erfüllt unsere theuersten Wünsche, indem es uns wohlwollend entgegenkömmt. Aber mit Frankreich können wir nicht brechen, ohne uns der schwärzesten Undankbarkeit schuldig zu machen. Wenn Belgien aus den Stürmen gerettet worden ist, mit denen es in den letzten Jahren zu kämpfen hatte, so verdankt es dies allein England und Frankreich, die es sicher in den Hafen geleitet haben. Wollte Belgien in seiner Vermessenheit sich dem mächtigen Lande entgegenstellen, durch dessen Schutz es existirt, wie lange würde ein so unsinniges Betragen wohl ohne Züchtigung bleiben? Frankreich könnte, ohne auch nur zu den Waffen zu greifen, Belgiens Haupt-Hülfsquellen mit einem Schlage versiegen machen.

In moralischer Beziehung ist Belgien von Niemand abhängig. In dem Belgischen Volke findet sich ein Germanisches und ein Gallisches Element, welche aber so gemischt sind, daß die Belgier weder als Deutsche noch als Franzosen angesehen werden können. Sie sind ein eigenes Volk, mit einer bestimmt ausgeprägten Eigenthümlichkeit. Indem Belgien Frankreich liebt, Deutschland schätzt, bewahrt es seinen Charakter und seine Sitten. Nothwendigerweise muß der tägliche Umgang und der Einfluß einer mächtigen Nachbar-Nation deren Ideen und Gewohnheiten verbreiten; aber im Ganzen treffen diese Einwirkungen mehr das Aeußerliche als das Innere.

Wenn man uns räth, das literarische Joch Frankreichs abzuschütteln, so liegt darin zugleich die Aufforderung, die Französische Sprache für die Flamändische aufzugeben. In der That könnte die Nationalität, wenn das Flamändische allgemein verbreitet wäre, nur dabei gewinnen, und die Invasion ausländischer Ideen wäre weniger zu fürchten. Die Niederländische Regierung hat dieses Ziel verfolgt, man weiß mit wie wenigem Glücke. Das Französische ist in Belgien keine neue Mode, keine ungeschickte, sklavische Nachahmung, keine lächerliche Nachäfferei. Seitdem die neueren Nationen sich auf den Trümmern des Römischen Reiches erhoben haben, steht die Romanische Sprache in Belgien der Deutschen gegenüber. Wenn aber zwei Prinzipien sich bekämpfen, trägt das bildendste immer den Sieg davon. So hat es sich gemacht, daß die Romanische Sprache, welche in einer Hälfte der Provinzen die volksthümliche ist, die gelehrte Sprache der anderen geworden, und daß ihre Verbreitung mit jedem Tage zunimmt. Wenn man sie ächtet, verleugnet man die ganze Vergangenheit. Der Flamänder verdient gebildet zu seyn, er ist biegsam, poetisch, reich ausgestattet, aber das Talent genügt nicht. Man gelangt nicht zum Ruhm, indem man für seinen Vater, seine Mutter, seine Basen und seine Hausfreunde schreibt: die Literatur bedarf des Umlaufes, des Ideenaustausches. Wer nur Flamändisch spricht, der abstrahirt von Europa, auch Deutschland nicht ausgenommen, wo diese Sprache nur einigen Gelehrten bekannt ist. Ohne die Form giebt es keine Literatur; aber diese geht nicht ganz in die Form auf. Der Geist belebt seine Hülle, der Geist ist mehr als das Werkzeug, welches er gebraucht. Die literarische Nationalität besteht also nicht sowohl darin, daß man sich dieser oder jener Sprache bedient, sondern in einer eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden. Indem wir als Franzosen schreiben, als Belgier fühlen, bewahren wir unsere Eigenthümlichkeit, ohne uns von der Welt loszusagen. In Hinsicht ihrer wissenschaftlichen Richtung, hinsichtlich der Art, zu beobachten und die beobachteten Erscheinungen zu erklären, ja sogar hinsichtlich der poetischen Anschauung stehen die Belgier den Deutschen näher als den Franzosen. Obschon sie weniger idealistisch sind als jene, so haben sie doch mehr Ernst und Ausdauer als diese. Sie sind geeignet, die Dolmetscher Deutschlands zu werden. Ich glaube sagen zu dürfen, ohne die Beschuldigung der National-Eitelkeit auf mich zu ziehen, daß die Belgier nur gekannt zu werden brauchen, um die Achtung der anderen Völker zu gewinnen. Mit Deutschland verbunden, werden sie bei diesem einen ehrenvollen Schutz finden, wogegen sie ihrerseits dessen Einfluß verdoppeln werden, indem sie die Deutschen Anschauungen und Erfindungen mit dem Französischen Geist und Geschmack in Einklang bringen. Nichts von dem würde aber stattfinden, wenn wir die Flamändische Sprache zu unserer Schriftsprache machen wollten, um, wenn es möglich wäre, diese Unmöglichkeit ins Werk zu setzen.

Obschon ich zu meinem Bedauern sehen mußte, wie tief eingewurzelt der Haß gegen Frankreich in manchen sonst edlen Gemüthern

war, so glaube ich doch, daß es mir gelungen war, manche Vorurtheile zu bannen. Man drückte mir die Hand, man versicherte mir, daß Belgien viele Freunde diesseits des Rheins zähle. Herr Menzel, welcher dem Festmahle beiwohnte, schickte mir sogar eine Karte zu, auf welcher die Worte standen: Von ganzem Herzen Freund der Belgier. Ich erwiederte seine Artigkeit dadurch, daß ich ihm sagte, einer meiner Freunde beabsichtige, seine Geschichte ins Französische zu übersetzen. „Mein Buch ist nicht für die Franzosen", antwortete er mir. — „Desto schlimmer", versetzte ich; „Sie würden viele Bewunderer verlieren, wenn Ihr Werk nur für Ihr Vaterland bestimmt wäre. Glücklicherweise ist dem nicht so. Ein gutes Buch kann, trotz seines nationalen Gepräges, immer ins Französische übersetzt werden. Wenn der Stil dabei verliert, so wird doch der Gedanke einer läuternden Probe unterworfen; denn was im Französischen nicht logisch erscheint, kann nicht ganz richtig seyn. Als ich mich zum erstenmale mit Hegel unterhielt, bat ich ihn um Erläuterung einiger Punkte seines Systems, die ich gar nicht verstanden hatte. Er sagte mir, Gedanken dieser Art wären im Französischen unverständlich. Er hatte seinen Grund dazu."*)

Menzel gestand mir ein, daß er seine Studien zu einer Zeit vollendet habe, wo sich Deutschland gegen Napoleon erhoben. Auch er habe die Waffen für das Vaterland ergriffen und die Französische Sprache aus Prinzip nicht lernen wollen; er sey daher nicht im Stande, das zu prüfen, was ich gesagt. Uebrigens reue ihn dieser Entschluß, den er im Drange der Begeisterung gefaßt habe.

England.

Literatur-Zustände Großbritaniens.

(Schluß.)

Die ausgezeichnetste unter den Dichterinnen, die England in diesen letzten Zeiten gebar, ist gewiß Mistreß Hemans. Zwar ist sie weder eine Korinna noch eine Sappho, es fehlt ihrer Begeisterung an Kraft, sie besitzt mehr Zärtlichkeit als Phantasie, und diese Zärtlichkeit ist mehr sanfter als leidenschaftlicher Natur. Aber ein Zauber der höchsten Sittlichkeit, eine fleckenlose Reinheit und die Spuren einer ausgezeichneten geistigen Bildung erheben ihr Talent über das Gewöhnliche. Es widerfährt ihr allerdings zuweilen, daß sie uns statt Gedanken oder Empfindungen nichts als jene träumerische Melodie giebt, die der Muse des Nordens eben so gefährlich ist wie das leere Wortgeklingel der Muse des Südens. Beide Poesieen, die nördliche wie die südliche, besitzen zwei sich ähnliche Mittel, um Nichts zu sagen; die eine spinnt Töne, die andere reiht Seufzer an einander, die eine stimmt Sonnette an, die andere vergießt Thränen. Die Französische Poesie hat auch ihre Stereotype: das didaktische Genre. Wenn ein Französischer Dichter dämmert, so predigt er über Liebe und Freundschaft; versiegt einem Italiäner die poetische Ader, so läßt er zwölf wohltönende Reime erklingen; fühlt eine Englische Dichterin ihre poetischen Schwingen erlahmen, dann schläft sie auf einem Grabe ein und hüllt sich in Nebelgewölke.

Gleich hinter Mistreß Hemans reihen wir Mistreß Lätitia Landon an, die sehr jung starb. Nachdem sie sich im Jahre 1838 vermählt hatte, gab sie sich kurz darauf den Tod, fern von ihrem Vaterlande, an der Küste von Afrika, im Monat Oktober desselben Jahres. Sie war eine geistreiche und liebenswürdige Frau, von nicht sehr energischer und schöpferischer Phantasie, auch mit weniger lebhaftem und ergreifendem Gefühl als Mistreß Hemans ausgestattet, doch in ihrer Kunst sehr geschickt und fähig, ihre Gemälde sinnreich zu verändern, zu färben und malerische Effekte mit Talent hervorzurufen; ganz besonders liebte sie den Prunk, die glänzenden Schilderungen und den theatralischen Theil der Poesie. Einige Zeit vor ihrem Tode gab Lätitia Landon einen merkwürdigen Roman, „Ethel Churchill", heraus. Ihre Prosa ist jedoch weniger elegant als die der Lady Blessington, weniger geistreich als die der Mistreß Gore, dieser beiden Königinnen des fashionablen Romans. Die „Governeß" der Lady Blessington ist eine jener zarten und sauberen Malereien, die eine besondere Eigenheit der nationalen Sitten recht anziehend schildern. Die Governeß nämlich nimmt eine ganz besondere Stellung ein; sie gilt mehr als unsere Erzieherin, steht aber weit unter einer Frau von Welt; ein klein wenig Pedanterie und ein Anflug von „Blau" haften gewöhnlich an solch' einer Person, mit deren anziehenden Seiten Lady Blessington eher schön gethan, als daß sie die komischen hervorgehoben hätte. Aus dem „Tagebuch einer Nonne" (Diary of a Nun), einer in ein romantisches Gewand gehüllten Reise durch Italien, leuchtet ebenfalls einiges Talent hervor; eben so aus dem „Günstling" von Miß Jane Roberts, ja selbst aus den „Freunden von Fontainebleau", dem letzten Ueberrest des jetzt so vernachlässigten historischen Genre's. Doch müssen wir gestehen, daß es allen diesen Frauen-Schöpfungen, den Erheiterungen von Mußestunden, die das Englische Leben drückend macht, an origineller Kraft fehlt. Es giebt in England keine George Sand. Neben dem schönen duftenden Blüthenkelch einer einzigen Rosenkönigin würden alle diese bleichen, weißen Rosen verwelkt seyn, die der Lufthauch sanft bewegt, denen zwar ein süßer, aber matter Duft entströmt. Durch Geist und feine Beobachtungsgabe trägt, unserer Meinung nach, Mistreß Gore den Sieg über ihre Nebenbuhlerinnen davon. Der „Kabinets-Minister" hat viel kühne und launige Einzelheiten, und der „Hofmann Karl's II.", ist eine gute Schilderung jener Zeit. Diese Schriftstellerin versteht sich vorzüglich gut darauf, einen Charakter zu zeichnen, ihn zu nüanciren und die Lächerlichkeiten ohne Uebertreibung hervorzuheben. Die Erinnerungen an den Hof Georg's III. und an die glänzende Aera, die auf demselben Schauplatz Sheridan, Burke, Fox und Pitt auftreten und mit einander kämpfen sah, haben der Mistreß Gore Stoff zu Romanen geliefert, die bei ihrem geringen romantischen Element nur um so merkwürdiger sind.

Eine wahre Eroberung für die Geschichte des 18ten Jahrhunderts in England sind die nachgelassenen Briefe Lord Chatham's, die vor kurzem herausgegeben wurden. Sie führen den schlagendsten Beweis für die Unrichtigkeit jenes Sprüchwortes, daß es keinen großen Mann für seinen Kammerdiener gäbe. Die falsche, theatralische Größe, der Charlatanismus, der Schauspieler-Heldenmuth, die gedenhafte Haltung, die prahlerische Würde, der Schein von Aufopferung oder von Geist müssen freilich vor den Augen der Umgebungen verschwinden und verlöschen; die echte Erhabenheit aber und die Seelen- oder Geistesstärke gewinnen, in der Nähe gesehen, nur noch mehr. Die in Rede stehenden Briefe erheben Lord Chatham, obgleich sie ihn im Hauskleide zeigen, nur noch höher. In denselben kann man diesem einfachen und vaterlandsliebenden Mann bis in die kleinsten Besonderheiten des gewöhnlichen Lebens folgen; erhabene Gefühle werden bei ihm gleich zu Handlungen, und wenn auch sein Stolz oft für Andere verletzend erscheint, so ist er doch immer edel und uneigennützig. Die Annalen der Englischen Politik des 18ten Jahrhunderts warteten auf dies wichtige Werk.

Eines Capitains Meadows-Taylor wollen wir gar nicht erwähnen, der sich eingebildet hat, das Leben eines Indischen Straßenräubers, Thugs, in einen Roman verwandeln zu können. Die „Bekenntnisse eines Thugs" werden uns gewiß eines Tages nicht übersetzt, sondern verstümmelt nach der heutigen Mode der Französischen Uebersetzungen, zukommen. Der Gebrauch, den wir in Frankreich von den fremden Literaturen machen, ist von zu verschrobener Sonderbarkeit, und die meisten unserer Leser sind damit zu unbekannt, als daß wir nicht hier davon sprechen sollten. Es giebt bei uns Bücher-Zurichter, welche sie zerstückeln, vermischen, einrichten, würgen und dann dem Publikum vorlegen. Der Roman einer Frau, die Reise eines Offiziers, eine Anekdoten-Sammlung, dies Alles fällt zusammen unter das Messer des literarischen Koches; aus diesen zerstückelten Gliedern wird nun Gott weiß was für ein Gericht zubereitet, dem man dann irgend einen Englischen Namen beilegt. Wenn eine solche Behandlungsweise nur mittelmäßige Arbeiten träfe, so würde das wenig ausmachen. Aber mit sehr guten Büchern ist dieselbe Verwandlung vorgenommen worden; das herrliche Werk Audubons, sein Leben in den Wäldern, seine persönlichen Bemerkungen, dieser echte Roman eines ganz den Naturstudien hingegebenen Daseyns, dieses Werk, das zu den schönsten der modernen Literatur gehört, wird bald demselben Unsinn geopfert werden, und einer beklagenswerthen Speculation unterliegen. Wer sich mit der Englischen oder Deutschen Literatur beschäftigt, stößt bei jedem Schritte auf unerhörte Namenverdrehungen, auf beispiellose Verfälschungen.*) Zwölf Romane von zwölf verschiedenen Autoren sind alle dem Verfasser des Trevelyan oder der Margarethe Lindsay zugeschrieben worden, um den Vertrieb zu fördern. Vor kurzem wurden die Pickwickier mit einem Romane Lord Normanby's zusammengeschmolzen; das sind freilich mehr lächerliche als strafbare Erbärmlichkeiten, die aber doch auf eine große Verachtung gegen alle Rechtlichkeit und auf ein Ueberhandnehmen der schamlosesten Krämerei hindeuten.

Der literarische Wald unserer insularischen Nachbarn trägt, wie schon gesagt, eine Anzahl von Schmarotzerblättern und saftlosen Früchten, welche die unvermeidlichen Resultate der feindlichen Parteien sind, deren Verschiedenheit und große Zahl keinen Central-Lehrsatz anerkennen. Es giebt eine besondere Literatur für die Methodisten, für die Baptisten, für die Swedenborgianer, für die Römisch-Katholischen, und eine andere sehr fruchtbare ist für die Proselyten der herrschenden Kirche bestimmt. Unter diesem Stückwerk aller zu Fragmenten reduzirten Meinungen ist ein Ueberfluß an unfruchtbarem Staub, den wir auch nicht aufrühren wollen. Die beiden Quäker James Howitt und Marie Howitt verdienen eine ehrenvolle Ausnahme. Es sind poetische, für das Ideal begeisterte Seelen; durch die positive Gewohnheit des Englischen Lebens aber hängen sie an der Liebe zur Ordnung, an Thatsachen, Daten, an Pünktlichkeit, an Lokalitäten und einer bestimmten Gelehrsamkeit. Ein fester Charakter, der aus sanftem Ernste und strengem Pflichtgefühl zusammengesetzt ist, verdient Bewunderung, wenn die Begeisterung ihn anspornt und die Leidenschaft seine natürliche Basis ist. Es ist ein köstlich Ding um dieses glänzende Gold der Einbildungskraft, das ohne Mühe auf einen starren Grund hingestreut ist. James Howitt's Arbeiten und die weniger gewaltigen, eleganten Leistungen Mariens bringen auf den Leser einen mächtigen und angenehmen Eindruck hervor. Statt kalter Verwirrung, dem traurigen Hauptinhalt vieler Französischer Bücher, findet man bei James Howitt leidenschaftliche Harmonie. Er liebt, träumt, denkt, weint und läßt seinen Gefühlen freien Lauf; in allen seinen Schriften fühlt man eine beständige Aufregung durch, und seine Energie bleibt nie im Zustande der Halbheit; es ist ein glühendes, aber reines Feuer; die Ausführung ist zart, nicht grob aufgetragen; die Reinheit der Form, eine untergeordnete Eigenschaft, wenn der Gedanke matt ist, gränzt hier ans Wunderbare und hebt die tiefen inneren Eigenschaften des Menschen und des Schriftstellers hervor. Unglücklicher oder glücklicher Weise befolgt Howitt die Vorschriften seiner Sekte; er berührt die großen historischen und philosophischen Fragen nicht und giebt nur Erziehungsschriften heraus.

„Anekdoten aus der Geschichte der Königinnen von England",

*) Und wie es hier scheint, noch dazu einen zureichenden Grund.

*) Beispiele hiervon sind im Magazin mehr als einmal angeführt worden; wir erinnern nur an Ranke's Geschichte der Päpste und Voigts Gregor VII.

eine unverdaute Zusammenstellung, dann eine ziemlich gute „Rheinreise zu Berg" und die „Orientalischen Umrisse" von W. Wright bieten nichts Hervorstechendes dar und sollen hier nur erwähnt werden. Der Schotte Tytler, ein gelehrter und ausgezeichneter Schriftsteller, hat in seinem Buche „England unter Eduard VI. und Maria Tudor" einige neue und interessante Materialien niedergelegt. In dem „Mabinogion", einer Sammlung von Erzählungen, die von Miß Charlotte Guest aus dem Wälischen übersetzt worden, wird die wahre Gelehrsamkeit einen anziehenden und neuen Stoff vorfinden. Dieses Werk, das man kaum für die Arbeit eines jungen Mädchens halten sollte, obgleich die Sache keinem Zweifel unterliegt, ist freilich nicht durchweg mit der Treue ausgeführt, die für einen solchen Gegenstand wünschenswerth wäre; die geringe Anzahl aber der Denkmäler, welche die Celtische Literatur besitzt, so wie die tiefe Dunkelheit, in welche dieselbe gehüllt ist, verleihen Miß Guest's Uebertragung ein großes Interesse. Endlich wollen wir noch der „Abenteuer des Schauspielers Matthews" erwähnen, eines mittelmäßig geschriebenen Buches, das aber unterhaltend genug ist, um irgend einen kühnen Zurichter zu reizen, der es gewiß Talma, Kean oder Iffland zuschreiben wird, je nach dem Willen oder der Laune des Buchhändlers.

An Taschen- und Bilderbüchern war dieses Jahr auch wieder kein Mangel. Die Armuth der Intelligenz befindet sich sehr wohl bei dieser Kupferstichswuth, bei dieser Augenverführung, bei diesem kindischen Luxus, auf den unser Zeitalter so viel Werth legt. Man ist in die Wüste des Papiers, in die abgerundeten Typen, in die Abgränzung des Randes und in die Neuheit und Pracht des Einbandes verliebt. Man schafft sich eine Poesie aus solchen Erbärmlichkeiten und stellt auf Tischen von Polysanderholz strablende Bücher ohne Inhalt und Werth aus. Wenn diese Ausschmückungswuth die Englischen, Französischen und Italiänischen Hülfsquellen erschöpft hat, dann begiebt man sich nach unbekannten Orten, ins fernste Ende der Welt, um sich dort nach Gefallen mit dem Nöthigen zu versehen. Irland, Amerika, Spanien und Australien haben mit ihren Landschaften schon unzählige Kupfer- und Stahlplatten bedeckt; jetzt ist Gibraltar an der Reihe, das ein Major Hart in einem glänzenden, aber faden Buche ausbeutet. Selbst wirkliche Talente, vom Zeichner, vom Kupferstecher und vom Buchbinder im Triumph einhergeführt, geben Almanache heraus und füllen herrliche Bogen Velinpapiers mit einer Prosa ohne Kraft und einer abgenutzten Poesie. Ja selbst auf Byron's und Walter Scott's Asche blüht diese Civilisation der Industrie, dieses Opfer, das der Geist den Sinnen, der Gedanke dem Stoffe darbringt, und worin jetzt alle Völker Europa's wetteisern.*) Miß Landon, der es weder an Grazie noch an Leichtigkeit fehlt, Lady Blessington, die so ausgezeichnet durch Feinheit ist, Mistreß Norton, die so grausam von der Englischen Gesellschaft behandelt wurde, Galt, dessen Erzählungen so originell sind, diese alle haben nach einander die Herrschaft des Buchhändlers, die Macht des weißen Papiers, diese Tyrannei des Verkaufs, erdulden müssen. Sonst wurden Kupferstiche für ein Buch angefertigt, jetzt aber schreibt man Bücher für die Kupferstiche. Die Literatur wird da zur Kammerfrau erniedrigt, wo sie sonst Herrin war; es genügt ihr, vor den Triumphwagen des Künstlers angespannt zu werden, der seine Vignetten verfertigt oder die Seide und den Taft des Einbandes mit Vergoldungen bedeckt.

*) Der Verfasser sollte aber doch einen Unterschied machen zwischen Werken, bei denen die Illustrirung durch Kupfer eine bloße Speculation ist, die sich an die Sinne wendet und, diese bestechend, mit der ihnen dargebotenen Lockspeise zugleich ein fades literarisch's Gebeau ihnen aufdringt, welches sonst keine Abnehmer finden würde, und zwischen solchen, bei denen es auf Popularisirung und Erläuterung wissenschaftlicher oder historischer Thatsachen abgesehen, und wo die sinnliche Veranschaulichung eine mächtige Hülfe ist, theils um richtige Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten, theils um Denkwürdigkeiten der Geschichte zum Gemeingut der Nation zu machen. Für jedes Volksbuch eignet sich daher eine solche Illustrirung ganz besonders, und ein Unternehmen, wie die Geschichte Friedrich's des Großen von F. Kugler und A. Menzel ist gewiß ein höchst verdienstliches und edel patriotisches.

Das „Buch der Schönheit" (Book of Beauty), das weit richtiger „die Englischen Schönheiten" benannt seyn würde, hat die Ehre, von der Lady Blessington herausgegeben zu werden; das ist das Beste, was man zu seinen Gunsten sagen kann. Hier führt uns die Aristokratie der Vornamen, des Luxus, des Reichthums und der Koketterie ungefähr zwanzig lächelnde Gestalten vor, die sämmtlich glänzende Haare, volle Arme, einen kleinen Mund und große Augen haben, Blumen in den Haaren tragen und deren Miene und Haltung Schwermuth ausdrückt. Diese Galerie unterhält für wenige Augenblicke, dann greifen wir nach etwas Anderem. Die „Schöne einer Saison" (the beauty of a season), ebenfalls von der Lady Blessington herausgegeben, ist ein Buch derselben Gattung, nur nicht ganz von Kupferstichen überschwemmt; man findet darin, wenn auch nicht gerade Gedanken, doch wenigstens Anmuth in der Ausführung; niedliche Verse, wenn auch keine Poesie; kein Interesse, doch Eleganz. Nichts gleicht so sehr den koketten Blumen, welche die Französische Monarchie, ihrem Verlöschen nahe, im Jahre 1750 zur Blüthe brachte; wenig Farbe, keine Wärme, keine Begeisterung, einige seichte Beobachtungen und der dahinsterbende Glanz einer erkünstelten Civilisation. Schon der Titel bedeutet gar nicht das, was er auszudrücken scheint; statt „die Schöne einer Saison", müßte es heißen: „drei Monate aus dem Leben einer jungen Engländerin". Man ist schön, man zählt achtzehn Jahre, die Welt bewundert uns zum ersten Mal; da giebt es Bälle, Kränze, Festlichkeiten; die Wange bleicht, das frische Roth verschwindet durch die Nachtwachen; das ist der Eintritt in die Welt, das coming out. Dann öffnen sich die Pforten des Palastes, man steigt auf Marmorstufen zur Königin Viktoria hinauf, man begiebt sich an den Hof, man wird vorgestellt. Nun erfaßt uns die Tanzlust, doch bald sind die Quadrillen erschöpft, tausendmal hat man die Touren dieses gehaltlosen Vergnügens durchgerast, und man strebt danach, einen minder gewöhnlichen Gebrauch von seiner Schönheit zu machen. Da bietet sich der Ball im Kostüm mit seinen dem Schauspiel entlehnten Hülfsquellen, mit seinen historischen Erinnerungen, seiner Poesie von Sammet und Atlas dar; man kann Königin oder Milchmädchen seyn; man hat freie Wahl zwischen dem Mittelalter, den Italiänischen Republiken, Tyrol, der Schweiz und Flandern, man kann dies Alles nach einander benutzen. Man durchfliegt die zauberischen Gruppen, deren Fee, deren Schöpferin man war, und gelangt endlich, von Lady Blessington geführt, in den Hafen der Ehe, wo sie uns verläßt, und dessen unsichere Perspektive ihr anmuthiges, aber kindisches Werk krönt. Dahin ist es mit der Poesie gekommen! Wir haben nun gezeigt, wie es in England mit der Geschichte und dem Roman beschaffen ist; das Drama allein giebt noch einige Lebenszeichen von sich.

Nur ein einziger wirklich origineller Geist ist in der letzten Zeit in dieser trostlosen Dürre der modernen Englischen Literatur aufgetaucht, Carlisle, der freilich als Schriftsteller auch nicht viel taugt. Er ist der Verfasser einer Uebersetzung des Goetheschen „Wilhelm Meister", mehrerer anderer Deutschen Uebertragungen und eines äußerst merkwürdigen Pamphlets, „der Chartismus" benannt, und er gehört keiner der Englischen Schulen an. Ein metaphysischer Kopf und von Jugend auf genährt durch das Studium von Schelling, Hegel und Novalis, schreibt er seine Werke in einer sonderbaren Sprache, die weder Englisch noch Deutsch ist. Echt Sächsisch in ihren Grundlagen, entlehnt sie dem Englischen Wörterbuch ihre grammatischen Formen, der Deutschen Syntax ihren Periodenbau und dem Germanischen Wesen jenen mehr auf neuen Worten als auf neuem Inhalt beruhenden Mystizismus. Die Eigenthümlichkeit, welche aus diesem altfränkischen Gemisch entspringt, ist nicht immer von gediegenem Werth. Carlisle hat ellenlange Eigenschaftswörter und endlose Zusammensetzungen. Wie Jean Paul, den er sich zum Muster nimmt, wie Novalis, den er bewundert, erlaubt er sich die übertriebensten Metaphern und die wunderlichsten Bilder. Ein tiefer Sinn verbirgt sich unter der Hülle dieses erkünstelten Styls; aber tadelnswerth bleiben immer die Kreuz- und Querwege seiner Gedanken, die gränzenlosen Abschweifungen, in die er sich verliert, das dunkle weit abliegende Labyrinth historischer Untersuchungen, in welches er sich bei jeder Gelegenheit verirrt. So führt der Chartismus, diese moderne Enthüllung der Leiden, welche die Industrie den arbeitenden Klassen auferlegt, den Verfasser bis zur Wiege des Sächsischen Stammes und von da bis zu den Windeln des Menschengeschlechts; könnte er noch höher hinaufsteigen, an ihm sollte es nicht fehlen. Eine interessante Erscheinung bleibt jedenfalls diese in Carlisle's Kopf zu Stande gekommene Vermischung des Englischen Beobachtungsgeistes und praktischen Sinnes mit der mystischen Bildung des modernen Deutschlands. Wollte dieser merkwürdige Mann sein System und seine Anschauung läutern, verdichten und befestigen, so könnte er England geben, was es seit langer Zeit nicht hervorgebracht, ein gutes philosophisches Werk. In der That scheint er allein von allen Staatsmännern seines Landes die Umschmelzung Europa's zu begreifen, die Leidens- und Wiedergeburts-Epoche, in der wir leben, die Verwandelung und Erneuerung unter Schmerz und Pein, die Feuer- und Thränenprobe, welche die menschliche Gesellschaft zu bestehen hat, die sich umzubilden strebt, wenn die Zeit erfüllt ist.

Philarète Chasles.

M a l t a.

Die Station Malta auf der Reise nach dem Orient.

Ich hatte so oft aus der Nähe und Ferne die Aeußerung vernommen, daß der Orient sich am Vorabende einer gänzlichen Umgestaltung befände, daß mir eines Tages der Gedanke einkam, einen Ausflug nach der Levante zu unternehmen, um mich mit eigenen Augen von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen. Wenn eine Nationalität ihrem Ende entgegeneilt, so genügt es nicht, sie in ihrer Todesstunde zu beobachten, gewissermaßen ihren letzten Athem aufzufangen.

Es ist ohne Zweifel im Interesse des gesellschaftlichen Fortschritts zu wünschen, daß das Ottomanische Reich, auf die Gefahr hin, seinen Volks-Charakter und sein geschichtliches Gepräge einzubüßen, sich auf gleichen Fuß der Bildung mit dem übrigen Europa setze, dessen Ideen und Sitten adoptire, aber die Wünsche des Reisenden sind von denen des Philosophen oft sehr verschieden. Was Jener vor Allem im Orient mit einem freilich kindischen, aber fast gerechten Egoismus sucht, das ist der Orient selbst, wie seine Einbildung sich diesen ausgemalt hat. Und in der That, lohnte es sich wohl der Anstrengung, einen Weg von mehreren hundert Meilen zurückzulegen, um in Konstantinopel Paris, London oder Berlin wiederzufinden? Dann könnte man füglich eben so gut zu Hause bleiben. Von dem Augenblick an, wo er aufhört, eine neue Erscheinung, eine Ausnahme zu seyn, verliert der Orient seinen Zauber.

Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich im verwichenen Jahre auf einem Französischen Staats-Paketboot mich einschiffte, das die Bestimmung nach Smyrna hatte. Bei der außerordentlichen Schnelligkeit, mit welcher man am Bord der Postschiffe die Reise von Marseille nach den Hauptstapelplätzen der Levante macht, sollten meine Zweifel bald ihre Lösung erhalten. Ehemals glich ein solcher Weg einer Pilgerfahrt, heute ist es eine Vergnügungsreise. So verdanken wir es der Einrichtung von Postschiffen, daß wir wie durch Zauber in jene fernen und geheimnißvollen Gegenden versetzt werden, welche sonst nur ungewöhnlichem Muthe, wie ihn die Liebe zur Wissenschaft oder religiöse Begeisterung erzeugt, zugänglich schienen.

Unter diesen Umständen kann man behaupten, daß der Orient sich der Conföderation der übrigen civilisirten Staaten angeschlossen hat. Um an seinen Küsten zu landen, bedarf man jetzt höchstens einer Reise von vierzehn Tagen, und dieser Zeitraum wird nicht unter dem einförmigen Anblick einer Polar-Expedition zurückgelegt. Das Mittelländische Meer bietet in jedem Augenblick die angenehmsten Wechsel; bald ist es eine Insel, die aus dem Schoße der Fluthen emportaucht und, wie Korsika oder Elba, uns im Vorübergehen eine große Erinnerung zuwinkt, bald die Küste von Italien, die von fern in luftigen Contouren emporsteigt. Der Haltpunkt von Livorno läßt uns Zeit, Pisa mit seinem Dome, seinem schiefen Thurme, seinem Baptisterium und Camposanto, jenen vier Meisterwerken, die, aus der Ferne gesehen, fast aneinanderstoßen, nach Gefallen zu bewundern. In Civita-Vecchia, dem unfreundlichsten und schmutzigsten Orte des Kirchenstaates, was nicht wenig sagen will, macht man, in Ermangelung einer besseren Zerstreuung, einen Besuch auf dem Fort und bei den Gefangenen, unter denen sich ein Räuberhauptmann befindet, der einem Kardinal den Garaus zu machen die Ehre hatte. Sonst gewährte Neapel Entschädigung für die in Civita-Vecchia verlorenen Stunden, aber gerade damals untersagte eine Caprice den Paketböten der Levante die Landung.

Wenn uns aber auch der Golf von Neapel verschlossen war, so blieb uns die Straße von Messina geöffnet, und diese bietet, Gott sey Dank, noch manches sehenswerthe Schauspiel, und das Vergnügen, das man da genießt, ist um so lebhafter, je unerwarteter es kommt. Bei der Einfahrt in die Straße nähern sich nämlich die beiden Küsten dergestalt einander, daß sie sich zu berühren scheinen; aber mit einem Male, wenn man lange und, wie man bereits glaubt, vergeblich gesucht hat, entdeckt das Auge über die Strudel der Scylla und Charybdis hinaus den Kanal, der Sicilien vom festen Lande scheidet. Sobald das Schiff einmal in diese Straße hineingekommen ist, so folgen die bezaubernden Ansichten sich mit solcher Schnelligkeit, daß die Bewunderung, die nur im Fluge erhaschen kann, nicht Zeit hat, sich zu sammeln. Zur Rechten Sicilien mit seinen lachenden Küsten und seinen Orangenwäldern, die bis zum Meere hinabsteigen, zur Linken die starre Felsenlinie Kalabriens und an den Wänden dieser Felsen wie Adlernester hangende Dörfer; hier eine Vegetation, die durch ihre Fülle in Erstaunen setzt, dort eine rauhe und wilde Natur, die wieder ihre eigenthümliche Größe und Reize hat. Am Ende der Meerenge zwei Städte einander gegenüber gebaut und wie zwei Wächter hingestellt, Reggio, dessen weiße Mauern ein orientalisches Ansehen haben, Messina, schweigend und öde bei Tage und erst vom frischen, duftigen Abendwind aus seinem Schlummer geweckt; weiterhin, Alles überragend, der Aetna. Als wir an dem Vulkan vorüberfuhren, war der Himmel bedeckt, die Atmosphäre mit Dünsten erfüllt, so daß wir zu unserem großen Bedauern anfangs nichts unterscheiden konnten, aber bald zerriß ein Sonnenstrahl diesen Wolkenschleier und ließ uns den Aetna in seiner ganzen Herrlichkeit sehen. Obgleich seine Entfernung vom Meere sehr bedeutend ist, so beherrscht er dasselbe dennoch ganz und scheint es mit seinem unermeßlichen Schatten zu bedecken. Bei einbrechender Nacht stieg eine feurige Rauchsäule über seinem Krater auf und breitete sich über die benachbarten Berge aus; übrigens zeigte sich auch nicht die leiseste Spur einer Eruption, und Catania konnte diesen Abend eben so gut in tiefem Frieden schlafen als wir. Am anderen Morgen in der Frühe wurden wir durch das Geräusch des Ankers, der dumpf in das Meer fiel, aufgeweckt — wir waren in Malta.

Malta ist nur ein Felsen, aber es giebt große Staaten, die nicht eine so reiche Geschichte haben. Seit der Ansiedelung der Phönizier auf dieser Insel bis auf den Tag, wo sie Britisches Eigenthum wurde, welche Wechsel, welche Umwälzungen! Im Alterthum machte Griechenland daraus eine Kolonie, Karthago eine Eroberung, Rom eine Munizipalstadt. Nach dem Untergange des West-Römischen Kaiserthums unterjochten es abwechselnd die Gothen, die Sarazenen, die Normannen, die Sueven. Später sah man es das Schicksal des Hauses Arragonien theilen, in die Gewalt Karl's von Anjou gerathen, wieder in den Besitz der Erben Konradin's gelangen und dann ohne Kampf, in Folge einer freiwilligen Abtretung, in die Hände der Johanniter fallen. Vertrieben nach und nach aus Jerusalem, Cypern, Rhodos, wußte der Orden nicht, wo er seine zerstreuten Trümmer sammeln sollte, als Kaiser Karl V., von so großem und edlem Mißgeschick gerührt, ihm einen Wohnsitz auf diesem Felsen anbot, unter der Bedingung, Tripolis zu beobachten und gegen die Barbaresken-Staaten zu kämpfen. Aus dieser Epoche schreiben sich die glorreichsten Erinnerungen Malta's her. Die Geschichte der Belagerung, welche La Valette und seine braven Kampfgenossen ausgehalten haben, hat die Liebe der Kalypso längst in Vergessenheit gebracht, deren Aufenthalt die Dichter hierher verlegt hatten.

So verschiedenartigen Invasionen ausgesetzt, mußte die Maltesische Bevölkerung ihre ursprüngliche Physiognomie verlieren und viele Züge von ihren Eroberern leihen. In Kostüm, Sitten, Sprache zeigen sie eine Mischung des Italiänischen, Spanischen und Arabischen. Nur von den Engländern haben sie nichts angenommen, und wer ihnen am wenigsten gleicht, das sind ihre gegenwärtigen Herren. Der kalte und schweigende Midshipman, der Lieutenant, mit Lilien und Rosen im Gesicht wie eine junge Miß, der Korporal in seiner engen, rothen Jacke bilden die überraschendsten Gegensätze zu dieser halbentblößten, lärmenden und sich tummelnden Bewohnerschaft mit dem lebhaften Auge, der sonnverbrannten Haut, die sich drängt und stößt auf den Straßen, Plätzen und im Hafen. England liegt in Garnison auf Malta, das ist Alles, es hat daselbst Soldaten, weiter nichts. Uebrigens wollte die Englische Politik vielleicht auch nichts Anderes; es hat in Malta einen bewundernswürdigen militairischen Posten gesehen, der das Mittelländische Meer beherrscht, und in dieser Rücksicht sind seine Erwartungen auch ganz befriedigt worden. Aus dem Felsen, den ihnen Karl V. gegeben, haben die Johanniter die erste Citadelle der Welt gemacht, und wenn Bonaparte sie im Vorbeigehen genommen hat, so geschah es, weil, wie damals der brave Casarelli sagte, er Jemanden dort hatte, der ihm die Thore öffnete. An keiner Stelle hat der Erfindungsgeist des Menschen so mächtige Vertheidigungsmittel konzentrirt; Wälle erheben sich über Wälle, Basteien über Basteien, von allen Seiten drohen Forts, deren Feuer sich kreuzen, es giebt nicht einen Stein, der nicht eine Kanone trägt. Die Festungswerke von Malta mit den großen Magazinen, die dazu gehören, bilden eine unermeßliche Stadt, die ihre Viertel, Straßen und Einwohner enthält, und man kann Malta als die Residenz im Inselreiche des Mittelmeeres betrachten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Hyperion, ein Deutscher Kunst-Roman aus Nord-Amerika.** Die Deutsche romantische Schule (die wohl kein Deutscher mit der eben so genannten Französischen verwechseln wird) scheint sich nach Nord-Amerika flüchten zu wollen. Während es sich in unserem Vaterlande Herr Arnold Ruge, so wie die „Hallischen Jahrbücher“ überhaupt, zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, das von jener Romantik in unserer Literatur noch sich findende Residuum eben so vollends auszurotten, wie einst Gottsched den ehrlichen Hanswurst auf der Deutschen Bühne, kommt uns aus New-York die Anzeige entgegen, daß dort von dem Verfasser des „Outre-Mer“ ein Kunst-Roman unter dem Titel „Hyperion“ erschienen sey, der, alle Vorzüge und Gebrechen der Romane von Heinse, Hölderlin, Novalis und Tieck an sich tragend, von den Engländern der Neuen Welt mit wahrhaftem Enthusiasmus begrüßt worden sey. Eine Uebersetzung oder Bearbeitung des gleichnamigen Romanes von Hölderlin ist es nicht, denn der Held des Nord-Amerikaners ist ein junger Mann aus den Vereinigten Staaten, der voller Begeisterung für die historischen und romantischen Denkmäler der alten Welt ist und diese in Deutschland, am schönen Deutschen Rheinstrom, aufsucht, in dessen Nähe er, in Heidelberg, studirt und wo, so wie in Salzburg und in der Schweiz, der einfache Verlauf seiner Lebens- und Liebesereignisse sich begiebt. Der junge Amerikaner trägt den Namen eines vor zweihundert Jahren in der Blüthe seines Alters gestorbenen edeln und innigen Deutschen Dichters. Er heißt nämlich Paul Flemming, und mit dem Namen ist ihm auch eine ungemeine Vorliebe für Deutsche Poesie zu Theil geworden. Wie in den Romanen Tieck's und seiner Vorgänger, sind es Gespräche über Deutsche Dichter und Deutsches Kunstleben, die den Gang der Handlung unterbrechen und die dem ganzen Werke einen eigenthümlichen künstlerischen und kritischen Charakter verleihen. Der Verfasser zeigt sich bei dieser Gelegenheit nicht bloß mit der Deutschen Literatur auf das Innigste vertraut, sondern er giebt auch Beweise eines seltenen Uebersetzer-Talentes, eines Talentes, wie es in dieser Weise vielleicht noch niemals in Englischem Gewande sich gezeigt hat und wie nur wir Deutsche einige wenige ausgezeichnete besitzen. Es werden Proben von allen Dichtern, und zwar im Versmaße des Originals mitgetheilt, wozu die Erläuterungen des Gesprächs kommen, an welchem edle Frauen, so wie Männer aus allen Ständen, namentlich ein Freund Flemming's, ein junger Deutscher Freiherr, Theil nehmen. Die Darstellung und vorzüglich die Sprache des Romans sucht dem Gegenstande, den er behandelt, analog zu bleiben, und darum hebt der Verfasser auch mehr den Germanischen als den Romanischen Genius des Englischen Idioms hervor, dessen er mit großer Meisterschaft mächtig ist. Einen größeren und erfreulicheren Beweis aber, als dieses Buch liefert, wie sehr die Kenntniß Deutschlands und seiner Literatur auch in der Neuen Welt sich verbreitet, kann es gewiß nicht geben. Den Namen des Autors, der sich nur als Verfasser des Romans Outre-Mer bezeichnet, wissen wir leider nicht mitzutheilen.

— **Ein in Berlin spielender Englischer Roman.** Die Gräfin (The Countess), ein Roman in drei Bänden von Theod. S. Fay, hat sich Berlin zum Schauplatze erwählt, und zwar zur Zeit der ersten Französischen Revolution. Die Geschichte ist sehr einfach. Ein Engländer kommt nach Berlin, und zwar mit der „Schnellpost“, die bekanntlich Anno 1790 noch lange nicht existirt hat, verliebt sich hier in eine junge Dame und kommt dabei, da er der Nebenbuhler eines Edelmannes ist, zu einer Herausforderung, bei welcher Gelegenheit abermals viele Verwechselungen heutiger Zustände mit denen vor funfzig Jahren vorkommen. Der Engländer nimmt das Duell nicht an, und zwar aus moralischen Gründen, die der Verfasser ausführlich darlegt und die das Unsittliche des Zweikampfes überhaupt darzuthun bestimmt sind. Claude, so heißt der junge Held, erfährt wegen dieser anscheinenden Feigheit öffentliche Demüthigungen, weiß jedoch endlich seinen bürgerlichen Muth vollkommen zu rechtfertigen, indem er seine Geliebte, die inzwischen nach Paris gereist war, dort den Händen der Schreckensmänner und der Guillotine entreißt. Englische Journale, denen wir diese Inhalts-Uebersicht entlehnen, sind mit der Tendenz so wie mit dem ganzen Inhalte des Romans nicht zufrieden, gestehen jedoch dem Verfasser Talent zu, einzelne Personen so wie Landes- und Volkssitten darzustellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Sonnabend den 18. April 1840.

England.

Aethiopische Apokryphen der heiligen Schrift.

In den ersten christlichen Jahrhunderten gefiel man sich darin, Bücher unter dem geheiligten Namen biblischer Schriftsteller zu verbreiten, weil man ihnen auf diese Weise den leichtesten Eingang verschaffen konnte. Die Constitut. apost. (VI, 16) nennen Bücher, welche man Adam, Henoch, Moses, David und Jesaias zuschrieb, und verdammen sie als verderblich und lügnerisch. Schon Origenes erwähnt der Apokryphen des Jesaias unter einem allgemeinen Namen Ἡσαΐας ἀπόκρυφος, und die späteren Kirchenväter sprechen schon bestimmter von einem Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου. Seit dem 3ten Jahrhundert ist aber dieses untergeschobene Werk fast wieder vergessen, und man glaubte nicht, daß das Griechische Original oder die Lateinische Uebersetzung Ascensio Jesaiae noch vorhanden sey. Dagegen führt Theodor Petraus eine Aethiopische Uebersetzung dieser Himmelfahrt des Jesaias an, von deren Erhaltung man aber auch nichts wußte, bis vor kurzem diese Uebersetzung in England aufgefunden und von Richard Laurence unter dem Titel herausgegeben wurde: Urgata Esais Nabi. Ascensio Isaiae Vatis, opusculum pseudepigraphum, multis abhinc seculis, ut videtur deperditum, nunc autem apud Aethiopas compertum, et cum versione latina anglicanaque publici juris factum a R. Laurence etc.

Derselbe Laurence gab im Jahr 1838 ein anderes apokryphisches Buch heraus, das sich noch in der Aethiopischen Sprache erhalten hat, das Buch Henoch nämlich. Es erschien unter dem Titel: Metschaf Enoch Nabi. The book of Enoch the prophet, an apocryphal production, s pposed for ages to have been lost, but discovered at the close of the last century in Abyssinia. Now first translated from an Ethiopian MS. in the Bodlajan Library by Richard Laurence D. D. Archbishop of Cashel. Oxford, 1838. In demselben Jahre erschien von unserem Landsmanne, Professor Hoffmann in Jena: Das Buch Henoch, in vollständiger Uebersetzung mit fortlaufendem Kommentar. 2 Bde., und bot die Gelegenheit, die Leistungen beider Gelehrten zu vergleichen. Eine solche Vergleichung stellt in der That ein Englischer Kritiker in dem neuesten Hefte der Foreign Quarterly Review an, indem er von dem ersteren Werke des Laurence (der Himmelfahrt des Jesaias) ausgeht. Da dieses Buch selbst in England selten ist, so glauben wir, daß es der Leser nicht ungern sieht, wenn wir einen hinreichenden Theil der Auszüge unseres Originals hier wiedergeben, damit man sich ein deutliches Bild von dem literarischen Werth des apokryphischen Buches selbst und dem Verdienste des Herausgebers entwerfen kann.

„Einige der ersten Kirchenväter", sagt Laurence, „kannten diese Himmelfahrt. Justin, welcher den Märtyrertod unter Mark Aurel litt, spielt in seinem Dialog mit dem Juden Trypho auf einen vorzüglichen Fall an, der darin besprochen wird, nämlich daß Jesaias entzweigesägt wurde." Auch Tertullian, in demselben Jahrhundert, legt dem Buche einige Autorität bei. Origenes in seinem Briefe an Africanus und seinem Kommentar zu Matthäus beruft sich ebenfalls darauf. Epiphanius führt Stellen daraus an; dasselbe thut Ambrosius im Kommentar zum 118ten Psalm; und endlich ist dessen in dem Kommentar zu Matthäus erwähnt, der in den Werken des Chrysostomus steht, und dessen Abfassungszeit Montfaucon in die zweite Hälfte des 5ten Jahrhunderts setzt. Dr. Laurence fährt so fort: „Die Sage von der Todesart des Jesaias wird durch Ueberlieferungen bei den Juden bestätigt. Eine solche findet sich in dem Thalmudischen Traktat Jebamoth (cap. IV. fin.). Dort heißt es nämlich, man habe zu Jerusalem eine Rolle von Genealogieen gefunden, in welcher unter Anderem auch gestanden habe: „Manasse tödtete den Jesaias. Rebba sagt: er hielt Gericht über ihn, ehe er ihn hinrichten ließ. Er sagte ihm: Moses, dein Meister, sprach, Niemand sieht mich und bleibt leben (2. Buch Mos. 33, 20), Du aber sprachst: Ich sah den Herrn auf einem hohen, erhabenen Throne (Jes. 6, 1) ..... Da sagte sich Jesaias: Ich weiß, er wird nicht auf das hören, was ich ihm entgegne, ich würde ihn dadurch nur zum absichtlichen Bösewicht machen.*) Er sprach einen (wunderthätigen) Namen aus, wodurch er von einer Ceder verschlungen wurde. Man legte die Säge an die Ceder. Als die Säge seinen Mund traf, verschied er."

Dieselbe Tradition findet sich in einer noch ungedruckten Chaldäischen Paraphrase, die handschriftlich zu Rom aufbewahrt wird. Assemani theilt daraus folgende Stelle mit: „Als Manasse die Worte der ihn zurechtweisenden Prophezeiung hörte, wurde er von Zorn gegen ihn (Jesaias) erfüllt. „Ergreift ihn!" (hieß es). Man setzte ihm nach, ihn zu greifen. Und er floh vor ihnen. Und sieh, da öffnete ein Johannisbrodbaum seinen Mund und nahm ihn auf. Da kamen aber die Zimmerleute und zersägten den Baum, und das Blut Jesaias floß."

Der Herausgeber schreibt dem Buche ein hohes Alter zu, und zwar führt er für diese Meinung äußere und innere Gründe an. Der Verfasser war nach seiner Meinung ein Juden-Christ, da die Annahme von sieben Himmeln, der Name Samael für Satan nicht in der Bibel vorkömmt, dagegen aber beides bei den späteren Juden. Er behauptet, das Buch wäre im Jahre 69 des ersten Jahrhunderts geschrieben, und zieht daraus einen Beweis gegen die Unitarier, die behaupten wollen, es käme im ersten Jahrhundert nichts von der Gottheit Christi und vom heiligen Geiste vor.

Wir geben einige Auszüge aus der Vision des Jesaias.

Kap. 4.

V. 6. Indem nun Jesaia sich mit Hezekia über Gerechtigkeit und Glauben unterredete, hörten sie Alle ein Thor sich öffnen und die Stimme des Geistes.

V. 10. Indem sich nun Jesaia mit dem heiligen Geist unterredete und Alle schweigend lauschten, wurde seine Seele über ihre gewöhnlichen Anschauungen erhaben; auch gewahrte er die nicht mehr, so vor ihm standen.

V. 11. Seine Augen waren weit geöffnet, sein Mund stumm und seine sterbliche Seele über sich selbst erhaben;

V. 12. (doch hörte er nicht auf, zu athmen) denn er hatte ein Gesicht.

V. 13. Der Engel, der ausgesandt war, es ihm zu zeigen, war nicht von diesem Firmament, noch von den herrlichen Engeln dieser Welt, sondern er kam vom siebenten Himmel.

V. 14. Und das Volk, das dabei stand, ausgenommen die Schaar der Propheten, dachte, der heilige Jesaia wäre emporgenommen.

V. 15. Das Gesicht aber, das er sah, war nicht von dieser Welt, sondern von der Welt, die vor der menschlichen Erkenntniß verborgen ist. — pp. 114, 115.

Kap. 6.

V. 2. Es geschah, sagte er, da ich prophezeite, nach dem wie ihr es gehört habt, daß ich einen herrlichen Engel sah, dessen Herrlichkeit nicht war wie die der Engel, die ich gewohnt bin, zu schauen, sondern er besaß eine so große Herrlichkeit und Würde, daß ich es nicht sagen kann.

V. 3. Ich sah ihn, indem er mich bei der Hand ergriff, und ich sagte: Wer bist du? Wie ist dein Name? Und wohin willst du, daß ich emporsteige? Denn mir war die Gewalt gegeben, mit ihm zu reden.

V. 4. Er antwortete: Wenn ich dich emporgehoben habe und dir gezeigt das Gesicht, das ich dir zu zeigen ausgesendet ward, wirst du alsbald erfahren, wer ich bin; aber meinen Namen wirst du nicht erfahren;

V. 5. (denn du mußt in deinen sterblichen Leib zurückkehren) du wirst aber erkennen, wohin ich dich bringen soll; denn dazu wurde ich zu dir ausgesandt.

V. 9. Wir stiegen nun zum Firmament empor, ich und er, wo ich Samael und seine Mächte schaute. Großes Blutbad ward von ihm angerichtet und teuflische Thaten, indem sie Einer gegen den Anderen stritten.

V. 10. Denn wie es oben ist, so ist es unten, weil eine Aehnlichkeit dessen, das am Firmament geschieht, auch auf Erden stattfindet.

*) Laurence hat hier die Worte des Textes falsch übersetzt mit: if I tell him to level his pride. Gerade so übersetzt auch ein berühmter Deutscher Orientalist in seiner Einleitung zum Jesaias diese dort im Original angeführte Stelle: um seine Vermessenheit zu beugen. Beide Gelehrte scheinen von einem treulosen Führer betrogen zu seyn; und einen Führer müssen die jetzigen Gelehrten haben, wenn sie sich eine Chaldäische Gegend ansehen wollen. Das Geschlecht der Buxtorfe scheint untergegangen zu seyn. D. Uebers.

V. 13. Darauf ließ er mich über das Firmament in den Himmel emporsteigen.

V. 14. Da ich sah einen Thron in der Mitte, und Engel, beides zur rechten und linken Hand.

V. 15. Auch waren keine den Engeln gleich, die zur rechten Hand standen; denn diese zur rechten Hand hatten einen sehr großen Glanz. Und sie priesen alle mit einer Stimme des Preises (indem der Thron in der Mitte stand) den nämlichen Gegenstand. Nach ihnen auf gleiche Weise die zur Linken, aber ihre Stimme war nicht wie die Stimme derer zur Rechten, noch war ihr Glanz wie der Glanz der anderen.

V. 18. Wieder führte er mich empor in den zweiten Himmel, dessen Höhe war wie die Höhe von der Erde zum Himmel und zum Firmament.

V. 19. Der erste Himmel war unterschieden durch eine rechte und linke Seite, durch einen Thron in der Mitte und durch den Glanz der Engel. Alles dieses war auch im zweiten Himmel; aber der auf dem Throne saß im zweiten Himmel, besaß einen größeren Glanz denn Alle.

V. 20. Ueber die Maßen in Wahrheit war die Herrlichkeit des zweiten Himmels, aber der Glanz der Engel hierselbst war nicht wie der Glanz derer, die im ersten Himmel waren.

V. 24. Dann hob er mich in den dritten Himmel empor, wo ich in gleicher Weise die sah, die zur Rechten und Linken waren, und wo auch ein Thron in der Mitte war und einer, der auf ihm saß; aber dieser Welt ward hier nicht Erwähnung gethan.

Auf gleiche Weise wird V. 28—33 der vierte Himmel beschrieben, nur daß er höher und herrlicher ist als die vorhergehenden. Ganz gleich, nur noch herrlicher, ist der fünfte Himmel beschaffen.

Kap. 8.

V. 1. Darauf nahm er mich in den Aether des sechsten Himmels empor, wo ich, wie ich emporstieg, alsbald einen Glanz gewahrte, wie ich ihn im fünften Himmel nicht gesehen hatte.

V. 2. Die Herrlichkeit der Engel war sehr groß.

V. 3. Ein heiliger Glanz und ein Thron war auch hier.

V. 6. Ich fragte ihn aber, indem ich sagte: Sind hier keine Genossen der Engel?

V. 7. Und er sagte: Ja, im sechsten Himmel und darüber, wo nun keine linke Seite mehr ist, noch ein Thron in der Mitte, sondern er ist mit der Gewalt des siebenten Himmels verbunden, wo er wohnt, den kein Name nennt, und sein Auserkorner, dessen Namen verborgen ist, und den alle Himmel nicht zu enthüllen vermögen.

V. 19. Darauf nahm er mich in den sechsten Himmel empor, wo keine linke Seite war, noch ein Thron in der Mitte, sondern sie waren Alle gleich in ihrem Ansehen und in ihrem Glanz kein Unterschied.

V. 18. Hier beteten Alle den Ersten, den Vater, und seinen Geliebten, den Christ, und den heiligen Geist mit vereinter Stimme an. — pp. 121—123.

Kap. 9.

V. 1. Dann erhob er mich bis zum Aether des siebenten Himmels. Da hörte ich eine Stimme rufen: Wohin sollte er aufsteigen, der unter Fremdlingen wohnt? Ich fürchtete und zagte.

V. 2. Sie sprach von mir. Und wie ich zagte, siehe, da kam von demselben Orte eine andere Stimme, welche sagte: Laßt den heiligen Jesaia hierher aufsteigen, denn hier ist sein Kleid.

V. 3. Darauf fragte ich den Engel, der bei mir war, und sagte: Wer ist er, der mir's verbot? und wer ist er, der mich aufsteigen hieß?

V. 4. Der Engel antwortete: Der dir verbot, ist er, der über dem Glanze des sechsten Himmels wohnt;

V. 5. und der dich kommen hieß, ist Gott der Herr, der Herr Christus, der in der Welt Jesus heißen wird; aber sein Name kann nicht verstanden werden, bis daß er von der Sterblichkeit emporgestiegen ist.

V. 6. Nun nahm er mich in den siebenten Himmel empor, wo ich ein wunderbares Licht sah und Engel ohne Zahl.

V. 7. Da sah ich auch alle Heilige von Adam an.

V. 8. Den heiligen Abel und alle andere Heilige.

V. 9. Da sah ich auch Enoch, und alle seine Zeitgenossen, welche ohne das Kleid des Fleisches waren; ich sah sie in ihrem himmlischen Kleid, gleich den Engeln, welche in großem Glanze dastanden.

V. 10. Dessenungeachtet saßen sie nicht auf ihrem Throne, noch waren glänzende Kronen auf ihren Häupten. — pp. 124, 125.

Er wird belehrt, daß sie ihre Kronen und Throne der Herrlichkeit erst nach der Niederkunft des Geliebten erhalten würden:

V. 13. Denn der Herr wird nach diesen Tagen in die Welt herniedersteigen, und nach seiner Niederkunft wird er Christus genannt werden. Er wird eure Gestalt annehmen, für Fleisch geachtet werden und wird Mensch seyn.

V. 14. Dann wird der Gott der Welt offenbar werden durch seinen Sohn. Doch werden sie ihre Hände an ihn legen und ihn aufhängen am Kreuz, nicht wissend, wer er ist.

V. 15. Auf gleiche Weise wird seine Niederkunft, wie du vernehmen magst, vor den Himmeln verborgen seyn, durch welche alle er unerkannt hindurchgeht.

V. 16. Aber nachdem er dem Engel des Todes entronnen ist, wird er am dritten Tage wieder auferstehen und noch fünfhundertundfünfundvierzig Tage in der Welt bleiben.

V. 21 u. 22 werden dem Seher von einem sehr glänzenden Engel wunderbare Bücher mit wunderbarer Schrift gezeigt und erschlossen, die von den Schicksalen der Kinder Israels handeln.

V. 27 wird die Gottheit selbst eingeführt, obwohl in sehr magerer Gestalt: Dann sah ich einen stehen, dessen Herrlichkeit die der anderen übertraf und groß und wunderbar war.

V. 28. Und indem ich ihn betrachtete, kamen alle Heilige und Engel, die ich sah, gegen ihn her. Adam, Abel, Seth und alle Heilige von Alters her naheten und beteten an und priesen ihn mit vereinter Stimme. Ich selbst pries mit ihnen, und mein Preis war gleich dem ihrigen.

V. 29. Sogleich naheten auch alle Engel, beteten an und priesen ihn.

V. 30. Er nun verwandelte sich und erschien wie ein Engel:

V. 31. und jener Engel, der mich führte, sagte zu mir: Bete ihn an! und ich betete ihn an.

V. 32. Und der Engel fügte hinzu: Dies ist der Herr aller der Herrlichkeit, die du geschaut hast.

V. 33. Und indem ich noch redete, gewahrte ich eine andere herrliche Gestalt, die ihm an Ansehen sehr ähnlich war, und der die Heiligen nahten, sie anbeteten und priesen, und ich pries sie mit ihnen; aber ihre Herrlichkeit ward nicht verwandelt in eine Herrlichkeit gleich der ihrigen.

V. 34. Alsobald naheten auch die Engel und beteten an.

V. 35. Dann schaute ich den Herrn und einen zweiten Engel, die beide dastanden.

V. 36. Der zweite, den ich sah, war zur Linken meines Herrn. Ich fragte, wer er wäre. Mein Führer sagte mir: Bete ihn an, denn er ist der Engel des heiligen Geistes, der durch dich und andere Heilige spricht. — pp. 127, 128.

Kap. 10.

V. 7. Dann hörte ich die Worte des Hocherhabenen, des Vaters meines Herrn, der zu meinem Herrn Christus sprach, der hiernach Jesus genannt werden wird.

V. 8. Geh', sagte er, und steige durch die Himmel hinab; steige zum Firmament und der Welt und selbst zu dem Geiste der Hölle hinab, der aber noch nicht in die äußerste Verdammniß verstoßen ist.

V. 9. Mache dich gleich dem Ansehen Aller, die in den fünf Himmeln sind;

V. 10. der Gestalt der Engel des Firmaments, und selbst den Geistern in der Hölle sollst du dich gleich machen.

V. 11. Auch sollen die Engel der Welt nicht wissen, daß du mit mir der Herr der sieben Himmel und ihrer Engel bist.

V. 12. Dann, wann ich mit himmlischer Stimme die engelischen und glänzenden Schaaren des Himmels werde zusammengerufen, und wann ich den sechsten Himmel werde erweitert haben, daß du richten und zerstören mögest die Herrschaften, die Engel und die Götter der Welt, und die Welt selbst, die ihnen gehört, dann sollst du herrschen.

V. 13. Denn sie haben Falschheit kundgethan und gesagt: Wir sind, und außer uns ist kein Gott.

V. 14. Auch sollst du, wenn du vor den Göttern des Todes zu deinem eigenen Platze emporsteigen wirst, dich nicht verwandeln auf deinem Wege durch die unterschiedenen Himmel, sondern mit Glanz sollst du emporsteigen und dich setzen zu meiner Rechten. — pp. 130, 131.

Das eilfte und letzte Kapitel enthält eine Vision über die Geburt, die Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers in einem Stile, der immer gleiche Armuth an Einbildungskraft und Wärme verräth. Der Schluß ist ein Wunsch oder Gebet, daß das Herz des Schreibers erfreut werden möchte mit — einem Geschenke von gutem Tuche, fein in Faden und Gewebe, 12 Maß lang und 4 breit!

Unvergleichlich höher steht das Buch Henoch. Dieses Buch war in den letzten zwei Jahrhunderten oft Gegenstand kritischer Untersuchung. In der Epistel Judä wird es zum ersten Mal erwähnt. Es erhielt sich bis ins 8te Jahrhundert und war dann verschwunden, bis Scaliger in der Chronographie des Syncellus, damals noch ungedruckt, einen Theil entdeckte und ihn in seinen Noten zum Kanon des Eusebius drucken ließ. In diesem Theile war die bei St. Juda angeführte Stelle nicht enthalten. Man vermuthete längst, das Buch sey in einer Aethiopischen Version erhalten. Der berühmte Deutsche Gelehrte Ludolf suchte es aber vergebens in den nach Europa gebrachten Aethiopischen Büchern. Endlich entdeckte es Bruce auf seiner Reise in Aethiopien und brachte es in 3 verschiedenen Exemplaren nach Europa, von welchen er eines der Pariser, eines der Orforder Bibliothek überreichte und eines für sich behielt. Das Pariser Exemplar ist ungenau von Woide abgeschrieben und zum großen Theile von De Sacy übersetzt. Auch der berühmte Gesenius hat sich eine Abschrift davon genommen, um eine Uebersetzung davon zu veranstalten. Die Grundlage für die Laurencesche Arbeit bildet das zu Orford befindliche Manuskript. *)

*) Von hier an giebt der Englische Kritiker Auszüge und knüpft Bemerkungen daran. Er hat diese Auszüge nicht der Laurenceschen Englischen Uebersetzung entnommen, sondern aus der Hoffmannschen Deutschen ins Englische übersetzt, und zwar, weil, wie er gesteht, Hoffmann weit biblischer spricht als Laurence. Da nun unsere Deutschen Leser selber den Hoffmann vergleichen können, die an die Auszüge geknüpften Betrachtungen aber nichts Neues bieten, so haben wir nicht für nöthig gehalten, sie damit bekannt zu machen. Die Betrachtungen des Kritikers gehen außerdem für zwei Augen viel zu weit. Da das Buch bei den Aethiopiern gefunden worden ist, wirft er die Frage auf: wer waren die Aethiopier? und spendet uns eine Geschichte dieses Volkes. Eben so wird mit den Medern und Celten verfahren, weil zufällig dieser Völker bei Laurence gedacht wird. Unser Hauptzweck aber war, das Publikum mit der Geschichte der beiden Apokryphen und dem jetzigen Standpunkte der Kritik darüber bekannt zu machen, nicht aber mit der Geschichte der Asiatischen, Afrikanischen und Europäischen Völker des Alterthums. Der Uebers.

Malta.

Die Station Malta auf der Reise nach dem Orient.

(Schluß.)

Verlassen wir nun die Militairstadt, so kommen wir nach der Bürgerstadt Lavalette. Haben wir so eben bewundert, was die Besitzer von Malta gethan haben, um ihren Wohnort zu befestigen, so zeigen sie sich hier nicht minder emsig, ihn zu verschönern. Auf einem kegelförmigen Berge haben sie die Kunst verstanden, eine geräumige Stadt zu erbauen, mit Palästen geschmückt, von geraden und regelmäßigen Straßen durchzogen, deren Abhänge mit Geschicklichkeit planirt sind und die meist mit einer Aussicht auf das Meer schließen, ja einige sind in den Felsen hineingehöhlt und ziehen sich unter einer natürlichen Wölbung hin. Die breiten und viereckigen Häuser mit hervorspringenden Erkern rufen dem Reisenden Rom und Florenz zurück, während die terrassenförmigen, mit Geländern versehenen Dächer an Smyrna und Konstantinopel erinnern. In Lavalette ist nicht ein einziges Denkmal, das nicht eine historische Erinnerung vergegenwärtigte. Hauptsächlich aber finden sich in der St. Johannis-Kirche alle rühmliche Erinnerungen der Maltesischen Ritterschaft zusammengedrängt. Diese Kirche ist von außen betrachtet zwar schön und regelmäßig, aber nicht bewundernswerth. Der Styl ist der aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, und man findet in Rom mehrere Kirchen dieser Art. Aber im Innern muß man die Augen öffnen oder vielmehr schließen, aus Furcht, geblendet zu werden von dem Glanze der Vergoldung, der zahllosen Wappen, der Fresko-Gemälde, der Mosaik-Bilder, der herrlichen Skulpturen an den Grabgewölben. Die ganze Kirche und die Seitenkapellen sind mit Leichensteinen gepflastert, auf welchen die Namen und die Wappen der Ritter eingegraben sind, Namen aus allen Nationen, die überdies zu den sonderbarsten Zusammenstellungen Anlaß geben könnten. Der Name eines Mirabeau neben dem eines Montmorency! Jede Nation oder, um nach Malteserritter-Weise zu sprechen, jede Zunge hat ihre Kapelle und ist bemüht gewesen, sie zu schmücken. Die Französische, mit goldenen Lilien übersäet, glänzte vor allen. In dieser Kapelle hat Ludwig Philipp seinem jungen, im Exil gestorbenen Bruder, dem Grafen von Beaujolais, ein Grab geweiht. Tiefer einwärts zeigt sich die Gruft der Großmeister; ich bin da hinabgestiegen beim Scheine von Fackeln, und es schien mir, als ich mich den ruhenden Bildsäulen der Villiers de l'Isle-Adam und der La Valette näherte, daß ihre edlen und stolzen Herzen noch unter dem Metall schlugen.

Man muß den Engländern die Gerechtigkeit lassen, daß sie der übernommenen Verbindlichkeit, die Kirche zu St. Johann zu unterhalten und vor Baufälligkeit zu schützen, sich auf eine edle Weise entledigen. Diese Sorgfalt verdient um so größere Anerkennung, weil unter den sieben Zungen des Ordens gerade sie am wenigsten glänzen. Man weiß, daß die Englische Sprache in dem Zeitpunkte hier in Vernachlässigung gerieth, als Heinrich VIII. mit Rom sich entzweite und zum Oberhaupte der Anglikanischen Kirche machte. — Während ich auf den Leichensteinen wandelte, sah ich einen alten blinden Ritter, auf den Arm eines jungen Seminaristen gestützt, in die Halle treten. Er war schwarz gekleidet und trug ein weißes Kreuz auf der Brust. Nach einem kurzen Gebet vor dem Altar ließ er sich in einen Chorstuhl nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Als ich an diesem armen Greise vorüberging, konnte ich mich nicht enthalten, ihn über sein langes Leben zu beklagen. Anstatt in einem unwürdigen und ruhmlosen Daseyn dahinzuschmachten, hätten die Malteser-Ritter nicht besser gethan, an dem Tage zu sterben, wo die Revolution ihr Schwert zerbrach? — Merkwürdig schien mir noch die Wahl eines Großmeisters, welche durch genaue Gesetze bis auf die kleinsten Förmlichkeiten vorgeschrieben ist. Nicht anders als gälte es die Wahl eines Oberhauptes der Christenheit oder mindestens des Dogen von Venedig, muß der Designirte acht bis zehn Wahlstufen durchmachen. Sind die Wahlherren, die in einer Art von Konklav bis zu diesem Zeitpunkte eingeschlossen waren, einig, so wird ihr Beschluß in der St. Johanniskirche, in Gegenwart aller versammelten geistlichen Brüder, proklamirt. Ein eben so sonderbares Gesetz nöthigte den Schatz, am Tage nach geschehener Wahl jedem Bruder und Novizen drei Thaler zu geben, um das Haus des Großmeisters von der Plünderung loszukaufen.

Nach der Johanniskirche und dem Palaste des Großmeisters fallen dem Fremden am meisten die Herbergen auf, umfangreiche Paläste, die an ihrer Vorderseite noch Trümmer von Wappen zeigen und so an ihre ehemalige Bestimmung erinnern. Jede der sieben Sprachen nämlich unterhielt auf Malta ein Gasthaus, wo alle Geistliche, so wie Ritter und dienende Brüder, den Mittagstisch einnehmen durften; aus dem Schatz des Ordens empfing der Wirth eine Summe Geldes oder Natural-Lieferungen von Getraide und Oel, und da diese Unterstützung meist nicht ausreichend war, so fiel ein Theil der Unterhaltungskosten auf ihn zurück. Um ihn für diese Aufopferung schadlos zu halten, bekam er die erste vakant gewordene Stelle seiner Zunge. Die Polizei in diesen Hotels war streng. Berauschung wurde mit siebentägigen Fasten und Geißelungen bestraft, Mißhandlungen der Dienerschaft, beim ersten Mal, mit vierzigtägigen Fasten, beim zweiten Mal, mit zweimonatlicher Einkerkerung im Thurme, beim dritten Mal, mit Verlust zweier Jahre an der Anciennetät; fand Blutvergießen dabei statt, so war die Strafe noch viel härter. Wahrscheinlich aber wurden in den letzten Zeiten diese Gesetze nicht besser beobachtet als die über das Konkubinat, und glaubwürdige Augenzeugen versichern, daß die Zügellosigkeit alles Maß überschritt, als das Strafgericht unvorhergesehen hereinbrach.

Der Anblick des Hauses Paradiß, in welchem Bonaparte im Jahre 1798 wohnte, rief mir das traurige Ende des Malteser-Ordens ins Gedächtniß zurück. Das Haus ist von außen fast unbedeutend, und der Sieger versagte sich also den stolzen Genuß, im Palaste des Großmeisters sein Quartier zu nehmen. Der Parteigeist hat nicht unterlassen, Bonaparte die Art der Einnahme, welche die Capitulation vom 11. Juni und die Auflösung des Ordens herbeiführte, zum Vorwurf zu machen und sein Verfahren als perfid und unpolitisch darzustellen. Namentlich hat ein gewesener Oberst, der seine Uniform mit einem Trappistengewand vertauschte, sich zum hämischen Anwalt dieser Beschuldigung aufgeworfen. Es ist der Pater Géramb, der über Verrath und Treulosigkeit schreit, weil der Französische General, als er seiner Flotte die Landung in den Hafen und die Mittel zur Verproviantirung verweigern sah, seine Truppen ausschiffen ließ und die Einverständnisse, die er auf dem Platze unterhielt, so wie die Sympathieen, welche die Französische Revolution erweckt hatte, zum Vortheile seines Landes benutzte und sich der Insel bemächtigte. Im Gegentheil würde Napoleon einen großen Fehler begangen haben, wenn er, auf einer Expedition nach Aegypten begriffen, jenes mächtige Arsenal in seinem Rücken gelassen und den Engländern, die sich weniger gewissenhaft gezeigt hätten, als Freibeute preisgegeben hätte, welche daselbst genügende Waffen zur Befriedigung ihrer Rache gefunden haben würden. Seine ganze Kunst bestand also darin, seinen Gegnern um einige Tage zuvorzukommen. Dieser Orden hat sein Ziel gehabt, er wurde zweck- und gegenstandslos von dem Tage an, wo der Islam aufgehört hatte, Europa gefährlich zu seyn. Die Ritter selbst scheinen dies eingesehen zu haben, da der größte Theil unter ihnen seinen Posten verließ, indem sie Söldlingen die Obhut anvertrauten und an den Fürstenhöfen von Frankreich, Deutschland und Italien ihre Einkünfte verzehrten. Daß aber diese Gesellschaft schon vor der Französischen Occupation ihrer Auflösung nahe war, ergiebt sich schon daraus, daß sich kaum ein Schein von Widerstand auf jenen Wällen zeigte, an welchen alle Anstrengungen Solimans gescheitert waren. Anstatt das Beispiel seiner Vorgänger nachzuahmen, gab der Baron v. Hompesch zuerst das Zeichen zum Rückzuge, und aus den Forts wurde das feindliche Feuer nicht erwiedert; nur die Insel Gozzo unter einem Französischen Kommandanten de Mesgrigny leistete einige Gegenwehr.

Frankreich wußte dasjenige nicht zu behaupten, was es so leicht erworben hatte. Kaum waren zwei Jahre verflossen, als der General Vaubois nach einer langen und strengen Blokade sich gezwungen sah, den Engländern die Insel zu überlassen, nach der sie so lange gelüstet und in deren ungestörtem Besitze sie seitdem geblieben sind. Die Insel wurde im Anfange der ganzen Strenge des Kolonial-Systems unterworfen, bis die Englische Regierung in den letzten Jahren einsah, daß man ein milderes Regiment führen und dem erwachten Volksgeiste der Maltesischen Bevölkerung einige Zugeständnisse machen müsse. Ungeachtet der Opposition von Seiten der Tories und besonders des Herzogs von Wellington, der die Behauptung aufstellte, man müsse in Malta dieselbe Mannszucht üben wie auf dem Verdeck eines Schiffes, hat das Gouvernement mit größerer Freisinnigkeit beim Parlament in Vorschlag gebracht und durchgesetzt, daß die Censur aufgehoben und die Preßfreiheit hergestellt wurde. Freilich ist dieses Geschenk von so beschränkenden Maßregeln begleitet, daß die Benutzung desselben fast unmöglich wird. Wenige Tage vor meiner Ankunft erst war eines der Journale, die in Lavalette erscheinen, vor dem Tribunal in Untersuchung gezogen und zu einer schweren Strafe verurtheilt worden, weil es sich einen Ausfall auf die katholische Religion erlaubt hatte. Dieses Faktum ist sonderbar genug, macht aber der Gewandtheit der Britischen Regierung Ehre, daß sie auf Malta einen so ausschließlichen, zuweilen selbst übertriebenen Schutz einer Konfession angedeihen läßt, gegen die sie in England selbst kaum Duldung übt. Da die Malteser andächtig und abergläubisch wie die Italiäner sind, so sucht die Englische Politik sie durch den Eifer zu gewinnen, mit dem sie für den Unterhalt der Kirchen und Klöster sorgt. Die Straßen von Lavalette wimmeln von Mönchen in allen Farben, wie die von Ferrara und Ankona, und das Geläute der Glocken verkündigt beinahe täglich das Fest irgend eines Heiligen.

Ungeachtet der Summen, welche England in Malta auf die Unterhaltung einer bedeutenden Land- und Seemacht verwendet, ist das Elend sehr groß und dem Reisenden durch das Zuströmen von zerlumpten Bettlern, die ihn umlagern, nur zu augenscheinlich gemacht; ein auffallender Gegensatz zu den prachtvollen Palästen, die sich von allen Seiten erheben. Die Unkeuschheit trägt hier vielleicht einen traurigeren Charakter als irgendwo; denn sie ist eine von den Formen der Dürftigkeit; der Hunger ist es, der die jungen Mädchen zu diesem Gewerbe treibt, ihre blassen Gesichter und welken Züge sind die Verräther ihrer schrecklichen Entbehrungen. Malta ist im Verhältniß zur Größe seines Gebietes zu stark bevölkert, und ein Theil der Eingebornen findet nicht die Mittel zu seinem Unterhalte. Und dennoch ist der Boden von Malta merkwürdig fruchtbar, trägt die Stauden und Bäume Afrika's, z. B. die Palme, den Pisang, aber zum Unglück fehlt es dem nackten Felsen an Erde, daher die auffallende, aber nicht genügende Sorgfalt, mit der man sie schont, bewässert, anbaut. Malta befördert nach Konstantinopel Schiffsladungen mit Steinen — zum Austausch müßte ihm Konstantinopel ein wenig Erde schicken; das wäre ohne Zweifel das schönste Geschenk, welches der Sultan den Maltesern machen könnte.

Mitten in diesem Elende fehlt es dennoch nicht an Gelegenheit zum Genuß. Es giebt nichts Fröhlicheres und Belebteres, als den Anblick von Lavalette zur Abendzeit; derjenige Theil der Bevölkerung, welchen das Bedürfniß und die Arbeit während der Hitze des Tages nicht aus seiner Wohnung getrieben hat, ergießt sich dann in

Strömen auf die Straßen, die Kaffeehäuser und Kaufläden sind erleuchtet, die Schenken hallen wieder von dem Jubel der Matrosen aus allen Nationen, während die herumziehenden Banden der Musikanten und Sänger einen Schwarm von zierlichen Frauen an die Fenster und Baltone locken, so daß man sich nach Sevilla oder Cordova versetzt glaubt. Von der Seeseite ist das Gemälde noch reizender; während der ganzen Nacht sind die Häfen von Tausenden von Barken durchkreuzt, die Fanale an ihren Vordertheilen ausgesteckt haben, was eine wahrhaft zauberische Wirkung hervorbringt und vergessen läßt, daß in dieser lärmenden und fröhlichen Stadt vielleicht ein Drittel der Bewohner kein Mittagbrod gegessen hat.

Frankreich.

Die Marine-Aristokratie vor der Revolution.*)

Obgleich ich vor meiner ersten Reise nach Brest keinen Kriegshafen gesehen, so war ich doch von dem Anblick des dortigen Hafens wenig überrascht. Ich fand ihn klein, eng, ärmlich. Desto mehr erregte der Anblick der Brester Bevölkerung mein Staunen. Ich fand ein Volk, bei dem ich vergebens einen eigenthümlichen National-Charakter suchte, und dem überhaupt nichts von dem glich, was ich bis dahin gesehen. Es waren weder Europäer, noch Asiaten, noch Afrikaner, aber etwas von allem diesen zugleich. Brest hatte in seinem Hafen so viele jener großen von Renegaten aller Völker wimmelnden Geschwader aufgenommen, daß seine Bevölkerung bleibende Spuren davon behielt und eine Musterkarte aller Nationen, aller Farben und Klimate darstellte, vom thranichten Lappländer bis zum Neger der Feuerküste, vom überfirnißten Chinesen bis zum Mohikaner der großen Seen.

Trotzdem gab es um 1789 in Frankreich keine andere Stadt, in der die Adels-Vorurtheile noch so fest wurzelten. Revolutionaire Ideen machten hier wie überall Fortschritte, aber ohne den aristokratischen Despotismus der Marine zerstören zu können.

Dieses Corps theilte sich damals in zwei streng geschiedene Kategorieen, deren eine, an Zahl, Vermögen und Einfluß die stärkere und aus dem Adel rekrutirt, das sogenannte „große Corps" bildete, während die andere, fast unbemerkt, arm und verachtet, aus den Abenteurern bestand, die der Zufall oder auch das Verdienst aus der Klasse der Steuermänner emporgehoben und die man mit dem Namen: „die blauen Offiziere" bezeichnete.

Ehe sie in das „große Corps" aufgenommen wurden, mußten die Söhne adliger Familien die Schule der Flaggen-Garde durchmachen, die, sehr seltene Ausnahmen abgerechnet, ihnen allein offen stand. Diese einer sehr schlaffen Disziplin unterworfene Schule war für Brest eine Quelle beständiger Unordnungen. Nichts vermochte diese verdorbene, eitle Jugend zu zügeln, die, auf dem väterlichen Gut an die höfische Kriecherei zitternder Vasallen gewöhnt, nun auf einmal ohne Führer, mit einer Uniform und einem Degen, mitten in die Ausgelassenheiten des Seelebens hineingeworfen ward. Bei den alten Offizieren war der Uebermuth des Adelstolzes wenigstens durch Erfahrung und gesunden Menschenverstand etwas gemäßigt; die Reibungen der Welt hatten das Verletzende desselben abgestumpft; das Alter kühlte die Gluth der Leidenschaften; bei diesen Kindern konnte man das nicht erwarten. Ihre Eitelkeit äußerte sich in ihrer ganzen Naivetät; sie machten sich aus ihrer Frechheit eine Ehrensache; sie setzten einen Vorzug darein, sich unausstehlich zu machen, und dünkten sich nie unverschämt, nie grob genug.

Daher waren sie auch in der Stadt unumschränkte Herren und betrugen sich darin wie Eroberer. Alles, was nicht, wie sie, rothe Hosen und Strümpfe trug, ward von ihnen angefeindet. Der Bürger hatte nicht bloß die Aeußerungen eines verachtenden Stolzes zu ertragen, sondern die täglichen Kränkungen und Neckereien aufsichtsloser Schüler, Beleidigungen von solcher Art und Menge, wie sie die Fugen der solidesten Geduld auseinanderreißen müssen.

Da gab es kein Mittel, diesen Angriffen auszuweichen; sie bedrohten den Bürger überall, auf den Promenaden, im Theater, ja im eigenen Hause. Besonders des Nachts war Keiner davor sicher. Oft ward man im besten Schlafe von einer weinerlichen Stimme geweckt, die einen bei Namen rief. Man lief ans Fenster, und kaum hatte man den Kopf herausgesteckt, als eine Bürste einem das Gesicht mit Oel einseifte, unter schallendem Gelächter der Marine-Kadetten, welche dem Barbier die Leiter hielten. Ein andermal fand man beim Aufstehen früh Morgens weder Thür noch Fenster zur ebenen Erde, Alles war während der Nacht vermauert worden. Hier hatte man Schilder vertauscht, so daß z. B. das Schild einer Hebeamme unter den Fenstern einer Pensions-Anstalt für junge Mädchen zu lesen war; dort hatte man eine Laterne in den öffentlichen Brunnen hinabgesenkt, während der Eimer des Brunnens an dem Pfahl der Laterne hing.

Doch beschränkte sich der Uebermuth der Flaggenwächter nicht auf diese individuellen und versteckten Späße; zuweilen traf er auch die ganze Bevölkerung. So verabredeten sie einmal unter sich, daß an dem und dem Tage kein Theater seyn solle, und wenn Du dann mit Deiner Tochter oder Frau kamst, um das Stück zu sehen, standen zwei von diesen Herren an der Thür, die Mütze über die Ohren, den Degen in der Hand, und riefen Dir ganz ruhig entgegen: „Man wird nicht eingelassen!" wobei sie Dir die Degenspitze dicht vor die Nase hielten, so daß einem nichts übrig blieb, als umzukehren. — Ein andermal war ein öffentlicher Spaziergang auf diese Weise versperrt; denen, die vorübergehen wollten, rief man entgegen: „Die Marine-Wächter wollen promeniren, Monsieur!" Und man mußte sich zurückziehen.

Früher war dieser Uebermuth noch weiter gegangen; die höheren Offiziere hatten selbst das Beispiel dazu gegeben. Man spannte in den Quergassen Netze aus, in welchen man die jungen Mägde fing, die des Nachts mit Laternen ausgingen, um ihre Herrschaften zu holen, und ließ sie nicht eher als am folgenden Morgen los. Selbst die Damen konnten sich des Nachts nicht auf der Straße zeigen, ohne sich Beschimpfungen auszusetzen. Die Tochter eines Kaufmanns auf der Straße der „sieben Heiligen" wurde bei der Heimkehr vom Abendgebet entführt, und als man sie acht Tage später ihrem Vater wiedergab, war sie wahnsinnig! Dieses Mal machte die Sache Lärm; das Volk murrte; man fand den Spaß etwas zu stark, und die Chefs wollten an den vier Offizieren, welche sich die Entführung erlaubt hatten, ein Exempel statuiren. Sie bekamen Arrest und wurden verurtheilt, die Tochter des Kaufmanns auf ihre Kosten ins Hospital zu geben.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß ein Fregatten-Capitain, der nach Indien abging, seine Gläubiger an Bord versammelte, den Anker lichten ließ und sie erst zwanzig Meilen von Brest ans Land setzte, nachdem er ihm Quittungen über ihre Forderungen ausgestellt. Dieses Bubenstück blieb unbestraft.

Wenn schon das Benehmen der Offiziere von der Art war, so kann man sich daraus einen Begriff von dem der Matrosen machen. Der Uebermuth der Chefs diente dem ihrer Leute zum Muster und zur Entschuldigung. Mannschaften, die eben von einer Seefahrt zurückkehrten, bemächtigten sich der Stadt, wie eines geenterten Schiffes. Dann mußte man die Kinder und Frauen in Sicherheit bringen, die Fenster zumachen, die Vorhänge herablassen; denn der Blick konnte nicht auf die Straße fallen, ohne einem blutigen oder obscönen Schauspiel zu begegnen. War es aber erst Nacht geworden, dann hörte man nichts als wüthendes Geheul, Mordgeschrei und das Toben der Trunkenbolde. Die Stadt ward dann eine Mörderhöhle. Die Matrosen und die Soldaten schlugen sich in jeder Quergasse, ohne daß Jemand daran dachte, diesem Unwesen Einhalt zu thun, und ohne daß der friedliche Bürger etwas so Alltägliches seiner Beachtung würdigte. Nur am anderen Morgen blieben die Milchfrauen, die vom Lande hereinkamen, einen Augenblick bei den Leichnamen stehen, welche die Orgie auf dem Schlachtfeld zurückgelassen, und sagten wohl: „Es sind gewiß Königliche Schiffe im Hafen", während der Bürger, vor dessen Haus der Mann gefallen war, die Schwelle und das Pflaster reinigen ließ und sich dann ruhig frühstücken setzte.

Ich habe schon gesagt, dieser Zustand der Dinge änderte sich um 1789. Das Marine-Corps mußte wohl etwas vorsichtiger gegen die Einwohner werden, die nicht mehr so geduldig wie früher waren. Doch die Trennung zwischen dem „großen Corps" und den Offizieren ohne Geburt blieb dieselbe; es waren immer die „blauen Offiziere" oder die „Eindringlinge", wie man sie nannte: Männer von Eisen, die, unbekümmert um den Verruf, der auf ihnen lastete, ihren Weg vorwärts gingen, deren Muth und Talent den Spöttereien zum Trotz tagtäglich zunahm, und die sich den Zugang in das aristokratische Corps wie auf das Verdeck eines Englischen Schiffes gebahnt hatten, die Pistole in der Faust und die Axt in der Hand. (Schluß folgt.)

*) Aus Souvestre's eben erschienenen „Mémoires d'un Sansculotte bas-breton", in welche auch die früher von diesem Verfasser mitgetheilten Artikel: „die Schreckenszeit in der Bretagne", „die Französische Provinz vor dem Ausbruch der Revolution" u. s. w. (vgl. Nr. 133 des vorjährigen und Nr. 15 und 16 des diesjährigen Magazins) aufgenommen sind.

Mannigfaltiges.

— Professor Fries in Schweden. Als einen empfindlichen Verlust für die Wissenschaft betrachten die Schweden das zu Ende des vorigen Jahres erfolgte Ableben des Professors der Naturwissenschaften, Dr. B. F. Fries in Upsala. Obwohl erst 40 Jahre alt — Fries war im J. 1799 in der Provinz Schonen geboren — hatte der Verstorbene doch schon einen so bedeutenden Ruf in seinem Vaterlande erlangt, daß man in ihm bereits einen zweiten Linné erblickte. Er hatte seine Studien mit der Rechtswissenschaft begonnen, ging jedoch von derselben, die ihn nicht zu fesseln vermochte, zur Medizin über und ward, nachdem er den Doktorgrad sich erworben, Regiments-Arzt bei den Garde-Dragonern von Schonen, von welcher Stellung er, zur Anerkennung seiner Verdienste um die wissenschaftlichen Museen in Lund und Stockholm, die er durch merkwürdige neue Sammlungen (namentlich von Präparaten aller Arten Thiergehirne) bereichert hatte, im J. 1828 als Lehrer der Naturgeschichte an die Universität Upsala versetzt wurde. Von dort aus hat er seitdem für den Ruhm und seine Wissenschaft auf gleiche Weise gewirkt, bis ihn der Tod beiden viel zu früh entrissen hat.

— Peninsular-Magazin. Unter diesem Titel wird in London eine neue Englische Vierteljahrsschrift angekündigt, welche die Kenntniß der Literatur des südlichen Europa's, namentlich aber Spaniens und Portugals, im nördlichen mehr verbreiten soll. Als Herausgeber dieser Zeitschrift wird Dr. H. de Lazeu genannt, der in England als Kenner der Spanischen Sprache und Literatur sehr geschätzt wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Dienstag den 21. April 1840.

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.*)

I. Erster Eindruck von Venedig.

Ich hielt mich nur kurze Zeit in Padua auf; meine Sehnsucht rief Venedig, Venedig! und zog mich unwiderstehlich hin. Der Weg ging längs der Brenta. Auf jeder Seite zog sich eine Reihe von Ulmenbäumen hin, an welchen der Weinstock in Guirlanden von Baum zu Baum hing. Diese Weinbekränzung und die ungemein üppige Vegetation geben der Gegend ein sehr reiches und festliches Ansehen, welches auf das auffallendste mit der Verheerung kontrastirt, die hier über Allem gewaltet hat, was der Menschenhand seine Entstehung verdankt. Man sieht ausgedehnte Paläste, wohin nur das Auge sich richtet; sie stehen in der Mitte von ungeheuren verwilderten Gärten. Und welche Paläste! Es offenbart sich in ihnen ein solcher Geschmack in der Anordnung und ein solcher Reichthum an Zierrathen, daß sie wie lauter Fürstenschlösser aussehen. Aber die Zerstörung hat an ihnen genagt. Hier ist ein Theil des Daches eingesunken, dort hängt ein Thürflügel nur in einer Angel und klafft auf; Scheiben fehlen fast in allen Fenstern, und das Unkraut wächst üppig im Hofe; die Gebäude stehen fast alle unbewohnt, ein tiefes Schweigen brütet über ihnen. Es liegt etwas so seltsam Ergreifendes darin, ein stolzes Menschenwerk in Ruinen zu sehen, daß man es selbst hier in diesem wunderschönen Lande empfindet, wo doch alles Andere zur Freude aufzuheitern scheint. Wenn man ein Monument sieht, welches menschliche Eitelkeit gründete und auf welches die Hoffnung einer Verewigung sich stützte, wenn man ein solches Monument sich dem Untergang nähern sieht, dann merkt man erst recht deutlich, wie nichtig unser ganzer Stolz, wie nichtssagend alle unsere Hoffnungen gewöhnlich sind. Es ruht ein so tragischer Ausdruck über dieser ganzen zusammengesunkenen Herrlichkeit der Vorzeit, daß die Einbildungskraft auch die blühende, festliche, üppige Natur darin reflektirt. Das reiche, geschmückte Aussehen derselben drängt sich dann der Phantasie ebenfalls als der feierliche Anblick der Trauer auf; es ist, als wenn die Natur sich in ihren Festanzug gekleidet, um ihren tiefen Kummer zu feiern. Freilich kommt man hier und da nach langen Zwischenräumen an Lustschlössern vorbei, — sie verdienen in Wahrheit den Namen von Schlössern, die noch vollkommen erhalten sind, — aber der angenehme Eindruck, den eine solche Erscheinung hinterläßt, ist zu unbedeutend, um gegen die tragische Stimmung zu kämpfen, welche durch die deutliche Spur einer fast allgemeinen Zerstörung hervorgerufen wird. Gegen Abend traf ich in Maestro ein. Hier verläßt man den Wagen, um sich nach Venedig einzuschiffen. Ich trat in ein Wirthshaus, um dort zu verweilen, bis das Boot in Ordnung gebracht worden, das mich überfahren sollte. Ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit kam mir entgegen; es war das Wirthshausmädchen, ein bloßes Aufwärtermädchen, aber es war Seele in dem großen ruhigen Auge, Lieblichkeit in der Bewegung und Adel in der Haltung, Etwas, was man bei Frauen dieses Standes niemals in unserem Norden findet und was keinesweges in Italien ungewöhnlich ist.

Als wir bei den Lagunen ankamen, war die Nacht nahe. Dunkle Gewitterwolken hingen drohend über dem Adriatischen Meere; der Wind blies kalt und feucht und nahm jeden Augenblick zu. Die Segel wurden aufgespannt, und das Boot schnitt schäumend durch die Wellen. Bald brach das Gewitter aus. Erst einige schwere Regentropfen, darauf ein rothes Leuchten, dann ein donnernder Schlag und nun ein blendender, bläulicher Blitzschein nach dem anderen. Venedig, das auf der anderen Seite der Lagunen lag, hatte sich bisher unserem Blick entzogen, eingehüllt in nächtliches Dunkel; aber jetzt, als das Blitzlicht in dieses hineinbrach und es zerriß, zeigte es sich in den erhellten Augenblicken in einiger Entfernung wie ein Bild: große lange Häusermassen mit einigen Kuppeln und Thürmen, eine Erscheinung, die so lustig aussah, als wenn sie aus einer Laterna magica käme. Der Wind nahm zu; immer stärker peitschte er die unwilligen Wogen, die stürmisch und wild vorbeijagten, wie schnaubende Pferde. Ab und zu schlugen sie an den Bord und kamen ins Boot. Das Adriatische Meer hatte sich diesen Abend in ein wildes Gewand gekleidet; es war, als wenn es den Fremden zeigen wollte, daß es jetzt nicht mehr des Dogen gehorsame Braut wäre, sondern sich in Freiheit tummeln könnte. Jetzt schoß der Nachen zwischen zwei hohe Wände von Häusern hinein, und wir befanden uns in dem großen Kanal, der Venedig durchschneidet.

Wir waren in Venedig, und noch war es zeitig am Abend, aber dessenungeachtet herrschte ein vollkommenes Schweigen, eine Stille, die kaum größer in der Palmenstadt der Wüste seyn kann. Die einzige Spur von Leben war dann und wann eine vorbeieilende Gondel, deren Erscheinung einen eigenen Eindruck machte, denn sie näherte sich und zog vorbei, ohne daß der Laut eines Ruderschlages sich hören ließ, als wenn sie sich durch eigene Kraftanstrengung fortbewegte; außerdem deutete ein schwacher blasser Schimmer, der bisweilen aus einem Fenster hervordrang, auf menschliche Gegenwart. Unser Boot glitt unter einem hohen, breiten Bogen hin, es war der Rialto. Auf der Brücke befinden sich zwei Reihen Buden, in welchen Juden ihren Verkauf haben. Wie oft sind nicht vergnügungssüchtige und geldbedürftige Nobili hierher geflüchtet, um sich das Mittel zu ihren Zerstreuungen zu verschaffen! Und der edle Verein auf der Brücke wollte für sich nur recht viele Prozente; auf Sicherheit sahen sie nicht so genau, sie gaben ihr Geld hin, und auf ihre Verschwiegenheit konnte man sicher rechnen — edle, schweigsame Seelen, von denen man sich auch hier einige in Christiania wünschen könnte.

Vom Rialto bis dahin, wo der große Kanal endet, in der Nähe des Dogen-Palastes, wird derselbe auf beiden Seiten von lauter Palästen begränzt. Einer von meinen Ruderleuten nannte mir die Namen von mehreren derselben: Foscari, — Tiepolo, — Barberigo, — Grimani, — welche Namen — Namen, von denen jeder sein tausendzüngiges Echo hat; die sich ernst gebietend wie ein Donner bewegt haben, welcher längs den fernen Bergen durch die Jahrhunderte hinrollt. Ich dachte an diese Namen und sah auf die Paläste. Aber dort war Alles leer und dunkel; sie sahen mehr aus wie Grabstätten, als Wohnungen. Ich dachte auch daran, wie munter es einst in früheren Tagen auf dem großen Kanal ausgesehen; ich dachte an die Regatta und sah nach den Balkonen hinauf; von dort hatten Venedigs Schönen bei solcher Gelegenheit den Kämpfenden Aufmunterung zugeweht, jene sanften, vollen, warmen Venetianerinnen, deren Bilder Titian's Pinsel uns hinterlassen; dort hatte vielleicht auch Desdemona gestanden, umringt von ihren Gespielinnen, alle strahlend von Schönheit und Diamanten; Desdemona, deren kleine, warme, weiche Hand Othello's ganze brennende zügellose Eifersucht erweckte. Aber bald hielt das Boot still; wir befanden uns vor dem Hôtel de l'Europe, in welchem ich einzukehren gedachte.

Obgleich ich mich müde fühlte, wollte ich mich doch nicht zur Ruhe begeben, ohne erst den Markusplatz besucht zu haben; ich ließ mich also dorthinführen. Es war früh am Abend, aber der Markusplatz war leer, — denke Dir, Leser, der Markusplatz leer! Die Zeit hat selbst den Markusplatz leblos gemacht.

II. Ein Abend auf den Lagunen.

„In Venice Tasso's echos are no more" *), so sang der große Barde, der von allen Neueren Venedig am besten kannte, er, dessen tiefste Töne hier erwachten; sie klangen vom Palaste Foscari aus und wogten über Europa. Ein ganzes Jahr konnte er vom Balkon dieses Palastes jeden Morgen den besten Theil von Venedig, dieser größten und schönsten Ruine, überschauen, und jeden Abend — nein, da wiegte er sich in der Gondel neben der sanften, schönen Gräfin Guiccioli mit den klaren Himmelsaugen, o, der glückliche Barde! Und welches Herz hätte stärker für Venedig schlagen können als seines? Er selbst war ein Genius, eben so groß und prachtvoll und seltsam als dieses Venedig, und er selbst war, wie dieses, vom Schicksal geschlagen, ein anderer vom Blitz getroffener Koloß; von jedem überhängenden Balkon, aus jedem hohläugigen Fenster mußte Sympathie ihm entgegenblicken. Doch so ist der Unterschied zwischen dem Menschen und seinen Schöpfungen: Venedig trug damals dasselbe unveränderte tragische Kleid wie heute, und er, der Barde, stand, obgleich vom Schicksal getroffen, noch ein in seinem ganzen Stolze drohender Titan, und jetzt, jetzt ist es schon lange her, daß er in Missolonghi

*) Indem wir diesen Namen in die Deutsche Lesewelt einführen, glauben wir eine Pflicht zu erfüllen, die wir dem jetzt geistig emporstrebenden Germanischen Schwesterlande der alten Normannen schuldig sind. Man wird aus diesen Skizzen ersehen, daß Künstlernaturen, wie Dahl und Steffens, nicht bloß von Norwegen zu uns herübergekommen, sondern dort auch noch heimisch geblieben sind.

*) In Venedig hört man Tasso's Lied nicht mehr. Byron.

unterlag; o, der große, unglückliche Byron! — — In Venice Tasso's echos are no more sang er, und er sang Wahrheit. Tasso's Lied hat auf dem Kanale aufgehört, der Gondoliere kennt es nicht mehr. Ueberhaupt ist Tasso's Name nicht mehr in Italien populair; nur noch in Ferrara, denn dort findet man eine Menge Bettler, begierig, einige Schillinge zu verdienen, indem sie den Fremden nach dem alten Schlosse hinführen, und in dem Schloß einen Custode, nicht minder begierig, seine Mark zu erhalten, indem er das Gefängniß zeigt, wo Tasso wahnsinnig wurde, weil er sich erdreistet hatte, zu lieben — eine Fürstin zu lieben! — Tasso's Lied hat auf dem Kanal aufgehört, aber glaubet deshalb nicht, daß alle Musik mit ihm geflüchtet ist; nein, an den ruhigen mondklaren Abenden klagt manche einsame Guitarre von dem blanken Spiegel auf, und oft hört man volltönende reiche Instrumental-Chöre. Und nirgends klingt Musik auf dem Wasser sanfter und lindernder als hier! Sie ergießt ihren süßen Schmerz in einen anderen — in den, der durch das Tragische hervorgerufen wird, welches sich in der ganzen Umgebung ausspricht — sie benimmt ihm das Bittere und Nagende, und das Herz klopft wieder stärker, aber es schlägt in wehmüthiger Lust.

* * *

Der Abend war kühl und schön. Ich hatte eine Tour nach dem Lido mit einem Bekannten verabredet, den ich unerwartet hier getroffen. Nachdem er sich in dem Hotel eingefunden, wo ich wohnte, mietheten wir eine Gondel und ruderten davon. Venedig war ruhig. Wir kamen an der Piazetta vorbei, doch die Piazetta war öde; man sah dort kein lebendiges Wesen; die zwei Marmorbilder standen allein da, wie bleiche Gespenster, jedes auf seiner Säule; St. Theodor mit Schild und Speer, wie ein Außenposten für die Geister der Nacht hingestellt; der geflügelte Löwe, als wenn er eben bereit wäre, eine nächtliche Runde über die ganze weit ausgedehnte Küste zu beginnen, welche er einst durch sein Siegesgebrüll zum Zittern gebracht hat. Im Dogen-Palast war Alles dunkel und schweigsam; nur in einem der offenen Gänge zog sich ein Schatten hin und her; wer konnte es wohl seyn, der um diese Zeit des Abends dort wandelte? Kurze Zeit nachher glitt unsere Gondel unter dem Spiegel eines großen Wachtschiffes hin, eines Linienschiffes, das am Eingang des Hafens liegt. Es brannte Licht in der Kajüte. Vielleicht saß der Capitain dort drinnen auf den Arm gestützt und träumte vom Wechsel der Zeit; der Capitain hieß Dandolo, derselbe, der später von Hafen zu Hafen im Orient auf einer Oesterreichischen Fregatte gesegelt ist, um zu zeigen, wie eine Kaiserlich Königliche Flagge aussieht; ein Nachkomme des großen Dandolo, der Konstantinopel eroberte. Außer dem matten Schein, der aus den Kajütenfenstern drang, war jede Spur des Lebens verschwunden; man sah nicht einen Menschen auf dem Verdeck. Die Kanonen streckten ihre schwarzen Hälse aus den Pforten; o, welche ehrfurchtgebietende Kraft, die sich in einem Kriegsschiff offenbart! Selbst wenn es ganz still und leblos daliegt, welch eine schlummernde Kraft! In seiner Nähe hat man die Empfindung, als wenn man vor einem Gitter steht, hinter welchem grimmige Thiere schlafen.

Als wir beim Lido ankamen, ließen wir die Ruder einige Augenblicke ruhen, ehe wir uns auf den Rückweg begaben. Venedig lag in der Ferne mit seinen stolzen Mauerkronen, deren Spitzen erglänzten und schimmerten. Näher nach uns hin, etwas zur Rechten, war der öffentliche Garten, den die Franzosen unter Napoleon angelegt haben. Ja, er hat große Dinge ausgerichtet, dieser kleine Korsikaner, dieser kleine Korporal! Jedes öffentliche Monument, das in neuerer Zeit im nördlichen Italien entstanden ist, hat sich auf seinen Wink erhoben. Ein bläulicher Duft schwebte über den Laubumrissen des Gartens; die Bäume schlossen sich so undurchdringlich und dicht an einander, als wenn sie ein großes Geheimniß in ihrem Innern bergen wollten. Noch näher lag die Lagune, schlummernd, ruhig und lächelnd, wie in einem schönen Traum; sie ließ sich ohne Widerstand von der stillen hellen Nacht umarmen. Die Lagune war ruhig, während ihre alte Mutter, das ferne Meer, in Klagen ihren Schmerz ausstieß; ein dumpfes Brausen erfüllte die Luft. Was hat das unruhige Meer denn begangen, was es nie vergessen kann, was es ununterbrochen so plagt?

Wir glitten wieder auf heim zu, da hörten wir plötzlich leise Gesangtöne, und wir bemerkten fern hin auf der Fläche ein Boot. Die Töne wuchsen und entfalteten sich, bis sie zuletzt in ihrer vollen Kraft ausbrachen. Es war eine herrliche, eine starke, klangvolle weibliche Stimme. Und sie kam aus der Tiefe, diese Stimme! es war Etwas in ihr, eine Mischung von Seele und Leidenschaft, die sie Einem durch das Blut rinnen ließ, wie ein ernstes und doch angenehmes Grausen: ein Dämon und ein Engel umarmten sich in ihr. Wer konnte es seyn, der seiner Begeisterung hier um diese Zeit Luft gab? — Erst nachdem die Gondel längst in dem Dunkel der Nacht wieder verschwunden, verstummten allmälig die Töne.

Frankreich.

Die Marine-Aristokratie vor der Revolution.

(Schluß.)

Als ich Brest besuchte, zeigte man mir einen alten Capitain, welcher in seinem Leben sechzig Englische Schiffe (darunter die stärksten und größten) gezwungen, die Segel vor ihm zu streichen, und zweiunddreißig in vierzig Gefechten empfangene Wunden zählte; er hatte zwei Söhne, die seit kurzem die Schule der Marinewächter verlassen hatten und auf einmal aufhörten, ihn zu sehen; der Greis machte ihnen Vorwürfe, sie schlugen verlegen die Augen nieder, endlich auf die wiederholten Fragen des alten Seemanns antwortete einer von ihnen: „Was wollen Sie, lieber Vater? Man hat uns zu verstehen gegeben, daß wir Sie nicht mehr sehen könnten! ..... Sie sind einer von den „Blauen“.

Aber auf diese Kränkungen beschränkte sich der Haß der Offiziere des „großen Corps“ gegen die Eindringlinge nicht; zuweilen äußerte er sich auf noch niedrigere Weise. Der Capitain Charles Cornic ist ein Beispiel davon.

Dieser Name ist wenig bekannt, und da er mir gerade in die Feder geräth, so will ich etwas mehr von ihm sprechen. Dies bietet mir zugleich die beste Gelegenheit, einen Blick in das Treiben der damaligen Marine thun zu lassen und zugleich eine jener unbekannten Größen ans Licht zu ziehen, über welche, wie über Goldkörner, die sich im Staub verloren, ein Jahrhundert hinwegschreitet, ohne sie zu sehen.

Charles Cornic war aus Morlaix gebürtig. Noch ganz jung kommandirte er die Korsaren seines Vaters und durchschiffte die Indischen Meere, wo er die Engländer schlug und den Handel der Compagnie beeinträchtigte. So fingen damals alle jene großen Seeleute an, die, wie Jean Bart, Dugay-Trouin und Désessarts, auf ihr Wappen nichts als einen Kompaß und einen Pistolengriff einzugraben hatten. Charles Cornic machte sich so furchtbar, daß der Marine-Minister, der diesen Namen fortwährend wiederholen hörte, die Probe mit ihm zu machen beschloß. Aber ihn so von vorn herein zum Offizier der Königlichen Marine zu ernennen, ohne daß er einen anderen Anspruch darauf hatte, als seinen Ruhm, das wäre eine Unregelmäßigkeit gewesen, die den ganzen Adel empört hätte. Der Minister wagte nicht, sich einen solchen Mißbrauch der Macht zu erlauben. Er gab Cornic das Kommando der Fregatte „Félicité“ mit dem Amt eines bloßen Lieutenants, welches ihn außerhalb des Marine-Corps ließ.

Cornic kümmerte sich wenig darum. Er hatte ein Schiff unter seinen Füßen und die Französische Flagge zum Aufziehen; mehr wollte er nicht. Er segelt ab, um den „Robuste“ zu eskortiren, der nach Martinique fuhr, begegnet dem Englischen Korsaren „der Adler“, der 28 Kanonen an Bord hat, greift ihn an, entert ihn und nimmt ihn nach einem halbstündigen Gefecht. Auf der Rückkehr nach Frankreich, als er eben in Brest einlaufen will, findet er die „Iroise“ blokirt von einem kleinen Englischen Geschwader. Cornic versammelt seine ganz aus Bretons bestehende Mannschaft und redet sie in ihrer Sprache an: — „Jungens, wir haben hier unter dem Winde ein — Linienschiff, eine Fregatte, eine Korvette, die uns nicht Platz machen wollen; aber das Meer und die Sonne gehören Jedermann. Ihr habt gewiß Eile, Eure Mutter zu umarmen und Eure Freundinnen den „Pardon“ tanzen zu lassen; wir wollen unseren Weg gerade hindurch wie tapfere Bursche, und ohne hinter uns zu sehen. Hinter uns liegt das Meer, vor uns das Land. Auf den Schwächsten zuerst, legt den Haken an die Korvette, und dann wollen wir weiter sehen.“

Ein fröhliches Hurra! antwortete ihm; Jeder trat an seinen Posten. Die „Félicité“ begegnete zuerst der Fregatte „die Themse“, die ihr zwei Ladungen schickte, welche sie erwiederte; nachdem sie dann vorübergefahren war und das Feuer des „Alciden“ ausgehalten hatte, fiel sie mit allen Segeln über die Korvette „der Rumbler“ her. Dieser, der so von seinen zwei Gefährten abgeschnitten war, schickte seine Ladungen und wollte dann so manövriren, daß er hinter das Feuer der Englischen Schiffe kam, aber ehe er sie erreichen konnte, war die „Félicité“ dicht an ihn herangekommen und feuerte auf ihn los. Ein furchtbarer Donner, begleitet von lautem Geschrei, ließ sich hören, und nachdem der Dampf, der die Korvette umhüllt, sich zerstreut hatte, sah man sie, ihrer drei Masten beraubt, langsam in den Grund sinken.

Indeß kam der „Alcide“ dem „Rumbler“ zu Hülfe. Cornic benutzte die Verwirrung und Verzögerung, welche dieses Manöver verursachte, um die feindliche Fregatte mit seinem Feuer zu überziehen. Er hätte sie wie die Korvette in Grund gebohrt, wenn nicht der „Alcide“, welcher seine Boote hatte ins Meer laufen lassen, um die Mannschaft des „Rumbler“ zu retten, plötzlich umlegend, sich an die linke Seite der „Félicité“ gelegt, welche sich so zwischen zwei Feuern befand. Nun ward das Gefecht zum Blutbad. Das Englische Linienschiff, das die Französische Fregatte mit der ganzen Höhe seiner Batterieen beherrschte, glich einem ausbrechenden Vulkan und überschwemmte sie mit einem Kartätschenregen. Man athmete in einer Atmosphäre von Schwefel, Feuer, Eisen und Blei. Der Rauch und der Donner des Geschützes machten Sehen und Hören unmöglich. Der durch so viele Erschütterungen zurückgeschlagene Wind war nicht mehr zu spüren; die Segel hingen schlaff an den Mastbäumen, das Meer hatte, wie erschrocken, seine Wogen fallen lassen, und das Fahrzeug gehorchte nicht mehr dem Steuerruder.

Auf einmal nimmt das Feuern ab, hört endlich auf; Cornic sieht um sich; ein Proviantmeister kommt: „Capitain“, sagte er, man bekommt keine Befehle mehr; alle Offiziere sind getödtet.“ Der Capitain springt auf .... In diesem Augenblick zerreißt eine Kugel das Tau der Französischen Flagge, welche verschwindet. „Wir haben das Segel gestrichen!“ ruft ein Matrose. Dieser Ruf wiederholt sich in der Batterie, und die Französischen Kanoniere werfen ihre Lunte ins Wasser. Die Engländer, welche die Kanonen der „Félicité“ nicht mehr hören und ihre Flagge nicht mehr wehen sehen, glauben, sie habe sich ergeben, und hören auf zu feuern. Aber Cornic hat Alles gesehen; er läuft in die Kajüte, kommt mit einer neuen Fahne zurück, zieht sie selbst auf, und zwei Pistolenschüsse auf die neben ihm stehenden Kanonen abfeuernd, ruft er: — „Feuer, Jungens! Euer Capitain und Eure Flagge sind auf ihrem Posten; an Eure Stücke, und Feuer! so lange ein Mann an Bord ist!“

Die Seeleute gehorchten, und die Schlacht begann aufs neue, noch blutiger, noch schrecklicher, aber sie hörte bald auf. Müde eines so langen Kampfes, räumen die beiden Englischen Schiffe, besiegt und beschädigt, das Feld und erreichten in leckem Zustand und mit ihren Nothsegeln Plymouth, während die „Félicité", schwarz von Pulver, mit zerbrochenen Flaggenstücken, aber mit vollen Segeln in Brest einlief.

Als nun Cornic zur Belohnung für dieses wunderbare Gefecht zum Schiffs-Lieutenant ernannt ward, suchten erst die Marine-Offiziere sich dieser Ernennung zu widersetzen; als dies vergebens war, „legten sie ihn in Quarantaine", d. h. sie weigerten sich, mit ihm umzugehen, ihn zu grüßen und mit ihm zu sprechen.

Um jene Zeit blokirte der Admiral Rodney mit einem beträchtlichen Geschwader Havre de Grâce. Bald fehlte es in diesem Hafen an Munition. Um ihm dieselbe zukommen zu lassen, mußte man mit zwei Schiffen mitten durch die Englische Flotte fahren: ein Unternehmen, das tausend Möglichkeiten des Todes gegen eine des Erfolgs bot. Cornic wurde beauftragt, es zu versuchen, und dies Mal verhielten sich die Offiziere des großen Corps ganz still; sie hofften, endlich für immer von diesem kühnen Abenteurer befreit zu werden, dessen Triumphe ihren Schlaf störten.

Cornic aber sollte ihre Erwartung noch einmal täuschen. Nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, segelte er von Brest ab und erreichte vor Tagesanbruch das feindliche Geschwader; um die Wachsamkeit desselben zu täuschen, hatte er die Englische Flagge aufgezogen und verfolgte zum Schein die unter Französischer Flagge vor ihm fliehende „Agathe"; so machte er sich ungehindert Bahn mitten durch die Engländer, die ihn für einen der Ihrigen hielten, und als er auf der Höhe ihrer letzten Linie war, zog er die weiße Flagge auf, feuerte zwei Salven ab und lief in Havre ein.

Der Lohn für diesen neuen Erfolg ließ nicht auf sich warten; nach acht Tagen erfuhr er, daß das Kommando seiner Fregatte ihm genommen sey! Empört kehrte er in seine Heimat zurück, mit dem Schwur, nie wieder einen Fuß auf ein Schiff des Königs zu setzen.

Indeß war er zu jung, um eine so glänzend begonnene Laufbahn so früh aufgeben zu können. Die Kaufleute der Bretagne wollten ihn für die Ungerechtigkeiten der Regierung entschädigen; sie ließen auf ihre Kosten das Schiff „der Prometheus" erbauen und ausrüsten und machten ihn zum Befehlshaber desselben. Cornic segelt nach Indien, begegnet unterweges dem vierundsechzig Kanonen starken „Ajar" und nimmt ihn. Zwölf Marine-Offiziere, unter denen Herr von Bussy war, wurden als Gefangenene auf dem Englischen Schiffe gefunden. Man denke sich ihr Erstaunen und ihren Verdruß, als sie sich dem „Eindringling" gegenüber sahen, der sie so eben aus der Gefangenschaft befreit hatte. Doch wollten sie einige glückwünschende Worte stammeln; Cornic aber verbeugte sich und antwortete kalt, „es wäre in der That eine große Ehre für ihn, den armen Korsaren-Capitain, den Engländer, bestraft zu haben, der die Kühnheit gehabt, Offiziere Seiner Majestät zu Gefangenen zu machen." — „Ich hoffe, diese Herren werden mir das nie verzeihen", fügte er hinzu und zog sich zurück.

Dieser bittere Stolz empörte die Gefährten des Herrn von Bussy und ließ einen tiefen Groll in ihnen zurück. Ihre Ankunft in Brest machte großes Aufsehen. Das Volk erhob den Capitain des „Prometheus" zu den Wolken; es sprach nicht bloß von seinem Muth und Geschick, sondern rühmte auch seine Gutmüthigkeit, seine Heftigkeit; denn das Volk liebt eben so sehr die Fehler, die einen ausgezeichneten Mann zu ihm herabziehen, als die Tugenden, die seinen Ruhm ausmachen. Die Bürger ihrerseits lobten seine Uneigennützigkeit und erzählten, er habe den Eigenthümern des „Prometheus" alle am Bord des „Ajar" gefundene Diamanten, deren Werth sich auf fünf Millionen belief, gelassen, ohne seinen Antheil davon nehmen zu wollen.

Diese Lobeserhebungen verletzten den Stolz des großen Corps aufs empfindlichste. Die Klagen der von Cornic befreiten Gefangenen steigerten die Erbitterung gegen ihn; die Bevorrechteten waren wüthend, diesen Namen fortwährend hören zu müssen, der sie wie ein Gewissensbiß verfolgte. Sie hatten diesem Menschen zu viel Unrecht angethan, um ihn nicht tödtlich zu hassen; sie beschlossen, sich seiner zu entledigen.

Der Capitain des „Prometheus" hatte nur unbestimmte Andeutungen über das sich gegen ihn bildende Komplott bekommen, als er eines Tages, da er aufs Land stieg, eine Gruppe Marine-Offiziere im Hafen fand, die ihn erwarteten. An ihrer Stellung, ihren Blicken merkt Cornic sogleich, um was es sich handelt. Er nähert sich ihnen: — „Wollen Sie mit mir sprechen, meine Herren!" sagt er, „ich stehe Ihnen zu Diensten." Von dieser Kühnheit noch wüthender gemacht, erklären die Offiziere dem Seemann, sie hätten geschworen, sein Leben zu haben, er müsse sich mit Jedem von ihnen nach der Reihe schlagen. „Gut!" antwortet Cornic und führt sie selbst an einen benachbarten Platz, wo der Kampf beginnt. Der erste Gegner wird von Cornic niedergeworfen. Ein zweiter stellt sich und fällt ebenfalls; ein Dritter, Vierter, Fünfter sind nicht glücklicher. Zwei sind noch übrig, die sich besinnen. Sie schützen den Mangel an Zeugen vor, den sie jetzt erst bemerken. — „Diese Herren", sagt Cornic, auf die Verwundeten deutend, „können die Stelle derselben vertreten." Und er greift die beiden Offiziere an, die er eben so verwundet, wie die Uebrigen.

Dieser Vorfall vollendete seine Popularität, trieb aber den Haß des großen Corps auf eine solche Höhe, daß der Marine-Intendant, um dergleichen Begegnungen und vielleicht gar einen Mord zu verhindern, genöthigt ist, dem Capitain des „Prometheus" eine Wache zu seiner persönlichen Sicherheit zu geben.

Die militairische Laufbahn Cornic's endete jetzt. Seine Vermählung mit einer Dame, die er liebte, der Verlust dieser Frau, die er zehn Tage nach der Hochzeit todt neben sich fand, der Gram über diesen Verlust, Alles vereinigte sich, um ihn auf dem Lande zurückzuhalten und jene Thatenlust in ihm zu ertödten, die ihn bis dahin zu so kühnen Wagstücken fortgerissen hatte. Nur im Jahre 1770, wo die Ueberschwemmungen der Garonne so furchtbare Verheerungen anrichteten und die erschrockenen Bewohner in schmählicher Flucht die, welche die Fluth überrascht hatte, ihrem Schicksal überließen, erzählten die Zeitungen, daß ein alter Seemann, nachdem er vergebens denen, die ihm folgen wollten, Belohnungen angeboten, vier Matrosen mit geladenem Pistol gezwungen habe, mit ihm ein Boot zu besteigen, auf welchem er, trotz der reißenden Gewalt des Stromes, die Fahrt um die Insel Saint-Georges machte und eine Menge Bewohner, die sich auf die Spitzen der Bäume und Dächer geflüchtet, rettete. Das Journal fügte hinzu, daß er diese gefährliche Fahrt drei Tage und drei Nächte fortgesetzt und so sechshundert Personen dem Tode entrissen, die er dann beinahe einen Monat lang auf seine Kosten unterhalten. Dieser alte Seemann war Charles Cornic! Der König Ludwig XVI. schrieb ihm mit eigener Hand einen Dankbrief, und die Stadt Bordeaux schickte ihm das Bürger-Diplom.

Aber dieser Vorfall hatte den alten Korsaren aus seinem Schlaf geweckt. Das Toben des reißenden Stroms hatte ihn an das Meer, an die Gefahren, die er auf demselben bestanden, an seine alten Heldenthaten erinnert. Aufs neue sehnte er sich nach dem Schauplatz zurück, wo er einst so viel Ruhm erworben. Ueberdies begann gerade der Amerikanische Krieg, Frankreich brauchte mehr als je tüchtige Seeleute; Cornic entschloß sich daher, an den Minister zu schreiben und eine Kommandostelle zu verlangen. Nach zweimonatlichem Warten bekam er eine Antwort, worin ihm der Minister für seine Anerbietungen dankte und .... sie ausschlug. Das war der letzte Schlag für ihn. Er zerbrach seinen Degen und zog sich aufs Land zurück, um daselbst zu sterben.

Die Geschichte dieses Mannes ist höchst charakteristisch: Cornic war der Typus des „blauen Offiziers", sein Leben giebt uns einen Begriff von dem Mißverhältniß, das damals zwischen Geburt und Verdienst in einem besonderen Lebenskreise obwaltete, wie es überhaupt manche ernste Betrachtung anregt über das Verhältniß der Stände in Frankreich kurz vor der Revolution.

Emil Souvestre.

Italien.

Die Insel Sardinien und ihre Bewohner.

Die Völker sind, wie die Individuen, dem unbeugsamen Willen des Verhängnisses untergeordnet, das sie heute reich und mächtig macht, um sie schon morgen wie Glas zu zerbrechen und in Vergessenheit zu begraben. Erhebt diese launische Gottheit irgend eine Nation auf den Gipfel des Glückes, so rühmt man sie, als gäbe es für sie keinen Zufall, als hätte sie sich durch ihren Muth und ihre Talente allein emporgeschwungen; wird aber den Völkern Mißgeschick zum Antheil, so bricht man den Stab über sie; man tadelt sie streng wegen ihrer Muthlosigkeit, moralischen Entartung und Unwissenheit, — lauter Gebrechen, die mit dem Verfalle der Nationen unzertrennlich verbunden sind; man schmäht und brandmarkt sie auf unbarmherzige Weise. Sardinien ist ein Beispiel dieser Art; in allen Epochen von ihren Besiegern unterdrückt, hat diese Insel die Aufmerksamkeit der Welt lange nicht in dem Grade erregt, wie ihre Schwestern, die anderen Insel-Länder des Mittelmeers. Von der Stunde an, als ein Römischer Feldherr auf dem Kapitol über sie triumphirte, hat sie nie in ihrem ganzen Umfang sich selber angehört. Ihre Kämpfe um Selbständigkeit, ihre physischen Hülfsquellen und der moralische Charakter des Volkes sind falsch beurtheilt worden; man hat sie der Vergessenheit überliefert, wie eine entthronte Königin.

Die einheimischen Geschichtschreiber Sardiniens verdienen auch Vorwürfe; sie haben einige Schuld daran, daß ihr Vaterland von dem übrigen Europa verkannt wird; denn sie sagen nicht immer, was geeignet ist, dieser Insel die rechte Anerkennung zu verschaffen. Eine Art von kleinstädtischem Patriotismus bestimmt sie zu Erzählungen und Schilderungen, in denen Lob und Tadel auf die Spitze getrieben sind, mögen sie nun den Theil der Insel, der ihr besonderes Vaterland ist, rühmen, oder den anderen Theil verschwärzen. Da die Sardinier, wie die übrigen Völker Italiens, lange Zeit in viele kleine Staaten vertheilt waren, so haben die Bewohner dieser Duodez-Staaten einander fast immer als Fremde betrachtet, und das Gefühl eines alten, gemeinsamen Vaterlandes hat in ihren Herzen keinen Eingang gefunden.

Sardinien wird von Reisenden nicht besucht, weil es keine Denkmäler der Kunst oder des Alterthums, keine blühende Industrie, keine reiche und schön gebaute Städte, keine gut angelegte Landstraßen aufzuweisen hat. Auch scheut man sich, ein Land zu betreten, das man wegen seiner ungesunden Luft als das Grab des Ausländers betrachtet.

Zum Glücke sind Bedenken solcher Art dem Herrn Obersten della Marmora, einem geschickten, emsigen und gewissenhaften Beobachter, nicht im Wege gewesen. Vom Jahre 1826, in welchem sein Reisebericht erschien, datirt sich eine viel genauere und vollständigere Kenntniß Sardiniens. Neue Forschungen, die er seit jener Epoche angestellt, haben ihm eine Menge interessanter Notizen zugeführt,

welche dem vorjährigen Wiederabdruck seines Werkes den Charakter einer fast ganz neuen Arbeit geben.*)

Ehe der Britische Capitain Smyth die Küsten dieser großen Insel vermaß, waren sie auf unseren Karten sehr ungenau gezeichnet; aber auch die bis auf den heutigen Tag publizirten Karten des Innern Sardiniens wimmeln von Irrthümern, und nur sehr wenige Punkte auf denselben sind mathematisch festgestellt. Die erträglichste von allen, welche den Pater Tommaso Napoli zum Verfasser hat, erschien zu Neapel im Jahre 1811. Die Verfahrungsweise dieses trefflichen Mönchs kann von der Genauigkeit seiner Vermessungen einen Begriff geben. Es scheint, daß er ein sehr kurzes Gesicht hatte, und daß die Landleute sich öfter einen Spaß daraus machten, ihm Bäume oder Reiter für Kirchthürme zu zeigen. Seine Instrumente bestanden aus einem gewöhnlichen Kompaß, der am Sattelknopf seines Pferdes befestigt war, einem hölzernen Zirkel, den er selbst angefertigt hatte, und einer Lupe in pappenem Futteral. Man behauptet, seine Methode, Distanzen zu berechnen, habe darin bestanden, daß er vermittelst einer Uhr die Schritte seines Pferdes zählte, deren Zeitmaß ihm schon bekannt war. Solch ein Verfahren mußte nothwendig eine Menge Irrthümer erzeugen, und doch setzte man in die Bestimmungen des Pater Tommaso unbedingtes Vertrauen; bis auf diesen Augenblick ist er eine große Autorität, und die Verkäufer geographischer Karten haben seine Arbeit in jedem Maßstabe kopirt. Bald werden wir uns mit diesem Umrisse Sardiniens nicht mehr behelfen müssen; die kleinere General-Karte, welche Herr della Marmora an die Spitze seines die Beschreibung Sardiniens begleitenden Atlasses gestellt hat, kann schon einen Begriff von dem Verdienste seiner großen Karte geben, die nächstens in mehreren Blättern erscheinen wird. Diese kleinere Karte schien uns gleich beim ersten Anblick voll neuer Details; alle Gemeinden sind auf derselben verzeichnet, eben so alle Krümmungen und Einschnitte des Küstenlandes nebst den politischen Eintheilungen. Man kann hier die Orographie des Landes und das Relief des Bodens gründlich kennen lernen.

Die Karte des Herrn della Marmora zeigt uns deutlich, daß es in Sardinien keine wahre Bergketten giebt. Die Anschwellungen des Bodens sind zwar gegen die Mitte der Insel hin bedeutend, allein sie werden an verschiedenen Stellen durch tiefe in die Quere laufende Einschnitte, durch Tafelländer von ziemlicher Ausdehnung und geräumige Tief-Ebenen unterbrochen. Die große Anzahl vulkanischer Felsen, die weiten Schichten von Trachyt oder Basalt und die langen Striche von Lava bezeugen vorweltliche Revolutionen der Natur. Herr della Marmora schätzt die beiden höchsten Piks der bedeutendsten Berg-Gruppe, den einen 1917,72, den anderen 1864,70 Meter hoch. Diese Berg-Gruppe, deren vornehmste Substanz Schiefer ist, heißt Gennargentu.**) Den eben genannten Piks zunächst kommt ein das Dorf Oliena beherrschender Kalkberg von 1338 Meter, und die Granit-Gruppe des Limbara, deren Gipfel 1320 Meter erreichen. Die merkwürdigsten vulkanischen Berge der Insel sind: der Monte Ferro oder Berro, 1049 Meter, und der Monte Arci, 838 Meter hoch.

Die ausgedehnteste Ebene Sardiniens, das Campidano, ist wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Schriftsteller des Alterthums rühmen die Heilquellen der Insel, deren Temperatur gewöhnlich sehr warm ist, die aber bis jetzt sehr unvollkommen analysirt worden sind. Es giebt keine Bade-Etablissements in Sardinien; die Kranken haben fast überall nur elende Hütten aus Baumzweigen als Obdach. An dem größten und besuchtesten der Bassins wächst, von den Händen der Natur gepflanzt, ein prächtiger Feigenbaum, dessen Laubwerk den Badenden wenigstens vor der Sonnengluth schützt.

Einer der hervorstechendsten Züge in Sardiniens Natur sind die Teiche und Sümpfe dieser Insel, von denen einige, wie z. B. der große Teich Scaffa bei Cagliari, durch künstliche Einschnitte mit dem Meere in Verbindung stehen. An diesen Stillwassern versammeln sich und überwintern unzählige Wasservögel: Enten, Wasserhühner, Flamingos, Reiher, Schwäne und Pelikane. Das Bett der Stillwasser ist seicht und kann, wenn die Nordwinde wehen, nicht einmal mit platten Kähnen befahren werden. Andere Seen, deren Niveau niedriger ist, als das des Meeres, werden vermuthlich durch das Meer mit Wasser versorgt, obschon man kein verbindendes Medium bemerkt. Wieder andere, die in alluvialem oder aus lehmigem Kalk bestehenden Boden, am Fuße großer Trachyt-Massen sich befinden, verdanken bloß örtlichen Umständen ihr Daseyn. Alle diese Seen sind mehr oder weniger fischreich, und fast alle erzeugen salzsaure, schwefelsaure und kohlensaure Soda. Man versäumt es, diese verschiedenen Salze einzusammeln; was aber noch schlimmer ist, man trocknet die Seen nicht aus, obgleich dieses Geschäft nicht eben mühsam wäre. Wenn Sardinien schon in seiner Glanz-Periode unter der Römischen Herrschaft große stehende Wasser hatte, so mußte die Zahl derselben seit den Zeiten des Mittelalters wegen Abnahme der Bevölkerung und des Landbaues nothwendig sehr zunehmen. Diese Moräste, durch verschüttete Bette fließender Gewässer und durch die Ungleichheit der Ebenen entstanden, konnten leicht in fruchtbares Erdreich umgewandelt werden.

*) Voyage en Sardaigne, ou Description statistique etc. de cette Ile. (Statistische, physische und politische Beschreibung von Sardinien, nebst Forschungen über die Natur-Produkte und Alterthümer dieser Insel.) Von dem Obersten della Marmora. Zweite sehr vermehrte Ausgabe. Ein Band 8vo nebst Atlas.

**) Etwa von dem Lateinischen gignere und argentum, also die Silber-erzeugende?

Wir finden auch in dem Werke des Herrn della Marmora ein Verzeichniß der Gegenden, wo man verpestete Luft einathmen soll. Die Alten kannten diese Gegenden, ja sie erklärten sogar die ganze Insel für einen ungesunden Aufenthalt. Darin gingen sie aber zu weit: angesteckte Luft athmet man nur in den sumpfigen Niederungen, wogegen die trockenen Hochländer ganz ohne Gefahr in jeder Jahreszeit bereist werden können. Die mephitischen Ausdünstungen der im Winter und Frühling überschwemmten Felder sind es nicht allein, was die Atmosphäre von Seuchen schwanger macht; eine andere eben so wirksame Ursache ist der große Unterschied zwischen dem Maximum der Temperatur bei Nacht und bei Tage. Der kalte Thau, welcher nach den heißesten Sommertagen wie ein Regen herabfällt, dringt durch die dichtesten Kleider und öffnet jedem bösartigen Fieber eine Pforte.

Die Metalle Sardiniens kennt man schon lange. Ob auch Gold im Schoße seiner Berge ruhe, ist noch sehr problematisch. Die Kiese des Bergwerks von Bari geben 15 Kil. Silber auf 100 Kil. Blei-Erz. In Nurri ist der Ertrag 9 bis 10 Kil. auf 100 Kil. Blei-Schwefel. Im Monte-Narba findet man gediegenes Silber, und zehn bis zwölf andere Gruben liefern mehr oder weniger silberhaltiges Blei-Erz. Quecksilber hat man nur in Einer Gegend entdeckt. Das Blei, insonderheit das schwefelhaltige, ist im Glimmerschiefer und Uebergangs-Kalke am häufigsten vorzufinden. Die Kupfer-Minen sind nicht unerheblich, und Eisen exportirt Sardinien jedes Jahr für 339,000 Franken. Man bemerkt einige Spuren von Spießglas und Braunstein. Der am reichlichsten vorhandene fossile Brennstoff ist bis jetzt der Anthrakit von Suni; dieses Material hat schöne Pflanzen-Abdrücke und ist von sehr guter Qualität, es wird aber nicht eher nützlich verwendet werden können, bis die Wege, die zu den Gruben führen, auch für Karren zugänglich sind.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Herr Giuseppe Ferrari aus Mailand, dessen Versuch über die Italiänischen Volks-Dialekte und Literaturen wir in unseren letzten Blättern mitgetheilt, hat auch über Vico und seine Zeit eine Schrift, und zwar in Französischer Sprache (Vico et l'Italie), in Paris herausgegeben. Diese Schrift hat ihm jedoch von Seiten eines anderen Französisch schreibenden gelehrten Italianers (Hrn. G. Libri) einen tüchtigen Angriff zugezogen und zwar, weil er darin von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß die Italiänische Literatur seit drei Jahrhunderten allen selbständigen Werth verloren und nur noch in einzelnen Dialekten fortlebe.

Mannigfaltiges.

— Namen der Muselmänner. Der Muselmann hat keinen Familien-Namen. Mit dem Tode des Menschen stirbt auch sein Name, und dieser geht nicht auf die Kinder über. Am siebenten oder achten Tage nach der Geburt bekömmt das Kind einen Namen, und damit ist gewöhnlich ein Familienfest verbunden. Bei dieser Gelegenheit verrichtet der Vater oder der Großvater ein Gebet über den Neugeborenen, flüstert ihm seinen Namen ins Ohr und verkündet ihn dann den Umstehenden. Die bei den Moslemin vorkommenden Namen lassen sich in vier Haupt-Klassen bringen, außerhalb welcher es keine muselmännische Namen giebt. In erster Reihe stehen die Namen der Patriarchen und Propheten, nach dem Ausspruche Muhammed's: „Gebet Euren Kindern die Namen der Propheten." Am häufigsten sind daher die Namen Ibrahim (Abraham), Ismail (Ismael), Izzed (Isaak), Jakub (Jakob), Jussuf (Joseph), Musa (Moses), Aissa (Jesus), Harun (Aaron), Daud (David), Soliman (Salomon), Muhammed, Hamed, Mahmud (die drei Namen des Propheten auf der Erde, im Himmel und in der Hölle). Demnächst kommen die Namen derjenigen, die an der Befestigung und Verbreitung des Islams gearbeitet, wie Osman, Omar, Ali ꝛc. Die dritte Kategorie umfaßt diejenigen Namen, die mit Abd (Diener) anfangen, wie Abd-Allah (Diener Gottes), Abd-el-Kader (Diener des Mächtigen), Abd-el-Kerim (Diener des Großmüthigen), Abd-el-Rahmar (Diener des Erbarmers) u. s. w. hinsichtlich des größten Theiles der neunzig Eigenschaften Gottes. Die vierte Klasse endlich begreift die Namen, die sich auf din (Religion) endigen, wie Salah-ed-din (Saladin, Wiederhersteller des Glaubens), Mehed-din ((Glaubens-Nachfolger), Krair-ed-din (Heil des Glaubens) ꝛc. Hierzu kommen nur noch einige Nomenklaturen: 1) Gewisse zusammengesetzte Namen, wie Hamed-el-Abd ꝛc. 2) Solche Namen, die bloße Eigenschaftswörter sind, wie Hassan (schön) und dessen Diminutive (Hossein, Hussein), Hakem (mächtig), Said (glücklich), Reschid (gerecht), Mustapha (gottgewählt). — Um Verwechslungen der Menschen bei den vielen gleichlautenden Namen vorzubeugen, werden ihnen zuweilen Beinamen gegeben, doch haben diese durchaus nicht den Charakter Europäischer Familiennamen, da der Sohn meistens einen anderen Beinamen erhält, als der Vater. Fast sämmtliche Beinamen, wenn sie nicht eine Qualification bezeichnen, wie El Kebir (der Große), El Nekik (der Magere), El Auwer (der Einäugige), fangen mit der Sylbe Ben oder Ibn (Sohn), wonach dann der Name des Vaters folgt, oder Bu (abgekürzt von Abu, Vater) an. Der Vater giebt zuweilen den bis dahin von ihm geführten Beinamen auf und legt sich den seines Sohnes oder seiner Tochter bei, wie Abu-Taleb (Vater des Taleb), Abu-Bekr (Vater der Jungfrau — so nannte sich der Schwiegervater Muhammed's, nachdem er diesem seine Tochter zur Frau gegeben). Auch die Mütter folgen diesem Beispiele und nennen sich dann Om-Kaltum (Mutter Kaltum's), Om-Habiba (Mutter Habiba's) ꝛc. Die Frauen-Namen sind in der Regel von einer Eigenschaft hergenommen, wie Saida (die Glückliche), Sethira (die Fruchtbare), Lobna (die Weiße), Derisa (die Anmuthige), Dschemila (die Schöne), Lulu (die Perle), Sahra (die Blume) ꝛc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Mittwoch den 22. April 1840.

Frankreich.

Paris im Jahre 1700.

Im Jahre 1697 wurde der Ryswicker Frieden geschlossen. Der Ehrgeiz des Königs Wilhelm von Großbritanien war erst zur Hälfte befriedigt, und vielleicht würde es ihm gelungen seyn, in noch einigen Feldzügen den Stolz Ludwig's XIV. ganz und gar zu demüthigen. Aber nach einem so langen Kampfe war das Englische Volk des Krieges müde. Und überdies feierte der Statthalter von Holland doch immer noch einen persönlichen Triumph, indem ihn der Beschützer der Stuarts als König von England anerkannte. Wilhelm ernannte den Grafen von Portland zu seinem Gesandten in Paris. Dieser war ein vornehmer Herr, der sein Haus auf eine überaus glänzende Weise einrichtete. Unter Anderem wählte er zu seinem Leibarzte einen ausgezeichneten Mann, den Doktor Martin Lister, der sich als Naturforscher einen Namen gemacht hat. Für uns wird er jedoch gerade durch das unbedeutendste seiner Werke bemerkenswerth.

Der Doktor war schon früher einmal zur Herstellung seiner Gesundheit in Frankreich gewesen. Er liebte dieses Land und ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, seine Freunde wiederzusehen. Seine Neigungen waren einfach, er liebte die Wissenschaft und die Gelehrten, die Künste und Künstler; er war wißbegierig und nahm über alle Gegenstände, die ihn anzogen, Notizen auf. Als er nach England zurückkehrte, brachte er seine Notizen in Ordnung und machte ein Buch daraus, welches jetzt ziemlich selten ist. Der Doktor benachrichtigt seine Leser gleich in der Einleitung, daß er nicht darauf ausgegangen sey, den Glanz des Französischen Hofes zu schildern. Seine Aufmerksamkeit, bemerkt er weiter, sey eben so wenig durch die religiosen und bürgerlichen Ceremonien angezogen werden. Auch um die Geschäfte der Gesandtschaft habe er sich nicht gekümmert, eben so wenig wie um die Leitung des Schiffes, das ihn nach Frankreich übergeführt. „Es machte mir mehr Vergnügen", sagt er, „Herrn Breman in seiner weißen Weste im Königlichen Garten arbeiten zu sehen, als die glänzende Pracht beim Empfange der Gesandtschaft zu bewundern; auch wurde es mir leichter, ein Hundert Pflanzennamen zu lernen, als die Namen eines halben Dutzend Prinzen zu behalten. Alles wohl erwogen, wäre mir ein halbstündiger Spaziergang in der schönen Sonne Languedoc's und im bescheidensten Garten lieber gewesen, als das Auf- und Abgehen in den prächtigen Alleen der Gärten von Versailles und Saint-Cloud. So viel lieber ist mir eine schöne Natur und ein blauer Himmel, als alle Werke der Kunst in einem kalten und unfreundlichen Klima."

Der Doktor begann seine Beobachtungen, noch ehe er den Fuß auf das Pflaster von Paris gesetzt hatte. Noch im Wagen sitzend, in welchem er sich mit Sr. Excellenz dem Gesandten unterhielt, stellte er Vergleiche zwischen der Gleichgültigkeit des Londoner Volks gegen alle neue Erscheinungen und der ungemessenen Neugierde der Pariser an. „Daß die Neugierde übrigens nicht bloß die unteren Volksklassen charakterisirt, beweist schon der Umstand, daß mehrere hundert Wagen vornehmer Herren, unter denen selbst die einiger Bischöfe, Herzoge und Pairs, in den Straßen sich an einander drängten, und daß die vornehmen Besitzer die Geduld hatten, Stunden lang auf uns zu warten."

Der Doktor Lister stellt hierauf einen allgemeinen Vergleich zwischen Paris und London an. „Die Hauptstadt Frankreichs ist bevölkerter als die Englands, natürlich im Verhältniß zur geringeren Ausdehnung der ersteren. In Paris haben die Paläste und Klöster die Wohnungen des Volks verschlungen und sich des größten Theils des Terrains bemächtigt. In London hat dagegen das Volk die Paläste zurückgedrängt und an ihrer Stelle seine Häuser gebaut; jedoch ist es dabei auf ganz gesetzliche Weise verfahren, da es die Paläste gekauft und theuer bezahlt hat."

„Alle Häuser der vermögenden Leute haben hier Einfahrtsthore. Man zählt deren mehr als 700, und die meisten sind nach den besten Mustern der alten Architektur gebaut. Die Fenster der Erdgeschosse sind mit eisernen Gittern versehen, was sehr kostspielig seyn muß. Wenn die Häuser von außen prächtig anzusehen sind, so sind sie im Innern nicht weniger schön ausgestattet, und die bis ins Kleinste gehende Eleganz der Möbel entspricht ganz dem äußeren Schein. Ueberall sieht man Vorhänge von kostbaren Stoffen, welche von goldenen und seidenen Schnüren gehalten werden; Betten von karmoisinrothem Damast und Sammet, oder gar von goldenen und silbernen Stoffen; Schränke von Elfenbein oder mit Schildpatt ausgelegt und mit Gold und Silber verziert; Kandelaber von Krystall, vorzüglich aber werthvolle und seltene Gemälde.

Der Aufwand in Gemälden hier und in den Landhäusern der Umgegend geht so weit, daß man das Haus keines Mannes von irgend einiger Bedeutung betreten kann, ohne solche zu finden; sehr häufig ruiniren sie sich durch diese Liebhaberei. Jeder, der einiges Geld hat, strebt nach dem Besitze eines guten Gemäldes oder eines Bildwerkes von einem großen Künstler. Man kann sich keine Vorstellung von dem Vergnügen machen, welches die Fremden erwartet, wenn sie die Gärten besuchen, in denen die Wunder der Kunst aufgehäuft sind. Sobald in diesem Lande ein Mann reich wird, verschwendet er sein ganzes Vermögen in Gebäuden oder in Gemälden. Bei dem Allen habe ich hier eine Menge von Geräthschaften und Dingen, die zur Bequemlichkeit des Lebens gehören und die man in England findet, vermißt. Ein Pariser sagte mir letzthin, er habe ein Verzeichniß dieser Dinge, die den Parisern fehlten, aufgenommen, und dasselbe belaufe sich auf mehr als sechzig Nummern. Die Straßen sind mit viereckigen Steinen von 8—10 Zoll Dicke gepflastert. Jeder Stein kostet, ehe er noch gelegt wird, 12 Sous, so daß die Pflasterung einer so großen Stadt ungeheure Kosten verursacht haben muß. Die Wege, welche zur Stadt führen, sind ebenfalls bis zur Entfernung von einigen Meilen gepflastert. Die Straßen sind sehr enge, und die Fußgänger können kaum den Wagen aus dem Wege gehen, die sehr rasch fahren.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen geht der Doktor zu einer umständlicheren Betrachtung dieser großen Stadt über, wobei er von den Straßen und öffentlichen Plätzen, von den bemerkenswerthen Häusern und Menschen, von den Bibliotheken, die er besucht hat, von der Lebensweise und den Vergnügungen der Pariser, von den Gärten und endlich von der Luft und den Gesundheits-Verhältnissen der Stadt ausführlich spricht. — „Die Wagen", sagt er, „sind sehr zahlreich; sie sind prächtig vergoldet und bemalt, und wenn sie auch den unsrigen an Schönheit nicht gleichkommen, so übertreffen sie dieselben durch die Vollkommenheit der Sprungfedern."

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Insel Sardinien und ihre Bewohner.

(Schluß.)

Die Flora Sardiniens entfaltet großen Reichthum; wir sehen hier das Laubwerk der Tropenländer mit dem des Europäischen Nordens gepaart. Besonders prächtig ist die Vegetation der Berge und der Hochebenen. Die Fichte, der Kastanienbaum und der Nußbaum werfen auch auf Sardiniens Felder ihren kühlenden Schatten; in den Wäldern findet man den Ahorn, das Pantoffelholz, die grüne Eiche, die Stechpalme und den Wachholderstrauch. Der Taxus erreicht eine erstaunliche Höhe; die Myrthen sind schöne Bäume; die Erdbeerbäume erheben sich zuweilen bis an 7 Metres; der Birnbaum mit Mandelblättern und der wilde Oelbaum überdecken ungeheure Räume auf den Hügeln, wo das Spanische Pfriemenkraut mit den schönsten Haidekräutern sich mischt, unter welchen die erica arborea zu einer bedeutenden Höhe emporwächst. In einigen feuchten Thälern sieht man die zierliche genista aetnensis (Ginster vom Aetna) mit ihren prächtigen goldgelben Blüthen; Felsenrosen, Mastixbäume und Terebinthen wachsen an jedem Orte, den die Kultur vernachlässigt. Die Lorbeer-Rose schmückt alle kleine Thäler; die Tamarinde wächst mehr in der Nachbarschaft der Küste, wo man auch Zwergpalmen und den Dattelbaum aus Afrika antrifft. Zitronen und Orangen werden fleißig kultivirt; Feigen, Granatäpfel und Weintrauben gedeihen ganz ohne Pflege vortrefflich. Die Insel hat viele ihr eigenthümliche Vegetabilien; sie bringt schöne Gemüse-Sorten in reicher Mannigfaltigkeit; prächtige purpurne Digitalien bekleiden die Berge, und Orchis-Blumen schmücken die lachenden wohlbeschatteten Landschaften. Unter den Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen (Dolden?) bemerkt man die verschiedenen Arten des Tausendgüldenkrautes (Centaureen), und eine Art Distel, deren Stengel eine wohlschmeckende fleischige Substanz enthält. Diese Substanz ist den Bauern eine willkommene Speise.

Die Wasservögel in Sardinien sind sehr merkwürdig; vor Allen verdient der Flamänder oder Flamingo Erwähnung. Wenn man in den letzten August-Tagen die Bastion besteigt, welche den

Bewohnern Cagliari's als Spaziergang dient, so sieht man am südlichen Horizont die prachtvollen Vögel auftauchen. Die Flamingo's ziehen, gleich den wilden Enten, in dreiwinkligen Schwärmen; aber man unterscheidet sie schon aus weiter Ferne an dem Feuerglanz ihres Gefieders. Sobald der Zug einen benachbarten Teich als seinen vorjährigen Wohnsitz wiedererkannt, schwebt er einige Augenblicke fast unbeweglich; dann lassen sich die flammenrothen Gäste aus Afrika, die Spirallinie eines umgestürzten Kegels beschreibend, langsam auf den Ort nieder, der das Ziel ihrer Wanderung ist. Bewundere sie aus der Ferne; denn wehe Dir, wenn Du in dieser Jahreszeit dem verpesteten Teiche nahe kommst!

Bald nach den Flamingo's des Südens stellen sich die nordischen Vögel ein. Im Monat Oktober treffen Schwäne, Piep-Enten, gehaubte und gekrönte Enten, aschgraue und purpurfarbige Reiher, Rohrdommel, Krebsfresser von Mahon, Blonglo's, Nachtraben, Silbertaucher, Kormorane, Wasserhühner und Türkische Enten wie zu einem General-Kongresse zusammen und beleben die salzigen Wasser der Teiche und das Röhricht der Sümpfe.

Ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich die Thiere aller Art aufzählen sollte, denen man auf Sardiniens Fluren und in den Gewässern dieser Insel begegnet. Ich bemerke nur, daß es hier auffallender Weise weder Vipern, noch andere Giftschlangen giebt. Wohl den Landbewohnern, wenn sie die Stiche des Skorpions und jener dicken Spinnen, die wir Tarantel nennen, nicht zu fürchten brauchten! Doch spricht man von den Folgen des Stiches dieser Insekten mit großer Uebertreibung. Die Furcht vor dem Tarantelstiche ist so groß, daß die Leute sich der wunderlichsten Mittel bedienen, um ihn zu heilen; an einigen Orten lassen sich Bauern, wenn sie einen solchen Stich bekommen haben, in einen Düngerhaufen stecken und bleiben in diesem duftenden Bette fünf bis sechs Stunden dem glühenden Sonnenstrahl ausgesetzt; anderwärts schiebt man sie in einen ziemlich erhitzten Backofen. So berichtet Herr della Marmora, jedoch nur nach Hörensagen.

Die Bevölkerung Sardiniens läßt sich, da man hier bei Volkszählungen etwas nachlässig zu Werke geht, nicht genau angeben. Herr della Marmora berechnet sie nach den vorhandenen Dokumenten auf 509,000 bis 515,000 Individuen. Seit dem Jahre 1775 bemerkt man zwei interessante Veränderungen in der Bevölkerung, welche den politischen Umständen analog sind, in denen Sardinien sich befunden hat. Von 1775 bis 1816 zeigt sich eine abnehmende, von dem letzteren Jahre an eine zunehmende Progression. Im Jahre 1775 wurden 426,375, im Jahre 1816 351,867 und im Jahre 1824 wieder 412,357 Seelen gezählt. Darunter waren: Edelleute, 1600 Familien, 6200 Seelen; Geistliche, 1857; Mönche, 1125; Städtebewohner, 65,200; Hirten, 16,500 Familien (85,000 Seelen). Es verdient Bemerkung, daß in der Periode der abnehmenden Bevölkerung auch die meisten Verbrechen verübt wurden. Innerhalb 40 Jahren fiel eine schreckliche Menge Mordthaten vor; in einem dieser Jahre betrug die Zahl derselben bis an Tausend. Der Verf. bemerkt, daß man die Abnahme der Bevölkerung auf dem Lande während jener Periode nicht auf Rechnung der Aerzte schreiben konne, indem es damals auf dem Lande gar keine Aerzte gegeben habe; ist aber dann die Sterblichkeit in den Städten, wo man viele Aerzte hatte, nicht bedeutender gewesen? Ueber diesen Punkt giebt uns der Herr Oberst keine Auskunft.

Die Bewohner Sardiniens sind selten von mehr als mittlerer Größe, aber im Durchschnitt wohlgewachsen und muskelstark. Sie haben ein schönes schwarzes Auge und eine Physiognomie voll Leben und Ausdruck. Wie alle isolirt lebende Völker, besitzen sie großen Nationalstolz; ihre Manieren sind ungeschlacht; mit einer gewissen Schlauheit und Durchtriebenheit vereinigen sie die Tugend der Gastfreundschaft. Eiserne Beständigkeit in Liebe und Haß findet sich bei ihnen, wie bei den Korsen, Sicilianern und Kalabresen. Der Bergbewohner Sardiniens hält die Rache sogar für heilige Pflicht; es kostet ihm große Ueberwindung, die Satisfaction für einen Schimpf, der ihm angethan worden, der Regierung zu überlassen. „Ich bin der Beleidigte" ruft er aus, „mein ist also die Rache!" Was wir von den Korsischen Banditen wissen, das findet auch auf die Sardinischen volle Anwendung; in beiden Ländern bringt dieselbe Ursache dieselben Wirkungen hervor; Wälder und Berge bevölkern sich mit Flüchtlingen, die in einem Kriegszustande gegen die Gesellschaft stehen, deren heiligste Rechte sie verletzt haben.

Ein recht interessanter Abschnitt des vorliegenden Werkes betrifft die Sardinische Sprache. Diese gehört, wie man schon lange weiß, zur großen Familie der Romanischen und ist eine Tochter des Lateins. Sie bewahrt eine noch größere Zahl alt-Römischer Wörter, als ihre schwesterlichen Idiome, hat sich aber von der Phraseologie des Mutter-Idioms wenigstens eben so weit entfernt. Alle Wörter des Sardinischen, das man keinesweges als eine bloße Mundart der Sprache Italiens betrachten darf, enden auf Vokale oder auf einen der Konsonanten S und T. Die häufigen Griechischen Wörter sind noch Erinnerungen an Sardiniens alterthümlichen Verkehr mit den Küstenstädten von Klein-Asien. Unter der Arragonesischen Herrschaft mengten sich Catalonisch und Castilianisch in die Landessprache. Diese beiden Haupt-Dialekte Spaniens werden jetzt noch in einigen Klöstern und Kantonen gesprochen; auch bewahrt die Stadt Alghero, eine Catalonische Kolonie, das Idiom ihres Mutterlandes.

Der Sinn für Poesie scheint den Sarden, vorzüglich dem Landvolke, angeboren. Sie vertreiben sich bei ihren Arbeiten oder auf Reisen die Zeit mit improvisirten Liedern, in denen sie historische Ereignisse, die Ankunft eines Fremden, oder die Freuden des Landlebens feiern. In der Gallura sind Wettgesänge zwischen Personen beider Geschlechter üblich, in denen die Allegorie bisweilen der Liebe als Schleier dient.

Herr della Marmora verspricht ein besonderes Werk über die Alterthümer Sardiniens, von dem er vermuthlich schon einzelne Abschnitte in sein Kapitel „das National-Kostüm" eingewebt hat. Dieses Kostüm zeigt merkwürdige Analogieen mit gewissen antiken Kleidertrachten. Das collobium der Römischen Autoren finden wir in dem Sardischen colletu (Kollet), einer Art Wamms aus gegerbtem und glattem Leder, so ziemlich erhalten. Die Pelzröcke dieser Insulaner, aus Hammel- oder Ziegenfell, das ganz in seinem Naturzustande bleibt, hat Aelian (in der Schrift De Natura Animalium) erwähnt; er bemerkt auch, daß dieses Kleidungsstück in Sommer und Winter gute Dienste thue: vielleicht ist es Cicero's mastruca. Der saccu da coperri im Gebirge scheint aus dem Römischen sagum entstanden zu seyn. Die cabanella mit ihrer Kaputze erinnert an den ursprünglich Gallischen bardo cucullus. Die Beinkleider, welche ragas oder carzones (Spanisch calzones, Französisch caleçons) heißen, könnten wohl von den Nieder-Bretagnern als Celtische Tracht in Anspruch genommen werden. Selbst die Sardinische Mütze stimmt mit der Phrygischen oder der Mitra des Alterthums. Zuweilen binden sich die Sardinischen Bauern ein bloßes Taschentuch um den Kopf, das am Halse festgeknüpft wird, so daß man die Männer in gewisser Entfernung für Weiber ansehen kann.

Wie mannigfaltig ist aber die Nationaltracht der jungen Mädchen! Sieh nur jene Bäuerin aus Quartu mit ihrem Mieder ohne Aermel, ihrem Gürtel aus Linnen, der mehrmals um die Hüften gewunden wird, um den Wuchs zierlicher zu machen, mit dem kurzen, faltigen, in brennenden Farben prangenden Rocke, und dem geflochtenen Haar, das in einem Netze von amaranthrother Seide geborgen ist. An Festtagen erscheinen diese reizenden Mädchen in sammtenem Mieder mit goldenen Treffen und silbernen Knöpfchen; ihren Hals schmückt alsdann eine goldene Kette, und an ihren Fingern prangen Kamee'en, in Ringe gefaßt. Zuweilen hüllen sie sich, wie Nonnen, in einen weißen Schleier, unter dem die regelmäßigen Züge ihres vom Klima gebräunten Gesichtes hervorschimmern. Die Frauen von Osilo tragen scharlachrothe Roben mit aufgeschlitzten Aermeln, die ein sehr feines weißes Hemde durchblicken lassen, und einer kostbaren Treffen-Garnitur. Man würde kein Ende finden, wenn man alle diese mannigfachen Kostüme, an denen noch viel Mittelalterliches sich erhalten hat, der Reihe nach schildern wollte. Die Spuren des Mittelalters sind überhaupt in Sardinien noch nirgends verlöscht. Die geringe Berührung, in welche seine Bewohner mit den Völkern gekommen sind, die alle Revolutionen der Mode erlebt haben, erklärt ihren stationairen Zustand. Eine Bäuerin und selbst eine vornehme Dame aus dem 14ten Jahrhundert würde sich hier in keine ganz moderne Gesellschaft versetzt glauben; sie würde viele Sitten, Gewohnheiten und Ceremonien jener alten Zeit wiederfinden. Die Herrschaft der Pisaner, der Genuesen und der Könige von Arragon haben auch Spuren hinterlassen. Alle diese ehrwürdigen Ueberreste verdienten es nicht, mit Stillschweigen übergangen zu werden; und Herr della Marmora hat darum sehr wohl gethan, daß er einige Landesgebräuche näher beschreibt, die ein treueres Bild von der Nation geben, als eine methodische Schilderung ihres häuslichen Lebens thun würde.

Wer das alte Sardinien aufsuchen will, der muß in die Berge, ins Innere der Insel und überhaupt in diejenigen Gegenden sich begeben, die am wenigsten mit dem Auslande in Berührung gekommen sind; dort findet er noch eine Leichen-Feier, die ihn ganz in die alten Römerzeiten zurückversetzt.

Ein Zug von Bauern in Trauerkleidung schreitet einem einzeln stehenden Hause zu. Schließe Dich ihnen an und tritt in das Gemach des Hingeschiedenen, der mit dem Gesicht gegen die Thür auf seinem Bette liegt. Um Lohn gedungene Frauen, die weiße Taschentücher in den Händen tragen, nähern sich dem Bette und stellen sich anfangs schweigend in zwei Reihen. Aber mit einemmale stoßen sie einen Wehruf aus, dem ein Schluchzen und Stöhnen folgt. Sie raufen ihr Haar, werfen sich an den Boden und blicken hohläugig nach oben, als wollten sie dem Himmel Vorwürfe machen. Sind diese Ausbrüche wilden Schmerzes vorüber, so erhebt sich eine der Klagefrauen mit begeisterter Miene und improvisirt das Lob des Verstorbenen in Versen, die sie taktmäßig absingt; ihre Gefährtinnen wiederholen von Zeit zu Zeit im Chore den Refrain des Leichen-Carmens. Die Weise ist je nach dem Alter, dem Geschlechte und Stande des Erblichenen verschieden; sie klingt sanft und melancholisch, wenn der Gesang einem jungen Mädchen, lebhafter, wenn er einer Frau gilt, die noch jung ihrer Familie entrissen worden, ernst und feierlich, wenn es darauf ankommt, den Muth und die Klugheit eines Mannes zu preisen, der im kräftigen Alter die Welt verlassen hat. Nichts gleicht aber dem Geheule, das die Klageweiber anstimmen, wenn ein von seinem Feinde erschlagener Mann bestattet werden soll. Die Improvisatorin thut alsdann ihr Aeußerstes, um in den Gemüthern aller Anwesenden die Gefühle des Hasses zu erregen, welche in der Familie des Todten schon erwacht sind; und sey es nun, daß sie wirklich lebhaften Antheil nimmt oder diesen Antheil nur erheuchelt: genug, sie geberdet sich wie eine höllische Furie, die einen Rächer sucht.

Verlassen wir das Haus der Trauer, um einem hochzeitlichen Feste beizuwohnen, so haben wir auch da wieder Gebräuche des hohen Alterthums vor unseren Augen. Eine Heirath in Sardinien ist ein wahres Drama. Zuerst bittet der junge Liebhaber um die Einwilligung seiner Aeltern; dann geht sein Vater oder Vormund allein zu den Aeltern des Mädchens. Er tritt ins Zimmer und beginnt eine allegorische Rede, vermuthlich, damit sein Stolz, im Fall einer abschlägigen Antwort, nicht zu arg verletzt werde. „Ich komme", so sagt er, „um eine schneeweiße Färse*) von vollkommener Schön-

*) Färse ist das edlere Wort für junge Kuh (génisse).

heit zu suchen, die Ihr so glücklich seyd zu besitzen. Sie könnte der Stolz meiner Heerde und der Trost meiner alten Tage werden." Die Aeltern des Mädchens antworten ebenfalls verblümt, jedoch so, als ob sie ihn nicht verständen. Sie lassen alle ihre Kinder, eines um das andere, vor dem Bittsteller erscheinen und sagen dabei jedes Mal: „Ist Euch etwa dieses gefällig?" Endlich holen sie die Jungfrau, der sein Antrag gilt, nachdem sie ihr anscheinendes Widerstreben besiegt haben; und bei ihrem Anblick ruft der Besucher aus: „Diese ist's, die ich wünsche!" *)

Wenn das Gesuch des Brautwerbers stattfindet, so verständigt man sich alsbald in Betreff der gegenseitigen Geschenke. Diese werden an einem verabredeten Tage feierlich ausgetauscht, aber der Traunngs-Termin wird nicht eher angesetzt, bis die jungen Leute Alles beisammen haben, was zur Wirthschaft erforderlich. Das Mobiliar liefert die Braut; der Bräutigam aber muß für Alles sorgen, was zum Feldbau oder zu seinem sonstigen Gewerbe gehört.

Der zweite Akt des Dramas beginnt mit feierlicher Ablieferung der Gegenstände, die das Mädchen als Aussteuer mitbekommt. Ein langer Zug von Anverwandten, Freunden und jungen Knaben bewegt sich aus der Wohnung des Jünglings nach dem Hause seiner Verlobten. Die Knaben tragen lauter zerbrechliche Gegenstände, die man nicht wohl auf Wagen transportiren kann, namentlich: ein Gemälde des Schutzpatrons der Familie, einen Venetianischen Spiegel, Gefäße von Fayence u. dgl. Alsdann kommt ein Trupp schön geputzter junger Bäuerinnen, je vier oder sechs in einer Reihe. Diese tragen Kopfkissen mit rosenfarbenen Bändern, Myrthen- und Blumengewinde. Die schönste unter ihnen trägt eine bronzene oder irdene Amphora von antiker und zierlicher Form auf einem Tragring aus Scharlach: dies Gefäß, mit welchem die Neuvermählte Wasser aus dem Brunnen schöpfen soll, ist ein Geschenk ihrer Gefährtinnen, wie zu Homer's Zeiten.

Hinter den Brautjungfern kommt ein Zug knarrender Wagen, die das Mobiliar des Bräutigams fahren. Dieses ist so arrangirt, daß die gaffende Menge jedes Stück sehen kann.

Ein sehr gut aufgezäumter Esel, dessen Ohren und Schwanz mit Bändern und Myrthen geschmückt sind, ist die letzte Person des Zuges. Dieses arme Thier hat die Bestimmung, den Stein in der Mühle des jungen Paares umzudrehen.

Die jungen Freundinnen der Braut beeifern sich, in ihrer Wirthschaft Alles in Ordnung zu bringen. Zwischen dem Bräutigam und seinen Kameraden, die ihm einige dicke Matratzen (vielleicht Symbole der Lasten des Ehestandes) mit Gewalt überwerfen wollen, entspinnt sich eine komische Balgerei, während die jungen Mädchen alle Zimmer mit Blumensträußen schmücken, die man verwelken und von selbst abfallen läßt, und deren Spuren noch manches Jahr zu sehen sind.

Endlich kommt der Tag der Vermählung. Sobald der Zug, welcher den Bräutigam bringt, dem Hause der Braut sich nähert, kniet die Letztere vor ihren Aeltern nieder und bittet sie unter Thränen um ihren Segen. Bald darauf begiebt man sich unter Glockengeläute in zwei Reihen nach der Kirche, und ist die religiöse Feier vorüber, so wird bei dem Vater der jungen Frau gefrühstückt. Diese setzt sich mit ihrem Gatten an das obere Ende der Tafel, und Beide essen aus demselben Teller und mit Einem Löffel ihre Suppe. Aber bald schlägt die Stunde, in der sie das väterliche Haus verlassen und ihre neue Wohnung beziehen soll. Alsdann ordnet sich der glänzende Zug so, daß Frauen und Männer in zwei Reihen, die Frauen rechts und die Männer links, dem Wagen des jungen Paares folgen. Die Mutter der Braut begiebt sich etwas früher nach der neuen Wohnung, um ihrer Tochter die Honneurs zu machen; sie geht ihr entgegen, wie man Königinnen entgegengeht, wenn sie zum ersten Male ihren Palast betreten, und reicht ihr etwas Getraide, Salz und kleines Zuckerwerk. Die Römer warfen den Neuvermählten an der Schwelle des Hauses bekanntlich Nüsse zu. Beim Aussteigen setzt die junge Frau den Fuß zuerst auf ein Tabouret, das auf einem mit Blumen bestreuten Teppich steht. Sie küßt ihren Schwiegerältern, als Zeichen kindlicher Unterwürfigkeit, die Hände und wird alsdann durch ihre Schwiegermutter in das Brautgemach geführt.

Sardinien besitzt, wie wir schon angedeutet, seine Geschichtschreiber. Der neueste derselben, Baron Manno, ein geschätzter Gelehrter und eleganter Schriftsteller, ließ im Jahre 1825 die von ihm abgefaßte vaterländische Geschichte in vier Bänden zu Turin drucken. Herr della Marmora giebt uns eine sehr gute Skizze der Schicksale Sardiniens, von den ältesten Zeiten an. Ich überlasse es den Sardiniern, für ihre mythische Noblesse und ihren Helden Sardus, einen Sohn des Thebanischen Herkules, sich zu interessiren. Ihre blutigen Kämpfe mit den Vandalen, den Sarazenen und den Pisanern nehmen mein Interesse mehr in Anspruch; denn obschon diese Kämpfe jedes Mal damit endeten, daß die Insel den Feinden zur Beute wurde, so hat der entschlossene und hartnäckige Widerstand eines kleinen Volkes gegen mächtige Unterdrücker doch immer etwas Erhebendes. Man würde aber von der Macht Sardiniens unter seinen Richtern einen falschen Begriff bekommen, wenn man sie nach dem Hochmuth dieser kleinen Häuptlinge ermessen wollte, die in jener Epoche des Feudalwesens nichts Anderes als Vasallen der Genueser und Pisaner waren. Die Herren „Richter" warfen sich nur vor solchen Ausländern, von denen sie nichts zu befürchten hatten, mit Insolenz in die Brust; so jener Hugo von Arborea, der eine Gesandtschaft des Herzogs von Anjou mit aller Brutalität und Rohheit eines Wilden aufnahm. In wohlthuendem Kontraste zu diesem kleinen Tyrannen steht seine Schwester Eleonore, die man den edelsten Charakteren des Mittelalters beizählen kann. Eleonore vertrieb während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Arragoneser aus Sardinien und beschwichtigte in demselben Augenblick eine republikanische Empörung ihrer Unterthanen. Sie gab ihrem Lande den ersten Gesetz-Kodex (carta de logu), der keinen anderen Fehler hatte, als daß er für jenes Zeitalter zu mild und menschlich war. Man findet in demselben sehr gute Verordnungen in Betreff des Eigenthums, der Cession und Erbfolge, auch enthält er die ersten Elemente des Geschwornen-Gerichtes. Von Todesstrafen ist darin selten die Rede, und viele gehässige Mißbräuche in der Kriminal-Pflege, die bis dahin bestanden hatten, sind durch diesen Kodex abgeschafft worden. Eleonoren's Carta hat noch heutiges Tages in Sardinien ihre Gültigkeit und ist für alle Gesetzkundige und Magistrats-Personen ein Gegenstand der Bewunderung und des eifrigen Studiums.

Die Periode der Arragonesischen Herrschaft zeigt uns neben dem Feudalwesen mit seiner ganzen Schleppe von Privilegien eine volksvertretende Verfassung und Stände-Versammlungen. Das Joch der Feudalherren war übrigens in Sardinien nicht so drückend wie in anderen Ländern Europa's. Der Bauer, von Geburt ein freier Mann, konnte seinen Wohnort wechseln, wenn er Ursache hatte, mit seinem Grundherrn unzufrieden zu seyn.

Der jetzige König von Sardinien arbeitet schon seit mehreren Jahren an der gänzlichen Aufhebung des Feudalsystems, und er thut dies mit einer Vorsicht und Billigkeit, die ihm große Ehre machen. Alle legitime Abgaben bleiben unangetastet; die Renten oder Gebühren in Naturalien, welche auf dem Grundeigenthum lasten, sollen hinführo wiederkäuflich (tilgbar) seyn; die willkürlichen Auflagen dagegen werden ganz abgeschafft. Dies ist aber nicht die einzige Wohlthat, die Sardinien dem Hause Savoyen verdankt; auch die meisten nützlichen Einrichtungen im Lande sind von der heutigen Regierung ausgegangen, namentlich: eine National-Miliz, eine Normal-Schule, ein verbessertes System des Elementar-Unterrichts und vor Allem die monti granatici, Magazine, in welchen man Getraide gegen mäßige Zinsen leihen kann. Diese Magazine liefern dem Landbauer das Korn, dessen er benöthigt ist, um seine Felder zu bestellen, und das nöthige Geld, um Ochsen und Ackergeräth zu kaufen. Leider werden aber die guten Wirkungen dieser schönen Einrichtung bis jetzt noch durch viele Mißbräuche und andere verdrießliche Umstände sehr beschränkt, und die große Zahl der Haiden und Brachfelder hat sich gegen früher kaum verringert. Den Boden sollte man nicht anklagen: dieser bedarf nur fleißiger und kluger Bestellung, um seine alte Fruchtbarkeit wieder zu erhalten. Man weiß, daß Sardinien in den Römerzeiten die Ehre, eine Kornkammer der Republik zu heißen, mit Sicilien theilte. Auch die Industrie der Sardinier ist noch sehr im Rückstande: die jährliche Einfuhr übersteigt die Ausfuhr um mehr als 900,000 Franken. Fast alle Manufaktur-Artikel, die zur Kleidung dienen, werden vom Auslande geliefert.

Was der Insel Sardinien hauptsächlich Noth thut, das ist, nach unserem Ermessen: eine stärkere Bevölkerung, ein besseres Forst-System, ein besser begründetes Eigenthumsrecht, die Abschaffung der Frohndienste und des Zehntens, und vor Allem — Geld. Ich hätte diesen mächtigen Hebel jedes Industrie-Zweiges eigentlich an die Spitze stellen sollen. (Nouvelles Annales des Voyages.)

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

III. Der Dogen-Palast.

Das größte, am meisten in die Augen fallende und interessanteste Gebäude von Venedig ist der Dogen-Palast. Und es ist nicht allein das interessanteste, weil es das größte und weil es der Palast des Dogen gewesen, nein, hierzu kommt noch seine, wenn auch nicht ungewöhnlich schöne, doch ungewöhnlich seltene Form und die vielen Erinnerungen, welche es birgt. Es besitzt deren unzweifelhaft mehr, als irgend ein anderes Gebäude, denn durch viele Jahrhunderte ist es nicht nur der Sitz für das Oberhaupt des Venetianischen Staates, sondern auch die Kapsel der Venetianischen Staatsmaschine gewesen. Im Innern dieser Mauern hat das wunderbar komplizirte Räderwerk sich gedreht und bewegt, das lange Zeit einen so wichtigen Einfluß auf den historischen Gang des südlichen Europa's gehabt; von hier gingen die großen Handlungen jenes See-Staats aus, die wie große Gesänge aus der Vorzeit über der Zeit schweben, Epochen in ihr abtheilen und auf unvergeßliche Jahrzahlen hinweisen; von hier haben sie ihre Richtungen erhalten, und daher kommt es, daß dies Gebäude gewiß mehr Erinnerungen umschließt, als jedes andere. Aus jedem Winkel, bei jedem Schritt, den der Beschauer thut, tritt die alte Clio hervor und stößt in ihre Posaune. Ich möchte hinzufügen, daß diese Posaune nirgends wilder und schrecklicher klingt.

Der Palast trägt auch schon an seiner Stirn den Ausdruck von dem, was er birgt! er steht so ernst da an der stillen, freundlichen Piazzetta. Die beiden untersten der drei Höhen-Abtheilungen, aus denen die Hauptfaçade des Gebäudes besteht, werden von zwei Säulenreihen gebildet, hinter welchen sich offene Gänge befinden; die Säulen sind kurz, aber stark; sie sind durch hohe schmale Spitzbogen von einander getrennt. Die dritte Abtheilung ist unverhältnißmäßig höher als die beiden anderen, daher kommt das ernste Ansehen des Gebäudes. Gerade über der Mitte der Façade erhebt sich hoch über den Mauerkranz ein Marienbild; es ist, als wenn es hierher gestellt

*) Etwas von diesen Gebräuchen und selbst von der damit verbundenen allegorischen Sprache findet man auch in mehreren Kantonen der Nieder-Bretagne.

worden wäre, um das Maurische, das Unchristliche in diesen Formen gleichsam zu entschuldigen und zu versöhnen. Und nun die großen Schatten-Partieen in den beiden offenen Gängen, zwischen welche doch wieder so helles Licht fällt; sie scheinen schon von außen auf das Verhältniß zu deuten, das im Innern zwischen dem Geheimnißvollen, dem Ungewissen, dem in seinen Umrissen Schwankenden und dem Sonnenklaren, dem Bestimmten, dem Reinhistorischen stattfindet. Das Modell zu diesem Gebäude haben die Venetianer ohne Zweifel im Morgenlande vorgefunden; sie haben es mit sich heimgeführt, um eine Trophäe, ein Erinnerungszeichen an jene große Zeit aufzurichten, wo die Kreuzritter auf den Venetianischen Schnecken übers Meer setzten. O, welche Last haben nicht diese Schnecken zu tragen, denn wie viele zerrissene Herzen bluteten nicht unter dem bekreuzten Küraß! Ich sagte, eine große Zeit, ja die Kreuzzüge waren für Venedig von ungeheurer Wichtigkeit. In Rücksicht auf das übrige Europa war das ganze Kreuzfahrerwesen, obgleich eine tiefe, innige, glühende religiöse Schwärmerei, doch eine politische Betise. Aber für Venedig war es Kraft und Nahrung, aus der es wuchs und groß wurde. Vor den Kreuzzügen stand Venedig da, wie ein Mädchen, das seine jungen Füße in der stillen Lagune badet, und nachdem sie beendet waren, war es bereits zu der reichen Fülle einer herrschsüchtigen Königin aufgewachsen, die mit der einen Hand nach der Kaiserkrone in Konstantinopel griff, während die andere nach dem Indischen Handel über Aegypten langte, und in ihrem Diadem hatte sie manchen Edelstein, der früher dem Griechischen Völkerbunde gehört hatte.

Tritt man durch den Haupteingang in den großen Hofraum, so bemerkt man sogleich eine ganz andere Architektur. Hier sind auch Säulen und offene Gänge, aber die Säulen sind höher und schlanker und die Bogen gerundet; Alles ist lichter, freundlicher, mehr Südeuropäisch. Zur Rechten hat man eine Treppe, eine von jenen breiten, bequemen Marmortreppen, die man so oft in Italien sieht; es ist die sogenannte Riesentreppe. Oben auf ihrer höchsten Stufe wurden die Dogen, sobald sie erwählt waren, dem Volke vorgestellt, indem man ihnen den Herzoglichen Hut aufsetzte. Alle Dogen Venedigs sind hier durch einen langen Zeitraum erwählt worden, und einer von ihnen, Marino Faliero, ist sowohl erwählt als hingerichtet worden; der arme Faliero, er hatte die unverzeihliche Thorheit begangen, sich zu verheirathen, sich auf seine alten Tage mit einem jungen Mädchen zu verbinden. Und die Venetianische Aristokratie hatte freilich Grund, dieses Haupt zu fällen, es war ein gefährliches Haupt. Faliero war der Einzige von allen Dogen Venedigs, der es versuchte, die Aristokratie zu zerstören, diese Hydra zu erdrücken. Ja, es war Kraft in diesem Marino Faliero! und bisweilen stürmte das Blut wild und heiß in seinen Adern. Er war es, der die Ungarn bei Zara schlug; der dem Bischof von Treviso ein Steckenpferd gab, — einem Bischof ein Kinderpferd zu geben! Dies war ohne Zweifel Faliero's kühnste That; ich hoffe, Leser, daß Du Dich an diesem Ausdruck nicht stößt, bedenke, einem Bischof der damaligen Zeit.

Steigt man die „Riesentreppe" hinauf und folgt man der offenen Gallerie auf der rechten Seite, so wird man bald links eine andere Treppe bemerken, die „goldene", so genannt von der vielen Vergoldung, die an dem gewölbten Dache verschwendet ist. Sie führt in die oberen Etagen des Gebäudes. In diesen ist ohne Zweifel das merkwürdigste der vielen Zimmer, die man durchwandert, der Bibliothek-Saal, wo in den Zeiten der Republik sich der große Rath versammelte. Portraits von Venedigs Dogen befinden sich hier an allen vier Wänden, eines immer dicht neben dem anderen; manche harte, kräftige Gesichter, über deren gefurchter Stirn tiefe Pläne ruhen, und manches freundliche Greisenhaupt, das den Beschauer bewegen kann, mit Shakespeare im König Lear auszurufen: „Und diese edlen Züge und dieses graue Haar haben sie nicht einmal rühren können!" Nein, die Venetianische Aristokratie kannte kein Mitleid. Der Doge mußte den Fluch der vielen blutigen Thaten tragen, die im Dunkel der Nacht vollbracht wurden.

Unter den Bildnissen hängen andere Gemälde, welche Ereignisse aus der Geschichte Venedigs darstellen; sie sind alle von den ersten Meistern der Venetianischen Schule ausgeführt. Eines von ihnen zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit an, ein großes Gemälde von Zuccari, welches die Zusammenkunft zwischen Papst Alexander III. und Friedrich Barbarossa zu Venedig vorstellte. Bei diesem Zusammentreffen war es, wo der Papst, als der Kaiser seinen Pantoffel küßte, den Fuß auf seinen Nacken gesetzt und mit der Schrift ausgerufen haben soll: „Auf Ottern und Löwen sollst du treten!" Und das ertrug Barbarossa! Dieser starke Barbarossa, zu welchem das edle Deutsche Volk noch jetzt mit der Hoffnung großer Zukunft aufschaut, dieser Barbarossa, von welchem die Sage geht, daß er in dem Kyffhäuserberge dasitzt und schläft; ein Tisch steht vor ihm, auf welchen er den Ellenbogen stützt, der starke rothe Bart ist schon durch den Tisch gewachsen; aber ein Tag wird kommen, an welchem der Schlummer weicht, und der Kaiser wird sich erheben, und dann wird Deutschland seinen alten Ruhm wieder gewinnen. — Barbarossa ertrug den Hohn des übermüthigen Papstes. — die Zeiten haben sich geändert: der Papst wird nicht mehr den Versuch wagen, seinen Fuß auf den Nacken eines Volkes zu setzen — und der Herr sey gelobt!

Ein anderer Gegenstand erweckte hier oben im Dogen-Palast auch in hohem Grade meine Aufmerksamkeit. Wenn man nach der goldenen Treppe hinaufkommt, wird man zur Rechten in der Mauer ein kleines Loch gewahr, welches in ein Zimmer hineinführt; dies ist der sogenannte Löwenmund, in welchen die Anklagen geworfen wurden, um dann von den Staats-Inquisitoren untersucht zu werden. Bedenkt man den erschlafften Zustand, in welchem die Venetianische Aristokratie sich vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befand, und nimmt man Rücksicht darauf, wie Furcht immer mit Schwäche verbunden ist, so wird man leicht einsehen, zu welchen gräßlichen Resultaten diese Anklagen oft führen mußten. Ein Fremder, der mit mir den Dogen-Palast besah, erzählte eine Geschichte, welche sich wenige Jahre vorher zugetragen haben sollte, ehe die Republik aufhörte, zu existiren. Es wurde der Venetianischen Regierung von ihrem Gesandten in Paris gemeldet, daß wichtige Staatsgeheimnisse von Venedig aus der Französischen Gesandschaft in Konstantinopel mitgetheilt worden wären. Man ließ nachforschen und entdeckte zuletzt den Namen der Person, von welcher die Mittheilungen ausgegangen seyn sollten. Ein Beamter dieses Namens arbeitete in einem Büreau; er ward vor die Inquisition gestellt und verurtheilt; man ertränkte ihn in dem Kanal Orfano, wo sogenannte Staats-Verbrecher oft schon dasselbe Schicksal erfahren hatten. — Die Regierung hatte schon früher den Befehl gegeben, daß die Ausschlämmung, die man mit dem Kanal begonnen, aufhören sollte. Es verging einige Zeit, da wurde von Paris aufs neue berichtet, daß die Mittheilungen von Venedig nach Konstantinopel fortführen. Man stellte wieder Untersuchungen an und fand jetzt, daß eine andere Person mit demselben Namen, wie der umgebrachte, in einer ganz untergeordneten Stellung im ausländischen Departement arbeitete, und von dieser waren die Mittheilungen ausgegangen. Ein Ereigniß, das keinesweges unwahrscheinlich ist, denn mancher Unschuldige ist sicher von diesem schändlichen Dreimänner-Rath verurtheilt und über die Seufzerbrücke gesendet worden; die Seufzerbrücke, ja Leser! denn mancher tiefe Seufzer ist über sie gegangen, um sich in den Bleikammern zu verlieren und vielleicht in den Kanal Orfano zu senken.

Mannigfaltiges.

— Ein Schwedischer Theater-Abend. In Schweden schöpft die tragische Muse vorzugsweise gern aus Deutscher Quelle. Unsere klassischen Trauerspiele sind auch auf der Bühne von Stockholm heimisch, ja mitunter vielleicht heimischer, als auf einigen Deutschen Theatern, die vor Opern von Donizetti und Vaudevillen von Scribe zu einem Trauerspiele von Schiller kaum mehr kommen können. Herr Dahlqvist, nächst Herrn Almlöf der erste Heldenspieler der Schwedischen Bühne, veranstaltete am 6. April eine große scenisch-deklamatorische Soiree im Theater von Stockholm und brachte bei dieser Gelegenheit nicht weniger als vier Deutsche Trauerspiele zur theilweisen Aufführung. Zuerst wurde ein Akt aus des Freiherrn v. Zedlitz „Kerker und Krone" gegeben, in welchem Herr Dahlqvist den Torquato Tasso und Herr Almlöf den Montecatino spielte. Darauf folgten die letzten Scenen des dritten Aktes und der Anfang des vierten Aktes aus Müllner's „Schuld", worin Herr Dahlqvist den Hugo mit großer Energie gab und besonders die Kraftworte „Darar kalla det schavott!" (Thoren nennen es Schaffott) einen mächtigen Eindruck machten. Es folgte nun der berühmte Monolog aus Hamlet: „Vara eller icke vara, det är frågan" (Seyn oder Nichtseyn ꝛc.) dem sich die folgende Scene mit Ophelia aus dem dritten Akt anschloß, und dies war das einzige Nichtdeutsche, was an diesem Abend zur Aufführung kam, denn nunmehr kam Schiller an die Reihe, und zwar in zwei verschiedenen Dramen. Zuerst wurde der zweite Akt aus „Wallenstein's Tod" aufgeführt, in welchem Herr Dahlqvist besonders durch die Erzählung des Traumes vor der Lützener Schlacht („Es giebt im Menschenleben Augenblicke" ꝛc.) das Schwedische Publikum zu außerordentlichem Beifall hinriß. Den Beschluß machte der fünfte Akt aus den „Räubern" („Rofvarebandet" — die Räuberbande — heißt das Stück auf Schwedisch), in denen Herr Dahlqvist jedoch nicht, wie wir aus seinem übrigen Rollenfache geschlossen hätten, den Karl, sondern den Franz Moor giebt. Man sieht übrigens aus dieser Inhalts-Anzeige, wie bunt auch in Schweden ein Benefiziant seinen Theater-Abend auszustatten weiß. Zwischen einem Akt und dem anderen wurden Ouvertüren von Gluck, C. M. v. Weber, Bernhard Romberg und Cherubini gespielt.

— Ein neues Lustspiel von Alberto Nota. Herr Karl Blum mag nur immer die Feder spitzen, um unserer Bühne ein interessantes Drama zu verschaffen, das der Ehre der Uebertragung allerdings würdiger scheint, als so manches Produkt, das uns von der Seine her kommt. „Die Kreolin von Louisiana" (La Creola della Luigiana) heißt das neueste Lustspiel Alberto Nota's, der bekanntlich vor kurzem vom Könige von Sardinien zum Signor Barone erhoben worden ist. Mit großer Geschicklichkeit hat der Verfasser die eigenthümlichen gesellschaftlichen Konflikte, welche das Sklavenwesen in den südlichen Staaten Nord-Amerika's darbietet, als Hebel seines Drama's zu benutzen gewußt. Franzosen, Engländer und Kreolen, Freie und Sklaven, wie sie der Boden Amerika's in bunter Mannigfaltigkeit trägt und charakteristisch modifizirt, werden darin naturgetreu gezeichnet; die Heldin des Stückes ist jedoch Zelia, die Tochter einer Sklavin und eines Franzosen, deren harter Oheim sie, in Abwesenheit ihres Vaters, wie eine Waare behandelt, die er zur Deckung einer Schuld an den Markt bringen und verkaufen will. Die Abscheulichkeit der Sklaven-Gesetzgebung Louisiana's und Süd-Karolina's wird in diesem Drama recht überzeugend vor Augen geführt, während andererseits auch die Forderungen der Kunst und der ästhetischen Form in keiner Weise verletzt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 24. April 1840.

Rußland.

Die Treibhäuser und der Obsthandel in St. Petersburg.

Von J. G. Kohl.

Nicht nur ästhetischer Sinn, nicht nur Freude am Schönen und Großartigen, sondern vor Allem auch Luxus, Prunksucht, Großthuerei sind die Götter, welche Petersburg schmückten. Daher der eitle Glanz seines Schmuckes. Nicht bloß still pflegende, langsam schaffende und überall thätige Neigung der Einwohnerschaft, sondern vor allen Dingen Befehle der Machthaber, die rasch ausgeführt werden müssen, Launen der Vornehmen, die Augenblicks Befriedigung suchen und keine Mittel dazu scheuen, oft wechselnde Moden und Begierden der Reichen, die das Alte schnell verlassen und stets zu Neuem greifen, haben hier gewirkt.

Daher erklärt es sich, daß von allen Zweigen der Gartenkunst sich keiner hier so hoch erhob, als die Treibhaus-Kultur, und daß man in diesem Fache vielleicht mehr hier leistet, als in irgend einer anderen Hauptstadt der Welt. Petersburg liegt unter einem Breitengrade, der nur den Birken und niedrigen Dornensträuchen eine schöne Entwickelung gestattet, und der freiwillig nichts giebt, als Beeren und ungenießbare Tannenfrüchte. Fast alles Genießbare muß die raffinirteste Kunst ihm abtrotzen, und es gewährt ein nicht geringes Interesse, die Begierden und den Verstand der Menschen mit den rohen unschöpferischen Naturkräften des Nordpols in einem Kampfe zu beobachten, aus dem der Mensch, wenn auch nicht mit Lorbeern, doch mit Kirschen, Erdbeeren und Rosen geschmückt, hervorgeht.

Es war draußen eben der härteste Winter, als es dem verstorbenen Kaiser Paul auffiel, daß in der großen Perspektive, der schönsten Straße seiner Residenz, keine Bäume ständen, und als er darauf befahl, zur Verschönerung derselben unverzüglich daselbst eine Allee von Linden zu pflanzen. Die Machthaber, an welche dieser Befehl erging, brachten ihn weiter zu den Gärtnern und Arbeitern, und als diese zurückmeldeten, es sey tiefe Winternacht, Alles liege unter dem Leichentuche des Eises erstarrt, und die Natur sey in unthätigem Schlafe befangen, erwiederten sie, dies hebe den Kaiserlichen Befehl nicht auf, der vollzogen seyn müsse. Man solle auf irgend eine Weise Rath schaffen, die faule Natur aus dem Schlafe rütteln und die schlummernden Kräfte wecken. — Und es wurde darauf ein Unternehmen ausgeführt, das in jeder anderen menschlichen Gesellschaft unmöglich erschienen wäre und in den Annalen der Gartenkunst wahrscheinlich einzig in seiner Art ist. Man hob aus den Baumschulen junge Bäume aus, ließ langsam in eigens dazu vorgerichteten Gebäuden die gefrorene Erde an den Wurzeln aufthauen und reinigte sie. Man hackte mit Beil und Brecheisen in das blanke Eis der Perspektive geräumige Löcher, die mit frischer warmer Erde gefüllt wurden. Die Zweige der Bäume wurden verpackt und sorgfältig umwickelt, in die für sie bestimmten Löcher gepflanzt und mit einem kleinen Strohdach umgeben. Um jedes Baumes Wurzeln wurde ein kleiner Treibofen gebaut, und so mit unsäglicher Mühe wirklich die schlummernden Naturkräfte geweckt, die Bäume zum Keimen gebracht, und nach wenigen Monaten konnte der mächtige Monarch durch eine schattige Allee grüner Bäume reiten, als Sieger gleichsam über die Natur triumphirend. Schwerlich hat ein Kunstgärtner je einen merkwürdigeren Triumph gefeiert. Die Baum-Allee, welcher er galt, grünt noch in diesem Augenblicke zur Freude der Bewohner der Perspektive. Doch hätten sie dieselbe Freude, wenn man mit dem Pflanzen der Bäume nur einige Wochen hätte warten wollen, für einen zwanzig Mal geringeren Preis auch genießen können.

In manchen südlichen Landschaften ist die Natur so fruchtbar und kräftig, die Atmosphäre so reich an keimenschwangeren Dünsten, daß sich die Pflanzen überall in Fülle zeigen, wo man sie wünscht und nicht wünscht. Epheu, Immergrün, wilder Wein und Aloës ranken in Italien an den Gemäuern hinauf, und allerlei Gräser und Kräuter siedeln sich auf den Dächern an und fassen das starre Menschenwerk in schmückenden, zierlichen Rahmen. In Petersburg haben die Architekten mit dergleichen vegetabilischen Parasiten nicht zu kämpfen. Alle Gebäude sind hier rein und kahl, und es wächst nirgends ein Grashalmchen auf einem Petersburger Dache. Die einzige Ausnahme hiervon bildet ein kleines Birkenbüschlein, das auf einem der vier niedrigen Thürme der Semeonowschen Brücke steht und, wenn es im Sommer ergrünt, gar malerisch die Kuppel dieses Thurmes verziert. Es ist dieses Birkenbäumchen, das, Gott weiß wie, seine Nahrung zwischen den Steinen findet und das bisher schon seit manchem Jahrzehend den uniformirenden und Alles egalisirenden Blicken der Petersburger Polizei entgangen ist, eine nicht geringe kleine Merkwürdigkeit der Stadt, die auch als solche nicht nur der ganzen Nachbarschaft, sondern auch der ganzen Einwohnerschaft der Stadt wohlbekannt ist, da es gerade in einem der besuchtesten Stadttheile liegt und schon von manchem Fremden als Wahrzeichen benutzt wurde, um sich zwischen den vielen einander völlig gleichen Brücken der Fontanka herauszufinden.

Wenn die Deutschen Gilden und Zünfte in Petersburg blühten, könnten sie jenes Birkenbäumchen füglich zum Wahrzeichen der Stadt erheben, und zwar mit um so mehr Recht, da die Birke gerade der Baum ist, der in dem Petersburgischen Erdgürtel seine schönste Entwickelung erhält und dabei hier häufiger erscheint, als irgend ein anderer Baum der Wälder. Die Inseln der Newa, die der Häuser-Andrang noch nicht überfluthete, sind meistens mit Birkenwäldchen bedeckt, und fast alle Chausseen und Wege um Petersburg herum, so wie alle Wälder und Haine, mit Birken besetzt. Da das Holz des Baumes sowohl im Ofen als auf der Hobelbank viele treffliche Eigenschaften offenbart, so ist er auch für die Stadt von ungemeiner Wichtigkeit, und der Verbrauch dieses Materials in Petersburg ist ungeheuer. Entschieden die meisten Möbel, Utensilien und Instrumente der Stadt sind aus Birkenholz, und fast Alles, was im Winter der Wärme bedarf, wärmt sich an Birkenholzkohle. In ästhetischer Hinsicht erscheint der Baum zierlich und besonders im Frühling, wenn sein zartes frisches Laub hervorbricht, äußerst artig und fein, zumal wenn er dunklem Fichtenwalde beigemischt erscheint. Doch ist sein Laub zu dürftig, seine Verästelung zu unbedeutend, und die Massen, welche er in großen Gesellschaften vereint bildet, sind zu geringfügig, um in der Landschaft und in den Gärten von großem Effekt zu seyn, und da er bei Petersburg gewöhnlich allein, ohne Verbindung mit anderem Laube, auftritt, so gereicht er der Landschaft, im Ganzen und Großen genommen, zu geringem Schmucke und hat nicht Kraft und Reichthum genug, den traurigen Charakter der Armuth aus dieser Gegend zu bannen.

Nur die mächtige Eiche und die dichtlaubige Linde wären geeignet, diesen großen Palästen einigen Schatten zu gewähren und den Sümpfen ihre Einförmigkeit zu nehmen. Allerdings kommen auch noch hier und da einige schöne Exemplare jenes Königs unter den Bäumen auf den Newa-Inseln vor, und es stehen hier Eichen, die schon Schweden-, Nowgoroder- und Moskowiter-Herrschaft an der Mündung der Newa sich abwechseln sahen und vielleicht auch noch den Fall Petersburgs erleben werden. Doch sind es nur noch die letzten Reste und Brocken der schönen Eichenwälder, wie sie in Deutschland erscheinen, ihre äußersten spärlichen Ausläufer gegen Norden, und in Gruppen zeigt sich dieser bei uns so gesellige Baum hier nicht mehr. Die Linden verpflanzte man allerdings hierher und sie gediehen recht gut. Doch sind den alten, die schon Peter der Große in seinem Sommergarten und im Peterhofschen Garten anpflanzte, wie es scheint, später wenige nachgefolgt, und es ist unverzeihlich, daß Petersburg, bei der Dürftigkeit und Unduldsamkeit seiner Natur, nicht eifrigeren Gebrauch macht, mit diesem hier wohl gelittenen und gut gedeihenden Baume seine öden Räume buschig und malerisch auszufüllen.

An Italiänische Pappeln ist in Petersburg nicht zu denken. Die wenigen, die man zu pflanzen versuchte, tödtete die rauhe Natur oder ließ sie nur als Krüppel am Leben. Außer den genannten Waldbäumen und einigen Weiden-Arten, welche das Klima hier noch im Freien duldet, fallen alle andere Bäume und die meisten Ziersträucher den Kunstgärtnern und Treibhäusern anheim, und selbst manche von ihnen, die man noch im Freien läßt, erfordern die sorgfältigste Pflege und Aufsicht, so die Trauerweiden, deren Zweige schon im Oktober mit Stroh und Matten umwunden werden müssen, um sie überwintern zu können.

Was die genießbaren fruchttragenden Gewächse betrifft, so giebt es auch unter ihnen allerdings einige, denen das Newa-Klima besonders konvenirt. Denn die Natur verleugnet doch auch hier ihr menschenliebendes Mutterherz nicht ganz. Wenn sie im Süden ihre zarten süßen Säfte in schönen vergoldeten Schalen und festen Bechern an großen Gewächssäulen aufhängt und die hohen Bäume mit den erfreulichen Geschenken der Pomona schmückt, so erbarmte sie sich im Norden der niedrigen Gesträuche, hing in Moos versteckt die röthliche Erdbeere auf und besäete alle Gebüsche mit den Beeren der mannigfaltigsten Art und der besten Qualität. Es tritt schon in

Kurland und Liefland und noch mehr bei Petersburg hervor, daß, je seltener die Obstbäume werden, desto reichlicher und häufiger die Gebüsche mit ihren Gaben sich anbieten. Von Erdbeeren, obgleich scheinbar so zarte Früchte, sind alle Esthnische und Finnische Wälder voll, und man bringt Ladungen auf die Märkte der Residenz, von deren Reichlichkeit wir keine Vorstellung haben. An Heidelbeeren, Preißelbeeren und einer Menge anderer Beeren, für die wir im Deutschen keine Namen besitzen, weil sie bei uns gar nicht vorkommen, giebt es die Hülle und Fülle. Auch die Beeren, welche wir bei uns kennen, die Stachelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, gedeihen hier zu einer bei uns unbekannten Größe und Vollkommenheit.*)

Die Russen und Finnen bedienen sich der mannigfaltigen Beeren ihres Vaterlandes auf vielfache Weise in ihren Haushaltungen, und ein Petersburger Laden, in dem eingemachte Beerensäfte verkauft werden, hat fast nicht weniger Artikel als eine Apotheke. Sie machen übrigens die Beeren nicht nur mit Zucker ein, sondern trocknen auch viele von ihnen und trinken Thee davon. Auch gebrauchen sie sie fast alle zur Würzung und Variirung ihrer zahlreichen Naliwken und Nastoiken (Liqueure). Doch ist Petersburg noch nicht einmal der vornehmste Sitz der besten Beeren-Production. Die delikateste, gewürzigste und zarteste aller Beeren trägt einen Finnischen Namen und kommt noch weiter aus dem Norden her. Es sind dies die bei den feinschmeckenden Petersburgern so beliebten „Mamurami" (Rubus arcticus), die unter dem Moose des nördlichen Finnlands am besten gedeihen und der südlichen Newa nur eingezuckert zugesendet werden.

Unsere Deutschen Obstsorten stehen in Petersburg zum Klima ungefähr in derselben Beziehung, wie die Südfrüchte, die Granat-Aepfel, Citronen, Orangen u. s. w. in Mailand und Florenz zu dem Klima des nördlichen Italiens. Nur die Aepfel- und Birnen-Arten wagt man noch wohl, auch dem Winter im Freien auszusetzen, obgleich sie auch so nur eine schlechte, jedoch wegen ihrer Seltenheit und der angewandten Mühe hoch erfreuende Frucht bringen. Alles Steinobst aber, — mit Ausnahme einiger sauren Kirschen, die doch auch wohl im Freien fortkommen, — die Pflaumen, Aprikosen, süßen Kirschen u. s. w. zieht man in Häusern, die man „Kirschenhäuser" nennt und die, wie in Florenz die „Citronenhäuser", im Winter dicht verpicht und verrammelt und nur in der heißen Sommersonne der frischen Luft ausgesetzt werden, indem man die gläsernen Dächer und hölzernen Wände abträgt. Solche luxuriöse Kirschenhäuser legen sich die Reichen in den Gärten ihrer Villen an und erleben dann an ihren Pflaumen- und Kirschenbäumen, die bei uns jeder Garten in Ueberfluß besitzt, eben so viel Freude und Leid, wie wir an unseren besorglich gepflegten Feigen und Orangen, derentwegen uns wieder der Sicilianer bespöttelt. Uebrigens stehen auch in Bezug auf Süßigkeit und Feingeschmack diese Treibhaus-Kirschen und Pflaumen der Petersburger ganz in demselben Verhältniß zu unseren freien Kindern der Natur, wie unsere erzwungenen Treibhaus-Citronen und Apfelsinen zu den freiwilligen Geschenken der Hesperiden-Gärten. Sie können nur dem große Freude bereiten, der sie selber pflanzte und pflegte. Man zieht auch die Kirschen- und Pflaumenbäume in Töpfen und hat es darin, an kleinen Bäumchen einen außerordentlichen Reichthum von Früchten zu erzeugen, zu einer unglaublichen Kunst gebracht. Bei den splendiden Festins und Diners, wie sie täglich in dem Nordischen Babylon vorkommen, gehört es zu einem nicht ungewöhnlichen Luxus, die Tafel mit solchen fruchttragenden Bäumchen zu besetzen, an denen oft jede Frucht, welche die Gäste davon ärndten, so theuer zu stehen kommt, wie in unseren gesegneten Ländern ein ganzer Korb voll.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache und sowohl für die Rauhheit des Landes als für die Rohheit des Volkes charakteristisch, daß man in ganz Rußland — sogar die Schwarzen Meeres-Küsten bei Odessa eingeschlossen — kaum eine einzige völlig zur Reife gediehene und hinlänglich durchkochte Frucht — sie sey denn von Deutscher Hand gepflegt — zu essen bekommt. Man sollte denken, wo das Klima schon ohnedies selbst bei vollständiger Erschöpfung seiner Kräfte so Weniges zeitige, müsse der Mensch um so geduldiger seyn und alle Vortheile nützen. Dies ist aber bei den Russen nicht der Fall. Sie können die Reife keiner Frucht erwarten und bringen sie, um so hastig als möglich Alles in Geld und Genuß zu verwandeln, unzeitig zu Markte. Wie es mit ihren Zwetschen und Birnen ist, eben so ist es auch mit allen anderen Früchten ihrer Kultur. — Die reifen und vollkommenen Früchte bekommen sie theils aus dem Süden ihres eigenen Reichs theils aus dem Auslande. Für die Trauben sind Astrachan am Kaspischen Meere und Malaga in Spanien die Hauptpunkte. Doch gehen unter dem Namen Astrachaner und Malagaer Trauben auch noch eine Menge aus den benachbarten Provinzen in den Handel. Für die Aepfel sind zwei andere Gegenden wichtig, die Krimm und Stettin. Aus dem letzteren Orte werden in jedem Herbste eine Menge ganzer Schiffsladungen Deutscher Aepfel aus allen Gegenden unseres Vaterlandes für Petersburg verladen, und man langt hier schon ganz anders zu, wenn es bei einem präsentirten Apfel heißt: „Es ist ein Stettiner." Die „Krimskije Jabloki" (die Krimschen Aepfel)**) sind eine Frucht von äußerst angenehmen Eigenschaften. Sie haben ein festes, der Fäulniß sehr lange widerstehendes Fleisch, ungemein viel Saft und dabei ein immer untadeliges, rothwangiges Aeußere und sind von der Größe und Form der Gänseeier. — Sie werden von der Krimm aus, wo die Tataren sie in ihren großen Obstgärten reifen lassen, mit den Obst-Karawanen in ganz Rußland verfahren und sind in Moskau wie in Petersburg die beliebteste Frucht. — Eine dem Russischen Norden eigenthümliche Aepfelart sind die Glas-Aepfel, die wir bei uns kaum kennen, die dort aber vorzüglich gut gedeihen. Vollkommen ausgebildet, ist ihr Fleisch und ihre Haut ganz durchsichtig wie mattes, grünliches Krystall-Glas, und man kann dann bis an das innere Gehäuse hinabblicken. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, in diese beim zauberischen Schein der hellen Nordischen Sommernächte gereiften Aepfel-Krystalle von lieblichem Geschmack einzubeißen, und es sollte mich wundern, wenn es keine Russische Sagen von den Gärten, in denen sie wuchsen, ähnlich den Mythen von den Gärten der Hesperiden, gäbe. An Birnen, Aprikosen, Pfirsichen ist in Petersburg der Mangel weit größer, weil ihre von der Natur in zu zarter Hülle schlecht verpackten Säfte sich schwer transportiren lassen. Die Birnen kommen aber gezuckert aus Kiew, und die Aprikosen und Pfirsichen, getrocknete und eingemachte, überschwemmen ganz Rußland von Persien und dem Kaukasus her.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich sah einmal ein Kästchen mit Stachelbeeren verpacken, deren jede größer als ein Taubenei war, und die mit der Post ins südliche Polen gehen sollten, um einen Ungläubigen 100 Dukaten verlieren zu machen, die er gegen einen Petersburger darauf verwettet hatte, daß es an der Newa keine solche Stachelbeer-Monstra gabe.

**) Das Wort „Jabloki" ist offenbar ein russifizirtes Deutsches, und wie wir für Pomeranzen, Citronen und Orangen von den uns südlicheren Italienern und Franzosen die Namen empfingen, so die Russen für die Aepfel von dem für sie südlichen Deutschen.

Frankreich.

Paris im Jahre 1700.

(Schluß.)

Nachdem der Doktor die Bequemlichkeit der Pariser Wagen während mehrerer Monate genossen, machte er eine Reise „im besten Wagen Sr. Herrlichkeit, aber dieser Wagen kam aus England und stieß so sehr, daß man jede Unebenheit des Weges fühlte; eine Fahrt von einer Stunde in diesem Wagen war anstrengender als eine von sechs Stunden in einem Französischen. Die Fiaker sind die schmutzigsten und elendesten Wagen, welche man finden kann, und dennoch sind sie fast so theuer wie die Londoner. Um rasch zu reisen, giebt es eine Menge Post-Chaisen für eine oder auch zwei Personen. Ferner giebt es in dieser Stadt eine Art Wagen, von denen ich am liebsten gar nicht sprechen würde, so elend sind sie; sie heißen „Vinaigrette"; es sind zweirädrige Wagen, welche von einem Manne gezogen und hinten von einer Frau oder einem Kinde gestoßen werden."

Nächst den Wagen spricht unser Reisender von den Menschen. Am meisten scheinen ihm die Bischöfe und Abbé's zu imponiren, vorzüglich die Ersteren durch ihre schönen Equipagen und Livreen. Indeß scheinen ihm die Präsidenten und ihre Frauen mit diesen zu rivalisiren. „Unter den lebenden Gegenständen in den Straßen von Paris spielen die Präsidenten und Räthe des Parlaments eine wichtige Figur. Sie und ihre Frauen haben wie vornehme Leute das Recht, Equipagen zu halten. Ein Mann, der seiner Frau einen so beneideten Posten zubringt, kann unter den reichsten Erbinnen wählen. Das Vorrecht, sich ein Sammtkissen in die Kirche tragen zu lassen, ist ebenfalls ein Vortheil dieser Stellung. Daher kömmt es, daß die Parlament-Stellen auf den dreifachen Preis gestiegen sind."

Der Doktor erzählt uns auch, daß die Pariser Straßen weniger lärmvoll als die Londoner seyen; die Handelsleute, welche ihre Waaren ausrufen, seyen hier weniger zahlreich; man hört hier weder Colporteurs noch Verkäufer von Pamphlets. „Es ist schwer und gefährlich, eine Schmähschrift in diesem Lande zu verkaufen. Während unseres Aufenthaltes gab Jemand einem Blinden ein Paket und versprach ihm eine gute Belohnung. Der Blinde begab sich nach Notre Dame und rief während der Messe „das Leben und die Wunderthaten des Bischofs von Rheims" aus. Dies ist ein Streich, den die Herren von der Gesellschaft Jesu dem Erzbischof von Paris spielten. Die Schrift wurde augenblicklich um jeden Preis gekauft, sobald die ersten Käufer gesehen hatten, daß es eine Schmähschrift gegen den Erzbischof von Paris sey."

„Die Straßen werden während des ganzen Winters erleuchtet, auch wenn Mondschein ist; ich bin darauf um so achtsamer gewesen, als das impertinente Verfahren der Londoner Polizei, die Straßen während der Hälfte des Jahres nicht zu erleuchten, mich immer empört hat. Die Laternen hängen in einer Entfernung von 20 Schritten und in einer Höhe von 20 Fuß. Der Strick, an dem sie hängen, läuft durch eine eiserne Röhre längs der Häusermauern. Von den Lichten, mit denen die Erleuchtung bestritten wird, gehen vier aufs Pfund und dieselben brennen länger als bis Mitternacht."

Die Ausgabe für die Erleuchtung während der fünf Wintermonate betrug ungefähr 1,200,000 Livres. Als Franklin nach Paris kam, gab er den Parisern verschiedene Rathschläge über diesen Gegenstand, unter anderen auch den, früher aufzustehen und schlafen zu gehen. „Wenn Jemand die Frechheit hat, die Laternen zu zerbrechen, so wird er unverzüglich auf die Galeeren geschickt; während meines Aufenthaltes in Paris traf es sich, daß mehrere junge Leute von vornehmem Stande ins Gefängniß geschickt wurden, weil sie nach einem fröhlichen Mahle die Laternen zerbrochen hatten; erst nach einer mehrmonatlichen Haft wurden sie wieder in Freiheit gesetzt, und auch dazu bedurfte es der eifrigsten Verwendung ihrer Freunde."

Nachdem der Doktor sich genugsam mit den Straßen bekannt gemacht, besuchte er die Paläste und Literaten. Das Palais Mazarin zog zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich; hier verursachte die tolle Laune des Herzogs von Mazarin, der alle seine Statuen hatte bekleiden lassen, unter dem Vorwande, daß sie zu unanständig seyen, dem guten Doktor ein großes Aergerniß. Ein bemerkenswerther Besuch ist der, den der Doktor dem berühmten Lenôtre abstattete.

Er berichtet darüber folgendergestalt: „Das Kabinet des Herrn Lenôtre, des Ober-Aufsehers der Königlichen Gärten, ist sehenswerth. Er ist ein geistreicher Greis; die Anlage der meisten Gärten des Königs und der vornehmen Herren rührt von ihm her, und er hat das Glück gehabt, lange genug zu leben, um seine Werke in ihrer Vollkommenheit zu sehen. Er ist 89 Jahr alt, aber noch munter und liebenswürdig. Er nahm mich sehr höflich auf. In den drei Gallerieen, die er mir zeigte, sah ich eine bedeutende Sammlung ausgewählter Gemälde, einige antike Büsten und Statuen, eine große Kupferstichs-Sammlung in schön eingebundenen Mappen. Kurze Zeit vor seinem Besuche hatte er unter seinen Gemälden eine Auswahl im Werthe von 50,000 Thalern getroffen und dem Könige ein Geschenk damit gemacht. In seinem Kabinet fand ich auch nicht den kleinsten naturgeschichtlichen Gegenstand."

„Ich besuchte ihn mehrmals, und einmal führte er mich in ein höher gelegenes Kabinet, wo er eine große Medaillen-Sammlung hat. Die meisten derselben befanden sich in vier großen Schubfächern, von denen drei die Medaillen des Königs Wilhelm enthielten; im vierten waren die Medaillen der Vorfahren des Königs Wilhelm, 300 an der Zahl. Er hatte 40 Jahre daran gesammelt und viel Geld darauf verwendet. Sicherlich hat er das reichste Material zu einer historia metallica. Der König von Frankreich ist ganz besonders gütig gegen Lenôtre; er hat ihn bereichert und gestattet seinem Gärtner eine größere Vertraulichkeit als irgendwem. Wenn derselbe eine Medaille bekömmt, die gegen seinen König gerichtet ist, sagt er zu ihm: „da bekommen Sie es wieder recht ordentlich", und das mit einem so munteren und unbefangenem Tone, als wenn er dem Könige die angenehmste Sache mitzutheilen hatte. Herr Lenôtre erzählte mir viel von dem Gleichmuthe seines Herrn. Er versicherte mir, daß derselbe nie in Zorn gerathe, und führte mir mehrere Beispiele an, wo andere Leute außer sich gewesen seyn würden, wo aber dennoch der König seine Fassung bewahrt habe."

Der Doktor beschreibt ziemlich weitläuftig das Luxembourg und das Louvre. Hierauf erwähnt er seiner Unterredungen mit Baudelet, Tournefort und anderen Celebritäten dieser Zeit. Auch besuchte er Herrn Verney im Garten des Königs. „Ich besuchte in Gesellschaft eines jungen Edelmannes aus dem Gefolge Mylords Herrn Bennis, der sich im Sectionssaal befand und einen Leichnam präparirte. In diesem Gemache sah man sonderbare Sachen. Obgleich mein Gefährte kräftiger Natur war, so wäre ihm doch beinahe unwohl geworden, und er stieg die Treppen schneller hinab als hinauf. Und in der That läßt es sich nicht leugnen, daß ein solches Schauspiel auf den Laien einen schreckenerregenden Eindruck machen muß. Herr Verney hatte mindestens 20 Leichname, welche ihm der Galgen, das Châtelet (der Ort, wo die in den Straßen Getödteten ausgestellt werden) und die Hospitäler geliefert hatten."

„An einem anderen Tage besuchte ich Herrn Dacier und seine Frau, zwei sehr zuvorkommende Personen von großem Verdienste und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit. Meiner Ansicht nach, ist unser Handwerk Herrn Dacier wegen seiner eleganten Uebersetzung des Hippokrates und der gelehrten Noten dazu vielen Dank schuldig. Er scheint der Meinung derer beizutreten, welche glauben, der Blutumlauf sey dem Vater der Medizin bekannt gewesen, worin er sich ohne Zweifel täuscht. Es ist augenscheinlich, daß die anatomischen Anschauungen des Griechen roh und oberflächlich sind, obwohl er die Wirkungen des Blutumlaufs sehr wohl zu würdigen verstand. Madame Dacier kannte ich schon aus ihren Schriften und wußte, daß es die gelehrteste Frau Europa's sey, die würdige Tochter und Schülerin Tanaquill Faber's; aber mit noch größerem Vergnügen sah ich, daß ihre Gelehrsamkeit und ihre Talente ihrer Liebenswürdigkeit keinen Abbruch thaten. Ich besuchte Herrn Morin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, einen in den Mineralien sehr bewanderten Mann."

„Unter den berühmten Personen war ich besonders neugierig auf die Bekanntschaft Fräuleins von Scudéry; obgleich sie 91 Jahr alt ist, hat sie doch die Kraft ihres Geistes bewahrt. Ich gestehe indeß, daß dieser Besuch mir eine unangenehme Enttäuschung brachte, ich sah nur die traurigen Wirkungen des Alters auf eine so berühmte Frau. Wenn ich sie mit ihren herabhängenden Lippen, ihrem zahnlosen Munde sprechen hörte, wenn ich sah, wie ihr die Worte unwillkürlich und ohne Ordnung entschlüpften, so glaubte ich in der Höhle einer Sibylle zu seyn, welche Orakelsprüche ertheilte. Fräulein von Scudery zeigte mir die Skelette zweier Kamäleone, die sie vier Jahre lang lebendig besessen hatte. Im Winter wurden sie in Baumwolle und während der strengsten Kälte unter einer kupfernen Kugel voll heißen Wassers aufbewahrt. Sie zeigte mir ein Portrait der Frau von Maintenon, ihrer alten Freundin, welches sehr ähnlich seyn soll, und wonach zu urtheilen diese sehr schön gewesen seyn muß."

„Der Marquis von Hôpital, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, den ich nicht zu Hause fand, erwiederte meinen Besuch auf die zuvorkommendste Weise. Ich hatte mit ihm eine lange Unterhaltung über die Philosophie und die Wissenschaft, aus welcher ich ersah, daß die Franzosen durch den Krieg dem wissenschaftlichen Leben in England ganz entfremdet worden sind. Der Marquis hörte mir sehr aufmerksam zu, als ich von den Arbeiten Isaak Newton's sprach. Zugleich sprach er gegen mich den Wunsch aus, eine vollständige Sammlung der philosophischen „Transactions" zu besitzen. Die Mitglieder der Akademie, sagte er mir, ließen keine monatliche Denkschriften mehr erscheinen, weil sie nicht mehr zahlreich wären und fast keine Korrespondenz mehr unterhielten. Ich erwiederte den Besuch des Marquis. Er bewohnt ein schönes, wohl eingerichtetes Haus. Er bezeugte mir den Wunsch, England zu sehen und sich mit unseren Mathematikern zu unterhalten. Seine Gemahlin ist ebenfalls in der Mathematik bewandert und gehört zu den gelehrten Damen von Paris. In dieselbe Klasse gehören die Herzogin du Maine, Madame Dacier, Fräulein von Scudery und einige andere, deren Namen ich vergessen habe."

Die nächsten Besuche des Doktor galten den Bibliotheken. „Der Abbé von Brillac, Almosenier des Prinzen von Conti, bot mir an, mich in die Königliche Bibliothek zu begleiten. Ich dankte ihm indeß, da man mir gesagt hatte, daß es besser sey, diesen Besuch allein zu machen, und daß jeder Fremde immer willkommen sey. In der Königlichen Bibliothek hatte man die zarte Aufmerksamkeit, dem Doktor eines seiner Werke, die Synopsis conchyliarum, zu zeigen. Nach England zurückgekehrt, schickte er dem Könige die zweite Auflage. Es würde zu weitläuftig seyn, den Doktor auf seinen Wanderungen durch alle Bibliotheken zu begleiten. Er untersuchte sie nicht nur alle mit der größten Aufmerksamkeit, sondern machte auch Bekanntschaft mit den gelehrten Konservatoren derselben. So lernte er den Pater Hordouin, den Pater Daniel, Dom Mabillon, Dom Clément Baluse und den Pater Mallebranche kennen.

Die verschiedenen Manufakturen zogen sodann seine Aufmerksamkeit auf sich. Er besuchte die Töpferwaaren-Fabrik zu Saint-Cloud, deren Erzeugnisse, seiner Ansicht nach, eben so vorzüglich waren wie die Chinesischen. Auch die Manufaktur der Gobelins besichtigte er; diese war indeß, wie er sagt, schon in vollem Verfall.

Nach Beendigung der wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt er sich gegen Ende des Werks noch mit einigen Gegenständen, die gewöhnlich zuerst die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch nehmen, nämlich mit der Nahrung und den Vergnügungen der Pariser. „Die Nahrung der Pariser", sagt er, „besteht vorzüglich in Brod und Gemüsen. Die Kohlarten lieben indeß die Franzosen weniger, als ich geglaubt hatte." — Bei dieser Veranlassung stellt er eine sonderbare Theorie auf, nämlich, daß die nördlichen Völker Europa's die Kohlarten, die südlichen die Zwiebelgewächse vorziehen.

Hierauf folgt eine kurze Abhandlung über die Französischen Weine und ein heftiger Ausfall gegen den Kaffee, den Thee und die Chokolade, welche verderbliche Geschenke die Vorsehung den Menschen, nach seiner Versicherung, nur aus dem Grunde gemacht hat, um sie desto schneller aufzureiben. „Die, welche sich zu Sachwaltern der Chokolade aufwerfen", sagt er, „führen an, daß sie, zwei Stunden vor Tische getrunken, den Appetit reizt. Sehr wohl. Wer zweifelt daran? Ihr sagt mir, daß Ihr stärkeren Appetit habt, wenn ihr Chokolade trinkt, d. h. daß Euer Magen schwach und leer ist, und daß Ihr Euer Mittagessen nicht lange aufschieben könnt. Eine Speise, die den Magen so schnell verläßt, kann demselben nicht willkommen seyn, und die Natur beeilt sich, sie rasch fortzuschaffen. Es giebt viele solcher Dinge, die einen falschen Hunger bewirken. Die Römer verstanden sich besser als wir auf die Verfeinerungen der Gefräßigkeit."

„Die Vergnügungen der Pariser bilden die Schauspiele, das Spiel, die Spaziergänge und Spazierfahrten. Es giebt hier zwei Theater, eines für die Opern und eines für die Komödien. Ich habe nicht viele Opern gesehen, da ich nicht vertraut genug mit dem Französischen bin, um gesungene Worte zu verstehen. Unbegreiflich ist es mir, daß die Oper so besucht ist. Viele Adelige versäumen sie keinen Tag. Sehr störend ist aber die Sitte dieser Herren, eine Arie aus der Oper, die gerade aufgeführt wird, oder aus einer anderen, vor sich hinzusummen."

„Die Kunst des Stehlens ist hier sehr ausgebildet, und es giebt, wie bei uns, sehr geschickte Beutelschneider und Schurken. Eines Tages kam ein Gauner, der sehr gut gekleidet war und vier Lakaien in seinem Gefolge hatte, auf die Messe. Er wurde auf der That ertappt und, obschon sich mehr Schwerter für als gegen ihn erhoben, der Gerechtigkeit überantwortet."

Den Schluß der Reisebeschreibung bilden einige Ausführungen über die Gärten der Umgegend, so wie über den Zustand der medizinischen Wissenschaft in Frankreich. Diese läßt, nach seiner Schilderung, viel zu wünschen übrig, da die Arzneiwissenschaft nur von Charlatanen, alten Weibern und Mönchen geübt wird und also auch in keiner sonderlichen Achtung steht. (Retrospective Review.)

Eine Stadt der Bretagne.

Von Balzac.*)

In Frankreich, ganz vorzüglich aber in der Bretagne, findet man noch einige Städte, welche von der gesellschaftlichen Bewegung, die dem 19ten Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt hat, ganz unberührt geblieben sind. Da sie keine regelmäßige Verbindung mit Paris haben und kaum mit dem Hauptorte der Unter-Präfektur durch einen schlechten Weg verbunden sind, so geht an ihnen die neue Bildung wie ein gleichgültiges Schauspiel vorüber; sie verwundern sich über dieselbe, ohne sich ihr anzuschließen, und sey es nun, daß sie dieselbe fürchten oder bespötteln, sie bleiben den Sitten des Jahrhunderts getreu, dessen besonderen Charakter sie repräsentiren. Wollte Jemand eine Reise als moralischer Alterthumsforscher unternehmen und die Menschen anstatt der Steine beobachten, so würde er in manchem Dorfe der Provence ein Abbild des Jahrhunderts Ludwig's XV., in Poitou der Zeit Ludwig's XIV., so wie in der Bretagne das Bild weit früherer Jahrhunderte finden.

Meistentheils sind diese Städte von früherem Glanze herabgesunken, und wenn auch die Geschichtschreiber, die sich mehr um Jahreszahlen und Thatsachen als um die Sitten kümmern, nicht davon sprechen, so lebt doch die Erinnerung im Gedächtnisse der Bewohner fort. Viele dieser Städte waren Hauptstädte eines kleinen Lehn-Staates oder eines an die Krone gekommenen Herzogthums.

*) Aus dessen neuem Roman: „Beatrix ou les amours forcés."

Sie verloren ihre Bedeutung dadurch, daß sie Zuflüsse eines grösseren Stromes wurden; so vertrockneten sie. Seit dreißig Jahren fangen sie indeß an, ganz zu verschwinden, und diese Abbilder der Vergangenheit werden immer seltener. Die moderne Industrie, welche für die Massen arbeitet, zerstört die Werke der alten Kunst, welche eine ganz persönliche Bedeutung hatten, sowohl in Betreff des Künstlers als des Genießenden. Wir haben nur noch Produkte, keine Werke. Die Denkmäler unserer Zeit sind Steinbrüche, Salpetergruben, Baumwollen-Magazine. Noch einige Jahre, und auch diese Städte, die noch einen eigenthümlichen Charakter bewahrt haben, werden umgewandelt seyn.

Eine dieser Städte, welche die Eigenthümlichkeit der Lehnszeiten am treusten bewahrt hat, ist Guérande. Dieser Name allein wird tausend Erinnerungen in der Seele der Maler, Künstler und sinnigen Geister hervorrufen, welche bis zu der Küste vorgedrungen sind, an welcher dieses köstliche Kleinod des Mittelalters liegt. Es bildet gleichsam den einen Winkel eines Dreiecks, dessen beide andere Winkel zwei nicht weniger merkwürdige Oerter, Le Croisic und der Flecken Batz, einnehmen. Nächst Guérande dürften wohl nur noch Vitré, im Innern der Bretagne, und Avignon, im Süden, den mittelalterlichen Charakter so unveränderlich bewahrt haben. Noch jetzt ist Guérande mit mächtigen Mauern umgeben; die breiten Gräben sind gefüllt, und die Zinnen stehen noch aufrecht; auch wuchern aus den Schießlöchern noch keine Sträucher hervor, und der Epheu hat seine Ranken noch nicht um die viereckigen und runden Thürme geschlungen. Die Stadt hat drei Thore mit Fallgittern, und es führt dahin eine Zugbrücke, welche nicht mehr aufgezogen wird, aber noch sehr gut aufgezogen werden könnte. Die Häuser der Stadt haben noch keine Veränderung erlitten, weder sind sie gewachsen noch gesunken; noch an keines hat sich der Hammer des Baumeisters oder der Pinsel des Anstreichers gewagt, noch keines ist um ein Stockwerk erhöht worden. Alle haben ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Einige ruhen auf hölzernen Pfeilern, welche Lauben bilden, unter denen die Spazierengehenden wandeln. Die Häuser der Kaufleute sind klein und niedrig. Das Holzwerk bildet einen bedeutenden Theil des Baumaterials; das der Fenster und Stützen ist künstlich ausgeschnitten. Die Straßen sind noch eben so, wie sie vor 400 Jahren waren. Da aber die Bevölkerung nicht mehr so dicht ist, so kann der neugierige Reisende, welcher diese Stadt beschaut, die so schön ist, wie eine alte vollständige Rüstung, nicht ohne ein schwermüthiges Gefühl diese oder jene fast ganz verlassene Straße hinaufblicken, wo die Fenster zugestopft sind, um der Abgabe zu entgehen. Eine andere Straße führt auf ein vermauertes Ausfall-Thor, auf welches die Natur der Bretagne, die jedenfalls eine der üppigsten Frankreichs ist, einen Busch grüner Stauden gepflanzt hat. Ein Maler, ein Dichter wird sich unter die Wölbung des noch neuen Ausfalls-Thors, zu dem kein Geräusch der ruhigen Stadt dringt, hinsetzen und in der tiefen Stille schwelgen, während er durch die Schießlöcher seinen Blick über die Felder schweifen läßt.

Es ist unmöglich, hier zu weilen, ohne bei jedem Schritte an die Sitten und Gewohnheiten der vergangenen Zeiten zu denken; jeder Stein erzählt von denselben. Kommt einmal ein Gendarm hierher, so ist seine Erscheinung ein Anachronismus, gegen den unsere Gedanken protestiren. Aber im Ganzen ist hier nichts seltener, als ein Wesen oder ein Ding der Gegenwart. Sogar von der gegenwärtigen Kleidung findet sich hier nicht viel vor, und die neuen Moden, welche die Einwohner annehmen, vermischen sich mit ihren unveränderlichen Sitten. Auf dem öffentlichen Platze sieht man lauter Bretagnische Kostüme, welche die Maler, die hierher kommen, zeichnen. Die weiße Leinwand, welche die „Paludiers“ tragen, — so heißen die Leute, welche das Salz aus den Salzsümpfen gewinnen, — bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu den blauen und braunen Farben der Bauern und zu dem eigenthümlichen Putze der Frauen. Diese beiden Klassen der Bewohner und die Seeleute in kurzer Jacke und Lederkappe sind so streng von einander geschieden, wie die Kasten der Indier; denn hier bestehen noch alle Unterschiede in ihrer ganzen Schroffheit; hier ist die nivellirende Revolution auf zu harten Widerstand gestoßen. Der Charakter der Unveränderlichkeit, den die Natur den Thiergeschlechtern zugetheilt hat, zeichnet hier die Menschen aus. Auch nach der Revolution von 1830 ist Guérande eine ganz eigenthümliche, durch und durch Bretagnische, glühend katholische, schweigsame Stadt geblieben, in welche die neuen Ideen keinen Eingang gefunden haben.

Die geographische Lage erklärt diese Erscheinung. Diese niedliche Stadt beherrscht die Salzsümpfe, deren Produkte viele Bretagner die Vortrefflichkeit ihrer Butter und der Sardellen zuschreiben. Mit dem neueren Frankreich hängt sie nur durch zwei Wege zusammen; durch den ersteren wird die Verbindung zu Lande mit dem Arrondissement, zu dem sie gehört, durch den zweiten die Wasserverbindung mit Nantes hergestellt. Der Landweg wird nur von der Verwaltung benutzt. Viel lebhafter ist der Weg über St. Nazaire. Dieser Flecken ist von Guérande sechs Meilen entfernt; indeß findet zwischen beiden keine Postverbindung statt, und zwar aus guten Gründen, da jährlich höchstens auf drei Reisende zu rechnen wäre. Saint-Nazaire wird von Paimboeuf durch die Mündung der Loire getrennt.

Guérande ist im äußersten Winkel des Festlandes gelegen, führt nirgends hin und wird von Niemand besucht. Die Stadt ist stolz auf ihre Unbekanntheit und kümmert sich nur um sich selbst. Der Absatzplatz für den ansehnlichen Ertrag der Salzsümpfe, welche jährlich eine Million an den Schatz bezahlen, ist Croisic, eine auf einer Halbinsel gelegene Stadt, die mit Guérande nur durch eine große Flugsandfläche verbunden ist. Diese reizende Stadt ist gleichsam das Herkulanum des Mittelalters; sie steht da, ohne zu leben, und hat keine andere Gründe ihrer Existenz, als daß sie noch nicht zerstört ist.

Kömmt man über Croisic nach Guérande, so kann man sich beim Anblicke der ungeheuren Festungswerke, welche ganz neu scheinen, eines tiefen Eindrucks nicht erwehren. Nicht weniger verführerisch ist die malerische Lage der Stadt und ihre naive Anmuth, wenn man über Saint-Nazaire kömmt. Rings umher ist die Gegend entzückend schön, das Geisblatt, der Buchsbaum, der Rosenstrauch, die schönsten Pflanzen stehen in voller Blüthe. Man glaubt in einen Englischen Garten zu treten, den ein großer Künstler angelegt hat. Diese so üppige und so einsame Natur, welche den Reiz eines Veilchen- oder Maiblumenstraußes im Waldesdunkel darbietet, wird von einer Afrikanischen Wüste begränzt, von einer Wüste ohne Baum, ohne Halm, ohne Vogel, wo die weißgekleideten „Paludiers“, die das Salz aus den Sümpfen ziehen, wie die Araber in ihren Burnu's erscheinen; in der Ferne sieht man dann das Meer. Guérande mit der reizenden Landschaft auf dem festen Lande, mit der Wüste, welche rechts von Croisic, links durch den Flecken Batz begränzt wird, gleicht keiner anderen Stadt in Frankreich. Die Stadt bringt auf die Seele dieselbe Wirkung wie ein niederschlagendes Mittel auf den Körper hervor. Sie ist schweigsam wie Venedig. Es giebt hier nur einen öffentlichen Wagen, welcher die Reisenden, die Waaren und vielleicht auch die Briefe von Saint-Nazaire nach Guérande und umgekehrt transportirt. Die Ankunft eines Wagens ist ein ungeheures Ereigniß. Die Bauern reiten nach der Stadt; sie bringen ihre Waaren in Säcken mit. Zehn Meilen in der Runde ist und bleibt Guérande die berühmte Stadt, in welcher der bekannte Traktat unterzeichnet wurde, welche der Schlüssel zur Küste ist, und welche eben sowohl wie der Flecken Batz die Erinnerung eines jetzt verblichenen Glanzes anrufen kann.

Der Künstler, selbst der Bürger, der nach Guérande kommt, wird, wie diejenigen, die sich in Venedig aufhalten, von der Sehnsucht befallen, hier seine Tage in Ruhe und Frieden zu enden. Zuweilen klopft auch das Bild der Stadt an die Pforten der Erinnerung; sie zieht ein, geschmückt mit ihren Thürmen, mit ihrem Mauergürtel, sie entfaltet ihr mit Blumen besäetes Kleid, schüttelt den goldstrahlenden Mantel ihrer Dünen; sie beschäftigt und fesselt, wie eine schöne Frau, die man in einem fremden Lande gesehen, und die sich in einem Winkel des Herzens eingenistet hat.

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham und Demosthenes. Lord Brougham, der häufig schon mit dem Griechischen Redner verglichen worden, und zwar nicht bloß seiner Beredsamkeit, sondern auch seiner Schwächen, seiner Eitelkeit und seines Ehrgeizes halber, hat jetzt die oratio pro corona in Englischer Uebersetzung so wie mit dem von Noten begleiteten Originaltexte herausgegeben.*) Lord Brougham meint, ein Volksredner könne nur wiederum von einem Volksredner vollkommen verstanden und wiedergegeben werden, womit implicite das Urtheil ausgesprochen ist, daß alle bisher vorhandene Uebertragungen Demosthenischer Reden mangelhaft seyen, weil ihre Bearbeiter niemals selbst eine Versammlung in freien Vorträgen angeredet hätten. Mit Recht wird jedoch dem edeln Lord vom Britischen Athenaeum entgegnet, daß gerade dasjenige Land, welches die wenigsten politischen Redner besitze, Deutschland nämlich, die besten Uebersetzungen auch des Demosthenes aufzuweisen habe. Dasselbe Blatt weist den Uebersetzer auch nach, daß er das Griechische häufig mißverstanden, und daß seine historische Erläuterung der Rede für die Krone gänzlich verfehlt sey. Lord Brougham stützt sich in letzterer Beziehung hauptsächlich auf seinen Landsmann Leland und auf den Franzosen Toureil. „Aber seit Toureil und Leland“, sagt das Athenaeum, „ist ein Strom von Licht über das Alterthum verbreitet worden, vornehmlich durch jene Deutsche Schule, welche Namen wie Niebuhr, Böckh, Wachsmuth, Ottfried Müller und Tittmann aufzuweisen hat. Wäre Lord Brougham mit den Schriften von A. Becker, Westermann und Fr. Jacobs bekannt gewesen, so würde er vielleicht besser im Stande gewesen seyn, Etwas zu liefern, was, seiner Meinung nach, dem Studium eben sowohl der Griechischen Sprache als der Redekunst förderlich gewesen wäre.“ Nicht einmal die Uebersetzung des alten Reiske, den als Herausgeber eines Griechischen Textes Lord Brougham auf dem Titel seiner Bearbeitung nennt, soll derselbe, wie sein Kritiker behauptet, gekannt haben, da er nicht eine einzige Deutsche Sylbe in seinen Noten anführt und manche Fehler vermieden haben würde, wenn er diese oder die neuere (im Jahre 1811 erschienene) Uebersetzung der Rede für die Krone von Friedrich von Raumer mit seiner eigenen Version verglichen hätte. Interessant ist auch die bei derselben Gelegenheit mitgetheilte Notiz, daß die erste Englische Uebersetzung Demosthenischer Reden zur Zeit der Königin Elisabeth erschien, und zwar ließ Lord Burleigh die Philippischen Donner-Reden von Dr. Thomas Wilson, dem Privatsecretair der Königin, übertragen, um damit den Haß des Englischen Volkes gegen Philipp von Spanien, der damals eben die Armada ausgerüstet hatte, noch mehr zu entflammen.

*) The Oration of Demosthenes upon the Crown, translated into English, with notes and the Greek text, with various readings selected from Wolf, Taylor, Reiske and others. London, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 27. April 1840.

Schweiz.

Ansichten von Genf und vom Genfersee.

Ich schiffte mich auf dem „Winkelried" ein, einem eben so berühmten als für einen Franzosen schwer auszusprechenden Namen. Dies ist das Schicksal aller Schweizer Namen. „Ich hätte sehr gern", sagte Voltaire, „den Schwur auf dem Rütly zum Stoff einer Tragödie gewählt. Wie ist es aber möglich, die Namen Walter Fürst, Arnold Melchthal und Werner Stauffacher in harmonische Verse zu bringen?" *)

Das Dampfboot durchschneidet die bläulichen Fluthen, und das Ufergestade des Waadtlandes zieht vor unseren Augen wie ein köstliches und bewegliches Gemälde vorüber. Bei Coppet dachte ich an die große Frau zurück, welche in ihrem Schlosse, einem wahrhaft königlichen Wohnsitze, Leiden, die sie nicht kannte, mit so beredtem Gefühle schilderte; welche Morgens die großartigsten Gedanken über die Religion niederschrieb und Abends zur Belustigung ihrer Gäste Komödie spielte; welche den Widerstreit der Empfindungen auf eine so bequeme Weise zu schlichten wußte, indem sie die Liebe und die Treue für das Herrlichste erklärte. Bei dem Allen war sie ein bewundernswerthes Weib, welches zwei Bände über Politik schrieb, bloß um ihrem Vater zu huldigen, und welches nach Schlegel's Anweisungen ein Buch über Deutschland schrieb, das allen Schriften Schlegel's überlegen ist.

Da taucht schon Nyon vor uns auf, da auch schon Prangins. Prangins! das einsame Schloß am Ufer des Sees. Die Gemächer stehen leer, der Garten ist verödet. Dort auf der Terrasse wandelte jeden Morgen ein Mann mit sanftem und edlem Blicke auf und ab, der in der Nähe geliebt, in der Ferne geachtet wurde, dessen Aufenthalt indeß nur ein vorübergehender war. Dieser friedliche und gutmüthige Charakter, dieser bescheidene Einsiedler war zweimal König gewesen, König in Neapel und Madrid. Er hieß und heißt noch Joseph Bonaparte.

• • •

Ich steige bei Ouchy ans Land und klettere nach Lausanne hinauf. Dort erging sich ein Mann, der seinen Hals mit einem seidenen Tuche umwickelt hatte und sich wie ein Leidender auf einen Stock stützte. Schweigend blickte er auf den See hinaus, nach dem unermeßlichen Kolossäum hinüber, welches der Wiederschein der Alpen am Horizont bildet, und nach dem Mont-Blanc, der riesenhaft wie eine unvergängliche Pyramide über ihre höchsten Häupter emporragt. Ein rosenfarbener Schein milderte die Lichtspiegelung. Der Mann, der diesem Schauspiel zuschaute, war klein, aber seine großen schwarzen Augen erglänzten in überirdischem Ausdruck. Sein Blick und die Bildung seiner Züge mahnten mich an den Adler, wie die Goethe's. Wenn Ihr seinen Namen wissen wollt, er heißt Chateaubriand. Wir rasteten bei ihm eine Stunde, Casimir Delavigne, Germain Delavigne und ich. Dann lenkten wir in einem abscheulichen Wagen, auf einem steinigen Wege, in finsterer Nacht auf Vevey zu.

• • •

Vevey! du bist's, welches der Dichter unsterblich gemacht hat. Denn Dichter muß doch derjenige heißen, der alle Regungen der Religion, der Liebe und der Poesie, die das menschliche Herz birgt, so tief empfunden und so herrlich ausgesprochen hat. Jean Jacques Rousseau! wird ewig groß und rein dastehen. Der Diamant, welcher der Schlange die Zähne ausgebrochen hat, und das Glaubensbekenntniß des „Emile" werden ewig dauern wie ein Gesang Homer's, wie eine Seite Platon's.

Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner negativen und zersetzenden Philosophie war nur aufs Zerstören gerichtet, ohne Achtung für etwas Bestehendes. Ein Mann ging aus der Menge hervor, welcher voll Schmerz sah, wie die Franzosen die Vergangenheit schmähten und ihre Religion, ihre moralischen Traditionen, ihren gesellschaftlichen Zustand, die nur der Verbesserung bedurften, der Verachtung weihten. Eine Revolution war im Anzuge, aber Niemand rieth zu einer großen, reinen und hochherzigen Revolution. Voltaire häufte Trümmer auf Trümmer und wankte über Schutthaufen dem Grabe zu; die Unwissenheit und die blinde Wuth richteten später auf den Trümmern das Schaffot auf. Jean Jacques hatte die göttliche Mission des Genius besser begriffen. Da er alle Philosophen der Vergangenheit zugewendet und nach Zerstörung lüstern sah, so kehrte er sich der Zukunft zu und versuchte wiederaufzubauen. Der Verderbtheit der Sitten setzte er die Empfindsamkeit der neuen Heloise, der leichtfertigen Erziehung die ernste Zucht des „Emile", der Gottlosigkeit die Verehrung des Evangeliums, den veralteten Phantastereien des ancien régime die hochherzigen Illusionen des „Contrat social" entgegen. Gewiß sagte er Paradoxen nach und entfernte sich oft von der Wahrheit, aber er lebte in einer Zeit, wo die Wahrheit das Laster, Paradoxe die Tugend waren.

• • •

Wir stiegen in einem kleinen Gasthause zu Vevey ab und erwarteten ungeduldig den Anbruch des Tages, um Clarens und Meillerie in Augenschein zu nehmen. Germain Delavigne ließ Punsch bringen; Casimir sprach immer wieder von Jean Jacques. Wir vergessen, uns zu Bett zu legen, und die Namen Meillerie und Clarens kehren hundertmal in unseren Gesprächen wieder. Beim ersten Schein des Morgens treten wir an die Fenster, um nach den Felsen von Meillerie, welche jenseits des Sees auftauchen, hinüberzuschauen. Aber das ganze Ufer ist mit Felsen bekränzt. „Kellner, zeigen Sie uns Meillerie." — „Der Herr befiehlt — —" „Meillerie!" — „Das kenne ich nicht." — „Das Dorf Meillerie, den Felsen jenseits des Sees, Vevey gegenüber." — „Diesen Namen habe ich nie gehört." — „Ist's möglich? Wo sind Sie denn her?" — „Aus Vevey." — „Du bist aus Vevey und kennst nicht Meillerie!" rief Casimir Delavigne in poetischer Entrüstung aus. — „Ich höre diesen Namen zum erstenmale, und gewiß ist es ein sehr kleiner Ort, meine Herren." — Da fing ich an: „Haben Sie noch nie in Ihrem Leben von Jean Jacques Rousseau reden hören?" — „O ja! mein Herr, ich weiß, daß es einen Herrn Rousseau gegeben, der Bücher gemacht hat." —

• • •

In Vevey trennte ich mich von meinen Reisegefährten, zu meinem großen Bedauern, denn was mir später begegnete, würde auch ihre Theilnahme erregt haben. Ein mir befreundeter Maler Almeras aus Genf hatte mir eingeschärft, in Meillerie einen Bauer Namens Voisin zu besuchen. Ich langte allein in Meillerie an, den Tornister auf dem Rücken. Ich erkundigte mich sogleich nach meinem Manne. Man rief ihn herbei, und er suchte mich in der Schenke auf, wo er mir Folgendes erzählte:

Jean Jacques hatte den See durchschifft und suchte, als er um den Felsen von Meillerie herumgekommen war, einen Felsenabsatz zu erklimmen, welcher eine freie Aussicht über den größten Theil des Sees eröffnete. Als es ihm nicht gelingen wollte, wendete er sich an einen kleinen Hirten, der in der Nähe die Ziegen hütete: „Kleiner! willst Du mir dort hinaufhelfen?" — „O ja! Dazu gehört aber Gewandtheit." — „Ich will versuchen." — Der Kleine erstieg nun die Spitze des Felsens und schritt bis zum äußersten Ende desselben vor, welches sich gerade über den Absatz hinabneigte. Einige Sträucher wuchsen aus dem Felsen hervor. An diesen ließ er sich auf den Felsenabsatz herab. Rousseau folgte seinem Beispiele. Als er bei seinem Führer angelangt war, rief er aus: „O, mein Gott! mein Gott!" — Weiter hörte das Kind nichts. Die Natur entfaltete vor Rousseau's Augen ihre unerschöpfliche Pracht, und er konnte nicht bewundernd auf sie hinschauen, ohne zuerst an ihren Schöpfer zu denken.

Jean Jacques zog aus seiner Tasche ein einfaches hörnernes Dintenfaß und einige Bogen Papier hervor. „Mein Freund", sagte er zum Hirten, „an diesem Orte vergesse ich mich; rufe mich um 3 Uhr ab." — Täglich wanderte nun Herr Rousseau, — so nannte ihn Voisin, denn der Greis, der mir dies erzählte, war Niemand anders, als der kleine Hirtenknabe, — nach diesem Orte und schrieb immer noch um 3 Uhr. Dort entwarf Rousseau, begeistert vom Anblicke der Natur, seine köstlichen unnachahmlichen Schilderungen, dort schrieb er die Briefe an Julie und gab der glühenden Leidenschaft, die seine Seele verzehrte, Worte; dort schrieb er die liebeathmenden Worte: „O, Julie! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, dieses letzten Zufluchtsorts so vieler unglücklichen Liebenden; dieser ist ihm sehr ähnlich; der Fels ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung!" —

*) Wir wollen uns bei den Schweizer Namen bedanken; wären sie nicht so unharmonisch, so hätte Voltaire unserem Schiller einen schönen dramatischen Stoff verdorben. D. R.

Ich wollte den Felsenabsatz besuchen, um zu sehen und mich in süße Träume zu wiegen. In Gedanken schon dort weilend, rief ich mit Saint-Preux aus: „Julie, hier seufzte der treuste Liebhaber für Dich!“ — Eitle Hoffnung! Die große Simplonsstraße geht in dieser Richtung, und der Felsen von Meillerie und alle poetische Erinnerungen sind in die Luft gesprengt. Voisin war das einzige Ueberbleibsel dieser Geschichte.

• • •

Gern möchte ich von Genf und den Genfern sprechen. Woher soll ich aber den Muth nehmen? In keiner anderen Stadt sind die Menschen so empfindlich. Herr Raoul-Rochette — Calvin's Schatten möge es ihm verzeihen! — hatte einmal die Kühnheit, zu schreiben, in Genf finde man die Freiheit und Urbanität des Comtoirs. Dieser Ausspruch brachte eine so allgemeine Gährung und Erbitterung hervor, daß der gelehrte Akademiker sich gedrungen sah, in einem öffentlichen Blatte zu betheuern, er habe die beste Absicht dabei gehabt.

• • •

Wenn ich nicht fürchtete, mich mit der Republik zu überwerfen, so würde ich sagen, daß es in Genf schon lange zweierlei Aristokratieen giebt, eine Geld-Aristokratie und eine Gelehrten-Aristokratie. Die Gelehrten verachten den Ignoranten wie der Reiche den Armen. Die Reichen und die Gelehrten bewohnen den oberen Theil der Stadt. Aber, — das sind die Früchte des Jahrhunderts! — auch in dem unteren Theil der Stadt findet sich allgemach das Geld ein, und man hat schon Beispiele gehabt, daß Genfer Demokraten eben so viel Gelehrsamkeit und mehr Geist entfaltet haben wie die aristokratischen Herren. Der Fremde allein kann die ungeheure Kluft ermessen, welche beide Klassen der Gesellschaft trennt, denn ihm allein ist es vergönnt, sich beiden zu nähern. Die Einführung der Gleichheit würde eine ungeheure Verwirrung der Republik zur Folge haben. Es ist hier natürlich nicht von Gleichheit der Gesetze, sondern von Gleichheit der Sitten die Rede, welche sich durch kein Gesetz erzwingen läßt. Wissenschaft, Gesetzgebung, Chemie, Botanik sind vorzugsweise im oberen Theil der Stadt zu Hause. Dort sind auch die bedeutendsten Comtoirs. Im unteren Theil haben sich der Handel, die Uhrmacher, die schönen Künste und der gesunde Menschenverstand angesiedelt.

• • •

Wer Genf recht kennen lernen will, der muß es Sonntags einsam und schweigend wie Pompeji sehen. Ein Kaufmann, der sich einfallen ließe, Sonntags seinen Laden zu öffnen, würde eine Revolution herbeiführen, und sollte er diese Verwegenheit während der Predigt wagen, so würde er sein Leben auf's Spiel setzen. Genf ist, so zu sagen, eine große Schule, wo alle mit derselben Gelehrsamkeit gespeist werden. Die Professoren haben allerdings etwas mehr von dieser als die Schüler und diese wieder etwas mehr als die Weltleute; aber sonst studirt hier ein Jeder die Geschichte auf dieselbe Weise, und ich habe funfzehnjährige Mädchen gesehen, welche dicke Hefte der Kirchengeschichte kopirten und über das Schicksal des Johannes Huß und Hieronymus von Prag Thränen vergossen. Von Michel Servet's Tod spricht man wohlweislich nicht. Eines Tages hatte ich eine Unterhaltung mit einer jungen Dame. Wir sprachen von Literatur, und ich citirte Verse. Ich sah bald, daß ich damit kein Glück machte. Ich brach also ab und rief statt dessen die Aeußerungen einer Gelehrsamkeit hervor, welche mir für die Folge hätte sehr zu statten kommen können. Ich erfuhr, daß die Einwilligung der Päpste bei Einberufung der Konzilien in alten Zeiten nie nachgesucht worden sey; daß sie im Gegentheil verpflichtet gewesen, die Erlaubniß der Kaiser beizubringen; daß sie ferner in diesen Versammlungen nur als Bischöfe figurirt hatten, und daß endlich das Zusammenberufungsrecht den Königen und nicht den Päpsten zustehe, da die Fürsten immer den Vorsitz geführt hätten. — Ich gähnte recht herzlich. — „Meine Unterhaltung mißfällt Ihnen“, sagte die Dame. — „Durchaus nicht; sie ist sehr belehrend; aber ich hoffte mit Ihnen von etwas Anderem zu sprechen.“ —

• • •

Die Genfer sind nicht liebenswürdig; ihre Frauen würden es seyn, wenn sie den Muth hätten. Zwar sind die Männer beschäftigt, aber das Auge der Pastoren hält strenge Wache. Es ist so viel von Duldung die Rede; ich habe sie nirgend gefunden. Die gesetzliche Duldung besteht überall, die moralische nur in der Idee. Mildthätigkeit wird in Genf viel geübt, wenn man bloß Geldunterstützungen der Armen und selbst die Bemühungen zur Verbesserung des Straf-Systems darunter versteht. Hinsichtlich der Prüderie der Sitten und der boshaften Nachreden ist aber Genf nicht besser als ein Dorf, und die Nachsicht gegen die Fehler des Nächsten ist ganz unbekannt.

• • •

Verbrechen sind selten in Genf, und die Polizei ist thätig und geschickt. Seitdem Genf nicht mehr der Hauptort des Departements des Leman ist, hat sich nur einmal der Fall ereignet, daß die Todesstrafe in Anwendung gebracht worden ist. Vor ungefähr 15 Jahren wurde dieselbe über zwei Mörder verhängt. Als das Urtheil gesprochen war, fand man wohl das Werkzeug der Tödtung, aber keinen Henker. Dieser würde in Genf eine Sinekure haben. Herr Pictet, damaliger Syndikus, sah an seinem Hofe einen Mann Holz sägen. „Willst Du ein gutes Stück Geld verdienen, Peter?“ fragte er ihn. — „Gewiß.“ — „Du sollst die Rolle des Scharfrichters spielen.“ — Peter verstand anfangs nicht, was man von ihm wolle, aber man erklärte ihm die Sache, und nachdem er sich acht Tage lang eingeübt, vollendete er die Operation mit der größten Meisterschaft.

• • •

Das Glockenspiel zu Genf spielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune“. Wenn die Arie zu Ende ist, werden die Thore unwiderruflich geschlossen. Ich besuchte oft einen Freund, dessen Landhaus am Ufer der Arve gelegen war, und immer durchschnitt das schreckliche Glockenspiel die Unterhaltung an der interessantesten Stelle. Dann gilt es zu laufen, und immer schneller, je mehr sich die Arie ihrem Ende näherte. Ouvre-moi la porte! — — ich flog durch das Stadthor; pour l'amour de Dieu! — — ich sank erschöpft nieder. — Ein Engländer wollte einst noch nach der Zeit eingelassen werden; man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei und des Syndikus entgegen. — „Ich will bezahlen.“ — „Mylord, das Gesetz ist für Jedermann; so ist's Gebrauch in der Republik.“ — „Die Republik!“ murmelte der Engländer; dann sagte er, mit der Hand in die Westentasche greifend: „Wie viel wollt Ihr für Eure Republik haben?“ —

• • •

Lord Byron wohnte am Ufer des See's im Dorfe Cologny. Der Anblick des See's begeisterte ihn. „Schöner See!“ ruft Childe-Harold aus, „du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Sonst schwelgte ich im Wellengetöse des zürnenden Oceans; aber die Stimme deiner Wogen ist die einer geliebten Schwester. Ich höre sie; sie wirft mir die düsteren Freuden der Vergangenheit vor.“ Als Lord Byron aus den Wellen die verlassenen Thürme des Schlosses Chillon auftauchen sah, da durchdrang seine Seele das Gefühl, wie schrecklich eine lange Gefangenschaft an diesem Orte seyn müsse. Es war Niemand da, der ihm die Geschichte Bonnivard's hätte erzählen können. Da bevölkerte der Dichter diesen Ort mit den Gebilden seiner Phantasie. Wer könnte aber wohl die Leiden des Gefangenen von Chillon mit trockenem Auge lesen?

• • •

Lord Byron brachte, wie alle Fremde, Empfehlungbriefe mit nach Genf. Er besuchte die Aristokratie des Landes, d. h. die Kaufleute und Gelehrten. Mehrere Professoren der Akademie, die Herren Pictet, Dumont, Delarive, de Candolle, Sismondi u. s. w. nahmen ihn natürlich sehr zuvorkommend auf, und der Dichter lud sie zu sich nach Cologny ein. Als der Tag da war, machte sich die gelehrte Gesellschaft auf den Weg. In des Dichters Behausung wird ihnen gesagt, derselbe sey ausgegangen. „Vermuthlich kömmt er bald wieder?“ — „Nein, meine Herren; Mylord hat den See Wellen schlagen sehen; er liebt den Sturm und hat dem Schiffer befohlen, ihn nach dem Schlosse Chillon zu fahren.“ — „Wissen Sie das bestimmt?“ — „Ganz bestimmt.“ — „Und er hat keinen Befehl hinterlassen?“ — „Keinen; er hat gesagt, er würde zum Mittagsessen nicht zurückkehren.“ — An jedem anderen Orte wäre dieser Vorfall unangenehm gewesen; in Genf wurde die Mystification durch die Würde der Personen, denen so übel mitgespielt war, noch belustigender. Die Herren Professoren kehrten hungrig nach der Stadt zurück; aus Furcht vor den Sarkasmen beschlossen sie aber, die Sache geheim zu halten.

• • •

Man kann es aus jedem Munde hören, daß Genf der Mittelpunkt der Wissenschaften und der Künste ist; daß die Bürger, obschon etwas pedantisch, gebildet und von ehrenwerthem Charakter sind; daß den Frauen zwar etwas Prüderie vorzuwerfen ist, daß sie aber nicht heucheln, und daß ihre Tugend echt ist. Nun gut! Da Jedermann dies sagt, so habe ich etwas Anderes zu sagen versucht.

Ch. Durand.

Rußland.

Die Treibhäuser und der Obsthandel in St. Petersburg.

(Schluß.)

In der Kunst, die Gemüse und Früchte früh zu zeitigen, thun es die Russen allen anderen Nationen zuvor. Sie sind daher auch nicht nur in allen echt Russischen, Tatarischen, Finnischen und Polnischen Städten, sondern auch selbst in den Deutschen Orten der Ostsee-Provinzen die vornehmsten und fast ausschließlichen Gemüsegärtner. Kaum ist eine Partie von Städten dem welterobernden Reiche zugefügt, so nisten sich sogleich eine Menge bärtiger Gärtner in ihren Vorstädten ein, und es umziehen alsbald weitläuftige Kohlgärten ihre Mauern. Kohl und wieder Kohl, dann Zwiebeln und noch einmal Zwiebeln, ferner Gurken, Kürbisse, Melonen, alsdann Erbsen und Bohnen sind die gewöhnlichen Artikel in diesen Gärten. In der Regel macht sich eine Partie solcher Leute zu einer Gesellschaft zusammen. Sie pachten ein Stück Land von einer halben Quadratmeile und besäen es mit Kohl und Zwiebeln. Für die Gurken, Bohnen u. s. w. machen sie sich kleine Mistbeete zurecht, kaufen sich ein paar alte Fenster, aus denen sie kleine Treibhäuser zusammensetzen, flechten Strohmatten zur Bedeckung der zarten Keime und sind sodann in Benutzung jedes Januar- und Februar-Sonnenblicks und in Beobachtung und Bekämpfung jedes Frühlings-Nachtfrostes so unermüdlich, daß es ihnen weder Deutsche noch Franzosen darin gleich thun können, und daß sie immer die ersten Spargel und Bohnen zu Markte bringen. Mit unermüdlichem Fleiße auf ihren Gewinn bedacht, verlassen sie ihre Pflanzen nie, leben, schlafen und essen beständig nur in ihren Gärten. Sie essen trockenes Brod, Zwiebeln und allen-

falls warme Kohlsuppe, die sie sich im Freien oder unter einem nothdürftigen Nomadenzelte kochen. Bei jedem Sonnenstrahle, der sich zeigt, werden die Matten abgenommen, damit den Pflänzchen die Wärme und frische Luft zu gute kommen möge, bei jedem Sturme oder Hagel Alles wieder verhüllt und oft wird zwanzig Mal an einem Tage ihr Treibhaus umgerissen und aufgebaut. Im Frühling, wenn es nur etwas wärmer wird, schlafen sie, in ihre Schafpelze gehüllt und allenfalls noch mit einer Strohmatte bedeckt, im Freien, damit sie bei einfallendem Nachtfroste sogleich bei der Hand seyen. Ein Reaumursches Thermometer wäre ihnen dabei unnütz. Sie bedienen sich eines anderen von eigener Erfindung, das nicht bloß den Gefrierpunkt deutlich angiebt, sondern die aufmerksam Schlummernden auch zugleich erinnert und weckt. Sie stecken nämlich den einen Fuß unter dem Pelze ins Freie hervor, der dann zugleich mit den Pflänzchen zu frieren beginnt und die Gärtner mit empfindlichem Schmerze zu Hülfe stachelt. Da hatte denn ein Deutscher Gärtner gewissermaßen Recht, den ich fragte, warum der Deutsche es den Russen in frühen Gemüsen nicht gleich thun könnte, und der mir antwortete: „Weil die Deutschen nicht wie die Hunde leben möchten."

Trotz dem aber, trotz dieses großen Eifers der Russen bei Zwiebeln und Kohlpflanzen, sind sie doch keinesweges die besten Kunstgärtner in Rußland. Vielmehr sind alle Pflanzenhandlungen und Kunstgärtnereien im Besitz von Deutschen, so wie auch alle Gärtnerstellen, bei denen etwas mehr gefordert wird, ästhetischer Sinn u. s. w. nöthig ist, im ganzen Reiche ausschließlich von Deutschen besetzt sind. Denn es ist eine sonderbare Erscheinung und eine allgemein gültige Bemerkung, daß die Russen, die in allen Anfängen der Künste so Ausgezeichnetes und Bewundernswerthes leisten, keinesweges in demselben Maße auch ihre Geschicklichkeiten zur Vollkommenheit entwickeln. Man gebe dem Russen, der mit seinem einfachen dreikantigen Beile Wunderdinge verrichtet und dasselbe höchst geschickt als Axt, Säge, Bohrer, Hobel, Stoß-Hobel, Platt-Hobel, Polir-Hobel u. s. w. zu gleicher Zeit zu gebrauchen weiß, einen ordentlichen vollständigen Apparat von Tischlerwerkzeugen in die Hände. Er wird sie allesammt verderben, und wenn sie von Englischem Stahl wären, aber keinen haltbaren Tisch damit zu Stande bringen. Man gebe demselben Menschen eine Flinte, er wird in 14 Tagen ein vollkommen einexerzierter Soldat seyn, eine Flöte und noch 14 Tage, und er wird im Chore mitspielen können, eine Feder und noch ein Paar Wochen, er wird ein brauchbarer Schreiber seyn, aber ein Virtuose, ein Erfinder, ein Verbesserer und Reformator wird in keiner Kunst aus ihm werden. Die Russen sind die gewandtesten Krämer von der Welt, aber zu Großhändlern, Banquiers und Spekulanten werden sie sich nie emporschwingen. Wenn ich irgend etwas schnell und behend zurechtzuflicken hätte, wenn ich z. B. den Wagen auf der Chaussee zerbrochen hätte und dabei Fortunatus Wünschelruthe besäße, so würde ich mir nichts Besseres herbeizuwünschen wissen, als ein Paar Russen, die mir sicher bald und geschickt aus der Verlegenheit helfen und meinen Wagen, wenn er auch in Fetzen auseinandergefallen wäre, so erfinderisch und zweckmäßig wieder zusammenzimmern würden, daß ich damit ganz sicher bis zur nächsten Post-Station und auch noch weiter gelangen könnte. Die Russen haben Talente und Anlagen zu Allem, aber sie haben kein Genie. Sie sind schmiegsam und bildsam im höchsten Grade, aber es fehlt ihnen die zum Ende führende Ausdauer und Energie. Sie machen sich an jedes Unternehmen, beginnen jede beliebige Arbeit und scheuen sich vor gar nichts, als vor dem Ende. Daher kommt es denn auch, daß die Gärtner mit ihrem Fuße, als Wärmemesser bei den Kohlpflanzen, Wunderdinge leisten und doch alle höhere Treibhaus-Gärtnerei in ihrem Vaterlande von Ausländern betrieben werden muß, die sie aber hier, von der Natur und von den gesellschaftlichen Verhältnissen Rußlands dazu veranlaßt, vollkommener betreiben, als in ihrem Vaterlande selbst.

Da die Russischen Großen keine Ausgabe scheuen, wenn es gilt, einen Wunsch zu befriedigen oder Pomp und Staat zu machen, da man sich im ganzen Lande auf Alles, was Heizung und Warmhaltung betrifft, trefflich versteht, so kann man sich denken, daß alle Gewächshäuser Petersburgs zu den vollkommensten Einrichtungen dieser Art gehören. Gewöhnlich sind sie in eine Menge kleiner Abtheilungen getheilt, um die Hitze wie in den Dampfbädern so stickend als möglich zu machen. Die Bohnen, Erbsen, Gurken u. s. w. werden in besonderen kleinen Töpfen wie Zierpflanzen gepflegt, damit man sie, je nachdem es die Sonne erfordert, leicht bald so, bald so stellen und drehen kann, und damit jede Frucht von allen Seiten von den Strahlen recht bebrütet werden möge. Man macht die Gläser der Gewächshäuser zuweilen aus dickem Spiegelglase, damit die Strahlen sich noch mehr erhitzen, und bringt die Gewächse so dicht als möglich unter die Fenster, wie unter Brenngläser. — Da jede Blüthe, wenn sie im Winter Frucht bringt, einen namhaften Gewinn verspricht, so kann man jeder Knospe eine besondere Aufmerksamkeit widmen. — Im Dezember giebt es in Petersburg keine Sonne, und da ohne sie alle Kunst verloren ist, so giebt es dann freilich auch keine Früchte. Kaum aber hat sie im Januar und Februar einige Mal freundlich gelächelt, so erscheinen schon frische Gemüse, Spargel, Salat und Spinat auf den Tafeln der Reichen, die sie indessen jetzt nur noch aus eigenen Treibhäusern oder durch freundschaftliche Konnexionen beziehen. Für jedes Paar grüne Salatblätter mußten ein Paar blaue Banko-Zettel zum Gärtner wandern. Gegen Mitte und Ende März erscheinen schon die Sonnenstrahlen zu röthlichen Erdbeeren und polirten Kirschen verkörpert an den Fenstern der Fruchtbuden auf der Perspektive. Alle auf zierlichen Tellern hübsch zur Schau gestellt, eine jede gezählt und im Buche stückweise verzeichnet, als wären es echte Zahlperlen. Noch ein paar Tage Sonnenschein, und sie erscheinen bald in Ueberfluß und werden in Menge gekauft, obgleich die Assiette noch immer ihre 10—20 Rubel kostet. — Im April schon sind die Erdbeeren und Spargel veraltet und nicht mehr fashionable. Bohnen und Kirschen und halbreife Aprikosen treten an ihre Stelle, die nicht des Feingeschmacks, sondern der Form und des Namens wegen mit Gold aufgewogen werden. Mit Stachelbeeren-Muß und Pflaumen-Kaltschale hat man sich schon längst den Magen verdorben, und damit die Gewächshäuser sich nicht erschöpfen, ist es Zeit, daß im Mai das Messina-Schiff bald lande und sich seiner Feigen, Apfelsinen und Orangen entlade, mit denen es schon lange im Finnischen Meerbusen kreuzte, um das Loseisen der Häfen zu erwarten. Denn auch diese südlichen Früchte hat man, ich weiß nicht woher, in Petersburg und überhaupt in ganz Rußland viel früher (!) und reichlicher, und sogar, was noch wunderbarer ist, auch viel billiger als bei uns.

Eines der größten Gemüsetreibhäuser Petersburgs enthält die Orangerie des Taurischen Palastes, die für die Kaiserliche Tafel arbeitet. Ich besuchte sie am 28. Februar 1837. Es waren 30 große und kleine Säle, mit Tafelblumen, Gemüsen und Obstbäumen gefüllt. — Die Weinstöcke, die in einigen langen Räumen in allerliebsten Lauben und Alleen ganz nach Art der am Rhein üblichen Weinstock-Pflanzungen aufgestellt waren, blühten zum Theil, zum Theil hatten sie schon abgeblüht und kleine Früchte angesetzt, denen man im Anfange Juni's völlige Reife versprach. Man hoffte hier in diesem Monate 50 Centner Trauben ärndten zu können. — In anderen Gängen waren ganze Reihen von Aprikosen und Pfirsichbäumen in schönster Blüthen-Pracht aufgestellt. Alles war aufs untadelichste unterhalten in der saubersten Ordnung, und unter allen den Millionen Blättern der Bäume war kein einziges zerknicktes oder beschädigtes; um die Weintrauben stellte und bog man an den Blättern, damit jede Beere in das rechte Licht käme oder den nöthigen Schatten empfinge. Man hoffte Ende Mai's 25,000 Stück reife Aprikosen pflücken zu können. Erdbeerbüsche waren in 15,000 Töpfen gepflanzt. Die meisten trugen schon genießbare Frucht, und der Gärtner hatte schon zwei Mal ganze Portionen in die Kaiserliche Küche geliefert. Die Bohnen, in 6000 Töpfen vertheilt, hatten schon hübsche längliche Schoten, und 10 Pfd. waren bereits auf den nächsten Tag dem Oberküchenmeister versprochen. Die Levkojen, Goldlack und anderen Blumen, in 10—11,000 Töpfen, waren in der lebendigsten Entwickelung ihrer Farben begriffen, aber in dem schönen reichen Rosenflor war keine einzige blühende zu bemerken, weil, sagte der Gärtner, die aufblühenden immer sogleich an die Kaiserin verabfolgt werden müßten, die diese Königin der Blumen vor allen liebe. Draußen sollten die Krystalle des Winterschnees noch 6 Wochen lang ungeschmolzen als Leichentuch über der Flur liegen, und hier in diesem zauberischen Blumengefilde hatte sich der Sommerschnee der Maybluemen und Lilien schon längst in den grünen Lauben eingenestelt, und man hätte sich einbilden können, als Zwerg in dem Riesenfüllhorn der Pomona und Flora umherzuklettern, das sie dem rauhen Norden zugeworfen.

Aehnlichen Reichthum und Ueberfluß, gleiche Kunst und Frühzeitigkeit sieht man in den Treibhäusern der reichen Privatleute, die nicht nur in Petersburg, sondern auch auf allen ihren Privatbesitzungen, Sommerhäuseen und Landgütern in großen Treibhäusern der Dürftigkeit ihres nur Beeren und Tannenäpfel erzeugenden Landes zu Hülfe zu kommen suchen. Doch unterscheiden sich diese Russischen Gewächshäuser von denen in London und England, wo die Großen ebenfalls sich viel Mühe geben, unter anderen auch dadurch, daß, während in diesen alle Welttheile durch rare und schöne Pflanzen repräsentirt sind, die den Blumisten und Botaniker erfreuen, in jenen nur mehr solche Geschöpfe aufgenommen werden, die den Gesellschafts-Zimmern und der Tafel zum Schmuck dienen können.

Die Fruchtläden Petersburgs, die sogenannten „fruktownije lawki"*) finden sich in der ganzen Stadt zerstreut. Die vornehmsten aber liegen in einer langen brillanten Reihe, Nr. 1., Nr. 2. bis Nr. 20. an der Perspektive hin, wo sich überhaupt alles Delikateste der Stadt befindet. Da sie nicht bloß frische, sondern auch eingemachte und gezuckerte Früchte, einheimische und fremde verkaufen, und da sie ihre Reichthümer mit großem Geschmack und Originalität anordnen, so gewähren diese Läden den eigenthümlichsten und interessantesten Anblick, dessen man in diesem Genre irgendwo theilhaftig wird. — Die Russen, welche die naschhaftesten Leute von der Welt sind, verbrauchen unglaubliche Quantitäten von Süßigkeiten und besonders von süßen Fruchtsäften. Bei den reichen Kaufleuten und in sonstigen wohlhabenden National-Russischen Häusern ist es Sitte, so wie man vor Tisch ein „Schälchen" mit einem Häringsstückchen nimmt, nach Tisch einen großen Präsentirteller mit allerlei Süßigkeiten, eingemachten Fruchtsäften u. s. w., die mit Löffeln gegessen werden, herumzureichen. Der gemeine Mann trinkt Honig und Syrup aus ausgehöhlten Broden, und die Frauen speisen feine Konfitüren des Konstantinopolitanischen Serails pfundweise. Jene hübschen Fruchtläden bieten nun solche leckere Waare, die aus allen Weltgegenden zusammenströmt, in Menge dar, Kiewsche Konfekte, Rieschinsche Säfte, Moskausche eingemachte Beeren, Amerikanische Sweetmeat's, Tatarische Alwahs aus Aepfelmuß, Russische Pastela's aus Beeren, Türkische Gebäcke in Schachteln; daneben Rosinen, Mandeln, Feigen aus Smyrna, Krimsche Nüsse, Sicilianische Apfelsinen. Alles von ausgesuchtesten Qualitäten und wünschenswerthesten Quantitäten; ferner jene oben erwähnten Stettiner und Taurischen Aepfel und frische Bohnen, Kirschen, Erdbeeren, Ananas und Aprikosen, im Monate Februar und März, so lange sie als Raritäten und Kostbarkeiten gelten können, bis sie später, häufiger, gemeiner, aber schmackhafter geworden, bei den gewöhnlichen Obsthändlern auf den Straßen zu haben sind. Die Ostentation, welche die pomp-

*) Auch das Deutsche Wort „Frucht" („frukt") ist in die Russische Sprache übergegangen.

liebenden Russen gern überall zur Schau tragen, auch in der Aufstellung ihrer unbedeutendsten Waaren in den Buden, zeigt sich denn auch in diesen Fruchtläden, in denen sich die Phantasie erschöpft zu haben scheint, um aus Früchten, Saftflaschen und Konfektschachteln alle mögliche wohlgefällige barrocke und auffallende Zusammenstellungen, Bauten und Monumente zu machen. Alle die delikaten Waaren, die der vorsorgliche und bedenkliche Deutsche größtentheils in den Kellern seines Magazins oder doch in den Schubkasten seines Ladens wohlverwahrt halten würde, reiht der Russe an Schnürchen und bekränzt damit die Fenster und Wände seiner Butike, stellt sie in geöffneten Fässern zu lockenden Pyramiden gehäuft vor die Thür oder schmückt mit ihnen, indem er sie in zierliche Reihen, Figuren und malerische Gruppen zusammenstellt, seine Tische und Schränke.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Freude an den Naturwissenschaften.

Von Ch. de Lacretelle.*)

Alle Jahre nehme ich einige Stunden in der Botanik, nicht ohne mein alterndes Gedächtniß zu verwünschen, welches sich gegen die schwierige Nomenklatur sträubt. Auch machen mich mein Alter und meine Trägheit ganz untüchtig zu den Wanderungen, welche dieses Studium erfordert.

Auf einem balsamisch duftenden Amphitheater übe ich mich in der Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Die Spitze meines Federmessers fördert die Wunderwerke einer Vorsehung zu Tage, welche sich über alle Geschöpfe verbreitet. Selbst in dem Samenkorne, das seine künstliche Organisation nur meinem Mikroskope offenbart, erscheint mir das Unendliche. Ich finde darin Vorrath für mehrere Jahrhunderte und sogar für die Ewigkeit, wenn anders die Ewigkeit unserem Erdball angehörte. Hier ist auf jedes lebende und fühlende Wesen Rücksicht genommen, besonders eng aber ist die Beziehung zum Menschen, der die Erzeugnisse des Pflanzenreichs nicht nur mit jedem der fünf Sinne genießt, sondern auch mit dem Gefühle der Wißbegierde und der Bewunderung, seinen edelsten Gaben; denn der Mensch ist der einzige Vertraute, der einzige Diener, der einzige Priester Gottes auf Erden. Ich betrachte sinnend die Liebesfähigkeit der Zwittergeschlechter, denen die Natur einen Augenblick der Liebe geschenkt zu haben scheint, so wie die wunderbarere und mit unserer Natur mehr übereinstimmende Liebesanlage der Pflanzen, deren Geschlechter getrennt sind, und deren Wünschen die Winde und die Vögel dienen, wenn die Menschen es nicht thun.

Was mich aber am meisten verwundert, ist die Gefügigkeit, mit welcher sich dieser Theil der Schöpfung den Launen, den Begierden des Menschen anschmiegt. Außer einer gesunden Nahrung, welche der Mensch den Pflanzen häufig nur durch harte Arbeit abgewinnt, spenden ihm dieselben auch Getränke, welche seine erschöpften Lebensgeister wieder auffrischen und ihm das erhöhte Gefühl seines Daseyns verschaffen. Unter seinen Fingern entströmen dem Rohre harmonische Töne; das sprödeste Holz, von kunstreicher Hand bearbeitet, wird das Werkzeug der bewunderswerthesten Akkorde. Die Scheere modelt nach Willkür den Wuchs und die Form der Bäume. Durch Aufsetzung eines fremden Zweiges oder Sprosses werden sie gezwungen, Früchte hervorzubringen, welche dem Geschmacke des Menschen mehr zusagen. So verpflanzt er die Kinder der Tropen nach den Polargegenden und verleiht ihnen unter dem eisigen Himmel wenigstens einen Schein von Leben. Ausgerüstet mit der Vollmacht Gottes, sagt er zu den Pflanzen: Wachset und vermehret euch nach meinem Befehle und nach den Berechnungen meiner Klugheit. Er selbst weiß, was ihm aus jedem Samenkorne mit dem Beistande Gottes erwachsen wird. Wenn das Wachsthum der Bäume nicht der Eile seiner Wünsche entspricht, so beschleunigt er dasselbe und vervielfältigt es durch Sprößlinge, Steckreiser, Absenker oder durch die Zertheilung der Wurzeln und Knollen. Er verändert die Blumen, versetzt sie aus einer Hemisphäre in die andere, erhöht den Reiz der Farben, die Wollust des Geruchs; er verwandelt die Staubfäden in Blumenblätter, um botanische Ungeheuer hervorzubringen, welche aber Wunder der Schönheit sind. Mit den Pflanzen unterhält er das Feuer auf dem Heerde und in den Oefen und vertreibt mit ihnen die Finsterniß; denn der Mensch ist auf Erden der wahre Gott des Feuers. Durch sinnige Kunst und mechanische Geschicklichkeit bereitet er daraus zarte und gesunde Kleider. Pflanzen haben ihm die ersten Waffen geliefert, mit denen er seine Herrschaft über die Thierwelt begründete. Aus Pflanzen baut er seine Hütte, sein Dach, sein Haus, seine Paläste, seine Tempel, seine Brücken, seine Kanäle und seine Flotten.

Und wenn erst das Thierreich sich unter meinen Augen erhebt und aufhüpft, wenn es unter meinen Füßen kriecht, über meinem Haupte schwebt, wenn es mich durch seine Farben entzückt, durch seine edlen Verhältnisse, die Zartheit seines Wuchses, seine riesenhafte Kraft in Erstaunen setzt, wenn ich das rührende Schauspiel der mütterlichen Liebe betrachte, wenn ich sehe, welchen Gebrauch die menschliche Betriebsamkeit von den Thieren macht, bis zu welchem Grade sie unterworfen werden, wie ihre Natur sich ändert, ihre Instinkte eine andere Richtung erhalten, wie sie der Liebe oder der Furcht gehorchen, dann weicht meine Eitelkeit einem tiefen Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott, der dem Menschen diese Königswürde eingeräumt hat. Wenn man sagt, daß der Mensch nicht im ruhigen Besitze dieser Würde ist und Kämpfen und Empörungen ausgesetzt ist, so geht es hier eben so wie in der politischen Welt; und wo fände sich wohl ein Monarch, der des Regierens überdrüssig wäre!

Und sehen wir nicht sogar, daß der Mensch auch über die todte, unverständige, unorganische Natur seine Herrschaft übt! Allerdings ist es schwer, dauernde und entscheidende Siege über die Elemente davonzutragen; aber er allein von allen lebenden Wesen wagt diesen Kampf. Als Abgesandter Gottes, dem Gott indeß nur eine zeitweilige und beschränkte Gewalt übertragen hat, bewirkt er Großes, entweder durch ausdauernde Arbeit, oder durch seine reiche Beobachtung, oder durch ein Blitzleuchten des Genius. Er entwaffnet den Blitz, er bändigt den Zerstörungsdrang des Meeres und setzt demselben Dämme entgegen, auf denen er sein Haus, seinen Tempel aufbaut, auf denen seine Saaten und seine Gärten erblühen! Dieser Ocean, der durch seine Unermeßlichkeit und seine Stürme ihn an das Ufer zu bannen scheint, trägt ihn auf seinem Rücken mit stets wachsender Schnelligkeit. Der Kompaß und die Beobachtung der Gestirne leiten die Fahrt, welche nicht mehr allein von den Winden abhängt, sondern auch durch die wunderbare Kraft der erhitzten Dämpfe beschleunigt wird. So lernt er das ungeheure, ihm unterworfene Gebiet kennen und beutet es aus. Er verbindet die Flüsse und verhundertfacht ihre Wohlthaten durch künstliche Ableitungen. Er verengt oder erweitert ihr Bett nach seinem Bedürfnisse, und auf ihren Anspülungen zaubert er die üppigste Vegetation hervor. Sogar die Wuth der Vulkane dient ihm; an den Quellen, welche irdisches Feuer in sich bergen, sucht er Gesundheit. Die Erde giebt ihm die Metalle, mit deren Hülfe er ihren Schoß zerreißt und in ihr Inneres eindringt. Er vervollkommnet jeden Sinn, jedes Organ, das er vom Schöpfer empfangen hat. Er verstärkt seine Sehkraft bis auf das Zwölfhundertfache und versenkt sich in zwei Unendlichkeiten, von denen die eine durch ihre Größe, die andere durch ihre Kleinheit niederbeugt. Bewundernswerthes Schauspiel, großartige Harmonie, in welcher so viele Unendlichkeiten auf- und niedertauchen, die meine Vernunft in dem Raume umhertreibt, dessen beide äußerste Enden sie erreicht. Dies sind die Gedanken, die mich an jedem Morgen beschäftigen, wenn ich einen Erdbeerstrauch betrachte, wie Bernardin de St. Pierre.

*) Aus dessen so eben erschienenem Testament philosophique et littéraire. 2 Bde.

Mannigfaltiges.

— Russische Schriftsteller vor dem Richterstuhle der Deutschen Kritik. Der Kaiserl. Russische Staatsrath Herr Nicolaus Gretsch, dessen Verdienste um die Russische Sprache und Literatur von allen seinen Landsleuten anerkannt werden, hat in Deutscher Sprache eine kleine Schrift erscheinen lassen, in welcher er die Angriffe zurückweist, die er und seine Freunde Bulgarin und Senkowsky (Baron Brambeus) in den von H. König vor mehreren Jahren bei Cotta herausgegebenen „Literarischen Bildern aus Rußland" erfuhren. Auch uns ist ein Exemplar dieser kleinen Schrift zugesandt worden.*) Da wir jedoch in diesen Blättern von dem Angriffe selbst nur insofern Notiz nahmen, als damit eine später in einem Deutschen Journal ausgesprochene eben so hämische als unbegründete Beschuldigung des „Magazins" zusammenhing**), so glauben wir auch der Replik nur mit wenigen Worten erwähnen zu dürfen. Sie ist allerdings mit großer Heftigkeit geschrieben, und die persönliche Gereiztheit des Verfassers blickt überall durch: aber — gestehen wir uns aufrichtig — würde jeder andere Schriftsteller an Herrn Gretsch's Stelle nicht auch von Unwillen ergriffen und von Zorn entflammt seyn, wenn er seinen literarischen Ruf, das mühsam errungene Resultat eines ganzen Lebens, im Auslande durch eine Schrift untergraben sähe, die, weil sie unter dem Namen eines scheinbar unparteiischen Deutschen Autors und unter der Aegide einer berühmten Deutschen Buchhändlerfirma erscheint, mit allen ihren Anklagen um so mehr Gewicht gegen ihn erhält? Was hat Herrn Melgunoff gehindert, seine Angriffe gegen Herrn Gretsch in Russischer Sprache und in Rußland selbst herauszugeben? Keinesweges die Russische Censur, denn diese ist in literarischen Zwisten unparteiisch, was auch daraus hervorgeht, daß Herr M., nachdem er in Petersburger Journalen und im Hamburger Korrespondenten wegen seiner Theilnahme an dem König'schen Buche angegriffen worden war, eine ziemlich derbe Antwort darauf unter dem Titel „Geschichte eines Buches" in einer Zeitschrift der Russischen Hauptstadt konnte abdrucken lassen. Herr Melgunoff beobachtete also, indem er es seinen Gegnern unmöglich machte, sich sofort gegen ihn zu vertheidigen, ein unritterliches Verfahren, das die Ersteren um so empfindlicher getroffen hat, als H. König's Buch in mehrere Europäische Sprachen übersetzt worden und seine Polemik gegen Bulgarin sogar in den diesen Schriftsteller betreffenden biographischen Artikel des „Conversations-Lexikons der Gegenwart" übergegangen ist. Daß wir unsererseits keinen Groll gegen Herrn Melgunoff hegen, haben wir erst neulich wieder durch Aufnahme seiner Bemerkungen über einen gefeierten Landsmann bewiesen; aber andererseits scheint es uns auch der Deutschen Redlichkeit und Unparteilichkeit angemessen, die Abwehr des Herrn Gretsch zu vernehmen und selbst seine etwas zu weit gehende Animosität durch die ungerechtfertigte Art des Angriffes zu entschuldigen.

*) Sie führt den Titel „H. König's Literarische Bilder aus Rußland, in ihrem wahren Lichte dargestellt von N. Gretsch. Aus dem Russischen übersetzt von W. v. Oe." (Berlin, in Kommission bei F. A. Herbig, 1840.)
**) S. Magazin v. J. 1838 Nr. 13.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 29. April 1840.

Italien.

Die Italiänische Volksliteratur.

III. Bologna, Genua, Rom, Florenz.

Der Volksdialekt von Bologna ist der drolligste von ganz Italien; er besteht in einer seltsamen Abkürzung der Mailändischen Mundart, der er eine gewisse komische Kraft dadurch verleiht, daß er von einem Worte fast nur die Konsonanten beibehält, wie zum Beispiel sgner für signore, cnossù für conosciuto, spnzer für spingere. Dante lobt ganz besonders diesen Dialekt und sagt von demselben: „Er mischt sich mit den Mundarten von Imola und Ferrara, er besitzt die Leichtigkeit der einen und die Beredsamkeit der anderen; auch mit den Lombardischen Dialekten hat er einige Aehnlichkeit, wie er sich denn überhaupt das Beste von allen Nachbarländern anzueignen weiß." In der That hat der Dialekt von Bologna immer sehr geschickt alle Werke der Lombardischen Dichter zu benutzen verstanden, ohne deshalb etwas von seiner Originalität einzubüßen; auch machten die Bolognesischen Philologen stets gemeinsame Sache mit den Lombarden und vertheidigten aufs zähste ihre Unabhängigkeit gegen die Italiänische Sprache. Im Mittelalter nahm Bologna den Beinamen „das Gelehrte" an, doch wurde gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts diese Benennung fast ein Schimpf, indem sie sich in der Karikatur des Doktor Gratiano personifizirte, der ein Schwätzer ist und seine Gelehrsamkeit immer verkehrt anbringt, ohne daß es ihm darum an einem gewissen Advokatenwitze fehlt; auch verhindern ihn die Sentenzen, welche er in seine Gespräche einflicht, keinesweges an einer richtigen Einsicht in seine Angelegenheiten. Auf diesem einen Charakter des Doktor Gratiano beruht fast die ganze Originalität der Bolognesischen Poesie; er war der Meneghino von Bologna.

Der erste Bolognesische Dichter, welcher Beachtung verdient, ist J. Cesare della Croce, geboren 1550, gestorben 1603, ein armer Schlosser, der vierzehn Kinder hatte und vierhundert Broschüren schrieb. Alle Scherze, alle komische Ueberlieferungen seiner Heimat, all' die kleinen Anekdoten des Tages, all' die Mährchen von gefräßigen Menschen, kurz Alles, was nur Lächerliches und Sonderbares in Bologna vorfiel, ist von ihm bearbeitet worden, und noch immer ist er der Homer der Kinder und ihrer Wärterinnen. Sein Meisterwerk ist die Geschichte des „Bertoldo", die sich über ganz Italien verbreitet hat und mehrmals ins Italiänische und in die anderen Dialekte übersetzt wurde. Bertoldo war ein weiser Mann, er war der Doktor Gratiano am Hofe König Albuin's. Als er vom Lombardischen Gebiete verbannt wird, kehrt er sogleich auf einer Karre voll fremder Erde dahin zurück; als man ihm verbietet, bei Hofe zu erscheinen, begiebt er sich, in einem Siebe versteckt, dahin; in solchen Witzen besteht seine Weisheit. Er hat zwei Söhne, Bertoldino und Cacasenno. Der Erstere will die Schlauheit seines Vaters noch überbieten, er stürzt sich ins Wasser, um sich vor dem Regen zu schützen; der Zweite übertreibt mit gelehrter Pedanterie die Weisheit seines Vaters; kurz beide Brüder sind nur eine Steigerung der Karikaturen Gratiano und Bertoldo. Wahrscheinlich ist diese komische Trilogie nichts weiter als die Geschichte des Hofnarren eines Lombardischen Königs, die nach Art des Geistes und der Ueberlieferungen des Bolognesischen Volkes entstellt wurde. Nicht immer schrieb Croce in Bolognesischer Mundart; seine Geschichte des Bertoldo gab er in Italiänischer Sprache heraus, zu seinen Mährchen aber begeisterte ihn seine Vaterstadt; sein Stil trug immer die Spuren vom Einflusse des Dialekts, und als er sich vom Italiänischen lossagte, folgte er nur der Richtung der Volks-Ideen, die sich mit der Italiänischen Sprache nicht befreunden konnten.

Der Nachfolger Croce's, Scaligero della Fratta, setzte die Fehde des Bolognesischen Dialekts gegen die Italiänische Sprache fort; er schrieb eine gute Komödie, eine Menge von Späßen und eine lange Abhandlung zu Gunsten seiner vaterländischen Mundart. Diese Apologie ist gewiß das sonderbarste Werk, das uns die Volksdichter hinterlassen haben; der Verfasser preist darin die Geschicklichkeit, den Kunstfleiß, das Alterthum und den Edelmuth der Bologneser; er überliefert eine Menge von Versen, Sonnetten und Briefen und läßt alle Italiänische Karikaturen die Musterung passiren. „Pantalon", sagt er, „ist ein Kaufmann, der Neapolitaner ist Capitain, der Römer Edelmann; nur Gratiano ist Gelehrter, folglich gebührt ihm der Vortritt vor allen Italiänern." Fast immer kleidet Scaliger seine Gedanken in eine beschreibende oder Gesprächs-Form; auf einen pedantischen Vorschlag folgt eine Erzählung, ein Madrigal schließt mit einem Axiom, und eine Masse von Sprüch- und Witzwörtern macht, daß man sein Werk von Anfang bis zu Ende durchliest, troz der wirklichen oder scheinbaren Abgeschmacktheit desselben. Er behauptet, der Bolognesische Dialekt sey der Italiänischen Sprache weit überlegen, und schon der Titel seines Werkes spricht diese Meinung aus: „Discorso di Camillo Scaligero delle fratta qual prova che la favella di Bologna precede et eccede la Toscana in prosa ed in rima." Nach Scaliger entwickelte sich dieser Dialekt noch mit mehr Energie, und die Angriffe gegen die Italiänische Sprache wurden mit immer größerer Unverschämtheit fortgesetzt. Montalbanni und Bumaldi wollten diese Sprache unter das Joch der Mundarten von Bologna und Mailand bringen, aber sie versetzten sich selbst auf den Italiänischen Standpunkt; sie wollten nämlich die Bolognesischen Ausdrücke in das Wörterbuch der National-Sprache übertragen, indem sie Scaliger's Scherze für Ernst nahmen; sie waren selbst so unverschämt, sich auf Dante zu berufen, und ihre mit albernen Citaten vollgepfropfte Italiänische Prosa hat zwar das Lächerliche, aber nicht den satirischen Witz des Doktor Gratiano.

Bologna's dritter Dichter ist Lotto Lotti; er blühte um das Jahr 1685, gerade zu der Zeit, als man die Italiänische Literatur wiederherzustellen anfing; er besaß aber nicht Croce's schöpferische Kraft; statt Charaktere zu schildern, wendete Lotti seine ganze Aufmerksamkeit auf das Beiwerk, und statt die Lombardischen Ueberlieferungen auszubeuten, ahmte er den Mailänder Maggi nach. Nur in seinen gelehrten Karikaturen zeigt er ein Weniges von der Bolognesischen Originalität; seine beste Dichtung ist ein Gespräch, „der Advokat" betitelt; in einem anderen kleinen bestellten Gedichte über die Belagerung Wiens hat sich der Dichter nur begeistert, um uns Muhamed mit Zopf und Brille vorzuführen. Lotti hatte sich zuletzt ganz ausgeschrieben, und er hinterließ dem Italiänischen Theater eine Sammlung von erbärmlichen Dramen und Lustspielen.

Von 1650 bis 1750 lieferte die Bolognesische Poesie einige Parodieen der Aeneide und des befreiten Jerusalems, sehr viel Erzählungen und eine Menge von Novellen in Prosa und Versen, die oft in einem sehr schlechten Italiänisch geschrieben waren: lauter unbedeutende Produkte, in welchen all' die hübschen von Croce erfundenen Karikaturen völlig ausgebleicht wieder auftraten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet sich noch ein letztes Gedicht vor, das in der Absicht geschrieben ist, die alte Bolognesische Republik lächerlich zu machen, um den Römischen Stuhl dafür zu erheben. Casali, geboren 1721, gestorben 1802, ist der Verfasser dieser Dichtung; er ruft in derselben die Lambertazzi, die Geremei, die Mythologie, die Zauberkünste, die Religion auf und liefert einen Mischmasch in komischen Phantasiegebilden und Ueberlieferungen aus den Ritterzeiten; aber troß aller Mühe, die er sich gegeben hat, ist es ihm nur gelungen, den gänzlichen Verfall der Bolognesischen Dichtkunst darzuthun.

Um unsere Musterung aller Italiänischen Volksliteraturen zu vervollständigen, fügen wir noch einige Worte über Genua, Rom und Florenz hinzu. Die nur in geringer Anzahl vorhandenen Dichter Ankona's, Ferrara's, Friaul's und anderer Länder bieten durchaus nichts Merkwürdiges dar und gehen alle nur Hand in Hand mit dem Verfall Italiens.

Obgleich Genua von Turin, Mailand und Toskana gar nicht weit entfernt liegt, so unterscheidet sich doch seine Mundart sehr von allen Dialekten ringsherum; man versteht sie nur mit Mühe, denn sie ist voller Ellipsen und sprüchwörtlichen Redensarten; dazu denke man sich eine Flexion, die alle Endungen in ego verwandelt, und Conjugationen, durch welche alle Italiänische Zeitwörter verstümmelt werden. In Italien heißt es, Gott habe vergessen, den Genuesern eine Sprache zu geben, und deshalb hätten sie sich eine nach ihrem Gutdünken erfunden. Dante sagte, die Genueser würden verstummen, wenn man ihnen das x raubte, und 1550 sprach ihnen Varchi die Fähigkeit, ein Sonnet zu schreiben, ganz ab. Sie hatten aber doch eine Literatur, die freilich nur eine versteckte Nachbildung der Petrarchischen Poesie war. Nach 1630 indeß findet sich kein Genuesischer Dichter mehr vor, der einer Erwähnung würdig wäre.

Man kann die kurze Blüthezeit der Genuesischen Dichtkunst in zwei Epochen theilen; Foglietta, Zabatta, Dortona, Villa, Spinola und Casero gehören der ersten an, und Cavalli füllt allein die zweite aus. Die Dichter des ersten Abschnitts sind feurig und voll kühner Bilder; sie vergleichen ihre Schöne mit dem Marmor, mit dem Schnee, mit dem Zwitschern des Zeisigs, mit den

Blitzen, die den Himmel in Gluth versetzen, mit dem Winde, der die Bäume bewegt, mit den Sternen, mit dem Meer. Es scheint fast, als wollten sie die Baumeister ihrer Kirchen nachahmen, welche mit dem Marmor die Wirkungen der Stickerei nachzubilden trachteten; Cavalli hingegen bekundet einen reineren und edleren Geschmack.

Der Römische Dialekt nähert sich sehr dem Italiänischen und zählt nur wenige Dichter; die besten Schriftsteller in demselben sind Perresio und Bernieri, welche im siebzehnten Jahrhundert blühten; sie besingen Volksfeste, Zwistigkeiten, Kampf und Streit. Durch ihre Verse weht eine echt Römische Wildheit, eine unverkennbare Lokalfarbe; an den Messerstichen, die, ohne daß sich Jemand drum kümmerte, gegeben und erwiedert werden, merkt man, daß man in Italien ist, es ist eine heitere, aber derbe und blutbefleckte Poesie. Perresio hat das Maifest besungen und mischt unter die Spiele und Zänkereien des Volkes auch etwas Zauberei; die Schilderungen sind in diesem Gedichte lebhaft und kühn, der ganze Römische Pöbel tritt darin mit all seinen Gebräuchen und seiner ganzen grausamen Reizbarkeit auf. Bernieri hat ein Gedicht, „Meo Patacca", verfaßt, das sich indirekt auf die Befreiung des von den Türken belagerten Wiens bezieht. Bernieri's Held, Meo Patacca, ist der Römische Bravo, stolz, tapfer, sich selbst Gerechtigkeit verschaffend, den Pöbel durch seine Kühnheit beherrschend; er ist die Seele jedes Aufstandes, er vermag es, den Pöbel gegen das Juden-Viertel aufzuregen, er kann ihn aber auch wieder besänftigen und ihm Mäßigung anbefehlen. Uebrigens ist Meo Patacca keinesweges eine bloße Karikatur, denn es ist mit diesem Typus im Grunde ganz ernst gemeint; der Römische Pöbel hat eigentlich gar keine bloß komische Typen. Pasquino und Morforio gehören nicht zur Familie der Harlekine und Polichinelle; sie sind beide der Ausdruck einer viel erhabenern Satire, sie sprechen meist Italiänisch, ja selbst Lateinisch. Zur Zeit des Konklave vervielfältigen sich ganz besonders die Epigramme auf Pasquino und Morforio und haben es hauptsächlich auf die Kardinäle abgesehen. Ein Geschichtsschreiber des 17ten Jahrhunderts, Gregorio Leti, aus Bologna gebürtig, hat diese beiden Musterbilder mit dem größten Glück angewendet; er schrieb aber seine Satiren in Italiänischer Sprache; man vermißt darin auch jede lokale Färbung, nur nicht die den Römern eigene Spottsucht, von der man durch ganz Italien sonst kein Beispiel findet.

Der Florentinische oder Toskanische Dialekt steht der Italiänischen Sprache am nächsten, doch unterscheidet er sich von derselben noch stark genug, um sich eine eigene Literatur schaffen zu können. Baldovino hat eine Liebesklage verfaßt, welche, der Meinung aller Kritiker zufolge, Alles übertreffen soll, was die Italiänische Sprache in dieser Gattung aufzuweisen hat. Obgleich Baldovino nicht im Stande war, den mittelmäßigsten Italiänischen Vers zu schreiben, so ist er doch der größte Dichter der Florentinischen Literatur. Lorenz von Medicis, Pulci, Berni, Simeoni, Doni, Cicognini, Michel Angelo Buonarotti, Sohn des Malers, Becco da Broggi, ein Pseudonymus, und Lorenzo Lippi haben ebenfalls in Florentinischer Mundart geschrieben, einiger Uebersetzer des Tasso und Boccaz nicht zu gedenken. Lippi hat eines der schönsten komischen Heldengedichte Italiens verfaßt; Berni, Buonarotti, Pulci, Simeoni, Doni und Cicognini haben ländliche Stanzen herausgegeben; Broggi richtete Verse an die Florentinischen Damen, und Moniglia bediente sich des Dialektes in einigen seiner Dramen. Im Allgemeinen hat die Florentinische Dichtkunst große Aehnlichkeit mit der von Padua; sie ist nur in geringem Grade heiter und scherzhaft und spricht lieber mit ländlicher Naivetät, die gleich fern von der ritterlichen Schwärmerei Siciliens und von der Venetianischen Bizarrerie ist. Die Poesie Padua's ist Venedigs Hirtengedicht, die Florentinische Dichtkunst aber könnte man das Hirtengedicht von ganz Italien nennen.

Wenn man nun in allen Winkeln Italiens Dialekte und lokale Literaturen vorfindet, ja wenn man selbst in Toskana auf eine Mundart stößt, die sich vom Italiänischen unterscheidet, in welchem Lande wird dann die Sprache Dante's gesprochen, und worin besteht eigentlich die Italiänische Sprache? Das ist ein doppeltes Problem, wofür es auch in der Geschichte Italiens eine doppelte Lösung giebt, und wodurch die Literatur der Halbinsel in zwei Theile zerfällt, in die eigentlich Italiänische und in die Florentinische oder Toskanische. Die Einen sind der Meinung, daß die Italiänische Sprache aus der Redeweise aller Dialekte bestehe und eigentlich nur eine conventionelle Sprache sey, die man nirgends rede und die man nur in den Schriftstellern studiren könne, von denen sie geschaffen worden. Die Florentiner behaupten dagegen, die Italiänische Sprache sey nichts Anderes als die Toskanische, und die Aufnahme Lombardischer, Venetianischer, Neapolitanischer und anderer Phrasen sey nur eine Sünde gegen die Reinheit der Sprache. Diese beiden Parteien haben die Italiänische Literatur von Dante bis Monti zerlegt, erklärt, beurtheilt, alle Schriftsteller nach ihren Sympathieen klassifizirt und mit der Wuth und dem Hasse der Guelfen und Ghibellinen gegen einander gekämpft.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Treibhäuser und der Obsthandel in St. Petersburg.

(Schluß.)

Als wenn Kinder diese Fruchtbuden, in denen Großhandel mit dem Obste getrieben wird, aufgeputzt hätten, stehen die glitzernden Süßigkeiten in blanken Flaschen compagnieenweise bei einander. Einem jeden der säulenartigen Gefäße dient eine Konfektschachtel als Piedestal, und auf jeder Säule liegt eine Ananas oder eine Citrone, als Knauf sie krönend. Blumensträuße und fruchttragende Erdbeerbüsche oder Kirschbäumchen dienen, überall symmetrisch vertheilt, zur Ausfüllung der Zwischenräume. Der Russische Handelsmann weiß wohl, von wie vielen stillen Wünschen seine Käufer immer umlagert sind, und wie es nur eines Blicks in eine so reichhaltige Bude bedarf, um ihrer sogleich eine Menge zu wecken, zu deren Befriedigung er dann eine kleine Partie aller seiner Waaren auf einmal absetzt, mit welchen die armen Bedienten beschwert werden.

Wie hoch die Preise der frischen Früchte in diesen Buden selbst noch im April sind, erfuhr ich eines Tages durch einen guten Bekannten, der mir eine kleine Rechnung von einem Frühstücke, das er in einer derselben verzehrte, mittheilte. Es hatte ihn auch eines Tages ein Wintergelüst nach frischen Pflaumen und Kirschen angewandelt, und er hatte den Entschluß gefaßt, sich auch einmal mit Obst recht gütlich zu thun. Weil er von Anderen gehört hatte, daß die Früchte auf der Perspektive um diese Zeit recht theuer seyen, so versah er sich tüchtig mit Geld und steckte eine Banknote von 25 Rubel in die Tasche. Da er bei dem Fruchtladen ein Paar gute Freunde traf, so gab dies seiner generösen Laune noch einen größeren Plan, und er lud sie ein, an seinem Dejeuner Theil zu nehmen und sich auf seine Kosten beliebig mit Früchten zu traktiren. Als sie fertig waren, gab er dem Kaufmanne seine Banknote und bat ihn, den Rest herauszugeben, worauf ihm dieser aber folgende Nota überreichte, von der er behauptete, keinen Kopeken ablassen zu können:

6 Assietten mit Erdbeeren à 15 Rubel	90	Rubel
250 Stück Kirschen à 50 Rubel das Hundert ..	125	"
2 Pfd. Himbeeren à 20 Rubel	40	"
3 Ananas à 40 Rubel	120	"
Summa ..	375	Rubel.

Hätte der Gute nur noch zwei, drei und vier bald darauf folgende warme Sommertage abgewartet, so hätte er seinen Imbiß ein paar hundert Rubel billiger haben können. Denn in jener Zeit fallen die Früchte mit jedem Sonnenblick um ein paar Kopeken das Stück im Preise.

In der Umgegend von Petersburg, wo beständig viele alte Gärten verfallen und verkümmern und eine Menge neuer angelegt werden, wo jeder harte Winter den Menschen verwüstend in ihre Anpflanzungen fällt, ist der Verbrauch von Sämereien und Stöcklingen zum Anpflanzen ungeheuer. Von Holland, Stettin und Hamburg aus werden daher jährlich eine Menge von Blumen und Bäumchen zur Rekrutirung und Versorgung der Petersburger Datschen (Landhäuser) nach der Newa verschifft. Auf Wassili-Ostrow wohnen eine Menge Deutscher und Englischer Kaufleute, die ihren Stolz darein setzen, eine prächtige Hyazinthen- und Tulpenflor zu unterhalten. Die Russischen Großen konsumiren ungeheure Blumen-Quantitäten bei ihren Banketten und versorgen außerdem von hier aus alle ihre Landgüter im Innern des Reichs noch mit ausländischen Pflanzen verschiedener Art. Ja das halbe Reich besamt sich von Petersburg aus mit neuen Vegetabilien, und es ist daher der Blumen-, Pflanzen- und Sämereien-Handel vielleicht auf keinem Ort der Welt so lebhaft, als in Petersburg. Doch läßt sich nichts Genaueres darüber sagen, weil alle nähere Data dazu fehlen. — Auch haben sich natürlich in der Stadt selbst und in ihrer Nähe schon eine Menge Baumschulen gebildet, welche Waaren dieser Art zu Markte bringen. Es existirt ein eigener Stöcklings- und Baum-Markt in Petersburg, der für gewöhnlich auf dem „Ssennoi Ploschtschad" (dem Heu-Platze) abgehalten wird. Er beginnt sogleich im Frühling, sobald die einigermaßen aufgethaute Erde es erlaubt, die jungen Bäume dem Boden zu entheben. Sie werden vorsichtig der Mutterbrust entrissen und, in Erde und Moos verpackt, fuderweise zu Markte gebracht. Die Deutschen Kolonisten aus Ingermanland, die Bauern von Pulkowa bei Zarskoje-Selo in den Duderhöffschen Bergen erscheinen am häufigsten damit. Sie bilden ganze Kolonieen von Büschen und Bäumen auf dem Hauptplatze, wo man sie in temporären Mistbeeten in ganzen Wäldern und langen Reihen aufpflanzt. Pflaumen und feine Birnen-Bäume für die Kirschhäuser der Liebhaber, Aepfelbäume, Stachel-, Johannis- und Himbeer-Sträucher für die Obstgärten, Trauerweiden, Kastanien, Ahorn, und Linden-Bäume für die Parks, und unzählige Massen von Blumen für die Ausschmückung der Zimmer zum Ankaufen und Anleihen für die Tafeln und Ballsäle.

Außerdem existiren noch eine Menge Blumenhandlungen und Kunstgärten, deren Vorräthe so groß sind, daß sie sehenswerthe Merkwürdigkeiten bilden. Doch macht keine Anstalt in diesem Artikel großartigere Geschäfte, als der große „botanischeskoi ssad" (der botanische Garten) auf dem „Apothekerskoi-Ostrow" (der Apotheker-Insel. — Diese Apotheker-Insel ist ein Theil der großen Petersburgschen Insel und wahrscheinlich des botanischen Gartens wegen vom Volke so genannt, das sich wohl einbildete, daß alle diese Pflanzen für die Apotheker da gepflegt würden.

Dieser Garten mit seinen Gewächshäusern, der schon seit längerer Zeit unter der Leitung eines bekannten Deutschen Botanikers steht, umfaßt vielleicht Pflanzen aus so vielen geographischen Zonen der Erdkugel, wie kein anderer in irgend einem Lande; denn es sind mit einem Worte hier geradezu alle repräsentirt. Nicht nur für die schlanken Zöglinge der Aequatorial-Gegenden und für die Schößlinge, die im Schoße der gemäßigten Zone Wurzel treiben, sondern auch für alle die krüpplichen Gewächse, die auf den Sibirischen Tundern, auf Novaja Semlja und Spitzbergen bis in die Nähe des Nordpols ihr kümmerliches Leben fristen, sind hier Räume gebaut. Die Sonnenwärme läßt sich noch einigermaßen durch künstliche Wärme ersetzen. Die Kälte aber, deren die nördlichen Pflanzen bedürfen, läßt sich in wärmeren Gegenden schwerer erzeugen. Wie daher heiße Löwen und zärtliche Schlangen selbst in den Menagerieen Petersburgs

erscheinen und erhalten werden können, Eisbären aber in Ostindien und Westindien kaum eine erträgliche Existenz bereitet werden kann, so ist es auch leichter, in Petersburgs Gewächshäusern die Palme zu ziehen, als den Sibirischen Vegetabilien in Kalkutta oder Rio Janeiro das Leben zu fristen. Der Sibirische Saal in dem Petersburger Gewächshause, mit den verschiedenartigen Moosen und Flechten der Tundern und mit den zwerghaften Sträuchern und verkrüppelten Bäumen Spitzbergens, die an die kleinen untersetzten Eskimos und Samojeden erinnern, welche unter ihnen lustwandeln und aus ihren Dornenzweigen sich ihre Hundepeitschenstöcke schneiden, gewährt einen eigenen Anblick. Es wird darin eine beständig kühle Temperatur unterhalten, was nur hier in Petersburg gelingen mag. Man muß den langen Polar-Winter nachahmen und die Pflanzen nicht überreizen, damit sie ihre Kräfte nicht zu frühzeitig übermäßig verwenden. Es macht daher einen frappanten Eindruck, wenn man auf einmal aus der stets heißen und stets blüthentreibenden und fruchtreichen Palmenzone in die dunklen und schauerlich kalten Räume der Sibirischen Vegetation tritt, wo alle die kleinen Pflanzenzwerge noch erst im Mai in tiefem Schlummer liegen und noch kein Knöspchen grünt, einen Eindruck, den man so frappant nur gerade hier in diesem Petersburger Gewächshause und sonst vielleicht nirgends mehr auf der Erde haben kann.*) Uebrigens aber finden wir dieses gepriesene Petersburger Gewächshaus in der Wirklichkeit weit unter seinem Rufe. Nicht nur die Gebäude sind unelegant aus größtentheils nur mit Kalk übertünchten Tannenbäumen aufgebaut, sondern auch die Ordnung und Sauberkeit schien uns Vieles zu wünschen übrig zu lassen. Eine Menge schöner Bäume stießen mit ihren Gipfeln an die niedrigen Böden und konnten ihre Krone nicht entfalten; und was die Reichhaltigkeit der Sammlung in jedem einzelnen Fache betrifft, so kann sie z. B. mit den Wiener Gewächshäusern in keiner Hinsicht auch nur einen entfernten Vergleich aushalten. Indessen ist, wie gesagt, das ganze Institut für Petersburg sehr wichtig, besonders durch seine großen Baumschulen, in denen eine ungeheure Menge von gewöhnlichen Gartenbäumen erzogen und verwandelt werden.

Die Noth, die das Genie zur Anstrengung zwingt, ist überall die Erzeugerin großartiger Ideen. So kam Semiramis, weil es in dem völkerwimmelnden Babylon an Platz gebrach, auf den großen Gedanken ihrer hängenden Gärten, die, in der Luft schwebend, noch Raum genug unter sich ließen, der zu mancherlei anderen Zwecken benutzt werden konnte. So gruben die Engländer, in ihrem winkligen London in die Enge getrieben, ihren großartigen Tunnel unter dem Strome weg und führten ihre Eisenbahnen über die Dächer hin. So schufen denn auch die Petersburger, von ihrer rauhen und wenig üppigen Natur immer in die Zimmer getrieben, sich in ihren Häusern selber den Comfort, der ihnen draußen versagt war, und kamen auf die Erfindung der Wintergärten, mit denen sie ihre Salons zauberisch schmückten. — Den ersten Garten dieser Art ließ der prachtvolle Potemkin im Taurischen Palais anlegen, in welchem er seiner Herrin, der mächtigen Kaiserin aller Reußen, so feenartige Feste gab. Es befindet sich derselbe in der Nähe des Ballsaals, mit dem er eigentlich eins ist, da er nur vermittelst Arkaden, durch welche man sogleich aus den hellerleuchteten Räumen in die schönen schattigen Gebüsche und Baumgruppen eintreten konnte, davon getrennt ist. Die höchsten Bäume in diesem Garten sind 30 Fuß hoch; kleine Rasenplätze, auf denen der Rasen höchst mühselig durch häufiges Begießen selbst mitten im Winter grün erhalten wird, wechseln mit Lauben und Blumenbeeten ab. Die Bäume stehen alle in großen hölzernen Kasten tief in der Erde eingelassen und können für den Sommer zum Theil herausgenommen werden, um ins Freie zu kommen. Auch kann man einen Theil des Daches und der Wände im Sommer ausheben, um Licht und frische Luft zuzulassen. Große überall vertheilte Oefen verbreiten hier im Winter gelinde Stubenwärme, und die Wege, die sich in verschiedenen Schlängelungen zwischen den Fontainen und Anlagen hinwinden, sind mit Grand und Lehm fest angeschlagen. Ein eben solcher Garten befindet sich in der ersten Etage des Winter-Palais, und ähnliche haben die vornehmen Russen in ihren Häusern nachgeahmt. Wenn die Kinder dann bei 30° Kälte nicht ins Freie dürfen, spielen sie auf den freien Rasenplätzen des Stubengartens, und die Ball-Damen, die, in Pelze gehüllt, herangefahren kommen, tanzen inmitten der Nordischen Winternächte im Schatten zauberischer Haine und, wie die Huris unter den Rosengebüschen des Paradieses, im Schimmer mehr als eines Mondes. Denn für zauberische Mondscheinlampen-Illumination in diesen wundervollen Gärten ist dann reichlich gesorgt. — Man sieht, daß man es im dürftigen Lande der „sordidissima Fennorum gens" des Tacitus heutzutage aushalten kann, und daß sich bei solchen Surrogaten und Supplementen der Natur-Armuth doch leben läßt.

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

IV. Der Markusplatz und die Piazzetta.

Am ersten Abend, als ich gleich nach meiner Ankunft den Markusplatz besuchte, fand ich ihn leer, und ich wunderte mich; aber ich glaubte, der Abend wäre die Ursache dieser Oede, und hoffte, den nächsten Tag größere Bewegung und mehr Leben zu finden. Doch als ich gegen Mittag mich wieder dahin begab und die Blicke nach allen Seiten richtete, war der Markusplatz fast eben so leblos, — und meine Gedanken wurden stutzig. Ein bestimmtes Bild hatte ich mir freilich noch niemals von dem Treiben entworfen, welches ich hier zu finden hoffte; aber vielfache Schilderungen in Reisebeschreibungen und Romanen hatten mich zu glauben veranlaßt, daß die Menschenmassen sich hier fast ununterbrochen in großen vollen Strömen bewegten; ich hatte geglaubt, das Leben würde hier in wunderbaren, mir bisher ungekannten Gestalten auftauchen und vorüberziehen, in ergreifenden und schönen Formen, die erwecken, verführen, entzücken, — doch der Markusplatz war fast ausgestorben. — Nur an etlichen Tischen, die vor einem Kaffeehause standen, saßen ein paar Menschen, von denen Einige in die Zeitungen sahen, Andere in den klaren Himmel blickten. Ich näherte mich und setzte mich neben einen der Letzteren. Nach Verlauf einiger Augenblicke redete ich ihn an und erkundigte mich, ob der Platz immer so leer, wie in dieser Stunde wäre? „Immer", antwortete er, „ausgenommen in der Karnevalszeit und zwei Abende in der Woche, wenn sich die Oesterreichische Regiments-Musik hören läßt." Er lächelte bitter, indem er diese letzten Worte aussprach, und fügte hinzu: „Kommen Sie heut Abend her, und Sie werden Menschen genug finden."

Das Schauspiel hatte also aufgehört auf diesem imponirenden Schauplatze, das Drama und die Farce und die Komödie; die Zeit hatte mit ihren schweren Flügeln geschlagen und sie fortgeweht. Nur zu einzelnen Stunden leben sie wieder auf, und die alte Lust zieht wie ein bleiches Gespenst über den alten Tummelplatz. Doch die Scene stand noch unverändert; sie stand in ihrer ganzen wunderbaren Pracht und zeigte, wie sie bestimmt gewesen, daß manche schöne und bedeutungsvolle Räthsel des Menschenlebens sich hier hätten entspinnen und ihre Lösung finden sollen. — Der Markusplatz ist nicht einer der größten, aber ohne Zweifel einer der schönsten öffentlichen Plätze. Auf drei Seiten wird er von Gebäuden begränzt, welche das Ansehen haben, als wären sie nur ein Ganzes; sie ruhen auf kurzen Säulen, die nur bis zur Haupt-Etage reichen; ein offener Bogengang entsteht hierdurch, dessen innere Seite von lauter Butiken und Kaffeehäusern erfüllt ist. Die Gebäude sind in einem Stil ausgeführt, den die Nord-Italiäner nach der Wiedergeburt der Kunst befolgten, wenn sie für die Nachwelt schufen; ich sage die Nord-Italiäner, denn bei ihnen vermißt man die etwas harte Würde, in welche z. B. Toskana's ernste Republikaner ihre architektonischen Schöpfungen kleideten; dagegen wird man etwas Reicheres, Blühenderes finden, und dies vornehmlich in Venedig und den zunächstliegenden Städten, — etwas, das die weitfahrenden Inselbewohner vielleicht ursprünglich als den Eindruck aus der Beschauung von Griechenlands noch in ihrem Untergange lachenden Tempeln mit heimgebracht, und das von neuem aufgeblüht und sich wieder ausgebildet hat, bis es seinen vollkommensten Ausdruck in Palladio's Künstlergemüth fand.

Die vierte Seite des Platzes bildet die Markuskirche, die völlig Byzantinisch ist: runde vergoldete Kuppeln, die kräftig aus dem dunkelblauen Italiänischen Himmel hervortreten, — schöne Bogenlinien, über welche das Auge mit Wohlbehagen hinweggleitet, und neben der Kuppel den vorstrebenden Mauerkranz. Diese Form ist es, in welcher Asien und Europa sich die Hand zu reichen scheinen. Die Markuskirche steht da, wie ein Kommentar über das ganze östliche Kaiserthum; da ist noch etwas von der antiken, kräftigen, edlen Einfachheit, die aber von den launenvollen Träumereien des Orients bei Seite gedrängt und außerdem von einer viel zu gedankenlosen, viel zu wollüstigen Pracht verhüllt wird und sich darunter fast verliert. Ueber dem großen Portal der Kirche stehen die hinlänglich bekannten vier vergoldeten Bronze-Pferde, — das Sonnenlicht fiel auf sie, und sie strahlten in zwiefacher Vergoldung. Diese Pferde sah selbst Napoleon für würdig an, vor seinen Triumphwagen gespannt zu werden; aber dieser Triumphwagen zerbrach bei Leipzig und Waterloo, und die Pferde flüchteten wieder zu ihren alten Standplätzen zurück. Hinter ihnen sind in Nischen Heiligenbilder auf Goldgrund gemalt; es sieht fast aus, als wenn die Siegespferde jetzt das Amt bekommen hätten, die ganze mittelalterliche Klerus-Herrschaft und die ganze mittelalterliche Finsterniß wieder im Triumph über das unglückliche Land hinzuziehen. — Ich entwerfe hier eine Skizze und verfasse keine Beschreibung; ich wage darum nicht, mich in tiefere Details einzulassen, doch ehe ich den Markusplatz verlasse, will ich mit kurzen Worten noch einen Gegenstand erwähnen.

Vor der Markuskirche steht etwas seitwärts ein Glockenthurm, der hoch über alle umgebende Gebäude hinwegragt. Es ist nichts besonders Merkwürdiges an seiner Form und seinen Verzierungen, ja der ganze Thurm könnte fehlen, ohne daß der Platz das Geringste an Schönheit verlieren würde; aber eine Erinnerung knüpft sich an ihn, die jeden Beschauer von nur einigen Kenntnissen und von nur etwas Gefühl fesseln muß. Oben in diesem Thurm hat Galiläi gearbeitet; dort hat er seine Beobachtungen angestellt: o! wie mag er gespäht und geblickt und geforscht haben! Dort ist es, wo der Gedanke diese seltene kluge Stirn ausgetrieben und ausgearbeitet hat, die man noch in Marmor an seiner Büste in Florenz sehen kann, diese Stirn, auf welcher die tiefen Furchen sich in langen Linien hinziehen, die einander kreuzen, — welche starke, glühende Verstandesblitze, um so deutliche Marken zu zeichnen! Doch es sind nicht die bloße Verstandestiefe und seine wichtigen Entdeckungen, die Galiläi zu einer so merkwürdigen historischen Person gemacht, weit mehr der Umstand, daß er einer der Ersten war, der im Kampf für die Wissenschaft gegen die Kirche auftrat; der Sieg und die Befreiung der Wissenschaft, die in unserer Zeit in einem großen Theil der civilisirten Welt vollkommen ist, Galiläi hat mitgewirkt, sie zu

*) Die Idee zu diesem Garten ging vom Kaiser Alexander aus, der zu gleicher Zeit auch in der Krimm den bekannten botanischen Handelsgarten von Nikita und in den Steppen den von Odessa anlegte, welche beide für den Süden dasselbe leisten sollten, was der Petersburger für den Norden zu thun bestimmt war.

erstreiten; er war einer der Vordersten, der das Schwert erhob, und darum verdient er, den Rang zum wenigsten neben den meisten der modernen politischen Agitatoren Europa's einzunehmen.

* * *

Am Abende desselben Tages stand ich wieder auf dem Markusplatz; es war eine schöne mondhelle Nacht. Die hellen, traumerfüllten, melancholischen Strahlen strömten über die Hausdächer und erleuchteten klar die eine Hälfte des Platzes, während die andere in dunkle Schatten gehüllt blieb. Der Markusplatz hatte wieder seine alte Miene angenommen, er hatte seinen munteren Ausdruck wieder gewonnen, er wimmelte von Menschen. Die Musik begann; volle, schöne Töne, die theils phantastisch, theils schwermüthig in den stillen Abend hinwogten, Töne, die an Böhmens ernste Wälder und an die räthselvollen Harzberge erinnerten; transalpinische Töne, die das Deutsche „Gemüth" als Stempel trugen und einen fast vollständigen Gegensatz zu der Italiänischen Musik bildeten, deren Gepräge Leidenschaft ist; darum klangen sie auch so seltsam auf dieser Stelle. Das Musik-Corps hatte sich in den Schatten gestellt und rings umher der wogende Schwarm; ich ging hin und zurück, aber die schwache Beleuchtung hinderte mich, die Angesichter zu unterscheiden. Nur zwei Türken, die in einem hell erleuchteten Kaffeehause saßen, waren bis in die kleinsten Züge erkennbar. Sie schmauchten aus ellenlangen Pfeifen; der Rauch, den sie ausstießen, war das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gaben; ich sah sie mir an, aber ich fühlte mich unheimlich; ich fühlte mich so, wie es mir oft gegangen, wenn ich Wachsfiguren betrachtete, deren Augen hin und her rollten.

Die Instrumente hörten auf; das erste Stück war zu Ende, und die Menschenmasse setzte sich in Bewegung. Ich folgte dem Strom. Er wälzte sich den Platz hinunter, bog um den Glockenthurm und nahm seine Richtung nach der Piazzetta. Die Piazzetta, oder der kleine Platz, steht mit dem Markusplatz in Verbindung, wird aber hauptsächlich vom Dogen-Gebäude, den Lagunen und dem Garten des Vicekoniglichen Palastes begränzt. Vor dem Dogen-Palast standen zwei große Kanonen, die einzigen Monumente, womit die neuere Zeit Venedig bereichert hat; sie stehen da, wie ein furchtbares Memento; Artilleristen umgaben sie, es sah fast aus, als wenn sie begierig wären, mit ihrem donnernden vae victis zu beginnen.

Der Mondschein fiel auf die Piazzetta. Vom Platze führt eine Stufentreppe zu den Lagunen hinab; eine Reihe Gondeln lag dort, mit ihren glänzenden, eisenbeschlagenen Hälsen sich über die Stufen beugend; sie glichen schwarzen Schwänen, welche ihre Köpfe aufs Ufer strecken. Hinter den Gondeln schliefen die Lagunen silberhell und schimmernd; und weit in der Ferne wölbte sich in bläulicher magischer Beleuchtung die schöne Kuppel des Hospitals, dieses Meisterwerk Palladio's. Das Ganze war wundervoll, wie ein Feenbild. Eine Gondel zeigte sich und schoß pfeilschnell dahin; sie näherte sich der Piazzetta. Zwei Damen und eine Mannsperson stiegen aus. Die erste Dame war eine junge, schöne, volle Blondine, eine Italiänische Blondine; der Mann bot ihr den Arm, und sie setzten sich in Bewegung. Die Köpfe neigten sich bald zu einander, und sie wandelten und sprachen leise; Gott weiß, wovon sie sprachen! aber das Auge verlor sie bald im Gedränge, und mein Blick fiel jetzt auf einen alten Engländer, der eine junge, hohe, schlanke Frauengestalt führte, wahrscheinlich seine Tochter. Ich sah ihr ins Gesicht; — ja es war deutlich, daß ihr Gedanke auf weiten Wanderungen war, ohne Zweifel in Albion; — Gott mag wissen, wen er dort suchte!

Auf der Piazzetta stehen zwei Säulen von Korinthischer Ordnung; die eine trägt den geflügelten Löwen, die andere Venedigs ältesten Schutzheiligen, Sankt Theodor. — Die Menschenmasse bewegte sich an diesen Säulen vorbei; die Männer schwatzten, und die Frauen hörten zu und lachten; o! hätten sie nur gewußt, was sich auf diesem Flecke zugetragen, das Lachen wäre ihnen sicher im Halse geblieben, und kaltes Grauen hätte sich auf den erbleichenden Gesichtern gemalt; zwischen diesen Säulen war in den Tagen der Vorzeit Venedigs Richtstätte; ein großes Haupt fiel hier, Carmagnola's Haupt, Carmagnola's, dieses größten aller Condottieri. — Jetzt fing die Musik wieder an, und das Gedränge richtete sich nach dem Markusplatz zurück.

Mannigfaltiges.

— **Calderon in Deutschem Gewande.** Von der neuen wohlfeilen Ausgabe der Griesschen Uebersetzung Calderonscher Schauspiele ist nunmehr der zweite Band erschienen.*) Er enthält eben so, wie der erste, zwei Dramen: „das laute Geheimniß" (El Secreto á Voces) und „der wunderthätige Magus" (El Magico prodigioso). Das erste ist durch Deutsche Bearbeitungen von Lembert und von Blum, die jedoch, seltsam genug, erst aus zweiter Hand, nämlich aus der Italiänischen Uebersetzung Gozzi's schöpften, auch unserem Theater-Publikum hinreichend bekannt. In dem Helden des „wunderthätigen Magus" (Cyprian) haben Viele den Prototypus des Goetheschen Faust erkennen wollen. Allerdings erinnert es auch an den Deutschen Grübler, wenn der Antiochische Gelehrte Cyprian, in einsamer Waldgegend seinen philosophischen Betrachtungen nachhängend, ausruft:

Jetzt bin ich allein und kann,
Wenn dies mein Gedank' erlanget,
Untersuchen das Problem,
Welches mir die Seele spannet,
Seit im Plinius ich las
In geheimnißvoller Sprache
Die Definition von Gott;
Denn nicht findet mein Gedanke
Diesen Gott, der in sich solche
Merkmal' und Mysterien fasset.
Diese tief verborgne Wahrheit
Hab' ich zu erspähn; —

und nun der **Dämon** eintritt und höhnisch für sich hinzufügt:

Trotz allem
Diesen Forschen, Cyprianus,
Sollst du nimmer sie erlangen;
Denn ich berge sie vor dir.*)

Auch giebt Cyprian, wie Faust, um eines Weibes irdischen Reiz sein ewiges Heil preis, doch eben nur diese äußeren Aehnlichkeiten sind es, die sie mit einander haben, sonst aber unterscheiden sie sich noch mehr, als ein Spanischer Mönch des sechzehnten und ein denkender Deutscher des neunzehnten Jahrhunderts. Der Gott des Plinius, mit welchem Cyprian sich beschäftigt, ist eben nur ein Heidengott. Nicht den Skeptizismus der Zeit zu personifiziren, sondern den Triumph des Katholizismus zu feiern, war Calderon's Aufgabe, und diese zu lösen, ist ihm auch in seinem „Magus", der darum sogar einen befriedigenderen, einen vollendeteren Abschluß hat, als Goethe's Faust, vollkommen gelungen. — Den letzten Zweifel Cyprian's:

Wie? wenn ich dem Satan selber
Meine Seel' als deiner Reize
Preis verpfändet?

kann Justina vollkommen beseitigen, indem die christliche Glaubensheldin spricht:

Es giebt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meereswellen,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine,
Als Er Sünden kann vergeben.**)

Wir haben die mitgetheilten Stellen vom Spanischen Text begleiten lassen, um Gelegenheit zu geben, die Sorgfalt und Treue zu beobachten, mit der die Uebersetzung dem Originale folgt. Die Griessche Arbeit gewinnt in der That noch außerordentlich, wenn man sie mit dem Spanischen Calderon in der Hand liest. Was etwa an ihr noch fremdartig oder nur halb verständlich erscheint, das stellt sich als ein bewundernswürdiges Eingehen in die fremde Nationalität dar, sobald wir für die letztere auch gleich den Maßstab zur Hand haben. Darum würden wir es auch für ein preiswürdiges Unternehmen halten, wenn die geachtete Verlagshandlung einmal in Uebereinstimmung mit dem Veteranen Gries eine Ausgabe der Uebersetzung mit dem Text en regard veranstalten wollte. Die Kenntniß des Dichters und des Spanischen überhaupt, so wie der Deutschen Arbeit insbesondere, würde dadurch um so mehr unter uns verbreitet werden.

— **Die Braut aus der Residenz.** Dieses anspruchslose Deutsche Lustspiel ist ins Französische übersetzt worden, und zwar hat es das Unglück gehabt, in die Hände eines Vaudeville-Fabrikanten der großen Firma Melesville, Bayard, Ancelot u. Comp. zu fallen. Der Fabrikant hat daraus gemacht, was er eben zu machen versteht — ein möglichst unbedeutendes und nichtssagendes Vaudeville; und Vaudevilles nach Frankreich schicken, heißt gerade so viel, wie Eulen nach Athen, oder, nach jener Redensart der Pariser Feuilletonisten, wie Pflaumen nach Tours, Aepfel nach der Normandie und Wein nach Burgund. Natürlich hat das aus Deutschland übersiedelte Produkt, dem man obendrein noch den preziösen Titel „Une femme charmante" gab, den Erwartungen nicht entsprochen. Dasselbe Lustspiel und seine Geschwister finden dagegen in England zahlreiche Leser und besonders Leserinnen, so wie Beifall von allen Seiten. Dort sind aber auch keine Vaudevilles daraus gemacht worden. Mistreß Jameson hat (wie wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit gehabt) an diese Lustspiele Betrachtungen über das geistige Leben in Deutschland geknüpft.

---

*) Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung.

*) Cipr. Yo estoy solo; ya podré
Si tanto mi ingenio alcanza,
Estudiar esta cuestion
Que me trae suspensa el alma,
Desde que en Plinio lei
Con misteriosas palabras
La definicion de Dios;
Porque mi ingenio no halla
Ese Dios, en quien convengan
Misterios ni señas tantas.
Esta verdad escondida
He de apurar.
Dem. Aunque hagas
Mas discursos, Cipriano,
No has de llegar á alcanzarla;
Que yo te la esconderé.

**) Cipr. ¿Como, si el alma he entregado
Al Demonio mismo, en precio
De tu hermosura?
Just. No tiene
Tantas estrellas el cielo,
Tantas arenas el mar,
Tantas centellas el fuego,
Tantos atomos el dia,
Ni tantas plumas el viento,
Como El perdona pecados.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 1. Mai 1840.

Griechenland.

Erinnerungen an den Grafen von Kapodistrias, nebst Mittheilungen aus seiner Korrespondenz.

Auf Korfu ist ein Grabmal mit der Inschrift: „Johannes Kapodistrias." Diese lakonische Kürze war ein schöner Gedanke. Für alle diejenigen, welche den berühmten Todten gekannt haben, besagen diese beiden Worte: hier ruht das edelste Herz. Für die Gleichgültigen bedeuten sie: die Geschichte wird Euch das Uebrige sagen. Wie oft aber sagt dieses die Geschichte nicht! Napoleon behauptete auf St. Helena, es gäbe keine wahrhafte Geschichte. Erschiene sie früh, so würde sie durch Vorurtheile und eigennützige Befangenheit entstellt; erschiene sie spät, so fehlten ihr die Materialien. Sie hält sich an die Thatsachen, aber die Thatsachen sagen nichts von den Absichten, welche den inneren Werth der Handlungen bestimmen. Die Geschichte urtheilt meist nach dem Erfolge, der doch nicht in der Hand des Menschen liegt. Wie viele wirklich große Männer wurden nicht verkannt, weil sie unüberwindliche Schwierigkeiten nicht besiegen konnten oder durch eine Fatalität noch im Hafen erschellten! Zum Glücke für den großen Mann, dessen Name oben genannt wurde, beginnt für ihn noch die Geschichte zu rechter Zeit. Schon hat sich der Sturm der Leidenschaften gelegt, und die späteren Ereignisse dienen zur Erklärung derjenigen, mit denen er zu ringen hatte. Noch sind diejenigen, welche Zeugniß für ihn ablegen können, nicht vom Schauplatz abgetreten, und viele seiner Freunde sahen mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, der ihnen ein Gesammtbild eines Lebens geben würde, dessen Bedeutsamkeit und Größe ihnen jeder einzelne Zug, welcher zu ihrer Kenntniß gekommen war, dargethan hatte. Sie waren es, welche schon lange den großen Bürger auf die einzige seiner würdige Weise gerächt zu sehen wünschten, d. h. durch unwidersprechliche Beweisstücke, wie sie seine jetzt erschienene Korrespondenz*) darbietet.

Gewiß wird die Sammlung seiner Briefe ein hohes Interesse in Rußland erregen, wo Kapodistrias einen Ruf hinterlassen hat, der noch die hohe Stellung überstrahlt, welche er dort einnahm. Eine nicht minder günstige Aufnahme muß dieselbe in Genf finden, wo er entkleidet von jedem äußeren Schimmer lebte, um so mehr, als diese Stadt Ansprüche an ihn zu machen hat. Bekannt ist es nämlich, daß ihm Genf, in Anerkennung der dem Kanton geleisteten Dienste, das Bürgerrecht ertheilte. Minder bekannt dürfte indeß der Vorfall seyn, der die Ertheilung des Bürgerrechts veranlaßte. Am folgenden Tage nach Ueberschickung des Bürgerbriefes äußerte an der kaiserlichen Tafel einer der Hofleute, welcher wußte, daß dieser Umstand noch nicht zur Kenntniß des Kaisers gekommen war, und welcher dem Grafen bei dieser Gelegenheit ein Bein unterzustellen hoffte: „Ich wünsche Ihnen Glück, Graf; es heißt, Sie wären jetzt Mitbürger der Herren Goldarbeiter und Krämer zu Genf." — „Wovon ist die Rede?" fragte der Kaiser. — „Ew. Majestät", sagte Kapodistrias, „die Stadt Genf hat mir in der That das Bürgerrecht ertheilt. Ich bedaure, daß mich der Fürst *** um das Vergnügen gebracht hat, Ihnen zuerst diese Nachricht mitzutheilen und Ihre Einwilligung nachzusuchen." — „Ich ertheile Ihnen nicht nur diese", erwiederte der Kaiser, „sondern ich wünsche Ihnen auch aufrichtig Glück zu dieser ehrenvollen Auszeichnung, welche schwerer zu verdienen als zu belächeln seyn dürfte." — Als später die Griechische Revolution, deren Zeit ihm noch nicht gekommen schien, eine Kollision zwischen seinen Neigungen und seinen Amtspflichten herbeiführte, legte er seine Stelle als Minister und Staats-Secretair nieder und zog sich nach Genf zurück.

Wir alle in Genf haben diese schöne, edle Gestalt gekannt; wir alle haben ihn vier Jahre lang ohne ein anderes Abzeichen seines Standes, als eine äußerst einfache Tracht, in unseren Straßen und auf unseren Plätzen umherwandeln sehen. Er gehörte zu den einsiedlerischen Charakteren der besseren Art, welche auch in der lärmendsten Gesellschaft sich nicht selbst verlieren. Seine Unterhaltung war äußerst interessant. Sie war immer würdevoll, aber ohne abstoßende Trockenheit; er war beredt, weil er immer gerade auf die Wahrheit losging. Schmidtmeyer erzählt, daß zu der Zeit, wo er als Gesandter an die Tagsatzung abgesendet wurde, um wegen des Anschlusses von Genf an den Schweizer Bund zu unterhandeln, er den Grafen Kapodistrias über mehrere schwierige Punkte um Rath fragte. Dieser, von dem man damals wohl kaum hätte vermuthen dürfen, daß er die geringste Kunde von den Schweizer Verhältnissen habe, setzte ihm die ganze Sachlage, die Beziehungen zu den Nachbarn, die alten politischen Zustände und die Anforderungen der neuen Zeit so klar und so überzeugend aus einander, daß Schmidtmeyer glaubte, sie beide hätten die Rollen vertauscht, und der wahre Abgeordnete Genfs stände vor ihm. Er befolgte aufs genauste die ihm ertheilten Rathschläge, und sie wurden vom vollständigsten Erfolge gekrönt. „Unsere Mitbürger", sagte derselbe oft hinterher, „hielten uns für Orakel, während wir doch kein anderes Verdienst hatten, als Ohren gehabt zu haben."

Der hohen geistigen Begabung Kapodistrias' stand gewiß die Ausbildung seiner gemüthlichen und Gefühls-Anlagen nicht nach. Besonders zeichnete ihn eine echte Frömmigkeit aus. Seine beiden täglichen Lektüren waren Plutarch und das Evangelium. Das letztere las er im Original. „Hier", sagte er, „finde ich Erholung von Allem. Bald ist man mit der Welt zu Ende; nur hier finde ich Neues. Man hat wohl gethan, es das neue Testament zu heißen."

So lebte der edle Einsiedler in Genf. Indeß verlor er das unglückliche Land, welches er als sein Vaterland ansah, nicht aus den Augen. Er war der eigentliche Hebel dessen, was für Griechenland geschah, und seine Unthätigkeit war nur scheinbar. Schon war er der Protektor und moralische Präsident Griechenlands in der Verbannung, denn er empfing die Jugend mit väterlicher Theilnahme, die Wichtigthuer und Windmacher mit kalter Würde, die unglücklichen Greise mit freundlichem Wohlwollen. Aber die Verbündeten, welche Griechenland gerettet hatten, drohten, es von neuem durch ihre Zwietracht ins Verderben zu stürzen. Es war Zeit, daß er aus seiner Verborgenheit hervortrat. Er machte sich auf den Weg nach Rußland, dessen Einwilligung und Schutz ihm nöthig waren. Unterweges erhielt er die Nachricht von seiner Ernennung zum Präsidenten. Nun löste er alle Bande, welche ihn an Rußland knüpften, und schlug die Pension aus, welche ihm der Kaiser anbot.

Ich sah und sprach ihn auf seiner Durchreise durch Genf. Er war offenbar in einer Stimmung, wo man dringend das Bedürfniß empfindet, das übervolle Herz auszuschütten. Die Aenderung seiner Stellung hatte nicht den geringsten Wechsel in seinem Benehmen und seinem Tone hervorgebracht, außer daß sie ihm einen gewissen Anstrich von Schwermuth gab, aber von der Schwermuth, welche nicht aus einem Mangel an Muth, sondern aus einem Mangel an Hoffnung entspringt. „Ich mag keine Glückwünsche", sagte er, „weil in meinem Entschlusse weder Freude, noch Schmerz, noch Verdienst liegt. Gott leitet uns oft so auf einen Weg hin, daß wir keine Wahl behalten. Gewiß, wir bewahren immer unseren freien Willen, aber das Thor ist hinter uns geschlossen, und die Seitenwände sind so eng an einander gerückt, daß wir vorwärts müssen, wohin auch der Ausgang führen möge. Dies ist mein Fall. Mein Ursprung, meine Neigung, meine Stellung zu den Regierungen haben die Wahl auf mich gelenkt, und dieselben Gründe haben mich zur Annahme bewogen. Es ist hier von keiner Aufopferung die Rede, denn ich konnte mich nicht weigern, ohne zu erklären, daß ich an dem Lande verzweifle, und daß mir meine Person lieber sey als meine Pflichten. Sie fragen mich, ob ich Hoffnung habe. In Betreff meiner, nein; in Betreff Griechenlands, ja. Ich vertraue auf unsere Kinder, aus denen wir mit Gottes Hülfe etwas machen werden. Dieser Gedanke soll mir beständig vorschweben. Sonst erwarte ich überall nur Schwierigkeiten, Herzleid und, wenn das Glück gut ist, einen Dolch." — Diese letzte Aeußerung machte mich schaudern. „Unmöglich", sagte ich, „wenn sich eine verbrecherische Hand fände, würden Sie nicht Vertheidiger, eine Wache haben?" — „Nichts von Allem", erwiederte er mit der Ruhe eines festen Entschlusses; „weder einen Soldaten, noch eine Waffe. So wie Sie mich hier in Genf haben umhergehen sehen, so wird man mich auch in Aegina und Nauplia sehen, außer daß vielleicht meine abgetragenen Kleider einer Erneuerung bedürftig sind. Wenn Gott will, daß ich lebe, so werde ich geschützt genug seyn; wo nicht, so ist mir das ein Beweis, daß es eines Anderen bedarf. Glauben Sie nur ja nicht, daß mich diese Aussicht beben macht. Wenn man die Sonnenhöhe des Lebens überschritten hat und nur noch niedersteigen kann, wenn man, wie ich, so ziemlich Alles kennt, was die Erde zu bieten hat, was wollen dann zwei, drei, zehn Jahre mehr sagen? Es ist nicht der Mühe werth, sich darüber zu bekümmern, wenn man weiß, daß man es anderwärts besser findet. Aber es ist noch ein anderer Gedanke, gegen den ich nicht so gut gewapp-

*) Correspondance du Comte Capodistrias, Président de la Grèce, recueillie par ses frères et publiée par E. A. Bétand, l'un de ses secrétaires.

net bin; dieser bringt mich außer mir. Mit Freuden will ich Alles für dieses unglückliche Land hingeben, meine Ruhe, mein Vermögen, mein Leben; das ist nichts. Aber meinen Ruf!" — — Hier verdüsterte eine Thräne seinen so eben noch klaren Blick. „O, ich kenne meine Freunde, die Menschen, von altersher; wenn ich Alles gethan haben werde, was in menschlichen Kräften liegt, wenn ich an der Unmöglichkeit zerschelle, oder wenn ich auch nur sterbe, ehe ich mein Werk beendet habe, so wird es heißen: Kapodistrias hat seine Kräfte überschätzt. Mag es nun eine Schwachheit seyn, dieser Gedanke peinigt mich. Wenn man das Glück gehabt hat, während eines langen Lebenslaufes und inmitten der schwierigsten Verhältnisse keinen Vorwurf auf sich zu laden, weder von Seiten der Herrscher, noch von Seiten der Völker, so kostet es Ueberwindung, einen so schwer erworbenen Ruf auf einen Wurf zu wagen." — Hier warf er einen Blick auf seine Vergangenheit zurück und durchwürzte die Erzählung mit vielen pikanten Anekdoten. Hier nur eine, sein erstes Auftreten in der Welt betreffend. „Als ich frischgebacken von der Universität kam, bewirkten es mein Name und die Dienste, die mein Vater geleistet hatte, daß ich auf die Inseln zurückberufen wurde, und daß man mir das Staats-Sekretariat mit der besonderen Verpflichtung, auf die Versöhnung der Parteien hinzuarbeiten, anvertraute. Ich war außer mir vor Freude und Furcht, denn die praktische Seite des Lebens war mir bisher ganz unbekannt geblieben. Ich lief spornstreichs zu einem meiner alten Freunde, einem geschickten Rechtsgelehrten, und bat ihn, mir schriftlich ausführliche Instructionen für alle mögliche Fälle, so wie Formeln für Reden, Proclamationen, und was sich sonst ereignen möchte, aufzusetzen. Nun reiste ich beruhigt ab, da ich meine ganze Geschäftskenntniß wohl eingebunden bei mir hatte; den Band hätte ich nicht für einen Schatz hingegeben. Kaum war ich indeß mit den Menschen und Dingen in Berührung gekommen, als ich auch gewahr wurde, daß mein Buch, in welchem Alles vorhergesehen war, eigentlich nichts vorhergesehen hatte, und daß das Leben das Buch sey, welches ein Jeder lesen müsse: Ich ging gerade auf die Schwierigkeiten los, ich sagte einem Jeden, was ich dachte, und wenn es mir damit auch nicht immer glückte, so erwarb ich mir wenigstens Achtung. Das war meine ganze Kunst, und ich habe nie eine andere angewendet. Ich habe Ihnen meine kleinen Schwächen eingestanden; dennoch reise ich und reise mit ruhigem Gemüthe." —

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Italiänische Volksliteratur.

III. Bologna, Genua, Rom, Florenz.

(Schluß.)

Die Florentinische Partei hat sich am thätigsten bewiesen, mit dem größten Eifer ihre Arbeit betrieben und sich am hartnäckigsten in ihrer Polemik gezeigt. Nach ihrer Ansicht sind die großen Schriftsteller Italiens alle aus Florenz hervorgegangen; Dante, Petrarka und Boccaccio sind Florentiner. Florenz ist Italiens Athen, die Stadt, in der man die Sprache der großen Männer redet, die Stadt, welche die Initiative der Italiänischen Literatur ergriffen hat; deshalb soll Florenz über die Reinheit der Sprache wachen, soll es das Verdienst der Schriftsteller abschätzen, die Wörter und Phrasen auswählen und das Wörterbuch der Nation feststellen. Was hat eine todt geborene Sprache zu bedeuten, die aus allen Dialekten Italiens hervorgegangen seyn soll? Wenn sie von Niemand gesprochen wird, woher nimmt man die Regeln, um die Barbarismen und Idiotismen der Dialekte zu verbessern? Man behauptet, diese Veredlung werde an den Höfen bewerkstelligt, das Italiänische sey eine Sprache des Adels und der Hofleute; doch gerade an den Höfen werden die Sprachen durch den Zusammenfluß der Fremden entstellt, verlieren sie ihre Naivetät und ihre volksthümliche Kraft. Nach diesen Ideen hat man zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Wörterbuch der Crusca, jenen großen Gerichtshof verfaßt, worin über die besten Schriftsteller der Nation mit fast unglaublicher Beschränktheit abgeurtheilt wird, worin Tasso von den unbedeutendsten Pedanten Italiens ganz verworfen und Machiavell, nach manchem Schwanken, der Anerkennung gewürdigt wird. Später mußte die Akademie ihre Arbeit noch einmal wieder vornehmen; sie ließ bedeutend in ihrer lächerlichen Strenge nach, doch hat sie sich nie von den kleinlichen Ansichten und den Vorurtheilen der ersten Mitarbeiter losgemacht. Buammatei, Tolomei, Bembo, Dolce, Varchi, Lenzoni und Salvati sind die vorzüglichsten Vorfechter der Florentinischen Partei.

Der Italiänischen Partei fehlte es an einem Mittelpunkte, doch war sie sehr zahlreich und vereinigte Alles in sich, was Italien nur Nationales besaß. Die Meinung, an welcher diese Partei festhielt, wurde zuerst von Dante aufgestellt, in der kleinen Abhandlung über die Volks-Beredsamkeit, dell' eloquenza vulgare, die wie eine National-Charte der Italiänischen Sprache angesehen wird. In derselben nimmt Dante die vierzehn Italiänischen Sprachen durch; er war der Erste, der sie alle verdammte, und seitdem sind sie zu dem Rang von Volksdialekten herabgestiegen. Ihm steht die Florentinische Mundart auf derselben Stufe wie die Mailändische und Bolognesische, er findet die Toskanische Sprache nicht weniger mangelhaft als die Lombardische oder als irgend eine andere, und er behauptet, es sey eine edle, allgemeine Sprache, eine Hof- und Reichssprache vonnöthen, damit eine gemeinschaftliche Literatur für alle Italiänische Völker geschaffen werden könne. Trissino frischte dieses System wieder auf und führte es weiter aus, um der Florentinischen Anmaßung zu begegnen; er suchte insbesondere zu beweisen, daß Dante, Petrarka und Boccaccio Italien zugehörten und nicht Toskana. Calmeta und Castiglione nahmen ebenfalls Dante's Idee mit einigen Modificationen von neuem auf. Muzio erfaßte sie mit noch lebhafterer Ueberzeugung und mit mehr Größe. Zuerst ist er über den Hochmuth der Florentiner empört, die der Italiänischen Sprache ihren Namen beilegen wollen, obgleich die echten Hauptstädte, Paris, London, Madrid, nie der Landessprache ihren Namen zu geben trachteten. In der Literatur des sechzehnten Jahrhundert erblickt er die Verwirklichung von Dante's Idee; Sanazzaro, Dolce, Trissino, Caro, Molza, Tasso, Ariost und andere mehr, die Italien als große Männer anerkannte, stammen nicht aus Florenz und haben nicht in Florentinischer Mundart geschrieben, sie gehören keinem besonderen Dialekte an, sie schweben über der ganzen Nation. Was bedarf es mehr, um zu beweisen, daß es eine Italiänische Sprache außerhalb Toskana's giebt, die aus allen Dialekten entsprang und durch den Genius der Schriftsteller geheiligt wurde? Im sechzehnten Jahrhundert war das Lateinische noch die Sprache der Gelehrten, und man strebte auf die Unterdrückung des Italiänischen hin. Muzio bekämpft diese Absicht mit so populären Gedanken, wie man sie bei einem Italiäner des sechzehnten Jahrhunderts gar nicht erwarten sollte, davon durchdrungen, daß die Italiänische Sprache eine National-Eroberung sey, eine mächtige geistige Waffe, der wahre Sauerteig der modernen Ideen, will er sie im Namen der Civilisation angenommen sehen und kämpft deshalb mit gleichem Eifer gegen die Anmaßungen von Florenz und gegen die Eingriffe des Lateinischen.

Nach Muzio griffen Beni, Salvini und eine Menge von Gelehrten die Florentinische Partei an, indem sie ihre Hauptkräfte gegen die Akademie de la Crusca richteten; die Polemik dauerte lange fort; Monti war der Letzte, welcher Dante's Idee wieder aufnahm. Monti hat der Italiänischen Sprache große Dienste erzeigt; er zog gegen das Florentinische Wörterbuch ins Feld, er deckte die Fehler, die Irrthümer desselben auf und schlug unbestreitbare Verbesserungen vor. Unglücklicherweise besaß er die Anmaßung, der verfeinerte (ingentilito) Dante seyn zu wollen; eben so als wollte Jemand sich für den fashionablen Homer ausgeben. Er war von der Literatur à la Pompadour angesteckt, welche Shakespeare verstümmelte und ihn zu kleinen Salon-Dramen verarbeitete; für ihn wurde die edle Sprache, die Hof-Sprache, zu einer Sprache voll niedlicher klassischer Phrasen. Daher stammt seine aristokratische Strenge gegen die Florentiner und seine blinde Verachtung gegen die naivsten und volksthümlichsten Eigenheiten der Italiänischen Sprache. Der Schwiegersohn Monti's, Perticari, übernahm es, die Irrthümer seines Schwiegervaters noch weiter zu entwickeln; er schmähte die Florentinischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, ohne daran zu denken, daß er einer Sprache, die von dem gebildetsten Volke Italiens gesprochen wurde, doch einige Achtung schuldig sey.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts trat eine dritte Partei auf, die sich weder zu den Italiänern noch zu den Florentinern hielt. Nach der Ansicht der hierzu gehörigen Schriftsteller sollte sich Italien, nach dem Beispiele Frankreichs, eine logische, freie, wahrhaft moderne Sprache aneignen, die volksthümlich wäre, ohne sich auf die Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts zu stützen, und edel, ohne in gezierte Wendungen zu verfallen. Baretti und einige Andere verwarfen alle Behauptungen der Italiäner und Florentiner und führten die Französischen, Englischen und Spanischen Wörterbücher an, um zu zeigen, wie eine lebende Sprache beschaffen seyn müsse, die man ohne Studium sprechen, ohne Schwierigkeiten schreiben könne. Diese Partei war anscheinend die vernünftigste; doch hatte sie darin Unrecht, daß sie zu sehr für die fremden Sprachen eingenommen war, und daß sie die Unterschiede nicht einzusehen schien, welche die Florentinische Literatur von der Italiänischen trennten, Unterschiede, die sowohl in den Worten wie in den Phrasen und kleinen Eigenheiten des Stils bestanden. Eben so wenig hätte sie Fragen lächerlich machen sollen, die geistvolle Männer aufgeworfen, und die sich in jeder Epoche der Italiänischen Geschichte immer wieder erneut hatten. Sie war überdies anarchisch, denn sie wendete sich an die individuelle Verstandes-Operation, um eine plötzliche Umwälzung in der Sprache hervorzubringen. Was war das Ergebniß? Herbe Ausfälle gegen die Pedanten und eine Prosa voller Gallizismen. Ihre Dichter scheiterten, denn aus dem Stegreif eine Sprache zu schaffen, ging über ihre Kräfte. Goldoni hat nichts dadurch gewonnen, daß er über die Florentiner spottete, und selbst jetzt bleibt den Nachahmern der leichten Methode Goldoni's, wenn die Opposition sie drängt, nichts Anderes übrig, als sich der Florentinischen Partei oder dem Italiänischen in die Arme zu werfen.

Es versteht sich von selbst, daß die Civilisation die Fragen über Sprache und Nationalität entscheiden muß. Im dreizehnten Jahrhundert, wo das Italiänische seinen eigentlichen Mittelpunkt in Palermo hatte, führte es ohne Widerrede den Namen der Sicilianischen Sprache; gegen die Mitte dieses Jahrhunderts aber hatte Sicilien seine Aufgabe erfüllt, und Toskana bemächtigte sich der literarischen Oberherrschaft; Dante, Petrarka und Boccaccio erhoben Florenz zum Range einer Hauptstadt, und die anderen Städte der Halbinsel wagten es nicht einmal, im Namen der Rechte, die ihnen Dante bewilligt hatte, gegen diesen Anspruch aufzutreten. Im sechzehnten Jahrhundert war die Reihe an Italien; indem das Toskanische sich über die anderen Staaten verbreitet hatte, konnte es dem doppelten Einfluß der Dialekte und des Lateinischen nicht entgehen. So war denn diese Sprache allgemein geworden, durch klassische Wendungen aufgefrischt und an den Höfen gepflegt, und stand in engster Uebereinstimmung mit der Literatur der Wiedergeburt, die zu gleicher Zeit alt und neu, volksthümlich und gelehrt war. Florenz beugte sich vor dieser Italiänischen Bewegung, und Varchi versichert, daß man zu seiner Zeit es in Toskana kaum gewagt habe, irgend einen Florentinischen

Schriftsteller zu lesen, denn als Kind sey er einmal ausgescholten worden, weil man ihn mit einem Petrarka in der Hand überrascht hatte. Hätte ein großer Fürst, der in die Fußstapfen der Borgia getreten wäre, es verstanden, die nationale Einheit zu bewerkstelligen, zu der Spanien und Frankreich im Lauf der Jahrhunderte und durch das Lehnswesen gelangten, so würde dieser Mann auch sicherlich die Frage über die Italiänische Sprache für immer abgeschlossen haben. Dieses Wunder trat aber nicht ins Leben, Italien kam unter die Spanische Botmäßigkeit, Florenz wußte diesen Umschwung der Dinge geschickt zu benutzen und riß durch Intriguen das wieder an sich, was es aus Mangel an Genie verloren hatte. Vor dem funfzehnten Jahrhundert hatte es der Nation drei große Männer gegeben, Dante, Petrarka und Boccaz, nun aber ging nur ein schlechtes Wörterbuch aus Florenz hervor. Zu Petrarka's Zeit war Florenz die literarische Hauptstadt Italiens gewesen; als es sich aber im siebzehnten Jahrhundert das Monopol der Italiänischen Sprache aneignen wollte, beschleunigte es nur die Unabhängigkeit der anderen Mundarten. Nicht ohne Verwunderung gewahrt man die Uebereinstimmung, mit der einige hundert über ganz Italien verbreitete Dichter in den verschiedenen Dialekten, ohne von einander etwas zu wissen, sich beeiferten, der Italiänischen Sprache den Namen der Florentinischen beizulegen. Aus einer unbegränzten Achtung gegen das den Vertheidigern der National-Partei so verhaßte Florenz bedienten sich diese Volksdichter eigentlich nur des sichersten Mittels, um sich ganz von der Italiänischen Sprache zu befreien, denn indem sie das Italiänische an Florenz abtraten, sicherten sie sich nur das Recht, in ihrer Mundart zu schreiben. So hat sich Italien viermal bemüht, das Sprach-Problem zu lösen, und viermal hat es sein Werk unterbrochen, um einen anderen Weg einzuschlagen.

Jede dieser Partieen, die sich den Ruhm streitig machten, Italien eine Sprache zu geben, trifft ein Vorwurf. Das Toskanische ist von zu beschränktem Gebrauch, das Italiänische aber durchaus unpopulär, weil man diese Sprache nirgends redet; die moderne Sprache endlich, die weder aus Büchern, noch aus den Lokalitäten hervorgegangen ist, hat gar keine National-Ueberlieferungen und kann sich gegen das Eindringen von Fremdwörtern nicht schützen. So ist also noch keine dieser drei Partieen im Besitz des rechten Mittels zur Lösung der Frage.

Dieser Streit, der schon mit Dante beginnt und dessen Ende man noch gar nicht absehen kann, ist etwas sehr Unerfreuliches, freilich aber für die Sprache, den Stil und den Ausdruck des Gedankens von Wichtigkeit. Wir haben der inneren Uneinigkeit der Toskanischen Städte, des Zwistes zwischen Dolce und Bembo und der unendlichen Abweichungen der Sprachforscher nicht gedacht, die bei all ihrem Eifer für die Sache der Nationalsprache dennoch immer eine geheime Vorliebe für die Mundart ihrer Vaterstadt bewahren. Wir wollen auch der beklagenswerthen Anmaßung einiger Städte nicht gedenken, welche die unlautersten Phrasen ihres Dialektes der Sprache einzuimpfen trachteten, noch der schreienden Ungerechtigkeit der Pedanten gegen Männer von Geist, und der Folio-Bände, in welchen man Wort vor Wort, Satz vor Satz Boccaccio's Novellen, Dante's Terzinen und Tasso's Stanzen zerlegte. Die Italiäner gestatteten keinem einzigen Schriftsteller, nur um einen Schrit, um ein Wort weiter vorzuschreiten; sie zwangen ihn stets, sich vor drei oder vier Autoritäten wegen dieser Dreistigkeit zu rechtfertigen; sie haben zu allen Zeiten und über Alles immer viel Worte gemacht. Tasso mußte, um den Kritikern zu genügen, sein befreites Jerusalem umarbeiten, und selbst Dante sah sich genöthigt, die Sprache seiner Begeisterung zu erklären und zu rechtfertigen. Man denke sich nur diese Halbinsel, die in vierzehn verschiedene Theile zerfällt, zwischen das Italiänische, das Florentinische und die Dialekte getheilt und Umtrieben hingegeben, die in Toskana entspringen, sich von da über ganz Italien verbreiten und in jedem Staate, der die Unabhängigkeit seines Dialektes in Anspruch nimmt, neuen Stoff einsaugen! Und über dem Allen noch Rom, den Mittelpunkt der katholischen Welt, wo in den religiösen und politischen Versammlungen noch Lateinisch gesprochen wird! Zur Zeit Leo's X. war dies Schauspiel ein erhabenes, denn da herrschte der Gedanke über das Wort; im siebzehnten Jahrhundert aber brach ein wahrhaft infernalisches Chaos herein. So lange die Nation noch fortschritt, war die Sprachverwirrung für sie ein Spiel; im Augenblick des Stillstandes aber wurde sie eine drückende Last für jeden geistvollen Schriftsteller, sie nahm den Massen das Recht des Wortes, sie unterdrückte jede gemüthliche Literatur und drängte selbst den leichtesten Arbeiten den akademischen Pomp auf; sogar die Abfassung eines einfachen Briefes oder eines Gespräches wurde dadurch gewaltig erschwert. Der Gedanke sonderte sich vom Wort, Männer von geringem Geist gelangten durch einen mittelmäßig gewandten Styl zu einer für die Nation schmachvollen Berühmtheit, und die größten Denker, von Campanella bis auf Romagnosi, schrieben eine matte, weitschweifige Prosa. Endlich, um noch einmal auf die Dialekte zurückzukommen, trennte sich die National-Literatur von der Volks-Literatur; doch, Dank den großen Erinnerungen des siebzehnten Jahrhunderts, bewahrte sich die eine immer eine wohltönende für die Improvisation geeignete Sprache, die beständig klassisch blieb; die Volkspoesie flüchtete sich in die Italiänischen Städte, verband sich mit der Anarchie der Dialekte und erklärte der National-Poesie offenen Krieg; Theater trat gegen Theater und Dichter gegen Dichter auf; jede Hauptstadt wurde der Mittelpunkt einer Empörung gegen die literarische Einheit Italiens. Die Dialekte von Mailand, Palermo, Venedig und Neapel gaben sich das Ansehen echter Muttersprachen und beherrschten die sie umgebenden Mundarten; so steht denn Italien noch jetzt nach acht Jahrhunderten vor den großen Problemen der Sprache, der Literatur und der Nationalität, die Dante einst aufstellte.

Wenn man diese Geistesverschwendung, diese Verwirrung in Sprachen, Literaturen und Nationalitäten beobachtet, so sieht man daraus klar, daß Italien das Land der Künste und der Poesie ist. Welche Kraft mußte nicht der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts inwohnen, um so viel kleinliche Anmaßungen zu unterdrücken, um sich Eingang bei den Venetianern, den Neapolitanern und allen jenen unter sich so uneinigen Nationen zu verschaffen und so herrliche Werke in einer Sprache zu liefern, die von ihren Dichtern nicht gesprochen wurde! Wie viel Schwierigkeiten hatten nicht nach dem sechzehnten Jahrhundert Schriftsteller wie Alfieri zu überwinden, die täglich drei bis vier Stunden dem Studium der Sprache widmeten! Wenn man an diese undankbare Arbeit, an die Masse von kleinen Hindernissen sich erinnert, die auch die größte Energie abstumpfen können, so möchte man fast mit dem Abbé Chiari Frieden schließen und selbst den schlechten Goldonischen Stücken Beifall schenken; sie haben doch Europa auf geistvolle Art getäuscht und ihm den Glauben beigebracht, daß es noch eine Italiänische Nationalität gäbe, und es ist ihnen bis auf einen gewissen Punkt gelungen, jene „Gothen" und „Hanswürste", wie Voltaire sagt, die sich im Herzen der Städte eingenistet hatten, zu verbergen. Und doch, wie viel Feuer war in diesen Gothen und in diesen Hanswürsten! Wie viel Schönes in Gritti's buntscheckigen Thorheiten, in Sgrutendio's plebejischem Aufschwung, in Basilio's phantastischer Naivetät, in Porta's Späßen, in Meli's und Veneziani's Träumereien, in Baldovino's Attischer Feinheit! Betrachtet man diese Meisterwerke näher, so wird man hingerissen, man bekommt Widerwillen gegen die Italiänische Literatur der beiden letzten Jahrhunderte, man fühlt sich versucht, mit jenen regellosen, aber doch so geistreichen und gewandten Dialekten ein Bündniß zu schließen. Um dieser Versuchung zu entgehen, sonderten sich eben die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts von den Italiänischen Städten dermaßen ab, daß sie das Volk und seine Ueberlieferungen ganz vergaßen, sie verachteten alles Lokale, weil sie mit ihrer Vernunft-Poesie nach derselben Einheit hinstrebten, die Machiavell in seinem Fürsten vor Augen hatte. Das mittelalterliche Italien starb in den Provinzen dahin, aber das neue, von Dante prophezeiite Italien enthüllte sich zum erstenmale in ihren Gedichten. So führt uns das Studium der Dialekte, wie alle andere Studien, die man in Bezug auf Italien machen kann, zur Bewunderung des Jahrhunderts Leo's X. zurück; die Schriftsteller jener Zeit sind über alle Angriffe erhaben; die Kritik versuche es, ihre Mängel zu tadeln, und ihr Tadel wird in eine Rechtfertigung derselben umschlagen. Vertieft man sich in die Dialekte, welche gegen die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts arbeiten, so erstaunt man über die Herrschaft jener großen Männer; befragt man die neueren Umwälzungen, um eine Rolle für Italien aufzusuchen, so findet man dieselbe durch die Divination eben jener Männer schon vorherbestimmt. G. Ferrari.

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

V. Eine Landschaft im Arnothal.

Das stille Leben auf dem Schlosse zu St*** im Ganzen genommen mir angenehmer zu machen, trugen verschiedene Gründe bei; fürs erste die Hoffnung, hinter interessante Familiengeheimnisse zu kommen, dann die Lage von St***, die wirklich von einer seltenen Schönheit ist, und endlich der Umstand, daß es gerade August war, welchen Monat man in diesem Lande, wo alsdann eine brennende Sonne über dem klaren Himmel steht, nicht besser als unter den laubreichen Kronen der Bäume zubringen kann. Und in der That, es war ein Genuß, wenn man will, ein negativer Genuß, wenn ich gegen Mittag auf meiner Hangematte hingestreckt dalag, die mein Freund, der Kustode, an zwei Ulmenbäume befestigt hatte, welche einen dichten Schatten über sie warfen, — es war ein Genuß, wenn ich dann ruhig dalag und Kühlung fühlte, während ich wußte, daß die ganze übrige Natur vor Hitze stöhnte. Von dieser Stelle konnte ich zwischen den Zweigen die großen Springbrunnen des Gartens durchschimmern sehen, die mit ihren tausend vielfarbigen Perlen spielten, und weit in der Ferne erblickte ich die höchsten Gipfel der Apenninen, von denen einige mit Schnee bedeckt lagen; der bloße Anblick dieses Schnees kühlte und erfrischte wie ein Trunk kalten Wassers. Und so ganz negativ war der Genuß, den ich in diesen Augenblicken fühlte, keinesweges. Andere haben ohne Zweifel dieselbe Erfahrung wie ich hier gemacht, daß das geistige Leben nirgends mehr aufgeweckt wird, als an den hellesten, heißesten Sommertagen; daß man nirgends eine stärkere Spannung der Seelenkräfte fühlt, als in dem warmen Süden, und zwar dann gerade, wenn dieser Süden am wärmsten ist. In meiner Hangematte im St***schen Garten machte ich zum ersten Mal, so weit ich mich erinnere, die Entdeckung, daß ich nicht ganz von Phantasie entblößt wäre; hier begann meine Seele, Bilder zu gebären; Gestalten, und schöne Gestalten zum Theil, drängten sich aus meinem Innern heraus und schwebten in der Luft an mir vorüber, um dann sich in den dunklen Alleen hin und her zu bewegen, oder sich in den grünen Rasen zu werfen und mit den Blumen zu spielen. In St*** war es, so viel ich mich erinnere, auch das erste Mal, daß mir die Natur so vertraulich und innig entgegentrat, und ich legte meine Arme um sie, als wenn sie eine Geliebte gewesen wäre; vorzüglich waren die Abendstunden so schön für mich. Dann saß ich nicht selten ganze Stunden in Bewunderung vertieft, indem ich den Blick über das volle schwellende Leben dieser todten Natur hinwandern ließ, die bisher mir noch nicht einen Seufzer, nicht einmal ein Lächeln zu entlocken vermocht hatte; und jetzt, welche Veränderung! es würde un-

möglich seyn, die Wollust zu schildern, welche mich in diesen Stunden erfüllte. Nie hat meine Brust sich wohler und wärmer gefühlt; es war eine Empfindung, der ähnlich, die bisweilen in mir aufgestiegen, wenn ich mich in einem Kreise edler Menschen befand, welche das Band der Freundschaft und Liebe zusammenknüpfte. Und doch war das, was ich im Arnothal an jenen Abenden fühlte, noch wohlthuender, denn die eigenen Träumereien, die zurückgedrängt werden, wenn man mit anderen Menschen zusammen ist, wurden gerade durch die Einsamkeit, in der ich mich befand, hervorgerufen; und was ist wohl süßer, als diese eigenen wachen Träume? Und in welcher Menge stellten sie sich ein, wenn ich an dem steinernen Geländer unten am Flusse stand und diesem mit meinen Blicken folgte, wie er sich durch das Thal hinunter schlängelte! Ach, dann wogte es in meiner Seele! Diese Traumgebilde drängten sich in so dichten Massen in ihr hervor, wie Menschenschaaren, welche die Kirche verlassen, wenn die Predigt zu Ende ist und die Orgel noch tönt. Was für eine sonderbare Veränderung war mit meinem Wesen vorgegangen? Ich begann plötzlich das zu bewundern, und dies in so hohem Grade, wofür ich bisher völlig gleichgültig geblieben. War die Ursache hiervon, daß sowohl meine physische als moralische Natur durch die reine warme Luft des Südens in eine höhere Spannung versetzt und dadurch Fähigkeiten in meiner Seele erweckt worden waren, die bisher geschlummert? oder kam es, weil die Gegend, in der ich jetzt lebte, Alles an Schönheit übertraf, was ich bisher gesehen? Und doch ist meine Kindheit an den Ufern des Rheins hingeschwunden, die so manche reizende Stelle besitzen! Nicht, daß ich sagen wollte, die Naturschönheiten, die am Rhein sich meinen Blicken eingeprägt, könnten sich mit denen messen, welche die Umgegend des Toskanischen St*** auszeichnen; nein, das ist nicht meine Meinung, denn diese Gegend finde ich unübertrefflich schön! Denkt Euch, hinter dem Schloß dehnt sich das Arnothal noch einige Meilen in die Gebirge hinein. In dem Thale erhebt sich hier und da ein Hügel, der auf seinen Schultern entweder eine kleine Stadt, oder ein Lustschloß, oder ein Kloster trägt, welche beiden letzteren er oft in schwellendem Laubwalde verbirgt; fernhin ragen die höchsten Gipfel der Apenninen empor. Wenn der Tag in seinem vollen Lichte steht und jeder Gegenstand im Thale unten erkennbar ist, scheinen diese Gipfel weit, weit entfernt zu seyn; aber wenn der Abend kommt und ein theilweises Dunkel das Thal einhüllt, ist es, als wenn sie vertraulicher würden, als wenn sie näher träten, — vielleicht aus Neugierde, um auf die vielen kleinen Geschichten zu horchen, die dann ringsumher vor den Thürschwellen erzählt werden. Auf dem Scheitel desselben Hügels, an dessen Fuße das jetzige Schloß liegt, erheben sich die gut erhaltenen Ruinen der alten Burg, zum Theil beschüttet und versteckt in grünen Büschen, deren Wurzel sich einschlingen und an ihnen nagen. Wie malerisch sieht diese düstere Burg aus mit ihren vielen Thürmen, umwogt von dem zarten Grün! und wie interessant ist es, an den Kampf zu denken, den die friedliche Natur mit dem adlerstolzen Menschenwerke führt, diesen Kampf, den zarte Blumen und kleine Pflanzen gegen diese Mauern unternahmen, die kein Widderkopf brechen konnte, die Blumen und Pflanzen werden sie brechen! Und welche Aussicht eröffnen diese Mauern dem Gedanken! Sie führen ihn in das ferne Mittelalter, eine Zeit, die mich stets angesprochen hat mit ihrem unaussprechlichen Jammer, unaussprechlich mit Worten, den aber doch Meyerbeer in seinem Robert von der Normandie uns in Tönen geschildert. Ein anderer Gegenstand, der nicht minder stark zum Gedanken spricht, ist das Nonnenkloster, das schneeweiß zwischen dem Laube auf einem Hügel, St*** gegenüber, hervorschimmert. Ja, es vermag zum Gedanken zu reden, ein solches Nonnenkloster! Ich bin der Meinung, daß ich keinesweges unter die Menschen gehöre, die unter dem Namen romantischer Schwärmer gehen, und doch habe ich oft nach diesem Kloster hingeblickt und bin so oft tief bewegt um seine Mauern gewandelt, daß kaum eine Mutter, welche ihr einziges Kind da drinnen gehabt, es mit größerer Bewegung anschauen und nach ihm hinwandern gekonnt. Und muß es nicht einen Jeden ergreifen, an alle die Qual zu denken, die in einem solchen Hause in den Herzen schlägt? an alle diese schönen sanften Geschöpfe, die ein Gott, eben so eifersüchtig als ein Türkischer Sultan, sich selbst vorbehalten hat? an alle diese schönen Geschöpfe, die durch Jahrhunderte, ohne ihre Bestimmung zu erreichen, wie ein ganzer Blüthen-Mai dahingewelkt sind, den der Frühlingsfrost gedrückt und getödtet hat, oder wie das Heer, von dem in der Schrift gesagt wird, daß es in einer einzigen Nacht erschlagen war? Ja, ab und zu, wenn die Abendglocken sich im Klosterthurme zu bewegen begannen und ihre monotonen zitternden Klagen über die Gegend sandten, stürmte der Gedanke über all' das Elend, was auf dem Menschenleben ruht, so stark auf mich ein, daß eine Stimme mit Schrecken in meiner Brust zu rufen anfing: Laßt uns beten, laßt uns beten! — Wäre ich einige Jahre jünger gewesen, wäre ich sicher dieser Stimme gefolgt und hätte mich auf die Kniee geworfen, doch nun war ich zu kalt geworden, um mich hinreißen zu lassen; ich bestrebte mich, die Stimme zum Schweigen zu bringen, indem ich mich in die Beschauung der lieblichen Gegend vertiefte und mit dem Blick dem Arno in seinen vielen Windungen folgte. Wie wollüstig schlängelte er sich durch das Thal! so spiegelblank hin durch Wiesen und Wälder und Gärten! nur kurz vor St*** kräuselt er seine Oberfläche und läuft rascher. Was außer dem Arno noch beiträgt, diese Gegend so reizend zu machen, sind die vielen Spuren von der Hand der Kunst; man sieht deutlich, wie diese thätig gewesen ist, geordnet und bereichert hat; auf St*** allein, mit welchem Fleiße hat sie hier geschaffen! zuerst das schöne Gebäude, und vor dem Gebäude die vielen seltenen Blumen und Gewächse in den großen reichgearbeiteten Marmorvasen, und nun die ganze Anlage des Gartens mit seinen Statuen und hellen Bassins. Wirft man den Blick über St*** hinaus, so hat man fernhin am Horizont einen Gegenstand, welcher den Gedanken in ein Kunstreich von noch viel bedeutsamerer Ausdehnung führt: man erblickt die Kuppel der Domkirche von Florenz, diesen großen Himmel, den Brunelleschi mit Riesenhand gewölbt hat! — Ja, Ihr könnt glauben, daß es eine schöne Gegend ist!!....

Mannigfaltiges.

— Zur Kenntniß des Patois. Die Französischen Dialekte haben zwar nicht, wie die Italiänischen, mit denen wir uns in den belehrenden Artikeln des Herrn Ferrari beschäftigt haben, jeder selbst seine reiche Literatur und seine charakteristischen Volksvertreter, aber nicht minder besitzen sie, wie diese, jeder noch eine weite Herrschaft neben der allgemeinen Schriftsprache, die nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theile von Frankreich auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens und des Volkes ist. Wie in Deutschland, finden wir auch in Frankreich die von der Dialektengeschichte Italiens sich unterscheidende Erscheinung, daß nicht die verschiedenen Provinzialmundarten neben einander und fast in gleicher Berechtigung mit der Centralschriftsprache blühen und Früchte treiben, sondern daß eine nach der anderen die Zeit ihrer Blüthe hat, und daß endlich, entweder in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft oder durch Besiegung und allmälige Zurückdrängung der älteren Schwestern, die heutige Schriftsprache auf den Thron erhoben wird. Wie in Deutschland zuerst das Fränkische der Karolinger, dann das Schwäbische der Hohenstaufen und der Minnesinger, das Mitteldeutsche der Meistersänger und das Obersächsische Luther's primus inter pares, gehuldigter Wahlkaiser unter den Reichsfürsten war, bis endlich die Bibel-Uebersetzung des großen Reformators den Ausschlag und zu Form und Entwickelung für alle folgende Zeiten die Norm gab, eben so haben auch in Frankreich zuerst das Provençalische, dann das Normannische, darauf wieder (zur Zeit der Reformation) das Poitevinische vor allen anderen Schwesterdialekten sich geltend gemacht, bis endlich die Akademie und das Jahrhundert Ludwig's XIV. der naturwüchsigen organischen Entwickelung der Sprache ein Ende machte und ein zwar gebildetes, aber auch aller Weiterbildung fast unfähiges Idiom zu einem Momente des eben so auf die Sprache wie auf den Staat und die Städte angewandten Centralisations-Systems erhob. Neben diesem absoluten Neufranzösisch wußten sich indessen, wenn auch in zurückgezogener und untergeordneter Stellung, die Langue d'Oc im Süden und die Langue d'Oil im Norden ihre Herrschaft im Volke zu bewahren, das an seiner Sprache nicht minder hängt, wie an seinem Boden und seinem Glauben. Es gab zwar eine Zeit, wo man zu Paris in vollem Ernste die Ausrottung des Patois für möglich hielt und schon Anstalten traf, um auch diejenige Eigenthümlichkeit und Gediegenheit des Ausdrucks, die sich in die entfernteren Provinzen geflüchtet hatte, mit Stumpf und Stiel zu vernichten, doch ist man davon schon längst zurückgekommen. Selbst Napoleon, dieser große Nivellirer, respektirte doch jene Manifestation des Geistes, die in der Mannigfaltigkeit der Dialekte liegt, und ließ sogar vor einer amtlichen Statistik der Provinz Limousin ein Lied in der Mundart der dortigen Landleute abdrucken. In der neuern Zeit haben sich in Frankreich zahlreiche Frennde des Patois so wie seiner verschiedenen Abzweigungen und Dichtungsarten gefunden. Man hat angefangen, die Noëls (Lieder, die so heißen, weil sie am häufigsten um Weihnachten gesungen zu werden pflegen) aller Provinzen zu sammeln und Wörterbücher und Sprachlehren herauszugeben, so daß jetzt schon eine kleine Literatur der verschiedenen Landesdialekte existirt. Daß darin nicht bloß für den Freund der Volkspoesie, sondern auch für den vergleichenden Sprachforscher eine Aufforderung zu neuen und interessanten Studien liegt, ist leicht zu begreifen. Daher ist es gewiß eine Vielen willkommene Erscheinnng, daß einer unserer Mitbürger, ein gründlicher Kenner des Französischen, so wie der Provençalischen Sprache und Literatur, so eben ein übersichtliches Werk zur Kenntniß der verschiedenen unter dem Namen Patois bekannten Dialekte Frankreichs herausgegeben und zugleich mit einer Anthologie von Liedern aller Mundarten ausgestattet hat. Herr Dr. J. F. Schnakenburg giebt uns in seinem „Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France"*) einen Ueberblick der Territorialvertheilung der eben so mannigfaltigen, als von einander so wie vom Französischen selbst sehr abweichenden Dialekte, ferner Materialien zur Gruppirung der vielartigen Buchstaben-, Sylben- und Wort-Umbildungen, die sich am Ende eben so auf einfache Regeln zurückführen lassen, wie die Metamorphosen der verschiedenen Sprachen des großen Indo-Germanischen Sprachstammes, nach Anleitungen, wie sie Bopp in seiner vergleichenden Grammatik gegeben hat, und endlich nach der bereits erwähnten Anthologie eine Uebersetzung der Parabel vom verlorenen Sohn in sechsundzwanzig verschiedenen Mundarten des südlichen und des nördlichen Frankreichs. Wir können das sowohl nach den vorhandenen Quellen als nach eigenen vom Verfasser in Frankreich selbst angestellten Beobachtungen mit vielem Fleiß bearbeitete Werk Allen empfehlen, denen es um allgemeine Sprachforschung überhaupt, so wie um Erweiterung ihrer Kenntnisse des Französischen insbesondere, zu thun ist.

*) Berlin, Albert Förstner, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 4. Mai 1840.

Frankreich.

Die gefährlichen Klassen der Bevölkerung in Hauptstädten.

Unter diesem Titel hat Herr Frégier in Paris ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, das auf den Grund seiner früher erschienenen Preisschrift über dieselbe Materie abgefaßt ist. Die Gegenstände, von welchen er handelt, gehören zu denen, welche die Aufmerksamkeit einer Regierung vorzugsweise beschäftigen müssen; ihre Erforschung aber ist eher Sache des Philanthropen und Philosophen, als des Gesetzgebers schlechthin. Zu den gefährlichen Menschen in der Gesellschaft gehören nicht bloß solche, deren Namen in den Archiven der Kriminal-Gerichte figuriren, oder deren zweideutige Lebensweise die Aufmerksamkeit der Polizei auf sie gelenkt hat; sondern alle diejenigen, welche durch irgend eine lasterhafte Gewohnheit oder durch das vielgestaltige Elend volkreicher Städte mit jenen befreundet oder ihnen benachbart sind. Die offen liegenden verbrecherischen Handlungen, von denen allein das Gesetz Kenntniß nehmen kann, sind nur sehr unvollkommene Repräsentanten der Masse des Lasters, aus der sie hervorgegangen; und während der Gesetzgeber, gleich dem Chirurgen, bei den krankhaften Symptomen, die sich nach Außen hin kundgeben, stehen bleibt, ist es das Geschäft des Moralisten, wie das des Physiologen, die innere Wesenheit des Uebels zu studiren, um auf diesem Wege seine verborgenen Ursachen und Bedingungen zu entdecken.

In großen Städten sind Armuth und Verbrechen so vielfältig mit einander verwebt, daß man unaufhörlich eines mit dem anderen verwechselt, und die Elemente des Lasters sind mit dem ganzen Seyn der Gesellschaft so innig verflochten, daß ein System ihrer Bekämpfung, wenn es wirklich sich erfinden ließe, in keinem Staate, der auch nur einen Schatten von bürgerlicher Freiheit hat, zur Anwendung kommen könnte. Die Gesellschaft macht aus groben Verbrechen ihrer Mitglieder kein Hehl und opfert so viel von ihrer Unverletzlichkeit, daß sie die Gesetze ermächtigt, diesen Verbrechen in jedem Schlupfwinkel nachzuforschen. Um aber jedes Laster in seinen mannigfachen Verstecken auszuspüren, bedürfte man einer Inquisition, die ganz unerträglich wäre. Die heutigen Ergebnisse aller philanthropischen Untersuchungen dieser Art müssen also gleicher Natur seyn, wie die früheren: Ein verbessertes System der Erziehung des großen Haufens — sorgfältigere Ausbildung des sittlichen Gefühls — innigere Sympathie zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft — größere Wachsamkeit jeder dieser Klassen über diejenige, die ihr unmittelbar untergeordnet ist — dieses sind die einzigen Heilmittel, wodurch man dem Uebel auf den Grund kommen und überall begegnen kann. Untersuchungen, wie die des Herrn Frégier, welche uns eine Statistik des Verbrechens geben und den lasterhaften Theil der Gesellschaft gleichsam in seine Elemente auflösen, sind aber sehr wichtig und werthvoll, weil sie die Gesellschaft in den Stand setzen, alle Heilmittel solcher Art leichter und allgemeiner anzuwenden. Seine Stellung als Büreau-Chef in der Präfektur der Seine kam ihm bei der Verfolgung des Gegenstandes sehr zu Statten: um allen Details die gewünschte Vollendung zu geben, besuchte er die Schenken und Spielhäuser, die Sackgassen und Herbergen, die Gefängnisse, Hospitäler und Werkstätten, die Schlupfwinkel des Lasters und die Orte, wo der Arme Obdach sucht. Die Statistik der Verbrechen in Paris ist hinsichtlich der Elemente des Lasters und ihrer Beziehungen die nämliche, wie in anderen großen Hauptstädten — dieselben Ursachen veranlassen ja im Ganzen dieselben Wirkungen — doch bemerkt man auch gewisse eigenthümliche nationale Phasen des Lasters, und auf diese werden wir uns in den Auszügen beschränken, die wir dem gehaltreichen Werke entlehnen wollen.

Ehe wir jedoch die tragischen Partieen des Gemäldes aufrollen, müssen wir ein Resultat der Forschungen des Herrn Frégier, das gewiß jedem Menschenfreunde wohlthuend ist, namhaft machen. Herr Frégier gesteht den arbeitenden Klassen solche Eigenschaften zu, die das Gelingen jeder ihre sittliche Veredlung erstrebenden Bemühung verbürgen müssen, wenn der Menschenfreund eben so klug als eifrig und edelmüthig zu Werke geht. Lassen wir ihn selbst das Wort nehmen.

„Wer nur irgend mit vorurtheilsfreiem Sinne", sagt er, „die Sitten der handarbeitenden Klassen studirt hat, dem kann es auch nicht entgangen seyn, daß man bei diesen Leuten viele Beispiele echter Tugend findet. Der Handarbeiter ist im Durchschnitt offenherzig, gutmüthig, hülfreich und oft wahrer Hingebung fähig. In solchen Stadtvierteln, deren Bevölkerung hauptsächlich Gewerbe treibt, leisten Handwerker, die nur einigermaßen bemittelt sind, nicht bloß ihren kranken Kameraden, sondern überhaupt allen ihren Hausgenossen und befreundeten Nachbarn aus freiem uneigennützigen Antrieb Hülfe. Sie legen einen Theil ihres Arbeitslohns für solche Zwecke zurück und übernehmen auch wohl die Arbeit eines kranken Kameraden neben ihrer eigenen, damit ihm der Lohn bis zu seiner Herstellung nicht entgehe. Ist der Kranke gezwungen, sich ins Hospital bringen zu lassen, so besucht ihn an demselben Tage ein Ausschuß seiner Kameraden und bietet ihm Geld an für die Pflege, die er zu erwarten hat. Kommt er wieder zu Kräften, so machen sie sich ein Geschäft daraus, für ihn Arbeit zu suchen, und veranstalten eine Kollekte, damit er in den ersten vierzehn Tagen keine Noth leide. Ihre Sorgfalt verläßt ihn nicht einmal bei seinen Thorheiten und Verbrechen. Im ersteren Falle ermahnen sie ihn mit freundlichen Worten, mehr Herrschaft über sich selbst zu gewinnen; im anderen Falle besuchen sie ihn im Gefängniß und reichen ihm Unterstützungen. Das Verhältniß zwischen den Tagelöhnern und den Fabrikherren ist zwar leider nur ausnahmsweise auf gegenseitige Achtung und guten Willen gegründet; wenn aber der Fabrikherr durch gerechte und menschliche Behandlung die Zuneigung seiner Arbeiter zu gewinnen strebt, so sind sie in löblichem Wetteifer dafür thätig, daß die Anstalt blühend bleibe."

Diese Eigenschaften sind das echte Salz der Gesellschaft in ihrer sonstigen Fäulniß und Verderbtheit; diese Tugenden sollte der Gesetzgeber, wenn er zugleich ein aufgeklärter Menschenfreund ist, auf alle Weise zu entwickeln suchen, damit sein Wirken auch da segensreich werde, wohin der Arm des Gesetzes nicht zu dringen vermag. In Beziehung hierauf sagt der Verf. weiter:

„Nach der bestehenden Verfassung der Gesellschaft in der ganzen civilisirten Welt haben peinliche Gesetze nur den ausschließlichen Zweck, solchen Handlungen entgegen zu arbeiten, die entweder dem Gesammt-Interesse des Gemeinwesens oder dem besonderen Interesse der Individuen, die zum Gemeinwesen gehören, nachtheilig sind. Wo eine wirkliche (substantielle) Beleidigung oder Beeinträchtigung nicht stattfindet, da tritt auch die Kriminal-Justiz nicht in Wirksamkeit; und hier zeigt sich die Demarcations-Linie zwischen den Gebieten der Justiz und denen der Moral. Obgleich aber die Gesetzgebung nur solche Handlungen im Auge hat, die bei jeder Nation für Verbrechen erklärt werden, so ist es doch nicht minder wahr, daß Handlungen dieser Art aus einer moralischen Schlaffheit oder Entartung entspringen, die kein Gesetzbuch erreichen kann. Diese Betrachtung lehrt uns, wie sehr ein kluger Staatsmann über die sittliche Veredlung des Landes wachen müsse, das seiner Obhut anvertraut ist. Da aber die Moral noch strengere Anforderungen an den Menschen macht, als die Gesetze, so wird sie auch immer der kräftigste Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung bleiben."

Herr Frégier hat seinen Stoff unter vier Rubriken vertheilt. In der ersten sucht er einen numerischen Ausdruck für das von ihm sogenannte Kontingent, welches die handarbeitenden Klassen und die höheren Stände zu den verschiedenen Kategorieen der eigentlich sogenannten Lasterhaften und der gefährlichen Menschen im Allgemeinen beisteuern; sodann vertheilt er diese wieder in ihre respektiven Unter-Abtheilungen und giebt uns eine tabellarische Darstellung der verschiedenen Gewerke, auf welcher die Summen ihrer respektiven Laster-Kontingente verzeichnet sind. Die zweite Abtheilung seines Werkes enthält eine Beschreibung der Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise jeder einzelnen Klasse. Die dritte Abtheilung handelt von den vorbeugenden Maßregeln, die man anwenden solle; und die vierte ist einer Betrachtung der wirksamsten moralischen Heilmittel gewidmet. Besonderes Interesse für Ausländer hat die zweite Abtheilung.

Eine merkwürdige Gattung unter den zahlreichen gefährlichen Klassen des Volkes in Paris sind die Lumpensammler (chiffonniers). Man zählt ihrer in Allem [illegible] Individuen, von denen der Verfasser die eine Hälfte unbedenklich für moralisch nichtswürdig erklärt. Diese Leute sind die wahren Paria's der Gesellschaft, mit der sie kaum durch das dünnste Band zusammenhängen.

„Die Ausdehnung", sagt der Verf., „welche der Handel von Paris in den letzten dreißig Jahren erhalten, hat dem Gewerbe des Lumpensammlers eine gewisse Bedeutung gegeben, obschon es auf der Leiter der Industrie die niedrigste Staffel einnimmt. Männer, Weiber und Kinder können dieses Handwerk treiben, das keine Lehrzeit erfordert und dessen Werkzeuge eben so einfach sind, wie die Arbeit, die mit denselben gethan wird. Ein Tragkorb, ein Korb

und eine Laterne sind das ganze Rüstzeug des Chiffonnier's. Eine erwachsene Person muß, wenn sie, je nach der Jahreszeit, 25 bis 40 Sous täglich verdienen will, gewöhnlich drei Mal die Runde machen, zwei Mal bei Tage und ein Mal in der Nacht. Die erste Wanderung findet Morgens von fünf bis neun Uhr, die zweite von eilf bis drei Uhr Nachmittags statt, und die dritte dauert von fünf Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht. In den Zwischenzeiten sortirt der Chiffonnier seine Ausbeute und verkauft das Brauchbare an den Lumpenhändler. Viele von den Letzteren unterhalten Herbergen oder gemeinschaftliche Schlafstellen für die ambulanten Chiffonniers, die kein bestimmtes Obdach haben. Der Korb des Lumpensammlers dient nicht bloß seiner Waare, wie er sie nennt, sondern auch gelegentlich seinen Speisen als Behälter, denn der Kehricht, in dem er zu wühlen pflegt, bietet ihm auch eßbare Dinge, wie Rüben, Rettiche, Abfall von Saladen, faules Obst, Stücke Brod u. dgl., die er zum Frühstück oder als Dessert genießt. Die Lumpensammler wohnen in den Vorstädten — namentlich Saint-Jacques und Saint-Marceau — wo auch die meisten Trödler ihre Läden haben. Wer in den Stunden, wo diese Leute von ihren Wanderungen durch die Stadt heimkehren, die Rue de l'Oursine und einige andere Straßen besucht, in welchen die Chiffonniers vorzugsweise hausen, der hat Gelegenheit, mit allen den Raritäten, die ihre „Waare" bilden, sich näher bekannt zu machen. Neben seinem Korbe kauernd, zeigt Dir der Chiffonnier mit grinsender Befriedigung einen gewaltigen Ochsenknochen, den das Schicksal ihm zugewendet, und klagt Dir auch wohl, während er seine Schätze auf dem Pflaster sortirt, daß sein Gewerbe durch zu starke Konkurrenz ruinirt sey, und daß die Köchinnen gar kein menschliches Gefühl mehr haben, indem sie alle werthvolle Artikel seiner Industrie, wie z. B. Knochen und zerbrochenes Glas, für sich behielten."

„Wenn ein Lumpensammler mit seinem Haken einen noch unberührten Haufen Kehricht sondirt, ist er bisweilen so glücklich, einen silbernen Löffel zu ergattern, den irgend ein fahrlässiger Koch mit dem Uebrigen hinausgeworfen hat. Alsdann setzt sich der hocherfreute Finder mit seinen Kameraden in eine Miethkutsche und läßt sich nach der Barrière kutschiren, wo man den glücklichen Tag mit einem Zechgelage feiert. Es wäre zu wünschen, daß alle Lumpensammler ihre Beute unter freiem Himmel sortirten; dies ist aber nicht immer der Fall. Die Meisten, welche Familie haben, bringen den unsauberen Ertrag ihrer Bemühungen in ihre einzige Stube und schütten Alles an den Boden, worauf die ganze Familie sich darüber hermacht und zur Lese schreitet. Alle Winkel der Stube sind mit schmutzigen Lappen, besudeltem Papier, Fragmenten von animalischem Stoffe u. s. w. angefüllt, und so entwickelt sich ein komplizirter Gestank, der nur durch lange Gewöhnung erträglich wird. Ein oder zwei unreine große Hunde, die mit der Familie patriarchalisch zusammenwohnen, und von denen der Chiffonnier auf seinen nächtlichen Wanderungen sich begleiten läßt, vermehren das Miasma noch durch ihre Ausdünstungen. Eine Lumpensammlerin verdient alle Tage 15 bis 20 Sous, ein Kind ungefähr 10 Sous. Mancher Knabe läuft in sehr zartem Alter aus dem väterlichen Hause und legt sich auf dieses Gewerbe, um ohne große Plackerei sein Daseyn fristen zu können. Schon nach wenigen Jahren ist er in solchem Grade verwildert, daß er nur noch seines Taufnamens sich erinnert und weder den Namen noch die Wohnung seiner Aeltern kennt. Wie alle handarbeitende Klassen, so gehen auch die Chiffonniers täglich in Schenken und an solche Orte, wo Branntwein zu haben ist und wo sie es den Uebrigen an prahlerischer Verschwendung noch zuvorthun. Der Branntwein hat für die älteren Leute dieses Schlages, insonderheit für Weiber, einen Reiz, der jeden anderen Genuß aufwiegt; auch trinken sie öfter Glühwein und nehmen es dem Wirthe sehr übel, wenn er mit Zucker oder Citronensaft etwas sparsam ist.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Erinnerungen an den Grafen von Kapodistrias, nebst Mittheilungen aus seiner Korrespondenz.

(Schluß.)

Seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Dies zeigt uns seine Korrespondenz. Unzählbare Schwierigkeiten traten ihm entgegen, und es gehörte wirklich ein mehr als gewöhnlicher Muth dazu, ihnen Trotz zu bieten. Er mußte Diplomat, Gesetzgeber, Nährvater, Bildner, Erzieher, Apostel dieses unglücklichen Volkes seyn, bei dem durch 368jährige Sklaverei und siebenjährigen Krieg alle Bande der Ordnung gelockert waren. Wir sehen ihn unaufhörlich die Herrscher, die Minister, alle einflußreiche Personen Europa's bestürmen, um Geldunterstützungen, den Loskauf der Gefangenen und eine direkte Intervention der Europäischen Mächte bei der Pforte zu erwirken; dann wieder in die drei Admirale dringen, um ihre Cooperation zu erhalten, oder das fremde Mitgefühl ansprechen und die im Auslande wohnenden Griechen zu Unterstützungen auffordern. Im Innern sehen wir ihn dann wieder die Verwüstungen der Pest abhaltend, der Hungersnoth vorbauend, dem Seeraub steuernd; oder auch, wie er mit Nachdruck, obschon vergeblich, den Unterschleifen und Verwaltungs-Mißbräuchen Einhalt zu thun sucht, wie er die Armee reorganisirt und Kommissarien, Gouverneure, Gerichtshöfe einsetzt; wie er Gesetze giebt und dabei noch gegen Intriguen zu kämpfen, Unzufriedene zu versöhnen und die Ansprüche der Philhellenen herabzustimmen hat. Er baute Städte und Dörfer auf, pflanzte Bäume, bürgerte die Kartoffeln ein, brachte eine Marine zusammen, gründete eine Nationalbank, errichtete Schulen.

Doch wir können ja aus seinem eigenen Munde hören, welche Hindernisse ihm entgegentraten. Er schreibt: „Sieben Jahre eines zerstörenden Krieges und innerer Unruhen lassen das Land 20—30,000 Soldaten und 15—20,000 Matrosen zur Beute. Der Staat hat keine Finanzen. Das Festland und der Peloponnes gewähren keine Einkünfte, und die Einkünfte der Inseln sind größtentheils zur Deckung dringender Bedürfnisse vorweggenommen. Das Volk ist in der äußersten Noth, denn die Soldaten, welche nicht mehr die Türken bekämpfen, zehren für die Gegenwart und für eine lange Zukunft alle Subsistenzmittel auf. Die Schifffahrt gewährt auch keine Hülfsmittel, sondern wird durch die Seeräuberei eine neue Quelle des Unheils. Der sogenannte gesetzgebende Körper war und mußte außer Stande seyn, die Fortschritte dieser Krise aufzuhalten. Da derselbe keinen militairischen oder Civil-Beamten ernähren oder bezahlen konnte, so stand er in keinem Ansehen bei der Armee, bei der Marine oder beim Volke." — (Brief an den Admiral Codrington.) — „Die sechs Wochen, die ich hier bin, haben mir noch nicht erlaubt, mich zu orientiren und die traurigen Folgen der siebenjährigen Anarchie nach ihrem ganzen Umfange zu ermessen. Ich stehe allein, durchaus allein und ringe von 5 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends mit unüberwindlichen Schwierigkeiten; ich habe keine andere materielle Unterstützung als die wenigen Almosen, die mir übergeben waren, und die bald erschöpft seyn werden. Rechnen Sie dazu noch meine schwache Gesundheit und die Nöthigung, überall selbst zu seyn. In Nauplia landete ich und blieb daselbst nur zweimal 24 Stunden. Seitdem verweilte ich in Aegina, einige Tage in Poros und Troezen, und jetzt bin ich wieder in Nauplia, um beim Aufbruch der Rumelioten gegenwärtig zu seyn. Gott schützt mich; ohne diese Ueberzeugung könnte ich mich nicht begreifen und keine Hoffnung fassen." — (An Herrn von Sturdza.) — „Kaum habe ich den Fuß ans Land gesetzt, so stürmen schon von allen Seiten die Anforderungen auf mich ein; die Unordnungen haben nicht aufgehört; die armen Bauern sind schwer geplagt, ihre Pferde werden ihnen fortgenommen, und keine Behörde steuert dem Unwesen der Soldaten." — (An den General Ypsilanti.)

Sehen wir nun, was er unter diesen Umständen thut. — „Bleiben Sie fest beim Entschlusse, nur denen Rationen zu vertheilen, die anwesend sind, und suchen Sie so auf eine künftige Zahlung vorzubereiten. Dies ist unumgänglich. Suchen Sie wohl zu erfahren, wer dieser Maßregel in den Weg treten möchte. Die Mittel zur Ausführung werden nicht auf sich warten lassen, und man soll merken, daß Griechenland eine Regierung hat, und daß diese Regierung die Gesetze auszuführen versteht und vermag." — (An den Kommissarius Tzunis.) — „In diesem Augenblicke mache ich einen ersten Versuch mit der Chiliarchie, der einen doppelten Zweck hat: nämlich die Mißbräuche auszurotten, welche bis jetzt bei der willkürlichen Zählung der Soldaten stattgefunden haben, und die Offiziere und Soldaten daran zu gewöhnen, sich als Männer des Staates anzusehen und nicht als die einer Partei, einer Familie oder einer Provinz. Wenn es mir gelingt, die Armee und die Flotte in Bewegung zu setzen, so werde ich Wunder bewirkt haben, da die Kasse leer ist und meine Hoffnung sich nur auf den Erfolg der National-Bank und die Versprechungen der verbündeten Mächte gründet. Wir können uns indeß nur durch die strengste Ordnung und Oekonomie aus der Verlegenheit ziehen. Jeder muß sich für den Augenblick mit Brod und Kriegs-Munition begnügen, und die Verwaltungs-Behörden müssen darauf achten, daß die Effen nicht bloß auf dem Papiere vorhanden sind. Hier in Poros habe ich eine Kommission für die Lebensmittel organisirt und beschäftige mich selbst mit den geringfügigsten Einzelheiten." — (An den General Church.) — „Ich habe so wohl manövrirt, daß ich die Lebensmittel der Armee wieder erstanden habe, um sie ihr ein zweites Mal zuzusenden. Wenn man diesen Mißbräuchen nicht steuern kann, so ist es unmöglich, die Subsistenzmittel der Armee zu sichern. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und die Menschen zum Zittern gebracht, denen ich derbe Wahrheiten ins Gesicht gesagt habe. Das Predigen muß indeß ein Ende haben, und wenn die Zeit da ist, werde ich auch zuschlagen." — (An denselben.) — „So lange die Ansprüche der Armee vernünftig sind und es möglich ist, ihnen Gehör zu geben, sollen sie gehört werden. Die Armee darf indeß nicht glauben, daß die Regierung sich ihr fügen müsse. Mein Glaubensbekenntniß in dieser Beziehung ist Ihnen bekannt, und seyen Sie versichert, daß mich keine Macht der Erde davon abbringen soll." — (An den General Ypsilanti.) — „Nicht die Neuheit der Regel, nach welcher Sie die Wahlen vornehmen sollen, trägt die Schuld der Zögerung, sondern die Regel selbst, welche die Menschen aus der Fassung bringt, die früher dem Volke Gesetze gegeben und ihm ihre Satelliten als Demogeronten aufgezwungen haben. Diese Menschen suchen die Sache in die Länge zu ziehen, um die Erfüllung der gesetzlichen Wünsche des Volks und die Vollstreckung der Gesetze zu hindern. Diese Menschen sind bekannt, und es ist Ihre Pflicht, ihnen begreiflich zu machen, daß ich sie nicht aus den Augen lasse, und daß, wenn ihre Intriguen der Gesetzlichkeit der Wahlen zu nahe treten oder die Versammlung der Wähler hindern, ich dann selbst die Demogeronten wählen und dem Volke in einer öffentlichen Proclamation die Beweggründe angeben werde, welche mich hierzu gezwungen haben." — (An Herrn Tzunis.) — „Ihr Sohn", schreibt er an P. Mauromichalis, „sammelt als Pächter die Einkünfte des Staates; er ist 60,000 Piaster schuldig und glaubt sie zu bezahlen, indem er die Kommissarien auf die Erklärungen verweist, welche es Ihnen belieben wird der Finanz-Kommission zu geben. Daß man gewagt habe, solche Antworten in einer früheren Zeit zu geben, begreife ich sehr wohl; daß man es aber noch wagt, wundert und betrübt mich. Ich erwarte von der Finanz-Kommission Erläuterungen über diesen Punkt. Es ist mir unmöglich,

ihr nicht eine Entscheidung zukommen zu lassen, und ich benachrichtige Sie, daß mich nur das Interesse des Staates dabei leiten soll."

Hören wir jetzt, wie er die reichen Griechen in Anspruch nimmt. „Ich habe Ihre 1000 Talaris erhalten. Sie kennen mich genau genug, um die Bemerkung, welche ich Ihnen nicht vorenthalten kann, nicht übel angebracht zu finden. Tausend Talaris von Ihnen wollen nicht viel sagen. Wenn Männer, wie Sie, nicht mehr thun, so werden Andere gar nichts thun, und wir bleiben im Schlamme stecken. Um uns herauszuwinden, müssen wir eine letzte Anstrengung machen, bei der Sie uns helfen müssen: Legen sie die Hand aufs Herz, und geben Sie ein Beispiel patriotischer Freigebigkeit. Ihr Geld wird wohl angelegt seyn, und Sie werden mir später Dank wissen. Damit ist's nicht abgemacht; bewegen Sie Ihre Freunde, uns namhafte Summen zu schicken, aber so bald wie möglich."

Will man sich von seiner Uneigennützigkeit und der Geradheit seiner Politik überzeugen, so lese man Folgendes: „Einen Thron zu errichten und ihn einem Prinzen einer Europäischen Dynastie anzubieten, würde den Wünschen des Volks entsprechen. Aber jeder andere Plan, welcher darauf hinausliefe, Griechentand in irgend eine politische Abhängigkeit zu bringen, kann keinem Griechen einleuchten." — „Wenn Canning meinen Unterredungen mit dem Admiral Codrington beigewohnt hätte, so würde er überzeugt seyn, daß man nicht offener reden und handeln kann als ich. Ich bin aufrichtig gewesen, mein ganzes Leben lang, mit Jedermann, in großen wie in kleinen Dingen, in persönlichen und öffentlichen Beziehungen. Dabei bin ich immer gut weggekommen. Warum sollte ich jetzt, im funfzigsten Jahre, einen anderen und entgegengesetzten Weg einschlagen? Etwa, um eine Stellung, wie die, welche mich in Griechenland erwartet, weniger gefährlich zu machen? Etwa, um die großen Mächte und besonders England zu täuschen? Herr Canning kennt mich zu gut, um mir einen solchen Wahnsinn zuzutrauen." — (An seinen Bruder Viaro.) — „Vielleicht mißbilligen Sie einige Maßregeln der Regierung, vielleicht sogar alle. Ich bedaure es; aber soll ich deshalb mein Gewissen zum Schweigen bringen und einen Weg einschlagen, dessen Gefährlichkeit sieben Jahre bitterer Erfahrungen nur zu sehr bekundet haben? Ich werde mich wohl hüten. Wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen und allen Ihren Kollegen und Mitbürgern zu bemerken, ich selbst experimentire noch, so wohl wie Sie. Wir stehen uns frei gegenüber. An dem Tage, wo ich Ihnen nicht mehr zusage, dürfen Sie es mir nur sagen und auf Ihre Verantwortlichkeit meinen Platz einnehmen. Ich gebe ihn Ihnen von ganzem Herzen; dies ist die vollkommene Wahrheit. Je höher Sie über Ihren Mitbürgern stehen, desto eher müssen Sie mir beistimmen, weil ohne Wahrheit, Freimüthigkeit und Rechtlichkeit im öffenttichen wie im Privatleben nur Irrungen entstehen." — (An Herrn Deligiannis.) — „Die Meinung, welche ich über die zweckmäßigste Regierungsform für dieses Land abgegeben habe, wird Ihnen zeigen, wie weit ich die Selbstverteugnung in den darauf bezüglichen Anordnungen getrieben habe. Ich habe nur das ausschließliche Wohl meines Vaterlandes vor Augen, und die Thatsachen werden Ihnen beweisen, daß ich dieses Ziel nur glaube dadurch erreichen zu können, daß ich jeden fremden Einfluß von mir fernhalte. Ich achte mich etwas; eine längere Apologie wäre eine Beleidigung für meine 53 Jahre." — (An den Grafen von Loverdo.) — „In England, in Frankreich und Rußland möge man ja die feste Ueberzeugung fassen, daß ich unter keiner Voraussetzung auf dem Posten bleiben werde, zu dem ich jetzt verdammt bin. Der Wunsch, den ich im Grunde meines Herzens trage, ist der, ihn auf eine ehrenvolle Weise zu verlassen, nachdem ich dem Lande Bürgschaften der Ordnung und der Stabilität werde gegeben haben. Alles, was Sie thun würden, um mir die rasche Ausführung dieses Plans zu erleichtern, könnte mir nur beweisen, daß Sie mir Ihre Freundschaft nicht entzogen haben." — (An den Grafen von la Ferronnays.)

Wie er für die Jugend besorgt gewesen, zeigen folgende Aeußerungen: „Ich habe eine Waisen-Kasse errichtet, aus der die Kosten eines mäßigen Unterhalts für sie und für Griechische Lehrer bestritten werden, die fähig sind, die Vormünder und Aufseher der Tugend zu werden, welche die beste, wo nicht die einzige Hoffnung des Vaterlandes ist. Bis jetzt habe ich in dieser Beziehung schon für die jungen Griechen in Triest, Venedig, Genf gesorgt; bald hoffe ich auch an diejenigen denken zu können, welche sich in anderen Städten aufhalten. Wenn es in dieser Zeit der Krisis und der Unordnung möglich wäre, in ihnen die Prinzipien unserer heiligen Religion zu stärken, sie zum Studium und der Uebung in der Muttersprache anzuhalten, so scheint mir das Mittel, welches ich gewählt habe, das einzige, da es allein eine ununterbrochene Beziehung zwischen dieser Jugend und der Regierung unterhalten kann. Dadurch wird sie zum Gefühl ihrer Würde und ihres Werthes gelangen, während die Regierung ihre Erziehung in der Fremde leiten kann, so daß sie das Dach ihrer Väter nie verlassen zu haben glauben wird, wenn sie einst zu demselben heimkehrt. Wenn dieses System, das jetzt erst angedeutet ist, vollständig durchgeführt werden kann, so läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß Griechenland; sollte einst ein großes nationales Erziehungs-Institut gebildet werden, in dieser Jugend und in den Griechischen Lehrern, welche dieselbe im Auslande beaufsichtigt haben, die Elemente zur Errichtung von Normal-Schulen, Universitäten und Gymnasien finden wird. Dies ist der rosenfarbne Schimmer meiner Träume." — (An den Fürsten Karadza.) — „Die erste und wesentlichste Pflicht der Griechischen Regierung ist, für eine religiöse Erziehung der Nation zu sorgen. Dieselbe ist ohne Zweifel der Kirche ergeben, aber nur aus Gefühl und instinktartig. In der Zeit, in welcher wir leben, reicht dies nicht hin, sondern das Bedürfniß ist, religiös aus Vernunft zu seyn. Ohne diese Beihülfe kann die Geistlichkeit nicht mit Erfolg gegen die Glaubensneuerer kämpfen und die Jugend vor ihren Verlockungen bewahren." — (An den Ritter Mustoxidis.) — Rührend ist es fast, zu sehen, wie er inmitten der ungeheuren Interessen, die er zu vertreten hatte, und der schweren Sorgen, die ihn bedrängten, noch Zeit fand, dem Schullehrer Papadopulos folgende Vorschriften zu ertheilen: „Herr Kalergis wird Ihnen die Anzüge für die Kinder übergeben; sie bestehen in einem Leibröckchen, zwei Hemden, zwei Beinkleidern, einer Kappe, einem Paar Schuhen und einem Gürtel. Bevor Sie den Kindern die Kleider anlegen, werden Sie sie waschen und ihnen die Haare schneiden lassen. Alle acht Tage sollen sie andere Hemden und Beinkleider anziehen. Die Aufseherin wird für die Wäsche sorgen. Die Kappen können sie selbst lüften und dann an einen Nagel hängen. Die Betten sollen aus Stroh oder trockenen Blättern gemacht werden. Ihr Kopfkissen wird ein Stein seyn, und sie werden auf ihren Kappen ruhen. Die Lumpen, welche sie jetzt tragen, sollen gewaschen und in ein Bündel gepackt werden, welches mit der Nummer und dem Namen eines jeden Kindes versehen werden soll. Sie werden ein genaues Register über die Kleider führen, die Sie erhalten, und die Art der Verwendung dabei bemerken. Jeden Monat werden Sie mir darüber Bericht erstatten. Nach der Pünktlichkeit, mit welcher die Kinder ihre Pflicht erfüllen, und nach dem Grade ihres Gehoctams gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten werden Sie Ihre Empfehlungen an mich einzurichten haben, und Sie werden diejenigen, welche sich auszeichnen, namentlich anführen. Ungehorsam und Lügen sollen folgendermaßen bestraft werden: zum erstenmale ernstliche Zurechtweisung in Gegenwart der anderen Kinder, zum zweitenmale Verkürzung der Nahrung um die Hälfte; zum drittenmale werden dem ungehorsamen Kinde die neuen Kleider ausgezogen und die alten Lumpen angelegt."

Und wenn man wissen will, woher er die Zuversicht nimmt, die ihn aufrecht erhält, so fand er sie gewiß in seinem Geiste, aber noch mehr in seinem Herzen und seinem Glauben. — „Ich möchte wohl wissen", schreibt er an Herrn Eynard, „was aus mir werden wird, und ob es mir vergönnt seyn wird, das Kreuz zu tragen, das der Himmel mir durch die Versammlung zu Troezen hat auferlegen lassen. Sie werden mir nicht zutrauen, daß die Verführungen des Lebens oder das Trachten nach irdischer Größe je in mir das Gefühl meiner Pflicht schwächen könnten. Da ich immer und unveränderlich der Mann meiner Pflichten bleibe, so sehe ich mit Ruhe der Entscheidung der großen Mächte entgegen, und es wird daraus werden, was Gott will." — „Ich täusche mich nicht über die Unannehmlichkeien, welche mir bevorstehen, am wenigsten über die größte, nämlich die, dem Zutrauen der braven Griechen nicht zu entsprechen. Indeß stärkt mich das Gefühl meiner Pflichten, die Redlichkeit meiner Absichten und die Hoffnung auf Gottes Beistand. Deshalb habe ich kein Bedenken getragen, aus meiner friedlichen Stille hervorzutreten und eine weite Reise zu unternehmen, wie ich auch nicht anstehe, mich mitten in die Verwirrung, Unordnung und Intriguen jeder Art zu stürzen, welche den gegenwärtigen Zustand Griechenlands bezeichnen. Gott wird mir beistehen, und die Wünsche aller guten Menschen, welche Ihnen gleichen, werden mir seinen Schutz erwerben." — (An Herrn Crud.) — „Ich kann nur wünschen", schreibt er an Herrn Eynard, „daß die Jahreszeit dem Schiffe günstig seyn möge, welches ich erwarte und welches nicht ankommt. Ich verliere indeß nicht die Geduld oder den Muth. Da es einmal so ist, kann es nicht anders seyn. Ich achte und segne die Nothwendigkeit, welche, wie Alles, von oben kömmt, und ich höre nicht auf, mich mit den Griechischen Angelegenheiten zu beschäftigen; es sind deren so viele, daß jeder Tag kaum für seine Aufgabe hinreicht. Beten Sie zu Gott, daß das Schiff eine Stunde früher ankömmt." — Und an einer anderen Stelle: „Die Herren Blanc und Tollin haben noch einige Hundert Franken, welche mir gehören, und dann werde ich nichts mehr geben können, weil ich nichts mehr habe und Niemand zu Unmöglichkeiten verpflichtet ist. Ich gebe, was ich habe, und frage nicht nach dem, was der Mensch in seiner Schwäche und in seiner Eitelkeit seine Zukunft nennt."

(Bibl. de Genève.)

R u ß l a n d.

Die Schären*) an der Finnischen und Schwedischen Küste.

Von Th. Bulgarin.**)

Von Wiborg bis nach Björneborg ist das Meer an der Finnischen Küste mit Klippen bedeckt, welche eine unzählige Menge von Inseln und Inselchen von ungleichem Aussehen und verschiedener Größe bilden und bis zum Hangö-Vorgebirge gleichsam die Küste wie mit einem schmalen Gürtel umziehen. An der südwestlichen Spitze Finnlands bilden sie einen Archipel, welcher durch die Inseln Ålands geschlossen wird. Zwischen diesen und dem festen Lande von Schweden, nämlich von Eckerö bis Grislehamn, ist der Abstand 70 Werst (etwa 10 Deutsche Meilen). Von hier aus läuft wieder eine Kette von Granitklippen an der Schwedischen Küste bis nach der Provinz Schonen entlang, und bilden dieselben vor Stockholm abermals einen weitausgedehnten Archipel. Alle diese kleinen Inseln und Klippen mit ihren Meerengen und ihrem unter dem Wasserspiegel theils ver-

---

*) So, und nicht „Scheeren" muß dieses Wort geschrieben werden, welches von dem Schwedischen Worte skär (Felsen, Felsen-Insel) abstammt und der Schären-Flotte den Namen gegeben hat.

**) Aus dessen „Sommer-Promenaden in Finnland und Schweden", einem Buche, welches dem Verfasser in Rußland, wegen der darin enthaltenen Bemerkungen gegen den Adel der Deutschen Ostsee-Provinzen, eine amtliche Zurechtweisung zugezogen hat. In Schweden, wo Herr Bulgarin eine schmeichelhafte Aufnahme fand, ist eine Uebersetzung des Buches erschienen.

borgenen, theils sichtbaren Steingrunde werden skärgård (Schärenhof) und jede einzelne Klippe skär (Schäre) genannt. Größere Kriegsschiffe können gewöhnlich durch die Meerengen, welche diese Inseln trennen, nicht durchlaufen, mit Ausnahme des Aländschen Archipels, woselbst das Fahrwasser so tief ist, daß Linienschiffe einlaufen und manövriren können. Uebrigens sind alle diese Gewässer für den Schifffahrer sehr gefährlich, da überall sich blindskär (unter dem Wasser verborgene Klippen) befinden. Die Gewohnheit ist hier die beste Leiterin, und alle nautische Kenntnisse helfen hier wenig. Der bekannte Capitain Roß bei seiner Fahrt durch diese Schären fand selbst für gut, seine Seekarte zusammenzurollen und sein Schiff der Führung eines Finnischen Lootsen zu überlassen, indem er äußerte: „Hier hilft all' mein Wissen zu nichts." Die Küstenbewohner kennen diese Felsenklippen und das sie umfließende Fahrwasser so genau, daß sie jedes einzelne Riff mit Namen angeben und jeden Fels, den das Wasser verbirgt, genau bezeichnen können. Bis nach dem Vorgebirge Hangö sind die Schären unbewohnt. Nur auf wenigen dieser Inselchen befinden sich Fischerhütten, und höchst selten ist der Boden so ergiebig, daß man ihn zur Viehweide benutzen könnte; doch giebt es dergleichen kleine Inseln, wo dann im Sommer, ohne weitere Aufsicht, das Vieh hingebracht wird. Der größte Theil dieser Schären besteht indessen aus kahlen Klippen, von denen einige mit Moos und dünnem Grase, andere mit Gestrüpp und niedrigem Fichtenholz bewachsen sind. Die bewohnten Schären fangen erst vom Vorgebirge Hangö (Hangöudd) an. Im Aländschen Archipel steigt die Einwohnerzahl derselben auf 15,000. Der Boden, der diese Inseln bedeckt, ist tief genug, um Waldungen hervorzubringen und zur Ackerwirthschaft bestellt zu werden. Der Anblick dieser Schären macht im Kontrast mit den übrigen einen sehr angenehmen Eindruck. Der Sund ist hier breit und weniger gefahrvoll für den Schifffahrenden. Alle diese Schären bilden gleichsam eine eigene abgesonderte Welt, und deswegen haben sie auch ihre eigene Natur und deren Bewohner ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten.

Den Lesern, welche diese prosaische Beschreibung der Schären nicht genügend erscheint, sagt der Verfasser, ist nur zu rathen, selbst die Reise dorthin zu unternehmen, um ein poetischeres Bild davon entwerfen zu können. Mit dem Talent des Ausschmückens nicht begabt, muß er jedoch der Wahrheit gemäß darlegen, daß hier für poetische Bilder nicht weniger Stoff sich vorfindet, als bei einer Reise durch die Krimm und den Kaukasus. Die verschiedensten Kontraste wechseln beständig ab, neben dem Schönen findet sich das Grausenerregende, und der angenehmste Eindruck wird kurz nachher durch das düsterste Bild vernichtet. Bei jedem Schritt zeigt sich uns ein Bild des Todes und der Verstörung, und gleich darauf erschaut der Blick ein Gemälde voll Leben und Wärme. Wessen Seele auch bei diesem Anblick nicht zu der Phantasieen Träume hingeführt wird, gewiß indessen fühlt er sich elektrisch berührt durch das poetische Bild, welches sich seinem Auge entfaltet.

Hat man den Hafen von Helsingfors verlassen, glaubt man keinesweges sich auf dem Meere zu befinden. Von allen Seiten erblickt man die Küste — aber welche Küste! Schauder und Entsetzen erregend! Diese Felsriffe und Spitzen ungeheurer Felsblöcke, welche die Natur in die Tiefe des Meeres geschleudert zu haben scheint; gleich Gerippen der durch die Erschaffung der Welt gestürzten Helden stehen sie da, und obgleich sie vielen Jahrhunderten getrotzt haben, geben ihre gerundeten Granit-Häupter doch zu erkennen, daß dem Zahne der Zeit nichts widerstehen kann. Drohend schlägt die Welle an diese Granit-Massen, und schäumend bricht ihre Kraft an diesen ewigen Grundpfeilern. Ueberall herrscht Oede und Tod; der Boden scheint leblos, nur im Wasser und in der Luft ist Bewegung. Mit grauem Moos sind alle Risse dieser kahlen Felsen bedeckt, nur hie und da zeigt sich eine wildwachsende Blume oder zwergartiges Gestrüpp gleich einem Blumenkranz, der eine Leiche ziert. — Der Uebergang von dieser Oede zum Leben ist noch überraschender: plötzlich erblickt man vor sich grüne Waldungen, womit die wilden Klippen geziert scheinen, um deren Unfruchtbarkeit und Armuth zu verdecken. Das Meer zwischen den unzähligen Inseln gleich einem tausendarmigen Flusse, oftmals sich ausbreitend zu weit ausgedehnten Seen und gleich darauf verschwindend hinter langen Reihen von Klippen und Inselchen, bis wiederum sich vor dem Auge der in unabsehbarer Ferne sich ausbreitende Meeresspiegel zeigt, an dessen Horizont hier und da ein weißes Segel auftaucht. Bei jeder Wendung des Schiffes stellt sich dem Blicke ein neues Schauspiel dar. Hier erschaut man einen Fluß, einen See, das offene Meer, dort wilde Klippen und Berge und Thäler mit abwechselnder Waldung und grünenden Wiesen bedeckt. Dort eilt ein Fischerboot vorbei, hier weilt ruhig ein Lamm, weiterhin erschallt vom üppigen Aerndtefeld her der Gesang melancholischer Finnischer Melodieen, dann wieder erklingt der Fels vom Echo des Schusses, womit der Jäger den Geier aus den Lüften herabholt, und aufgeschreckt vom Knall schwingt sich ein Adler zu den Wolken empor, mit kreischender Stimme die unteren Regionen durchschneidend. In den größeren Meerengen begegnet man Kauffahrtei-Schiffen, welche dem offenen Meere zueilen oder davon zurückkehren. Meist sind dies Finnische Schiffe, welche Salz und Kolonial-Waaren der Heimat zuführen oder Erzeugnisse ihrer Agrikultur und Industrie ausführen, als Bretter, Theer, Pech und Pottasche. Diese Fahrzeuge gehen entweder nach Amerika oder kommen von England und dem Mittelländischen Meere zurück. Mit Kanonenschüssen und Aufziehen der Flagge begrüßen sich die vorübersegelnden Schiffe. Je näher man Abo kommt, desto freundlicher und belebter erscheinen die Schären. Diese Klippen zeigen uns hier deutlich ein Bild des Lebens: in der Nähe von Abo das jugendliche Alter, bei Jungfrusund das reife männliche und von Hangö bis Helsingfors des Alters Gebrechen und Tod.

Derjenige, welcher zum erstenmale die Schären erblickt, muß natürlich von dem Gedanken ergriffen werden: auf welche Weise haben diese Klippen sich gebildet? Bulgarin für sein Theil glaubt, daß solche in Folge einer heftigen und totalen Erdumwälzung entstanden sind; und diese sind seiner Meinung nach durch die drei vorzüglichsten Naturbestände, die Luft, das Feuer und das Wasser, entstanden; die erste Frage führt jedoch zu der anderen: hat etwa das Wasser das feste Land durchbrochen, und sind dadurch jene Schären gebildet worden, oder waren jene früher nur vom Wasser bedeckt und kamen erst nach dessen später erfolgten Abnahme zum Vorschein? Die letztere ist seine Ansicht. Es ist nämlich bekannt, daß die Wassermasse der Ostsee jährlich abnimmt, wovon sich deutliche Spuren am Fuße der Klippen erkennen lassen. Aber die Schären selbst müssen ihre Formation auf andere Weise erlangt haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in früherer Vorzeit, ehe noch dieser Theil der Erde bewohnt gewesen ist, eine Erdumwälzung stattgefunden hat, welche der Erdfläche ganz und gar eine veränderte Gestalt gab. Er glaubt daher, daß diese Veränderung durch Erdbeben und vulkanische Ausbrüche veranlaßt worden ist. Die Spuren davon zeigen sich noch ganz deutlich. Bedeutende Risse und Spalten in den Granit-Massen und abgebrochene Felsenstücke von ungeheurer Größe, welche an vielen Stellen in Finnland und Schweden gleichsam in Gruppen zusammengehäuft stehen, haben auf keine andere Weise entstehen können, als durch eine allgemeine Erderschütterung. Die zuletzt angestellten Nachforschungen der Geologen bekräftigen seine Ansichten, daß in dem Baltischen Meerbusen vulkanische Ausbrüche stattgefunden haben. Diese entsetzliche Erderschütterung muß sehr plötzlich und mit unerhörter Gewalt stattgefunden haben. Wahrscheinlich bildeten sich auf dem Grund des Meeres Vertiefungen, welche eine größere Wassermasse, um sie auszufüllen, erforderten, wovon ein Theil der tiefliegenden Gegenden der Erde überschwemmt, während andere trocken gelegt wurden. Bei dieser Erderschütterung ist vielleicht auch der Durchbruch eines Theiles des festen Landes, welcher jetzt Sund genannt wird, erfolgt (der eigentliche Name dieser Meerenge zwischen Schweden und Dänemark ist Oeresund, zu Deutsch Kies- (gravier, Französisch) Meerenge, von den Wörtern ör, Kies, und sund, Meerenge). Zum Beweise, daß die Klippen und Schären früher unter Wasser gestanden haben, dient die abgerundete Form der Spitzen derselben, welche wie vom Wasser abgeschliffen erscheinen. Daß seitdem Jahrhunderte verstrichen seyn müssen, erkennt man deutlich an der Tiefe des einige Klippen bedeckenden Bodens, welcher unmöglich bloß durch die Kraft des Windes dort hingeführt seyn kann. In den Spalten und verschiedenen natürlichen Vertiefungen der Felsen sieht man deutlich, wie selbst der festeste Granit im Laboratorium der Natur sich auflöst und zu einem feinen Stoffe verwandelt wird, welcher wieder durch Schlamm und Moosgewächse ein Bindungs-Mittel erhält. In der Natur erscheint nichts todt und unfruchtbar, selbst diese düsteren Klippen leben ein individuelles Leben, indem sie einen Theil des großen Ganzen bilden und so gleichsam wie das Gerippe in jedem anderen lebenden Körper dastehen.

Mannigfaltiges.

— Eingesandte Bemerkung. In dem Artikel „Mannigfaltiges" Nr. 52 dieses Bl. wird das Verdienst der Griesschen Uebersetzung des Calderon anerkannt und zugleich eine Probe in Uebertragung des „Magico prodigioso", mit beigefügtem Spanischen Texte, gegeben. Je strenger nun der Maßstab ist, welchen man an einen Uebersetzer wie Gries legen darf und muß, je mehr scheint nachstehende Bemerkung gerechtfertigt. — Gries läßt Justina zu Gott sagen:

> . . . . Es giebt nicht
> So viel Stern' am Himmelskreise,
> So viel Funken in den Flammen,
> So viel Sand in Meereswellen u. s. w.
> Als Er Sünden kann vergeben!

Calderon sagt aber im letzten Verse:

> „Como El perdona pecados" —

Gries deutet also das Fakultative (die Macht) an, während Calderon die Gnade Gottes preisen läßt — eine Abweichung, welche offenbar dem Versmaß zum Opfer gebracht ist, da es doch leicht thunlich war, z. B. zu sagen:

> „Als Er uns verzeihet Sünden!" —

v. O.

Die Bemerkung des geehrten Herrn Einsenders ist allerdings sehr begründet, doch darf andererseits auch nicht übersehen werden, daß gerade das Wort „verzeihet" in den obigen Vers darum nicht eingeschoben werden kann, weil es hier gegen die Regeln der Assonanz verstoßen würde. Die ganze letzte Scene des „wunderthätigen Magus" assonirt nämlich Vers um Vers in der Deutschen Uebersetzung auf ei — e (im Spanischen auf e — o), an 130 Mal, während gerade der Vers, der dem „Como El etc." entspricht, zu den nicht assonirenden gehört und hier also das Wort „verzeihet" in jedem Falle vermieden werden mußte. Die Assonanz selbst ist freilich im Deutschen kaum hörbar; da sich jedoch der Uebersetzer einmal die Schwierigkeit auferlegt hatte, so hat er über die allzu gewissenhafte Treue der Form hier allerdings der Treue des Gedankens etwas zum Opfer bringen müssen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 6. Mai 1840.

Frankreich.

Die Camisards in ihrem Lager.

Episode aus Eugène Sue's „Jean Cavalier" oder „der Aufruhr in den Cevennen". *)

Der Paß von Arzeuc, ein enger, steiler, aber unwegsamer Weg, führte zum abschüssigsten Theil der Gebirge der Seranne, der den Namen Mas-Nasbinals führt. Hier waren die Magazine und das liegende Lazareth der Cavalierschen Truppe. Doktor Claudius pflegte die verwundeten Camisards. Mehrere protestantische Frauen, unter ihnen Isabeau, unterstützten ihn in der Ausübung dieser frommen Pflicht. Eine große Höhle, die nach den Anordnungen des Doktors vergrößert und eingerichtet worden, diente zum Hospital.

Der Mas-Nasbinals bildet ein großes Felsen-Plateau, das durch die letzten Spitzen des Gebirges vor den Nordwinden geschützt wird. Ein Kastaniengebüsch, das am Ausgang des Passes lag, warf einen ziemlich dichten Schatten; aus dem Fuße dieser alten Bäume schien ein Bach lebendigen Wassers hervorzusprudeln, der, nachdem er eine Zeit lang auf einem Kieselbett fortgelaufen, sich an einem der Gebirgs-Abhänge verlor.

Es war gegen acht Uhr früh; die Sonne, schon brennend heiß, bedeckte mit ihren warmen Strahlen die, so weit das Auge reichte, emporragenden Granitmassen. Einige verwundete Camisards schienen in der erquickenden Wärme aufzuleben; Einige, die auf einem Haufen trockener Haidekräuter halb hingestreckt lagen, hörten aus der Bibel vorlesen; Andere, die im Kreise saßen, reinigten ihre Waffen, deren sie sich bald wieder bedienen zu können hofften, und hörten aufmerksam einem ihrer Gefährten zu, der seine letzten Abenteuer erzählte; Andere endlich gingen mit Mühe umher, auf den Arm eines Freundes oder einer der genannten Frauen gestützt.

Als die Verwundeten Isabeau mit dem Doktor Claudius aus der Höhle kommen sahen, erhoben sich alle, die es im Stande waren, und grüßten den Arzt und die Cevennerin mit großer Ehrfurcht. Der Doktor war nicht verändert; seine ruhige Gestalt ließ nicht den mindesten Schmerz über das traurige Schicksal merken, zu welchem Düferre's Treulosigkeit ihn verurtheilt; sein schwarzes Kleid schien eben so gut gebürstet, seine Perrücke eben so geordnet, als wie es in Genf gewesen, und immer sah man an ihm auf seiner täglichen Promenade auf dem Plateau oder in den Felsen seine große Zange mit dem Rabenschnabel und seinen kleinen breiten Hut, den er gewöhnlich unter dem Arm trug.

Der Doktor hatte sich mit großer Philosophie in seine Gefangenschaft ergeben. — „Da es einmal mein Beruf ist", sagte er, „meinen Mitmenschen beizustehen, so ist es ganz gleich, ob ich denselben in Genf oder im Gebirge ausübe, um so mehr, als ich, die Wahrheit zu gestehen, hier immer nützlicher bin, als anderswo, da ohne mich die armen Teufel umkommen würden."

Isabeau's Züge dagegen drückten ein tiefes Leiden aus; ihre Wangen waren hohl, ihre Augen roth von Thränen; in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, stützte sie sich auf den Arm des Doktors.

„Na, na, Muth gefaßt, mein Kind", sagte der Letztere zu ihr; „nur werden Sie mir nicht krank. Was soll dann aus unseren Verwundeten, was soll aus mir in dieser Einsamkeit werden, sobald ich die Runde gemacht?" — „Ich werde Muth fassen", sagte Isabeau. — „Beruhigen Sie sich", sagte der Doktor, „Sie werden Cavalier wiedersehen; er wird zurückkommen. Vor Allem ist er gesund; in dieser Beziehung können Sie ganz ruhig seyn; der Bote, den Sie täglich ins Lager schicken, bringt Ihnen ja Nachrichten von ihm. Wenn Cavalier vierzehn Tage weggeblieben ist, ohne Sie zu sehen, so hat er gewiß viel zu thun gehabt, war vielleicht mit neuen Kriegsplänen beschäftigt, was weiß ich? Ach, mein armes Kind, das Handwerk, das er treibt, läßt oft wenig Raum oder vielmehr Zeit für zärtliche Gefühle. Seyen Sie vernünftig."

„Wenn Cavalier nur mich vernachlässigte", sagte Isabeau, „so würde ich mich beruhigen; aber diese braven Leute (sie wies auf die Verwundeten), seine Kameraden, die ihn so liebten, ihm so treu sind, die sich für ihn bis auf den letzten Mann opfern würden, diese werden ganz muthlos, sie glauben sich verlassen, und ich fürchte, daß er seinen Einfluß auf sie verlieren wird. Diejenigen seiner Leute, die nicht verwundet sind, kennen ebenfalls seine Gleichgültigkeit gegen die Verwundeten, und schon bezüchtigt man ihn im Lager der Kälte und Nachlässigkeit gegen die wahren Diener Gottes."

„Aber Cavalier hat Ihnen doch geschrieben; hat er Ihnen nicht die Ursache seiner langen Abwesenheit angegeben?" — „Nein, er hat mir vor acht Tagen geschrieben, aber welchen Brief! so kalt, so kurz! Ach, ich bin sehr unglücklich!" rief Isabeau, die Augen mit der Hand bedeckend. — „Wissen Sie nichts, was an dieser vorübergehenden Erkaltung Schuld seyn kann?" — „Ich weiß nichts. Als ich ihn das letzte Mal sah, habe ich vielleicht zu aufrichtig ihm das gesagt, was mein Herz mir eingab. Ich habe einige seiner Ideen, die mir verderblich schienen, freimüthig bekämpft. Vielleicht habe ich ihn gegen mich aufgebracht. Und dann ist das nicht Alles", fuhr sie nach einer kleinen Pause fort; „gestern war Ephraim hier. Er sah noch grimmiger aus, als gewöhnlich; er beklagte sich heftig über Cavalier's Zaudern. Man hätte schon vor zwölf Tagen die Waffen ergreifen sollen, und Cavalier hat den Angriff fortwährend hinausgeschoben, er, der sonst immer zuerst den Angriff verlangte. Ephraim beklagte sich auch über die Vernachlässigung seiner verwundeten Brüder; er hat zu ihnen gesprochen; Sie wissen, wie geachtet er in unseren Bergen ist. Als er fort war, schienen mir die Camisards gegen Cavalier aufgebracht. Ach, Meister Claudius, ich weiß nicht, aber ich zittere unwillkürlich!"

„Das sind die Schrecken einer zärtlichen Seele, mein Kind! Wenn Cavalier zögert, so wartet er gewiß den günstigen Augenblick zum Angriff ab; Niemand versteht das besser als er; er ist ein trefflicher Feldherr, diese Gerechtigkeit läßt ihm Freund und Feind widerfahren." — „Vielleicht haben Sie Recht, Meister Claudius; indeß bin ich sehr besorgt, und meine Ahnungen haben mich selten getäuscht!" — „Dieses Mal wenigstens sind Ihre Ahnungen ohne Grund, Mademoiselle", sagte der Doktor mit triumphirender Miene; „sehen Sie einmal, wer kommt dort aus dem Défilé?" — „Cavalier!" rief Isabeau und blieb unbeweglich, so überrascht war sie.

Cavalier kam langsam auf das Plateau hinauf. Als die verwundeten Camisards ihn sahen, nahmen ihre wilden Gesichter, die sonst bei seinem Anblick vor Freude glänzten, einen finsteren Ausdruck an. Cavalier, der viel zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, als daß er dies hätte bemerken können, näherte sich ihnen mit der unbefangenen Miene eines Menschen, der sich seines Einflusses bewußt ist. Mehrere von den Insurgenten waren schwer verwundet, drei ganz verstümmelt; die Blässe dieser Glaubenskämpfer, ihr langer Bart, ihre elenden Kleider, die Binden, die ihre Köpfe oder Glieder bedeckten, gaben ihnen ein zugleich trauriges und ehrwürdiges Ansehen. Cavalier betrachtete sie einen Augenblick schweigend, indem er Gewissensbisse darüber empfand, daß er sie so lange verlassen. — „Der Herr sey mit Euch, Brüder", sagte er mit herzlichem Ton. Erstaunt über das tiefe Schweigen, womit seine Worte aufgenommen wurden, wandte er sich an einen Camisard, dessen Kopf in Binden gewickelt war und der eine Muskete reinigte. — „Guten Tag, Moses; Du bist an meiner Seite verwundet worden bei dem Angriff von Vergesse; Du kämpftest sehr brav für Gottes Sache! Du siehst sehr blaß aus, Freund; leidest Du viel?"

Der Hugenotte, ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen, ohne Cavalier eines Blicks zu würdigen, antwortete ihm mit hohler Stimme die Stelle aus Hiob: „Dem Unglücklichen ist der Freund Mitleiden schuldig; hat er dies nicht, so entsagt er der Furcht Gottes." — „Was meinst Du damit, Bruder?" fragte Cavalier; „Du und Ihr Alle wißt, daß ich meine Kraft auf Euch setze und auf den Herrn. Und Du, Aldias Morel! Du Tapferer, man hat Dir also Deinen Arm nicht erhalten können?" — Er wandte sich an einen amputirten Camisard. — „Was kümmert das meinen Bruder? Mein Bruder hat sich von mir entfernt, wie der Strom, der reißend in das Thal hinabfließt", antwortete der Camisard, ohne Cavalier anzusehen.

Cavalier, der jetzt anfing, die gefährlichen Folgen zu begreifen, die seine Versäumniß nach sich ziehen konnte, verdoppelte die Beweise der Theilnahme gegen seine Soldaten und fuhr fort, sich nach dem Zustand ihrer Wunden zu erkundigen; aber er bekam von ihnen weder Blick, noch Antwort.

Cavalier schmerzte dieses bedeutsame Schweigen sehr. In der Hoffnung, daß nicht alle Verwundeten dieselben Gefühle theilen würden, näherte er sich einer anderen Gruppe. — „Der Herr sey mit Dir, Jonabad!" sagte er zu einem riesenhaften Krieger, dessen Stirn und Wange von einer frischen Wunde durchschnitten waren. Da er keine Antwort bekam, fuhr er fort, seinen Verdruß verbergend: —

*) Vgl. Nr. 2, 3 und 4 des laufenden Jahrgangs.

„Gott sey Dank, Jonabad, Du bist nun bald geheilt! Ich habe noch immer Deine Compagnie Sensenmänner; das Feld des Ewigen erwartet Dich, die Aerndte ist reif, ich werde bald einer großen Sense bedürfen, die eben so furchtbar ist für die Moabiter als das Schwert Gideon's."

„Er wird seine Thorheit beklagen; worauf er sein Vertrauen setzt, das wird dem Gewebe einer Spinne gleichen; er wird sich auf sein Haus stützen, und es wird keine Festigkeit haben!" erwiederte der Riese mit hohler Stimme, ohne Cavalier anzusehen, indem er auf die ungünstige Gesinnung seiner Kameraden anspielte.

Cavalier, von diesen Symptomen beunruhigt, welche sich über sein ganzes Lager verbreiten konnten, die es vielleicht schon ergriffen hatten — denn seit vierzehn Tagen hatte die Liebe zu Toinon dem Hugenottenführer keine Zeit gelassen, sich mit seiner Truppe zu beschäftigen — Cavalier wandte sich aufs neue mit lauter Stimme an die Camisards, die durch ihr Stillschweigen Jonabad's Worte zu billigen schienen: — „Wenn ich meine Brüder, die, wie ich, im Weinberge des Herrn arbeiten, nicht besucht habe, so geschah dies, weil die Sorgen für das gemeinschaftliche Wohl mich beschäftigt haben. Eine Räuber- und Mörderbande beging die scheußlichsten Frevel, ich habe sie bestraft und gerichtet. Ich hoffe, meine Brüder werden immer mit mir seyn, wie ich mit ihnen bin"; — und er fügte hinzu, nicht ohne geheime Beschämung, die Worte der Schrift zu entweihen: „Der Herr weiß, ob ich mich zweideutig aufgeführt, ob meine Füße Fallstricke zu legen suchten. Einst wird mich Gott in richtiger Wage wiegen, und er wird mich für gerecht befinden."

Die Camisards schienen von dieser Rechtfertigung Cavalier's wenig gerührt; der riesenhafte Sensenmann fuhr in seinen allegorischen Citaten fort: „Er ist wie ein Kraut, das schneller Wurzel schießt, als die anderen Gewächse des Gartens. Seine Wurzeln, durch harte Kiesel aufgehalten, werden sich auf sich selbst zurückbiegen. Der Ort, wo es blühte, wird ihn von sich stoßen, wie ein nie Gesehenes. Das ist die Freude des Sünders. Andere werden seinen Platz auf der Erde einnehmen."

Cavalier ward ganz versteinert, als er diese durch das Wort der Propheten so kräftig ausgedrückte Verdammung anhörte. Er warf einen Blick auf die Vergangenheit und fand, daß er diese bitteren Vorwürfe verdiente: seit zwölf Tagen wenigstens hätte er die Waffen ergreifen sollen; er hatte sich einer strafbaren Weichlichkeit hingegeben; das Unglück, das seine Familie getroffen, die Hoffnungen, die seine Brüder auf ihn setzten, dies Alles hatte er vergessen. Allmälig erwachte in ihm sein Freiheitssinn; er glaubte geträumt zu haben, wenn er sich erinnerte, daß er noch gestern seine Sache fast verleugnet, indem er sich den Verlockungen einer schimpflichen Liebe hingab; die uneigennützige Tapferkeit seiner Soldaten machte ihn über seinen Ehrgeiz erröthen.

Diese rauhen, einfachen Leute, die für vogelfrei erklärt waren, von Entbehrungen lebten und überdies körperliche Leiden zu tragen hatten, sie murrten nie. Bürger, Ackersleute, Hirten, Handwerker, alle kämpften und starben sie heldenmüthig für den Glauben und ihre Rechte. Nach Beendigung des Kampfes erwarteten sie zum Lohn so vieler Opfer, so vieles Bluts, so vieler Gefahren, weder ehrende Belohnungen noch Aemter und Würden, sondern nur einen bescheidenen Tempel, in welchem sie die Religion ihrer Väter üben könnten, und das Recht, wie die Katholiken, in Frieden unter dem Schutz der Gesetze zu leben.

Diese Betrachtungen drängten sich Cavalier in ihrer ganzen Stärke auf: sie flößten ihm neue Kraft und den festen Entschluß ein, den Krieg thätig zu betreiben und die Versuchungen, denen er zu unterliegen im Begriff gewesen, für immer zu fliehen.

Er konnte nicht zweifeln, daß Ephraim, mit Recht gegen ihn erbittert, die Camisards gegen ihn aufgehetzt. Dennoch verzweifelte er nicht, die Soldaten, die seine undankbare Nachlässigkeit tief verletzt, wieder auszusöhnen. Da er sich durch eine zweite Vertheidigung herabzusetzen fürchtete, begnügte er sich, mit ernster begeisterter Stimme den Camisards die Worte Ezechiel's zuzurufen: „Wie ein Hirte seine Schafe suchet, wenn sie von seiner Heerde verirret sind, also will ich meine Schafe suchen; ich will das Verlorene wieder suchen, und das Verirrte wiederbringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten: und was fett und stark ist, will ich behüten, und will ihrer pflegen, wie es recht ist." Dann entfernte er sich langsam mit nachdenkendem Gesicht.

Bald stand er Isabeau gegenüber. Die Züge der Cevennerin waren so verändert, daß er sein Erstaunen nicht verbergen konnte. — „Isabeau, was hast Du?" rief er. Das Mädchen antwortete mit einem Seufzer. — „Es ist schon lange her, daß ich Dich nicht gesehen, das ist Unrecht, verzeihe mir", sagte Cavalier zärtlich zu ihr. — „Ich habe Dir nie Vorwürfe gemacht." — „O! ich glaube Dir, edles Weib. Trotz meines Schwankens, meiner Heftigkeit, meiner Treulosigkeit, wann hast Du mir Vorwürfe gemacht? wann hast Du Dich beklagt? nie." — „Weil ich nie an Deinem Herzen zweifelte; weil ich mich immer auf die Kraft meiner Liebe zu Dir verließ." Cavalier, ohne zu antworten, nahm ihre beiden Hände in die seinigen und betrachtete einige Augenblicke schweigend das leidende schöne Gesicht des Mädchens. Als er sah, wie sie sich gehärmt, füllten sich seine Augen mit Thränen. Dann rief er, indem er ihre Hände mit eben so viel Leidenschaft als Ehrfurcht küßte: „Isabeau, das ist ein wichtiger Tag für mich. Ich war in Gefahr, eine theure, heilige Liebe zu verlieren, und ich habe sie wieder gefunden, um sie mir auf immer zu erhalten." — „Was meinst Du damit?" fragte Isabeau. — „Höre", erwiederte der Cevenner in ernstem, feierlichem Ton: „unsere Geistlichen sind vertrieben, Niemand kann unser Bündniß einsegnen." — „Unser Bündniß? unser Bündniß!" rief die Cevennerin: sie konnte, sie wagte nicht, zu glauben, was sie hörte. — „Morgen falle ich vielleicht im Kampf; darum will ich Dich heute im Angesicht des Himmels als meine Frau anerkennen." — „O, mein Gott!" sagte Isabeau, die Hände faltend und auf die Kniee fallend, „Du hast mich sehr geprüft, aber Deine Güte ist groß." — „Komm, komm an mein Herz, edles Weib", sagte Cavalier, sie aufhebend; „von heute ab gehört Dir mein ganzes Leben!" — Dann rief er den Doktor Claudius, der in der Nähe stand und nicht heranzukommen wagte: „Meister Claudius", sagte er, „bleiben Sie einen Augenblick bei Isabeau; nie wird eine gerechtere Handlung einen ehrwürdigeren Zeugen gehabt haben." Und den erstaunten Doktor stehen lassend, ging der Camisardenführer auf Jonabad zu. — „Bruder", sagte er zu ihm, „Isabeau hat Dich gepflegt, wie eine Schwester ihren Bruder pflegen würde." — „Und ich bin ihr ein Bruder", antwortete Jonabad kalt. — „Sie bedarf Deiner, folge mir." Der Riese sah Cavalier erstaunt an, ließ seine Sichel liegen, stand auf und folgte ihm. Als der Camisard bei ihr und dem Doktor angelangt war, sagte er zu Isabeau, indem er auf Jonabad zeigte: „Nie hat ein braverer Soldat im Lager des Herrn gekämpft." Der Riese schlug unzufrieden die Augen nieder, wie verlegen über das Lob eines Führers, den er für undankbar hielt. Cavalier wandte sich jetzt an Claudius: „Der Herr hat Dich dazu bestimmt, denen, welche länger seine Sache vertheidigen sollen, das Leben wiederzuschenken. Dich, Meister Claudius, den besten, den gütigsten unter den Menschen, Dich, Jonabad, den tapfersten unserer Soldaten, und den Herrn, der mich sieht und hört, nehme ich zu Zeugen, daß ich Isabeau zum Weibe nehme, wenn sie ihre Einwilligung giebt. Da kein Geistlicher und Notar zugegen ist, so wird diese Verbindung eben so heilig, eben so unauflöslich seyn, als wäre sie in voller Kirche von einem unserer Pastoren eingesegnet worden. Isabeau, willigst Du ein, mich zum Gatten zu nehmen?" fragte Cavalier mit vor Freude strahlenden Augen. — „Ist es denn wirklich wahr, o, mein Gott!" sagte Isabeau. — „Willigst Du ein? willigst Du ein?" sagte Cavalier mit zärtlicher Ungeduld. — „Bei dem lebendigen Gott, der immer in meinem Herzen gelesen hat", sagte die Cevennerin, ihm mit Würde die Hand reichend, „ich gehöre Dir für das Leben, wie ich dem Herrn gehöre für die Ewigkeit." — „Schenke Euch der Himmel lange und glückliche Tage", sagte der Doktor, die Thränen trocknend. — „Es treffe Dich der Zorn des Herrn, die Rache der Menschen, wenn Du jemals Deinen Schwur brichst", sagte Jonabad; „von allen Töchtern Sions ist diese die muthigste, die mitleidigste, die heiligste bei dem Herrn. Da sie Dich ihrer würdig hält", sagte der Riese, nach kurzem Bedenken Cavalier die Hand reichend, „so bereut Dein Soldat die Härte seiner Worte, aber Du hättest uns keine Ursache zum Mißtrauen geben sollen; Du mußt der unsere seyn, wie wir die Deinigen sind." Und Jonabad kehrte mit langsamen Schritten zur Gruppe der Camisards zurück.

Wenn Isabeau von der Wonne, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, weniger befangen gewesen wäre, hätte ihr die sonderbare Hast auffallen müssen, mit der Cavalier sich auf ewig mit ihr verband. Es war weniger die Liebe zu Isabeau, die ihm diesen plötzlichen Entschluß eingab, als sein Widerwille gegen Toinon und der Wunsch, zwischen sich und dieser launenhaften Frau eine unübersteigliche Schranke gezogen zu sehen. Er wollte, so zu sagen, seine Schiffe verbrennen und sich die Möglichkeit abschneiden, je wieder auf solche Abwege zu gerathen. Isabeau jedoch war außer sich vor Freude; sie gab ihren leidenschaftlichen Dank Cavalier zu erkennen, der sie mit tiefer Schwermuth anblickte, als man in dem Engpaß den Tritt eines Pferdes hörte.

Hoff-in-Gott kam in Eile und zu Fuß: sein gelehriges, verständiges Roß folgte ihm in einiger Entfernung. Cavalier, erstaunt, seinen Lieutenant, den er nicht erwartete, vor sich zu sehen, lief ihm entgegen und sagte: „Was giebts?" — „Einer unserer Brüder kommt von der Straße von Montpellier; er ist den Vorposten der Königlichen Truppen begegnet; sie haben die Höhen von Trévies inne." Und Hoff-in-Gott sah Cavalier mit einem Ausdruck des Erstaunens und Schreckens an. — „Sie haben die Höhen von Trévies inne?" rief Cavalier; „ist das wirklich wahr?" — „Joas der Blaue war auf der Kundschaft, und man kann sich auf ihn verlassen." — „Die Höhen von Trévies!" — wiederholte Cavalier mit verhaltenem Aerger. Dann rief er: „Sie hindern mich, etwas auf Nimes von dieser Seite zu unternehmen, und zwingen mich, über Boucoiran anzugreifen; das ist ein gefährlicher Umweg! Ach, wenn ich vor zehn Tagen den Feldzug eröffnet, wie ich beabsichtigte, so wäre Nimes unser ohne Schwertstreich. Wehe, wehe mir!" — und er stampfte heftig mit dem Fuße. In diesem Augenblick ließ sich ein verworrenes Geräusch von Stimmen in dem Engpaß vernehmen. Dü Serre und Ephraim kamen, begleitet von Esprit Seguier, dem Lieutenant des Försters, und einigen Bergbewohnern. Der ehemalige Förster von Aygoal schien vor Wuth außer sich; Dü Serre suchte vergebens, ihn zu beruhigen. Beim Anblick Cavalier's verdoppelte sich die Wuth des Schwärmers; ehe der Glasmacher ihn daran hindern konnte, zielte er auf den jungen Führer und rief: „Judas Sünde steht auf Deiner Stirn geschrieben mit einem Grabstichel von Eisen und einer Spitze von Diamant." — „Haltet ihn, Brüder!" schrie der Glasmacher, indem er die Flinte wegdrehte, während Isabeau sich in Cavalier's Arme warf, um ihn mit ihrem Körper zu schützen. Der junge Camisard wehrte Isabeau sanft von sich ab und sagte mit festem, stolzen Ton zu Ephraim, den Dü Serre mit Mühe zurückhielt: — „Was willst Du, Bruder." — „Ich will Dich tödten, weil ich vom Herrn erfüllt worden mit Kraft, Gerechtigkeit und Muth, um Jakob sein Verbrechen, Israel seine Sünde anzukündigen", sagte der Förster, indem er Cavalier noch immer mit Geberden drohte. Von den verwundeten Camisards hatten sich die, welche gehen konnten, der Gruppe genähert. — „Was wirfst Du

mir vor?" fragte Cavalier Ephraim mit Stolz. — „Ich werfe Dir Deine Verrätherei vor, Judas! Seit zwölf Tagen hätten die Krieger des Herrn von den Bergen herabkommen sollen. Jeden Tag sagtest Du: Morgen, und der Tag ist gekommen, wo die Philister in Waffen sind und sich dem heiligen Berge nähern." — „Was sagt er?" fragte Cavalier Dü Serre fast mit Schrecken. — „Die Truppen von Nimes, deren Vereinigung Du hindern wolltest, sind zu denen des Marschalls gestoßen. Sie haben ihre Stellung in Boucoiran genommen; gestützt auf den Gardon d'Andüze, decken sie die Diözese. Was thun, nun da wir von dieser Seite abgeschnitten sind?" sagte Dü Serre mit Hitze. War die erste Nachricht, die Hoff-in-Gott gebracht, schon schlimm, so war die des Glasmachers zum Verzweifeln. Cavalier konnte nicht allein nichts mehr gegen Nimes unternehmen, sondern zwei von den Armee-Corps des Marschall Villars hatten, indem sie die Ebene besetzt hielten, so manövrirt, daß die Camisards nicht aus ihren Bergen heraus konnten. Cavalier, indem er die schrecklichen Folgen des von ihm begangenen Fehlers bedachte, senkte niedergeschlagen das Haupt. — „Seht Ihr", rief Ephraim, „die Reue erdrückt ihn! Der Herr ist ein rächender Gott; er verschiebt die Strafe, aber zuletzt verbreitet sich sein Zorn, wie ein Feuer. Es ist aus Ninive ein Mensch ausgegangen, der gegen den Herrn schwarze Pläne geschmiedet. Es sterbe dieser Mensch den Tod der Verräther. Mein Gesicht muß in Erfüllung gehen." Die anwesenden Camisards nahmen Ephraim's Worte mit einem wilden Beifallsgemurmel auf. Isabeau erblaßte vor Schreck. Cavalier, stumm, unbeweglich, den Blick starr auf die Erde geheftet, glich einem Verbrecher, der vor seinem Richter steht. Selbst Dü Serre, der sonst immer Ephraim's Heftigkeit sich entgegenstellte, erkannte Cavalier's Verfahren so unheilbringend für die gemeinschaftliche Sache, daß er ein finsteres Schweigen beobachtete und den jungen Führer der Rache der Camisards zu überlassen schien.

(Schluß folgt.)

Die gefährlichen Klassen der Bevölkerung in Hauptstädten.

(Schluß.)

Aber die äußerste Verworfenheit, Indolenz und Ruchlosigkeit finden sich bei einem Gesindel, das der Hauptstadt Frankreichs ganz eigenthümlich zu seyn scheint: es sind dies die Abschreiber (copistes), welche in den Büreaus der öffentlichen Schreiber arbeiten.

„Die Büreaus oder, besser gesagt, die Schuppen der öffentlichen Schreiber stehen zerstreut in den volkreichsten Stadtvierteln. Es giebt ungefähr 150 Leute dieser Art in Paris, und die Zahl der von ihnen beschäftigten Abschreiber kann sich auf 600 belaufen. Die Herren der Büreaus arbeiten für Advokaten und Notarien und schreiben Briefe, Annoncen u. dgl. für Leute aus der Volksklasse. Sie geben ihren Kopisten, die natürlich das Meiste thun müssen, zwei Drittheile von dem Lohn für jede einzelne Arbeit und theilen sie in Klassen. Die vier oder fünf Ersten auf der Liste sind, wenn das Geschäft gut geht, ihres täglichen Unterhalts beinahe gewiß. Der Sold beträgt acht bis funfzehn Franken die Woche; aber die geschickten Schreiber können, besonders wenn ihre Handschrift sauber und schön ist, in derselben Zeit bis an 40 Franken verdienen. Unter ihnen befinden sich Leute der verschiedensten Art, die größtentheils wegen Faulheit oder Unredlichkeit eine bessere Anstellung verloren haben: kassirte Subaltern-Offiziere, Schulmeister ohne Schüler, Söhne achtungswürdiger Aeltern, die ob ihrer Liederlichkeit verstoßen worden — ehemalige Strafgefangene — kurz, lauter Individuen von mehr oder weniger wissenschaftlicher Bildung, die in der bürgerlichen Gesellschaft keine Aufnahme mehr finden. Neben solchen Taugenichtsen sieht man auch wohl mit Schmerz unbescholtene junge Männer von guter Erziehung, ja selbst brave Familienväter, die aus Mangel an Vermögen oder Erwerbsmitteln, und bisweilen aus unverschuldetem Unglück zu dieser mechanischen Beschäftigung greifen müssen."

Die vornehmsten Laster der entarteten Kopisten sind: Trunkenheit, Gefräßigkeit, Spielsucht und Müßiggang. Die nichtswürdigsten Subjekte dieser Klasse leben abwechselnd von Abschreiben und Diebstahl. Zu ihnen gehörte auch der berüchtigte Lacenaire, jener ruchlose Bösewicht, der selbst bei Leuten, die sich zur feinen Welt rechneten, eine Zeitlang Theilnahme erregte. Ein öffentlicher Schreiber, bei dem Lacenaire häufig arbeitete, gab Herrn Frégier eine genaue Schilderung von diesem Subjekte. Das Spiel und die Freuden der Tafel gingen ihm über Alles; auch war er ein so leidenschaftlicher Kaffeetrinker, daß er täglich fünf bis sechs Tassen dieses Getränkes zu sich nahm. Fälschungen und Diebereien mußten ihm hauptsächlich zur Stillung seiner Gelüste verhelfen; dann und wann übernahm er wieder Schreiber-Arbeiten; aber gegen das Ende seiner verbrecherischen Laufbahn hatte er sich mit Leib und Seele dem Diebstahl und dem Mord ergeben. Ehe Lacenaire ganz mit der Gesellschaft zerfallen war, d. h. als er noch gelegenheitlich bei öffentlichen Schreibern arbeitete, fand er wegen seiner Raschheit und zierlichen Handschrift gute Beschäftigung. Zuweilen bestimmte ihn die Aussicht auf ansehnlichen Lohn, vier und zwanzig, ja acht und vierzig Stunden lang fast ohne Unterbrechung ein dickes Aktenstück zu kopiren; dann aber verspielte oder verzehrte er den ganzen Ertrag seiner mühseligen Arbeit an einem Morgen. Lacenaire war kein Schreiber im eigentlichen Sinn des Wortes; denn er haßte jede regelmäßige Thätigkeit; nur dringende Noth konnte ihn ausnahmsweise bewegen, die Feder zu ergreifen. Seine obscönen und das sittliche Gefühl empörenden belletristischen Produkte hatten eine Zeit lang die Ehre, von gewissen Herren und Damen mit Bewunderung gelesen zu werden.

Unter dieser Klasse von Schreibern findet man Individuen, die so schmutzig und zerlumpt sind, daß ihr bloßer Anblick schon Grausen und Abscheu erweckt; denn eine Regung des Mitleids ist kaum möglich, wenn man das Elend mit einer moralischen Verworfenheit gepaart sieht, die aus allen Zügen leserlich hervortritt. Es verdient aber Bemerkung, daß gerade die geschicktesten Schreiber zu dieser Klasse schmutziger Branntweintrinker gehören. Man erzählte Herrn Frégier von einem alten Seemann, der eine ausgezeichnet schöne Hand schrieb; dieser Mensch trug im härtesten Winter kein Hemde und steckte seine abgerissene Weste mit einer dicken Nadel vorn an der Brust zusammen. Er ging so zu sagen halb nackt und im ärgsten Schmutze; aber auf sein Diner verwendete er nicht selten fünf bis sechs Franken! Hatte er mit wohlschmeckenden Speisen sich gütlich gethan, so nahm er sein Nachtquartier in einer der elendesten Herbergen, wo man für drei oder vier Sous auf Matratzen, die von Ungeziefer wimmeln, gebettet wird.

Manches Individuum dieser Klasse besitzt einen Grad von Indolenz, der fast über alle Begriffe geht. Nicht einmal der Hunger, nur die Aussicht auf nahen Hungertod kann solche Menschen zur Arbeit zwingen, die ihnen eben so verhaßt ist, wie die ärgste körperliche Züchtigung. Wie viele Kopisten, die jeden Tag ihre 20 bis 30 Sous verdienen könnten, begnügen sich mit 6 oder 8 Sous, um nur nicht angestrengt arbeiten zu müssen! Das Nichtsthun ist in ihren Augen die höchste Glückseligkeit; sie frühstücken gern trockenes Brod, diniren bei dem elendesten Sudelkoch und schlafen in einem wahren Loche, wenn es ihnen nur vergönnt ist, einen großen Theil des Tages müßig herumzuschlendern. Die Herren der öffentlichen Büreaus verabscheuen zwar einen in Brutalität oder Schlaffheit versunkenen Schreiber; dennoch vermeiden sie es, diesen Subjekten harte Vorwürfe zu machen, da sie ihrer nicht entrathen können, wenn der Drang der Geschäfte zu groß ist; ja, sie müssen sich oft zu demüthigenden Bitten um ihren Beistand herablassen.

Die Studirenden an der Pariser Universität muß man, leider! obschon sie die Vortheile einer höheren Bildung, einer geehrten Stellung in der Gesellschaft und edlerer Impulse auf ihrer Seite haben, gleichfalls denjenigen Klassen beizählen, die zu dem Kontingente des Verbrechens ansehnliche Beiträge liefern. Es ist ein unverantwortlicher Mißgriff, daß man der akademischen Jugend so viele Verirrungen ungestraft hingehen läßt, in denen Mancher rettungslos untergeht, mag er nun bloß an sich selbst, oder zugleich an Anderen zum Verbrecher werden. Wie oft müssen die Kriminal-Gerichte wieder gut zu machen suchen, was durch die Schlaffheit der Aeltern und Vormünder, oder durch fahrlässige Aufsicht von Seiten der Universitäts-Behörden unheilbar verdorben ist! Und wenn der Leichtsinn oder die regellosen Begierden eines studirenden Jünglings auch nur ihm selber Unheil zu bereiten scheinen: lebt er etwa nicht, wie jedes andere Individuum der Gesellschaft, im Auge der Oeffentlichkeit, und kann nicht sein Beispiel auf die Sittlichkeit der niedern Klassen unberechenbaren Einfluß üben?

Die Beschreibungen, welche Herr Frégier von den Beutelschneidern, Laden-Dieben, Einbrechern und Schwindlern aller Art giebt, welche in Frankreichs Hauptstadt ihr Wesen treiben, enthält für Bewohner jeder anderen großen Stadt wenig Neues, es sey denn in formeller Hinsicht; denn besonders die Kunstgriffe verschmitzter Betrügerei sind unerschöpflich und modifiziren sich nach der verschiedenen Lebensweise in den verschiedenen Hauptstädten. Im Verlaufe seiner Untersuchungen zeigt uns der Verfasser einige der vielen Pfade, die auf das weite Feld des Vagabunden-Lebens führen, und bezeichnet die Stufen, auf welchen der Arme mitten unter den zahlreichen Versuchungen, die ihm das raffinirte Leben großer Städte bietet, fast unvermeidlich zum Verbrecher wird. Krankheit, Theurung, oder Arbeitslosigkeit, die ein zeitlicher, auf dem Gewerbe lastender Druck zur Folge haben kann, treiben ihn zuerst nach dem Leihhause und zwingen ihn dann zu anderen Mitteln, wodurch er sein Leben und das Leben seiner Familie fristet. Eine weise Regierung sollte dafür sorgen, daß keine solche Schlingen dem Gewissen der armen Leute gelegt werden, daß kein die Schärfe ihrer sittlichen Gefühle abstumpfendes Dilemma vorhanden sey. Zu den unerlaubten Mitteln, welche der unbeschäftigte Arbeiter ergreift, gehört eines, mit welchem sein sittliches Gefühl am ersten sich versöhnt und das in unmerklichen Abstufungen den Regionen des Verbrechens zuführt: dieses Mittel ist Umgehung des Octroi's, eines Zolles auf gewisse Lebensmittel, die in die Stadt eingeführt werden. Man übt diesen Betrug auf allerlei Weise: die steuerbaren Artikel werden unter den Kleidern versteckt, in Rinderblasen über die Mauern geworfen, auf Leitern oder durch Aushöhlungen unter der Erde eingeschmuggelt. Diejenigen, welche der Zoll-Defraudation sich unterziehen, sind, wie Herr Frégier bemerkt, müßige und lüderliche Personen, entlassene Sträflinge, und Frauen oder Kinder, bei denen das Schmuggeln förmlich zum Gewerbe geworden ist. In nahrungslosen Zeiten ergreifen aber auch viele bis dahin unbescholtene Handarbeiter dieses Erwerbsmittel und entsagen ihm wieder, wenn sie so viel erübrigt haben, um in ihre Werkstätten zurückkehren zu können.

Die sogenannten Stuben-Diebe können in Paris mit wahrer Bequemlichkeit ihr Wesen treiben, da eine gemeinschaftliche Treppe zu vielen Wohnungen führt. Ein wenig Bekanntschaft mit den Namen der verschiedenen Einwohner setzt sie in den Stand, ohne Verdacht die Treppe hinan zu gelangen; denn wer einem solchen Menschen begegnet, kann ja nicht wissen, ob der Kerl nicht wirklich bei seinem Nachbarn zu thun hat. Besonders die Gasthöfe werden von Dieben fleißig heimgesucht. Sie verstehen es meisterlich, die Wachsamkeit der Portiers zu täuschen; und sind sie erst im Hotel, so gelingt es ihnen fast alle Mal, ein Zimmer zu brandschatzen, da die Schlüssel gewöhnlich in den Thüren stecken. In der Regel begehen sie ihre Diebereien früh am Morgen, wenn der Reisende noch zu Bette liegt. Schläft er — so geht Alles prächtig von Statten; ist er aber wach

oder durch den Eintritt des Räubers geweckt, so fragt Letzterer mit ganz ruhiger Miene, ob er nicht in Nr. 10 sey, oder ob der Herr nicht einen Schneider, einen Haarkräusler oder Barbier verlangt habe? Der Reisende belehrt ihn ganz einfach über seinen Irrthum, und nicht selten gelingt es dem Diebe, während er unter vielen Entschuldigungen wieder abzieht, irgend einen kleinen Artikel von Werth wegzustibitzen.

Juweliere und überhaupt Detail-Händler müssen vor den mannigfachen Kniffen der Laden-Diebe sehr auf ihrer Hut seyn. Diejenigen wackeren Leute, welche Kleinodien auf den Straßen finden oder so freundlich sind, gefallenes Geld aufzuheben und wohl verwahrt in ihren Taschen zu bergen, haben ihre Manöver schon so oft wiederholt, daß man Leuten, die ein Opfer solcher abgenutzten Kniffe werden, kaum noch Theilnahme beweist. Herr Frégier beschreibt uns eine komplizirtere Art von Betrügerei, die zwar auch schon oft genug aufgedeckt worden ist, aber trotz dessen immer noch mit Erfolg ins Werk gesetzt wird. Man nennt sie den vol à l'Américaine.

„Zur Ausführung dieses vol à l'Américaine", sagt der Verf., „sind wenigstens zwei Individuen erforderlich. Diese sauberen Alliirten halten an den Zugängen der Bank, des Schatzhauses oder der Messagerieen Wache und lauern auf Leute, die Geldsäcke tragen. Erspähen sie unter diesen eine Person, die recht treuherzig oder einfältig aussieht, so eröffnen sie alsbald ihre Komödie. Derjenige, der die Hauptrolle spielt, giebt sich für einen Amerikaner aus. Nehmen wir nun an, es käme ein junges Mädchen mit einem wohlgefüllten Geldbeutel aus dem Schatzhause. Einer der Diebe folgt ihr zunächst, und hinter ihm geht in gewisser Entfernung der vorgebliche Fremde. Ersterer redet das Mädchen an, sagt ihr ein paar Galanterieen und spricht von Oekonomie und Sparbanken. Nach wenigen Minuten gesellt sich der Amerikaner zu Beiden, fragt die Dirne in gebrochenem Französisch, ob sie ihm Französische Thaler gegen Gold einwechseln wolle, und verspricht ihr eine Prämie von hundert Sous für je zwanzig Franken. Sein Anerbieten macht das Mädchen stutzig; aber der Ehrenmann, der sie begleitet, ist nicht so skrupelhaft. Er bietet dem Fremden eine Summe von zwanzig Franken, die er selbst bei sich hat, zum Wechseln; und der Amerikaner zieht sogleich ein paar neue Goldstücke aus seiner Hosentasche. Die Verwunderung des jungen Mädchens wächst; aber sie verwandelt sich in Staunen, wenn der Amerikaner ihr nun sans façon meldet, daß er einige Tonnen Goldes mit nach Frankreich gebracht habe, daß ihm aber zu seinem unmittelbaren Gebrauche eine große Summe Silbergeld dringend nothwendig sey, müßte er auch ein sehr bedeutendes Agio geben. Jetzt äußert sie dem liebenswürdigen Unbekannten, der sie zuerst angeredet, mit leiser Stimme den Wunsch, an den Vortheilen dieses Geldwechsels Theil nehmen zu dürfen; der Unbekannte bestärkt sie in ihrem Vorhaben und räth ihr, mit dem Amerikaner in irgend eine Weinhandlung zu gehen. Sind sie dort angelangt, so lassen sie sich ein besonderes Zimmer geben: der Amerikaner holt wieder ein paar Goldstücke, gleichsam zur Probe, aus der Hosentasche; aus einer hinteren Rocktasche aber ein ledernes Päckchen mit einem Vorlegeschloß, welches nach seiner Versicherung lauter Rollen Goldes enthält, die er zu wechseln wünscht. Der galante Rathgeber des Mädchens kann es nicht über sich gewinnen, bei dem wichtigen Handel Vermittler zu seyn, ehe er davon überzeugt ist, das die Goldstücke ganz echt und vollwichtig sind. Er nimmt die Probe-Stücke, geht zu dem nächsten Wechsler und kommt mit Thalern zurück, die er für das Gold empfangen. Alle Zweifel hinsichtlich des Goldes sind beseitigt; aber der grillenhafte Amerikaner will nun die Vollwichtigkeit der eingewechselten Thaler prüfen. Man lacht über seine Einfalt — vergebens; der närrische Kauz ist mit dem Sacke voll Silbergeld schon aufgestanden, darf jedoch nichts dagegen einwenden, daß der galante Freund des Mädchens ihn nach der Wechslerbude begleitet. Diese zarte Aufmerksamkeit macht dem Mädchen Freude, und sie bleibt mit dem kostbaren Depositum des Amerikaners allein im Zimmer. Sie wartet geraume Zeit, wird erst ungeduldig, dann ängstlich, ruft am Ende den Wirth und erzählt ihm, was ihr begegnet ist. Man öffnet das lederne Päckchen, und die arme Geprellte sieht mit Entsetzen, daß alle Rollen, die darin sind, nur Sous enthalten!"

Die Verbrecher großer Städte, und so auch der Französischen Hauptstadt, sind im Ganzen mehr habgierig, als blutdürstig; doch giebt es unter ihnen einzelne Individuen, die alles menschliche Gefühl in sich ertödtet haben und jeder Zeit bereit sind, ihre Hände in unschuldiges Blut zu tauchen. Diese Banditen werden von ihren eigenen Mitschuldigen gefürchtet; denn selbst die lasterhafteste Natur schaudert vor einem Morde, der mit kaltem Blute begangen wird. Herr Frégier bemerkt, daß solche Ungeheuer schon mit stolzem Selbstgefühl vor Gericht erzählt haben, sie seyen, ohne ihre Tabakspfeife ausgehen zu lassen, bei nächtlicher Weile in die Wohnungen ihrer Opfer eingedrungen, nachdem der Tag theils unter Bachanalien, theils unter den schrecklichen Vorbereitungen zu der Missethat vergangen war. Andere haben, ihrem eigenen Geständniß zufolge, am Abende des Tages, an dem sie einen Raubmord begangen, das Theater besucht. Wieder Andere haben ihre schwarzen Thaten durch große Schmausereien gefeiert, bei denen sie mit gräßlichen Scherzreden auf die mit dem gestrigen Morde verknüpften Umstände anspielten. Die kaltblütige, systematische Disposition zum Morde ist der wahre Zenith der Schurkerei, sie findet sich zwar immer nur in wenigen entmenschten Scheusalen: diese Wenigen aber sind Zöglinge des antisocialen Propagandismus, der in Gefängnissen sich organisirt, — eines Propagandismus, der seine Lehrer, seine Ueberlieferungen, ja sogar seine ehrenden Auszeichnungen hat!

Schweden.

Schwedische Miscellen.

I. Das Dalbergsche Manuskript.

Der in Schweden vor zwanzig Jahren verstorbene Bergrat[h] Dalberg vermachte dem Gymnasium zu Linköping seine ganze seh[r] zahlreiche Bibliothek und gleichzeitig ein Manuskript, welches er[st] nach einer gewissen Reihe von Jahren eröffnet werden sollte. Di[e] Eröffnung hat in diesem Jahre stattgefunden. Es bestehen die Papiere in vier verschiedenen Bogen, wovon der eine vom 30. März 1799, der andere vom Februar 1816, der dritte ohne Datum un[d] der vierte vom Juni 1818 datirt ist; sie enthalten einige Mittheilungen über Gustav's III. Leben und die unter seiner Regierung stattfindenden Verhältnisse, ohne daß jedoch Data sich vorfinden, welche von sehr großem Interesse wären. Dalberg war lange Zeit Leibarzt Gustav's III., und obgleich zur Zeit der Krankheit des Königs schon seit längerer Zeit vom Dienste zurückgezogen, wurde er doch auf Verlangen des Monarchen berufen, um seine Meinung über den Zustand des Kranken zu vernehmen. Es hat daher Wunder genommen, daß ein Mann, der in solcher Stellung war, nicht mehr Aufschlüsse über die damaligen Verhältnisse aufgezeichnet hat; allein man will aus den hinterlassenen Papieren ersehen haben, daß ein viel größeres Manuskript über die damalige Zeit von Dalberg den Flammen übergeben worden ist, aus Furcht vor den Nachforschungen der nächstfolgenden Regierung. In wenigen Worten lassen sich diese biographischen Mittheilungen über Gustav's III. Leben dahin zusammenfassen, daß nach der Ansicht des Verfassers die ausgezeichneten geistigen Eigenschaften dieses Monarchen bei weitem diejenigen des Charakters übertrafen.

II. Gustav Adolph's Psalm, gesungen vor der Schlacht bei Lützen.

(Im Original befindlich in der Bibliothek des Grafen de la Gardie zu Lö[berod] in der Provinz Schonen.)

Verzage nicht, o Häuflein klein!
Obschon die Feinde Willens seyn,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angst und bang; —
Es wird nicht lange währen.
Getröste dich, daß deine Sach
Ist Gottes, dem befiehl die Rach
Und laß nur Ihn schlicht walten. —
Er wird durch seinen Gideon,
Den Er wohl weiß, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten;
So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was dem thut anhangen
Zuletzt doch werden Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott;
Den Sieg wollen wir erlangen.

Edt.

Mannigfaltiges.

— Appenzell und Aegypten. Ein Schweizer, Herr Titus Tobler, hat eine „Lustreise ins Morgenland" in zwei Bänden (Zürich, 1839) herausgegeben, worin er seinen ziemlich kurzen Aufenthalt in Aegypten und Palästina lang und ausführlich beschreibt. Ein Kritiker sagt darüber in den Annales des Voyages: „Das, was der Verfasser über jene Länder berichtet, mag für den Kanton Appenzell, in welchem Herr Titus Tobler wohnt, eben so neu als interessant seyn; die ganze übrige Welt hat dies jedoch schon in anderen Büchern früher und viel besser gelesen."

— Amerika und Aegypten. In der Untersuchung über den Ursprung der Alterthümer Amerika's (An inquiry into the origin of the antiquities of America), die Herr John Delafield jun. in New-York herausgegeben, wird unter anderen Seltsamkeiten auch behauptet, daß die Amerikaner Nachkommen der Aegypter seyn, welche — den Israeliten durch das Rothe Meer gefolgt; allerdings nicht derjenigen, welche darin ertrunken sind, aber doch eines Theils, der glücklich mit hinüber gekommen und der nun, da er den Israeliten sich nicht anschließen mochte, den Weg ins Weite gesucht habe und auf diese Weise nach Amerika gekommen sey. Herr Delafield jun. findet den Beweis dafür in dem Namen einer alten Peruanischen Gottheit „Pascha-Kamac", was augenscheinlich an den Aegyptischen Pascha erinnere, eine Aufmerksamkeit, für die Mehmed Ali dem Herrn Delafield jun. mindestens den Titel eines Bey ertheilen sollte. Wir würden solche Abgeschmacktheiten von Seiten eines Mannes, der sich einen Amerikanischen Gelehrten und Mitglied des Kollegiums von Kenyon im Staate Ohio nennt, für ganz unmöglich halten, wenn uns nicht der Französische Bibliophile, Herr Ternaux-Compans, dem wir die Herausgabe einer schätzbaren Sammlung älterer Reisebeschreibungen Amerika's verdanken, die Stellen aus dem Buche des Herrn Delafield jun., in welchem diese Raritäten vorkommen, wörtlich citirte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Freitag den 8. Mai 1840.

Nord-Amerika.

Die Sagen und Traditionen der Indianer.

Vor mehreren Jahren bildete sich in Amerika eine Gesellschaft in der Absicht, Materialien zur Erkenntniß Indianischen Lebens und Geistes zu sammeln und in angemessener Form herauszugeben. Die erste Anregung zu dieser Gesellschaft ging von Herrn Schoolcraft aus, der auch an die Spitze derselben gestellt ward und den Namen „Algische", unter welchem sie bekannt war, in Vorschlag gebracht hat, eine Benennung, die von demselben Indianischen Wort gebildet ist, von welchem Alleghany stammt und welches zur Bezeichnung der großen Völker-Familie dient, die sich um das Jahr 1600 längs des Atlantischen Meers zwischen Pamlico-Sund und dem Golf des Lorenz-Stroms ausbreitete. Die Resultate der Forschungen dieser Gesellschaft oder vielmehr des Herrn Schoolcraft, welcher am meisten, ja fast allein für die Zwecke derselben gewirkt hat, sollen in einem größeren Werk herausgegeben werden unter dem Titel: „Algische Forschungen, oder Mittheilungen über das Leben und den Geist der Nord-Amerikanischen Indianer", wovon zwei Bände kürzlich erschienen sind. In den „Allgemeinen Bemerkungen", welche diesen Bänden vorangeschickt sind, bemerkt Herr Schoolcraft, er habe „Materialien zu Mittheilungen über die mündlichen Traditionen der Indianer, sowohl die historischen, als die mährchenhaften, ferner über ihre Hieroglyphik, Musik und Poesie, und endlich über die Beschaffenheit und den Geist ihrer Sprachen." Von diesen Materialien hat er vorläufig die „mündlichen Erzählungen" zur Herausgabe ausgewählt, und diese bilden nun die „Erste Reihe" seiner „Algischen Forschungen". Das Erscheinen der zweiten Reihe wird, wie Herr Schoolcraft bemerkt, hauptsächlich von dem Interesse des Publikums an dem Gegenstand abhängen, so wie auch von der zur Sichtung und Prüfung einer Masse von Original-Papieren, die er seit zwanzig Jahren darüber gesammelt, erforderlichen Kraft und Muße. Was jenes Interesse betrifft, so kann es dem Unternehmen nicht fehlen. Wir können nicht glauben, daß Lauigkeit oder Mangel an gehöriger Aufmunterung von Seiten des lesenden Publikums sich die Gelegenheit entgehen lassen wird, so werthvolle Belehrung über die „Mythologie, die Vorstellungen und die geistige Eigenthümlichkeit" der Indianer zu bekommen.

Jeder, der auch nur eine geringe Bekanntschaft mit den Indianern gehabt hat, wird wissen, daß sie gegen die meisten Weißen, und zwar gegen alle, mit denen sie nicht durch langen Verkehr näher vertraut geworden sind, die strengste Zurückhaltung zeigen. Flüchtige Beobachter, wie gewöhnlich Reisende sind, sehen wenig außer jener angenommenen Hülle, die den Zweck hat, zu verbergen, ja wohl gar irre zu führen. Je größer die Neugier ist, die an sie herantritt, desto undurchdringlicher wird diese Hülle. Daher bekommen solche Leute nur die Oberfläche zu sehen, während sie über alles Tieferliegende nur Vermuthungen aufstellen können. Diese Vermuthungen waren, wie sich erwarten ließ, grundlos und widersprechend. Doch waren sie Alles, oder fast Alles, was wir hatten. Auch war kaum zu erwarten, daß ein Mann von Bildung und Einsicht es über sich gewinnen könne, eine Reihe von Jahren unter den Indianern auf vertrauterem Fuße mit ihnen zu leben, um so in das, was dem Fremden verschlossen ist, allmälig tiefer einzudringen. Das Opfer schien von der Art, wie es Wenige zu bringen geneigt seyn möchten. Herr Schoolcraft war in dieser Lage. Nachdem er erst die Länder der Indianer nach verschiedenen Richtungen durchreist, beschloß er nach der Rückkehr von diesen Reisen im Jahre 1820, sich an der Gränze der Nordwestlichen Ansiedlungen niederzulassen, von wo aus er das Gebiet, das die kurze Dauer einer Sommertour ihm nur flüchtig zu betrachten erlaubt hatte, mit Muße überschauen konnte und wo er zugleich den Indianer selbst in allen Modificationen seines Lebens und Charakters beständig vor Augen hatte. Zu dem Ende ließ er sich von dem Regierungs-Departement für die Indianischen Angelegenheiten über einen bedeutenden Flächenraum als Ober-Aufseher über die Indianer anstellen, ein Amt, das mit der Zeit zu jenem vertrauten Verhältniß führen mußte, wie es den Absichten einer gelehrten Neugier so förderlich ist. Aber dies war nicht der Hauptvortheil, dessen sich Herr Schoolcraft erfreute. Hierin hätte er vor vielen seiner Zeitgenossen oder Vorgänger nichts voraus gehabt, wenn man von seiner literarischen Bildung absieht. An seinem offiziellen Aufenthaltsort fand Herr Schoolcraft einen Irländischen Herrn, welcher, früh von dem Verlangen nach Abenteuern getrieben, sein Vaterland verlassen hatte, um auf den Pelzhandel auszugehen, ein Gewerbe, welches damals besonders lockend war für Alle, welche die Liebe zu neuen Unternehmungen, so wie die Hoffnung, schnell reich zu werden, nach Amerika trieb. Herr Johnson hatte sich noch als junger Mann an jenem Ort als Pelzhändler niedergelassen, von wo aus er zu geeigneter Jahreszeit Ausflüge in die Gegenden des Obersee's machte. So ward er mit einem der bedeutendsten Häupttinge jener Gegend bekannt, dessen Tochter er heirathete. Die älteste Tochter aus dieser Ehe wurde in einem angemessenen Alter von ihrem Vater, um daselbst erzogen zu werden, nach Irland gebracht, wo sie freundliche und nützliche Annehmerinnen an mehreren Damen von Range fand, die es sich zum Vergnügen machten, die Wirkung der Kultur auf eine exotische Pflanze aus so weiter Ferne zu beobachten. Wenige Jahre nach ihrer Rückkehr in die Heimat ward sie die Gattin des Herrn Schoolcraft.

Dieser Umstand ist wichtig, da er viel dazu beigetragen hat, Herrn Schoolcraft zu dem Unternehmen, das er vorhat, geeigneter zu machen, als jeden Anderen. Mistreß Schoolcraft ward eine sehr eifrige und nützliche Gehülfin ihres Gatten bei seinen Forschungen und Beobachtungen. Mit der geschickten Handhabung der Muttersprache ihres Vaters verband sie die gründliche Kenntniß der ihrer Mutter. Durch sie wurden die Indianer oder ein auserwählter Theil derselben als Verwandte in das Haus des Regierungs-Agenten gezogen und warfen als solche jene strenge Zurückhaltung ab, die ihnen bei den meisten Verbindungen mit den Weißen eigen ist. Verwandtschaft bahnte den Weg zur Vertraulichkeit.

Unter diesen Umständen hat Herr Schoolcraft die Sammlungen zu Stande gebracht, denen die jetzt herausgegebenen Erzählungen entnommen sind, und die ihm Mittel an die Hand geben, ihre Hieroglyphik, Musik und Poesie zu beleuchten, drei Quellen, die gewiß viel Licht auf den Geist, den Geschmack und die Geschichte eines kindlichen Volks werfen müssen. Herr Schoolcraft merkte bald in der ersten Zeit seines Aufenthaltes unter den Indianern die Wichtigkeit der mündlichen Ueberlieferungen für die Erkenntniß ihres Geistes, und unterstützt von der Mitwirkung, die seine häuslichen Verhältnisse ihm darboten, fing er an, sowohl diejenigen, deren er durch Zufall theilhaftig ward, als die, welche man durch geschickte, freundliche Neugier von den gelegentlichen Gästen seines Hauses herauslockte, zu sammeln. Beim Vorrücken in dieser Arbeit sah er, daß die Aerndte die Mühe des Sammelns vollauf belohnen würde, daß er ein Bild eben sowohl von der Vergangenheit, als von der Gegenwart entfalte, daß er neben den lebendigen Schilderungen von Sitten, abergläubischen Gebräuchen und übernatürlichen Kräften, wie sie die Schicksale von Individuen, Familien und Stämmen bestimmen, auch einen Blick in physische, moralische und nationale Umwälzungen bekomme, von deren Bedeutung die Erzähler selbst wahrscheinlich nur einen sehr mangelhaften oder gar keinen Begriff hatten. Ein ungebildetes Volk, das keine Urkunden, keine Literatur, keine äußerlich sichtbare Denkmäler besitzt, bewahrt die Erinnerung an wichtige Ereignisse, mögen sie nun eine Person, oder einen Ort, oder die Gesammtheit des Volkes betreffen, durch Tradition, das heißt durch Geschichten, Erzählungen, Sagen, die sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzen und zwar immer in Form und Ausdruck sich verändern, aber dem Gehalt nach dieselben bleiben.

Herr Schoolcraft bemerkt, er habe gefunden, daß die, deren Beruf es ist, Mährchen zu erzählen, auch die offiziellen Aufbewahrer historischer Traditionen waren. Daher wird oft Geschichte und Sage bunt durch einander gemengt, wobei natürlich die Marksteine der ersteren in der Verwirrung verloren gehen. Aber er findet ein eigenthümliches Gepräge an ihnen, mögen sie nun historisch, mythologisch, sagenhaft und phantastisch oder alles dies zusammen seyn, das ihre Aehnlichkeit erkennen läßt, wo und von welchem Stamm man sie auch hören mag. Allerdings zeigen diejenigen Geschichten, die von verschiedenen Stämmen kommen, eine Menge ähnlicher Züge, die für einen gemeinschaftlichen Ursprung zeugen. Dieser Umstand wirft viel Licht auf die Frage über die Verwandtschaft der Stämme unter einander und ihre Gliederung in Familien oder Klassen, in welche die vielen Unterabtheilungen und Besonderheiten aufgehen. In dieser Hinsicht haben diese Geschichten einen hohen Werth, und damit dieser Werth durch keine äußere Ausschmückung oder einen Versuch, daran zu bessern, leide, sind sie alle so gelassen worden, wie man sie fand, indem gerade ihre Mängel, das Wilde und Unzusammenhängende, das man oft an ihnen bemerkt, und der empörende Charakter einzelner Vorfälle Zeichen ihrer Echtheit abgeben.

Diese Geschichten sind gewiß meist älteren Ursprungs, da sie fast überall eine Unbekanntschaft mit neueren Künsten und Begebenheiten verrathen. Mit wenigen Ausnahmen, enthalten sie auch nicht Eine Anspielung auf Verbesserungen, welche von den Weißen herkommen. Sie gehören der Zeit der Pfeilspitzen von Kiesel, der irdenen Töpfe und der Kleider von Thierfellen an. Die Natur bleibt darin unberührt; nicht ein Baum wird umgehauen. Von Taback und Mais ist fortwährend die Rede darin, zwei Pflanzen, die bekanntlich in der neuen Welt vor ihrer Entdeckung durch Kolumbus zu Hause waren. Merkwürdig ist es, daß der wilde Reis gar nicht darin erwähnt wird, eine Frucht in gewissen Gegenden des Nordwestens, die für die Indianer, welche die Gewässer, an denen sie wächst, besuchen, von unberechenbarer Wichtigkeit ist. Dieses Stillschweigen, verbunden mit anderen Umständen, die für einen höheren und mehr nordwestlichen Ursprung der Hauptgeschichten sprechen, kann vielleicht später zu interessanten Speculationen führen über die Wanderungen der Indianer oder über die Tendenz von Nordwesten nach Südosten, die gewiß in der Geschichte aller Stämme, die jetzt an den Oberen Seen wohnen, vorherrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Camisards in ihrem Lager.

(Schluß.)

Ein neuer Umstand trat ein, um die Wuth der Insurgenten gegen Cavalier zu vermehren. Roland kam; seine Züge drückten die größte Angst aus. „Brüder", rief er, „ich ging in Cavalier's Lager; einer von Ephraim's Leuten, der sein Pferd am Fuße des Engpasses hält, sagte mir, ihr seyed hier versammelt. Die Königlichen Truppen haben Saint-Ambroise, Barjac und den Brückenkopf des Are inne." Als er dann Cavalier sah, näherte er sich ihm und rief mit zerschmetterndem Ton und Blick: — „Kain, was hast Du mit Deinem Bruder gemacht? Wir hatten Dir unsere Vertheidigung anvertraut; wir verließen uns auf Dich. Jeden Tag antwortetest Du unseren Boten: Warte! Also um zu warten, haben uns die Babylonier, denen Du uns gewiß verkauft hast, von allen Seiten eingeschlossen? Wie theuer haben sie Dir unser Blut bezahlt? Verräther! Verräther! Verräther! sey dreimal verwünscht!"

Cavalier, der diesen erdrückenden Vorwürfen nichts als Schweigen entgegenstellte und mit gesenkter Stirn, die Arme auf der Brust gekreuzt, finster, unbeweglich dastand, schien durch diese Verbindung unglücklicher Umstände ganz demoralisirt: es war, als ob er, in dem Bewußtseyn, den sicheren Untergang der protestantischen Armee herbeigeführt zu haben, mit verzweifelter Ruhe sich darein ergäbe, ohne Flehen um Gnade oder Mitleid die furchtbaren Strafen für den Verrath, dessen man ihn beschuldigte, zu bestehen. Bald kamen neue Boten, welche diese schreckliche Nachrichten bestätigten und den genauesten Bericht über die Stellungen, die Anzahl, den Marsch der von Marschall Villars in Person kommandirten Streitkräfte brachten. Andere Camisards meldeten, daß auch große Truppenbewegungen in Rouergue und Vivarais stattgefunden, um den Aufstand, der beim geringsten Erfolg der Camisards auszubrechen drohte und ihnen dann einen mächtigen Stützpunkt gegeben hätte, im Keim zu unterdrücken.

Ephraim, Dü Serre und Roland, ohne große strategische Kenntnisse zu haben, kannten doch die äußere Gestalt des Landes zu gut, um nicht einzusehen, daß die Insurgenten, sobald sie auf die Defensive beschränkt, von allen Seiten eingeschlossen und von den Provinzen, auf deren Hülfe sie rechneten, abgeschnitten seyen, bald erliegen müßten. In den Augen Aller war Cavalier allein verantwortlich für die Ereignisse, welche die Lage der Dinge so plötzlich verändert. Die unbewegliche düstere Miene des jungen Camisard, der nicht ein Wort zu seiner Vertheidigung fand, steigerte noch die Erbitterung der anderen Führer gegen ihn. — „Aber um Gotteswillen", rief Dü Serre, ihn heftig am Arm schüttelnd, „antworte, erkläre Dich doch. Kannst Du das Uebel, das Du uns angethan, wieder gut machen? oder hat der Herr, mit Recht über Dein Verbrechen ergrimmt, Dir seinen Geist entzogen?" Cavalier antwortete nicht; er warf einen zerstreuten Blick auf Dü Serre, als ob das, was um ihn vorging, ihn nichts anginge. Erbittert über diese feige Niedergeschlagenheit oder diese vornehme Sorglosigkeit stießen die Camisards Drohungen aus. In ihren Augen hatte Cavalier, von der Hand des Herrn getroffen, seinen Verstand verloren. Diese Offenbarung des göttlichen Zorns gab ihn der gerechten Rache seiner Brüder preis. — „Der heilige Geist hat sich von ihm gewandt; ich verlange, daß er sterbe", sagte Ephraim. — „Er sterbe!" sagte Roland nach kurzem Bedenken. — „Und doch war er unser bester Hauptmann", rief Dü Serre, der Cavalier's Feldherrn-Genie in seinem ganzen Werth kannte. „Vor seiner unbegreiflichen Verrätherei hatte der Herr ihn fortwährend mit seinem Geist erfüllt. Wenn er seinen Feldzugsplan ausgeführt, so konnten wir sicher auf den Sieg rechnen, wir konnten unseren Feinden Gesetze diktiren. Jetzt sind wir in einer verzweifelten Lage und haben mit einer zahlreichen, gut disziplinirten und von einem geschickten General angeführten Armee zu kämpfen." — „Und hat uns je der Beistand Gottes gefehlt?" rief Ephraim mit Unwillen. Die Krieger des Herrn, sind sie denn Weiber? Ihre blutigen Schwerter, sind sie nur Schilfrohr? Ist die Armee des Herrn ein Mückenhaufen, den ein Hauch zerstreuen kann? Werden die Moabiter die, welchen Gott seine Kraft giebt, so leicht besiegen können? „„Werden sie mit einer Angel den Leviathan aus dem Wasser ziehen? Werden sie mit ihm spielen, wie mit einem Sperling? Werden sie ihn anbinden, daß er ihren Kindern als Spielwerk diene? Sie sollen die Hand an ihn legen, wenn sie es wagen! sie sollen es versuchen, ihm den Mund zu öffnen, und ihm das Gebiß anzulegen! Der Schrecken umgiebt seine Zähne."" Weil ein treuloser Schnitter fehlt, wird die Aerndte ungemäht bleiben? Der Herr hat seinen Geist von diesem Verräther genommen, er wird einen anderen von unseren Brüdern erleuchten, die Sache Gottes ist unüberwindlich. Vor Allem", fügte er hinzu, auf Cavalier zeigend, „muß das Blut von Israels Sündenbock fließen, sein Blut muß dem Herrn angenehm seyn." — „Ja, ja, er sterbe, er hat uns im Stich gelassen, er hat uns verrathen", schrieen die Camisards.

Isabeau, deren Angst während dieser Scene immer höher gestiegen war und die den Grund von Cavalier's hartnäckigem Schweigen nicht begreifen konnte, warf sich zu Dü Serre's Füßen, um Gnade flehend. In diesem Moment ging eine große Veränderung in der Haltung des jungen Cevenners vor; er richtete stolz das Haupt empor, sein Blick ward wieder strahlend, seine Miene gebieterisch. — „Er erwacht endlich", rief Ephraim; „dieser Schurke wird wenigstens das Bewußtseyn der Strafe haben, die sein Verrath verdient." — „Wer spricht hier von Schurken? wer spricht hier von Verrath?" sagte Cavalier mit lauter, drohender Stimme, und bei jeder dieser Fragen näherte er sich mit entschlossenem Schritt den anderen Führern. Bei jedem Schritt schien er noch einmal so groß zu werden. Als er bei Roland, Ephraim und Dü Serre stand, maß er sie mit verächtlichem Blick; er beherrschte sie mit der ganzen Höhe seines Geistes.

Einen Augenblick waren die drei Führer unwillkürlich von der achtunggebietenden, fast begeisterten Miene Cavalier's überrascht; aber bald schämten sie sich dieser Schwäche. — „Ja, Du bist ein Schurke, Du bist ein Verräther und verdienst den Tod, weil die Königlichen Truppen die Diözese von Nimes inne haben und sie, durch Deine Schuld, uns in den Bergen einschließen", rief Ephraim. — „Du bist ein Schurke, Du bist ein Verräther und verdienst den Tod, weil die Philister in Boncoiran, in Trèviès lagern und uns in den Bergen einschließen", sagte Roland.

Statt, wie die anderen Führer geglaubt hatten, von Verzweiflung überwältigt zu seyn, hatte Cavalier mit jener den großen Feldherren eigenen Raschheit der Auffassung sich mit einem kühnen Feldzugsplan beschäftigt, der, gut ausgeführt, die Camisards aus ihrer verzweifelten Lage retten mußte. Als er daher, aus dem tiefen Sinnen, das ihn beschäftigt, erwachend, hörte, wie Ephraim ihn des Verraths beschuldigte, kreuzte er die Arme mit einer Geberde voll Kühnheit und Verachtung. Ohne diese Beschuldigungen einer Antwort zu würdigen, sagte er mit einer Stimme, so ruhig, als hätte er in einem Kriegsrath mitten in seinem Lager den Vorsitz geführt: — „Ich muß noch genaueren Bericht über die Stellung der Königlichen Truppen haben. Diejenigen unserer Brüder, welche der Armee begegnet sind, mögen mir antworten." Die drei Führer sahen einander an und konnten vor Erstaunen über Cavalier's Sicherheit kein Wort sprechen. — „Bruder Cavalier", sagte ein Camisard, „ich komme aus Montpellier. Ich habe die Vorposten der Königlichen Truppen auf den Höhen von Trèviès gesehen; sie haben den Bach von Genevour zur Linken und die Wälder von Asges zur Rechten." — „Wie viel sind ihrer?" fragte Cavalier. — „Es sind ungefähr sechstausend Mann", antwortete der Camisard. — „Gut", sagte Cavalier mit dem größten Gleichmuth; dann, sich an einen Anderen wendend, fragte er: „Welches ist die Stellung der Truppen, die Barjac besetzt halten?" — „Bruder, sie dehnen sich von der Ar-Brücke bis Barjac aus." — „Haben sie viel Kavallerie?" — „Drei Regimenter, Bruder, und viertausend Mann Infanterie." — „Du mußtest nach Barjac über den Thalweg von Ventalou; hast Du da einen Posten auf der Höhe gesehen?" — „Nein, Bruder, keinen; die letzten Vorposten sind im Thale." — „Gut", sagte Cavalier und wandte sich an einen Dritten: „Woher kommst Du?" — „Von dem Ufer des Hérault, Bruder." — „Hast Du da einen Posten gesehen?" — „Ich ging längs dem Ufer des Flusses von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang; Bruder, ich habe keine Truppe getroffen." — „Sehr gut", sagte Cavalier mit derselben Kälte, während die drei Führer, von der Ruhe und dem Ton der Worte Cavalier's ganz verdutzt, dastanden. Dann fuhr der junge Camisard, seine Worte mit feierlicher Geberde begleitend, in gebieterischem Tone fort: — „Bruder Ephraim, kehre in Dein Lager zurück, bewaffne Deine Leute; die Hälfte derselben wird den Eingang der beiden Päße von Mas-Rasbinals und Beyacl besetzen. Daselbst werden sie sich eher bis auf den letzten Mann tödten, als den Feind passiren lassen. Die andere Hälfte wird sich zum Marsch bereit halten. Siehst Du in dieser Nacht um zwei Uhr ein Feuer auf dem Gipfel dieses Plateau, so wirst Du in aller Eil an das Ufer des Hérault marschiren, nach dem Gehölz von Roquedur, an die Stelle, wo der Fluß am reißendsten ist. Deine Holzhacker werden mit ihren Aexten, Deine Bergbewohner mit Stricken versehen seyn; in einer Stunde müssen sie eine Anzahl Fichten gefällt und ein Floß zu Stande gebracht haben, auf welchem Du und Deine Leute über den Fluß setzen werden. Bist Du drüben, so legst Du Deine Truppen hinter den Höhen, welche dort den Hérault einschließen, in Hinterhalt. Da wirst Du neue Befehle abwarten, die Du eben so pünktlich ausführen wirst, als die ersten."

Ephraim glaubte zu träumen, er sah die anderen Führer an, gleichsam um sie zu Zeugen der Frechheit Cavalier's zu nehmen, dieses Verräthers, der im Ton des Herrn sprach, und rief in seinem Unwillen: — „Seit wann wagt das schlechte Schakal zum Löwen zu sagen: gehorche! seit wann?" Cavalier aber, mit einer unwiderstehlichen Gewalt in Stimme und Blick ihn unterbrechend, fuhr fort, immer noch zu dem Förster gewandt: „Siehst Du aber um zwei Uhr kein Feuer auf diesem Berge, dann wirst Du um vier Uhr de

Morgens zwei Feuer auf dem Gipfel des Berges Esperon sehen; dann gehst Du mit den Deinigen, statt an das Ufer des Hérault, in aller Eil nach Ganges und bemächtigst Dich dieses Fleckens. Er wird von dem Königlichen Franche-Comté-Regiment vertheidigt; doch Deine Leute sind tapfer. In Ganges wirst Du neue Befehle empfangen." — „Du wagst zu befehlen!" rief der Förster, mit dem Fuße heftig aufstampfend; „aber weißt Du ...." — „Ich weiß", sagte Cavalier, Ephraim mit donnernder Stimme unterbrechend und mit begeistertem Blick die Augen zum Himmel erhebend, „ich weiß, daß in diesem Augenblick der Geist des Herrn mich erleuchtet und zu mir spricht, ich höre ihn, er ist bei mir wie ein unüberwindlicher Krieger. Darum werden die, die mich verfolgen, fallen und mit ewiger Schmach bedeckt seyn." Und er fügte hinzu mit schwärmerischem Blick: „Ja, ich bin der Hammer, dessen sich der Herr bedienen wird, um die Pfeile und die Waffen zu zerbrechen, um die Nationen zu zerbrechen und die Königreiche, um die Pferde und die Krieger zu zerbrechen, um die Streitwagen zu zerbrechen und die, welche darauf sitzen."

Seine Begeisterung schien so natürlich, so prophetisch, seine früheren Siege gaben seinen Worten so viel Kraft, er war so unbekümmert um die schweren Fehler, deren Entschuldigung er verschmähte, er schien des Gelingens seiner neuen Pläne, bei welchen die anderen Führer nur die Rolle passiver Werkzeuge spielen sollten, so gewiß, daß Roland, Dû Serre und Ephraim selbst ihm ruhig zuhörten und die übrigen Camisards ihn mit eben so viel Furcht als Achtung zu betrachten anfingen.

„Du, Bruder Roland", fuhr Cavalier fort, „wirst Dich sofort in Dein Lager auf den Bergen der Lozère begeben; Du wirst Deine Leute sammeln und beim Dèze-Gipfel zu mir stoßen." — „Aber", sagte Roland, „die Königlichen Truppen, die von Barsac bis Trèvies aufgestellt sind, halten den Thalweg des Dèze-Berges besetzt; kaum würden alle unsere Leute zusammen im Stande seyn, die Passage mit Gewalt zu erzwingen. Was soll ich mit meinen Camisards machen? Doch wenn ihr Blut und das meinige der Sache des Herrn dienen können und Bruder Ephraim und Bruder Dû Serre wie Du sprechen, will ich gehorchen. Ich will versuchen, die feindliche Armee zu durchbrechen. Geht, wohin Gott euch schickt, sagt der Prophet." — „Du brauchst ja auch nicht", entgegnete Cavalier", über den Thalweg auf den Dèze-Berg zu kommen." — „Es giebt keine andere Straße", sagte Roland verwundert. — „Die leichte Gemse erklimmt die Gipfel, die der plumpe Stier nie erreichen wird. Du wirst über die Abhänge des Bentalou gehen. Deine Soldaten werden die Hälfte des Weges auf den Knieen zurücklegen, indem sie über die Abgründe hinwegkriechen, und sie werden den schmalen Gipfel der steilen Felsen erreichen, welche den Strom von Bedoës überwölben. Ist dieser gefährliche Weg zurückgelegt, so seyd ihr in zwei Stunden bei mir auf dem Dèze-Berge.

„Ich habe es schon gesagt, Bruder; mein Leben gehört dem Herrn, ich habe nie vor einer Gefahr zurückgebebt", erwiederte Roland, „aber was Du befiehlst, ist unmöglich, es ist keinem Menschen möglich, von Genouillac nach dem Dèze-Berg über die Abhänge des Bentalou zu kommen. Jeder Mann im Lande kennt das Sprüchwort: ‚Die Todten werden reden, wenn der Fuß des Menschen den Bentalou betritt." — „Bruder, das Sprüchwort ist falsch. Ich und Joas haben ihn passirt", sagte Cavalier ruhig, indem er auf einen Camisard wies, der eben hinzugekommen war. — „Es ist wahr", sagte der Camisard; „ich und der Bruder Cavalier haben diesen Weg gemacht, und Bruder Cavalier hat die Worte: „Ehre dem Höchsten!" mit der Spitze eines Messers auf den Gipfel des Puch-les-Fau eingegraben. Ehe man diesen Gipfel erreicht, wird der Steg auf einem Raum von vierzig Fuß so eng, daß man kaum Platz hat, die Fußspitze hinzusetzen; über sich hat man eine Granitmauer, an deren Spalten man sich anzuhalten sucht, um einen Stützpunkt zu finden, und unter sich den Strom Bedoës in solcher Tiefe, daß er kaum wie ein Silberfaden erscheint. Beim geringsten Schwindel ist man verloren." — „Du siehst also, Bruder, daß man über die Abhänge des Bentalou auf den Dèze-Berg kommen kann", sagte Cavalier zu Roland. — „Es ist wahr", sagte dieser mit heroischer Einfachheit; „ich wußte es nicht." — „Was Einer thut", sagte Cavalier, „können Dreitausend thun. Du wirst also den Bentalou mit Deinen Leuten passiren und auf dem Dèze-Berg zu mir stoßen." — „Ich werde mit Tagesanbruch da seyn", sagte Roland.

„Brüder!" rief Cavalier mit feierlicher Stimme, „ehe wir gegen den Feind ziehen, geben wir dem Herrn die Ehre." Und der Cevenner stimmte mit Macht den 68sten Psalm an, dessen Worte eine so treffende Anspielung auf die damalige Lage der Camisards enthielten:

Ich darf zum Herrn der Herrn nur flehen,
Er höret mich auf seinem Thron;
Er ist mein Gott, was kann geschehen
Mir von des Staubes schwachem Sohn?

Fortgerissen durch sein Beispiel, fielen die Camisards ein und wiederholten im Chor die letzten Verse des Psalms:

Mir hat der Gott der Himmelsschaaren
Versprochen seinen mächt'gen Schutz;
Er zürnt, und siehe! sie zerfahren,
Gebändigt ist der Feinde Trutz.

Sodann schloß Cavalier mit folgendem Vers, den er mit großer Kraft betonte:

Schon hatten sie in wildem Grimme
Von allen Seiten mich umdräut,
Zu Gott erhob ich meine Stimme,
Im Nu war ihre Macht zerstreut.

Endlich rief er, ohne den übrigen Führern Zeit zum Ueberlegen zu geben: — „Bruder Ephraim, denke an die Feuer des Berges. Bruder Roland, denke an den Dèze-Berg. Morgen wird der Berg Zion frei, und die Philister werden zerstreut seyn."

Nach diesen Worten sprang Cavalier auf das Pferd Hoff-in-Gott's und verschwand in den Tiefen des Engpasses.

Eugène Sue.

Josephine und der Taschenspieler Marec.

In der ersten Zeit des Konsulats, als Bonaparte wirklich Cäsar war, d. h. unumschränkter Herr in einem Staate, der noch den Namen der Republik führte, verließen er und seine Gemahlin häufig Paris, um einige Stunden in Malmaison zuzubringen.

Eines Abends speiste Josephine fast ganz allein in Malmaison, als in dem Augenblicke, wo man den Nachtisch auftrug, ein Mann bei ihr eingeführt wurde, der ungefähr 50 Jahre alt seyn mochte. Derselbe trug einen kleinen Tisch herbei, welchen er vor Josephinen hinsetzte und über welchen er einen abgenutzten Teppich ausbreitete. Als diese Vorbereitungen getroffen waren, zog der Unbekannte aus einer Tasche drei zinnerne Becher hervor, mit denen er allerlei Taschenspielerstückchen begann. Die Kugeln vervielfältigten sich unter seinen Fingern und bildeten nach seinem Winke allerlei Figuren, bis sie im Nu wieder verschwanden. Hierauf berührte er mit seinem Stäbchen von Ebenholz den wunderbaren Becher und sagte: „Madame, Sie dürfen nur einen Wunsch aussprechen. Es thut mir sehr leid, daß Sie Ihr Mahl schon beendet haben; sonst hätte ich Gerichte herbeizaubern können, die heute auf Ihrer Tafel fehlten: die Rothfeder des Mittelländischen Meeres, die Sardelle von Royan oder die kleinen Silberfische, welche in dem Theile der Welt gefischt werden, wo Madame zum Heile Frankreichs geboren ist. Madame, Sie dürfen indeß nur befehlen. Wünschen Sie einen fleckenlosen Diamant oder die Grasemücke der Haine, einen orientalischen Rubin oder eine Nachtigall?"

Der Mann, welcher so den ganzen Reichthum der Natur zu Josephinens Verfügung stellte, schien zu wünschen, daß sie sich für eine Nachtigall entscheiden möge, denn er näherte sein Ohr dem Becher, und es schien fast, als ob er schon die schmelzenden Töne der Sängerin des Frühlings vernähme. Josephine, deren Neigungen indeß sehr einfach waren und die einen Blumenstrauß einem Diamantenstrauße vorzog, wählte weder einen Rubin, noch einen Diamant, noch eine Nachtigall, sondern eine Rose. Kaum war das Wort ihrem Munde entschlüpft, als der Taschenspieler den Becher umstürzte und den erstaunten Zuschauern eine Rose zeigte, die sich anmuthig auf ihrem Stengel schaukelte und das Gemach mit süßem Dufte erfüllte.

„Mein Gott!" rief Josephine aus; „Sie haben die schönste Rose meines Treibhauses abgeschnitten, die Rose, welche ich morgen Bonaparte schenken wollte, weil sie sich erst in dieser Nacht völlig entfalten wird." — „Entschuldigen Sie, Madame", erwiederte der Taschenspieler höflich; „diese Rose gehört mir, und ich habe die Ehre, sie der Gemahlin des ersten Konsuls zu überreichen; nie würde ich wagen, Hand an die Blumen derselben zu legen; überdies habe ich das Treibhaus gar nicht betreten."

Josephine schickte einen ihrer Bedienten ab, um die Wahrheit dieser Behauptung zu erkunden, und man sagte ihr, daß die Rose, welche sie dem ersten Konsul bestimmt hatte, unverletzt sey. — Josephine, welche leichtgläubig wie eine Kreolin war, konnte ihre Bewunderung nicht bergen. In der That war nichts im Stande, den Mann, der sie so angenehm unterhielt, in Verlegenheit zu setzen. Bald zauberte er aus seiner Tasche einen Schwarm Vögel hervor, welche die Brosamen aufpickten; bald füllte er ein Glas mit Wasser, und wenn er es umstürzte, ergossen sich Blumen ohne Zahl auf die Anwesenden. Als die Bewunderung den höchsten Grad erreicht hatte, faßte Josephine in einen Pompadour, der an ihrem Lehnstuhle hing, um einige Goldstücke daraus hervorzusuchen, als der Taschenspieler sich ihr zu Füßen warf. „Madame", sagte er, „Sie können mich hundertfach für das kleine Vergnügen belohnen, das ich Ihnen bereitet habe, aber nicht mit Gold. — — Eine Gnade, Madame, eine Gnade —" — „Welche?" fragte Josephine. — Da bat der Wundermann sie, einen der Aepfel zu essen, die auf dem Tische lagen. Josephine streckte die Hand nach einem derselben aus und setzte das Messer an mit der Unentschlossenheit einer Frau, die auf ein Wunder gefaßt ist. Sie durchschnitt ihn und fand im Innern desselben eine Bittschrift an den ersten Konsul.

„Madame", sagte der Taschenspieler, „Sie sehen einen Unglücklichen vor sich, der sich in den Streit der Könige gemischt und an den Kriegen gegen die Republik Theil genommen hat. Ich habe in der Vendée mit einer Kokarde gefochten, welche nicht mehr die meines Vaterlandes ist, und als die Partei, der ich diente, besiegt wurde, floh ich, um in der Fremde zu leben. Mein Vaterland hat mich ausgestoßen, mein Name ist von der Liste der Bürger gestrichen und auf die der Emigranten übertragen. Ein Wort aus Ihrem Munde, Madame, kann mich wieder zum Franzosen machen und mich den Meinigen zurückgeben." — Während der Unbekannte diese Bitte an Josephine richtete, prüfte sie mit ihren kleinen Fingern die Frucht, deren Stücke auf ihrem Teller lagen. Die Schale war nirgends verletzt.

„Mein Herr", antwortete sie dem Emigranten, „ich werde thun, was Sie wünschen; der erste Konsul soll Ihre Bittschrift sehen, und Sie mögen sich darauf verlassen, daß ich nichts versäumen werde, was zu Ihren Gunsten geschehen kann." — Der Taschenspieler stand auf, steckte seine Becher in die Tasche, nahm den Tisch unter den Arm, verneigte sich bis zur Erde und entfernte sich. — „Mein Herr", sagte hierauf Josephine zu demjenigen, der ihr den Wundermann

zugeführt hatte, „Sie haben uns eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft. Indeß darf uns dieser Mann nicht verlassen; Napoleon muß seinen Namen von der Liste streichen lassen. Diese Gunst ist Leuten zu Theil geworden, die weniger unterhaltend und weniger nützlich sind. Ich werde diesen Mann berufen lassen, wenn ich eines Wunders bedarf."

Am folgenden Morgen um 6 Uhr frühstückte Bonaparte stehend im Speisesaale zu Malmaison; im Hofe des Schlosses wurde der Wagen angespannt, in welchem er nach Paris zurückfahren wollte, als Josephine eintrat. — „Was hast Du gestern gemacht, Josephine?" fragte Bonaparte; „wer hat Dich besucht?" — „Ich habe mich sehr gut unterhalten; wenn Du heute mit mir zusammen speisen willst, so habe ich Dir eine Ueberraschung aufgespart, die Dir viel Vergnügen machen wird. Dabei fällt mir etwas ein; laß doch diesen Namen von der Emigranten-Liste streichen." — „Ein Chouan!" rief Napoleon aus, nachdem er die Bittschrift gelesen; „einer der fanatischen Anhänger Charette's und Laroche-Jacquelin's; einer von den Leuten, welche noch vor anderthalb Jahren den Armeen der Republik folgten, um die zersprengten Soldaten zu morden und den Sterbenden den Garaus zu machen — — Maree! Maree! der aus England kömmt, der heimlich an unseren Küsten landete, wahrscheinlich um einen schandbaren Plan Pitt's zu vollstrecken. For, mein Freund, hat mir geschrieben, ich möchte vor diesem Elenden auf meiner Hut seyn. Und woher kennst Du ihn? Wo hast Du ihn gesehen?" —

Als Josephine Napoleon so heftig werden sah, fing sie an zu weinen. „O, weine doch nicht", sagte dieser, „sondern antworte mir. Man hat Deine Güte gemißbraucht. Die Verräther haben sich wohl eingebildet, eine Bitte, der Du das Wort führst, könne nicht abgeschlagen werden, und dann würden sie in Paris, unter meinen Augen, ihr freventliches Spiel begonnen haben. Fouché hat ganz recht; diese Menschen sind unverbesserlich." — „Ich kenne ihn nicht", versetzte Josephine; „werde nur nicht ärgerlich. Zerreiße die Bittschrift, und wir wollen nicht mehr davon sprechen; wenn Du wüßtest, wie sie mir zugekommen ist." — „Das möchte ich eben wissen", sagte Bonaparte. Josephine erzählte ihm, wie der Bittsteller zu ihr gelangt und was für Wunder er unter ihren Augen vollbracht. „Und solchen Leuten", sagte Napoleon, „öffnest Du Deine Thüren? Taschenspielern und Gauklern, die der Frau des ersten Konsuls Sand in die Augen zu streuen suchen, da sie diesen nicht haben täuschen können. Wie kindisch bist Du doch, Josephine! Durch Taschenspielereien lässest Du Dich blenden." Mit diesen Worten näherte er sich dem Buffet und nahm aus einem Korbe einen Apfel. „Sieh", sagte Josephine, „in einem solchen Apfel habe ich die Bittschrift gefunden. Diese sind alle Tage auf meiner Tafel, und der Zufall hat allein meine Wahl geleitet." — Bonaparte zuckte die Schultern und zerschnitt einen Apfel. Derselbe barg eine Bittschrift in sich. Nicht minder die anderen. Bonaparte zeigte nun Josephinen, auf welche geschickte Weise man die Kerne aus den Aepfeln herausgeholt und ihren Platz durch ein zusammengerolltes Papier ausgefüllt habe. — „Es konnte diesem Manne nicht mißlingen", sagte er dann; „Du mochtest wählen, wie Du wolltest. Er war im Einverständniß mit dem Fruchthändler, der Dich nicht länger bedienen soll; Deinen Gaukler werde ich an Fouché empfehlen und —" — „Ach! Bonaparte, ich bitte Dich, laß ihn nur nicht bei mir ergreifen und taste die Unverletzlichkeit meines Hauses nicht an." — „Bei Dir? Er ist also hier?" — „Nein, aber er wird wiederkommen; ich hoffte, Dich am Abend mit seinen Kunststücken zu unterhalten." — „Fouché wird ihn schon finden." — Ohne sodann weiter auf Josephinens Gegenreden zu hören, stieß er mit dem Fuße die Aepfelschnitte und die Petitionen, welche auf dem Fußboden lagen, hinweg und eilte seinem Wagen zu, um gestreckten Laufes nach Paris zurückzukehren.

Josephinens Kummer war unbeschreiblich. Sie ließ Georges Maree in der Umgegend von Malmaison suchen und gab sich alle ersinnliche Mühe, seinen Aufenthalt ausfindig zu machen. Sie wollte ihm Geld geben und ihn durch einen ihrer Leute nach der Gränze geleiten lassen; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Endlich kam die Zeit des Mittagessens heran, und Josephine, von unangenehmen Gedanken belästigt, ließ alle Speisen unberührt. Als das Dessert aufgetragen wurde, öffneten sich beide Flügelthüren, und es erschien Georges Maree mit seinem Tischchen, seinem Ebenholzstabe und seiner Tasche.

„Fliehen Sie, mein Herr, fliehen Sie!" rief ihm Josephine zu, „oder Sie sind verloren. Sie haben Französische Soldaten ermordet und verdienen den Tod. Ich kann Ihnen in meinem Hause nicht länger eine Zuflucht eröffnen." — Der Taschenspieler blickte ruhig auf Josephinen hin und bat sie, ihm eine Viertelstunde zu schenken. Zugleich stellte er den Tisch auf und holte die Becher aus der Tasche hervor. Diesmal bot er Josephinen weder Rubine noch Diamanten an; auch ließ er keinen Blumenregen sich ergießen, sondern es stürzten aus seinen Bechern kleine Soldaten, Fußgänger und Reiter hervor.

„Dies", sagte er, „sind die Oesterreicher, die Preußen, die Russen, welche sich in der Ebene entfalten. Sehen Sie ihre Bataillone, ihre Geschwader, ihre Divisionen; sehen Sie auf einem weißen Pferde Melas, ihren Führer, auf einem schwarzen Suwaroff, welcher dem heiligen Nikolaus die Fluten der Franzosen verheißen hat. Dort ist die Französische Armee; sehen Sie den General Bonaparte; er streckt die Hand aus, und alle diese Haufen stürzen gegen einander los. Hören Sie den Donner der Kanonen, das Schmettern der Trompeten? Sehen Sie die dreifarbige Fahne? Es lebe die Republik! Es lebe der General Bonaparte!" — Und alle diese Soldaten schienen aus den Bechern des Taschenspielers hervorzustürzen und ordneten sich auf dem Tische, wo sie die Bewegungen vollführten, die Georges Maree kommandirte. Als die Schlacht gewonnen war, kehrten Sieger und Besiegte in die Tasche zurück, und der Taschenspieler erklärte sich bereit, der Frau des ersten Konsuls noch wunderbarere Dinge zu zeigen: Murad-Bey, die Mameluken, Kleber, Junot, Desaix, die Schlacht bei den Pyramiden. Josephine aber, welcher die Gefahr, der sie diesen Mann ausgesetzt glaubte, jeden Genuß verkümmerte, sagte zu ihm: „Nehmen Sie dieses Gold, und entfernen Sie sich." — „Erweisen Sie mir noch eine Gnade", erwiederte der Taschenspieler; „öffnen Sie einen dieser Aepfel." — Josephine that, um was sie gebeten wurde, und fand folgenden Brief:

„Madame, ich habe dem ersten Konsul so eben den Beweis geliefert, daß dieser Maree, welcher die Ehre hat, vor Ihnen zu erscheinen, nicht der Mörder ist, der die Strenge der Gesetze verdient hat. Der, den Sie beschützen, ist ein ehrlicher Mann, der an der Expedition von Amberon Theil genommen und sich wacker geschlagen hat, aber nach der Niederlage der Royalisten ausgewandert ist. Er ist indeß nicht nach England, sondern nach Deutschland gegangen und hat von dort die Marionetten mitgebracht, welche Ihnen vielleicht einiges Vergnügen machen werden. Der andere Maree heißt nicht Georges, sondern Yves und hält sich noch in England auf, wo alle seine Schritte überwacht werden. Ich freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß Ihr Schützling von der Emigranten-Liste gestrichen ist.
Fouché."

„Ah! das ist etwas Anderes. Nun, mein Herr, zeigen Sie uns den Aegyptischen Feldzug."

Bibliographie.

Der Vicomte Alfred von Falloux, einer alten royalistischen Familie Frankreichs angehörend, hat so eben ein Buch über Ludwig XVI. herausgegeben, in welchem er die Geschichte dieses unglücklichen Monarchen nach bisher unbenützt gebliebenen Aktenstücken und Familien-Nachrichten vervollständigt. Der erste Band umfaßt die Geschichte der Jugend, der Thronbesteigung und der Regierung Ludwig's bis zur Revolution. Wir hoffen, daraus nächstens einige Auszüge mittheilen zu können.

Mannigfaltiges.

— Cosima, Trauerspiel von George Sand. George Sand hat sich auch einmal auf der Bühne versuchen wollen, aber dieselbe Macht der Darstellung, die in der Novelle hinzureißen und selbst aus ihren Gegnern allmälig Bewunderer zu machen wußte, ist auf den Brettern ohne allen Erfolg geblieben. Janin, der Feuilletonist, ist mit seiner Erklärung dieses räthselhaften Umstandes bald fertig. „Jeder große Künstler", sagt er, „bringt auf diese Welt das Instrument mit, das er spielen will. Nehmet Liszt sein Erardsches Pianoforte und gebt ihm dafür eine Amatische Geige: er wird stumm bleiben, als ob er gar nicht zu spielen verstände." Aber wie jedes Gleichniß, so hinkt auch dieses ein wenig. Denn nicht weil sie ein anderes, sondern eben nur weil sie dasselbe Instrument, das sie in der Novelle mit solcher Meisterschaft behandelt, auch auf der Bühne spielen wollte, ist George Sand zur Märtyrerin des Theater-Publikums geworden. Wie dort, hat sie auch hier die Begegnung ihrer drei immer wiederkehrenden Gestalten: des Ehemanns, der Gattin und des Geliebten, als Konflikt des socialen Lebens dargestellt; aber gerade was dort den Reiz dieser Darstellung ausmacht, der großartig ruhige epistolarische und monologisirende Ton, durch welchen einerseits bestehende gesellschaftliche Einrichtungen bekämpft und andererseits das Herz zu Entsagungen und Opfern vermocht wird — gerade dies hat den Fall des Drama's herbeigeführt. Cosima, dieser weibliche Hamlet, meditirt und philosophirt so viel, daß sie durch Selbstgespräche und Beichten nicht bloß dem Publikum, sondern auch ihrem Gatten und ihrem Geliebten ihr Herz und ihre Zukunftspläne verräth. Durch Selbstgespräche und Beichten glaubte George Sand auf der Bühne das ersetzen zu können, was im Romane der Erzähler oder die Briefform thut, um die Seele und ihre Metamorphosen offen darzulegen; aber diese Selbstgespräche mußten dem Publikum entweder als dramatische Unbehülflichkeit des Autors oder im Munde einer Frau, die, wenn sie allein ist, über Liebe philosophirt und in Gegenwart des Geliebten die Philosophie vergißt, als bloße Koketterie erscheinen. Der Name der berühmten Verfasserin hatte auch auf der Bühne etwas Außerordentliches erwarten lassen, und man sah sich daher um so verwunderter an, als man eben nichts weiter erhielt, als eine neue Bewährung des Goetheschen Ausspruchs: „Eines schickt sich nicht für Alle." Janin, der in seinem Feuilleton nachweist, wie George Sand nur die bekannten Charaktere ihrer Romane auf die Bühne gebracht habe, schließt seine Rezension mit folgenden Worten: „Jetzt bitte ich das Publikum, es so zu machen, wie ich, und das Ganze, wie einen bösen Traum, zu vergessen. Man lese noch einmal „Indiana", „Valentine", „André", „Mauprat", „die letzte Aldini", die „Briefe eines Reisenden", lauter Bücher, die in der Literatur unserer Zeit einen so ehrenvollen Platz einnehmen, gehe aber nicht noch einmal ins Theater, wenn das Théâtre Français eigensinnig und grausam genug seyn sollte, das Trauerspiel „Cosima" zum zweitenmal aufzuführen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 11. Mai 1840.

Italien.

Rom im Sommer.

(Aus dem Tagebuch eines Deutschen.)

Blumenfest. Pallonespiel. Tombola. Theater.*)

Um die tiefsinnige Betrachtung über den Dienst, welchen die heutigen Römer augenscheinlich noch dem Feuer und dem Wasser während des Sommers erweisen, wieder anzuknüpfen, würden wir, wofern zu dem vielbeliebten Mysto-Mythisiren, Identifiziren und Symbolisiren uns nicht der erhabene Flug versagt wäre, ohne Zweifel nachweisen können, daß darin die unverlöschlichen Spuren eines auf den Natur-Urelementen, denen dieser Boden seine Configuration verdankt, gegründeten altheiligen Kultus sich erhalten hätten. Wenigstens hat der Feuerriese von seinem furchtbaren Kampf mit unserer alten Mutter den Römern die Trophäen dicht genug vor die Nase gepflanzt und sich mitten auf der schönen großen Ebene zwischen Gebirg und Meer 3000 Fuß hoch das schwarze Schlacken-Monument aufgerichtet, welches heutzutage die Albanerberge genannt wird. Kaum aber hatte der grimme Erderschütterer zu tausendjährigem Schlafe sich niedergestreckt, so hat der kluge Wassergeist herniedergelauscht und alsbald von den alten Feuerkesseln friedlichen Besitz genommen, und auch die alte Mutter athmete auf, fing an, sich zu rühren und mit wirthlicher Aemsigkeit zu schaffen, und wob von den stillen dunkeln Spiegeln der Seen aufwärts ihren dichten Teppich von Gehälm, Gehölz und Laub und Blumen über die schaurigen Steinlager her und hin. Dies Alles kann ein Spaziergang lehren, hinüber zum Monte Cavo und zu den reizenden Seen von Albano und Nemi. Indessen haben die Römer einen viel zu soliden und praktischen Sinn, als daß sie auf dergleichen brodlose Phantasieen verfallen sollten, und weit entfernt, dem Wasser und dem Feuer Dienst zu erweisen, wissen sie sehr gut, daß diese vielmehr selber zum Dienen da sind, nämlich für Küche und Haus, und wenn ja draußen auf der Campagna: das eine zum Tränken der Felder, das andere zum Reinigen der Luft und zum Seifekochen. Darum hüte sich, wer nicht brav ausgelacht seyn will, dem Römer darüber ein Kompliment zu machen, daß seine Lustbarkeiten, Spiele und Feste auf die Verherrlichung der Elementar-Mächte zielten, denn er wird hören: Unsere Wasserkünste und Feuerwerke sind dazu da, daß wir uns amüsiren. Dieselbe Bewandniß wird es denn auch wohl mit einigen anderen Festen und Spielen haben, welche in einer gewissen Beziehung zur Erde und zur Luft stehen, ungeachtet das eine derselben, das Blumenfest von Genzano, wirklich auf dem verführerischen Schauplatz, dessen wir so eben gedacht haben, nämlich am Rande des Nemi-Sees, seine Stätte hat. Die Bürgerschaften dieser kleinen Städte der Umgegend, welche ihrer Metropolis bei Gelegenheit der Villeggiaturen und auch sonst allerlei Vortheil und Gewinn verdanken, unterlassen nicht, derselben durch Feste, welche sie gelegentlich veranstalten, ihre Liebe und Dankbarkeit an den Tag zu legen, sonderlich während der Herbst-Saison, wo die Donnerstage und die Sonntage von Pferderennen, Lotterieen und Lustfeuerwerken glühen und sprühen. Unter ihnen zeichnet sich von Alters her Genzano dadurch aus, daß es die Städter zu sich einlädt, um die große Neuigkeit ihnen festlich mitzutheilen, daß jetzt der Frühling mit seinem Prunk im Lande erschienen sey. Die Schwierigkeit, eine solche Aufgabe zu lösen, wird jeder Kenner leicht ermessen. Den klugen Männern von Genzano aber ist der Wurf gelungen: denn denen, welche zwischen allen den Tausenden von Pfirsich- und Mandelblüthen, zwischen grünen Hecken und über tausend und tausend Schlüsselblumen glücklich hinkutschirt sind, ohne zu merken, was das bedeute, legen sie kunstreiche Bilder vor, den Heiland mit allen zwölf Aposteln, oder die Himmelskönigin mit dem Weltenschöpfer auf dem Schoße und Sankt Joseph nebst Ochs und Esel und dem ganzen himmlischen Heer, oder alle Heiligen und Märtyrer zumal, das Alles aus Millionen Blümchen und Blättchen in den allerschönsten Farben zusammengefügt. Da sieht man doch, daß es Blumen giebt! Wir würden gern unseren freundlichen Lesern das Blumenfest von Genzano, welches ihnen gewiß schon so von weitem sehr gefällt, recht umständlich und Zug für Zug malen, wenn wir nicht, mit Erröthen zu gestehen, an der allerdings so ziemlich altmodisch gewordenen Unbequemlichkeit eines etwas ängstlichen Gewissens litten. Denn wir selbst leider haben in der Nähe dieses Fest nicht gesehen und haben, was wir davon wissen, nur von Hörensagen. In diesem Jahre (1839) nämlich haben die klugen Männer von Genzano gedacht, es wäre doch billig, daß die anderen Orte der Nachbarschaft, die mit davon den Nutzen und die Freude haben, auch ein Weniges zu der Mühe und den Kosten steuerten; diese aber, als rechtschaffene Unterthanen und gute Christen, entgegneten, indem sie den Beutel zuknöpften, daß sie jeglicher Neuerung von Herzen abgeneigt und zuwider wären; worauf dann Jene von Genzano sich höchst revolutionair in ihren Eigensinn wickelten und sprachen: Wohl! Wenn ihr's nicht auf die neue Art wollt, so sehet selbst zu, wie ihr zu dem Alten kommen mögt. Daher ist es denn geschehen, daß die Römer dieses Jahr um ihren Frühling kamen. Wir Anderen aber, die wir ihn nicht missen mögen, meine Freunde, mein' ich, und ich, wir reisten aus, um ihn zu suchen, und haben ihn auch glücklich in Messina noch angetroffen. Er freute sich, uns zu sehen, und empfing uns mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit, kurz, das Beste und Schönste that er uns zu Lieb und zu Gute. Dann aber, als wir Abschied für diesesmal von einander genommen hatten und wir nach einigem Reisen in Rom wieder anlangten, war es gerade um das Fest von S. Peter und Paul. Siehe, da hatte irgend eine gute Seele, oder der Schutzgeist, welcher es um unserer freundlichen Leser willen mit uns gut meint und dieser guten Seele es eingegeben hatte, in S. Peter, wohin wir ja zum Feste kommen mußten, es so veranstaltet, daß uns von den Herrlichkeiten des Genzano-Festes ein allerliebstes Pröbchen gegeben wurde; denn wenn man sich durch die dichten Reihen des Volkes zur Konfession hindurchgedrängt hatte und irgendwo zwischen den 122 ewigen Lampen niederschaute, so sah man auf dem Boden der tiefen Vorhalle, da, wo Pius VI. seit einem halben Jahrhundert kniet, statt des schönen Steingetäfels ein weit schöneres Blumenmosaik, welches zwischen Kraut und Bäumen die beiden Apostel des Tages vorstellte, wie sie einander bei der Hand hielten und freundlich aufwärts schauten, als wollten sie die Leute oben zu sich einladen. Aber die Einladung schien doch nicht für die Krüppel und Lahmen und die von den Zäunen und Wegen, sondern per Visiten-Karten zu seyn, sintemalen wir nur einige purpurirte Herren und einige Andere von jenen Auserwählten, welche in den Himmel schwerer als ein Kameel ins Nadelöhr eingehen, dort hinabsteigen sahen, um die unterirdischen Apostel in größerer Bequemlichkeit zu schauen. Die Römer, und besonders die Römerinnen, stehen mit Unrecht in dem Ruf des Blumenhasses. Man vernehme nur die Dichter: Wie viel herrliche Abenteuer an den klaren Quellen, deren Ränder voll rother, gelber und weißer Blumen stehen,

> sovra una verde riva
> di chiara e lucid' onda
> in un bel bosco di fioretti adorno!

Und was anders sind jemals die holden Gesichter der Heldinnen, als purpuree rose und bianchi gigli? Und in den süßen Schäferstunden des Parrhasischen Boskets (wir reden durchaus von nichts Unehrbarem, sondern nur von den parfümirten und beifallgeübten Reunionen der Arkadischen Akademie), wie viel meilenlange Kanzonen macht der Silberton eines schönen Mundes kurzweilig, die nichts weiter sind, als immer dünnere Ausgüsse des alten

> O dolce primavere, o fior novelli,
> O aure o arbuscelli, o fresche erbette.

Und um zuletzt den Beweis aufs bündigste zu führen, wird denn nicht je das Beste in seiner Art ausdrücklich als die „Blume" derselben bezeichnet? Jeder heisere Gassensänger preist den Unterrock seiner Huldin als die Blume der Unterröcke, und den Zeug, den sie vorsichtig weit zum Fenster herausschüttelt, als die Blume der Zeuge, und in jedem Vorkostladen ist kein Mehl so schwarz, das vor der Thür nicht als fior di farina prangte. Aber Eines muß zur Steuer der Wahrheit bekannt werden: um Eines sind dem Römervolk die Blumen verhaßt. Die Blumen, sagt Dir Jedermann hier, wären schön und durchaus untadelhaft, wofern sie nur nicht röchen. Sie lieben die Blume, aber hassen den Duft. Dieses ist ganz in ihrem Charakter. Das greiflich Sinnliche ist überall ihnen recht, doch jene Sentimentalität der Blumen, das Duften, ist ihnen eben so unbegreiflich, als dasjenige an uns Deutschen, was bei uns Gemüth heißt, oder, mit etwas vornehmerem Namen, Geist, ein Stoff, aus welchem wie uns nach Belieben unsere eigenen Luftschlösser zu bauen pflegen. Wie aber auch die Römer über Blumen urtheilen mögen, der Frühling

*) Vergl. die Artikel in Nr. 2, 16 und 23 des Magazins.

von Genzano, falls er gegeben wird, ist à la mode. Und nun genug von jener schönen Zeit, in welcher

Die Au voll Stern', in Blüthen scheint der Himmel,
Die stille See kein einzig Lüftchen kräuselt,
Nur durch der Blumen liebliches Gewimmel
Im Halmgezitter leis' ein Zephyr säuselt,
Und in dem Frühroth aller Nachtigallen
Und aller Esel Liebeshymnen schallen.

(Tassoni.)

Ohnehin ist ja durch Lustschlösser, schweigende Lüftchen und säuselnden Zephyr der Flug bereits in jene Region genommen, welcher die Sommerergötzung, deren wir noch zu gedenken haben, angehört, nämlich das Pallonespiel. Seitdem der Thronumsturz der Göttin Podagra dem Sansculotte Mangel so trefflich geglückt ist, sind die Vornehmen dem Bedürfniß entwöhnt worden, sich eigene Maille-Bahnen zu halten. Das Pallonespiel ist aber in Rom volksthümlich geblieben und wird den ganzen Sommer über von einigen Virtuosen für Geld producirt. Ein Lokal für diese Productionen giebt es in der Via di Porta Pia dicht bei den Quattro fontane, zu dem dort gelegenen Palast Barberini gehörig und dem Palaste Albani gegenüber, welchen gegenwärtig die Königin von Sardinien bewohnt. Es ist eine festgestampfte Arena, der Länge nach von NO. nach SW. gelegen, parallel der Straße und auf ihrer langen nordwestlichen Seite durch eine hohe Mauer geschützt. Auf der entgegengesetzten Seite befinden sich mehrere stufenweise aufsteigende Sitzreihen von rohem Bretterwerke, und vor diesen Gerüsten verschiedene Reihen von Strohstühlen, zu welchen der Zutritt um einige Bajok mehr den Galantuomini, d. h. denen, welche bezahlen können, verstattet wird. Hinter den Gerüsten wird der Raum von grünen Hecken angenehm geschlossen. An einer der beiden schmalen Seiten befindet sich eine aus Holzwerk errichtete Halle, welche den Spielern zum Ankleiden und Rasten dient, über dieser eine mit Gardinen verzierte Loge für Standespersonen und Damen. Das Spiel beginnt, wann die Sonne sich neigt, so daß die hohe Mauer vor ihren auch im Sinken noch kräftigen Strahlen Schutz gewährt. Zugleich ist diese Mauer aber auch ein wesentliches Stück der Ballbahn. Ehe die Partie beginnt, üben die Spieler ihren Arm in so kräftigen Schlägen, daß dem Neuling unter den Zuschauern bang werden muß, sie möchten in zielloser Anstrengung ihre Kraft schon, bevor es gilt, verschwendet haben. Das Handgelenk des Spielers ist mit einer stachligen Schiene von Holz bewehrt, vermittelst deren er den Korkball zurückschlägt. Derjenige, welcher die Partie beginnt, der eigentliche Schläger, steht auf der Höhe einer in ziemlich starkem Winkel geneigten Fläche, welche am Ende der Bahn, nahe an der Mauer, durch ein Brett gebildet wird. Der Ball wird ihm von einem Gehülfen, welcher in einiger Entfernung ihm gegenüber sich aufstellt, mit genauem Zielen zugeworfen. Mit vorgestrecktem Arme prüft der Schläger die Richtung des heranfliegenden Balles, und indem er in einigen kurzen Sprüngen, deren zugleich kräftige und anmuthige Bewegung eine herkömmliche und wohl eingeübte, daher stets genau dieselbe ist, dem Balle sich entgegenwirft, schleudert er ihn mit dem bewaffneten Handgelenk in der Richtung der Seitenmauer vorwärts. Hat er den Ball getroffen, so thut er einen zierlichen Freudensprung, durch welchen er sich im Kreise um die Achse seines einen Beines schwingt; hat er gefehlt, so läßt er unfehlbar seinen Gehülfen durch drohende Wuthgeberden den Fehler büßen. In der Mitte der Bahn befindet sich auf dem Boden eine Scheidelinie. Die Aufgabe ist, den Ball über diese hinauszuwerfen. Fällt er jedoch diesseits derselben nieder, oder überfliegt er die Mauer, oder die Bande, welche die Zuschauer von der Arena trennt, so wird dieses dem Spieler zum Nachtheile gerechnet, indem der Marqueur des Spieles um eine Zahl zurück, statt vorwärts zählt. Der Gegner hat die Aufgabe, den Ball zurück- und ebenfalls über die Mittellinie hinauszuwerfen. Ein solcher Wurf fördert ihn um eine Zahl; verfehlt er den heranfliegenden Ball, so wird er gar nicht gezählt; die Fehler, welche die Höhe seiner Zahl vermindern, sind dieselben wie beim Schläger. Wer zuerst die festgesetzte höchste Zahl erreicht, gewinnt die Partie. Bisweilen haben beide Theile, sowohl der Schläger als der Gegner, bisweilen hat nur der Gegner zwei oder drei Gefährten, bisweilen spielen beide allein. Jeder Schlag, auch wenn ihn einer der Gefährten ausführt, zählt auf gleiche Weise für oder wider die Partei, die er betrifft. Beide Parteien tragen weiße Kniehosen und weiße Jäckchen und unterscheiden sich nur durch die Farben ihrer Schärpen. Den Gehülfen, welcher dem Schläger den Ball zuwirft, zeichnet eine schwarze Schärpe aus; auch trägt dieser den Handschuh (das Ballholz) nicht, da er den Ball mit beiden Händen wirft. Meistentheils befindet sich zur Belustigung des Volkes in der Mitte der Bahn eine komische Person, welche im Programm gewöhnlich das Väterchen genannt und als ein vorzüglicher Spieler von alt bewährtem Rufe gepriesen wird. Bisweilen ist quer über die Bahn ein Seil gezogen, von welchem an leichtem Faden ein Korb mit Hühnern herabhängt. Wird dieser Faden durch einen der herüber- und hinüberfliegenden Bälle zerrissen und der Korb fällt und die Hühner flattern schreiend heraus, so stürzt das Volk kopfüber, kopfunter in die Bahn und sucht die Beute, welche ihm preisgegeben ist (a dar il sacco), zu erhaschen. Dieser trägt einen Flügel, Jener ein Beinchen, der Dritte einen Kopf und Mancher Nichts als Kolbenstöße von Seiten der einschreitenden Wache davon; denn die Päpstlichen Grenadiere haben die doppelt angenehme Manier, daß sie, indem sie mit der größten Höflichkeit euch ersuchen, gefälligst und gütigst einen Schritt zurückzutreten, euch zugleich vermittelst des Kolbens von euren Leichdornen wirksam kuriren. Für diese Heldenthaten der Miliz, welche das Volk anzuerkennen gezwungen ist, rächt es sich mit der Zunge und hat der Soldateska zu Ehren diesen schönen Reim gemacht:

Soldati del papa	Päpstliche Grenadiere,
Ce ne vuol quattro per cavar una rapa,	Eine Rüb' auszurupfen, braucht's Viere,
E se non viene el Sergente	Und kommt nicht noch der Sergeant,
Non se ne fa niente.	So bringen sie's nicht zu Stand.

Wir würden Gefahr laufen, das schöne und wohlorganisirte Gebäude, welches wir durch die Vertheilungen der Sommerbelustigungen Roms an die vier Elemente so glücklich zu Stande gebracht haben, gänzlich zu verunzieren, indem uns eigentlich die Lotterieziehung oder Tombola zu beschreiben bleibt, welche alle 14 Tage im Mausoleo di Augusto stattfindet und zu welcher das Volk mit wahrer Raserei die mit 15 Nummern in 3 Reihen beschriebenen Zettel kauft; zum Glücke aber dürfen wir hinter den bitteren Haß, den wir gegen diese volkverderbende Erfindung hegen, mit bestem Schein uns flüchten. Und endlich die theatralischen Vorstellungen, welche in Volksmanier und sehr ergötzlich durch die leidenschaftliche Theilnahme der Zuschauer im Mausoleo di Augusto bei hellem Tage, ferner bei Tage und Abends mit der komischen Figur des Trasteveriners Cassander, eines Römischen Erzphilisters, und mit Tänzen, welche die wahren Ur- und Musterbilder unserer Ballet-Ungezogenheiten zu seyn scheinen, im Puppentheater Fiano und nur Abends von zwei guten Truppen im Theater Alibert gegeben werden, diese machen ein eigenes reichhaltiges Kapitel aus, welches, weil es nicht dem Sommer allein angehört, an dieser Stelle keine ausführlichere Behandlung fordert. Wir nehmen somit von unseren geduldigen und nachsichtigen Lesern Abschied, denen Allen wir zum Schluß, welch' ein eigennütziger Wunsch! diese unsere glaubwürdige Schilderung an Ort und Stelle zu prüfen, die Gelegenheit recht nahe wünschen. 3 — 6.

Nord - Amerika.

Die Sagen und Traditionen der Indianer.

(Fortsetzung.)

Ein anderer charakteristischer Zug dieser Erzählungen ist, daß sie die ganze Natur gesellig machen, indem sie ihre verschiedenen Werke, ihre Vögel, Thiere, Fische und Bäume mit Vernunft, Sprache und einer Verwandlungskraft versehen, wodurch sie auf das Wohl oder Wehe des Menschen einen eigenthümlichen Einfluß bekommen. Diese Sitte, Thiere und selbst leblose Geschöpfe in ein so nahes Verhältniß zu dem Menschen zu bringen, gehört allen kindlichen Völkern an, besonders aber dem rothen Mann. Ihre geringe Anzahl, ihre Vereinzelung, ihr Wanderleben lassen sie die meisten Freuden der Geselligkeit entbehren. Daher gewöhnt sich der einsame Jäger, der Eremit des Waldes, daran, alle ihn umgebende Dinge als seine Gefährten zu betrachten. Viele von den Thieren übertreffen ihn an Geschick und Fleiß, und alle übertreffen ihn in der Kunst, für die Bedürfnisse des Lebens zu sorgen. Dies zieht seine Aufmerksamkeit auf sich und flößt ihm Achtung ein. Daher bedient er sich ihrer auch nur mit Widerstreben zur Stillung seines Hungers; es ist ihm dann zu Muthe, als ob dieser Appetit etwas Kannibalisches an sich hätte. Ja, es giebt einige darunter, die er nie ißt, außer in der äußersten Hungersnoth.

Diese Gewohnheit, bei den Thieren des Waldes Trost und Theilnahme zu finden, läßt ihn auch den Wald selbst, die Ebene, die Hügel und die Flüsse als Wesen betrachten, die mit ihm Zwiesprache halten. Von höheren Gefühlen geleitet, als der schwermüthige Jean Jacques, wenn er in jedem Baum eine Rede entdeckte, in jedem Bach Musik hörte und über die ganze Landschaft, die ihn umgab, moralisirte, schaut er wirklich durch die Natur zu einem höheren, unsichtbaren, unbegreiflichen und darum furchtbaren Wesen empor, das er in und unter den erhabenen Offenbarungen, die es verkündigen, verehrt. Ungewöhnt an den geistigen Genuß, der nur der gebildeten Gesellschaft angehört, findet der Indianer in den Mannigfaltigkeiten der äußeren Natur, in den flüsternden Zweigen, die ihm Schatten bieten, in dem hohen Hügel, der ihm eine schöne Aussicht gewährt, in dem Strom, der ihn auf seinen Wanderungen dahinschaukelt, mehr Erhebung und Genuß, als irgend ein häusliches oder geselliges Vergnügen, das in seinem Bereich liegt, gewähren kann. Daher sind seine Betrachtungen so ernst, seine Träume so wild, seine Vorstellungen so phantastisch, und seine Erzählungen tragen alle das Gepräge eines aufgeregten, fieberhaften Gemüthszustandes.

Wenden wir uns jetzt zu den Geschichten selbst. Die erste ist betitelt: „Ojig Annung" oder „der Sommermacher". Es ist eine Geschichte der Odjibwa's, eines Stammes, der eine gewisse Sterngruppe am nördlichen Himmel „Ojig Annung" oder die „Fischersterne" nennt zum Andenken an das Ereigniß, auf welches die Geschichte sich bezieht. Man hat bekanntlich behauptet, daß unsere gegenwärtigen Zonen und Klimate nicht immer dieselben gewesen seyen, da gewisse Naturerscheinungen sich nur erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Stellung der Erde zur Sonne eine Veränderung erlitten habe. Es ist zu vermuthen, daß der „Sommermacher" auf eine solche Veränderung in den Jahreszeiten, die durch Indianische Tradition sich erhalten hat, anspielt. Die Indianer stehen in einer Abhängigkeit von den Jahreszeiten, wie sie der civilisirte Mensch nicht kennt, welcher tausend Mittel in Händen hat, den nachtheiligen Einfluß derselben auf seine Lage zu verbessern oder abzuwenden. Wo Tage, Monate und Jahre vergehen und noch immer dieselbe weiße Hülle die Erde bedeckt, werden sie vom Mangel überwältigt und versinken zuletzt in dieselbe Stumpfheit und Erstarrung, welcher die ganze Natur hingegeben ist. Ein Sommer, der auf ein Volk in solcher Lage plötzlich einbricht, muß natürlich einen Eindruck machen, den Menschenalter nicht verwischen können. Die Auszeichnung, die dem wolverine, einem nicht sehr bekannten Thier, in

dieser Erzählung zu Theil wird, ist seinem muntern, elastischen Wesen nicht unangemessen.

Die „Himmlischen Schwestern“ ist eine Erzählung, die in jeder Sprache für schön gelten würde. Waupi oder der weiße Falke ist ein einsamer Jäger. Eine solche Absonderung von allen Freunden und Verwandten ist in den Urwäldern nichts Seltenes; auch hat sie für den Indianer weiter keinen Nachtheil. Nahrung und Kleidung hängen nicht vom Zusammenleben ab, und selbst die Heilung einer Krankheit ist dadurch nicht sehr bedingt. Ist die Krankheit nicht bedeutend, so ist er sich selbst genug, ist sie tödtlich, so muß er sich, wenn er bei seinem Stamme ist, eben sowohl in sein Schicksal fügen, als in der Einsamkeit. Waupi opfert also nicht viel, indem er Alles verläßt und den poetischen Wunsch Cowper's ausführt, welcher in der Begeisterung oder Verzweiflung des Augenblicks sich nach einem Aufenthalt, wie der Waupi's, sehnte, „in einer ungeheuren Wildniß, einer endlosen Schattenfläche.“

Als er sich so von der Welt zurückgezogen, entdeckte dieser Jäger in einer entfernten Prairie einen Ort, der von einigen Gästen besucht ward, welche nur die Erde zu berühren, nicht darauf zu weilen schienen. Seine Neugierde war geweckt, und im Verborgenen lauschend, hörte er bald eine liebliche Musik vom Himmel herab kommen, einen Korb begleitend, welcher sich in einem „magischen Kreis“ der Prairie niederließ und aus seinem Innern zwölf schöne Schwestern entsandte, die zu tanzen anfingen. Obgleich alle schön waren, so ragte doch die jüngste (wie gewöhnlich) an Schönheit hervor. Waupi verliebte sich natürlich in sie und stürzte aus seinem Versteck hervor, um sich ihrer zu bemächtigen, als die ganze Gruppe, ob dieses Ueberfalls erzürnt, in ihren Korb sprang und wieder in den Himmel hinaufflog. Gewarnt durch diesen Ausgang, verkleidete sich Waupi am folgenden Tage in ein Opossum; aber dieses Thier scheint schon in jenen alten Zeiten ein Gegenstand des Argwohns gewesen zu seyn: kaum ward es von den himmlischen Schwestern erblickt, als sie den Tanz abbrachen und wieder emporflogen. Mehr Glück hatte er am folgenden Tage als Maus; es gelang ihm, seiner Geliebten habhaft zu werden, welche ihrem Schicksal überlassen ward von den eilf Anderen, die nun nicht mehr auf Erden zurückkehrten. Waupi gewinnt seine Sternbraut (denn die Schwestern waren Sternjungfern) durch Güte, und sie scheint an den Freuden der Erde Gefallen zu finden, bis ein Sohn geboren wird, worauf die himmlischen Einflüsse sie wieder aufwärts zu ziehen beginnen und sie sich entschließt, Waupi und seinen Planeten zu verlassen. Sie trifft im Geheimen ihre Vorbereitungen, und nachdem ihr Korb fertig ist, tritt sie in den Zauberkreis, während ihr Gatte jagt, und steigt mit ihrem Kinde zu den Sternen empor; Waupi hört die wohlbekannten Töne, aber zu spät, um sein Weib und Kind zurückhalten zu können. Trostlos wird er viele Jahre lang auf der Erde zurückgelassen. Endlich sehnt sich der Sohn, als er herangewachsen ist, seine ursprüngliche Heimat, die Erde, wiederzusehen; das Sternvolk willigt ein, daß Mutter und Kind hinabsteigen und Waupi mit hinaufbringen. Waupi hört wieder die wohlbekannte Musik, umarmt aufs neue sein Weib und Kind und begleitet sie zurück in den Himmel, indem er den Schenkel, Flügel oder Schweif irgend eines von ihm getödteten Thieres als ein Probestück für seinen Schwiegervater mitnimmt. Ein großes Fest empfängt die neuen Ankömmlinge, und jeder von den anwesenden Sternen soll eines von den mitgebrachten Stücken an sich nehmen. Alle kommen, um die Auswahl zu treffen, als sie sich plötzlich in das Geflügel oder Thier verwandeln, dessen Flügel, Bein oder Schweif mitgebracht worden ist, und sich so durch die Himmel zerstreuen, während Waupi, sein Weib und Kind als weiße Falken zur Erde hinabfliegen.

Wir haben hier das ganze Skelett dieser Geschichte gegeben als eine Probe von dem allgemeinen Inhalt dieser Erzählungen. Sie hat mehr als gewöhnliche Einheit in der Anordnung, ist aber dem Stoff und den Anspielungen nach rein Indianisch. Sie giebt besonders den zarteren Gefühlen Spielraum und zeigt, daß ein Wilder im Stande ist, einen glänzenden Stern zu lieben und auch ihn zu gewinnen. Die Sehnsucht nach der Heimat, die bei dem Indianer so mächtig ist, ist der Angelpunkt, um den sich die Hauptereignisse drehen. Die Metamorphosen beim Sternfest hängen vielleicht mit einer Tradition zusammen, die sich auf die Constellationen bezieht, welche stattfanden, als der Bär, der Schwan, der Wolf (Hund), Fuchs u. s. w. über das Firmament zerstreut wurden.

Viele dieser Geschichten enthalten eine bedeutsame Moral. Die „weiße Feder“, eine Sioux-Geschichte, in welcher die Folgen dargestellt sind, die daraus entstehen, wenn man weise Vorschriften vergißt oder vernachlässigt, oder den Lockungen der Versuchung nachgiebt, läßt sich mancher Allegorie an die Seite stellen, in der die alten Philosophen ihre Tugendlehren anbrachten. Diese „weiße Feder“, von deren Besitz der Sieg in schweren Kämpfen abhängt, wird durch einen Traum gewonnen und böse Riesen damit überwunden, bis einer derselben, der letzte, der zu bezwingen ist, die Gestalt eines schönen Frauenzimmers annimmt, welches, obwohl vor ihren Schmeicheleien vorher gewarnt worden ist, ihr Opfer erst verführt und dann verräth. Der Verrathene verliert nicht nur seine magische Feder, sondern auch die menschliche Gestalt, indem er in einen Hund oder Wolf verwandelt wird. Aber die Moral endet hier nicht. Die Gerechtigkeit trägt zuletzt den Sieg davon. Der Hund leidet, wird aber von einer tugendhaften Frau aufgenommen, der er mit Geschick und Treue dient, woranf er zur rechten Zeit entzaubert wird, seine Feder wiedererlangt und seine gütige Beschützerin heirathet.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die literarische Physiognomie demokratischer Länder.

Von A. de Toqueville.

Besucht man den Laden eines Buchhändlers in den Vereinigten Staaten und mustert die Bücher, welche dort ausgestellt sind, so erscheint die Zahl der Werke sehr bedeutend, während die Zahl der bekannten Schriftsteller doch sehr beschränkt ist. Zuerst findet man hier immer eine lange Reihe von Elementarschriften, welche die ersten Begriffe der menschlichen Kenntnisse enthalten. Die meisten dieser Werke sind Europäischen Ursprungs; die Amerikaner drucken sie nach und geben ihnen eine ihren Bedürfnissen entsprechendere Form. Dann kömmt eine fast nicht zu zählende Menge von Erbauungsschriften, Bibeln, Predigten, frommen Anekdoten und Berichterstattungen milder Anstalten. Endlich noch der ungeheure Katalog der politischen Schmähschriften. In Amerika bekämpfen sich die Parteien nicht in Büchern, sondern in Broschüren, welche schnell eine unglaubliche Verbreitung erhalten und eben so rasch wieder in Vergessenheit sinken.

Unter diesen obskuren Productionen des menschlichen Geistes nehmen die ausgezeichneten Werke der Amerikanischen Schriftsteller, welche in Europa bekannt sind oder doch es zu seyn verdienten, einen sehr kleinen Platz ein.

Obgleich Amerika von allen gebildeten Ländern sich vielleicht am wenigsten mit der Literatur zu schaffen macht, so fehlt es doch hier nicht an Menschen, welche für die geistigen Interessen leben. Den Bedarf dieser bestreitet aber größtentheils England. Fast alle größere Englische Werke werden in Nord-Amerika nachgedruckt. Die Ausstrahlungen des Englischen Geistes dringen noch immer bis in das Dunkel der Amerikanischen Wälder. Es dürfte sich wohl kaum eine Hütte finden, in welcher nicht ein oder der andere Band Shakespeare's vorhanden wäre. Ich erinnere mich, die Bekanntschaft des feudalen Drama's „Heinrich V.“ in einem log-house gemacht zu haben.

Nicht nur nähren sich die Amerikaner von den Schätzen der Englischen Literatur, sondern man kann auch sagen, daß dieselbe auf ihrem eigenen Grund und Boden blüht. Unter der kleinen Anzahl von Menschen, welche sich in Nord-Amerika mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen, sind die Meisten Engländer, sowohl dem Geiste nach, als ganz besonders in Hinsicht der Form. In einem demokratischen Staate verbreiten sie die literarischen Ideen und Anschauungen, welche ihnen von ihren aristokratischen Stammverwandten überkommen sind. Sie malen mit fremden Farben die Sitten des Auslandes; fast nie schildern sie das Land, in welchem sie geboren sind, wie es sich wirklich ausnimmt; selten ist eine geistige Verwandtschaft zwischen ihnen und ihrem Vaterlande wahrzunehmen. Auch die Bürger der Vereinigten Staaten scheinen überzeugt davon, daß diese Bücher nicht für sie geschrieben werden, und sie warten immer erst die Englischen Urtheile ab, ehe sie das Verdienst eines ihrer Schriftsteller anerkennen. So holt man ja auch bei Gemälden am liebsten den Rath des Malers ein, von dem das Original herrührt, wenn man wissen will, was an der Kopie ist.

Die Vereinigten Staaten haben also, genau genommen, noch keine Literatur. Die einzigen Schriftsteller, welche Amerikaner heißen könnten, sind die Journalisten. Diese sind nun zwar keine große Schriftsteller, aber sie sprechen doch die Sprache ihres Landes und reden zu demselben. Die Anderen sind Fremdlinge. Sie sind für Amerika das, was uns die Nachahmer der Griechen und Römer waren, ein Gegenstand der Neugierde, nicht aber der allgemeinen Theilnahme. Sie dienen zur Unterhaltung, haben aber keinen bildenden Einfluß auf die Sitte.

Der Grund dieser Erscheinung ist nicht bloß in der Demokratie, sondern in der Zusammenwirkung noch mehrerer anderer Ursachen zu suchen.

Wenn die Amerikaner, ohne ihre Gesetze und ihre gesellschaftlichen Zustände aufzugeben, einen anderen Ursprung erhalten könnten und in ein anderes Land versetzt würden, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß sich eine eigenthümliche Literatur unter ihnen gebildet haben würde. Indeß auch so wie sie sind, werden sie mit der Zeit eine solche erhalten, nur wird dieselbe einen ganz anderen Charakter annehmen. Es dürfte nicht schwer seyn, die wesentlichen Merkmale schon jetzt anzugeben.

Ich setze ein aristokratisches Volk voraus, welches sich mit der Literatur beschäftigt. Die Arbeiten des Geistes sowohl wie die Regierungsgeschäfte werden von einer herrschenden Klasse besorgt. Das literarische und das politische Leben sind fast ganz in dieser Klasse konzentrirt. Dies scheint mir der Schlüssel zu allem Uebrigen. Wenn eine kleine Anzahl von Menschen sich zugleich mit denselben Gegenständen beschäftigt, so verständigen sie sich leicht und setzen gewisse Grundbestimmungen fest, nach denen sich ein Jeder zu richten hat. Ist die Literatur der Gegenstand ihrer Beschäftigungen, so werden sie die Arbeiten des Geistes bestimmten Regeln unterwerfen, von denen sich Niemand lossagen darf. Haben diese Menschen im Lande eine erbliche Stellung, so werden sie es sich zum Gesetze machen, nicht nur gewisse Regeln für sich selbst festzusetzen, sondern auch die von ihren Vorfahren gegebenen zu befolgen. Ihre Gesetzgebung wird einen strengen und traditionellen Charakter tragen. Da die materiellen Dinge nicht ausschließlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so schenken sie auch den Arbeiten des Geistes ihre Theilnahme. Sie sind zum Verständniß der schriftstellerischen Kunst durchgedrungen und lieben sie um ihrer selbst willen und wegen des Vergnügens, das sie ihnen gewährt. Das ist noch nicht Alles: ihr

Leben beginnt und endet in Wohlbehagen und Reichthum; sie haben also Sinn für die Annehmlichkeiten des Lebens und alle feinere Genüsse. Eine gewisse Verweichlichung des Geistes und des Herzens, welche aus dem ungetrübten Genusse so vieler Güter entspringt, treibt sie dazu, alles Gewaltsame, Uebeetriebene von ihren Vergnügnngen auszusondern. Sie wollen sich unterhalten, aber sie vermeiden jede starke Bewegung; sie wollen angeregt, aber nicht gerührt werden. Nun denke man sich eine Literatue, welche durch oder für solche Menschen geschaffen ist. Hier wird Alles geregelt und geordnet seyn; das kleinste Werk wird bis auf die geringsten Einzelheiten soegfältig ausgeführt werden, überall wied sich die Kunst und die Arbeit zeigen; jede Gattung wird endlich bestimmte Regeln erhalten, welche sie von den anderen streng abscheiden. Hiee gewinnt dann auch der Stil eine eben so wichtige Bedeutung wie die Idee, auf die Form kömmt eben so viel an wie auf den Inhalt. Der Ausdruck wird gebildet, gemessen, gleichförmig seyn. Dee Geist wird hier immer eine edle Haltung bewahren, selten sich zu einem lebhafteren Schwunge forteeißen lassen. Zuweilen wird es sich treffen, daß die Schriftsteller, die nur unter sich leben, nue für sich schreiben, die ganze sonstige Welt aus den Augen verlieren; dadurch werden sie gesucht und gezwungen; sie legen sich kleinliche Regeln zu ihrem besonderen Gebrauche auf, welche sie unmerklich von der Wahrheit und der Natue abführen. Indem sie duechaus anders sprechen wollen wie dee große Haufe, verfallen sie in einen aeistokratischen Zierton, welcher eben so weit von der wahren Schönheit der Sprache abliegt, wie dee ungebildete Ausdruck des Volks. Jede Aristokratie, welche sich vom Volke sondert, kann dem Verderben nicht entgehen. Dies gilt in der Literatne wie in der Politik.

Betrachten wir jetzt die Kehrseite des Bildes. Veesetzen wir uns in einen demokratischen Staat, den die Traditionen der Vergangenheit und seine gegenwärtige Bildung für literarische Genüsse empfänglich machen. Die Stände sind unter einander gemischt, die Macht und Kenntnisse ins Unendliche getheilt. Es soll hier den geistigen Bedürfnissen einer bunten Masse genügt weeden. Nicht alle habeu dieselbe Erziehung; sie besitzen nicht denselben Grad von Bildung und gleichen so wenig ihren Vätern, wie sie sich selbst gleichen; hier sind alle Verhältnisse in beständigem Wechsel begriffen. Der Einzelne ist also nicht mit einer größeren Genossenschaft durch Traditionen oder gemeinschaftliche Gewohnheiten verbunden, und nie hat es in ihrer Macht oder in ihrem Willen gelegen, sich unter einander zu verständigen. Aus dieser losen und bewegten Masse gehen aber die Schriftsteller hervor, denn sie vertheilt Ruhm und Gewinn. Unter solchen Verhältnissen weeden nur sehr wenige von den Bestimmungen gelten, denen sich in aristokratischen Staaten die Lesee und die Schriftsteller unterwerfen. Wenn auch eine Zeit gewisse Regeln gelten ließe, so wird doch die nächstfolgende sich nicht dazu verbunden glauben, denn in demokratischen Staaten ist jede neue Generation ein neues Volk. Hiee würde es also sehr schwer halten, die Kunst in beschränkende Regeln einzuzwängen, und von Dauer wüeden sie in keinem Falle seyn.

In einee Demokratie haben bei weitem nicht alle Menschen eine literarische Erziehung erhalten, und selbst diejenigen, welche einen belletristischen Anflug haben, wählen eine politische Laufbahn oder ein Gewerbe, denen sie sich nne auf kurze Zeit entziehen können. Sie können die geistigen Vergnügungen nicht zum Haupteeize ihres Lebens machen; dieselben gewähren ihnen nur eine flüchtige Erholung von den ernsten Beschäftigungen des Lebens; solche Menschen weeden nie die Kunst des Schriftstellers gründlich genug kennen lernen, um sie nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen; gerade die feineren Beziehungen entgehen ihnen. Da ihnen nur wenig Zeit zum Lesen bleibt, so wollen sie sich diese anch recht zu Nutzen machen. Sie lieben die Bücher, die keine Anstrengungen kosten, die im Fluge gelesen werden können, zu deren Verständniß keine gelehrte Forschungen nothwendig sind. Sie wollen leicht zu fassende Schönheiten, also vorzüglich Ueberraschendes und Neues. Da sie an ein praktisches, geschäftiges, einförmiges Leben gewöhnt sind, so bedürfen sie lebhafter, schneller Erregungen, starkee Eindrücke, glänzender Waheheiten oder Irrthümer.

Die Literatur der demokratischen Zeiten wird unmöglich, wie die der aristokratischen, das Bild der Ordnnng, der Regelmäßigkeit, der Wissenschaft und der Kunst gewäheen können; die Form wied vernachläßigt seyn, dee Stil inkorrekt, überladen, kühn und gewaltsam. Den Schriftstellern wird es mehr um die Schnelligkeit der Ausfüheung, als um die sorgsame Ausarbeitung aller einzelnen Theile zu thun seyn. Es wird mehe dünne Scheiften als dicke Bücher, mehr Geist als Gelehrsamkeit, mehr Phantasie als Tiefe geben. In den Gedanken wird sich eine eohe und wilde Kraft geltend machen. Man wird mehr darauf ausgehen, in Erstannen zu setzen als zu gefallen, und mehe bemüht seyn, die Leidenschaften aufzuregen als dem waheen Geschmacke zu dienen.

Von Zeit zu Zeit werden freilich Schriftsteller auftreten, welche versuchen werden, einen anderen Weg einzuschlagen, und wenn sie keine gewöhnliche Geister sind, werden sie, teotz ihrer Fehler und Tugenden, gelesen werden. Aber diese Ausnahmen werden selten seyn.

Ich habe zwei entgegengesetzte Zustände geschildert, abee die Nationen gehen nicht plötzlich von einem zum anderen über, sondern allmälig, stufenweise und in kaum merklichen Uebergängen. Hierbei tritt gewöhnlich ein Moment ein, wo der Geist dee demokeatischen Nationen mit dem der aristokratischen verbrüdert scheint, und wo es das Ansehen gewinnt, als ob beide gemeinschaftlich über den menschlichen Geist herrschen wollten. Dies sind vorübergehende Zeiten, welche einen hellen Glanz verbreiten. Dann findet sich Fülle ohne Auswüchse, Bewegung ohne Verwieeung ein. So war die Französische Literatue des 18ten Jahrhunderts beschaffen.

Ich würde zu weit gehen, wenn ich behaupten wollte, daß die Literatue einee Nation immer das Resultat ihres gesellschaftlichen Zustandes und iheer politischen Verfassung wäre. Es wirken auch noch andere Ursachen ein, welche den literarischen Werken einen bestimmten Charakter verleihen. Indeß sind die ersteren doch die bedeutendsten. Der Beziehungen zwischen dem gesellschaftlichen und politischen Zustande eines Volkes und dem Geiste seiner Schriftsteller sind immee sehr viele; wee jene kennt, dem kann auch die Eigenthümlichkeit dieser nicht verborgen bleiben. Die Demokratie verbreitet nicht nur den Sinn für die Literatue unter den industriellen Klassen, sondern sie führt auch den industriellen Geist in die Literatur ein. In den Aristokratieen sind die Leser wählig und nicht sehe zahleeich, in den Demokratieen ist es nicht so schwer, ihnen zu gefallen, und ihre Zahl ist außerordentlich groß. Daraus folgt, daß es in aeistokeatischen Staaten geoßer Anstrengungen bedarf, um Glück zu machen, und daß die Schriftstellerei mehr Ruhm als Geld einträgt. In demokratischen Staaten kann dagegen ein Schriftstellee wohlfeilen Kaufes zu einem mäßigen Ruhme und zu einem ansehnlichen Vermogen gelangen. Es ist gar nicht nöthig, daß man ihn bewundere, sondern man braucht bloß einigen Geschmack an ihm zu finden. Die immer wachsende Menge der Leser und das Bedürfniß, Neues zu lesen, sichern den Verkauf eines Buches, auch wenn es keinen sonderlichen Ruf erlangt. In den Demokratieen geht das Publikum oft mit den Schriftstellern um, wie die Könige mit ihren Höflingen: es bereichert sie und verachtet sie. Die demokratischen Literaturen werden immee reich an Schriftstelleen seyn, welche die Wissenschaften nue als eine milchende Kuh ansehen, und auf einige große Geister werden immer unzählige Ideenverkäufer kommen.

Mannigfaltiges.

— Tieso de Molina. Drei dramatische Dichtee Spaniens sind es hauptsächlich, die auch im Auslande gekannt sind: Calderon, Moeeto (Verfasser der Donna Diana) und Lope de Vega. Ist der Letztgenannte auch nicht auf unseeen Bühnen heimisch geworden, so fehlt sein Name doch in keinem noch so mageren Abriß der Spanischen Literaturgeschichte, und von seiner ungeheueen Fruchtbarkeit wissen sogae diejenigen zu erzählen, die nie eine Zeile von ihm gelesen haben. Nicht so gut ergeht es einem vieeten Spanischen Dramatiker, der, obwohl zu seiner Zeit ganz auf gleiche Linie gestellt mit jenen Dreien, das Unglück hatte, in seinem Vaterlande selbst bald vernachläßigt zu werden und daher anch der Anerkennung des Auslandes zu entgehen, obwohl in neuester Zeit die Spanier ihn rehabilitirt und, gleichsam zur Entschädigung füe die lange Zurücksetzung, noch höher gestellt haben, als er eigentlich verdient. Tirso de Molina ist der Verfasser von mehr als 300 deamatischen Werken, zum Theil geistlichen und zum Theil histoeischen Inhalts, zum größten Theil abee der Sphäre des niederen Lustspiels angehörend. Sein eigentlicher Name war Gabriel Tellez. Er hatte jedoch Ursache, unter diesem Namen nicht als dramatischer Dichter aufzutreten, denn Tellez wae Mönch und starb sogar als Superior eines Klosters in Soeia, im Jahre 1648. Um so weniger aber durfte sich der Superior öffentlich zu seinen Lustspielen bekennen, als diese ungemein ausgelassener, ja mitunter sogar etwas obscöner Art waeen. Bemerkenswerth ist besondees, daß Tirso de Molina dee Erste war, der die Geschichte des Don Juan deamatisirte, und daß nach diesem Spanischen Drama Molière sein Festin de pierre bearbeitete, welches dann allen späteeen Don Juans und namentlich auch der Oper aller Opern als Geundlage gedient hat. Es ist bereits in einem der letzten Blätter des „Magazins“ (Nr. 40) erwähnt worden, daß Don Juan mit seinem Familiennamen Tenorio geheißen haben soll. Die Sage, die dem „steinernen Gaste“ des Tirso de Molina zu Grunde liegt, erzählt, daß Don Juan Tenorio, einer reichen Familie Andalusiens angehörend, zue Zeit des Mittelalters in Sevilla gelebt und sich duech seinen unoedentlichen Wandel, so wie durch Streiche aller Art, eine traueige Berühmtheit erworben habe. Nachdem er ein Mädchen entführt, soll ee deren Vater wieklich getödtet haben, und dieser wuede in einem Franziskanee-Klostee beerdigt, wo ihm ein mit seiner Bildsäule verziertes Monument errichtet wurde. Don Juan soll darauf das Kloster auf alle mögliche Weise verfolgt haben, aber die Mönche wußten sich seiner zu bemächtigen, und nachdem er im Kloster seinen Tod gefunden, soll von jenen das Gerücht ausgegangen seyn, daß er in dem Augenblicke, wo er die Bildsäule des Getödteten insultiren wollte, von derselben ergriffen und in den Höllenpfuhl gestürzt worden sey. Man sieht, die Sage ist ziemlich teeu in der dramatischen Bearbeitung erhalten worden, aber der erste Autoe, dem dieses Verdienst gebührt, Tirso de Molina, ist dagegen ganz in Vergessenheit gerathen. Vielleicht findet sich auch noch ein Deutscher Literat, dee von den 80 Stücken, die sich von Tirso de Molina erhalten haben, eine Auswahl für das Deutsche Publikum bearbeitet. Der „blöde Hofmann“ (El Vergonzoso en Palacio) und „Martha die Fromme“ werden darunter als die oeiginellsten genannt. Eines seiner Lustspiele hat den langen Titel: „Es giebt keinen ärgeren Tauben, als denjenigen, der nicht hören will.“

Herausgegeben von der Redaction dee Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Donnerstag den 14. Mai 1840.

Frankreich.

Die Wahrheit über die September-Morde während der Französischen Revolution. *)

Alle diejenigen, welche bis jetzt über die September-Tage geschrieben haben, nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß die Register von Bicêtre nicht mehr vorhanden seyen, wenn dieselben es überhaupt je gewesen. Im Uebrigen stimmen sie alle darin überein, daß dieses Gefängniß mit Kanonen angegriffen und vertheidigt worden, und daß es der Schauplatz der schrecklichsten Metzeleien gewesen sey. Niemand ist mit dem Leben davon gekommen, und die Zahl der Schlachtopfer wurde auf 6000 angeschlagen. Dies kann man wenigstens bei Thiers, in der Geschichte des 10. August von Pelletier, in der parlamentarischen Geschichte von Buchez und Roux und in den Annalen der Revolution von Dupon und Marrast lesen. Diese Ereignisse liegen uns ganz nahe, die Beweisstücke sind vorhanden, und dennoch hat man sich nicht entblödet, so alberne Mährchen zu verbreiten! Wenn man schon so mit der neuen Geschichte umspringt, wie muß es dann erst in der alten Geschichte aussehen! Es ist wirklich befremdend, daß die Geschichtschreiber, welche die September-Morde als die That weniger Verworfenen darstellen, nicht eingesehen haben, daß Bicêtre, wenn es sich hätte zur Wehr setzen wollen, nur von einer Armee erobert werden konnte. Ferner feuert man nicht auf einem viereckigen Hofe acht Tage und acht Nächte lang Kanonen ab, ohne daß die Mauern beschädigt würden. Die Mauern von Bicêtre waren aber vor kurzer Zeit noch ganz unversehrt, und großentheils stehen sie noch aufrecht, ohne daß irgendwo die Spur einer Kugel wahrzunehmen wäre, was freilich seine guten Gründe hat.

Als die neue Ordnung der Dinge sich einigermaßen befestigt hatte, fühlte man das Bedürfniß, das Gefängniß vom Hospital zu sondern. Dieser Gedanke kam erst 1836 vollständig zur Ausführung, indeß wurde schon 1789 ein Anfang gemacht. Obschon Bicêtre immer nur einen General-Direktor hatte, so erhielt es doch zwei Rechnungs-Vorstände, zwei besondere Verwaltungen, und die Register des Gefängnisses wurden von denen des Hospitals getrennt. Von 1789 an wurden die Gefängniß-Listen regelmäßig geführt. Dabei ist jedoch noch zu bemerken, daß die Kranken, besonders die Venerischen und die Krätzigen, aus den anderen Pariser Gefängnissen nach Bicêtre gebracht wurden. Wenn also unter den Ermordeten auch einige Venerische und Krätzige erscheinen, so folgt daraus noch nicht, daß gewöhnliche Kranke getödtet worden seyen, sondern Gefangene, welche hier geheilt wurden. Am Morgen des 3. September bestand die Bevölkerung Bicêtre's aus 411 Individuen. Diese traf folgendes Loos:

Getödtet	163
Entlassen	51
Im Gefängniß verblieben	188
Unbestimmt, ob todt oder entlassen	9
	411

Die Randbemerkungen neben den Namen der Gemordeten lauten entweder: „Gestorben am 3. September während der Ereignisse, die sich am gedachten Tage hier im Hause zugetragen haben", oder bei der kleineren Zahl: „Gestorben vom 3. zum 4. September während der Ereignisse, die sich am gedachten Tage hier im Hause zugetragen haben." Schmerzlich berührt es gewiß Jeden, zu hören, daß in den Gefangenen-Listen auch die Namen vierzehnjähriger und selbst zwölfjähriger Kinder mit der Bemerkung: „Ewiges Gefängniß" vorkommen. Erst Danton verordnete als Justiz-Minister, daß diese Kinder am Tage ihrer Großjährigkeit freigelassen werden sollten. Wir sehen ferner aus den Registern, daß mehrere der Gefangenen, welche das Volk am 3. und 4. September in Freiheit gesetzt hatte, wieder eingezogen wurden und ihre Strafzeit aushalten mußten.

Wenn die Frage entsteht, wie diese wichtigen Urkunden den Nachforschungen derer entgehen konnten, welche über diese Vorgänge geschrieben haben, so dürfte wohl die Antwort zunächst dahin ausfallen, daß sie gar nicht nachgeforscht haben, weil es ihnen ohne Zweifel bequemer scheinen mochte, einer den anderen abzuschreiben. Ein anderer Grund ist der, daß diese Aktenstücke sich nicht in den Archiven der Polizei-Präfektur vorfinden, sondern in la Roquette, wo es mir gelungen ist, sie zu entdecken. Ich verdanke die Mittheilung derselben der Güte des Direktors Herrn Becquerel, welcher mir noch einen nützlichen Fingerweis gab, indem er zu mir sagte: „Dies Buch ist ein todter Buchstabe, aber wenn Vater Richard noch lebt, so wird er Ihnen Alles erklären." — „Wer ist denn der Vater Richard?" — „Er war Gefängniß-Beamter, und als solcher war er Zeuge der September-Morde." — „Und glauben Sie, daß er es mir wird erzählen wollen?" — „Er spricht von nichts Anderem, und wenn Sie es wünschen, wird er Ihnen zwei Tage und zwei Nächte davon erzählen."

Die ganze Nacht träumte ich von nichts als von Mord und Todtschlag, von Bicêtre und vom Vater Richard. Kaum war der Morgen angebrochen, als ich mich auch schon auf den Weg machte. Ich fand einen kleinen ganz in Grau gekleideten Greis. „Ich hoffe", sagte ich zu ihm, „daß Sie die Güte haben werden, mir zu erzählen, was sich während der September-Tage in diesem Hause zugetragen hat." — Er sprang auf, und seine Gestalt schien größer zu werden; ich hatte seine schwache Seite getroffen. — „Aber zu welchem Zwecke?" fragte er. — „Ich schreibe eine Geschichte der Pariser Gefängnisse, und ich glaube, daß mir Niemand besser als Sie Auskunft über diese Vorfälle wird geben können." — „Viel Ehre!" antwortete er; „ich habe viele Geschichten darüber gelesen, aber keine einzige vernünftige. Denken Sie sich nur, lieber Herr, daß Sie der erste historische Mensch sind, — der gute Alte wollte wohl etwas Anderes sagen, — welcher sich an mich wendet. Und dennoch könnte ich sonderbare Sachen erzählen." — „Das soll mir lieb seyn, aber fangen wir mit dem Anfange an." — „Sehr gern; also Ludwig XIII., welcher ein Sohn Heinrich's IV. war —" — „Ich weiß das." — „Ach, richtig; ich vergaß, daß Sie ein historischer Mensch sind. Also Ludwig XIV., der Kriege gegen die Holländer geführt zu haben scheint, baute mit dem Gelde, das er ihnen abnahm, das Invalidenhaus, so daß Bicêtre —" — „Auch das können wir übergehen; ich wollte nicht die Geschichte Bicêtre's, sondern bloß die der Ermordungen hören. Erzählen Sie lieber von sich selbst. Sie sind schon lange hier?" — „Sehr lange; 1786 kam ich als arme Waise in das Haus; da ich einige Erziehung erhalten hatte, wurde ich bald in die Büreaus genommen. Als der jüngste und als arme Waise fiel mir die schlimmste Arbeit zu: ich mußte alle Abende die Listen abschließen. Daher ließen sie mich auch kommen, um zu erfahren, wo dieser oder jener Gefangene einquartiert sey." — „Welche sie? Von wem sprechen Sie?" — „Nun sie, die Todtschläger." — Anders nannte der Alte sie nicht im weiteren Verlaufe seiner Erzählung.

Hier hielt Vater Richard einen Augenblick an und schrieb dann die Zahlen 166, 55 und 22 auf. — „Was soll das bedeuten?" fragte ich. — „166 ist die Gesammt-Summe der Todten." — „Aber", entgegnete ich, „die Gefangenen-Listen geben nur 163 an." — „Das ist merkwürdig; ich habe doch 166 in meinem Kopfe. Ach, nun weiß ich schon, Sie haben nur die getödteten Gefangenen gezählt; ich habe aber noch zwei Individuen und den Oekonomen des Hospitals." — „Was bedeutet aber die 55 und die 22?" — „55 ist die Zahl der Kinder in der Corrections-Anstalt, von denen die Elenden 33 tödteten. Die Todtschläger sagten aus, diesen Kindern sey der Garaus weit schwerer zu machen, als den Erwachsenen. Dieselben waren zu einem Hügel aufgeschichtet dort in dem Winkel, wo jetzt die Mauer abgetragen wird. Am anderen Tage, als sie begraben werden sollten, war es wirklich ein bejammernswerthes Schauspiel; eines der Kinder schien wie ein Engel zu schlummern, aber die anderen waren gräßlich verstümmelt." — „Aber sagen Sie mir, Herr Richard, wie und an welchem Tage das Blutbad begonnen hat?" — „Sie kamen Montag den 3ten um 10 Uhr Morgens hierher." — „Aber waren Sie nicht darauf vorbereitet? Wußten Sie nichts von den Ermordungen bei den Karmelitern und in der Abtei?" — „Durchaus nichts; das heißt, wir wußten wohl, daß dort etwas vorgegangen sey, aber nicht, was. Ueberdies waren wir schon seit mehreren Tagen bedroht. Das Unglück, lieber Herr, war damals, daß es durchaus keine Regierung gab. Da war ein Hospitalit, welcher am Tage vorher ausgegangen war, und welcher am Montag Morgen wieder ausgehen wollte. Er erhielt die Erlaubniß nicht, weil er ein schlechter Mensch war. Da brach er in Drohungen gegen uns aus und sagte, man würde schon noch einen Tanz mit uns aufführen, die Rächer würden kommen und uns Alle erwürgen. Wir glaubten, daß er Recht habe, aber wir dachten nicht, daß es auf die Gefangenen abgesehen sey; wir glaubten im Gegentheil, daß ihre Spießgesellen sie befreien wollten. Derselbe Hospi-

*) Aus einer Geschichte der Pariser Gefängnisse, von B. Maurice.

talit, welcher durchaus heraus wollte, erkletterte die Mauer, aber sie streckten ihn mit einem Schusse nieder, weil sie glaubten, es sey ein Gefangener, der entfliehen wolle." (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Sagen und Traditionen der Indianer.

(Schluß.)

„Jamo oder der nie sterbende Kopf" von den Ottawa's ist eine wahre Schaudergeschichte; doch hat sie viel Erfindung und charakterisirt aufs treffendste den Indianischen Geist, seine Vorliebe für Extravaganzen und seinen Glauben an übernatürliche Einwirkungen. Jamo muß sterben, aber der Tod fängt an den Füßen an, und er ist so schlau, den Kopf abschneiden zu lassen, gerade in dem Moment, wo der Tod den Nacken erreicht; so erhält er seinen Kopf lebendig und spielt von nun ab eine wichtige Rolle in den Schicksalen seiner Freunde. Die Geschichte ist voll von den außerordentlichsten Abenteuern, die alle unternommen werden, um einen Wampumgürtel zu gewinnen oder zu erhalten. Dieser Schmuck ist bei den Indianern von großem Werthe und oft mit Zauberkraft ausgestattet. Er hat geheimnißvolle Eigenschaften, dient zur Aufbewahrung von Traditionen (indem jeder Nagel eine Sentenz oder ein Kapitel ist), spricht von den Todten zu den Lebenden und wird mit ehrfurchtsvoller Sorge von einer Generation an die andere übergeben. Nichts giebt es, das mehr geachtet oder dessen Besitz mehr gewünscht wird. In dieser Erzählung kommt ein Wampum vor, der den Hals einer ungeheuren Bärin bedeckt und von unzähligen Hindernissen oder Schrecken bewacht wird; Tausende, die ihn gesucht haben, sind in diesem Streben untergegangen. Zehn Brüder erneuern den Versuch und wissen durch Muth und List den Gürtel in ihre Hände zu bekommen. Aber sie werden von der Bärin verfolgt, die ganze Breiten mit einem Sprunge passirt. Die Brüder träumen, und Manitos mischt sich ein. Doch hält die Verfolgung nur einen Moment inne. Endlich offenbart ein Traum den „lebendigen Kopf". Man nimmt zu ihm seine Zuflucht, und die Bärin wird überwunden; als sie in Stücke zerschnitten wird, verwandelt sich jedes Stück in einen jungen Bären und läuft davon. Daher das Geschlecht der Bären. Die Geschichte endet hier noch nicht. Doch wir können hier unmöglich das Schicksal der zehn Brüder verfolgen, die alle noch getödtet und alle wieder ins Leben zurückgerufen werden, während der „lebendige Kopf" mit seinem Körper wieder vereinigt wird und so Leben und Gestalt in aller früheren Kraft und Größe wiedererlangt. Auch haben wir keinen Raum, die Betrachtungen zu verfolgen, die Herr Schoolcraft an diese Geschichten anknüpft über die Vorstellungen der Indianer in Betreff des Todes, der Unsterblichkeit der Seele und der Wiederauferstehung des Körpers. Nicht in ihrem ganzen Umfang können wir die Schlüsse, die Herr Schoolcraft aus dieser Geschichte zieht, billigen; doch ist so viel gewiß, daß der menschliche Geist auf allen Stufen, selbst auf der niedrigsten, geneigt ist, „nach einer moralischen und physischen Panacee zu suchen, welche das Geschlecht zur Glückseligkeit führt." Auch glauben wir aus dieser Erzählung wie aus anderen in diesen Bänden zerstreuten Einzelnheiten schließen zu dürfen, daß die Geschichte des menschlichen Geistes gewisse Züge an sich trägt, die einen gemeinschaftlichen Ursprung aller Menschen verrathen, so wie ihre gemeinschaftliche Abhängigkeit von dem Einfluß gewisser großer Veränderungen in moralischer und physischer Hinsicht, die keine Zeit, kein Klima, keine Zerstreuung, keine Entartung ganz verwischen kann. Es bleibt immer genug übrig zur Rechtfertigung der großen Wahrheit, daß wir „im Anfang" alle gleich waren.

„Mon-dau-min oder der Ursprung des Indianischen Korns" ist eine bedeutsame und charakteristische Erzählung, obgleich nicht so reich an Ereignissen und ohne Mannigfaltigkeit. Es ist der Ceres-Mythus des Westens. Der Indianer lernt hier, daß die Umwandlung nur durch Arbeit und Ausdauer zu Stande gebracht werden kann. Es ist zu bedauern, daß der träge Wilde so wenig geneigt scheint, von dieser Lehre Nutzen zu ziehen.

Etwas länger müssen wir bei „Manabozbo, der großen Incarnation des Nordens", verweilen; er ist eine zu wichtige Person, um sich in wenige Zeilen zusammendrängen zu lassen. Er spielt eine bedeutende Rolle in vielen Erzählungen, — eine Art Faktotum auf der Erde und im Himmel. Doch scheint uns der Ausdruck: „Incarnation des Nordens", nicht gerechtfertigt, wenn er nicht mehr andeuten soll, als wir annehmen können. Es ist viele Belehrung in Betreff der eigenthümlichen Meinungen des Indianers aus der Betrachtung dieses Charakters zu schöpfen, der sich in alle Dinge, vom Erhabensten bis zum Lächerlichsten, einmischt.

Es ist schwer zu bestimmen, welche von den übrigen Erzählungen am meisten unsere Beachtung verdienen. Wir möchten gern besonders die hervorheben, welche die mythologischen Begriffe der Indianer darlegen, und die Punkte, wo sie sich in dieser Beziehung den frühesten Völkern der alten Welt annähern. Im „Rothen Schwan", einer von den lieblichsten Geschichten, wird eine Fahrt in die Regionen der Hingeschiedenen geschildert, welche, ohne den Reichthum von Gestalten, durch den sich ähnliche von den Alten beschriebene Besuche auszeichnen, doch deutlich zeigt, daß der rothe Mann eine Idee von „Pluto's finsterem Reich" hat, wo die „Guten" abgesondert von den „Bösen" wohnen, jene in ewigem „Licht", diese unter einer „finsteren Wolke".

Die „Windigo's" sind die Polypheme der westlichen Wilden. Ulysses brauchte nicht mehr Muth und List, um dem menschenfressenden Riesen zu entkommen, der sich mit seinen Gefährten mästete, als der Jäger, dessen Weib von einem Windigo auf einmal verschlungen ward. Die Rache wird mit viel Erfindung herbeigeführt, und die Erzählung von der Geburt eines Sohnes aus der Höhlung eines Baums, in welcher die von dem Kannibalen umhergestreuten Eingeweide seiner Mutter beerdigt worden, würde Ovid mit einem guten Stoff zu einer Metamorphose versehen haben.

Oft beschreiben diese Erzählungen die Art, wie Vögel ihre Gestalt oder Farbe, manche Thiere ihre Hinneigung zur Dicke oder Magerkeit bekommen haben, Beschreibungen, deren einige viel Phantasie, andere viel Humor enthalten. Indem der Indianer gewöhnt ist, die unendliche Mannigfaltigkeit von Gestalt und Farbe in der belebten und unbelebten Natur um sich herum zu sehen, ist es wohl natürlich, daß er sich manche Vermuthungen zur Erklärung derselben erlaubt. Ein Specht, der, auf einem Zweige sitzend, dem fruchtlosen Schießen eines Kriegers auf ein Ungeheuer zusieht, verhilft ihm zu einem glücklichen Schuß, und zum Lohn für diesen Dienst bekommt er einen Klecks von dem Blute des Opfers auf den Kopf, wodurch seitdem der Kopf der Spechte roth geworden ist. Bekanntlich hat die Ente einen wackligen Gang, indem ihre Beine sehr weit hinten sind und ihr Schweif mehr emporsteht, als bei Vögeln gewöhnlich ist. Diese Verunstaltung erklärt der Indianer aus einem Fußstoß, den die Ente einmal von Manabozbo bekam, weil sie mit der ihrem Geschlecht angeborenen Wachsamkeit ein Auge offen hielt zu einer Zeit, wo beide geschlossen seyn sollten. Zu derselben Zeit und an demselben Ort bekamen die Thiere und Vögel ihre Dicke und Magerkeit; jene war der Lohn für ein frühes und pünktliches Erscheinen bei einem von Manabozbo gegebenen Feste, diese die Strafe der zu spät Kommenden. Die da zuerst kamen, bedienten sich, der alten Regel gemäß, zuerst und wählten sich die besten und fettesten Stücke, so der Bär und das Opossum, während das Musethier*), der Marder und andere, die später kamen, sich mit dem begnügen mußten, was jene stehen gelassen hatten, und seitdem bis auf den heutigen Tag mager geblieben sind.

„Die bezauberten Moccasins" ist eine sehr hübsche Geschichte, in welcher die Moccasins**) eine ähnliche Rolle spielen, wie der „magische Teppich" bei den Orientalen. Ein junger Jäger besitzt ein Paar Moccasins, die von seiner Schwester gemacht sind, und zieht aus nach Abenteuern und einem Weibe. Er wird in ein Dorf gewiesen, wo ihm eine alte Frau erst die nöthige Belehrung und Zaubermittel giebt und ihn dann zu einer anderen alten Frau schickt, von der bis dahin noch Keiner zurückgekehrt ist. Er erreicht das Dorf und findet eine Hütte, die an dem Stamm eines schlanken Baums befestigt ist und in welcher zwei schöne Schwestern wohnen. An dem Bemühen, diese Schönen zu erreichen, sind schon so Viele verunglückt. Der junge Abenteurer macht sogleich einen Versuch, die Hütte zu erklimmen, findet aber, daß der Baum plötzlich immer größer wird und die Wohnung der beiden Schwestern mit in die Höhe zieht. Mit Hülfe gewisser Zauberknochen, womit ihn die alte Frau versehen, klettert er nach, während der Baum immer höher wächst, bis er den Himmel erreicht und nicht weiter kann. Hier kommt der junge Mann hinein, redet die Schwestern an und findet, daß, wenn die eine spricht, die Hütte emporsteigt und, wenn die andere spricht, sich hinabsenkt. Er läßt daher bloß die letztere sprechen, bis der Baum zu seiner früheren Größe zusammengeschrumpft ist, worauf er die Schwestern tödtet und entflieht. Der mächtige Bruder der Schwestern verfolgt ihn; schon ist er beinahe eingeholt, als er in das Gerippe eines todten Musethiers unterweges hineinkriecht und seinen Moccasins befiehlt, weiter zu schreiten, was sie bis ans Ende der Erde thun; der Verfolger geht ihnen bis zu diesem Punkt nach, und erst hier merkt er, daß er getäuscht ist. Umkehrend, findet er das ihm verdächtige Gerippe nicht mehr und erneuert die Verfolgung. Als er auszog, war ihm vorgeschrieben worden, nicht eher zu essen, als bis er seinen Feind eingeholt und bestraft hat. Hunger und Schwäche aber übermannen ihn, und er kostet eine lockende Frucht, die man ihm absichtlich in den Weg gelegt hatte. Sobald er ißt, wird er überwunden, und sein Sieger kehrt triumphirend zurück.

„Puck Wudj Ininee", eine Odjibwa-Sage, spricht von der Vernichtung des ganzen Menschengeschlechts, mit Ausnahme eines Knaben und Mädchens, welche grade schliefen, als die Katastrophe eintrat. Auch wird noch ausführlicher von einer Fluth in „Manabozbo" erzählt. Manabozbo hatte eine ungeheure Wasserschlange getödtet, als plötzlich die Fluthen emporstiegen, ihn auf die höchsten Berge verfolgten, den höchsten Baum darauf, auf dem er Zuflucht gesucht, fortrissen und sein Kinn benetzten, ehe sie sich legten. Wir haben hier eine neue Bestätigung jener allgemeinen Menschheitssage, die fast bei keinem Volke fehlt.

„Mischoscha oder der Magier der Seen" ist voll von Wundern und Schwarzkünstelei. Mischoscha ist ein böser Geist, von großer Macht, die er nur zum Schaden oder zur Zerstörung anwendet. Aber er hat Töchter, die eben so schnell heilen, als er vernichtet. Das sich selbstbewegende Kanoe ist eine liebliche Phantasie, und die ganze Erzählung ist eine schöne Verherrlichung der Macht der Unschuld, die in allen Nöthen wirksamen Beistand anrufen kann und selbst die Geister des Schadens zwingt, ihr zu helfen. Mischoscha wird zuletzt am Seeufer überlistet und getödtet und verwandelt sich in eine Sykomore, einen Baum, der immer am Wasser wächst und meist falschherzig (?) ist.

Wir schließen mit der „Feuerfeder", einer Geschichte, in der Proserpina's Schicksal umgekehrt wird, indem ein junger Mann von seinem Gefährten hinweggeraubt und von zwei Frauen in eine unterirdische Region gebracht wird. Sein Gefährte, welcher während dessen schlief, wird von den Verwandten des Geraubten für diesen Verlust verantwortlich gemacht und soll der Sitte gemäß mit [illegible]

*) Der Amerikanische Hirsch.

**) So heißen bekanntlich die Schuhe der Indianer.

Tode büßen. Eine gewisse Frist wird ihm zugestanden; beinahe ist diese zu Ende, als der Verurtheilte, an dem Ufer des Sees, wo die Entführung stattgefunden, spazieren gehend, plötzlich mit seinem Freund zusammentrifft, welcher eben aus den unteren Grotten heraufgekommen ist, um seinen Stamm zu besuchen. Zurückkehrend zu demselben, erzählt er, wie er von diesen Wasserfräuleins entführt, an eine von ihnen verheirathet worden und einen kurzen Urlaub zur Rückkehr auf die Erde bekommen hat. Er begiebt sich aufs neue zu seinen unterirdischen Verwandten und kehrt in Begleitung seines Weibes wieder auf die Oberwelt zurück. Ihre letzte Fahrt in die Unterwelt wird folgendermaßen geschildert:

„Der Tag war mild, der Himmel heiter; nicht ein Wölkchen zeigte sich, noch ein Windzug, der die klare Oberfläche des Wassers getrübt hätte. Das tiefste Schweigen herrschte in der Gesellschaft. Sie schauten unablässig auf Wassamo und seine Gattin, wie sie in das Wasser hineinschritten, ihre Hände schwingend. Sie sahen sie immer tiefer, immer tiefer in das Wasser hineingehen. Sie sahen die Wogen sich über ihren Häuptern schließen. Da erhoben sie alle zugleich ein lautes, schrillendes Geheul. Sie sahen wieder hin, eine rothe Feder, wie wenn die Sonne auf einer Welle glänzte, bezeichnete den Punkt für einen Augenblick, aber die „Flammenfeder" und seine Frau waren für immer verschwunden."

(North-American Review.)

England.

Die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt.

Nachstehendes ist ein Auszug aus dem vorläufigen Berichte über diese wichtige Entdeckung, den die beiden Capitaine Peter Dease und Thomas Simpson dem Präsidenten der Hudsons-Bai-Compagnie in London haben zukommen lassen.

— — — „Am 22. Juni (1839) fuhren wir den reißenden Kupferminen-Fluß hinab, bis zu dem „Bloody-Fall" (Blutigen Wasserfall), wo wir sechs Tage verweilten. Während dieser Zeit forschte Herr Simpson dem Richardson-Flusse nach, der 1838 entdeckt worden ist. Einige zwanzig Eskimo's, die bei dem Bloody-Fall sich gelagert hatten, ergriffen, sobald sie uns erblickten, die Flucht; nur Eine Familie, deren Zelt auf einer Insel im Flusse stand, mußte zurückbleiben. Wir eröffneten durch unseren Dolmetsch Ooligbuck eine Unterredung mit den Eskimo's; da aber diese Leute in ihrem Leben nicht über die Beren's-Inseln und die Ufer des Richardson hinausgekommen waren, so konnten sie uns keine nur irgend dankenswerthe Auskunft geben.

Am 3. Juli bemerkten wir, daß in dem Eise des Meeres eine schmale Oeffnung sich gebildet hatte, und machten uns diese Entdeckung sogleich zu Nutze; doch konnten wir in der ganzen ersten Woche nur zwanzig Engl. Meilen zurücklegen, und erst am 18ten gelang es uns nach vielen Drangsalen, Kap Barrow zu erreichen. Von den felsigen Höhen dieses Kaps sahen wir mit freudigem Staunen, daß der weit ausgedehnte Coronation-Gulph (Krönungs-Golf) zum Theil offen und von Eise frei war. Am 20sten, um Mitternacht, landeten wir bei Kap Franklin, gerade einen Monat früher, als Herr Simpson auf seiner vorjährigen Fußreise daselbst ankam. Ein heftiger Ostwind hinderte uns vier Tage lang am weiteren Vordringen, und am 27sten und 28sten umsteuerten wir Kap Alexander mit großer Gefahr, denn das Treibeis verfolgte uns in großen Massen.

Von Kap Alexander (unter 68° 56′ N. Breite und 106° 40′ W. Länge) bis zu einem anderen bemerkenswerthen Punkte unter 68° 33′ N. B. und 98° 10′ W. L. ist die westliche Küste der Umriß einer sehr geräumigen Bai, die bis 67° 40′ nach Süden reicht. Von da wendet sich die Küste jählings nordwärts bis zu der zuletzt bezeichneten geographischen Lage. Diese bedeutende Küsten-Kurve, wovon Herr Simpson im vorigen Jahre nur einen unbeträchtlichen Theil gesehen, hat eine Menge Einschnitte oder Buchten, die durch schmale Landzungen getrennt sind und zahllose Eilande einschließen.

Man wird aus dieser Beschreibung ermessen können, mit welchen Schwierigkeiten wir auf unserer ganzen Fahrt zu kämpfen hatten; während es uns aber auf der einen Seite herzlich sauer wurde, durch diese Labyrinthe unseren Weg zu finden, gewährten uns die kleinen Eilande Schutz gegen die zermalmende Kraft des Treibeises, und das Wetter war im Allgemeinen heiter. Die bedenklichste Eis-Blokade mußten wir vom 1. bis zum 5. August bestehen, und zwar an einem Punkte, der noch weiter als die Inseln in das Meer vorsprang. Die „weiße Bären-Spitze" — so nannten wir dieses Kap — liegt unter 68° 7′ 8″ N. B. und 103° 36′ 45″ W. L. Wo wir den Fuß ans Land setzten, bemerkten wir alte Spuren von Eskimo-Lagern. Die Hyperboreer der Neuen Welt leben hier, wie anderwärts, zerstreut in einzelnen Familien oder sehr kleinen Gesellschaften. Im Juni wandern sie dem Binnenlande zu, um Rothwild zu jagen, und erst im Oktober, wenn das Eis sich gestellt hat, kehren sie auf ihre Eilande zurück. Ein Fluß von der doppelten Breite des Kupferminen-Flusses, der unter 68° 2′ N. B. und 104° 15′ W. L. ins Meer fällt, wird im Sommer von vielen Rennthieren und Bisamochsen besucht.

Da wir fanden, daß die Küste von dem Grunde der großen Bai aus eine nördliche Richtung nimmt, so erwarteten wir nichts Geringeres, als das Kap Felix des Capitain James Roß bald zu umsegeln. Allein am Abend des 10. August entdeckten wir plötzlich eine südöstlich ziehende Meerenge, in welcher die Fluth so reißend war, daß uns an dem Daseyn eines offenen, zur Mündung von Back's „Großem Fisch-Flusse" führenden Meeres kaum noch ein Zweifel blieb. Diese Meerenge ist an beiden Extremitäten zehn Engl. Meilen breit, verengt sich aber in der Mitte bis auf drei Engl. Meilen. Sie wird von hohen Eilanden verbollwerkt; aber das Wasser ist in der Mitte durchweg tief genug.

Am 12. August erhob sich der furchtbarste Gewittersturm, den wir innerhalb des Polarkreises jemals erlebt hatten. Am nächsten Tage blies, bei sehr dickem und kaltem Nebel, ein rauher Wind aus Westen; wir fuhren rasch südostwärts, passirten Capitain Back's „Point Richardson" und „Point Ogle" und machten nicht eher Halt, bis die Finsterniß der Nacht und die steigende Heftigkeit des Windes uns jenseit Kap Pechell an die Küste trieben. Der Sturm wendete sich nach Nordost und wüthete bis zum 16ten, an welchem Tage wir mit fliegenden Fahnen der Insel Montreal zusteuerten. An der Nordseite dieser Insel fanden unsere Leute ein Depositum, das die Begleiter des Sir George Back auf dem Felsen zurückgelassen hatten. Es bestand aus zwei Päckchen Pemikan, einer verdorbenen Quantität Kakao und Chokolade und einem Gefäße von Zinn. Wir nahmen diese Artikel an uns zum Denkzeichen, daß wir an derselben Stelle gefrühstückt hatten, wo das Zelt unseres kühnen Vorgängers stand, als er vor fünf Jahren von Point Ogle nach dem Großen Fisch-Flusse zurückkehrte.

Die schwierige Aufgabe, die wir im Jahre 1836 uns gestellt hatten, war sonach vollkommen gelöst, und die Länge und Beschwerlichkeit des Rückweges nach dem Kupferminen-Flusse würde unsere sofortige Heimkehr gerechtfertigt haben. Der Mangel an Brennmaterial und warmen Speisen hatte uns alle mehr oder weniger hart mitgenommen, und je näher die kalte Jahreszeit heranrückte, desto unerfreulicher wurden die Aussichten. Da wir jedoch so glücklich gewesen waren, die Trennung Boothia's von dem Amerikanischen Kontinente an der Westseite des Großen Fisch-Flusses zu ermitteln, so wollten wir nicht eher ablassen, bis wir auch ermittelt hatten, ob dasselbe an der Ostseite der Fall wäre. Ein in der Luft hangender Nebel zertheilte sich gegen Abend und enthüllte uns die malerischen Ufer an der Mündung vollständig. Fern im Süden erhob sich Kap Victoria in so scharfen Umrissen, daß wir es mit Hülfe von Sir George Back's trefflicher Zeichnung sofort erkannten. Kap Beauford lag uns so nahe, als könnten wir es greifen; und durch das Fernrohr unterschieden wir gegen Nordosten hin ein Hochland, das jenseits des Kap Hay, der äußersten östlichen Spitze, die Sir George Back gesehen, sich erstreckte.

Die Ueberfahrt nach dem entferntesten sichtbaren Lande erforderte eine sechsstündige ununterbrochene Arbeit am Steuerruder; und am 17ten stieg eben die Sonne empor, als wir das wunderlich gestaltete Rocky-Kap (Felsen-Kap), dem wir zugesteuert waren, erreichten. Es liegt unter 68° 3′ 56″ N. B. und 94° 35′ W. L. Der Azimut-Kompaß von Jones stellte sich genau im Meridian und stimmte mit einigen anderen von demselben Meister, die man an den Boden gesetzt hatte. Wegen der Nähe des magnetischen Pols war der Kompaß uns in der letzten Zeit beinahe ganz unnütz gewesen; dies störte aber wenig, da wir desto häufiger astronomische Beobachtungen anstellten. Das vorhin erwähnte Kap, bei dem wir bis zum 19ten, vom Winde festgehalten, lagen, wurde von uns, dem Vaterlande zu Ehren, Kap Britania betitelt. Auf dem überhangenden Felsen, der unsere Lagerstätte schirmte, errichteten wir ein vierzehn Fuß hohes kegelförmiges Denkmal aus gewichtigen Steinen, das, wenn es von den Eingebornen nicht niedergerissen wird, tausend Stürmen Trotz bieten kann. Wir steckten eine versiegelte Flasche hinein, welche einen kurzen Bericht über unsere Expedition enthielt, und erklärten dann unsere ausgedehnten Entdeckungen unter Kanonendonner und enthusiastischem Jauchzen der ganzen Mannschaft als Eigenthum Victoria der Ersten.

Am 19ten wendete sich der Wind von NO. nach OSO. Nachdem wir eine schöne, gerade im Osten liegende Bai mit vieler Arbeit und Gefahr durchschifft hatten, bemerkten wir, daß die Küste in nordöstlicher Richtung sich fortsetzte. Wir machten längs derselben einen Weg von 40 Engl. Meilen. Am folgenden Tage nahm der Wind seine vorige Richtung wieder; wir arbeiteten ihm den ganzen Morgen zwischen Untiefen und Brandungen entgegen, konnten aber nur drei Engl. Meilen weit vordringen und mußten endlich in der Mündung eines Flüßchens Zuflucht suchen.

Von einer Anhöhe aus Kalkstein, die ungefähr eine Seemeile (league) landeinwärts sich erhob, hatten wir die Aussicht auf ein sehr entferntes blaues Land am nordöstlichen Himmel, das höchst wahrscheinlich eines der südlichen Vorgebirge von Boothia war. Zwei bedeutende Inseln lagen weit ab in der hohen See, und andere dergleichen, hoch und entfernt, erstreckten sich von Ost nach ONO. Alle diese Kennzeichen ließen uns kaum einen Zweifel daran, daß wir jenen großen Golf erreicht hatten, von dem alle Eskimos sagten, daß er viele Inseln enthalte, und welcher, mit zahlreichen Einschnitten südwärts sich erstreckend, der Repulse-Bai und der Wager-Bai bis auf 40 Engl. Meilen nahe kommt. Die Erforschung dieses Golfes, welche der vornehmste Zweck der verunglückten Reise des „Terror" gewesen, würde alle Zeit und alle Kräfte einer anderen Expedition in Anspruch nehmen, die einen dem Schauplatze ihrer Operationen viel näheren Punkt der Abfahrt oder der Rückfahrt hätte, als den Großen Bärensee; und es lag uns klar vor Augen, daß jedes fernere tollkühne Vordringen den schon erreichten großen Zweck vereiteln und die ganze Mannschaft ins Verderben stürzen würde. Wir können hier nicht umhin, unsere Bewunderung darüber auszudrücken, das Sir John Roß so glücklich aus dieser Gegend entkommen konnte, nachdem unsere Schiffe eine Ausdauer bewiesen, wie sie in den Annalen des Arktischen Oceans nicht ihres gleichen hat. Die Mündung des Stromes, der die letzte Fahrt unserer bewundernswerthen kleinen Böte abmarkte, liegt unter 68° 28′ 27″ N. B. und 93° 7′ W. L. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt hier 16° 20′. Der heftige

Wind, der uns das weiter Vordringen verwehrt hatte, beflügelte unsere Rückfahrt. Am selben Abende (den 20. August) landeten wir wiederum bei Kap Britania, und am nächsten Morgen fuhren wir bei stürmischem Meere, das Binnenland schneidend, gerades Weges dem Fort Pechell zu. Am 22sten untersuchten wir eine lange und schmale Bai westlich von Point Ogle, die bis zum 68sten Breitengrade sich erstreckt. Der Nordwind brachte scharfen Frost, und am nächsten Tage kamen wir nur bis Kap Richardson. Von dort aus segelten wir am 24sten nach der Gegend hinüber, die uns vom Kontinente aus als zwei Inseln erschienen war, die wir aber mit Grund für einen Theil der südlichen Küste Boothia's oder, genauer gesagt, desjenigen Landes hielten, wo Capitain James Roß's Kap Felix steht. Wir waren so glücklich, diese Küste etwa 60 Engl. Meilen weit verfolgen zu können, bis an einen Punkt, wo sie (unter 68° 41′ 16″ N. B. und 98° 22′ W. L.) nach Norden sich wendet. Die ganze Küste bestand aus niedrigem Kalkboden; sie war mit Rennthieren und Bisamochsen bevölkert und hatte viele Spuren alter Eskimo-Lager aufzuweisen. Gegen Westen bemerkten wir ansehnliche Eismassen und ganze Schaaren Schneegänse, die einem milderen Himmel zuwanderten, flogen in langen dreiwinkligen Zügen hoch über unsere Häupter.

Während wir unsere nautischen Beobachtungen anstellten, errichtete die Mannschaft ein anderes dauerhaftes Denkmal unserer Entdeckungen, das in herkömmlicher Weise salutirt wurde. Am 25sten fuhren wir wieder durch die Meerenge und setzten dann unsere Fahrt eine Zeitlang im offenen Meere fort; doch hielten wir uns dabei dichter an dem der See zugekehrten Rande der Inseln.

Das Wetter, welches bis dahin dräuend und unbeständig gewesen, wurde bald konsequent rauh und streng. Am 29. August erhob sich ein Schneesturm, der sieben Tage anhielt. Vier Tage lang waren wir durch die Gewalt der nordwestlichen Stürme an einen und denselben Fleck gefesselt, und dabei herrschte eine so strenge Kälte, daß die stehenden Wasser zwischen den Felsen fest genug wurden, um einen Menschen zu tragen. Bei dem oben erwähnten breiten Flusse verließen wir den Kontinent wieder und steuerten nord-nordwestlich einer 22 Engl. Meilen entfernten großen Insel zu, deren Küsten wir in einer Ausdehnung von 20 Engl. Meilen beschifften. Kurz vor Sonnen-Untergang, am 6. September, wendeten wir uns von da gerade nördlich gegen die nächste Spitze von Victoria-Land, die sich als eben so entfernt auswies. Wir haben nie etwas so Prächtiges gesehen, wie das phosphorische Leuchten der Wogen bei einbrechender Dunkelheit. Die Bote schienen über einen See geschmolzenen Silbers zu gleiten, und der Schaum, der von ihren Bugen spritzte, fiel wie Regenschauer aus Diamanten in die Tiefe zurück. Es war eine kalte Nacht, und als wir endlich das Land erreichten, da nöthigten uns Klippen, mit ewigem Eise gepanzert, ein paar Seemeilen weiter zu schiffen, bis wir in Sicherheit landen konnten. Die Küste von Victoria-Land, die wir auf einer Strecke von mehr als 150 Engl. Meilen untersuchten, ist ohne allen Vergleich abschüssiger als jede andere in diesen Regionen. Oft konnten wir dicht am Strande mit 35 Faden keinen Grund finden, und auch das dunkle Blau des Wassers verkündete überall eine bedeutende Tiefe. Die Küste von Victoria-Land hat mehrere prächtige Baien, von denen die größere, im Nordwesten des Kap Alexander, 20 Engl. Meilen breit, gleichförmig tief und im Hintergrunde mit schneebekleideten Bergen bekränzt ist. Sie reicht bis 69° 40′ N. B. Auf die Länge erreichten wir den äußersten Punkt, welchen Herr Simpson im Jahre 1838 von Kap Franklin aus gesehen, einen Punkt, von wo die Küste dieses großen Landes wiederum gegen Nordwest sich wendet. Kap Barrow liegt 30 Engl. Meilen süd-südwestlich. Am 10. September durchschifften wir diese schöne Meerenge bei starkem Ost-Südost und unruhigem Meere, in welchem unsere wackeren Böte, so alt und abgenutzt sie auch waren, so gut aushielten, daß wir unserere kühnsten Hoffnungen überflügelt sahen. Unsere Weiterfahrt von Kap Barrow aus wurde durch wüthende Nordwest-Winde sehr verzögert. Am 13. September stellte sich der Winter in seiner ganzen Stärke ein; doch erreichten wir am folgenden Tage, nach der längsten Fahrt, die wie jemals im Polarmeere zurückgelegt, ohne Fährde den Kupferminen-Fluß. Hier überließen wir das eine unserer kleinen Fahrzeuge den ersten Eskimo's, die an den Bloody Fall kommen würden, als Prise, fuhren in dem anderen innerhalb vier Tagen den Fluß hinan und marschirten dann im Schnee bis an die Kniee über das öde Land nach Fort Confidence, wo wir am späten Abend des 24sten ankamen. Der Fischfang lieferte schon keine Ausbeute mehr, und wir konnten uns glücklich schätzen, daß wir nicht einen dritten Winter in der arktischen Zone zubringen mußten.

Nachdem wir mit unseren Indianischen Begleitern für ihre Hülfleistungen uns abgefunden hatten, fuhren wir am Abend des 26sten in zwei inländischen Fahrzeugen weiter. Die Ueberfahrt über den großen Bärensee war sehr beschwerlich; unsere Bote überzogen sich von Außen und von Innen mit einer Eiskruste, die sie in gestaltlose Massen verwandelte, und selbst die Kleider auf unserem Leibe erhielten einen dicken Anwurf von Eis. Es war hohe Zeit, daß wir aus dem See hinauskamen; denn die Temperatur, welche bei unserer Landung an der Mündung des Flusses (am Abend des 4. Oktober) noch 4° unter Null war, fiel während der Nacht 10° tiefer, und am nächsten Tage schifften wir durch lauter Treibeis den reißenden Strom hinab. Beim Eintritt in den Makenzie ließ die Kälte eine Zeitlang nach; dennoch würden wir oberhalb Fort Normann sicherlich eingefroren seyn, hätte der Nordwind nicht wieder mit voller Kraft sich erheben und, indem er das rasch sich bildende Eis zerstreute und zerstückelte, uns in den Stand gesetzt, bei dicht aufgerollten Segeln dem Strome entgegen zu arbeiten. Endlich am Mittag des 14. Oktober kamen wir hier (in Fort Simpson) an, nachdem wir uns durch das aus den Bergwassern herandrängende Eis nicht ohne große Gefahr Bahn gebrochen hatten, und wurden von unserem Freunde, dem Ober-Handelsmann (Chief Trader) Macpherson, der schon beinahe verzichtet hatte, uns wiederzusehen, herzlich bewillkommt.

Viele unserer Leute haben noch jetzt mit Frostschäden zu kämpfen, und Herr Macpherson versichert uns, daß er nie von einem so frühen oder heftigen Anfang des Winters im Mackenzie-Flusse gehört habe. Auf der anderen Seite erfreut ein so schöner Frühling, wie der von 1839, nur selten diese erstarrten Regionen, und diesem günstigen Umstande haben wir unseren guten Erfolg großentheils beizumessen."

Nachschrift vom 30. Oktober. „Das Eis erlaubt uns endlich, Couriere an den Sklavensee zu schicken. Unterdeß ist Gouverneur Simpson's sehr geehrtes Schreiben vom 17. Juni, das uns auf dem Wege hierher leider verfehlte, über Land angelangt. Es freut uns, daß wir der Russischen Expedition zuvorgekommen sind und unserem Vaterlande die unbestreitbare Ehre der entdeckten nordwestlichen Durchfahrt gesichert haben. Als unsere Expedition im Jahre 1836 verabredet wurde, erwarteten wir zuversichtlich, Sir George Back werde die Aufnahme des Golfs von Boothia bewerkstelligt haben, und unsere Begegnung an der Mündung des Großen Fisch-Flusses dürfte wohl auf der Karte des nördlichen Amerika's keine Lücke mehr lassen. Das Mißlingen jener Unternehmung, die Erschöpfung unserer Leute und Mittel und die Nothwendigkeit eines neuen Winterquartiers erfordern eine neue Expedition zur Untersuchung des Meerbusens von Boothia, dessen Ausdehnung bis zur Straße des Fury und Hecla nicht weniger als 400 oder 500 Engl. Meilen betragen kann."

Mannigfaltiges.

— Berliner Korrespondenz des Londoner Athenäums. Das Athenaeum, eine der besseren Englischen Wochenschriften, hat in Deutschland einen ambulanten Korrespondenten, der sich jetzt in Berlin aufhält. Sein vom Februar datirter Bericht, der, wir wissen nicht, durch welche Verspätung, erst in dem Blatte vom 2. Mai abgedruckt ist, bespricht die damals auf unserer Bühne erschienenen Neuigkeiten, namentlich Karl Blum's „Schwärmerei nach der Mode", Raupach's „Elisabeth Farnese" und „Clotilde Montalvi", von Herrn Firmenich, wozu auch noch ein Stück kommt, das der Engländer unmöglich in Berlin gesehen haben kann, da es bis auf den heutigen Tag hier noch nicht gegeben worden, nämlich Karl Gutzkow's „Werner, oder Herz und Welt". Gleichwohl giebt unser Berichterstatter gerade über dieses Drama, von welchem er sagt, „die Ansichten der Berliner seyen darüber sehr getheilt" (it has divided the suffrages of the Berliners), das ausführlichste Referat. Das heißt doch noch der Zeit voraneilen! Bei einem Stücke, das vielleicht in einem kalten Sommer die Zuschauer erwärmen wird, schon in einem warmen Winter so zu frieren! Denn unser Engländer, der den ganzen Inhalt des Stückes, und zwar, wie es scheint, ziemlich genau darlegt, ist nichts weniger als erbaut davon. Dagegen beurtheilt er den Blumschen Pietisten, Dr. Reckum (der durch einen seltsamen Druckfehler auf Englisch Recnum heißt), sehr richtig, indem er bemerklich macht, daß selbst ein Mucker, der der Vorstellung beigewohnt, sich in diesem Dr. Reckum schwerlich wieder erkannt haben würde, da Letzterer sich von Anfang bis zu Ende als ein gemeiner Betrüger darstelle, der das, was er predige, selber nicht glaube, ja sich nicht einmal den Anschein gebe, es ernstlich zu glauben; weshalb denn auch die Frömmelei nicht als wesentliches Moment, sondern als eine bloße Beigabe der Handlung des Stückes erscheine und der neue Tartüffe eben so gut ein Magnetiseur, ein Goldmacher oder irgend ein anderer Schwindler dieser Art seyn könnte, ohne daß dadurch dem Charakter des Lustspiels ein merklicher Abbruch geschähe. Dieses Tadels ungeachtet aber findet der Engländer die „Schwärmerei nach der Mode" sehr unterhaltend, während ihm „Elisabeth Farnese" und „Clotilde Montalvi" gewaltige Langeweile gemacht und ohne Gnade von ihm verurtheilt werden. Als eine der neuesten Erscheinungen der Berliner Literatur wird demnächst der Roman „St. Roche" besprochen, von welchem gesagt wird, daß die Leihbibliotheken nicht genug Exemplare hätten herbeischaffen können, um den Lese-Hunger der Berliner zu stillen. Einem Engländer freilich ist unsere Sitte, ein Buch dieser Art nicht zu kaufen, sondern aus Leihbibliotheken sich kommen zu lassen, etwas Unerklärliches. Und in der That ist es gewiß eine der Literatur nur ersprießliche und darum nachahmungswürdige Prüderie der Britischen Exclusiven, es für „ungentlemanlike" zu halten, ein vielgelesenes Buch nicht selbst zu besitzen und statt dessen sich eines Exemplars zu bedienen, das schon durch hundert vielleicht nicht ganz saubere Hände gegangen. Ein seltsamer Uebersetzungs-Schnitzer entschlüpft unserem Engländer, indem er den Titel einer neuen Novelle von Ludw. Tieck, „der Schutzgeist" durch „The Mayor" wiedergiebt. Unstreitig hat er im Lexikon, wo er nach „Schutzgeist" suchte, das Wort „Schultheiß" gefunden und dieses für jenes genommen. Der Konkurrenz der beiden Bildhauer Kiß und Kalide bei dem Denkmale Friedrichs des Großen in Breslau wird ebenfalls gedacht, doch auch bei dieser Gelegenheit hat sich der Engländer nicht vor einem Quiproquo hüten können, da er der Meinung ist, diese Statue sey für Berlin bestimmt; hier aber, meint er, werde man noch lange darauf warten müssen, indem von dem nöthigen Gelde erst der kleinere Theil durch freiwillige Beiträge gesammelt sey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 15. Mai 1840.

Rußland.

Die Griechisch-Russische Kirche.

(Nach der British and Foreign Review.)

Die Einheit der christlichen Kirche erhielt sich bis zum Jahre 868, als der Griechische Kaiser Michael den Ignatius von seinem geistlichen Stuhle vertrieb und an dessen Stelle den Photius zum Patriarchen von Konstantinopel ernannte. Papst Nikolaus I. nahm für den verwiesenen Patriarchen Partei, erklärte die Wahl seines Nachfolgers für eine sträfliche Handlung und schleuderte einen Bannstrahl gegen Photius. Dieser exkommunizirte von seiner Seite den Papst. Das Verfahren Beider führte zu einem beklagenswerthen Schisma zwischen den morgenländischen und den abendländischen Christen, bei welchem Rußland unstreitig das Meiste verlor, weil seine Bewohner dadurch in gewissem Betrachte von der Gemeinschaft der Europäischen Völker ausgeschlossen wurden. Die Aufforderungen der Kreuzfahrer fanden bei ihnen kein Gehör, und selbst der Patriarch von Konstantinopel wollte, aus persönlichem Hasse gegen die Lateiner, seinen apostolischen Sitz lieber nach Nicäa verlegen, als zur gemeinsamen Sache der Christenheit mitwirken. Es kann hier nicht unser Zweck seyn, die endlose Fehde über den Nutzen der Kreuzzüge zu erneuern; wir wollen nur in Erinnerung bringen, daß damals jeder Europäer, dem ein fühlendes Herz im Busen schlug, jeder für großartige Begeisterung empfängliche Mensch sich eine Ehre daraus machte, an diesen Zügen Theil zu nehmen; und gewiß — wäre der religiöse Eifer der morgenländischen Christen dem ihrer Brüder im Abendlande gleichgekommen, hätte die Griechische Geistlichkeit ihren Anstrengungen Vorschub geleistet, so würde die Kirche nicht den Schmerz gehabt haben, die geistlichen Gebiete der vier vornehmsten Patriarchen von Ungläubigen weltlich beherrscht zu wissen. Ohne das Griechische Schisma, ohne jene Apathie und Unwissenheit, welche den Orientalen charakterisiren, hätte das ganze Land der östlichen Slawen, dessen kräftige und bildsame Bevölkerung damals unter ihren demokratischen Verfassungen sich wohlbefand, gar bald eine erfreuliche Umbildung erfahren.

Im 9ten und 10ten Jahrhundert stritten sich drei Religionen in jenem Theile der Slawischen Länder, welcher jetzt Rußland heißt, um die geistliche Herrschaft: der Kultus des Perun oder der alte Götzendienst dieser Völker; der Kultus des Odin oder die Religion der Waräger aus Skandinavien, welche das Slawenvolk unterjocht und ihm den Namen Russen gegeben hatten; und die christliche Religion, welche, Dank den häufigen Handelsverbindungen zwischen Rußland und Byzanz, jenseits des Dniester sich auszubreiten anfing. Die sehr verschiedene Natur dieser drei Religionen mußte sie nothwendig unter einander verfeinden. Der Glaube der Skandinavischen Eroberer und Einwanderer, die nur in geringer Zahl waren, ging bei Zeiten fast spurlos unter. Die Waräger selbst entsagten ihm, weil er mit ihrer Politik nicht gut harmonirte. Nur die Menschenopfer, welche auf Odin's Altären geblutet hatten, wurden nachmals dem Slawischen Perun gebracht.*) Der altslawische Götzendienst, von dem Nimbus eines hohen Alterthums umflossen, behauptete auch durch die Macht der Gewohnheit sein Ansehen. Das Christenthum hielt sich in dem engen Kreise der aufgeklärteren Stände und mußte also mit der Finsterniß ringen, die seine Bekenner von allen Seiten umlagerte. In politischer Hinsicht hatte jede dieser Religionen, wie man sich denken kann, ihre eigenen Wirkungen: die erste, von den Eroberern eingebracht, war in den Augen der Nation nur ein anderes von den Eroberern ihnen auferlegtes Joch, und der Russe verabscheute sie, wie die Herrschaft der Ausländer selbst; die zweite, der Nationalglauben, identifizirte sich mit den demokratischen Verfassungen, unter welchen die Slawischen Stämme damals lebten; die dritte, welche „den Frieden hier auf Erden, den Lohn im Himmel und die Strafe in der Hölle" verkündete, trug das Gepräge einer absoluten Reform, und das Volk scheute sich vor ihr, wie vor einem Gespenste. Die Waräger waren zu unumschränkte Herren, als daß sie ein Gesetz hätten anerkennen mögen, das höher stand, als ihr Wille: und selbst diejenigen, die ihren Odin gegen Perun vertauscht hatten, konnten sich erst nach lebhaftem Widerstande, nach langer Unschlüssigkeit zur Taufe bequemen. Da jedoch die Intelligenz und die Wahrheit über die Materie und den Irrthum endlich siegen müssen, so würde auch das Christenthum früher oder später die Finsternisse des Aberglaubens verscheucht und einen vollständigen Triumph erkämpft haben; aber noch unabhängig von anderen Uebeln, die das Zeitalter unmerklich zur Reife brachte, trat das Schisma der Griechischen Kirche ein und trübte den Strom der christlichen Lehre an seiner Quelle.

Swätoslaw, der Vorgänger Wladimir's des Großen, wies die Bekehrungs-Versuche seiner christlichen Mutter Olga mit Verachtung zurück, weil er, wie er sich ausdrückte, „nicht das Gespött seines Hofes werden wollte." Olga selbst, die übrigens erst im hohen Alter Christin wurde, soll diesen Schritt aus Gewissensqual gethan haben, weil sie das bei den Slawen so heilige Gastrecht durch Ermordung dreier Gesandtschaften eines Drewelischen Fürsten, der um ihre Hand warb, verletzt hatte. Die allgemeine Einführung des Christenthums unter den Russen datirt sich vom Jahre 988, als der Welikji Knäs (Großfürst) Wladimir der Große nach einem wild und ausschweifend durchlebten Jünglings- und Mannesalter, ebenfalls von Reue und Furcht vor einem Jenseits getrieben, die Taufe empfing. Olga und Wladimir sind Beide zu Heiligen der Russischen Kirche kanonisirt und Letzterer der „Apostel Rußlands" betitelt worden*); so groß war in jenen Zeiten das Bedürfniß einer Harmonie zwischen Kirche und Staat!

Wladimir soll durch die Berichte einer Gesandtschaft, die er an den Byzantinischen Hof geschickt hatte, zur Annahme der Griechischen Konfession bestimmt worden seyn. Die Gesandten hatten, wie man sagt, einem feierlichen Hochamt in der Sophien-Kirche beigewohnt und nach ihrer Rückkehr dem Großfürsten von der Herrlichkeit jenes Tempels, wo der Patriarch selbst vor ihren Augen den Gottesdienst gehalten, eine so enthusiastische Schilderung gemacht, daß Wladimir begeistert ausrief: „Dieses muß die wahre Religion seyn; wohlan, wir wollen uns taufen lassen!" Was that er nun zunächst? Er sammelte ein mächtiges Heer, marschirte nach dem Thracischen Chersonnesus, unter die Mauern von Cherson, dessen Einwohner Christen waren, und schickte folgendes seltsame Gebet zum Himmel: „Hilf mir, o höchster Gott, diese Stadt erobern, damit ich christliche Priester aus derselben bekomme, die mich und mein Volk unterweisen können!" Die Stadt ergab sich nach sechsmonatlicher Belagerung; aber Wladimir, mit diesem ersten Schritte zur Eroberung des Christenthums noch nicht zufrieden, schickte nun eine Botschaft an den Byzantinischen Kaiser Basilius und bewarb sich bei ihm, dem er eben eine Stadt genommen, um die Hand seiner Schwester Anna, die Drohung hinzufügend, daß er im Falle einer abschläglichen Antwort mit Byzanz eben so verfahren würde, wie mit Cherson. Die Byzantinischen Kaiser jener Epoche waren, wie die heutigen Sultane, zu schwach, um einem so mächtigen Feinde Trotz bieten zu können: die Prinzessin wurde Wladimir zugesendet, und der Russische Fürst trat mit ihr und einem Gefolge von Griechischen Priestern, welche Heiligenbilder und geweihte Gefäße trugen, den triumphirenden Rückzug in seine Hauptstadt Kiew an. Jetzt wurde dem alten Heidenglauben offener Vertilgungskrieg angekündigt.

Nach Wladimir's Tode kamen wieder blutige Zeiten. Dieser Fürst hatte Rußland sehr unkluger Weise unter seine zwölf Söhne vertheilt, und sein unmittelbarer Nachfolger begann schon die Regierung mit dreifachem Brudermorde. Die Kirche, unfähig, die unbändigen Leidenschaften dieses Fürsten zu zügeln, konnte wenigstens Märtyrerkronen austheilen; zwei der geopferten Prinzen, Boris und Gleb, wurden kanonisirt und sind seitdem die Schutzpatrone der Russischen Heere. Ihnen folgten bald noch andere Opfer der Tyrannei, ja, es ist zweifelhaft, ob auch nur Einer von dieser ganzen Fürsten-Generation eines natürlichen Todes gestorben.

---

*) Перунъ, im Polnischen piorun, einschlagender Blitz, Donnerkeil (vielleicht verwandt mit dem Griechischen Worte κεραυνος), war zugleich Name des Donnergottes der alten Slawen, der aber höchst wahrscheinlich schon mit Menschenopfern versöhnt wurde, ehe die Skandinavischen Eroberer mit ihrem Odin-Kultus nach Rußland kamen. D. Red.

*) Buchstäblich: rawno-apostolnyi, d. h. der einem Apostel gleich ist. Karamsin, der Russische Geschichtschreiber, sagt in seinem bekannten Werke (Th. I, Buch 9) mit Bezug auf Wladimir unter Anderem: „Ob wirklicher Glaube an die Heiligkeit des Christenthums, oder, wie ein berühmter Arabischer Historiker des 13ten Jahrhunderts meint, bloßer Ehrgeiz und der Wunsch, mit den Griechischen Kaisern Bande der Blutsverwandtschaft zu knüpfen, ihn bestimmt haben, sich taufen zu lassen, dies ist Gott allein bekannt. Genug, daß Wladimir, nachdem er den Glauben des Erlösers angenommen, sein Herz ihm heiligte und einen anderen Menschen anzog. Als Heide die roheste Nachsucht athmend, ein abscheulicher Wüstling, ein blutdürstiger Krieger und — was das Gräßlichste von Allem — ein Brudermörder, scheute sich Wladimir, als er die milden Lehren des Christenthums kennen gelernt, selbst das Blut der Missethäter und der Feinde des Vaterlandes zu vergießen."

Die Nachkommen Wladimir's von seiner heidnischen und seiner christlichen Frau waren so zahlreich geworden, daß, als Herzog Andreas (1169) Nowogorod mit Krieg überzog, 71 Prinzen vom Geblüt, jeder an der Spitze seines Heerhaufens, bei der Armee waren. Zu Kiew folgten einander in dem kurzen Zeitraum von 32 Jahren eilf Fürsten, von denen jeder nur so lange den Thron behauptete, bis ein Gegner aufstand, der Kraft genug hatte, ihn zu stürzen. Unter allen diesen barbarischen Fürsten verdienen nur Zwei, der Vergessenheit entrissen zu werden: Jaroßlaw als Gesetzgeber und Wladimir Monomach als wahrer Christ. Das Gebäude der Russischen Verfassung jener Zeit, wie es in dem Gesetzbuche des ersteren Fürsten anschaulich wird, kann uns ahnen lassen, wie schrecklich das niedere Volk in seinen dürren Steppen und Urwäldern daran seyn mochte. Die Bauern lebten in dem Zustande Verwiesener; denn sie waren ganz außer dem Schutz der Gesetze. Selbst Religion und Kirche boten ihnen keinen Trost, da die Geistlichkeit im Ganzen eben so unwissend, knechtisch und gedrückt war, wie das Volk. Kaum erwähnt ihrer die Geschichte mit einigen Worten, denn es scheint, als hätte dieser „Spiegel der Wahrheit", nachdem er die hohen Gestalten der Fürsten und Prälaten zurückgestrahlt, Bedenken getragen, mit den Bildnissen schmutziger Leibeigener sich zu beflecken. Unter der anarchischen, das Volk aussaugenden Herrschaft der Waräger wurden die östlichen Slawen in gewissem Betrachte ein anderer Menschenschlag, als ihre Stammesverwandten im Westen, bei denen höheres Nationalgefühl und frischere Lebenslust sich entwickelten; man konnte auf sie anwenden, was Mirabeau von den Bauern der Landschaft Limousin sagt: „Ihre Miene trägt den Stempel der Duldung und traurigen Ergebung, als hielten sie den Druck der Großen, wie den Hagel und Wetterstrahl, für eine Naturnothwendigkeit, für ein Uebel, wogegen menschliche Kräfte nichts vermögen."

Um das Elend voll zu machen, wurde Rußland zu jener Zeit (1223) von den weltstürmenden Tataren überfluthet. Schon Jahre lang vorher hatte der Ruf dieser wilden Steppen-Horden aus Hochasien, die China's und Persiens Throne fast gleichzeitig erschütterten, im Abendlande Schrecken verbreitet. Ihr Anmarsch gegen Rußland hatte die Wirkung, daß kein Mensch Widerstand leistete und alles Volk den Kirchen und Kapellen zuströmte, um unter brünstigen Gebeten sich abschlachten zu lassen. Noch ein paar Tagereisen von Nowogorod entfernt, machten die Tataren plötzlich Halt und kehrten um, ohne die Stadt anzugreifen, vielleicht weil sie aus einer so leichten Eroberung sich nichts machten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Wahrheit über die September-Morde während der Französischen Revolution.

(Schluß.)

„Aber", fragte ich weiter, „wie sind sie hereingekommen und woher wußten Sie, daß sie endlich da waren?" — „Wir erfuhren es durch eine schreckliche Stille; Sie können sich von dieser Stille keine Vorstellung machen. Obschon an diesem Tage 3000 Menschen in Bicêtre waren, so hätten Sie doch eine Fliege hören können." — „Aber Sie hatten Kanonen, Sie haben sich vertheidigt, Ihr Direktor ist vor dem Gitter erschossen worden." — „Wer hat Ihnen das aufgebunden? Es ist kein Wort davon wahr; man machte nicht einmal den Versuch, Widerstand zu leisten; dann hatten wir auch keine Kanonen, und das Leben unseres Direktors ist keinen Augenblick bedroht gewesen. Freilich hatten wir unsere Schutzwache, aber die hat sich nicht gerührt." — „Was ist das für eine Schutzwache? Ich habe nie davon sprechen hören." — „Die Wache des Hospitals, welche auf dessen Kosten genährt, gekleidet und besoldet wurde; es war eine Compagnie von 86 Mann mit einem Tambour, einem Capitain und einem Lieutenant. Als die Todtschläger durch das große Gitter eingedrungen waren, stellten sie sich in Reihe und Glied auf und salutirten unsere Wache auf militairische Weise. Unsere Wache präsentirte das Gewehr und besetzte gemeinschaftlich mit den Todtschlägern die inneren und äußeren Posten. Dies ist die Wahrheit, und es war sogar ein Posten unserer Wache, welcher den armen Bêchet, den Oekonomen des Hospitals, tödtete." — „Wie das?" — „Sie müssen wissen, daß unsere Wache bei der National-Versammlung eingekommen war, um mit der Armee gleichgestellt zu werden, nicht etwa, als ob sie nach der Gränze hätte abgehen wollen, denn es waren doch erbärmliche Soldaten, sondern weil sie die Pension der Invaliden haben wollten. Der Minister zog die Vorsteher von Bicêtre zu Rathe, denen das Gesuch nicht zulässig schien. Dadurch wurden sie erbittert, und als Herr Bêchet durch das rothe Thor eintrat, sagte ihm die Schildwache, daß man ihn in der Registratur sprechen wolle. Herr Bêchet wollte anfangs nicht darauf hören, weil er wußte, daß der Oekonom des Hospitals dort nichts zu thun habe, aber da die Schildwache wiederum in ihn drang, entschloß er sich endlich. Er hatte indeß kaum drei Schritte gemacht, als diese auf ihn Feuer gab. Als er noch so dalag, mit dem Tode ringend, kam ein National-Gardist hinzu, der die Flinte an seine Stirn legte und ihm den Hirnschädel zerschmetterte. Der Oekonom des Gefängnisses, Herr Letournaur, wäre auch beinahe getödtet worden, und zwar durch unsere Wache; nur die Todtschläger hinderten es. Ich hatte an diesem Tage das Glück, unserer Vorsteherin das Leben zu retten."

Ich bat den guten Richard, mir auch diese Geschichte zu erzählen. Er that es in folgender Weise: „Die Todtschläger hatten schon mehrere Gefangene freigesprochen, welche im Triumphe unter dem Geschrei: „Es lebe die Nation!" hinausgetragen wurden. Dieselben konnten indeß nicht in ihrem Gefängnißanzuge entlassen werden, sondern man wollte ihnen die Kleider zurückgeben, welche sie mitgebracht hatten. Die Todtschläger geriethen auf die Vorsteherin, welche über den Hof schritt, und fragten sie nach dem Magazine. Diese glaubte, ihre letzte Stunde sey gekommen, und statt zu antworten, stürzte sie nieder. Da sie sich unaufhörlich bekreuzigte und den Rosenkranz abbetete, so glaubten sie, sie verlange nach dem Märtyrerthum wie die Karmeliter. So setzten sie ihr denn derbe mit Fußtritten und Kolbenstößen zu. Ich kam dazu und erbot mich, sie zu führen, wohin sie wollten. Sie folgten mir und ließen die arme Frau auf dem Pflaster liegen. Sie hatte indeß einige Stöße gegen die Brust bekommen, in Folge deren sie ein Krebsgeschwür bekam."

„Wie stark waren denn wohl die Mörder? fragte ich ihn weiter. — „Es möchten wohl 3000 seyn, aber nur ungefähr 200 nahmen thätigen Antheil, theils als Richter, theils als Henker." — „Sie hatten Kanonen mitgebracht!" — „So erzählt man; sie müßten sie dann aber draußen gelassen haben; ich zum wenigsten habe keine gesehen, obschon ich mehrmals bis zum großen Gitter gekommen bin." — „Wie waren sie denn bewaffnet?" — „Einige, aber sehr wenige, hatten schlechte Flinten, andere Säbel, Aexte, Holzscheite, am häufigsten waren aber die Piken." — „Waren auch gutgekleidete Menschen darunter?" — „O ja, besonders unter den Richtern; die anderen waren nichts weniger als elegant." — „Sahen sie wilder aus als andere Menschen?" — „Das nicht, aber sie waren schrecklich aufgeregt und sagten, sie wollten ihre Frauen und Kinder nicht erwürgen lassen, während sie nach Verdun zögen." — „Das sagten sie also?" — „Ja, und wenn einer freigesprochen wurde, so stießen sie Freudengeschrei aus und umarmten ihn." — „Und wie viel waren der Richter?" — „Ungefähr ein Dutzend, welche sich ablösten." — „Und sind Sie nie wieder einem derselben begegnet?" — „Einem wohl; anfangs stritten alle diese Menschen um die Ehre, wer zuerst die Prinzessin von Lamballe verwundet hätte. Einer von ihnen, welcher sich dieser That am meisten gerühmt hatte, ging einige Tage später nach der Gränze ab. Er wurde in einem der ersten Gefechte verwundet und in das Invalidenhaus aufgenommen. Hier lebte er zwanzig Jahre ruhig fort, bis die Bourbons zurückkehrten und er aus dem Invalidenhause vertrieben wurde. Da wollte er denn nicht mehr die Prinzessin von Lamballe gemordet haben, sondern spielte den Royalisten und Scheinheiligen, obgleich ihm dies auch nichts half. Da entsinne ich mich noch eines anderen Mannes, der eine Rolle gespielt hat und der hier gestorben ist. Es ist der Capitain Baudrais, einer der beiden Gendarmen-Offiziere, welche mit Ludwig XVI. in den Wagen stiegen. Während er die Anstalten zur Abreise traf, wollte ihm der König eine Rolle von 200 Louisd'ors an Malesherbes übergeben. Baudrais lehnte es auf eine schonende Weise ab. Der König drang wiederholentlich in ihn und versuchte, ihm die Rolle in die Hände zu stecken. Da kreuzte Baudrais beide Arme über die Brust. Der König benutzte diese Bewegung, warf ihm die Rolle in die Arme und verließ lachend das Zimmer. Baudrais trug die Rolle indeß zu den Kommissarien der Kommune im benachbarten Zimmer, welche den Empfang im Protokoll verzeichneten. Nichtsdestoweniger glaubte die Herzogin von Angoulême, da die Rolle Malesherbes nicht zukam, Baudrais habe das Geld unterschlagen; er erhielt daher nie eine Unterstützung und starb hier im Elende."

Da ich fürchtete, daß die Redseligkeit des Alten ihn ganz von dem eigentlichen Gegenstande meiner Wißbegierde abbringen möchte, so bat ich ihn, mir zu sagen, wie man bei der Verurtheilung und Freisprechung, so wie bei der Hinrichtung, zu Werke gegangen sey. „Sie nahmen", sagte er, „Besitz von der Gerichtsstube; sie zwangen uns, ihnen das Einschreibebuch zu geben, dasselbe, welches Sie gelesen haben. In diesem prüften sie aufmerksam die Bemerkungen, welche neben jedem Namen verzeichnet standen; dann wurde das betreffende Individuum herbeigeholt, bald aus einem Theile des Gebäudes, bald aus einem anderen. Da diesen das Nothgeschrei ihrer Kameraden hinlänglich sagte, was man von ihnen wolle, so beeilten sie sich nicht sehr, dem Winke Folge zu leisten. Anfangs ergriff man auch wohl Einen statt eines Anderen; als aber die Gefangenen dies sahen, gaben sie selbst diejenigen an, welche nicht hervortraten." — „Wie haben aber solche Verwechselungen stattfinden können? Man hörte sie also gar nicht?" — „Je nachdem; einige ließ man sprechen, so lange sie wollten, mit anderen ging es rasch. Diejenigen z. B., welche aus Furcht nicht antworteten, wurden unwiderruflich verurtheilt." — „Und dann?" — „Dann sagte der Präsident: „„Führet den Bürger nach der Abtei."" Man wußte schon, was das zu bedeuten hatte. Dann faßten ihn zwei Männer beim Arm und zogen ihn aus dem Zimmer, vor welchem die Todtschläger in zwei Reihen aufgestellt standen. Wenn er einige Schritte gethan hatte, stachen ihn die Nächststehenden in den Rücken; man ließ ihn los und schlug mit Holzscheiten, Flintenkolben und Piken auf ihn ein. Zuweilen dauerte es sehr lange, obschon manche der Mörder so herzhaft darauf losschlugen, als ob sie bezahlt worden wären." — „Erschossen ist also Niemand worden?" — „Kein einziger, mit Ausnahme unsers Oekonomen, von dem ich schon gesprochen habe. Als Alles zu Ende war, zog man die Todten hervor, entkleidete sie und brachte die Uhren, die Assignaten, das Gold und das Silber nach der Gerichtsstube." — „Das Gold und das Silber? Ich dächte, es wäre hier nicht viel zu finden gewesen." — „O doch! Erstlich hatten wir einige Taugenichtse aus guten Familien, und dann machten auch die Strafgefangenen kleine Arbeiten, welche ihnen Geld einbrachten."

„Und wie verfuhr man bei den Freilassungen?" — „Anfangs,

denn einer freigesprochen war, trug man ihn im Triumphe und unter dem Geschrei: „Es lebe die Nation!“ aus der anderen Thür der Gerichtsstube. Dann aber besannen sie sich und sagten: „„Diese Leute haben freilich nicht den Tod verdient, dennoch könnte es gefährlich seyn, sie der Gesellschaft augenblicklich zurückzugeben; überdies haben viele weder Obdach noch Stand; es ist also besser, wir behalten sie einstweilen hier und lassen die Kommune weiter sorgen.““ — „Das haben Sie gehört?“ — „Mit meinen Ohren; ich stand am Ende des Tisches mit den anderen Beamten. Nun wurden alle, mit Ausnahme weniger, die ganz unschuldig schienen, in der Kirche eingeschlossen.“ — „Also wurden alle gerichtet!“ — „Freilich; ein Jeder wurde freigesprochen oder verurtheilt. Am 3ten Abends hörten sie auf, um sich auszuruhen, und wir brachten die Nacht bei ihnen zu. Am 4ten gings wieder an, obgleich nicht so arg; diesmal fielen sie besonders über die Kinder her.“ — „Also sind keine Wahnsinnige, keine Greise und gewöhnliche Kranke ermordet worden?“ — „Durchaus nicht; sie hatten dieselben sogar in ihre Zimmer verweisen lassen, damit ihnen nichts Uebles zustieße, und die Schildwachen ließen sie nicht einmal aus dem Fenster sehen. Nur im Gefängnisse ging es blutig her; in allen anderen Theilen des Hauses war kein Unterschied zu merken; sie wurden sogar sehr zornig, wenn die Rationen nicht zur gehörigen Zeit vertheilt wurden.“ — „Und wie lebten sie denn?“ — „Das ist das Merkwürdigste. Diese Leute, welche hier die Herren waren, wollten den Schein der Ordnung beobachten; sie ließen sich am Abend vom Oekonomen Anweisungen auf Brod, Fleisch u. s. w. geben. Wir hatten Hammel im Hospital, welche für sie geschlachtet und bereitet wurden, aber nur gegen Anweisungen. So erinnere ich mich, daß sie sich 600 Pfund Lichte geben ließen, obschon sie nicht 60 Pfund verbraucht haben mochten. Am Dienstag Morgen hatte ich die Weinvertheilung zu besorgen; nach dem Beschlusse des Präsidenten sollte ein Jeder einen Schoppen erhalten. Sie kamen zu zweien oder dreien zu mir, und wenn ich fragte: „„Wie viel seyd Ihr?““ so antworteten sie: „„Wir sind acht.““ — Ich sah wohl, daß sie mich betrogen, aber ich unterschrieb nichts desto weniger für acht. So kam es denn, daß am Dienstage viele betrunken waren, was am Tage vorher nicht der Fall gewesen war.“ — „Und wann entfernten sie sich?“ — „Am Dienstage den 4ten gegen 3 Uhr Nachmittags. Sobald wir wieder freier athmen konnten, wurden die Lebenden aufgerufen. Sie haben neben 184 Namen ein Kreuz bemerkt; diese wurden am 4ten verzeichnet, je nachdem sich die Aufgerufenen meldeten. Die Randbemerkungen, welche die Todten oder in Freiheit Gesetzten angeben, rühren von der Hand des Gerichtsschreibers her, denn sie haben nichts in die Bücher eingeschrieben und sich auch sonst nichts Ungebührliches zu Schulden kommen lassen.“

„Ich habe aber auch die Namen dreier Kinder bemerkt, welche die Bataillone der Freiwilligen am 5., 6. und 7. September mit sich genommen haben.“ — „Das hätte ich beinahe vergessen. Als sie fort waren, fürchteten wir, daß sie wiederkommen würden. Am 3ten Morgens fanden sich einige von denen ein, die sie in Freiheit gesetzt hatten; sie machten großen Lärm und sagten, es sey noch nicht zu Ende, und diesmal würden die Vorsteher, die Schwestern und die Beamten daran kommen. Dabei zeigten sie uns große Listen, auf welchen unsere Namen standen. Als der Direktor dies sah, lief er nach Paris und wendete sich an die Kommune und an die Sectionen. Er bewirkte, daß man uns mehrere Bataillone zu unserem Schutze schickte; diese blieben hier, bis die Ruhe wiederhergestellt war. Als sie abzogen, nahmen sie drei junge Burschen aus der Corrections-Anstalt mit nach der Gränze.“

Hier endete Vater Richard seine Erzählung.

Goethe's beide Häuser in Weimar.

(Beschrieben von einem Franzosen.)

„Sehen Sie dort das große Haus? Ueber der Thür ist ein Fries von schwarzem Marmor, auf welchem eine lange Inschrift zu lesen ist. Gehen Sie nur gerade aus, und Sie können Goethe's Wohnung nicht verfehlen.“ Ich dankte dem guten Manne, der mich zurecht gewiesen hatte, und schritt rüstig auf den bezeichneten Ort zu. Ich mochte mich indeß anstellen, wie ich wollte, es war mir unmöglich, den geheimnißvollen Schauer zu fühlen, der alle unsere modernen Touristen wie eine Gänsehaut überläuft, wenn sie die Wohnung eines großen Mannes betreten; ich empfand nur eine ungemeine Neugierde, ein außerordentliches Verlangen, die Wohnung, welche dieser große Geist so lange geheiligt hatte, bis in ihre kleinsten Einzelheiten kennen zu lernen. Wenn den Phrenologen schon eine Untersuchung des Schädels, dieses Palastes des Geistes, um mit Byron zu reden, genügt, um die Beschaffenheit des inwohnenden Geistes kennen zu lernen, so glaube ich, daß eine Betrachtung der Wohnung noch weit mehr befähigt, über den Charakter ihrer Bewohner zu urtheilen. Der Geist durchströmt ja wie ein feines Fluidum alle mit ihm in Berührung kommende Gegenstände. So konnte es nicht fehlen, daß der Anblick des Kabinets, in welchem Goethe so viele fein gemeißelte Werke vollendet hatte, auf mich den Eindruck einer jener Erzählungen machte, welche uns in unbekannte Länder führen und uns berichten, welche Bäume sich dort mit ihren Zweigen über die Gewässer neigen, welche Vögel im Mondenscheine singen und welche Blumen sinnend ihren Liebesseufzern lauschen. Ich mochte fast glauben, unter Anleitung dieser topographischen Karte die Seele des großen Dichters zu durchstreifen, den Schlangenwindungen seiner Phantasie zu folgen und den Blick in die grundlosen Tiefen zu senken, in welchen sich seine theuersten Neigungen bargen.

Man führte mich zuerst in einen kleinen länglichen Raum im ersten Stockwerke, welcher als Vorzimmer diente. In demselben befindet sich ein Geräth, auf welches keine der gewöhnlichen Bezeichnungen anwendbar ist, denn es verdankt seine Form dem besonderen Zwecke, zu dem Goethe es bestimmt hatte. Es ist eine ungeheure Komode, welche in eine Menge Fächer abgetheilt ist, nach Art der Grabmäler, welche die Römer columbaria nannten. Jede Abtheilung enthält ein Schubfach, in welchem Proben von Mineralien aufbewahrt werden. Die verschiedenen Arten von Steinen und Mineralien, welche man hier sieht, sind alle in der größten Ordnung klassifizirt und numerirt. Hieraus allein kann man schon ersehen, daß der Mann, dem diese Sammlung gehörte, mit den Eigenschaften eines Künstlers auch die des Gelehrten vereinigte, und daß er außer einer regen Phantasie auch einen ordnenden Verstand besaß. Zwischen diesem ungeheuren Geräth und dem Fenster hängt eine alte Wanduhr, die gewiß in keiner Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, wenn ihr das Schicksal nicht das Loos zugetheilt hätte, einem großen Schriftsteller die vorüberrauschenden Stunden der Kindheit und der Jugend zu schlagen. Sie schlug zuerst die Stunden in Goethe's väterlichem Hause, war aber dann öfter in fremde Hände übergegangen, bis endlich der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sie an sich brachte und heimlich des Nachts neben dem Schlafzimmer des Deutschen Dichterfürsten aufstellen ließ. Mehr als vierzig Jahre waren darüber hingegangen, daß er den Schlag der Uhr nicht vernommen hatte. Der Tag brach an, und die Uhr schlug die sechste Stunde. Erweckt durch diesen so erinnerungsreichen Ton, rief Goethe eiligst seinen Bedienten herbei. „Was ist das für ein Ton, der meinen Schlaf unterbrochen hat? Schien es mir doch, als ob ich unter dem Dache meines Vaterhauses geschlummert hätte. Tausend längst verblaßte Bilder sind wieder vor mir aufgestiegen. Dieser Ton ist mir nicht fremd.“ Er erfuhr bald die Wahrheit.

Aber still! wir treten jetzt in sein Arbeitszimmer. Ein Tisch von Fichtenholz, kaum geglättet und ohne allen Anstrich, nimmt die Mitte desselben ein. Der Armstuhl, der davor steht, zeichnet sich ebenfalls nur durch negative Eigenschaften aus. Schwerlich dürfte sich ein Dutzendschriftsteller oder ein Bänkelsänger finden, der seine Glieder auf so grobem Geflechte ruhen, seine Arme auf eine solche Lehne auflegen möchte. Goethe war in dieser Beziehung weniger wählig. Die Einfachheit seiner Neigungen könnte vielleicht sogar verdächtig erscheinen; man möchte glauben, daß sie der Deckmantel seines Stolzes sey, und daß er als der merkwürdigste Gegenstand seiner Wohnung habe erscheinen wollen. Kennt man aber das häusliche Leben der Deutschen, so verschwinden diese Zweifel sehr bald. Bei unseren Nachbarn hat sich die Herrschaft des Luxus noch nicht so geltend gemacht, wie bei uns, und man stellt dort das Wohlbehagen höher als leere Eitelkeit. Die Wände der Zimmer sind geweißt oder mit gewöhnlichen Tapeten bekleidet, aber der größeren Wärme wegen parkettirt man die Fußboden. Nun sind zwar die Fußböden nicht so glänzend wie bei uns, aber dafür desto sauberer. Goethe war übrigens der Ansicht, daß, wenn das Elend den Geist niederdrücke, eine zu große Behaglichkeit ihn verweichliche und verwöhne.

Links neben dem Lehnstuhle nahm ein auf drei Füßen ruhender Korb sein Federmesser, sein Taschentuch, seine Scheere und andere kleine Geräthschaften auf, welche er immer bei der Hand haben wollte. Uebrigens setzte er sich an diesen Tisch nur, um zu studiren, nie, um zu schreiben. Wenn ihn eine Idee lebhaft beschäftigte und er von derselben abgelenkt zu werden fürchtete, so wälzte er dieselbe in der Einsamkeit mit sich herum. Diese zu theilen, war eine besondere Gunst, auf welche nur seine Freunde Anspruch hatten. Mehr als einmal fanden sich Schiller, Wieland, Herder so mit ihm zusammen. Wie süß müßte es gewesen seyn, ihrer vertraulichen Unterhaltung zu lauschen! O, Ihr großen Männer, die Ihr das irdische Paradies der Poesie wie Seraphims betreten habt, welche Worte strömten in diesem traulichen Zwiegespräch von Euren Lippen!

Goethe schrieb nur Verse mit eigener Hand. Dann stellte er sich an ein Fenster vor ein sehr hohes Pult und blieb in dieser Stellung, bis er ermüdete. Seine prosaischen Werke diktirte er auf und ab schreitend. Nach dem Zeugniß seines Secretairs strömten ihm die Gedanken mit solcher Schnelligkeit zu, daß es schwer war, ihm zu folgen. Auf dem Pulte zeigte man mir ein Fläschchen von Opal-Krystall, dessen Pfropfen den Kopf des Kaisers Napoleon vorstellt. Die Brechungen der Lichtstrahlen, welche entstehen, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, scheinen Goethe's Farben-Theorie auf das unzweideutigste zu bestätigen. Daher rief er auch in der Begeisterung mehr als einmal aus, dieses kleine Gefäß verdiene, die Reise um die Welt zu machen.

Als Bibliothekar (?) des Großherzogs bedurfte er keines großen Bücher-Vorraths. Einige Werke füllen zwei oder drei Fächer eines Gestelles hinter seinem Lehnstuhle und über einer großen Komode, ähnlich der im Vorzimmer. Diese ist mit Pflanzen und anderen merkwürdigen Sachen gefüllt. Ueberall erkennt man die Spur eines Geistes, welcher den Werth der Zeit zu würdigen wußte und nach einem klaren und sicheren Wissen trachtete. Nur wenn Alma, seine kleine Enkelin, in kindlichem Muthwillen das Verbot übertrat, ihn in seiner Einsamkeit zu stören, so fehlte es ihm an Muth, sie wegzuweisen. Dann gab er sich ganz dem Vergnügen hin, das niedliche Gesichtchen zu betrachten. Damit aber das Geplauder des Kindes ihn nicht störe, wenn der schöpferische Trieb sich in ihm regte, so ersann er ein Mittel, sie ohne Zwang zum Stillschweigen zu bewegen: er zeigte ihr ein neues und glänzendes Geldstück. „Dies bekömmst du“, sagte er zu ihr, „wenn du diese Seide aufwickelst; gieb dir Mühe.“ Nun machte sich die Kleine ans Werk, und ihr Großvater genoß ruhig ihres Anblicks.

Nächst den erwähnten Gegenständen ist Byron's Sardanapal,

ein Geschenk des Dichters selbst, in hohem Grade merkwürdig. Das Buch wurde nach Goethe's Tode, sorgfältig in ein baumwollenes bedrucktes Tuch gewickelt, in einem Kasten gefunden. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel liest man die Worte: „Huldigung eines Vasallen an seinen Lehnsherrn." Ohne Zweifel hatte dieses Geschenk des größten Englischen Dichters auf den berühmtesten Deutschen Dichter einen mächtigen Eindruck gemacht. Er hatte es verborgen, wie man eine große Freude gern allen Blicken entzieht.

Aus dem Arbeitszimmer führt eine Thür in das Schlafgemach. Dieses Bett, wird man ausrufen, dieses schmucklose Bett, dessen Gestell nicht einmal polirt ist, war also die Stätte, welche die Traumgottheiten der Skandinavischen Sage so oft umschwebten! Dennoch ist es so. Indeß möge man nur ja sein Mitleiden zurückhalten. Goethe war reich; er hatte das Vermögen seines Vaters mit dem Ertrage seiner Werke und den Geschenken des Großherzogs vermehrt. Wenn er gewollt hätte, konnte er im wollüstigsten Bette auf den weichsten Daunen schlafen. Eben so wenig darf man Schiller beklagen, der in keinem besseren Bette schlummerte; denn wenn auch diesem seine Armuth kein üppiges Leben gestattete, so waren doch alle Schätze der idealen Welt in seiner Seele aufgehäuft.

Am Kopfende des Bettes zeigte man mir den Lehnsessel, in welchem Goethe sein Leben aushauchte. Als man ihn hineingesetzt hatte, rief er aus: „Mehr Licht! Mehr Licht!" Die Bedienten schlugen die Vorhänge zurück und öffneten die Fenster; einen Augenblick schien er die Schönheit des Wetters zu bewundern, dann senkte er den Kopf auf die linke Schulter und schloß die Augen. Seine Schwiegertochter glaubte, er schliefe, und bedeckte sein Gesicht mit einem grünen Schirm, damit nicht ein frecher Sonnenstrahl seinen Schlummer störe. Leider war er todt!

Wenn man aus dem Fenster sieht, so eröffnet sich die Aussicht auf einen kleinen Garten. Die Blumen, welche in regelmäßigen Beeten geordnet sind, geben dessen Bestimmung hinlänglich an. Obgleich der Raum beschränkt ist, so scheinen sie doch hier schöner zu blühen, als anderswo, gleichsam als ob sie wüßten, wie viele Blicke hier auf ihnen weilen. Ihr Herr kann freilich ihr Farbenspiel nicht mehr bewundern, aber edle Fremde wallfahrten in Schaaren hierher. Auch der Regen tränkt sie noch immer, und die Sonne scheint noch eben so warm.

Außer dem Arbeitszimmer findet man noch ein Besuchszimmer, in welchem Goethe die Fremden empfing, die sein Ruhm herbeizog. Dieses war etwas prächtiger ausgestattet als die anderen Zimmer. Drei Wände desselben füllten Glasschränke, in denen man Statuetten, Vasen und werthvolle oder seltene Sachen wahrnahm. Unter anderen war darin der Schädel Vandyck's zu sehen, den Goethe in Belgien für einen hohen Preis gekauft hatte. Man kann nicht leicht einen schöneren und stärker ausgeprägten Knochenbau sehen. Mit leichter Mühe entdeckt man in demselben den Adel, die Milde und die Anmuth, welche alle Schöpfungen dieses großen Meisters auszeichnen. Hier sieht man auch eine Abbildung des Altarbildes im Dome zu Köln, das im Jahre 1410 vollendet wurde, ohne daß man, trotz aller Erörterungen über diesen Punkt, recht wüßte, von wem. Kugler's Meinung, der ihn dem Meister Stephan zuschreibt, scheint freilich das Meiste für sich zu haben. Eine Vergleichung mit den Gemälden desselben Meisters, welche sich in der Frankfurter Gallerie und im Museum zu Schleißheim befinden, verleiht dieser Ansicht mindestens ein großes Gewicht. Dieses Bild ist eine von den vollendeten Schöpfungen, wie sie auch dem Genius nur selten und in einer glücklichen Stunde gelingen. Goethe's Abdruck, obschon er noch einer der besten ist, giebt leider nicht alle Vollkommenheiten des Originals wieder.

Ferner entdeckt man hinter den Glasscheiben ein sehr umfangreiches eingebundenes Manuskript, wie sich kaum noch ein ähnliches in irgend einer Bibliothek finden dürfte. Dieser Oktavband diente lange Zeit dem merkwürdigsten Reisenden, den es vielleicht je gegeben hat, als Album. Sein ganzes Leben war der Bereisung des Erdkreises gewidmet. Er machte die Bekanntschaft aller großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, und alle trugen ihren Namen nebst einer kurzen Bemerkung in sein Buch ein. Alle Celebritäten Europa's, Asiens, Afrika's und Amerika's waren seine Mitarbeiter. Es fehlt keine einzige Sprache; Arabische, Persische, Türkische, Chinesische Sprüche figuriren neben Französischen, Englischen, Russischen, Italiänischen, Griechischen und Spanischen; selbst das Prakrit und das Mandschu-Tatarische fehlen nicht. Es dürfte schwer seyn, noch irgendwo eine so vollständige und reichhaltige Sammlung von Autographen zu finden. Die einzige Unterschrift, welche zweimal wiederkehrt, ist die Voltaire's, und auch nach dessen Zeugniß war der Mann, welcher ihm diese Ehre erwies, einer der feinsten und scharfsinnigsten Beobachter.

Eine goldene Krone, welche die Stadt Frankfurt a. M., stolz auf die Ehre, Goethe's Vaterstadt zu seyn, ihm verehrte, übergehen wir mit Stillschweigen. Eben so einen Band in Folio, der die Portraits seiner Freunde in natürlicher Größe enthält, die er selbst in seinen Mußestunden zeichnete. Schon geht ja die Sonne unter, die Hitze ist vorüber, und die Straßen füllen sich mit Spaziergängern; machen wir uns also auf den Weg nach dem Parke, um das andere Haus unseres Dichters in Augenschein zu nehmen.

Dieses Gebäude, welches aus zwei Stockwerken besteht, ist weniger ein Wohnhaus als ein Zufluchtsort für die Erholung und das Studium. Es liegt am Abhange eines Hügels in einem von lebendigen Hecken und Linden eingeschlossenen Garten. Weder das Aeußere noch das Innere sind in irgend einer Beziehung bemerkenswerth, aber die Stille und die Einsamkeit, welche durch nichts gestört werden, muß der ruhigen Betrachtung außerordentlich förderlich seyn. Eine Wiese, welche im saftigsten Grün prangt und deren Grasteppich mit bunten Wiesenblumen durchwebt ist, breitet sich unter den Fenstern des Hauses aus und sieht einem grünen See nicht unähnlich, dessen Ufer die dickbelaubten Bäume ringsherum bilden. Eine lange Allee, welche durch einen dicken Wald gehauen ist, schlängelt sich wie der Lauf eines Flusses, und das entzückte Auge verliert sich wie die Allee in der blauen Ferne. Während der schönen Jahreszeit besuchte Goethe oft diese stille Zuflucht; hier stärkte er seine abgespannte Phantasie durch den Anblick der Natur. Daher unterließ er auch nie, seinen Secretair mit sich zu nehmen. So außerordentlich war übrigens der Adel seiner Haltung und seines Blicks, daß ein Bauer, der ihm auf dem Felde begegnete, ehrfurchtsvoll sein Haupt entblößte und staunend und unbeweglich dieses Jupitershaupt anschaute. Gewiß hatte der Bauer nie den Namen des Patriarchen der Deutschen Literatur vernommen, gewiß hatte er nie die Bücher aufgeschlagen, in denen die Kinder seines göttlichen Geistes auf goldenem und duftendem Lager ruhen; aber schon der Anblick dieser majestätischen Stirn sagte es ihm, daß ein außerordentlicher Geist bei ihm vorübergehe.

Da ich den Garten und das Haus zu besichtigen wünschte, so ging ich auf die Thür zu. Der Zufall fügte es so, daß gerade die kleine Alma, ihre Aufseherin und mehrere Kinder sich dort befanden. Man ließ mich ein, und ich konnte mich ungehindert in dem Raum ergehen, den er so oft betreten hatte, die Spur seiner Schritte in dem Sande aufsuchen und im Schatten der Bäume weilen, die er selbst gepflanzt hatte. Als ich in die Nähe der kleinen Alma kam, faßte ich ihre Hand und neigte mich ihr zu, um sie zu küssen; aber das launische Kind, welches noch zu jung war, um zu fühlen, daß ich in ihr dem Andenken ihres Großvaters huldigen wolle, entzog sich meinen Liebkosungen und hüpfte davon wie ein scheues Reh. Verstimmt setzte ich mich in eine Laube, wo die Blätter schon von den Zweigen fielen. Ich sammelte diese Erinnerungsblätter, welche der Herbst zu meinen Füßen streute, und legte sie in meine Taschenausgabe des Faust.

Die Sonne war untergegangen. Die Schatten des Abends senkten sich zur Erde nieder, und man hörte schon das klagende Gezwitscher der Vögel, welche ihrem Neste zueilten. In den Zweigen der alten Ulmen säuselte ein leiser Hauch, und die dunklen Kronen der Bäume schienen sich flüsternd und tröstend einander zuzuneigen. Das eintönige Gemurmel der Quellen im Park, der ferne Lärm der Stadt und der dumpfe Klang der Glocken bildeten eine Vereinigung von Tönen, welche mich in die trübeste Stimmung versetzte. Es schien mir, als ob eine gränzenlose Trauer über die Natur ausgegossen sey und sich in tausend Klagetönen äußere. Voll von den Ideen, welche mich seit dem Morgen heimsuchten, überfiel mich ein Gefühl, als ob die gemeinsame Mutter aller Wesen ihren Dichter betraure; nur befremdete es mich, daß er, dessen Herz so selten stürmisch schlug, ein so großes Wehe veranlaßte. Er konnte ja ruhig inmitten aller politischen Stürme singen, während die Völker, wie einst Maria, das Haupt beugten, als die Freiheit ans Kreuz geschlagen wurde.

A. Michiels.

Mannigfaltiges.

— Peter Paul Rubens, von Waagen. Der Name unseres geehrten Mitbürgers, Herrn Galerie-Direktors Dr. Waagen, ist unter den Kunstkennern in England mindestens eben so bekannt, als in Deutschland. Seine Vertrautheit mit allen Britischen Gemäldesammlungen, sowohl öffentlichen als in Privatbesitz befindlichen, hat schon seinem Werke über Kunst und Künstler in England und Frankreich die Ehre einer Englischen vielgekauften Uebersetzung verschafft. Gegenwärtig ist nun auch eine besondere Uebertragung seiner Monographie des fruchtbarsten aller Maler, des unerschöpflichen Peter Paul Rubens, von Herrn Robert R. Noel erschienen, wozu Mistreß Jameson eine eben so freundliche als geschickt abgefaßte Einleitung geschrieben hat.*) Wie in den Galerieen von Antwerpen, Madrid, Florenz, Paris, München, Dresden, Wien und Berlin, so finden sich auch in England, und namentlich auf Marlborough's berühmtem Schlosse Blenheim, Gemälde aller Gattungen, die entweder vollständig, oder wenigstens doch ihrem Entwurf und ihrer Vollendung nach, von Rubens herrühren; dieser ist daher in Europa einer der am meisten durch Verbreitung seiner Werke gekannten Maler. Ja, auch außerhalb dieses Welttheils finden sich Galerieen, die sich reichlich mit Rubens geschmückt, und in Süd-Amerika, in Lima, hat Alexander von Humboldt Werke von ihm gesehen, die eben so schön als von großem Werthe sind. England besitzt einige seiner ausgezeichnetsten und mit Recht zu den ersten Meisterwerken gezählten Gemälde; namentlich befindet sich das unter dem Namen „Chapeau de paille" (oder wie es bezeichnender auf Holländisch hieß: „Het Spaansch Hoedje) bekannte weibliche Portrait im Besitze Sir Robert Peel's und hat diesem nicht weniger als 3500 Pfd. Sterl. (24,000 Thaler) gekostet. Kein Wunder darf es daher auch nehmen, wenn diese Monographie dort einen großen Leserkreis finden und demnächst auch in die anderen Sprachen Europa's übersetzt werden sollte.

*) Peter Paul Rubens, his life and genius. Translated from the German of Dr. Waagen, by Robert R. Noel Esq. Edited by Mrs. Jameson. London, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Montag den 18. Mai 1840.

Belgien.

Lüttich unter Ernst, Ferdinand und Maximilian von Bayern.*)

Nach dem Tode Gerhard's von Groisbeck hatte das Domkapitel von Lüttich unter mehreren Kandidaten zu wählen, wovon die ausgezeichnetsten der Herzog von Alençon, Bruder Heinrich's III., der Erzherzog Mathias und Ernst von Bayern waren. Es versammelte sich am letzten Tage des Monats Januar im Jahre 1581, nachdem es, dem Gebrauch gemäß, die Thore der Stadt hatte schließen lassen, und schritt zur Wahl des neuen Bischofs. Ernst von Bayern hatte sämmtliche Stimmen für sich und wurde auf der Freitreppe, wie gewöhnlich, in Lateinischer, Französischer und Deutscher Sprache ausgerufen, hielt jedoch seinen feierlichen Einzug erst am 13. Juni desselben Jahres. Alles athmete Trunkenheit und Glück, denn das Volk hatte die Wahl Ernst's von Bayern sehr gern gesehen; das sey, sagten die Bürger, ein mit mächtigen Häusern verbundener Fürst, ein würdiger Nachfolger Gerhard's von Groisbeck, der die zahlreichen Marodeur-Banden, die das Land seit einigen Monaten verheerten, wohl werde zu vertreiben wissen. Sein Aeußeres war überdies einnehmend, und die Huld, von der seine Person umstrahlt wurde, hatte ihm alle Herzen gewonnen. Aber Ernst von Bayern erfüllte keinesweges die schönen Hoffnungen, welche man zu Anfang seiner Regierung auf ihn setzte. Zwar hielt er es auch mit der Neutralität, wie sein Vorgänger; aber er wußte sie nicht so wie dieser geltend zu machen, und in seinen Maßregeln gegen die Protestanten zeigte er sich weit unduldsamer, als jener; er erneuerte die Edikte aus den Zeiten Erhard's von der Mark, erließ selbst andere eben so harte und vertrieb alle Personen aus dem Lande, die sich von der katholischen Kirche trennen wollten. Gleich am Tage seines Einzuges, als ihn auf seinem Wege, wie es üblich war, die Uebelthäter um Begnadigung anflehten, wollte er keinem eher verzeihen, bis er in Erfahrung gebracht, zu welcher Religion sich ein jeder bekenne; den Häretikern ließ er nicht Pardon zu Theil werden. Der Eifer, den er bei diesen gehässigen Verfolgungen bewies, trug ihm reiche Pfründen ein; Ernst besaß nicht weniger als fünf Bisthümer, die von Köln, Lüttich, Freisingham, Hildesheim und Münster, die Abtei von Stavelot ungerechnet; auch hielt dieser Fürst sich öfter in Deutschland als in Lüttich auf, und diese häufige Abwesenheit desselben wurde sehr unheilvoll für das Land. Banden von Spaniern marodirten auf dem Lütticher Gebiet, ohne daß man daran dachte, ihren Plünderungen Einhalt zu thun; Lüttich seufzte unter der Last der Auflagen, mit denen man es bedrückte, und Niemand kümmerte sich um Abhülfe; das flache Land stand den Feinden völlig offen und wurde zuletzt auf allen Punkten gebrandschatzt und verheert. So kam es denn, daß die Unzufriedenheit sich von neuem unter dem Volke einschlich, und daß die Erbitterung, die von Tag zu Tage wuchs, bald in Meutereien ausbrach. Die Räthe des Fürsten hatten den Gemeindebeamten vorgeschlagen, die Wein- und Bier-Steuer zu verdoppeln und den sechzigsten Denar von allen Waaren zu erheben, die ein- und ausgeführt würden. Der Magistrat willigte in diesen Vorschlag, und die Bürgermeister „waren so verwegen", wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, „den Rezeß auf der Freitreppe publiziren zu lassen, ohne daß die Zünfte ihn genehmigt hatten." Sogleich erhob sich furchtbares Murren in der Stadt; die Bürger bewaffneten sich eiligst, verfolgten die Bürgermeister bis in das Zimmer des Geheimen Raths im Palaste des Fürsten, holten sie mit Gewalt von dort heraus und nöthigten sie, ihren Rezeß rückgängig zu machen. Eine andere Emeute brach im Jahre 1604 aus, ward jedoch auf der Stelle unterdrückt, Dank der Energie des Bürgermeisters Matthieu Trouillet, der sich mit gezücktem Schwert, nur von einigen Wachen begleitet, mitten unter die Meuterer stürzte und, rechts und links um sich hauend, mehrere zu Boden schlug.

Die Regierung Ernst's von Bayern zeichnet sich übrigens noch durch die Modificationen aus, die dieser Fürst 1603 in dem Hinsbergischen Reglement einführte, durch welches die Magistratswahlen gewissermaßen einzig und allein von den 22 Kommissarien abhängig gemacht waren, von denen der Fürst 6 und die Kirchspiele die anderen 16 ernannten. Ernst, der den Mißbräuchen, die sich bei der Ausführung dieser Verordnung eingeschlichen hatten, und den Intriguen der Kommissarien vor der Wahl ein Ende machen wollte, veröffentlichte ein Dekret, worin diese Wahl unmittelbar den Gewerken anvertraut wurde. Er wollte, daß man durch das Loos aus jeder Kammer drei Personen erwähle, und aus diesen sollten dann wiederum durch das Loos die 32 Wähler bestimmt werden, welchen die Wahl der zwei Bürgermeister anheimfiel. Dem Volke sagte dieses Edikt ganz ausnehmend zu, aber es blieb nicht lange in Kraft, denn Ferdinand von Bayern hob es 1613 bei seinem Regierungs-Antritt wieder auf und legte dadurch den Grund zu den schrecklichen Uneinigkeiten, die das Land verwüsteten. Wir wollen hier ganz kurz einiger Arbeiten gedenken, welche während dieses Zeitraums in Lüttich ausgeführt wurden. Die Brücke der Jesuiten, welche über den Arm der Maas gebaut ist, der noch vor wenigen Jahren das ganze Insel-Quartier einschloß, verdankt ihre Entstehung einem ziemlich sonderbaren Umstande; vor 1597 mußte man in einem Kahn über das Wasser fahren, um nach dem Hieronymiten-Kloster zu gelangen, in welchem sich die Jesuiten angesiedelt, die Gerard von Groisbeck nach Lüttich berufen hatte. Einer der Domherren von St. Martin, Militis genannt, fühlte sich durch einen Wortwechsel mit der Uebersahrts-Schifferin so beleidigt, daß er dem Magistrate 7000 Brabanter Gulden unter der Bedingung anbot, daselbst eine Brücke zu erbauen. Die Bürgermeister nahmen das Erbieten an, und der Bischof Ernst gab das noch Fehlende dazu, weshalb er sie auch zuerst Bayerische Brücke nennen ließ; später aber erhielt sie den Namen Jesuiten-Brücke, weil sie an die Kirche dieses Ordens anstieß. Heutzutage jedoch sieht man nichts mehr weder von der Kirche noch von der Brücke. Im Jahre 1589 wurde auch noch ein Seminar für junge Geistliche zum Studium der Theologie gestiftet. Die wichtigste Stiftung dieser Regierung ist aber zweifelsohne das Bayerische Hospital. Einige mitleidige Personen, denen es zu Herzen ging, daß so viele Unglückliche aus Mangel an nöthiger Hülfe starben, vereinigten sich, um solche Leidende in einem Hause verpflegen zu lassen. Der Bischof Ernst besaß gerade in dem Viertel der Unter-Maas, auf der St. Nicolas-Brücke, ein geräumiges Haus, welches er gekauft hatte, um sich hier seinen Lieblingsstudien, nämlich alchymistischen Forschungen über den Stein der Weisen, hinzugeben. Dieses Gebäude nun trat ihnen der Fürst ab, den man aufgefordert hatte, an dem Wohlthätigkeitswerke theilzunehmen, und noch jetzt führt es den Namen Bayerisches Hospital.

Die Regierung Ernst's von Bayern war fruchtbar an verdienstvollen Männern. Wir wollen davon nur erwähnen: Chapeauville, der uns eine Sammlung Lütticher Chroniken und eine Geschichte seiner Zeit hinterließ; Langius und Wachtendonck, die Lüttichs alte Urkunden ausbeuteten, deren kostbare Werke aber leider nicht dem Druck überliefert wurden; die beiden Sampson, Dichter voll Geschmack, von denen wir noch einige interessante Bücher besitzen; Johann Baptist von Glen, Verfasser einer Geschichte der Päpste, des Meßopfers der alten Christen und mehrerer anderer empfehlenswerthen Arbeiten; Johann von Glen, der über die Wunder der Stadt Rom geschrieben hat, und eine Abhandlung über Kleider, Sitten, Ceremonien und Gebräuche der alten und neueren Zeit; Theodor von Bry, der berühmte Kupferstecher der Sammlung kleiner und großer Reisen, die in Frankfurt von 1590 bis 1628 gedruckt wurde. Justus Lipsius gefiel sich 1590 bei seiner Durchreise so wohl in Lüttich unter all diesen Gelehrten, daß er zwei Jahre daselbst verweilte und mit mehreren ein enges Freundschaftsbündniß schloß.

(Schluß folgt.)

*) S. Nr. 139 des Magazins von 1839.

Rußland.

Die Griechisch-Russische Kirche.

(Schluß.)

Die Russen glaubten ihre (freilich nur augenblickliche) Befreiung der Fürbitte des Erzengels Michael zu verdanken. Unterdeß zog das Tatarenheer unter seinem Führer Batu, einem der größten Feldherren Tschinggis-Chan's, durch Polen, Ungarn, Mähren, Schlesien*),

*) Es war nach dem Polnischen Geschichtschreiber Naruszewicz nur ein Theil (część) der in Ungarn verheerend sich tummelnden Tataren, welcher durch Mähren in Schlesien vordrang und nach der mörderischen Schlacht auf dem Guten Felde (dobre pole), der Wahlstatt bei Liegnitz, wiederum durch Mähren nach Ungarn zog und dem Kern des Heeres unter Batu sich anschloß. Siehe die Beschreibung der Tataren-Schlacht bei Liegnitz in der Historya Narodu Polskiego (Th. IV, S. 308 ff.). Der Uebers.

unterjochte oder überfluthete wenigstens der Reihe nach die Länder Kroatien, Servien, Bulgarien, Wallachei und Moldau und wählte endlich, von Westen her zum zweiten Male in Rußland vordringend, an den Ufern der Wolga feste Wohnsitze. Hier errichtete der Chan sein Hoflager (Ordu), die goldene Horde (besser das goldene Ordu) genannt, und gründete den Kaptschakschen Staat, der Rußland dritthalb Jahrhunderte lang in Fesseln schlug.

Der Großfürst mußte dem Chane persönlich Tribut bringen und vor dem Pferde eines Abgeordneten der Tartarischen Majestät eigenhändig eine Pelzdecke am Boden ausbreiten. Er durfte den Inhalt des Briefes, den der Gesandte überbrachte, nicht anders als knieend anhören und mußte, wenn der Gesandte die aus seinen Händen empfangene Schale mit Kumyß austrank, die abfallenden Tropfen von der Mähne des Tatarischen Pferdes ablecken. Wie übermüthig und tyrannisch aber die Chane die tributpflichtigen Großfürsten und Bojaren auch behandeln mochten, so fanden doch Religion und Geistlichkeit bei ihnen einen Schutz, der mit ihrer sonstigen Rohheit und Grausamkeit im Widerspruch zu stehen schien, aber auch freilich nicht auf Menschlichkeit, sondern auf schlaue Politik begründet war. Sie hatten den doppelten Zweck, das Volk durch den Klerus, dessen Autorität größer war, als die der Bojaren, in Unterwürfigkeit zu halten und seine kriegerischen Neigungen zu schwächen. Während das ganze Gewicht Tatarischer Willkür auf dem Adel lastete, erhielt die Geistlichkeit Privilegien, größere Einkünfte und Ehrenbezeugungen aller Art. Die einzigen Vermittler, denen der Tatarische Hof williges und oft sogar gnädiges Gehör schenkte, waren die Metropoliten und Bischöfe, deren Vorstellungen zum Besten des Volkes zuweilen gute Aufnahme fanden, nachdem man ähnliche von den Fürsten persönlich eingereichte Suppliken unerbittlich abgewiesen hatte. Die Tatarischen Gesetze gewährten der Russischen Kirche jeden Schutz, den sie nur wünschen konnte. Kirchenraub wurde mit dem Tode bestraft, eben so Gewaltthätigkeiten und verbrecherische Handlungen an Klöstern und ihren Insassen, die damals durch Dotationen und Vermächtnisse ohne Zahl bereichert wurden. Die liegenden Güter der Kirche waren völlig frei von Abgaben jeder Art.

Kein Wunder, daß die Russischen Großen, denen der ausländische Druck alle Hülfsquellen raubte, bald mit Freuden ihren weltlichen Interessen entsagten, um in friedlichen Klöstern Ruhe und Glück zu finden. Die Mönchskutte erhielt einen solchen Werth, daß sogar die meisten Großfürsten, wenn sie ihr Ende erwarteten, das priesterliche Gelübde ablegten, um in geistiger Kleidung zu sterben. Fügte es dann der Zufall, daß ein solcher vornehmer Novize wieder genas, so mußte er seinen Besitzungen und Würden für immer entsagen und Mönch bleiben bis an seinen Tod. So gewann der Klerus unbegränzten Einfluß; mit den Schätzen, die ihm von allen Seiten zuflossen, schmückte er die Tempel, kaufte reiche Domainen und errichtete eine Menge neuer gottesdienstlicher Gebäude. Im 14ten Jahrhundert erließ Usbek-Chan einen Ferman, worin er verordnete, daß „die Kirche allein über die Kirche, so wie auch über jede Person, die auf ihren Besitzungen wohnte, richten sollte, und daß Jeder, der den Griechischen Gottesdienst lästerte oder mäkelte, die Todesstrafe verwirkt habe.“ Ein Fürst von Kiew und sein Schwager, die zur katholischen Kirche übergegangen und dem Papste gehuldigt hatten, wurden Beide ihrer fürstlichen Würde verlustig erklärt.

Da Rußlands Eroberung durch die Kaptschakschen Tataren alle Bande löste, welche die zahlreichen Fürsten vom Hause Rurik unter der Oberhoheit eines Großfürsten zusammengehalten hatten, so eilte diese Dynastie ihrem Untergang entgegen. Die Provinzen im Westen des Dniepr, bis wohin die Tatarische Herrschaft sich nicht ausdehnte, begaben sich unter den Schutz der Litthauer, oder der Polnischen Könige; was aber nördlich von der Düna und östlich vom Dniepr lag, das blieb der Goldenen Horde zinsbar. Im Jahre 1321 machte sich Jurji (Georg), Fürst von Moskau, seine Verwandtschaft mit Usbek-Chan, dessen Schwester er geheirathet hatte, zu Nutze und gründete mit dem Titel eines Großfürsten das Moskowitische Reich. So erfolgte eine Scheidung der Tatarischen oder Moskowitischen Russen von den Polnischen Russen, die große Beachtung verdient, weil sie nicht bloß die Verschiedenheit der politischen Sympathieen, sondern auch der religiösen Interessen beider Volkstheile erklärt. Von politischem Standpunkte betrachtet, bilden die ehemaligen Besitzungen der Waräger, die den Chanen von der Goldenen Horde 250 Jahre lang Tribut entrichtet haben, das wahre und unbestrittene Erbtheil der Zaren. In religiöser Beziehung haben die Litthauischen und Polnischen Provinzen den Papst und den König von Polen immer als ihre geistlichen und weltlichen Oberhäupter betrachtet, und man begreift also wohl, daß sie erst nach langem und lebhaftem Widerstande sich entschließen konnten, die Herrschaft der Zaren anzuerkennen.

Während die Gewalt der Russischen Fürsten immer tiefer gesunken war, hatte der Klerus, wie wir bereits gesehen, seine Macht immer mehr erweitert und befestigt. Nur von ihm konnte man die endliche Befreiung des Vaterlandes erwarten, und er entwarf diesen großartigen Plan. Um die Ausführung desselben zu erleichtern, wurden die Gemüther lange vorher auf eine Umwälzung vorbereitet. Man ließ Prophezeiungen im Volke umlaufen, die einen politischen Messias, einen Selbstherrscher von ganz Rußland ankündigten. Der erste Schritt, den die Geistlichkeit that, um den Erfolg ihres Planes zu sichern, war die Begründung einer festen unverrückbaren Erbfolge auf dem Moskowitischen Throne. Sie hatte bald Gelegenheit, ihre Macht zu erproben, indem sie diese Erbfolge dem Wassili sicherte und seinen Mitbewerber Jurji, Fürsten von Hallitsch, exkommunizirte und aus dem Lande wies. Dann vollendete die Geistlichkeit ihr Werk durch Concentration der Gewalt und schuf eine Autokratie (самодержство, samoderschstwo). Zu diesem Zwecke fand sie in Iwan dem Großen, der 1462 den Thron erbte, einen energischen Verbündeten.

Iwan, dessen Thronbesteigung durch mehrere Weissagungen angekündigt war, begann seine Regierung damit, daß er die Pläne etwaniger Prätendenten im Voraus zu Schanden machte. Von den wenigen Prinzen aus Rurik's Geschlecht, die noch übrig waren, ließ er einige hinrichten, während er andere zu bloßen Edelleuten degradirte. Die Edelleute (Bojaren) sanken unter ihm zu bloßen Hofbedienten herab. Er nahm den republikanischen Städten Nowogorod, Pskoff und Wjatka ihre Freiheiten, die er den Bojaren als usurpirte Rechte und dem Volke als rebellische, die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährdende Neuerungen darstellte. Obgleich hochfahrend und übermüthig, besaß Iwan III. doch noch Etwas von der Zaghaftigkeit eines Sklaven in Gegenwart seines ehemaligen Herrn; denn als er eines Tages an der Spitze von 200,000 Mann den Tataren gegenüber stand, die von seinem Feldherrn Swenogeod geschlagen wurden, ergriff er plötzlich in einem Anfall panischen Schreckens die Flucht. Allerdings wurde Rußland unter ihm von dem Tatarischen Joche befreit; allein es verdankte seine Befreiung mehr den inneren Zerwürfnissen der Goldenen Horde, als der Moskowitischen Tapferkeit und Kriegskunst.

Iwan III. legte sich zuerst den (bis dahin unbekannten) auszeichnenden Titel Zar (царь) bei und erklärte dann, um jede Anerkennung von Seiten der übrigen Monarchen, denen die Existenz des Großfürstenthums kaum bekannt war, überflüssig zu machen, daß er seine von der heiligen Dreifaltigkeit selbst ihm zuertheilte Krone durch nachgesuchte Bestätigung eines irdischen Potentaten nicht entwürdigen wollte. Seine ganze Politik war übrigens ein Meisterstück von Klugheit und konnte ihre Wirkung auf den Geist eines in Barbarei versunkenen Volkes nicht verfehlen. Um jene Zeit fiel Byzanz in die Hände der Türken, und der Griechische Kaiser lebte mit seiner Tochter zu Rom im Exile. Iwan bewarb sich um die Hand dieser Prinzessin und erhielt sie durch Vermittlung des Papstes, der dem Zar bei dieser Gelegenheit einen zweiköpfigen Adler, als Emblem der kaiserlichen Würde, zusandte. Seitdem haben die Moskowiter ihre Zaren in gewissem Betrachte als die Nachfolger der Griechischen Kaiser angesehen, wie das heilige Pseudo-Römische Reich den Deutschen jener und späterer Perioden als eine neue und verbesserte Edition des Römischen Westreichs erschienen ist.*)

Wirklich hatten die Russen fast Alles, was ihnen ehrwürdig war, von Byzanz überkommen: ihre Religion, ihre Heiligen, ihre geistliche Hierarchie, ihre Bilder in den Kirchen, sogar ihre Dampfbäder und — ihr Alphabet. Als sie aber vollends ihren Herrscher, dessen Thron der Gegenstand eines völlig orientalischen Kultus war, im Besitze der Insignien des Griechischen Kaiserthums sahen, da konnten sie wohl annehmen, daß der Orient einst sein Erbtheil werden dürfte. So war also ein Russischer Staat mit seiner Hauptstadt Moskau gegründet; und man verdankte dem Klerus die Vorbereitung dieser wichtigen Ergebnisse; daher also der glühende Eifer der Moskowiter für die Unabhängigkeit ihrer Kirche, daher auch die ewige unheilbare Trennung zwischen Griechen und Lateinern.

Iwan IV. vereinigte die Theokratie mit der Autokratie. Man hat ihm den Beinamen des „Schrecklichen“ gegeben, weil er schon in seiner Jugend an Menschen und Thieren jede Art von Grausamkeit beging und als Regent der blutdürstigste Despot wurde, der wohl jemals in einem Europäischen Lande gewüthet, selbst Nero und Caligula nicht ausgenommen. Wir verschonen unsere Leser mit den Details seiner Schandthaten, die man weit eher Handlungen eines Tollhäuslers als eines Tyrannen zu nennen berechtigt ist. Die blinde Hingebung seiner knechtischen Untergebenen bewog ihn, auf die Länge seinen Palast in ein Kloster zu verwandeln und die Kleidung eines Abtes anzulegen. Er stiftete zwischen Hofleuten und Soldaten eine Art von geistlicher Brüderschaft und glaubte durch diese kindischen Possen ein Wesen von höherer Natur zu werden. Der folgende Brief, den er an einen Fürsten Kurwski schrieb, der als hochverrätherischer Pläne verdächtig nach Polen flüchtete, giebt ein merkwürdiges Beispiel von seiner Gottesgelehrtheit. Nach vorgängiger Anrufung des Allmächtigen fährt er also fort:

„Unglücklicher, Du willst also Deine verrätherische Seele verderben, dieweil Du Deinen unwürdigen Leib durch die Flucht rettest? Wenn Du wirklich ein Mann von Rechtschaffenheit und Tugend bist, warum stirbst Du nicht lieber durch die Hand Deines Gebieters, um Dir eine Märtyrerkrone zu erwerben? Was ist das Leben? was ist irdischer Pomp und Reichthum? Eitelkeit und nichts als Eitelkeit!“ Nachdem er seine Beschwerden gegen Kurwski aufgezählt, fährt er fort: „Du sprichst von grausamen Thaten, die ich begangen haben soll; das ist eine schamlose Lüge: ich habe nicht die Aeltesten von Israel ausgetilgt, noch mit ihrem Blute die Altäre des Herrn geröthet; nur gegen Verräther bin ich unversöhnlich; wer hat aber jemals eines Verräthers geschont? Hat nicht Konstantin der Große seinen einzigen Sohn geopfert?“ — — — „Du sagst mir, daß ich Dein Antlitz nicht wieder sehen werde; — das ist, fürwahr, ein großes Leidwesen! Du willst die Seelen derer, die ich habe hinrichten lassen, um den Thron des Allerhöchsten versammeln, das ist eine neue Ketzerei; „Niemand kann den Herrn sehen“, sagt der Apostel. Doch es wird besser seyn, wenn ich schweige; denn Salomo verbietet es ausdrücklich, seine Worte an Narren zu verschwenden.“

*) Das Wort Zar, welches keine Slawische Wurzel und ohne Zweifel eine Verstümmelung von Cäsar ist, beginnt mit Deutschem Z und hat kurzes A, daher man fehlerhaft Czar und noch fehlerhafter Czaar schreibt. Jedenfalls ist aber dieses Wort, (das bei den Russen auch mehrere Verba und abgeleitete Nomina erzeugt hat) vor Iwan III. schon bekannt gewesen, denn die älteren Slawen nannten die Stadt Konstantinopel Zargorod (Cäsarstadt, Kaiserstadt).

Endlich ging Iwan in seinem Wahnsinn so weit, daß er sich Titel und Attribute des Schöpfers beilegte und in seinem Edikte sagte: „Ich bin Euer Gott, Euer Herr, wie der höchste Gott mein Herr ist, und meinen Thron umgeben Erzengel, wie den Thron des Allerhöchsten.“ *)

Die Leiden und Drangsale, welche das Volk unter Iwan's Herrschaft ertragen mußte, bestimmten die Russen, bei der Religion Trost zu suchen; auch war das Ansehen der Kirche um die Zeit seines Todes (1580) sehr bedeutend geworden. Unter Boris Godunoff steigerte sich diese Autorität durch die Schöpfung eines eigenen Patriarchen von Rußland, welche die Griechisch-Russische Kirche von dem Patriarchen Konstantinopels ganz unabhängig machte. Der politische Einfluß Rußlands wirkte so viel, daß der neue Patriarchenstuhl in kurzer Zeit allen übrigen den Rang ablief; und die Autorität der Russischen Geistlichkeit ging so weit, daß Boris, ein bloßer Minister des Iwan, durch den Schutz desselben Patriarchen, den er geschaffen hatte, zum Thron gelangte. Hätte der wahre oder falsche Demetrius die Geistlichkeit nicht beleidigt, indem er sich für den Katholizismus erklärte, so wäre er nicht vom Throne gestürzt und als ein Betrüger verdammt worden, während Schuiski, der den Glauben gegen die Spöttereien und Mäkeleien des Auslandes in Schutz nahm, durch die Stimme des Volkes Zar wurde.

Die Russische Zar-Würde ging in der Person des Michael auf das Haus Romanoff über; und nachdem der Metropolit von Rostoff, das geachtetste Glied dieser Familie, die Würde eines Patriarchen erhalten hatte (1613), war die geistliche und weltliche Macht in demselben Hause vereinigt. Noch ein Schritt blieb zu thun übrig, und diesen that Peter der Große, indem er die doppelte Gewalt, den Menschen und sein Gewissen zu lenken, in der Person des Kaisers zu vereinen beschloß. Zu diesem Ende hob er (1721) das Patriarchat auf und errichtete an dessen Stelle die „Erleuchtete Versammlung“ (освященной соборъ. oswjeschtschénnoi sfobór), eine Synode oder geistliches Kollegium, das von allen kirchlichen Streitfragen Kenntniß nehmen und seine Beschlüsse dem Kaiser (Imperator, denn der in neuerer Zeit wieder in Gebrauch gekommene Titel Zar war seit Peter abgeschafft) zur Genehmigung vorlegen mußte. Diejenige Verordnung Peter's, welche „Geistliche Einrichtungen“ betitelt ist, und worin die Motive dieser Veränderung entwickelt werden, bildet die Basis der heutigen Russischen Kirche. Es ist darin ausdrücklich gesagt, daß der Monarch allein Oberhaupt der Kirche sey; und die Bischöfe müssen vor Antritt ihres Amtes diesen Artikel beschwören. Außerdem verpflichten sie sich eidlich, die Priester ihres Sprengels zu unterweisen und ihnen Bekämpfung des Schisma's, des Aberglaubens, ausländischer Gebräuche u. dgl. einzuschärfen, auch vor jeder Einmischung in weltliche Angelegenheiten sie zu warnen. Diese kühne Maßregel und noch andere Neuerungen, wie z. B. die Besteuerung des Klerus, die Verminderung der Mönche und Nonnen, die Verwandelung der Klöster in Hospitäler oder Invalidenhäuser, die Veröffentlichung der Bibel durch den Druck u. s. w. erwarben Peter den Beinamen des Antichrist's. Kein Mensch konnte seine Reformen begreifen.

Indeß blieb der große Selbstherrscher bei dem inneren Reglement der Russisch-Griechischen Kirche nicht stehen; er wollte ihr auch Anerkennung im Auslande verschaffen. Demgemäß schrieb er an Jeremias, den Patriarchen von Konstantinopel, daß Macht und Würde des Russischen Patriarchen auf die „Erleuchtete Synode“ übergegangen seyen, und daß er (Peter) ein Zusammenwirken beider Kirchen des Orients im gemeinsamen Interesse der Religion wünschte. In seiner Antwort (1723) billigte der Patriarch die Synode in seinem Namen und zugleich im Namen der Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien. Um seine neue Autorität mit dem doppelten Charakter eines religiösen und politischen Oberhauptes des Staats aufrecht zu erhalten, schrieb Peter mit eigener Hand einen Katechismus, den er gelegentlich in den Kirchen vorlas; und dieser nach Außen gekehrte Eifer für den Glauben machte so guten Eindruck, daß man ihm viele Handlungen der Willkür verzieh. Dagegen hat ein späterer Herrscher den Irrthum, daß er diesen Glauben nicht zu achten brauche, schwer gebüßt. Peter III. (Herzog von Holstein-Gottorp) war Lutheraner, und obschon er sich im buchstäblichen Sinne umtaufen ließ — eine nothwendige Bedingung der Thronbesteigung — so unterhielt er doch in seinem Schlosse Oranienbaum, zum großen Aergerniß des Russischen Adels, eine lutherische Kapelle. Nachdem er die schönsten Domainen der Kirche eingezogen hatte, setzte er den Priestern jährliche Besoldungen aus. Die Metropoliten erhielten ein ärmliches Jahrgehalt von 2500 Rubeln, und die niederen Geistlichen gar nur 150 bis 500 Rubel, „damit der Klerus (wie es in dem betreffenden Ukase heißt), keine zeitliche Sorgen mehr hätte und sich der Sorge für die Seelen ganz widmen könne.“

Ein sehr frommer Prälat, Peter Mogila (d. h. Grabhügel), Metropolit von Kiew, entwarf zu Anfang des 17ten Jahrhunderts geistliche Statuten für seinen Sprengel, die im Jahre 1643 von den vier Patriarchen des Orients gutgeheißen und in ganz Rußland eingeführt wurden, bis der Katechismus des Erzbischofs von Nowogorod, den die Erleuchtete Synode 1766 publizirte, an ihre Stelle trat. In dem Reglement des Peter Mogila finden wir neun Vorschriften für den rechtgläubigen Russen; er soll: 1) dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen; 2) die vier hohen Feste feiern; 3) die Geistlichen aller Grade ehren; 4) in die Ohrenbeichte gehen; 5) ketzerische Bücher von sich weisen; 6) für seine geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, desgleichen für die Bekehrung der Ketzer beten; 7) die besonderen Fasten halten und den Büßungen sich unterwerfen, die sein Beichtvater ihm auferlegt; 8) die Güter und Einkünfte der Kirche respektiren; 9) während der Fastenzeit keine Hochzeit feiern.

Das Predigen ist den Russischen Geistlichen nur in seltenen Fällen und mit besonderer Erlaubniß des Bischofs gestattet. Die Bibel ist dem Volke und selbst einem Theile des Klerus so gut als unbekannt. Wenn ein niederer Priester die Liturgie ablesen und die vorgeschriebenen Verbeugungen machen kann, so besitzt er hinlängliche Qualificationen zu seinem Berufe. Der Pomp des Gottesdienstes hat einen ganz Orientalischen Charakter, und der Ceremonien giebt es noch ungleich mehr, als in der katholischen Kirche. Die äußeren Formen des Kultus machen ein so wesentliches Element der Griechisch-Russischen Kirche aus, daß fast alle Sekten, die in ihrem Schoße entstanden sind, ihre Ketzerei nur auf äußerliche Gebräuche basirt haben. Man zankt und entzweit sich z. B. darüber, wie oft das Wort Halleluja in der Liturgie auszusprechen sey, oder wie viele Finger nöthig seyen, um das Zeichen des Kreuzes zu machen. Dieser letztere Skrupel gab im zwölften Jahrhunder den ersten Russischen Häretikern oder Raskolniken (раскольники) ihr Daseyn. *) Im 14ten Jahrhundert erhoben sich die Strigolniken, welche den Bischöfen das Recht, sich die Priesterweihe bezahlen zu lassen, streitig machten. Ein gewisser Zozymus wollte, allem Anschein nach, das Judenthum an die Stelle des Griechischen Christenthums setzen; denn er leugnete die Gottheit Christi, entweihte die Bilder des Erlösers und der Heiligen und führte in seinem Sprengel die Beschneidung ein! Als unter der Regierung des Zar Alexis der Patriarch Nikon ein ganz neues Ritual einführen wollte und die Geistlichkeit dagegen protestirte, entstanden urplötzlich an sechzig häretische Sekten, von denen jede ihren besonderen Kanon hatte. Eine dieser Sekten that das Gelübde, niemals Schinken oder Bratwürste zu essen, eine andere, nie Taback zu schnupfen. Alle Raskolniken aber kamen darin überein, daß es heilige Pflicht sey, den Bart wachsen zu lassen. Sie beriefen sich dabei auf einen Text des Stoglawnik (стоглавникъ), oder des „Kanons der hundert Artikel“, den die Kirche (1551) in einer Synode angenommen hatte, und welcher also lautet: „Von allen Ketzereien, welche den Bannfluch verwirken, ist keine verbrecherischer und verdammenswürdiger, als das Abscheeren des Bartes. Selbst das Blut der Märtyrer kann eine solche Sünde nicht loskaufen, und wer sich für diese Welt rasirt, der übertritt das Gesetz Gottes und ist ein erklärter Feind des Herrn Zebaoth, der ihn nach seinem Bilde geschaffen.“

Wie abenteuerlich und läppisch aber die Lehrmeinungen dieser Sektirer in unseren Augen auch seyn mögen, so ist es darum doch nicht minder wahr, daß sie mit eiserner Hartnäckigkeit an denselben festhielten, als wäre ihr ganzes Seelenheil dabei betheiligt. Zozymisten wurden lebendig verbrannt, oder man schnitt ihnen die Zunge aus. Antikanonisten verschlossen sich zum Theil in ihre Häuser, steckten sie eigenhändig in Brand und wollten lieber in den Flammen umkommen, als der herrschenden Lehre sich anbequemen. Andere, die in großer Anzahl in das Kloster Solowitch am Weißen Meere geflüchtet waren, hielten daselbst eine siebenjährige Belagerung aus. Ihrer Kirchen beraubt, gingen die Raskolniken in undurchdringliche Wälder, um ihren Gottesdienst ungestört feiern zu können, oder sie flohen nach Polen, nach Lithauen und selbst nach der Türkei, wo noch jetzt Nachkommen von ihnen leben. In Rußland sollen sie, jeder Verfolgung zum Trotze, bis auf diesen Augenblick zahlreich seyn.

Frankreich.

Französische Sitten und Zustände.

Geschildert von einem Engländer.

I. Die Hochzeiten in der Provinz.

Es ist viel Ostentation und Ceremonie bei Französischen Hochzeiten. Zuerst werden die Namen der Brautleute an die Thür des Stadthauses vierzehn Tage vor der Hochzeit angeschlagen, so wie die letztere auch in der Provinzial-Zeitung angekündigt wird. Am Hochzeitstage selbst müssen die Brautleute erst vor der Behörde im Stadthause erscheinen, ehe sie in die Kirche gehen. Der Zug besteht gewöhnlich — wenigstens beim Mittelstand — aus drei bis fünf Miethkutschen, deren Lenker ein Büschel Bänder an die Spitze ihrer Peitsche gebunden haben, und wenn das „glückliche Paar“ in der Stadt wohnt und der achtbaren Klasse angehört, werden große Fahnen über der Thür des bräutlichen Hauses und auch an mehreren Nachbarhäusern aufgesteckt, so wie auch oft an Stricken quer über die Straße gehängt. Ein gutes Souper schließt gewöhnlich den Hochzeitstag. Endlich herrscht noch bei den niederen Ständen die Sitte, daß, wenn die Brautleute verschiedenen Pfarren angehören, ein Flintenfeuer den ganzen Abend des Hochzeitstages hindurch unterhalten wird, zu nicht geringem Verdruß sowohl der Nachbarn als derer, welche mit Pferden, die an den Knall von Feuergewehr nicht gewöhnt sind, vorüber reiten oder fahren. Zuweilen findet auch etwas einem Glockengeläute Aehnliches statt, aber

*) „Der Zar und Gott (sagt Rulhière in seiner Histoire de Pologne) waren im Geiste der alten Russen zwei sehr verwandte Begriffe. Auf schwierige Fragen antworteten sie: „Nur Gott und der Zar können das wissen.“ Der Zar wußte, was Freunde einander im Vertrauen sagten, ja sogar, was ein Mensch dachte, wenn er allein war; sie glaubten, seiner Macht das Leben und die Gesundheit, die Schönheit ihrer Frauen und die Kraft und Tüchtigkeit ihrer Pferde zu verdanken. Die Ehrerbietung, welche man ihm bewies, war ein vollkommener Kultus.“

*) Raskolnik heißt wörtlich Zerspalter (der die Kirche spaltet), von kolju (ich spalte) und rass, welche untrennbare Präposition dem Deutschen zer entspricht.

ein Glocken-Konzert soll ich in Frankreich noch hören. Jene Abendglocken mit ihrer schönen Melodie sind nur in ein oder zwei Ländern unter der Sonne zu hören.

Zwischen einer Englischen und Französischen Hochzeit in den unteren Klassen der Gesellschaft wird man in Einer Beziehung einen auffallenden Unterschied bemerken. In England suchen die betreffenden Personen die öffentliche Aufmerksamkeit zu vermeiden, und in Frankreich haschen sie danach. Sie lassen sich gern auf den Straßen nicht bloß am Hochzeitstage, sondern auch am darauf folgenden sehen, wovon ein strenger Anstand wohl abhalten sollte. Dann haben sie auch die kuriose Sitte, Karten, auf welchen ihre Hochzeit angekündigt ist, herumzuschicken; da ich eben eine solche bekommen habe, will ich ihren Inhalt hier mittheilen: „Herr und Madame Ducastel geb. Delvue haben die Ehre, Ihnen die Vermählung des Herrn Louis Ducastel, ihres Sohnes, Doktors der Medizin, mit Mademoiselle Sophie Gonard anzuzeigen. Calais, 16. Januar 1840.“ Anfangs wußte ich mir nicht zu erklären, welchem Umstand ich dieses Kompliment von Seiten des jungen Doktors und seiner Frau zu verdanken hatte; endlich erinnerte ich mich, von einem Monsieur Gonard, einem Kutschenmacher, welcher, wie ich nachher erfuhr, der Vater der Braut ist, einen Wagen gekauft zu haben. Es ist viel Gutherzigkeit in dieser unbedeutenden Handlung, eine Tugend, woran die Franzosen überhaupt reich zu seyn scheinen.

Das Kapitel von den Hochzeiten führt mich von selbst auf die Folge derselben — die Kinder. Die Franzosen sind große Kinderliebhaber: das beweisen schon die großen Massen von Bonbons und Spielzeug, die jährlich in jedem Departement des Königreichs verkauft werden. Ihre Aeltern verwenden auch viel Sorgfalt auf ihre Kleidung, so wie sie sie bei ihren Zerstreuungen nie vergessen. Man wird einen Franzosen und seine Frau in den mittleren Ständen selten ohne ihre Kinder spazieren gehen sehen.

II. Sterblichkeit und Begräbnisse.

Ich habe Grund, zu glauben, daß die Anzahl der Todesfälle im Verhältniß zur Bevölkerung in Frankreich größer als in England ist. Während meines Aufenthalts in jenem Lande fiel mir immer die Menge der Begräbnisse, so wie auch noch mehr die Menge der umflorten Hüte, welche die Landleute trugen, auf. Ich nahm mir die Mühe, sie an Markttagen zu beobachten, und fand sie in fast erschreckender Anzahl. Drei Umstände scheinen mir dies zu erklären. Erstens führen die mittleren und niederen Klassen jene weichliche Lebensweise, welche bewirkt, daß man heftigen Krankheiten nur schwach widerstehen kann. Zweitens muß die absurde und gefährliche Sitte ihrer meisten Aerzte, auf leitende Symptome und kritische Tage zu warten, viele Krankheiten, die durch schnelle, kräftige Maßregeln rasch gehoben worden wären, zu einem traurigen Ausgang führen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß zur Zeit, als die Cholera in Calais und der Nachbarschaft wüthete, nicht mehr als sechs Engländer ihr zum Opfer fielen, während unter den Franzosen über hundertundfunfzig starben. Auch unter den Soldaten in Frankreich ist die Sterblichkeit sehr groß, was offenbar die Folge schlechter Nahrung ist. Außerdem ist die starke Sterblichkeit in den ländlichen Distrikten der unzureichenden Kleidung zuzuschreiben. Man betrachte nur einen Französischen Pächter, — seiner Feldarbeiter gar nicht zu gedenken, — wenn er im Winter nach dem Markt fährt. Welch' kalte, traurige Figur spielt er in seinem losen, dünnen, blauen Rock, seinen eben so weiten und dünnen leinenen Pluderhosen, und man kann mehr als wetten, daß er unter seinen Stiefeln keine Strümpfe hat. Und nun erst gar die arbeitende Bevölkerung: sieht man je einen von ihnen warm gekleidet, wie sie es in England sind in ihren dicken wollenen Jacken und anderen verhältnißmäßig wetterdichten Kleidungsstücken? Unter zehn Französischen Arbeitern wird man nicht einen finden, der nicht wenigstens zehn Monate im Jahre ohne Strümpfe geht, und ich habe viele von ihnen im strengsten Winter ohne Strümpfe gesehen. Wer möchte sich also wundern, daß der Tod so leichte Arbeit in einem Lande findet, wo Alles zu seinem Empfang bereitet ist; denn dazu kommt noch, daß es den Häusern, sowohl der Arbeiter als der meisten Pächter, an jenem Schutz und jener Bequemlichkeit fehlt, wie sie Leute brauchen, die bei ihrer Arbeit dem Einfluß jeder Art von Wetter ausgesetzt sind.

Das Verfahren der Leute aus den niederen Klassen in Frankreich bei einem Todesfall in ihrer Familie hat viel Aehnliches mit dem der alten Römer. Die Römer hatten die Gewohnheit, ein Haus, das einen Leichnam enthielt, durch ein besonderes Zeichen kenntlich zu machen, indem sie in die Nähe des Eingangs Cypressenzweige pflanzten. Die Franzosen flechten nur etwas reines Weizenstroh in die Form eines Kreuzes und stellen dasselbe vor dem Hause auf. Ferner wird, wie es bei den Römern Sitte war, der Leichengesang von Personen, die zu diesem Zweck gemiethet sind, während der Körper in das Grab gesenkt wird, gesungen und gelegentlich auch eine Rede über dem Grabe gehalten, was ebenfalls dem alten Brauch entspricht. Das Geheul der Römer dagegen, ihr Haarausraufen, ihre Götteranrufungen, dies Alles fehlt natürlich bei diesen Christen, die sich im Uebrigen ganz so benehmen, wie es sich ziemt. Doch hätte man sich wohl eines Lächelns nicht enthalten können bei einem Vorfall, der sich vor einigen Wochen an dem Grabe eines in meiner Nachbarschaft wohnenden populairen Mannes zutrug. Es war dies ein Capitain Souville von der Flotte, Bruder des ersten Arztes von Calais. Der Capitain — ein so lustiger Kumpan bei einer Flasche Wein, als sein Vaterland hervorbringen kann — war bei seinen Freunden nur unter dem Namen „Tom Souville“ bekannt. Die Rede an seinem Grabe ward von einer talentvollen Person geschrieben und gehalten und war ohne Zweifel ein gerechter Panegyrikus auf die Verdienste des Verstorbenen als eines tapferen Seemanns und warmen Freundes. Die vis oratoria jedoch war für den Schlußsatz aufgespart. Die Hände zusammenschlagend und auf den Sarg herabsehend, rief der Redner in Extase aus: „Adieu, Tom Souville!“

Ich habe nur Einem Französischen Begräbniß beigewohnt, und zwar bei dem Sohne meines Wirthes, dessen Einladung bei der Gelegenheit ich nicht abschlagen wollte. Es ging mit großem Pomp vor sich; zwölf Priester wohnten der Messe bei, und die Kosten betrugen wenigstens funfzig Pfund. Vierzehn Tage später folgte noch eine kuriose Ceremonie: ich empfing ein Rundschreiben, welches mir anzeigte, daß der Verstorbene vor seinem Tode die Sakramente empfangen und in dem Glauben der katholischen Kirche gestorben sey.

Mannigfaltiges.

— Die Universität Brüssel. Ueber diese Hochschule, die bekanntlich den Namen „freie Universität“ führt, giebt das vierte (April-) Heft des „Freihafens“ einige interessante Notizen. Gegründet im Jahre 1835, steht sie der sogenannten „katholischen Universität“ in Löwen gegenüber, welche um dieselbe Zeit von der klerokratischen Partei neu fundirt wurde und die Bestimmung erhalten hatte, den hierarchischen Grundsätzen, die im Jahre 1830 im Vereine mit den liberalen und Belgisch-nationalen Ideen das Band mit Holland zerrissen hatten, als Mittelpunkt und für die Heranbildung der neuen Generation als Bürgschaft zu dienen. Die Liberalen aber, deren Union mit den Klerokraten nur so lange gedauert hatte, als sie zusammen den antinationalen Einfluß Nord-Niederlands bekämpften, sahen die Nothwendigkeit ein, jenem Bestreben ein Gegengewicht in die Wagschale zu legen. Zwar konnten Lüttich und Gent, als die beiden Staats-Universitäten, scheinbar als neutrale, von jenem Parteitreiben sich fern haltende Lehranstalten gelten; da jedoch die von Jahr zu Jahr durch die Repräsentanten-Kammer unter dem Einflusse des klerokratischen Ministeriums gewählte Examinations-Jury immer die Spuren dieses Einflusses trägt und auch von diesen Universitäten alle Lehrer entfernt worden waren, die keine Bürgschaften für ihre kirchlichen Gesinnungen gaben, so schien eine vierte Hochschule in dem kleinen Belgien keinesweges überflüssig. Ihre Einkünfte bezieht die „Université libre“ nur aus freiwilligen Unterstützungen, aus den Geldern, welche die Studirenden erlegen, aus einer jährlichen Bewilligung der Stadt Brüssel zum Belaufe von 30,000 Fr. (8000 Thaler) und seit dem verflossenen Jahre auch aus einem jährlichen Zuschusse des Provinzialrathes von Brabant (der Provinz, in welcher Brüssel liegt) zum Belaufe von 10,000 Fr. Die Gesammt-Einnahme im Laufe der ersten vier Jahre betrug 270,860 Fr. (72,000 Thlr.); allerdings eine sehr bescheidene Summe, wenn man bedenkt, daß hiervon der Gehalt von 22 ordentlichen und 9 außerordentlichen Professoren bestritten wird, welcher allein in jenen vier Jahren 217,375 Fr. in Anspruch nahm. Die Universität zählte bisher eine im Verhältniß zur Landesbevölkerung und mit Rücksicht darauf, daß auf dem kleinen Raume vier Hochschulen zusammengedrängt sind, nicht unbedeutende Anzahl von Studirenden. Es wurden inskribirt: im ersten Jahre 145, im zweiten 375, im dritten 406 und im vierten endlich 324 junge Leute. Wenn im vierten Jahre (1839) die Anzahl neuer Inskribirungen etwas abgenommen, so ist dies vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß das klerokratische Ministerium des Herrn de Theux immer mehr Wurzel zu fassen schien und seinen Einfluß, wie auf die Besetzung der Staatsämter, so auch auf die Wahl der Universitäten, nicht verfehlte. Das neue Ministerium (Lebeau-Rogier), welchem das des Herrn de Theux hat weichen müssen, ist der Universität in Löwen keinesweges in gleicher Weise geneigt, und wenn es auch aus Gründen der Klugheit dem entgegengesetzten Prinzip nicht entschieden sich hingeben darf, so wird es doch nicht den Besuch der freien Universität als ein Motiv betrachten, das gegen den Kandidaten spricht. Als einer der ausgezeichnetsten Lehrer dieser Hochschule wird der Professor der Geschichte, Herr Altmeyer, genannt, der seine Studien in Deutschland und Frankreich gemacht und mit der Gründlichkeit und philosophischen Auffassung Deutscher Gelehrten die Klarheit der Darstellung des Französischen Vortrags verbindet. In der vorigen Woche hat derselbe seinen Kursus über die Einleitung zur allgemeinen Geschichte vor einem überaus zahlreichen und durch jede geistreiche Wendung des Professors elektrisirten Auditorium geschlossen. Herr Altmeyer erklärte, die Klerokraten der Universität Löwen, welche auch in der Geschichte den blinden Autoritätsglauben predigten, hätten ihm den Fede-Handschuh hingeworfen, und er sey keinesweges der Mann, eine solche Herausfoderung zurückzuweisen. Vielmehr wolle er nun mit allen Waffen des Geistes und der Wissenschaft, mit allen Vortheilen, die das neunzehnte Jahrhundert ihm darbiete, gegen eine Faction zu Felde ziehen, die sich zwar in Belgien mächtiger fühle, als anderwärts, weil sie hier verhältnißmäßig mehr Terrain besitze, als in Deutschland und Frankreich, die aber auch hier endlich eben so wie dort, trotz alles mittelalterlichen Waffen- und Wappen-Prunks, mit dem sie sich umgebe, vor den Strahlen einer Alles erleuchtenden und erwärmenden Sonne in die Nacht, der sie entwichen sey, werde zurückkehren müssen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 20. Mai 1840.

Frankreich.

Das Institut von Frankreich.*)

Die größte Verschiedenheit, welche zwischen den einzelnen Akademieen besteht, die zusammengenommen das Institut bilden, wird unstreitig durch die Eintheilung in Sectionen bedingt. Diese Eintheilung haben die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften und die der schönen Künste angenommen; nicht so die Französische Akademie und die Akademie der Inschriften. Um vollkommen zu begreifen, was dieser Unterschied besagen will, ist es nöthig, auf die ursprüngliche Organisation des Instituts zurückzugehen und dasselbe in allen seinen Bildungsphasen zu verfolgen. In Gemäßheit des Gesetzes vom 3. Brumaire des Jahres IV. sollte das Institut aus 144 in Paris ansässigen Mitgliedern und aus eben so vielen Theilnehmern in den anderen Theilen Frankreichs gebildet werden; überdies sollten 24 fremde Gelehrte hinzugezogen werden. Das Institut war in drei Klassen getheilt: die erste für die physischen und mathematischen Wissenschaften, welche der heutigen Akademie der Wissenschaften entspricht; die zweite, die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften, verband mit den Elementen, welche die jetzige gleichnamige Akademie beibehalten hat, noch einige andere Zweige der eigentlichen Gelehrsamkeit; unter dem Namen der Klasse der Literatur und der schönen Künste waren endlich die Akademie der schönen Künste, die Französische Akademie und ein Theil der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vereinigt. Diese 3 Klassen waren wieder in 24 Sectionen getheilt, von denen jede aus 6 Mitgliedern bestehen sollte. Es waren besondere Sitzungen und gemeinschaftliche Sitzungen für das ganze Institut angeordnet, welches, trotz des selbstständigen Wirkungskreises jeder Klasse, so seine Einheit bewahrte. Die Wahlen vollzog das ganze Institut in einer gemeinschaftlichen Sitzung. Wenn ein Platz erledigt war, so wurde zunächst die Nothwendigkeit, ihn zu besetzen, in Erwägung gezogen; sodann legte die Section, welcher der verstorbene Akademiker angehört hatte, eine Liste von wenigstens fünf Kandidaten vor, welche berathen wurde und auch geändert werden konnte. Stand die Liste der Kandidaten einmal fest, so wurde sie dem Institut eingereicht, das einen Monat darauf die Wahl in corpore vornahm. Diese Einrichtung, welche in vieler Beziehung sehr zweckmäßig war, hielt sich nicht lange. Der erste Konsul, welcher die Ideologie nicht liebte, schaffte die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften ab und theilte das Institut in vier Klassen, welche denen vor der Revolution entsprachen. Die Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften und die der schönen Künste wurden allein in Sectionen getheilt. Die Declamation wurde aus dem Institut verbannt; an deren Stelle traten die Schifffahrtskunde und der Kupferstich, welche früher nicht berücksichtigt worden waren. Die Bande, welche die verschiedenen Klassen des Instituts an einander knüpften, wurden loser; die Wahlen wurden nicht mehr gemeinschaftlich von allen Klassen vorgenommen und die allgemeinen Sitzungen, welche früher alle Monate stattfanden, auf vier jährlich beschränkt. Die wichtigste Aenderung war indeß die, welche die Wahlen traf; diese, anfangs ganz frei, wurden jetzt der Billigung des ersten Konsuls unterworfen. Nach den hundert Tagen erließ Ludwig XVIII. die vielberufene Ordonnanz, welche das Institut dezimirte und jeder Akademie wieder den früheren Namen gab. Ohne geradezu auszusprechen, daß diese große Körperschaft kein Gesammtleben mehr haben solle, hieß es doch, jede Akademie solle ein selbstständiges Daseyn erhalten, und damit war die Einheit des Instituts aufgehoben. Im Jahre 1832 wurde endlich auf Guizot's Vorschlag die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wiederhergestellt. In Folge dieser Umgestaltungen zählt das Institut jetzt 213 ordentliche Mitglieder, welche in Paris wohnen, und sechs beständige Secretaire, außer den außerordentlichen Mitgliedern, den Korrespondenten und auswärtigen Mitgliedern.

Die Eintheilung in Sectionen, um wieder auf diese zurückzukommen, mag in vielen Fällen Schwierigkeiten darbieten, dennoch sind die Vortheile wohl überwiegend. Das wichtigste Geschäft einer Akademie ist ohne Zweifel die Wahl eines ordentlichen Mitgliedes. Hier können nicht genug Bürgschaften geboten, hier kann nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen werden. Wird der zur Wahl Vorgeschlagene von den Sectionen empfohlen, wie dies in den Akademieen gebräuchlich ist, wo die Sectionen sich erhalten haben, so wird der Kandidat zuerst von den Männern seines Fachs gewürdigt. Der mit Gründen belegte Bericht der Erörterung, die er veranlaßt, verhelfen der Akademie zur richtigen Einsicht. In den Akademieen, die keine Sectionen haben, kann weder von Bericht, noch von Berathung die Rede seyn, und die Mitglieder sind gezwungen, entweder blindlings darauf loszustimmen, oder ihre Freunde zu Rathe zu ziehen. So kann leicht der Fall eintreten, daß ganz andere als wissenschaftliche Rücksichten den Ausschlag geben. Ueberdies gehören da, wo keine Sectionen eingerichtet sind, nicht alle Konkurrenten demselben Fache an, und die verschiedenen Ansprüche können nicht genau gegen einander abgewogen werden.

Die Eintheilung in Sectionen scheint indeß nicht nur im Interesse des Instituts, sondern auch in dem der Wissenschaft und des Publikums zu liegen. Denn das Institut soll nicht nur alle ausgezeichnete Geister aufnehmen, welche Frankreich hervorbringt, sondern es soll auch Talente bilden und darauf sehen, daß kein Gebiet der Wissenschaft vernachlässigt werde. Wenn es sich nun träfe, daß eine von den Wissenschaften, welche in einer Akademie repräsentirt wäre, die keine Sectionen hat, plötzlich um ihre frühere Beliebtheit käme, und daß die Gunst des Publikums sich anderen Studien zuwendete, so würde die unausbleibliche Folge davon seyn, daß ein wichtiger Zweig der menschlichen Kenntnisse endlich auch aus dem Institut ausgeschlossen würde. Anders in den Akademieen, die in Sectionen getheilt sind, wo die Gelehrten nie vergessen können, daß es Studien giebt, die unter keiner Bedingung hintenangestellt werden dürfen.

Die Beziehungen, welche die verschiedenen Akademieen nach außen hin vermittelst der Korrespondenten und fremden Mitglieder unterhalten, sind von großer Wichtigkeit für das Institut. Die fremden Mitglieder, der Zahl nach acht für jede Akademie, werden von den bedeutendsten Männern der Wissenschaft gewählt. Es sind dies vielleicht die schönsten akademischen Stellen überhaupt, und es ist bekannt, daß ein berühmter Gelehrter sich „auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, deren es nur acht giebt", auf allen seinen Werken nannte. Die Korrespondenten sind zahlreicher. In der Akademie der Wissenschaften sind sie, wie die ordentlichen Mitglieder, in Sectionen abgetheilt, und begreiflicherweise ist die Auszeichnung, einer der acht Korrespondenten für die geometrische Section oder der botanischen zu seyn, keine so gewöhnliche, daß sich nicht immer Bewerber in Menge finden sollten. Indeß tritt hier eine große Schwierigkeit ein, welche in der Akademie der Wissenschaft noch nicht gehoben ist, obschon die Akademie der Inschriften sie längst beseitigt hat. Diese Schwierigkeit liegt in der Nöthigung, das wissenschaftliche Studium in Frankreich selbst zu beschützen und denjenigen, die sich der Wissenschaft mit Fleiß und Erfolg ergeben haben, ohne daß sie im Stande wären, mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Europa's in die Schranken zu treten, die nöthige Aufmunterung angedeihen zu lassen. In der Akademie der Wissenschaften geschieht es öfter, daß auf den Antrag einer Section ein Französischer Gelehrter den Vorzug vor einem fremden erhält, wenn seine Ansprüche auch nicht die begründetsten sind. Hier dürfte vielleicht das Beispiel der Akademie der Inschriften zur Nachahmung empfohlen werden, denn diese hat besondere Stellen für inländische und ausländische Korrespondenten errichtet.

Ehe wir von diesem Gegenstande scheiden, verdient vielleicht noch eine Eigenheit erwähnt zu werden, welche sich bei der Ernennung der Korrespondenten für die physische und chemische Section vorfindet. Ein Beschluß vom Jahre 1827 hat die Zahl der Korrespondenten für die chemische Section vermindert, um die für die physische zu erhöhen. Seit langer Zeit ist nun ein Platz erledigt. Die Physiker beeilen sich nicht, ihn wieder zu besetzen, die Chemiker haben sich ihrer Ansprüche darauf begeben, und so kömmt es, daß, zur großen Verwunderung aller Sachverständigen, Liebig in Deutschland, Graham in England, Balard in Montpellier nicht Mitglieder des Instituts sind. Dadurch, daß die Akademie mehrere Korrespondenten-Stellen offen läßt, leistet sie der Ansicht Vorschub, daß sie keinen lebhaften Antheil an dem Fortschritt der Wissenschaften in Europa nimmt, und daß sie die Arbeiten der auswärtigen Gelehrten nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit verfolgt.

Um bei den Wahlen mit richtiger Einsicht zu verfahren, ist es unerläßlich, sich einen möglichst umfassenden Ueberblick vom Zustande der Wissenschaften im Auslande zu verschaffen. Zu diesem Zwecke genügt es nicht, daß in der Bibliothek des Instituts alle Werke von

*) Siehe einen früheren Artikel: „Die Pariser Akademie der Wissenschaften", in Nr. 42 und 43 des Magazins v. d. J.

einiger Bedeutung, die in Frankreich oder im Auslande erscheinen, vorhanden seyen; sondern zugleich wichtiger ist es, daß diese Werke auch von den Mitgliedern gelesen werden. Wie läßt sich aber erwarten, daß die Französischen Chemiker und Physiker, deren Zeit schon hinlänglich durch ihre Fachstudien in Anspruch genommen wird, noch Muße finden werden, alle Europäische Sprachen zu erlernen? Wie ist es möglich, daß derselbe Mensch die Verhandlungen der Berliner, Stockholmer, Petersburger Akademie, wie, daß er die Schriften von Mitscherlich und Berzelius oder die eines anderen Gelehrten in Deutscher, Schwedischer oder Russischer Sprache lese? Will das Institut aber seinen hohen Rang behaupten, so darf es nicht übersehen, was in irgend einem Gebiete der menschlichen Kenntnisse geleistet wird. Regelmäßige Mittheilungen der fremden Akademieen würden der Verbreitung der bedeutendsten wissenschaftlichen Thatsachen ungemein förderlich seyn, aber das genügt noch nicht, und vollständig könnte diese erst dann werden, wenn alle bedeutendere Werke, die in fremden Sprachen erscheinen, zur Kenntniß der Französischen Gelehrten kämen. Zur Zeit der Chalifen bestand in Bagdad ein Uebersetzer-Kollegium, welches ohne Unterlaß für die Arabischen Akademieen arbeitete. Warum sollte diese Einrichtung nicht nachgeahmt werden?

Uebrigens müßte den Mitgliedern des Instituts nicht nur jede wünschenswerthe Bequemlichkeit gewährt werden, sich schnell von Allem zu unterrichten, was außerhalb Frankreichs vorgeht, sondern es müßten ihnen auch die Mittel gegeben werden, thätig am Fortschritt der Wissenschaften zu arbeiten und alle Forschungen anzustellen, die sie für nothwendig erachten. Wer würde wohl glauben, daß es im Institut kein physikalisches Kabinet, kein chemisches Laboratorium giebt? Und dennoch ist dies die Wahrheit. Ohne Zweifel kann die Akademie der Wissenschaften Gelehrte unterstützen, welche neue Apparate anfertigen wollen, aber ihre Mittel sind beschränkt, und diese Apparate zu außerordentlichen Zwecken können selten zu anderen Arbeiten gebraucht werden. Vor länger als einem Jahrhundert gründete ein Privatmann, der Graf Marsili, aus eigenen Mitteln ein Institut der Wissenschaften zu Bologna. Diese Gesellschaft kann gewiß in keiner Beziehung mit dem Institut von Frankreich verglichen werden, und dennoch hat sie der Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet, weil der Stifter wohl eingesehen hatte, daß die erste Bedingung des Gedeihens seines Institutes die sey, daß er den Gelehrten die Mittel zur Anstellung neuer Untersuchungen gewähre. Daher stellte er zur Verfügung der Mitglieder in einem und demselben Lokale ein physikalisches Kabinet, ein Observatorium, naturgeschichtliche Sammlungen und alle sonstige Hülfsmittel. Dem Gesetze, welches die Organisation des Instituts verordnete, liegt diese Idee ebenfalls zu Grunde, aber sie scheint nie zur Ausführung gekommen zu seyn. Zwar kam die Akademie der Wissenschaften vor einigen Jahren hierauf zurück; sie wählte sogar einen Conservator der Sammlungen, der alle wünschenswerthe Eigenschaften besitzt, aber die Sammlungen sind nicht da, und weiter ist diesem Gedanken keine Folge gegeben worden. Wenn man die Geschichte der alten Akademie der Wissenschaften oder die der Königlichen Gesellschaft zu London betrachtet, so findet man, daß sonst die Akademiker zusammenkamen und gemeinschaftlich eine Menge Experimente machten. Derartige Arbeiten sind jetzt äußerst selten geworden, besonders wegen des Mangels an Instrumenten. Wäre es nöthig, um diese zu erlangen, die Unterstützung der Kammern anzusprechen, so ist wohl kaum anzunehmen, daß dieselben ein solches Gesuch abschlagen würden.

(Schluß folgt.)

Französische Sitten und Zustände.

Geschildert von einem Engländer.

III. Das Reisen im Lande.

Was das Reisen in Frankreich betrifft, so steht es auf gleichem Fuße mit dem in den meisten Ländern des Kontinents und ist wenigstens um hundert Jahre zurück hinter der Art, wie man in England reist. Heute soll der Prinz Albrecht nach Calais kommen, um acht Uhr ist das Essen für ihn bestellt, und neun Stunden sind für seine Fahrt von Ostende nach Calais bestimmt, eine Entfernung von nur 34 Engl. (12 D.) Meilen! Wie wohl wird er sich fühlen, von anderen Gründen abgesehen, wenn er sich auf der anderen Seite des Kanals hinter vier Pferden von Dover wird sitzen sehen, die ihn ganz bequem eilf Meilen in der Stunde fortrollen. Dagegen legte ich vor zwei Jahren die nicht mehr als 35 Engl. Meilen lange Straße von Ostende nach Dünkirchen erst in neun Stunden zurück. Und man denke sich, damals bis auf die letzten zwei Monate fuhr nicht einmal eine Diligence zwischen diesen zwei großen Städten, die vielleicht nur den Hauptstädten ihres Landes nachstehen!

Die Französische Post ist ein hübscher Stoff für den Pinsel des Karrikaturzeichners, aber es ist ein großes Leiden für das reisende Publikum, daß sie nicht besser verwaltet wird, als sie es ist, und dies ist nur die Wirkung der Selbsttäuschung und des Vorurtheils. Es giebt keinen mehr für sich eingenommenen Sterblichen auf Gottes Erdboden als einen Französischen Postillon, während er zugleich in Person und Benehmen einzig in seiner Art dasteht. Seine Art, auf dem Pferde zu sitzen, ist wegen der schlechten Form seines Sattels und der übertriebenen Länge seiner Sporen für das Thier, das ihn trägt, höchst peinlich, und da er nicht, wie die Postknechte in England, ihm mit Hand oder Fuß nachhilft, so fürchtet er sich, einen Hügel hinab in etwas schnellerem Schritt als gewöhnlich zu fahren. So kann er von abschüssigem Boden keinen Vortheil ziehen, und da Französische Postpferde bei ihrer schlechten Zucht nicht im Stande
sind, einen Hügel hinauf zu traben, so beträgt di
geschwindigkeit der Französischen Post nicht mehr
Meilen (1¼ Deutsche) stündlich.

Doch hat der Französische Postillon bei alledem
gefällige Manieren und thut sich besonders viel auf
die er genießt, zu Gute. Fürs erste ist er frei von
zweitens hat er Ansprüche auf eine Pension von der
Verlauf einer gewissen Dienstzeit, und noch früher,
einen Unfall auf der Straße Invalide wird, vorau
dann den orthodoxen Courierstiefel anhat, der übri
ein Hemmschuh für jede Eile ist. Bei der Geschwin
die Englischen Postknechte fahren, wären sie in we
Stücke geschlagen, wenn sie in dem ungeschickten Stil
Postillons reiten möchten. Aber wie Lord Jersey sag
scher Postknecht ist ein ganz apartes Geschöpf; nichts
der Welt in seiner Gewandtheit zu Pferde, seiner Kraft,
seiner persönlichen Sauberkeit, seiner Höflichkeit gegen
seiner dauerhaften Constitution, die ihn zum Sprüchwort
Leben macht, trotz der Beschwerden, die er so oft zu er
des schlechten Stoffs in Gestalt von Liqueur, der
seine Gurgel findet. Wer hat je von einem galligen
hört! Sein Beruf macht jede Verstopfung der Leber
und ein großer Mann soll, als er den menschlichen Kö
sah, ausgerufen haben: „er sey überzeugt, jeder Mensch
ein Postillon zu werden."

Aber kehren wir nach Frankreich zurück. Die Un
der niederen Klassen des Französischen Volks in ihrer A
den umzugehen, ist ganz einzig, und nur die Gelehrigke
ist es, was ihnen die Leitung derselben möglich macht.
eigenwilliges Pferd wird hier nur mit einem Strick ge
Fall zwei Stricke oder Zügel an dem Gebiß eines
werden sie erst zusammengelegt, ehe sie in die Hand
kommen. Daher auch die vielen Unglücksfälle, welche
ziehung in Frankreich vorkommen; so giebt Galignani's
an, daß im Laufe von drei Jahren in den Straßen vo
Personen überfahren wurden, wovon 28 das Leben
Jahre 1837 betrug die Zahl der Ueberfahrenen 361, un
nal schreibt diese Unfälle der Unvorsichtigkeit der Kutsc
vorsichtig mögen sie seyn, aber die wahre Ursache ist,
wissen, wie man Pferde so ins Geschirr bringt, daß
mittelbar in seiner Gewalt hat, und diese Unwissenheit
zurotten bei einer Klasse von Leuten, die sich selbst für
kommen halten, als daß sie eines Besseren belehrt seyn

Einen Vorzug hat das Reisen auf dem Kontinent
England, daß man nämlich dort nirgends jene an Trüb
Zurückhaltung trifft, welche Engländer gegen einander
wenn sie der Zufall unterweges zusammenwirft. Sie
jede gegenseitige Berührung zu vermeiden, gleich zwei
pulsiven Kraft begabten Körpern. So ist mir selbst ei
Art vor zwei Jahren begegnet. Ich war einer von zw
Reisenden auf dem Wege von Brüssel nach Calais. D
Landsmann unzugänglich fand, so überließ ich ihn seinen
gen, und ich glaube nicht, daß wir auf einer Reise von
funfzig Meilen zwanzig Worte wechselten. Doch hatte
legenheit, zu erfahren, daß er hernach für seine Schwe
straft wurde, insofern er nämlich einen Tag länger reis
einem schlechteren Fuhrwerk zufrieden seyn mußte, als er
habt hätte, wenn er nur eine einfache Frage an mich g
ich bereitwillig beantwortet hätte.

Das Englische Reisen hat gewisse Annehmlichkeiten, die
bens auf dem Kontinent sucht; dahin gehört erstens die gute
der Gasthöfe, und zweitens die Aufnahme, die man da
Vom Wirth und der Wirthin bis herab zu den Aufpa
Dich Alle willkommen; Du wirst in ein freundliches,
Zimmer geführt, das im Winter wohl erwärmt, im S
gelüftet ist, während auf dem Kontinent solche Beha
Reisenden nicht erwartet. Er wird entweder in ein g
bagliches Zimmer geführt, das weder gut gelüftet no
oder in den Table d'hôte-Saal, der, weit entfernt, gu
seyn, nach allen möglichen Gerüchen, von einer Zwiebel
alten Fischen, duftet, und weder Wirth noch Wirthin zeig
ihn zu bewillkommnen. Aber dieser Bewillkommnung
auch in England an zu verschwinden, was wir der mo
feinerung zu verdanken haben, der diese Ceremonie zu
„Ich hoffe, Sie haben Ihr Bett komfortabel gefunden un
ruht", das war vor zwanzig Jahren der gewöhnliche
des Wirths oder der Wirthin, und diese Worte waren n
worfen. Was mich betrifft, so habe ich viele der behagli
den meines Lebens in guten Englischen Gasthöfen ver
wenn man die Zeit meines Aufenthalts innerhalb ihrer
sammenrechnete, so könnte man Jahre statt Stunden schr

B e l g i e n.

Lüttich unter Ernst, Ferdinand und Maximilian von

(Schluß.)

Auch den Romanschreibern könnte diese Epoche so m
ziehenden Stoff zur Bearbeitung darbieten, wie unter A
schreckliche Geschichte jenes Einsiedlers von St. Maur,
digt war, einen Lütticher Bürger getödtet zu haben, sein
unter den Qualen der Folter eingestand und auf dem
sterben sollte, als der ermordet geglaubte Bürger plötzli

Marktplatze erscheint. Die merkwürdigste und schauerlichste aber von allen Geschichten jener Zeit ist gewiß die des der Zauberei angeklagten Mönches Delvaux, der im Kerker aus Furcht vor den angedrohten Qualen wahnsinnig wurde und sich nun einen völligen Roman von Zauberkünsten einbildete. Dieser Roman war in allen Nebenumständen so außerordentlich, daß die Sache gar nicht zu glauben wäre ohne die anerkannte Wahrheitsliebe des Pater Chapeauville, der in diesem Prozesse eine Rolle spielte und Alles sehr genau in seinen Gesta pontificum erzählt.

Ernst von Bayern starb den 7. Februar 1612 im Schlosse Arensburg in Westphalen. Er glaubte eigentlich an Nichts und war doch eine der festesten Stützen des katholischen Glaubens; er trieb selbst Astrologie und Alchymie und bestrafte doch die der Zauberei Beschuldigten mit der größten Strenge; um jeden Preis wollte er den Stein der Weisen entdecken und erließ dessenungeachtet die grausamsten Edikte gegen die vorgeblichen Schwarzkünstler seiner Zeit; ein alter Chronikenschreiber sagt von ihm: „Er war der Sinnlichkeit sehr ergeben und hatte daher mehrere natürliche Kinder, sowohl Söhne wie Töchter.“ Während seiner ganzen Regierung vollzog er nur Einen wirklich populairen Akt, das Reglement von 1603, das aber durch ein späteres Verhängniß der Keim großen Unglücks wurde.

Nur wenig so blutige Seiten sind in der Geschichte Lüttichs aufgezeichnet, wie sie die Regierung Ferdinand's von Bayern darbietet; nie herrschten so viel Unruhen, und nie trugen sie einen so erbitterten Charakter. Der alte durch die Herzöge von Burgund unterdrückte Gemeindegeist, der beinahe zwei Jahrhunderte hindurch geschlummert hatte, erwachte plötzlich mit demselben Feuer und derselben Lebhaftigkeit, wie in jenen schönen Zeiten der Lehnsherrschaft; große Gestalten, edle Volksvertreter erhoben sich, die auf unser Andenken und unsere Achtung allen Anspruch haben. Der Charakter, den die Geschichte Lüttichs damals annahm, ist jedoch nicht bloß diesem Lande eigen; überall erhob sich in jener Zeit die Demokratie schrecklich und drohend.

Kaum war der neue Bischof erwählt, so zeigte er sich schon als harter, geiziger und unbarmherziger Gebieter. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1613 erlangte er vom Kaiser einen Befehl, der die Wahlordnung von 1603 aufhob und die Hinsbergische Verfassung wiederherstellte. Er führte Klage gegen den Gemeinderath und reichte nicht weniger als 58 Beschwerden gegen diejenigen ein, welche ihm bei seiner Regierungsweise hinderlich waren. Er achtete so wenig der alten Privilegien, daß er die Bürger in ihren Häusern ohne Zuziehung des Magistrats verhaften ließ. Dem Kaiserlichen Edikte, welches die Akte von 1603 aufhob, widersetzten sich die Oberhäupter der Stadt, und dieses von Ferdinand II. ratifizirte Diplom konnte erst 1629 in Kraft gesetzt werden, nachdem die Kaiserliche Kammer in Speyer zu Gunsten des Bischofs gestimmt hatte.

Am St. Jakobs-Tage 1629 sollten zuerst wieder zwei Bürgermeister nach der etwas modifizirten Hinsbergischen Verfassung gewählt werden, und es wurden Raes von Chokier und Michel von Selys dazu ernannt; das Volk aber hatte sich in Masse auf dem Marktplatze zusammengerottet, bezeichnete laut die 32 auf dem Rathhause versammelten Wähler als Verräther und Kreaturen des Bischofs und schrie zuletzt einstimmig: „Nieder mit Selys! Nieder mit Chokier! Beeckmann soll ernannt werden! Beeckmann! Beeckmann!“ Um den Aufruhr noch im Keime zu ersticken, beschloß der Rath, dem Volke zu willfahren und Beeckmann zum Bürgermeister zu erwählen. Solche Widersetzlichkeit erbitterte natürlich den Bischof immer mehr, doch würde er sicher diesem größten Volkstribun des siebzehnten Jahrhunderts haben weichen müssen, wenn nicht der Tod ihn von einem gefährlichen Gegner befreit hätte. Von der Zeit seiner Erwählung an siechte Beeckmann, wahrscheinlich in Folge erhaltenen Giftes, dahin und starb 1631, aufs tiefste von allen Bürgern betrauert; er war ein geschickter und weiser Staatsmann, von feuriger, gewinnender Beredsamkeit, der Abgott des Volkes und gestählt gegen Künste der Verführung und Bestechung.

Der Tod des Bürgermeisters war für das Land der Anfang zu den schrecklichsten Zerwürfnissen. Zwei Parteien, die Chirour, Anhänger des Fürsten, und die Grignour, Vertheidiger der Sache des Volkes, bekämpften sich fast zwanzig Jahre lang, meistentheils innerhalb der Mauern der Stadt, wo alle Schrecken des Bürgerkrieges wütheten und der Bruder den Bruder niedermetzelte. Lüttich glich nach dem eigenen Ausspruche des Bischofs einer Räuberhöhle, wo Jeder mit Recht oder Unrecht an sich riß, was ihm behagte. Der Bischof seinerseits erließ Edikte, in welchen über jeden Bürger, der Feuerwaffen trüge, die Todesstrafe verhängt und der Leibwache der Befehl ertheilt wurde, den Uebertretern aufzulauern und sie in Stücke zu hauen.

Vergebens versuchten es die General-Staaten, die Neutralität zu bewahren, welche allein das Land unter Groisbeck gerettet hatte; der Rath des Fürsten, ja Ferdinand selbst rief die Lothringer, die Kroaten und die Banden des Johann von Weert herbei, und das ganze Bisthum wurde der Schauplatz der schrecklichsten Räubereien; überall eingeäscherte Dörfer, entweihte Gotteshäuser, Tod, Trauer und Verzweiflung! Während dieses allgemeinen Elendes versuchten es beständig Verräther, die Stadt in die Hände der feindlichen Soldaten zu liefern, und im Juni 1636 wäre ein solcher Anschlag beinahe gelungen, denn die Chirour hatten sich fast schon der Violette bemächtigt und wurden nur durch die Gewerke unter der Anführung des Bürgermeisters Laruelle zurückgeschlagen; sie flüchteten sich in die St. Lamberts-Kirche und vertheidigten sich so lange in derselben, bis die Thüren durch Kanonenkugeln gesprengt wurden. Laruelle's Barmherzigkeit gestattete den Schuldigen freien Abzug, doch mußten sie zum Zeichen der Schmach Lüttich im Hemde und mit weißen Stäben in der Hand verlassen; auch Johann von Weert, der sich den Mauern näherte, mußte eiligst entfliehen. Laruelle, der würdige Nachfolger Beeckmann's, dem es gewiß gelungen wäre, die Factionen zu besiegen und Ruhe und Ordnung in die Stadt zurückzuführen, wurde leider verrätherischerweise bei einem Gastmahl von René de Renosse, Grafen von Warfuseé, ermordet. So verlor das Volk immer nach und nach seine Vertheidiger, aber kaum war einer todt, so erstand schon wieder ein neuer, nach Beeckmann und Laruelle trat Barthel Rolans auf.

Im Jahre 1640 wurde zu Tangern Friede geschlossen, den aber die Bürger selbst nur einen Scheinfrieden (paix fourrée) nannten, der nur ein Ruhepunkt im Blutvergießen, eine Art Waffenstillstand war, während dessen Dauer jede Partei Athem schöpfte und sich dann mit erneuter Wuth in die bürgerlichen Unruhen stürzte. Das Unglück von St. Jacob, 1646, und von St. Aegidius, 1649, waren neue grausame Wunden, welche das arme Land zerfleischten. Einen Augenblick hatte das Volk gewähnt, seine ganze Macht wieder erlangt zu haben, da erschienen vor den Thoren der Stadt die feindlichen Truppen, befehligt von Maximilian von Bayern, dem Neffen Ferdinand's; man mußte kapituliren, und traurig beugten die Lüticher das Haupt. Die Deutschen Soldaten bemächtigten sich der Stadt, zertrümmerten die schöne Bronze-Statue Beeckmann's, zerrissen Laruelle's Bildniß, schleppten die alten Straßenketten fort und nagelten die blutigen Glieder der Anführer der Grignour an die Thore Lüttichs. Barthel Rolans wurde zum Tode verurtheilt und vor demselben Rathhause hingerichtet, in welchem seine gewaltige Rede so oft die Bürger zur Vertheidigung ihrer Freiheiten und Privilegien aufgefordert hatte.

Man wird leicht einsehen, daß Ferdinand unter all diesen Stürmen sich nicht mit der Vergrößerung und Verschönerung der Stadt beschäftigen konnte. Das einzige bedeutende Bauwerk, welches in dieser Zeit entstand, war der Wall zwischen der Brücke von Amercoeur und der von Boverie. Auch ließ er den Bau einer Citadelle, zur Unterdrückung des aufrührerischen Geistes der Lütticher, beginnen. Zu Anfang seiner Regierung hatten sich viele geistliche Orden in Lüttich niedergelassen, welche Klöster erbauten, theilweise aus eigenen Mitteln, oder von reichen Privatpersonen unterstützt. Es ließen sich hier nieder: die Englischen Jesuiten, die Englischen Frauen, die Nonnen der heiligen Walpurgis, die Minimen, die Karmeliter Barfüßer, die Nonnen unserer lieben Frau der Engel, die Benediktinerinnen, die Dominikanerinnen, die Franziskanerinnen, die Ursulinerinnen, die Augustinerinnen, die Barfüßer-Karmeliterinnen, die Kapuzinerinnen, die Urbanisten, die Conceptionisten und noch unzählige andere. Unter den Verordnungen Ferdinand's erwähnen wir das Reglement von 1649, wodurch die Landes-Verfassung bedeutend modifizirt wurde: „In Zukunft“, sagte hierin der Fürst, „soll die eine Hälfte des Stadtrathes vom Bischofe ernannt werden und die andere Hälfte von den Kommissarien. Die Bürgermeister und der Rath werden die Aeltesten oder Aufseher der Gewerke ernennen; der Gerichtshof der Meister und der Geschwornen ist aufgehoben.“

Ferdinand von Bayern zog während seiner Regierung unermeßliche Summen aus seinem Bisthum; Gold und immer wieder Gold zusammenraffen, schien sein einziges Geschäft zu seyn. Vielleicht wollte er dem Volke nur deswegen seine Freiheiten entziehen, um es besser aussaugen und seiner Lieblingsneigung fröhnen zu können. Das letzte von ihm gegebene Edikt befahl eine Einziehung der Güter der Gewerke, dann starb er in seinem Schlosse Arenberg in Westphalen am 13. September 1650. Ein Jahr früher am 25sten desselben Monats hatte ihm Barthel Rolans vom Schaffotte zugerufen: „Ferdinand, ich erwarte Dich in Jahresfrist vor Gottes Richterstuhl, denn ich sterbe unschuldig.“

Maximilian Heinrich von Bayern, derselbe, welcher Ferdinand so getreulich in seinem Kampfe gegen die Grignour unterstützt hatte, erlangte die Nachfolge im Bisthum seines Onkels; das Volk, welches ihn sehr wohl kannte, gab auch keinen thörichten Hoffnungen Raum, als man ihm diese Ernennung vom Altan der Violette und von der Treppe von St. Lambert verkündigte. Die Besorgniß der Bürger war nur zu wohl begründet, denn schon am Begräbnißtage seines Oheims ließ er ein Edikt anschlagen, welches dem Volke anbefahl, unverzüglich die so verhaßte Kornsteuer (oeil du moulin) zu entrichten, die schon 1628 angeordnet, aber bis jetzt noch nie gezahlt worden war; dann betrieb er auch mit Eifer den Fortbau der unter Ferdinand begonnenen Festung, gegen welche selbst der Adel auf das nachdrücklichste protestirte. Der Fürst zwang die Bürger, Frohndienste dabei zu leisten und Geldsteuern zu entrichten, und begab sich, ohne auf ihre Klagen zu achten, nach seinen Deutschen Besitzungen. Auf kurze Zeit erschien er dann wieder in Lüttich, aber nur um die empörten Deutschen Söldlinge zu bestrafen und einen achtzigjährigen Greis, den ehemaligen Bürgermeister Ber, der seit 1649 ruhig in Warenne lebte, vor sein Tribunal schleppen zu lassen, weil er diese Trümmer des ehemaligen Volksgeistes noch fürchtete. Da der Greis sich nicht vor ihm demüthigen wollte und die Kniebeugung ablehnte, so ließ Maximilian ihn nach wenigen Tagen hinrichten. Das ganze Land bot damals einen höchst traurigen Anblick dar, denn Deutsche, Lothringer, Franzosen, Holländer und Spanier mißbrauchten diese Neutralität, die nichts als ein leeres Wort war, weil Niemand ihr Achtung zu verschaffen wußte, und schlugen hier einer nach dem anderen, oder wohl zur selben Zeit, ihre Winterquartiere auf. Um das ganze Elend dieser Epoche kennen zu lernen, muß man die Pamphlete aus jenen Tagen lesen, welche die einzige Waffe des Volkes, sein einziger Trost im Unglück waren. Endlich erfuhr man, daß der Friede zu Tillemont unterzeichnet sey; die fremden Kriegshorden wurden aus dem Gebiete entfernt, aber die Citadelle blieb stehen, ein Zeichen der Schmach und der Unterdrückung

für die Patrioten; ein von mehreren alten Grignoux dagegen geschmiedetes Komplott wurde entdeckt und die Verschworenen zum Tode verurtheilt.

Nach diesen Vorfällen genoß das Land, wie die Geschichtsschreiber sagen, wohl zwanzig Jahre lang eines tiefen Friedens, wenn man einen Zustand gänzlicher Erschlaffung und Abspannung so nennen kann. Es herrschte Friede, weil man nicht mehr auf den Straßen kämpfte, weil die fremden Söldlinge verschwunden waren, aber jeden Tag ertönte ein dumpfes Murren gegen die fast unerschwinglichen Abgaben, und wenn daraus keine offene Empörung entstand, so wurde dies bloß durch Maximilian's Schreckenssystem verhindert, wodurch er die Kühnsten zu lähmen verstand. Verbrechen, Ermordungen, Abgaben, Geldbußen, Geschenke für den Bischof, das sind Worte, die wir auf jeder Seite in den Geschichtsbüchern jener Zeit antreffen, und eine solche Lage der Dinge verdient wohl nicht mit Recht den Namen eines tiefen Friedens.

Der Krieg, welcher 1672 zwischen Frankreich und Holland ausbrach, machte diesem unseligen Zustand ein Ende; die Bürger rissen sich aus ihrer langen Unthätigkeit empor und nahmen wieder Theil an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Citadelle von Lüttich wurde den Franzosen durch den Baron von Vierset ausgeliefert, man schickte Gesandte an Ludwig XIV. ab, um von ihm die Niederreißung der Festungswerke zu erflehen; der König von Frankreich willigte in dieses Gesuch, trotz aller Gegenvorstellungen des Bischofs, und am 15ten März 1676 fing man an, Minen zur Sprengung der Bastionen zu graben; bis zum 30sten fuhr man Tag und Nacht mit dieser Arbeit fort, am 31sten frühmorgens nach 9 Uhr legte man Feuer an die Baraden innerhalb der Citadelle, zündete die Minen an, und unter dem Jubel und Freudengeschrei der Bürger sprang die Festung in die Luft. Um halb vier Uhr war Alles bis auf den Grund zerstört, und die Franzosen wendeten sich nach Mastricht hin. Die verlassenen Posten sollten sogleich von den Stadtsoldaten besetzt werden, die Bürger aber gaben dies nicht zu, sondern eilten truppweise mit Violinen, Trompeten und Trommeln an ihrer Spitze nach den Trümmern und ebneten den Platz, so daß keine Spur von Allem übrig blieb.

Von hier aus begab sich dann die ganze Volksmasse zu dem Kanzler und dem Oberrichter und verlangte die Wiederherstellung aller Privilegien und der 32 Gewerke, was denn auch wirklich einige Tage darauf erfolgte. Das Reglement von 1649 wurde ganz verworfen, man wollte fortan nur die Magistratspersonen nach der Reform von 1603 mit den Zusätzen von 1631 wählen. Maximilian Heinrich billigte natürlicherweise solche Abänderungen nicht, es begann von neuem der Streit zwischen dem Bischof und den Bürgern, und mancher blutige Tag ging wieder über Lüttich auf. Die Bayerischen Truppen überschwemmten das Land, sie sengten, brennten und plünderten überall, so daß zuletzt nur die Stadt Lüttich allein noch aufrecht dastand unter den Trümmern, welche die vaterländische Erde bedeckten. Endlich, am 22. November 1683, kam eine Art Vertrag zwischen dem Fürsten und dem Volke zu Stande, aber die Chirour, welche mit dieser Aussöhnung unzufrieden waren, wodurch sie nicht die gewünschten Vortheile erlangten, stifteten insgeheim Unruhen an und hinderten die Ausführung des Vertrages. Der Krieg entbrannte von neuem, diesmal aber unterlagen die Bürger der Uebermacht; ihre Bürgermeister Heinrich Pompée, von Macors und Renardi boten vergeblich alle ihre Kräfte auf, die Gewerke waren an Menschen und Geld erschöpft, und der König von Frankreich selbst rieth verrätherischerweise den Bürgern zur Unterwerfung, nachdem er sie früher beständig zum Widerstand aufgemuntert hatte.

Die Kaiserlichen zogen in Lüttich ein, Maximilian jedoch wollte die Stadt erst nach der Bestrafung der Aufrührer wiedersehen und hielt daher seinen Einzug an demselben Tage, wo die Bürgermeister enthauptet worden waren, deren blutige Leichen er noch auf dem Schaffotte liegen sah. Hier und da hatte man in der Stadt Freudenfeuer angezündet, tief im Herzen der Bürger aber war die größte Traurigkeit; alle beweinten den Tod ihrer letzten Bürgermeister. Der Bischof setzte eine Regentschaft von sechs Personen ein, welchen die Regierung der Stadt oblag; dann wurde auf seinen Befehl das Edikt von 1684 herausgegeben, welches die ganze Gemeinde-Verwaltung durchaus veränderte. Die 32 Gewerke wurden aufgehoben und in 16 Kammern verwandelt, die aus 36 vom Fürsten erwählten Mitgliedern bestanden und denen die Magistratswahlen oblagen. Von dieser Zeit an bestanden die Gewerke, welche immer eine ganz städtische Institution zum Schutz gegen die Anmaßungen des Adels gewesen waren, nur noch als Corporation der Künstler und der verschiedenen Handwerker. Der Stadtrath wurde auf 22 Mitglieder, 2 Bürgermeister und 20 Räthe festgesetzt, den Bürgermeistern wurde das Recht genommen, Edikte zu publiziren, ihre Geschäfte bezogen sich ferner nur auf die Verwaltung der Stadteinkünfte und auf die Erhaltung der öffentlichen Gebäude; die Zehnmänner-Compagnieen, die Bogenschützen und die Arquebussire, so wie die anderen städtischen Militair-Einrichtungen wurden aufgehoben, kurz der Bischof führte gewaltsam den Frieden zurück, den die Lütticher fast nicht mehr kannten, er beschränkte die Volksgewalt aufs Aeußerste und schien doch die alten Privilegien zu achten.

Nicht bloß auf seine Volksvertreter konnte Lüttich während dieses so bewegten Jahrhunderts stolz seyn, es war auch reich an großen Künstlern und Gelehrten, wie zum Beispiel die Geschichtschreiber Fisen, Foullon, René, Sluse; die Rechtsgelehrten Gerhard Corselins und Charles de Mean; die Maler, Bildhauer und Kupferstecher Gerhard Douffet, Bertholet, Flemal, Lairesse, Deleour, Jean Varin, Michel Natalis und Pierre de Fraine, und der ausgezeichnete Gelehrte Rennekin, gewiß alles Namen, auf die Lüttich mit Recht stolz seyn kann.

Die Bauwerke unter Maximilian von Bayern sind die unter Ferdinand begonnene, 1651 vollendete und 1676 zerstörte Citadelle und die Bogen-Brücke, welche 1657 beendigt wurde. Es entstanden die Jesuiter- und die Magdalenen-Kirche, und dann wurde Sorge für die hinreichende Bewässerung der Stadtbrunnen getragen, deren Zahl man noch bedeutend vermehrte.

Mit der Erbauung einer Citadelle hatte Maximilian Heinrich seine Regierung begonnen, dies war auch wieder das letzte Werk seines Lebens. Die so oft vom Volke zerstörte Festung beherrschte bald wieder von neuem die gute Stadt, und um die Vertheidigungsmittel noch zu vervollkommnen, ließ der Bischof mitten auf der Bogen-Brücke, über ihre ganze Breite weg, eine Art Redoute errichten, welche die Stadt von dem unruhigen Maas-Viertel trennte, das der Heerd aller Unruhen war. Im Jahre 1688 starb Maximilian von Bayern und mit ihm die politische Bedeutsamkeit der Lütticher. Hundert Jahre später ließen sie zwar noch hin und wieder einige Freiheitsrufe ertönen, doch bald darauf verschwanden sie ganz aus der Reihe der Nationen und gingen unter im unermeßlichen französischen Reiche.

(J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Rellstab's Eugen Aram in Schweden. Auf dem Königl. Theater in Stockholm wurde am 6. Mai Ludwig Rellstab's nach Bulwer's Roman bearbeitetes Drama „Eugen Aram" zum erstenmal und schon am 11. Mai zum drittenmal in Schwedischer Uebersetzung aufgeführt. In Schweden ist der Name unseres Mitbürgers bereits durch mehrere seiner Novellen, namentlich durch den Roman „1812" bekannt, die in guten Uebersetzungen dort viel gelesen werden; man hat daher auch auf das Einstudiren seines Drama's große Sorgfalt verwandt und demselben „zwölf Tableaux" hinzugefügt, die im Originale gar nicht vorkommen und die dasjenige, was in dem Stücke aus dem Leben Aram's bloß erzählt wird, bildlich erläutern. Die beiden Künstler, deren wir neulich (in Nr. 49 des Magazins) gedachten, Herr Dahlqvist und Herr Almlöf, gaben die Rollen des Eugen Aram und des Houseman, während auch die Partie der Madeline in den Händen einer der ersten Schwedischen Schauspielerinnen, der Madame Hjortsberg, war und Herr Sjernström den Walter gab. An trefflicher Ausstattung des Stückes fehlte es daher in keiner Hinsicht, und auch die Aufnahme, die es beim Publikum fand, scheint sehr gut gewesen zu seyn. Nur vor den Augen der Kritik hat es keine Gnade gefunden. Die in den uns vorliegenden Schwedischen Blättern enthaltenen Kritiken vindiziren alles Interesse, das der Charakter Eugen Aram's darbietet, für Bulwer und lassen dem dramatischen Bearbeiter keinerlei Verdienst. Es ist, als gehörte Herr Rellstab zu den persönlichen Gegnern des Rezensenten, so entschieden und im Widerspruche mit der Meinung des Publikums werden das Stück und sein Autor verurtheilt. „Wir können der Theater-Direction", heißt es im Daglígt Allehanda, „zu der Wahl dieses Stückes kein Glück wünschen. Außer vielen ästhetischen Gebrechen besitzt es deren auch in moralischer Hinsicht, die mit jenen zusammen hinreichend hätten seyn müssen, um die Aufführung desselben, mindestens auf einem Königlichen Theater, zu verhindern. Es ist gewiß nicht wohlbedacht, auf die Bühne einen Räuber und Mörder — möge er auch übrigens ein noch so trefflicher Mensch seyn — hinzustellen als Gegenstand der Theilnahme, ja der Bewunderung einer Menge, bei deren Majorität der Rechtsbegriff keinesweges entwickelt genug ist, um nicht die Theilnahme und Bewunderung, die der Mensch erweckt, mit einer Theilnahme und Bewunderung für den Verbrecher zu verwechseln." — Dies ist nur eine kleine Probe der Schwedischen Kritik, die demnächst ausführlich darzuthun sucht, daß gerade die Veränderungen, die der dramatische Bearbeiter mit dem Stoffe vorgenommen, wie er von Bulwer gegeben sey, als die größten ästhetischen Sünden sich darstellten, wozu namentlich auch die Freisprechung Aram's durch die Geschwornen gehört, während er bei Bulwer durch sie verurtheilt wird. Endlich wird sogar bewiesen, daß der Deutsche Bearbeiter sich an dem Stoffe überhaupt vergriffen habe, denn so ungemein romantisch und für das Studium des menschlichen Herzens interessant dieser auch sey, eigne er sich doch ganz und gar nicht zu einem Drama, das vor allen Dingen konzentrirte Handlung und Katastrophen fordere, wozu ein Mord, der lange vor der Zeit, in welcher das Stück spielt, geschehen sey und mit dessen Ermittelung man sich darin beschäftige, keinesweges gehöre. Die Frage freilich, warum das Stück gleichwohl die Zuschauer gefesselt habe und in sechs Tagen dreimal gegeben sey, läßt unser Rezensent unbeantwortet, oder er macht es, wie seine Deutschen Kollegen, er vindizirt einen Theil des Erfolgs dem trefflichen Spiele der darstellenden Künstler und bürdet einen andern der Geschmacklosigkeit des Theater-Publikums auf.

— Zur Erdkunde. Der Schwedische Geograph, Herr S. Agrell, dessen Methode auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregte und namentlich die Theilnahme Karl Ritter's sich erwarb, hat jetzt in Stockholm das erste Heft seiner geographischen Constructions-Beschreibung (Geografisk Konstruktionsbeskrifning) mit einer einleitenden Empfehlung unseres eben genannten berühmten Landsmannes herausgegeben. Das erste Heft giebt nur eine Uebersicht dessen, was der Verfasser in den folgenden Heften auszuführen gedenkt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 22. Mai 1840.

Frankreich.

Erziehung und Jugend Ludwig's XVI. *)

Ludwig XVI., dritter Sohn des Dauphin, Sohnes Ludwig's XV., ard am 23. August 1754 in Versailles geboren. Sein Vater hatte ı erster Ehe Maria Theresia von Spanien geheirathet, welche im lter von zwanzig Jahren im Kindbett starb und nur eine Tochter interließ, deren gebrechliches Daseyn bald erlosch. Im Jahre 1747 hloß der Dauphin eine zweite und glückliche Ehe mit Maria Josephe on Sachsen, die ihm eine Tochter gebar, welche in wenigen Jahren arb. Aus derselben Ehe wurden noch Ludwig Joseph, Herzog von ourgogne, am 13. September 1751, und Maria Joseph, Herzog on Aquitanien, im Jahre 1753, geboren. Der dritte Sohn war der achherige Ludwig XVI. Der neugeborene Prinz empfing, als er ır Welt kam, den Namen eines Herzogs von Berry. Dieser Titel, en ein Sohn des Königs Johann bei der Erhebung dieser Provinz ım Herzogthum zum ersten Male getragen hatte, ward jetzt zum eunten Male die Apanage eines Prinzen aus dem Königlichen Hause.)ie Dauphine, welche gerade, während sich der Hof in Choisy bend, von den Geburtsschmerzen ergriffen ward, hatte zu Zeugen der ntbindung nur den Kanzler, den General-Controlleur und den Parquis von Poisieux. Der an den König abgesandte Courier war om Pferde gefallen und starb in Folge dieses Falls; so konnte die otschaft nicht ausgerichtet werden, und dieses Fehlen der ersten amilienfreuden ward schmerzlich bemerkt.

Ludwig August, Herzog von Berry, ward von dem Herzog von)rleans, im Namen des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, und von Madame Adelaide, seiner Tante, aus der Taufe ehoben. In dem Moment, wo der Thron eine neue Stütze bekam, iett es die Geistlichkeit für angemessen, neue Gebete zu verordnen; ıehrere Prälaten, von den Gefahren, welche der Geist der Epoche hon ahnen ließ, inspirirt, verbanden damit ernste Mahnungen. esonders beschäftigte das Rundschreiben des Bischofs von Montauan die öffentliche Aufmerksamkeit. Indem er seine düsteren Vorefühle aus der Geschichte eines anderen Landes motivirte, zeichnete ıerr von Montauban folgendes prophetische Bild:

„Der Partei- und der Amtsgeist herrschte in England. Nichts lieb fest in den göttlichen und menschlichen Gesetzen. Zum ersten Nale sah man rebellische Unterthanen, die einen König, dessen Verrechen es war, ihren ersten Aufstand mit zu viel Nachsicht geduldet ı haben, mit bewaffneter Hand ergriffen und in ein schimpfliches Gefängniß schleppten; ein Parlament, welches, keine höhere Autorität ber sich anerkennend, mit einer Hand die Bischöfe traf, die andere ach dem Haupte seines Souverains ausstreckte, ihn ohne Würde nklagte, ohne Scham verleumdete, ohne Gerechtigkeit verurtheilte nd mit Blutdurst auf das Schaffot führte, und ein Volk endlich, elches, betäubt von diesem entsetzlichen Vatermorde, sich in langen ügen an dem Fanatismus der Unabhängigkeit berauschte, wie ahnsinnig einem Freiheits-Phantom nachlief, bis es zuletzt den Gehorsam, den es seinem gesetzmäßigen König verweigerte, als Sklave einem Tyrannen zollte. Welche schreckliche Reihe von Verrechen!“

Das Rundschreiben wurde auf das Gesuch des Englischen Geandten unterdrückt; aber diese schmerzlichen Vorhersagungen hatten ch schon zur Wolke über der Königlichen Wiege zusammengezogen; ines von den Vorrechten des Königthums verschwand, und Bilder es Unglücks und der Gebrechlichkeit traten beim Volk an die Stelle es Vorurtheils, welches bisher in der Krone den bevorzugten Inaber alles Glücks gesehen.

Die Kindheit des Herzogs von Berry wurde gleich der seiner Brüder der Gräfin von Marsan, einer geborenen Prinzessin von Rohan, anvertraut, einer Frau, die durch ihr Verdienst dieses hohen Amtes würdig war. Die erste Sorge der Gouvernante war, sich mit ihrem Zögling, dessen Gesundheit eine fortwährende Wachsamkeit n Anspruch nahm, vom Hofe zu entfernen. Sie führte ihn nach em Schlosse Bellevue, ließ ihn daselbst frei sich bewegen, umgab hn mit jeder Art von Sorgfalt und rettete ihm wahrscheinlich das Leben. Daher war auch die erste Eigenschaft, die Frau von Maran in dem jungen Prinzen entdeckte, eine von Dankbarkeit durchrungene Zartheit der Empfindung. Das Herz des Kindes fühlte die Dienste, die man ihm leistete, ehe seine Vernunft den Werth derselben schätzen konnte, und früh belohnte es durch Liebe die Sorgfalt, deren Gegenstand es war.

Früh entdeckte man auch eine natürliche Geradheit in ihm, die keine Verstellung an sich und Anderen ertragen konnte. Eben so eingenommen war er gegen alles Affektirte, mochte es auch von Mode und Sitte geschützt werden: seinen Widerwillen hiergegen drückte er immer sehr naiv, zuweilen etwas ungestüm aus; endlich entwickelten sich sein gesunder Verstand, sein gelehriger Geist so schnell, daß man den Anfang seiner ernsten Studien um ein Jahr beschleunigen konnte. Er war erst sechs Jahr alt und die Aufgabe der Frau von Marsan war beendigt. Im September 1760 wurde er Männerhänden übergeben.

Alle Künste, deren man sich bediente, um ihn auf diese Trennung vorzubereiten, konnten ihm das Bittere derselben nicht versüßen; um ihn von seinem Schmerz abzuziehen, gab man ihm eine Batterie kleiner Kanonen und anderer lebhaft begehrter Spielsachen, man ließ vor seiner neuen Wohnung ein Feuerwerk abbrennen: Alles war vergebens, und da sein Lehrer daran verzweifelte, seine Thränen zu trocknen und sein Vertrauen zu gewinnen, sagte der Dauphin zu ihm: „Wie! diese Thränen eines Kindes beunruhigen Sie? Was mich betrifft, so versetzen sie mich in Entzücken.“ Um ihn dann vollends durch einen Scherz zu beruhigen, fügte er hinzu: „Die Ohnmacht Ihres gestrigen Feuerwerks ist mir ein sicherer Bürge dafür, daß mein Sohn ein gutes Herz hat und es behalten wird.“

Uebrigens hatte dieser treffliche Prinz und Vater dafür gesorgt, daß er in seinen Hoffnungen nicht getäuscht würde; er hatte nämlich von Ludwig XV. die unumschränkte Leitung der Erziehung seiner Kinder erlangt, und während er selbst diese Erziehung zu seiner Hauptbeschäftigung machte, vergaß er doch auch nicht, seine Kinder mit solchen Männern, die sich durch Charakter und Wissen gleich sehr empfahlen, zu umgeben.

Der Dauphin wandte sich an den Herzog de la Vauguyon, der zum Hofmeister ernannt ward; Herr von Coetlosquet, Bischof von Limoges, übernahm das Amt eines Lehrers, der Marquis von Sinety das eines Unterhofmeisters, und der Abbé de Nadouvilliers, Mitglied der Französischen Akademie, sollte die wichtigen Functionen eines Unterlehrers bekleiden. Zweimal wöchentlich, Dienstags und Sonnabends, führte der Bischof von Limoges seinen Zögling zur Dauphine; der Dauphin fand sich pünktlich ein, ließ sich die Arbeiten seines Sohnes zeigen, theilte Belohnungen oder Strafen aus und zeigte sich immer als Feind der Nachsicht, einer Klippe, die bei der Erziehung von Prinzen so oft vorkommt. Er billigte das Unterrichtssystem nicht, welches eben in Gebrauch kam und die Gegenstände des Unterrichts zu einem Spiel machte. „Ich will nicht“, sagte er zu dem Abbé Nadouvilliers, „daß mein Sohn die Kenntnisse, die er braucht, verstohlen und ohne Mühe erwerbe. Sein Geist muß sich im Denken üben und daran gewöhnen. Ein Kind, das gewohnt ist, spielend zu lernen, würde denselben Leichtsinn zu den Geschäften mitbringen, die ernstesten Dinge als Spiel behandeln und sie weglegen, sobald das Spiel ihm nicht mehr gefällt.“

Diese strenge, von jeder Charlatanerie freie Methode war dem Geiste des Herzogs von Berry ganz angemessen; doch versäumte sie es, seine Schüchternheit und seine Neigung zu übertriebener Vorsicht, eine Eigenschaft, die zum Fehler umzuschlagen drohte, zu bekämpfen. Von Natur geneigt, sich zurückzuziehen, weniger aufgereimt und lärmend als seine Brüder, zeigte er sich seltener und plauderte weniger, woraus man den Schluß zog, daß er wenig wisse und nicht gemüthlich sey. Besonders geschickt, eine Aufmerksamkeit von einem Kompliment zu unterscheiden, verachtete er die Schmeichelei und schmeichelte Niemand. Die Höflinge, sich abgewiesen sehend, entfernten sich brummend und trugen ihre Huldigungen anderswohin, näher dem Thron; der junge Prinz, ebenfalls entmuthigt, verschloß sich in sein Inneres und mißtraute sich selbst.

(Schluß folgt.)

Das Institut von Frankreich.

(Schluß.)

Indeß dürfte diese Hoffnung doch vielleicht denen etwas unsicher scheinen, welche aufmerksam prüfen, was für die Gelehrten in Frankreich gethan wird, und welche vom Stande der öffentlichen Meinung

*) Aus dem in Nr. 56 erwähnten Werk des Vicomte Alfred von Falloux.

genau unterrichtet sind. Wenn man diejenigen Anstalten zählt, welche in Paris für den Unterricht und die Verbreitung der Wissenschaften bestimmt sind, so wird man leicht zu dem Glauben verleitet, daß in Frankreich Alles ganz vorzüglich sey. Wenn indeß viel für die Wissenschaften geschieht, so wird nicht genug für diejenigen gethan, welche sich deren Fortschritten widmen. Diese Ansicht dürfte vielleicht Manchen befremden, da sie im Widerspruche mit dem gewöhnlichen Vorurtheile steht; indeß wird es nicht schwer halten, die Belege beizubringen. Es ist nicht nöthig, an den Zustand des Elementar-Unterrichts zu erinnern und bei dem Loose der unglücklichen Lehrer zu verweilen, denen die Gemeinde-Räthe kaum 200 Fr. jährlich aussetzen. Wir können vielmehr gleich zu den Häuptern der Wissenschaft übergehen; aber auch hier wird es keine Mühe kosten, zu beweisen, daß, wenn die Sachen so fortgehen, der Stand eines Gelehrten der unergiebigste von allen werden muß, und daß bald die Jugend sich von einer mühseligen und dornenvollen Laufbahn abwenden wird, welche die höchsten geistigen Anstrengungen oft nur mit einer untergeordneten Stellung und einem Leben voller Entbehrungen lohnt.

Wir leben einmal in einer Zeit, wo die materiellen Interessen in den Vordergrund getreten sind, und wo ein Jeder nach Auszeichnung und Geld strebt. Vielleicht haben zu keiner anderen Zeit begabtere Köpfe mehr Aussicht gehabt, sich durch die freie Uebung ihrer Talente rasch zu bereichern. Die rasche Erhebung aller ungewöhnlichen Geister ist ein verführerisches Schauspiel, dessen Lockungen nur Wenige widerstehen können. Wohin man auch die Augen wendet, überall winkt Reichthum und Genuß. Auf der einen Seite sind es die Aerzte und Chirurgen, welche jährlich 30,000, 60,000, 100,000 Livres verdienen und ihren Kindern, wie Portal und Dupuytren, ein Vermögen von mehreren Millionen hinterlassen. Auf der anderen Seite erwerben die Künstler, Maler, Kupferstecher durch die Gunst des Publikums eine eben so glänzende Stellung. Dem dramatischen Schriftsteller, der einiges Talent hat, gewährt die Aufführung seiner Stücke eine bedeutende Einnahme. Nicht schlechter stehen sich die Musiker, Advokaten, Journalisten, und wer, in welchem Geschäfte es auch sey, etwas Besonderes leistet, ist sicher, reich zu werden.

Hiegegen läßt sich nichts einwenden, und es wäre thöricht, gegen ein Prinzip der Thätigkeit zu eifern, das in der modernen Gesellschaft der vornehmste Stachel geworden ist. Indeß verdient doch wohl bemerkt zu werden, wie verschieden das Loos derjenigen ausfällt, die sich dem Ruhme der Nation und des Staates widmen, statt sich an das Publikum zu wenden. Welche Mittel haben sie, um bei gleichem Verdienste eine eben so günstige äußere Lage zu erlangen? Da das Publikum der ausschließliche Spender des Reichthums geworden ist, so ergiebt sich daraus mit Nothwendigkeit, daß alle ehrbegierige und genußsüchtige Geister um die Gunst dieses verschwenderischen Herrn buhlen, und daß der Nation und dem Staate nur entweder die Kräfte der seltenen Menschen, welche die Arbeit als eine Pflicht betrachten, oder die Dienste mittelmäßiger Köpfe verbleiben. Als nothwendige Folge der Vortheile, welche die Gunst des Publikums gewährt, scheint sich für den Staat die Verpflichtung zu ergeben, auch seinerseits das Verdienst zu belohnen, welches das Publikum nicht zu würdigen vermag und so die Gleichheit wiederherzustellen. So weit sind wir indeß noch lange nicht, und je weniger das Publikum im Stande ist, die Wichtigkeit dieses oder jenes Zweiges der menschlichen Kenntnisse zu fassen, desto geringschätziger behandelt auch der Staat diejenigen, die sich damit abgeben. Betrachtet man z. B. die verschiedenen Fakultäten der Pariser Akademie, so sieht man, daß die Professoren der medizinischen und der Rechtsschule ein Gehalt empfangen, welches gewiß nicht übermäßig ist, welches aber das der Professoren der Fakultät der Wissenschaften um das Doppelte oder Dreifache übersteigt. Und dennoch können die Aerzte und Rechtsgelehrten sich leicht andere Erwerbsquellen eröffnen, während nicht gut abzusehen ist, wie der Professor der Astronomie oder der Botanik mit der Beobachtung der Gestirne oder der Pflanzen eine Erhöhung seines Gehaltes erzielen soll.

Das Institut, das Jeder im Munde führt, ist keinesweges reichlich bedacht, und wenige Personen sind von der eigentlichen Stellung der Mitglieder der verschiedenen Akademieen unterrichtet. Im Auslande wird gedruckt, sie bekämen 10—12,000 Fr. jährliches Gehalt, und selbst in Französischen Blättern kann man lesen, daß das Gehalt der Akademiker sehr bedeutend sey. Die Wahrheit ist aber, daß die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, welche beständig mit Berichten für die Regierung oder Privatpersonen oder mit der Beurtheilung von Arbeiten zu thun haben, die zur Preisbewerbung eingehen, nicht mehr als 1200 Fr. festes Gehalt haben. Die ordentlichen Mitglieder der Petersburger Akademie haben 12,000 jährlich und können somit ihre ganze Zeit den Wissenschaften widmen, wogegen die Mitglieder des Instituts gezwungen sind, mehrere Stellen anzunehmen, wenn sie kein Vermögen haben und anständig leben wollen. Daß aus dieser Aemteranhäufung nur Nachtheil für die Wissenschaft erwachsen kann, ist wohl klar, aber unter den bestehenden Verhältnissen geht es einmal nicht anders. Und dennoch wird so viel dagegen geschrieen! In der That kann man sich der Verwunderung nicht erwehren, wenn man sieht, wie dasselbe Publikum, welches entzückt ist, daß Dlle. Rachel 60,000 Fr. jährliches Gehalt erhält, einen so schrecklichen Lärm darüber erhebt, daß dieser oder jener Zoologe oder Physiker zwei Aemter versieht und aus beiden ein jährliches Gehalt von 10,000 Fr. bezieht. Wenn es je einen Menschen gegeben hat, dessen Ruhm allgemein anerkannt wurde, so war es Cuvier, und welches Geschrei hat man nicht dessenungeachtet gegen ihn erhoben! Wie oft hat man ihm nicht in den Journalen die Gehalte, die er zusammen bezog, nachgerechnet? Man verdachte es diesem großen Naturforscher, daß er 40,000 Fr. jährliche Einnahme hatte, ohne in Anschlag zu bringen, daß, wenn er seine außerordentlichen Fähigkeiten auf eine andere Weise nutzbar gemacht hätte, er seiner Familie eine zwar weniger ruhmvolle, gewiß aber reichere Erbschaft hinterlassen haben würde. Wir dürfen es wohl ohne Scheu sagen, eine gesellschaftliche Ordnung, in welcher die materiellen Interessen vorherrschen, in welcher das Vermögen den Rang bestimmt und in der dennoch der Staat nicht für einen Cuvier oder Laplace so viel thun kann, wie die Modedamen für eine Putzmacherin, die gerade in Ruf ist, eine solche gesellschaftliche Ordnung ist sicherlich nicht geeignet, den Fortschritt der Wissenschaften zu sichern.

Diese Thatsachen sind übrigens schon oft hervorgehoben worden, und zwar von Männern, deren Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit Niemand in Zweifel ziehen wird. Noch kürzlich sprach sich in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften das offizielle Organ derselben über den Zeitverlust aus, der für die Gelehrten aus den mannichfaltigen Beschäftigungen erfolgt, denen sie sich unterziehen müssen, um zu leben. Bei dieser Gelegenheit wies Herr Arago eigentlich nur auf die Bedrängnisse des schon ausgebildeten, schon berühmten Gelehrten hin. Ganz konnte er aber doch das Schicksal der jungen Talente nicht übergehen, welche sich nur mit dem erhabeneren Theile der Wissenschaften beschäftigen möchten und nur zu häufig genöthigt sind, diese auf eine industrielle Weise auszubeuten. In der That, wie viele von den jungen Professoren, die jährlich in die Provinzen geschickt werden, denken wohl daran, Originalarbeiten zu liefern? Die Zahl ist sehr beschränkt. An Talent fehlt es ihnen keinesweges, wohl aber an Zeit, denn da sie vom Staat nur ein geringes Gehalt empfangen, so arbeiten sie für das Publikum oder verwenden die Zeit, die ihnen für einige Forschungen übrig bleibt, für Repetitionen und Privatstunden. Selbst in Paris giebt es Leute von großem Verdienste, die, vom Golddurste gelockt, sich ausschließlich mit Privatunterricht befassen. Man sagt, daß sie es bis auf 25,000 Fr. bringen können. Dies ist ungefähr das Fünffache von dem, was Poisson als Professor an der Fakultät der Wissenschaften oder Arago als beständiger Secretair des Instituts bekömmt.

Allgemein bekannt sind die Bestimmungen des Wahlgesetzes. Man ist der Ansicht gewesen, daß die Mitglieder des Instituts in Betracht ihrer Bildung auf eine ganz besondere Berücksichtigung Anspruch hätten, und für sie ist der Wähler-Census um 100 Fr. herabgesetzt worden. Giebt es etwas Tolleres, etwas Widersinnigeres, als so den Geist eines Champollion, eines Dupuytren zu tariren? Tausendmal besser wäre es gewesen, die Akademiker nicht vom gemeinen Rechte auszunehmen, als sie einer so demüthigenden Taxe zu unterwerfen, und dennoch ist das Institut anerkannt die erste gelehrte Körperschaft Frankreichs; die Akademie der Wissenschaften, welche an der Spitze des Universitäts-Unterrichts in Frankreich steht, erfreut sich keiner besseren Behandlung. Sie hat es wenigstens nicht dahin bringen können, daß die Route einer Omnibus-Linie, deren Pferde vor den Sälen, in denen die Professoren Vorträge halten, ihren Stand haben, geändert würde. Wenn die Pferde wiehern, oder wenn ein Omnibus vorüberfährt, muß der Professor anhalten, weil seine Stimme von dem Lärm übertönt wird. Wohl zehnmal hat die Fakultät an den Minister des öffentlichen Unterrichts und dieser an den Polizei-Präfekten geschrieben, aber immer vergebens. Es hat sich sogar getroffen, daß mehrere Journale, welche wahrscheinlich die Vorrechte nicht kennen, die die Römischen Gesetze den Professoren einräumen, die Vertheidigung der Omnibus-Kutscher übernommen haben. Was liegt auch daran, ob die Stimme eines Poisson, eines Mirbel, eines Geoffroy Saint-Hilaire erstickt wird? Ja, wenn es Musard's Orchester wäre, dann würden die Journale und die Polizei die Pferde schon zur Ruhe bringen. Ohne hierauf weiter einzugehen, steht doch wohl so viel fest, daß der ungemessenen Sucht nach Popularität nicht anders Einhalt gethan werden kann, als wenn der Staat in Konkurrenz mit dem Publikum tritt und dem Ehrgeiz der Einen, dem Eigennutze der Anderen ein edleres Ziel steckt.

Jetzt noch einige Bemerkungen über die anderen Akademieen und ihre Beziehungen zum Publikum. Nur durch die gedruckten Arbeiten und durch die jährlichen Sitzungen erhält das Publikum Kunde von den Akademieen, deren Sitzungen geheime sind. Hier hat die Thätigkeit und das Talent der beständigen Secretaire, welche die offiziellen Organe jeder Akademie sind, den wesentlichsten Einfluß, sowohl hinsichtlich der Leitung der Arbeiten, als der Zusammenfassung und Auseinandersetzung der Resultate bei den feierlichen Sitzungen. Das Verdienst der Herren Arago und Flourens, der beständigen Secretaire der Akademie der Wissenschaften, ist bereits früher hinlänglich gewürdigt worden. Herrn Daunou's ernster und gemessener Vortrag ist nicht minder geeignet, über die gelehrten Arbeiten der Akademie der Inschriften zu berichten, die mit lobenswerthem Fleiße fortgesetzt werden. Es wird genügen, hier nur an die literarische Geschichte Frankreichs, an die Sammlung der Geschichtschreiber Galliens, die Ordonnanzen der Könige von Frankreich, die Sammlungen über die Kreuzzüge und andere große Werke zu erinnern, ohne der Denkschriften zu erwähnen. Die Eleganz des Stils, die Reinheit der Sprache und eine geschmackvolle Gelehrsamkeit empfahlen Herrn Villemain der Französischen Akademie. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat in Herrn Mignet einen sicheren Führer und würdigen Vertreter gefunden. In der Akademie der schönen Künste veranlaßte der Rücktritt des Verfassers des Olympischen Jupiters mit Recht großes Bedauern; indeß verbindet Raoul-Rochette, der auf Quatremère de Quincy folgte, mit den Kenntnissen eines Gelehrten die Thätigkeit und Begeisterung eines Künstlers.

Die Akademie der schönen Künste und die Französische Akademie sind jetzt die einzigen, die keine Denkschriften herausgeben, ohne daß man recht einsähe, weshalb Untersuchungen über die Philosophie der

Grammatik und über den Stil, kritische Würdigungen der Mängel und Vorzüge einzelner Schriftsteller, Betrachtungen über die verschiedenen Perioden der Französischen Literatur nicht eine lebendige Beziehung zwischen der Akademie und dem Publikum sollten begründen können. Das Wörterbuch der Akademie, welches sie ausschließlich in Anspruch zu nehmen scheint, schreitet zu langsam vorwärts, um dem Publikum besonderes Interesse einzuflößen. Ueberdies nimmt es dies Gesetzbuch der Sprache, welches alle die technischen Wörter aller Künste und Wissenschaften enthalten soll, und deren Erklärung bloß Literaten übernommen haben, nicht ohne Widerspruch auf. Dieser letztere Mangel wird noch fühlbarer in dem allgemeinen historischen Wörterbuch hervortreten, das jetzt begonnen wird. Ein solches Wörterbuch ist ein Werk der Wissenschaft, der Kunst und der Gelehrsamkeit, und der Geist und der Scharfsinn der jetzigen Bearbeiter dürfte schwerlich die dazu erforderlichen besonderen Kenntnisse ersetzen können. Das Zusammenwirken des ganzen Instituts wäre erforderlich, um ein Denkmal dieser Art zu vollenden.

Nach einem Jahre stiller Arbeiten treten auch diese Akademieen vor das Publikum hin, welches sich ziemlich lebhaft für diese Feierlichkeiten interessirt. Bei solchen Gelegenheiten konnte nicht Sorgfalt genug auf die Auswahl der Vorträge verwendet werden. Das Zweckmäßigste wäre wohl, daß das Institut eine ernste und würdige Uebersicht der Resultate seiner Arbeiten und des Fortschritts der Wissenschaften gäbe, ohne zu große Rücksicht auf das Publikum zu nehmen. Es verbreitet sich das Gerücht, nächstens werde ein Mitglied der Akademie ein Bruchstück des Sallust in einer gereimten Uebersetzung und in der Akademie der Wissenschaften ein Geometer eine Epistel in Versen vorlesen. Wenn die Thatsache wahr ist, so entsteht die Frage, warum die Akademie das Publikum für aberwitzig genug hält, um ihm solche Kindereien aufzutischen, statt ihm einen Begriff von der Wichtigkeit ihrer Arbeiten zu geben und es mit ernsten und belehrenden Gegenständen zu unterhalten. Die jährlichen Sitzungen der Akademie der schönen Künste und der Französischen Akademie sind belebter; und in der That verleihen die Musik, die Kränze, die Thränen und Freudenbezeigungen der Mütter diesen Versammlungen einen theatralischen Anstrich, der hier sehr überflüssig erscheint. Den Höhepunkt erreicht die Rührung indeß erst an dem Tage, wo die Tugendpreise in der Französischen Akademie vertheilt werden. Mag es immerhin ehrenwerth für eine Nation seyn, zu edlen Thaten zu ermuntern, so ist es doch jedenfalls mit dem Wesen der Tugend unvereinbar, daß sie mit Geld bezahlt und nach Thalern taxirt werde. Die Akademie möge den Männern, deren Thaten anerkannt zu werden verdienen, Medaillen zuertheilen; dagegen ließe sich nichts einwenden; das müßte aber auch Alles seyn und das Weitere dem Staate vorbehalten bleiben. Ueberdies lassen sich wohl Belohnungen für wohlthätige und muthige Handlungen zur Noth noch begreifen, denn das sind Eigenschaften, die definirt werden können. Aber die Tugend im Allgemeinen läßt keine genaue Bestimmung zu. Ohne auf die Schriften der Moralisten oder die Erklärung, die Brutus im Augenblick seines Todes gab, zurückzugehen, würden doch wohl Fälle aufzufinden seyn, in denen die Französische Akademie schwerlich mit dem Volksgefühle übereinstimmen dürfte, das in solchen Sachen doch immer als oberster Richter angerufen wird. So läßt sich gewiß bezweifeln, daß der Selbstmord der Lucretia in der Akademie dieselbe Bewunderung finden würde, wie bei den Alten.

Zu den sonderbarsten literarischen Stiftungen der letzten Zeit gehören ferner die Gobertschen Preise. Die Französische Akademie und die der Inschriften und schönen Wissenschaften sind vom Erblasser bevollmächtigt, dem Verfasser der besten Arbeit oder des beredtesten Werkes über die Französische Geschichte jedem eine Rente von 10,000 Fr. auszusetzen. Diese Summe bezieht der Schriftsteller, der den Preis davongetragen hat, so lange bis ein besseres Werk erscheint. Es bedürfte eines Buches, um alle Uebelstände, welche aus den testamentarischen Bestimmungen des Herrn Gobert hervorgehen, zu erschöpfen. Möglich, daß sie jetzt dazu dienen, manche schätzenswerthe Arbeit zu belohnen; die unausbleibliche Folge wird aber die seyn, daß sie zur literarischen Industrie reizen, der doch die Thüren des Instituts verschlossen bleiben sollten. Allgemein bekannt ist es, zu welchen Mißgriffen und Uebelständen in der Französischen Akademie die Preise Anlaß gegeben haben, welche für Werke zur Beförderung der Sittlichkeit ausgesetzt sind. Dieser Gegenstand ist so elastisch, daß man behauptet, obschon es sich nicht gut glauben läßt, die Akademie habe die volksthümliche Wissenschaft von Claudius von der Bewerbung ausgeschlossen und die Memoiren einer Puppe zugelassen. Wenn diese Thatsache wahr wäre, so dürfte von den akademischen Preisen, die auch immer mehr ihre Bedeutung verlieren, gar nichts mehr zu hoffen seyn. Im vergangenen Jahrhundert theilten sich Euler, Lagrange und Daniel Bernoulli gewöhnlich in die von der Akademie ausgesetzten Preise. Jetzt ist es selten, daß sich Geister ersten Ranges mit den von dem Institut aufgestellten Fragen beschäftigen. (Revue des Deux Mondes.)

N o r w e g e n.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

Der Römische Karneval bei Tage.

Ich habe an einem anderen Orte gesagt, wenn der Oktober-Monat kommt, erhebt sich Rom und spricht zu sich selbst: „Jetzt will ich mich vergnügen"; wenn der Karneval kommt, erhebt sich Rom auch, müde, nachdem es mehrere Monate auf den Knieen gelegen und zu seinen Göttern und vielen Heiligen gebetet; aber jetzt sagt Rom zu sich: „Nun will ich ausschlagen." Weißt Du, Leser, was das heißen will, einmal ausschlagen? O, ganz gewiß, denn in unserem Norden kommt es ja nicht so selten vor, daß wir ausschlagen. Aber in unserem Norden ist es meistens nicht der Geist, welcher ausschlägt, sondern der Magen, oder etwa die Beine; wo die Beine erst in Bewegung sind, geschieht es freilich manchmal, daß das Herz nachfolgt. Im Süden dagegen ist es der ganze Mensch, der innere wie der äußere, der durch eine einzige energische Anstrengung die Puppenhülle des Alltagslebens abwirft und nun auf den befreiten Schmetterlingsflügeln flattert, wohin die Lust und der Augenblick ihn treiben.

Es ist eine alte und wahre Bemerkung, daß die ernsthaftesten Menschen, wenn sie ihren Ernst abwerfen, meistens die ausgelassensten werden; sie gleichen den unermeßlich tiefen Seen, die man zwischen hohen Gebirgsfelsen eingemauert findet, und die entweder wie Spiegel daliegen, oder schäumen und brausen, entweder Sturm oder Ruhe. Die Wahrnehmung, daß der tiefste Ernst, wo er ein natürlicher ist, oft mit der ungezügeltsten Munterkeit wechselt, findet nirgends eine vollständigere Bestätigung, als in Rom. Rom ist ohne Widerspruch, wenn es ernst ist, die traurigste Stadt, und, wenn es fröhlich ist, die lebendigste. Vom Ende des Oktober bis zum Anfang des Karnevals liegt Rom mit gefalteten Händen und mit Asche auf dem Haupt, betet zu seinem Gotte und küßt des Papstes Pantoffel; und wenn der Karneval kommt, ergiebt es sich einer so wilden Freude, daß einem für die alte Stadt, die fast so alt ist wie die Welt steht, ganz bange werden möchte. Obgleich ich im Allgemeinen ein Freund der Fröhlichkeit bin, so ziehe ich doch das traurige Rom dem lustigen vor. Ich habe mich stets unheimlich gefühlt, wenn ich Greise tanzen oder alte Weiber mit entblößten Schultern und Rosen in den grauen Haaren gesehen.

Den Tag vor dem Karneval ist noch Alles still und schweigend in Rom; man hört nur die Thurmuhr, die ihren Pendel bewegt, oder die Glocken, welche klagen, und den Tag darauf ist es, wie am ersten recht warmen Frühlingstage, wenn die Luft sich mit Insekten, die Bäume mit Knospen und der erwachende Wald sich mit Vogelstimmen erfüllt; da strömt es heraus aus jeder Thür, und es wimmelt in allen Gassen, und welche Veränderung! Laßt mich zu dem eben verlassenen Bilde von der Puppe und dem Schmetterlinge wieder meine Zuflucht nehmen. Der mehr als ernste Trasteveraner durchbricht seine Schale und wird zu einem Advokaten oder Weltgeistlichen; der Advokat wird ein Hirte; der Hirte bleibt, was er ist, Zuschauer, der mit Ernst auf die Heerde sieht; der Spießbürger wird ein Künstler, und der Künstler zum Prinzen! Schade, daß die komischsten Figuren dabei fehlen, aber sie nachzuäffen, würde mit Gefahr für Leben und Glieder verbunden seyn. Man sieht weder Kardinäle noch Abbates, weder Mönche noch Nonnen unter den Masken des Karnevals.

Wenn die Glocke zwei Uhr Nachmittag schlägt, strömt diese improvisirte Welt zum Corso hinunter, der bald bis an den Rand voll wird; ich sage, bis an den Rand, ja mehr als bis an den Rand, denn überall, wo Seitenstraßen auslaufen, strömt er über. Auf dem Corso angekommen, beginnt Jeder, seine Rolle zu spielen, so gut er kann; aber es geht hier zu, wie auf den kleinen Provinzial-Theatern, wo die Schauspieler stark spielen, aus Furcht, sonst nicht verstanden zu werden. Auf dem Corso sieht man eigentlich nicht Menschen, sondern nur bürgerliche Professionen; der Karnevals-Advokat auf dem Corso ist nicht der Mensch, der zum Advokaten gemacht worden, nein, er ist dadurch entstanden, daß alle die Eigenschaften, die einen Advokaten auszeichnen, Arme und Beine und Kopf erhalten, mit einem Worte, eine menschliche Gestalt angenommen und umherzuspazieren begonnen haben; dasselbe ist der Fall mit dem Karnevals-Hirten, dem Karnevals-Künstler, dem Karnevals-Prinzen u. s. w. Es folgt daraus, daß der ganze lange Korso das Aussehen einer unübersehbaren Karrikatur bekommt. Denke Dir ein Karrikaturbild, so lang und breit als eine sehr lange und breite Straße, ein Gemälde, in dem fast jeder Stand, alle Klassen und alle bürgerliche Stellungen karrikirt sind, und denke Dir überdies, daß alle darin angebrachte Figuren beweglich sind, und Du wirst Dir einen Begriff machen können, wie der Corso aussieht. Ich habe schon vorhin auf einige Figuren aufmerksam gemacht, die in diesem ungeheuren Gemälde fehlen; laß mich zu ihnen noch eine hinzufügen, die nicht darum fehlt, weil es mit Gefahr verbunden wäre, sie darzustellen, — eine Rolle, welche hier die einträglichste von allen seyn würde, weit mehr als die einer Prinzen-, einer Advokaten-, von einer Künstler-Rolle gar nicht zu reden, o, welch' eine einträgliche Rolle an diesem Tage! man sieht Niemanden, der einen Bettler vorstellen will.

Doch ich habe noch nicht die interessantesten und besten Schauspieler in dieser Farce erwähnt. In der Mitte des Corso's ziehen sich zwei fast ununterbrochene Wagenreihen hin, die eine die Straße herauf, die andere hinab. In ihnen sitzen Herren und Damen. Und diese Damen! Ja, man muß auch hier den sicheren Takt bewundern, welcher sie stets leitet, das Passendste zu wählen; ja, wie haben sie auch hier das Richtigste beizubehalten gewußt! — Sie sind bis auf wenige Ausnahmen unmaskirt und kokettiren auf das bezauberndste. Wie hätten sie eine bessere Rolle wählen können? Und wie viel müßte nicht die Festlichkeit verlieren, wenn sie eine andere angenommen? Würden diese Gesichter maskirt, so wäre der Sonnenschein aus der ganzen Scene verschwunden; aber möglich ist es, daß ein solcher Unterschied, was mich betrifft, den Vortheil gehabt haben würde, daß ich ein besserer Beobachter gewesen, denn so hab' ich zu viel gesehen, um aufmerksam zu sehen.

Ich habe schon angedeutet, wie man die Zeit unten auf dem

Corso zubringt: man spielt Komödie und wirft sich außerdem Confetti zu. Diese Sitte, die ursprünglich nur eine angenehme Neckerei gewesen, ist jetzt ausgeartet und vorzüglich durch den Einfluß der Fremden zu einer wahren Qual geworden. Ursprünglich war es nur Zuckerwerk, was man einander zuwarf, aber dieses ist jetzt zum großen Theil von Gipskugeln und durch Mehl verdrängt worden, das man hände- und beutelvoll auf die Vorübergehenden wirft. Vornehmlich sind es die Engländer, die sich durch große Fertigkeit in diesem Spiele auszeichnen. Wenn man sieht, wie sie dastehen, auf den Balkonen, in den Wagen und auf den Trottoirs, und wie sie den ganzen langen Nachmittag unermüdlich arbeiten, da sollte man nicht glauben, daß Manche unter ihnen Lords und Alle Gentlemen sind, wie es der Fall ist, viel eher, daß sie aus einer Bäcker- und Müllerschaar beständen, welche die große Stadt London nach ihrer Schwesterstadt Rom hinübergesandt, um ihr zu zeigen, wie man an den Ufern der Themse sich zu belustigen versteht.

Einen Theil des ersten Karnevals-Nachmittags stand ich vor einem Kaffeehause neben meinem Deutschen Freunde. Da ergriff dieser plötzlich meinen Arm und rief mir zu: „Signora Giulietta!" Ich sah in den Wagen, der uns am nächsten war, und erkannte sogleich die Signora, die eben dabei war, eine ganze Handvoll Confetti dem Deutschen gerade ins Gesicht zu werfen, während ein Mann, der an ihrer Seite saß, einen ganzen Sack Mehl über ihn leerte. Der Deutsche stand noch lange nachher blasend und stöhnend und segend, doch sobald er seine Besinnung wieder erhalten, setzte er sich sogleich in Bewegung, um dem Wagen der Signora zu folgen; aber in diesem Augenblick tönte der Kanonenschuß, der den Fahrenden als Zeichen dient, den Corso zu verlassen, und — der Wagen der Signora bog um eine Ecke und verschwand in der Seitenstraße.

Nun beginnt das Wettrennen. Dieses geschieht zuerst durch freilaufende Pferde, die man vorher ins äußerste Feuer bringt, damit sie, so wie sie losgelassen werden, mit der Schnelle des Blitzes dahinstürzen. Und dieser lebende Blitz breitet eben so wie sein lebloser Bruder oft Zerstörung auf seinem Wege aus, denn ungeachtet das Signal gegeben und Jeder manches schreckliche Beispiel in Erinnerung hat, fährt die Menge doch fort, sich in der Mitte der Straße zu bewegen, und weicht erst zur Seite, wenn die Pferde nicht mehr fern sind, aber dann ist es oft zu spät. O, was sind die Italiäner doch für eifrige Komödianten! Sie trotzen dem Tode, wie unser Schauspieler Wienecke ihm trotzen würde; ja, in Liebesrollen würde dieser gewiß nicht vor ihm von der Stelle weichen! Und ich glaube, er würde ihm nicht allein trotzen, sondern sich gar nicht einmal unterbrechen lassen. Ich glaube, man könnte ihn todtschlagen, und er hörte nicht auf, zu spielen.

Der Römische Karneval Nachts.

Wenn die Wagen an den Karnevalstagen schon längst den Corso verlassen und die Menschenmassen sich vertheilt haben; wenn man wieder die Straße hinabwandern kann, ohne rechts und links gestoßen und gepufft zu werden; wenn die Dunkelheit ihren sternbesäeten Mantel über die Stadt gebreitet und Lichter aus allen Fenstern flimmern, die Kinder schon in ihren Wiegen und die Nonnen in ihren Zellen schlafen, dann erhebt sich Rom noch einmal, und das nächtliche Fest beginnt. Ja, an dem Tage, wo das Blut der alten Stadt in Bewegung gekommen und durch die Lust des Corso's schon in Flammen gebracht worden ist, kann sie nicht zur gewöhnlichen Zeit sich ins Bett legen; nein, sie denkt an die wollüstigen Tage der Kaiserzeit, als sie bis zur hellen Morgenstunde schwärmte, und sie fühlt wieder Jugendlust in ihren Adern. Sie will wieder, wie damals, die Nacht durchwachen, in Liebe und Wein sich berauschen, während die Kerzen brennen und Instrumente erklingen; sie zieht sich deshalb ihren reichsten Anzug an und begiebt sich zu ihrem Festino. — Ja, das Festino!

Der große Saal ist erhellt von tausend Kerzen und das Licht gebrochen und zurückgeworfen von unzähligen Diamanten, die in den Bogen und unten im Saale aus den schwarzen Locken und auf den schwarzen Dominos schimmern, glänzender als die Sterne in rabenschwarzer Nacht. Und wie das Herz klopft, wenn der Blick über diese verhüllten Gestalten wandert! Ueberall glaubt man die zauberischen Gesichter zu erkennen, die man vorher auf dem Corso gesehen, und obgleich diese verborgen sind, deuten doch die herrlichen Formen es an, daß, wenn diese Blumen durch ihre Knospen brechen, sich schönere Blüthen zeigen werden, als die lieblichsten Erzeugnisse des Frühlings. Und wie voll und schwellend sie an dem Arm ihrer Begleiter schweben! Ja, voll und schwellend, wie der Granatapfel an seinem Zweige hängt, und sie scheinen auch wie dieser den Wanderer aufzufordern, sie abzupflücken. O, wie gern möchte man sie brechen! Ja, wie gern, Leser! wenn ich ein Mensch wäre, der sich darauf was einbildete, seine eigene kleine Geschichte zu erzählen, könnte ich auch mit einer solchen aufwarten, aber das ist nicht meine Schwachheit, und doch, wenn ich zurückdenke, welche kleine, warme, weiche Hand! aber nein! ich sagte ja, das ist nicht meine Schwachheit. Und wie zärtlich diese Zaubergeschöpfe bisweilen ihren Kopf zu ihren Begleitern hinbeugen, ja eben so zärtlich wie die girrende Taube ihr Köpfchen neigt. Und wenn nun zuletzt weiterhin in der Nacht die Masken abgenommen werden, ja, dann steht ein lebendiger Roman fast auf allen Gesichtern zu lesen. Der Roman flüstert fast aus allen Tönen; ich will Dir ein Beispiel geben.

Ich saß an einem Tische in dem einen Erfrischungszimmer; ich schrieb einige Worte auf ein Billet; was ich schrieb, und an wen ich schrieb, kann gleichgültig seyn, da hörte ich ein Gespräch, das in meiner Nähe zwischen zwei maskirten Männern geführt wurde:

„Siehe wohl zu, Beppo! daß er nicht entkommt; hundert Scudi habe ich versprochen, und ich lege noch hundert zu; und was sie betrifft, so habe genau Acht, daß Euch Niemand sieht, wenn Ihr sie entführt!"

„Aber, Signor!" fragte Beppo, „wenn sie schreit?"

„Dann bindet ihr den Mund zu und bewacht sie gut, bis ich komme."

Aber ich hatte mein Billet abzugeben, ich mußte darum von diesem interessanten Gespräch forteilen.

. . .

Wenn das Wettrennen am letzten Karnevalstage vorbei ist, bietet sich ein schöner Anblick unten auf dem Volksplatze dar. Die Dunkelheit ruht auf dem Corso; man hört das laute Summen der ungeheuren Volksmasse, aber die Menge selbst sieht man nicht; da wird es in einem Nu hell, als wenn ein Blitz heruntergefahren und in der dunklen Straße überall gezündet hätte: man sieht unzählbare Lichter, die aus allen Fenstern flammen, und der Boden der Straße ist mit ihnen übersäet.

Der Ursprung dieses letzten Athemzugs des Karnevals ist nicht schwer herauszufinden. Um das Fest auszudehnen, verfielen die Römer darauf, den Corso mit Kerzenlicht zu erleuchten; aber da kam die öffentliche Gewalt hinzu und suchte eine längere Dauer desselben durch Auslöschen der Lichter zu verhindern, und nun haben die wohlüberlegten Römer eingesehen, daß, wenn sie aus diesem Eingreifen der Gewalt eine Karnevals-Belustigung machten, sie ihren Zweck wirklich erreichen würden. Sobald also das Wettrennen zu Ende ist, zündet fast jeder der auf dem Corso Versammelten ein Wachslicht an, mit dem er versehen ist, und die Belustigung besteht darin, daß Einer sich immer bestrebt, dem Anderen das seinige auszublasen. Als ich vom Volksplatze aus in Augenschein nahm, wie auf dem Corso die Lichter angezündet wurden, eilte ich auf denselben zurück, denn auch ich wollte meinen Theil an der beginnenden Lust haben. Ich stieg hinter einem Wagen auf, um mich an einem Lichte zu versuchen, welches eine Dame in der Hand hielt, die allein darin saß; aber in derselben Zeit, wie ich, stieg auch eine andere Mannsperson auf; diese beugte sich in den Wagen hinein, die Dame lehnte sich zurück, warf ihre Kerze mitten in die Volksmenge, und der Mann drückte einen langen Kuß auf ihren Mund. Ich verlor augenblicklich die Lust, mehrere Lichter anzugreifen, kehrte auf den Volksplatz zurück, und als ich dort angekommen, warf ich wieder einen Blick nach dem Corso hin.

Ich hatte einige Minuten gestanden, da wurde die lange Straße wieder völlig dunkel; die Lichter verschwanden wie eine unzählige Schaar von Irrwischen, die sich in die Erde zurückziehen.

Mannigfaltiges.

— Girolamo Miani. Der erste Stifter von Waisenhäusern in Italien und wahrscheinlich auch in ganz Europa war Girolamo Miani, geboren zu Venedig im Jahre 1481. Bis dahin hatte man älternlose Kinder, für welche die Gemeinden zu sorgen hatten, immer nur einzeln bei verschiedenen Leuten untergebracht — ein System, zu welchem man hier und da heute wieder zurückkehrt, weil es aus mancherlei pädagogischen Rücksichten für zweckmäßiger gehalten wird. In seiner Jugend war Miani Soldat im Dienste der Republik Venedig gewesen, und diese hatte ihm zur Belohnung seiner Tapferkeit bei der Vertheidigung des Forts Castel di Quero gegen die Franzosen auf zwanzig Jahre die gutsherrlichen Rechte über die Herrschaft des Castel di Quero verliehen. Nachdem ein Bruder von Miani gestorben war, nahm sich Letzterer der hinterbliebenen Waisen väterlich an, und dies brachte ihn zuerst auf den Gedanken, dieselbe Wohlthat auch auf andere verwaiste Kinder auszudehnen. Er fand dazu um so mehr Gelegenheit, als die Pest, die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Ober-Italien wüthete, eine Menge hülfloser Kinder vater- und mutterlos gemacht hatte. Zuerst gründete er in Venedig und alsdann auch in Verona ein Kinder-Hospital. Demnächst aber errichtete er an der Adda in Somasca ein großes Waisenhaus, das zwei Jahrhunderte lang allen später entstandenen Instituten dieser Art zum Muster gedient hat. Mit einigen Knaben dieses Waisenhauses ging er später nach Mailand, wo er den Herzog Franz Sforza II. zu bewegen wußte, ein eigenes Orphanotrophium zu errichten, in welchem jene Knaben den ersten Unterricht ertheilten. Somasca blieb indessen der Mittelpunkt, von welchem aus er wirkte und von wo er an der Spitze seiner Waisen oft große Umzüge mit Gesang und Gebet durch die nahen Städte und Gauen machte, um theils milde Gaben einzusammeln und theils auch diejenigen Kinder, die sich dort verwaist vorfanden, mitzunehmen und nach seinem Institut zu bringen. Als er im Jahre 1637 starb, hatten sowohl sein eigenes Institut als die von ihm in mehreren großen Städten begründeten Waisenhäuser einen hohen Grad der Blüthe und der Sicherheit für die Zukunft erlangt. Er starb an der Pest, die in jenem Jahre auch nach Somasco gekommen war und die er sich bei der treuen Pflege seiner Waisen zugezogen hatte.

(Nach Benefattori del genere umano, von Def. Sacchi.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 25. Mai 1840.

Italien.

Das innere Sicilien und der Schwefelhandel.

(Aus dem Reisetagebuche eines Franzosen.)

Als ich bei anbrechendem Morgen mit meinen Leuten von Palermo nach Catania aufbrach, war die Straße dahin schon ganz mit Maulthiertreibern in ihrer malerischen Landestracht bedeckt. Ein dichter November-Nebel kam vom Meere hergezogen, und die heißen Dünste dieses halb Afrikanischen Ufers färbten ihn mit einem Goldglanze. Zur Rechten und hinter uns zeichneten mächtige Schatten am Horizonte den Berg Pellegrino und die anderen Höhen ab, die sich jenseits Palermo erheben, und vor uns lag der Weg nach Vallelunga, an den Opuntii mit den langen, grauen, dürren Umzäunungen angränzt, die in der unsicheren Helle der Morgendämmerung wie staubige aus menschlichen Gebeinen errichtete Hecken aussehen. Unaufhörlich erklang das Geläut der Schellen und das Geklirr der Ketten, die von den Sätteln der Maulthiere herabhingen, welche ein auf einem mageren Pferde reitender Mann vor sich her trieb, gekleidet in einen schwarzen, weiß gefütterten Mantel, dessen kegelförmige Kapuze ihm die Stirn bis auf die Augen herab bedeckte. Zuweilen sangen diese verhüllten Gespenster mit leiser Stimme irgend ein Sicilianisches Volkslied von trauriger Melodie, und ganz unwillkürlich versanken wir in schwermüthige Träumereien beim Anhören jener Gesänge, deren Rhythmus, Ausdruck und Dialekt so vollkommen mit den Umgebungen übereinstimmten: Sti silencio, sti muntagni, sti vallati; l'ha criati la natura pri li cori inamurati.*) Zuweilen glitten auch Barfüßer oder Mönche von anderen Orden auf einem Maulthiere wie Schatten an uns vorüber, oder es lehnten Andere unbeweglich an unförmlichen moosbewachsenen Maurischen Pfeilern, aus denen frisches Wasser hervorsprudelt, das durch eine von den Arabern herstammende einfache und sinnreiche Vorrichtung von selbst in die Höhe steigt. Beim Aufgang der Sonne erblickten wir mit Weinreben eingefaßte Oliven-Pflanzungen, und ein lachender grüner Rasenteppich schimmerte durch die offenen Stellen der Gebüsche von Aloen und Indischen Feigenbäumen, bis wir zu den Bergen gelangten, wo die Natur einen ganz anderen Charakter annimmt. Hier scheint es fast, als reiste man in einem Krater, und ohne den herrlichen Glanz des Himmels, der sich über unseren Häuptern wölbte, ohne die bewundernswürdige Straße, welche diese Felsenmassen durchschneidet, könnte man sich in die Schachten irgend eines Bergwerks versetzt glauben. Man kann diesen Weg hinsichtlich seiner Vorzüglichkeit nur mit dem vergleichen, welcher Kalabrien durchschneidet und von Villa Giovanni bis nach Salerno geht. Man denke sich eine breite Chaussee, die an unzähligen Stellen auf marmornen Wasserleitungen, über Felsen, neben tiefen Abgründen gebaut ist, die über Ströme und Schluchten fortgeht und sich um die Bergspitzen herumwindet, auf welchen die kleinen Sicilianischen Flecken gebaut sind; doch man ist nicht im Stande, sich eine Vorstellung von diesem herrlichen Bau zu machen, zu dem es freilich nicht an Material gefehlt hat, denn überall steigen Granit- und Marmorwände wie hohe Mauern empor und bieten hinreichende Bruchstücke zum Verarbeiten dar. Die überall zerstreuten Schätze des Mineralreichs gehören nicht zu den geringsten Sehenswürdigkeiten dieser Wanderung; in die Berge sind von der Natur die schönsten Marmor-Paläste hineingebaut, denen nichts als Säulenhallen und Fenster fehlen. Zuweilen steigt man in fruchtbare Thäler hinab, wo die Erde das nachlässig hingestreute Korn dem Landmann dreißigfach zurückerstattet; sobald man aber das Thal von Palermo verlassen hat, wandert man von der einsamen Herberge von Manganara bis Castro Giovanni, dem Mittelpunkte der Insel, nur auf Felsen vorwärts.

Wenn man die Städte im Innern Siciliens sieht, so begreift man die lange Dauer der Kriege und Empörungen, die in diesem Lande vorgekommen. Castro Giovanni, dessen ich eben erwähnte, und Calatascibetta, zwei von diesen Städten, liegen sich einander gegenüber auf zwei entgegengesetzten Felsen, die man beim Herausgehen aus dem Flecken San Caterina zuerst bemerkt. Castro Giovanni ist das alte Enna und beherrscht die fruchtbare Landschaft so wie den kleinen See von Pergusa, an dessen Ufern die schöne Proserpina spielte, als Pluto aus irgend einem nahen Schwefelpfuhl auftauchte und sie entführte. Der Weg geht zwischen den beiden Bergen hindurch, und es hängt nur von den Einwohnern dieser Städte ab, ob sie von ihrer Höhe herabsteigen oder ob sie sowohl einander selbst, wie der ganzen übrigen Welt, fremd bleiben wollen. Uebrigens brauchen sie nur ihre Thore zu schließen, um unbesiegbar zu seyn, ja wäre es selbst möglich, den Eingang zu erzwingen, so ist noch jedes einzelne Haus, auf Felsenspitzen und an Abgründen gebaut, eine Festung, die nur Sicilianer zu erobern wagen könnten. Auf dieser Höhe ist der Winter sehr streng, und kaum konnte mein dicker Russischer Pelz, der für die Einwohner ein Gegenstand lebhafter Neugierde war, mich vor der Kälte schützen. Das Erklimmen von Castro Giovanni ist höchst beschwerlich, aber je weiter man hinaufsteigt, desto entzückendere Aussichten bieten sich dem Auge dar. Der Fußsteig bedeckte sich mit Landleuten und Hirten, die mit uns zusammen hinauf wanderten, voran ihre Maulthiere, mit Bändern und Folien geschmückt, oder Rinder von einer besonderen Gattung, die dieser Insel eigen ist, und deren Hörner, gerade und lang, aus einem kleinen, zierlichen, fast ziegenartigen Kopf hervorragen. Die Hirten, die einen schwarzen Mantel nachlässig um die Schulter geworfen hatten und mit Sandalen beschuht waren, zeichneten sich durch feine und stolze Gesichtszüge aus, denen ein kleiner schwarzer Schnurrbart ein noch kühneres Ansehen gab. Die Tracht der anderen Bauern war noch malerischer; ihre blau- oder schwarzsammetnen Röcke, durch einen breiten, vorn zugeschnallten Ledergürtel zusammengehalten, ihre langen gewalkten wollenen Kamaschen und ihr Ueberwurf von weißer und schwarzer Wolle erinnerten an das Mittelalter und harmonirten vollkommen mit dem alten, von Friedrich II. gebauten achteckigen Thurm, der sich über der Esplanade am Ende des Weges erhebt. Die Stadt lag nun vor uns mit ihrem baufälligen Thore und ihren schadhaften Mauern, ihren alten Schlössern voll halb zerfallener Thürme und den hohen Dächern ihrer siebzehn Klöster. Bei einer Biegung der Straße bemerkten wir oft einen in die Felsen gehauenen Fußpfad, der zum Gipfel der Stadt hinaufführte, und in den bevölkertsten Theilen derselben sind die Häuser am Rande tiefer Abgründe erbaut. Die Wohnungen sind nicht weniger abstechend von einander wie die verschiedenen Theile des Bodens, denn nicht selten erblickt man zwischen zwei gut aussehenden Häusern eine Grotte, deren Decke von Pfeilern gehalten wird und die einigen elenden Familien als Obdach dient; bei der Annäherung an das alte Schloß aber wird man für diesen traurigen Anblick entschädigt, denn ganz Sicilien entrollt sich da mit einem Mal zu unseren Füßen. Vor uns, wenn wir uns dem Tyrrhenischen Meer zuwenden, entdecken wir ein Chaos von Thälern und Bergen, das mit Städten und kleinen Flecken übersäet ist, die bald an Bergspitzen hängen, bald in den tiefen Schlünden versteckt liegen und nur wie weiße leuchtende Punkte hervorschimmern. Mehr nördlich erheben sich die langen Bergketten Peloro und Madonia, die sich bis zur Meerenge von Messina hin erstrecken, hier den Bergen von Calabria ulteriore II. gegenüber stehen und, die ganze Insel durchschneidend, am anderen Ende derselben sich bis nach Palermo und Trapani hin ausdehnen; gegen Süden zu senkt sich Sicilien in den Thalern von Caltanisetta und Syrakus dem Afrikanischen Meere zu; doch geschieht dies stufenweise durch verschiedene Amphitheater von Felsen und Bergen, zwischen welchen die grünen Tiefen sich verstecken, wo Mazzarino, Scordia, Lentini, Modica und eine Menge andere von fruchtbaren Landstrichen umgebene kleine Oerter liegen. Wir befanden uns im Monat November, der Himmel war rein, die Luft frei von Dünsten, und das Auge konnte alle geologische Abstufungen der verschiedenen Höhen erkennen; oben ragten die schwarzen Felszacken hervor, die den Kamm der Berge bilden; tiefer schimmerten die grünen Streifen der Weideplätze, womit die niederen Gebirge bedeckt sind; weiter unten traten die gelben und weißen Wände der Schwefel-, der Steinsalzlager und der Marmorbrüche hervor, und beinahe am Fuß schimmerten die Silberstreifen der Bäche und Bergströme, die zwischen den niederen Hügeln herabstürzen und sich in die Ebene ergießen. Als ich meine Augen dem Jonischen Meer zuwandte, da erblickte ich am Himmelssaume den unermeßlichen schneebedeckten Gipfel des alten Königs der Vulkane, des Aetna, der alle Gebirge beherrscht und die eine Seite des Horizontes ganz ausfüllt. Wer den Aetna sieht, tritt gewiß der Meinung Spallanzani's bei, der den Vesuv die Taschen-Ausgabe eines Vulkans nannte.

Hat man den Aetna einmal von diesem Mittelpunkte von Castro Giovanni aus erblickt, so verliert man ihn nie wieder aus den Augen;

*) Dieses Schweigen, diese Berge, diese Thaler, für zärtliche Herzen hat der Natur sie geschaffen.

mag man nun von Catania nach Messina hinaufsteigen, durch die Thäler oder am Ufer entlang nach dem Süden der Insel sich hinabbegeben, nach Augusta, nach Syrakus, nach Noto, oder nach dem Vorgebirge Negro sich hinwenden, immer bietet sich der Aetna unseren Blicken von neuem dar, zeigt uns entweder eine seiner Vorderseiten oder überragt mit seinem weißen Gipfel die anderen Berge. Vom Meere aus, in der Nähe des Vorgebirges von Santa-Croce, unter der Citadelle Augusta, da, wo man die Bucht von Catania erblickt, habe ich den Aetna in seiner ganzen Ausdehnung gesehen, unverdeckt von den anderen Bergen, die uns oft seinen Fuß entziehen. Der Anblick ist gewaltig; man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wenn man sich eine Pyramide denkt, deren Fuß zehn Lieues im Umfang hat. Man kann behaupten, daß von dem Felsen von Taormina an bis zum See Gurrita, von dort bis Traïna, von Traïna bis Centorbi, von dieser Stadt bis Catania, und von Catania wieder bis zum Felsen von Taormina, das heißt auf einer Fläche von 60 Lieues, nichts als vom Aetna ausgespieene Asche und Lava sich vorfindet. Schon zehn Stunden vor Catania versanken unsere Pferde über einen Fuß tief in die feine braune Asche, die der Vulkan weithin schleudert, und als wir diese Stadt verließen, um nach Messina zu gehen, reisten wir einen Tag und eine Nacht durch Unmassen von Lava, fast erstickt von Aschendünsten, die zu uns aufstiegen, wenn die Füße unserer Pferde die lockeren Schlacken zerstampften, aus welchen das Erdreich dieses fruchtbaren Sicilianischen Bodenstrichs besteht.

In Leonforte, einer Stadt, die ebenfalls auf einem hohen Berge liegt, dem ein anderer senkrechter Felsen mit der Stadt Asaro gegenüber steht, erblickte ich den Aetna noch gigantischer; doch sprach hier schon das menschliche Elend lauter zu meinem Herzen, als alle Herrlichkeiten dieser Erdscholle. In San Filipo d'Argiro, in Regal-Buto, die ebenfalls auf Berggipfeln liegen, sah ich unglückliche, halb nackte Einwohner, die ihrem abgemagerten Vieh aus Hunger einige ganz verfaulte Früchte streitig machten, und die Kinder waren durch Unreinlichkeit und Entbehrungen aller Art so entstellt, daß man ihre Haut kaum von den gräulichen Lumpen unterscheiden konnte, die nur halb ihre Blöße bedeckten. Zu Leonforte herrschte eben solch Elend unter den Einwohnern, die alle durch einander auf der Schwelle ihrer erbärmlichen Wohnungen in gezwungener Unthätigkeit kauerten. Eine Schwefel-Mine in der Umgegend war ganz eingegangen, und auf diesem Boden, der Erdpech, Asphalt und Bergöl liefert, wo Oelbäume und alle Getraidearten in Ueberfluß gedeihen, sterben Tausende von Menschen vor Hunger.

Schon bei meinen früheren Reisen durch diesen Theil der Insel habe ich viel über die Ursachen des dort herrschenden Elends nachgedacht, und ich gelangte zu der Einsicht, daß man es sowohl den Einwohnern selbst, wie den Umständen und der Verwaltung zuschreiben könne. In der kleinen Stadt Leonforte zum Beispiel könnten viele Hände durch die Bearbeitung der Schwefel- und Erdpech-Gruben, durch Ackerbau und Fabrikarbeit beschäftigt werden. Der Wirth, bei dem ich wohnte, hatte sich durch die Anfertigung von irdenem Geschirr seinen Lebensunterhalt erworben; eine neue Abgabe auf den Thon aber nöthigte ihn, diesem Nahrungszweige zu entsagen. In Folge des verwerflichen Brach-Systems lag beständig ein Drittel der Aecker unbenutzt da, den Eigenthümern fehlte es an Geld zur Ausbeutung ihrer Bergwerke, und zum Uebermaß des Mißgeschicks wüthete die Cholera im Lande. In wenigen Tagen starben 250 Personen in dieser ohnehin schon schwach bevölkerten kleinen Stadt, und die niedere Klasse, der es an Allem fehlte, sah sich genöthigt, von ungesunden Früchten zu leben, und konnte nichts thun, um sich vor der Seuche zu schützen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Erziehung und Jugend Ludwig's XVI.

(Schluß.)

Die Einsamkeit, in der er zur Welt kam, dauerte während seiner Jugend fort, und immer mehr nahm er jene übertriebene Bescheidenheit an, die ihn so oft seine eigenen Einsichten dem mittelmäßigsten Rath Anderer opfern ließ. Im Gegensatz zu seinen Brüdern und den meisten Kindern seines Alters mußte er zu größerer Beweglichkeit und Lebendigkeit aufgemuntert werden. Die Prinzessin Adelaide, seine Tante und Taufpathin, hatte eine zärtliche Liebe für ihn gefaßt, die sie ihm stets bewahrte; sie ließ ihn gern in ihre Wohnung kommen, und mehr als einmal sagte sie zu ihm: „Allons, mein armer Berry, hier kannst Du lustig seyn, hier hast Du freie Ellenbogen; rede, schreie, mache Lärm, ich gebe Dir zu Allem Erlaubniß." Ein Redner aus der Provinz machte ihm einst ein Kompliment über seine frühzeitigen Tugenden; er unterbrach ihn mit den Worten: „Sie täuschen sich, mein Herr, ich bin es nicht, der Geist hat, sondern mein Bruder, der Graf von Provence." *)

Wenn der junge Prinz sich mit Resignation in die Zurücksetzung, mit der man ihn behandelte, fügte, so verrieth er doch durch mehr als Einen Zug, daß er im Innersten seines Herzens das ihm angethane Unrecht fühlte. Einst ersann der Herzog von la Vauguyon zur Erholung eine Lotterie, zu der er die glänzendste Gesellschaft des Hofes einlud. Jeder Theilnehmer, der ein Loos gewann, sollte es der Person, die er am meisten liebte, schenken. Die Brüder des Herzogs von Berry hatten schon mehrere von diesen Gaben der Freundschaft ausgetheilt und empfangen, nur der Herzog von Berry war vergessen. Als an ihn die Reihe des Gewinnens kam, nahm er sein Loos und steckte es in die Tasche. — „Monseigneur vergißt die Bedingungen des Spiels", sagte Herr von la Vauguyon zu ihm. — „Aber, mein Herr", antwortete das Kind, „wen soll ich in einer Gesellschaft am meisten lieben, in der ich mich selbst von Niemanden geliebt sehe?"

Der Herzog von Berry hatte sein siebentes Jahr erreicht; sein Vater wollte, wie es üblich war, daß man ihm die Ceremonien der Taufe ergänze. Er ließ sich die Register der Pfarre bringen, und indem er ihm seinen Namen in der Mitte zwischen zwei anderen unbekannten zeigte, sagte er: „Siehst du, die sind auf dieser Seite deines Gleichen, in der Welt stehen sie unter dir; nimm dich in Acht, daß sie nicht vor Gott höher stehen als du."

Der Dauphin hatte schon den Herzog von Aquitanien verloren, der nur fünf Monate lebte; sein ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne, sollte eben so schnell von hinnen scheiden, um dem, welcher später Ludwig XVI. heißen sollte, Platz zu machen; er starb am 22. März 1761.

Tief betrübt ob dieser Verluste, suchte der Dauphin nur in der Beschäftigung mit den ihm übrigen Söhnen Trost. Der Graf von Provence und der Graf von Artois konnten jetzt an den Arbeiten ihres Bruders Theil nehmen und wurden der Gegenstand gleicher Sorgfalt. Der Dauphin wollte sogar seinen Schmerz zum Segen der Kinder, die ihm die Vorsehung gelassen, anwenden; er wollte, daß die Beispiele des Herzogs von Bourgogne die erste Erbschaft des Herzogs von Berry würden. Zu diesem Zwecke sammelte und schrieb er alle Erinnerungen aus dem Leben dieses edlen Kindes auf, übergab sie dem Marquis von Pompignan, und der gewissenhafte Schriftsteller übernahm die schwere Aufgabe, in dem Lobe eines Prinzen von zehn Jahren die schönen Keime nachzuweisen, deren Pflege die großen Könige schafft.

Kaum hatte der Herzog von Berry diese erste Todes-Lection bekommen, als seine junge Seele von einem neuen Schlage noch viel schwerer getroffen werden sollte.

Die schon seit längerer Zeit schwankende Gesundheit des Dauphin ward immer schwächer. Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, ließ er den Herzog von la Vauguyon kommen und wiederholte ihm die Empfehlungen in Betreff seiner Kinder. Doch bald wandte er sich an seinen Beichtvater: „Ich kann nicht weiter", sagte er, „sprechen Sie in meinem Namen." Der Abbé Soldini nahm das Wort: „Der Herr Dauphin empfiehlt den jungen Prinzen vor Allem die Furcht des Herrn und die Liebe zur Religion; er empfiehlt ihnen, die Erziehung, die Sie ihnen geben, gut anzuwenden, dem König stets die vollkommenste Unterwerfung zu bezeugen und der Frau Dauphine jenen Gehorsam zu bewahren, den sie einer so verehrungswürdigen Mutter schuldig sind."

Der Herzog von Berry nahm diesen letzten Abschiedsruf mit einem Strom von Thränen auf und fühlte den ganzen Schmerz, eine Waise zu heißen. Das erste Mal, als er die Schweizer, der Etikette gemäß, seine Ankunft mit den Worten: „Monsieur le Dauphin!" ankündigen hörte, blieb er stehen, und indem ihm dieser Titel statt der neuen Rechte, die er seinem Ehrgeiz entgegenhielt, das ganze Gewicht des Verlustes, den er eben erlitten, zum Bewußtseyn brachte, konnte er seine Verzweiflung nicht bemeistern. Mehrere Monate verflossen, und noch immer wies er mit sichtbarer Rührung den Namen zurück, der ihn auf die erste Stufe des Throns stellte.

Keine Mittelperson stand jetzt mehr zwischen dem eilfjährigen Kinde und dem sechszigjährigen Monarchen. Welcher Eifer mußte jetzt nicht in der Dauphine erwachen, die mit dem Gatten, den sie beweinte, so gleichgestimmt war! Die Ordnung und die Grundsätze der Erziehung wurden sorgfältig beibehalten. Ludwig XV. erlaubte, daß der von seinem Sohn vorgeschriebene Plan in allen seinen Einzelnheiten festgehalten würde und denselben Händen anvertraut bliebe. Der Herzog von la Vauguyon erkannte die Pflicht, seinen Eifer im Verhältniß zu der großen Verantwortlichkeit zu erhöhen. Er wollte den Pater Berthier zu Rathe ziehen, den die eben erfolgte Verbannung der Jesuiten aus dem Hause der Dauphine entfernt hatte, wo er den Posten eines Bibliothekars bekleidete. Der Hofmeister schrieb also dem damals in Brabant sich aufhaltenden Geistlichen: „Sie können gewiß den Kindern Frankreichs und des Staates keinen größeren Dienst leisten, als wenn Sie mich in den ungeheuren Arbeiten meines Amtes unterstützen. Ich kenne Ihren Eifer für Ihr Vaterland, Ihre zärtliche Anhänglichkeit an die Person des Königs und an die Kinder, die der Dauphin uns hinterlassen hat. Von den Höhen des Himmels wird er Ihre Thätigkeit und Ihre Liebe für das Theuerste, was er gehabt hat, sehen."

Der Pater Berthier gehorchte, und die Lehren, die er seinem jungen Zögling einprägte, haben hernach auf die Regierung desselben sichtbaren Einfluß geübt.

Uebrigens machte der Dauphin rasche Fortschritte. Er verstand vollkommen das Latein und alle klassische Schriftsteller; das Italiänische und seine Dichter waren ihm eben so vertraut, als die Französische Sprache und Literatur; er sprach leidlich Deutsch und geläufig das Englische. Er las täglich die Londoner Zeitungen; das erste Werk, das er aus dieser Sprache übersetzte, war die Geschichte Karls I. von Hume; auch übersetzte er die „historischen Zweifel über die Richard III. zugeschriebenen Verbrechen" von Horace Walpole und die fünf ersten Bände von Gibbon's „Verfall des Römischen Reichs."

Er wollte wissen, ob diese Uebersetzungen die Probe eines Drucks bestehen könnten, und ein Lektor seines Kabinets, Leclerc de Sept-Chênes, bekam den Auftrag, sie unter seinem Namen abdrucken zu

*) Louis Stanislas, Graf von Provence, ward am 17. November 1755, Karl Philipp, Graf von Artois, am 9. Oktober 1757, Marie Adelaide Klotilde am 25. September 1760, und Elisabeth Philippine Marie Helene am 3. Mai 1764 geboren.

lassen. Herr von Sept-Chênes verlangte von dem Siegelbewahrer einen Censor, und das Werk wurde dem Abbé Aubert geschickt, der es mit einem motivirten Lob zurückschickte. Einige Jahre darauf empfing Herr Aubert ein reich gebundenes Exemplar von Herrn v. Vergennes mit den Worten: „Wundern Sie sich nicht über die Pracht dieses unerwarteten Geschenks: der Uebersetzer, den Sie einst so gütig beurtheilten, hat jetzt den Thron bestiegen."

Er hatte auch eine Auswahl seiner Lektüre im Fenelon abdrucken lassen unter dem Titel: „Moralische und politische Maximen, gesammelt aus dem Telemach, von Ludwig August, Dauphin, gedruckt in Versailles in der Druckerei des Dauphin." Er hatte fünf und zwanzig Exemplare davon abziehen lassen, deren erstes er seinem Großvater brachte.

Die Geographie war eine seiner Lieblingswissenschaften; er zeichnete einen vollständigen Atlas mit der strengsten Genauigkeit: er erwarb sich sogar mehr Kenntnisse in dieser Wissenschaft, als einem Fürsten nöthig ist, und wenn er ein Privatmann gewesen wäre, hätte man ihm einen Platz in der Akademie der Wissenschaften nicht versagen können. Mit den wichtigeren Studien verband er noch Beschäftigungen eigener Wahl; die mechanischen Künste füllten seine Erholungsstunden aus, wenn die Zeit ihm keine andere Uebung erlaubte. Von Kindheit auf hatte man ihn dazu angehalten, um sein Temperament lebendiger zu machen, und bald hatte man ihm die in dem Hause Sachsen, dem er durch seine Mutter angehörte, erbliche Körperkraft wiedergegeben. Er hatte in einer abgesonderten Werkstätte eine Drehbank und Tischler- und Schlosserwerkzeuge, die er mit Geschick handhabte. Dieser Zeitvertreib ersetzte ihm die Schauspiele, das Spiel und die lärmenden Zerstreuungen, welche das Leben um ihn her ausfüllten. Dies zog ihm den Spott des Hofes zu, und wie man früher seinen Vater lächerlich zu machen gesucht, indem man bei jeder Gelegenheit sagte: „Er macht Musik", so glaubte man dem Sohne ein noch schlimmeres Ridikül anzuhängen, indem man sagte: „Er macht Schlösser."

Einem so auf das Ernste und Solide gerichteten Geist konnte die Wichtigkeit des Ackerbaus nicht entgehen. Er mischte sich oft unter die Arbeiter auf dem Felde, unterhielt sich mit ihnen von ihrer Arbeit und nahm oft ihren Spaten oder die Pflugschaar in die Hand. Als er eines Tages mit seinen Brüdern jagte, befahlen diese, als sie den Tod des Hirsches blasen hörten, dem Kutscher, sich zu eilen und über ein Kornfeld hinwegzufahren. Sofort springt der Dauphin an den Kutschenschlag und befiehlt streng, daß man halte: „Wie", ruft er in zornigem Tone, „ein so kostbares Grundstück wollt ihr verwüsten!"

Durch seine Gewohnheit, die Zeit gut anzuwenden, lernte er sich selbst genügen und entging allen den Klippen, deren gefährlichste das Beispiel war, das er fortwährend vor Augen hatte. Und doch hatte er keinen anderen Zügel mehr, als den, welchen er sich selbst anlegte. Seine Mutter war dem Dauphin bald nachgefolgt, sie starb getröstet in dem Bewußtseyn, einen so guten und tugendhaften Sohn zu hinterlassen. Seine Lehrer hörten früher auf, ihm zu befehlen, als er, ihnen zu gehorchen, und als die Ordnung des Königlichen Hauses ihn von ihrer Aufsicht emanzipirte, machte er sich zum Sklaven einer Regel, die er nie übertrat. Was man an ihm mehr bewundern muß, als die Unbekanntschaft mit dem Bösen, mehr als eine sorgfältig bewachte Jugend, das war diese eigene Kraft, diese mit einem festen Willen ausgerüstete Unschuld, die Allem widerstand, was sich um ihn her verschwor, schwache Entschlüsse über den Haufen zu stürzen. Welch gefährliche Klippe war nicht das Alter des Königs für die Unerfahrenheit des jungen Prinzen.

Man muß dem Herzog von la Vauguyon und seinen Kollegen Gerechtigkeit wiederfahren lassen: sie wußten die gute Natur des Knaben unberührt zu erhalten. Leider aber dachten sie nicht genug an Alles, was die Zukunft verlangte. Da die Institutionen zu wanken begannen, so hätte man ihm mehr Menschenkenntniß beibringen und ihn darauf vorbereiten sollen, durch eigene Energie die erschöpften Kräfte der Monarchie zu verjüngen. Die allgemeinen Begriffe von Gut und Bös reichten nicht mehr für die Bedürfnisse einer Uebergangs-Epoche aus: man mußte alle Schäden derselben mit Sorgfalt und Kraft untersuchen. Die Souveraine des Nordens rivalisirten mit einander in militairischer Thätigkeit, während die des Südens in eine fast orientalische Schlaffheit verfallen waren. Man hätte dem jungen Prinzen das alte Französische Sprüchwort wiederholen müssen: „Wer den Degen aufgiebt, giebt das Scepter auf." Die Aufgabe, ein Volk zu leiten, zieht die Pflicht nach sich, es zu vertheidigen, und der Sieg ist in den Augen der Nationen die schönste That des Genies.

Sein reiferes Alter blieb seiner Kindheit treu. Sein Portrait, aus welcher Zeit man es auch auffaßt, wird immer dieselben Hauptzüge darbieten. Die Männer der entgegengesetztesten Parteien nähern sich einander, wenn sie von ihm sprechen; seine Diener und seine Feinde sind wenigstens in Bezug auf seine Tugenden Einer Meinung. Das Ausland ist derselben Ansicht. König Friedrich von Preußen schrieb seinen Pariser Korrespondenten, die keine Versailler Höflinge waren: „Dieser Fürst scheint besonnen und weise zu handeln. Eine in seinem Alter seltene Erscheinung ist dieser Besitz von Eigenschaften, die nur die Frucht einer langen Erfahrung sind. Ich gratulire den Franzosen zu ihrem König und wünsche ihnen immer solche."

Ostindien.

Bengalische Zeitschriften.

Die erste Zeitschrift in Bengalischer Sprache, der Sumátschár Durpun (Spiegel des Neuen), wurde ums Jahr 1818 von dem Missions-Institute zu Serampore gegründet, und vier Jahre später (1822) erschien das erste von Eingebornen gegründete und redigirte Blatt, betitelt: Sumátschár Tschandrika (Mondschein des Neuen). Seitdem, und namentlich seit Einführung der Preß-Freiheit, sind viele Indische Literaten aufgetreten, die in der Beherrschung der öffentlichen Meinung bei ihren Landsleuten mit einander wetteifern. Die Zeitschriften dieser Herren sind sehr verschieden an innerem Werthe, und auch ihr Leserkreis ist mehr oder weniger groß; doch hat jede unleugbaren Einfluß auf ihr Publikum, und die Gesammtwirkung derselben muß sehr mächtig seyn, besonders jetzt, da einestheils Britische Bildung immer weiter um sich greift und anderentheils die Landessprachen eifriger als sonst kultivirt werden und das von Außen hergekommene Persische immer mehr in den Hintergrund drängen.*)

Fast alle diese Journale werden von Hinduschen Pressen gedruckt und von Eingebornen redigirt. Die meisten erscheinen wöchentlich und auf kleinen einfachen oder doppelten Blättern, nur zwei davon in Groß-Folio. Eine Seite ist gewöhnlich in drei Kolumnen abgetheilt. Die meisten sind bloß in Bengalischer Sprache geschrieben; einige wenige haben die Englische Uebersetzung zur Seite. Mehrere hatten das Schicksal, gleich Meteoren wieder zu verschwinden, nachdem man ihr Leuchten kaum bemerkt hatte. Von ihrer typographischen Ausstattung ist wenig zu sagen; sie werden größtentheils mit schlechten sehr abgenutzten Lettern auf schlechtes Papier gedruckt und wimmeln von Druckfehlern. Nur bei einigen dieser Blätter, die in größerem Format erscheinen, ist der Druck sauber und korrekt. Der Stil, dessen die meisten Redaktoren sich bedienen, kann nur Asiatischem Geschmacke zusagen; er ist ein Gewebe hochtönender Phrasen, schwülstiger Figuren, gehäufter Epitheta und weithergeholter Analogieen. Doch bemerkt man auch schon hin und wieder den Versuch, von dieser „tollgewordenen Prosa" sich zu emanzipiren und Gedanken und Gefühle in eine gehaltene, würdige, natürliche Sprache zu kleiden.

Die beste dieser periodischen Schriften in jeder Beziehung ist unstreitig der Bháskar, oder die „Sonne".**) Sie erscheint wöchentlich in zwei Folio-Bogen. Ihr Stil hat vor dem aller übrigen große Vorzüge; er ist eben so frei von Plattheit als von Geschraubtheit und lächerlicher Uebertreibung. Diese Wochenschrift hat eine moralische Tendenz; der Herausgeber eröffnet sie jedes Mal mit irgend einer Maxime, die oft vortrefflich zu nennen, und beleuchtet oder dolmetscht seinen Text, nach orientalischer Manier, mit einer bald aus dem Leben gegriffenen, bald erdichteten Begebenheit, bei deren Erzählung seine Phantasie ihn jedoch zuweilen über die Gränzen des beabsichtigten Zweckes hinausführt. Er ist ein Brahmane von sehr liberalen Gesinnungen, energischem Charakter und vollkommenster Uneigennützigkeit, eifrigst bemüht, seine Landsleute in sittlicher und intellektueller Hinsicht auf eine höhere Stufe zu bringen, und ohne allen Rückhalt, wenn er ihre Thorheiten und Verirrungen züchtigt. Wir haben die persönliche Bekanntschaft dieses würdigen Mannes gemacht und können für die Richtigkeit unseres Urtheils über ihn bürgen. Sein Blatt verdient einem Jeden empfohlen zu werden, der die Bengalische Sprache rein und klassisch schreiben lernen oder schätzbare Belehrung über den Stand der öffentlichen Meinung und das Fortschreiten der Civilisation in Hindostan erlangen will.

Der Rasarádsch (Sentimentale), in derselben Presse gedruckt, ist einem großen Theile nach mit Original-Poesie angefüllt: sein prosaischer Stil hat in vieler Hinsicht dieselben Vorzüge, wie der des Bháskar. — Der Sambád Purnutschandrodroy (Vollmond des Neuen) wird von einem sehr verständigen jungen Bábu geleitet, der bei einer öffentlichen Behörde angestellt ist. Dieses Journal hat ein großes Publikum und enthält viel gemeinnützliche Belehrung. Sein Stil ist aber sehr studirt und gekünstelt; daher nicht selten schwer zu verstehen. Die früheren Nummern dieses Blattes enthalten Verse von jeder Art Metrum und, was noch schätzbarer, viele treffliche moralische Sprüche und Definitionen. Einige der neuesten Artikel haben großen Werth; sie zeugen von zunehmendem Eifer des Herausgebers und lassen uns mit Grund hoffen, daß seine Zeitschrift immer nützlicher werden dürfte.

Der nächste Rang gebührt dem Gyánáneschun (Nachforscher), einem sehr achtungswürdigen Blatte, das von dem Talente, dem Eifer und der Liberalität seiner Dirigenten schöne Zeugnisse giebt.

Von den Englisch-Bengalischen Blättern wird der schon erwähnte Durpun unter Europäischer und Hinduscher Mitwirkung zu Serampore herausgegeben. Die Beiträge der außer Serampore wohnenden Mitarbeiter sind verschieden stilisirt; was aber die Herausgeber selbst in Bengalischer Sprache dazu liefern, ist nicht immer

*) Das Neu-Persische erhielt unter der Herrschaft der Groß-Moguls im ganzen nördlichen Hindostan ungefähr dieselbe Bedeutung, wie das Französische eine gewisse Periode hindurch in Deutschland: es wurde die Sprache der Höfe, der Literatur, des feineren Umgangs; daher die vielen Persismen, welche noch jetzt, besonders im Hindostanischen, sich vorfinden. Doch muß man sich hüten, jeden Hindostanischen oder selbst Bengalischen Ausdruck, der mit einem gleichbedeutenden Persischen beinahe identisch ist, für erborgt anzusehen; denn die Sprachen des heutigen Hindostan sind mit dem Neu-Persischen urverwandt, da die alte Sanskrit-Sprache, zu der das Bengali u. s. w. ungefähr in demselben Verhältnisse stehen, wie Spanisch und Italiänisch zum Latein, eine echte Schwester des Alt-Persischen (Zend) war. Die Sprache der heutigen Perser ist aber ein bankerott gewordener Abkömmling des letztgenannten Idiomes, welches in Zend-Awesta auf die Nachwelt gekommen: sie zeigt ähnliche grammatische Verarmung und Zersetzung, wie ihre modernen Indischen Nachbarinnen, empfiehlt sich aber sehr durch ihre Zartheit, Glätte und Geschmeidigkeit. Schon die Mongolischen Chane des 13ten Jahrhunderts hatten das Persische zu ihrer Hofsprache gewählt. Der Uebers.

**) Die Bedeutung ist offenbar Licht-Macher, Lichtgeber (sol luciflua bei Coelius Aurelian), von den Sanskrit-Wurzeln bhâs, scheinen, leuchten, und krî, machen (kára, in Zusammensetzung, Machender). — Das Wort Sumatschar läßt sich wie Echbar im Arabischen (z. B. in Mofessil Echbar) am besten durch Kunde (im Engl. intelligence) übersetzen, da es eine weitere Bedeutung hat, als „Neuigkeiten".

so abgefaßt, daß es als Muster empfohlen werden könnte. Dagegen hat diese Zeitschrift den viel schöneren Ruhm der höchsten Freisinnigkeit; sie vertheidigt jede gute Sache, enthält einen reichen Schatz nützlicher Belehrung und ist die entschiedenste Feindin aller Verkehrtheiten, Bedrückungen und Mißbräuche. Sie haßt den Aberglauben, die Tyrannei und die Gesetzlosigkeit, und die allgemeine Bildung und Veredlung der Menschheit ist ihre höchste Tendenz.

Der Eigenthümer desjenigen Blattes, das den hochtönenden Titel: „Vollmond" (Purunu Tschandrodoy) führt, hat kürzlich eine andere täglich erscheinende Zeitschrift begründet, die einen bescheideneren Titel (Sambad Arunodoy, d. h. Dämmerung des Neuen) an der Stirn trägt. Man kann jährlich für den geringen Preis von 8 Rupien darauf pränumeriren. Von diesem Blatte ein Mehreres weiter unten.

Der „Probhakar" (Sonne) gehört ebenfalls zu den besseren Erzeugnissen der Indischen Presse. Seine früheren Nummern enthalten viel treffende und beißende Satire; in den neuesten Nummern findet man Digressionen über die moralischen Apophthegmen des Buches Tattwabodhini Sabhá. Diese sind in schönem Stile geschrieben; sie gehören zu den besseren moralischen Raisonnements einer kleinen Auswahl von Anhängern des berühmten Reformators Ram Mohun Roy, die allem Götzendienst entsagt haben und zu einer Art von Theophilanthropismus sich bekennen, welcher das non plus ultra der reinsten Hinduschen Philosophie heißen kann und nicht unliebenswürdig, aber ohne innere Kraft ist.

Jetzt noch etwas Näheres über die „Dämmerung des Neuen". Dieses Tageblatt, ein halber Bogen in klein Folio, ist in vier Kolumnen abgetheilt. Der Herausgeber sagt in seiner Vorbemerkung mit lobenswürdiger Aufrichtigkeit, daß der erste Impuls zur Begründung einer periodischen Presse in Hindostan, die er für die „Wurzel aller nationalen Glückseligkeit" erklärt, von den Briten ausgegangen sey. Doch glaubt er, daß eine bloße Wochenschrift diesen hohen Zweck heutzutage nur kümmerlich erfüllte. Mit dem Vorsatze, diesem Mangel abzuhelfen, schreibt er, an die zarteren Gefühle seiner Abonnenten in spe appellirend: „Unser Herz thut sich auf, um unseren Landsleuten alle nützliche Belehrung zu schaffen, die sie weltlich oder geistig weiter fördern kann; dessenungeachtet schwimmt es noch auf einem gestadelosen Meere der Sehnsucht. Wollte nur der höchste Lenker einen Engel des Erbarmens schicken, der unsere Hoffnung über dieses Meer der Sehnsucht emporhöbe; so würden wir nicht ob unseres ohnmächtigen Ringens ein Gegenstand des Gelächters für die Klugen und Verständigen — unsere schönsten Erwartungen wären dann in vollem Maße verwirklicht." Der schlaue Literat will nun gleich dem Cerberus einen schmackhaften Bissen hinwerfen und wendet sich daher zur Beurtheilung der Politik des Indo-Britischen Gouvernements, sofern sie Eingeborene von wichtigen oder auf direktem Wege sehr einträglichen Aemtern ausschließt. Er räumt zwar ein, daß „keine andere Nation in der Verwaltung eroberter Länder jemals solche Mäßigung und Gerechtigkeit bewiesen habe, wie die Briten", behauptet aber doch: 1) daß ein Land — wie die Geschichte schon bezeuge — von Eroberern unmöglich sein Heil empfangen könne; 2) daß die Britische Regierung, nur um ihre eigenen Leute zu bereichern — wenn auch auf Kosten des Wohlstandes, Glückes und der Veredlung der Eingebornen — die Letzteren von allen gutbesoldeten und verantwortlichen Aemtern so hartnäckig ausschließe; 3) daß während der ganzen Periode der Britischen Herrschaft sämmtliche Civil- und Militair-Beamten des Gouvernements darauf hingearbeitet hätten, sich ein Vermögen zu sammeln, um baldmöglichst mit der Beute ins Vaterland zurückkehren zu können. Daher, meint er, werde Hindostan in seinem ganzen Umfang beständig ausgesaugt, zur Bereicherung einer kleinen Insel im fernen Westen, und man habe nur auf solche Hülfsquellen des Landes geachtet und Sorgfalt verwendet, die eine direkte Vermehrung der Einkünfte versprachen, während innere Verbesserung (Förderung des echten Gemeinwohls) im besten Falle ein Nebenzweck gewesen sey. Am bittersten klagt unser Redacteur über die Ausschließung der Eingebornen von hohen Aemtern bei den Gerichten, den Kassen, den Verwaltungs-Behörden und sogar bei der Gesetzgebung! „Warum", so fragt er, „sind meine Landsleute auf solche untergeordnete Aemter beschränkt, die ihnen nichts als die Mittel zur Fristung des Lebens einbringen, während sie doch Geistesgaben besitzen, die im Regierungs-Rathe, in der Gesetz-Kommission, auf den Gerichts- und Magistrats-Bänken einen tüchtigen und vortheilhaften Wirkungskreis finden würden?" Ja, er schwingt sich noch höher empor und „wagt zu behaupten, daß, wenn die achtungswürdigen Eingebornen im ganzen Lande Gewalt in Händen hätten, die Lage der Bevölkerung ohne allen Zweifel viel besser seyn würde!"

Wir unsererseits möchten dem ehrenwerthen Hinduschen Redacteur lieber anrathen, daß er seinen Landsleuten die Nothwendigkeit, aus eigenen Mitteln ihre Civilisation und Wohlfahrt zu fördern, eindringlich machte. Möchte er ihnen mit seiner ganzen Beredsamkeit zu Gemüthe führen, daß ihre Unterrichts-Anstalten noch sehr im Argen liegen, daß die Hülfsquellen ihres Landes noch so gut als unberührt sind, und daß es unendlich zweckmäßiger sey, die vielen rostenden Kapitalien zum Brückenbau, zur Anlage von Kanälen und Landstraßen, zum besseren Anbau ihrer unermeßlichen Grundstücke und zur Verbesserung der Lage der unglücklichen Ryot's*) anzuwenden, als ungeheure Summen an unverschämte Lustigmacher, liederliche Tänzerinnen und religiöse Faullenzer zu vergeuden oder bei läppischen Heiraths-Ceremonien und eitlem Gepränge jeder Art draufgehen zu lassen.

Wir schließen unseren Artikel mit einer Tabelle der uns bekannt gewordenen Hinduschen Zeitschriften:

Namen.	Herausgeber.	Datum des ersten Erscheinens.	Allgemeiner Charakter.
Sumatschar Durpun (Spiegel des Neuen) .	J. C. Marshman, Esq.	1819	Neuigkeiten.
Sumatschar Tschandrika (Mondschein) .	Bhabanitscharan Banerdschi.	1822	Orthodox, d. h. dem gröbsten Hinduismus das Wort redend.
Gyanannrschun (Nachforscher)	Ramtschandra Mittra .	1831	Liberal, d. h. deistisch.
Puruntschandrodoy (Vollmond)	Uday Tschandra Adhya	1835	Deistisch und anti-christliche Meinungen und Neuigkeiten.
Probhakar (Sonne) .	Itschwartschandra Gupta	1836	Illiberal und anti-christlich.
Sandamini (Blitz) . .	Kalatschand Datta und Mitarbeiter	1838	Gleichgültig in Sachen der Orthodoxie.
Bhaskar (Sonne) . .	Srinath Roy	1839	Liberal u. deistisch; enthaltend moralische Erzählungen, Polit. Meinungen und Neuigkeiten allgemeiner Art.
Bánga Dut (Bengalens Herold)	Radschnarayan Sen . .	1839	Gleichgültig in Sachen des Glaubens.
Rasaradsch (der Sentimentale)	Kalikanta Gangulli . . .	1839	Illiberal und anti-christlich.
Arunodoy (Dämmerung)	Dschagannarayan Mukkerdschih u. Mitarbeiter	1839	Liberal in religiösen und politischen Materien.

(Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche und Französische Nationalität. Ueber Adelbert von Chamisso theilt Herr J. J. Ampère im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes eine mit Kenntniß und Liebe abgefaßte Lebensskizze mit. Der Verfasser hat dabei aus den Nachrichten geschöpft, die Hitzig aus Briefen und anderen Aeußerungen des Verstorbenen im letzten Bande von Chamisso's Werken zusammengestellt hat; doch scheint er auch im Besitze einiger handschriftlichen Reliquien zu seyn, die er einer Mittheilung der Familie verdankt. Die eigenthümliche Vereinigung zweier verschiedener Nationalitäten, die sich in Chamisso als Menschen und Dichter darstellte, wird noch lange für Deutsche und Franzosen ein interessantes Studium bleiben; auch Ampère gefällt sich besonders in der Betrachtung dieser Doppelnatur, wobei er jedoch am Ende zugeben muß, daß Chamisso nicht bloß seiner äußeren Erscheinung, sondern auch der ganzen Richtung seiner genialen Innerlichkeit nach ein Deutscher gewesen, obwohl er auch äußerlich wie geistig seine Französische Abkunft niemals habe ganz verleugnen können. Daß Ampère dabei nicht dem Beispiele einiger seiner leichtfertigen Landsleute folgt, die durch Herabsetzung der fremden Nationalität die eigene zu heben vermeinen, läßt sich von einem nicht minder durch die klassische Schule der Alten als durch die Humanität der neueren Philosophie gebildeten Geist wohl erwarten. Ihm ist das Deutsche Gemüth ein Heiligthum, wie der Deutsche Heerd, welchen Chamisso, obwohl in der allgemeinen Begeisterung gegen Frankreich sich vereinsamt fühlend, doch bereit war, mit seinem Blut und Leben zu vertheidigen, als 1813 seine Landsleute diesen Heerd wieder zu entweihen drohten. Ampère gehört nicht zu jenen Franzosen, die es in ihrer kecken Leichtfertigkeit für ein bloßes Zeugniß der Schwäche ihrer eigenen Regierung halten, wenn seit 1830 sechs Millionen Deutsche am Rhein der Nationalität ihres Geistes und ihres Heerdes nicht wieder beraubt worden. Am meisten liebt und würdigt er vielmehr gerade die sentimentale Seite des Dichters Chamisso, der, obwohl mit Leib und Seele dem Lande angehörend, welches ihm „Brod und einen Degen", Nahrung des Geistes und Freunde für das Leben geschenkt, doch mit Thränen den Boden segnete, auf welchem sein Schloß Boncourt gestanden, und dessen sittlicher Erhebung er mit freudigen und stolzen Blicken folgte. Und wer, der sein eigenes Vaterland liebt, wird nicht auch im Ausländer die Liebe zu dem seinigen achten? Es ist mit Nationen wie mit Individuen. Nur wer auch die fremde Selbstständigkeit, gleichviel, ob im Glauben oder in jedem anderen Ausdruck des sittlichen Menschen, anerkennt und ehrt, darf der eigenen sich rühmen und ihrer sicher seyn. Die höchste Freiheit besteht nur neben der höchsten Achtung vor Gesetz und Recht der Nebenmenschen, wie der Staaten, deren geistigste und unantastbarste Manifestation sie sind.

*) Ryot (reiot), ein durch die Muselmänner in Hindostan eingeführtes Wort, ist nichts Anderes, als das Arabische Raiiet, Heerde (von ra'a, Arab. und Hebr. auf die Weide führen), dessen Pluralform Raja (genauer ri'ájâ) zu den Türken übergegangen ist. In Hindostan versteht man aber unter Ryot's keine mit Kopfsteuer belegte Völker anderen Glaubens, sondern die gedrückten und verachteten handarbeitenden Kasten der Nation. A. d. Ueb.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 27. Mai 1840.

Frankreich.

Ludwig XVI. vor seiner Thronbesteigung.

Von Alfred de Falloux.

Der Herzog von Choiseul, dessen Kredit unaufhörlich bedroht war, faßte natürlich den Plan, sich eine Stütze für die Zukunft zu sichern. Er wußte, in welchem Grade er während seines langen Ministeriums, namentlich durch die Vertreibung der Jesuiten, sich die Ungnade des verstorbenen Dauphin zugezogen; er wußte, daß die Kindesliebe des jungen Dauphin die Antipathieen seines Vaters geerbt hatte, und der gewandte Minister, indem er an die Vermählung des Prinzen ein persönliches Interesse knüpfte, wollte durch die Zustandebringung einer glänzenden Verbindung bei Zeiten eine Abneigung besiegen, über die er doch nie Herr ward. Auch wünschte er, der steigenden Macht Rußlands und Englands das Gegengewicht einer engen Allianz mit Oesterreich entgegenzustellen. Er warf also die Augen auf den Wiener Hof und erlangte die Hand der Maria Antoinette Josephe Johanna von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Franz von Lothringen's und der Kaiserin Maria Theresia. Maria Antoinette war geboren am 2. November 1755, dem Allerseelentage und dem Tage des Lissaboner Erdbebens. Ihre Geburt zog den Verlust einer Wette dem Herzog von Tarucka zu, welcher mit der Kaiserin gewettet hatte, daß sie einen Sohn zur Welt bringen würde. Als er seine Schuld abtragen sollte, ließ er eine Porzellanfigur anfertigen, die eine Tafel vor sich hielt, auf welcher Metastasio folgende Verse geschrieben:

Ho perduto: l'augusta figlia
A pagar m'ha condamnato
Ma s'e vera ch'a voi somiglia,
Tutto'l mondo ha guadagnato.*)

Die Erzherzogin war sieben Jahr alt, als ihr Vater auf einer Reise in Tyrol starb. Maria Theresia hatte nun allein die Last des Reichs zu tragen. Sie war in zu bedeutende politische Kämpfe verwickelt, um sich den Mutterpflichten ganz hingeben zu können, und die erste Erziehung Maria Antoinetten's ward vernachläßigt; aber die glückliche Wahl der Gräfin von Brandeis, welcher die letzten Jahre ihrer Kindheit anvertraut wurden, glich ihre Erziehung mit den Ansprüchen ihres Ranges und ihrer seltenen Fähigkeiten wieder aus. Sie machte rasche Fortschritte bei Metastasio und sprach das Italiänische mit großer Anmuth. Das Französische schrieb sie nicht korrekt, sprach es aber leicht und mit Vorliebe. Um ihre Kenntnisse in einer Sprache, welche die ihres Vaterlandes werden sollte, zu vervollkommnen, schickte ihr der Herzog auf die Bitte der Kaiserin den Abbé de Vermond, welcher auf seinen Zögling als Königin großen Einfluß gewann.

Ihre neue Hofhaltung kam ihr bis an die Gränze entgegen. Man hatte bei Kehl einen doppelten Pavillon erbaut, als Bild der beiden Reiche, die sich mit einander verschwägern sollten. Im Französischen Pavillon befanden sich die Gräfin von Noailles, als Ehrendame, die Herzogin von Cossé, als Putzdame, vier Palastdamen, der Graf von Saulx-Tavannes als Ehrenritter, der Graf von Tessé, erster Stallmeister, und der Bischof von Chartres, erster Almosenier. In dem anderen Salon schmückten die Oesterreichischen Damen, welche die Erzherzogin begleitet hatten, dieselbe mit ganz Französischen Kleidern, die man aus Paris geschickt hatte. Die Thüren öffneten sich: die junge Dauphine trat vor, suchte mit dem Blick die Gräfin von Noailles und stürzte sich mit der Lebendigkeit eines funfzehnjährigen Alters und Deutscher Offenheit in ihre Arme; dann bat sie sie unter Seufzern und Thränen um ihre Freundschaft und Rath.

Maria Antoinette zog über Straßburg**) in Frankreich ein und begab sich von hier nach Compiègne, wo sie am 15. Mai ankam. Der König, der Dauphin und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs, hatten sich schon dahin begeben. Ein Brief Maria Theresia's war ihr zuvorgekommen: „Ihre Gattin, lieber Dauphin", schrieb sie, „hat sich so eben von mir getrennt. Sie war meine Wonne; ich hoffe, daß sie Sie glücklich machen wird. Ich habe sie zu dieser Bestimmung erzogen, da ich schon seit langer Zeit vorher wußte, daß sie Ihr Geschick theilen sollte. Ich habe ihr die Liebe zu ihren Pflichten gegen Sie, eine innige Anhänglichkeit an Ihre Person und das Bestreben, zu ersinnen und zu thun, was Sie erfreuen kann, eingeflößt; ich habe ihr besonders sorgfältig Furcht und Liebe zu dem Herrn der Könige empfohlen, in der Ueberzeugung, daß man für das Wohl der Völker, die uns anvertraut sind, schlecht sorgt, wenn man von dem abfällt, der die Scepter zerbricht und die Throne umstürzt, wie es sein Wille ist. Lieben Sie also Ihre Pflichten gegen Gott, ich sage es Ihnen, lieber Dauphin, ich sage es meiner Tochter; beeifern Sie sich, die Völker zu beglücken, über die Sie immer zu früh herrschen werden; lieben Sie den König, Ihren Großvater; seyen Sie so gut wie er; bleiben Sie stets zugänglich den Unglücklichen. Es ist unmöglich, daß Sie nicht glücklich seyen, wenn Sie sich so benehmen. Meine Tochter wird sie lieben, ich bin überzeugt davon, weil ich sie kenne; aber je mehr ich Ihnen für ihre Liebe und ihr Bestreben, Ihnen zu Gefallen zu leben, bürge, desto mehr empfehle ich Ihnen, ihr die aufrichtigste Treue zu widmen. Adieu, mein lieber Dauphin, seyen Sie glücklich; ich bin in Thränen aufgelöst.

Maria Theresia."

Von Compiègne begab sich der Hof nach Saint-Denis und stieg in dem Kloster der Karmeliterinnen ab, wo Madame Louise, Tochter Ludwig's XV., ihr Noviziat ablegte. Der König stellte die Erzherzogin seiner Tochter vor, und die junge Prinzessin überreichte der Karmeliterin einen anderen Brief von der Kaiserin, ihrer Mutter. Maria Theresia empfahl ihr dringend ihr Kind und bat für ihre Jugend um den Schutz dieser wegen ihrer Frömmigkeit allgemein verehrten Dame.

Von Saint-Denis begab sich die Erzherzogin mit ihrem Gefolge auf das Schloß La Muette, während der König mit dem Dauphin nach Versailles zurückkehrte. Am folgenden Morgen, 16. Mai, kam die Dauphine an, und die Eheleute wurden in die Kapelle geführt. Der Groß-Almosenier, Kardinal de la Roche-Aymon, gab ihnen den hochzeitlichen Segen.

Die Hoffeste waren glänzend, noch glänzender die von Paris. Die Ankündigung derselben hatte in allen Provinzen zirkulirt; die Jahreszeit war günstig, der Geschmack an Vergnügungen bei allen Klassen verbreitet: daher sah man auch eine zahllose Masse von Neugierigen nach Paris und Versailles zusammenströmen.

Aber eben dieser Zudrang wurde bald eine Ursache der Trauer, und die Königlichen Freuden wurden noch einmal durch unglückbedeutende Vorzeichen getrübt. In dem Augenblick, wo die Menge, welche den Platz Ludwig's XV. bedeckte, nach dem Feuerwerk in Masse aufbrach, um sich über die neu angelegte und noch nicht in ihrer ganzen Breite gepflasterte Rue Royale nach dem Boulevard zu begeben, machte die Ungleichheit des Bodens mehrere Personen straucheln, und ihr Fall zog den vieler Anderen nach sich. Das klägliche Geschrei der Gefallenen, die vom vordrängenden Haufen mit Füßen getreten werden, steigert die Unordnung; Taschendiebe suchen sich dies zu Nutze zu machen und tragen vollends dazu bei, der bestürzten Menge jede Geistesgegenwart zu nehmen. Viele werden von den Füßen der Pferde, von den Rädern der Wagen zertreten, und Einige stürzen in die Seine. Man schätzt die Zahl der Opfer auf fünfhundert; einige Berichte geben zwölfhundert an. Das Parlament verordnete eine Untersuchung. Man bekam weiter nichts heraus, als daß, alten Ansprüchen zufolge, die Leitung der Polizei an diesem Tage aus den Händen des gewöhnlichen Beamten in die des Vorstehers der Kaufleute, Namens Jérôme Bignon, übergegangen war, der mit Spottliedern davonkam, nachdem man ihn verwünscht.

Niemand ward von diesem Ereigniß schmerzlicher getroffen, als der Dauphin. Als man ihm am folgenden Tage, den 1. Juni, seine Pension von 6000 Livres brachte, schrieb er sofort an Herrn von Sartines folgendes Billet: „Ich habe von dem Unglück gehört, das sich in Paris bei meinem Feste ereignet hat; ich bin untröstlich darüber. Man bringt mir in diesem Augenblicke, was mir der König monatlich bewilligt; es ist Alles, worüber ich verfügen kann; ich schicke es Ihnen; unterstützen Sie die Unglücklichsten. Sie kennen meine Achtung für Sie.

Ludwig August."

Die Dauphine war nicht weniger bekümmert. Als eine ihrer Damen, um diesen Kummer zu lindern, ihr erzählte, daß unter den Todten eine große Menge Diebe mit vollen Taschen gefunden worden wären, erwiederte Maria Antoinette: „Was thut das zur Sache? sie

*) Ich habe verloren: die erhabene Tochter hat zum Zahlen mich verurtheilt; doch ist es wahr, daß sie Euch ähnlich ist, dann hat die ganze Welt gewonnen.

**) Der Kardinal Rohan stellte der Dauphine eine 106 Jahr alte Frau vor, die nie krank gewesen. „Prinzessin", sagte diese Frau zu ihr auf Deutsch, „ich flehe zum Himmel, daß Sie eben so lange leben als ich und gleich frei von jeder Unpäßlichkeit." — „Ich wünsche es", antwortete die Dauphine, „wenn es das Wohl Frankreichs befördert", und nachdem sie ihr die Hand zum Küssen gereicht, ließ sie ihr eine Summe Geldes zustellen.

(Mercure de France, Juni 1770.)

sind neben den ehrlichen Leuten gefallen.“ Diese aufrichtige Theilnahme, die das Volk erfuhr, ward von ihm gebührend gewürdigt: als das junge Paar zum ersten Male in den Tuilerieen erschien, war die Dankbarkeit einstimmig, die Dauphine ward mit enthusiastischem Zuruf empfangen, der, ihren Rang vergessend, fast nur ihrer Schönheit galt. Mit Entzücken drängte man sich um diese Adoptivtochter Frankreichs. Die Majestät, die sich in ihrer ganzen Haltung aussprach, wurde durch die Frische ihrer Jugend und die Anmuth ihrer Bewegungen gemildert. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihr blondes Haar, ihre blauen, sanften und geistvollen Augen, ihre etwas dicke Lippe, die an ihre Oesterreichische Abstammung erinnerte, ihr reizendes Oval, die elegante Einfachheit ihres Kostüms, Alles an ihr bezauberte und entzückte die Menge. Ohne ein so anziehendes Aeußere, machte doch auch der Dauphin einen guten Eindruck. Der Friede thronte auf seiner Stirn; alle seine Züge trugen das wohlwollende Gepräge eines Herzens, das seiner Leidenschaften Herr ist; sein Gesicht war regelmäßig; seine Kurzsichtigkeit gab seinem Blick etwas Ernstes und seiner Physiognomie einen bedeutsamen Ausdruck. Sein mittlerer Wuchs war noch nicht durch das Embonpoint seiner späteren Jahre entstellt, und seine etwas fahrlässige Haltung hatte etwas Gutmüthiges, das der Würde wohl steht.

Noch an demselben Abend wohnte das Fürstliche Paar einer Vorstellung der „Belagerung von Calais“ bei. Das Publikum griff begierig jeden Vers auf, der ihm eine Anspielung auf die Gefühle dieses Tages bot. Bei den Worten:

> Le Français, dans son prince, aime a trouver un frère,
> Qui, né fils de l'état, en devienne le pere,

erhob sich der ganze Saal, um, der Königlichen Loge zugewendet, Beifall zu klatschen. Der Dauphin seinerseits bediente sich derselben Sprache, um seine Dankbarkeit auszudrücken, und bei dem Vers:

> Rendre heureux qui nous aime est un si doux devoir

verneigte er sich gerührt gegen die Versammlung.

Der König, der schon lange nicht mehr nach Paris kam, wäre nicht so empfangen worden. Das junge Paar bemühte sich daher sorgfältig, als es nach Versailles zurückgekehrt war, jeder schmerzlichen Vergleichung bei dem Monarchen zuvorzukommen, und die Dauphine sagte ihm mit sinnreichem Zartgefühl: „Wie sehr muß der König von seinen Unterthanen geliebt werden, wenn sie seine Kinder so empfangen!“

Ludwig XV. war entzückt von seiner Enkelin; man sprach nur von ihrer Anmuth, ihren liebenswürdigen Antworten und der ehrerbietigen Heiterkeit, die sie an den Hof ihrer Tante mitbringe. Madame Adelaide hatte ihr einen Schlüssel zu den geheimen Korridors gegeben, damit sie ohne Gefolge in ihr Zimmer kommen könne. Mesdames Clotilde und Elisabeth, ihre Schwägerinnen, waren noch unter der Obhut der Frau von Marsan.

Die schwierige Stellung des jungen Paars der Gräfin Dubarry gegenüber störte allein das gute Vernehmen. Der Dauphin konnte seinen Widerwillen nicht verbergen, und die Dauphine hatte am Wiener Hof solchen Skandal nie vor sich gesehen. Der gereizten Favoritin wurde der Aufwand und die Huldigungen, womit man sie umgab, verbittert durch diese kalte Verachtung, die sie weder bezwingen, noch den Schranken der Ehrfurcht gegen den König entfremden konnte. Ludwig XV. trieb die Schwäche aufs Aeußerste, und Madame Dubarry machte Anspruch auf das Recht, mit der Dauphine an demselben Tisch zu sitzen. Dieser Triumph ward ihr nicht versagt; aber der Dauphin, zu rechter Zeit benachrichtigt, ließ sich durch kein Bedenken abhalten; ermuthigt durch ein Beispiel seines Vaters, begiebt er sich zum König und spricht zu ihm in festem Tone: „Sire, ich bin persönlich bereit, Eurer Majestät alle mögliche Beweise von Zärtlichkeit, Gehorsam und Ehrfurcht zu geben; doch ist es auch meine Pflicht, an die Frau Dauphine keinen Skandal herankommen zu lassen.“ Das Souper fand nicht statt.

Dieser gerechte und natürliche Stolz ließ sich jedoch von einem noch gebieterischeren Gefühl, dem des Mitleids, besiegen, und der Zufall lieferte bald den Beweis davon. Ein Offizier der Garde-Gendarmen tödtete einen Kriegs-Commis im Duell; die Familie des Letzteren, welche die Ausforderung in Händen hatte, verlangte Gerechtigkeit. Mehrere Kämpfe der Art waren rasch auf einander gefolgt, und der König hatte erklärt, daß er keine Gnade mehr geben würde. Die Mutter des Offiziers warf sich zu den Füßen des Dauphins und der Dauphine, die, von herzzerreißendem Flehen gerührt, durch Bitten vom König einen Aufschub seiner Strenge erlangten. Uebelwollende, wie sie nur zu häufig sind, säumten nicht, der Dauphine zu erzählen, daß die arme Mutter sich erst an Madame Dubarry gewandt habe. „Das kann ich ihr nicht verargen: für das Herz einer Mutter ist nichts zu niedrig; ich an ihrer Stelle würde Zamora's Kniee umfaßt haben.“ Zamora war ein kleiner Indianer, der die Schleppe der Madame Dubarry trug.

Tagtäglich zirkulirten ähnliche Züge und Worte im Publikum. Das junge Paar hielt sich streng außerhalb der politischen Atmosphäre, richtete an die Minister weder Vorstellungen noch Gesuche und mischte sich in keine von den Klagen, welche über die Regierung laut wurden. Wenn man von ihnen sprach, so erzählte man, der Dauphin sey in irgend einer elenden Hütte oder verfallenen Scheune überrascht worden. Als ihn eines Tages Pagen an der Schwelle eines Hauses erkannten, in welchem er eben seine geheimen Almosen ausgetheilt, rief er scherzend: „Gestehen Sie, meine Herren, daß ich unglücklicher bin als jeder Andere: ich kann nicht auf Abenteuer ausgehen, ohne entdeckt zu werden.“

Auf einer Jagd bei d'Achères im Forst von Fontainebleau wurde ein Greis von einem Hirsch über den Haufen gerannt und verwundet. Die Dauphine sprang aus dem Wagen, ließ den Unglücklichen hineinlegen, verband ihn mit eigenen Händen und wollte keinem Anderen das Vergnügen gönnen, ihn seiner Familie wiederzugeben. Man hatte sie auch dabei überrascht, wie sie ein Schnupftuch zerriß, um einem fast blinden Bedienten, der sich eben in ihrem Zimmer verwundet, den Kopf zu verbinden. Der Rang stand bei diesem fürstlichen Paar niemals der Güte im Wege.

Welche Gegensätze schloß damals Versailles in sich! In einem Theil des Schlosses dauerte der Lärm bis in die Nacht, während daneben unter demselben Dach früh Schweigen und Dunkel Platz nahmen: das Volk ließ sich nicht hinters Licht führen. Obgleich es selten in das Palais kam, so verstand doch sein Blick diese äußere Sprache und errieth die Wohnung eines Jeden. Eine allgemeine Popularität war der Lohn des Dauphin und der Dauphine, und der alte Herzog von Brissac konnte damals mit Wahrheit zur Dauphine sagen, indem er ihr die Menge zeigte, die sich unter ihren Fenstern drängte: „Sehen Sie, Madame, das sind lauter Verehrer!“

Im Rausch und Glanz dieser ersten Jahre vergaß Maria Antoinette jedoch nicht die Empfehlungen ihrer Mutter; sie suchte sich die Freundschaft von Madame Louise zu gewinnen und begab sich, so oft sie sich dem Versailler Pomp entziehen konnte, nach Saint-Denis in das Kloster der Karmeliterinnen. Hier empfing sie die ersten Lehren über den Werth menschlicher Größe, und um ihr einen Beweis ihrer Liebe zu geben, nahm Madame Louise aus ihren Händen den Schleier*), der sie für immer von der Welt trennte.

Die auf einander folgenden Vermählungen des Grafen von Provence und des Grafen von Artois mit zwei Töchtern des Königs von Sardinien führten nach Versailles zwei Prinzessinnen, die ungefähr gleiches Alter hatten mit Maria Antoinette und ihr einen ihren Gewohnheiten angemessenen Umgang gewährten. Sie war ohne Gepränge erzogen worden; auch der Dauphin hatte sehr einfache Neigungen, und so verlangten Beide nichts Anderes als Befreiung von dem drückenden Joch der Etikette. Die größte Freundschaft herrschte zwischen den drei Haushaltungen; sie speisten gemeinschaftlich, außer an den Tagen, wo die Diners öffentlich waren. Die Abend-Gesellschaft zum Souper ward nie gestört und fand um neun Uhr bei der Gräfin von Provence statt. Madame Elisabeth nahm Theil daran, nachdem sie ihre Erziehung vollendet. Dieses Familienleben war schon lange bei Hofe nicht mehr üblich gewesen; Maria Antoinette und der Dauphin führten es jetzt aufs neue ein und setzten es mit der größten Beharrlichkeit fort. Oft hatten sie gegen ihre eigene Hofhaltung zu kämpfen. Die Gräfin von Noailles, ein Muster aller Tugenden, war auch eine strenge Bewahrerin aller Traditionen. Die Dauphine nannte sie eines Tages „Madame Etikette“. Das Wort ward ergriffen und wiederholt; man murrte darüber in Versailles und beklatschte es in Paris. Indeß erlitt der offizielle Hof, so lange Ludwig XV. lebte, keine Veränderung. Das Spiel fand bei der Dauphine, der ersten Person des Staates, statt. Es war seit dem Tode Maria Leszczynska's bei Madame Adelaide gehalten worden, die nicht ohne Verdruß sich dieses Vorrechts beraubt sah. Die Promenaden waren rasche Fahrten in Berlinen, unter Begleitung von Gardes-du-Corps und Stallmeistern. Die Kaleschen wurden nur auf der Jagd geduldet. Die Messe mit Musik ward alle Tage gehört.

Die jungen Prinzessinnen wollten ihren Zirkel durch Komödienspiel beleben; aber man fürchtete die Rüge von Mesdames und das Verbot des Königs. Man etablirte sich heimlich in einem Entresol, wo der Dienst Niemanden hinrief. Die Gesellschaft bestand aus den drei Prinzessinnen, dem Grafen von Provence, dem Grafen von Artois und Herrn Campan, Kabinets-Secretair und Schwiegervater der ersten Kammerfrau der Dauphine.

Der Graf von Provence zeichnete sich durch die Sicherheit seines Gedächtnisses, der Graf von Artois durch die Grazie seiner Manieren aus; die Prinzessinnen von Savoyen spielten gezwungen, während die Dauphine ihr unerfahrenes Spiel künstlerisch auszubilden suchte. Der Dauphin, der einzige und beständige Zuschauer, nahm an der Heimlichkeit der Bühne Theil, lachte viel über die Verkleidungen, aber niemals laut. Seit jenen Zerstreuungen legte er seine Schüchternheit etwas ab und wurde dreister, auch in Bezug auf seine Frau, die ihm bisher noch immer so imponirt hatte, daß der Hof ihn der Gleichgültigkeit gegen dieselbe beschuldigte und sich die kühnsten Vermuthungen erlaubte.

Italien.

Das innere Sicilien und der Schwefelhandel.

(Fortsetzung.)

In den kleinen Städten und Flecken Siciliens bestehen die unteren Klassen aus Ackerbauern und Bergleuten. Die ackerbauende Bevölkerung theilt sich wieder in drei Klassen: in borgesi, Bürger, inquilini, Miethsleute, und contadini, Bauern. Die Bürger zerfallen noch in zwei Abtheilungen; die erste derselben umfaßt die Barone oder die Adligen jedes Ranges, die auf ihren Gütern leben und die man mit den Landedelleuten im nördlichen England vergleichen kann. Sie bebauen ihre eigenen Felder; in der Gegend von Palermo und Messina beschäftigen sie sich besonders mit der Zucht der Orangen und Limonien, im Distrikte von Caltagirone aber mit dem Getraidebau. Die zweite Abtheilung bilden die gabilotti, eine Art von Mittelklasse zwischen den Grundbesitzern und den Ackersleuten. Die Miethsleute theilen sich in censuarii, die auf Erbzins gepachtet haben, und in metatieri oder Meier. Die Gabilotti sind Leute, die gewöhn-

*) 10. September 1770.

ich ein Kapital von 12—40,000 Franken besitzen; sie pachten die Kirchen- und Kloster-Güter, so wie die Ländereien der großen Grund-besitzer. Die Kirchengüter werden gewöhnlich auf drei Jahre ver-pachtet, die großen Gutsbesitzer schließen aber Kontrakte auf 6 bis 9 Jahre ab. Dann verpachten die gabiloni die Felder an die inquilini, die ihnen oft den Zins in Naturalien entrichten; sie selbst aber bezahlen ihre Pacht in drei Raten, also alle 4 Monate, an den Gutsbesitzer. An vielen Orten soll eigentlich ein Theil des Zinses der Unter-Pächter in Geld entrichtet werden, wie zum Beispiel im Herzogthum Brente, das durch die Königliche Freigiebigkeit Ferdinand's IV. im Jahre 1801 dem Admiral Nelson geschenkt wurde und das jetzt der Nichte desselben, der Lady Bredport, gehört; sind aber die Unterpächter nicht im Stande, in Geld zu bezahlen, so können sie auch hier wie überall ihre Schuld in Naturalien abtragen, deren Preise von einem hierzu bestellten, aus den angesehensten Personen des Sprengels bestehenden Gerichtshofe festgesetzt werden. Im Süden der Insel schließen die Unterpächter ihren Kontrakt nur für Eine Aerndte ab und bezahlen in Naturalien.

Der Kontrakt der censuarii führt den Namen censo perpetuo, immerwährender Grundzins, und vererbt sich vom Vater auf die Kinder, auf die Blutsverwandten und deren Kinder. Will man ihn an einen Fremden abtreten, so muß man die Pacht eines Jahres als Geldbuße entrichten, in solchem Fall steht aber dem Grundbesitzer der Vorrang zu, er kann ihn zu demselben Preise zurückkaufen. Früher waren solche Erbverpachtungen in Sicilien fast allgemein, jetzt aber nehmen sie immer mehr ab. Ueberhaupt übt die kurze Dauer der Verpachtungen einen nachtheiligen Einfluß auf den Ackerbau aus. Die meisten der großen Sicilianischen Grundbesitzer wohnen in Palermo oder in Catania, sie besuchen ihre Besitzungen fast niemals, ja, Manche haben sie sogar niemals mit Augen gesehen, obgleich sie nur in geringer Entfernung von denselben sich aufhalten. Ihre Verwalter bereichern sich daher auf ihre Kosten, indem sie dieselben mit allerlei Vorspiegelungen täuschen, bald mit der Aussicht auf die Entdeckung einer Mine, bald mit der Hoffnung auf ein rasches Steigen der Lebensmittel. In solchen Illusionen befangen, wollen die Gutsbesitzer nicht auf lange Verpachtungen eingehen, und der gewöhnlich angenommene Zeitpunkt von sechs Jahren gestattet den Pächtern nicht, ein Verfahren anzuwenden, welches zur Verbesserung des Bodens beitragen könnte. Die Meier stehen sich besonders sehr schlecht, sie bestellen ganz allein ihr kleines Stück Land und haben nur ein Drittel vom Ertrage, ja oft noch weniger für sich. Die anderen Unterpächter sind schon besser daran, sie besitzen doch schon Ochsen und Ackergeräthschaften; unglücklicherweise gestattet aber das Gesetz, im Fall einer Nichtzahlung, sich des Inventariums der Pachtung zu bemächtigen; so wird oft durch dies Uebermaß von Strenge ein armer, aber ehrlicher Ackerbauer zum Bettler gemacht, und es bleibt ihm nichts übrig, als in den Bergschluchten und auf den Landstraßen das Räuberhandwerk zu treiben. Dann giebt es noch eine Art von Feldarbeitern, die mit ihren Familien in den Städten wohnen, Montags früh zur Arbeit aufs Land gehen und Sonnabends von dort wieder zurückkehren. Sie verzehren so in der Stadt, was sie auf dem Lande verdienen, tragen aber auch während der Feierzeit ihr Elend dort zur Schau. Von den Contadini oder Bauern giebt es in jeder Dorfgemeinde verschiedene Klassen, wie die Vögte, die Feldmesser, die Rechnungsführer, die Ackersleute, die Tagelöhner, die Schäfer, die Ochsentreiber, die Ziegenhirten und die Knechte.

Diese ganze ländliche Bevölkerung lebt in einem Zustande, der nahe an Armuth, ja oft an vollständige Entblößung gränzt, denn zu den schon angeführten Ursachen des Elends kommen noch der gänzliche Mangel an Verkehr im Innern der Insel, wo es weder Wege, noch Kanäle giebt, die kostspielige Verwaltung, die Art der Steuer-Erhebung und die Wirkungen des Gesetzes vom 30. November 1824, nach welchem alle aus Neapel nach den Sicilianischen Häfen gesendete Waaren, die schon einmal in dem jenseits des Faro di Messina gelegenen Theile des Königreichs Zoll entrichtet haben, hier noch einmal steuerpflichtig werden, als ob Sicilien nicht zu Neapel gehörte. Sicilien wird von einem so bösen Geschick verfolgt, daß alles, selbst der Aufenthalt des Englischen Occupations-Corps, zu dem traurigen Zustand beigetragen, in welchem sich die Insel jetzt befindet. Bekanntlich schickte bei der Abreise des Neapolitanischen Hofes nach Palermo die Englische Regierung dreißigtausend Mann nach Sicilien, die mehrere Jahre daselbst verweilten. Fünf Millionen Pfund Sterling, ohne noch die besonderen Ausgaben der Offiziere und Soldaten zu rechnen, flossen da jährlich aus England nach Sicilien. Es war also damals viel baares Geld im Umlauf, und obgleich die Engländer selbst die Fourage für ihre Pferde von außerhalb kommen ließen, so stiegen doch die Lebensmittel bald so hoch, daß eine Salma Getraide mit acht bis zehn Unzen bezahlt wurde. Jetzt gilt sie kaum zwei; oder das Hektoliter, welches damals 36 bis 40 Franken kostete, gilt jetzt 9 Franken. Als die Regierung im Jahre 1816 ein General-Kataster entwerfen ließ, stützte sie hierauf die Ausschreibung der Grundsteuer. Der Werth der Cerealien diente ihr als Basis, und sie legte auf dieselben eine Steuer, die sich mit der Nachsteuer zusammen auf 12½ Prozent beläuft, was in Betracht der jetzigen Entwerthung des Getraides diese Auflage gegenwärtig zu der ungeheuren Taxe von 62½ Prozent steigert. Die anderen Abgaben, die während der Englischen Besetzung auf die Preise der Lebensmittel gelegt wurden, stehen eben so sehr außer allem Verhältniß zu den Hülfsquellen des Landes. Außerdem ist noch zu bemerken, daß von den 1,7000,000 Unzen, aus denen das Ausgabe-Budget Siciliens besteht, ungefähr 900,000 außerhalb der Insel verausgabt werden, indem sie nach Neapel wandern, um in den Ausgaben des allgemeinen Budgets für das Königreich beider Sicilien das auf Sicilien fallende Kontingent zu decken.

Wenn ich mir den Zustand des Ackerbaus im Innern der Insel, an den Küsten von Catania nach Messina und von da nach Syrakus vorstelle, so wird es mir schwer, den Versicherungen Glauben zu schenken, daß es 1810 noch schlimmer um denselben stand, und daß die Armuth der Ackersleute, so wie ihre ganze Lage, damals an den landwirthschaftlichen Zustand des Königreichs Neapel im Jahre 1734 erinnert habe, wo der ganze Neapolitanische Grund und Boden noch in den Händen des Königs, der Geistlichkeit, der Barone und Städte sich befand und nicht, wie jetzt, wo die Zahl der Steuerpflichtigen sich wohl auf eine Million beläuft, in kleine Besitzthümer zertheilt war. Im Jahre 1810 wurden die Wege durch Banditen unsicher gemacht, Fabriken waren noch in geringer Anzahl vorhanden und diese wenigen meistens verlassen, die Schifffahrt war der Seeräuber wegen mit vielen Gefahren verknüpft und der Austausch der inländischen Produkte durch tausend Lokal-Reglements erschwert, die im gegenseitigen Hasse der Städte ihren Grund hatten. Es scheint, als wären von jenem Zeitpunkt an Verbesserungen vorgenommen worden; heutigen Tages aber ist die Sicilianische Bevölkerung wieder im Rückschritt begriffen. So viel ist indeß erwiesen, daß die Ausfuhr der Wolle nach Malta ohne Hinderniß von Statten geht, daß sich die Weinkelterung und Oliven-Auspressung vervollkommnet, daß der Gewinn an Salz und Schwefel zugenommen hat, daß durch die von Ausländern eingerichteten Seiden-, Baumwollen-, Papier- und Cremor-Tartari-Fabriken bedeutende Kapitalien in Umlauf gesetzt werden, und daß unter anderen das von Herrn Woodhouse in Marsala zum Vertrieb der Sicilianischen Weine gegründete Handelshaus einen gewissen Anstrich von Wohlhabenheit über diesen Küstenpunkt verbreitet hat. Der auswärtige Handel erstreckt sich über das mittlere und südliche Europa, so wie über gewisse Gegenden von Nord- und Süd-Amerika; bei der Küsten-Schifffahrt und der Fischerei werden eine Menge von Seeleuten beschäftigt, und nach einem Verwaltungs-Bericht von 1835 beläuft sich die Handels-Schifffahrt von Sicilien auf 2038 Schiffe, die 41,800 Tonnen halten. Woher rührt also eigentlich der jetzige traurige Zustand Siciliens? Sollten die Verwaltungsfehler allein daran Schuld seyn? Es ist kaum zu denken.

Der Schwefel, welcher durch die zwischen der Regierung beider Sicilien und England darüber entstandenen Mißhelligkeiten zu einer so hohen politischen Wichtigkeit gelangt ist, war bis zum Jahre 1835 eine Quelle des Reichthums und Wohlstandes. Als ich gegen Ende des Jahres 1837 nach Catania reiste, begegneten mir auf dem Wege dahin, und ganz besonders nach Villa-Rosa und Castro Giovanni zu, unaufhörlich eine Menge leichter, von einem Pferde gezogener Wagen, die alle mit Schwefelstücken beladen waren. Die Straße war mit einem dichten gelben Staub bedeckt, welcher von der häufigen Fortschaffung solcher Transporte nach den Häfen von Palermo und Catania zeugte, die beide in entgegengesetzter Richtung, aber gleich vortheilhaft für die Ausfuhr liegen. Die vorzüglichsten dieser Schwefel-Minen sollen aber leider ganz unter Wasser stehen, und aus Mangel an Dampfmaschinen und Steinkohlen zu deren Heizung kann dasselbe nicht ausgepumpt werden. Steinkohlenlager giebt es zwar hinreichend in Sicilien, ihre Ausbeutung wird aber ganz vernachlässigt. Die Schwefel-Minen von Girgenti, an der Küste, waren die einzigen, welche bearbeitet wurden, und die ganze arbeitende Bevölkerung litt unter der Vernachlässigung dieses Naturprodukts.

Um dem Leser einen Begriff von der Wichtigkeit des Schwefels für Sicilien und die Regierung zu geben, kann hier die Ausbeute und Ausfuhr einiger Jahre mitgetheilt werden. Im Jahre 1826 allein wurden 500,000 Cantaren Schwefel (1 Cantaro ist gleich 79 Kilogrammen) in Sicilien gewonnen.

Im Jahre 1830 gewann man	350,000	Cantaren
1831 u. 32	400,000	"
1833	495,769	"
1834	668,256	"
1835	663,573	"

Nach den verschiedenen Ländern vertheilte sich die Ausfuhr wie folgt:

	nach England —	nach Frankreich —	nach verschiedenen anderen Ländern	
1833 . . .	259,126	201,126	35,517	Cantaren
1834 . . .	238,085	293,110	37,061	"
1835 . . .	325,753	262,774	75,008	"

Das Verhältniß, in welchem die einzelnen Ausfuhr-Oerter hierbei betheiligt sind, stellt sich folgendermaßen:

	im Jahre 1833			und im Jahre 1834	
Palermo	54,715	Cant.	—	63,683	Cant.
Messina	43,696	"	—	41,146	"
Catania	47,508	"	—	69,600	"
Syrakus	—	"	—	70	"
Terranova . . .	40,870	"	—	76,574	"
Alicata	216,381	"	—	302,080	"
Palma	2,400	"	—	1,700	"
Girgenti	83,874	"	—	108,000	"
Siculiana . . .	4,300	"	—	5,400	"
Sciacca	1,665	"	—	5,100	"
Marsala	—	"	—	1,255	"
Trapani	360	"	—	1,805	"

Im Jahre 1832 belief sich der Werth des ausgeführten Schwefels auf 4,703,776, im Jahre 1833 auf 7,073,022 und 1834 auf 7,137,579 Franken.

Man ersieht, daß England gewöhnlich den größten Theil der Schwefel-Ausfuhr bezieht; Frankreich folgt gleich darauf, ja im Jahre 1834 bezog es sogar mehr als England. Die Anfertigung des Stiefelwichs-Pulvers in England und die zahlreichen in Frankreich errichteten Fabriken künstlicher Soda erklären die wichtige Stellung, welche diese beiden Nationen in der Ausfuhr-Tabelle des Sicilianischen Schwefels einnehmen. Was England anbetrifft, so beschränkte es sich nicht, wie Frankreich, auf den bloßen Ankauf dieses Produktes, vielmehr beschäftigten sich Engländer selbst mit der Ausbeutung der Schwefel-Minen im Innern der Insel, so daß in den Minen von Gallizi allein, die dem Baron von Mandrascati gehörten und an einen Engländer verpachtet waren, schon wenige Jahre nach ihrer ersten Bearbeitung eine solche Menge von Schwefel gewonnen wurde, daß sie dem dritten Theil der Schwefel-Production von ganz Sicilien gleich kam. Die Ausbeutung der Schwefel-Minen ist mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft und die der Minen von Gallizi ungleich kostspieliger als die der anderen, die zur Ausfuhr bequemer gelegen sind. In den Jahren 1828, 29 und 30 sanken die Verkaufspreise dergestalt, daß die Unternehmer ihre Kontrakte nicht wieder erneuern wollten; 1831 aber stieg der Schwefel wieder im Preise, und der Besitzer dieser Minen schloß einen für ihn vortheilhaften Pachtkontrakt ab; 1832 und 33 lieferten sie 35 und 40,000 Cantaren und im Jahre 1834 sogar 60,000 Cantaren, da aber war der Boden erschöpft, die Minen füllten sich mit Wasser, und zur Zeit meiner Sicilianischen Reise lagen sie unbearbeitet und verlassen da.

Die Fortschaffung des Schwefels ist, wie man sich in der Handelssprache ausdrückt, ein sehr wichtiges item bei den Kosten, welche die Ausbeutung dieses Produktes verursacht. Die Kosten sind ungleich und werden auch so lange verschieden bleiben, bis Sicilien ganz und gar von solchen Straßen durchschnitten ist, wie es jetzt nur eine einzige besitzt, die von Palermo nach Catania und Messina; bis dahin wird nur die Bearbeitung der an der Küste gelegenen Minen wahren und dauernden Vortheil gewähren. Auch beantragten die Gesellschaften, welche um das Schwefel-Monopol einkamen, daß ein Theil der von ihnen an die Neapolitanische Regierung zu entrichtenden Abgaben zur Anlegung neuer Wege in Sicilien benutzt werden solle. Die anderen Ausgaben lassen sich besser berechnen. Das Beamten-Personal einer Schwefel-Mine besteht aus einem Verwalter, zwei Schreibern (scrivani) und mehreren Aufsehern; der Erstere ist gewöhnlich ein grober Mann von einigem Ansehen, der die Arbeiten unter dem Beistand des Bergmeisters (capo-maestro) und die Rechnungen mit Hülfe der Schreiber leitet; oft ist er selbst Actionair der Mine und bekömmt täglich 12 bis 20 Tari. Das Leben der Schreiber hat große Aehnlichkeit mit dem der Schiffsschreiber; nur an Feiertagen verlassen sie die Mine, die ganze übrige Zeit des Jahres bringen sie in einer Art unterirdischen Käfigs zu, schreiben den Schwefel, der hinausgeschafft, und den, der gewonnen wird, so wie das Tagelohn ein; die Unglücklichen erhalten täglich nur 5 bis 8 Tari.

(Fortsetzung folgt.)

N o r w e g e n.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

Roms Eindruck auf den nordischen Reisenden.

Wenn man der langen Façade des Quirinals folgt — des Quirinals, eines Palastes, in welchem der Papst gewöhnlich jedes Jahr einige Monate residirt — wenn man dieser Façade folgt, so daß man sie zur Rechten hat, kommt man bald — doch nicht gar so bald, denn die Façade ist etwas lang — auf einen offenen Platz. In seiner Mitte erhebt sich plötzlich ein Obelisk vor unseren Augen. An seinen beiden Seiten stehen Pferde, ich sage stehen, doch nein, sie schnauben und bäumen und schlagen mit den Vorderfüßen; aber die Zügel an ihren Köpfen ruhen in starken Händen; zwei Jünglinge halten sie so unerschütterlich fest, daß die Pferde, ungeachtet ihres Bäumens und Schnaubens und Schlagens, nicht von der Stelle kommen. Weißt Du, wie diese Jünglinge heißen? Kastor und Pollux; und weißt Du, was auf den Piedestalen geschrieben steht, auf denen die Pferde stampfen? Zwei Namen, auf dem einen Phidias und auf dem anderen Praxiteles.

Theurer Leser! erlaube, daß ich hier einige vertrauliche Worte zu Dir spreche. Wenn wir Reisenden aus der ewigen Stadt zurückkommen, noch ganz erwärmt von allen den herrlichen Anblicken, die sich vor uns offenbarten, und wenn wir dann die Brust öffnen, um Dich einige von den schwachen Schatten sehen zu lassen, welche die stolzen Bilder hineingeworfen; wenn der Mund sich aufthut, damit die Seele die Eindrücke wiedergeben kann, und er warm wird und sich rascher bewegt; wenn selbst die Wange mit ihrem Glühen beredt wird und das Auge mit seinen leuchtenden Blicken, dann ist es nicht selten, daß die Umstehenden mit den Achseln zucken, den Mund spitzen und den Erzähler mit Seitenblicken messen, kurz, sich geberden, als wenn sie sagen wollten: „O, mein Bester! die lange Reise hat, wenn sie Ihnen auch nicht viel genützt, Sie wenigstens verdammt affektirt gemacht! Denn wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch, welcher, wie Sie, bisher in seinem Benehmen kalt und ruhig gewesen, jetzt plötzlich anfängt, um sich zu schlagen, wie ein wahrer Poet." Aber, ich frage Dich, Leser, ahnest Du nicht selbst aus den wenigen Strichen, mit denen ich oben den Quirinal-Platz skizzirt, ahnest Du nicht den ganzen überwältigenden Reichthum, welchen dieses Rom dem Reisenden zu bieten hat, und siehst Du nicht ein, daß dieser Reichthum Wunderdinge selbst in der kältesten Brust erzeugen muß? Denke nur: in der Mitte ein Obelisk, ein Gegenstand, der die Aussicht über das ganze phantastische Aegypten öffnet. Siehst Du nicht den trägen Nil und die fetten Maisfelder; und dort, in der Ferne, die kahlen Granitgipfel, diese sonnenverbrannten Riesenblöcke; siehst Du nicht die Pyramiden und die Sphinxe, die halb begraben im Sande liegen und mit ihren scharfen Blicken unverwandt dem glühenden Simoun ins Auge starren; denkst Du nicht an seine Götterwelt, die mit ihren Thierköpfen so stupid aussieht? — und nun die Jünglinge neben dem Obelisk, versetzen sie Dich nicht in Griechenlands ganzes Mythenleben? — und diese Namen, Phidias und Praxiteles, zeigen sie Dir nicht das Zeitalter des Perikles, mit seinem Alcibiades und seiner Aspasia? — und jener Palast, der Quirinal? steht nicht die Geschichte des Katholizismus und Papstthums an seinen Mauern geschrieben? — und der Platz selbst, den einst Konstantin's Bäder bedeckten, — o, welch ein Bild! Was hast Du wohl in unserem Norden, das Du ihm an die Seite setzen kannst?

M a n n i g f a l t i g e s.

— Ampère und die Mittwochs-Gesellschaft in Berlin. Seine erste persönliche Begegnung mit Chamisso erzählt Ampère in dem von uns neulich erwähnten Artikel folgenderweise: „Im Jahre 1827 befand ich mich in Berlin. Freunde führten mich in eine literarische Gesellschaft, die sich jeden Mittwoch in einem Garten mitten unter dicht belaubten Bäumen *) versammelte und den anspruchslosen Namen „Mittwochs-Gesellschaft" führte. Eine originelle Idee lag derselben zum Grunde: man wollte sich mit allen literarischen Erzeugnissen, bald nachdem sie erschienen waren, beschäftigen; nur die Werke der Gesellschafts-Mitglieder waren ausgeschlossen; von ihnen durfte niemals die Rede seyn. Die Gründer der Gesellschaft hatten derselben die Eitelkeits-Bestrebungen und die egoistischen Streitigkeiten ersparen wollen, die sonst mit solchen Vereinen verbunden zu seyn pflegen und ihre Zwecke völlig aufheben. Der Gedanke zu einer so von Eigenliebe ganz freien Institution konnte wohl nirgend anders als in Deutschland gefaßt werden, und auch dort, glaube ich, ist jene Gesellschaft bereits eingegangen. **) Ich befand mich also eines Mittwochs in dem Garten, in welchem sie sich wöchentlich versammelte. Ich fand dort zum größten Theil junge Männer, die bereits einen literarischen Ruf hatten: den Trauerspieldichter Raupach ***), Stieglitz, Holtei, Willibald Alexis, der eben das Publikum mit einer Nachahmung Walter Scott's getäuscht hatte und dessen schriftstellerischer Ruf bald noch mehr wachsen sollte, Uechteritz, den Verfasser von „Alexander und Darius"; und mit ihnen manche ältere Freunde; Varnhagen, einen Mann von Welt und Geschmack, den Gatten der berühmten Rahel; Hitzig, den gelehrten Kriminalisten und populairen Biographen von Werner und Hoffmann. Hitzig stellte mich einem seiner Freunde vor, der mehr als irgend ein Anderer in der Gesellschaft das hatte, was wir in Frankreich eine „Deutsche Tournure" nennen; er war groß und hager, lange Haare hingen über seine Schultern herab, sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck von Wohlwollen und Festigkeit, etwas Zartes und Starkes, Abgespanntes und Kühnes zugleich. Unsere Unterhaltung begann in Deutscher Sprache; der Mann redete mit einer merkwürdigen Energie des Ausdrucks, aber, wie mir schien, mit einiger Anstrengung und einem für mich neuen Accent. †) Ich meinerseits konstruirte im Schweiße meines Angesichts jene mühseligen Deutschen Perioden, deren jede den lebenden Pyramiden gleicht, welche die Mitglieder einer Aequilibristen-Familie, Einer auf den Anderen sich stellend, zu bilden pflegen, wobei die kleinen fingerhohen Worte, die Partikeln, die das Verbum modifiziren, an die äußerste Spitze der Periode kommen, eben so wie die Kinder die Spitze der Pyramide bilden. Während wir dergestalt redeten, brach auf einmal ein Dritter, der es zufällig hörte, in lautes Gelächter aus und rief: „Meine Herren, machen Sie sich's bequem und sprechen Französisch." — Der Mann mit der hohen Gestalt und den langen Haaren war mein Landsmann; es war der treffliche, von der Natur auf seltene Weise ausgestattete, aber vom Schicksale lange verfolgte Mann, dessen bewegtes Leben ich hier skizziren will; ein Französischer Emigrant war es und ein Preußischer Offizier, ein Edelmann und ein Liberaler, ein Dichter und ein Botaniker, der einen fantastischen Roman und die Reise um die Welt gemacht hatte; es war ein Deutscher, geboren in Frankreich, kurz es war Chamisso."

*) Im sogenannten Kämperschen Lokale.

**) Wir glauben, sie existire noch, obwohl allerdings ohne sich sehr bemerklich zu machen oder überhaupt von Einfluß auf das literarische Leben Berlins zu seyn. Denn gerade der Gedanke, den Herr Ampère so originell findet, ist ganz geeignet, ihr alles lebhaftere Interesse zu rauben, das in literarischen Vereinen eben nur aus der Weckung und Mittheilung eigener Productionen entspringt. Eine Gesellschaft jener Art muß nothwendig bald zur bloßen Lese-Gesellschaft werden, die, so ehrenwerth und löblich sie an und für sich auch seyn mag, doch auf die Bezeichnung „literarisch" keinen Anspruch hat.

***) Der Verfasser der „Erdennacht" und des „versiegelten Burgemeisters" war wohl schon im Jahre 1827 nicht mehr zu den „jungen Männern" zu zählen.
D. R.

†) Chamisso, der so trefflich Deutsch schrieb, hat sich doch von einigen Gallicismen nie ganz frei halten können; so sagte er immer: „nach mir" (selon moi) statt: „meiner Ansicht nach". Nicht drei Sätze vermochte er zu sprechen, ohne merken zu lassen, daß er Franzose sey.
(Anmerk. des Herrn Ampère.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 29. Mai 1840.

Rußland.

Der 1. Mai in Katherinenhof.

In die Reihe der ältesten Traditionen gehört auch die in St. Petersburg herrschende Sitte, den Sommer am 1. Mai mit einer Promenade nach Katherinenhof zu beginnen, die stets stattfindet, selbst wenn es unglücklicherweise an diesem Tage, wie dies fast immer geschieht, stark regnet, oder heftig stürmt, oder unerträglich kalt ist und die niedrige Lage von Katherinenhof so wie das um diese Zeit stattfindende Austreten des Wassers die Promenade eben nicht begünstigen. Diese Promenade hat jedoch eine ganz besondere Bedeutung, welche einigermaßen die Vorliebe des Publikums für den Ort erklärt.

Am 1. Mai 1703 rückte nämlich das Preobrashenskische Leib-Garde-Regiment, welches den Zarewitsch Alexei Petrowitsch in seinen Reihen zählte, in die am Einfluß der Ochta in die Newa liegende Festung Nienschanz ein. Nachdem die Belagerungs-Arbeiten am 30. April Mittags beendigt worden waren, forderte Scheremetiew, welcher das Belagerungs-Corps kommandirte, den Schwedischen Kommandanten von Nienschanz auf, sich auf ehrenvolle Bedingungen zu ergeben, erhielt jedoch abschlägliche Antwort und befahl daher, sogleich das Feuer aus allen Geschützen zu eröffnen. Die Schweden erwiederten dasselbe mit gleicher Heftigkeit, und bereits hatte die Kanonade von 7 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens gedauert, als die Garnison sich erst in Unterhandlungen einließ. Peter der Große selbst wohnte als Capitain der Bombardier-Compagnie des Preobrashenskischen Regiments, unter dem Kommando des Ober-Befehlshabers, der Belagerung bei. Am 1. Mai kapitulirte Nienschanz endlich und erhielt hierauf als eroberte Festung den Namen Schlotburg.

Während der Zar aber am 2. Mai, nachdem er dem Allerhöchsten für den erlangten Sieg ein Dankgebet gehalten, mit der Besichtigung der Festung beschäftigt war, meldete die Garde-Compagnie, welche er selbst wenige Tage zuvor zur Vertheidigung der Newa-Mündungen auf die heutige Gutujew-Insel geführt hatte, das Erscheinen der Schwedischen Flotte. Die Schweden aber, welche weder von der Einnahme von Nienschanz, noch von der Ankunft Russischer Truppen Kenntniß hatten, thaten ihre Ankunft durch Kanonenschüsse kund.

Peter ließ daher, um sie in ihrem Irrthume zu erhalten, durch Kanonenschüsse antworten, und wirklich gelang diese List vollständig. Am 5. Mai Abends nämlich wurde vom Schwedischen Admiralschiff eine Schaluppe in die Newa geschickt, um Lootsen zu holen, und sorglos stiegen die auf der Schaluppe befindlichen Matrosen und Soldaten an das Land. Einer derselben wurde sogleich eingefangen und sagte aus, daß der Vice-Admiral Nummers, welcher das Jahr vorher im Ladoga-See von dem Okolnitschei Apraxin geschlagen worden war, das angekommene Geschwader befehlige. Bald nach der Schaluppe näherten sich auch noch der „Astrel", ein Schooner von 14 Kanonen, und die „Gedana", ein Boot von 10 Kanonen, von der Schwedischen Flotte der Mündung der Newa und gingen, in Erwartung der Lootsen, der Einfahrt der Großen Newa gegenüber vor Anker.

Peter der Große beschloß nun, aus diesem Umstande den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, und fuhr noch an demselben Abend, mit Erlaubniß des Feldmarschalls, indem er Menschtschikoff, als Oberlieutenant der Bombardier-Compagnie, mit sich nahm, mit einem Theil der Garde auf 30 Kähnen nach den Newa-Mündungen, in der Absicht, mit Einbruch der Nacht die beiden Schwedischen Schiffe zu überfallen.

Die mit Wald bedeckten Ufer, an denen die Flotille vorüberfuhr, gaben das düstere Bild einer wilden und öden Natur. Jene Waldungen und moorigen Sümpfe erstreckten sich damals noch über den ganzen Flächenraum, auf welchem das heutige Petersburg und seine schönen Umgebungen liegen. Ortschaften sah man selten, und diese bestanden nur aus elenden Dörfchen von halbverfallenen Hütten, in denen nur arme Fischer und Lootsen lebten.

Das Wetter, welches anfangs still und heiter war, begünstigte Peter's Unternehmung nicht; nach und nach erhob sich jedoch der Wind, die Wolken zogen sich zusammen, und bald nach Mitternacht goß vom undurchdringlichen Himmelszelt der Regen in Strömen herab.

Nachdem Peter den Angriffs-Plan gemacht und die Flotille in einer Bucht hinter der Insel Witzsar aufgestellt hatte, wartete er den günstigsten Zeitpunkt ab und überfiel in der Finsterniß und dem Sturm einer wahrhaft Ossianischen Nacht den erstaunten Feind zugleich vom Meere und vom Lande her. Das Beispiel des Anführers begeisterte die Untergebenen. Unter einem Kugelregen, welcher nicht nur von den angegriffenen Schiffen her die Flotille überschüttete, sondern auch von dem zurückgebliebenen Geschwader, welches sofort unter Segel ging, um den Angegriffenen zu Hülfe zu eilen, — erstiegen die Russischen Krieger die Schiffe, und zwar war der Zar, eine Bombe in der Hand tragend, der Erste auf dem Schiffe, so daß nach wenig Minuten beide Fahrzeuge in seiner Gewalt waren!

Der General-Admiral Golowin, als erster Kanzler des St. Andreas-Ordens, legte hierauf für den erfochtenen Sieg die Zeichen dieses Ordens dem Zaren und seinem Liebling Menschtschikoff an. Die Offiziere und Soldaten aber, welche an diesem Gefechte Theil genommen hatten, erhielten Medaillen mit dem Bildniß des Zaren.

Acht Jahre nach diesem Ereigniß wurde der erste der außerhalb des neuentstandenen Petersburgs von Peter dem Großen erbauten Paläste auf derselben Insel Witzsar errichtet, in deren Angesicht der Zar jenen Sieg im Jahre 1703 erfochten hatte. Der Kaiserin Katharina I. zu Ehren aber wurde dieser Palast Katherinenhof genannt und derselben geschenkt. Er bestand jedoch anfangs nur aus einem hölzernen zweistöckigen Hause ohne Flügel, welche erst unter der Kaiserin Elisabeth Petrowna angebaut wurden. Doch wurde vor demselben auch gleichzeitig ein Kanal gegraben, der bis zu der Fluß-Mündung führte, und ein kleiner Hafen für geringe Fahrzeuge angelegt.

Dies ist die Entstehung von Katherinenhof. Doch würde die Geschichte der weiteren Entwickelung desselben hier zu weit führen. Der größte Theil der Einwohner Petersburgs erinnert sich noch der Wiedererstehung oder, besser gesagt, der im Jahre 1824 vollendeten Umgestaltung von Katherinenhof, welches seitdem oft und vielfach in Versen besungen und eine der schönsten Promenaden Petersburgs, namentlich aber zur Sommerszeit, an Sonntagen die Lieblings-Partie der genügsamen Bevölkerung von Kolomna und den angränzenden, von den Kamennoi-, Jelagin- und Krestowski-Inseln entfernteren Stadttheilen geworden ist. Die Haupt-Promenade nach Katherinenhof findet jedoch immer am 1. Mai und am ersten Pfingst-Feiertage statt, und zwar ist die erstere derselben, welche ihre ursprüngliche Entstehung der Feier des Anfangs Mai daselbst erfochtenen glänzenden Sieges verdankt, die bedeutendste und selten mit einer der anderen Petersburgschen Promenaden zu vergleichen. (C. H.)

Italien.

Das innere Sicilien und der Schwefelhandel.

(Fortsetzung.)

Der Bergmeister ist ganz so unabhängig wie ein Arbeiter, besitzt aber den Stolz eines Beamten, der sich für unentbehrlich hält; dieser Mann gehört zu einer gefährlichen, kühnen Art Menschen, welche die Grubenarbeiter ganz nach ihrem Belieben leiten und jeden Augenblick bereit sind, sich zu Häuptlingen einer Bande aufzuwerfen. Auf Kosten der Besitzer und der Pächter der Schwefelgruben erwerben sie sich einen gewissen Wohlstand und spielen zur Zeit der Erneuerung der Pachtverträge eine große Rolle. Die Aufseher erhalten 3 bis 4 Tari; sie haben weiter nichts zu thun, als die Zugänge der Minen zu bewachen, dem Eindringen der Fremden zu wehren und die Arbeiter am Verlassen ihrer Arbeit zu hindern. Diese Letzteren, welche meistentheils aus Schanzgräbern bestehen, sind durchweg lasterhaft und roh; wenn sie nicht arbeiten, was wohl das Jahr hindurch an 150 Tagen stattfindet, so treiben sie sich in den Dörfern umher, schlafen auf den Landstraßen und überlassen sich allen möglichen Ausschweifungen. Ferner giebt es unter den Grubenarbeitern noch arditori oder Brenner, die 3 Tari erhalten; trombatori oder Pumper, die durch die Wirkungen des Gases beim Arbeiten der Pumpen großen Gefahren ausgesetzt sind und oft von Blindheit befallen werden; endlich noch eine große Anzahl von Kindern, die zu den leichteren Arbeiten angestellt sind, deren Anblick aber mitleiderregend ist. Zu den Leuten, die von der Schwefel-Ausbeutung leben, kann man noch die bordonari rechnen, welche den Schwefel-Transport nach den Küsten besorgen. Es giebt wenig Minen, bei welchen diese Transport-Kosten mehr als 6 Tari für den Cantaro betragen, die Einschiffungs-Kosten machen gewöhnlich einen Tari für den Cantaro aus. Ohne die Vor-

donari miteinzurechnen, kann man annehmen, daß die Sicilianischen Schwefelgruben auf eine Bevölkerung von 2 Millionen wohl ungefähr 20,000 Personen beschäftigen. Bei dem Ruhen jeder Arbeit in denselben wird aber das öffentliche Elend durch diesen Zuwachs von Müßigängern aufs schrecklichste gesteigert.

Ich habe gezeigt, daß England und Frankreich für Sicilien die Hauptausmündungen des Schwefels sind, und wirklich beschäftigen sich auch nur Französische und Englische Gesellschaften hauptsächlich mit dem Sicilianischen Schwefelhandel. Die anderen Mächte nehmen fast gar keinen Theil an der Ausfuhr, denn die Vereinigten Staaten, die nächst England und Frankreich den größten Antheil beziehen, entnahmen in den Jahren 1833 nur 8133 Cantaren, und 1834 nur 14,621, während Frankreichs Verbrauch, der sonst geringer als der Englands war, für diese Jahre auf, 201,200 und 296,820 Cantaren steigt, was 1,207,200 und 1,780,920 Kilogramme ausmacht; der Werth dieser Ausfuhr beträgt im ersteren dieser Jahre 2,874,839 Franken und im letzteren 3,570,120. Man ersieht hieraus, daß die Frage wegen des Schwefelmonopols fast einzig und allein England und Frankreich angeht, und daß dieses letztere, selbst wenn man die Angelegenheit nur aus dem Gesichtspunkte des Handels betrachten wollte, unmöglich bei dem sich gleichgültig verhalten kann, was jetzt zwischen dem Englischen Ministerium und der Neapolitanischen Regierung verhandelt wird. Die Schwefel-Ausfuhr hatte in den letzten Jahren 600,000 Cantaren, also 4,800,000 Kilogramme betragen; es war aber fast noch um ein Drittel mehr gewonnen worden, und es stand ganz im Belieben der Spekulanten, welche den Ueberrest sehr billig ankauften, die Preise des Schwefels niederzudrücken. In Folge dessen fanden auch in den Preisen der verwichenen Jahre die ungeheuersten Schwankungen statt, und die Pächter der Minen verlangten alle nach einer Maßregel, die den Werth ihrer Produkte nur einigermaßen feststelle. Noch während meines Aufenthalts in Sicilien schlug eine Gesellschaft unter den Namen Tair, Aycard und Compagnie, zu der Sicilianische und Neapolitanische Kapitalisten gehörten, dem Könige eine General-Pacht des Schwefels vor und bat selbst um die Konzession dazu. Ihr Vorschlag wurde modifizirt, und man kam überein, daß sie sich zu folgenden Bedingungen verpflichten solle: für ihre Rechnung die 600,000 Cantaren, die jährlich von dem auswärtigen Bedarf absorbirt wurden, aufzukaufen; für dieselben einen bestimmten Satz zu zahlen, der den Schwefel-Eigenthümern einen mittleren Preis von 2 Dukaten 30 Grän für den Sicilianischen Centner sichern solle; diesen Letztern eine Entschädigung von 2 Franken 15 Centimen für den Cantaro zu gewähren, falls die von ihnen gewonnene Quantität Schwefel mehr betrüge als die 600,000 Cantaren, für die ihnen ein bestimmter Preis von der Compagnie Tair garantirt worden; den Produzenten des Schwefels und Allen, die damit Handel trieben, die direkte Ausfuhr vollkommen freizustellen, jedoch mit dem Beding, daß der Compagnie für jeden Cantaro eine Entschädigung von 8 Franken 80 Centimen gezahlt würde; ein Maximum für die Preise festzustellen, zu welchen die Compagnie ihren Schwefel an das Ausland verkaufen wolle; beständig in den Sicilianischen Häfen einen Reservefonds von 150,000 Centnern zu halten und dem Könige beider Sicilien eine jährliche Abgabe von 400,000 Dukati zu zahlen. Diese 400,000 Dukati waren nach dem Kontrakte dazu bestimmt, ein Defizit von 500,000 Dukati zum Theil zu decken, welches in den Neapolitanischen Finanzen durch eine Ermäßigung von 4 Tari auf die Salma Getraide verursacht war, die der König auf die Mahlsteuer bewilligt hatte, so daß der Bruch dieses Kontraktes den König nöthigen würde, die Mahlsteuer in Sicilien wiederherzustellen, um jenes Defizit auszugleichen. Die Compagnie sollte sich unter Anderem auch dazu verpflichten, eine Schwefelsäuren-Fabrik einzurichten und Sicilianische Lehrlinge dabei anzustellen; außerdem mußte sie noch einige andere Bedingungen der Art eingehen. Am 4. Juli 1838 wurde dieser Kontrakt veröffentlicht, und bis Ende August war der Schwefelhandel noch gänzlich frei gegeben. Ungefähr 380,000 Cantaren wurden noch auf diese Weise ausgeführt.

Die Vortheile und Nachtheile dieses Kontraktes stellen sich sogleich heraus. Einerseits stehen die Preise für die Produzenten fest; der Verkauf, selbst über die jährliche Ausfuhr von 600,000 Cantaren hinaus, ist ihnen gesichert, da sie eine Entschädigung erhalten, welche die Entwerthung des den ausländischen Bedarf übersteigenden Drittels verhindert; die direkte Ausfuhr steht frei, da 150,000 Centner zu diesem Behuf aufgespeichert seyn müssen, ohne jenes Drittels zu gedenken, mit dem die Produzenten nach ihrem Belieben schalten konnen, nachdem sie schon eine Entschädigung von 2 Franken 15 Centimen für den Cantaro bezogen haben; andererseits aber ist die direkte Ausfuhr einer ansehnlichen Steuer zu Gunsten der Gesellschaft unterworfen, und bei der Bestimmung des Maximums der Verkaufspreise können arge Mißbräuche vorfallen. Die Produzenten beklagen sich jedoch nicht, und es scheint im Gegentheil, daß gerade sie die Aufrechthaltung dieses Kontraktes verlangt haben.

Obgleich die Unterhandlungen geheim gehalten wurden, so war doch zur Zeit meiner Reise nach Neapel schon etwas davon verlautet, und der Französische Geschäftsträger, so wie der Englische Gesandte, Herr Temple, wurden bald davon unterrichtet. Mit vereinten Kräften wirkten sie auf die Verhinderung des Kontrakts-Abschlusses hin, der aber dessenungeachtet vom Könige von Neapel und der Sicilianischen Consulta ratifizirt wurde. Die Steuer von 8 Franken 80 Centimen, womit der Cantaro Schwefel bei seiner Ausfuhr von Sicilien belegt war, verursachte in Marseille und in England große Bewegung, denn täglich liefen dort Klagen von den in Sicilien sich aufhaltenden Englischen Spekulanten ein, welche der Gedanke empörte, einer Französischen Gesellschaft steuerpflichtig zu seyn. Der Französische Kriegs-Minister beschwerte sich gleichfalls über die erhöhten Schwefel-Preise, wodurch die Pulver-Fabrikation gehemmt wurde, und der Französische Geschäftsträger in Neapel wurde mit einer Reclamation gegen das Monopol beauftragt. Seine Note enthielt jedoch nichts als eine einfache Vorstellung, und bis dahin gingen England und Frankreich in dieser Sache ganz gleichen Schritt und handelten in völligem Einverständniß.

Diese Unterhandlungen trugen noch einen freundschaftlichen Charakter. Die Neapolitanische Regierung erwiederte darauf, daß sie sich nur ihres Vorrechtes bedient und einen Akt innerer Verwaltung vollzogen, indem sie eine Steuer auf die Schwefel-Ausfuhr gelegt, und daß kein Dritter sich in ihr Abkommen mit der Gesellschaft Tair zu mischen habe; doch verweigerte die Neapolitanische Regierung nicht ganz bestimmt die Aufhebung der Abgabe, und die Gesellschaft selbst zeigte sich bereit, dieselbe so zu vermindern, daß ein Fallen der Preise dadurch bewirkt würde.

So standen die Sachen, als das Englische Kabinet die Frage mit einem Mal unter einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten schien und sich, wie es heißt, über den Bruch seines Handels-Vertrages mit der Neapolitanischen Regierung beklagte, eines Vertrages, welcher den Englischen Unterthanen die Handels-Vortheile der begünstigtsten Nation zusicherte. Der Bruch eines Vertrages aber begründet einen *casus belli*. Eine in diesem Sinne von Herrn Temple überreichte Note wurde von dem Könige wie eine Drohung aufgenommen, die er zurückzuweisen sich berechtigt glaubte, und daraus folgte der Bruch, dessen nähere Umstände zu Jedermanns Wissen gelangt sind. Die Frage ist eine der wichtigsten geworden, und sie erstreckt sich viel weiter als auf den Schwefelhandel und auf den größeren und geringeren Wohlstand Siciliens.

So eben empfange ich aus Neapel eine Broschüre, die aus offizieller Quelle herkommen soll, und in der That scheint sie mir das Werk eines jener zahlreichen und geschickten Italiänischen Rechtsgelehrten zu seyn, die ihre Einsicht und ihre Gelehrsamkeit täglich zur Verfügung der Neapolitanischen Regierung stellen. Die Vertheidigung ist lebhaft und gedrängt, und es fragt sich, was die Englischen Kron-Juristen darauf antworten werden, nachdem Lord Palmerston so ehrenhaft eingewilligt hat, die Frage auf anderem Wege als mit Kanonen abzumachen. Da uns die von England angenommene und von Herrn Guizot so glücklich und so geschickt angebotene Vermittelung Frankreichs jetzt einen friedlichen Ausgang dieser Angelegenheit hoffen läßt, so wollen wir diese Rast zu einer Erörterung der Neapolitanischen Regierungs-Schrift benutzen.

Die Neapolitanische Regierung behauptet gleich zuerst, es sey unrichtig, daß irgend ein zwischen dem König beider Sicilien und Großbritanien geschlossener Vertrag auch nur in einem Punkte gebrochen worden; ferner hätten die Englischen Kaufleute gar keinen Grund, sich als Engländer für beleidigt in ihren Rechten zu halten, und ihre Klagen in Bezug auf den *casus foederis* seyen also durchaus ungerecht. Wenn das Dekret des Königs beider Sicilien, — ich folge hier beständig jener halb offiziellen Broschüre, — den Interessen des Grundbesitzes in Sicilien geschadet hat, oder denen der Schwefelgruben-Besitzer, oder, wie sich die Note des Herrn Temple ausdrückt, „allen denjenigen, welche Handel in den beiden Sicilien treiben, mögen sie nun Engländer, Sicilianer oder Andere seyn“, so haben Alle, die sich beeinträchtigt glauben, das Recht, den Beistand der Regierungsgewalt in Anspruch zu nehmen und vom Könige beider Sicilien zu fordern, daß er ihre gefährdeten Interessen in Schutz nehme. Die Neapolitanischen Grundbesitzer und Kaufleute haben dies schon gethan, und der König, der ihren Vorstellungen ein geneigtes Ohr lieh, hat seinen Minister-Rath beauftragt, zu untersuchen, ob die Beschwerden der Grundbesitzer und der Handeltreibenden gegründet sind; doch muß man nicht vergessen, daß die Sicilianischen Eigenthümer selbst die Aufrechthaltung des Kontraktes verlangen. Nach der Meinung jenes offiziellen Schriftstellers also handelt es sich bloß darum, zu erforschen, ob durch den Schwefel-Kontrakt wirklich Englands Rechte gekränkt seyen, ob ein Vertrag gebrochen ist, und ob die Engländer, die sich hierbei nicht als einen Theil der Handeltreibenden in Sicilien, sondern ganz insbesondere als Engländer betrachtet wissen wollen, in der That wohl Grund haben, diesen Kontrakt als Verletzung eines errungenen Rechtes anzusehen.

Der Vertrag von 1816 enthält nur zwei Stipulationen. Die erste, die in den Artikeln 1, 2, 6, 7 und 8 und in einem Zusatz-Artikel entwickelt wird, lautet so: „An die Stelle der bis jetzt von England innegehaltenen Privilegien, welchen es entsagt, tritt die Begünstigung einer Zoll-Verminderung von 10 pCt. auf die Einfuhr Englischer Waaren.“ Die zweite Stipulation, welche in den Artikeln 3, 4 und 5 entwickelt wird, stellt die Bedingungen fest, unter welchen die Britischen Unterthanen in dem Königreiche beider Sicilien Handel treiben dürfen. Im 3ten Artikel verspricht Se. Sicilianische Majestät, daß die Unterthanen Großbritaniens in seinen Staaten keinen strengeren Durchsuchungen und Behelligungen von Seiten der Douanen unterworfen seyn sollen, als seine eigenen Unterthanen. Der 4te Artikel stellt fest, daß die Englischen Unterthanen, wie die begünstigtste Nation behandelt werden sollen, nicht bloß rücksichtlich ihres Eigenthums, sondern in Bezug auf alle ihre Handelsgegenstände und auf die Zölle und Gebühren, die für die Einfuhr-Artikel zu entrichten sind. Der 5te Artikel sichert den Britischen Unterthanen die Freiheit zu, überall in den Staaten des Königs beider Sicilien umherzureisen und sich aufzuhalten, und genehmigt, daß die polizeilichen Vorsichts-Maßregeln für sie diejenigen seyn sollen, welche für die begünstigtste Nation in Ausübung gebracht werden. Es wird ihnen gleichfalls bewilligt, Häuser und Magazine inne zu haben und über ihren Besitz, welcher Art er auch seyn möge, durch Verkauf, Schenkung, Tausch oder Testament zu bestimmen, ohne daß ihnen die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt werden soll. Von jedem

Militairdienst zu Lande oder zu Wasser sollen sie frei seyn; ihre Häuser, Magazine und dergleichen sollen respektirt werden; man soll ihre Register und ihre Rechnungen keiner willkürlichen Beaufsichtigung unterwerfen dürfen, sey es auch unter dem Vorwande eines allerhöchsten Befehls, und eine solche Prüfung soll nur in Folge eines gesetzlichen Richterspruchs der kompetenten Tribunale stattfinden können. So lautet der Kontrakt, weiter steht nichts darin, — (sagt die Broschüre) — nicht mehr, nicht weniger; non vi si troverà che ciò, nò più nè meno.

Welches ist nun die Klausel, fügt das Dokument hinzu, wodurch die Rechte der Engländer in den Häfen und auf dem Grund und Boden beider Sicilien festgestellt sind? Es ist dies keine andere als die gewöhnliche Klausel, welche beständig die Basis aller Handelsverträge bildet, seit das Staats-Recht mit Abscheu jene Vorrechte verwarf, die einer Nation auf Kosten der anderen bewilligt werden, eine Klausel, welche die allgemeine Richtschnur und Gränze aller Zugeständnisse ist, die man beim Handel zwischen befreundeten Nationen bewilligt, nämlich wie die begünstigtste Nation behandelt zu werden. Schon Mably hat in seiner Abhandlung über das Europäische Völkerrecht gesagt: „Alle Handelsverträge scheinen aus derselben Form gegossen zu werden, seit sich die Mächte auf den Fuß gestellt haben, sich gegenseitig alle die Vortheile zu gewähren, welche sie in Zukunft der begünstigtsten Nation zugestehen möchten.“ Es ist klar, daß diese Klausel, mit welcher eine neue Aera beginnt, als Uebergang vom System der Privilegien zum System der Gleichheit gedient hat, und daß sie dem System der Gegenseitigkeit die Bahn eröffnete.

Der fremde Diplomat oder Rechtsgelehrte, der die Denkschrift verfaßt hat, führt hier verschiedene Autoritäten an, namentlich Vincens, welcher die Meinung ausspricht, daß, wenn zwei kontrahirende Parteien erklären, sich gegenseitig so wie die begünstigtste Nation behandeln zu wollen, sie dadurch dem Recht entsagen, einander eine Abgabe aufzulegen, die nicht allgemein für alle Nationen auferlegt wäre; so daß ein solcher Fall stattfinden müßte, wenn von einer Verletzung des Traktats von 1816 die Rede seyn sollte. Die Geschichte der Handelsverträge, besonders in der Zeit, wo die Privilegien noch gäng und gäbe waren, bietet eine Unzahl von Stipulationen dar, die als Verletzungen des Rechts, auf gleichem Fuß mit der begünstigtsten Nation behandelt zu werden, zu betrachten seyn würden. Die bekannte Klausel des Traktats von Methuem, — es ist immer der fremde Schriftsteller, der hier spricht, — des Traktats von Methuem vom Jahre 1703, durch welchen England die Zulassung der Portugiesischen Weine gegen die Hälfte des Zolls bewilligte, den die Französischen Weine bei ihrer Einfuhr in England zu entrichten hatten, diese Klausel wäre eine Traktat-Verletzung gewesen, wenn damals ein Traktat, wie der von 1816, zwischen Frankreich und England bestanden hätte. Der Traktat von 1787, durch welchen Rußland darein willigte, den Einfuhrzoll auf die Neapolitanischen Weine um ein Drittel zu erniedrigen, und die Neapolitanische Regierung, den Zoll auf Russisches Leder um 6 pCt. herabzusetzen, so wie der Traktat von 1798, durch welchen Rußland die Hälfte des Zolls auf Oel, Indigo und Taback, aus Portugal kommend, herunterließ, während die Portugiesische Regierung eine ähnliche Reduction auf die Russischen Produkte bewilligte, diese Traktate waren mit den in den meisten jetzigen Verträgen enthaltenen Stipulationen in Betreff der begünstigtsten Nationen nicht vereinbar. Also, fährt der Verfasser der Denkschrift fort, inwiefern konnte der Schwefel-Kontrakt derartige Traktate verletzen? Die wesentlichen Stipulationen dieses Kontrakts belaufen sich auf zwei. Die erste beschränkt das Recht der Eigenthümer und schreibt ihnen gewisse Gränzen in ihrer Ausbeutung vor; die zweite nöthigt sie, das Mineral ausschließlich an eine Compagnie zu verkaufen, jedoch mit der Befugniß, sich durch Zahlung einer Prämie hiervon zu befreien. Ein casus foederis würde dann vorhanden seyn, wenn das Recht, alleiniger Käufer zu seyn oder eine Prämie zu erheben, nicht einer Privat-Compagnie, sondern einer anderen Nation bewilligt oder wenn irgend eine Nation von den durch diesen Kontrakt allen ohne Unterschied, sogar den Sicilianern selbst, auferlegten Klauseln ausgenommen wäre. Worüber haben also die Engländer sich zu beklagen? Worin bestehen ihre Klagepunkte? Die Regierung beider Sicilien hat einer Compagnie das Schwefel-Monopol bewilligt. Gut; aber welche Nation ist vor England durch den Schwefel-Kontrakt begünstigt worden? Sind durch das Privilegium die Engländer vom Schwefelhandel ausgeschlossen, so sind es auch die Franzosen, die Schweizer, die Amerikaner und selbst die Sicilianischen Unterthanen. Das Privilegium spricht von einer Compagnie, nicht von einer Nation. Die Denkschrift behauptet also, daß der König, indem er dies Privilegium bewilligte, eine Handlung der inneren Verwaltung vorgenommen habe; sie erklärt, daß Englands Reklamation die Souverainetäts-Unabhängigkeit des Königs beider Sicilien angreife, und beruft sich in dieser Hinsicht auf Klüber's Zeugniß.

Die Denkschrift fragt weiter: Was hat der König beider Sicilien gethan, indem er einer Compagnie ein Monopol bewilligte? Er hat ganz einfach seine Macht als unabhängiger Regent seines Königsreichs ausgeübt; er hat eine Maßregel ergriffen, welche die Klugheit oftmals den Regierungen anrieth. Diese Maßregel kann zeitgemäß oder nicht seyn, vortheilhaft oder nachtheilig für den Sicilianischen Handel; aber man kann nicht sagen, daß sie die Rechte irgend einer fremden Nation verletzt. Uebrigens, — und ich mache dies mit Vergnügen bemerklich, — zeigt sich der offizielle Verfasser dieser Denkschrift, die doch von der Neapolitanischen Regierung zum wenigsten gebilligt und offen unter ihren Auspizien publizirt wurde, keinesweges als ein Vertheidiger der Monopole. Er citirt sogar Grotius und Vattel, von denen der Eine zwar die Monopole einräumt, ohne sie jedoch gerade zu rechtfertigen, der Andere aber sie als im Allgemeinen den Rechten der Bürger zuwider betrachtet und nur zugiebt, daß unter gewissen Verhältnissen die Kräfte der Einzelnen nicht ausreichend seyen, und daß sich dann natürlich Compagnieen unter dem Schutz der Regierung bildeten. So entstanden die großen Gesellschaften, welche den Handel des Orients ausbeuteten. Es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß dieses Citat auf die Ostindische Compagnie geht.

Doch kehren wir zu der Schwefel-Compagnie und ihrem Vertrage zurück. Was die erste Klausel dieses Kontraktes betrifft, welche dem Recht der Eigenthümer, die Ausgrabungen nach ihrem Belieben auszudehnen, Gränzen setzt, so beruft sich die Regierung auf alle Grundsätze, die bei der Verwaltung von Bergwerken befolgt werden, auf das Zeugniß der Englischen Kaufleute selbst, die im Jahre 1833 die Schritte veranlaßten, durch welche man die Sicilianische Regierung auf die Nothwendigkeit einer Einschränkung der Gruben-Arbeiten aufmerksam machte, und, sollte man es glauben? auf das im Juli 1791 von der konstituirenden Versammlung erlassene Dekret, welches als Prinzip aufstellte, daß die Bergwerke und Gruben Privat-Eigenthum seyen, jedoch mit der Bedingung, daß sie zur Verfügung des Staates stehen müßten und nur mit seiner Bewilligung und unter seiner Aufsicht ausgebeutet werden konnten. „Will man auch dabei bleiben“, so lautet der ziemlich energische Schluß dieser Denkschrift, „daß die Bewilligung des Schwefel-Privilegiums durchaus nachtheilig für England sey, so wird man sich doch fragen müssen, ob denn der Souverain beider Sicilien etwa sein Königreich zum möglichsten Vortheil Englands verwalten müsse? Ist der König beider Sicilien vielleicht der Minister des Vereinigten Königreichs Großbritanien und Irland? Nein, noch ist das Königreich beider Sicilien keine Englische Faktorei. Die Pflicht der Sicilianischen Regierung gegen England besteht darin, den Handel aufrecht zu erhalten und den Englischen Unterthanen vollkommene Rechts-Gleichheit mit den begünstigtsten Nationen zu gewähren, und das hat sie gethan. Man sagt, jene Maßregel sey verderblich für Sicilien. Woher aber ist die Englische Regierung berechtigt, sich zum Richter über die Verwaltung des Königreichs beider Sicilien aufzuwerfen? Doch zum Schluß. Die Regierung dieses Landes hat in diesem Fall ihr Souverainetäts-Recht ausgeübt; sie hat gethan, was sie zu thun berechtigt war, und die Frage hinsichtlich der Aufrechterhaltung oder Annullirung des Schwefel-Kontrakts kann wohl vor das Forum der Politik, der inneren Verwaltung und des Haushalts, aber niemals vor das Forum des Völkerrechts gezogen werden.“ Endlich wird in einer Nachschrift eine Stelle aus dem zuletzt von Herrn Mac Gregor der Regierung beider Sicilien vorgeschlagenen Entwurf zu einem Handels-Traktat angeführt, dessen 12ter Artikel festsetzte, daß die beiderseitigen Unterthanen der kontrahirenden Parteien in ihrem Handel durch kein Monopol gestört werden sollten, ausgenommen für das Königreich beider Sicilien die Regale der Spielkarten, des Tabacks, des Salzes und des Schießpulvers. „Diejenigen also“, fügt die Denkschrift hinzu, „welche im Jahre 1840 die Einschaltung dieses Artikels vorschlugen, mußten doch wohl wissen, daß sie denselben im Jahre 1816 nicht durchgesetzt hatten.“ Und dies Argument erscheint in der That ziemlich schlagend.

Allerdings können die Engländer anführen, daß, da der 5te Artikel des Handels-Traktats von 1816 ihnen das Recht zusicherte, über ihr Eigenthum ohne Hindernisse zu verfügen, die Neapolitanische Regierung dies Recht nicht beschränken durfte, wie sie es doch that, indem sie die Pächter der Schwefelgruben hinderte, ihre Produkte nach freiem Belieben auszuführen; aber dann würde immer noch die wichtige Frage zu entscheiden seyn, ob durch Handels-Traktate, die solche Stipulationen enthalten, das souveraine Recht, die Steuern zu erhöhen oder herabzusetzen, beschränkt werden könne. Ein Stoff zu Kontroversen wäre auch die Bewilligung eines Monopols zu Gunsten einer Compagnie, die dadurch gewissermaßen zu einer noch privilegirteren Klasse erhoben wird, als die begünstigtste Nation, und die Rechtsgelehrten würden zu entscheiden haben, ob man sich an den Buchstaben des Traktats halten müsse, der für die Sicilianische Regierung spricht, oder an den Geist desselben, der wohl im Sinne der Reclamationen Englands ausgelegt werden könnte, mit welchem hier auch die anderen Nationen, namentlich Frankreich, ein gemeinsames Interesse haben. Es handelt sich also um einen Handels-Prozeß, um eine kommerzielle Entscheidung, und es hieße mit aller Gewalt von der Sache abspringen wollen, wenn man mit einem Krieg begänne, wie es der Englischen Regierung untergelegt worden.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Giftschlangen Hindostans.

Von einer Britischen Dame.

Auf einer Reise in Hindostan ist derjenige, der einer Abtheilung Militair, die ihr bisheriges Cantonnement mit einem neuen vertauscht, sich anschließen kann, zwar vor Tigern und anderen Raubthieren sicher; aber giftige Schlangen bedrohen ihn fast an jedem Rastorte, da die Zelte gewöhnlich abseits von der Landstraße in wenig besuchten Gegenden aufgeschlagen werden. Ich saß eines Tages mit Mistreß M., der Gattin eines Capitains von der Infanterie, in ihrem Schlafzelte; ihre drei Kinder, von denen das Eine noch sehr klein war, hatten sich eben auf Matratzen am Boden schlafen gelegt, als eine große Cobra Capella (eine der giftigsten Schlangen), die etwa vier Fuß lang seyn mochte, hereinkroch, sich um das Lager herumwand und zwischen zweien der Kinder liegen blieb. Ich kann das Entsetzen nicht beschreiben, von dem wir Beide, besonders aber meine Freundin, ergriffen wurden; es hatte zum Glücke die Wirkung, daß

wir ganz verstummten; denn der schwächste Schrei oder die leiseste Bewegung würde höchst wahrscheinlich den Tod eines der Kinder zur Folge gehabt haben. Etwa fünf Minuten lang blieb die Schlange ruhig; dann setzte sie sich wieder in Bewegung und kroch durch die entgegengesetzte Thür aus dem Zelte. Jetzt erst konnte Mistreß M. einen durchdringenden Schrei ausstoßen; ich für meinen Theil sprang auf, eilte hinaus und rief um Hülfe. Ein Soldat kam herbei und tödtete die Schlange, die erst eine kurze Strecke weit fortgekrochen war.

Eines Morgens hatten wir eben unsere Station erreicht, und da mein Zelt noch nicht ganz im Stande war, so frühstückte ich mit Mistreß S., der Gattin des kommandirenden Offiziers. Meine Freundin wollte andere Kleider anziehen, die man unter die Matratze ihres Palanquins gelegt hatte; als aber die Kleider weggenommen waren, bemerkten wir mit großem Schrecken eine Schlange, die zum Knäuel geballt auf dem Boden des Palanquins lag. Mistreß S. hatte während eines Marsches von eilf Engl. Meilen drei Stunden lang über dem gräßlichen Thier liegend geschlafen, ohne Etwas zu ahnen! Auch in den Cantonnements sind die Schlangen sehr zahlreich. Ich saß eines Abends auf meinem Balkon, als plötzlich eine Schlange von ungefähr drei Fuß von dem Dache, wo sie zwischen Schmarotzer-Gewächsen versteckt gewesen, dicht an meinem Stuhle sich herunter schnellte. Oberst B., der zufällig bei mir saß, hatte zum Glück einen leichten Stock in der Hand, womit er dem Thiere einen Streich versetzte, daß es auf der Stelle todt blieb. Bei einer anderen Gelegenheit weckte mich eines Morgens mein kleiner Sohn mit dem Angstgeschrei: „Steh' auf, Mutter! um Gottes Willen! eine große Schlange!“ Ich fuhr im Bette empor und erblickte das Ungeheuer, das sich gemächlich um den Bettpfahl wand, während sein spitzer Kopf mit dem züngelnden Maule wohl einen Fuß hoch über das Bett emporragte. Als die Schlange getödtet war, fand sich's, daß es eine Cobra Capella von 6 Fuß 2 Zoll gewesen.

Ein Offizier hatte den grillenhaften Gedanken gefaßt, eine Anzahl Schlangen bei sich zu unterhalten und, wo möglich, zu zähmen. Die Schlangenfänger brachten ihm Exemplare von allerlei Spielarten, die aber zuvor durch Ausreißen der Giftzähne unschädlich gemacht waren. Zwei bis drei Jahre lang hatte der Offizier diese Liebhaberei getrieben; eines Tages aber, als er eben seine Schlangen in gewohnter Weise mit Milch fütterte, biß ihn eine derselben in die Hand. Er untersuchte sie und bemerkte, daß ihr Giftzahn wieder gewachsen war und eine neue Quantität Gift angesammelt hatte. Sogleich ließ er die ganze Schlangen-Zunft, die er mit solchem Eifer gepflegt, umbringen; aber leider! zu spät; denn er selbst starb zwei Tage darauf, trotz aller Gegengifte, welche die Aerzte von Madras und von Palaweram, wo sein Regiment kantonnirte, an ihm erprobten. In den meisten Fällen erfolgt der Tod schon wenige Stunden nach empfangenem Bisse; jener Offizier mußte vermuthlich deswegen ein paar Tage lang leiden, weil die zweite Absonderung des Giftes in ihren Wirkungen schwächer seyn soll, als die erste.

Es ist interessant, den Schlangenfängern zuzusehen, wenn sie des giftigen Wurmes sich bemeistern. Sie überfallen das Thier unversehens, fassen mit der linken Hand den Schwanz und fahren mit der Rechten am Rücken hinauf bis zum Halse. Sobald sie die Kehle gepackt haben, lassen sie den Schwanz los. Die gewürgte Schlange windet sich um den Arm und, wenn sie lang genug ist, auch um den Körper des Mannes; dabei streckt sie ihre gespaltene Zunge heraus und zischt fürchterlich. Jetzt wird ihr Giftzahn vermittelst einer langen Kneipzange ausgebrochen; und dann ist sie unschädlich, wenigstens so lange, bis der Zahn wieder gewachsen ist. Die ganze Operation ist sehr gefährlich; denn wenn die rechte Hand des Schlangenfängers über den Hals hinweg gleitet, so daß er die Kehle nicht packen kann, so vermag Nichts, den armen Teufel zu retten, der um einige Pence sein Leben wagt.

Es ist eine eben so merkwürdige, als unbestreitbare Thatsache, daß die Cobra Capella durch Musik angelockt wird; daher begleitet den Schlangenfänger gewöhnlich ein Knabe, der auf einer Art von Flöte spielt. Die Schlange folgt dem Knaben gern nach und scheint sehr befriedigt; sobald er aber mit Pfeifen aufhört, erhebt sie den Kopf, als wäre sie über die plötzliche Pause ungehalten. Einst saß ich auf einem offenen Balkon, der nur um ein Paar Stufen über den Garten erhöht war, und spielte auf meiner Harfe. Während meines Spiels hatte sich eine Schlange eingefunden, die bis auf die zweite Stufe kroch und daselbst eine Zeit lang unbemerkt liegen blieb. Ein Herr, der zu Pferde in den Garten kam, bemerkte das Thier und winkte mir, ich möchte fortspielen, weil er die Schlange gern beobachten wollte. Ich klimperte noch einige Minuten, binnen welcher Zeit die Schlange vollkommen ruhig blieb; dann brach ich plötzlich ab; sogleich reckte sie den Kopf in die Höhe, schnellte sich eine Weile auf den Stufen hin und her und kroch dann in ein benachbartes Gebüsch. Der Herr war unterdeß abgestiegen, kam zu mir und bat mich, die Harfe wieder vorzunehmen, um den tödtlichen Feind in sein eigenes Verderben zu locken. Ich that ihm den Gefallen; die Musik hatte dieselbe Wirkung wie zuvor, und das arme Geschöpf wurde bald darauf getödtet.

Es giebt außer der Cobra Capella noch viele Schlangen, deren Biß tödtlich ist, die aber selten ihre Dickichte verlassen. Am bekanntesten sind: die sogenannte Teppich-Schlange, die grüne Schlange, und die Cobra Manilla. Die grüne Schlange verweilt gern auf Bäumen; vor ihr kann man noch weniger sich wahren, als vor den übrigen, weil sie die Farbe des Laubes hat. Die Cobra Manilla ist die kleinste Art dieser lebensgefährlichen Reptilien; sie wird nicht länger als ein Regenwurm.

In dem Kopfe der Cobra Capella findet man einen kleinen Stein oder Knochen, dem die Eingebornen große Heilkraft zuschreiben. Sie behaupten, diese Substanz ziehe alles Gift aus dem Theile, in welchen eine Schlange gebissen, und bleibe auf keiner Wunde liegen, die nicht Gift enthalte. Der Bediente eines Offiziers, welchen Letztern eine Cobra Capella gebissen hatte, war zufällig mit einer solchen Substanz versehen. Er drückte sie auf die Wunde, und in wenigen Augenblicken klebte sie an derselben fest. Als der Arzt ankam, ersuchten ihn die Bedienten alle, den Stein doch ja nicht wegzunehmen, indem ihr Herr sonst unfehlbar sterben würde. Der Arzt konnte zwar ihren Glauben nicht theilen; um aber die guten Leute nicht zu kränken, versprach er, den Stein unberührt zu lassen, und sagte, daß er nur ein Mittel gegen die Entzündung der benachbarten Theile, die schon sehr bedeutend war, anwenden wollte. Dieses Mittel hatte die Wirkung, daß der Stein von selber abfiel. Alle Anstalten, die man zur Rettung des Offiziers traf, waren fruchtlos; er verschied nach zwölf Stunden unter großen Qualen. Der Stein wurde in ein mit Milch gefülltes Becken gelegt und schwitzte sofort eine gelbliche Flüssigkeit aus, die an der Oberfläche sich sammelte. Diese Flüssigkeit mußte Gift seyn, denn ein Hund, dem man sie zu trinken gab, verendete nach wenigen Minuten. Ich erzähle nur eine Thatsache und will nicht behaupten, daß jene Substanz, wenn sie auf der Wunde geblieben wäre, den Offizier am Leben erhalten hätte; auch weiß ich nicht, ob derselbe Stein, ein zweites Mal angewendet, von gleicher Wirkung gewesen wäre.

Es giebt ein merkwürdiges kleines Säugethier, der Monguhs (Manguste, Ichneumon, Pharaons-Maus) genannt, welches ein noch unerforschtes Mittel besitzt, um den Biß der Giftschlangen — freilich nur ihm selber — unschädlich zu machen. Der Monguhs ist von aschgrauer Farbe und ähnelt einem Meerschweinchen. Er bekämpft und tödtet jede Schlange, ohne daß ihm ein Leid widerfährt. Empfängt er, was nicht selten geschieht, einen Biß, so eilt er dem ersten besten Gebüsch oder Wasser zu, verweilt daselbst einige Minuten und rückt dann von neuem gegen den Feind los. Fast immer gelingt es dem Monguhs, seinen Gegner zu tödten, und noch weiß man kein Beispiel, daß eines dieser Thierchen an den Folgen des Bisses gestorben wäre. Man hat mehrere Monghuse, die frisch aus dem Kampfe kamen und von der Schlange gebissen worden waren, getödtet und zerlegt, um, wo möglich, zu entdecken, was für ein Gegengift sie einnehmen; aber es ist keine Art von Substanz, die zu der Entdeckung führen konnte, in ihrem Magen vorgefunden worden. Der Monguhs ist übrigens ein ganz harmloses Geschöpf, das nur ausschließlich gegen Schlangen zu Felde zieht. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— **Britische Kunst-Ausstellung.** Die diesjährige Ausstellung in London wird wiederum sehr reich genannt, obwohl sie nur 1240 Nummern an Gemälden, Zeichnungen und Skulpturen, also lange nicht so viele Kunstwerke als die gewöhnlichen Ausstellungen in Berlin, zählt. Es haben jedoch dort an 700 Nummern zurückgewiesen werden müssen, und zwar wegen Mangels an Raum, denn die Englische Weltstadt besitzt kein anderes Lokal für ihre Ausstellungen, als ihre National-Galerie, was gerade so viel ist, als gäbe es in Berlin für das Museum und die Kunst-Akademie nur einerlei Räume, und dabei ist das zu beiden Zwecken in London bestimmte Haus weder mit dem einen noch mit dem anderen der genannten Gebäude in Berlin zu vergleichen. Es läßt sich denken, daß darum auch die Ausstellung nicht immer sehr vortheilhaft für die Kunstwerke sey; viele hängen so hoch, daß selbst das beste Auge sie nicht bequem übersehen kann, und andere wieder so niedrig, daß man hinknieen müßte, um die richtige Ansicht zu gewinnen. Die bekannteren lebenden Maler Englands haben fast sämmtlich zu der diesjährigen Ausstellung beigetragen. Man findet Gemälde von **David Wilkie**, der unter Anderem ein Bildniß der jungen Königin geliefert hat, das jedoch wenig anspricht; dagegen hat sich sein „Benvenuto Cellini, der dem Papste Paul III. eines seiner Kunstwerke überreicht“ die Aufmerksamkeit und den Beifall der Kunstkenner erworben. **Maclise** hat das „Gastmahl des Macbeth“ zum Gegenstand einer großartigen Darstellung gemacht. Banquo's Geist und der Eindruck, den diese Erscheinung macht, sind vom Künstler mit wahrhafter Meisterschaft behandelt, besonders da er sich die Aufgabe noch dadurch erschwert, daß er mehr als funfzig verschiedene Figuren auf die Leinwand gebracht hat. Von **Etty** und **Duncan** sind ebenfalls größere historische Gemälde da. **Landseer** hat eine Versammlung von Doggen gemalt, die sich mit parodirender Gravität über einen Gegenstand zu berathen scheinen, während ein Bull-Dog eben von einer Erhöhung herab eine Anrede bellt. **Mulready**, der, wie Maes in Rom und Magnus in Berlin, durch Licht-Effekte die Beschauer zu fesseln weiß, ist diesesmal mit seinen Wagnissen so weit gegangen, daß er Figuren dargestellt hat, die von der rothen Gluth eines Ofens wie überglast erscheinen. **Eastlake**, **Stanfield**, **Turner**, **Roberts** und **Collins** haben ebenfalls zahlreiche Beiträge und dadurch den Beweis geliefert, daß die Englische Malerschule hinter der Deutschen, Französischen und Niederländischen unserer Zeit nicht zurückbleiben will. Auch fehlt es auf der diesjährigen Ausstellung nicht an Werken Britischer Bildhauer; namentlich werden Arbeiten von Chantrey und von einigen Schülern Westmacott's sehr gerühmt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 1. Juni 1840.

Nord-Amerika.

Der Untergang dreier Amerikanischer Dampfschiffe.*)

Der Untergang der Dampfschiffe ist so gut wie immer der Nachlässigkeit der Schiffsmannschaft, oder dem fehlerhaften Bau der Dampfkessel, oder auch der schlechten Beschaffenheit der Schiffe zuzuschreiben. Bemerkenswerth ist es, daß in England derartige Unglücksfälle weit seltener vorkommen als in Nord-Amerika, denn während dort die Gesammtsumme aller verunglückten Dampfschiffe sich nur auf 23 beläuft, steigt sie in dem letzteren Lande auf 260, obschon die Zahl der Englischen Dampfböte die der Nord-Amerikanischen bei weitem übertrifft. Diese sind fast alle nur für die Fluß-Schifffahrt eingerichtet und so ziemlich unfähig, die See zu halten. Die Englischen Fahrzeuge dagegen sind für die Meer-Schifffahrt berechnet und übertreffen jene an Größe und Festigkeit. Vornehmlich tritt aber die Ueberlegenheit der Englischen Dampf-Flotte in den Kriegsschiffen hervor. Die Nord-Amerikaner besitzen nur ein einziges, die Engländer 66, und viele andere sind im Bau begriffen.

Um sich zu überzeugen, daß die Englischen Dampfschiffe eine ungleich größere Sicherheit gewähren als die Amerikanischen, braucht man nur einen Blick auf die nachfolgenden Zahlen zu werfen.

Zahl der Personen, welche auf den Dampfschiffen zu Schaden gekommen sind:

In England im Laufe von 10 Jahren	634
Mittlere Zahl	63
In Nord-Amerika in einem Jahre	1080

Diese Zahlen sprechen wohl laut genug.

Aus einem Berichte an den Kongreß der Vereinigten Staaten erhellt, daß die Zahl sämmtlicher in Nord-Amerika gebauten Dampfschiffe sich auf 1300 beläuft. Von diesen sind 260 verunglückt. Aus dem Berichte erhellt ferner auf das klarste, daß die meisten Unglücksfälle einzig und allein der Unvorsichtigkeit der Schiffsmannschaft und der schlechten Beschaffenheit der Schiffe zuzuschreiben sind, und daß sie leicht durch einige Achtsamkeit und Vorsicht hätten vermieden werden können. Einen Beleg hierzu, wenn es eines solchen bedarf, liefert die Erzählung der drei letzten Unglücksfälle, welche in Nord-Amerika vorgekommen sind.

1) Der Brand des „Ben Sherwood".

Am Sonntage den 6. Mai 1837, erzählt ein Reisender, der sich auf diesem Schiffe befand, sollte der „Ben Sherwood" von Neu-Orleans abgehen. Die Passagiere, die sich an Bord befanden, trafen mancherlei Vorkehrungen zu einer Reise, die von einiger Dauer seyn sollte, ohne die geringste Besorgniß in sich aufkommen zu lassen. Hier ordneten junge Frauen ihre Sachen, dort liefen muntere Kinder umher oder schauten mit der Sorglosigkeit ihres Alters dem Räderschlage und dem Wellengeschäum zu. In der Kajüte gingen die Passagiere von Zeit zu Zeit an die Fenster, um zu sehen, was draußen vorginge. „Sieh nur, Heinrich", sagte Einer, „da fährt der „Lexington" vorüber." — „Ich möchte wohl auf demselben seyn", antwortete das Kind mit träumerischer Miene.

Die Kajüte befand sich auf dem oberen Verdecke. Im Vergleich mit der Größe des Schiffes war sie von sehr beschränktem Umfange, weil dieses zu den Baumwollen-Schiffen gehörte. Diese werden so sehr überladen, daß nicht einmal das Verdeck frei bleibt. Ein solches Schiff kann 1500—2000 Ballen einnehmen. Da die Schifffahrt erst seit kurzer Zeit wieder eröffnet war und die meisten Dampfböte ihre Fahrten noch nicht begonnen hatten, so fand sich eine bedeutende Anzahl von Passagieren an Bord des „Ben Sherwood", was sonst schwerlich der Fall gewesen seyn würde, da derselbe überladen und von schwerfälliger Bauart war.

Der Himmel war heiter und wolkenlos; Hunderte von Zuschauern standen am Ufer, um ihren Freunden Lebewohl zu sagen oder ihnen Aufträge mitzugeben. Um 10 Uhr setzte sich der „Ben Sherwood" in Bewegung, anfangs mit der Langsamkeit und Würde des Schwans, dann aber durchschnitt er rasch die trüben Wellen des Mississippi, indem er dichte Rauchwolken zum Himmel aufsendete. Ein Mississippi-Dampfboot, welches 600 Tonnen und eine dieser Last angemessene Maschine enthält, ist ein Wunder der menschlichen Erfindungskraft. Man sehe es nur, gegen eine Strömung ankämpfend, die keine andere Kraft zu überwinden im Stande wäre, Tausende von Meilen durch unbewohnte Gegenden zurücklegen. Man sehe nur, wie es mit gleichmäßigem Schritte bald blühende Gegenden, bald unfruchtbare Ebenen oder ungeheure Sümpfe durchfliegt, in denen alles Leben erstorben zu seyn scheint, während es selbst alle Elemente der Thätigkeit in seinem Innern birgt. In der Stille der Nacht, wenn Niemand wacht, außer dem wachhabenden Offizier auf dem Verdeck, wenn kein Geräusch ertönt, außer dem Rauschen der Wellen, dann drängt sich dem Geiste der Vergleich zwischen der Größe der Kunst und der Größe der Natur auf.

Am Dienstag Abend kam ein anderes Dampfboot dem „Ben Sherwood" zuvor, weil dieser einige Zeit beim Fort Adams angehalten hatte. Als mehrere Passagiere ihr Bedauern darüber aussprachen, daß jenes früher in der Stadt Natchez ankommen würde, erklärte der Capitain, dies könne er nicht zugeben, und er werde dasselbe um jeden Preis einzuholen suchen. Sobald die Geschäfte beendet waren, wegen welcher der „Ben Sherwood" bei Fort Adams angehalten hatte, erging an die Schiffsmannschaft der Befehl, das Feuer stärker zu schüren und die größtmögliche Kraft anzuwenden. Zur Befeuerung ihres Eifers wurde den Arbeitern ein Faß Branntwein preisgegeben und ihnen gestattet, zu trinken, so viel sie wollten, woran sie es denn natürlich auch nicht fehlen ließen. Es war 11 Uhr Abends; der Capitain zog sich in seine Kajüte zurück; nur ein Offizier blieb auf dem Verdeck, um Wache zu halten.

Während das Boot die Entfernung von Fort Adams bis zur Mündung des Homochilla zurücklegte, entzündete sich das Holz, welches vor den Kesseln aufgeschichtet war, mehrmals, und der Brand wurde nur unvollständig gelöscht.

Als das Boot rasch längs der Ufer dahinflog, rief ein Neger von fern, daß das Holz sich entzündet habe. „Scheere Dich zum Teufel!" war die Antwort. — „O, Massa!" entgegnete der Neger, „wenn Sie sich nicht vorsehen, werden Sie früher als ich zum Teufel kommen." Indeß fuhr das Schiff immer weiter, indem es dichte Rauchsäulen zum Himmel aufschickte und bei jedem Räderschlage in seinen Grundvesten erbebte, denn die Bewegung war äußerst schnell. Es mochte ein Uhr Nachts seyn, als ein Passagier, der auf dem Verdeck stand, plötzlich aus dem Holzstoße eine Feuersäule hervorbrechen sah. Es wäre damals ein Leichtes gewesen, das Feuer zu löschen, aber was vermochte der gute Wille weniger Besonnenen! In wenigen Augenblicken nahm das Feuer mit furchtbarer Schnelligkeit überhand, und als der Capitain auf das Verdeck stürzte, stand es schon in Flammen. In kurzer Zeit verbreitete sich die Nachricht von der drohenden Gefahr. Vergeblich suchte der Steuermann das Ufer zu gewinnen, und da die Stricke des Steuers verbrannt waren, wurde das Schiff vom Strome fortgetragen, bis es auf einer Sandbank sitzen blieb.

Im ersten Schreck hatten sich einige Personen in eine Jolle geflüchtet, welche hinten angehängt war. Vergeblich bemühte sich ein Passagier, der weniger selbstsüchtig oder muthiger war, sie zu bereden, daß sie die Bote den Frauen und Kindern überlassen möchten. Statt aller Antwort ergriff einer sein Messer und durchschnitt die Stricke, an denen die Jolle befestigt war; in wenigen Augenblicken schlugen indeß die Wellen über dem Boote zusammen, und keiner von denen, die sich darauf befanden, wurde gerettet. Hierauf wurde das zweite Boot heruntergelassen, aber es füllte sich augenblicklich mit Wasser. Als diese letzte Hoffnung geschwunden war, entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Einen, und diese bildeten die Mehrzahl, stürzten sich in das Wasser, um dem Feuertode zu entgehen, Andere liefen in furchtbarer Aufregung hin und her. Von Zeit zu Zeit verkündete ein dumpfes Geräusch, daß der Fluß wieder ein Opfer aufgenommen habe. Das herzzerreißende Geschrei der Frauen und Kinder, die erstickende Hitze, welche immer weiter um sich griff, das Knarren der Räder, welche nicht gehemmt worden waren, und das schmerzliche Geheul der Pferde, welche von den Flammen ergriffen wurden, machten einen so furchtbaren Eindruck auf mich und prägten sich meinem Gedächtniß so fest ein, daß alle diese Töne noch jetzt oft mein Ohr umsummen.

Ich schwamm dem Ufer zu, mit einer Mutter und einem Kinde beladen. Zweimal sank jene, zweimal brachte ich sie wieder in die Höhe, aber meine Kräfte schwanden, und ich erlag unter dieser doppelten Last. Die Mutter bemerkte es: „Retten Sie mein Kind", rief sie mir zu, und mich loslassend, sank sie unter. Ihre Aufopferung begeisterte mich zu neuen Anstrengungen, und mit Aufbietung aller meiner Kräfte gelangte ich mit dem Kinde ans Ufer. Kurz vorher hatte sich das Dampfboot von der Sandbank losgemacht und

*) Aus dem „Diary in America", vom Capitain Marryatt.

schwamm, einer feurigen Kugel ähnlich, den Strom hinab. Die Unglücklichen, welche dasselbe noch nicht verlassen hatten, stürzten sich nun ins Wasser und verschwanden alsobald. Noch kurze Zeit, und das Geschrei der Ertrinkenden hatte aufgehört; es folgte eine noch schrecklichere Stille.

Ich saß am Ufer, in düstere Betrachtungen versenkt, als ein anderes Dampfboot sich der Unglücksstätte näherte und einige der Unglücklichen aufnahm. Ein anderes Dampfboot, der „Statesman", welches kurz nachher vorüberfuhr, rettete ebenfalls mehrere. Noch ein drittes Dampfboot steuerte auf das in Flammen stehende Schiff zu, ich glaubte, daß es demselben zu Hülfe kommen wolle; nachdem es aber mit den anderen einige Worte ausgetauscht, ertheilte der Capitain den Befehl, die Fahrt fortzusetzen, und die Wellen, welche unter dem Räderschlage aufrauschten, verschlangen mehr als Einen Unglücklichen, der vielleicht noch hätte gerettet werden können.

Meine Hände waren vom Feuer versengt, und der Schmerz brachte mich wieder zu mir selbst. Nun trat auch der Gedanke an meine beiden Schwestern und meinen Bruder, die ich während der Katastrophe aus den Augen verloren hatte, peinigend und ängstigend vor meine Seele. Indeß weinen konnte ich nicht; die Quelle der Thränen war versiegt. Auch die kleine Waise wimmerte in meiner Nähe, ohne daß ich auf ihre Klagen achtete. Plötzlich flammte ein heller Schein auf, es folgte eine furchtbare Explosion, und nun trat die tiefste Stille und völlige Dunkelheit ein.

Der Capitain Castleman verlor bei dem Brande des Schiffes seinen Vater und eines seiner Kinder. Diese Strafe seiner Unvorsichtigkeit könnte groß genug erscheinen; indeß bin ich dieser Ansicht nicht. Er sollte für die Sicherheit der Reisenden sorgen, die sich ihm anvertraut hatten. Er hat aber seine Pflicht nicht gethan und sich eines Verbrechens schuldig gemacht, für das keine Entschuldigung angeführt werden kann. Die Verwandten und Freunde von zweihundert durch seine Fahrlässigkeit Gemordeten schreien nach Rache.

Hiernach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Untergang des „Ben Sherwood" einzig und allein der Unvorsichtigkeit des Capitains Schuld gegeben werden muß, der das Dampfboot, das ihm zuvorgekommen war, um jeden Preis wieder einholen wollte. Dieser unglückselige Wetteifer hat übrigens schon mehr als einmal so traurige Folgen gehabt. Befremdend muß es jedenfalls seyn, daß man, um ein so geringfügiges Resultat zu erlangen, sich den größten Gefahren aussetzt. Wer sich indeß schon in einem ähnlichen Falle befunden hat, wird sich weniger darüber verwundern. Im ersten Augenblicke behält wohl das Gefühl der Furcht die Oberhand, und man zieht unbedingt die Demüthigung, zurückzubleiben, der gefährlichen Ehre, zuerst anzulangen, vor. Je länger indeß der Wettkampf dauert, desto hitziger werden die Passagiere, und endlich sieht man die Furchtsamsten den Capitain und die Arbeiter anfeuern.

Das Betragen des Capitains, der bei dem brennenden Schiffe vorüberfuhr, liefert einen neuen Beweis, wie wenig Werth man in Nord-Amerika auf das menschliche Leben legt. Diese Fühllosigkeit findet man in allen Klassen der Gesellschaft. Wie weit dieselbe geht, beweist folgender Zug: Auf einem Dampfboote entzündete sich das Holz, welches vor dem Dampfkessel aufgeschichtet war. Einer der Arbeiter schlief unterdessen ganz unbesorgt in seiner Hangematte. „Stehe auf", ruft ihm einer seiner Kameraden zu, „das Holz hat Feuer gefaßt." — „Ich wußte es, ehe ich mich schlafen legte", antwortete dieser, ohne sich von der Stelle zu rühren.

(Schluß folgt.)

Italien.

Das innere Sicilien und der Schwefelhandel.

(Schluß.)

Wenn man auch die ganze Wichtigkeit der merkantilischen Fragen für jedwede Zeit und besonders für die unsrige einräumt, wenn man auch weiß, daß diese Fragen für England von noch größerer Bedeutung sind, als für alle andere Nationen, so gab es doch noch andere Verständigungsmittel, ehe man zu feindlichen Demonstrationen schritt, und England selbst hat dies ohne Zögern anerkannt, indem es die friedliche Vermittelung der Französischen Regierung annahm.

Es ist oben von dem bedeutenden Antheil die Rede gewesen, welchen Frankreich an der Sicilianischen Schwefel-Ausfuhr nimmt. Der Französische Handelsstand, für den jenes Produkt so wichtig ist, und die Kriegs-Kommission hatten gleichzeitig dringende Vorstellungen gegen die durch den Kontrakt verursachte Preis-Erhöhung gemacht. Die Französische Regierung, die schon in eine ernste Mißhelligkeit mit der Regierung des Königreichs beider Sicilien verwickelt war, beschränkte sich darauf, eine Modifizirung jenes Kontrakts zu verlangen, und diese schon ziemlich vorgerückte Unterhandlung war nahe daran, den von Frankreichs Agenten ausgesprochenen Wünschen gemäß beendigt zu werden, als die Note des Herrn Temple dazwischenkam. Darauf soll ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Könige beider Sicilien und dem Repräsentanten Englands stattgefunden haben, und dieser Wortwechsel hätte vielleicht schon zu einem noch ernsteren Konflikte geführt, wenn nicht Frankreichs und Englands Eintracht, die sich glücklicher Weise seit kurzem wieder enger knüpft, einen ehrenvollen Weg zu einem Vergleich eröffnet hätte.

Doch selbst im Fall eines Angriffs von Seiten Englands wäre wohl noch kein Grund gewesen, eine ernstliche und sofortige Störung des Europäischen Friedens zu befürchten. Man hat sich in den hohen politischen Sphären oft gefragt, was aus einem Aufstand in Sicilien entspringen könnte, und die Europäischen Kabinette waren zur Zeit der Revolten, welche die Cholera zu Palermo, Catana und Syrakus veranlaßte, einen Augenblick sehr lebhaft mit dieser Frage beschäftigt. Nun wird man jetzt ohne Zweifel auch fragen, ob Sicilien wohl zu einem Aufstand bereit wäre, und ob die dort sich befindenden Mißvergnügten die Gegenwart einiger Englischer Schiffe benutzen würden, um die gelbe Fahne aufzupflanzen, die im Jahre 1837 gegen die Neapolitanische Regierung erhoben wurde? Ohne mich nun gerade auf politische Prophezeiungen einlassen zu wollen, wie der selige Abbé de Pradt, glaube ich doch, wenn ich Sicilien richtig beobachtet habe, als ich es besuchte, daß diesmal Europa, wenn England nicht förmlich darauf ausgeht, von dorther nicht wird beunruhigt werden.

Sicilien verdient das lebhafteste Interesse. Man braucht es nur zu durchfliegen, um zu sehen, daß der Himmel, der ihm eine so schöne Lage zwischen drei günstigen Meeren gegeben, diese Insel zu Frieden und Wohlfahrt auserkoren hat. Dies reiche Emporium, diese ergiebige Kornkammer des Alterthums, sollte nicht ein Land des Elends und der Hungersnoth seyn, dieser Boden, der mit so großmüthigem Zins wiedergiebt, was man ihm leiht, diese Insel, die Honig, Zuckerrohr, Maulbeeren, Baumwolle, Tabak, Hanf und Getraide aller Art hervorbringt, auf der alle Schätze des Mineralreichs in Ueberfluß vorhanden sind, kann nicht zur unfruchtbaren Haide werden, zu einem Lande, das seine Einwohner nicht zu ernähren vermöchte, es müßte denn Verrath an allen ihren Geschicken denkbar seyn. Zudem ist das Sicilianische Volk stolz, kühn und brav, es steht an natürlichem Verstande hinter keiner Nation zurück, es ist nicht falsch und grausam, wie man wohl gesagt hat, sondern nur verlassen und unglücklich. Man denke nur seiner, man lindere seine Noth, und man wird es zu seinem wahren Charakter zurückführen; statt die Anhänglichkeit zu nähren, die es noch zu Afrika, seinem ältesten Vaterlande, hinzieht, wird es zu Europa sich hinneigen, dessen schönstes, edelstes Blut in seinen Adern fließt. Neapel verdankt der Insel Sicilien seine tapfersten Offiziere, seine besten Seeleute; es empfängt von Sicilien einen Theil seiner Hülfsquellen; es hat also gegen sich selbst die Pflicht, nach den Ursachen des Unglücks seines armen Brudervolks zu forschen, die Heilmittel ausfindig zu machen und ihm den Rang zurückzugeben, der ihm in dem Verein der beiden Staaten gebührt. Ein Land, in welchem die Souveraine Neapels zweimal eine Zuflucht gefunden, welches sie mit Ehrerbietung in ihrem Mißgeschick aufnahm, darf gewiß in ihrem Herzen nicht hinter ihren anderen Besitzungen zurückstehen. Und dies ist auch sicherlich nicht der Fall, aber freilich harrt es noch auf kräftigere Beweise von dem Wohlwollen seiner Regierung, und da es diese verdient, da man ihm die vollständigste Gewährung derselben doppelt schuldig ist, so darf für die Insel eine bessere Zukunft gehofft werden; ich weiß sogar ganz bestimmt, daß sie seit zwei Jahren der Gegenstand wohlthätigster Fürsorge von Seiten König Ferdinand's ist. Als ich die unglücklichen Exzesse in Sicilien im Jahre 1837 sah, schrieb ich sie keinesweges allein der damaligen Verwaltung dieser Insel zu, sondern rechnete einen Theil der Schuld auf frühere Verhältnisse und auf die Verrückung der Interessen, welche durch übereilte und unvollständige Reformen hervorgebracht war. Als ich nun vollends die Ursachen des Sicilianischen Aufstandes, seine Hülfsmittel und Tendenzen näher prüfte; als ich dieselben von einigen Schweizer Soldaten besiegt und von einem Ende der Insel zum anderen ohne Schwierigkeit entwaffnet sah; als ich am Tage nach dem Aufruhr den Haß von Stadt gegen Stadt noch eben so lebhaft fand wie zur Zeit der Spanischen Herrschaft, die verschiedenen Volksklassen eben so gespalten wie die verschiedenen Munizipalitäten, den Adel eben so erschrocken über die Entfesselung des Volkes wie bei den Unruhen von 1820, wo Palermo auf eifrigen Betrieb des Fürsten Paterno, des beliebtesten und patriotischsten unter den Sicilianischen Edelleuten, seine Thore den Neapolitanischen Truppen öffnete; als ich zu Messina verweilte, wie es gerade darüber jubelte, daß von der anderen Seite der Meerenge ein Neapolitanischer Civil-Gouverneur herankam, statt des Palermitanischen, den es gehabt, und dem man, seiner Herkunft wegen, die Einsicht, Thätigkeit und Hingebung, welche er zu Gunsten der Stadt entwickelte, nicht verzeihen mochte; da konnte ich an die baldige Wiederkehr einer ähnlichen Bewegung nicht glauben, noch weniger an eine längere Dauer und ernstere Haltung derselben, wenn sie ja sich wiederholen sollte. Ueberdies wären jetzt die Verhältnisse nicht mehr dieselben, und wenn nicht geradezu eine offene Besetzung Siciliens von Seiten einer fremden Macht stattfindet, so wird gewiß nichts die Sicilianer bestimmen, die Wechselfälle von 1837 und 1820 noch einmal durchzumachen.

Im Jahre 1820 hatte Neapel selbst eine Revolution. Die Erinnerungen an die Verfassung von 1812 waren noch ganz frisch, der Adel war unzufrieden, seine Lehns-Vorrechte verloren zu haben und doch zugleich derjenigen beraubt zu seyn, die ihm der neue Zustand der Dinge verlieh; die Liberalen von Neapel, welche die Freiheit und Unabhängigkeit für sich allein wollten, hatten sich darauf versessen, die Stempel- und Konskribirungs-Gesetze aufrecht zu erhalten; Alles trug dazu bei, einen Aufstand in Sicilien zu erregen; er erhob sich; aber die Ausschweifungen des Pöbels vereinigten bald Adel und Bürgerschaft dagegen, und mit Hülfe dieser beiden Klassen wurden die Bande wieder geknüpft, welche Sicilien an die Regierung von Neapel fesselten, und die Autorität der letzteren von neuem anerkannt. Im Jahre 1837 spielte, wie schon gesagt, die Cholera eine große Rolle bei der Empörung. Das Volk dachte nur an die Cholera, der Adel hielt sich fern, und die öffentliche Ordnung wurde fast ohne Mitwirkung der Neapolitanischen Truppen wiederhergestellt. Die harten Maßregeln, welche hierauf folgten, sind ohne Zweifel zu bedauern; wir haben aber auch in Frankreich gesehen, daß die Regierungen in solchen Fällen nicht immer im Stande sind, mit Milde zu verfahren.

Wenn sich die Neapolitanische Regierung fortan nur ernstlich mit der Zukunft dieses Landes beschäftigt, so wage ich zu behaupten, daß fremde Kriegsflaggen sich immerhin vor seinen Häfen zeigen können, sie werden Niemandes Treue erschüttern. Maßregeln, wie die partielle Aufhebung der Mahlsteuer, sind dazu geeignet, solche Resultate herbeizuführen, und es giebt deren noch andere, die der Zustand des Landes nahe genug legt. Die Sicilianer sind bessere Seeleute, als die Einwohner des Königreichs Neapel; sie studiren das Seewesen mit größerem Ernst. Nach der Entfernung der Engländer eigneten sie sich mit viel Geschick deren Vorzüge im Marinedienst und Schiffsbau an. Das Königreich Neapel hat Ueberfluß an Bauholz, aber es ist porös, berstet leicht und erfordert viel Sorgfalt, und auf allen Fahrzeugen, die aus einheimischem Holz gebaut sind, und auf denen bloß der Mast aus Venedig oder Riga herrührt, eignen sich die Sicilianer besser zur Bemannung als die Neapolitaner. Die Neapolitanische Regierung, die ihre Marine verbessern zu wollen scheint, wird nun den Gährungsstoff auf Sicilien noch bedeutend vermindern, wenn sie diese seit zwanzig Jahren so vernachlässigte seemännische Bevölkerung mehr zu beschäftigen sucht. Straßen, Fabriken, Grubenarbeiten und Aufmunterung des Ackerbaus, das sind die Mittel, um Sicilien völlig zu beruhigen; dann wird es für Europa nicht mehr ein Gegenstand der Besorgnisse seyn. England hat nicht sehr lebhafte Erinnerungen bei der Sicilianischen Bevölkerung zurückgelassen; in Palermo und Messina denkt man des Sir William Bentinck eben so wenig wie des Admiral Vivonne. In der letzteren Stadt, wo die Engländer lange verweilten, haben sie eine kleine Straße von Messina nach dem Faro angelegt, deren sie zum Transport ihrer Lebensmittel bedurften. Dies ist das einzige Denkmal, welches von ihrem Aufenthalt in Sicilien zurückgeblieben. Sympathieen für England und Frankreich sind also in Sicilien fast gar nicht vorhanden. Zwar wird seit der Besetzung Algiers und seit Zerstörung des Seeraubes, durch den die kleinen Sicilianischen Fahrzeuge und besonders die Korallenfischerei an der Afrikanischen Küste großen Schaden litten, der Französische Name von der Küstenbevölkerung Siciliens mit einiger Ehrerbietung genannt, aber das ist auch Alles. Wenn es eine Partei in Sicilien giebt, so ist es die der Unabhängigkeit, welche jedwede fremde Unterstützung zurückweist. Diese Partei steht indeß ganz abgesondert da, sie ist schwach durch ihren eigenen Ursprung, und es hängt von der Regierung beider Sicilien ab, sie noch mehr zu schwächen und abzusondern, wenn man von Neapel aus nur eifrig an der Verbesserung des Schicksals der Sicilianer arbeitet. (R. d. d. M.)

Frankreich.

Madame Pilau und die Französische Gesellschaft des 17ten Jahrhunderts.

Oft giebt uns die Geschichte von Personen, die sich wenig durch Verstand, Tugend oder gesellschaftliche Stellung auszeichnen, die schätzbarsten Winke über die Sitten und die Gesellschaft einer Zeit. Beau Brummel's Memoiren z. B. würden der Nachwelt ein besseres Bild von dem leichtfertigen Dandyismus der Zeit des Prinzen-Regenten in England geben, als die Biographieen von hundert bedeutenderen Personen, und die Sittenverderbniß, welche das Umsichgreifen des Spiels in den höheren Klassen der weiblichen Gesellschaft gegen Ende des letzten Jahrhunderts erzeugte, könnte uns nicht besser zur Anschauung gebracht werden, als durch eine treue Schilderung der Coterie Albina's, Gräfin von Buckinghamshire, oder eine Biographie der Lady Betty Luttrell, die ein verbrecherisches Leben damit schloß, daß sie die Straßen von Norwich segte zur Strafe für einen Schwindelstreich.

Auch für unsere Zeit könnten wir ein Dutzend lebende oder verstorbene Personen nennen, deren Geschichte und Charakteristik zur Beleuchtung der Regierungen der beiden letzten Englischen Könige mehr beitragen würde, als Alles, was von Hofdichtern gesungen oder von den Kabinets-Encyklopädieen und Pfennig-Magazinen, diesen privilegirten Chroniken des Wissenswerthen, gesagt worden. Gleichwohl wird die Nachwelt uns nach den verschwiegenen Blättern parteiischer Biographen beurtheilen und das neunzehnte Jahrhundert nur in der absichtlichen Stellung sehen, die es einnimmt, wenn es mit Bewußtseyn vor dem Maler sitzt.

Nichts ist ergötzlicher, als hier und da in der Tapisserie der Geschichte einen Riß zu entdecken, durch welchen uns Gelegenheit gegeben wird, zu untersuchen, wie es auf der anderen Seite aussieht. Wie freut man sich z. B., die glänzenden Zeiten Ludwig's XIV. und die steife Epoche Ludwig's XIII. ihrer Pracht und Steifleinwand entkleidet zu sehen in den Blättern eines nicht zünftigen Schriftstellers der Zeit. Wie unterhaltend und charakteristisch z. B. ist nicht das Leben der exzentrischen Madame Pilau!

„Aber wer", werden unsere Leser ausrufen, „wer in aller Welt war Madame Pilau? Wir hörten nie auch nur den Namen. Er ist weder von literarischem, noch von politischem Interesse. Das ist gewiß ein berühmter Marketenderinnen-Name!"

Und doch gab es eine Zeit, und das vor nicht mehr als zweihundert Jahren, wo Madame Pilau nicht kennen so viel hieß, als eine eigene Obskurität eingestehen. Das Erste, was man in Paris sagte, so oft etwas Außerordentliches vorfiel, war: „Was wird Madame Pilau dazu sagen?"

Während der Herrschaft des Kardinals Richelieu war Madame Pilau das privilegirte Orakel der Französischen Hauptstadt. Sie durfte Alles sagen, was ihr einfiel, weil ihr Nichts einfiel, was nicht werth war, gesagt zu werden. Sie war es, die alle Familienzwiste beilegte, alle Mißbräuche verspottete, alle eigensinnige alte Männer oder kapriziöse alte Weiber zur Vernunft brachte, kurz, sie war die allgemeine Friedensstifterin des Hofes und der Stadt.

„Um einen solchen Einfluß zu gewinnen", denken gewiß unsere Leser, „muß sie außerordentlich schön oder durch Geburt und Reichthum ausgezeichnet gewesen seyn."

Keines von Beidem: was ihr Aeußeres betrifft, so soll sie von frühester Jugend an das häßlichste Weib gewesen seyn, das man je gesehen. Sie wußte das und machte sich ein Vergnügen daraus, bei jeder Gelegenheit auf diese Häßlichkeit hinzudeuten. „Ich bin die einzige Frau in der Welt", pflegte sie zu sagen, „welche die zwei Plagen, Häßlichkeit und Alter, ohne Murren hingenommen hat."

Was ihre Familie betrifft, so war Madame Pilau die Tochter eines obskuren Advokaten und vermählt mit einem anderen. Sie scheint um das Jahr 1580 geboren zu seyn; denn bei der Krönung Ludwig's XIV. im Jahre 1650, wo sie ebenfalls figurirt, war sie mehr als 70 Jahr alt. Ein kleines Vermögen, das ihr eine gewisse Madame La Fosse, eine reiche Witwe von nicht bedeutendem Ruf, hinterlassen, erlaubte ihr, in der Gesellschaft zu erscheinen, und ihr munteres Temperament und ihre gefällige Laune machten sie bald zum allgemeinen Liebling. Ihr Gatte wohnte in dem fashionabelsten Viertel jener Zeit, auf der Rue St. Antoine, dicht an der Place Royale, und dies brachte sie in Verkehr mit der großen Welt.

Die Damen der Place Royale standen damals nicht im besten Ruf, und wenn wir den Liedern und Epigrammen ihrer Tage glauben dürfen, so war Madame Pilau, die ihre außerordentliche Häßlichkeit vor jeder galanten Beschuldigung rettete, eine böse Rathgeberin für die Frauen, die schöner und jünger waren als sie. Von der schönen Madame de Maison sang man, sie sey nicht mehr so grausam,

„Depuis qu'elle fût à St. Cloud
Avec Madame Pilau";

und von der berühmten Madame de Chalais erfahren wir:

„Brian soupire
Et n'ose dire
A la Chalais qu'elle fait son martyre,
Un moment sans la voir lui semble une heure
Et Madame Pilau veut qu'il en meure."

Die gute Dame jedoch scheint diese Anklagen energisch zurückgewiesen zu haben.

„Es ist nicht meine Schuld", sagte sie öffentlich zu dem Bischof von Langres bei einem großen Diner in seinem Hause, „daß es mit der Sittlichkeit der Place Royale so schlecht steht. Als ich zuerst in die Gesellschaft der Frau von Rohan und ihrer Freunde, die ich sehr angenehm finde, zugelassen ward, merkte ich bald, daß man eine Frau, die sich so wenig durch Geburt oder Schönheit empfahl, nicht ertragen würde, wenn sie als strenge Moralistin aufträte und sich fortwährend mit ihren Sittenpredigten aufdränge. Die, welche mich mit diesen Damen auf gutem Fuße sehen, sind so liebreich, zu schließen, daß ich in der That nicht besser als die Uebrigen bin, während, wenn die Wahrheit bekannt wäre, es sich fände, daß ich mehr Skandal verhindert habe, als sie ahnen."

Doch, wie sie selbst merken läßt, bezog sich Madame Pilau's Rath mehr auf die Beobachtung der äußeren Formen. Vorsicht und nicht Tugend war das, um was es ihr zu thun schien. „Warum in aller Welt kompromittiren Sie sich, indem Sie Ihrem Geliebten schreiben?" fragte sie Frau von Castille und Konsorten. — „Weil wir ohne einen Briefwechsel fürchteten, sie nicht besser als Kammerfrauen zu behandeln", war die Antwort.

Eine Korrespondenz war damals besonders fashionabel. Die meisten dieser gedankenlosen Frauen gehörten zu der Klasse des Hotel Rambouillet, deren Prätensionen auf Witz Molière in den „Précieuses Ridicules" so unnachahmlich gegeißelt hat.

Madame Pilau war besonders beliebt bei dem Kardinal Richelieu, der ihren scharfen Verstand sehr schätzte und besonders gern ihre Anekdoten über die großen Familien Frankreichs hörte. Was von ihren Bonmots auf uns gekommen ist, besteht in derbem Ausdruck der einfachsten Wahrheiten in einer von Delikatesse weit entfernten Sprache. Anna von Oesterreich, die sie oft in ihre Privatzirkel einlud, pflegte über ihre Ausfälle herzlich zu lachen, und als die alte Dame einmal gefährlich krank ward, funfzehn Jahre vor ihrem Tode, pflegten der König und die Königin-Mutter auf ihrem Wege von Vincennes nach dem Louvre an ihrem Hause zu halten und sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Ihre Busenfreundin, die Fürstin von Guéménée, pflegte zur Königin zu sagen: „Lassen Sie Madame Pilau Ihre Majestät mit der und der Anekdote belustigen"; sie spielte dabei auf verschiedene Geschichten an, die sie im Arsenal, dem Rendezvous der Witzlinge und Fashionablen jener Zeit, erzählt hatte.

Während der Unruhen der Fronde versetzte die Furcht vor einer Blokade die Bewohner des Quartiers Saint-Antoine in die größte Bestürzung. Madame Pilau eilte zu dem Präsidenten de Chévry; dieser sagte ihr, daß die Feinde wirklich durch das Thor St. Antoine eindringen und ihre Kanonen so stellen würden, daß sie die ganze Straße bestreichen würden. — „Sorgt nicht", sagte Madame Pilau; „ich verkrieche mich in die krummen Querstraßen." Doch vermochte sie endlich der Präsident, ihr Haus zu verlassen, und da ihr Mann seit Jahren bettlägerig war, so nahm sie vor ihrer Entfernung zärtlichen Abschied von ihm. „Ich bin genöthigt, mich nach dem anderen Ende der Stadt zu flüchten", sagte sie. „Du, mein lieber Mann, hast nichts zu fürchten. Wenn die Truppen in Dein Zimmer kommen, so brauchst Du nur die Augen zu schließen und Dich todt zu stellen." Diese List gelang vollkommen. Wenige Jahre darauf verschied Pilau wirklich und hinterließ seine Witwe in so glücklichen Verhältnissen, daß man sie von da ab nur „die verwitwete Pilau" (Pilau la douairière) nannte.

Sie hatte einen Sohn, der von pietistischer Geistesrichtung war. Sie wohnten zusammen, und statt mit ihrem Reichthum zu prunken, verschenkten sie große Summen an die Armen. Als ihr Sohn durch die Strenge seiner Frömmigkeitsübungen seine Gesundheit zerrüttete, rief Madame Pilau: „Mein lieber Robert, was willst Du mit allen diesen Anstrengungen? Suchst Du etwa einen Schritt über das Paradies hinauszukommen?"

Ihr Sohn war ihr in jeder Hinsicht eine Quelle von Verdruß. Ihr Haus war ein Muster von Reinlichkeit und Eleganz und von der feinsten Gesellschaft des Hofes besucht; aber Robert Pilau's Gewohnheiten brachten Alles in Verwirrung. — „Aergern Sie sich nicht, Mutter, mit dem Alter werde ich mich bessern", sagte er zu ihr, und er war damals schon 53 Jahr alt.

Einmal schenkte ihm seine Mutter einen hübschen Wintermantel, der zu seiner übrigen Kleidung so schlecht paßte, daß man ihn für einen Dieb hielt, der ein reiches Kleid gestohlen, und ihn auf der Straße so durchprügelte, daß man an seinem Leben verzweifelte. Robert Pilau's letzte Bitte war, daß die, welche ihm Unrecht gethan, nicht bestraft würden. Da er so exzentrisch war wie seine Mutter, hatte er sich eine große Sammlung von Beerdigungsinviten angelegt, den billets d'enterrement, die noch jetzt bei den Franzosen im Gebrauch sind.

Es machte Madame Pilau viel Spaß, wenn sie öffentlich einen Ausruf des Abscheus über ihre Häßlichkeit hörte. — „Ah, meine schöne Dame", sagte sie dann, „ich habe mich besser gehalten, als Sie es werden. So wie ich jetzt bin, war ich im funfzehnten Jahr. Welche von Ihnen wird im Alter von 70 Jahren dasselbe sagen können?"

In der „Clélie" des Fräuleins von Scudery kommt sie unter dem Namen der Arricidia vor als eine Person von eigenthümlicher Philosophie, aber dem höchsten Verdienst. Als sie die Verfasserin kurze Zeit nach dem Erscheinen des Werks besuchte, sagte sie: „Sie müssen in der That eine geniale Frau seyn, da Sie einen alten Lappen in einen goldenen Stoff verwandelt haben."

Madame Pilau ward oft von vornehmen Familien zu Unterhandlungen gebraucht, die mehr als gewöhnliche Kraft und Geistesgegenwart erforderten. „Wie werden die Leute von ihren Verwandten Gerechtigkeit erlangen, wenn Madame Pilau nicht mehr seyn wird?" pflegte die Herzogin von Aumont zu sagen. Nichts jedoch konnte sie vermögen, einen Dienstboten oder einen Handelsmann zu empfehlen: „Das sind Gefälligkeiten", sagte sie, bei welchen man darauf rechnen kann, es allen Parteien gleich unrecht zu machen." Ihre Dienste waren von höherer Art. Als der Herzog von Tresmes im 80sten Jahre dem Tode nahe war, konnte Niemand ihn bewegen, die letzten Pflichten der Religion zu vollziehen. Sein Sohn, der Marquis von Gesvres, wandte sich an Madame Pilau; diese besuchte den Kranken und obwohl die Aerzte sie schalten und sie „ihre Predigten für sich behalten" hießen, ließ sie nicht ab, bis sie ihren Zweck erreichte.

Oft gaben ihr auch ihre Freunde große Geldsummen zum Aufheben. Einmal vermißte sie von einer deponirten Summe fünfhundert Livres und entließ darauf eine Lieblingsdienerin, die einzige Person, die außer ihr zu dem Gelde Zugang hatte und ihre Nachforschungen übel aufnahm. Es fand sich hernach, daß der Eigenthümer des Geldes verstohlenerweise zurückgekehrt und die fehlende Summe weggenommen hatte, die er, nur in der Absicht, sie zu stehlen, wie er hernach, von Gewissensbissen getrieben, eingestand, zu ihr hingebracht. Madame Pilau rief sogleich ihre Dienerin zurück. „Ich habe Dich gut bezahlt, als ich Dich entließ", sagte sie, „damit es nicht heiße, ich suche Zwist mit einem von meinem Gesinde, um mich dann knauserig zu benehmen. Jetzt gebe ich Dir eine lebenslängliche Pension von 200 Livres zur Entschädigung für einen ungerechten Verdacht; willst Du jetzt in meinen Dienst zurückkehren, so will ich Deinen Lohn verdoppeln."

Als sie auf einem Besuch bei der Fürstin von Guéménée im Schlosse Meudon war, gab Servieu, der Ober-Intendant der Finanzen, ein ungeheuer reicher Mann von gleich großem Einfluß, ein prächtiges Fest, zu welchem Madame Pilau ihre Freunde, die Rohans, begleitete. Servieu, entzückt, eine so allgemein bekannte Person bei sich zu sehen, machte ihr endlose Dienstanerbietungen. „Behalten Sie Ihren guten Willen für die, welche ihn brauchen", sagte sie. „Robert Pilau und ich sind zu gut daran, um Ihrer zu bedürfen. Alles, was ich bitte, ist, daß Sie, wenn wir uns begegnen, so gnädig seyn mögen, wie Sie es in Meudon sind, denn von mir haben Sie nichts zu fürchten. Ich bin eine von den wenigen Personen, die nie etwas von Ihnen zu bitten haben, und bin wahrscheinlich die einzige in Frankreich, die dies so offen herauszusagen wagt."

Bei einem Besuch im Hôtel de Chaulnes that die Herzogin etwas, was sie beleidigte. „Weil Sie eine Herzogin sind und ich die Frau eines Advokaten, glauben Sie das Vorrecht der Impertinenz zu haben", rief sie; „aber entweder Sie behandeln mich mit der Achtung, die Sie ihrem Gast schuldig sind, oder ich setze nie wieder den Fuß in Ihr Haus. Ich bin in Geist und Verhältnissen unabhängig und mache mir wenig daraus, ob ich eine Herzogin mehr oder weniger unter meinen Bekanntschaften zähle." Kaum hatte sie das Hotel verlassen, als die Herzogin von Chaulnes ihr einen Entschuldigungsbrief schrieb, der in den zartesten Ausdrücken abgefaßt war.

Einen ähnlichen Vorfall hatte Madame Pilau mit Chavigny, einem der einflußreichsten Männer jener Zeit; seitdem behandelte sie derselbe mit der größten Ehrerbietung und erfüllte im Voraus alle ihre Gesuche. Der Kardinal de la Valette dagegen, den sie durch ihre offene Sprache beleidigt hatte, drohte, sie an das Bronzepferd auf der Mitte des Pont-Neuf anbinden zu lassen.

Während ihrer Witwenschaft bewarben sich drei Männer um die Hand der Madame Pilau. „Doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit thun, hinzuzufügen", pflegte sie zu sagen, wenn sie die Geschichte erzählte, „daß alle Drei in den „Petites Maisons" (im Irrenhause) gestorben sind." Einmal griff sie der Abbé de Lenoncourt in einer großen Gesellschaft mit schlechten Witzen an. „Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie durch ein Parlaments-Dekret verurtheilt sind, witzig zu seyn?" sagte sie. „Nur dies könnte Ihren Versuch entschuldigen." Als einmal ein Pfarrer von der Kanzel herab eine Reihe von Predigten gegen das Tanzen ankündigte, ging Madame Pilau zu ihm und rieth ihm davon ab. „Sie sprechen von etwas, wovon Sie nichts verstehen", sagte sie. „Sie waren nie auf einem Ball, ich war es, und ich kann Ihnen versichern, daß nichts Sündhaftes in der Sache ist, was Erwähnung verdiente."

So oft etwas Komisches in Paris vorfiel, pflegte Anna von Oesterreich zu bemerken: „Es wäre der Mühe werth, Madame Pilau darüber zu hören." Der Kardinal Richelieu, welcher wußte, daß Madame Pilau eine Menge von Kuriositäten aus dem Leben des Präsidenten de Chévry kenne, eines der unregelmäßigsten Männer jener unregelmäßigen Zeit, bat sie, ihm einige Anekdoten mitzutheilen; aber nicht eine Silbe war ihr abzupressen, denn sie fürchtete, dem noch lebenden Sohn des Präsidenten dadurch zu schaden.

Eine fashionable Frau, welche ihr gestand, daß sie einen Legations-Secretair zum Geliebten habe, schien sich etwas darauf zu Gute thun zu wollen, daß diese Sünde ihre einzige sey. „Ma mie!" sagte die boshafte alte Dame, „ich sehe da nichts Rühmenswerthes. Es ist eine größere Kluft zwischen Keinem und Einem, als zwischen Einem und Tausend."

In einem Alter von 86 Jahren hätte Madame Pilau beinahe ein unnatürliches Ende gefunden, indem sie eine Kerze an einem vergifteten Licht anzündete, welches von einigen Lakaien zubereitet war, um ihre Kameraden in Schrecken zu setzen. Ein Gegengift rettete die alte Dame. Ludwig XIV. sandte seinen ersten Arzt, Dr. Valot, in ihrer Krankheit.

Die halbe Bevölkerung von Paris kannte Madame Pilau vom Sehen. Als die Leiche des Kardinal Richelieu zur Schau auslag, war eine große Verwirrung unter den Wagen an den Thoren des Palais Royal. Da sah sich die alte und schwache Madame Pilau plötzlich emporgehoben und in den Armen eines wohlgekleideten Mannes durch die ganze Zimmerreihe hindurch getragen. Sie war die einzige von ihren Gefährtinnen, die etwas sah. Als sie sich umwandte, um ihrem Helfer zu danken, sagte er: „Sie kennen mich nicht, aber Sie ergriffen einmal die Gelegenheit, mich zu verbinden, und ich freue mich über die Gelegenheit, auch Ihnen einmal nützlich gewesen zu seyn."

Als sie einmal zu einer großen Kirchenfeierlichkeit nach der Place Royale eilte, glitt ihr Fuß aus und sie fiel in den Koth. Ihre Diener wollten sie zurücktragen und umkleiden. „Nein, nein", sagte sie; „es wird kaum ein leerer Sitz in der Kirche seyn, und in meinem gegenwärtigen Aufzug wird Jeder froh seyn, mir aus dem Wege zu kommen." Auf diese Weise kam sie zu einem Sitz.

Als der Prinz von Condé Paris im Jahre 1642 angriff, sagte sie zu ihm: „Ihre einzige Absicht ist, den Kardinal Richelieu zu stürzen, und was Sie thun, wird ihn nur noch mehr in seiner Gewalt befestigen. Sie jagen die Königin in Schrecken, und sie bildet sich ein, wenn ihr der Kardinal nicht hilft, so ist es aus mit ihr."

Madame Pilau erreichte ein sehr hohes Alter, und da sie sich nicht mit Lesen oder sonst zu Hause beschäftigen konnte, ward sie zuletzt ihren Bekannten eine Last. Die von ihr gegebenen Nachrichten sind dem Manuskript ihres Zeitgenossen und Freundes, Des Réaux, das in der Königlichen Bibliothek zu Paris sich befindet, entlehnt. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Englischer Kommentar zu Schiller's Gedichten. Unter dem Titel „The Poems of Schiller explained" hat Herr Edmund Bach, Beamter des Britischen Museums, in London eine Schrift herausgegeben, die ein neuer Beweis seyn kann, wie populair auch in England Schiller's Name zu werden anfängt. Man führt zwar an, daß Burns in diesem Jahre nicht weniger als viermal ins Deutsche übersetzt worden sey und darum doch schwerlich unter uns populair werden dürfte. Doch das bloße Uebersetzen macht auch den Dichter noch nicht bekannt, und wenn vier Versionen zu gleicher Zeit erscheinen, so stellen sie sich eben sämmtlich nur als Versuche dar, die sich scheu ins Publikum wagen, nachdem beinahe ein halbes Jahrhundert seit dem Tode des Dichters verflossen, ohne daß sein Name in Deutschland bekannt wurde. Schiller dagegen wird in England bereits vertirt und deklamirt, wie Anakreon und Horaz. Die Schulbuben kennen ihn dort eben so gut, wie die vornehmen Kritiker, und gewiß die größere Ehre, die unserem Schiller widerfährt, ist nicht die von den Kritikern, sondern die von den Schulbuben ihm erzeigte. Und für die Letzteren hat Herr Edmund Bach auch in seinem Kommentar ein vollständiges „Glossarium" von Schiller's Gedichten hinzugefügt, aus welchem sie ersehen können, daß die „zähe Glockenspeise" keine „dicke Grütze" (thick gruel) ist, wie kürzlich ein Herr Merrivale diese Worte aus Schiller's Glocke ins Englische übersetzt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 3. Juni 1840.

Frankreich.

Die Französischen Kolonieen. *)

Es ist nicht zu leugnen, daß seit 1816 die Kolonieen, welche Frankreich verblieben sind, sich in jeder Beziehung bedeutend gehoben haben: die Bevölkerung hat sich vermehrt, die Kultur des Bodens hat große Fortschritte gemacht, und auch der Handel ist nicht zurückgeblieben. Man würde indeß sehr irren, wenn man darin die Folgen einer naturgemäßen Entwickelung sähe; es ist vielmehr alles Mögliche gethan worden, um diese durch Tarife, willkürliche Beschränkungen, Prämien u. s. w. aufzuhalten. Wenn der Bau des Zuckerrohrs in einer Kolonie auf eine gewinnreiche Weise betrieben wird, so ist dies einzig die Folge der Differenzial-Zölle, wenn das Mutterland einer anderen Waaren in sehr hohem Betrage zusendet, so rührt dies bloß daher, daß die Kolonie ihre Einkäufe nicht in den benachbarten Ländern machen darf, welche sie zu einem weit billigeren Preise liefern würden. Nach den jetzigen Verhältnissen, welche auf einer durchaus künstlichen Grundlage beruhen, erscheint das Mutterland etwa wie ein reicher Grundbesitzer, der zu Paris wohnte und der seinen Pächtern in Burgund und Touraine nicht erlaubte, ihre Produkte in den benachbarten Städten zu verkaufen und dort ihre Bedürfnisse einzukaufen, sondern sie zwänge, das Holz und Getraide seiner Besitzungen nach Paris zu bringen, um deren Werth zu steigern. Führt man das Monopol-System der Kolonieen so auf seinen einfachsten Ausdruck zurück, so erscheint es fast lächerlich. Freilich hat die erzwungene Verschiffung der Kolonial-Waaren nach dem Mutterlande und umgekehrt die Folge, daß Matrosen gehalten werden, welche im Falle eines Krieges auf der Flotte dienen müssen; aber wer wollte wohl den Beweis führen, daß diese Art, Matrosen zu bilden, die beste und wohlfeilste sey? Zum mindesten scheint das Beispiel Rußlands und der Vereinigten Staaten gegen diese Ansicht zu streiten, denn die Marine beider Staaten ist in beständigem Zunehmen begriffen, und doch haben sie keine Kolonieen.

Die Französischen Kolonieen gedeihen trotz aller Hemmnisse, trotz der schwachen Bevölkerung, welche nicht durch neue Einwanderungen ergänzt wird, trotz der Sklaverei, und sogar trotz der nahe bevorstehenden und unvermeidlichen Emancipation der Sklaven, welche die Gemüther mit Besorgniß erfüllt und alle schlechte Leidenschaften erweckt. Der Friede ist es allein, der sie erhält, der Friede, dessen Wohlthaten in diesen entfernten Niederlassungen, welche nur durch ihre Beziehungen zum Mutterlande leben, einen noch höheren Werth haben muß als anderwärts. In dieser Beziehung bietet die Geschichte der Französischen Kolonieen manche nützliche Lehren. Unter allen Regierungen, von Ludwig XIV. an bis auf unsere Zeit, wiederholen sich dieselben Erscheinungen; so oft das Mutterland sich eines zehn- oder funfzehnjährigen Friedens erfreute, nahmen die Kolonial-Unternehmungen einen neuen Aufschwung, die Marine und die Kolonieen kamen in blühende Verhältnisse: sobald aber die Französischen Kolonieen einen gewissen Grad des Wohlstandes erlangt hatten, brach jedesmal Krieg aus, entweder mit Holland oder mit England. Dabei kamen die Kolonieen immer am schlechtesten weg; sie wurden erobert und wiedererobert und beim Friedensschlusse dem Mutterlande in einem ganz zerrütteten Zustande zurückgegeben; einige gingen sogar ganz verloren. In solchen Zeiten richtete sich die Thätigkeit der Kolonieen durchaus auf den Krieg; sie vertheidigten tapfer ihr Gebiet, rüsteten Kaperschiffe aus, und nach einer Reihe rühmlicher Thaten waren sie verarmt und hatten die Lust am Landbau verloren. Andererseits hatte das Mutterland sie aus den Augen verloren; es regierte sie schlecht, weil die guten Traditionen in Vergessenheit gerathen waren. Endlich, nach so vielen Wechselfällen, drang auch die Revolution über das Meer, und St. Domingo, die Königin der Antillen, ging verloren.

Wir wollen jetzt die Bevölkerungs- und Handels-Verhältnisse, so wie den Zustand der Bodenbenutzung in den einzelnen Kolonieen, betrachten.

Martinique.

Im Jahre 1790 belief sich die Bevölkerung auf 99,284 Seelen, im Jahre 1835 auf 116,031. Die weiße Bevölkerung hatte sich von 10,600 auf 9000 vermindert, die Sklaven-Bevölkerung von 83,414 auf 78,076. Dagegen war die Bevölkerung der freien Farbigen und der Mischlinge bedeutend gewachsen; im Jahre 1790 betrug sie 5235, 1835 aber 29,000.

Die freien Farbigen besaßen 1835 den neunten Theil des Grund-Eigenthums der Insel und 13,585 Sklaven. Von 1830—1836 waren 17,579 Freilassungen ertheilt worden. Die Bodenbenutzung hat seit der Restauration Fortschritte gemacht; 1816 rechnete man 28,404 Hektaren bebauten Landes, 1835 schon 38,320.

Die Ausfuhr von Martinique nach Frankreich hatte 1790 einen Werth von 30,400,000 Livres. Im Jahre 1816 war sie auf 15,400,000 Fr. gesunken. Im Jahre 1835 war sie wieder auf 16,200,000 Fr. gestiegen. Die Zunahme ist sehr geringfügig, trotz der Einführung des Pfluges beim Bau des Zuckerrohrs. Die Zuckerproduction hatte im Vergleich mit 1790 um ein Drittheil, im Vergleich mit 1818 um ein Viertheil zugenommen. Der Verbrauch der Nahrungsstoffe ist seit der Restauration fast auf das Doppelte, die Ausfuhr der Farbehölzer fast auf das Zehnfache gestiegen; sie beträgt jetzt 1,300,000 Fr. Aber der Anbau der Tafia, des Kaffees, der Baumwolle und des Kakao hat abgenommen. Im Jahre 1818 wurden 805,000 Kilogramme Kaffee, im Jahre 1835 nur 298,000 Kil. ausgeführt. In der glänzendsten Zeit der Kaffee-Kultur auf Martinique, im Jahre 1789, wurden 6000 Hektaren dazu verwendet, jetzt nur 3000. Die Unfälle, welche im Gefolge der Revolution hereinbrachen, und die Kriege haben vorzüglich diese Verminderung verschuldet; theilweise mag auch die Verschlechterung des Bodens und der Umstand, daß der Kaffeebaum erst am Ende des vierten Jahres anfängt, Früchte zu tragen, dazu eingewirkt haben.

Die Ausfuhr nach fremden Ländern ist immer so unbedeutend, daß sie kaum in Betracht kömmt. Im Jahre 1790 betrug sie 1,200,000 livres tournois; 1835 1,600,000 Fr., worunter nur 600,000 Fr. für Erzeugnisse der Insel selbst. Die Einfuhr aus Frankreich ist seit 1790 von 10 Mill. auf fast 17 Mill. gestiegen. Darunter mehr als 11 Mill. für Manufaktur-Waaren. Die Einfuhr aus anderen Ländern beläuft sich nur auf 3½ Mill., und darunter noch 1 Mill. aus Französischen Kolonieen.

Die Zunahme der Bevölkerung seit 1790, welche vorzüglich der Vermehrung der freien Farbigen zuzuschreiben ist, hat die Folge gehabt, daß der Anbau der Nahrungs-Substanzen zugenommen, der Anbau der Kolonial-Waaren aber sich vermindert hat oder wenigstens auf demselben Punkte geblieben ist, wie vor 40 Jahren. Die Freilassung der Sklaven hat eine Vermehrung der Bevölkerung zur Folge, welche nun aber großentheils vom Ertrage kleiner Besitzungen lebt und höchstens an die ankommenden Schiffe Nahrungsmittel verkauft, aber wenig für den eigentlichen Handel produzirt, weil sie weniger Manufaktur-Waaren bedarf und man in einem heißen Lande nicht gern arbeitet. Die Geschichte der Englischen Kolonieen zeigt übrigens dieselbe Erscheinung, welche zugleich bestätigt, daß der Bau der Runkelrübe nicht die vorzüglichste Ursache der Abnahme der Kolonialwaaren-Production ist. Die Ausfuhr aus den Englischen Antillen erreichte 1828 das Maximum im Betrage von 9,396,950 Pfd. Sterl. Die Erörterungen über die Emancipation der Sklaven und das Durchgehen der Bill 1833 blieben nicht ohne Einfluß. Im Jahre 1833 betrug die Ausfuhr 8,008,248 Pfd. Im folgenden Jahre stieg sie wieder etwas; 1835 sank sie auf 7⅓ Mill. Pfd.; 1836 betrug sie wieder 8,072,048 Pfd.

Das Kapital, welches in den landwirthschaftlichen Unternehmungen auf Martinique steckt, wird auf 230⅓ Mill. angeschlagen; davon kommen 51 Mill. auf das bebaute Land, 34 Mill. auf Weiden, Wälder und Brachland, 49⅓ auf Gebäude und Material, 12½ Mill. auf Vieh und 83½ Mill. auf Sklaven, deren Werth zwischen 1000 und 1500 Fr. schwankt.

Die örtlichen Ausgaben werden durch Abgaben gedeckt, welche 2,200,000 Fr. betragen. Die militairischen Ausgaben fallen dem Mutterlande zur Last und belaufen sich auf 2,122,000 Fr. Die Ausgaben für den Unterricht nehmen keine bedeutende Stelle in dem Budget der Kolonie ein, denn sie belaufen sich nur auf 20,000 Fr. Eine der größten Ausgaben ist für die Zölle, denn es wird ein Beamten-Personal von 100 Personen unterhalten, welche die Kolonie bezahlen muß.

Für die Kolonial-Ausgaben hat Frankreich ein sehr einfaches System angenommen; es bestreitet nur die militairischen Ausgaben, welche sich für alle Kolonieen auf 6 Mill. 6—700,000 Fr. jährlich belaufen. Weiter thut das Mutterland nichts, außer daß es einigen

*) Nach den „Notices statistiques sur les Colonies Françaises, imprimées par Ordre du Ministre de la marine et des Colonies; parties 1, 2 et 3. Paris, 1837—1839.

Kolonieen, deren Einkünfte sehr gering sind, Unterstützungen bewilligt. Die Gesammtheit dieser Civil-Ausgaben beträgt noch nicht 1 Mill., und sie kommen vorzüglich Guiana und den Niederlassungen am Senegal zu gute. Dagegen verwendet England für alle seine Kolonieen 46,222,630 Fr. für militairische und 5,769,625 für nichtmilitairische Zwecke. Auch diese Summe ist noch unbedeutend für Länder von so grosser Ausdehnung, welche 101 Mill. Bewohner zählen.

Guadeloupe.

Diese Insel, mit ihren Dependenzen Marie-Galante, Les Saintes, La Desirade und zwei Drittheilen von Saint-Martin, enthält eine Bevölkerung von 127,574 Seelen, welche sich im Jahre 1790 nur auf 107,226 belief. In diesem Zeitabschnitte ist die Zahl der Weißen von 14,000 auf 11—12,000 gesunken. Die farbige Bevölkerung ist von 3000 auf 200,000 gestiegen, aber auch die Sklaven-Bevölkerung von 90 auf 96,000, und hierin unterscheidet sich Guadeloupe von Martinique.

Von 1818—1835 hat das bebaute Land sich von 32,437 Hektaren auf 44,745 Hektaren vermehrt.

Auch die Ausfuhr hat zugenommen. Die nach Frankreich betrug 18½ Mill. 1790, 18,200,000 Fr. 1818 und 23,700,000 im Jahre 1835. Die Anwendung des Pfluges beim Zuckerbau kömmt der Arbeit von 12,000 Schwarzen gleich, denn man hat berechnet, daß ein Pflug die Arbeit von 20 Negern verrichtet. Da überdies die Zahl der Sklaven zugenommen, so hat auch der Anbau der Kolonial-Waaren sich vermehrt. Für den Bau des Zuckerrohrs wird jetzt fast ein Drittheil des Bodens mehr verwendet, für den des Kaffeebaums fast ein Sechstheil mehr, und der der Nahrungsmittel hat sich sogar verdoppelt. Die Baumwollen-Kultur ist fast ganz verschwunden; der Bau der Gewürznelke und des Kakao sind von eben so geringem Betrage wie auf Martinique.

Nach Allem scheint sich Martinique in einem gedeihlichen Zustande zu befinden. Es ist nur zu bedauern, daß nicht bessere Vorkehrungen bei der Freilassung der Sklaven getroffen worden sind, oder daß die Sklaven sich der Freiheit so wenig würdig gezeigt haben. Von 1627 Sklaven, welche seit 1832 auf Pointe-à-Pitre ihre Freiheit erhielten, lebten im Jahre 1836 nur 50 vom Ertrage ihrer Arbeit, 660 fielen der Stadt zur Last, 4 waren im Hospital, und 913 streiften in der Kolonie umher. Von der Gesammtsumme des Eigenthums gehörte indeß ein Vierzehntheil den Farbigen, und von den Handwerkern, deren es 600 giebt, waren drei Viertheile freie Schwarze. Unter den Tagelöhnern waren nur 500. Die Schwarzen scheinen also eben so wenig Lust zu haben, ein Gewerbe zu betreiben als das Land zu bauen, und es ist in der That zu verwundern, daß unter 20,000 Farbigen so wenige Handwerker sind.

In Betreff der öffentlichen Ausgaben, das Handels u. s. w. findet eine solche Aehnlichkeit zwischen Martinique und Guadeloupe statt, daß diese Punkte keiner weiteren Ausführung bedürfen. Der öffentliche Unterricht ist im Budget der Kolonie nur mit 10,000 Fr. bedacht, während die örtlichen Einnahmen 2 Mill. betragen. Die Englische Insel Barbados, welche nur 100,000 Bewohner hat, verwendet 37,875 Fr. auf Schulen; Jamaika mit 361,000 Einwohnern 240,000. Seitdem die Idee einer allgemeinen Freilassung der Sklaven in Frankreich Wurzel gefaßt hat, ist die Aufmerksamkeit der Regierung auf die mangelhafte Erziehung und auf die Bedürfnisse des Kultus gerichtet gewesen. Sie hat die Nothwendigkeit eingesehen, die Schwarzen an das Band der Ehe zu gewöhnen, und sie hat Gelder zu diesem Behufe ausgesetzt. Die für diesen Zweck und für den Unterricht bestimmten Summen hätten indeß der theilweisen und freiwilligen Freilassung mindestens um 10 Jahre vorausgehen müssen; um wie viel mehr also der allgemeinen Freilassung, die beabsichtigt wird?

Bourbon.

Im Jahre 1545 entdeckten Portugiesische Seefahrer diese Insel und nannten sie Masearenhas nach dem Namen ihres Anführers. Sie fanden sie verlassen und gründeten keine Niederlassung. Im Jahre 1642 bemächtigten sich die Franzosen derselben und gaben ihr den Namen Bourbon. Später nannten sie dieselbe ile de la Réunion und sodann ile Bonaparte. Bekanntlich verdankt Bourbon einen Theil seines ehemaligen Wohlstandes dem Intendanten Poivre, der 1767 hierher kam. Derselbe fand die Inseln France und Bourbon im tiefsten Verfall, nachdem sie fast ein Jahrhundert lang unter der Oberaufsicht der Indischen Gesellschaft gestanden hatten. Er half ihnen wieder auf. Er hatte nämlich Mittel gefunden, die Gewürznelke, den Ingwer und den Muskatbaum nach Bourbon zu verpflanzen. Die Französische Revolution brachte die blühendsten Kolonieen an den Rand des Verderbens. Glücklicherweise entfaltete die Kolonial-Versammlung von Bourbon viele Energie. Sie regierte mit unumschränkter Macht, vorzüglich seit 1799, wo eine Reaction im gemäßigten Sinne eintrat und 108 der wüthendsten Revolutionairs deportirt wurden. Als die Agenten der Republik die Freiheit der Neger proklamiren wollten, ließen die Bewohner von Bourbon sie nicht landen, und ile de France folgte diesem Beispiele. Die Kolonial-Versammlung empfing Gesandte Tippo-Saib's und schickte diesem Fürsten Unterstützungen, während ansehnliche Prisen und die Handelsfreiheit, die eine Folge des Kriegszustandes war, die Kolonie bereicherten. Begünstigt durch den Mangel eines Hafens, widerstanden die Einwohner mit Glück den Engländern, aber 1810 mußten sie der Ueberlegenheit derselben weichen und sich eben sowohl wie die Insel Mauritius (Isle de France) unterwerfen.

Als beide Inseln noch unter Französischer Herrschaft standen, galt Bourbon, welches keinen Hafen hatte, für eine Dependenz von ile de France. Die Waaren wurden nach der Küste gebracht und, wenn es anging, nach ile de France übergeführt, wo die Kaufleute wohnten und wo die Französischen Schiffe anlegten. Seit der Restauration sind die Beziehungen zwischen beiden Inseln unterbrochen, und das Mutterland hat seine Aufmerksamkeit nur auf Bourbon richten können. Das Wünschenswertheste wäre die Anlegung eines Hafens. Die Marine hat sich schon damit beschäftigt, und man hofft, bei Anse de Saint-Gilles, in der Nähe von Saint-Paul, zum Zwecke zu gelangen. Ein Weg läuft rings um die Insel herum, während auf Seitenpfaden die Produkte des Innern leicht nach der Küste gebracht werden können.

Bourbon zählte im Jahre 1789 . . . . 61,000 Einwohner.
1801 . . . . 80,000 „
1837 . . . . 112,000 „

Die Bestandtheile dieser Bevölkerung zeigen folgenden Wechsel:

	Weiße.	Freigelassene.	Sklaven.	Indier.
1789 . . .	10,000	1,200	50,000	—
1837 . . .	31,200	9,950	69,513	1,346

Diese Verhältnisse unterscheiden sich also wesentlich von denen auf den Französischen Antillen. Die Zahl der Weißen ist beträchtlich und in der Vermehrung begriffen, aber zwei Drittheile derselben gehören den niederen Klassen an, welche die „kleinen Weißen“ oder die „kleinen Kreolen“ heißen. Die meisten stammen von den ersten Kolonisten ab und sind nur nach und nach herabgekommen. Die Verwaltung von Bourbon und das Marine-Departement haben verschiedene Versuche gemacht, das Schicksal der „kleinen Weißen“ zu verbessern. Es wurde der Plan entworfen, sie zum Kriegsdienste zu gebrauchen, aber er kam nicht zur Ausführung. Es wurden Handwerker-Schulen für sie auf der Insel errichtet, aber mit geringem Erfolge. Auch suchte man ihre Auswanderung nach Madagaskar zu begünstigen, aber auch das wollte nicht glücken. Die Abstände, welche in allen Kolonieen, wo Sklaven gehalten werden, die verschiedenen Menschen-Racen von einander trennen, sind auf Bourbon nicht sehr schroff. Man sieht hier ja den weißen Kreolen in Gesellschaft des Sklaven sein Feld bebauen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Untergang dreier Amerikanischer Dampfschiffe.

(Schluß.)

2) Untergang des Dampfbootes „the Home“.

Das Dampfboot „the Home“, unter dem Befehl des Capitains White, fuhr am 7. Oktober 1837 um 4 Uhr Nachmittags von New-York ab. Es hatte ungefähr 90 Personen an Bord, und die Schiffsmannschaft bestand mit Einschluß der Offiziere aus 43 Personen. Das Wetter war schön, und es vereinigten sich alle äußere Umstände zu einer glücklichen und raschen Fahrt. Bald wurden indeß diese Hoffnungen getrübt. Das Schiff gerieth auf eine Sandbank, von welcher es erst durch die eintretende Fluth losgemacht wurde. Die Fahrt wurde hierauf fortgesetzt. Die Nacht ging ruhig vorüber, und da sich ein frischer Wind erhob, so konnten die Segel aufgezogen werden. Am Sonntage blies der Wind noch stärker, das Meer wurde stürmisch, und in der Nacht wuchs die Gewalt des Windes so sehr, daß das Wasser in die Kajüte drang, und daß mehrere Passagiere ihre Hangematten verlassen mußten.

Am Montag Morgen tobte der Sturm mit furchtbarer Wuth. Ein allgemeiner Schrecken hatte sich der Passagiere bemächtigt, welche indeß noch auf die Festigkeit des Schiffes und auf die Kenntnisse des Capitains vertrauten. Mit Tagesanbruch hatten wir Land vor uns gesehen; bald nachher hatte das Schiff die Richtung nach Süden verlassen und die nach Südosten eingeschlagen. Unsere Lage war nichts weniger als erfreulich; das Schiff wich krachend jedem Andringen der Wellen, und die Rippen desselben erbebten bei jedem Wellenschlage. Das Schwanken war so fürchterlich, daß kein Mahl bereitet werden konnte. Es ist schon erwähnt worden, daß das Schiff nach Südosten steuerte; es wurde also vom Winde fortgetrieben, der von Nordosten herwehte. Gegen Abend erfuhren wir, daß das Senkblei 23 Klafter tief gehe, und plötzlich drehte sich das Schiff nach Südwesten und dann nach Nordwesten herum, ohne allen Grund. Da wurde denn die schreckliche Wahrheit offenbar; wir sahen ein, daß das Schiff sich mit Wasser fülle. Unsere Ungewißheit, wenn eine solche noch möglich war, dauerte nicht lange, denn alle Passagiere wurden an die Pumpen beordert, um das mit Gewalt eindringende Wasser auszuschöpfen. Man versetze sich in unsere Lage beim Herannahen einer stürmischen Nacht! Aller Anstrengungen ungeachtet drang das Wasser immer weiter; bald erreichte es das Feuer unter den Kesseln. Nichtsdestoweniger verloren wir noch nicht allen Muth, und obgleich die Segel sich in sehr schlechtem Zustande befanden, so konnten wir doch vielleicht noch Hülfe von ihnen erwarten. Zur Vorsorge wurden an die Damen lange wollene Streifen vertheilt, mit denen sie sich, wenn das Schiff auseinanderginge, an den Brettern oder anderen Bruchstücken befestigen sollten.

Um eilf Uhr Abends erscholl der Ruf: „Land!“ Die Freude, in welche uns diese Nachricht versetzte, wich bald einer allgemeinen Bestürzung, denn wenn auch das Land vor unseren Augen lag, so waren wir doch von demselben noch durch ein langes Felsenriff getrennt. Ein Passagier machte den Vorschlag, die Frauen und Kinder in die Böte zu setzen, bevor das Schiff zerschelle. Wäre dies geschehen, so hätten die Böte wohl noch gegen den Sturm und die Wellen ankämpfen und sie aus Land bringen können. Es erhoben sich indeß nur wenige

Stimmen zu Gunsten dieses Vorschlags, der überdies nur mit Beistimmung derjenigen, welche auf dem Schiffe zu gebieten hatten, zur Ausführung kommen konnte. Einige Passagiere, unterstützt von mehreren Matrosen, suchten sich in eines der kleinen Böte zu retten; kaum hatten sie aber dasselbe bestiegen, als eine furchtbare Woge es fortriß. Andere flüchteten sich in die Schaluppe, aber wir waren schon den Klippen zu nahe, und dieses Fahrzeug hatte kein besseres Schicksal als das andere. In diesem Augenblicke der schrecklichsten Spannung suchte sich jeder denjenigen zu nähern, die ihm am theuersten waren. Die Frauen hängten sich an die Arme ihrer Gatten, die Kinder drängten sich an ihre Aeltern; einige Passagiere liefen auf dem Schiffe hin und her, als ob sie den gefahrlosesten Platz hätten suchen wollen.

„Das Schiff ist festgefahren! es steht still!“ Eine augenblickliche Pause trat ein, als ob der Engel der Zerstörung die Flügel schüttele. Plötzlich stürzte eine furchtbare Woge heran, überfluthete das Hintertheil des Schiffs und riß Alle mit sich fort, die sie erreichen konnte. Die Ueberlebenden drängten sich nach der entgegengesetzten Seite, aber ihre Zahl wurde rasch durch jede neue Woge gelichtet, welche über das Verdeck hinströmte. Viele von uns flüchteten in den Gang, welcher von dem Vorderverdeck nach dem Hinterverdeck führt. In diesem engen Gange waren ungefähr 30 Personen zusammengedrängt, meistens Frauen und Kinder. Bald drang aber auch das Wasser in diesen Zufluchtsort, und jede heranstürmende Woge drohte uns den Tod zu bringen. Trotzdem ertönte kein Schrei. Eine Dame flehte Jeden an, sie zu retten. Ein kleiner Knabe sagte zu seinem Vater: „Nicht wahr, Vater, Du wirst mich retten?“ — Aber der Vater war zu sehr beängstigt, um auch nur die Bitte seines Sohnes zu hören, denn in einem Arme hielt er schon seine Frau, an den anderen klammerte sich seine siebzehnjährige Tochter.

Nach einigen Minuten zertrümmerten die Wellen das Verdeck. Da hierdurch eine Oeffnung entstand, konnte ich den engen Gang verlassen und meine Frau hinter mir herziehen. Kurze Zeit darauf wurde der Theil des Schiffes, den wir verlassen hatten, ganz zertrümmert. Vermuthlich dauerten die Todesqualen der Unglücklichen, die sich noch dort befanden, nicht lange. Die Zahl der noch Lebenden war außerordentlich geschmolzen, und wir stellten ernste Betrachtungen an über die Nothwendigkeit, uns auf den Tod vorzubereiten, als wir durch den Anblick einer Frau überrascht wurden, die über den Schiffsrand geklettert war und die unsere Hülfe anflehte. Es gelang uns, sie hereinzuziehen, und ich trat ihr meinen Platz auf einem Holzblocke ab. Ich flüchtete mich auf ein anderes Bruchstück des Schiffes. Kaum hatte ich mich aber auf demselben niedergelassen, als die Wellen dieses und mich fortspülten. Ich ließ anfangs das Brett los, faßte es dann wieder, und lange von den Wellen hin und hergeschleudert, wurde ich endlich an das Ufer geworfen.

Von den wenigen Personen, die ich auf dem Schiffe verlassen, kamen nur vier mit dem Leben davon. Der Strand, an den uns das Meer geworfen hatte, war unbewohnt, aber wir entdeckten in großer Entfernung ein Licht, auf das wir zugingen. Es war ein Leuchtthurm.

Es ist möglich, daß der Capitain des „Home“ betrunken war, wie später behauptet wurde; doch glaube ich, daß der Untergang des Schiffes vorzüglich seinem schlechten Bau zuzuschreiben ist.

3) Das Auffliegen der „Mosel“.

Die „Mosel“ war ein neu erbautes Paketboot, welches eine regelmäßige Verbindung mit Cincinnati und Saint-Louis unterhielt. Dasselbe hatte erst wenige Fahrten gemacht, die indeß hinlänglich für seine Schnelligkeit sprachen. Am Freitage den 25. April zwischen 4 und 5 Uhr schickte es sich an, Cincinnati zu verlassen. Es war mit Passagieren überladen, meistens mit Auswanderern, welche ihr Glück im Westen versuchen wollten. In der Kajüte befanden sich 85 Personen, auf dem Verdeck ungefähr 150, und die Bemannung mochte 30 Köpfe stark seyn. Im Ganzen waren ziemlich 260 Personen auf dem Schiffe, eine für die Größe desselben viel zu bedeutende Zahl. Indeß wurde das Zeichen zum Aufbruch noch nicht gegeben und immer noch neue Passagiere aufgenommen. Endlich setzte sich die „Mosel“ in Bewegung, aber sie fuhr nun noch den Strom hinauf, um in der Vorstadt einige Familien einzunehmen. Auch dort war eine ansehnliche Menschenmenge zusammengeströmt, welche vorzüglich durch eine unbesonnene Aeußerung des Capitains herbeigelockt worden war. Dieser hatte nämlich geäußert, er werde um jeden Preis ein Schiff überholen, welches vor ihm abgegangen war. In der That konnte ein geübtes Ohr an dem Brausen, mit welchem der Dampf ausfuhr, leicht erkennen, daß die Kraft desselben auf den höchsten Grad gesteigert war.

Endlich waren alle Passagiere an Bord, und das Schiff drehte sich, um den Fluß hinabzusegeln, als ein furchtbare Explosion erfolgte und der Vordertheil des Schiffes in die Luft sprang. Unglücklicherweise befanden sich fast alle Passagiere auf dem Verdecke, um die am Ufer versammelten Zuschauer zu betrachten. Nie hatte eine Explosion eine furchtbarere Wirkung. Die vier Kessel sprangen zu gleicher Zeit, das Verdeck wurde zertrümmert und die auf demselben befindlichen Menschen in Stücken umhergeschleudert. Die Bruchstücke der Kessel und die menschlichen Glieder wurden auf beiden Ufern bis auf eine Viertelmeile umhergestreut. Ein Mensch wurde mit solcher Gewalt geschleudert, daß er das Dach eines Hauses einstieß, welches 60 Klafter entfernt lag. Ungefähr 60 Personen, welche auf dem Hintertheile des Schiffes standen, konnten sich ins Wasser stürzen, aber nur 12 gelangten ans Ufer.

Das Gerücht von dieser schrecklichen Katastrophe verbreitete sich schnell. Ich war unter denen, welche zuerst an der Unglücksstätte anlangten. Es ist unmöglich, die Scene zu beschreiben, welche sich meinen Augen darbot. Blutige Körper lagen am Ufer umher, andere wurden aus dem Wasser gezogen. Die Lebenden verbanden entweder die Verwundeten oder sammelten die Effekten, welche am Ufer verstreut waren. Diejenigen, welche dem Tode entronnen waren, gewährten ein rührendes Schauspiel. Der Tod hatte die zartesten Bande zerrissen, aber der Schlag war so plötzlich und unerwartet erfolgt, daß noch Niemand die Größe des Verlustes ermessen konnte, der ihn betroffen hatte. Ein Mann hatte seinen Sohn gerettet und fünf Kinder und seine Frau verloren. Ein Vater war in Verzweiflung neben dem Leichnam seiner Tochter niedergesunken, und in geringer Entfernung lagen seine schwerverwundete Frau und sein Sohn. Eine junge Frau rief nach ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Schwestern. Viele hatten ihre ganze Familie verloren. Eine junge Dame, welche ans Ufer gebracht worden war, faltete die Hände, um Gott zu danken, aber plötzlich schrie sie in herzzerreißendem Tone: „Mein Kind! Wo ist mein Kind?“ — Das Kind war gerettet worden; bei seinem Anblick fiel sie in Ohnmacht.

Die so oft wiederkehrenden Unglücksfälle auf den Dampfböten, welche meistentheils eine Folge der Gewissenlosigkeit der Schiffs-Capitaine sind, haben endlich die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Versammlung auf sich gezogen, und im Juli 1838 ist eine Akte durchgegangen, welche für die Sicherheit der Reisenden sorgt. Hoffentlich wird das betreffende Gesetz nicht ohne Früchte bleiben; denn zur Zeit ist es gefährlicher, eine Woche in Amerika zu reisen, als den Atlantischen Ocean zehnmal zu durchschiffen. Eine Amerikanische Zeitschrift giebt die Zahl derjenigen, welche auf den Eisenbahnen, Posten und Dampfschiffen im Laufe eines Jahres ums Leben gekommen sind, auf 1750 an.

England.

Notizen über eine Reise von London nach Bombay.

Malta, im Dezember 18[illegible].

Die früher mit so vielen Beschwerden und Entbehrungen verbundenen Reisen nach Indien sind in unseren Tagen wahre Lustfahrten. Seit unserer Abreise von London haben wir Frankreich, von Calais bis Marseille, wie im Fluge durcheilt, Livorno und Civita-Vecchia berührt, und jetzt, weniger als drei Wochen nach der Abfahrt von London, befinden wir uns unter dem schönen Himmel des Eilandes Malta.

Von London bis Calais brauchten wir zehn Stunden; von Calais bis Paris 36 Stunden. Einen Tag haben wir in Paris verloren, um unsere Pässe regeln zu lassen; dann sind wir nach Châlons-sur-Saône abgefahren, wo wir in 32 Stunden ankamen. Hier wurde eine Nacht geruht; dann bestiegen wir ein Dampfschiff, das uns in sieben Stunden nach Lyon förderte, und am folgenden Morgen ein anderes Dampfschiff, den „Aigle“, welches die Rhône hinabfuhr. Die Fahrt von Lyon nach Avignon, die man zur Sommerzeit in zwölf Stunden zurücklegen kann, dauert im Winter 30 Stunden, weil man in Valence eine Nacht zubringen muß. Zu Avignon angekommen, reisten wir gleich weiter nach Marseille, wo wir zur rechten Zeit eintrafen, um unsere Plätze auf den Levante-Dampfschiffen zu lösen, die am 1ten, 11ten und 21sten jedes Monats regelmäßig unter Segel gehen. Diese seit drei Jahren von der Französischen Regierung eingerichtete Dampfschifffahrt auf dem Mittelländischen Meere sichert eine regelmäßige Korrespondenz mit Malta, Griechenland, der Türkei, Syrien und Aegypten.

Wer da bedenkt, wie unsicher die Korrespondenz mit der Levante vormals gewesen, dem wird diese Einrichtung gewiß als ein großer Fortschritt erscheinen, und wirklich hat sie eine bedeutende Umgestaltung im Orient zur Folge gehabt. An jedem nur irgend erheblichen Küsten-Orte findet man die Marseiller Dampfschiffe neben den Britischen und Oesterreichischen Paketböten. Ihrer Thätigkeit verdankt das Türkische Reich in gewissem Betrachte seine Erhaltung, denn sie haben allerwärts Interesse für die Angelegenheit des Orients erregt, den Handel Europa's mit jenen Gegenden außerordentlich gefördert und Personen, welche den Orient besuchen wollen, in den Stand gesetzt, rasch, sicher und ohne übergroßen Geldaufwand ihren Zweck zu erreichen.

In Folge noch obwaltender Diskussionen zwischen der Französischen und der Neapolitanischen Regierung landen die Marseiller Dampfböte jetzt nicht bei Neapel. Von Marseille bis Livorno sind 36 Stunden erforderlich. Nach einem achtstündigen Verweilen an letzterem Orte, binnen welcher Zeit die Korrespondenzen ausgewechselt werden, und die Reisenden sich einschiffen oder ausschiffen, fährt man weiter nach Civita-Vecchia, wo man in 15 Stunden eintrifft. Hier verweilt man wiederum 6 Stunden. Von Civita-Vecchia bis Malta dauert die Fahrt zwischen 60 und 72 Stunden, je nachdem das Wetter günstig oder ungünstig ist.

Alexandrien.

Zu der Ueberfahrt von Malta nach Syra, dem Central-Punkte, wo alle Korrespondenzen der Levante, Konstantinopels, Smyrna's, Athens, Alexandriens und Malta's ausgetauscht werden, sind gewöhnlich 75 Stunden vonnöthen. Eine gleiche Zeit erfordert die Fahrt von Syra nach Alexandrien.

Kahira.

Die Fahrt durch Aegypten gilt für den unangenehmsten Theil der ganzen Reise, denn die Barken auf dem Kanale Mahmudijé und auf dem Nilstrome sind sehr langsam und wimmeln außerdem von Ungeziefer. Wir mußten uns schon in Geduld fassen. Eine Art Marktschiff, im Besitze einer Privat-Gesellschaft, bringt Dich in 12 Stunden und für 2 Dollars (11 Fr. 60 Cent.) auf dem Mahmudijé von

Alexandrien nach Alfé am Nil. In Alfé miethet man um den veränderlichen Preis von 1 Pfd. 5 Sh. bis 4 Pfd. Sterl. Böte nach Kahira (30 bis 35 Stunden), zu welcher Fahrt wir, wegen des unbeständigen Windes, vier Tage brauchten. In diesem Augenblick bildet sich eine Gesellschaft, die den Bau eines kleinen Nil-Dampfbootes bezweckt. Der Oberst Campbell, gewesener General-Konsul von Alexandrien, hat schon Mehmed-Ali's Erlaubniß zu diesem Unternehmen.

In Alexandrien und in Kahira findet man gute Gasthöfe, wo Tafel und Logis ungefähr 15 Franken täglich kosten. Die bedeutendsten derselben sind: in Alexandrien das Hôtel de l'Europe, das Hôtel de l'Orient und Hill's Gasthof; in Kahira aber Hill's und Wagron's Gasthof.

Suez.

Der Weg von 84 Miglien (30 bis 32 Stunden) zwischen Kahira und Suez macht den Touristen gewöhnlich große Befürchtungen; aber diese Befürchtungen sind heutzutage ohne Grund. Die Dampfschifffahrts-Compagnie in Bombay hat in der Wüste, welche die Kinder Israel einst durchzogen, in regelmäßigen Zwischenräumen von 10 bis 12 Miglien kleine Häuser bauen lassen, wo der Reisende alles Nothwendige haben kann. In den Stationen Nr. 2, 4, 6 findet man Zimmer und Lebensmittel; in Nr. 1, 3, 5, 7 Wasser und Ställe. Das Wasser wird aus dem Nil geholt.

Man kann zu Wagen, in Sänften, oder auf Kameelen durch die Wüste ziehen. Auf den Wagen, die eine Art leichter Omnibus sind, fährt man in 16 bis 24 Stunden nach Suez. Mit Einschluß des Miethgeldes für ein Kameel, das die Habseligkeiten des Reisenden trägt, kostet ein Platz 6 Pfd. Sterl. (150 Fr.), die man den Herren Hill und Comp. vor der Abreise erlegt. Die Sänften werden von Maulthieren getragen; für jedes einzelne dieser Thiere zahlt man 16 Shill. (20 Fr.). Das Maulthier ist sehr ausdauernd; es macht die Reise in 30 oder 50 Stunden mit Bequemlichkeit. Am angenehmsten und wohlfeilsten ist aber die Wanderung auf dem Halse eines tüchtigen Dromedars, vorausgesetzt, daß der Reisende ein guter Reiter sey. Das Miethgeld für einen Dromedar beträgt 8 bis 10 Shilling. Wer eine der beiden letzerwähnten Reisegelegenheiten wählt, der zahlt vor dem Aufbruch an die Herren Hill und Comp. 1 Pfd. Sterl. (25 Fr.), welcher Beitrag zur Unterhaltung dieser nützlichen Anstalten bestimmt ist. Mein Gefährte und ich, wir machten die Reise in 29 Stunden, eingerechnet 9 Stunden Rast an den Stationen.

Bis auf die neueste Zeit bewilligte man den Treibern der Kameele, welche die Depeschen zwischen Suez und Kahira transportiren, eine Zeit von 24 Stunden. Die Thiere waren sehr schwer belastet und kamen nur langsam vorwärts. Jetzt wird dieser Weg, in Folge strenger Befehle der Regierung, binnen 16 Stunden zurückgelegt. Sobald man in Suez die Ankunft des nach Indien bestimmten Felleisens aus Europa anzeigt, wird vor dem Hause des Britischen Konsuls eine Kanone abgefeuert, ein Signal für das Dampfschiff, dessen Maschinen dann sofort geheizt werden. Man ist in diesem Punkte so streng, daß man uns am Tage unserer Abfahrt nicht die Zeit lassen wollte, einen Ochsen abzuwarten, den wir von Kahira kommen ließen und welcher drei Stunden nach der Post ankommen sollte. So konnten wir am Weinachtsfeste kein Roast-beef essen. Die am 3ten von London abgegangenen Depeschen kamen Mittag den 22sten, also nach 360 Stunden, in Suez an. Sind wir so glücklich, immer Nordwind zu haben, so werden sie 35 Tage nach ihrem Abgange von London in Bombay seyn.

	Tage.	Pfd. Sterl.	Franz. Meilen.
Von London nach Paris	3	4	120
Aufenthalt in Paris	1	1	—
Von Paris nach Châlons	2	3	88
Von Châlons nach Lyon	1	1	32
Von Lyon nach Avignon	2	2	60
Von Avignon nach Marseille	1	2	20
Von Marseille nach Alexandrien . .	14	28	730
Von Alexandrien nach Suez	6	12	80
	30	54	1150

Die Fahrt von Suez nach Bombay kostet 80 Pfd. Sterl. (2000 Fr.) Wenn die Kajüten besetzt sind, erlaubt man den neu Angekommenen, sich auf dem Verdeck niederzulassen, und in diesem Falle zahlen sie nur 60 Pfd. Sterl. (1500 Fr.)

Aden, am 30. Dezember 1838.

Die „Berenice" fuhr am 22sten von Suez ab. An den ersten vier Tagen hatten wir guten Nordwind; als wir aber der Meerenge Bab-el-Mandeb uns näherten, wendete sich der Wind plötzlich nach Süden, und so konnten wir erst heute Morgen, 150 Stunden nach unserer Abfahrt, hier Anker werfen. Wir hoffen, am 8ten oder 10. Januar Bombay zu erreichen.

In Gemäßheit der von London empfangenen Ordres soll am ersten Tage jedes Monats ein Dampfschiff mit der Post von Bombay abgehen. Demnach erwartet man die „Zenobia" am 10ten des künftigen Monats. In Bombay ist man im Begriff, die „Victoria" vom Stapel zu lassen, und die „Cleopatra" wird daselbst von London erwartet. Die „Atalante" ist bereits vollkommen wieder in Stand gesetzt.

* * *

In dem Asiatic Journal vom Monat April finden wir eine spezifizirte Berechnung der Kosten einer Fahrt zwischen Suez und Alexandrien, welche den vorstehenden Artikel ergänzen kann. Diese Berechnung ist eine Kopie des Tarifs der Herren Hill und Comp.

„Für eine Dame und einen Gentleman, die in ihrem eigenen Wagen reisen, mit Einbegriff des Nachtlagers, der Vorräthe und dessen, was ein Kameel an Effekten tragen kann	6 Pfd. Sterl.
Für Kinder von 10 Jahren und halbe Kameel-Fracht	3 „ „
Für einen Europäischen Bedienten und dito	3 „ „

NB. Wein, Bier und gebrannte Wasser werden besonders gezahlt.

Jede Dame und jeder Herr, die von den Wagen der Herren Hill u. Comp. keinen Gebrauch machen, werden für ein Pfd. Sterl. in den Stationen der Wüste gut empfangen und mit allen Bequemlichkeiten versehen.

Kinder und Dienstboten zahlen nur die Hälfte.

NB. Um eines guten Nachtlagers desto gewisser zu seyn, zahle man gleich vor der Abreise, in Kahira oder in Suez, und lasse sich dafür eine Karte geben, die an den Stationen vorgezeigt werden muß.

Tarif der Kosten auf den Stationen.

Nr. 1. Centrale Station.

	Piaster.
Diner (nur hier zu haben)	20
Frühstück oder Thee.	10
Champagner	40
Bordeaux-Wein.	35
Burgunder.	27
Porto	25
Xeres.	25
Bronte.	16
Marsala	16
St. Georges	12
Branntwein	16
Rum	16
Aepfelwein	10
Ale, Porter, Bier	10
Filtrirtes Wasser	2
Wasser für die Thiere, der Eimer	15

Nr. 2 und 6.

	Piaster.
Frühstück oder Thee (Kaffee, Zwieback, Obst).	10
Marsala	16
Branntwein	16
Porter, Ale	10
Filtrirtes Wasser	2
1 Eimer Wasser für Thiere	15

NB. Man bittet, baar zu bezahlen. Die Kellner dürfen keinen Kredit geben und müssen alles empfangene Geld registriren.

Mannigfaltiges.

— Wasserkuren im Auslande. Wir sehen mit jedem Jahre neue Wasser-Heilanstalten in Deutschland entstehen und Gräfenberg hat auch längst schon seine Kolonie von Engländern, Franzosen, Ungarn und Polen gehabt, die unter der Leitung von Priesnitz trinken, baden und transpiriren. Gleichwohl will das Ausland den Wunderdingen, die von der allgemeinen Heilkraft des Wassers erzählt werden, noch keinen Glauben schenken, und mitunter muß sich sogar unser Vertrauen zu solchen Universalmitteln manchen derben Spott gefallen lassen. So sagt unter Anderem das letzte Blatt des Londoner Athenäums: „Unsere guten Freunde und Verwandten, die Deutschen, haben sich einen eben nicht beneidenswerthen Ruf der Leichtgläubigkeit erworben. Bei aller ihrer hochstrebenden Philosophie, ihrer ausgedehnten Gelehrsamkeit, ihrem unermüdlichen Bürgerfleiß und ihrem vortrefflichen Herzen setzen sie sich doch gar zu leicht der Verspottung aus, weil sie unter allen Europäischen Völkern dasjenige sind, das für jeden neuen Charlatanismus die meiste Begeisterung hat. Jeden Tag läßt sich ihre leicht angeregte Einbildungskraft von einem anderen eben entdeckten Wunder berücken. Während Magnetismus und Homöopathie ihren Streit noch gar nicht ausgekämpft haben, erhebt sich schon wieder eine neue Macht unter ihnen, in der Gestalt der Hydropathen, und Vincenz Priesnitz predigt in Deutschland mit demselben Erfolge das Pindarische ἄριστον μὲν ὕδωρ (Wasser ist das Beste) wie Mathews in Irland." — Der Englische Kritiker, der diese Betrachtungen an die bei Brockhaus und Avenarius erschienene Schrift „L'Eau fraiche etc." knüpft, meint, das ganze Wasserheilverfahren sey im Grunde nichts weiter, als eine Anwendung der trivialen Schreibebuchs-Maxime: „Mäßigkeit ist eine Tugend." Man könne sich zwar, fügt er hinzu, durch das Wasser vor gewissen Krankheiten schützen, aber heilen werde man keine dadurch. Unser Engländer weiß augenscheinlich nichts davon, daß sein eigener Landsmann, der geniale Shelley, bereits vor dreißig Jahren noch viel weiter gegangen sey, als Priesnitz, indem er zum physischen Wohl des Menschengeschlechts nicht bloß das kalte Wasser, sondern auch eine streng vegetabilische Kost dringend empfohlen hat. In Nr. 118 und 119 des „Magazins" vom vor. Jahre haben wir aus dem Anhange von Shelley's „Queen Mab" einen Aufsatz mitgetheilt, in welchem dieser phantasiereiche Dichter seine Ideen von der Nothwendigkeit einer Rückkehr der Menschen zu einer natürlichen Lebensweise auseinandersetzt und dabei hauptsächlich Wasser und Pflanzenkost im Auge hat. Diese Ideen haben unter unseren Lesern so vielen Anklang gefunden, daß uns einige Familien in Berlin und in Dresden bekannt sind, die sich seitdem aller animalischen Speisen enthalten und sich dabei, wie sie versichern, besser als zu irgend einer früheren Zeit befinden. Das Athenaeum kann hieraus ersehen, daß es nicht bloß Deutschland sey, wo solche Ideen, wie die von der Heilkraft des kalten Wassers, zu Tage kommen, ja, daß man sogar in dieser Beziehung hier noch von den Engländern lernt. Auch ist es gewiß nicht minder einseitig, zu behaupten, das Wasser könne gar nichts, als zu glauben, das Wasser müsse Alles heilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Freitag den 5. Juni 1840.

England.

Armen-Colonisations-Versuche in England.

Herr William Allen, der kürzlich in Begleitung der ehrwürdigen Mistreß Fry in Berlin war, hat in den Jahren 1835 und 1836 unter dem Titel „The Lindfield Reporter or Philanthropic Magazine" ein Journal herausgegeben, aus dem folgende Aufsätze über zwei von ihm eingeleitete Unternehmungen eine Idee von der menschenfreundlichen Wirksamkeit dieser edlen Briten geben, die auch in Berlin mit verdienter Achtung aufgenommen wurden.

I. Die Armen-Schule und Kolonie in Lindfield.

William Allen, Schatzmeister der Britischen und ausländischen Schul-Gesellschaft, hatte bei seinen Reisen in Sussex die kummervolle Lage der Armen zu Lindfield und in dessen Nachbarschaft wahrgenommen; er kaufte daher daselbst einige kleine Ländereien und baute bequeme Schulhäuser, in denen er seitdem eine Knaben-, eine Mädchen- und eine Kleinkinder-Schule unterhielt. Im Durchschnitt fanden sich hier täglich 100 Kinder ein. In diesen Schulen wurde Unterricht ertheilt im Lesen, Schreiben und Rechnen, im Nähen und anderen nützlichen Kenntnissen, nach den humanen Grundsätzen der Britischen und auswärtigen Bibel-Gesellschaft. Man lehrt die Kinder ihre Pflichten gegen Gott und ihre Nebenmenschen nach der heiligen Schrift, ohne daß ein besonderer Katechismus irgend einer Religions-Partei angewendet würde; daher wird auch kein Kind wegen der religiösen Meinungen seiner Aeltern ausgeschlossen, sondern diese Schulen stehen allen offen. Uebrigens wird erwartet, daß jedes Kind am Sonntage diejenige Kirche besucht, zu der sich dessen Aeltern halten.

In diesen Schulen findet sich ein Zimmer zum Lesen und eine kleine Bibliothek.

Bald darauf besuchte Herrn Allen's Freund, John Smith auf Dale-Park, diese Einrichtung, die seinen ganzen Beifall fand, kaufte eine ländliche Besitzung an von 100 Acre's (ungefähr 158 Magdeburger Morgen) in der Nähe jener Schulen und ließ darauf 18 kleine Häuser (cottages) für Tagelöhner (labourers) bauen, deren jedem er 1½ Acker (ungefähr 2 Magdeburger Morgen) Landes beilegte; sodann noch 7 andere mit 5—6 Acker (8—9½ Morgen) Landes, auf welchen letzteren ein Mann sich und seine Familie vermittelst der Spaten-Kultur recht gut erhalten kann.

I. Sechs von den 18 Tagelöhnern, welche die kleineren Felder bewirthschaften, wohnen im oberen Stockwerk; sie bezahlen keinen Zehnten, aber eine Miethe von wöchentlich 3 Shilling (1 Thaler). Ihre Wohnung und Einrichtung kostet 125 Pfd. Sterl. (800 Thlr.)

II. Sechs andere wohnen im unteren Stockwerk und erhalten eben so viel Land, gegen eine Miethe von wöchentlich 2 Sh. 6 Pence (25 Sgr.) Jedes dieser Häuser kostet 100 Pfd.

III. Die übrigen Sechs wohnen in Häusern von Pisé, die mit Stroh gedeckt und mit Mörtel beworfen sind. Davon kostet jedes 80 Pfd. Die Bewohner zahlen wöchentlich für Wohnung und Land 2 Sh. (20 Sgr.)

Rechnet man von der Miethe bei I., welche jährlich 7 Pfd. 16 Sh. beträgt, die Zinsen von 125 Pfd. zu 4 Prozent, welche 5 Pfd. betragen, ab, so bleiben 2 Pfd. Sterl. 16 Sh. (18 Thlr. 20 Sgr.) als Miethe für 1½ Acker oder 2 Morgen Land. Bei II. betragen die Zinsen der Baukosten 4 Pfd. Sterl., die jährliche Miethe 6 Pfd. 10 Sh.; es bleiben mithin für die Acker-Miethe 2 Pfd. 10 Sh. (16 Thlr. 20 Sgr.) Bei III. betragen die Zinsen der Baukosten 3 Pfd. 4 Sh., die jährliche Miethe 5 Pfd. 4 Sh.; es bleiben für Land-Miethe 2 Pfd. Sterl. (13 Thlr. 10 Sgr.)

Die Tagelöhner sind verpflichtet, ihr Land halb mit Kartoffeln, halb mit Getraide zu bestellen; Frau und Kinder helfen und haben öfters die Arbeit allein vollbracht.

Der 4te Theil eines Ackers (40 □Ruthen), zu Gartenfrüchten benutzt, hat sich als sehr einträglich für die Familie und für die Auffütterung eines Schweines bewährt. — Die Obstbäume gedeihen allmälig und werden eine Quelle des Erwerbs für die Tagelöhner werden.

Einige von ihnen schlachten jährlich ein fettes Schwein und salzen das Fleisch für ihren Hausbedarf ein, neben dem, was sie davon verkaufen.

Bei günstiger Witterung hat der Ertrag des Landes an Kartoffeln und Getraide einen Werth von 12 Pfd. Sterl. (80 Thlr.)

Die Ergebnisse der in dieser Kolonie gemachten Versuche, den Wohlstand der Tagelöhner, die für die Pächter arbeiten, zu fördern, haben bewiesen, daß ein solcher Tagelöhner, welcher wöchentlich 12 Sh. (4 Thlr.) Lohn erhält, wenn er sich gut aufführt und fleißig ist, mit Hülfe der ihm hier gewährten Vortheile sich und seine Familie sehr gut erhalten kann, ohne Unterstützung von Seiten des Kirchspiels — mit Ausnahme jedoch außerordentlicher Umstände und Unfälle.

Man hat ferner gefunden, daß ein Tagelöhner unter diesen Verhältnissen dem Pächter, der ihm Arbeit giebt, volle Genüge leisten kann; er ist besser gekleidet und genährt, hat daher mehr Kraft und Geist (spirit) als diejenigen, welche jener Rechte und Privilegien entbehren. Wir sagen: Rechte, denn jeder ehrliche und fleißige Mann hat ein Recht, mit denjenigen Mitteln anständigen Lebensunterhalts (to live comfortably), die der gütige Schöpfer so reichlich gespendet hat, versehen zu werden; auch ist diejenige Gemeinde, die ihn dieser Mittel beraubt oder es vernachlässigt, sie ihm zugänglich zu machen, in nicht geringem Grade verantwortlich für die Entsittlichung und die Verbrechen, welche der Zustand der Armuth und Noth zu erzeugen pflegen.

Auf den Pachtungen mit 5 oder 6 Acker Landes ist ebenfalls eine Wohnung erbaut. Der Zweck ist, zu zeigen, daß ein Arbeitsmann, vermittelst des Spatens, wenn er eine gewisse Fruchtfolge bei Bestellung des Ackers beobachtet und eine hinlängliche Anzahl von Kühen und anderem Vieh erhält, um seinen Acker immer gründlich zu düngen, sehr wohl im Stande ist, dem Grund-Eigenthümer eine gehörige Pacht zu zahlen, die Zinsen des Darlehns zu entrichten und durch allmälige Rückzahlungen das Darlehn selbst abzutragen, während sich seine Familie in gemächlichem Wohlstande befindet.

Der Erfolg dieses Planes hängt wesentlich davon ab, daß diejenigen Produkte kultivirt werden, die nach den bisherigen Erfahrungen den größten Ertrag von einem bestimmten Stück Landes gegeben haben. Dies ist in einer gewissen Ausdehnung ermittelt, und eben so das Gewicht des Futters, das ein bestimmter Viehstand verzehrt. Es hat sich ergeben, daß eine Kuh im Durchschnitt jährlich 18,000 Pfd. Grünfutter und 9000 Pfd. Wurzel-Gewächse bedarf, als Rüben, Mohrrüben, Kartoffeln, und dagegen 2000 Quart Milch liefert.

Mit Rücksicht auf diejenigen Gegenstände, die anzubauen sind, hat die Erfahrung die folgenden als diejenigen kennen gelehrt, die dem Plan am besten entsprechen. Es ist bei jedem die Menge angegeben, welche auf einer (Rod) Englischen □Ruthe, ungefähr 2½ Preuß. □Ruthen, hervorgebracht werden müssen, wenn ihr Anbau den gehörigen Erfolg haben soll — indessen können durch Fleiß und Dünger mehrere derselben, z. B. Kohl, zu einem 2 bis 3 Mal so hohen Ertrag gebracht werden.

1)	Roggen, im Herbst gesäet und im Frühjahr grün abgeschnitten	60	Pfd.
2)	rother Klee	200	=
3)	Luzern	200	=
4)	künstliche Gräser	200	=
5)	Kohl	200	=
6)	jellow Beet leaves (Blätter der gelben Kohlrübe)	150	=
7)	Cicorien	200	=
8)	Symphetum asperrimum	200	=
9)	Mais, grün abgeschnitten	200	=
10)	Früh-Wicke (Spring Tares)	120	=
11)	Winter-Wicke	120	=

Wurzel-Gewächse für die Winter-Fütterung.

1)	Kartoffeln	120	Pfd.
2)	gelbe Kohlrüben	150	=
3)	Schwedische Kohlrüben	150	=
4)	Möhren (gelbe Rüben)	150	=
5)	Pastinak	150	=

Alle diese Pächter unterzeichnen ein Uebereinkommen, durch welches sie anerkennen, daß ihnen die Benutzung der Wohnung und des Landes entzogen werden kann, wenn sie dasselbe nicht erfüllen. Es enthält folgende Bestimmungen:

1) Einen sittlichen Lebenswandel zu führen;
2) nicht zu erlauben, daß in den Wohnungen geistige Getränke verkauft oder von ihrer Familie verbraucht werden, außer als Heilmittel bei Krankheiten;
3) ihre Kinder zum Besuch der Schule anzuhalten;

4) ihr Grundstück mit dem Spaten zu bearbeiten, und zwar nach dem ihnen gegebenen Plane, oder wenigstens nicht ohne Erlaubniß von demselben abzuweichen;
5) nicht an Andere zu vermiethen oder Leute zur Miethe bei sich aufzunehmen ꝛc.

Wobei es sich versteht, daß die Pacht nicht erhöht und sie nicht vertrieben werden dürfen, so lange sie die ihnen gemachten Bedingungen erfüllen, außerordentliche Umstände ausgenommen. Sie dürfen nicht ohne Erlaubniß Pferde halten. Der Erfolg dieser Bestimmungen ist in der That sehr groß, zumal wenn man die heftige Opposition einiger Pächter und Grundbesitzer in der Nachbarschaft in Erwägung zieht, die viele ihrer Feldarbeiten durch Kirchspiels-Arme hatten verrichten lassen.

Ueber den Erfolg dieser kleinen Pachtungen theilt Herr Allen im Dezember 1838 Folgendes mit: Der Plan, jedem Tagelöhner 1¼ Acker Landes zu seiner Wohnung zu geben, bewährt sich vollkommen. Auch die kleinen Pachtungen von 5 Acker Landes haben ein günstiges Resultat gegeben. So ist unter denselben einer, der eine zahlreiche Familie hat und niemals eine Unterstützung von dem Kirchspiel erhielt und dessen ganzes Besitzthum nicht 20 Sh. werth war, als ihm 6 Acker Landes in Pacht gegeben wurden, dessen Besitzthum jetzt aber einen Werth von 78 Pfd. Sterl. hat; er schuldet darauf zwar an Vorschuß, Saatkorn u. s. w. 40 Pfd.; hat also doch schon 38 Pfd. erworben.

Es geht daher aus den Resultaten dieser Versuche klar hervor, daß es wohlwollenden Grundbesitzern ein Leichtes seyn würde, manche arme Familie unabhängig und glücklich zu machen, ohne den geringsten eigenen Schaden oder Verlust.

• •

Nachschrift. Angenommen, Menschenfreunde wollten in der Mark Brandenburg Aehnliches versuchen, so dürften die Baukosten der Häuser bedeutend geringer seyn; übrigens aber dürfte es zweckmäßiger seyn, die Häuser Nr. I. nicht zweistöckig zu bauen, sondern lieber zwei Familien-Wohnungen unter einem Dache neben einander.

Die Wohnungs-Miethe würde, da hier zu Lande wohl um mehr als ½ wohlfeiler gebaut werden dürfte und ein solches Haus nur 500 Thlr. kosten würde, für eine Familie nur 10 Thlr. betragen, eine Miethe, die dem in der Mark üblichen Betrage gleich kommt.

Für Nr. II. und III. würde dieselbe Einrichtung von zwei Wohnungen unter einem Dache beizubehalten seyn, weil dann die Wohnungs-Miethe nicht so hoch zu stehen kommt, als bei einem Hause für jede einzelne Familie.

Dagegen würde für jede Familie auf dem Boden eine Dach-Stube (zum Seidenbau) einzurichten seyn.

Die Land-Miethe, die sich dort auf 9 Thlr. 10 Sgr., 8 Thlr. 10 Sgr. und 6 Thlr. 20 Sgr. pro Morgen beläuft, würde hier bei weitem nicht so hoch zu stehen kommen, da man hier auf dem Lande einen ganzen Morgen zu 10 bis höchstens 30 Thlr. kauft, wo die Pacht also 12 Sgr. bis höchstens 2 Thlr. betragen würde.

Es wäre allerdings wünschenswerth, Aehnliches hier zu versuchen; es läßt sich aber nur in solchen Dörfern ausführen, wo die spezielle Separation bereits stattgefunden hat.*)

II. Die landwirthschaftliche Schule in Lindfield.

Im Jahre 1835 hat Herr Allen mit der in Lindfield bereits bestehenden Industrie-Schule eine Schul- und Erziehungs-Anstalt (boarding school) für 12 Knaben verbunden, die bestimmt ist für Söhne von Mitgliedern der Gemeinde der Freunde, welche den Wunsch hegen, daß ihre Kinder in ihren Grundsätzen erzogen werden möchten.

Die Knaben werden zur Industrie erzogen, täglich, insofern es die Witterung erlaubt, fünf Stunden mit Ackerbau-Arbeiten beschäftigt, und zwar unter der Aufsicht eines in der Landwirthschaft wohl bewanderten Mannes. Wenn die Witterung es nicht erlaubt, auf dem Felde zu arbeiten, so werden sie mit Leinwandweben, mit Anfertigung von Schuhen oder in der Druckerei beschäftigt.

Die Knaben werden angeleitet, Alles, wo möglich, selbst zu verrichten; sie machen ihre Betten, reinigen ihre Wohnung selbst, sie putzen ihre Schuhe, sie helfen in der Küche u. s. w. Jeder Knabe hat ein kleines Zimmer für sich, 8 Fuß lang, 8 Fuß breit, 10 Fuß hoch, worin sich ein Bette, ein Stuhl und ein Tisch befinden. Jeder Knabe hat einen Garten von 64 □Ruthen, wovon er 4 mit Blumen oder Sträuchern, nach seinem Gutdünken, bestellen kann, 30 mit Kartoffeln und 30 mit Getraide bestellen muß. Das Erzeugniß, nach Abzug der Kosten für Saat und Dünger, erhält er als Taschengeld. (Dies hat im Jahr 1835 für jeden Knaben 4 Thr. 10 Sgr. betragen.)

Die Knaben werden mit der sichersten Art und Weise, für die Lebensbedürfnisse durch die Bearbeitung des Bodens vermittelst des Spatens zu sorgen, bekannt gemacht.

Ihr Unterricht umfaßt das Lesen, Schreiben, Rechnen, die Grammatik der Muttersprache, die Geographie, den Gebrauch des Globus, das Feldmessen und andere nützliche Kenntnisse. Der Lehrer hält ein Buch, in welches von Zeit zu Zeit das sittliche Verhalten und die Fortschritte jedes einzelnen Knaben eingetragen werden.

Auch wird vorzüglich darauf gesehen, daß sie in der christlichen Religion und in der Kenntniß der heiligen Schrift gründlich unterrichtet werden.

Für jeden Knaben werden jährlich 10 Pfd. Sterl. bezahlt, für Kost, Wohnung, Kleidung, Unterricht.

---

*) Auch hier, wie in England, würden Grundbesitzer ähnliche kleine Pachtungen auf ihren Gütern, ohne allen Nachtheil und Verlust, einrichten können — vielleicht könnten gerade jetzt manche arme Familien, die durch den Brand in Cremmen Alles verloren haben, auf diese Weise versorgt, gerettet werden und allmälig wieder zu einigem Wohlstande gelangen. v. Türk.

Die bei dieser Anstalt beschäftigten Personen sind folgende:

1) Der Oberaufseher und Lehrer, der den Unterricht ertheilt und zugleich die Aufsicht über die Knaben hat, die Zeit ausgenommen, wenn sie mit Feld- oder Hand-Arbeiten beschäftigt sind.
2) Ein Aufseher für die Arbeiten, der stets gegenwärtig seyn muß, wenn die Knaben arbeiten, und die übrige Zeit des Tages in dem für die Schneiderei bestimmten Lokal beschäftigt ist, wobei ihm auch einige Knaben beistehen; dessen Ehefrau besorgt die Küche, den Haushalt und die Wäsche für die Anstalt, wobei ihr einige Hülfe geleistet wird.
3) Ein Arbeiter, der mit den Knaben im Felde arbeitet und sie zu den Feld-Arbeiten anleitet.

Ihre Zeit-Eintheilung ist folgende:

Für die Mahlzeiten und Erholungen	4	Stunden	45	Min.
Schul-Unterricht	4	"	30	"
Feld- und andere Arbeit	5	"	—	"
Lesen in der Bibel und Erbauungsschriften	—	"	30	"
Schlaf	9	"	15	"
	24	Stunden.		

Herrn Allen's Haupt-Absicht ist, daß diese Anstalt eine Art von Normal-Schule werde, in der junge Leute sich in so weit ausbilden, daß sie einst entweder ähnlichen Anstalten vorstehen oder wohlwollenden Gutsbesitzern, die Armen-Kolonieen nach Art der weiter oben beschriebenen einzurichten wünschen, sich nützlich machen können.

In einem Aufsatze vom Monat August 1837 sagt Herr Allen: Die Art und Weise, wie die Zöglinge dieser Anstalt ihr Land bearbeitet haben, hat den Beifall von Sachverständigen erhalten, während zugleich ihre Fortschritte in Kenntnissen sehr befriedigend waren.

Die Kosten der Anstalt haben im Jahre 1836 betragen	270 Pfd. Sterl.
Bringt man den Werth der Arbeit der Zöglinge in Abrechnung mit	50 " "
so bleiben	220 Pfd. Sterl.

Da in der ersten Hälfte des Jahres 12, in der zweiten 14 Zöglinge da waren, so betragen die Kosten für jeden einzelnen 17 Pfd. Sterl. 10 Sh. oder 116 Thlr. 20 Sgr.

In einem anderen Aufsatz vom Monat Januar 1838 sagt Herr Allen:

Zwei der ältesten Zöglinge der Anstalt, welche der Lord Wallscourt (aus der Grafschaft Galway in Irland) hierher gesandt hatte, sind jetzt auf dem Gute des Lords zu Ardfry bei Oranmore angesiedelt und damit beschäftigt, kleine Pachtungen nach dem Lindfielder System, unter der unmittelbaren Aufsicht des Lords, einzurichten.

Frankreich.

Die Französischen Kolonieen.

(Schluß.)

Die freien Farbigen besitzen in Bourbon ein Sechzehntheil des bebauten Landes und ein Achtel der Sklaven. Unter 444 patentirten Handelsleuten gehören 68 ihnen an. Einige Farbige leben auf dem Lande als Grundbesitzer, Landbauer, Aufseher und Oekonomen. Die anderen leben in den Städten und Flecken, wo sie sich meistentheils als Schneider, Schuhmacher, Bäcker und Schlächter nähren. Einige sind Handels-Commis, manche hatten sogar Schulen. Meistentheils haben die Farbigen einen friedlichen und sanften Charakter. Uebrigens hat dieser Theil der Bevölkerung nicht dieselbe Bedeutung wie auf Bourbon. Da die freien Farbigen hier ihrem Ursprunge näher sind, so stehen sie auch in engerer Verbindung mit den Sklaven, wie sehr sie sich auch diesen in ihrem neuen Verhältnisse überlegen dünken mögen. Die freien Farbigen wählen ihre Weiber größtentheils unter den Sklavinnen, welchen sie dann gewöhnlich die Freiheit schenken.

Es muß bemerkt werden, daß die Sklaven auf St. Mauritius und Bourbon aus Madagaskar und von der Küste Mozambique kommen, die auf den Antillen dagegen aus Guinea. Vermuthlich hat die Verschiedenheit der Abstammung und des Bildungsgrades die Ersteren weniger ungelehrig und empfänglicher für die Freiheit gemacht.

Vorzüglich seit 1829 werden auch Indier als Arbeiter gedungen. Sie kommen von der Küste von Orixa und sind großentheils aus der Kaste der Paria's.

Bourbon hat Berge, aber von geringer Höhe; der höchste ist der Piton des Neiges, 3150 Metres über dem Meeresspiegel. Auch findet man Hochebenen. Einen Theil der Insel nehmen schöne Waldungen ein, und da es häufig regnet, so erfreuen sich die höher liegenden Gegenden eines vortrefflichen Klima's. Das kleine Thal Salazie, in der Mitte der Insel, liegt 600—1200 Metres über dem Meeresspiegel, und da es von senkrechten Bergen umgeben ist, so hat es ein sehr mildes und gleichmäßiges Klima. Das Thermometer fällt hier nie unter 13° und steigt nie über 26°. Auch hat man hier eine Heilquelle entdeckt, zu welcher jetzt die Kranken hinströmen.

Im Jahre 1836 zählte man auf Bourbon:

bebautes Land	65,702	Hektaren
Weideland	14,040	"
Waldung	55,921	"
unbebautes Land	95,887	"
	231,550	Hektaren.

Das bebaute Land bildet also fast ein Drittheil des ganzen Gebiets. Im J. 1815 hatte dasselbe nur eine Ausdehnung von 45—50,000 Hekt. Damals wurde das Zuckerrohr fast gar nicht gebaut, weil das Klima für den Kaffeebau sehr geeignet ist.

Im Jahre 1836 war das bebaute Land folgendermaßen vertheilt:

Getraide	31,090	Hektaren
Mais, Reis und Manioc	12,424	"
Zuckerrohr	14,530	"
Kaffee	4,179	"
Gewürznelken und andere Gewürzpflanzen	2,980	"

Der Kaffeebau hat sich seit 1827 fast um die Hälfte vermindert; der Bau der Gewürzpflanzen um ein Siebentheil. Der Bau des Zuckerrohrs und der Cerealien hat sich etwas vermehrt. Die Abnahme des Kaffeebaus ist von großer Bedeutung, weil er früher eine Quelle des Reichthums war. Man schreibt dieselbe den Verwüstungen der Orkane und der Insekten zu, so wie der Erschöpfung des Bodens. Auch mag die Vervollkommnung der Zucker-Kultur nicht ohne Einfluß gewesen seyn, denn diese hat auf allen Französischen Kolonieen um sich gegriffen. Doch wird wohl die Runkelrübenzucker-Fabrication seit 1826 hierin eine Aenderung bewirkt haben.

Bourbon hat zu verschiedenen Zeiten folgende Quantitäten Kaffee nach Frankreich ausgeführt:

1789 ungefähr 4 Mill. Pfd. anzuschlagen auf	2,000,000	Kilogramme
1801 " 7 " " "	3,500,000	"
1816	4,500,000	"
Mittlere Zahl seit 1832—36	1,110,432	"
1836	928,200	"

Zur Bearbeitung einer Hektare Landes, das mit Kaffee bepflanzt ist, sind zehn Menschen erforderlich; nicht weniger für eine Hektare Land, die mit Zuckerrohr bepflanzt ist. Aber die erstere bringt 2105 Fr., diese 4210 Fr. ein.

Der Werth des bebauten Landes, der Sklaven, Gebäude und Hausthiere betrug 191 Mill. im Jahre 1836.

Im Jahre 1818 führte die Kolonie für 3 Mill. Fr. nach Frankreich aus, 1836 für 16 Mill. Die anderweitige Ausfuhr beläuft sich auf noch nicht eine Mill. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Französischen Kolonieen wesentlich von den Englischen. England hat viele Kolonieen, welche ihm Kolonial-Waaren liefern können; es selbst ist nicht im Stande, Alles zu konsumiren, obwohl seine außerhalb der Wendekreise gelegenen Kolonieen, wie Kanada, das Kap der guten Hoffnung, Vandiemensland u. s. w., eben so wohl Kaffee, Zucker, Gewürze wie das Mutterland einführen müssen. Es folgt daraus, daß die Englischen Tarife den Kolonieen eine größere Freiheit lassen. Das vereinigte Königreich und die 101 Millionen seiner Unterthanen in den Kolonieen tauschen ihre Erzeugnisse von Norden nach Süden, auf der ganzen Oberfläche der Erde, gegen einander aus. Kanada, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig sind in dieser Beziehung gleichsam ein neues Mutterland für die Englischen Antillen, und Vandiemensland steht in demselben Verhältnisse zu St. Mauritius und dem Englischen Indien. Daraus folgt, daß mehrere Inseln der Antillen kaum die Hälfte ihrer Erzeugnisse nach England senden, während die andere Hälfte nach den Nord-Amerikanischen Kolonieen und nach fremden Ländern geht. Eben so betreibt Indien einen ausgedehnteren Handel nach China, Australien u. s. w., als nach dem Mutterlande.

Die Bewachung der Insel Bourbon kostet Frankreich jährlich 782,865 Fr. Für die inneren Ausgaben wurde 1837 ein Budget von 2,149,500 Fr. votirt.

Das Französische Guiana.

Dieser ausgedehnte Landstrich, welcher vom Holländischen Guiana, dem Atlantischen Ocean und Brasilien eingeschlossen wird, ist kaum anders bekannt geworden als durch die früheren unglücklichen Versuche zu seiner Colonisation, so wie höchstens noch dadurch, daß er während der revolutionairen Stürme als Deportations-Ort diente. Die Geschichte der Colonisation ist keine erfreuliche, obgleich in dieser langen Reihenfolge von Täuschungen, Unheilsfügungen und Metzeleien auch manche schöne Charaktere und edle Thaten auftreten. Die Colonisation wurde 1626 zu Sinnamary mit 26 Französischen Ansiedlern und 1620 und 1633 an einigen anderen Punkten der Küste begonnen. Schon damals wollten Gesellschaften die kaum gegründeten Niederlassungen ausbeuten, doch machten ihre Fehler und ihre Bedrückungen jeden Erfolg unmöglich. Die erste Gesellschaft, welche 1633 von Kaufleuten aus Rouen gegründet wurde, führte zur Vertreibung und Ermordung der Franzosen. Im Jahre 1652 schickte eine andere Gesellschaft 7—800 Menschen ab, unter Anführung eines Herrn von Royville, der schon unterweges ermordet wurde. Die Ausschweifungen der Ansiedler führten zum Untergang der Gesellschaft; es folgte eine andere mit eben so geringem Glücke; dann die West-Indische Gesellschaft, welche einen geschickten Gouverneur fand, Herrn von la Barre. Nun begann eine lange Reihe von Kriegen mit den Holländischen Niederlassungen, und die Kolonisten wurden Fliebustier, welche nur auf Raub und Plünderung ausgingen. Die Regierung, welche endlich dem Treiben der Gesellschaften ein Ende machte, sendete 1763 12,000 Kolonisten ab, welche größten Theils umkamen und von denen nur 2000 im schrecklichsten Elende nach Europa zurückkehrten. Im Jahre 1768 ging wieder eine Gesellschaft zu Grunde trotz der Unterstützung des Staates. Endlich im Jahre 1775 gingen für die Kolonie bessere Tage auf, nachdem sie dem Staate 60 Millionen gekostet und 6 Gesellschaften nach einander ruinirt hatte.

Malouet wurde zum Gouverneur ernannt. Er besuchte zuerst Surinam, um das System kennen zu lernen, welches in dieser Holländischen Kolonie mit Glück angewendet wurde. Nun fing man an, das überschwemmte Land trocken zu legen. Die Gewürz-Pflanzen, welche Poivre den Holländern entwendet hatte, wurden hierher verpflanzt, und es ging Alles gut, bis die Dekrete des Konvents die Schwarzen zur Empörung aufriefen.

Im Jahre 1809 bemächtigte sich eine Englisch-Portugiesische Expedition der Kolonie; 1815 wurde sie an Frankreich zurückgegeben. Seit der Restauration sind einige Colonisations-Versuche gemacht worden. Der glücklichste war die Ansiedelung der Neger, die dem Sklavenhandel entrissen waren, unter der Leitung von Madame Javouhey. Diese Dame hat jetzt 550 Neger unter sich am Ufer der Mana, und ihr mildes Werk ist vollkommen gelungen seyn. Durch mehrere Expeditionen sind die bedeutendsten Punkte des Landes bekannt geworden, das in seinen etwas ungewissen Gränzen einen Flächenraum von 18,000 Franz. Quadratmeilen einschließt.

Zwei große Flüsse, der Maroni und Oyapock, sind auf 15 oder 20 Meilen vom Meere schiffbar, doch sind sie für Schiffe von starkem Tonnengehalt unzugänglich. Cayenne, welches auf einer Insel liegt, ist 30 Meilen von der Mündung des Oyapock, 40 von der des Maroni entfernt. Die Hochebenen nehmen einen großen Theil des Bodens ein. Zwischen dem Ocean und dem Maroni erstreckt sich eine Höhenkette, deren Höhe jedoch nicht 5—600 Metres übersteigt. Im niedrig gelegenen Theile der Kolonie, wo sich die meisten Niederlassungen finden, hauchen Sümpfe, welche mit Bäumen überwachsen sind, schädliche Dünste aus; aber man findet auch große Wiesen und ansehnliche Wälder. Die Regenzeit dauert 8—9 Monat, und unter einem glühenden Himmel ist die Nässe vom übelsten Einfluß. Fieber und Leberkrankheiten sind sehr häufig.

Folgende Tabelle enthält eine Vergleichung der Bevölkerungs-Verhältnisse in den Jahren 1790 und 1836.

	1790.	1836.
Weiße	2,000	1,100
Farbige Freie	520	4,000
Indianer	800	700
Sklaven	12,000	16,280
	15,320	22,080

Im Jahre 1836 besaßen die freien Farbigen den vierten Theil der Sklaven, die Hälfte des bebauten Landes und des Zugviehs. Zwei Männer dieser Klasse waren zu Mitgliedern des Kolonial-Rathes erwählt worden. Auf 28 Ehen, welche 1836 in der Klasse der Freien geschlossen wurden, kamen 3 zwischen Weißen und farbigen Frauen. In großerer Entfernung von der Hauptstadt, vorzüglich in den Gegenden, wo die Einwohner Viehzucht treiben, sind die Weißen und Schwarzen fast ganz verschmolzen.

Die Indianer zeichnen sich durch ihren friedlichen Charakter aus; sie leben neben den Französischen Niederlassungen, ohne sich deren Gesetzen zu unterwerfen. Sie beschäftigen sich mit dem Fischfange und der Jagd.

Die Sklaven werden größtentheils sehr mild behandelt. Da den Sklaven meistens eine bestimmte Aufgabe zugetheilt wird, so kann ein guter Arbeiter um 2 Uhr Nachmittags mit der Arbeit fertig seyn. Der Rest des Tages gehört ihm, und er kann sowohl diesen wie die Sonn- und Feiertage nach Belieben verwenden. Die Sklaven arbeiten nicht mehr als 227 Tage jährlich für ihre Herren. Der Preis eines schwarzen Sklaven schwankt zwischen 1200—2400 Fr.

Im Jahre 1818 gab es 5223 Hektaren bebauten Landes; 1836 11,826. Die Bodenfläche, welche im Besitze der Kolonisten ist, beläuft sich auf 92,000 Hektaren; aber es giebt noch viele Wälder und Savannen. Uebrigens ist kein Mangel an Land, da die Wälder sich ins Innere hinein bis zu unbekannten Gränzen ausdehnen. Vergleicht man die Jahre 1818 und 1836, so findet man, daß der Anbau folgender Artikel zugenommen hat: Cerealien von 700 auf 4251 Hektaren, der Rukubaum von 655 auf 1760 Hekt., Zucker von 567 auf 1571, Baumwolle von 1863 auf 2746, Gewürze von 175 auf 284, Kaffee von 171 auf 188. Man sieht hieraus, daß Guiana am meisten und am gleichmäßigsten von allen Französischen Kolonieen fortgeschritten ist. Im Vergleich zu 1790 hat die Zucker-Production am meisten zugenommen: sie ist von 76,500 Kil. auf 2 Millionen gestiegen; hiernächst der Rukubaum, die Gewürze und Baumwolle. Die Ausfuhr der Farbehölzer kann noch sehr bedeutend werden; 1818 betrug sie 18,500 Kil., und 1836 war sie schon auf 608,700 Fr. gestiegen. Die Vanille wächst in den Wäldern, aber es wird wenig davon ausgeführt.

Im Jahre 1818 betrug die Ausfuhr nach Frankreich 862,801 Fr. und 1836 3,051,555 Fr. Die militairischen Ausgaben, welche dem Mutterlande zur Last fallen, beliefen sich 1837 auf 532,000 Fr.; die anderweitigen, welche die Kolonie zu tragen hat, auf 780,222 Fr.

Die Indischen Niederlassungen.

Die Indischen Niederlassungen: Pondichéry, Chandernagor, Karikal, Mahé, Yanaon, welche von den Englischen Besitzungen umschlossen werden, zählen 168,000 Bewohner, worunter 165 Indischer Abstammung, 980 Weiße und die Uebrigen Mischlinge. Die Ausfuhr nach Frankreich belief sich auf 3½ Mill.

Die Niederlassungen am Senegal.

Sie wurden im Jahre 1733 gegründet; es sind jetzt folgende:

1) Am Senegal: die Insel Saint Louis, an der Mündung des Flusses; der militairische Posten Richard Tol, 30 Meilen den

Fluß hinauf; Dagana, 6 Meilen oberwärts; Bakel, 200 Meilen von der Mündung.

2) An der Küste: Gorea, eine Insel 38 Meilen südsüdwestlich von Saint Louis und 35 Meilen von der Mündung des Gambia. Diese Insel ist nur ein steiler Felsen, aber sie hat ein gesundes Klima und einen schönen Hafen.

3) Am Gambia: das Comtoir Albreda in der Nähe des Meeres und des Englischen Forts James.

4) Am Cazamance: das Comtoir Séghion oder Sédhion, 30 Meilen von der Mündung.

Am Senegal wurde ehemals ein sehr bedeutender Sklavenhandel getrieben. Die Schiffe, welche in Frankreich Waaren geladen hatten, schifften mit Sklaven vom Senegal nach den Antillen und kehrten mit Kolonial-Waaren heim. Im Jahre 1789 betrieben 100 Schiffe diese Geschäfte. Sie kauften Sklaven mit Französischen Waaren im Werthe von 21 Mill. Livres, und da der Handels-Umsatz mindestens das Dreifache dieser Summe betrug, so leuchtet wohl ein, wie bedeutend dieser Handel war.

Unter der Restauration versuchte die Regierung, den Sklavenhandel durch Baumwollen- und Indigo-Pflanzungen zu ersetzen. Es wurden keine Kosten zu diesem Zwecke gespart. Aufmunterungs- und Ausfuhr-Prämien wurden ausgesetzt; die Regierung bestritt die ersten Auslagen, errichtete Gärten zur Akklimatisirung der Pflanzen; neun Jahre lang wurden die Versuche an verschiedenen Orten fortgesetzt, aber ohne den mindesten Erfolg. Man versuchte es später noch mit anderen Pflanzungen, aber sie mißlangen eben so wohl. Nur der Garten zu Richard-Tol gewährte einige günstige Resultate, indeß waren hier die Bewässerungskosten zu bedeutend. Die hauptsächlichsten Ursachen, welche das Gedeihen der Kolonial-Waaren in Senegambien hindern, sind der Mangel an Regen, die trockenen Ostwinde, die schlechte Beschaffenheit des Bodens und das regelmäßige Uebertreten des Flusses, welcher indeß nicht, wie der Nil, das Land befruchtet. Die Nachbarschaft der Wüste Sahara bringt eine fürchterliche Dürre hervor, wenn Ostwinde wehen. Unter dem Einfluß derselben hat man das Hygrometer schon auf 2° sinken sehen.

Da das Klima das Gedeihen des Ackerbaus nicht zuläßt, so können die Niederlassungen am Senegal nur als eine Handelsstation angesehen werden. Die Mauren- und Negerstämme Senegambiens stehen nicht auf der untersten Stufe der Bildung. Sie gebrauchen Französische Waaren und verschicken sie ins Innere des Landes. Im Jahre 1825 kauften sie für 4,366,566 Fr. Französische Waaren, im Jahre 1837 für 7,954,582 Fr. Es sind vorzüglich Weine, Webereien, Baumwolle, Flachs und Glaswaaren. Der bedeutendste Ausfuhr-Artikel ist das Gummi, welches aus verschiedenen Gattungen von Mimosen gezogen wird. Im Jahre 1828 verkauften die Eingebornen 1,759,000 Kilogr.; 1838 schon 4,466,000. Die Gesellschaften, welche diesen Handel treiben, haben mit den Stämmen Verträge abgeschlossen, durch welche eine regelmäßige Lieferung vermittelt wird, vermöge welcher alle sonst unvermeidliche Kollisionen vermieden werden. Elfenbein wurden 1837 ausgeführt 30,000 Kil.; Kupfer 3400, Wachs 34,000 Kil., Häute 148,000 Kil.

Die Station an der Mündung des Senegal ist eine der besten für den Afrikanischen Handel, denn die Engländer, welche eine weit größere Anzahl von Stationen vom Gambia bis zum Fernando Po auf einer Uferlänge von 400 Meilen inne haben, setzen nur für 13 Mill. Fr. Waaren ab.

Die bleibende Bevölkerung am Senegal bestand im Jahre 1837 aus

Weißen	140
Eingebornen Freien	5,712
Gedungen auf eine gewisse Zeit	1,693
Sklaven	10,096
	17,641

Hiezu kommen noch ungefähr 500 Staats- und militairische Beamte, welche wieder nach Frankreich zurückkehren. Die Sklaven, welche am Senegal Gefangene heißen, werden gut gehalten und haben keine schwere Arbeiten zu verrichten. Das Kaufgeld beträgt hier nur 500 Fr. Meistentheils treiben sie Handwerke oder sind Schiffer auf dem Strome.

Die militairischen Ausgaben betragen ungefähr 613,500 Fr. Die Geschichte der Kolonie giebt den Beweis einer großen Geschicklichkeit der Französischen Regierung gegenüber den Eingebornen. Zahlreiche Verträge haben deren Beziehungen zu der Kolonie geregelt. Sie erhalten kleine Summen, unter der Bedingung, den Frieden aufrecht zu erhalten und dem Handel die nöthigen Artikel zu liefern. Diese Geldbewilligungen belaufen sich auf nicht mehr als auf 41,000 Fr., und gewiß würde die Unterhaltung von Truppen, die ohnedies zum Schutze der Kolonie erforderlich wären, weit kostspieliger seyn. So setzt man einen Volksstamm dem anderen, einen Häuptling dem anderen entgegen. Die Kolonie gedeiht trotz der Nachbarschaft der wilden Negerstämme und der Mauren. Vielleicht hätte das am Senegal angewendete System sogar mit Nutzen auf die Französischen Besitzungen in Nord-Afrika übertragen werden können. Es ist das System, welches die Engländer in Indien, die Nord-Amerikaner gegen die Eingebornen ihres Landes beobachten.

Französische Sitten und Zustände.

Geschildert von einem Engländer.

IV. Ein Französischer Courier.

Ein Engländer muß einen Französischen Courier gesehen haben, um sich eine Vorstellung von ihm zu machen; doch gleichwohl will ich versuchen, sein Bild zu zeichnen.

Zuerst sein Pferd. Kein Fleischer in England wird je auf einem so jämmerlichen Thier gesehen, und, mag es nun von Natur dazu geschaffen seyn oder nicht, es muß in leichtem Galopp gehen, damit sein Reiter eine lange Reise aushalten kann. Ein ungeheures Glockenband um seinen Hals und ein Sattel von wenigstens dreißig Pfund Schwere, nebst einem Zaum, der eben so alterthümlich ist, vollenden diesen Theil des Gemäldes. Nun zum Reiter. Auf seinem Kopfe oder vielmehr auf der Spitze desselben und so aussehend, als müsse ein Hauch des Boreas sie herabwehen, steckt eine mit einem schönen vergoldeten Bande eingefaßte Militair-Mütze. An dem oberen Theile seines Körpers trägt er eine knapp anschließende blaue Jacke, die auf dem Rücken militairisch gestickt ist, während der untere Theil des Körpers in sehr dicken und sehr knappen, gelben oder grünen Lederhosen und Courierstiefeln eingehäust ist. So zieht er ab, auf dem hinteren Theil des Sattels sitzend und mit nicht wenig Geschick über seinen Kopf hinweg die Peitsche schwingend, deren Knall, verbunden mit dem Läuten der Glocken, ein musikalisches Quodlibet von nicht gewöhnlicher Art hervorbringt. Doch noch habe ich eine Eigenthümlichkeit seiner Kleidung zu erwähnen, welche die merkwürdigste von allen ist. Von seinen Courierstiefeln ab ungefähr eine Viertelelle hinauf über die Lederhosen gezogen zeigt sich ein Paar schmutziger wollener Strümpfe. Was ist damit beabsichtigt? Ich weiß nichts Anderes, als daß sie entweder dazu dienen sollen, vor der Reibung des harten Courierstiefels und des noch härteren Sattels zu schützen, oder durch die rauhe Oberfläche der Strümpfe den Sitz fester zu machen. So unscheinbar eine solche Gestalt besonders einem Englischen Auge vorkommt, und so wenig sie gegen die Einflüsse des schlechten Wetters geschützt erscheint, so geht doch ihre Ausdauer in Strapazen weit über alle Erwartung hinaus. So ist es nicht selten vorgekommen, daß einer von Herrn Rothschild's Courieren von Paris nach Calais kam und unmittelbar nach seiner Ankunft in Calais wieder nach Paris zurückritt und so einen Weg von 170 Engl. (38 Deutsche) Meilen in achtzehn bis zwanzig Stunden zurücklegte. Es giebt Couriere in Calais, die oft nach Rom, Neapel, Madrid und anderen gleich weit entfernten Orten geritten sind.

Mannigfaltiges.

— Literarische Contrebande. Es ist auch in diesen Blättern schon mehrfach des Schleichhandels gedacht worden, dessen sich manche Schriftsteller schuldig machen, die, statt solchen Buchhändlern oder Buchdruckern, welche es mit dem Begriffe von literarischem Eigenthum nicht allzu streng nehmen, mit gutem Beispiele voranzugehen, ihnen vielmehr die Hand dazu bieten, um den Nachdruck durch den Anschein einer neuen geistigen Verarbeitung gegen den nur allzu leicht gelähmten Arm des Gesetzes zu schützen. In Deutschland hat sich diese vereinigte Industrie der Verleger und der Literaten hauptsächlich auf solche ausländische Klassiker geworfen, von denen bereits mehrfache Uebersetzungen existiren, aus welchen letzteren dann eine scheinbar neue Version zusammengestellt wird, ohne daß der angebliche Uebersetzer auch nur ein Wort von der Sprache zu verstehen braucht, in welcher das Original geschrieben ist. So ist es namentlich mit Calderon und Tegnér ergangen. Die Muster-Uebersetzungen von Gries und Mohnike sind freilich jetzt durch die Deutsche Gesetzgebung gegen den Nachdruck geschützt; aber etwas verstümmelt, d. h. hier und da vermischt mit Ausdrücken und Bruchstücken aus anderen Uebersetzungen, kann den Nachdrucken kein Richter etwas anhaben. So hatte einer der neuesten sogenannten Bearbeiter der Frithiofs-Sage, welchem vorgehalten wurde, daß er die Uebersetzung des Hrn. Konsistorialraths Mohnike für sein Eigenthum angesehen, die Naivetät, zu seiner Rechtfertigung neben Auszüge aus der Mohnikeschen Uebersetzung auch solche von drei anderen Uebersetzern zu stellen, um zu beweisen, daß er nicht bloß den Einen, sondern alle Vier benutzt habe — gerade wie jener Irländer, der mit zwei Frauen verheirathet war und sich, als er der Bigamie angeklagt wurde, geschwind auch noch mit einer Dritten trauen ließ, da nach dem Buchstaben des Gesetzes eben nur die Ehe mit zwei Frauen verboten sey. In Frankreich ist kürzlich einem bekannten Kritiker, Herrn Gustav Planche, nachgewiesen worden, daß gerade diejenigen seiner kritischen Artikel, durch die er sich zuerst einen Namen erworben, nichts weiter als Plagiate seyen. In der Revue des deux Mondes hatte nämlich Herr Planche eine Reihe von Skizzen berühmter Englischer Schriftsteller, namentlich Fielding's, Maturin's und Mackenzie's mitgetheilt. Gegenwärtig beweist nun Herr A. Michiels, daß diese Skizzen, für welche die Redaction der Revue des deux Mondes schweres Honorar bezahlt hatte und die vom Publikum als Dokumente einer scharfsinnigen Kritik aufgenommen worden waren, beinahe wörtliche Uebersetzungen nach Walter Scott's „Leben berühmter Novellisten" seyen, welchen Letzteren jedoch als Autor zu nennen Herr Planche wohlweislich unterlassen hat, da jene Revue dann die „literarischen Portraits" nicht aufgenommen und noch viel weniger so gut honorirt hätte. Die Unverschämtheit des Plagiarius ist aber um so größer, als es auch bereits eine recht gute, von Defauconpret veranstaltete Französische Uebersetzung jener Arbeit Walter Scott's giebt und Herr Planche also um so mehr zu riskiren hatte, daß sein Eskamotirungstalent sehr bald an das Licht kommen werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Dienstag den 9. Juni 1840.

Polen.

Posen in früherer Zeit.*)

Ein ausgezeichneter Deutscher Historiker hat von der Geschichte einer der ältesten Rheinischen freien Reichsstädte gesagt, daß diese Geschichte ein noch roher Diamant sey, durch welchen, wenn er nach des rechten Meisters Kunst geschliffen würde, mancher helle Blick in Deutschlands Gesammthistorie gethan werden könnte. Dasselbe läßt sich füglich von der Geschichte aller größeren Städte Polens in Bezug auf dieses Land behaupten; auch hier giebt es noch so manchen rohen Diamanten, der, vergraben und vergessen, des kundigen Meisters harrt. Da die Polnische Geschichtschreibung mehr noch als die anderer Europäischer Völker bis in die neuere Zeit fast nur in einer Aufzählung der Schicksale und Thaten der Regenten bestanden hat, und bei der bisherigen Behandlungsweise dem Kulturfortschritte des Volkes, der Industrie, dem gesellschaftlichen Leben, kurz dem ganzen Bürgerthum (das in den größeren Städten Polens schon früh geblüht hat) nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, so muß die Ausbeute, die hier von der Städte-Geschichte aus zu erwarten ist, um so größere Wichtigkeit haben. Mit Recht hat es daher der Verfasser der vorliegenden Geschichte von Posen als eine Haupt-Aufgabe bei seinem Werke erkannt, gerade auf die angegebenen, bisher vernachlässigten Seiten in der Geschichtschreibung ganz besonders sein Augenmerk zu richten; er hat sich mit Aufzählung der äußeren Schicksale der Stadt nicht begnügt, sondern vorzugsweise die inneren Zustände und Kämpfe, die bürgerlichen Gerechtsame, den Handel, das Fabriken- und Zunftwesen u. s. w. auf das sorgfältigste und genaueste beschrieben. Durch diese reichen Materialien zur Landesgeschichte tritt sein Werk aus dem Kreise der speziellen Städte-Geschichten heraus und gewinnt auch für den Freund der Historien an Bedeutung, dem jene ferner liegen. Wir versuchen, dasjenige, was in dem Werke von allgemeinerem Interesse ist, in einen Auszug zusammenzudrängen.

Die Stadt Posen wird von den Griechischen und Römischen Geographen und Historikern nicht erwähnt, denn weder ist das Römische Schwert von Westen, noch der Handelsgeist der Griechen von Osten her bis zur Warte vorgedrungen. Der Name Poznan allein bekundet, daß die Stadt von Slawen gegründet worden, und diese Gründung wird mit einiger Wahrscheinlichkeit in das sechste Jahrhundert verlegt. Alle die mannigfachen Geschichtchen, welche in den Chroniken über den Ursprung des Namens enthalten sind, gehören dem Reiche der Erfindungen an. Die ursprüngliche Stadt lag nicht, wie die jetzige, auf dem linken, sondern auf dem rechten Warte-Ufer, in der Gegend des heutigen Doms, da, wo das Flüßchen Cybina in die Warte mündet. Auf einer Anhöhe brachten hier, nach den Ueberlieferungen, die heidnischen Slawen ihre Opfer dar. Im zehnten Jahrhunderte gründete der erste christliche Herzog der Polen, Mieczyslaw I., in Posen das erste Bisthum für das ganze damalige Polen oder Lechien. Dieser Umstand spricht dafür, daß Posen schon damals der Hauptort von Lechien und zugleich die Residenz der Monarchen gewesen sey. Herzog Boleslaw Chrobry hielt sich mit seinem zahlreichen Gefolge in Friedenszeiten am häufigsten in Posen auf und beschloß hier sein Leben. Schon Ditmar nennt Posen eine urbs und stellt es dadurch den Deutschen Städten gleich.

Die Blüthe der Stadt begann jedoch erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. In dieser Zeit legte nämlich Przemysl I., Herzog von Großpolen, auf dem linken Warte-Ufer einen neuen Stadttheil an, zog viele Einwohner vom rechten Ufer herüber und ertheilte dem neugegründeten Theile das Magdeburgische Recht, während er den älteren der Jurisdiction der Bischöfe von Posen übergab. So bestand nun Posen aus zwei besonderen Städten, die zwar nur langsam in ein Ganzes verschmolzen, aber schon im siebzehnten Jahrhunderte eine Ausdehnung erlangt hatten, welche die heutige übertrifft. Während nun der ältere Stadttheil, allen feindlichen Anfällen offen stehend, den Erpressungen des konföderirten Polnischen Heeres, häufigen Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten u. s. w. preisgegeben, im Laufe von zehn Jahrhunderten sein ursprüngliches ärmliches Ansehen behielt und immer, wie noch jetzt, aus hölzernen Häusern bestand, gelangte der neue Stadttheil auf dem linken Ufer binnen dreier Jahrhunderte in Folge der ihm zugetheilten Privilegien zu immer größerer Bedeutung; er erweiterte seinen Umkreis, seine Einwohnerzahl wuchs, und bald hatte er sich zur eigentlichen Stadt erhoben, während jener zur Vorstadt hinabsank. Eben so waren die übrigen zahlreichen Vorstädte, die zum Theil zur Verbindung der beiden ursprünglichen Stadttheile entstanden und zusammen einen viermal so großen Raum einnahmen als die Stadt selbst, stets von durchaus schlechter Bauart.

Die neue Stadt hatte Przemysl gleich nach einem bestimmten Plane angelegt und schon bei der Gründung einen Marktplatz nebst den Hauptstraßen abstechen lassen. Sie hatte von Anfang an eine Anzahl massiver Gebäude, denn Dlugosz berichtet ausdrücklich, daß die Stadt im Jahre 1447 bis auf die „domos muratas" in Asche verwandelt worden sey. Im 16ten und 17ten Jahrhunderte, da Posen seine höchste Blüthe unter Polnischer Herrschaft erreicht hatte, waren innerhalb der Ringmauern fast alle Wohnhäuser aus Stein erbaut. Auf deren Ausschmückung und Dauerhaftigkeit wurde große Sorgfalt gewandt, und mehrmals nahm die Stadt fremde, insbesondere Italiänische Baumeister in ihre Dienste, wie vom Jahre 1550—1570 der geschickte Johann Baptist de Quadro Stadt-Baumeister war. Daher wird Posen in allen älteren Beschreibungen Polens als eine der schönsten Städte des Landes gepriesen, und Kromer nennt es eine „aemula Cracoviae". Ein anderes Ansehen erhielt die Stadt in Folge der Schwedischen Kriege zur Zeit Johann Kasimir's und August's II.; sie kam mehrmals in die Gewalt der Schweden, die auch hier schrecklich hausten. Ihnen gesellte sich die Pest zu, und bald lagen ganze Häuser-Reihen in Trümmern, und die Straßen waren mit Schutthaufen angefüllt. Noch mehr verfiel die Stadt während des siebenjährigen Krieges, da bald Preußen, bald Russen sie besetzten und Contributionen erhoben, und zur Zeit der Barer Conföderation, 1771, als der Russische General Rönne mehrere Monate hindurch in derselben sich zu behaupten verstand. So zählte die Stadt, die im Jahre 1549 bereits 1636 Wohnhäuser hatte und in deren Ringmauern es im Jahre 1653, kurz vor den Schwedenkriegen, allein über 600 Wohnhäuser gab, im Jahre 1741 deren nur 965, und im Jahre 1779 gar nur 826; die Vorstädte waren fast gänzlich verschwunden. Erst vom Jahre 1779 fing Posen wieder an, sich zu heben; es trat eine „Kommission zur Aufrechthaltung guter Ordnung" unter dem Vorstande des letzten Generals von Großpolen, Kasimir Raczynski, zusammen, die sich die größten Verdienste um die Stadt erwarb und deren Wirksamkeit von so gutem Erfolge war, daß im Jahre 1787, also noch vor der Besitznahme durch Preußen, wieder 1211 Wohngebäude gezählt werden konnten.

Posen hat seiner Lage wegen von jeher für einen wichtigen militairischen Punkt gegolten. Schon die alte Stadt scheint von Boleslaw Chrobry mit einer Verschanzung umgeben worden zu seyn, denn im Jahre 1005 zog sich derselbe aus der Lausitz vor dem Kaiser Heinrich II. und den Böhmen nach Posen zurück, und als er in dessen Nähe über den Feind einige Vortheile errungen hatte, bewog diesen wahrscheinlich die Nähe des befestigten Ortes, nach einigen Unterhandlungen den Rückzug anzutreten. Sicher ist, daß Posen im Jahre 1148 von Wladyslaw II. berannt, doch nicht erobert worden ist. Diese Verschanzungen der Altstadt scheinen aber schon im 13ten Jahrhundert wieder verfallen zu seyn. Die neue Stadt schloß Przemyslaw I. gleich anfangs mit Gräben und so starken Palisaden ein, daß sie noch im Jahre 1331 dem Angriffe des Königs Johann von Böhmen widerstanden. Erst Kasimir der Große (gest. 1370) umgab die neuen Stadttheile mit einer breiten Mauer, mit Gräben und zahlreichen Bastionen, zu denen im 16ten Jahrhundert noch eine zweite Mauer kam. Die Erhaltung dieser Verschanzungen lag der Stadt selbst ob, überstieg aber oft die Kräfte derselben; die Befestigungen verfielen daher nur zu bald wieder und wurden sogar von ärmeren Bürgern zu

*) Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania w dawniejszych czasach. (Historisch-statistische Darstellung der Stadt Posen in früherer Zeit.) Von Joseph von Lukaszewicz, Bibliothekar der Raczynskischen Bibliothek und Archivar. 2 Thle. Mit Kupfern. Posen, 1838.

Wohnungen benutzt, zum Theil auch muthwillig zerstört. Deshalb gewährten sie schon zur Zeit Johann Kasimirs, da die Schweden ins Land fielen, nur geringen Schutz, und diese konnten ohne Weiteres Posen besetzen. Noch kläglicher war der Zustand der Ringmauern im Jahre 1703, als Karl's XII. Kriegsschaaren sich nach einer kurzen Belagerung der Stadt bemächtigten. „Uebrigens sollte man keinen Schuß thun", heißt es nach Adlerfeld in einem Schwedischen Kriegsbefehle, „weil die unreparirten Werke und eine pure Bürgerschaft, so sechzig Bettler zu Soldaten hatten, nicht einen Schuß Pulver verdienten." August II., dem daran gelegen war, recht viele feste Plätze in Polen zu besitzen, um die von ihm beabsichtigten Reformen in der Verfassung Polens mit Gewalt ausführen zu können, ließ durch seine Sachsen die Festungswerke Posens theilweise wiederherstellen, doch auch diese Verbesserungen wurden alsbald von dem gegen den König konföderirten Polnischen Heere wieder zerstört. So fand Preußen bei der Besitznahme der Stadt nur Ueberreste der alten Befestigung vor, und auch diese sind jetzt verschwunden.

Bis auf August II. unterhielt die Stadt auf ihre Kosten eine eigene Besatzung, die aber mehr zur Aufrechthaltung der Ordnung als zur Vertheidigung der Mauern verwendet wurde. Solcher Stadt-Soldaten gab es im Jahre 1663 60 Mann, nebst einigen Korporalen, Offizieren und einem Capitain, im Jahre 1694 gar nur 30 Mann. Da aber zur Vertheidigung der Stadt mindestens 6000 Mann nöthig waren, so mußten während feindlicher Angriffe zugleich alle Zünfte auf die Mauern sich begeben. Von der Zeit Johann Kasimir's an stand Königliches Militair in Posen, welches die Stadt verpflegen mußte.

Ueber die Einwohnerzahl Posens fehlen bis auf die Zeit der Jagiellonen alle sichere Nachrichten. Wenn Martin Gallus sagt, daß Posen dem Könige Boleslaw Chrobry mille CCC loricatos milites cum IV. millibus clipeatorum militum habe stellen müssen, so scheint sich dies nicht auf die Stadt allein, sondern auf den ganzen Umkreis zu beziehen, und daher ist aus dieser Notiz kein Schluß auf die Anzahl der Stadtbewohner zu machen. Aus den Listen über die städtischen Abgaben läßt sich ermitteln, daß es im Jahre 1567, gegen das Ende der Regierung Sigismund August's, innerhalb der Ringmauern mindestens 15,000 Seelen gegeben habe; eben so viele Bewohner ist man befugt für die ausgedehnten Vorstädte anzunehmen, und so erhält man eine Anzahl von 30,000 Bewohnern für die ganze Stadt. Dieselbe Anzahl ergiebt sich im Jahre 1590 und später bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts. Von da an tritt eine fortwährende Verminderung der Einwohner ein, welche zuerst durch die inneren Unruhen unter Sigismund III., dann besonders durch die Intoleranz veranlaßt wurde, welche viele und gerade die angesehensten dissidentischen Kaufleute und Fabrikanten zur Auswanderung nach Preußen und anderen Ländern nöthigte, ohne daß an ihre Stelle neue hinzukamen, zumal da seit 1620 keinem Dissidenten mehr das Bürgerrecht ertheilt wurde. Nach den Kriegen mit Schweden und nach wiederholten Verheerungen durch die Pest, an der in den Jahren 1708—9 hier allein an 9000 Menschen starben, waren denn auch die Einwohner Posens so zusammengeschmolzen, daß eine im Jahre 1777 unternommene Zählung nur noch 8355 Einwohner nachweisen konnte, welche Zahl sich aber bereits in Folge zweckmäßiger Anordnungen in der Stadt bis zum Jahre 1794, d. i. bis zur Besitznahme derselben durch Preußen, auf 15,000 gehoben hatte.

Die ursprünglichen Einwohner der Stadt gehörten unstreitig zu dem Volksstamme der Lechiten, also der Slawen, und diese bildeten auch fortwährend die überwiegende Mehrzahl. Schon seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts zog aber das hier geltende Magdeburgische Recht eine ziemlich bedeutende Anzahl Deutscher Kaufleute und Fabrikanten nach Posen, diese zeichneten sich durch ihren Fleiß und ihre Ordnungsliebe vor der Polnischen Bevölkerung aus und bewahrten drei Jahrhunderte hindurch ihre Nationalität. Erst seit der Einführung der Jesuiten und der damit zusammenhängenden Verfolgungen verminderten sie sich und fingen an, sich mit der Polnischen Einwohnerschaft zu vermischen. Aus den städtischen Akten verschwand die bis dahin gewöhnliche Deutsche Sprache, und während zur Zeit Sigismund August's die Deutschen sich in der Stadt zu den Polen wie 1 zu 8 verhielten, sank dieses Verhältniß später bis auf 1 zu 16 hinab und hob sich erst wieder zu Gunsten der Deutschen unter dem letzten Polnischen Könige, so daß Preußen bei der Besitznahme etwas über 2000 Deutsche innerhalb der Stadt vorfand. — In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts weisen überdies die Stadt-Archive eine Menge Schottischer Familien auf (200 bis 300 Köpfe), meist reiche Kaufleute, die von Posen aus rohe Produkte bis nach Edinburg verschickten. Die Intoleranz verscheuchte auch diese betriebsamen Einwohner, und im 18ten Jahrhundert waren nur noch sehr wenige von ihnen übrig. — Auch Italiäner fehlten in der Stadt nicht, da wahrscheinlich schon die ersten Posener Bischöfe manche ihrer Landesgenossen mit sich führten. Sie waren Künstler, Kaufleute, Aerzte. Eine Anzahl Griechischer Familien (gegen 100 Köpfe), die spät, unter August III., aus Macedonien hier einwanderten, beschäftigte sich ausschließlich mit dem Vertrieb Ungarischer Weine.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Antonio Perez, Staats-Secretair Philipp's II.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte seiner Zeit.

Der Spanische Stolz hat nicht viele Memoiren geschrieben. In der Größe und dem Glanze der National-Geschichte sind die Ansprüche der Einzelnen aufgegangen. Gonzalvo und Cortez, Pizarro und Karl V., Philipp II. und der Herzog von Alba haben es verschmäht, sich zu rechtfertigen oder ihren eigenen Ruhm zu verkünden. Stolzes Schweigen umhüllt ihr Leben und ihren Tod. In Spanien haben sich sogar die Schriftsteller und Künstler, dies sonst so eitle Völkchen, mit dem Stolze begnügt. Hier ist kein Benvenuto Cellini, welcher seine Laster in goldenen oder metallenen Sätzen ausprägt; hier kein Bassompierre, der erzählt, wie ihm an diesem oder jenem Tage eine Goldschmiedsfrau auf dem Pont-au-Change liebesverlangend zuwinkte; hier kein J. J. Rousseau, welcher der gesammten Welt seine Beichte ablegt. Obras, y no palabras! Thaten, und nicht Worte! ist die Devise. Wer kennte nicht den großen Spanier, dessen ganzes Leben den großartigsten Roman bildet, der gegen die Türken kämpft, auf den Meeren umherschweift und in Sklavenfesseln schmachtet? Und dennoch schreibt er nicht die Memoiren so denkwürdiger und außerordentlicher Thaten. Als endlich die Tage der Ruhe für den Helden gekommen sind, der keinen Maravedi hat, um seine Familie zu ernähren, schärft er die Pfeile des Spottes gegen das Ritterthum, und das Buch, das ihm Brod und Ruhm eintrug, prangt mit dem Namen des Miguel Cervantes y Saavedra! Nie kömmt es ihm in den Sinn, mit seinen Fährnissen Handel zu treiben, seine Vergangenheit zu verkaufen und seine Thaten einzeln loszuschlagen. Wenn uns alle Nachrichten über das Leben des großen Calderon, über den satirischen Gabriel Tellez und sogar über den fruchtbaren Lope de Vega fehlen, so trägt eben dieser stumme Stolz die Schuld.

In dieser so stolzen, in sich selbst befriedigten Literatur findet sich dennoch ein Buch, welches individuellen Schicksalen geweiht ist. Nicht etwa die Memoiren des Lopez Ayala, in welchen der Verfasser kaum erwähnt wird. Das betreffende Buch wurde am Ende des 16ten Jahrhunderts von einem Minister Philipp's II. verfaßt.

Ganz sonderbare Fügungen, ein Verbrechen, eine Liebes-Intrigue, Verbannung, Verfolgungen und die Tortur entrissen dem Verfasser seine Bekenntnisse. Antonio Perez — er ist der Schreiber — ergriff nothgedrungen die Feder und erzählte seine Lebensschicksale, nicht in einer anmuthigen und kunstgemäßen Form, sondern unzusammenhängend und zu seiner Rechtfertigung. In Frankreich gab er seine Memoiren heraus, nicht um seine Eitelkeit zu befriedigen, sondern um die Beschuldigung eines Meuchelmordes von sich abzuwälzen und um sich zu rächen.

Die Memoiren oder Relationen des Antonio Perez haben einen doppelten Werth. Sie werfen ein helles Licht sowohl auf den Hof Philipp's II. als auf die Bewegung der Geister in Frankreich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Desto wunderbarer, daß der Verfasser und das Buch so lange in Vergessenheit bleiben konnten. Die guten Leute, welche meinen, in der Welt gehe es zu, wie es solle, werden gar nicht begreifen, wie dies möglich war. Perez tödtete einen Menschen, um seinem Herrn zu gehorchen; er machte dem König eine Maitresse abwendig, reizte eine Provinz gegen ihn auf und hielt einen fünfjährigen Kampf gegen ihn aus. Sechs Ausgaben seines Buches erschienen in Genf, Paris und London; es wurden Auszüge daraus gemacht und die Sentenzen und Aphorismen einzeln, zuerst Spanisch, dann Französisch und Spanisch, zuletzt sogar Lateinisch, mit Glossen und ohne Glossen, in Quarto und in Oktavo herausgegeben. Es war das erste Spanische Buch, welches in Frankreich populair wurde. Damals drang überhaupt das Kastilianische Element in Frankreich ein. Anna von Oesterreich heirathete Ludwig XIII., und ganz Frankreich wurde Spanisch. Perez, dem Heinrich IV. eine Pension aussetzte, starb zu Paris. Jetzt ist der Mann vergessen, der Philipp II. vor die Schranken der Völker und Könige forderte, welcher dem Entwickelungsgange des Französischen Geistes eine neue Bahn eröffnete.

Schon als historisches Aktenstück ist dieses Buch von großem Werth. Der Mangel an Spanischen Memoiren erschwert das Verständniß des inneren Getriebes und der verborgenen Beziehungen außerordentlich. Antonio Perez füllt eine Lücke aus. In seinem Buche ist das Spanische Leben des 16ten Jahrhunderts enthalten. Wir sehen Philipp II. in seinem Privatleben, seine Freunde, seine Maitressen, seinen Beichtvater, sein Volk, die Granden, die Heldenkraft der Frauen, das Treiben bei Hofe, die Stimmung der Masse. Perez ist ohne Furcht. Ihm droht die Inquisition nicht mehr, Frankreichs Hof schützt ihn, und er will sich rächen. Seine Mittheilungen, die in ihrer Art eben so wahr, eben so tief sind wie die des Herzogs von Saint-Simon, beleuchten Philipp II. nach allen Seiten hin. Wir sehen ihn, wir hören ihn, wir lassen ihn nicht aus den Augen; wir lesen seine Briefe, seine vertraulichen Ergießungen, wir hören seine Worte, und es entgeht uns keine seiner Bewegungen. Unter der Leitung unseres Führers dringen wir in die finstere Höhle, das Innere eines furchtsamen Tyrannen. Philipp II. zittert beständig, hört nie auf, zu argwöhnen; die er fürchtet, läßt er tödten, seine Werkzeuge überliefert er den Gerichten; er steht mit einem Worte als ein so fest abgeschlossener und ein so blutiger Charakter da, daß man das Bedauern des Spanischen Ministers, daß dieser Fürst keinen Tacitus gefunden habe, theilen muß. Er spielt in diesen Memoiren eine schrecklichere Rolle, als ihm je die Phantasie eines Dichters zugetheilt hat. Seine unerbittliche Furcht opfert die Geliebte, Nebenbuhler, Feinde, Henker und die Freiheiten einer Provinz, und alle diese Streiche vollführt er mit einem Schlage.

Das vornehmste Schlachtopfer Philipp's II. war Perez. Er wollte nicht Geschichte schreiben, sondern eine Vertheidigungsschrift. Seine rachedürstende Schutzschrift wurde zuerst in Frankreich gedruckt, dann in Genf nach der Uebersetzung eines schlechten Schriftstellers, Dalibray, nachgedruckt. Sie übte einen ungemeinen, besonders aber literarischen Einfluß. Nach der pedantischen Sitte [der] Zeit wurden die Aphorismen und Sentenzen, welche Perez ei

streut hatte, ausgesondert und einzeln gedruckt. Der sentenzenreiche Ernst, der pompöse Lakonismus machten einen ungewöhnlichen Eindruck: es war etwas ganz Neues. Hofleute und Gelehrte bewunderten die Maximen eines durch so herbe Erfahrungen geprüften Mannes. Rechnet man zu den Relaciones, Cartas y Aforismos die feierlichen Lehren Baltazar Gracian's, welche Balzac nachahmte, die Spanischen Sprüchwörter, welche Maxime Oudin übersetzte, und die Erzählungen und Novellen von Zayas, so kann man das Eindringen des Spanischen Geistes in Frankreich von 1602—1630 verfolgen.

Doch ehe wir die literarische Bedeutung und den Einfluß des Buches erwägen, zuerst Einiges über die Lebensschicksale des Verfassers.

Antonio Perez, der aus einer angesehenen Familie stammte, wurde Philipp II. von Ruy Gomez de Silva, dem Gemahl der schönen und berühmten Fürstin von Eboli, vorgestellt. Kaum hatte er den Fuß an den Hof gesetzt, als er mit Gunstbezeugungen aller Art überschüttet wurde. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre war er Staats-Secretair, Protonotarius von Sicilien und bezog außerdem aus der Königlichen Kasse eine Pension von 12,000 und eine von 4000 Dukaten. Die Ursache dieser schnellen und außerordentlichen Erhebung suchen wir vergeblich in seinen Memoiren, aber sein Schweigen hilft ihm zu nichts. Die Fürstin von Eboli hatte dem Könige eine ungewöhnliche Leidenschaft eingeflößt, und Ruy Gomez war zu sehr Hofmann, um nicht darüber hinweg zu sehen. Diese nun war die Beschützerin des Antonio Perez, dessen Jugend, Talent und Liebe ihr Herz gerührt hatten. Sie war dem Namen nach die Gemahlin des Ruy Gomez, aus Neigung die Geliebte des Antonio und aus Eigennutz die Maitresse des Königs. So wurde dieser schreckliche Tyrann dreifach getäuscht. Eine schöne Frau, die er liebte, ihr Gatte, der sich absichtlich blind stellte, und endlich Antonio Perez, der Vertraute des Königs und der glückliche Liebhaber der Fürstin, umhüllten die Augen des argwöhnischen und dreimal getäuschten Fürsten mit dem dichtesten Schleier.

Philipp II. vermuthete nicht im entferntesten, daß man sein Spiel mit ihm treibe. Sein Argwohn schweifte andershin. Don Juan von Oesterreich, sein Bastardbruder, flößte ihm Furcht ein. Mit mißtrauischem Auge folgte er dem kriegerischen Ehrgeize des Jünglings, der sich dem dumpfen Hinbrüten des Klosterlebens und den Verführungen des Hofes entzogen hatte. Jeder neue Sieg erhöhte die Furcht des Tyrannen und vermehrte die Zahl der Spione, welche den jungen Helden umlauerten. Diese standen in unmittelbarem Verkehr mit dem jungen Staats-Secretair, der seinen Herrn zwar als Liebhaber täuschte, aber diesen Verrath durch eine unerschütterliche Treue in jeder anderen Beziehung ausglich.

Während Don Juan in der Ferne Siege erkämpfte, waren die Männer, die ihm Philipp II. unter dem Titel von Geheimräthen zur Seite stellte, der besonderen und unausgesetzten Aufsicht des Königs unterworfen. Wie sie die geringste Hinneigung zu Don Juan blicken ließen, wurden sie zurückberufen. So kam an die Stelle Don Juan de Soto's sein Feind Escovedo, der Jenen beschuldigt hatte, dem Sieger von Lepanto zugethan zu seyn. Unter dem Scheine der Hingebung an Philipp II. hoffte Escovedo sein eigenes Glück zu begründen, den Argwohn des gekränkten Bruders zu täuschen und das Interesse des Bastardbruders mächtig zu fördern. Er traute sich zu viel zu. Während er bei Philipp II. die Rolle eines Spions seines Bruders, bei diesem die Rolle eines treuen Rathes spielte, las Philipp II. in seinem Kabinet zu Aranjuez die Korrespondenz, welche Jener mit dem Römischen Hofe und dem Herzog von Guise unterhielt.

Indeß kam es nun nicht etwa zu Vorwürfen; Escovedo erfuhr nicht einmal etwas davon. Aber man ließ ihn nach Madrid kommen: der König nahm ihn freundlich auf und hielt ihn unter verschiedenen Vorwänden fest. Anfangs war Escovedo verwundert darüber; dann aber sah er wohl ein, wie es mit ihm stehe. Nun fing er an, den Hof und das Treiben bei Hofe genauer zu beobachten, und er entdeckte bald das Einverständniß zwischen dem Staats-Secretair und der Maitresse des Königs. Dies beruhigte ihn. Er hoffte, den Vertrauten des Königs, den einflußreichsten Mann des Reiches, durch Furcht an sich zu ketten.

Antonio Perez befand sich in der sonderbarsten Lage. Einerseits sagte Escovedo zu ihm: „Du täuschest den König. Du liebst die Fürstin, und die Fürstin liebt Dich. Ich habe Beweise. Ich halte Dich also in Händen. Schone mich, und ich schone Dich." — Andererseits wollte Philipp II. Escovedo ohne Aufsehen aus dem Wege räumen. „Sin juycio, y sin preceder prision." Er soll gerichtet werden, aber ohne Untersuchung und Gefängniß, sagte der König zu Perez.

Da fiel Escovedo eines Abends auf der Straße unter dem Dolche von Mördern, die Perez auf Philipp's II. Befehl gedungen hatte. Sie hatten ihre Sache gut gemacht. Perez nennt es eine schreckliche That, welche der unbedingte Gehorsam ihm zur Pflicht machte. In seinen Memoiren spricht er ohne Reue und ohne Gewissensbisse von dieser Mordthat, die er seinem Herrn aufbürdet, da dieser ja allein ein Interesse dabei gehabt habe. Das ist indeß nicht ganz richtig; Escovedo's Tod befreite Perez von einem aufmerksamen Späher und einem gefährlichen Feinde. Indeß erfolgte gerade das Gegentheil, und sein Sturz wurde nur dadurch beschleunigt. Die Familie des Ermordeten setzte Himmel und Erde in Bewegung, und die öffentliche Neugierde forschte nach, wem wohl der Tod des Ermordeten hätte Vortheil bringen können. Man erinnerte sich der Spöttereien Escovedo's über die Liebschaft des Staats-Secretairs und der Königlichen Maitresse. Auf Beide fiel der Verdacht. Die Spione des Königs hinterbrachten diesem die umlaufenden Gerüchte. Nun war Perez verloren. Der Argwohn des Königs erwachte. Er sah jetzt wohl, daß seine Maitresse, ihr Mann und sein Vertrauter ihn am Narrenseile geführt hatten. Aber diese drei Personen waren im Besitze aller Staatsgeheimnisse, und man konnte ihnen also nicht plötzlich und auf einmal zu Leibe. Philipp wartete.

Der Sohn und die Witwe des Ermordeten schrieen nach Rache; Perez forderte Schutz gegen seine Ankläger; die verleumdete Fürstin verlangte Genugthuung. Die Escovedo's wollten den Mörder vor Gericht ziehen. Antonio Perez erinnerte Philipp daran, daß der König der Mörder sey, und die Maitresse wußte sich die Erkaltung des Königs nicht zu erklären. Auf die bittenden Briefe seines Vertrauten antwortete Philipp ausweichend: „Ich hoffe, daß man nicht weiter gehen wird — — Ich hoffe, Alles wird noch gut enden — — Unterdessen sehen Sie sich vor." — Es ist der Mühe werth, zu sehen, mit welcher unermüdlichen Geduld der König seine Rache vorbereitet. Der Fürstin setzt er Kälte, dem Antonio Perez dunkle und verschlungene Worte entgegen. Beide fordert er zum Schweigen auf und giebt sich das Ansehen, als ob er sie mit ihren Feinden versöhnen wollte. Zur Leitung dieser Intrigue gebraucht er Fray Diego de Chaves, seinen Beichtvater, denselben, der Don Carlos zum Tode geleitete. Plötzlich erwacht die stolze Maitresse in einer Festung; Antonio Perez wird seiner Freiheit beraubt. Aber die Haft war nicht hart, denn Philipp war zu klug, um den Herrn eines so furchtbaren Geheimnisses zu reizen. Der König schien nur dem Dringen der Escovedo's nachzugeben. Dies wenigstens mußte der Staats-Secretair glauben. Seine Stelle wurde nicht besetzt, seine Freunde besuchten ihn, und er wurde nur im Hause bewacht. So ging es acht Monate lang. Unterdeß wurde aber in aller Stille ein Prozeß eingeleitet, der mit der Anklage des Mordes gar nichts zu schaffen hatte, sondern sich auf andere Dinge bezog, die zu Staatsverbrechen gestempelt worden waren. Philipp tödtete seinen Gegner mit der größten Sanftmuth; er zapfte ihm das Blut ab und schien ihn kaum zu berühren. Endlich gingen Antonio die Augen auf. Er wurde unruhig, man brachte ihn in engere Haft; er entfloh in eine Kirche, man riß ihn aus derselben. Seine Frau, welche schwanger war, wurde ins Gefängniß geworfen, und um seinen Muth ganz zu brechen, wurde er auf die Folter gespannt. Auch da schrieb ihm der König noch, er möge nur guten Muthes seyn, man werde ihn nicht verlassen, es ginge Alles gut, vorzüglich möge er nur nicht gestehen, daß Escovedo auf seinen Befehl gemordet sey. Aber jetzt hätten auch dem Blindesten die Augen aufgehen müssen, und Antonio erklärte denjenigen, die ihn folterten, er habe den Mord Escovedo's angeordnet, aber auf Befehl des Königs, wie er aus hundert Briefen beweisen könne.

Es wäre thöricht gewesen, jetzt nicht der Rache des Königs zu entfliehen. Donna Jeana Coello, die Frau des Antonio, rettete ihren Mann aus dem Gefängnisse. Um 9 Uhr Abends begegnet er auf der Straße den Alguazils und unterhält sich mit ihnen, ohne erkannt zu werden. Er erreicht die Gränze Aragoniens, damals ein freies Land unter Königlicher Hoheit. Während sich ihm die Thore Saragossa's öffneten, wurden seine Tochter, seine kleinen Kinder und seine im achten Monat schwangere Frau ins Gefängniß geworfen. Trotz seiner tiefen Verstellung konnte Philipp II. seinen Aerger nicht verbergen. Sein Narr rief ihm zu, als er sich zu Tische setzte: „Vater, warum bist Du so traurig? Antonio Perez ist entflohen; Alle freuen sich, freue Dich doch auch."

Perez hatte ganz richtig gerechnet, als er hoffte, daß die Arragonier, welche eifersüchtig auf ihre Freiheiten hielten und Philipp II. haßten, ihn mit Aufopferung ihres Lebens vertheidigen würden. Der König spann mehrere Intriguen an, um ihm diesen Schutz zu rauben, aber vergeblich, und bald wurde Antonio Perez der Führer des aufgeregten Volkes. Die Inquisition, um sich dem Könige gefällig zu zeigen, ließ ihn verhaften und in den alten Palast der Maurischen Könige bringen. Aber das Volk schichtete Haufen von Werg um das Gebäude auf und drohte, dieselben in Brand zu stecken, wenn der Gefangene nicht in Freiheit gesetzt würde. Er wurde im Triumph nach Hause geleitet, und die Bürger bewaffneten sich für ihn. Seine Güter waren eingezogen worden. Das Volk ernährte ihn. — „Eine alte Fruchthändlerin", erzählt er selbst, „deren Kleid mit Flicken bedeckt war und die mehr Kinder hatte, als ihr Kleid Flicken, verkaufte ihre Aepfel und Orangen nicht weit von meinem Hause. Sie brachte mir alle Tage einen Korb mit Früchten, und ich war nicht wenig verwundert, als ich unter diesen einstmals zehn Realen, wahrscheinlich ihr ganzes baares Vermögen, fand." Da die Alkaden geflohen oder getödtet waren, da der Vice-König sich unter den Volkswillen beugen mußte, so blieb dem Könige nichts übrig, als eine Armee abzusenden. Perez setzte sich mit seinem treuen Freunde Gil de Mesa zu Pferde; er kehrte wieder nach Saragossa zurück; da aber die Armee des Königs heranzog, so mußte er Schutz in den benachbarten Bergen suchen. Sodann begab er sich nach Frankreich, hielt sich einige Zeit zu Pau auf, wo Katharina von Bourbon ihn freundlich aufnahm und wo er Heinrich IV. kennen lernte, der an seinem Wesen und seiner Unterhaltung Geschmack fand und ihm eine Pension aussetzte. Hierauf reiste er nach England, wo er den Schutz der Königin Elisabeth und die Freundschaft des Grafen Essex erwarb. Den Rest seines Lebens brachte er in Paris zu, beschäftigt mit der Herausgabe seiner Memoiren.

So rächte er sich an dem Beherrscher Spaniens, der ihn dreimal wollte ermorden lassen. Der erste dieser Mordversuche ist merkwürdig genug. — „Eine Bearnerin", erzählt Perez, „schön, liebenswürdig und kühn, erhielt vom Könige von Spanien 10,000 Thaler und 6 prächtige Pferde, um den Flüchtling an sich zu locken und den Abgesandten des Königs zu überantworten. Aber ihre Gutmüthigkeit trug den Sieg über die Anerbietungen des Königs davon, und da die Liebe sich zum Eigennutze wie das Gold zum Kupfer verhält, so entdeckte

sie Perez das Komplott, mit dessen Ausführung sie beauftragt war." — Zwei Meuchelmörder, welche auf der That ertappt wurden, kamen in London an den Galgen. Ein alter Feind des Perez, ein Edelmann, Namens De Mur y Pinilla, übernahm später den blutigen Auftrag, um seine Rache zu kühlen. Er wurde in Paris gerädert.

Dies ist der Verlauf eines abenteuerlichen Lebens, das, mit nachdrucksvoller Kraft und ungebändigter, aber natürlicher Beredtsamkeit erzählt, auf die Zeitgenossen einen Eindruck machte, von dem wir keine Ahnung haben. Das Interesse war sehr mächtig, wie es die zahlreichen Ausgaben, die Auszüge und Uebersetzungen beweisen. Perez hat den Stoff schlecht geordnet, aber Feinheit, politischer Takt, Kenntniß der Welt und des Herzens sind nicht zu verkennen. Balzac, der nie die Autoren citirt, deren Gedanken er stiehlt, hat mehr als eine Maxime von ihm entlehnt. Einige seiner Gedanken tönen uns sogar aus Corneille's mächtigem Munde entgegen. Die Bekanntmachung seiner „Relaciones" und die schlechte Uebersetzung Dalibray's verkündeten die Verschmelzung beider Völkergeister, des Spanischen und Französischen, welche im 17ten Jahrhundert zu Stande kam. Bisher hatte man noch nicht daran gedacht, Spanien zum Muster zu nehmen. Im 16ten Jahrhundert hatte es Europa in Furcht und Schrecken gesetzt. Aber eine Nation wird gewöhnlich dann erst vom Auslande nachgeahmt, wenn die Zeit ihres politischen Triumphes vorüber ist. In Frankreich erhoben sich Balzac und Corneille, als Spanien, trotz den Anstrengungen Philipp's II., von seiner Größe herabsank. Zu dieser Zeit schrieb der Verbannte, der Mörder, der Staats-Secretair Perez seine Vertheidigungsschrift und bahnte dem Spanischen Geiste den Weg nach Frankreich.

Keine Literatur hat vielleicht so sehr wie die Französische den Einfluß der Assimilitionen, Verschmelzungen und Nachahmungen empfunden, ohne darüber den eigenthümlichen Charakter zu verlieren. Ihrer Natur nach kaustisch und schwatzhaft, hat sie sich durch neue Aufopferungen beständig bereichert und verjüngt. Sie ist Italiänisch, Griechisch, Spanisch, Römisch gewesen. So machte sich der Italiänische Einfluß seit 1450 geltend und pflanzte sich durch das ganze 16te Jahrhundert fort. Augenscheinlich sind es die Kriege Karl's VIII. und Ludwig's XII. in Italien, die ihm den Eingang in Frankreich eröffneten. Die Geschichte des Italiänischen Einflusses ist noch nicht geschrieben, und die wichtigsten Materialien dazu finden sich in Henri Estienne's Pamphlet „le langage français italianisé", in den Poesieen Marot's und in den Briefen und hinterlassenen Papieren einiger Mitglieder der berühmten Plejade. Nicht so leicht ist es, das Eindringen des Spanischen Elements, welches dem Französischen Charakter so wenig entspricht, zu verfolgen. Dieses Gemisch von stolzirenden Redensarten, gewagten Umschreibungen, gespreizten Metaphern und kühnen und großartigen Gedanken, welches unter Heinrich IV. aufkömmt und in Pierre Corneille zu seiner höchsten Blüthe gelangt, läßt sich nicht so leicht an eine bestimmte Thatsache knüpfen. Malherbes und Desportes sind noch nicht von dem Kastilianischen Miasma angesteckt; eben so wenig Montaigne. Unter Anna von Oesterreich und ihrer Regentschaft sieht man dagegen den Kardinal Richelieu, Frau von Motteville und Cyrano in Spanischer Manier schreiben. Thomas Corneille entlehnt den Spaniern 15 Bände Dramen, Pierre Corneille ihnen den Geist und Gehalt des heroischen Nationalsinnes. Balzac ahmt Baltazar Gracian nach. Scarron's Novellen, welche nicht nur der Form, sondern auch dem Ursprung nach Spanisch sind, erregen allgemeines Entzücken. Aber kaum ist Ludwig XIV. zur Regierung gekommen, so erbleicht dieser fremdartige Schein, der von Kastilien herüber schimmert. Der gräcisirende Einfluß verdrängt die gekünstelte Anmuth Italiens und die stolze Pracht Kastiliens. Das Spanische Element verschwindet plötzlich, ohne daß man recht wüßte, woher es gekommen, noch wohin es gegangen ist.

Perez hatte, wie schon bemerkt, einen großen Einfluß auf diese Bewegung. Gewiß hat er sie nicht hervorgerufen, aber er hat sie mächtig befördert durch den so dramatischen Mord, durch das Gewebe von Schurkereien und Verbrechen, das er vor unseren Vorfahren aufrollte. Antonio's Verbannung war die nächste Veranlassung, welche die Verschmelzung des Spanischen und Französischen Geistes vorbereitete.

Philarète Chasles.

Frankreich.

Französische Sitten und Zustände.

Geschildert von einem Engländer.

V. Der Jahrmarkt in Calais.

In der letzten Woche des Januar und der ersten des Februar ist in Calais der halbjährlich wiederkehrende Jahrmarkt, welcher die Städter und Bewohner der Umgegend in Stand setzt, sich mit Waaren aller Art zu einem wohlfeileren Preise zu versehen, als es im gewöhnlichen Geschäftsgang möglich wäre. Wie überall, zieht auch hier der Jahrmarkt alle wandernde Bänkelsänger und Schauspieler aus einer Umgebung von zehn Meilen herbei, und die für die vierzehntägige Dauer des Marktes errichteten hölzernen Theater sind allnächtlich, zur großen Freude der Kinder und der älteren Leute, bis zum Uebermaß angefüllt. Die natürliche Bonhommie eines Franzosen ergötzt sich an solchen Vorstellungen, und eine Schauspielertruppe von Kindern, deren ältestes Mitglied nicht mehr als zwölf Jahre zählt, fand in der letzten Jahrmarkts-Vorstellung mehr Beifall, als oft die besten Bemühungen herangewachsener Schauspieler auf einer kunstgerechteren Bühne zu erringen vermögen.

Unter den Vorstellungen, die besondere Gunst fanden, war eine, welche ein treues, anschauliches Bild von den furchtbaren und geheimnißvollen Einzelnheiten bei der Passion des Erlösers geben sollte. Jeder Moment wurde leibhaftig und nach dem Leben dargestellt, und, aus dem Verhalten der Zuschauer zu schließen, zu ihrer Erbauung. Die Bühne wurde fortwährend mit Ehrfurcht und Schweigen betrachtet, die Stelle etwa ausgenommen, wo der Hahn dreimal kräht, als Petrus seinen Meister verleugnet. Hier hatten einige Englische Zuschauer der niederen Klasse den schlechten Geschmack, in ein lautes Gelächter auszubrechen; aber die einzige Notiz, welche die umstehenden Franzosen von dieser schreienden Verletzung des Anstandes nahmen, bestand in einem mitleidigen Achselzucken und einer leichten Erhebung der Augenbrauen, was in solchen Fällen bei einem Franzosen mehr ausdrückt, als Worte im Stande wären.

Diese Vorstellung stammt in gerader Linie von den alten „Mysterien" und „Moralitäten", die der Gründung des modernen Theaters vorangingen. Vor sechshundert Jahren fand dieselbe Vorstellung auf demselben Fleck und in derselben Weise statt, nur daß damals ein Englischer Yeoman in stählernem Helm und Brustschild den Posten an der Thür einnahm, auf dem jetzt eine Schildwache des 40sten Französischen Linien-Regiments stand. Die Französische Geistlichkeit begünstigt diese Schauspiele, da sie das Volk an die Betrachtung heiliger Dinge gewöhnen, und fürchtet nicht, daß die populaire Weise, in der sie dargestellt werden, sie zu sehr in die Sphäre des Volks herabziehen und an der Ehrfurcht desselben etwas mindern könnte. Ueberdies sind die Zuschauer dieses Landes und dieser Stadt an dies Spektakel gewöhnt; es hängt mit den historischen Traditionen des Ortes zusammen, und dieses „Mysterium" der Passion, mit seiner Veranschaulichung des Abendmahls, dem Verrath, der Anklage, der Dornenkrone, Petri Verleugnung, dem Hahnenschrei, der Kreuzigung und den dieselbe begleitenden Wundern des Erdbebens und der Finsterniß, — wird von den arglosen Handwerkern und Landleuten mit derselben frommen Scheu angestaunt, wie das mehr imponirende Ritual, das jährlich am Charfreitag unter dem überhimmelten und vergoldeten Dach der katholischen Kathedrale gefeiert wird.

Es giebt gewiß keinen Ort auf dem Kontinent, der dem Englischen Alterthumsforscher interessantere Studien darbietet oder mehr Spuren von der Englischen Herrschaft in Frankreich an sich trägt, als Calais. Der schöne Thurm des Rathhauses ist hauptsächlich in der Englischen Zeit erbaut worden; der Cour de Guise war früher die Englische Münze; die glänzende Kirche ward von den Engländern bedeutend ausgebessert; der Kopf des heldenmüthigen Eustache de St. Pierre steht über dem Eingang der Stadthalle, mit einem Stricke um den Hals, zum Andenken an jenen berühmten Akt der Selbstaufopferung, den Rom selbst in den Tagen seiner republikanischen Tugend gewiß nie übertroffen hat.

Mannigfaltiges.

— Neue Ausgabe der Memoiren des Herzogs von St. Simon. Bei dem Buchhändler Delloye in Paris erscheint jetzt eine vollständige Sammlung der „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon" und zwar in einer Ausgabe von 40 Bänden, zu 1 Fr. 75 Cent. den Band. Es bilden diese den Anfang einer „auserwählten Bibliothek", die der Verleger hauptsächlich darum zu so wohlfeilem Preise herstellt, um damit dem Belgischen Nachdruck den Markt zu verderben. Die „Erinnerungen der Marquisin von Créqui" und die „Geschichten (Historiettes) von Tallemant des Reaux" werden sich jenem Werke anschließen, und wenn das Unternehmen, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, Anklang findet, so soll es am Ende alle interessante Werke der Französischen Memoiren-Literatur umfassen. Der Herzog von Saint-Simon, den man mit Recht einen „Tacitus in Manschetten" genannt, hat bekanntlich in seinen Denkwürdigkeiten das vollständigste Tagebuch der Zeit Ludwig's XIV. und der Regentschaft hinterlassen. Er hatte selbst auch von der Wirkung dieses Buches, in welchem die Helden des „großen Jahrhunderts" in Schlafrock und Pantoffeln vorgeführt werden, einen so außerordentlichen Begriff, daß er von dessen Publication nichts Geringeres als eine „große Revolte" erwartete. Diese Besorgniß theilte auch die Familie des Herzogs, als er im Jahre 1753 in sehr hohem Alter starb, und so kam es denn, daß gegen die Veröffentlichung die dringendsten Schritte gethan und am Ende die Memoiren des Herzogs wie ein Staatsgefangener behandelt und durch förmliche lettres de cachet in Verhaft gehalten wurden. Wunderbar genug, hat auch die Französische Revolution diesen Verhaftsbefehl geachtet; denn erst im Jahre 1820, also beinahe 70 Jahre nach dem Tode des Herzogs, erschienen die ersten Publicationen aus seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten. Diese waren aber so unvollständig, daß der Marquis von St. Simon, ein Urenkel des Verfassers, Einspruch dagegen that und endlich auch vom Könige Ludwig XVIII. die Erlaubniß erhielt, das bis dahin unter dem Schlosse der Regierung gehaltene Manuskript vollständig zu veröffentlichen. Die gegenwärtig bei Delloye erscheinende Ausgabe ist ebenfalls von dem Marquis redigirt, und zwar hat er dieselbe noch übereinstimmender mit der ursprünglichen Handschrift gemacht, so daß man darin einen getreuen Abdruck des eigenthümlichen, zwar nicht ganz korrekten, aber um so großartigeren und malerischeren Styls des Herzogs von Saint-Simon erhält. Jeder Band ist überdies, bei dem wohlfeilen Preise, noch mit einem schönen auf den Inhalt Bezug habenden Stahlstich ausgestattet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 10. Juni 1840.

Rußland.

Ueber das Leben und den Tod des Dimitri, letzten Großherzogs von Moskau.*)

Nachdem im Februar 1605 einer der größten und tapfersten Bojaren, Namens Peter Feodorowitsch Baßmánoff, mit Gepränge in die Stadt (Moskau) eingezogen und von Boris Feodorowitsch Godunóff, dem damaligen Fürsten von Rußland, für die großherzige und hartnäckige Vertheidigung des Schlosses von Nowo-Mirgorod gegen die Macht des Dimitri Iwanowitsch sehr ehrenvoll empfangen und für so tapfere Thaten von genanntem Fürsten große und reiche Geschenke erhalten hatte, trug es sich zu, daß am 13. April 1605 jener Boris Feodorowitsch Godunóff plötzlich starb, und zwar nicht ohne Verdacht, Gift genommen zu haben, am folgenden Tage aber schon begraben wurde. Die trostlose Witwe und der Sohn desselben, Feodor Borissowitsch, wurden hierauf unverzüglich auf den Thron gesetzt und von Jedermann in der Stadt und dem Lande „Fürstin und Fürst" genannt und ihnen Ehre und Schwur der Treue, des Gehorsams und der Unterthänigkeit geleistet. Hierauf wurde der obengedachte P. F. Baßmánoff als Ober-Befehlshaber aller Truppen in das Lager geschickt, um dieselben, wie es Sitte und Brauch war, in Eid und Pflicht zu nehmen, welches auch mit dem größten Theil derselben geschah.

Da sich aber der Fürst Dimitri Iwanowitsch täglich der Stadt**) mehr näherte und seine Macht sichtbar immer mehr anwuchs, sowohl durch eine Menge tüchtiger Krieger und Kriegs-Völker, welche ihm aus Polen zugesandt wurden, als durch die sich immer mehr und mehr ihm anschließenden Einwohner des unteren Landes, besonders da nach dem Willen der Vorsehung alle Welt zu glauben und sich zu überzeugen anfing, daß er der wahre Nachfolger und Erbe der Krone sey, so daß auch schon viele Bojaren***) und sogar Viele von der Partei des Boris Feodorowitsch Godunóff, welche dessen Macht nicht recht vertrauten, ihm gern Gehör schenkten, so entschloß sich auch ein bedeutender Theil des Kriegsvolkes, um so mehr die aufgehende Sonne anzubeten, als dies auch der obengenannte Baßmánoff that, um sich so bald als möglich der Gnade des neuen Fürsten zu versichern, so daß endlich das ganze Lager sich empörte und das Heer, größtentheils aus Deutschen bestehend, zum Prinzen Dimitri überging, welcher sich mit jedem Tage der Hauptstadt des Landes immer mehr näherte, während auf seinem Wege Alles ihm entgegen kam und er auf diese Weise den 20. Juni in die Stadt Moskau einzog. Am 28. Juni aber traf auch die alte Fürstin daselbst ein, welche für die Mutter des Dimitri Iwanowitsch †) gehalten wurde und während der Zeit ihres Witwenstandes bisher in ein kleines Kloster, hundert Meilen von der Stadt, wie eine unglückliche Gefangene eingesperrt gewesen war. Und vorgenannter Fürst, ihr Sohn, kam ihr unverzüglich entgegen, begleitete mit entblößtem Haupte und zu Fuß ihre elende Kutsche und setzte sich nicht wieder zu Pferde, bis sie in die Stadt eingezogen waren, wo seine obengedachte Mutter abermals in einem Kloster, aber in einem der ersten abstieg, in welchem die vornehmsten Frauen des Landes sich befanden und wo sie von dem Augenblick ihrer Ankunft an wie eine Fürstin oder Zarin, Witwe und Nachfolgerin des Zaren gehalten und verpflegt wurde.

Jener Dimitri aber zögerte nicht lange und hatte sich bereits am 21. Juni die Krone aufgesetzt, obgleich die Russischen Monarchen die Gewohnheit hatten, diese Feierlichkeit bis zum 1. September zu verschieben, von welchem Tage man das neue Jahr an zu rechnen begann. Dringende Gründe schienen ihn jedoch zu veranlassen, diese Ceremonie zu beschleunigen.

Er hatte für seine Person auch einige Deutsche Hellebardirer mitgebracht, welche ihm aus Polen zugeführt worden waren. Da dies jedoch bei den anderen in der Stadt regierenden Fürsten niemals Sitte und Brauch gewesen war, so wurden dieselben sofort des Dienstes entlassen und demnach auch alle übrige ausländische Soldaten verabschiedet, was jedoch so plötzlich und so regellos geschah, daß viele derselben sehr unzufrieden wurden, indem man ihnen nicht das Versprochene zukommen ließ und sie sich schlecht behandelt und kärglich belohnt sahen für ihre vielen guten Dienste. Namentlich befand sich unter diesen ein gewisser Adam Wischnewezky, Magnat und Fürst von Weiß-Rußland, welcher in seinem Klageschreiben angab, daß er dem gedachten Dimitri während seines Aufenthaltes in Polen gegen 80,000 Rubel geliehen habe, und den man jetzt entfernte, ohne ihm weder sein Geld, noch die geringste Befriedigung gewährt zu haben. Bald aber ging das Gerücht, daß er sich mit einer großen Bande an der Gränze herumtreibe und als Uebelgesinnter raube und plündere, so viel er könne.

Zu Anfang der Regierung dieses Dimitri fanden sich Viele, unter denen besonders ein vornehmer Herr und ein Mönch waren, welche in den Häusern und öffentlich aussagten, daß Jener gar nicht der wahre Thronerbe, Regent oder Fürst des Landes sey. Gedachter Mönch wurde jedoch bald aufgegriffen und verschwand, jener Welmoshe*) aber, Namens Wassili Iwanowitsch Schuiski, welcher gegenwärtig in diesem Lande regiert, wurde auf dem Marktplatz vor ein Gericht geführt und war bereits entblößt, um durch das Beil den Kopf zu verlieren, als er zu derselben Zeit, durch die Fürbitte des Kanzlers Athanasii Iwanowitsch Wlassjeff, Verzeihung und das Leben geschenkt erhielt, hierauf aber zu großen Ehren gelangte, und bis jetzt laufen noch viele Gerüchte um von Verrath und verschiedenen Umtrieben, welche schwere Folterqualen, Leibesstrafen, Achtserklärungen, Verbannungen, Confiscationen, Einziehungen von Gütern und Einkünften veranlaßten, so daß es sogar schrecklich ist, nur davon zu hören. Diese bösartige Race und verderbte Schlangenbrut hörte aber während der ganzen Regierung des fremden Fürsten nicht auf, ihre tyrannischen Pläne ins Werk zu setzen.

Was Dimitri's Person anbetraf, so hielt er sich majestätisch; er war nicht groß von Gestalt, schwarzbraun von Farbe, jähzornig, besänftigte sich jedoch bald wieder, brach manchen Stab, indem er Behörden und Offiziere für die geringste Pflichtversäumniß zum Tode verurtheilte, saß gut zu Pferde und ritt gern und oft auf die Jagd, war schnell, gab Allen Befehle und ordnete die geringsten Dinge mit außerordentlichem Scharfsinn an, war sehr unternehmend und kühn und bildete sich ein, daß das ganze Moskauer Land nicht hinreiche, ihm einen weitschallenden Ruhm zu verschaffen, so daß ihm noch nach anderen Ländern und Reichen gelüstete. Anfangs war er sehr leutselig und ließ die geringsten Leute zu sich; da er aber anfing, den Trug der Russen zu erfahren und selbst zu bemerken, so umgab er sich von neuem mit einer starken Wache von Liefländern, so wie später auch von Deutschen und anderen Ausländern unter drei Hauptleuten, einem Franzosen, einem Engländer und einem Schotten. Unter dem Befehl des Französischen Capitains Jacob Margaret standen hundert Lanzenträger, in reicher Kleidung von Gold- oder Silberstoff und Sammet; unter dem Engländer Matthew Knetson standen hundert Hellebardirer, und unter dem Schotten Albert Lantia ebenfalls hundert dergleichen, in Kleidern von feinem Tuch mit breiten Sammet-Aufschlägen, an Feiertagen aber von dunkelrothem Sammet. Die Lanzenträger erhielten größtentheils jährlich 70 Rubel und außerdem die Einkünfte von gewissen Gütern, von denen sie sich ernähren konnten; die Hellebardirer erhielten außer den Einkünften von eingezogenen Gütern 40 Rubel und zwei Be-

*) Im Jahre 1606 erschienen in Amsterdam in Form eines Briefes aus Moskau höchst interessante Notizen über den falschen Demetrius von einem Zeitgenossen desselben, welche neuerdings wieder aufgefunden und im Jahre 1839 auf Veranlassung des hochgeschätzten Russischen Archäographen, Fürsten M. A. Obolenski, in Moskau neu gedruckt und treu übersetzt wurden. Der hier folgende Aufsatz ist eine wörtlich genaue Uebersetzung des in dem Russischen Journal Syun Otetschestwa (Sohn des Vaterlandes), Februar-Heft 1840, enthaltenen Abdruckes jener historisch interessanten Abhandlung.

**) „Die Stadt" bedeutet hier stets Moskau.

***) Bojar heißt der Reiche, Vornehme.

†) Witwe von Iwan Wassiljewitsch.

*) Welmosh ist ein großer vornehmer Herr — Magnat. NB. Das sh wird ausgesprochen wie j im Französischen jamais, jeu, jus etc.

kleidungen jährlich. Außerdem wollte er noch hundert Musketiere halten, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Außer der Zeit, welche er auf der Jagd zubrachte, ergötzte er sich noch durch Gießen von Geschützen und probirte dieselben auch stets selbst, zu welchem Ende er die Raveline und Wälle wie zur Belageeung armirte, und zwar mischte er sich bei diesen Beschäftigungen stets so unter den Haufen der Arbeiter, daß er mehr als einmal schlecht behandelt und ziemlich unsanft getreten wurde.

Wäheend der anhaltenden Ruhe schickte er seinen Gesandten Afanasii Iwanowitsch Wlaßjeff nach Polen, um für ihn um die Hand der Tochter des Wojewoden Sandomirski anzuhalten und die gedachte Gemahlin in sein Reich zu führen. Der Gesandte kam nach Krakau, machte den Antrag und erhielt das Jawort; die Verlobung wurde höchst Kaiserlich gefeiert, und die genannte Dame saß auf dem Ehrenplatze an der Tafel des Königs von Polen, zwischen der Königin und dem Päpstlichen Nuntius; dieselbe Ehre wurde auch den oben gedachten Gesandten, als Repräsentanten des Russischen Zaren, erwiesen. Unmittelbar darauf reiste der junge Polnische Prinz mit der Schwester der Königin ab, so daß der erwähnte Gesandte von einem glänzenden Gefolge bis zur Gränze begleitet wurde und am 26. April mit dem Vater der Gemahlin in der Stadt Moskau ankam, worauf er sogleich am folgenden Tage seinem Herrn Dimitri Bericht erstattete. Der gedachte Wojewode wurde angenommen und machte nach Hofmanns Sitte seine Aufwartung, worauf sie sich sehr freundlich begrüßten und die Fremden im Palast in den Gemächeen Boris Godunoff's einlogirt wurden.

Am 2. Mai hielt die neue Zarin aber einen prachtvollen Einzug in den Palast; sie fuhr in einer eigens für sie erbauten, ganz vergoldeten Kutsche und wurde von einer großen Menge von Welmoshen und Edelleuten begleitet, namentlich aber auch von ihrem Herrn Vater, dem Wojewoden Sandomirski, und seinem Sohne, von den Herren Gesandten des Königs von Polen, den Wojewoden Swisnjewitsch, den beiden Brüdern Steriowski und vielen anderen zum Gefolge der Prinzessin gehörigen Herren, während von der Seite der Fürsten der Welmosh Peter Baßmanoff mit den vornehmsten Bojaren des Reiches in ihrem Gefolge sich befanden. Alle waren prachtvoll nach der Landessitte gekleidet; auch folgten noch viele Kutschen mit den Frauen und Töchtern der Großen.

Die Prinzessin bezeigte sich freundlich und herablassend, indem sie nicht nur alle zum Hofe gehörende Damen begrüßte, sondern auch auf das leutseligste sich mit vielen anderen Einwohnerinnen der Stadt unterhielt.

So gelangte man endlich zum Palaste, an dessen Thoren auf hohen Gerüsten eine große Anzahl von Trompetern und Paukern aufgestellt war, die ein bedeutendes Lärmen mit ihren musikalischen Instrumenten machten. Von hier wurde die gedachte Prinzessin in das Kloster geführt, in welchem die Frauen, Töchter und Witwen vornehmer Welmoshen und Bojaren des Landes den Schleier genommen hatten und wo sich auch die alte Zarin befand, die Prinzessin aber bis zum Hochzeitstage sich aufhalten und warten mußte.

Die Russen sagten mir, daß hier die Frauen in der Religion des Landes und den Russischen Sitten und Gebräuchen unterrichtet würden, und daß dies mit der gedachten Prinzessin ebenfalls geschehen solle, indem sie später zur Russischen Religion übertreten würde. Dimitri aber ritt täglich frei hier ein und aus.

Der Einzug in gedachtes Kloster geschah Freitags, der Auszug aber den nächsten Mittwoch, wo sie abermals in den Palast und zwar in eine reich geschmückte Wohnung geführt wurde. Die Gallerie, durch welche man zu derselben gelangte, war mit rothem Tuch, die Wände der gedachten Gemächer aber mit Gold- und Silberstoff bekleidet. Am folgenden Tage in der Abendstunde fand die feierliche Trauung in der Mutter-Gottes-Kirche durch den Patriarchen statt, bei welcher sie auch gekrönt wurde. Der Altar und der Fußboden waren für diese Ceremonie mit rothem, in Gold und Seide gestickten Tuche bedeckt. Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert wurden dem Russischen Zaren vorgetragen, die Krone aber, welche auf das Haupt der Zarin gesetzt werden sollte, lag auf einem Kissen von rothem Sammet. Diese ganze Ceremonie dauerte zwei Stunden. Als sie aus der Kirche traten, trugen sie die Kronen auf den Häuptern und führten einander bei der Hand; zur Rechten ging der Zar, geführt von dem Herrn Fürsten oder Herzog Feodor Iwanowitsch Alisgosta, zur Linken der Zarin führte dieselbe aber die Herzogin, d. h. die Gemahlin des genanten Welmosh. Trompeten, Pauken und alle musikalische Instrumente erschallten laut, und der ganze Hof jubelte: Abend-Tafel fand jedoch nicht statt, indem das Hauptfest, wie es scheint, nur zwischen den Neuvermählten gefeiert wurde. — Ich habe vergessen, zu sagen, daß der Gesandte des Königs von Polen ungemein reiche Geschenke überbracht hatte, welche er am Tage nach seiner Ankunft überreichte: dieselben bestanden in silbernen reich vergoldeten Geschirren, einer großen Menge von Tassen, Schalen und Schälchen, zwei schönen Pferden und einem herrlichen Hunde. Als er aber dem Zaren sein Kreditiv überreichte und dieser bemerkte, daß in dem Titel die Worte „Kaiser und Selbstherrscher von Rußland" fehlten, warf er den Brief sogleich weg und gab ihn selbst dem gedachten Gesandten zurück, worauf dieser einwendete: daß seine Vorgänger und Vorfahren niemals diesen Titel geführt noch verlangt hätten, und daß man ihn daher unmöglich habe anders als mit dem Titel „Großfürst" benennen können; wenn er aber den vorerwähnten Titel wünsche, so möge er sich bemühen, das Reich der großen Tatarei zu unterwerfen oder das Scepter des Türkischen Kaisers zu erobern, alsdann würde er auch von aller Welt „Kaiser und Selbstherrscher" genannt werden.

Ueber diese so kecke Antwort des Gesandten war der Wojewode, der Vater der Gemahlin, höchst erstaunt, Dimitri aber wurde so aufgebracht, daß er sein Scepter dem gedachten Gesandten an den Kopf werfen wollte. Als aber sein Zorn sich gelegt hatte, fragte Jemand den Gesandten: Was wohl daraus entstanden seyn würde, wenn ihm das Scepter an den Kopf geworfen worden wäre? — worauf derselbe antwortete: Ich würde das Scepter aufgehoben haben, damit hinausgegangen und sogleich nach meinem Lande zurückgereist seyn.

Der ganze Lärm ging jedoch still vorüber, und Alles blieb in Frieden und Freundschaft. Der Brief aber wurde nicht angesehen. — Freitags den 9. Mai am Tage der Krönung wurde Geld ausgeworfen, am folgenden Tage nach der Krönung und Hochzeit aber sollte eine Ausstellung der von den Gesandten und anderen Hofleuten gemachten Geschenke stattfinden. Der gute Dimitri aber, der, wie es schien, während der Zeit seines Mönchslebens sehr enthaltsam gewesen war, befleißigte sich lange des Dienstes bei seiner jungen Gemahlin, indem deren Gesellschaft ihn so fesselte, daß er am Morgen das Aufstehen vergaß und erst sehr spät sich dem Publikum zeigte, weshalb denn auch an diesem Tage kein Festschmaus bei Hofe stattfand. Aber am Sonnabend, einem großen Feiertage, welchen die Russen höher als den heiligen Ostertag halten, wurde zum größten Aerger der Russen die Hochzeit gefeiert.

Der Zar und die Zarin, mit Kränzen auf dem Haupte, saßen in einem großen Saale, in welchen zuerst der Patriarch, hierauf die Bojaren und endlich die fremden Kaufleute und andere vornehme Leute eintraten, um der neuen Zarin die Hand zu küssen und ihr Geschenke zu überreichen. Unter den Eintretenden waren auch ihr Bruder und ich. Für uns wäre es besser gewesen, unser Geld im Beutel zu behalten, allein in der Hoffnung, einige Privilegien zu erhalten, thaten wir es mit Vergnügen, da wir bereits einige gute Zusicherungen von dem Herrn Wojewoden erhalten hatten; das traurige Ende aller dieser Lustbarkeiten zerstörte uns jedoch alle Hoffnungen.

Bald darauf wurde der Tisch gedeckt und wir eingeladen, Platz zu nehmen, so daß wir in Gegenwart unsers Zaren bei der Mahlzeit und dem prachtvollen Schmause saßen. Der Landes-Sitte gemäß, saßen wir alle und die Fremden mit dem Gesicht dem Zaren zugewendet, was den Russen nicht erlaubt war, indem sie mit dem Rücken nach dem Zaren zu sitzen mußten. Von diesem Schmause könnte man ein ganzes besonderes Buch schreiben, doch muß ich etwas für eine Rückkehr zu mündlichen Erzählungen von den unvergleichlichen Geschichten, die sich nach dem Trinkgelage zutrugen, für meine Freunde aufheben.

Nach dem Schmause wurde uns noch Essen auf vergoldeten Schüsseln nach unseren Wohnungen geschickt, doch vergaß man auch nicht, sehr bald uns die Schüsseln wieder abzufordern, denn sonst hätten wir glauben können, daß wir dieselben als Belohnungen für unsere Geschenke behalten sollten.

Auch eine vortreffliche Musik war bei dem Feste, welche in dem Gefolge der gedachten Prinzessin aus Polen mitgekommen war. Dies war der lustigste Zeitvertreib bei der kurzen Freude.

(Fortsetzung folgt.)

P o l e n.

Posen in früherer Zeit.

(Schluß.)

Der jüdischen Bevölkerung der Stadt Posen hat der Verf. des vorliegenden Werkes eben so umfassende wie gründliche Untersuchungen gewidmet. Er weist nach, daß, wiewohl die beiden ausgezeichneten Geschichtschreiber Czazki und Naruszewicz nach Martin Gallus schon im 11ten Jahrhundert die Juden in Posen vorfinden wollen, dieselben vor Kasimir dem Großen (gest. 1370) in Posen nicht angetroffen worden, und dessen Liebe zu der schönen Esterka scheint, wie dem ganzen Land, so auch der Stadt Posen diese Fremdlinge zugeführt zu haben. Obgleich sie nur in einer abgesonderten Straße wohnen sollten und durch manche Königliche Verordnung in ihren Erwerbszweigen beschränkt wurden, breiteten sie sich doch bald über die ganze Stadt aus, wußten jene beschränkenden Verordnungen zu umgehen, und der ganze Handel der Stadt gerieth in ihre Hände; ja in späterer Zeit verschafften sie sich bei den Königen Stephan Batory, Johann Kasimir und Johann III. Sobieski mit Hülfe wohlgesinnter Magnaten noch besondere Vorrechte. Es kam dazu, daß fast sämmtliche Feuersbrünste, die Posen heimsuchten, in ihrem Viertel ausbrachen. Und daher entstanden die Kämpfe, welche die christlichen Einwohner von Posen gegen diese Gäste von ihrem Einzuge an bis auf die letzten Zeiten Polens führten und die nicht selten in blutige und grausame Verfolgungen ausarteten. — Die Anzahl der Juden ist in allen Polnischen Städten schwer auszumitteln, weil jene beständig, theils um den schweren Abgaben, theils um der Aufmerksamkeit zu entgehen, geringere Zahlen angaben. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts betrug ihre Zahl gegen 3000 (also etwa [illegible] der ganzen Bevölkerung), unter Stanislaw August aber beinahe [illegible] der ganzen Bevölkerung der Stadt. Preußen traf hier angeblich 3021 Juden an. — Merkwürdig ist die besondere Jurisdiction der Juden, das sogenannte Kahal, ein Gerichtshof, der aus dem Rabbiner, dem Syndikus und einigen Rechtsgelehrten bestand. Wollte der Magistrat gegen einen Juden von Gerichts wegen einschreiten, so mußte er sich zuvor mit dem Kahal verständigen. Dieses besaß fast eine unumschränkte Gewalt, die ganze Administration der Juden in politischer, ökonomischer und geistlicher Hinsicht war ihm übergeben. Es hatte das Recht, Abgaben nach Gutdünken auszuschreiben, die Verbannung aus der Stadt zu verfügen und selbst über Leben und Tod zu entscheiden. Nur vor den Wojewoden der Provinz konnten in einzelnen Fällen Klagen gegen das Kahal gebracht werden.

Höchst denkenswerth sind weiterhin in unserem Werke die ausführlichen Mittheilungen über den Magistrat und dessen Mitglieder.

Wir erhalten dadurch ein bestimmtes Bild von den städtischen Behörden Polens überhaupt. Indem die Grosspolnischen Herzöge Przemyslaw und Boleslaw der Stadt Posen das Magdeburgische Recht ertheilten, nahmen sie dieselbe zugleich von der Jurisdiction der Kastellane und übrigen Herzoglichen oder Königlichen Beamten aus, und an die Spitze der Stadt trat ein Magistrat. Dieser vereinigte in sich zwei Gewalten, eine administrativ-civiljuridische, welche sich in den Händen zweier Bürgermeister und der Rathsherren, und eine polizeilich-kriminalgerichtliche, welche sich in den Händen des Woyts und der Schöppen (scabini) befand. Der zweiten war von den Polnischen Königen wiederholentlich auch das jus gladii zuerkannt. Appellationen von beiden gingen an den General von Großpolen und an den König. Nach der Verordnung des bei Varna gefallenen Königs Wladyslaw vom Jahre 144[illegible] wurden zwei Bürgermeister (proconsules) und acht Rathsherren von den Schöppen und Geschworenen auf sechs Jahre gewählt und von dem General von Großpolen bestätigt. König Sigismund I. setzte fest, daß diese Bürgermeister wechselsweise ein halbes Jahr lang der Stadt vorstehen sollten. Diese Bestimmungen galten mit geringen Veränderungen bis auf Johann Sobieski, der im J. 1693 Folgendes über die Wahl der Magistratsmitglieder verordnete: Die Bürgerschaft erwählt zehn Rathsherren auf Lebenszeit, die aus ihrer Mitte einen Woyt auf ein Jahr, außerdem einen Oberschöppen (archiscabinum) und eilf Schöppen ernennen. Der Woyt, der Oberschöppe, die Schöppen und noch besonders erwählte zwanzig Männer (viginti viri) proponiren dann in jedem Jahre dem General von Großpolen vier Kandidaten aus dem Kreise der Rathsherren, von denen dieser zwei zu Bürgermeistern auf ein Jahr einzusetzen hat; weigert er sich, so trifft die Stadt selbst die Auswahl. Die „Kommission guter Ordnung" behielt im J. 1779 die Bestimmungen bei, erhob aber den einen Bürgermeister zum Präsidenten der Stadt. — Neben diesem Magistrate in der Stadt bestand fast in jeder Vorstadt ein besonderer Magistrat, dem nach Magdeburgischem Rechte gleichfalls das jus gladii zukam, von welchem er häufig bei den geringsten Vergehungen Anwendung machte.

Ihre Einkünfte bezog die Stadt theils aus den ihr zugehörigen Dorfschaften, Mühlen und Ziegeleien, theils aus dem geringen Grundzins der Bürgerschaft, den Brücken- und Thorgefällen u. s. w. Diese Einkünfte waren in den früheren Zeiten sehr bedeutend, betrugen z. B. im Jahre 1571: 11,526 damalige Gulden (gegen 17,289 Thlr.), sanken aber im Verhältnisse mit der Abnahme der Einwohnerzahl und erreichten am Ende des 17ten Jahrhunderts kaum den sechsten Theil der früheren Summen, ja in Folge der Schwedenkriege und der großen Contributionen mußte die Stadt zu bedeutenden Anleihen ihre Zuflucht nehmen. — Unter den Lasten, welche der Stadt von der Staatsregierung auferlegt waren, gab es einige sehr beschwerliche, z. B. die Pflicht, den König mit seiner ganzen Hofhaltung zu beherbergen, so oft er die Stadt besuchte, und eben so alle Königliche Beamten zu verpflegen, welche die Stadt betraten, ferner dem Könige und der Königin bei Gelegenheit der Krönungen reiche Geschenke zu verehren u. dgl. Die regelmäßigen Abgaben an den Staat waren von altersher die Trank-, Kopf- und Rauchfangsteuer.

Der Handel der Stadt Posen war zu den Zeiten der Jagiellonen bis auf Sigismund III. von der größten Ausdehnung und von den Königen durch viele Privilegien bevorzugt worden. Hier war damals die Hauptniederlage aller Waaren, welche aus Deutschland nach Polen und auf umgekehrtem Wege verführt wurden, und die Stadt stand mit ganz Deutschland, Frankreich, mit der Türkei, England und Schottland in direkten Handelsverbindungen. Namentlich zog die große Johannismesse, die schon auf dem Reichstage zu Krakau 1452 eingesetzt wurde, nachdem das Verbot ergangen war, fernerhin die Breslauer Märkte zu besuchen, Kaufleute aus den fernsten Gegenden herbei: Die Ausfuhrartikel der Stadt bestanden in Rohleder, Potasche, Borsten, Dauben, Federn, Talg, ganz besonders aber in Podolischen Ochsen, deren oft mehrere Tausende zugleich zur Stadt eingetrieben wurden.

Das Bisthum in Posen ist das älteste in Polen, es wurde vom ersten christlichen Herzog der Polen, Mierzyslaw, in der Mitte des 10ten Jahrhunderts gegründet. Daher nahm der Bischof von Posen unter der Polnischen Geistlichkeit eine hohe Würde ein. Im Senat war seine Stelle hinter den Erzbischöfen von Gnesen und Lemberg und den Bischöfen von Krjawien und Krakau, einmal um das andere auch hinter dem Bischof von Wilna; es folgten ihm demnach noch eilf Polnische Bischöfe. Seine Einkünfte waren unermeßlich, — der Ertrag aus acht großen Herrschaften (Schlüsseln) in Großpolen und, da er zugleich die Warschauer Diöcese verwaltete, aus sechs Herrschaften in Masowien floß ihm zu, unter anderen Privilegien hatte er auch das Recht, Geld schlagen zu lassen. Das Domkapitel bestand noch im vorigen Jahrhunderte aus zehn höheren Prälaten, (einem Dompropst, Dekan, Archidiakonus u. s. w.) und 24 (früher sogar aus 30) Kanonicis. Ueber der Kathedralkirche, deren erste Gründung ebenfalls bis ins 10te Jahrhundert zurückgeht, waltete ein besonderes Loos, denn es verging fast kein Jahrzehent, ohne daß dieselbe durch Ueberschwemmungen dem Umsturze nahe gebracht oder durch Feuersbrünste zerstört worden wäre. Ihre gegenwärtige Gestalt hat sie im Jahre 1775 erhalten. In ihren Gewölben ruhen die Gebeine der Könige Mieczyslaw und Boleslaw des Tapferen, denen bekanntlich in unseren Tagen durch Verwendung des Grafen Eduard Raczynski ein prächtiges Grabmal in einer der Kapellen der Kathedralkirche errichtet wird. Das Vermögen der Kirche war in früher Zeit sehr bedeutend; es bestand theils in vielen Landgütern, theils in einem Schatze, der so ansehnlich war, daß aus demselben z. B. zur Zeit Johann Kasimir's im Jahre 1658 für den Bedarf des Staats über 650 Mark Silber auf einmal in die Münze gegeben werden konnten.

Außer der Kathedralkirche weist das vorliegende Werk noch 22 katholische Kirchen, 7 Mönchs- und 5 Nonnenkloster in Posen nach, die Schicksale aller werden in kurzen Umrissen geschildert. Von besonderer Wichtigkeit war das Jesuiten-Kollegium in der Stadt, das im Jahre 1570, nachdem der Orden durch den Kardinal Stanislaw Hosius in Polen eingeführt war, gegründet wurde. Auch hier galten Unterdrückungen der Reformation und Erziehung der Jugend zu einem fanatischen Katholicismus den Jesuiten als Hauptaufgaben, uns kommen in unserem Werke viele Züge von der Rohheit der Jesuitenschüler und der parteiischen Nachsicht ihrer Lehrer vor; ungehindert konnten jene ihren blinden Glaubenseifer und ihren Muthwillen an Dissidenten, Juden und Bürgern auslassen. Wie andere, so kam auch das Posener Kollegium in den Besitz der größten Reichthümer, wovon noch jetzt die von demselben erbaute prächtige katholische Pfarrkirche, das große Regierungsgebäude, das Mariengymnasium u. s. w. Zeugniß ablegen.

Die Reformation fand schon im Jahre 1522 Eingang in Posen. Ein Dominikaner, Samuel, und der aus der Gelehrtengeschichte Preußens rühmlichst bekannte Johann Seklutian traten hier zuerst öffentlich gegen die katholische Kirche auf. Seklutian wurde der erste Prediger einer zahlreichen lutherischen Gemeinde, deren größter Wohlthäter und mächtigster Genosse der Graf Gorka war. Später, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, war diese Gemeinde vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, und mehrmals wurden ihre gottesdienstlichen Gebäude durch Jesuitenschüler zerstört. Erst unter dem letzten Polnischen Könige wurde ihr freie Religions-Uebung zugestanden, und 1786 konnte eine neue lutherische Kirche geweiht werden. — Daneben bestand eine ziemlich zahlreiche Böhmische Brüdergemeinde, die durch Böhmen, welche, vom Kaiser Ferdinand vertrieben, eine Zuflucht in Preußen suchten und 1548 durch Posen kamen, gestiftet wurde. Diese Gemeinde erlag aber späteren Verfolgungen fast gänzlich.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten der Stadt bewahrte eine höhere Lateinische Schule, eine sogenannte Akademie, deren Gründung im Jahre 1519 durch den Posener Bischof Johann Lubranski erfolgte, eine Zeitlang einen weitverbreiteten Ruf; sie war eigentlich eine Kolonie der Krakauer Akademie, von welcher sie ihre Lehrer bezog, und verfiel zugleich mit dieser in Folge der Intriguen der Jesuiten. — In den letzten Jahren vor dem Untergange Polens existirte hier eine nach Art der jetzigen Gymnasien trefflich organisirte „National-Schule", dergleichen von der Educations-Kommission in Warschau durch ganz Polen eingerichtet wurden. — Das geistliche Seminar besteht bereits seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, als das Tridentiner Konzil bei den Kathedral-Kirchen besondere Seminarien zu errichten befahl.

Den öffentlichen Gebäuden der Stadt sind in dem vorliegenden Werke gleichfalls Monographieen gewidmet. Das Herzogliche Schloß, auf einem Berge im Westen der Stadt gelegen und heute der Sitz der Königl. Obergerichte, rührt der ersten Anlage nach wahrscheinlich vom Herzog Przemysl selbst her. Es ward mehrmals von den Schweden zerstört. In diesem Schlosse wohnten die Könige Polens, so oft sie Posen berührten; für gewöhnlich aber war es der Wohnsitz der höchsten Königlichen Beamten, der Generale von Großpolen, daher sich auch das Grodgericht hier befand. Das Rathhaus, ein Werk des 16ten Jahrhunderts, doch in Folge von Feuersbrünsten und anderen Unfällen (so wurde im Jahre 1722 der sehr fest erbaute Thurm desselben durch einen Orkan umgestürzt) vielfach verändert, hat seine gegenwärtige Gestalt im Jahre 1783 erhalten und gehört zu den hauptsächlichen Zierden der Stadt.

Den Schluß des Werkes bildet eine den Jahren nach geordnete sehr spezielle „Chronik", in der neben wichtigen Notizen zur politischen Geschichte viele Beiträge zur Sittengeschichte Polens zu finden sind.

A. Wrr.

Nord-Amerika.

Die Frauen in Nord-Amerika.

Von Alexis de Toqueville.*)

Die protestantische Erziehung der Töchter weicht von der der Katholiken in einem Punkte sehr merkwürdig ab; bei den Protestanten sind die jungen Mädchen unendlich mehr Gebieterinnen ihrer Handlungen, als bei den katholischen Nationen. In den Vereinigten Staaten schließen sich noch an die Doktrinen des Protestantismus die Gewohnheiten einer freien Verfassung, eines demokratischen Zustandes der Gesellschaft an, und nirgend finden wir daher die Jungfrau schneller und unbeschränkter sich selbst überlassen.

Lange Zeit, bevor die junge Amerikanerin das mannbare Alter erreicht hat, fängt man an, sie nach und nach von der mütterlichen Vormundschaft zu befreien; sie hat noch das Kindesalter nicht ganz zurückgelegt, als sie schon selbständig für sich zu denken hat, frei spricht und unbeaufsichtigt handelt. Ungestört blickt sie auf das große Gemälde der Welt, vor welches sie geführt wird; weit entfernt, es ihrem Auge zu verschließen, deckt man es ihr täglich mehr auf und gewöhnt sie, es mit festem und ruhigem Blicke zu betrachten. Auf diese Weise werden ihr die Gefahren und Laster des bürgerlichen Lebens enthüllt; sie sieht sie klar, beurtheilt sie ohne Täuschung und bietet ihnen kühn die Stirn; denn sie ist erfüllt vom Vertrauen auf ihre Kräfte, einem Vertrauen, das ihre ganze Umgebung zu theilen scheint.

In Folge solcher Erziehung stellt sich die Amerikanerin ihrem eigenen und dem männlichen Geschlechte sehr verschieden von anderen

*) Aus den bereits in diesen Blättern mehrfach erwähnten neuen Bänden seines Werkes „De la Démocratie en Amérique".

Jungfrauen gegenüber. Bei dem Amerikanischen jungen Mädchen wird man selten jene Harmlosigkeit und jungfräuliche Unbefangenheit antreffen, welche sonst in diesem Alter neben den erwachenden Leidenschaften einhergehen; man wird bei ihr oft vergebens den Reiz der Naivetät suchen, welcher bei der Europäerin den Uebergang von der Kindheit zur Jugend begleitet; noch weniger findet man sie so kindlich schüchtern, so mädchenhaft simpel. Wie das Europäische Mädchen, will sie gefallen, aber sie weiß genau, zu welchem Preise. Wenn sie sich nicht der Schlechtigkeit preisgiebt, so ist sie doch damit bekannt; man kann sagen, daß sie reine Sitten hat, wenn auch ihr Gemüth nicht mehr keusch ist.*) Ich war oft erstaunt, ja fast erschrocken, wenn ich die außerordentliche Gewandtheit, die glückliche Kühnheit sah, mit welcher diese jungen Mädchen Amerika's ihre Gedanken und Worte mitten durch die Klippen der freimüthigen Conversation zu führen wußten; ein Philosoph würde tausend Mal gestolpert seyn auf dem engen und schlüpfrigen Wege, den sie ohne Mühe und ohne Unfall durchliefen.

In Frankreich, wo wir in unsere Meinung und in unseren Geschmack die Trümmer aller Zeitalter aufnehmen, empfängt das Mädchen eine einschüchternde, einsame, fast klösterliche Erziehung, wie zu den Zeiten der aristokratischen Herrschaft; aber wir ziehen das erwachsene Kind plötzlich aus seiner Dunkelheit hervor, um es ohne Führer und ohne Stütze in den Strudel der Weltwirren zu werfen, in das wilde Treiben, welches von einer demokratischen Gesellschaft unzertrennlich ist.**)

Die Amerikaner sehen ein, daß im Schoße der Demokratie die individuelle Gewalt groß ist, daß die Jugend frühreif und eilfertig, die öffentlichen Gewohnheiten wandelbar sind, dagegen das väterliche Ansehen schwach und das des Ehemannes nicht immer stark ist. Bei solchem Zustande der Dinge würde es schwer halten, die Leidenschaften im Herzen der Frau zu zähmen, und man geht sicherer, ihr die Kunst zu lehren, sie selber zu bekämpfen. Da man voraussieht, daß ihre Tugend öfter in Gefahr gerathen kann, so strebt man, es dahin zu bringen, daß sie sie zu vertheidigen wissen; und man rechnet also mehr auf ihre freie Anstrengung des eigenen Willens, als auf erschütterliche Barrièren.

Ich weiß wohl, daß eine solche Erziehung nicht gefahrlos ist; ich weiß auch, daß sie strebt, das Urtheil auf Kosten der Einbildungkraft zu entwickeln, und daß durch sie eher spröde, sittsame Frauen gebildet werden, als zärtliche Gattinnen und liebenswürdige Lebensgefährtinnen; wenn sie für das gesellschaftliche Leben dadurch gesetzter und gefaßter werden, so verlieren sie doch in der Häuslichkeit allen Reiz. Allein dies sind nur secundaire Uebel, denen ein größeres Interesse trotzen darf (!). Auf dem jetzigen Standpunkte haben wir keine Wahl; wir haben eine demokratische Erziehung nöthig, wenn wir das weibliche Geschlecht vor den Gefahren hüten wollen, mit welchen es die Institutionen der Demokratie umgeben.

In Amerika geht die Unabhängigkeit des Mädchens durch die Bande der Ehe unwiederbringlich verloren; im älterlichen Hause hat die Jungfrau Freiheit und Vergnügen, im Hause des Gatten ist sie fast wie in einem Kloster. Diese scheinbaren Widersprüche lassen sich leicht lösen, wenn man Folgendes bedenkt. Das Amerikanische Volk ist einerseits ganz puritanisch, andererseits ist es ein Handelsvolk. Der Glaube also sowohl wie die industriellen Gewohnheiten fordern vom Weibe eine Selbstverleugnung, die man in Europa nicht kennt***); deshalb fordert die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten unerbittlich, daß die Frau in den kleinen Kreise ihrer Pflichten und Interessen eingeschlossen bleibe und sich nur in dringenden Fällen daraus entferne.

Bei ihrem Eintritt ins häusliche Leben findet die junge Amerikanerin diese Gewohnheiten und Denkweisen festgewurzelt, und sie sieht leicht, welche Pflichten für sie daraus hervorgehen. Sie zweifelt keinen Augenblick, sich zu überzeugen, daß sie sich der gebieterischen Sitte ihrer Landsleute unterwerfen muß, wenn sie ihre Ruhe, ihre Ehre, ihre sociale Existenz nicht aufs Spiel setzen will; und sie findet in der Ausbildung ihres Verstandes, in dem männlichen Sinn, den ihre Erziehung geweckt, die Energie, sich zu fügen. Man darf sagen, daß ihr im Zustande der Unabhängigkeit der Muth eingeflößt wird, beim herangekommenen Augenblick ohne Murren und ohne Kampf die schweren Opfer ihrer neuen Pflicht zu übernehmen. Die Amerikanerin hat aber auch den Vortheil, daß sie nie in eine Falle geräth, die man ihrer Einfalt legt, wenn sie heirathet; man sagt ihr, was man von ihr erwartet, und sie hat sich geprüft, um mit Sicherheit einwilligen zu können oder nicht; frei und selbständig legt sie sich das Joch auf, und sie erträgt muthig ihre neue Stellung, weil sie dieselbe nach reiflicher Ueberlegung gewählt hat. Da die väterliche Disziplin sehr nachsichtig, die der Ehe aber sehr streng ist, so geht die junge Amerikanerin natürlich mit großer Vorsicht und mit Besorgniß zu Werke, wenn sie sich verheirathet: voreilige Bündnisse sieht man dort sehr selten. Die Amerikanerin verheirathet sich erst, wenn ihr Verstand ausgebildet und erfahren ist, während bei uns die meisten Frauen erst im Ehestand zu vollem Verstande kommen.

Wenn die Zeit für die Wahl eines Gatten da ist, so sieht die Amerikanerin mit jener kalten und strengen Vernunft, welche durch ihre Erziehung aufgeklärt und gestärkt wurde, daß ein leichtsinniger und unabhängiger Wandel in den Verhältnissen der Ehe nur Grund zu Unordnungen, nicht zum Vergnügen giebt; daß die Freuden des jungen Mädchens nicht Erholungen der jungen Frau seyn dürfen, und daß für sie die Quelle des Glückes innerhalb ihrer ehelichen Wohnung ist. Sie sieht mit Klarheit den einzigen Weg, welcher zur häuslichen Wohlfahrt leiten kann, ihn betritt sie demnach mit ihrem ersten Schritte in der neuen Lebensstellung und verfolgt ihn für immer, ohne an einen Rückzug zu denken.

Diese Willenskraft, sich plötzlich und ohne Klage den neuen Obliegenheiten zu ergeben, verläßt sie aber auch nicht bei allen herben Prüfungen des Lebens. Es giebt kein Land in der Welt, wo das Privatvermögen so unsicher ist, wie in Amerika; mehr als anderswo sieht man dort Leute in kurzer Zeit, steigend und fallend, alle Stufen zwischen Reichthum und Dürftigkeit durchgehen. Die Frauen tragen solche häusliche Revolutionen mit einer unverwüstlichen Energie und Gelassenheit, und scheint es ihnen gar keine Ueberwindung zu kosten, ihre Wünsche dem jedesmaligen Vermögen anzupassen.

Ich habe in meinem früheren Werke gesagt, daß der größte Theil der Abenteurer, welche Jahr aus Jahr ein die Wildnisse im Westen bevölkern, der Anglo-Amerikanischen Race aus dem Norden angehört. Viele dieser Leute, welche so gierig nach Reichthümern jagen, waren schon in ihrem Lande wohlhabend. Sie führen ihre Frauen mit sich und lassen sie an allen Gefahren und Drangsalen Theil nehmen, welche sich so zahlreich beim Anfange solcher gewagten Unternehmungen einstellen. Oft traf ich, selbst in der Nähe der Wildnisse, junge Frauen, die mitten im Luxus und Wohlleben einer großen Stadt erzogen worden waren. Sie sind, ohne Uebergang fast, aus der reichen und üppigen Wohnung ihrer Aeltern in eine erbärmliche Hütte mitten in einem Walde versetzt worden; aber das Fieber, die Einsamkeit, die Entfernung von aller früheren Verbindung und die Langeweile haben die Spannkraft ihrer Entschlossenheit nicht gebrochen. Ihre Gesichtszüge trugen Ausdrücke des Kummers, aber ihr Blick war fest; sie schienen zugleich traurig und entschlossen. Nur in ihrer früheren Erziehung konnten sie diese innere Kraft gesammelt haben, von welcher sie jetzt die Anwendung machten.

Es ist also doch das junge Mädchen wieder, welches der Frau zur Seite steht. Die Rolle ist gewechselt, die Gewohnheiten verschieden, der Geist ist derselbe.

*) Das heißt mit anderen Worten fast: die Amerikanerinnen werden früh abgerichtet, aller Weiblichkeit zu entsagen! Sie sollen nur die Stimme der Sitte, nicht die der angeborenen, verschämten, zarten Natur vernehmen, weil ja Unbefangenheit, liebenswürdige Einfalt und unberechnende Tugend sich nicht so hoch verzinsen, wie frühreife Anschauung der Welt und kalte Berechnung des Nutzens.

**) Wird denn aber das junge Mädchen nicht in seiner Zurückgezogenheit mit der Welt theoretisch bekannt gemacht, und zwar je nach der Stufenfolge, die seine Fassungskraft und Empfänglichkeit bedingt? In Europa tritt die durch langjährige Theorie geübte Jungfrau ins praktische Leben; in Amerika soll die ungeübte, mit Verleugnung der Weiblichkeit, ehe sie schwimmen gelernt hat, sich in den Strom der Praxis stürzen. Wo ist mehr Aussicht zum Verunglücken? Gewiß im letzteren Falle.

***) In England ist Puritanismus und Industrie, wenn nicht höher, doch gewiß so hoch gestiegen als in Amerika, und dennoch ist die Erziehung der Englischen Mädchen eine stille theoretische. D. Uebers.

Mannigfaltiges.

— Strahlen und Schatten. Victor Hugo hat einen neuen Band Gedichte unter dem Titel „Les Rayons et les Ombres" erscheinen lassen. Obwohl in solcher Benennung eine tiefere Bedeutung kaum zu suchen ist, so darf doch auch nicht verkannt werden, daß sich die verschiedenen Phasen seiner lyrischen Poesie wesentlich von einander unterscheiden, daß in den „Orientalien" andere Stoffe und Behandlungsweisen sich darbieten, als in den „Herbstblättern", und daß diese wieder eine Uebergangsstufe zu den „Dämmerungsliedern" und den „Inneren Stimmen" bilden, an welche sich endlich die „Strahlen und Schatten" reihen, die wir als das Resultat der philosophisch-lyrischen Anschauung betrachten können, welcher sich Victor Hugo in seinen nicht bloß „fugitiven" Poesieen zugewandt hat. Auch hier ist wieder, wenn auch in edlerem Sinne als in seinen extravaganten Dramen, der Deutsche Einfluß nicht zu verkennen; namentlich aber werden wir an Schiller's Streben nach einer idealen Welt, an seine Versuche, das trockene philosophische Theorem in ein schönes poetisches Gewand zu kleiden, durch Victor Hugo's „Strahlen und Schatten" lebhaft erinnert, die darum auch von allen seinen Dichtungen am meisten in Deutschland Anklang finden dürften. Folgende zwei Strophen aus dem Eingangsgedichte — Fonction du poète überschrieben — können eine Idee davon geben, auf welche Weise Victor Hugo der Poesie die Initiative in der Philosophie und Religion vindizirt:

Le poète en des jours impies
Vient préparer des jours meilleurs.
Il est l'homme des utopies,
Les pieds ici, les yeux ailleurs.
C'est lui qui, sur toutes les têtes,
En tout temps pareil aux prophètes,
Dans sa main, où tout peut tenir,
Doit, qu'on l'insulte ou qu'on le loue,
Comme une torche qu'il secoue,
Faire flamboyer l'avenir.

. . . .
. . . .

Il rayonne! il jette sa flamme
Sur l'éternelle vérité!
Il la fait resplendir pour l'âme
D'une merveilleuse clarté!
Il inonde de sa lumière
Ville et déserts, Louvre et chaumière,
Et les plaines et les hauteurs;
A tous d'en haut il la dévoile;
Car la poésie est l'étoile
Qui mène à Dieu rois et pasteurs!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 12. Juni 1840.

Frankreich.

Die Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten.

Die Motive der Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten haben jetzt freilich nur noch ein historisches Interesse; indessen haben doch alle Schriftsteller, welche die Geschichte unserer Zeit geschrieben, die Frage unerledigt gelassen, weil es ihnen an den nöthigen Beweisstücken fehlte. Auf nicht geringere Schwierigkeiten werden die späteren Geschichtschreiber stoßen. Die nachfolgenden Briefe bringen die Sache ebenfalls nicht zu völliger Klarheit; vielleicht werden sie aber neue Aufschlüsse hervorrufen.

1) Brief des vollziehenden Direktoriums an den General Bonaparte, Oberbefehlshaber der Armee des Orients.*)

(Duplikat.)

Das Original wurde dem General Bonaparte mit dem Briefe Nr. 4 des Admirals Bruix übersendet.

Paris, 7. Prairial des Jahres VII (26. Mai 1799).

Die außerordentlichen Anstrengungen, welche Oesterreich und Rußland machen, die ernste und fast beunruhigende Wendung, welche der Krieg genommen hat, machen die Concentration aller Kräfte der Republik erforderlich. Demgemäß hat das Direktorium dem Admiral Bruix den Befehl ertheilt, alle nur irgend anwendbare Mittel zu gebrauchen, um sich zum Herrn des Mittelländischen Meeres zu machen und sich nach Aegypten zu begeben, um die Armee, welche unter Ihrem Befehl steht, heimzuführen. Er hat den Auftrag, mit Ihnen über die geeignetsten Mittel zur Einschiffung und zum Transport der Truppen Rücksprache zu nehmen. Sie, Bürger General, haben zu beurtheilen, ob ein Theil der Truppen ungefährdet in Aegypten wird zurückbleiben können. Das Direktorium bevollmächtigt Sie, den Befehl über die Truppen demjenigen zu übergeben, den Sie am geeignetsten dazu halten. Mit Vergnügen würde Sie das Direktorium wieder an der Spitze der Truppen sehen, die Sie so oft zum Siege geführt haben.

(Unterz.) Treilhard, La Reveillère-Lepaux, Barras.

2) Brief des Direktoriums an den Admiral Bruix.

Paris, 7. Prairial des Jahres VII.

Nachdem das vollziehende Direktorium die gegenwärtige Lage der Dinge in Erwägung gezogen, hat es sich von der Nothwendigkeit überzeugt, die Streitkräfte der Republik so viel wie möglich zu konzentriren. Demgemäß befiehlt es Ihnen, schleunigst Alles zu versuchen, um Ihre Vereinigung mit dem Spanischen Geschwader zu bewerkstelligen. Sobald Sie diese bewirkt haben, werden Sie die Englische Flotte aufsuchen, und wenn Sie dann, wie zu hoffen steht, derselben überlegen sind, werden Sie sie angreifen. Sobald Sie die Engländer außer Stand gesetzt haben, sich Ihren Operationen zu widersetzen, werden Sie nach Aegypten segeln, um die dortige Armee einzunehmen. Ueber die geeigneten Mittel werden Sie mit dem General Bonaparte Rücksprache nehmen, und wenn er es für angemessen erachtet, mögen Sie einen Theil der Truppen dort lassen. Sie werden dem General Bonaparte den anliegenden Brief übergeben, welcher die Bestimmungen des Direktoriums enthält.

(Unterz.) Der Präsident des vollziehenden Direktoriums, Merlin.

3) Eigenhändiger Brief des Bürgers Talleyrand, interimistischen See-Ministers, an den Admiral Bruix.

Paris, 9. Prairial des Jahres VII.

So ist denn Ihre Mission wieder auf den ursprünglichen Entwurf zurückgeführt, was mich aufrichtig freut. Sie sind der Unbestimmtheit entrissen, Sie haben einen Zweck, einen bestimmten Zweck, einen Zweck von der höchsten Wichtigkeit. Das Direktorium schreibt dem General Bonaparte nur ein Wort. Ich schicke ihm einen Brief von Barras, welchem ich einige Zeilen beigefügt habe. Das Direktorium überläßt es Ihnen, denselben von unserer inneren und äußeren Lage in Kenntniß zu setzen. Führen Sie ihn heim. Es wird Ihnen das strengste Geheimniß über Ihre Sendung zur Pflicht gemacht. Adieu, ich umarme und liebe Sie von Herzen. Zählen Sie auf mich fürs Leben.

(Unterz.) Ch. Maur. Talleyrand.

N. S. Meine Ansicht ist, daß Belleville, unser Konsul in Genua, Ihr Nachfolger werden müßte. Noch ist nichts darüber entschieden. Das Direktorium wird nicht früher als in den ersten Tagen der nächsten Dekade hierüber bestimmen. Sieyes wird in der Zeit vom 20sten zum 24sten erwartet.

4) Brief des Admirals Bruix an den Bürger Bonaparte, Oberbefehlshaber der Armee des Orients.

Carthagena, 23. Prairial des Jahres VII.

Das vollziehende Direktorium hat mir befohlen, mich mit dem Spanischen Geschwader zu vereinigen, hierauf den Feind anzugreifen und, nachdem ich ihn geschlagen, nach Aegypten zu segeln, um die Armee, welche unter Ihrem Befehl steht, nach Frankreich überzuführen. Schon habe ich die Vereinigung bewerkstelligt, und beide Geschwader zählen zusammen 42 Linienschiffe; aber diese Anzahl sichert noch nicht unsere Ueberlegenheit über die Engländer. Sie haben 60 Schiffe im Mittelländischen Meere. Vielleicht gelingt es aber durch geschickte Manöver, sie zu schlagen, ehe sie alle ihre Kräfte gesammelt haben. Dies hoffe ich zu bewerkstelligen, wenn meine inständigen Bitten beim Spanischen Admiral und dem Madrider Hofe den gewünschten Erfolg haben.

Gelingt mir dies, so benachrichtige ich Sie, Bürger General, daß ich unmittelbar nach dem Kampfe nach Alexandrien aufbrechen werde. Treffen Sie also alle Anstalten so, daß die Flotte so kurze Zeit wie möglich an den Küsten Aegyptens aufgehalten werde. Ich werde, so weit es in meinen Kräften steht, alle Hindernisse beseitigen und, so bald wie es sich thun läßt, zu Ihnen eilen.

Nichtsdestoweniger kann ich die Zeit meiner Ankunft nicht genau bestimmen. Da nichts unsicherer ist, als der Ausgang einer Seeschlacht, da es sogar ungewiß ist, ob es mir gelingen wird, den Feind anzugreifen, bevor er alle seine Kräfte gesammelt hat, so muß ich Sie auffordern, Bürger General, die letzten Maßregeln für die Einschiffung der Truppen nicht früher zu treffen, bevor ich Sie nicht durch abgesendete Fregatten von der bevorstehenden Ankunft des Geschwaders benachrichtigt habe. Glauben Sie mir, Bürger General, für mich wird es der schönste Tag und für das tapfere Geschwader ein Tag des Ruhmes seyn, wo es uns vergönnt seyn wird, dem Vaterlande die Helden wiederzugeben, welche dasselbe so sehr verherrlicht haben.

(Unterz.) E. Bruix.

N. S. Ich habe dem Griechen, der Ihnen diesen Brief überbringen wird, versprochen, daß Sie ihm ein Geschenk von 500 Louisd'ors geben würden. Obgleich die Summe sehr bedeutend ist, so glaube ich, werden Sie doch nicht Anstand nehmen, ihm dieselbe zu zahlen.

5) Chiffrirter Brief des Ministers Talleyrand an den Admiral Bruix, vom 13. Prairial des Jahres VII.

Ich habe mich beeilt, Bürger General, dem Direktorium die Briefe vorzulegen, welche Sie mir unter dem 6ten und 8ten d. M. geschrieben haben. Das Direktorium ist sehr erfreut über die Thätigkeit, welche Sie entfaltet haben, um mit 22 Schiffen auslaufen zu können. Es billigt Ihren Entschluß, alle disponible Truppen zu Toulon zu versammeln und eine Landung im Meerbusen von Spezzia zu versuchen. Wie wichtig es aber auch ist, der Italiänischen Armee zu Hülfe zu kommen, so empfiehlt Ihnen doch das Ministerium, nur so lange an den Küsten des Landes

*) Dieser Brief ist zwar schon in einigen Sammlungen mitgetheilt worden; man hat ihn aber bisher immer für untergeschoben gehalten.

zu verweilen, als unumgänglich nöthig ist, um die Operationen des Generals Moreau zu unterstützen. Jedoch dürfen Sie in keinem Falle sich so sehr von Truppen entblößen, daß Ihre anderweitigen Missionen darunter litten, und daß Sie nicht mehr im Stande wären, nach Malta Verstärkungen zu senden. Aus eben demselben Grunde müssen Sie auf der Flotte Lebensmittel in hinlänglicher Menge behalten, um Ihren eigenen Unterhalt während des Feldzuges zu bestreiten und diesen Platz zu verproviantiren. Für die Bedürfnisse der Ligurischen Republik wird auf andere Weise gesorgt werden. Schon hat das Direktorium die Ausfuhr von 80,000 Centnern Getraide nach dieser Gegend gestattet.

Das Direktorium wünscht lebhaft, Bürger General, daß Sie keinen Augenblick verlieren, um sich nach den in Ihren Instruetionen angegebenen Oertern zu begeben, besonders aber, daß Sie den Bestimmungen der Depesche vom 8. Prairial schnell genügen. Sie werden aus der beiliegenden Abschrift eines Briefes des Gesandten Guillemardet ersehen, daß der Sturm zwar den General Mazaredo nach Carthagena getrieben hat, daß aber Lord St. Vincent nicht besser weggekommen ist. Sie brauchen daher nicht zu fürchten, daß der Feind Sie verfolgen wird; und da Sie bedeutende Kräfte unter sich haben, so hängt der Erfolg vorzüglich von der Schnelligkeit Ihrer Bewegungen ab.

Das vollziehende Direktorium verläßt sich ganz auf Sie. Seine Pläne und Hoffnungen sind Ihnen bekannt. Es erwartet große Dinge von den Streitkräften, die Sie befehligen, und von einem Umstande, auf welchen Europa's Aufmerksamkeit gerichtet ist. Die Zufälle der Elemente und des Sieges gewähren Ihnen Aussichten, welche sich von hieraus nicht berechnen lassen. Bedenken Sie, daß die Republik ihre Siege vorzüglich der Kühnheit verdankt.

Möglich ist es, daß Mazaredo bald die See halten und zu Ihnen wird stoßen können. Ich fordere Sie also auf, ein vertrauliches Schreiben nach Carthagena zu senden und ihm einen Sammelplatz zu bestimmen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie hoch er jedes Zeichen des Vertrauens und der Achtung, das von Ihnen kömmt, aufnehmen wird.

(Unterz.) Ch. Maur. Talleyrand.

6) Brief des See-Ministers an den Admiral Bruix zu Carthagena, vom 27. Prairial des Jahres VII.

Der Ordonnateur Bertin meldet mir, daß Sie, Bürger General, die Bucht von Bado Angesichts des Englischen Geschwaders verlassen und die Richtung nach Carthagena eingeschlagen haben. Dieser Beamte zeigt mir zugleich an, daß die Flotte der Republik 7 Meilen von Toulon mit günstigem Winde segelnd gesehen worden ist, und daß der Divisions-Chef Dangier sich anschickte, Ihrem Befehle gemäß, zu Ihnen zu stoßen. Ich habe dem vollziehenden Direktorium sogleich von diesem Vorgange Bericht erstattet. Es hat eingesehen, daß das Französische Geschwader, im Falle es mit einem überlegenen Feinde zusammenträfe, trotz der Talente des Anführers und der Tapferkeit der Offiziere und der Schiffsmannschaft, einem ungleichen Kampfe ausgesetzt werden würde, dessen Ausgang sie zu einer langen Unthätigkeit zwingen könnte. Sie haben alle Vortheile errungen, welche sich die Engländer von ihrer Stellung versprachen, und in einem Augenblicke deren Hoffnungen zerstört. Die Zweckmäßigkeit und Schnelligkeit Ihres Entschlusses, so wie die Geschicklichkeit Ihrer Bewegungen, haben die Billigung des vollziehenden Direktoriums erhalten, und ich theile Ihnen dies mit wahrhafter Freude mit.

Sie werden aus der Abschrift der Briefe an Herrn Azara und an den Gesandten Guillemardet ersehen, daß ich nichts unterlassen habe, um die Flottmachung der Spanischen Schiffe, welche zu Ihnen stoßen sollen, zu beschleunigen. Das Direktorium hofft, daß das vereinigte Geschwader binnen kurzem wird in See stechen können, und daß, nachdem Sie der Italiänischen Armee und der Ligurischen Republik Unterstützungen gebracht, Sie Ihre Mission weiter verfolgen werden. Ich überschicke Ihnen die Abschrift eines Briefes, den ich dem General Mazaredo geschrieben habe. Ich glaubte, daß es Ihnen angenehm seyn würde, daß dieser General einen neuen Beweis der Achtung der Französischen Regierung erhielte.

(Unterz.) Ch. Maur. Talleyrand.

7) Brief des Admirals Bruix an den Bürger Joseph Bonaparte, vom 22. Vendémiaire des Jahres VII.

Empfangen Sie, Bürger, die Glückwünsche, welche mein Herz wegen der glücklichen Rückkehr Ihres Bruders an Sie richtet. Das Glück Ihrer Familie ist ein allgemeines Glück. Ich erfahre, daß Sie heute Nacht oder morgen nach Fréjus reisen. Ich sende Ihnen einige Aktenstücke, welche Sie und Ihren Bruder interessiren werden.

1) Die Abschrift eines Briefes, welcher mir vom Direktorium auf der Rhede von Bado zugegangen ist. In Gemäßheit dieses Briefes habe ich an Ihren Bruder durch einen Griechen das Schreiben geschickt, dessen Abschrift ich Ihnen in Paris gezeigt habe. Sie wissen, daß nach meiner Vereinigung mit den Spaniern die Ueberlegenheit des Feindes meine ferneren Pläne vereitelte.
2) Zwei Briefe des Direktoriums an Ihren Bruder. Ich sollte sie selbst übergeben.
3) Einen Brief des Bürgers Talleyrand, welcher dieselbe Bestimmung hatte und in welchem ein anderer des Direktors Barras eingeschlossen war.
4) Die Abschrift des Briefes, mit welchem mir Talleyrand diese Depesche übersendete.

Ich theile Ihre Freude und grüße Sie von Herzen.

(Unterz.) E. Bruix.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Ueber das Leben und den Tod des Dimitri, letzten Großherzogs von Moskau.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Sonntage war nochmals große Tafel. Der Gesandte des Königs von Polen hatte früher erklärt, daß er nicht zur Tafel fahren werde, wenn ihm nicht gleiche Ehre zu Theil würde, als dem Russischen Gesandten am Königlichen Hofe zu Krakau erwiesen worden sey, und hatte er demnach darum gebeten, daß man ihm einen Platz an der Tafel des Zaren geben möge, was der Zar anfangs nicht hatte bewilligen wollen, sondern befohlen hatte, ihm zu sagen, daß er den Platz über allen Bojaren und Welmoshen des Landes erhalten solle. Der Polnische Gesandte hatte dies jedoch sogleich abgelehnt, so daß der Zar ihm endlich doch erlaubt hatte, sich mit an seine Tafel zu setzen, worauf er denn mit Geschenken erschien, die noch reicher als die früheren waren. Der Schmaus dauerte bis in die späte Nacht. Beim Auseinandergehen schlug jedoch ein Pole einen Russen so heftig, daß der Verwundete laut über Mord schrie; der Lärm wurde indeissen sogleich wieder beschwichtigt.

An den beiden folgenden Tagen erschallten Pauken und Trompeten ununterbrochen. Man hatte sogar vorgeschlagen, daß die Garde schießen, und daß das Geschütz und die Mortiere, mit Lustfeuerwerken geladen, ein Freudenfeuer eröffnen sollten; die Kanonen waren schon vor die Stadt hinausgebracht und eine hölzerne Festung zur Belagerung erbaut worden; es wurde dies Alles jedoch als eine böse Vorbedeutung unterlassen.

Am Mittwoch, als dem Tage, an welchem die Russen kein Fleisch essen, war Alles, so wie auch am folgenden Donnerstage, still, um so mehr, als der Zar schon einige Kunde von den Umtrieben der Russen erhalten und, da er immer mehr davon erfuhr, die Polen hatte benachrichtigen lassen, auf ihrer Hut zu seyn, nachdem er noch allen Leuten seiner Garde anbefohlen hatte, mit geladenen Gewehren und brennenden Lunten in den Palast zu kommen. In der That waren auch schon gegen 15,000 Moskowiter bereit, ihren Plan in Ausführung zu bringen; da die Polen jedoch vorsichtig waren und sich durch einzelne Schüsse unter einander Kunde gaben, auch lärmend die Pauken schlugen, so wagten die Russen noch nicht, in dieser Nacht schon einen Versuch zu machen, denn sie sahen wohl deutlich, daß alle Hochzeits-Freuden sogleich unterbrochen seyn würden, und daß Alles in trauriges Schweigen versinken, so wie, daß man ihnen am folgenden Freitage kein Pulver und andere Kriegs-Bedürfnisse verkaufen würde.

Die junge Zarin brachte jedoch die Zeit mit ihren Bojaren auf Bällen mit Tänzen hin, indem sie Maskeraden veranstaltete und sogar die Absicht hatte, am nächsten Sonntage maskirt beim Zaren zu erscheinen, wenn er mit den Welmoshen beim Schmause sitzen würde, um ihm ein neues Vergnügen zu verschaffen. Dies Alles wurde jedoch unterbrochen, indem die Russen beschlossen hatten, ihren langgenährten Plan nun zur Ausführnng zu bringen. Es war nämlich auf Sonnabend den 17. Mai alten Stils, Morgens 7 Uhr (nach unserer Zeit), der von den Verschworenen verabredete Plan zur Ermordung des Dimitri bis zur Ankunft des Wojewoden mit seiner Tochter im Lande verschoben worden, und längst wartete man darauf, sich aller unter den Waffen befindlichen Polen bemächtigen zu können, und durch dieses Mittel alle Kostbarkeiten zurück zu erhalten, welche von Rußland aus dem Wojewoden und seiner Tochter zugesandt worden waren, und so begann denn an diesem Tage das fürchterliche Trauerspiel.

Die Bojaren mit ihren Leuten erschienen zu Pferde in Rüstungen, mit Lanzen, Wurfspießen, Schwertern, Flinten und Waffen aller Art in den Händen; der Pöbel strömte von allen Seiten mit eisernen Keulen, Brechstangen und Schwertern bewaffnet herbei, und die Zahl der Menschen war so groß, daß es schien, sie seyen wie Hagel vom Himmel gefallen, und Alles stürzte dem Palaste zu, in den Straßen „Mord und Feuer!" rufend, indem Einer dem Anderen versicherte: „die Polen erschlügen die Bojaren im Palaste", obgleich nur sehr wenige Bojaren daselbst wohnten; dies geschah jedoch aus keiner anderen Absicht, als um den Pöbel gegen die armen Polen noch mehr aufzubringen.

Dieser Aufstand war so plötzlich, daß viele Russen, welche Polnisch gekleidet waren, von dem rohen Haufen getödtet wurden, und sofort wurden auch die Häuser und Wohnungen der Polnischen Edelleute umzingelt, so daß dieselben nicht mehr heraus und einander mit den Waffen unterstützen konnten. Tausende derselben flohen in den Palast, wo ihnen jedoch von den Schützen des Fürsten, obgleich dieselben Russen und mit den Uebrigen schon einverstanden waren, kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde.

Das Unglück des armen Fürsten war so groß, daß, während sonst täglich 100 Hellebardirer sich auf der Wache befanden, an diesem Tage deren nur etwa 30 daselbst anwesend waren und kein einziger Capitain sich einfand; wenn sie aber auch alle zugegen gewesen wären und sich auf das allertüchtigste vertheidigt hätten, so würden sie doch gegen die Masse des Volkes nichts ausgerichtet haben und ihrer nur noch mehr getödtet worden seyn. Aber auch wir Deutschen Kaufleute und andere Ausländer geriethen in augenscheinliche Gefahr. Die Russen riefen den auf der Wache Befindlichen zu: „die Waffen zu strecken und sich mit ihnen zu vereinigen, indem ihnen nichts Böses geschehen solle, wenn sie zu ihrem Haufen überträten"; worauf Jene denn auch die Waffen streckten und sich gern ergaben. Hierauf drangen die Russen in zahlreichen Haufen in den großen Saal, wo sie den vorerwähnten Peter Baßmänoff, den ehemaligen treuesten Freund des Zaren, trafen, und da sie einen früheren Diener

desselben unter sich halten, welcher viel Schlechtes vom Zaren erzählte und ihn beim Volke verleumdete, so hieb dieser auch unverzüglich nach seinem früheren Herrn so kräftig, daß er ihn sogleich tödtete. Die zahllose Menschenmasse strömte nun durch alle Gemächer, bis zum Zimmer des Zaren, welcher bei dem andringenden Lärm sogleich aus dem Bette sprang, seinen Schlafrock überwarf und fragte: was es gäbe? worauf einer der Russischen Diener antwortete, daß er es nicht wisse, aber daß man „Feuer!“ rufe. „Nein“, sagte der Kaiser, „Du bist ein schändlicher Verräther! Nicht Feuer ruft man, sondern um etwas Anderes handelt es sich: denn alle Glocken, sowohl in der Stadt als im Palaste, läuten Sturm. Ha! glaubt Ihr etwa, daß ich Boris bin!“ machte sich, die Aermel seines Hemdes aufstreifend, zum Widerstande bereit und verlangte sein zweischneidiges Messer, welches er stets bei sich trug. Man konnte jedoch den Messer-Wärter nicht finden, und als er sah, daß die feindliche Bande hereinbrach und auf ihn los kam, bat er noch die an der Thür stehende Wache, ihn nicht in die Hände der Bojaren zu liefern, schloß selbst die Thür zu und zog sich in die entlegeneren Gemächer, sogar bis zur Badstube zurück, wo er sich gewöhnlich zu baden pflegte. Da jedoch auch bis hierher seine Feinde ihn verfolgten, so sprang er zum Fenster hinaus und stürzte sich von bedeutender Höhe auf das Pflaster hinab, denn seine Zimmer lagen in dem obersten Stockwerke, so daß es ein Wunder war, daß er nicht Arme und Beine brach oder sich in Stücken zerschellte. Einer seiner Hellebardirer, Namens Fürstenberg, eilte sogleich die Treppen hinab und fand ihn noch am Leben; seine Brust war jedoch völlig zerschmettert, so daß das Blut herausrieselte, und auch sein Kopf war zerschlagen und blutend. Genannter Hellebardirer trug ihn hierauf mit Hülfe Anderer nochmals in sein Zimmer hinauf und benetzte ihn hier mit kaltem Wasser und anderen stärkenden Mitteln, bis er wieder zu sich kam, worauf die Bojaren noch lange mit ihm sprachen und ihn über mehrere Punkte befragten, doch hat man nicht erfahren können, was zwischen ihnen verhandelt wurde: denn damit der genannte Hellebardirer nichts davon ausplaudern konnte, tödteten sie ihn sogleich und ermordeten hierauf auch den Prinzen mit den Schwertern, was außerordentlich kläglich mit anzusehen war. Hierauf schleppten sie seinen Körper hinaus und stürzten ihn von oben hinunter auf die Erde, schlangen dann Stricke um den Leichnam und schleiften denselben auf das empörendste, wie einen Hund oder ein anderes krepirtes Stück Vieh, auf den Marktplatz, wo sie die Leiche unbedeckt und nackt, allen Leuten zur Schau, auf einem hoch aufgerichteten Brette oder Tische vier Tage lang liegen ließen, nachdem man dem Zaren den Körper seines Freundes Peter Baßmanoff untergelegt hatte. Täglich kamen Männer und Frauen in Massen herbei, um das erfreuliche Schauspiel zu sehen, und zwar hatte man auf den Leib des Zaren eine ungestaltete Maske gelegt, welche man bei dem Plündern der Sachen der Zarin gefunden hatte, der Maske aber hatte man das Pfeifchen eines Dudelsacks in den Mund gesteckt und ein Geldstück geringen Werthes dabei gelegt, um anzudeuten, daß er dafür das Instrument spielen würde. Unterdessen strömte der Pöbel ununterbrochen nach dem Palaste und den Wohnungen der Polen, tödtete deren viele, plünderte ihre Häuser und schleppte Alles daraus fort, so daß nicht einmal Hemden zur Bedeckung der Leichen übrig blieben. Die Musikanten schützten sich noch eine lange Zeit, und fünf oder sechs derselben gelang es, sich ganz zu retten. Die übrigen aber, gegen 20 an der Zahl, wurden erschlagen. Das Haus des Herrn Wojewoden, welches mit festen Mauern umgeben und im Innern von gehöriger Wache vertheidigt war, wurde gerettet; auch waren die Thore desselben stets fest geschlossen, so daß Niemand hinausgehen oder entfliehen konnte. Man kann sich denken, was die arme Fürstin mit ihren verheiratheten und unverheiratheten Freundinnen in ihrem Herzen leiden mochte: denn ihr hatte man ganz unerwartet alle ihre Reichthümer, kostbaren Steine, Möbel und Kleider geraubt; sogar Betten und Bettstelle, auf denen sie schlief, wurden ihr weggenommen. Auf gleiche Weise wurden auch alle Polnische Großen und Edelleute ausgeplündert, so daß sie um alle ihre Kostbarkeiten und die Geschenke kamen, welche man ihnen unlängst erst gegeben hatte. In der That vertheidigten sich die in ihren Häusern Befindlichen sehr tapfer, am Ende aber mußten sie doch abziehen und ihr Hab und Gut als Beute im Stich lassen.

Der Welmosh Wischnewetzki rettete sich und seinen Hof und tödtete viele Russen; denn als man eine Kanone vor seinem Hause aufgefahren hatte und er sich sehr in die Enge getrieben sah, steckte er eine weiße Fahne aus, als ob er sich zu ergeben wünschte, befahl aber gleichzeitig eine Menge Dukaten vor seinem Zimmer auszustreuen. Die Russen stürzten hierauf sogleich von allen Seiten über das Geld her, um ihre Hände damit zu füllen, seine Leute aber fielen sofort über sie her, tödteten wohl über hundert Russen und bahnten sich einen freien Ausgang, während viele Bojaren vom Palast herbeieilten und, den Welmoshen in ihren Schutz nehmend, den Pöbel zurücktrieben und dem Tumulte endlich ein Ende machten.

Einem Polnischen Edelmann, Namens Niemezki, welcher viele Kostbarkeiten von hohem Werth hierher gebracht und dieselben Abends zuvor dem Zaren verkauft hatte, so wie einem Diener des Polnischen Marschalls, Herrn Wolski, welcher bei Hofe viel Schmuck und andere werthvolle Dinge gezeigt hatte, wurde Alles weggenommen; besonders beklagenswerth aber waren die Deutschen und Italiänischen Kaufleute, namentlich Giovanni Ambrosio Cellari aus Mailand, welcher dem Hofe für 33,000 Polnische Gulden Waaren verkauft hatte und vom Pöbel schimpflich erschlagen wurde. In demselben Hause wohnten zwei Diener des Herrn Philipp Hellbaum aus Augsburg, welche mir durch Krakauer Freunde empfohlen waren; auch sie hatten dem Zaren für mehr als 25,000 Gulden Waaren verkauft, welche, so wie mehr als 10,000 Gulden baares Geld, geraubt wurden. Der Aelteste von Beiden wurde auch außerdem noch tödtlich verwundet und liegt heute noch elend bei mir danieder. Auch ist noch ein Kaufmann aus Augsburg, Namens Andreas Nathan, hier, welcher dem Hofe für 200,000 Gulden Waaren verkauft hatte und noch 10,000 Gulden an Vermögen und Waaren verlor. Auch ist noch ein Kaufmann aus Russisch Lemberg, Namens Nikolai, hier, welcher sehr viel Vermögen verloren hat, und ich fürchte sehr, daß sie alle niemals ihre Bezahlung erhalten werden. Ich habe zwei Mal mit dem Bruder des regierenden Zaren gesprochen und ihm, für die Angelegenheiten dieser Leute Sorge tragend, deren Bittschriften übergeben, daß sie durch seine Vermittelung doch etwas vom Zaren erhalten möchten; er antwortete mir jedoch: „daß jene Waaren dem früheren Zaren nicht durch den Bewahrer des Schatzes überliefert worden seyen, sondern daß die Polen sich derselben bemächtigt hätten, so daß die Russen nichts davon wissen wollten“, indem er hinzufügte, „daß von allen diesen Sachen nichts in der Schatzkammer sey, sondern der Bösewicht — der sogenannte Rasteiga, d. h. der liederliche, profanirte Mönch — so nannte er den ermordeten Fürsten — Alles aus Rußland fortgeschickt habe, so daß sich nicht einmal Geld zum bezahlen im Schatze vorfinde.“

Jene Deutschen Kaufleute hatten hier noch einen Diener, einen geborenen Antwerpener, Namens Jakob, welcher während der Volksgährung schmählich umgebracht und mit anderen Leichen in einen Graben geworfen worden war; ich habe denselben jedoch aus dem Graben herausholen und ehrlich begraben lassen. Ueberhaupt aber ging es an jenem schrecklichen Tage jämmerlich her, das Geschrei der Leute war zu entsetzlich, das Sturmläuten ging ununterbrochen fort, des Mordens aber war kein Ende, so daß ich in der größten Furcht lebte, besonders als ich sah, daß sie das Nachbarhaus plünderten, wo Herr Peter Baßmanoff wohnte, welcher einer der Ersten war, die im Palast umkamen.

Da ich dachte, daß es auch mir nicht besser ergehen würde, so faßte ich mir endlich ein Herz, setzte mich zu Pferde und drängte mich, von dreien meiner Diener begleitet, durch die Volkshaufen, indem ich mich der Gnade Gottes empfahl, und suchte einige Welmoshen und Bojaren auf, um bei denselben Schutz zu finden und nicht im eigenen Hause niedergemacht zu werden. Ich begegnete aber einer so großen Masse von so schrecklichen Leuten mit blutigen Schwerdtern, daß ich oft den Muth verlor und wieder umkehren wollte, was allerdings meinen Tod zur Folge gehabt haben würde. Doch der Herr, in seiner Gnade, führte mich zu zwei Stadt-Aeltesten, welche des Rechtes pflegten; dieselben erkannten mich sogleich und gaben mir einen ihrer Diener als Führer und Beschützer mit, welcher mit mir nach meinem Hause zurückkehrte; einer meiner Diener ging ihnen jedoch noch einmal nach und brachte mir noch sechs ihrer Leute, damit diese, falls der rohe Haufe mein Haus überfallen sollte, demselben im Namen des Gerichts kräftig entgegentreten könnten. Nicht genug kann ich daher dem Höchsten danken, daß er mich aus so augenscheinlicher Gefahr errettete.

So dauerte der Aufruhr vom Morgen bis zum Abend; in der Nacht herrschte jedoch in der ganzen weiten Stadt eine so tiefe Stille, daß es schien, als sey keine lebendige Seele mehr darin. Die Häuser der Polen wurden mit starker Wache umgeben und alle Waffen aus denselben entfernt. Wären die Polen gehörig wachsam gewesen, hätten sie in ihren Häusern sich in gehöriger Ordnung und Bewaffnung gehalten, und wäre die Stadt beim Beginn des Tumults an verschiedenen Orten angezündet worden, so würde das Morden noch ärger und das Blutvergießen so groß geworden seyn, daß man niemals etwas Aehnliches gehört hätte, denn sie waren bedeutend an Zahl und hatten gute Pferde und Waffen; die Häuser sind hier aber alle von Holz; doch der Herr half gnädig so, daß nicht so großes Unglück geschah, denn die Polen sind nichts besser und eben so böse als die Russen.

Nachdem der Tumult durch die Brüder des Zaren mit Hülfe der bedeutendsten Welmoshen und Bojaren gestillt war, versammelte man sich zur Wahl eines neuen Zaren und wählte einstimmig den Herrn Wassilii Iwanowitsch Schuiskij zum Monarchen; diese Wahl fand am 20. Mai statt. Er war der Aelteste der Fürsten des Landes und aus dem ältesten und berühmtesten Hause der Bojaren. Möge der Herr ihm ein langes, segensreiches Leben geben und seine Regierung zum Heil gedeihen lassen! (Schluß folgt.)

Einige Worte über Herrn v. Bulgarin's Statistik Rußlands.

(Aus Rußland eingesandt.)

Dem Talente und der schriftstellerischen Thätigkeit des Herrn v. Bulgarin verdankt Rußland eine Menge Schriften, die gewiß manches Verdienst um die Literatur unseres Vaterlandes haben — daß aber aus dieser ergiebigen Feder auch Einiges dem Drucke überliefert wurde, was nicht volle Reife hat, ist bei Gelegenheit der „Sommerwanderung durch Finnland und Schweden im Jahre 1838“ bereits selbst von öffentlichen Blättern gerügt *), und nur zu bedauern bleibt es, daß öfter unrichtige Darstellungen der Verhältnisse in unseren Provinzen und eben so unrichtige Schlüsse aus einzelnen Fällen aufs Ganze selbst dem Auslande zu schärferen Ansichten und Beurtheilungen Veranlassung geben. **) — Das jüngst in Deutscher Uebersetzung erschienene Werk des besagten Schriftstellers, „die Geschichte und Statistik Rußlands“, läßt gleichfalls Mehreres zu wünschen übrig, und die Würdigung der einzelnen Theile dieses Werkes muß den Männern von Fach überlassen werden, — hier sey es nur erlaubt, auf eine Menge Unrichtigkeiten und Unvollständigkeiten aufmerksam zu machen, welche die Beschreibung der Wasserverbindungen

*) St. Petersburgische Deutsche Zeitung vom 12. Dezember 1839 Nr. 284.
**) Magazin für die Literatur des Auslandes 1839 Nr. 135 vom 11. Nov.

des Reichs in der Statistik enthält, und die vorzüglich darin zu suchen seyn dürften, daß der Herr Verf. gerade die wichtigsten Quellen, die sich für diesen Theil der Statistik darboten, nicht gekannt und benutzt zu haben scheint *), andere aber **) ohne gehörige Kritik-Vergleichung als Basis seiner Beschreibung gebrauchte.

1) Herr v. Bulgarin behauptet Seite 55, daß der Marien-Kanal 1775 von neuem besehen, darauf 1799 der Bau begonnen und 1805 beendigt sey. — Die offiziellen Quellen aber, die dem in der Anmerkung zuletzt bemerkten Werke über Rußlands Wasserverbindungen zur Basis gedient (§. 70 daselbst), beweisen, daß das Nivellement 1785 stattgefunden, und die Inschrift bei der Peters-Schleuse besagt ausdrücklich: „durch die freigebige Verwendung der Kaiserin Marie ist dieser Kanal 1799 (also nicht 1779) auf Befehl Ihres Gemahls, Kaisers Paul I., angefangen und unter ihrem Sohne Alexander I. beendigt u. s. w." — Diese Beendigung geschah zur Zeit der Verwaltung des Departements der Wasserverbindungen durch den Grafen Rumanzoff 1808, wo im Juni das erste Fahrzeug durchging.

2) Vom Sjaesschen Kanal, der 10 Werst lang seyn soll, behauptet der Herr Verfasser, daß er 1769 projektirt, auch zu bauen angefangen und 1799 beendigt sey. — Die Länge beträgt 10 Werst 8 Faden 5 Fuß, und der Befehl ist zum Beginn der Arbeiten im Ukas der Hochseligen Kaiserin Katharina II. vom 10ten August 1765 enthalten; unter Kaiser Paul ward er fortgesetzt und erst unter der Regierung des Kaisers Alexander glorreichen Andenkens 1802 durch den General Gerhard beendigt.

3) Vom Swirschen Kanal behauptet der Verfasser, daß er 1799 projektirt, 1802 zu bauen angefangen und 1804 beendigt sey. — Indessen ist es bewiesen durch den Ukas des Kaisers Paul I. vom 18. Februar 1800, daß erst damals die Vorstellung des Grafen Sievers bestätigt wurde; 1803 begannen die Arbeiten, und erst 1810 wurden sie beendigt. — Unter den Stapelplätzen dieses Kanals hat Herr v. Bulgarin die wichtigsten anzuführen vergessen, als Wolosersk, der an der Konstantinschleuse Wytegra, Petrosawodsk, Powenez u. s. w.

4) Bulgarin setzt die Beendigung des Tichwinschen Kanals in das Jahr 1804, obgleich durch den Ukas vom 31. März 1810 erst zu dessen Beendigung 400,000 Rubel abgelassen wurden, 1811 die ersten Fahrzeuge ihn passirten und 1814 erst seine wirkliche Vollendung erfolgte. — Unter den Stapelplätzen fehlt Ust-Tschagota.

5) Der Umgehungs-Kanal am Flüßchen Surgutsch, zum Beresina-System gehörig, ist nicht 7 Werst, sondern 8 Werst und 300 Faden, und der 2te Kanal nach Ulla zu ist nicht 2 Werst lang und mit 2 Schleusen versehen, sondern 7 Werst und 36 Faden lang und hat 4 Schleusen mit 1 Kammer und 1 Halbschleuse. Zur Zeit der Verwaltung des Herzogs von Württemberg wurde von 1823—1826 Alles an diesem Systeme reparirt und 4 einfache Kammerschleusen mit einer Haltschleuse so wie eine Zugbrücke ganz neu erbaut.

6) Die Anlage des Oginskischen Kanals setzt der Verfasser (pag. 76) ins Jahr 1787. — Es ist indessen bekannt, daß der Hetmann Graf Oginski die Anlage des Kanals auf eigene Kosten veranstaltete und schon 1768 ihm die Nation dafür ein Denkmal setzen wollte. — Vom Grafen Siwers, dem nachmaligen General-Direktor, wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und von 1799—1804 beendigt, worauf die Schifffahrt auf dem Kanal am 10. April 1804 eröffnet wurde.

7) Die Klage des Verfassers, pag. 88, daß ein Mangel an Nachrichten über den Handel an unseren inneren und an schiffbaren Strömen und Kanälen belegenen Stapelplätzen, so wie eine Unbekanntschaft in Betreff der Versendungen, Zufuhr u. s. w. existire, ist gänzlich unbegründet, denn das Departement der Wasserverbindungen besitzt, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen, sehr weitläufige Berichte durch seine Schifffahrts-Aufseher und Polizei-Beamten über alle Versendungen auf den einzelnen Stapelplätzen, so wie über die Preise der Lootsen, Steuerleute u. s. w., und diese Berichte, die bei Angabe der Details in dieser Hinsicht dem obenerwähnten Werke über Rußlands Wasserverbindungen zur Grundlage dienten, werden mit jedem Jahre — Dank der Vorsorge der Regierung — immer ausführlicher und dürften der Beachtung des Statistikers nicht entgehen, — wenn nicht, wie es bei Herrn v. Bulgarin der Fall ist, zugleich seiner Kenntniß eine Menge der wichtigsten Stapelplätze entzogen werden sollten, z. B. bei Ribensky, diesem Hauptstapelplatze des Wolga-Handels der Tagowschtschinskyschen, Butyrky, Pesky, Glawnaja am Flüßchen Tscheremucha und Walsilkowskaja; — an der Jna, Mokschka u. s. w.

8) Bei den Fluß-Systemen sind viele bedeutende schiffbare Zuflüsse ganz ausgelassen, z. B.

a) beim Oka-System die Pronja und Seresha, die von der rechten Seite, und der Orel-Fluß, der von der linken Seite in die Oka mündet;

b) beim Kama-Stromgebiete fehlen die Seitenflüsse der Wjatka, als Chalnuwza bei Slobodskoi, wo im Frühjahre aus den Fabriken Eisen verschifft wird; die Woja oder Woi, die bis 200 Werst lang ist und Fahrzeuge mit einer Last von 4000 Pud trägt; die Jshewza (400 Werst lang), die für den Getraide-handel wichtig ist; die Siwa, auf der die Wotkinskischen Hüttenwerke ihre Erzeugnisse nach der Kama bringen; die Obwa, auf welcher Getraide verschifft wird u. s. w. Ferner unter den zur linken Seite der Kama zufließenden schiffbaren Flüssen vermißt man die südliche Kiltma, welche die Verbindung mit der Dwina bewerkstelligt, die Wischera, den Jk, die Scheschma u. s. w.;

c) am Dwina-Stromgebiete sind nicht angeführt die nördliche Kiltma, bemerkenswerth gleichfalls als Verbindungsstraße für die Communication zwischen der Dwina und Kama; die Sysola, die von den Koschunskischen Fabriken große Transporte hinabläßt; der Wym, die Pischma, Ustjuga u. s. w.

9) Mehrere ausgeführte Kanalbauten und hydrotechnische Arbeiten an schiffbaren Flüssen sind ganz übergangen, und von den vielen großartigen Plänen zu neuen Wasser-Verbindungen ist aus Unbekanntschaft mit denselben gar keine Erwähnung geschehen. — Unter ersteren bemerken wir beispielsweise den Katharinen-Kanal bei Twer, die Kanäle und Dämme am Terek u. s. w.; unter die letzteren ist zu zählen das Projekt zur Verbindung der Düna und Wilia, — der Düna und Wolga, der Düna und Liefländischen Aa, der Düna und Lowat und dadurch Riga's mit dem Ilmen-See und St. Petersburg u. s. w.

10) Ueber die Verbindung der Narew mit dem Niemen bemerkt Herr v. Bulgarin, daß solche durch den Fluß Bibrsha (Бибржа) geschehen und 1824 angefangen sey. — Der Fluß heißt Bobr (Бобръ) und die Beendigung der Arbeiten an diesem Augustowschen Communications-Wege war bereits 1829 geschehen und konnte mithin in der Bulgarinschen Statistik, die 1839 Deutsch erschien, wohl bemerkt werden.

Bei diesen Mängeln und Unvollständigkeiten in der Bearbeitung eines wichtigen Theils der Statistik erscheint das Werk selbst nichts weniger als klassisch, und wäre zu wünschen, daß bei einer neuen Bearbeitung — wenn solche ja nöthig werden sollte — mehr Aufmerksamkeit den Thatsachen und Quellen geschenkt werden möchte. — Non multa sed multum. —

* * *

*) J. B. Wachturin, Beschreibung der inneren Schifffahrt. Russisch, 1802; — Dubenell, Betrachtungen über die Wasser-Communication in Rußland, Russisch, 1825 (mit vielen Citaten der Quellen und betreffenden Gesetzen); — die hydrographische Karte des Reichs, herausgegeben vom Departement der Wasserverbindungen; — Journal dieses Departements; — Sammlung der Russischen Gesetze 1830; — Ueber Rußlands Wasserverbindungen, vom Staats-Rath Baron Wirtenheim, Riga und Dorpat bei Franzen, 1833 u. s. w.

**) Kaiwrew, Beschreibung der Wasserverbindungen zwischen St. Petersburg und den Russischen Gouvernements, 1829 —

Mannigfaltiges.

— Urtheil eines Amerikaners über die Europäer. In diesen Blättern ist schon manches mißliebige Europäische Urtheil über die Nord-Amerikaner mitgetheilt worden; es dürfte daher interessant seyn, zur Vergleichung auch einmal ein ähnliches Verdikt aus Amerika über uns Europäer zu vernehmen. Der es abgegeben, ist ein Mann von Gewicht, Herr Channing, von dessen Schriften auch im „Magazin" schon öfter die Rede war, doch scheint er in der That nur den Abschaum der Europäischen Gesellschaft, und zwar auch nur in England, kennen gelernt zu haben. In einer Vorlesung, welche Dr. Channing vor Handwerkern in Boston hielt, warf er unter Anderem die Frage auf, ob nicht ein Land reich und zugleich ein großer Theil des Volkes elend seyn könnte, und sagte in dieser Beziehung von England: „die reichste Nation auf der Erde, und dennoch wie elend, wie herabgewürdigt ist der Zustand der Ackerbauer und Fabrik-Arbeiter!" In Bezug auf den Plan, die Stadt Boston durch Dampfbote mit England zu verbinden, bemerkte er: „Ich frage, welche Folgen wird es haben, wenn man die arbeitenden Klassen Europa's uns zweimal so nahe bringt, als sie uns jetzt sind? Ist nicht die Gefahr einer Konkurrenz zu befürchten, welche unsere arbeitenden Klassen wesentlich benachtheiligen würde? Kann der hiesige Arbeiter neben dem halb verhungerten, unwissenden Fabrik-Arbeiter aus Europa bestehen, der für jeden Lohn arbeitet und niemals daran denkt, eine Stunde darauf zu verwenden, sich geistig auszubilden? *) Ist es nicht zu besorgen, daß wir mit dem zunehmenden Verkehr zugleich auch jene furchtbaren Kontraste, die dort ein Volk in getrennte Volkerschaften theilen, bei uns einführen? Man sollte fast lieber wünschen, daß beständige Orkane alle Schiffe vom Ocean verscheuchten und die beiden Hemisphären auf ewig von einander trennten, als daß unsere arbeitende Klasse zu einem Europäischen Pöbel würde. Der Himmel bewahre uns vor den antizipirten Vortheilen einer näheren Verbindung mit Europa, wenn damit die Herabwürdigung verknüpft ist, die, wie wir sehen und lesen, unter der schmutzigen Bevölkerung seiner großen Städte, unter den übermäßig angestrengten Arbeitern seiner Fabriken, unter den unwissenden und halb thierischen Landleuten stattfindet. Man sollte Alles aufbieten, um uns vor den socialen Uebeln zu bewahren, welche die alte Welt verunstalten, und um hier eine intelligente, verständige sich selbst achtende Bevölkerung zu schaffen. Wenn es zu diesem Zwecke nothwendig seyn sollte, daß wir unsere bisherige Lebensweise änderten, unsere auswärtigen Verbindungen beschränkten, uns des Wetteifers mit Europa in Hinsicht auf Handel und Manufakturen enthielten, wenn es nöthig wäre, daß die Erweiterung unserer großen Städte aufhörte, und daß ein großer Theil unserer handeltreibenden Bevölkerung zur Arbeit zurückkehrte, so müßte man diesen Forderungen gehorchen. Eines ist klar, daß nämlich unsere gegenwärtige Civilisation eine starke Tendenz hat zur intellektuellen und moralischen Unterdrückung eines großen Theiles der Gesellschaft, und diesen Einfluß muß man studiren, ihn bewachen, ihm Widerstand leisten, mit dem festen, feierlichen Vorsatz, keine Opfer zu scheuen, wodurch demselben entgegengewirkt werden könnte."

*) Herr Channing spricht, wie gesagt, wenn er Europa nennt, immer nur von England. In Deutschland ist er nie gewesen, obwohl er dessen klassische Schriftsteller sehr genau kennt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 15. Juni 1840.

England.

Die Fremden in London.

London zieht vermöge seines ausgebreiteten Handels eine große Anzahl von Fremden an. Man versicherte mir, daß sich 15,000 Franzosen in London aufhielten; die Zahl der Deutschen und Italiäner dürfte nicht geringer anzuschlagen seyn, und in Folge der politischen Ereignisse sind auch viele Spanier und Portugiesen hierher geströmt. Daß auch alle andere Nationen ihre Repräsentanten in der Riesenstadt haben, versteht sich wohl von selbst, obgleich keine bestimmte Angaben über deren Anzahl vorliegen. Merkwürdig ist es, daß das Volk alle Fremden mit dem Beinamen Frenchman bezeichnet, ganz so wie im Orient alle Europäer den Namen Franken tragen.

Mit Ausnahme der politischen Flüchtlinge, sind alle Fremden in Geschäften hier. Unter ihnen befinden sich viele Handwerker, welche sich und ihre Familie im Schweiße ihres Angesichts ernähren; ferner Kaufleute, Künstler, Lehrer, Aerzte, das diplomatische Corps und endlich die flüchtige Menge der Reisenden, welche sich ein oder zwei Monate in London aufhalten. Gegen diejenigen, welche sich häuslich niedergelassen haben, welche house-keepers (Hausbesitzer) sind, kann der Englische Argwohn nichts aufbringen, und sie stehen in der Achtung, die sie verdienen. Eben so ist es mit den Reisenden, die einen klar am Tage liegenden Zweck angeben können.

Die Fremden, welche weder Geld noch Kredit haben, welche weder ein Handwerk noch eine Kunst üben, wollen natürlich ebenfalls leben, und man kann sogar behaupten, daß sie zu diesem Behufe eine bewunderuswerthe Fruchtbarkeit der Erfindung entfalten. Nichts ist komischer, als die Mittel, welche sie anwenden, um Zugang zu den Englischen Gesellschaften zu erhalten. Da es ihnen nicht lange entgehen kann, daß nicht nur die Aristokratie und die reichen Kaufleute, sondern auch der Bürgerstand ein außerordentliches Gewicht auf Titel legt, so erheben sie sich ohne Umstände zu Baronen, Marquis, Grafen, Herzogen, Generalen, Obersten und schmücken ihre Knopflöcher mit irgend einem Ordensbande. Obgleich nun in England die Orden, deren Zahl sehr beschränkt ist, nur bei Hofe getragen werden, so sind doch die Engländer höchlichst entzückt, einen Ritter der Ehrenlegion zu empfangen. Ein Orden begründet in ihren Augen die Achtbarkeit eines Menschen. Sie wissen freilich nicht, daß das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust mancher Polizei-Spione glänzt.

Es ist belustigend, mit anzusehen, wie ein Handlungs-Reisender, ein Friseur oder ein anderes Individuum die vornehmsten Namen mit einer Ruhe und einer Selbstgewißheit unterzeichnet, welche vermuthen lassen sollte, daß er immer der Chevalier von Choiseul oder der Vicomte von Montmorency geheißen habe. Alle älteren Personen sind zum mindesten Maréchaux de camp in der großen Armee gewesen, und der Kaiser hat selbst die Orden in ihr Knopfloch geheftet. Die jüngeren sind unfehlbar Karlisten; sie waren wenigstens Obersten unter Karl X.

Die Sucht nach Titeln geht in London so weit, daß sogar Frauen von zweideutigem Rufe sich derselben als eines Köders bedienen. Diese Damen nennen sich dreist die Marquise oder die Gräfin so und so, und sie bedienen sich ohne Umstände des Wappens der Familie, mit deren Namen sie sich schmücken. Mit diesem Wappen besiegeln sie ihre Billetdoux; dasselbe prunkt auf ihrem Tischzeuge und ihrem Silbergeräth, und ihre Lakaien, wenn sie dergleichen haben, tragen eine vornehme Livree. Es läßt sich leicht denken, daß in einem Lande, wo der Schein Alles ist, eine Courtisane, die eine aristokratische Maske versteckt, eine gewisse Rolle spielt und oft ihr Glück macht. Nicht selten sagt ein Engländer, wenn er von einer galanten Frau spricht: „Sie ist von sehr guter Familie, die Nichte des Grafen von la Rochefoucauld, oder, sie ist mit den Broglies verwandt.“ Nur ein Engländer kann so etwas sagen.

Ich habe eine Sammlung von Baronen, Grafen und Marquis gesehen, die wirklich merkwürdig war. Von vielen vermuthete man, daß sie im Solde der Französischen Regierung ständen, um die Republikaner zu beaufsichtigen. Andere sind fashionable Gentlemen, die bloß leben wollen.

Diese vornehmen Herren sprechen von ihren Heldenthaten, machen den jungen Damen den Hof, singen Romanzen und suchen vor allen Dingen den Vater zu einem Geschäft zu beschwatzen. Fast alle diese Herren sind im Besitze eines wichtigen technischen Geheimnisses: dieser verwandelt die Blätter Gott weiß welcher Pflanze in Tabak; jener macht Papier aus einem unbekannten Stoffe, der fast gar nichts kostet. Ein Anderer, der noch unternehmender ist, tritt dreist hin und sagt: Bis jetzt habt Ihr Herren Engländer das kostbarste Verfahren zur Erzeugung des Gases befolgt. Ich habe eine neue Erfindung gemacht, welche den Actionnairen 500 Prozent Dividende sichert. Ich mache Gas aus Nichts und brauche nur ein wenig Erde und Luft.*) Oder es kommt das Riesensieb zum Vorschein, vermittelst dessen die ganze Stadt mit klarem Wasser versehen werden soll. Dieser bereitet wieder ein ausgezeichnetes Bier ohne Hopfen und Gerste. Jener hat es unternommen, den Engländern die ungeheure Auflage zu ersparen, welche ihre Regierung auf die Weine gelegt hat. Man geht damit um, Bordeaux-Weine und Champagner so billig herzustellen, daß sie das Volk wird trinken können. Eben so bereitet man Weinessig, der dem von Bordeaux nicht nachsteht, ohne Wein, und Branntwein, welcher dem Cognac den Vorzug streitig macht.

Die Engländer erkennen willig an, daß in Frankreich mehr Entdeckungen gemacht werden als bei ihnen, und nicht selten sind erst in England die Französischen Erfindungen auf die rechte Weise ausgebeutet worden. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Flußreinigungs-Maschine die Erfindung eines Französischen Ingenieurs ist, daß die Fabrication des glatten Papiers von Didot herrührt, so wie die Garnspinnerei von Girard. Alle diese Erfindungen sind in England vervollkommnet und wieder nach Frankreich übergeführt worden. Die Engländer haben eine ungemeine Zähigkeit und Ausdauer, vermöge welcher sie Erfindungen, die in Frankreich nutzlos bleiben würden, durch allmälige Verbesserungen fruchtbringend zu machen wissen. Mit Girard's Maschine wußte man nichts Rechtes anzufangen; später machten sich die Engländer daran und erhoben mit ihrer Hülfe die Garnspinnerei zu einem ungewöhnlichen Grade der Vollkommenheit, zum größten Schaden der Französischen Industrie.

Die Engländer haben im Allgemeinen ein günstiges Vorurtheil für die Erfindungen, welche Franzosen gemacht zu haben behaupten, weil sie viele chemische und mechanische Verbesserungen aus Frankreich geholt haben. Leider wird diese günstige Stimmung von Charlatans und Abenteurern ausgebeutet, welche die Franzosen in den Ruf der Falschheit und Betrügerei bringen. Nicht selten versprechen auch neue Erfindungen Resultate, welche sich nicht gleich verwirklichen lassen, ohne daß man den Erfinder der Betrügerei beschuldigen könnte. Läßt John Bull sich anführen, so hat dies häufig darin seinen Grund, daß er sich zu viel zutraut. John Bull faßt einen Entschluß, ohne Jemand zu Rathe zu ziehen, weil man ihm eingeredet hat, daß er allein klug genug sey. Er hat drei Fehler, welche in die Augen springen: Stolz, Gewinnsucht und Gefräßigkeit. Da nun die Abenteurer keine Küchenkünstler in ihrem Solde haben, so können sie sich des letzteren Hebels nicht bedienen, aber die beiden anderen wissen sie sehr geschickt zu handhaben. Ist John Bull angeführt, so speit er Feuer und Flammen gegen die Französischen Schelme. In seinem einfältigen Zorn fällt er über die ganze Nation her und belegt sie mit Schimpfwörtern, denn John Bull hat sein Geld immer auf eine so ehrenwerthe Weise gewonnen, daß es ein fluchwürdiges Verbrechen ist, ihm einen Theil desselben abzunehmen.

Wenn John Bull keinen übertriebenen Werth auf Titel und Orden legte, so würde er nicht seine Tochter und eine reiche Aussteuer einem Intriganten geben, der mit wahren oder falschen Titeln und Würden prunkt und in seinem Knopfloche ein Ordensband trägt. Die Gentlemen, welche in Frankreich gewesen sind, lassen sich nicht so leicht blauen Dunst vormachen. Sie wissen

*) Wörtlich wahr.

sehr wohl, daß der Französische Adel nicht den Pflastertretern gleicht, welche sich in London umhertreiben und sich für Adelige ausgeben.

Ich besuchte öfter einen Deutschen, den Doktor Warburg. Dieser vortreffliche Mann war nicht längst erst aus Demerary zurückgekehrt. Er hatte sich funfzehn Jahre in diesem Theile Guiana's aufgehalten und sich sehr angelegentlich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Kein Wunder daher, daß er tief in das Leben der Pflanzen, der Thiere und der Indianer eingedrungen war, und daß er die Hinterlist der gebildeten Menschen nicht kannte. Der Doktor war, wie ihn Gott geschaffen hatte, ohne Falsch und ohne Arg. Seine angeborene Gutmüthigkeit, seine übertriebene Bewunderung bekundeten ihn als Naturmenschen, der die Kunst, sich geltend zu machen, nicht kannte, und der von der Wirkung der Annoncen keine Ahnung hatte. Ein solcher Mann mußte für die Französischen Barone und Grafen eine unerschöpfliche Fundgrube seyn. Auch wurde sein Haus nie leer; sein Tisch war immer gedeckt, und man trank bei ihm einen ausgezeichneten Wein und vortrefflichen Kaffee.

Dort sah ich eine Menge Franzosen, welche die Liebenswürdigen bei der Frau Doktorin spielten; es waren der Marquis von Montauban, der Baron von Chamoisi, der Graf von Crouy, der Graf Biraque de l'Isledon, der Chevalier von Chateaubten, der Graf Taffe u. s. w. Alle diese Herren standen in Verbindung mit Louis Napoleon, und mehrere gehörten sogar zu seiner Umgebung. Ich weiß nicht, wie es ihm gelungen war, ein Dutzend Individuen um sich zu versammeln, deren Namen aus alten Romanen gestohlen zu seyn scheinen. Die kleine Phalanx bestand aus Leuten der verschiedensten Nationen; aus Franzosen, Italiänern, Deutschen, Spaniern, Belgiern, Schweden, Polen; aber ein Engländer befand sich nicht unter ihnen.

Der Oberst, Marquis von Montauban, ist, was man gewöhnlich einen schönen Mann zu nennen pflegt. Er ist 5 Fuß 6 Zoll groß, hat eine gewölbte Brust und eine militairische Haltung, kleine graue und lebhafte Augen. Er zeichnet sich durch ein vielsagendes Lächeln und durch den Ausdruck der Selbstzufriedenheit aus. Die Zahl seiner Jahre läßt sich nicht genau angeben. Der Oberst ist besonders nach Tisch allerliebst. Die Frauen sind alle in ihn verliebt, so sagt er wenigstens. Als guter Franzose verschmäht er die Französischen Weine nicht, und da er Schlösser in Böhmen hat, so legt er seine Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich durch häufige Libationen in Ungar-Weinen an den Tag; aus Neigung schlürft er den Sherry (Xerez) mit einer Behaglichkeit, der man nicht ohne Vergnügen zuschauen kann. Während der Marquis so den goldfarbenen Wein aus einem kleinen Krystallglase schlürfte, erzählte er mir seine Geschichte. Wie er sagt, ist er zweiundvierzig und ein halbes Jahr alt. Dies halbe Jahr ist zu köstlich. Nach dieser Rechnung müßte er 1814 erst siebzehn Jahr alt gewesen seyn, und dennoch war er damals schon Oberst in der grossen Armee.

Im Jahre 1815 wurde er aus Frankreich verbannt: man fürchtete ihn viel zu sehr; es hielt sogar schwer für ihn, daß man ihn in Frankfurt duldete. Dort lebte er als grosser Herr und heirathete eine schöne und reiche Engländerin. Endlich kommt das Jahr 1830 heran. Der Oberst befindet sich gerade, als ob es so hätte seyn müssen, in Paris. Welche geheime Vorempfindung ihn zu rechter Zeit nach Paris führte, um in den Juli-Tagen eine ruhmvolle Rolle spielen zu können, erwähnt er weiter nicht, aber daran liegt ja nichts; genug, er verrichtet Wunder der Tapferkeit, wird verwundet, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, die Freiheitskämpfer zum Siege zu führen. Zum General ernannt, bekömmt er monatlich 1500 Fr. und Rationen für zehn Pferde; auch richtet er sein Haus auf einem glänzenden Fuße ein, geht mit allen Ministern um und hat Zutritt zum Könige.

Vier Monate waren seit den drei ruhmreichen Tagen verflossen. Der Oberst glaubte sich in Betracht der von ihm geleisteten Dienste zu Allem berechtigt, als er in einen Zwiespalt mit dem Kriegs-Minister gerieth; seine Generalschaft wurde angefochten; der Marquis von Montauban ist indeß nicht der Mann, der so leicht nachgiebt; die Sache kam vor den Staatsrath, wo sie noch schwebt. Da gab der Oberst die undankbare Regierung auf, kehrte nach Deutschland zurück und schloß sich später Louis Napoleon an. Die praktische Philosophie des Marquis erhebt ihn über diese Schicksalsschläge; er tröstet sich über die getäuschten Hoffnungen, indem er ein fröhliches Leben führt und seine Zeit zwischen der Liebe, den Pferden und der Politik theilt.

Flora Tristan.

Frankreich.

Die Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten.

(Schluß.)

Der Brief des Direktoriums, welcher den General Bonaparte zurückberuft, ist vom 7. Prairial des Jahres VII (26. Mai 1799). Das Schreiben des Admirals Bruix, welches diesen Befehl erwähnt, ist aus Carthagena datirt. Carthagena ist 400 Meilen von Alexandrien entfernt. Das Schreiben des Admirals ist vom 23. Prairial des Jahres VII. datirt.

Es liegen also zwei und ein halber Monat zwischen der Absendung der Depeschen aus Carthagena und der Einschiffung des Generals Bonaparte auf der Rhede von Alexandrien. Diese Zeit war vollkommen genügend, um die Depeschen an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen. Es konnten leicht alle nöthige Maßregeln getroffen werden, daß sie sicher in die Hände des Generals kämen. Dennoch weiß man weder, ob sie an ihrem Bestimmungsort eingetroffen sind, noch was überhaupt aus ihnen geworden ist. Bedenkt man die Ungewißheit, welche diese Thatsache umgiebt, so fühlt man sich unwillkürlich zu einem Vergleiche aufgefordert. Die beiden Begebenheiten, welche den Anfangspunkt und den Schlußstein der Revolution bilden, sind in einen Schleier gehüllt, der sich wenigstens von der ersteren Begebenheit nicht wird abheben lassen. Gegen Ende des Juli 1789, acht Tage nach der Einnahme der Bastille, kam in ganz Frankreich an demselben Tage, fast in derselben Stunde, wie durch Zauberei, eine allgemeine Bewaffnung zu Stande. Wer sendete die Couriere ab, die nach allen Richtungen flogen und von Gemeinde zu Gemeinde die falsche Nachricht verbreiteten, daß ihnen Mordbrenner auf dem Fuße folgten, welche die Saaten zerstören wollten? Die Urheber dieser Kriegslist, welche die in Paris ausgebrochene Revolution über ganz Frankreich verbreitete, sind noch immer nicht bekannt und werden es auch wohl nie werden.

Dieselbe Dunkelheit umgiebt die Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten. Dennoch haben viele Augenzeugen und Mithandelnde noch lange nach dieser Zeit gelebt und leben theilweise noch. Die Beweggründe, welche den General Bonaparte bestimmten, Aegypten zu verlassen, haben in dem Wirbel der Ereignisse, welche die Lage Europa's geändert haben, viel von ihrer Wichtigkeit verloren; entweder weil die gegenwärtige Generation sich mit den Resultaten begnüge und nicht den Ursachen nachgeforscht hat, oder weil sie den General Bonaparte in jedem Falle zur Rückkehr nach Europa berechtigt glaubte und darum unnütze Nachforschungen einstellte. In Ermangelung authentischer Dokumente haben die Geschichtschreiber, welche diesen Gegenstand behandelt, sich bloß die Frage gestellt: Ist er aus eigenem Antriebe aus Aegypten zurückgekommen, oder hat ihn das Direktorium zurückberufen? Diese Frage haben sie dann ganz nach persönlichen Eindrücken gelöst. Die ihm feindlich Gesinnten haben die Rückkehr mit dem Namen der Flucht und Desertion gebrandmarkt. Andere, die weniger leidenschaftlich waren, haben sie damit entschuldigt, daß Bonaparte von den Niederlagen der Armeen unterrichtet war. Da sie sich von keinem Vorurtheile leiten ließen, so gelangten sie zu der Ansicht, daß diese niederschlagende Nachricht und der Schmerz, ein mit so vielem Blute und so vielen Anstrengungen aufgeführtes Werk zerstört zu sehen, ihn bestimmt hätten, dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe zu eilen, als nach der vergeblichen Belagerung von St. Jean d'Acre er auf die Colonisirung Aegyptens beschränkt war. Andere haben gesagt, daß er die Zeit für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne günstig erachtet. Sie haben ihn beschuldigt, den Einflüsterungen seines Ehrgeizes eben so viel, wo nicht mehr Gehör, als dem Vortheil des Vaterlandes gegeben zu haben. Aber sollen ihm der Wunsch, Frankreich aus seiner Erniedrigung zu erheben, und die Ueberzeugung, daß er dazu berufen sey, für gar nichts angerechnet werden? Das Streben nach Ruhm, verbunden mit der Liebe zum Vaterlande, hat immer noch die größten Wunder gewirkt. Kleinlich und ungerecht ist es aber, eine große That darum zu schmähen, weil sie ihrem Urheber Vortheil gebracht hat.

Die Nachwelt, welche für Napoleon schon begonnen hat, wird die Ungerechtigkeit der gegen ihn geschleuderten Anklagen erkennen. Wäre der Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, auch nicht durch die Nothwendigkeit geboten worden, so fände er doch seine Rechtfertigung in den Instructionen des Direktoriums, welche dem General der Armee des Orients völlige Freiheit ließen. Der Führer eines Zuges, der so vielen unvorhergesehenen Wechselfällen ausgesetzt ist, hätte die Verantwortlichkeit nicht ohne die ausgedehntesten Vollmachten, die Dauer des Zuges nach Ermessen abzukürzen oder zu verlängern, übernehmen können. Nur unter diesen Bedingungen hatte der General Bonaparte den Oberbefehl angenommen. Er hatte das Recht, sie zu fordern, und den nöthigen Einfluß, um ihre Annahme zu bewirken. Das Direktorium mußte geneigt seyn, sie zu bewilligen. Obgleich es ohne Bedauern einen Mann entfernt sah, dessen Ruhm und Einfluß Besorgnisse erweckten, fühlte es doch, welche Verantwortlichkeit es übernahm, als es den geschicktesten General und die besten Truppen zu einer Zeit in die Ferne sendete, wo zwar der Friede geschlossen, dessen Dauer aber sehr unsicher war.

Verschiedene Zeugnisse bestätigen, daß der General Bonaparte die Briefe empfangen, welche ihn nach Frankreich zurückberiefen. Andere stellen es in Abrede. Ehe ich die Gründe der Letzteren anführe, will ich zuerst berichten, was ich vermöge meiner Stellung und des Zutrauens, mit welchem der Kaiser mich beehrte, erfahren habe. Nur einmal habe ich ihn im Vorbeigehen von der Rückkehr aus Aegypten sprechen hören. Er sagte, als er nach Aegypten gegangen, habe er unbeschränkte Vollmachten gehabt, er habe das Recht gehabt, zu allen Aemtern zu ernennen; ferner sey ihm eine mit dem Staatssiegel versehene Vollmacht ertheilt worden, die Angelegenheiten auf Malta und in Aegypten zu ordnen und sowohl mit der Pforte als mit den Barbaresken-Staaten [illegible] den Indischen Fürsten und Rußland zu unterhandeln. Nicht [illegible] sey es ihm freigestellt gewesen, seinen Nachfolger zu ernennen, [illegible] man habe es allein seinem Ermessen überlassen, ob und wann er nach Europa zurückkehren wolle. Als er Aegypten verlassen, sey [illegible] seine Anwesenheit dort von keinem ferneren Nutzen, in Frankreich aber [illegible] dringend nothwendig gewesen. Ich erinnere mich nicht, daß er [illegible] der Sendschreiben erwähnt, die ihn nach Frankreich beriefen. Wenn [illegible] er [illegible] unterließ, so hielt er sie wohl für überflüssig in Betracht [illegible] der [illegible] schränkten Vollmacht, die ihm ertheilt worden war.

Herr Bourrienne schließt sich in seinen Memoiren d[illegible] derjenigen an, welche Bonaparte der Desertion besch[illegible] Er urtheilt, daß die vorgebliche Absendung eines Emissa[illegible] Bombaschi oder Burbaki, nach Aegypten, so wie die [illegible] Korrespondenz, die seine Abreise veranlaßt habe, [illegible] seyen. Diese Beweisführung würde noch keine über[illegible] Kraft

haben, wenn sich Bourrienne nicht auf seine Stellung bei Bonaparte beriefe, vermöge deren er von Allem unterrichtet seyn mußte, was diesen anging. Vielleicht ist Bourrienne's Zeugniß der Wahrheit gemäß. Zu seinen Gunsten spricht wenigstens ein Zeugniß, das alle Beachtung verdient. Der Chevalier Amedée Jaubert, Mitglied des Instituts, der sich nicht minder durch seine umfassende Kenntniß der Orientalischen Sprachen wie durch seinen ehrenwerthen Charakter auszeichnete, war in Aegypten der Dolmetsch des Generals Bonaparte. Derselbe begleitete den General beständig und kehrte auch mit ihm nach Frankreich zurück. Sein Zeugniß verdient das größte Zutrauen. Von Allem aber, was um ihn vorging, was er aus dem Munde des Generals während der Abreise und der Ueberfahrt hörte, brachte ihn nichts auf die Vermuthung, daß der General auf besonderen Befehl zurückkehre. Hätten wirklich Briefe aus Frankreich die Abreise veranlaßt, so konnte dieser Umstand nicht füglich Herrn Jaubert verborgen bleiben.

Die entgegengesetzte Ansicht stützt sich indeß ebenfalls auf ein sehr achtungswerthes Zeugniß. Der Graf Thibaudeau versichert in seiner Geschichte des Aegyptischen Krieges, Burbaki sey mit einem Briefe Joseph Bonaparte's nach Aegypten gelangt. Als Gewährsmann nennt er den Bruder des Generals. Thibaudeau kann nicht angeben, wann Burbaki in Aegypten eintraf und wo er sich seines Auftrages entledigte. Zur Unterstützung seiner Behauptung führt er ferner das Zeugniß des Obersten Burbaki, des Bruders des Briefträgers, an. Dieser behauptete, der General Bonaparte habe auf dem Schiffe, auf welchem Burbaki angelangt, nach Frankreich zurückkehren wollen; er habe aber diesen Gedanken wieder aufgegeben, als man ihm bemerkt, daß das Schiff schlecht segle und leicht den Türken oder Engländern in die Hände fallen könne. In der That sey Burbaki auf der Rückfahrt von den Türken gefangen und als Sklave verkauft worden. Erst nach Abschluß des Friedens erhielt er seine Freiheit wieder.

Der Graf von Survilliers (Joseph Bonaparte), an den ich mich später wendete, antwortete mir, es sey wahr, daß ein Grieche aus Cephalonia, Namens Burbaki, von ihm mit einem Briefe an den General Bonaparte, den er in einem Eichenstab verborgen hatte, nach Aegypten gesendet worden und auch, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, wieder nach Europa zurückgekehrt sey; ferner, daß der Admiral Bruix den Auftrag gehabt, den General Bonaparte aus Aegypten abzuholen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Burbaki mit einem Briefe des Generals nach Aegypten abgesendet worden. Es fragt sich, ob er auch die Depeschen des Admirals Bruix überbrachte? Oder war diese Sendung einem Anderen zugefallen? Und gelangte dieser nach Aegypten? Wären die Depeschen, die Burbaki hatte überbringen sollen, in die Hände der Engländer oder Türken gefallen, so würden die Engländer sicherlich nicht ermangelt haben, sie bekannt zu machen, wie sie es mit allen offiziellen und Privat-Korrespondenzen der Aegyptischen Armee gethan haben.

Herr Miot, welcher Memoiren über die Expedition nach Aegypten verfaßt hat, sagt, er entsinne sich noch dunkel, daß man in Kahira von der geheimnißvollen Sendung eines Griechen gesprochen, welche den Entschluß des Generals Bonaparte zur Reise gebracht habe.

Der Verfasser einer neueren Schrift, der wichtige Aktenstücke in Händen gehabt zu haben behauptet, versichert, daß Siéyes, von Berlin aus, wo er Gesandter gewesen, einen Vertrauten an den General Bonaparte mit einer Denkschrift abgefertigt, in welcher er die gefährliche Lage Frankreichs berührte und diesen aufforderte, nach Frankreich zurückzukehren, um der Anarchie ein Ende zu machen. Capefigue fügt hinzu, der Bote habe Bonaparte auf dem Rückwege von St. Jean d'Acre getroffen und ihm die Depeschen seiner Freunde übergeben.

So widersprechenden Zeugnissen gegenüber, ist es schwer, ein Urtheil zu fällen. So viel ist sicher, daß das Direktorium an Bonaparte schrieb, um ihn nach Frankreich zurückzurufen. Bonaparte scheint diese Depeschen nicht erhalten zu haben. Oder hätte er sie vernichtet, nachdem er sie gelesen, und über ihren Inhalt Schweigen bewahrt? Das läßt sich nicht gut annehmen, denn er hatte ein größeres Interesse, sie bekannt zu machen, als sie zu verbergen. Hätte er es verschmäht, sich von einer Anklage zu reinigen, auf die er mit Scipio antworten konnte: „An diesem Tage habe ich das Vaterland gerettet; danken wir den Göttern dafür!" — Das ist wahrscheinlich. Indeß bleibt es immer seltsam, daß nichts über den Empfang der Depeschen verlautet. Hat der General Bonaparte sie nicht in Aegypten erhalten, so doch jedenfalls in Frankreich, da sein Bruder selbst ihm die Abschriften übergeben. Als die Nachricht von Bonaparte's Landung eintraf, reiste Joseph ihm entgegen. Er verfehlte denselben aber unterweges und traf ihn erst in Paris. Indeß weder der General Bonaparte, noch sein Bruder, noch Bourrienne, noch die Direktoren, noch Lagarde, der General-Secretair des Direktoriums, noch Talleyrand haben die Briefe bekannt gemacht. Uebrigens beweisen diese Briefe, welchen Werth das Direktorium auf die Anwesenheit des Generals Bonaparte legte, und wie sehr es seine Rückkehr wünschte. Die Nothwendigkeit brachte die Furcht und die Eifersucht zum Schweigen. Der Vorwurf, daß die Direktoren Bonaparte nach Aegypten geschickt hätten, um sich seiner zu entledigen, erweist sich also als ungerecht.

Verschweigen darf ich indeß nicht, daß ein glaubwürdiger Mann mir versicherte, das Direktorium habe, als es Bonaparte noch in Aegypten glaubte, einen Courier nach Toulon abgefertigt, der dem General zwischen Fréjus und Lyon begegnete. Der Courier überbrachte Depeschen, welche die Erfolge der Französischen Armee in der Schweiz und in Holland meldeten. Zugleich wurde der Befehl seiner Zurückberufung zurückgenommen und ihm angezeigt, daß das Direktorium die Augen auf einen Offizier geworfen, den seine Talente befähigten, die oberste Leitung der Armee zu übernehmen. Dieser Offizier war der General Lecourbe, dessen Befähigung auch der Kaiser später anerkannte, wenngleich er keinen Gebrauch von derselben machte, weil Lecourbe in dem Moreauschen Prozesse eine äußerst feindselige Gesinnung gegen ihn an den Tag gelegt hatte.

Ungefähr drei Wochen nach Absendung der erwähnten Briefe waren von den vier Direktoren, die sie unterzeichnet, drei abgetreten. Dies änderte indeß nicht den Beschluß des Direktoriums, Bonaparte zurückzurufen. Im Laufe eines Monats wurde fast das ganze Direktorium erneuert. Am 1. Prairial trat Siéyes an Rewbell's Stelle. Die Mißverständnisse mit dem Rathe der Alten und dem Rathe der Fünfhundert führten sodann zur Vernichtung der Wahl Treilhard's. Kurz darauf trat die Revolution des 30. Prairial ein, welche La Reveillère, Lepaux und Merlin zwang, ihre Entlassung einzureichen. So war diese Institution, welche kaum fünf Jahre bestand, schon mit gänzlicher Auflösung bedroht. Als Napoleon nach Aegypten ging, waren Barras, Rewbell, La Reveillère, Lepaux, Merlin und Treilhard im Direktorium. Als er zurückkehrte, fand er Barras, Siéyes, Roger-Ducos, Gohier und Moulin. **Baron Meneval.**

Rußland.

Ueber das Leben und den Tod des Dimitri, letzten Großherzogs von Moskau.

(Schluß.)

Am 29. Mai wurde der Leichnam Dimitri's wieder ausgegraben und vor die Stadt gebracht, dort verbrannt und die Asche in alle Winde verstreut. Das Volk wünschte, eine solche Strafe an ihm vollzogen zu sehen, indem man behauptete, daß durch die Zaubereien des verstorbenen Gauklers in der Nacht seines Todes ein so heftiger Frost entstanden sey, daß alles Getraide auf den Feldern erfroren wäre, und viele alte Leute erklärten, daß sie in ihrem ganzen Leben nie gesehen hätten, daß am Ende des Frühlings alle ihre Feldfrüchte und Gärten so verdorben worden wären und das Laub der Bäume in den Wäldern verwelkt sey, so daß eine große Theuerung im Lande zu befürchten stehe, indem augenblicklich schon das Brod um die Hälfte des gewöhnlichen Preises aufschlug. In der Nacht nach seiner Verbrennung wurde es aber noch weit kälter. Diese abergläubigen und barbarischen Menschen versicherten sich auch, daß er in seinem Leben ein großer Zauberer gewesen sey; doch hätten sie lieber Alles seinem großen Unmaß von Sünden zuschreiben sollen.

Am 30. Mai wurde das über ihn verhängte Urtheil und die Gründe, weshalb man ihn getödtet habe, öffentlich verlesen.

Erstens behauptete man, daß er ein niederer verworfener Mönch gewesen sey, dessen Aeltern, Brüder und Schwestern heute noch am Leben seyen; namentlich sein Stiefvater und seine leibliche Mutter, welche hierauf dem ganzen Volke auf dem Marktplatze vorgeführt wurden. Die Regel ist aber so streng, daß jeder geweihte Mönch, welcher seinen Orden verläßt und die heiligen Gelübde verletzt, lebendig verbrannt werden muß, wie dies auch bei der Verführung der Nonnen geschieht, und keine Gnade und Verzeihung giebt es für solche Sünde. Was nun den Stiefvater, die Mutter und den Bruder anbelangt, welche allen Leuten zur Schau gestellt wurden, so wurden sie für solche gehalten, obgleich sie ihm nicht im geringsten ähnlich sahen, und nur dem Höchsten ist es bekannt, ob sie bestochen waren, um uns Zeugniß dieser Angelegenheit zu geben, oder nicht. Ich muß jedoch sagen, daß ich, gleich allen Uebrigen, sie gesehen habe und gesehen habe, wie sie das Kreuz küßten und feierlichst beeidigten: daß sein wahrer Name Gregor oder, nach ihrer Sprache, Grischka Otrepieff sey, daß er Mönch in dieser Stadt, im Kloster des Palastes gewesen, daß er in seiner Jugend sehr fleißig im Lesen und Schreiben gewesen sey und sich viel mit Lesen der Geschichte und der Chroniken beschäftigt, so wie daß er am Hofe des Patriarchen als Sänger und Musiker gedient und sehr sorgfältig Alles ausgeschrieben habe, was ihm zu seiner Absicht habe dienen können. Deshalb habe er auch nicht eher wieder in jenes Kloster gehen wollen, bevor er nicht Zar sey, indem er fürchtete, wie sie versicherten, von den Mönchen und Dienern erkannt zu werden. Ferner erzählte man noch von ihm, daß er in Galitsch, wo er geboren sey, seinen Stiefvater, seine Mutter, Brüder und alle Verwandten, gegen 60 Menschen an der Zahl, in einen Thurm habe einsperren lassen. Alle diese Gerüchte gingen im Volke herum.

Der **zweite** Punkt sagte, daß er ein Zauberer sey und nur durch Zauberkünste so viele Siege und so große Erfolge zur Erlangung des Thrones bewirkt habe.

Der **dritte** Punkt enthielt die Behauptung, daß er ein Ketzer sey, der weder Fasten noch Feiertage beobachtet und respektirt, auch weder Bilder noch Gebräuche der Kirche geehrt habe.

Viertens wurde er beschuldigt, ein gefährliches und schändliches Bündniß mit dem Papste gegen die Religion geschlossen zu haben, um dieselbe gänzlich umzuwandeln und die Römische einzuführen, indem man Briefe gefunden hätte, welche der Papst in der Zeit, wo er Zar war, an ihn geschrieben und ihn ermahnt habe, das zur Ausführung zu bringen, was er früher dem Papste so oft versprochen habe, daß nämlich Jesuiten und andere katholische Kirchendiener ihre Kirche hier einführen und denselben Tempel und Schulen zur Umgestaltung des ganzen Landes gegeben werden sollten.

Fünftens wurden Briefe citirt, aus denen hervorging, daß er Unterhandlungen mit dem Wojewoden angeknüpft und darein gewilligt hatte, demselben das Fürstenthum Smolensk, dessen Frau aber

das Fürstenthum Nowgorod und ihrem Sohne das Land Dibiria (?) *) abzutreten, und daß sie endlich gemeinschaftlich beschlossen hatten, alle Bojaren zu ermorden, deren Familien zu vertreiben, dieselben durch Polnische Wojewoden zu ersetzen und so aus ihnen Kastellane und Starosten zu machen; sed hoc non credo, eben so wenig, als daß man die Kanonen, unter dem Vorwande, eine Lustbarkeit zu geben, habe vor die Stadt bringen lassen, dann aber auf letztere schießen lassen wollen, um Verwirrung zu erzeugen, worauf dann die Polen sich hätten auf die Stadt werfen und Alles, was Widerstand leisten würde, niedermetzeln und auf diese Weise die Hauptstadt des Landes völlig erobern sollen, was sehr leicht ausführbar gewesen seyn würde, wenn die Russen nicht auf ihrer Hut gewesen wären; denn wer sich der Stadt bemächtigt, wird bald das ganze Land beherrschen.

Sechstens wurde sehr geklagt darüber, daß die Bojaren und Welmoshen des Landes wenig oder fast gar keinen Zutritt zum Fürsten gehabt hätten, indem er dieselben so verachtet habe, daß sie vor den Thoren des Palastes hätten warten müssen und oft durch die Hellebardirer verjagt worden seyen, während die Polen so oft hineingegangen wären, als sie gewollt hätten; daß sie ferner nicht selten durch die Polnische Nation gekränkt worden wären, und wenn sie Klagen vorgebracht hätten, surdo narrabitur fabula, ihnen kein Recht für die erlittene Beleidigung geworden sey. Endlich wurde er auch noch beschuldigt, daß er alle seine Geschäfte abgemacht, ohne sie um ihre Meinung zu fragen, und in keiner Sache ihren Rath verlangt habe; wenn sie aber in einzelnen schwierigen Punkten hätten Einwendungen machen wollen, seyen sie mit Knütteln verjagt, in die Acht gethan oder in das Exil geschickt worden.

Siebentens wurde über seine großen und maßlosen Ausgaben Klage geführt. So ließ er sich einen vergoldeten Thron errichten, an welchem auf jeder Seite sechs vergoldete von Silber gegossene Löwen waren, was die anderen Großfürsten nicht gethan, welche ehedem auch vor Anderen weder Scepter noch Krone getragen hätten; auch habe er mehr als alle andere Großfürsten Kostbarkeiten gekauft, welche in seinen Zimmern aufbewahrt wurden oder die er, gleich einer sehr großen Menge anderer werthvoller Dinge, verschwenderisch verschenkt habe; und daß er so bedeutende Geldsummen nach Polen geschickt habe, daß der Staatsschatz völlig ausgeleert sey; endlich, daß er dem Lande sehr starke Abgaben und Lasten aufgelegt, Verdienste dagegen nie belohnt, wohl aber Schmeichler, Narren und Spaßmacher um sich gehalten und denselben verschwenderisch große Geschenke gemacht habe.

Achtens beschuldigte man ihn sehr gewichtig, daß er den heiligen Stand der Jungfrauen sehr entweiht habe, indem, wenn er in das Frauenkloster gekommen sey, wo seine Gemahlin sich aufhielt, er die Frauen oft in unanständigen Absichten oder mit Musikanten besucht und daselbst Schmaus- und Tanz-Gelage gehalten habe, bei denen er weltliche Gesänge habe anstimmen und jene Jungfrauen dazu wollen verführen lassen, welche dieses für eine große Versündigung gehalten; besonders aber habe er einigen derselben, namentlich den Töchtern des Boris Feoderowitsch Godunöff, Gewalt anthun wollen. Ferner habe er sein Hochzeitsfest am Nikolin-Tage gehalten, welchen er, der Sitte des ganzen Landes gemäß, hätte ehren sollen. Ferner habe er das Bild der Allerreinsten Jungfrau Maria auf das Kopfkissen seines Lagers gestellt, als er mit seiner jungen Gemahlin das Ehebett bestiegen habe. Auch habe er die Geistlichen und Mönche so wenig geachtet, daß er dieselben wie das Vieh mit der Knute habe schlagen lassen, wenn sie leise gesprochen hätten, obwohl er selbst Mönch gewesen sey; und endlich habe er aus einem Kloster 10,000 Rubel entlehnt, mit der Bezeichnung ad calendas graecas u. dgl. m.

Neuntens beschuldigte man ihn, daß er Schuld sey an der großen Zerstörung und Verwüstung am Flusse Wolga, indem er sich durch fasches Zeugniß für den Sohn von Feoder Iwanowitsch ausgegeben und unter diesem Vorgeben einige Tausend Kosaken zu seiner Unterstützung verführt habe, um desto sicherer das Land zu erobern. Die Wahrheit zu sagen aber, hat er dem Lande hierdurch große Verwüstung zugezogen, denn alle Astrachanische Häfen wurden ausgeplündert und alle daselbst vorhandene Waaren und Gelder geraubt, denn aus Persien kommen viele bedeutende und werthvolle Dinge dorthin. Obgleich man behauptet, daß die Einkünfte von ganz Rußland über 22 Millionen betragen, so würde dies doch viel zu wenig für einen solchen Verschwender gewesen seyn, wenn er auf dieselbe Weise, wie er es anfing, hätte fortfahren wollen.

Zehntens endlich wurde noch mit der Klage geschlossen, daß die Frechheiten, Beleidigungen und Bosheiten der Polen unerträglich gewesen seyen, indem sie die Russen nur wie Hunde betrachtet, dieselben täglich gescholten und geschimpft und sie wie ihre Sklaven geschlagen hätten. Die Frauen, sogar die Gemahlinnen der bedeutendsten Bojaren, wagten aber nicht, sich auf der Straße zu zeigen; denn sie schleppten sie in ihre Wohnungen und Häuser, und wenn selbst der Mann mit seiner Frau am Arme spazieren ging, rissen sie ihm dieselbe aus seinen Armen und führten sie mit sich fort. Bei allen Klagen dieser Art erhielt jedoch der Kläger niemals Recht. Es ereignete sich sogar einmal, daß ein Pole für seine Schändlichkeit die Todesstrafe erleiden sollte; als man aber den Verbrecher vorführte, machten die Polen einen Ausfall, tödteten den Henker und befreiten ihren verbrecherischen Kameraden, so daß sie jetzt die Strafe dafür als eine Rache Gottes ereilt hat.

Es wurden noch eine Menge anderer Beschuldigungen angeführt, wenn aber nur die hier angegebenen alle begründet waren, so hatte der Betrüger den Tod genugsam verdient; indessen würde es doch schicklicher gewesen seyn, ihn nach der gesetzlichen Form zu verurtheilen. Man sagt, er habe wenige Minuten vor seinem Tode noch gebeten: „man möge ihm gestatten, öffentlich vor aller Welt zu beichten"; doch war es schon zu spät.

Dies ist das Wesentlichste von dem, was sich in dieser Stadt zugetragen hat.

Am 15. Juni entstand abermals noch ein Aufruhr, indem der verfluchte Pöbel nach Beute dürstete und täglich wohl wieder anzufangen die größte Lust hätte; doch wurde dieser letzte Tumult sogleich durch die Bojaren gestillt.

Möge der gütige Gott uns vor größerem Aufruhr bewahren! —

(Gedruckt im Jahre 1606.)

*) Wahrscheinlich Sibirien.

Mannigfaltiges.

— Deutsches Aktenstück zur Geschichte Rußlands. Während wir in diesen Blättern einen Bericht über den falschen Demetrius mittheilen, den ein in Moskau lebender Deutscher im Jahre 1606 abgefaßt, geht uns aus St. Petersburg eine andere kleine Schrift zu, welche dieselbe Epoche der Russischen Geschichte zum Gegenstand hat und ebenfalls um jene Zeit, nämlich im Jahre 1612, in Deutscher Sprache abgefaßt ist. Als nämlich nach Dimitri's Tod König Sigismund von Polen, die Verwirrung, die in Moskau und in allen Russischen Landen herrschte, benutzend, mit starker Heeresmacht vordrang und nach der Eroberung von Moskau und Smolensk der Selbständigkeit Rußlands den Untergang drohte, da wandte sich Fürst Posharsky, der nach Schuiskys Gefangennehmung den Oberbefehl über die Russen führte, an den Kaiser Mathias und bat um Beistand gegen die Polen. Zu diesem Behufe sandte er seinen Deutschen Dolmetsch, Namens Jeremejeff, oder Jeremias, nach Wien mit einem Schreiben, dessen Original dieser aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt hatte und worin er eine vollständige Schilderung der Ereignisse vor und nach dem Tode Boris Godunoff's bis zum 20. Juni 1612 giebt. Dieses Schreiben, welches der Kaiserl. Russische Staatsrath, Herr Friedrich Adelung, im Kaiserl. Oesterr. Hof-Archiv in Wien aufgefunden, ist nunmehr in St. Petersburg unter dem Titel „Schreiben des Fürsten Dmitrij Michailowitsch Posharsky an den Römischen Kaiser Mathias d. d. Jaroslawl den 20. Juni 1612" mit Anmerkungen und einer Einleitung von Hrn. Friedrich Adelung im Druck erschienen. Es enthält dieses Aktenstück eine überaus naive und doch würdige Darstellung der damaligen Ereignisse, über denen noch so manches Dunkel schwebt. Wir wollen, um von dem Stile desselben einen Begriff zu geben, hier nur folgende Stelle, die von dem Erscheinen des falschen Demetrius handelt, mittheilen. Posharsky schreibt: „Weil solcher friede beschlosen war, drey Jahr darnach hatt sich aufgeworfen ein Schelm ein Munich [1]) ein Schwarz Kunstler mit Namen Griska Otrepleff, der ist aus Reissischen Landt endtlaufen nach Pollen, vnndt hat sich aus gegeben, er sei der Czar Dimitri von Oglecz, das er sei des Grosmechtigen Czaren vnndt Grosfursten Jüuan Wasiliuiz sein Son, aber der Dimitrius, der des Czaren vnndt Grosfursten Jüuan Wasiliniz sein Son war, ist schen mer den dreisig Jar lang das er gestiorben ist, als nun der Peswicht [2]) der Munich (erschienen?) haben sich zu ihm geschlagen die Pollnische Herren die auf der Graniezen waren, als mit Namen Kniez Adam vnndt sein Bruder Kniez Constantin Wischniowiezki vnndt auch etliche anderen, welche gerne gesehen haben, das Bluettvergiesen vnndter der Christenheit, solches hat gehort der Weiwoda Sandomirski vnndt mit Namen Gorgio Muiska, vnndt haben denselbigen Munich Peswicht geloben [3]) gestellt seinen worten, vnndt haben im zu Ihr Konigliche Mätt [4]) in Pollen zum Konig Sigismundo gepracht vnndt haben gesaget, das er sei der Dimitrius Czar Jüuan Wasiliuiz sein Son vnndt das sie es eigentlichen wissen, darauf hat der Peswicht Ihr Kon. Mätt in Pollen gebeten, vmb Hulf, das er mocht ein Czar vber Moschkau werden vnndt in das Reich konnen, vnndt hatt Ihr. Konigl. Mätt gelabet [5]) fiel Schtett vndt Lender In Reissischen Landt zu geben." — Während dieses Schreiben jedoch nach Wien ging und bevor dasselbe noch dorthin gelangte, hatte Fürst Posharsky bereits mit Hülfe des Bürgers Kosma Minin, der die Russische Bevölkerung zum Widerstande gegen die Polen entflammte, die Letzteren total geschlagen, Moskau vom Feinde befreit und darauf sämmtliche Bojaren auffordern können, sich einen neuen Herrscher zu erwählen, was auch bald darauf geschah, indem am 21. Februar 1613 Michael Fedorowitsch Romanoff, Ahnherr des jetzt regierenden Kaiserhauses, zum Zaren erhoben wurde. Das Schreiben Posharsky's ist das letzte bedeutende Zeugniß aus der Zeit, wo Polen das Uebergewicht über Rußland hatte, während von jetzt ab das Gegentheil eintrat. Es eröffnet die Sammlung historischer Aktenstücke über Rußland, die Herr Friedr. Adelung nach Handschriften in ausländischen Archiven und Bibliotheken herauszugeben gedenkt und von welchen er uns folgende drei verschiedene Zusammenstellungen ankündigt: 1) eine Sammlung von noch ungedruckten Originalberichten der Ausländer über Rußland; 2) eine kritisch-literärische Uebersicht aller bis zum J. 1700 unternommenen, gedruckten und ungedruckten Reisen in Rußland, etwa 260 an der Zahl, und 3) eine Nachweisung der ausländischen Nachrichten über das ältere Rußland von den frühesten Zeiten an bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts.

1) Mönch. 2) Bösewicht. 3) Glauben. 4) Majestät. 5) gelobet, versprochen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 17. Juni 1840.

Frankreich.

Die Nacht des vierten August 1789.

Eine Scene aus dem ersten Jahre der Französischen Revolution.

Von Joseph Droz.*)

Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 und die grausenvolle Hinrichtung Berthier's und Foulon's am 22sten und 23. Juli hatten dem Volke zu Paris auf das deutlichste bewiesen, was es bei der Ohnmacht der Behörden wagen durfte. Zahlreiche Unruhen in den Provinzen folgten, Plünderungen der adeligen Schlösser, unerhörte Mißhandlungen der Edelleute und Gutsherren blieben ungestraft, die Abgaben wurden nicht mehr bezahlt, Handel und Gewerbe stockten, und in der National-Versammlung wurde das Uebergewicht der Demokratie nur zu sichtbar, als am 2. August der constitutionelle Deputirte Thouret die ihm übertragene Präsidenten-Stelle niederlegte und dieselbe mit großer Stimmen-Mehrheit dem Demokraten Chapelier übertragen wurde, der sie auch sogleich unter dem lautesten Beifalle seiner Partei antrat. Die Häupter der Constitutionellen gestehen selbst**), daß von diesem Tage an, wo Drohungen und Schreck das Resultat einer gesetzlichen Abstimmung vernichteten, die siegende Partei Alles wagen, an nichts mehr verzweifeln durfte.

Wir lassen nun den Französischen Geschichtschreiber selbst sprechen.

Während diese Verhandlungen die höchste Gährung hervorgerufen hatten, vervielfältigten sich die Verbrechen in den Provinzen. Der Berichts-Ausschuß wurde durch die Nachrichten, Forderungen und Klagen, die täglich zu seiner Kenntniß kamen, erschreckt und sprach sich am 3. August in der Versammlung in folgender Weise hierüber aus: „Das Eigenthum der Einzelnen, von welcher Art es auch sey, ist die Beute der strafbarsten Räubereien; überall sind die Schlösser verbrannt, die Klöster verwüstet, die Landhäuser geplündert. Die Abgaben, die herrschaftlichen Gefälle werden nicht mehr entrichtet. Die Gesetze sind ohne Kraft, die Behörden ohne Ansehen, die Gerechtigkeit ist ein leeres Trugbild, die man in den Gerichtshöfen vergeblich sucht.“ Der Berichterstatter forderte also die National-Versammlung auf, Maßregeln gegen diese Unordnungen zu ergreifen und zu erklären, daß die Abgaben und jede bisher entrichtete Leistung nach wie vor sollten geachtet werden, bis die darüber bestehenden Gesetze abgeändert wären. Diese Vorschläge führten eines der wichtigsten Ereignisse der Revolution herbei, vielleicht das wichtigste von allen, wenn man auf die Folgen desselben sieht.

Die Mitglieder der Minorität unter den Adeligen waren von den Leiden des Vaterlandes tief ergriffen. Der Herzog von Aiguillon trat mit mehreren seiner Kollegen zusammen; er stellte ihnen vor, daß das Verlangen, sich den Erb- und Lehnsrechten der Gutsherren zu entziehen, die hauptsächlichste Ursache der Erbitterung bei den Bewohnern des platten Landes sey, und daß also jedem anderen Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung nothwendig die Befreiung von diesen lästigen und peinigenden Rechten vorangehen müsse. Alle, mit denen er hierüber sich besprach, theilten seine großmüthigen Absichten und versprachen, seine Motion in der Versammlung zu unterstützen, worauf Aiguillon eine Denkschrift aufsetzte und sie im Klub Breton***) vorlas, der sie mit der größten Begeisterung aufnahm. Der Herzog von Aiguillon war der Sohn des früheren Ministers, und man hat oft gesagt, daß sein Patriotismus nur die Folge seines Hasses gegen den Hof gewesen sey, an dem er sich wegen der Ungnade seines Vaters habe rächen wollen. Immerhin kann dieser Haß auf seine Stellung während der Revolution nicht ohne Einfluß geblieben seyn, jedoch ich weiß nicht, wie man sagen kann, er habe nur den Zweck gehabt, dem Hofe nachtheilig zu seyn, da er offenbar den allgemeinen Vortheil seinem persönlichen Nutzen vorzog, indem er selbst mehr als hunderttausend Livres aus dem Ertrage seiner lehnsherrlichen Rechte bezog.

Der Vicomte von Noailles, Lafayette's Schwager, war nicht bei der oben erwähnten Besprechung zugegen gewesen, aber er kannte ihr Resultat, und eifersüchtig, sich von einem Anderen in einem Vorschlage, der nach allen Seiten hin wiederhallen würde, übertroffen zu sehen, nahm er in der Abend-Sitzung des 4. August das Wort vor dem Herzog von Aiguillon.*) Nach einigen Betrachtungen über den Zustand Frankreichs schlug er folgendes Dekret vor: „Es sollen alle öffentliche Lasten gleichmäßig vertheilt werden, die gutsherrlichen Zinsen und Gefälle mit Geld abgelöst, die persönlichen Lasten aber unentgeltlich freigegeben werden.“ Zweihundert Deputirte nahmen diesen Vorschlag mit freudigem Jubel auf, aber im Allgemeinen zeigte sich Ueberraschung und Zögern: ein Theil der Versammlung erwartete mit Ungeduld, wie sich die Opposition vernehmen lassen würde, ein anderer Theil suchte mit Unruhe nach Mitteln, um einen Vorschlag zu hintertreiben, der in seinen Augen eine Kriegserklärung war. Da bestieg der Herzog von Aiguillon die Rednerbühne: seine Vorschläge schienen dieselben zu seyn, obgleich sie in Wahrheit weniger durchgreifend waren. Er beantragte zuerst die gleiche Vertheilung der Abgaben und schlug dann folgendes Dekret vor: „Die National-Versammlung erkennt, daß die gutsherrlichen Lehnsgefälle und Dienste lästige Abgaben sind, welche dem Ackerbau schaden und das Land entvölkern. Sie verhehlt sich aber auch nicht, daß dieselben ein wahrhaftes Eigenthum sind, und daß sie nicht ganz ohne Entschädigung können aufgehoben werden. Sie setzt also fest, daß dem Volke der Abkauf der gutsherrlichen Dienste und Gefälle nach einem von der National-Versammlung in jeder Provinz zu bestimmenden Kapital-Verhältniß freigegeben werden sollen. Sie befiehlt, daß alle diese Rechte sollen bis zu ihrer vollständigen Abkaufung genau aufrecht erhalten werden, wie früher geschehen ist.“ Der Beifallsruf eines großen Theils der Versammlung erstickte das Murren auf der Seite der Minorität.

Dupont de Nemours trat nach diesen Rednern auf; er theilte ihre Ansicht, aber da er fürchtete, daß man bei der Aufhebung der Feudal-Lasten in Frankreich die Mittel zur Steuerung der Unruhen auf dem platten Lande aus den Augen verlieren möchte, so drang er darauf, Maßregeln gegen jene Unordnungen zu ergreifen. Seine Worte erregten indeß nur geringe Aufmerksamkeit. Da erschien ein Gutsbesitzer aus der niederen Bretagne, Le Guen de Kerengel, in der Bauerntracht seiner Provinz auf der Rednerbühne. Er äußerte sich zuerst in harten Worten über die Versammlung, daß sie die Zerstörung der Schlösser nicht verhindert hätte, indem sie früher hätte beschließen sollen, daß die in ihnen befindlichen Unterdrückungs-Werkzeuge durch einen erzwungenen Abkauf unschädlich gemacht würden; dann aber sprach er mit donnernder Beredsamkeit gegen die angeblichen Adelsrechte, welche die Menschlichkeit und die Schamhaftigkeit mit Füßen träten; er erinnerte an die Berechtigungen des Adels, welche den Landmann mit den Zug- und Lastthieren auf dem Felde gleichstellten, welche die Leibeigenen nöthigten, sich vor den Karren zu spannen, und die Bauern zwängen, des Nachts die Teiche zu fischen, damit die Frösche nicht den Schlaf der Gutsherren beunruhigten. Ein anderes Mitglied des Klub Breton, La Poule, trug die Farben noch weit greller auf; er gefiel sich in der Aufzählung ganz unbekannter Barbareien aus weit entlegener Zeit, ja er ging so weit in seinen Behauptungen, daß er von einer Berechtigung gewisser adeliger Herren sprechen konnte, zweien ihrer Vasallen den Bauch öffnen zu lassen, um sich nach der Rückkehr

---

*) Aus der zweiten Ausgabe der in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, die zu Paris im Jahre 1839 erschienen ist.

**) Lally-Tolendal Mémoires T. I. p. 107. Mounier Exposé de ce qui est passé dans l'assemblée nationale etc. I. p. 31.

***) Der Bretagner-Klub war die Vereinigung der glühendsten und heftigsten Freiheitsfreunde und hatte fast alle vereinzelte Verbindungen der bürgerlichen Deputirten in sich aufgenommen. M. s. des General von Schütz Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich II. 294—298.

*) Eigentlich sollten wöchentlich nur drei öffentliche Sitzungen seyn, diese Vorschrift war aber längst vergessen, die Exaltirten behaupteten, daß bloße Erörterungen in den Büreaus den Patriotismus erkalteten, und so wurden oft an einem Tage zwei Sitzungen gehalten. Die Abend-Sitzungen waren dann immer die heftigsten und lärmendsten.

von der Jagd zu erholen, indem sie die Füße in den Leib dieser Opfer ihrer Unmenschlichkeit steckten. Hier erhob sich ein Schrei des Entsetzens, und man ließ ihn nicht weiter reden. Von allen Seiten, und besonders auf den Bänken des Adels, rief man laut, daß eine solche Gräuelthat niemals begangen worden sey, ja selbst wenn man annehmen wollte, sie wäre nicht ganz sagenhaft, so sey es unwürdig, in einer Zeit, wo jene barbarischen Jahrhunderte so weit hinter uns lägen, solche Erinnerungen hervorzurufen und die Würde der Versammlung durch diese abscheulichen Bilder zu entweihen.

Ein Edelmann aus der Provinz, der Marquis von Foucault, wollte gegen die den Gutsherren so nachtheiligen Beschlüsse sprechen, aber er trat mit solcher Heftigkeit auf, daß er seinen Zweck ganz aus den Augen verlor. Denn voll Eifersucht gegen den Hofadel und besonders erbittert gegen den Herzog von Aiguillon und den Vicomte von Noailles, rief er mit unverkennbarer Hitze, daß die ersten Reformen bei den Höflingen anfangen müßten, daß man die großen Pensionen einziehen und die übermäßigen Besoldungen beschränken solle, welche die Bewohner in den Provinzen in ihrer Armuth aufbringen müßten, damit der königliche Prunk der großen Hofherren bestehen könne, die im Genusse ihrer meist auf krummen Wegen erschlichenen Stellen dem Unglück des Landes Hohn sprächen.

Auf der Stelle erwiederten die Herzoge von Guiche und von Mortemart mit großer Lebendigkeit, daß die Adeligen, von denen der Marquis gesprochen habe, zu allen Opfern bereitwillig wären, und daß sie sich glücklich schätzen würden, in Beweisen ihres Patriotismus mit denen wetteifern zu können, die, vom Hofe entfernt und in einer ehrenvollen Unabhängigkeit, keinen Theil an den Wohlthaten des Königs gehabt hätten. Dieser Streit erzeugte den glühendsten Wetteifer, alle Gemüther erhitzten sich, Jeder schien dem Vaterlande irgend ein Opfer darbringen oder auf irgend ein Recht oder Eigenthum freiwillig und um der guten Sache willen verzichten zu wollen, die wichtigsten Motionen folgten sich nun schnell und ohne alle Ordnung bis zum Ende der Sitzung.

Der Vicomte von Beauharnais verlangte, daß die Gleichheit aller Strafen (also kein Unterschied zwischen Geld- oder Gefängnißstrafen) und die Zulassung aller Bürger ohne Ausnahme zu den öffentlichen Aemtern ausgesprochen werden sollte. Der Graf von Custine fand den von dem Herzoge von Aiguillon für den Abkauf der Rechte angenommenen Satz zu hoch und drang in seine Mitstände, denselben doch ja herabzusetzen. Ein Deputirter des dritten Standes, Cottin aus Nantes, forderte die Abschaffung aller gutsherrlichen Gerichtsbarkeiten. Der Graf von Montmorency wollte, daß alle Motionen, welche die Versammlung hören würde, sofort zur Abstimmung gebracht würden, aber der Präsident machte ihm bemerklich, daß die Mitglieder des Klerus bis jetzt noch gar keine Meinung ausgesprochen hätten, und daß er aus diesem Grunde den Schluß der Diskussionen noch nicht könne eintreten lassen. Auf diesen Aufruf entgegnete der Bischof von Nancy, daß die Geistlichkeit, als die nächste Zuschauerin der Leiden der niederen Volksklassen, keinen anderen Wunsch als deren Abstellung hegen könne. Man habe nun allerdings den Abkauf der lehnsherrlichen Rechte zu Gunsten der Eigenthümer vorgeschlagen, die Geistlichkeit aber trage darauf an, daß dieser Abkauf nicht zum Vortheil der geistlichen Grundherren sey, sondern daß man ihn zur Ausspendung reichlicherer Almosen verwenden möge. Der laute Beifallsruf, von dem diese Worte begleitet wurden, war kaum verhallt, als der Bischof von Chartres sich erhob und die ausschließliche Jagdgerechtigkeit als einen der größten Uebelstände schilderte. Denn der Landmann könne um ihretwillen nicht sein Feld in Sicherheit bauen und sähe sich zu den fürchterlichsten Strafen verdammt, wenn er das Wild tödtete, welches seine Aerndten verwüste. Eine große Anzahl der Adeligen erheben sich und erklären, daß sie auf dieses Recht verzichteten, nur müsse es gesetzlich ausgesprochen seyn, daß die Jagdberechtigung bloß den Grundeigenthümern zustehe und alle die Maßregeln, welche die öffentliche Sicherheit erheische, in Kraft träten. Jetzt verlassen fast alle Deputirte ihre Plätze, einer dankt dem anderen, einer beglückwünscht den anderen über eine so patriotische, großmüthige und gerechte Handlungsweise.

In dieser Sitzung zeigte sich die Eigenthümlichkeit des Französischen National-Charakters nach allen Richtungen. Man sah, wie schnell die Franzosen sich rühren lassen, wie uneigennützig sie sind, aber auch wie leichtsinnig. Die Beweise großer Herzensgüte und edler Aufopferung kamen eben sowohl an den Tag als beißende Satire und kleinliche Rache. Auf der einen Seite veranlaßte tugendhafte Selbstverleugnung die Abschaffung mehr als hundertjähriger Vorrechte, auf der anderen Seite erzeugte eine fast kindische Erbitterung dasselbe Resultat. Als der Bischof von Chartres seine Vorschläge machte, sprach der Herzog von Chatelet mit lachendem Munde zu seinen Nachbarn: „Nun gut, er nimmt uns die Jagd, dann nehme ich ihm seine Zehnten." Und unverzüglich beantragte der Herzog, daß die Natural-Zehnten sollten in Geldeinnahmen verwandelt werden, die man nach Belieben ablösen könnte.

Ein anderer Deputirter verlangte die Abschaffung des Stellenkaufes, und ein dritter trug auf unentgeltliche Rechtspflege an. Der Erzbischof von Aix erhob sich gegen das ganze Feudalsystem, und um dessen Wiedereinführung für alle Zeiten zu verhindern, wollte er schon im voraus alle die unseligen Verträge aufgehoben wissen, zu denen die Landleute durch Armuth oder durch List verleitet werden könnten. Der Herzog von La Rochefoucauld beschwor die Versammlung, sich nicht zu trennen, ohne die Sklaverei der Schwarzen gemildert zu haben. Das ausschließliche Recht mancher adeligen Gutsbesitzer, Tauben zu halten oder Kaninchen auf eine große Strecke Landes zu setzen (les droits de garenne), wurde ebenfalls zur Abschaffung vorgeschlagen. Geistliche, die sich im Besitze mehrerer Pfründen befanden, erklärten, daß sie nur eine derselben behalten würden, ja ein Geistlicher sagt es im Namen von zwanzig seiner Amtsgenossen, daß sie entschlossen wären, allen ihren Stolgebühren zu entsagen. Der Saal ertönte von Beifallsbezeugungen, aber Duport nahm das Wort und gab zu bedenken, daß man dies Opfer der sehr ehrwürdigen Pastoren nicht annehmen dürfe, daß die Versammlung sich vielmehr damit beschäftigen solle, die Lage derselben zu verbessern, um auf diese Weise gegen sie die Schuld der öffentlichen Dankbarkeit abzutragen. Einstimmig trat man diesem Vorschlage bei und lehnte das Anerbieten der Geistlichen ab.

(Schluß folgt.)

Westindien.

Ein Neger-Aufruhr in Guadeloupe.

Alle Verschwörungen der Neger in den Kolonieen brechen zuerst auf dem Lande aus. Haben sie das platte Land verheert, so ziehen sie in die Städte, um ihr Werk zu vollenden oder kämpfend unterzugehen.

Die wenigen Truppen, welche Frankreich in den Kolonieen unterhält — einige Compagnieen von der Linie und einige Gendarmen — sind über die Städte und Flecken verstreut. Alle größere Wohnorte liegen an der Küste, dem Mutterlande zugewendet. Im Innern befinden sich die Plantagen und die Wohnungen der Pflanzer. Dort, inmitten endloser Savannen, wo das Auge von fern nur die schwanken, vom Winde gewiegten Stämme der Kokospalme gewahrt, findet man nichts mehr, was an Frankreich erinnerte; nur Neger und wenige Weiße, die einander gegenseitig preisgegeben sind, hausen in jenen Revieren.

Eine Plantage bietet uns, aus der Ferne gesehen, den Anblick eines unabsehbaren Teppichs von hochstrebendem Grün, das wie Röhricht an den Ufern der Flüsse im Winde rauscht; dieses sind die Zucker-Pflanzungen. Ueber ihnen erheben sich, wie eine doppelte in den Lüften schwebende Sense, die großen Flügel der Zucker-Mühlen. Folgt man den langen Gängen, die in jeder Pflanzung nach allen Richtungen einander kreuzen, so gelangt man zu einer kreisrunden Savanne, in welche alle diese verschiedenen Wege auslaufen und die der Mittelpunkt des großen Grundstücks ist. Hier gruppiren sich kleine mit Stroh gedeckte Häuschen; es sind die Hütten der Neger, für jede Familie eine. Nach Sonnenuntergang sitzen hier die alten nicht mehr arbeitenden Neger auf der Schwelle ihrer Thüren, flechten Körbe aus Lianen und erzählen ihren Enkelchen, die, mit dem Finger am Kinn, unbeweglich, wie Sphinxe, vor ihnen kauern, allerlei ergötzliche Mährlein. Etwa 50 Klafter von dem Hütten-Dorfe erhebt sich in der Mittel-Savanne das Haus des Herrn, eine kleine Feudal-Wohnung ohne Fallthore, Zinnen oder Zugbrücken. Hier leben die hübschen Kreolinnen, deren langes schwarzes Haar und anmuthige Haltung in Paris so viel Bewunderung erregen. Morgens um sechs Uhr ertönt ein Waldhorn oder eine Glocke in der Stille der Felder: alle Hütten öffnen sich, und die schwarzen Bewohner marschiren, den Treiber (commandeur) an ihrer Spitze, mit Körben auf den Köpfen und Hacken auf den Schultern, in Reihe und Glied an ihr Tagewerk. Am Abend, sobald das „Angelus" erklingt, versammeln sich Neger und Negerinnen vor dem Herrenhause. Jedermann fällt auf die Kniee, der Pflanzer und seine Familie entblößen ihre Häupter, und eine Negerin spricht mit lauter Stimme das gewöhnliche Gebet; dann begiebt sich ein Jeder nach seiner Wohnung, alle Thüren schließen sich wieder, und Nacht hüllt die Plantage in ihren Mantel. Nur ein invalider mit einem alten Säbel bewaffneter Neger bleibt als Schildwache im Freien. Er sitzt unter einem Ajoupa-Baume, zündet sich ein Feuer an und wird von dem dumpfen Schall der Wogen, die sich fern am Gestade brechen, bald in Schlaf gelullt.

Nun denke man sich alle die Thüren dieser Hütten bei nächtlicher Weile langsam und geheimnißvoll aufgehend und die ganze schwarze Bevölkerung mit Mord- und Rachegedanken hinausschleichend in die hellere Nacht. Hundert Schritte davon ist die Familie des Pflanzers bei offenen Fenstern in tiefen Schlaf gesunken; man braucht nur den Arm auszustrecken — nicht einmal die Kinder in ihrer Wiege werden schreien; höchstens unterbricht das düstere Gebell irgend eines Hundes in der Savanne die fürchterliche Stille.

Nichts ist so erschrecklich, wie ein Erwachen auf einsamer Plantage bei nächtlichem Aufruhr-Gebrüll, das urplötzlich in die Ohren dringt. Die Stadt ist fern, die Ebene öde, und auf jeder Pflanzung leben zweihundert Neger! Zuweilen hört man in der Nacht an die Thür klopfen und laut rufen; es ist ein Kreole, der, spät am Abend in seiner Pflanzung sich ergehend, einen dumpfen Lärm gehört hat und, sogleich auf ein Pferd sich schwingend, auf die Gefahr, seine Glieder zu zerschellen, in gestrecktem Galopp angesprengt kommt, um Freunde und Nachbarn zu warnen. Man steigt zu Pferde, man schaart sich; die Gefahr wird immer dringender; kleine Häuflein halb nackter Reiter traben, mit Pistolen bewehrt, durch die Felder. Wer schildert aber das Entsetzen der Weiber in solchen Augenblicken und das Jammergeschrei der Kinder, die man weckt, um sie in die Wälder zu flüchten!

Im Jahre 1802 brach auf Guadeloupe eine furchtbare Empörung aus.

Der Konvent hatte den Negern die Freiheits-Charte geschickt. Nach mehreren unter Kriegen und Hinrichtungen vergangenen Jahren war ein Dekret des ersten Konsuls, das die Sklaverei wieder herstellte, in Guadeloupe angekommen. Die Neger erhielten den Befehl, ihre Waffen niederzulegen und wieder an die Arbeit zu gehen. Ein Contre-Admiral, der die Sklaverei auf seiner Flotte zurückbrachte, wurde beim Aussteigen verhaftet. General Richepanse kam mit be-

waffneter Macht von Frankreich, um ihn zu unterstützen. Als seine Schiffe im Hafen erschienen, warfen sich die Neger in Städte und feste Plätze, oder sie schwärmten über die Felder, an allen Orten sengend und brennend. Richepanse verfolgte sie von einer Stellung zur anderen; einige Negerhaufen sprengten sich in ihren Verschanzungen in die Luft; mehrere Häuptlinge schossen sich eine Kugel durch den Kopf, andere entkamen in die Wälder, wo eine zahlreiche, von dem Mulatten Palerme befehligte Bande sich bildete. Die Uebrigen nahmen Pardon. Palerme führte von den Bergen aus, wohin er sich zurückgezogen, lange Zeit einen Wald-Krieg, indem er zur Nachtzeit die Pflanzungen überfiel und in Brand steckte. General Richepanse organisirte mehrere Compagnieen gegen ihn, die man chasseurs des bois nannte; diese durchstoberten die Wälder, vernichteten die Bande im Detail und brachten ihre Ueberbleibsel in die Sklaverei zurück. Einige isolirte Flintenschüsse, die man von Zeit zu Zeit noch abfeuerte, verlängerten nur das Echo dieses Krieges in den Bergen, und sein heutiger Nachhall sind Kreolen-Lieder, in denen Richepanse gefeiert wird.

So war denn die Sklaverei wieder hergestellt. Die ausgewanderten Kolonisten waren größtentheils heimgekehrt, und die Neger gingen an ihr Tagewerk wie gestern und ehegestern. Richepanse hatte dem Fort Saint-Charles, wo er einen Sieg erfocht, seinen Namen gegeben, und überall herrschte Ruhe. Aber diese Ruhe selbst hatte etwas Beunruhigendes: das Freiheitsgefühl zuckte noch, und mehr als Eine schöne Kreolin empfahl Gott ihre Kinder, wenn sie sich in ihrer Wohnung, und von den erst kürzlich entwaffneten Negern nur wenige Schritte entfernt, zum Schlafen niederlegte.

Einige Besitzungen, deren Eigenthümer von ihrer Auswanderung nicht heimgekehrt waren, hatte man sequestrirt; die Regierung ließ diese Besitzungen verwalten und bezog einen Theil des Ertrages. In einer derselben war ein ehemaliger Notar, der erst neulich in die Kolonie gekommen, seines Namens Bartz, als Beamter angestellt. Dieser Mann hatte sich schon in verschiedenen Metier's versucht, war aber in keinem glücklich gewesen. Jetzt sah er sich mit einem Mal an der Spitze eines prächtigen Gutes; und zweihundert Neger, die schon Freiheit gekostet hatten, standen ihm zur Verfügung. Er beschloß, ihnen ihre Freiheit wiederzugeben, um in den Besitz der Pflanzung zu kommen: er schmeichelte den Negern, schalt auf die Arbeit, und bald war ein Komplott angezettelt.

Bartz machte einen gewissen Jean Barbet, der gleich ihm ein Fremder und Verwalter einer Pflanzung war, zum Theilnehmer seiner Pläne. Beide wurden die Chefs des Unternehmens. Sie ernannten ihre Stellvertreter in den verschiedenen Revieren der Kolonie; Jeder verpflichtete sich, in seinem Gebiete für das Nöthige zu sorgen; und man verabredete eine Nacht, in welcher alle weiße Bewohner der Pflanzungen niedergemetzelt werden sollten. Mit anbrechendem Tage wollten die Aufrührer gegen die Städte losrücken, die Leute im Schlafe überraschen und auf dem ganzen Wege die noch unvorbereiteten Neger zum Kampfe für ihre Freiheit anreizen.

Der Sonntag ist in den Städten der Kolonieen Markttag. *) Die Neger kommen in ihrer schönsten Kleidung von allen Seiten her und bringen Gemüse und Obst zum Verkaufe. Man sieht in allen Straßen brillante Madras, dicke Halsbänder und buntfarbige Jacken. Recht wohlhabende Neger stolziren auf kleinen langmähnigen Kreolen-Pferden einher, und hinter ihnen liegen fette Hämmel quer über dem Gaule. Man kauft und verkauft den ganzen Tag. Kommt der Abend, so tanzt die schwarze Gesellschaft beim Schalle der Handpauke den wilden Wirbel-Reigen, der unter dem Namen Bambula so bekannt geworden. Diese rasende Lustbarkeit nimmt nicht eher ein Ende, bis das Blut aus den Nägeln der Spieler dringt, bis keine Sohle mehr an den Füßen, kein Gras mehr am Boden ist und alle Tänzer athemlos niederstürzen.

Auch die Pflanzer gehen am Sonntage gewöhnlich mit ihrer ganzen Familie in die Stadt, und die meisten Plantagen sind an diesem Tage verödet.

Bartz und seine Neger blieben daheim. In der Zuckersiederei versammelt, gossen sie Kugeln, schliffen sie ihre Sicheln und Messer. Um die Mitte des Tages, als Jedermann nach der Stadt abgegangen war, kamen die Neger, Einer um den Anderen, aus den umliegenden Plantagen, um sich in den Bund aufnehmen zu lassen. Es wurden Verhandlungen gepflogen und alles Nöthige verabredet. In der Nacht ging man wieder still und ruhig aus einander.

Eines Sonntags, als die Zuckersiederei wieder mit Waffen und Verschwornen sich gefüllt hatte, erschien ein alter Mann, der Fische verkaufen wollte, an der Thüre. Der Anblick dieser großen Versammlung und gegossenen Kugeln, die noch glühend am Boden rollten, flößte ihm Furcht ein, und er empfahl seine Waare mit bebender Stimme. Man antwortete ihm, er könne sich wieder fortscheeren, und er that dies unbedenklich.

Einen Augenblick später trat Bartz herein und erfuhr sogleich, es sey ein alter Fischer dagewesen, der Fische zum Verkauf geboten. Bartz fragte mit Ungeduld, was man aus diesem Menschen gemacht habe. Man antwortete ihm, er sey wieder fortgegangen. Bartz gerieth in schäumende Wuth: „Der Fischer war gewiß ein Spion!“ rief er aus; „warum habt ihr ihn nicht todt geschlagen — nun sind wir verrathen!“ Alle Neger sprangen bestürzt von ihren Sitzen auf. „Eilet ihm nach“, schrie Bartz unter entsetzlichen Flüchen, „und schafft ihn aus der Welt!“ Die Neger gehorchten dem Befehl und liefen nach allen Richtungen.

Aber der alte Fischer wußte recht gut, daß er zu viel gesehen hatte, um seines Lebens sicher zu seyn. Mit jenem Instinkte begabt, der die Wilden eine Gefahr von Ferne wittern läßt, hatte er, Landstraßen und Fußpfaden ausweichend, in ein mit hohem Rohre bewachsenes Feld sich geflüchtet; hier kroch er in das dichteste Dickicht und wartete, bis es Nacht wurde, um dann erst den Weg nach seiner Piroge anzutreten. Die Verfolger stöberten überall herum und mußten zurückkehren, ohne ihn gefunden zu haben.

Bartz verlor den Kopf und wollte nun gleich zum Blutvergießen schreiten. Er schickte Botschafter an Jean Barbet und an alle seine Lieutenants und befahl ihnen, noch heute Abend ihre Bewaffneten aufbrechen zu lassen.

In einer Nacht ohne Mond und Sterne machte sich Bartz mit seiner Bande auf den Weg. In der Plantage St. Katharina war die Familie S... unter dem Peristyl ihres Hauses versammelt, um die Abendkühle im Freien zu genießen. Es waren mehrere Frauen und nur Ein Mann. Ihr traulicher Gespräch wurde plötzlich durch einen aus der Savanne hervordringenden Trupp bewaffneter Männer unterbrochen. Die Frauen fuhren erschrocken auf und bereiteten sich zur Flucht; aber Herr S..., vermeinend, die Angekommenen seyen Freunde, die ihn überraschen wollten — wie dies in den Kolonieen gar nicht selten vorkommt — ging ihnen entgegen und ersuchte sie, ihre Masken abzunehmen, weil seine Frau und Töchter sich ängstigten. Die Antwort bestand in einem Säbelhieb, der ihn zu Boden streckte. Einige der Frauen fielen vor Schrecken in Ohnmacht; ein junges Mädchen, die aus einem Fenster sprang, erhielt einen Hieb auf die Stirn und floh mit bluttriefendem Gesichte durch die Felder.

Die Neger drangen in das Haus, um alles Lebende zu vernichten und alle Habe zu plündern; aber Bartz rief ihnen zu, sie möchten bei Abschlachtung von Weibern keine Zeit verlieren und lieber mit ihm weiter ziehen, da ihr Werk noch lange nicht vollendet sey; außerdem würde das weibliche Personal ihnen später noch zu Gute kommen. So ging es denn frisch weiter.

Von aller Hülfe entblößt, mußten viele unglückliche Kreolen in jener Nacht mit ihrem Leben büßen. Mehrere, die noch nicht eingeschlafen oder von dem dumpfen Lärmen, der einer Metzelei, wie schnell und in welcher Stille sie auch erfolge, immer vorangeht, geweckt worden waren, suchten vergebens ihre Waffen an der gewohnten Stelle: die Bedienten hatten sie am Abend fortgebracht. Einige schwangen sich vor Schreck und Bestürzung auf Pferde ohne Sattel und Zaum und sprengten davon. So oft die Bande einem Negerdorf nahte, wurde sie durch die bewaffneten Bewohner desselben verstärkt. Man konnte in diesen fürchterlichen Augenblicken auf keinen Menschen rechnen; die liebsten Sklaven waren zum Theil die Ersten, welche der Meuterei ihre Hand boten. Auf einer der Pflanzungen wohnte ein kinderloser Greis, der einem jungen Neger seine ganze Zuneigung geschenkt hatte; er ließ den Knaben in seinem Zimmer schlafen und bewies ihm die zärtlichste Sorgfalt. Urplötzlich durch Waffenlärm geweckt, rief der Greis seinen Liebling und verlangte seine Pistolen. „Hier sind sie, Massa“, antwortete der kleine Teufel und entlud beide in das weiße Haar seines Wohlthäters!

Im Verlaufe ihres Mordzuges, auf welchem die Bande wie eine Lawine anschwoll, gelangte sie unter Anderem auch zu der Pflanzung des Herrn L..., eines ehemaligen Offiziers, der sogleich seinen Degen ergriff, um die Mörder von seiner Frau abzuwehren. Hinter Möbeln verschanzt und gegen eine Mauer gelehnt, beschützte er sie lange mit der Kraft der Verzweiflung; er konnte sie aber nur vertheidigen, nicht retten. Beide kamen ums Leben. Madame L... war hochschwanger; man schnitt ihr den Leib auf, riß das Kind heraus und hieb es in vier Stücke. Die Taschenuhr des Herrn L... war an den Boden gefallen; Bartz nahm sie auf, sah nach der Zeit und steckte sie dann in seine Uhrtasche, indem er seinen Leuten den Befehl zu raschem Weitermarsche gab.

Während die Aufrührer so von Plantage zu Plantage zogen, war das junge Mädchen, welches, wie wir oben gesehen, vom Gute Ste. Cathérine entfloh, nach langer nächtlicher Wanderung durch Wälder und Savannen, zu einem kleinen Flusse gelangt, an dessen jenseitigem Ufer der Flecken Moule lag. Es führt keine Brücke über dieses Wasser; die Barken, auf welchen man bei Tage die Leute hinüberrudert, werden des Abends an Bäume gebunden.

Das Mädchen fand sich allein am Ufer und wagte nicht, zu rufen. Eine Zeit lang schwebte sie in peinlichster Verlegenheit, als plötzlich der Schall von Axtschlägen und mit ihm die Töne eines Negerliedes zu ihren Ohren drangen. Anfänglich sehr erschrocken, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Das Lied hatte eine sanfte, klagende Weise, die zu Mord und Meuterei nicht stimmte; sie erinnerte sich desselben, und bald erkannte sie auch den Sänger an seiner Stimme. Es war Michel, einer von den Negern ihrer Familie.

Sie eilte an die Stelle, wo der Sklave Holz fällte, rief ihn mit Namen und bat ihn, sie über den Fluß zu fördern. Der Neger erschrak nun von seiner Seite; er glaubte anfangs, der Teufel habe die Stimme seiner jungen Herrin angenommen, um ihn zu locken. Endlich trat er zagend heran, staunte über alle Maßen, die zarte Demoiselle in dieser Stunde hier und ganz allein zu sehen, und wollte sie deshalb ausfragen.

„Ich habe keine Zeit — bring' mich gleich hinüber, Michel!“ sprach das Mädchen, ihren Kopf auf seine Schulter stützend, damit er das Blut in ihrem Gesichte nicht gewahrte und von der Metzelei in den Plantagen keine Kunde erhielte. Er nahm sie auf seinen Rücken, schwamm durch den Fluß und setzte sie am anderen Ufer ab. Sogleich eilte sie durch die öden Gassen davon, während der Neger, unbeweglich am Ufer stehend, ihr nachsah und zu träumen glaubte. Wenige Minuten darauf wurde der ganze Ort durch die Lärmglocke aus dem Schlafe geweckt.

Die Bewohner des Fleckens schickten nach allen Richtungen Boten

*) Man könnte ihn also in West-Indien mit demselben Rechte, wie in der Türkei, Basar-Tag (basar-günü) nennen.

aus, um ihre Freunde auf dem Lande zu benachrichtigen, daß man in den Plantagen jenseit des Flusses mordete, und ihnen zu sagen, daß sie mit ihren Familien eiligst in die Stadt kommen möchten.

Einer dieser Eilboten begegnete einem Reiter, der nach der Stadt zu ritt und einen Neger hinten aufsitzen hatte. Er war Jean Barbet, der die Ordre seines Chefs (Bartz's) zu spät erhalten und deshalb keinen Muth gehabt hatte, noch in der Nacht das Morden auf den Plantagen des Reviers Moule zu beginnen, wie Bartz in dem Reviere St. Anna gethan. Er wollte jetzt sich überzeugen, ob die Bewohner der Stadt noch ruhig schliefen oder schon Kunde von dem Aufruhr hätten, um seine Maßregeln danach zu ergreifen. Als er den Neger mit langen Schritten ihm entgegenkommen sah, vertrat er ihm mit seinem Pferde den Weg und fragte, wohin er ginge.

„Ich will", antwortete der Neger, „auf den Plantagen anzeigen, daß man dort drüben die Weißen ermordet." — „„Das ist ein ganz falsches Gerücht"", versetzte Barbet; „„dort drüben mordet kein Mensch. Gehe nur in die Stadt zurück; die Leute auf den Plantagen würden ohne Noth erschrecken.""

Der Neger zauderte eine Weile; dann entschloß er sich, weiter zu gehen. „Haltet mich nicht auf", sprach er; „Jedermann ist in der Stadt unter Waffen, und es kommt einem Neger nicht zu, in einer solchen Stunde seinem Herrn ungehorsam zu seyn." — „„Wohlan denn"", sagte Barbet; „„so laß mich Deine Botschaft überbringen. Ich bin zu Pferde; ich werde eher ankommen."" — „Bei Leibe, nein!" versetzte der Neger; „ich will nicht morgen am Galgen hängen." Dann that er einen Seitensprung, um dem Pferde auszuweichen, und lief, was er laufen konnte.

Jean Barbet ritt noch ein Stück Weges, bis er die Lichter in der Stadt bemerkte, ließ dann seinen Sattel-Gefährten absteigen, kehrte um und floh im Galopp von dannen.

Unterdeß war Bartz mit seiner Bande auf einer Hügelreihe angekommen, welche das Städtchen Moule in geringer Entfernung vom Flusse beherrschte. Der Tag begann zu grauen, und die kleine Stadt zeichnete sich am Gestade des Meeres. Der Häuptling sah Feuer in den Straßen, sah, wie die Frauen in die Kirche flüchteten und die weißen Männer, auf ihre Flinten gestützt, die Vorhalle des Gotteshauses bewachten. Er schaute über die Stadt hinweg in die Savannen; da röthete keine Feuersbrunst den Himmel, und Alles war ruhig, bis auf die Töne der Sturmglocke in Moule. Jetzt überzeugte er sich, daß Jean Barbet nichts unternommen hatte. Seinen Negern zugewendet, sprach er: „Zerstreut Euch!" und Alles verschwand zwischen den Bäumen.

Der Morgen war ruhig, aber doch schreckenvoll. Unaufhörlich kamen Kreolen aus der Umgegend, die entweder Nachrichten verlangten oder gräßliche Kunde brachten. Gegen Mittag stieg man zu Pferde, und kleine Reiter-Trupps eilten nach verschiedenen Richtungen, um zu sehen, wie es mit den Plantagen stand. Sie ritten langsam durch die kleinen Neger-Dörfer, deren Bewohner ihnen schweigend nachsahen. Die Leichname der Gemordeten wurden alle aufgefunden, und viele Familien hatten den Verlust theurer Angehörigen zu beklagen.

Jean Barbet wurde aufgegriffen, als er eben im Begriffe stand, nach den unter Britischer Herrschaft stehenden Inseln zu entfliehen. Er erdrosselte sich im Gefängnisse. Von Bartz wurde mehrere Wochen lang nichts gehört.

Die Kolonie schwebte in großer Unruhe. Man fürchtete jede Nacht, daß die Blut-Scenen sich erneuern würden. In den Städten und Flecken wurden Wachtposten aufgestellt, sobald die Sonne unterging. Auf dem Lande, besonders in jenen kleinen Plantagen, die von Bergen umgeben sind oder an Wälder stoßen, versammelten sich jeden Abend mehrere Familien in dem Hause Einer Familie und übernachteten gemeinschaftlich. Die Frauen und Kinder schliefen, während die Männer Wache hielten.

So waren eines Abends einige Pflanzer-Familien in der isolirten Behausung des Herrn R... versammelt. Jedermann schlief; nur Herr R..., der Wache hielt, hatte sich in seiner Gallerie an ein Fenster gelehnt und rauchte ruhig seine Pfeife. Er hörte leise an die Thür klopfen, neigte sich aus dem Fenster und fragte, wer da sey? Man pochte wieder, ohne zu antworten. Es war so finster draußen, daß man Niemand unterscheiden konnte. „Wer klopft denn?" fragte Herr R... von neuem. Eine hohle Stimme antwortete: „Ich bin Bartz — ich sterbe vor Hunger und Durst. Oeffnet mir um Gottes Willen!" — „„Wartet einen Augenblick"", sprach der Hausherr, legte seine Flinte an und schoß aufs Gerathewohl in das Dunkel. Der Knall brachte das ganze Haus in Allarm; man zündete Fackeln an und öffnete die Thür. Bartz war getroffen worden und mit seiner tödtlichen Wunde ein paar Schritte weit in eine Kaffee-Pflanzung gekrochen. Als er Leute auf sich zukommen sah, zog er schnell Etwas aus seiner Tasche und warf es weit von sich. Man richtete den Sterbenden vom Boden empor und hob den Gegenstand auf, den er weggeworfen. Es war die Uhr des Herrn L...

(Revue du Progrès.)

England.

Hugh Latimer, Bischof von Worcester, und Justus Jonas d. J. in London.

Die gegenwärtig mit der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle verbundene und meiner Aufsicht anvertraute v. Ponickausche Bibliothek besitzt eine sehr seltene Sammlung von sieben Predigten, welche der fromme, so hochgepriesene und doch so unglückliche Verkündiger der evangelischen Lehre in England, Hugo Latimer (er starb als Märtyrer für seinen Glauben am 16. September 1555 im 80sten Jahre seines Lebens zu London den Feuertod), an den sieben Freitagen der Fastenzeit vom 8. März bis 19. April 1549 vor dem König Eduard VI. gehalten hat. Nur die erste und zweite Predigt haben besondere Titelblätter*); die dritte bis siebente Predigt sind der zweiten unmittelbar angehängt. Die erste Predigt umfaßt vier Druckbogen, und die übrigen füllen ein Alphabet und fünf Druckbogen in 8vo.

Der Titel der ersten Predigt lautet also: „The fyrste Sermon of Mayster Hughe Latimer, whiche he preached before the Kynges Maiest. wythin his graces palayce at Westminster M. D. XLIX. the VIII. of Marche. Cum gratia et Privilegio ad imprimendum solum." Am Schlusse des Ganzen heißt es: „Imprinted at London by Jhon Daye, dwellynge at Aldersgate, and William Seres, dwellinge in Peter Colledge. These bokes are to be sold at the new shop by the litle Conduite in Chepeside. Cum gracia et privilegio pr (sic) imprimendum solum." —

Dieses Exemplar erhält dadurch noch einen ganz besondern Werth, daß es der durch sein trauriges Ende bekannte Sohn des berühmten Reformators Dr. Justus Jonas von Nordhausen, Justus Jonas der Jüngere (er wurde, wie bekannt, am 28. Juni 1567 zu Kopenhagen enthauptet), während seiner Anwesenheit zu London im J. 1549 gekauft hat, wie folgende eigenhändige Nachricht desselben auf dem Titelblatte bezeugt: „Justi Jonae Junioris. Londini 1549 10. Septemb." Jonas hat außerdem Mehreres in dieses Buch geschrieben, wie z. B. am Ende den bezeichnenden Spruch: „Hoc Christianis omnibus constitutum esse debet axioma: Neminem bene in Christi schola profecisse, nisi qui et mortis et resurrectionis diem cum gaudio expectet. Nam vita mortalibus stadium." Wichtiger aber als das dürfte das Urtheil seyn, welches Jonas als Augenzeuge über Latimer fällt. Zunächst für Freunde der Geschichte der kirchlichen Reformation in England theile ich es hier unter dem Wunsche mit, daß die Zeitschriften in England diese Nachricht weiter verbreiten mögen.

„Sententia Justi Jonae Junioris de Latimero."

„Hugo Latimerius vir est acutissimo judicio praeditus, concionator eloquens et suavis, acer in taxandis vitiis, dulcis in laeto Evangelii nuncio. Multiplici doctrina varioque rerum usu instructus. Veteranus in Christi arena miles. Certaminum minime expers, colluctatus haud leviter cum carne, mundo et diabolo, qui ut capitales Christi hostes sunt, ita electum hoc Christi organum acerrime oppugnarunt. Sed scuto Spiritus Sancti tectus crudeles hostium impetus facile sustinuit, hostili manu in se vibrata tela foeliciter in hostes retorsit victorque evasit in Christo Jesu. Cujus rei testimonium est hic libellus, in quo aliquot ejus conciones continentur ita absolutae, ita omnibus pietatis numeris perfectae, ut ipsum Dei Spiritum, non Latimerium locutum fuisse dixeris."

Halle. Foerstemann.

Mannigfaltiges.

— Staatsgefährliche Sekten im Chinesischen Reiche. In dem Russischen Kommentare zu seiner Mongolischen Chrestomathie (Th. 1, S. 550) sagt Kowalewski: „Zu den gefährlichen Sekten im Chinesischen Reiche gehört die sogenannte Brüderschaft von der weißen Lotos-Blume (Pe-lian-tsao), eine Bande von Aufrührern gegen die bestehende Verfassung, die der Strenge des Gesetzes noch nicht erlegen sind. Diese Leute sollen heimlich Bücher für ihres Gleichen drucken, worin lauter Zauber-Formeln, Beschwörungen und Eide enthalten sind, die man bei der Einweihung neuer Mitglieder vorliest. Es wird ferner von ihnen gesagt, daß sie vor jeder wichtigen Unternehmung Thiere schlachten und mit dem Blute derselben ihre Lippen bestreichen, hierdurch zu erkennen gebend, daß jeder Verräther aus ihrer Mitte denselben Tod sterben soll. Außerdem giebt es eine Sekte der Vereinigung von Himmel und Erde, eine Sekte des Ruhmes, eine Sekte der Rothbärte und viele andere, die allerlei seltsame oder symbolische Namen führen.**) Die Sekte der Tschaina's ergab sich bei genauerer Untersuchung als ein bloßer ketzerischer Zweig des Buddhismus, welchem letzteren es niemals eingefallen ist, das Reich zu revoltiren."

---

*) Danach ist die Angabe in Lowndes's bibliogr. Manual of English Literature (London, 1834) Vol. III. p. 1090, daß nur die erste Predigt einen Titel habe, zu berichtigen. Am Ende der ersten Predigt liest man auch die vollständige Drucker-Anzeige, welche am Schlusse des Ganzen wiederholt ist.

**) Die erste der erwähnten Sekten ist offenbar die von den Europäern so genannte Trias-Gesellschaft, deren Anhänger den Grundsatz aussprechen, daß die drei Potenzen (Himmel, Erde und Mensch) zum Untergange der Mandschu-Dynastie sich vereinigen müssen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 19. Juni 1840.

Frankreich.

Paris und die Pariser um 1700.

In den Archives curieuses de l'histoire de France von Danjou findet man einen Italiänischen Brief aus den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts, der eine Schilderung von Paris und den Parisern enthält, die für die Geschichte des Französischen National-Charakters nicht ohne Werth ist. Der Verfasser ist ein Sicilianer, der sich sehr lange in Paris aufgehalten hat und seine Bemerkungen in etwas abgerissener Form einem Freunde mittheilt. Wir wollen das Interessanteste daraus für unsere Leser ausziehen.

„Die Fremden", sagt unser Italiäner unter Anderem, „sind in diesem Lande wohl aufgenommen, wenn sie nur nichts verlangen. Sie haben hier nichts weiter zu thun, als sich zu amüsiren, und Einige auch, den Ruß von den Kaminen abzukratzen, was das Vorrecht der Savoyarden ist, die man auf den Straßen schwärzer als die Aethiopier sieht. Da man in diesem Lande fortwährend und viel ausgiebt, wenn man nicht zwei Schutzengel hat, einen für den Körper und den anderen für die Börse, so bringen uns die eigene Sinnlichkeit und die Habsucht Anderer erst auf den Hund, und dann führen sie uns ins Hospital. Wenn ich das, was ich besaß, ausgegeben habe, so sehe ich mich im Besitz eines neuen Guts, das ich nie hatte: ich bin Schmeichler geworden. Man muß hier Alles und immer loben, und die schlechten Dinge mehr als die guten, ja man ist gezwungen, selbst das Laster zu beklatschen, wenn man mit den jungen Leuten in Frieden leben will. Nur der Scheinheiligkeit habe ich den Krieg erklärt, da ich nicht leiden kann, daß man Gott und die Menschen betrügt, um die Teufel zu ehren. Ich habe mich zum Doktor in den Komplimenten gemacht, besonders in der Kunst, um Vergebung zu bitten; diese Arten von Ceremonien sind in Frankreich noch gewöhnlicher als die Seufzer in Italien. Kein Kompliment und keine Artigkeit kann man sich erweisen, ohne daß man um Vergebung bittet; unter solchen Umständen können Sie sich wohl denken, daß man alle Beleidigungen verzeiht, und wenn Jemand sich erinnerte, daß er beleidigt worden, so wäre er kein guter Franzose.

Was Paris betrifft, so weiß ich nicht, wo ich mit der Schilderung einer Stadt anfangen soll, deren Bewohner bis auf die Brücken des Flusses und die Dächer der Häuser wohnen, und wo die Frauen, die nur Tapfere zur Welt bringen, mehr gebieten als die Männer. Diese große Stadt ist der Sitz des Tumults, und da ich Dir eine Beschreibung derselben geben soll, so will ich mit der rastlosen Bewegung, die hier Tag und Nacht herrscht, anfangen.

Als Nero's Lehrer von der Ruhe seines Lebens schrieb, dachte er wahrscheinlich an die Miethkutschen seiner Zeit, indem er die Ruhe mit dem beständigen Geräusch verglich, das dieselben in Rom machten. Es giebt deren hier eine unendliche Zahl, die nur dazu gemacht scheinen, um die Lebenden zu tödten; die Pferde, die sie ziehen, fressen im Gehen, wie die, welche Seneka aufs Land führten, so mager und abgezehrt sind sie. Die Kutscher sind so brutal, ihre Stimme ist so heiser und unangenehm, und das Klatschen ihrer Peitsche vermehrt den Lärm auf eine so schreckliche Weise, daß es scheint, als seyen alle Furien in Bewegung, um aus Paris eine Hölle zu machen. Dieser grausame Wagen wird nach Stunden bezahlt, eine Sitte, die offenbar erfunden worden, um die Tage abzukürzen, in einer Zeit, wo das Leben so kurz ist.

Wenn früher ein Kaiser, um sich einen Begriff von der Ausdehnung Roms zu verschaffen, so thöricht war, alle Spinnengewebe im ganzen Umfang dieser großen Stadt sammeln und wiegen zu lassen, so könnte man die Größe von Paris viel treffender nach der außerordentlichen Menge von Lakaien, Pferden, Hunden, Prozeßführern und Filous, die man daselbst findet, ermessen; alle diese Leute bilden ein Drittel der Bevölkerung. Nimmt man dazu die große Zahl von Glocken, die, an unzähligen Thürmen hängend, mit ihren kläglichen Klängen die Ruhe aus der ersten Luftregion vertreiben, so wie ferner das Geheul und Geschrei Aller, die auf den Straßen Grünzeug, Milch, Obst, Lumpen, Sand, Besen, Fische, Wasser und tausend andere zum Leben nothwendige Dinge ausrufen, und man wird auf den Gedanken kommen, daß es keinen Taubgeborenen auf der Welt giebt, der so wenig sich selbst liebt, daß er um diesen Preis, d. h. um ein so diabolisches Tintamara zu hören, das Gehör wieder erlangen wollte.

Das gemeine Volk berauscht sich nur an den Festtagen, wo es nichts thut, arbeitet aber desto fleißiger an den Werkeltagen. Es giebt kein Volk in der Welt, das fleißiger ist und doch weniger erwirbt, weil es Alles seinem Bauch und seinen Kleidern giebt, und doch ist es immer zufrieden.

Die Frauen.

Die Frauen lieben hier besonders leidenschaftlich die kleinen Hunde, und sie liebkosen sie so zärtlich, als wären sie von dem Geschlecht des Hundes, der dem Tobias folgte. Sie sind der schönste und der häßlichste Schmuck der Stadt, weil die schönen selten sind; aber in Anmuth und Lebhaftigkeit übertreffen sie alle Frauen der Welt, und das macht, daß es ihnen so leicht ist, zu überreden, Alles für sich zu gewinnen und nie etwas zu verlieren. Sie haben auch das Vorrecht, ihre Männer zu beherrschen und Niemanden zu gehorchen. Die Freiheit dieses Geschlechts ist hier größer als die der nomadisirenden Araber, welche niemals des Abends an dem Orte schlafen, wo sie des Morgens aufgestanden sind. Sie sind gleich schlau und beredt; sie verkaufen öffentlich in den Läden und auf den Plätzen und geben den Männern weder in der Kunst, zu rechnen, noch in der, zu chikaniren und theuer zu verkaufen, etwas nach.

Die, welche mit ihrer Gelehrsamkeit prunken, geben Niemanden Pardon, und wenn sie die Maximen des Aminthas und Coriscus im Kopfe haben, so ist kein Xenokrates so streng, der sich nicht überreden läßt. Einige besteigen den Parnaß in Gesellschaft der Dichter, und da man einem hier die Unkenntniß selbst in unnützen Dingen übel nimmt, so rühmen sich fast alle Frauen, Lehrer gehabt zu haben und aus einer Schule hervorgegangen zu seyn: so sind einige darunter, die Bücher machen; die Klügsten gebären Kinder, und die Frömmsten trösten die Betrübten; die Nüchternsten essen täglich eben so oft, als die Muselmänner beten, da es die Sitte des Landes ist, die aufgehende Sonne mit dem Brod in der Hand zu begrüßen.

Sie kleiden sich alle sehr zierlich; man sieht sie zu jeder Stunde; sie lieben die Unterhaltung munterer Personen; sie wandeln durch die Stadt, wie es ihnen gefällt; die Thür ihres Hauses ist denen, die es einmal betreten haben, stets offen. Sie hassen Niemanden, außer wenn man sie mit solchen Dingen aufzieht, von denen Lamia dem König Demetrius zu verstehen gab, daß sie für dieses Geschlecht beleidigend wären, d. h. wenn ein Mann sich dessen rühmt, was er nicht thut, und daß er sein Wort nicht hält. Sie wechseln oft die Mode in ihren Kleidern, so wie sie oft ihr Gesicht wechseln.

Es giebt Einige unter ihnen, die, wenn sie ihr Haus verlassen, den Dieben zum Trotz die Thür zu verschließen vergessen, weil sie ihr ganzes Eigenthum bei sich tragen. Die Vornehmsten ziehen einen langen Schweif von Gold oder Seide nach sich, womit sie die Kirchen und Gärten kehren. Sie haben alle das Vorrecht, zu jeder Zeit maskirt zu gehen, sich zu verbergen und sich zu zeigen, so oft es ihnen gefällt, und oft kommen sie mit einer Maske von schwarzem Sammet in die Kirchen, wie zum Ball und in die Komödie, Gott und ihren Männern unbekannt. Die schönsten herrschen über die Menschen wie Königinnen, über ihre Ehemänner wie über Menschen und über ihre Liebhaber wie über Sklaven. Sie wissen nicht, was es heißt, ihre Kinder zu säugen, zurückgezogen in ihrem Hause zu leben, das Gewebe Penelope's zu machen; und indem sie mit dieser Freiheit leben, rühmen sie sich, Capitaine und Literaten zur Welt zu bringen, woran dieses Land besonders reich ist, indem man hier mehr Soldaten und Gelehrte findet, als in Indien und Asien Abergläubische und Astrologen.

Sie geben und nehmen schnell Liebe, aber man liebt weder lange, noch genug. Die Ehen, die sonst für das ganze Leben geschlossen wurden, dauern jetzt nur eine gewisse Zeit; das macht, daß die freiwillige Ehescheidung sich oft in den Häusern der Zurückgezogensten findet, worauf dann der Mann ruhig in der Provinz lebt, während die Frau sich in Paris vergnügt.

Man sieht hier fast nie Eifersüchtige, selten einen Mann, den die Untreue seiner Frau unglücklich macht, und eben so selten ein Mädchen, welches Diana opfert.

Der Kuß, der in der Türkei, in Italien, in Spanien den Ehebruch einleitet, ist hier eine gewöhnliche Höflichkeit, und wenn jener artige Perser, der so viel geheimnißvolle Reisen machte, um dreimal den schönen Cyrus zu küssen, in Paris gewesen wäre, er hätte diesen Genuß bald geringschätzen lernen. Man macht keinen Besuch, in dem man nicht Küsse anbringt; aber diese sind von dem Werth der Münzen, die man gelten läßt, was man will, und da der Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnutzt und die immer in Ueberfluß da ist, so ist Niemand geizig im Geben, und Wenige sind begierig, sie zu empfangen.

Der Leichtsinn der Franzosen.

Der Leichtsinn ist das fünfte Element der Franzosen; sie lieben besonders das Neue, und sie thun alles Mögliche, um einen Freund nicht lange zu behalten. Sie schicken sich zugleich in Kälte und Hitze; sie erfinden täglich neue Moden, sich anzukleiden, und da sie sich in ihrem eigenen Lande immer langweilen, sieht man sie bald nach Asien, bald nach Afrika gehen, Wenige nach Spanien, mehr dagegen nach Italien und in eine Menge anderer Länder, nur um ihren Aufenthalt zu verändern und sich zu zerstreuen. Die, welche nicht reisen können, machen es mit ihren Häusern wie mit ihren Kleidern: sie verändern oft die Wohnung, aus Furcht, wie sie sagen, sie möchten in derselben Art altern.

Die Sprache.

Das Idiom der Franzosen ist ein edles Gemisch aus Lateinisch, Italiänisch und Spanisch; angenehm ist es nur für den, der es gut versteht; sie verschlingen die Hälfte der Worte; sie schreiben nicht, wie sie sprechen, und sie machen sich ein Vergnügen daraus, zu sprechen, um nicht verstanden zu werden, so rasch sprechen sie die Worte aus, obgleich ihre Sprache jetzt gefeilt und graziös ist.

Da es ihnen langweilig ist, sich von den gegenwärtigen Dingen zu unterhalten, so plaudern sie fortwährend von der Zukunft, selten von der Vergangenheit und niemals vom Alterthum; sie meinen, dies sey ein Fehler der Spanier, die vergangenen Jahrhunderte aufzugraben, und sie suchen nur neue Bücher, junge Pferde und Freunde, die an demselben Tage geboren sind.

Woran man einen Franzosen erkennt.

Einen wahren Franzosen erkennt man an vier Dingen: wann die Glocke schlägt, wann er Jemanden etwas fragt, wann er verspricht, und wann er von seinen Liebschaften spricht. Kaum beginnt die Glocke zu schlagen, so fragt er, wie spät es ist; ehe er noch mit der Frage fertig ist, will er, daß der Freund ihm geantwortet habe; er thut nur das, was er nicht verspricht, und was seine Liebschaften betrifft, so geht er mehr darauf aus, die Gunstbezeugungen seiner Geliebten auszuposaunen, als sie zu empfangen.

Wenn die Veränderung des Wetters die Franzosen zwingt, sich Morgens in Wolle und Nachmittags in Seide zu kleiden, so zwingt sie auch die Flatterhaftigkeit ihres Geistes, ihre Lebensweise und Kleidung stets zu verändern.

Der Luxus und das theure Leben wären hier eher zwei Güter als zwei Uebel, wenn nur die Reichen glänzend lebten; aber der Neid hat es auch unter die Anderen verbreitet, die es in den Ruin stürzt. So scheint es, daß Paris fortwährend seinem Ende nahe, wenn es wahr ist, was ein Alter gesagt hat, daß „der übertriebene Aufwand das sichere Symptom einer sterbenden Stadt ist.“ Jetzt aber, da die Kutscher und die Lakaien Scharlach und Federn zu tragen anfangen und Gold und Silber auf ihren Kleidern gewöhnlich geworden sind, so ist es wahrscheinlich, daß der übertriebene Luxus bald ein Ende nehmen wird, da nichts die goldgestickten Kleider bei den Vornehmen so in Mißkredit bringt, als sie auf dem Leibe der untersten Personen zu sehen.

Der König allein findet Gehorsam, sonst giebt es keinen Großen, der dem Niedrigsten zu drohen wagt. Habt ihr dem Herrn gegeben, was ihm gebührt, so könnt ihr im Uebrigen à la grecque leben; man braucht auf den Straßen vor Niemanden den Hut zu ziehen, außer vor dem Allerheiligsten, wenn man es zu den Kranken trägt. Die Leute aus der Hefe des Volks genießen dasselbe Vorrecht; sie gehen Keinem aus dem Wege; sie dulden nicht die kleinste Beleidigung, und sie sind mehr gefürchtet, als die anständigen Leute, da sie nicht wissen, wie es in den Republiken zugeht, wo tausend Herren einer Unzahl Sklaven gebieten.

Es giebt kein Volk, das gebieterischer und unverschämter ist; sie selbst haben sich in den Ruf gebracht, daß sie des Abends nichts von dem thun, was sie des Morgens versprochen haben; sie sagen, sie allein in der Welt hätten das Vorrecht, ihr Wort zu brechen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich gegen die Ehre vergehen, und das, weil sie die Einzigen in der Welt zu seyn glauben, welche die wahre Freiheit zu genießen verstehen.

Die Galanterie.

Man glaubt hier weder an Bezauberungen noch an Zauberer, und selten an Besessene. Der Ebebruch gilt hier für eine Galanterie, selbst in der Meinung der Ehemänner, die ruhig zusehen, wie man mit ihren Frauen Liebe treibt, und sie haben Recht. Es ist eine große Thorheit unserer eifersüchtigen Italiäner, daß sie die Ehre auf einen so lockeren Boden bauen.

Man verkauft alle Arten von Dingen, nur nicht die Kunst, ein Geheimniß zu verschweigen; die Franzosen sagen, dies sey der Beruf eines Beichtvaters, und was sie betreffe, so konnten sie nur die gleichgültigen Dinge verschweigen, die man ihnen nicht anvertraut und von welchen zu sprechen sie gar nicht begierig sind.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit wird in Frankreich mehr studirt als im Chinesischen Reiche; man übt sie unter den Personen von Rang mit vieler Anmuth aus; die Bürger mischen viel Affectation hinein, und das Volk befleißigt sich ihrer auf eine plumpe Weise; Jeder macht eine Kunst daraus nach seinem Geschmack. Man findet Lehrer, welche in den Ceremonien unterrichten, und dieser Tage sah ich auf der Straße eine ziemlich wohlgebildete Frau, die sich erbot, mir Komplimente zu verkaufen, und das billig. Diese Frau geht in die Häuser und breitet da ihre Waare aus, von der sie ihr Leben fristet.

Was man in Paris findet und was nicht.

Was man in Paris gewöhnlich findet, das sind: eine Menge Versprechungen, die man nicht hält, eine Menge empfangener Gefälligkeiten, die man schnell zu vergessen eilt, mehrere Narren auf den Straßen und einige eingesperrt; was man aber selten sieht, das ist Bescheidenheit und Weisheit, ferner müßige Leute, nüchterne Personen und Leute, die alt geworden sind. Sehr selten ist es, schüchterne und skrupulöse Menschen daselbst zu finden; was man aber nie sieht und doch am meisten wünscht, das ist Ruhe, Verborgenheit und ein wahrer Freund.

Noch etwas über verschiedene Moden.

Chokolade, Thee und Kaffee sind hier sehr Mode, aber der Kaffee wird den beiden anderen vorgezogen, als ein absolutes Mittel gegen die Traurigkeit; als neulich eine Dame erfuhr, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben sey, sagte sie: „Ach, ich Unglückliche! man bringe mir schnell Kaffee!“ und sogleich war sie getröstet.

Ich wußte die letzten Tage nicht, ob man noch Brod esse; der, welcher gegangen war, um welches einzukaufen, sagte mir, das geflochtene Brod, das ich besonders gern aß, sey nicht mehr Mode. Die Mode ist der wahre Dämon, der diese Nation fortwährend martert, und das in dem Grade, daß sie nicht einmal die Frauen mehr lieben, wie sie früher thaten, und die Ausgelassensten würden ein zärtliches Attachement als ein Verbrechen betrachten.

Man hat die Kravatten so kurz getragen, daß man sie kaum sah, und jetzt bindet man sie an den Hals, von wo sie wie Boulogner Saucischen herabhängen. Die Franzosen tragen keine Degen mehr, sondern Säbel. Die Bologneser Hunde gelten jetzt für häßlich und unausstehlich, und man liebkost nur die, welche eine Wolfsschnauze und abgeschnittene Ohren haben, und je mißgestalteter sie sind, desto mehr werden sie mit Küssen und Umarmungen überhäuft.

Die Perrücken haben auch ihre Mode; früher machte man sie à la Française, und jetzt trägt man sie à l'Espagnole. Die kleinen Uhren waren sehr gesucht, und jetzt sind sie lächerlich, und die größten sind Mode. Ich habe sogar sagen hören, daß man in den Briefen keine Komplimente mehr macht, aber daß man eine neue Mode einführt, nämlich nicht mehr einfach, sondern dreifach zu siegeln, damit man nicht die Höflichkeit verletze.“

Der Verfasser schließt seinen Brief sehr charakteristisch für seine wie für unsere Zeit:

„Mein theurer Freund, bitten wir Gott von ganzem Herzen, daß er dieser tapferen Nation den Geist des Friedens gebe, und daß die kriegerische Wuth, die stets in ihr tobt, sich zum Guten lege, damit Ruhe und Sicherheit in ganz Europa wiederkehren.“

Paris, den 20. August 1692.

Die Nacht des vierten August 1789.

(Schluß.)

Die Sitzung schien sich ihrer Beendigung zu nähern, als ein Edelmann aus dem Dauphiné sie von neuem belebte und daran erinnerte, daß diese Provinz in der Versammlung bei dem Schlosse Vizille (am 21. Juli 1788 *) auf jedes Vorrecht vor anderen Theilen des Reichs und auf alle ihre Privilegien Verzicht geleistet, zugleich auch alle andere Provinzen (pays d'état **) aufgefordert hätte, ihrem Beispiele zu folgen. Hierauf entgegneten die Bretagner, daß sie neuer Instructionen bedürften, um den Vorrechten ihrer Provinz zu entsagen, daß sie aber des Patriotismus ihrer Vollmachtgeber versichert wären, und daß diese gewiß gern die alten Rechte der Bretagne den geheiligten Rechten des gemeinsamen Vaterlandes zum Opfer bringen würden. Da bemächtigt sich ein allgemeiner Enthusiasmus der im Saale Versammelten: Niemand will mehr ein Provençale, Bourgogner, Bretagner seyn, Alle wollen nur Franzosen heißen. Die Deputirten der Provinzen drängen sich um die Tribune, einer folgt auf den anderen, wieder andere Vereine treten in der Mitte des Saals zusammen, man hört laute Stimmen, welche den

*) M. s. von Schütz a. a. O. II. 158 – 161.

**) Pays d'état hießen im alten Frankreich die Provinzen, welche der Krone bedingungsweise unterworfen waren und sich fortwährend im Genusse ständischer Vorrechte befanden, wie die Provence, Languedoc, Bourgogne u. a., pays d'élection hießen die alten Erblande der Krone; pays conquis waren die eroberten Landstriche, wie Franche-Comté, Flandern, Elsaß und andere, die mit den pays d'élection in einem ziemlich ähnlichen Verhältnisse standen.

besonderen Verfassungen ihrer Provinzen, Städte und Flecken entsagen, ja selbst persönliche Privilegien werden von vielen Deputirten für aufgehoben erklärt. Mitten unter diesen unbeschreiblichen Ausbrüchen der freudigsten Begeisterung können die Secretaire die große Menge der Entsagungen und Aufopferungen nur unvollständig zu Papier bringen.

Noch immer fort wurden die wichtigsten Motionen zur Sprache gebracht, man verlangte die Abschaffung der Annaten (der an die Päpstliche Kammer gezahlten Sporteln), die bessere Einrichtung der Zünfte und Innungen (jurandes im damaligen Französisch), ein Deputirter beantragte sogar die augenblickliche Aufhebung der Parlamente. Endlich begann die Versammlung zu fühlen, daß man diesem fieberhaften Zustande Schranken setzen müßte. Der Herzog von Lieneourt trug also auf eine Medaille an, welche das Andenken an die Vereinigung aller Stände und die Aufopferung der Privilegien vereinigen sollte, der Erzbischof von Paris auf ein Te Deum, damit auch die Kirche ihren Antheil an diese Wohlthaten bezeuge. Lally-Tollendal aber richtete die Blicke der Versammlung auf den König, dem Frankreich die Berufung der so lange Zeit ersehnten Reichsstände verdanke, und beantragte für ihn den Namen eines Wiederherstellers der Französischen Freiheit. Ein lautes „es lebe der König" folgte diesen Worten.

Das Büreau entwirft nun in der Eile die Liste der bedeutenden Anträge, welche die allgemeine Beistimmung erhalten hatten, die Versammlung nimmt sie durch Acclamation an, und nachdem sie die nächsten Sitzungen zur Redaction derselben bestimmt hat, trennt sie sich um zwei Uhr Morgens.*)

So endigte der Taumel und die Begeisterung dieser Nacht. Wenn man, sagt Droz weiter, die Resultate derselben unparteiisch würdigt, so kann man nicht anders sagen, als daß aus ihr für Frankreich unermeßliche Vortheile hervorgegangen sind. Was das Lehnssystem für den Monarchen Erschreckendes oder Beunruhigendes gehabt hatte, war unter Ludwig XIV. in hohem Grade beschränkt worden, jetzt verlor es durch die konstituirende National-Versammlung auch Alles, wodurch es dem Volke drückend und beschwerlich gewesen war. Wie mit einem Zauberschlage waren die Ueberreste des Lehnswesens weggeräumt, und Personen sowohl als Eigenthum erfreuten sich der vollkommensten Freiheit. Dieselbe Nacht sprengte die Wälle und Mauern, welche die Provinzen von einander getrennt und in demselben Königreiche verschiedene Völkerschaften unter der Herrschaft verschiedener Gesetze gelassen hatten. Von jetzt an erblickte Frankreich in seiner Einheit und in der Freigebung der Personen und des Eigenthums die Elemente zu einer neuen Ordnung der Dinge, die ihm Glück, Kraft und Reichthum in einem bis dahin ungeahnten Maße verhieß.

Aber dieselbe merkwürdige Nacht ward auch die Quelle großer Uebel. Denn die lärmende und unsinnige Ueberstürzung, in welcher so viele Reformen beliebt waren, vergrößerte nur das Revolutions-Fieber, welches die Franzosen bereits in einem solchen Grade ergriffen hatte, daß sie von jetzt an binnen wenigen Stunden Alles durchsetzen, Alles bewirken, Alles zerstören und Alles wieder neu schaffen wollten. Eine noch weit schlimmere Wirkung war die Ueberzeugung, welche die Menge gewann, daß sie in ihrer stürmischen Heftigkeit ein untrügliches Mittel habe, jeden Wunsch zu befriedigen. Von jetzt an zweifelte man nicht mehr daran, daß ohne jene Handlungen der willkürlichsten Gewalt, ohne die Plünderungen und Anzündungen der Schlösser die Aufhebung der Feudalrechte und die Erlangung der bürgerlichen Freiheit keinesweges so schnell und so vollständig würden zu Stande gekommen seyn.

Es ist eine übertriebene Behauptung, daß in der Nacht des vierten August das Eigenthum verletzt sey. Nur die persönliche Sklaverei ward aufgehoben. Aber es ist wahr, daß der bis zum höchsten Grade gesteigerte Taumel der Versammlung einzelne Angriffe auf das Eigenthum herbeiführte. Man hätte durchaus das, was abgeschafft werden mußte, von dem, was verjährtes Eigenthum war und also nur abgekauft werden konnte, unterscheiden müssen, aber die National-Versammlung, die ihre Dekrete unter dem Einflusse einer gewaltigen Bewegung abfaßte, verwechselte wirkliche Rechte und wahrhaftes Eigenthum mit solchen Rechten, die usurpirt waren und ohne Abkauf aufgehoben werden durften. Man hatte das Volk nur beruhigen wollen und steigerte vielmehr die Aufregung der Menge, die sich durch die stürmische Eilfertigkeit ihrer Vertreter zu einer raschen Handlungsweise ermuthigt sah. Schon ehe die Dekrete bekannt gemacht waren, wurden sie ausgeführt, ja man begnügte sich nicht einmal mit ihnen. Der Landmann wollte sich zu den feinen Unterscheidungen der Eigenthumsgesetze nicht verstehen: genug, er bezahlte gar nichts mehr. Die Aufhebung der ausschließenden Jagdrechte wurde von ihm sehr einfach gefaßt, er nahm an, daß ein Jeder jagen könne, und so wimmelte alsbald ganz Frankreich von Wildschützen. Die zum Schneiden reife Aerndte ward zertreten, die Einhegungen wurden überstiegen, die Wälder wurden verwüstet, und in wenigen Tagen war der Wildstand auf Jahre hin zerstört.

Wenn die Regierung gleich bei der Eröffnung des Reichstages die Stände zu vereinigen gewußt hätte, so würde die Folge jener Augustnacht für Frankreich nur ersprießlich gewesen seyn. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Ablösung guts- und lehnsherrlicher Rechte, die Verzichtleistung der Provinzen auf ihre Privilegien würden von den dazu abgesandten Deputirten ordnungsmäßig beantragt und alle diese für Frankreich so wichtigen Einrichtungen von der Mehrzahl der Volksvertreter angenommen worden seyn. So wären die Verbesserungen mit Ruhe und Besonnenheit vor sich gegangen, die National-Versammlung hätte richtigere Grundsätze zur Herstellung der öffentlichen Ordnung anerkannt, und der Regierung würde es nicht an Kraft gefehlt haben, die Aufrechthaltung derselben zu bewirken.

*) Der Französische Gelehrte zählt unter Anderem folgende arrêtés auf: 1) Abschaffung jeder Art der Leibeigenschaft und der main morte; 2) Möglichkeit, die gutsherrlichen Dienste und Leistungen abzukaufen; 3) Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit; 4) Unterdrückung der ausschließlichen Jagdberechtigung, des Tauben- und Kaninchenhaltens (sonderbarer Weise wird die Fischereiberechtigung nicht erwähnt); 5) Geldbestimmung über den Rückkauf des Zehnten, der gegen eine gewisse Abgabe überall abgelöst werden kann; 6) Abschaffung aller Privilegien und Freiheiten, die sich auf Geldzahlungen bezogen; 7) Gleichheit der Auflagen, von welcher Art sie sind, seit dem Anfange des Jahres 1789; 8) gleiche Berechtigung aller Staatsbürger zu jedem Civil- und Militair-Amte; 9) Bestimmung über unentgeltliche Rechtspflege und Abschaffung des Stellenkaufs; 10) Verzichtleistung auf besondere Privilegien der Provinzen und Städte; 11) Abschaffung der unter den Namen der deports (Einnahmen der Bischöfe und Domkapitel) und annates bekannten Kirchengebühren; 12) Verbot gegen die Kumulirung der Pfründen; 13) Aufhebung der übermäßigen und unverdienten Pensionen; 14) die Umgestaltung der jurandes; 15) Prägung einer Medaille.

Türkei.

Die Türkische Flotte.

Von einem Britischen Offizier.

Während meines Aufenthalts in Konstantinopel brachten mich die Umstände in sehr häufige Berührung mit der Großherrlichen Flotte und ihren Befehlshabern. Ich bin daher in Stand gesetzt, einen Bericht über diese Flotte zu liefern, der ganz das Ergebniß meiner eigenen Beobachtungen ist.

Es war am 19. Juli 1838, als ich zwischen der Insel Imbros und den Dardanellen zum ersten Male die Türkische Flotte erblickte. Ein ungewöhnlicher Lärm trieb mich aus der Kajüte, wo ich eben die Karte konsultirte, auf das Verdeck. Wir befanden uns etwa vier Englische Meilen von den Europäischen Dardanellen entfernt und hatten eine schöne Aussicht zwischen den beiden Schlössern. Ein großes Geschwader kam uns entgegen, dessen hohe Masten schon etwas Anderes als eine bloße Handelsflotte verkündeten; dennoch wußte ich nicht, was ich daraus machen sollte, bis der Schiffsjunge mir bedeutete, daß es die Flotte des Sultans sey.

Ein kleines Dampfboot segelte den übrigen Schiffen etwa eine Englische Meile weit voran. Diesem folgte zunächst eine große Fregatte mit doppelter Ruderbank. Dicht hinter der Fregatte kam ein Linienschiff ersten Ranges; dann folgten vier große Drei-Decker (Schiffe von drei Verdecken), von einer Schaar kleinerer Fahrzeuge umgeben. Den Nachzug bildeten wieder ein Paar Fregatten, eine Kriegs-Schaluppe und zwei Korvetten. Das ganze Geschwader war binnen 30 Minuten an uns vorübergesegelt; es nahm sich weit stattlicher aus, als ich erwartet hatte; ja auf einen gewöhnlichen Beobachter würde es vielleicht denselben Eindruck gemacht haben, wie eine Britische oder Französische Flotte. Es waren in Allem 28 Fahrzeuge, die bei günstigem Nordwest-Winde zwischen der Insel Tenedos und dem Festlande Kleinasiens schnell dahinsegelten, während unser Schiff, dem derselbe Wind sehr ungünstig war, die Einfahrt in den Hellespont nur langsam sich erkämpfen konnte.

Im Sommer und Herbste 1838 sprach man zu Konstantinopel viel von den Bewegungen der Flotte, aber Niemand erfuhr etwas Gewisses, bis zum 24. November, als eine gewaltige Kanonade mich aus dem Bette an mein Fenster trieb, welches den ganzen Bosporus und den Eingang zum Hafen beherrschte. Die Sonne war eben emporgestiegen; den Olympus umhüllte noch Gewölk; aber ein goldhelles Morgenlicht verklärte die Häupter der anderen Berge Natoliens. Der Pulverdampf zertheilte sich bald, und ich erblickte Kiel und Takelwerk eines majestätischen Schiffes, das eben am Eingang des Hafens Anker warf. Eine zweite Kanonen-Salve bewog mich, noch am Fenster zu bleiben: ein zweites großes Schiff segelte um die Serai-Spitze, und weiter jenseits ragte ein Wald von Masten mit flatternden Wimpeln über die niedrigen Gebäude des Serai's hervor. Die Türkische Flotte hatte ihre Winterquartiere bezogen, und die politischen Wetter-Propheten waren einmal wieder auf drei Monate beschwichtigt.

Der Winter kam mit ungewöhnlicher Strenge, und die ganze Flotte wurde im See-Arsenale untergebracht, wo man bis zum Frühling so geschäftig war, wie in einem Bienenkorbe. Die Taue, das Takelwerk und überhaupt alles Schiffsgeräth wurde bei Seite geschafft, die Wasserbehälter herausgenommen und geprüft und alles Uebrige vollständig ausgebessert. Um die Mitte des März sollte die Flotte wieder segelfertig seyn: der Sultan bestimmte von Zeit zu Zeit einen Tag, an dem er das Aufwinden der Masten u. dergl. beaugenscheinigen wollte; aber die Sache verzögerte sich aus unbekannten Gründen bis Ende Mai. Mittlerweile that man Alles, um die Flotte kampffähig zu machen; auch erhielten sämmtliche Schiffe so reiche Vorräthe an Munition und Lebensmitteln, daß es keinem verständigen Beobachter entgehen konnte, der Sultan beabsichtige dieses Mal etwas Anderes, als harmlose See-Manöver.

Gegen Ende Mai zählte ich im Arsenale 45 segelfertige und vollständig bemannte Fahrzeuge. Vier oder fünf Kanonen-Briggs wurden noch kalfatert. Die Admirals-Flagge befand sich am Bord der Mahmudijé, eines Vier-Deckers, der 136 neue eiserne Kanonen aus England führte. Das zweite Schiff der Größe nach, ebenfalls ein Vier-Decker, war mit 120 Kanonen montirt. Ich sah ferner einen Drei-Decker von 110 Kanonen, zwei dergleichen von 96, zwei andere von 90 und einen von 80 Kanonen. Diese Türkischen Drei-Decker unterscheiden sich von den gleichnamigen Schiffen des westlichen Europa darin, daß sie nicht drei bedeckte Verdecke haben, sondern im Mittelraume des oberen Verdeckes Kanonen führen, was bei Britischen Linienschiffen nicht der Fall ist. Die Schiffe von 80 Kanonen haben kein Geschütz auf dem Mittel-Verdeck, verdienen also selbst im Türkischen Sinne des Wortes den Namen Drei-Decker nicht.

Den Linienschiffen zunächst kommt die längste und größte Fregatte in der Welt. Sie führt 74 Kanonen; der Amerikaner, welcher sie erbaute, nannte sie „die Siegerin". Von den Türken wird sie Nusretijé betitelt, welches Wort (im Arabischen) gleiche Bedeutung hat. Ein Britischer Offizier im Dienste des Sultans sagte mir, diese Fregatte könne in Einer Ladung mehr Metall auswerfen, als irgend ein Schiff der Britischen Flotte; allein er setzte hinzu: „Ich zweifle sehr, ob sie auch nur von geringem Nutzen seyn dürfte — das Schiff ist zu lang, um so vieles Metall gut tragen zu können." Außerdem hat der Sultan eine Fregatte mit doppelter Ruderbank von 64 Kanonen, drei dergleichen von 60 und eine von 50; zehn große Fregatten mit zwei Verdecken, die 40 bis 50 Kanonen führen, aber im Mitteldecke keine Batterie haben; zwei Fregatten mit Einer Ruderbank zu 26 Kanonen und drei dergleichen zu 24; eine Korvette mit 22, drei mit 20, eine mit 16 und eine mit 12 Kanonen; drei Sloop's von 20, eine Brigg von 14, eine von 12 und eine von 10 Kanonen. Rechnet man hierzu noch einige kleine Kanonen-Böte von 2 bis 3 Stücken Geschütz, so ist die Liste der Türkischen Flotte, nach ihrem damaligen Bestande, vollständig.

Beinahe ein Jahr vor der Ausrüstung der Flotte (im Mai 1839) hatte man Britische und Amerikanische Offiziere geworben, um ihr eine bessere Organisation zu geben. Ein gewesener Britischer Schiff-Kadett unterwies die Mannschaft der „Siegerin" im Geschütz-Dienste, und an Bord einer anderen großen Fregatte befand sich ein Amerikanischer Marine-Offizier. Aber die Bemühungen dieser Herren fruchteten wenig, da die Türkischen Beamten ihnen, so oft es Mißbräuche abzuschaffen galt, jedes Hinderniß in den Weg legten. Erst im Jahre 1839 ersuchte der Türkische Gesandte in England im Namen seines Gebieters den Hof von St. James um Beistand zur besseren Organisation der Flotte. In Folge dessen kam Capitain Walker nach Konstantinopel und führte mehrere wichtige Veränderungen ein; aber auch die Anstrengungen dieses Offiziers konnten wegen der Widersetzlichkeit solcher Personen, die bei jeder Neuerung viel verlieren mußten, nur unvollkommenen Erfolg haben.

Als die Flotte zu Anfang Juni's (1839) im Bosporus erschien, war sie mit Munition und Vorräthen jeder Art so trefflich versorgt, wie nur jemals ein Europäisches Geschwader; dagegen ließ sie in einem anderen wesentlichen Punkte ungemein viel zu wünschen übrig. In früheren Jahren verabschiedete man die Matrosen, wenn die Flotte in den Hafen einlief, und warb neue Mannschaft, wenn sie wieder in See stechen sollte; aber in den Jahren 1838 und 1839 wurde die alte Mannschaft den ganzen Winter über zurückbehalten: 14,000 Knaben waren ans Ufer gesetzt worden und eben so viele rüstige und gewandte Männer an ihre Stelle getreten; dennoch hatte die Flotte eine schlechte Bemannung, da die Matrosen ohne Routine und die Offiziere außer Stande waren, sie zu unterweisen. Ein Britischer Offizier, der auf einem Türkischen Schiffe befehligte, sagte mir, er würde, wenn es zu einem Seetreffen kommen sollte, die Türkische Mannschaft mehr als den Feind selber fürchten, da es bei ihrem linkischen Wesen leicht dahin kommen könnte, daß sie ihre eigenen Schiffe in Brand steckten. Die Zahl der an Bord befindlichen Mannschaft war größer, als auf den Britischen Schiffen.

Das älteste Dampfschiff in Türkischen Diensten ist ein kleines Boot, erbaut von dem Amerikaner Rhodes, der bis auf die letzte Zeit der vornehmste Schiffbauer des Sultans war. Die Maschinen — es sind ihrer zwei, jede von 50 Pferdekraft — kamen aus England. Das Boot heißt „Esri Chair" (Glückes-Zeichen). Ein zweites Dampfboot mit zwei Maschinen von je 45 Pferdekraft wurde einigen Englischen Handelsleuten abgekauft. Das dritte, sehr bekannt unter dem Namen „Peiki Schowket" (der mächtige oder majestätische Bote), dessen zwei Maschinen je 50 Pferdekraft haben, ist französischer Abkunft. Das vierte, ein sehr schönes Fahrzeug, welches im August 1838 vom Stapel lief, sollte Mahmud's Jachtschiff werden; allein der Sultan starb um die Zeit seiner Vollendung. Es hat zwei in Glasgow angefertigte Maschinen, jede von 60 Pferdekraft. Ein fünftes Dampfboot, welches als Kriegsschiff dienen sollte, war ebenfalls zum Ablaufen fertig; allein die Maschinen — jede von 70 Pferdekraft — wurden nach ihrer Ankunft in Konstantinopel so schlecht im Stande gehalten, daß sie verrosteten und ihren Zweck schwerlich noch erfüllen werden.

Kurz vor seinem Tode beauftragte Mahmud den Herrn Rhodes, ihm eine Dampf-Fregatte zu zimmern. Aber Mahmud starb, Herr Rhodes wurde verabschiedet, und die gegenwärtige sehr kritische Lage der Türkei macht es unwahrscheinlich, daß diese Idee ins Leben treten dürfte.

Einige Monate vor der Ausrüstung der Osmanischen Flotte im vorigen Sommer hatte Capitain Walker Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um den Seetruppen Britische Disziplin beizubringen; und an dem Tage, welchen der Sultan dazu bestimmte, das Aufwinden der Masten in Augenschein zu nehmen, gab man sich die größte Mühe, wo möglich ganz dem Britischen Systeme zu folgen. Ein dreimaliges betäubendes Jauchzen der ganzen Mannschaft verkündete endlich, daß Alles im Stande war. Einen Augenblick herrschte allgemeine Stille; dann wurde wiederum dreimal aufgejauchzt. Als der Wiederhall dieses Gebrülls kaum verklungen war, hörte ich eine einzelne Stimme ausrufen: „noch drei Mal!" (dachy utsch defa) und alle die Tausende antworteten mit dem fürchterlichsten Zeter, den ich in meinem Leben gehört habe. Darauf ritt der Sultan ins Arsenal hinab, bestieg sein Kaik und wurde schnell nach dem Serai gerudert. Ich hatte ihn schon oft gesehen, aber nie war er mir so kränklich erschienen; seine Kraftlosigkeit war so groß, daß er auf dem Pferde unterstützt werden mußte, um nicht herabzufallen.

Am 6. Juni verließ die erste Abtheilung der Flotte unter dem Kapudan-Bei den Bosporus, und am 8ten folgte die zweite Abtheilung unter dem Kapudan-Pascha. An Bord des Schiffes, das Letzteren trug, befand sich Capitain Walker, der eigentliche Befehlshaber der Flotte, da der Kapudan-Pascha fast ganz von seinem Rathe sich leiten ließ. Ein anderer Engländer, Herr Lee, hatte die Sinekure eines Adjutanten des Pascha's, und ein Dritter befand sich als Capitain an Bord. Das Peiki Schewket kommandirte ebenfalls ein Engländer, Capitain Ford, unter dessen Befehlen auch zwei Britische Ingenieure standen; zwei Andere dirigirten das zweite Dampfboot, dessen Capitain ein Türke war. Am 10ten und 11ten nahm man in Gallipoli Brod ein, und am 12ten vereinigten sich beide Abtheilungen im Hellespont.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Kapudan-Pascha, als die Flotte den Bosporus verließ, wirklich die Absicht hatte, zu kämpfen. Sein ganzes Benehmen verkündete diese Absicht, und Capitain Walker that von seiner Seite Alles, was die Flotte so kampffähig als möglich machen konnte; ja er schrieb sogar ein Büchlein über nautische Manöver mit beigefügten Plänen, das ins Türkische übersetzt und unter die Offiziere der verschiedenen Schiffe vertheilt wurde. Am 12. Juni sah ich die Flotte mit vollen Segeln den Hellespont hinabfahren, und am 2. Juli traf ich das Britische Geschwader unter 35° 46' N. B. und 15° O. L., wenigstens 800 Englische Meilen von der Mündung des Hellespont. Am 19. Juni befand sich die Türkische Flotte bei Lampsakus. Schon am 4. Juli soll der Kapudan-Pascha den Tod des Sultans und die gänzliche Niederlage der Armee erfahren haben. Es blieb ihm also Zeit genug übrig, um den Französischen Admiral zu konsultiren und neue Maßregeln zu ergreifen, ehe die Britische Flotte ihn möglicher Weise erreichen konnte.

Nach der Aussage des Dragomans des Pascha's, der bekanntlich aus Aegypten entkam, hatte der Französische Admiral dem Letzteren gerathen, die Flotte nach Alexandrien zu bringen. Die Französische Gesandtschaft hat dies in einer Note an die Pforte für unwahr erklärt; der Dragoman verdient aber aus starken Gründen mehr Glauben. Ich bin sehr oft mit Armeniern in Berührung gekommen und behaupte, auf meine Erfahrung gestützt, unbedenklich, daß kein Individuum dieser Nation so etwas ausgesagt hätte, wäre es nicht begründet gewesen. Ich kenne fast alle Dolmetscher der Flotte, und namentlich ist mir Herr Avedik als ein Mann bekannt, dem es eben so wenig einfiele, eine Geschichte, wie die obige, aus der Luft zu greifen, als waffenlos und ohne Gefährten das Serai zu stürmen.

Am 12. Juni 1839 sah ich die Flotte zum letzten Male. Damals zählte sie in Allem:

8 Linienschiffe,
10 große Fregatten,
14 kleine Fregatten, Schaluppen, Briggs u. s. w.,
2 Dampfböte.

Wenige Wochen darauf liefen folgende Schiffe in den Hafen von Alexandrien ein und ergaben sich dem Pascha von Aegypten aus freien Stücken:

5 Linienschiffe,
7 Fregatten,
11 kleinere Fahrzeuge.

Die übrigen Fahrzeuge, namentlich: 3 Linienschiffe, 3 große Fregatten und drei kleinere Fahrzeuge, entkamen und fuhren nach Konstantinopel zurück.

Gegenwärtig besteht die Türkische Flotte in Konstantinopel aus:

4 Linienschiffen,
4 großen Fregatten,
3 Korvetten,
5 Briggs,
5 Dampfböten.

Auf den Werften von Sinope am Schwarzen Meere baut man ein Linienschiff und eine große Fregatte und bei Ischnit, am Marmora-Meere, ein Linienschiff von 110, desgleichen eine Fregatte von 50 Kanonen; es fragt sich aber sehr, ob diese Schiffe bei der gegenwärtigen Erschöpfung des Türkischen Schatzes zu Stande kommen werden. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Auch in Schweden giebt es Utopisten. Das neue Socialistenwesen, das in Frankreich durch Fourrier und in England durch Owen am entschiedensten sich ausgesprochen, hat auch in Schweden einen Vertreter gefunden. Herr Frederik Rådberg hat unter dem Titel „Friedland, romantisch-literarisch-politischer Traum" eine Schrift herausgegeben, in welcher er die alte Idee vom ewigen Frieden auf eine wenn auch nicht neue, doch gutgemeinte und fromme Weise ihrer Verwirklichung näher zu bringen glaubt, indem er einen großen Völkerbund vorschlägt, zu welchem sich alle Europäische Nationen, Germanischen, wie Romanischen und Slawischen Ursprungs, vereinigen sollen, um ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge auf einen gemeinsamen Zweck zu richten und dergestalt einen Bundesstaat zu bilden, der von einem Fürsten-Kongresse regiert und dessen Mittelpunkt das Utopische „Friedland" seyn soll. Da der Verfasser das Ganze schon auf dem Titelblatt als einen Traum ankündigt, so ist er wenigstens gegen die Beschuldigung sicher, solche auf Seifenblasen mit Regenbogenfarben gemalte Karte von Europa für die wirkliche Welt gehalten zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 22. Juni 1840.

Syrien.

Syrien unter der Verwaltung Mehmed Ali's.

Dargestellt in einem Schreiben des ehemaligen Britischen General-Konsuls zu Damaskus an Lord L . . .

Theurer Lord! Kein Land verdient so sehr einen Platz in der Erinnerung der Menschen, wie Syrien. Ohne von den göttlichen Erscheinungen zu sprechen, die es in den Augen der Völker heiligen, braucht bloß darauf hingewiesen zu werden, daß es dieser Boden war, wo die Phönizier den Keim einer mächtigen Civilisation entwickelten. Die Mythologie der Griechen nahm von ihnen die Bilder ihrer Gottheiten; die größten Handelswege nach Osten und nach Westen sind von ihnen entdeckt und belebt worden. Die Geschichte Babyloniens hat für uns das größte Interesse dadurch, daß sie auf Tyrus, Damaskus und Juda einwirkte und in den Annalen des letzteren niedergelegt ist. Griechenland, Rom, Aegypten und Persien lösten sich einander ab in dem Besitze und der Verwüstung des Landes; der Islam gründete einen mächtigen Thron daselbst und verlegte später den Schauplatz des ungeheuren Kampfes zwischen dem Kreuze und dem Halbmonde dahin, und jetzt hat eine Revolution von Aegypten her das Land, nachdem es lange vergessen war, wieder zu solcher Bedeutsamkeit erhoben, daß die Augen der Welt dahin, wie auf einen Punkt gerichtet sind, auf dem über allgemeinen Krieg oder Frieden entschieden wird.

Auch noch lebende Reste des Alterthums bietet uns Syrien dar. In Naplus nämlich, dem alten Sichem, leben noch einige, vielleicht die einzigen, Abkömmlinge der zehn Stämme Israels. Sie bewahren noch immer ihren alten Samaritanischen Pentateuch und beobachten auf dem Gipfel des Berges Garizim die Gebräuche und Opfer des Samaritanischen Kultus. Ich hatte ihnen einen kleinen Dienst geleistet, dafür machten sie mir einen Brief zum Geschenk, den sie vor zweihundert Jahren von einer Kolonie ihrer Brüder in Indien erhielten, die sich damals über den Zustand Samariens erkundigten, von denen man aber seitdem nichts weiter hörte. Als ich einmal gegen Sonnen-Untergang vor dem Friedhof von Sichem vorüberging, der am Fuße des Garizim liegt, bemerkte ich zwei Samaritanerinnen, die mit sichtbarer Wehmuth auf die Gräber schauten, worin die Trümmer ihres Geschlechts enthalten sind, das jetzt für immer zu verschwinden droht. Als ich ihnen nahte, brachen sie das Schweigen, und mit einem Tone voll tiefer Trauer fragten sie mich, ob ich keinen Ort auf dem Erdboden wüßte, wo noch Glieder ihres Volkes zu finden wären; und wenn ich solche fände, so sollte ich ihnen doch im Namen der Brüder sagen, daß sie ins Land der Vorfahren zurückkommen mögen, damit doch die Gräber nicht ohne Wartung und der heilige Berg ohne Anbeter bliebe.

Die Abkömmlinge Ismaels sind heute in ihren Gebräuchen und Sitten noch so wie Abraham und seine Söhne. Die Sprachen des Alterthums sind noch die modernen Sprachen Syriens zum Theil. Die Syrische Kirche zählt nach der Alexandrinischen Aera, während in den Schluchten der Gebirge noch Heiden zu finden sind, kurz Alles trägt noch den Stempel der Vorzeit. Eben dieses Festhalten am Uralten hinderte bisher den Uebergang zu einer Volksthümlichkeit. Es giebt nur Familien, kein Volk in Syrien. Fast die ganze Bevölkerung des Landes ist in mehr oder minder große Geschlechter getheilt, die jedes seinen Stammbaum hinauf zu einem Erzvater oder mit ihm ebenbürtigen Ahnherrn rücken, und diese Geschlechter hängen durch nichts weiter zusammen, als durch gemeinschaftliche Unterdrückung. Der Jude haßt den Samaritaner, obgleich er der Abstammung nach so nahe mit ihm verwandt ist. Griechen und Maroniten, Syrische und Lateinische Kirche, obgleich sie eine und dieselbe Wiege haben und unter gleicher Tyrannei seufzen, sind unter einander so verfeindet, daß der Haß gegen ihre Unterdrücker nur als ein leichtes Schmollen im Vergleiche mit dem unversöhnlichen Haß erscheint, mit welchem sie sich gegenseitig verfolgen. Auch die Moslems, die alle das Gebot des Propheten anerkennen, sind doch in Sekten getheilt, die einander als Ketzer und Ungläubige behandeln. Drusen, Ansarier, Türken, Araber und Europäer bleiben vereinzelt mit ihren Gewohnheiten und Einrichtungen. Jedes dieser Völker fast bewohnt noch die Oerter, wohin ihre Vorfahren durch Niederlage oder Sieg gekommen sind; und da die Türken bei ihren Eroberungen immer die Verfassung der Länder bestehen ließen, sobald sie nur Tribut entrichteten, so kam es, daß die tapferen Bewohner der Syrischen Gebirge beinahe in voller Unabhängigkeit geblieben sind.

In den großen Städten bekennen sich die Moslems zu einer der vier orthodoxen Sekten*), wenn sie auch von einer verschiedenen Race abstammen. Die Städte Damaskus, Tripoli, Jerusalem und Aleppo hingegen genießen ein religiöses Ansehen, welches ihnen Vorrechte und Freiheiten gab, die für ihre Bevölkerung zu mancherlei Vorurtheilen und Interessen führten. Die Vornehmen dieser Städte (und vorzüglich in Damaskus) sind Sprößlinge sehr alter und reicher Familien, die einst hier in Glanz und Herrschaft lebten. Der jetzige Mufti aus dem Hause Mirad zählt acht seiner Ahnen als frühere Muftis. Ein in gerader Linie abstammender Nachkomme des ersten Chalifen, Abubeker, hält sich in Damaskus auf, wo er bedeutende Grundstücke besitzt, und die meisten Beys dieser Stadt sind Abkömmlinge der ersten Anhänger (Gefährten) des Propheten. Solche Familien sind oft eine große Stütze für die Bevölkerung gegen tyrannische Befehle der Paschas.

Auf dem Libanon, zu Bethlehem und in einigen Distrikten des Hauran waren die Christen einig und tapfer genug, um sich in einem Zustande von beinahe gänzlicher Unabhängigkeit zu erhalten. Die Juden in den Städten haben zwar eben so wie die Christen vom Hochmuth der Muhammedaner zu leiden, sie besitzen überdies kein eigenes Land; dennoch haben sie Mittel gefunden, ihr Joch zu erleichtern. So beherrschte die Familie Farhi indirekt viele Jahre die Angelegenheiten zu Akre und Damaskus.

Die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung haben der Tyrannei der Paschas wohl oft einen Damm entgegengesetzt; aber noch öfter haben sie dieselben verhindert, etwas allgemein Gutes zu vollführen. Es war der Pascha meist ein Fremdling und ein von Anklägern verfolgter Beamte, den die Pforte nur als den Pächter der Provinz betrachtete. Auf ein Jahr in der Regel ernannt, kam er in das Paschalik, um schnell den Tribut, das heißt das Pachtgeld, einzutreiben, wurde bald von den bevorrechteten Familien, die am Hofe immer Verwandte haben, verfolgt und abberufen. Solchen Zustand von Anarchie beobachtete lauernd Mehmed Ali, um bei eintreffender Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Sie traf im Jahre 1831 ein. Nach vielen vorhergegangenen Intriguen und Streitigkeiten zwischen ihm und dem jungen ehrgeizigen Pascha von Akre, Abdallah, brach er in Syrien ein, belagerte das berühmte Akre acht Monate und nahm es, glücklicher als früher Bonaparte, mit Sturm. Im Dezember 1832 vernichtete er die Armee des Sultans bei Koniah und erhielt zu Anfang des Jahres 1833 im Vertrag zu Kutayah ganz Syrien und den Distrikt Adana gegen einen Tribut von 6000 Beuteln.

Die Aegyptische Armee beobachtete bei ihrem Zuge durchs Land die strengste Mannszucht. Seinerseits sprach Ibrahim von Nichts als von Verbesserungen, und obgleich er sich gar nicht beeilte, den Altgläubigen zu gefallen, so war doch Jedermann voller Zuversicht in Hinsicht seiner Macht und seines guten Willens. Seine Truppen bestanden aus Veteranen voll Vertrauen auf sich selbst und auf das Feldherrntalent des Führers. In allen Provinzen der Türkei hat der Erfolg dem Pascha viele Anhänger geworben. Europa betrachtete ihn mit zunehmender Gunst; besonders war England geschäftig, die Morgenröthe der neuen Macht zu begrüßen. Während Rußland seinen General-Konsul von Alexandrien abrief, schickte England eine diplomatische Person hin und gab ihr den Titel Minister. Hätte der Pascha es verstanden, in Syrien das System eines erleuchteten Gouverne-

*) Die Muhammedaner erkennen vier orthodoxe Sekten an: Sunniten, Haneffiten, Malekiten und Hanbaliten.

ments anzuwenden, hätte seine Verwaltung nur die Wohlfahrt des Landes im Auge gehabt, so wäre seine Stellung ungemein befestigt worden durch die Liebe der Beherrschten und durch die Anerkennung Europa's, welches ohnehin schon für ihn günstig gestimmt war.

Ich will nicht behaupten, daß tief eingewurzelte Vorurtheile irgend einer neuen Verwaltung freundlich entgegenkommen. Die Vorrechte Einzelner und die Freiheiten der Gesellschaften mußten geschont werden und hemmten den wohlthätigen Einfluß eines selbst guten Systems. Auch ist es nicht zu leugnen, daß die Stellung des Pascha dem Sultan gegenüber ihm manches schwere Hinderniß in den Weg legte, während man andererseits von ihm, dem neuen und nicht legitimen Herrn, mehr forderte, als von dem Sultan, unter dessen langer Herrschaft Mißbrauch und Gewalt zur Gewohnheit geworden sind. Allein die Umstände, unter welchen er die Zügel der Regierung ergriff, hätten sich wohl geeignet, viele Förderung des Gemeinwohls zu erlauben. Die Stimmung im Lande war für ihn; die Einwohner huldigten überall seiner Macht, so sehr man sich auch von Konstantinopel aus mühte, das Gegentheil zu erzielen; ja sogar eine starke Erhöhung der Steuern ließ man sich gefallen. Aber er stieß überall durch seine harten Maßregeln an und erbitterte besonders durch sein drückendes Conscriptions-Gesetz, das bis auf diese Zeit in Syrien etwas Unerhörtes war. Der große Widerstand gegen dieses System macht eine eigene Armee nöthig, und was dem Pascha die Conscription zuführt, das verliert er wieder durch die nothwendigen Truppensendungen nach den widerspenstigen Gegenden. Man schätzt die Armee, welche in Syrien lagert, auf 100,000 Mann; bei der Schlacht von Nisibis hatte Ibrahim nicht mehr als 30,000, die übrigen 70,000 Mann mußten für die Niederhaltung der Einwohner zurückbleiben, und das Land zählt im Ganzen wenig mehr als eine Million. Hätte Mehmed Ali sich mit einer geringen Armee begnügt, die nicht durch Zwang zusammengetrieben ist und aus lauter unzufriedenen Menschen besteht, so würde er nicht die Schätze des Landes ruinirt haben, und er würde an der Bevölkerung, im Falle eines Krieges mit der Pforte oder einer Europäischen Macht, eine tapfere und hingebende Stütze haben, während jetzt die Syrer ihm fluchen und beim Kriege nur noch schwanken, ob sie nach Hause oder zum Feinde laufen sollen.

In einer Unterredung, die ich mit Ibrahim hatte, zeigte mir derselbe, daß ihm diese Ansichten nicht fremd sind; aber Mißhelligkeiten zwischen seinem Vater und ihm haben ihn bewogen, von der Civil-Verwaltung Syriens ganz abzustehen. Auch muß man nicht vergessen, daß die Rathgeber eines Despoten viel schweigsamer sind, wenn sie etwas Gutes rathen sollen, welches Vorurtheile bekämpfen, aber sie auch um ihren Einfluß bringen kann. Ich weiß aus Erfahrung, daß in der Umgebung Ibrahim's Männer sind, die so dachten wie ich, aber sie fürchteten für ihre Stelle mehr, als für die Verwaltung des Landes. Am wenigsten aufrichtig sind die Europäer in seinem Gefolge.

Die Aegyptische Administration in Syrien fing mit einer neuen Personalsteuer, Ferde, an, der alle männliche Einwohner vom 12ten und 14ten Jahre an unterworfen wurden. Anfangs war diese Kopfsteuer nach Verhältniß des Vermögens der Individuen von 15 bis 500 Piaster steigend. Auch die Christen mußten zahlen, obgleich sie, wie alle Nicht-Muhammedaner, schon den Charadsch zahlen. Personensteuer zahlten die Moslems bisher noch nicht; die Hauptquelle der öffentlichen Einnahmen war eine Grundsteuer, Miri genannt, und eine andere Steuer, Gralli, welche von der Aerndte erhoben wurde. Außerdem nahm man oft, unter dem Vorwande dringender Umstände, eine unregelmäßige Steuer, die man Balz nannte. Diese Taxen wurden schlecht bezahlt und schlecht eingetrieben. Auf dem Wege von der Tasche der Steuerpflichtigen bis zu den Kassen des Staatsschatzes ging ein großer Theil verloren. Der Aegyptische Herrscher war gleich anfangs strenger beim Eintreiben und war nicht zufrieden mit der vollständigen Zahlung der alten Steuern, sondern legte neue auf, sobald die Lage des Ortes oder die Vermuthung von Wohlstand nur den scheinbarsten Grund boten. Folgende Tabelle zeigt den Finanzstand von Damaskus unter der jetzigen Verwaltung im Verhältniß zur Türkischen. Auf die Genauigkeit der Angaben kann man mit Zuverlässigkeit bauen, und darf man auch von Damaskus auf die anderen Provinzen schließen.

Unter der Türkischen Regierung.

Miri	11—12,000	Beutel
Gralli	2,000	"
Balz	2— 4,000	"
Balz der Lokal-Behörden	2— 3,000	"
	17—21,000	Beutel
	(oder 2,625,000 Francs).	

Unter Mehmed Ali.

Miri	20,000	Beutel
Gralli	2,000	"
Ferde (neue Steuer)	10,000	"
	32,000	Beutel
	(oder 4,000,000 Francs).	

Der Unterschied beträgt demnach wenigstens 11,000 Beutel.

Die neue Steuer, Ferde, allein ist so groß wie die Hälfte der früheren Steuern zusammengenommen. In Akre beträgt der Ferde 13,000 und in Aleppo 7000 Beutel. Diejenigen, welche ihr Lob Mehmed Ali's in Betreff der Verwaltung Syriens darauf gründen, daß er die einzelnen Erpressungen der Lokal-Behörden beseitigt hat, müssen doch auch zugeben, daß er systematisch das Land mehr erschöpft. Aber selbst die einzelnen Auflagen werden nicht selten willkürlich gefordert, obgleich das verarmte Land an den erschwerten Steuern mehr zu tragen hat. Früher waren es die einzelnen Reichen, die von habsüchtigen Gouverneuren gedrückt wurden. Mehmed Ali duldet dies nicht mehr; er bestraft sogar dergleichen Erpressungen. Allein er fängt die Leute nur unter anderem Namen aus. Ich will hiervon einige Beispiele anführen: Die Regierung kauft jedes Jahr für den Dienst große Quantitäten von Getraide, Oel, Bauholz, Fourage u. Einzelne Provinzen und einzelne Gutsbesitzer werden aber gezwungen, zu einem geringen Preis diese Vorräthe abzuliefern. Baares Geld bekommen die Besitzer niemals, man rechnet ihnen das Gelieferte an ihren Steuer-Gebühren ab. Und nachdem selbst das Maaß von der Regierung willkürlich bestimmt wird, müssen die Verkäufer den Gegenstand noch auf ihre Kosten nach den Magazinen, die manchmal drei Tagereisen entfernt liegen, bringen. Hat nun das Gouvernement seine Magazine voll, so wartet es den Zeitpunkt ab, wo die Früchte steigen, und verkauft dann wieder mit Gewinn, zum großen Schaden der Landbauer, wohlfeiler als diese, welche abermals 20 Prozent verlieren.

Im Jahre 1833 verlangte man von dem Distrikt Hauran 1700 Gararas (ein Getraidemaaß) Korn und 2300 Gararas Gerste, ersteres zu 4 und letztere zu 2½ Piaster. Aber die Regierung brauchte die Quantität nicht auf einmal und ließ sie daher in den Speichern der Landleute bis auf Weiteres. Als man nachher die Rechnungen abschließen wollte, fand sich, daß den Bauern nach Abzug des Miri noch 600 Beutel herauskamen. Statt zu bezahlen, erklärte die Regierung, daß der Ueberschuß für den Miri des kommenden Jahres bleiben solle. Auf ihre Gefahr und auf ihre Kosten haben die Landleute demnach das Getraide aufspeichern müssen, das, da es gewöhnlich zum niedrigsten Preise abgegeben werden muß, von der Regierung zum Ruin des Landbaus billiger verkauft wird. Heißt dies nicht Erpressung und unregelmäßige Steuer? Und darf man sich wundern, wenn in Hauran immer aufrührische Bewegungen stattfinden?

(Schluß folgt.)

Afghanistan.

Sturm und Einnahme von Ghesni (Gasna, Ghisni).

Nach brieflicher Mittheilung eines Britischen Offiziers.

Am 23. Juli (1839) waren wir mit Tagesanbruch unter Waffen und marschirten in einzelnen Corps nach dem Versammlungs-Platze, der etwa eine Viertel-Meile von der Festung ablag. Auf diesem Platze erheben sich zwei ungeheure Säulen, von 150 Fuß, die Sultan Mahmud von Ghesni errichtet haben soll.*) Hier wurde aus vier Regimentern eine Brigade gebildet und der Oberbefehl Herrn Sale, dem Obersten des 13ten Regiments, übertragen. Dieser schon früher sehr rühmlich bekannte Offizier entsprach dem Vertrauen, das man ihm bewies, auf ausgezeichnete Weise. Kaltblütig und fing berechnend in seinen Manövern, war er zugleich einer der Ersten beim Eingang in die Festung; auch erhielt er bei dieser Gelegenheit einen wüthenden Säbelhieb ins Gesicht; und nur die Geistesgegenwart seines alten Waffenbruders, des Capitain Kershaw, rettete ihn vom Tode. Beide waren schon zu Boden gestreckt; dennoch gelang es Kershaw, dem Menschen, der den Brigadier überfallen hatte, seinen Degen durch den Leib zu rennen. Doch ich muß meine Erzählung fortsetzen.

Wir verweilten über eine Stunde lang bei den Riesenpfeilern, deren ich schon gedacht, und schmauchten ruhig unsere Pfeifen, während der Brigadier auf die leutseligste Weise mit uns plauderte. Als endlich alle Vorkehrungen getroffen waren, ertönte das willkommene „Vorwärts Marsch!" und die Kolonne setzte sich ganz still in Bewegung. Als wir dem Fort uns näherten, errieth der Feind zum ersten Mal unsere Absicht, und das Feuern begann gleichzeitig von beiden Seiten. Ich für mein Theil fühlte — ich weiß nicht, wie es zuging — die sehr komfortable Ueberzeugung, daß ich nicht einmal eine Wunde empfangen, geschweige denn fallen würde; so schritt ich denn unter einem Hagel von Kugeln und Bomben, die um meine Ohren pfiffen, die Erde aufrissen und in allen Richtungen platzten, getrost vorwärts. Es war das prächtigste Schauspiel, das man sich denken kann; die Blitze der Kanonen und die blauen Lichter, welche von den Mauern herabhingen, um uns den Weg zu zeigen, gaben jedem Gegenstand ein schauerliches, wahrhaft höllisches Kolorit; denn noch graute kein Morgen an dem nächtlichen Himmel. Ein steiler Pfad führte dem massiven Thore einer der Bastionen zu. Einige Minuten vor unserer Ankunft war dieses Thor durch die Gewalt von 300 Pfund Pulver zerschmettert worden; die leichten Compagnieen drangen im Sturmschritt hinein, und dicht hinter ihnen folgte die Kolonne. Der brave Ingenieur, der die Batterie abgefeuert hatte, war in Folge der Erschütterung besinnungslos niedergestürzt; als er wieder zu sich kam und weder einen Ausgang noch einen Lichtschimmer sah — es war nämlich eine Wendung im Thorbogen — bildete er sich ein, es sey noch ein inneres Thor zu bewältigen, und ließ unglücklicher Weise zum Rückzug blasen. Diesem Signal wurde nur allzu schnell Folge geleistet, wobei denn Viele ihr Leben verloren, da nur ein rasches Vordringen uns einen glücklichen Erfolg sichern konnte. Von dem andringenden Haufen überrannt, fiel ich in Schutt und Balkensplitter, während ein ganzes Detaschement über meinen Körper passirte. Die erste solide Stütze, die ich beim Herumtasten fand, war

*) Dieser Fürst aus Türkischem Stamme, der die Gasnovidische Dynastie in Persien auf den Thron brachte, eroberte im J. 1013 Kaschmir und Hindostan. Die Obergewalt seines Hauses dauerte kaum 11 Jahrhunderte: es erlag dem gleichfalls Türkischen Stamme der Seldschucken, die Mahmud selbst 1030 über den Orus nach Chorasan geführt hatte.

der Kopf eines Leichnams. Mit Hülfe dieses point d'appui richtete ich mich empor und half dann die Ordnung wieder herstellen.

Begeistert von dem Britischen Schlachtruf, zogen wir von neuem stürmend heran, und zwar dieses Mal mit solcher Raschheit, daß wir — ich meine die Compagnie, zu der ich gehörte — trotz aller Hiebe, Stiche und Schüsse unverletzt durch die Bastion eindrangen. Nur unser Fahnen-Sergeant erhielt einen Schuß in den Kopf, von dem er schwerlich genesen wird. Einen härteren Strauß aber hatte der Vortrab, vor Allem jedoch die Nachhut. — Einige von der Mannschaft wurden buchstäblich in Stücke gehauen; auch ist dies kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Feinde krumme Säbel führten, deren Klinge über zwei Zoll breit war. Ich selbst nahm einen solchen Säbel dem Ersten, der mich um Pardon bat, aus den Händen. Sobald wir innerhalb der Mauer uns befanden, war die Stadt unser; zwar wurden noch einzelne Soldaten durch gelegentliche Schüsse aus Winkeln und Mauerlöchern niedergestreckt; aber auf jeden dieser Schüsse antworteten wenigstens zwanzig Musketen. Wir machten 2000 Gefangene, und, was das Beste von Allem war, auch ein Sohn des Dost Muhammed, der die Festung kommandirt hatte, kam in unsere Gewalt. Dieser Prinz kann sich immer noch nicht erklären, wie die Festung genommen worden ist, und behauptet (nicht ohne Grund), die Europäer kämpften ganz anders als die Asiaten. Der Schrecken, den die plötzliche Erstürmung ihrer bis dahin uneinnehmbaren Festung den Feinden eingejagt, war so groß, daß sie nicht einmal den Versuch machten, ihre Citadelle zu vertheidigen; zwanzig Minuten nach fünf Uhr (des Morgens) wehte schon die Britische Flagge mit der des Schach Sudscha von diesem Kastelle.

Jeder von den Stürmenden hatte feierlich versprechen müssen, das Leben der Gefangenen zu schonen. Waren diese auf die Barmherzigkeit des Schachs angewiesen, so blieb ihnen geringe Hoffnung übrig. Nur sehr Wenige, die sich weigerten, Pardon zu nehmen, und noch kämpften, nachdem das Fort übergegangen war, wurden füsilirt, wie es in solchen Fällen Kriegsbrauch ist. Wir hatten 132 Todte und Verwundete, eine verhältnißmäßig geringe Zahl, da mehr als 1600 Mann am Sturme Theil nahmen; hätten wir einen mächtigen Artillerie-Park mit uns geführt, so würden wir den Platz selon les règles genommen, aber auch ohne Zweifel das Dreifache an Mannschaft eingebüßt haben. Die Todten und Verwundeten des Feindes konnten wir unmöglich berechnen, da Viele von ihren Freunden fortgeschleppt wurden und Andere fortkrochen, um in den Gräben zu sterben. Auf unserer Seite ist die Zahl der Verwundeten viel bedeutender, als die der Gefallenen, und die meisten von den Ersteren versprechen baldige Genesung. Diejenigen, deren Zustand das Weiterreisen nicht erlaubt, müssen als Garnison in Ghesni zurückbleiben. Diese armen Teufel werden wenigstens ein komfortables Obdach haben, da man sie in dem vornehmsten Gebäude unterbringen wird, welches halb Palast und halb Citadelle ist. Die geräumigen Säle und zierlichen Schlafzimmer desselben sind ganz im Französischen Stile, und aus den Fenstern übersieht man eine prächtige Landschaft.

Das alte Ghesni liegt am Fuße einiger Anhöhen, ungefähr zwei Englische Meilen von dem Fort, und hat wegen der umliegenden Gärten und schön belaubten Bäume ein malerisches Ansehen. Die Stadt ist sehr alterthümlich; sonst aber hat sie nichts Merkwürdiges aufzuweisen, als das Mausoleum des Mahmud mit seiner Pforte von Sandelholz aus Delhi. Da dieses Monument jetzt beinahe 900 Jahre alt ist, steht es in solchen Ehren, daß ein besonderer Artikel des letzten Vertrages zwischen Rendschit Singh und dem Schach Sudscha-ul-Mulk ihm allein gewidmet war. Seine Wiederherstellung war das Einzige, worauf der Schach nicht eingehen wollte.

Wir sind jetzt noch zehn bis zwölf regelmäßige Tagemärsche von Kabul entfernt, können aber die Reise in kürzerer Zeit zurücklegen, wenn forcirte Märsche nothwendig befunden werden. Obgleich Dost Muhammed von Rendschit Singh's und unseren Truppen eingeengt ist, und obgleich er Ghesni verloren hat, seine einzige Festung, die bedeutende Magazine von Pulver und Kugeln und Vorräthe für sein Heer auf zwei Jahre enthielt, so darf man doch von seiner Entschlossenheit und Ausdauer erwarten, daß er uns zwischen hier und Kabul noch einmal die Spitze bieten werde. Die Zahl der ihm treu gebliebenen Afghanen kann man, da Dost Muhammed sehr beliebt war, nicht unter 8000 bis 10,000 Mann anschlagen. Vielleicht läßt er sich's einfallen, über die Berge nach Buchara zu ziehen, und in diesem Falle mag Gott allein wissen, wie lange wir genöthigt seyn werden, hier in Garnison zu liegen. So eben verbreitet sich ein Gerücht von dem Tode des Rendschit Singh; sollte es begründet seyn und neue Thronbewerber sich erheben, so werden wir nach dem Pendschab marschiren müssen, da Großbritanien dem Neffen und adoptirten Erben Rendschit's die Thronfolge garantirt hat.

Nachschrift aus dem Lager bei Murghera, vom 5. August.*)

Unsere großen Erwartungen sind nicht eingetroffen, der Fall von Ghesni war ein zu harter Schlag, und wir werden ohne Schwertstreich in Kabul einziehen. Dost Muhammed hatte zwar den besten Willen, das Aeußerste zu wagen, aber sein ganzes Heer ließ ihn im Stiche. Er rettete sein Leben durch die Flucht und ließ 21 geladene Kanonen zurück, die wir sofort in Beschlag nahmen. Capitain Datram verfolgte ihn mit einem kleinen Detaschement unserer leichten Reiterei und einem bedeutenden Corps Afghanen, befehligt von Hadschi Chan. Alle Tage kommen Häuptlinge mit ihren Gefolgen, um dem Schach Sudscha ihre Huldigung darzubringen. Ihr Kostüm und das Geschirr ihrer prächtigen Rosse sind höchst malerisch. Sie rühmen sich ihrer Geschicklichkeit als Reiter und scheinen sehr um Beifall zu geizen. Bald machen sie Evolutionen wie unsere Kunst-Reiter, bald feuern sie in gestrecktem Galopp ihre Flinten ab; doch zielen sie dabei nach keinem besonderen Gegenstand, aus Besorgniß, ihn zu verfehlen. Man sollte denken, daß Leuten, die ihren König im Stiche gelassen haben, eine bescheidenere Aufführung geziemte!

(U. S. J.)

*) Murghera liegt nur 22 Englische Meilen von Kabul.

Frankreich.

Französische Sitten und Zustände.

Geschildert von einem Engländer.

VI. Einiges über den Französischen National-Charakter.

Ich halte das Temperament eines Franzosen, gleich dem eines Welschen, für jähzornig. Es wäre mir sehr unangenehm, selbst wenn ich die Kraft und das Geschick eines Preiskämpfers vom ersten Rang besäße, einen Franzosen, der ein Messer oder irgend eine tödtliche Waffe in seiner Nähe hat, zu schlagen. Ein Freund von mir, ein Besitzer von Dachshunden, bekannt durch den Gebrauch seiner Fäuste, machte vor einigen Jahren diesen Versuch und mußte ihn streng büßen. Er wurde auf die infamste Weise niedergestoßen und lag eine lange Zeit danach an den Folgen dieses Stoßes danieder. Ein Beispiel dieses jähzornigen und unritterlichen Verfahrens kam auch vor einigen Wochen in Calais vor. Ein Mann, der Besen verkaufte, legte ein Bündel davon dicht an die Thür eines Kaffeehauswirths. Daraus entstand ein Wortwechsel, und der Letztgenannte schlug dem armen Besenhändler mit einer leeren Flasche, die er gerade in der Hand hatte, auf den Kopf, so daß er auf der Stelle todt blieb. Diese Heftigkeit sticht ungemein ab von den übrigen Charakterzügen der Franzosen, unter denen ihre Humanität und Gutherzigkeit die erste Stelle einnehmen. Was überhaupt ihre Sitten betrifft, so will ich zuerst die Worte des Dr. Moore anführen, der sich lange in Frankreich aufhielt und dem man gerade nicht nachsagen kann, daß er frei von Vorurtheilen zu Gunsten seiner Landsleute sey. „Höflichkeit und gute Sitten", sagt er, „sind in Frankreich, obgleich in verschiedenen Graden, unter allen Ständen zu Hause, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Handwerker. Dies ist ein hervorstechenderer Zug des Französischen National-Charakters als die Unruhe und der Leichtsinn, welchen man den alten wie den neueren Bewohnern dieses Landes immer zugeschrieben hat. Der Mächtige ist höflich gegen seine Untergebenen, der Glückliche gegen den Unglücklichen; selbst der Bettler, indem er Almosen fordert, thut dies als homme comme il faut, und wenn seine Bitte ihm nicht gewährt wird, so kann er wenigstens sicher seyn, daß sie mit einem Schein von Humanität und nicht mit Grobheit oder Schimpf zurückgewiesen werden wird. Diese, wie alle allgemeine Bemerkungen über die Sitten und den Charakter einer Nation, hat ihre Ausnahmen, aber im Allgemeinen sind feine Sitten in Frankreich vorherrschend. Was ihre Eitelkeit betrifft, so ist dieselbe ein sehr verzeihlicher Fehler, der über die Menschen überhaupt solche Gewalt hat, daß nicht bloß die heiteren Blumen der Jugend, sondern selbst der ausgetrocknete Busen des Alters unter seinem Einfluß sich erweitert und starke Zeichen von Regsamkeit giebt."

Ein Franzose zeigt seine Gutmüthigkeit und Höflichkeit selbst in den unbedeutendsten Dingen. Er wird z. B. nie eine Prise Taback nehmen, ohne Dir seine Dose anzubieten, magst Du ihm auch noch so fremd seyn. Doch das Anbieten der Tabacksdose als ein Zeichen der Freundschaft ist eine alte Sitte, und noch älter ist die Sitte, daß Männer und Frauen einander öffentlich küssen, und ich gestehe, es ist ein schöner Rest alterthümlicher Sitten. Sie ward in der That von den Alten so treu beobachtet, daß, wie Sueton uns erzählt, Nero für einen Grobian galt, weil er sie verletzte. Die Franzosen begrüßen sich auf diese Weise, sowohl wenn sie mit einander zusammenkommen, als wenn sie sich trennen.

Nach einer vereinzelten Thatsache läßt sich das Temperament und das Benehmen der Franzosen im geselligen Leben beurtheilen. In der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts gab es mehrere Duelle (von denen eines einen unglücklichen Ausgang nahm) unter den Engländern, während ich nur von einem einzigen weiß, das unter den Franzosen vorfiel, mit Ausnahme der Soldaten. Und was die allgemeine Moral betrifft, so will ich mich auf eine Klasse von Leuten berufen, die man den Bodensatz der Gesellschaft nennen kann, ich meine die beim Fischhandel betheiligten Personen, die Billingsgate-Bevölkerung Frankreichs, und auch die Bootsleute. Ich war in den letzten zwei Jahren zweimal in Gefahr zur See, einmal auf einem Französischen offenen Boot, das andere Mal auf einem Englischen. Man höre, wie sich die Schiffer benahmen. Der einzige Ruf, den ich auf dem Französischen Boote hörte, war fort oder vite, was so viel heißen soll, als „zieht stark an, Jungens", wenn sie eine Woge auf uns heranstürzen sahen, während auf dem Englischen fast jeder Ruderschlag von einem lästerlichen Fluch begleitet war. Dann zeichnen sich die Fischer der Französischen Küste und besonders von Calais durch ihre religiöse Gewissenhaftigkeit aus, die sie mitunter bis zu abergläubischer Furcht treiben; aber die wildesten religiösen Vorstellungen sind besser als gar keine, und ich fürchte sehr, daß den Dover-Bootsleuten in dieser Beziehung fast Alles fehlt. Doch dürfen, wie Goldsmith bemerkt, „Fremde, wenn sie an solchen Scenen Anstoß nehmen, die dem, was sie im eigenen Lande sehen, so unähnlich sind, ihre Vorstellung von den Engländern nicht nach den Tugenden und Lastern des gemeinen Volks bilden, insofern dieses seine Fehler dem Fremden rückhaltslos zur Schau legt, seine Tugenden aber nur dem forschenden Auge des Philosophen zeigt." Aber einen Mangel

rügt er an seinen Landsleuten, der nicht zu bestreiten ist. Fremde, die England besuchen, finden wenig von jenen kleinen Zuvorkommenheiten, wie sie anderswo so häufig sind und welche Zeichen gegenseitigen Wohlwollens sind, ohne daß eine nähere Bekanntschaft vorausgegangen ist, und so werden die Fremden leicht geneigt, wenn sie in die Heimath kommen, England als das Land des Spleens, der Grobheit und der üblen Laune zu schildern. Das ist es gewiß nicht, obgleich die naiveté vivace der Franzosen gerade nicht zu seinen charakteristischen Zügen gehört.

Es ist ein großes Fest für mich, zwei Franzosen in Wuth gegen einander zu sehen. Da es gesetzlich verboten ist, zu schlagen, oder, wie wir sagen, „zu sehen, wer mehr kann", so haben sie zum Ersatz dafür nichts als die Zunge und die lächerlichsten Geberden von der Welt. Ich sah einmal einen Anlauf zu einem Kampf zwischen zwei Französischen Arbeitern, die nicht wenig Stolz dabei zur Schau trugen. Nicht ein Schlag fiel, der die Nase eines Kindes bluten gemacht hätte; und beim vierten Gang rannte der eine von den Kämpfenden mit dem Kopf gerade an den Bauch seines Gegners: dies machte dem Kampf ein Ende, und sogleich umarmten sich Beide. Ich habe vergessen, zu bemerken, daß Beide etwas benebelt waren; aber es war wirklich eine lächerliche Affaire. Es gab zwei oder drei Kämpfe um Geld, zwischen einigen Nottinghamer Bortenwirkern, die hier sind, wobei viele Franzosen ihres Standes zugegen waren, welche nicht ermangelten, zu bemerken, daß sie große Narren wären, sich so herumzuschlagen, zumal da Einer von ihnen die Schlacht und das Geld zugleich verlieren müsse.

Noch ein Wort über das, was wir die Gesichter eines Franzosen nennen und was hauptsächlich einer natürlichen Lebendigkeit des Temperaments zuzuschreiben ist, obgleich es oft nur zu einem starken Ausdruck der Gefühle angewendet wird. Es ist ganz gewiß etwas fast Unwiderstehliches in dem von einer eigenthümlichen Gesichtsgeberde begleiteten Achselzucken eines Franzosen. Diese Geberden erinnern Einen an das, was von den Ersten der alten Römer, die kühn genug waren, die pantomimische Kunst zu versuchen, erzählt wurde — nämlich daß sie Männer waren, deren beredte Hände an jedem Finger eine Zunge hatten, die da sprachen, wenn sie still waren — „dum tacent, clamant."

Zu den unbedeutenderen Eigenthümlichkeiten der Franzosen gehört ihre leidenschaftliche Sucht, einen großen Linnen-Vorrath zu besitzen. Auf meinen Ritten durchs Land in seinen entferntesten Theilen erstaunte ich oft über die Menge, die ich an Hecken zum Trocknen ausgebreitet sah und die einem Hause gehörte, das vielleicht nur von einem kleinen Pächter, wo nicht gar Tagearbeiter bewohnt war. Der Besitz eines solchen Schatzes macht gewiß der Industrie der Besitzer viel Ehre, aber er ist auch, meiner Ansicht nach, von einem ernsten Uebel begleitet: er verleitet sie nämlich, alle während sechs Monate gebrauchte Wäsche im Hause zu behalten und nur zweimal jährlich zu waschen.

Obgleich ich bemerkt habe, daß innerhalb der letzten zwei Jahre das Laster des Trinkens mir so wie Anderen in der Nähe von Calais im Zunehmen begriffen schien, so ist doch im Allgemeinen die Mäßigung der niederen Stände bei den Franzosen zu rühmen, und ich kann ein merkwürdiges Beispiel davon anführen. Zur Buße für einigen Schaden, den meine Hunde drei benachbarten Marktgärtnern angethan, indem sie über ihre frisch gesäeten Beete hinwegliefen, gebe ich ihnen jährlich ein Diner von Roastbeef und Plumpudding. Letzte Woche war wieder der Jahrestag, und nach einer mäßigen Vertheilung von Ale, wobei Jeder kaum eine Kanne bekam, wurde eine Flasche mit Branntwein vor ihnen hingestellt, blieb aber unberührt. Wie viel wäre davon in meinem Vaterlande übrig gelassen werden!

Die Franzosen scheinen mir nicht bloß für Handlungen der Höflichkeit und Achtung sehr empfänglich zu seyn — in der That, man darf nur höflich gegen sie seyn, und man kann Alles mit ihnen machen — sondern auch sehr dankbar für wirkliche Wohlthaten; ich spreche jetzt von den niederen Ständen und will ein oder zwei Beispiele geben. Zur Zeit, als die Cholera grassirte, hemmte ich den Fortschritt der Krankheit bei einer Webersfrau in meiner Nachbarschaft, indem ich ihr zeitig Medizin zukommen ließ, und sie gab ihre Dankbarkeit zu erkennen, indem sie mir drei Ostersonntage hinter einander — und sie würde dies länger fortgesetzt haben, wenn ich es zugegeben — einen großen Butterkuchen von ihrer Fabrik schickte. Eben so wissen die Fährleute auf dem Kanal hinter meinem Hause und die Arbeiter auf dem großen offenen Felde, von dem ich schon gesprochen, wenn ich ihnen an heißen Tagen eine Flasche gewöhnlichen Weins bei ihrem Mittagessen schicke oder einen Krug warmen Kaffee zum Frühstück an einem kalten Tage, dies sehr hoch zu schätzen; und sollten die Ersteren finden, daß mein Boot losgegangen ist und forttreibt, so bin ich sicher, daß sie es wieder anbinden, so wie die Letzteren mir zu jedem kleinen Dienst erbötig sind. Und so ist es auch unter den höheren Ständen. Ich besorgte für den Fürsten von Moskwa einige Stalldiener und kaufte für ihn einen Renner, der mehr als gewöhnliches Glück hatte. Seine Dankbarkeit für diese unbedeutenden Dienste scheint keine Gränzen zu kennen, was man aus den freundlichen, ich möchte sagen, zärtlichen Briefen, die er mir schreibt, ersehen konnte.

In allen Ländern, in denen die Civilisation sehr hoch gestiegen ist, bringen es die Bedürfnisse der Gesellschaft mit sich, daß man von einer gewissen Klasse der Bevölkerung sagen kann: „Der Sonntag selbst bringt ihnen keine Ruh'"; auf der anderen Seite aber giebt es in Frankreich Viele, welchen die Ruhe an diesem Tage wohl vergönnt wäre, die aber aus freien Stücken diesen Vortheil fahren lassen, und eben so giebt es Viele, welche zu glauben scheinen, daß man, wenn man nach Art des Psalmisten, nur „im Tanze Seinen Namen preise", die Gebote dessen, der jenen Ruhetag angeordnet, erfülle. Nun bin ich Einer von denen, die es nicht über sich bringen können, zu glauben, daß der Sabbath nicht zu einem Tage der Erholung und des Vergnügens, so wie religiöser Beschäftigung, bestimmt sey, oder daß es zu irgend einer Zeit dem Menschen verboten seyn sollte, die Sorgen und unabwendbaren Leiden des Lebens im Genuß der flüchtigen Stunde zu vergessen; und ich bin fest überzeugt, daß diejenigen Personen in meinem Vaterlande, welche die harmlosen Zerstreuungen des Volks am Sonntag gern abkürzen möchten, weit davon entfernt sind, in moralischer Beziehung ihre Freunde zu seyn.

Es ist mir oft eingefallen, daß die politische Welt in Frankreich weniger aufgeregt seyn würde, als sie es ist, wenn die Neigungen der Leute im Allgemeinen männlicher wären, wenn sie z. B. mehr an männlichen Belustigungen Gefallen hätten. Die Jagd und die Rennbahn bilden bei den Engländern, wenn sie zusammenkommen, einen Hauptgegenstand der Unterhaltung, um wie viel besser ist es, daß sie harmlos über solche Dinge plaudern, als über die Regierung raisonniren oder gar sich gegen das Leben ihres Souverains verschwören! Durch die Vertheilung des Eigenthums in diesem Lande ist die Zahl der Personen, die ein kleines Einkommen besitzen, das gerade groß genug ist, daß sie dabei unabhängig seyn, d. h. müssig gehen können, viel größer als in England, wovon man sich bei einer Reise durch die größeren und selbst die kleineren Städte der Provinz überzeugen kann. Da sie kein Interesse an Agrikultur-Beschäftigungen haben, noch an Feld-Belustigungen Theil nehmen, so haben sie außer ihren rein häuslichen Angelegenheiten wenig, was ihnen Stoff zur Unterhaltung bietet, und also sind sie gezwungen, zur Politik die Zuflucht zu nehmen. Doch habe ich noch nie gehört, daß, so sehr sie auch vom Parteigeist beherrscht sind, eine Verschiedenheit der Meinungen unter Franzosen eine gleiche persönliche Erbitterung erzeugt, wie neulich in England, wo ein Whigistischer Besitzer von Dachshunden seiner Koppel in einen gewissen Theil seines Landes nicht folgen wollte, „weil derselbe von Torystischen Edelleuten angefüllt sey." Das Beispiel des ganzen Alterthums sollte wohlerzogene Englische Gentlemen von so engherzigen Ansichten heilen. Die Freundschaft des Tacitus und Plinius war fast sprüchwörtlich, indem der Eine kaum ohne den Anderen erwähnt wird, und doch war Tacitus ein eben so feuriger Republikaner, als Plinius ein Verehrer der Kaiserlichen Gewalt und der vergänglichen Tugenden seines Beschützers Trajan. Auch in Frankreich stört eine Verschiedenheit der Ansichten über Religions-Gegenstände nicht den geselligen Umgang. Was man religiöse Heuchelei nennt, ist in Frankreich sehr selten, und das ist gewiß sehr gut, denn, wie Bacon bemerkt, auf Heuchelei in dem einen Zeitalter folgt ganz sicher Atheismus im nächsten, und England selbst hat einen Beleg zu dieser furchtbaren Prophezeiung geliefert. Von Religion in Frankreich jedoch habe ich keine große Lust viel zu sprechen. Doch muß ich sagen, daß ich hier einige kirchliche Ceremonien mit angesehen, die ich nicht anders als absurd nennen kann: so z. B. den Segen, den die Priester vor dem Beginn des Makrelenfangs über das Meer sprechen. Wenn ein Priester in Prozession geht, wird das Kreuz in Etwas, was einem Gängelwagen der Kinder ähnlich sieht, getragen, während die Straßen mit Kräutern, Binsen u. s. w. bestreut sind und an jeder Ecke geschmückte Altäre stehen, die den Puppenhäusern der Kinder gleichen. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Französische Preisschrift. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris hatte im vorigen Jahre folgende Preisfrage gestellt: „Die Nationen machen viel mehr Fortschritte in der Aufklärung und in der Wissenschaft, als in der praktischen Moral; die Ursachen dieses Mißverhältnisses sind aufzusuchen und die Mittel anzugeben, durch welche ihm abzuhelfen sey." Eine Frau, Madame Bayle-Mouillard hat die Beantwortung dieser Frage unternommen und den Preis davongetragen. Schon vor einiger Zeit hat die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Moral eine andere Schrift dieser Dame ausgezeichnet, welche die Frage erörtert, „ob es eine Pflicht für jeden rechtlichen Menschen sey, nach religiöser Ueberzeugung zu streben und diese durch seine Worte wie durch seine Handlungen darzulegen." Beide Abhandlungen, von denen eine die andere ergänzt, hat jetzt Madame Bayle-Mouillard zusammengestellt, und so ist unter dem Titel: „Vom socialen Fortschritt und der religiösen Ueberzeugung" *), eine Schrift erschienen, die auch außerhalb Frankreichs bekannt zu werden verdient.

*) Du progrès social et de la conviction religieuse, par Mme. Bayle-Mouillard. Paris, Treuttel et Wurtz, 184[illegible].

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 24. Juni 1840.

Italien.

Sermide,

eine bisher unbekannte Druckerstätte Italiens zu Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Im Jahre 1482 erschien zu Venedig „Averrois liber de medicina — per solertes impressores Mag. Laurentium de Valentia et socios" (s. Panzer Annales III, 184. 635). Ohne Zweifel ist dieser Laurentius eine Person mit dem Laurentius, welcher seit dem Jahre 1485 als Buchdrucker zu Ferrara unter dem Namen „Mag. Laurentius de Rubeis de Valentia" oder „Maestro Lorenzo de Rossi de Valenza" öfters allein und in den Jahren 1492 und 1493 auch in Verbindung mit Andreas de Grassis de Castro novo vorkommt. Zum letzten Mal für eine lange Zwischenzeit erscheint er als Drucker zu Ferrara im J. 1501, da erst im J. 1521 hier wieder ein „Maestro Laurentio di Russi" als Drucker genannt wird. Der später seit dem Jahre 1532 als Drucker zu Ferrara vorkommende Francesco Rosso (Rubeus) scheint Lorenz's Sohn gewesen zu seyn.

Unbegreiflich ist aber der scheinbare Stillstand der Rossischen Offizin in der Zeit von 1502 bis 1520; die typographischen Annalen kennen auch nicht ein einziges in diesem langen Zeitraume aus derselben hervorgegangenes Produkt. Um so erfreulicher ist es mir, daß ich zur Ausfüllung dieser Lücke einen kleinen Beitrag geben kann, welcher in dem besonderen Umstande, daß dadurch zugleich ein bisher völlig unbekannter Druckort zum Vorschein kommt, einigen Werth erhält.

Die Königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle besitzt folgendes Werk in Folio: „Lectura aurea I. V. monarche D. Joannis Marie Riminaldi Ferrariensis super prima C. nouiter in lucem edita." Am Ende heißt es: „Celeberrimi ac veri I. V. interpretis B. Joannis Marie Riminaldi Ferrariensis Lectura super prima C. finitur. summo labore castigata per Clarissimum I. U. Doctorem B. Scipionem Orabonum Ferrariensem Sexti et Clementinarum in Gymnasio patrio lecturam legentem. *Sermidi* impressa per magistrum *Laurentium de Valentia* heredum auctoris impensa. MCCCCCII. (1502) die XII. Decembris. Illustrissimo D. D. Francisco Gonzagio Marchione Mantuano imperante." Darunter steht das von zwei Engeln gehaltene Zeichen des Buchdruckers, ein doppeltes Kreuz mit einer Krone. In einer Rose sieht man die Anfangsbuchstaben des Namens des Druckers „L. R. V." (Laur. Rubeus Valent.) Die Umschrift hinter der Rose enthält mit großen Buchstaben die Worte: „Gloria in excelsis Deo."

Wie die früheren Drucke des Meister Lorenz den „Divum Herculem (Estensem) Ducem secundum" als Landesherrn von Ferrara bezeichnen, so ist in diesem Buche der Markgraf von Mantua ausdrücklich als Landesherr genannt. Dadurch allein ist ein entscheidender Anhaltepunkt zur Ermittelung und Bestimmung des wenig bekannten Sermidum gegeben. Es lag offenbar in dem Gebiet des ehemaligen Herzogthums Mantua, und in der That heißt noch heute einer der 17 Distrikte der Provinz Mantua Sermide, so genannt von einem am Ufer des Po und an der Gränze von Ferrara gelegenen Dorfe, welches früher eine Stadt gewesen seyn soll. Auch von einem nahe dabei befindlichen Schlosse, welches denselben Namen führt, hat man Nachrichten. Leider habe ich Girol. Baruffaldi Saggio della tipografia Ferrarese (1777) nicht zur Hand; doch glaube ich nicht, daß sich darin eine Notiz über die Wanderung des Lorenz de Rossi von Ferrara nach Sermide findet, da Panzer, zu dessen Quellen auch dieses Buch gehörte, nichts davon sagte. An die gelehrten Bibliographen Italiens hauptsächlich richte ich die Bitte, der Druckerei zu Sermide bestens Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Entdeckungen wo möglich in der Biblioteca Italiana zu veröffentlichen.

Halle. Foerstemann.

Frankreich.

Zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Frankreich.

Von einer Kunstschule kann eigentlich nicht eher die Rede seyn, als bis sich eine bestimmte Kunsttheorie gebildet und geltend gemacht hat. Die Kunst ist früher vorhanden als die Schule. Zur Bildung einer solchen ist erforderlich, daß sich eine gewisse Anzahl von Künstlern an einen Meister anschließen, entweder indem sie unmittelbar seinen Unterricht empfangen, oder indem sie durch das Studium seiner Werke in der von ihm eingeschlagenen Richtung fortgehen, so daß ihr gemeinschaftlicher Ausgangspunkt sich an gewissen ihnen Allen gemeinsamen Merkmalen erkennen läßt. Vorher erfolgt die Ueberlieferung der erlangten Kunstfertigkeit von einer Generation zur anderen viel mehr auf dem Wege der Nachahmung, als vermöge eines methodischen Unterrichts, und die Hervorbringung eines Meisterwerks ist eben so sehr das Resultat eines glücklichen Instinktes oder der unmittelbaren Begeisterung, als der bewußten Befolgung bestimmter Regeln. Nicht anders war es in Frankreich vor dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Erst mit diesem Zeitabschnitte beginnt das Entstehen einer Französischen Malerschule.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte Italien den höchsten Glanz erlangt, der ihm in der neueren Zeit beschieden war. Rom war wieder erstanden, und die Hauptstadt der christlichen Welt war von neuem für alle Völker der Hauptsitz der Bildung geworden. Die aus langem Schlummer erwachten Künste und Wissenschaften, welche das Vaterland Raphael's verherrlichten, fingen an, sich über die Alpen Bahn zu brechen; die erste Morgenröthe der Philosophie erleuchtete allmälig die dichte Finsterniß, welche über ganz Europa lagerte, und die menschliche Vernunft schickte sich an, ihre Ketten zu zerbrechen und wieder in den Besitz ihrer unveräußerlichen Rechte zu treten.

Franz I., welcher allen geistigen Einflüssen zugänglich war, begünstigte den allgemeinen Aufschwung aus allen Kräften. Lorbeerbekränzt hatte er den klassischen Boden betreten, und die Trunkenheit des Sieges hatte seine Seele der Begeisterung für die Kunst geöffnet. Diese war auch schon damals nicht mehr ganz fremd in Frankreich, und ohne in sehr entfernte Zeiten zurückzugehen, braucht nur an Karl V., Ludwig XII. und den Kardinal von Amboise erinnert zu werden, welche den Künsten alle mögliche Unterstützung angedeihen ließen. Die Miniatur- und Glasmalerei standen besonders in Blüthe, und vielleicht sind diese beiden Gattungen sogar in Frankreich erfunden worden. Die Manuskripte, welche Französische Künstler mit Gemälden verziert hatten, waren an allen Höfen gesucht, und Julius II. ließ aus Marseille Glasmaler kommen, denen die Bemalung der Scheiben des Vatikan unter Raphael's Leitung übertragen wurde. Wenn aber Frankreich in diesen beiden Gattungen etwas leistete, so wurde dieser Erfolg vielleicht auf Kosten der Kunst selbst erkauft, und die Art dieser Leistungen mußte der Weiterbildung der Malerei hinderlich seyn. Die Kleinlichkeit und sorgsame Ausführung der Einzelheiten der einen, die Zerstückelung und der durchsichtige Stoff der anderen schlossen wesentlichere und höher berechtigte Elemente aus. Die mechanische Arbeit trat an die Stelle der echten Kunstempfindung. Da eine geistige Conception zur Andeutung der Form genügte, so überhob man sich der Mühe, sie kräftig auszudrücken; der metallische und leblose Glanz ersetzte die schönen Farbentöne des Lebens; die Natur wurde hintenangesetzt, oder, was noch schlimmer war, die Naturwahrheit wurde geistreichen Künsteleien geopfert; man trachtete mehr nach niedlichen Schnörkeleien als nach Einfachheit. So waren also die ersten Versuche der Kunst, welche sonst durchgängig den Charakter des Naiven und Großartigen tragen, eine manierirte Nachahmung. Die Eingriffe des Geistes in das Gebiet der Kunst standen übrigens nur zu sehr mit dem National-Charakter in Einklang; sie trugen daher auch den Sieg davon. Aber ein Weg, welcher vom Wahren abführte, konnte auch nicht zum Großen

leiten. Die Französische Kunst war vom Verfall bedroht, ehe sie noch entstanden war; bei ihrer Geburt trug sie schon den Keim des Verderbens in sich.

Diese Schule leitete dennoch, wie auch die meisten Italiänischen Schulen, ihren Ursprung von der Schule von Florenz her; aber die zahlreichen Schößlinge dieses gemeinsamen Stammes waren dem Einflusse des Bodens, auf welchen sie verpflanzt wurden, unterworfen. Die Kraft, der Stolz, die Größe der Florentiner waren wohl geeignet, den Styl der Französischen Miniatur- und Glasmalerei umzubilden, aber unglücklicherweise war die Eigenthümlichkeit der Toskanischen Meister in etwas mit der Manier verwandt, welche den Grundfehler der Französischen Künstler ausmachte.

Wäre Leonardo da Vinci früher nach Frankreich gekommen, oder hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht reineren Kunst-Ansichten Eingang verschafft haben. Dieser Meister, der klassischste von allen, wenn man dem Urtheile von Rubens trauen darf, würde, wenn er einen Jean Cousin und Ambroise Dubois zu Schülern gehabt hätte, die junge Schule sehr hoch erhoben haben, aber er verweilte nicht lange in Frankreich, und er suchte dort mehr eine Zuflucht, als daß er diesen Aufenthalt aus eigener Neigung gewählt hätte. Die Auszeichnungen, mit denen er hier überschüttet wurde, die Achtung und Bewunderung eines glänzenden Hofes, die Freundschaft eines ritterlichen Königs konnten ihn seinem Vaterlande nicht entfremden; so viele Huldigungen vermochten nicht, seine Sehnsucht zu lindern. Im Auslande mit Ehren überhäuft, schwand er hin fern von seinem Vaterlande und starb zu früh für die Französische Schule.

Franz I. hatte ein feines Kunstgefühl; er schätzte sich glücklich, einen Künstler gewonnen zu haben, dessen Meisterwerke er mit Gold aufgewogen hatte. Auch war er es nicht gewesen, welcher die Ausführung der Malereien in Fontainebleau an Rosso und Primatizio übertrug, und es würde ungerecht seyn, dem „Vater der Künste" eine Wahl aufzubürden, die, wenn sie auch augenblicklich einigen Glanz verbreitete, sich doch für die Folgezeit schädlich erwies. Rosso, Maitre Roux genannt, kam aus eigenem Antriebe nach Frankreich, um dort sein Glück zu versuchen; Primatizio wurde vom Herzog von Mantua gesendet, den Franz I. um einen geschickten Maler gebeten hatte. Der Schüler des Giulio Romano war es in der That, aber er entfernte sich zu sehr von der Natur. Studirt man die Eigenthümlichkeiten seines Styls, so findet man eine Zeichnung, die ihre Unbestimmtheit hinter der Neigung zum Anmuthigen zu verbergen sucht, eine gesuchte Eleganz, eine allerdings verständige, aber auch manierirte und systematische Gruppirung. Er hatte wohl Talent, aber in noch höherem Grade die Geschicklichkeit des Talents, und Alles wohl erwogen, war er eher ein Decorationsmaler als ein Künstler, welcher Erstere die Inkorrektheit durch blendende Farben zu verdecken sucht, an die Stelle des Schönen den Schein desselben setzt und statt der echten Kunstbegeisterung nur berechnenden Verstand und technische Fertigkeit aufzuweisen hat. Rosso war nicht minder wie sein Nebenbuhler ein Decorationsmaler; weniger verführerisch als Jener, imponirte er durch einen Anstrich von Kraft und Kühnheit; sein Beispiel war nicht weniger gefährlich.

Es ist ausgemacht, daß mit diesen beiden Männern die Geschichtsmalerei in der Weise begann, wie wir sie in ihrem späteren Verlaufe finden. Obgleich ihre Weise eine Vorstellung von der Italiänischen Kunst gab, so waren sie doch eigentlich Sophisten, welche die Wahrheit verfälschten; sie brachten die Manier in Umlauf, welche Plinius „vias compendiarias" nennt, die praktische Schnellmalerei, welche die faulen und eigennützigen Neigungen begünstigt, und welche, wie überall, so auch in Griechenland, eine Ursache und ein Zeichen des Verfalls war. Hätten die beiden Nebenbuhler in gutem Einverständnisse mit einander bleiben können, so wäre es vielleicht um die Französische Schule geschehen gewesen; aber ihre gegenseitige Eifersucht verringerte auch ihren beiderseitigen Einfluß. Diese Eifersucht scheint auch die vorzüglichste Veranlassung zu der Reise gewesen zu seyn, welche einer von ihnen auf Befehl des Königs nach Italien unternahm, um daselbst Antiken zu kaufen. Primatizio, welcher diesen Auftrag erhielt, brachte selbst ein Gegengift mit, indem er den Franzosen die Meisterwerke der alten Skulptur zuführte. Wenn sein Pinsel nur einem falschen Geschmacke diente, so wurde er wieder sehr nützlich durch die Auswahl und Erwerbung vieler schöner Statuen, einer großen Anzahl meisterhafter Büsten und der ersten Modelle des Laokoon, des Apollo und der Venus.

Zu der Zeit, wo Jean Cousin, der wahrhafte Begründer der Französischen Schule, auftrat, hatte Frankreich also schon die Bildwerke Griechenlands gesehen; es besaß einige Gemälde von Leonardo da Vinci und von Raphael. Durch den Kupferstich fingen die Werke des Malers von Urbino an, eine größere Verbreitung zu erhalten, eben so wie einige der Schöpfungen Michel Angelo's. Andererseits sprachen die Reisenden, welche aus Italien zurückkehrten, mit Begeisterung von den Wunderwerken der Kunst. Zu den anregenden Beispielen müssen ferner mehrere Glasmalereien von Albrecht Dürer gerechnet werden, welche selbst Raphael seines Lobes würdig erachtete.

Durch diese Einflüsse, durch die Wahl seiner Vorbilder, vorzüglich aber wohl dadurch, daß er sich an die Natur hielt, entging Jean Cousin den Klippen, von denen sein jugendliches Talent umgeben war, und schuf er sich einen eigenthümlichen Styl. Wenn er, ohne furchtsam zu seyn, doch den Italiänischen Meistern an Kühnheit nachsteht, so rührt dies wohl besonders daher, daß die Gränzen der Kunst schon fest bestimmt waren. Die Männer, welche die Bahn brachen, gingen festen und sicheren Schrittes vorwärts, während der Stifter der Französischen Schule von den anerkannten Mustern der Schönheit abzuirren fürchtete. Indeß dürfen ihm vielleicht weniger die Vorzüge, die er wirklich besessen, als die Fehler, die er vermieden hat, in Anrechnung gebracht werden. Dies darf nicht aus den Augen gelassen werden. Die Bestrebungen eines kräftigen Geistes bieten vielleicht nie ein größeres Interesse dar, als wenn die Künste sich zuerst in einem fremden Lande niederlassen, und wenn das einheimische Talent dem vom Auslande gegebenen Anstoß folgt, um dadurch zu einer eigenthümlichen Bildung zu gelangen.

Die Richtung, welche eine Schule zuerst nimmt, wird nie ganz aufgegeben. Die Französische Schule hatte sich unter dem Einflusse einer gewissen Kunst-Empirie gebildet; ihre ersten Schritte wurden von zwei Männern geleitet, die vermöge ihres geschmeidigen und gewandten Charakters sich bei Hofe geltend zu machen gewußt und ein Ansehen erlangt hatten, das sie durch die Wichtigkeit ihrer Arbeiten befestigten. Demgemäß ist allen Epochen der Französischen Kunst ein falscher Geschmack, der nach Effect hascht und dem Einfachen aus dem Wege geht, mit einem Worte ein Hofgeschmack, zu eigen geworden. Dieser Geschmack herrscht in Fontainebleau wie in Versailles. Den Denkmälern Ludwig's XIV. nimmt er etwas von ihrer Großartigkeit, und die Ludwig's XV. läßt er gar kleinlich und armselig erscheinen. David hatte ihn bekämpft und verdrängt; aber obgleich die Werke dieses Meisters noch vor unseren Augen stehen, sind seine Lehren doch vergessen.

Dennoch giebt es eine Gattung der Malerei, wo der Künstler gezwungen ist, der Wahrheit treu zu bleiben: es ist dies die Portraitmalerei. Vor der Ankunft der Italiäner zählte Frankreich einige achtbare Portraitmaler; Meister Roux und Primatizio hatten mehrere Maler aus Italien mit sich gebracht; in Frankreich weihten sie einige in die Geheimnisse der eigentlichen Geschichtsmalerei ein. Dies waren die Elemente, der erste Kern der Französischen Schule. Jean Cousin wurde das Haupt derselben. Indem er sich noch fortwährend mit der Glasmalerei beschäftigte, deren Anwendung indeß durch die überwiegende Verbreitung der Griechischen Architektur immer mehr beschränkt wurde, zeichnete er sich zugleich in der Oelmalerei und der Skulptur aus. Seine drei didaktischen Werke, in welchen er diese auf bestimmte Regeln zurückzuführen sucht, sind klassisch geblieben.

Um ihn herum gruppiren sich Musnier, Dorigny, der erste Testelin, die beiden Dubreuil's und Ambroise Dubois, von dem noch einige beschädigte Fresken im Schlosse von Fontainebleau vorhanden sind, die trotz ihrer jetzigen schlechten Beschaffenheit eine Zierde für das Museum oder die École des Beaux-Arts seyn würden.

Alle diese Maler und noch einige minder bekannte füllen die Zeiten Franz's I., Heinrich's II., Franz's II., Karl's IX. und Heinrich's III. aus.

Die Glasmalerei und eine umfassende Kenntniß der Miniaturen führten einen großen Künstler auf die Entdeckung der Emailmalerei. Bernard Palissy erfand diese Kunst und erhob sie zugleich auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit.

Alle Gattungen der Kunst litten indeß unter dem verhängnißvollen Einflusse der bürgerlichen und religiösen Kriege. Die Kunst verfiel, und die Künstler wurden das Opfer der stürmischen Zeit. Blinder Fanatismus schleppte den achtzigjährigen Palissy in das Gefängniß, und der Bildhauer Jean Goujon wurde auf seinem Arbeitsgerüst ermordet. Die Malerei, welcher unter den drei vorangehenden Königen keine Beschäftigung gefunden hatte, gelangte erst unter Heinrich IV. wieder zu einiger Blüthe.

Martin Freminet erhielt von diesem Fürsten den Auftrag, die Kapelle des Schlosses von Fontainebleau zu malen, welche erst unter Ludwig XIII. beendet wurde. Er wurde mit dem Titel eines ersten Malers belohnt, welcher Titel hier zum erstenmal auftritt. In Italien hatte sich dieser Künstler langen und ernsten Studien gewidmet, aber er theilte den Fehler der Florentinischen Meister; er war zu sehr bemüht, seine Kunst und sein Wissen zu zeigen. Ihm wurde der Beiname des Französischen Michel Angelo zu Theil.

Allmälig begannen auch die großen Herren, sich um die Künste zu bekümmern. Dieselben wurden berufen, die Räume zu schmücken, in welchen die Architektur alle ihre Pracht entfaltet hatte. Ludwig XIII. liebte die Malerei und übte sie selbst. Simon Vouet, der auf seine Kosten in Italien gewesen war, stieg bei seiner Rückkunft hoch in der Gunst des Königs. Dadurch, daß er dem Könige Unterricht in der Malerei ertheilte, drang er auch in sein Vertrauen, und er wurde zum ersten Maler des Königs ernannt. Nie stand ein Künstler in größerem Ansehen. Er benutzte seine günstige Stellung, um ein Atelier für Schüler einzurichten, das heißt der Unterricht in der Kunst wurde zugleich an mehrere ertheilt, was nie zuvor der Fall gewesen war, obschon früher im allgemeinsten Sinne des Worts Schulen bestanden hatten. Er hatte eine große Anzahl von Schülern.

Zu derselben Zeit blühten in Paris zwei junge Künstler, welche aus Flandern gekommen waren, aber Paris zu ihrem bleibenden Aufenthalt gewählt hatten: es waren Franz Porbus und Philipp von Champagne.

Beide, obgleich sie von ihren Zeitgenossen sehr hoch geehrt wurden und viele Aufträge erhielten, hatten doch nur einen geringen Einfluß auf die Schule. Die Ungnade, in welche der letztere bei Maria von Medicis fiel, hatte einigen Theil daran, den bei weitem größten aber das Ansehen und die Intriguen Vouet's. Kaum war von Rubens die Rede; Quentin Varin mochte noch so Ausgezeichnetes leisten, sein Name würde dennoch vergessen seyn, wenn er nicht der erste Lehrer Poussin's gewesen wäre. Vouet riß Alles an sich.

Die vier bedeutendsten seiner Schüler waren Eustache Le Sueur, Charles Lebrun, Pierre Mignard und Alphonse Dufresnoy; sie alle besuchten zu gleicher Zeit seine Schule. Indeß sollten sie auf eine andere Bahn geführt werden. Die drei Letzteren begaben sich nach Rom, wo Poussin sich ihrer annahm und ihnen zu einer andern Bildung verhalf. Le Sueur blieb in Frankreich; sein Genius wurde durch Betrachtung einiger ausgezeichneter Meisterwerke geweckt. Er zog sich bald die Eifersucht seines Meisters zu, wie er später den Verfolgungen seines berühmtesten Nebenbuhlers ausgesetzt war.

Nicolas Poussin, Maler, Dichter und Philosoph, stand in enger Verbindung mit mehreren Französischen Künstlern, welche der Stolz ihres Vaterlandes waren, obgleich sie den Aufenthalt in Rom vorgezogen hatten. Claude Lorrain, der große Landschaftsmaler, Jacques Stella, dem vorzüglich die naive Anmuth der Kindheit gelang, Valentin, ein kräftiger Kolorist, le Guaspre, Poussin's Schwager und angesehener Landschaftsmaler, waren die Repräsentanten der Französischen Kunst in Italien. Lebrun, Mignard und Dufresnoy wurden gleich nach ihrer Ankunft in Rom in diese Verbindung zugelassen. Der Erstere, der eine Empfehlung des Kanzlers Séguier an Poussin mitbrachte, theilte dessen Wohnung und wurde von dessen väterlichen Rathschlägen geleitet. Er versetzte sich so sehr in seines Lehrers Anschauungsweise, daß mehrere Gemälde des jungen Künstlers für Werke des berühmten Meisters gehalten wurden. Die beiden anderen Neuangekommenen boten das Bild einer seltenen Gesellschaft dar; sie hießen die Unzertrennlichen. Sie wohnten zusammen und theilten Alles, was sie hatten, selbst die Armuth. Oft genug lebten sie bloß von Brod und Wasser, aber dennoch schätzten sie sich glücklich, so leichten Kaufs den Umgang mit einem großen Manne zu erhalten. Dufresnoy, der eigentlich mehr Literat als Maler war, entwarf hier den Plan zu seinem Lateinischen Gedichte über die Malerei. Le Sueur, der nie nach Rom gekommen war, verherrlichte sich in Frankreich durch Werke, welche im Stile Raphaels ausgeführt waren.

Der Maler, dessen Werke die Bewunderung ganz Europa's erregten, le Poussin, wurde in sein Vaterland zurückberufen, um das Louvre zu verzieren. Es ist bekannt, welcher ehrenvolle Empfang ihm von Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu bereitet wurde. Der König ernannte ihn zu seinem ersten Maler, ohne auf das Mißvergnügen Rücksicht zu nehmen, das Vouet, der diesen Titel schon hatte, über eine solche Beraubung empfinden würde. Der neue erste Maler konnte sich indeß, trotz der Auszeichnungen, die ihm in Frankreich zu Theil wurden, nicht entschließen, lange daselbst zu bleiben. Kränkungen, welche ihm die eifersüchtige Mittelmäßigkeit bereitete, vertrieben ihn für immer. Während seines Aufenthalts in Paris hatte er Le Sueur kennen gelernt und ihm seine Freundschaft geschenkt; er blieb in fortwährender brieflicher Verbindung mit demselben.

Le Poussin war der personifizirte Verstand. Seinen Theorieen, die sich zunächst unter seinen Schülern Le Sueur, Lebrun, Mignard und Dufresnoy verbreiteten, die aber wie ein Evangelium weiter überliefert wurden, ist das verständige und logische Element der Französischen Schule zuzuschreiben. Das Berechnete der Composition, das feine Schicklichkeitsgefühl, die gewissenhafte Beibehaltung des Kostüms, die getreue Reproduction der Sitten und Denkmäler, alle diese Eigenschaften, welche der Französischen Schule auch in ihren größten Verirrungen nie ganz verloren gegangen sind, schreiben sich von Le Poussin her. Wenn Jean Cousin der Gründer der Französischen Schule war, so muß Nicolas Poussin als der wahrhafte Schutzherr derselben angesehen werden.

Während Le Sueur wegen seiner Zeichnung und seines Ausdrucks den Beinamen des Französischen Raphaels erwarb, verdiente Jacques Blanchard den des Französischen Tizian's. Dieser Maler hatte die großen Venetianischen Koloristen studirt, und dies Studium hatte ihm nicht nur zu dem verholfen, was man gewöhnlich ein gutes Kolorit nennt, sondern er hatte sich auch den Farbenzauber der Venetianischen Meister zu eigen macht. Nicht alle junge Franzosen, welche über die Alpen gingen, wendeten die Zeit ihres Aufenthalts auf eine so nützliche Weise an; manche schienen sogar ein Spiel mit der Kunst zu treiben. Sebastian Bourdon und Nicolas Lenoir mißbrauchten ein erstaunliches Gedächtniß und eine noch erstaunlichere Nachahmungsfähigkeit, vergeudeten das in ihnen ruhende Talent auf eine kindische Weise und ärgerten zuweilen die lebenden Maler, indem sie früher, als diese die Originale beendigen konnten, Kopieen von denselben ausstellten. Solche oberflächliche Geister sind selten schöpferisch. Endlich studirten auch die meisten jungen Künstler die klassischen Muster nicht an Ort und Stelle, sondern sie begnügten sich mit einer Reise nach Fontainebleau und mit den überladenen und geschmückten Schönheiten Primatizio's. So machten es Laurent La Hire und Nicolas Mignard. „Fontainebleau", sagt Félibien, „war die Schule, welche alle junge Leute besuchten, sowohl der Werke Fréminets wegen, die damals in Achtung standen, als wegen derer Primatizo's, mit denen dieser Königliche Wohnsitz geschmückt war."

Als Lebrun nach Frankreich zurückkehrte, fand er keinen anderen Nebenbuhler als Le Sueur. Sein Ehrgeiz verleitete ihn bald zur Undankbarkeit; er vergaß Le Poussin, um sich wieder an Vouet anzuschließen. In Italien war er auch in den Decorationsmalern wie Pietro von Cortone u. A. auf schlechte Vorbilder gestoßen. Diese verleiteten ihn, den engen Pfad der Wahrheit zu verlassen und den breiten der Uebertreibung zu betreten; mit einem Worte, er trachtete nach dem Effekt. Dies genügte gerade, um den üppigen Fouquet zu verführen, um Colbert zu gefallen, um die Gunst eines jungen Königs zu gewinnen, dessen wirkliche Größe sogar immer einen theatralischen Anstrich bewahrte. Lebrun hatte Glück; er wurde zum ersten Maler ernannt. Begabt mit einer fruchtbaren Einbildungskraft und großer Leichtigkeit des Pinsels, warf er sich auf die Allegorie, diese unerschöpfliche Fundgrube der Schmeichelei. Da Ludwig XIV. gern seiner Arbeit zusah, so wurde es dem Künstler nicht schwer, sich im Vertrauen des Königs festzusetzen. Alles geschah jetzt nach Lebrun's Angabe. Zu Skulpturen, Denkmünzen, Tapeten, Verzierungen, Möbeln, zu Allem, auch dem Unbedeutendsten, mußte er die Form angeben. Da ihm bei diesen vielfachen und theilweise ganz fremdartigen Arbeiten nicht Zeit zu einem besonnenen Studium blieb, das ihn allein zur Mannigfaltigkeit und zum charakteristischen Ausdrucke hätte führen können, so begnügte er sich mit allgemeinen Mustern, deren Hauptzüge er nur noch erfaßte und in seinen Werken ausprägte. Ist man aber einmal ins Unbestimmte gerathen, so ist man auch nicht mehr weit vom Falschen entfernt. Lebrun wurde manierirt und glaubte durch Aeußerlichkeiten den Mangel an innerem Gehalt verdecken zu können. (Schluß folgt.)

S y r i e n.

Syrien unter der Verwaltung Mehmed Ali's.

(Schluß.)

Gleich drückend sind die ewigen Requisitionen von Pferden und Kameelen für die Truppen und ihr Gepäck. Unaufhörlich sind diese Märsche bald von, bald nach Aegypten, bald nach der Gränze von Kleinasien, bald nach einer empörten Provinz, bald bloß um die Garnison zu wechseln. Bei solchen Gelegenheiten befiehlt die Regierung einer Stadt, so und so viel Stück Zugvieh zu liefern, wofür ein Piaster oder 1½ Piaster täglich gezahlt wird. Häufig aber sind die Einwohner nicht im Stande, die verlangte Quantität aufzubringen, und sind gezwungen, sich Thiere zu 5 bis 6 Piaster zu leihen. Hierbei werden die Führer in der Regel tüchtig geprügelt und die Thiere durch Ueberladung zu Grunde gerichtet. Auf gleiche Weise verfährt man mit den Handwerksleuten. Zu Balbek, Zahle, Damaskus Antiochien und Aleppo baut man große Kasernen, die Defileen des Taurus, die Stationen nach Mekka werden befestigt, und man schleppt aus den entfernten Gegenden Maurer und Zimmerleute herbei, die für einen geringen Preis arbeiten müssen. Um sich zu entschädigen, nehmen die geschickten Arbeiter von Privatleuten wieder desto mehr. Eine wohlthätige Maßregel ist es, daß man in neuerer Zeit jedem Handwerksmann zwei Soldaten als Lehrlinge beigegeben hat.

Die Monopole der Regierung haben auch in Syrien angefangen, den Handel zu zerstören. Das Monopol auf Seide, den wichtigsten Handelszweig des Landes, mußte nach zweijährigem Drucke aufgehoben werden. Der neue Tarif, welcher den fremden Handel zu vernichten droht, hat die lebhaftesten Reclamationen der Kaufleute bei Mehmed Ali veranlaßt. Als diese vergebens waren, suchte die Englische Regierung durch einen Ferman der Pforte den Pascha zur Vernunft zu bringen.

Die Accise ist auf vielen Gegenständen doppelt so groß als früher, wie z. B. Oel; von manchen Gegenständen gab es früher gar keine Steuer, z. B. Fußbekleidung. Man vergleiche folgende Tabelle:

Accise von Seide brachte	früher	360	Beutel,	jetzt	360
" " Baumwolle	"	240	"	"	340
" " Verschiedenem aus Mekka*)	"	220	"	"	600
" " Tombak und Taback**) . .	"	320	"	"	600
	Früher	1140	Beutel,	jetzt	2100

Wie wenig der Pascha sich schämt wegen der Mittel, Geld zu erpressen, mag auch seine Verfälschung der in- und ausländischen Münzen beweisen und das Monopol der spirituösen Getränke. Er hat es für 400 Beutel verpachtet und erröthet nicht darüber, daß seine Religion Wein und Liqueurs verbietet. Es ist angeblich auf Christen und Juden gemünzt, aber die Unsittlichkeit dieses Handels für einen muhammedanischen Regenten ist nicht wegzuleugnen.

Den größten Stoß hat Mehmed Ali dem Lande durch die Conscription versetzt. Als der Ferde eingeführt wurde, hat man die männliche Bevölkerung gezählt, und es ergab sich eine Zahl von 250,000. Man darf annehmen, daß 50,000 männliche Seelen der Wachsamkeit der Beamten entgangen sind. Der Emir vom Libanon kaufte sich durch einen Tribut von 2200 Beuteln los. Von dieser männlichen Bevölkerung wurden zu verschiedenen Malen 35,000 Mann ausgehoben. Bedenkt man nun, daß nur die kräftigsten Jünglinge genommen werden, ferner, daß der ganze Beamtenstand, Fremde und viele Privilegirte dem Militairzwang nicht unterworfen sind, bedenkt man ferner, wie viele heimlich nach Cypern, Konstantinopel und nach Bagdad auswandern, um der Conscription zu entgehen, so wird man zugeben, daß aus der Conscription die heillosesten Folgen für die Industrie und die Bevölkerung des Landes entstehen.***)

Die Rekrutirung wird gewöhnlich auf folgende Art bewerkstelligt: Die Agenten fangen damit an, daß sie Jeden verhaften, der außerhalb seines Domizils ist. Die Leute schließen zwar ihre Häuser und Läden tagelang, aber man hat Geduld und weiß auch zur Noth ins Innere der Häuser zu kommen. Die reichen Leute können sich für schwere Summen loskaufen, oder dem Aga große Geschenke geben, damit er sie für abwesend, todt, verstümmelt, krank angiebt; aber das hilft wenig, bei der folgenden Aushebung müssen die Losgekauften

*) Alle Artikel aus Mekka waren früher nicht besteuert.

**) Tombak ist der Name, den man in der Levante dem Persischen Taback gegeben hat. Es wird in Syrien sehr viel davon eingeführt, theils zum Verbrauch im Lande selbst, theils als Transit für die Märkte Aegyptens und der Europäischen Türkei.

***) Unsere Deutschen Leser mögen nicht vergessen, daß hier ein Engländer spricht, und noch dazu ein Englischer Staatsmann. Mehmed Ali war von seinem politischen Auftreten an bis jetzt ein Feind der Engländer; er hat 1807 ihre Truppen aus Aegypten gejagt und führt gegen ihren Handel erbitterten Krieg. Als er alle ihre Vorstellungen wegen der Accise auf Seidenwaaren zurückwies, klagten sie beim Sultan und wirkten den oben erwähnten Ferman aus. Man brachte den Ferman zum Pascha, er küßte ihn ehrfurchtsvoll, sagte, Allah wäre außerordentlich groß, und gab auf der Stelle Befehl, daß die Accise — mit größter Strenge gehandhabt werde! Die Conscription existirt auch in Europäischen Ländern, und zwar ist sie hier nicht von so verderblichen Folgen; und wenn sie in Syrien so hart erscheint, so dürfen die Engländer nicht vergessen, daß sie es ja meistens sind, die den Pascha zwingen stets gewaffnet zu seyn.

aufs neue daran. Ich weiß Beispiele, daß Manche zum dritten Male ergriffen wurden, und daß man ihre Berufung auf gegebenes Lösegeld und das Vorzeigen ihrer Papiere nur verlacht hat. Das größte Elend wird hierdurch in alle Familien gebracht, die ihr Vermögen und ihre nützlichsten Glieder verlieren. In allen Städten und Dörfern sind Mütter, Weiber und Töchter ohne Nahrung und ohne Schutz zurückgelassen und der Sittenlosigkeit preisgegeben, die stets das fremde Elend für sich benutzt. Um die Menschen bei der Rekruten-Jagd nicht zu verfehlen, überfällt man sie gewöhnlich an einem Freitag, wo Alles in der Moschee versammelt ist. Sobald die Stunde des Gebets geschlagen, besetzen die Soldaten auf das Signal eines Kanonenschusses die Zugänge der Moschee, und man ergreift alle junge Männer, schleppt sie vor den Militair-Arzt und, wenn sie nicht ganz krank sind, nach der Festung. Unterdessen hat sich der Lärm in der Stadt verbreitet, Frauen mit ihren Kindern stürzen herbei, schreien nach ihren Männern, Vätern und Kindern, und es ist ein herzzerreißendes Schauspiel, wie man es in Europa gottlob selten sieht.*) Daß ich nicht übertreibe, mögen mir die Reisenden bezeugen, besonders Sir Edwin Pearson, der gerade bei mir in Damaskus war, als eine solche Menschenjagd stattfand. Während der Nacht wurden alle Straßen cernirt, worauf man die Thüren der Häuser einstieß, um sich der Männer zu bemächtigen. Die Soldaten benutzen den ersten Schrecken, um den wehrlosen Bürgern, den Kranken und Greisen, besonders den Müttern, Geld für ihre Kinder abzujagen. Bei der letzten Aushebung in Damaskus soll dies der Stadt mehr als 1000 Beutel gekostet haben.

Um nicht ungerecht zu scheinen, will ich hier auch aufzählen, was man für Verbesserungen der neuen Regierung hält. Es ist wahr, sie zeichnet sich von der früheren durch strenge Ordnung, durch Kraft und Thätigkeit aus; aber welche traurige Früchte bringt diese Thätigkeit! Die religiösen Vorurtheile aller Klassen sind im Zaume gehalten, ja sie sind überall gezwungen, einer besseren Aufklärung zu weichen. Die Justiz ist den früheren Mekamas (geistliche Richterstühle) aus Händen genommen, und dafür sind in den großen Städten Gerichtshöfe eingesetzt worden, die mit mehr Billigkeit Urtheil sprechen, als die früheren Kadis und Mollas.**) Die Landstraßen sind sicherer. Mehrere Strecken wüsten Landes sind urbar gemacht worden. Die bewohnten Gegenden in der Nähe der Wüste waren ehemals den Einfällen der Beduinen ausgesetzt; jetzt hat man den Stämmen Waled Ali und Gelas die Weideplätze daselbst unter der Bedingung überliefert, daß sie für die Sicherheit der Gegend verantwortlich sind. Indessen ist hier noch viel zu thun. Ganz in der Nähe von Damaskus führt der Araber die Heerden oft davon. Die Karawanen müssen starken Tribut bezahlen oder werden geplündert. Die Städte Palmyra, Sukne, Karietin waren erst vor kurzem von dem Stamme der Anazi eingeschlossen und mehrere Tage in Belagerungs-Zustand gehalten.

Die Landstraßen, Brücken, Chans und alle öffentliche Etablissements sind so schlecht wie früher. Spitäler und Schulen sind nur für die Truppen da. Das ganze Land scheint nur dazu da zu seyn, der Armee Menschen und Lebensmittel zu liefern. Die hier folgende Tabelle mag zeigen, wie die Armee die Hülfsquellen des Landes verschlingt. Wir wählen gerade das Jahr 1835 dazu, weil dieses für die Einkünfte am günstigsten war.

Einnahmen.

Gouvernement Akre	35,000 Beutel
" Aleppo	20,000 "
" Damaskus	35,000 "
Beute von den Arabern	5,000 "
	95,000 Beutel.

Ausgaben.

Gehalt der Beamten zu Akre	3,500 Beutel
" " " " Aleppo	2,000 "
" " " " Damaskus	7,000 "
Für die Karawane nach Mekka	4,000 "
Tribut an den Sultan	6,000 "
	23,500 Beutel.

Es wäre eine Balance zu Gunsten der Einnahme von 71,500 Beuteln. Aber das Rechte kommt erst.

25 regelmäßige Regimenter kosten	75,000 Beutel
Die irregulairen Truppen	10,000 "
	85,000 Beutel.

Also ein Defizit für den Staatsschatz von 13,000 Beuteln.

Ich will das Gemälde der Verwaltung und ihrer Folgen noch dadurch vervollständigen, daß ich eine Tabelle über die Preise der Haupt-Artikel der Consumtion gebe, wie sie im Jahr 1833 waren, wo die Türken noch herrschten, und wie sie vier Jahre nachher, 1837, waren.

*) Nur zuweilen bei der Matrosenpresse in England.

**) Wenn diese Tribunale indessen nicht besser sind, wie das in Damaskus bei dem neuerlichen Juden-Prozesse, so dürfen wir füglich die Gerichtshöfe aus der Summe der Aegyptischen Wohlthaten für Syrien ausschließen. Freilich ist der „Pascha", der die Hauptrolle dabei spielte, aus einem Lande, das sehr häufig die Geschichte des Jean Calas wiederholt (man denke an den Protestantenmord im Jahre 1815), doch findet sich nicht immer auch ein Voltaire, der den Justizmord mit solcher siegreichen Beredsamkeit vor dem Richterstuhl der Welt brandmarkt.

	1833.					18[illegible]	
Baumöl	3	Piaster	30	Paras	10	Piaster	
Roggen	3	"	30	"	12	"	
Reis	3	"	—	"	6	"	
Rüböl	4	"	—	"	4	"	
Brennholz	11	"	20	"	18	"	
Kohlen	24	"	—	"	100	"	
Butter	7	"	20	"	18	"	
Salz	1	"	5	"	3	"	
Zucker	10	"	10	"	18	"	
Honig	5	"	20	"	10	"	[illegible]
Baumwolle	850	"	—	"	1200	"	—
Wolle	300	"	—	"	1400	"	—

Und so sind alle Stoffe, rohe sowohl als fabrizirte, gestieg[illegible] wir auch aus allen Handlungen Mehmed Ali's sehen, wie [illegible] Talent ist, so müssen wir doch auch gestehen, daß viele sei[illegible] baren Verbesserungen nichts sind, als eine Türkische Tyrann[illegible] Europäisches System gebracht. So sehr auch die Reform[illegible] Genie und seiner Energie Ehre machen, so kann man doch [illegible] deutlich sehen, daß die Völker unter ihm nur Leiden zu[illegible] haben, und daß ihr Unglück fast ganz ohne irgend eine[illegible] digung ist.

Mannigfaltiges.

— Die Wandmalerei der Alten. Unter dem [illegible] chäologische Briefe über die Malerei der Griechen"*) hat [illegible] zösische Gelehrte Raoul Rochette so eben den ersten [illegible] Werkes herausgegeben, das als Nachtrag zu seinen „An[illegible] lereien" dienen soll. Es sind diese Briefe, deren für je[illegible] schienen, an drei Deutsche Gelehrte, nämlich an die [illegible] Hermann in Leipzig, Böckh in Berlin und Welcker in Bonn[illegible] Sie betreffen einen Gegenstand, der jetzt nicht bloß von [illegible] gischer, sondern auch von künstlerischer und technischer Se[illegible] behandelt wird. Es handelt sich nämlich um die Fresko[illegible] Alten, und wenn auch Herr Raoul Rochette weniger a[illegible] sondere technische Verfahren, als auf die Frage eingeht, o[illegible] jenigen Gemälde der Alten, und besonders der Griechen, [illegible] Fresken halten, wirklich auch solche gewesen sind, so hat [illegible] stand doch, wie man sieht, eine sehr nahe Beziehung zu d[illegible] Frage, welches Verfahren, ob das sogenannte enkaustis[illegible] jetzt in Vorschlag gekommene Art der Mischung von Milch [illegible] die Alten bei ihren Wandmalereien angewendet.**) Was [illegible] Rochette eigentlich untersucht, ist Folgendes: Waren [illegible] öffentlichen Gebäude, die Tempel, Portiken zc. der Grie[illegible] Aegyptischer Weise auf allen ihren Wänden, äußeren [illegible] inneren, mit Gemälden und Fresken bedeckt, welche die [illegible] des Gottes darstellten, dem sie gewidmet waren, oder erhie[illegible] Denkmäler, deren Einige in der That bunt ausgeschmückt [illegible] zu seyn scheinen, als hauptsächlichste innere Zierde, Bilder [illegible] gemalt, die nach Art der Basreliefs in die Mauern eingefügt[illegible] Diese letztere Ansicht hat Herr Raoul Rochette bereits [illegible] Cours d'archéologie, dann im Journal des Savans, ferner [illegible] „Untersuchungen über die Anwendung der Malerei bei den [illegible] und Römern" und endlich in seinen Peintures antiques [illegible] Sowohl in Frankreich als in Deutschland hat jedoch die[illegible] entschiedene Bekämpfung gefunden, und zwar durch sehr [illegible] Gegengründe. Diese nunmehr wieder seinerseits zu wide[illegible] die Aufgabe des Herrn Raoul Rochette in seiner neueste[illegible] In dem ersten, an Hermann gerichteten Briefe sucht er [illegible] durch eine große Anzahl Stellen aus den Alten, name[illegible] Pausanias, die genaue und grammatikalische Bedeutung [illegible] chischen Ausdrücke festzustellen, welche dazu dienen können, [illegible] Mauerwerk ausgeführten Malereien von beweglichen [illegible] gemalten und nur in den Wänden angebrachten Ge[illegible] unterscheiden. Von dieser philologischen Erörterung geht [illegible] fasser zu einer Untersuchung derjenigen vier Monumente [illegible] die durch ihre Malereien berühmt waren, nämlich des [illegible] der Poikile (Ποικίλη), der Pinakothek in den Propyläen [illegible] Erechtheions der Akropolis, über. Mit den Berichten der [illegible] welche den gegenwärtigen Zustand dieser Monumente b[illegible] verbindet Herr Raoul Rochette seine eigenen Bemerkungen[illegible] sich ihm bei seiner vor zwei Jahren nach Griechenland un[illegible] nen Reise dargeboten. In dem zweiten, an Böckh gericht[illegible] behandelt der Verfasser hauptsächlich die Bedeutung de[illegible] πίναξ (Pinax, aus welchem bekanntlich das Wort Pinako[illegible] det), das, seiner Ansicht nach, keinesweges eine Bezeichnun[illegible] Arten von Gemälden war, sondern lediglich ein auf einer [illegible] gemaltes Bild bezeichnete. In dem dritten, an Welcker [illegible] Schreiben endlich sucht der Verfasser darzuthun, daß sich d[illegible] in Griechenland hauptsächlich mit der Anfertigung von [illegible] beschäftigte, zu welchem Behufe er sich namentlich auf zwei [illegible] in Athen, das Eleusinion und das Thesmophorion, beruft. [illegible] nunmehr die Aufgabe seiner bisherigen gelehrten Gegner [illegible] diese Ansichten des Herrn Raoul Rochette und das, was [illegible] folgert, zu widerlegen.

*) Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs.

**) Man vergleiche darüber einen Aufsatz in Nr. 171 der „[illegible] Staats-Zeitung", wo auch der neuen Beobachtungen eines [illegible] Berliner Chemikers, des Herrn Karl Kreßler, Erwähnung ge[illegible]

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. H[illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 26. Juni 1840.

Frankreich.

Das Invalidenhaus von Paris.

Sein Leben und sein Glück im Interesse des Fürsten und des Vaterlandes aufs Spiel setzen, ist ein Opfer, das unsere Könige jederzeit mit ihrem besonderen Schutze geehrt haben, ist ein Edelmuth, der die dankende Anerkennung aller Klassen verdient. Es war in der That sehr gerecht und der frommen Gesinnung unserer Fürsten würdig, daß sie Kriegern, die ihre langen Strapazen und ihre Wunden außer Stand gesetzt hatten, dem Vaterlande noch ferner zu dienen, ein Asyl für den Abend ihres Lebens sicherten.

Die ersten Asyle solcher Art waren Abteien und Priorate, von Frankreichs Königen gestiftet, wo der ausgediente Soldat sein Lebelang auf Kosten der Kloster unterhalten wurde. Die Kirche brauchte über diese Last nicht zu klagen; es war ja ihr Patron und Wohlthäter, der ihr seine Unterthanen, seine Kinder zuschickte, die um den Preis ihres Blutes das Eigenthum der Kirche beschützt und dem Klerus die Ruhe, deren er benöthigt ist, gesichert hatten.

Das Recht der Französischen Könige, einen Offizier oder Soldaten, den man Oblat (oblatus, d. h. einen Dargebotenen) nannte, den Aebten und Prioren in unentgeltliche Kost und Pflege zu geben, ist uralt; schon zu Anfang der zweiten Dynastie findet man Spuren davon. Nach Seissel, in seinem „Leben Ludwig's XII.", erhielt sich unter den Mönchen einer Abtei in Languedoc die Sage, daß Karl der Große einen ihrer Aebte bestraft habe, weil er einen Soldaten, den dieser Kaiser ihm zur Verpflegung überschickt, nicht hatte annehmen wollen.

Gleichwohl glauben einige Französische Historiker, dieses sogenannte Oblaten-Recht habe erst unter der dritten Dynastie seinen Anfang genommen. In den Zeiten der ersten und der zweiten Herrscher-Familie — sagen Einige — mußten die Abteien eine Anzahl Kriegsvolk stellen; die Könige der dritten Dynastie befreiten sie ums Jahr 1273 von dieser Verpflichtung; da es aber eine übel berechnete Gnade gewesen wäre, so reiche Stiftungen aller Lasten des Krieges zu entheben, so legte man ihnen dafür die Verpflichtung auf, verwundete oder verstümmelte Krieger (laesos milites) zu verpflegen. Andere Autoren behaupten (was die Geschichte ebenfalls bestätigt), die Könige der beiden ersten regierenden Häuser hätten die Abteien an Krieger und zwar als lebenslängliche Lehen übergeben; dieser Gebrauch schien den Königen der dritten Dynastie nicht kanonisch genug: sie ließen den Mönchen die Freiheit, ihre Aebte zu wählen, behielten sich aber zum Ersatze für das veräußerte Recht ein anderes vor, welches eben darin bestand, daß sie verstümmelte Offiziere oder Soldaten in die Abteien schicken durften.

Die Kanonisten endlich leiten dieses Recht von dem Patronats-Rechte her, das die Könige über die großen Kirchen des Reichs besaßen. Da die Kirche in Fällen der Noth verpflichtet ist, dem Schutzherrn oder seinem Sohne die Bedürfnisse des Lebens zu liefern, so dürfen auch die Könige Frankreichs den Abteien oder Prioraten, welche von Königen gestiftet sind, einen Krieger schicken, der zum ferneren Dienste unfähig ist.

Als nun sämmtliche Abteien und Priorate mit Invaliden angefüllt waren, gaben unsere Könige den Offizieren und Soldaten, die nicht mehr in diesen Gebäuden untergebracht werden konnten, Gnadengehalte. So Karl V., dem seine Staatsklugheit den Beinamen des Weisen erwarb. Die Sitte, invalides Militair in den Abteien und Klöstern zu versorgen, bestand bis ins Jahr 1600. Abänderung oder Veränderung eines alten Brauches ist gewöhnlich eine Frucht der Erfahrung. Die Herren Aebte und Priore vertrugen sich selten mit dem ihrer Pflege befohlenen Militair und klagten oft über das rohe Betragen der Invaliden; während Letztere darüber Beschwerde führten, daß man sie in den Klöstern schlecht verpflegte. Diese gegenseitigen Beschwerden brachten Heinrich IV. auf die Idee, ein besonderes Etablissement zu gründen, in welchem Offiziere und Soldaten zusammen wohnen könnten. In einem Edikte vom April 1600 wies er den Invaliden die Maison royale de la Charité chrétienne in der Vorstadt St. Marceau als Aufenthalt an und dotirte die neue Anstalt vorläufig mit dem Ueberschusse der Fonds aller anderen barmherzigen Stiftungen.

Einem Dekrete vom Maimonat 1603 gemäß sollten die Invaliden auf ihrem Mantel ein blau gesticktes Kreuz aus weißem Atlas tragen, und außerdem ein rundes Wappenschildchen aus blauem weißgestickten Sammet, mit einer Lilie von orangenfarbigem Atlas in der Mitte.

Eine vierjährige Erfahrung bewies, daß die erwähnten Fonds zur Unterhaltung der neuen Anstalt nicht ausreichten; daher der König im Juli 1604 noch die Einkünfte von Stellen der Laienbrüder (religieux lais) oder Oblate hinzufügte.

Die ganze Anstalt konnte nicht lange bestehen, da aus der Revision der Rechnungen der Hospitäler nur geringer Ueberschuß sich ergab. Der König war am Ende in die Nothwendigkeit versetzt, zu verfügen, daß die verstümmelten Krieger nach wie vor in den Klöstern Unterkunft erhalten sollten. Dabei blieb es mehrere Jahre hindurch.

Aber die Offiziere und Soldaten wurden ihrer erneuten Verbannung in Kloster herzlich überdrüssig, und dieser Ueberdruß bewog Ludwig XIII., denjenigen Militairs, die aus den Mauern der geistlichen Stifte erlöst seyn wollten, eine Pension von 100 Livres anzuweisen. Der Klerus ersuchte den König, diese Pension auf 60 Livres zu reduziren, fand aber kein Gehör.

Die Wirkungen der neuen Einrichtung waren ganz anders, als man erwartet hatte: die meisten pensionirten Invaliden handelten und spekulirten mit ihrem Gnadengehalte, verpraßten den Gewinn und sanken in ihr voriges Elend zurück. Jetzt glaubte Ludwig XIII., das Projekt Heinrich's IV. wieder aufnehmen zu müssen: er stiftete einen Ritterorden des heiligen Ludwig, in welchem alle urkundlich legitimirte Invaliden Unterkunft und Verpflegung finden sollten. Die Abteien und Priorate, deren Einkünfte 2000 Livres überstiegen, waren gehalten, den Ueberschuß in die Kasse des Etablissements abzuliefern.

Diese Fonds ergaben sich als vollkommen unzureichend, und die neue Anstalt ging wieder zu Grabe, gleich der Heinrich's IV.

Ludwig XIV. benutzte die nach dem Pyrenäischen Frieden (1659) eintretende Periode der Ruhe, um die Uebel, welche der Krieg in seinen Staaten veranlaßt hatte, zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Er schenkte Allem, was einer Reform oder Wiederherstellung bedurfte, seine Aufmerksamkeit. Besonders rührte ihn die traurige Lage so vieler braver Offiziere und Soldaten, die, nachdem sie Werkzeuge seiner Siege gewesen und seine Feinde zum Frieden gezwungen hatten, zum Lohne dafür dem Elende preisgegeben waren. Er nahm die Idee eines eigenen Gebäudes für ausgediente Krieger wieder auf; es war aber seinem Geiste vorbehalten, dieses Etablissement eben so dauerhaft zu gründen, wie seinen Ruhm.

Am 30. November 1671 legte Ludwig den Grundstein zu seinem Invaliden-Hospitale, und in weniger als acht Jahren stand das prächtige Gebäude, ungefähr so wie wie es heute sehen, fertig da. Libéral Bruant hatte den Plan dazu gezeichnet. Das Haus liegt am linken Ufer der Seine und in der Parallele des Flusses. Eine große, an den Seiten mit Bäumen bepflanzte und von Innen mit ungeheuren Rasenplätzen geschmückte Esplanade erstreckt sich vom Ufer bis zu den Vorgebäuden; und eine sehr elegante Brücke, eines der ältesten Modelle der heutzutage so beliebten Hänge-Brücken, führt von der Esplanade nach den Elysäischen Feldern am jenseitigen Ufer.

Der äußere Hofraum des Invalidenhauses ist mit Gärten und Gebüschen bepflanzt, die im Geschmacke des 17ten Jahrhunderts symmetrisch angeordnet sind. Diesen Hofraum beschützt oder ziert vielmehr ein trockener mit Quadersteinen ausgelegter Graben, der seiner Länge nach mit Kanonen, Feldschlangen und Haubitzen, lauter beredten Zeugen der Siege Frankreichs, besetzt ist. Diese Feldstücke werden nur von Invaliden bedient, und man weiß, welche lärmende Rolle sie bei Gelegenheit nationaler Feste spielen.

Die nördliche Façade des Invalidenhauses, vor welcher der eben erwähnte äußere Hof sich ausdehnt, ist an jeder Seite 102 Meter lang. An beiden Endpunkten befinden sich vorspringende Nebenflügel. Das an der Mitte der Façade angebrachte vornehmste Portal hat die großartigsten Verhältnisse: zwei Basreliefs zu beiden Seiten desselben, welche Mars und Bellona vorstellen, bilden mit dem hemisphärischen Giebelfelde über dem Portale ein schönes Ensemble architektonischen Schmuckes. Die größte Zierde des Giebelfeldes ist eine Reiter-Statue Ludwig's XIV. Zu den Füßen der Statue des Mars bemerkt man einen Wolf mit weit aufgerissenen Augen; er ist die Personification eines schlechten Wortspiels auf den Namen des Ministers Louvois (loup, Wolf; voit, er sieht), wie es dem Geschmacke jener Zeit zusagte.

Durch dieses Haupt-Portal tritt man in den großen inneren Hof, die Cour Royale, dem vier große Haupt-Gebäude die Form eines vollkommenen Vierecks geben. Um den Hof zieht eine doppelte Reihe von bedeckten Säulengängen, in welchen die Bewohner des Hauses bei ungünstigem Wetter lustwandeln.

An der Mitte jeder Façade befindet sich ein vorspringender Bau in Form eines Pavillons, mit einem Giebel, den kriegerische Embleme schmücken. Der Pavillon der südlichen Façade, den der Besucher beim Heraustreten aus dem großen Portale, und während er selbst unter dem nördlichen Pavillon steht, zuerst erblickt, zeigt in einer seiner oberen Arkaden eine große Bildsäule Napoleon's.

Auf den Firsten, über der zweiten Gallerie, bemerkt man im ganzen Umfang des Hofes runde Dachfenster — an der Zahl sechzig — die mit kriegerischen Emblemen aller Art geschmückt sind. Mehrere dieser Zierrathen scheinen eine Bedeutung zu haben; so z. B. erinnern die an dem 15ten Dachfenster des östlichen Gebäudes, besonders der Wolf, dessen Blicke die Vorübergehenden so scharf treffen, wiederum an den Namen Louvois. Die vornehmste Zierde der äußeren Nebenflügel des großartigen Baues, von denen jeder einen seiner Winkel in die Cour Royale vorsteckt, sind schön modellirte See-Pferde, welche vermuthlich die vernetzten Dachtraufen verhüllen sollen. Der „Königliche Hof“ steht mit zweiundzwanzig anderen Höfen in Verbindung, von denen vierzehn ebenfalls eine ansehnliche Größe haben. Auch mehrere Gärten sind in die Gebäude des Invalidenhauses, welche überhaupt sechs Hektaren Landes decken, mit eingeschlossen. Was die Neugierigen vor Allem zu einem Besuche des Invaliden-Hauses reizt, das ist die Kirche mit ihrer vergoldeten orientalischen Domkuppel, eines von denjenigen Monumenten, welche die Hauptstadt aus bedeutender Entfernung dem Reisenden ankündigen. Auch die Speisesäle und Küchen werden von der Menge mit großem Interesse betrachtet. Die ersteren, im Erdgeschosse des „Königlichen Hofes“ belegen und an der Zahl vier, enthalten je 32 Tische, an denen 12 Personen bequem sitzen können. Fresko-Gemälde, welche die Schlachten und Belagerungen Ludwig's XIV. vorstellen, geben diesen Sälen einen ganz besonders großartigen Charakter. In den Küchen herrscht bewunderungswürdige Reinlichkeit. Jeder Pariser hat die beiden ungeheuren Fleischtöpfe gesehen, in denen man je 1200 Pfund Fleisch kochen kann, und den Riesen-Kessel, der 29 Scheffel trockenes Gemüse faßt. In einem Gebäude, das, genau genommen, nichts Anderes ist, als die prächtigste Kranken-Anstalt von ganz Europa, hat man auf die für eigentliche Kranke bestimmten Lokale natürlich besondere Sorgfalt verwendet; diese sind durch einen Hofraum von dem Hauptgebäude geschieden und bestehen aus den größten Sälen des Etablissements. Hier fehlt es dem Kranken an keiner Art von zeitlichem Beistand; Aerzte und Wundärzte von anerkannter Geschicklichkeit verpflegen ihn mit nie erkaltendem Eifer.

Unter diesen von Alter und Gebrechlichkeit gebeugten Menschen findet die christliche Milde und Barmherzigkeit, wie man sich denken kann, Beschäftigung in Fülle. Ein Geistlicher mit dem Titel eines Invaliden-Pfarrers und 24 barmherzige Schwestern, deren Selbstverleugnung über alles Lob erhaben ist, repräsentiren diese Eigenschaften in dem Hospitale. Eine Menge Krankenwärter stehen unter dem Befehle dieser barmherzigen Schwestern. Zu dem Krankenhause gehören: eine prächtige Apotheke, ein Backhaus mit seinen Magazinen, bedeckte Spaziergänge, Gärten u. s. w. Im Hintergrunde des Hospitals befindet sich ein Brunnen, ein wahres Meisterstück jenes Zeitalters, dessen grandiose Anlage noch jetzt von der mächtigen Hand Ludwig's XIV. zeugt. Dieser Brunnen hat 130 Fuß Tiefe, und vier Pferde bewegen die Pumpe desselben, welche das Wasser in einen Behälter fördert, der mit dem vierten Stockwerk in gleicher Höhe ist. Aus diesem Behälter, der 320 Tonnen fassen kann, wird das Wasser durch Röhren in alle Theile des Gebäudes geleitet: man zählt an 400 Hähne zum Zapfen des Wassers.

Man darf das Invalidenhaus nicht verlassen, ohne die große Galerie besucht zu haben, wo alle Städte und Festungen Frankreichs in Relief dargestellt sind. Im Jahre 9 der Republik ist dem Hause eine Bibliothek von 20,000 Bänden bewilligt worden; sie besteht hauptsächlich aus solchen Werken, die Leute vom Militairstande interessiren können.

Fünftausend Invaliden würden in diesem großen Etablissement eine ehrenvolle Wohnstätte finden; gegenwärtig zählt man jedoch nur etwas über 3000 Bewohner.

Kurz vor seinem Tode gedachte Ludwig XIV. noch seiner alten Krieger. Wir theilen hier folgende dahin bezügliche Stelle seines Testaments mit:

„Unter den verschiedenen Anstalten, die Wir im Verlaufe Unserer Regierung gegründet, ist keine nützlicher, als Unser Königliches Invalidenhaus. Es ist wohl billig, daß diejenigen Soldaten, welche durch ihre im Kriege erhaltenen Wunden oder durch ihr Alter und ihre langen Dienste außer Stande sind, zu arbeiten und ihr Brod zu verdienen, für den Rest ihres Lebens eine sichere Subsistenz erhalten. Mehrere von Glücksgütern entblößte Offiziere finden hier eben ein ehrenvolles Asyl. Beweggründe jeder Art sollten den Dau und alle Unsere späteren Nachfolger bestimmen, dieses Etablisse zu unterhalten und ihm besonderen Schutz zu gewähren; Wir erm nen sie dazu, so viel in Unserer Macht steht.“ (F. F.)

Zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Frankrei

(Schluß.)

Um indeß gerecht zu seyn, müssen wir auch anführen, Lebrun fast alle Eigenschaften besaß, welche einen Meister zwei Ranges ausmachen, und daß er in der Schaumalerei ausgeze net war. Die Schlachten Alexander's und die Galerie von V sailles sind ungeheure Compositionen; es ist Poesie und Verst darin, aber der Pomp des heroischen Styls ist auf die Spitze triebe. Das Muster des ersten Malers, das Glück, das er bei H machte, sein persönlicher Einfluß rissen auch die Schule mit f Zum größten Unglücke modelte die Akademie der Malerei, wel ihm viel verdankte, auch ihre Theorieen nach ihm um; so übte Leb in der Kunst eine wahrhafte Diktatur.

Während der erste Maler und seine Anhänger von Ludwig X mit Freigebigkeit überschüttet wurde, war Le Sueur zu den un spriesslichsten Arbeiten verdammt, um seine Familie zu erhalten. eine so harte Probe gestellt, blieb er dennoch der Natur, der Wa heit und seiner Ueberzeugung treu. Poussin's Lehren, welche die V nunft seinem Geist, die Dankbarkeit seinem Herzen eingeprägt ha entschwanden ihm nie. Die Nachwelt hat längst über Beide ihr U theil gefällt; aber auch schon während seines Lebens erhielt Le Su die Genugthuung, daß Lebrun an das Urtheil der Nachwelt gema wurde. Die harte Bemerkung des Päpstlichen Nuntius, der be Besuche des Hotel Lambert in dem unscheinbaren und verkann Le Sueur das große Talent erkannte und meinte, man solle ihm Arbeit seines berühmten Nebenbuhlers übertragen, drang in Lebru Ohren wie eine prophetische Stimme.

Im Vorbeigehen mag erwähnt werden, daß die damaligen g sellschaftlichen Gewohnheiten die Kunst außerordentlich begünstig Es war nicht nöthig, daß ein Künstler, um aus der Menge herv gezogen zu werden, in einen Palast berufen wurde; eine einfa Privatwohnung bot ihm Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen; Ga rieen, Säle, Treppen, Flure eröffneten der Malerei und Skulp ein freies Feld. Jedes Schloß hatte eine Kapelle, welche vom Ma und Bildhauer geschmückt wurde. Außer den Kirchen, Abteien Klöstern, welche viele Arbeiten bestellten, außer den Corporatio und Verbrüderungen war auch jeder reiche Privatmann ein Beschü der Künste. Der Neid konnte auch damals das schutzlose Talent v folgen, aber es nicht ersticken. Außerdem übten die vornehmsten P sonen, die größten Staatsmänner, Richelieu, Mazarin, Ségui Colbert, Louvois, eine direkte Schutzherrschaft.

Als der frühzeitige Tod Le Sueur's Lebrun von diesem „har Dorne“ befreit hatte, der ihm so unbequem gewesen war, erhob für ihn ein noch furchtbarerer Nebenbuhler, nicht sowohl wegen sei Talents als wegen seines Charakters. Pierre Mignard war n Frankreich zurückgekehrt; ihm voraus ging der Ruf vieler Werke, er in Italien ausgeführt hatte, vorzüglich aber der der Portr zweier Päpste und eines Portraits des Dogen von Venedig. er ein eben so gewandter Hofmann wie ein geschickter Maler w so machte er Glück bei Hofe, und die ganze Gunst Ludwig's X wendete sich ihm zu. Der Schmerz, den sein Nebenbuhler darü empfand, schien nur eine gerechte Rache.

Mignard und Puget waren die beiden einzigen Künstler, wel sich nicht unter Lebrun's despotischer Gewalt beugten; Beide konn sich auf ihre Meisterwerke berufen. Die Kuppel des Val-de-Gr hatte in Frankreich eine hohe Idee von der Italiänischen Freskomale gegeben; Molière feierte sie in einem des Gegenstandes würdig Gedichte, denn die Künstler waren damals mit allen großen Dich aufs engste verbunden. Als Mignard nach dem Tode Lebrun's z ersten Maler ernannt worden war, hatte er keinen Grund mehr, von der Akademie fern zu halten, wie er es bis dahin gethan ha Er meldete sich also zur Wahl und wurde an demselben Tage zum A demiker, Professor, Rektor, Direktor und Kanzler ernannt. In nährte doch die Akademie einigen Groll gegen ihn; sie verzieh ihm we eine frühere Weigerung, zu welcher ihn die Eifersucht gegen Lebrun v anlaßt hatte, noch seine Opposition gegen den ersten Maler, welche Akademie dem Verdachte einer kriechenden Schmeichelei aussetzte. Ka war Mignard gestorben, als die Akademie sich zur Richterin sei Werke aufwarf und ein scharfes Urtheil über sie fällte. Le Su hatte dasselbe Schicksal, und das Urtheil, welches die Akademie üb ihn fällte, fiel noch strenger und ungerechter aus.

Die Akademie der Malerei und Skulptur nimmt eine bedeute Stelle in der Geschichte der Französischen Kunst ein. Sie ha Maßregeln getroffen, welche die Erniedrigung der Kunst durch ei zu große Anzahl von Zöglingen verhüten sollten. Die Mod durften nur an drei verschiedenen Orten in Paris vor den jung Malern ausgestellt werden: in der Königlichen Akademie der Maler welche im Louvre ihren Sitz hatte, in der Académie de Saint-L welche sich im Hofe der Sainte-Chapelle versammelte und bei d Gobelins. Da indeß die Zahl der Akademiker nicht beschränkt wa so mußte der Akademie viel daran liegen, daß die Bedingungen z Aufnahme nicht zu sehr erleichtert würden. Kurze Zeit nach d Stiftung wurden von den Kandidaten Proben ihres Talents geforde und die zu diesem Behufe eingesandten Werke wurden natürlich z Verzierung der Säle der Akademie verwendet. Diese permanen

Ausstellung führte auf die Idee periodischer Ausstellungen, welche unter dem Namen „Salons" bekannt wurden. Die Akademiker allein hatten das Recht, zu diesen ihre Werke zu schicken. Aber außerdem, daß diese Beschränkung eigentlich so gut wie keine war, da alle Künstler von einigem Verdienste Akademiker waren oder es werden konnten, wurde dieselbe auch noch anderweitig dadurch gemildert, daß zu den Ausstellungen der Académie de Saint-Luc ein Jeder zugelassen wurde und also auch ein der Akademie noch unbekannter Name Gelegenheit fand, ans Licht zu treten. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die Akademie in vielen Beziehungen einem freien Aufschwunge sehr hinderlich war, besonders dadurch, daß sich aus den persönlichen Ansichten der Mitglieder, welche ohne Widerspruch vorgetragen, ohne Prüfung angenommen wurden, eine gewisse Kunst-Theorie bildete.

Dies geschah in den akademischen Konferenzen, welche durchaus unfruchtbar für die Kunst blieben oder ihr gar schädlich wurden. Die berühmten Abhandlungen Lebrun's: „Ueber den charakteristischen Ausdruck der Leidenschaften" und „Ueber die Beziehung der menschlichen Physiognomie zur thierischen" bezeichnen schon die Richtung, welche seitdem eingeschlagen wurde; das erste dieser Werke hat sogar den Titel „Konferenz". In den „Konferenzen" ist der vornehmste Grund der vielen conventionellen Bestimmungen zu suchen, welche sich länger als ein Jahrhundert aufrecht erhielten. Dieser Einfluß erwies sich noch verderblicher, als Künstler, welche weder Lebrun's Talent noch seine Phantasie besaßen, an seine Stelle als erster Maler traten. Der Verfall erreichte bald den höchsten Grad. Die Manier, welche von der Akademie ausging, raubte den Kunstschöpfungen jeden charakteristischen Ausdruck, erzeugte eine Kunst des Scheins und brachte in der Schule den Geschmack zur Herrschaft, welcher unter dem Namen des Französischen Geschmacks bekannt wurde.

In der That kann die Musterung der Französischen Historienmaler, welche von dieser Zeit an die Französische Schule bilden, sehr füglich auf eine Aufzählung ihrer Namen beschränkt werden. Die berühmtesten derselben sind von den Corneille's an bis auf Vanloo: Michel und Jean Baptiste Corneille, Lafosse, Parrocel, die Boullogne's, die Coypel's, De Troy, Lemoine, Natoire, Restout, Pierre, Boucher, Carle und Michel Vanloo. Dies ist die Reihe der Künstler zur Zeit der Regentschaft und unter der Regierung Ludwig's XV., eine Epoche, welche den Künsten eben so verderblich wie den Sitten wurde und in welcher der angesehenste Maler sich von dem Schauspieler Baron über den physiognomischen Ausdruck, wie Tänzer Marcel über die Anmuth, belehren ließ und seine Modelle am Hofe aufsuchte, überglücklich, wenn der Hof sich in seinen Werken wiedererkannte. Damals hatte der Bruder einer Courtisane, Poisson-Marigny, die Oberleitung der Künste.

Soll daraus nun gefolgert werden, daß die Künstler damals ohne Talent waren? Es wäre ungerecht, dies zu behaupten. Lafosse im Dom der Invaliden, Natoire in der Kapelle des Findelhauses, Coypel in seiner Athalie, Lemoine in dem Deckengemälde des Herkules-Saales u. s. w. haben gewiß viel technische Geschicklichkeit, Phantasie und selbst Poesie entfaltet. Keines dieser Werke verfehlt, einen verführerischen Eindruck zu machen, obgleich man fragen möchte, ob das Studium eines derselben der Jugend anzurathen wäre. Das Gegentheil ergiebt sich sogar aus den Lobsprüchen, die ihnen ertheilt wurden. So wurde der Maler des Herkules-Saales der Französische Cortone genannt. Alle Nachfolger Lebrun's waren geschickte Leute: mehrere derselben waren erste Maler und mochten, wenn sie sonst Lust hatten, glauben, daß sie gegründete Ansprüche auf diesen Titel hätten, der übrigens ein Gegenstand aller Wünsche und Bestrebungen war, obgleich Voltaire denselben verhöhnt hatte, indem er in seiner sarkastischen Weise von einem der Coypel's gesagt, er sey der erste Maler des Königs, aber nicht der erste Maler Frankreichs. Unleugbar hatten alle diese Leute Talent, aber es fehlte denselben eine sichere Basis, ein eigenthümliches Gepräge und eine verständige Leitung.

Um indeß dem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der es verdient, muß bemerkt werden, daß die ersten Versuche, zu einem besseren Geschmacke zurückzukehren, von Vanloo ausgingen, obgleich, durch eine sonderbare Schickung, man gewöhnlich mit seinem Namen den Begriff der größten Ausartung der Französischen Kunst verbindet. Seine Nachfolger Deshays und Brenet waren schon weniger manierirt; ihr Zeitgenosse Vien näherte sich noch mehr dem reinen Geschmacke und der Einfachheit, und sein etwas kalter Verstand gab ein glückliches Gegengewicht zu Doyen's Gluth ab. Man kann sagen, daß Vien an die Spitze der Bewegung trat; um seinen Bestrebungen einen desto größeren Nachdruck zu geben, eröffnete er ein Atelier für Schüler, trotzdem, daß dies in den Reglements der Akademie verboten war. Der berühmteste seiner Schüler war David; dieser stellte vorzüglich nach den Mustern der Griechischen Skulptur Reinheit der Formen und strenge und elegante Einfachheit wieder her, indem er zugleich das Interesse seiner Gemälde an eine der edelsten Empfindungen, an die Vaterlandsliebe, knüpfte. Er machte wiederum die Malerei zu einer schwierigen Kunst und leistete derselben dadurch einen wesentlichen Dienst. Die zahlreichen Werke, welche sein Pinsel schuf, so wie die vielen bedeutenden Talente, welche aus seiner Schule hervorgingen, sprechen zu seinem Lobe als Künstler und Lehrer. An David's Namen knüpft sich die Wiederherstellung der Kunst in Frankreich. Die historische Gewissenhaftigkeit nöthigt indeß, anzuführen, daß die Skulptur das erste Signal zu einer ernstlichen Reaction gab. Einige Werke von Allegrain und Julien hatten die Künstler zum Nachdenken gebracht und dem Publikum die Augen geöffnet. Diese glorreiche Erhebung fällt in die Zeit Ludwig's XVI.

Hier sind nun folgende Namen zu nennen: in der Geschichtsmalerei Jouvenet und Santerre; in den untergeordneten Gattungen Watteau, Joseph Vernet, Greuze; in der Blumenmalerei Monnoyer, van Spaendonk; in der Thiermalerei Desportes, Oudry; in der Landschaftsmalerei Patel, Lantara, Valenciennes.

Die Revolution zeigte sich bald den Kirchen, Palästen und Schlössern feindlich, und die Verfolgung, der die Beschützer der Kunst ausgesetzt waren, erstreckte sich auf die Künste selbst. Die Akademieen wurden aufgehoben, unter dem Vorwande, daß sie aristokratisch seyen; es trat ein Stillstand in der Kunst ein. Das Kaiserthum brachte glücklichere Zeiten zurück. Napoleon beschenkte Frankreich mit den Meisterwerken Italiens; Paris verdankt ihm das Museum und die Kuppeln des Pantheon. Aber der Kaiser ging zu sehr darauf aus, die Kunst zur Dienerin seines persönlichen Muthes zu machen, und die ewig wiederkehrenden Darstellungen seiner Feldzüge, die Steifheit und Eintönigkeit der Uniformen, die Symmetrie und Regelmäßigkeit der Schlachtlinien führten einen neuen Verfall der Kunst herbei. Die Restauration nahm sodann die religiöse Kunst unter ihren Schutz. Doch damit betreten wir schon das Gebiet der Gegenwart.

Miel.

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

Scipio Afrikanus Büste im Rospigliosischen Palast.

An der einen Seite des Platzes vor dem Quirinal zu Rom läuft eine lange Mauer hin, in welcher ein hohes gewölbtes Thor sich befindet. Letzteres führt in einen Garten, der nicht groß ist, aber in reicher und schwellender Ueppigkeit steht. Welche Menge strotzender saftvoller Gewächse! und welche Menge von Blumen und Früchten! und wie es auf jedem Flecke lebt, Insekten, fliegend und kriechend, und mitunter auch eine Schlange! Ja, in diesem Lande ist es nicht schwer, einen Garten hervorzuzaubern; man braucht nur die Natur sich selbst zu überlassen und nach Verlauf einiger Zeit sich mit Scheere und Axt einzufinden, zu lichten, niederzuhauen und fortzuschneiden — und man hat einen Garten.

Ein großer Palast dehnt sich an dem Garten hin; es ist der Rospigliosische. Vor dem Palast steht in eben diesem Garten ein Pavillon, in diesen wollen wir eintreten.

Im ersten Zimmer findet man an der Decke Guido Reni's berühmte Aurora, diesen Fresko, von welchem Byron sagt, daß er allein eine Reise nach Rom werth sey. Aurora schwebt durch die Luft und streut Blumen aus, und hinter ihr kommt Apoll gefahren, um dessen Wagen die Horen tanzen. Diese sind nur sieben an der Zahl, aber sie repräsentiren doch die vierundzwanzig Stunden des Tages. Ja, wenn die Stunden so aussähen; wenn sie so schöne Gesichter hätten und auf so leichten, kleinen, runden, weißen und lieblichen Füßen tanzten, dann könnte man sicher ihrer niemals müde werden; wenn auch jede der vierundzwanzig Stunden so lang wäre, als der Zeitraum, welchen jede der sieben Horen vorstellt, wenn also eine jede dreimal so lang wäre als jetzt, müßte man sich doch versucht fühlen, sie am flüchtigen Knöchel zu erfassen und sie festzuhalten. Zwei der sieben Zauberjungfrauen stellen die Morgenstunden vor; der Schlaf ruht noch im Auge, und das Haar fällt in freien ungebundenen Locken; ja, wenn eine solche Stunde über dem Lager ruhte, so könnte man es nur unwillig verlassen; — und doch, wenn ich wieder auf die Nymphe blicke, welche den Tag repräsentirt, nachdem er in seiner vollsten Wärme und in seinem vollsten Lichte steht, wenn ich ihre schönen Glieder und ihr reizendes Gesicht betrachte, die von Gesundheit und Lust schwellen, und diese Lippen, welche brennen, und diese Augen, welche von mehr noch als Geist strahlen, da könnte ich freilich vorziehen, an ihrer Seite hinzueilen; — und nun die Abendhore, mit halb geschlossenem Auge, welche mich an die warmen Lüfte denken läßt, die im Haine flüstern, ja, wahrlich, ich möchte mich fast am liebsten an ihren Busen werfen; — in der That! wenn mir die Wahl freistände, ich würde schwerlich mich bestimmen können.

In einem anderen Zimmer findet man die Apostel von Rubens, schöne Bilder, und um so merkwürdiger, als sie das überführende Zeugniß ablegen, daß der große Meister, der sie gemalt, ein stets unabhängiger, immer neuer und wechselnder Künstler war; er war vollkommen Herr über seinen Pinsel, sein Geist regierte ihn, ohne sich verleiten zu lassen, einer bestimmten Manier sich in die Arme zu werfen; in diesen echt apostolischen Gesichtern und in dem ganzen Kolorit findet man nicht das mindeste Zeichen, welches denselben Maler vermuthen lassen könnte; der so oft — und bei Gott mit welcher Wahrheit! — die wildesten Niederländischen Bauern-Orgien vorgestellt hat, diese Stücke, die gleichsam duften von Wein, ich sage von Wein, nein, von Bier und von Schweiß!

In einem dritten Zimmer hängt ein Dominichino, ein großes Gemälde, welches das Paradies vorstellt; man sieht Adam und Eva, vierfüßige Thiere und Vögel von den verschiedensten Farben; sie stehen alle friedlich neben einander und langweilen sich. Ich machte eben die Bemerkung bei mir selbst, daß, wenn das Paradies so ausgesehen hat, man in der That sagen kann, daß es sehr bunt da zugegangen ist; — da fiel mein Blick auf eine Büste in Erz, die auf einem Marmortische stand.

„Dies ist Scipio Afrikanus", sagte der Kustos, „eine schöne Antike, die zum Auge spricht."

Ja, er hatte Recht; es sprach diese Büste, und zwar ganz merkwürdige Dinge!

Ich blickte auf sie und fühlte mich gefesselt; ich gehörte von nun Scipio Afrikanus mit Leib und Seele an.

In meiner Schulzeit hatte ich oft diesen Namen gehört — und wer hat ihn nicht gehört! ich hatte stets mit Aufmerksamkeit auf ihn gehorcht, denn das ist kein Name, für den das Ohr gleichgültig bleiben kann; aber zu jener Zeit haßte ich Scipio Afrikanus, ich haßte ihn im innersten Herzen; denn er hatte bei Zama das Piedestal zerschlagen — welches freilich von den Karthaginiensern selbst auf der Ueberfahrt von Italien nach Afrika beschädigt worden — er hatte an jenem schicksalschwangeren Tage das hohe Piedestal umgeworfen, auf dem Hannibal wie ein Halbgott gethront, dieser Hannibal, an dem ich so hing, dem ich mit unermüdlicher Bewunderung auf seinem langen Siegeszuge gefolgt war — ich haßte Scipio Afrikanus, fast eben so sehr, wie ich den Herzog von Wellington haßte, der auch bei Waterloo einen Halbgott an einem anderen eben so schicksalsschwangeren Tage in den Staub geworfen. Aber jetzt, als ich dieses Angesicht betrachtete, da sah ich ein, daß es kein Spiel des blinden Glücks gewesen, welches Scipio den Siegerkranz in die Hände gegeben; ich sah ein, daß selbst Hannibal's göttliches Genie und das Karthaginiensische Heer mit allen seinen Elephanten, diesen furchtbaren lebenden Festungen, sich an dieser Eisenstirn zerstoßen mußten; ich sah ein, daß es ein größeres Genie gewesen, welches ein großes Genie besiegt, oder, um mich richtiger auszudrücken, eine größere Kraft, die eine große Kraft überwunden, — und ich huldigte Scipio in meiner Seele, ich rief innerlich bei mir aus, es lebe Scipio! es lebe Afrikanus! es lebe Spaniens Bezwinger und Zama's Sieger!

Aber seit meiner Schulzeit hatte ich sehr selten Scipio's Namen nennen hören, und selbst hatte ich mich durchaus nicht mit ihm beschäftigt, — und was ich in meiner Schulzeit von ihm kannte, waren auch nur die wichtigsten Momente seines Lebens und diese nur sehr oberflächlich; ich hatte also, da Scipio's Büste mir zum ersten Mal vor Augen kam, nur eine geringe Kenntniß von seiner Geschichte. Jetzt aber, als ich diese Büste betrachtet, stieg die Begierde bei mir auf, ihn näher kennen zu lernen, doch wo sollte ich mich hinwenden, um diese Nachrichten zu finden? — Da fiel mir die alte harte Nuß, der Livius, ein, und ich flüchtete mich zu ihm. Ich las das, was er darüber aufzuweisen hatte, ich las es mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, und nach Verlauf einiger Zeit fand ich mich wieder in dem Rospigliosischen Palaste ein, um mir die Büste anzusehen. Ja, jetzt wurden die vielen seltsamen Umstände, die sich in Scipio's Leben aufhäufen, so klar wie der Tag; ich sah jetzt ein, daß dieser Mann die fast unbegränzte Herrschaft über seine Mitwelt haben mußte, die er schon im Beginn seiner Laufbahn erhielt; ich begriff das Zutrauen der Römer, das mir unwahrscheinlich, ja unglaublich vorgekommen wäre, und wenn ich den Livius auch hundert Mal durchgeblättert hätte. Denn höre, Leser:

Eines Morgens war das Volk auf dem öffentlichen Platz versammelt, es sollte einen Heerführer für die Armee in Spanien wählen. Man forderte denjenigen unter den Patriziern, der diesen Posten ausfüllen könnte, auf, sich zu melden; aber Keiner trat vor, selbst dem Stärksten fehlte der Muth, und kein Wunder! denn Spanien war jetzt durch eine lange Zeit das Unglücksland für die Römischen Heere gewesen, die besten Anführer hatten dort ihre Lorbeern verloren, ja Einige ihr Leben. Da hört man eine Stimme, welche von einem erhöhten Standpunkte kommt, und man erblickt einen jungen Mann, den vierundzwanzigjährigen Scipio, welcher ausruft, er würde mit Freuden das Kommando übernehmen, und das Volk, ungeachtet daß dieses Scipio's Vater und Oheim beide vor nicht langer Zeit in Spanien gefallen — ein Umstand, der, wenn er hier mitgewirkt, nur unvortheilhaft einwirken konnte — das Volk ruft ihm Beifall zu und giebt ihm das Kommando.

Freilich war Scipio kein unbekannter Mann in Rom, er gehörte einer berühmten Familie, außerdem war in seinem Wesen und seinen Manieren Vieles, was Aufmerksamkeit erwecken mußte. Man sah ihn jeden Morgen im Jupiterstempel auf dem Kapitol; zu seinen Bekannten sagte er, daß er oft von göttlichen Offenbarungen heimgesucht würde — ähnliche Offenbarungen glauben fast alle große Männer gehabt zu haben — und wenn er sich öffentlich zeigte, war er meistens allein und ging stets in sich selbst verschlossen. Aber jeder Andere, welcher sich so betragen, würde doch, anstatt Bewunderung und Zutrauen zu erwecken, viel eher als ein Sonderling angesehen worden seyn und Lachen und Mißtrauen erregt haben. Weshalb verhielt es sich so ganz anders mit Scipio? Ja freilich, seine Büste erklärt dieses Räthsel.

Es liegt eine so unendliche Macht in diesem Gesichte; das Genie steht so deutlich auf seiner Stirn; die Urtheilskraft ruht so stark auf ihr, daß Jeder fühlen mußte, dieser Mann war bestimmt, große Dinge auszurichten. Und das Auge, es ist zwar geschlossen, aber man kann aus dem ganzen Gesichtsausdruck wissen, wie stark und tief es ausgesehen. Es ist keines von jenen lebendigen, strahlenvollen Augen gewesen, die ununterbrochen von einem Gegenstande zum anderen laufen und sie alle abspiegeln, nein, ein ruhiges und nach Innen gekehrtes. In seinem klaren Wasser sah man nur schwache Schatten von den tiefen Gedanken der Seele, aber diese Schatten müssen fast gewirkt haben, wie ein Schlangenhals, der aus einer Höhlung dringt und welcher die Einbildungskraft sich das Thier vielfach größer ausmalen läßt, als es ist, — dieses Auge ist eines von jenen gewesen, die, wenn sie Dich ansehen, den Athemzug zum Stillstehen bringen und bis zum Herzen durchbohren. Es sind außerdem um den Mund einige Züge, welche, so zu sagen, drei Schritt vom Leibe halten und mit Ernst erfüllen, Züge, auf welche man selbst an dieser todten Büste den Blick nicht heften kann, ohne Furcht zu fühlen; denn es ist sicher, wenn dieser Mund sich bewegen sollte, um etwas Bitteres zu sagen, so würden die Worte tiefer verwunden, als der Zahn des stärksten Ebers. Freilich hat Scipio in seinem vierundzwanzigsten Jahre nicht so ausgesehen — die Büste stellt ihn ohne Zweifel in einem reiferen Alter vor — aber, was hier so klar auf des Mannes Gesicht ausgedrückt ist, muß auf dem des Jünglings schon angedeutet seyn, und da kann ich mir schon vorstellen, daß, wie er über den Volksplatz hingeschritten, den Kopf, wie auf der Büste, etwas gesenkt, die versammelte Menge, weit entfernt, sich zum Lachen versucht zu fühlen, vielmehr ehrerbietig zur Seite gewichen ist; ich sehe, wie ein Jeder still wird und sich umwendet, ihm nachblickt und noch, nachdem er schon hinter einer Mauer oder einem Tempel verschwunden, fortfährt, in die leere Luft hinzustarren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Jean Polonius. Zu den neueren Französischen Lyrikern, die sich nicht ohne Glück neben berühmteren Namen versucht haben, gehört Jean Polonius, von welchem kürzlich eine größere mit Beifall aufgenommene Dichtung unter dem Titel „Herostrat" erschienen ist,*) nachdem früher bereits, und zwar seit dem Jahre 1827, mehrere Bände gesammelter lyrischer Poesieen von demselben Dichter bekannt worden. Man hatte bisher den pseudonymen Poeten, wenn auch nicht für einen Nachkommen des berühmten Hofmanns im Hamlet, doch, dem von ihm gewählten Namen zufolge, für einen nach Frankreich verschlagenen Sohn Polens gehalten. Es ergiebt sich indeß aus dem eben erschienenen „Herostrat", daß der Dichter zwar von Polnischer Abstammung, jedoch im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg angestellt ist und früher längere Zeit bei der Russischen Botschaft in London als Rath fungirte. Sein wirklicher Name ist X. Labinsky. Jedenfalls ist es keine geringe Auszeichnung, sich als Ausländer das Bürgerrecht auf dem Französischen Parnaß so erworben zu haben, wie Herr Labinsky, wenn dabei auch nicht gleich an ein ähnliches Verhältniß gedacht werden darf, wie dasjenige, in welchem Chamisso zur Deutschen Muse sich befand. Denn Chamisso hat nicht bloß die fremde Kunstform und den Genius der fremden Sprache völlig zu beherrschen gewußt, sondern er hatte neben diesem mehr negativen Verdienst auch noch das positive, mit schöpferischer Eigenthümlichkeit das fremde Kunstgebiet betreten zu haben und hier nicht bloß eben so viel, sondern bei weitem mehr zu leisten, als die meisten einheimischen Dichter. Mit Recht kann daher auch der Französische Kritiker Herr Sainte Beuve mit Bezug auf Herrn Labinsky sagen: „Ausländer, die in unserer Sprache schreiben, sind — auch wenn sie es darin sehr weit bringen — in einer schwierigen Lage. Ihr größter Ruhm besteht am Ende darin, vergessen zu machen, daß sie Ausländer sind. Bei Herrn Labinsky vergißt man es vollständig. Aber haben die Ausländer, die so gut wie die besten Franzosen sprechen, auch ihre eigene Sprache, wie man dies vom Dichter und von jedem Originalschriftsteller fordern darf? Jean Polonius singt, wie ein Einheimischer, in der allermodernsten poetischen Weise, in der Weise Lamartine's, aber das eigene Gepräge, das Selbsterfinden, wird dabei vermißt." — Es hat diese Wahrnehmung des Französischen Kritikers einen sehr natürlichen Grund: der Mensch lernt nur in seiner Muttersprache gründlich denken und seine eigensten Empfindungen ausdrücken. Je mehr Sprachen wir in der frühesten Kindheit zu gleicher Zeit reden, um so später lernen wir, uns einer dieser Sprachen mit aller ihr einwohnenden Gedankentiefe bedienen. Es mag bei der Erziehung eines Kindes eine große Zeitersparniß bewirken, wenn dieses in fünf Sprachen zugleich erzogen wird, aber der große Vortheil, den philosophischen Bau der verschiedenen Sprachen vergleichen zu lernen und mit dem Unterricht nicht bloß an Wörtern, sondern auch an Gedanken zu gewinnen, geht dabei ganz verloren. Was hier vom Denken überhaupt gesagt ist, das läßt sich noch viel mehr auf das Dichten insbesondere anwenden. Nur einzelne begabte Naturen, wie Chamisso, stellen sich dabei als Ausnahmen dar. Möge daher jeder Ausländer, wenn er poetisches Talent in sich verspürt, dem Rathe Sainte Beuve's folgen und nur in seiner Muttersprache dichten. Französische Worte werden zwar weithin in aller Welt verstanden, aber des Dichters Wort versteht nur die Heimat in seiner ganzen Bedeutung. Herr Sainte Beuve macht die Bemerkung, daß die Russen zu allen Zeiten die Kunst verstanden hätten, gute Französische Verse zu machen. Im vorigen Jahrhundert erwarb sich der Graf von Schuwaloff durch seine Poésies fugitives den Beifall Voltaire's und Laharpe's, und vor zwei Jahren gab der Fürst Elim Mestschersky eine Sammlung Französischer Dichtungen heraus, die einige Pariser Feuilletonisten im Gegensatze zu der heuerigen romantischen Poesie der Franzosen als „klassisch" bezeichneten. Doch Graf Schuwaloff's Verse sind längst in Frankreich vergessen, und Fürst Elim Mestschersky wird, wenn er als Dichter wirkliche Lorbeern pflücken will, in der Sprache Puschkin's und Shukowski's dichten müssen.

*) Érostrate. Paris, Charles Gosselin, 1840.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Montag den 29. Juni 1840.

Die ersten Tage des Juni.

Nachstehendes Französisches Gedicht ist uns mit der Bitte um Aufnahme in unser Blatt eingesandt worden. Gegenstand desselben sind jene trüben Tage der Erwartung und Furcht, wie wir sie in Berlin erlebten und wie sie ein so schönes, an sich schon poetisches und erhebendes Bild von der Anhänglichkeit eines Volks an seinen geliebten unvergeßlichen Herrscher lieferten. Wir haben geglaubt, dem Französischen Original eine wenn auch freie, doch zugleich möglichst annähernde Deutsche Uebersetzung hinzufügen zu müssen, und bemerken nur noch, daß der Verfasser des ersteren zwar in seiner Muttersprache gedichtet hat, jedoch darum in nicht minder treuem Verhältnisse zu Friedrich Wilhelm III. steht, als wir Deutschen Preußen, denn seine Heimat ist das Fürstenthum Neuchatel.

Le Peuple était Sa Garde Royale.

Aux abords d'un palais, j'ai vu la foule morne
Se presser jour et nuit;
Attendant, l'un debout, l'autre contre la borne,
Qu'un seul mot lui fût dit.

Et parmi cette foule autrefois si bruyante
Et qui vit de clameur,
On n'entendait alors que des voix suppliantes,
Ou les soupirs du coeur.

Ainsi qu'un doux rayon qui perce les nuages
Parfois on pouvait voir
Resplendir tout-à-coup sur ces pâles visages
Une lueur d'espoir.

Et puis bientôt après une allarme secrète
Pâlissant tous les fronts,
La foule reprenait cette douleur muète
Qu'ont les chagrins profonds.

Par la crainte et l'espoir toujours ainsi bercée,
Long-temps elle attendit;
Et quand de sa torpeur elle fut reveillée,
Ce seul mot était dit!!!

P.

• • •

Vor des Pallasts Pforten stand in dumpfer Stille
Tag und Nacht die Menge da,
Eines Wortes harrend, das die Stund' enthülle,
Der sie bang entgegen sah.

Jene bunte Menge, sonst so voller Leben,
Schöner Zeiten sich bewußt,
Sah man flehend jetzt den Blick zum Himmel heben,
Sorgen in der treuen Brust.

Und wie wenn durch Wolken dringt ein Blick der Sonne,
Füllet hier auch allzumal
Die gebeugten Menschen stets mit neuer Wonne
Jeder schwache Hoffnungsstrahl.

Doch zu bald nur wieder schwindet jedes Hoffen,
Düst're Ahnung drückt das Herz,
Stumm erscheint das Volk, vom Kummer schwer getroffen,
Stumm der allgemeine Schmerz.

So von Furcht und Hoffnung wechselweis durchdrungen,
Harrt das Volk noch lange dort;
Laut erst ward der Schmerz, als durch die Stadt erklungen
War das eine, eine Wort.

J. L.

Chiwa.

Eine Jagd in den Steppen von Turkmanien.

(Nach dem Russischen.)

Zwei oder fast drei Monate mußten wir in Chiwa die nach Ispahan ziehende Karawane erwarten, und um den traurigen Anblick der Stadt zu vermeiden, in welcher man, außer einigen gut gebauten Moscheen und Medressen, d. h. muhammedanischen Schulen, nur die fensterlosen Ziegelmauern der Häuser sieht, indem diese ihr Licht vom inneren Hofraum her erhalten, eilten wir hinaus zu dem Stamme der Jomonden, welche unweit von Chiwa an den Ufern des Amu nomadisiren. In dem Aul, wo der Attalyk lebte, wurden wir sehr freundschaftlich aufgenommen und noch denselben Abend zu einer auf den folgenden Tag angesetzten Jagd eingeladen. Am nächsten Morgen fanden wir uns daher zur bestimmten Zeit vor dem Zelte des Oberhauptes ein, wo sich schon gegen zweihundert Reiter auf herrlichen Turkmanischen Pferden mit Schießen im vollen Jagen oder mit Werfen langer Piken amüsirten. Als jedoch die Trompeten verkündeten, daß der Chef bereit sey, stürzte Alles nach ihm hin. Zwei ehrbare Reiter hielten ihm, ohne von ihren Pferden zu steigen, den Steigbügel, und als er auf seinem schneeweißen, pfeilschnellen Hengste saß, zog die malerische Gruppe sogleich ihm nach. Obgleich ich und mein Diener uns nicht mit den unermüdlichen Reitern vergleichen konnten, so wollten wir doch nicht zurückbleiben und ließen daher tüchtig laufen, so daß wir allgemeine Verwunderung erregten.

Die Sonne ging auf, und ihre auf der Oberfläche der Steppe dahinschießenden Strahlen warfen lange Schatten der Pferde und Reiter; das vom Thau gebadete Gras erglänzte wie mit kostbaren Steinen übersäet; Tausende von Lerchen kreisten, ihr Morgenlied trillernd, über unseren Köpfen; die friedlichen Wellen des Amu, an dessen gewundenen Ufern wir ritten, flossen üppig dahin in ihrem Bette, und Morgenlüfte trieben lange Nebel-Säulen gen Westen. Das Bild war bezaubernd, doch verschwand es leider zu bald, denn der Anblick der unabsehbaren kahlen Steppen ist nur des Morgens schön; sobald die Sonne herauskommt und ihre Gluth erst die Feuchtigkeit verzehrt hat, so ist in einem Augenblick auch schon das erfrischende Grün vergelbt, und die Landschaft wird ungemein langweilig.

Den Fluß zur Rechten lassend, wendeten wir uns bald gen Süd-Westen, einem kleinen Hügel zu, jenseits dessen sich Sümpfe ausbreiteten. Hier wurde der brennenden Sonnenstrahlen wegen im Schatten einiger Bäume Halt gemacht, unter denen sich auch eine Art von Bäumchen befand, welches die Usbeken „Tikan“ nennen und auf dessen Zweigen sich des Morgens ein zuckerartiger Schimmel zeigt, der gewöhnlich „Manna“ genannt wird. Alles suchte hier schnell ein Ruheplätzchen im Schatten, und bei dieser Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, wie friedlich die Tatarischen Pferde sind: einige Reiter streckten sich nämlich unter ihre Thiere hin, und unbeweglich standen die verständigen Rosse, mit Wohlbehagen den Tabacksdampf einschlürfend, der bald in dicken Wolken zu ihnen aufstieg. Zwei oder drei Stunden später waren wir jedoch schon wieder auf dem Wege.

In den Sümpfen sollten, wie man uns sagte, viele wilde Schweine seyn. Um dieselben herauszutreiben, ließ der Chef halbtrockene Sträucher anzünden; schnell verbreitete sich das Feuer und schwarze Dampfwolken trieb der Wind dahin. Reiter-Gruppen sprengten nach verschiedenen Richtungen umher, doch wurde nur ein vereinzeltes mageres Schwein getödtet, und schon begann ich an dem Erfolge des Unternehmens zu verzweifeln, als von weitem zwei oder drei kleine, durch Bäche mit einander verbundene Seen sichtbar wurden.

Um diese Tageszeit pflegten aber Antilopen, und zwar Antilopa Saïga Linnea, eine Art der schönsten Hirsche, in Menge dorthin zu kommen, und in der That hatten sich auch wohl einige Hunderte derselben bereits an den Ufern der kaum funfzig Schritt im Umfange haltenden Seen eingefunden. Um Mittag hätten wir uns ihnen nun sehr leicht nähern können, da ihr Gesicht so zart

ist, daß sie bei hellem Lichte nicht weit sehen können; jetzt aber mußten wir auf ein anderes Mittel denken. Wir theilten uns daher in zwei Parteien und sprengten nach verschiedenen Seiten aus einander, um beim Annähern an den Ort einen weiten Kreis zu bilden und so die reiche Beute einzuschließen.

Der Kreis wurde von den geschicktesten Schützen gebildet, und unter durchdringendem Geschrei ließen hierauf die Jäger ein Paar vortrefflicher schwarzer Windhunde los, worüber die Antilopen anfangs vor Furcht aufsprangen, aber auch bald nach allen Seiten auseinanderstoben. Das Geschrei der Jäger und der Hunde Gebell trieben sie jedoch wieder der Mitte zu, wo sie, in einem Haufen versammelt, eine Parallel-Linie mit der von uns eingenommenen formirten. Sobald sie nur mit uns auf gleicher Höhe waren, flogen auch sogleich Kugeln ab, und selten schoß ein Reiter vorbei. Indem ich mir die schönen Thiere ansah, wie sie, Rettung suchend, die schlanken Füße streckten und ihre graziösen gelben Hörner auf dem Rücken anschmiegten, wollte ich eben der Beute entsagen, als plötzlich in meiner Nähe ein Schuß fiel: ein alter Kirgise, welcher neben mir hielt, hatte zwei Antilopen auf einen Schuß erlegt und ließ nun seine Wonne in dem Ausruf: „Barrakh Allah!" aus. Im Ganzen waren 30 Stück geschossen worden. Die allereifrigsten Jäger jagten zwar den noch übrig gebliebenen Antilopen nach, kehrten jedoch mit der Versicherung zurück, daß es leichter sey, einen vom Bogen abgeschossenen Pfeil einzuholen, als diese Thiere. Man muß nämlich wissen, daß die Antilope im äußersten Grade der Ermüdung ihre Kräfte besonders anstrengt, so daß sie in einigen Minuten aus dem Gesicht verschwunden ist. Die Turkmanen bedienen sich nun bei der Antilopen-Jagd noch zweierlei anderer Mittel: sie lassen nämlich eine Menge Falken auf sie los, welche ihnen die Augen auskratzen, ein Mittel, welches besonders häufig die reichen Leute, z. B. die Stamm-Häupter oder Chane, anwenden. Das zweite, obgleich nicht so sichere Mittel gelingt aber doch zuweilen auch über Erwarten. Sie machen nämlich aus zusammengebundenem Schilfrohr, in krummer Linie aufgestellt, eine Art von Pallisaden, welche sie so gegen die Erde neigen, daß das eine Ende gegen den eingehenden Theil des Kreises gerichtet ist; auf beiden Enden des 60—70 Fuß im Umfang haltenden Halbkreises aber werden Erdaufwürfe gemacht. Hierauf vertheilen sich die Reiter nach allen Seiten und beginnen nun, die Antilopen der Oeffnung des Halbkreises zuzutreiben; die schüchternen Thiere, von panischem Schrecken getrieben, suchen nun die ziemlich hohen Pallisaden zu überspringen, verwickeln sich aber in das Schilf und werden gefangen.

Zufrieden mit der Jagd, kehrten wir jetzt zu dem Orte zurück, wo unser Nachtlager seyn sollte, und zwar zu einer kleinen mit Maulbeer-Bäumen bedeckten Anhöhe, wo eine klare Quelle, ein kostbarer Fund in diesen salzigen Gegenden, die Gemächlichkeit des Nomaden-Lagers noch vermehrte. Während Einige Filzzelte aufschlugen oder die erbeutete Beute zubereiteten, suchten Andere trockene Aeste zusammen und machten Feuer an. An Kohlen wurden nun die besten Stücke der Antilopen geröstet, und bei einer großen Anzahl an Rebhühnern, die noch erlegt worden waren, hätten wir ein herrliches Souper machen können, wenn uns Europäern nicht zum größten Leidwesen eine wichtige Sache, Brod, gefehlt hätte. Die Stelle desselben vertrat hier eine Art unschmackhafter trockener Käse, welcher hier „Krut" genannt wird und bei den Einwohnern sehr beliebt ist. Halbsaure Milch oder Quell-Wasser war unser Getränk, nach der Mahlzeit aber rauchte Jedermann seine Pfeife. Der Abend verging in ununterbrochenen Gesprächen; die Erzähler rechneten mir über hundert Stämme her, welche auf dieser weiten, in Europa nur sehr wenig gekannten Fläche leben. Geschichte, Literatur, Glauben, Kriege, Reisen, Religion, Zaubermährchen, Alles ward in unserer Unterhaltung berührt, und gewiß würden die Orientalisten in diesen endlosen Erzählungen mehr Interessantes gefunden haben, als in vielen gelehrten Büchern. Ich habe mich nie für gelehrt gehalten, aber verzweifelt verlassen kam ich mir in der namenlosen Oede, mitten unter den armen Turkmanen, vor, indem ich die wunderbaren orientalischen Fabeln anhörte, und glich sehr dem glücklichen Derwisch in Tausend und eine Nacht, dem man nur die Augen mit Pomade aus dem geheimnißvollen Schranke zu schmieren brauchte, um ihn unter der groben Rinde des Erdballes Höhlen voller Schätze und Krystall-Paläste sehen zu lassen.

Endlich brach die Nacht an, die Erzähler schwiegen, und bald war Alles eingeschlafen. In meinen Mantel gewickelt, da die Nächte in den hiesigen unabsehbaren Ebenen sehr frisch sind, hörte ich noch ein Weilchen dem monotonen Murmeln des Baches zu, der einige Schritte weiter im Sande verschwand. Die weidenden Pferde irrten hier und da wie Schatten umher, und die erlöschenden Feuer beleuchteten nur noch mit einem röthlichen Schimmer die dunkeln Zelte, um welche herum die Reiter lagerten. Eine Zeit lang herrschte tiefe Stille im Lager, doch bald begann einer der jungen Leute, welche die Wache hatten, mit halber Stimme einen melancholischen Gesang, welcher ganz entschieden dem Europäischen nicht ähnlich war. Er verglich nämlich ein junges Mädchen mit süßem Honig, den er noch nicht mit dem Mund berührt habe, mit einem Blümchen, welches nach einem wohlthätigen Frühlings-Regen in der Steppe erblüht, und sich in einer aus Liebe schlaflosen Nacht, mit einem See-Helden, der den Tagesanbruch herbeiruft.... Ich aber schlief endlich darüber ein. Mit der Morgenröthe weckte mich jedoch Samuel aus den angenehmsten Träumen. Die Jäger beteten eben, als echte Muhammedaner mit dem Gesicht gen Mekka gewendet. Nachdem sie dieser Pflicht genügt hatten, machten sie sich noch über die beaux restes des gestrigen Soupers her, bis der Attalyk, nachdem er ein halbes Dutzend Tassen Thee geleert hatte, das Lager abzubrechen und sich in Marsch zu setzen befahl.

Nach einigen Stunden gelangten wir an einen Kanal, welcher wohl bis zu mehr als hundert Fuß unter dem Niveau der Steppe ausgetieft, dessen Breite aber wohl noch zwei oder dreimal größer war. Derselbe führt zum Kaspischen Meere, und die Turkmanen behaupteten, auf alte Sagen gestützt, daß dies das alte Bett des Amu Deri sey, welcher früher nicht in den Aral-See, sondern direkt gen Westen in das Kaspische Meer geflossen ist. Die Ufer dieses Bettes sind hoch; wir mußten daher lange Zeit an demselben entlang rücken, bis wir denselben endlich vermittelst eines Einsturzes, welcher eine Art von Brücke bildete, passiren konnten. Auf der Sohle dieses wirklichen oder künstlichen Kanales war es grün, in dem dichten Schilfe aber hatten sich wilde Schweine verborgen.

Wir erreichten jetzt einen Ort, „die Fünf Brunnen oder Schachte" genannt. Man muß sich nämlich fünf Oeffnungen vorstellen, welche fast auf der Hälfte der Höhe einer bedeutenden Wand sich befinden und durch schräge Gänge zu einer unbekannten Tiefe führen. Die Turkmanen sagten mir, daß in jenen Höhlen Geister mit ihren Töchtern in goldenen und diamantenen Palästen, mitten in blühenden Gärten unter dem heitersten klaren Himmel lebten, und zwar setzten sie hinzu: daß alle die, welche dort einzudringen versuchten, von geheimer Macht gehalten, niemals zurückkehrten; der Attalyk aber fragte mich: ob ich nicht Stimmen hörte, die über uns lachten, indem sie unser Geschrei wiederholten.

Da ich kein Gewicht weder auf die Macht der unterirdischen Geister noch auf die Schönheit ihrer Töchter legte, so beschloß ich, in eine der Oeffnungen hineinzugehen, in der Hoffnung, in der Erdhöhle ein Rudel Antilopen zu finden, die hier oft gegen die Mittagshitze Schatten suchen; doch konnte ich nicht um mich sehen und mußte bald allen weiteren Nachforschungen entsagen, da die Turkmanen nicht länger warten wollten. Da ich aber zu wissen wünschte, wie weit wohl diese weiten Höhlen sich erstrecken möchten, schoß ich mein Gewehr in denselben ab, und sehr aus der Ferne schallte das Echo mit dumpfem Krachen den Schuß zurück, auf welchen eine Menge Fledermäuse aufstiegen und auch einige Schakale mit Geheul hinausstürzten.

In einiger Entfernung von den Fünf Schachten, noch an den Ufern des Kanals, lag ein mit undurchdringlichem Schilfrohr bedeckter Sumpf. Derselbe wurde jetzt von allen Seiten von uns umringt; einige Jäger drangen mit Hunden in das Dickicht selbst ein, und nach wenigen Minuten erschallte die ganze Linie von Geschrei und Flintenschüssen, denn ein hartnäckiger Kampf war jetzt entbrannt. Die Turkmanen kämpften mit ungewöhnlicher Tapferkeit; unter Anderem sah ich, wie ein Jüngling, welchen der Attalyk der Feigheit bezüchtigte, vom Pferde sprang, sich auf ein Hauptschwein stürzte, dasselbe mit der Hand beim Gehör ergriff und mit der Pistole den Kopf zerschmetterte. Obgleich wir an zwanzig Stück erlegten, so kostete der Sieg doch auch mehrere Pferde, und einige Jäger trugen ziemlich bedeutende Wunden davon, welche die Turkmanen übrigens vortrefflich zu heilen verstehen. Die Beute wurde auf Kameele geladen; die Reiter, welche ihre Pferde verloren hatten, saßen bei Kameraden mit auf, und so ging der Zug bald wieder vorwärts. Unterweges wurden noch viele Rebhühner und Haselhühner geschossen, die Antilopen aber in Ruhe gelassen, indem die Turkmanen mir sagten, daß es bald deren hier nur wenige geben würde, da sie, nach Maßgabe des Laufes der Sonne gen Norden, in großen Heerden dieser Richtung ebenfalls zu neuen, reicheren Weideplätzen zueilten, dabei aber von Heerden von Wölfen, wilden Ziegen, Schakalen und sogar Tigern verfolgt würden; im Herbste dagegen vermehrten sich die Antilopen wieder bedeutend in diesen Gegenden, indem jene furchtbaren Feinde derselben sich alsdann wieder nach dem Süden zurückzögen.

Lange suchten wir nach süßem Wasser, fanden es jedoch erst am Abend, wo wir an einem Brunnen unweit einiger aus Luftziegeln errichteten Gebäude unser Lager aufschlugen. Die Gestalt dieser Denkmale erinnerte an die Griechischen Kurgans, und auf meine Frage erzählten mir die Turkmanen, daß ihre Vorfahren schon, als sie in die Steppe gekommen, diese Ueberbleibsel einer wahrscheinlich sehr alten, unbekannten Stadt gefunden hätten. Welches Volk aber seine Grabhügel an diesen öden Orten aufgeworfen hatte? Welche Umwälzungen mit der Erde vorgegangen sind, um ein Volk von derselben so zu verwischen, daß selbst der Name desselben der Erinnerung der Leute entschwunden ist? Dies sind Fragen, die wahrscheinlich niemals entschieden werden dürften, und die Turkmanen sagen sehr richtig, daß Allah's Zorn diese Gegenden als verheerender Orkan getroffen habe.

Alles, selbst der Attalyk, schritt jetzt zur Bereitung der Mahlzeit, und bald nahmen die ausgehungerten Turkmanen wenig Rücksicht auf das verbotene Fleisch, indem sie sich damit rechtfertigten, daß die Vorschrift des Korans nur in den Fällen Kraft habe, wo andere Speise zu haben möglich sey. Wir setzten uns daher um ein ungeheures Stück Braten herum, und den beneidenswerthen Appetit der Jäger betrachtend, gedachte ich unwillkürlich der alten Gelage, wo die Homerischen Helden dem Sänger Demodok das ganze Hinter-Viertel eines wilden Schweines zutheilten.

Mitternacht war schon vorüber; die Feuer verlöschten allmälig aus Mangel an Holz; die Hunde hatten die Ueberbleibsel des Mahles zu sich genommen; die Pferde weideten in völliger Freiheit, und bald war das ganze Lager in tiefen Schlaf versunken, als plötzlich ein durchdringendes, erschütterndes Geschrei uns erweckte, so daß die jungen Leute zu den Waffen griffen und nach der Gegend eilten, von wo dasselbe ausging. Doch bald kehrten die Jäger verstört zurück und sagten mir, daß die Wölfe wohl ein Pferd zerreißen müßten, denn alle übrige Pferde hätten sich, aus Instinkt der Selbsterhaltung, um die Zelte zusammengeschoben. In der That aber hatte ein Tiger ein Pferd fortgeschleppt. Denselben in der Dunkelheit zu verfolgen, würde jedoch gefährlich und unverständig gewesen seyn; in

größter Unruhe erwarteten wir daher den Anbruch des Morgens, und mit dem ersten Tagesschimmer machte sich Alles zu einer anderen Art von Jagd bereit, als die des vorigen Tages gewesen war. Die besten Schützen postirten sich auf den umliegenden Anhöhen, nachdem sie ihre Gewehre mit besonderer Vorsicht geladen hatten, und an zwanzig Mann, mit Lanzen und Pistolen bewaffnet, drangen in das dichte Gras ein. Nach einer halben Stunde gespannter Erwartung fielen endlich Schüsse, und gleichzeitig erhob sich ein furchtbares Gebrüll; der Tiger wollte auf den, der ihn zuerst verwundet hatte, losstürzen, die Pistolenschüsse und das Geschrei der Jäger trieben ihn jedoch nach einer anderen Seite hin. Ich sah ihn mit ungewöhnlicher Kraft aus den Gesträuchen springen und an den Jägern vorüberfetzen, die zwar einige Schüsse ihm nachschickten, der großen Entfernung wegen ihm jedoch nichts mehr anhaben konnten. Vielleicht wäre uns eine so bedeutende Beute ganz entgangen, wenn nicht Murad, derselbe junge Mann, der gestern schon seine Tapferkeit so schön bewiesen hatte, dem Tiger entgegengeeilt wäre. Er schoß ein Pistol auf denselben ab, fehlte ihn jedoch, das zweite Pistol versagte. Jetzt stürzte sich das wuthschäumende, von Schüssen schon durchlöcherte Raubthier mit weit geöffnetem Rachen und blitzenden Augen auf den unüberlegten Jüngling los, welcher jedoch kaltblütig zur Seite sprang. Der Tiger kehrte sich glücklicherweise für ihn nicht weiter um, und in dem Augenblick, wo er an mir vorüber sprang, schoß ich mit meinem vortrefflichen Karabiner nach ihm. Obgleich meine Hand bei dem Anblick des unvermeidlichen Todes Murad's zitterte, so fiel das Thier doch von dem Schusse, und einstimmig wurde seine Haut den Jägern aus Westen zuerkannt.

Der Tiger war von außerordentlicher Größe, und nicht ohne Schaudern konnte ich an den Tod denken, den Murad unter seinen blutigen Klauen gefunden haben würde. Zum ersten und hoffentlich zum letzten Male hatte ich einem reißenden Thiere so nahe geschlafen. Seine Haut, welche Herkules selbst nicht hätte zusammenwickeln können, liegt jetzt, sorgfältig gegerbt, vor meinem Bette und erinnert mich als ein Andenken an meine Jagd in den Asiatischen Steppen zugleich an die Gastfreundschaft der halbwilden und so fälschlich geschilderten Turkmanen. (C. II.)

Norwegen.

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

Scipio Afrikanus Büste im Rospigliosischen Palast.

(Schluß.)

Ehe ich fortfahre, will ich noch einen Seitenblick thun. Als ich diese Büste betrachtete, dachte ich: was wären wohl die Folgen gewesen, wenn die Römer an jenem Tage, als sie einen Anführer für die Spanische Armee wählten, Scipio's Anerbieten ausgeschlagen hätten? Man wird vielleicht sagen, daß Scipio, wenn sein Anerbieten zurückgewiesen, nicht Scipio geworden wäre. Aber dies ist nicht hinlänglich; es ist z. B. in hohem Grade wahrscheinlich, daß, wenn der Tag, anstatt hell und heiter, dagegen trübe und wolkenbedeckt gewesen, oder daß, wenn ein alter in Erfahrung ergrauter Patrizier vorgetreten und darauf aufmerksam gemacht, wie leichtsinnig es wäre, einen so wichtigen Auftrag in die Hände eines übermüthigen Jünglings zu legen, daß alsdann die Römer weniger zutrauensvoll und das Resultat ein ganz anderes geworden wäre. Was würden die Folgen gewesen seyn? Wahrscheinlich ist es, daß die politische Welt ein anderes Aussehen bekommen hätte. Und dies fand ich so besonders anziehend, gerade dies, mich, wenn auch nur dem todten Bilde eines Mannes gegenüber zu befinden, der in das Rad des Weltenschicksals eingegriffen und der Geschichte diese Gestalt gegeben hat; eines Mannes, der von sich selber sagen könnte, was die Welt jetzt ist, dazu sie zu machen, habe ich viel beigetragen, ohne mich wäre sie anders geworden; während man die Mehrsten von uns, welche heute auf der Erde kriechen, todtschlagen könnte, wie Fliegen an einem Sommertage, ohne daß es irgend etwas ausmachen würde.

Scipio erhielt das Kommando und fand sich auf seinem Posten in Spanien ein, und bald ärndtete man auch die Früchte seiner Gegenwart. Städte wurden eingenommen, Armeen besiegt, und endlich war ganz Spanien bezwungen.

Während seines Aufenthalts in Spanien hatte Scipio eine Zusammenkunft mit dem Afrikanischen Fürsten Massinissa, der früher die Sache der Karthager ergriffen und mit ihrem Heere gefochten hatte. Ueber diese Zusammenkunft berichtet Livius: „Schon früher hatten die Numidier bei dem Rufe von Scipio's Thaten eine außerordentliche Hochachtung für diesen Mann gefaßt und sich einen dem entsprechenden Begriff von seiner Persönlichkeit gebildet. Aber seine eigene Gegenwart vermehrte noch diese Ehrfurcht, denn zu all der Majestät, die schon die innere Natur auf Scipio geprägt, kam noch der Schmuck seiner schönen langen Haare und seine stattliche Leibesstatur in einer nicht prunkhaft aufgeputzten, sondern echt männlichen und kriegerischen Tracht." Und diese Einfachheit im Anzuge steht auch in deutlichen Worten auf Scipio's Büste zu lesen. Ja, in der That! ein Mann, der über so großen, tiefen Gedanken brütete, als die, von denen dies Angesicht zeugt mußte allen Flitterstaat und allen Tand verachten; ein solcher Mann konnte sich nicht heimisch im Salon fühlen, er konnte sich nicht bequemen, hinter schönen Fräuleins und Frauen zu scherwenzeln, sich nicht dazu hergeben, ihnen süß ins Ohr zu flüstern: „O! wie reizend sind Sie, meine Schöne", ein solcher Mann konnte seine Ehre nicht in einem mot d'esprit suchen; nein! Scipio hatte ganz andere Dinge im Kopfe; er hatte zu sich selbst gesagt: Du sollst große Dinge ausrichten, und auf dieses Ziel hatte er seinen Blick ununterbrochen gerichtet und näherte sich ihm, ohne sich auf einem Seitenwege zu verwirren, — und er richtete große Dinge aus!

Ich sprach eben die Worte aus: hinter Fräulein und Frauen scherwenzeln; seht hier einen anderen großen Zug in Scipio's Charakter. Dieser Mann hatte nicht allein die Kraft, äußerliche Hindernisse zu besiegen, nein, er war auch Herr über die allerstärksten Hindernisse, diejenigen, welchen der Mensch in seinem eigenen Busen begegnet; er war Herr über sich selbst und über seine eigenen Lüste und Leidenschaften. Als derselbe Massinissa, den ich schon erwähnte, im Begriff stand, einer jungen, schönen Karthagerin ins Netz zu fallen, hielt Scipio ihn zurück; er nahm ihn bei der Hand und sprach zu ihm: „Mein Freund, Du triffst hier auf den gefährlichsten Stein des Anstoßes, der einem Menschen, welcher etwas Großes ausführen will, in den Weg kommen kann; aber wenn Du Deine Kraft nur zusammennimmst, wirst Du auch über ihn hinschreiten. Ich glaube nicht, daß Du in irgend einer Hinsicht Dich für geringer ansehen willst, als mich; stehe darum auch in diesem Falle nicht hinter mir zurück. Auch ich war jung, und wenn Du einen Blick auf meine Gestalt wirfst, wirst Du sehen, daß Kraft und Gesundheit in ihr schwellen, die stärksten Leidenschaften sind also nicht ausgeblieben; aber ich hatte dem Vaterlande meine Kraft gelobt, und mein Gelübde wollte ich halten, darum besiegte ich sie."

O, wer auch so sprechen und handeln könnte!!

Als Spanien überwunden war, kehrte Scipio nach Rom zurück. Einige Zeit nach seiner Ankunft daselbst ging die Konsul-Wahl vor sich, und die Stimme des Volkes fiel natürlich auf ihn. Als Konsul sollte er den Krieg gegen Karthago fortsetzen, aber welche Provinz wählte er wohl? Er wählte Afrika; es konnte Scipio nicht einfallen, den Krieg so hinzuziehen, wie seine Vorgänger gethan, bloß in Versuchen von kleinen Treffen, nein! er wollte seine Feinde im Herzen verwunden, darum wählte er Afrika. Dort eilte er, wie in Spanien, von Sieg zu Sieg, und zuletzt waren die Karthager gezwungen, Hannibal aus Italien zurückzurufen, um ihn dem großen Römer entgegenzustellen. Beide Heere trafen sich bei Zama. Und hier ist der sprechendste Beweis von Scipio's großer Seelenkraft und seinem Selbstgefühl. Den Abend vor der Schlacht wurden Karthagische Spione, welche aufgefangen worden, vor ihn geführt. Scipio befahl einem seiner Offiziere, sie im Lager herumzuführen und sie Alles besehen zu lassen. Als dies geschehen und er sich durch seine Fragen überzeugt, daß die Späher genau unterrichtet wären, schickte er sie zu Hannibal zurück. O! als Hannibal die Nachricht von diesem Ereigniß bekam, da mag er das Schicksal vorausgesehen haben, welches ihn am nächsten Tage erwartete, denn ein solches Gefühl von Sicherheit bei dem Feinde deutete auf Sieg; von Uebermuth konnte es nicht kommen, nein! Scipio wußte vollkommen, mit wem er jetzt zu thun hatte; es war nicht mehr Hamilkar oder Hasdrubal, nein, es war der große Hannibal.

Von jetzt an hat Scipio's Leben nur noch einen großen Triumph aufzuweisen, aber dieser kann selbst den Tag von Zama noch aufwiegen.

Scipio kehrte nach Rom zurück; aber weit entfernt, Dank zu ärndten, wurde ihm nur Neid und Haß und Verfolgung. Doch wir wollen die Römer nicht zu hart beurtheilen, denn ein Mann wie Scipio mußte auch in den besten Zeiten der Römischen Republik zu gefährlich seyn, als daß nicht Viele es für Pflicht angesehen, ihn unschädlich zu machen, indem sie ihn in der Volksmeinung herabsetzten. Im Anfang war dies nicht thunlich, denn sein Ruf war zu groß; aber als Scipio erst einige Zeit unter den Römern gewohnt und Jeder ihn in der Nähe betrachtet und sich überzeugt hatte, daß er doch nichts Anderes als ein Mensch sey, ging es, wie in der Menagerie, wo die Menschen ihre Furcht zuletzt so vollkommen überwinden, daß sie zu wilden Löwen ins Gitter kriechen und ihnen selbst in die Ohren kneifen. Jetzt begann sein Ansehen zu sinken, und endlich wagte man es sogar, eine Anklage gegen ihn zu erheben und ihn vor Gericht zu fordern; doch an dem Tage, wo er verurtheilt werden sollte, erlebte er seinen stolzesten Triumph. Das Volk war auf dem Platz in dichten Schaaren versammelt, und die Ankläger hatten ihre Sitze eingenommen. Da tritt Scipio vor, wirft einen festen Blick auf den Haufen, und ohne Zweifel mochten schon seine Gesichtszüge sprechen, und er redete das Volk mit dem Rufe an: „Heute ist der Jahrestag, wo ich Hannibal bei Zama schlug, folgt mir zum Kapitol, damit wir den Göttern danken!" Er richtet seine Schritte nach dem Kapitole zu, und das ganze Volk folgte ihm, nur die Ankläger blieben zurück.

Den Tag darauf verließ Scipio Rom und begab sich nach Liternum, wo er starb. Er hatte befohlen, daß man ihn dort begraben sollte; er wollte seine Gebeine nicht dem undankbaren Rom schenken! Und wie muß nicht sein Unmuth über das Vaterland die Römer geschmerzt haben! Denkt Euch, daß Napoleon, anstatt sich zum Kaiser aufzuwerfen, der Französischen Republik treu geblieben wäre und dieselben großen Thaten ausgeführt, und daß er endlich auch Undank geärndtet, sich freiwillig nach St. Helena zurückgezogen und dort gestorben und begraben wäre, wie viele Thränen, heiße Thränen würden nicht dann über seinem Grabe geflossen seyn!

Frankreich.

Die Sitte in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft.

Rhapsodische Bemerkungen eines Weltmannes.

Die Sitte und die Schicklichkeitsgebote sind aus einem stillschweigenden Vertrage hervorgegangen, den die Menschen unter einander abgeschlossen haben. Sie sind in keinem Gesetzbuch verzeichnet. Beständig wechseln sie nach der Verschiedenheit der Oerter, der Gewohn-

heiten, der geistigen Eigenthümlichkeit und beruhen vorzüglich auf dem persönlichen Vortheile, der menschlichen Achtung und dem Wohlwollen. Man kann sie ganz gut vernichten, ohne die Gesellschaft aufzulösen, aber das Räderwerk derselben wird hart und knarrend zusammenschnurren.

Die Ausbildung der Sitte hängt vom Fortschritt der Gesammtbildung ab; zu ihrem Hervortreten ist schon eine gewisse Entwickelung des menschlichen Geistes erforderlich. Bei den Wilden wird man wohl dann und wann eine Spur des Wohlwollens, einen schwachen Schimmer menschlicher Achtung finden, aber durchaus keine Andeutung der Sitte, wenn man nicht etwa die Ehrfurcht der Jugend vor dem Alter, die sich bei ihnen auch nur ausnahmsweise findet, so nennen will. Erst wenn die Gesellschaft sich allmälig organisirt, wenn die Herrschaft des Geistes und der feineren Bildung sich festsetzt, erst dann entsteht die Sitte. Ich fühle einen tiefen Schmerz, ich habe einen Freund verloren. Ein innerer Trieb läßt mich das Mitgefühl meiner Nebenmenschen wünschen; denn wird mein Schmerz nicht wirklich gelindert, wenn ihn Andere theilen? Dieses Mitgefühl, welches ich in Anspruch nehme, finde ich wohl bei Freunden und Verwandten. Wer wird aber den Gleichgültigen hindern, sich in meiner Gegenwart lauten Freudenäußerungen zu überlassen, die meinem Schmerz nur neue Nahrung geben können? Wer wird das Lächeln auf seinen Lippen zurückhalten? Wer den Scherz zurückdrängen, der er loszulassen droht? Ohne Zweifel, das Wohlwollen. Aber wenn dieses Gefühl in ihm schlummert, so vertritt die Schicklichkeit dessen Stelle, so bringt diese den Gleichgültigen zum Erröthen über seine Unempfindlichkeit. Die Schicklichkeit zwingt ihn zum Mitgefühl meines Leidens, und er ist genöthigt, den Ausdruck desselben wenigstens äußerlich anzunehmen.

Die Schicklichkeitsgebote stehen also im engsten Zusammenhange mit der Barmherzigkeit. Obgleich sie ihrem Wesen und ihrem Ursprung nach das Resultat freiwilliger Entschließung sind, so werden sie doch bald zu einem Zwange, dem sich Niemand entziehen kann. Wer möchte auch wohl den anderen Menschen gegenüber erklären, daß er des Zartgefühls und des Wohlwollens ermangele? Die falsche Scham und die Eigenliebe sind die beiden mächtigsten Stützen der Sitte. Es ist hier nicht das Verdienstliche dieses oder jenes Schicklichkeitsgebots zu erörtern, nicht die Nothwendigkeit oder die Vortheile eines jeden. Ihr Vorhandenseyn genügt schon, um zu beweisen, daß außer den bürgerlichen Verpflichtungen der Mensch der gebildeten Gesellschaft auch noch den Geboten der Sitte unterworfen ist, die ihn wie ein unzerreißbares Netz umgeben.

Die Philosophen haben fast alle die Schicklichkeitsgebote angegriffen. Für sie sind dieselben ein leerer Schein, hinter dem die Verstellung lauert. Andere heben wieder den verweichlichenden Einfluß derselben hervor, der alle Eigenthümlichkeit vernichten und die Thatkraft lähmen soll. Es ist möglich, daß dieselben solche Wirkungen gehabt haben. Aber man darf doch wohl fragen, was aus der Gesellschaft werden sollte, wenn die Sitte und die Schicklichkeit verbannt würden. Gäbe es nur reine und wohlwollende Gemüther, so wäre die Schwierigkeit bald beseitigt. Wenn aber in einer Welt, in der die Leidenschaften und die Selbstsucht einen so weiten Spielraum haben, jeder Mensch sich so geben wollte, wie er wäre, so würde bald keine Gesellschaft mehr möglich seyn. Eine Versammlung von Menschen würde sich bald in nichts mehr von den Oertern unterscheiden, wo vernunftlose Wesen wild durch einander lärmen. Zänkereien und Verdrießlichkeiten würden die Folge einer solchen Ordnung der Dinge seyn, die sich nur bei den Wilden aufrecht erhalten kann, und die jede Bildung ausschließt.

Das Bestehen der Sitte ist also eine Nothwendigkeit. Sie giebt die Andeutung dessen, was die Menschen seyn würden, wenn sie alle gesellschaftlichen Tugenden besäßen. Freilich ist sie eine bloße Form, aber eine Form, die an den Inhalt erinnert, den diese in sich bergen sollte, und wie oft haben die Bemühungen, diese Formen anzunehmen schon zum Erwerbe der wirklichen Tugenden geführt! Mit einem Worte, die Sitte ist die stillschweigende Anerkennung des Edlen und Guten in gesellschaftlicher Beziehung.

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß hier nicht von den Empfindungen die Rede ist, welche die Natur in unseren Busen gepflanzt hat. Wer einen geliebten Verwandten oder einen Freund beweint, gehorcht weder einer Verpflichtung noch einem Schicklichkeitsgebot, sondern folgt einem natürlichen Triebe, der nur gewaltsam unterdrückt werden kann. Nicht anders ist es mit allen natürlichen Bewegungen; indem wir diesen nachgeben, gehorchen wir nur uns selbst! Sobald der natürliche Trieb spricht, kann nicht mehr von Fesseln die Rede seyn.

Der Mensch, welcher sich gegen die Sitte auflehnt, ist noch kein entartetes Wesen. Man kann ihn bloß, je nach den Umständen, roh, lächerlich oder gefühllos nennen. Seine Strafe liegt in der Meinung der anderen Menschen, in den Reibungen, die er veranlaßt und in der Absonderlichkeit seiner Stellung. Vergeblich wird er sich mit der dichtesten Hülle des Egoismus umpanzern, um sich gegen alle stachlige Angriffe zu erwehren, er giebt doch beständig Blößen, und durch die scheinbare Gleichgültigkeit, die er annimmt, bricht der wüthendste Verdruß und Ingrimm durch. Die Reizbarkeit wird durch die Erziehung erhöht, denn Alles, was zur Ausbildung der Sitte beiträgt, dient auch dazu, deren Herrschaft fester zu begründen. In den untersten Klassen der Gesellschaft kann der Mensch die wenigen Förmlichkeiten abschütteln, welche Seinesgleichen von ihm fordern; in den höheren Kreisen muß er unter dem Joche der Sitte seinen Nacken beugen. Sein Gang, seine Haltung, seine Sprache, seine Tracht wird durch tyrannische Gebote geregelt, gegen die er nicht murren darf.

Wenn wir uns indeß dieser Sklaverei unterwerfen, wenn wir die Wohlthätigkeit der Sitte anerkennen, so müssen wir doch gegen alle Gebote Einspruch thun, welche uns die Laune und das, was man Mode zu nennen beliebt, auferlegen wollen. Wenn es mir nicht gestattet ist, mich zu setzen, zu laufen, laut zu sprechen oder offen meine Meinung zu äußern, weil diejenigen, mit denen ich umgehe, daran Anstoß nehmen, so will ich mir das zur Noth gefallen lassen, wie unbequem es auch für mich seyn mag. Wenn es mir aber nicht freisteht, mich zu kleiden, wie ich will, meinen Möbeln die Form zu geben, die mir gefällt, so ist das ein unerträglicher Despotismus. Ich bin dann nur ein Sklave ohne freien Willen, der die Livree des Hauses tragen muß.

Mensch, der Du frei zu seyn wähnst, tritt doch nur in den Salon einer gebildeten Gesellschaft. Bleib aber an der Thür stehen, denn wenn Du nicht gehörig angezogen bist, wirst Du nicht eingelassen. Betrachte Dich also. Ist Dein Rock lang oder kurz genug, hinlänglich weit oder eng? Sind Deine Haare wohlgekräuselt? Mit einem Worte, bist Du vorschriftsmäßig gekleidet? Gut. Du darfst in das Heiligthum dringen. Warum nimmst Du denn diese kalte und ernste Miene an? Warum schweigst Du? Du sollst ja sprechen und lächeln; lächeln, selbst wenn Dein Herz zerrissen ist, sprechen, selbst wenn Du nicht in der Stimmung bist oder nicht weißt, wovon. Was machst Du denn aber jetzt? Du wirfst Dich nachlässig in einen Sessel. Du bist müde, sagst Du. Aber Du sollst ja gerade stehen, selbst wenn Deine Beine Dich nicht mehr tragen wollen.

Ihr setzt Euch jetzt an die Tafel, welche mit den auserlesensten Gerichten bedeckt ist. Du hast einen verzehrenden Hunger; Deine Hand naht sich fast unwillkürlich dem Brodte, welches neben Deinem Teller liegt; hüte Dich, es anzurühren. Noch ist es nicht Zeit. Du mußt das Ende der ersten Scene des Festes abwarten, denn Du würdest ein Verbrechen des Hochverraths begehen, wenn Du das Brod vor der Suppe essen wolltest. Dort ist Dein Lieblingsgericht; wie der liebliche Dampf Deine Geruchsnerven reizt! Es steht vor Dir, aber sieh es nur ohne Begierde an und bleib mit der Hand davon. Vielleicht wird Dir auch etwas davon zu Theil, wenn zwanzig Gäste sich die leckeren Bissen ausgesucht haben, nach denen Du schmachtetest.

Man sage gegen die entworfene Schilderung, was man will; sie mag lächerlich seyn, aber sie ist wahr. Die Formen, welche die Gesellschaft einmal angenommen hat, mögen nun vernünftig oder unvernünftig seyn, sie bleiben immer Fesseln, welche wir nicht zerbrechen können, ohne uns von der Gesellschaft loszusagen; und da dem gebildeten Menschen hier keine Wahl bleibt, so muß er sich zum Sklavenloos erniedrigen. Was er an Unabhängigkeit verliert, gewinnt er an Zuvorkommenheit, an Freundlichkeit, an geselligem Tone. Die Höflichkeit zahlt ihm alle seine Opfer in gleicher Münze zurück. Wenn ich mich einer Bewegung enthalte, die meinem Nachbar mißfällt, so wird er dasselbe thun. So findet eine Ausgleichung statt, bei welcher die Gesellschaft nur gewinnen kann.

Mannigfaltiges.

— Kreuze eines Muselmännischen Ordens. Schach Schudscha, der von den Briten wieder eingesetzte König von Afghanistan, hat eine Ehren-Decoration unter der Benennung Durani-Orden gestiftet, die im Ganzen eine genaue Nachbildung des Guelphen-Ordens zweiter Klasse ist. Die Decoration besteht nämlich aus einem Malteser-Kreuze, das über zwei gekreuzten Schwertern liegt; nur statt des Wappens der Guelphen — dem weißen Pferde, das ein himmelblauer Kreis und ein Lorbeer umgeben — bemerkt man auf dem Nischan des Schach's einen Ring aus Perlen und in Gold emaillirte Arabische Charaktere auf grünlich-purpurnem Grunde, welche das muhammedanische Glaubens-Bekenntniß und die Prädikate des Schach's darstellen. Die Inhaber dieses Nischan's werden „Groß-Kreuze" und „Commandeure" betitelt, zum großen Verdrusse aller orthodoxen Muselmänner, die schon an der Kreuzes-Form des Ordens Anstoß nehmen. Schach Schudscha hat, indem er diese Form für seine Auszeichnungen wählte, dabei weniger Rücksicht auf den Islam genommen, als die Britisch-Ostindische Compagnie auf den muhammedanischen Theil der Bevölkerung Hindostan's nimmt; denn das Ehrenzeichen, welches die Compagnie verleiht, ist ein goldener Stern an einem Bande. Der Türkische Halbmond-Orden war kreisrund; der Persische Löwen- und Sonnen-Orden, wie ihn Sir John Malcolm trug, oval, und die Ehren-Decoration der Kaiser von Delhi wie ein Fisch geformt. Mehmed Ali von Aegypten verleiht seinen Offizieren einen Anker und einen diamantenen Halbmond. Noch war es bisher ohne Beispiel, daß ein morgenländischer Machthaber ein Kreuz zu diesem Zwecke gewählt hätte, wie der Schach von Afghanistan. Unstreitig ist daher auch sein Orden als eine neue Annäherung des Orients an die Civilisation des Occidents zu betrachten. Der Name Durani ist von dem edelsten Afghanischen Stamme hergenommen, dessen Herrschaft durch Dost Muhammed zerstückelt wurde.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Achtzehnter Band,

Juli bis Dezember

1840.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

August: Der Journalismus in Nord-Amerika (95). Greyslaer, ein Indianer-Roman (97). Die öffentlichen Bauten in den Vereinigten Staaten (104).

September: Reichthum an Mineralien im Staate Ohio (118).

Süd-Amerika.

Oktober: Politische Charaktere und Zustände der la Plata-Staaten. Aus dem Tagebuche eines Englischen Reisenden (122). Entdeckung des antarktischen Kontinents Adelia (129).

Sandwichs-Inseln.

Juli: Der Krater Kiranea auf Hawaii (83).

Mannigfaltiges.

Juli: Champollions aufgefundene Handschriften. — Französische Legenden und Volkssagen. — Alison's Geschichte von Europa seit der Französischen Revolution. — Ein Held aus Friedrichs Schule in Nord-Amerika. — Chinesische Literatur in Berlin. — Gedichte von Alfred de Musset. — Der Herzog von Wellington. — Das Grab Napoleon's — Ranke in England. — Heinrich Leo in Italien. — Keil-Inschriften am See Wan. — Supplements-Speculation. — Herr von Colombey in Berlin. — Neues Feld für Europa's Thatenlust. — Erste Begegnung Bonaparte's und Bernadotte's. — Das bewegende Prinzip Französischer Großthaten. — Der Pariser par Excellence. — Deutsche Operntexte in England. — Zustände der Jonischen Inseln. — Das Pariser Kind. — Dramen des Auslandes.

August: Heinrich's IV. Briefwechsel mit dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel. — Chinesischer Schriftdruck in Wien. — Bemerkungen des Auslandes über das Gutenbergsfest. — Englische Dissertation auf einer Deutschen Universität. — Französische Ansichten über das, was uns das Theuerste ist. — Die Deutsche Oper in London. — John Bull's Deutsche Reisebilder. — Almanach von Neu-Süd-Wales. — Die Italiäner und ihre Darsteller. — Polnische Literatur in Wilna. — Morgenländische Literatur. — Ibn Batuta in Portugiesischer Uebersetzung. — Faust von Henri Blaze. — Dr. Clot-Bey. — Die Französische Malle-Post. — Die Gutenbergs-Statue in Straßburg. — Die Tage der Königin Anna. — Deutsche Literatur in Italien. — Italiens neuere Geschichtsforschungen.

September: Englischer Kunstverein. — Deutsche Brunnenorte in England. — Gérard's Ausschmückung des Pantheons. — Die Kißsche Amazone in Paris. — Demetrius, falsch oder echt? — Zur Geschichte der weiblichen Handarbeiten. — Herr Soulié und die Rheinlande. — Berliner Beiträge zur älteren Polnischen Literatur. — Monopol der Englischen Zeitungen. — Unterrichtswesen in Europa. — Gaye und die Deutsche Kunstforschung in Italien. — Alison's Theorie der Volksvermehrung. — Staat und Kirche in Nord-Amerika. — Das Gutenbergsfest in Berlin. — Ein Jahr unter den Tscherkessen.

Oktober: Historisches Archiv der Franzosen. — Abgedrungenes Empfehlungsschreiben. — Amerikanische Theaterzettel. — Goethe als Held eines Französischen Theaterstückes. — Buchhändler-Verein in Holland. — Digestions-Tabelle. — Skandinavische Literatur in Frankreich. — Lady Bulwer's neuester Roman. — Clot Bey über Aegypten. — Ausländisches Literaturblatt in England. — Das Geschäft des Stenographen. — Herrn Soulié's neuester Roman. — Le Passe-Temps Littéraire. — Die Genfer Akademie. — Alexandre Dumas und die Deutschen Studenten.

November: Ossian, Macpherson und Talvj. — Französische Volks- und Schlachtlieder. — Ein Schluß zum Schlusse. — Shakespeare-Gesellschaft. — Irländische Verlegenheit. — Die Präsidenten des Konvents. — Allan Cameron. — Verfall des Indischen Handels. — Die Tragödie der Madame Laffarge. — Calderon Deutsch. — Le Salon. — Wespenstiche I. und II. — Neue Flämändische Zeitschrift. — Physiologie des Menschen. — Neue Polnische Zeitschrift. — Die Wiedergeburt der Französischen Tragödie. — Elektricität durch Dampf. — Gigantische Rheinflöße. — Französische Schrift über den Deutschen Zoll-Verein. — Ein Glas Wasser, von Scribe. — Kohl's Reisen in Süd-Rußland.

Dezember: Wallisische Sprache und Literatur. — Ausländisches Gut im Freihafen. — Die lyrische Poesie der Deutschen und der Franzosen. — Geschichte des Hauses Stuart auf dem Throne von England. — Deutschlands und Frankreichs Naturgränzen. — Aussprüche Mehmed Ali's. — Der Sommernachtstraum auf der Bühne. — Das leere Glas Wasser. — Münchhausen's Abenteuer Französisch. — Der größte Arabische Pflanzenkenner auf Deutschlands Boden verpflanzt. — Berlin und Wien, oder Philosophie und Musik. — Die Deutsche Nationalität am Rhein. — Gedichte an Napoleon. — Zwei Jahre aus der Geschichte des Orients. — Auswahl von Victor Hugo's Gedichten. — Rußlands Deutsche Dichter. — Sal und Rudabeh. — Was ist heutzutage ein Genie? — Neueste Spanische Literatur. — Chaucer im modernen Gewande. — Katholische Kirche in England. — Geld und Liebe.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Mittwoch den 1. Juli 1840.

Norwegen.

Ueber die künstlerischen Darstellungen der Kreuzigung.

Nach Welhaven Konow's „Skizzen von Italien".

Unter allen Gegenständen, welche die christliche Religionsgeschichte der Behandlung der Kunst im Mittelalter dargeboten, sind es vornehmlich zwei, die Himmelskönigin und die Kreuzigung, welche alle Meister angezogen und alle Künstler in Thätigkeit versetzt haben. Madonna! O! sie war das lichte, unschuldsvolle, himmelreine Frauenbild, welches Jeder mit sich in seiner Brust trug, welches Jeder mehr liebte, als Weib und Kind, als Haus und Heimat; sie war der Gegenstand für die Liebe in ihrem am wenigsten irdischen Ausdruck, für die fast ätherische Liebe, welche ihre höchste Befriedigung darin findet, die Hand der Geliebten zu berühren und in ihr tiefes Auge zu schauen. Daher kam es auch, daß sie aus dem Pinsel so durchsichtig und warm, so engelsanft und rein hervorging; ja, wie schön ist sie nicht oft! Denkt nur an Raphael's Madonnen; die todten Farben dringen einem in die Seele, und man erfaßt sie mit Innigkeit und birgt sie tief im Herzen, um sie in ruhigen Stunden hervorzusuchen, sie mit einem langen Blicke anzuschauen und sie anzulächeln. Ja, diese Madonnen sind oft wie ein Duft, wie der erste Frühlingsduft des menschlichen Herzens; sie sind oft wie eine süße Melodie, welche die Formen des Weibes angenommen. Sie deuten mit Bestimmtheit auf jene Wärme des Gefühls und der Begeisterung, welche bei den Künstlern des Mittelalters geglüht, und kein Wunder! denn Alles in der Außenwelt war so roh und kalt, und was das Herz an Farbe und Duft, was es an Poesie besaß, mußte es in seinem Innern einschließen, mußte es dort konzentriren, erweitern und wachsen lassen, bis es siegreich und unwiderstehlich in schönen, starken Formen hervorbrechen konnte.

Was die Kreuzigung nun betrifft, so waren es verschiedene Ursachen, welche sie zu einem so oft gesuchten, zu einem so allgemein gehuldigten Gegenstande machten. Es war die blutige Katastrophe, welche der Sohn Gottes durchgeben mußte, damit er ein wirksamer Erlöser werde. Diese blutige Katastrophe, diese Leerung des Leidenkelches, dieser gräßliche Sieg, den alte Vorurtheile, gekränkte Eitelkeit, gefährdete Interessen, mit einem Wort, dieser Sieg, den die Rache über den vom Herrn Gesandten davontrug, mußte, wenn er sich in deutlichen, unverkennbaren Zeichen dem Auge darstellen wollte — in einem Zeitalter, wo der Glaube noch allgemein und tief gefühlt war, alle Saiten des Gemüthes, sowohl die gröbsten als die feinsten, zum Vibriren bringen. Ich hoffe, daß hier kein herzloser Schulfuchs, kein stubengelehrter Sophist triumphirend die kalten Fühlhörner seines Verstandes zu bewegen beginnt; ich hoffe, daß Niemand den Einwand als Waffe gegen mich brauchen wird, daß, da die Katastrophe blutig und gräßlich war, auch die Gefühle, welche sie hervorrief, nur qualvolle seyn und daß folglich eine plastische Darstellung derselben, anstatt anzuziehen, nur abstoßen mußte. Ein solcher Einwand würde der sprechendste Beweis von völliger Unkenntniß des menschlichen Herzens seyn, er würde nur sich selbst treffen; denn man braucht nur einen flüchtigen Blick in dasselbe zu thun, um sich zu überzeugen, daß der Mensch den flachen, alltagsmäßigen Schlamm am meisten scheut; daraus geht aber hervor, daß er unaufhörlich nach neuen oder wieder aufgefrischten Empfindungen verlangt, sie mögen nun seyn, von welcher Art sie wollen. Und was konnte wohl bei den Menschen des Mittelalters stärkere Gefühle erwecken, als der Anblick, wie er, ihr Gott und Erlöser, den schmachvollsten Tod erlitt? Eine Darstellung dieser Begebenheit mußte Jeden mächtig anziehen und ihn mit starker Gewalt fesseln; Jeder mußte sich still dieser Gewalt hingeben, wenn er auch bisweilen den schmerzvollen Druck ihrer Kraft fühlte. Ich werde übrigens mich weiter unten bemühen, zu beweisen, welche Gefühle und Betrachtungen eine solche Darstellung im Mittelalter erwecken mußte, in dieser fast durch und durch religiösen Zeit.

Außer ihnen waren es auch noch völlig menschliche, völlig individuelle Erfahrungen und Erinnerungen, die dadurch in Bewegung kamen und auftauchten, um sich jenem inneren Bilde anzuschließen, welches die äußere Darstellung geschaffen, und die dieses um so lebensvoller und bewegter machen mußten. Das Zeitalter, welches wir uns jetzt fast immer mit den glänzendsten Farben ausmalen, auf welches wir die wärmsten Tinten der Poesie werfen, war doch in der Wirklichkeit weit davon entfernt, unseren schönen Vorstellungen zu entsprechen; das Mittelalter war eine schreckliche Zeit. Das Recht des Stärkeren machte sich fast überall geltend; auf dem offenen Landwege drohte die Gefahr, sie drohte in den Straßen der volkreichen Städte, und in der Waagschale der Gerechtigkeit wog bürgerliche Stellung und Gold mehr als Gesetz. In diesem Zeitalter waren wohl nicht Viele, die nicht einmal wenigstens sich vor der Gewalt und der Arglist hatten beugen müssen, und die Wenigen, die so glücklich gewesen sind, siegreich durchs Leben zu schreiten, waren doch schwerlich dem Gefühl der Unrechtfertigkeit ihres Triumphes entgangen, oft über die Personen, die ihnen am nächsten standen, über Freunde und Anverwandte. Jeder hatte vielfache Beispiele im Gedächtniß, wie oft die Arbeit hier unten ihren Lohn vergebens erwartet, wie oft die besten Keime von der brutalen Kraft der Sünde niedergetreten werden. Aber die Begebenheit, welche zu Jedem am deutlichsten sprach, wie die Finsterniß bisweilen über das Licht siegt, war eben die Kreuzigung Christi. Ihre Darstellung mußte also die vielen individuellen Erfahrungen wecken, welche jene Ueberzeugung, wenn auch schwächer, schon festgestellt hatte; diese Erfahrungen, obgleich sie vor der großen Katastrophe selbst weit in den Hintergrund zurücktraten, mußten doch auf das Gefühl mitwirken; sie mußten dazu beitragen, die innere Empfindung bewegter und folglich den Genuß größer zu machen. Ja, eine plastische Darstellung der Kreuzigung mußte im Mittelalter die tiefsten Gefühle aufwühlen und in Gang bringen; darum wurde sie auch so oft wiedergegeben und so allgemein ihr gehuldigt. Selbst die schlechte Darstellung mußte schon ihres Resultates wegen anerkannt werden; es mußte hiermit gehen, wie es mir so oft gegangen, und auch Dir, Leser, ohne Zweifel, wenn ich in späteren Jahren Melodieen aus der Kindheit hörte; diese Melodieen wurden bisweilen schlecht, ja sehr schlecht gesungen, die Stimme war rauh, und dennoch habe ich mein Ohr nach ihnen gekehrt und mit Wohlgefallen gelauscht, denn es war die ganze schöne, süße Kindheit, die sie im Gefolge mit sich führten.

Und was nun die Koryphäen der Kunst, die großen Meister, betrifft, so waren es noch andere Motive, welche sie dazu trieben, jenen Gegenstand mit Vorliebe zu wählen. Sie konnten nämlich in keiner anderen Behandlung es so deutlich an den Tag legen, wie gewissenhaft sie die äußere Form studirt hatten, kaum irgendwo, wie genau sie den menschlichen Charakter kannten, wie klar und bestimmt sie verstanden, jede Gemüthsbewegung, jede Leidenschaft in den Physiognomieen abzuspiegeln. Sie hatten hier an dem himmlischen Gekreuzigten selbst und an seinen beiden Leidensgefährten die nackte Form wiederzugeben; sie konnten jede Muskel zeigen, wie der Todesschmerz sie anschwellen und zucken ließ, und in die Physiognomieen den verschiedensten Ausdruck legen; bei dem Einen den Schmerz, der von einem mehr als menschlichen Adel besiegt wird; bei den beiden Anderen den Schmerz, über welchen noch das böse Gewissen seinen düsteren Schatten wirft, welcher jedoch bei dem Einen noch etwas vom Glauben zurückgedrängt wird, während er bei dem Zweiten in seinem ganzen Schrecken droht. Und was die Umstehenden betrifft, welches weite Feld, um die verschiedensten Nüancen der inneren Gefühle zu zeigen! bei Einem die Rache, welche triumphirt, beim Anderen dieselbe Rache, an welche sich noch der blutigste Hohn reiht, und wieder bei einem Anderen die Rache, welche durch Mitleid ein wenig gemildert ist, bei einem Ferneren das vollkommene Bewußtseyn des ganzen Gräßlichen in dieser Begebenheit. Doch sind wir hier genöthigt, anzuerkennen, daß die Künstler des Mittelalters, sogar die Besten unter ihnen, uns nur zum Theil das lebensvolle bewegte Gemälde wiedergegeben haben, welches das neue Testament mit so einfachen kurzen und meisterhaften Zügen andeutet. Wenn wir genau nachdenken, werden wir ohne besondere Schwierigkeit den Grund zu dieser Einschränkung in derselben religiösen Begeisterung finden, welche den Künstler antrieb, die Kreuzigung darzustellen, und die Menge, eine solche Darstellung mit Begierde zu betrachten. Um dies zu zeigen, bin ich genöthigt, ins Gedächtniß zu rufen, was sich an jenem ersten und einzigen Charfreitag zutrug, als die todte Erde bebte und die Sonne ihr Licht vor Schrecken verlor. Ich will mich bemühen, meine Schilderung in möglichste Kürze zu fassen.

Es war also an einem Freitags-Morgen, als der Ausgesandte des Himmels mit zwei Verbrechern aus den Thoren von Jerusalem geführt wurde, um den leiblichen Tod zu erleiden. Ein Bürger aus Cyrene kam des Weges; man nahm ihn, legte das Kreuz, an welches der Gottessohn genagelt werden sollte, auf seine Schultern und sagte zu ihm: Trage dieses. Er legte den Arm ums Kreuz und trug es, ohne Zweifel weil er einsah, daß es nur vergebens seyn würde, wollte

er versuchen sich dem zu entziehen, doch ist es wahrscheinlich, daß Unwille in seiner Brust glühte und sein Gesicht verdrießliche Züge trug; denn fast ein Jeder fühlt, daß man hier mit seinem eigenen Kreuze mehr als genug hat, und daß das Kreuz eines Anderen, noch dazu gelegt, allzuviel wird, um es mit Geduld tragen zu können. Der Bürger von Cyrene richtete also seine Schritte nach Golgatha; an seiner Seite ging der dornengekrönte Gottmensch mit Blut auf der Stirn und Schmerzen im Auge, und rings um denselben eine große Schaar Männer, Weiber und Kinder, welche theils Haß, theils Neugierde, theils Mitgefühl versammelt hatte. Aus dieser Menge hörte man bisweilen den wilden Ruf der Rache und Verblendung, bisweilen die himmlischen Töne des Mitleids. Einige schrieen: Hoh! König der Juden, Hoh, hoh! Jesus, nun führen wir ihn zu seinem Throne! Andere rangen die Hände und sagten mit gedämpfter Stimme: Vater, erbarme Dich! Wieder Andere sprachen nur durch ein häßliches Gelächter, und wieder welche nur durch heiße Thränen. Aber als Jesus jenes Rufen hörte, schwellte der Unwille seine Brust, und er wandte sich gegen das Volk; zu den Männern sagte er nichts, aber zu den Weibern redete er also: „Die Tage werden kommen, an welchen man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, welche nicht geboren haben, und die Brüste, welche nicht gesäugt. Dann werden sie anfangen zu den Bergen zu sagen: fallet über uns! und zu den Hohen: verbergt uns!“ — So redete Jesus zu den Weibern.

Was mich fast mehr als alles Andere überzeugt hat, daß uns die Evangelisten diesen gräßlichen Tag mit Wahrheit geschildert, sind vorzüglich diese Worte Jesu, denn ohne Zweifel würde es mit dem Interesse ihrer Sache übereinstimmender gewesen seyn, ihre Anführung zu unterlassen, denn es konnte ja Vielen erscheinen, daß ein zorniger Gott kein Gott wäre. Ehe ich in meiner Schilderung weiter gehe, so laßt mich noch darauf aufmerksam machen, welcher helle Lichtstrahl auf den menschlichen Charakter durch den Umstand fällt, daß Jesus sich zu den Weibern und nicht zu den Männern wandte. Nun zurück zu meiner Erzählung. Und da Jesus und der Kreuzesträger von Cyrene und die ganze begleitende Menge endlich Golgatha erreicht hatten, wurden die Kreuze aufgerichtet und die Verurtheilten festgenagelt. Dort hing er, dieser große Befreier des Menschengeschlechts, er, in welchem Viele unter den Juden ihren künftigen Herrscher und König zu sehen geglaubt. Eine Krone trug er freilich, aber es war nicht die leichte Krone des schweren Goldes, welche das Herz schwellen und die Phantasie im Goldglanze spielen läßt; es war die schwere Krone des leichten Dornes, die nur ein Reich von Schmerzen und von Blute mit sich bringt! Dort hing er! er hatte endlich den engen unbequemen Thron erreicht, welchen seine Feinde ihm schon lange zugedacht. Und diese Feinde? nein, sie wollten ihn nicht verlassen, als er schon am Rande des Grabes stand, nein! sie wollten ihn in dieses hinabsteigen sehen, nachdem sie ihn vorher durch den ganzen langen Kampf des letzten Schmerzes begleitet hatten. Und nicht als ruhige Zuschauer begleiteten sie ihn durch denselben, ach, nein! sie schütteten noch ihre Galle aus vollen Schalen auf sein schon hinlänglich schmerzbeladenes Haupt. Da standen sie unter ihm, die Hohenpriester und das Volk, sie lächelten mit furchtbarer Zufriedenheit und sprachen mit Bitterkeit: „Nun, Jesus, Heil sey mit Dir, unserem König! Doch Du blutest ja, und Deine Glieder zittern vor Schmerz; denke doch daran, daß Du ein Wunderthäter bist; es kostet Dich ja nur ein Wort, und die Nägel, welche Deine Hände halten, werden zu Rost, und der Strick, der Deinen Leib bindet, wird bersten, und die Nägel, welche durch Deine Beine dringen, werden schmelzen; nur ein Wort, und Du wirst herabsteigen können und herumwandern und wieder unter uns wahrsagen.“ Dies sagten die Hohenpriester, und das Volk antwortete mit seinem Hohngelächter. Aber als nun einer von den Missethätern, die auf beiden Seiten neben Jesus hingen, diese Worte des Hohenpriesters hörte, war es ihm, als wenn er in der Ferne eine Küste der Rettung erblickte, und er wandte sein Haupt und sagte mit einer Stimme, in welcher Hoffnung sich mit Schmähung mischte: „Nun wohlan, Jesus! Du hörst, daß das Volk da unten Dich verspottet, es glaubt nicht an Deine Wunder, zeige nun, daß Du wirklich Gottes Sohn bist; steige herab und nimm uns mit Dir!“ Und das Volk antwortete wieder mit seinem hellen Gelächter. Doch Jesus war nicht gesonnen, an diesem Tage ein Wunder zu thun.

Dies trug sich in der Nähe des Kreuzes zu, aber in einiger Entfernung standen auf den Höhen rund umher in dichten Haufen Weiber und Kinder; die Weiber schluchzten, rangen die Hände und weinten, die Kinder verbargen ihre Gesichter in ihrer Mutter Schooß und zitterten, oder sie schrieen und wollten fortlaufen, aber die Mütter hielten sie zurück. Ich kann hier nicht umhin, auf das durchweg Charakteristische aufmerksam zu machen, welches sich an dieser Stelle des Neuen Testaments ausspricht. Auch ich bin einmal Zeuge eines ähnlichen blutigen Schauspiels gewesen, wenn auch keines so heiligen, als an jenem Freitag der Leiden auf Golgatha aufgeführt wurde. Und da war es ganz eben so: in die Nähe des Opfers drängten sich lauter Männer; dort sah man nicht ein einziges Weib, aber auf den Erhöhungen rings umher in einiger Entfernung, ja! da standen sie in dichten Massen. Und weshalb standen sie dort und nicht näher? War es die Furcht, die sie zurückhielt? oder war es die Begierde, die Sinnesbewegung noch zu erhöhen, das Gräßliche noch gräßlicher zu machen, indem man es aus der Entfernung betrachtet und die Einbildungskraft gleichsam mit dem Henker thätig seyn läßt! Vielleicht hat Beides gewirkt, sowohl die Furcht als die Lust nach erhöhter Bewegung der Sinne. Doch ich lenke wieder ein. Auf den Höhen also standen in dichten Haufen Frauen und Kinder, die Ersteren schluchzend und händeringend und die Letzteren zitternd, ihr Gesicht in ihrer Mütter Schooß verbergend. Da schlug die sechste Stunde. Und das Licht der Sonne begann zu bleichen; jeden Augenblick wurde es schwächer, bis es sich zuletzt gänzlich verlor; da erbebte die Erde, und der Vorhang im Tempel zerriß. Und welch ein Erbeben, daß der Tempelvorhang zerreißen konnte! Die Sonne verlor ihr Licht, und mit der neunten Stunde gab der Erlöser seinen Geist auf.

Ein Gemälde, welches Alles vollständig wiedergeben sollte, was in obiger Schilderung angedeutet, die nur eine matte Kopie von derjenigen ist, welche die Evangelien enthalten, würde nur in einem Zeitalter des Zweifels ausführbar seyn, wie das unsrige, und in diesem vielleicht nur von zwei Meistern, dem Engländer Martin und dem Franzosen de la Roche. Ich will mich hier bemühen zu zeigen, wie die religiöse Begeisterung des Mittelalters es unmöglich machen mußte, daß ein solches Gemälde zu jener Zeit in seiner ganzen Vollständigkeit entstand.

Außer der Begierde, ihre Künstler-Fähigkeit in dem vortheilhaftesten Lichte geltend zu machen, war es auch eine innere Stimme, tiefe und heiße Gefühle, welche die Künstler des Mittelalters antrieben, die Kreuzigung so anzuschauen, daß ihr Pinsel sie in Farben verdolmetschen konnte. O, wie oft hatten sich nicht ihre Herzen bei dieser Gelegenheit erhoben, sich an ihr erwärmt und bei ihr geseufzt! Und was rief sie wohl bei ihnen hervor? Ich glaube, daß ich es schon oben angedeutet. War es nicht die tragische Ueberzeugung, daß der menschliche Adel nicht im Jammerthal der Erde erwarten kann, seinen Palmenzweig zu erhalten? war es nicht die Ueberzeugung, daß hier unten, wo Tag ununterbrochen mit Nacht wechselt, Winter mit Sommer, wo des Frühlings schönste Blumen abgerissen werden, ehe sie welken, auch das himmlische Licht bisweilen vor der Finsterniß weichen muß, daß hier unten auch bisweilen die duftreichsten Früchte der Tugend gebrochen und von den Stürmen fremder Leidenschaften in den Staub geworfen werden? Ja, ohne Zweifel. Und diese Ueberzeugung mußte in einer Zeit, wie das Mittelalter, welche von religiöser Begeisterung glühte, Kopf und Herz so vollkommen erfüllen, daß sie die damit stimmenden Saiten in sympathetischen Akkorden erzittern ließ und jeden fremden Gedanken, jedes fremde Gefühl ausschloß. Wenn der Künstler im Geiste die himmlische Leiche sah, wie sie bleich und blutig an dem Leidenskreuze hing, da erwachte sicher manche Erinnerung, die schon oft in seiner Brust geseufzt hatte, und mancher Schmerz erhielt Sprache, denn auch er — vorausgesetzt, daß der Himmel den Funken in seine Seele gesäet — auch er hatte gewiß oft erfahren, daß es nicht der begabte Mensch ist, welcher die leichteste Bahn auf der Erde hat: auf seinen Weg hatten sicher oft Neid und blinde Dummheit Hindernisse gelegt, gegen welche sein Fuß gestoßen war; aber diese Erinnerung und dieser Schmerz mußten ihre Bitterkeit verlieren, wenn sie sich zur Beschauung des gekreuzigten Christus erhoben, denn was war wohl der Schmerz des Künstlers, verglichen mit dem Himmlischen? Und was für Bedeutung hatte er selbst wohl, verglichen mit Jenem? Nein, die Erinnerung mußte ihre Wunden und der Schmerz seinen Stachel verlieren, sie mußten sich nur wie leise Töne bewegen, die sich mit dem ergreifenden Basse vermischen und die Melodie wärmer und voller machen. Wenn der Künstler im Geiste den himmlischen Leichnam betrachtete, da mußte, wie gesagt, manche Erinnerung, die in seiner Brust geseufzt, erwachen und mancher Schmerz Stimme erhalten, weil ein sympathetischer Geist über sie hinzog; doch jeder fremde Gedanke mußte schweigen und jedes fremde Gefühl ausgeschlossen bleiben, denn weder im Kopf noch im Herzen war ein Platz für sie da; beide waren schon voll bis an den Rand. Sind diese Bemerkungen richtig, so wird man leicht finden, daß der von der Religion des Mittelalters tief ergriffene Künstler bei der Darstellung der Kreuzigung fast ausschließlich seinen Blick auf den himmlischen Gekreuzigten selbst gerichtet haben mußte. Allerdings konnte er noch Gestalten mit hinzunehmen, die, wie z. B. die Mutter Gottes, in Haltung und Geberden eben dieselben Gefühle aussprachen, die sich in seiner eigenen Brust drängten; aber solche, welche ganz andere Seelenzustände verdolmetschten, konnte er sich nicht bequemen, darzustellen. Die Hohenpriester und das Volk z. B. mit ihrer ganzen grausamen Freude und ihrem ganzen herzlosen Hohn konnten nicht unter seinem Pinsel hervortreten, denn um sie vorzustellen, hätte der Gedanke eine ganz neue Richtung nehmen müssen; dies erlaubte aber das Gefühl nicht; dies hielt den Gedanken fest und nöthigte ihn, nur Gegenstände zu umfassen, an welche er sich selbst mit warmem Leben angeschlossen hatte.

Und wäre unter den Künstlern des Mittelalters ein Skeptiker gewesen, so würde er dennoch kaum gewagt haben, die Hohenpriester und das Volk so darzustellen, wie die Schrift sie schildert, denn in ihren Mienen und Geberden lag der Zweifel, und die Geistlichkeit, die in jener Zeit Alles vermögende, hätte sicher nicht zugegeben, daß man diesen, wenn auch noch so verhüllt, dem Volke zur Schau trüge.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Tod des Kardinals Mazarin.

Von Sismondi.*)

Aufgerieben durch anstrengende Arbeiten, gemartert vom Blasengries und der Gicht, die seine beständigen Begleiter waren, hatte der Kardinal Mazarin seit seiner Rückkehr von der Spanischen Gränze sich keines Augenblicks völliger Gesundheit zu erfreuen gehabt. Im Juli setzte ein Gichtanfall sein Leben in Gefahr. Diesmal wurde er noch gerettet; aber ein Anfall gegen Ende November hatte eine

*) Aus dem eben erschienenen 24sten Bande von dessen „Histoire des Français“.

gänzliche Entkräftung und die Brustwassersucht zur Folge. Er mußte einsehen, daß die Zeit, die er noch zu leben hatte, ihm zugemessen sey. Gerade diese Ueberzeugung aber beseelte ihn mit dem Entschlusse, alle noch obschwebende diplomatische Verhandlungen rasch zu Ende zu führen, um Europa, welches er durch so langwierige Kriege zerfleischt hatte, in einem dauernden Friedenszustande zu hinterlassen. Die Schmerzen, die schlaflosen Nächte und die Beklemmungen, welche sein Lager umschwebten, schienen seine Geschäftsgewandtheit nicht verringert, die Klarheit seines Geistes nicht getrübt zu haben. Noch lebte auch die Leidenschaft des Spiels in ihm, welche er seinem jungen Herrn und dem Hofe eingeflößt hatte und welche die größten Namen Frankreichs dem Verderben nahe brachte. Durch das Spiel gelangte Gourville, der früher Kammerdiener gewesen war, an die Tafel des Königs; er gewöhnte die vornehmsten Herren daran, sich mit diesem Gourville zu verständigen, um seinen Freund Herval zu rupfen, der ungeheuer reich war und immer verlor. Der Kardinal spielte täglich, und er ging bis auf 3—4000 Pistolen; das Glück verließ ihn nie: in seinen schlaflosen Nächten wägte er die Pistolen und sonderte die leichtesten für das Spiel aus. Der Geiz war seine herrschende Leidenschaft geworden. Obschon er mit den Finanzen des Reiches nach Belieben schaltete und waltete und aus den Kassen des Staates für sich und die Seinigen schöpfte, ohne Rechenschaft abzulegen, obschon er ohne Mitleid für die Leiden des Volkes war, das unter hartem Druck schmachtete, so zeigte er sich doch äußerst streng gegen die verschwenderischen Neigungen der beiden Königinnen, und er bewilligte ihnen für ihre kleinen Ausgaben nicht mehr als 1000 Thaler monatlich, welche sie gewöhnlich in den ersten Tagen im Spiel verloren.

Der Kardinal hatte zwei seiner Neffen zu Grabe getragen; für den Ueberlebenden fühlte er keine besondere Zuneigung; indeß vermachte er ihm das Herzogthum Nevers und ein Fürstenthum in Italien. Seine Nichten hatte er mit den vornehmsten Herren Italiens und Frankreichs verheirathet, mit dem Herzog von Mercoeur, mit dem Grafen von Soissons, mit dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Modena. Von den drei noch ledigen verlobte er die älteste, Maria Mancini, welche der König liebte, mit dem Connetable Colonna, die zweite und schönste, Hortensia, mit dem Sohne des Marschalls de la Meillerave, der den Titel eines Herzogs von Mazarin annahm; die dritte, welche er mit 60,000 Livres und dem Gouvernement der Auvergne bedachte, wurde dem Herzoge von Bouillon bestimmt. Die Prinzessin von Conti wurde zur Ober-Intendantin des Hofstaates der Königin Mutter, die Gräfin von Soissons zu derselben Würde bei der regierenden Königin ernannt. Obgleich er bedeutende Summen an die Mitglieder seiner Familie vertheilt hatte, so war sein Vermögen doch immer noch unermeßlich, und wohl nie hatte ein Privatmann ein größeres zusammengescharrt. Er glaubte es dem König anbieten zu müssen, überzeugt, daß dieser es ausschlagen würde, und daß er nur so sein unrecht erworbenes Gut bewahren könne. Der König that nicht nur dies, sondern er gestattete ihm auch, über alle seine Benefizien, über alle seine Stellen, über alle seine Gouvernements zu verfügen. Mazarin hatte nicht weniger als 22 Abteien. Er vertheilte Alles in seinem Testamente. Seine Vermächtnisse waren von mehr als königlicher Freigebigkeit. Vielleicht dachte er dadurch seine testamentarischen Verfügungen besser aufrecht zu erhalten. Nachdem alle Aussteuern und Vermächtnisse ausbezahlt waren, sollen seinem Haupterben, dem neuen Herzoge von Mazarin, mehr als 1,500,000 Livres Rente verblieben seyn, die ungefähr 3 Millionen unseres Geldes betragen würden.

Da er eifersüchtig auf eine Macht war, welche er aus den Händen lassen mußte, und da er vielleicht auch fürchtete, daß sein Nachfolger bei der Prüfung seiner Verwaltung sich an seine Erbschaft halten möchte, so suchte er den König zu bereden, daß er Niemand sein Vertrauen schenken und lieber allein regieren möge. Er machte ihn mißtrauisch gegen den Marschall Villeroi, seinen früheren Gouverneur, und gegen die Königin Mutter. Er war dieser Frau müde, welche ihn so sehr geliebt hatte, welche ihm so unterworfen gewesen war. Wenn sie ihn in seiner Krankheit besuchte, rief er aus: „Wird man mich denn nie in Ruhe lassen!" Er flößte Ludwig XIV. Mißtrauen ein gegen den Ober-Intendanten Fouquet, einen Mann, der in Kriegszeiten und wenn der Schatz in Verlegenheit war, immer Mittel und Wege fand, gegen dessen Redlichkeit aber sein ungeheures Vermögen sprach. Er empfahl dem Könige für die Finanzen seinen eigenen Intendanten, Colbert, der, wie er glaubte, allein im Stande sey, die Ordnung wiederherzustellen. Ueberdies hinterließ er dem Könige zwei geschickte Männer, le Tellier für das Innere und Lyonne für die auswärtigen Angelegenheiten. Bis zum letzten Augenblicke beschäftigte er sich mit den Staatsgeschäften und unterzeichnete noch am 8. März 1661 Depeschen. Nachdem er sodann mit großer Zerknirschung, wie es schien, allen Pflichten der Religion genügt, starb er am 9. März zwischen zwei und drei Uhr Morgens zu Vincennes, wo er sich seit einem Monate befand.

A l g i e r.

Mussa, der Französische Renegat in Algier.

Vor etwa zehn Jahren kannte ich diesen Mann in der Königlichen Kavallerie-Schule als einen guten und munteren Gesellen, der nicht fleißig in den Studien und nach der Ansicht unserer Oberen ein ziemlich schlechter Soldat war und weit entfernt, das in sich ahnen zu lassen, wozu ihn die Ereignisse späterhin gemacht haben.

Nach der bekannten Verschwörung von 1831, die von den Einwohnern Saumurs für nicht unbedeutend angesehen wird, weil man die Aufhebung der Schule beabsichtigte, um sich mit den aufrührerischen Chouans der Vendée, wo sich die Herzogin von Berry damals befand, zu verbinden, wurden auch Mussa und ich auf die Achtungs-Liste gesetzt, um unsere proskribirten Köpfe in einem fremden Erdtheile feil zu bieten. Man hatte uns in das Afrikanische Chausseur-Regiment gesteckt, das sich in Hyères bildete. Der kräftige und rüstige Mussa ertrug die Strapazen des Weges mit einem frohen Muthe, dessen er mich vergebens theilhaftig zu machen suchte. Denn mir hatte der Kummer, mein Vaterland und meine Familie verlassen zu müssen, die Kräfte gelähmt, und ich hatte Mühe, den Stapelplatz zu erreichen. Einmal sank ich sogar erschöpft auf dem Wege nieder, ohne Kraft zum Wiederaufstehen, bis mein Schutzgeist Mussa, der mit Mutteraugen über mir wachte, mich mit starken Armen faßte und unter dieser Last den Rest des Weges zurücklegte. Dieser Vorfall schwebt mir noch lebendig vor dem Gedächtniß, und bei der Erinnerung an so viele Liebe und Treue wird es mir schwer, zu glauben, daß es der nämliche Mussa sey, dessen verruchter Name späterhin in Afrika ein Gegenstand des Schreckens und Abscheus für alle Waffenbrüder wurde.

Die Organisirung zweier neuer Regimenter und deren Abreise nach ihrem Bestimmungsorte ließen mich meinen alten Kameraden bald aus dem Gesichte verlieren. Er hatte mir vor unserer Trennung versprochen, mir zuweilen Nachricht zu geben, aber es versteht sich, daß er sein Versprechen nicht hielt. Das Corps, zu welchem Mussa gehörte, hatte zu viele Kämpfe mit den Arabern von Mitidja, als daß er daran denken mochte, mir zu schreiben, ja, er befand sich in der baaren Unmöglichkeit, es zu thun, denn die beständige Verlegung der Truppen hätte sich seinem Eifer entgegengestellt. Meinerseits hatte ich in Oran dieselben Schwierigkeiten zu bestehen. So verfloß ein Jahr, ohne daß wir etwas von einander hörten. Eines Tages aber lief eine Neuigkeit um, die mich stutzen machte; man sprach von der Niedermetzelung eines ganzen Bataillons Spahis unter dem Befehl eines Offiziers, den ich auf der Schule gekannt hatte. Nähere Meldungen bestätigten die schreckliche Kunde, und ein Freund aus Algier schrieb mir endlich Folgendes darüber.

„Du erinnerst Dich ohne Zweifel Mussa's, unseres ehemaligen Kameraden in der ersten Schwadron; nun denn, mein Lieber, ich habe Dir in Bezug auf ihn schreckliche Dinge mitzutheilen, denen ich den Glauben versagen möchte, wenn nicht die Beweise zu Tage lägen. Sein Charakter war schon vor längerer Zeit wie umgewandelt; das war nicht mehr der so muntere Gesell mit Lammsgeduld, der, ohne zu murren, unsere Schäkereien und Witze ertrug. Beständig in Arrest oder noch härterer Aufsicht, schien er sich in dem Zustande einer offenen Auflehnung gegen seine Oberen zu gefallen, deren Strenge er ohne Zweifel mit Unrecht sich verdoppelt hatte. Namentlich war ein Offizier, Herr v. G., der frühere Regiments-Quartiermeister unserer Schule, jetzt in dem Peloton, zu dem Mussa gehörte, ein Gegenstand des Hasses für diesen geworden. Er betrachtete ihn als den Urheber aller Kränkungen, die ihm täglich von dem Regimente angethan wurden, und weit entfernt, seine Vorgesetzten durch ein ordentliches Betragen von ihrer üblen Meinung über ihn zurückzubringen, schien er sich es vielmehr zur Aufgabe gemacht zu haben, sie zu wiederholten Bestrafungen zu zwingen. Dieser Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern; schon sprach man davon, Mussa vor ein Kriegsgericht zu stellen, als dieser Unglückliche, jedes Ehrgefühl vergessend, mit Waffen und Gepäck zu den Hadjuts desertirte. Diese Desertion, vielleicht eine der ersten, die von Seiten der regelmäßigen Truppen stattfanden, war mehrere Tage der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Man tadelte Mussa einstimmig, daß er diesen Ausweg ergriffen hatte und zum Verräther an seinem Vaterlande wurde, doch beklagte man ihn zugleich; mitten unter Vorwürfen über seine Feigheit äußerten seine Kameraden zuweilen Worte des Bedauerns; denn noch einmal, Mussa war nicht schlecht, sein gutes, sanftes Naturell war von einer bösen Leidenschaft überwunden worden, er war, mit einem Worte, mehr zu beklagen, als zu tadeln. Allmälig vergaß man ihn, und bald war nicht mehr die Rede von dem Ausreißer."

„Obgleich die Feindseligkeiten mit den Arabern noch nicht begonnen hatten — noch war es nicht zu der Niederlage von Makta gekommen — so hatte man doch über Gewaltthaten von Seiten der Hadjuts in der Ebene, über verwegenen Raub und grausamen Mord Klage zu führen. Dies war in der letzten Zeit nur im Zunehmen, und die benachbarten Stämme von Buffarik hatten beträchtliche Verluste an Vieh erlitten. Bei ihrer vollkommenen Kenntniß der Oertlichkeit entgingen die Hadjuts mit einem unerhörten Glücke allen gegen sie gerichteten Nachstellungen. Von nun an hörte alle Sicherheit für die Reisenden auf, und unsere Bundesgenossen, welche die Erzeugnisse ihrer Aerndte auf den Markt von Algier brachten, wurden fast immer angegriffen und konnten nur durch ihre Ueberzahl vor gänzlicher Plünderung geschützt werden. Viele Franzosen büßten ihr Leben in den Scharmützeln ein, die allmälig unsere Reihen lichteten und uns um das Vertrauen bei unseren Freunden brachten. Niemals hatte man die Hadjuten eine so große Thätigkeit im Rauben entfalten sehen; zuweilen schon umzingelt von Abtheilungen Französischer Kavallerie, von denen sie eingeholt worden, hatten sie in dem Kampfe eine Kriegserfahrenheit gezeigt, die nur von einer mit Europäischer Kriegführung vertrauten Person herrühren konnte. Bald erfuhr man die Ursache dieser so ungewohnten Ueberlegenheit. Mussa, als Christ anfangs mit Mißtrauen aufgenommen, hatte sich bald einen Anhang geschafft und war durch seinen Uebertritt zum Islam eine Person von großem Einfluß geworden. Von nun an saß er mit im Rathe der Hadjuten, wenn sie Kriegspläne entwarfen, bekam Pferd und Waffen, war darauf Scheik eines Stammes geworden, der aus Blutsaugern und Fanatikern, dem Schrecken ihrer Mitbürger, be-

stand und unter eigener Fahne durch Gräuelthaten der verdienten Strafe entgehen wollte. An der Spitze solcher Räuber ließ Mussa sich sehen und wurde der Schrecken der Ebene."

„Nach einiger Zeit erhielt ein Peloton Spahis unter dem Befehl eines Offiziers den Auftrag, das Terrain für die Vorposten zu rekognosziren. Die Abtheilung zog mit Anbruch des Tages in die Ebene von Buffarik. Herr von G., derselbe Offizier, von dem ich im Anfange meines Schreibens gesprochen, kommandirte die Abziehenden, alle Vorsichtsmaßregeln waren genommen, ein Brigadier und vier Leute zogen voran, Flanqueurs waren rechts und links aufgestellt. Bald kam man in einen Hohlweg, den die Zweige dichter Zwergpalmen von beiden Seiten beschatteten, der Punkt war gefährlich, wurde jedoch ohne Schwierigkeit überwunden. Leider ließen aber unsere unglücklichen Soldaten eine Schanze hinter sich, die sie nicht überschreiten durften; denn fast in dem nämlichen Augenblick angegriffen, ehe sie noch in Schlachtordnung sich stellen konnten, hatten sie den Sturm einer ganzen Wolke von Arabern auszuhalten, welche der unebene Boden bisher ihren Blicken entzogen hatte. Es galt jetzt nur noch, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen; doch die Tapferkeit erlag der Ueberzahl, 25 Brave bedeckten bald den Boden, und ihre Köpfe dienten als blutige Trophäen ihren grausamen Feinden, einem einzigen Leichnam war nicht der Kopf abgeschnitten. Mit dem raffinirtesten Gefühl von Rache sann der Anführer der Feinde darauf, den Franzosen das Opfer und den Henker kenntlich zu machen; der Name Mussa stand mit blutiger Schrift auf der Brust des Offiziers, der Jatagan des Renegaten hatte die Stelle des Griffels vertreten."

„Ich sehe Dich vor Abscheu zurückbeben, mein Freund, Du glaubst vielleicht, eine Erdichtung zu lesen, da Du Mussa so gut als ich kennst und es Dir schwer wird, an eine so merkwürdige Umwandlung zu glauben. Ich habe das nämliche Bedenken gehabt und nur durch den traurigen Augenschein überführt werden konnen. Der Haß kann sich bis zum Gränzenlosen steigern, und unsere Natur scheint mir beklagenswerth. Doch ich eile, diese unglückliche Begebenheit zu Ende zu erzählen. Die lange Abwesenheit des Haufens, der am Morgen ausgezogen war, fing an, ernste Besorgnisse über sein Schicksal zu erregen; man wartete noch bis zwei Uhr Nachmittags, dann gab der Oberst den Befehl, daß eine bedeutende Abtheilung Reiter und Fußvolk auf Erkundigung ausziehen sollte. Wir kamen leider nur zu schnell an, um über das Loos unserer Waffenbrüder schreckliche Gewißheit zu erhalten; wir erwiesen ihnen die letzte Ehre, und einige Fuß Erde bedeckten die verstümmelten Reste dieser Braven, die zu rächen wir uns feierlich gelobten. — Dies sind die Details, die ich Dir über diese Begebenheit mitzutheilen im Stande war. Wer von uns Beiden hätte sich wohl je träumen lassen, daß unser Kamerad eine so häßliche Rolle in diesem Blutdrama spielen würde! Leb wohl."

Dieser Brief betrübte mich sehr. Ungeachtet der Grausamkeit, deren sich Mussa schuldig gemacht hatte, konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß er ehemals mein Freund gewesen; aber ich suchte jedes Gefühl der Theilnahme tief in mein Inneres zurückzudrängen, das Mitleid mit dem Jugendgenossen verwandelte sich in Verachtung gegen den Verräther, und ich fing an, ihn zu vergessen. — Ein Jahr war seit diesem Vorfall verflossen. Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung, jemals wieder mit Mussa in Berührung zu kommen, als ein Brigadier meines Regiments von Maskara zurückkehrte, wohin er unseren Konsul begleitet hatte, und mir einen Papierstreifen zustellen ließ, auf dem ich mit genauer Noth diese Worte entzifferte: „Mussa fühlt sich noch immer seinem Schulkameraden verpflichtet und wird ihm als Pfand seiner Dankbarkeit ein Roß und ein Sattelzeug zukommen lassen." (Zur Erklärung bemerke ich hier, daß ich in dem Augenblick unserer Einschiffung nach Algier im Jahre 1832 ihm eine kleine Summe Geldes geliehen hatte, da er sich in großer Verlegenheit befand.) Am Rande stand das Datum, März 1837, wenn ich mich recht erinnere.

Dieses Versprechen schien mir zu übertrieben, als daß ich das mindeste Gewicht darauf hätte legen sollen. Aufrichtig, würde ich übrigens Anstand genommen haben, einem Manne ein Geschenk zu erlauben, den ich verachtete, und gesetzt den Fall, daß er Wort gehalten hätte, so würde ich seine Gabe ausgeschlagen haben. Doch ich kam gar nicht in diese Verlegenheit. — Ich erkundigte mich nun näher bei diesem Brigadier, der mir das Billet gebracht hatte, und erfuhr, daß Mussa in großer Gunst bei Abd-el-Kader stände, dessen Wohlwollen er ganz zu gewinnen verstanden habe; er führe den Titel eines Generals der Kavallerie beim Emir und genösse aller Vorrechte, die mit diesem Range verbunden.

Noch einmal sollte ich von diesem Manne sprechen hören. Es war wenige Tage vor dem Stillstande von Tafna; wir kamen von Tlemsen zurück, das wir mit Proviant und einer Besatzung aus dem 47sten Linien-Regiment versehen hatten. General Bugeaud hatte schon die Präliminarien zu einem Vertrage mit Abd-el-Kader eingeleitet. Einige Stabs-Offiziere, worunter sich Baron von F., Offizier der Nationalgarde in Paris, befand, wurden zum Emir gesandt, um Tag und Ort der Zusammenkunft mit ihm zu verabreden. Man nahm diese kleine Gesandtschaft mit den größten Ehrenbezeugungen auf. Abd-el-Kader und seine Befehlshaber zeigten sich voll Zuvorkommenheit, und nichts wurde unterlassen, um dem Zartgefühl der Französischen Ehre zu genügen. Am Tage nach dem Empfange lag Herr v. F. rauchend in seinem Zelte, das ihm nicht weit von dem des Emirs aufgeschlagen war, als er einen reichgekleideten Araber eintreten sah, der ihn auf Französisch um Neuigkeiten aus Paris fragte und nach mehreren Personen, die Herr v. F. kannte. Sein Erstaunen war sichtbar, aber Mussa — denn kein Anderer war es — benahm ihm dasselbe bald, indem er ihm sagte, daß er ehemals in Paris das Vergnügen gehabt hätte, ihn in Gesellschaft zu sehen. So groß auch der Widerwille war, den Herr v. F. empfand, mit einem Manne zu sprechen, dessen furchtbarer Ruf auch bis zu ihm gedrungen war, so glaubte er doch so freundlich wie möglich bleiben zu müssen. Man sprach von Frankreich, Paris und dessen Genüssen. Mitten in der Unterhaltung unterbrach sich Mussa plötzlich und bat Herrn von F. um die Erlaubniß, die Arbeit an ein Paar Pistolen von Lepage, die an einer Hakenleiste hingen, näher in Augenschein nehmen zu dürfen. — „Gern", antwortete dieser und reichte ihm die Pistolen. Nachdem Mussa die Arbeit gelobt hatte, ließ er nachlässig den Hahn spielen und richtete den Lauf gleichsam versuchsweise auf die Brust des Herrn v. F. Dieser unanständige Scherz währte einige Zeit. Endlich glaubte dieser ihm Vorsicht anempfehlen zu müssen: „Die Pistolen sind geladen, das Schloß sehr nachgiebig, und es könnte wider Ihren Willen ein Unglück entstehen." Mussa legte sie mit spöttischer Miene bei Seite, und die Unterhaltung nahm wieder ihren Gang.

Man kennt die Ereignisse, die dem Vertrage von Tafna folgten. Abd-el-Kader trat in den Besitz von Tlemsen, das unsere Truppen einige Tage nachher räumten. Mussa begleitete seinen Herrn auf die kleinen Streifzüge, welche dieser im Osten der Regentschaft unternahm. Ein Jahr später sollte aber der Renegat mit seinem Kopfe die Verräthereien bezahlen, deren er sich gegen uns schuldig gemacht hatte. Auf folgende Weise nun fiel er in die Hände der Franzosen. — Zurückgekehrt in die Provinz Algier, wo er das Amt eines Scheik in einem Gau nahe bei Blidah bekleidete, hatte Mussa eines Tages die Kühnheit, sich mit wenigen der Seinigen auf den Markt von Berkadem zu begeben, wo unsere Verbündeten aus Mitidja viel Verkehr haben. Bald von einem Mauren erkannt, der ehemals unter den Spahis gedient, entstand Lärm in der Ebene von Buffarik. Man fertigte auf der Stelle ein Kavallerie-Piket ab, und eben als Mussa zu seinen Genossen zurückkehren wollte, wurde er angehalten und unmittelbar zur Haft nach Algier gebracht. Sein Loos war bald entschieden. Ein auf Befehl des Gouverneurs versammeltes außerordentliches Kriegsgericht sprach das Todesurtheil über ihn aus. Mussa vernahm es ohne Bewegung und ging mit Ruhe den letzten Gang. Er ließ sich nicht die Augen verbinden und befahl selbst Feuer. Die Execution fand statt auf dem Vorplatze Bab-el-Uëd vor den Augen der versammelten Bevölkerung von Algier und den Truppen der Division, welche unter Waffen getreten waren.

Victor Delaunay.

Mannigfaltiges.

— **Champollion's aufgefundene Handschriften.** Nach dem Tode Champollion's des Jüngeren wurden unter dessen nachgelassenen Papieren mehrere werthvolle Aufsätze vermißt, die er in der Französischen Akademie vorgelesen hatte und worunter sich namentlich eine Erklärung des demotischen Theiles der Inschrift von Rosette und eine Abhandlung „über die graphische Bezeichnung der bürgerlichen Zeiteintheilung bei den alten Aegyptern" befanden. Vergebens haben Sylvestre de Sacy und andere Freunde Champollion's nach diesen Reliquien des Dahingeschiedenen geforscht, deren Wiederauffindung man schon gänzlich aufgegeben hatte, als sie sich kürzlich unter den Papieren des vor anderthalb Jahren ebenfalls verstorbenen Aegyptologen Salvolini fanden. Letzterer, ein Schüler Champollion's, soll sich diese Handschriften von ihm geliehen und sie nach dessen Tode nicht bloß zurückbehalten und verheimlicht, sondern auch zur Herausgabe und Ausstattung angeblich eigener Forschungen benutzt haben. Diese Beschuldigung Salvolini's muß indessen erst noch näher begründet werden, bevor sie als maßgebend für des Letzteren Ruf angesehen werden kann. Es fehlt nicht an Gelehrten, die auch für Salvolini Zeugniß ablegen. Gleichwohl würden die aufgefundenen Handschriften Champollion's von großem Werthe seyn und hier entscheiden können. Gegenwärtig sind diese Handschriften im Besitze der Konservatoren der Königl. Bibliothek in Paris, die sich unbezweifelt beeilen werden, Champollion's Ruf, der ohnedies durch mancherlei Angriffe auf die Bewährung seines Hieroglyphenschlüssels gelitten hat, herzustellen und durch Herausgabe der werthvollsten Manuskripte dauernd zu sichern. Folgendes ist ein Verzeichniß der Handschriften, wie sie bei Salvolini aufgefunden seyn sollen, und zwar theilen wir die Französischen Titel mit, die ihnen Champollion selbst gegeben hat: 1) Dictionnaire Hieroglyphique sur cartes. — 2) Le même sur feuilles isolées. — 3) Le Travail sur l'Inscription de Rosette. — 4) Une première copie de la Grammaire Egyptienne. — 5) Le Mémoire lu à l'Institut en 1831, et sur lequel M. Biot a déjà publié un vol. in-4°, de l'application à l'Astronomie Ancienne et au Calendrier Egyptien. — 6) Le Journal du Voyage en Nubie. — 7) Le Journal du 2me Voyage en Italie. — 8) Le Complément de la Grammaire Copte. — 9) Divisions et extraits du grand Rituel funéraire hieroglyphic. — 10) Matériaux pour le Panthéon Egyptien. — 11) Extraits concernant les langues Hebraique, Chaldéenne, Ethiopienne, Samaritaine, Phénicienne. — 12) Matériaux pour le traité de la Religion Egyptienne. — 13) Histoire de l'Egypte. — Im Ganzen sind es 24 Abhandlungen oder Denkschriften, sämmtlich von Champollion's eigener Hand herrührend und also auch jeden Zweifel beseitigend, ob sie von ihm oder von Salvolini verfaßt sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Freitag den 3. Juli 1840.

Frankreich.

George von Guerin.

Ein Hindlick auf einen früh verstorbenen Dichter.

Von G. Sand.

George Mauriee Guerin de Capla wurde auf dem Schlosse Capla, im Departement des Tarn, gegen 1810 oder 1811 geboren. Seine Familie gehört zu den ältesten des Languedoc. Er begann seine Studien zu Toulouse und vollendete sie im Collège Stanislas zu Paris, welches er 1830 verließ. Hierauf brachte er ziemlich ein Jahr in der Bretagne zu, und zwar bei Herrn von La Mennais, der sich damals mit der Erziehung mehrerer jungen Leute beschäftigte, und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er an seiner Ausbildung weiter arbeitete, jedoch ohne rechten Plan und Zusammenhang. Bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1838 war sein Leben äußerst einfach und keinesweges literarisch in der äußerlichen Bedeutung des Worts; nie trat er mit einem Journale in Verbindung, nie gab er etwas heraus. Seine ganze Zeit füllten die Lektüre, poetische Studien und der Umgang mit der Welt, die er sehr liebte, aus. Er starb im vergangenen Jahre auf dem Schlosse Capla bei seinem Vater und hinterließ nur wenige Bruchstücke.

Diese kurze biographische Notiz ist uns allein über ein schönes Talent überkommen, das sich selbst nicht erkannte und nur wenigen Freunden sich offenbarte, welche seinem Andenken zu huldigen wünschen. Uns hat zu dieser Veröffentlichung das tiefe Mitgefühl bestimmt, welches der Genius einflößt, der in seiner Blüthe dahinwelkt. Guerin's Loos bildet ein Seitenstück zu dem Hégésippe Moreau's, auf dessen düstere Lebensbahn ebenfalls kürzlich die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Wenn indeß das düstere Schicksal Beider eine große Aehnlichkeit darbietet, wenn Beide gleiche Ansprüche auf die Kränze des Ruhmes haben, die nie ihre Stirn umkränzten, so unterscheiden sie sich durch die besondere Beschaffenheit ihres Talents, durch ihre innere Eigenthümlichkeit, durch die Veranlassungen ihres Lebensüberdrusses — denn Beide litten am Spleen —; besonders aber knüpfen sich ganz verschiedene Betrachtungen an die Wendung ihres Schicksals. Die unsrigen sollen kurz und ehrfurchtsvoll seyn, denn George Guerin trug seinen Schmerz still und edel bis zum Grabe.

Gewiß sind nur zu häufig das unruhige Haschen nach den materiellen Gütern des Lebens und das Bedürfniß, eine kleinliche Eitelkeit zu befriedigen, die Ursachen, welche die Seele des Dichters umdüstern und zum Lebensüberdrusse und zum Selbstmorde führen. Aber wenn wir einem stummen Schmerze gegenüberstehen, der ohne Stolz und ohne Erbitterung getragen wird, wenn wir ein Leben sich verzehren sehen, weil es ihm an edler Nahrung fehlt und welches ohne feige Lästerung erlischt, so liegen darin tiefe Lehren, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ein Jeder auf sich selbst anwenden kann. In einem solchen Falle kann der gesunde Menschenverstand das Richteramt übernehmen und entscheiden, ob der Dichter, der von dannen geht, oder die Gesellschaft, die er zurückläßt, undankbar, vergeßlich und gefühllos war.

George Guerin war weder ehrgeizig, noch genußsüchtig, noch eitel. Seine vertraulichen Briefe, die geheimsten Offenbarungen seines Innern, zeigen überall, wo er auf den vergänglichen Ruhm der Tagesschreiberei zu sprechen kömmt, eine Resignation, welche bis zur Gleichgültigkeit geht. „In die große Welt, — wir lassen einen Freund reden, dem er sich eröffnete, — brachte er eine vollkommene Eleganz, ein edles Benehmen und eine gewählte Sprache mit; er war nicht geeignet, in Gesellschaften zu glänzen und Aufsehen zu erregen, aber in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Zartes, Feines, Anziehendes, das ihm eigen war und das einen unwiderstehlichen Eindruck machte. Die Unterhaltung liebte er außerordentlich, und wenn er mit Leuten zusammentraf, die zu reden verstanden, so lebte er auf und genoß ihres Gesprächs, wie er sich der Musik, des Duftes einer Blume oder des Lichtes erfreute." — Er war krank, und seine Faulheit des Schaffens, seine Faulheit des Lebens, wenn wir so sagen dürfen, hielten vielleicht eine innere Kraftanstrengung zurück, die ihn hätte retten können. Sein frühzeitiges Ende darf also nicht geradezu der Gesellschaft beigemessen werden, aber sie trägt die Schuld der gräßlichen Erschlaffung, der schmerzlichen Abspannung, welche seine Kräfte aufrieb, ohne daß eine Offenbarung des Ideals, welchem er nachjagte, ihm tröstend zur Seite getreten wäre, ohne daß eine kräftige und belebende Lehre in die Oede seiner Seele gedrungen wäre. Bevor wir aber die furchtbare Gefühllosigkeit der Gesellschaft oder vielmehr die Verabsäumung ihrer Mutterpflichten gegen ihre edelsten Kinder aufdecken, wollen wir zunächst den Charakter des Unglücklichen schildern, damit man einsehe, was ihm fehlte, um in seiner Seele die Liebe zum Leben zu entzünden.

Er war einer von den Geistern, welche die gemeine Wirklichkeit nicht ertragen können, welche dem Schönen und Wahren zustreben und ihrer eigenen Schwäche fluchen, wenn sie es nicht erreichen; er krankte mit einem Worte an den grausamen Leiden, die ihren poetischen Ausdruck in René, Obermann und Werther gefunden haben. Die 15 Briefe George Guerin's, welche uns vorliegen, sind eine eben so schöne, eben so rührende Monodie wie die schönsten psychologischen Gedichte, welche zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind. Für uns haben sie einen noch viel rührenderen Charakter, denn sie sind das Geheimniß einer unbefangenen Traurigkeit, die ihren Schmerz nicht mit künstlichem Faltenwurfe umhüllt. Es spricht sich darin eine natürliche Poesie, eine unbewußte Größe aus, ein Schwung der Ideen und des Styls, welche gedruckte Werke nur selten aufzuweisen haben. Wir führen einige Bruchstücke an:

„Ich hätte Ihnen Vieles aus dem Abgrunde der Langenweile, in welchem ich schmachte, zuzurufen, de profundis clamo ad te; aber ich darf mir diese Thorheiten nicht gestatten. Sie lindern das Uebel nicht, und man nimmt die lächerliche Gewohnheit an, sich zu beklagen. Wir leiden alle an so vielen uns unbekannten Lächerlichkeiten, daß wir wenigstens die offenbaren nach Möglichkeit verhüllen müssen. Einst sagten Sie mir, daß ich beim Scheiden aus dem Collège wahrscheinlich alle Ueberspanntheiten und einfältige Phantastereien der damaligen Jugend getheilt hätte, daß ich aber jetzt wohl wahr seyn und nicht den Lebensüberdrüssigen spielen würde. O, zweifeln Sie nicht daran; ich fühle, daß ich nicht vernünftig bin, aber ich besitze einigen Geschmack, welcher der Verstand des Geistes ist, und, meiner Ansicht nach, giebt es nichts Lächerlicheres als diese Phantastereien. Ich habe das Unglück, mich jetzt zu langweilen, wie einst auf den Bänken des Collège Stanislas; dies ist die Aehnlichkeit. Damals sagte ich mehr, als ich fühlte, jetzt sage ich weniger; dies ist der Unterschied." — — —

„Der Tag ist traurig, und ich bin wie der Tag. Mein Freund, was sind wir doch, oder vielmehr, was bin ich, daß mich alle Dinge so schmerzlich berühren, und daß meine Laune vom Wechsel des Lichtes abhängt. Anfangs dachte ich, diese sonderbare Reizbarkeit sey ein Fehler meiner Jugend, der mit ihr verschwinden würde. Aber der Lauf der Jahre, auf den ich hoffte, zeigt mir, daß mein Uebel unheilbar ist, und daß es sich immer mehr verschlimmert. Selbst die gleichmäßigsten und friedlichsten Tage, werden für mich von kleinen Zufälligkeiten unterbrochen, die nur mich stören können. Dies geht bis ins Unglaubliche. Was wäre wohl zusammenhangsloser als mein Leben und welcher seine Faden beweglicher als meine Seele! Kaum habe ich einige Seiten an dem Werke geschrieben, welches mich anfangs so sehr anzog; Gott weiß, wann ich es beenden werde. Gewiß aber soll es zu Ende kommen, denn ich will nicht, daß dieser so abspringende und unbeständige Geist seinen Willen habe. Es werde daraus, was da wolle, so sollen Sie das Werk haben, und zwar ein sehr dickes."

— „Wenn ich den Anwandlungen von Vernunft glauben wollte, die ich zuweilen habe, so würde ich nicht ein einziges Wort schreiben. Je weiter ich vorrücke, desto beängstigender und unfaßbarer steigt das Nebelbild (das Ideal) neben mir auf: Das eigenthümliche Wort, der Ausdruck, welcher allein paßt, wie La Bruyère es nennt, stellt sich mir nie, und ich fühle nie die Befriedigung, ihn gefunden zu haben." — —

In einem anderen Brieffragmente ist seine instinktartige und abstrakte Liebe zur Natur ausgesprochen.

11. April 1838. — „Gestern fieberte ich; heute ist Schwäche, Abspannung, Erschöpfung eingetreten. Der Himmel ist heiter, die Sonne herrlich. Ach, warum sitze ich nicht im Schatten der Wälder! Sie werden über diesen Ausruf lächeln, da an den Bäumen noch nicht die ersten Knospen zu sehen sind, welche Bernardin de St. Pierre die Tropfen des Grüns nennt. Vielleicht erwächst mir aus dem Dunkel des Waldes in der Jahreszeit, wo das neue Leben sich in die Spitzen der Zweige ergießt, etwas Gutes, und vielleicht erhalte auch ich einen Antheil an der Fülle der Fruchtbarkeit und der Wärme. Ich komme, wie sie sehen, auf meine alten Einbildungen über die natürlichen Dinge zurück; es ist dies die unhemmbare Neigung

meines Innern, eine Art Leidenschaft, welche nur Begeisterungsschauer, Thränen, Ausbrüche der Freude entlockt und für mich eine unversiegbare Quelle von Träumereien ist. Es giebt ein Wort, welches der Gott oder besser der Tyrann meiner Phantasie ist, welches sie verwirrt, anzieht und unaufhörlich beschäftigt; dieses Wort ist das Leben. Meine Liebe für die natürlichen Dinge geht nicht aufs Einzelne und auf die analytischen Untersuchungen der Wissenschaft, sondern aufs Ganze, nach orientalischer Weise."

(Schluß folgt.)

Die Sitte in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft.

Rhapsodische Bemerkungen eines Weltmannes.*)

Wohlwollen ist die wahrhafte Grundlage der Höflichkeit. Wiche sie nie davon ab, so müßte man die Weisheit ihrer Gesetze anerkennen und sich ohne Widerspruch unter dieselben beugen. Wie soll man aber manche Gebräuche mit der Vernunft in Einklang bringen? Was kümmert es den Menschen, dem ich begegne, ob ich meinen Hut auf dem Kopf behalte oder nicht? Ihr sagt, das sey ein gesellschaftliche Rücksicht. Das ist doch eine sonderbare Rücksicht, die mich zwingt, mich zu erkälten, ohne daß für den, dem ich sie erweise, etwas Angenehmes oder Nützliches daraus entspringt. Ich trete in einen Salon, ich lache, ich schwatze, ich rede alle Anwesenden, deren Namen ich kenne und die meinen Namen kennen, vertraulich an. Warum sehe ich diesen Menschen so kalt an? Warum scheint ihn meine Rede zu vermeiden, und warum habe ich weder Frage noch Antworten für ihn? Ihr wißt es nicht? Er ist mir gar nicht vorgestellt, sein Name ist mir ja nicht auf offizielle Weise genannt worden. Wenn aber ein Dritter unsere beiden Namen nennt, dann sind wir wahrhafte Freunde, dann schwatzen und lachen wir zusammen. Kennen wir uns darum besser? Das nicht, aber wir sind einander vorgestellt worden.

Die Gesetze der Mode und der Höflichkeit entspringen aus demselben Gefühle. Man hat seinen Nächsten eben so wenig durch sein Aeußeres wie durch seine Manieren verletzen wollen. Aber wie bald ist dieser Grundsatz ausgeartet! Die Eigenliebe hat sich da zum Tyrannen aufgeworfen, wo nur der Wunsch, sich beliebt zu machen, hätte herrschen sollen.

Das Lächerliche ist der vornehmste Schildknappe der Mode. Wenn es sich auf die Vertheidigung der Sitten und Gebräuche beschränken wollte, welche der Gesellschaft nützlich sind, so könnte es einen heilsamen Einfluß üben. Es würde die Einrichtungen schützen, welche im allgemeinen Interesse liegen. Da es sich aber auf die unbedeutendsten Dinge erstreckt, so lähmt es jeden Aufschwung, jede Eigenthümlichkeit. Der menschlichen Eitelkeit entlehnt das Lächerliche seine mächtigsten Waffen. Diese stachelt es, sie dient ihm als Rüsthaus, das ihm immer neuen Vorrath bietet.

Wie sklavisch beugen sich doch die Menschen unter dem Joch dieses Tyrannen der gebildeten Gesellschaft! Giebt es wohl einen, wie unabhängig, wie cynisch er auch sey, der in allen Verhältnissen des Lebens seine Freiheit bewahren könnte? Wer dem Lächerlichen in seinem Aeußeren Trotz bietet, fürchtet es in seinen Reden. Der General an der Spitze der Armeen, der Prediger auf der Kanzel, sogar der Philosoph, der die Verachtung desselben predigt, zittern vor den scharfen Pfeilen des Lächerlichen. Der Mensch, der mit einer geistigen Eigenthümlichkeit begabt ist, wird sich lieber innerhalb der Schranken der Gewöhnlichkeit halten, als dieselben überschreiten und seinem Feinde eine Blöße geben. Ein weites Gespinnst von Spöttereien umschlingt die ganze Gesellschaft; man wird verspottet und hegt ebenfalls den Wunsch zu spotten. Man lauert auf die Gelegenheit zum Angriffe und bleibt doch zur Abwehr gerüstet. Die natürlichen Folgen sind Zwang, Langeweile, Mangel an Wohlwollen.

Das Lächerliche verfolgt den gesellschaftlichen Menschen bis in die kleinsten Einzelnheiten seiner häuslichen Gewohnheiten. Er modelt und künstelt so lange an denselben herum, bis er keine Wahl mehr behält. Die allgemeinen Gewohnheiten müssen die Gewohnheiten eines Jeden werden. Wehe Euch, wenn Ihr Euch im Interesse Eurer Neigungen oder der Vernunft zu Neuerern aufwerfen wollt! Wehe Euch, wenn Ihr z. B., Eurem Magen oder Eurer Gesundheit zu Gefallen, statt um 4 Uhr um 12 Uhr zu Mittag speisen wolltet! Ihr würdet den Kelch des Spottes bis auf die Neige leeren müssen. Man würde Euch für ungebildete Wilde erklären, und Ihr würdet doch am Ende die bequeme Stunde gegen die unbequeme vertauschen. Das Gesagte ist nicht übertrieben und findet überall seine Anwendung. Das Joch der Gewohnheiten ist um so schwerer abzuschütteln, als es sich mit einem gewissen Schein der Wahrheit umgiebt, wodurch es die Vernunft zum Bundesgenossen erhält. Die Vortrefflichkeit einer Gewohnheit unterliegt nie einem Zweifel, wenn die Gesellschaft sich ihr unterworfen hat. Daraus folgt natürlich, in Uebereinstimmung mit dem unduldsamen Charakter des Menschen, daß die entgegengesetzte Gewohnheit schlecht, gefährlich oder lächerlich ist. Dies ist der Ursprung der gesellschaftlichen Vorurtheile. Sie bilden einen neuen Ring in der Kette, die uns umschlingt. Wenn das Lächerliche den Spott als Waffe schwingt, so verfährt das Vorurtheil auf eine andere Weise: es raisonnirt ganz ernsthaft. Es ist fest überzeugt, es stützt sich auf unumstößliche Gründe; es lacht selten und ist desto unduldsamer, je fester es sich auf sein Recht stützen zu können glaubt.

Man hat behauptet, daß die Unwissenheit die Mutter des Vorurtheils sey. Dieses Grundgesetz könnte bezweifelt werden, wenn man bedenkt, wie wir über die Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen, die außer-Europäisch sind, aburtheilen. Wir halten uns für sehr gelehrt und sehr gebildet; wir haben unserem Jahrhundert den prunkenden Namen des Jahrhunderts der Vernunft gegeben, und dennoch gestatten wir uns die Unduldsamkeit der ungebildeten und unaufgeklärten Jahrhunderte. Die Orientalen erscheinen uns als Barbaren mit lächerlichen Gewohnheiten. Die energische Schnelligkeit ihres gerichtlichen Verfahrens halten wir für ungerecht, oder grausam. Ihre Neigung zum ruhigen und beschaulichen Leben, verglichen mit unserer fieberhaften Ungeduld, scheint uns Trägheit, und ihre passive Unterwerfung unter die Gesetze eine Entwürdigung, der sie nur unsere Verfassungen entreißen könnten. Wie sehr warten wir auf den Augenblick, wo unsere Bildung alle ihre Einrichtungen über den Haufen stürzen wird, um an ihrer Stelle das Gebäude unserer Sitten und Einrichtungen aufzurichten.

Die Vorurtheile der ungebildeten Jahrhunderte sind mehr Sache der Gewohnheit als der Ueberlegung. Aber in den Zeiten der Aufklärung treten sie mit dem Anspruche der Vernunft auf. Die Europäischen Gesellschaften haben allgemeine Vorurtheile, nach denen sie die nicht-Europäischen beurtheilen, und jede von jenen hat wieder ihre besonderen Vorurtheile. Dieser Kampf der Vorurtheile erstreckt sich bis auf die kleinsten Theile der großen Einheiten. So lange ich auf dem Platze bleibe, auf den mich meine Geburt und meine Erziehung gestellt haben, fühle ich den Druck der Fesseln nicht, weil ich daran gewöhnt bin. Führen mich aber die Umstände aus der Stadt aufs Land oder aus einem Lande ins andere, dann komme ich zum Bewußtseyn meiner Sklaverei, weil das Joch jetzt auf einer ungewohnten Stelle drückt. Ich muß meine natürlichen Vorurtheile fahren lassen, weil sie in Widerspruch mit denen stehen, die sich dort eingenistet haben; diesen muß ich mich jetzt unterwerfen, wenn ich nicht von allen denjenigen verhöhnt werden will, mit denen ich leben soll.

Die menschliche Unvollkommenheit ist der Art, daß überall, wo das Gewissen und die obersten Prinzipien der Moral nicht ins Spiel kommen, der Mensch in seinen Vorstellungen vom Guten und Rechten keinen letzten Grund findet. Daher so verschiedenartige Urtheile bei untergeordneten Entschlüssen. Der wahrhaft gebildete Mensch wird diese Rücksicht festhalten und nicht den Bann auf diejenigen schleudern, welche in Nebensachen nicht mit seinen Ansichten vom Guten und Bösen übereinstimmen.

*) Vgl. Nr. 78 des „Magazins".

Bibliographie.

Herr Granier de Cassagnac, der vor zwei Jahren eine „Geschichte der arbeitenden und Bürger-Klassen" (Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises) herausgegeben, hat jetzt, als Seitenstück dazu, eine „Geschichte des Adelstandes und der Geadelten" (Histoire des classes nobles et des classes anoblies) erscheinen lassen.

Unter dem Titel „Die thörichten Jungfrauen" (Les vierges folles) ist in Paris ein Büchlein erschienen, das dazu bestimmt ist, die jungen Mädchen der niederen Stände vor den Verführungen der Welt zu warnen und eine sittliche Gesinnung zu verbreiten.

Norwegen.

Ueber die künstlerischen Darstellungen der Kreuzigung.

(Schluß.)

Wenn wir nun auf die Kunstprodukte hinsehen, welche die Begebenheit, von der die Rede ist, vorstellen, und die uns aus dem Mittelalter überliefert worden sind, so werden wir finden, daß sie sich in drei Hauptgruppen sondern.

Die eine enthält fast ohne Ausnahme die ganze Reihe Gemälde, die in den ersten Jahrhunderten gemalt sind, nachdem die Byzantinische Kunst auf west-Europäischen Boden verpflanzt war; es ist stets dieselbe mißgestaltete, saftlose Pflanze, stets dieselben fleischlosen, eckichten, knochensichtbaren Leiden und Jammer. Die Künstler sind stets sparsam, Personen anzubringen, meistens findet man nur den Gekreuzigten und unter seinen Füßen auf der einen Seite Maria, auf der anderen Johannes oder Magdalena in gleichmäßiger anbetender Entfernung. Christus ist fast ein vollkommenes Gerippe, nur dünne, durchsichtige, bläuliche Fleischmassen geben den Gliedern etwas menschliche Rundung; dieselbe Magerkeit spricht sich auch bei den am Kreuze Stehenden in den Körpertheilen aus, welche entblößt hingestellt sind. Und um sie noch schärfer und in die Augen fallender zu machen, hat der Maler sehr häufig diese Jammergestalten auf Goldgrund gelegt. Dieses Gold ist dann wie ein Feuer, welches dem Künstler die schon mehr als genug trockenen Glieder noch mehr hat eintrocknen lassen. Jeder, der die Wirkung eines goldenen Grundes auf die Gestalten, welche darauf angebracht sind, kennt, wird diese Bemerkung richtig finden. Es ist nicht schwer einzusehen, weshalb diese Magerkeit sich in jener Zeit so tief in die Phantasie des Künstlers eingeprägt, weshalb sie sie mit so vieler Vorliebe erfaßt; denn in der Volksmeinung knüpfte damals kein harmonisches Band den Himmel an die Erde; Jeder, der der Erde angehören wollte, war im Himmel verdammt, und Jeder, der das Himmelreich erben wollte, mußte auf der Erde leiden. Dieser Satz, welcher zu jener Zeit als allgemeine Wahrheit angenommen wurde, mußte den Künstler bewegen, wenn er heilige Personen vorstellte, runde, saftige, schöne Körperformen zu scheuen, denn dieser Saft und diese Rundheit sprachen nach seiner Meinung von allzu vielem Wohlbefinden und Lust, als daß eine himmelreine Seele in ihnen hätte wohnen können; er mußte sie vermeiden und sein Modell bei jenen Schwärmern suchen, die man damals in Klöstern und in den Eremitenhütten auf wilden Bergen, in tiefen Wäldern und unbewohnten Haiden fand, welche sich täglich peitschten und von Kräutern, Wasser und Brod lebten, um in dem jenseitigen Leben in der himmlischen Versammlung vor-

nehm und hoch zu sitzen. Hiervon kommt es ohne Zweifel, daß die neu-Europäische Kunst in ihren ersten Jahrhunderten nur ein Beinhaus ausgefüllt und uns überliefert hat. Doch, um gerecht gegen die ersten Künstler zu seyn, muß man anerkennen, daß in ihren Jammergestalten sich meistens ein tiefes, ja ein brennendes Gefühl ausspricht. Betrachtet nur diese Christuskörper am Kreuze, es ist ja, als wenn jedes Glied schluchzte und weinte, es ist, als wenn der Maler seine Farben mit seinen eigenen Thränen gerieben; die Gestalten selbst stoßen uns zurück, aber innerhalb dieser todten Haut lebt eine Wärme, die uns anzieht und festhält. Sie machen völlig denselben Eindruck wie jene alten Volkslieder, die sich nur durch das tiefe Gefühl auszeichnen, das sie hervorgebracht und das mit seinen elektrischen Funken fast aus jedem Worte dringt. Diese tiefen Gefühle sind es, welche sich in den Arbeiten jener Maler aussprechen, welche Kunstrichter selbst in unserer Zeit dazu gebracht haben, sie als den höchsten Ausdruck der Malerkunst anzusehen. Aber eine solche Anerkennung beruht doch unleugbar auf einer grundfalschen Ansicht, denn die Kunst in ihrer Glorie muß doch etwas mehr seyn, als der unverkennbare Beweis, daß der Künstler bei seiner Arbeit den Gegenstand mit der innigsten Liebe umarmte, es muß hierzu nothwendig doch noch Künstlerfähigkeit und Geschmack kommen; der Gedanke muß sich doch auch an das Gefühl schließen, sonst kann wohl das Richtige, das für den gewählten Moment am meisten Passende nicht entstehen. Diese Wahrheit drängte sich auch zuletzt den Künstlern des Mittelalters im fünften Jahrhundert auf. Wir sehen, wie da alle Leibesformen mehr anschwellen und voller und schöner werden. Die Kunst beschäftigt sich nun auch damit, das den Augen gefällige in den Gruppirungen und das Effektvolle in der Beleuchtung zu suchen, Natur und Wahrheit in alle vorhandene Gegenstände zu legen. Aber als die Kunst auf diesem Wege den höchsten Punkt erreicht hatte, auf welchen sie sich im Mittelalter hinaufzuarbeiten vermochte, — und dieser Punkt ist wohl nicht später eingetroffen — so bemerken wir, daß sie bei den Darstellungen der Kreuzigung sich in zwei Richtungen theilt, die vielleicht nicht unpassend die protestantische und die katholische genannt werden können.

Mit der Benennung protestantisch meine ich nicht eine Kategorie, die alle Künstler umfaßte, welche in protestantischen Ländern wohnten und folglich, wie ich und Du, mein Nordischer Leser! von protestantischem Glaubensbekenntniß waren. Mit dem Beiwort protestantisch habe ich vielmehr die Absicht, den geistigen Zustand zu bezeichnen, der sich in einzelnen Kunstwerken ausspricht und mit demjenigen übereinstimmend ist, welcher die Heroen des Protestantismus trieb, das Römische Joch abzuschütteln. Der christliche Protestantismus ging aus der Abkühlung des religiösen Gefühls hervor; diese Abkühlung war es, welche dem Gedanken erlaubte, sich etwas freier und kühner zu bewegen, welche ihm gestattete, in manche Irrthümer einzudringen, die die Zeiten mit sich gebracht, und sich gegen sie aufzulehnen. Eine ähnliche Abkühlung des Gefühls offenbart sich auch in einigen Kunstwerken, welche die Kreuzigung vorstellen; in ihnen bewegt sich der Gedanke mit einer bisher ungekannten Freiheit und Selbständigkeit, die objektive Auffassung hat die subjektive verdrängt; das Gefühl, welches bisher so intensiv war, daß es die Hand unwiderstehlich trieb, das warme Bild wiederzugeben, für welches das Herz mit seinen starken Schlägen pochte, hat sich verloren; der Maler wählt noch denselben Gegenstand, aber nicht mehr, um sein eigenes Innere zu malen, sondern um einen Kunsteffekt hervorzubringen. Früher, als die Religion das Blut durchglühte, sprach der Künstler durch die einfachsten Zeichen, er stellte nur Christus am Kreuze dar und glaubte, dieses einfache Bild wäre redender, als die kunstreichste Composition; aber jetzt glaubt er nicht mehr mit so leichten Mitteln durchgreifen zu können; er braucht mehr Personen und hauptsächlich Abwechselung in den Stellungen, darum wählt er auch jetzt meistens einen anderen Moment, er stellt die Kreuzes-Abnahme dar. — Doch in dieser Richtung, welche ich hier die protestantische genannt, sieht man noch nicht das geringste Zeichen von Skepticismus; es ist nicht mehr der warme Katholicismus, aber dennoch vollkommenes Christenthum; man findet keine Spur von Zweifel, auf keinem Bilde sieht man Pharisäer und anderen Pöbel, auf deren Mienen geschrieben steht: „O Christus, Du bist doch nicht Gottessohn, für den Du Dich ausgegeben."

Aber zu der Zeit, wo diese neue Richtung in mancher Abbildung der Kreuzigung erkennbar wird, gab es noch Künstler, und unter ihnen mehrere vom ersten Range, die ferner von einer fast ungeschwächten religiösen Wärme begeistert blieben. Sie wählen noch denselben Moment wie ihre Vorgänger: Christus am Kreuze, zu seinen Füßen sieht man noch ferner Maria und Magdalena; noch dasselbe glühende Gefühl spricht sich in den Figuren aus; aber dieses Gefühl ist nicht mehr das allein Anziehende; auch die Kunst in ihrer ganzen Kraft macht sich geltend. Man empfindet wirklich, daß der Maler mit dem Gegenstande auch seine Kunst liebt, daß es nicht mehr die Religion allein ist, welche ihm am Herzen liegt, sondern auch sein Pinsel, daß er ein offenes Auge und einen warmen Blick für die Natur hat, wenn sie sich in Schönheit ihm offenbart. Die alte Magerkeit an dem gekreuzigten Christus, die, wie furchtbar sie auch ist, doch nicht den anziehenden tiefen Eindruck hervorbringen kann, weil jeder Beschauer einsehen muß, daß eine solche Gestalt, hätte sie auch nicht den gewaltsamen Tod am Kreuze erlitten, doch sehr bald den natürlichen auf dem Wege durchs Land, in den Straßen der Stadt oder irgendwo gefunden, — diese Magerkeit ist jetzt verschwunden. Christus ist eine schöne Leiche, in welcher moralischer Adel sich mit leiblichem Adel mischt, und dieselbe Schönheit in den Formen offenbart sich auch den übrigen Figuren. Die Gruppirung ist jetzt dem Auge wohlthuend und die Stellungen verschiedenartig und voll Zauber geworden; der Künstler erhebt sich auch über die frühere zu wortkarge Armuth; seine Phantasie hat einen weiteren Spielraum, es ist nicht länger die menschliche Figur allein, in welcher das Ergreifende der vorgestellten Begebenheit sich ausspricht; nein, Schmerz und Schrecken ruhen auf der ganzen Umgebung, über Himmel, Luft und Erde, und in dieser Hinsicht zeichnet sich unter allen Malern, welche in der bezeichneten Richtung gewirkt, wohl am meisten Guido Reni aus. Schwerlich hat irgend einer so auf das poetisch Erschütternde aufmerksam gemacht, welches die Kreuzigung in sich schließt; er stellt seinen Christus nach der sechsten Stunde dar, die Erde ist in Dunkel eingehüllt, wie viel Phantasie liegt nicht hierin! Während die Menschen gefühllos und kalt wie Steine bleiben, werden die Felsen und die kalte Erde menschlich warm; die Erde erschüttert in ihren Eingeweiden, sie bebt wie von Zuckungen ergriffen; und die Sonne, nein! ihr klares Auge erträgt nicht diesen Schreckensanblick, sie verbirgt sich in tiefe Nacht; die dunkelsten Wolken waren noch nicht dicht genug. Das Gemälde von ihm, welches ich hierbei vor Augen habe, ist ein sehr großes in der öffentlichen Galerie in Bologna. Es hängt in demselben Saal, wo Raphael's nicht genug berühmte Cäcilie sich befindet, dieses allerdings meisterhafte Bild, das aber dennoch kaum einen höheren Rang einzunehmen verdient, als jenes von Guido. Diese Meinung wird, ich sehe es ein, vielleicht manchen Kunstrichter zum Achselzucken bewegen, aber da sie ganz anspruchslos sich nur als auf einem individuellen Eindruck beruhend hinstellt, glaube ich, daß ich sie ohne Furcht äußern durfte.

v. K.

Holland.

Leyden.

Von einem Französischen Touristen.

„Die Vernunft hat leider nur einen sehr geringen Einfluß auf die Ereignisse dieser sublunarischen Welt. Daher kömmt es, daß nichts phantastischer ist als die Wirklichkeit, nichts unmöglicher als das Mögliche, nichts unvernünftiger als die Vernunft und endlich nichts gewöhnlicher als das Ungewöhnliche und nichts ungewöhnlicher als das Gewöhnliche. So, um nur eines anzuführen, sollte man doch glauben, daß ein Land desto bekannter nach allen Beziehungen seyn müßte, je kleiner es wäre. Und es findet gerade das Gegentheil statt. Von je geringerer Ausdehnung ein Land ist, desto weniger Mühe giebt man sich, es kennen zu lernen. Holland z. B. kennen die Franzosen fast gar nicht, obgleich es fast ganz in ihrer Nähe liegt, weil sie es verschmähen, sich mit einem Volke bekannt zu machen, das aus nicht mehr als drei Millionen Menschen besteht. Rußland kennt man weit besser, aber Rußland ist auch ein Koloß, und die müßige Neugierde beobachtet lieber einen Elephanten als eine Mücke. Die armen Leute wissen nicht, daß die Natur gerade im Kleinen die größte Kunst entfaltet.

Es giebt noch eine andere Seltsamkeit. Es scheint ganz natürlich, daß die wenigen Reisenden, welche den Zweck haben, sich zu unterrichten, den Städten eine genauere Aufmerksamkeit widmen, welche vor ihnen wenig beobachtet worden sind. Und doch thun alle Reisende unserer Zeit das Gegentheil. Man reist zu einer gewissen Zeit des Jahres, weil die Bekannten alle reisen. Ist man einmal unterweges, so geht man dahin, wo die Anderen vorher gewesen sind. Wie die Hammel, setzen alle über den Graben, über den vorher die anderen Hammel auch gesprungen sind. Nur die großen Heerstraßen werden befahren, und vor den unbekannten Fußwegen hat man eine heilige Scheu. Kommen diese Alltagsmenschen nach Holland, so wollen sie Amsterdam, den Haag und Rotterdam sehen. Wenn sie diese drei Städte gesehen haben, so gehen sie wieder dahin, wo sie hergekommen sind. Weiter suchen sie nichts in einem Lande, das man in 24 Stunden bequem durchreisen kann.

Diese Schnellpost-Reisenden und Beobachter im Fluge wissen nicht, daß auf dem Gebiete, welches Alt-Niederland heißt, eine große Stadt dicht an die andere gränzt. Hier liegen nicht, wie in Frankreich, 20 bis 30 Dörfer zwischen einer Stadt und der anderen. Hier findet man keine Dörfer, sondern die Städte drängen sich an einander; denn die kleinen Länder, welche ein bibliographischer Reisender die Länder in Sedez nennen könnte, haben das Eigenthümliche, daß die Menschen hier gleichsam auf einander geschichtet sind. Eine kleine Strecke von Utrecht erheben sich Gorkum und Breda, etwas weiterhin Amsterdam, in der Nähe von Amsterdam Arnheim und Nymwegen; vor den Thoren der Hauptstadt liegt wieder Haarlem, vor den Thoren Haarlems Leyden, vor den Thoren Leydens der Haag, vor den Thoren des Haag Rotterdam, Gouda und Delft.

Da ich nicht die breitgetretene Heerstraße verfolgen wollte, so sah ich mir vorzüglich die Städte an, welche andere Reisende ihrer Aufmerksamkeit nicht werth geachtet hatten. Zu diesen gehörte auch Leyden.

Leyden hält man bekanntlich für das alte Lugdunum Batavorum. Es liegt an dem kleinen Flusse Lee oder Leede. Es ist die Hauptstadt des Rynlands. In der That ist Leyden gerade in der Mitte des alten Bettes des Rheins gelegen, welcher durch die Stadt hindurchströmt und sie in eine Menge von Inseln theilt, die durch 145 steinerne Brücken verbunden sind. Nachdem der Rhein, wie ein überwundener Sklave, sich den ungeheuren Bauwerken entwunden hat, welche an seinen Wogen aufgethürmt sind, nachdem er sich in unzählige Verzweigungen gespalten, gelingt es ihm nur mit vieler Mühe, seine zerstreuten Fluthen wieder zu sammeln, und wenn er die Stadt verläßt, hat er ein ganz demüthiges Ansehen. Schwindsüchtig und entkräftet schleppt er sich eine Meile weiter bis Katwyg, wo er mit Hülfe der Schleusen ins Meer gelangt.

Außer einer der schönsten naturwissenschaftlichen Sammlungen, außer einem Japanischen Museum, welches alle in Japan gebräuch-

liche Gegenstände, von den gewöhnlichsten bis zu den kostbarsten, enthält, außer einem Aegyptischen Museum und der St. Peters-Kirche, der schönsten in Holland, außerdem, daß Leyden vielen unsterblichen Künstlern das Leben gegeben hat, unter denen Rembrandt, van Rhyn, Gerard Dow, Metzu, Lucas von Leyden, Mieris, van de Velde und Otto Venius als Sterne erster Größe strahlen, kann die Stadt auch auf ihre Universität stolz seyn, welche im vorigen Jahrhundert in solchem Ansehen stand, daß Europa sie mit dem Beinamen des abendländischen Athens beehrte.

Die Universität wurde im Jahre 1554 gegründet. Don Luis Zuniga de Requesens folgte im Regimente auf den Herzog von Alba. In Spanien war man damals gewahr geworden, daß das Schaffot gegen die Empörung unzureichend ist, wenn die Empörung im Haß gegen die Tyrannei ihren Grund hat. Man wollte es mit der Milde versuchen. Den Provinzen, welche das Joch abgeworfen, wurde ein Amnestie angeboten. Aber nicht eine Amnestie, sondern die Freiheit wollten die Niederlande. Als der Spanische General Valdez, welcher die Belagerung Leydens leitete, den Bewohnern eine ehrenvolle Capitulation antrug, wurde die Antwort: „Leyden ergiebt sich nicht, so lange noch eines seiner Kinder lebt. Wenn der Hunger uns bedrängt, werden wir ihn ertragen; wenn die Lebensmittel ausgehen, werden wir unseren linken Arm essen und mit dem rechten unsere Freiheit vertheidigen." — Nach einer viermonatlichen Blokade gerieth die Stadt in die größte Bedrängniß. Die Bewohner warfen sich auf dem öffentlichen Platze dem Bürgermeister van der Werf zu Füßen; die Einen schrieen nach Brod, die Anderen riefen, daß der Himmel sich gegen Leyden erklärt habe, und daß man die Stadt den Spaniern übergeben müsse. Van der Werf war aber Bitten und Drohungen gleich unzugänglich. Er zog seinen Degen und sagte, indem er seine Brust entblößte: „Kinder, Ihr wollt Brod von mir haben; ich kann Euch nichts geben. Von einem Leichnam könnt Ihr aber einen Tag länger leben. Wohlan, der Hungrigste nehme diesen Degen und durchbohre mich. Meinen Körper mögt Ihr unter Euch theilen. Aber meine Seele gehört Gott und der Freiheit, und ich schwöre bei Gott, bei der Freiheit und meiner Seele, daß, so lange ich lebe, die Spanier Leyden nicht haben sollen. Tödtet mich also!" — Da riefen Alle, sie wollten mit ihm sterben. Die muthigen Bewohner starben indeß nicht alle. Der Prinz von Oranien schlug den General-Staaten vor, einen Strich von 20 Meilen zwischen Delft, Gouda, Leyden und Rotterdam unter Wasser zu setzen, um der belagerten Stadt auf kleinen Kähnen Hülfe zuführen zu können. Dieser Vorschlag wurde angenommen. In Rotterdam baute man 200 flache Kähne, welche mit 1000 Matrosen bemannt waren, die auf ihren Hüten die bezeichnende Devise trugen: „Lieber Türken als Papisten."

Am 11. September segelte die Flotte unter dem Befehl des Admirals Boilot von Rotterdam ab. Der Wind wehte von Nordwesten her und trieb das Wasser ins Land. Während einiger Tage hielt der ungünstige Wind die Flotte und die Ueberschwemmung auf. Schon verzweifelte man am Erfolge des kühnen Wagestücks, schon beklagte man, daß dieser große Strich Landes ohne Nutzen den Fluthen überantwortet worden, als am 2. Oktober der Wind nach Südwesten umschlug und das Wasser und die Flotte auf Leyden zutrieb. Den Spaniern blieb kaum Zeit zur Flucht, und am 3. Oktober zog Boilot in Leyden ein, wo 6000 Leichen ein schreckliches Zeugniß von den Verwüstungen des Krieges, der Pest und des Hungers ablegten. Um die Stadt für einen so heldenmüthigen Widerstand zu belohnen, bestimmten die General-Staaten, daß sie für ewige Zeiten von allen Abgaben befreit seyn solle. Diese Begünstigung lehnte die Stadt ab, weil unter Landsleuten Alles gemeinsam seyn müsse. Aber sie bat, daß man ihr eine Universität gebe.

Dies ist der ruhmvolle Ursprung der Universität, an welcher Justus Lipsius, Cartesius, Hugo Grotius, Scaliger, Arminius, Gomar blühten, wo aber vor Allen der berühmte Boerhave glänzte, Boerhave, an welchen ein Brief aus China anlangte mit der Aufschrift: An Boerhave in Europa.*)

Nicht in Leyden, sondern in Woorhout, einem kleinen Flecken in der Nähe, wurde Boerhave geboren. In seinem zehnten Jahre las er Hippokrates in Griechischer, Celsus in Lateinischer, Decartes in Französischer Sprache. Als Professor hatte er einen solchen Zulauf, daß nicht nur das Gebäude, in welchem er seine Vorlesungen hielt, sondern der Umkreis der Stadt erweitert werden mußte, um alle die zu fassen, die ihn hören oder zu Rathe ziehen wollten.

Boerhave war nicht nur ein scharfer Denker, sondern er hatte auch eine große Charakterfestigkeit. Als er einst das Hospital besuchte, sah er mehrere junge Mädchen, welche beim Anblicke einer an der Fallsucht leidenden Kranken von den schrecklichsten Konvulsionen befallen wurden. Boerhave suchte sie durch sanfte Worte zu beruhigen. Vergebliche Mühe. Indeß verlor er den Muth nicht. Er befahl, einen Rost mit glühenden Kohlen in den Saal zu bringen. Hierauf faßte er ein Brenneisen, machte es glühend, und es über seinem Kopfe schwingend, rief er mit einer Donnerstimme: „Wer jetzt noch von Zuckungen befallen wird, den brenne ich mit diesem Eisen ins Gesicht." Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor. Die Zuckungen hörten augenblicklich auf.

Leyden, welches Boerhave zur zweiten Stadt des Reiches erhob, erfreut sich nicht mehr derselben Blüthe, wie zur Zeit des berühmten Arztes, den alle Könige Europa's vergeblich für sich zu gewinnen suchten. Indeß zeichnet die Stadt sich durch ihre gelehrten Gesellschaften und ihre wissenschaftlichen Sammlungen vor den anderen Holländischen Städten aus, welche alle einen kaufmännischen Charakter tragen. Die Professoren habe ich nicht aufgesucht. Sie gleichen sich ja überall. Ich habe mich nur nach den Studenten umgesehen.

Der Leydener Student ist nicht wesentlich vom Pariser unterschieden. Wie diesen, sieht man ihn auf der Straße mit der Pfeife im Munde. Wie dieser, trägt er lange Haare, einen so langen Bart, als er nur auftreiben kann, einen Schnurrbart, sobald sich die Natur dazu verstehen will, und oft auch Sporen. Die Holländischen Studenten haben eine wahre Wuth, Französisch zu sprechen und sich für Franzosen auszugeben. Ich kannte einen, der auf eine sonderbare Belustigung verfallen war. Abends ging er von Leyden nach Amsterdam, um sich mit den Nachtwächtern zu unterhalten und sie in Französischer Sprache nach der Uhr oder nach dem Namen einer Straße zu fragen. Wenn ein Nachtwächter sich eine halbe Stunde lang abgequält hatte, um ihm begreiflich zu machen, daß er nicht ein Wort Französisch verstehe, so grüßte er ihn würdevoll und suchte einen anderen auf, um mit diesem denselben Spaß zu treiben.

Um übrigens gerecht zu seyn, dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn die Holländer das Französische auch nicht rein und elegant sprechen, sie doch vor den Franzosen einen großen Vortheil voraus haben: wer nur einigermaßen gebildet ist, spricht drei oder vier Sprachen. Diejenige, welche ihnen die meiste Mühe macht und auf die sie am hitzigsten sind, ist die Französische. Eine ihrer hauptsächlichsten Beschwerden gegen Frankreich besteht darin, daß das Holländische daselbst nicht gelehrt werde. Dies äußerte auch der Bürgermeister von Leyden gegen mich, derselbe, der mir die Geschichte van der Werf's erzählt hatte und welcher seine Erzählung mit dem Ausrufe schloß: „Wie schön klingt das im Holländischen! Verstehen Sie Holländisch, mein Herr?" — „Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich nicht ein Wort von dieser Sprache verstehe." — „Und weshalb das, wenn ich fragen darf?" — „Ganz einfach aus dem Grunde, weil man sie mich nie gelehrt hat, und weil ich nie einen Antrieb gefühlt habe, sie zu lernen." — „Das ist doch sonderbar. Wir Holländer lernen alle Französisch, und kein Franzose lernt Holländisch. Halten Sie etwa das Holländische für keine Sprache?" — „Das will ich nicht behaupten." — „Dennoch scheinen Sie es zu thun, denn Sie lächeln." — „Ich lächle, weil Sie selbst die Ursache angegeben haben, weshalb die Franzosen nicht Holländisch lernen." — „Ich möchte auch wohl diese Ursache kennen, die ich, ohne es zu wissen, angegeben haben soll." — „Sie ist sehr klar. Da alle Holländer Französisch lernen, brauchen die Franzosen nicht Holländisch zu lernen." — „Wie so?" — „Weil das doppelte Mühe machen würde." — „Das ist ein schöner Grund. Zum Dank dafür will ich Ihnen auch etwas sagen, was Sie vielleicht nicht wissen. Sie sind ein F— Franzose." — „Herr Burgemeister, Sie wollten etwas Anderes sagen." — „Aufrichtig gesprochen, wollte ich ein — Farceur sagen, aber das kömmt ja auf eins heraus — Français oder Farceur." — Nun fing er an zu lachen und fragte mich, wie mir sein Witz gefiele. Ich sagte ihm, daß ich ihn ohne Schmeichelei vortrefflich fände — für einen Holländer. Er war damit zufrieden.

Mannigfaltiges.

— Französische Legenden und Volkssagen. Unter dem Titel „Légendes et traditions populaires de la France" hat der Graf A. von Beaufort einen Band herausgegeben, der einen Einblick gleichzeitig in den Volks-Charakter der Franzosen wie in den Entwickelungsgang ihrer Bildung gewährt. In einer reichhaltigen Einleitung giebt Herr von Beaufort einen Ueberblick der Geschichte der Volkssagen im Mittelalter. Er weist darauf hin, wie die christliche Legende sich zum Theil nach den Mythen des Heidenthums gebildet und wie aus der ersteren wieder die Rittersage, aus dieser die romantische Epopöe und aus der letzten endlich der moderne Roman entstanden sey. „Die Legende", sagt er, „war nicht etwa ein durch sich selbst entstandenes und auf keiner älteren Basis beruhendes Moment. Zu allen Zeiten hat die Einbildungskraft aus den zerstreuten Elementen früherer Sagen und Darstellungen neue sich gebildet. Bei den Alten hatten die Sagen die unermeßliche Theogenie des Heidenthumes hervorgerufen. Die Götter waren nicht etwa an einem schönen Tage mit allen ihren Attributen und ihrer Geschichte auf dem Olymp eingesetzt worden; vielmehr hatte die Volkssage sie nach und nach geschaffen, je nachdem eben die öffentliche Meinung auf diese oder jene Idee ein besonderes Gewicht legte. Auf diese Weise versetzte sie alle gute oder böse Leidenschaften unter die Götter und gab ihnen als Typus denjenigen Menschen, der diese Leidenschaften am meisten repräsentirt hatte. Zu dem einfachen Begriffe der Wahrheit zurückgeführt, konnten die Völker jene Vorliebe für das Wunderbare, die dem Menschen wie eine Erinnerung seiner vergangenen Größe und eine Ahnung seiner künftigen Bestimmung, angeboren scheint, nicht gleich auf einmal ganz aufgeben. Nur eine andere Richtung nahm diese Tendenz, die jetzt, statt der Götter, Heilige sich schuf." — In der Sammlung selbst hat Herr v. Beaufort sowohl nach gedruckten als nach ungedruckten Quellen seine Erzählungen historisch zusammengestellt, dabei aber auch die ursprüngliche Naivetät der Sage so viel als möglich zu bewahren gesucht. Es findet sich darunter allerdings viel Bekanntes und auch anderen Völkern Angehöriges; manche Erzählungen werden hier aber zum erstenmale mitgetheilt und sind ein interessanter neuer Beitrag zur Europäischen Sagen-Geschichte.

*) Das ist freilich eine Anekdote, die unserem Blumenbach passirt ist, doch sie kann eben so gut von Boerhave erzählt werden. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Montag den 6. Juli 1840.

China.

Die verklärte Welt des Buddha's Amitâbhâ.

Von W. Schott.

Der Buddhistischen Lehre gemäß, ist das ganze Weltgebäude ein durch Natur-Nothwendigkeit entstandenes Uebel, dem die vollkommenste Abstraction, die absolute Ueberwindung aller Materie als höchstes Gut und einzig würdiges Ziel des menschlichen Strebens gegenübersteht. Der echte Bekenner dieser Lehre verachtet sein irdisches Daseyn und strebt über die Regionen des Todes und der Vergänglichkeit hinaus, um nach unermeßlichen Perioden der sittlichen Läuterung und Verklärung in dem Abstrakten (Nirwana) unterzugehen. Alle beseelte Wesen, von den Ungethümen der Hölle bis zu den Göttern des Himmels (einschließlich), waren schon mit ihrem ersten Eintritt ins Daseyn der Materie verfallen und treiben sich ungezählte Weltalter hindurch im nie ruhenden Ocean der Seelenwanderung herum. Zwar giebt es unter ihnen mehrere Grade relativer Vollkommenheit, mit denen auch gewisse relative Vortheile verbunden sind; aber keine dieser Wesen-Klassen kann, so lange die Bande des Sansâra (der organischen oder Sinnen-Welt) sie fesseln, dem Tode und der Metempsychose sich entziehen: selbst der aus feinstem Stoffe geformte Leib eines himmlischen Genius muß, und wär' es erst nach vielen Millionen Jahren, der Natur ihren Zoll entrichten, und nur sein Verhalten während dieser Periode entscheidet darüber, ob sein unsterbliches Theil unter die Bodhisatwa's (s. unten) versetzt oder in einem tieferen Kreise wieder eingekörpert werden soll; denn durch alle Geburten-Wechsel schlingt sich eine nie unterbrochene Kette von Thaten und Vergeltungen (Ursachen und Wirkungen), die einander eben so nothwendig folgen, wie der Schatten dem Körper oder das Echo dem Rufe folgt. Was ein Wesen unseres Weltgebäudes in einer früheren Existenz gethan, dessen Früchte ärndtet es, sofern sie schon gereift sind, im gegenwärtigen Daseyn; was es im gegenwärtigen Daseyn gethan, dafür harrt seiner die Vergeltung in einem künftigen. Diese Theorie muß alle Räthsel und Widersprüche unseres Lebens lösen.

Die Lehre Buddha's erkennt keinen von Ewigkeit her existirenden höchsten Gott, der die Welt erschaffen haben sollte; auch würde ein solches Dogma mit der Ansicht, welche die Buddha's (Buddhisten) vom Universum haben, schlecht harmoniren; denn das irdische Seyn im weitesten Sinne ist ja, nach ihrer Theorie, ein Zustand des Elends, der Verdüsterung und Entwürdigung — die ganze schöne und ordnungsvolle Welt ein „Ocean des Jammers". Dem Machtgebote einer unbegreiflichen Nothwendigkeit gehorchend, erfolgte zuerst ein chaotischer Niederschlag des Absoluten; und als dieser Niederschlag zu einem Weltgebäude aus Erden, Monden, Sonnen und gestirnten Himmeln sich entwickelte, da entstand die Individualität, und mit ihr die Sünde und die Seelenwanderung. Für die verworfensten Kreaturen gestalteten sich Regionen der ungemischten Qual, in denen sie die Leiber scheußlicher Ungethüme anzogen; weniger verworfenen Seelen wurden thierische, und noch besseren menschliche Leiber angewiesen. Die edelsten Ausgeburten des Welt-Uebels kamen in den materiellen Himmel, wo man auch die Gottheiten des Brahmanismus und die heidnischen Gottheiten anderer Völker untergebracht hat.

Keiner dieser Zustände dauert ewig — weder die Pein der Hölle, noch die gemischte Lust dieser Erde, noch die zwar ungetrübte, aber nicht rein geistige und außerdem vergängliche Seligkeit des Himmels; denn alle Zustände des Sansâra sind Vergeltungen, und es giebt keine unendliche Vergeltung. Jede Seele verharrt — wie schon angedeutet — nur so lange oder so kurze Zeit in der ihr angewiesenen Region, bis sie entweder vollkommen abgebüßt oder vollkommenen Lohn empfangen hat. Alle Wesen ohne Unterschied müssen diese verschiedenen Stadien des Sansâra durchleben, oder im großartigsten Sinne des Wortes von unten auf dienen; aber auch alle ohne Unterschied besitzen das mit freier Willenskraft verbundene Vermögen, sich zu bekehren und endlich aus dem tobenden Meere der Sinnenwelt an das „jenseitige Ufer der Befreiung" zu gelangen.

Wer dieses Ufer erreicht hat, der bleibt von der Sünde, der Vergänglichkeit und dem tausendgestaltigen Weltschmerze auf ewig unberührt — er ist ein Bodhisatwa, eine erleuchtete höhere Intelligenz und über die Götter selbst unendlich erhaben. In dieser Eigenschaft ersteigt er, wiederum in unermeßlichen Zeiträumen, noch mehrere Stufen der Weihe und Verklärung, die kein endliches Wesen zu denken vermag, bis er die Würde eines vollendeten Buddha's erlangt hat. Weil aber jede Persönlichkeit und Individualität, wäre sie auch bis zur absolutesten Vollkommenheit durchgedrungen, mit dem Begriffe des höchsten Gutes unvereinbar ist, so wird der Buddha endlich vom Nirwana, diesem unerklärbaren Seyn im Nichtseyn, auf ewige Zeiten absorbirt.

Ein Buddha ist also die erhabenste denkbare Intelligenz der Buddhen; allein er hat, wie jedes andere Wesen, als Individualität einen Anfang genommen, hat, so lange er im Sansâra verweilte, gesündigt und gelitten, wie die übrigen Kreaturen, und vernichtet seine individuelle Existenz wieder, sobald er zum Culminations-Punkte der Heiligkeit, Weisheit und Allmacht emporgedrungen ist. Jedes Wesen hat diese endliche Bestimmung, wenn auch Zeiträume darüber vergehen, für deren Bezeichnung keine Sprache ausreicht; denn nur auf diesem Wege wird das Sansâra allmälig entvölkert, bis am Ende nur noch die seelenlose, zerstäubende Schlacke des Universums übrig bleibt und Alles, was einst Bewohner der Welt-Regionen gewesen und endlich Buddha geworden, im Abstrakten zerflossen ist.*) Von seinem ersten Werden bis zu jener ganz unbestimmten Epoche wird aber das Universum selbst, wie jede der Individualitäten, die es beherbergt, unzählige Male zerstört und wieder neu geschaffen.

Der Buddhismus verlangt ursprünglich von jedem seiner Bekenner, daß er die sinnlichen Begierden, mit dem Aufgebot aller Seelenkräfte, bis zu gänzlicher Ertödtung derselben bekämpfe und beständig mit edelster Selbstverleugnung an der leiblichen und geistigen Wohlfahrt aller seiner Mitwesen arbeite. Bloße intellektuelle Ausbildung hat in diesem Leben ungleich geringeren Werth, als Heiligung des Herzens und Handlungen der Wohlthätigkeit; aber Allwissenheit und Allmacht werden einst die unzertrennlichen Gefährten der höchsten sittlichen Vollendung seyn. Die Wohlthätigkeit ist am verdienstlichsten, wenn sie bis zur Aufopferung des irdischen Lebens zum Besten Anderer sich steigert. Weil aber die organische Wesen-Welt, immer nur sich selbst überlassen, ihren großen Zweck schwerlich erreichen würde, so senken sich Bodhisatwa's und Buddha's von Zeit zu Zeit aus ihren über die Vergänglichkeit erhabenen reinsten und allerreinsten Licht-Sphären auf das Universum herab und nehmen irdische Leiber an, um den im Sansâra befangenen Geschöpfen die heilbringende Lehre wieder und immer wieder zu verkünden. Diese inkarnirten Intelligenzen werden geboren und sterben, wie andere Wesen; aber beides geschieht mit vollkommenster geistiger Freiheit, und die Materie hat unter keiner Bedingung fernere Macht über sie. Zu ihnen gehörte denn auch der vollendete Buddha Sakyamuni, welcher ungefähr 1000 Jahre vor Christus auf Erden wandelte.

• • •

Sowohl die Dogmen als die besonderen ethischen Vorschriften dieser merkwürdigsten Religion des orientalischen Heidenthums zeugen davon, daß sie ursprünglich keinen populairen Charakter hatte, obschon ein auf Erden erscheinender Buddha nicht bloß zu Göttern und Menschen, sondern auch zu den niedrigsten und verworfensten Kreaturen reden soll. Die Aussicht auf eine ganz unfaßbare abstruse Buddha-Existenz und endliche selige Annullirung konnte für Alltags-Menschen nicht sehr verlockend seyn, und eben so wenig konnte es die Anmuthung, seine vom Schicksal diktirten Prüfungen durch freiwillige, unter mancher Bedingung kaum ausführbare Kasteiungen

*) Das Abstrakte oder Nirwana, welches — wie der Buddhisten Bücher sagen — zwar die ganze Seelen-Welt absorbirt, aber gleichwohl nie aufhört, das absoluteste Nichts zu seyn, wie ein Spiegel nie seine Natur ändert, wie viele Bilder er auch zurückstrahlen möge — diese nur mit sich selbst vergleichbare ewige Negation wird man nicht füglich durch Ur-Seyn übersetzen können. Das vor aller Weltentstehung und ohne Anfang gedachte wirkliche Ur-Seyn müßte außer dem Seelen-Stoffe (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) auch die ganze Welt-Materie embryonisch einschließen; denn die Welt soll ja aus einem Niederschlage dieses Ur-Seyns oder Ur-Chaos entstanden seyn; einen Niederschlag des Nirwana annehmen, hieße aber im buchstäblichen Sinne aus Nichts ein Etwas entstehen lassen, und von dieser Annahme sind die Buddhisten weit entfernt. Besser betrachtet man das Nirwana als bloßes End-Resultat der Seelen-Läuterung und Seelen-Verflüchtigung, während die chaotische Ur-Existenz das Alpha alles Seyns war; und somit waren auch die Buddhen gegen den Vorwurf verwahrt, als ließen sie ein Universum und unermeßlich ausgedehnte Prüfungs- und Läuterungs-Perioden entstehen, um am Ende dahin zurückzukommen, wo man am Anfang schon gewesen war. Das Sansâra ist freilich ein Uebel, ein Jammer und Elend; aber es muß die endliche absoluteste Scheidung des Geistes von der Materie — eine Scheidung, die vorher nie bestanden hat — vermitteln.

noch zu vermehren.*) Rücksichten dieser und ähnlicher Art führten nach und nach dahin, daß ein immer mehr Stetigkeit erhaltender Klerus die härteren Observanzen übernahm**) und die sublimere oder sublimirtere Seligkeit dazu, dem Laien aber vor allem Anderen fleißige Almosen-Spenden an seine Seelsorger (alle Geistliche sind Bettelmönche) und fleißiges Beten zur Pflicht machte. Diese beiden religiösen Handlungen, vorzüglich aber die letztere, geben jedem Erdbewohner Anspruch auf unmittelbaren Austritt aus der Metempsychose und Eintritt in eine selige Buddha-Welt, auf die wir unten wieder zurückkommen. Diese Region, deren in alten Sutra's bereits gedacht wird, ist zwar lange nicht so epikurisch, wie Muhammed's Paradies, hat aber in Vergleichung mit den höheren Weihe-Zuständen der Buddhistischen Intelligenzen immer noch einen ziemlich materiellen und also weit volksthümlicheren Charakter.

Die Idee von der wunderbaren Kraft des Gebetes — mag es nun irdische oder überirdische Interessen betreffen — und von der Bedeutung des seligen Buddha-Landes für die Erdbewohner, scheint nirgends gründlicher, als bei den Buddha-gläubigen Chinesen, durchgebildet worden zu seyn. In einem Reiche, wie China, wo die Bedürfnisse des zeitlichen Daseyns bei der ungeheuren Bevölkerung fast jedes andere Interesse absorbiren und gewisse Arten von Enthaltsamkeit, die Buddha einschärft, sehr anti-social und unpraktisch sind — in einem solchen Lande kam besonders viel darauf an, den Weg zur Seligkeit so direkt und in gewissem Sinne so bequem zu machen, als nur immer möglich. Viele von Buddhistischen Geistlichen Chinesisch geschriebene Bücher sind dem „Lande der Verklärung" (tsing-tu) gewidmet; eines derselben besitzt die Königliche Bibliothek zu Berlin.***) Der Verfasser des letzteren bemüht sich, seinen Lesern begreiflich zu machen, daß ein frommes Streben nach dieser höheren Welt keinem irdischen Berufe hinderlich sey (Kap. I, §. 2). Die gewöhnlichen moralischen Vorschriften der Buddha-Lehre vermißt man auch in diesem Werke keinesweges; sie werden vielmehr mit Wärme empfohlen: aber es ist auch ausdrücklich gesagt, daß selbst ein im Buddhistischen Sinne sündhaftes Leben den Eintritt in „Amita's Reich" (s. unten) nicht verwehre: der Sünder muß nur in sich schlagen und mit festem Glauben um die Erlösung einkommen. Damit die Bekenner der Reichs-Religion seinen Worten lieber Gehör schenken, verwendet der Verfasser vielen Scharfsinn auf den Beweis, daß die Lehre des Kung-tse mit dem Buddhismus gar nicht im Widerspruche, ja sehr vereinbarlich sey; der wesentliche Unterschied — meint er — bestände nur darin, daß Kung-tse's Lehre ausschließlich für dieses Leben berechnet sey, der Buddhismus aber über das Grab hinausreiche und dem Menschen seine höhere und ewige Bestimmung zu Gemüthe führe (Kap. I, §. 4).

Der Verfasser will aber nicht so verstanden seyn, als hätte er nur für das große Publikum geschrieben. Er richtet seine Ermahnungen an geistliche wie an weltliche Personen und sagt einmal ausdrücklich, daß selbst die Pusa's (Bodhisatwa's) den Wunsch haben, im Tsingtu zu wohnen (Kap. I, §. 5). Ohne Zweifel leitete ihn dabei mehr als Eine Rücksicht: der Laie wird sehr mißtrauisch, wenn man ihm einen anderen Himmel verheißt, als dem Geistlichen; und der Letztere selbst versinkt leicht in Lässigkeit und Materialismus, wenn er eine für irdische Fassungskraft endlose Carrière der Vergeistigung vor sich sieht. Daß es aber unwürdige und entartete Buddha-Priester in China gegeben und noch gebe, darauf scheint der Verfasser selbst hinzudeuten; denn er sucht irgendwo (Kap. I, §. 4) zu zeigen, wie vorschnell ein Schluß von dem regelwidrigen Wandel manches ihrer Bekenner auf den inneren Werth der Lehre sey. Frommer Müßiggang stürzt bekanntlich sehr leicht in brutale Verirrungen, und solche eben scheinen dem Verfasser vorzuschweben, wenn er es tadelt, daß Mancher in stiller Beschaulichkeit und Gemüths-Vertiefung sein ganzes Heil suche. Für träumerische Faullenzer dieser Art konnten die Empfehlung andächtigen Gebetes und die Verheißung einer faßlicheren Seligkeit Impulse zu moralischem Erwachen werden.

Wir haben schon angedeutet, daß es für eine der vergänglichen Welt entrückte Seele verschiedene Stufen geistlicher Weihe giebt, deren höchste die Stufe der vollendeten Buddha's ist. Diese Letzteren und namentlich auch Sakyamuni, erscheinen nicht wieder auf Erden, sie sind für immer in das Nirwana eingekehrt — wogegen unvollendete Buddha's noch öfter, besonders in höheren Priestern oder Lama's, sich verkörpern. Diesen Intelligenzen, die man als Sakyamuni's Vertreter im organischen Weltall verehrt, wird keine geringere Ehre erwiesen, als dem Sakyamuni selber; ja Einige unter ihnen, die man mit dem Erlösungs-Werke besonders thätig beschäftigt glaubt, haben den „Allerherrlichst Vollendeten" fast ganz in Schatten gestellt: so namentlich Amitábhá, welcher seit Jahrhunderten einem der geistlichen Oberhäupter Tibet's als Incarnation einwohnt, zugleich aber — denn dies ist einem Buddha möglich — im unermeßlich entfernten Westen, weit, weit jenseit der Gränzen des Sansára, eine unvergängliche Welt beherrscht, die Chinesisch bald Tsing-tu (terra purissima), bald Ki-lo (summa laetitia) genannt wird.†) Diese Welt ist, wie unser Autor (Kap II, §. 1) sich ausdrückt, „mit allen Herrlichkeiten geschmückt. Es giebt daselbst keine Hölle, keine hungernde Dämone, keine Vögel oder andere Thiere. Sie ist ewig rein von jeder irdischen Befleckung; darum heißt sie Tsing-tu. Ihre Bewohner kommen alle in Padma-Blumen (dem heiligen Lotos) ins Daseyn. Sie leben für und für, ohne jemals zu altern. Kleidung, Speise und Wohnung erhalten sie ganz nach Wunsch und ohne ihr Zuthun. Sie athmen ewig die heiterste Frühlings-Luft; starrer Frost und drückende Schwüle sind ihnen gleich unbekannt. Sie genießen die seligste Freude, ohne alle Beimischung von Leid; darum heißt ihre Welt auch Ki-lo. Der Buddha, welcher dort waltet, führt den Indischen Namen Amitábhá, denn sein Lichtglanz ist unermeßlich.*) Sein Leben und das Leben der Bewohner seines Reiches sind ohne Ziel und Gränze; alle Sandkörner des Ganges würden die Zahl ihrer Jahre nicht aufwiegen." (Schluß folgt.)

*) Wir erwähnen hier nur die Todsünde des Fleisch-Essens und der Tödtung oder Abschlachtung von Thieren jeder Art, welche aus den Ideen von Metempsychose und endlicher Wesen-Bestimmung ganz konsequent abgeleitet ist.

**) Es bedarf kaum der Erinnerung, daß auch unter der Geistlichkeit, seitdem sie eine mächtige Priesterschaft geworden, wenigstens von Selbstaufopferungen zum Besten Anderer kein Beispiel mehr vorkommt.

***) Libr. Sinic. 734. 1 Band.

†) Im Sanskrit heißt sie sukhawati, freudenbegabt, oder die freudenreiche.

*) Amitábhá, unermeßlich glänzend, ist ein Sanskrit-Kompositum aus amita, ἀμέτρητον, und bhá, φάος. Es wird auch in Amita (Ohne-Maß) abgekürzt.

Frankreich.

George von Guerin.

(Schluß.)

In einem anderen Briefe drückt Guerin die Verschmelzung seines Wesens mit der Natur noch kräftiger aus:

„Mein Herz ist so voll, meine Phantasie so bewegt, daß ich Trost bei Ihnen suchen muß. Ich fließe über von Thränen, ich, der ich so sehr von den Thränen der Anderen leide. Meine Seele ist in schmerzlichem und freudigem Aufruhr. Die Zukunft, welche dunkel vor mir liegt, die Gegenwart, welche mich mit guten und bösen Gaben überschüttet, mein wundersames Herz, die unglaublichsten Kämpfe, Anwandlungen von Zuneigung, welche meine Seele und mein Leben unterwühlen, die Schönheit des Tages, der Zauber der Luft und der Sonne, überhaupt Alles, was ein schwaches Geschöpf außer sich bringen kann, stürmt auf mich ein und betäubt mich. Ich weiß nicht, was aus mir werden würde, wenn in diesem Augenblicke eine Musik wie die der Pastorale ertönte. Gott würde mir vielleicht die Gnade erweisen, daß sich mein Wesen verflüchtigte. Es giebt Augenblicke, wo es mir scheint, als müßte mein Wesen bei der leisesten Berührung zusammenbrechen. Das Erscheinen des Glücks stört mich, und ich leide an einer gewissen Kälte. Kaum habe ich aber draußen einige Schritte gemacht, als sich meiner eine unendliche Aufregung bemächtigt, eine ungemessene Sehnsucht, eine Trunkenheit der Erinnerung, welche die Vergangenheit verklärt." — —

Eine andere Stelle: „Dieser Abendhimmel wäre Griechenlands werth. Was thun wir während dieser schönen Luft- und Lichtfeste! Ich bin unruhig und weiß nicht, was ich anfangen soll. Die Sonne und die Reinheit des Horizontes führen mir sonderbare Gedanken zu, gegen die sich mein Geist sträubt. Das Unendliche thut sich vor mir auf, und die Begränzung lastet drückender. Ich will Sie mit den Eingebungen meiner üblen Laune verschonen; es ist dies ein altes Lied, mit dem ich Sie schon oft in Schlummer gewiegt habe. Ich dachte heute an den kleinlichen Gebrauch, den wir von unserem Leben machen; ich will nicht vom Ehrgeize sprechen, denn dieser ist jetzt etwas so Gewöhnliches, und die Leute sind von so lächerlichen Träumen geplagt, daß man auf seine Fantheit stolz seyn und sich die Ruhmeskrone der Unberühmtheit aufsetzen muß. Aber ich will sagen, daß unsere Phantasie uns Tantalusqualen bereitet. Es könnte scheinen, als ob ich das Leben in den Genuß setzte, und ich will nicht widersprechen, wenn dieser dem unsterblichen Geiste zu gute kömmt; denn Sheridan sagte, wenn der Geist träge ist, so regt ihn ein Glas guten Weins an, und wenn er seine Schuldigkeit thut, so ist ein Glas guten Weins die Belohnung. Ja, mögen die Spiritualisten und also ich mir selbst es vergeben, ein Glas guten Weins ist die Seele unserer Seele und ist ersprießlicher für das Innere als alle Lieder, mit denen man uns abspeist. Aber ich spreche wie ein Trinker, während ich doch nur sagen wollte, daß das Leben nicht eine Libation werth ist. — — Entwirren Sie das Alles, wenn Sie können. Ich kümmere mich jetzt ziemlich wenig um das, was in mir vorgeht, und will mich endlich von mir selbst befreien, indem ich diese verwünschte Psychologie bei Seite schiebe, welche ein unangenehmes Wort und eine Thorheit unserer Zeit ist."

Hier und da finden sich in den Briefen bewunderungswürdige Aussprüche, wie sie die Schriftsteller von Profession gern am Ende ihrer Phrasen anbringen, gleich dem größten Diamanten an der Spitze des Diadems.

„Wenn ich dies Wohlbehagen in meiner gereizten Stimmung empfinde, so kann ich meine Gedanken (fast ist's thöricht) nur einem Lichte des Himmels vergleichen, welches am Horizonte zwischen zwei Welten hinzittert."

Gegen Ende desselben Briefes erzählt er, wie die Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes seine Verwandten beunruhigt habe; indeß verheimlichte er ihnen die innern Verwüstungen der Krankheit. „Ah!" sagten sie, ihre Meinung ändernd: „Sie haben sich die Haare abschneiden lassen und sehen darum so blaß und ernst aus." Dazu bemerkt er: „Die Haare werden wieder wachsen, aber der Schatten wird immer weiter um sich greifen." —

Ich habe so viel wie möglich angeführt, mit Uebergehung dessen, was sich auf das innere Leben bezieht. Und dennoch offenbart sich gerade hier das Herz des Dichters. Dieses Herz, was auch der edle Träumer sagen möge, der sich, wie zum Vergnügen, selbst anklagt und martert, ist so zart, so liebend, so reichbegabt wie sein Geist. Die Freundschaft empfindet und drückt er auf die feinste und tiefste Weise aus. Die Liebe wohnt in ihm wie eine Religion, aber vielleicht wendet sich die Liebe des Dichters nur den ungeschaffenen Dingen zu. Wie dem aber auch sey, und obgleich auf jeder Seite ein Seufzer

diesem Manne entschlüpft, der in seiner Vergötterung des Ideals sich selbst idealisiren möchte und sich nicht an die Gerechtigkeit seiner eigenen Natur gewöhnen kann, so ist er doch nachsichtig gegen Andere, brüderlich gesinnt, aufopfernd wie ein Stoiker, Sklave seines Worts, einfach in seinen Neigungen, entzückt beim Anblicke einer Kamelia, gefaßt in Krankheiten und glücklich hinter seinen Bettvorhängen, „wo er dem Lande der Träume natürlich näher ist.“ Bitterkeit empfindet er nur gegen die Unstätigkeit seiner Laune und die außerordentliche Reizbarkeit einer Organisation, welche wahrscheinlich zu zart war, um das Leben dieser traurigen Welt zu ertragen. Was fehlte diesem bevorrechteten Kinde des Himmels? Was bedurfte diese Sinnpflanze, die so oft rauh berührt wurde und sich so oft in sich selbst zurückzog, damit sie sich den Strahlen einer erquickenden Sonne öffne? Die Sonne des Geistes fehlte ihm: der Glaube; dieser giebt ja die klare Anschauung der Bestimmung des Menschen in der Welt, seiner Pflichten gegen seine Nebenmenschen, seiner Rechte an die gesammte Gesellschaft. Er fühlte das Unendliche in der Welt, aber er fühlte es nicht in seinem Innern. Erschreckt von der eingebildeten Nichtigkeit, welche so schwer auf der Seele Lord Byron's und der großen skeptischen Dichter lastete, wollte er in die heiteren Räume der antiken Gottheiten flüchten, dieser unvollkommenen Symbole des immer fruchtbaren, ewigen, götterfüllten Lebens; wollte er sein Leben in den Elementen aufgehen lassen, in den Wäldern, in den Gewässern, in dem, was er die natürlichen Dinge nennt; wollte er sein Wesen wie ein lastendes Gewand ablegen und in den Schoß des Schöpfers zurückkehren, um zu erfahren, was dies Leben eines Tages bedeute und das Schweigen, das jenseits der Wiege und jenseits des Grabes herrscht.

Wollen wir sagen, daß er ein Träumer, ein Sinnloser war, und daß dieses gebrochene Daseyn, dieser klägliche Tod einzelne Thatsachen, Krankheiten des Geistes sind, welche nichts gegen die Einrichtung der Gesellschaft beweisen? Worin besteht denn ihr Unrecht, wird man vielleicht einwenden, wenn die Individuen Fragen in ihrem Innern herumwälzen, die sie nicht lösen kann? Nehmen wir an, daß die Menschheit so unaufhaltsam fortschreite, wie Ihr träumt, wird es dann nicht in künftigen Jahrhunderten Individuen geben, welche ihrer Zeit ebenfalls voraufeilen werden? Wird es nicht immer so seyn, so lange die Menschheit bestehen wird, und soll sie es büßen, wenn eine verzehrende Gluth einige ihrer Mitglieder dazu treibt, den erhabenen und abgemessenen Lauf der Geschichte durch träumerische Ideale und die Verachtung der überlieferten Meinungen zu stören?

Leicht wäre es, auf diese Fragen zu antworten, aber die Geister, welche die der Zeit voraufeilenden Idealisten verdammen, sind nicht berufen, über die zukünftige Gesellschaft zu urtheilen. Haben sie das Recht, auch nur einen Blick auf dieselbe zu werfen, sie, die weder Achtung noch Mitgefühl für die Qualen zarter und gewissenhafter Gemüther haben, welche von der Religion und der Barmherzigkeit verwaist sind? sie, die von den Wohlthaten der Erde leben, ohne nach der Quelle zu fragen, der sie entströmen? sie, die das Jahrhundert atheistisch gemacht haben und den Atheismus ausbeuten, während sie mit ironischer Duldung dem Entstehen und dem Untergange der Religionen zuschauen, welche aufzublühen versuchen und welche dem Verfall entgegengehen? sie, die in der Theorie die ewigen Grundgesetze der Gleichheit, Freiheit und Brüderschaft anerkennen, indem sie in der Wirklichkeit die Sklaverei, die Ungleichheit und die Zwietracht schützen? Was hat denn die Gesellschaft, die Ihr so liebevoll pflegt, für unsere Erziehung gethan, und was thut sie für unsere Kinder? Unsere Gewissen knechteten Priester, welche mit der Gewalt der Regierung belehnt waren, ohne uns den Gebrauch der menschlichen Vernunft zu gestatten. Unseren Kindern predigen Atheisten, welche weder nach der Vernunft, noch nach dem Gewissen fragen, die Aufrechterhaltung eines unnatürlichen, ungerechten, unmöglichen Zustandes. Wundert Euch nun noch, daß diese Generation Geister hervorbringt, welche zu Grunde gehen, weil ihnen eine Lehre fehlt, und den Kopf zerschellen, indem sie einer Wahrheit nachforschen, die Ihr lächerlich nennt, die Ihr als sträfliche Thorheit und als ungeeignet für die Gesellschaft bezeichnet. Euch ziemt es schlecht, zu sagen, daß sie Narren sind, denn Ihr seyd Sinnlose, wenn Ihr glaubt, daß ein Zustand, der auf keinem Prinzip der Gerechtigkeit und Wahrheit beruht, dauern könne. Unsere Kinder werden Eure Lehren nicht aufnehmen, und gelingt es Euch dennoch, sie zu verderben, so wird es nicht zu Eurem Vortheile seyn.

Vielleicht werden sie einst sagen: Lasset uns Dichter ohne Heimat, deren Leiern zerbrochen sind, unsere Märtyrer beweinen, denn wir kennen ihre Schmerzen und die unseren. Ihr kennt das Uebel nicht, welches sie getödtet; sie selbst haben es nicht erkannt. Um sich selbst zu erkennen, um die Ursache dieses Hinschmachtens, dieser Entmuthigung zu enträthseln, um einen Namen zu finden für diese endlosen Schmerzen, für diese Wünsche ohne Ziel und ohne Form, bedürfte es schon einer ersten Weihe, und in jenen Zeiten des Verfalles und des Ueberganges haben selbst die größten Geister sie erst spät und nach langen Leiden erlangt. Hatte nicht St. Augustin den Spleen, und wußte er, ehe sich seine Augen dem Christenthum öffneten, welches Licht ihm fehle, um die Finsterniß seiner Seele zu zerstreuen? Wenn heutzutage Einige von uns das neue Licht schauen, ist dies nicht eine Gunst der Vorsehung, und müssen sie nicht das Samenkorn des Glaubens im Dunkel und bestürmt von Spott und Zweifeln suchen? Fehlt ihnen nicht jedes Mitgefühl, jedes Vorbild, jeder brüderliche Beistand, jeder Schutz in den höheren Regionen der Macht? Wo sind denn die starken Geister, welche sich auf einem neuen Konzil erhoben hätten, um zu sagen: Es thut Noth, nach den Geheimnissen des Lebens und des Todes zu forschen und den Kleinen und den Einfältigen zu sagen, was sie in dieser Welt zu thun haben? Schon wissen sie, daß Gott kein leeres Wort ist, und daß er sie geschaffen hat, um zu dienen, um zu betteln oder um ihr Leben durch Mord oder Raub zu fristen. — Versuchet doch, mit Euren Brüdern vom Herzen zum Herzen, aus dem Gewissen ins Gewissen zu reden, und Ihr werdet sehen, wie die Zungen, die Ihr für stumme haltet, sich lösen und wie große Lehren von unten zu Euch aufsteigen werden, während das Licht sich von oben auf Eure Häupter niedersenkt. Versuchet! — — Aber Ihr könnt es ja nicht, da Ihr nur beschäftigt seyd, die Dämme aufzurichten und zu befestigen, welche die Fluth wegspült. Die materielle Existenz der Gesellschaft nimmt alle Eure Sorge in Anspruch und zehrt Eure Kräfte auf. Währenddessen wachsen die Mächte des Geistes und richten sich vor Euch auf. Unter diesen drohenden Scheinen verschwinden Einige und kehren in die Nacht zurück, weil die Zeit ihres Lebens noch nicht gekommen ist, und weil der stürmische Hauch, der sie belebte, nicht länger im Grauen ausdauern konnte. Aber Andere werden zu warten verstehen; sie werden sich Euch in den Weg stellen und sagen: Unsere Brüder habt Ihr sterben lassen; aber wir, wir wollen nicht sterben.

George Sand.

Eigenthümliche Französische Sitten im 15ten Jahrhundert.*)

Es war im Mittelalter, bis ins 15te Jahrhundert, noch ein sehr wichtiges und ernstes Geschäft, sich zur Ader zu lassen. In den fürstlichen Häusern versammelte man in einem solchen Falle alle Ritter der Umgegend, und wenn die Operation gelang, so verrichtete man Dankgebete, und mehrere Tage wurden festlich gefeiert. Bei Eheleuten und Verlobten gab es zu einem rührenden Gebrauch Veranlassung: der Jüngling ging zu der, die er liebte, und bat sie um „liebes Blut“, und die Verlobte küßte und segnete die Wunde.

Es war nicht Sitte, die Großen zu küssen, und auch nicht, ihnen herzlich die Hand zu drücken, wie es heutzutage geschieht; man küßte sie an den Knieen, man drückte ihnen ehrfurchtsvoll den Stiefel; die intimsten Freunde erlaubten sich höchstens, einen Finger zu küssen. Vor großen Damen beugte man ein Knie und küßte ihnen den Saum des Mantels; Frauen von einem gewissen Rang küßten sich gegenseitig: eine Weltdame, welche von der Hausherrin nicht mit diesem Bewillkommnungszeichen empfangen wurde, konnte zu ihr sagen: „Madame, Sie müssen mich küssen.“

Einen großen Herrn oder einen Kirchenfürsten redete man mit Monseigneur an, einen Ritter oder jeden Edelmann: Messire, einen Beamten: Monsieur, Maitre, einen Advokat, einen Arzt und selbst den Scharfrichter: Maitre, worauf der Letztere gewöhnlich antwortete: „Gott schütze Euch vor meinen Händen“; zu den Ordens-Oberen sagte man: nos Maitres, zu den Mönchen: Dom (Abkürzung von dominus), zu den Klosterbrüdern: „Ehrwürdiger Vater oder Bruder“, und zu den Nonnen: „Schwester oder Mutter“.

Wenn man einen Brief überreichte, mußte man ihn küssen, ehe man ihn gab; die Adresse mußte die tiefste Hochachtung ausdrücken; so schrieb man: „an Monseigneur den sehr berühmten Bischof; an den tugendhaften und trefflichen Doktor; an den erlauchten und verehrungswürdigen Herrn (Seigneur), meinen sehr geehrten Herrn (Maitre), den Herzog von ...“ und so fort, je nach dem Rang des Korrespondenten.

Lästerliche Schwüre und Flüche dagegen wurden im 16ten Jahrhundert mit um so größerer Strenge gestraft, als der Gebrauch derselben sehr häufig geworden war. Eine Ordonnanz vom Jahre 1534, die von Karl IX. im Jahre 1561 wiederholt ward, verbietet ausdrücklich allen Personen, weß Standes und Ranges sie auch seyen, „zu schwören, zu fluchen, zu lästern und andere schlechte und verabscheuungswerthe Schwüre zu thun, bei Strafe, für die ersten Male zu einer Geldbuße, einer doppelten oder dreifachen, je nach den Rückfällen, verurtheilt zu werden, beim fünften Male in den Keller gesteckt und allen Beleidigungen, die Jeder ihnen zufügen mag, ausgesetzt zu werden; beim sechsten Male werden sie an den Pranger geführt, und daselbst wird man ihnen die Lippe mit einem heißen Eisen brennen; und beim siebenten Male wird man ihnen an dem Ort, wo sie aufs neue sich der genannten Flüche und Vergehungen schuldig gemacht, die Zunge mitten durch schneiden.“

Man zählte in Paris alljährlich eine große Menge Mordthaten, obgleich die Polizei, damals noch in ihrer Kindheit, sich alle Mühe gab, sie zu verhindern. Niemand durfte mehr als Eine Thür an seinem Hause haben; der Vorsteher der Polizei hatte das Recht, die übrigen zumauern zu lassen; man durfte sein Haus, wenn es unbewohnt war, nicht ohne den Schutz einer Stadtwache lassen. So war in jedem Hause ohne Ausnahme ein Mensch auf dem Posten, welcher beim ersten Signal die Glocke zog, bis die benachbarten Glocken ihm antworteten; auf der Stelle wurden dann alle Fenster erleuchtet, jeder Mann kam bewaffnet heraus, und die Böses im Schilde führten, wurden verfolgt, umzingelt und festgenommen.

Abends gab es keine Reverberen, aber Laternen; jeder Bürger war gehalten, eine in der Hand zu haben; „diese Laternenbewegung“, sagt ein Zeitgenosse, „bot in den finsteren Winterabenden ein hübsches Schauspiel.“

Das hinderte die Diebe, die Mörder und eine andere Klasse von Banditen, genannt „Champions“, nicht, ihr Wesen in Paris zu treiben und selbst unter dem Schlosse der Könige ihre Heldenthaten zu verüben. Sie bildeten Compagnieen, die sich „Compagnieen der Guilleris (guiller heißt: betrügen), der Federstutzer (Plumets), der Graubündner, der Wollenzieher (Tire-lain, Diebe, die den Leuten

*) Aus Roux-Ferrand's eben erschienener „Geschichte des Fortschritts und der Civilisation in Europa seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung.“

des Nachts die Mäntel stehlen) oder voleurs des peuples, Tire-soie oder voleurs du bon ton" nannten. Die Compagnie der Mauvais-Garçons bestand aus Mördern, die sich öffentlich an den Meistbietenden vermiethеten; dann kamen die Champions, welche ein edleres Gewerbe trieben, indem sie bei einem Streit Partei ergriffen und mit den Waffen in der Hand den Streit entschieden. Dazu nehme man die unruhigen Schüler der Universität und die Arbeiter, die nichts zu thun hatten, und man hat das sonderbarste Gemisch von Bevölkerung, das eine organisirte Gesellschaft jemals dargeboten! ...

Die Strafen konnten in diesem wilden Jahrhundert nicht anders als streng seyn und mußten dem schamlosen Uebermuth der Sitten, den man mit mehr Leidenschaft als Erfolg zu zügeln suchte, angemessen seyn. Der Scharfrichter war nothwendiger Weise der nützlichste Mann des Königreichs. Ein permanenter Galgen und Pranger, eine „Justiz" (justice) und eine Leiter, wie man damals sagte, waren mitten auf dem Markte errichtet, der gerichtlichen Ertränkungen nicht zu gedenken. „Ist es nicht tröstend", sagt einer unserer berühmtesten Romandichter, „daß die Todesstrafe, diese alte Herrin der Feudalgesellschaft, nachdem sie hinter einander alle Stücke ihrer Rüstung, ihren Marternluxus, ihre phantastischen Schnörkeleien, ihre Tortur verloren hat, für die sie jedes Jahr im Grand-Châtelet ein neues Bett von Leder machte, daß diese Todesstrafe, jetzt fast außerhalb unserer Gesetze und unserer Städte verbannt, sich mühsam von Gesetzbuch zu Gesetzbuch schleppend, in unserem unermeßlichen Paris nichts hat, als einen ehrlosen Winkel, eine miserable, schüchterne Guillotine, die, nachdem sie ihren Streich gethan, so schnell wieder verschwindet, daß es scheint, als fürchte sie, auf frischer That ertappt zu werden!"

Der Tourmenteur zog zuerst einen Strick um die Arme des Angeklagten und hielt ihn vermittelst einer Rolle in der Schwebe, während ein Gewicht von hundert Pfund an seinen Füßen hing; hatte er dies ausgehalten, ohne etwas gestanden zu haben, so drückte man ihm die beiden Beine zwischen zwei Bretschen und steckte Holzkeile hinein, so daß man den Schmerz recht langsam und allmälig zunehmend machte; nun kamen die Spanischen Stiefeln, und endlich schien jedes Glied dazu berufen, Zeugniß abzulegen von der Kraft und Geduld des Unglücklichen, den man so marterte, um ihm ein wahres oder falsches Geständniß abzupressen, das er gewöhnlich widerrief, sobald ihn kein Schmerz mehr zum Lügen zwang.

Die Martern waren ins Unendliche vermannigfaltigt: Wasser, Erde, Feuer, Luft, alle Elemente wurden von den Erfindern in Contribution gesetzt. So liest man in Floquel und Carpentier, daß die Falschmünzer „im Kessel gesotten wurden"; in den Charten der Grafschaft Bigorre, daß man die Mörder lebendig unter ihren Opfern begrub; in der Geschichte von Zürich, daß man die Schuldigen so vermauerte, „daß sie weder Sonne noch Mond sahen".... Die Leichname wurden dann durch eine unter der Schwelle angebrachte Oeffnung herausgezogen.

Auch die Selbstmorde wurden bestraft ... Der Leichnam bekam eine Strafe, die der Todesart, die er sich gewählt, entsprach, und zwar that man dies in der abergläubischen Furcht, der Todte möchte „zurückkommen" und „umgehen".

Man würde nicht fertig werden, wenn man die Liste der Strafen wiedergeben sollte; sie war so reich, wie die Phantasie der Menschen, und jede Nation setzte ihre Ehre darein, ihre eigenen zu erfinden. Selbst die Guillotine kannte man im 13ten Jahrhundert, und die viel gerühmte Erfindung des Doktor Guillotin war kaum eine Verbesserung. „Demetri", ein reicher Genueser, der einen Aufstand verursacht, „streckte den Hals auf das Gerüst. Der Henker ergriff einen Strick, an dem ein schwerer Block mit einer scharfen Schneide zwischen zwei Balken hing, und zog den Strick, so daß der schneidende Block den Genueser zwischen Kopf und Schultern traf und der Kopf nach einer, der Körper nach der anderen Seite fiel".

Die Martern, die den Juden auferlegt wurden, übertrafen die übrigen nicht an Strenge, sondern an Ehrlosigkeit; wenn man sie aufhing, geschah dies zwischen zwei Hunden.

Wenn das Vergehen nicht sehr bedeutend war, so kam der Schuldige oft mit einer komischen Ceremonie davon. Das Volk muß entweder schreckliche oder lächerliche Schauspiele haben. Eine Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, mußte auf ihrem Esel, rückwärts sitzend, durch den ganzen Ort reiten und den Esel beim Schwanz halten. Diese Strafe war auch in Oberhessen üblich; der Amtmann von Hamburg entschied im Jahre 1593 in Marburg, daß die Frau, die ihren Mann geschlagen, nach dem alten Gebrauch einen Esel besteigen, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel am Zaum führen müsse. Wenn ein Mann kraftlos genug ist, um sich von seiner Frau schelten, anschreien und schlagen zu lassen, ohne ihr Widerstand zu leisten und ohne sich zu beklagen, muß er die beiden Diener des Stadtraths mit Tuch bekleiden, oder, wenn er dazu die Mittel nicht hat, wird er eingesteckt, und man trägt ihm das Dach seines Hauses ab (anno 1594).

Wenn zwei Frauen im Zanken es zum Schlagen bringen und sich dabei auch Injurien sagen, müssen sie zwei an Ketten hängende Steine durch die Stadt tragen, und zwar trägt sie die Erste vom östlichen an das westliche Thor, während die Andere sie mit einem an einem Stock befestigten eisernen Stachel antreibt; beide gehen im Hemde.

Die Ehebrecherin mußte nach dem Recht von Solothurn (1506) „abkratzen", ohne etwas Anderes aus dem Hause mitzunehmen, als einen Spinnrocken und vier Pfennige. In Spanien wurde sie verbrannt; in Braunschweig begrub man sie lebendig, vorzüglich die Unterhändlerin, wenn eine solche da war; der Letzteren stach man noch einen Pfahl in den Busen. Man sieht, dieselben Verbrechen wurden sehr verschieden bestraft, je nach der Sittlichkeitsstufe, auf welcher die Nationen standen.

Der Französische Militair-Koder im 13ten Jahrhundert entsprach den Sitten der Zeit: streng, hart, aber wenig konsequent, bald hinter den Prinzipien der Gerechtigkeit und einer guten Disziplin zurückbleibend, bald sie überschreitend.

Wenn der Soldat einem Kameraden eine Ohrfeige gab, mußte er in Gegenwart der versammelten Compagnie eine gleiche von ihm zurückbekommen. Die Gesetze gestatteten den Zweikampf bei schweren Beleidigungen, aber er mußte öffentlich stattfinden. Desertion, Nothzüchtigung und selbst der Diebstahl in manchen Fällen wurden mit dem Tode bestraft. Die Prevots konnten unter Assistenz der sechs angesehensten Advokaten des nächsten Ortes ohne Appellation zu Tode verurtheilen; von dem Connetable aber genügte ein Befehl: „Hängt mir den! enthauptet mir jenen! laßt mir den da über die Klinge springen!" sagte der alte Anne de Montmorency, spazieren gehend und seinen Rosenkranz abbetend. Die Erinnerung an diese rasche Polizei hat sich bei den Soldaten noch nicht verloren: „Gott schütze uns vor den Paternosters des Herrn Connetable!" ist zum Sprüchwort geworden.

Neben den Strafen gab es Asyle; im Mittelalter, bis auf Ludwig XII., hatte jede Stadt in Frankreich ihre Asyle; mitten unter der Fluth von barbarischen Gesetzen und Strafen waren sie wie Inseln, die über das allgemeine Niveau menschlicher Gerechtigkeit emporragten. Jeder Verbrecher, der sie erreichte, war gerettet. Es gab innerhalb einer Bannmeile eben so viele Asyle als Galgenstätten, zwei böse Dinge, die einander gegenseitig gut zu machen suchten, ohne daß eines von beiden seine Rechte aufgab: das Rad, der Galgen, der Wippgalgen hielten um den Zufluchtsort gute Wache. Man hat Verurtheilte gesehen, die so in einem Kloster oder dem Kreuzgang einer Kirche grau wurden. So war das Asyl eben so gut ein Gefängniß wie ein anderes; es kam zuweilen vor, daß ein feierliches Gebot das Asyl verletzte und den Verurtheilten wieder in die Hände des Henkers gab, aber das war selten, und wenn nicht ein Parlamentsbeschluß es befahl, wehe dem, der mit bewaffneter Hand ein Asyl verletzte! Es ist bekannt, wie Robert de Clermont, Marschall von Frankreich, und Jean de Châlons, Marschall von Champagne, starben, und doch handelte es sich nur um einen elenden Mörder aus der Volksklasse; aber die beiden Marschälle hatten die Thüren von Saint-Mery erbrochen; das war das Entsetzliche!"

Mannigfaltiges.

— **Alison's Geschichte von Europa seit der Französischen Revolution.** Es ist so eben ein neuer Band — der achte — dieses Werkes erschienen, das sich allmälig immer mehr Anerkennung in England sowohl als im übrigen Europa erwirbt.*) In Deutschland hat Varnhagen von Ense durch eine treffliche Rezension in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" auf das Buch aufmerksam gemacht, das indessen noch immer nicht bekannt genug in unserer Heimat ist und eher eine Deutsche Uebersetzung verdient, als so manche vielbändige Werke von Boz und Bulwer. Der Schotte Alison ist namentlich der direkteste Gegensatz seines Landsmannes Walter Scott in der Behandlung der Geschichte Napoleon's; aber nicht etwa dadurch, daß er den Letzteren über die Maßen hoch stellt, sondern indem er eben so unparteiisch zu Werke geht, wie sein Vorgänger parteilich, d. h. eingenommen von den National-Vorurtheilen seiner Landsleute, verfahren ist. Der eben erschienene achte Band von Herrn Alison's Werk umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1809 bis zu Ende des Jahres 1812. Die Kriege, die damals Deutschland, Spanien und Rußland überzogen, sind natürlich Hauptgegenstand der Darstellung, doch fehlt es auch nicht an staatsmännischen und philosophischen Blicken auf dasjenige, was zu derselben Zeit in unserem Vaterlande, und namentlich in Preußen, geschah, um das große Werk der Erlösung vom Joche des Auslands durch sittliche und geistige Erhebung des Staates und seiner Organismen allmälig vorzubereiten. Gleichzeitig erhalten wir durch Herrn Alison auch vollständige Berichte über die Macht, den numerairen und den disziplinarischen Zustand der verschiedenen Heere, die damals an den Kriegen Frankreichs mit dem übrigen Europa Theil nahmen. Es wird uns eine Schilderung der Handels-, so wie der gewerblichen und Fabriken-Zustände gegeben, wie sie das Kontinentalsystem gestaltete. Die Wirkungen desselben hatten wohl im Jahre 1812 überall ihren Culminationspunkt erreicht, so daß wir mit den hier gegebenen Resultaten um so anschaulicher diejenigen einer späteren und glänzenderen Epoche vergleichen können, die mit dem Jahre 1815 für Großbritanien und Frankreich, für Deutschland aber mit dem Zustandekommen des Preußischen Zollverbandes beginnt. Vielleicht haben wir Gelegenheit, späterhin unseren Lesern einige Auszüge aus diesem interessanten Werke mitzutheilen.

*) Der vollständige Titel desselben ist: History of Europe, from the Commencement of the French revolution in MDCCLXXXIX to the restoration of the Bourbons in MDCCCXV. By Archibald Alison, F. R. S. E., Advocate. Edinburgh, Blackwood.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum vorigen Halbjahr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Mittwoch den 8. Juli 1840.

Frankreich.

Der Französische Journalismus.

Nach der Quarterly-Review. *)

Chamfort sagt von Frankreichs alter Regierung, sie sey eine durch Lieder gemäßigte Monarchie gewesen; von der jetzigen Regierung könnte man sagen, sie sey eine durch die Journale beunruhigte, nicht gemäßigte Monarchie; das Couplet ist dem Zeitungs-Raisonnement gewichen; der Feuilletonist hat den Liederdichter entthront, Beranger ist nicht mehr in der Mode, sondern Jules Janin.

Man begebe sich in die Pairs-Kammer an einem Tage, wo die Neu-Ernannten hier ihren Platz einnehmen, und man kann dreist wetten, daß auf drei einer der neuen Ankömmlinge gewiß Tagesschriftsteller ist oder doch war. Tritt man in die Deputirten-Kammer am Tage eines hitzigen politischen Gefechts, so gehört gewiß der einflußreichste Redner der periodischen Presse an. Speist man im Rocher de Cancale, so wird das schönste Zimmer für einen Ober-Redacteur aufbewahrt; verlangt man eine Loge im Theatre-français, wenn die Mars oder die Rachel auftreten, so sind die besten schon von den Mitarbeitern an den Tagesblättern in Beschlag genommen. Wem gehört diese herrliche, so glänzend erleuchtete Zimmerreihe? — Sie wurde ganz neu für die Begründer eines Journals verziert, welche heute Abend zur Feier ihres Unternehmens einen Ball geben. Dieses Großkreuz der Ehrenlegion, der sie so eben verläßt, erwarb seinen Orden durch seine Artikel, und diese prächtig geschmückte eben eintretende Dame ist die Tochter eines Millionairs, die sich kürzlich mit einem Journalisten vermählt hat. Dieses elegante Kabriolet, das schnell wie der Wind die Straßen durchfliegt, gehört einem dramatischen Kritiker an, der von dem Tribut der Sänger und Tänzer der großen Oper lebt. Kurz, Ansehen, Vergnügen, Aemter, Vermögen, Orden, Schmeicheleien, reiche Erbinnen, Leckereien, Champagner, Alles strömt diesen Herren in Ueberfluß zu, von welchen viele vor der glorreichen Revolution von 1830 noch im fünften Stockwerk hausten und oft nicht wußten, woher sie ihr Mittagsmahl nehmen sollten. Kann man sich wundern, daß ihre Erfolge sie berauschten; sie sind so hoch gestiegen, daß ihnen der Kopf schwindelt; wie alle Usurpatoren, vergessen sie die Prinzipien, wodurch sie zur Herrschaft gelangten, und wie die Inhaber einer unverantwortlichen Machtvollkommenheit, sind sie launisch, tyrannisch und verderbt geworden. Kann man daher sich wundern, daß ihre Dynastie schon zu wanken beginnt? Während jedoch das Gebäude noch steht, möchte es vielleicht Belehrung und Unterhaltung zugleich gewähren, wenn wir untersuchten, wie diese sociale und politische Ausnahme sich eigentlich gestaltet hat.

Wir brauchen wohl nicht erst daran zu erinnern, daß das Ancien-Regime dem Journalismus kein weites Feld offen ließ; von dem Augenblick an aber, wo diese beschränkenden Gesetze aufgehoben oder machtlos wurden, nahmen die mit einander streitenden Parteien ihre Zuflucht zur Presse. Kurze Zeit nach dem Ausbruch der Revolution besaßen alle Abtheilungen der National-Versammlung und alle Pariser Klubs ihre Organe; Bailly, Barnave, Lameth und Madame Roland schrieben für die Journale; Mirabeau wollte selbst eines gründen, und diese Episode seines Lebens lieferte Dumont den Stoff zu einem seiner charakteristischsten Kapitel. Doch kam dieses Journal nicht in Aufnahme, weil damals Niemand die nöthige Zeit hatte, solche neue Erfindungen zu vervollkommnen. Kaum fingen die Schriftsteller an, frei zu athmen, so überschwemmte sie schon die revolutionaire Woge und riß Geschmack, Talente, Kenntnisse und edle Gefühle mit sich fort, während statt dessen die gröbste Unwissenheit, die albernsten Vorurtheile und die rohste Wuth sich Bahn brachen, lästerten, fluchten und empörende Orgien feierten. Unter der Herrschaft des demokratischen Wahnsinns hatte man sein Leben sehr gering achten müssen, um es zu versuchen, das souveraine Volk mit der Sprache der Wahrheit und gesunden Vernunft anzureden. Chabot erklärte: die Presse sey nothwendig gewesen, um das Reich der Freiheit herbeizuführen, doch da dieser Zweck nun einmal erreicht sey, so könne man keine Preßfreiheit mehr gestatten, aus Furcht, die Freiheit selbst dadurch in Gefahr zu bringen. Mit Männern zu streiten, zu deren Verfügung ein Wohlfahrts-Ausschuß und eine Guillotine standen, schien den Französischen Journalisten zu gefährlich, und der 18. Fructidor machte alle diejenigen verstummen, die noch zu schreiben gewagt hatten. Als Napoleon die Ordnung wiederhergestellt hatte, belebte sich die Presse für einige Zeit aufs neue, und während der letzten Jahre des Konsulats konnte man an die Wahrheit der Benjamin Constantschen Aphorisme glauben: „Die Presse ist die Beherrscherin des Geistes, und der Geist der König der Welt.“ Die ausgezeichnetsten politischen und literarischen Talente kämpften in den Schranken der Journale, und nie ward der periodischen Presse in Frankreich ein höherer Grad von Einfluß und von Achtung zu Theil.

An der Spitze der Journale im royalistischen Sinne standen damals das Journal des Débats, mit den Herren Delolot, Fievée, dem Abbé de Boulogne, Duffault und Geoffroy, und der Merkur, mit den Herren de Fontanes, de Bonald, La Harpe und Chateaubriand. Das Organ der entgegengesetzten Partei war die Philosophische Dekade, und ihre Mitarbeiter Ginguené, Chenier, Cabanis, Benjamin Constant und Say. Bis 1807 genoß die Presse noch einigen Schein von Freiheit, doch wurde der glänzend beredte Artikel, in welchem Chateaubriand eine Anspielung auf Nero und Tacitus wagte, verderblich für den „Merkur“. Später wurde das „Journal des Débats“ eigenmächtigerweise in das „Journal des Kaiserreichs“ verwandelt; man zwang die Eigenthümer desselben, die Gebrüder Bertin, die Leitung an offizielle Redaktoren abzutreten, wozu auch der Verfasser „der beiden Schwiegersöhne“, Etienne, ein Mann von Geschmack und Talent, gehörte, der später einer der Haupt-Eigenthümer und Redaktoren des „Constitutionnel“, Mitglied der Akademie und Pair von Frankreich wurde.

Von diesem Zeitpunkt an, bis zum Einzug der Verbündeten in Paris, gab es kein eigentlich politisches Journal als den Moniteur, aus welchem man alles Material zu einer herrlichen philosophischen Abhandlung über den Despotismus sammeln könnte. Welche sinnreiche Kommentare zu dem Texte: „Die Macht verleiht das Recht.“ Was für niedrige Gesinnungen! Was für verwerfliche Grundsätze! Was für Ossianische Sieges-Verkündigungen! Welche sophistische Ruhmredenereien oder lügenhafte Vorspiegelungen bei den Niederlagen! Und dann die nächtlichen Zusammenkünfte des zitternden Herausgebers mit dem Kaiserlichen Berichterstatter, der den Inhalt und die Form eben so bestimmt angab, wie die Parole für die Grenadiere. Der in Rede stehende Herausgeber war Sauvo, welcher, zur vollkommenen Zufriedenheit aller derjenigen, die sich seiner bedienten, bei jedem Dynastiewechsel bis nach der Juli-Revolution sein Amt zu bewahren und seine Pflichten zu erfüllen verstand. Eine vollkommen authentische Anekdote mag zum Beleg für seine Tüchtigkeit dienen. Die letzte Nacht vor dem Ausbruch dieser letzten Revolution ward er schnell zum Minister berufen. Man übergab ihm die Ordonnanzen; er blickte hinein, um zu sehen, ob auch Alles in der Ordnung sey; statt aber, wie gewöhnlich, mit einer Verbeugung das Zimmer zu verlassen, blieb er, den Thürdrücker in der Hand, ängstlich stehen und schien reden zu wollen. „Nun, mein Herr, sind Ihnen Ihre Instructionen nicht genügend?“ — „Gnädigster Herr“, antwortete Sauvo, „ich habe so manche Erfahrung gemacht und manche Regierung kennen gelernt —“ — „Dann“, fiel ihm Fürst Polignac ins Wort, „lernten Sie auch wohl, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als zu gehorchen; leben Sie wohl, mein Herr.“ Die Thür schloß sich, und das Schicksal der Regierung war unwiderruflich gefällt.

An demselben Tage, wo der Kaiser in Fontainebleau abdankte, bemächtigten sich die Herren Bertin, ohne auf Talleyrand zu hören, der ihnen weislich zu warten rieth, ihrer alten Redactions-Büreaus und steckten zuerst das Banner des Journalismus wieder auf. Doch mußte diese neue Macht in den nächsten funfzehn Jahren beständig gegen die Beschränkungen der Censur ankämpfen, die unter Martignac weniger drückend war, von Peyronnet aber wieder geschärft wurde. Chateaubriand und Benjamin Constant waren meistentheils die Vorkämpfer in der Prüfungszeit, und wenn ihnen eine Darlegung ihrer Meinung in den Tagesblättern untersagt wurde, so griffen sie die Regierung oder sich selbst unter einander in Pamphleten an. Der Conservateur, unter Chateaubriand, Bonald, La Mennais, Clausel de Caussergues und Anderen, war das haupt-royalistische Journal, dem als politischer Gegner die Minerva unter Constant, Etienne, Jouy, Arnault und Anderen gegenüberstand, die sich zu liberalen und constitutionellen Grundsätzen bekannten. In dem Censeur stritten die Herren Comte und Dunoyer eifrig für das, was sie Freiheit nannten, und erduldeten zum Heil

*) Wir erinnern daran, daß diese Englische Vierteljahrsschrift ein entschiedenes Organ der Tories ist. Hiernach wird der richtige Standpunkt des nachfolgenden, bei mancher Uebertreibung viel Treffendes enthaltenden Artikels leicht sich herstellen lassen.

derselben jede Art von Verfolgung; Herr Comte wurde insbesondere für mehrere Jahre des Landes verwiesen.

Erst 1823, nach dem Spanischen Feldzuge, entwickelte die Presse muthig alle ihre Kräfte und Hülfsquellen; die verschiedenen Oppositions-Elemente vereinigten und verbündeten sich stillschweigend gegen Herrn von Villèle. Unter den furchtbarsten Gegnern dieses Ministers zeichnete sich Herr von Chateaubriand ganz besonders durch die Kraft seiner Angriffe und den Lärm seiner Waffen im „Journal des Débats“ aus. Der nach der Restauration begründete Constitutionnel, der sich durch gesunden Sinn, Takt und durch die Geschicklichkeit auszeichnete, mit welcher er die Sympathieen oder die Vorurtheile der Menge ausbeutete, zählte die Herren Etienne, Buchon, Felix Bodin, Jay, de Pradt und Thiers zu seinen Haupt-Redacteuren; Letzterer wurde von Manuel beschützt und bei diesem Journal empfohlen. Die Doctrinairs, die von Herrn Guizot und seiner ersten Gemahlin, einer Frau von großen und ausgebreiteten Anlagen, aufs kräftigste repräsentirt wurden, traten im Courrier français gegen die Regierung auf, und zu ihnen gesellte sich der Geschichtsschreiber Mignet, der, wie sein Freund Thiers, von Manuel unterstützt wurde. Der im Jahre 1821 zu literarischen und philosophischen Zwecken gestiftete Globe wendete sich ebenfalls der Politik zu und gelangte durch seine Mitarbeiter Sainte Beuve, Dubois (jetzt Deputirter), Duchatel (vor kurzem Minister), Jouffroy (Deputirter), den ausgezeichneten Philosophen Damiron, Charles de Remusat, Duvergier de Hauranne und Andere bald zu Einfluß und Ansehen, denn alle waren Männer von Talent, voll edler Hoffnung und warmen Gefühls, mit der Elastizität, Kraft und Lebhaftigkeit der Jugend ausgestattet. Im Jahre 1827 aber verlor Herr von Villèle die Geduld und setzte die Censur wieder ein. So lange diese währete, wurde dem Bedürfniß nach periodischen Schriften, und zwar in der alleranregendsten Weise, fast ausschließlich durch die Thätigkeit eines Mannes Genüge gethan, des nachherigen Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn von Salvandy, der wöchentlich ein Heft oder vielmehr eine Heft-Sammlung herausgab, deren größere Seitenzahl sie der Einwirkung des Censur-Gesetzes entzog. Seine „Briefe an die Giraffe“ wurden auf diese Weise veröffentlicht und erfreuten sich einer sehr ausgedehnten Verbreitung. Noch müssen wir der Berangerschen Lieder und der Flugschriften Paul Louis Courrier's gedenken.

Herr von Villèle wurde gestürzt und durch Herrn von Martignac ersetzt, der die Ketten der Presse zerbrach und sie doch nicht zu seinen Gunsten gewinnen konnte. Berauscht von ihrem Siege über Herrn von Villèle, fiel die Presse bei ihrer ersten Enttäuschung über Herrn von Martignac her, ohne Rücksicht auf seine besondere Stellung zum Hofe zu nehmen, und trug sehr viel zu seinem Sturz bei. Die Doctrinairs begingen denselben Mißgriff, wie die Tory-Partei, welche 1830 den Herzog von Wellington von der Macht verdrängte; sie trugen nur dazu bei, eine gemäßigte, constitutionelle und wahrhaft konservative Regierung zu stürzen, um so eine Krisis zu beschleunigen, welche die Monarchie in beiden Reichen in ihren Grundfesten erschütterte. Es mag vielleicht schwierig seyn, genau den Zeitpunkt zu bestimmen, wo eine Revolution unvermeidlich seyn würde, aber so viel ist gewiß, daß sie lange vorausgesehen ward, und der National wurde 1829 zu dem eingestandenen Zweck gegründet, die Katastrophe zu beschleunigen. Die Begründer waren Carrel, Mignet, Sautelet, Gauja und Thiers, welche den „Constitutionnel“ für diese Angelegenheit zu schüchtern fanden. Man beschuldigte diese Herren des Republikanismus, Sie waren aber schon keine Republikaner mehr, und man erzählt, daß unter dem Polignacschen Ministerium der jetzige Minister Cousin, der unter seiner Philosophie eine gute Dosis von Verschlagenheit und Schadenfreude verbiegt, als er einst Carrel, Mignet und Thiers getroffen, ihnen lachend zugerufen habe: „Nun, was werden Sie denn nach dem Umsturz der legitimen Monarchie an deren Stelle setzen?“ Carrel erwiederte: „Ei, Herr Cousin, wir setzen dafür eine administrative Monarchie ein.“ Ein administrativer Monarch aber, nach Carrels Idee, wäre eher ein Präsident als ein König gewesen; auf den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, hatten sie ihr Augenmerk gerichtet, und er war der beabsichtigte Kandidat für diesen Posten.

Der Bericht des Herrn von Chantelauze, welcher den Juli-Ordonnanzen voranging, schrieb alle Uebel des Landes den Journalen zu; hier war also eigentlich bloß von einem Kampfe zwischen der Presse und der Monarchie die Rede, folglich mußte eine von beiden unterliegen. Auf einen Staatsstreich antwortete man durch eine Revolution. Man muß eingestehen, daß die Journalisten mit Muth und Uebereinstimmung handelten; die Mehrzahl der Redacteure unterzeichneten die Protestation und nahmen an der Berathung bei Herrn Dupin Theil. Der „Constitutionnel“ fügte sich, er hatte ein zu bedeutendes Eigenthum auf dem Spiel stehen; das „Journal des Débats“ und einige andere gingen einen Vergleich mit der Regierung ein; die meisten mißtrauten aber den Ordonnanzen, und als man Beschlag auf ihre Pressen legte, schlugen sie ihre Artikel an die Mauern an. Ein Artikel des „Globe“, der mit den Worten beginnt: „Das Verbrechen ist vollführt“, wurde auf solche Weise verbreitet; er war von Herrn von Remusat, dem jetzigen Minister des Innern, verfaßt. Ein merkwürdiger Auftritt ereignete sich in dem Büreau des Temps, dessen Eigenthümer, die Herren Coste und Baude, sich wie zwei Hampden's benahmen. Als die Polizei-Beamten die Thüren verschlossen fanden, sandten sie zum Schlosser, der sich auch sogleich ans Werk machte; da erschien ein Kopf, ein Buch und eine Flinte am Fenster, eine Stimme wandte sich an den Schlosser und machte ihn darauf aufmerksam, daß, nach einem Artikel des Code, jeder Mann seines Gewerbes, der bei einer Handlung gesetzwidriger Gewalt seine Hülfe leihe, wie ein Dieb zu behandeln sey. Der Handwerker ließ sogleich seine Geräthschaften in Stich, und ehe man einen Anderen herbeischaffen konnte, war schon der Tumult aufs Höchste gestiegen. Die Redacteure des „National“ wurden überrascht und hatten keine Zeit, um sich in ihrer Stellung zu verschanzen. Das Original der Protestation, das auf einem Tische lag und wodurch einer der ersten Männer des Landes hätte bloßgestellt werden können, verschwand in der Verwirrung; man muthmaßt, daß eine der Hauptpersonen bei dieser Scene es eingesteckt habe.

(Fortsetzung folgt.)

C h i n a.

Die verklärte Welt des Buddha's Amitábhá.

(Schluß.)

Diese Schilderung läßt sich aus anderen zerstreuten Stellen des Buches ergänzen. Da die Bewohner des Tsing-tu dem Sansára entrückt sind, so ist ihre Vollkommenheit und Seligkeit höher, als die der Götter; auch konnen sie, gleich den Buddha's, nach Gefallen irdische Körper annehmen und zum Heile der im Staube Schmachtenden eine Zeitlang auf Erden wandeln, ohne daß ihre höhere Natur gefährdet wurde. Es giebt gewisse Grade unter ihnen; aber im Allgemeinen wird ihr Zustand (Kap. III, §. 8) ein gerader Weg und eine Stufe zur höchsten Buddha-Würde genannt.

„Die Bewerbung um das Tsing-tu“ — sagt der Verfasser — „ist zwar seichter oder tiefer und führt demnach auf eine niedere oder höhere Stufe; aber der Lohn des Einen wie des Anderen ist Austritt aus dem Geburten-Wechsel und ewiges Leben (Kap. IV, Einl.).“ Amita sprach (als die Bande der Sinnenwelt ihn noch fesselten) folgenden Wunsch aus: „Wenn ich dereinst Foe (Buddha) geworden bin, möchten dann alle Wesen, die mit festestem und freudigstem Glauben im meinem Reiche zur Welt kommen wollen, durch zehnmalige Aussprechung meines Namens dieses Ziel erreichen (Ebendas. §. 1).“ Unser Autor giebt nun Anweisungen zu einem einfachen und einem komplizirteren Gebete. Jeden Tag am Frühmorgen lege man die Hände zusammen, bücke das Haupt und spreche, gegen Abend gewendet, zehn Mal: „Anbetung sey dem Amita-Foe!“ An diese Begrüßung knüpfe man folgendes Gebet: „Möchte ich mit allen anderen Sterblichen, die gleich mir zu Buddha beten, wiedergeboren werden im seligen Lande und Buddha's Angesicht schauen und gleich ihm alle Wesen erretten können!“ Noch besser thut das betende Individuum, wenn es nach Amita zwei andere hohe Pusa's (seine beständigen Gefährten) mit Namen und dann alle übrige verklärte Intelligenzen in Masse anruft. Am verdienstlichsten ist das Gebet, wenn man im Verlaufe desselben denken kann, man stehe leibhaftig vor Amita im Ki-lo. Hat der Betende Statuen oder Bildnisse des Amita und anderer Pusa's vor seinen Augen, so wird sein Verdienst nicht geschmälert, wenn er sich selbst auf der Erde, in den Bildern aber die Intelligenzen, deren Portraits sie sind, wirklich anwesend und sein Gebet anhörend denkt. (Ebendas. §. 3.)

Einem großen Sünder tritt, sobald der Tod um seine Lippen schwebt, das Schreckbild der Hölle vor die Augen. Vermag er es dann, mit tiefer Inbrunst den ewigen Herrscher des Ki-lo anzurufen, so verwandelt sich dieses Bild des Grauens in eine erquickende Lotos-Blume, und die Pforten der Seligkeit sind ihm geöffnet. Aber auch der Gerechteste erlangt diese Seligkeit nur unter Buddha's gnadenvollem Beistande. „Obgleich Eisen und Steine schwer sind, so können sie doch in einem Fahrzeuge über den Strom gebracht werden; obgleich eine Nadel leicht ist, so kommt sie doch nicht hinüber, wenn man sie keinem Fahrzeuge anvertraut. Der Sinn dieser Worte ist: Wer auf Buddha sein Vertrauen setzt, der gelangt in das Tsing-tu, wäre die Last seiner Sünden auch schwer; wer aber Buddha's Schutz verachtet, der muß zurückbleiben, hätte er auch wenig gesündigt.“ (Kap. III. §. 6.) — Im letzten Augenblicke, wenn die Seele eben von ihrem Körper scheiden will, sieht der gerechte oder der begnadigte Sünder, wie Amita und seine Pusa's ihm bewillkommnend entgegenschweben. Ein Beispiel unter vielen sey die folgende Erzählung aus dem 3ten Kapitel: „Ein gewisser Schen-ho hatte bei seinen Lebzeiten das sündhafte Gewerbe eines Schlächters getrieben. Als sein Ende nahe war, sah er plötzlich die Schattenbilder zweier Ochsen vor seinem Sterbelager und hörte die Worte: „Du hast uns getödtet — wehe Dir!“ Von großem Schrecken ergriffen, sagte der Kranke seiner Frau, was ihm begegnet war, und sprach: „Geh' eilig und bitte einen Geistlichen, daß er komme und meine Seele rette!“ Der Mönch kam und belehrte ihn über das Land der Verklärung. Schen-ho ließ ungesäumt ein Räuchergefäß bringen, that mit der linken Hand die Kohlen, mit der rechten das Räucherwerk hinein, kehrte sein Antlitz gegen Abend und sprach zehn Mal mit tiefster Andacht: „Anbetung sey Amita-Foe!“ Bei der zehnten Wiederholung war die Phrase noch nicht vollständig — da rief der Betende mit einem Mal aus: „Ich sehe, wie Amita von Abend her kommt und mir einen kostbaren Sitz anweist!“ Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf.“

Wenn der Mensch zum ersten Male gläubig betet, so keimt aus dem wunderbaren See, den die Welt der Verklärung in ihrem Schoße trägt, eine Lotos-Blume, das Symbol seines Ich, hervor. Die weitere Entwickelung dieser Blume ist von seinem ferneren irdischen Lebenswandel abhängig. Eine hierauf bezügliche interessante Legende wird im 5ten Kapitel mitgetheilt. Sie lautet also:

In den Jahren Yuan-yeu (1086 bis 1093) lebte eine vornehme Frau, die mit ihren beiden Dienerinnen dem Lande Tsing-tu aus reinem Herzen entgegenstrebte. Eine von den Letzteren sprach eines Tages zu ihrer Gefährtin: „Kommende Nacht werde ich in das Reich des Amita entrückt werden.“ Dieselbe Nacht füllte ein balsamischer Wohlgeruch das Haus, und die Dienerin starb eines plötzlichen Todes. Am folgenden Morgen sagte die Andere zu ihrer Gebieterin: „Ich

habe die Verstorbene im Traume gesehen; sie trat mit den Worten an mein Lager: „„Ich bin des seligen Lebens schon theilhaft, und mein Lohn ist unermeßlich groß."" Die Gebieterin entgegnete: „Wenn auch Ich von ihr träumen sollte, so will ich Dir glauben." In der folgenden Nacht sah sie die Verstorbene mit ehrerbietiger Geberde auf sich zutreten und fragte sie alsbald: „Kann ich das selige Land besuchen?" — „„Ihr könnt es"", versetzte Jene; „„folget nur Eurer Magd."" Die Herrin that also und gewahrte bald einen unermeßlich ausgedehnten See, der mit rothen und weißen Lotos-Blumen von jeder Größe bewachsen war. Einige dieser Blumen keimten; andere blühten mehr oder weniger; noch andere welkten und verdorrten. Die Frau fragte: „Warum ist dem so?" Die Verklärte erwiederte: „Diese Blumen alle sind Menschen der vergänglichen Welt, in denen Gedanken an das Tsing-tu erwacht sind. Sobald ein solcher Gedanke in einem Menschen aufsteigt, entsteht in diesem Wasser ein Lotos. Wenn er mit reiner Sehnsucht fortstrebt, so entfaltet sich die Blume alle Tage herrlicher, bis sie ganz aufgeblüht ist; giebt er sich aber den Gelüsten wieder hin, so wird sie jeden Tag glanzloser und welker, bis sie ganz hinstirbt." Jetzt erblickte die Matrone auch zwei menschliche Gestalten auf Lotos-Blumen: das Gewand dieser Seligen wallte, wie von sanftem Lufthauche bewegt, um den hehren Körper, der einen Glanz ausstrahlte, wie edles Gestein. Die Dienerin sprach: „Sieh', dieser hier ist Yang-kie, jener dort Ma-hu." Die Matrone sagte: „Zeige mir den Ort, wo ich einst wohnen werde." Die Dienerin führte sie einige Meilen weit und zeigte ihr dann aus weiter Entfernung einen Altar, der von Gold und Juwelen schimmerte. „Jenes", sprach sie, „ist der Ort, wo meine Gebieterin wohnen soll." Als die Matrone erwacht war, erkundigte sie sich nach den beiden Personen, die man ihr im Traume gezeigt hatte. Yang-kie war bereits verstorben, aber Ma-hu noch bei gutem Wohlseyn. Jetzt wurde ihr klar, daß die Seele dessen, der dem Tsing-tu rastlos entgegenstrebt, im Lande der Verklärung schon weilen kann, wenn auch sein Körper „noch in der Welt der Gelüste sich umtreibt."

Wären diese letzten Worte auf Höllen-Bewohner zu beziehen, so würden sie wie eine Chinesische Uebersetzung einer Stelle der Göttlichen Komödie sich ausnehmen. Bekanntlich wird Dante von einem Verdammten im eisigen Pfuhle darüber belehrt, daß die Seelen der Verräther (l'anima che trade) schon lange vor ihrem irdischen Tode in die Hölle fahren, während ein böser Dämon ihren irdischen Leib bezieht. Dies veranlaßt nun den Dichter zu einem Fluche auf die Genueser, der in folgenden Zeilen motivirt ist:

Che col peggiore spirto di Romagna
Trovai un tal di voi, che per sua opra
In anima in Cocito già si bagna,
Ed in corpo par vivo ancor di sopra.

Vermuthlich wird der im Tsing-tu anwesende Doppelgänger eines Erdbewohners nur als sein Schattenbild oder himmlischer Wiederschein gedacht, und die Worte des Chinesischen Textes sind alsdann nicht wörtlich zu fassen. Wir wissen nicht, ob die Buddhisten ähnliche Reflexe von Bösewichtern, ihre einstweiligen Repräsentanten am Orte der Qual, annehmen.

Obgleich das Gebet zu Amita-Buddha eine vorschriftmäßige Formel ist, so darf man es doch an den Buddhisten rühmen, daß sie die wahre Wirksamkeit desselben nicht von seelenlosem Herplappern, sondern von dem Zustande des Gemüths beim Beten abhängen lassen. Ein brünstiges, tief andächtiges Gebet darf man den guten Werken selbst vorziehen, da in ihm die sicherste Bürgschaft der Veredelung des Herzens und praktischer Besserung liegt. — Ein anderes Mal werden wir auf den polemischen und rein ethischen Theil des Buches zurückkommen.*) W. Schott.

England.

Bemerkungen eines Britischen Gastronomen.

Für Freunde der Gastronomie.

Allen Respekt vor der raffinirten Kochkunst unserer Nachbarn auf dem Kontinente: für Befriedigung des Gaumens ist an Französischen Tafeln meisterlich gesorgt; aber das Tafel-Geräth ist wenig zu rühmen. — Die Speise-Säle sind schlecht möblirt und unerquicklich, und die Bedienung bei Tische ist erbärmlich. Die Weine verdienen zwar alles Lob; aber bei großen Gastmahlen in Paris werden sie ohne gehörige Auswahl herumgereicht, und in neunundneunzig Fällen von hunderten vertraut man den kostbaren Saft einem plumpen Gesellen, der die Flasche mit seiner feuchten und schmutzigen Hand am Bauche anfaßt und somit die Wirkung des Eis-Eimers neutralisirt, anstatt den Hals der Flasche zwischen Daumen und Finger zu nehmen, die vorher mit einem Tellertuch umwickelt sind. Dergleichen Verstöße begehen die meisten Bedienten und Kellner auf dem Kontinente.

Glaube mir's auf mein Wort, Leser! England ist die wahre Heimat der bonne chère und London der Anziehungspunkt guter Diners, der Fokus aller Gourmanderie. Wir alle wissen, daß der hohe Adel herrliche Gastereien giebt; aber von diesen soll hier nicht die Rede seyn: mein Gegenstand sind die Diners solcher Familien oder Junggesellen, deren jährliches Einkommen tausend bis zehntausend Pfund beträgt. Diese halte ich für die glückliche Mittel-Klasse der Gesellschaft, eine Klasse, bei der mehr echter Comfort zu finden ist, als in den Behausungen solcher Leute, die ungeheure Einkünfte besitzen. Eine sehr große Tischgesellschaft hat in der That wenig Genußreiches; allgemeine Unterhaltung kann da nicht wohl stattfinden, und überhaupt ist eine solche Mahlzeit kein Zusammenleben (convivium), wie die Römer ihre Gastmahle betitelten, hierin eine viel edlere Humanität bekundend, als ihre Lehrer in der Humanität, die Griechen, welche nur ein Zusammen-Trinken (συμπόσιον) kannten. Bei solchen glänzenden Festmahlen erhebst Du Dich von Tische und hast vielleicht im Verlaufe des ganzen Mahles nicht erfahren, wer Dein Nachbar gegenüber gewesen; ja selbst alte Freunde sind Dir hinter den vielen Armleuchtern, Krystall-Pyramiden, Blumen-Aufsätzen u. s. w. unkenntlich geworden. Nirgends findest Du Trost und Erheiterung, als höchstens bei dem Individuum, das der Zufall an Deine Seite geführt hat, sey es nun ein Windmacher, ein langweiliger Schwätzer, ein Pinsel, oder ein verständiger Mensch. Ich bin mit Leuten von allen diesen Sorten in Ellbogen-Berührung gekommen.

Eines Tages führte ich eine interessante Lady zu Tische, die mir auf meine Frage, ob ihr von gebratenen oder gesottenen Schollen etwas gefällig sey, mit bezaubernder Naivetät entgegnete: „Ich bitte um ein Stück gebratene Scholle, denn die haben weniger Gräten." Ich habe mir seitdem wohl hundert Mal den Kopf darüber zerbrochen, wie so etwas möglich sey, bin aber um kein Haarbreit klüger geworden. Große Gesellschaften sind mir ein Gegenstand natürlicher Antipathie; eine Speise-Tafel sollte nie übervölkert seyn — höchstens acht Personen, und, wenn es angeht, nicht über ein halbes Dutzend. Auch bin ich, obschon selbst ein glücklicher Familienvater, der Meinung, daß ein Jung- oder Altgesell von Takt, Scharfsinn und feinem Geschmacke, der seine zweitausend Pfund jährlich einnimmt, die besten Diners giebt.

Der nunmehr selige Dr. Kitchener war in diesem Zweige der Gastfreundschaft ein Mann ohne gleichen — Keiner hat die wahre Kunst der Bewirthung besser verstanden. Die Auswahl der Gäste war seine erste, ihr Comfort und ihre vollkommenste Befriedigung seine zweite Sorge; und mit dieser wohlwollenden menschenfreundlichen Gesinnung brachte er an seinen Tafeln nur Leute von verwandter Sinnesart zusammen, von denen Jeder der Gesellschaft des Anderen sich freute. Dies ist eine große, aber den Meisten unbekannte Kunst, und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß es dem würdigen Manne immer glückte; — seine Tisch-Gesellschaften waren die angenehmsten und ergötzlichsten in ganz London. Die gefeiertsten Witzlinge und Lebemänner des Tages — darunter der verstorbene Dichter George Colman, ein besonderer Günstling des Wirthes — kamen an seiner Tafel zusammen. Auch meinen würdigen Oheim — Gott habe ihn selig — darf ich hier nicht vergessen; denn er gehörte zu Dr. Kitchener's geheimem Comité, worin nur Gegenstände des guten Geschmackes besprochen wurden. Das Publikum verdankt dem erfinderischen Geiste meines Oheims jenes unnachahmliche Rezept zur Bereitung nachgeahmter Schildkröten-Suppe (mock turtle-soup), welches Dr. Kitchener in sein unsterbliches Werk „des Kochs Orakel", ein Buch voll gründlicher Küchen-Gelehrsamkeit und werthvoller Belehrung, aufgenommen. Als Verwandter jenes sinnreichen Epikurs hatte ich in meinen jüngeren Jahren bisweilen Zutritt an der Tafel des Doktors, und so wurde ich in die Geheimnisse der bonne chère eingeweiht. Das große Verdienst unseres Kitchener bestand weniger in der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Entremet's, als in der konsequent vortrefflichen Zubereitung jeder Speise, die er vorsetzte; denn es war bei ihm Grundsatz, daß drei oder vier gediegene Delikatessen mehr werth seyen, als ein Dutzend unsolider Leckereien. Die Suppe war ein Superlativ der Köstlichkeit; bildeten Schildkröten ihre vornehmste Ingredienz, so wurde sie oft von Herrn Birch bezogen; aber viele Freunde Kitchener's aßen lieber die Hausmanns-Schildkröten-Suppe des gütigen Wirthes.

Der würdige Doktor duldete keinen überflüssigen Prunk an seinem Tische — alles Geräth war einfach; aber es fehlte nichts Nothwendiges, keine Bequemlichkeit. Der Koch des Doktors gehörte zum anderen Geschlechte, war also im Grunde eine Köchin, aber eine Köchin von männlichem Geiste und großartigen gastronomischen Ansichten — die Stael-Holstein der Kochkunst. Dr. Kitchener hatte auch die lobenswerthe Maxime, daß man auf gutes Essen etwas Gutes trinken müsse; darum versorgte er seinen Keller mit Proben des edelsten Rebensaftes — seine Flüssigkeiten waren der festen Substanzen würdig. Als ein Zögling der alten Schule that er sich auf sein Mahagony etwas zu Gute und würde auch die vom Ausland eingeschmuggelte moderne Sitte, das Tischtuch auf der Tafel zu lassen, wenn die Mahlzeit vorbei ist, nicht gebilligt haben. Unsere Diner-Tafeln sind eben so wohl zur Schau als zum Gebrauche gemacht — jenseit des Kanals ist es anders — die Franzosen müssen das Tuch auf den Tischen lassen, weil die Tische es nicht verdienen, gezeigt zu werden.

Ein Französischer Salon ist prächtig möblirt, hell, lustig und elegant; aber eine Französische salle à manger ist ein öder und unerquicklicher Aufenthalt. Die Speise-Tische bestehen aus dem rohesten Material; in Häusern ersten Ranges sah ich Tische von Tannenholz, die mit grünem Boy überzogen waren. Ich hoffe, daß man diese Art von Knauserei bei uns nicht einführen werde — sie hat etwas gar Ungemüthliches; ja, es ist mir, als hätte ich gar nicht dinirt, wenn ich kein Mahagony sehe.

Eine gute Mahlzeit halten, ist einer der herrlichsten Genüsse des menschlichen Lebens; eine gute Mahlzeit geben, ist es gleichfalls. In meinen goldenen Tagen der Gastronomie, d. h. als ich noch Junggesell war (meine Frau wird mir das nie verzeihen, wenn dieses Blatt ihr in die Hände geräth), machte ich mir diesen Doppel-Genuß öfter — jetzt kann ich leider nur noch trockene theoretische Anleitung

*) In dem in der vor. Nummer abgedruckten Theil dieses Artikels steht das Wort Buddha's oder Buddhen auch einige Male, wo bloße Anhänger des Buddhismus genannt sind. Wir bitten, diesen Druckfehler in Bauddha's zu verbessern, welches Wort durch Wriddhi-Steigerung des Vokals von jenem abgeleitet ist.

geben und muß die leckeren Experimente bei Seite lassen. Setzet euren Gästen wenig vor; dieses Wenige sey aber gut angerichtet. So oft ich mit Schildkröten-Suppe traktirte, ließ ich sie vom „Albion" oder von Herrn Wand in Bondstreet zubereiten. Meine Fische lieferte mir Grove — prächtige „John-Dory's", so oft es möglich war. Die beste Sauce für diese Art Fisch sind Leber und Roggen der Rothbarbe, oder vielmehr der Saft von beiden, welcher durch einen Sieb ausgedrückt und mit der Butter amalgamirt wird. Das Fleisch der Seebarbe ist an sich weniger schmackhaft, als das manches anderen Fisches; aber gebacken und mit obiger Sauce verspeist, verdient dieser Fisch seinen Französischen Namen See-Schnepfe (becasse de mer). Nach dem Fische ließ ich selten mehr als eine Hammelkeule oder einige Paar Waldschnepfen herumreichen.

Bisweilen, wenn ein einfaches oder doppeltes Kleeblatt echter Gourmands an meinem Tische war, hatte ich mit dem Hammel ein Stück Wild braten lassen; das Fett des letzteren und das dichtkernige Fleisch des ersteren geben vereint einen köstlichen Genuß. Neunundneunzig Köche von Hunderten verstehen es nicht, Fleischbrühe zu bereiten. Sie beladen sie mit Pfeffer und Gewürzen, da sie doch nichts als die schlichte Essenz des Fleisches seyn sollte, deren ganze Würze höchstens in dem beigemischten Safte einiger Waldschnepfen bestehen mag. Zuweilen brachte ich die Abwechselung in meine Gastmähler, daß ich meinen Freunden nach Fisch und Suppe einen Puter vorsetzte, dem ein erfahrener Hühner-Händler, bevor er (ich meine den Puter) gebraten ward, alle Knochen, Sehnen, Flechten u. s. w. ausgenommen hatte. Durch dieses Verfahren erhält das Geflügel als Braten eine bessere Form und wird unendlich saftiger. Auch Trüffeln mag man mit weiser Beschränkung hinzuthun; doch sollten sie zuvor in Wildpret-Gelee abgedämpft seyn; denn es ereignet sich nur zu oft, daß dieses edle unterirdische Produkt nicht reif genug ist und neben einer gewissen Zähheit auch einen erdartigen Geschmack behält.

Man kann auf die unzähligen Elemente eines guten Diner's nicht Sorgfalt genug verwenden. Eines derselben kommt nur selten in rechter Vollkommenheit auf unsere Tafeln — ich meine die Schmelz-Butter! — Wie manches Gericht Fische wird verdorben, weil man diese einfache Zugabe vernachlässigt! Die Butter sollte in einer silbernen Pfanne flüssig gemacht und durch Beimischung von Sahne allmälig verdichtet werden: Mehl und Wasser werden bloß von den Armen-Direktorien zu diesem Zwecke gebraucht. Jene einfache Beimischung erfordert mehr Geschick und Aufmerksamkeit, als das profanum vulgus denken sollte.

Dr. Kitchener's Universal-Sauce ist eine bewunderungswürdige und wahrhaft wissenschaftliche Erfindung. Mit einiger Beimischung von Burges's Sardellen, Cayenne-Essenz und saurem Citronen-Safte bildet diese Sauce ein sehr harmonisches Accompagnement zu Fischen aller Art. Die Gurke ist ein Mißton in dieser Harmonie, ausgenommen bei Salmen. Pasteten und Puddings sind mir zuwider: ich überlasse sie solchen Leuten, die stärkere Verdauungs-Werkzeuge haben, als ich. Ein wohl zubereiteter Krebs oder ein Eierkuchen ist zuläßig, und ein guter reifer Stilton möge das Fest beschließen. Dann und wann habe ich Diner's von lauter Wildpret gegeben, mit einziger Ausnahme des Fisches, der nicht fehlen durfte: die Suppe war dann Hasen-Suppe, und der Braten ein Fasan oder eine andere Sorte wilden Geflügels. (N. M. M).

Mannigfaltiges.

— Ein Held aus Friedrich's Schule in Nord-Amerika. Der neueste und letzte Band der von Herrn Jared Sparks in Boston herausgegebenen Amerikanischen Biographieen*) enthält die Lebensbeschreibung des Generals v. Steuben, eines Deutschen Soldaten, der sich der Freundschaft Washington's erfreute und der, indem er die Disziplin des Preußischen Heeres und die Kriegserfahrung, die er unter den Fahnen des großen Friedrich gesammelt, nach Nord-Amerika brachte, nicht wenig dazu beitrug, den Vereinigten Staaten ihre gegenwärtige Unabhängigkeit zu erkämpfen. Friedrich Wilhelm Freiherr von Steuben ward in Schwaben um das Jahr 1730 geboren und trat frühzeitig in den Preußischen Kriegsdienst, in welchem er sich bald durch persönlichen Muth auszeichnete. In der nächsten Umgebung des Prinzen Heinrich machte er den siebenjährigen Krieg mit, nach dessen Beendigung er in seine Heimat zurückkehrte, wo er als Adjutant in den Dienst des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen trat. Im Jahre 1767 übertrug ihm der Markgraf von Baden den Oberbefehl über seine Truppen, indem Steuben zum General ernannt wurde, als welcher er auch bald darauf den Orden der Treue erhielt. In Paris, wohin er eine Urlaubsreise unternahm, lernte er bei dem damaligen Kriegs-Minister, Grafen von St. Germain, mehrere junge Männer des Französischen hohen Adels kennen, die sich, eben so wie Lafayette, mit großer Lebhaftigkeit für den damals in Amerika ausgebrochenen Freiheitskrieg interessirten und zum Theil auch bereits zur Unterstützung desselben dahin abgegangen waren. Die Gewinnung eines in der Schule Friedrich's erzogenen Soldaten, wie Steuben, schien Allen ein vielversprechender Vortheil für die Amerikanische Sache, und so suchten sie denselben zunächst mit den beiden Nord-Amerikanischen Gesandten Deane und Franklin bekannt zu machen. Das Resultat war, daß Steuben wirklich seine Stellung in Baden aufgab und im Herbste des Jahres 1777 nach Amerika sich einschiffte, wo er am 12. Dezember ankam. Die Briefe an Washington, die er mitbrachte, verschafften ihm bei diesem, so wie bei dem Kongresse, eine sehr ehrenvolle Aufnahme, und so ward ihm auch gleich die Stelle eines General-Inspecteurs der Armee übertragen. Letztere fand er in dem rohesten, undisziplinirtesten Zustande, den es nur irgend geben kann. Seiner Thätigkeit bot sich daher ein weites Feld dar; diese hatte aber mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, zu welchen unter Anderem auch der Umstand gehörte, daß Baron Steuben bei seiner Ankunft außer seiner Muttersprache zwar auch noch das Französische, aber dagegen kaum ein Wort Englisch verstand. Ein einziger Offizier war damals in der Amerikanischen Armee, Capitain Walker, der zugleich Französisch und Englisch sprach, und dieser mußte nun in der Eigenschaft eines Adjutanten als Dolmetsch dienen. Steuben behielt in Amerika die streng militairische Lebensweise bei, an welche er gewöhnt war. Er trug eine der Preußischen ähnliche Uniform, auf die er nicht wenig, und zwar bis an sein Lebensende, stolz war, stand des Morgens früh um 3 Uhr auf, ließ sich Haar und Zopf in gewohnter Weise frisiren, und im Sommer fand ihn meistens schon der Sonnen-Aufgang in voller Thätigkeit auf dem Exerzierplatz. Durch Ordnung und Strenge gelang es ihm auch, das Amerikanische Heer bald auf einen besseren Fuß zu bringen und so demselben, wie sich Washington und der Kongreß anerkennend ausdrückten, unschätzbare Dienste zu leisten. Aber nicht bloß als Exerziermeister, sondern auch als Führer der Truppen auf dem Schlachtfelde war Steuben ausgezeichnet; die Lorbeeren des Feldzuges von Virginien gehörten ihm allein an. Gab er auch manchmal durch seine etwas schroffe Außenseite und durch seine strengen militairischen Manieren Anstoß bei den Amerikanischen Freiheitsmännern, so erwarb er sich doch durch seinen biedern Charakter die allgemeinste Achtung, und sein Biograph weiß in dieser Beziehung manche Anekdote zu erzählen. So hatte er einmal bei einem Manöver befohlen, daß ein Lieutenant Gibbons, der anscheinend einen Fehler gemacht, arretirt und hinter die Front gebracht werde. Bald darauf erfuhr er jedoch durch den Regiments-Commandeur, daß der Lieutenant, ein tapferer und tadelloser Offizier, die Schuld an dem Versehen, das gemacht worden war, gar nicht trage. Sogleich ließ ihn Steuben vor die Front des Regimentes treten, ritt an ihn heran, und indem er seinen Hut abnahm, redete er ihn folgendermaßen an: „Lieutenant Gibbons, der vorgefallene Fehler, durch welchen die ganze Linie in Unordnung kam, hätte dem Feinde gegenüber von den unglücklichsten Folgen seyn können. Ich ließ Sie, als den vermeintlichen Urheber, arretiren, doch habe ich Ursache zu glauben, daß ich mich geirrt habe, und daß Sie völlig schuldlos sind. Ich bitte Sie um Verzeihung. Treten Sie jetzt wieder bei Ihrer Compagnie ein. Ich möchte Niemanden Unrecht thun, am allerwenigsten aber einem Manne, dessen Charakter als Soldat so achtungswerth ist." — Ein anderesmal hörte er, wie bei dem Namensaufruf eines Regiments der Name Benedikt Arnold vorkam. So hatte auch der Amerikanische General geheißen, der zu den Engländern übergegangen war. Steuben ließ den Soldaten, der diese beiden Namen trug, sogleich vortreten. „Grenadier", sagte er zu ihm, „du mußt deinen Namen ändern; du darfst nicht gerade so heißen, wie Jener, der uns verrathen hat." — „Welche Namen soll ich annehmen, General?" fragte der Soldat. — „Welche du willst; nimm die meinigen, wenn sie dir gefallen." — Das ließ sich der Grenadier nicht zweimal sagen; vielmehr nannte er sich noch an demselben Tage Friedrich Wilhelm Steuben, und so wurde er auch in die Regimentsliste eingetragen. Als Pathengeschenk setzte ihm der General eine Pension von fünf Dollars monatlich aus, wozu nach einiger Zeit auch noch ein ansehnliches Stück Landes kam. Nach Beendigung des Krieges traf der General den ehemaligen Soldaten, der ihm auf seine Erkundigung sagte, daß es ihm sehr wohl gehe, und daß er jetzt verheirathet sey und einen Sohn habe. „Der heißt gerade so, wie Sie, Herr Baron", fügte der Mann hinzu. — „Ei, dann heißt er ja auch gerade so, wie Ihr", meinte der General. — „Nein, ich habe ihm noch genauer die Benennung meines Wohlthäters gegeben: er heißt Baron Steuben." — Der Landstrich, in welchem die Besitzung dieses Kolonisten lag, heißt übrigens auch jetzt noch „Steuben" und ist heutzutage ein sehr blühender Ort. — Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibung Steuben's macht uns sein Biograph auch mit einem seiner Freunde, nämlich mit dem Grafen Benjowski, bekannt, demselben, der auf Kamtschatka und in Kotzebue's Schauspiel dieses Namens eine so romantische Rolle spielte. Benjowski besuchte — ob mit oder ohne seine Afanasia, wird nicht gesagt — im Jahre 1782 seinen Jugendfreund Steuben und erbot sich, eine Deutsche Legion von 6000 Mann zur Verfügung des Kongresses zu stellen. Das Anerbieten ward jedoch zurückgewiesen, da der Krieg zu Ende war, und Benjowski schloß sich jetzt einer Privat-Expedition nach der Insel Madagaskar an, wo er bei einem Zusammentreffen mit den Französischen Kolonisten seinen Tod fand. Dem General von Steuben wurden im Frieden große Ländereien von den Staaten New-Jersey, Virginien und New-York geschenkt, wozu auch noch eine Pension von 2500 Dollars von Seiten des Kongresses kam. Bei seinem im J. 1794 erfolgten Ableben hinterließ er jedoch nur ein kleines Vermögen, das er seinen beiden Adjutanten vermachte, und als einige Verwandte in Deutschland über den Nachlaß eine Anfrage bei Washington machen ließen, antwortete dieser: „Wäre das Vermögen des Baron Steuben so groß gewesen, als sein Herz vortrefflich war, so würde er gewiß keinen seiner Freunde in seinem Testamente unberücksichtigt gelassen haben." — In der lutherischen Kirche von New-York ist dem General von Steuben ein Denkmal mit einer ehrenden Inschrift gesetzt.

*) The Library of American Biography. Conducted by Jared Sparks.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Freitag den 10. Juli 1840.

Italien.

Die Stadt Catania in Sicilien.

Wer war der Gründer von Catania? Wer war der Verwegene, der mit einem höheren Muthe, als der erste Schiffer, der mit einem von dreifachem Erz umgebenen Herzen den Wellen des Meeres trotzte, wer war der Verwegene, der zuerst sein Zelt unter Feuergewölben aufschlug und mit seiner Familie unter einem Stein- und Felsenregen Schutz suchte? Dies ist ein Geheimniß, das unter den unzähligen Lavaschichten, unter denen so viele verschiedene Einwohnerschaften verschwunden sind, vergraben bleibt. Man könnte sich eben so gut fragen, woher der Aetna kommt, woher Sicilien selbst stammt, das, wie seine Nachbarn, die großen und kleinen Liparischen Inseln, an einem ohne Zweifel schönen Tage, in Folge einer unterirdischen Revolution aus der Tiefe des Meeres an dessen Oberfläche geschleudert worden ist. Die Alten glaubten zwar, es habe sich von dem Europäischen oder Afrikanischen Festlande losgerissen; und in der That, Europa und Afrika können gleichen Anspruch auf die Vaterschaft Siciliens machen, dessen Boden und Einwohner das Siegel dieser beiden Zonen und Racen an sich tragen. Aber Sicilien und die Sicilianer gehören vor Allem zu der vulkanischen Natur, die sich selbst erzeugt und von der man mit größerem Rechte sagen kann, was man neulich von Napoleon sagte: „Die Vulkane haben keine Aeltern." Immer bemerkten die ersten Reisenden des Alterthums, die sich dieser Küste näherten, von Rauch geschwärzte Schmiede, die einen Helm trugen, der vor den Augen nur eine einzige Oeffnung hatte; erschreckt hierüber, schifften sie sich wieder nach Griechenland ein und erzählten dort, daß sie Cyklopen und Lästrigonen gesehen hätten. Man vermuthet, daß diese kühnen und arbeitsamen Kolonisten von den Jonischen Inseln gekommen seyen, aber Gott allein weiß, wie.

Als aus Chalcedon andere Einwanderer gekommen waren, wurde die Insel Trinakria bekannter, der Gipfel des Vulkans bedeckte sich mit Wohnungen, und Catania wurde anfänglich von Sikanern, den alten Einwohnern des Gallischen Küstenstrichs, die aus Spanien stammten und in Ligurien eingewandert waren, dann von Griechen und Afrikanern bevölkert. Eine alte Burg, einige schlechte Hütten und Höhlen, in welchen der Einwohner den wilden Thieren seinen Aufenthalt oft abstreiten mußte, bildeten bald einen volkreichen Ort, als die Aeolier sich an diesem zugleich lachenden und öden Ufer festsetzten. Die Griechen machten daraus eine Stadt und verwandelten die demokratische Verfassung der Einwohnerschaft am Aetna in eine Oligarchie, wo nach und nach gute und schlechte Tyrannen, wie Gelon, Geron, Dionysius und andere herrschten. Während dieser Zeit erinnerte der Aetna mit Beharrlichkeit diese jungen Mächte daran, daß noch Gott noch eine Macht über ihnen sey, und die Ausbrüche gingen ihren Gang fort. Im 5ten und 4ten Jahrhundert vor Chr. fanden drei statt, von denen die ganze alte Welt wiederhallte.*) Dann kamen die Römer, welche man in der Geschichte überall der Griechischen Civilisation auf dem Fuße folgend sieht. Sie fanden zu Catania blühende Fabriken; den Ackerbau, von Geron vervollkommnet; die Goldschmiedekunst, die Malerei, die Skulptur, von den Griechischen Kolonisten naturalisirt; und sie, sie brachten das Verderbniß, den Geschmack an Schauspielen, mit und verjagten aus dem Kollegium der Priester die Stephanophoren (Kranzträger), jene heiligen Sänger, und setzten an ihre Stelle die Gladiatoren. Sechs furchtbare Eruptionen des Vulkans fanden unter der Römischen Herrschaft statt. Unter den Vandalen, den Herulern und Gothen, deren Einfälle sich rasch auf einander folgten, gab es vier starke Eruptionen, die von der Pest begleitet waren, welche vollends die Barbaren vernichtete und so den Sarazenen die Eroberung sehr leicht machte. Hierauf wurde die Geschichte Catania's die des ganzen Siciliens. Die Normannen gründeten hier die Lehnsherrschaft, und die Aragonier vervollständigten sie noch. Die Kastilianer und Oesterreicher dagegen gründeten dort Klöster und geistliche Brüderschaften und sahen wieder Alles zu Grunde gerichtet durch den Ausbruch im Jahre 1669, welcher nichts weiter verschonte, als das vor kurzem erbaute Benediktiner-Kloster. Endlich sah Catania unter den Bourbonen seine alten Constitutionen sinken, eben so wie es, gleich dem übrigen Sicilien, seine neue liberale Constitution entstehen und fallen sah. Seit 1723 litt es noch von vier starken Eruptionen, in den Jahren 1755, 1811, 1819 und 1837, wo ich Zeuge war. Es war damals zugleich ein kleiner politischer Ausbruch, und ich wunderte mich sehr, daß der große Vulkan den Leuten noch Raum übrig ließ, an etwas Anderes zu denken.

Catania hat Privilegien, die den Stolz der Einwohner machen und die zu behaupten sie keine Anstrengung scheuen. Es ist nicht so ehrgeizig, sich die Hauptstadt der Insel nennen zu wollen; es überläßt's Palermo und Messina, sich seit Jahren um diesen Titel zu zanken; aber seine Stimme ist doch sehr wichtig in den Angelegenheiten des Landes. Es hat einen zahlreichen Adel, hat ausgezeichnete Männer in seinen Mauern, die oft den Anfang machen, nützliche Einrichtungen in ihrer Stadt zu treffen, wenn sie von den größeren Städten zurückgewiesen werden. Im Jahre 1782 führte Catania die Impfung ein, während die übrigen Städte sie bekämpften. Die Anstalten für wohlthätige und menschenfreundliche Zwecke sind dort sehr zahlreich.

Wenn man einer mit dem Meer parallel laufenden Straße folgt, kömmt man zu dem berühmten Kloster San-Nicolo l'Arena, welches von den Benediktinern erbaut wurde und das sie jetzt bewohnen. Es ist eines der herrlichsten religiösen Gebäude Europa's. Früher wohnten diese Geistlichen in einem sehr bescheidenen Hause, welches in einem Winkel der damals noch unansehnlichen Stadt lag. Gegen das Jahr 1136 suchten einige Väter dieses Ordens ein Asyl, das noch einsamer und abgeschiedener läge; sie trennten sich von den Brüdern und zogen sich auf den Abhang des Aetna selbst zurück, in eine waldige Gegend, wo früher ein würdiger Bischof Catania's, St. Leo, wohnte, dem sie eine Kirche hier erbauten. Bis 1536 kam keine Lava in diese Gegend; in diesem Jahre aber stürzte sie über Nicolosi herab und verschüttete die Kirche des heiligen Leo, das Kloster und die Wohnungen der Priester. Letztere waren vorsichtig genug, beim ersten Lärm, den der Berg machte, ihn zu verlassen. Seit ihrer Ansiedelung auf dem Vulkan erhielten sie zu verschiedenen Zeiten vom Grafen Policastro und anderen Großen Ländereien im Süden des Aetna, nahe an der Stadt. Dorthin bauten sie ihr neues Kloster San-Nicolo, welches jetzt die sich vergrößernde Stadt in ihre Mitte genommen hat.

Das gegenwärtige Kloster wurde erst 1735 ausgebaut. Es besteht aus einem ungeheuren Parallelogramm, und in der Mitte der Ostseite erhebt sich eine große Kirche mit einem wunderbaren Schiffe. Vor der Hauptseite läuft ein großer Hof; sie ist voll von marmornen Ornamenten, reichen Pilastern und Balkons, die dem Palaste eines souverainen Fürsten Ehre machen würden. Steigt man die majestätische Treppe hinauf, so glaubt man eher, in die Audienz eines Königs zu gehen, als in die stille Klause frommer Männer. Aus der herrlichen Doppeltreppe gelangt man zu einer Säulenhalle von größter Pracht. 50 Säulen von weißem Marmor schmücken diese Halle, von welcher aus sich weite Gemälde-Galerieen dem überraschten Blicke zeigen. Von den Galerieen aus führen Thüren in die Wohnungen der Väter. Die Wohnung des Abtes war vor kurzem von dem Marquis von Caretta besetzt, der nach Catania kam, den Aufruhr zu stillen. Hier trat auf seinen Befehl eine Militair-Kommission zusammen, um den Obersten Danielo zu richten, der die Bevölkerung Catania's beim Aufruhr nicht entwaffnete. Zum Präsidenten des Kriegsgerichtes ward der General Caraffa ernannt, und dieser hat, wie ich später erfuhr, bei seinem schwierigen Amte die Strenge der Pflicht mit dem Adel seiner Gesinnung wohl zu vereinigen gewußt. In dieser Zeit nun hatte das Kloster ein ganz anderes Aussehen, als das gewöhnliche, ihm durch seine Bestimmung gegebene. Das Geräusch gespornter Offiziere und das Klirren ihren Waffen auf den Steinplatten war eine wundersame Unterbrechung der herkömmlichen Stille in diesen ehrwürdigen Hallen.

*) Von einer dieser Eruptionen des Aetna, die im Jahre 479 v. Chr. statfand, singt Aeschylus in seinem Prometheus auf prophetische Weise Folgendes:

Auf der wolkigen
Bergkuppe sitzt und schmiedet sein gluthsprühend Erz
Hephaistos; dorther werden Feuerströme bald
Herniederbrechen, rings zerfleischen mit wildem Zahn
Die saatengrünen, sel'gen Aun Siciliäs.
So wild hervor wird Typhon tosen seine Wuth
In des heißen Auswurfs flammenschlossenden Gluthorkan.

und Pindar, der denselben Ausbruch beschreibt, schildert ihn ganz begeistert mit diesen Worten: Nun jedoch drückt die meerumzäunete Veste von Kyma und Sikelia die zottige Brust des Unthiers; auch die himmeltragende Säule hält sie fest, die beschneite Aetna, welche reinste Bäche unnahbaren Flammengerölls aus Klüften jach ausspeit. Die Stromfluth ergießt bei Tage des glühenden Rauches Aufdrang; dann trägt bei der Nacht Umdunkelung die rothe Flamme entschleuderte Felsen weit auf die Ebene der Meerfluth mit Gekrach hinaus. Jenes Grauelthier sendet aus den Abgründen die schrecklichsten Quellen des Hephaistes, ein staunenswürdiges Zeichen zu schaun und ein Wunder dem Ohre des Nahenden anzuhören. Anm. d. Uek.

Es giebt vielleicht wenig Menschen, die, wenn sie mit einem warmen, fühlenden Herzen in einem abgeschiedenen Kloster zum Besuche sind, nicht einen Augenblick mit einer Art von geheimer Wehmuth von dem tiefen Eindruck, den schattenreiche Baumgänge, Ehrfurcht gebietende Heiligenbilder, hehre Marmorgestalten in stillen Hallen und die milden und frommen Züge der Bewohner erzeugen, so ergriffen sind, daß sie an Entsagung der Welt denken. Für solche Menschen ist das Kloster in Catania nicht ohne Gefahr, oder vielleicht besser, nicht ohne verführerische Gewalt. Auge, Geist und Herz finden hier die zarteste Befriedigung. Alle alte Autoren und die des modernen Italiens stehen auf marmornen Tafeln in der reichen Bibliothek, wo auch Hunderte von seltenen Karten aus der Normännischen und Aragonischen Periode aufbewahrt werden und wo man Handschriften aus dem 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert sieht. Ganze Säle sind voll von Alterthümern: Tuskische, Sicilisch-Griechische und Römische Vasen, Medaillen, Geräthschaften, Instrumente, Skulpturen und Inschriften. Macht man einen Schritt weiter, so befindet man sich unter den neueren Gelehrten. Decandolle, Andrews, Jacquin, Cuvier und alle Akademiker Europa's prangen hier, während auch für Bücher gesorgt ist, die Erholung für die Einförmigkeit des ascetischen Lebens gewähren und die Zurückgezogenheit nicht ganz ohne Erheiterung lassen. Selbst in der Kirche drängen sich solche Wünsche von Weltentsagung auf; es scheint, als könnte man ewig in den kunstvoll gehauenen Chorstühlen der großartigen Sakristei sitzen wollen, auf welche sich durch mysteriöse Glasscheiben die Schatten duftender Orangerieen und Weinstöcke werfen.*)

Die Basilika ist in der Form eines Griechischen Kreuzes gebaut; ihr Fundament besteht aus Lavasteinen. Dreißig Altäre aus Marmor sind rund herum in der Kirche um den großen Altar des Sankt Benediktus, der aus grünem Marmor und mit kostbarer Bekleidung geschmückt ist. Das schönste Bild von Morealese befindet sich hier; es stellt den heiligen Benediktus dar, wie er Almosen vertheilt. Auch von Niccolo Piccola, von seinem Schüler Tofanelli und von Rossi sind herrliche Stücke da. Nicht so viel Rühmliches kann ich von dem Sankt Georg sagen, den Camuccini für die Benediktiner gemalt hat. Diese betonten mit Stolz den Namen der Summe, die sie vor kurzem an den berühmten Römischen Maler dafür sandten. Die Remuneration ist wahrhaft fürstlich. Auch haben die armen Benediktiner ein jährliches Einkommen von 50,000 Piasterchen!

Aber die größte Zierde der Kirche ist unstreitig die vergoldete Orgel, welche durch eine glückliche Inspiration in den Chor gesetzt wurde, wo sonst gewöhnlich der Hauptaltar steht. Man kann sich keinen Begriff von der schönen Form derselben und ihren einfachen Verzierungen machen. Sie ist das Werk des Donato del Piano und hat 72 Register, nicht 55, wie irrthümlich der Graf von Boreh in seinen Briefen über Sicilien sagt. Unter diesem prächtigen Instrument, welches ein Mönch mir zu Ehren spielen ließ, verrichtete am großen Altar ein junger Benediktiner den Gottesdienst. Es war reizend anzusehen, wie der junge Edelmann (die Benediktiner-Mönche sind sämmtlich Edelleute, und zwar aus den besten Häusern Siciliens) mit Leichtigkeit, fast mit höhnischem Laisser-aller, sein Dominus vobiscum einem Hundert Villani zuwarf, die demüthig mit Frauen und Kindern auf den Steinplatten knieten.

Catania hat einen Bischof, ein Domkapitel, zwei Bischöfe in partibus, ein Kollegium von 500 Priestern und ein geistliches Seminar. Die Revenüen des Bisthums richten sich nach dem Preise des Getraides. Indessen betragen sie im schlechtesten Jahre 36,000 Scudi. 92 Kirchen, 31 Brüderschaften, 32 Congregationen, 7 Klöster mit 250 Mönchen und 120 Laienbrüdern und 17 klösterliche Häuser enthalten über 500 Geistliche. (F. F.)

Frankreich.

Der Französische Journalismus.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns nicht noch auf mehr Einzelheiten einlassen, denn die Juli-Revolution wurde so allgemein als eine Wirkung des Journalismus betrachtet, daß man Herrn von Chateaubriand, den erklärtesten Royalisten, als er sich in den Straßen blicken ließ, im Triumph einhertrug, weil er für den ausgezeichnetsten Mann der Presse galt. Doch schreibt sich von diesem Zeitpunkt auch ihr Verfall her: Ex illo retro fluere et sublapsa referri. Das Glück ging mit der Verderbniß Hand in Hand; noch ein solcher Sieg, und die Journale sind verloren. Smollet erzählt uns eine Anekdote von einer Schaar Affen, die von ihrem geschickten Herrn so abgerichtet waren, daß sie alle militairische Uebungen mit einer außerordentlichen Gewandtheit ausführten. Eines Abends aber warf ein Zuschauer mitten in ihren schönsten Schwenkungen eine Hand voll Haselnüsse unter sie; sogleich zerstreut sich das ganze Bataillon über das Theater, alle Soldaten sind eifrig bemüht, die Nüsse aufzulesen, und prügeln sich zuletzt, statt die Beute friedlich unter einander zu theilen. Aehnlich ging es auch her, als die Regierung Frankreichs der Bewegungs-Partei auf Gnade und Ungnade in die Hände geliefert und als die Aemter an die Journalisten vertheilt oder vielmehr ihnen zugeworfen wurden. Die geschlossene Reihe, die sie seit 1823 dargeboten, zerbrach, und Alles stürzte sich in Hast auf die Beute los. Weit entfernt, sich um die Wiederherstellung der guten Ordnung zu bemühen, waren diese Herren nur von dem Wunsche belebt, zuerst anzulangen und dann, nachdem sie oben angekommen, die Leiter mit dem Fuß zurück zu schleudern, was oft mit so wenig Vorsicht geschah, daß sie den Nachfolgenden auf die Nase fiel. Alle Mitarbeiter des „Journal des Débats", die nur irgend von Bedeutung waren, erhielten eine Versorgung; die Begründer des „National" wurden ebenfalls gut bedacht, ausgenommen Armand Carrel, der die angebotene Beförderung ablehnte, und Sautelet, der sich unter der Last von Schulden und unglücklicher Liebe selbst entleibte, bevor ihre Hoffnungen in Erfüllung gingen. Im Verlauf weniger Monate hatte Herr Guizot allein als Minister des Innern 70 Präfekten, 176 Unter-Präfekten und 38 Secretaire abgesetzt und angestellt.

In einem Lande wie Frankreich, wo weder eine Grundeigenthums- noch eine Handels-Aristokratie, noch sonst eine besondere zum Staatsdienst bestimmte Klasse besteht, nehmen Männer wie Thiers und Mignet nur die ihnen zukommende Stellung ein und üben ein völlig gesetzliches Recht aus, wenn sie nach der Leitung der Geschäfte streben. Es würde ungerecht seyn, wenn man sie nach den Gebräuchen eines Reiches wie England beurtheilen wollte, wo man es erst für nöthig erachtet, einen Publizisten mit einem ungeheuren Gehalt nach Indien zu schicken, damit er sich dort bereichere und so zum Eintritt in das Kabinet fähig mache. Man kann es den Französischen Journalisten nicht verdenken, wenn sie die Gelegenheit benutzen, und man kann es ihnen eigentlich nicht zum Vorwurf machen, wenn die Grundsätze, die sie nach der Revolution befolgen, nicht mit denen übereinstimmen, zu welchen sie sich vorher bekannten. Liberale Maßregeln verlangen, ist ganz etwas Anderes, als selbst dergleichen in Ausführung bringen. Revolutionaire Artikel, aufrührerische Bewegungen sind für ein Oppositions-Oberhaupt oft sehr förderlich, für einen Minister aber sehr unbequem. Ein Politiker liebt die Bewegung und den Fortschritt, so lange er kein Amt besitzt, doch in demselben liebt er das Bestehende und die Ruhe. Ueberhaupt muß man berücksichtigen, daß die vorzüglichsten Französischen Publizisten eigentlich keine Journalisten von Profession waren, sondern Männer, die, als sie ihre Freiheit bedroht sahen, die Feder eben so zur Hand nahmen, wie ihre Väter zum Schwert gegriffen hätten. Doch nicht mit solcher Hast hätten sie dieselbe wie ein unwürdiges Werkzeug von sich schleudern sollen; es war zu ihrem eigenen Vortheil nicht klug gehandelt, dem Publikum so schnell das Geheimniß ihrer Absichten zu verrathen; sie konnten ja Anderen die Sorge überlassen, ihre Mitverbündeten zu enttäuschen.

Es lag etwas Komisches in dem Eifer, oder vielmehr in der Gier, mit welcher sich, nach dem Beispiel der Oberhäupter, die geringeren Mitglieder der Presse auf ihr Beutetheil stürzten. Einige derselben, ein wohlbekannter Großsiegelbewahrer unter Anderen, waren, buchstäblich und körperlich genommen, in sechs Monaten vollkommen gemästet; schon Tacitus beschreibt die Wirkungen eines langen Fastens bei ähnlichen politischen Abenteuern seiner Zeit. Die Verödungen der Presse durch den Staatsdienst wurden bald wieder von der neu aufblühenden Generation ersetzt, die ja noch ihr Glück zu machen hatte, und die Erfolge der Journalisten wirkten wie das erste aus der neuen Welt nach Spanien gebrachte Gold, wie die Ankunft der ersten Indischen Nabobs. Die Rückkehr zum Handel und den gewöhnlichen Gewerben schien den aufstrebenden Geistern der Hauptstadt zu wenig versprechend; große Männer tauchten in den Provinzen auf und wetteiferten mit den Berühmtheiten der Metropole. Viele von den alten Anhängern der Presse, denen bei der Vertheilung nur ein zweiter Gewinn zufiel, kehrten auch zur alten Fahne zurück, so daß kein Mangel an Talent, Kraft, Erfahrung und Kühnheit sich fühlbar machte. Aber der Schleier war zerrissen, und die Täuschung hatte ein Ende; Grundsätze waren nicht länger das Wesentliche, wie man dreist eingestand; es war keine Uebereinstimmung, kein Festhalten am Zweck, keine Ueberzeugung, keine Begeisterung mehr; die Journalisten achteten sich gegenseitig nicht mehr und wurden nicht mehr geachtet; sie mißtrauten einander, und das Publikum mißtraute ihnen; sobald es ihnen klar wurde, daß ihre glücklichen Vorgänger sie nicht alle mit Stellen versehen konnten, ergrimmten sie über diese niedrige, schamlose, unerhörte und abscheuliche Verleugnung und suchten durch ihre Anklagen eine Verfahrungsweise anzuschwärzen, der sie so gern zuvorgekommen wären, und die sie auszuführen sich glücklich schätzen würden. Besonders hat Thiers viel von der Eifersucht und dem Neide seiner früheren Genossen zu leiden, die es nicht ertragen können, einen Mann über sich zu sehen, der aus ihren Reihen hervorgegangen.

Unter allen Journalisten nach der Juli-Revolution war Armand Carrel ohne Widerrede der ausgezeichnetste und bedeutendste; er hätte das Wort Ludwig's XIV. parodiren und ausrufen können: „Der National, das bin ich!" So lange er lebte, wäre es schwer, ja selbst gefahrbringend gewesen, verächtlich vom Journalismus zu sprechen. Seine Schwächen waren nur Temperamentsfehler, seine Grundsätze weit entfernt von jeder Kleinlichkeit und sein Charakter über jeden Verdacht erhaben. Er war im Gymnasium zu Rouen und in der Militairschule zu St. Cyr erzogen; er trat in die Armee ein, schied aber als Unter-Lieutenant wieder aus und wollte sich dem Handel widmen, als ihm die Secretairstelle bei dem Geschichtschreiber Herrn Thierry angeboten ward. Hier mußte er die Glaubwürdigkeit der Belege prüfen, die Noten ordnen und die Korrekturen besorgen, insbesondere die der „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen." Als ein Buchhändler Herrn Thierry aufforderte, eine Uebersicht der Geschichte Schottlands zu schreiben, lehnte dieser den Auftrag wegen anderer Verpflichtungen ab, schlug aber

*) In der That ein entsagendes Leben der Aufenthalt in diesem Kloster! Der Verfasser hat uns zwar noch keinen Blick in die Küche des Heiligensitzes thun lassen, aber die guten Mönche werden gewiß nicht so inkonsequent seyn, Küche und Keller unverhältnißmäßig von den übrigen Theilen des Kloster-Palastes differiren zu lassen. Wenn man mit einem warmen Herzen, wie der ironische Verfasser sagt, gern in das Kloster aufgenommen seyn möchte, so wird man mit solchem Herzen eher seufzen müssen, wenn man von der klösterlichen Ueppigkeit seinen Blick auf die zerlumpten Einwohner Catania's wendet.

seinen Gehülfen für das Werk vor. Carrel unterzog sich der Arbeit, vollendete sie, und es ward derselben, mit Hülfe einer Einleitung des Herrn Thierry, auch ein genügender Erfolg zu Theil, um den Verfasser zu einem selbstständigen Auftreten zu ermuthigen. Eine kleine in seiner Familie gesammelte Summe setzte ihn in Stand, in Gemeinschaft mit einem Freunde eine Lese-Bibliothek zu begründen, und hier in dem beschränkten Raume seines Instituts verfaßte er eine Geschichte der Englischen Contre-Revolution, ein Werk, das vorzüglich nur deshalb interessirte, weil Carrel's eigene politische Ansichten daraus hervorleuchteten, denn er beweist darin, daß die Stuarts und die Bourbonen in Allem sich gleich seyen. Das Buch zeigte von gesundem Denk- und Urtheils-Vermögen, machte aber kein Glück, denn es besaß keine Anziehungskraft für die Leser, welche sich an den antithetischen Sentenzenreichthum Mignet's, an Guizot's großartige philosophische Betrachtung, oder an Thiers' lebenswarmen, bewegten und malerischen Styl gewöhnt hatten. Die ersten Erzeugnisse Carrel's, wodurch er seine künftige Vorzüglichkeit ahnen ließ, waren zwei Artikel über den Spanischen Krieg von 1823; sie erschienen 1828 und begründeten wahrscheinlich seine Anstellung beim „National;" nach Thiers' Meinung fehlte ihm eigentlich jede Befähigung zum Tagesschriftsteller, weil er seine Artikel zu lange überlegen mußte. Carrel war aber der Mann, der mit den Umständen groß ward, denn kaum fühlte er sich als Ober-Redacteur, so wurde der langsame, ängstliche und trockene Schriftsteller thätig, schnell und wortreich. Man sagt von ihm, daß er es geliebt, mit Hintansetzung seiner eigenen Wohlfahrt sich in Gefahr zu stürzen, und sein ritterlicher Eifer spornte ihn bei dem leisesten Anklange von Beleidigung oder dem geringsten Anschein von Wagniß. Als man, seiner Artikel wegen, vier Geschäftsführer des „National" nach einander eingezogen hatte, konnte er diese Art von Bestrafung nicht länger ertragen; er schrieb einen neuen Artikel, und zwar von der Art, daß die Regierung gegen ihn selbst einschreiten mußte, und seine Gefangensetzung in St. Pelagie war die Folge davon. Eben so scheute er von Herausforderung zu Herausforderung, bis er zuletzt im Duell fiel. Bis zu dem Ende des Ministeriums Dupont's von der Eure und Laffitte's war er mehr der Vertreter als der Gegner der Regierung; als aber Casimir Perier zur Macht gelangte, begannen seine Feindseligkeiten gegen Ludwig Philipp, denn ihm schien diese Ernennung der erste Schritt einer rückgängigen Richtung, das erste äußere und sichtbare Merkmal einer Hinneigung des Bürger-Königs zu dem Wesen der alten Monarchie. Im Jahre 1837 fiel Carrel, 37 Jahr alt, im Duell mit Herrn Emil von Girardin; als der muthmaßliche Thronerbe, der Herzog von Orleans, dieses so großes Aufsehen erregende Ereigniß erfuhr, rief er aus: „Das ist ein Verlust für die ganze Welt!"

Nach Carrels Tode kam der „National", der unter seiner Leitung das erste Journal der Bewegung gewesen war, in die Hände mittelmäßiger Talente, mit Ausnahme Emil Souvestre's, des ausgezeichnetsten neueren Novellen-Dichters. Die Grundsätze des Blattes sind republikanisch, und mit ihm wetteiferte damals in dieser Richtung die Tribune unter Armand Marrast und Cavaignac; Ersterer, obgleich ein Mann von Geist und Talent, stand gegen Carrel zurück, auch findet der Republikanismus selbst in Paris nicht mehr rechten Anklang, und die „Tribune" ist eingegangen. Das leitende ultrademokratische Journal ist in diesem Augenblick der Bon-Sens, doch hat er nicht den besten Ruf und nur geringe Verbreitung. Was Einfluß und Ansehen betrifft, so steht das „Journal des Débats" jetzt an der Spitze aller anderen Blätter. Seine Eigenthümer sind noch dieselben, die es den Klauen des Kaiserlichen Adlers entrissen: Herr Bertin de Vaux, lange Zeit Deputirter und jetzt Pair von Frankreich, und Herr Bertin der Aeltere, dem es leicht wäre, diese Würde zu erhalten, wenn er es wünschte. Dem Namen nach ist er Direktor des Journals, indeß versieht sein Sohn die vorkommenden Obliegenheiten. Obgleich beides Männer von Geist sind, so schreiben sie selbst doch nie das Geringste, so wenig wie sonst Jemand aus ihrer Familie; deswegen aber besitzen sie nicht weniger Verdienst und genießen alle mögliche Achtung, denn die Schriftsteller, denen sie die Redaction ihres Journals übergaben, rechtfertigen ihr Vertrauen und machen ihrer Wahl die größte Ehre. Die vorzüglichsten politischen Mitarbeiter sind die Herren St. Marc Girardin, de Sacy und Michel Chevalier. Der Erstere ist Universitäts-Rath, Professor der Literatur an der Sorbonne und war vor kurzem noch Mitglied der Deputirten-Kammer. Er ist der Verfasser eines Werkes über Deutschland (Notices sur l'Allemagne), und er schreibt einen angenehmen, leichten, lebendigen Styl, mit vollkommener Feinheit und vielem Geist. De Sacy ist der Sohn des berühmten Orientalisten gleiches Namens, ein ruhiger, sicherer, anspruchsloser Schriftsteller, nicht so mannigfaltig und lebhaft, aber gehaltener und folgerechter als St. Marc Girardin. Herr Michel Chevalier ist der Verfasser eines vortrefflichen Buches über Amerika, das würdig ist, dem des Herrn von Toqueville an die Seite gestellt zu werden, obgleich ihr Plan durchaus entgegengesetzt ist. Als die St. Simonisten den „Globe" an sich kauften, war er der Redacteur dieses Blattes, und er hat noch einige der am wenigsten tadelnswerthen Lehren jener Sekte bewahrt. Auch andere minder bekannte Mitarbeiter haben für das „Journal de Débats" geschrieben oder schreiben für dasselbe, wie der Pair und Gelehrte, Herr Villemain, Herr von Salvandy, der Secretair der Französischen Gesandschaft in London, von Bourqueney, der Abbé Feletz, der Dekan der wissenschaftlichen Fakultät, Herr Leclerc, Philarete Chasles, Loewe Weimars, Raymond und Cuvilier-Fleury, der Erzieher eines der Söhne Ludwig Philipp's. Auch versichert man, es würden zuweilen direkt aus den Tuilerieen Artikel nach der Rue des Pretres-Saint-Germain-l'Auxerrois gebracht und ohne Abänderung aufgenommen. Die Eigenthümer des Journals waren ursprünglich echte Royalisten, sie bedurften einer regelmäßigen, angestammten Monarchie von Gottes Gnaden. Seit 1814 aber haben ihre Grundsätze verschiedene Modificationen erlitten, und heutzutage scheint es, als wären sie vollkommen mit einem gewählten Bürger-König zufrieden.

Das literarische Gebiet des „Journal des Débats" war immer in den besten Händen, und vielleicht verdankt es noch heutigen Tages einen guten Theil seines Erfolges der Mitwirkung Jules Janins, des populairsten aller lebenden Feuilletonisten, der für sich allein eine Armee, eine Epoche, eine Dynastie, eine Macht ist. Welches Frühstück wäre Montag früh in Paris vollständig ohne das mit J. J. unterzeichnete Feuilleton der Woche? Und welcher Sänger, welcher Tänzer, welcher Theater-Direktor zitterte nicht, wenn dieser Feuilletonist die Stirn runzelt? Die geistreichen und wunderlichen Einfälle Jules Janin's überdauern ihre Veranlassungen. Man muß dies verzogene Kind einer Welt, die von ihm verzogen wird, nicht nach seinen Romanen beurtheilen; er versteht sich nicht auf's Bücherschreiben; es fehlt ihm an Verbindung und Logik, er hat nicht das Talent, eine Idee, ein System, einen Lehrsatz oder eine Intrigue auszuspinnen. Wie ein Schüler, weicht er alle Augenblick von dem geraden Wege ab, um Schmetterlinge zu haschen oder Blumen zu pflücken; immer verirrt er sich in neue Abweichungen, aber er kehrt zurück, beladen mit so vielen hübschen Dingen, daß man ihm willig verzeiht. In der That schreibt Jules Janin nie besser, als wenn es sich um ein Nichts handelt, und seine Artikel können dem Champagner des verstorbenen Charles Wright verglichen werden, der dampft, schäumt und braust, den Gaumen reizt und die Lebensgeister aufregt, wenn man ihn in dem Augenblicke trinkt, wo der Pfropfen abspringt; der aber schnell zu einem faden und süßlichen Getränk verfliegt, wenn man ihn nur ein Weilchen im Glase stehen läßt, um seine Güte zu prüfen. Außer diesen Montag-Feuilletons streut Jules Janin seine Artikel überall umher, ohne sich viel an Meinungen oder politische Grundsätze zu kehren, und man behauptet sogar, wenn es nicht Verleumdung ist, daß er sich selbst rühme, den Spaß sich erlaubt zu haben, im „Constitutionnel" auf seine eigenen Artikel in der „Quotidienne" zu antworten.

Der „Constitutionnel" besitzt nicht mehr die 20,000 Abonnenten, die er zur Zeit seines furchtbaren Krieges gegen die Jesuiten und den Hof zählte, und es war sogar eine Weile Mode, zu sagen: Man desabonnirt sich auf den „Constitutionnel." Doch ist dies Journal noch immer von einiger Wichtigkeit. Unter dem Moléschen Ministerium legte Thiers mehr als einmal in demselben seine politische Meinung nieder; jetzt ist das Blatt halb und halb ministeriell. Der „Courrier français", der unter der Restauration ein Hülfsblatt des „Constitutionnel" war, gehörte von 1830 an zur Partei Dupont's von der Eure und dann zu der Partei Odilon Barrot's. In seiner besten Zeit redigirte ihn der ehrliche Chatelain, jetzt leitet ihn Leon Faucher, der seinem Vorgänger überlegen ist.

Die royalistische oder legitimistische Partei ist hinsichtlich der Meinungen sehr getheilt. Ihre beiden Haupt-Fractionen werden durch die Gazette de France und die Quotidienne repräsentirt. Die „Quotidienne" wurde noch kürzlich von Herrn Michaud, dem Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, redigirt, der eigentlich sehr wenig zum Vertheidiger einer Sache paßt, die sich hauptsächlich auf den Glauben stützt. „Wir zielen aus den Fenstern der Sakristei", sagte er, indem er damit auf seine religiösen Artikel anspielte. Herr Michaud wird unterstützt von den Herren Berryer, Laurentie, dem Herzog von Valmy und dem Vicomte von Lostanges. Der Ton dieses Journals ist derselbe, den die Englischen Kavaliere von 1688 führten, sorglos, witzelnd und dem Edelmanne des Ancien-Regime nachahmend. Der „Gazette de France" ist es mit ihrer Frömmigkeit größerer Ernst; sie hat sich in politischer Hinsicht eine ganz besondere Theorie über die Geschichte Frankreichs gemacht, indem sie behauptet, unter der früheren Monarchie seyen die Rechte Aller gleich gewesen, und das Glück Frankreichs hänge von der Rückkehr der alten Dynastie ab. Der Haupt-Redacteur der „Gazette de France", Baron von Genoude, ist Abbé geworden und soll 80,000 Franken Rente besitzen; wir glauben es, denn die adeligen Legitimisten sind meist eben so reich als edelmüthig. Leider halten sie an Gewohnheiten und Vorurtheilen fest, die ihrer Sache nur nachtheilig sind; sie bemühen sich auf ganz verkehrte Weise bei den Wahlen und leben zu sehr in dem engen Kreis einer Klicke; aber ihre Häuser und ihre Börsen stehen ihren Freunden immer offen; sie wenden bedeutende Summen daran, um ihre Stellung bei der Presse zu behaupten; nach der Zahl der Abonnenten ihrer Journale kann man nicht auf ihre Verbreitung schließen, denn jedes Mitglied der Partei macht es sich zur Ehrensache, zu unterzeichnen, und es wird vielleicht von dem royalistischen Blatt selten ein Exemplar außerhalb der Familie gelesen.

Nicht aller politischen Journale von Paris wollen wir hier gedenken; es giebt verschiedene, die von Zeit zu Zeit eingehen und wieder auferstehen. Der Monde besteht nicht mehr, obgleich seine Redacteure zwei Berühmtheiten waren, der Abbé von Lamennais und George Sand. Die Pair ist verschwunden, obgleich Herr Guizot dafür schrieb. Der Commerce, ein wohlunterrichtetes und in seinen Lehrsätzen beständiges Blatt, ist jetzt das Organ des Herrn Mauguin, des berühmten Advokaten und Redners, der sich dessen zu seinen besonderen politischen Ansichten bedient, so wie um gewisse seiner Fürsorge anvertraute Kolonial-Interessen zu vertreten. Der von dem Helden der Barikaden, Jacques Coste, begründete „Temps", der mehrere Jahre hindurch von ihm sehr gut geführt wurde, ist jetzt auf Herrn Conil, einen Kolonial-Vertreter, übergegangen, der ihn so benutzt, wie Mauguin den „Commerce."

Wir kommen jetzt auf zwei Journale, welche eine Revolution im Journalismus hervorgebracht haben, die Presse und das Siècle, die zum halben Preis, zu 40 Franken jährlich, erscheinen. Im Jahre

1836 wurde die „Presse“ von Herrn Emil v. Girardin gestiftet, dessen Stellung und Charakter nicht leicht zu beschreiben ist; gewiß sind wenig Männer rücksichtsloser verleumdet worden, als er, und nachdem er mehrere Jahre in der Deputirten-Kammer gesessen, wurde er plötzlich für unzulässig erklärt, weil er sich nicht einmal als Franzose ausweisen könne. Er ist der natürliche Sohn des Grafen Girardin, des Ober-Jägermeisters Karl's X., und vermählte sich mit Delphine Gay, der Tochter der berühmten Sophie Gay. Bald nach Begründung der „Presse“ tödtete er Armand Carrel im Duell, was weniger seine Schuld als ein Mißgeschick für ihn war. Er ist ein Mann von unvergleichlichem Scharfblick, wenn es sich darum handelt, alle Hülfsquellen bei einer Speculation aufzufinden. Sollte nicht Herrn Emil von Girardin's große Unpopularität von der Eifersucht über seine Erfolge herstammen? Von ihm rührt die Idee des Voleur her, den er höchst vortheilhaft verkaufte; er stiftete den „Monde“ und das „Pantheon literaire“ (eine Sammlung von Klassikern), deren Verkauf ihm ebenfalls Bedeutendes eintrug. Das Vertrauen in seine Einsicht war auch so groß, daß man bei der Ankündigung des von ihm begründeten Journals zu 40 Franken sogleich die Summe von 700,000 Franken unterzeichnete und zu seiner Verfügung stellte; doch scheint dieses Unternehmen nicht so glücklich wie seine anderen zu seyn. Was den Geist der „Presse“ betrifft, so trägt er etwas von dem Charakter seines Stifters an sich; man glaubt, sie sey jetzt das Organ des Königs, was nicht so viel heißt, wie das der Regierung. Ihr Hauptmitarbeiter ist Granier de Cassagnac, ein kühner, paradoxenreicher, ergiebiger Schriftsteller, der das Meiste für den politischen Theil des Blattes liefert. Auch das literarische Fach desselben ist reich an berühmten Namen; Dumas und Balzac haben einige ihrer Novellen stückweise darin erscheinen lassen. Der Hauptreiz der „Presse“ besteht aber in ihrem Feuilleton, wo Frau von Girardin, unter dem Namen Vicomte Delaunay, ein allerliebstes wochentliches Geschwätz über Literatur, Musik, Künste, Modewelt und Anderes mehr liefert. Die von dieser Dame kürzlich geschriebene Komödie, „die Schule der Journalisten“, sollte eine Rechtfertigung ihres Gatten und eine Rache an seinen Verleumdern seyn.

Als Gegner der „Presse“ wurde das „Siècle“ gegründet, welches der liberalen Partei sich anschließt; der Deputirte, Herr Chambolle, leitet die Redaction unter Odilon Barrot's Patronat und Thiers' Einfluß, zwischen denen er gewissermaßen ein Mittelglied bildet. Der literarische Theil des „Siècle“ sticht gegen den politischen ab, dessen Ernst nicht auf ihn übergeht. Es sieht in diesem Journal wie in gewissen Häusern aus, wo der Eigenthümer und seine puritanische Familie die oberen Stockwerke einnehmen und das Untergeschoß Miethern von freieren Sitten überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Sandwichs-Inseln.

Der Krater Kirauea auf Hawaii.*)

Kein Krater eines Europäischen oder Amerikanischen Vulkans kommt an Ausdehnung und Tiefe dem Kirauea auf Hawaii gleich. Die steile und abschüssige Klippe, welche die nord-nordöstliche Mauer dieses Kraters bildet — sie erhebt sich 4104 Fuß über den Meeresspiegel — überhängt ein Areal von 3,150,000 Quadrat-Yards, aus halb verkühlten Schlacken gebildet, die bis zu einer Tiefe von 300 Yards eingesunken sind. Auf einem Raume, der ungefähr 328,000 Quadrat-Yards einnimmt, bemerkt man unaufhörlich gährende und brausende Gas-Fluida, die gleich Wogen eines stürmischen Meeres nach allen Richtungen rollen und, wie eine tobende Brandung, heftig an die Ränder der Kessel schlagen. Der ausgespritzte Schaum dieser Brandung hat die Form haarfeiner Glasröhrchen, welche die Luft anfüllen und wie Flocken an die unförmlichen Massen der Lava sich anhängen. Fünf Kessel, jeder von ungefähr 5700 Quadrat-Yards, enthalten nur ein Zwölftheil der flüssigen rothen Masse; den sechsten Kessel umlagert eine Mauer aufgethürmter Schlacken, 50 Yards hoch. Dieser ist der Hale man mau der Eingebornen, in den sie weiland die Gebeine ihrer Häuptlinge versenkten und an dessen Ronde sie der Göttin Pele Opfer brachten — ein Abgrund aller Abgründe — ein Kessel aller Kessel, dessen ungeheures Areal gegen 300,000 Quadrat-Yards beträgt. Rothglühende Lavaströme verändern unaufhörlich das Niveau dieses gewaltigen Beckens. Bald rollen die langen und geringelten Wogen mit Trümmern verkühlter Kruste nach einer Seite des schauerlichen Laboratoriums, bald wälzen sie sich mit schäumender Wuth und einem dämonischen Tosen wieder zurück. Ringsherum liegen Lava-Blöcke und Schlacken von jeder Art und Zusammensetzung, die an mehreren Stellen zu senkrechten Mauern von tausend Fuß Höhe aufgethürmt sind.

Humphrey Davy's Lösung des großen Problems der vulkanischen Feuer findet wohl nirgends eine handgreiflichere Bestätigung, als hier. Der Hinzutritt des Wassers zu den in Feuer gesetzten Massen dieser Minerale von alkalischer und erdiger Basis, wodurch jener große Forscher die Konvulsionen vulkanischer Feuer erklärte, zeigt sich in dem Krater Kirauea auf die großartigste und imponirendste Weise. Nur die Millionen Oeffnungen im Umkreise des Kraters, aus denen die Uebermacht des Dampfes hervordringt, die Millionen Risse und Spalten, durch welche die schwefeligen und schwefelartigen Säuren sich entladen, sind es, was die Insel Hawaii vor ihrem gänzlichen Untergang bewahrt. Da ein ungeheurer Grad von Hitze im Schoße des Vulkanes herrscht und eine unzählbare Menge von Oeffnungen an seiner Oberfläche sind, so stößt er nichts ohne Metamorphose aus und sublimirt alle erdenkliche Substanzen. Wir sehen das dünne vulkanische Glas in Haar-Formen und oft in vollkommener Verglasung; die salzsaure Ammonia erscheint in Efflorescenz, oft muschelartig, oft in länglichen Würfeln, bisweilen sogar wie kubisches Krystall geformt; das Sulphuret des Arseniks wird Realgal und Orpiment; der Schwefel selbst erhält die prächtigsten Incrustationen, zu kubischen oder stumpfen Achteden krystallisirt. Das alkalische Sulphat des Alaun ist bald in Lava-Ritzen, bald in lehmiger Erde gebettet. Die sonderbare und seltene Höhlen-Lava, von der man lange annahm, daß sie nur in Island existirte, erscheint hier in Anschwellungen, die zuweilen Bögen von vier Fuß Dicke bilden. Durch diese Bögen entladet sich die Uebermacht der flüssigen Lava, wie durch unterirdische Kanäle, in allen Richtungen der Insel.

*) Diese Bemerkungen hat ein Polnischer Reisender, Graf Strzelecki, in die auf Hawaii erscheinende Zeitung der Englischen Missionaire einrücken lassen.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Literatur in Berlin. Von unserem gelehrten Mitarbeiter, dem Professor des Chinesischen und der Tatarischen Sprachen an der hiesigen Königl. Universität, Herrn Dr. W. Schott, ist so eben ein „Verzeichniß der auf der Königl. Bibliothek befindlichen Chinesischen und Mandschu-Tungusischen Bücher und Handschriften“*) herausgegeben worden, das nicht bloß Sinologen und Bibliographen, sondern auch dem größeren wissenschaftlichen Publikum ein näheres Interesse gewähren dürfte. Es ist nämlich dieses Verzeichniß, dessen Widmung unser verewigter ehrwürdiger Monarch noch in den Tagen seiner Krankheit anzunehmen die Gnade hatte, ein sogenannter Catalogue raisonné, der uns zuvörderst mit einem ansehnlichen Theile der Chinesischen Literatur, nach ihren verschiedenen Fächern geordnet, übersichtlich bekannt macht, demnächst aber auch charakteristische Momente aus dem Inhalte der Bücher selbst mittheilt. Wie reich die Chinesische Literatur an sich und insbesondere auch die in Berlin befindliche Sammlung ist, von welcher uns hier nur die Fortsetzung zu dem bereits früher von dem verstorbenen Dr. Klaproth gelieferten Katalog dargeboten wird, läßt sich schon aus den bloßen Ueberschriften der verschiedenen Rubriken ersehen. Es sind dabei folgende Zweige bedacht: Geschichte und Biographie; Völker- und Länderkunde; Statistik und Gesetzgebung; Philosophie, Religion und Moral; Sprach-, Schrift- und Alterthums-Kunde; Chrestomathieen; Werke von encyklopädischem und vermischtem Inhalt; schöne Literatur (lyrische Poesie, Romane und Bühnenstücke); Rhetorik; Heilkunde; Jugendschriften; Strategie, Gymnastik, Oekonomie, Technik, Astrologie u. s. w., und endlich auch noch eine Sammlung verschiedener von Missionairen verfaßter oder übersetzter Werke. Auch an Land- und Himmelskarten fehlt es nicht, von denen eine, die eine Encyklopädie alles Wissenswerthen auf einem einzigen Bogen umfaßt, in unserem „Magazin“ (Jahrgang 1834, Nr. 61) von Herrn Professor Schott näher besprochen worden ist. Ueberhaupt sind die Chinesen noch reicher an Encyklopädieen, als selbst wir in unserer Zeit der Conversations- und Universal-Lexika sind. Eine dieser Encyklopädieen, von einem gewissen Tschu-ho-su aus Nan-king angelegt, umfaßt in sieben Abtheilungen nicht weniger als 236 Bücher und bespricht alles Mögliche, von den Göttern und der Kaiserlichen Familie bis zum Hausrath und den Insekten hinab. Als Probe Chinesischer Darstellung in solchen Conversations-Lexiken theilen wir hier aus dem Werke T'ung-tian-hiao (Allgemein verbreitete Morgenröthe) folgende Belehrung über Chinesische Tusche und Pinsel mit: „Um die Güte der Tusche zu prüfen, reibe man sie in einem überfirnißten Gefäße an, warte, bis sie getrocknet ist, und spüle sie dann in ein anderes Gefäß. Findet sich nun, wenn man die Tusche bei Sonnenschein betrachtet, daß ihre Farbe mit der Farbe des Firniß gleich ist, so gehört sie zu den besten Sorten. Spielt sie ins Blaue, so ist sie von geringerer Güte; spielt sie aber gar ins Graue, so gehört sie zu den schlechtesten Sorten. — Das Haar des Wolfes, des Fuchses und der Ziege eignen sich zu Pinseln; auch die Schnauze der Maus ist vortrefflich; aber Pinsel aus Hasenhaar — wenn der Hase im Herbst geschossen ist — sind die vorzüglichsten von allen. Die Röhrchen aus Bambus, welche als Stiele dienen, müssen hart, schwer, gerade und wohl gerundet seyn. Der Kopf des Pinsels sey spitz, gleichförmig, dicht, und vollkommen rund wie die einem fetten Boden entstiegenen jungen Keime des Bambus. Dieses sind seine äußeren Eigenschaften. Anlangend seine inneren Eigenschaften, so muß er Biegsamkeit und doch Konsistenz haben, d. h. wenn man mit dem Pinsel auf dem Nagel des Fingers einen Kreis malt, so darf er weder steif seyn, noch dürfen die Haare aus einander gehen. Hat man den Kreis gemalt, so muß der Pinsel von selbst in seinen vorigen Zustand zurückkehren rc.“ — Es kann das hier angezeigte Verzeichniß übrigens auch als ein Beitrag zu den Berliner typographischen Leistungen im Jahre des vierten Buchdrucker-Jubiläums gezählt werden, da in demselben die zahlreich vorkommenden Chinesischen Typen mit solcher Schärfe und Sauberkeit abgedruckt sind, wie es kaum besser in einem Werke der Fall seyn kann, das in Canton oder Peking das Licht der Welt erblickt hat. Der Titel des Buches ist sogar vollständig durch Chinesische Zeichen wiedergegeben.

*) Berlin. Gedruckt in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Montag den 13. Juli 1840.

Aegypten.

Militairische Anstalten und Militairmacht des heutigen Aegypten.

Durch die Schlacht von Nisibis hat der Beherrscher des schönen Nil-Landes der erstaunten Welt verkündet, daß seine Armee von einem anderen Geiste beseelt, von anderen Häuptern geführt wird, als die meisten übrigen Horden des Orients. Sie hat aber diese überlegene Kraft nur durch die weisen Nachahmungen der Europäischen Theorie und Praxis erlangen können und hat nur durch bessere Verwaltung der Kriegs-Aemter und durch zweckmäßigere Wirksamkeit der Pflanzstätten die Besiegerin der Türkei werden können. Jetzt, wo die Lösung der Frage über Krieg und Frieden noch immer die Federn der Diplomatie und die Erwartungen der Theilnehmer an den Interessen des Tages beschäftigt, mag es wohl nicht überflüssig seyn, des Lesers Blick in die Werkstätten zu geleiten, aus denen die siegreiche Macht Mehmed Ali's hervorgeht, und ihm auch zu zeigen, wie stark diese Macht ist, und was man von ihr zu fürchten oder zu hoffen hat. Wir haben aus unserem Originale nur bestimmte Thatsachen entnommen, dagegen Lobreden auf Mehmed Ali darin unberührt gelassen, weil solche überall zu finden sind, und weil wir glauben, der Leser werde an wohlfeilen Phrasen, wie die: „Mehmed Ali ist der Napoleon des Morgenlandes", keinen besonderen Wohlgefallen finden.

„Alles, was mit der Armee in Beziehung steht, ist einem Kriegs-Minister übergeben. Diese Stelle ist von Mehmed Ali erst geschaffen worden, und zwar ganz auf Europäischem Fuß. Der Minister setzt alle Beamten für sein Departement ein und ab, und er ist es, der die Offiziere der Armee entläßt. In einer Kommission von Stabs-Offizieren, deren Präsident er ist, werden alle Vorschläge wegen Lieferungen und Arbeiten geprüft und wird darüber entschieden. Der General der Artillerie hat die Leitung der Arsenale, die Aufsicht über die Stückgießereien, Pulvermühlen, Montur-Fabriken und Druckereien; aber er kann nichts entscheiden ohne den Kriegs-Minister. Unter seinem unmittelbaren Befehle steht ein Corps von 20 Nazers (was dem Worte nach ganz, der Stellung nach zum Theil unserem Adjutanten entspricht), die in fortwährendem Briefwechsel mit ihm stehen und über Alles, was die öffentlichen Anstalten betrifft, deren Direktoren sie sind, Bericht erstatten. Täglich halten diese Nazers eine Sitzung, um über die Angelegenheiten ihrer respektiven Wirkungskreise zu berathschlagen. Sie schließen auch Verträge mit den Lieferanten ab, die aber vom Kriegs-Minister genehmigt werden müssen.

Unter diesen Nazers stehen auch die Mudirs und Memurs. Mudirs giebt es im Ganzen 4, zwei für Ober- und zwei für Unter-Aegypten. Sie sind Gouverneure oder Intendanten der Departements. Die Memurs sind ihre Unterbeamten. Ihnen liegt es ob, über die richtige Einzahlung der Steuern zu wachen, für die Erhaltung der Straßen, Kanäle, Brücken und Dämme zu sorgen und die Manufakturen zu inspiziren. Die Memurs müssen in ihren Distrikten noch besonders über die strenge Befolgung der Befehle wegen der Pocken-Impfung wachen, die Operationen der Truppen-Aushebung leiten und ein Arbeiter-Corps zusammenstellen, das mit den öffentlichen Arbeiten beauftragt ist. Die Stellen der Memurs waren bisher in den Händen der Türken, aber seit kurzem hat der Pascha nur Aegypter dazu ernannt, und zwar aus der Klasse der Fellas.

In Aegypten ist, wie in der Türkei, Alles, was zur Administration gehört, militairisch. In den großen Städten ist die Polizei einem Offizier anvertraut, der Basche-Aga heißt. Er sorgt für die Sicherheit, ist verantwortlich für das Betragen der Einwohner und hat fast alle Pflichten, die ein Polizei-Chef in Europa hat. Die Markt-Polizei übt ebenfalls ein Türkischer Offizier; er heißt Mohtaseb oder Aga der Mundvorräthe. Jeden Tag durchzieht er die Straßen und Märkte mit einer zahlreichen Truppe von Agenten; einer derselben hat eine Waage in der Hand, und die Verkäufer, welche auf falschem Gewichte ertappt werden, erhalten sogleich die Bastonnade. Die Aga's machen tägliche Berichte an den Kiahia oder Kommandanten der Stadt, der ihnen Befehle ertheilt.*)

*) Mohtaseb ist demnach jetzt nur Marktrichter, und so erklärten die Orientalisten dieses Amt bisher, das schon in den ersten Jahrhunderten der Arabischen Herrschaft eingeführt wurde. Dagegen sagt Hammer in seiner von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift: Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate S. 151, der Mohtaseb wäre „Polizei-Vogt, und keinesweges bloß der Marktrichter" gewesen. Allein dies mag nur in kleinen Orten der Fall gewesen seyn, in größeren war er nichts als Markt-Vogt. Aus dem heutigen Gebrauch in Aegypten, wo man vom Herkommen doch so leicht nicht abweiche, läßt sich am besten auf den Amtskreis des Mohtaseb schließen. Der Uebers.

In jedem Stadtviertel ist ein Beamter unter dem Namen Scheich-el-tumn, oder Kommandant der Abtheilung. Er wird vom Kiahia aus den bekanntesten und einflußreichsten Einwohnern gewählt und ist zugleich Friedensrichter und Polizei-Commissair seines Viertels.

Aber nicht bloß die Verwaltung und Regierung der Städte ist in den Händen von Soldaten, sondern auch die Schulen haben eine militairische Inspection. Wir geben unseren Lesern hier eine Idee vom Schulwesen Aegyptens. Die Militairschulen sind unter die Leitung des Conseils des öffentlichen Unterrichts gestellt. Dieses Conseil besteht aus einem Präsidenten und drei Assessoren, die man unter den ausgezeichnetsten Gelehrten wählt. Es hält seine Sitzungen in einem neu erbauten großen Hause auf dem Platze Esbekyeh zu Kahira. Muktar-Bey, Minister des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten, ist Präsident. In diesem Gebäude ist ein Kollegium oder eine Schule, worin unter der Direction eines Nazer in verschiedenen Klassen Französisch, Arabisch, Türkisch und Persisch gelehrt wird. Die Studirenden haben im Kollegium Esbekyeh Kost und Wohnung von der Regierung.

Unter demselben Conseil stehen auch die Artillerie-Schule zu Turah, die Kavallerie-Schule zu Gyzeh, die Infanterie-Schule zu Damiette, die Veterinair-Schule und endlich die Vorbereitungs-Schulen aller Departements.

Die medizinische Schule, das Militair-Hospital und der Gesundheits-Rath sind neue Schöpfungen Mehmed Ali's. Das Hospital, welches zwischen den Dörfern El-Chanki und Abu-Zabel liegt, ist nach dem Plane und unter der Leitung Clot-Beys, damaligen Oberarztes der ganzen Armee, ausgeführt worden.*) Man hat mit dem Hospitale eine medizinische Schule verbunden, wo 6 Lehrer die Anatomie, Chirurgie, Pathologie, Physik, Chemie und Botanik vortragen. Vier Französische Lehrer und zwei Uebersetzer sind an der medizinischen Schule. Die Zahl der Studirenden beträgt 170, wovon 30 nur der Pharmacie sich befleißigen. Jedes Jahr müssen sie sich einem Examen unterwerfen. Das Hospital faßt 1200 Betten; die Säle sind geräumig und wohl gelüftet, und man bemerkt mit Vergnügen große Reinlichkeit. Die Professoren der Schule sind zugleich Aerzte des Krankenhauses.

Clot-Bey ist Präsident des Gesundheits-Raths, welcher aus vier Mitgliedern besteht, die zugleich Leibärzte des Pascha sind. Dieser Rath schlägt dem Kriegs-Minister alle Beamten vor, die für das Medizinalwesen der Armee nöthig sind; hier müssen sie sich vor ihrer Anstellung einem besonderen Examen unterwerfen.

Die Veterinair-Schule ist von Herrn Hamont gegründet; sie ist in einem großen Gebäude in der Nähe des Hospitals und enthält 120 Studenten. Zwei Franzosen sind als Lehrer angestellt. In den Ställen des Etablissements sind gewöhnlich 100 Pferde.

Die Infanterie-Schule zu El-Chanki ist erst vor kurzem ins Leben getreten. Sie enthält 400 Arabische Zöglinge, welche Unterricht im Arabischen, Türkischen und Persischen erhalten, zugleich aber auch in allen Waffenkünsten und militairischen Disziplinen. Auf gleiche Weise ist die Schule zu Damiette organisirt, die dagegen nur 200 Schüler enthält.

Die Kavallerie-Schule zu Gyzeh hat ihr Lokal in dem Palast, wo einst der berühmte Murad-Bey residirte,**) und wo Bonaparte die Nacht nach der Schlacht bei den Pyramiden zubrachte. Dieser Palast von so glänzenden Erinnerungen ist jetzt eine Kavallerie-Kaserne, und 200 junge Soldaten lernen daselbst die Reitkunst. Ihre Uniform, mit Ausnahme der wollenen Mütze, gleicht der Uniform der Jäger zu Pferd bei der Französischen Armee. Außer Reitkunst haben sie noch Arabisch, Französisch, Türkisch, Zeichnen und Fechten. Türken und Araber werden ohne Unterschied aufgenommen und werden nach einer bestimmten Anzahl von Jahren als Offiziere angestellt. Ein Nazer hat die höchste Leitung dieser Schule.

Die Artillerie-Schule zu Turah ist von dem Spanischen Oberst Seguera gegründet. Er hat Ibrahim Pascha die Nothwendigkeit kenntnißreicher Artillerie-Offiziere einleuchtend gemacht und

*) Clot-Bey ist ein geborener Franzose, der seit vielen Jahren in Diensten Mehmed Ali's steht. Es gehört mit zu den schönsten Handlungen des Letzteren, daß er einem solchen Arzte die oberste Leitung seines Medizinalwesens anvertraute. Clot-Bey würde auch in Paris und Berlin sich als Arzt einen bedeutenden Ruf gewonnen haben. Seine Schriften werden sehr gerühmt.

**) Murad-Bey war in Aegypten der tapferste Gegner Bonaparte's, aber auch ein edler Feind. Er hat später, hingerissen von der Größe der Französischen Feldherren, und besonders Desairs, sich mit den Franzosen gegen die Türkei verbündet. Anm. d. Ueb.

legte ihm zugleich einen Studienplan für eine zu gründende Schule vor. Man ging auf seine Vorschläge ein und wählte 300 Zöglinge vor etwa 5 Jahren aus der Vorbereitungs-Schule zu Kasser-el Aynis zur Versetzung nach Turah. Hier lernen sie Englisch, Französisch und Italiänisch. Der Oberst Seguera giebt mathematischen Unterricht und hält Vorträge über die Lagerkunst. Andere Professoren lehren das Uebrige, was für die Artillerie wichtig ist; und die Bemühungen der Lehrer waren so sehr durch die Anlagen der Schüler unterstützt, daß 100 von den Letzteren bald in die Syrische Armee eintreten konnten, wo sie die wichtigsten Dienste leisteten. Kurze Zeit nach der Eröffnung dieser Schule wurde sie von Ibrahim Pascha in Augenschein genommen, und dieser war von den Leistungen so entzückt, daß er denselben Tag dem Obersten Seguera den Titel eines Bey ertheilte und den Grad eines Ober-Offiziers. An diesem Orte ist ein Artillerie-Park von 24 Batterieen. Die erkrankten Eleven haben ein Hospital neben der Schule.

Die militairische Musik-Schule zu El-Chanki. Der Pascha wollte auch, wie die Europäischen Mächte, Musik-Chöre bei den Regimentern haben, und er rief zu diesem Ende eine Musik-Schule ins Daseyn, für die er aus Frankreich ausgezeichnete Lehrer berief. Die Leichtigkeit, mit welcher der junge Fellah die schwersten Musikstücke ausführt, ist wahrhaft bewundernswerth. Die Zahl der Schüler ist 130. 4 Lehrer ertheilen ihnen jeder zwei Stunden täglich. Herr Carvi, ein Franzose, ist gegenwärtig Direktor. Wenn eine Stelle vakant ist, so prüft man die Schüler, und der beste erhält die Stelle.

Vorbereitungs-Schule zu Kasser-el Aynis. Dieses große Gebäude liegt am Nil-Ufer zwischen Alt- und Neu-Kahira und war ursprünglich ein Lusthaus. Die Franzosen machten ein Spital daraus, und in diesem Hause wurden die sterblichen Ueberreste Kleber's beigesetzt. Der Vice-König, als er ihm seine jetzige Bestimmung gab, erweiterte es so, daß 800 Schüler darin Platz haben. Es werden Kinder von 10—15 Jahren aufgenommen, und sie gehören meistens den besten Familien der Hauptstadt. Die Regierung sorgt für alle Ausgaben. Von hier, wo man Arabisch, Türkisch und Persisch lehrt, gehen die Zöglinge in die obengenannten Schulen oder in die Marine über. Hier ist eine Bibliothek von 15,000 meist Französischen und Italiänischen Büchern. Es sind in Aegypten überhaupt ungefähr 50 Vorbereitungs-Schulen mit 5000 Schülern.

Das Zeughaus mit seinem Nebengebäude ist jetzt ein ungeheures Gebäude, während es vor 10 Jahre ein erbärmliches altes Haus war. Die Stelle, worauf es steht, gränzt auf der einen Seite an den ehemaligen Palast des Saladin, auf der anderen Seite an das Thor der Janitscharen; die Vorderseite ist auf dem großen Platze Rumili. Die Waffen-Fabrik beschäftigt ungefähr 900 Arbeiter, die jeden Monat 600—650 Flinten liefern, die Meister werden fürs Stück bezahlt, die Gesellen bekommen Tagelohn. Auch andere Waffen, Pferdegeschirre und Wagen werden dort verfertigt. Die darin befindliche Kanonen-Gießerei beschäftigt 1500 Menschen, und jeden Monat werden 3 bis 4 Stück von verschiedenem Kaliber gegossen. Außerhalb des Arsenals ist noch eine

Gewehr-Fabrik zu Hod-el-Marsud (Mansurk). Diese Anstalt besteht erst seit 1831, und ihre Organisation ist das Werk des Genuesers Marengo, der unter dem Namen Ali-Efendi bekannt ist. Er hat 1200 Arbeiter unter sich, die jeden Monat 900 Flinten liefern und außerdem 300 Englische mit Schäften versehen (remonter). Die hier verfertigten Flinten kosten 36—40 Piaster, während die im Arsenal nur 12 kosten. Diesen auffallenden Unterschied erklärt der Inspektor den Fremden dadurch, daß er behauptet, das Holz und Eisen wäre hier besser.

Wir kommen jetzt zur

Stärke der Aegyptischen Armee.

Ohne Rechenschaft von den Veränderungen der letzten Monate zu geben, legen wir dem Leser folgenden Etat vor, den wir mit Grund für genau halten, denn er ist aus amtlichen Dokumenten gezogen.*)

Infanterie.

34 Regimenter, jedes zu 4 Bataillons von 800 Mann.
Jedes Regiment hat noch einen 100 Mann starken Generalstab.
Hierzu 2 Compagnieen Garde des Ibrahim, 200 Mann.
Summe 112,400

Kavallerie.

15 Regimenter, jedes 860 Mann, 2 Escadrons Guiden des Ibrahim, 280 Mann stark. Summe 13,180

Artillerie.

6 Regimenter zu Fuß, 2 zu Pferde, 3 Garde-Bataillons, 18 Batterieen, 4 Batterieen Veteranen, 9 Batterieen Train-Soldaten, 1 Batterie Sapeurs und Mineurs. Zusammen eine Summe von 25,890

Beduinen, Albaneser und Mogrebin sind bei der Armee 7,500

Totalsumme der Armee . . 158,970

*) Fabelhaft naiv! Die Aegyptischen offiziellen Berichte über die Stärke der Truppenmacht für wahr und genau halten zu wollen, dazu gehört ein kindliches Gemüth, wie ich und gewiß mehrere meiner Leser es nicht haben. Von den klassischen Lügen des „Moniteur" bis auf die Karlistischen und Christinischen Bulletins herab kann man sehen, wie haushälterisch man in Kriegszeiten mit der Wahrheit umgeht. Es ist in der Ordnung, daß eine Macht dem Feinde gegenüber sich für stärker ausgiebt, als sie wirklich ist; der Feind weiß nach gehörigem Maßstabe zu subtrahiren und giebt seine eigenen Kräfte wiederum höher an. So gleichen sich die Uebertreibungen aus, und nur der Leichtgläubige wird betrogen. Aber der ruhig denkende Statistiker wird nur zum großen Nachtheile der Wahrheit sich an solche offizielle Dokumente halten. Ein Paar gesunde Augen und Aussagen von glaubwürdigen Zeugen sind authentischer. D. Uebers.

Kriegs- und Seemacht in Alexandrien.

Diese Stadt war vor einigen Jahren auf 10,000 Einwohner herabgesunken; sie hatte keine Fabriken und keinen Handel; der neue Hafen sah keine Schiffe, und der alte war den Christen verboten. Wer Alexandrien in jenen Tagen sah, mußte den alten Glanz der Stadt für eine Lüge halten. Jetzt steigt es wieder so empor, daß es bald die Hauptstadt des Orients seyn wird. 40 Europäische Etablissements geben dem Innern der Stadt Leben, die Bevölkerung ist auf 40,000 Seelen gestiegen, ohne die 4000 Europäer zu rechnen, und zu diesem Steigen tragen hauptsächlich die Seebauten bei.

Die Docks und das Arsenal sind vor einigen Jahren nach den Zeichnungen und unter den Augen des Franzosen Cerisy gebaut worden. Die Kriegsflotte besteht aus 6 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Korvetten und 8 Briggs, mit 11,820 Mann und 1204 Kanonen von verschiedenem Kaliber. Der Generalstab der Marine hat einen General-Lieutenant oder Admiral (Mirmiran), einen Vice-Admiral (Mirliva) und einen Contre-Admiral (Miralaï). Die Ober-Offiziere der Land-Armee führen auch den Namen Mirmiran und Mirliva, und ihr Rang entspricht dem eines General-Lieutenants und General-Majors. Mit dem Namen Kaftan-Aghasi werden die Adjutanten bezeichnet.

Das Heer, die Flotte und die Schulen kosten jährlich 319,233 Beutel (den Beutel zu 36 Thaler). Die Einnahme des Pascha beträgt etwa 505,055 Beutel = 18 Millionen Thaler. Im Jahr 1811 war seine Einnahme nur 7 Millionen Thaler. (U. S. J.)

Frankreich.

Der Französische Journalismus.

(Fortsetzung.)

Dies leitet uns auf eine Klasse von Journalen hin, als deren Muster man das Charivari betrachten kann, und die keine andere Tendenz haben, als zu lachen und Lachen zu erregen, die alles Lächerliche hervorheben und alle moralische und physische Schwächen mit ihren Spöttereien verfolgen. Wehe dem Redner, der Geschmack am Landleben findet, und dem Deputirten, der schielt. Die beißenden Anspielungen des Blattes werden noch durch Karikaturen verewigt, die sogar die gekrönten Häupter nicht immer verschonen. Der Corsaire, der Figaro und andere wetteifern an Bosheit mit dem „Charivari". Der „Figaro", der Zeit nach das erste Blatt dieser Art, erwarb sich seinen Ruf ehrlich genug, indem er die Jesuiten verspottete. Nach der Juli-Revolution änderte er seinen Ton; er unterstützte die bestehende Ordnung der Dinge und ist seitdem immer mehr in Verfall gekommen, obgleich Alphons Karr ihn eine Zeit lang leitete. Das „Charivari" wurde von Desnoyers gegründet, der hübsche Vaudeville's und Melodramen geschrieben hat. Außer ihm sollen noch die Herren Altaroche und Cler bei der Redaction betheiligt seyn. Die meisten Pariser Witzlinge schreiben ab und zu für dies Blatt, und Philipon und Grenville verfertigen die Zeichnungen. Die allgemeine Tendenz dieser kleinen Journale ist demokratisch, doch hüten sie sich wohl, die legitimistische Partei zu verwunden, weil diese ihrer Scherze wegen auf sie abonnirt. Will man ihren Werth abschätzen, so muß man ihren Zweck und den besondern Charakter des Volkes berücksichtigen, für welches sie schreiben. Das Lächerlichmachen wird der Prüfstein der Wahrheit genannt, und es mag unter der Feder weiser Schriftsteller allerdings diese Wirkung hervorbringen; bei Leuten aber, die ihren Lebensunterhalt davon ziehen, gestaltet sich die Sache ganz anders, und wir sind überzeugt, daß bei der jetzigen Richtung der Gemüther in Paris schon alles Große, Gute, Edle, Wahre und Heilige auf diese Weise beschimpft, erniedrigt und verleumdet wurde. Einige der Englischen Sonntagsblätter sind allerdings auch sehr schlecht, aber sie bleiben von allen anständigen Häusern ausgeschlossen, und selbst bei den Ladendienern und Modehändlerinnen, die ihre Hauptkäufer sind, steigt einiger Zweifel über die Echtheit der skandalösen Geschichten auf, welche man ihnen von den höheren Klassen hier auftischt. In Paris hingegen liest alle Welt das „Charivari", seine Redacteure gehen überall aus und ein und schämen sich keinesweges ihres Handwerks. Seit kurzem ist es sogar Mode geworden, kleine Flugschriften zu verbreiten, welche aus solchem Material zusammengetragen sind und die auf dem Umschlag den Namen ihrer Verfasser tragen, wie zum Beispiel „die Wespen" von Adolph Karr, die „schwarzen Schmetterlinge" des Bibliophilen Jakob (P. Lacroix) und die „Persönlichkeiten" von Alphons Peyrat. Wir können den Witz dieser Lilliput-Hefte nicht besonders loben, empfehlen sie aber denen zur Durchsicht, die der Meinung sind, daß die verderblichsten Nachtheile der Presse aus ihrem anonymen Charakter entspringen.

Die einzigen irgend bedeutsamen Abendblätter sind der Moniteur parisien, das Organ der Regierung, und der Messager, der dem Grafen Walewski gehört, einem Sohne Napoleon's von einer berühmten Polnischen Schönheit. Dieser Edelmann ist in den besten Pariser Zirkeln zu Hause, und er unternahm es, die Sitten der feinen Welt in einer Komödie „die Schule der Welt" zu schildern, die auf dem Theatre français zur Aufführung kam, vom Publikum und den Feuilletons aber nicht zu beifällig aufgenommen wurde; besonders beißend fiel Jules Janin darüber her, man sprach viel von einem daraus entstandenen Duell, doch versicherte Herr Janin in einer der nächsten Nummern, daß er bis jetzt noch am Leben und ganz vergnügt wäre. Die Bonapartistische Partei, das heißt die Anhänger Louis Napoleon's, haben vor kurzem ein Journal, das Kapitol, begründet, das Herr Durand, früherer Herausgeber des „Journal de Francfort", redigirt; doch gelingt es ihnen nur wenig, Proselyten an-

zuwerben, und sie haben auch von dem Kapitel der Zufälle, welches, wie man einräumen muß, in Frankreich ein sehr wechselndes und wesentliches ist, nicht viel zu erwarten. Das Russische Interesse soll, wie es heißt, in diesem Blatte vertreten seyn.

Die öffentliche Meinung der Provinzialstädte ist gewöhnlich nur ein Echo der Hauptstadt, daher übt denn auch die Provinzial-Presse sehr geringen Einfluß aus, und wir kennen nur zwei Schriftsteller, die durch sie zu einiger Berühmtheit gelangten; es sind die Herren Anselm Petetin und Henri Fonfrede, der Eine Redacteur des Precurseur de Lyon und der Andere des Memorial bordelais. Dem Styl des Ersteren fehlt es an Politur, doch sind seine Raisonnements vernünftig und kraftvoll, und redlicherweise hat er sich immer bemüht, ein Heilmittel für die Uebel aufzufinden, die Lyon während der Handelskrisis heimsuchten, statt sie etwa zu vergrößern, um aus dem Ungemach Vortheil zu ziehen, wie es seine Pariser Kollegen wohl gethan haben würden. Er hat sich seitdem von der Presse zurückgezogen und widmet seine Zeit jetzt einzig und allein der Barre. Herr Fonfrede, der Sohn des bekannten Girondisten, ärndtete seine ersten Lorbeern in dem Bordeaurer „Memorial". Er ist ein einfacher Mann, der eine kleine Meierei an den Ufern der Garonne nahe bei der Stadt bewohnt, wohin er die Woche zwei bis dreimal in seinem Boote fährt, dabei seinem Lieblingsvergnügen, dem Fischfang, sich hingebend. Während einiger Jahre nach der Juli-Revolution, die er in Bordeaur lebhaft unterstützte, erfreute er sich einer unbegränzten Popularität, und wie die Personen, die einen lokalen Ruf genießen, gar leicht in den Irrthum verfallen, als müßte es ihnen in der Hauptstadt eben so glücken, so ging auch er 1837 nach Paris und gab als Mitarbeiter am Journal de Paris eine doctrinaire Schrift heraus, die bei Jules Le Chevalier erschien. Er hatte sich aber zu spät übergesiedelt, seine provinzielle Art, zu denken und sich auszudrücken, wurzelte schon zu fest; der feurige Eifer, mit dem er Mäßigung anrieth, gränzte ans Lächerliche, und nach kurzer Zeit beschloß er seinen Pariser Feldzug durch einen Zwist mit Herrn Guizot, den er höchst rücksichtslos in einer Flugschrift angriff. Er sagte also Paris ein ewiges Lebewohl und kehrte zurück, um den Courrier de Bordeaux herauszugeben. Ein Mann aber, den man in der Hauptstadt geprüft und mangelhaft befunden hat, ist auch bei seinen Mitbürgern nicht länger mehr ein Wunder; man beschuldigte Herrn Fonfrede, die Sache des Volkes treulos verlassen zu haben, und bei seiner Rückkehr wurde er nicht mit Jubel, sondern mit einer Kesselmusik empfangen. Es war eigentlich kein Grund für ihn vorhanden, sich dieser Unpopularität zu schämen, denn durch ein Eingehen auf die Vorurtheile der Menge konnte er wieder so populair wie möglich werden, und mit ein wenig Takt und Ruhe würde er sich den besten Journalisten Frankreichs haben anreihen können. Seine Schrift „über die Regierung des Königs und die constitutionellen Schranken" ist viel gelesen worden und hat große Verdienste.

Vor nicht langer Zeit ließ Herr von Lamartine einige Artikel in ein Journal seines Departements einrücken, die großes Aufsehen in ganz Frankreich machten, was dem besonderen Charakter und der Stellung des Mannes zuzuschreiben ist. Die hohe Moralität seines Talents, die Mischung von praktischem Sinn und von Enthusiasmus, aus der seine Philosophie besteht, der Verstand und die Logik, die seine poetische Einbildungskraft beständig in den Kreis der positiven und nützlichen Ideen zurückführen, die unwandelbare Redlichkeit seiner Absichten, haben Herrn von Lamartine eine beispiellose individuelle Wichtigkeit verschafft, die um so erstaunenswürdiger ist, da er, fern von jedem persönlichen Ehrgeize, statt im Dienste irgend einer Partei zu stehen, es oft wagt, Alle zu verwunden, indem er Allen die Wahrheit sagt.

Bis jetzt hat es immer unmöglich geschienen, in Frankreich eine Revue auf dem Fuße, wie die großen Englischen Vierteljahrschriften, zu erhalten. Dieses Phänomen, erklärt sich zum Theil durch den beständigen Wechsel der Meinungen und der Parteien, zum Theil auch durch die Flüchtigkeit eines zu ungeduldigen Publikums, das auf nichts, was es auch seyn möge, ein Vierteljahr warten kann. Die Herren Guizot und Broglie machten im Jahre 1829 einen Versuch, indem sie die Revue française gründeten, doch blieb diese Revue ganz ohne Erfolg, trotz alles Talentes, womit sie ihre politischen, kritischen und philosophischen Lehrsätze entwickelten, und ein zweiter Wiederbelebungsversuch war auch nicht glücklicher. Die Revue Trimestrielle wurde von Herrn Buchon vortrefflich redigirt, sie war aber ebenfalls nicht von langer Dauer; doch heißt es, daß sie unter vielversprechenden Auspizien wieder von neuem erscheinen werde. Die besten Sammlungen, die den Namen Revues führen, sind die Revue de Paris und die Revue des deux Mondes; man findet in denselben oft meisterhaft geschriebene Artikel, die, da sie unterzeichnet werden, natürlicherweise für individuelle Meinungen gelten und weiter keinen Einfluß ausüben, als den, welchen der Name des Verfassers hervorbringt. Man behauptet, daß während des Ministeriums Molé die beiden Revuen sich in den Parteienstreit gemischt hätten, und zwar nicht unbezahlt, doch müssen solche Beschuldigungen erst bewiesen werden.

Die Caution von 100,000 Franken, die von den politischen Blättern erlegt werden muß, vermindert natürlich deren Anzahl. Die Errichtung einiger Journale zu 40 Franken hat die anderen zwar nicht genöthigt, ihren Preis ebenfalls herabzusetzen, sie haben aber durch Vergrößerung ihres Formats ihr Einkommen selbst geschmälert. Die Stempelgebühren, die Versendungsausgaben und das Postgeld, so wie der geringe Raum, der für Anzeigen bestimmt ist, vermindern bedeutend den daraus zu ziehenden Vortheil. Ferner ziehe man davon die Interessen des Cautions-Kapitals, die Redactions- und Verwaltungsgebühren, das Papier, den Druck und dergleichen mehr ab, so wird man einsehen, daß die meisten Pariser Journale kaum ihre Kosten decken. Dies wären einfache statistische Thatsachen; bevor wir aber daraus Schlüsse ziehen, sey es uns gestattet, einige allgemeine Bemerkungen über Frankreichs und Englands Presse zu machen.

In England sind die Direktoren der Journale immer die Haupt-, ja meistentheils die alleinigen Redarteure; ihre Beschäftigungen nehmen ihre ganze Zeit in Anspruch und zwingen die meisten, die Nacht zur Hülfe zu nehmen. Sie besuchen daher sehr wenig die Gesellschaften, und nur diejenigen, welche diesen Genuß entbehren können, weihen sich dem Journalisten-Stande; der prosaische Bürger, der unruhige Advokat, der gedankenlose Dandy, sie alle blicken mit Verachtung auf den Journalisten, der doch ihres Gleichen und ihnen fast immer an Geburt, Erziehung und Verstand überlegen ist. In Frankreich beschränkt sich der Ober-Redacteur eines politischen Blattes auf die bloße Leitung desselben, und die politischen und literarischen Mitarbeiter desselben sind gemeinhin sehr zahlreich. Jeder Franzose, der sich einbildet, schreiben zu können, schreibt auch und ist auf einen von ihm verfaßten Journal-Artikel eben so stolz, wie ein junger Engländer auf eine gute Rede im Parlament.

In Frankreich kann der Haupt-Redacteur eines politischen Blattes ersten Ranges jährlich 20,000 Franken gewinnen, und seine Mitarbeiter erhalten 30 bis 50 Centimes für die Zeile. Im „Journal des Débats" ist der Preis für einen gewöhnlichen Artikel 50 bis 150 Franken; die Summe, die Jules Janin jährlich von diesem Blatte bezieht, beträgt selten weniger als 15,000 Franken. Ein Englischer Redacteur aber steht sich nur in wenigen Fällen jährlich 1000 Pfund, und die einzelnen raisonnirenden Artikel werden sehr schlecht bezahlt. Die Haupt-Ausgaben des besten Englischen Journals bestehen in dem Gehalte für die Redacteure der Parlaments-Debatten und der Neuigkeiten, was bei wichtigen Gelegenheiten sehr bedeutend ist. In England geben die Blätter nur die öffentliche Meinung wieder, in Frankreich schreiben sie dieselbe vor. In England ist der leitende (leading) Artikel die am wenigsten anziehende Spalte, in Frankreich sucht man nur den Haupt-Artikel aus Paris. In England werden alle interessante Fragen bei öffentlichen Versammlungen oder bei Diners verhandelt, in Frankreich ist nach dem Schluß der Kammern die Presse fast der einzige Kampfplatz für alle Verhandlungen. Die eine Hälfte des Englischen Journals ist mit weitschweifigen und langweiligen Vorträgen sehr langweiliger Redner angefüllt, in den Französischen Journalen ist die glänzende Rede Lamartine's über die Emancipation der Sklaven die einzige außerhalb der Kammern gehaltene, welche seit Monaten in ihre Spalten aufgenommen wurde. Im Laufe der letzten Jahre haben die Französischen Journale eine Revolution hervorgerufen und ein Ministerium nach dem anderen gestürzt. Die einzige Coalition der einflußreichsten Journale Englands während desselben Zeitraums hatte die Annahme des Armengesetzes zum Gegenstand, und sie sind damit durchgefallen.

(Schluß folgt.)

Von der Erfindung des Telegraphen.

Claude Chappe, der Erfinder des Telegraphen, war zu Brulon, Departement der Sarthe, im Jahre 1765 geboren. Im Alter von zwanzig Jahren machte er sich durch einige Abhandlungen über Gegenstände aus der Physik bekannt und wurde deshalb im Jahre 1792 in die philomatische Gesellschaft aufgenommen. Man erzählt, daß, als er sich in seinem Jünglingsalter im Seminar von Angers aufhielt und seine Brüder in einer nicht weit davon entfernten Pensions-Anstalt, der Wunsch, mit ihnen in Verbindung zu stehen, in ihm die erste Idee zu der Telegraphie, wie wir sie noch kennen, geweckt habe. Nach Anderen ist der Telegraph erst im Jahre 1791 von ihm erfunden, um mit seinen Freunden zu korrespondiren, und diese Versuche gelangen über Erwartung. Seitdem war Chappe unausgesetzt bemüht, seine Erfindung zu verbessern, und als er sein Ziel erreicht hatte, als seine Sprache, seine Signale und seine Instrumente diejenige Vollkommenheit zeigten, die er ihnen nur verleihen konnte, wendete er sich mit seinen Resultaten im Jahre 1792 an die gesetzgebende Versammlung und übersandte ihr seine Maschine, die er Telegraphen nannte. Am 4. April 1793 (vergl. Moniteur, p. 417) stattete Romme, im Namen des vereinigten Unterrichts- und Kriegs-Comité's, seinen Bericht über diese Erfindung ab. Er sagte unter Anderem: „Zu allen Zeiten hat man das Bedürfniß eines schnellen und sicheren Mittels gefühlt, um auf große Entfernungen zu korrespondiren. Namentlich aber ist es in Land- und Seekriegen nothwendig, schnell die sich drängenden Ereignisse sich gegenseitig mitzutheilen, entweder Befehle zu überbringen oder einer belagerten Stadt den herannahenden Entsatz anzuzeigen, einer Truppen-Abtheilung, daß sie eingeschlossen werde u. s. f. Die Geschichte bewahrt das Andenken von mehreren in dieser Absicht unternommenen Versuchen, aber sie wurden, als unzureichend und in der Ausführung mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft, aufgegeben." Indem Romme darauf zur Würdigung von Chappe's Verfahren übergeht, sagt er: „Chappe bietet ein sinnreiches Mittel an, in der Luft zu schreiben, wozu es nur weniger Zeichen bedürfe, einfach wie die gerade Linie, woraus sie bestehen, deutlich von einander geschieden, schnell ausführbar und auf große Entfernungen erkennbar." Auch machte der Berichterstatter noch aufmerksam darauf, daß die Zwischenträger keine Kenntniß vom Werthe der Zeichen hätten, so daß die geheime Botschaft, deren Ueberbringer sie seyen, von ihnen nicht verrathen werden könnte. Der Konvent votirte eine Summe von 6000 Francs zur Errichtung einer Korrespondenz-Linie, die ausreichend wäre, um auf ihr genügende Aufschlüsse zu erhalten.

Am 26 Juli 1793 (Moniteur, p. 894) erstattete Lakanal Bericht im Namen der Kommission über die Ergebnisse, zu denen man durch die vom Bürger Chappe vorgeschlagene tachygraphische Methode ge-

kommen wäre. Seine Berichterstattung geht bis ins Einzelne, daß nämlich am 12. Juli Versuche auf einer Linie von vier Myriametern (die Zwischenposten befanden sich aber in Menilmontant, Ecouen, St. Martin-du-Tertre) angestellt worden, daß die Depesche den Vermittelungs-Beamten unbekannt geblieben sey, daß die Nachricht von Paris nach Valenciennes in 13 Minuten 40 Sekunden gelangen könne, und daß die Herstellung einer solchen Linie zwischen beiden Punkten auf etwa 38,000 Francs würde zu stehen kommen. Die Versammlung äußerte ihren lauten Beifall, dekretirte einmüthig den Vorschlag Lakanal's und beauftragte den Kriegs-Minister Bouchotte mit der Ausführung der Sache. Man bewilligte dem Erfinder den Titel eines Ingénieur-télégraphe und den Gehalt eines Lieutenants vom Genie-Wesen.

Der Konvent hatte mit Eifer diesen außerordentlichen Weg der Centralisirung ergriffen. Die Feinde desselben, die ohne Gegen-Anstalten waren, mußten jeden Augenblick im Nachtheil seyn; der Konvent that seine Züge mit Sicherheit, machte die Gegner matt, weil er sich in der Lage fand, Alles zu wissen und zur Wissenschaft zu bringen mit der Blitzesschnelle seines Wortes und der Energie seines Willens. Einige Zeit nach der Annahme des Lakanalschen Projektes zeigte bei Eröffnung einer Sitzung der Präsident der Versammlung an, daß die Nachricht von der Einnahme Condé's auf telegraphischem Wege eingelaufen wäre. (Condé liegt an der Schelde.) Der Konvent dekretirte, daß die Nord-Armee sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe, und daß die Stadt Condé hinführo den Namen Nord-Libre führen sollte. Nach kurzer Pause berichtete der Präsident, das Dekret sey in Condé angekommen — es werde gedruckt — die Armee nehme den Beschluß mit Beifall auf. Dieselbe Versammlung, die auf solche Weise den großen Nutzen der telegraphischen Mittheilungen einsah, beschloß die Bildung mehrerer Communications-Linien, um alle Gränzpunkte und alle Provinzen dem Centralsitz des Landes durch reißend schnelle Mittheilungen aufs engste zu verbinden.

Eben so wußte Napoleon bei seinen Feldzügen, namentlich im Kriege von 1805, unermeßliche Vortheile von dem Telegraphen zu ziehen. Er hatte eine Linie von München nach Straßburg anlegen lassen. Als die Oesterreicher ihn nun mit einem Zuge nach England beschäftigt glaubten und nach dem Rhein vorrückten, ohne die verbündeten Russen zu erwarten, zog Napoleon, durch den Telegraphen von ihren ersten Bewegungen unterrichtet, mit verschiedenen Heerhaufen voraus, während die Haupt-Armee in Eilmärschen nachfolgte, bekam durch bewunderswürdige Manöver*) die Oesterreicher bei Ulm im Rücken und zwang 40,000 Mann in einer wohlbefestigten Stadt, die Waffen zu strecken.

Seit Erfindung des Telegraphen durch Chappe hat man eine Menge Thatsachen vorgebracht, um ihm die Ehre der Entdeckung streitig zu machen; es ist eine Unzahl Flugschriften erschienen, die immer das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten, nämlich die Nützlichkeit und Neuheit der Erfindung, bewiesen. Erschöpft von so vielen Anfeindungen, legte Chappe sein Haupt in die Grube im Jahre 1805, 40 Jahre alt. — Es ist unzweifelhaft, daß der Gedanke, auf weite Entfernungen Mittheilungen zu machen, vor ihm bekannt und benutzt war, aber er erfand ein bequemes Werkzeug, welches im Stande war, eine genügende Anzahl von Zeichen fortzupflanzen, wie auch einfache Zeichen, die mit Hülfe der Dyadik alle Meldungen, Wörter, Phrasen, die man irgendwohin will gelangen lassen, mittheilen. Auch hat man seit Chappe nicht aufgehört, den Telegraphen zu benutzen und zu vervollkommnen, aber vor ihm gab es nur noch fruchtlose Versuche. Ungeachtet der Bemühungen des Alterthums, konnte es nicht dazu gelangen, ein genügendes System der Telegraphik zu gewinnen. Erst im 18ten Jahrhundert erfand ein Franzose, der die Vorarbeiten der Alten und die Fortschritte der Neueren in der Optik benutzte, ein neues Mittel der Fernschreibung. In der That, um in die Ferne schreiben zu können, muß man auch in die Ferne sehen können, und so verdanken die Neueren ihre Forschritte der Anwendung des Teleskops für die Telegraphie. Diese Einrichtung erlaubte, die Zahl der Observations-Warten zu vermindern. Aber noch war eine Schwierigkeit zu überwinden, sollte man die gewöhnliche Buchstabiermethode anwenden, um Sylben und Wörter zu bilden? Diese Art war langwierig und schwer, und man erfand ein neues Verfahren, den Gebrauch von Chiffern. Also die Zeichen, auf eine kleine Anzahl beschränkt, durch ein einfaches Werkzeug ausgeführt, aufgenommen durch das Teleskop, ist die Kunst der modernen Telegraphie. Die Ehre dieser merkwürdigen Erfindung gebührt Frankreich; denn zwei Franzosen, Amontons und Chappe, glänzen an der Spitze der telegraphischen Wissenschaften.

Man begreift nicht recht, warum das Verfahren Amontons' nicht zur Ausführung kam, wenn man nicht wüßte, daß die Nationen nur der Dinge sich bedienen, die sie nöthig haben. Die Europäischen Regierungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sahen sich nicht in der Nothwendigkeit momentaner Mittheilungen; Amontons' Entdeckung wurde gelobt, bewundert, aber mehr als eine Kuriosität. Die Französische Revolution, welche die Welt in Gährung setzte, welche das Band der Völker unter einander enger knüpfte und die Isolirung aufhob, war dazu berufen, die ersten Telegraphen ins Werk zu setzen, und der Konvent, dieselben politischen Zwecken dienstbar zu machen. Man sah auch bald den ganzen Werth der Erfindung ein und kann nun, sie zu vervollkommnen. Der Verbesserungen sind noch viele zu machen; denn Nacht, Nebel, Regen können eine Mittheilung verhindern. Bis jetzt hat man aber ohne Erfolg versucht, diesen Hindernissen zu begegnen, und selbst Laternen, welche man an den Balken des Telegraphen anbrachte, haben der Unbequemlichkeit nicht abgeholfen.

Schon 1744 wollten Engländer, namentlich Cavendish, die Elektrizität zu telegraphischen Mittheilungen benutzen. Vermittelst Entladung elektrischer Batterieen kommunizirten sie auf eine Entfernung von zwei Meilen. 1790 schlug Reveroni St. Cyr vor, durch einen elektrischen Telegraphen den Ausfall der Lotterie-Ziehung anzuzeigen, um den Betrügereien gewisser Leute zuvorzukommen. 1796 las Dr. Francesko Salva in der Akademie zu Barcelona eine Abhandlung über Anwendung der Elektrizität zu Telegraphen vor, aber diese Vorschläge kamen nicht zur Ausführung.

Bis jetzt stand der Thelegraph im Dienste der Regierung, indeß kann Wissenschaft und Handel nur gewinnen, wenn derselbe auch zu ihren Diensten ist. Im Jahre 1837 hat die Schwedische Regierung eine telegraphische Linie zwischen Stockholm und Fornsund errichtet. Privatleute haben die Erlaubniß, gegen eine Entschädigung von etwa 10 Rthlr. für jede Depesche, davon Gebrauch zu machen. Es ist zu bedauern, daß Frankreich, die Erfinderin dieser Kunst, die Wohlthaten derselben durch ein ähnliches Verfahren noch nicht allgemeiner gemacht hat. Dieses wäre nur eine der unmittelbarsten Folgen des — sey es optischen oder elektrischen — Telegraphen. Für den Gedanken den Raum zu vernichten, wie die Eisenbahn und die Dampfkraft ihn für den Körper abkürzen, die Menschen und Nationen zu verbinden, die Einheit der Europäischen Conföderation vorzubereiten, indem man ihr die Mittel zu den nothwendigen Mittheilungen giebt, das sind die Folgen von der Erfindung des Telegraphen, seines Entwicklungsganges und seiner unverweigerlichen Preisgabe für die Mittheilungen der Individuen. Erst, wenn diese Resultate erreicht sind, kann Europa auf diese Erfindung stolz seyn. (F. F.)

*) Er zog durch das neutrale Anspachsche Gebiet; demzufolge Preußischer Seits die Note des Ministers Freiherrn von Hardenberg vom 14. Oktober an Duroc und Laforest.

Mannigfaltiges.

— Gedichte von Alfred de Musset. Unter den neueren lyrischen Dichtern, die auch von einem größeren Publikum in Frankreich gelesen werden und nicht bloß für ihre Vettern und Muhmen, oder wohl gar nur zu ihrer eigenen Erbauung, ihre gesammelten Verse drucken lassen, ist Herr Alfred de Musset einer der Begabteren. Es gehört in Frankreich, wie in Deutschland und England, zu den seltenen Erscheinungen, daß eine neuere Sammlung von Gedichten es bis zur zweiten Auflage bringt. Herr de Musset hat diesen Triumph erlebt, und zwar ist mit seinen Poésies complètes zugleich eine neue Auflage seiner Confession d'un enfant du siècle und seiner dramatischen Sprüchwörter, zusammen in drei Bändchen, erschienen. Die Gedichte sind durch manches neuhinzugekommene anmuthige Lied bereichert. Wir sagen absichtlich „Lied", weil die Chansons von Alfred de Musset nicht in dem Maße ausschließlich Französisch sind, wie etwa die neckenden und zum Theil unübersetzbaren Refrains von Beranger, sondern in der That Etwas von den gemüthvollen Tönen eines Deutschen Liedes haben. Selbst in dem nachfolgenden Chanson z. B. wird man, so leichtfertig das Thema auch ist, eine gewisse Sentimentalität nicht verkennen:

J'ai dit à mon coeur, à mon faible coeur:
N'est-ce point assez d'aimer sa maitresse?
Et ne vois-tu pas que changer sans cesse —
C'est perdre en désirs le temps du bonheur!

Il m'a répondu: Ce n'est point assez,
Ce n'est point assez d'aimer sa maitresse;
Et ne vois-tu pas que changer sans cesse —
Nous rend doux et chers les plaisirs passés!

J'ai dit à mon coeur, à mon faible coeur:
N'est ce point assez de tant de tristesse?
Et ne vois-tu pas que changer sans cesse —
C'est a chaque pas trouver la douleur?

Il m'a répondu: Ce n'est point assez,
Ce n'est point assez de tant de tristesse;
Et ne vois-tu pas que changer sans cesse —
Nous rend doux et chers les chagrins passés?

Wir haben es versucht, dieses Lied zu übertragen, gestehen jedoch, daß, so leicht es uns auch schien, da sich die Zeilen in jedem Verse beinahe sämmtlich wiederholen, gerade diese Wiederholung uns in der Deutschen Version nur wenig befriedigt. Doch wir theilen den Versuch mit, vielleicht gelingt es einem Anderen, es besser zu machen.

Zum Herzen sprach ich: O, mein schwaches Herz,
Ist's nicht genug, der Einen angehören?
Heißt nicht: im Wechsel gar nicht aufzuhören —
Mit Glück und Sehnsucht treiben seinen Scherz?

Darauf mein Herz: Nicht ist's genug allein,
Nicht ist's genug, der Einen angehören;
Heißt nicht: im Wechsel gar nicht aufzuhören —
Den alten Freuden neuen Reiz verleih'n?

Und wieder sprach ich: O, mein schwaches Herz,
Willst du der Trauer denn nicht endlich wehren?
Heißt nicht: im Wechsel gar nicht aufzuhören —
Mit jedem Schritt erneuern seinen Schmerz?

Darauf mein Herz: Nicht ist's genug der Pein,
Nicht thut es Noth, die Trauer abzuwehren;
Heißt nicht: im Wechsel gar nicht aufzuhören —
Den alten Schmerzen neuen Reiz verleih'n?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Mittwoch den 15. Juli 1840.

Italien.

Die Erziehung, wie sie seyn soll.*)

I. Die Eigenschaften des Erziehers.

Die Schwierigkeiten der Erziehung würden allein in der schlechten Natur des Zöglings liegen, wenn der Lehrer weiter nichts zu thun hätte, als zu kommandiren, und wenn man sicher wäre, durch dieses vielleicht mit Belohnungen und Strafen begleitete Kommando unfehlbar auf den Willen zu wirken. Es würde dann hinreichen, zu sagen: „ich will", und es kostet so wenig, es ist so angenehm: „ich will" zu sagen. Aber leider läßt sich das menschliche Herz durch nichts weniger leiten, als durch den bloßen Befehl. Und selbst wenn derselbe einen äußeren Gehorsam erzwingen könnte, würde er auch den Willen fügsam machen, würde er die innere Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, zu gehorchen, schaffen, würde er die geistigen Fähigkeiten der Kinder entwickeln und regeln? Er ist vielleicht zuweilen von glücklichen Wirkungen begleitet, wenn er mild ist, wenn das Vernünftige desselben gleich in die Augen fällt, wenn er von einer geliebten und geachteten Person einem Kinde gegeben wird, das durch die Güte seines Charakters und durch andere Erziehungsmittel dazu geschickt gemacht worden, bereitwillig oder wenigstens mit Resignation zu gehorchen; aber das Befehlen an sich, das Befehlen allein hat keinen Werth für die Erziehung; es ist nur dazu gut, die Herzen zu verhärten und zu entfremden.

Die Schwierigkeiten der Erziehung liegen in dem Erzieher selbst; darum ist das Erziehen ein so schweres, darum aber auch ein so erhabenes, dem, der sich ihm widmet, nützliches Geschäft, ein Geschäft, das so angenehm auszuüben ist und so voll von jenem höheren Genuß, der die unter der Last der Miseren dieser Welt niedergedrückte Seele allein aufzurichten vermag.

Zwei Dinge gehören vorzüglich dazu, um ein guter Erzieher zu seyn: erstens der feste Entschluß, sich mit Eifer mit der Erziehung zu beschäftigen. Versteht sich dies nicht von selbst, wird man sagen. Weiß nicht Jeder, der sich der Erziehung widmet, daß er sich damit beschäftigen muß? Aber wenn ich sage: beschäftigen, so meine ich es nicht so, daß man nebenher den Zerstreuungen der Welt nachgehen und überhaupt auch Anderes treiben kann; ich meine: sich mit allen Kräften und Fähigkeiten darauf legen und die Erziehung seiner Kinder oder Zöglinge als seine einzige oder wenigstens als seine Hauptarbeit betrachten, als den Zweck des Lebens, als eine von Gott selbst auferlegte Mission.

Nur durch sorgfältige beharrliche Beobachtung kann man eine sichere und tiefe Kenntniß der Erziehungskunst erlangen. Nur auf diesem Wege kann der Erzieher den Charakter seiner Zöglinge kennen lernen. Die Bücher über Erziehung reden ihm eine unverständliche Sprache, denn die Bücher nützen nur dem Praktiker; nur diesen lehren sie die Vorschrift, die sie immer nur in allgemeinen, unbestimmten Worten ausdrücken, auf den einzelnen Fall anwenden. Wenn wir Linné's Werke auswendig wüßten, würden wir darum schon die Natur kennen, so lange wir nicht selbst die Pflanzen und die Thiere, die dieser Schriftsteller beschrieben hat, beobachtet und zergliedert haben? Und ist der, welcher nicht mit eigenem Schweiß das Feld, das er anbauen will, benetzt hat, darum schon ein guter Landwirth, weil er Columella und Varro gelesen hat? Nein; wenn andere Geschäfte deine Zeit in Anspruch nehmen, wenn du dich nicht entschließen kannst, dich dem Berufe des Erziehers ganz zu widmen, so gieb dich nicht für einen solchen aus. Du würdest dir nur Verdruß ohne Trost zuziehen und deine eigenen Hoffnungen wie die der Anderen täuschen; auch nicht der kleinste Erfolg würde deine halben Bemühungen belohnen. Hast du aber die Zeit und den Willen, dich ganz und gar der Erziehung zu widmen, dann fürchte nichts. Nicht dürfen dich dann die Hindernisse und Schwierigkeiten jeder Art von außen, wie in dir selbst, nicht deine Fehler und Mißgriffe muthlos machen. Gehe nur mit festem Schritt vorwärts. Im Machen lernst du gut machen, und früh oder spät wirst du Meister in dieser Wissenschaft, die sich nicht lehren läßt und die nur der Lohn der Thätigkeit, der Ausdauer, des Denkens und der Arbeit ist.

Aber damit der Erzieher aus der Beobachtung der Dinge lerne, muß er damit eine gründliche und redliche Beobachtung seiner selbst verbinden. Ohne Kenntniß des menschlichen Herzens ist man nicht im Stande, Kinder nach Gefallen zu leiten, und wie will man das Herz der Anderen kennen, ohne das seinige beobachtet zu haben?

Wir haben Alle, mehr oder weniger entwickelt, dieselben Neigungen zum Bösen, dieselben Keime der Tugend in uns. Der Eindruck, den die äußeren Dinge auf uns machen, lehrt uns die Wirkung kennen, welche dieselben Dinge in der Seele der Kinder hervorbringen. Wenn wir an uns erfahren haben, wodurch man eine böse Gewohnheit zerstört oder eine gute annimmt, so werden wir in ähnlichen Fällen auch unsere Zöglinge zu leiten wissen. Die Kenntniß und Erziehung des eigenen Selbst kann uns allein bei der Erkenntniß und Erziehung der Anderen zur Regel dienen. Die moralische Welt ist für uns ganz in uns selbst konzentrirt, und wir können die Erscheinungen und Gesetze derselben nur auf ähnliche Weise erkennen, wie wir etwas von den Erscheinungen und Gesetzen der physischen Welt entdecken, d. h. durch Beobachtung.

Ein in sich gekehrter, denkender Mensch, der viel mit sich gelebt hat, ist schon dadurch allein ein trefflicher Erzieher. Will er ein Kind von einer schlechten oder unpassenden Handlung zurückhalten, so wird er ihm das Häßliche und die üblen Folgen derselben anschaulich darstellen. Will er es zum Guten und zur Tugend führen, so weiß er, welche Gründe er geltend zu machen hat, um das Kind für seine Absichten zu gewinnen. Wenn er den Mund öffnet, so weiß er, welcher Worte er sich zu bedienen hat, um ein junges Herz zu rühren; er weiß die, welche wehe thun, zu vermeiden, und die, welche überzeugen, anzuwenden. Er kennt die Wirkung, die er hervorbringt: in einem unartikulirten Wort, in einem Blick, in einer Muskelbewegung erkennt er den Gedanken und den Willen, der sich nicht zu äußern wagt. Kurz, er handhabt die Seelen der Kinder mit gleicher Sicherheit und Leichtigkeit, wie der Tonkünstler das Instrument, mit dem er vertraut ist.

Um aber diese tiefe und klare Kenntniß unserer selbst, die uns in der Seele der Anderen lesen läßt, zu erreichen, muß man sich muthig entschließen, sich von den äußeren Dingen loszumachen; man muß sich in der Stille der Einsamkeit gefallen, sich der Ruhe des Denkens hingeben und auf die Stimme des Innern lauschen. Diese Stimme, erst schwach, undeutlich, läßt sich bald hell vernehmen, und selbst im Tumult des Lebens räth sie uns als ein weiser, verständiger Freund, der uns nie verläßt. Wir beobachten dann unsere kleinsten Seelenbewegungen; eine Veränderung der Lage, ein neues Ereigniß macht einen Eindruck auf uns, der uns einen Blick in uns selbst thun läßt. Wir müssen uns aber nicht begnügen, diese Entdeckungen zu machen, sondern sie aufschreiben, die Vergleichungen, die Ansichten, die Gedanken, die sich daraus ergeben, notiren, gleich dem Naturforscher, der die Form eines Blattes oder den Flügel eines Insekts aufs genaueste beschreibt.

Junge Erzieher, nehmt dieses Verfahren an. Studirt euch selbst und schreibt, und ihr werdet das ganze menschliche Geschlecht studirt haben.

Brauche ich erst zu sagen, daß der Erzieher seine Zöglinge lieben muß? Ich würde glauben, meine Leser zu beleidigen, wenn ich hierauf in allgemeinen Ausdrücken dringen wollte; aber es wird nicht überflüssig seyn, etwas näher ins Einzelne einzugehen.

Wenn die Kinder liebenswürdig, gelehrig, gut und klug sind, so werden sie von selbst Liebe einflößen. Aber bei Kindern, die von der Natur vernachlässigt, die dumm, eigensinnig, arrogant, tückisch, neidisch sind, ist diese Liebe, außer bei den Aeltern, eine Tugend, und eine schwere Tugend. Ich will nicht behaupten, daß man so abschreckenden Kreaturen dieselbe Freundlichkeit und Zutraulichkeit zeigen muß oder auch nur kann, die uns die offenen und liebenswürdigen Charaktere abgewinnen; im Gegentheil. Schlechtgearteten Kindern mit Vorsicht Liebesbeweise geben, und zwar nur so oft, als sie ihre bösen Neigungen bekämpfen, während man ihnen in der Regel ein ruhiges und heiteres, aber ernstes Gesicht zeigt, das heißt sie lehren, um welchen Preis Achtung und Liebe zu erlangen sind.

Es ist leicht, sich nicht von den körperlichen Fehlern eines Kindes gegen dasselbe einnehmen zu lassen; desto mehr können die moralischen Fehler einen Erzieher, der für das Gute und Edle glüht, erbittern und abstoßen. Ich habe Personen von den größten Vorzügen gekannt, mitleidig, rein, der größten Opfer fähig, voll Empfänglichkeit für die Schmerzen und Freuden der Freundschaft, die aber ihren Zorn nicht im Zaum halten konnten, wo sie einen Mangel von Aufrichtigkeit, eine Handlung des Egoismus oder andere leichte Laster sahen, die in der Regel unbemerkt vorübergehen, in ihren Augen aber

*) Aus der Italiänischen Zeitschrift Guida dell' Educatore e letture per i fanciulli, redigirt von Raphael Lambruschini.

unerträgliche Auswüchse waren. Das ist der Zorn der Tugend, ein Zorn, der edel und heilig ist, wenn er den verhärteten Sünder andonnert und zerknirscht, aber den jungen Herzen, die sich nur der Liebe öffnen, schädlich.

Die Liebe, der die Seelen der Kinder gehorchen, ist keine weichliche, schwache Zärtlichkeit. Niemand achtet mehr als ich die Milde, die Gott in das Heez der Frauen gelegt, und wenn ich eine Mutter die Pflichten ihrer Mutterschaft erfüllen sehe, so bin ich versucht, mich wie vor einem übermenschlichen Wesen zu neigen, denn sie ist für mich ein lebendiges Bild der Vorsehung. Aber diese Bewunderung läßt mich die Pflichten meines Berufs nicht übersehen. Ich kann nicht sagen, daß bei uns die Liebe der Mütter im Allgemeinen von der Art ist, wie sie zur Erziehung gehört. Es ist vielmehr eine Liebe, die die Kinder verdirbt, weil sie schwach ist und die Schwäche der Mutter verräth. Nur Schwäche ist es, sich zuweilen gegen ein strafbares Kind erhitzen und sich beständig über seinen Ungehorsam beklagen. Festigkeit dagegen ist es, ihm unerschütterlich zu verweigern, was es nicht bekommen soll, sich nicht rühren zu lassen, wenn seine Augen sich mit Thränen füllen oder seine üble Laune ausbricht, besonders aber seinen Liebkosungen zu widerstehen, wenn diese nur ein Kunstgriff sind, um das zu erlangen, was man ihm verweigert. Die wahre Festigkeit gehört jedem Moment an; die Frau, die sie besitzt, weiß mit einer gewissen Würde milde Sitten und Worte zu veebinden, sie überläßt sich nicht unmäßigen Liebkosungen und bewahrt in der mütterlichen Zärtlichkeit die Besonnenheit und Autorität der Erzieherin.

Das Uebermaß von Nachsicht von Seiten der Mütter und von Strenge von Seiten der Erzieher stammt aus einem und demselben Irrthum. Man hält sich bloß an das, was das Kind, das man liebt, gegenwäetig ist; man liebt oder zürnt dem Kinde, das man vor sich hat, vergißt aber dabei ganz den inneren Menschen, den die Erziehung bilden soll. So betrachtet der rohe Mensch bewundernd einen Marmorblock von glänzender Weiße, während er eine Lehmmasse mit Füßen tritt. Aber der erleuchtete Mensch entdeckt in dem Lehm, wie in dem Marmor, ein Bild der Gottheit; er hebt jenen auf und formt ihn mit Emsigkeit, er behaut diesen mit Muth, mit Kraft und scheut sich nicht, Unebenheiten, deren Glanz den Haufen blendet, abzuschneiden, und bald sind Lehm und Marmor verschwunden, es sind Formen daraus geworden, die zu leben scheinen, Wesen, die vom Himmel herabgestiegen sind.

Bewundert auch ihr, allzu zärtliche Mütter, unter den äußeren und vergänglichen Reizen eures Kindes, unter jener gebrechlichen Hülle, den wahren Menschen, der allein schön und unsterblich ist. Scheut euch nicht, den sinnlichen Menschen zu betrüben, ihn zu eurem Feind zu machen, wenn dies das Mittel ist, den geistigen Menschen in seinem ganzen Glanze hervorteeten zu lassen und ihn für die Ewigkeit zu eurem Freund zu machen. Behauet den schönen Marmor nach dem himmlischen Urbild. Und ihr, ihr Erzieher, bewundert doch in einer rohen und entarteten Natur die verborgenen Formen der Schönheit. Verachtet diesen Lehm nicht, sondern sucht ihn zu formen; liebet schon jetzt die edle Gestalt, welche die Erziehung aus diesem scheinbar so unedlen Stoff schaffen soll; sagt nicht: „Es wird doch nur eine Statue von Lehm seyn", der Hauch des Lebens kann auch den Lehm beseelen.

Eine Liebe von einer Kraft, von einer Reinheit, wie sie der Natur so fremd sind, und welche zugleich das Herz des Zöglings und das des Erziehers veredelt, eine Liebe so verschieden von der, wie sie die Jugend gewöhnlich einflößt, ist nicht leicht zu erwerben. Sie kann sich nur im Gefolge einer großen Zahl von Tugenden in uns ausbilden. Besonders aber giebt es eine, ohne welche alle andere unfruchtbar sind. Um die Autorität zu mildern und sie unseren Zöglingen zu versüßen, um sie zu lieben, selbst dann wenn sie uns Verdruß machen, um zu machen, daß sie uns lieben selbst dann, wenn wir genöthigt sind, sie zu strafen, dazu gehöet Demuth. Junge Erzieher, laßt euch von diesem Namen nicht zurückschrecken; ändert ihn, wenn ihr wollt, aber schätzet und liebet die Sache. Die Demuth ist eine Gerechtigkeit, welche, während wir so schnell die Fehler Anderer aufzufinden wissen, uns auch die eigenen erkennen läßt, welche, während wir auf unsere Rechte eifersüchtig und über die geringste Verletzung empört sind, uns auch die Rechte Anderer zeigt, die wir achten sollten, und die Verletzungen, deren wir selbst uns schuldig machen, und diese Gerechtigkeit trägt so viel dazu bei, uns Achtung zu verschaffen, daß kein Mittel sicherer dazu führt, die Autorität in ihrer ganzen Kraft zu erhalten und selbst zu steigern. Die Demuth wirkt aber noch viele andere Wunder in dem, der sie besitzt: sie giebt ihm nicht bloß Kraft, den Demüthigungen, mit denen die Laufbahn des Erziehers übersäet ist, ohne Schrecken entgegenzusehen, sondern sie macht ihm dieselben sogar lieb. Sie zieht ihn von sich selbst ab; sie triumphirt über den maßlosen, unersättlichen, sich selbst anbetenden Egoismus, und die freie Seele erhebt sich dann zu Gedanken, welche die stolze Weisheit nie gekannt hat; sie empfängt die heilige Weihe jener geheimnißvollen Liebe, welche im Opfer Freude findet. Dann erst fängt die Seele an, wahrhaft religiös zu seyn. Und ihre Religion ist kein Prunken mit Worten, die nur zu oft Lüge sind, sondern ein tiefer Glauben, der außerordentlich zurückhaltend ist, ich möchte beinahe sagen, ein schamhafter Glauben. In der That: die Jugend erziehen und keine Religion haben, sind zwei unverträgliche Dinge, nicht bloß weil der Erzieher seinem Zögling nicht die Religion des Herzens einflößen kann, wenn er sie selbst nicht in sich hat, sondern auch, weil er dann jener erhabenen Ideen unfähig ist, die sein Beruf erfordert. Nie wird er über den Willen seines Zöglings die erforderliche Autorität erlangen, wenn er nicht die verborgenen Motive kennt, die denselben zu leiten vermögen, und wenn er nicht die erhebenden Wirkungen empfunden hat, die der innere Umgang mit dem großen Wesen hervorbringt, das die Quelle alles Wissens, aller Macht und alles Guten ist. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Französische Journalismus.

(Schluß.)

Ein Politiker kann in Frankreich durch sein Journal sich bekannt machen und, wenn seine Prinzipien ans Tagesruder kommen, vom Journalisten zum Minister vorrücken. In England giebt es auch nicht ein einziges Beispiel, daß ein Zeitungsschreiber einzig und allein durch seine Artikel zum Minister emporgestiegen wäre. In England ist ein Journal eigentlich nur eine Handels-Speculation, in Frankreich war es bis jetzt immer der Ausdruck einer Partei, ein Meinungs-Organ. In England kann man ein Journal wie eine alte Bank oder wie eine Domaine betrachten; nichts ist schwieriger zu begründen und nichts schwerer zu zerstören, als eine gute Annoncen-Kundschaft, und darin besteht der Werth eines Englischen Journals. Als der „Courier" voe zehn oder zwölf Jahren bedeutend herabgekommen war, galt er immer noch für sehr einträglich, denn man veranschlagte seinen Werth noch auf 30,000 Pfund, und man würde die „Times" weit unter ihrem Werthe abschätzen, wenn man sie nur eine halbe Million Pfund Sterling tariren wollte. In Frankreich würde es sich nicht verlohnen, ein Journal auf mehrere Jahre zu kaufen, und der Tod eines populairen Redacteurs wäre selbst für das beste Blatt unheilbringend. In England wüeden alle dem Kabinet zu geheimen Fonds bewilligte Summen kaum hinreichen, um auch nur ein Blatt zweiten Ranges an sich zu bringen, denn hier läßt sich ein Oppositions-Organ nicht erkaufen. In Frankreich hingegen wird es der Regierung sehr leicht, ein Journal zu gewinnen, oder eines zu begründen, odee ein anderes zu begünstigen, indem man dem Redacteur einen Posten verleiht, und wenn diese Taktik nicht noch öfter angewendet wied, so kommt dies daher, weil der Journalismus die Lebenskraft und die beständig sich erneuernden Köpfe der mythologischen Hydra besitzt. Zum Lobe der Französischen politischen Schriftsteller müssen wir hinzufügen, daß sie alle einen gewissen Anstand bei ihren Streitigkeiten beobachten, während die Englischen Journalisten ihre Ausdrücke leider nur zu oft dem Wörterbuch der Fischweiber und O'Connell's entlehnen, die ohne jene Herren ein Monopol darauf besäßen.

Alles, was wir so eben gesagt, bezieht sich nur auf den politischen Theil der Blätter; hinsichtlich der Literatur fällt jede Vergleichung entschieden zum Nachtheil Frankreichs aus. Der kameradschaftliche Geist, den Sceibe so trefflich in seinem unterhaltenden Lustspiel schildert, ist vielleicht gleich thätig in beiden Ländern. „Eine Hand wäscht die andere", sagt das Sprüchwort. Wenn nun eine literarische Schule sich eines Journals bemächtigt, so waschen sie sich einander um die Wette; weiß man nicht recht, wie man sich aus der Verlegenheit ziehen soll, in die man durch die Nothwendigkeit versetzt wird, über das Buch eines Mitarbeiters zu referiren, so giebt man es wo möglich einem anderen Redacteur derselben Schule, einem vertrauten Freunde, und man ist dadurch einer Aufforderung zur nachsichtigen Beurtheilung überhoben. Man hat uns zwar versichert, daß die Englischen Schriftsteller und Schauspieler, die gewisse Kritiker zu Gaste laden, besser beurtheilt werden, als andere minder Vorsichtige; doch haben wir noch nie gehört, daß irgend ein noch so wenig ehrenwerthes kritisches Journal Englands die Gewohnheit besäße, die Künstler und Schriftsteller auf Robin des Rothen Art zu brandschatzen. Dagegen wird versichert, daß die meisten Französischen Blätter hauptsächlich von deelei Abgaben leben. So wird zum Beispiel erzählt, daß bei Nourrit's Abreise nach Italien der Redacteur eines musikalischen Blattes zu dessen Nachfolger Duprez gekommen sey und ihm unter tausend Komplimenten zu verstehen gegeben habe, daß Nourrit ihm beständig 2000 Franken jährlich bezahlt hätte. Dergestalt überfallen, bot Duprez ihm die Hälfte der genannten Summe an, die der Journalist achselzuckend mit der Versicherung annahm, daß er dabei auf sein Ehrenwort tausend Franken verlöre.

Wie die Sachen jetzt stehen, wäre es verlorene Mühe, den Journalismus angreifen zu wollen. Er ist das Volk in Folio, wie Balzac sagt, der einen ganzen Roman gegen die Journale geschrieben hat. Die Stimme des Volkes kann Gottes Stimme seyn, wenn das Volk sich bei einer großen Gelegenheit wie Ein Mann für die gerechte und nothwendige Wiedererlangung seiner Rechte erhebt, aber es ist schwer, den göttlichen Ursprung zu erkennen, wenn wir nur den verworrenen Lärm des Eigennutzes, der Verderbtheit und der Intrigue vernehmen. Paris war in den letzten zehn Jahren das Treibhaus der Eitelkeit, das Utopien des Charlatanismus und das wahre gelobte Land aller Abenteurer der Presse. Man hat hier so seltsame Vermögens-Umwälzungen erlebt, die Beispiele der durch die Feder bereicherten Personen waeen so veeführerisch, die Gesellschaft eignet sich gerade hier so recht für Emporkömmlinge, diese Gesellschaft ist so bewegt, so unruhig, so aller bestimmten Regeln bar, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn die periodische Presse, die sich aus der schlausten, eitelsten, beweglichsten und ehrgeizigsten Klasse der Bevölkerung ihre Kämpfer wählt, nicht einige der gangbarsten Laster wiedeegeben sollte. Die, welche jetzt zu Vermögen kommen wollen, fangen gewöhnlich damit an, das übrige zu verschwenden: die Verschwendung der jetzigen Generation übersteigt bei weitem ihre Mittel, aber das junge Frankreich verläßt sich auf seine Fedee, wenn es sich um die Bezahlung seiner Thorheiten handelt. Schlechtigkeit, Sittenlosigkeit, Verkäuflichkeit und Lüge stehen in Frankreich neben Muth, Ehre, Uneigennützigkeit und Wahrheit, und in den Journalen findet sich gerade

dieses Gemisch von Gutem und Bösem vor: neben Allem, was den Menschen entwürdigt, Alles, was ihn am meisten begeistert. Die Journale spiegeln getreu den National-Charakter dieses Frankreichs ab, das keine künstliche Hierarchie zur Bestimmung der Rang-Unterschiede besitzt, und wo die Stellung des Journalisten, sey es nun, daß er auf der Oberfläche wandle oder im Kothe herumwühle, nur durch seine eigene spezifische Schwere bestimmt wird.

Es bestehen in England tief eingewurzelte Vorurtheile gegen die Journalisten. Ausgezeichnete Staatsmänner haben erklärt, daß irgend eine nähere Verbindung mit dem Journalismus, sey es eine gegenwärtige oder vergangene, von ihnen für ein beklagenswerthes Hinderniß bei jeder Anstellung im höheren Staatsdienst würde betrachtet werden. Man schreibt Herrn Canning die Meinung zu, daß dem Staate kein Dienst außer im Parlamente geleistet werden könne. Sollte dieser Grundsatz, der hier dem Manne beigelegt wird, welcher den „Anti-Jakobiner" geschrieben hat, wohl jetzt noch auf Zeiten wie die unsrigen anwendbar seyn, wo unsere Repräsentanten sich hauptsächlich anstrengen sollen, die Ansichten ihrer Konstituenten zu errathen? Ein einziger Publizist, der die Fehler der Gegenpartei aufzudecken und die Grundsätze der seinigen klar ans Licht zu stellen vermag, ist nützlicher als zwanzig aufs Gerathewohl herausgehobene Mitglieder des Unterhauses; und wenn wir uns fragen, wer die denkwürdige, gegen das jetzige Ministerium gerichtete Drohung Lord Stanley's: „Wir werden jeden Eurer Schritte, jede Eurer Maßregeln, jeden Eurer Fehler bewachen", am besten in Ausübung gebracht hat, so ist es sicher nicht der Oberst Sibthorp, noch Herr Liddell, noch Sir Robert Peel, noch selbst Lord Stanley, wohl aber die „Morning Post", der „Herald", der „Standard" oder die „Times".

Unfähigkeit kann also nicht der wahre Grund seyn; diejenigen, welche solche Einwürfe erheben oder wiederholen, sind nur von dem gewöhnlichen Vorurtheil angesteckt oder fürchten die öffentliche Meinung, die bloß darauf begründet ist. In beiden Fällen ist Vorurtheil immer die Wurzel des Uebels, und kein Lehrsatz, keine Sentenz, keine Ansicht, mögen sie nun direkt oder indirekt ausgesprochen werden, scheinen uns verwerflicher als die, welche die Erniedrigung einer Klasse bezwecken, die doch der größeren Hälfte der Nation ihre geistigen Elemente spendet. Einer der bedeutendsten Englischen Staatsmänner, der eben so ehrenwerth wie über alle kleinliche Auskunftsmittel der Politik erhaben ist, beurtheilte die Sache aus demselben Gesichtspunkte. Lord Lyndhurst selbst äußerte sich darüber, wie folgt, am letzten Jahrestage der Zeitungsdrucker-Gesellschaft, im Juli 1839:

„Möchten doch alle, welche die Macht dieser Maschine richtig zu schätzen verstehen, nichts verabsäumen, um die Personen, welche dieselbe in Bewegung setzen, in der allgemeinen Achtung zu heben; möchten doch diese Männer selbst bemüht seyn, mehr eine Annäherung, als ein Vermeiden der Gesellschaft zu verdienen, damit sie überall mit der Höflichkeit und den Rücksichten behandelt werden, zu welchen sie ihre Stellung und ihre guten Eigenschaften berechtigen. Die Presse ist nach und nach eine wichtige Beschäftigung geworden; demjenigen, der behaupten möchte, daß sie ein leichtes Gewerbe sey, will ich zurufen: So kommt und versucht es! denn wenn diese Personen es wirklich versuchen wollten, einen politischen Artikel zu schreiben, so möchten sie wohl schwerlich fernerhin darüber so leichtsinnig aburtheilen."

Und wirklich kann man den Journalisten Fähigkeit für die Geschäfte zusprechen. Mögen die Thoren und Dummköpfe auch lächeln, der Schriftsteller, der täglich von mehreren tausend Personen gelesen wird, muß nothwendig das Bewußtseyn seiner Befähigung besitzen, und sicherlich ist es nicht jedem gegeben, die verschiedenartigsten Nachrichten in einen Brennpunkt zu vereinigen. Aus einer Reihefolge wohlausgewählter Thatsachen die richtigen Schlüsse ziehen, eine Menge von wichtigen Gegenständen verknüpfen, ausführen, zusammendrängen, erläutern, jeden Augenblick bereit seyn, einen Artikel zu redigiren, ohne lange darüber nachzudenken, ohne lange zu prüfen und abzuwarten, das Alles erfordert doch gewiß einen hohen Grad von geistiger Bildung und sollte wohl einen rechtmäßigen Anspruch auf die Belohnungen und Ehrenstellen begründen, über welche die Regierung zu verfügen hat. Die Whigs haben ein gutes Beispiel gegeben; zwei oder drei ihrer Häupter haben die Achtung vor der geistigen Ueberlegenheit zur Richtschnur ihrer Politik gemacht, während die anderen wenigstens so viel Verstand besaßen, glauben zu lassen, daß sie derselben Meinung wären. Lord Palmerston ist Minister der auswärtigen Angelegenheiten trotz der Artikel im „Globe", die man ihm zuschreibt, und mehrere Personen haben einträgliche Aemter erhalten, obgleich sie mit den Londoner Zeitungen in Verbindung stehen. Viel ist in dieser Hinsicht noch nicht geschehen, aber doch schon einigermaßen der Grundsatz aufgestellt worden, daß Männer von Talent für das Publikum schreiben können, ohne dadurch ihre Zukunft bloßzustellen, oder ihren Rang in der Gesellschaft zu gefährden. Wir verlangen gewiß nicht Unbilliges, wenn wir wünschten, die irrige Meinung Englischer Staatsmänner vernichten und die Journale des Tages auf gleichen Fuß mit den anderen periodischen Schriften stellen zu können, für die zu schreiben doch nie gefährlich oder entehrend war. (Quarterly Review).

Griechenland.

Die Gebirge im Königreich Griechenland.

(Aus einem noch ungedruckten Deutschen Werke.)

Die Gebirge Griechenlands geben durch ihre zahlreichen Verzweigungen dem Lande seine zerrissene, durchschnittene Gestalt und bilden durch ihre Vorsprünge in die See eine Menge großer und kleiner Meerbusen und Buchten, wie sie verhältnißmäßig fast kein anderes Land Europa's hat.

Der Hauptbestandtheil dieser Gebirge ist fast durchgehends Kalkstein; oft bieten sie nur nackte unbewachsene Felsmassen dar, oft aber auch — und namentlich im nördlichen Griechenland, dem sogenannten Livadien, oder vielmehr Rumelien, wie es in Griechenland allgemein genannt wird, und in Negropont — sind sie mit den schönsten Waldungen bedeckt. Kein Berg aber hat ewigen Schnee, wiewohl derselbe auf den höchsten Gipfeln bis zum Juni und Juli liegen bleibt. Nur in einzelnen Höhlen und Schluchten in den höchsten Gebirgsgegenden schmilzt der Schnee nicht.

Eine Menge kleine und größere Thäler öffnen sich zwischen diesen Bergen, durch ihre Fruchtbarkeit häufig den lieblichsten Kontrast gegen die nackten Felsenwände derselben bildend. Doch nicht überall sind diese Vertiefungen von immer fließenden Bächen durchströmt; im Winter werden zwar diese Schluchten durch mächtige Bergströme überschwemmt, im Sommer sind sie aber fast alle ausgetrocknet. Diejenigen Thäler aber, welche mit Flüssen, die stets Wasser haben, versehen sind, sind ausgezeichnet durch ihre Fruchtbarkeit und ihre blühende üppige Vegetation. So das Kephissus-Thal in Böotien, das Kephissus-Thal in Attika, das Thal des Eurotas in Sparta, das des Alpheus in Arkadien und Elis, das des Pamisus in Messenien, das große und weite Thal des Sperchios oder Hellada zwischen dem Oeta und Othrys; ferner die weiten Gründe von Aetolien, wo die waldigen Gebirge in zahlreichen Bächen ihre Gewässer zu den Seen und durch diese zum Aspropotamos oder Achelous, dem größten Flusse Griechenlands, schicken; dann das Thal des Inachus bei Argos und Nauplia; endlich die Thäler der Hochebene Arkadiens.

Die Höhe der einzelnen Berge ergiebt folgende Rangordnung:

Vorgebirge.

Die Gebirge Griechenlands, mit ihren schweren Massen gewöhnlich bis an das Meer vortretend, bilden eine Menge Vorgebirge, welche oft steil und schroff in gewaltiger Höhe aus den Fluthen emporsteigen. Die merkwürdigsten derselben, die auch schon bei den Alten häufig genannt worden, sind folgende:

In Rumelien.

Das Kap Stavrö (Possidium) beim Eingange des Golfes von Volo;

das Kap Lithada (Cenaeum), die äußerste Spitze Euböa's am Golf von Maléa oder Zeituni;

das Kap Cheronése an der Ostseite dieser Insel;

das Kap Doro, der östlichste Punkt derselben, die bei den Alten verrufene Landspitze Kaphareus; zwischen beiden letzteren lag die unwirthbare Küste Euböa's, die Höhlung Euböa's, wo Agamemnon's und Xerxes' Flotten scheiterten.

Das Kap Mantello, die Südspitze der Insel, gegenüber von Andros, im Alterthume als Vorgebirge Gerästus, auf dessen Nordseite sich ein Hafen befindet, wo zu jener Zeit ein Tempel des Neptun stand.

Das Kap Kolonne, das allbekannte Kap Sunium, die Südspitze Attika's und Rumeliens überhaupt, berühmt durch seinen Tempel, dessen noch stehende Säulen dem Vorgebirge seinen jetzigen Namen geben.

Im innersten Winkel des Golfes von Lepanto, Korinth gegenüber, das Kap Mana-jera, auch Malangara (Olmiä) genannt, wo einst der Tempel der Juno Akräa stand.

Auf der Nordseite dieses Golfes die stark vorspringenden Kaps: Pelanidia, Hagios Paskalis, Andromachi und Veternitza; dann die flache Landspitze von Antirrhium mit seinem Fort (Chateau de Roumili), gegenüber der Spitze Rhium, mit welchem es den Eingang zu dem Golfe von Lepanto oder Korinth bildet, der oft auch die kleinen Dardanellen genannt wird.

Die Landspitze Skrophes bei dem Ausflusse des Aspropotamus, ein Theil des Landes, das sich seit Jahrtausenden um die im Alterthume bekannten Echinaden-Inseln angesetzt hat.

Die Spitze Punta, gegenüber von Prevesa am Eingange des Ambracischen Golfes, worauf die Ruinen von Actium liegen. Diese Landspitze gehört indeß, obwohl auf der Griechischen Seite, zu dem Türkischen Gebiete.

Im Peloponnes.

Die Landspitze Rhion mit seinem Fort (Chateau de Morée); es bildet, wie bei Antirrhion bemerkt, mit diesem den engen und flachen Eingang zu dem Golfe von Korinth. Beide Schlösser nennen die Franken auch die kleinen Dardanellen. Es ist, wie Antirrhion, häufigen Erdbeben unterworfen.

Das Kap Papas (Ararus) am Eingange des Golfes von Patras.

Das Kap Glarentza, und gleich dabei

das Kap Tornese (Chelonites), letzteres der westlichste Punkt des Peloponnes; beide die nördlichen Spitzen eines breiten Berges, der sich einzeln an dem Ufer des flachen Elis erhebt.

Etwas südlicher das Kap Katakolo (Ichtys), das mit dem

Kap Apidaglia (dem Kyparissium Prom.) den Golf von Arkadiä (Kyparissia) einschließt.

Das Kap Gallo (Akritas), die Südspitze von Messenien;

das Kap Grosso (Thyrides), ein breiter, jedoch nicht sehr hoher Vorsprung des Taygetus in der westlichen Maina, und gleich darauf

das Kap Matapan oder Taenarum, die Südspitze von Griechenland und zugleich von ganz Europa, worauf im Alterthum ein Tempel stand, welcher der Mythe gemäß den Eingang in den Hades umschloß. Bei der Fahrt um dieses Vorgebirge genießt man die herrlichste Aussicht über die Thürme der Maina.

Ihm gegenüber im Osten ist das Kap St. Angelo oder Maléa, fast in gleicher Breite, die Südost-Spitze Morea's, ist durch Stürme, die häufig hier herrschen, berüchtigt und den Schiffen gefährlich, aber den mit dem Dampfschiff bei schönem Wetter vorüberfahrenden Reisenden durch seine eben so großartigen als malerischen Formen unvergeßlich. Von hier sieht man den weit in das Meer hervorragenden Felsenkegel von Monembasia, mit der Ostküste von Morea. Diese beiden letzten Vorgebirge sind die äußersten Enden des Lakonischen Golfes.

Das Kap Koraka in Argolis, das alte (Struthuns Prom.) und endlich das Kap Skylli (Scyllänm Prom.) die Ostspitze von Argolis und zugleich vom ganzen Peloponnes.

Außer diesen Vorgebirgen sind noch viele bekannt auf den oft sehr hohen und felsigen Inseln, welche aufzuführen zu weitläufig wäre; doch werden in diesem Werke die wichtigsten derselben gelegentlich erwähnt.

Pässe.

An steilen, gefährlichen Engpässen fehlt es in Griechenland nicht, und ohne sie wäre es oft unmöglich, die rauhen Gebirge, welche mitunter die Provinzen gänzlich von einander abscheiden, zu übersteigen. Die namhaftesten sind:

Der allbekannte Paß der Thermopylen, d. h. das Thor der warmen Quellen, welche aus dem Oeta kommen, gebildet durch das vorspringende Oetagebirge und die Sümpfe am Golf von Lamia. Durch ihn geht der Hauptverbindungsweg von Livadien nach dem nördlichen Griechenland, Thessalien und der Türkei. An diesen Paß schließt sich bei dem Sperchius- (oder Hellad-) Flusse ein Weg, der über einen auf der Höhe des Oeta liegenden Paß gegen Süden nach der Landschaft Doris führt. Weiter westlich sind in der langen Kette des Oeta noch einige wenige Schluchten und Pässe, die sich aber nur für Fußpfade öffnen, welche die Communication zwischen Aetolien, Phocis und dem Sperchius-Thale bilden.

Eben so hat die Kette des Othrys einige Pässe, wie namentlich den von Furka (Derveni Furka genannt), welche eine Verbindung mit Thessalien möglich machen.

Im Nordwesten, in dem rauhen und wilden Distrikte von Agrafa auf der Ostseite des Aspropotamos, sind einige Gebiegspässe, durch welche die Wege oder vielmehr Pfade nach dem westlichen Thessalien und Albanien, dem alten Epirus, führen. Hierher ist auch die gefährliche Passage der Tartarina-Brücke zu rechnen, die in kühnen Bogen über den Aspropotamos, wo seine Ufer hohe und steile Abstürze bilden, gebaut ist und einen Weg nach Akarnanien, dem Ambracischen Golf und Arta öffnet.

Diese letzteren Wege stehen in ihrer Rückverlängerung mit einem Passe in Verbindung, der oberhalb Karpenist über den hohen Veluchi oder Tymphrestus, den südlichen Theil des Pindus, geht und den Uebergang nach dem Sperchio-Thale gestattet. Ein zweiter Paß, südlich von Karpenist, leitet zum Hauptwege beim Kloster Bourso über die Höhe des Arapokephala-Gebirges (das Panätolikon der Alten) nach Aetolien; ein dritter endlich, die berüchtigte Klissura im Zygos- (Aracynthus-) Gebirge, zwischen Missolonghi und Vrachori, bildet gleichsam ihre Mündung zu dem Meere.

Auf dem Landwege von Missolonghi nach Lepanto und Naupactos ist dicht über dem Meere die gefährliche Kaki-Skala (böse Steige) von Lepanto auf dem Vorsprunge des Berges Taphiassus, Patras gegenüber.

In Rumelien sind ferner auch die Pässe bei Solona oder Amphissa, welche die Landschaften Phocis, Locris und Doris verbinden.

Den Landweg vom Festlande Griechenlands nach dem Peloponnes öffnet der im Alterthume so berühmte Paß der Seironidischen Felsen, jetzt Kaki-Skala genannt, dicht über dem Meere an dem Abhang des Makry-plagi oder Gerania-Gebirges, wo die Felsen sich fast senkrecht in das Meer hinabstürzen; und ein zweiter Paß, etwas weiter nördlich und oberhalb dem ersteren, welcher fast über den Gipfel des Makry-Plagi weg sich durchs Gebirg herunterzieht und der große Derveni oder Derveni des Makry-Plagi genannt wird. Welcher von beiden Pässen zu der neuen Straße von Mägara nach Korinth gebraucht wird, ist noch nicht ausgemacht. Die Verlängerung dieser Wege führt über den Isthmus, wo im Alterthume durch eine lange Mauer ebenfalls ein (künstlicher) Paß geschaffen war. Auf der Insel Negroponte stellt ein enger gefährlicher Paß die Verbindung zwischen Chalcis und dem nördlichen Theil der Insel her. Auf dem Weg nach dem Süden derselben ist ein bemerkbarer Paß bei Stura.

Von Argos führen nach Arkadien die Pässe über den Berg Malevo oder Artemisius, ehedem unter dem Namen Prinus und Klimax bekannt, dann südlicher der Paß des Berges Parthenius, jetzt die gangbarste Straße nach Tripolitza. Der sehr lange und enge Paß, genannt Langadia, durch welchen der nächste Weg von Tripolitza nach Karytäna führt.

Auf dem Wege von Tripolitza nach Leondari sind bei den Quellen des Alpheus und Eurotas, östlich und westlich der Ebene von Frango Vrysi, gefährliche Stellen, jedoch mehr steile Abstürze als eigentliche Engpässe.

Mannigfaltiges.

— Der Herzog von Wellington. Das militairisch-navale United-Service-Journal giebt in einem seiner letzten Hefte folgende übersichtliche Zusammenstellung aller derjenigen Data aus dem Leben des Herzogs, die von großer Wichtigkeit entweder für ihn selbst oder für das Land waren. Solche einfache Zusammenstellungen sind oft ein sprechenderer Panegyricus, als die ausgearbeitetste Biographie:

1769.	Mai 1. Geboren auf Schloß Dangan, Grafschaft Meath, in Irland.
1787.	März. Eintritt in die Armee als Fähnrich.
1794.	Gedient in Holland unter dem Grafen v. Moira und dem Herzog v. York.
1797.	Februar. Ankunft in Bengalen.
1803.	Sept. 23. Schlacht bei Assye.
1803.	Nov. 29. Schlacht bei Argaum.
1805.	Ankunft in England, von Indien zurück.
1806.	Vermählt mit Katharina Pakenham.
1807.	Zum Secretair für Irland ernannt.
1807.	Befehl bei der Expedition nach Kopenhagen unter Lord Catheart.
1808.	Juli. Abgang nach Portugal.
1808.	Aug. 17. Schlacht bei Roliça.
1808.	Aug. 21. Schlacht bei Vimeiro.
1808.	September. Rückkehr nach England nach dem Vertrage von Cintra.
1809.	April. Wiederabreise nach Portugal.
1809.	Mai 12. Uebergang über den Duero bei Porto.
1809.	Juli 27, 28. Schlacht bei Talavera.
1810.	Sept. 27. Schlacht bei Busaco.
1810.	Oktober. Rückzug nach Torres Vedras.
1811.	März. Aufbruch von Torres Vedras.
1811.	Mai 4. Gefecht bei Fuentes d'Onoro.
1812.	Jan. 19. Ciudad Rodrigo durch Sturm genommen.
1812.	April 6. Badajoz durch Sturm genommen.
1812.	Juli 22. Schlacht bei Salamanca.
1812.	Oktober. Rückzug von Burgos.
1813.	Juni 21. Schlacht bei Vittoria.
1813.	Juli 26, 27, 28, 30. Schlachten bei den Pyrenäen.
1813.	Nov. 10. Uebergang über die Nivelle.
1813.	Dez. 11, 12, 13. Gefechte bei der Nive.
1814.	Febr. 27. Schlacht bei Orthez.
1814.	April 10. Schlacht bei Toulouse.
1814.	August. Als Botschafter nach Paris.
1815.	Februar. Nach Wien.
1815.	Juni 18. Schlacht bei Waterloo.
1822.	Nach dem Kongresse von Verona.
1826.	Nach St. Petersburg in außerordentlicher Mission.
1827.	April. Reicht seine Demission ein, als Canning Premier-Minister wurde.
1828.	Januar. Premier-Minister.
1828.	Aufhebung der Test- und Corporations-Akte.
1829.	Emancipation der Katholiken.
1830.	Legt das Amt nieder.
1834.	Zum Kanzler von Oxford erwählt.
1834—35.	Im Kabinet von November bis April.

— Das Grab Napoleon's. Die Einwohner von St. Helena verehren dieses Grab über die Maßen, aber nicht als historische Erinnerung oder aus Ehrfurcht vor den Manen des Kaisers, sondern als Erwerbsquelle und aus Liebe zu den Reisenden, die ihnen dadurch jährlich in größerer Anzahl zugeführt werden. Sie sind enthusiasmirt für das Grab, wie die Einwohner eines Brunnenortes für ihre Mineralquellen, oder wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher in Göttingen, Heidelberg, Jena rc. für ihre alma mater, die Universität. Keinen geringen Schrecken wird ihnen die Hiobspost einjagen, daß England den Franzosen die Gebeine des großen Mannes überlassen hat. England ist großmüthig gewesen — auf Kosten der armen Leute von St. Helena. Vom 1. Jan. bis zum 15. Mai d. J. sind daselbst nicht weniger als 350 Fahrzeuge von allen Nationen angelaufen, und zwar nicht etwa, um Mundvorräthe einzunehmen, denn auf der Insel ist Alles, mit Einschluß des Wassers, entsetzlich theuer, sondern weil sämmtliche Passagiere dieses Anlaufen zur Bedingung gemacht hatten; keiner will vorbeigefahren seyn, ohne das Grab Napoleon's gesehen zu haben. Diese Liebhaberei muß aber auch, wie jede andere, gut bezahlt werden. Man berechnet, daß dem Felsen-Eiland der Enthusiasmus für den darauf begrabenen Helden jährlich eine Million Franken zugeführt hat. Folgendes ist eine genaue Specification der Kosten, die jeder Reisende zu tragen hat, der sich einen halben Tag in Longwood und eine Nacht in James-Town aufhält:

Für Wohnung und Essen an den Gastwirth Herrn Salomons	25	Fr.	—	Cent.
„ die Fahrt nach Longwood	25	„	—	„
„ den Conducteur oder Kutscher	2	„	50	„
„ den Eintritt in die Zimmer von Longwood	2	„	50	„
„ die Erlaubniß, aus dem Glase Napoleon's von dem Wasser der Quelle zu trinken, an den Wächter des Grabes	2	„	50	„
Zusammen	57	Fr.	50	Cent.

So viel hat jeder Reisende zu entrichten. Natürlich sind dabei außerordentliche oder unvorhergesehene Ausgaben noch nicht mitberechnet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Freitag den 17. Juli 1840.

Nord-Amerika.

Indianer-Leben.

Wir haben in diesen Blättern zwar oft schon Schilderungen aus dem Leben der Naturvölker Nord-Amerika's geliefert, doch glauben wir hin und wieder von neuem auf einen Gegenstand zurückkommen zu müssen, der um so lebhafter unsere Sympathieen erregt, je mehr von Seiten der sogenannten Civilisation geschieht, um jene schwachen Ueberreste autochthonischer Völkerschaften vollends von der Erde zu vertilgen. Leider werden diese hülflosen Ueberreste nur zu bald gegen die Waffen, welche Trug und Treulosigkeit gegen sie anwenden, unterliegen müssen. Es wird bald Gelegenheit für einen Nord-Amerikanischen Dichter da seyn, den Roman des letzten Indianers zu schreiben, so wie Cooper den letzten Mohikaner beschrieben hat; diese Stämme werden bald nicht mehr der Gegenwart, sondern der Geschichte angehören, und es ist daher die höchste Zeit, noch Notizen über ihre Lebensweise und ihre Geschichte zu sammeln, um sie für folgende Geschlechter aufzubewahren. Folgende Worte darüber werden gewiß unseren Deutschen Lesern nicht unwillkommen seyn:

„Die Kindlichkeit des Gemüths und die Leichtgläubigkeit des Indianers verhindern ihn, mit gesundem Urtheil auf die traurigen Folgen der Trunkenheit zu blicken. Die Erfahrung dient ihm nicht, wie uns, sie ist noch neu bei ihm; er läßt sich demnach von verrätherischen Einflüsterungen der Hausirer täuschen, wenn sie ihm versichern, daß der brennende Trank Muth und Kraft verdoppele. Sobald der Branntwein seine Lippen zum ersten Male berührt hat, ist er verloren. Nie vergißt er so leicht wieder die heitere Stimmung, in die ihn das Getränk versetzt hat: er sucht von nun an den Rausch, wie einen süßen Schlaf mit lachenden Träumen, und Alles, was er besitzt, wird bald ohne Gewissensbisse der in ihm eben angefachten Leidenschaft geopfert und wird die Beute habsüchtiger Händler. Das Wigwam (Hütten der Indianer) wird auf diese Weise Stück für Stück geplündert und der Pelzwerke beraubt, die es schützten; Weiber und Kinder, Opfer des Getränkes, das man auch ihnen mittheilt, zittern unter dem doppelten Anfall von Trunkenheit und Kälte und sind noch glücklich zu nennen, wenn sie der Tod in einer solchen Betäubung überrascht.

Unter civilisirten Völkern läßt der Verlust der Gesundheit und Kräfte, so verderblich er auch sonst ist, doch noch einige Hülfsmittel für das Individuum zurück, welches ihn zu beklagen hat; die Natur verlangt nicht solche Anstrengung roher Kräfte zur Befriedigung des nothwendigsten Bedarfs, und die Kunst versteht die fliehenden Kräfte noch einigermaßen zurückzuhalten und zuweilen theilweise zu ersetzen. Wie ganz anders dort! Die Menschenliebe muß schaudern, wenn sie sich den Indianischen Jäger nach seiner Lebensverschreibung an das geistige Getränk denkt. Stumpfsinnig geworden durch den Whisky, fühlt er sich nach und nach von einer Erschöpfung bedroht, deren Ursache er nicht kennt; seine robusten Arme, seine sonst so biegsamen und behenden Beine versagen ihm den Dienst; sein Bogen, sonst so sicher, täuscht auf einmal Auge und Arm; ja, der Anblick des wilden Thieres, welches er mit Lust zu bekämpfen gewohnt war, macht ihn zittern.

Dieser schreckliche Zustand ist, wie man leicht entdecken kann, eine Folge der verwerflichsten Industrie, der die Regierung der Vereinigten-Staaten nicht fremd ist; es ist ein systematisch organisirter Handel mit giftigen Artikeln, der den Wurm der Zerstörung in die unschuldige Lebensweise wirft, damit die reine Naturkraft gebrochen und unschädlich gemacht wird. Entnervt und lasterhaft geworden, wird er eine leichte Beute derer, die, auf Kosten der Moral und der Religion, ihn eigennützig mit Europäischer Kultur nur so weit bekannt machen, als hinreicht, ihn zu entnerven und zu entsittlichen; hierdurch erreicht die schändliche Politik den Doppelzweck, daß sie den entkräfteten Indianer leichter übermannt und nachher obendrein den lasterhaft gewordenen als einen solchen verleumdet und den kurzsichtigen Zuschauer glauben macht, die Verfolgung wäre weniger ungerecht.

Kaum findet eine Vereinigung der Indianer auf irgend einem Punkte des Amerikanischen Bodens statt, sie mag den Krieg oder den Frieden zum Zweck haben, ja sie mag aus dem Verlangen entstanden seyn, die Unterweisung in der christlichen Religion zu empfangen, so sind sie auch gleich von einem Schwarm gieriger Handelsleute umringt, die ihnen mit der größten Aufdringlichkeit ihre giftige Waare zuführen. In den Prairieen zählt man jetzt an 700 solcher Handelsmenschen, die sich nach allen Richtungen ausbreiten und von einem Bezirk zum anderen die verführerischen Gegenstände tragen, welche das Leben und die Sittlichkeit der Wilden vergiften. Auf diese Weise sind schon viele Stämme geschwächt worden, und der Stamm der Krähen z. B., die unerschrockenen Reiter mit dem langen Haare, die voll Kraft und Majestät auftretenden Männer, wird bald von der Erde vertilgt seyn.

Trotz des vielen Unrechts, das man ihnen zufügte, sind die Rothhäute doch voll günstiger Gesinnung für die Weißen. Einfältig wie die Kinder und friedfertig, so lange man keine böse Leidenschaften bei ihnen entzündet, bewahren sie ein Gefühl von Hochachtung für die intellektuelle Ueberlegenheit ihrer Eroberer.

Vor ungefähr 20 Jahren verhandelte der Präsident der Vereinigten Staaten mit einem Häuptling der Pawnies, der eigens deshalb nach Washington gekommen war, dem Präsidenten seine Achtung zu bezeigen. Dieser suchte den Indianer zu überreden, daß er mit allen seinen Untergebenen den Boden bearbeiten und Missionaire aufnehmen und daß sie ganz die Lebensweise der Weißen annehmen möchten. Der unwissende Wilde, nachdem er mit der vollkommensten Ruhe die ihm gegebenen Rathschläge angehört, antwortete Folgendes, das auf der Stelle von einem vereidigten Stenographen aufgezeichnet wurde; wir geben diese improvisirte Eloquenz als ein Muster der Naturfähigkeit dieser Wilden:

„Großer Vater! Ich bin weit her gereist, um Dich zu sehen; ich habe Dich gesehen und mein Herz wurde dadurch erfreut; ich habe Deine Worte vernommen, sie sind zu einem Ohre hineingegangen, aber nicht hinaus zum anderen; ich werde sie zu meinem Volke so rein tragen, als sie aus Deinem Munde gekommen sind. Der große Geist hat uns beide erschaffen, mich mit einer rothen, Dich mit einer weißen Haut; er hat uns auf diesen Boden gesetzt und wollte, daß wir eine verschiedene Lebensart haben; er wollte, daß die Weißen den Boden bearbeiten und zubereitete Speisen verzehren, uns aber hat er befohlen, Wälder und Wiesen zu durchlaufen, von wilden Thieren zu leben und uns mit ihren Fellen zu bekleiden. Großer Vater! Deine Häuptlinge haben vorgeschlagen, einige gute Menschen (Missionaire) unter uns zu senden, die unsere Gewohnheiten ändern und uns unterrichten sollen, zu leben wie Ihr. Ich will Dir keine Lüge sagen. Du liebst Dein Vaterland, liebst Dein Volk und seine Gebräuche und glaubst, Deine Leute sind brav. Wohlan, ich bin wie Du, großer Vater! Ich liebe mein Vaterland, liebe mein Volk, liebe unsere Lebensart und glaube an den Muth meiner Streiter. Verschone mich daher, mein Vater! Laß mich meines Landes genießen, laß mich ferner den Büffel und den Biber verfolgen und die anderen wilden Thiere, deren Häute wir an Dein Volk verkaufen. Es ist noch zu früh, diese guten Menschen zu uns zu schicken. Laß uns erst die Hülfsmittel erschöpft haben, die uns noch übrig geblieben sind, ehe unser Glück unterbrochen wird; laß mich leben, wie meine Vorfahren und ich gelebt haben, und erst dann, wenn ich aus der Wüste dieses Lebens zum guten oder bösen Geist berufen seyn werde, mögen meine Kinder, wenn sie's für gut finden, Deinen Beistand annehmen und sich von jenen guten Menschen belehren lassen."

Mit rührender Resignation ertragen die Indianer die Gewaltthaten der Weißen bei jeder Gelegenheit. Jeden Tag geschehen solche Neckereien wie folgende: Ein Weißer und ein Indianer kamen überein, mit einander auf die Jagd zu gehen und sich gleich in die Beute zu theilen. Gleich den ersten Abend brachten sie einen herrlichen Indischen Hahn und eine Weihe nach Hause. Letztere gilt immer für ein unedles Wild. Als man zur Theilung schritt, sagte der Weiße spöttisch: „Wir haben zwei Stück, ich werde den Indischen Hahn nehmen und Dir die Weihe lassen, auch kannst Du die Weihe nehmen und mir den Hahn lassen." Der arme Indianer ließ sich's gefallen; er wußte, er hat dasselbe Recht wie das Lamm gegen den Wolf an der Quelle zur Zeit Aesop's.

Zur Charakteristik der Indianer kann auch folgende Anekdote dienen, die in einem offiziellen Berichte des Capitains Bell und des Majors Long aufgezeichnet ist: Vor einiger Zeit erfuhr der kriegerische Sohn des Alten Messers vom Stamme der Pawnie, daß seine Landsleute eine junge kriegsgefangene Frau der Paduca auf dem Scheiterhaufen verbrennen wollen; er machte sich schnell auf, sie zu retten. Der Scheiterhaufen, auf welchem das Opfer schon lag, sollte eben angezündet werden, als der junge Häuptling mit zwei Pferden angesprengt kam. Seine plötzliche Erscheinung überraschte die blutdürstige Versammlung, und er, die günstige Ueberraschung benutzend, stürzt mit seinen Pferden auf den Scheiterhaufen, löst die

Unglückliche vom Pfahl, an den sie gebunden war, setzt sie auf das ledige Pferd und sprengt triumphirend davon. Dies Alles geschah so schnell, daß die bestürzten Zuschauer nicht anders glaubten, als es sey der große Geist selbst, der die Gefangene erlöst habe. Der junge Häuptling selbst führte die Gerettete zu ihrem Stamme zurück, der drei Tagereisen entfernt lebte, und fand bei seiner Rückkehr seinen eigenen Stamm ehrfurchtsvoll für ihn gestimmt, da man glaubte, der große Geist habe sich der Gestalt des erkorenen Jünglings bedient, um die Frau zu retten.

Als diese romantische That durch die Zeitungen bekannt wurde, machte sie auf die jungen Pensionairinnen der Madame White in Washington einen solchen Eindruck, daß sie durch Unterzeichnung eine silberne Medaille schlagen ließen, die das Benehmen des jungen Wilden verewigt. Diesem wurde die Denkmünze mit folgender Adresse überschickt: „Bruder! Empfange das Pfand unserer Hochachtung und trage es immer zu unserem Andenken. Und solltest Du wieder einmal Gelegenheit haben, ein armes Weib vom Tode zu retten, sieh auf diese Medaille und fliege zu seiner Rettung!“

Der junge Pawnie hatte nicht im Geringsten erwartet, daß man von seiner That so viel Aufhebens machen werde: er wußte gar nicht, daß er so was Großes gethan habe; aber er wollte nicht undankbar gegen seine Verehrerinnen seyn, und richtete eine Adresse an sie, in der er seinen Dank bezeigt, und verspricht, es künftig, im Andenken an sie, sich mit Lebensgefahr angelegen seyn zu lassen, Frauen beizustehen.

Nachdem der wilde Jäger auf vielen Umwegen, geleitet von seinem Instinkte, die Fährte des Wildes aufgefunden und er es durch einen glücklichen Schuß zu Boden gestreckt hat, geht er auf sein Opfer los, um ihm mit seinem Messer den letzten Stoß zu geben, und dann wendet er sich schnell nach Hause, das Wild auf dem Platze liegen lassend. Wenn der Rothhäutige nach der vollbrachten Jagd in sein Wigwam zurückkehrt, so darf, nach dem Gebrauche, seine Frau ihn nicht anreden; sie darf sogar nicht einmal den Erfolg der Jagd durch ein Wort erfragen. Sie weiß, daß ihm jetzt, nach der großen Ermüdung des Tages, Ruhe und Erquickung mehr Noth thut, als Gespräch. Sie setzt ihm zu essen vor, und er verzehrt sein Mahl stillschweigend, und seine treue Ehehälfte hat Zeit, ihre Neugierde zu befriedigen, indem sie untersuchende Blicke auf die Jägertasche wirft, auf das Messer, ob es blutig ist, auf den Köcher, ob viele Pfeile darin fehlen, oder auf die Flinte, ob sie stark durch Pulverdampf geschwärzt ist. Nach der Mahlzeit eröffnet er eine Schilderung seines heutigen Waidwerks; er beschreibt genau die Wege und Stellen, wo er mit dem erlegten Thiere beschäftigt war, und seine Gattin hört ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Letzteres geschieht nicht aus bloßer Theilnahme, oder gar aus Neugierde, sondern weil sie jetzt die Stelle selbst aufsuchen muß, wo das Wild liegt, um es nach Hause zu tragen. Ein Jäger von gutem Stamme hält sich nämlich für entehrt, wenn er selber das erlegte Thier nach Hause trägt.

Die Sitten der Indianer sind nicht mehr original zu nennen, wenigstens bei vielen Stämmen, die mit den Weißen in Berührung waren. Man findet große Kreise, wo nur entartete Indianer wohnen. Die Männer sind zum Vieh herabgesunken durch Unmäßigkeit, und die Weiber sittenlos und elend. Ein großer Theil ihrer Kinder ist nicht Indianischen Blutes, und selbst die, welche noch den starken Haarwuchs, die eleganten kleinen Füße und das rothe Gesicht zeigen, haben keinen vollen Anspruch mehr auf den Namen unverfälschter Indianer. Der kräftige Geist ist längst aus ihnen gewichen; unwürdige Wächter der Gräber ihrer Väter, irren sie entehrt zwischen denselben herum. Und dieser Zustand ist die Frucht Amerikanischer Moral und Politik.

Italien.

Die Erziehung, wie sie seyn soll.

II. Mittel der Erziehung.

Wenn der Erzieher der Vater des Zöglings selbst ist, so kennt er ihn durch und durch; er weiß, welche Neigungen er in ihm zu bekämpfen oder zu unterstützen hat, und wie er zu Werke gehen muß, um dies mit Erfolg zu thun. Er konzentrirt seine ganze Wachsamkeit da, wo sie nothwendig ist, und verschwendet sie nicht umsonst da, wo sie unnütz und darum auch schädlich ist. Der fremde Erzieher muß es sich vor Allem angelegen seyn lassen, sich eine gleiche Kenntniß von den Neigungen und Gewohnheiten seines Zöglings zu erwerben; auch muß er sich das Vertrauen seines Adoptivsohns zu gewinnen suchen und ihn dahin bringen, daß er seine geheimsten Gedanken aufdeckt. Er wird die Winke, die ihm die Aeltern geben können, nicht vernachlässigen, aber sich nur auf seine eigene Erfahrung verlassen.

Der Einfluß, den der Erzieher auf seinen Zögling übt, kann indirekt oder direkt seyn. Der erstere, verborgen, unbemerkt, aber konstant und unbestritten, ist sehr energisch; er ist so mächtig, daß er allein schon viel zur Erziehung thun kann, während der direkte Einfluß ohne seine Hülfe wenig oder nichts vermag.

Ich theile den indirekten Einfluß in den negativen und positiven. Unter dem ersteren verstehe ich den glücklichen Einfluß, unter dem sich ein Kind befindet, dem nicht schlechte Beispiele oder unkluge Worte Laster und Irrthum lehren, oder dessen Fähigkeiten nicht durch falsche Richtungen auf Abwege geführt werden. Der Mensch ist zwar von Natur dem Irrthum und den Leidenschaften unterworfen, aber meist wird er in den Irrthum fortgerissen durch falsche Ideen, die man ihm mittheilt oder die er als Wahrheiten angenommen sieht, und seinen Leidenschaften sich überlassen, lernt er durch die Reden, die Beispiele, die Rathschläge, die Unbesonnenheit oder den bösen Willen seiner Umgebungen. Wohl dem, der in seiner Kindheit keine andere Anreizungen zum Bösen und zum Irrthum gehabt hat, als die seiner eigenen Natur!

Und ich spreche hier nicht bloß von den gröbsten Irrthümern oder Lastern, deren Zeugen oder Opfer manche unglückliche Kinder sind. Keiner ist unter meinen Lesern, der nicht jenen Absurditäten ihr Recht widerfahren läßt, der nicht seinen Abscheu vor jenen Infamieen ausdrücken wird. Ich spreche hier mehr von der unmerklichen, aber sicheren und schädlichen Wirkung gewisser Handlungen, gewisser Sitten, gewisser Gewohnheiten, wie sie in den meisten Familien leider nur zu gewöhnlich sind.

Wenn z. B. die Aeltern oder Erzieher ein müßiges, sinnliches, unordentliches Leben führen, wenn sie sich weder lieben noch achten, oder in Bezug auf die Erziehung nicht eins sind, wie soll da der Zögling die, welche ihn leiten, achten, ihnen gehorchen, entgegengesetzten Richtungen folgen? Wie soll er Arbeit, Nüchternheit, Ordnung liebgewinnen? Und wenn er über Moden, Theater und die nichtigen Zerstreuungen der Welt mit Eifer sprechen hört, wie soll sich da seine Seele, mit so unwürdigen Gedanken genährt, später zur Anschauung der erhabenen Wahrheiten der Wissenschaft, zur Ausübung der strengen Tugenden des Familienhaupts, des Bürgers, des religiösen Menschen erheben?

Man glaubt, ohne Gefahr vor Kindern Dinge, die sie nicht verstehen sollen, sagen zu können, wenn man nur die Ausdrücke verhüllt; aber gerade dieses Heimlichthun erregt ihre Einbildungskraft und ist ihnen oft schädlicher, indem es sie mehr Böses vermuthen läßt, als eine offene und unzweideutige Rede ausgedrückt hätte.

Man entschuldige sich nicht damit, daß das Kind draußen doch hört, was man ihm im Schoß der Familie verschweigt. Gut, es wird es hören, aber von unbekannten Personen, welche, da sie weder seine Achtung noch seine Freundschaft besitzen, keine Autorität bei ihm sind, und zugleich wird sein Erzieher durch weise, einfache Worte jede Gefahr abzuwenden wissen. Um ein Kind gut zu erziehen, ist es nicht durchaus nothwendig, es von der Berührung mit rohen und groben Menschen ganz fern zu halten; das wäre in vielen Fällen unmöglich, und die gute Erziehung muß für Alle seyn. Auch hieße dies, um den Zögling eine künstliche Welt schaffen, die später doch verschwinden würde, statt daß man ihn gewöhnen sollte, den Gefahren der wirklichen Welt, denen er doch einmal entgegentreten muß, die Stirn zu bieten. Es ist also nicht nöthig, daß unser Zögling nie etwas Schlechtes sieht oder hört; aber das ist nothwendig, daß ihm das Schlechte als solches dargestellt werde, und nicht als eine Mode, die einmal so in der Welt besteht, als eine Bagatelle, die selbst der Rechtschaffene belächeln kann.

Vor welchen Klippen hat man nicht dieses Alter jungfräulicher Unschuld zu wahren, wo Alles zur Lehre wird! Die persönlichen Vorstellungen, die zu Grundsätzen gewordenen Vorurtheile der Familien, die man als unangreifbare Maximen dem Geiste der Kinder einprägt, die wunderbaren oder schrecklichen Erzählungen, welche die Phantasie erhitzen, unnütze Schreckbilder erzeugen oder eine Leidenschaft für das Außerordentliche oder mit anderen Worten einen Widerwillen gegen die ruhige Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens einflößen, die Romane und Verbrechergeschichten mit ihrer schädlichen Moral, die Schul- oder Salonfreunde mit ihren unklugen Mittheilungen, die Domestiken, welche das Böse lehren und das Beispiel dazu geben, oder das Gute widersinnig lehren, welche auf unvernünftige Weise schelten, belohnen und strafen, welche, ohne es zu wollen, oder auch mit Willen und Bewußtseyn wahre und falsche Ideen untereinander, Tugend- und Lasterkeime in die Seele der Kinder pflanzen, dies Alles und noch hundert andere verborgene Einflüsse, die die Seele und den Willen der Kindheit bedrohen, gehören hierher.

Diese Gefahren also entfernen, die natürlichen Neigungen der Kindheit, die nicht so schlecht sind, als sie es erst durch die Bösen und Dummen werden können, sich selbst überlassen, das ist es, was ich die negative Seite der indirekten Erziehung nenne.

Die positive, aber noch indirekte Erziehung ist ebenfalls sehr mächtig; sie muß der direkten vorhergehen und sie begleiten. Ich nenne sie indirekt, weil sie in Umständen liegt, die nicht eigentlich nur für den Zögling da sind, obgleich er davon Nutzen zieht. Diese indirekte positive Erziehung besteht erstens in dem Beispiel. Es ist bekannt, wie sehr die Kinder zum Nachahmen geneigt sind: je weniger man es von ihnen fordert, desto mehr fühlen sie sich dazu hingezogen; daher nehmen sie auch immer mit Eifer die Lehre des Beispiels an, weil man diese Lehre nicht für sie zu geben scheint. Die Ausführung dieses Gedankens wird uns auf das führen, was ich weiter unten über die Autorität zu sagen habe.

Einige Schriftsteller haben auf der Nothwendigkeit der Abhängigkeit und des Gehorsams bestanden und haben sogar die Disposition zur Abhängigkeit eine dem Menschen angeborene genannt; Andere haben wieder die angeborene Liebe des Menschen zur Unabhängigkeit, sein Recht auf dieselbe und die Vortheile, die daraus für seine Sittlichkeit hervorgehen, übertrieben, und indem man Thatsachen, die sich in der Natur vereinigt fanden, isolirte, indem man nur eine Seite der Dinge betrachtete, ist man zu falschen und gefährlichen Theorieen gekommen. Ich beschränke mich darauf, die Frage unter dem Gesichtspunkt der Erziehung zu untersuchen.

Der Mensch wird schwach und unwissend geboren, unfähig, für seine ersten Bedürfnisse zu sorgen, unfähig, zu unterscheiden, was ihm nützlich, von dem, was ihm schädlich ist, unfähig, zu wählen. Im Gefühl dieser Schwäche und Unfähigkeit überläßt er sich gleichsam einem anderen Selbst, seiner Mutter, die das, was ihm fehlt, ersetzt. Die Abhängigkeit des Säuglings von der Mutter ist also eine ab-

solute. Sobald er aber sich seiner Glieder bedienen, sobald er denken und wollen kann, entzieht er sich zum Theil dem mütterlichen Schutz. Indeß sind seine Kräfte und Erfahrungen noch schwach, und um seine schwachen Glieder zu unterstützen und ihm in seiner ersten Geistesfähigkeit zu Hülfe zu kommen, schließt sich der Vater der Mutter an; das Kind hängt dann von Beiden ab, aber weniger als es von der Mutter abhing, da es noch in den ersten Windeln vegetirte. So nimmt das Bedürfniß fremder Hülfe immer mehr ab, je mehr er die Fähigkeit erlangt, sich selbst zu genügen. Und bemerken wir, daß diese Fähigkeit eine Pflicht ist. Es ist ein Naturgesetz, weil Gott auf das gegenseitige Bedürfniß der Menschen Familie und Gesellschaft, und auf die Fähigkeiten des Einzelnen seine Verpflichtung gegründet hat, zu seinem und dem Besten des Ganzen mitzuwirken, so wie er auf die dem menschlichen Geist verliehene Freiheit die Selbstbeherrschung, die Menschenwürde und die moralischen Pflichten gegründet hat, d. h. die Verpflichtung für Jeden, sich nach den göttlichen Gesetzen zu regieren.

Es folgt daraus 1) daß die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen eine Folge ihrer Natur ist; ganz und absolut in der ersten Periode des Lebens, wird sie kleiner, sobald sich die leiblichen und geistigen Kräfte ausgebildet haben und der junge Mensch immer mehr fähig und verpflichtet ist, über sich selbst zu wachen, für seine Bedürfnisse zu sorgen und an seiner Vervollkommnung zu arbeiten. 2) Daß die Autorität der Aeltern und Erzieher dem Zögling helfend zur Seite stehen und sich durch Handlungen der Wohlthätigkeit und Liebe zeigen muß, welche der größeren oder geringeren Fähigkeit des Zöglings zu Hülfe kommen, welche, weit entfernt, dieselbe zu komprimiren, sie vielmehr zu erweitern suchen und sich vor Allem hüten, das persönliche Selbstbewußtseyn, die geistige Freiheit, d. h. die Würde des Menschen, zu verletzen.

Wir werden bald sehen, wie diese Ansicht von der Autorität der Aeltern und Erzieher tausend Schwierigkeiten hebt; besonders macht sie es erklärlich, warum das Wort des Erziehers den Geist der jungen Leute zuweilen nachgiebig macht, zuweilen erbittert. Für jetzt wollen wir nur die Wirksamkeit des Beispiels daraus erklären. Die Vorstellungen, die Befehle, die Rathschläge selbst sind immer mehr oder weniger dem freien Willen des Zöglings gefährlich, der auch instinktmäßig geneigt ist, diesem Allen zu widerstehen; mit vollem Vertrauen überläßt er sich dagegen den indirekten Mitteln, und weit entfernt, diese versteckte Erziehung zu hemmen, unterstützt er sie mit Eifer.

Das Beispiel, dieses vorzugsweise indirekte Mittel, übt eine unendliche Macht auf die Kinder; es bildet sie ohne ihr Wissen. Nie dürfen Aeltern und Erzieher vergessen, daß jede ihrer Handlungen eine fruchtbare Quelle des Guten oder Bösen ist, und Jeder sage sich unaufhörlich: Ich bin als Beispiel da.

So oft zwei junge Gatten mit Entzücken die erste Frucht ihrer Liebe betrachten, müßte ein Freund, der ihre ganze Achtung genießt, bei ihnen seyn und, indem er ihnen dies Kind zeigt, dessen Augen noch dem Lichte geschlossen sind, in dem das Leben sich nur durch unartikulirte Töne äußert, ihnen zurufen: „Ihr habt euch einen Richter geschaffen; ehe vier Jahre vorüber sind, wird er einen Theil eurer Schwächen kennen und sie benutzen. Zu zwanzig Jahren wird er über eure Fehler und eure Tugenden entschieden haben. Sein ganzes Leben wird er euch seine Fehler zuschreiben oder seine Dankbarkeit darbringen. Seine Verehrung oder sein Tadel werden von ihm zu seinen Nachkommen übergeben: diese Windel repräsentirt für euch eine ganze Nachkommenschaft.“ *)

Aber das Beispiel ist nicht das einzige indirekte Mittel im Dienst der Erziehung. Es giebt noch zwei andere, deren Einfluß, scheinbar schwach und langsam, fast unbemerkt, gleichwohl entscheidend ist; ich meine: die Regelmäßigkeit des Lebens und die Art der Unterhaltung, die in der Familie üblich ist.

Den letzteren Punkt wollen wir noch etwas näher betrachten. Die häusliche Unterhaltung, wenn sie weise und wohlwollend, ist von großer Hülfe für die indirekte Erziehung; die Maximen, die sich am tiefsten in unsere Seele einprägen und die unserem Leben die Richtung geben, verdanken wir sie nicht viel mehr den Gesprächen in der Familie als den Lehren der Schule? Der methodische Unterricht wird in allgemeinen, stets etwas vagen Worten ausgedrückt: aber im Gespräch, besonders in der Familie, sind es immer bestimmte, konkrete Thatsachen, die auf allgemeine Sätze führen; dann begreift man sie, und der Geist prägt sie sich ein, um sie nie wieder zu vergessen.

Unterrichtete Personen von sicherem Blick können aus der Unterhaltung eine Schule praktischer Logik und die Quelle der nützlichsten Kenntnisse machen. In der vertraulichen Unterhaltung mehr als bei jeder anderen Gelegenheit spricht man seine Gedanken mit besonderer Deutlichkeit aus; da wollen wir bloß überzeugen; wir suchen nicht durch gewählte Wendungen zu glänzen, wir wollen unsere Meinung durch gute Gründe unterstützen, wir widerlegen die Einwände mit Wärme, wir sprechen ohne Scheu aus, was unsere Ansicht erläutern und die des Gegners widerlegen kann. Das Kind, das zuhört, kann also hier die Art, wie man die Wahrheit findet und darstellt, lernen; bei anderen Gelegenheiten kann es die Erklärung mancher Naturerscheinungen hören oder über die ökonomischen, moralischen und philosophischen Wissenschaften sich im Voraus einige Ideen aneignen, die seinen Geist zu seinen späteren Spezialstudien vorbereiten und ihm die Schwierigkeiten derselben ebnen.

Wir kommen jetzt zu den schwersten Theil der Aufgabe des Erziehers, zu dem, in welchen man gewöhnlich die ganze Erziehung überhaupt setzt: der direkten Erziehung. Wenn ich diese die schwerste nenne, so setze ich voraus, daß man sie mit Erfolg handhaben will; denn wenn man sich nicht darum kümmert, welche Wirkungen die gute oder schlechte Art zu tadeln, zu rathen, zu drohen, zu strafen und zu belohnen hat, so ist nichts leichter.

In dem Umgang und Verkehr der Geister mit einander wird man hauptsächlich zwei Erscheinungen bemerken: die eine ist ein blindes Sichanschmiegen, die andere ein mißtrauischer Unglauben. Der Eine braucht nur etwas zu versichern oder zu befehlen: sofort glaubt und gehorcht man ihm. Der Andere spricht sich umständlicher aus, er beweist, was er behauptet, mit den besten Gründen: man hört ihn nicht.

Um die Menschen und besonders die jungen Leute zu beherrschen, muß man vor Allem ihre Achtung besitzen. Diese Achtung wird zwar oft Leuten geschenkt, die sie nicht verdienen, die etwa durch einen übertriebenen Ruf, durch ein feines Benehmen oder durch einen Schein von Wissen und Tugend in den Besitz derselben gekommen sind. Auf diese Weise haben sich berühmte Betrüger die Herrschaft über das Volk verschafft. Bei einem Erzieher jedoch wird dies kaum möglich seyn: bei seinem fortwährenden Zusammenleben mit dem Zögling kann es nicht fehlen, daß er sich einmal so zeigt, wie er wirklich ist. Wenn daher die Achtung des Zöglings dauernder Art ist, so kann man überzeugt seyn, daß der Lehrer sie verdient. Diese Achtung ist aber nur eine Vorbedingung, ohne die an irgend eine wahre Autorität über den Zögling gar nicht zu denken. Nun kommt es aber erst darauf an, auf welche Art er diese selbst handhabt.

Hier hat er nun zuerst darauf zu sehen, daß es nicht aussehe, als wolle er eine Herrschaft ausüben und den freien Willen des Zöglings unterdrücken. Dieser weiß sehr gut, auch wenn er sich nicht deutlich davon Rechenschaft giebt, daß die erziehende Autorität dazu da ist, ihn zu unterstützen und zu leiten, nicht zu unterjochen. Er unterwirft sich ihr so lange, als sie sich innerhalb der ihr vorgeschriebenen Gränzen hält; er empört sich, oder trägt knirschend sein Joch, sobald er merkt, daß man nur über ihn Herr zu werden und seine Herrschbegier an ihm zu befriedigen sucht.

Ferner darf er dem Zögling seine Liebe und Achtung nicht zu entziehen scheinen, so lange er dies nicht verdient. Ich spreche hier nicht einmal von einem dauernden Gefühl; eine vorübergehende Regung dieser Art genügt, den jungen Menschen aufzubringen, statt ihn fügsam zu machen. So lange unsere Worte bei aller Strenge nur unser unparteiisches Urtheil über das Vergehen oder die Fehler des Zöglings ausdrücken, wird dieser zwar bestürzt seyn, aber schweigen. Er wird einsehen, daß wir Recht haben. So wie wir aber durch verachtende Ausdrücke, bittere Vorwürfe oder erniedrigende Beiwörter ihn für schuldiger, als er wirklich ist, oder für unverbesserlich zu halten scheinen, werden wir ihn, wenn er kleinmüthig ist, niederschlagen, und, wenn er einen stärkeren Geist hat, werden wir ihn aufs tiefste erbittern, wir werden ihm einen Ekel gegen das Gute einflößen, er wird es für unmöglich oder zu schwer halten, das Gute zu erreichen, und also aufhören, danach zu streben und es zu wünschen.

Wenn aber der Tadel ungerecht ist, wird er nicht bloß noch unwirksamer seyn, sondern schädlich. Nichts befestigt so sehr die Autorität, als Gerechtigkeit. Aber welche Eigenschaften gehören dazu, um gerecht zu seyn! Es gehört dazu ein zarter Sinn für die Moralität der menschlichen Handlungen, und die Geduld, alle Umstände einer Thatsache aufs genaueste zu untersuchen; man muß seine Worte streng zu wägen und die passendsten auszuwählen wissen; man muß die Wirklichkeit vom Schein, eine unbesonnene Bewegung von einem überlegten Willen, die Schwäche von der Bosheit unterscheiden; mit einem Wort, man muß mitten im Bösen das wenige Gute, das darin versteckt seyn kann, herauszufinden wissen. Das Kind kennt zwar diese Nüaneen nicht so genau, aber sein Gewissen sagt es ihm sofort, wenn das Urtheil des Vorgesetzten mit dem seinigen nicht übereinstimmt. Wir werden also in Bezug auf unseren Zögling mit der vorsichtigen Ruhe und der Achtung für das natürliche Recht der Vertheidigung verfahren, die ein verständiger Richter in Bezug auf einen Angeklagten beobachtet; wir werden ihm keine Vorwürfe machen um einer Thatsache willen, deren Evidenz nicht entschieden ist, ohne erst seine Vertheidigung anzuhören; wir werden seine Absichten untersuchen und sie nicht im Voraus für schlecht halten; wir werden ihm das Unpassende seiner Worte und seiner Handlung vorstellen, und ihn dadurch gewöhnen, auf die Stimme seines Gewissens mehr zu hören; wir werden Alles, was dazu dienen kann, sein Unrecht zu mildern, mit Freuden annehmen; mit einem Wort, wir werden in Gemeinschaft mit ihm ein feierliches Urtheil aussprechen, das zugleich eine neue Befestigung unserer Autorität über ihn und für ihn selbst eine große sittliche Lehre seyn wird.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Abgaben in Frankreich vor der Revolution. *)

Die direkten Abgaben im alten Frankreich waren eine Kopf- und Vermögenssteuer (capitation) und zwei Grundsteuern, die vingtièmes und die taille. Die Geistlichkeit trug hierzu nichts bei, sie besteuerte sich vielmehr ganz nach eigenem Gutdünken und bezahlte von Zeit zu Zeit Dons gratuits, die aber immer weit unter der Summe waren,

---

*) Madame Campan, de l'éducation, liv. 2. chap. V. pag. 42. Paris, 1824.

*) Nach Jos. Droz Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années ou l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. Paris, 1839. Der Deutsche Bearbeiter fühlt sich aber gedrungen, auf die in mehrerer Hinsicht die Französische Schrift übertreffende und sehr erschöpfende Abhandlung des verstorbenen Preußischen General-Majors von Schütz über die Abgaben im alten Frankreich (in dessen Geschichte der Staats-Veränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Th. I. S. 113—131) zu verweisen.

welche der Staat hätte verlangen können; selbst die Geistlichkeit in den seit 1561 mit Frankreich vereinigten Provinzen, welche zu den Abgaben der capitation und der vingtièmes verurtheilt war, bezahlte nur nach Willkür durch ein bestimmtes jährliches Quantum (par abonnement) und ließ sich auf keine Abschätzung ihrer Grundstücke von Seiten des Staates ein. Der Adel war zwar von beiden Abgaben nicht befreit, aber die Art der Erhebung zeigte eine große Parteilichkeit für denselben. Denn während alle Bürgerliche gehalten waren, den Anordnungen ihrer Obrigkeit hinsichtlich der sehr strengen Steuer-Ansätze auf das genaueste zu folgen, begnügte man sich mit einer bloßen Erklärung (declaration) von Seiten des Adels, die denn meistentheils nicht bloß zu niedrig war, sondern auch oft die ärgerlichsten Unwahrheiten enthielt. Sagten nun auch solche Bevorzugten, daß ihr einzelner Vortheil ja nicht dem Ganzen zum Nachtheil gereichte, so verbreiteten doch solche Gunstbezeugungen im Lande Unzufriedenheit und regten allerhand böse Leidenschaften auf, wie denn auch nothwendig ein Intendant, der durch seine Gefälligkeit gegen den Adel die zu erhebende Totalsumme der Abgaben schwächte, die Bürgerlichen um so mehr belasten mußte, um die einmal festgesetzten Steuern an den Minister entrichten zu können. Und wer mußte nun die Leere des Schatzes ausfüllen, die durch die mangelhafte Bezahlung von Seiten der reichsten Steuerpflichtigen entstanden war? Doch wieder die, von denen man, eben weil sie arm und einflußlos waren, glaubte, daß sie am ersten würden die Zahlungen leisten müssen. Die Taille endlich lastete allein auf den Bürgerlichen. Alles vereinigte sich, um diese Abgabe gehässig zu machen, sie war wirklich herabwürdigender Art, der Name eines Taillepflichtigen (taillable) wurde nicht ohne Verachtung ausgesprochen und die Eintreibung der Taille mit großer Strenge vorgenommen. Die Regierung konnte diese rein persönliche Abgabe sogar noch ohne Einzeichnung bei dem Parlamente erhöhen: es reichte dazu ein bloßer Conseils-Beschluß hin, ja man weiß, daß solche Erhöhungen sogar ohne Wissen des Königs erfolgt sind.

Die indirekten Abgaben waren sehr zahlreich. Die bedeutendsten und einträglichsten derselben, als die von Salz, Taback, Kolonialwaaren, so wie die Eingangs- und Ausgangszölle, waren an einzelne Finanz-Gesellschaften verpachtet, welche zur Vergrößerung ihrer Einnahmen kein Mittel des persönlichen Interesses und der schamlosesten Gewinnsucht unversucht ließen. Diese ferme générale oder die Association der General-Pächter war durch ihre weit verzweigten Verbindungen und durch ihren Reichthum eine wirkliche Autorität im Staate geworden. Sie behauptete ihre Unabhängigkeit, weil sie bei jedem Versuche der Regierung, sie zu beschränken oder zu beaufsichtigen, derselben erklärte, es sey ihr unter solchen Umständen unmöglich den bisherigen Pacht fortzuzahlen, eine Drohung, welche bei den Ministern niemals ihres Zweckes verfehlte. Uebrigens war es allerdings sehr schwer, der Macht und den Ansprüchen der General-Pächter Gränzen zu setzen. Die ihnen verpachteten Abgaben und Steuern waren nicht in allen Provinzen von derselben Art, bald höher, bald niedriger, namentlich theilten die Zolllinien im Innern des Landes ganz Frankreich in einzelne Staaten mit besonderen Gebräuchen und Abgaben. Die fiskalische Observanz bei den General-Pächtern war so verwickelt und so schwer zu entwirren, daß sich weder ein Minister, noch die Königlichen Gerichtshöfe für die Gesetzgebung und Erhebung der Königlichen Einkünfte (cours souveraines) damit befassen konnten, an ihrer Statt war die Entscheidung bei einer kleinen Anzahl von Personen, die sämmtlich zu der Gesellschaft der General-Pächter gehörten und wirklich Studien in dieser Sache gemacht hatten. Sie allein gaben sich also das Ansehen, die Konzessionen genau zu kennen, in deren Besitz sie gesetzt worden waren, aber eben diese Personen änderten und erweiterten ganz nach Willkür die Gränze ihres anscheinenden Rechtes. Kein Steuerpflichtiger wußte eigentlich, in wie weit die General-Pächter an ihn ihre Forderungen stellen durften. Ja, es ist schwer zu glauben, wenn man in der Beschwerdeschrift des Obersteuer-Gerichtes (cour des aides) vom 6. Mai 1775 findet: „Das Gesetzbuch der Ferme générale ist von unübersehbarem Umfange, so daß der Privatmann, den man in einen Prozeß verwickelt, weder selbst das Gesetz kennt, dem er unterworfen ist, noch sich bei einem anderen darüber befragen kann: er muß sich also gänzlich in die Gewalt seines Gegners und Verfolgers, der im Namen der Societät handelt, ergeben." So übten diese Menschen einen furchtbaren Despotismus aus, der um so drückender ward, je unwissender, ungebildeter und plumper sie waren. Sie begnügten sich nicht, bloß das Vermögen des Steuerpflichtigen einzuziehen, sie legten auch Hand an ihre Personen, und da das Gesetz nirgends Sicherheit verlieh, so konnte auch Niemand wissen, in wie weit Haussuchungen oder Verhaftungen den Agenten des Fiskus erlaubt waren oder nicht. Besonders hart waren die Gesetze gegen den Schleichhandel, der in den so verschieden besteuerten Provinzen aus einer in die andere getrieben wurde, sehr einträglich war und trotz aller starken Mautlinien nie ganz unterdrückt werden konnte. Bloß an solche, welche die Salz- und Tabacksteuer hatten umgehen wollen, waren gewöhnlich 12—1500 Menschen in den Gefängnissen und 2—300 auf den Galeeren. Hinrichtungen und Todesstrafe durch das Rad wurden wegen Vergehungen gegen die Ferme générale erkannt, und zwar von Kommissionen, die gar keine weitere Appellation an den König zuließen. Auch geschah es nicht selten, daß Personen, die man nicht vor Gericht bringen konnte, gegen die aber doch dringender Verdacht des Schmuggelns vorlag, durch geheime Befehle aufgehoben wurden. Ein solcher Mensch, Namens Monnerat, erregte in Paris das lebhafteste Interesse, denn er hatte zwanzig Monate in Bicetre gefangen gesessen und war sechs Wochen lang an die Mauer eines ganz dunkeln Kerkers geschmiedet gewesen.*) Als er seinen Henkern entflohen war, wollte er sie gerichtlich belangen, und der Ober-Steuergerichtshof erkannte auch die Gültigkeit seiner Klage. Aber die Societät der General-Pächter wußte diese Sache in den Bereich des Minister-Rathes zu verweisen, wodurch alle Vorstellungen der Magistratur unnütz wurden. Die General-Pächter waren mächtiger als der oberste Gerichtshof in Frankreich, und ihr Spott und Hohn traf ungestraft ein Kollegium von Männern, an deren Spitze Malesherbes stand.

Außer diesen Steuern in baarem Gelde gab es auch noch andere, welche das Volk in Natur entrichtete. Die lästigste derselben war die Wegefrohn (corvée), nach welcher alle der Taille unterworfene Familien die Verpflichtung hatten, nach ihrer Fähigkeit durch Handarbeit oder Fuhren zu dem Baue und zu der Erhaltung der Kunststraßen und Landwege in der Nähe ihres Wohnorts beizutragen.

Zu den Königlichen Abgaben kamen noch die an die Geistlichkeit und an den Adel, der Zehnten und die herrschaftlichen und lehnsherrlichen Gefälle. Wenn man den Betrag aller dieser Lasten berechnet, die Kosten und den Zeitverlust, den eine höchst fehlerhafte Eintreibung verursachte; wenn man ferner bedenkt, daß die reichsten Klassen nicht nach Verhältniß ihres Vermögens beisteuerten, daß die Bevölkerung minder ansehnlich, die Industrie weniger verbreitet und der Reichthum nicht so allgemein war als jetzt, so wird man die Ursachen ermessen können, durch die das Volk ganz außer Stande war, die Bedürfnisse des Schatzes zu befriedigen; man wird auch begreifen, daß zu einer Zeit, wo die an den Staat zu leistenden Abgaben nicht viel die Summe von 365 Millionen Livres überstiegen, die Bürgerlichen weit mehr belastet waren als heutzutage, wo Milliarden nach den Budgets aufzubringen sind.

Aus allen diesen Zuständen war eine wahrhaft erschreckende Bedrückung aller Steuerpflichtigen und eine große Armuth des Schatzes hervorgegangen. Dies Schauspiel war um so trauriger, da die Regierung es in ihrer Gewalt hatte, dieser zwiefachen Verwirrung Schranken zu setzen. Eine dreifache Reform nämlich würde unsere Lage verbessert haben: erstens, Sparsamkeit in den Ausgaben; zweitens, Aufhebung aller Privilegien in Besteuerungs-Angelegenheiten und Gleichheit der Auflagen für alle Klassen im Staate; drittens, Anordnung einer dem Volke weit weniger gehässigen Maßregel bei Eintreibung der Steuern. Aber zur Bewirkung dieser Reformen fehlte es an festem Willen und an aufrichtiger Liebe für das Wohl des Landes.

Mannigfaltiges.

— Ranke in England. Die Geschichte der Römischen Päpste, von Ranke, die von Herrn Alexander von Saint-Cheron so über die Maßen frei ins Französische oder, wie es der Deutsche Verfasser selbst bezeichnete, „ins Jesuitische" übersetzt worden, hat dagegen in England eine überaus treue und sorgfältige Uebersetzerin in der rühmlichst bekannten Mrs. Austin gefunden, deren Arbeit so eben in drei Bänden fertig geworden und ausgegeben wird.**) Früher bereits hatten die Englischen Reviews auf die Wichtigkeit des Deutschen Geschichtswerkes aufmerksam gemacht, und die Uebersetzung desselben wird daher auch als eine willkommene Erscheinung begrüßt. Mistreß Austin hat dem Verfasser ihre Arbeit vorgelegt und dieser selbst giebt ihr, wie die Einleitung besagt, das Zeugniß großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit (care and conscientiousness). Ein Englischer Kritiker (im Spectator) bemerkt jedoch hierzu: „Wir fürchten beinahe, daß diese Sorgfalt, obgleich sie der Deutlichkeit oder Lesbarkeit der Darstellung keinen Eintrag gethan, doch ihrer Leichtigkeit und Freiheit etwas geschadet hat."

— Heinrich Leo in Italien. Von Leo's Universalgeschichte erscheint jetzt in Mailand eine treffliche Italiänische Uebersetzung, die der Professor Giambattista Menini veranstaltet hat.***) Bis jetzt sind zwei Lieferungen ausgegeben, denen der Uebersetzer eine einleitende Uebersicht dieses Geschichtswerkes vorangeschickt hat. Auf eine von Menini an Leo gerichtete Zuschrift mit einigen Anfragen hat ihm dieser unter Anderem geantwortet: „Seit meiner Kindheit habe ich Italien, als das Land meiner Väter, lieben gelernt, und meine Liebe fand sich nicht getäuscht, als ich es späterhin selbst kennen lernte." Durch diese Worte finden sich die Italiäner geschmeichelt, die nun in dem Verfasser einen halben Landsmann anerkennen.

---

*) Der Ober-Steuergerichtshof sagte unter Anderem in seiner Denkschrift an Ludwig XV. (1770): „Es giebt im Schlosse Bicetre unterirdische Kerker, die in früheren Zeiten für berüchtigte Verbrecher bestimmt waren, welche nach dem ausgesprochenen Todesurtheil ihr Leben nur dadurch erhalten hatten, daß sie ihre Mitschuldigen angaben; es scheint, daß man recht geflissentlich ihnen in jenen Kerkern ein Leben ließ, bei welchem sie sich den Tod wünschen mußten. Eigentlich sollte hier gänzliche Finsterniß herrschen. Aber da doch einige Luft hereindringen mußte, wenn die Verbrecher ihr Leben fristen sollten, so setzte man auf die über diesen Kerkern befindlichen Boden durchlöcherte Keller, welche mit Röhren in Verbindung standen, die in das Gewölbe hinabreichten. Auf diese Weise brachte man einige Verbindung mit der äußeren Luft zu Stande, ohne doch den Lichtstrahlen den Zugang zu verschaffen. Sie werden, Sire, Mühe haben, zu glauben, daß die Barbarei so weit gegangen ist, in diesen Schreckens-Aufenthalt länger als einen Monat einen Menschen einzuschließen, den man im Verdacht hatte, Schleichhandel getrieben zu haben."

**) The ecclesiastical and political History of the Popes of Rome during the 16 and 17. centuries. By Leopold Ranke, Professor in the University of Berlin. Translated from the German by Sarah Austin. 3 vols. London, 1840.

***) Corso di Storia Universale ad uso de' più alti Istituti d'insegnamento, del Dottore Enrico Leo, versione dall' originale del professore Giamb. Menini.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Montag den 20. Juli 1840.

Frankreich.

Scenen aus dem Chouans-Kriege in der Bretagne.

Von E. Souvestre.

I.

Das Departement der Côtes-du-Nord war, vermöge seiner geographischen Lage, der Brennpunkt der einzelnen Chouannerieen in der Bretagne. Ueberdies hatten hier die Royalisten einen so thätigen und unternehmenden Führer gefunden, wie nur je einer in einem Bürger-Kriege aufgetreten ist. Dieser Führer war ein unbekannter Edelmann, Namens Boishardy, welcher sich bis dahin mit nichts Anderem abgegeben hatte, als auf die Wolfsjagd zu gehen und den jungen Pächterinnen den Hof zu machen. Die Bauern, welche ihn wegen seiner Kraft und seiner Kühnheit fürchteten, liebten ihn wieder wegen seines vertraulichen Benehmens, seiner Munterkeit und seiner aufbrausenden Gutmüthigkeit. Er war einer von den Männern, welche von Natur bestimmt sind, Lieblinge des Volkes zu werden, weil jeder ihrer Tugenden ein in die Augen springender Fehler das Gleichgewicht hält. Bevor noch die Revolution Boishardy zu einem Parteihaupte gemacht hatte, war er schon wegen seiner verliebten Abenteuer in der ganzen Gegend berühmt. Er war, so zu sagen, ein Lovelace in Holzschuhen, den man sicher war, Sonntags bei allen Tanzvergnügungen, an anderen Tagen auf den Mühlen, an den Quellen, überhaupt an allen Orten zu finden, wo sich die jungen Mädchen versammelten. Die Mütter fürchteten ihn, die Väter wurden bleich, wenn sie ihn vor ihrer Thür vorübergehen sahen, und der Pfarrer von Brehand hatte sogar einmal gegen ihn gepredigt. Natürlich erweckte ihm sein schlimmer Ruf zahlreiche Bewunderer und Neider.

Die Drangsale des bürgerlichen Krieges hatten ihn zwar nicht vermocht, seine verliebten Abenteuer ganz einzustellen; indeß fehlte ihm jetzt doch mehr die Zeit zur Unbeständigkeit. Einer neuen Gebieterin seines Herzens war es endlich gelungen, ihn dauernd zu fesseln. Sie ließ sich Madame Katharine nennen; wegen ihrer stolzen Schönheit und ihres hochfahrenden Charakters erhielt sie aber von den Chouans den Beinamen der „Königlichen". Man sagte, sie sey aus einer adeligen Familie des Departements der Ille-de-Vilaine hervorgegangen. Auch ihr sagte man nach, daß sie in der Liebe nicht allzu wählig gewesen und ihre Gunst zuerst einem Müller geschenkt habe. Ihrem jetzigen Geliebten folgte sie zuweilen auf seinen Zügen, und ihre Eifersucht hatte ihn einer strengen Aufsicht unterworfen, welche Boishardy geduldiger ertrug, als man es erwartet hatte.

Gegen das Ende des Thermidor 1794 rief mich ein Geschäft nach Lamballe. Als ich aus dem Gasthofe kam, begegnete ich unserem alten Arzte, dem Bürger Launay. Er war noch immer so sonderbar wie sonst. Während der Herrschaft Robespierre's war er als Feuilletonist verhaftet worden, und nun dieser gestürzt war, hatte er sich plötzlich in einen Jakobiner verwandelt; er beweinte jetzt die „heilige Guillotine", welcher ihn nur der 9. Thermidor entrissen hatte. Der Geist des Widerspruchs war stärker in ihm, als das Gefühl der Selbsterhaltung. Er sprach lang und breit von den Ausschweifungen der Chouans, brandmarkte die Nachsicht der Regierung als Verrath und sagte mir, daß ich nicht ohne die größte Gefahr würde nach Lachèze gelangen können, wohin ich wollte. „Unsere Felder", sagte er, „gleichen jetzt einer Wüste, und man wagt nur noch, mit einer Karawane zu reisen. Doch da kömmt ja der Capitain Rigaud; der kann Dir vielleicht helfen."

Ein Mann von ungefähr 40 Jahren kam auf uns zu. Er trug einen blauen militairischen Ueberrock, dem man die Spuren langen Gebrauchs deutlich ansah, Holzpantoffeln und einen alten Filzhut, der mit einer dreifarbigen Feder geziert war. — „Haben Sie eine Sendung nach Lachèze, Capitain?" schrie ihm der Doktor entgegen. — „Ich gehe morgen mit einem starken Detaschement dorthin ab", antwortete der Offizier. — Launay faßte mich bei der Hand und sagte: „Dann nehmen Sie den Jungen hier wohl mit." — „Mit Vergnügen", antwortete der Capitain. — „Baptiste wird es sich gesagt seyn lassen; aber Sie stehen mir für ihn, und ich hoffe, daß Sie mir nicht, wenn Sie zurückkommen, wie der Feuillantist Kain, sagen werden: „„Bin ich sein Wächter gewesen?"" — „Was wir am besten bewachen, ist nicht immer am besten aufgehoben", entgegnete der Capitain; „wie die Zeit jetzt ist, kann Niemand für den Anderen stehen: carpe diem quam minimum credula postero."

Launay kehrte sich zu mir und sagte: „Ich muß Dir sagen, daß Rigaud ein klassischer Gelehrter ist. Er frühstückt mit Cicero, speist zu Mittag mit Virgil und zu Abend mit Horaz; in einem Kriege gegen die Chouans ist das von erstaunlichem Nutzen." — „Von größerem, als Sie glauben", erwiederte der Capitain; „meine Studien geben mir die Ruhe, welche Ihnen fehlt. Da das Leben doch nur ein unbehülflicher Wagen ist, welcher uns dem Tode zuführt, so sind die Weisen diejenigen, welche die Fenster schließen und sich nicht um das Ziel und um das Rütteln kümmern." — „O, die Weisen sorgen nicht einmal für Schuhe", sagte Launay, indem er einen Seitenblick auf die Schuhe des Capitains warf. Dieser antwortete nicht, sondern lächelte bloß und grüßte uns mit der Hand. „Morgen also, Bürger", sagte er dann, „auf dem Waffenplatze." — Ich versprach, mich pünktlich einzufinden. Launay schaute ihm nach; dann äußerte er, die Achseln zuckend; „Das ist auch so ein armer Teufel, der seinem Lande vierzig Jahre dient und mit zerrissenen Beinkleidern in einem Winkel stirbt. Siehst Du, Baptiste, die einfachen und edeln Menschen sind die Lastthiere der Gesellschaft; so lange sie gehen können, bürdet man ihnen Lasten auf; wollen sie nicht mehr fort, so zieht man ihnen das Fell ab."

Trommelschlag weckte mich am nächsten Morgen, und ich eilte mit meiner Jagdflinte nach dem Waffenplatze. Der Capitain stand in demselben Kostüm wie gestern an der Spitze seiner Compagnie. Die 150 Grenadiere, welche er befehligte, hatten ebenfalls nur einzelne Ueberreste ihrer Uniform aufzuweisen. Meistentheils waren sie mit aufgeklappten Strohhüten und leinenen Röcken mit blauen Aufschlägen bekleidet. Das Jammervollste aber waren die Schuhe: entweder ein Stück Filz oder eine Sohle, die mit einem Bindfaden befestigt war. Sah man sie so, bewaffnet mit einem geschwärzten Karabiner, mit den verschiedenartigsten Säbeln und mit Pistolen, welche an einem Stricke um den Leib hingen, so mußte man sie für einen Haufen Banditen halten. Dennoch gab die Regelmäßigkeit des Schrittes, die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen und die Gewohnheit des Gehorsams sie als Soldaten zu erkennen, freilich nicht als den koketten, wohlgenährten, behandschuhten Soldaten unserer Zeit, sondern als den sonngebräunten, ausgehungerten Soldaten der Republik, der sich für ein Wort, das er nicht verstand, in den Kampf stürzte. Hinter den Grenadieren zog ein Haufe von Freiwilligen her, die mit Sensen und Dreschflegeln ausgerüstet waren: sie bildeten die Compagnie der Schnitter, welche ein Dekret des Konvents ins Leben gerufen hatte, um das Getraide in den eroberten Ländern zu mähen und zu dreschen.

Ich ging neben dem Capitain auf der linken Seite des Detaschements. Der Tag war angebrochen, die Vögel sangen. Mein Gefährte zeigte auf den von der aufgehenden Sonne gerötheten Himmel. — „Ein Italiänischer Sonnenaufgang", sagte er; „Tithoni croceum linquens aurora cubile." — „Ich sehe", fing ich an, „daß Virgil Ihnen eben so bekannt ist wie Horaz." — „Seit zwanzig Jahren", versetzte er, „suche ich die Belege zu ihnen in der Schöpfung auf; jedes Bild erinnert mich an einen ihrer Verse." — „Seitdem Sie hier sind, muß Ihnen auch Lucan öfter vor das Gedächtniß treten." — „O, gewiß, Eure Bretagne gleicht dem blutigen Gewande des Bürgers Jesus; Jeder will ein Stück haben." — „Und wird dieser verruchte Kampf nie ein Ende erreichen?" — „Wie ist das zu erwarten, so lange die Repräsentanten und Generale verschiedene Pläne und gleiche Vollmachten haben? Hier handelt Jeder für sich und ohne Verantwortlichkeit. Ueberdies ist die republikanische Armee zu schwach. Die Journale haben so oft wiederholt, sie sey 60,000 Mann stark, daß der Wohlfahrts-Ausschuß es endlich geglaubt hat; aber in Wahrheit sollen wir mit 30,000 Mann 4000 Quadratmeilen und 330 Meilen Küsten bewachen. Von dieser Zahl schmachten 10,000 in den Lazarethen, 10,000 haben keine Waffen, Alle aber weder Schuhe noch Brod. Bei Vitré traf ich eine Compagnie Grenadiere, welche ihre Barraken nicht verlassen konnten, weil sie keine Kleider hatten, und in Fougères beriethen sich die ausgehungerten Soldaten, ob sie Leichname essen sollten. Das ginge indeß noch, wenn die Sache in einer Schlacht entschieden werden könnte; wir wollten unsere Grenadiere wie eine Schaar hungriger Wölfe ins Feuer führen; wenn sie Patronen beißen, fühlen sie den Hunger nicht. Das ist aber ein Krieg aus Tausend und einer Nacht; wir kämpfen mit unsichtbaren Genien, die Bäume schießen auf uns. Haben wir die Oberhand, so verkriechen sich Alle in der Erde; wir finden nur Bauern, welche das Feld bestellen, Weiber, welche spinnen, Kinder, welche die Mütze vor uns abziehen. Müssen wir aber zurückweichen, so springt aus jedem

Graben ein Kämpfer hervor, jede Ginsterstaude verwandelt sich in einen Feind; jedes Kind, jedes Weib, jeder Bauer hat für uns einen Stein und eine Kugel bereit. Diese Menschen des Westens sind geduldig in ihrem Hasse; wir dürfen weder hoffen, sie zu ermüden noch sie zu entmuthigen."

Der Capitain hatte geendigt, als man ihm anzeigte, daß in einiger Entfernung vom Wege ein Feld entdeckt sey. Er machte Halt und ging mit 30 Grenadieren und der Compagnie der Schnitter nach dem bezeichneten Orte. Wir fanden ein mageres Waizenfeld. Mein Gefährte warf einen spähenden Blick auf dasselbe. „Die Getraidefelder", sagte er, „sind, wie Zucker-Pflanzungen, wahre Schlangennester. Bevor die Schnitter an die Arbeit gehen, wollen wir es erst mit den Bajonnetten durchsuchen." — Ein Dutzend Grenadiere zerstreuten sich nach allen Richtungen. Nicht lange, so brachten sie einen Bauer angeschleppt, der im Getraide verborgen gewesen war. Der Capitain fragte, wie er heiße. — „Claude Perrot", antwortete er trotzig. — „Wo wohnst Du?" — „Zu Quessoy." — „Was machtest Du in dem Felde?" — „Ich schlief." — „Das ist doch sonst nicht Eure Gewohnheit; warum schliefst Du nicht zu Hause?" — „Weil mich die Chouans in meinem Hause getödtet haben würden, wie sie meine Frau und meinen Sohn getödtet haben." — Rigaud blickte ihn erstaunt an. „Ja", fuhr der Bauer fort, dessen bleiches Gesicht sich belebte, „vor acht Tagen war Herr La Roche bei mir. Ich war krank und lag im Bette. Zuerst sagten sie zu meiner Frau, sie hätten Hunger; man brachte ihnen, was da war. Sie aßen und tranken; dann fragten sie, wo ich wäre. — „„Zu Montcontour"", antwortete meine Frau aus Furcht. — „„Gewiß verkauft er wieder sein Getraide den Blauen"", sagte ein Chouan. Meine Frau leugnete. La Roche sprang wüthend auf und schrie: „„Das Maaß Deines Mannes ist voll; zuerst zeige uns aber, wo er seine Thaler verbirgt."" — Sie wollte anfangs nicht, aber sie zogen ihr die Schuhe aus, um ihr die Füße zu brennen. Da führte sie sie in den Stall, wo das Geld für die Miethe lag, und gab ihnen Alles. Nun gab La Roche ein Zeichen, die Frau und das Kind fortzuführen. Ich wollte ihnen nach, aber sie hatten die Thür geschlossen; als ich sie öffnen wollte, ertönte plötzlich das „Veni Creator" und eine Flintensalve; mein Weib und mein Kind waren erschossen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, hielt der Bauer inne. Ein schmerzlicher Ausdruck spiegelte sich auf seinem Gesicht, und Thränen flossen aus seinen Augen. „Und haben die Munizipal-Beamten nicht gegen ein solches Verbrechen Klage erhoben?" fragte der Capitain. — „Unsere Munizipal-Beamten sind alle gemordet oder geflohen", antwortete der Bauer. — „Also ist Niemand mehr da, die Schwachen zu beschützen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?" — „Niemand". — „Warum suchst Du dann nicht eine Zuflucht in der Stadt?" — „Wie sollte ich mich da ernähren? Wir können nicht in den Straßen pflügen und unsere Ochsen auf dem Pflaster weiden lassen; der Bauer bedarf des Feldes, wie der Fisch des Wassers." — „Ihr verlaßt Eure Häuser alle Abende?" — „Ja, wir haben keine andere Zuflucht, als das Dickicht oder das Feld." — „Dann wirst Du Dich nach einem anderen Zufluchtsort umsehen müssen, denn wir werden sogleich Dein Schlafgemach abmähen." — „Was soll das heißen?" — „Siehe hin!" — Rigaud zeigte mit seinem Säbelgriff auf die Schnitter hin, welche sich eben zur Arbeit anschickten. Claude stieß einen Schrei des Staunens und des Entsetzens aus. „Jesus, was machen sie?" rief er aus. — „Sie mähen für Rechnung der Republik." — „Aber das Getraide gehört mir." — „Dir?" — „Es ist das einzige, was ich noch mein nenne, denn die Dragoner von Montcontour haben das andere noch grün zum Futter für ihre Pferde abgemäht. Im Namen Gottes, Capitain, thun Sie ihnen Einhalt! Ich bin Patriot wie Sie, da die Chouans meine Familie gemordet haben. Weg mit den Sicheln, Bürger, weg mit den Sicheln!" — „Wir müssen den Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses vollstrecken", entgegnete Rigaud. — „Das ist unmöglich", schrie Claude, der sich in seiner Verzweiflung immer wüthender geberdete; „Niemand kann einen solchen Befehl ertheilen, Jeder hat sein Recht und sein Eigenthum." — „Eure Gemeinden sind erobertes Land, und es muß Alles für die Republik requirirt werden; der Soldat muß leben." — „Und ich?" fragte Claude mit furchtbarem Ausdrucke. — „Du", entgegnete der Capitain verlegen, „magst bei der Republik reklamiren." — „Die wird den Kerkermeister und den Henker bezahlen; nein, es ist nicht möglich. Lasset einem Christen, was ihm Gott gegeben hat. Zurück, Ihr da! dies Feld ist mein, und Niemand darf es anrühren. Zurück, wenn Ihr nicht Schelme und Spitzbuben seyd."

Er stürzte sich auf die Schnitter, um sein Feld zu vertheidigen. Augenblicklich erhoben sich zwanzig Sicheln über seinem Haupte. Ich eilte ihm nach und entriß ihn mit Mühe den Soldaten. „Es ist ein verkleideter Chouan", riefen einige. — „Geh, wenn Dir Dein Leben lieb ist", sagte Rigaud, welcher seine Grenadiere kannte und wenig auf ihre Subordination zählte. — „Die Aehren sind mit meinem Schweiße aufgewachsen", sagte Claude mit der religiösen Verehrung, welche der Bauer der Bretagne für das von ihm gepflanzte Getraide empfindet." Claude war wie außer sich; endlich ermannte er sich, hob seinen Hut auf und rief mit dem Ausdrucke der gesteigerten Wuth: „Gut, die Royalisten haben mir die getödtet, die ich liebte, und die Blauen nehmen mir mein letztes Stück Brod. Es ist nirgends Gerechtigkeit, aber jetzt weiß ich, daß Jeder sich selbst Recht verschaffen muß." — Die Soldaten brachen in Drohungen aus, aber Claude gab nicht Acht darauf, sondern schlug die Arme über einander und entfernte sich langsam.

Wir schauten ihm nach, bis er in den Gebüschen verschwand. „Wieder ein Kämpfer für diese mörderischen Banden, sagte der Capitain. Wir können nur leben, indem wir alle Rechte mit Füßen treten, aber jede Rechtsverletzung erweckt uns einen unversöhnlichen Feind. Dieser Krieg dreht sich in einem fürchterlichen Kreise; er ist ein Syllogismus ohne Ende, dessen Schlußsatz den Obersatz unaufhörlich wiederholt."

Unterdeß war das Getraide abgemäht, in Garben gebunden und auf Wagen geladen worden. Das Detaschement setzte sich wieder in Bewegung, und wir trafen bald in Montcontour ein. Der Capitain ließ einige Schnitter zurück, um das Getraide zu dreschen, und nach einstündiger Rast ging es weiter. Je weiter wir kamen, desto wüster wurde der Anblick des Feldes. Die Hecken, welche den Weg begränzten, waren niedergehauen worden, damit die Chouans sich nicht hinter denselben in Hinterhalt legten; die unbestellten Felder waren mit Disteln bewachsen, welche die Sonne versengt hatte. Nirgends eine Räderspur, nirgends Hirtengesang, ringsum Grabesstille; selbst die Dörfer schienen verlassen. Die Häuser waren sorgfältig verschlossen, die Brunnen ohne Eimer. Dennoch rauchten einige Schornsteine; man sah, daß noch kurz vorher Menschen hier gehaust hatten, welche plötzlich und wie durch Zauberei verschwunden waren.

„Unsere Ankunft ist gemeldet worden", sagte der Capitain; „wie? weiß ich nicht, aber die Einsamkeit beweist es. Diese Bauernlümmel müssen Luftgeister in ihrem Dienste haben, oder sie müssen uns, wie der Hund das Wild, schon von fern wittern." — Nachdem wir wiederum angehalten, um ein Gerstenfeld abzumähen, langten wir zu Pleuguenas an, wo wir einen Augenblick Halt machten. Der Capitain und ich, wie durchstreiften das Dorf, welches ebenfalls verlassen war: der Freiheitsbaum war gefällt, die dreifarbige Fahne durchlöchert, die Anschläge mit den Insignien der Republik zerrissen. Dennoch war ein Anschlag verschont geblieben: es war das Dekret des Wohlfahrts-Ausschusses, welches die Errichtung von Guiden-Compagnieen anordnete, um die Sträucher und Hecken längs der Wege umzuhauen. Darunter stand aber folgender Zusatz:

„Wir versprechen, Jeden, der einen Baum oder eine Hecke für die Blauen umhauen wird, innerhalb 24 Stunden erschießen zu lassen, sollten wir ihn auch in seiner Wohnung aufsuchen."

„Unterz. La Joie, Tranchemontagne genannt Denis."

„Gegeben im Lager der ehrlichen Leute."

Rigaud und ich blickten uns an.

„Wissen Sie jetzt, sagte er kopfschüttelnd, warum sich Niemand zum Eintritt in die Compagnieen gemeldet hat? Sie sehen, die Chouans setzen ein Dekret dem anderen entgegen; ihnen gehorcht man, weil die Strafe des Ungehorsams näher ist. Gezwungen oder aus eigenem Antriebe, sind uns Alle Feind. Wenn ein Kind schreit, ruft man ihm zu: „„Die Blauen kommen!"" und es ist ruhig. Die Hunde kennen uns und bellen uns an. Wie sollen sich da unsere Soldaten nicht verhärten und den Haß nicht mit Grausamkeit vergelten? Infelix nescit amare."

Wir rissen die Ankündigung der Anführer der ehrlichen Leute ab und marschirten nach Uzel, wo wir mit sinkender Nacht eintrafen. Die Munizipal-Beamten erwarteten uns. Ich ließ den Capitain sich mit ihnen bereden und begab mich nach dem Gasthofe zum weißen Pferde, dessen Eigenthümer ich kannte.

II.

Meister Floch war ein Normanne, der das Andenken seines Ahnherrn Rollo wieder in Ehren brachte; alle Zwirnhändler, Pferdemäkler, Fuhrleute und Hausirer hingen mit fast kindlicher Liebe an ihm. Niemand wußte auch besser, als er, sich mit ihnen zu unterhalten und auf ihre Gedanken einzugehen. Daher kam es, daß in der schlimmsten Zeit sich keine Stimme zu seiner Anklage erhob. Seine republikanische Gesinnung mochte zweifelhaft seyn, aber sein Cider war der beste im ganzen Kreise, sein Wein der billigste, seine Schwänke die muntersten. Der Wirth des „weißen Pferdes" wand sich also durch die kritische Zeit, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, seine muntere Laune zu denunziren. Sein Wirthshaus war, so zu sagen, ein neutrales Gebiet, wo die verschiedenen Parteien sich auf dieselbe Weise belustigten, indem sie denselben Wein tranken.

Als ich eintrat, war Meister Floch gerade beschäftigt, einen ungeheuren Bratspieß zu drehen. Als er mich gewahr wurde, stieß er einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. „Ach, sieh da!" rief er aus; „das ist ja Herr Baptiste; ich wußte wohl, daß er nicht todt war. Aber Sie sind doch nicht zu Fuß gekommen und auch wohl nicht allein?" — „Mit dem Detaschement von Lamballe, dessen Capitain gleich erscheinen wird." — Meister Floch schien unangenehm überrascht. „Ist Ihnen das nicht Recht?" fragte ich. — „Das nicht", versetzte er verlegen, „aber es ist gar nichts mehr zu haben, und seit einigen Tagen essen wir Schwarzbrod." — „Seit einigen Tagen essen wir gar nicht", versetzte ich. — „Ueberdies ist mein Cider ausgegangen." — „Der läßt sich zur Noth entbehren." — „Ich habe nur ein Bett." — „Wir werden es theilen." — Er kratzte sich verlegen in den Haaren und sagte endlich: „Das neue Wirthshaus an der Ecke des Platzes ist wohl versehen." — „Ich sehe schon", sagte ich, „Sie wollen uns nicht haben, Meister Floch." — Er wollte protestiren. „Schon gut", fuhr ich fort; „Sie fürchten, daß der Capitain, wie viele seiner Kameraden, vergessen wird, die Zeche zu bezahlen; aber für den stehe ich wie für mich selbst."

In diesem Augenblicke trat der Capitain ein. „Vale hospita", rief er aus, indem er Meister Floch militairisch grüßte; „meine Meute ist jetzt im Stall, und ich kann ausruhen." — Der Wirth fragte, ob wir etwas wünschten. „Was Du hast, Bürger", sagte der Capitain. „Ich habe einen wahren Wolfshunger. Zuerst ein paar Gläser und eine Flasche Wein." — Meister Floch wollte sich entfernen, um das Verlangte zu holen. Da fielen die Blicke des Ca-

pitains auf den Heerd, wo eine fette Gans bei jedem Umschwunge des Bratspießes ihren duftigen Saft in einen untergestellten Napf träufelte. „Was ist das, Bürger Gastwirth!" sagte er aufspringend; „erwartest Du heute Abend einen Volks-Repräsentanten oder einen Lieferanten?" — „Niemand erwarte ich", versetzte Meister Floch. — „Dann lebe die eine und untheilbare Republik!" rief der Capitain aus; „tische auf, Freundchen; wir wollen uns ein Lukullus-Fest machen." — „Entschuldigen Sie", sagte der Wirth, „die Gans gehört einem Reisenden, der sie zum Abendbrod bestellt hat." — „Zu seinem Abendbrod!" wiederholte Rigaud; „das gebe ich nicht zu; die Gelegenheit ist zu schön, um sie entschlüpfen zu lassen: rarae civibus fumant culinae. Euer Kanton steht übrigens unter militairischer Gewalt; ich requirire die Gans und befehle, sie augenblicklich aufzutragen. Will Dein Reisender einen Antheil, so möge er nur kommen; ich werde ihm die drei besten Bissen vorlegen: numero gaster impare gaudet."

Meister Floch wollte Einwendungen machen, als sich eine Thür öffnete und ein kleiner, aber gedrungen und stark gebauter Mann eintrat. Bei seinem Anblick fing der Wirth an zu zittern. „Was giebt's, Meister?" fragte der Fremde mit einem Ausdruck, in dem sich Furchtlosigkeit mit stolzer Ironie mischte. „Es melden sich Gäste zu meinem Abendbrod, nicht wahr?" — „Ja wohl", stammelte Meister Floch. — „Ich habe nie Gäste abgewiesen", sagte der Unbekannte, zu uns gewendet; „die Bürger dürfen nur eintreten, es soll für sie gedeckt werden." (Fortsetzung folgt.)

Der Tod Ludwig's XV.

(Nach der kürzlich erwähnten Geschichte Ludwig's XVI. von Falloux.)

Die starke Constitution Ludwig's XV. ließ noch ein langes Leben erwarten; aber die ungeahnte Stunde kam, und der Tod sollte die Sicherheit des Hofes überraschen. In den letzten April-Tagen des Jahres 1774 bekam der König die Blattern mit den bedenklichsten Symptomen. Man konnte nicht ohne Gefahr sein Zimmer betreten, die Luft im Palais war infizirt; funfzig Personen wurden krank, wovon zehn starben; selbst die Aerzte trafen Vorsichtsmaßregeln, um sich vor der Epidemie zu schützen. Indeß erwarteten Mesdames, die Töchter des Königs, an seinem Bette und oft unter seinen Vorhängen sitzend, den Moment seiner Genesung oder den, wo sie den unglücklichen Monarchen an die Pflichten der Religion erinnern mußten. Der Erzbischof von Paris, Christoph de Beaumont, kam, um von dem König die öffentliche Reichung der Sakramente zu verlangen. Doch die erste Bedingung seiner Anwesenheit war die Entfernung der Maitresse. Die Minister, welche Madame Dubarry an die Stelle Choiseul's berufen hatte, fürchteten, sich zu früh zu kompromittiren, und weniger besorgt um das Gewissen des Königs als um die einstige Rache der Dubarry, riefen sie sich die erste Krankheit Ludwig's XV. und die nachherige Rückkehr der damals eben so verbannten Chateaurour ins Gedächtniß. Diese Erinnerung schwebte Allen und auch dem König selbst vor, welcher daher sagte: „Ich will die Scenen von Metz nicht erneuern." Diese Antwort machte allem Zögern ein Ende, und der Erzbischof trat mit Madame Adelaide, dem Bischof von Senlis und dem Herzog von Aumont in das Zimmer des Königs. Der Marschall von Richelieu that alles Mögliche, um den Prälaten zurückzuhalten, indem er ihn bis in den letzten Salon beschwor, den König nicht durch theologische Phrasen zu tödten, wie sie schon so viele andere Könige getödtet. Es war am 1. Mai des Abends, der König befand sich gerade etwas besser. Lorry und Bordeu, seine Aerzte, verbargen ihm die Natur seiner Krankheit; aber La Martinière, sein Wundarzt, weigerte sich, die Gefahr zu verbergen. Als der König ihn fragte, was er von den kleinen Blattern hielte, die sich über seinen ganzen Körper verbreiteten, so sagte er geradezu, es seyen die Pocken. Der König begriff sofort das Gefährliche seines Zustandes; er ließ den Herzog von Aiguillon kommen und gab ihm seine Befehle in Betreff der Dubarry: „Führen Sie sie ohne Geräusch in ihr Landhaus in Ruel", sagte er; „ich werde Madame d'Aiguillon für Ihre Mühe dankbar seyn."

Von diesem Augenblick schien sein Herz von einer großen Last erleichtert. Am 7ten um drei Uhr verlangte er selbst den Abbé Maudour und beichtete. Wie tief auch sein Privatleben gesunken, das Bessere war doch nicht ganz in ihm unterdrückt, und seine Seele hatte einige Reste von Glauben in sich bewahrt. Die Nähe des Todes weckte diese Funken aus ihrem Schlummer; er erkannte und verehrte die Hand, die ihn strafte; seine Ergebung war vollständig und seine Reue ernst.

Der Dauphin war durch einen Befehl des Königs zurückgehalten, welcher förmlich gebot, den Thronerben aus dem Bereich der Ansteckung zu entfernen. Da er seinem Großvater persönlich seine Anhänglichkeit nicht beweisen konnte, so schrieb er an den General-Controlleur: „Ich bitte Sie, mein Herr, sofort zweihunderttausend Franken an die Armen vertheilen zu lassen, damit sie für die Erhaltung des Königs beten. Sollte die Vertheilung dieser Summe Ihre sonstigen Anordnungen beeinträchtigen, so ersetzen Sie sie von meiner Pension. Ludwig, Dauphin."

Jede Sorge für das zeitliche Wohl des Monarchen war vergeblich. Am 8ten und 9ten machte die Krankheit die reißendsten Fortschritte. Der Kardinal de la Roche-Aymon, Groß-Almosenier von Frankreich, erschien mit dem Viatikum. Der König erhob sich ehrfurchtsvoll auf seinem Bett; er wollte sich mit lauter Stimme vor seinem Gott demüthigen; aber seine Kräfte verließen ihn, er fiel zurück und bat den Kardinal, ihm als Dolmetscher zu dienen. Der Kardinal, das Viatikum in der Hand haltend, sagte mit bewegter Stimme: „Obgleich der König nur Gott für sein Betragen Rechenschaft schuldig ist, so erklärt er, daß er es bereut, seinen Unterthanen ein Aergerniß gegeben zu haben, und daß er von nun ab nur zur Stütze der Religion und zum Glück seiner Völker zu leben wünscht."

Mesdames hatten ihren Vater nicht verlassen; ihre Frömmigkeit, die ihm zuweilen während seiner strafbaren Vergangenheit lästig gefallen war, war jetzt der letzte Trost seiner sterbenden Blicke: alle Welt ließ ihn im Stich, und sein Körper fiel in Stücke. Man hatte seit der Entfernung der Madame Dubarry zwolf bis funfzehn Hof-Equipagen auf der Straße nach Ruel bemerkt, und diese unzeitige Schmeichelei blieb lange ein Gegenstand des Vorwurfs unter der neuen Regierung. Mehrere Jahre nach dem Tode Ludwig's XV. hörte man noch in dem Zirkel des Königs, wenn von denselben Personen die Rede war, sagen: „Es war eine von den funfzehn Rueler Kutschen."

Der Hof erwartete ungeduldig das Ende eines Todeskampfes, der Keinem mehr eine Hoffnung oder Furcht ließ. Ein allgemeiner Aufbruch nach Choisy sollte dem letzten Athemzuge Ludwig's XV. folgen; die Pferde der Couriere standen schon gesattelt in den Ställen, und die Kutschen waren ebenfalls bereit. Aber es war unmöglich in einem solchen Moment, daß die Befehle so rasch, als Jeder es wünschte, verlangt und gegeben wurden. Es wurde ausgemacht, daß man an ein Fenster, das man von allen Seiten sehen konnte, eine Kerze stellte, und daß in dem Augenblick, wo der König zu leben aufgehört, ein Kammerdiener dieselbe auslöschen sollte.

Dieses Signal, das einem Symbol so ähnlich war, ließ nicht lange auf sich warten: Ludwig XV. war todt. Sogleich stürzt sich die Menge in das Zimmer des Dauphin. Die Gräfin von Noailles trat zuerst hinein und redete den König und die Königin von Frankreich zuerst: Majestät! an. Ludwig und Maria Antoinette warfen sich sofort weinend auf ihre Kniee und sprachen: „O, mein Gott! wir regieren zu jung. Mein Gott, leite uns, schütze unsere Unerfahrenheit."

Italien.

Die Erziehung, wie sie seyn soll.

(Schluß.)

Wir schließen diesen Aufsatz, indem wir einen ungelehrigen Schüler mit drei Arten von Erziehern zusammenstellen: der erste ist heftig, reizbar und in gewöhnlichen Ideen befangen; der zweite ist sanft und wohlwollend, aber schwach und ohne Autorität; der dritte endlich ist klug, einsichtsvoll, Herr über sich selbst und zugleich streng und mild. Folgendes ist der Vorgang, der zu dem Gespräch Veranlassung giebt.

Der Zögling Leo hat schon oft Zurechtweisungen bekommen, daß er Früchte im Garten gepflückt hat; jetzt gelingt ihm der Raub, ohne daß er auf der That ertappt wird. Eines Tages jedoch bemerkt der Gärtner, daß man einen Pfirsichzweig abgebrochen; er findet auf dem Boden unter dem Baum Ueberbleibsel von kleinen Pfirsichen, an welchen die Spuren der Zähne noch erkennbar sind; er hat Leo im Verdacht und läuft zu dem Hofmeister. Dieser läßt den Angeklagten kommen, welcher, wohl wissend, daß Niemand ihn den Zweig abbrechen gesehen, Alles frech leugnet.

Der Erzieher. Ich sage dir, du hast die Pfirsichen genommen. Das Leugnen hilft dir nichts.

Leo. Und ich sage Ihnen, es ist nicht wahr; ich weiß nicht, wie Sie mich beschuldigen konnen.

D. E. Ich beschuldige dich, weil ich dich kenne; nur du bist hier solcher Dinge fähig.

L. Es ist lächerlich, daß Sie diesem Schurken von Gärtner Recht geben; aber ich werde mich rächen.

D. E. Und was wirst du ihm thun?

L. Was ich ihm thun werde? Das weiß ich schon. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen.

D. E. Unverschämter! Wenn ich mir nicht Gewalt anthäte, würde ich dir eine Ohrfeige geben. Aber das geht nicht länger. Ich werde der Sache abhelfen. Dein Vater wird Alles erfahren. Ich bin es müde, dich zu ertragen. Ich will nichts mehr von dir wissen.

L. Ah, desto besser! Schicken Sie mich nur fort, das ist Alles, was ich haben will.

D. E. Unverschämter Taugenichts! Da .... (Er giebt ihm eine Ohrfeige.)

Es ist überflüssig, Leo's Antwort mitzutheilen. Ich frage, was ein Lehrer nach einer solchen Scene thun kann. Glaubt man, daß er je seine Autorität wieder gewinnen kann, daß Leo's Herz ihm je sich öffnen wird? Sehen wir jetzt, wie ein sanfter, aber kraftloser Lehrer sich benehmen wird.

Der Erzieher. Nun, Leo, du hörst, was der Gärtner sagt; du hast da wieder einen deiner Streiche gemacht; es ist also nicht möglich, dich zu bessern?

Leo. Aber glauben Sie doch nicht diesem dummen Gärtner. Eines seiner Kinder hat die Pfirsichen genommen, und nun sagt er, daß ich es bin, damit er nicht ausgescholten wird.

D. E. Ah, wenn du mir das beweisen könntest, hätte ich nichts zu antworten; aber ich glaube es nicht. Die Kinder des Gärtners kommen nie in den Garten. Und dann sind sie dessen auch nicht fähig. Aber du, kleiner Windbeutel! du hast mir schon oft solche Possen gespielt. Nicht wahr? Komm her, sey offen gegen mich und gestehe mir, du hast den Zweig zerbrochen und die Pfirsichen gegessen.

L. O, seyen Sie versichert, daß ich es nicht bin.

Julius (Leo's Mitschüler). Wie! du bist's nicht? Ich habe dich auf den Zweig zulaufen, ihn ergreifen und schütteln sehen.

L. Du lügst. Wie konntest du mich sehen, da wir nicht einmal in den Garten gingen? Wart, Klatscher, du wirst mir's bezahlen.

D. E. Nicht doch, meine Kinder, beruhigt euch. Man soll nicht sagen, daß ihr euch um zwei schlechte Pfirsichen gezankt habt. Nein, nein, sprechen wir nicht mehr davon. Was geschehen ist, ist geschehen. Der kleine Leo wird künftig vernünftig seyn, und ihr vertragt euch.

Jul. Ja, er wird vernünftig seyn! Nichts ärgert mich mehr in diesem Hause, als daß der, welcher lügen kann, thut, was er will, und immer Recht behält.

L. Sieh zu, was du sagst, Lügner! Du thätest besser, zu schweigen.

D. E. Aber, meine Kleinen, ich beschwöre euch, gebt euch zufrieden. Schimpft euch nicht, haßt euch nicht! Ihr wißt, daß ich euch liebe. Liebt euch also auch.

L. Wenn man einen aber so verleumdet!

Jul. Wenn aber der, welcher sich schlecht aufführt, Recht hat, und der, welcher sich gut aufführt, Unrecht!.... Aber ich weiß nun, was ich thun werde, (bei Seite zu Leo) ich werde mich an deine Verbote nicht mehr kehren und es wie Leo machen.

L. (bei Seite zu Julius). So ist's recht. Und wir werden das Obst zusammen essen, und du wirst nicht mehr den Spion spielen.

D. E. Die guten Kinder! (allein) Wie schwer ist's doch, sie im Zaum zu halten! Aber mit Sanftmuth hoffe ich schon, sie zum Guten zu lenken.

Wir sehen, wie es dem guten Manne gelungen ist! Aber verlassen wir diese widerlichen Scenen, und betrachten wir einen Lehrer, der eben so wohlwollend, aber auch gerecht und fest ist.

Der Erzieher. Leo, tritt näher. Das hat der Gärtner unter einem Pfirsichbaume gefunden; ein Zweig war zerbrochen. Es ist klar, daß sich Jemand daran angehalten, um die Pfirsichen zu essen. Hier sind die Ueberbleibsel derselben; ich gestehe dir, Leo, mein Verdacht fällt auf dich, und deine frühere Aufführung giebt demselben nur zu viel Grund. Aber ich werde dich nicht verurtheilen, ohne dich gehört zu haben. Rechtfertige dich, wenn du kannst.

Leo (mit unsicherer Stimme). Ich bin es nicht.

D. E. Deine Erklärung würde mir genügen, wenn es sich um etwas Anderes handelte, weil ich dich bei anderen Gelegenheiten nicht als Lügner kennen gelernt; aber hier ist sie mir nicht genügend; du mußt dich durch irgend einen Beweis rechtfertigen.

L. Aber wie soll ich das beweisen?

Julius (welcher eintritt). Glauben Sie ihm nicht, wenn er sagt, daß er die Pfirsichen nicht genommen hat; ich habe gesehen, wie er sie im Garten aß, auf den zerbrochenen Zweig gestützt.

L. Wie bist du in den Garten gekommen?

D. E. Schweige, Julius! ich habe dich nicht gefragt, und ich verlange dein Zeugniß nicht. Es wäre mir schmerzlich, dazu die Zuflucht zu nehmen; ich möchte euch nicht gern in die Nothwendigkeit bringen, Einer gegen den Anderen zu zeugen. Wenn Jemand, der dazu berechtigt ist, dich auffordert, die Wahrheit zu erklären, dann wäre es deine Pflicht, es zu thun, selbst wenn deine Erklärung einem deiner Freunde schaden könnte; aber jetzt wäre es nicht sehr freundlich von dir, das, was du für ein Vergehen von Leo hältst, anzuzeigen, wenn ich dich nicht dazu auffordere. Entferne dich (Julius geht hinaus).

Du siehst, Leo, ich suche die Beweise deiner Unschuld oder Schuld nur in deinen eigenen Worten. Und glaube mir, diese Worte, welche sie auch seyn mögen, werden hinreichen, mich auf die Wahrheit zu bringen. Nun, sage mir, hast du den Muth, aufrichtig zu seyn? Gieb mir deine Hand. Du fühlst, ich drücke sie in der meinigen, ich bin offen gegen dich; zeige du auch mir Vertrauen und sprich zu mir, wie zu deinem Freunde.

L. Aber ich habe die Pfirsichen nicht genommen, und dieser böse Gärtner, der.... (Er sucht seine Hand zurückzuziehen.)

D. E. Du thust wohl daran, deine Hand zurückzuziehen; auch ich ziehe die meinige zurück. Das Wort, das auf dem Munde erstirbt, sagt mir, daß für den Augenblick eine falsch verstandene Schaam dich abhält, mir die Wahrheit zu sagen. Ich sehe, daß wir uns jetzt nicht verstehen können. Wir werden uns ein anderes Mal sprechen.

Während der Frist, die Leo zum Nachdenken gegeben worden, behandelt ihn der Erzieher mit jener Kälte, welche ihm zeigt, daß er nicht mehr dieselbe Achtung für ihn hat, obgleich er ihn noch nicht verurtheilt. Sobald er glaubt, daß Leo ruhiger und für gute Gefühle empfänglich geworden (und diese Stunde kommt immer früher oder später bei einem Kinde, das im Bösen noch nicht verstockt ist), spricht er so zu ihm:

D. E. Leo, hast du nachgedacht? Kannst du mir heute wiederholen, was du mir in der ersten Verwirrung sagtest? Komm, und wenn du's kannst, in Gegenwart Gottes, der uns hört, und die Hand auf dem Herzen, sage mir: „Ja, ich bin unschuldig."

Leo schlägt die Augen nieder und schweigt.

D. E. Du kannst es nicht, und ich freue mich darüber. Dein Gewissen läßt sich noch vernehmen. Du brauchst nicht zu sprechen. Ich werde deiner Schwäche die Beschämung eines förmlichen Geständnisses ersparen. Aber, sage mir, Leo, willst du immer der Sklave einer niedrigen Leidenschaft seyn? Du hast dieser nachgegeben, weil du nicht Kraft zum Widerstand hattest, und du würdest eben so jeder anderen noch schädlicheren nachgeben, wenn sie zu deinem Unglück eben so viel Macht über dich hätte als die Näscherei. Schauderst du nicht bei diesem Gedanken? Siehst du nicht, daß der, welcher sich nicht in kleinen Dingen zu überwinden weiß, auch unfähig ist, einer stärkeren Versuchung zu widerstehen? Glaube mir; ein Dieb begeht eine Handlung, die gewiß viel strafbarer ist als die deinige, und doch, wenn er sich von der Heftigkeit seiner Leidenschaft besiegen oder von falschen Grundsätzen oder schlechten Gewohnheiten verführen läßt, ist er nicht schwächer als du, der du dir nicht einmal das Vergnügen versagen konntest, zwei Pfirsichen, das Gut eines Anderen, zu essen! Indem du diesen Fehler begingst, warst du ungehorsam gegen mich; du hast diesem armen Gärtner Unrecht gethan; du hast es möglich gemacht, daß ein Unschuldiger statt deiner verdächtig werden konnte, und als ob du, statt schuldig zu seyn, verleumdet würdest, konntest du zugleich dich über den Gärtner beklagen, der dich nicht beschuldigte, und einem deiner Kameraden übel nehmen, daß er die Wahrheit sagte. Es ist sehr traurig, Leo, sich zum Vertheidiger seiner eigenen Verirrungen zu machen. Gestehen wir, daß wir schwach, elend sind, denn wir sind es Alle, ich selbst so gut wie du, und wenn wir einen Fehler begehen, leugnen wir ihn nicht, entschuldigen wir ihn nicht, geben wir ihn nicht für Tugend aus. Du siehst, ich sollte aufhören, dich zu achten; ich sollte dir nicht mehr glauben; ich sollte dir verbieten, den Garten wieder zu betreten: aber ich will dich nicht in den Augen deiner Mitschüler so entehren. Ich will dich noch einmal auf die Probe stellen, ich will hoffen, daß du von nun an deiner bösen Neigung widerstehen und mein Vertrauen verdienen wirst. Geh und versöhne dich mit Gott und deinem Gewissen.

Hier haben wir drei Erzieher und drei Sprachen. Die Leser werden urtheilen, welche derselben am besten gemacht ist, das Herz des Zöglings zu beherrschen und zu bessern.

Mannigfaltiges.

— Keil-Inschriften am See Wan. Das neueste Heft des Journal Asiatique enthält über den See Wan und seine Umgebungen ein Memoire, das zu den geretteten Papieren des in Kurdistan erschlagenen Deutschen Reisenden Schulz gehört. Dieses Memoire bezieht sich hauptsächlich auf Oertlichkeit, Zustand und Charakter einer großen Anzahl von Keil-Inschriften, die der erwähnte Reisende auf dem Felsen hinter der Stadt Wan (auf der Armenischen Hochebene) und an benachbarten Orten entdeckt und kopirt hat. Die Inschriften selbst sind in Kupfer gestochen und auf acht großen Bogen dem Hefte vorgedruckt. Wenn man diese unsägliche Menge kleiner, an der Basis etwas konkaver Keile betrachtet, die sich, bald senkrecht auf der Spitze, bald horizontal stehend und auf verschiedene Weise gruppirt, an einander reihen, so kann man der Geduld und Ausdauer, womit ein lebendiger Geist diese ihm selbst und seinen Zeitgenossen schweigenden Texte aus der Vorzeit auf das Genaueste zu kopiren fähig war, die größte Bewunderung nicht versagen; denn es werden vielleicht noch ganze Generationen vergehen, bevor man die Früchte eines solchen Fleißes ärndten, d. h. die Inschriften lesen und verstehen kann. Die meisten Keilschriften finden sich auf den antiken Denkmälern des eigentlichen Persien, in Kurdistan, Aderbidschan und dem Zagros-Gebirge. Am oberen Euphrat hat der Königl. Preuß. Hauptmann von Mühlbach eine solche entdeckt und genau kopirt*), und in neuester Zeit sind in Beirut in Syrien, ja sogar im Nil-Thale, Inschriften in ähnlichen Charakteren (die letzteren vielleicht Denkmale von Kambyses' Zug nach Aegypten) vorgefunden worden, wie umgekehrt Aegyptische Hieroglyphen innerhalb der Gränzen des alten Perser-Reiches. Die erste Bahn zum wahren Verständniß dieser merkwürdigen Buchstabenschrift, oder wenigstens Einer Art derselben, die sich auf den Ruinen von Persepolis findet, brach Grotefend, obgleich eine Alt-Persische Sprache damals noch unbekannt war. Sein glücklicher Scharfsinn leitete ihn nämlich zur Entzifferung der beiden Königs-Namen Xerxes und Darius, und auf diesem Wege gewann er schon eine Anzahl Buchstaben, die der Dänische Sprachforscher Rask mit ein paar neuen vermehrte. Den Professoren Burnouf d. J. in Paris und Ch. Lassen in Bonn war es vorbehalten, das Keil-Alphabet der Persepolitanischen Gattung beinahe vollständig zu entziffern, so daß nur wenige Buchstaben streitig geblieben sind; was aber diesen beiden Gelehrten, die, beiläufig bemerkt, nicht zusammenwirkten und doch im Wesentlichen dieselben Ergebnisse erhielten, sehr zu Statten kam, das war die ebenfalls erst in der neuesten Zeit aus den auf uns gekommenen Fragmenten des Zend-Avesta — vornehmlich durch Bopp und Burnouf — eruirte Zend-Sprache, wenngleich bei weitem nicht Alles, was uns in Keil-Charakteren vorliegt, nur in diesem Idiome abgefaßt seyn kann, da auch das verwandte Pehlwi und das so gut als unbekannte Assyrische einst neben dem Send im Perser-Reiche und unter den uralten Dynastieen, die in der Persischen Monarchie untergingen, geherrscht haben. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch, daß die Keilschrift selbst ihre Modificationen hat; man zählt bis jetzt wenigstens drei Arten derselben, die nur den Grund-Charakter gemein haben. Die Inschriften am östlichen Wan-See (von den dortigen Türken und Armeniern Talismane genannt) rühren wahrscheinlich aus dem grauen Zeitalter der Semiramis her, die, nach Moses von Chorene, jenes kühle Hochplateau zu ihrem Sommer-Aufenthalt wählte und daselbst eine prächtige Stadt erbaute.

*) S. Ritter's interessanten Bericht darüber in dem „Monatsbericht der Gesellschaft für Erdkunde", 18?9, S. 70—76, wo auch eine Abbildung dieser Keil-Inschrift gegeben ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Mittwoch den 22. Juli 1840.

Holland.

Lebensbilder aus dem Haag.

Von einem Französischen Reisenden.

Zwei Stunden vom Meere, vier Stunden von Leiden, zwölf von Amsterdam, 34 von Brüssel, 92 von Paris erhebt sich eine Stadt mit Gebäuden von gebrannten Ziegeln, mit breiten und regelmäßigen Straßen, deren Bürgersteige mit Granitplatten gedeckt sind. Im 11ten Jahrhundert war diese Stadt der Sitz der Grafen von Holland und hieß S'Graven-Haage: jetzt hat es den Zusatz abgeworfen und heißt einfach der Haag.*) Der Haag ist in politischer Hinsicht die Hauptstadt von Holland, wie Versailles lange Zeit die von Frankreich; er ist die Residenz des Hofes; denn auch unter dem Scepter des vielleicht einfachsten, des im wahrsten Sinne bürgerlichen Königes in Europa giebt es einen Hof. Die erste Folge davon ist, daß der Holländer im Haag von dem in Amsterdam völlig verschieden ist. Dieser ist ganz Geschäftsmann, ganz Krämer, jener ein Priester des Luxus und der Mode; Amsterdam grübelt, wie es mit Batavia und den Kolonial-Waaren steht, der Haag wacht mit der Sorge auf, was in Paris gethan und gesprochen wird, welche Beinkleider oder Röcke und Ueberwürfe man in Paris trägt. Auch der Haag hat seine General-Tonangeber, seine gelben Handschuhe, seine Spanischen Rohrstöcke mit goldenem Knopfe. Der Holländische Stutzer ist nicht lächerlicher als der Pariser; er macht es auf ein Haar so. Er hat, wie sein Kollege in Paris, Glanzstiefeln, die ihm so trefflich sitzen, daß er stets hinkt, dieselben phantastisch geformten Kleidungsstücke, lange Weste, große Halsbinde, breitkrämpigen Hut, hyperbolische Manschetten, den Riesenstock, wie ein literarischer Marschall. Aber eines — sage ich es zur Ehre oder Schande des Holländischen Mode-Jüngers, ich stehe wie Herkules am Scheidewege — eines fehlt dem Niederländer — der Schnurrbart, und ich gebe unbestochen der Wahrheit die Ehre und wiederhole laut vor aller Welt, was ihm fehlt. Also in Rücksicht der Bärte ist der Holländer um zwanzig Jahre in der Mode zurück.

Und doch, so launenhaft ist der menschliche Sinn, dieselben Niederländer, die keine Schnurr- und Backenbärte tragen, sind von einem Heer Französischer Haarkünstler belagert. Ihr könnt nicht zehn Schritte in den Straßen des Haags thun, ohne auf ein Aushängeschild zu gerathen, mit der Aufschrift: N. N., coiffeur français, Haarschneider nach Pariser Mode; Depot Französischer Pomaden und anderer chemischen Kunsterzeugnisse zu Pariser Preisen. Nicht anders ist es in den bedeutenderen Städten Belgiens, besonders in Brüssel, wo es mehr Haarkünstler als ihrer Bedürftige giebt. Da ich mir keinen Grund angeben konnte, der die so interessante Klasse der Friseure nöthigte, den schönen Himmel Frankreichs mit dem nebligen Klima Belgiens und Hollands zu vertauschen, so entschloß ich mich, über einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit einen der Herren aus dieser Zunft zu befragen, und bin nun im Stande, die nöthige Auskunft zu geben. Ich stelle es den Statistikern anheim, von diesen Datis nach Gutdünken Gebrauch zu machen; es hat mit ihnen seine Richtigkeit; der Mann, von dem sie herrühren, ist kompetent.

„Sie wundern sich", begann er sein statistisches Tableau, „hier eine so große Anzahl von Haarkünstlern zu finden? Aber wohin meinen Sie denn, sollen wir gehen? Holland und Belgien sind die einzigen fremden Länder, wo man allgemein Französisch versteht. Also nur in Holland oder Belgien können wir unsere Talente unterbringen."**). — „Warum bleibt Ihr nicht in Frankreich?" — „Das ist uns verboten." — „Verboten? weiß ich doch nicht, daß die ehrenwerthe Innung, zu welcher sie gehören, in irgend einer Epoche unserer Geschichte durch den Ostrazismus verwiesen worden wäre? Ist Frankreich etwa zu dem Loose verurtheilt, nachdem es die Auswanderung seines Adels erlebt hat, noch das Brenneisen auswandern zu sehen? Soll das Haarkünstler-Metier, als Opfer einer zweiten Aufhebung des Ediktes von Nantes, in die Nothwendigkeit kommen, nach dem Beispiel der Protestanten, in den alten Niederlanden die Wohlthat der Gastfreundschaft nachsuchen zu müssen?" — „Mein Herr, keinen Scherz; es handelt sich um etwas Wichtiges. Wissen Sie nicht, daß wir eine breite Fläche in dem Organismus der Gesellschaft einnehmen, daß man in Paris über 10,000 „junge Leute" zählt, die mit dem Kapillar-System sich beschäftigen? Und ist es nicht ein betäubender Gedanke, daß jeder Einzelne aus dieser großen Zunft keinen Tag vor der Gefahr sicher ist, dem Vaterlande Lebewohl sagen zu müssen?" — „Warum diese Verbannung?" — „Wir müssen schon auf die Heimat Verzicht leisten, wenn wir nicht fünf Jahre in das Gefängniß von Clichy wandern wollen. Ach, die Schneider sind ein unbarmherziges Volk, und die Welt nimmt es bei uns so streng im Punkte des Kostüms. Wie glücklich sind die anderen Künstler, man verlangt von ihnen nicht, daß sie sich mit Eleganz kleiden, zeigt man nach ihnen wohl mit Fingern, weil sie nicht behandschuht, frisirt, geputzt und pomadirt sind? Keinesweges, man bemerkt sie kaum; man gestattet ihnen, auf ihre Weise zu leben, in der Dunkelheit. Wir allein, wir müssen dem Vorurtheil gehorchen, müssen uns fein kleiden, unserem Stande gemäß erscheinen. Zum Unglück wird die Kunst in Frankreich wenig ermuthigt. Wie groß auch unser Talent sey, man gewinnt kaum so viel, um seinen dringendsten Bedürfnissen zu begegnen. Daher entstehen Schulden. Ausweichend den Mahnungen der Gläubiger, unterschreibt man einen Wechsel. Die Zeit kommt, daß er fällig geworden; man sieht sich außer Stande, seiner Verpflichtung und seiner Ehre nachzukommen. Was bleibt übrig? Heimliche Entfernung, mein Herr; und dies ist zugleich die Geschichte einer Menge junger Künstler, die sich mit dem Grabstichel, dem Pinsel und der Tonkunst befassen, die, wie ich, genöthigt sind, bei einem Volke von Wilden Schutz zu suchen." — „Die Holländer scheinen mir doch nicht zu den Wilden zu gehören; ich halte sie für so civilisirt wie uns." — „Sie irren, mein Herr, Sie irren; sie begreifen wohl, daß 2 mal 2 vier macht, aber das ist Alles; versuchen Sie, mit ihnen von Kunst und Literatur zu sprechen, und Sie werden nicht verstanden. Glauben Sie wohl, daß es unter allen unseren Klienten (und wir bedienen doch die haute noblesse der Holländer) nicht zehn giebt, die Musard kennen, und nicht Einen, der jemals von Michalon etwas gehört hat? Nun erfreue sich Jemand noch des Genies, damit man 100 Stunden von Paris nicht mehr seinen Namen wisse."*)

Ich öffnete den Mund, um diesem Chatterton in der Friseurschürze zu entgegnen, daß man in der Welt zuweilen gar übel anlaufe für die Dreistigkeit, Genie zu besitzen, aber er zeigte mit dem Finger auf eine Dame, die schon die Thür in der Hand hatte, um einzutreten, und raunte mir zwei Worte in das Ohr, die meinen Gedanken eine andere Richtung gaben. — „Eine Tonangeberin ersten Ranges." Wie, dachte ich bei mir, also hat der Haag auch seine Modepriesterinnen? Es war eine von jenen, deren Verherrlichung die modernen Romane versucht haben. Sie war schon die Linie passirt, d. h. über dreißig. Ihre hellblauen Augen schienen zwar nicht ausdrucksvoll, aber reizend, unter der Haut, weißer als Lilien, fein und durchsichtig wie die Jungfrauen von Rubens, floß das Blut im warmem Kolorit und wunderbar hellroth; ihre Lippen, ein wenig aufgeworfen, aber von gutem Schnitt, zeigten eine appetitliche Frische; ihre Haare von jenem Goldgelb, das an den flavum Appollinem der Dichter und die Magdalena der Kreuzes-Abnahme erinnerte, fiel in langen Locken von einem Gesichte, das von Kraft, Leben und Gesundheit glänzte. Das war ja ein allerliebstes Wesen, höre ich Euch sagen? — Ja, sie hätte reizend seyn können, sie war aber nur lächerlich. — Sie hätte reizend seyn können selbst mit ihren Zähnen, ihrer Taille, ihren Füßen, drei Dingen, von denen mir die Etikette nicht zu sprechen erlaubt, aber ihre Toilette war so geschmacklos, daß man an sich halten mußte, um nicht mit der Wahrheit herauszuplatzen. „Aber, mein Gott, Madame, warum haben Sie sich solche Mühe gegeben, eine Karikatur zu seyn?" Denkt Euch eine Damenfigur im Moden-Journal lebendig geworden, verzerrt und überladen, so habt ihr eine richtige Idee. Auf einem kleinem blauen Hute, wie ein Handteller groß, schwebte, dem Himmel drohend, ein riesenhafter Paradiesvogel; ein rothkarmoisinenes Kleid mit fünf Fri-

*) Inzwischen wird die Stadt auch jetzt noch in Holländischen Aktenstücken meistens bei ihrem längeren Namen genannt.

**) Nun, es fehlt auch in anderen Ländern nicht an diesen haarkräuselnden Söhnen Frankreichs. Besonders sind die Hauptstädte Rußlands damit gesegnet, und auch bei uns würden sie noch häufiger seyn, als sie bereits sind, wenn sie hier nicht mit manchem rivalisirenden Genie Deutschlands zu kämpfen hätten, das sich vom bloßen Perrückenmacher bis zum „Coiffeur" und „Adonisateur" emporgeschwungen hat.

*) Das klingt allerdings wie eine Satire auf den Haarkräusler, während es doch im Grunde nur eine auf den Herrn Tourillon selber ist, der sich augenscheinlich bei diesem künstlerischen Landsmanne alle Belehrungen über das fremde Land geholt, die er jetzt seinen Lesern mittheilt, während er, gleich so vielen anderen Autoren, diejenige Quelle, der er am meisten verdankt, verleugnet oder verspottet.

furen; eine schwer seidene Mantille, groß, plump, weit, floß in symetrisch geordnetem Faltenschlage über Schultern, die man bemerkt hätte, wenn sie weniger begierig geschienen hätten, sich bemerklich zu zu machen. So war die Dame nach der Mode; sie flößte mir Mitleid ein. Während sie die Handschuhe wieder anzog und ihr Tuch mit Rosenessenz tränkte, die schwerlich aus der Levante kam, fragte ich mich, ob es nicht ein Akt der Barmherzigkeit seyn würde, ihr zum wenigsten drei Frisuren, ferner ihren Paradiesvogel, ferner die Hälfte ihrer Mantille zu nehmen. Aber ich sah, daß sie sich im Spiegel musterte und mit ihrer Person und ihrem Putze so zufrieden zu seyn schien, daß ich, ihre Selbstgenügsamkeit bewundernd, obgleich ich deren Grund nicht begreifen konnte, mich still hielt und kein Wort verlor.

Sie ging nach dem Boskant. Ich ging ihr nach, um Zeuge von den gewaltigen Ausbrüchen des Spottes zu seyn, der ihres Karnevals-Aufzuges wartete. Der Boskant ist der bois de Boulogne, der Thiergarten des Haags. Es ist ein Wald von einer Stunde im Umfange, mit prächtigen Rothbuchen, welche die schönsten Laubgänge bilden, die vielleicht in der Welt existiren. Diese Alleen, undurchdringlich dem Strahl der Sonne, durschneiden weite Kreuzgänge, mit so feinem Sande bedeckt, daß er durch ein Sieb gereinigt scheint; hier erheben sich Brücken in verschiedenen Formen, fluthen krystallhell Wasserstreifen, auf denen, wie silberne Schiffchen, Schwäne mit majestätisch gebogenem Halse ziehen, finden sich Gehege, wo, unter den Augen der Spaziergänger, Hirsche, Rehe und anderes Wild springt; ein reizendes Zelt, eine Art von Tortoni champêtre bietet dem Kern der Niederländischen Fashion seine Eise, seine Sorbete und Zigarren. — Ich blieb einige Schritte vor dem Batavischen Tortoni stehen und erwartete die Wirkung, welche mein forcirtes Mode-Journal hervorbringen würde. Himmel! da gabs einen Skandal; begeisterte Mode-Jünglinge trollten vor ihr her, und einer derselben begutachtete, nachdem er zwei starke Züge aus seiner Zigarre wie aus einem Dampfrohr gethan: „Parisienne, in dem ganzen Umfange des Worts.“ — Dieser Tonangeber, den ich nach dem Schnee seiner Haare für einen alten Knaben halten mußte, ist gewiß seit funfzig Jahren nicht in Paris gewesen; er sucht hinter dem Berschleifen des r noch immer das Geheimniß des guten Tons, glaubt an Herrn de Mésangère und trägt Ringe an allen Fingern.

Im Boskant ist Konzert. Ich beeilte mich, diesem seligen Aufenthalt zu entfliehen, weil ich, bekannt mit den Prätensionen, welche die Holländer mit ihrer Virtuosität machen, bei musikalischen Unterhaltungen gern einige Zurückgezogenheit beobachte, besonders aber, seitdem mir einer der Adjutanten Napoleon's die Details einer musikalischen Tragodie mittheilte, welche der Kaiser an den Thoren von Veenhuysen erlebte. — Unglaubliche Vorbereitungen waren zu seinem Empfange getroffen, ein Triumphbogen aufgeführt, ein Trupp Musikanten aufgestellt, um den Monarchen zu begrüßen. Der Bürgermeister hatte seine beste Suada und sein schönstes Kleid angelegt. Napoleon erscheint. Der Musagetes schreit mit starker Stimme zu seinem Chorus: „Angefangen! — Ein Hüttchen klein und ländlich.“ — Aber das Orchester, erstarrt über den Anblick des Siegers von Europa, zögert, probirt, verliert den Kopf, spielt nicht. — Ein einziger Orpheus gewinnt einige Haltung wieder und bläst triumphirend auf seiner Klarinette: „Ach sieh Mama, den schönen Hänfling da.“ Napoleon, beleidigt, läßt der geistvollen Klarinette Schweigen gebieten, und seine Tour fortsetzend, hofft er auch dem Herrn Bürgemeister zu entrinnen. Dieser, nicht entmuthigt, tritt im Gegentheil lächelnd vor den Kaiser hin und sagt mit treuherzigem Tone: „Sire, es wird nicht lange währen und ist nichts — Musikalisches.“ — „Gut, werden wir nur fertig.“ — „Sehen Sie Sire, wir glaubten Sie hier mit Ihrem ganzen Hofe zu sehen, und dies machte uns etwas ängstlich. Sie sind allein, um so besser, wir werden Sie bequemer sehen; meiner Treu, es lebe der Kaiser.“ — „Sehr gut, brav“, sagte der Kaiser mit äußerstem Wohlwollen, und sich zu seinem diensthabenden Adjutanten wendend, fügte er hinzu: „Bis jetzt habe ich die Holländer für stärker in der Musik als in der Beredsamkeit gehalten; ich habe mich geirrt, es sind mittelmäßige Virtuosen, aber glänzende Redner.“

Und war diese Anrede des Burgemeisters von Veenhuysen nicht eine Musterrede? In der ganzen Literatur der Französischen Beredsamkeit kenne ich kein Stück, das mit so meisterhafter Kürze seinen Zweck erreichte. Doch wir wollen gerecht seyn, einige unserer Vorfahren verstanden die Sache nicht schlechter; und ein Französischer Maire machte es Ludwig XIV. gerade so. Derselbe hatte nämlich die Manie, mit Citaten um sich zu werfen. „Sire“, sagte der Mann, „die Alexander und die Cäsar“ .... hier blieb der neue d'Aguesseau stecken und hustete. „Sire“, fing er wieder an, „die Alexander und die Cäsar“ ..... neues Husten. Der König glaubte der heiseren Magistratur zu Hülfe kommen zu müssen und sagte mit einem jener glücklichen Einfälle, die gewandten Männern zu Gebot stehen: „Nun, was denken Sie von Alexander und Cäsar?“ — „Ich denke, Sire, daß sie, im Vergleich mit Ew. Majestät, eigentliche Taugenichtse waren; sehen Sie halt, das denke ich.“ Ludwig XIV. mußte diese Art von Beredsamkeit zu beurtheilen wissen; er erklärte den Mann für einen Massillon im Kleinen.

Doch in meinem Eifer, dem Konzert im Boskant zu entkommen, habe ich mich zu weit vom Haag entfernt, und ich wende um. — Aus dem Boskant zurückgekehrt, wollte ich mich von der Langenweile, die ich unter den Pariser Modegecken empfand, erholen und ging aufs Museum. In meiner Zeit beschränkt, begab ich mich gleich an die Hauptgemälde und blieb zuerst vor Rembrandts „Lection in der Anatomie des Professors Tulp“ stehen. Ein bewunderenswerthes Blatt, obgleich es nach der Aussage der Kenner nicht die ganze Magie von Lichtern und Schatten hat, welche das Besondere und Eigenthümliche dieses großen Malers ausmachen. Wie dem auch sey, es ist das Meisterstück in seiner ersten Manier. Der Effekt ist nicht gesucht, das Licht fällt gerade, ohne Brechung, auf die Gestalten, nichts zieht von dem Hauptgegenstande ab, nichts blendet das Auge. Und welche Kunst findet sich an dem Fleische des Leichnams, der auf dem Tisch ausgebreitet liegt; er ist schlapp und weich, bemerket nur, wie natürlich und doch stark er gegen die Gesichter der Professoren absticht, die von Gesundheit und Leben strotzen, so daß man glauben möchte, sie aus ihrer breiten Brust den Athem ziehen zu hören. — Ich trat zu Paul de Potter, den man den Raphael der Thierwelt genannt hat. Hier ist sein Meisterwerk, sein „junger Stier in Lebensgröße“. Woraus besteht dieses Wunder, daß nach der Aussage der Kenner (wohlverstanden, ich spreche nicht von Liebhabern, nur von Händlern) 800,000 Franken werth ist. Es besteht aus einer Kuh, die auf einer grünen Wiese ruht, einem Stier, der aufrecht vor ihr steht, aus drei oder vier Hammeln und einem Schäfer, der, an einen Baum gelehnt, die Bewegung des Stieres zu beobachten scheint. Alles dieses, Mann, Kuh, Hammel, Stier, in natürlicher Größe, das Ganze regt sich, athmet, lebt. Und welche Frische der Farben, welche Vollkommenheit der Zeichnung! wie wahr ist Alles! Paul de Potter war nicht ein Maler von solchen oder solchen Eigenschaften; Richtigkeit der Zeichnung, Kraft des Pinsels, zu gleicher Zeit Festigkeit und Weiche in der Ausführung, bei ihm findet sich Alles vereinigt. Auch Andere haben Kühe, Hammel, Ochsen gemacht, haben sie gut gezeichnet, lasirt, gemalt; er allein hat ihre Art, sich auszudrücken, ihre Physiognomie, ihren Instinkt dargestellt. Er ist natürlicher als Berghem, eben so wahr als van de Velde, eben so kostbar als Karl Dujardin, eben so originell als Wynandts, so träumerisch und melancholisch wie Ruysdael, er erreichte das Ideal. Der Tod wollte nicht, daß er weiter ging, er raffte ihn hinweg, als er noch nicht dreißig Jahr alt war. Aber dennoch hatte er schon seinen Nachruhm gesichert, hatte sich schon von seinem funfzehnten Jahre an als einen der größten Maler Hollands angekündigt. Funfzehn Jahre dem Ruhme leben, so viel ist nicht jedem Genie gegönnt. — Es folgte die historische Schule wie auf die Phantasie die Wirklichkeit.

Doch wir gehen in den Binnenhof. So nennt man den innersten Hof des Palastes, wo vor Alters die Prinzen von Oranien residirten. Hier befindet sich der steinerne gothische Saal, mit Zedernholz ausgelegt, wo sich ehemals die Generalstaaten versammelten. Jetzt haben sie der Lotterie Platz gemacht, die gleich einer riesenhaften Voltaschen Säule während 270 Tagen im Jahre die Masse von Gold und Wasser, die man Holland nennt, galvanisirt. — Auf der Freitreppe dieses Saales wurde am 13ten März 1619 einer der größten Männer der Vereinigten Niederlande enthauptet. Es war ein schöner Greis von 72 Jahren, noch rüstig an Leib und Seele, es war derselbe, welcher im Jahre 1609 Spanien gezwungen, die Unabhängigkeit der Niederlande anzuerkennen, derselbe, der nach dem Tode des Schweigsamen den Staaten den zwanzigjährigen Moritz als den fähigsten Mann bezeichnet hatte, die Freiheit, die sein Vater erworben, zu behaupten. Dieser Greis hieß Johann Olden Barneveldt. Er wurde der Arminianischen Ketzerei angeklagt. Nur ein Wort von der Lehre des Arminius *), die man so oft im Munde führt, ohne sie zu kennen. Er hatte sich kräftig gegen den Supralapsarismus ausgesprochen d. h. gegen die Lehre, welche den Fall Adams nicht als die Ursache, sondern als die Folge der Beschlüsse Gottes zur Erlösung der Menschen darstellte. Empört von dem Gedanken, daß der Allgütige von Ewigkeit her die Einen zur Sünde und zur Qual, die Anderen zur Annahme des Heils und zur himmlischen Seligkeit prädestinirt haben sollte, ohne einen anderen Grund, als weil es ihm so gefiele, lehrte er, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit gelassen habe, sich die Wohlthaten der Gnade anzueignen, die Allen zugänglich sey, die sich durch ihr Streben derselben würdig machten. Franz Gomar bekämpfte diese Lehre und nannte sie ruchlos. Sie war ruchlos, weil Barneveldt sich zu ihr bekannte, weil ferner Moritz von Nassau, der seinen Einfluß nur durchs Schwert mehren konnte und sehnsüchtig verlangte, den Titel eines Königs gegen den des Stathouders zu gewinnen, in Barneveldt den Freund des Friedens und der Republik haßte. Eine Synode wurde nach Dortrecht berufen, die aus lauter Gomaristen bestand, Barneveldt zum Tode verurtheilt, und Catrin Gomar und die Prädestinations-Lehrer triumphirten. Das Volk ließ es zu, daß der Mann umgebracht wurde, dessen Name heutzutage in Holland Niemand ausspricht, ohne den Hut abzunehmen. Einige seiner Anhänger glaubten sich durch folgendes Epigramm, das sie auf die Synode machten, zu rächen:

Dortrechti synodus, nodus; chorus integer aeger;
Conventus, ventus; sessio, stramen, Amen!

Dieses Epigramm hatte die Absicht, boshaft zu seyn; es war aber nur läppisch.

Die Söhne Olden Barneveldt's wollten Moritz empfindlicher treffen, als mit Epigrammenstichen, aber ihre Dolche waren nicht glücklicher als die Verse ihrer Freunde. Die Verschwörung wurde entdeckt, Einer von ihnen konnte sich nach Antwerpen retten, der Andere wurde ergriffen und zum Tode verurtheilt. — Selbst im Grabe ist Olden Barneveldt nicht verschont geblieben. Lemière hat ihn zum Gegenstande einer schlechten Tragödie gemacht. Schlechte Tragöden sind wie Atheisten, sie respektiren nichts.

*) † 1609 als Professor der Theologie in Leiden. Seine Anhänger heißen auch Remonstranten (seit 1610) oder Quinquarticulani.

Frankreich.

Scenen aus dem Chouans-Kriege in der Bretagne.

(Fortsetzung.)

Wir folgten dem Unbekannten in ein kleines Zimmer; er lud uns zum Sitzen ein. Der Capitain und ich fühlten uns einigermaßen verlegen. Die Art, wie er uns zuvorgekommen war, legte uns eine gewisse Verpflichtung gegen ihn auf. Der Capitain glaubte seine Kühnheit mit einem Verse des Phädrus entschuldigen zu müssen. „Du wirst mich entschuldigen", sagte der Unbekannte, „aber Pferdehändler verstehen nicht Latein." — „Du handelst mit Pferden?" fragte der Capitain erstaunt. — „Vom Vater auf den Sohn. Jean Borromée Floville, jetzt Caligula genannt." — Rigaud betrachtete ihn forschend. In der That trug er das Kostüm der Normännischen Pferdehändler, aber er hatte nicht die feinen Züge, nicht die glänzenden Augen, nicht den schleppenden, süßlichen Ton, welcher die Normannen vor allen Männern des Nordens auszeichnet. Sein Gesicht war vielmehr gebräunt, seine Züge stark zugeschnitten, seine Stimme stark und volltonend.

Unterdeß hatte Meister Floch das Abendessen gebracht. Als ich mich zum Bürger Floville setzte, streifte mein Arm eine Pistole, welche aus seiner Tasche hervorsah. Er bemerkte es und legte die Waffe lächelnd vor sich hin. „Du siehst, Bürger", sagte er, daß ich nicht ohne Vorsichtsmaßregeln reise; dies ist ein Paß, dessen Unterschrift Niemand bestreitet." — „Der aber auch nicht gegen die Kugeln der Chouans ausreicht", bemerkte der Capitain. — „Barrère hat ja dem Konvent die offizielle Mittheilung gemacht, daß es keine Chouans mehr gäbe", erwiederte er, indem er sich zu trinken einschenkte. — „Dennoch werden unsere Züge täglich angegriffen", versetzte Rigaud. — „Das ist Eure Schuld", sagte der Normanne mit spöttischem Phlegma; „man hat Euch hundert Mittel angegeben, die westlichen Departements zu beruhigen. Warum habt Ihr nicht das Mittel des Generals Guillaume angenommen?" — „Worin besteht es?" — „Ihr kennt nicht den Plan des Generals Guillaume? Ei, zum Teufel! Nun, ich will ihn Euch mittheilen. Der Plan des Generals Guillaume besteht in nichts Anderem, als eine Armee von 80,000 Mann zu bilden und einen jeden Soldaten mit einem Zeugniß des Bürgersinns und einem Paar Schuhen zum Wechseln zu versehen. Die Armee würde in zwölf Marschsäulen acht Tage lang auf zwölf verschiedenen Wegen marschiren, an ihrer Spitze ein General und ein Volks-Repräsentant in neuen Kleidern. Wer sich den Fuß verrenkt oder Hühneraugen hat, wird auf dem Wege zurückgelassen, so daß die Marschsäulen, um die Hälfte vermindert, bei Saint-Fulgens zusammentreffen. Dort wird eine Pyramide errichtet, in welche die Menschenrechte und die Namen der Freunde der Menschheit eingegraben werden; oben drüber schwebt eine Phrygische Mütze. Um die Pyramide herum wird eine Stadt gebaut, mit Messen und Märkten und mit Kasernen für 6000 Mann. Die Stadt erhält den Namen „Gemeinde der Einigung". Die Chouans werden aufgefordert, sich zu stellen und sich zu unterwerfen; sie erhalten Sicherheitskarten, und das Land ist beruhigt."

In diesem Tone ging die Unterhaltung fort. Als wir von Tische aufstanden, trat Meister Floch ein, um einen Munizipal-Beamten anzukündigen, der mit dem Capitain sprechen wollte, den Bürger Durmel. Wir hörten draußen lautes Lachen und das Klirren eines Säbels; die Thür ging auf, und herein trat ein Mann, bunt mit Schärpen ausstaffirt. Kaum hatte er den Pferdehändler erblickt, als er zurücksprang. Dieser ging lächelnd auf ihn zu. „Du erwartetest mich nicht, Gevatter", sagte er; „der Zufall hat's so gewollt; nach Tische wollte ich Dir einen Besuch abstatten." — „Mir?" rief der Munizipal-Beamte erbleichend. — „Wir sind ja alte Bekannte, denn ich hoffe, Du wirst mir unseren letzten Streit nicht nachtragen." — „Gewiß nicht", stammelte dieser.

Während dessen hatte der Pferdehändler die Pistole genommen und sie geladen, jedoch mit sorgloser Nachlässigkeit, als wenn er nur das Schloß hätte versuchen wollen. Der Capitain, der Alles bemerkt hatte, zog den Munizipal-Beamten bei Seite und fragte ihn, ob er den Pferdehändler wirklich kenne. Dieser bejahte und versicherte auf Befragen auch, daß derselbe nicht gefährlich sey. Er hatte seinen Blick nicht einen Augenblick von dem Normannen weggewendet. Dieser ermahnte ihn zur Eile. Gehorsam dem Winke, holte er ein Papier aus der Tasche, welches den Empfang des Getraides bescheinigte. Der Pferdehändler näherte sich uns und sagte, zum Capitain gewendet: „Auf Wiedersehen, Bürger, wir werden uns wohl noch öfter treffen." — „Das wird nicht schwer halten", entgegnete dieser, „denn ich gehe immer in der Sonne." — „Ich suche den Schatten, wenn es heiß ist", erwiederte Meister Floville ironisch; „indeß wird sich die Sache wohl machen. Glückliche Reise!" —

„Ich fürchte", sagte der Capitain, als Jener sich entfernt hatte, „daß dieser Pferdehändler öfter seine Pistolen als seine Reitpeitsche gebraucht."

III.

Am folgenden Morgen verließen wir Uzel vor Tagesanbruch. Es hatte in der Nacht geregnet; am Himmel erglänzte kein Stern, und das tiefe Schweigen wurde nur hin und wieder durch einen Fluch der Soldaten unterbrochen. Wir alle schienen unter dem Eindrucke der Unbehaglichkeit zu stehen, welche eine Folge des zu frühen Aufstehens ist. Halb noch im Schlafe, schwankten die Soldaten unordentlich und schlotterig neben einander her. Die vorausgesendeten Tirailleurs schienen von der allgemeinen Schläfrigkeit angesteckt zu seyn. Sie gingen nur um wenige Schritte vor uns voraus und beobachteten nicht die gewöhnliche Vorsicht.

Wir waren eben über den Kreuzweg hinausgekommen, wo der Weg nach Saint-Caradec sich von dem nach Langast scheidet, als hinter uns ein Flintenschuß fiel; fast in demselben Augenblicke, wie auf ein verabredetes Zeichen, fielen eine Menge Schüsse zu beiden Seiten des Weges; mehrere Soldaten wurden getroffen, und es trat eine augenblickliche Verwirrung ein. Unterdeß stellten sich die Grenadiere auf Befehl des Capitains in Pelotons auf und suchten wieder den Kreuzweg zu erreichen, wo der Feind sich zeigen mußte. Schon bestrich das Feuer der Chouans die ganze Linie, die Kugeln regneten von beiden Seiten des Weges auf unsere Reihen und machten manche Lücke. Wir suchten die Gräben zu überspringen, hinter denen die Chouans verborgen waren, aber das Feuer warf uns zurück. Nun liefen wir nach dem Kreuzwege, wo der Capitain uns wieder sammelte.

Bis jetzt hatte der Feind das tiefste Schweigen beobachtet. Kein Blatt rauschte, kein Laut, kein Kommandowort ertönte. Sogar das Feuer hörte plötzlich auf; es trat eine schreckliche und erwartungsvolle Stille ein. Da ertönte die Sackpfeife, rechts, links, vorn, hinten, und die Chouans sprangen unter lautem Geschrei von allen Seiten hervor: wir waren umzingelt. Der Laut des Schreckens, den wir ausstoßen wollten, erstarb auf unseren Lippen. Wir sahen alle wohl ein, daß unser Untergang unvermeidlich sey; Jeder suchte seine Patronen hervor, drückte seine Flinte fester an sich und bereitete sich zum Tode. Der Capitain ließ uns ein Carré hinter den Wagen bilden; er empfahl noch, das Pulver zu schonen und nicht eher zu feuern, als bis er den Befehl gegeben.

Die Royalisten rückten indeß von allen Seiten immer näher auf uns ein. Beim schwachen Schimmer der Morgendämmerung sahen wir den schwarzen Kreis sich immer enger um uns zusammenziehen. Der Feind rückte vor, ohne zu feuern. Der Capitain sagte zu mir mit heiterem Lächeln: „Moriturus te salutat." Die Chouans waren nur noch einige Schritte entfernt, und unwillkürlich bewegten sich alle Flinten. In diesem Augenblick tönte aus der Ferne lautes Geschrei zu uns herüber; der Feind hielt im Vorrücken inne; bald hörten wir das Traben von Pferden und Schüsse auf dem Wege nach Langast. — „Die Blauen! Die Blauen!" riefen die Chouans. Plötzlich wurde der Kreis, der uns einschloß, durchbrochen, und es erschien eine Abtheilung der Dragoner, welche die Feinde niedersäbelte. Als die republikanischen Reiter uns gewahr wurden, stießen sie einen Freudenschrei aus und galoppirten auf uns zu. — „Es war Zeit, Populus", rief der Capitain dem Befehlshaber der Dragoner zu. — „Du bist's, Lateiner?" fragte dieser. — „Ein andermal stehe ich Dir zu Diensten, mein Römer." — „Amen", sagte der Kavallerie-Offizier und jagte mit seinen Dragonern den Chouans nach. Diese hatten aber schon die Felder erreicht. Die Tirailleurs schossen noch eine Viertelstunde lang hinter den Hecken hervor; dann wurde Alles ruhig. Der Tag war angebrochen. Populus stieß mit seinem Haufen wieder zu uns und half uns das Schlachtfeld besichtigen. Wir fanden ungefähr ein Dutzend Todte und doppelt so viel Verwundete.

Die 6—800 Chouans, welche uns vor einer Viertelstunde umringt hatten, waren gänzlich verschwunden, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Der Raum, auf welchem vor kurzem sich so viele Menschen feindlich durch einander gedrängt, so viele Musketen geblinkt hätten, war wieder still und einsam. Nur hier und da zog in der Ferne ein Bauer mit der Flinte auf dem Rücken über die Haide. — „Sie sehen die Maulaffen, welche uns glotzend anstarren", sagte Rigaud; „fragen Sie sie, und keiner von ihnen hat einen Schuß gehört; höchstens wissen sie, daß es Chouans im Lande giebt. Aber durchsuchen Sie die Hecken, und Sie werden Englische Flinten finden; betrachten Sie ihre Hände, und Sie werden sehen, daß sie vom Pulver geschwärzt sind. Der Krieg in diesem Lande ist ein wahres Verkleidungs-Drama. Wenn man einen Chouan zu fassen glaubt, findet man einen friedlichen Bauer; hat man aber den Rücken gewendet, so verwandelt sich der Bauer wieder in einen Chouan."

IV.

Wir trafen früh in Loudéac ein, wo das Detaschement blieb. Ich nahm vom Capitain Abschied und ging allein nach dem Dorfe Lachèze. Die Geschäfte, welche mich dorthin beriefen, hielten mich so lange auf, daß ich gezwungen war, daselbst zu übernachten. Unglücklicherweise war der einzige Gasthof des Dorfes eine schlechte Schenke, wo man mich erstaunt ansah, als ich ein Abendbrod forderte. Noch schlimmer sah es mit dem Nachtlager aus. Das ganze Haus bestand aus einem einzigen Zimmer, in welchem nur ein Bett für den Wirth stand. Vermittelst einer Assignate von 10 Livres bewegte ich ihn indeß, es mir abzutreten.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als mich ein lauter Wortwechsel weckte. Ich hüllte mich tiefer in die Decke, um wo möglich wieder einzuschlafen, aber die Unterhaltung wurde immer lärmender. Aergerlich richtete ich mich auf und blickte durch eine Oeffnung des Vorhanges, um zu sehen, wer meinen Schlummer störe. Ich prallte erschrocken zurück. Vier Chouans saßen am Tisch, die Flinten zwischen den Knieen haltend. Einer von ihnen hielt Papiere in der Hand, welche er zu lesen schien. Als er das Haupt aufrichtete, erkannte ich in ihm den Meister Claude Floville, den Pferdehändler von Uzel. — „Habt Ihr die Liste von Meslin und Brehan, Kommandant?" fragte einer der Chouans. — „Ich habe sie." — „Und wie viel neue Anwerbungen?" — Er las mit lauter Stimme: „Angeworben seit dem 8ten für 2 Livres täglich, mit dem Versprechen, 3 zu geben, sobald der Feldzug eröffnet wird: Chasse-Bleus, la Bécasse, la Volonté, Fleur-de-Chêne, Marche-à-Terre, Commode, l'Amoureux." — „Zu wenig", sagte ein dritter Chouan; „es müssen sich in der Vendée alle Bauern erheben; man tödte die

Ochsen der Säumigen und zünde ein Bündel Heu unter ihren Dächern an, so werden sie schon kommen." — „Ja", erwiederte Floville; „sie werden aber, sobald sich die Gelegenheit bietet, die Flinten wegwerfen." — „Habt Ihr keine Nachricht von Abeissant?" fragte der Vierte, den man an seiner gezierten Aussprache und schwachen Stimme leicht für einen nicht im Lande geborenen Edelmann erkannte, der heimischer in den Salons seyn mochte als auf dem Schlachtfelde. — „Serviteur und Coco haben Nachrichten erhalten", erwiederte der Pferdehändler. — „Nun!" — „Pitt verspricht Flinten, Pulver und rothe Westen für unsere Bauern. Mit rothen Westen und Federbüschen führen wir sie ins Feuer wie zum Tanze. Wer fällt, weiß doch, daß er mit neuen Kleidern ins Paradies kommt."

Zu diesen Worten zuckte der kleine Chouan mit der dünnen Stimme die Schultern. „So lange nicht eine Armee von Emigranten landet", sagte er, „ist nichts zu hoffen; Eure Bauern sind Wilde, denen man sich nicht verständlich machen kann. Was ihnen vor Allem fehlt, ist nicht Pulver oder Geld, sondern Leute von guter Geburt, um sie anzuführen." — „Fürchten sie doch nichts", sagte Floville; „sie werden schon kommen, wenn es keine Schläge mehr giebt." — „Es fragt sich aber, ob wir sie dann noch wollen", äußerte barsch ein Chouan. — Der junge Edelmann blickte ihn stolz an. „Sie vergessen", sagte er, „daß der Adel Rechte hat; der König wird die Dienste eines Jeden zu belohnen wissen; aber die erste Bedingung, wenn die Ordnung wiederhergestellt werden soll, ist die, daß Jeder den Platz erhält, zu welchem ihn sein Rang berechtigt. Hier ist eine Unordnung und Vermischung der Stände eingetreten, welche die Emigration nicht länger dulden kann. Die royalistische Armee ist eben so republikanisch wie die Blauen. Waldhüter stehen hier auf gleicher Stufe mit ihren Herren, und es bekleiden Leute Oberstenstellen, welche höchstens Sergeanten seyn sollten." — „Wie ich z. B., Herr Vicomte", fiel der Chouan höhnend ein. — „Wie Sie, mein Werther", erwiederte der Edelmann impertinent. — „Die Edelleute mögen nur kommen und uns unser Kommando nehmen", versetzte der Chouan, indem er die Faust ballte: „versuchen Sie es doch, wenn Sie Muth haben." — „Mein Herr!" sagte der Vicomte wegwerfend. — „Ruhe!" rief Floville; „der Herr Vicomte ist, so viel ich weiß, nicht vom Könige beauftragt, die Grade in der Armee zu vertheilen, und Du, Benedikt, gieb Dich zufrieden. Es ist übrigens auch Zeit, daß Du gehst."

Der Chouan wollte etwas erwiedern, aber auf einen Wink des Pferdehändlers erstarb seine Stimme wie das Knurren eines Hundes, dem sein Herr Schweigen gebietet. Er leerte sein Glas, stand auf und sagte zu dem anderen Chouan: „Kommst Du, Bail?" — „Wohin?" — „Nach dem Walde von Lorges." — Auch dieser erhob sich; beide wünschten Claude einen guten Abend und entfernten sich.

Als sie weg waren, wendete sich dieser zum Vicomte und sagte mit ernster Stimme: „Sie haben Unrecht; Sie haben zwei Männer verletzt, welche unsere besten Bandenführer sind und welche wir brauchen." — „Wirklich?" entgegnete der Emigrant; „ich wußte wahrhaftig nicht, daß Herr Bail und Herr Benedikt so unentbehrlich zum Heile der Monarchie sind; ich habe das Unglück, mich nicht gemein machen zu können." — „Der Herr Vicomte ist zu bescheiden", versetzte Floville, „denn, wenn ich nicht irre, ging er zu Koblenz mit den emigrirten Mousquetaires um." — „Die Mousquetaires sind sämmtlich Edelleute", erwiederte der Vicomte trocken. — „Das entbindet sie jeder anderen Pflicht." — „Das entbindet sie nicht der Pflicht, ihre Rechte zu wahren." —

Floville zuckte die Schultern; es trat ein kurzes Schweigen ein. „Aber", fing der junge Edelmann wieder an, „ich wußte nicht, daß Sie so gut von dem unterrichtet sind, was zu Koblenz vorgeht. Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie dort zu sehen." — Claude erröthete. „In der That", sagte er, „ich bin nicht über den Rhein gegangen." — „Daran haben Sie sehr wohl gethan", versetzte der Vicomte; „die Luft in Deutschland ist ungesund; ich selbst habe einen Vetter, der nicht emigriren wollte und dem wir eine Spindel zuschickten." (Fortsetzung folgt.)

G r i e c h e n l a n d.

Neugriechisches Lehrbuch der Astronomie. *)

Dieses erste in dem wiederstandenen Athen erschienene Lehrbuch der Astronomie hat einen sehr würdigen Mönch, den Archimandriten Pyrrhos, zum Verfasser, der aus dem Meteor-Kloster in Thessalien vor dem Befreiungs-Kriege Griechenlands ausging, um seine Landsleute zum Aufstande gegen die Türken anzufeuern. Er lebt jetzt als Arzt und Lehrer der Medizin zu Athen und macht sich um Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter seinen Landsleuten mittelst allgemein verbreiteter Lehrbücher verdient.

Ein solches ist die vorliegende Astronomie, welche das Verdienst einer besonderen Popularität hat. Dreizehn Sternbilder haben darin von unserem Pyrrhos theils einen anderen Namen erhalten, theils sind sie neu geschaffen. Es sind:

1) Die Georgsharfe heißt bei ihm „Davidsharfe".
2) Unter dem Adler und Antinous heißen sieben kleine Sterne: „Spiegel der Athene".
3) Der „Dreifuß der Helena" unter der südlichen Waagschale.

*) *Πρακτικὴ Ἀστρονομία ἀπὸ τοῦ Διονυσίου Πύῤῥου. Ἐν Ἀθήναις.* (Praktische Astronomie von Dionys Pyrrhos.) Athen, 1836.

4) Die Taube heißt „Taube Noah's".
5) Neben ihr steht der „Helm Achill's".
6) Das Brandenburgische Scepter heißt „Scepter Agamemnon's (doch wohl mit Rücksicht auf Hom. Il. II. 101 sqq.).
7) Ein „Dreizack Poseidon's" steht zwischen Wallfisch und Wassermann.
8) Der Poniatowskische Schild heißt „Schild des Leonidas".
9) Friedrichsehre nennt Pyrrhos „Trophäen des Miltiades".
10) Der Poniatowskische Stier heißt „Marathonischer Stier" (*ὅπου πρότερον ἦτον* [st. *ἦν*, „war"] *ὁ ταῦρος τοῦ Μοντενιάκιου* [statt *Πονιατοβσκίου*!]). —
11) Statt des Herzens Karl's II. (den Pyrrhos mit Karl d. Gr. verwechselt) erscheint das Herz Alexander's des Macedoniers, wobei der Verf. folgende historische Belehrung giebt:
„Sieben große Männer hat die Geschichte hervorgebracht: 1) Xerxes. 2) Themistokles. 3) Alexander von Macedonien. 4) *Κάρολος ὁ Μέγας*, der fast ganz Europa von den barbarischen Völkern (Arabern? sonst sind im Neugriechischen die Barbaren die Türken) befreite und seinem Volke den Frieden (*τὴν εἰρήνην* — ob Christenthum??) brachte. 5) Peter der Große, der Rußland bis in die Sterne des Himmels erhob. 6) Napoleon. 7) Alexander ὁ *Παυλοβίτσης* (Pawlowitsch) — Kaiser von Rußland."
12) Zwischen dem Nordpol und dem Kameelparder steht der „Trabant des Zeus".
13) Die „Blitze des Zeus", acht Sterne sechster Größe südlich vom Kameelparder.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Supplements-Speculation. Es ist schon vielfach gerügt worden, welchen Mißbrauch manche Buchhandlungen mit der Ankündigung von Supplementen zu den gesammelten Werken eines Schriftstelleres treiben. Ohne von diesem oder dessen Rechtsnachfolgern dazu autorisirt zu seyn, giebt der Eine eine Nachlese von kleineren zerstreuten Aufsätzen und der Andere die Lebensbeschreibung des berühmten Schriftstellers, und zwar eben als Supplement zu dessen in ganz anderem Verlage erschienenen Werken — etwas also, was, dem strengen Rechtsbegriffe nach, nur jenem Autor selbst oder seinen Erben und Rechtsnachfolgern zusteht. Indeß ein solches Verfahren, so ungerechtfertigt es auch erscheinen mag, kann doch immer noch zur Ehre, wenn auch nicht zum Nutzen des Autors gereichen, der seinen Namen dazu hergeben muß; was soll man aber dazu sagen, wenn Buchhandlungen diesen Namen und das Aushängeschild von Supplementen dazu mißbrauchen, die Ehre des Schriftstellers in den Augen der Welt zu schänden? Eine solche Speculation erlauben sich in diesem Augenblicke zwei Deutsche Buchhandlungen (die eine in Stuttgart und die andere in Breslau), welche das berüchtigte Pasquill der Lady Bulwer, „Cheveley, oder der Mann von Ehre", in Deutschen Uebersetzungen als „Supplement zu den Werken von Sir Edward Lytton Bulwer" und zwar in demselben Format und mit denselben Preisbedingungen ankündigen, wie die Romane des Letzteren in Deutschland erschienen sind. Eine dieser Buchhandlungen geht sogar so weit, in ihrer Ankündigung darauf hinzuweisen, daß die Leser in diesem Supplement mit Vergnügen eine Charakterschilderung des Mannes finden würden, der durch seine gesammelten Werke ihr Lieblings-Schriftsteller geworden sey. Das heißt doch wirklich galant seyn gegen einen Mann, mit dessen Ehre man spekulirt! Daß den Spekulanten der Skandal nicht bekannt sey, den dieses Buch in England und Frankreich erregt hat, ist kaum anzunehmen. Ist doch über den Prozeß, den Sir E. L. Bulwer gegen die Verfasserin des „Cheveley" in Paris führen mußte, wo sie noch weitere Indiscretionen beging, von allen Deutschen Zeitungen berichtet worden! Und auch in Deutsche Blätter ist die bald nach dem Erscheinen des „Cheveley" in England publizirte Erklärung Bulwer's übergegangen, worin dieser sagte, daß er, um seinen unglücklichen Kindern die Fortsetzung eines ihr Herz auf ewige Zeiten verletzenden literarischen Zweikampfs zwischen Vater und Mutter zu ersparen, keine Entgegnung auf jenen Roman beabsichtige und deshalb auch das unter dem Titel „Lady Cheveley" erschienene Gedicht desavouiren müsse. Hätten sich nun jene Verleger nicht zu schämen, falls den unglücklichen Kindern Bulwer's eine Deutsche Uebersetzung der Werke ihres Vaters — auf die sie mit Recht stolz seyn können — mit solchen Supplementen zu Gesicht kommen sollten?

— Herr von Colombey in Berlin. Der Verfasser des Französischen Textbuches zu Adam's Ballet-Oper „die Hamadryaden" hat unter der Ueberschrift „Souvenirs de Berlin" eine Skizze seines letzten Aufenthaltes in unserer Hauptstadt in der Revue de Paris abdrucken lassen. Läßt sich darauf auch das bekannte kritische Urtheil Lessing's: „Das Wahre darin ist nicht neu und das Neue nicht wahr" anwenden, so muß man doch dem guten Willen des Französischen Vaudevillisten, unserem verewigten Monarchen einen Tribut der Huldigung darzubringen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ultra posse nemo obligatur, „ein Schelm giebt mehr, als er hat", also kann auch von einem Fabrikanten leichter Pariser Theater-Arbeit nicht mehr als eine Zusammenstellung kleiner artiger Geschichtchen erwartet werden, unter denen die gute Hälfte als Bären zu betrachten ist, die er sich vor seiner Abreise nach Paris hat aufbinden lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 89. Berlin, Freitag den 24. Juli 1840.

Kaukasien.

Abenteuer im Kaukasus.

Von dem Britischen Oberst-Lieutenant Poulett Cameron.*)

Ich hatte über drei Wochen zu Piatigorsk, wo die heißen Schwefelquellen des Kaukasus sind, verweilt, als der gastfreie Fürst von G . . . zu einer Pikník-Partie mich einlud, die er vielen dort anwesenden Edellenten an einem funfzehn Werst von dem Städtchen entfernten Orte geben wollte.

Da um jene Zeit die Feindseligkeiten mit den Bergbewohnern wieder lebhaft begonnen hatten und das blutige Treffen bei Adeler noch sehr neu war, so beschloß die Gesellschaft, ungetrennt aufzubrechen. Diese Vorsicht war für den Augenblick aus doppeltem Grunde nothwendig: der Feind hatte kürzlich in unserer Nachbarschaft mehrere Gefangene gemacht und vieles Vieh erbeutet, und von dem kommandirenden Offizier der Station war offiziell angezeigt worden, daß ein Haufe Tscherkessischer Reiter unter einem ihrer kühnsten und tüchtigsten Häuptlinge den Kuban passirt habe.

Es war ein herrlicher sonnenheller Morgen, als unsere Kavalkade zusammenkam. Fuhrwerke jeder Art mischten sich mit schön gekleideten und prächtig berittenen Reitern, und das Ganze umgab schützend eine starke Abtheilung Kosaken von der Linie, deren malerisches Kostüm und lange Lanzen im Morgenstrahle flimmerten.

Indem wir uns frisch und munter vorwärts bewegten, wurden wir durch die Scheingefechte unserer Eskorte, deren Geschicklichkeit in Handhabung der Pferde und Waffen große Bewunderung verdiente, sehr angenehm unterhalten. Nach weniger als zwei Stunden befanden wir uns an dem Orte, wo die Festlichkeit stattfinden sollte. Es war ein herrlicher, wild romantischer Fleck, ein offener Waldplatz, dessen Rasengrund an Weichheit und Farbe dem feinsten Sammet glich. Mitten hindurch brauste ein kleiner, aber sehr wilder Bergstrom. Zu unserer Rechten erhob der majestätische Elburs sein mit ewigem Schnee bedecktes Haupt: er schien uns ein mächtiger orientalischer Despot unter seinen tiefgebückten Satelliten; so wenig Ansehen hatte, mit ihm verglichen, die stattliche Kette des Kaukasus.

Wir trafen hier ein bedeutendes Detaschement Infanterie mit dem Musik-Chore eines Regiments der Garnison, welches, dieweil wir fröhlich tafelten, ausgewählte Stücke von Mozart, Weber und Bellini spielte. Nach der Mahlzeit wurde getanzt, und Wald und Thäler hallten von den lebensprudelnden Weisen der Walzer und Masurka's wieder.

Der Mond war schon emporgestiegen, als die Gesellschaft auseinanderging. Die Schönheit der Nacht und die Scheu vor dem langsamen Karawanen-Schritte, den wir hätten gehen müssen, wären wir so zurückgekehrt, wie wir gekommen, bestimmten mich und meinen Begleiter (Capitain W. von den Grenadieren der Kaiserl. Garde), rasch abzufahren. Unser Kutscher trieb die Pferde auf meinen Wink zum Galopp an; aber der Offizier, welcher die Eskorte befehligte, donnerte ihm ein „Halt!" nach, kam eilig herbei und ermahnte uns dringend, ja nicht allein zurückzukehren, indem es ja bekannt sey, daß ganze Rudel Tscherkessen in der Nähe herumschwärmten. Wir dankten ihm für seine gütige Aufmerksamkeit, bedeuteten ihm aber zugleich, daß wir gar keine Furcht hätten, da unserer sechs wohlbewaffnete Männer seyen; denn der Bediente meines Freundes und meine beiden Persischen Diener saßen im hinteren Raume des Wagens. Der Offizier entließ uns höchst ungern und mit Unglücks-Prophezeiungen, die jedoch nicht in Erfüllung gingen; denn wir kamen ohne alle Fährde in Piatigorsk an, obschon wir an einer Wendung des Weges acht bis zehn Minuten verweilt hatten, um die Riesenkuppel des Elburs im geisterhaften Lichte Selenens noch einmal zu bewundern.

Der vornehmste unter den fünf Bergen, von denen die Stadt Piatigorsk ihren Namen hat, ist der Maschuka. An dem Abhang desselben, in einer Höhe von 25 bis 30 Yards, befindet sich die Mündung einer Höhle, die bei Russen, Tscherkessen, Kosaken und Tataren den ominösen Namen „Herberge des Teufels" (schejtan mensili) führt. Mehrere meiner Russischen Freunde hatten schon lange an die Möglichkeit gedacht, diese Höhle zu erforschen, und endlich forderte Capitain W— den Grafen L— und mich zu einem gemeinsamen Versuche auf. Nachdem wir die Grotte ein paar Tage lang genau rekognoszirt und alle nöthige Vorkehrungen getroffen hatten, beschlossen wir am 27. Juli das Wagestück und begaben uns, von dem Fürsten G— und einigen anderen Freunden begleitet, an Ort und Stelle.

Der Eingang dieser Höhle oder dieses Schlundes hat ungefähr 50 Fuß im Umkreis. Ihr steiler Abhang, dessen Tiefe zwischen 300 und 320 Fuß beträgt, ist bald enger, bald weiter. Auf dem Grunde bemerkten wir Wasser. Wir zimmerten uns an dem Rande des Abhanges eine Bettung aus Brettern, mit zwei dicken Stangen darüber, die durch einen Querbalken verbunden wurden. Mitten an den letzteren befestigten wir eine Rolle mit einem starken Knäuel von Seilen, und ans Ende der Seile einen Stock, den wir bei unserer Niederfahrt als Stütze gebrauchten. Um die Tiefe des Wassers einigermaßen zu bestimmen, ließen wir ein abgelöstes schweres Felsenstück hinunterfallen; der dumpfe Schall verkündete eine ziemliche Tiefe. Wir loosten darum, wer den Anfang des Wagestücks machen sollte, und das Loos fiel auf den Grafen L—. Um etwanigen unterirdischen Feinden — wofern sie keine Kobolde — die Spitze bieten zu können, hatte sich Jeder von uns mit Pistolen und einem kurzen Tscherkessischen Schwerte bewaffnet.

Als jegliches Ding in Bereitschaft war, wurde eine kleine, aber starke Flöße mit ein Paar Rudern hinabgelassen; der Graf zog eine Pistole aus seinem Gürtel und folgte rasch nach. Es war ein Schwindel erregender Anblick; aber schon nach wenigen Minuten erreichte unser wackerer Gefährte wieder wohlbehalten das Gerüste.

Jetzt kam ich an die Reihe. Ich nahm den Stab zwischen die Beine und hatte schon ungefähr ein Drittheil des Weges in die Tiefe zurückgelegt, als plötzlich ein Umstand sich ereignete, der mir die Mühe, meine Abenteuer selbst zu erzählen, beinahe für immer erspart hätte. Einer von den drei Russischen Soldaten, die mit dem Ab- und Aufwinden des Seiles beschäftigt waren, ließ sich's einfallen, hinabzuschauen, und in demselben Momente ergriff ihn ein solcher Schwindel, daß er auf seine Kameraden zurücktaumelte. Seine Bestürzung theilte sich den Anderen mit, und alle Drei ließen das Seil fahren, das nun mit furchtbarer Schnelligkeit durch die Rolle schoß. Ich schrie, was ich schreien konnte; mein Freund W— bemerkte die Gefahr, sprang herbei, ergriff das Seil und brachte die Leute durch seinen Zuruf und sein Beispiel wieder zur Besinnung. So gelangte ich ohne Halsbrechen auf den Grund. Capitain W— folgte bald meinem Beispiele.

Wir ruderten auf unserer kleinen Fähre ein paar Minuten lang auf dem unterirdischen Teiche herum und überzeugten uns, daß unser Wagestück durch den Erfolg kaum belohnt wurde. Ein horizontaler Ausgang der Grotte war nicht zu entdecken; ihre Wände bildeten eine solide Felsenmasse, in welcher etwa ein halbes Dutzend Eulen und Myriaden Fledermäuse nisteten. Das Wasser war so hell und klar, wie Krystall, und schien mit Schwefel und Salz reichlich geschwängert zu seyn. Nach einer Viertelstunde ließen wir uns, gleich Ankern, wieder aufwinden ans freundliche Tageslicht; aber das Gerücht von den Gefahren, die wir bestanden haben sollten, machte eine solche allgemeine Sensation, daß der Chef den ganzen Apparat zum Niedersteigen zerstören ließ.

Zwölf Werst nordwestlich von Piatigorsk erhebt sich ein außerordentlich steiler, aber im Verhältniß zur Durchschnitts-Höhe des Kaukasus nicht sehr hoher Berg, der den Namen „Schlangen-Berg" führt. Es sollen nämlich weiland auf diesem Berge sehr viele Schlangen gehaust haben, die ein heiliger Mann durch seine Exorzismen vertrieb.

Vor meiner Ankunft in dieser Gegend glaubte man allgemein, der Fuß eines Sterblichen habe selten, ja vielleicht niemals den Gipfel des Schlangen-Berges betreten; und dieser Umstand war es hauptsächlich, was meine beiden Freunde und mich zu einer Exkursion nach demselben bestimmte. Am Morgen des 4. August sollte das Experiment gemacht werden; um aber einen langen Tag vor uns zu haben, begaben wir uns schon am Abend des 3ten nach der Deutschen Kolonie, wo wir übernachten wollten. Dieser Ort ist von dem Fuße des Berges nur vier Werst entfernt.

Wir waren erst wenige Stunden aufgebrochen, als Capitain W— von seinem Kopfschwindel, zu dessen Heilung er die Bäder gebrauchte, befallen wurde. In Folge dessen mußten Graf L— und

*) Dieser Offizier, der während eines pflichtmäßigen Aufenthalts in Persien mehrere Exkursionen nach Georgien, dem Kaukasus und Süd-Rußland machte, verspricht eine ausführliche Beschreibung aller Bade-Orte und Heilquellen der Kaukasischen Gebirgs-Regionen.

ich allein weiter wandern. Mein Gefährte hatte bereits einen verlässigen Führer — einen Tscherkessen vom Stamme der Abchasi — und zwei Nogai-Tataren als unsere Begleiter gemiethet, und wir begnügten uns mit dieser Eskorte, da wir aus Erfahrung wußten, daß man in sehr kleinen Convois am sichersten reist.

Wir erreichten die Kolonie ganz ohne Abenteuer und begannen des kommenden Morgens um vier Uhr unsere Expedition. Das Hinansteigen fanden wir, wie wir schon erwartet hatten, beschwerlich genug; aber bald ergab sich's, daß diese Beschwerlichkeit nur ein kindisches Spiel war gegen die, welche unserer harrte, als wir dem Gipfel näher kamen; denn mit jedem Schritte schien der Berg höher und steiler zu werden. Als endlich, nach fast vierstündiger Anstrengung, ungefähr drei Viertheile unsere Arbeit gethan waeen, gelangten wir ganz eeschöpft auf eine Art Platform am Fuße einer anscheinend vollkommen lothrechten Felswand.

Nach einiger Rast rekognoszirten wir die Möglichkeit eines weiteren Vordringens. In weniger als einer Minute hatten wir uns überzeugt, daß nur Ein Auskunfts-Mittel blieb. Das dicke hohe Gras in den Felsenritzen war fest gewnezelt, und man konnte an demselben in die Höhe klimmen, seeilich eine harte Zumuthung für die beiden Nogai-Tataren und den Grafen selbst; denn jene wie dieser hatten bis dahin fast ihr ganzes Leben auf Pferden und in der Ebene zugebracht. Nur der Gedanke, daß wir unser Unternehmen auf keine andere Art zu Stande bringen würden, bewog meine Begleiter, dem Schwindel und der Strapaze Trotz zu bieten. Kaum hatten wir eine Strecke von hundert Yard's erklettert, als die beiden Nogaien, Einer nach dem Anderen, wieder hinabglitten; der Graf, ich und der Tscherkesse hielten wacker aus: mehrmals schwebten wir, wie der Sarg des Muhammed, zwischen Himmel und Erde; alle unsere Glieder wurden, wie auf einer Folter, ausgereckt, und so gelangten wir endlich mit vielen empfangenen Quetschungen auf eine Stelle, von wo wir ohne fernere Plackerei den Gipfel erreichen konnten. Hier fielen wir vor Erschöpfung unserer Länge lang nieder.

Die Aussicht von dem Gipfel war, in Vergleichung mit den Aussichten, die ich von anderen Bergen des Kaukasus gehabt, nicht ausgezeichnet schön oder großartig; doch beherrschte sie alle die reichen Thäler und fruchtbaren Felder der Deutschen Niederlassung und einige Tatarische Dörfer, in denen die Frauen und Kinder mit der Aerndte beschäftigt waren.

Nachdem wir eine halbe Stunde geruht und unsere Namen nebst Datum in eine Aushöhlung des Felsens geschrieben hatten, traten wir unseren Rückweg an und erreichten Nachmittags um halb vier Uhr den Fuß des Berges. Hier fanden wir unsere Pferde unter der Obhut des Knaben, dem wir sie anvertraut hatten, wieder; sie grasten auf einem fetten Weidegeund, dicht neben einem Felde, wo drei alte Männer nnd zwei Knaben ihr Korn einsammelten. Einer von diesen begab sich mit dem Grafen und zwei Nogaien nach dem sehr nahe liegenden Dorfe, um etwas Brod und Milch zu holen; denn unser Hunger war über die Maßen groß, da wir seit vier Uhr Morgens nichts gegessen hatten.

Mein Gefährte war eben fortgegangen und ich selbst meiner Länge nach zur Ruhe ausgestreckt, als plötzlich ein junger Kriegsmann erschien, bei dessen Anblick alle Anwesenden (außer mir) mit einer Miene, in der sich Schrecken und tiefe Ehrfurcht malten, vom Boden aufsprangen. Wer dieser Fremdling auch seyn mochte, so viel ergab der Augenschein, daß er auf die Begegnung mit mir nicht vorbereitet war; denn er fuhr sogleich mit seiner rechten Hand in den weiten Mantel aus Kameelhaar, der ihn umhüllte — ein Beispiel, dem ich ohne Verzug folgte. Aber wider alle Erwartung ließ er es bei dieser Pantomime bewenden, sah mit seinem großen, vollen, ernsten Auge scharf in das meinige und redete meinen Tscherkessischen Begleiter in einer Sprache an, die ich noch nie gehört hatte. Es war ohne Zweifel eine der Berg-Sprachen des Kaukasus.

Unser Begleiter antwortete ihm auf alle seine Fragen mit großer Ehrfurcht, und als bäte er wegen dieses oder jenes Fehlgriffs um Verzeihung. Im Verlaufe ihres kurzen Gesprächs, von dem ich außer dem öfter wiederholten Worte Inglis (Engländer) nichts verstand, hatte ich Muße, den interessanten Ankömmling genauer zu betrachten.

Er schien mir ungefähr 28 Jahre alt und ziemlich hohen Wuchses. Das Muskelspiel seines überaus wohlgeformten Körpers verkündete ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit. Seine Gesichtsbildung war die edelste und schönste, die ich selbst in diesem Lande der körperlichen Schönheit jemals gesehen hatte; der von Natur schon dunkle Teint war durch beständige Einwirkung der Sonne und des Wetters noch tiefer gebräunt; aber die Lineamente des ausdrucksvollen Gesichtes wetteiferten an klassischem Ebenmaße mit den herrlichsten Büsten des Alterthums. Sein großes, glänzendes, dunkles Auge, in welchem anfänglich große Wildheit sich malte, wurde im Verlauf der Unterhaltung sanfter. Endlich schritt er auf mich zu und sprach in einem männlichen Tone voll Selbstvertrauen, der Türkischen Zunge sich bedienend: „korkma (fürchte nichts!)." Ich zog mechanisch an dem Schaft meiner Pistole, schämte mich aber bald meines Mißtrauens.

„Ihr seyd", — so fuhr er fort, indem er mir treuherzig seine Hand bot, — „Ihr seyd der Englische Offizier, von dem ich so viel gehört habe. Mit Eurem Abenteuer in der Teufels-Höhle nicht zufrieden, habt Ihr wieder daran gearbeitet, den Ruhm Eurer Landsleute zu vergeößern, die, wo es ihnen nicht gelingen will, Anderen die Hälse zu brechen, jede Gelegenheit hervorsuchen, um ihre eigenen Hälse zu wagen. Dabei beredet Ihr aber noch Andere, daß sie Euer gefährliches Beispiel nachthun. In Eurer jetzigen Kleidung (ich trug ein Englisches Jagdkleid) habe ich Euch anfangs nicht eekannt und muß gestehen, daß die prächtige Uniform, die Ihr auf dem Balle truget, den der Fürst G— neulich im Walde gab,
gelassen hat."

Ich konnte vor Staunen kein Wort über die
Derselbe Mann also, dessen Antlitz ich bis dahin
und dessen Gesinnungen gegen Rußland gewiß nicht
waren, mußte auf jenem Waldplatze mitten unter
Militair gewesen seyn. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Scenen aus dem Chouans-Kriege in der B

(Fortsetzung.)

Floville erbebte. „Haben Sie mir vielleicht auch
bracht?" fragte er. — „Meiner Treu, nein", erwiederte
Mann. — „Sie hätten es thun sollen", sagte Claude,
fest anblickte, „denn hier verwandeln sich die Spindeln in
wir haben lieber die Monarchie vertheidigt, als sie
Der Vicomte wollte ihn unterbrechen. „O, ich weiß
Sie sagen wollen", fuhr er ungestüm fort; „ich wei
Emigranten von uns denken, ich kenne ihre Pläne.
armen Landjunker den Thron mit unseren Leichnamen
gerichtet haben werden, dann werden die Getreuen kom
Rechte geltend zu machen. Puisaye hat mir's wohl
großen Herren von Koblenz halten uns für Lakaien,
Plätze einstweilen einnehmen. Die Eifrigsten kommen
Oberst-Patenten und Taschen-Pistolen, um Frankreich
Sie werden indeß wohl daran thun, nicht zu vergessen,
unseee Erlaubniß und ohne unseeen Willen hier nichts ve
„Das heißt wohl, mein Herr", sagte der Edelmann au
ich, der ich einer dieser Obersten bin, abwarten muß,
belieben wird, den mir von Sr. Majestät verliehenen
erkennen." — „Bis Sie Ihre Proben abgelegt haben."
blicklich", versetzte Jener; „ich überlasse Ihnen die Wahl
— Floville zuckte die Achseln und sagte, verächtlich läch
von uns bedarf eines Duells, um seinen Muth zu bew

Der Emigrant wollte auffahren, aber er hielt an
zeihen Sie", sagte er, „ich glaube immer mit einem
sprechen, und ich vergesse, daß die Gesetze der Ehre
wenig Geltung haben, wie die des Anstandes. Da e
so ist, so werde ich mit den Royalisten Rücksprache
mögen entscheiden, ob sie einem Anführer fernerhin Ge
dig sind, der selbst nicht den Befehlen des Königs
„Thun Sie das", entgegnete Claude, „aber bitten Sie
daß Niemand auf Sie höre; denn wenn Sie einen M
gehorsam verführen, so lasse ich Ihnen Ihr Oberst-
Brust heften und Sie niederschießen, so wahr es
Himmel giebt." — „Sie!" rief der Edelmann, „das
sehen." — „Versuchen Sie nur", erwiederte Claude
so sey es", sagte der junge Mann, indem er seinen
„Worte helfen hier zu nichts; wir sehen uns wieder,
Boishardy." — „Davor bewahre Sie Gott, Herr Vi

Der Emigrant warf ihm einen verächtlichen Blick
seine Flinte und entfernte sich.

V.

Ich war dem Verlaufe dieser Scene mit einem An
der nicht frei von Furcht war; denn obschon ich öfter vo
muthe Boishardy's hatte sprechen hören, so konnte es
entgehen, daß ich Zeuge einer Erörterung gewesen wa
das größte Interesse hatte, geheim zu halten. Ich blieb
hielt meinen Athem an und hoffte, daß er endlich das
verlassen würde. Wie groß war aber mein Erstaunen,
sich dem Bette nähern und seine Sammetweste ausziehe
Wirth, welcher eben ins Zimmer getreten war, schien
maßen betroffen. „Will der gnädige Herr sich schlafen le
er mit zitternder Stimme. — „Warum nicht?" antwortete
indem er seine Halbstiefeln aufschnürte. — „Weiß
gewiß, daß die Blauen in dieser Nacht nicht die Runde
den?" — „Das Dorf ist wohl bewacht, und Du wi
ben." — Der Wirth kratzte sich den Kopf; es trat ein
„Mein Herr würde weit besser bei Clerot schlafen", sag

Boishardy richtete den Kopf auf, betrachtete das
Bett, dann den Bauer, welcher die Augen senkte. „Do
mand", sagte er, indem er rasch zu seiner Flinte griff. —
bebte zurück. — „Wer ist's, Unglücklicher?" — „Ein
stammelte der Wirth. — „Sein Name?" — „Er hat
gesagt." — Der Chouan lud die Flinte und näherte si
ich schlug rasch die Vorhänge zurück. „Es ist ein alter
sagte ich, indem ich den Kopf hervorstreckte.

Der vermeintliche Pferdehändler sah mich einen Au
dann brach er in ein lautes Lachen aus. „Gott verdamm'
ist ja mein Gast aus Uzel", rief er aus. — „Er selbst
was haben Sie mit Ihrem Capitain gemacht?" — „Er i
geblieben." — „Der Himmel beschütze ihn; ich werde
den." — „Mich dünkt, Sie haben schon am Kreuzwege
menkunft mit ihm gehabt, wo es heiß herging." —
lächelte. „Ich habe Sie dort gesehen", sagte er. — „In
— „Mit einer Jagdflinte, die Sie ganz gut handhabten.
Sie damit gemacht?" — „Hier ist sie." — „Ich billige
sicht", sagte er, indem er einen forschenden Blick in den
des Bettes warf; „aber wenn Sie erlauben, Bürger, wi
Ihnen aufheben, und ich werde deren Stelle an Ihrer

men. Ich habe seit drei Nächten nicht geschlafen, und Sie sind zu höflich, um denjenigen, der Ihnen einen Antheil an seinem Abendbrode eingeräumt hat, einen Theil Ihres Lagers abzutreten."

Es war nicht Zeit, sich zu bedenken; ich übergab meine Flinte dem Wirthe und erklärte Boishardy, daß ich ihm meinen Platz abtreten wollte; er lehnte es ab, und als ich darauf bestand, sagte er: „Verräth Ihre Höflichkeit nicht Mißtrauen?" — „Wenn Sie das glauben, so bleibe ich", war meine Antwort. — „Und Sie thun wohl daran", sagte er mit ernster Anmuth, „denn mein Bruder könnte an meiner Seite nicht sicherer seyn; Sie können eben so ruhig schlafen wie ich; Sie stehen unter dem Schutze meiner Ehre."

Er war zu mir ins Bett gestiegen; wir theilten brüderlich das Lager und die Decke; sein lautes Schnarchen benachrichtigte mich bald, daß er eingeschlafen sey. Meine Lage war zu sonderbar, um mich nicht in eine fieberhafte Unruhe zu stürzen. Lange blieb ich wach, ohne mich zu rühren, ohne Athem zu holen. Endlich trug die Müdigkeit den Sieg davon; meine Augen schlossen sich. Die Stimme meines Lagergenossen, der schon aufgestanden war, weckte mich. — „Nun!" sagte er, „wie haben Sie die Nacht zugebracht?" — „Schlecht", erwiederte ich. — Er lachte. „Wie es scheint", sagte er, „können die Monarchie und die Republik nicht ruhig unter derselben Decke schlafen; aber stehen sie auf, Bürger, das Frühstück erwartet Sie."

Der Wirth brachte Schwarzbrod, Cider und ein Stück ranzigen Speck. Als ich mich zu Boishardy gesetzt hatte, sagte er: „Schade, daß der Capitain nicht hier ist; er konnte Lateinisch sprechen, und ich würde ihm ein neues Mittel angeben, die Chouannerie auszurotten." — „Die Chouannerie wird von dem Tage an aufhören, wo Sie den Frieden wünschen", bemerkte ich. — „Den Frieden!" wiederholte Boishardy, indem er die Achseln zuckte; „wer sagt Ihnen denn, daß die Royalisten ihn nicht wünschen? Glauben Sie denn, daß wir zum Zeitvertreib Krieg führen? Wenn wir, wie die wilden Thiere, im Dunkel der Wälder leben, die Zufuhren überfallen und die Blauen todten, so thun wir es doch bloß darum, weil man unsere Wohnungen verbrannt, unser Getraide abgemäht, unsere Familien erwürgt hat. Die schwarze Kokarde, welche wir tragen, ist weniger ein Parteizeichen, als ein Symbol des Schmerzes. Wir betrauern unsere verlorenen Freuden, und man sollte uns nicht eine Armee von Royalisten, sondern eine Armee von Verzweifelten nennen. Jetzt fangt Ihr an, von Frieden zu sprechen, weil Ihr gefühlt habt, daß wir auch beißen können. Welche Bürgschaften bietet Ihr uns aber für die Zukunft? Ist eine Uebereinkunft möglich zwischen denen, die Alles verloren, und denen, die Alles genommen haben?"

Auf diese Worte erwiederte ich: „Woher wissen Sie das, so lange Sie es nicht versucht haben? Wenn Sie den Frieden aufrichtig wünschen, so sagen Sie es nur, und die Patrioten werden sich mit Ihnen über die Grundlagen desselben verständigen. Bedenken Sie übrigens die Resultate des Kampfes. Werden Sie besiegt, so tragen Sie allein die Last der Niederlage; bleiben Sie Sieger, so ärndten Andere den Vortheil. Sie wissen es, denn Sie haben es gestern selbst dem Vicomte gesagt, dessen Stolz Sie erbitterte. Er beschuldigte Sie, fast eben so republikanisch zu seyn wie wir, und er hatte Recht, denn Sie theilen alle unsere Neigungen, ohne es zu wissen. Die Chouans und die Blauen kämpfen für zwei verschiedene Worte, im Grunde aber für dieselbe Sache, für die Unabhängigkeit. Was Sie ein Recht haben, zu fordern, was Sie eigentlich wünschen, ist die Sicherheit für Ihre Güter und Ihre Personen und die Achtung Ihrer Meinungen. Das kann man Ihnen Alles zugestehen, und wir wünschen es eben so sehr wie Sie."

Mein Gefährte hörte aufmerksam zu. Ich glaubte, daß meine Worte Eingang in seine bewegliche und stolze Seele gefunden hätten. Ich fuhr fort: „Wir sind nicht so sehr Feinde, wie Sie glauben. Schicken Sie Ihre Bauern an den Pflug zurück, und unsere Soldaten werden in ihre Kantonnirungen zurückkehren. Die täglichen Kämpfe erregen den Geschmack am Kriege. Sehen Sie doch: gestern würden Sie mich auf der Landstraße getödtet haben, heute stoßen wir mit einander an und unterhalten uns fast wie Freunde. Gestern hätten Sie aber nur meine Kokarde gesehen, während Sie heute meine Stimme gehört und Worte mit mir ausgetauscht haben. Glauben Sie nur, mein Herr, es giebt etwas Mächtigeres als die Vorurtheile der Parteien; es ist dies der Zug, der alle Söhne Adam's zu einander zieht. Von fern sieht man nur die Idee und verabscheut den Menschen, der sie vertheidigt; in der Nähe kommt der Mensch wieder zum Vorschein, und das Kleid wird eine Hülle, welche man übersieht."

Boishardy blieb mir einen Augenblick die Antwort schuldig; es schien fast, als ob ihn meine Worte erschüttert hätten. Endlich antwortete er: „In dem, was Sie sagen, liegt viel Wahres, aber ich weiß ja nicht einmal, ob die republikanischen Anführer sich zu einem Waffenstillstande verstehen würden." — „Zweifeln Sie nicht; Alle sind dieses fürchterlichen Krieges müde, und der Zorn ist verraucht. Ich kenne den General Humbert; machen Sie Vorschläge, und ich will sie ihm selbst überbringen." — „Ich müßte die anderen Anführer zu Rathe ziehen." — „Wer hindert Sie daran?" — „Hören Sie", sagte er, nachdem er einige Zeit nachgedacht; „heute versammeln sich mehrere Anführer; wenn ich Sie dort hinführe, wollen Sie mir dann schwören, keinen Mißbrauch davon zu machen?" — „Auf meine Ehre." — „Dann ist es abgemacht", sagte er aufstehend, „gehen wir."

Er holte seine Flinte, übergab mir die meinige, und wir brachen auf. Ich war etwas erstaunt über die Bereitwilligkeit, mit welcher er meinen Anerbietungen entgegenkam. Ich schrieb sie dem Ueberdrusse an einem endlosen Kampfe zu, theilweise dem Aerger. Später erfuhr ich, daß es ihm nur um einen Waffenstillstand zu thun gewesen war, dessen die Insurgenten bedurften, um sich zu organisiren.

Auf dem Kirchhofe in der Mitte des Dorfes fanden wir ungefähr zwanzig Chouans. Bei unserer Annäherung legten sie die Hand an die Hüte, die meistentheils mit Medaillen, geweihten Rosenkränzen und Heiligenbildern geziert waren. Mein Gefährte rief den einen bei Namen Fleur-d'Epine und unterhielt sich einige Zeit allein mit ihm. Sodann gab er ein Zeichen. Alle Bauern nahmen ihre Flinten, und wir marschirten nach dem Walde von Renessaye ab. Boishardy ging mit mir voraus; die Bauern zogen hinterdrein, die Flinten über die Schultern gelehnt und tiefes Schweigen beobachtend. Drei von ihnen waren schon vorher aufgebrochen; sie trugen Hacken, als wenn sie zur Arbeit gingen. Wir näherten uns dem Wege, der von Saint-Meen nach Loudear führt, als ein gellendes Pfeifen ertönte. Der Haufe stand still und horchte hin. Das Pfeifen ertönte wiederum, aber mit anderen Modulationen. „Das ist ein Transportzug", sagte Boishardy; „auf Euren Posten, meine Jungen."

Der leise gegebene Befehl wurde von Munde zu Munde fortgepflanzt. Die Chouans schlüpften schweigend längs der Hecken am Wege hin, bückten sich nieder und waren unversehens verschwunden. Ich war allein zurückgeblieben, nicht recht wissend, was ich thun sollte. Ich lief nach einer offenen Stelle der Hecke, von welcher aus ich den Transportzug heranziehen sah. Es war eine Schaar Ochsen, welche einige Soldaten des Bataillons der Côte-d'or, das erst kürzlich nach der Bretagne gekommen war, geleiteten. Sie schienen ganz frei von Mißtrauen und zogen plaudernd, lachend und singend einher. Die Spitze des Zuges näherte sich aber dem Felde, welches Boishardy's Leute besetzt hatten, als ich fühlte, wie dieser seine Hand auf meine Schultern legte. „Im Namen des Himmels", sagte ich, „greifen Sie nicht an; bedenken Sie, weshalb wir hierher gekommen sind, und vereiteln Sie nicht eine Ausgleichung durch neue Mordthaten." — „Meine Jungen haben Befehl, nicht zu schießen", antwortete er.

Die Chouans stürzten sich rasch auf den Weg, und bevor die Soldaten sich hatten zur Wehr setzen können, waren sie umzingelt und entwaffnet. Der Unteroffizier, welcher den Zug befehligte, wurde vor Boishardy geführt. — „Die Republik", sagte dieser lächelnd, „ist Dir für Deine Wachsamkeit Dank schuldig; Du ziehst in Feindes Land einher, als wenn Du zum Wirthshaus gingest." — „Das ist wahr", erwiederte der Soldat unwillig, „aber ich komme vom Rhein und verstehe nichts von Eurem Räuberkriege." — „Man hat Dir aber doch wohl gesagt, daß wir keine Gefangene machen?" — „Ja." — „Dann weißt Du —" — „Ich weiß, daß Ihr Kannibalen seyd, welche die Patrioten verspeisen." — „Wir schonen derjenigen, die zu uns übergehen." — Der Soldat blickte ihn von der Seite an, zuckte die Schultern und pfiff die Melodie der Carmagnole. — „Weißt Du, daß unsere Soldaten drei Livres täglich erhalten, und daß, wenn die Monarchie hergestellt seyn wird —" — „Alter, Du giebst Dir unnütze Mühe, genug des Geschwätzes; laß uns niederschießen, und damit abgemacht." —

Boishardy biß sich in die Lippen und berief Fleur-d'Epine herbei. Ich wollte mich für den Soldaten verwenden, aber Boishardy bedeutete mir, nichts zu fürchten. Der Bauer kam mit einer Scheere herbei, befahl dem Soldaten, die Mütze abzunehmen, und schnitt ihm die lange Flechte ab, welche ihm auf den Nacken herniederfiel. „Handeln die Royalisten etwa mit falschen Toupets?" fragte der Republikaner mit ironischer Verwunderung. — „Die royalistische Armee will diejenigen kennen lernen, die sie begnadigt", entgegnete Boishardy, „denn sie verzeiht nur einmal, und wenn Du wieder in unsere Hände fällst —" — „Schon gut", sagte der Soldat. — „Jetzt Deine Marschroute." Er gab sie ihm, und der Chouan schrieb einige Worte mit Bleistift darauf. — „Ich kann also meinen Weg fortsetzen?" fragte der Soldat. — „Du kannst es." — „Mit dem Transportzuge?" — Boishardy lächelte. „Es sey", sagte er dann, „die Republik ist arm, und das Evangelium gebietet uns, die Hungrigen zu speisen." — Der Soldat legte die Hand militairisch grüßend an den Hut und entfernte sich. Boishardy wendete sich jetzt zu mir und sagte: „Du siehst, daß ich den ersten Schritt gethan habe." — „Er wird Nachahmung finden", erwiederte ich, „denn das Gute hat, wie das Böse, eine ansteckende Kraft."

Wir schritten durch das Buschwerk hin. Seitdem wir das Dorf verlassen, hatte ich schon mehrmals Töne von Hörnern vernommen. Als wir an den Rand des Gehölzes kamen, wurden die Töne deutlicher. Boishardy bemerkte meine Verwunderung. — „Es sind die Hornbläser", sagte er, „welche unsere Ankunft melden." — „Aber wo sind sie denn?" — „Ueber unseren Köpfen, in den Zweigen. Sie bemerken Alles, was auf mehrere Meilen in der Runde vorgeht, und benachrichtigen uns sogleich. An ihrer Art, zu blasen, erkennen wir augenblicklich, ob sich ein Detaschement der Blauen oder der Royalisten nähert, und von woher es kömmt. So unterhalten wir eine fortlaufende telegraphische Verbindung, und in einigen Minuten verbreitet sich die Nachricht von einer Bewegung der Unsrigen oder der Feinde von einer Gränze des Bisthums zur anderen.

Endlich gelangten wir zu einer Art Wall, der durch umgestürzte Bäume gebildet wurde, und zu einer kleinen Pforte, die von zwei Chouans in grüner Uniform bewacht wurde. Wir waren beim Plaris von Preneffaye angelangt.

(Schluß folgt.)

Arabien.

Abd-ul-Wechab, der Arabische Reformator.

Der Orient hat zu verschiedenen Zeiten religiöse Umwälzungen erfahren, die oft ohne allen Vergleich bedeutender und nachhaltiger

gewesen sind, als seine politischen Umwälzungen. Selbst in dem letzten halben Jahrhundert; das uns die muhammedanischen Völker apathischer und moralisch kraftloser zeigt, als jemals, ist auf der Arabischen Halbinsel, jener glühenden Wiege des Islam, eine neue Sekte erstanden, deren Stifter in gewissem Betrachte der Calvin des Orients heißen kann. Obschon dieser muhammedanische Protestantismus außerhalb Arabiens keinen Anklang gefunden hat, so ist er doch auf dem Boden, der ihm sein Daseyn gab, von erheblichen Folgen gewesen, die man jetzt noch nicht zu berechnen im Stande ist. Abd-ul-Wechab sammelte eine große Menge fanatischer Anhänger unter sein Panier, lauter unversöhnliche Feinde der Türken, die, nach ihrer Meinung, das Gesetz des Propheten entstellen und von der wahrhaft göttlichen Lehre keinen Begriff haben.

Die Geburt und die Kinderjahre Abd-ul-Wechab's sind, obgleich er unserem Zeitalter angehört, von Mythen umhüllt. An Abenden, wenn die Karawanen-Züge in der Wüste ausruhen, erzählt man sich Legenden von dem kühnen Reformator, der sein Leben in beständigen Kämpfen zugebracht. Ein armer Hirte, Namens Suleiman, sah im Traum eine Flamme aus seinem Körper hervorlodern, die weit um sich griff und Alles verzehrte, was ihr in den Weg kam. Diese Vision wiederholte sich drei Nächte hinter einander, bis in der vierten Nacht die Stimme des Engels Israfil zu den Ohren des Schläfers drang und ihm die Schicksale des Kindes, das er zeugen sollte, noch deutlicher enthüllte. Als der verheißene Wunderknabe das Licht erblickte, glänzte dieselbe Flamme, die seinem Vater erschienen war, geraume Zeit im Osten. Ibn Daher, ein junger Dichter, der schon im 22sten Jahre starb, hat Abd-ul-Wechab's Kindheit mit Gluth besungen. Er war der Gefährte des künftigen Reformators gewesen, und beide Jünglinge hatte das Gefühl ihrer Superiorität über den großen Haufen innig an einander gefesselt. Eine der Oden Ibn Daher's, „die Nacht der Erwartung" betitelt, schildert in großartigen Bildern und einer wahrhaft melodischen Sprache den Seelen-Zustand des Kleinen, wie er seinen Eingebungen sich überläßt und seine künftige Bestimmung ahnet.

Von seinem zehnten Jahre an fühlte der junge Abd-ul-Wechab einen starken Hang zu träumerischer Beschaulichkeit. Die gränzenlose Wüste lag vor seinen Blicken; in diesem Ocean des Gluthsandes und noch darüber hinaus, in Räumen, die kein Menschen-Auge durchdringt, ließ er seine Gedanken oft sich ergehen. Besonders gern versenkte er sich im Anschauen der Sonne, wenn sie, ihrer Strahlen beraubt, als riesige dunkelglühende Scheibe am Abendhimmel prangte. Die starke und tiefe Seele des Knaben verspürte dann Regungen, von denen er selber nichts begriff und welche öfter an Wehmuth gränzten. Zuweilen, wenn der Dorn des Nopal's an seinem Stengel zitterte — ein sicheres Zeichen des herannahenden Samum's — blieb der junge Abd-ul-Wechab ruhig an seiner Stelle und trotzte dem Wüthen des trockenen und versengenden Sturmes. Er gedachte dann der beiden Heere des Kambyses, von denen das eine auf seiner Rückkehr von der Oase Ammon's, das andere in dem nach Aethiopien führenden Thale erstickt ward, und deren Gebeine zwanzig Jahrhunderte später von den Arabern, seinen Vätern, gefunden wurden. Er verlor sich in längst entschwundenen Zeitaltern und kehrte dann in den eigenen Busen zurück, in welchem er Kraft genug fühlte, die großen Männer der Vorzeit, deren Andenken bei uns sich erhält, nachzuahmen oder selbst zu übertreffen.

Seinen ersten Unterricht genoß er bei dem berühmten Scheiche Eber Hamid, den er mit seinen Fragen oft in Verlegenheit setzte und der ihm in der Erklärung des Korans bald nachstand. Zum männlichen Alter gereift, sprengte Abd-ul-Wechab die letzten Bande, die ihn an das Osmanische Reich fesselten, und erklärte sich als geistliches Haupt der Gläubigen. Er ließ die Grund-Lehre des Korans — die Lehre von dem Daseyn Eines Gottes, der die Welt geschaffen hat, die Guten belohnt und die Bösen bestraft — unangetastet; allein er wollte den Stifter des Islam nur für einen weisen Mann, nicht für das vollkommenste, über die Erzengel selbst erhabene Geschöpf Gottes, nicht für einen Schutzpatron der gläubigen Menschheit gehalten wissen. In seinem ganzen Lebenswandel zeigte Abd-ul-Wechab die seltenste Strenge gegen sich selbst — seine Nüchternheit und Enthaltsamkeit waren nicht weniger bewundernswürdig, als die eiserne Beharrlichkeit, womit er seine Zwecke verfolgte. Die zahlreichen Anhänger, welche dem merkwürdigen Manne zuströmten, predigten sein Wort bis an die äußersten Gränzen Arabiens. Das Volk glaubte, ohne zu prüfen. In Arabien war keine solche Bewegung der Geister dem Erscheinen Abd-ul-Wechab's vorangegangen, wie in Europa dem Erscheinen Luther's; dort spukten keine Zweifel, von dem wiedererweckten Studium irgend eines weisen Alterthums angeregt oder genährt; dort gab es keine entartete, durch fromme Legate und Ablaßgeld für begangene oder noch zu begehende Sünden bereicherte Geistlichkeit. Der Reiz des Neuen und die geistige Ueberlegenheit des Arabischen Reformators waren anfänglich seine kräftigsten Alliirten; in der Folge aber förderten auch politische Ursachen seine religiöse Sache ungemein. Abd-ul-Wechab fand in Ibn Saud, dem Fürsten von Derdsché und Lahsa, einen gnädigen Schutzherrn, wie ihn Luther in Friedrich von Sachsen gefunden hatte. Unter der Aegide dieses Herrschers konnte er noch kühner und freimüthiger auftreten. Er rügte ohne allen Rückhalt die Huldigungen, die man dem Propheten Muhammed erwies; er lehrte die einfachste Art von religiösem Kultus und sagte, daß Gott ihn gesandt habe, um den Schleier der Verblendung zu lüften, der schon so lange vor den Augen der Sterblichen hinge.

Jede religiöse Sekte — wäre sie auch in ihrem ersten Entstehen noch so schüchtern und kleinlaut — wird unduldsam, sobald sie den Gipfel ihrer Macht erreicht hat: Abd-ul-Wechab begnügte sich auf die Länge nicht mehr mit Predigen; er gebrauchte Mittel der Gewalt und selbst der Grausamkeit, wo sein Saame auf steinigen Boden fiel. Der Zweck mußte in seinen Augen Alles heiligen, und die Gluth seines Fanatismus wurde eben so verzehrend, wie der senkrechte Sonnenstrahl, der ihm auf den Scheitel brannte. Die Seufzer seiner Seele, in einer schöneren Zeit nur zum Himmel gesendet, verwandelten sich in Beschwörungen aller höllischen Mächte. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die meisten seiner Anhänger (die Wechabi's) dem Beispiel des Stifters folgten. Mehrere Jahre lang wuchs ihre Macht wie die fallende Lawine; die Engländer fürchteten schon für ihren Ostindischen Handel, und die Pforte selbst wurde bestürzt. Im Jahre 1801 erhielt der Pascha von Bagdad den Befehl, gegen die Wechabiten zu marschiren; aber die mit der Expedition beauftragten Heerführer ließen sich größtentheils durch Geschenke bestechen oder durch zahlreiche Heere voll frischer Begeisterung in die Flucht schlagen. Um diese Zeit plünderten die Wechabi's eine Moschee, welche die Perser ihrem Propheten Ali geheiligt hatten, und wendeten dann ihre gierigen Blicke gegen Mekka selbst. Sie bemeisterten sich der heiligen Stadt und aller Schätze, die sie bewahrte.

Trotz des außerordentlichen Einflusses, den Abd-ul-Wechab eine Zeit lang auf einen großen Theil Arabiens geübt, und des großen Rufes, den er in jenen Gegenden hinterlassen, hat man die Umstände seines Todes und die Umstände, welche ihn begleitet, bis jetzt nicht mit Bestimmtheit ermitteln können. Da er Reformator und Krieger in Einer Person war, so mag er wohl in einem der zahlreichen Gefechte, die seine Anhänger gegen die Osmanen bestehen mußten, gefallen seyn.

Der letzte Häuptling der Wechabi's, Abdallah Ben Saud, gerieth endlich in der Stadt Derdsché mit allen seinen Schätzen in Osmanische Gefangenschaft. Er wurde nach Konstantinopel geführt und daselbst am 19. Dezember 1818 enthauptet. Durch seine Besiegung kam die Pforte wieder in den Besitz der heiligen Städte (Mekka und Medina). So erlosch die Sekte Abd-ul-Wechab's, oder wenigstens ihre politische Macht, wie eine Flamme, in dem vergossenen Blute der letzten Vertheidiger von Derdsché. (Orient. P.)

Mannigfaltiges.

— Neues Feld für Europa's Thatenlust. Michel Chevalier, der Jünger St. Simon's, der begeisterte Schwärmer für eine sociale Regeneration des Menschengeschlechts, zog vor einigen Jahren nach Nord-Amerika und kam als ein Schwärmer für die Beförderung der materiellen Interessen, insbesondere aber begeistert für Eisenbahnen und die Macht der Dampfmaschinen, zurück. Jetzt ist er in seinem idealen Materialismus noch einen großen Schritt weiter gegangen; das maschinenerfüllte England, das von Kanälen und Eisenbahnen durchzogene Nord-Amerika genügen ihm schon nicht mehr; er schwärmt jetzt für — China. Gewiß werden wir ihm kein dem geistvollen Manne nicht zutrauen, daß er das Reich der Mitte als Musterstaat den Franzosen empfehle; nein, nicht China will er nach Europa, sondern Europa möchte er nach China versetzen. Er sieht das Himmlische Reich mit seinen 350 Millionen Menschen für einen gesunden Ableiter der überreichen Säfte und Kräfte unseres Welttheils an, der ja zu allen Zeiten das Bedürfniß gehabt habe, sich eine starke Bewegung nach dem Orient zu machen. Selbst die Entdeckung Amerika's und Alles, was sich von Europäischer Colonisation daran knüpft, stellt er mit Recht als eine Folge jenes Bedürfnisses dar, denn in der That hat ja Christoph Columbus die Neue Welt da gefunden, wo er nichts Anderes als einen neuen Weg nach dem äußersten Orient, dem Lande der Spezereien und Diamanten, suchte, wie dies namentlich in Humboldt's „Geschichte der Geographie des neuen Kontinents" so schlagend dargethan wird. Aeltere Manifestationen dieser Anziehungskraft des Orients waren Alexander's Zug nach Indien und die Kreuzzüge, während in der neueren Zeit die Gründung der Britischen Herrschaft in Ostindien und der unverhohlene Wunsch einiger Europäischen Großmächte, sich zu Erben des hinsterbenden Türkischen Reiches zu machen, unseren Zeitungs-Politikern ja längst als Beweise gedient, daß Russen und Engländer sich nächstens entweder auf den Hochebenen Baktriens oder unter den Kanonen der Dardanellen-Schlösser als Feinde begegnen würden. Doch alle diese orientalischen Interessen erscheinen unserem Chevalier geringfügig im Vergleiche mit dem, was sich in China der Europäischen Intelligenz, Wissenschaft und Industrie als Ausbeute darbietet. Die Betrachtungen, die er über diesen Gegenstand in dem neuesten Hefte der Revue des deux Mondes niedergelegt, werden bei der Lebhaftigkeit, mit welcher die Franzosen jede Idee zu ergreifen pflegen, die sich das Ansehen giebt, ihren Weltruhm und obendrein ihre Einkünfte zu vermehren, gewiß unverloren seyn. Allerdings fügt Herr Chevalier mit wehmüthigem Tone hinzu, daß bereits zwei Nationen Europa's bereit seyen, sich des geöffneten China's zu bemächtigen, die eine (England) mit ihren Flotten und die andere (Rußland) mit ihren Armeen, so daß Frankreich nur das Zusehen übrig bleiben würde; doch so spricht der gewandte Schriftsteller augenscheinlich nur, um die Eigenliebe seiner Landsleute noch mehr zu stacheln. Er stellt ihnen China nur darum als ausschließliche Beute Englands und Rußlands dar, um sie nach einem Antheile an dieser Beute um so begieriger zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22$\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Montag den 27. Juli 1840.

Frankreich.

Die Bücherliebhaber jetzt und ehedem.

Von Charles Nodier.*)

Der Bücherliebhaber ist ein Charakter, dessen Schilderung wichtig ist, da Alles erwarten läßt, daß er bald verschwinden wird. Das gedruckte Buch existirt erst seit vierhundert Jahren, und schon häuft es sich in gewissen Ländern so an, daß das alte Gleichgewicht der Erde in Gefahr geräth. Die Civilisation hat ihre unerwartetste Periode erreicht, das papierene Zeitalter. Seitdem alle Welt Bücher macht, ist Niemand sehr begierig, sie zu kaufen. Unsere jungen Schriftsteller können überdies sich leicht selbst mit einer Bibliothek versorgen. Man darf sie nur machen lassen.

Betrachtet man den Bücherliebhaber als eine Gattung, die in mehrere Unter-Arten zerfällt, so gebührt der erste Rang in dieser geistreichen, launischen Familie dem Bibliophilen.

Der Bibliophile ist ein Mensch von einigem Geist und Geschmack, der an Werken des Genies, der Phantasie und des Gedankens Freude findet. Er liebt diese stumme Unterhaltung der großen Geister, bei der wir uns selbst nicht anzustrengen brauchen, die man anfangen kann, wo und wann man will, die man ohne Unhöflichkeit abbricht und, ohne zudringlich zu werden, wieder anknüpft, und von dieser Verehrung des abwesenden Schriftstellers, dessen Worte ihm die Schreibekunst wiedergiebt, ist er, ohne es zu ahnen, zu der Verehrung des materiellen Symbols gekommen, das ihn repräsentirt. Er liebt das Buch, wie ein Freund das Bild des Freundes, wie ein Liebender das Bild der Geliebten, und wie der Liebende, schmückt er auch gern, was er liebt. Er würde sich ein Gewissen daraus machen, den kostbaren Band, der ihm so vielen Genuß bereitet, in der traurigen Livree der Armuth zu lassen, wenn er ihm den Luxus der Tapete und des Maroquins gewähren kann. Seine Bibliothek strahlt von goldenen Spitzen, wie die Toilette einer Favoritin, und seine Bücher verdienen schon durch ihre äußere Erscheinung, die Blicke der Konsuln auf sich zu ziehen, wie Virgil es wollte.

Alexander der Große war ein Bibliophile. Als der Sieg die prächtigen Kisten des Darius in seine Hände gebracht, hätte er die Schätze Persiens darin verwahren können: er legte Homer's Werke hinein. Früher waren die Könige Bibliophilen. Ihnen verdanken wir die Erhaltung so vieler unschätzbarer Handschriften, die eine edle Freigebigkeit vervielfältigen ließ. Alcuin war der Gruithuyse Karl's des Großen, so wie Gruithuyse der Alcuin der Herzoge von Burgund war. Die schönen Bücher Franz des Ersten verbreiteten eben so sehr den Ruf seiner Salamander, als seine Monumente. Heinrich II. vertraute das Geheimniß seiner Liebes-Chiffern den prächtigen Einbänden seiner Bibliothek, wie den kostbaren Decorationen seiner Paläste an. Noch heute erregen die Bücher, die einst Anna von Oesterreich gehört haben, durch ihre züchtige, edle Eleganz das Entzücken der Kenner.

Die großen Herren und überhaupt die durch Amt oder Rang ausgezeichneten Personen richteten sich nach dem Geschmack des Souverains. Damals gab es eben so viele glänzende Bibliotheken, als Familien mit Wappen. Die Guise, die d'Urfé, die de Thou, die Richelieu, die Mazarin, die Bignon, die Molé, die Pasquier, die Séguier, die Colbert, die Lamoignon, die d'Estrées, die d'Aumont, die la Vallière haben fast bis auf unsere Zeit in nützlichen und gelehrten Reichthümern mit einander gewetteifert, und ich nenne die ersten besten von diesen edlen Bibliophilen, bloß um nicht alle Welt nennen zu müssen. Unsere Nachkommen werden nicht so verlegen seyn.

Noch mehr, die Finanz selbst liebte die Bücher! sie hat sich seitdem sehr verändert. Der Schatzmeister Grollier that allein mehr für die Fortschritte der Typographie und der Buchbinderei, als je von unseren armseligen Medaillen und unseren gegen die Literatur so stiefmütterlichen Budgets zu erwarten ist. Sein Beispiel wurde befolgt von Zamet bis auf Montauron, und von diesem bis Samuel Bernard, Paris und Crevenna. Ein simpler Holzhändler, Girardot de Prévot, hob seinen etwas zweideutigen Adel durch die noble Anwendung seines Geldes, was ihm wenigstens die Unsterblichkeit der Bibliographieen und Kataloge sichert. Unsere Banquiers sind nicht sehr begierig danach.

Einen dieser Millionaire, durch deren Hände fortwährend alle Schätze der Industrie und des Handels gehen, um, mit einer beträchtlichen Gold-Aerndte vermehrt, wieder dahin zurückzukehren, besuchte neulich ein Freund von mir. Dieser, der sich sehnte, der ihn blendenden Pracht zu entkommen, drückte den Wunsch aus, sich in die Bibliothek zu flüchten. „Die Bibliothek!" sagte der Krösus, „da brauchen Sie nicht weit zu gehen; hier ist sie." Diese Bibliothek beschränkte sich in der That auf ein enormes Portefeuille mit Bankzetteln. „Glauben Sie", sagte der Financier mit der spottenden Beschränktheit eines Narren, der den Verstand gehabt hat, reich zu werden, „daß die berühmtesten Bibliotheken der Welt einen Band von diesem Werth enthalten!" Es ist auf diese Frage nichts zu antworten, außer daß ein Mensch, der einen solchen Band besitzt, sehr bemitleidenswerth ist, wenn er kein Vergnügen daran findet, andere zu kaufen.

In diesen höheren Klassen unserer neuen Gesellschaft findet sich der Bibliophile nicht mehr; der Bibliophile unserer Zeit ist der Gelehrte, der Literat, der Künstler, der kleine Besitzer von mäßigen Hülfsquellen oder mittlerem Vermögen, der in dem Umgang mit den Büchern die Langeweile des Umgangs mit den Menschen zu vergessen sucht, und den ein vielleicht falscher, aber unschuldiger Geschmack mehr oder weniger über die Falschheit unserer anderen Neigungen tröstet. Aber er ist es nicht, der bedeutende Sammlungen zu Stande bringen kann; er ist, ach! nur zu glücklich, wenn seine sterbenden Augen noch einen Moment auf der seinigen verweilen, wenn er dieses schwache Erbtheil seinen Kindern hinterläßt! Ich kenne einen, und wenn ich wollte, könnte ich euch seinen Namen nennen, der funfzig Jahre seines mühsamen Lebens damit verbracht, für die Anschaffung einer Bibliothek zu arbeiten und die Bibliothek wieder zu verkaufen, um leben zu können. Das ist ein echter Bibliophile und einer der letzten seiner Gattung. Heutzutage ist die Liebe zum Gelde überwiegend geworden; Bücher bringen keine Zinsen.

Das Gegenstück des Bibliophilen ist der Bibliophobe. Unsere großen Herren in der Politik, unsere großen Herren der Bank, unsere großen Staatsmänner, unsere großen Schriftsteller sind meist Bibliophoben. Für diese stolze Aristokratie, welche durch die glücklichen Fortschritte der Civilisation zur Herrschaft gekommen, datirt die Erziehung und Aufklärung des menschlichen Geschlechts höchstens seit Voltaire. Voltaire ist in ihren Augen ein Mythus, in welchem sich die Erfindung der Buchstaben durch Trismegistus und die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg verbinden. Da Alles im Voltaire steht, so würde der Bibliophobe nicht mehr als Omar Bedenken tragen, die Alexandrinische Bibliothek zu verbrennen. Dabei muß man nicht glauben, daß der Bibliophobe den Voltaire liest, er hütet sich wohl; aber Voltaire dient ihm nur zur Beschönigung seiner allgemeinen Verachtung gegen die Bücher. Dem Bibliophoben nach ist Alles, was nicht mehr Broschüre ist, dem Antiquarladen verfallen; der Bibliophobe duldet auf den vernachlässigten Büchergestellen seines Kabinets nur das Papier, das noch naß von der Druckerei ist, und eilt, sich dieses Plunders von feuchten Lumpen, des unfruchtbaren Produkts einiger verhungerter Musen, in die Hände des Colporteurs zu entledigen, der sie unter dem Gewicht bezahlt; denn der Bibliophobe empfängt die Huldigung eines Buches und verkauft es; daß er es nicht liest und nie bezahlt, versteht sich von selbst.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem Chouans-Kriege in der Bretagne.

(Schluß.)

VI.

Das Placis oder Lager von Preneßaye nahm eine lichte Stelle des Waldes ein, welche auf allen Seiten mit Verhauen umgeben war. Ungefähr hundert Hütten von Laubwerk waren in diesem Umkreise aufgerichtet; in der Mitte stand eine große Eiche, an welcher ein zinnernes Kreuz glänzte. Ein Altar von Rasen, mit Waldblumen geschmückt, war am Fuße des Baumes errichtet.

Als wir ankamen, war in diesem wunderbaren Dorfe Alles in Bewegung. Die Frauen mahlten Getraide, die Greise schmolzen Kugeln, die jungen Leute übten sich in den Waffen. Sogar die jungen Mädchen verfertigten dreifarbige Kokarden oder flochten Hüte aus grobem Stroh. Als wir eintraten, kam ein junger Bauer auf uns zu, der uns sagte, daß die anderen Befehlshaber nicht kommen konn-

*) Aus dem mehrerwähnten Werk: Les Français peints par eux-mêmes.

ten. „Weshalb?“ fragte Boishardy. — „Weil sie bei einer Ausschliffung zugegen seyn müssen.“ — „Wer hat es Dir gesagt?“ — „Madame Katharine.“ — „Katharine!“ rief der Chouan; „sie ist hier?“ — „Als Sie kamen, wollte sie nach Gouray.“ — Boishardy konnte sich einer Bewegung nicht erwehren. „Was sagst Du?“ stammelte er. — „Es hat Jemand von Johanna gesprochen“, sagte der Bauer leise. Boishardy zog ihn bei Seite und unterhielt sich eine Zeit lang sehr lebhaft mit ihm. Dann gingen sie nach der entferntesten Hütte.

Als ich mich allein sah, wanderte ich auf und ab, indem ich in die offenen Hütten einen neugierigen Blick warf. Sie sahen sich alle ähnlich und waren auch alle auf dieselbe Weise möblirt: Schemel, welche um einen grobgearbeiteten Tisch standen, ein Lager von Stroh oder Moos, mit einem Gefäße voll geweihten Wassers am Kopfende, Milchgeschirr, Schwarzbrod, eine Kinderwiege, welche vom Dache herabhing; zuweilen nagte in einem finsteren Winkel eine Ziege trockene Blätter. Hier und da sah ich einen Greis, welcher Waffen putzte, einen Verwundeten, welcher die Hände über dem Rosenkranze faltete, oder eine Frau, welche ein Kind säugte. Boishardy hatte Recht: es war eine Kriegsstadt und nicht ein Lager; die Bewegungen des Haushalts waren mit den militairischen Bewegungen untermischt, der Lärm der Arbeit mit dem Lärm der Waffen. Aber dieser Lärm hatte einen düsteren Anstrich; ein Jeder war ganz bei seinem Werke, verrichtete es schnell und schweigend. Die Kinder, welche auf dem Rasen saßen, spielten nicht; die Hunde, welche in der Sonne schliefen, erhoben bei meiner Annäherung den Kopf, aber sie wagten nicht, zu bellen; nur die Vögel sangen im Umkreise dieser traurigen Waldstadt.

Boishardy's Stimme weckte mich aus meinen Betrachtungen. Er schritt mit einer jungen Frau auf mich zu, welche ich sogleich als diejenige seiner Geliebten erkannte, die seine Soldaten die Königliche benannt hatten. Die Schönheit des Weibes blendete mich. Sie trug einen Amazonen-Anzug von blauem Tuche, der mit Schnüren besetzt war, einen Hut mit einer weißen Feder und Halbstiefeln mit goldenen Frangen. Ihre schwarzen Haare fielen in langen Locken auf den weißen Hals hernieder. In der rechten Hand hielt sie eine Flinte von kostbarer Arbeit, die mit Perlmutter ausgelegt war, während sie sich mit der anderen auf den Arm des jungen Anführers stützte. Sah man sie so schön, so stark und so stolz, so konnte man sie für eine jagende Diana halten. Ich grüßte sie bewundernd, als sie näher kam; sie dankte leicht.

„Wir können die anderen Anführer nicht sprechen“, sagte Boishardy; „aber Sie sollen den Gang nicht unnütz gemacht haben; hier ist ein Brief an den General Humbert, in welchem ich vorschlage, die Feindseligkeiten einzustellen, so lange als nöthig ist, um sich zu verständigen.“ — „Noch heute soll ihn der General erhalten“, sagte ich, indem ich Miene machte, mich zu empfehlen. — Boishardy's Gefährtin hielt mich zurück. „Sie haben einen weiten Weg gemacht“, sagte sie, „und Sie dürfen uns nicht so verlassen; treten Sie in unsere Hütte; dort werden Sie die Gastfreundschaft des Armen finden.“

Ich verneigte mich dankend und folgte ihr. Boishardy's Hütte war größer als die anderen, aber nicht eleganter. Der Tisch war mit einem Gemisch von Luxus und bäuerischer Einfachheit gedeckt; Sächsisches Porzellan und farbige Krystall-Gefäße wechselten mit eisernen Gabeln, hölzernen Näpfen und irdenen Geschirren.

Die Ankunft des Befehlshabers war bekannt geworden, und es standen wohl zwanzig Chouans vor der Thür. Alle trugen die Insignien eines Grades, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher der Kassirer der Armee war. Er trat zuerst ein, mit einem schwarzledernen Portefeuille unter dem Arme und einem grauleinenen Sacke in der Hand. Diesen legte er vor dem Anführer nieder. „Wie viel hast Du da?“ fragte derselbe. — „Nur 200 Livres, Herr Marquis.“ — „Was sagst Du?“ Etienne-le-Bon hatte allein 800 zu zahlen.“ — „Wie alle Pächter von National-Gütern, gab er mir zur Antwort, daß er schon an den neuen Herrn gezahlt habe.“ — Boishardy schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wir allein“, rief er aus, „haben als Repräsentanten seines rechtmäßigen Herrn das Recht, ihm eine Quittung auszustellen; was er an einen Usurpator gezahlt hat, hilft ihm zu nichts. Das muß er wissen; schreibe!

Der Schreiber zog aus seiner Tasche ein großes Dintenfaß, beugte ein Knie zur Erde und legte auf das andere sein Portefeuille; Boishardy diktirte:

„Im Namen Jesu Christi, der für Dich wie für mich den Kreuzestod gestorben ist.“

„Wir, Führer der katholischen Armeen, befehlen Etienne-le-Bon aus der Gemeinde Pleneuf als Pacht für die Ländereien und die Meierei des Herrn von Rollo die Summe von 800 Livres für das Jahr 1794 zu zahlen; widrigenfalls wie in unmittelbaren Besitz seines Eigenthums treten und ihn als Rebellen behandeln werden.“ — Boishardy unterzeichnete, und das Papier dem Kassirer zurückstellend, sagte er: „Wenn in zwei Tagen die 800 Livres nicht eingegangen sind, zur Hälfte baar, so werde ich Fleur-d'Epine mit seinen Leuten abschicken.“

Der Kassirer entfernte sich, und es traten andere Chouans vor, welche verschiedene Berichte abstatteten. Die Einen waren die Flüsse und Bäche hinaufgezogen und hatten den Müllern bei Todesstrafe verboten, für die Städte zu malen; Andere hatten die Pachthöfe durchzogen und die Räder der Pflüge weggenommen oder die Achsen verbrannt; noch Andere brachten die Liste der Patrioten, welche auf dem Lande und in den Städten verbreitet waren. Boishardy hörte die Berichte aufmerksam an, forderte Erklärungen, ertheilte Befehle mit vieler Klarheit und verabschiedete dann die Anwesenden.

Auch Madame Katharine entfernte sich; er setzte sich mir gegenüber und fragte mich lächelnd: „Was sagen Sie zu unserer Art, den Krieg zu führen? Die Republikaner wissen nicht, daß wir sie mit dem Netze der Hungersnoth umschließen. Eure Städte werden bald dem Thurme Ugolino's gleichen, wo Einer den Anderen auffressen wird. Sagen Sie das Ihren Generalen; vielleicht zeigen sie sich aus dieser Rücksicht nachgiebiger.“

Diese Worte erklärten mir das anscheinende Vertrauen des royalistischen Anführers. Er hatte mich zu erschrecken gehofft, indem er mich zu seiner Audienz zugelassen hatte. Ich erwiederte: „Ich werde berichten, was ich gesehen habe; aber sagen auch Sie den royalistischen Anführern, daß, wo die Bretagne, die Normandie und die Vendée aufhören, das republikanische Frankreich beginnt, und daß, wenn sie uns mit dem Netze der Hungersnoth umziehen, Frankreich sie mit dem Netze des Todes umspannt. Sie können Siege, aber keinen Erfolg hoffen; denn in einem bürgerlichen Kriege unterliegt immer die geringere Zahl. Uebrigens müssen auch Ihre Bauern dieses wüsten Lebens auf die Dauer müde werden.“ — „Sie täuschen sich“, erwiederte Boishardy; „Sie wissen nicht, welchen Reiz dieses kriegerische und umherstreifende Leben hat, welche Freuden dieses beständige Spielen mit dem Tode bietet. Man hat das Vollgefühl des Lebens, man erprobt seine Kraft, man wird sich seiner Geltung bewußt. Ueberdies sind diese Menschen Sklaven der Gewohnheit; nicht lange, so werden sie so ruhig in die Schlacht ziehen, wie sie sonst hinter dem Pfluge hergegangen waren.“

Indeß war es später geworden, und ich wollte aufstehen, um mich zu entfernen, als ein Chouan in der Thür erschien; hinter ihm kam eine junge Bäuerin. Sie war baarfuß, die Haare hingen ihr wild über den Nacken, und sie trug bloß einen kurzen Rock, den die Dornen zerfetzt hatten. Sie war athemlos und mit Schweiß und Staub bedeckt, aber sie prangte in wilder Schönheit. Als Boishardy sie erblickte, sprang er auf und rief: „Johanna!“ Dann unruhig umherschauend, fragte er leise: „Warum hast Du Gouray verlassen? Ich hatte es doch verboten. Was willst Du hier?“ — „Dich retten, Herr“, antwortete das junge Mädchen; „die Blauen wissen, daß Du im Placis bist.“ — „Nun?“ — „Die von Collinée, Loudéac und Moncontour wollen den Wald umringen und ihn in Brand stecken.“ — „In Brand stecken!“ — „Ich habe es von einem der Offiziere gehört; die Brücken und Wege sind schon besetzt. Um hierher zu gelangen, habe ich unter dem Feuer der Posten über Moulin-Blanc und Lié gehen müssen.“ — „Sie haben auf Dich geschossen!“ rief Boishardy. — „Wenigstens zwanzigmal, aber die Erlenbüsche schützten mich. Ich hörte die Kugeln im Laube prasseln, wie den Märzhagel. Sieh' nur, Herr, dies hat eine Kugel über meinem Kopfe durchbohrt.“ — Sie hob einen Weidenzweig in die Höhe. — „Und Du fürchtetest Dich nicht?“ fragte Boishardy. — „Ich hatte nicht Zeit dazu, ich dachte an Dich.“ — „Dank, Johanna! Dank, meine Kleine!“ sagte der Chouan, indem er die Hand auf die Schulter der Bäuerin legte. Ihr ganzer Körper schien unter dieser Berührung zu erbeben, und sie richtete auf den royalistischen Befehlshaber den verliebten Blick des Hundes, welchen die Hand des Herrn streichelt. „Es ist schon so lange her, daß Du nicht nach dem Pachthofe gekommen bist“, sagte sie, „und Du hattest mir auch verboten, mich im Placis sehen zu lassen; aber diesmal hatte ich einen Grund — — und jetzt — — wenn mein Herr wollte — er bedarf Jemandes zu seinem Dienste.“

Das Mädchen sprach dies mit einer gewissen verliebten Furcht. Boishardy schüttelte den Kopf, und unruhig um sich blickend, sagte er halblaut: „Es ist unmöglich, Johanna, unmöglich — Du mußt Dich gleich wieder entfernen.“ — „Wenn ich zurückkomme“, sagte sie, „werden die Blauen erfahren, daß ich hier gewesen bin, und mich tödten.“ — „Was sagst Du?“ rief Boishardy. — „O, laß mich Dir folgen!“ sagte Johanna mit leidenschaftlichem Tone, indem sie die Hand des jungen Anführers erfaßte.

Ein Ausruf, welcher in der Nähe ertönte, verhinderte Boishardy zu antworten: Die Königliche war eingetreten. Es trat ein Moment des Schweigens ein: die beiden Frauen blickten sich mit mißtrauischer und drohender Verwunderung an. „Wer ist dieses Mädchen?“ fragte Madame Katharine, indem sie mit dem Finger auf die Bäuerin wies. — „Die Schwester eines meiner Pächter“, entgegnete Boishardy verlegen. — „Und was will sie hier?“ — „Mir melden, daß die Blauen den Wald in Brand stecken wollen.“ — „Ah, sie spionirt also für Sie.“ — „Sie hat uns retten wollen.“ — „Und Sie haben Ihre Nachricht wahrscheinlich sehr freigebig belohnt, denn als ich eintrat, schien sie Ihnen sehr lebhaft zu danken.“ — „Als Sie eintraten, sagte sie mir, daß es gefährlich für sie seyn würde, nach dem Pachthofe zurückzukehren, und bat mich, sie im Placis zu behalten.“ — „Das kann geschehen“, erwiederte Madame Katharine: sie ist stark, ich kann sie in meinen Dienst nehmen.“ — „Nein“, entgegnete Boishardy lebhaft, „sie würde hier nicht an ihrer Stelle seyn.“ — „Nicht an ihrer Stelle? Glauben Sie, daß sie zu zart ist, um wie wir zu leben? Sehen Sie doch nur, was sie für dicke rothe Hände hat; sie könnte damit ganz bequem die meinigen umspannen; ich wünsche Ihnen wahrhaftig ein solches Gespann von Weibern für Ihre Kanonen.“

Bis dahin hatte Johanna Alles mit schmerzlicher Verwunderung angehört; sie fühlte sich wohl verwundet, aber sie wußte nicht, wohin die Schläge trafen; aber bei den letzten Worten erwachte ihr ganzer weiblicher Stolz; daß ihre Schönheit vor demjenigen geschmäht wurde, den sie liebte, das konnte sie nicht ertragen. — „Ich will gehen“, stammelte sie mit zitternder Stimme. — „Du hast Unrecht“, sagte die Königliche ironisch; „da Du leidlich gewachsen bist, so könntest Du hier die Angebetete eines Schneiders oder eines Troßknechtes werden, wenn nicht anders, wie man sagt, Du bloß Edelleute zur Thür einläßest.“ — „Die vornehmen Damen haben wohl schon Müller eingelassen“, entgegnete Johanna trocken. — Die Königliche wurde bleich und machte Miene, auf die Bäuerin zuzustürzen. „Weg!“

rief sie mit funkelndem Auge. Johanna blieb unbeweglich. — „Weg!" rief sie noch einmal. — „Ich bin bei meinem Herrn", erwiederte das junge Mädchen mit verächtlicher Ruhe. Die Königliche zitterte vor Zorn, sie streckte die Hand nach der Flinte aus, welche sie an den Tisch gelegt hatte, aber sie besann sich und sagte zu Herrn von Boishardy: „Jagen Sie sie weg!" — „Verlaß uns, Johanna!" murmelte dieser. — Johanna hob den Kopf schmerzlich verwundert in die Höhe und fragte: „Mein Herr will also, daß ich gehen soll?" — „Ja, Johanna, gehe nach Hause." — Sie warf dem Chouan einen verzweiflungsvollen Blick zu; er wendete die Augen ab. „Ich werde gehen", murmelte sie. Sie that einen Schritt nach der Thür hin, blieb aber wieder stehen und sagte mit schluchzender Stimme: „Leben Sie wohl, mein Herr!" — „Lebe wohl!" sagte Boishardy.

Noch stand sie unentschlossen. Sie schien auf ein Wort, auf ein Zeichen zu warten. Noch einmal blickte sie Boishardy an, dann entfernte sie sich. Wir sahen sie das Placis verlassen, den Weidenzweig in der Hand haltend, und unter dem Laubdache des Waldes verschwinden. Am folgenden Tage erfuhr ich vom General Humbert, dem ich den Brief Boishardy's überbrachte, daß die Blauen den Pachthof Gouray in Brand gesteckt hätten; was aus Johanna geworden war, wußte man nicht.

Erst im Prairial des Jahres III. hörte ich wieder von ihr sprechen. Um diese Zeit hatten die Feindseligkeiten, die eine Weile eingestellt worden waren, wieder begonnen. Aber die royalistische Armee, die uneinig und schlecht angeführt war, versuchte vergeblich, die Offensive zu ergreifen. Sie wurde überall von den Republikanern geschlagen. Boishardy durchstreifte indeß, begleitet von Madame Katharine, die Gemeinden und suchte den gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Die Königliche war der Republik fast eben so gefährlich wie Boishardy, und es waren mehrmals dem, der sie ausliefern würde, Belohnungen versprochen worden. Endlich stellte sich beim General Lemoine ein Mädchen ein und versprach, es zu thun. Der Capitain Audillas erhielt den Befehl, ihr zu folgen.

Sie brachen um Mitternacht von Monteontour auf und näherten sich auf Umwegen einem Felde der Stadt Héné, in Brebant. Die Grenadiere hatten ihre Schuhe mit Heu umwickelt und senkten ihre Waffen, damit kein Geräusch sie verrathe. Bleich und mit stirren Augen ging die junge Bäuerin an ihrer Spitze. So kamen sie an ein mit Bäumen bepflanztes Getraidefeld, wo sie anhielt. „Ist's hier?" fragte der Capitain. — „Sehet nur dorthin", sagte die Bäuerin. Man bemerkte in der That die dunkeln Umrisse einer Hängematte unter den Apfelbäumen. „Bist Du sicher, daß ihr Geliebter nicht dort ist?" — „Ganz sicher; er ist mit Fleur-d'Epine ausgezogen; aber schießen Sie, Bürger, denn sie wird sich vertheidigen: tödten Sie sie."

Das Feld wurde umzingelt, und die Grenadiere drangen vor. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, als ein Mensch sich im Getraide aufrichtete und einen Warnungsruf ertönen ließ. „Fleur-d'Epine!" rief das junge Mädchen, erschreckt zurückbebend. — „Dann ist auch Boishardy hier", sagte der Capitain; „vorwärts!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sechs Schüsse fielen. Die Soldaten glaubten schon, daß sie in einen Hinterhalt gefallen wären. Der royalistische Anführer erhob sich mit fünf Chouans aus dem Getraide und stand der Bäuerin gegenüber. „Johanna!" rief er verwundert. — „Durch die Haide! Durch die Haide, Herr!" sagte sie, indem sie Boishardy nach der Seite des Feldes hinzog, welche nicht bewacht war.

Sie waren über den Graben gesprungen, als ein Schuß fiel. Der Chouan blieb stehen. „Ah! die Königliche ist todt!" rief Johanna mit wilder Freude. Boishardy wollte umkehren, aber kaum war er über die Hecke gesetzt, als ihn zwei Schüsse niederstreckten.

So endete ein Mann, der in der Zeit der Cid's zu leben verdient hätte. Sein Tod hatte wie sein Leben einen romanhaften Charakter. Einige Elende schnitten ihm den Kopf ab und durchzogen mit demselben triumphirend die Gemeinden. Als der General Hoche diese Unthat erfuhr, weinte er vor Wuth und schrieb an den General-Adjutanten, diejenigen festnehmen zu lassen, welche an diesem Verbrechen gegen die Ehre Theil genommen hätten. Diese Sprache war lange nicht gehört worden; sie bewies, daß die Zeit des blutigen Wahnsinns vorüber war, und daß, wenn die Revolution auch noch ein Sturm war, sie doch mindestens nicht ein Sturm in einer Kloake war.

E. Souvestre.

Kaukasien.

Abenteuer im Kaukasus.

(Schluß.)

Der Tscherkesse schien sich an meiner Ueberraschung zu weiden. „Ist es nicht sonderbar", fuhr er sarkastisch fort, „daß Moskowiten und Engländer, die man für unversöhnliche Feinde hält, hier im Kaukasus in brüderlicher Eintracht leben?" — Ich entgegnete ihm kalt: „Es besteht kein feindliches Verhältniß zwischen England und Rußland; gesetzt aber auch, beide Nationen lebten im blutigsten Kriege mit einander, so würde dieser Umstand die Bande der Freundschaft, welche einzelne Individuen von beiden Nationen an einander knüpfen, doch nicht zerreißen können." — „Recht schön und gut", sagte er; „bevor wir aber scheiden, vernehmet meine Warnung: seyd in Zukunft etwas behutsamer, wenn Ihr über die Russischen Vorposten hinausgeht; die Nachbarschaft ist unsicher, und Ihr könntet es einmal zu oft gewagt haben." Mit diesen Worten verschwand er.

Kaum hatte der Tscherkessische Krieger uns verlassen, als Graf L... zurückkehrte. Diesem erzählte unser Führer sogleich den ganzen Vorfall in Russischer Sprache. Der Graf wollte anfangs kein Wort glauben und staunte nicht wenig, als ich bestätigte, was er eben erfahren. Vielleicht ahnte ihm nichts Gutes; denn er war ein rühriger und ausgezeichneter Offizier, der in den Gebirgs-Kämpfen des Kaukasus bei mancher Gelegenheit sich hervorgethan hatte.

An demselben Abend trafen wir in Piatigorsk ein und erfuhren gleich bei unserer Ankunft, der Kommandant habe die offizielle Nachricht bekommen, daß die Tscherkessische Guerilla, deren ich bereits gedacht, durch den Kuban gezogen sey und mehrere unserer Vorposten überfallen und abgeschnitten habe.

Den nächsten Morgen fühlte ich eine solche Lähmung in allen Gliedern, besonders in den Armen, daß ich mich kaum rühren konnte, und erst mehrere Tage darauf wurde ich durch den Gebrauch der warmen Bäder von diesen unangenehmen Nachwirkungen unseres Berg-Abenteuers befreit.

Um die Mitte des August begab ich mich nach dem Sauerbrunnen zu Kislawoski. Ein paar Tage später waren unserer Zehn oder Zwölf auf die Jagd gegangen. Von weidmännischer Begeisterung fortgerissen, fühlten wir wenig Beruf, auf die Vorstellungen einiger kluger Kameraden zu hören, die uns wiederholt daran erinnerten, daß wir schon ein gutes Stück über die Russische Linie hinaus und volle zehn bis zwölf Werst weit in Feindes Land vorgedrungen seyen. Fort ging es über Hügel und durch üppige Thäler, bis nach einigen Stunden die Erschöpfung unserer Pferde und die Leerheit unserer Mägen uns nöthigten, bei einem Wäldchen auf einem Hügel Rast zu machen. Dieser Fleck beherrscht eine weite und herrliche Aussicht.

Etwa eine halbe Stunde darauf waren Einige von der Gesellschaft wieder beritten, Andere befestigten ihren Sattelgurt, und wieder Andere arbeiteten noch mit ihren Kinnbacken, als Zwei oder Drei, die den Hügel hinabgeritten waren, plötzlich zurücksprengten und mit erschrockener Geberde ausriefen: Au grand galop, les montagnards! Auf diesen Ruf galoppirte Alles — hast Du nicht gesehen — am entgegengesetzten Abhang hinunter; nur L—i und ich blieben dahinten: mein Gefährte tafelte noch köstlich auf dem grünen Rasen, und ich war mit Instandsetzung des Sattels u. s. w. so emsig beschäftigt, daß es mir nicht in den Sinn kam, zu fliehen.

Unsere Zögerung machte den Flüchtlingen, die uns nicht wohl zurücklassen konnten, große Sorge. Einer von ihnen, ein kurzer, stammhafter, etwas ältlicher Herr, kam sehr bald wieder herauf, schoß mir einen zornfunkelnden Blick zu und schalt meinen Gefährten tüchtig aus, daß er mit seinem tollreisten Zögern die ganze Gesellschaft in dringendste Lebensgefahr bringe. Wir thaten ihm den Gefallen, aufzusitzen und den Uebrigen nachzureiten. Diese sagten uns, daß sie in einer Entfernung von einem guten Büchsenschuß zwölf bis funfzehn Männer gesehen hätten, die von Gebüsch zu Gebüsch heranschlichen.

Man wollte über Hals und Kopf weiter; ich aber erhob meine Stimme und warnte vor einem so unklugen Beginnen. „Wenn die Leute", — sprach ich, — „vor denen wir fliehen, eine feindliche Absicht hätten, so würden sie uns bald überholen; denn ihre Pferde sind ohne Zweifel weit frischer, als die unsrigen. Da die Meisten von uns das Kostüm des Landes tragen, so haben jene aus einer solchen Entfernung unmöglich ermitteln können, ob wir Kosaken von der Linie oder ein Detaschement ihres eigenen Corps sind; bemerken sie aber, daß wir zu fliehen versuchen, so bleibt ihnen über unseren wahren Charakter kein Zweifel, und sie werden uns dann ohne Verzug nachsetzen." Auf meinen Rath schlugen wir den Weg ein, der durch das Thal am Fuße des Hügels in vielen Krümmungen nach Kislawosk führt, und erreichten ohne weiteres Abenteuer die Russischen Vorposten. Nur die reißenden Bergströme, welche unseren Pfad öfter kreuzten, hatten wir mit einiger Gefahr durchwaten müssen.

Bei den Vorposten angekommen, fanden wir zu unserer Ueberraschung sechs Tscherkessische Individuen — vier Männer und zwei Knaben — die man unter die Obhut der Schildwache gestellt hatte. Erst eine Stunde vorher war ein strenger Befehl des Kommandanten angelangt, wonach Alles, was aus dem Innern kam, unter keinem Vorwande die Vorposten passiren durfte, sondern bis zum folgenden Morgen in Gewahrsam bleiben mußte. Der älteste von den verhafteten Tscherkessen erklärte auf unser Befragen, sie seyen friedliche Leute und nur nach Kislawosk gekommen, um wegen des Verkaufs einiger Stücke Vieh Anstalten zu treffen. Ein leichtes sardonisches Lächeln, das um die Lippen seiner Begleiter spielte, machte die Worte des Greises sehr verdächtig.

Am selbigen Abend sollte ein großer Ball stattfinden. Von meiner Wohnung führte ein Fußpfad nach dem Gestrüppe, welches den Kur-Saal umgab. Die Nacht war so finster, daß man kaum eine Elle weit vor sich hin sehen konnte. In kurzer Entfernung von der Pflanzung hörte ich plötzlich „Wer da!" rufen; aber dieses „Wer da" war nicht der gewöhnliche rasche und scharfe Schildwachen-Ruf, sondern mit jenem schwer zu beschreibenden, obwohl sehr verständlichen Tone gesprochen, der einen Hinterhalt, nächtlichen Angriff oder sonst ein geheimes Manöver verkündet. Ich sah durch den Schleier der Nacht die matten Umrisse der Gestalt eines Russischen Soldaten, von welchem der Ruf ausgegangen war. Nachdem ich die herkömmliche Antwort gegeben, tappte ich weiter: aber meine Befürchtungen stiegen noch, als ich ein bald leiseres, bald lauteres Geräusch vernahm, wie wenn ein großes Corps Bewaffneter heimlich zusammtritt und sich kampffertig macht.

Der Ball ging übrigens fröhlich von Statten. Ich hatte eben eine Masurka getanzt und stand mit meiner Dame an einer der halbgeöffneten Glasthüren, die nach dem Altane führten, als plötzlich ein dumpfer Kanonendonner uns in die Ohren drang. Meine Tänzerin drückte mir krampfhaft den Arm und rief mit halb gebrochener Stimme: „Grand Dieu — qu'est ce que c'est que cela? — écoutez." — „Ce n'est rien", versetzte ich ganz unbesorgt, „encore

une tour!" Sobald aber die letzte Tour beendigt war und alle Damen, nach eingenommenen Erfrischungen, sich zurückgezogen hatten, trat ich vor dem gänzlichen Aufbruche der Gesellschaft noch einmal auf den Altan und sah eine sehr überraschende Verwandlung — im Himmel wie auf der Erde!

Es war schon ein Uhr nach Mitternacht — die Finsterniß war verschwunden, und ein herrlich blaues Firmament beleuchtete mit seinem Monde und seinen Myriaden Sternen einen Wald von starrenden Lanzen und Bajonnetten! In seinen Mantel gewickelt, lehnte der Kosak an sein eben aufgezäumtes Pferd, um sich auf den ersten Wink in den Sattel zu schwingen; die Infanterie hatte ihre Gewehre pyramidisch zusammengestellt, und die Artilleristen standen mit brennender Lunte bei ihren Kanonen.

Während ich das prächtige Schauspiel noch anstaunte, hörte ich plötzlich wohl ein Dutzend Stimmen vom Speisesaal her meinen Namen ausrufen. Ich trat hinein, und alle meine Freunde gratulirten mir ironisch zu meinem Debut als Kriegsmann Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen, indem sie hinzusetzten, ich müßte gern oder ungern ihr Alliirter seyn, mit welcher Partei ich es im Herzen auch halten möchte.

Der Kommandant hatte, wie ich jetzt erfuhr, schon am frühen Morgen Nachricht erhalten, daß das Tscherkessische Corps, welches den Kuban passirt hatte, einen nächtlichen Angriff auf Kislawosk bezweckte. Die Besatzung bestand nur aus einem schwachen Infanterie-Bataillon und einem Detaschement Kosaken; man mußte also schleunigst nach den benachbarten Stationen schicken, um Verstärkungen zu erhalten, die auch bald von allen Seiten herbeiströmten. Aus Schonung gegen die Damen wurde Alles in möglichster Stille abgemacht. Wir hofften übrigens mit Grund, daß die Attacke ohne Erfolg bleiben dürfte, denn der Feind hatte zu viele Chancen gegen sich und war schon bei einer früheren Gelegenheit mit großem Verluste von Kislawosk zurückgeworfen worden.

Es ging schon auf drei Uhr, und wir Offiziere hatten jeder seine ihm angewiesene Stelle eingenommen, als man plötzlich ein fernes dumpfes Geräusch vernahm. Ein paar Augenblicke trat eine Stille ein; dann wurde das Geräusch wieder vernehmlich und immer lauter und deutlicher, so daß ein geübtes Ohr sehr bald das Getrappel vieler Pferde unterscheiden konnte. Endlich hörte man einen langen Trommelwirbel, dem Hörner- und Trompetenstöße antworteten, und in weniger als fünf Minuten stand Alles schlagfertig; aber die vorige Stille trat wieder ein.

Es verging eine Viertelstunde — der Lärm aus der Ferne hatte aufgehört, und wir sahen die Lanzen der aus Kosaken gebildeten Vedetten unbeweglich im Mondlicht schimmern. Bald aber schickte die der Hauptstraße zunächst aufgestellte Schwadron ihre Scharmützler aus und rückte in flinkem Trabe vorwärts. Mehrere von uns galoppirten nach der Fronte und folgten dem Corps. Nachdem wir drei Werst geritten waren, ertönte ein donnerndes „Halt!" Gerade vor uns, in einer Entfernung von höchstens 300 Yards, schaarte sich eine starke Kolonne von Reitern; acht oder zehn Anführer, deren prächtige Rüstung im Mondlicht funkelte, hatten einigen Vorsprung vor den Uebrigen und schienen mit mehreren Personen zu Fuße, die ihnen von unseren Manövern Kunde bringen mochten, in tiefem Gespräch begriffen.

Einer von den Anführern, den seine Haltung und sein Benehmen als vornehmsten Chef ankündigten, ritt plötzlich allein auf uns zu, während die Anderen langsam hinterhertrabten. In demselben Augenblick hörten wir einen sausenden Lärm hinter uns: ein halbes Dutzend Raketen stiegen in die Luft und warfen, in Verbindung mit einigen blauen Lichtern, einen magischen Schein über die ganze Scene.

Der Tscherkessische Häuptling hielt einen Augenblick an, drehte sein Pferd bald rechts, bald links und musterte unsere Reihen sehr aufmerksam. Er war uns so nahe gekommen, daß jeder unserer Kosaken ihn hätte vom Pferde schießen können — ein Ergebniß, dem ich jeden Augenblick mit angstvoller Spannung entgegensah. Aber plötzlich kehrte er um und ritt wieder zu seinen Leuten; die Kundschafter, mit denen er gesprochen hatte, verschwanden in den nahen Gebüschen, die ganze Kolonne machte eine Schwenkung und zog langsam und gemächlich wieder ab.

Wir schauten ihnen nach, so lange wir sie sehen konnten; aber Keiner that dies mit lebhafterem Interesse, als ich; denn ich hatte die trotzige, gebietende und doch edle ritterliche Haltung — meines Freundes vom Berge wiedererkannt! (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Erste Begegnung Bonaparte's und Bernadotte's. Es war im Jahre 179[illegible], als sich beide Männer zum erstenmale sahen. Beide hatten bereits einen weitberühmten Namen, und Bernadotte führte auf Befehl des Direktoriums ein Hülfs-Corps von 20,000 Mann nach Italien, wo Bonaparte kommandirte. Touchard Lafosse, der Biograph des Königs von Schweden, erzählt in seiner vor zwei Jahren in Paris erschienenen Geschichte Karl Johann's*) das Zusammentreffen der beiden jungen Feldherren in nachstehender Weise: „Ehe wir den Divisionen Bernadotte's über die Piave folgen, müssen wir einiger Details über dieses Generals erstes Zusammentreffen mit Bonaparte erwähnen. Es war etwas Feierliches in der Begegnung
dieser beiden ausgezeichneten Männer, denn, w…
werden, sie durchschauten Einer des Anderen …
dieser ihrer ersten Zusammenkunft. Bonaparte …
frei in der Unterhaltung mit seinem neuen Unter…
dotte war es weniger: vielleicht entsprang seine …
daß er bereits das Geheimniß des jungen Anfüh…
Wenigstens ist dies aus dem Umstand abzunehmen, …
Rückkehr nach dem Hauptquartier auf die Fragen …
er Bonaparte gefunden, antwortete: „Ich habe …
sechs- oder siebenundzwanzig Jahren gesehen, …
Funfziger gelten möchte**), und dies scheint mir …
für die Republik." — Bonaparte seinerseits charak…
nicht minder scharf und eigenthümlich: „Er hat …
Kopf eines Franzosen und das Herz eines Rö…
noch die Bemerkung kömmt, die er später einmal …
„Es fließt Maurisches Blut in seinen Adern."

— Das bewegende Prinzip Französischer G…
Wir haben in der vorigen Nummer erwähnt, wie Herr …
valier die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf China …
durch die Behauptung, daß Engländer und Russen ihnen …
zuvorgekommen, bei ihrer schwachen Seite, nämlich bei …
liebe, zu fassen sucht. Wie gut er diese schwache Seite ken…
seinen eigenen Worten hervor, indem er eben in jenem …
China das bewegende Prinzip aller glänzenden Handl…
Landsleute in nachstehender Weise darstellt: „Wir Euro…
zosen), Volk wie Individuen, leben wenigstens zur Hälfte …
leben. Unser Ich vermag nicht, ganz in sich zurückzuk…
Einwirkung auf das Nicht-Ich zu entsagen. Das Be…
das Nicht-Ich einzuwirken und mit ihm gleichsam ein…
brechen, spielt die größte Rolle in unserem Organismus …
Existenz und gehört mit zu den eigenthümlichsten Mer…
serer Physiognomie und unseres Charakters. Furchtsame …
sagen, es sey dies unsere schwache Seite; dreistere …
solche, welche die menschliche Natur besser kennen und a…
liche Weisheit vertrauen, behaupten, es sey unsere st…
Sie ist es, an der uns die Vorsehung zuweilen ergreif…
vorwärts zu treiben und das Menschengeschlecht in Be…
bringen; dergestalt durch Menschenhand die harmoni…
der Civilisation vorbereitend. Sie ist es auch, an der …
führer uns leiten. Oft geschieht es, daß, vor Allem um un…
matie nach Außen zu sichern und unsere Mitbewerber …
und zu übertreffen, oder um dem Ausland einen entschei…
zu versetzen, in unserem Innern die bedeutendsten Be…
vorgenommen werden. Ja, wir leben so sehr ein …
daß zuweilen bloß der Wunsch, den Beifall der Umstehe…
winnen, die Handlungen unserer inneren Politik und …
bestimmt, denn wir sind derselben Art, wie Alexander der …
bei dem glänzendsten seiner Siege ausrief: O, Athen…
thut man nicht, um euren Beifall zu erwerben! Wir …
haben unsere vorzüglichsten Verwaltungs-Reformen nur …
wenn wir uns durch den Stachel des Krieges angetrieb…
Einer solchen kriegerischen Empfindung haben wir z. B. …
tralisation zu verdanken. Erst in diesen Tagen haben die …
zwei wichtige Gesetze votirt: das eine zu Gunsten der …
das andere zur Verbindung Frankreichs mit Amerika du…
paketböte. Welches war nun das entscheidendste Argu…
jenige, das beiden Gesetz-Entwürfen so viele weiße …
schaffte? In dem einen Falle die Fortschritte, welche …
bahnen bei einigen Nachbarvölkern gemacht, und die …
daß man mit dem Finger auf uns zeige, als eine zur…
Nation; in dem anderen das Verlangen, mit Englan…
Gewässern der neuen Welt zu konkurriren und im Falle …
Krieges den Briten zu zeigen, daß sie sich mit Unrecht …
des Meeres nennen."

— Der Pariser par Excellence. Jules Jani…
geborener Pariser ist, giebt von den Parisern nachfolgende …
„Mit dem Pariser ist es, wie mit dem Champagner: man …
unter allen Längen- und Breiten-Graden; über der Erde, …
Erde, auf dem Meer. Vom Pariser kommen alle Geschi…
Wunder. Nichts geht darüber, ihn reden zu hören, ih…
sehen; die Mannschaft des Regiments, in welchem der Pa…
vergißt dann Hunger, Durst und die brennende Hitze des …
Mit der größten Grazie giebt der Pariser sein Bonmot …
Säbelhieb hin; er reimt die Lieder, er schreibt die Lieb…
Regiments; er ist Fechtmeister, er ahmt den Hund, die …
andere Hausthiere täuschend nach. Auf seinen Reisen an …
des Meschacébé traf Herr v. Chateaubriand einen Pari…
der die Herren Wilden und ihre Frauen die Manieren …
Ludwig's XV. lehrte. Er lebt in allen Klimaten, er …
jede Nahrung und jede Lage. Er ist muthig, aufgeblasen, …
wie ein Faechin, beherzt und unverschämt, wie ein Page; …
redsamkeit ist unermüdlich, unerschöpflich; ein Schatz von …
losophie, eine Geduld, die über jede Probe erhaben ist, ei…
Sorglosigkeit in allen zeitlichen Dingen, ein gewisses …
Pflichtgefühl, das ihn nie verläßt, das sind die Grundz…
Charakter dieser eigenthümlichen Personage, der man in …
Ländern Europa's Nichts an die Seite stellen kann (es …
ein Berliner, wie Nante, oder ein Wiener, wie Staberl, …

*) Histoire de Charles XIV. Jean (Bernadotte), Roi de Suède et de Norvége. Par Touchard Lafosse. 3 Vol. Paris, 1838.

**) Karl Johann ist fünf Jahre früher geboren, als Napoleon.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. H…

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Mittwoch den 29. Juli 1840.

Algier.

Abd-el-Kader und seine neue Residenz.

(Nach den Annales des Voyages.)

I. Der Emir.

Als die Französischen Waffen jene Turko-Afrikanischen Piraten bis in ihr Nest verfolgten, von welchem aus sie seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts das Mittelländische Meer beunruhigten, als der Ruf von unserem Siege über Algier nach Europa und nach dem Inneren Afrika's drang, da wurde von mancher Seite her die Eifersucht wach. Hier zeigte sie sich in der Gestalt eines ohnmächtigen Schmerzes über nothgedrungene Entäußerung, dort war es nationale Rivalität, und wieder anderswo war es die Gier, ein Stück von der Beute zu erlangen, die wir Franzosen so eben gegen das Blut unserer Tapferen eingetauscht hatten.

England, die Türkei, Tunis und Marokko zeigten, jedes auf landesübliche Manier, ihre üble Laune, daß der Sieg uns zum Herrscher eines großen Landes gemacht hat, wo Ruhm uns schon sicher und Nutzen möglich war. Reden von der Tribüne, diplomatische Reclamationen, offene und geheime Versuche, nichts wurde vernachlässigt, um unsere Niederlassung zu beeinträchtigen.

Nicht allgemein bekannt ist der Antheil, welchen die Beherrscher von Marokko, theils aus eigenem Antrieb, theils unter dem Einflusse auswärtiger Aufreizungen, an den inneren Unruhen Algiers gehabt haben und noch jetzt haben. Vielen wird es auch unbekannt seyn, daß wir in verschiedenen Städten unseres Territoriums, selbst bis zu den Thoren Algiers, zu Medeah und Milianah, Gouverneure gehabt haben, die ausdrücklich von Marokko gesandt waren und die nicht eher zurückgerufen wurden, als bis der Graf von Mornay beim Kaiser Muley Abderrahman im Namen der Franzosen ernstliche Vorstellungen darüber machte. Man kennt auch schlecht die Rolle, welche dieser Sultan bei der Insurrection des jungen Thaleb*) spielt, der jetzt durch uns selbst, in unserer unverständigen Sorglosigkeit, mit dem Titel und den Vorrechten eines Emirs, ja sogar eines Emir-el-Mumenin verherrlicht ist.**) Ich spreche von jenem Abd-el-Kader, gegen welchen jetzt Französische Armeen ziehen müssen mit unseren Prinzen, ja mit unserem Thronerben an der Spitze.

Der Marabut Sidi***) Chada ben el Mochtar war wegen seiner Heiligkeit in der ganzen Provinz Oran berühmt. Er ist zu Kaschero, 30 Meilen†) südwestlich von Maskara, begraben, wo man auf seinem Grabe ein Mausoleum errichtet hat, welches die Andacht der Gläubigen zur Stätte frommer Verehrung gemacht. Sein Sohn Sidi Mustapha trat in seine Fußstapfen auf dem Wege religiösen Eifers, der in seiner Familie erblich war. Er starb auf einer Wallfahrt nach Mekka und hinterließ seinem ältesten Sohne die Mission der Gebete und erblichen Heiligkeit. Dieser Sohn führte den bedeutsamen Namen Mohi-ed-din oder der die Religion Belebende. Er hatte einen Bruder, Ali Abu-Thaleb, und eine Schwester, Keltuma. Er hatte vier Frauen, die ihm fünf Kinder gaben, Sidi Mohamed-el-Said, Abd-el-Kader, Mustapha, das vierte Kind ein Mädchen, Chadidja, das fünfte wieder ein Sohn, El-Hosain. Chadidja ist mit ihrem Vetter Sidi Mustapha ben-Ahmed ben-Tehami verheirathet, und Abd-el-Kader, der mit ihr eine Mutter hat, heirathete seine Cousine Chaira, von der er zwei Töchter und einen Sohn hatte, welchen Letzteren er im Jahre 1837, zwei Jahre alt, verloren hat.

Das ist das zuverlässige Geschlechts-Register einer Familie, in deren Mitte Abd-el-Kader glänzt, auf einem Throne sitzend, welchen ihm unsere einfältige††) Nachgiebigkeit aufgebaut hat.

Wenn man einigen Zeugnissen Glauben schenken will, so reicht sein Stammbaum bis zu den alten Fatimitischen Chalifen Aegyptens hinauf, deren Abkunft sich bekanntlich vom Propheten selbst, durch seine einzige Tochter Fatime und seinen Schwiegersohn und Neffen, den großen Ali, herschreibt. Nach dieser Genealogie ist Abd-el-Kader ein geborener Scherif. Die Aliden sind zwar von den Chalifen des Orients als Ketzer verschrieen worden und haben diesen Namen noch heute, aber Abd-el-Kader wird allgemein als sehr orthodox anerkannt.*)

Dieses Letzte, was hier nur im Vorübergehen gesagt wird, hätte doch in unserer Stellung bedeutsam werden können, wenn unsere Sorglosigkeit geringer gewesen wäre, wenn wir uns von dem unterrichtet hätten, was zu wissen uns nöthig war. Die religiösen Spaltungen nämlich hätten uns Verbündete gegeben, welche uns ihren glühenden Haß für ihre Glaubensgegner in der Lehre des Propheten als Bürgschaft ihrer Anhänglichkeit gegeben hätten. Wir hätten gegen den orthodoxen Abd-el-Kader den Tedjini gehabt mit allen Stämmen, welche im Süden von Algier, von der Insel Gerbe im Osten bis Ain-Madi im Westen, ihm anhängen. Aber unsere herrliche Nachlässigkeit kümmert sich nicht um solche Kleinigkeiten, ja wir verschmähen sogar, Arabisch zu lernen, und Gott weiß, wie viele Fehler wir durch unsere Ignoranz in der Geschichte, in den Vorurtheilen und in der Sprache der Völker begehen, mit denen wir abwechselnd kämpfen und unterhandeln.

Wir Franzosen mit unserem Soldatengeiste sind immer nur so lange thätig, als es gilt, darauf loszuschlagen, und wir begnügen uns mit dem Ruhme der Tapferkeit, ohne ihren wahren Nutzen. Das Land zu erobern, es mit siegreichen Waffen zu durchziehen, das verstehen wir, das schmeichelt unserem Nationalstolze; aber die Eroberung zu erhalten und zu befruchten, das verstehen wir nicht. Das ist es auch, was Abd-el-Kader auf seine jetzige Höhe gestellt hat.

Wir entwerfen hier kein Bild dieses Mannes und verweisen deshalb den Leser auf einige Werke, wo er vollständige Auskunft findet.**) Das eine sind die „Annales algériennes" von Pellissier, einem scharfsinnigen Beobachter, der die Gelegenheit hatte, die Dinge in der Nähe zu sehen, und der nur ein wenig zu günstig für die Arabische Bevölkerung eingenommen ist. Im zweiten Bande giebt Pellissier eine Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes, die ganz erschöpfend, aber ein bischen übertrieben im Lobe ist. Ein zweites Werk ist das vom Herrn „de France", der die Geschichte seiner und eines unglücklichen Gefährten Gefangenschaft unter dem Titel „Les prisonniers d'Abd-el-Cader", herausgegeben hat. Ein dritter Aufsatz, noch instruktiver, obgleich kurz, ist der, welchen der General Oudinot im November 1838 in den „Spectateur militaire" unter dem Titel „Abdelkader et la Province d'Oran" hat einrücken lassen; ein Aufsatz, welcher durch die Natur und die Genauigkeit der dort zusammengetragenen Details merkwürdig ist.

Es scheint aus mehreren Zeugnissen hervorzugehen, daß der Gedanke, eine Arabische Monarchie in Algier zu gründen, im Geiste des Mohi-ed-Din seit langer Zeit Wurzel gefaßt habe. Nach der Rückkehr von der Pilgerschaft, wo er den achtjährigen Abd-el-Kader bei sich hatte, fing er heimlich an, seinen Landsleuten von übernatürlichen Erscheinungen zu erzählen, die ihm die zukünftige Größe seines Sohnes verhießen. Die Gährung, welche diese wiederholten Eröffnungen im Vertrauen bei der Arabischen Bevölkerung hervorriefen, erweckte endlich die Aufmerksamkeit der im Lande herrschenden Türken. Vater und Sohn wurden verhaftet und entgingen einer schmählichen Hinrichtung nur durch die Verwendung einiger mächtigen Freunde, welche bei dem damaligen Bey von Oran die Entlassung der beiden Gefangenen unter der Bedingung sofortiger Verbannung bewirkten.

Mohi-ed-Din und sein Sohn machten sich abermals auf den Weg nach Mekka, und zwar diesmal über Tunis und Alexandrien. Von Mekka aus durchwanderten sie die Wüste und gingen nach Bagdad, wo sie nach dem Grabe eines berühmten Marabuts wallfahrte-

---

*) Thaleb, d. h. Forscher, Gelehrter. So ließ sich Abd-el-Kader anfangs gern nennen.

**) Emir bedeutet: Imperator, und Emir-el-Mumenin Imperator fidelium (credentium); ersteres war der Name großer Statthalter und kleinerer unabhängiger Könige, letzteres dagegen der Titel der Chalifen, die Herrscher aller Gläubigen waren. Omar war der Erste, der diesen Namen führte, und alle Arabische Fürsten ließen ihn ausschließlich den nachfolgenden Chalifen, bis Abderrahman III. von Cordova sich ihn auch beilegte. Abderrahman I. und seine sechs Nachfolger wagten noch nicht, den Titel zu führen, den fortwährend ihre Todfeinde, die Abbasiden, behielten. Später ahmten mehrere Fürsten das Beispiel Abderrahman's III. nach.

***) Sidi bedeutet Mein Herr, monseigneur, und Cid: Herr, Seigneur. Dieses letztere legten die Araber in Spanien dem berühmten Rodrigo Diaz de Bivar als Ehrentitel bei, weshalb man später aus Unkunde den Helden bloß Cid genannt hat.

†) In der ganzen folgenden Abhandlung ist unter Meile die Französische mille zu verstehen.

††) Im Originale débonnaire, was eigentlich bedeutet: aus Trägheit so gütig seyn, Alles mit sich machen zu lassen. D. Uebers.

*) Von den beiden Religions-Parteien, in welche die Moslems zerfallen, den Schiiten und Sunniten, ist die erste dem Hause Ali zugethan und behauptet, diesem gehöre nach göttlichem Rechte das Chalifat über alle Gläubigen. Die Sunniten betrachten sich als die Orthodoxen und glauben auch an Aussprüche, die vom Propheten herrühren sollen, aber nicht im Koran stehen, während die Schiiten nur an den Koran glauben. D. Uebers.

**) Auch in diesen Blättern haben schon öfters Notizen über das Leben und Wirken Abd-el-Kader's gestanden.

ten.*) Von hier gingen sie zum drittenmal auf die heilige Reise nach Mekka und kamen endlich 1828 in ihre Heimat zurück, wo sie, von dem Heiligenschein der dreifachen Wallfahrt umflossen, ehrfurchtsvoll von ihren Landsleuten aufgenommen wurden. Sie hüteten sich wohl, den Türken von neuem Grund zu einer Verfolgung zu geben. Sie sprachen nicht mehr von alten und neuen Visionen, sondern verbreiteten im Stillen ihren Einfluß auf die Stämme durch ein strenges Leben, welches ganz der Ausübung der Befehle des Korans geweiht war, und durch einen großen Ruf von Tugend, Wissenschaft und Heiligkeit; innerlich aber wohl auf die Zeit hinschauend, wo sie ihr Ansehen zur Ausübung minder himmlischer Thaten verwenden könnten.

Diese Zeit erschien bald darauf durch unsere Eroberung Algiers, in deren Folge die Anarchie unter den Arabischen Stämmen den ehrgeizigen Plänen, die längst in dem Herzen des Vaters und des Sohnes wühlten, eine willkommene Laufbahn eröffnete. Anfangs beschränkte sich ihr Wirken darauf, Ordnung und Gerechtigkeit, die überall vergessen waren, zu erhalten. Hierdurch zogen sie viele Wohlgesinnte in ihre Nähe und übten, zwar in einem noch sehr kleinen Kreise, eine große Herrschaft über die Araber aus. Sie wurden auf diese Weise aber bald der Mittelpunkt der Arabischen Nationalität, und zu ihnen flüchteten alle wahrhaft Gläubige, die ihre Religion durch uns Christen bedroht sahen.

Sobald der Anhang, den sie sich verschafft, eine Achtung gebietende Ausdehnung erlangt hatte, bot ihnen auch der Kaiser von Marokko einen Beistand, wodurch sich die bis dahin nur schwache insurrectionelle Bewegung kräftiger entwickelte. Damals war es, wo der Marokkaner die oben erwähnten Gouverneure ins Land schickte, indem er klüglich das Ansehen des Marabuts und den Fanatismus gegen die christlichen Eroberer zu Vergrößerungs-Zwecken ausbeuten wollte. Hierin war allerdings die Politik des Marokkanischen Sultans gewandter, als die unsrige, die wohl Parteiungen zu schaffen, aber nicht zu benutzen versteht.

Kühn gemacht durch diesen Schutz, beschlossen die Stämme in der Umgegend von Maskara, sich ein selbstständiges Oberhaupt zu geben. Wie sich von selbst versteht, warfen sie ihr Auge auf Mohi-eddin. Dieser jedoch verweigerte die Annahme einer solchen gefährlichen Ehre, die für sein Alter zu schwer war, und schlug seinen Sohn Abd-el-Kader vor. Nachdem man auch dem Aberglauben wieder seine Rolle spielen ließ und durch Visionen bewies, daß Abd-el-Kader der wahre Sultan ist, wurde er allgemein als Oberhaupt anerkannt. Am 28. September 1832 versammelten sich die Stämme von Haschem in der Ebene von Geris in der Nähe von Maskara, um ihrem neuen Chef zu huldigen. Die Stadt Maskara selbst, vor kurzem die Hauptstadt eines Beyliks, ergab sich ihm auf der Stelle. Abd-el-Kader aber nahm seine Residenz nicht in dem Palast des vormaligen Beys, sondern in einem Privathause, von welchem aus er sich täglich nach dem Palast verfügte, um die Angelegenheiten des Landes zu besorgen.

Im Jahre 1834 (am 26. Februar) schloß der Französische Kommandant von Oran einen Vertrag mit ihm, in welchem sich schon Abd-el-Kader den Titel Emir-el-Mumenin giebt. Dieser erhabene Chalifen-Titel wurde jedoch nur von unseren gutmüthigen Landsleuten zu ihrem großen Nachtheile anerkannt, keinesweges aber von allen Glaubensgenossen des After-Chalifen. Die Chotba, das ist das Gebet, welches der Prediger (Chadis) jeden Freitag im Namen des Chalifen von der Kanzel spricht, wurde nirgends im Namen Abd-el-Kader's gehalten; nirgends wurde Geld in seinem Namen geprägt; beides geschah entweder für den Sultan von Konstantinopel oder den von Marokko.

Abd-el-Kader, der aus fast allen Kämpfen mit unseren Marschällen und Generalen besiegt, aus allen Verhandlungen aber siegreich hervorging, ist jetzt in der That von drohender Macht. Die Chotba wird wohl für ihn gelesen, und auch die Sekka**), d. h. die Münzprägung, hat er. Er schlägt in seiner Hauptstadt Münzen; und wir waren es, die ihm die dazu nöthigen Instrumente lieferten; eben so wie wir ihm Gewehre und Munition geliefert haben, womit er unsere Soldaten erschießt. Seltsames Völkchen, das wir doch sind!***)

Als er am Sick (Sekkel) bis zur Vernichtung von uns geschlagen war, machte sein Besieger mit ihm den Vergleich, der unter dem Namen „der Vertrag von der Tafnä" bekannt ist. Dieser Vertrag überließ dem Emir die Städte Teelemsee, Areschkul, Scherschel und die ganze Provinz Titeri. Was würde er erst gewonnen haben, wenn er gesiegt hätte! In Folge seiner Niederlage aber faßte er einen wichtigen Beschluß. Sein Hoflager war bisher zu Nedruma, einem Orte, der der Küste zu nahe war, um nicht fürchten zu müssen, daß ihn ein Französischer General mit gutem Willen einmal aufhebt. Auch Maskara, die ehemalige Residenz der Bey's, war unseren Soldaten schon zugänglich geworden.†) Abd-el-Kader beschloß daher, eine Residenz zu wählen, die nicht so leicht vom Feinde betreten wird; er warf in dieser Absicht seine Augen auf Dekedemt und beschäftigte sich sogleich damit, sie aus ihren Ruinen hervorgehen zu lassen.

*) Der Verfasser meint das Grab des Abu-Hanifa, berühmtesten Lehrers der orthodoxen Sekte. Auch die Gräber zweier unmittelbaren Nachkommen Ali's sind in Bagdads Nähe; jedoch nur den Schiiten, nicht den Sunniten heilig, daher Abd-el-Kader und sein Vater schwerlich diese Stätte besucht haben werden.

**) Dieses Wort hat sich noch im Italiänischen aus der Zeit der Araber erhalten, und Zecchino ist von derselben Abkunft.

***) Nicht das Seltsamste, was die Franzosen in Afrika thun. Würden sie ihm kein Pulver liefern, so würden tausend Englische Hände es feilbieten, oder er würde es endlich selber machen lernen. Es ist demnach nur handelsklug und politisch, und nicht seltsam. Wer dies nicht zugiebt, der mag nur in der Geschichte Friedrich's des Großen lesen, wie dieser Monarch an Maria Theresia, sogar während des Krieges, Munition verkaufte, und als man ihm Vorstellungen machte, sagte er: Wenn ich meiner Cousine es nicht verkaufe, so verkaufen's ihr die Holländer.

†) Die Franzosen haben unter dem Marschall Clauzel Maskara erobert und verbrannt. D. Uebers.

Frankreich.

Die Bücherliebhaber jetzt und ehedem.

(Schluß.)

Vor einigen Jahrzehenden sah sich ein genialer Fremder in einem Pariser Kaffeehause nach dem Déjeuner von einem jener lächerlichen Unfälle überrascht, denen die sehr in sich vertieften Geister nur zu oft ausgesetzt sind. Er hatte seine Börse vergessen und suchte vergebens in seinem Portefeuille nach einer verlorenen Pfund-Note, als seine Augen unter den in seinem Album zerstreuten Adressen auf die eines Millionairs fielen, dessen Wohnung in der Nähe war. Er schreibt an den edlen Turcaret, bittet ihn um ein Darlehn von zwanzig Franken für eine Stunde, giebt seinen Brief einem Garçon, wartet und empfängt statt aller Antwort das unerbittliche „Nein" des Kardinals in Maynard. Ein von der Vorsehung geschickter Freund kommt zum Glück herbei und zieht ihn aus der Verlegenheit. Diese Anekdote ist so weit zu gewöhnlich, um erzählt zu werden, aber sie ist noch nicht zu Ende. Der geniale Fremde ward berühmt, etwas, was mitunter dem Genie begegnet, und dann starb er, was immer, früh oder spät, Jedermann passirt. Der Ruf seiner Werke drang in die Salons der Bank, und der Preis seiner Autographen, der an der Börse nicht genannt wurde, machte Aufsehen. Ich selbst habe gesehen, wie jene edle Berufung auf die Französische Urbanität, das heißt der mit „nein" beantwortete Brief, in einer Auction, in welche ihn der reiche Kauz heimlich eingeschmuggelt, um die Liebhaber zu versuchen, mit 150 Franken bezahlt ward, und ich möchte mich sehr wundern, wenn dieses kleine Kapital in so diskreten und klugen Händen sich nicht seitdem verdreifacht hätte. Dies beweist, daß eine abgeschlagene Wohlthat eben so wenig verloren geht als eine andere. Ich habe es ja immer geliebt, in meine kleinsten Geschichten irgend eine moralische Lehre einzumischen.

Es giebt eine Art Bibliophoben, denen ich ihre rohe Antipathie gegen die Bücher, die nach den Frauen, den Blumen, den Schmetterlingen und den Marionetten das köstlichste Ding von der Welt sind, verzeihen kann: ich meine den verständigen, gefühlvollen und wenig gebildeten Menschen, der die Bücher haßt wegen des Mißbrauchs, den man damit treibt, und wegen des Uebels, das sie anstiften. Ein solcher war mein edler und alter Unglücksgefährte, der Commandeur von Valais, welcher, indem er den einzigen Band, der mir geblieben war (es war Platon), sanft bei Seite schob, sagte: „Zurück, zurück, im Namen Gottes! Diese Bengel sind es, die die Revolution herbeigeführt haben! Was mich betrifft", fügte er stolz hinzu, indem er mit einiger Koketterie seinen grauen Schnurrbart strich, „so kann ich den Himmel zu Zeugen nehmen, daß ich kein einziges gelesen habe."

Was den Bibliophilen auszeichnet, das ist der Geschmack, jener zarte feine Takt, der sich überall geltend macht und dem Leben einen unaussprechlichen Reiz verleiht. Man kann dreist dafür bürgen, daß ein Bibliophile entweder ein beinahe ganz glücklicher Mensch ist, oder einer, der wenigstens weiß, was dazu gehört, um es zu werden. Der ehrliche und gelehrte Urbain Chevreau hat dieses Glück trefflich beschrieben, indem er von sich selbst spricht. Ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr ihm einen Augenblick zuhört, und ihr wißt schon, daß ihr dabei nichts verliert. „Ich ennuyire mich nicht", sagte er, „in meiner Einsamkeit; ich habe eine Bibliothek, groß genug für einen Eremiten und in der Auswahl der Bücher unvergleichlich. Man findet daselbst alle Griechen und Lateiner ohne Unterschied der Profession, Redner, Dichter, Sophisten, Rhetoren, Philosophen, Historiker, Geographen, Chronologen, die Kirchenväter, die Theologen und Konzilien. Man sieht daselbst die Antiquare, die interessantesten Berichte, viele Italiäner, wenig Spanier, die modernen Schriftsteller von anerkanntem Ruf und Alles sehr sauber. Ich habe daselbst Gemälde, Kupferstiche, ein großes Parterre mit Blumen, Obstbäume und in einem Salon Haus-Musikanten, deren Gezwitscher mich weckt oder beim Mahl ergötzt. Das Haus ist neu und gut gebaut, die Luft darin ist gesund, und um meine Pflicht zu erfüllen, habe ich neben meinen zwei Thorwegen drei Kirchen."

Wenn Urbain Chevreau in Sulla's Zeit gelebt hätte, wer weiß, ob der Senat es gewagt hätte, Sulla für den glücklichsten der Menschen zu erklären:...

Der Bibliophile versteht die Bücher auszuwählen; der Bibliomane häuft sie an. Der Bibliophile fügt Buch zu Buch, nachdem er es von allen Seiten untersucht; der Bibliomane häuft Bücher auf Bücher, ohne sie anzusehen. Der Bibliophile schätzt den innern Werth eines Buchs, der Bibliomane wiegt oder mißt es. Der Bibliophile bedient sich einer Loupe, der Bibliomane eines Längenmaßes. Ich kenne welche, die den Reichthum ihrer Bibliothek nach Quadratmetres anschlagen. Das unschuldige, selige Fieber des Bibliophilen wird bei dem Bibliomanen eine bis zum Wahnsinn gehende akute Krankheit. Hat sie diesen Grad von Paroxysmus erreicht, so ist nichts Vernünftiges mehr an ihr, und sie fällt mit den übrigen Manieen zusammen. Die Phrenologen haben schon so viele Theorieen entdeckt; ich weiß aber nicht, ob sie bis jetzt in der Knochenhülle, die unser armes Gehirn einschließt, jenen Instinkt der Sammelsucht entdeckt haben, der bei mehreren armen Teufeln meiner Bekanntschaft so ausgebildet ist. In meiner Jugend sah ich einen, der eine Sammlung von Korknöpfeln, die in Anekdoten oder in der Geschichte vorkommen, anlegte; er hatte sie in seiner großen Dachstube nach der Ordnung aufgestellt, mit belehrenden Etiketten und Angabe der mehr oder weniger solennellen Gelegenheit, bei der sie aus der Flasche gezogen worden, zum Exempel: „Monsieur le Maire, Muffireuder Champagner von erster Qualität; Geburt Seiner Majestät des Königs von Rom." Der Bibliomane muß auf ähnliche Absonderlichkeiten kommen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Vom Bibliophilen zum Bibliomanen ist nur eine Krise. Der Bibliophile wird oft Bibliomane, wenn sein Geist abstumpft oder sein Vermögen zunimmt, zwei Uebelstände, denen die besten Leute ausgesetzt seyn können; doch ist der erstere viel häufiger als der letztere. Herr Boulard, mein ehrwürdiger Lehrer, war ein feiner, schwer zu befriedigender Bibliophile gewesen, ehe er in sechs sechsstöckigen Häusern sechshunderttausend Bände von allen Formaten anhäufte, die wie die Steine der cyklopischen Mauern auf einander lagen, d. h. ohne Kalk und Kitt, obwohl man sie auch von weitem für Gallische Tumuli halten konnte. Es waren wirklich wahre Bibliotaphen. Einmal, als ich mit ihm unter diesen schlecht gezimmerten Obelisken umherwanderte, erkundigte ich mich besonders nach einem Buche, dessen Besitz meine Freundschaft bei einer berühmten Auction ihm zu verschaffen gesucht. Herr Boulard sah mich fest an, mit jener anmuthigen, geistreichen Bonhommie, die ihm eigen war; dann klopfte er mit der Spitze seines goldknopfigen Stocks an eine von diesen enormen Massen, rudis indigestaque moles, dann an eine zweite und eine dritte: „Es ist da", sagte er, „oder da oder da." Ich zitterte bei dem Gedanken, daß das unglückliche Buch für immer vielleicht unter achtzehntausend Folianten verschwunden war, aber diese Berechnung hatte die Wirkung, daß ich mein Heil nicht aufs Spiel setzte. Die riesenhaften Stöße, die Herrn Boulard's Stock in ihrem unsicheren Gleichgewicht erschüttert, schwankten drohend auf ihren Grundlagen, und noch lange bebte ihr Gipfel, wie die leichte Spitze einer gothischen Kathedrale unter dem Läuten einer Glocke oder dem Toben des Sturms; ich floh rasch, Herrn Boulard mit fortziehend, ehe Ossa auf Pelion oder dieser auf jenen fiel. Diese Bücherberge, die man nur mit Maschinen angreifen und mit einer Stütze aufrecht halten kann, eine Bibliothek nennen wollen, wäre ein Mißbrauch der Worte.

Der eigentlich sogenannte Bouquinist ist gewöhnlich ein alter Rentier, ein professor emeritus, oder ein aus der Mode gekommener Literat, der zwar den Geschmack für Bücher, aber nicht genug Vermögen behalten, um welche zu kaufen. Ein solcher ist fortwährend jenen kostbaren alten Büchern auf der Spur, die der Zufall in den Staub einer Bude versteckt haben kann, Diamanten ohne Einfassung, die der Haufe mit Glaswerk verwechselt und die nur der Kennerblick des Juweliers herausfindet. Ihr habt vielleicht von jenem Exemplar der „Nachahmung Jesu Christi" gehört, um welches Rousseau 1763 einen Freund Dupeyron bat, das er mit Noten versah, mit seinem Namen schmückte und von dessen Blättern eines mit einem trockenen Sinngrün bezeichnet ist, dem echten Sinngrün, das Rousseau in demselben Jahre unter den Sträuchern von Charmettes gepflückt. Herr von Latour ist Besitzer dieses Kleinods von bescheidenem Aeußeren, das nicht mit Gold zu theuer bezahlt wäre und das ihm 75 Centimen gekostet hat. Das war ein köstlicher Fund! Doch weiß ich nicht, ob ich nicht eben so sehr den alten Band von „Theagenes und Charikleа" schätzen würde, den Racine lachend seinem Lehrer überließ, indem er sagte: „Das können Sie verbrennen, ich weiß es jetzt auswendig." Wenn dieses kleine artige Buch mit der eleganten Signatur und den zierlichen Charakteren, die es unter Tausenden kenntlich machen, nicht mehr auf den Quais ist, so könnt ihr versichert seyn, daß es einmal da war. Und was würdet ihr zu der Original-Ausgabe des „betrogenen Pedanten" von Cyrano sagen, mit den beiden Sternen, die ihr kennt, und jener einfachen an den Rand gekritzelten Note Molière's: „Dieses ist mein." Das sind die süßen Freuden und sehr oft, man muß es gestehen, die Illusionen des Bouquinisten.

Das Wort Bouquinist ist eines von jenen doppelsinnigen Substantiven, deren es leider in allen Sprachen so viele giebt. Bouquinist nennt man sowohl den Liebhaber, der alte Bücher sucht, als den armen Händler, der sie unter freiem Himmel verkauft. Es war eine Zeit, wo das Gewerbe des Letzteren nicht ohne Bedeutung und Zukunft war. Man hat Bücherhändler gesehen, die es von einem Tisch auf der Straße oder dem frostigen Posten einer wandernden Bude bis zu einem kleinen Laden von sechs Quadratfuß brachten. Ein solcher war einst jener Passard, dessen Andenken vielleicht noch in der Rue du Coq lebt. Wer konnte auch Passard vergessen haben mit seinen knapp geschnittenen Haaren, seinem kurzen Schweif en rompette, seinem großen, rothen und vorspringenden Auge und dem kleinen, blauen und tiefliegenden, das ein Spiel der Natur dem ersteren gegenübergestellt zu haben schien, damit auch das Aeußere Passard's seinen Charakter in excentrischer Originalität um nichts zu beneiden habe. Wenn Passard, indem ein leichtes sardonisches Zucken um den rechten Winkel seines Mundes spielte, im Redefluß war, wenn sein kleines blaues Auge von einem boshaften Feuer sprühte, welches sein großes erloschenes Auge nie ergriff, dann konntest Du darauf gefaßt seyn, die ganze skandalöse Chronik der Literatur und Politik aus vierzig historischen Jahren vor Dir abspielen zu sehen. Passard, der von der Kapuziner-Durchfahrt bis zum Louvre und vom Louvre nach dem Institut mit seinem Pack gewandert war, hatte Alles gesehen, Alles kennen gelernt, Alles von seinem stolzen Antiquarstandpunkt herab belächelt. Passard's Gedächtniß hatte nur das Böse bewahrt, aber wie ironisch, ja wie beredt geißelte er oft mit seiner Verachtung die berühmtesten Namen; man muß dies gehört haben, um es zu glauben. „Mirabeau aber?" fragte ich einmal furchtsam. „Mirabeau", antwortete Passard stolz, indem er sich auf dem rechten Fuß wiegte, „Mirabeau war ein Gassenjunge." Ich beeile mich, zu erklären, zur Beruhigung meines Gewissens, daß dies nichts beweist, wenn Passard die Menschen nicht besser als die Bücher kannte. So viel ist für die Bücherliebhaber, die ihn so oft besuchten, ausgemacht, daß seine Unterhaltung viel interessanter war, als seine alten Bücher.

Ich habe Passard angeführt, einen obskuren Bouquinisten, dessen Name nie in einer Biographie glänzen wird, Passard, der aller Wahrscheinlichkeit nach der Brutus, der Kassius, der letzte der Bouquinisten war. Der Bouquinist der Brücken, der Quais und der Boulevards, ein ärmliches, zweideutiges, anomales Geschöpf, das nur zur Hälfte von seinen vernachlässigten Schmokern lebt, ist höchstens der Schatten des Bouquinisten: der eigentliche Bouquinist ist todt.

Diese große gesellschaftliche Katastrophe, der Tod des Bouquinisten, ist nur eine Folge des Fortschritts; da der Bouquinist weiter nichts war, als ein unschuldiger Auswuchs der guten Literatur, so mußte er mit dieser zugleich ein Ende nehmen. In jenem Zeitalter der Unwissenheit, das wir, Gott sey Dank, hinter uns haben, war der Buchhändler im Allgemeinen ein Mensch, der seine Werke zu beurtheilen verstand, der sie auf ein solides, elastisches Papier drucken und, wenn sie diese Mühe verdienten, mit einem durch gute Pappe und Naht befestigten, undurchdringlichen Leder überziehen ließ. Fiel das Buch zufällig dem Bouquinisten in die Hände, so war es darum nicht verloren. Von Schaf-, Kalbleder oder Pergament, schützte sein Einband, gebräunt und gehärtet durch die Sonne, durchnäßt, gekräuselt und erweicht durch Wind und Wetter, vom Wind mit einer dichten Staublage überzogen, die im Regen zum Koth wird, schützte er, sage ich, noch lange unter einem nicht sehr einnehmenden Obdach die Visionen des Philosophen oder die Träume des Dichters. Jetzt ist das anders. Der Buchhändler des Fortschritts weiß, daß der vergängliche Ruhm seiner Bücher keine größere wahrscheinliche Dauer hat, als das Leben der Mücken am Flusse Hypanis, und daß es, kaum durch den Druck getauft, in drei Tagen mit dem Feuilleton beerdigt wird. Er bedeckt das weiße von Dinte geschwärzte Papier mit einem gelben oder grünen und giebt den schwammigen Lumpen jeder Unbill der Elemente preis. Einen Monat später liegt der schmähliche Band in den Kisten des Bücherkrämers, von einem schönen Morgenregen bedroht. Da macht er so viele Metamorphosen durch, bis er in den breiartigen Zustand, aus dem er hervorgegangen, zurückgekehrt ist und fast keiner weiteren Bereitung mehr bedarf, um in den Mörser des Pappendeckelmachers zu kommen. Das ist die ganze Geschichte der Bücher des Fortschritts.

Der Bouquinist mit den alten guten Büchern hat nichts gemein mit dem Makulaturhändler, der einige Stücke von neuen Büchern in verschimmelten Lumpen feil hat. Der Bouquinist ist todt, sage ich, und was die Broschüren betrifft, die an die Stelle seiner Bouquins gekommen sind, so wird ihr Andenken in zwanzig Jahren verschwunden seyn. Man kann mir's auf mein Wort glauben, denn ich bin selbst mit dreißig Bänden dabei betheiligt. Und nun thut mir den Gefallen und sagt mir, was davon in zwanzig Jahren übrig bleiben wird. Charles Nodier.

Rußland.

Das Petersburger Irrenhaus.

Von J. G. Kohl.

Die Russen haben in ihrer Sprache auch das Sprüchwort: „in vino veritas", wie denn wohl alle Völker leicht diese Wahrheit entdeckten. Bei ihnen lautet es: „schto u träwowo na uma, et u pjanowo na jasuika" („Was bei dem Nüchternen im Herzen, das sitzt bei dem Trunkenen auf der Zunge"). In gewisser Hinsicht läßt sich Aehnliches von den Wahnsinnigen behaupten. Auch sie verrathen oft in ihren unberechneten und gewissermaßen prophetischen Aeußerungen, was in der innersten Seele des Volkes vorgeht. Die Ursachen und die Aeußerungen des Wahnsinns bei den verschiedenen Völkern sind so verschieden, daß ein Ethnograph, der mit dem Wesen des Volks und mit dem Charakter der Nüchternen und Klugen sich bekannt zu machen wünscht, sie eben so wenig übersehen darf, wie die Trunkenen.

Die Russen haben im Ganzen ein so heiteres und sanguinisches Temperament, dabei ein so wenig tiefes, so leichtfertiges Gemüth, daß sie die Stürme und Unglücksfälle dieses Lebens in der Regel sehr gewandt und nachgiebig ertragen und dulden, und daß viele Donnerkeile des Schicksals, die bei anderen schwerfälligen und gemüthstieferen Nationalitäten haften und Feuer fangen, bei ihnen spurlos abblitzen und vorübergleiten. Grübler und Philosophen haben sie gar nicht. Die Liebe ist bei ihnen mehr sinnlich, als platonisch oder idealisch. Die Religion ist eine gedankenlose Gewohnheit, ohne Speculation und Geist, der bei diesen Dingen unberührt bleibt, unergriffen und unerwärmt, er sitzt daher auch sicher hinter der äußeren Hülle, ungestört und ungetrübt. Da ihr geistiges Seyn immer mit Gott in naher Berührung steht, da sie beständig in ihm leben, weben und sind, und da ihr leibliches Glück in der Regel in der Hand ihrer Leibherren und Oberen liegt, in deren Willen sie sich so schmiegsam fügen, wie in den des Schicksals, so retten sie sich aus allen Schiffbrüchen gesund, frisch, frohen Muthes und voll neuer Hoffnung, mit dem einfachen Trost und den stets bei solchen Gelegenheiten wiederholten Worten: „Gott wollte es so", oder „die Obrigkeit hat es befohlen." Schlau, verschmitzt, gewandt sind sie alle von Natur, und sämmtliche Mitglieder der Nation haben davon fast eine völlig gleiche Portion. Wenn es daher auf der einen Seite wenig tiefe Denker unter ihnen giebt, so giebt es auf der anderen Seite noch weniger vermauerte, finstere Köpfe, Stumpf- und Blödsinnige.

Die Deutschen und andere Nationen sind verständig, und da sie die Vernunft in höherem Grade besitzen, so verlieren sie sie auch häufiger. Die Russen sind, trotz ihrer instinktartigen Schlauheit, ein unmündiges, kindliches und poetisches Volk, und da sie sehr häufig im gewöhnlichen Leben närrisch und theatralisch genug sind, so geben sie schon im alltäglichen Seyn vielem Narrheits-Stoffe Luft,

und die Tollheit konzentrirt sich bei ihnen nicht so oft und sammelt sich nicht so häufig zu einzelnen zerstorungsreichen Explosionen.

Dazu fehlt ihnen auch, trotz ihrer Rang- und Titelsucht, in hohem Grade eine andere Geistesschwäche, die bei anderen Nationen so häufig Ursache von Geisteszerrüttungen zu seyn pflegt, ich meine die Ehrliebe. Aus gekränktem Ehrgefühl verlieren wenig Russen den Verstand, weil bei keiner Nation so wenig Point d'honneur sich wirksam zeigt, als bei der Russischen.

Es ist wohl keine Frage, obgleich die Sache aus Mangel an Daten nicht mit Zahlen klar bewiesen werden kann, daß es unter den 40 Millionen Russen weit weniger Geisteskranke giebt, als unter irgend einer anderen Nation Europa's, und daß vielleicht das Verhältniß der Russischen Wahnsinnigen zu den Geistes-Gesunden drei- bis viermal geringer ist, als bei den Deutschen. Das Petersburger Irrenhaus hatte 1836 unter seinen 130 Patienten allein 45 Nicht-Russen, meistens Deutsche.*) Dürfte man diese Zahl zu Grunde legen und sie mit den Bevölkerungs-Elementen der Stadt in Verhältniß stellen, so möchte aus diesem Vergleiche das merkwürdige Resultat hervorgehen, daß der Russische Stamm vier- bis fünfmal weniger geistige Verirrte liefere, als der Germanische.

Das Petersburger Irrenhaus steht unter der Leitung eines äußerst gebildeten und humanen Deutschen Arztes und kann sich gewiß in seiner ganzen inneren und äußeren Einrichtung jeder ähnlichen Anstalt dieser Art an die Seite setzen, wenn es nicht geradezu jetzt zu den besten Anstalten, die irgendwo existiren, gehort. Schon der Name, den die Russen ihm gegeben haben: „Bolnitza wsäch skorbjätschtschich", so barbarisch seine Laute auch in unserem Munde und Ohre klingen mögen, enthält äußerst humane und wohlwollende Andeutungen. Es heißt zu Deutsch: „Pflegehaus aller gramvollen Seelen." Gott sey Dank, daß unsere harten Ausdrücke: „Tollhaus", „Narrenhaus", jetzt auch milderen und weniger beleidigenden weichen. Wenn irgend ein Inhalt der Aufschrift seiner Etikette entspricht, so ist es das Innere des Petersburger Irrenhauses.

Es ist dasselbe ganz außerhalb der Stadt in freier Natur am Wege nach Strelna belegen, wo das ehemalige Landhaus eines reichen Besitzers dazu eingerichtet ist. Von außen gleicht es daher einer großen prächtigen und schmuckreichen Villa, von Gärten und Wäldchen umgeben. Wie viele Deutsche Irrenhäuser gleichen doch noch wahrhaften Burgen und Gefängnissen, von denen alle Nymphen und Flur-Götter, die liebreichsten Beruhiger der sturmbewegten Gemüther, ausgeschlossen sind. Im Inneren zeigt sich Alles nicht nur reinlich, geräumig und zweckmäßig, sondern sogar gemüthlich, comfortabel und elegant. Die Gesellschafts-Zimmer sind hübsche Salons, mit Billard-Tischen und anderen Spielen verschiedener Art versehen und ausgeschmückt mit allerlei freundlichen und heimlich anregenden Bildern, besonders mit ethnographischen Darstellungen aus fernen Ländern und von fremden Völkern; „denn", sagte uns der herumführende Arzt, „man muß diese in dem Irrgarten ihrer Nachbarschaft verlaufenen Gemüther auf die Ferne hinweisen und auf die fremden Länder. Die Ethnographie und Geographie sind Wissenschaften, die eine große Heilkraft in sich haben. Man sieht, wie groß die Menge der Leidenden und der sich Freuenden auf diesem Erdenrunde ist, und daß es überall eine Menge Narren giebt, die ihre Narrheit doch mit Anstand zur Schau tragen und sich vor Verrücktheit und Raserei hüten. Auch in der Sehnsucht nach der Ferne, wenn man sie anzuregen weiß, liegt viel Linderndes." Eine kleine naturhistorische Sammlung von Mineralien und Konchylien führt den armen Irren, die des Lebens Wirren mit sich selbst entzweiten, die reizenden Geheimnisse des Inneren der Berge und der Meeres-Tiefen vor Augen und lockt ihre Phantasie auf reinere und himmlischere Pfade.

Die friedlichen und unschädlichen Irren wohnen zwei und zwei in einem Zimmer; die, welche Wuthanfällen ausgesetzt sind, einzeln in gesonderten Zimmern. Auch haben die Reichen ganz besondere Quartiere. Die Zimmer sind alle geräumig und hell; doch bei den Rasenden hoch, damit sie sich nichts Leides thun können. Sonderbar sehen die Heiligenbilder mit ihren brennenden Lämpchen in den Wohnungen dieser Unglücklichen aus. Sie schimmern so friedlich und heimlich auf die armen Finsterlinge herab, als wäre es ihnen wirklich möglich, einige Strahlen in diese Nacht hineindämmern zu lassen. Auch sie hängen hoch. Auch giebt es eine eigene kleine Kirche in dem Hause, die auf das glänzendste ausgeschmückt ist, mit Heiligenbildern, Altären, Fahnen, Rauchfässern, Lampen und goldstrahlenden Sonnen. Für unsere Irren würde eine solche Russische Kirche wohl weit weniger Elemente zur Gemüthsberuhigung haben, als ein einfaches reformirtes Gotteshaus mit einer vernünftig ermahnenden Rede. Allein wir können schwer wissen, wie auf die Russen, die von Jugend auf daran gewohnt waren, dieser ganze Apparat wirken mag. Doch leidet es wohl keinen Zweifel, daß diese Kirche die schwächste Seite des Irren-Hauses offenbart, da sie zeigt, wie sehr der Russische Gottesdienst alles geistigen Hebels und alles Einflusses auf das Seelenwohl ermangelt. (Schluß folgt.)

*) Die Petersburger Deutschen mögen das Irrenhaus mehr benutzen als die Russen. Dagegen kommen aber auch viele Russen aus dem Inneren dahin, die gar nicht Petersburger Bürger sind.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Operntexte in England. In demselben Blatte des Atlas, in welchem Herr Adolphus Slade, der kürzlich eine Reise durch Norddeutschland, Oesterreich, die Türkei und einen Theil von Rußland herausgegeben*), wegen seiner unrichtigen Darstellung Deutscher Zustände die ganze Strenge der Englischen Kritik erfährt, befindet sich eine überaus lobende Anzeige Deutscher literarischer Produkte, denen, so lobenswerth sie an sich auch seyn mögen, doch eine solche Ehre wohl noch niemals in ihrem Vaterlande zu Theil geworden ist. Der Buchhändler Schloß in London hat nämlich für die Besucher der Deutschen Oper, die sich dort jetzt befindet, eine Reihefolge von Deutschen Operntexten mit der Englischen Uebersetzung en regard herausgegeben. Bis jetzt umfaßt diese Sammlung die Texte zu Mozart's „Don Juan", Gluck's „Iphigenia in Tauris", Weber's „Freischütz" und „Euryanthe", Beethoven's „Fidelio", Spohr's „Faust", Marschner's „Templer und Jüdin", Conradin Kreuzer's „Nachtlager in Granada" und zu dem Liederspiel „Kosciusko" (der alte Feldherr), von Holtei. Diese Textbücher geben dem Atlas zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Die Deutsche Sprache verbreitet sich jetzt in England so allgemein, daß jedes neue Hülfsmittel zu ihrer Erlernung mit einem herzlichen Willkommen begrüßt werden sollte. Wir kennen jedoch in der That kein besseres Mittel, unserer unvollständigen Kenntniß jener edeln Sprache nachzuhelfen, oder uns mit ihren Idiomen recht vertraut zu machen, ja keines, das auch nur halb so leicht und angenehm wäre, als der Besuch der Deutschen Oper mit einer von den treuen, einfachen und schönen Uebersetzungen in der Hand, die Herr Schloß von den Operntexten herausgegeben hat. Selbst denjenigen, die des Deutschen ganz unkundig sind, können diese Büchlein, die sowohl das Original als die Uebersetzung enthalten, von Nutzen seyn, indem sie den Sängern Wort für Wort folgen können und dergestalt ihr Ohr an die fremde Aussprache gewöhnen. Was dabei sehr zu Statten kömmt, ist der Umstand, daß die Deutschen Sänger eine sehr deutliche Aussprache haben, so daß man ihre Worte leicht mit dem Auge auffinden und dem Fortschreiten der Handlung Schritt für Schritt fast eben so gut folgen kann, als ob das Stück in Englischer Sprache geschrieben wäre." — Wenn inzwischen der Kritiker des Atlas in seinem Enthusiasmus für die Deutschen Operntexte so weit geht, daß er hinzufügt, sie seyen den Italiänischen Libretti eben so sehr vorzuziehen, als die Musik von Mozart, Gluck, Weber und Spohr den Compositionen von Rossini, Mercadante und Bellini, so vergißt er 1) daß die beiden ersten und wohl zugleich die besten der hier angezeigten Texte, nämlich die zu „Don Juan" und „Iphigenia", selber ins Deutsche übersetzt sind, der eine aus dem Italiänischen und der andere aus dem Französischen; 2) daß der Italiäner Felice Romani, der die Texte zu den besseren Opern Bellini's und Donizetti's geliefert, zu den ausgezeichnetsten lyrischen Dichtern seines Vaterlandes gehört, und endlich 3) daß in Deutschland der Mangel an guten Operntexten so lebhaft empfunden worden, daß, abgesehen von dem halb in Frankreich eingebürgerten Meyerbeer, mehrere Deutsche Komponisten an die Schüler des Herrn Scribe sich gewendet haben, um sich von ihnen Stoffe und Worte auszubitten. Letzteres erscheint allerdings um so trauriger, wenn man gleichzeitig erfährt, daß man jetzt in England unsere alten Operntexte kauft, um daraus Deutsch zu lernen.

— Zustände der Jonischen Inseln. Obgleich diese Inseln-Gruppe (oder besser Inseln-Reihe) im Alterthum dem „vielgewandten" Odysseus, und in neuerer Zeit einem Kapodistrias und Mustoxidi ihr Daseyn gegeben, von denen Ersterer dem Homerischen Helden an Klugheit und Ausdauer nicht nachstand und an Edelmuth ihn weit übertraf**), Letzterer aber besonders durch mehrere gediegene Schriften sich Ruhm erworben hat; — obgleich die Eingeborenen der sieben Inseln überhaupt an Naturanlagen mit den Begabtesten der übrigen Griechischen Völkchen wetteifern können, — so lastet doch gegenwärtig ein schwerer Druck auf ihnen, der jeder freieren geistigen Entwickelung störend entgegenwirkt. Dies ist um so befremdender, als die Britische Regierung auf einem anderen von ihr beschirmten Eilande des Mittelländischen Meeres — Malta — wo der Kern der Bevölkerung nicht einmal Europäischer Abkunft, nach sehr freisinnigen Grundsätzen handelt. Bis auf diesen Augenblick müssen die 200,000 Bewohner der Jonischen Inseln mit einer einzigen Presse sich begnügen; diese Presse ist Eigenthum der Britischen Regierung, und Jeder, der seine geistigen Erzeugnisse zur Oeffentlichkeit bringen will, hat solche Schwierigkeiten zu bekämpfen, daß dem Kühnsten der Muth sinkt. Doch wird man Vieles von dem Despotismus, unter dessen Joche die kleine Jonische Inselwelt gegenwärtig seufzt, auf Rechnung des Lord-Ober-Commissairs, Lord Howard Douglas, schreiben müssen, eines zwar tapferen, aber durchaus nicht staatsmännischen Soldaten, dessen Willkür in einer der letzten Sitzungen des Britischen Parlaments von Lord Fitzroy energisch gerügt worden. Da unter solchen Umständen bis jetzt nur wenig über die Verhältnisse der Jonischen Inseln (aus einheimischen Quellen) bekannt werden konnte, so müssen wir es um so dankbarer anerkennen, daß Herr Geheime Justizrath Neigebaur in Bromberg seine vorjährige Anwesenheit auf Korfu dazu benutzt hat, den neuesten Zustand aller Sieben Inseln gründlich zu erforschen. Die Ergebnisse seiner Bestrebungen sind in einer besonderen Schrift mitgetheilt, die folgenden Titel führt: „Die Verfassung der Jonischen Inseln und die neuesten Bemühungen, eine Reform derselben herbeizuführen."***)

*) Travels in Germany and Russia; including a steam voyage by the Danube and the Euxine, from Vienna to Constantinople in 1838—39. By Adolphus Slade, author of „Records of travels in the East". London, 1840.

**) Vgl. den interessanten Artikel: „Erinnerungen an den Grafen Kapodistrias." Mai-Heft des diesjährigen Magazins, Nr. 53.

***) Leipzig, 1839. Verlag von Karl Focke.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Freitag den 31. Juli 1840.

Aegypten.

Französischer Einfluß in Aegypten.

Die Schlacht bei Navarin, welche den Unternehmungen Mehmed-Ali's einen tödtlichen Streich zu versetzen schien, wurde im Gegentheil der Anfangspunkt einer neuen Aera für die Macht dieses modernen Sesostris. Jene Niederlage betrübte ihn tief, ohne ihn zu entmuthigen, und sein erster Gedanke war, eine Flotte herzustellen, welche die eingebüßte überträfe; allein seine Hülfsquellen waren erschöpft und er genöthigt, auf neue zu sinnen. Bald war er damit im Reinen. Die Verbesserung des Ackerbaus, die ausgedehntere Kultur der Baumwollen-Pflanzungen, neue, mehr ökonomische Verfahrungsweisen bei der Indigo-Fabrication, der Reichthum Arabischer Production mußten ihm die Mittel liefern, eine Marine und Armeen auf Europäischem Fuß zu organisiren.

Ibrahim-Pascha benutzte die Expedition nach Morea zu einer nützlichen Schule, seine Einsichten zu erweitern, die schwierigen Lagen, in denen er sich befand, seinen jungen Erfahrungen größere Reife zu geben, die Gesetze der Taktik zu studiren und über die Kunst des Kriegswesens nachzudenken. Die Französischen Offiziere, mit denen er in Morea zusammentraf, namentlich die Generale Maison und Sebastiani, faßten eine hohe Meinung von seinen militairischen Einsichten. Bis auf ihn war man im Orient der Ansicht, daß die Türkische Reiterei der regulairen Kavallerie der Europäer überlegen wäre; Ibrahim-Pascha sah das Falsche dieser Idee ein und behauptete, daß in offener Schlacht geschickte Reiter-Manöver mit Peloten-Bildung und Massen-Entwickelung dieselben Vortheile verschaffen müßten wie Infanterie-Regimenter, die nach solchen Grundsätzen aufgestellt wären. Daher machte er es bei seiner Rückkehr nach Aegypten zu seinem angelegentlichsten Geschäft, ein regelmäßiges Kavallerie-Corps herzustellen, und um keiner Haupt-Waffengattung zu entbehren, errichtete er Regimenter von Chasseurs, Uhlanen, Dragonern und Kürassieren.

Nach dem Rathe des Französischen General-Konsuls in Alexandrien, Herrn Drovetti, wurde in dieser Absicht bei dem Könige von Frankreich angefragt, ob er geneigt wäre, die Wiedergeburt Aegyptens, die schon von den republikanischen Truppen begonnen war, unter seiner Aegide vollendet zu sehen? Die Französische Regierung zeigte sogleich ihre ganze Bereitwilligkeit. Man hatte es in Frankreich schon bedauert, daß sie in Morea nur zu Gunsten des Russisch-Englischen Interesses intervenirt war. Die Verbindung mit Aegypten gab das sicherste Mittel, um das Eingriffs-System Englands in die Angelegenheiten des Orients zu verhindern und den Einfluß, den Rußland durch die Wahl des Königs Otto auf Griechenland gewonnen hatte, zu neutralisiren. Generale und Offiziere von allen Waffengattungen, Aerzte, Ingenieure, Mechaniker, Handwerker reisten in großer Anzahl von Marseille ab, um ihre Dienste der Aegyptischen Regierung anzubieten. Sogleich erhoben sich, wie durch Zauber, an den Ufern des Nils Arsenäle, Lager- und Zimmerplätze, Fabriken aller Art, Schulen und Hospitäler nach Europäischem Muster. Kanäle wurden gegraben, Heerstraßen angelegt, und die Thätigkeit von Courieren und Telegraphen, mit Hülfe Französischer Ingenieure eingeführt, trugen die Befehle des Vice-Königs mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen.

Bald sah man Schiffe mit drei Verdecken, Fregatten und Korvetten im Hafen vor Alexandrien vor Anker liegen, das Zeughaus entstand, das sich dreist mit den besten Europäischen messen konnte, und wurde unter der umsichtigen Leitung des Herrn Cérisy mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Oberst Gaudin, Nachfolger des Generals Boyer, setzte die endliche Organisation der Regimenter, welche in Kankab, in der Umgegend von Kahira, lagerten, emsig fort. Es war im Jahre 1824 unter dem Ministerium Villèle, wo dieser Oberst und die Generale Baudin und Livron nebst anderen Offizieren in dieser Angelegenheit sich nach Aegypten begeben hatten. Um diese Zeit kam auch ich an der Spitze einer Abtheilung Aerzte, die zum Dienste der Hospitäler und fliegenden Lazarethe bestimmt waren, in dieses Land. General Livron erhielt bei seiner Ankunft die wichtige Mission, in Europa Kriegs- und Transportschiffe bauen zu lassen; sie wurden größtentheils in der unglücklichen Schlacht bei Navarin zerstört. Letellier, Besson, Bompar, verdienstvolle Offiziere der ehemaligen Kaiserlichen Armee, hatten den Auftrag, die Einrichtung der Flotte zu leiten. Oberst Rey brachte verschiedene Artillerie-Modelle mit. Er hatte vom Französischen Könige den Auftrag, Mehmed-Ali vier Stück Kanonen mit Munitions-Kasten und dem verschiedenen Zubehör anzubieten. Als Anerkennung der Gefälligkeit seines Königlichen Freundes, machte ihm der Vice-König seinerseits ein Geschenk mit mehreren antiken Monumenten von großem Werthe. Der Obelisk von Luxor, den Mehmed-Ali Karl X. verehrte, wird ein dauerndes Denkmal bleiben von seiner Hochachtung für das Französische Volk. — Der Kommandant Varin erhielt Befehl, zu Giseh eine Kavallerie-Schule nach dem Vorgange der zu Saumur zu gestalten; das Institut kann heute mit jedem ähnlicher Art den Vergleich aushalten. Die Orientalen, Menschen und Pferde, haben eine natürliche Anlage, die besten Reiter von der Welt abzugeben. Es fehlte ihnen nur der Hinzutritt unserer militairischen Taktik, um zu dem ersten Rang in dieser Gattung sich aufzuschwingen. Man weiß, welchen außerordentlichen Nutzen Ibrahim und Soliman-Pascha von ihnen zu ziehen wußten, um Siege davonzutragen, die in ganz Europa wiederhallt haben.

Herr Jumel hatte durch Einführung der Halbseide in Aegypten, die von ihm den Namen führt, dem Vice-König eine Hauptquelle seiner reichen Einnahmen verschafft. Er machte späterhin die großen Dienste, die er Mehmed-Ali erwiesen, vollständig, indem er in Bulak Baumwollen-Spinnereien und Fabriken für Gewebe aller Art errichtete. — Herr Linant, der den Titel ingénieur-en-chef Seiner Hoheit führt, übernahm die Leitung der Arbeiten für den öffentlichen Nutzen. Von ihm rührt der Plan zur Nilbesteuerung her, und ihm ist auch die Direction überwiesen bis auf den heutigen Tag.

Die Hospitäler, die Feld-Lazarethe und der medizinische Unterricht erfreuten sich unter den Auspizien Clot-Beys einer gedeihlichen Entwickelung. Auf den Vorschlag, den er dem Vice-König machte, wurde ein General-Gesundheits-Comité in Kahira errichtet, um den medizinisch-chirurgischen Dienst bei den Armeen so wie alle Zweige der Staatsarzneikunde zu ordnen. Clot-Bey errichtete vier Stunden von Kahira das große Hospital Abuzabel nebst einer Schule für Medizin und Chirurgie. Er hatte zugleich den glücklichen Gedanken, mit diesem schönen Institut einen botanischen Garten und ein zoologisches Museum zu verbinden, so wie eine Thierarznei-Schule, deren Leitung Herrn Hommont anvertraut wurde. Diese letztere ist jetzt in Chubrah, nahe dem Lusthause Mehmed-Ali's. Man hat damit eine prächtige Stuterei vereinigt, worin man 30 Zuchthengste und 670 Mutterpferde, reines Arabisches Blut, zählt. Später ist das Hospital und die medizinische Schule nach Kahira verlegt worden in das große Gebäude von Kazerlau, wo früher die Militair-Schule war. Clot-Bey hat dadurch, daß er diese Verlegung durchsetzte, einen zwiefachen Dienst der Wissenschaft und der Menschheit erwiesen. In einer Hauptstadt sind die Hülfsmittel aller Art immer zahlreicher als irgendwo sonst; andererseits sind die Hospitäler und die bei denselben angestellten Aerzte im Stande, wichtigere Dienste zu leisten. Ein Bürger-Hospiz in Kahira, durch die Sorgfalt desselben berühmten Europäers geschaffen, ist den kranken Einwohnern dieser Stadt von großem Nutzen geworden. In Folge der Freigebigkeit Mehmed-Ali's und der verständigen Benutzung Clot-Beys bieten heutzutage die Hospitäler, wie die Europäischen bis zum Ueberfluß versehen, Soldaten, Handwerkern, Fellahs jede mögliche Hülfe.

Die Anordnung der Quarantaine, nach dem Muster der Marseiller, wurde eine nothwendige Folge von der Adoptirung unserer Gesundheits-Vorkehrungen. Durch dieses Mittel hoffte Mehmed-Ali den Verheerungen der Pest, die er von Konstantinopel nach Alexandrien eingeführt glaubte, Schranken zu setzen. — Nach dem Beispiel der civilisirtesten Staaten, hat der Vice-König die Errichtung eines Central-Armenwesens befohlen, wodurch Arbeitsunfähige und Greise eine Zuflucht gewinnen. Seine philanthropischen Bemühungen noch weiter treibend, hat Clot-Bey vom Vice-König die Errichtung einer Hebammenschule und eines Lehrkursus für Frauen erlangt. Fräulein Gaush, eine talentvolle Schülerin der Maternité in Paris, erhielt den Auftrag zur Einrichtung eines obstetrischen Instituts und der Unterweisung mehrerer Abyssinischen Sklavinnen, die Entbindungsfrauen von vorzüglicher Geschicklichkeit geworden sind. So haben die Damen in Kahira heute nicht minder geschickte Hebammen zu ihrer Disposition als der größte Theil unserer Wöchnerinnen. Diese neuen Doktoren, welche in die Serais Zutritt haben, üben mit strenger Würde die Pflichten des konsultativen und operativen Arztes. — Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Dienste aufzählen wollten, die Clot-Bey dem Lande erwiesen hat. Wir wollen nur schließlich noch hinzufügen, daß auf seine dringende Verwendung die Ulemas in die Autopsie der Leichen und in die menschliche Anatomie gewilligt haben.

Gegenwärtig geben die Muselmännischen Zöglinge mit eben solcher Leichtigkeit an die Sectionen, als die Jünger des Aeskulap an irgend einer Europäischen Universität. Dr. Labat.

Algier.

Abd-el-Kader und seine neue Residenz.

II. Die Hauptstadt.

Die Stadt Tekedemt*), welche der Emir zu seiner Residenz gewählt hat, ist so wenig bekannt, daß es uns zweckmäßig scheint, jetzt, wo sich eine neue Bedeutsamkeit daran knüpft, nähere Auskunft über sie zu geben, indem wir sorgfältig das vergleichen, was Frühere darüber gesagt haben.

Der erste Schriftsteller über Afrika, der von diesem Orte spricht, ist der berühmte Leo Afrikanus. Seine hier treu wiedergegebenen Worte sind: „Stadt Tegdemt. Sie ist sehr alt und nach Einigen von den Römern erbaut. Die Afrikaner nennen sie so, weil dieser Name alt bedeutet. Dieser Ort hatte zehn Meilen im Umkreis, wie man aus den Spuren der Grundlagen der Mauern schließen kann, welche man unter bemerkt. Man sieht auch daselbst die Ruinen zweier großer Tempel, in denen man die Götzen anbetete.**) Unter der Herrschaft der Araber gelangte dieser Ort zu einem bedeutenden Grade von Civilisation und brachte viele Gelehrte und Dichter hervor. Sie gehörte einem Oheim des Edris, Gründers von Fez, in dessen Familie die Herrschaft während eines Zeitraums von 150 Jahren blieb; sie wurde hierauf in den Kriegen mit den Chalifen von Kaprwan, im Jahre 365 der Hedschra, zerstört; jetzt findet man nur noch einige Spuren der Grundlagen, wie ich sie selbst gesehen habe."

Leo Afrikanus war der Einzige, der von den Ruinen von Tekedemt Nachrichten gegeben hat. Livio Sanuto, welcher uns eine Geographie von Afrika in zwölf Büchern hinterlassen hat, hat seine Beschreibung dieser Stadt aus Leo geschöpft. Marmol, der gewöhnliche Paraphrast Leo's, begnügt sich hier nicht, die Nachrichten desselben einfach wiederzugeben. Er hatte, wie auch sonst manchmal, hier die Beschreibung durch einige Citationen aus der alten Geographie auszuschmücken. Aber er war nie so unglücklich, als hierbei. Er konfundirt Tekedemt mit dem alten Cäsarea. Gramaye, dessen Africa illustrata jetzt sehr selten geworden ist und nicht so, wie er es verdient, befragt wird, spricht ebenfalls von Tekedemt. Er hütet sich wohl, die Irrthümer Marmol's weiter zu verbreiten, und fügt vielmehr den Nachrichten Leo's Mehreres hinzu, was er selber während seiner Gefangenschaft erfahren hatte. In dem Kapitel, welches er der Provinz Miliana weiht, nachdem er von den Kriegen gesprochen, welche Mazuna zerstört haben, fährt er folgendermaßen fort:

„Durch dieselben Ereignisse wurde auch Degdemt zerstört. Seine Mauern hatten mehr als zehn Meilen im Umfange; seine niedergerissenen Tempel bieten noch in ihren Ruinen etwas von der Größe dar, wodurch sich die Edrisiten auszeichneten. Sie wurde zerstört durch die Chalifen von Kayruan im Jahre 365 der Hedschra, und Leo Afrikanus sah nur ihre Trümmer. Jetzt ist sie durch einen berühmten Marabut wieder angebaut und enthält 300 Familien."

Dapper in seiner Beschreibung von Afrika fand das Mittel, die Nachrichten Leo's, Sanuto's, Marmol's und Gramaye's in eine Form zu gießen. Und seine aus so vielen Mißverständnissen verschmolzene Nachricht schien dem Herrn de la Croix so glücklich, daß er sie in ihrer ganzen Länge, mit ihren zahlreichen Druckfehlern, in seiner Relation de l'Afrique abschrieb. Aber auch der Moniteur algérien kopirte mit einer gewissenhaften Genauigkeit dieses Meisterstück im Jahre 1836, als die Erzählungen des Herrn De France die Entwürfe Abd-el-Kader's über Tekedemt bekannt machten, und wurde seinerseits von allen Pariser Zeitungen und gewiß auch von vielen ausländischen als untrügliche Quelle zur Verbreitung archäologisch-geographischer Wahrheiten benutzt. Noch geben wir hier den Bericht des berühmten gelehrten Reisenden Shaw, von dessen Werk zu wünschen wäre, daß es besser als bisher ins Französische übersetzt würde.***) Aus seiner Charte zu schließen, war er nicht selber an Ort und Stelle; aber nach Nachrichten, die er gesammelt hat, spricht er Folgendes:

„Unter fast gleichem Meridian mit Mazuna, 18 Stunden entfernt, liegt Tagademt, das Tergdent, Tigedent oder Digedentum im Atlas von Sanson, welcher es 110 Meilen südlich von Oran und mehr als 120 Meilen in Südosten von Tlemesan verlegt. Aber diese Entfernungen und die Lage passen nicht zu unserem Tagadempt, welches nördlich von den Quellen des Mina, 60 Meilen südöstlich von Oran und 90 Meilen Ost-Nordost von Tlemesan liegt. Nach seinen Ruinen zu urtheilen, war es ehemals eine große Stadt, die erst seit kurzem von den Arabern verlassen ist. Diese haben mehrere Merkmale ihres schlechten Geschmacks in der Architektur zurückgelassen und waren bemüht, Alles, was ihre Vorgänger Schönes und Großes errichtet hatten, zu vernichten oder zu verderben. Wenn dieses das Tiguident des Marmol ist (und es giebt kein anderes dieses Namens, so viel ich weiß), so ist es schwer zu begreifen, wie er behaupten konnte, es sey das alte Julia Cäsarea, welches doch ein Hafen war und weit entfernt von dem modernen Tagadempt."

Wiederherstellung Tekedemts durch Abd-el-Kader.

Seitdem dieser Ort wieder eine Bedeutung in der Geschichte Afrika's erlangt hat, hat ihn kein Reisender besucht. Ein junger See-Offizier, der oben erwähnte De France, der Gefangener des Emirs war, gab Berichte über die Bauten der Stadt, die unter der unmittelbaren Leitung Abd-el-Kader's begonnen haben und deren Augenzeuge der Berichterstatter selbst war. Wir ziehen das Wichtigste darüber aus seinem Werke aus:

„Abd-el-Kader hatte seit langer Zeit den Plan entworfen, die Ruinen einer alten Stadt Tekedemta wieder aufzubauen. Den 20. September 1836 langten wir nach einem sechsstündigen Marsche in der Nähe dieses Ortes an. Ohne sich auszuruhen, bestieg Abd-el-Kader ein frisches Pferd und begab sich mit einigen Marabuts nach den Ruinen.

Das Land, in welches wir eben kamen, besteht aus ganz unangebauten Gebirgen, und nichts deutet hier auf einen von Menschen bewohnten Ort. Die sehr hohen Gebirge sind bedeckt mit Mastix-Bäumen, mit Eschen, mit Wachholder-Bäumen und Stein-Eichen. Die Menge und die Stärke dieser Bäume (an keinem andern Orte habe ich den Wachholder als Baum, immer nur als Strauch gesehen) erwiesen deutlich, daß hier seit langer Zeit keine Araber hausen; denn das Land, wo die Stämme sich niederlassen, ist in kurzer Zeit seiner Bäume beraubt. Die Araber verbrauchen sehr viel Holz und verstehen keines zu erhalten.

Abd-el-Kader kehrte in unser Lager zurück und schickte sogleich alle seine Maulthiertreiber und Neger nach den Ruinen, mit dem Befehle, die Stelle aufzuräumen, wo die ehemalige Burg stand. Den folgenden Tag ließ er eine bedeutende Zahl von Soldaten hinmarschiren, um den Bau einer Redoute zu beginnen. Die Arbeiter bekamen aber nichts bezahlt und zeigten sich daher überall unwillig. Abd-el-Kader, um sie anzufeuern, legte selber Hand an.

Den 27sten des Morgens ließ ich den Sultan bitten, uns den Besuch der Ruinen und der angefangenen Arbeiten zu gestatten. Er bewilligte uns unser Gesuch und gab uns noch einen seiner Neger mit. Nach einer halben Stunde Weges erreichten wir den Ort. Der Boden ist ohne Spur von Vegetation und voll Steine. Man sieht noch Ueberbleibsel von Mauern, die einst eine Festung umgeben haben, die am Grunde sieben Fuß dick sind. Auch von neun Thürmen sind noch starke Trümmer da. Der Platz ist 1200 Fuß lang und 900 breit. An Mauerstücken und anderen Trümmern erkennt man noch einen Platz, auf welchen sich Häuser und Kaufläden öffneten. Einige hundert Schritte von dieser Citadelle entdeckt man auf einem Hügel die Spuren einer alten Burg, und hierher läßt Abd-el-Kader seine neue Burg verlegen. Zehn Minuten Weges von den Ruinen schlängelt sich der Fluß Mina am Fuße eines Hügels. Ueberall, außer von der Westseite aus, ist der Platz von hohen Bergen beherrscht; von dieser letzteren Seite gelangt man zu den Ruinen über einen sanften Abhang.

Nachdem wir den Platz untersucht hatten, näherten wir uns der Redoute, zweihundert Schritte von der Burg gegen Osten. Wir bemerkten hier den Sultan und neben ihm seinen ersten Schreiber Ben-Abad und Milud ben-Arrach. Man konnte ihn nicht durch seine Kleider von den übrigen Arbeitsleuten unterscheiden, so einfach war er. Er trug einen ungeheuren Hut, der mit Blättern von Zwerg-Palmen geschmückt war; die Krämpen waren umgebogen und an den Hut durch wollene Schnüre, von denen wollene Troddeln herabhingen, gebunden und hatten wenigstens drei Fuß im Umfang; der Hut war anderthalb Fuß hoch und hatte die Form eines umgestürzten Trichters. Ich näherte mich dem Sultan mit Meurice.*) Er grüßte uns mit seiner gewohnten Anmuth und gab uns das Zeichen, uns zu setzen. „Nach den Trümmern zu schließen", sagte ich zu Abd-el-Kader, „muß die Stadt, die vormals hier gestanden, groß und blühend gewesen seyn." — „Ja", antwortete er, „sie war sehr schön und sehr mächtig und sehr alt." — „Glaubst Du", fuhr ich fort, „daß wir Steine mit Inschriften finden werden?" — „Nein, Ihr werdet keine finden; diese Stadt gehörte niemals den Christen.**) Sie ist eine der ältesten Städte, welche durch die Araber gegründet waren. Die Sultane, meine Vorfahren, welche ihre Residenz nach

*) Wir schreiben immer den Namen so, weil der hier von Leo Afrikanus gegebenen Etymologie zufolge das k dem Kaf im dem Arabischen Worte Kadima entspricht. Der Verf. schreibt Tegdemt. Daß Leo selbst eben so schreibt, ist befremdend; noch mehr aber befremdet es, wie eine Stadt bloß alt oder auch selbst Altstadt heißen kann, ohne daß dabei an eine Neustadt gedacht wird. Von dem alten Utika sagt man, es hieße, nach der punischen Sprache, Altstadt; aber diese Deutung ist nur für zulässig erklärt worden, wenn man zugleich an Karthago: Neustadt, gedacht hat. Auch ist, nach Leo's Etymologie, die erste Silbe, Te, von der Theilnahme an der Erklärung ausgeschlossen, und doch müßte man wenigstens einen Begriff wie: Stadt, Burg u. s. w. neben dem Begriff des zweiten Theils des Wortes darin suchen, wozu das Te im Arabischen aber nicht die geringste Aussicht bietet. Es ist bekannt, daß die eingeborenen Sprachgelehrten der Alten Wörter ihrer respektiven Mutter-Sprache sehr unglücklich erklärten. So zeigt's von Plato, Cicero, Philo und Josephus. Auch Leo und die Mauren, die ihm den Namen der Stadt erklärten, mögen hier mit der Etymologie unglücklich seyn; und wir schlagen eine vor, die sich vielleicht der Sprache und dem Charakter der Araber nach, besser empfiehlt. Vom Stamme Kadama ist der Infinitiv der Conjug. II Takdim [illegible] und heißt: vorziehen, auszeichnen und sollte die Stadt die Vorgezogene, Ausgezeichnete heißen (vgl. Kahira: die Siegreiche). Freilich würde das Particip. Mokaddamet angemessener seyn. D. Uebers.

**) Also doch Römische Tempel; denn die Araber haben seit ihrem Eindringen in Afrika keine Götzen mehr. Oder sollte die Stadt zwischen der Römischen und Arabischen Herrschaft in den Händen der Berbern gewesen seyn? D. Uebers.

***) Wir haben eine Französische Uebersetzung, deren Verfasser sich in der Vorrede rühmt, von Shaw selbst Anmerkungen erhalten zu haben. Sie ist im Haag 1743 in [illegible] erschienen.

*) Dies war der Mitgefangene des De France.

**) Der Thaleb (Gelehrter), wie sich Abd-el-Kader nennen läßt, weiß also nicht, daß die Stadt den Römern gehört habe. Er muß aber auch nichts von den schönen Inschriften der Alhambra wissen, sonst würde er nicht behaupten wollen, daß in Arabischen Städten keine Inschriften zu finden waren. D. Uebers.

Dekedemta verlegt haben, herrschten von Tunis bis Marokko."*) Die Redoute, die Abd-el-Kader hier baut, hat den Zweck, eine Garnison zum Schutze der Arbeiter aufzunehmen und den Arabern selber zum Zufluchtsort bei Nacht gegen die Hyänen und Schakale zu dienen. Für letzteren Zweck mag sie gut seyn; dagegen kann sich keine Garnison gegen einen Feind darin halten, denn sie ist von den Ruinen der alten Festung und einem Hügel beherrscht, von wo aus man Alles im Innern sehen kann.

Den 29sten gestattete uns Abd-el-Kader abermals, die Ruinen zu besuchen. Wir fanden Alles in voller Thätigkeit. Ich bemerkte 10 Soldaten, beschäftigt, eine alte, sehr große gewölbte Cisterne, ungefähr 150 Schritte von der Burg, aufzuräumen. Dieser Cisterne, hörte ich in der Folge, bedient sich Abd-el-Kader zu einem Magazine für Pulver, Salpeter, Schwefel, Blei und Eisen; es ist sein Haupt-Magazin für Kriegs-Vorräthe. Um es aber geheim zu halten, ließ er die Thür zumauern und darüber eine Art von Kaserne bauen. Die Handwerkszeuge der Araber sind sehr schlecht, ausgenommen einige Schaufeln und Hacken, die sie uns gestohlen haben. Sobald mich Abd-el-Kader bemerkte, fragte er mich, wie ich die Fortifikationen finde, die er eben bauen läßt? Ich antwortete: Sie wären ausgedehnt und wohl geleitet, und man könne leicht bemerken, daß er während des Friedens unsere Blockhäuser besucht habe. Mit dieser Antwort war er sehr zufrieden; er würde es weniger gewesen seyn, wenn ich ihm meine ganze Meinung gesagt hätte. Der ungeschickteste Handwerksbursche in Europa würde den Bau besser aufgeführt haben. Das Lächerlichste dabei ist, daß man nicht die geringste Maßregel ergriff, den Abfluß des Wassers zu bewirken; und wenn man bedenkt, wie stark die Regengüsse in diesen Gebirgen sind, so darf man sicher annehmen, daß sich in diesem Augenblicke die Redoute mit ihrem Wallgraben zu einem Haufen Koth verbunden hat.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Das Petersburger Irrenhaus.

(Schluß.)

Die Aerzte des Irrenhauses sind meistens Deutsche, ihre Gehülfen und Diener Deutsche, Franzosen und Russen. Man sucht die geduldigsten und sanftesten Menschen aus, besoldet sie hoch und verabschiedet sie unerbittlich bei dem ersten Ausbruche von Ungeduld, die Charakterhärte verräth. Die Russen sind meistens ausgediente Soldaten, die in ihrer militairischen Carrière, wo sie unter der strengen Zucht ihrer Offiziere alle letzte Spur von Selbstsucht, Eigenwillen und Egoismus ablegen mußten, die beste Vorbereitung zu dem so schwierigen Stande der Irren-Diener machten. Den gäng und gäben Grundsatz: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn", müssen diese Leute völlig abgeschworen haben. Wenn ihnen der eine Backen geschlagen wird, dürfen sie den anderen höchstens weghalten, und sie müssen gegen diese armen unzurechnungsfähigen Leute unsägliche Nachsicht und Geduld haben. — Wer sich nicht geduldig ins Angesicht speien, die Kleider vom Leibe reißen, das Gesicht zerkratzen lassen kann, der taugt nicht zu diesem Dienste. Die irren Weiber werden natürlich wieder von Weibern bedient. Doch hält es weit schwerer, brauchbare und gute weibliche Domestiken zu finden, wie sonderbarer Weise alle Aerzte behaupteten. Die Weiber sind doch sonst in der Regel duldsamer als die Männer und leidensfroher. Vielleicht die Russischen nicht, vielleicht nicht, weil es für sie keine solche Geduldsschule gab, wie für die Männer die Armee.

Für die Rasenden, wenn die Wuth bei ihnen zum Ausbruche kommt, giebt es ein eigenes Zimmer, welches durch Auspolsterung ganz unschädlich gemacht ist und in dem die heftigste Tobsucht weder Anderen noch sich selber Schaden zufügen konnte. Das Zimmer ist ohne Fenster und ganz finster, die Wände, der Fußboden, die Thür, Alles ist weich ausgepolstert. Im ideellen Sinne eben so weich gepolstert wie dies Zimmer ist im ganzen Hause alles Uebrige. Das Benehmen aller Leute ist besonders artig und höflich. Jeder neue Kranke wird auf sehr zuvorkommende Weise empfangen und zuerst in die gute Gesellschaft der besten Irren geführt, die sich ebenfalls schon diesen artigen Ton angeeignet haben. Hier werden ihm die hübschen Sammlungen und Kunstschätze gezeigt. Man servirt ihm einige Erfrischungen, lädt ihn zum Billard und Damenspiel ein, oder wenn ihm dies nicht beliebt, konversirt man mit ihm, willfahrt ihm in allen Stücken, wo es möglich ist, und zeigt ihm nirgends Widerstreben, wo es ihm nicht schaden kann. Arbeit, schöne Natur, anmuthige Gesellschaft und Erholung, wie auf der anderen Seite Langeweile, Finsterniß und Absonderung sind die vorzüglichsten Hebel, deren man sich zur Anregung, Ermunterung, Linderung und Besänftigung bedient. Am anderen Tage wird daher der Kranke in die verschiedenen Arbeitszimmer der Irren geführt, in denen sie mit Spinnen, Hobeln, Papp-Arbeiten, Stricken, Sticken, Nähen u. s. w. beschäftigt sind, und gefragt, ob er vielleicht Liebhaber von einer dieser Beschäftigungen sey. Zeigt er Neigung zu dem einen oder anderen dieser Handwerke, so sucht man ihm die Handgriffe spielend beizubringen, und es gelingt dann gewöhnlich, ihn zum Tischler, Buchbinder oder zur Nähterin zu machen. Gefällt ihm nichts und will er durchaus auch nicht in der Folgezeit sich zu einer körperlichen Arbeit bequemen — die geistige Arbeit, das Lesen in der gewählten Bibliothek, wird nur sehr weit in der Heilung Fortgeschrittenen gestattet — so führt man ihn aus den Arbeitszimmern heraus, damit, wie man bemerkt, man die fleißigen Herren nicht störe, und bringt ihn in ein einsames Zimmer, in welchem ihn die Langeweile doch zuweilen zu plagen anfängt. Klagt er hierüber, so führt man ihn in die Arbeitszimmer zurück und lädt ihn wiederholentlich zur Theilnahme an den Verrichtungen ein, indem man ihm dann auch Theilnahme an den angenehmeren Thee-Abenden verspricht. Ist er der Langenweile in dem helleren Zimmer nicht fähig, und verharrt er in Apathie, oder fängt er zu toben an, so beraubt man ihn des Lichts und sperrt ihn in eines jener Polsterzimmer, aus dem nach einiger Zeit dann selbst der Wüthendste doch wieder befreit zu werden wünscht, weil das Licht doch selbst dem wahnsinnigsten Menschen selbst bei seinen tollsten Unternehmungen nöthig ist und Finsterniß selbst der erhitztesten Phantasie unerträglich scheint. Selten ist doch selbst ein Wahnsinniger so völlig aus allem Zusammenhange mit der Außenwelt gefallen, so ganz mit seiner inneren Dämonen-Welt beschäftigt, so ganz auf seinen eigenen Geisteskreisen sich wälzend, daß er alles Lichts und aller Töne entbehren konnte. Die finstere lautlose Kammer hat immer ihre heilsame Wirkung und giebt die Leute den Arbeits- und Gesellschafts-Zimmern weit friedfertiger und nachgiebiger zurück. Natürlich giebt es auch welche, an denen alle Kunst vergebens verschwendet wird, und bei denen dann nur eine einstweilige völlige Absperrung und Unschädlichmachung anwendbar ist. Bei ihnen wird dann auch ein mäßiger Gebrauch der Zwangs-Jacke und des Dreh-Stuhles gestattet. Das Teerrad zu sehr heilsamer Bewegung wird öfters in Anwendung gebracht.

Das Erste, was uns in den Zimmern der gramvollen Seelen begegnete, waren ein Paar verwirrte Priester, obgleich sonst die Religion in Rußland, wie gesagt, eben zu den seltensten Ursachen der Geistesverwirrtheit gehört. Auch diese beiden Wahnsinnigen waren ganz gute und unschädliche Leute. Sie hatten einfach den Verstand verloren und betrugen sich bloß läppisch wie die Kinder. Dabei hatten sie das Merkwürdige, daß sie sich beide immer nahe an einander schlossen und, wie uns der Arzt sagte, einen Freundschaftsbund im Irrenhause errichtet hatten, so daß sie sich nie von einander trennten und wie ein Paar inséparables neben einander herumtrabten. Die meisten Wahnsinnigen, wie auch die meisten Selbstmörder, liefert der Stand der Beamten, wo die zur Manie gesteigerte Rangsucht, die eben so unerwarteten Degradationen und Beförderungen, die glänzenden Carrièren und die betrübten Unglücksfälle, das Glücksspiel der Gnade und Ungnade so Vielen das Gehirn verdreht.

Die interessantesten Irren befanden sich unter dem weiblichen Geschlechte. Schon von weitem hörten wir die Frau von —t— mit ihrem Stabe auf ihr Gebet-Buch klopfen und mit lauter Stimme die Geister beschwören. Diese vornehme, schöne Dame, deren Schönheit noch jetzt der Wahnsinn nicht zerstört hatte, war schon seit zehn Jahren irre. Bloße Eifersucht auf ihren Gemahl war Ursache ihres Unglücks. Sie war geborne Russin, hatte sich an einen Französischen Offizier, den Napoleon dem Kaiser Alexander gesandt, verheirathet, einen äußerst schönen und liebenswürdigen Mann, den sie heftig liebte, der auch sie liebte, von dem ihr aber zu Ohren gekommen war, daß er hier und da hübsche Aktricen begünstige. Bei diesem Gerüchte erwachte ihre Eifersucht; sie fing an, ihren Gemahl schärfer zu beobachten, ließ ihn am Ende nicht mehr von ihrer Seite und begleitete ihn überall hin. Dadurch natürlich machte sie die Liebe zu ihr bei ihm erkalten, und je mehr sie diese Erkaltung fühlte, desto höher stieg ihre Eifersucht, die zuletzt so weit ging, daß ihr Gemahl am Ende nicht mehr im Beiseyn der Mutter seine Tochter küssen durfte, ohne jene in Zorn und die äußerste Wuth zu versetzen. Als sie eines Tages ihren Mann dabei überraschte, wie er einer fremden Dame nach ritterlicher Sitte artig die Hand küßte, brach ihr Wahnsinn aus, und sie bildete sich nun ein, daß ein Teufel in ihr stecke, der trotz ihrer Schönheit es ihr nicht gelingen lasse, alle Huldigungen ihres Gemahls für sich zu erwerben, und daß rund umher eine Menge Teufel sie umgäben, welche jenem hülfen, so daß sie ihn nicht los werden und vertreiben konne. Sie ist nun beständig mit der Beschwörung dieser Teufel beschäftigt. Und wenn sie diese nun erst zu Stande gebracht, hofft sie auch mit jenem fertig zu werden. Ihren Gemahl aber hat sie bei diesem Geschäft in der jetzigen Verfinsterung ihres Geistes schon längst vergessen. Die Thür ihres Zimmers stand offen, und wir sahen die Unglückliche, in reiche Gewänder gekleidet, aber mit zerzausten Haaren, vor einem Gebet-Pulte auf den Knieen liegen, mit einem langen Stabe in der Hand. Sie las mit lauter Stimme allerlei Unverständliches aus dem Gebetbuche und klopfte mit dem Stabe auf das Pult und den Boden, ohne sich durch uns in ihrem Geschäft stören zu lassen.

Wir sahen eine andere Frau, die über das Studium der Russischen Geschichte den Verstand verloren hatte. Sie war durch dasselbe zu dem Ergebniß gekommen, daß die Romanoff's eigentlich die Vasallen ihrer Familie, daß demnach Alles, was diesen zugefallen sey, ihrer Familie gehöre, und daß sie demnach, als die Einzige dieses Geblüts, eigentlich Herrin und Kaiserin von ganz Rußland seyn müsse. Diese Idee hatte sich bei ihr schon bei übrigens noch gesunden Verstandeskräften so festgesetzt, daß sie den Mitgliedern der Kaiserlichen Familie überall verächtlich auswich. Als sie aber doch einmal mit einem derselben zusammenkam, spie sie aus und schnitt ihm Gesichter, was denn die Veranlassung zu ihrer jetzigen Einsperrung wurde, die sie mit Geduld und Stummheit zu ertragen schien.

Der Kaiser von Rußland ist ein so schöner und majestätischer Mann, daß er vielleicht schon mehr armen Mädchen das Köpfchen verdreht hat, als die Königin von England Victoria jungen Männern. Auch in diesem Irrenhause war eine, die sich einbildete, des Kaisers Braut zu seyn. Sie saß in der einen Ecke ihres Zimmers, mit ihrer

*) Es versteht sich, daß dieses Alles im Munde des Emirs nur Ruhmredigkeit, morgenländische Hyperbel ist, wenn nicht eine Erfindung des Hr. De France. Die Fatimiten, von denen Abd-el-Kader abstammen will, haben niemals so weit in Afrika geherrscht. Der Beherrscher von Tunis bis Marokko hätte ja auch eine bessere Residenz in Fez und Kairwan gehabt.

D. Uebers.

Toilette beschäftigt, und sandte verliebte Blicke über die Schulter zu uns herüber.

Eine dritte kam uns an der Thüe ihrer Zelle freundlich entgegen und bat uns eifrig, doch ums Himmelswillen ihr nicht nahe zu kommen und sie so schnell als möglich zu verlassen, wenn wir von ihrer giftigen Atmosphäre nicht angesteckt seyn wollten. Sie war so rund und dick, wie eine Wasser-Karaffe, aber sie bildete sich ein, so mager wie eine Spinne zu seyn und noch täglich mehr und mehr abzumagern. Sie glaubte, daß eine böse Atmosphäre, in der sie lebe, daran Schuld sey, und daß auch alle Andere, die in dieser Atmosphäre athmeten, von ihrer unheilbaren Krankheit ergriffen werden müßten. Wie ungeheuer mager sie sich selber vorkommen mußte, ließ sich daraus schließen, daß sie klagte, schon seit funfzehn Jahren so täglich mehr und mehr abgenommen zu haben. Das Merkwürdigste war, daß diese Einbildung nicht in der geringsten Verbindung mit der Ursache ihres Unglücks stand, denn ihr Wahnsinn rührte von dem Verluste ihres großen Vermögens her, welches unedle Vormünder verschwendeten. Diese Ursache war längst in den Hintergrund getreten. Solche Irren mögen weit schwerer zu heilen seyn, als die, denen die Betrachtung ihres Mißgeschicks noch nahe liegt, und wo noch also eine Widerlegung oder Beruhigung denkbar ist.

Unter den männlichen Kranken erregte das meiste Bedauern ein kleiner hübscher zwölfjähriger Kadett, den die Furcht vor dem strengen Examen wahnsinnig gemacht hatte. Er war ein völliger Narr geworden, lachte, scherzte, tanzte beständig und lief, allerlei Fratzen schneidend, immer mit Händen und Füßen in der Luft und alle zehn Finger spreizend, von einem Ende des Korridors zum anderen.

Unter den fixen Ideen giebt es manche, die durch nationelle Sitten und Gebräuche veranlaßt werden. So wird Niemand bei uns so leicht auf die Idee eines Russischen Irren fallen, er sey eine Thee-Maschine, weil bei uns die hohe langhalsige Thee-Maschine, das Russische Ssamowar, das mit einiger Nachhülfe und Zufügung einiger Extremitäten leicht phantastisch zu einer menschlichen Figur umgebildet werden könnte, nicht in Gebrauch ist. Jener Irre hörte beständig das Theewasser in seinem Inneren sieden und sagte allen Vorübergehenden: „Es kocht, es kocht, es kocht, es ist schon warm, ich bitte abzuzapfen.“ Auch bat er sie oft, ihm den Hirnschädel abzunehmen, um ihm etwas Kohlen nachzuschütten, wie die Russischen Theebereiter dies denn auch durch den oberen Hals des genannten Gefäßes thun.

Die meisten Kranken waren natürlich Russen, 45 davon, wie gesagt, Deutsche, Franzosen u. s. w. und außerdem auch einige Letten, Finnen und andere Nationen. Die Russen, ihrem sanguinischen Temperamente gemäß, sind am meisten der Wuth und Tobsucht ausgesetzt. Die Finnen, ein dickblütiges und cholerisches Volk, verfallen mehr in Tiefsinn, Melancholie und Blödsinn, welcher letztere namentlich unter den Russen höchst selten ist. Die Letten aber, poetische, gutmüthige, kindliche oft kindische Leute, liefern in der Regel bloß unschädliche Narren. Von den Russen sahen wir mehrere in der Zwangsjacke. Von den Lettischen Narren sieht man fast auf jedem Liefländischen oder Kurischen Gehöfte einen, der sich mit Bändern, Blumen, Glasperlen und anderem Flitterstaate ausschmückt, sich ein General oder Kaiser dünkt und dabei dennoch gutmüthig genug ist, sich seiner Majestät geduldig so weit zu begeben, daß er, selbst mit allen Zeichen seiner Würde angethan, zum Holzhacken, Wasserschleppen u. s. w. sich gebrauchen läßt. Aus Finnischem Stamm kam uns das schrecklichste und merkwürdigste Beispiel von Stupidität und mehr als thierischem, fast vegetabilischem Stumpfsinn vor. Es war ein Mensch von 30 Jahren, der seit seinem vierten Jahre in vollkommene Geistesblödigkeit verfallen war. Dieses Wesen, obgleich alle seine Organe und Glieder gesund und vollständig waren, verstand keine Sprache des Erdbodens und war auch nicht Herr irgend eines einzigen artikulirten Lautes, um seinen Willen kund zu geben. Es schien weder irgend etwas Hörbares noch Sichtbares irgend einen Reiz auf ihn auszuüben, kaum das stärkste Licht und der heftigste Schall. Wenn man mit der Hand ihm nach den Augen fuhr, schlug er diese nicht einmal nieder, vielmehr starrten sie todt, wie die Augen einer Marmor-Statue. Auch bewegte er sich von selbst und eigenwillig nie, sondern blieb wie ein Stück Holz da stehen, wohin man ihn stellte. Seinen Appetit, sagte man uns, gebe er nur durch ein leises Wimmern zu erkennen, das bei heftiger werdendem Hunger sich zu einem lauten Geheul verstärke. Die Speisen konnte er nicht zum Munde führen, nicht, weil seinem Arme dazu die Kraft fehlte, sondern weil er vermuthlich das Organ nicht kannte, vermittelst dessen wir unseren Appetit stillen. Man schob ihm die Speisen in den Mund. Kaum setzte er die Kinnladen zu ihrer Zermalmung in Bewegung. Das Meiste wurde heil heruntergeschluckt, und dies Schlucken schien die höchste Bethätigung des Vorhandenseyns von Leben bei ihm zu seyn. Wenn ihm ein Glied wehe that, so vermochte er nicht, durch irgend etwas die Stelle des Schmerzes zu bezeichnen, nur ein einfaches Geheul verkündete sein Mißbehagen. — Er schien in der That das bedauerlichste Wesen im Hause zu seyn, und die Rinder und Schafe erschienen im Vergleich mit ihm als geistig hochgestellte Geschöpfe.

Wir waren bei unserer Anwesenheit noch Zeugen eines Vorfalls, der uns zeigte, wie human und wirksam der Geist ist, der diese Anstalt beseelt. Es wurde dem Arzte gemeldet, daß der Kranke N. N. sich auf dem Boden wälze, sich den Kopf schlage und die Haare raufe, daß ihm Blut aus Nase und Mund stürze, und daß er nicht vermocht werden könne, aufzustehen. Der Arzt ging sogleich hin zu dem Unglücklichen, den wir auf dem Boden liegen sahen. So wie er die Stimme des freundlich ihm zured[...] horchte er auf, erhob sich und ward still. Der Arz[...] wenn er sich unwohl fühle, sich etwas zu Bett zu [...] dagegen bat, er wolle etwas im Korridor spazieren [...] der Arzt dies nicht gut fand, fing er an, ihn wie e[...] Vater herzlich zu bitten, umfaßte seinen Arm, küßte [...] horchte aber dann schweigend, da der Arzt ihn freu[...] verwies, ließ sich waschen und legte sich ruhig nieder.

Ueber jeden Kranken wird ein genaues Tagebuch [...] über seine Arbeiten sogar, für welche ihm ein klein[...] rechnet wird, damit sie durch die Vortheile, welche sie [...] entstehen sehen, zu größerem Fleiße gereizt werden [...] Männern beschäftigen sich die meisten mit Papp-Arbeit, [...] thierung, die jeder leicht erlernt und deren Produkte, [...] schnell zu einigem Resultate gelangt, bald Freude, Fr[...] lohnung gewähren.

Von den 130 Irren, die das Haus 1835 enthielt, [...] 50 entlassen, die Hälfte davon geheilt, die andere Hälfte [...] bar auf Verlangen der Verwandten zurückgegeben, 2[...] Verlaufe des Jahres gestorben, alle dadurch leer gew[...] aber für 1836 schon schnell wieder besetzt. Wir sahen [...] der Wahnsinnigen, eine eigene Abtheilung des großen [...] Kirchhofs, wo bereits an 300 dieser brausenden Ge[...] Bei Nacht und Mondenschein mag es einem doch beso[...] lich auf diesem Kirchhof werden, und man würde ge[...] Gesellschaft dieser wahnwitzigen Gespenster immer noch [...] in die Arme der vernünftigen Geister, als vertra[...] werfen.

J. G.

Bibliographie. In Petersburg sind 1840 erschienen:

Gretsch, Vorlesungen über die Russische Sprache.
N. Mostewitsch, Klein-Russische Volkslieder.
N. Polewoi, Skizzen der Russischen Literatur.
Michael Orlaeu, Der Gesang vom Kampfe Igor's.

Mannigfaltiges.

— Das Pariser Kind. Von dem geborenen [...] lutionair, dem Urtypus aller Straßenjungen und dem [...] Proletarier giebt Jules Janin folgende Schilderung: „[...] Kind ist das wunderlichste Gemisch von Fehlern und [...] Muth und Leichtsinn; von Schlauheit und Unschuld, [...] entgegengesetzten Tugenden und Lastern, die man unter [...] findet. Dieses Kind ist der Typus dessen, was man den [...] Geist nennt; es hat Alles, was diesen auszeichnet: eine [...] Unabhängigkeitssucht, ein edles Herz, ein fröhliches G[...] ohne Bitterkeit, den praktischsten Verstand, den feinsten [...] zauberndste Eitelkeit. Das Pariser Kind ist nicht das [...] Jahrhunderte und auch nicht das der Erziehung; so [...] ist, so war es im Anfang der Französischen Monarchie. [...] könnte man mit Recht sagen, was Napoleon von den [...] gesagt hat: „Es hat Nichts gelernt und Nichts vergessen. [...] unter Karl dem Großen, Gamin unter Ludwig XI., [...] Franz I., Ludwig XIV., XV. und XVI., hat sich das [...] nie um die Könige bekümmert, welche regierten, noch um [...] denen man gehorchen mußte, noch um den Europäischen [...] man ihm aufbringen wollte; es ist weder Katholik, noch [...] weder Jesuit, noch Jansenist gewesen; es war immer [...] lutionair, aber Revolutionair aus Gefühl, nicht aus [...] nicht aus Ehrgeiz, sondern zu seinem Vergnügen, weil e[...] macht, so Alles drunter und drüber stürzen zu sehen. D[...] Kind hat nie einer Macht geschmeichelt, nie Jemanden g[...] ihm kann man auf Nichts rechnen, nicht einmal auf [...] Groll trägt es nicht nach, aber Dankbarkeit besitzt es eben [...] Gebt ihm einen Thaler, und es schneidet euch eben so [...] sicht, als hättet ihr ihm fünf Centimen abgeschlagen. [...] größten Politiker haben kein Mittel finden können, diesen [...] baren kleinen Mann zu beherrschen: Gewalt und Furcht [...] ihm nichts, höchstens der Ruhm, aber dann muß es auch [...] seyn, wie er nicht alle Tage zu finden ist. Die Staat[...] wenig wie die Priester, die Soldaten, die Redner, [...] Präfekt selbst kann ihm nicht beikommen; ja, ich glaube [...] Fatum selbst, wenn es sich die Mühe geben wollte, [...] Unkraut nicht ausrotten können.“

— Dramen des Auslands. Von der trefflichen [...] wohlfeilen Ausgabe des Griesschen Calderon (Berlin, [...] Buchhandlung), deren wir in diesen Blättern bereits ge[...] wiederum drei Bändchen erschienen. Sie enthalten folgen[...] „Eifersucht das größte Scheusal“, „Die Verwicklungen de[...] „Die Tochter der Luft“ (Erster und zweiter Theil), „[...] Kobold“ und „Der Richter von Zalamea“. — Die S[...] Buchhandlung hat in ihr Répertoire du théâtre français [...] auch das neue Trauerspiel von Casimir Delavigne, La [...] aufgenommen. Französische Feuilletons haben dieses Dra[...] lobt; ein auch nur flüchtiger Vergleich mit Corneille un[...] wird jedoch den Leser bald überzeugen, daß der Cid [...] weder ein romantischer Spanier, noch im Sinne [...] klassischer Franzose ist. Lieber als solche kalte [...] ahmungen eines nicht mehr zurückzuführenden klassischen J[...] sind uns doch noch die dramatischen, oft abscheulichen, m[...] auch schönen Verirrungen Victor Hugo's.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. [...]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Montag den 3. August 1840.

Frankreich.

Napoleon's Abdankung.

Nach Marco de Saint-Hilaire.

I.

In der Nacht vom 30. zum 31. März erfuhr der Kaiser in der Nähe von Juvisy das Schicksal der Hauptstadt. Sogleich befahl er den Anführern der Truppen, welche Paris zu räumen begannen, nach Fontainebleau zu marschiren und seine weiteren Befehle abzuwarten. Dann sandte er den Herzog von Vicenza in das Hauptquartier der Verbündeten: er hoffte, bei der Capitulation noch seine Stimme geltend machen zu können; in Erwartung neuer Nachrichten schritt er auf der großen Straße auf und ab. Von den feindlichen Vorposten war er nur durch die Marne getrennt.

Aus den Bivouacs der Russen und Preußen, welche sich in der Ebene von Villeneuve Saint-Georges gelagert hatten, schimmerte der Wiederschein der Lagerfeuer zu den Hügeln am rechten Ufer hinüber, während das linke Ufer, auf welchem der Kaiser mit einigen Offizieren weilte, in das tiefste Dunkel gehüllt war. Es war fünf Uhr Morgens, der Tag brach an, als ein Courier, von Caulincourt gesendet, mit verhängten Zügeln heransprengte; er meldete, daß die Capitulation um 2 Uhr Nachts unterzeichnet worden war, daß die Verbündeten schon am Morgen ihren Einzug halten wollten, und daß Alles zu Ende sey. Augenblicklich kehrte Napoleon um und traf um 6 Uhr in Fontainebleau ein. Er stieg nicht in den Ehrengemächern des Palastes ab, sondern in den kleinen Zimmern, die er als erster Konsul bewohnt hatte. Sein Gefolge richtete sich in den Räumen des „weißen Pferdes" ein. Unterdeß langten die Truppen, die er aus der Champagne mit sich brachte, auf der Straße von Sens an. Sie hatten 30 französische Meilen in weniger als zwei Tagen zurückgelegt. Die Trümmer der Truppen-Abtheilungen, welche die Hauptstadt vertheidigt hatten, drängten sich auf der Straße nach Fontainebleau zusammen. Die Soldaten waren alle von einem fast wüthenden Enthusiasmus beseelt. Napoleon war unschlüssig, ob er sich hinter die Loire zurückziehen oder einen Versuch zur Wiedereroberung der Hauptstadt machen solle. Er entschied sich für den zweiten Plan, der seinem Charakter mehr zusagte.

Am folgenden Tage sinnt er einen Angriffsplan aus, als die Nachrichten von den Vorgängen, die sich am Morgen des 31. März zutrugen, ihm die Ueberzeugung gaben, daß seine Lage verzweifelter ist, als er anfangs vermuthet. Dennoch sammelt er alle seine Streitkräfte um Fontainebleau herum. Der Herzog von Ragusa schlägt sein Hauptquartier zu Essonne auf, der Herzog von Treviso zu Mennecy; die Bagage und der große Artillerie-Park stellen sich um den Wald herum auf. Lefebvre, Ney, Macdonald, Berthier und die anderen Marschälle treffen allmälig im kaiserlichen Hauptquartier ein.

Noch ist Napoleon von einer treuen und ergebenen Armee umringt. Er theilt den Marschällen die Vorgänge in der Hauptstadt mit, befiehlt ihnen aber, sie vor den Truppen verborgen zu halten, um sie nicht zu entmuthigen. Dann befiehlt er, die alte Garde auf dem Hofe des Palastes zu versammeln: er will Revue über sie halten. Mit Wohlgefallen verweilen die Blicke des Kaisers auf seinen alten Kampfgefährten; als er den freudigen Zuruf seiner Grenadiere vernimmt, glaubt er sich noch nicht vom Glücke verlassen und hofft, das Verlorene durch einen entscheidenden Schlag wiederzugewinnen. „Noch ist nicht Alles zu Ende", sagt er zum Marschall Lefebvre, indem er ihm die Hand drückt; „Caulaincourt hat sich getäuscht. Alle haben sich getäuscht", fährt er fort, indem er einen verstohlenen Blick auf die Marschälle wirft. „Ich werde diesen Braven, welche auf ihren Kaiser vertrauen, die Wahrheit sagen. Herzog von Danzig, lassen Sie das Carré bilden."

Der Befehl wird vollzogen; die Offiziere treten aus den Gliedern hervor. Die Trommeln fangen an zu wirbeln; Napoleon gebietet ihnen zu schweigen und beginnt mit lauter und tönender Stimme: „Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meiner alten Garde, der Feind ist uns um drei Tagesmärsche zuvorgekommen und hat Paris eingenommen; wir müssen ihn aus der Hauptstadt vertreiben." Es erhebt sich ein dumpfes Gemurmel, die Augen des Kaisers funkeln, und er fährt fort: „Unwürdige Franzosen, Emigranten, denen wir verziehen hatten, haben die weiße Kokarde aufgesteckt und sich mit unseren Feinden verbunden. Die Schändlichen, sie werden den Lohn ihres Verbrechens erhalten." — „Ja! Ja!" riefen die Offiziere, indem sie die Hand an den Degengriff legten. — Napoleon fuhr fort: „Wir wollen schwören, zu siegen oder zu sterben und der dreifarbigen Kokarde, die uns zwanzig Jahre lang zum Siege geleitet hat, Achtung zu verschaffen. In wenigen Tagen rücken wir auf Paris los. Soldaten meiner alten Garde! der Kaiser rechnet auf Euch!" — Soldaten und Offiziere riefen begeistert: „Nach Paris! Es lebe der Kaiser! Tod den Verräthern!" — Aber die meisten Marschälle verhielten sich still; ihre Treue wankte schon.

Napoleon befahl, seine Rede in den Tagesbefehl zu setzen, und kehrte in den Palast zurück. Zwanzig Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe; vor funfzehn Jahren hätte er auf der Stelle einen Entschluß gefaßt, aber seitdem hatten sich die Umstände sehr geändert. Er zählt noch auf die Armee, aber zwischen dieser und ihm stehen Mittelspersonen mit berühmten Namen. Seine Heerführer sind Fürsten und Herzoge; jeder seiner Marschälle ist die Personification eines Sieges, und Napoleon hatte sich an die Umgebung dieser lebenden Trophäen gewöhnt. Aber die Marschälle waren von ihm abgefallen, und er konnte nur noch auf die Soldaten rechnen.

II.

Um 6 Uhr Morgens war der Herzog von Vicenza bis Bondy gelangt, wo der Kaiser Alexander sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, aber er hielt in seinen Händen die Schlüssel von Paris, welche ihm Pasquier und Chabrol überbracht hatten. Ueberdies war er mit den Vorbereitungen zu seinem Einzuge beschäftigt und sagte daher bloß zu ihm: „Es ist Zeit, daß Sie kommen, nun es keine Hülfe mehr giebt! Ich kann mich jetzt nicht mit Ihnen unterhalten. Gehen Sie nach Paris, dort werde ich Sie sehen."

Der Kaiser Alexander und der König von Preußen hielten hierauf ihren Einzug in Paris. Um 6 Uhr Abends bezog der Kaiser Alexander die Zimmer, welche Herr von Talleyrand in der Straße Saint-Florentin für ihn hatte in Stand setzen lassen. Der Prinz von Benevent hatte sich nämlich, anstatt Marie Louise hinter die Loire zu folgen, an einer Barriere anhalten lassen, um den Verbündeten die Honneurs der Stadt zu machen. Alexander hatte einen großmüthigen Charakter, und sein eifrigster Wunsch war, den Frieden der Welt zu sichern. Kaum hatte er sich eingerichtet, als der König von Preußen ihn aufsuchte und Beide eine Berathung hielten, zu welcher Dalberg, der Graf Nesselrode, Pozzo di Borgo, die Fürsten Schwarzenberg und Lichtenstein so wie Talleyrand gezogen wurden. Alexander sagte: „Napoleon verdient, einer Macht entkleidet zu werden, die er gemißbraucht hat", und setzte, zu Talleyrand und Dalberg gewendet, hinzu: „Die Franzosen mögen die für sie passendste Regierung wählen."

Es wurden nun drei Fragen aufgeworfen: 1) ob man Frieden mit Napoleon schließen solle, indem man genügende Bürgschaften von ihm fordere; 2) ob man eine Regentschaft einsetzen, oder 3) ob man die Bourbons zurückberufen solle.

Talleyrand nahm das Wort und setzte die Uebelstände der Aufrechterhaltung Napoleon's, wie er es nannte, aus einander. Eben so bekämpfte er die Regentschaft. Die Wiedereinsetzung der Bourbons schien ihm die einzige mögliche Lösung. „Was sagen Ew. Majestät dazu?" fragte Alexander den König von Preußen. „Ich bin der Meinung", antwortete dieser, „daß wir zunächst Napoleon bekämpfen müssen. Er ist noch zu Fontainebleau an der Spitze einer ergebenen Armee; das Wesentliche ist, diese zu zerstören." Alexander befragte hierauf den Fürsten Schwarzenberg, der den Kaiser von Oesterreich repräsentirte, ob dies auch seine Meinung sey, und auch dieser bejahte. Napoleon's Sache war unrettbar verloren, denn schon seit dem vorigen Tage hatte sich Talleyrand mit dem Grafen von Nesselrode verständigt; es war schon Alles in Ordnung gebracht, so daß nur die Zustimmung des Kaisers fehlte. Freilich widerstand dieser lange den Gründen, die Talleyrand zu Gunsten der Bourbons geltend machte. Den Ausschlag gaben der Baron Louis und Herr von Pradt, welche bestätigten, daß sie Alle Royalisten seyen, daß Frankreich ihre Gesinnungen theile und keinen anderen Herrscher als Ludwig XVIII. wünsche. Als sich der Baron Louis noch ungemessenerer Ausdrücke gegen Napoleon bediente als Herr von Pradt, entgegnete der Kaiser trocken: „Der Kaiser Napoleon ist lange noch nicht todt, auch nicht einmal politisch." — „Ew. Majestät", fiel der Ex-Abbé ein, „er ist ein Leichnam, aber er stinkt noch nicht." — „Nun gut", sagte der Kaiser, „ich erkläre, daß ich nicht mehr mit

ihm unterhandeln werde." — „Diese Erklärung", wendete Talleyrand ein, „schließt seine Familie nicht aus." — „Fügen Sie hinzu: und mit keinem Mitgliede seiner Familie", sagte der Kaiser.

Nun entwarf Talleyrand eine Erklärung, welche er dem Kaiser mit den Worten überreichte: „Es wäre zu wünschen, daß die Erklärung Ihrer Majestät veröffentlicht würde." — Der Kaiser unterzeichnete sie. In einer Stunde war sie an allen Mauern von Paris zu lesen. Während der Berathung hatte sich der Herzog von Vicenza mehrmals im Palaste des Herrn von Talleyrand eingefunden, aber nicht bis zum Kaiser gelangen können. Am 1. April versammelte sich der Senat unter dem Vorsitze des Herrn von Talleyrand und nahm eine provisorische Regierung an, die aus folgenden Personen bestand: der Prinz von Benevent als Präsident, der General Beurnonville, Herr von Jaucourt, der Herzog von Dalberg und der Abbé Montesquiou. An demselben Abend nahm die legislative Körperschaft ohne weitere Berathung folgenden Artikel an: „In Betracht, daß Napoleon Bonaparte die Constitution verletzt hat, tritt die legislative Körperschaft dem Beschlusse des Senats bei, welcher seine Absetzung so wie die seiner Familie ausspricht."

Endlich war es Caulaincourt gelungen, vor den Kaiser Alexander zu gelangen. Er hatte denselben günstiger für die Regentschaft und den Sohn Napoleon's gestimmt, aber es bedurfte eines raschen Entschlusses des Letzteren. „Mein lieber Herzog", sagte Alexander zum Herzoge von Vicenza, als er ihn verabschiedete; „vor Allem müssen wir seine Abdankung haben; wir beauftragen Sie, diese von ihm zu fordern. Kommen Sie rasch zurück und überbringen Sie uns dies Aktenstück auf offiziellem Wege. Der Kaiser Napoleon soll seinem Stande gemäß behandelt werden. Ich gebe Ihnen mein Wort", fügte er hinzu, indem er die Hand des Groß-Stallmeisters huldvoll drückte. Achtzehn Meilen trennten diesen von Napoleon, er legte sie in fünf Stunden zurück und war um drei Uhr Morgens in Fontainebleau. (Fortsetzung folgt.)

Dumont d'Urville's Expedition nach dem Austral-Meere.

Die bisherigen interessanten Ergebnisse der zweiten Französischen Expedition nach den Südpolar-Breiten haben den Befehlshaber derselben bestimmt, seine Reise noch weiter fortzusetzen, um dann auf einem anderen als dem früher bezeichneten Wege die Rückkehr zu bewerkstelligen. Herr Dumont d'Urville hatte sein Projekt nur dem Capitain der „Zélée" mitgetheilt. Hierin war er nicht dem Beispiele Cook's gefolgt, der unbedenklich eingesteht, daß er auf seiner zweiten Reise mit den ihn begleitenden Schiffen ganz und gar keinen Ort der Vereinigung verabredet habe. Auch kam es von der ersten Expedition an nicht dazu, daß die „Adventure" mit der „Resolution" zusammentraf, obgleich sie von dem Ankergrunde der letzteren (bei Neu-Seeland) nur etwa um 12 Tagefahrten entfernt war. Schon seit drei Jahren zu gleichen Unternehmungen verbündet, werden der „Astrolabe" und die „Zélée" nach wie vor denselben Gefahren Trotz bieten.

Dem vor ihrer Abreise entworfenen Plane gemäß, sollte die „Zélée" im zweiten Jahre nach Frankreich zurückkehren. Die Verlängerung dieses Termins wird nicht die einzige glückliche Modification seyn, welche der Plan erlitten hat. Aufträge und Anempfehlungen von ziemlich allgemeiner Art sind keine wahre Instructionen; auch ist kein menschliches Unternehmen dem möglichen Erfolge mehr untergeordnet, als eine Weltumseglung, deren Zweck neue Entdeckungen und Rekognoszirungen sind, und kaum ließe sich eine nautische Expedition anführen, die mehr Wechsel des Geschicks erlebt hat, als diese neueste.

Der König von Frankreich hat Herrn d'Urville, indem er dessen Plane noch den Befehl zu einer Exkursion nach dem Südpol beifügte, eine Mission aufgetragen, die in anderer Art schwieriger war, als diejenige, welche Lapérouse von Ludwig XVI. erhielt. Zweimal sind die Schiffe in dem Polar-Eise vorgedrungen, einmal im Jahre 1838 und ein zweitesmal im Jahre 1840. Die Unternehmung von 1838 hat, außer vielen schätzbaren Beobachtungen, zur Entdeckung eines Landes in einer Ausdehnung von 30 Lieues geführt. Durch die nicht minder gefahrvolle Unternehmung von 1840, unter einer fast gerade entgegengesetzten geographischen Länge ausgeführt, sind die schon vorher über Bildung und System der Eismassen gemachten Beobachtungen erweitert worden; und die Entdeckungen, welche sie veranlaßt, hat der offizielle Bericht vom 19. Februar der gelehrten Welt schon dargelegt. In die vornehmsten Sprachen Europa's übersetzt, hat dieser Bericht ein allgemeines Interesse erregt, das jedoch vorgefaßte Meinungen oder blasser Neid heimlich zu schmälern versuchten. Die Beweise für Alles werden nach wenigen Monaten dem unparteiisch prüfenden Publikum vorliegen.

Capitain Cook schrieb nach seiner Reise vom Jahre 1775, er halte es für ausgemacht, daß in der südlichen Polar-Zone kein Land mehr existire, außer etwa in der Nähe des Pols, also in einer Gegend, bis wohin kein Schiffer gelangen könne. Dennoch sind in unseren Tagen unter dem antarktischen Polarkreise mehrere Länder entdeckt worden. Jenseits dieses Kreises hat der Russische Capitain Bellinghausen im Jahre 1820 zwei kleine Eilande aufgefunden, und eine dritte viel größere Entdeckung verdankt man jetzt der Französischen Marine. England und die Vereinigten Staaten werden in Frankreichs Fußstapfen treten, ohne Zweifel, um Gewährleistungen zu erhalten, die man in den Reiseberichten des Herrn Wedell (1823) und des Capitains Morell (1833) vermißt.

Briefe, von Mitgliedern der Expedition geschrieben, geben uns noch einige Details, die Herrn d'Urville's Rapport kaum enthalten konnte. So lesen wir z. B., daß man am 20. Januar unter dem 66sten Grade einen von Bergen starrenden, von Thälern durchschnittenen, in ewigen Schnee und Eis gekleideten Kontinent entdeckt hat. Die Schiffer kamen ihm den 21sten bis auf 7 Miglien nahe; aber den ganzen Morgen zwang sie eine Windstille, auf demselben Flecke zu bleiben. Endlich, gegen fünf Uhr, enthüllten Eisbänke, die von der Strömung fortgerissen wurden, eine geräumige und tiefe Bai. Die Freude hierüber war so groß, daß man, obgleich die Schaluppen etwas gelitten hatten, auf den vornehmsten Felsen lossteuerte und, obgleich dieser Felsen ringsherum abschüssig war, mit einem Enthusiasmus hinaufkletterte, als gälte es den Sturm einer Festung. Unter dem Rufe: „Es lebe Frankreich!" ward die National-Fahne auf den Felsen gepflanzt. Von dem Gipfel aus bemerkten die Entdecker mehr als funfzig ähnliche auf dem Raum von kaum einer Miglie zerstreute Felsenkämme; aber unzählige andere ragten im Grunde der Bai aus dem Wasser hervor. Nun wurden Beobachtungen angestellt, Höhen gemessen, Skizzen gezeichnet; man berechnete die Höhe verschiedener Gipfel einer sehr ausgedehnten Bergkette auf 400 bis 450 Metre (bis 1425 Fuß Rheinl.). Der Gipfel, welchen die Entdecker erstiegen hatten, war, wie Alles, was der Blick umfassen konnte, von scheuslicher Nacktheit und ganz ohne Vegetation; einige Splitter der Steinmasse, die man nur mühselig ablösen konnte, enthielten nicht einmal Schüsselmuscheln (Patellen). Der Granit dieses Felsens war so hart, daß die Hämmer stumpf wurden und sogar zerbrachen.

Während dieser Besitznahme erlaubte ein günstiger Wind auch den Korvetten, der Küste nahe zu kommen. Man hoffte, an den folgenden Tagen noch andere Punkte besuchen zu können; aber am 23sten unterbrach eine lange Sandbank die weitere Aufnahme der Küste, die in einer Ausdehnung von ungefähr 80 Miglien schon gemessen war. Ein dicker Nebel, der am 24sten das Land Adelie einhüllte, wurde von einem entsetzlichen Sturme wieder zertheilt; im Norden durch Sandbänke bedroht und im Süden gegen Felsen gedrängt, schwebten die Schiffe in dringendster Gefahr. Der Sturm riß einen Theil der Segel fort, und das Schneegestöber fiel so dicht, daß man Eisberge von 80 Toisen (480 Franz. Fuß) Höhe nicht bemerkte; weder Kanonenschüsse noch Glockenschall konnten von einem Schiffe bis zum anderen gehört werden. Die „Zélée" war verschwunden, und das Lock, welches man alle zehn Minuten an der Leine ins Meer hinabließ, gab den Schiffern die traurige Gewißheit, daß sie nach wenigen Stunden scheitern würden.

Schon zwei Jahre lang waren die Schiffer mit dem Anblick des Todes vertraut; aber auf dem Schauplatze seiner eigenen Entdeckungen sterben, sie mit sich begraben müssen, ohne die Aussicht, daß jemals eine Spur davon bis nach Frankreich gelangen würde: dieser Gedanke war weit qualvoller als die Annäherung des Schiffbruchs!... Um das Unglück voll zu machen, kamen die Boussolen, welche die Anwesenheit des magnetischen Pols angezeigt hatten, aus ihrem Gleise, und die übrigen Instrumente wurden ganz unbrauchbar. Dennoch offenbarte sich dieser mystische Pol vor dem Sturme und gleich nach demselben den Schiffern.

Aus den in Paris und anderwärts empfangenen Briefen ergiebt sich, daß der Befehlshaber nicht bloß durch seine Geschicklichkeit, sondern auch durch Seelenstärke und unerschütterliches Vertrauen die Expedition gerettet hat. Ich kann nicht umhin, hier folgende Stelle des neuesten Briefes mitzutheilen, den Herr d'Urville so gütig gewesen ist, an mich zu schreiben:

— — — „Wir bedurften dieses Erfolges, theurer Landsmann, um unsere Mannschaft moralisch aufzurichten. Von 160 Personen, die an der Expedition *) Theil genommen, sind bereits 30 der rothen Ruhr erlegen. Wenn die Regierung gegen Leute, die so viele und harte Prüfungen bestanden haben, sich gleichgültig bewiese, so wäre dies, nach meinem Ermessen, mindestens ein Undank. Ich für meinen Theil werde, meinen alten Vorsätzen treu, keinen Menschen mit Gesuchen belästigen; das Bewußtseyn, Alles gewagt zu haben, ist mir befriedigend, und ich preise mich glücklich, wenn die Vorsehung mein Weib und meinen Sohn mir erhalten hat."

Das Itinerar der Expedition ist Folgendes: Im Anfang des März richtete sie ihren Lauf von Hobart-Town nach den Auckland-Inseln; vielleicht ist sie bis zu den Makaria-Inseln vorgedrungen, wo der Seehund-Fischer, der sie 1811 entdeckte, 80,000 Häute sammelte. Von dort wendete man sich nach Neu-Seeland und vollendete die Aufnahme dieses Landes, welche der „Astrolabe" schon im Jahre 1827 begonnen hatte. Dieses Mal wollte man den südlichen Theil der Insel Tawai Punawn aufnehmen, im Westen die Halbinsel Banks besuchen, wo jetzt eine Französische Kolonie sich niederläßt, und den südlichen und östlichen Theil von Ika-na-mawi rekognosziren. Da der große Rechtsstreit, dessen Gegenstand dieses ausgedehnte Land in Europa ist, genaue Erkundigungen nothwendig machte, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Korvetten vor Ende Mai Neu-Seelands Küsten verlassen haben. Von dort aus sind sie wohl nach Neu-Caledonien gesegelt, einem Lande von 200 Miglien Länge, dessen sehr ausgedehnte verborgene Klippen-Reihen Capitain Dumont d'Urville bereits im Jahre 1829 untersucht hat. Seit Cook und Entrecasteaux ist keine authentische Rekognoszirung Neu-Caledoniens bekannt geworden. Von dort aus gedachte man den Archipel der Neu-Hebriden zu passiren.

Im Jahre 1837 beschloß das Britische Gouvernement, ein Schiff auszurüsten, das nur ausschließlich die Meerenge Torres untersuchen sollte: so viel ist Britanien aus kaufmännischer Rücksicht daran ge-

---

*) Die Expedition bestand aus den beiden Schiffen „Astrolabe" und „Zélée", ersteres unter Herrn Dumont d'Urville's eigener Leitung und letzteres unter dem Korvetten-Capitain Herrn Jacquinot.

legen, diese Meerenge beschiffen zu können. Die Französische Expedition wurde im Jahre 1839, nachdem sie an der Südküste Neu-Guinea's eine Strecke von 80 Lieues aufgenommen, später, im August, durch den westlichen Mousson aus dieser Straße getrieben. Gegenwärtig versucht man, von Westen her einzudringen, eine Richtung, die Cook vor siebenzig Jahren einschlug. Unsere Schiffer werden an der Südwest-Küste von Neu-Guinea eine möglichst große Strecke aufnehmen, um die Geographie dieses ganzen Landes zu vervollständigen, dessen Nordküste Herr d'Urville in einer Ausdehnung von 350 Lieues schon erforscht hat.

Die Karte des Landes Adelia, das unter 66° 30' südlicher Breite und 138° 21' westlicher Länge von Paris entdeckt worden, ist bereits gestochen und dem neuen Hefte der nautischen Annalen beigefügt.

(F. F.)

A l g i e r.

Abd-el-Kader und seine neue Residenz.

(Schluß.)

Ehe ich mich zurückzog, kam einer der Italiänischen Fischer (drei dieser Unglücklichen arbeiteten an den neuen Bauten) und überreichte mir eine Arabische Medaille, die er beim Ausgraben gefunden.

Der Sultan schreckt zurück vor einer Französischen Invasion. Deshalb erbaute er Tekedemta in dieser unwirthbaren Gegend, wohin man ihm nicht gern folgen wird. Er ist wie der Tiger, der in der Ebene von geschickten Jägern (sic!) gedrängt wird und sich in die Schluchten des Gebirges wirft, um vor den Kugeln der Angreifer sicher zu seyn. Tekedemta ist ein abscheulicher Ort. Die Temperatur, die dort herrscht, ist rauh und kalt. Am 2. Oktober hat es unter unseren Zelten gefroren. Sechs Stunden südlicher dagegen findet man sehr gut angebaute Hochebenen, die ansehnlich bevölkert sind. Hierhin schickt Abd-el-Kader die Kameele, die zu Tekedemta nicht das geringste Futter finden, während die Einwohner dieser fruchtbaren Ebenen nach der wüsten Stadt Lebensmittel führen. Wenn jemals die Franzosen eine Expedition bis nach Tekedemta unternehmen, so mögen sie ja nicht vergessen, für die Kameele, die sie doch nothwendig mitführen, hinreichend Futter mitzunehmen. Die Gebirge sind voll von Wild; bei jedem Schritte stößt man auf Hasen, auf Kaninchen, Rebhühner, Drosseln, Amseln, Rothhühner (die Federn auf ihrem Rücken sind aber blau), wilde Tauben und Turteltauben. Zahlreich sind auch die wilden Schweine in den sumpfigen Gegenden. Die Soldaten fangen an, gegen den Befehl Abd-el-Kader's, das Wild zu verzehren; der Markt von Tekedemta ist davon voll. Auch der Fluß Mina ist reich an Fischen. In ihm und in allen anderen Gewässern dieser Gegend haben wir eine große Menge von Schildkröten gefunden; sie haben aber einen abscheulichen Geschmack, während die Schildkröten auf dem Lande, wenn sie wohl zubereitet werden, ein delikates Gericht geben.

Abd-el-Kader verfolgt mit großem Eifer und großer Thätigkeit die Arbeiten der Redoute. Funfzig Handwerker, Maurer und Zimmerleute, sind beständig dort in Thätigkeit. Um die Grundsteinlegung der neuen Stadt zu feiern, ließ der Sultan eine Kanone nach der Redoute bringen. Man lud sie mit Kieselsteinen und feuerte sie dreimal so ungeschickt ab, daß die Steine in das Lager fielen und beinahe Menschen und Pferde tödteten. Bei jedem Schusse schrieen die Marabuts und die Arbeiter: „Großer Sultan!" Dies gefiel Abd-el-Kader so sehr, daß er von Maskara sieben achtpfündige Kanonen nach der Redoute schickte. Es sind alte Spanische Stücke, wovon eines schlechter als das andere ist.

Bevor ich Tekedemta verlasse, wohin ich nicht wieder kam, will ich noch Einiges berichten, was ich zwar nicht selber gesehen habe, dessen Genauigkeit ich aber verbürgen kann, da ich es aus guter Quelle habe.

Funfzehn bis zwanzig Familien von Maskara hat man auf Befehl des Sultans nach Tekedemta geschleppt. Mit dem größten Widerstreben gehen die Einwohner von Maskara nach der neuen Stadt, die in einer kalten und ungesunden Gegend liegt, die aller Lebensmittel beraubt ist und zu der man aus weiter Entfernung auf Maulthieren jeden Vorrath herbeibringen muß. Daß diese Vorräthe sehr theuer sind, ist ganz natürlich. Abd-el-Kader hat in die Redoute eine Garnison von 100 Mann gelegt, die jeden Monat abgelöst wird. Jedes Detaschement muß sich bei seinem Zuge nach der Redoute Kommißbrod und Hülsenfrüchte auf einen Monat mitnehmen." *)

Zwei Jahre nach der obigen Bekanntmachung hatte man keine neue Nachrichten über die neue Hauptstadt des neuen Sultans. Der Verfasser der Annales algériennes hat nur ein paar Worte darüber, die auch De France zur Quelle haben. Dagegen weiß der General Oudinot in dem genannten Artikel des Spectateur militaire einiges Neue, offenbar aus guter Quelle. Er drückt sich darüber so aus: „Um seine Macht auszudehnen und so weit als möglich außer unserem Bereich zu seyn, verlegte der Emir seinen Regierungssitz nach Tekedemt. (Oudinot schreibt Taquedemt). Dieser Platz, auf dem sich die Ruinen einer Römischen Stadt zeigen, erhebt sich auf einem Plateau am Eingange der Straße nach Maskara. Die Bevölkerung besteht aus ungefähr 600 Familien, größtentheils Opfer der letzten Kriegs-Ereignisse. Der Platz wird durch eine Redoute und zwei Forts vertheidigt, in deren größerem die Wohnung des Abd-el-Kader ist und Gebäude, die 1800 Soldaten und bedeutende Mundvorräthe fassen können. Der Plan aller Fortificationen ist von Abd-el-Kader selber ausgegangen. Die Arbeiter, welche sich der großen Stein-Blöcke aus den Römischen Ruinen bedienen konnten, finden es leichter, Bruchsteine aus den benachbarten Gebirgen anzuwenden." *)

Einige Monate nachher faßte der Kriegs-Minister die Nachrichten, die er sich über den Gegenstand verschaffen konnte, in seinem Tableau de la situation des établissemens français de l'Algérie en 1838, welches er in der Sitzung von 1839 den Kammern vorgelegt hat, so zusammen: „Wir haben bis jetzt nur sehr unvollständige Aufschlüsse über diese Position. Wie man glaubt, ist es eine Römische Ruine. Sie liegt nicht weit von den Quellen des Schelif, 60 Stunden südöstlich von Algier und 20 Stunden von Maskara. Sie ist auf einer sehr hohen Fläche und von Hügeln umgeben, die sie beherrschen. Es befindet sich dort ein starker Wasserstrom, auf welchem Abd-el-Kader Mühlen bauen ließ. Der Emir hat auch ein Fort gebaut mit den Trümmern, die er dort vorfand. Auch eine Gewehr-Fabrik hat er errichtet, die nach den neuesten Berichten kaum einige schlechte Flinten liefert. Die Stückgießerei, die er dort versucht hat, blieb ohne Erfolg. Es sind bis jetzt zu Tagdemt höchstens zweihundert Häuser, vorzüglich von Kuluglis bewohnt, welche Abd-el-Kader von Tlemesan, Mazuna und Medea dahin kommen ließ." —

Im Monat April dieses Jahres rückte ein Offizier vom Generalstabe, der bekannt ist durch die zahlreichen Dienste, die er der Geographie Algiers leistete, der Escadrons-Chef Saint-Hippolyte, in den Spectateur militaire Bemerkungen über den Kriegsschauplatz ein, wobei er auch von Tekedemt spricht:

„Abd-el-Kader", sagte er, „baut Tekedemt, um sich von uns zu entfernen und Eindruck auf die Einbildungskraft der Araber zu machen, indem er ihnen erzählt, daß er sich hier in die Residenz seiner Ahnen niederlasse. Die Lage dieses Fleckens ist nicht sehr bekannt. Man sagt, er läge an den Quellen des Flusses Mina. Was man am sichersten weiß, ist, daß er südöstlich 20 Stunden von Maskara liegt. Wir würden in fünf bis sechs Tagen von Mostaganem dorthin kommen. Reist man nun von Maskara aus oder von Mostaganem, so hat man den Mina in einer angebauten Gegend, Fortassa genannt, zu überschreiten. Man kömmt da an in zwei kleinen Tagereisen von Maskara, und in vier sehr kurzen Tagereisen von Mostaganem. Für den Rest des Weges von etwa 10 Stunden kann man zwei Wege einschlagen; entweder den Mina hinaufsteigend, wo man dann durch Gebirgsschluchten mühsam zieht (Holz und Wasser ist dort im Ueberfluß), oder man geht gleich östlich, wo der Weg anfangs angenehm ist; aber nicht weit von Tekedempt hat man den Berg Beni-Median zu übersteigen, wo man Gefahr läuft, an Wasser und Holz Mangel zu leiden.

Der Entwurf für die Bauwerke zu Tekedemt bietet nicht die geringste Regelmäßigkeit, und wahrscheinlich ist noch nichts geendigt. Nach den zuverlässigsten Berichten sind vorzüglich vier Bauwerke dort im Gange: a) Ein Dorf von etwa 4—500 Hütten; b) das große Fort, eigentlich eine ungeheure Kaserne mit einigen Schießscharten und einigen schlechten Kanonen; c) das kleine Fort, ebenfalls eine kleine Kaserne; d) eine runde Redoute, mit Mauerwerken und einem Graben geschützt; es befinden sich dort zwei kleine Kanonen. Tekedemt, welches als das Arsenal und das Depot Abd-el-Kader's betrachtet werden kann, liegt in einem weiten Kessel in der Nähe eines Baches **), auf welchem man eine Getraide-Mühle gebaut hat. Man sagt, daß das Dorf und das große Fort nördlich von Gebirgen beherrscht sind."

Um unsere Rechenschaft über Alles, was Tekedemt betrifft, vollständig zu machen, brauchen wir nur noch die Nachrichten aufzunehmen, welche der Kriegs-Minister den gesetzgebenden Kammern in seinem Tableau de la situation de l'Algérie en 1839 mitgetheilt hat. Dieses Tableau hat eben die Königliche Presse verlassen, und man darf annehmen, daß die dort gegebenen Nachweisungen aus guter Quelle kommen. Es heißt hier:

„Tagdempt, die wichtigste Gründung, die Abd-el-Kader versucht hat, ist 30 Lieues west-südwest von Thaza und 18 Lieues östlich von Maskara. Der Grund ist durch den Emir selber im Jahre 1836 gelegt worden. Es befindet sich dort ein Fort von ungefähr 50 Metres Länge und 20 Breite; die Mauern haben 1½ Metres Dicke. Dem Eingange dieses Forts gegenüber ist eine maison quarrée, welche die Araber das kleine Fort nennen. Es dient jetzt zum Atelier für die Handwerksleute und Waffenschmiede, welche unser Gouverneur dem Emir im Jahre 1836 geschickt. Die Stadt besteht aus ungefähr 300 Hütten, die mit Stroh gedeckt sind, in deren Mitte sich acht bis zehn Häuser mit Ziegel-Dächern und eben so viel mit Terrassen befinden. Die Einwohner von Tekedemt sind die früheren Einwohner (Hadars) von Mazagran und Mostaganem, und die Kuluglis von Miliana und Medea, welche von dem Emir verbannt worden sind. Das Fort dient zum Depot für die Munition des Emirs. Außerdem ist auch die Münze noch darin, eine große Quantität Kupfer, Patronen, Wurfgeschoß, vier Feldstücke, eine Haubitze, zwei Mörser und endlich alle Maschinen und Werkzeuge, welche Miludben-Arrach in Frankreich für die Summe von 80,000 Francs gekauft hat. Die Bevölkerung, welche Tekedemt umgiebt, ist im Allgemeinen sehr schlecht für den Emir gestimmt.

Nachwort des Uebersetzers.

Beim vorstehenden Aufsatze ist alles Uebersetzte möglichst treu nach dem Originale, aber nicht Alles aus demselben übersetzt. Na-

*) Wenn es wahr ist, daß der Ort so ungesund ist, wie kömmt es denn, daß einst eine so große, volkreiche Stadt da stand? Und warum baut der Emir sich dort an? D. Uebers.

*) Siehe unten im Bericht des Ministers, wo das Gegentheil versichert wird.

**) Außer einer Handvoll Widersprüchen mit den Berichten De France's und des Ministers, läßt Saint-Hippolyte einen Bach bei der Stadt fließen, während der Erstere ausdrücklich vom Mina spricht, der 10 Minuten von den Ruinen fließt. D. Uebers.

mentlich haben wir den langen Auszug aus dem Buche des De France ermäßigt, weil Vieles darin ohne Interesse ist, Manches nicht auf eine uneingeschränkte Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, und weil jenes Buch ja schon einige Jahre alt und in den Händen mancher Leser ist. Ueber die Abhandlung selbst erlauben wir uns noch einige Worte. Von Abd-el-Kader selbst hält der Verf. nicht viel mehr, als der Uebersetzer, welcher sich in Nr. 25 dieser Blätter ausgesprochen hat. Was damals, als sich die ersten Plänkeler begegneten, gesagt worden ist, hat sich jetzt beim Schlusse des Feldzuges zum großen Theil bestätigt. Für die Unfähigkeit des Emirs sprechen seine Niederlagen, und für die Unfähigkeit des Marschalls Valée seine großen Verluste und die im Verhältniß zum Aufwande der Kräfte und zur Verächtlichkeit des Feindes so geringen Resultate. Ganz Frankreich und ganz Algier schreit jetzt laut um Abberufung Valée's, aber die jetzigen Herren am Ruder haben eine eigene Pietät gegen vorgefundene Schlechtigkeit der Beamten im Auslande. Der General-Konsul in Buenos-Ayres steht dem guten Erfolge der langwierigen und kostspieligen Streitigkeiten entgegen — er wird beibehalten; der General-Konsul in Damaskus läßt viele unschuldige Juden, aber keine schuldige Muhammedaner einkerkern — er wird beibehalten; der General-Gouverneur von Algier läßt viele Franzosen, aber wenig Araber tödten — er wird beibehalten. Als das Journal des Débats neulich dem Ministerium über seine schlechte Politik in Algier Vorwürfe machte, antwortete dieses mit öffentlichem Schmunzeln der Selbstgefälligkeit: „Haben wir doch die Hospitäler daselbst auf einen großen Fuß gebracht!" Nun ja, zu keiner Zeit war eine Verbesserung und Ausdehnung der Krankenhäuser nöthiger, denn zu keiner Zeit gab es noch so viele Kranke und Verwundete.

Wir haben in unserem genannten Aufsatze das Colonisations-Talent der Franzosen mit dem der Engländer verglichen und aus dem Vergleiche nur Tadel für die Franzosen gewinnen können. Aber man braucht nicht nach Ostindien und Amerika zu gehen, nicht nach den Kolonieen der Engländer überall, man braucht nur einen Blick auf die Geschichte der Französischen Expedition nach Aegypten zu werfen, um zu erfahren, daß auch Franzosen kolonisiren können, wenn ein Bonaparte die Arbeiten leitet. Wir sind nicht so ungerecht, den Marschall Valée einem Vergleiche mit Bonaparte unterwerfen zu wollen; das würden er und noch viele Andere nicht aushalten. Auch sind wir zu wenig in der Politik erfahren, um entscheiden zu können, ob der jetzige Minister an der Spitze, oder der damalige, Talleyrand, größer ist; aber man vergesse den ungeheuren Abstand der Verhältnisse nicht. Bonaparte mit dem dritten Theil der Truppenzahl, die jetzt in Algier ist, stand abgeschnitten in Aegypten; hinter sich das feindliche Europa, an seiner Seite die Flotten Englands, vor sich die Macht Asiens, um sich die Pest, die vergifteten Dolche der Meuchelmörder und das Murren seiner Generale. Und wie hat er in wenigen Monaten das Land reformirt! Was er für das Aegypten von jetzt gethan, zeigt die Geschichte und die Verwaltung Mehmed-Ali's, der jene Reformen, nur im Türkischen Sinne, fortgesetzt hat; was er für das alte Aegypten gethan, zeigt ein erhabenes Werk, das noch länger als seine Simplonstraße bestehen wird und dem die Nachwelt mit mehr Huldigung folgen wird, als den Bülletins von Austerlitz und Friedland!

Was hat das Juli-Frankreich für Algier in zehn Jahren des Europäischen Friedens, und mit aller Gunst der Umstände ausgerüstet, gethan? Für die Gegenwart nichts, und für das Alterthum noch einen Theil weniger. Um sich die Besitzung zu erhalten, will man eine Art von Chinesischer Mauer erbauen *), und um Algiers Boden kennen zu lernen, muß sehr viel geschehen seyn, wenn Tekedemt, wie man oben sieht, noch eine terra incognita ist, über die der Minister jedes Jahr andere Ströme und andere Worte ergießt. Wie ist eine solche Unkunde und wie sind solche Widersprüche zu begreifen? Seit drei Jahren lebt man im Frieden mit Abd-el-Kader, Gesandte, Reisende und Handwerker waren bei ihm, und doch liegt das Tekedemt noch so weit von der Französischen Bekanntschaft damit, als hätte es mit seinem Umkreise von 20 Meilen stets ein furchtbares Noli me tangere! ausgerufen.

Was die Absicht des Emirs bei der Gründung dieser Stadt ist, bedarf eigentlich keiner Auseinandersetzung. Wenn Städte zerstört werden, sind Gründe anzugeben nöthig, nicht aber, wenn sie erbaut werden. Daß sie Abd-el-Kader auf dieser Stelle baut, bedarf auch keiner weiteren Erklärung, wenn man weiß, daß in einem Umkreise vieler Stunden das Land ganz unbewohnt, an Steinen und Holz Ueberfluß ist und noch außerdem die Materialien der alten Stadt benutzt werden können. So wird diese Stadt der Mittelpunkt neuer Ansiedlung und das Land umher durch Anbau entwildert und seine Temperatur gemäßigter werden. So ganz ungesund kann die Gegend nicht seyn, da eine volkreiche Stadt hier gestanden und die Römer, die doch auch nicht so gar dumm waren, lange da gehaust haben. Daß die Stadt in einem Kessel liegt und von allen Seiten beherrscht wird, ist weniger zu entschuldigen; die alte Stadt hat noch keine Kanonen zu fürchten gehabt. Wir könnten Abd-el-Kader von dieser Seite nicht vertheidigen, selbst wenn wir sein Freund wären.

Eine andere Frage ist, warum macht Abd-el-Kader diese Stadt zu seiner Residenz? Glaubt man obigen Gaskonaden der Franzosen, so hat er Furcht! Das ist denn doch nicht wahr. Hat er auch keine Schlacht gewonnen, so hat er seine Feinde doch vor den Thoren Algiers aufgesucht und sie nicht in seinen Städten erwartet. Sie sind es, die sich hinter Mauern verschanzen wollen! Annehmbarer ist die Meinung, daß er mit der Behauptung, die Residenz seiner Ahnen zu verjüngen, auf die stupide Leichtgläubigkeit der Araber spekulirt. Er mag auch gehört haben, daß stets neue Herrscher, besonders Gründer von Dynastieen, sich neue Hauptstädte gebaut oder ihren Herrschersitz nach einer anderen Stadt verlegt haben. So z. B. Konstantin der Große, die Abassiden. Vielleicht auch hielt er die Eroberung der ganzen Regentschaft schon für gewiß und verlegte seine Residenz nach einem Orte, der der Mittelpunkt der Regentschaft, weit vom Meere, wo die feindlichen Flotten herrschen, und weiter von Marokko ist. Der Marokkanische Schutzpatron muß ihm schon mehr lästig als nützlich geworden seyn.

Bevor ich hier Abschied vom Leser nehme, habe ich noch die Pflicht, ihn auf eine Abhandlung hinzuweisen, die der Verfasser des Originals seinem Aufsatze angehängt hat. Sie hat Untersuchungen über das alte Tekedemt zum Gegenstande, welches der Verf. mit dem berühmten Tahirt oder Therat für identisch hält. Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, den gelehrten Aufsatz vor dem Publikum zu besprechen.

Lebrecht.

*) Bei dieser Mauer oder Reihe von Blockhäusern muß Frankreich natürlich seine Besitzung auf engere Gränzen zurückführen, damit die Kosten der Mauer nicht zu hoch steigen. Bonaparte oder die Engländer hätten sich eine viel wohlfeilere und zugleich stärkere Mauer verschafft; die Sahara im Süden und der Ocean im Westen kosten viel weniger, man muß nur die Anstrengung einer Reise dorthin nicht scheuen.

Mannigfaltiges.

— **Heinrich's IV. Briefwechsel mit dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel.** Diese interessante Korrespondenz ist so eben von dem fleißigen Quellenforscher, Herrn von Rommel, in Paris aufgefunden und mit Anmerkungen, Erklärungen, so wie mit einer Einleitung, herausgegeben worden. Wir erhalten damit einen neuen Beitrag zur Charakterisirung des so verschiedenartig beurtheilten Königs, der durch zwei Worte, die sich von ihm erhalten haben — durch das „Paris vaut bien une messe" und durch die „Henne im Sonntagstopfe des Bauern" — selber die beiden Gegensätze in seinem Charakter zur Genüge bezeichnet hat. Uns Deutschen aber kann diese Briefsammlung eine neue historische Lehre seyn zu den vielen, die uns die Franzosen bereits gegeben. Wir erfahren nämlich aus dieser Korrespondenz mit einem Deutschen Fürsten, daß schon Heinrich IV. den von seinen Nachfolgern so trefflich ausgeführten Plan entworfen hatte, die Deutschen immer nur recht entzweit mit einander zu halten, um Frankreich auf ihre Kosten zu vergrößern. Heinrich wollte sich des Landgrafen Moritz, der seiner Gelehrsamkeit wegen in großer Achtung unter den Deutschen Fürsten stand, zu seinen Zwecken bedienen; deshalb war er bemüht, einerseits dessen Antipathieen gegen das Habsburgische Haus und andererseits den Eifer zu nähren, mit welchem der gelehrte Moritz die reformirte Lehre in seinen lutherischen Landen zu verbreiten suchte, — ein Eifer, der ihn selbst mit den übrigen Agnaten des Hauses Hessen in einen Zwist versetzte, welcher erst vierzig Jahre später durch den Westphälischen Frieden beigelegt wurde. In diesen Briefen entwickelt Heinrich unter Anderem auch seine bekannte Idee eines ewigen Friedens; er wollte zu diesem Behufe ein Tribunal errichten, welches alle internationale Streitigkeiten und insbesondere alle Konflikte der drei gleich berechtigten Konfessionen (der katholischen, der lutherischen und der reformirten) entscheiden sollte, wobei er sich selbst die edle Rolle des Friedensstifters vorbehalten hatte, dem die übrigen Fürsten natürlich unbedingt hätten vertrauen müssen. Der Gedanke war gewiß ganz vortrefflich; schade nur, daß er besser gemeint als ausführbar, oder vielmehr besser ausgesprochen als im Grunde gemeint war. Die Reunionskammern Ludwig's XIV. sind vielleicht auch so ein Tribunal gewesen, wie es der Großvater Heinrich im Sinne hatte. Ein Französischer Kritiker sagt in der Revue de Paris naiv genug: „Ueberkluge Leute werden zwar in diesem Plane des großen Königs hier und da etwas Machiavelismus hindurchschimmern sehen; ich meinerseits ziehe es jedoch vor, darin nichts als Geschicklichkeit wahrzunehmen." — Es erinnert dies an die bekannte Redensart geschickter Taschenspieler: „Geschwindigkeit, meine Herren, ist keine Hexerei."

— **Chinesischer Schriftdruck in Wien.** Die Wiener Zeitung vom 19. Juli enthält unter der Ueberschrift „Typometrie und Chinesischer Schriftdruck" einen Artikel, worin Herr Franz Beifelsperger über die Vortheile seiner beweglichen Chinesischen Metall-Typen sich verbreitet. In diesem Artikel sagt der Verf. unter Anderem: „Die von Marcelin Legrand in Paris in Stahl geschnittenen Stempel für Chinesische Typen seyen so **unregelmäßig** befunden worden, daß die Königlich Preußische Regierung, welche jene Stempel von Paris habe kommen lassen, sich veranlaßt gefunden habe, dieselben durch einen Schriftschneider in Berlin im Jahre 1840 ausbessern zu lassen, um sie verwenden zu können." Dieser Bemerkung liegt ein großes Mißverständniß zum Grunde: Stempel des Herrn Marcelin Legrand sind bis jetzt hier in Berlin noch nicht zum Typen-Gusse verwendet worden, wohl aber eine Anzahl kupferner Matrizen, die der bekannte Missionair Gützlaff vor einigen Jahren hierher geschickt, die aber durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht. Eine bedeutende Sendung von Stahlstempeln des Herrn Marcelin Legrand, welche die Königliche Akademie unlängst erst erhalten, muß übrigens jedem sachverständigen Beurtheiler die Ueberzeugung gewähren, daß diese Stempel **sehr regelmäßig** und elegant sind, eine **Ausbesserung** derselben also ganz unnöthig ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Mittwoch den 5. August 1840.

Spanien.

Ein Blick auf die Baskischen Provinzen und Navarra. November 1839.

Von einem Deutschen Reisenden.

Am 16. November 1839 kam ich, begleitet von dem Advokaten R.... aus Toulouse, mit dem ich theils in Geschäften, theils zum Vergnügen das Departement der Basses-Pyrénées durchstreift hatte, zu Bayonne an. Das ausgezeichnete Klima der Pyrenäengegenden, die Nähe des Oceans und des Seebades Biaritz, die große Heerstraße nach Spanien, die bereits merkliche Verschmelzung Spanischer und Französischer Sprache und Sitte machen die Stadt zu einer der angenehmsten des südwestlichen Frankreichs. Der Adour, den Hafen bildend, und die Nive durchströmen die Stadt, beide haben noch Ebbe und Fluth; am linken Ufer des ersteren liegen die als Promenade berühmten Alées marines, am rechten Ufer, auf sanften Hügeln, die Juden-Vorstadt St. Esprit und die Citadelle. Die Stadt hat, ohne die Menge Spanischer Flüchtlinge zu rechnen, die zur Zeit fast alle Hotels überfüllten, 14,000 Einwohner. Die Kathedrale im Gothischen Stil und ein noch nicht ganz vollendetes, mit Arkaden umgebenes Theater zeichnen sich vortheilhaft vor allen anderen Gebäuden aus. Für einen Franken besteigt man an der Porta espagna einen Omnibus nach Biaritz. Sobald man die lange Reihe von Landhäusern hinter sich hat, hört man schon das Donnern der Brandung; bald hebt sich der Phare von Biaritz mit seiner Glaskuppel über den Horizont, bald sieht man die grüne Fläche des Oceans, und man ist in den brillanten Hotels des freundlichen Dörfchens gastlich empfangen. Nach eingenommener Erfrischung treibt es uns hinaus, das nie ruhende Meer in seiner nächsten Nähe zu sehen; durch Sand und Muscheln watend, von der neckenden Brandung verfolgt, endlich über einige Felsen kletternd, erreicht man den Leuchtthurm. Wie belohnend ist die Mühe des Steigens, welche umfassende, reizende Aussicht! Vor sich das gefährliche Meer von Biscaya, rechts die unabsehbare sandige Küste der Landes, nur von der Mündung des Adour unterbrochen, links die felsigen Ufer von Biaritz, die Häfen von St. Jean de Luz, Passages, St. Sebastian; ein scharfes Auge entdeckt sogar die Höhen von Bilbao. Treten wir auf die andere Seite des Phare, so haben wir die schönste Gebirgslandschaft. Die Französischen Pyrenäen bieten sich dem Auge nicht in ihrer ganzen Ausdehnung dar, man sieht nur die Berge von Sarre, das Montagne de Baygura, darüber die Pointe de Jacea; dagegen prangt die Spanische Seite in allem Glanz mit ihren Montes de tres coronas, mit den Spitzen von Hernani und Audoin — dazu die milde Luft, dieser tiefblaue Himmel — welche reizende Aussicht in dieses unglückliche Land, dessen Gränze ich mit dem morgenden Tage überschreiten wollte.

Nur die schriftliche Versicherung eines Bayonner Kaufmanns, daß ich zu den Angelegenheiten der facciosos in keiner Beziehung stände, verschaffte mir und meinem Begleiter von dem Unterpräfekten, einem überaus artigen jungen Manne, Pässe nach Spanien, die außerdem noch einem zu bezahlenden Visa des diesseitigen Spanischen Konsuls unterworfen wurden. So traten wir, mit wenigem Gepäck, Waffen und gutem Muth versehen, am Morgen des 18. November mit der Diligence von Vittoria unsere Reise an. An der Porta España, so wie in Bidart, abermalige Revision der Pässe. Der Vertrag von Bergara gestattete die Rückkehr vieler Flüchtlinge, und so war auch heute die Diligence mit Refugiés, deren Frauen und Kindern besetzt. Nachdem wir die wellenförmigen Hügel der am Meer sich hinziehenden Straße verlassen, gelangten wir über St. Jean de Luz nach Behobia, dem diesseitigen Gränzort, wo unsere Pässe nochmals streng geprüft wurden. Die Bidassoa, in deren Mitte die eben so kleine als berühmte Fasanen-Insel, von hohen und steilen Ufern eingeschlossen, bildet die Gränze. Am rechten Ufer derselben liegen reizende Dörfchen und Landhäuser, umgeben von reichen Maisfeldern — welcher Kontrast mit dem anderen Ufer, das Feld liegt unbebaut, die Dörfer und Meierhöfe in Ruinen, und während diesseits die Französischen Truppen und die Douaniers von einer gewissen Wohlhabenheit zeugen, schien es uns, nachdem wir die rothe Gränzbrücke passirt, als wären wir von einer Schaar Bettler oder Banditen umlagert, so armselig, zerlumpt präsentirten sich die Truppen Ihrer katholischen Majestät Isabella II. Der Alkalde von Irun, dem ersten Spanischen Städtchen, visirte abermals gegen Zahlung von 2 Pesos unsere Pässe. Gegenüber der Fonda sahen wir an der Kaserne große Zubereitungen zum morgenden Namensfest der Königin; in das Innere des ziemlich stattlichen Gebäudes eingetreten, bemerkten wir zu unserer Verwunderung Christinische Offiziere, beschäftigt, mit Pinsel und Farbentopf einen durch Kugeln und Feuer sehr beschädigten Saal zu einer festlichen theatralischen Vorstellung herauszuputzen; und so sollte das Lokal, das vor wenigen Wochen noch mit Blut und Leichen angefüllt war, zum Schauplatz der Freude umgewandelt werden. Die Extreme berühren sich. Für den Anblick der schmutzigen, halb verwüsteten Stadt entschädigte uns reichlich die Aussicht von der Höhe auf Fuentarabia und Hendaye, zwischen beiden Orten das Meer. Die Bespannung und Leitung unserer Diligence wurde von nun an auf echt Spanische Art besorgt. Acht bis zehn Maulesel, schöne große Thiere, zogen den schweren Wagen über die bergige Straße, die sich nicht rühmen durfte, binnen einem Jahrzehend ausgebessert worden zu seyn. Zwei Männer zum Antreiben der Maulesel, vier Mann bewaffnete Eskorte, die vor der Impériale Platz nahm, der Kutscher, der die Thiere mit Namen rief, der Conducteur hinten auf seinem Brettchen machten alle zusammen einen ohrenbetäubenden Lärm, der freilich gegen Spanische Ruhe und Grandezza gewaltig abstach. Von 2 zu 2 Leguas waren Relais. So passirten wir, immer die herrlichen Montes de tres coronas zur Linken, Oyarzun, Astigarraga mit dem zerstörten Schloß des Marquis Valdespina, Hernani, links die berühmten befestigten Linien, rechts das auf einer Felsenspitze erbaute uneinnehmbare Fort, sodann Urnieta. Noch nie habe ich ein solches Bild der Zerstörung gesehen, das ganze Städtchen war fast der Erde gleich gemacht, kein Stein auf dem anderen geblieben; in den Ruinen wohnten noch Menschen, Haufen von Kindern, mit Feuerbränden in den Händen, umgaben bettelnd den Wagen. Die zunehmende Dunkelheit machte das Bild nur noch düsterer, und bei dem Gedanken, wie so namenloses Elend über ein mit allen Segnungen der Natur so reich begabtes Land ergehen könne, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten — ich warf meine sämmtliche kleine Münze unter die Unglücklichen. Hier war der Schauplatz aller Gräuel eines erbitterten Bürgerkrieges gewesen, jeder Hügel, jede Brücke war Zeuge blutiger Gefechte. Abends langten wir in Tolosa an, wo wir in der neuen Fonda ein Unterkommen fanden. Die Stadt ist die größte, die je in Karlistische Gewalt gekommen, noch gut erhalten, in einem engen Thale gelegen. Am table d'hote waren alle Nationen zu finden; es war ein buntes Durcheinander aller Sprachen. Zu unserer morgenden Reise nach Pampelona fanden wir einen Engländer zum Gesellschafter, er hatte aber bereits das einzige in der Stadt aufzutreibende Kabriolet in Beschlag genommen, und wir waren genöthigt, die Maulthiere zu besteigen und den Arriero mitzunehmen. Am 19. November früh 3 Uhr brachen wir auf; unser Führer benutzte das hinter dem Kabriolet befestigte Brettchen zum Aufsitzen, und bald war das Fuhrwerk in der Dunkelheit unseren Blicken entschwunden, bald hörten wir nicht mehr die Schellen des Gespanns, nur die zur Feier des Tages ertönenden Glocken von Tolosa riefen uns eine glückliche Reise zu Berg nach. Das Thal verengte sich bald mehr und mehr, hohe schroffe Felswände begränzten den Weg, der, durch eine niedrige Mauer von dem tieferfließenden Gebirgsbach (der Lizarza) getrennt, uns nach einer Stunde anhaltenden, der Dunkelheit wegen unsicheren Reitens nach Orcja, dem ersten Dorfe, brachte. Ein Mann, aus einem Hause herausspringend und trotzig vor uns hermarschirend, mit einem Stocke versehen, den wir bei zunehmendem Licht des Tages als eine Flinte erkannten, war uns eine weder geforderte, noch erwünschte Begleitung. Der schärfste Trab, ja Galopp, war nicht vermögend, unserem Begleiter den Weg abzugewinnen; kein Wort wurde zwischen uns gewechselt, doch waren wir fest entschlossen, uns im Fall des Angriffs nach Möglichkeit zu vertheidigen. So wurde es endlich Tag, und zu unserer Freude hörten wir, um eine Felsecke biegend, die Schellen des Kabriolets, das wir in einigen Minuten auch erreichten. Zu unserem nicht geringen Schrecken sahen wir ein zweites verdächtiges Individuum mit einer Muskete vor dem Wagen hertrabend — doch bald löste sich das Räthsel; jene Beiden, die wir mindestens für Guerillas hielten, sollten uns vor denselben beschützen — es waren die vom Gouvernement gestellten Guardias del Camino, und wir belohnten jeden derselben nach zweistündigem unausgesetzten Trab, der sie nicht im geringsten zu ermüden schien, mit einem Peso. Sie überlieferten uns zwei ähnlichen Subjekten, die, mit hellbraunen Jacken bekleidet, die Baskische Mütze auf dem Kopf, die rothe Faja um den Leib, eine wollene Decke über die Schulter, dazu die übergewöhnlich lange Muskete tragend, freilich nicht sehr empfehlend oder Zutrauen ein-

stoßend aussahen. Wildromantische Thäler, von Bächen durchschnitten, bilden den Typus dieser in der neueren Geschichte Spaniens so berühmt gewordenen Gegenden; hier wird es begreiflich, wie ein solches Land mit anfänglich so geringen Hülfsmitteln einem geregelten Heere so kräftig und dauernd Widerstand zu leisten vermochte. Eine wohlbewaffnete Handvoll Menschen muß in diesem Labyrinth von Berg und Thal eine ganze Armee zu vernichten im Stande seyn, und wer vermag zu entscheiden, ob König Karl V. ohne den Vertrag von Bergara, den das Land einstimmig als Verrath bezeichnet, nicht auf den Thron zu Madrid, statt als Gefangener nach Bourges gekommen wäre!

Wir erreichten die Gränze von Guipuzcoa und Navarra in Areibas, und von da zieht sich der Weg in endlosen Schlangenwindungen bis zum Gipfel dieses Pyrenäenzuges, der Sierra de Arabder, den man in Lecumberry, jenem berühmten Hauptquartier Karl's V., erreicht. Die Hochebene ist ziemlich bedeutend und zur Entwickelung ansehnlicher Streitmassen geeignet, der Ort selbst ist halb zerstört, es wird daselbst eine Art von Chausseegeld erhoben, die Hebestelle ist durch eine große, über den Weg gelegte Kette bezeichnet. Jenseits Lecumberry stiegen wir einige tausend Fuß hinab und machten in einer einsamen Venta halt. Man reitet direkt in den Stall hinein, aus dem man, nachdem den Thieren Gepäck und Sattel abgenommen, in die Gaststube hinaufsteigt; es ist diese nichts Anderes, als ein von Rauch geschwärztes Zimmer, an den Wänden mit Küchen-Geräthschaften behangen, in der Mitte ein großes Feuer. Zu mehrerer Sicherheit für die Reisenden sind Löcher in dem Fußboden, durch welche man auf die Maulthiere hinabsieht, von deren Anwesenheit es allerdings nothwendig ist, sich von Zeit zu Zeit Ueberzeugung zu verschaffen. Unser Mahl bestand aus 4 bis 5 ungesalzenen mit Oel zubereiteten Speisen, die einem Deutschen schlecht munden, und ich beleidigte die Wirthin gar sehr, als ich auch nicht einmal von dem Lieblings-Gericht des Navarresen, dem Puchero, aß und zu den verachteten Kastanien griff. Brod, das weißeste, was ich je gegessen, und Wein sind vortrefflich, die Spanische Chokolade ist berühmt und wird selbst in der elendesten Posada gut zubereitet. Nach kurzer Rast setzten wir unseren Weg fort, die Felsen drängten sich enger und enger zusammen, Schaaren von Adlern und Raben durchkreisten die Luft, bei Arcuiz ist die Schlucht durch einen dieselbe fast ausfüllenden Thurm geschlossen, durch den man uns gegen Verabreichung einiger Zigarren passiren ließ. Die Truppe, die diesen Posten besetzt hielt, war dunkelbraun uniformirt. Endlich erreichten wir las dos Hermanas, zwei durch die Arga getrennte, spitzzulaufende an 2000 Fuß hohe Felsen; sie sind so überhängend, daß das Verweilen unter denselben grauenerregend ist, und Liebhaber von pittoresken Gegenden finden bei ihrem Anblick gewiß vollkommene Befriedigung. Dieses Felsenthor bildet die Gränze zu dem Thal, durch welches die große Straße von Vittoria nach Pampelona führt, die wir in Irunzun erreichten; hier ist selbst die Kirche ein Schutthaufen. Die benachbarten Felsen sind mit Forts bedeckt. In Erice holten wir einen Trupp Reiter ein, es war der General-Capitain von Navarra, Ribero, im blauen Frack ohne irgend ein Abzeichen seiner Charge und wachstuchüberzogenen dreieckigen Hut, eine schmächtige Figur; einige zerlumpte Lanciers und 2 Reiter der Santa Hermandad bildeten seine ganze Eskorte; wir ritten grüßend vorbei. In Anesear genossen wir einen entzückenden Blick auf die reizende Ebene Pampelona, die Thürme der Stadt hoben sich je mehr und mehr, je tiefer wir in das fruchtbare Land hinabstiegen, die vom Markt heimkehrenden Reiter, Männer wie Frauen, die Karren mit Scheibenrädern statt der Speichen, bildeten zu dem freundlichen Bild die artigste Staffage; wir fühlten, daß wir in eine von den Schrecken des Bürgerkrieges mehr verschonte Region gekommen waren. Während die ganze Tour von Tolosa hierher wie ausgestorben war, sah man doch hier noch lebenskräftige Gestalten, denen das Navarresische Kostüm eine eigene Anmuth giebt. In den Bascongados schien uns das Land wie in großer Trauer, wir sahen wenig Männer, meist Frauen und Kinder, hier die ganze breite Straße bedeckt mit allen Altersstufen, die Kinder in den abenteuerlich aussehenden Carolettes, alles fröhliche zufriedene Physiognomieen. Um 4 Uhr erreichten wir die Stadt, man nahm uns am Thor die Pässe ab, und wir fanden in der Fonda de Florencia in der Estafettenstraße eine gastliche Aufnahme. Nachdem wir uns einigermaßen erfrischt hatten, der lange Ritt von 12 alt-Spanischen Leguas war zu groß für eine Tagereise, durften wir die granda funcion von Marino Faliero im Theater nicht versäumen. Das Haus, an und für sich groß, aber im elendesten Zustande war mit Zuschauern, meist Militair überfüllt. Wegen der Feier des Tages waren die lebensgroßen Bilder der jungen Königin, so wie der Königin Regentin, an der Loge des Vice-Königs befestigt, aus Respekt vor der Gegenwart des Letzteren wurde in den Zwischen-Akten nicht geraucht, kein Hut aufgesetzt, auf der Bühne im Vordergrunde standen 2 Mann National-Garde mit Gepäck und angefaßtem Gewehr, die alle 10 Minuten abgelöst wurden. Die Spanische Grandezza spricht sich beim Spiel deutlich aus; in Scenen, die nur durch rasches Ineinandergreifen gewinnen würden, muß der Acteur, ehe er spricht, eine gehorsamste Verbeugung machen, was bei dem jedesmaligen Auftreten einer neuen Person sehr störend ist. Liebesscenen, gegen Französische gluthvolle Darstellung gehalten, sind langweilig, schleppend. Die politische Tendenz des Stücks, die von den edelsten Beweggründen geleitete und doch mit dem Tode bestrafte Theilnahme des Marino Faliero an revolutionairen Umtrieben, wurde stark hervorgehoben, und die letzte Scene, wie der Nachrichter mit den Worten „das Gesetz ist erfüllt" den Tod des Helden anzeigt, wurde mit stürmischem Beifall begrüßt, mit dem der Spanier sonst sehr kärglich ist. Eine Operette und ein Vaudeville beschlossen die Vorstellung, die alle Schönheiten von Pampelona, sämmtlich in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern, die die bräunlichen Gesichter und brennenden Augen sehr hervorheben, versammelt hatte. Ein Lobgedicht auf die junge Königin, das der erste Acteur, im Rock, als Epilog vorzutragen versuchte, wobei er aber mehrmals stecken blieb, ging ohne Effekt vorüber. Eine nicht brillante und keinesweges allgemeine Beleuchtung der Stadt beschloß den Tag. Der folgende ward zur Besichtigung der Stadt und Citadelle benutzt. Pampelona soll 15,000 Einwohner haben. Viele Straßen waren wie ausgestorben, denn Alles, was Karlistisch war, hatte auswandern müssen. Die Häuser sind sämmtlich mit Balkonen verziert, und der große Constitutionsplatz sieht dadurch recht freundlich aus. Die Kathedrale hat ein schönes Römisches Portal, das leider durch zwei an den Seiten aufgebaute, mit Schnörkeln versehene Thürme sehr verunstaltet wird. Das Innere ist prächtig, reich mit Marmor verziert, die Sakristei mit Gold und Marmor überladen. Einfach würdevoll ist ein wohlerhaltener Kreuzgang im rein Gothischen Styl, drei Thüren in demselben sind vorzüglich. Die Citadelle ist mit dreifachen Werken umgeben, etwas höher als die Stadt gelegen, so daß man von diesem Punkt eine herrliche Aussicht genießt, die auf der Seite des Thales von Lanz am schönsten ist. Im Zeughaus waren Fahnen und Waffen der Karlisten in ungeheurer Anzahl aufgehäuft, die Gewehre größtentheils Englisches Fabrikat, meist zerbrochen. Beweise von Riesenarbeit waren mehrere geschmiedete eiserne Kanonen Sechzehnpfünder, in Aybar gefertigt. Im innersten Graben zeigte man uns die Stelle, wo der tapfere Santos Ladron mit seinen Gefährten hingerichtet worden war. Die Besatzung von Pampelona mochte ungefähr 4000 Mann von allen Truppengattungen betragen. Nur die Offiziere und Capitaine, die je nach ihrem Range auf einer oder auf beiden Schultern bis auf den halben Oberarm herabhängende Goldtroddeln-Epauletten tragen, sind gut uniformirt. Die höheren militairischen Grade haben keine Uniform mit irgend einem Abzeichen. Der gemeine Mann ist schlecht equipirt, hellgrauen Rock und Beinkleider, Muskete, deren Bajonet in Ermangelung eines Säbels an der Seite getragen wird, geradeauf geformter Czakot. Die Kavallerie ist größtentheils mit Maulthieren beritten gemacht, die für den Gebirgskrieg auch ungleich ausdauernder als Pferde sind. Die Polizei- und Post-Büreaus sind nur Abends von acht bis zwölf Uhr geöffnet. Diese Zweige der Verwaltung sind in ihren Einrichtungen in keinem Vergleich mit unseren vaterländischen. Große Ignoranz, gränzenlose Verachtung alles Ausländischen, unaussprechliche Langsamkeit sind charakteristisch für den dortigen Beamten. Intelligenz ist nur in den Klöstern zu finden, und diese sind jetzt, mit Ausnahme der sich der Krankenpflege widmenden, sämmtlich zerstört. Die Santa Hermandad brachte fünf Guerillas ein, beschuldigt, am vorigen Tage auf der Straße nach Tudela drei Reisende ermordet zu haben — ein schlagender Beweis für Sicherheit im Lande. Unser Engländer forderte uns auf, ihn doch wieder nach Tolosa zu begleiten, da er sich allein in seiner ungern gesehenen rothen Uniform nicht für sicher hielt, wir riethen ihm, den landesüblichen schwarzen Schaafspelz, die rauhe Seite auswendig anzuziehen und allein zu reisen, uns hielten noch Geschäfte zurück. Im Theater wurde Felipe und nach Gesang und Tanz ein Vaudeville aufgeführt. Heute ließ sich das Parterre nicht nehmen, seine Trompetilla zu rauchen. Den 21sten November war den Geschäften gewidmet, die auch ungeachtet Spanischer Langsamkeit glücklich beendigt wurden. Für den Abend war eine Benefiz-Vorstellung für die erste Actrice Maria Lacipa durch mit Fingern gemalte Anschlagzettel angekündigt. In dem Stück Donna Mencia (ich glaube von Lopez) kamen alle sieben Todsünden vor, die Handlung wurde so verwickelt, daß ich auf die Lösung begierig war — da kommt die Inquisition im fünften Akt und zerhaut durch Hinrichtung aller Betheiligten den Knoten. Das Orchester spielte mit vieler Präcision, die ich am wenigsten hier erwarten konnte, noch mehr, die Piecen waren meist Deutscher Compositionen, und der bei uns zum Gassenhauer herabgewürdigte „Jungfernkranz" aus Weber's Freischütz erweckte in mir Gefühle, die dem Heimweh nur zu nahe verwandt waren.

Auf das Visa unserer Pässe ließ man uns, an die mitten im Zimmer befindliche Wärmscheibe verwiesen, gar lange warten; man examinirte mich scharf, den Ausländer erkannte man schon an den blonden Haaren, man glaubte ein Falsum entdeckt zu haben, da ich meiner Aussage nach ein Deutscher sey und im Paß Preußen bemerkt war. Endlich ließ man uns los, für einige Pesos konnte dies schon früher geschehen seyn. Mit unserem Quartier hatten wir alle Ursache zufrieden zu seyn, die Speisen wurden mir zu Gefallen mit Fett, statt mit Oel zubereitet, indessen hielt ich mich an Früchte und Brod, die ausgezeichnet waren. Einer eignen Scene mit unserer alten Wirthin muß ich noch erwähnen. Bei unserer Ankunft stand dieselbe auf der Treppe, so daß sie höchstens die Köpfe der Maulesel sehen konnte. Auf die bescheidene Anfrage unseres Arriero, der ein rein Baskisches Kostüm trug, daher nicht sehr empfehlend in seiner mit bunten Flecken besetzten Jacke aussah, „ob Quartier für zwei Herren wäre" — mochte die Wirthin von dem Diener auf die Herrschaft schließen, die Thiere waren auch nicht brillant mit Stricken aufgezäumt, und es ertönt als Antwort ein barsches No! Jetzt bückt sich die Wirthin, um die Reiter zu mustern, und uns im eleganten Frack und Hut sehend, rief sie plötzlich: „Ah, por estos señores yo he muchos cuartitos" (für solche Herren habe ich noch viel Stübchen), und wir waren sogleich gut bedient.

Der Regen war den ganzen Tag in Strömen geflossen, in der Nacht beruhigte uns der Ruf des Wächters „las dos y serena", aber mit dem anbrechenden Tage fing das Wetter schlimmer denn zuvor an, und wir waren gezwungen, abzureisen. Wir bepackten die Maulthiere, und um 7 Uhr, eher wurden die Thore der Festung nicht geöffnet, machten wir uns auf den Weg. Doch der Regen hielt länger an als unsere Wachstuchmäntel, und wir waren dem Wetter

vollkommen ausgesetzt. Die Straße war zum Strom geworden, aus den dos hermanos wälzte sich eine ungeheure Fluth heraus, von den Felsen stürzten Wasserfälle, die unter allen anderen Umständen höchst malerisch ausgesehen haben würden, mitten auf die Straße. Unser Führer, den wir des Wetters und schnelleren Fortkommens wegen beritten gemacht, mußte die gefährlichsten Stellen zuerst passiren, wir folgten mit Besorgniß. Bis auf die Haut durchnäßt, geistig und körperlich ermüdet, langten wir Nachmittag 2 Uhr in Lecumberry an. Ein besseres Mittagbrod als in jener Venta erfrischte uns, man trocknete am Feuer unsere Kleider, und wir beschlossen, hier zu übernachten. Was sollten aber unsere Verwandten jenseits der Pyrenäen glauben, die uns überall, nur nicht in Spanien wähnten, wenn wir nicht zum bestimmten Tage zurückkehrten. Die Unentschlossenheit war groß, sollte aber nicht lange währen. Eine eigne Gesellschaft saß hier ums Feuer, verdächtige Physiognomieen, man versuchte über unsere Reise uns auszufragen, man bewunderte einen Brillantring, den ich am Finger trug, man fragte nach unserem politischen Glaubensbekenntniß, dann sprach man Baskisch, unser Arriero war nicht zugegen, wir verstanden nichts davon. Einige Blicke unter uns dienten zur Verständigung, hier sey unseres Bleibens nicht, wir ließen still aufzäumen, erklärten dem Führer unsere Besorgniß, und im Galopp gings fort. Wir hatten uns ohne Zweifel aus einer bedenklichen Lage gerettet, und unsere Abreise war so rasch, daß uns die Guardia nicht folgen konnte. Wir erhielten erst eine dergleichen in Aribas. Das Wetter, unsere eigene und die Müdigkeit unserer Thiere nöthigten uns von nun an, in der Aegyptischen Finsterniß dieser Schluchten Schritt vor Schritt zu reiten, und groß war die Freude, als wir gegen 10 Uhr das gastliche Tolosa erreichten. Da schlief es sich süß. Unserem Arriero bezahlten wir für die Maulthiere 80 Pesos, nahmen am nächsten Morgen Plätze in der Diligencia nach Bayonne, und nachdem wir alle Widerwärtigkeiten des Passirens einer von beiden Seiten ängstlich bewachten Gränze, worunter Spanischer Seits auch die Ausfuhrsteuer für Geld gehört, glücklich ausgestanden hatten, langten wir am 23sten November Abends 7 Uhr gesund und wohlbehalten in Bayonne an. Am anderen Tag bestiegen wir unsere daselbst zurückgelassenen Pferde, und die Unsrigen in Armendariz und Sauveterre erstaunten nicht wenig, wie wir von unserem Stegreifzuge nach Spanien erzählten. A. S.

Frankreich.

Napoleon's Abdankung.

III.

Napoleon war unausgesetzt mit militairischen Anordnungen beschäftigt. Die Truppen hatten sich in Bewegung gesetzt; er wollte auf die Hauptstadt los. Er schlief seit einigen Stunden, eingewiegt von schmeichelnden Träumen, als ihn der dienstthuende Adjutant weckte und die Ankunft des Herzogs von Vicenza meldete. Dieser sagte ihm, daß noch nicht Alles verloren sey. „Ich bringe Nachrichten vom Kaiser Alexander", fuhr er fort; „die Stimmung der verbündeten Mächte hat sich zu Gunsten Ew. Majestät geändert, aber es wird ein Opfer, ein großes Opfer, die Abdankung Ew. Majestät gefordert." — Napoleon's Aufregung war unbeschreiblich und konnte sich nur in abgerissenen Sätzen Luft machen. „Glauben Sie nur, Caulaincourt", brach er aus, man reißt einem Herrscher nicht die Krone von der Stirn, wenn die Krone sich auf 3...,000 Französische Bajonnette stützt." — Der Herzog von Vicenza verließ ihn, ohne etwas auszurichten.

Eine Stunde später saß Napoleon zu Pferde, um die Vorposten zu mustern und die Truppen zu inspiziren. Sie schienen alle vom höchsten Enthusiasmus beseelt, und der Schrei: „Nach Paris!" erschallt untermischt mit dem: „Es lebe der Kaiser!" „Ja, meine Kinder", sagte der Kaiser, „wir wollen den Parisern zu Hülfe eilen. Morgen sollt Ihr in Paris seyn, und ich in Eurer Mitte. Mit der Begeisterung der Truppen und der jüngern Offiziere bildet die kalte Haltung der Marschälle einen auffallenden Gegensatz. Einigen von ihnen hat der Kaiser anvertraut, welches Opfer man von ihm fordere; er hat der Abdankung erwähnt. Bald verbreitet sich das Gerücht im Hofe des weißen Pferdes und in den Galerieen des Palastes. Viele beantragen sogar, Napoleon die Gewalt zu entreißen, wenn er widerstreben sollte. So vergeht der 3. April. In der Nacht bringt ein Bote des Herzogs von Ragusa nach Fontainebleau das Blatt mit dem Dekret des Senats, welches die Absetzung des Kaisers ausspricht. Diese Nachricht wurde alsobald der Gegenstand aller Gespräche im Palast, und am Morgen verbreitete sie sich auch im Lager.

Am 4. April ließ Napoleon die Marschälle benachrichtigen, daß das Hauptquartier zwischen Ponthierry und Essonne aufgeschlagen werden solle. Schon am vorigen Tage hatte er den Generalen, welche die Divisionen des Macdonaldschen Armee-Corps kommandirten, seinen Entschluß, gegen Paris zu ziehen, mitgetheilt. Diese begaben sich am Abend zum Marschall und baten ihn, gemeinschaftlich mit ihnen, den Kaiser zu beschwören, daß er diesen Plan aufgebe. Dieser aber machte ihnen bemerklich, daß ein solcher Schritt dem Kaiser mißfallen könne, und sagte ihnen, er wolle allein mit ihm sprechen. Wirklich begab er sich am folgenden Tage zu demselben. „Was denkt Ihre Armee?" fragte der Kaiser. — „Sie ist entmuthigt, die Vorgänge zu Paris haben einen niederschlagenden Eindruck auf sie gemacht." — „Glauben Sie, daß sie sich mit mir vereinigen würde, um gegen Paris zu ziehen?" — „Sire", erwiederte zögernd der Marschall, „vielleicht würde ich keinen Gehorsam finden, wenn ich meinen Truppen den Befehl gäbe." — In demselben Augenblicke wurde der Marschall Ney gemeldet. Als er eingetreten war, fragte er den Kaiser mit einem Tone, der nicht ganz der gewöhnliche war, ob er Kunde von den Vorgängen in Paris habe, und überreichte ihm ein Pack Journale. Napoleon sah sie gleichgültig an. Eines nur schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln; er wurde bleich und zerknitterte das Blatt. Der Marschall Lefebvre kam dazu. „Wohlan, Sire", sagte er mit zitternder Stimme, „Sie haben Ihre treuen Diener nicht hören wollen. Sie sind verloren; der Senat hat Ihre Absetzung ausgesprochen." — Der Kaiser antwortete mit der größten Ruhe: „Ich weiß es, aber was beweist das?" — „Aber Sire" — stammelte Lefebvre. — „Daß es nicht so bleiben kann, wie es ist. Aber habe ich nicht Hülfsquellen und Anhänger? Habe ich nicht Freunde? — „Aber Sire", sagte Lefebvre, „wenn die Verbündeten nicht mit Ew. Majestät unterhandeln wollen?" — „Das ist mir ganz gleich", entgegnete Napoleon, „ich ziehe gegen Paris: ich werde den Senat für seine Niederträchtigkeit bestrafen. Wehe den Mitgliedern der Regierung, die sie zusammengeflickt haben. Morgen stelle ich mich an die Spitze meiner Garde, und morgen werden wir in den Tuilerieen seyn."

Als die Zeit herangekommen war, stieg Napoleon in den Hof des „weißen Pferdes" hinab, um die Parade abzuhalten. Als diese beendet war, geleiteten ihn die Marschälle in sein Gemach zurück. Die Prinzen von Neuchatel und von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, von Reggio, von Tarent, von Bassano, von Vicenza, der Graf Bertrand und mehrere Andere umringten ihn. Einige gestatteten sich ehrfurchtsvolle Bemerkungen über den Plan, gegen Paris zu ziehen. Napoleon hörte ihnen schweigend zu. „Ew. Majestät weiß also nicht, was zu Paris vorgeht", sagte der Herzog von Tarent. — „Ich weiß es", antwortete der Kaiser. „Was weiter?" — „Hier ist ein Papier", fuhr der Marschall fort, „aus dem Ew. Majestät mehr ersehen werden, als ich sagen könnte." Der Kaiser fragte, ob dasselbe laut vorgelesen werden könne. Der Herzog von Tarent zögerte mit der Antwort. Nichtsdestoweniger forderte ihn der Kaiser auf, es vorzulesen. Der Marschall las den Brief Beurnonville's. Der Eindruck, den dieser auf den Kaiser hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Da er sich indeß zu beherrschen wußte, so sagte er bloß: „Das hier ist noch besser"; zugleich zog er die Nummer des „Moniteur" aus der Tasche, in welcher die Proklamation der provisorischen Regierung abgedruckt war. „Jetzt kommt die Reihe an Sie, Herr General-Major", sagte er zu Berthier; „lesen Sie."

Dieser kannte den Inhalt der Proklamation und trug deshalb Bedenken, sie vorzulesen. Aber Napoleon befahl es ihm, und er begann nun mit zitternder Stimme: „Soldaten, Frankreich hat das verhaßte Joch zerbrochen, unter welchem es seit so vielen Jahren seufzt. Ihr habt immer für das Vaterland gekämpft, Ihr könnt nicht gegen dasselbe kämpfen unter den Fahnen des Mannes, der Euch führt." — „Des Mannes!" wiederholte Napoleon mit bitterem Lächeln. — Der Fürst von Neuchatel fuhr fort: „Bedenket, was Ihr unter seiner Tyrannei gelitten habt. Vor kurzem waret Ihr eine Million; fast alle sind umgekommen. Man hat sie den Schwertern des Feindes ohne Subsistenzmittel, ohne Hospitäler preisgegeben." — Die Bewegung des Fürsten von Neuchatel war so mächtig, daß er nicht weiter lesen konnte. „Sire, ersparen Sie mir den Schmerz, weiter zu lesen", sagte er. — „Sie haben Recht", sagte Napoleon, indem er ihm das Blatt entriß; „es gehört mehr als Muth dazu, um solche Schändlichkeiten zu lesen. Hören Sie weiter, meine Herren." — Napoleon fuhr fort zu lesen: „Ihr seyd die edelsten Kinder Frankreichs, Ihr könnt dem nicht angehören, der es verwüstet, der es waffenlos, vertheidigungslos preisgegeben hat, der Euren Namen allen Nationen hat verhaßt machen wollen, und der Euch Euren Ruhm geraubt haben würde, wenn ein Mann, der nicht einmal Franzose ist, der Ehre unserer Waffen und dem hochherzigen Sinne unserer Soldaten schaden könnte. Ihr seyd nicht mehr die Soldaten Napoleon's, der Senat und ganz Frankreich entbinden Euch Eurer Eide."

Napoleon zerknitterte das Papier und sagte zu den Marschällen: „Ihr hört es! Ich werde sie auspeitschen lassen! Aber nein! Morgen werde ich in Paris seyn; es ist nothwendig, meine Herren!" — Die Marschälle beobachteten finsteres Schweigen. Der Herzog von Tarent nahm zuerst das Wort und sagte: „Wir bitten Ew. Majestät, diesen Plan aufzugeben; kein Schwert würde gezogen werden." Bei diesen Worten schaute Napoleon um sich; ein Blick klärte ihn über die Stimmung der Marschälle auf; er beschloß, zu Gunsten seines Sohnes und seiner Gemahlin abzudanken. „Meine Herren", sagte er, indem er plötzlich von der heftigsten Aufregung zu einer wahrhaft stoischen Ruhe überging, „warten Sie." — Er ging in sein Kabinet und schrieb folgende Akte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Schwure, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen und selbst das Leben hinzugeben, zum Wohle des Vaterlandes, welches unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Gesetze des Reichs. Gegeben in unserem Palast zu Fontainebleau, den 4. April 1814."

Nach zehn Minuten kehrte er in die Galerie zurück und überreichte den Marschällen die Entsagungs-Akte mit den Worten: „Ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn." — Hierauf ging er mit übereinandergeschlagenen Armen auf und ab und sagte, jedes Wort betonend: „Meine Herren, Sie müssen jetzt bei den fremden Mächten das Interesse meines Sohnes und meiner Frau, das der Armee und vor Allem das des Landes vertheidigen. Von mir spreche ich nicht; ich bin nur ein Soldat. Zu diesem Zwecke ernenne ich den Herzog von Vicenza, den Fürsten von der Moskwa und den Herzog von Ragusa zu Kommissarien." — Hierauf verabschiedete er sie.

Als er in sein Kabinet zurückgekehrt war, sagte er, daß er Marmont zum Bevollmächtigten gewählt habe, um dem Manne, zu

dem er das größte Vertrauen hege, einen Beweis seiner Freundschaft zu geben. Doch fiel ihm ein, daß die Stellung von Essonne gerade die wichtigste sey. Seine Wahl fiel jetzt auf Macdonald, den er zurückrufen ließ, und dem er sagte, daß er ihn an Marmont's Stelle beauftrage, zum Kaiser Alexander zu gehen. „Ich vertraue mich Ihnen an", sagte er, „und hoffe, daß Sie vergessen haben, was uns so lange trennt." — „Sire", erwiederte dieser, „ich habe seit 1809 nie daran gedacht." — „Ich danke Ihnen, aber ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich Unrecht hatte." — Mit diesen Worten trat er auf Macdonald zu und drückte ihm herzlich die Hand.

Der Herzog von Vicenza fertigte nun den Marschällen Macdonald und Ney die Entsagungs-Akte aus; aber eine Viertelstunde später erhielt Napoleon die Nachricht, daß der General Allix einem Oesterreichischen Offizier begegnet sey, welchen der Kaiser an Schwarzenberg abgesandt hatte, und von dem dieser erfahren, daß die Vorgänge in Paris nicht die Beistimmung seines Herrn hätten. In Folge dessen wollte der Kaiser die Entsagungs-Akte von den Marschällen zurückhaben. Der Herzog von Vicenza suchte die Marschälle Ney und Macdonald auf, die eben in den Wagen steigen wollten, aber sie weigerten sich, ihm die Akte auszuliefern. Der Herzog von Vicenza kehrte in den Palast zurück, wo er Napoleon in der Bibliothek fand. Er berichtete ihm die Weigerung der Marschälle. Der Kaiser bebte vor Zorn, dann sagte er: „Morgen bin ich mit meiner Garde und Marmont's Corps in Paris. Das darf Sie indeß nicht abhalten, mit den Herren zu gehen. Aber, Sie verstehen, kein Wort!"

Der Wagen erwartete Caulaincourt am Fuße der großen Treppe. Er stieg mit Herrn von Rayneval und Herrn von Rumigny ein. Napoleon sendete noch einen Courier an die Kaiserin, um sie zu bevollmächtigen, Herrn von Champagny an ihren Vater abzuschicken, damit dieser vermittelnd auf die Unterhandlungen einwirke. Sodann zog er sich in sein Zimmer zurück, um einige Augenblicke zu ruhen. Noch hatte ihn der schmerzlichste Schlag nicht getroffen; der Oberst Gourgaud war am Morgen mit Befehlen an den Herzog von Ragusa abgegangen; er kam eiligst von Essonne zurück und meldete, daß der Marschall seine Stellung verlassen und mit dem Feinde unterhandelt habe, daß seine Truppen durch die Kantonnirungen der Russen hindurchzögen, und daß Fontainebleau ungedeckt sey. Als Napoleon diese Nachricht vernahm, war er kaum noch Herr seiner selbst. „Marmont ist mein Waffenbruder!" murmelte er; „er, mein Sohn! mein Zögling, der mein Brod getheilt hat! Er wird unglücklicher seyn als ich!"

Den bitteren Gefühlen, die seit einigen Tagen auf ihn einstürmten, machte der Kaiser in einem Tagesbefehl an die Garde Luft. In diesem heißt es: „Der Kaiser dankt der Armee für die Anhänglichkeit, die sie ihm bewahrt hat, besonders aber dafür, daß sie erkannt hat, daß Frankreich in ihm ist und nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glücke und dem Unglücke seines Generals, das ist seine Ehre, seine Religion. Der Herzog von Ragusa hat dieses Gefühl seinen Waffengefährten nicht eingeflößt: er ist zu den Verbündeten übergegangen. Die Bedingung, unter welcher er diesen Schritt gethan hat, kann der Kaiser nicht billigen; er kann das Leben und die Freiheit nicht aus der Hand eines Unterthanen annehmen."

Hierauf sandte er einen Ordonnanz-Offizier an den General Belliard, mit dem Befehl, Fontainebleau durch einige Schwadronen zu verstärken; der Marschall Mortier hatte indeß schon diese Linie verstärken lassen. (Fortsetzung folgt.)

H o l l a n d.

Rotterdam.

Von einem Französischen Touristen.

Beim ersten Anblicke scheint Rotterdam eine lebhafte und lebensfrohe Stadt zu seyn. Siebzigtausend Einwohner, welche in sieben Stock hohen Häusern über einander geschichtet sind, ein blühender Handel, geben der Stadt eine Lebendigkeit, welche für den Fremden immer etwas Anziehendes hat. Dieser bewundert die schönen Quais, welche mit hundertjährigen Bäumen bepflanzt sind, die tiefen Kanäle, welche die Stadt nach allen Richtungen durchschneiden und auf denen die majestätischen Dreidecker mit den Produkten aller Zonen schwimmen. Dies ist ein glänzendes, zauberhaftes Panorama, wenigstens am ersten Tage.

Am zweiten Tage bemerkt der Fremde, daß die schönen Quais sich alle gleichen. Die Bewegung des Hafens — und die ganze Stadt ist ein Hafen — hat auch ihre unangenehme Seite. Geschrei ertönt auf den Schiffen, nicht besser ist es auf dem Lande; in den Straßen bleibt kein Raum zum Ausweichen, Tonnen, Fässer, Waaren-Ballen werden hierhin, dorthin geschleift; vorgesehen! heißt's hinten, vorgesehen! vorn; es ist eine Babylonische Verwirrung, ein Höllenlärm. So erscheint Rotterdam alle Tage von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends. Die Stadt macht durch ihre Alterthümlichkeit einen imponirenden Eindruck. Es sind mindestens drei Jahrhunderte, daß sie im Renaissance-Styl erbaut worden, und seitdem ist kein Stein verrückt worden. Man findet sich in eine Stadt des Mittelalters versetzt.

Wenn man sein Auge an öffentlichen Denkmälern weiden will, so möge man sich vor der Statue des Erasmus begeistern und dann schlafen gehen, denn weiter ist nichts da. Wie? wird man fragen, seit drei Jahrhunderten nichts Neues unter der Sonne von Rotterdam! Ja doch! Ich vergaß das Rathhaus. Man bewundere diesen Palast aus Tausend und einer Nacht; er ist feenhaft. Schlanke Säulen tragen schöne Basreliefs. Der Genius Rotterdams sitzt auf seinem Thron. Welcher Adel! Welche Würde! Welche anmuthige und leichte Formen! Was stellen diese Büsten in den Seiten-Nischen dar? die Götter des Olymps, oder die zwölf Apostel, oder die großen Männer Alt-Niederlands? Man kann sie halten, für was man will, ganz nach Belieben: adhuc sub judice lis est.

Die Reinlichkeit, diese Holländische Tugend, ist hier auf die Spitze getrieben; das Reinigen, Abstäuben, Säubern hört hier nicht auf; mit dem Boden wird angefangen, mit dem Keller aufgehört. So geht's vom Montage bis Sonnabend. Und Sonnabends wird sogar das Straßenpflaster gescheuert. Hierbei entsteht ein wahrhafter Wettkampf der Mägde, in welchem diejenige Siegerin bleibt, welche die größte Zahl von Eimern verbraucht. Freitags ist allgemeines Reinmachen der Fenster. Eine Woche gleicht in dieser Beziehung der anderen; es ist ein unaufhörlicher Kreislauf.

Aber der Sonntag, wird man sagen, macht doch hoffentlich eine Ausnahme? Hierauf wartete ich bloß. Wie sehr täuscht sich der, welcher glaubt, der Sonntag sey ein Tag der Freude und der Lust! In der Frühe des Morgens rufen ungefähr funfzig Glocken die Frommen in die Kirchen. Alle Läden sind hermetisch verschlossen; das Gelärm des vorigen Tages hat gänzlich aufgehört; die Stadt ist still und schweigend; es herrscht eine Grabesruhe. Dies ist der Morgen. Am Nachmittage ist's nicht besser. Von volksthümlichen Belustigungen, von Tanzen ist keine Rede. Auf den Spaziergängen findet man nur Kindermädchen und Mägde in Begleitung eines wirklichen oder geliehenen Liebhabers; denn hier miethet man einen Liebhaber stundenweise. Die schöne Welt geht des Sonntags eben so wenig spazieren wie an anderen Tagen. Höchstens besucht sie einen Garten in der Nähe der Stadt. Ist man nicht Kaufmann oder hat man nicht einige Geschäftskenntniß, so gehe man dieser liebenswürdigen Gesellschaft ja aus dem Wege. Hier sorgt Jeder für sich und Gott für Alle. Die Damen unterhalten sich über Kleider und Moden; für die Theezeit wird die praktische Anwendung der Nächstenliebe aufgespart. Die Männer schwärmen dagegen für Zucker und Taback. Gegen acht Uhr Abends kehrt man nach Hause zurück, wo die Frau vom Hause mit aller ihr zu Gebote stehenden Anmuth ein Glas Wein kredenzt und Rauchfleisch und Früchte, welche die Jahreszeit mit sich bringt, herumreicht. Sodann geht Jeder nach seiner eigenen Behausung. So ist's in Rotterdam.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Bemerkungen des Auslandes über das Gutenberg-Fest.** Die Foreign Quarterly Review, welche keine wichtige Erscheinung der Deutschen Literatur unbemerkt vorübergehen läßt, stellt in ihrem letzten Hefte auch Betrachtungen über die Feier des Buchdrucker-Jubiläums in Deutschland an. Sie fragt zunächst, warum dieses Fest, das, seiner Bedeutung nach, ein Volksfest aller Nationen seyn müßte und könnte, doch nur in unserem Vaterlande unter so allgemeinem Jubel gefeiert werde, und findet die Beantwortung dieser Frage darin, daß eben, weil England und Frankreich im Besitz einer völlig freien Presse seyen, beide Länder weniger Anlaß hätten, über die Presse selbst Reflectionen anzustellen. Es verstehe sich dort der Segen, den sie verbreite, so von selbst, daß man ihn eben so unbemerkt hinnehme, wie etwa die Wohlthaten der Sonne, deren Licht und Wärme man erst dann recht zu schätzen wisse, wenn man dieselben eine Zeit lang theilweise oder ganz entbehrt habe. Deutschland dagegen, das Land der Reflectionen, gönne sich keinen Genuß, ohne zugleich auch über die Natur desselben Betrachtungen anzustellen. Und einer seiner edelsten Genüsse sey eben die durch die Presse geförderte, über das ganze Land verbreitete literarische Thätigkeit. „Allerdings", so fährt der Englische Kritiker fort, „sind in der Literatur die edelsten Geister nicht mehr am Leben, und diejenigen, die wir als ihre Nachfolger erblicken, wurden keinesweges auch ihre Erben. Doch nicht bloß in Deutschland, sondern auch in allen anderen Ländern fehlt es ja heutzutage an großen und schöpferischen Schriftstellern. Die Periode der Dampfschiffe und Eisenbahnen ist dem stillen Wirken des Genius nicht günstig. Sie erzeugt zu viele Ideen in anderen Richtungen, die dem Menschengeschlecht ebenfalls wohlthätig sind, wenn sie nicht etwa die Begier nach dem materiellen Besitz gar zu sehr anregen, und Deutschland ist dem gemeinsamen Impulse gefolgt. Gleichwohl bleibt in diesem Lande eine große und bewundernswerthe literarische Thätigkeit vorherrschend. Der Geschmack hat durch die stets allgemeiner sich ausbreitenden Werke der großen National-Schriftsteller ungemein gewonnen. Statt, wie früher, ein fremdes Idiom, das Französische, als Vermittler der feinen Conversation zu betrachten, sind die Deutschen unseres Jahrhunderts durchdrungen von den großen Schönheiten ihrer eigenen edeln Sprache; ja, Grimm hat der historischen Entwickelung derselben ein Denkmal errichtet, auf welches andere Nationen mit Neid und Bedauern hinblicken müssen. Natürlich hat bei dieser allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen und Bildung auch der Deutsche Buchhandel an Bedeutung und Wirksamkeit ungemein zunehmen müssen, und so sahen wir denn auch von diesem, und zwar zunächst von Leipzig, wo er seinen Mittelpunkt und Hauptsitz hat, den Impuls zu dem diesjährigen Gutenberg-Jubiläum in großartiger Weise ausgehen." — Der Deutsche Buchhandel mag sich dieser ehrenvollen Anerkennung des Auslandes freuen. Hoffen wir darum aber auch, daß er in Berlin, wo er, nächst Leipzig, seinen größten und blühendsten Sitz in Deutschland hat, nicht werde zurückbleiben wollen hinter dem Vorgange so vieler anderen und bei weitem nicht so wohlhabenden Städte des gemeinsamen Vaterlandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Freitag den 7. August 1840.

Nord-Amerika.

Der Journalismus in Nord-Amerika.

Die Amerikanische Presse unterscheidet sich sowohl dem Inhalt als der Form nach von der Französischen. In Frankreich hat der Journalismus vor Allem ein politisches oder sociales Ziel vor Augen. Er ist ein Mittel im Dienst einer Idee; um den Sieg dieser Idee ist es ihm vor Allem zu thun; die Speculation, die das Vehikel dazu giebt, ist ihm Nebensache. Man sieht in Frankreich Journale entstehen und sich erhalten, die ihren Unternehmern durchaus nichts einbringen, nur daß sie dazu dienen, das politische, sociale oder religiöse Dogma, zu dem jene sich bekennen, zu verbreiten. So haben die St. Simonisten lange Zeit den „Globe" als Organ ihrer Doktrin unentgeltlich herausgegeben, und so widmen jetzt die Fourrieristen ihre Kräfte ohne den geringsten pekuniären Vortheil der Redaction des „Phalanstère"; so hat die republikanische Partei lange Zeit vermittelst freiwilliger Beiträge und Subscriptionen Organe ihrer politischen Ideen unterhalten; so wird das jetzt nur noch allein fortbestehende Haupt dieser Organe, der „National", von Actionairen erhalten, die keinen Gewinn von ihren Actien ziehen, da sie den ganzen Ertrag der Unternehmung für die Verbreitung der Lehre hingeben, deren Evangelium ihr Blatt und deren Apostel sie sind; so haben die Bonapartisten in neuerer Zeit das „Capitole" gegründet, und so haben alle andere Parteien oder Partei-Fractionen, jede in einem Pariser Blatt eine Fahne, deren Haupt-Emblem ihre Waffen bilden. Die kaufmännische Speculation nimmt erst den zweiten Platz auf dieser Fahne ein. Wenn man in Frankreich ein Journal gründet, will man weniger ein Comtoir als eine Tribüne etabliren; daher hat auch die Französische Presse einen ungeheuren Einfluß auf die öffentliche Meinung. Daher sieht man auch täglich Männer der Presse, die Theorie mit der Praxis vertauschend, Beamte, Deputirte, Pairs und Minister werden. Wir dürfen nur die Bertin de Vaux, die Benjamin Constant, die Etienne, Jay, St. Marc Girardin, Salvandy, Chambolles, Cormenin, Villemain, Guizot, Thiers u. s. w. anführen. Der Journalismus ist in Frankreich ein Dogma, die Journalisten Missionaire; die Presse ist das Forum der allgemeinen Interessen, gleichsam eine Ergänzung der politischen und administrativen Functionen.

Was ist sie in Amerika? Eine kaufmännische Speculation, weiter nichts. Der Handel, die Seele des Landes, ist auch die Hauptleidenschaft der Nation. Dem Handel also widmet sich die Presse vor Allem, denn er allein ist ein Dogma, das in diesem Lande verbreitet genug ist, um seine Anhänger nicht umkommen zu lassen. Dieser tiefe Gegensatz zwischen der Amerikanischen und der Französischen Presse kommt auch in ihrer äußeren Form zur Erscheinung. Wenn man ein Amerikanisches Journal in die Hand nimmt, ist das Erste, was einem in die Augen fällt, die Annoncen. Sie stehen auf der ersten Seite, und auf der zweiten, dritten und vierten. Sie sind das erste und letzte Wort des Journals. Nur ein Theil der zweiten Seite ist dem Gedanken des Journalisten gewidmet, der hier zwischen den unverschämten Annoncen eingeklemmt und gekreuzigt ist, wie einst Christus zwischen den beiden Schächern. Die Annonce, das ist die wahre Politik der Amerikanischen Presse, die, welche vor allen anderen Locofoco- oder Whig-Interessen, vor der Bank-Bill, der Log Cabin und dem Hard Cider den Vorrang hat. In Frankreich giebt man neben der Zeitung auch Annoncen; in den Vereinigten Staaten giebt man neben den Annoncen auch Zeitungs-Berichte. Was dort Nebensache ist, wird hier Hauptsache, und umgekehrt. Darum giebt es auch in New-York, wo die Locofocos in den Wahlen stets das Uebergewicht haben, mehr Whig-Blätter als Demokraten, weil nämlich der Handel daselbst whiggistisch ist, vom Handel alle Annoncen kommen und die Annoncen die Presse ausmachen.

In Paris leben drei Viertel der Journale von den Ideen, die sie vertheidigen; die Handels-Annoncen bringen ihnen fast nichts ein, wenn man das „Journal des Débats" ausnimmt, das ohne sie leben kann, und „Siècle" und „Presse", die ihre Existenz hierauf zu begründen suchten. Ein täglich erscheinendes Journal in New-York versuche es einmal, bloß vom Gedanken zu leben und ohne die materielle Hülfe der Annonce; es wird gewiß bald eingehen. Indem sie die merkantilischen Neigungen des Landes ausbeuten, befriedigen sie seine moralischen Bedürfnisse; diese werden durch jene bestritten.

Dieses Manöver, das die Amerikanische Presse anwendet, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, und die nothwendige Unterordnung des schriftstellerischen Theils ihrer Spalten unter die Annoncen, werden in folgender Berechnung recht anschaulich werden. Der Abonnements-Preis der großen New-Yorker Blätter, des Courier and Enquirer, des Journal of Commerce u. s. w. ist zehn Dollars jährlich, die aber erst sechs oder zwölf Monate später bezahlt werden und noch durch die Einsammlungskosten sich vermindern. Von jedem dieser Abonnements verlieren diese Journale wenigstens fünf Dollars! Das bloße Papier kostet ihnen acht und einen halben Dollar, und dazu kommen noch die Redactions- und Druckkosten, der Miethzins, der Lohn für die Colporteurs u. s. w. Es giebt in New-York eine Menge Journale, die von den newsboys für einen Sou verkauft werden, wovon beinahe die Hälfte den Letzteren bleibt. Dieser Preis bezahlt nicht einmal das Papier des Journals. Aber die Niedrigkeit des Preises befördert die Circulation, der Umfang der Circulation zieht die Annoncen an, und diese bilden den eigentlichen Fonds des Journals oder das Kapital, von dem es lebt; die Annoncen müssen, im buchstäblichen Sinne des Wortes, für die Abonnenten oder Leser mitbezahlen.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Thätigkeit der Redacteure eben so beschränkt ist, als der Raum, der ihrem Talent offen steht. In den täglichen Journalen Amerika's findet man keine literarische oder wissenschaftliche Artikel, wenn die Annoncen nicht so gnädig sind, ihnen ein Plätzchen abzutreten. Daher ist noch kein Talent durch diese Journale zu einem Ruf gelangt. Hier und da findet man wohl einige Notorietäten, deren Ruf aber sich auf die Gränzen einer Stadt oder Coterie beschränkt. Aus der Amerikanischen Presse sind vielleicht viel weniger Staatsmänner hervorgegangen, als aus irgend einem anderen Stande. Man findet im Kongreß und in den Legislaturen der Provinzen Negotianten aller Art, Advokaten, Pflanzer, aber wie viel Journalisten? Daher führte auch neulich ein New-Yorker Journal seinen Lesern und der Regierung die Namen Salvandy, Guizot, Thiers als Beispiele von Journalisten an, welche die mächtigsten Männer Frankreichs wurden. Ein anderes Journal antwortete ihm, indem es die Anzahl der „Jobs" oder Druck-Arbeiten aufführte, welche Herr van Buren der Evening Post und der New Era gab, um sie für die Unterstützung seiner Sache zu belohnen. Diese Zusammenstellung ist ein ganzes Buch werth: sie läßt recht erkennen, wie entgegengesetzt das ist, wonach auf den verschiedenen Seiten gestrebt wird; dort ist der Journalist Publizist, er träumt den Ruhm eines Staatsmanns und sucht seine Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen; hier ist er Drucker, er will nur Dollars und freut sich, wenn er „Jobs" bekommt.

So liegt zwischen ihrem beiderseitigen Stand die ganze Kluft, welche den Ehrgeiz vom Gewerbe trennt. Auch in Frankreich verkauft sich der Journalist zuweilen einer Partei, die ihn kauft oder verführt; aber wenn er Sklave seiner Leidenschaft ist, ist er frei von denen der Anderen, denen er eben so muthig trotzt, als er gegen seine eigenen schwach ist. Zu allen Zeiten hat es in Frankreich Menschen gegeben, welche der herrschenden Macht, mochte sie von oben oder unten kommen, die Wahrheit zu sagen verstanden. Diesen Muth kennt die Amerikanische Presse nicht. Es giebt gar manche Meinungen, die sie nie auszusprechen, gar manche Vorurtheile, die sie weder anzugreifen noch zu vertheidigen wagt. Sie macht der Demokratie eben so sehr den Hof, als gewissen Monarchen Europa's ihre besoldete Presse. Die Tyrannei, die hier herrscht, ist die des Eigennutzes und der Furcht. Wir könnten tausend Beispiele davon anführen. Hier ist eines aus der Geschichte des Streits der Französischen Regierung mit dem Präsidenten Jackson wegen der 25 Millionen. Wir haben die Details aus guter Quelle.

Man erinnert sich des Lärms, den die Amerikanische Presse machte bei Gelegenheit eines Briefes des Herrn v. Broglie, damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, an den Präsidenten Jackson, worin der eigentliche Gegenstand des Streits mit großer Präzision und Logik dargelegt war. Die diplomatischen Verbindungen zwischen den beiden Ländern waren in Folge der Abreise des Französischen Gesandten abgebrochen; der Geschäftsträger, der ihn vertrat, beschränkte sich darauf, dem Staats-Secretair zu Washington Mittheilung von dem Empfang der Depesche zu geben. Diese Depesche wurde bald der Gegenstand der Declamationen des Journalismus, der sie in Sinn und Worten als einen Angriff auf die Ehre des Volks und der Regierung von Amerika darstellte. Die getäuschte öffentliche Meinung erbitzte sich darob dermaßen, daß es unerläßlich wurde, den richtigen Text des Dokuments zu veröffentlichen. Aber man konnte vierzehn Tage lang weder in New-York, noch in Boston,

Philadelphia, Baltimore, Washington, ein Amerikanisches Journal finden, das es gewagt hätte, dieses zur Enthüllung der Wahrheit bestimmte Aktenstück aufzunehmen, und zwar bloß aus Furcht, Bruder Jonathan zu erzürnen. Derjenige endlich, welcher sich zu diesem muthigen Schritt entschloß, verlangte dafür fünfhundert Dollars, die man ihm auch wirklich auszahlte.

Ein Land, wo solche Dinge vorgehen, hat Bediente, aber keine Führer; eine Presse, auf die solche Bedenklichkeiten Eindruck machen und die sich zu solchen Geschäften hergiebt, ist ein Institut ohne eigene Ehre und ohne Nutzen für die Anderen. Es fehlt ihr an dem, was Vertrauen und Kraft giebt, an Muth und Gewissen.

(Courrier des Etats-Unis.)

F r a n k r e i c h.

Napoleon's Abdankung.

IV.

Bekanntlich hatte Marmont in der Nacht vom 30. zum 31. März kapitulirt. Als er vom Schlachtfelde in sein Hotel in der Straße Paradis-Poissonnière zurückkehrte, war er kaum noch zu erkennen. Er hatte sich acht Tage den Bart stehen lassen; der Rock, den er über der Uniform trug, war zerrissen und von Pulver geschwärzt. In den Salons waren Talleyrand, Bourrienne, Perregaux, Chabrol und Andere versammelt, welche, wie sie sagten, des tyrannischen Jochs Napoleon's müde waren. Der Name der Bourbonen wurde ausgesprochen, und Marmont zeigte sich Talleyrand's Einflüsterungen nicht unzugänglich. Nachdem der Herzog von Ragusa seine Truppen bis Essonne begleitet, hatte er sich nach Fontainebleau zum Kaiser begeben, der ihn gut aufnahm. Napoleon speiste mit ihm und lobte die Vertheidigung der Hauptstadt, aber er sagte kein Wort über die Capitulation. Nach dem Essen begab sich der Marschall wieder zu seinem Armee-Corps. Am 2. April schickte ihm der Fürst Schwarzenberg, nebst einem Briefe des Generals Dessolles, den umständlichen Bericht über Alles, was sich zu Paris zugetragen, so wie die Entsetzungs-Akte des Senats und eine Aufforderung der provisorischen Regierung. Marmont zögerte nicht länger. Er antwortete dem Oesterreichischen Feldherrn, daß er bereit sey, Napoleon's Armee zu verlassen, aber unter Bedingungen, die er schriftlich verbürgt haben wollte. Diese Antwort kam so unerwartet, daß ihm Alles zugestanden wurde. Dies war der Traktat, der unter dem Namen der Convention von Chevilly bekannt ist.

Unterdeß treffen die Bevollmächtigten Napoleon's in Essonne ein und steigen im Quartier des Marschalls ab. Marmont, der sie begleiten wollte, hält sie zum Essen zurück, dann brechen sie alle vier auf und halten zuerst in Petit-Bourg beim Fürsten Schwarzenberg an. Der Herzog von Ragusa bleibt allein in seinem Wagen und geht nicht mit ihnen. Als sie in Paris ankommen, begeben sie sich zum Kaiser Alexander. Der Herzog von Vicenza, die Marschälle Ney und Macdonald steigen bei Talleyrand ab, Marmont nicht.

Die Bestürzung in Paris hatte den höchsten Grad erreicht: es waren die beunruhigendsten Gerüchte über die Pläne des Kaisers in Umlauf. Man sagte, binnen 24 Stunden würde eine große Bewegung stattfinden; die Corps von Macdonald, Oudinot, Marmont, Mortier würden auf die Hauptstadt losrücken. Aus den Fenstern von Talleyrand's Hotel konnte man die militairischen Anordnungen der Verbündeten sehen und sich überzeugen, daß die Befürchtungen nicht ohne Grund waren; man sah jeden Augenblick einer Katastrophe entgegen. In den Salons des Herrn von Talleyrand liefen Alle zusammen, um neue Nachrichten zu holen. Als die Spannung am größten war, wurden die Bevollmächtigten Napoleon's eingeführt. „Was wollen Sie thun?“ rief ihnen der Fürst von Benevent entgegen. „Wenn Sie glücklich sind, so kompromittiren Sie alle diejenigen, welche seit dem 1. April den Fuß in dies Haus gesetzt haben, und ihre Zahl ist nicht gering. Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, denn ich will mich kompromittiren.“ — Kurz vorher hatte Talleyrand zum Kaiser von Rußland geäußert: „Wollen Sie Bonaparte aufrecht erhalten? Nein, Ew. Majestät, das ist nicht mehr möglich. Zwischen diesen Mann und Ludwig XVIII. kann nichts gestellt werden. Was man auch versuchen wollte, es würde immer auf eine Intrigue hinauslaufen. Eugen, die Regentschaft würden nur eine Intrigue seyn. Es giebt nur Ein Prinzip, welches stark genug ist, die neue Ordnung der Dinge zu begründen: dies ist Ludwig XVIII.; Ludwig XVIII. ist ein Prinzip.“

Um ein Uhr Morgens wurden die Marschälle beim Kaiser von Rußland eingeführt, der sie mit entschiedenem Wohlwollen empfing. Sie wiederholten die Gründe, welche der Herzog von Vicenza schon geltend gemacht hatte, und Alexander hörte mit vieler Theilnahme die Artikel an, welche Caulaincourt schon vorher entworfen hatte. Dann belobte er die Französische Armee und ihre Anführer und sagte, zu Napoleon übergehend: „Ich bin immer sein Bewunderer und sein Freund gewesen, aber er hat mir zuerst den Krieg erklärt. Sie wissen, was für schmerzliche Verluste ich erlitten habe. Den Brand meiner Hauptstadt werfe ich der Französischen Armee nicht vor; sie ist unschuldig daran; dennoch aber ist Napoleon's Angriff die nächste Veranlassung gewesen. Ich will mich nicht dafür an Paris rächen. Das Schicksal der Waffen war mir günstig; ich will aber mein Glück nur benutzen, um die Ruhe Europa's zu sichern. Napoleon ist unglücklich; er ist nicht mehr mein Feind; ich schenke ihm meine Freundschaft wieder. Die Bourbonen sind mir gleichgültig; ich kenne sie nicht; aber die öffentliche Meinung, der Senat, die Behörden, das Volk haben sich für sie erklärt. Sie kommen zu spät, meine Herren.“

Macdonald entgegnete, daß die Aeußerungen zu Gunsten der Bourbonen das Werk einiger Intriganten seyen. Der Senat habe immer vor dem Kaiser auf den Knieen gelegen, und seine Meinung gelte in den Augen der Armee und der wahren Vaterlandsfreunde nichts. Alexander sagte: „Ich begreife wohl die Regentschaft mit der Kaiserin und ihrem Sohn, aber dann bleibt immer Napoleon; er ist das Hinderniß.“ — „Ew. Majestät, der Kaiser Napoleon hat uns nicht beauftragt, wegen des ihm vorbehaltenen Looses zu unterhandeln; nur für die Regentschaft haben wir Vollmachten; er hat uns sogar positiv verboten, etwas für ihn zu stipuliren.“ — „Das wundert mich nicht“, entgegnete Alexander; „aber im Falle der Regentschaft würde doch Napoleon immer hinter dem Gerüste der Regierung stehen und es einreißen, sobald es ihm beliebte. Sie kennen besser als ich seine verzehrende Thätigkeit und seinen Ehrgeiz.“ — Caulaincourt machte nun mit vielem Nachdrucke die Rücksichten geltend, welche man der Armee schuldig sey, die nimmermehr den Mann aufgeben werde, der sie so oft zum Siege geführt habe. „Ew. Majestät“, schloß er, „die Regentschaft hat keine Vertheidiger gehabt, Sie haben sie in contumaciam verurtheilt; die Französische Armee appellirt an Ihre Gerechtigkeit und an Ihren Edelmuth.“ — Diese Worte schienen einen starken Eindruck auf den Kaiser zu machen. Die Furcht vor einem Bürgerkriege, den er am meisten fürchtete, machte ihn bedenklich. Die Unterhaltung nahm eine günstige Wendung, als ein Russischer Adjutant eintrat und dem Kaiser eine Meldung überbrachte und ihm einige Worte in Russischer Sprache sagte.

Caulaincourt hatte die Worte des Offiziers verstanden; er trat zu Macdonald hin und sagte leise: „Wir sind verloren; es ist die Nachricht eingegangen, daß Marmont und sein Corps ihre Stellung verlassen haben und zum Feinde übergegangen sind.“ — Alexander öffnete eiligst die Depesche; sein Gesicht nahm einen ganzen andern Ausdruck an. „Meine Herren“, sagte er zu den Marschällen mit vorwurfsvollem Tone, „Sie sprechen so viel von der Stimmung der Armee, und dennoch kann ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Truppen des Herzogs von Ragusa zu uns übergegangen sind. Andere Corps beabsichtigen dies ebenfalls: man ist des Krieges müde.“ — Nach einer Weile verabschiedete der Kaiser die Bevollmächtigten; die Besprechung hatte länger als drei Stunden gedauert.

Die Zeit, welche die Bevollmächtigten bei dem Kaiser zubrachten, mußte den Mitgliedern der provisorischen Regierung sehr lang erscheinen; für sie handelte es sich um Leben und Tod. Sie wurden indeß wieder beruhigt, als sie die unwidersprechlichsten Zeichen der Entmuthigung auf den Gesichtern der Marschälle lasen. Plötzlich erhebt sich unter den Anwesenden ein Gezischel: der Bediente meldete Se. Excellenz den Herzog von Ragusa. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Marmont, der mit erhobenem Haupte und lächelndem Gesichte eintrat; Glückwünsche und Händedrücke werden zwischen ihm und denen, die ihm entgegen gehen, ausgetauscht. Der Herzog von Vicenza geht zuerst an ihm vorüber und sagt bloß zu ihm: „Herr Marschall, Sie sind sehr zu bedauern!“ — Ney thut, als ob er ihn nicht sehe. Macdonald wirft ihm einen mitleidigen Blick zu. Als derselbe aber Beurnonville auf sich zukommen sieht, kann er seinen Zorn nicht zurückhalten, und auf eine Frage, welche dieser an ihn richtet, antwortet er: „Sprechen Sie nicht mit mir; ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie haben mich eine dreißigjährige Freundschaft vergessen lassen.“ — Sich sodann zu dem General Dupont wendend, der sich ihm ebenfalls genähert hat, sagt er: „Ihr Betragen gegen den Kaiser, mein Herr, ist nicht edel. Er hat Sie wegen der Schlacht bei Baylen streng behandelt; aber seit wann rächt man sich auf Kosten der Ehre seines Landes?“ Der Streit wurde so lebhaft, daß Caulaincourt ihnen bemerklich machte, daß sie sich beim Kaiser Alexander befänden.

In diesem Augenblick trat Talleyrand aus dem Zimmer des Kaisers. „Meine Herren“, sagte er, „wenn Sie streiten wollen, so müssen Sie sich hinab bemühen; wollen Sie sich aber besprechen, so bemühen Sie sich gefälligst zu mir hinauf.“ — „Das wäre unnütz“, erwiederte Macdonald; „meine Freunde und ich erkennen die provisorische Regierung nicht an.“ — „Wie es Ihnen beliebt“, entgegnete der Fürst von Benevent.

Am folgenden Tage frühstückten die Bevollmächtigten beim Marschall Ney, als ein Adjutant des Kaisers sie benachrichtigte, daß sein Gebieter sie erwarte. Der Kaiser empfing sie mit demselben Wohlwollen wie am vorigen Tage; aber die Umstände hatten sich sehr geändert. Alexander erklärte den Bevollmächtigten, daß Napoleon und seine Dynastie dem Thron entsagen müßten. Vergeblich suchten diese einen solchen Entschluß zu bekämpfen. Alles war vergeblich. Nun ersuchten sie den Kaiser um einen zweitägigen Waffenstillstand, dessen sie bedurften, um neue Vollmachten einzuholen. Alexander gestand ihn zu; er ging sogar noch weiter; einen Bleistift nehmend und ihn dem Marschall Macdonald überreichend, sagte er: „Herr Marschall, ziehen Sie selbst die Gränzlinien beider Armeen.“ — Dieser lehnte es ab, worauf der Kaiser die Seine als Gränze bestimmte: das rechte Ufer sollten die Verbündeten besetzen, das linke die Französische Armee. Durch einen sonderbaren Irrthum fiel aber auf der Karte, die dem Oesterreichischen Generalstabe zugesendet wurde, Fontainebleau innerhalb der Oesterreichischen Linien.

Alexander brachte noch einmal das Loos Napoleon's zur Sprache. „Versichern Sie ihm“, sagte er zu den Bevollmächtigten, „daß er auf eine seinem früheren Range entsprechende Weise behandelt werden soll; wenn er meine Staaten bewohnen will, wird er gut aufgenommen werden, wo nicht, soll er die Insel Elba oder sonst etwas erhalten.“

V.

Nachdem Napoleon den größten Theil der Nacht gewacht, hatte er am Morgen etwas Schlaf gefunden. Seine Gesichtsfarbe war

bleich, und in seinem Anzuge gab sich eine Unordnung zu erkennen, die ihm sonst nicht gewöhnlich war. In der Hand hielt er einen einfach gebundenen Band: „den Abriß der Kriege Cäsar's", als ein Offizier des Palastes leise die Thüe öffnete und die Ankunft der Bevollmächtigten meldete. Der Herzog von Vicenza erzählte, wie der Abfall Marmont's alle diplomatische Combinationen über den Haufen geworfen habe, und daß man auch die Napoleonische Dynastie nicht mehr wolle. Bei dieser Mittheilung richtet sich Napoleon stolz auf, seine Augen funkeln. „Die Demüthigung ist zu groß!" rief er aus. „Keine Unterhandlungen mehr! Möge das Schicksal sich erfüllen!" — Mit großen Schritten ging er auf und ab. „Ja, wir werden sie schlagen und trotz des Verrathes triumphiren! Soult führt mir 30,000 Mann zu, Suchet wird mit 15,000 Mann der Catalonischen Armee zu ihm stoßen; Eugène wird mit seinen 30,000 Mann an den Alpen eine Bewegung machen. Noch bleiben mir die 15,000 Mann Augereau's, die zahlreichen Garnisonen der Gränzfestungen und Maison's ganze Armee. Wir müssen den Verstärkungen entgegengehen und einstweilen an der Leire manövriren. Dort hat Karl Martel sein Land befreit!"

Napoleon's Worte fanden keinen Wiederhall, und nur Macdonald erwiederte ruhig: „Die Ereignisse haben eine so ernste Wendung genommen, daß jeder Entschluß sorgfältig erwogen werden muß; wir bitten Ew. Majestät, sich zu bedenken." — „Ich habe mich bedacht", sagte Napoleon; „noch ist der Löwe nicht todt!" — Es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihm zu widersprechen, da sein Wille desto ungestümer wurde, je mehr Widerstand er fand. Die Marschälle, die ihn kannten, blieben still. Er blieb plötzlich vor Macdonald stehen, und indem er mit der geballten Hand über die Stirn hinfuhr, fragte er: „Herr Marschall, werden mir Ihre Truppen folgen?" — „Nein", antwortete dieser, „denn sie wissen, daß Ihre Majestät abgedankt hat." — „Das ist wahr, aber unter gewissen Bedingungen, wie Sie wissen, meine Herren." — „Die Soldaten lassen sich nicht auf solche Spitzfindigkeiten ein", fuhr Ney auf eine rücksichtslose Weise heraus. Napoleon ließ einen seiner Blicke auf den Fürsten von der Moskwa fallen und sagte dann: „Das werden wir sehen, Herr Marschall." — Hierauf verabschiedete er die Bevollmächtigten, indem er zu ihnen sagte: „Meine Herren, vielleicht bedarf ich Ihrer noch, denn ich bin Sie." — Dem Herzog von Vicenza nickte er gütig und sagte: „Caulaincourt, Sie kommen nachher wieder."

Sobald man in Fontainebleau erfuhr, daß die Unterhandlungen abgebrochen seyen, hallten die vergoldeten Galerieen von Vorwürfen und Drohungen wieder: „Wir haben genug", hieß es. „Wird er denn nicht endlich mit seiner Abdankung zu Ende kommen! Die Verbündeten sind zu gütig! Die neue Regierung nimmt Alle, die zur Armee gehören, mit Freuden auf!" — Wer nur konnte, machte sich unter irgend einem Vorwande auf und davon.

Unterdeß rückten die Russen immer näher an Fontainebleau heran und schloßen die kleine Kaiserliche Armee immer enger ein. Napoleon hört die Gespräche der Furchtsamen und verspricht, das enge Netz bald zu zerreißen. „Ein Weg, der Courieren verschlossen ist", sagte er, „öffnet sich vor 50,000 Mann" — Er selbst konnte zu keinem festen Entschlusse kommen; ein Parteigängerkrieg widerstrebte ihm, aber etwas mußte gethan werden. Vorher wollte er indeß noch einmal die Marschälle sprechen. Diese werden zusammenberufen. Napoleon geht jedem Einzelnen entgegen und empfängt sie mit dem ihm eigenthümlichen Adel. Ney und Berthier kommen zuletzt und sehen verlegen aus. Der Kaiser setzt sich und beginnt die Unterhaltung mit Gemeinplätzen; dann sich an den Fürsten von Wagram wendend, fragt er ihn, ob er Nachrichten von dem Marsche der Verbündeten hat. Dieser nagt nach seiner gewöhnlichen Weise an den Nägeln und antwortet, daß er Kundschafter ausgeschickt hat, und daß alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Feind sich um Fontainebleau herum aufgestellt hat.

Die Marschälle waren indeß nicht bloß gekommen, um ihm schlechte Nachrichten zu bringen, sondern um seine unbedingte Abdankung zu fordern. Ney berührt zuerst diese zarte Frage, indem er auf eine energische Weise die beklagenswerthe Lage des Landes schildert und den Kaiser zum Schlusse fragt, welche Mittel er habe, um das Vaterland zu retten. Ohne dem Kaiser Zeit zur Antwort zu lassen, bringt jetzt ein Jeder seine Meinung vor; die Unterredung wird lebhafter, stürmisch, nur der Kaiser bewahrt seine Kaltblütigkeit und seine Würde: er schweigt. Als die Ruhe endlich wieder etwas hergestellt ist, nimmt er das Wort, faßt die Gründe der Anderen kurz zusammen und endet mit den Worten: „Zu dem persönlichen Opfer, das man von mir fordert, bin ich entschlossen; aber eine Krone, die ich selbst erobert habe, kann ich meiner Frau und meinem Sohne nicht entziehen."

Obgleich diese Worte nur auf finsteres Schweigen treffen, so fährt der Kaiser doch fort, die Hülfsmittel aufzuzählen, die ihm noch verbleiben, nicht um den Krieg zu verewigen, sondern um die Ehre des Landes zu retten. „Wohlan!" sagt er, „wenn wir Frankreich nicht länger vertheidigen können, so bietet uns Italien eine Ihrer, eine meiner würdige Zuflucht. Ist es nicht das Land der Wunder? Will man mir noch einmal dahin folgen?"

Aber auch dieser Vorschlag wurde nicht besser aufgenommen als die vorigen. Trotz dieser Gleichgiltigkeit, ließ Napoleon keine Spur des Zorns blicken. „Sie wollen Ruhe", sagte er; „Sie sollen sie haben. Sie wissen nicht, wie viel Kummer und wie viele Gefahren Ihnen auf Ihren Daunenbetten auflauern. Einige Friedensjahre werden eine größere Zahl von Ihnen wegmähen als der verzweifeltste Krieg." — Der Kaiser sprach prophetische Worte, denn Berthier, Murat, Ney, Massena, Augereau, Lefebvre, Brune, Serurier, Kellermann, Pérignon, Beurnonville, Clarke und so viele Andere starben in noch nicht sieben Jahren und gingen Napoleon voran.

Während dieser ganzen Scene erhielt der Kaiser kein Wort des Mitgefühls. Alle Augen waren gesenkt, jeder Mund verschlossen. Bei diesem Anblicke geht in seinem Innern eine plötzliche Revolution vor, die sich äußerlich durch eine furchtbare Blässe verkündigt. Er trocknet seine Stirn, die kalter Schweiß näßt, und sagt: „Meine Herren, ich weiß jetzt, woran ich bin; ich will allein seyn. Sie, Herzog von Vicenza, bleiben noch." Als der letzte der Marschälle das Zimmer verlassen hat, zerreißt er ingeimmig sein battistenes Taschentuch und bricht in die Worte aus: „Sie sehen es, Caulaincourt, diese Menschen haben weder Herz noch Gefühl. Ich habe von meiner Frau gesprochen, sie für meinen Sohn angefleht. Ich gebe nach, weil ich besiegt bin, aber nicht durch das Glück, sondern durch die Selbstsucht und die Undankbarkeit derer, für die ich Alles gethan habe. O, es ist abscheulich! aber die Geschichte wird nicht so großmüthig seyn wie ich."

Nachdem er diese Worte gesprochen, sank er erschöpft in einen Lehnstuhl, der vor seinem Büreau stand, und schrieb die neue Entsagungs-Akte, welche folgendermaßen lautete: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt er, daß er für sich und seine Kinder auf den Thron Frankreichs und Italiens verzichtet, und daß es kein Opfer giebt, das seines Lebens nicht ausgenommen, das er nicht dem Glücke Frankreichs bringen würde. Im Palaste zu Fontainebleau, den 11. April 1814."

Macdonald, der Fürst von der Moskwa und Caulaincourt überbrachten die Entsagungs-Akte nach Paris. Am folgenden Tage wurde nach zweistündigen Konferenzen der berühmte Traktat vom 11. April unterzeichnet. Er bestimmte das Schicksal Napoleon's und der Kaiserlichen Familie. (Schluß folgt.)

Rußland.

Die Tschuktschen und die Messe zu Ostrovnoi.

Ostrovnoi, das man mit dem Namen einer Festung beehrt hat, liegt an den nordöstlichen Gränzen Sibiriens auf der Mitte einer schmalen Insel des kleinen Flusses Emui, 250 Werste von Nischney-Kolymsk. Die Festung besteht aus einer Palisade von wurmstichigem Holz, die eine Art Hof einschließt, auf welchem einige miserable Hütten stehen, denen man den pomphaften Namen Kasernen gegeben und die dem Kommissar, seinem Commis und den Kosaken zur Wohnung dienen. Nicht weit davon steht eine kleine halb verfallene Kapelle, die dem heiligen Nikolaus geweiht ist, und um diese Kapelle zwanzig oder dreißig ohne Ordnung zerstreute Hütten. Obwohl diese Hütten so voll waren, als sie es nur seyn konnten, so enthielten sie doch nicht die Hälfte der Fremden, die aus verschiedenen Ländern zur Messe gekommen waren und sich genöthigt sahen, auf ihren Schlitten zu bivouakiren. Besser als alle Anderen, wohnten die Tschuktschen in ihren Zelten von Rennthierfellen, die sie auf den kleinen Inseln des Emui in einiger Entfernung vom Marktplatz errichteten.

Als wir ankamen, war Ostrovnoi voller Leben und Geräusch und bot ein Schauspiel, das zwar etwas wunderlich, aber doch angenehm und besonders originell war. Man hatte mit großer Mühe den auf der Festung und den benachbarten Hütten angehäuften Schnee hinweggeräumt. Des Abends sah man den Schein der Thranlampen hinter den Eisscheiben der Fenster, die Bivouakfeuer der Fremden, die unter freiem Himmel zu kampiren gezwungen waren, und die mit Funken vermischten Rauchsäulen, die aus den Zelten der Tschuktschen emporstiegen. Dieses eigenthümliche Gemälde ward durch ein gelbes, rothes oder grünes Nordlicht beleuchtet, das unter tausend Formen bis an den äußersten Horizont seine Strahlen verbreitete.

Die Russischen Kaufleute kamen einen Tag nach uns, von 125 mit Waarenballen beladenen Pferden begleitet. Die Tschaktschen hatten schon seit einigen Tagen auf den Inseln des Flusses neun verschiedene Lager gebildet. Ihre Reise nach Ostrovnoi ist ein wahres Kuriosum. Erst gehen sie über die Behringsstraße nach Amerika und tauschen hier für die Produkte ihrer Industrie Pelzwerk und Wallroßzähne ein. Von hier und dem äußersten Ost-Ende Asiens ziehen sie mit Weib und Kind, Waffen, Zelten und Schlitten, die gewöhnlich mit zwei Rennthieren bespannt sind, nach Ostrovnoi. Unterweges besuchen sie zwei andere Handelsplätze, Anadyrsk und Kamennoi. Ihre Rennthiere zwingen sie, einen großen Umweg zu machen, damit sie immer auf der Vegetationslinie bleiben. Wenn sie genöthigt sind, über einen großen Landstrich, auf dem sich keine Weide findet, zu ziehen, so beladen sie eine Anzahl Schlitten mit so viel Moos, als zur Nahrung aller Rennthiere nothwendig ist. So brauchen sie fünf bis sechs Monate, um die Strecke zwischen ihrem Lande und Ostrovnoi zurückzulegen, eine Strecke, die in gerader Linie nicht mehr als 1000 Werste betragen würde. Gewöhnlich brechen sie im August auf und kommen erst Ende Januar oder Anfang Februar an, und nach einem Aufenthalt von ein oder zwei Wochen höchstens ziehen sie wieder ab. Von ihnen also kann man mit Recht sagen: „Das Leben ist eine Reise"; indeß muß man wissen, daß ihre ganze Wirthschaft sie auf ihren Wanderungen begleitet; wohin sie auch kommen mögen, sie sind überall zu Hause. Eine von diesen Karawanen menschlicher Schnecken besteht aus ungefähr dreihundert Individuen beider Geschlechter, unter welchen man 100 bis 150 bewaffnete Männer zählt. Mit Einschluß der Fahrt nach Amerika, dauert die Reise nach der Messe von Ostrovnoi länger als ein Jahr. Auf der Fahrt durch die Behringsstraße bedienen sich die Tschuktschen einer Art Lederbarken, welche „Baidaes" heißen. Der leichte Bau dieser Fahrzeuge und die gänzliche Unwissenheit ihrer Mannschaften in den Grundsätzen der Schifffahrtskunst machen diese Fahrt sehr gefährlich. Auf dem Festland selbst stationiren sie gewöhnlich an der Bai von Tschann, wo sie

ihre ermüdeten Rennthiere gegen frische austauschen; die ersteren holen sie dann auf der Rückkehr wieder ab.

Die Tschukt'schen sind eigentlich nur Fuhrleute oder Commissionaire, denn sie besitzen in der That nichts, was ihnen gehört und mit Ausnahme einiger Rennthiere und anderer Bagatellen bringen sie auf keinen Markt Produkte ihrer eigenen Industrie. Von den Kargauls und anderen Bewohnern der nordwestlichen Seeküste Amerika's kaufen sie Wallroßzähne und Pelzwerk und bezahlen sie mit Taback, eisernem Draht und Glaswerk, das sie von den Russen für ihre Waare bekommen. Alle bei diesem Handel betheiligte Parteien machen dabei gute Geschäfte. Für ein halbes Pud Taback bekommen die Tschuktschen von den Amerikanern Felle, wofür die Russen sich glücklich schätzen, nur zwei Puds von demselben Taback bezahlen zu dürfen; denn wenn diese zwei Puds ihnen 160 Rubel gekostet haben, so bekommen sie für das Paket Felle wenigstens 260 Rubel.

Auf der anderen Seite bringen die Russen, welche die Neigungen und Bedürfnisse der Tschuktschen kennen, Taback, eiserne Instrumente, als Töpfe, Hacken, Messer, Nadeln, Gefäße von Kupfer, Zinn und Holz und eine Menge farbiger Glasstücke für die Frauen mit. Sie würden auch sehr gern Branntwein bringen, wenn nicht ein sehr weises und edles Gesetz den öffentlichen Verkauf geistiger Getränke verböte.

Am 10. Februar versammelten sich die Russen und die Häupter der Tschuktschen in der Festung, um die Vorlesung gewisser die Messe betreffender Reglements zu hören. Doch dies sollte nur eine bloße Form seyn: der wahre Zweck der Besprechung war, feste Preise für ihre gegenseitigen Waaren zu bestimmen. Wenn man diese Vorsichtsmaßregel nicht ergriff, so war zu fürchten, daß die Russischen Kaufleute in eine furchtbare Konkurrenz treten würden, deren Folge die Entwerthung aller Russischer Waaren seyn mußte. Nach einer ziemlich langen Verhandlung, wobei es nicht an Streit und Geschrei fehlte, ward endlich bestimmt, daß zwei Puds Cirkassischen Tabacks sechzehn Fuchs- und zwanzig Marderfelle gelten sollten. Nach diesem Maßstab bestimmte man auch die Preise der anderen Waaren. Wer zu einem niedrigeren Preis verkaufe, solle eine Geldstrafe zahlen und in diesem Jahre nicht weiter auf der Messe handeln dürfen.

Nachdem der Kommissar im Namen der Regierung eine leichte Taxe von den Tschuktschen erhoben, wurde in der Kapelle des heiligen Nikolaus am Morgen des 11ten eine feierliche Messe gehalten; alle Anwesenden baten Gott, daß er den Handel beschütze, und eine in der Luft ausgesteckte Fahne verkündete sodann, daß die Messe beginne. Die Tschuktschen, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, setzten sich nun mit Ordnung und Feierlichkeit in Bewegung und ordneten die Schlitten, die ihre Waaren enthielten, in einen Halbkreis gegenüber der Festung; die Russen und die anderen Fremden stellten sich auf der entgegengesetzten Seite auf, mit der äußersten Ungeduld den ersten Glockenschlag erwartend, der ihnen das Zeichen zum Beginn ihrer Handelsoperationen geben sollte. Kaum war dieses Zeichen erschollen, als Männer und Frauen, Kinder und Greise, Einer über den Anderen, den Schlitten der Tschuktschen zustürzte. Jeder wollte zuerst ankommen, um die besten Waaren zu bekommen und den größten Gewinn von seinen eigenen Waaren zu ziehen, mit denen er sich auf eine wahrhaft phantastische Weise beladen hatte. Besonders zeichneten sich die Russen durch ihren Eifer aus: in der einen Hand einen Sack mit Taback tragend, in der anderen zwei oder drei eiserne Töpfe, Hacken, Pfeifen, von Holz oder Horn, während eine Menge Glaswerk an ihrem Gürtel herabhing oder an ihren Schultern befestigt war, liefen diese lebendigen Magazine mit aller Schnelligkeit ihrer Beine von einem Schlitten zum anderen, ihre verschiedenen Waaren in einer Sprache ausbietend, die nur in Ostrovnoi gesprochen wird und aus einem bizarren Gemisch von Russisch, Jakutisch und Tschuktschisch besteht. Es ist unmöglich, den Tumult und den Lärm, der hierbei stattfand, zu beschreiben. Wenn einer fällt, oder sich im Schnee wälzt, laufen funfzig oder hundert seiner Konkurrenten über seinen Körper hin. Wenn er aufsteht, hat er seine Mütze, seine Handschuhe und vielleicht sogar einen kostbaren Theil seiner Person, z. B. ein oder zwei Zähne, verloren. Ich spreche nicht von den Wunden oder Quetschungen, die er bekommen hat; darum kümmert er sich nicht, vor Allem will er Geschäfte machen. Er nimmt sich keine Zeit, Mütze und Handschuhe aufzuheben; sobald er sich aufgerichtet, läuft er mit entblößtem Kopf und Händen, trotz dreißig Grad Kälte, zu den Schlitten, um die verlorene Zeit rasch einzubringen. Die außerordentliche Lebhaftigkeit der Russen kontrastirt sehr mit der ernsten, ruhigen Haltung der Tschuktschen, die, ohne sich zu rühren, neben ihren Schlitten stehen und auf den unerschöpflichen Redefluß ihrer Gegner nichts oder höchstens ein bis zwei Silben erwiedern. Sobald ihnen eine Offerte, die man ihnen macht, annehmbar scheint, so nehmen sie gelassen Besitz von den angebotenen Waaren und geben dafür ihre eigene Waare zum Tausch. Diese Ruhe giebt den Tschuktschen einen großen Vortheil über die Russen, welche, in ihrer Hast und in dem Bestreben, einander durch Konkurrenz zu erdrücken, den Tarif der Waaren ganz vergessen, oft zwei Puds Taback für eines anbieten oder statt eines Zobels einen Marder oder ein anderes Fell von geringerem Werthe annehmen. Merkwürdig ist die Sicherheit, mit der die Tschuktschen, die kein Gewicht haben, mit bloßer Hand die Quantität Taback, die in einem Sack enthalten ist, zu beurtheilen wissen. Wenn nur ein Pfund am Pud fehlt, so entdecken sie den Betrug auf der Stelle.

In drei Tagen haben alle Waaren der Messe den Herrn gewechselt, und sowohl die Tschuktschen als die Russen und die anderen Fremden kehren in ihre Heimat zurück. Nach wenigen Tagen sieht man nicht die Spur eines menschlichen Wesens auf diesem eben noch so geräuschvollen Meßplatz, und wenn während des Jahres eine größere Quantität Schnee als gewöhnlich fällt, dann ist vielleicht im nächsten Jahre die an der Festung emporragende Flaggenstange der einzige sichtbare Gegenstand, der die Stelle bezeichnen wird, wo Ostrovnoi begraben liegt.

Die Tschuktschen sind noch sehr wenig bekannt. Es hat sich noch Niemand lange genug unter ihnen aufgehalten und ihre Sprache hinreichend verstanden, um sich über ihre Lebensweise, ihre gesellschaftlichen Einrichtungen und ihren eigenthümlichen Charakter vollständig belehren zu können. Ich selbst bin nur wenige Tage mit ihnen zusammen gewesen, und obwohl sie fast ausschließlich von den Geschäften der Messe in Anspruch genommen waren, obwohl ich auch durch zudringliches Fragen ihr Mißtrauen, das sehr groß ist, zu erregen fürchtete, so ist es mir doch gelungen, einige neue Nachrichten über sie zu sammeln. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Dissertation auf einer Deutschen Universität. Das Jubeljahr der Buchdruckerkunst hat wie immer wie viele andere Jahre Manches aus dem Schoße dieser Kunst hervorgehen sehen, wovon Gutenberg sagen würde: „Ich wasche meine Hände in Unschuld"; aber auch viel Großartiges wurde erzeugt, das seiner Erfindung Ehre macht. Nicht unwürdig, zu letzterem gezählt zu werden, ist das Buch eines Engländers, das so eben eine Deutsche Presse verlassen hat und das mancher seltenen Umstände wegen, die seine Erscheinung begleiten, zu Vergleichen zwischen den Sitten der Deutschen wissenschaftlichen Anstalten und denen Englands auffordert. Der Student J. Nicholson nämlich schrieb zur Erlangung des Doktorhutes an der Universität Tübingen eine [illegible]. Dies wäre ganz in der Ordnung; es ist nicht die erste Dissertation dieser Art. Aber insofern ist es nicht ganz in der Ordnung, daß die Dissertation weder in Lateinischer, noch in Deutscher, sondern in Englischer Sprache geschrieben ist. Würde die starr an ihren Herkömmlichkeiten hangende Universität Oxford (deren Balliolmitglied Herr Nicholson ist) wohl einem Deutschen Studirenden erlauben, ihr eine Abhandlung, nicht in der Landessprache der Universität oder in der Gelehrtensprache, sondern in seiner eigenen Muttersprache, zur Erlangung ihrer Grade vorzulegen? Gewiß nicht! Auch wäre solche Intoleranz in Oxford weniger zu tadeln, als viele andere intolerante Gebräuche. Die Herren Professoren sind nicht verbunden, alle Europäische Sprachen zu verstehen; ein genaues Verständniß der Sprache der Dissertation eines Examinanden ist ja aber nöthig, da die Arbeit einer Prüfung unterworfen werden muß. Der akademische Senat zu Tübingen hat jedenfalls ein großes (vielleicht das erste) Muster von Nachsicht in dieser Beziehung gegeben, welches bei den Landsleuten des Herrn Nicholson einen günstigen Nachahmungseifer wecken möge. — Noch in ein viel vortheilhafteres Licht aber stellt sich die Deutsche Liberalität der Englischen gegenüber, wenn man auf die Quelle und den Beistand sieht, die Herr Nicholson hier benutzte. Die Abhandlung führt den Titel: „An account of the Fatemite Dynasty in Africa etc." und ist die Uebersetzung eines anonymen Arabischen Werks, das handschriftlich in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha und sonst nicht weiter in Europa existirt. Dieses kostbare Werk, dessen Verfasser der berühmte, im zehnten Jahrhundert lebende Massudi seyn soll, hat der Bibliothekar Möller dem Engländer, fern von Gotha, lange Zeit zur Benutzung überlassen, und Professor Ewald erleichterte ihm die innere Benutzung durch seinen gelehrten Beistand. Beides erzählt Herr Nicholson mit gebührender Anerkennung. Aber es ist gewiß nur eine patriotische Verschwiegenheit von ihm, wenn er hierbei unterläßt, eine Parallele zu ziehen zwischen der Engherzigkeit der Bibliothekare seines Vaterlandes und der Deutschen Liberalität, deren er sich in so hohem Grade erfreut. Aus dem ungeheuren Bücherschatze zu Oxford wird kein Buch entliehen; Tausende von Büchern, die hier in Haufen, nicht in Reihen, zusammengedrängt sind, haben vielleicht seit Jahrhunderten kein anderes Licht der Welt erblickt, als das, welches ihnen spärlich durch die alterthümlichen Fensterscheiben zu Theil wird. Ein Buch, das einmal die Schwelle dieses Bücherklosters überschritten hat, kehrt so leicht nicht zur Welt zurück. Sein Werth mag ein Penny, und die Person, die es zu haben wünscht, mag Victoria, Königin von England, seyn, die Gesetze der Universität stellen sich über die königlichen Wünsche! Selbst innerhalb des Bibliothek-Gebäudes starren den Gelehrten vielfache Hindernisse an, die man in Deutschland und Frankreich nicht kennt, und die man dem civilisirten und freien England nicht zutrauen dürfte. Welcher Gegensatz nun in der Unterstützung, die Herr Möller dem Fremden gewährt! Es ist kein gedrucktes Buch, welches im Nothfalle noch zu ersetzen wäre — es ist ein handschriftliches Unicum; es ist nicht ein berühmter Name, der das Werk verlangt — es ist ein einfacher junger Gelehrter, ein Student, der Doktor durch dieses Werk werden will. Herr Nicholson hat sich jedenfalls um die Geschichte verdient gemacht, indem er durch seine Arbeit eine ausführliche Beschreibung des Zeitraums von 902 — 912 gewährt. Eben so wie aber die innere Leistung des Buches ihre Entstehung dem Zusammenwirken Deutscher Gefälligkeit und Kenntniß mit Englischem Fleiße verdankt, so trägt auch die äußere Ausstattung das Gepräge der verbündeten National-Eigenheiten. In Tübingen und Bristol ist es gedruckt; die Stärke des Papiers vertritt Englands Drucke, die Farbe desselben die Deutschen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Montag den 10. August 1840.

Dänemark.

Thiele's Dänische Volkssagen.

Diese Sagen, welche der Sammler auf seinen vieljährigen Wanderungen durch alle Gegenden Dänemarks meist aus dem Munde des Volks selbst gehört und nach und nach zusammengebracht hat, unterscheiden sich, so viel ich weiß, in ihrer Art von allen, welche wir bis jetzt noch in der Deutschen Literatur besitzen, und ihre Bekanntmachung soll gleichsam eine Aufforderung seyn, nicht zu versäumen, ähnliche auch bei uns zu sammeln, ehe sie verloren gehen. Denn unsere aufgeschriebenen Sagen sind entweder ausgestorbene, der Geschichte und Poesie anheimgefallene und nur durch die gebildeten Stände aufbewahrte Traditionen; oder sie sind zwar noch im Volk lebende, aber theils beschränken sie sich alsdann auf den zu engen Sagenkreis eines Ortes, wie z. B. die Mährchen vom Rübezahl, welche die meisten Schlesier des platten Landes, ja selbst in den Sudeten außerhalb des Riesengebirges, nicht kennen und für die sie sich auch nicht lebendig interessiren; theils wieder handeln sie in zu entfernten Gauen des großen Deutschlands zerstreut, wie Grimm's Sagen, und werden darum aus demselben Grunde, wie jene, weniger Volksbuch, als daß sie immer nur mehr in den Händen der gebildeteren Klassen bleiben. Das Volk macht seine ganz eigenen Anforderungen. Um mich deutlicher auszudrücken, will ich ein recht einfaches Beispiel aus der Thielschen Sammlung nehmen.

Gyldensteen (sprich Güldensteen).

Ein sehr reicher Herr kam flüchtend nach Dänemark und baute mit seinen ungeheuren Reichthümern das Herrschaftsgut Gyldensteen bei Bogense in Fünen. „Es soll Gyldensteen heißen", sprach er, „denn ich kann jeden Stein auf ihm vergolden lassen."

Absichtlich habe ich eine Sage ausgesucht, in der anscheinend gar kein Interesse zu liegen scheint. Wer aber in unseren wissenschaftlichen Kultur-Verhältnissen, die uns zwar nicht den Formen, aber der That nach, fast so von den unteren Ständen absondern, wie der Indische Kastengeist, so daß es nur sehr wenige Menschen giebt, die, außer einigen geringen Aeußerlichkeiten, das innere eigentliche Leben des niederen Volkes kennen, wer bei uns hierzu, wenn nicht anders, doch aus seiner Kinderzeit, wo man dem Volke näher steht, noch einige Fähigkeit behalten hat, der wird sich erinnern, was die Erklärung ähnlicher Namen bei uns, z. B. von Goldberg in Schlesien, für eine tiefe Wirkung auf die Phantasie in der ganzen Umgegend weit und breit ausübt. Die schönste poetische Erzählung von fremd her macht nie einen Eindruck, der sich mit jenem vergleichen läßt, und kann nie so stark beschäftigen. Es liegt dies wohl zum Theil darin, daß der gemeine Mann vorzüglich (es gilt dies zwar überall, wird aber in unserer Erziehung vielfach dagegen gesündigt) etwas recht Nahes, recht unmittelbar sinnlich vor seiner Seele Dastehendes braucht, um ferne Vorstellungen lebendig daran auszubilden; es liegt aber auch in etwas Höherem. Jenes angeführte Beispiel erweckt in ihm den Gedanken, daß seine Heimat also einst anders aussah, ehe sie von Menschen bebaut ward, und erweckt diesen Gedanken gewaltig. Es bringt ihn zum Nachdenken über die Erde, ihre Bestimmung und über die Geschichte des Menschengeschlechts. Es reißt ihn aus seinem gewöhnlichen einschläfernden Leben heraus, eben so wie die Erzählungen von Spuk, von Berggeistern und Nixen, die für ihn die Ahnung einer geistigen Welt aufthun. Sie sind ihm ein Mittel, durch welches er für Poesie, für die Geschichte des Menschen, ja sogar Religion, diese drei höchsten Gegenstände, mit denen der Geist sich beschäftigen kann, empfänglich wird, daß sie für ihn nun durch Vergleich etwas Lebendiges werden, während sie sonst bei seinem drückenden Nachgehen einer thierischen Lebenserhaltung ihm etwas sehr Mattes bleiben. Und möchte man nicht fast sagen, daß vor dem Christenthum diese Trolde, Hausmännlein und Jetten eben so gut, wie die kleinen Götzen der Indier, die eigentlichen Götter für das gemeine Volk waren? Odin langte ja kaum für sie. In die Walhalla kamen nur die Helden und Krieger, die im Kampfe gefallen waren. Gewiß steckt ein solcher urgeschichtlicher Werth in diesen durch so viele Generationen bis auf unsere Zeit mündlich fortgeerbten Traditionen. Jetzt wird sich dies freilich rasch ändern. Das ganze Volk fängt an zu lesen, und wenn auch die dasselbe ansprechenden Bücher noch wenig in seine Hände gebracht sind, so wird dies doch bald geschehen, und die vielfachen Geschichten, die es hören wird, werden jene einfachen Volkssagen, welche es sich bisher allein zu erzählen wußte, meistens verdrängen. Da aber das neue Fremde nie so lebendig bei ihm werden kann, als es jene waren, so ist dies nicht gut, und es ist die höchste Zeit, daß sie überall gesammelt und in ein Volksbuch gebracht werden. Nun läßt sich zwar in einem nur irgend weiteren Kreise kein ganzes Buch aus lauter solchen Sagen zusammentragen, welche vermöge ihrer naheliegenden Oertlichkeit eine gleiche Wirkung auf jeden Einzelnen in dem Volkstheil, für den sie bestimmt sind, haben könnten; wenn man aber nur nicht weiter geht, als wie jedesmal ein Dialekt gesprochen wird, so wird ein Jeder doch nur die seiner Denkweise verwandten finden, und nicht bloß diese würden die große Zahl der ihm völlig heimatlichen ihn richtiger aufzufassen befähigen, sondern alsdann auch die poetischen allgemeineren Deutschen Sagen.*) Eine Ueberschreitung der natürlichen Gränze des Dialektes wäre aber doch da zu machen, wo verschiedene Stämme bereits eine Jahrhunderte lange gemeinsame Geschichte durchgemacht haben, wie überhaupt der Volksglaube über diese und jene große geschichtliche Begebenheit mit hinein gehört; — nur muß der Kreis nicht größer werden, als daß das vor Augen Stehende oder doch vielfach im Leben Erwähnte immer überwiegend bleibt. Die reiche Mannigfaltigkeit wird sich nicht überall darbieten wie in Dänemark, mit seinem halb Land- und halb See-Volk, das schon von jeher seine alten Sagen so in Ehren gehalten hat; aber wollte nur Jemand einmal recht hübsch gestellte Aufforderungen mit richtigen Mustern aller Art in den kleinen Lokalblättern einer Landschaft, welche der Bürger und Landmann liest, ergehen lassen, so würde man erstaunen, wie Vieles, und darunter Schönes, sich durch eine Menge Liebhaber mit leichter Mühe zusammenfinden würde. Treue und Einfachheit ist dabei die Hauptsache; Ausschmückung kann nur in der Form, nicht im Sinne und in Zusätzen stattfinden. Schade, daß die Uebersetzungen, die ich hier geben will, schon dadurch keine vollkommene Beispiele seyn können, weil die Redeweise des Dänischen gemeinen Volkes beim Uebertragen ins Hochdeutsche aufgegeben werden muß und sie damit ihr hauptsächlichstes Gepräge verlieren. Dennoch glaube ich, daß bei der Verwandtschaft der nordischen Nation mit der Deutschen, — namentlich mit der Süddeutschen, was man schon in der Anlage zu Gesang und Poesie, in Aehnlichkeit vieler Redensarten, den Gesichtszügen und vielem Anderen sehen kann, wovon die Ursache zu erklären hier zu weit führen würde, — daß sie auch unserem Volke eine ergötzlichere Lektüre seyn dürften, als gar manches Andere. Was vom Volk kommt, spricht das Volk an. Die fremdländischen Benennungen muß man schon zum Theil beibehalten. Sie sind ja halb verständlich; Trold braucht unter Anderen der Dichter Pretzel. Auch lassen sie sich nicht immer genau wiedergeben; Trold z. B. ist nicht bloß Berggeist, sondern er wohnt auch oft im platten Ackerfelde; Nisse nicht bloß Hausgeist, sondern überhaupt an irgend einen Gegenstand gebunden, an ein Schiff, ja an ein Pferd. Sowohl um die Abweichung von unserem Volksgeist, als die häufige Uebereinstimmung mit demselben zu zeigen, will ich von allen welche aussuchen. Den Beginn mag eine der frühesten geschichtlichen Mythen machen, die trotz dem aber bisher sich im Volke selbst erhält und die Entstehung der Dänischen Insel Seeland und des Mälarsees in Schweden erzählt, also die beiden uranfänglichen Hauptwohnplätze, was sie auch immer geblieben sind.

Gefion.

Gylfe regierte die Lande, welche jetzt Schweden heißen. Von ihm wird erzählt, daß er einem umherziehenden Weibe zum Lohn für ihre lustigen Lieder ein Stück Ackerland in seinem Reiche gab, so groß, daß vier Ochsen an einem Tage und einer Nacht es umpflügen konnten. Selbiges Weib war vom Geschlechte der Asen und hieß Gefion. Sie nahm Ochsen aus Jothunheim, welche sie dort mit einem Riesen erzeugt hatte, und spannte sie vor den Pflug. Da ging die Pflugschaar so tief in die Erde, daß das Stück Land herausgehoben wurde. Die Ochsen zogen es ins Meer hinaus und blieben damit in einem Sunde stehen, wo Gefion es fest machte und Seeland nannte. Aber dort, wo das Land herausgepflügt war, wurde ein See, an dem man noch bis auf diesen Tag die Gestalt davon erkennt.

Hierauf folge zuerst der tapfere Dänenheld, Holger Danske, der gleichsam als nationales Sinnbild verehrt wird. Aber sonderbar ist es, daß dies hier weder eine historische Person, ja nicht einmal eine

*) Ja überhaupt alles Lesen über fremde Gegenstände.

vaterländische ist. Der Fränkische Dichterkönig Adenes benutzte die schon im eilften Jahrhundert geschriebene Geschichte von Otger dem Bayer zu einem Roman, den er aus Mißverständniß Ogier le Danois nannte. Die Uebersetzung davon ist seit Jahrhunderten das Lieblingsbuch in Dänemark, das man in jeder Bauerhütte findet. Es schmeichelte der Dänischen Eitelkeit, einen so großen Helden, der sich noch dazu um die Einführung des Christenthums und die Ueberwindung der Heiden so verdient gemacht und als ein Ritter sans peur et sans reproche dargestellt wird, den ihrigen zu nennen, und kein Mensch wagt, an seine wahre Herkunft zu erinnern; natürlich auch nicht Thiele in seinem Volksbuch. Man beschenkte ihn hier mit Lokalitäten und mit anderen Sagen, wie nachstehend mit der Deutschen vom geliebten Kaiser Barbarossa.

Holger Danske (der Däne).

Zu manchen Zeiten hört man ab und zu Waffengeklirr unter der Festung Kronburg. Niemand wußte darüber etwas zu sagen, und im ganzen Lande war nicht Einer, der sich erdreistet hätte, in die unterirdischen Gänge hinabzusteigen. Da wurde einem Sklaven, der sein Leben verwirkt hatte, die Bedingung gestellt, er solle frei und seine Schuld ihm vergeben seyn, wenn er so tief in den Gang hineinstiege, bis wohin er führte, und Nachricht brächte, was er dort gefunden. Derselbe ging hinein und gelangte zuletzt an eine eiserne Thür, die sich von selbst öffnete, als er anklopfte, und nun sah er ein tiefes Gewölbe vor sich. Mitten unter der Decke hing eine fast ausgebrannte Lampe und darunter stand ein mächtig großer steinerner Tisch, um welchen stahlgekleidete Kämpen vornübergebückt saßen und mit ihren Köpfen auf den gekreuzten Armen ruhten. Da erhob sich der, welcher am Ende des Tisches saß. Dies war Holger Danske. Aber indem er den Kopf vom Arme emporhob, brach der steinerne Tisch mitten durch, denn sein Bart war hineingewachsen. „Reich mir Deine Hand!" sagte er zu dem Sklaven. Dieser aber wagte nicht, ihm die Hand zu geben, und reichte ihm anstatt deren eine eiserne Stange hin, welche Holger so herzhaft drückte, daß es daran kenntlich blieb. Darauf ließ er sie mit den Worten los: „Nun, das freut mich, daß doch noch Männer in Dänemark sind!"

Hieran schließe sich das finnliche Volks-Panier, welches sichtlich jedoch auch, man weiß nicht wann, verloren gegangen ist, aber in der allgemeinen Flagge und in einem Orden fortlebt.

Dannebraag (sprich Dannebrogg).

In dem Jahre 1219, als König Waldemar der Sieger (der Zweite) gegen die heidnischen Liefländer kämpfte, um sie zum christlichen Glauben zu bringen, stand der Erzbischof Andreas von Lund, gerade so wie Moses in einstiger Zeit, auf einem hohen Berge und betete zum Himmel für die Dänischen Waffen. Und man erzählt, daß, so lange er die Arme in die Höhe zu halten vermochte, die Dänen siegten, aber jedesmal, wenn er seines hohen Alters halber die Hände sinken ließ, bekamen die Heiden die Oberhand. Deshalb unterstützten die anderen Priester seine Arme, so lange die Schlacht anhielt. Da geschah auch das Wunder, daß, als der Dänen Hauptbanner in der Hitze des Kampfes verloren gegangen war, vom Himmel eine Fahne mit einem weißen Kreuz im rothen Felde herabfiel, und diese gab den Dänen den Sieg. Dieses kostbare Banner wurde lange nachher wohl aufbewahrt, und es war der allgemeine Glaube, daß, wo dasselbe war, da war der Sieg gewiß, und man nannte es Dannebraag (braag hieß bunt, also Dänenbunt). Auf der Stelle aber, wo jener Kampf stattgefunden, ist die Stadt Wolmar gebaut worden.

Von selbst knüpfen sich hier mehrere Spuren an, wie man sich ferner hier und da an die Zeit der Waldemare erinnert; z. B. an die Vereinigung der drei nordischen Reiche.

König Waldemar und Königin Helwig.

Einst als König Waldemar (der Dritte, der Atterdag) zu Pferde steigen wollte und er den einen Fuß schon in den Steigbügel gesetzt hatte, verfiel er ganz in Gedanken und blieb so zur Verwunderung Aller, die es sahen, stehen. Endlich erdreistete sich einer seiner Diener, zum Könige hinzutreten und ihn zu fragen, weshalb er so stehen bliebe. Da sagte der König zu ihm, wenn er ihm nicht Auskunft darüber geben könnte, ob das geschehen würde, weswegen er so da gestanden und nachgedacht hätte, so möchte er sich nie mehr vor seinen Augen sehen lassen. Mit diesem Bescheid ging der Diener ganz traurig fort, irrte im Walde umher und wußte nicht, wohin er seinen Weg nehmen sollte. Endlich wurde er ein Weib im Walde gewahr, die an einem Feuer saß, und dieses Weib fragte ihn, weshalb er so traurig wäre. Nachdem er das, was ihm auf dem Herzen lag, gesagt, lachte das Weib und sprach: „Grüß Deinen Herrn und sage ihm, daß Schweden wohl zu Dänemark kommen kann, wenn er Königin Helwig zu sich nehmen will." Aber selbige Königin Helwig war in ihres Herrn Ungnade und von ihm verstoßen, so daß der König, da er diese Antwort von seinem Diener hörte, sehr böse wurde und sagte, daß solches niemals geschehen würde.

Doch es traf sich wunderbar. Der König war einst auf der Jagd beim Schlosse Söeborg, wo sich damals Königin Helwig aufhielt, und sah im Walde eine Jungfrau, von deren Schönheit er mit solcher Liebesgluth entzündet ward, daß er seinem Diener befahl, die Maid zur Nachzeit zu ihm zu bringen. Aber als die Diener kamen, um sich mit Gewalt der unglücklichen Jungfrau zu bemächtigen, indem sie des Königs Willen verkündeten, da beschloß Königin Helwig, die davon unterrichtet worden war, sich die Kleider des Mädchens anzuziehen und sich von den Dienern zum Könige, ihrem Gemahl, führen zu lassen. Und wurde sie da mit Leibesfrucht gesegnet und gebar eine Tochter, welche Margarethe genannt ward, und diese war es, welche später Schweden mit Dänemark und Norwegen vereinigte. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Tschuktschen und die Messe zu Ostrovnoi.

(Schluß.)

Unter allen Stämmen Nord-Asiens hat derjenige der Tschuktschen seinen National-Charakter am reinsten zu erhalten gewußt. Sie scheinen von Amerikanischem Ursprung zu seyn, obwohl ihre Sprache mit den Amerikanischen Dialekten keine Aehnlichkeit hat. Ihr eigentlicher Name ist Tschetko. Von Natur nicht sehr kriegerisch und sich ihrer Schwäche wohl bewußt, schweifen diese Völker unablässig in den Haiden, Gebirgen und Schluchten ihres Geburtslandes, dessen Umfang in Folge einiger Schlachten, die sie gegen die ersten Eroberer Sibiriens verloren, bedeutend geschmälert ward. Wie alle wilde Stämme, kennen sie nur eine geringe Anzahl von Bedürfnissen, und diese befriedigen sie sämmtlich vermittelst ihrer Rennthierheerden, von denen sie Nahrung, Kleidung und die Mittel zum Obdach gewinnen. Sie fühlen sich in der That unter ihren Zelten von Rennthierfellen, in den schneebedeckten Einöden ihres eisigen Heimatlandes, viel glücklicher als diejenigen ihrer Nachbarn, die den Gesetzen Rußlands gehorchen müssen. Sie tragen die härtesten Entbehrungen, die mühsamsten Strapazen mit Muth und Heiterkeit, gestärkt und gehoben durch den Gedanken, daß sie Niemanden unterworfen sind; mit Verachtung blicken sie auf die Stämme, die ihre angeborene Freiheit für einige Bequemlichkeiten und Genüsse hingegeben haben, die der Mensch ihrer Meinung nach leicht entbehren kann.

Die Russen begnügten sich anfangs, die kleinen Stämme unterworfen zu haben, und es dauerte lange, ehe sie mit den Tschuktschen auch nur den kleinsten Handelsverkehr anknüpfen konnten. Noch immer voller Mißtrauen, erschienen die Tschuktschen an ihren eigenen Gränzen nur in großen Haufen, die vollkommen zum Kriege gerüstet waren. Eine Erfahrung von mehreren Jahren endlich überzeugte sie, daß die Russen ganz friedliche Absichten hätten, und so wurden sie allmälig vertrauender. Jetzt wagen sie sich mit Frauen und Kindern bedeutende Strecken über die Russische Gränze und treiben einen Tauschhandel, der für Käufer und Verkäufer gleich vortheilhaft ist. Die immer größere Ausdehnung dieses Verkehrs hat schon viel zur Milderung ihrer Sitten beigetragen. Es ist jetzt außer Zweifel, daß sie sich immer mehr der Russischen Gränze nähern und früher oder später einen Bestandtheil des Reichs ausmachen werden.

Der größere Theil der Tschuktschen hat sich taufen lassen, aber darauf beschränkt sich auch ihre ganze Bekehrung. Trotz der Taufe bleiben sie Heiden und haben auch nicht die leiseste Ahnung von den Lehren und dem Geist der christlichen Religion. Die Taufe ist in der That für die Meisten unter ihnen nichts als ein Handelsgeschäft; denn Jeder, der sie annimmt, bekommt ein paar Pfund Taback, einen kupfernen Topf oder andere Dinge der Art. Daher kommt es auch oft vor, daß sie, wenn sie schon einmal getauft sind, die Wiederholung dieser Ceremonie verlangen und sehr ungehalten scheinen, wenn ihnen dieser Wunsch nicht gewährt wird. Der Geistliche von Nischney-Kolymsk, der jedes Jahr zur Messe kommt, findet immer Einige, die noch nicht getauft sind. Am Tage nach meiner Ankunft wohnte ich einer solchen Ceremonie bei. Eine Menge Zuschauer war innerhalb und außerhalb der Kapelle versammelt. Anfangs stand der Neophyt ruhig und ehrfurchtsvoll da und ließ den Geistlichen nebst den Pathen machen, was sie wollten; aber als man ihn nach dem Ritus der Russischen Kirche aufforderte, sich mit dem ganzen Körper in das Taufbecken, d. h. in eine große, mit Eiswasser angefüllte hölzerne Kufe zu tauchen, da schüttelte er mit einer gewissen Würde das Haupt und machte eine Menge Einwendungen, die wir nicht verstehen konnten. Doch endlich, nachdem er mit dem Dolmetscher lange unterhandelt, entschloß er sich auf einmal und stürzte mit einem Sprunge in das Eisbad hinein. Aber er war noch schneller heraus, als er hineingesprungen war, und zitternd vor Kälte, schrie er: „Mein Taback! gebt mir meinen Taback!" Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Ceremonie noch nicht beendigt sey, und daß er, nachdem er einmal so weit gegangen, nicht mehr zurücktreten könne. Aber das hieß mit einem Tauben reden. Der Unglückliche sprang, mit den Zähnen klappernd, um die Kufe herum und rief: „Genug, genug! nichts mehr! mein Taback, mein Taback! Da er endlich sah, daß man diese Bitte nicht beachte, kehrte er der Versammlung den Rücken und lief, so schnell er konnte, in sein Polog, um sich zu trocknen und zu wärmen.

Solche Auftritte, sagte man mir, kommen in Ostrovnoi sehr oft vor; der eben beschriebene wird genügen, um einen Begriff von dem wahren Werth dieser Bekehrungen zu geben, die, durch keinen Unterricht vorbereitet, auch von keinem Resultat begleitet sind.

Unter den heidnischen Gewohnheiten, welche die Tschuktschen behalten haben, sind einige, deren Unmenschlichkeit uns empört. So werden alle Kinder, die mit einem natürlichen Fehler zur Welt kommen, sogleich getödtet, und dasselbe Schicksal trifft die alten Leute, die nicht mehr im Stande sind, die Mühseligkeiten eines Nomadenlebens in jenen Eiswüsten zu ertragen. Ich kann leider ein trauriges Beispiel davon aus der jüngsten Zeit anführen. Einer der reichsten und mächtigsten Häuptlinge der Tschuktschen, Vater Valethat, hat selbst, als er sich durch das Alter geschwächt fühlte, seine nächsten Verwandten, ihn zu tödten, was sich diese sofort zu thun beeiferten, indem sie eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubten. Der Einfluß der Schamanen, der ungeachtet der oben geschilderten Bekehrungen noch sehr groß ist, trägt viel zur Erhaltung jener unmenschlichen Gewohn-

heiten bei. Jeder Stamm, jede Karawane besitzt einen oder mehrere Schamanen, die man bei allen wichtigen Gelegenheiten zu Rathe zieht und deren Ausspruch Niemand entgegenzutreten wagt. Im Jahre 1814 ereignete sich auf der Messe von Ostrovnoi ein Fall, der allein von der Größe ihrer Macht einen Begriff geben kann. Es war unter den Tschuktschen, die zur Messe gekommen waren, eine epidemische Krankheit ausgebrochen, deren Heftigkeit, trotz der Beschwörungen und Tänze der Schamanen, täglich zunahm; erst starben mehrere Menschen und dann eine große Anzahl von Rennthieren, welche den Hauptreichthum des Volks ausmachen. Sämmtliche Schamanen versammelten sich und beschlossen, daß man, um die erzürnten Geister zu besänftigen und den Verheerungen der Krankheit Einhalt zu thun, Kotschen opfern müsse, einen der mächtigsten Häuptlinge und von seinen Unterthanen allgemein geachtet und geliebt, daher diese sich weigerten, das gegen ihn ausgesprochene Urtheil zu vollziehen. Indeß wüthete die Krankheit mit neuer Kraft fort; vergebens drohte man den Schamanen, sie zu erdrosseln, wenn sie nicht widerriefen, vergebens schlug man einige halb lahm, um sie zum Widerruf zu nöthigen, sie blieben bei ihrem Ausspruch, und Kotschen, ein zweiter Curtius, erklärte, er sehe wohl, daß die Geister ihn zum Opfer verlangten, und er werde sich also hingeben, um seine Nation von sicherem Untergang zu retten. Eine Zeit lang ließ die Liebe, die er genoß, den schrecklichen Spruch der Schamanen nicht zur Ausführung kommen; Keiner wollte das Opfer mit seiner Hand vollziehen. Endlich war es der eigene Sohn Kotschen's, der, gerührt durch die Bitten seines Vaters und geschreckt durch die Drohungen seines Fluches, ihm den Dolch in die Brust stieß und seinen Leichnam den Schamanen auslieferte.

Einer ihrer Häuptlinge, Namens Matomol, lud mich zu einem Wettrennen ein, das er in der Nähe seines Lagers gab und zu welchem er mich in seinem eigenen Schlitten abholte. Fast alle Fremde, welche die Messe nach Ostrovnoi gelockt, waren an dem zum Wettrennen bestimmten Ort versammelt und bildeten zu beiden Seiten der Bahn eine Art Barrière. Das Fell von einem blauen Fuchs, ein Biberfell und zwei schöne Wallroßzähne waren die für die Sieger bestimmten Preise; auf ein gegebenes Zeichen nahm das Wettrennen seinen Anfang, und wir bewunderten nicht bloß die erstaunenswerthe Schnelligkeit der Rennthiere, sondern auch die große Gewandheit, mit der ihre Herren sie lenkten und antrieben. Außer den Preisen wurde den Siegern auch der Beifall aller Zuschauer zu Theil. Sie schienen besonders auf die Beifallsbezeugungen ihrer Landsleute stolz zu seyn, die im Allgemeinen viel lauter und lebhafter waren, als die der Russen und der anderen Stämme. Auf das Schlittenrennen folgte ein Wettrennen zu Fuß, das noch sehenswerther war, indem die Preisbewerber alle in jener plumpen, schweren Kleidung erschienen, in welcher ein Europäer sich nur mit Mühe bewegen kann. Dessenungeachtet liefen sie im Schnee so schnell und behend, wie der eleganteste Läufer in leichter Jacke auf chaussirter Straße. Doch ermüdeten sie sich sehr, denn die Strecke, die sie um einen Hügel zurückzulegen hatten, betrug nicht mehr als funfzehn Werst, und der Sieg war lange streitig. Kleinere Preise und der Beifall der Menge belohnte die Behendigkeit der Sieger, aber es war klar, daß die Tschuktschen einen guten Schlittenlenker mehr schätzen, als einen bloßen Fußläufer. Sobald die Spiele zu Ende waren, reichte man den Anwesenden Stücke von gekochtem Rennthierfleisch in kleinen hölzernen Schüsseln, und jeder Tschuktsche aß eines davon mit großer Zufriedenheit auf dem Schnee. Man kann ihr anständiges Benehmen und ihre Ruhe während des Festes und bei dem darauf folgenden Banket nicht genug rühmen.

Am anderen Morgen empfing ich in meiner Wohnung den Besuch einer großen Zahl von Tschuktschen, Männern und Weibern, welche von mir Abschied nehmen und sich meinem Andenken empfehlen wollten. Ich hatte den Frauen nur Thee und Zucker anzubieten. Den Zucker nahmen sie sehr gern an, aber nicht den Thee, der nicht nach ihrem Geschmack zu seyn schien. Einige blaue, weiße und rothe Glasstücke, die ich unter sie austheilte, versetzten sie in so gute Stimmung, daß sie mich mit der Aufführung eines improvisirten Ballets beehrten. Obwohl ihr Tanz durchaus nichts Ausgezeichnetes oder Schönes hat, so fehlt es ihm doch nicht an Originalität; die in eben so dicke als rauhe Pelze gekleideten Bajaderen bildeten einen Kreis, worauf sie, ohne sich von der Stelle zu rühren, die Füße vor- und rückwärts bewegten und zugleich ihre Hände mit großer Lebhaftigkeit in der Luft schüttelten, während ihr Gesicht die sonderbarsten Grimacen machte. Alles dies ward von einer Art Gesang begleitet, der aus einfachen disharmonischen Tönen oder successivem Grunzen bestand. Zuletzt wurde einer ihrer beliebtesten Nationaltänze durch drei Künstler vom ersten Rang ausgeführt, denen ihre Landsleute mit einem schwer zu beschreibenden Enthusiasmus ihren Beifall bezeugten. Was uns betrifft, so konnten wir trotz unseres guten Willens nichts weiter sehen, als drei schauerliche, mit Oel und Fett bedeckte Gestalten, die, halb und halb wie menschliche Wesen aussehend und an der Hand sich haltend, bald mit schrecklichen Grimacen an einander stürzten, bald eben so wieder zurückfuhren und diese ihre Künste und Talente so lange zu zeigen fortfuhren, bis sie, erschöpft und athemlos, sich genöthigt sahen, diese für Fremde wenig ergötzliche Uebung einzustellen. Nach dem Rath unseres Dolmetschers boten wir diesen unerschrockenen Tänzern etwas Branntwein und Taback, was sie mit großem Vergnügen annahmen, worauf der ganze Trupp uns Lebewohl sagte, indem er uns für unsere Gastfreundschaft dankte und uns aufs neue einlud, das Land der Tschuktschen zu besuchen.

Die Messe endete am zehnten Tage nach unserer Ankunft, und in kurzer Zeit verschwanden die letzten Spuren des Aufenthalts einer so großen Anzahl lebendiger Wesen in dieser Wüste unter dicken Schichten frischen Schnees.

Frankreich.

Napoleon's Abdankung.

VI.

Nachdem der Kaiser sich die letzte Entsagungs-Akte hatte abdringen lassen, schien er unzufrieden mit sich selbst. „Wozu bedurfte es eines Traktates", sagte er, „da man nicht in Gemeinschaft mit mir die Interessen Frankreichs regeln wollte? Ich fordere bloß, daß man mich nicht zum Kriegsgefangenen macht."

Es wurde Herr von Beausset mit einem Briefe der Kaiserin gemeldet. „Gute Louise!" rief er aus, nachdem er ihn gelesen. Herr von Beausset wollte sich entfernen, aber der Kaiser hielt ihn zurück und unterhielt sich mit ihm über die Insel Elba. Er zeigte ihm ein geographisches und statistisches Buch, welches genaue Angaben über dieselbe enthielt, und fügte hinzu: „Die Luft ist gesund, und die Bewohner sind wackere Leute; ich werde mich dort nicht übel befinden, und ich hoffe, daß die Kaiserin sich auch behaglich fühlen wird. Und dann haben wir ja auch unseren Sohn, den König von Rom." — Sodann plötzlich zu einem anderen Gegenstand übergehend, fragte er: „Sagten Sie mir nicht eben, daß Sie dem General Hullin auf dem Wege begegnet wären?" — „Ja, Sire; ich habe ihn erkannt, obgleich er sehr eilte." — „Der wird immer zu spät kommen", fügte der Kaiser lächelnd hinzu, „um mit den Bourbonen Frieden zu schließen. „Hierauf ging er zu Betrachtungen über andere seiner Generale über. „Wie Hullin", sagte er, „war Lefebvre auch immer vorauf, wenn es sich um einen Freiheitskrieg handelte; ich hoffe, daß ihm die Bourbonen das nicht zu sehr verübeln werden. Macdonald ist ein braver und ehrenwerther Soldat. Erst in der letzten Zeit habe ich die Vortrefflichkeit seines Charakters ganz würdigen lernen. Und Ney! Was für ein Soldat! Er ist die Tapferkeit selbst, aber weiter reichen seine Fähigkeiten nicht. Wenigstens werden ihm „die Anderen" nicht den Vorwurf machen können, daß er Hofling ist. Bertrand ist durchaus mit meinem Schicksale verschmolzen, eben so wie Berthier. O, Berthier wird sein Leben mit dem meinigen enden. Ich fürchte nicht, daß die Freundschaft, die ich für ihn hege, mich parteiisch macht. Aber da kommt er ja mit Maret. Sehen Sie, Beausset, wie betrübt er über unser Unglück, über meinen Kummer ist. Der hat mich wirklich geliebt."

Der Fürst von Wagram, Arm in Arm mit dem Herzog von Bassano, schritt langsam auf der Terrasse einher. Napoleon winkte ihm, daß er schneller gehen möge. Herr von Beausset entfernte sich. Kaum war Napoleon in sein Kabinet zurückgekehrt, wohin ihm Bassano und der Fürst von Wagram folgten, als dieser einen Vorwand herausstammelte, der ihn zwänge, Fontainebleau zu verlassen. Er habe wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen, und diese Rücksicht mache seine Anwesenheit in Paris erforderlich. Der Kaiser sieht ihn erstaunt an, ohne daß der Fürst es bemerkt, weil er die Augen niederschlägt. „Berthier", sagte er dann, seine Hand fassend, „Sie sehen, wie sehr ich des Trostes bedarf, wie wünschenswerth es für mich ist, von meinen Freunden umgeben zu seyn!" — Der Fürst antwortet nicht. Der Kaiser fährt fort: „Sie werden morgen wiederkehren, Berthier? Nicht wahr? Morgen früh?" — „Gewiß, Sire." — Es trat Schweigen ein; der Kaiser unterbricht es, indem er zu ihm sagt: „Nun wohl, gehen Sie."

Nachdem er sich entfernt, bleibt der Kaiser einige Minuten stumm, endlich legt er seine Hand auf den Arm des Herzogs von Bassano, drückt ihn stark und ruft aus: „Er wird nicht wiederkommen!" — Er sinkt wie vernichtet in einen Lehnstuhl, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und bricht in die Worte aus: „Auch er! Auch er!"

In der That kehrte der Fürst von Wagram nicht zurück.

Der Schmerz, von den Männern verlassen zu werden, die er gemacht hatte, schien dem Kaiser näher zu gehen, als der Verlust der Krone. Er erörterte die Frage des Selbstmordes. „Sie haben Recht", antwortete er dem Herzog von Bassano, der seine trüben Gedanken zu bekämpfen suchte; „der Selbstmord ist die That eines Spielers, der Alles verloren hat, oder eines ruinirten Verschwenders. Ich selbst habe den Grundsatz, daß man mehr Muth zeigt, wenn man das Unglück erträgt, als wenn man sich des Lebens zu entledigen sucht. Aber die Frage ist die: Hat der Mensch das Recht, sich zu tödten? Ja, wenn sein Tod Niemanden Schaden bringt, und wenn das Leben für ihn eine endlose Qual ist." Er brachte das Gespräch so oft auch auf diesen Gegenstand zurück, daß der Herzog ängstlich wurde und seine Furcht den Kammerdienern Constant und Marchand mittheilte. Diese nahmen aus dem Schlaf-Zimmer des Kaisers einen Dolch weg, den ihm der Großmeister der Malteser-Ritter einst zum Geschenk gemacht hatte; eben so die Pulverschachtel und die Kugeln, nachdem sie sich überführt hatten, daß die Pistolen nicht geladen seyen. Während dessen trafen der Herzog von Vicenza und Macdonald mit dem Traktate in Fontainebleau ein. „Ich will davon nichts wissen!" sagte der Kaiser zu dem Marschall, der ihm denselben hinreichte. „Was soll dieser fremde Kommissarius, den man mir als Spion beigeben will? Fürchtet man, daß ich entfliehe? Ich bin kein Schüler. Und dann billige ich auch gewisse Artikel nicht." — „Aber Sire", bemerkte ehrfurchtsvoll der Herzog von Vicenza, „die Abdankung Ihrer Majestät diente als Basis der Unterhandlung. Dieses Aktenstück wurde den Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zuerst mitgetheilt; es ist in ihren Händen, und es ist öffentlich geworden; alle Journale haben es gedruckt." — „Ach ja, die Journale!" wiederholte Napoleon, der von jeder Erwähnung derselben unangenehm berührt wurde, seitdem er die Proclamation der provisorischen Regierung gelesen hatte: „Die Akte", setzte er trocken hinzu, „unterzeichne ich nicht." — „Sire", entgegenete Caulaincourt, „das In-

teresse Ihrer Majestät, Ihr persönliches Interesse, das Ihrer Familie erfordern es."

Da er sich beharrlich weigerte, die Akte zu unterzeichnen, so zogen sich die beiden Bevollmächtigten zurück. Napoleon ließ sie im Laufe des Tages nicht wieder zu sich berufen. So glaubte er der Nothwendigkeit zu entfliehen. Am folgenden Tage war er noch trauriger. In seinen Gesprächen berührte er nur die Entschließungen der Männer des Alterthums, welche in einem Falle, wie er sich befand, zum Selbstmorde ihre Zuflucht nahmen. Am Abend wurde seine Umgebung angenehm überrascht, als seine düstere Stimmung in eine vertrauliche, fast heitere überging, was schon seit mehreren Tagen nicht der Fall gewesen war. Auffallend war überhaupt der rasche Wechsel derselben während seines Aufenthalts zu Fontainebleau. Man sah ihn an einem und demselben Tage sich Stunden lang in die düstersten Betrachtungen versenken und dann plötzlich, einen militairischen Marsch pfeifend oder eine Italiänische Arie summend, mit großen Schritten auf und ab gehen; hierauf versank er wieder in Träumereien und bemerkte nichts von dem, was um ihn vorging. An diesem Abend war seine Laune aber ungetrübt, bis einer der Kammerherren die Ungeschicklichkeit beging, von dem Traktate zu sprechen, den er nicht anerkennen wollte. „Nein, meine Herren", rief er aus, „ich werde diese Akte nie unterzeichnen! Die Krone eines Monarchen darf nur mit seinem Kopfe fallen! Als der Schwedische Senat sich Karl's XII. entledigen wollte, schickte er ihm nicht seine Entsagung zu, sondern er ließ ihn in den Laufgräben von Friedrichshall ermorden. O, zittern Sie nicht! Ich will Niemand meinem Unglück zugesellen. Ich bin nicht mehr der Herr Europa's, aber noch bin ich Herr meiner Person. Ich werde mein Schicksal erfüllen!"

Der Kaiser erhob sich und grüßte die Anwesenden mit melancholischem Lächeln. Er nahm selbst eine Leuchte von der Konsole und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Es war zehn Uhr. Im Palaste herrschte tiefe Stille. Napoleon allein blieb wachend. Um ein Uhr ließ er den Herzog von Vicenza durch einen seiner Kammerdiener zu sich rufen. Als dieser in das Zimmer trat, fand er den Kaiser halb entkleidet über das Bett hingeworfen und, wie es schien, den furchtbarsten Schmerzen preisgegeben. Sein Gesicht war bleich, sein Mund schmerzlich verzogen, und seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorspringen zu wollen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Sire, was ist Ihnen zugestoßen!" rief der Herzog aus. „Eure Majestät befindet sich unwohl; es muß ein Arzt gerufen werden." „Nein, ich will es nicht", antwortete der Kaiser, indem er mit seiner kalten Hand den Arm des Herzogs faßte; „auch würde es zu nichts helfen. Hören Sie, Caulaincourt", sagte er mit schwankender Stimme; „gehen Sie in mein Kabinet, nehmen Sie das Portefeuille, welches die Briefe der Kaiserin enthält, und geben Sie es meinem Sohne. Den Brief, der dort auf dem Tische liegt, werden Sie selbst meiner Gemahlin zustellen; sagen Sie ihr, daß mich mein Unglück nur wegen ihrer, wegen des Königs von Rom schmerzt." — „Ach, Sire!" rief Caulaincourt aus, „es ist also wahr! Eure Majestät will also, daß wir vor Schmerz sterben!" Napoleon blickte ihn sanft und traurig an und sagte mit immer schwächerer Stimme: „Ja, ich habe der Sache ein Ende machen wollen. Ich konnte die Qualen, die Demüthigungen nicht länger ertragen. Sie haben mich verkannt! Sie werden mich beweinen, wenn ich nicht mehr bin! Meine Freunde, meine Waffengefährten haben mich verlassen: Marmont und Berthier haben mir den Todesstoß gegeben!"

Es trat eine Krise ein; Napoleon wand sich in den schrecklichsten Zuckungen. Caulaincourt wagte nicht, zu rufen; er sah sich nach einer Klingel um, aber Napoleon hatte das Bewußtseyn nicht verloren und hielt seinen Arm fest. Ein schreckliches Erbrechen schien dem Kaiser Erleichterung zu bringen. Sich gewaltsam zusammennehmend, rief er aus: „Es ist vorbei! Der Tod will mich nicht!" Dann sank er erschöpft auf das Kissen zurück. Der Herzog von Vicenza benutzte diesen Augenblick, um Constant herbeizurufen. Als dieser auf der Erde einen schwarzen Taffetbeutel liegen sah, den sein Herr gewöhnlich um den Hals trug, ahnte auch er die schreckliche Wahrheit. Er stürzte aus dem Zimmer, um Hülfe zu suchen. Endlich ließ sich Napoleon auch bewegen, etwas Thee zu trinken, und nicht lange, so kam Constant mit Yvan, dem Arzte des Kaisers, zurück.

„Yvan", fragte der Kaiser den Doktor, während dieser seinen Puls befühlte, „glauben Sie, daß die Dosis stark genug war?" Diese Worte waren ein Räthsel für den Doktor, daher antwortete er erstaunt: „Verzeihen Sie, Sire, aber ich verstehe Ihre Frage nicht." — „Der Kaiser hat sich vergiftet", flüstert ihm der Herzog von Vicenza ins Ohr. — Kaum hat der Doktor dies vernommen, als er, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer stürzt, auf den Hof eilt, ein dort befindliches Pferd besteigt und auf und davon jagt.

Als Yvan sich entfernt hatte, gelang es dem Herzog von Vicenza und Constant, den Kaiser zu bewegen, eine zweite und eine dritte Tasse Thee zu trinken. Allmälig wurde er ruhiger und schlief endlich ein.

Lange hat ein undurchdringlicher Schleier die Ereignisse der Nacht vom 12. zum 13. April bedeckt. In der letzten Zeit ist er gelüftet worden. Bevor er den Russischen Feldzug antrat, hatte er sich von Corvisart ein äußerst feines Gift geben lassen, die von Cabanis bereitete Blausäure, um, wie er sagte, nicht lebend in die Hände der Kosaken zu fallen. Dies hatte er beständig bei sich getragen; die Zeit hatte aber dessen Wirkung geschwächt.

Nachdem der Kaiser mehrere Stunden geschlafen, wacht er auf; Er war schrecklich bleich; seine Augen waren hohl, seine Lippen farblos, und er konnte kaum gehen. Dennoch wollte er nicht im Bette bleiben, um die Personen zu empfangen, welche gewöhnlich seinem Lever beiwohnten. Er schien ruhig; aber diese Ruhe flößte Furcht ein. Gegen Mittag erschien Macdonald im Palaste, um zu erfahren, ob der Kaiser entschlossen sey, endlich den Traktat zu unterzeichnen. Der Kaiser war in so tiefe Träumereien versenkt, daß er nicht einmal durch das Geräusch, welches der Marschall beim Eintritt machte, aus denselben geweckt wurde; der Herzog von Vicenza war genöthigt, seinen Arm leise zu berühren und zu ihm zu sagen: „Sire, der Herzog von Tarent, welcher den Traktat holen will, den Ew. Majestät heute ratifiziren soll." — Napoleon richtete das Haupt auf, als ob er aus einem todesähnlichen Schlummer erwache, und sagte erstaunt: „Sie sind's, Macdonald!" Dann verfiel er wieder in sein früheres Sinnen. Der Herzog von Tarent, dem die Veränderung auffiel, die seit dem vorigen Tage mit dem Kaiser vorgegangen war, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Großer Gott! Ew. Majestät müssen, seitdem ich nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen, sehr krank gewesen seyn." — Napoleon richtete wieder das Haupt auf und entgegnete: „Ja, ich habe eine schlechte Nacht gehabt, aber jetzt geht es schon besser."

Der Kaiser blieb noch einige Minuten sitzen, dann stand er mit großer Anstrengung auf, um von dem Kamine den Traktat zu holen, den er, ohne eine Bemerkung zuzufügen, vorlas. Hierauf sich zu Macdonald wendend, sagte er: „Mein theurer Marschall, ich bin nicht mehr reich genug, um Sie für Ihre letzten Dienste zu belohnen." — „Sire", unterbrach ihn dieser, „das Interesse hat mich niemals geleitet." — „Es ist wahr", fiel Napoleon ein, „Sie haben mich überzeugt, wie sehr man mich über Sie getäuscht hatte. Dennoch möchte ich Sie —" — Der Kaiser, dessen Rührung immer größer geworden war, beendete den Satz nicht. Es trat eine Pause ein. Dann aber streckte er ihm die Arme entgegen und sagte: „Macdonald, ich möchte Sie umarmen." Der Herzog von Tarent stürzte bei diesen Worten in seine Arme. Nun sagte der Kaiser: „Meine Herren, nachdem ich zwanzig Jahre für den Ruhm und die Ehre Frankreichs gearbeitet, gebe ich der Nation die Krone zurück, die ich von ihr empfangen. Erinnern Sie sich aber wohl, daß meine Abdankung nur in so weit gültig ist, als man der Armee das Versprechen hält." — Hierauf setzte er sich an den kleinen Tisch, auf welchen er den Traktat niedergelegt hatte, ergriff die Feder, und indem er sagte: „Mein armes Kind! Dein Vater kann Dir keine Erbschaft mehr hinterlassen", unterzeichnete er den Traktat. Er übergab ihn Macdonald, indem er das Haupt abwendete, um eine Thräne zu verbergen.

An demselben Tage, am 12. April 1814, hielt der Graf von Artois, als General-Lieutenant des Reichs, seinen Einzug in Paris.

Marco de St. Hilaire.

Mannigfaltiges.

— Französische Ansichten über das, was uns das Theuerste ist. Die Revue des deux Mondes vom 1. August enthält eine Lebensbeschreibung unseres verewigten ehrwürdigen Monarchen, die Herrn Armand Lefebvre zum Verfasser hat. Man muß dem Biographen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Gegenstand mit würdigem Ernste behandelt hat und, obwohl Franzose, doch gerade diejenigen erhabenen Eigenschaften unseres Königs, die Ihn als einen wahrhaft Deutschen Charakter, als einen Mann voll tiefen Gefühls und der höchsten sittlichen Ehrenhaftigkeit bezeichneten, besonders hervorzuheben weiß. Daß dabei auch mancher Irrthum, manches nur nach oberflächlicher Anschauung Dargestellte mitunter läuft, ist bei dem Ausländer wohl nicht zu verwundern; nicht genug tadeln können wir es jedoch, daß Herr Lefebvre namentlich da, wo es auf ein Urtheil über die sogenannten Kölner Ereignisse ankam, der Wahrheit so wenig treu geblieben, daß er dasjenige, was einzig und allein eine abgedrungene Vertheidigung war, als einen unprovocirten Angriff darstellt. Freilich ist dabei auch der Französische Verfasser nicht ohne arglistige arrière-pensée gewesen! Auch er trägt sich noch, wie so viele andere in und außer Amt befindliche Publizisten seines Vaterlandes, mit dem Gedanken, daß es möglich sey, Deutschlands Integrität, Deutschlands Nationalität mit Füßen zu treten, damit Frankreich um ein Stück Landes größer werde. Wahrlich, diese Herren gemahnen uns an jene scheinbar völlig vernünftigen und sogar oft ergreifend wahr sich ausdrückenden Personen in Charenton oder Bedlam, von denen wir nicht begreifen, wie sie dahin gekommen, bis endlich ein zufälliges Wort der Unterhaltung dasjenige berührt, was ihre fixe Idee ist, und nunmehr der pure Wahnsinn zum Vorschein kommt. Derselbe Mann, der Preußens Verdienste um die Förderung Deutscher Wissenschaft und Kunst, der die nationale Bedeutung des Deutschen Zollverbandes nicht genug zu rühmen weiß, macht bald darauf echt machiavellistisch die Bemerkung, daß Preußen jetzt nichts Dringenderes in der Welt zu thun habe, als sich mehr zu arrondiren, wobei ihm Frankreich mit Vergnügen behülflich seyn würde, wenn man auch ihm seine „natürlichen Gränzen", das linke Rhein-Ufer, zurückgebe. Nicht danken genug können wir solchen Publizisten für ihre Offenherzigkeit; Deutschland hat zwar unter seinen vielen Studien das der Geschichte immer vorangestellt, aber selbst die Geschichte vermag ihm keine deutlicheren Winke und Lehren zu geben, als es mitunter die Rednerbühne und die Presse der Franzosen thun.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Mittwoch den 12. August 1840.

Schweiz.

Eine Idee zur Philosophie der Geschichte.

(Nach der Bibliothèque de Genève.)

Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der alten Geschichte gehört bekanntlich die Eroberung: wir sehen eine Reihe von Weltreichen durch die Eroberung entstehen, erst in Asien, dann in Europa, die ihre Herrschaft über die meisten damals bekannten Völker ausdehnen; Rabelais nennt das ironisch: „die wunderbare Uebertragung der Kronen und Reiche" („l'admirable transport des règnes et empires des Assyriens ès Mèdes, des Mèdes ès Perses, des Perses ès Macédoines, des Macédoines ès Grecz, des Grecz ès Romains, les Romains ès Françoyz" *).

Es ist dies in der That ein Gesetz der alten Welt von Ninus bis auf Karl den Großen.

Man merkt, daß dieses Gesetz in seinen letzten zwei Wirkungen schon sehr nachläßt; denn das Reich von Konstantinopel, das die Franzosen so treffend Bas-Empire nennen, war von seinem ersten Anfang ab nur ein langer Verfall, und das Reich Karl's des Großen war ohne Bestand und Dauer, ein glänzendes Meteor, das schnell in die Nacht zurücksank. Von da ab sieht man deutlich das Gesetz aufgehoben oder unterbrochen, und dies ist einer von den unterscheidenden Zügen, welche die moderne Welt von der alten trennen. Mehrere Staaten machen Versuche, sich der politischen Oberherrschaft zu bemächtigen; keinem gelingt es. Den Kaisern des Mittelalters treten die großen Päpste, der Islam und die Kreuzzüge entgegen. Karl V. wird von Frankreich, den Osmanen und Luther aufgehalten, Philipp II. von den Niederlanden und England. Nun kommt an Frankreich die Reihe, als erobernde Macht aufzutreten: Heinrich IV. und Richelieu fassen zuerst die Idee, Ludwig XIV. macht den Anfang; man weiß, mit welchem Erfolg.

Deutschland, Spanien und Frankreich haben sich so hinter einander, und immer vergebens, in dem Streben nach Oberherrschaft versucht. Aber Frankreich zeichnet sich dadurch aus, daß es, trotz seiner Niederlagen, dieses Streben nicht aufgegeben hat. Die Eroberungssucht geht mit Ludwig XIV. nicht unter; sie erwacht heftiger als je am Ende des 18ten Jahrhunderts; ein großer Soldat will das Reich Karl's des Großen wiederherstellen, und Frankreich unterstützt mit Begeisterung seine gigantischen Pläne; er erliegt der Aufgabe, sein mährchenhaftes Glück versinkt plötzlich in ein Meer von Unfällen, aber Frankreich ist von seinen Illusionen nicht geheilt, und es fehlt nicht an Ehrgeizigen, die ihm noch immer die nie mehr wiederkehrende Rolle des Römischen Reichs verkündigen.

Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, wie es kommt, daß das sonst von Natur so wenig beharrliche Frankreich so standhaft eine Idee festhält, woran es schon zweimal so unglücklich gescheitert ist. Es ist bekannt, daß hieran besonders der Charakter der Nation schuld ist, wie er durch die lange und mächtige Regierung Ludwig's XIV. und Richelieu's, eine Regierung, welche Glanz und Ruhm zum ersten Bedürfniß des Landes machte, allmälig ausgebildet worden. Trotz dieser einem ganzen Volk so tief eingepfropften Leidenschaft aber muß man sich doch wundern, daß die Lehren der Erfahrung ihm so wenig genützt haben. Offenbar hat dies seinen Grund in den Wundern von Muth und Genie, welche Frankreich auf der Bahn seiner Eroberungen auszeichnen. Wenn man so große Dinge gethan hat, mögen sie auch mit Niederlagen endigen, ist man schon Ehren halber genöthigt, zu versuchen, wie die Franzosen sagen, ob man nicht endlich einmal das Glück weniger ungünstig finden wird.

Das Glück! aber warum achtet ihr seine Entscheidungen nicht? Ist denn das Glück in den Völkerschicksalen etwas Anderes, als die Aeußerung höherer, von der Vorsehung ausgehender Gesetze, gegen welche jede menschliche Anstrengung machtlos ist? Je mehr Wunder ihr auf dieser Laufbahn verrichtetet, wo ihr von Sieg zu Sieg eiltet und die euch plötzlich gewaltsam verschlossen wurde, desto mehr müßt ihr das Gesetz der Vorsehung erkennen, besonders wenn ihr mit eurer eigenen Geschichte die der früheren ähnlichen Ereignisse vergleicht, wo sich dasselbe Gesetz, in ähnlichen Katastrophen deutlich ausgedrückt, offenbart.

*) „Wollte Gott", sagt er, „ein Jeder wüßte genau seine Genealogie von der Arche Noah's bis auf diese Zeit."

Also gerade der Glaube der Franzosen, daß sie in ihrer Siegeslaufbahn nur durch das Glück, oder besser, durch die Schläge der Vorsehung aufgehalten worden *), müßte sie am stärksten von dem wiederholten Betreten dieser Bahn abhalten.

Uebrigens kommt wenig darauf an, was Frankreich denkt, wünscht, thun oder nicht thun wird. Bis jetzt wird das Gesetz, von dem wir sprechen, durch die größten Ereignisse der neueren Zeit hinreichend bestätigt. Es wäre nun noch übrig, dieses Gesetz zu erklären, die Vernunft desselben im Gegensatz zu dem, unter welchem die Staaten der alten Welt stehen, nachzuweisen, mit einem Wort zu zeigen, warum dieses Gesetz die moderne, ein anderes die alte Welt regiert. Zur vollständigen Beantwortung dieser Frage würde ein Buch gehören; ich wage hier nur einige Bemerkungen.

Ich erinnerte eben an Rabelais' Ironie über „die wunderbare Uebertragung der Reiche". Der skeptische Spötter mußte sich über die Geschichte wie über alles Uebrige lustig machen, und man muß gestehen, Nichts bietet der philosophischen Ironie mehr Stoff, als die Annalen dieser erbärmlichen Welt, auf die wir so stolz sind; Voltaire hat es nur zu sehr bewiesen. Aber in unseren Tagen lacht man nicht mehr über die Geschichte, man sucht in ihren Sinn einzudringen, die stolze Frivolität des 18ten Jahrhunderts ist nicht mehr an der Tagesordnung, man hat eingesehen, daß nichts abgeschmackter sey, als zu glauben, die Menschheit bewege sich nach Zufall, und es sey kein höheres Gesetz da, das sie leite; man ist so zu dem vom großen Bossuet so rühmlich betretenen Wege zurückgekehrt, denn Bossuet war es, der schon im 17ten Jahrhundert auf höhere Weise jene Uebertragung der Reiche zu erklären suchte, in der Rabelais nichts als kuriose Revolutionen ohne Zweck und Bedeutung sah.

Ich bin weit entfernt, die schönen Arbeiten unserer Zeit für die Philosophie der Geschichte herabsetzen zu wollen; aber diese Arbeiten, so gelehrt und geistreich sie auch sind, verlassen nicht das Gebiet der Hypothesen, und ich behaupte geradezu, daß der Discours sur l'histoire universelle einen unbestrittenen Vorzug vor ihnen hat. Das Werk des Bischofs von Meaux ruht ganz auf einer positiven Basis, auf den Andeutungen der einzigen Religion, die Beweise hat, wie Fénélon sagt. Für den freilich, der diese Beweise nicht anerkennt, ist diese Betrachtung ohne Werth und das Werk bleibt zum wenigsten hypothetisch; aber für die, welche die Wahrheit der Grund-Elemente des Judenthums und Christenthums anerkennen, giebt es nur einen Zweifel, ob nämlich daraus, daß eine Religion wahr ist, schon folgt, daß sie die Geschichte erklärt. Hieran aber läßt sich meiner Meinung nach nicht füglich zweifeln.

In der Entwickelung der Menschheit sieht man die menschliche Freiheit und die göttliche Leitung bald im Kampf, bald zusammenwirkend: im Kampf, wenn die Freiheit sich vom göttlichen Willen abwendet, zusammenwirkend, wenn sie ihm gehorcht. Dieser Kampf und dieses Zusammenwirken bilden vom Anfang unserer Welt ab einen ungeheuren Cyklus von Dramen, deren Endentwickelung natürlich durch den höheren Willen, den der Vorsehung, bestimmt wird. Ist der Mensch im Stande, die Gesetze, nach welchen dieser höhere Willen wirkt, zu erkennen? Sobald er nicht den höchsten Willen selbst kennt, gewiß nicht; aber wenn er diesen Willen kennt, wenn eine Offenbarung ihn gelehrt, zu welchem Ziele Gott den Kampf, den er vom Anfang an mit der menschlichen Freiheit begonnen, führen will, muß er da nicht auch die Regel, nach welcher Gott in die Geschichte eingreift, erkennen? Kann es hierfür eine andere Regel geben, als den Willen Gottes in Bezug auf die Menschen? Und wenn dieser Wille einmal erklärt und offenbart worden, wird diese Offenbarung nicht in unseren Händen gleichsam der leitende Faden seyn, der uns sicher durch das Labyrinth der Revolutionen führt, indem er uns sowohl ihren Zusammenhang unter einander, als ihren gemeinschaftlichen Gang nach dem Ziele hin zeigt, das von Ewigkeit her in Gottes Rathschlüssen bestimmt war?

*) Uebrigens ist es lächerlich, wenn die Franzosen in dieser Betrachtung einen einseitigen Trost finden und die Schmach ihrer eigenen Niederlage von 1813 und 15 so wie den Ruhm ihrer Gegner dadurch zu verkleinern glauben, als wenn die Letzteren nicht eben so gut sagen könnten, daß die Franzosen die Siege, die sie selbst vorher über die anderen Völker erfochten, nur dem Glück oder der Vorsehung zu verdanken hätten. Und allerdings haben beide vollkommen Recht: 1813 war die Begeisterung und der Aufschwung der Völker das Werkzeug, dessen sich die Vorsehung unter Anderem auch dazu bediente, den Uebermuth eines einzigen Volks in seine Schranken zurückzuweisen, so wie früher die Gährungen der Revolution und die Siege der Franzosen in den Händen der Vorsehung nur ein Mittel waren, jenen späteren Aufschwung herbeizuführen und überhaupt Europa aufzurütteln und seine Adern mit einem frischen volksthümlichen Leben zu durchströmen. Anm. d. Uebers.

Diese Betrachtungen sind, glaube ich, entscheidend. Wenn das Christenthum wahr ist, muß es die Geschichte erklären. Es kommt nur darauf an, das Licht, welches das Christenthum uns bietet, hineinzutragen; die Geschichte ist im Verhältniß zur Religion nur eine zweite Offenbarung, die mit der ersten übereinstimmen muß.

Bossuet hatte dies erkannt, und man muß sich wundern, daß man ihm auf diesem Wege nicht gefolgt ist. Da Bossuet für die Erziehung eines jungen Prinzen arbeitet, vermeidet er sorgfältig jede Abstraction; er geht nicht aus der historischen Form heraus, er begnügt sich damit, der Anschauung seines Lesers den weitesten Horizont zu eröffnen, aber er bringt die Gesetze, deren Manifestation er darstellt, in keine Formel; daher ist auch das Prinzip, das seinem Werk zur Grundlage dient, einer höheren Verallgemeinerung fähig. Auf diesem Boden, glaube ich, wird man im Gefolge des Adlers von Meaux mit Erfolg vorwärts schreiten.

Ein großer Abfall vom Guten, d. h. eine entschiedene Tendenz, dem göttlichen Willen zu widerstreben, tritt in Adam hervor und geht von ihm auf seine Nachkommenschaft über. Diesen Abfall hat Gott sich die Aufgabe gestellt zu heilen, indem er die menschliche Natur zu aller Vollkommenheit, deren sie fähig ist, zurückführt, doch unter der Bedingung, nicht die Freiheit der Seele zu verletzen, deren Gehorsam nur von ihr selbst ausgehen kann. Diese Bedingung ist der Grund der außerordentlichen Langsamkeit, womit, wenigstens für unsere sterbliche Ungeduld, die göttlichen Rathschlüsse zur Ausführung gelangen; auch erklärt sie, was die heiligen Bücher uns lehren, daß nämlich jene Heilung hienieden in sehr verschiedenen Graden vor sich geht und nur bei einer kleinen Anzahl von Auserwählten eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht. In einem anderen Leben wird das Werk sich vollenden.

Gott wirkt auf die Menschen durch verschiedene Einwirkungen, die ihm angehören, durch Offenbarungen und Strafen. Diese drei Mittel wendet er nicht bloß auf die Individuen an, sondern auch auf die Gesellschaften und Nationen. Gott wirkt unmittelbar oder mittelbar. Im letzteren Fall bedient er sich gewisser Individuen, die, seinem Einfluß freiwillig nachgebend, die Werkzeuge seines Willens werden, oft ohne es zu wissen.

Gott hat die angeführten drei Mittel immer angewendet, aber in sehr verschiedenem Maaß, je nachdem man die Zeiten vor oder nach Christi Geburt betrachtet. Die Offenbarungen beginnen mit der Welt; aber Gott scheint sie erst dem Zufall und allen Verirrungen der Phantasie und der menschlichen Leidenschaften überlassen zu haben. Nur Ein Volk, das ausgesondert und von allen übrigen getrennt wird, muß die heilige Erbschaft bis zu dem Tage bewahren, wo das volle Licht des Evangeliums hervorbrechen wird.

Während dieser Aera von mehreren tausend Jahren wirkt Gott besonders durch Strafen. Der Schrecken ist es, der die Menschen zu ihm zurückführt und daher auch den Grundzug aller alten Religionen bildet. Die Strafe besteht in der Vernichtung der unverbesserlichen Völker, die den Uebermuth bis zur Verachtung Gottes und die Sinnlichkeit bis zur Verknechtung des Geistes treiben. Es genügt, an die Sündfluth, Sodom und Gomorra, die Kananiter u. s. w. zu erinnern.

Dieses Schreckenssystem mildert sich mit dem Vorrücken der Jahrhunderte; der menschliche Uebermuth wird immer weniger unlenksam; der Spiritualismus entwickelt sich durch die Religionen, die Künste durch große Geister, die hier und da auftreten.

Große Reiche haben sich gebildet; die Gesellschaft soll sich in großem Maaßstab bilden, die Menschen sollen lernen, ihre Kräfte zu vereinigen, die Schranken, welche sie trennen, zu durchbrechen. Diesen Dienst leisten der Menschheit die Eroberer, die aber, von ihrer Macht und ihren Siegen berauscht, sich bald selbst vergöttern und aus Gewalt Recht machen; daher zerbricht sie Gott, nachdem er sich ihres Genies bedient; jedes erobernde Volk erfährt das Schicksal, selbst wieder von anderen unterjocht zu werden, ein Sturz verdrängt den anderen, und Keiner kann etwas Dauerndes gründen. Das Schreckenssystem herrscht noch immer; jene Völker-Ruinen sind dazu da, die Nichtigkeit des Menschen aufzuweisen und die untheilbare Souverainetät des Allmächtigen. Hätte eines dieser Reiche in seiner Kraft nur zweihundert Jahre lang bestanden, so wäre es um die Menschheit geschehen gewesen; hoffnungslos niedergeworfen vor der brutalen Gewalt, hätte sie jede edlere Richtung, alle erhabene Vorrechte, die sie vermöge ihrer spirituellen Natur besitzt, verloren; die sinnlichen und groben Begierden der egoistischen Leidenschaften, der Kultus der Materie und des Goldes hätten Alles ergriffen. Damit bedrohte schon das Römische Reich die Welt durch die geschickte Organisation seines Universal-Despotismus, als der Erlöser erschien. Hier hält das Strafsystem inne, um sich mit dem Offenbarungssystem zu verbinden, das von jetzt ab in der göttlichen Leitung der Menschheit den Vorrang einnimmt. Nur Eine Kraft war da, welche das Römische Reich stürzen konnte, die der Barbaren. Die Barbarei mit ihren wilden Leidenschaften der Römischen Verderbniß eingepfropft! Wer sieht nicht das Schicksal, das die Völkerwanderung der Menschheit bereitet hätte, wenn Christus nicht zuvor erschienen wäre?

Das Römische Reich dauert also so lange, bis das Christenthum hinreichend verbreitet ist; dann erliegt es, wie seine Vorgänger, dem Spruch der ewigen Gerechtigkeit. Nachdem die Invasion vollendet ist, richtet das Christenthum die unter den Trümmern gleichsam erstickte Welt wieder auf. Bis jetzt ist die moderne Welt nur vorbereitet worden, und Karls des Großen Supremat schließt diese Vorbereitungs-Periode. Jetzt entwickelt sie sich, und die Wirksamkeit des Offenbarungs-Systems steigt von Tage zu Tage mit den Fortschritten des Christenthums.

Von nun ab kann sich keine Universal-Herrschaft mehr bilden, trotz der vielen Versuche, die dazu gemacht werden. Das System, das wir das strafende genannt haben, hat seinen Lauf vollendet, damit ist nicht gesagt, daß Gottes Gerechtigkeit nicht mehr einzuschreiten braucht, und das oft auf schreckliche Weise, aber im Ganzen behält das Offenbarungs-System die Oberhand; durch Erleuchtung giebt sich jetzt Gott am meisten zu erkennen.

Indem Gott der Welt das Christenthum gab, hatte er von selbst die Unmöglichkeit jeder Universal-Monarchie ausgesprochen. Eine solche Herrschaft würde das Christenthum tödten oder von ihm getödtet werden. Der christliche Spiritualismus und die Allmacht irgend einer zeitlichen Gewalt sind mit einander unverträglich. Die Ereignisse haben es bewiesen. Als die Kaiser des Mittelalters nach Universal-Herrschaft strebten, wer hinderte sie vornehmlich an der Erreichung dieses Ziels? Die Päpste, die Repräsentanten des Spiritualismus der Zeit. Der Haß und die Feindseligkeiten mehrerer Päpste gegen Karl V. ist bekannt; zwar trug er über sie den Sieg davon, aber seine Anstrengungen brachen sich an dem protestantischen Deutschland, wo der von Luther wiederhergestellte christliche Spiritualismus ihm unübersteigliche Hindernisse bereitet hatte. Philipp dem II., indem er sich gegen den heiligen Stuhl sehr unterwürfig zeigte, gelang es, sich ihn zum Bundesgenossen zu machen, aber der Protestantismus reichte hin, den Herrn Spaniens und der neuen Welt zu hemmen und seine Pläne zu vernichten. Gegen Ludwig XIV. endlich verbanden sich zur Unterdrückung seiner Uebermacht Rom und England, Innocenz XI. und Wilhelm III. Und wenn man bis auf unsere Zeiten, bis auf Napoleon herabgeht, kann man da den bösen Ruf seiner Armeen, den Widerstand Pius VII. und den alten religiösen Geist Spaniens und Rußlands bei dem Sturz des Kolosses für nichts rechnen? Wenn übrigens das Christenthum eben so wohl der Grund des Gesetzes ist, von dem wir reden, als das Mittel, dessen sich die Vorsehung zu seiner Durchführung bedient, wenn das Christenthum allein die Verschiedenheit erklären kann, die uns jenes Gesetz zwischen der Geschichte der alten und der der modernen Völker erkennen läßt, so ist dieses Gesetz selbst noch so unvollkommen, daß nichts besser beweist, wie groß die Fortschritte sind, die die Christuslehre noch zu machen hat. Das Christenthum bietet nicht bloß den mächtigen Widerstandshebel gegen jedes Streben nach politischer Allmacht, es ist auch offenbar dazu gemacht, die Eroberungs- und Herrschsucht selbst zu zerstören und so den immer aufs neue hervorsprießenden Keim aller solcher Bestrebungen auszurotten. Aber bisher ist das Christenthum in seiner ganzen Bedeutung, als Heilmittel der Seele, als Quelle der Wiedergeburt, nur von sehr kleinen Theilen der Gesellschaft aufgenommen worden; in den Massen wirkt es nur auf der Oberfläche durch die allgemeinsten Elemente, die es hat, als Präservativ gegen gewisse monstruöse Verirrungen, besonders gegen den gänzlichen Verlust dessen, was das Wesen der menschlichen Würde ausmacht.

So lange die Gesellschaft auf dieser Stufe bleibt, wird der Eroberungsgeist, wie bisher, von einem Volk zum anderen übergehen; seine Unternehmungen werden zwar in dem Gesetz, das wir angegeben, ihre Schranken finden, aber nichtsdestoweniger schreckliche Katastrophen, unberechenbares Unglück herbeiführen. Das Straf-System, obgleich gemäßigt, dauert noch fort und wird so lange dauern, als das Christenthum nicht Herr der Geister und Herzen geworden ist. Davon aber ist es noch weit entfernt, und doch liegt hierin die einzige auf Thatsachen gegründete Hoffnung einer wirklichen und inneren Besserung der Menschheit.

Ich weiß, viele Leute bilden sich ein, der Fortschritt der Civilisation werde allein genügen, den Eroberungsgeist zu unterdrücken. Mit dieser Illusion trug man sich schon, und das auf die lächerlichste Weise, am Ende des vorigen Jahrhunderts. Man hat seitdem gesehen, was davon zu halten sey. Ein Mann erschien, dessen ehrgeizige Wuth nicht besser zu schildern ist, als mit dem Bilde, das uns die Bibel von den Eroberern der alten Welt gezeichnet hat, und das Echo der furchtbaren Schläge, die er geführt, ist fürwahr ein besseres Präservativ gegen die Erneuerung der Schlachten, als die trügerischen Versprechungen einer falschen Philanthropie.

Man sucht sich vergebens zu täuschen, der **natürliche** Mensch ist so, wie ihn das Evangelium darstellt. Die Gesellschaft kann bis auf einen gewissen Grad den egoistischen Drang der individuellen Leidenschaft aufhalten, weil so viele verschiedene Leidenschaften einander durchkreuzen und sich gegenseitig hemmen; aber wie will es ihr gelingen, die Leidenschaften zu binden, die wie ein Feuerbrand im Schooß eines ganzen Volks oder im Herzen seiner Führer entstehen?

Erobern ist die **natürliche** Begierde der großen Nationen; der Krieg ist das Werkzeug dazu, wie er auch die Geißel ist, womit Gott die Eroberer selbst bestraft und von ihren Verirrungen zurückführt.

Diese Betrachtungen werden vielleicht von zu großer Kürze scheinen; aber bei einem solchen Gegenstand giebt es keine Mitte zwischen der äußersten Gedrängtheit und der ausführlichsten Darstellung, zwischen einigen Zeilen und ganzen Bänden. Wenn es mir übrigens nur gelungen ist, einige meiner Leser daran zu erinnern, daß es auch eine Politik Gottes giebt, um die man sich bekümmern muß, wenn man sich von den Gesetzen, welche die Welt der Geschichte leiten, Rechenschaft geben will, so verlange ich nicht mehr, und mein Zweck ist erfüllt.

Dänemark.

Thiele's Dänische Volkssagen.

(Fortsetzung.)

Derselbe König muß die Person zu der Deutschen Sage vom nächtlichen Jäger hergeben, von deren vielfachen Modificationen an einer Menge Orte hier die eine:

König Waldemar's Jagd.

König Waldemar liebte die kleine Tove, ein Frauenzimmer von der Insel Rügen, und hatte solchen Kummer, als sie starb, daß er ihre Leiche gar nicht verlassen konnte, sondern sie mit sich führen ließ, wohin er zog. Dies wurde zuletzt für Alle beschwerlich, die um den König seyn mußten, und deshalb nahm ein Hofmann eine günstige Gelegenheit wahr, um an der Leiche zu untersuchen, was es wohl wäre, das den König mit einer so mächtigen Liebe bände. Da fand er einen verzauberten Ring, welchen Tove's Mutter ihr an den Finger gesteckt hatte, um damit auch nach dem Tode der Tochter ihr die Gunst des Königs zu sichern. Der Hofmann nahm den Ring vom Finger, und sogleich verschwand die Liebe des Königs, und er ließ die Leiche begraben. Nun wandte sich des Königs ganzer Sinn zu dem Hofmann, der noch im Besitz des Ringes war, so daß Alles, was geschehen sollte, durch ihn ausgeführt werden mußte. Dies fiel dem Günstlinge zuletzt zur Last, und da er wohl wußte, daß er dem Ringe für des Königs Neigung zu danken hatte, warf er denselben von sich in einen Morast, als er einst durch den Wald von Gurre ritt. Von diesem Augenblick fing der König an, sich besser in dem Walde zu gefallen, als an jedem anderen Ort; er ließ das Gurre-Schloß bauen und jagte Tag und Nacht im Walde. Daher wurde es ihm zuletzt eine Gewohnheit, die Worte zu sprechen, die ihm später zum Fluche wurden, daß Gott gern das Himmelreich behalten könnte, wenn er nur in Gurre jagen dürfte.

Nun reitet er jede Nacht von „Burre nach Gurre“ und ist über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt, und an einigen Orten wird er der fliegende Markolfus genannt. Wenn er sich nähert, hört man zuerst Heulen und Lärmen und Peitschengeknall in der Luft, und dann macht sich das Volk auf die Seite und stellt sich hinter die Bäume. Bald darauf kommt der ganze Jagdzug. Voran ziehen seine pechschwarzen Hunde, die hin und her auf die Seite laufen und an der Erde schnüffeln, und lange glühende Zungen hängen ihnen aus dem Halse. Darauf kommt „Wolmar“ auf seinem weißen Pferde angesprengt, und zuweilen hält er seinen eigenen Kopf unter dem linken Arm. Wenn er Jemand begegnet, besonders wenn es alte Leute sind, befiehlt er ihnen, ein Paar von seinen Hunden zu halten, und dann läßt er sie entweder so mehrere Stunden mit den Hunden stehen, oder er löst gleich darauf einen Schuß, und wenn diesen die Hunde hören, so reißen alle Bande und Ketten. Wenn er so hinzieht, hört man ihn die Thore der Feldmarken hinter sich zuschlagen, und an vielen Stellen im Lande, wo eine Durchfuhr durch die Höfe geht, hat er seinen Jagdweg zu dem einen Thore hinein und zu dem anderen hinaus, und kein Schloß ist so stark, daß es nicht aufspränge, wenn er kommt. So pflegt er besonders zur Weihnachtszeit mit vier weißen Pferden durch den Ibsdof in Höibye im Odsbezirke gefahren zu kommen, und hinter Roeskilde soll ein Hof bei Bistrup seyn, wo man das Thor in der Nacht offen stehen läßt, weil er mehreremal das Schloß gesprengt hat. An einigen Orten geht sein Jagdweg sogar über die Häuser, und in der Nähe von Harlufsholm soll ein Haus seyn, dessen Dach in der Mitte bedeutend eingesunken ist, weil er so oft darüber fährt. Im nördlichen Seeland hat er ein zweites Gurre, wo man Ruinen findet, die nach Waldemar's Schloß genannt werden. Hier ist der Gebrauch, daß die alten Weiber am St. Johannistage in der Nacht auf die Wege hinausgehen und die Thore der Feldmarken vor ihm öffnen. Eine halbe Meile von Gurre liegt Waldemar's Hof vom Wasser umgeben. Hier, spricht die Sage, gehen jede Nacht sechs schwarz gekleidete Priester summend über die Insel hin. Zwischen Sölleröd und Närum jagt er mit schwarzen Hunden und Pferden auf dem sogenannten Wolmars-Wege.

Wenn er so umhergezogen ist, ruht er abwechselnd an verschiedenen Orten im Lande aus. Besonders, sagt man, hält er sich auf Schloß Wallöe auf, wo er ein Schlafzimmer hat, in welchem zwei bereit gehaltene Betten stehen, und hier übernachtet er in Gestalt eines schwarzen Hundes. In demselben Zimmer stehen zwei große Kasten, und als man diese einst öffnete, fand man sie voll runder Lederstücke; „denn besseres Geld hatte man nicht zu König Wolmar's Zeit.“ Ein unterirdischer Gang soll Schloß Wallöe und Tolloisehof im Amte Holbeck mit einander verbinden. Hier soll er ebenfalls ein Gemach haben, und in früheren Zeiten wurde auch ein Mädchen zu seiner Aufwartung gehalten. Bisweilen ruht er bei Wordinborg im Waldemars-Thurme oder auf den Ruinen von Waldemar's Schloß aus, wo man oft Jungfrauen und Leute aus seiner Zeit die Betten zurecht machen sieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König so in der Nacht zu seinem Thurme käme, erdreistete sich einst, dort zu übernachten; aber um Mitternacht trat König Waldemar zu ihm ein, grüßte ihn mit Freundlichkeit und sprach: „Nun! ich danke Dir, daß Du meinen Thurm hüten willst!“ und damit reichte er ihm ein Goldstück. Doch als es der Bauer nahm, brannte es ihm ein rundes Loch durch die Hand und fiel als eine Kohle auf die Erde. Von diesem seinem schrecklichen Gelde mag man schließen, was er leiden muß. Doch trifft es sich auch wohl, wenn ein alter Mann oder ein altes Weib mehrere Stunden lang seine Hunde treu gehalten, daß er ihnen Etwas zuwirft, das wie eine Kohle aussieht und deshalb oft nicht beachtet wird; wenn man es aber untersucht, findet man, daß es reines Gold ist.

Näher steht natürlich der Erinnerung das Oldenburgische Haus, und sein Aufkommen erhält sich durch ein sichtbares Andenken noch stets lebendig. Dieses letztere hat Grimm in seiner detaillirteren Erzählung nicht erwähnt. Wir geben daher hier die einfachen Worte des Volkes.

Das Oldenburgsche Horn.

Als Graf Otto von Oldenburg im Jahre 990 den 20. Juli am Osenberge auf der Jagd war und sehr durstete, wünschte er sich einen Trunk Wasser. Da trat eine Bergjungfrau aus dem Osenberge heraus mit einem kostbaren silbernen Horn in der Hand und bat ihn, daraus zu trinken, indem sie sagte, wenn er tränke, dann sollte das Oldenburgische Haus in Macht und Herrschaft zunehmen; tränke er aber nicht, so solle in der Folge keine Einigkeit und Verständniß unter seinen Nachkommen seyn. Aber er traute ihrer Rede nicht, goß den Trank über die Schulter, sah, daß er das Haar des Pferdes verbrannte, wo er hinfiel, und ritt fort mit dem Horn, welches noch auf der Kunstkammer in Kopenhagen zu finden ist und vorgewiesen wird.

Wem von den Königen man nicht wohl wollte, wie dem später abgesetzten Christian II., von dem behielt man sich die schlimmen Omina:

Christian der Zweite und der Affe.

Als König Christian II. noch ein kleines Kind war und zu Nyborg-Schloß in der Wiege lag, stahl sich ein Affe in das Zimmer, in welchem der Prinz lag, und ohne daß es Jemand gewahr wurde, lief er mit ihm im Arm zu einem Fenster hinaus auf das Dach, wo er mit ihm zu spielen anfing, so daß man nur mit großer Mühe ihn dahin brachte, den Prinzen in die Wiege zurückzutragen.

Wie charakteristisch dagegen spricht sich große Popularität aus:

Christian des Vierten Geburt.

Unter dem Landvolke in der Gegend von Hilleröd erzählt man sich, daß König Christian IV. unter freiem Himmel auf einem Meierfelde zur Welt gekommen ist; denn als die Königin einst spazieren gegangen war, ward sie plötzlich von Geburtswehen überfallen, so daß sie unter einem Dornenbusch Zuflucht suchen mußte. Dieser Busch ist später in den Schloßgarten daselbst verpflanzt worden, und es giebt noch alte Leute, welche ihn dort auf einer kleinen Insel gesehen haben.

Nach den Königen der Wirklichkeit mag derer der Phantasie gedacht werden.

Der Elfenkönig auf Stevns.

Es war in alten Tagen ein allgemeiner Glaube, daß kein König über den Bach kommen durfte, der die Gränzscheide der Herrschaft Stevns macht, denn der Elfenkönig leidet es nicht. Er wohnt auf dem Felsen, aber er hat seine Kammer in der Store-Heddinger Kirche, wo sie sich in einem Gange in der Kirchenmauer befindet. Aber König Christian IV. reiste nach Stevns und setzte ihn ab, und seit der Zeit sind mehrere Dänische Könige in Stevns gewesen.

Des Elfenkönigs Kriegsvolk.

Nahe bei dem Storeheddinger Kirchhofe finden sich Spuren eines Eichwaldes. Dies sind des Elfenkönigs Soldaten, die hier am Tage dastehen, als wenn es Bäume wären, aber in der Nacht sind sie furchtbare Kämpen.

Die vorhergehenden spielen auf der bekannten schönen Insel Möen. Inseln zeichnen sich überhaupt dadurch aus, daß sie Sagen am eigenthümlichsten ausbilden, weil sie durch äußere Begebenheiten wenig gestört sind, und bei der Abgesondertheit ihrer Lage pflanzen sie dieselben am längsten fort. Wir können hier ganz in der Nähe bleiben.

Bogöe.

Mitten zwischen Seeland, Falster und Möen liegt eine kleine Insel, Bogoe (Bucheninsel). Auf derselben haben in der Vorzeit zwei große Wälder gestanden, Osterwald und Westerwald, von denen nur noch geringe Spuren übrig sind. Von diesen zwei Wäldern geht dort eine alte Sage. Der letzte König in Wallisöe war König Hans. Er führte einst Krieg mit dem Könige von Bogöe, segelte in der Nacht dort hin und legte sich mit seiner Flotte gerade unter das Schloß. Als nun der König von Bogöe das Fenster im Schlafzimmer aufmachte und die feindliche Flotte draußen sah, rief er um Friede; aber in demselben Augenblick spannte König Hans seinen Bogen und schoß ihm einen Pfeil tief in die Brust. Da bat die Königin von Bogöe um Waffenstillstand, während sie ihren Herrn begraben wollte, und König Hans ging sogar selbst ans Land und folgte des Königs Leiche zur Grabstätte. Die Königin lud ihn ins Schloß ein, und dort erbat sie sich von ihm, daß sie die Insel so lange behalten dürfte, bis die Saat, die sie aussäen wollte, reif stehen würde. Auch dies räumte König Hans ein und segelte nach Falster zurück. Aber die verschlagene Königin legte Eicheln und Bucheggern in die Erde, und daraus erwuchsen jene zwei Wälder. Im nächsten Jahr kam König Hans von Falster gesegelt; doch da er zu wissen bekam, was für eine Art Saat sie ausgesäet hatte, blieb er seinem Worte treu und kehrte nach Falster zurück. Als die Königin starb, ward ihr Sohn Herr über die Insel.

Die Insel Borre.

Eine Hexe wollte einst einen Hügel von Wordingborg nach der Insel Möen versetzen. Sie nahm ihn deshalb in ihre Schürze und flog mit ihm fort; aber mitten auf dem Wege bekam die Schürze ein Loch, so daß der Hügel hindurchfiel, und davon entstand die kleine Insel, die zwischen Wordingborg und Möen liegt.

Dasselbe wiederholt sich natürlich oft an vielen Stellen, gewöhnlich nimmt es aber dann eine Aenderung nach der Oertlichkeit an.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Greyslaer, ein Indianer-Roman. *)

Ein Bürger der Vereinigten Staaten, Herr C. F. Hoffmann, dem seine lebhaften Schilderungen Amerikanischer Natur- und Jagd-Scenen schon früher literarischen Ruf erworben, tritt jetzt mit einer selbständigen Schöpfung vor den Richterstuhl der Kritik. Die kleinen Novellen, welche dieser Schriftsteller in die Berichte von seinen Wanderungen und Jagden eingewebt, erweckten eben kein günstiges Vorurtheil für seine Erfindungsgabe, und auch sein so eben unter dem Titel Greyslaer erschienener Roman scheint nicht geeignet, dem Publikum in dieser Hinsicht eine bessere Meinung beizubringen. Alles, was in „Greyslaer" den Europäischen Leser interessiren kann, gehört in das Gebiet der Beschreibung und Schilderung; wie nothwendig aber solches Beiwerk auch seyn möge, so bleibt es doch immer Beiwerk, und Herr Hoffmann verirrt sich in unbekannte Regionen, wenn er eine Katastrophe kunstreich durchführen, wenn er Charaktere schaffen will, die mit der Natur, mit sich selbst und den gegebenen Verhältnissen im Einklang bleiben sollen.

Die Epoche dieses Romans ist der Amerikanische Unabhängigkeits-Krieg; der Schauplatz das Innere des Staates New-York, an der Gränze von Kanada. Der Stoff des erzählenden Theils ist, sofern er auf die allgemeinen Begebenheiten jener Periode sich bezieht, aus dem Krieg an der Gränze und den bürgerlichen Fehden einer kleinen Kolonisten-Gemeinde, in welcher persönlicher Haß dem politischen Kampfe einen grausameren Charakter giebt, hergenommen. In diese Händel mischt sich denn auch der weiland berüchtigte Brant mit seinen Mohawks, und beiläufig erhalten wir noch eine Skizze der gutsherrlichen Aristokratie, welche hin und wieder im Staate New-York wie in anderen Provinzen Amerika's sich ausbildete, und deren gänzliche Vernichtung während oder nach der Revolution vielleicht kein so großes Glück war, als die Amerikaner sich einbilden.

Diesen Gegenständen von historischem Interesse ist nun, wie natürlich, eine Liebes-Geschichte eingewebt. Greyslaer, ein bei Tage träumender Student, wird durch den schweren Drang der Zeiten zu einem klugen und muthvollen patriotischen Führer und gewinnt auf diesem Wege die Gunst seiner exaltirten Geliebten, Alida de Roos. Aber das böse Prinzip des Romans, ein arglistiger Verführer, hat die Letztere in einer früheren Periode umsponnen und zu einer Schein-Heirath gezwungen, aus der viel Unheil entspringt. Einen Zuwachs erhält das traurige Geschick Alida's noch durch eine Entführung, die mit Einsperrung in einer Höhle verbunden ist, und nachdem ihre Heirath sich als ungültig erwiesen hat, wird des Mädchens Charakter von ihrem Feinde angetastet. Greyslaer macht einen Versuch, sie zu rächen, wird als Mörder angeklagt und vor Gericht gestellt.

Als Probe von dem schönen Talent des Verfassers, wo es auf lebendige Darstellung ankommt, theilen wir die Schilderung einer Indianischen Krieger-Toilette mit:

„Die Sonne stand schon tief am Horizont, als die Krieger das wichtige Geschäft, sich zu rüsten und mit kriegerischen Farben zu bemalen, beendet hatten. Ihr wagerechter Strahl drang durch die Wipfel der Bäume am jenseitigen Ufer, glitt über den breiten Strom, der an dem Irokesischen Lager sanft vorüber floß, und beleuchtete eine Gruppe der groteskesten Gestalten und Gesichter, die man jemals gesehen. „Prächtig!" rief ein Indianer, der seine barbarische Toilette eben beendigt hatte und nun in den klaren Wellen, die zu seinen Füßen rollten, mit kindischer Lust sich bespiegelte — „Prächtig!" Squinandosch ist ein großer Mann. Der Sakondaga ist ein glückseliger Strom, daß er eine so schreckbare Figur, wie die seinige, zurückstrahlen darf. Wandle fort, o Fluß, und trage sein Bild mit Dir, damit alle Anwohner Deiner Ufer sich entsetzen und beben, wenn sie sehen, wie es vorüberschwimmt. Wandle fort und sage dem großen See, der Dich aufnimmt, daß Du Squinandosch gesehen hast." — „Wer ist größer als Kan-au-gou", rief ein Anderer, mit feierlicher Würde vom Boden aufspringend; „Kan-au-gou ist der Tapferste von den Männern, die alle Andere besiegen. Er legt keine Farbe auf, um schreckbar auszusehen, sondern um ein Antlitz zu verbergen, vor dem die Feinde so windschnell fliehen würden, daß er sie selbst mit seinen Kugeln nicht ereilen könnte." — „Schaut einmal den Au-neh-yesch! betrachtet ihn wohl, den langen Mann", sprach ein dritter Krieger; „ha! das Blut von funfzig weißen Kämpfern röthet seine Stirn. Ich höre, wie ihre Witwen und Kinder den Schädeln nachheulen, die im Rauch seiner Hütte trocknen sollen! aber welche Hand kann jemals den Schädel des Mannes erreichen, dessen Haupt in den Wolken thront!" — Ein Jüngling, empfindsamer als die Uebrigen, schien nur zu bedauern, daß kein Wesen vom zarteren Geschlechte seine martialische Figur bewundern konnte. Wie ein Pfau auf- und abstolzirend, betrachtete er sich von Zeit zu Zeit in dem Fragment eines zerbrochenen Spiegels und rief: „Wo sind die Mädchen von Mohawk, die einen Mann, wie den „Petit Soldat", so gern beäugeln! Wo ist Tze-gewinda, das Reh-äugige Mägdlein vom Unadilla? Und sie, deren Füße sich bewegen wie ein rieselnder Bach, wenn die Falken-Glöckchen (hawks-bells) an ihren zierlichen Knöcheln beim Tanze erklingen, die anmuthig lächelnde Jvaletla? Wo ist Wanika, die Weiden-schlanke — wo Tschiri, deren Augen noch feuriger glühen, als die Augen der Töchter Onontbio's zu Montreal? Wo ist sie, deren Sohle auf dem Rasen und im Schn[ee] keine Spur zurückläßt — sie, die eines Mannes Herz wegstiehlt, [ohne] daß er weiß, woher oder wie? Laßt sie Alle kommen, Eine um [die] Andere — laßt Jede den Petit Soldat anstaunen und nach [dem] Glücke seufzen, die Squaw eines solchen Kriegers zu werden." „Der kleine Opossum ist ein großer Maler", sagte ein anderer [die]ser Helden laut zu seinem Ich; „sein Geheimniß, die Farben [zu] mischen, kann nur ein Zauberer entdecken. Owanego hat noch [nie] in die Nase des Mannes gehaucht, der ihn tödten soll. Diese [Zeit] hat nur Einen Krieger, wie Opossum, und dieser ist Opossum sel[bst]. Nur der kleine Opossum vermag es, den kleinen Opossum aus [der] Welt zu schaffen!" — Mit einbrechender Nacht zündeten sie [die] Fackeln an, die aus den pechhaltigen Aesten der gelben Fichte [be]reitet waren, und tanzten den wilden Kriegsreigen. Ihre dämoni[sche] Figur, die verzerrten Gesichter und das wüthende Geberden[spiel] gaben den Indianern, während sie so beim dumpfen Dröhnen [der] Pauke sich herumschwangen, für Europäer eine wahrhaft teufl[ische] Gestalt. Es schien, als hätte die Erde sich aufgethan und [einen] Trupp Höllengeister ausgespieen; und der Brite schauderte bei [dem] Gedanken, daß solch ein gräßliches Volk mit seinen rebellischen La[nds]leuten umspringen konnte, wie es ihm beliebte."

*) Greyslaer, a Romance of the Mohawk. — New-York and London, 1840.

Mannigfaltiges.

— Die Deutsche Oper in London. So allgemeinen [An]klang, wie in diesem Jahre, hat noch kein früherer Versuch, [neben] der Italiänischen Oper auch eine Deutsche in London einzubürg[ern,] bei dem dortigen Publikum gefunden. Vordem war es eigentlich [nur] eine einzelne Deutsche Sängerin, die Schröder-Devrient, die [auf] dem Englischen Theater sich neue Lorbeern erwarb; diesmal hat [keine] so hervorragende individuelle Erscheinung die Londoner Enthusi[asten] in Entzücken versetzt, und dennoch sind alle Blätter voll des [Lobes] über die Deutsche Musik und die Deutschen Künstler. Die diesjähri[ge] ausgezeichnete Leitung dieser Oper, ein tüchtiges Ensemble und [eine] gute Auswahl von Stücken, das ist es, was den Erfolg des [Unter]nehmens für die Dauer gesichert zu haben scheint. So dürfte [denn] fortan auch in der dramatischen Musik die Deutsche Kunst viell[eicht] in England eben so in Aufnahme kommen, wie sie in der Kirche [durch] Händel dort Eingang gewonnen und Vorbild geworden, und wie [sie] in der Instrumental-Musik ebenfalls seit längerer Zeit daselbst [im] Schwunge ist. Man weiß, welche Geltung der Name Felix Mend[els]sohn's in England hat. Hören wir nun ein allgemeines Urtheil [über] die diesjährigen Vorstellungen der Deutschen Oper in London. „[Es] scheint uns", sagt der Atlas, ein Blatt, welches in musikalisch[er] Hinsicht dort fast tonangebend ist, „daß die Deutsche Oper den Kun[st]freunden mehr wahres Vergnügen gewährt hat, als sie jemals aus der Italiänischen Oper geschöpft, ungeachtet des blendenden [Bei]werks, mit welchem diese aristokratische Unterhaltung ausgestattet ist. Der Deutsche Stil sagt unserem Nationalgeschmack mehr zu; er ist reiner, einfacher, geistvoller und viel ergreifender als der Italiänische. Finden wir auch unter dem Deutschen Personal nicht zwei oder drei so außerordentliche Gesangsvirtuosen, die durch ihre wunderbare Fertigkeit, durch die meisterhafte Beherrschung aller Kunstmittel und durch die Leichtigkeit, mit der sie aus dem Born ihrer reichen Phantasie ihre Komponisten mit Verzierungen aus[zu]schmücken, uns mächtig mit sich fortreißen und mit staunender Bewunderung erfüllen, so hat doch die Deutsche Bühne einen Zauber für uns, den die Italiänische selten darbietet, — die vollkommene Einheit des Ganzen, das herrlichste Ensemble. Wann hörten wir bei den Italiänern je einen so eingeschulten, so klaren, richtig articulirten und aufs genauste zusammenstimmenden Chor, der unser Ohr wie eine einzige gewaltige Stimme trifft? Nie gab man uns auf jener Bühne etwas so Vollendetes wie das Finale von „Titus", die Hymne in „Iphigenie" oder den Schlußchor des ersten Aktes der „Euryanthe". Die Deutsche Oper ist ein treuer Ausdruck der Gefühle, die aus der Handlung des Drama's entspringen, sie giebt dieselben mit einer Wahrheit und Innigkeit wieder, welche da, wo die Poesie der Leiden[schaft] und die Intention des Komponisten vor der Virtuosität der ein[zelnen] Künstler zurückweichen müssen, niemals erreicht werden kann. Das Hauptstreben der Deutschen Sänger ist darauf gerichtet, die Seele des lyrischen Drama's zur Anschauung zu bringen. Die Kunst steht ihnen höher als persönliche Eitelkeit und Prunksucht; sie sind für die Musik begeistert, nicht für sich selbst; daher überschreitet nie einer von ihnen die geziemenden Gränzen seiner Rolle, um nach Beifall zu jagen. Das Englische Auditorium findet in den schönen Deutschen Opern überdies einen seiner eigenen Musik verwandten Geist, freilich in weit erhabenerer und kunstvollerer Entwickelung. Einige der kurzen melancholischen Gesänge darin erinnern an unsere alten Volkslieder, an die Balladen, die uns so lieb und werth sind, und die Art und Weise, wie sie vorgetragen werden, frei von allem phantastischen Zierrath, macht die Täuschung noch süßer. Wünschen wir uns also Glück dazu, daß eine Deutsche Operngesellschaft endlich in England Wurzel gefaßt hat. Gewiß wird dies viel dazu beitragen, nicht nur den Geschmack des Volks zu verbessern, sondern auch das einheimische Talent zu entwickeln, welches bisher unter dem Gewicht der Italiänischen Virtuosität nicht aufkommen konnte. Und auch unsere Komponisten werden durch solche Vorbilder, wie die Deutsche Oper sie liefert, mit neuer Energie beseelt werden, es wird die Liebe zu einfacher und prunkloser Melodie in ihnen wieder erwachen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Freitag den 14. August 1840.

Frankreich.

Lafayette nach seiner Entlassung aus Olmütz.*)

Am 19. September wurde Herr von Lafayette aus Olmütz entlassen. Seine Gefangenschaft hatte fünf Jahre gedauert. Wie sehr hatte sich in diesen fünf Jahren die Lage der Dinge in Europa geändert!

Ludwig XVI. war auf dem Schaffot gestorben; neun Monate später folgte ihm die Königin, „die unglückliche Königin", wie Lafayette sagt, „deren Person und deren hoher Stellung so viele Huldigungen erwiesen worden waren, und die in den Stunden der Gefahr noch in einem schöneren Lichte glänzte, als auf den Festen, deren Zierde sie gewesen war." Die zarte und ehrfurchtsvolle Rührung, welche Lafayette beim Andenken an diese Fürstin empfindet, macht ihm Ehre. Es war eine traurige Musterung, die er hielt, als er aus dem Gefängnisse kam. Wie viele Verwandten und Freunde, wie viele Gegner hatten die revolutionairen Stürme hinweggerissen! Sein Gedächtniß bewahrt die Erinnerung an alle, die er verloren hat, und wenn ihn ein Verlust schmerzlicher berührt, so ist es ein unbekannter, aber ihm ergebener Bürger, der ihn bei der Organisation der National-Garde unterstützt hat. Wir finden an dieser Stelle der Memoiren ein wirklich rührendes Märtyrologium von Namen, welche jetzt vergessen sind und welche in der Geschichte keinen Platz gefunden haben. Diesen unbekannten Märtyrern der Ideen von 1789 verdankt Frankreich vorzugsweise seine Freiheit und seine Institutionen. Damit, daß die wenigen Auserwählten die Hand ans Werk legen, ist der Geschichte noch nicht gedient. Um die Gesellschaft zu retten, bedarf es der Aufopferung der großen Menge, welcher weder Ruhm noch Ehre zu Theil wird.

Indeß waren die Offiziere der Pariser National-Garde nicht alle gestorben. Viele waren in die Armee getreten und hatten die militairische Generation eröffnet, welche Europa besiegte. Im Jahre 1797 war diese Generation schon mächtig und ruhmvoll. Im Jahre 1792, als Lafayette sie verließ, war sie noch ganz bürgerlich; im Jahre 1797 war sie militairisch und erobernd. Die Armee und ihre Macht hatte sich während Lafayette's Gefangenschaft hervorgebildet. Sie war ein neues Prinzip und ein neuer Hebel der Revolution. Ein kleinlicher Charakter hätte diese Veränderung vielleicht eifersüchtig oder mißlaunig angeschaut: Lafayette knüpfte in seinem Geiste diese neue Macht an die National-Garde von 1789. In der That waren die meisten Heerführer, so Hoche und Lefebvre, aus den Bataillonen der National-Garde hervorgegangen. „So lange unsere Armeen von den Männern der Gironde angeführt wurden", sagt Lafayette, „muß ich gestehen, daß ich nicht gern die Mittel unseres Ruhms den Leuten zufallen sah, welche dieselben durch ihre Intriguen und ihre Wünsche zu entkräften suchten. Als sich aber die Kinder der Revolution derselben bemächtigten, gesellte ich mich in meinem Herzen ihren Triumphen zu. Ich fühlte für sie eine militairische väterliche Zuneigung, welche die meisten Generale mit liebenswürdiger Offenheit anerkannten."

Lafayette hatte also einen gewissen Einfluß auf diese militairische Generation. „Hätte Lafayette uns folgen wollen", sagte der Marschall Lefebvre in der Kaiserzeit, „so würde er an der Stelle des Kaisers seyn." — Der Marschall hatte gut reden, aber es fragt sich doch, ob die Sache so leicht gewesen wäre, wie er zu glauben schien. Lafayette kannte diesen Ehrgeiz nicht, und es ist unmöglich, seine Abneigung gegen diesen stärker auszudrücken. Was ihn dazu bestimmte, war nicht Bescheidenheit, denn nichts verräth mehr Stolz, als die Bescheidenheit, mit welcher er bekennt, daß er in sich nicht den Stoff fühle, die Rolle eines großen Staatsmanns, Redners oder Eroberers zu spielen. Sein Stolz hatte etwas ganz Anderes im Auge, und weil er nicht Richelieu, Mirabeau oder Bonaparte war, hielt er sich noch nicht für etwas Geringeres. Von welcher Art war nun sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit? Bevor wir dieses sagen, hören wir seine Geständnisse. Er sagt Band 4, S. 360: „Im Vorübergehen will ich bemerken, daß die gefühlvollen Menschen nicht immer so dumm sind, wie die Glücksjäger glauben. Man brauchte es mir nicht erst im Jahre 1797 zu sagen, daß ich von dem Enthusiasmus des Volkes und der Ergebenheit der National-Garden, von der Erinnerung an den 6. Oktober, an die Föderation vom 21. Juni und sogar an den 10. August hätte Nutzen ziehen können; auch habe ich es nicht aus Dummheit unterlassen, eben so wenig aus Tugend, sondern weil dieser Ehrgeiz keinen Reiz für mich hatte. Ich habe zuweilen verstanden, entscheidende Gelegenheiten zu benutzen, sogar sie hervorzurufen; ich habe oft auf unruhige oder gegen mich eingenommene Versammlungen einen großen Eindruck gemacht. Dennoch bin ich weder Staatsmann noch Redner, d. h. für alle vorkommende Möglichkeiten geeignet. Ich glaube sogar, daß wenn ich auch in meiner Jugend einigen kriegerischen Ruhm erworben habe, sich doch Fälle gefunden haben würden, wo die Anwendung dieser gewissen Dosis von Talent mir ihn hätte ganz rauben können." Wir sehen also, Lafayette strebte weder nach der Macht, noch nach dem Ruhme des Redners oder Kriegers: nach welchem aber denn?

Es sey verstattet, hier einen Ausspruch der Frau von Lafayette anzuführen. Herr von Lafayette unterhielt sich mit ihr über die Religion und vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Unglaubens. „Sie wissen", sagte er, „daß ich weder Atheist noch Materialist bin." — „O, nein!" erwiederte Frau von Lafayette; „Sie sind Fayettist." — Das ist vollkommen wahr. Lafayette war aufrichtig und aus Ueberzeugung Fayettist. Der Fayettismus, wenn wir so sagen dürfen, war für ihn eine Religion, dessen Repräsentant und Apostel er war, ohne daß er über die Wichtigkeit seiner Mission eitel geworden wäre. Die Grundlage dieser Religion waren Prinzipien der Freiheit und der Gerechtigkeit, die er verbreiten wollte; nicht minder aber war es seine eigene Persönlichkeit. Beide Elemente waren in ihm so eng verschmolzen, daß er sie nicht trennen konnte. Wozu sollte er herrschen und regieren? Er hatte ganz andere Dinge zu thun. Er hatte die Geister zu bekehren, und wenn ihm dieses nicht möglich war, wenn der Irrthum oder die Gewalt sich seinen Bemühungen entgegensetzten, wenn er nicht mehr der Priester seiner Religion seyn konnte, so mußte er der Gott derselben seyn; er mußte sich selbst verehren und sich aufrecht erhalten, bis die Getreuen wieder zu ihm zurückkehrten. Sein Ehrgeiz war also ein ganz eigener; alles Sinnliche und Eitele verachtete er im höchsten Grade. Sein Ehrgeiz war religiöser Natur, und wenn man Muhammed seyn will, kann man es sich gern gefallen lassen, nicht Mirabeau oder Bonaparte zu seyn. Nicht etwa, als ob Herr von Lafayette nach der Rolle Muhammed's gestrebt hätte. Er hatte Geist, vielen Geist; er verstand seine Zeit und wußte, was sie vertragen konnte. Aber der religiöse Ehrgeiz, die Sucht, Proselyten zu machen und die Geister zu beherrschen, findet sich in allen Zeiten; obgleich hier verschiedene Abstufungen und Erscheinungsformen möglich sind.

Der eigenthümliche Ehrgeiz, von dem Lafayette beherrscht wurde, erklärt seine Neigung für Napoleon. Napoleon's Genius zog ihn an; er bewunderte ihn, ohne ihn zu beneiden. Napoleon war kein Nebenbuhler, denn er suchte den Ruhm auf einem anderen Wege. Lafayette glaubte sogar, daß Napoleon sich in dieser Beziehung täusche und nicht hoch genug strebe. Er sagt Band 5, S. 171: „Ohne einen Schiffbrüchigen, wie ich bin, mit dem Besieger Europa's vergleichen zu wollen, und obgleich unsere Wege ganz aus einander gingen, so muß ich doch gestehen, daß ich öfter fürchtete, Napoleon würde dem Ruhme nachstreben, den ich allein suchte." Diese Worte zeigen, daß er Napoleon's Ehrgeiz für einen Irrthum hielt; er hielt ihn für ehrgeizig, aber er wünschte, daß sein Ehrgeiz auf etwas Höheres gerichtet wäre. Dann hätte er vielleicht einen Nebenbuhler in ihm gefürchtet. Da aber Napoleon nur der Herr Frankreichs und Europa's seyn wollte, da er nur nach der Herrschaft der Erde strebte, so hatte Lafayette nichts mit ihm zu schaffen. Er nahm ihn als einen Helden hin, er nahm ihn sogar als seinen Herrn hin, aber er fühlte Mitleid für die irdische und materielle Gewalt, welcher Napoleon nachtrachtete, und welche er so sehr verachtete, daß er sich ihr unterwarf, weil er sie für nichts hielt, wenn er nur seine Empfindungen, seine Ansichten und sein Gewissen rettete, und daß er sich wunderte, wie ein Geist, gleich dem Napoleon's, sich um eine solche Kleinigkeit bemühen könnte. Napoleon wollte, daß man ihm gehorche, Lafayette, daß man ihm glaube.

Im Anfange schien auch Napoleon Neigung für Lafayette zu fühlen, aber bald verletzte ihn dessen schweigende Opposition: Er rächte sich, aber auf eine schlechte Weise, denn der Sohn mußte den Unabhängigkeitssinn des Vaters büßen. Georges von Lafayette war Offizier und zeichnete sich auf dem Schlachtfelde aus. Er war der älteste Offizier seines Grades, nämlich Kavallerie-Lieutenant: nie wollte ihn Napoleon zum Capitain machen. Sein Name stand mehr-

*) Ein Resumé aus den kürzlich erschienenen drei letzten Bänden seiner Memoiren.

mals auf der Liste, immer wurde er gestrichen. Darüber war Lafayette mit Recht erbittert.

Die Verschiedenheit zwischen dem Ehrgeiz Napoleon's und Lafayette's erklärt die sonderbare Superioritäts-Manie, welche sich dieser in den Unterredungen mit Napoleon giebt. Da Lafayette einen Ehrgeiz in sich trug, den er höher berechtigt glaubte als den Napoleon's, so betrachtete er ihn als seines gleichen und bewahrte immer seinen Stolz. Eines Tages erwähnte Napoleon dessen, was er für die Geistlichkeit thue. Lafayette unterbrach ihn lachend und sagte: „Gestehen Sie doch, daß Sie Alles nur in der Absicht thun, damit man Ihnen das Fläschchen auf dem Kopfe zerbreche." — „Sie machen sich über das Fläschchen lustig", antwortete Napoleon, „auch ich; aber es muß uns daran gelegen seyn, daß der Papst und alle diese Menschen sich gegen die Legitimität und die Bourbonen erklären." — Bourrienne erzählt, daß Napoleon, als er dieser Unterhaltung erwähnte, sich folgender Ausdrücke bediente: „Wissen Sie, daß er einen ganz merkwürdigen Ausdruck gebraucht und zu mir gesagt hat, ich wollte mir das Fläschchen auf dem Kopfe zerbrechen lassen? Wir werden ja sehen!" — Ein andermal beschwerte sich Lafayette über einen Artikel des „Moniteur", der mehreren ehrenwerthen Personen zu nahe trat. „Warum vertheidigen Sie sich nicht?" wandte Napoleon ein. „Der „Moniteur" sagt weniger Dummheiten als jeder Andere, dennoch aber sagt er viele." — „Ich bat ihn", erzählt Lafayette, „mir das Blatt zu nennen, in welchem man sich gegen eine offizielle Verleumdung vertheidigen könne." — „Nun denn, in einem Buche." — Ich fragte ihn, welcher Buchdrucker wagen würde, etwas gegen die Regierung zu drucken. Da machte er Ausfälle gegen die Aristokraten, sagte, daß ich zu gut wäre, und daß es keinen Aristokraten gäbe, der mich nicht gern würde hängen sehen. „Mich", sagte er eines Tages, „hassen die Fürsten und ihre Kinder von ganzem Herzen, aber gegen den Haß, den dieselben gegen Sie fühlen, ist das gar nichts. Ich habe mich davon überzeugen können."

Als die konsularische Macht immer tyrannischer wurde, hörten die Unterredungen zwischen Napoleon und Lafayette natürlich auf. Eine der merkwürdigsten und letzten ist folgende: „Zur Zeit des Friedens von Amiens", erzählt Lafayette, „hatte ich Lord Cornwallis einen Besuch abgestattet und wurde mit diesem zum Mittagsessen bei Joseph Bonaparte eingeladen. Als ich Napoleon hierauf zum erstenmale sah, sagte er zu mir: „„Lord Cornwallis behauptet, Sie wären immer noch nicht gebessert."" — „Wovon?" erwiederte er ziemlich lebhaft; „vielleicht von meiner Liebe zur Freiheit? Weshalb sollte ich diese wohl aufgegeben haben? Etwa wegen der Verbrechen und Ausschweifungen der terroristischen Tyrannei? Ich hasse alle Willkür nur desto mehr und hänge desto fester an meinen Prinzipien." — „„Lord Cornwallis hat mir dies gesagt; Sie haben mit ihm von unseren Angelegenheiten gesprochen."" — „Ich erinnere mich keiner bestimmten Aeußerung", erwiederte ich; „Niemand ist mehr als ich davon entfernt, sich gegen einen Gesandten Englands ungünstig über unsere Verhältnisse zu äußern; wenn er mich aber gefragt hätte, ob ich unseren Zustand Freiheit nenne, so würde ich nein geantwortet haben, obgleich ich dies lieber jedem Anderen als ihm gesagt hätte." — Bonaparte antwortete mit ernster Miene: „„General Lafayette, ich sehe zu meinem Bedauern, daß Sie durch Ihre Aeußerungen über die Regierung den Feinden derselben das Gewicht Ihres Namens geben."" — „Was kann ich Besseres thun?" antwortete ich; „ich wohne auf dem Lande, lebe zurückgezogen und vermeide die Gelegenheiten, mich auszusprechen. Wenn man mich aber fragt, ob Ihre Regierungsweise meinen Freiheits-Ideen entspricht, so werde ich immer nein antworten. Ich will wohl klug seyn, aber nimmermehr Renegat." — „„Was wollen Sie mit Ihrer willkürlichen Regierung sagen?"" entgegnete er; „„die Ihrige war es nicht, ich gestehe es; aber Sie hatten gegen Ihre Gegner an den Emeuten immer noch eine Unterstützung. Ich stand noch im Parterre, als Sie schon auf der Bühne waren, aber ich habe gut zugeschaut. Uebrigens"", so schloß er, „„habe ich mit Ihnen als Haupt der Regierung gesprochen, und als solches muß ich mich über Sie beklagen; als Privatmann muß ich allerdings zufrieden seyn. Denn aus Allem, was mir zu Ohren gekommen ist, habe ich ersehen, daß Sie persönlich Wohlwollen für mich fühlen, obschon Sie die Handlungen der Regierung mißbilligen."" — „Eine freie Regierung und Sie an der Spitze, ist Alles, was ich wünsche", entgegnete Lafayette.

Man kann aus diesen Unterhaltungen zugleich ersehen, wie Napoleon Lafayette zu schmeicheln und ihn zu verführen suchte. Napoleon's Koketterie bestand darin, daß er mit ihm vom Hasse der Europäischen Aristokratie sprach. Dieser Schmeichelei konnte Lafayette nicht widerstehen; er bemerkte sie gar nicht und spricht auch nicht davon in seinen Memoiren. Eines Tages suchte Napoleon die Feldzüge in Amerika aufs Tapet zu bringen und dabei seine militairische Eitelkeit zu kitzeln. Lafayette bemerkte es und antwortete mit geistreicher Bescheidenheit: „Hier wurden die wichtigsten Interessen der Welt in Vorpostengefechten entschieden." Diesmal entging Lafayette dem Versucher und hatte sogar das Vergnügen, ihn selbst in die Falle gehen zu sehen. Er sprach nämlich davon, daß mehrere Mitglieder des Bundes an eine lebenslängliche Präsidentschaft gedacht hätten: Napoleon's Augen funkelten.

Was wollte nun eigentlich Lafayette? Im Jahre 1791 sagte man am Hofe, daß er nach der Rolle Cromwell's strebe. Er hätte aber nicht einmal Bonaparte seyn mögen, wenn er es auch gekonnt hätte. Bemerkenswerth ist gerade bei ihm, daß die Macht, welche ihm irgend eine äußere Stellung verlieh, wenig Reiz für ihn hatte und ihm vielmehr lästig war. Das Ansehen seines Namens und seiner Persönlichkeit war ihm theuer, nicht das seines Titels. Er wollte, daß man ihm beistimme, nicht, daß man ihm gehorche. Er wollte nicht herrschen und regieren, sondern Einfluß haben, überreden; er wollte, wie er in einem Briefe an Bolivar sagt, eine ganz besondere Individualität inmitten der bürgerlichen Gleichheit seyn. Aber nur in der religiösen Welt ist vielleicht die Größe eines Menschen mit der allgemeinen Freiheit vereinbar. Dennoch verzeiht man ihm gern diese Chimäre; in seinem Leben giebt es zwei Momente, wo er einen bedeutenden Einfluß übte: 1789 und 1830. In beiden Zeitpunkten hat er wenige Augenblicke den köstlichen Genuß gehabt, eine ganz besondere Individualität inmitten der bürgerlichen Gleichheit zu seyn. Aber die Erfahrung belehrte ihn, daß diese Augenblicke kurz und vorübergehend sind, und daß es keinen verderblicheren Irrthum giebt, wie Washington sagt, als den Enthusiasmus und die Popularität für einen Hebel der Regierung zu halten.

St. Marc Girardin.

Dänemark.

Thiele's Dänische Volkssagen.

(Fortsetzung.)

Die Sandbänke bei Nestved.

In Fladsöe hauste ein Trold, der gegen die böse gesinnt war, welche in Nestved wohnten. Er nahm deshalb seinen ledernen Sack, ging an den Strand, füllte ihn dort mit Sand und wollte nun den Leuten in Nestved Schaden zufügen, indem er ihre Häuser unter den Sand begrübe. Aber als er mit dem Sack auf dem Rücken nach Nestved zu ging, lief der Sand durch ein Loch, welches zu gutem Glück im Leder war, heraus, so daß davon eine Reihe Sandbänke zwischen Fladsöe und Nestved wurden. Erst als er an die Stelle kam, wo einst die Feste Huswald stand, merkte er, daß er das Meiste verloren hatte, und wurde darüber so erbost, daß er den Rest nach Nestved hineinwarf, wo man noch einen ganz einzeln stehenden Sandhügel sieht.

Dies hat uns ins Reich der Trolde gebracht, welches wohl nirgends zu einer so originellen Ausbildung gelangt ist, als beim nordischen Volksstamme.

Tiis See.

In Kundbye, im Amt Holbek, hatte ein Trold seine Wohnung in dem hohen Hügel, an welchem die Kirche steht; da jedoch das Volk in der Gegend zur Gottesfurcht gewöhnt war und fleißig in die Kirche ging, hatte der Trold seine größte Plage damit, daß sie fast unablässig mit den Glocken im Thurme läuteten. Zuletzt war er aus dieser Ursach genöthigt, wegzuziehen, denn nichts hat so sehr zum Auswandern des Troldvolkes im Lande beigetragen, als daß die Leute gottesfürchtiger wurden und das Glockenläuten zunahm. Der Trold von Kundbye zog also aus dem Lande, kam nach Fünen und lebte dort eine Zeit lang. Da traf es sich, daß ein Mann, der sich vor kurzem in Kundbye ansässig gemacht, nach Fünen kam und dem Trold auf der Landstraße begegnete. „Wo bist Du her?" fragte der Trold. Es war an dem Troldmanne nichts zu sehen, was nicht einem Menschen geglichen, deshalb antwortete Jener, wie es wahr war: „Ich bin von Kundbye." „So?" entgegnete der Trold, „Dich kenne ich nicht! Sonst kenne ich doch Jedermann in Kundbye. Willst Du nicht" fuhr er fort, „einen Brief von mir nach Kundbye mitnehmen?" Der Mann war dazu nicht abgeneigt. Der Trold steckte ihm denselben in die Tasche und verbot ihm, denselben herauszunehmen, ehe er zur Kirche von Kundbye käme; dann möge er ihn nur über die Kirchhofmauer werfen, so würde der ihn schon bekommen, der ihn haben sollte. Darauf trennten sie sich, und der Bauer vergaß ganz den Brief. Als er aber wieder nach Seeland hinübergekommen war, saß er gerade auf der Wiese, wo jetzt der Tiis-See ist, und da fiel ihm plötzlich der Brief des Troldes ein, und er bekam große Lust, ihn zu sehen. Er zog ihn aus der Tasche und saß eine Weile mit ihm in der Hand da. Auf einmal aber fing unter dem Siegel Wasser an hervorzuriefeln, der Brief faltete sich auseinander, und es war nur mit genauer Noth, daß der Bauer sein Leben rettete, denn der Troldmann hatte einen ganzen See in den Brief eingeschlossen. Durch dieses Zerstörungswerk hatte er sich an der Kirche von Kundbye rächen wollen; aber Gott wendete es ab, so daß der See nun in dem großen Wiesenthale sich ausgoß, wo er jetzt wogt.

Ein Bauer führt einen Trold an.

Ein Bauersmann, der auf seinem Felde einen kleinen Hügel hatte, beschloß, denselben nicht unangebaut liegen zu lassen, und begann zu dem Ende, ihn umzupflügen. Da kam das Bergmännlein, welches in dem Hügel wohnte, und fragte: „Wie darfst Du auf meinem Dache pflügen?" Der Bauer antwortete, er hätte nicht gewußt, daß dies sein Dach wäre; aber er stellte ihm zugleich vor, daß es ganz unnütz für sie beide wäre, ein solch Stück Land wüste liegen zu lassen. Bei der Gelegenheit bot er den Vergleich an, daß er jedes Jahr pflügen, die Saat und die Aerndte bestellen wolle, unter der Bedingung, daß wechselsweis das Bergmännchen in dem einen Jahre das haben sollte, was über der Erde wüchse, und der Bauer das, was in der Erde wäre; und im nächsten Jahre der Bauer das Oberste und das Bergmännchen das Unterste. Hierüber wurden sie auch einig; aber der Bauer säete immer das eine Jahr gelbe Rüben, und das andere Jahr Korn, und gab also dem Bergmanne die Blätter von den Mohrrüben und die Wurzeln vom Korn, und so lebten sie lange Zeit in gutem Einverständniß mit einander.

Das Volk der Trolde wandert von Wensyssel aus.

Eines Abends, als die Sonne untergegangen war, kam ein fremder Mann zur Fähre von Sundbye und dung alle Fährmänner,

ım die ganze Nacht von Wensyssel aus überzufahren, ohne daß sie u wissen bekämen, was für Last sie haben würden. Doch wurde hnen gesagt, daß sie eine halbe Meile östlich von Sundbye beim 'angebrokruge die Fracht einnehmen müßten. Zu dieser Zeit fand ich der Mann an jener Stelle ein, und obgleich die Fährleute nichts ehen konnten, merkten sie recht gut, wie die Fähren tiefer und tiefer anken, so daß sie daraus schließen konnten, daß sie gar gewaltig viel Fracht hatten. Auf solche Weise gingen die Fähren die ganze Nacht in und zurück über das Wasser, und obschon sie jedesmal neue Fracht rhielten, war doch immer der fremde Mann mit, und Alles mußte tach seinem Befehl geschehen. Da der Morgen zu grauen anfing, rhielten sie den bedungenen Lohn und fragten dabei, was es wohl gewesen seyn möchte, was sie übergesetzt; aber sie bekamen es nicht von ihm zu erfahren. Doch da war unter den Fährleuten ein pfiffi- ger Kerl, der in solchen Dingen kundiger war, als die Anderen, der prang ans Land, nahm Erde unter seinem rechten Fuße auf, legte ie auf seine Mütze, und als er diese auf den Kopf gesetzt, wurde er gewahr, daß alle Sandbänke östlich von Aalborg ganz von kleinem Troldvolk bedeckt waren, welche alle rothe Spitzmützen auf dem Kopfe atten. Und sahe man seit dieser Zeit niemals mehr dergleichen Zwergvolk in Wensyssel.

Vorn war bemerkt worden, daß Nisse der kleine Schutzgeist rgend eines leblosen aber auch lebendigen Gegenstandes seyn kann, ıen derselbe nicht verläßt. Letzteres wird folgendergestalt gedacht:

Der Nisse von Tirup.

In Alstrup, Kirchsprengel bei Hjörring, wohnte in dem Orte Tirup ein Mann, der eine schöne weiße Stute hatte, welche viele Jahre hindurch von Vater zu Sohn in Erbschaft gegangen war, denn ie hielt einen Nissen und gutes Glück am Hofe fest. Dieser Nisse ıatte die Stute so lieb, daß er es gar nicht leiden konnte, wenn man ie zur Arbeit gebrauchte; er kam jede Nacht, fütterte sie auf das Beste, und da er auch überflüssige Körner, gedroschen und ungedro- chen, aus des Nachbars Scheune mitbrachte, so hatte auch alles übrige Vieh es gut dabei. Aber als endlich der Hof einen neuen Besitzer erhielt, der dem, was man ihm von der Stute erzählte, einen Glauben schenken wollte, ging das Glück bald vom Hofe fort, enn er verkaufte sie seinem armen Nachbar. Fünf Tage vergingen, o begann der arme Bauer, welcher die Stute gekauft, sichtlich seine Umstände zu verbessern, eben so wie des Anderen Auskommen immer napper und knapper wurde, so daß er zuletzt gar nicht mehr auf- ommen konnte. Hätte nun nur der Mann, der die Stute erhalten, ie gute Zeit, die über ihn gekommen, besser wahrzunehmen gewußt, o wären sicher seine Kinder und Kindeskinder bis auf diesen Tag wohl gefahren; aber da er die vielen Körner gesehen, die jede Nacht n seine Scheune kamen, so gelüstete ihn, den Nissen zu schauen. Er verbarg sich deshalb einst zur Nachtzeit im Stall, und als Mit- ernacht herankam, ward er gewahr, wie der Nisse aus des Nachbars Scheune kam und einen Sack voll Körner mit sich brachte. Da onnte es ja nicht anders kommen, als daß der Nisse den Mann merken mußte, wie er auf der Mauer lag. Darüber recht betrübt, gab er dem Pferde Futter, pflegte es zum letzten Mal, so gut er konnte, und nachdem er dies gethan, wandte er sich nach der Stelle, wo der Mann lag, und sagte ihm Lebewohl. Von der Zeit an wurde der Wohlstand beider Nachbarn wieder gleich, und jeder behielt einen eigenen Segen.

Eine ganz besonders wichtige Rolle spielen in den Vorstellungen es Volkes die großen Nationalgebäude, vornehmlich die ältesten Kirchen und Klöster, und diese führen uns zugleich in einen dem origen entgegengesetzten Cyklus des Aberglaubens.

Unserer Frauen Thurm.

Der Frauen-Thurm (zu Kopenhagen, an der Kirche, die jetzt urch Thorwaldsen's Christus, Apostel, Johannes des Täufers Predigt . s. w. geschmückt ist) wurde im Jahre 1514 die Spitze aufgesetzt. Hierbei geschah es, daß ein Zimmergesell mit seinem Meister uneinig wurde und in seiner Hitze prahlte, wohl ein eben so geschickter Zim- mermann als jener zu seyn. Da legte der Meister, um den Streit urz zu machen, einen Balken querüber auf die höchste Stelle des Thurmes. Darauf nahm er eine Axt in die Hand, ging auf dem Balken hinaus und hieb die Axt in das Ende desselben fest. Nun be- fahl er dem Gesellen, gleichfalls hinzugehen und die Axt zurückzu- bringen. Der Gesell zögerte zwar nicht, aber als er am Ende des Balkens stand und die Axt fassen wollte, kam es ihm vor, als wenn wei Aexte da wären, weshalb er in Angst und Schreck rief: Meister! welche Axt soll es seyn?" Da wußte der Meister schon, ie es jetzo um ihn stände, und antwortete: „Gott sey Deiner armen Seele gnädig!" und in demselben Augenblick schwindelte der Zimmer- gesell vom Balken hinab. (Schluß folgt.)

Holland.

Die Provinz Geldern und Nymwegen.

Von einem Französischen Touristen.

Die Provinz Geldern gehört zu den malerischsten und merkwür- digsten Gegenden Hollands. Im Norden wird sie vom Zuydersee und on der Over-Yssel begränzt, im Osten ebenfalls von der Over-Yssel nd von Preußen, im Süden von Preußen und Nord-Brabant, im Westen von der Provinz Utrecht, vom Zuydersee und von Süd-Holland. Sie hat eine Bevölkerung von 300,000 Menschen und ist die größte er zehn Provinzen Hollands, denn sie hat eine Bodenfläche von 19,000 Hektaren, während Brabant, welches zunächst folgt, nur 484,000 Hektaren hat. Geldern ist der fruchtbarste und unfrucht- barste Theil der Niederlande. Zwischen dem Rhein und der Waal nämlich ist der Boden von unglaublicher Fruchtbarkeit. Hier beugen sich die Obstbäume unter der Last der Früchte, hier erfüllen die Blumengärten die Atmosphäre mit süßen Düften, hier findet man dichte Waldungen, Englische Parks, hundertjährige Linden; jenseits des Rheins dagegen beginnt das Sand- und Haideland.

Diese Provinz ist vorzugsweise reich an armen Edelleuten, und wenn die komischen Schriftsteller Hollands einen Landjunker schildern wollen, unterlassen sie es selten, ihn nach Geldern zu versetzen.

In der That ist der Geldernsche Landjunker, der echte Jun- ker, welcher noch nicht durch die Berührung mit der Civilisation verdorben ist, eine merkwürdige Erscheinung. Ich habe das Glück gehabt, die Bekanntschaft eines derselben zu machen, und ich werde ihn so bald nicht vergessen. Es war ein munterer Funfziger mit einer von Gesundheit strotzenden Gestalt. Wenn er seine Sonntagsweste angethan hatte, welche mit zwei Reihen metallener Knöpfe besetzt war, die so nahe an einander standen, wie die Knöpfe einer Husaren- weste, wenn er seinen blauen Rock mit langen Schößen und seine kurzen Beinkleider angezogen und seinen dreieckigen Hut aufgesetzt hatte und so mit wichtiger Miene und mit der Pfeife im Munde in seinem elenden Hause, welches er den Wohnsitz seiner edlen Ahnen zu nennen beliebte, auf und ab schritt, so glaubte ich den hochachtbaren Laird von Dumbiedikes vor mir zu sehen.

Wie das Schloß des genannten Laird, hatte auch das Haus meines Junkers in jedem Stockwerk nur ein Zimmer, jedes wurde aber von sechs bis acht in unregelmäßigen Zwischenräumen ange- brachten Fenstern erhellt, die indeß zusammen nicht so viel Licht ein- ließen, wie ein Fenster in einem modernen Hause. Auch der halb- runde Thurm mit der Wendeltreppe, welche zu den verschiedenen Stockwerken führte, fehlte nicht. Auf dem Hofe, der einst gepflastert war, wucherten in üppiger Fruchtbarkeit Disteln und Unkraut. Ueber der Thür waren die Ueberreste eines Wappens noch zu bemerken, und der Junker war um so stolzer darauf, als die Form desselben sich nicht mehr erkennen ließ.

Mein Freund, der sonst ein ganz vortrefflicher Mann war, konnte Frankreich und dem König Ludwig die Vereinigung Hollands mit Frankreich noch immer nicht verzeihen. Er ist oder hält sich wenigstens für einen weitläuftigen Verwandten des bekannten Schim- melpenninck, der nach einander die Stelle eines Advokaten, Präsi- denten der Amsterdamer Bürgerschaft, Gesandten der Batavischen Republik beim Direktorium, bevollmächtigten Ministers der Republik auf dem Kongresse von Amiens, Gesandten beim Londoner Hofe und Groß-Pensionnairs von Holland bekleidete und zuletzt die Würde eines Französischen Senators, Groß-Schatzmeisters des Ordens des goldenen Vließes und Reichsgrafen vereinigte. Mein Holländischer Freund versicherte mir, Napoleon habe das Genie desselben außer- ordentlich gefürchtet und sein Ansehen durch die Ertheilung der Würde eines Senators und Grafen zu untergraben gesucht, weil er die Ueberzeugung gehabt, unter Schimmelpenninck würde Holland noch — Frankreich erobern.

Ich hütete mich wohl, dieser und ähnlichen gewagten Aeuße- rungen zu widersprechen; der ehrenwerthe Junker sollte mir einen kleinen Dienst erweisen, nämlich mein Führer in den bedeutendsten Städten Gelderns seyn, und da durfte ich nicht alle seine Worte auf die Goldwage legen. Ich war daher still. Uebrigens hat ja auch Schimmelpenninck einen großen und verdienten Ruf hinterlassen, und deshalb ließ ich mir auch das übertriebene Lob gefallen. Ich stimmte in die Begeisterung meines Führers ein, und als wir Nymwegen in der Ferne wahrnahmen, war ich schon so weit gekommen, daß ich ausrief: „Es lebe der Washington der Niederlande!" Dieser Enthu- siasmus, mochte er nun von Herzen kommen oder nicht, gewann mir die Zuneigung meines Gefährten. Er ersparte mir die Mühe, ihn zu befragen, und verwandelte sich aus Dankbarkeit gleichsam in einen lebenden Katalog; ich brauchte bloß zuzuhören.

„Nymwegen", sagte er, „ist das Naviomagus der Römer. Tacitus nennt es oppidum Batavorum. Wenn auch nicht die Haupt- stadt, so ist es doch die ansehnlichste Stadt der Provinz Geldern; die Bevölkerung beläuft sich auf 18,000 Menschen. Nymwegen hatte ehemals ein Schloß, dem ein großes und merkwürdiges Schicksal vorbehalten war. Von den Römern erbaut, sank es in Trümmer, als die Hand Karl's des Großen es wieder aufrichtete. Gegen Ende des 9ten Jahrhunderts überzogen die Normannen unter Siegfried, Halfdan und Gottfried die Niederlande, nahmen Nymwegen ein und zerstörten das Schloß Karl's des Großen. Im Jahre 911 rottete der Kaiser Arnold die Männer des Nordens aus und erbaute wiederum das Schloß, welches zum drittenmale der Macht Gottfried's, Her- zogs von Lothringen, und Balduin's, Grafen von Flandern, erlag. Aber zum viertenmale erstand der steinerne Phönix im 14ten Jahr- hundert aus seinen Trümmern und erhielt sich bis 1797."

„Das bedeutendste Gebäude Nymwegens ist das Rathhaus, dessen Hauptseite mit den Statuen der Kaiser geschmückt ist, welche die Stadt ehemals begünstigten. Betreten wir das Innere, so finden wir den Gerichtssaal (Vierschaar), welcher reich vergoldet und auf das glänzendste verziert ist."

Aus dem Gerichtssaale führte mich mein Cicerone in die ver- schiedenen Gemächer des Rathhauses. Er machte mich auf eine Uhr aufmerksam, welche vermöge eines sinnreichen Mechanismus alle andere Uhren des Gebäudes in Bewegung setzt und deren Zifferblatt den Lauf der Himmelskörper darstellt. Diese Uhr würde ein Meister- stück seyn, wenn sie nicht einen Fehler hätte — sie geht nicht. Mein Gefährte behauptete, das wäre nur zufällig, und wenn ich wieder- käme, würde sie gewiß gehen.

Was ich mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, das waren die

Medaillen, die, wenn man dem Zeugniß mehrerer Geschichtschreiber glauben darf, einen großen Antheil an dem Kriege hatten, der im April 1672 zwischen Frankreich und Holland ausbrach. Diese Medaillen, welche im Jahre 1671 auf Befehl der General-Staaten geschlagen wurden, verdienen eine kurze Beschreibung. Die erste stellt die Republik dar, wie sie die Zwietracht mit Füßen tritt. Nichts scheint einfacher und unschuldiger. Sieht man aber genauer hin, so erkennt man die Züge des Königs, welchen die Schmeichelei den schönsten Mann seines Reiches nannte. Bedenkt man nun noch, daß dieses schöne und starke Weib Holland vorstellt, so ist das Räthsel gelöst. Auf der Rückseite sieht man einen Löwen, der eine Kanone in seinen Klauen hält, mit der Unterschrift: „Sic fines nostros tutamur et undas." Ich fragte meinen Gefährten, ob dies nicht heiße: „So schützen wir unsere Gränzen und Wogen." Er bejahte. „Nun wohl!" sagte ich, „es thut mir leid, es sagen zu müssen, aber diese Inschrift scheint mir undankbar zu seyn." — „Undankbar! und gegen wen?" — „Gegen Ihre Wogen. Sie behauptet, die Kanonen vertheidigten Ihre Gränzen und Wogen. Das ist ein Irrthum, denn die Wogen vertheidigen Ihre Gränzen und Kanonen. Man muß gegen Jedermann gerecht seyn, auch gegen den Ocean."

Mein ehrenwerther Freund wußte hierauf nichts zu antworten. Er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und sagte: „Sehen Sie diese Medaille; dieselbe wird dem Holländischen Gesandten van Benningen zugeschrieben, dem Unterhändler des Friedens von St. Germain." Ich betrachtete sie. Sie stellte einen Mann vor, der die Sonne in ihrem Lauf aufhielt. „Das ist leicht zu verstehen", sagte ich, „Josua hält die Sonne auf. Ist diese Medaille der Bibel zu Ehren geschlagen? Oder lebte in Nymwegen ein Sohn des Hebräischen Feldherrn?" — „Sie sind nicht auf dem richtigen Wege. Bemerken Sie gefälligst, daß derjenige, den Sie für Josua halten, in Holländischer Tracht erscheint." — „Dennoch fasse ich nicht den Sinn." — „Das ist nicht schwer, der vorgebliche Josua ist Niemand anders als van Benningen." — „Und was hat die Sonne mit Herrn van Benningen zu schaffen?" — „Sie wollen nicht verstehen. Beachten wir zuerst die Unterschrift: „stetit itaque sol." — „Das heißt: „deshalb stand die Sonne still." — „Gut! der Grund, weshalb die Sonne still stand, ist van Benningen." — „Die Sonne ist also?" — — „Ludwig XIV." —

Aus dem Münz-Kabinet traten wir in den Saal, wo 1678 zwischen Holland, Frankreich und Spanien der Friede von Nymwegen geschlossen wurde. Dort fielen meine Augen auf ein Portrait. Es war eine schöne und edle Gestalt, mit kaltem und gemessenem Ausdruck, hoher Stirn, einer Adlernase und flammenden Augen. Ich wendete mich fragend zu meinem ehrenwerthen Freunde. Dieser nahm seinen dreieckigen Hut ab und sagte: „Dies ist Wilhelm III. von Oranien. Er war 22 Jahr alt, als Holland seine Zuflucht zu ihm nahm. Hunderttausend Franzosen überschwemmten den vaterländischen Boden. Sie hatten die Over-Yssel überschritten und standen nur noch vier Meilen von Amsterdam. Wilhelm, der in einem schwachen Körper die kalte Entschlossenheit seines schweigsamen Ahnherrn beherbergte, unternahm es, fast ohne Armee dem mächtigsten Könige entgegenzutreten. Um Holland zu vertheidigen, setzte er es unter Wasser. Dann brachte er zuerst Spanien und Oesterreich, später Brandenburg, Dänemark, das Deutsche Reich, fast ganz Europa gegen Frankreich unter die Waffen. Auf beiden Seiten flößte ein Kampf, der blutiger als ruhmvoll zu werden drohte, Besorgniß ein. Ludwig XIV. wünschte einen Vergleich; er übergab Karl II. den Auftrag, den jungen und schon furchtbaren Wilhelm auszuholen. Buckingham wurde zum Vermittler gewählt. Er sprach im Namen Frankreichs und Englands und versprach Wilhelm, daß man ihm die Souverainetät Holland gewährleisten wolle, wenn er um Frieden bäte. Aber Wilhelms Sinn stand höher; er wollte nicht nachgeben. Da zeigte ihm Buckingham den unfehlbaren Untergang Hollands in der Ferne. Aber Wilhelm ließ sich nicht einschüchtern und antwortete: „Ich kenne ein sicheres Mittel, den Untergang meines Vaterlandes nicht zu erleben; ich werde auf dem letzten Walle desselben sterben." — So begann der Krieg wieder mit verdoppelter Wuth. Frankreich, welches durch Turenne's Tod einen so harten Schlag erlitten hatte, schöpfte neue Kräfte aus seinem Unglück. Es behauptete die Rheingränze. Ruyter wurde von Duquesne geschlagen. Ueberall gab sich die Neigung zum Frieden kund. Nur Wilhelm wollte nichts davon hören. Als der Friede endlich geschlossen wurde, verlor Holland keine seiner Besitzungen, und sein Einfluß war gewachsen. Das war die schöne Zeit Hollands, als es Ludwig XIV. im Schach hielt und dem stolzen England einen König gab! Das war eine bessere Zeit als die, wo ein Mann, um die Holländische Nationalität zu vernichten, nur zu sagen brauchte: „„Die Holländischen Provinzen bilden einen Theil des Französischen Reichs.""

Keiner von uns hatte daran gedacht, für ein Nachtlager zu sorgen. Das fiel uns jetzt aufs Herz. So verließen wir denn eiligst das reizende Belvedere, welches der unromantische Herzog von Alba hatte bauen lassen und von welchem aus unser Blick über den Rhein, die Waal, die Maas und die Yssel hinschweifte. Wir klopften an die Thüren aller Gasthöfe, ohne eingelassen zu werden, denn Nymwegen hat den Vorzug, daß es nicht alle Reisende beherbergen kann, welche während der schönen Jahreszeit dorthin strömen. „Warum baut man nicht mehr Gasthöfe?" fragte ich meinen Begleiter. — „Aus einem guten Grunde, weil es im Winter eben solchen Mangel an Bewohnern hat, wie im Sommer Ueberfluß daran, so daß die wenigen Gasthöfe, welche während eines Vierteljahres übervoll sind, während der anderen drei Vierteljahre leer stehen." —

Mein ehrenwerther Freund, der mich in einem elenden Gemüsewagen, den er sein Tilbury nannte, nach Nymwegen gebracht hatte, schlug mir vor, mich nach Arnheim zu führen. Hier trat aber eine unvorhergesehene Schwierigkeit ein. Ich habe schon der Aehnlichkeit meines Cicerone mit dem Laird von Dumbiedikes erwähnt. Was ich aber noch nicht angeführt habe, ist, daß das Pferd desselben in gerader Linie von Rory abzustammen schien, dem treuen Klepper des Laird, der von Dumbiedikes nicht nach der Wohnung von Jeanie Deans gehen wollte. Der Klepper meines Begleiters kannte nur Einen Weg, den, welchen wir am Morgen zurückgelegt hatten. Als ihn sein Herr auf Arnheim zulenken wollte, setzte der Gaul einen unbesieglichen Widerstand entgegen. Dieser Widerstand war freilich kein thätiger, dessen war er nicht fähig, aber bei jedem Schritt wendete er den Kopf um, als ob er seinem Herrn hätte sagen wollen, daß er auf falschem Wege sey. Als wir eine halbe Meile zurückgelegt hatten, stand er ganz still. Vergeblich wendete mein Begleiter Ermahnungen und Peitschenschläge an. Da fiel mir ein, daß sich in meinem Stock ein Spieß befand, der noch keinem lebenden Wesen etwas zu Leide gethan hatte. Ich schraubte den Knopf ab, zog unbemerkt den Spieß hervor, non hos destinatum munus in usus, und indem ich Colette mit den süßesten Namen anrief, stach ich wacker auf ihren mageren Körper los. Das half. Colette eilte im Sturm davon. Mein Freund war ganz verwundert über den ungewöhnlichen Verstand des Gaules. Er wußte nicht, daß mein Stock blutig war. Noch zwei Stunden, und wir zogen triumphirend in Arnheim ein.

Mannigfaltiges.

— John Bull's Deutsche Reisebilder. Ein Engländer, Herr Wilkey, hat „Mondschein-Wanderungen an den Ufern der Elbe, der Donau, des Neckars und des Rheins" herausgegeben.*) Das Merkwürdigste an dem Buch ist der Titel: denn es ist kaum zu begreifen, wie ein so echter Repräsentant des reisenden Johnbullismus zu so poetischer Anwandlung gekommen. Die Mondschein-Wanderungen an den schönsten Flüssen Deutschlands hat Herr Wilkey, wie er Meile für Meile in seinem Buche nachweist, auf der Schnellpost und auf Oesterreichischen „Stellwägen" unternommen. Wie er dinirt und soupirt, wie er gegähnt und geschlafen, das hat Herr Wilkey mit gewissenhafter Treue berichtet, und zwar von dem Augenblick an, wo er in Hamburg ans Land gestiegen, bis zu der glückseligen Stunde, die ihn von Rotterdam nach den nebeligen Küsten Alt-Englands zurückgeführt. Um nur einen kleinen Begriff von seiner großen Langweiligkeit, so wie von dem treffenden Urtheil zu geben, das diesen Reisenden auszeichnet, theilen wir hier eine Stelle aus seinen Bemerkungen über Berlin mit: „In dem Kaffeehause unter den Linden sah ich auch eine Liste, genannt Berliner Fremden-Blatt, das die Namen der in den Gasthäusern logirenden Fremden enthält. Unter meinem Gasthaus, welches das fünfte auf der Liste war, fand ich meinen Namen, Stand, Wohnort ꝛc., ganz so, wie ich es selbst in das Fremdenbuch bei meiner Ankunft eingetragen hatte. Das mag Alles recht schön seyn, aber ein Engländer kann doch nicht umhin, dabei an Spionerie zu denken." — O, du weiser Daniel! Nun sage man noch, daß John Bull nicht scharfsinnig sey! Und Bücher, angefüllt mit ganz ähnlichen Reisebemerkungen über Rhein und Donau, werden jährlich in England zu Dutzenden gedruckt und verkauft. Freilich das Volk der Touristen, das dergleichen Schriften bezahlt, um daraus zu erfahren, wo man am wohlfeilsten auf dem Kontinente logirt und ißt, erwartet darin nichts vom Geist oder von der Wissenschaft und Kunst des fremden Landes. Das ist ja auch in den wohlfeilen Klimaten, die man aufsucht, viel zu theuer!

— Almanach von Neu-Süd-Wales. Ueber die in Sydney erscheinenden Zeitungen ist früher schon in diesen Blättern berichtet worden. Ebendaselbst kömmt bereits seit einigen Jahren auch ein Almanach heraus, der von dem dort etablirten Sohne eines der angesehensten Londoner Buchhändler, Herrn Tegg, herausgegeben wird. Er beginnt, wie unsere Kalender, mit den zwölf Monaten des Jahres und ihren Himmelserscheinungen. Bei jedem derselben ist auch eine Uebersicht der darin vorkommenden Feld- und Landwirthschafts-Arbeiten und sonstigen periodischen Geschäfte des Jahres gegeben. Dem Europäer muß es wunderlich klingen, wenn er hier beim Januar verzeichnet findet: „Dieser Monat ist gewöhnlich die Zeit für die Einbringung der Weizen-Aerndte und für das Scheeren der jungen Lämmer"; und beim Februar: „In diesem Monat beginnt die Hopfen-Aerndte." Und so geht es weiter fort, indem die Jahreszeiten in Australien denen in Europa gerade entgegengesetzt sind. Auf Witterungs-Prophezeiungen hat sich aber der Herausgeber dieses Australischen Kalenders nicht eingelassen; er will nicht, daß das junge emporblühende Land in dem Vorurtheil und Aberglauben des alten Europa auferzogen werde. Der weitere Inhalt des Almanachs, der für 1840 einen Band von 200 Seiten bildet, besteht dann aus den auf die Kolonie Neu-Süd-Wales bezüglichen Parlaments-Gesetzen, denen die nöthigen Erläuterungen und eine Menge belehrender Notizen für Auswanderer und Ansiedler über die Verwaltung der Kolonie, über ihren Grund und Boden, über die Kultur desselben und dergleichen mehr beigefügt sind.

*) Moonlight walks up the banks of the Elbe, the Danube, the Neckar and the Rhine. By Edward Wilkey. London, 1841.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Montag den 17 August 1840.

Rußland.

Marktleben in Rußland und die Märkte in St. Petersburg.

Von J. G. Kohl.

Die Russen haben die für alle Kauflustigen sehr angenehme Sitte, fast sämmtliche Waaren, die sie in einer Stadt feilbieten, auf einem und demselben Platze zur Schau auszustellen, so daß man also die verschiedensten Dinge, die man nöthig hat, in einem und demselben Gebäude vereinigt findet. Ein Fremder hat daher nie nöthig, zu fragen, wo kauft man das, wo jenes? Er geht nur in die Kaufhallen der Stadt, wo er Alles bei einander findet. Allein davon ausgenommen sind die Viktualien, für welche besondere Märkte zu seyn pflegen, Krämerbuden, Weinkeller und noch einige andere Artikel, die jede Hauswirthschaft gern so viel wie möglich in der Nähe hat.

Die größten Kaufhallen, in denen immer das Wichtigste alles dessen, was eine Stadt verhandelt, aufgestellt ist, nennen die Russen „Gostinnoje Dworni“ (Gasthöfe). Es sind gewöhnlich große, jetzt recht geschmackvoll aufgeführte Gebäude von zwei Etagen, um welche Säulenhallen herumführen. Die von ihnen eingeschlossenen Gehöfte, so wie die obere Etage, dienen meistens zu Magazinen und zum Verkauf en gros. Die untere Etage dagegen besteht aus einer Reihe von Buden, in denen en detail verkauft wird. Die Kaufleute wohnen in ihren Häusern, verriegeln und versammeln des Abends Alles in ihren Hallen und lassen es Nachts von Knechten und Hunden bewachen.

In jeder einigermaßen bedeutenden Stadt Rußlands giebt es einen solchen Gostinnoi-Dwor, dessen Größe dem reisenden Statistiker sogleich als ein vortrefflicher Maßstab bei Beurtheilung der Ausdehnung des Handels einer Stadt dient. Selbst in den Deutschen Städten der Ostsee-Provinzen, in Mitau, Dorpat u. s. w., haben sich die Russen solche „Gostinnoi-Dwor's“ errichtet. Nur in den See-Handelsplätzen Odessa, Riga, Libau u. s. w. findet man keine. Aber auch selbst in den Städten, die keine Alles sammelnde Kaufhallen haben, ist doch immer eine Stadtgegend besonders der Sitz des Handels, der Art, daß sich dort Bude an Bude reiht, wie auf einem Jahrmarkt, während in anderen Gegenden nichts zu verkaufen ist. So namentlich in Odessa.

Nirgends scheint sich Gleich und Gleich lieber zu paaren, als in Rußland. Denn nicht nur die Kaufleute überhaupt finden sich in einer Halle zusammen, sondern auch hier verbinden sich wieder zu kleineren Massen alle die, welche mit derselben Waare handeln. So stehen alle Papierhändler in einer Reihe, alle Seidenhändler beisammen, alle Lederbuden auf einem Haufen u. s. w. Diese Sonderungen liegen den Russischen Kaufleuten so sehr im Blute, daß, wo sie nur irgend verkaufend auftreten, gleich Alles, wie von selbst, in solche große Abtheilungen zerfällt.

Daher fallen auch diejenigen Waaren, die vom Gostinnoi-Dwor ausgeschlossen sind, wiederum gewöhnlich alle gesondert in eine gewisse Gegend der Stadt zusammen, so daß denn eigentlich so viele Märkte sind, als es Waaren giebt. Doch läßt sich dies freilich nur in den größeren Städten Moskau, Petersburg, Odessa u. s. w. genau nachweisen, wo jeder einzelne Artikel häufig genug begehrt wird, um eine gewisse Anzahl von Kaufleuten und Buden zu erfordern. Solche Budenreihen für die vom Gostinnoi-Dwor ausgeschlossenen Waaren nennen die Russen einfach „Rädi“, mit dem Zusatze der Waare, die darin verkauft wird. So spricht man daher von Eisen-Buden, Kohlen-Buden, Holz-Buden, Schlitten- und Wagen-Buden, Möbel-Buden; denn alle diese genannten, sehr viel Raum einnehmenden Waaren finden in den Kaufhallen nicht Platz.

Der Gostinnoi-Dwor legt sich gewöhnlich gerade in das Centrum der Stadt, und alle andere Verkaufsplätze kommen immer weiter in äußere Kreise der Stadt hinaus. Um so entfernter vom Mittelpunkt, je roher die Waare ist; so die Viktualien weiter als die Manufaktur-Waaren, Holz weiter als Eisen, die Wagen und Schlitten weiter als Zimmer-Möbeln, und Heu, Stroh, Vieh, Pferde und dergleichen ganz zur Stadt hinaus.

So ist es im Allgemeinen. Jedoch zeigt sich in jeder Stadt wieder viel Besonderes. In einigen treten gewisse Marktplätze auf, die man in anderen nicht findet; so z. B. in den großen Hauptstädten die sogenannten „Tolkutschije Ruinok's“ (Trödelmärkte). In anderen haben die verschiedenen Kaufplätze, besonders die Gostinnoi-Dwor's, eine etwas abweichende Bedeutung und Bestimmung; in einer großen Jahrmarkt-Stadt eine andere als in der Residenz, in dieser eine andere als in dem Sitze eines fortdauernden großen Binnenhandels.

Dabei ist noch zu bemerken, daß wir hier immer nur von den eigenthümlich Russischen Waaren und den national-Russischen Kaufleuten reden, von dem, was in der Nähe der Städte zu ihrer Consumtion gedieh und auswuchs, oder was die Industrie des Reichs selber oder doch die der Asiatischen Nachbar-Reiche lieferten, also mit einem Worte von dem Russisch-Tatarisch-Bucharisch-Chinesischen Handelsverkehre. Denn was alle diejenigen Produkte betrifft, die im Westen der Kosaken-Linie erzeugt oder — wenn auch innerhalb des Reichs — doch von Ausländischen hervorgebracht wurden, so sind sie ganz und gar von dem Russischen Markt- und Gostinnoi-Dwor-Leben ausgeschlossen, und für sie bauen sich in der Regel an der modischsten und elegantesten Straße einige Magazine, in denen die Engländer, Franzosen und Deutschen ihre Waaren auf ihre Weise auskramen und verhandeln, d. h. Alles zweimal besser und dreimal theurer, als es bei den Russen feilgeboten wird.

In den echt Russischen Städten des Inneren überwiegt natürlich der Gostinnoi-Dwor mit seinen Buden-Appendixen immer an Größe und Wichtigkeit die Magazine, in eben dem Maße, wie darin die gebildete feine Gesellschaft von der sogenannten barbarischen Asiatisch-Russischen überwogen wird, auf welcher letzteren jene nur wie eine dünne Rahm-Schicht aufschwimmt. In Petersburg aber, wo des Ausländischen und Europäisirten eben so viel als des Russischen gezählt wird, mögen sich beide in Bezug auf den Werth der ausgelegten Waare so ziemlich die Waage halten, obgleich in Bezug auf die Masse der angehäuften rohen Produkte doch natürlich wieder der Gostinnoi-Dwor vorgeht.

Dieses zweistöckige, mit Säulengängen umgebene und mehrere innere Höfe einschließende Petersburger Riesengebäude stößt mit der einen Seite an die Perspektive und mit der anderen an die Garten-Straße, und verzweigt sich mit mehreren Flügeln und Anhängen noch durch die letztere und mehrere andere benachbarte Straßen hin, deren beide Seiten durchweg so mit Buden besetzt sind, daß dies ganze Stadtviertel das ganze Jahr hindurch das Schauspiel eines ununterbrochenen Jahrmarkts giebt.

Der Gostinnoi-Dwor selbst enthält unter seinen Hallen die besseren Russischen Waaren. Für die des geringsten Grades, die für das niedrige Volk und die Armen bestimmt sind, zeigen zwei große Plätze, die weiterhin zur Seite der Gartenstraße folgen, zwei neue Buden-Städte oder eigentlich Zelt-Dörfer, der sogenannte „Aprarin-Ruinok“ (der Aprarinsche Markt) und der „Tschukin-Dwor (der Tschukinsche Hof). Noch weiter die Gartenstraße hinab, die immer zu beiden Seiten mit dicht sich reihenden Kaufläden aller Art besetzt bleibt, eröffnet sich endlich der „Ssennaja Ploschtschad“ (der Heu-Platz), der Viktualien-Markt der Petersburger.

Eben so gehen auf der anderen Seite, fast die ganze Perspektive hinunter, Kaufladen an Kaufladen fort; zunächst die Silberbuden, dann die Fruchtläden, dann die Eisen-Gewölbe, die Wagen-Magazine, die Holz- und Kohlen-Verkäufer, die Möbel-Händler u. s. w. bis ans Ende derselben, wo sich in der Nähe des Newskischen Klosters der „Simnaja Ploschtschad“ (der Winterplatz) befindet, mit den Vorräthen zahlloser Schlitten und Telegen (Bauer- und Frachtwagen) bedeckt. — In demselben Stadtringe dieses Simnaja Ploschtschad befinden sich noch die Pferde- und Viehmärkte, so wie dann auch noch außer den genannten hier und da einige Marktplätze in anderen Stadtgegenden vorkommen, z. B. der „Krugloi Ruinok“ (der runde Markt). Allein es sind diese letzteren so unbedeutend, daß sie kaum genannt zu werden verdienen. Die vielen eigenthümlichen, bei uns unbekannten Waaren, die sonderbare Art ihrer Ausstellung, die Originalität des sich herumtreibenden Volks und die gewandten Manieren der Kaufleute, sowohl in ihrer Höflichkeit als in ihren Betrügereien gegen ihre Kunden, machen dieses Petersburgsche Buden-Viertel zu einem der unterhaltendsten und wichtigsten Spazierplätze für den den Volks-Charakter und das Wesen dieser Stadt studirenden Fremden.

Alle die verschiedenen Perinloks und Straßen, welche den Gostinnoi-Dwor durchbrechen, sind den ganzen Tag über von einem beständigen Strome von Droschken und Schlitten durchfluthet, welche alle die Diener, Köche, Haushofmeister, Kammerjungfern, Putzmacherinnen und Herrschaften ab- und zufahren, die hier kleine Einkäufe zu machen haben. Eine Stadt von einer halben Million Einwohner, wo in jeder Stunde so viele alte Röcke und Tücher abgelegt werden,

wo an jedem Morgen über funfzig Neugeborene mehr nach Kleidung und Nahrung schreien und alle Tage eben so viel Hingeschiedene zu ihrem letzten Gange Toiletten machen, wo die Kommenden und Abreisenden beständig aus- und einströmen, jene einer Visiten-Kleidung, diese eines Reisemantels bedürfig, wo 80,000 Haushaltungen ihre Bedürfnisse befriedigen, ihre Havarieen ausbessern und alle die kleinen Lücken, welche in ihren bunt zusammengesetzten Einrichtungen sich stündlich bemerklich machen, ausfüllen wollen, ist die Nachfrage nach jedem Artikel in jedem Augenblick groß und dringend. Wie viele Gewürze gehören nicht dazu, um einer solchen Stadt nur ihr Frühstück mundgerecht zu machen. Wie viele Centner Zucker werden da nicht in einzelnen Pfunden und Tütchen gekauft, um die erschöpften kleinen Vorräthe von neuem zu ersetzen. Die ganze Tabacks-Aerndte einer Cubaschen Plantage reicht nicht hin, um ihr eine Morgen-Pfeife zu stopfen, und alle Handwerker-Zünfte einer Deutschen Landstadt hätten vollauf zu thun, wenn sie alle täglich zerknickte Stuhlbeine, alle abgebrochene Federmesser und zerrissene Stiefeln auszubessern und zu flicken bekämen. Die täglichen Bedürfnisse, welche Petersburg in seinem Gostinnoi-Dwor zu befriedigen bekommt, sind aber aus einem doppelten Grunde besonders groß. Erstlich, weil sie mehr als irgend eine andere Europäische Residenz sich unsolider Waare bedient, die einer beständigen Erneuerung bedarf und eines unaufhörlichen Ausbesserns, und dann, weil sie mehr als irgend eine andere Residenz Launen hat und den Wechsel liebt. Die Russischen Großen, die bald hier, bald da sind, bald ihrer Gesundheit wegen ins Ausland reisen, bald um ihre Revenüen zu verbessern, die Hauptstadt mit der Provinz vertauschen, bald aus anderer Laune wieder an der Newa erscheinen und Hunderttausende verschwendend in Cours setzen, werfen alle Tage so viele ganze Hauseinrichtungen über den Haufen, sind alle Tage so vieler vollständiger Ameublements bedürftig, daß die Verkäufer und Handwerks-Buden, die Vorräthe und Magazine aller Art hier verhältnißmäßig weit zahlreicher seyn müssen, als irgendwo.

Man betrachte nur gleich die an die Perspektive stoßende lange Reihe von Papierhändlern, die alles gedenkbare Schreibe-Material in erstaunlichen Massen aufgehäuft haben, um die Petersburger zahllosen Büreaus, Comtoire und Kanzelleien zu verproviantiren, die mehr Papier fressen, mehr Tinte vergeuden und Gänse rupfen, als irgend welche in der Welt. Oder man sehe sich die unglaubliche Menge von Spielsachen an, die in den sich ebenfalls zusammenschaarenden „igruschnije lawki" aufgestapelt befindet, um sich einen Begriff von der Zahl kleiner Petersburger Kinder zu verschaffen, deren Geschrei diese Spielsachen-Budenstraße gebaut hat und in Nahrung setzt. Oder man trete unter die Kolonnade der Scherbet- und Konfekt-Verkäufer, sehe, wie tausend Hände sich um diese süßen Waaren geschäftig abmühen, und erstaune über die Heftigkeit der Gelüste und Begierden, welche diese Hauptstadt in jedem Momente erzeugt.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Russischen Verkäufer, alle ihre Sachen schon so viel als möglich fertig und zum augenblicklichen Eintritt in den Dienst geeignet zu Markte zu liefern. Dies kommt daher, weil die Russischen Käufer gewöhnlich erst kaufen, wenn Noth an den Mann tritt.

„Skoräje Iwan!" (Rasch! Iwan!) Hole mir das! A Schto bui gatowe!" (Aber daß es nur gleich fertig ist.) Daher diese fabrikmäßig betriebene Bearbeitung aller möglicher Waaren, die bei uns bloß auf Bestellung beim Handwerker gemacht werden. Daher diese großen Schuh-, Stiefel- und Kleider-Fabriken, die manufakturartigen Buchbindereien, diese auf Vorrath arbeitenden Konfekt-Bäckereien, in welchen immer Hunderte von Arbeitern beschäftiget sind. Daher in dem Gostinnoi-Dwor nicht Papier, sondern große Massen von Schreibebüchern, nicht Leder, sondern Zügelwerk, fertige Sättel, fertige Stiefeln, ja fertige Sohlen und fertige Schäfte, und überhaupt immer jede Waare ganz fertig und in allen ihren Theilen, — wenn man nur eines Theils bedarf, — fertig zu haben ist.

Jede Waare hat ihre Budenreihe, die nach ihr benannt wird, und doch ist die Masse der Reihen so groß, daß man sie eben so schwer auffindet, wie bei uns einen einzelnen Kaufmann. Daher das ewige Fragen der Unerfahrenen: „Väterchen, wo ist die Pelzbuden-Reihe?" „Väterchen, wo ist die Mützen-Reihe?" „Brüderchen, wo ist die Stiefel-Reihe?" „Mütterchen, wo ist die Taschentücher-Reihe?" „Schwesterchen, ist dort die Unterröcke-Reihe?"

Wenn das Getümmel der verschiedenen nachfragenden Käufer schon amüsirt, so wird das Gerede und das Treiben der so eigenthümlichen Russischen Gostinnoi-Dwor's-Kaufleute den unter den Kolonnaden Spazierenden noch mehr erheitern. Diese Gostinnoi-Dwor's-Kaufleute sind immer höchst gewandte, flachshaarige oder hellbraun-bärtige Bursche, in blauen Kaftan gekleidet und mit einer blautuchenen Mütze bedeckt, die in ganz Rußland bei allen Kaufleuten denselben Schnitt hat. — Sie empfehlen ihre Waare allen Vorübergehenden beständig mit den übertriebensten Lobeserhebungen: „Was ist Ihnen gefällig? mein Herr! Kleider die allerbesten nach dem neusten Schnitt!" — „Kleider die allerbesten! fix und fertige aus den vorzüglichsten Fabriken." — „Kasansche Stiefeln von der ersten Sorte. Belieben Sie gefälligst, meine Dame, „Iswoltje! iswoltje!" (Belieben Sie! belieben Sie!) — „Schto wam ugodno s!" was könnte Ihnen anstehen, mein Herr? Ein Bärenpelz, ein Fuchspelz, ein Wolfspelz? Sie finden hier Alles, treten Sie gefälligst herein." — Stets fertige Diener, den Hut in der Hand, öffnen sie jedem Vorübergehenden die Thür und machen dabei, mit dem beständigen Absingen ihrer Melodieen und mit dem Ausschütten ihrer Beredsamkeit beschäftigt, gar keinen Unterschied der Person, des Ranges, des Standes und Alters. Kleine Knaben laden sie zu den großen Bärenpelzen herein, elegante Herren zu den plumpen Stiefeln, alte Mütter zu den Spielsachen, junge Mädchen zu den Gewehr- und Säbel-Kammern, Bauern und Arbeiter zu den Galanteriebuden. Wen sie vor sich haben, gilt ihnen gleich. „Nur Alles, Alles, was Geld hat, ein!" — Wenn die Kaufleute nicht selbst dieses übernehmen, so halten sie sich einen eigenen Klei der in jedem Wetter, in seinen Pelz gehüllt, hän und her trippelnd, vor der Thüre steht und den Mütze in der Hand, seine höflichen Redensarten a sich denken, wie dies Geschrei den Markt belebt, unsere Märkte todt erscheinen. Dabei ist es bemer diese Leutchen, gleich den Predigern und Schausp eigenthümlichen Ton in ihren Lobpreisungen an den man schon von weitem den Gostinnoi-Dwor und den sie sogleich ändern, so wie ein Fisch an nun das nähere Besprechen über die Waare selbst

(Fortsetzung folgt.)

Dänemark.

Thiele's Dänische Volkssagen.

(Schluß.)

Die Wälle von Kopenhagen.

Als man einst vor langen Zeiten einen Wall um baute, sank dieser unaufhörlich, und es war gar nicht zum Feststehen zu bekommen. Da nahmen sie ein schuldiges Mädchen, setzten dies Kind auf einen Stuh Tisch und gaben ihr Spielzeug und süße Eßwaare. nun so da saß und sich zu Gute that, bauten zwölf Wölbung über ihr, und als diese fertig, warfen sie unter klingendem Spiel darüber den Wall auf. Darum soll unerschütterlich seyn.

Bruder Ruus.

Man erzählt, daß, als einst der Teufel sah, wie tugendhaft die Mönche im Kloster Esrum lebten, er M annahm, zur Pforte ging und anklopfte, um eingelassen indem er sagte, sein Name wäre Ruus, er gab sich für ei jungen aus und wurde als solcher vom Abte angeno als er einst mit dem Kuchelmeister allein war, lehnte er diesen auf und erhielt deshalb Züchtigung. Darüber sehr erbittert, und da er schon vorher einen Kessel mit dem Feuer stehen hatte und bemerkte. daß dies jetzt siedete, mit aller Gewalt den Koch und stellte ihn in dem Kessel Kopf. Darauf lief er hinaus und fing an zu schreien, als über das Unglück klagte, was seinem Herren in der Küche wäre. So betrog er durch seine Falschheit alle Brüder im Sie glaubten ihn ganz frei von Schuld, und er wurde jetzt als Meisterkoch angestellt. Aber das war es eben, wonach trachtet hatte, damit er sie alle mit einander verderben jetzt bereitete er die Speisen so fett und lecker, daß die Mönche und Beten vergaßen und sich auf das Wohlleben legten. Ja, sagt sogar, daß er Weiber ins Kloster führte und dadurch Abt in Gunst kam, so daß dieser ihn zuletzt dazu vermochte, zu werden, denn er wünschte sich wohl, beständig einen solchen zur Hand zu haben. Von der Zeit an nahm Zank und erschrecklich im Kloster überhand, daß es sicher in des Bösen gekommen wäre, wenn die Brüder sich nicht bei Zeiten beleh Als nämlich einst Bruder Ruus im Walde war und er dort eine fette Kuh gesehen hatte, schlachtete er sie und nahm ein Viertheil zum Kloster, das Uebrige aber hing er in einem Baum im auf. Bald darauf kam der Bauer, dem die Kuh gehörte, und spürte, daß drei Viertheile in dem Baum hingen, wollte er in anderen Baume warten und Acht geben, bis der Dieb das holen würde. Indem er hier saß, sah er, wie die Teufel im Walde trieben, und er hörte mancherlei von Ruus re dieser den Abt und die Mönche zu einem Gastgebot bei sich Hölle einladen wollte. Davon überkam den Bauer ein gr Schreck, und den nächsten Tag ging er zum Abt und erzählte, was er im Walde gesehen und gehört hatte. Als der Abt wissen bekam, ließ er alle Mönche zu sich in die Kirche kommen begann dort zu predigen und zu singen, so daß Ruus, der nicht vertragen konnte, sich hinausstehlen wollte. Aber der ihn am Mantel und mahnte ihn zu einem rothen Pferde, ihn in die Gewalt der Hölle zurückbefahl. Lange nachher zei im Esrum-Kloster seine eiserne Stürze und seinen Bratro

St. Clemens Kirche.

Die Domkirche in Aarhuus ist nach ihrem Schu Clemens genannt. Dieser heilige Mann nämlich, der al an einen Schiffsanker gebunden und ins Meer geworfen war, kam, nachdem er so an eilfhundert Jahre im wilden umhergetrieben, zuletzt nach Aars, wo er aufgenommen un ben wurde, und dort ist er mit seinem Anker auf dem zu sehen.

Die zwei Kirchthürme.

Herr Asser Ryg wollte dem Dorf Fiennesløvlille eine bauen. Aber ehe dieselbe fertig war, mußte er mit den zu Felde ziehen. Da befahl er seiner Hausfrau, welche zur Zeit in gesegneten Umständen war, daß, wenn sie ihm einen gebäre, sollte sie einen Thurm auf die Kirche setzen lassen; aber eine Tochter, so sollte sie ohne Spitze stehen bleiben. auf Herr Asser Ryg heimkehrte, sah er die Kirche von fern mit Thürmen; denn seine Hausfrau hatte zwei Söhne geboren, und Esbern Snare.

Die letztere Erzählung hat Oehlenschläger zum Gegenstand eines hübschen Gedichts gemacht, und dazu bieten die meisten vortrefflichen Stoff, der auch bei vielen benutzt worden ist. Um doch auch an die tief eingewurzelte National-Stimmung des Dänischen Volks gegen die Schweden zu erinnern, hänge ich an die kirchlichen noch diese:

Die Kirchenglocke auf der Insel Seier.

Zur Kriegszeit hatte der Schwede eine Glocke aus Seieröe weggenommen und sie in einem Kirchthurme von Gothenburg aufgehangen. Doch sie hatten dort nur wenig Freude von ihr; denn so lange sie nahe bei ihr standen, war es ihnen nicht möglich, sie zum Schalle zu bekommen; sobald sie aber fortgegangen waren, läutete sie unaufhörlich von selbst, und sie mußten sie deshalb zuletzt auf eigene Kosten wieder nach Seieröe zurückbringen.

Im Aberglauben begegnen sich die Dänen erklärlich am meisten mit den Deutschen; ähnliche, wie die nächste, sind auch in unserem ganzen Landvolk verbreitet.

Strafe der Gottlosigkeit.

Ein kleines Mädchen diente zwischen Gyrsinge und Flinterup (in den zerstreuten Höfen). An einem Feiertage wollte sie ihre alte Mutter besuchen und erbat sich Erlaubniß dazu. Da gab ihr des Bauern Frau fünf Brodte, um sie ihrer Mutter zu bringen, welche sehr an Armuth litt. Sie ging nun ihres Weges, geputzt wie eine Staatsdame; doch als sie an eine Stelle auf dem Wege kam, wo tiefer Koth war, so daß sie nicht hinüber kommen konnte, ohne mit ihren neuen Schuhen hineinzutreten, legte sie ein Brod vor das andere und so alle fünf in den Schmutz, um nun hinüber zu treten. Aber in solch gottlosem Thun sank sie in die Erde an derselben Stelle, und noch singt man ein Lied von dieser kläglichen Begebenheit.

Außer Hexen kommen hier noch ganz eigenthümliche Erscheinungen vor, wie z. B. das Flußpferd; wo sie aber mit etwas Kirchlichem zusammentreffen, siegt natürlich stets dieses.

Die Straßenbuben in Sonderburg.

Die Straßenbuben in Sonderburg befolgen seit uralten Zeiten die Sitte, an jedem St. Johannis-Abend mit Kreide in den Händen in den Straßen umherzulaufen und damit Kreuze über die großen Steine zu schlagen, und man sagt dort, diese Gewohnheit sey entstanden, um den Hexen, die auf den Blocksberg wollen, einen Streich zu spielen, denn über solche Kreuze vermögen sie auf dem Besenstiel nicht zu reiten.

Das Flußpferd im Agersee.

Einst liefen einige Bauerkinder von der Weide und spielten am Agersee, als plötzlich ein langes weißes Flußpferd aus dem Wasser heraufgeschossen kam und sich auf dem Felde tummelte. Die Knaben liefen hin, um es zu sehen, und einer von ihnen setzte sich sogar auf seinen Rücken. Aber in demselben Augenblick wollte das Pferd sich mit ihm in den See stürzen, als der Knabe zum Glück voller Verwunderung ausrief:

Herr Jesu! hört!
Sah' ich doch nie ein größer Pferd!

Und sogleich war das Pferd unter ihm verschwunden.

Sonst bleibt es jedoch mit Hexerei und Zauberei ein gefährlich Ding.

Maren-Buche.

Im Ridlöser Walde steht eine alte Buche, welche die Maren-Buche genannt wird. Von dieser geht die Sage, daß, wenn Jemand im Walde Holz stehlen will, so knackt sie dem Diebe gleich Arm und Bein. (Wie gern würde sich Mancher auch bei uns den Glauben an einen solchen Baum in seinem Walde wünschen.)

Die Ratten auf der Insel Laaland.

Es war eine Zeit, wo man auf Laaland von Ratten noch nichts wußte; aber als eine Heerde herumstreifender Zigeuner auf den Hof von Ourebye kamen und bettelten, und man sie fortjagte und umherlaufende Thiere nannte, so fluchten dieselben und sagten, sie wollten den Laaländern umherlaufende Thiere auf den Hals schaffen, die sie nicht so leicht wieder los werden sollten; und seit der Zeit ist das Volk dort sehr mit Ratten geplagt.

Den Beschluß mögen die abgelegenen einsamen Faröer-Inseln machen, deren Charakter sich höchst eigenthümlich ausspricht.

Der Seehund.

Man sagt auf den Faröern, daß der Seehund jede neunte Nacht seine Haut abwirft, menschliche Gestalt bekommt und dann tanzt und sich auf Menschenweise belustigt, bis er seine Haut wieder nimmt und aufs neue Seehund wird. Einst geschah es, daß ein Mann dazu kam, während jenes stattfand, und da er die Haut sah, nahm er dieselbe und versteckte sie. Als nun der Seehund, welcher ein Weibchen war, seine Haut nicht fand, um hineinzukriechen, mußte es in der menschlichen Gestalt verbleiben, und da es so schön anzuschauen war, nahm es sich der Mann zum Eheweib, hatte Kinder mit ihm und lebte recht glücklich. Aber nach Verlauf von einiger Zeit fand die Frau die versteckte Haut, und da konnte sie nicht anders, als hineinzukriechen und wieder Seehund zu werden.

Noch soll es Familien dort geben, welche glauben, daß sie aus solchen Ehen abstammen.

Ein Wunderwerk von Oluf dem Heiligen.

Die Faröer-Inseln haben heutzutage keinen Wald; doch haben sie vor Zeiten solchen gehabt. Einst fragte König Oluf der Heilige einige Männer von den Faröern, ob sie Waldung bei sich daheim hätten. Weil aber die Männer glaubten, er früge so, um sie mit Abgaben zu belegen, antworteten sie: Nein! — „Es werde so!" sprach der König, und zur selbigen Stunde versanken die Wälder der Faröer-Inseln.

Die wankenden Klippen.

Einst wollten zwei Türkische Schiffe in den Andefjord in den Faröern einlaufen, um zu plündern. Doch da sie sich dem Lande näherten, ereignete es sich, der frommen Gebete der Einwohner halber, daß sie in demselben Augenblick in große Steine verwandelt wurden, die noch jetzt immer auf dem Kiel ruhen und von einer Seite zur anderen schwanken.

Belgien.

Der Graf von Merode-Westerloo und seine Memoiren.*)

Im Jahre 1704 nach der für die Französischen Waffen so unglücklichen Schlacht von Hochstädt zog sich einer der hohen Offiziere der Französischen Armee mit den Trümmern seiner zersprengten Kavallerie nach Hochfeld im Elsaß zurück. Er war ein Mann von dreißig Jahren, aus einer vornehmen Belgischen Familie, tapfer wie sein Schwert, welcher zuerst Wilhelm III. von Oranien gedient hatte, nachdem aber Philipp von Anjou auf den Spanischen Thron gestiegen war, sich unter die Französischen Fahnen schaarte. Er fühlte keinen Haß gegen die Franzosen, keine Liebe für die Spanier; seine ursprünglichen Neigungen zogen ihn zu dem Hause Oesterreich.

Die politische Fügung, welche Spanien zu Frankreich führte, konnte er daher nur mit Bedauern ansehen. Wenn er aber den Kaiser liebte, so hatte etwas Anderes noch einen größeren Reiz für ihn, und das war der Krieg. Obschon er das Geschick beseufzte, welches das Reich des Römischen Kaisers immer schwankender machte, so blieb er doch seinem neuen Herrn unerschütterlich treu. In der Schlacht, welche der Marschall Tallard so schlecht leitete, hatte er wie ein Löwe gekämpft. Die feindlichen Reitergeschwader setzten über ihn weg, er war schwer verwundet; aber auch er war kein unthätiger Zuschauer geblieben und hatte in reichem Maße Schläge ausgetheilt. Als er sich in Hochfeld wieder etwas erholt und seinen dezimirten Truppen einige Ruhe gegönnt hatte, lastete die Unthätigkeit schwer und drückend auf ihm. Seine Belgische Abstammung schloß ihn von den höchsten Stellen aus, und er fühlte wohl, in welches Mißverhältniß er, der frühere Diener Wilhelm's von Oranien, der Oesterreicher, gerathen war. Wenn er auch noch so freigebig mit seinem Blute und seiner Person war, was half's ihm? Man schätzte ihn, aber man that nichts für ihn. Er säete tapfere Thaten aus und ärndtete keinen Lohn. Seine falsche Stellung vernichtete ihn. Leute, die sich in solcher Lage befinden, sind immer gefährlich. Wenn sie Geist, Charakter, Stolz haben, so unterlassen sie selten, aus ihrer vereinzelten Stellung Nutzen zu ziehen, und die Wahrheit, welche sie besser als jeder Andere beobachten können, findet in ihnen furchtbare Verkünder. Sie sagen Alles und sagen es auf die gehörige Weise. Sie berichtigen die Geschichte und rächen sich ohne Bosheit und ohne Verleumdung an der Unvorsichtigkeit, welche ihren Scharfsinn und ihre Bedeutung nicht erkannt hat. Aus solcher Quelle entspringen die Schriften Fenelon's, die Bemerkungen Vauban's, die man nicht beachtete, und die Memoiren Saint-Simon's. Bei dem Letzteren findet sich keine Spur von Bosheit; diese stimmte nicht zu der Größe seines Charakters. Er fühlte die Tugenden derjenigen, deren Laster er schilderte; er ließ jeder guten Eigenschaft seiner Feinde Gerechtigkeit widerfahren. Würde er wohl die Zeit gehabt haben, seine wunderbaren Spiegelbilder zu ordnen, in denen wir die Männer und die Dinge, die Charaktere und die Handlungen von 1701—1750 mit solcher Treue reflektirt finden, wenn Ludwig XIV. die Einsicht gehabt hätte, ihn an seinen Platz zu stellen, wenn dieser Despotenwille nicht dunkel geahnt hätte, daß unter der Hülle dieser Zurückhaltung und Würde ein eigener und selbständiger Gedanke sich rege, der Jeden vor seinen Richterstuhl zog?

Unser Held ist nun nicht von der Stärke des Französischen Tacitus; aber seine Einfachheit, seine Redlichkeit, seine Seelenstärke, sein gesunder Menschenverstand haben manche Geheimnisse erschlossen und die Brandmale von Männern wie Vendôme und Tallard aufgedeckt.

Der Feldmarschall Graf von Merode, dessen Memoiren zu Brüssel erschienen sind, war kein Genie wie Saint-Simon, aber ein ausgezeichneter Soldat, ein edler Charakter. Als er in Hochfeld kantonnirte und nichts Anderes zu thun hatte, als seine Wunden zu pflegen, diktirte er seinem Secretair die Erzählung der vergangenen Tage. „Die Unthätigkeit und die Muße", sagt er, „brachten mich auf den Gedanken, schriftlich von der Schlacht Bericht zu erstatten. Ich diktirte also meinem Secretair Laclos nebst den Daten alle Märsche dieses Feldzugs, welche, wie ich glaube, richtig sind, da ich sie frisch im Gedächtniß behalten, durchgesehen und verbessert habe." — Nachdem er diesen Schritt gethan, wollte er nicht dabei stehen bleiben: er schrieb die Memoiren seines Lebens, ohne viele Sorgfalt oder Ordnung, aber mit köstlicher Naivetät, seltener Unparteilichkeit und großer Menschenkenntniß.

Diese Memoiren sind für die neuere Geschichte ein seltener Fund. Der Styl des Feldmarschalls ist freilich kein Muster der Eleganz; seine Erzählungen ermangeln der gehörigen Ordnung, und man vermißt die Verknüpfung der Thatsachen und ihrer Folgen. Aber diese Fehler übersieht man leicht. Die Einfachheit seines Cha-

*) Mémoires du Feld-Maréchal Comte de Mérode-Westerloo, Capitaine des Trabans de l'Empereur Charles VI.; publiés par M. le Comte de Mérode-Westerloo, son arrière petit-fils. Bruxelles, 1840.

rakters, seine Rechtlichkeit, welche Achtung abzwingt, und seine echte Leidenschaft für das Kriegshandwerk sind mehr werth als alle schönklingende Gemeinplätze. An Leben und Interesse fehlt es in keinem Falle, und man wird so leicht nicht, auf der Leinewand oder in Büchern, Schlachtgemälde von treffenderer Aehnlichkeit finden. Dieser Mann des Mittelalters, den seine Geburt zwischen die Feudalität und die Monarchie hineinschleuderte, zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm von Oranien, zwischen Wien und Versailles, dieser Ritter der Vergangenheit und Taktiker der Gegenwart, dessen Muth und Geschicklichkeit an seiner verhängnißvollen Stellung zerschellten, der außerhalb der beiden Kreise stand, welche der katholische Ludwig XIV. und der protestantische Wilhelm von Oranien beherrschten, dieser Freund Wilhelm's und Katholik, dieser Katholik, der Oesterreich bekämpfte, war in einer Lage, deren Mißbehagen er nur im Schlachtengetümmel, wenn die Schwerter klirrten, die Streitrosse wieherten und die Sonne hell auf die vergoldeten Panzer schien, abschütteln konnte. Dann ging seine Seele wieder auf, dann athmete er wieder freier. Er liebte den Krieg um des Krieges willen, mochte die Entscheidung nun ausfallen wie sie wollte, wenn nur keine Fehler gemacht wurden. Einen Fehler aber verzeiht er nicht, und dadurch gehört er der neueren Zeit an, welche den Krieg zu einer Kunst gemacht hat. Sonst fällt er dem Mittelalter zu. Er hat die Augen des Dichters, die Glut der Liebe für das Reitergeschwader, welches in gerader Linie anmarschirt ist, für das Schlachtfeld, welches von Piken und Musketen erglänzt.

Darin liegt das große Interesse, das romantische Interesse dieses Werks. Es giebt epische Geister, und der Graf von Mérode ist ein solcher. Es bleibt immer ein großes Vergnügen, in manchen unbefangenen Büchern, wie in diesem, den Berührungspunkt aufzufinden, wo der Mensch und der Schriftsteller zusammentreffen. Bei solchen Schriftstellern, die nicht Schriftsteller sind, geht die Größe und Unbefangenheit der That in die Kraft und Wärme des Styls über, ohne daß die Kunst der Rede oder die Nachahmung der großen Meister daran Antheil hätten. Sie suchen nicht die Bewegung der Phrase: sie finden die Phrase der Bewegung. Man weiß nicht, wie sie es machen, um große Schriftsteller zu werden. Sie erinnern an Bossuet und Tacitus, weil sie eine große Seele haben. Tacitus, hätte ihn das Schicksal zum Kaiser gemacht, würde groß gehandelt haben; in Corneille lag der Stoff zu einem Staatsmanne; Bossuet wäre als Papst Europa erschüttert haben.

In den Memoiren des Grafen von Mérode findet man außer vielen Nachrichten über die letzten Jahre Ludwig's XIV. ein neues Zeugniß dieser literarischen Wahrheit, welche auch eine moralische ist. Einzelne Aeußerungen, welche ihm in seiner Unbefangenheit entschlüpfen, erinnern an die schönsten Stellen Fenelon's, er weiß gar nicht, daß er Dichter ist. Wenn der poetische Geist im Pulverdampfe über ihn kommt, so hält er sich für einen Krieger, Feldmarschall, Fürsten, aber weiter nichts. Die Schlacht von Hochstädt sollte beginnen. „Man kann sich", sagte er, „kein schöneres Schauspiel denken. Die beiden Armeen in Schlachtordnung standen sich so nahe, daß das Geschmetter der Trompeten hinüber und herüber klang. Wenn die unsrigen aufhörten, fingen die ihrigen an. Dies ging so fort, bis ihr rechter Flügel seinen Marsch beendet und auf ihrem linken Flügel alle Vorbereitungen getroffen waren, um das Dorf anzugreifen. Die Waffen der beiden Armeen, die in der Ebene aufgestellt waren, glänzten im schönsten Sonnenschein. Man konnte auf beiden Seiten die Abzeichen der Regimenter erkennen. Eine Menge General-Offiziere und Adjutanten sprengten hin und her; es war ein prächtiger und unbeschreiblicher Anblick. Das änderte sich aber bald, als die feindliche Artillerie vorrückte und an der Spitze ihrer Armee ein furchtbares Feuer auf uns eröffnete. Unsere Artillerie antwortete bald mit eben solchem Lärm, während die Franzosen, nach ihrer löblichen Gewohnheit, die Dörfer, Häuser und Mühlen vor der Front unseres Lagers in Brand steckten, von denen der Dampf zu den Wolken aufstieg. Wir standen immer noch vor unserem Lager, dessen Zelte noch aufgespannt waren. Die Fanfaren bliesen immer lustig fort, während das Geschütz große Verwüstungen in den Reihen anrichtete, ein Umstand, der dies Schauspiel noch großartiger hätte machen müssen, wenn man es von einem Kirchthurme hätte ansehen können." — So geht es sechs Seiten lang, dann fährt er fort: „Wer auf einem Kirchthurme stand, hätte nochmals sehen können, wie in diesen schönen Ebenen die Feinde auf einer Seite vertrieben wurden, während sie uns auf der anderen wegdrängten, wie die Wogen des Meeres; zu gleicher Zeit ein Handgemenge beider Armeen, was ziemlich selten ist. Dies fand statt während des schrecklichen Feuers der Infanterie und verschiedener Angriffe auf die Dörfer im Centrum unserer Fronte. Dieses Schauspiel an einem schönen Tage mußte schon für den zu betrachten seyn, der es mit kaltem Blute ansehen konnte."

Die politischen Resultate, die man hier findet, lassen sich in einer traurigen Bemerkung zusammenfassen: man sieht den Despotismus Ludwig's XIV. sich in seiner Einsamkeit aufzehren. Die großen Generale sterben und werden nicht ersetzt; die großen Verwaltungs-Talente treten ab, und Louvois bleibt zu den Füßen seines Herrn, der in ihm den Knechtsinn liebt. Die Fähigkeit, die Freiheit, die Geschäftsgewandtheit Ludwig's XIV. verleugnen sich nicht; vielleicht gewinnt er sogar mit dem Alter. Aber das ungeheure Ich, welches Europa überwältigt hatte, nimmt auch zu. In dieser schrecklichen Persönlichkeit ist der Protestantismus, ist Spanien, Oesterreich und Italien untergegangen. In ihr hat sich der Jansenismus aufgezehrt, der aus seinen alten Zufluchtsorten vertrieben wurde, die zum Stillschweigen verdammten Parlamente, die dem gemeinen Gesetze unterworfenen Edelleute und die zur Speichelleckerei gezwungene Literatur. Weder Karl der Große noch Karl V. haben das Beispiel eines menschlichen Willens hinterlassen, der so viele Interessen, Leidenschaften, Erinnerungen, Gesetze und Völker verschlang. Man hat gesagt, Ludwig XIV. habe so die große Einheit vorbereitet, welche die Französische Revolution begründete, das ist wahr. Aber zwischen der Einheit des Despotismus und der Freiheit, welche wesentlich individuell und mannichfaltig ist, hat die Französische Revolution immer noch nicht das richtige Maß finden können.

Mannigfaltiges.

— Die Italiäner und ihre Darsteller. Was das Volk der Touristen und deren Reisebilder betrifft, wovon wir erst in unserer letzten Nummer ein neues Pröbchen kennen gelernt, so sind die Italiäner noch viel schlimmer daran, als wir Deutsche. Uns wenigstens beschreiben doch keine Italiäner; die Italiäner dagegen werden nicht blos, wie wir, von Franzosen und Engländern, sondern obendrein auch noch von Deutschen beschrieben. Aber statt dadurch abgestumpft zu werden gegen die Neckereien des Auslandes, sind die Italiäner im Gegentheil noch viel empfindlicher, als wir. In unserem philosophischen Gleichmuth lächeln wir über die Trivialitäten, die irgend ein von Beef-steak-Eifer als A Tour through Germany herausgiebt, ebenso zucken wir die Achseln, wenn einer der jungen Französischen Professoren über Deutsche Werke liest, die er selbst nicht lesen kann. Die Italiäner aber sind ein viel leichter gereiztes und dabei unversöhnliches Volk. Noch heut tragen sie unserem Landsmanne, Gustav Nicolai, eine Sünde nach, die in seinem Vaterlande schon längst vergessen ist. „Quella sciagurata opera", heißt es in dem diesjährigen Jahrgange der Rivista Europea von dem Buche „Italien, wie es wirklich ist", „è un libro pieno dei più grossolani errori, delle più incredibili assurdità, che si possano immaginare." „Wenn Ihnen", redet der Italiäner darauf den Deutschen Verfasser an, „unser Himmel und unser Klima, unsere Berge und Ebenen, unsere Städte und Frauen nicht gefallen, nun — tanto peggio per voi e tanto meglio per noi — desto schlimmer für Sie und desto besser für uns." Und das ist wahrer Honigseim im Vergleiche mit dem bitteren Spott, den derselbe Italiäner über den sogenannten Bibliophilen P. L. Jacob ausgießt, wegen der unzalanten Bemerkungen, die sich derselbe über die Italiänischen Frauen erlaubt hat. Da wir in Nr. 136 und 137 des „Magazins" vom vor. Jahre Auszüge aus diesen Bemerkungen des Französischen Schriftstellers mitgetheilt, so halten wir es für billig, ja für eine Pflicht, die wir, als neutrale Partei, den gekränkten Italiänern schuldig sind, hier anzuführen, daß die Letzteren Alles, was dort über ihre Frauen gesagt wird, für unwahr und verleumderisch erklären.

— Polnische Literatur in Wilna. Auf die in der letzten Zeit laut gewordenen Klagen, daß so wenig Polnische Originalwerke aus der Presse hervorgingen, wird von Wilna aus in einer Polnischen Zeitschrift erwiedert, man werde wenigstens dort in dieser Zeit über einen solchen Mangel nicht zu klagen haben; es sey unter den Druckereien von Wilna ein so lebhafter Wetteifer eingetreten, um Original-Produkte zeitgenössischer Schriftsteller zu liefern, daß unter anderen die Druckerei von Theophil Glücksberg bereits im Jahre 1840, mit Ausnahme der von Kennern allgemein gerühmten Shakespeare-Uebersetzung Ignaz Kefalinski's, ihre Pressen nur mit dem Druck Polnischer Original-Werke beschäftige. Eben so angelegentlich sorgt eine zweite Verlagshandlung zu Wilna, die von Adam, ehemals Joseph Zawadzki, für die Förderung der National-Literatur. Es wird dann ein Verzeichniß der diesjährigen Verlags-Artikel jener beiden Buchhandlungen mitgetheilt, welches in der That ansehnlich genug ist und den Beweis liefert, daß noch immer ein reges Leben in der Polnischen Literatur herrscht. Bereits erschienen sind dort in diesem Jahre: 1) Literatur und Kritik; von Michael Grabowski; 2 Theile, der erste von der Ukrainischen Dichterschule, der andere von der romantischen Literatur in Polen handelnd. 2) Stannica Hulajpolska, ein historischer Roman aus der Zeit August's III., von demselben Autor, in 4 oder 5 Theilen, wovon 2 die Presse verlassen haben; 3) Erinnerungen an Polesien, Wolhynien und Litthauen, von J. Kraszewski, 2 Theile: es sind dies malerische Schilderungen der genannten Polnischen Provinzen. 4) Sitten- und Geschichts-Skizzen, von demselben Autor. 5) Neue Dichtungen von J. Korsak. 6) Erinnerungen Gustav Olizar's. 7) Gedanken zur Erinnerung an Frau und Kinder, von Florian Bochwiz. 8) Wissenschaftliche Ansichten und Untersuchungen; 12tes Heft, enthaltend: Die Poesie der Troubadoure; Mahomed; Kurze Schilderung des unter Preußischer Herrschaft stehenden Theils von Litthauen. Außerdem ist noch bei A. Marcinowski erschienen: 9) Geschichte des Litthauischen Volks von T. Narbutt; 7ter Theil: die Regierung Sigismund's und Sigismund's enthaltend. Noch im Lauf dieses Jahres werden ferner in den genannten Buchhandlungen die Presse verlassen: 10) Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande, von Holowinski. 11) Verhältniß der Literatur zur Geschichte, vom Grafen Heinrich Rzewuski, 2 Theile. 12) Dramatische Versuche, vom Grafen Alexander Przezdziecki: „Halszka von Ostrog", historisches Drama in 5 Akten, und „Das Kapitälchen", Lustspiel in 2 Akten. 13) Podolien, Wolhynien und die Ukraine, Orts- und Zeit-Bilder, mit geschichtlichen Dokumenten ausgestattet, von demselben Autor, 2 Theile. 14) Hans von Dolański, Schriften vor der Ehe und vor der Milzsucht, ein humoristischer Roman; von J...., dem Polnischen Uebersetzer von Manzoni's Verlobten. 15) Dichtungen von Simon Konopacki, 1ster Theil.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Mittwoch den 19. August 1840.

Italien.

Das heutige literarische Venedig.

Rhapsodische Bemerkungen eines Venetianers.

I.

Was für Leute die Venetianischen Patrizier noch im vorigen Jahrhundert gewesen, das ersehen wir aus einer erst kürzlich gedruckten Urkunde: „Erizzo's Bericht über seine Gesandtschafts-Reise nach Spanien." Für die eine Seite des Buches, worauf der Marquis de la Paz geschildert ist, würde ich ein halbes Buch von Bembo, eine ganze Rede von Casa und viele Briefe Annibal Caro's hingeben. Selbst der gewaltige Machiavelli ist in seinen Erzählungen zu viel Florentiner, während mancher Venetianische Politiker von der Vedetta des San Marco-Thurmes ganz Europa mit Einem Blicke umfaßt. Wenn also der fleißige Quellenforscher und Zusammensteller Venetianischer Gesandtschafts-Berichte, Eugenio Alberi, alle bis jetzt ungedruckte Reise- und Gesandtschafts-Relationen der Venetianer an das Licht stellt, so erhalten wir gewiß eine große historische Galerie von Meisterhänden, einen Gemälde-Cyklus, vor welchem alle Farbenpracht der rhetorischen Geschichtschreiber verbleichen wird.

Nicolo Erizzo brachte dem Senate seiner Vaterstadt ein mit Diamanten besetztes Bildniß des Königs von Spanien; aber kostbarer noch ist die Skizze dieses Fürsten, die er selbst mit schmucklosen Worten entwarf. Jenes ist verkauft worden — wo und auf welche Art das weiß Keiner; die Skizze in Worten bleibt uns. Redet mir nicht von Diamanten!

II.

Redet mir lieber von den „Edelsteinen" des Signor Luigi Carrer.*) Wie Wenige fragen nach diesem Buche, das schon beinahe zwei Jahre in unseren Händen ist! Wie würdigen es keiner Erwähnung, weil wir an Ruhm so überschwänglich reich sind, und weil unsere Zeitschriften Niemanden loben, der nicht sich selbst zu loben versteht. Hilf Dir selber, und die Journale werden Dir helfen! Rühme Dich zuerst, wenn Du gerühmt und endlich berühmt werden willst!

Und doch liest sich dieses Buch, seinem größten Theile nach, so angenehm wie ein Roman; und doch handelt es mit Liebe von Venedig und von Dingen, die Venedig betreffen; und doch hat Venedig seit Gaspara Stampa keinen Dichter gehabt, wie Carrer. Er hat sich als einzig würdigen Dolmetsch der tiefen Seele dieser edeln unglücklichen Frau erwiesen. Hättest Du geahnt, o Unglückliche, welche Ehre nach beinahe drei Jahrhunderten Dir beschieden war, Du würdest Dich wohl nicht so ganz verrathen und verlassen gefühlt haben!

Freilich finden wir bei Herrn Carrer keine blasphemische Reden: die betrogene Geliebte seufzt, sie knirscht nicht, und ihr Weinen ist kein Geheul. Auch läßt es Herr Carrer dahin gestellt seyn, ob Collatino's Helmbusch, wenn der Ritter zu Roß war, an der rechten Seite herabwallte, oder an der linken; ob Collatino das Wort repubblica mit großem oder kleinem R schrieb u. s. w. Unser Autor kennt die lokale Färbung nicht; historische Wahrheit und Wahrheit der Gemüthsbewegungen zirkuliren wie lebendiges und belebendes Blut in seinen frischen Bildern; sie erzeugen keine Muttermale, keine Hitzblattern — aber in den Hitzblattern ist ja bekanntlich das Leben, die Kunst und das ganze Geheimniß der reinen Objektivität!!

Kennt Ihr übrigens die Frau Marquise Giulia Torella von Montechiarugolo? — Nein. — Ich auch nicht; aber ich erfahre aus Carrer's Buche, daß sie drei Jahre nach Gaspara Stampa's Tode Collatino's Gemahlin wurde. Recht so! eine Gaspara ist geschaffen, um zu sterben, und ein Collatino, um eine Torella von Montechiarugolo zu heirathen!

Du aber, Unglückliche, lebst in Deinen Liedern und in dem Werke dessen, der mit erbarmender Liebe Deiner Asche sich annahm.

III.

So will ich die Patrizier haben! Ein Mann von Geist und edlem Willen giebt uns Briefe seines erlauchten Ahnherrn in die Hand. Herr Agostino Sagredo ist der Meinung, daß Einer, der von berühmten Vorfahren abstammt, auch dahin streben müsse, sie kennen zu lernen und Andere mit ihnen bekannt zu machen; und ich gebe ihm vollkommenen Beifall. Wer, auf den Trophäen einer Vergangenheit faul hingestreckt, an dem Ruhme seiner Väter sich weidet, der kommt mir vor, als frühstückte und dinirte er von altem Pergamente.

Giovanni Sagredo raisonnirt in diesem brieflichen Nachlaß über die Franzosen und macht sich auf ihre Unkosten ein bischen lustig; aber er thut es mit Geist und Urtheil. Die Witzeleien, welche unsere Gallischen Nachbarn gegen uns sich erlauben, verwunden manchmal, verkünden aber keine Tiefe des Urtheils; es geht mit ihren Bonmots, wie mit ihren Kanonen: sie machen großen Lärm und lassen dann Alles, wie es gewesen ist. Möchte uns der Herausgeber noch recht viel aus den hinterlassenen Papieren seines Ahnherrn mittheilen, oder, noch besser, möchte es ihm gefallen, in Verbindung mit Anderen eine möglichst vollständige Sammlung ungedruckter vaterländischer Dokumente herauszugeben! Das Geld zu einem solchen Unternehmen läßt sich noch erschwingen; fehlt es uns doch nicht an Mitteln, ein abgebranntes Theater wieder aufbauen zu lassen! Greift in Eure Taschen, Mitbürger, und opfert einmal dem Ruhme Eurer Väter und Eurer eigenen Ehre eine Summe, die Ihr sonst an Logen und Schaubühnen verwenden würdet. Die Pfähle, auf denen Venedig ruht, werden vom Wasser und vom Zahne der Zeit endlich zerstört werden; darum errichtet Denkmäler, die den Ruhm des Vaterlandes in allen Zonen verkünden und in jedem Zeitalter jugendlich wieder aufleben lassen.

IV.

Emmanuele Cicogna hat seit vielen Jahren auf die Gräber Venedigs sein Augenmerk gerichtet.*) Mit dem Eifer eines Sohnes, der nach Gegenständen forscht, die das Andenken an seine verstorbene Mutter erneuern, sucht und sammelt er, bald im Sonnenlicht, bald mit einer Kerze in der Hand, Worte der Erinnerung aus einem Zeitalter, das nicht wiederkehrt. Seine Untersuchungen geben uns Aufschluß über alle Personen, die auf jenen Inschriften vorkommen, und über ihre Verwandten und Freunde dazu. Fast jede Silbe giebt ihm Gelegenheit, viele Citate aus Büchern und Handschriften beizubringen — Citate, die nur einem Unwissenden oder für die Vergangenheit Unempfindlichen zur Last werden. Wie groß muß der patriotische Eifer seyn, den die Lust so vieler Gräber und so langwierige, oft sehr trockene Forschungen in der ganzen Venetianischen Geschichte nicht abkühlen; wie groß die Bescheidenheit, die edle Selbstverleugnung, welche, obwohl von den leiblichen Söhnen der uralten Mutter so schlecht anerkannt und belohnt, vieljährigen, wenn auch nur literarischen Beschwerden sich unterziehen kann! So lange aber die Stadt Venedig nur Einen Sohn dieser Art besitzt, wird sie nicht ganz ohne Leben seyn. Wohl magst Du, entthronte Königin der Meere, Deiner alten Herrlichkeit Dich rühmen können, wenn auf den Gräbern der Deinigen solche Spuren von ihr geblieben sind, wenn ein Menschenalter dazu gehört, um die Namen Deiner verdienten Bürger zu verzeichnen!

V.

Frederico Zinelli, ein junger Geistlicher von vorzüglichen Talenten, der jetzt eine „Bibliothek für Priester" herausgiebt, hat schon durch manche Arbeit von kleinerem Umfang von seiner tiefen Gelehrsamkeit und geistigen Originalität Beweise geliefert. Ich gedenke hier nur seines Artikels über „Dante's religiösen Geist", zu welchem alle Schöpfungen des großen Florentiners Beweisstellen geliefert haben. Herr Zinelli erklärt in diesem Artikel mehrere Stellen der Göttlichen Komödie anders, als bisher geschehen, und die Art, wie er über poetische Begeisterung philosophirt, giebt ihn als würdigen Dolmetsch des unvergleichlichen Dichters zu erkennen. Es ist ein hoher Genuß, zu sehen, wie seit fünf Jahrhunderten so viele treffliche Köpfe an diesem großartigsten Denkmal unserer Poesie und unseres Glaubens ihren Scharfsinn erproben, und wie Jeder die von ihm gemachte Entdeckung erhebt und befestigt, obschon es Keinem vergönnt ist, den hehren Riesenbau vollständig zu beleuchten. Ja, er „verbirgt sich selber mit seinem Lichte", jener wunderbare Genius, der mit solch einer Welt von Ideen solch eine Welt von Gemüths-Regungen, so viel Liebe mit so viel Zorn, so viel Oekonomie mit so überschwenglichem Reichthum, so viele mystische Symbole mit so

*) Anello di sette gemme, o Venezia e la sua storia. (Der Ring mit sieben Steinen, oder Venedig und seine Geschichte.) Betrachtungen und Phantasieen von Luigi Carrer. Venedig, 1838.

*) Iscrizioni veneziane raccolte e illustrate da E. A. Cicogna.

vielen einfachen Wahrheiten zu einem verstand; jener Dichter, dem der Tempel und das Brautbett, die Bücher und die Völker, die Individuen und die Oertlichkeiten, die Vorwelt und die Mitwelt zu seinen Eingebungen Stoff leihen; der auf seinem Gegenstande nicht ruht, nicht wandelt, sondern über demselben schwebt; der seine Blitze nur auf die hohen Kuppeln schleudert, die Schmarotzer von Cane, die ihn aus der Tiefe anbellen, keines Blickes würdigt und die ungastliche Gemeinheit Alboin's mit Einem Worte zu Schanden macht, sie zu Schanden macht und vorüberzieht.

Um aber noch einmal auf Herrn Zinelli zu kommen, so preisen wir Venedig glücklich, daß es eine solche Zierde des Italiänischen Klerus zu den Seinigen zählen kann.

Rußland.

Marktleben in Rußland und die Märkte in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Weil in ihren Basars — das vor jedem darin aufgestellten Heiligenbilde brennende heilige Lämpchen ausgenommen, denn von diesem wird gesagt, daß es keinen Schaden thue — durchaus kein Feuer und Licht brennen darf, so sind sie im Winter der unbarmherzigsten Kälte ausgesetzt, die sie aber mit großer Langmuth und unzerstörbarem Frohsinn ertragen. Freilich ziehen sie alsdann über ihren Kaftan noch einen dichten Pelz. Auch dieser ist bei jedem Gostinnoi-Dwor-Kaufmann immer von demselben Stoff und demselben Schnitt, ein weißgrauer Wolfspelz, der gewöhnlich von fuchsbraunen, eingefärbten Streifen durchzogen wird. Vielfache während einer Reihe von Jahrhunderten gemachte Erfahrungen, unzählige mit allen ihren Waaren in Rauch und Flammen aufgegangene Budenstädte und Basare haben die Russen endlich vermocht, jene Maßregeln gegen das Feuer zu nehmen, und haben ihnen endlich gelehrt, daß Ziegelsteine weniger Gefahr bringen als Holz. Daher nun auch alle Gostinnoi-Dwor's im Reiche aus Stein gebaut und mit Eisen gedeckt werden. Der Petersburger ist sogar überall gewölbt und selbst beim Dache nicht ein Stückchen Holz verschwendet. Mit Sonnenuntergang hört aller Verkehr darin auf. Die Kaufleute rammeln ihre Buden zu und überlassen die Bewachung großen angeketteten Hunden und eigens dazu angestellten Nachtwächtern. Es brennen dennoch aber im Innern der Gewölbe die kleinen Altar-Lampen, von Niemanden als ihren Heiligen bewacht.

Es mögen in dem Petersburger Gostinnoi-Dwor und seinen Appendixen, selbst wenn man auch die mit Viktualien zu Markte kommenden Bauern nicht dazu rechnet, leicht 10,000 Kaufleute, Boutiquiers und Krämer versammelt seyn. Da diese Leutchen den Tag über allerlei Bedürfnisse und doch keinerlei eigene, häusliche Einrichtung in der Nähe haben, so kann sich man denken, daß bloß dieser Verkäufer wegen sich hier wieder eine Menge von Verkäufern aufhalten, wie sich eine Muschel auf die andere setzt, um ihre Existenz zu gewinnen. — Es nomadisiren daher in den Gängen und Straßen des Basars beständig Theeverkäufer mit ihren großen dampfenden Kupfer-Urnen, Sbiten- und Kwas-Schenken, Frühstücks-, Wurst-, Brod- und Käse-Händler herum, die bei den immer eßlustigen „Kupzui" guten Abgang für ihre Waaren finden. — Sorgen und Klagen kennt man in diesem Petersburger Basar nicht, wie man sie auf unseren Märkten hört und sieht; denn erstlich schlägt sich der Russe alle Sorgen aus dem Kopfe und läßt keine Klagen über die Lippen, und zweitens geht auch in diesem aufblühenden Lande, Gott sey Dank (Slawa Bogu), — die Waare mag so unter aller Kritik schlecht seyn, als sie will, — Handel und Wandel immer gut und frisch. Anderswo pflegen sich die Waaren dadurch guten Abgang zu verschaffen, daß sie nach Erreichung vorzüglichster Qualität streben. Hier umgekehrt. Je schlechter die Waare ist, so denken, glaube ich, die Russischen Spekulanten, desto schneller hat der Käufer wieder andere nöthig. Kaum hat man sich ein Paar neue Stiefeln gekauft und sich über ihre hübsche Façon erfreut, bei schönem Wetter sie blank geputzt spazieren geführt, und kaum tritt ein etwas heftiger Regen ein, so ziehen die Stiefeln Wasser wie Schwämme, die mit Leim untergekleisterten Sohlen lösen sich, und man läuft auf den Socken zum Basar, um sich neue zu kaufen. „O wie skandalös schlecht hat Dich der Kaufmann behandelt, Väterchen! Komm zu mir, kauf bei mir ein Paar Stiefeln, die allerbeste Waare (tschije) kosten 15 Rubel. Ich kann auf Ehre keinen Pfennig ablassen. — Die Hälfte willst Du geben? O, o Väterchen! Du willst mich doch nicht in Schaden bringen! Sieh Dir diese Façon an, fühl das Leder, wie weich, und dabei sind sie doch so stark. Du wirst sie noch auf Deinen Sohn vererben können! Nun, nun, sey nicht so rasch. Geh nicht weg, Väterchen! Ich lasse sie Dir zu 8 Rubel, aber billiger kann ich nicht! Da nimm. Ich packe sie Dir in hübsches Bunt-Papier ein. Gehab Dich wohl und trag die Stiefeln mit Gott." — Und man wird Gott danken müssen, wenn nicht beim ersten heißen Sonnenschein das Leder an allen Ecken aufspringt wie spröde Lippen.

Ein Deutscher, ordentlicher, Pläne machender und seine Frau und Kinder bedenkender Krämer sieht, in seiner Bude sitzend, immer aus, wie die Berechnung selbst. Der Russe ist fast immer Hans Ohnesorgen. Selten sieht man sie ordnen, berechnen, schreiben. Ihr Geschäft ist sehr einfach und macht sich ohne dergleichen künstliche Hülfsmittel fast von selbst. Man sieht sie daher gewöhnlich, wenn sie nicht eben durch Käufer beschäftigt werden, oder wenn sie nicht den Vorübergehenden ihre Einladung absingen müssen, mit allerlei Spielen und Scherzen beschäftigt. Bei gutem Wetter ist ihr gewöhnliches und allbeliebtes Spiel das Damenbrett, das sie sogar auf den Tischen und Bänken, die vor ihrer Thüre stehen, aufgemalt haben. Eifrig stecken eine Menge die Köpfe zusammen, betrachten mit Kennermiene die Stellung der Steine, machen Partei für und wider die beiden Spielenden und sind ganz in ihr Spiel verloren, bis etwa ein Käufer sich naht, wo denn gleich mit Reverenzen und Bücklingen die Gruppe aus einander fährt und ein Jeder denselben für seinen Laden zu gewinnen sucht. Im Winter machen sie sich Bewegungen mit dem Ballspiel, wobei sie in den geräumigen Gängen ihres Basars einen dicken Ball sehr geschickt mit dem Fuße in langen Bögen über die Köpfe der Spaziergänger, Käufer und Kaufleute hinzuschlagen wissen, oder sie versammeln sich um den Frühstückstisch und das dampfende Isamowar und schlürfen ganze Kannen des heißen Thee-Getränks hinunter. Dann und wann füttern sie ihre Nachtigallen und andern Singvögel, mit denen sie sich immer in Ueberfluß umgeben, schlagen ihren Kaftan zusammen und gähnen mit untergeschlagenen Armen, ordnen gelegentlich hier und da etwas in ihren Buden und vergessen es nicht, dann und wann auch einmal vor ihren Bog (Heiligen) zu treten und mit einer anständigen Verbeugung um Erfolg in dem Geschäft zu bitten.

Außer den Pelzwaaren, die natürlich zum Theil ganz vortrefflich und höchst eigenthümlich sind, außer den Eisenbuden, den Wachslichter-Läden und sonst einigen anderen Artikeln, hat der eigentliche Gostinnoi-Dwor doch im Ganzen wenig echt Russische Waare. Das Meiste sind nur schlechte Kopieen ausländischer Artikel, obgleich dann freilich auch in der Art dieser Kopieen viel Eigenthümliches nicht zu verkennen ist. Auch sind daher die diese Basars umschwirrenden Käufer, die Europäischen Kammerkätzchen, die uniformirten Lakaien, die Beamten, die fremden Lehrer u. s. w., eben so wenig alle national Russisch. Weiterhin aber, auf der Gartenstraße, wo man durch einige Thore auf die oben genannten Marktplätze, den Tschukin-Dwor und den Apraxin-Ruinok, tritt, da ist Alles, kaufendes und verkaufendes Publikum, wie die Waare, mehr echt Russisch, und es eröffnet sich hier mitten in dem eleganten von Palästen und Spiegelfenstern blitzenden Petersburg, mitten in dieser Residenz großer Magnaten und eleganter Herrschaften, ein buntes und schmutziges Volksleben, gerade so wie es im Mittelalter auf den Märkten des alten mächtigen Nowgorod sich bewegt haben mag, und wie man es noch jetzt auf den Märkten der inneren Provinzialstädte sieht, ein schmutziges, wirres Treiben und Handeln mit Flittern und Lumpen, mit alten Kleidern und alten Speisen, wie man es sonst in keiner Europäischen Residenz mehr findet.

Die Bevölkerung der Stadt Petersburg ist von ihren obersten Regionen bis in die untersten hinab eine so beständig ab- und zufluthende, so fortwährendem Wechsel unterworfene, daß mit Ausnahme sehr weniger Elemente fast nichts in ihr stationär und sedentär erscheint. Die Großen ebben und fluthen ab und zu, die Fremden kommen, sammeln sich Schätze und kehren in ihr Vaterland zurück, während stets neue auftauchen, die Soldaten werden bald hier bald dahin verlegt, die Beamten bleiben selten lange an ihren Posten und werden versetzt und in andere Reichsgegenden verschickt, das gemeine Volk, die Diener, die Arbeiter, die Hunderttausende von Zimmerleuten, Steinhauern, Fabrik-Arbeitern, Handlangern u. s. w., sind Leibeigene, die nur auf einige Zeit von ihren Leibherren Urlaub bekommen und häufig wieder durch andere ersetzt werden, sogar die Iswoschtschiks und Fuhrleute in den Straßen sind von dem unaufhörlichen Wirbel, der die Bevölkerung des ganzen Russischen Reichs stets von einem Ende desselben zum anderen führt und beständig mischt und mengt, ergriffen, und es erscheinen auf dem Vordersitzen der Droschken immer neue und aber neue Gesichter, die wie in den Zeiten der Völkerwanderung aus den Wolga-, Don- und Dniepr-Gegenden auftauchen und dahin wieder verschwinden. Petersburg mit einem Worte ist, wie alle Städte Rußlands, nur ein Ort, an dem sich die Bevölkerung zur Abmachung gewisser Geschäfte ein Rendezvous giebt, nicht aber, wie die Städte bei uns, wo die Menschen zwischen den düstern Mauern das Licht der Welt erblicken und wie auf den Dächern einzelne Moospflanzen ein Jahrhundert hindurch vegetiren, ergrauen und vermodern, um ihre engen Wohnungen wieder Anderen zu überlassen. — In einem Jahrzehend ist die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Stadt immer eine total neue. Natürlich streift sie bei so vielfachen Verpuppungen und Verjüngungen auch eine unendliche Menge veralteter Larven ab, und es erklärt sich daraus die ungeheure Größe seiner Trödelmärkte und die erstaunliche Masse abgelegter Kleider, veralteter Möbeln und gebrauchter Hausgeräthschaften, die von Scheidenden und Abreisenden um ein Billiges losgeschlagen und sogleich wieder von Neusicheinrichtenden um einen guten Preis angekauft werden.

Namentlich zum Winter wandern täglich Tausende von Menschen zu den Thoren der Stadt ein, die nicht wissen, ob sie den andern Tag Köche oder Zimmerleute, Steinhauer oder Maler seyn werden, und ob sie dann ihren Bauerkittel mit einer Lakaien-Uniform oder mit einem Schreiber-Rock, mit einer Musikanten-Kleidung oder einem Kaufmanns-Kaftan vertauschen müssen. Der Apraxinsche und Tschukinsche Markt sind auf alle diese Fälle gefaßt und haben sich der Art mit Provisionen von den mannigfaltigsten Speise-, Kleidungs- und Haus-Bedürfnissen versehen, daß die Samojeden Sibiriens und die Horden der Huronen und Tschippewa's Amerika's, so nackt wie sie in den Wäldern aufwuchsen, alle sammt zu ihren Thoren eintreten und nach wenigen Augenblicken als civilisirte und bräutlich geschmückte Leute, mit allen möglichen Geräthschaften für ihre häusliche Niederlassung versehen, wieder daraus hervorgehen könnten, ohne daß auch nur das kleinste ihrer Kinder oder der älteste ihrer Greise sich beklagen könnte, nicht das ihnen Nöthige gefunden zu haben. — Ja sogar ihr ganzes Kaziken- und Fürsten-Chor würde Gelegenheit genug finden, seinen Hofstaat auf das prächtigste zu vervollständigen; denn so abscheulich auch der in Petersburg für diesen Markt gebräuchliche Name „woshewoi Ruinok", — dessen Uebersetzung wir unseren Lesern lieber vorenthalten, um ihnen nicht gleich vom Anfang herein einen

Abschen gegen das, was wir näher in Augenschein zu nehmen denken, inzustoßen, — klingt, so wenig ist doch Alles auf demselben lumpig und alt. Im übrigen Rußland heißen sonst solche Märkte, deren ähnliche in jeder bedeutenden Russischen Stadt sich finden: „tolkutschi Ruinok's“ von „tolknutz“ = „herumstoßen“, allenfalls also „Gewühl-Märkte“.

Die beiden genannten Märkte bilden zusammen einen mit Buden dicht bedeckten Platz von ungefähr 1500 Fuß im Quadrat oder von circa 2 Millionen Quadratfuß. Sie sind fast durchweg mit Buden der Art dicht bedeckt, daß nur schmale Straßen zwischen ihnen bleiben, und mögen demnach, wenn man auch jeder Bude mit der zu ihr gehörigen Straße und dem freien Raume um sie her 500 Quadratfuß zumißt, was bei ihrer Kleinheit gewiß reichlich gemessen ist, leicht mehr als 3000 Buden, Zelte und Krämerhütten haben. Sie bilden eine Stadt für sich. Die Buden stoßen vorn fast mit den Köpfen zusammen, und die engen Straßen sind so finster, wie in den Judenwinkeln mancher Deutschen Orte, oder wie in manchen orientalischen Städten. Durch enge Thore tritt man aus der lebendigen freien Gartenstraße in dieses finstere Gewühl ein, wo man keinen elegant gekleideten Menschen mehr findet, keinen französirten Frack, lauter schwarzes Volk“. Alles bärtig, bepelzt und antik-Russisch, und nur von weitem sind noch hier und da Durchblicke gegonnt auf den vorbergehenden zierlichen Spaziergänger-Strom der Gartenstraße und auf das prächtige gegenüberliegende Bank-Gebäude. Unter den Thorgängen hängen große Lampen und buntgeputzte Heiligenbilder herab, so wie auch in den Straßen dieser Lumpenstadt auf allen Ecken und den dann und wann sich eröffnenden freien Plätzen kleine Kapellchen so ungemein bunt aufgeputzt stehen, daß man meinen sollte, sie seyen in dem Styl der Chinesischen Pagoden gebaut. Doch genügen sie dem frommen Russen noch nicht, und häufig sind in den Straßen über noch von Dach zu Dach hölzerne Brücken und Bögen gebaut, auf denen von Gold glänzende und von Lampenschimmer beleuchtete Heilige hoch in Lüften schweben, und damit das alte Sprüchwort: „les extrèmes se touchent“ wahr werde, so fehlt in der Nähe fast keiner dieser Kapellen das andere Gebäude, das dem Russen nach der Kirche das wichtigste ist, der Kabak oder das Branntweinhaus. Die Straßen sind mit hölzernen Dielen belegt, auf denen man in dem ewigen hier herrschenden Schmutze von Brett zu Brett springt. Zum Theil sind jene Schenken, die auch noch Liqueure, Kwas und Biere verkaufen, recht wohnlich eingerichtet und mit allerlei buntem Papier und Tapeten nach Russischer Weise ausgeziert. „Stecken Sie Ihre Arme in die Pelzärmel und knöpfen Sie sich Ihren Biberpelzkragen fest um die Ohren“, sagte, als ich zum ersten Male jenen Markt betrat, mein Begleiter zu mir, der ich nach Russischer Weise meine beiden Kleidungsstücke recht lang an mir herunterbaumeln ließ, „denn wir sind hier in das Galgenviertel von Petersburg eingetreten, wo Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, als gute Prise betrachtet wird. Packen Sie Ihre Ringe in die Tasche; denn man könnte Ihnen des Goldes wegen den kleinen Finger abschneiden, und wenn man merkte, daß Sie Ihre Brieftasche unter der Haut trügen, man würde Ihnen im Nu ein Loch hineingeschnitten und sie herausgeholt haben.“ In der That sollen viele Leute oft sehr sonderbar von den Kippern und Wippern des Tolkutschen-Marktes beschnitten, ohne Pelzkragen, ohne Rockschöße hervorgegangen seyn. Was mich selbst betrifft, so ist mir später nie etwas der Art begegnet, noch habe ich Aehnliches mit angesehen, obgleich ich oft genug recht nachläßig meinen Fuß diesen großen Jahrmarkts-Irrgarten durchirren ließ.

Auch selbst in diesem scheinbar so unordentlich durch einander geworfenen Irrgarten hat sich doch das Ganze nach der in Rußland gebräuchlichen Weise geordnet. Gleiches hat sich zu Gleichem gesellt, und das Ensemble zerfällt in eine Menge deutlich geschiedener und leicht übersehbarer Massen, so daß das Studium dem Beobachter dadurch außerordentlich erleichtert wird.

In dem einen Winkel haben sich z. B. alle Heiligenbilder-Händler zusammengefunden. Die Russen, die sich immer von Gott und allen Engeln verlassen glauben, wo sie seine Allgegenwart nicht sichtbar und handgreiflich verkörpert sehen, oder die vielmehr überall da in des Teufels Reich zu treten glauben, wo nicht der liebe Gott durch des Priesters Hand wirklich Besitz genommen hat, und die daher ihre Körper, ihre Thüren und Thore wie ihre Kirchen mit Heiligenbildern behängen, verbrauchen davon natürlich eine unglaubliche Quantität. Wie Pfeffernüsse aufgehäuft und auch dutzendweise gekauft, liegen die kleinen aus Messing gegossenen Kreuzchen, Marien-, Johannes- und Sankt Georgs-Portraits und andere Amulette in großen Kisten vor denen Buden ausgestellt. An den Wänden der Hütte hängen von falschem Silber und Gold mächtig strahlende Bilder aller Façons und Größen: kleine, wenige Zoll lange und breite, von denen die Lakaien vornehmer Häuser gleich ein Schock nehmen, um ein neugebautes Haus damit zu versorgen, wo sie in jedem Zimmer hinter den Gardinen angenagelt werden; große, 3 bis 4 Ellen hohe für altgläubige Kaufleute, die sich mit ihren Frauen und Kindern davor niederwerfen; andere zum Gebrauche für Dorfkirchen und Stadtkapellen. Einige sind neumodisch in Mahagony-Rahmen eingefaßt, andere nach alter Weise mit Säulen, Tempelthüren und ganzen Tempelchen, geschickt aus Silberdraht geflochten, verziert. Viele sind neu und frisch gemalt von Schülern der neuen Petersburger Kunst-Akademie, die meisten aber uralte und scheinbar von dem Staube von Jahrhunderten belegte und gebräunte Figuren, die dem gemeinen Russen vorzugsweise gefallen, wie unser Bauer die alten beschmutzten Gesangbücher den neuen frisch eingebundenen vorzieht. Sie werden besonders gesucht, wenn man weiß, daß sie schon früher in Kirchen dienten, weniger, wenn sie nur im Dienste eines Privatmannes alterten.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Englisches Eisenbahn- und Manufakturwesen. *)

.... Die Erscheinungen, die in den zwei verflossenen Tagen an mir vorübergegangen sind, halte ich für so merkwürdig, daß ich sie, noch ehe ich mich dem Schlafe überlasse, der nach zwei durchwachten Nächten wohlthun wird, aufzeichnen will, damit das Ganze nicht so schnell meinem Gedächtnisse entfliehe, als meinem Auge. — Montag theilte ich Dir meinen Plan mit, einen Ausflug von London zu machen; Dienstag ging ein Brief von Leeds aus an Dich ab, ich hatte 90 Stunden zurückgelegt, und heute, Mittwoch Morgen, bin ich schon zurück und habe Manchester, Leeds, Birmingham gesehen, eine Tuchfabrik, eine Eisengießerei, eine Leinwand-, eine Kattun-Manufaktur besucht, bin in Summa hundert Meilen gereist und nur einen Tag fern von London und außerhalb meines Geschäftskreises gewesen. Wem sollte dies nicht fabelhaft, ans Wunderbare gränzend dünken! Der Ring aus „Tausend und einer Nacht“ ist jetzt für England überflüssig geworden. Doch ich will den Faden meiner Erlebnisse am Montage von der Stunde an aufnehmen, wo ich Dich verließ, um meine Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Du kannst glauben, daß sie nicht bedeutend waren, aber ich hatte vorher noch anderweitige Geschäfte abzumachen und kam erst um 5 Uhr zur Eisenbahn, in dem Augenblicke, wo die Glocke zur Abfahrt schellte und der Zug schon in Bewegung gerieth. Meine Gesellschafter saßen bereits im Wagen und fingen an, wegen meines Unterkommens Besorgnisse zu hegen. Es geht über alle Begriffe, welches Gedränge und Getümmel scheinbar jetzt stattfand, und wie inmitten desselben die größte Ordnung herrschte. 300 Menschen stürzten in ein halb Schock Waggons, die Pferde wieherten und stampften, während man sie in ambulanten Ställen unterbrachte, damit sie einander keinen Schaden zufügen könnten, und die einzelnen Fuhrwerke wurden wie durch Zauberei auf Terrassen förmlich gehißt. — Mit einem Male rückte dies Alles in die Höhe, gehoben von einer unermeßlichen Maschine, welche die ganze Last mit Blitzesschnelle emportrug. Das Herz war mir beklommen, indem ich an mein armes Frankreich dachte, das, wenn es nicht nacheilt, bald außerhalb des Weltverkehrs sich befinden wird, während seine Nachbarn mit Riesenschritten vorwärts eilen.

Die Eisenbahn von London nach Leeds, über Northampton, Warwick und Derbyshire, ist im eigentlichen Sinne ein Wunderwerk. Die Engländer haben hier die Hindernisse überwunden mit einer Energie, die an Siegerhohn gegen die Natur gränzt, haben bald die Bahn in Tunnels versetzt, die stundenlang unter der Erde fortgehen, bald auf schwindlige Steige geführt, die über der Tiefe schweben; hier fließt unten ein Kanal, und über demselben wölbt sich eine Brücke, dergestalt, daß drei Straßen über einander laufen, eine Feuer-, Wasser- und Erdstraße, und alle wimmeln von Menschen: die Kanäle sind mit Fahrzeugen bedeckt, die um ein Geringes die Waaren ausladen; die Heerstraßen werden von Diligencen und Reisenden nicht leer, und die Eisenbahnen entsenden zu jeder Tageszeit ihre pfeilschnellen Wagenzüge, welche ganze Städte und Bevölkerungen zu führen scheinen. Man befindet sich dann in einem fortwährenden Widerspruche, wenn man diese wunderbare Schnelligkeit im Ausführen sieht und an die bekannte Langsamkeit im Entschließen denkt, welche den Engländer charakterisirt. Ja, Albion ist das Land der Gegensätze. Je mehr man es erforscht, desto deutlicher erkennt man, welche Mühe es dem Fremden kostet, es zu verstehen, welche Zeit, um sagen zu können: jetzt kenne ich es.

Um 2 Uhr Morgens hatten wir unsere 90 Stunden zurückgelegt und befanden uns in Leeds. Seit unserer Abfahrt machte noch der Gewerbefleiß die Hauptwürze unserer Unterhaltung aus, die nicht ein einziges Mal versiegt war. Du kennst die Materie, sie ist fruchtbar, und ich spreche überhaupt nur gern von zwei Dingen, entweder von den Jahren meiner Kindheit mit meinen ehemaligen Schulkameraden, oder von dem Handelsverkehr mit Leuten, die dessen Wesen und Gesetze verstehen; jenes nenne ich die Unterhaltung fürs Herz, dieses eine Arbeit des Verstandes, und beide fesseln mich in der Regel so, daß mir die Zeit dabei nie lang wird. Um 8 Uhr waren wir am Ziel unserer Reise, nämlich in jener Tuchfabrik, wo das Tuch entsteht, ohne gesponnen noch gewebt zu werden, indem die rohe Wolle in die Maschine hinein- und als Tuch herausgeht. Dieses Wunder industrieller Fortschritte setzte mich indessen nicht so in Erstaunen als meine Gefährten, und ohne die Maschine gesehen zu haben, konnte ich ihnen erklären, wie ich die Sache für möglich hielte, und nachdem wir dieselbe gesehen hatten, fand sich meine Ansicht bestätigt. Schon seit Jahren hatte ich über die Affinität der Wollfasern unter einander, über ihre Anziehungskraft, über die ihnen verliehene Eigenschaft, durch das Walken sich einander zu nähern, zusammenzugehen und eine Masse zu bilden, längere Beobachtungen angestellt, war deshalb auf den Gedanken gekommen, daß es ein Mittel geben müßte, Wollenstoffe zu bereiten, ohne sie erst zu weben, aber da diese Idee für mich nur einen theoretischen Reiz hatte, so kam es mir nicht in den Sinn, sie für praktische Zwecke zu verfolgen, und nur den Nutzen hatte ich davon, auf den ersten Augenblick erklärlich zu finden, was Anderen unerklärlich erschien. Dabei ist der ganze Apparat so einfach und leicht zu durchschauen, daß ich dem Erfinder und den Geschäftsführern wohlmeinend den Rath gab, die Maschinerie etwas mehr zu verbergen. Freilich laufen sie dabei wenig Gefahr; denn sie haben Patente in allen Ländern der Welt genommen, die Erlaubniß zum Nachbilden ist schon bis nach Rußland und Italien verkauft; vielleicht wird sie auch endlich nach Frankreich

*) Aus einem Schreiben des Französischen Fabriken-Commissairs Charles Sallandrouze, der sich jetzt im Auftrage seiner Regierung in London befindet.

sich Bahn brechen, und in diesem Moment ist wieder ein riesenhaftes Etablissement auf Englischem Boden im Werden.

Nach meinem Dafürhalten muß auf diesem Wege eine industrielle Umwälzung für die Tuchfabriken entstehen; nicht, daß ich glaube, wie dreist auch Andere dies behaupten mögen, man werde durch dieses Verfahren jemals ein Tuch von großer Feinheit bereiten, aber man wird doch bis ins Erstaunliche alle ordinaire Tuche verfertigen, Tuche, nach denen gerade die meiste Nachfrage geschieht, und worauf sich die Erfinder allein einlassen müssen, wenn sie ihren Vortheil verstehen. Uebrigens ist die Bereitung des Tuches nur eine Seite dieses Verfahrens, das eben so gut auf Teppiche, halbwollene Zeuge, Decken u. A. sich anwenden läßt. Hauptvortheile bei dieser Methode sind: Verminderung von drei Viertel der Handarbeit, Ersparung der halben Einrichtungs-Kosten, indem eine einzige Maschine täglich 800 bis 1000 Ellen Tuch wird liefern können, und der Gewinn von circa einem Fünftel der rohen Produkte. Endlich kann man bei der Maschinen-Arbeit die Deckung von feinerer Wolle, die Kette von gröberer nehmen, wodurch die ordinairen Tuche Glanz und Kern bekommen müssen, so daß bei weitem noch nicht alle Resultate erschöpft sind und der Speculation freier Spielraum gelassen ist.

Es war Mittag, als wir die Tuchfabrik verließen und uns nach einer großartigen Eisengießerei begaben. Der Besitzer kannte mich dem Namen nach, nahm mich sehr freundlich auf und zeigte mir alle Eigenheiten seines Betriebs. Das Eisen wird dort mit eben so großer Leichtigkeit bearbeitet, als bei uns das weiche Holz. Da ist eine Maschine, die mit einem Schlage die Schraubenmutter und die Schnecke macht, eine andere, die in einem Ruck einen ungeheuren Eisenblock zurundet, oder die, indem sie ihn abhobelt und Feilspäne von einem Viertel-Daumen Dicke abschnitzt, ihm im Nu die seiner künftigen Bestimmung angemessene Form giebt; wieder hier wurde vor meinen Augen ein Dutzend kupferner Kammräder im Augenblick ausgezackt, kurz, kein Metall widersteht, das härteste läßt sich wie Teig formen und schneiden. Die Dampfmaschine in dieser Eisengießerei ist die schönste, die mir noch zu Gesicht gekommen ist.

Nach Verfluß von zwei Stunden befanden wir uns in der Leinwand-Manufaktur des Herrn Brown, wo der Zutritt mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Wir mußten feierlich versichern, daß nicht Einer von uns sich mit diesem Zweige der Industrie abgebe. Für mich hatte dieser Besuch das meiste Interesse; ich wünschte schon längst, eine solche Anstalt in Augenschein nehmen zu können, weil gerade Fabriken dieser Art in Frankreich die meiste Schwierigkeit und überhaupt kein rechtes Gedeihen gefunden haben. Ich sah nun in der Nähe und prüfte mit Gründlichkeit die Maschinen; sie gleichen im Allgemeinen den Zurichtungs-Maschinen von gekämmter Wolle, nur die Spinnerei ist verschieden, und das Verfahren besteht darin, daß man den Flachs durch heißes Wasser gehen läßt. Bekanntlich hatte der Kaiser eine Million für denjenigen ausgesetzt, der die Flachsspinnerei auf mechanischem Wege erzielen würde, aber Niemand den Preis gewonnen. Es scheint, daß nach vielen fruchtlosen Versuchen der Erfinder plötzlich auf Kleinigkeiten aufmerksam wurde, die ihm bis dahin entgangen waren, nämlich, daß die Frauen, um den Flachs zu spinnen, die Finger an den Mund bringen und so den Faden mit Speichel netzen. Hierin bestand das ganze Geheimniß; es war eine heiße Feuchtigkeit nothwendig, damit der Faden nachgeben und sich dehnen konnte. Der Sohn vom Hause, der die Begleitung in dem Fabrikgebäude übernommen hatte, sprach fertig Französisch und war seinem Fache vollkommen gewachsen, so daß seine Erklärungen mich zugleich erfreuten und vollkommen befriedigten. Wir schieden von einander als die besten Freunde von der Welt.

Doch in meiner Eil hätte ich bald vergessen, von dem Wunderwerk in Leeds, der Leinwand-Fabrik des Herrn Marchals, zu sprechen. Das Gebände ist zwei Morgen lang, zwei breit, also ein Quadrat von vier Morgen; es hat schon eine Million Thaler gekostet und ist noch nicht fertig. Die Hauptseite wird von einer prächtigen Säulen-Reihe in Aegyptischem Styl getragen; es ist ganz massiv, nur von Eisen und Ziegeln, auch nicht ein Stück von Holz. Anstatt des Daches, tragen die Gewölbe eine Terrasse mit einem reizenden Garten. Fast scheint die Königin Semiramis ein wenig nachgeahmt und, wie ich fürchte, übertroffen von dem Flachsspinner in Leeds, der, seinem Aufwande nach zu schließen, ein königliches Vermögen besitzen muß. Jedermann sucht diesen sonderbaren Einfall bei einem Manne von anerkannter Geschäfts-Tüchtigkeit zu erklären, und es wird behauptet, sein Zweck bei Anlegung dieser hängenden Gärten sey gewesen, eine beständige Feuchtigkeit in seinen Ateliers zu erhalten. Mir scheint eine derartige Vorsicht in einem Lande wie Großbritanien überflüssig zu seyn, und ich fürchte, daß darunter eher etwas Spleen stecke, wie ja die Vorsicht ihre Gaben immer so wunderbar austheilt, daß sie, wo viel Licht ist, es nicht an Schatten fehlen läßt, und für diese Schattenseite an dem sonst achtungswerthen Charakter des Herrn Marchals halte ich seine Semiramis-Gärten.

Um 6 Uhr kehrten wir in den Gasthof zurück. Meine Begleiter hatten gerade genug, aber ich war in meinem Element, wie auf der Jagd, und verspürte nicht die geringste Müdigkeit. Um 7 Uhr hatte ich Mittagtisch gehalten, Alles gesehen, was ich in Leeds sehen wollte, und dachte, um 7½ Uhr meine Rückreise nach London anzutreten. Leider war die Eisenbahn-Fahrt diesen Tag ausgesetzt worden; meine Gesellschafter baten dringend, bis zum folgenden Tage mit ihnen zurückzubleiben, aber ich gab nicht nach, nahm um 8 Uhr die Schnellpost nach Manchester, die mich freilich etwa 20 Stunden mit Pferden zu machen nöthigte, aber doch zu einer Eisenbahn führte, der einzigen Möglichkeit, früh wieder in London zu seyn und nicht einen ganzen Tag zu verlieren. Um 1 Uhr war ich in Manchester. Ich besuchte eine Kattun-Fabrik, die auf einer hohen Stufe der Ausbildung steht. Fast in allen Fabriken dieser Art wird drei Nächte in der Woche durch gearbeitet, aber da es hier für mich, der ich hundert dergleichen Etablissements gesehen habe, nichts Merkwürdiges gab, blieb ich nur dort, um mir die Zeit bis zur Abfahrt zu vertreiben, es immer noch dem müßigen Auf- und Abgehen in den Straßen vorziehend.

Um 6 Uhr war ich in Birmingham. Während der Pause, die gemacht wurde, maß ich im wahren Sinne des Wortes alle Viertel der Stadt aus. Um 10 Uhr zog ich wieder in London ein und melde Dir nur schleunig meine Rückkunft, mir für den Abend aufsparend, wenn die Tagesgeschäfte beseitigt sind, Dir das Nähere mitzutheilen. Willst Du einen rechten Begriff bekommen von dem, was ich in diesem Zeitraum gemacht habe, so nimm Dir die Karte von England zur Hand und folge mir auf meiner Reise. Du wirst gestehen, daß ich die Zeit ausgekauft habe. Um Dir zugleich klar zu machen, welches große Eisenbahn-Netz in diesem Augenblicke über das Land ausgebreitet ist, gebe zunächst von London aus bis nach Liverpool. Das sind 84 Stunden. Dadurch ist der große Hafen im S. O. mit dem großen Hafen im N. O. verbunden. Jetzt wende Dich von London nach York, von der größten Stadt des Südens nach der größten Stadt des Nordens. Das giebt 92 Stunden. Dann von Hull nach Liverpool, den beiden größten Ausfuhrhäfen der Nordsee in das Irische Meer (einem Theile des Atlantischen). Diese Bahn durchschneidet England in seiner ganzen Breite und beträgt 32 Stunden. Eine andere Eisenbahn geht von London nach Southampton, verbindet also London mit Havre und einst, wir hoffen es, mit Paris; von London nach Hull, die vorzüglichsten Häfen der Ostküste mit dem S. und N. verbindend, das beträgt 100 Stunden; von Newkastle nach Maryport, eine Bahn, die ebenfalls England seiner ganzen Breite nach durchzieht und den Steinkohlen-Bezirk mit den Manufaktur-Städten in Verbindung setzt; endlich von London nach Bristol, verbindet also das Atlantische Meer mit der Nordsee durch die beiden Haupt-Häfen; das macht 52 Stunden. Ich kann Dir jetzt dies Alles nur in Eile andeuten und behalte mir vor, was Dir noch undeutlich ist, bei meiner Rückkunft auseinanderzusetzen. Für heute versagen meine müden Augen ihren Dienst, es ist 2 Uhr.

Mannigfaltiges.

— Morgenländische Literatur. In London hat sich eine neue Gesellschaft zur Förderung der Literatur des Orients gebildet. Das Abendland übt auf diese Weise die edelste Wiedervergeltung gegen das Morgenland, dem es seine Religion und die geläuterten Begriffe von dem Wesen der Gottheit verdankt. Die Dichter Arabiens, Persiens und selbst des alten Indiens, die bei der allgemeinen Erschlaffung, in der sich diese Länder bereits seit Jahrhunderten befinden, mit jedem Jahre unbekannter wurden, werden die Fortdauer ihres Namens nur den Bemühungen Europa's zu verdanken haben. Bekannt ist, was in Deutschland, England und Frankreich für die Wiederbelebung des ausgestorbenen Sanskrit geschehen; bekannt, was der Londoner Oriental Translation Fund, so wie die Asiatischen Gesellschaften in London und Paris, für Uebersetzung morgenländischer Dichter und für Publizirung orientalischer Forschungen gethan. Indessen beschränkten sich diese Publicationen eben nur auf Uebersetzungen oder auf Herausgabe von Untersuchungen, die von Englischen, Französischen oder Deutschen Gelehrten ausgegangen waren. Gegenwärtig aber tritt in London eine Societät zusammen, die es sich zur Aufgabe stellt, die Originaltexte der morgenländischen Schriftsteller selbst zu drucken. Bekanntlich existirt die ganze Literatur Asiens, mit Ausnahme China's und Tübets, in Handschriften, die überall nur in spärlicher Anzahl vorhanden sind und die, so weit sie sich nicht unter Schloß und Riegel Europäischer Bibliotheken befinden, bald ganz und gar verloren gehen können. Ueberdies sind viele der in den Bibliotheken befindlichen Manuskripte nicht ohne bedeutende Fehler oder Lücken, so daß der Gelehrte, der dieselben benutzen will, dann nothwendig auch noch andere Exemplare vergleichen muß. Diesem wie jenem ersten Uebelstand will nun die neue Societät abhelfen, indem sie, nach sorgfältiger Vergleichung der Handschriften, die besten Werke, die in Syrischer, Arabischer, Persischer und Türkischer, so wie in der Sanskrit- und Urdu-Sprache, erhalten sind, drucken und herausgeben will. Wird es für angemessen gefunden, so sollen alsdann auch noch die klassischen Werke derjenigen Länder, wie China, das neuere Hindostan und die zwischen diesen beiden liegenden Gebiete, herankommen, die bereits ihre Literatur gedruckt, wenn auch nur nach ihren eigenen Bedürfnissen eingerichtet, besitzen. Jedes Gesellschafts-Mitglied trägt jährlich zwei Guineen (14 Thaler) bei und erhält dadurch einen Anspruch auf die von der Gesellschaft publizirten Werke. Bereits ist der Vorstand der Societät gewählt: Graf von Münster ist Präsident; Lord Prudhoe, Sir Gore Ouseley, Herr Mountstuart Elphinstone, Sir George Staunton und Herr Horace Hayman Wilson sind Vice-Präsidenten, und 24 Mitglieder, bestehend aus Professoren orientalischer Sprachen an verschiedenen Universitäten und anderen berühmten Gelehrten, bilden einen Ausschuß, der über den Werth der Werke, die zum Druck vorgeschlagen werden, zu berichten hat. Wir zweifeln nicht, daß auch in Deutschland eine Anzahl von Freunden des Orients sich finde, die jener Gesellschaft sich anschließen und dadurch auch unser Vaterland bei diesem ehrenvollen Unternehmen betheiligen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Freitag den 21. August 1840.

Belgien.

Empfang des ersten Konsuls in Brüssel. *)

Bonaparte war den 5. Messidor des Jahres XI (den 24. Juni 1803) von Paris abgereist und nahm seinen Weg nach Brüssel, wo er mit Ende des künftigen Monats ankommen sollte, nachdem er die vorzüglichsten Städte Belgiens berührt haben würde. Als die amtliche Anzeige dieser Reise im „Moniteur" stand, war das Signal zu allgemeiner Freude für die Departements, durch welche der erste Konsul kommen mußte, gegeben. Die Regierung hatte allenthalben die Vorbereitung zu prachtvollen Festen anbefohlen, allein, um die Wahrheit zu sagen, der allgemeine Eifer bedurfte dieser Anregung von Seiten der Behörden nicht, da man sich gegenseitig zu überbieten suchte, um dem außerordentlichen Manne, auf dessen Anblick Jeder gespannt war, eine ungewöhnliche Aufnahme zu bereiten. So wurde die Feier keine gebotene, sondern eine freiwillige. Freilich hatte Belgien auch vorzugsweise von der Rohheit der Französischen Republikaner gelitten, deren Reformations-Wuth auf diesen reichen Provinzen schwer gelastet hatte. Napoleon kam, dieser drückenden Herrschaft ein Ende zu machen, sie durch eine weisere und bessere Verfassung zu ersetzen, die alten Uebel zu tilgen, die alten Wunden so viel wie möglich zu heilen. Man wollte also den Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung vielleicht noch mehr als den großen Feldherrn in diesem Lande ehren, wo die herkömmlichen Sitten und Meinungen auf eine so schonungslose Weise angetastet worden waren.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Amiens, Abbeville, Boulogne, Dünkirchen, Lille, Calais, betrat der erste Konsul, begleitet von Madame Bonaparte, den Boden der Provinzen, die er für eine der schönsten Erwerbungen Frankreichs ansah. Brüssel gerieth bei der ersten Nachricht von dem bevorstehenden Besuche in große Bewegung; von diesem Augenblicke an hatten alle Unternehmungen ein gemeinsames Ziel, nämlich die Sorge, den Sieger von Italien auf eine würdige Weise zu empfangen. Alle Klassen der Gesellschaft waren mit Vorbereitungen zu einer Reihe von glänzenden Festen beschäftigt. So wurde Brüssel der Mittelpunkt einer gränzenlosen Geschäftigkeit. Eine Unzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten und Chargen strömten in seinen Mauern zusammen, um dem Einzuge des ersten Konsuls mehr Glanz zu verleihen. Unter ihnen bemerkte man mehrere Minister, Duroc, den Gouverneur der Tuilerieen, Rémusat und Lucay, die Präfekten des Palais, General Moncey, Chef der Gendarmerie, die Generale Soult, Bessières, Davoust, Rapp, Cafarelli, Lauriston, den Brigade-Chef Eugen Beauharnais, und die Zahl der einziehenden Truppen vergrößerte sich mit jedem Tage. Je außerordentlicher aber der Andrang von Fremden nach Brüssel war, desto sorgfältigere Maßregeln traf die Ortsbehörde, um zu verhüten, daß nicht unvermerkt Uebelgesinnte sich unter die Menge mischten. Man glaubte, daß die Sicherheit des ersten Konsuls Vorsichtsmaßregeln verlange, und handelte dem gemäß. Eine öffentliche Bekanntmachung des Maire untersagte denjenigen Fremden den Aufenthalt in der Stadt, für deren Charakter nicht zwei geachtete Einwohner Brüssels Bürgschaft geleistet hätten, und legte den Besitzern von Hotels die Verpflichtung auf, für ihre Gäste dieselbe Erlaubniß nachzusuchen, widrigenfalls ihre Etablissements geschlossen werden sollten.

Ueber Lille war der erste Konsul nach Brügge, Ostende, Gent, Antwerpen gegangen. Endlich erfuhr man, daß er am Nachmittag des 3. Thermidor (22. Juli) in Brüssel eintreffen werde. Ein herrliches Wetter begünstigte die Feier. Schon seit dem frühen Morgen waren die Werkstätten verlassen, und die Volksmassen wogten durch die Straßen und Plätze. In denjenigen Vierteln, durch welche der Zug kommen mußte, waren mit Guirlanden geschmückte Bäume aufgepflanzt. Um 2 Uhr trat die ganze Garnison unter Waffen; sie bestand aus mehreren Regimentern Linientruppen, einem Regiment reitender Jäger und Kürassiere und ungefähr 1000 Mann der Konsular-Garde zu Pferde. Da der erste Konsul seinen Einzug von Antwerpen aus halten mußte, so strömte die Menge nach der Allée-Verte, wo große Anstalten zu seinem Empfange gemacht waren. Dicht bei dem Pont de Laeken hatte man einen Triumphbogen in Römischem Styl errichtet und mit Statuen und allegorischen Gemälden dekorirt, welche auf die Großthaten des Eroberers Bezug hatten. Im Frontispiz des Monuments las man die Inschrift: „DEM SIEGER BONAPARTE hat die dankbare Stadt Brüssel diesen Triumphbogen errichtet den 15. Messidor XI. ER HEISSE DER GROSSE." Zu beiden Seiten des Triumphbogens waren weite Schaugerüste für die vornehmen Damen der Stadt aufgeführt, die sich dort alle in weißen Kleidern und Griechischem Kopfputz, wie es damals Mode war, mit Myrthen-Kränzen in den Haaren, einfanden. Eine zahllose Menge füllte die Seitengänge der Allée-Verte, das gegenüberliegende Ufer des Kanals und die Heerstraße nach Antwerpen. Ganz Brüssel hatte seine Bevölkerung dahin ausgeschüttet, und wer jetzt von der entgegengesetzten Seite nach der Stadt gekommen wäre, hätte sie für ausgestorben gehalten.

Die jungen Leute aus den ersten Familien hatten sich zur Bildung einer Ehrengarde vereinigt. Ihre Uniform war von Scharlach; Rabatten, Kragen und Aufschläge dunkelblau, Schärpe und Patrontasche blau mit Silber, die Stickerei gleichfalls von Silber. Zu ihrem Chef hatten sie den jungen Fürsten von Ligne gewählt. Gegen 4 Uhr brachen nebst der Ehrengarde die verschiedenen Corps der Garnison auf, um dem ersten Konsul entgegen zu ziehen, und begegneten ihm bei der Ausfahrt aus Vilvorde. Sobald Bonaparte ihrer ansichtig wurde, verließ er seinen Wagen, bestieg ein Pferd und ritt ihnen entgegen. Bevor der Zug sich wieder in Bewegung setzte, hielt er eine kurze Heerschau über die 10—12,000 Mann, die jetzt um ihn versammelt seyn mochten, und sagte dem Fürsten von Ligne einige Artigkeiten über die gute Haltung seiner Freiwilligen. Während des Manövrirens fiel Herr Rouppe, der Adjutant in dem Volontaires-Corps, auch sonst ein schlechter Reiter, vom Pferde und trug eine ziemlich starke Kopfwunde davon. Der erste Konsul ritt zu ihm hin und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Zustande.

Indessen harrte die am Stadtthore versammelte Menge voller Ungeduld. Endlich verkündigten Artillerie-Salven die Annäherung des Zuges. Zuerst erschien Madame Bonaparte in einem von acht Pferden gezogenen Wagen und kam zur Stadt, nachdem sie die Begrüßung der Behörden entgegengenommen hatte. Die Luft hallte von dem Jubelgeschrei der Menge wieder. Der erste Konsul erschien; er saß auf einem weißen Pferde und trug eine einfache Uniform der Nationalgarde. Der Maire überreichte ihm die Schlüssel der Stadt auf einem vergoldeten silbernen Teller, und der Zug bewegte sich durch die Allée-Verte. Eine Barke, auf der sich ein zahlreiches Musik-Corps befand, schwamm auf dem Kanal und ruderte in gleichem Takte mit dem Landzuge, während an beiden Ufern noch gegen funfzig Fahrzeuge lagen, von Zuschauern angefüllt und mit wehenden Flaggen geputzt. Das Ganze gewährte einen herrlichen Anblick. Am Ende der Allée-Verte, zunächst der Stadt, angelangt, machte man vor einer Arkade Halt, über welcher ein Linienschiff mit Mastbäumen emporstieg. Vor dem Säulengang ruhte ein flaches Fahrzeug auf seinen beiden Ankern. Obgleich alle Arbeiter, wie schon oben gemeldet, ihre Werkstätten verlassen hatten, so waren die Werfte davon ausgenommen und die Schiffs-Zimmerleute in der Absicht zurückgeblieben, um dem Gefeierten ein angenehmes Schauspiel zu bereiten. Als der Zug sich diesem Platze näherte, sah Bonaparte eine Menge Arme in unausgesetzter Thätigkeit, um neue Schiffe zu bauen, mit denen der Rath des Departements der Dyle der Französischen Regierung in dem Kriege gegen England eine Unterstützung zu gewähren beschlossen hatte. Jeder Meißel- oder Hammerschlag wurde taktmäßig von einer ungesehenen Musik begleitet. Der Ausdruck von Zufriedenheit, der auf Bonaparte's Gesicht zu lesen war, zeigte, daß der Zweck dieses Intermezzos vollkommen erreicht schien. Die Häuser Brüssels waren ohne Ausnahme erleuchtet. Noch eine Ueberraschung, welche zum Theil Aufsehen erregte, erwartete den Konsul, als er an der Kirche von St. Gudula vorüber kam. Die Geistlichkeit im Priester-Ornat, unter Vorantragung des Kreuzes, ging, wie in Prozession, an ihm vorüber. Ueber dem Portal der Kathedrale las man die Worte Fléchier's: „Er hat mit seinen triumphirenden Händen das sinkende Heiligthum aufgerichtet." — Nach neun Uhr gelangte der Konsul in das für ihn in Bereitschaft gesetzte Hotel und empfing den Präfekten des Departements der Dyle, Herrn Doulcet Pontecoulant, dem er seine lebhafte Zufriedenheit mit der Aufnahme, welche ihm die Einwohner Brüssels bereitet hätten, zu erkennen gab.

*) Es ist nicht uninteressant, wahrzunehmen, wie die Franzosen gerade jetzt die alten Sympathieen Belgiens und dessen Erinnerungen an die Kaiserzeit wieder zu wecken suchen. In solchen gelegentlichen Aeußerungen verräth sich oft ein schlummernder Gedanke. In den Wallonischen Theilen Belgiens können solche Erinnerungen wirklich zu neuen Sympathieen werden; in den Flamändischen dagegen bleibt der Löwe von Waterloo ein geheiligtes, nationales Symbol. Möchte man daher doch von Deutscher Seite für die Pflege des Germanischen Elements in Flandern mindestens eben so viel thun, als von Paris aus für die Unterhaltung Französischer Sympathieen unter den Wallonen geschieht.

Am Tage nach seiner Ankunft warteten dem ersten Konsul die Abgeordneten aller Corporationen auf. Er befand sich in der Mitte eines geräumigen Saales, hörte aufmerksam die Vorträge der gewählten Sprecher an und antwortete in lichtvollen Stegreif-Gedanken. Hinter ihm stand der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Talleyrand-Perigord, der Minister des Innern, General Belliard, und andere hohe Würdenträger. Die Umstehenden, die zum ersten Mal ihm sich nahten, waren geblendet von der Allseitigkeit der Kenntnisse, die er in seiner Unterhaltung mit den Chefs der verschiedenen Verwaltungs-Zweige entwickelte. — Während der erste Konsul diese feierliche Audienz gab, empfing Madame Bonaparte in ihren Zimmern eine Deputation ganz anderer Art. Die Tochter eines der angesehensten Kaufleute in Brüssel erschien, ihr im Namen der Stadt eine prächtige Spitzenrobe, ein Meisterstück Brüsseler Fabrik, zu überreichen. Dieses Kleid lag in einem zierlichen Schiff, nach dem Modell desjenigen angefertigt, die der erste Konsul Tages vorher mit so vieler Zufriedenheit auf dem Stapelplatze gesehen hatte. Der Rumpf des Schiffes war von Rosenholz, der Mastbaum von Gold, die Segel von Gaze, das Tauwerk von Goldschnur. Abends wurde im Theater „Cinna" aufgeführt. Talma, Monvel und Mlle. Raucourt waren schon seit mehreren Tagen von Paris angelangt, um einige Gastrollen zu geben. Der erste Konsul hatte gewünscht, daß nicht auf ihn gewartet werde, und das Stück war schon im Gange, als man die Thür der Loge sich öffnen sah. Es war die Scene, wo Cinna, das Gemälde von dem Elende Roms während der Bürgerkriege entwerfend, ausruft:

Römer kampfbereit gen Römer, Brüder gegen Brüder,
Streckten für Tyrannen in den Staub die Glieder.

Aus allen Theilen des Hauses erschallte der lauteste Beifall und besiegte die Stimme Talma's. Das Publikum wollte die Gelegenheit zu einer Anspielung auf den Ruhm Bonaparte's, daß er die Ordnung in Frankreich wiederhergestellt habe, ergreifen und zeigen, welchen Werth es auf seine Anwesenheit lege. Aber dringende Staatsgeschäfte hatten ihn zurückgehalten, Madame Bonaparte war allein mit ihren Damen erschienen. Die für die erlauchten Gäste bestimmte Loge war mit blau garnirten Draperieen und Silberfranzen dekorirt.

Am folgenden Tage begleitete Madame Bonaparte ihren Gemahl auf den Ball, welchen der Magistrat von Brüssel ihnen zu Ehren veranstaltete. Eine unzählige Menge wogte in den Straßen und drängte nach dem Marktplatz, um die prächtige Beleuchtung des Stadthauses anzustaunen, das ganz im Brillant-Feuer zu stehen schien. Ergötzlichkeiten aller Art waren während des Tages dem Volke gegeben worden, an mehreren Stellen hatten Springbrunnen Stunden lang Wein geregnet und das bekannte Manneken freigebig allen Zusprechenden von seinen Liqueuren unentgeltlich eingeschenkt. Der erste Konsul blieb nicht lange auf dem Ball im Stadthause und zog sich, nachdem er die verschiedenen Zimmer in demselben, welche bei dieser Gelegenheit mit unerhörter Pracht geschmückt waren, angesehen hatte, bei Zeiten zurück. Nur vor dem Stuhl Karl's V., den man ihm beim Durchgehen durch den Thronsaal gezeigt hatte, verweilte er und blieb einige Minuten nachdenkend vor dieser kostbaren Reliquie einer merkwürdigen Zeit stehen. Ehe er sich wegbegab, wollte er sich der Menge auf dem Platze, die Kopf an Kopf gedrängt stand, zeigen und erschien auf dem Balkon des Stadthauses. Gegen 10,000 Stimmen ließen nun ein lautes und anhaltendes Lebehoch erschallen.

Eine Revüe und ein Tedeum sollten den dritten Tag ausfüllen. Um 4 Uhr Morgens hatten die verschiedenen Regimenter der Brüsseler Garnison sich in die Ebene von Montplaisir begeben. Um 6 Uhr stieg der erste Konsul zu Pferde und eilte nach dem Uebungsplatz. Vor seinen Augen führten die Truppen die Manöver des kleinen Krieges aus und ließen das Geschütz spielen. Um 10 Uhr war die ganze Parade aus. Mehrere Städte hatten Deputationen ihrer Garde geschickt, die sich mit der Brüsseler vereinigten und gemeinschaftlich die Erlaubniß erhielten, den ersten Konsul zu seiner Morgen-Revüe begleiten zu dürfen, so daß sich eine zahlreiche Eskorte um ihn gebildet hatte. Kaum war das Militair wieder in die Stadt eingezogen, als er sich zu einer neuen Ceremonie, noch feierlicher als die erste, anschicken mußte. Das Tedeum wurde Mittags in der Kathedrale aufgeführt. Der erste Konsul begab sich in prachtvollem Aufzuge dahin; er trug eine scharlachene Montur mit Silber gestickt und hatte sich in den Wagen gesetzt, den er von der Stadt Brüssel zum Geschenk erhalten hatte. Dieser Wagen, welcher in dem Atelier des Herrn Simon, eines in ganz Europa berühmten Wagenbauers, verfertigt war, zeichnete sich besonders durch sinnvolle Allegorieen aus. Auf einem der Wagenkissen wurde Mars von der Victoria gekrönt, auf einem anderen sah man Minerva und Ceres die Pax (den Frieden) und Abundantia (die Göttin des Ueberflusses) zurückführen. Virtus und Gloria, der Heroismus und die Glücksgöttin waren nicht vergessen, und eben so wenig Fama, deren Pausbacken einen vollen Luftstrom in die sonore Trompete einzuziehen schienen. Alles war mit verschwenderischer Pracht und künstlerischer Vollendung gearbeitet. Am Portal der St. Gudula-Kirche angelangt, wurde Bonaparte vom Erzbischof von Mecheln, Herrn von Roquelaure, an der Spitze seiner Geistlichkeit empfangen und auf den Chor unter einen prächtigen Thronhimmel geführt. Eine besondere Tribüne war für Madame Bonaparte errichtet, die sich vor ihrem Gemahl dahin begeben und mit zarter Aufmerksamkeit das Spitzenkleid angezogen hatte, welches ihr die Stadt Brüssel verehrt hatte. Eine stille Messe wurde vom Kardinal-Legaten, Monsignore Caprara, gehalten, unter dem Beistande des Erzbischofs von Mecheln, darauf das Tedeum vorgetragen, und der Zug trat in derselben Ordnung, wie er gekommen war, seinen Rückweg an. Man hatte gehofft, daß der Konsul Abends einer Vorstellung der „Esther" beiwohnen würde, aber wichtige Geschäfte hielten ihn ab, dem Wunsche des Publikums zu genügen. Er hatte eine Deputation der Batavischen Republik angenommen, die ihn bei seiner Ankunft in Belgien zu begrüßen kam, und sie zu einer Mittagstafel eingeladen.

Der vierte Tag seines Aufenthalts in Brüssel verging ohne alle Festlichkeiten und offizielle Ceremonien. Staatsgeschäfte nahmen bereits einen Theil der Zeit hinweg, und den Rest derselben, der ihm blieb, wendete er dazu an, die vorzüglichsten Fabriken zu besuchen und über den Zustand des Handels sowohl in dieser Stadt als in dem ganzen Departement die gewünschten Aufschlüsse zu erhalten. Mehrere Manufakturen bekamen die Erlaubniß, ihm ihre Fabrikate überreichen zu dürfen, und erhielten dafür schöne Gegengeschenke. Man fand, daß er die richtigsten Begriffe über den Mechanismus des Verkehrs im Großen habe und den Repräsentanten der verschiednen Zweige der Industrie sehr verständige Rathschläge zu ertheilen verstehe. Eine ganz besondere Genugthuung gewährte es ihm, zu finden, daß die Belgischen Fabriken im Stande wären, mit den Englischen um den Vorrang zu streiten. Als er das Atelier des Wagenbauers Simon besuchte, fragte er diesen Fabrikanten, nachdem er ihm etwas Schmeichelhaftes über den Wagen, den er zum Geschenk für Bonaparte gearbeitet, gesagt hatte, ob das zu demselben verwendete Stahlwerk Englischer Fabrik wäre? Die verneinende Antwort, die er darauf erhielt, erregte ihm ein angenehmes Erstaunen, und das Vergnügen, welches er darüber empfand, machte sich in der Bestellung eines Wagen Luft. Er begab sich auch in die Spitzen-Fabrik, wo das Kleid für Madame Bonaparte gearbeitet worden war. Er ließ sich Belehrungen über alle Einzelnheiten eines Industrie-Zweiges geben, der schon seit so langer Zeit in Belgien zu Hause und namentlich in Brüssel zu so hohem Flor gediehen ist. Bevor er sich wegbegab, bestellte er ein reiches Chorhemde von gleichem Stoff, das er dem Papst durch den Kardinal Fesch, seinen Oheim und beglaubigten Gesandten am heiligen Stuhl, zu schenken beabsichtigte. Ihrerseits bestellte Madame Bonaparte drei Spitzen-Roben, die sie einigen Fürstinnen verehren wollte. In denjenigen Fabriken, wo der erste Konsul seinen Besuch machte, erhielten sämmtliche Arbeiter an einem solchen Tage als außerordentliches Geschenk das Arbeitslohn der ganzen Woche.

(Feuilleton Fr.)

Italien.

Das heutige literarische Venedig.

VI.

Alles, was uns Menschen betrifft, läßt sich unter statistische Tabellen bringen, und aus diesen Tabellen können Philosophie und Poesie hervorkeimen. Nur eine pedantische und sklavische Statistik ordnet die Zahlen nicht zu einem gleichen Zwecke und versucht es nicht, ihre Bedeutung für den Geist und das Gemüth zu zeigen. Erfüllt sie aber diese Bedingungen, so ist sie eine Wissenschaft, die einem Genius zur Ehre gereicht.

Ich kann daher meiner Vaterstadt nur Glück dazu wünschen, daß ein Patrizier, Herr Agostino Sagredo, in die Annalen der Statistik eine Reihe Ziffern hat einrücken lassen, die von dem fröhlichen Gedeihen unserer Schulen und Pflege-Anstalten für jüngere Kinder Zeugniß ablegen. Man erwarte nicht, daß ich die Ziffern des Herrn Sagredo hier wiederhole und ein Skelett seiner Artikel mittheile; meine Absicht ist nur, den Ausländer auf Alles, was der Stadt, die ich liebe, Ehre bringt, aufmerksam zu machen.

VII.

In den äußersten Provinzen Italiens — Sicilien, Piemont, dem Italiänischen Tyrol, dem Ländchen Friaul — regt sich ein neues geistiges Leben. Der in Triest wohnende Tyroler, Herr Gazzoletti, singt Lieder, die von zärtlicher Leidenschaft eingegeben sind; und vielleicht wird er noch höher steigen, wenn einst erhabenere Gegenstände ihn begeistern sollten. Am jenseitigen Ufer des duftenden Sees ist ein anderer Dichter von Gemüth und Originalität, Cesare Betteloni, ins Daseyn getreten. Beide dichten fast nur von Liebe; es ist aber eine wahre, tief empfundene Liebe, die nicht mit fremden Federn sich schmückt.

Wir Kritiker können von unserem Felsensitze gut sagen: „Jener Singvogel dort würde besser thun, wenn er auf dem Aste zur Rechten sich niederließe, als auf dem zur Linken. Dort ist das Grün frischer, der Schatten kühlender, die Aussicht weiter." Was hilft unser Predigen? der Ast zur Linken gefällt dem leichtbeschwingten Sänger nun einmal besser. Wir haben gut auf das Beispiel wahrer Dichter uns berufen, die, in einem Zeitalter des philosophischen Nachdenkens geboren, auch in Prosa schrieben, ja sogar die abstraktesten Materien behandelten. Nur derjenige, welcher schreibt, kann wissen, was ihn zum Lächeln oder zum Gähnen reizt.

So hätten wir nun den Herren Gazzoletti und Betteloni in einer rhetorischen Figur, die man Uebergehung nennt, unseren Wunsch kund gethan. Täuschen wir uns, so mögen sie verzeihen. Es giebt aber eine Täuschung, die auf innige Hochschätzung gegründet ist.

VIII.

Das Küstenland von Dalmatien ist, mag man nun seinen Dialekt, seine Sitten und Ueberlieferungen, oder die Liebe ins Auge fassen, die es noch für den alten Mutterstaat hegt, eine mehr Venetianische Provinz, als Brescia und Crema jemals gewesen; daher sey es mir erlaubt, wenn ich von der Venetianischen Literatur rede, auch Dalmatiens zu gedenken. Da in dieser Provinz zwei sehr verschiedene Sprachen herrschen, so glaube ich, der erste Weg, beide vor Fälschung zu schützen, sey der, daß man beide von Grund aus erlerne. Halbheit ist immer das schlimmste Uebel. Wenn gewisse Italiänische

Autoren das Französische gründlich verständen, so schrieben sie nicht ein französirtes Italiänisch; da sie aber nur wenig von ersterer Sprache verstehen, so halten sie dieses Wenige für vaterländisch und sagen die lächerlichsten Zweideutigkeiten.

Herr B... thut demnach als Dalmatier wohl daran, wenn er jedes Jahr eine Art von Illyrischem Volksfreunde drucken läßt und das Studium des Illyrischen angelegentlich empfiehlt. Es gilt jetzt schon für grobe Unwissenheit, wenn man die Slawischen Sprachen barbarisch nennt — eine Sprachenklasse, die wegen ihres hohen grammatischen Reichthums, ihrer Bildsamkeit und harmonischen Schönheit zu jeder Art von prosaischem und poetischem Ausdruck vortrefflich geeignet ist. Doch solche Gründe sind der großen Menge nicht verständlich; darum halten wir uns lieber an ein volksthümlicheres Argument: Millionen Bewaffnete reden diese Sprachen; beweist ihnen also Respekt! Wenn Kanonendonner die Lieder eines Volks akkompagnirt, so muß man ein wenig horchen, um zu hören, was denn eigentlich gesungen wird.

IX.

Zwei fast romantische Erzählungen von Herrn Carbo Leoni aus Padua geben uns Gelegenheit, die Geschichte seiner Vaterstadt anzukündigen, mit deren Abfassung der noch jugendliche Autor jetzt beschäftigt ist. Dieses Werk wird seine glühende Gerechtigkeitsliebe in noch helleres Licht stellen. Der wahre Historiker muß bei jeder Gelegenheit bereit seyn, dem Beispiel der edeln Züge und Handlungen, von denen er Kunde giebt, selber zu folgen; und keine Muse ist thatkräftiger, als die der Geschichte. Die romantische Muse mag wohl immer Jungfrau bleiben; allein sie welkt dahin, wenn kein kräftiger Trank ihre ermatteten Lebensgeister anfrischt. Und so muß es auch seyn. Die rasche Bewegung, welche das Alter ermüdet, hat wenigstens das Gute, daß sie uns hindert, bei derselben Idee oder Kunstform gähnend zu verweilen. Man täuscht sich leicht, aber die Enttäuschung läßt nicht lange auf sich warten.

Herr Leoni schreibe also getrost die Geschichte von Padua: er schildere das munizipale Leben im Verein mit dem nationalen und erinnere die um ihre Vergangenheit unbekümmerten Zeitgenossen an Alles, was ihre Väter gethan oder aus Trägheit unterlassen haben. Er scheue nicht das Geschwätz der Albernen, das Schweigen der Lauen, den Spott der Nichtswürdigen. In den Augen gewisser Leute wird man schon dadurch zum Verbrecher, daß man nicht gerade so handelt, wie dieser oder jener Andere gehandelt hat. Wehe Dir, wenn Du jeden Tadel zu Herzen nimmst, aber wehe auch, wenn Du allen Tadel verachtest! Der bitterste Lohn ist Undankbarkeit: man muß aber darauf gefaßt seyn. Eine ganze Reihe Unsterblicher aus allen Zeiträumen der Geschichte ruft uns zu: „Und wir — haben wir etwa auf Rosen gelegen?"

X.

Wo die Begeisterung aufhört, da fängt die Nachahmung an; auch wer etwas besser oder anders machen will, ist bisweilen ein bloßer Nachahmer. Wer nicht lieben kann, der ist ein Knecht, wenn er auch gern herrschen möchte; und eben so darf man die Nachahmung ein Kennzeichen und eine Wirkung geistiger und moralischer Knechtschaft nennen.

Die Kunst sollte es endlich einmal müde geworden seyn, den Griechischen und Römischen Formen zu dienen; aber sie denkt nicht daran: noch immer verpestet die Nachahmung des Alterthums die Italiänischen Akademieen. Einer der Ersten, die gegen diesen Unfug zu Felde ziehen, ist Herr Pietro Selvatico, und er verdient unsere Dankbarkeit, weil er nicht bloß eine gute Absicht, sondern auch Muth genug hat, diese Absicht laut werden zu lassen. Mit der Kunst-Theorie die praktische Kenntniß vereinigend, kann er seinem Worte auch bei denjenigen Künstlern, die ein trockenes Raisonnement aus Uebermuth geringschätzen, Achtung verschaffen. Möchte er im Stande seyn, die Zeit herbeizuzaubern, wo die Denkmäler des Alterthums nur noch Mittel der Begeisterung seyn werden, um die Gegenwart besser zu verstehen und wiederzugeben und die Zukunft zu vervollkommnen. Der gute Geschmack ist zwar an sich eine schöne Sache; aber alle Krippen für das Vieh Arkadiens sind voll davon.

XI.

Um ein Buch gut zu beurtheilen, muß man seinen Verfasser kennen. Die Physiognomie ist ein Kommentar zu vielen Maximen: ein Affekt entschuldigt viele Defekte; eine Thräne macht die Mängel unsichtbar und veredelt die Schönheiten. Jeder große Autor erscheint uns noch größer, wenn wir von seinem Leben und seiner Persönlichkeit mehr wissen (?); und vielleicht ist dies eine von den Ursachen, warum Dante vor unseren Augen immer wächst. Ehe ich Herrn Giuseppe Bianchetti persönlich kannte, betrachtete ich sein Buch „der Literat" mit zu kaltem kritischen Auge; seitdem ich ihn aber gesprochen, wird mir sein Werth als Mensch in dem Buche viel anschaulicher. Der „Literat" ist zwar in mancher Hinsicht mangelhaft und enthält auf der anderen Seite auch Vieles, was recht gut wegbleiben konnte; doch möchte ich dieses Buch besonders jungen Männer angelegentlich empfehlen.

Der glühende Eifer des Verfassers, sein echt populärer Styl und seine mit wahrer Achtung gepaarte Liebe zum Volke werden ihn hoffentlich bald zu volksthümlichen Schriften über Moral und Bürgerpflicht bestimmen, einem Literatur-Zweige, der Italien noch dringend Noth thut. Auch die Frauen verdienen es, daß der Verfasser einer „Giulia Francardi" ihre Lage und bürgerliche Stellung durch die Macht seines Wortes erleichtere und verbessere. Schriftsteller, wie er, sind würdig und befähigt, zu dem anderen Geschlechte, zu unseren Kindern und zum Volke zu sprechen — eine Gabe, die um so unschätzbarer, da sie im Ganzen nur sehr Wenigen geworden ist. Gelehrte und Literaten haben schon Akademieen, Zeitschriften und die endlosen Selbstgespräche ihrer Eigenliebe — es kann ihnen nicht fehlen!

XII.

Noch vor zehn Jahren hatte das neue Italien keinen jungen Dichter, der mit so viel Eleganz des Ausdrucks einen so kühnen Schwung der Gedanken paarte, wie Herr dei Prati. Aber seit dem Jahre 1828 hat die Poesie einen unleugbaren Fortschritt gemacht. An die Stelle der alten Frivolität sind Ideen getreten, die ein anderes Zeitalter verkündigen.

Herrn dei Prati's Muse erhebt sich immer von einem würdigen Gegenstande zu einem noch würdigeren; und dieses unverkennbare Streben des Dichters überhebt uns der oft verdächtigen, oft unnützen Mühe, ihm guten Rath zu ertheilen. Es ist nur zu wahr, daß die Phantasie bei Vielen die Stelle des Herzens vertritt; mit unserem Dichter wird es hoffentlich anders seyn. Der Affekt, durch Nachdenken geläutert und gestärkt — denn ohne Studien ermattet die Poesie — wird seinen trefflichen Styl zum Dolmetsch des Zarten und des Starken machen. Der Weg ist lang — wüthender Neid und kalte Eifersucht machen ihn weniger mühselig, als die Schlaffheit der Besseren und die Kämpfe, welche der Poet mit sich selbst zu bestehen hat. Wenn die Harmonie zwischen dem, was man schreibt, und dem, was man lebt, auch nur in den meisten Dingen erreicht werden kann, so ist ihre Wirkung schon von der Art, daß sie allmälig dem strengsten Beurtheiler Ehrfurcht abnöthigt. Glücklich, wer meine Worte nicht versteht, noch glücklicher, wer sie versteht und mir nicht zürnt; Friede und Trost über den, der, wenn er sie gehört hat, ihren Schreiber lieben und bemitleiden kann. (Rivista Europea.)

Rußland.

Marktleben in Rußland und die Märkte in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

In einer anderen Gegend des Marktes findet man wiederum ein ganzes Quartier mit Fruchtläden bedeckt, in denen eine unglaubliche Masse trockener Früchte feil geboten wird. Die eine dieser Buden ist so barrock verziert, wie die anderen. In der Mitte steht gewöhnlich, auf hohem Postamente amphitheatralisch aufgestellt, eine reiche Batterie von Flaschen und Büchsen mit Kiewschen Konfekten und Säften. Rund umher an den Wänden rangirt sich in kleinen Kasten ein Ueberfluß von Rosinen, Korinthen, Mandeln, Feigen, Apfelsinen. Weiter in den Ecken große Säcke und Kisten voll Pflaumen, Nüssen, Wachholderbeeren, und vorn auf den Straßen am Eingange sind große Tonnen postirt, gehäuft voll mit den bei den Russen so beliebten rothen Beeren, die sie „Gluckwi" nennen. Sie sind im Winter alle gefroren wie kleine Kieselsteine, und mit einer großen hölzernen Schöpfkelle werden sie den Käufern zugemessen. Von Außen und Innen sind alle diese Buden mit trockenen Pilzen garniert und ausgeziert, die man auf lange Schnüre reihte und die für den gemeinen Russischen Mann eine gewöhnliche Speise abgeben. Es ist unbegreiflich, daß eine so malerische Russische Fruchtbude, an der auch außer dem Genannten noch so Vieles in so äußerst pittoresker Fülle ausgegossen ist, noch nirgends in einem guten Bilde von einem guten Maler ausgeführt ist. Mit ihren bärtigen Verkäufern und Käufern würde sie das hübscheste Genrebild abgeben. Aber alle guter Maler Petersburgs befinden sich zu gut dabei, wenn sie sich mit den nichtssagenden Physiognomieen, Uniformen und Diamanten der Vornehmen beschäftigen, und haben daher das Volkstreiben noch nie mit Künstler-Auge zu betrachten gewürdigt.

In anderen Budenreihen wiederum ist eine unendlich lockende Fülle zierlichen Brautschmucks ausgekramt. Bunte metallene Hochzeits-Kronen, wie sie dem Brautpaare in der Kirche aufgesetzt werden. Künstliche Blumen und Blumenkränze zu den billigsten Preisen, z. B. ganze Rosengewinde, gar nicht übel gemacht, mit Silberdraht geschmackvoll durchgittert, zu 80 Kopeken (etwa 3 gute Groschen). Hier eine Braut von oben bis unten und zwar recht hübsch auszuzieren, würde noch nicht hoch in die Groschen steigen und ließe sich sogar noch mit kupfernen Kopeken bestreiten. Da täglich in Petersburg unter den geringen Klassen leicht an 30 Hochzeiten gefeiert werden und eben so viele andere festliche Gelegenheiten vorkommen mögen, so kann man sich denken, wie viel hier immer für Bräute, Brautjungfern, Kirchengängerinnen, Wöchnerinnen, Geburtstags-, Festgäste u. s. w. an Schmuck und Raritäten ausgekramt liegen muß.

In einer Stadt wie Petersburg, wo auch die geringste Kleinigkeit unendlich oft verlangt wird, wo Jemand allenfalls auch seine Rechnung dabei finden konnte, wenn er bloß in Fidibus oder Papilloten ein Engros-Geschäft etabliren wollte, zerfallen natürlich die verschiedenen Zweige des Handels in eine unerhörte Menge Aeste und Aestchen, und was an kleinen Orten nur in Verbindung mit anderen Waaren auftritt, kann hier für sich selbständig bestehen und seinen Mann nähren. Daher hier z. B. ganze Gruppen von Buden, die bloß mit Räucherwerk handeln, von welchem Artikel sie hinreichend haben, um damit den ganzen Isaaksplatz für ein Jahrhundert zu parfümiren. Andere handeln bloß mit Honig, meistens aus Kasan oder Tula und den benachbarten Provinzen, in sauberen Gefäßen aus Lindenholz schwimmend, die rund umher geordnet sind, wie die reinlichen Milchgefäße Homer's in der Hirtenhöhle des Cyklopen; eine Partie von der schönsten weißen Farbe und andere Partieen in allen Farben-Nüanceen, bis in Bräunliche, Braune und Schwarze. Den schönsten weißen kauft man das Pud für 40 Rubel. Mancher sieht aber auch nicht viel appetitlicher aus, als zerflossener Limburger Käse.

Viele Waaren sind höchst sonderbar, aber nach einem beständigen, feststehenden Herkommen gepaart. Z. B. findet man in den Buden, in denen Kreide und Pech verkauft wird, zwei Artikel, welche die Russen in Menge gebrauchen, auch immer Balalaiken aufgehängt, die doch weder mit Kreide noch mit Pech etwas zu thun haben.

So wenig auf diesem Markte der Ring an dem Finger sicher seyn soll, so völlig sicher müssen doch die Silberrubel und Dukaten auf den Tischen der Wechsler seyn. Denn es sind überall an den Straßenecken — mitten in dem unerhörten Gedränge — solche Tische aufgestellt, auf denen höchst appetitliche Häufchen und Sümmchen der verschiedenen Münzsorten offen zu Tage liegen; eine Erscheinung, die gewiß in London, oder Paris, oder in jeder anderen großen und volkreichen Stadt unerhört seyn würde. Wie leicht wäre es da dem Raublustigen, seine Geldgier in vollem Maße zu befriedigen. Ein kleiner Stoß, und der ganze Tisch mit seiner kostbaren Ladung läge im Schmutz. Wer wollte in dem Gewühle den Schuldigen erkennen, der sich mit der Beute bereicherte? Und doch ist es gewiß, daß von diesen Wechslern, — oft sind kleine zwölfjährige Burschen zu Verwaltern bei Tausenden von Rubeln gesetzt, — Keiner einen Heller daran wagen würde, wenn er sich mitten unter all' diesem Volke mit seinem Gelde nicht vollkommen sicher glaubte. Allein das Russische Volk ist ein wunderlicher Kauz, der sich aus der einen an und für sich auch nicht ehrlichen Handlung, z. B. Einem eine Sache sechsmal höher zu verkaufen als sie werth ist, oder Einem seine Börse aus der Tasche zu ziehen und sie sich selber zu gute kommen zu lassen, nicht das geringste Gewissen macht, während er die anderen höchst sträflich hält und daher in gewissen Punkten so ehrlich und zuverlässig ist, wie die ehrlichsten Deutschen kaum. Diese Wechsler stehen unter dem Schutze des Publikums, selbst der Gauner. Ich habe es nicht selbst erlebt, — allein ohne Zweifel hat es sich gewiß schon oft ereignet, — daß solche Geldtische umgeworfen wurden und doch dabei dem Wechsler kein Kopeken verloren ging, geschweige ein Dukaten, weil das ganze schafpelzige Publikum umher ihm mit der verbindlichsten Bereitwilligkeit dabei half, alle Gold- und Silberstücke aus dem Staube zusammenzulesen.

Es ist auffallend, wie das Auge der Menschen, wenn es die Wirklichkeit selbst in der Nähe schaut, so unendlich viel stumpfer und gleichgültiger ist, als ihr Geist, wenn er aus der Ferne durch das Kaleidoskop der Phantasie die Dinge betrachtet. Wie interessant und schön sind uns viele Gegenstände vorgekommen, wenn wir sie in Büchern beschrieben lasen, während wir, wenn die Sinne zu ihrem wirklichen handgreiflichen Besitze gelangten, nicht das geringste Aufheben davon machten. Und doch ist jede Beschreibung so unendlich dürftig gegen die reiche Fülle der Wirklichkeit, in deren Besitz wir daher doch eigentlich mit unendlich viel größerer Wollust schwelgen sollten. Auf den armen rubenden Wanderer, der sich im Gewühle des Lebens herumtreibt und bald hier bald da gestoßen wird, der in beständiger Sorge schweben muß um seine irdischen Habseligkeiten, dringen so viele gedankentödtende und phantasielähmende Eindrücke ein, daß ihm der Genuß stets getrübt wird und sein Geist ermattet. Er muß Acht haben, daß er seinen Fuß nicht in den Schmutz setze; er muß sehen, daß er die Leute nicht anrenne, oder sie nicht ihn; ein wüstes Geschrei und betäubendes Gerassel dringt in seine Ohren, und vor seinen Augen dreht sich der Wirbel der Erscheinungen ruhelos in beständigem Wechsel, und es ist schwer, auch nur einen Moment die Bilder zum Stillstand zu bringen, die Eindrücke zu fesseln und ein ruhiges Gemälde zu gewinnen. — Der Leser dagegen, in friedlicher Ruhe auf weichem Polster gebettet, am knisternden Kamine und beim zauberischen Scheine der nächtlichen Lampe, ist in der günstigsten Lage, um Alles richtig aufzufassen, das Reich der ruheliebenden Geister ist rege um ihn her, und er kann alle geistige Zaubermittel aufbieten, um Jedem die rechte Beleuchtung zu geben und alle Effekte ungestört wirken zu lassen. Der Wanderer, um seiner schwachen Kraft mehr Energie zu geben, muß sich oft an die Stelle des Lesers versetzen, muß schauend im Innern versuchen, die Gegenstände zu beschreiben, muß unsichtbar im Stillen die Eindrücke ausprägen, befestigen und gleichsam in seiner Seele malen, muß sich auf den Flügeln seiner Phantasie erheben und sich bemühen, das Nahe aus der Ferne zu betrachten, muß das Bewegliche zum Stillstand bringen, muß sein Fleisch abtödten, das Irdische abthun und, von den kleinen Sorgen unbekümmert, starken Geistes und festen Auges in dem Getümmel dastehen. Sodann wird freilich sein Genuß ein doppelt hoher seyn, und sein Gewinn überschwänglich.

Tausende sind gewiß schon durch die Thore des Apraxin-Ruinoks eingegangen und gähnend wieder herausgeschlendert, ohne sich des Reichthums ihrer gehabten Anschauungen bewußt zu werden, und gewiß ist es, wenn ihnen später Jemand die Dinge nur mit der Feder oder dem Pinsel einigermaßen treu nachmalen wollte, sie würden erstaunen über ihren apatischen Somnambulismus, der sie mitten zwischen solchem Reichthume hintappen ließ, ohne daß sie davon gerührt wurden. In der That sind diese „Gewühl-Märkte" Petersburgs, auf denen sich Hungrige und Durstige, Satte, Wohlgenährte und Magere, Arme und Reiche beständig umhertreiben und auf denen die Gewinnsucht, Betrug und Diebstahl, Gutmüthigkeit und Höflichkeit, und noch ein ganzes Heer menschlicher Leidenschaften und Tugenden in tausend und aber tausend Gestalten und Verkleidungen sich zeigen, Stolz unter Lumpen, Eitelkeit bei Häßlichkeit, Tugend und Herzensgüte unter gemeiner Hülle und nach Art des Russischen Volks, Ehrlichkeit bei Banditen-Figuren, Schelmerei in elegantem Gewande, Kindersinn bei Graubärten und reifer Verstand bei den Knaben, reich an Scenen der verschiedensten Art. — Wenn der Reisende nicht träumt, wie wir gefangene Gei [illegible] thun, so geht es ihm wie dem Naturforscher, der no [illegible] tropfen eine eben so tiefe und endlose Welt schaut und [illegible] sich ihm am Firmamente des Sternenhimmels offenbar [illegible] hört in der That fast unsere ganze Einseitigkeit und K [illegible] bei dem Andrange solcher Fülle die Feder nicht fallen [illegible] muthig ins Leben hineinzugreifen, denn „wo ihr's [illegible] es — leider! — interessant." Während der 365 Tage [illegible] der hundert Jahre, die da heranrollen, bewegen sich auf [illegible] die interessantesten Erscheinungen unbemerkt, unbeach [illegible] und unbeschrieben neben einander hin und offenbaren [illegible] neuen und aber neuen Bildern, und wenn man nur [illegible] zigen Posaunenstoße das Zauberhorn vom Elfenkönige [illegible] konnte, um all jenes Marktleben in einem einzigen [illegible] 365 Tage zu fesseln, so würden Bilder genug dastehen, [illegible] Pinsel und Federn zu beschäftigen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ibn Batuta in Portugiesischer Uebersetz [illegible] rend der politischen Stürme, die Portugal in neuerer [illegible] Zeit heimsuchten und das ohnehin schon matte Lämpchen [illegible] schaft in diesem Lande für immer auszulöschen drohten, [illegible] ein bescheidener Franziskaner-Mönch, Pater José de S [illegible] Moura, das große Verdienst, eine Portugiesische Ueb [illegible] vollständigen Reisewerkes Ibn Batuta's, eines Afrika [illegible] bers aus dem 14ten Jahrhundert, anzufertigen.*) [illegible] das für die Geographie, Völkerkunde und Geschichte [illegible] höchster Wichtigkeit ist, umfaßt zwei ansehnliche Quart [illegible] bischen Textes. Der Uebersetzer war so glücklich gewe [illegible] Reise in Angelegenheiten seiner Regierung, die er 17 [illegible] machte, einen schon geschriebenen Kodex desselben käufli [illegible] ben; später kamen die Bibliotheken von Gotha und [illegible] erstere durch Seetzen (1808), letztere durch Burckh [illegible] in den Besitz bloßer Auszüge des Werkes. Nach dem [illegible] zu Gotha hat Professor Kosegarten interessante Proben in [illegible] Uebersetzung geliefert; die andere abgekürzte Bearbeit [illegible] bridge (drei Exemplare) ist von dem bekannten Orientali [illegible] Englischer Dolmetschung mitgetheilt worden. Beide [illegible] haben Ibn Batuta's Werk ungefähr auf ein Viertheil sei [illegible] reduzirt. Exemplare des ungekürzten großen Itinerari [illegible] zwar nicht weniger als vier — sind jetzt auch in Paris [illegible] sammt erst in den letzten Jahren acquirirt (das eine [illegible] Herzog von Nemours von seinem kriegerischen Ausflug [illegible] stantine mit), und so haben die dortigen Gelehrten mit [illegible] sichtigten Französischen Uebersetzung der Portugiesischen [illegible] Moura nicht zuvorkommen können. — Der Schauplatz [illegible] Ibn Batuta's ist so ungeheuer gewesen, wie sein Name, [illegible] lich Abu Abdallah, Muhammed, Ben Abdallah, Ben [illegible] Ben Ibrahim, el Lewati, el Tandschi lautete, d. h. [illegible] Vater des Abdallah und Sohn des Abdallah (sein Va [illegible] Sohn hießen beide Abdallah), des Sohnes Muham [illegible] Sohnes Ibrahim's, der Mann vom Stamme Lewat, a [illegible] (Tanger) gebürtig. Außerdem hieß er von seinem Ohe [illegible] an Kindesstatt angenommen, Ibn Batuta (Sohn des [illegible] seiner Heimat, el Maghrebi (der Abendländer), und [illegible] migkeit erwarb ihm zu Allem noch den Ehrentitel Sche [illegible] (Sonne des Glaubens). Im Jahre 1304 zu Tanger im [illegible] geboren, griff er schon als 22jähriger Jüngling nach [illegible] und Wanderstabe. Er besuchte alle von Moslimen bew [illegible] Vorder-Asiens, Nord-Afrika, Aegypten, Persien, Chorasa [illegible] Kabul, das Pendschab, Indien, einen Theil von Tübet, [illegible] den Malediven, Java und das Chinesische Reich. In [illegible] Hauptstadt von Hindostan, schenkte ihm der damalige [illegible] hammed Toghluk (1325 — 51) seine Gunst und erlaub [illegible] einer Gesandtschaft anzuschließen, die dieser Fürst [illegible] schickte. Auf seinen Wanderungen im „Reich der M [illegible] Ibn Batuta fast in jeder Stadt Muhammedaner, die [illegible] feei empfingen; aber politische Unruhen in China ([illegible] fiel in die letzten Zeiten der Mongolen-Herrschaft) n [illegible] Arabischen Reisenden i. J. 1348, wieder in seine Heim [illegible] kehren. Auf seiner Rückreise huldigte er zum vierten [illegible] heiligen Hause in Mekka. Noch als Funfziger unterna [illegible] letzte und vielleicht gefahrvollste Wanderung ins innere [illegible] zum Niger. Es scheint, daß dem merkwürdigen Manne ei [illegible] des reichen Materials, das er selbst gesammelt hatte, [illegible] war, als jede Art von Abenteuern, zu Lande und zur [illegible] schon lange vor seinem Tode wurden seine sehr lose zu [illegible] genden Reise-Notizen durch einen Anderen, einen gew [illegible] Ben Dscheisi, geordnet und der Oeffentlichkeit übergeben. [illegible] starb im Jahre 1378.

---

*) Der erste Band ist im laufenden Jahr auf Kosten der [illegible] Lissabon erschienen. Die Uebersetzung führt den Titel: Viagen [illegible] dilatadas do celebre Arabe Abu-Abdallah, mais conhecido pelo [illegible] Batuta. — Pater Moura war Professor emeritus und Mitglied [illegible] von Lissabon. Er hatte schon früher durch die Uebersetzung ein [illegible] Mauritaniens von Salih-el-Gharnati (d. h. dem Gran [illegible] erlangt. Der wackere Mann ist während des Druckes des er [illegible] seines Batuta gestorben; da aber die Uebersetzung des Ganzen [illegible] war, so wird dieses traurige Ereigniß die Publication des [illegible] nicht verzögern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. [illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Montag den 24. August 1840.

England.

Lord Chesterfield und sein Erziehungs-System.

Bei Lord Chesterfield's Namen denkt man sogleich an Erziehung und an seine Ansichten über Umgang mit Menschen und den Werth der geselligen Bildung; Vielen ist sein Name auch gleichbedeutend mit Verstellung, Weltlichkeit und Libertinage. In diesen Beziehungen ist er auch allein der Nachwelt im Andenken geblieben. Seine glänzenden Gaben als Hofmann und Gesellschafter, seine Gewandtheit in der Diplomatie, seine Beredsamkeit, seine liberale und unabhängige Haltung als Staatsmann, seine Popularität als Lord-Lieutenant von Irland sind vergessen, da dies Alles keine über den Tag hinaus reichende Bedeutung hatte. Als Beschützer der Literatur, was er unzweifelhaft war, durfte er sich eine ehrenvolle Erwähnung seines Namens in den Werken der Dichter und Geschichtschreiber, die er gefördert oder besonders geschätzt hatte, versprechen, aber wir würden nicht einmal wissen, daß er mit Schriftstellern in Verbindung gestanden, existirte nicht jener berühmte Brief Johnson's, worin ihm dieser die späte Empfehlung seines Wörterbuchs, so wie die Abweisung einer früheren Bitte, übel nimmt; auch als Schriftsteller (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) würde Chesterfield jetzt kaum bekannt seyn, wenn nicht Johnson in demselben Briefe zweier Aufsätze in der Wochenschrift „die Welt" gedacht hätte, worin der Lord Johnson's Wörterbuch dem Publikum empfahl. Uebrigens machte Chesterfield selbst, wie er in seinen Briefen gesteht, keinen Anspruch auf einen literarischen Namen, obwohl er, wie man sieht, zur Tages-Literatur sein Schärflein beitrug, und wenn er später die Absicht gehabt zu haben scheint, historische Skizzen seiner eigenen Zeit zu schreiben, so hatte er wenig Hoffnung, etwas zu Stande zu bringen. Seine Gesundheit war untergraben, lange bevor die Last der Jahre allein seine Entfernung von den Staatsgeschäften nothwendig machte, und obgleich er beinahe ein achtzigjähriges Alter erreichte, so ließen ihm doch in den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens die Sorge für seine geistige Gesundheit und das ängstliche Bemühen, den Wirkungen des Schwindels und der Taubheit nicht ganz zu erliegen, wenig freie Stunden zu geistigen Anstrengungen. Er hat daher bei seinem Tode gewiß nichts für den Druck hinterlassen und sich wahrscheinlich auch selbst mit nichts, was er geschrieben, Hoffnung auf Nachruhm gemacht.

Sein eigentlicher Ruf gründet sich nur auf seine Korrespondenz; diese aber ist erst von Anderen gesammelt worden und umfaßt gewiß nur einen kleinen Theil seiner Briefe. Er selbst hat an dieser Sammlung keinen Theil, ja wer weiß, ob er die Veröffentlichung seiner Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt je gebilligt hätte. Dr. Maty, sein Biograph, meint, es wäre gut gewesen, wenn der Graf so lange gelebt hätte, seine Briefe an seinen Sohn selbst herauszugeben: er würde dann manche verwerfliche Stellen vernichtet haben. Der nachherige Herausgeber, obgleich eine Dame, fühlte keine Skrupel in dieser Beziehung, und es möchte vielleicht für Jeden, Lord Chesterfield nicht ausgenommen, schwer gewesen seyn, etwas, was in allen seinen Theilen schadhaft ist, durch Entfernung einzelner Auswüchse zu heilen. Dr. Maty's Apologie verdient Beachtung, wenn er den Lord nur von dem Vorwurf reinigen will, er habe den Plan gehabt, durch jene Briefe die ganze Englische Jugend sittlich zu verderben; aber wenn er jene verwerflichen Stellen „vorübergehende Irrthümer, die sich auf eine Periode von drei oder vier Jahren beschränkten", nennt, so scheint diese Periode lang genug, um ein junges Gemüth für immer zu vergiften, und der Charakter des Grafen wird durch die Apologie wenig gewinnen, wenn man erwägt, daß die bösen Stellen für sein eigenes Kind bestimmt waren.

Wir hatten immer von Lord Chesterfield gehört als dem großen Meister in den Manieren, als dem Gesetzgeber und Orakel in Allem, was den äußeren Anstand betrifft. Sein bloßer Name, im Ton der Warnung ausgesprochen, enthielt eine Rüge jeder Rohheit und erinnerte an Alles, was einem wohlerzogenen Manne ziemt. Wir hatten in Englischen Schulbüchern mehrere seiner trefflichen Briefe über feines Benehmen gelesen und später auch erfahren, daß der, welcher sich zur Bildung eines Knaben herablassen konnte, ein Pair von England war, welcher eine Pension und ein Herzogthum ausgeschlagen, und ein Staats-Minister, der freiwillig seinen Abschied genommen. Wir konnten mit Sicherheit vermuthen, daß gar Vieles von der sentenziösen Weisheit, die wir von alten Engländern vernahmen, eine Wiederholung der praktischen Aussprüche dessen war, den wir mit Ehrfurcht als den Britischen Komplimentenmeister betrachtet hatten. Seine Autorität bei wenigstens zwei Generationen, sowohl in Europa als in Nord-Amerika, ist nicht in Zweifel zu ziehen, und wir werden nachher den Charakter dieses Einflusses näher betrachten.

Wir haben schon gesagt, daß er seinen literarischen Ruf dem Zufall, daß ein Theil seiner Korrespondenz aufbewahrt wurde, zu verdanken hat. Er war nach Neigung und Grundsätzen ein Mann der Geschäfte, des Vergnügens und der Welt. Nachdem er zwei Jahre in Cambridge gewesen, ging er im Alter von neunzehn Jahren allein auf Reisen. Den Geschmack an rohen Vergnügungen auf der Universität hatte er für ein nothwendiges Erforderniß eines Englischen Gentleman gehalten, und dieses Vorurtheil scheint er auch während seiner ersten Abwesenheit von Hause beibehalten zu haben. Etwas später erst bildete er sich seine Vorstellung von dem feingebildeten Gentleman und verabscheute seine gemeinen, tölpischen Landsleute jedes Ranges, die im Auslande der Gesellschaft halber zusammennisteten und, wie zu Hause, in dem schmutzigsten Pfuhl des Lasters ihre Genüsse suchten.

Bei der Thronbesteigung Georg's I. kam er in das Unterhaus und hielt seine erste Rede zur Unterstützung der neuen Regierung. Er war noch nicht einundzwanzig Jahr alt, und es wird erzählt, daß er, um der Verlegenheit zu entgehen, vor dem gesetzmäßigen Alter im Parlament zu sitzen, wieder nach Paris ging. Und hier beginnt sein Noviziat als ein Mann der fashionabeln Welt, wobei er aber stets das höhere Ziel im Auge hatte, sich zu einem Mann des praktischen oder öffentlichen Lebens heranzubilden. Denn es war ihm nicht darum zu thun, ein bloßer Stutzer zu werden; sein Gentleman soll ein Mann von Einfluß in den höchsten Sphären des praktischen Lebens seyn; hat er sich erst alle nöthige Kenntnisse, und mit ihnen einen guten Theil Ballast, angeschafft, so soll er sich unter diejenigen mischen, welche in der vornehmen Gesellschaft zu Hause sind, damit er Gelegenheit bekommt, das Erworbene anzuwenden. In den Briefen an seinen Sohn beschreibt er diesem seine Verlegenheit, als er zum ersten Mal in Gesellschaft ging, und die Art, wie ihn eine ausländische Dame aus derselben herauszog.

„Ich erinnere mich noch, wie ich aus der Fassung fiel, als ich mit all meiner studentischen Tölpelhaftigkeit zum erstenmal in gute Gesellschaft geführt ward. Ich hatte mir vorgenommen, das zu seyn, was ich für höflich hielt: ich machte tiefe Verbeugungen und räumte Jedem meinen Platz, aber wenn ich angeredet ward oder selbst einen Versuch zu sprechen machte, obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit. Wenn ich die Leute flüstern sah, so glaubte ich, sie sprächen von mir, und ich hielt mich für den einzigen Gegenstand des Lachens oder des Tadels der ganzen Gesellschaft, die, Gott weiß, nicht an mich dachte." — „Wenn dann und wann einige mitleidige Leute, die meine Verlegenheit bemerkten und selbst gerade nichts Besseres zu thun hatten, zu mir kamen und mich anredeten, so hielt ich sie für Engel, die zu meiner Erleichterung gesandt worden, und dies gab mir wieder einigen Muth, bis ich endlich so kühn war, zu einer schönen Dame heranzutreten und ihr zu sagen, es sey heute ein heißer Tag. Sie antwortete mir sehr höflich, auch sie sey dieser Meinung, worauf die Unterhaltung von meiner Seite wieder stockte, bis sie, in ihrer Herzensgüte sie wieder aufnehmend, folgendermaßen zu mir sprach: „Ich sehe, wie verlegen Sie sind, und ich bin überzeugt, daß die wenigen Worte, die Sie sprachen, Ihnen viel gekostet haben; aber lassen Sie sich dadurch nicht entmuthigen und zur Vermeidung guter Gesellschaft bestimmen. Wir sehen, daß Sie das Bestreben haben, zu gefallen, und das ist die Hauptsache; es fehlt Ihnen nur an der rechten Art, und Sie halten gewiß die Sache für schwerer, als sie wirklich ist. Sie müssen Ihr Noviziat durchmachen, ehe Sie auf vollkommene Bildung Anspruch machen können, und wenn Sie mein Novize seyn wollen, so will ich Sie meinen Bekannten als solchen vorstellen." Sobald ich meine Antwort hervorgestottert, rief sie drei oder vier Leute herzu und sagte: „Wissen Sie, ich habe diesen jungen Mann übernommen, er muß ermuthigt werden. Ich glaube, ich habe eine Eroberung an ihm gemacht, denn er wagte es eben, obwohl zitternd, mir zu sagen, daß es warm sey. Sie werden mich in seiner Ausbildung unterstützen. Er muß nothwendig für Jemanden eine Leidenschaft haben, und wenn er mich nicht für einen würdigen Gegenstand derselben hält, so wollen wir ihm einen anderen aussuchen. Aber, mein Novize, werfen Sie sich nicht weg, indem Sie Operntänzerinnen und Actricen besuchen u. s. w." Die Umstehenden lachten über diese Vorlesung, und ich war ganz verdutzt. Ich wußte

nicht, ob es Ernst oder Scherz sey. Ich war bald zufrieden und ermuthigt, bald beschämt und unglücklich. Aber als ich nachher sah, daß sowohl sie, als die, welchen sie mich vorgestellt hatte, mich in Gesellschaft aufmunterten und beschützten, da gewann ich allmälig mehr Vertrauen und hörte auf, mich zu schämen. Ich kopirte die besten Lehrer, erst sklavisch, dann etwas freier, und zuletzt verband ich Gewohnheit und Erfindung."

Man sollte glauben, er müsse, nachdem er im Ausland all die Sicherheit erlangt, die aus dem Verkehr mit der besten Gesellschaft zu gewinnen ist, gegen jede Chikane stichhaltig und im Stande gewesen seyn, an jedem Ort und vor jeder Art von Leuten so aufzutreten, als wäre er zu Hause. Aber Dr. Maty erzählt, er sey im Unterhause durch ein Mitglied, das ihn durch Nachahmung seines Tons und Vortrags lächerlich zu machen pflegte, so außer Fassung gesetzt worden, daß er kein Glück daselbst machte und, wenn er lange im Unterhause gesessen, dieser Umstand sein Vaterland um einen der besten Redner gebracht hätte. Daraus allein kann man schließen, wie wenig doch eine durch und durch Französische Erziehung für das Leben in England ausreicht. Doch zum Glück für ihn und sein Vaterland kam er bei dem Tode seines Vaters ins Oberhaus, und hier beginnt seine Laufbahn als Staatsmann. Obgleich ein Mann des Vergnügens und der Mode, war er doch ein aufmerksamer Beobachter der Verhältnisse seiner Heimath und des Auslandes gewesen. Er hatte sich auf das Studium des Völkerrechts, der auswärtigen Politik, so wie der Britischen Interessen, gelegt. Er war mit talentvollen Staatsmännern und Rednern umgegangen, und Keiner verstand es besser als er, seine Erfahrung praktisch anzuwenden. In seinen politischen Ansichten war er Whig, und das ist er auch immer geblieben, aber dabei war er doch immer unabhängig. Er widerstand Walpole bis zu seinem Sturz und war mit Pulteney unzufrieden, daß er in dem Augenblick schwankte, wo er „als Schiedsrichter zwischen Krone und Volk" vor der Nation stand. Er wollte kein Sklave von Parteinamen seyn, noch sich vor einem Führer bloß um seiner Stellung willen beugen.

Lord Chesterfield sucht in seinem Streben nach Macht immer sich mit dem Volke gut zu verhalten, und seine Aeußerungen der Unterwerfung unter den Willen des Volks würden jedem demokratischen Philanthropen in Nord-Amerika Ehre machen. Er tritt in amtliche Dienste gegen die Neigung seines Souverains, als thäte er demselben noch einen Gefallen; er selbst freut sich der Macht nur insofern, als sie ihn in Stand setzt, für Humanität und Frieden mehr zu thun, als er dies ohne Amt könnte. Fremde, die in diplomatischen Geschäften oder in Gesellschaft mit ihm zusammenkommen, sind entzückt über dieses seltene Beispiel von Urbanität und Bildung in England. Er war entschieden und offen, wenn er die Beamten in seinem Departement zum Eifer ermahnte, und eben so wenn er seinem Souverain erklärte, unter welchen Bedingungen allein er sein Amt behalten könne. Endlich ist dieser Mann des Vergnügens und des literarischen Geschmacks ein unermüdlicher Arbeiter. Als er als Lord-Lieutenant nach Irland ging, wählte er zu seinem ersten Secretair ein Individuum, das er einen sehr feinen, artigen jungen Mann nennt, der aber kein Geschäftsmann sey; als dieser ihm seinen ersten Besuch machte, sagte der Lord: „Mein Herr, Sie werden den Gehalt Ihrer Stelle beziehen, aber die Arbeit werde ich selbst machen; ich will keinen Premier-Minister haben." Daher auch seine Popularität in diesem schwierigen Amt.

Gewiß, das bisher Erzählte wirft kein böses Licht auf Lord Chesterfield's System einer feinen Erziehung, wenn es sich um die treue Verwaltung eines öffentlichen Amts oder allgemeine Tauglichkeit zu irgend einem Geschäft des bürgerlichen Lebens handelt. Wir sehen keine Spur von Schwäche, Trägheit oder Selbstsucht in ihm. Er ist fest, energisch, von ehrenhafter Gesinnung und wohlwollend. Indessen fehlt noch viel, um ihn zu einem Gegenstand des Interesses zu machen. Selbst die Schicksalswechsel eines Staatsmannes geben seiner Geschichte keinen Reiz. Ein gestürzter, in Ungnade gefallener Staatsmann, der ins Exil getrieben oder von Anklagen bedroht wird, findet oft eine Theilnahme, die ihm alle Trefflichkeit seiner Verwaltung nicht erworben hätte. Chesterfield aber hatte nie von seinen Herren eine Ungunst erfahren. Er war nie thätiger und heiterer, als in der Opposition, und als er seine Functionen niederlegt und sich für immer zurückzieht, thut er es nur seiner Gesundheit halber.

„Die Audienz", erzählt sein Biograph, „die Lord Chesterfield bei Seiner Majestät hatte, als er sein Amt niederlegte, war sehr verschieden von der, die er vier Jahre früher gehabt, als er zu seinem Gesandtschafts-Posten abging. Der König bat ihn, sein Amt zu behalten, und bezeugte seine Zufriedenheit mit der Art, wie er es verwaltet. Der Lord antwortete, er finde, er könne nur ein nutzloser Diener seyn; seine Ehre und Gewissen erlaubten ihm nicht, einen Posten zu behalten, in welchem er nicht im Stande sey, irgend Jemanden einen Dienst zu leisten, und in welchem sein Herr selbst nicht die Freiheit habe, diejenigen, denen sein Dienst besonders am Herzen läge, hervorzuziehen. Der König nahm diese Freiheit nicht übel. Er wollte ihm sogar persönliche Zeichen seiner Zufriedenheit geben, entweder eine Pension oder den Herzogs-Titel. Der Lord schlug dies aus und bat nur um eine Stelle in der Admiralität für seinen Bruder John Stanhope. Dagegen versicherte er Seiner Majestät, daß er, obgleich nicht mehr in Königlichem Dienst, doch nie aufhören würde, Sr. Majestät Beweise seiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit zu geben, und obwohl er sich vorbehalte, in Sachen, welche die Wohlfahrt der Nation beträfen, sein Votum so zu geben, wie seine Vernunft es ihm vorschreibe, so würde er sich doch immer von Kabalen und Opposition fern halten."

An seinen Freund Dayrolles schreibt er kurz nach seiner Abdankung: „Jetzt zum ersten Mal in meinem Leben werde ich jene philosophische Ruhe genießen, nach der ich mich lange gesehnt. So lange ich kräftig, d. h. jung war, lebte ich in beständiger Zerstreuung; die Geschäfte, inner- oder außerhalb des Hofes, drängten einander bis jetzt. Jetzt ist es Zeit, an die einzig wahren Genüsse, die das Ende des Lebens bietet, zu denken, Ruhe, Freiheit und Gesundheit. Glauben Sie aber nicht, daß ich unter Ruhe und Zurückgezogenheit Einsamkeit und Menschenhaß verstehe; davon bin ich weit entfernt; meine Philosophie ist, wie Sie wissen, eine heitere und gesellige. Mein Pferd, meine Bücher und meine Freunde werden meine Zeit gleichmäßig in Anspruch nehmen. Ich werde nicht weniger, als früher, Gesellschaft halten, aber bessere, denn ich werde sie auswählen."

Eine solche Sprache ist im Munde abgedankter Staatsmänner gewöhnlich, aber nicht immer so aufrichtig als hier. Chesterfield war nicht der Mann, der sich selbst täuschte oder leere Gemeinplätze brauchte, wenn er zu einem Freunde sprach. Krankheit folgte ihm in seine Zurückgezogenheit, und seine Philosophie sollte bald auf die Probe gestellt werden. Jetzt zum ersten Mal sehen wir auch einen Schatten von Zärtlichkeit und Gemüthlichkeit über ihn kommen. Diejenigen freilich, welche jede Tiefe des Gefühls, jede Poesie, jedes sogenannte höhere Streben an ihm vermissen, vergessen, daß solche Dinge eben so wenig zu seinen Grundsätzen, wie zu seiner Natur, paßten. Aber daraus ist nicht zu schließen, daß ein sorgfältiges Beobachten seines Sitten-Systems oder eifrige Beschäftigung mit Staats-Angelegenheiten jedes Bischen Phantasie und Wärme, das wir ursprünglich besitzen, austrocknet. Die natürliche Anlage läßt sich nicht so leicht zerstören, wenn sie nur in irgend bedeutender Stärke vorhanden war. Aber er hatte nichts davon. Er war zufrieden, das zu erreichen, was sein Ziel war; dies war kein erhabenes, und Neigungen und Wünsche, die eine ganz andere, höhere Richtung nahmen, hätten ihn nur gehemmt.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Marktleben in Rußland und die Märkte in St. Petersburg.

(Schluß.)

Wie alle andere Krämer, haben sich auch die Pastetenbäcker in einer langen Straße neben einander aufgestellt, die dem gemeinen Volke die so beliebten Fisch- und Oel-Pirogen reichen. Die Leute haben sich eine Menge kleiner hölzerner Schuppen gebaut. Unter ihnen laufen dann Bänke um den Pasteten-Tisch herum, auf denen sich die Liebhaber niederlassen. Unter öligen, schmierigen Sacktüchern liegen die Pirogen, die man so viel als möglich warm essen muß, verborgen. Dabei steht ein Topf mit grünem Oel und ein großes Salzfaß. So wie Du bei ihm vorübergehst, tunkt der Verkäufer einen jener Kuchen in den Topf, streut rasch etwas Salz darauf und präsentirt ihn Dir auf der Hand, und gewiß, wenn Du ein schafspelziger Bart-Russe bist, wirst Du das Gebäck, das so lecker vom glänzenden Oele trieft, nicht lange ansehen können, ohne einzubeißen. Du setzest Dich auf die Bank und speisest am Ende eine Piroge nach der anderen, bis Dir der ganze lange Bart wie Ebenholz glänzt. „Horror! Horror!" schreit dabei ein Engländer, „an abominable race of men!" Was mich betrifft, so amüsirte ich mich in der Regel weit mehr über den Witz und die Höflichkeit dieser Oellecker, als daß ich an ihrer Unappetitlichkeit Aergerniß nahm. — Es ist charakteristisch für beide Nationen, daß bei uns Germanen, und namentlich bei den Englischen Germanen, die groben Dinge auch grob, ja zuweilen sogar die feinen Sachen nicht einmal fein überreicht werden, während bei den Russen sogar die gröbsten und schmutzigsten Sachen mit der größten Artigkeit und Manierlichkeit angeboten und verabfolgt werden. Nicht einmal eine so grüne Oel-Piroge präsentirt Dir der Bartrusse ohne eine zarte Anspielung und einen witzigen Scherz und empfängt Deine anderthalb Kopeken dafür nicht ohne den verbindlichsten Dank.

Bewunderungswürdig ist die Gewandtheit der Russen, mit der sie allerlei Waaren auf dem Kopfe tragen, die man bei uns nie so hoch exponiren würde, und mit denen sie sich doch so ungenirt mitten im Gedränge herumtreiben, als wenn die auf dem Kopfe gehäuften Waaren, wie der Römer Waffen, nur Glieder ihres Körpers wären. Man sieht sie in diesem Fache wirklich Kunststücke ausführen, die eine beständig gespannte Seiltänzer-Aufmerksamkeit und eine fortwährend in Thätigkeit erhaltene Jongleur-Souplesse bei ihnen voraussehen. So bemerkt man z. B. mitten im Gedränge auf den Köpfen hohe Pyramiden von Eiern, bloß auf einem einfachen Brette aufgehäuft und doch so still liegend, als wenn jedes durch eine unsichtbare elektrische Kraft an seinem Platze gehalten würde. Andere haben in niedrigen Butten lebendige Fische im Wasser, die sie auf dem Kopfe balanciren und, wo es nöthig ist, von ihrem hohen Sitze herabnehmen und mit raschem Schwunge wieder hinplaciren, ohne ein Tröpfchen zu verschütten. Wie die Welt so verschieden ist! In Deutschland ist unter allen seinen 17 Millionen Männern nicht einer, der etwas auf dem Kopfe zu tragen verstände, — wohl hier und da die Frauen, — und hier ist jeder darin ein Meister.

Auf dem ganzen Tolkutschi-Rynok ist Alles billig und schlechter Qualität, und doch welche lange Perspektive von geringer und immer geringerer Waaren-Güte eröffnet sich noch hier, wenn man in seine äußersten Winkel wandert, wo die alten Kleider und Möbeln ausgekramt liegen. Da sieht man Dinge, von denen man sich nicht einbildet, daß sie noch einen Werth haben könnten, Lumpen, Bänderflecken, Papierschnitzeln und Scherben, sogar noch Kleider, die der gemeine Fuhrmann ablegte, und Unterröcke, welche die geringste Dienstmagd mit Anstand nicht mehr glaubte tragen zu können, Papierflecken, die jeder Schuster zu schlecht hielt, damit seine Pfeife anzuzünden, und

tausend andere Dinge, mit denen selbst der ärmste Gostinoi-Dwor-Kaufmann sich nicht scheuen würde, seinen Ofen zu heizen, mit einer gewissen Eleganz und Geschmack ausgekramt, jedes so gut, wie es angeht, gewaschen und geputzt, und von einem Bettler als Kaufmann nicht ohne Zierlichkeit und mit großen Lobpreisungen feilgeboten, den armen barfüßigen Bettelmännern, Zigeunerinnen und Jüdinnen, die mit ihren Kindern diese Schatzkammern schüchtern umkreisen, und sehnsüchtige Blicke werfen nach den ach! so höchst nützlichen, so äußerst brauchbaren und zierlichen Sachen, mit denen sie ihre Blöße bedecken und ihre Hütte schmücken könnten. Allein die großen Kupferstücke, die sie in der Hand drehen, sind ihnen fest ans Herz gewachsen, und wenn sie sich auch von ihnen trennen wollten, sie reichen nicht aus, um die hohen Anforderungen des Kaufmanns zu befriedigen. Die Brosamen, die im Ueberfluß von eines Reichen Tafel fielen, werden n diesen Räumen noch mit der Goldwage zugewogen, und was allesammt keinen „blauen Zettel"*) werth ist, den ein Reicher spielend erknitterte, das wird hier einzeln nach Heller und Pfennig taxirt und um keinen Viertel-Kopeken billiger verkauft.

Doch entschieden der für den Fremden unterhaltendste und interessanteste Theil dieser großen Marktwelt ist eine Abtheilung des Tschukin-Dwor, auf welcher der Vögelmarkt gehalten wird. Es sind wei lange Budenreihen, in denen es von kleinen und großen, lebenigen und todten gefiederten Sängern lebt und webt, von Tauben, Hühnern, Gänsen, Enten, Schwänen, Lerchen, Buchfinken, Zeisigen, Nachtigallen und hundert anderem Russischen Geflügel, die allesammt ine der malerischsten und buntesten Vögel-Menagerieen darstellen, die nan sehen kann. Die Buden sind aus Holz gebaut, auf der vorderen Seite aber beinahe völlig offen, so daß man von der Straße aus equem den ganzen Inhalt betrachtet. Es ist in jeder Hütte eine öchst pikante Menge von wahrer Quintessenz von Ländlichkeit, von Hahnengekrähe, Hühnergekakel, Entengeschnatter und Taubengegirre ufgestapelt. Von jeder Essenz genug, um hundert Dörfer damit ändlich und idyllisch zu schmücken. Von der einen Hüttenreihe zur nderen bauen sich solche Heiligenbilder tragende Brücken, wie wir sie chon oben beschrieben. Auf diesen buntgeschnitzten Brücken und auf en Dächern flattern zahllose Tauben umher, von welchem sanften Vogel der friedliche Russe ein großer Freund ist. Jede Partie ist an hr Dach gewöhnt, und leicht lassen sie sich, wenn es zum Handel ommen soll, einfangen. Die Russen essen bekanntlich nie Taubeneisch, dessen Genuß sie wegen der Legende vom heiligen Geiste für ine große Sünde halten würden, und sie kaufen diese Vögel daher, m sie zu füttern, mit ihnen zu spielen und insbesondere, um sich an hrem Fluge zu erfreuen. Es ist ein höchst wunderbares Schauspiel, en Kaufleuten zuzusehen, wie sie den hohen Flug ihrer Tauben diriiren. Sie haben dazu nur einen an einem langen Stabe befestigten lichen, den sie unter die fliegenden Tauben auf verschiedene Weise hwingen und so verschieden hin und her bewegen, daß die geschulten Tauben daraus entnehmen können, ob sie noch höher fliegen sollen, ob echts oder links, oder ob die Meinung ist, daß sie herabkommen sollen, i welchem letzteren Falle sie mit einer Promptitüde auf dem Flecke herbschießen, als seyen sie vom feindlichen Bleie des Jägers getroffen.

Zwischen den Tauben, friedlich mit ihnen gepaart, — denn die Gewohnheit söhnt selbst das Feindseligste aus, — zeigen sich auch höne Katzen auf den Dächern, deren jede Bude eine gegen die Mäuse nterhält. Es ist merkwürdig, diese blutdürstigen Thiere mitten unter en kleinen Vögeln zu sehen, denen sie nie etwas zu Leide thun, weil ie Kaufleute ihnen Artigkeit und Sanftmuth lehrten und ihnen den Giftzahn des Vögelblutdurstes ausbrachen.

Die Dompfaffen, die Nachtigallen, die Hänflinge, Buchfinken und erchen, lauter Lieblingsvögel der Russischen Kaufleute, die davon mmer eine Menge in ihren Wohnhäusern, ihren Basars und ihren National-Kaffeehäusern aufgehängt haben, zwitschern trotz der eisigen älte — auch sie mögen wohl hier im Norden, gleich dem Menschen, eniger zärtlich seyn, als ihre Brüder im Süden — bei jedem hellen Sonnenstrahl, der sich zeigt. Diese armen Thierchen, wie auch alle ndere, die man hier hält, bekommen während des ganzen langen Winters kein Tröpfchen Wasser zu trinken, das sich in den kalten Buden sogleich in Eis verwandeln würde. Man füllt ihnen ihre einen Näpfe bloß mit Schnee, den sie erst mühsam in ihrem Munde i Getränk verwandeln müssen. Man sieht sie daher, wo die Sonne ur dann und wann ein wenig Eiskrystalle aufthaute und in Fluß rachte, eifrig, und besonders leidenschaftlich die Enten und Tauben, usammenflattern und das lang entbehrte Wasser schlürfen.

Die besten Hähne, die hier in und außer ihren Käfigen herumolziren, sind Moskausche. Aus Nowgorod, sagte man, kämen die esten Tauben, und Finnland liefere die meisten Singvögel, so wie hina eine kleine Portion Gänse, die auf Wagen, Flußschiffen und Schlitten bei lebendigem Leibe einen Landtransport von mehr als ausend Meilen machten, um hier auf dem Tschukin-Dwor als Rarität gekauft zu werden. Graupelzige Eichhörnchen rollen wie ikarnirtes Quecksilber in ihren Käfigen, und kleine Meerschweinchen nd Kaninchen spielen zahlreich in ihren kleinen Stallungen, die an ihnen in jeder Hütte bereitet. Vor der Hütte unter all diesem iedlichen Leben steht der bärtige Kaufmann, der zu jedem annehmchen Preis seine kleinen Sklaven losschlägt, und von Lerchen umflattert, itten im innersten Winkel der Bude, hängt ein Heiligenbild, dessen ämpchen all dies Geflügel mit freundlichem Scheine beleuchtet und äuslich hütet und bewahrt, daß es sicher sey vor der ungebetenen Einmischung anderer böser Geister. Was ihm denn auch allemal ollkommen gelingt, bis auf Bannung des einzigen bösen Geistes der Menschen, der hier allein gebieterisch schaltet, in Sklaven-Ketten hlägt, leben läßt oder mordet, je nach seinen Berechnungen oder Vortheilen. Die Beute seines unheilbringenden Rohres, die Leiber der schönen Nordischen Schwäne, der schneeweißen Rebhühner (Kurapatki) und der Haselhühner (Rebtschiki) liegen in erschreckender Fülle auf den Brettern seiner Bude, über welchen die sklavischen Tauben und die gefangenen Lerchen zwitschern, in langen Reihen geordnet. Es ist erstaunlich, welche Menge dieser delikaten Vögel das üppig speisende Petersburg verbraucht. Die Dauer der Winterkälte, welche die gefrorne Fleischmuskel Monate lang erhält, und die Schnelligkeit und Leichtigkeit des Transports erlauben es, all dies wilde Geflügel aus den entferntesten Theilen des Reichs hier zusammenzuführen. Die Rebhühner liefert Saratow, die Schwäne Finnland, Liefland und Esthland bringen die schwarzen Auer- und Birkhühner, die in ihren dunklen Wäldern nisteten, und sogar die Steppen müssen ihre Trapp-Gänse schicken, die das ganze Jahr auf ihren endlosen Wiesen flatterten und die der Kosak mit der Peitsche erschlägt. Alle diese Vögel werden sogleich, nachdem ihr warmes Blut entfloß, durch die Kälte in Stein verwandelt und in großen Kisten verpackt zur Residenz geschickt, in welcher es Tafeln giebt, die täglich ein paar Dutzend von ihnen verbrauchen. Die Kälte, die auf der einen Seite diesem Lande so große Armuth bereitet, fördert wieder auf der anderen seinen Luxus und Ueberfluß; und man entbehrt spät im Winter keines der Thiere, die sich nur im Sommer und Herbst schießen ließen. Auf großen Schlitten, von Pferden gezogen, kommen die gefrorenen Hasen heran, die sonst im Fluge ihr weißes Fell davontrugen und nun den Pferden sauere Arbeit machen, um nur im Schritte weiter transportirt zu werden. Sie sind alle in langgestreckter Stellung gefroren, die Ohren gespitzt, die Läufer vorn und hinten herausreckend, als leibten und lebten sie. Der Kaufmann kramt sie aus und ordnet sie in seiner Bude wie marmorne Hasen-Statuen umher. Zuweilen soll auch Bärenfleisch hier erscheinen. Und hier und da sieht man ein gefrornes Rennthier im Schnee bei der Bude liegen; die behaarte Schnauze vorn aus auf den Boden gestreckt, die Kniee unter dem Bauche zusammengezogen, das Geweih hoch empor, als könnte man es aufscheuchen. Auch das mächtige Elen ist nicht selten auf diesem Markte und bietet das Geäste seiner Hörner geduldig den Tauben zum Sitz, bis am Ende Beil und Säge nichts mehr an ihm übrig ließen und es an die Köche der reichen Küchen völlig bis auf den letzten Rest vertheilt wurde. Aehnliche Vogel- und Wildpret-Märkte giebt es in allen bedeutenderen Städten Rußlands, und gewöhnlich pflegt auch der Eier-Markt sich gleich in ihrer Nähe zu befinden. Wie denn überhaupt zu bemerken ist, daß alle Märkte Rußlands in der ganzen Weise ihrer Zusammensetzung und in der ganzen Entwickelung ihres Systems sich außerordentlich einander gleichen, so daß man beim Studium des Russischen Marktwesens immer dieselben Dinge, ganz als wäre es auf Verabredung geschehen, in der Nähe derselben anderen Dinge findet. Alles auf dieselbe Weise verbunden und geschieden. Dieselben Marktgewohnheiten herrschen in Moskau wie in Tobolsk und haben sich auf gleiche Weise nach Irkutzk wie nach Odessa und Archangel übertragen.

Mit dem Vogelmarkt ist noch keineswegs das Interesse des ganzen Tolkutschi-Ruinok's erschöpft. Doch schließen wir hiermit unsere Betrachtung desselben. Andere mögen Neues zu Tage bringen aus diesem Gewühle interessanter Erscheinungen, in welches gewiß Niemand sich eintauchen wird, ohne jedes Mal ein paar Perlen zurückzubringen.

J. G. Kohl.

Aegypten.

Die Aegyptischen Harwi's.

Aegypten hat in jedem Zeitalter seine Zauberkünstler gehabt. Die Beschwörer Pharao's verrichteten in ihrem Wettkampfe mit Moses solche Wunder, daß der Hebräische Gesetzgeber nur mit Jehovah's Beistand über sie triumphiren konnte. Die Kabbalistik, die Magie, die geheimen Wissenschaften, welche durch die Araber nach Spanien und dem übrigen Europa kamen, waren bloße Versuche, um jene übernatürlichen Kräfte wieder zu erlangen, die der Mensch besessen haben soll, als er den geschaffenen Dingen durch bloße Nennung ihrer Namen gebot.

Die Magie wird heutzutage als eine für uns verlorene Wissenschaft angesehen. Nur Aegypten glaubt sie noch durch Tradition zu besitzen, und die Wahrsager des heutigen Kahira werden eben so hoch geachtet, wie ihre Kollegen in grauer Vorzeit. Die Wissenschaft dieser Leute besteht darin, daß sie irgend eine abwesende Person, deren Name in der Versammlung ausgesprochen wird, in die hohle Hand eines Kindes beschwören und durch dasselbe Kind sie beschreiben lassen, obgleich es sie niemals gesehen.

Der berühmteste von diesen Harwi's oder Herenmeistern hat die Ehre gehabt, vor namhaften Europäischen Reisenden seine Kunst zu zeigen, und im Allgemeinen mit solchem Glücke, daß sein Ruf ungeschmälert geblieben ist. Ich fühlte eine unwiderstehliche Begierde, diesen Menschen zu sehen, seinen magischen Künsten beizuwohnen und über den Zustand der Zauberei im Orient mit eigenen Augen zu urtheilen: die Gelegenheit bot sich bald.

In einem Gasthofe Kahira's saß ich eines Tages mit vielen anderen Europäern, größtentheils Engländern, zusammen. Es entspann sich zwischen uns ein lebhaftes Gespräch über den Groß-Harwi, und wir beschlossen einstimmig, ihn rufen zu lassen.

Gegen das Ende des Mahles erschien der Herenmeister. Er grüßte uns mit leichtem Kopfnicken und nahm in einer Ecke des Diwan's, der an den Wänden hinlief, Platz. Man brachte ihm Kaffee und Pfeife; der Harwi empfing beides mit stolzer Miene und ließ dann seine forschenden Blicke im ganzen Kreise sich ergehen. Er ist in Algier geboren; seine Physiognomie hat wenig Anziehendes;

*) 5 Rubel Banko.

das nur halb geöffnete Auge ist durchbohrend; der graue Bart läßt einen kleinen Mund mit dünnen etwas zusammengekniffenen Lippen durchschimmern; die Züge, feiner als die eines Aegypters, haben auch nichts von der unstörbaren Ruhe, wie sie in dem Gesichte eines Beduinen sich malt; er ist hoch gebaut, und seine ganze Haltung verkündet, daß er für ein privilegirtes Wesen gelten möchte.

Unbeweglich in seinem Winkel sitzend, suchte der Harwi in unseren Mienen zu lesen, welchen Grad von Vertrauen wir ihm wohl schenken dürften; dann langte er plötzlich eine Rohrfeder und ein Tintenfaß aus seiner Tasche, ließ ein Kohlenbecken bringen, schrieb auf einen langen Streifen Papier eine Anzahl mystischer Sprüche und warf einige derselben, die er nach einander abriß, in das Feuer. Als der Zauber zu wirken anfing, wurde ein Kind hereingeführt. Es war ein kleiner Nubier von sieben oder acht Jahren, ein Sklave im Dienste eines unserer Mitgäste und von Farbe so dunkel, wie die Tinte des Harwi's. Der Hexenmeister ließ dem Knaben einen Tropfen seiner magischen Flüssigkeit in die hohle Hand fallen, erweiterte den Tropfen vermittelst seiner Rohrfeder, hieß den Knaben, seinen Kopf auf die Hand bücken, und stellte ihn so, daß er uns den Rücken kehrte.

„Lady K.... soll erscheinen!" rief alsbald einer von den Zuschauern. Der Knabe zögerte ein paar Augenblicke und fing dann mit schwacher Stimme an zu reden. — „Was siehst du?" fragte sein Herr, während der Harwi, immer ernsthafter werdend, magische Verse vor sich hinmurmelte und dabei eine ganze Faust voll Papierzettel, die unter seinem Kleide gesteckt hatten, Stück für Stück ins Feuer warf. — „„Ich sehe"", antwortete der kleine Nubier, „„ich sehe Fahnen, Moscheen, Pferde, Reiter, Musikanten, Kameele."" — „Das sind lauter Dinge, die mit Lady K.... nichts zu schaffen haben", sagte mir ein starker Geist ganz leise. — „Sieh' zu, Knabe, sieh' besser zu", rief derjenige Zuschauer, der Lady K.... zitiren wollte. Das Kind schwieg oder stotterte; endlich sprach es laut: „„Ich sehe Jemand!"" — „Ist dieser Jemand ein Herr oder eine Dame?" — „„S'ist eine Dame!"" — Der Harwi las in unseren Blicken, daß er die Ungläubigsten schon zur Hälfte bekehrt hatte. — „Und wie sieht diese Dame aus?" — „„Sie ist schön, wohlgekleidet und sehr weiß; sie hält einen Blumenstrauß in der Hand; sie steht auf einem Balkon und sieht in einen schönen Garten.""

„Man sollte beinahe denken, mein kleiner Neger habe zuweilen Gemälde von Lawrence gesehen", sagte der Herr des Sklaven zu seinem Nachbarn; „er hat recht gerathen, und doch ist ihm nie etwas Aehnliches vor die Augen gekommen."

Gleich darauf fuhr das Kind fort: „„Und dann, und dann hat die schöne Dame auch drei Beine.""

Ein erzwungenes Lächeln mit wild rollendem Blick verrieth uns, in welche verzweifelte Stimmung diese ganz unerwartete Klausel den Harwi versetzte. Wäre der Knabe sein Eigenthum gewesen, vielleicht hätte er ihn zu Tode geprügelt. So aber begnügte er sich, mit halb erstickter Stimme und einer Art von höllischer Grazie ihm zuzurufen: „Schuf tajib! Schuf tajib!" (Sieh' besser zu!) Der Knabe zitterte vor Furcht, betheuerte aber, daß er ganz recht sähe, und daß die in seiner Hand erschienene Person unbezweifelt drei Beine habe.

Keiner von uns konnte sich den Grund dieser sonderbaren Täuschung erklären. Man ließ den kleinen Neger abtreten und einen anderen von gleichem Alter kommen. Während dieser General-Pause hatte der Hexenmeister wieder eine Menge Zauberformeln hergemurmelt und ein Schock Papierstreifen verbrannt. Die Gesellschaft rauchte, schlürfte Kaffee und wurde immer belebter. Dieses Mal kamen wir überein, den Sir F. S.... zitiren zu lassen, der einen Arm verloren hat und also sehr kenntlich ist. Das Negerkind bückte sein Köpfchen auf den Tintenfleck in seiner Hand, wie sein Vorgänger gethan, und Alles schwieg eine Weile.

„Sir F. S....!" rief endlich eine Stimme in der Versammlung, und der Knabe wiederholte den für ihn ganz barbarischen Namen Silbe um Silbe. Wie sein Vorgänger, sah auch er anfänglich Pferde, Kameele, Fahnen und Musiker: dies ist das gewöhnliche Präludium, das sich entwirrende Chaos, ehe der Zauberschein des Tinten-Tropfens die befragte Person aufklärt.

Der Harwi verstand keine Europäische Sprache; aber gewohnt, in den Augen seines Publikums zu lesen, errieth er, daß die verlangte Person ein besonderes Kennzeichen haben müsse. Ehemals hatte man ihn aufgefordert, den Admiral Nelson erscheinen zu lassen, dem, wie Jeder weiß, ein Arm und ein Bein fehlten, und der Zauberer hatte, Dank der Berühmtheit des Helden, das Rechte getroffen. Dieses Mal vermuthete er etwas Aehnliches; nach vielen verworrenen Antworten rief das Kind: „Ich sehe einen Herrn! er ist ein Franke; er trägt keinen Turban; sein Kleid ist grün .... ich sehe nur Einen Arm!" — Bei diesen Worten sahen wir einander lächelnd an, wie Leute, die sich als überwunden bekennen müssen. Aber mein Nachbar, der starke Geist, ließ das Wasser in seinem Nargil gewaltig schnurren und warf dem Harwi mißtrauische Blicke zu. Ich bemerkte, daß der Wahrsager unsere Gedanken schlecht gedolmetscht hatte und in seiner Behauptung wankend wurde: offenbar glaubte er, wir hätten aus Mitleid gelacht; denn er fragte den Knaben sogleich: „Du siehst nur Einen Arm? wo ist denn der andere?" — Der Knabe antwortete nicht, und es entstand ein tiefes Schweigen, während dessen die Flamme auf dem Kohlenbecken stärker knisterte. Plötzlich rief der kleine Neger: „Jetzt sehe ich den anderen Arm: der Herr hat ihn auf den Rücken gelegt und hält auch einen Handschuh in der Hand!"

Die erste aufgerufene Person sollte also drei Beine haben, und die zweite statt Eines Arms zwei Arme und einen Handschuh dazu! .... Unsere Gesellschaft bekam Langeweile; wir gingen sehr unbefriedigt aus einander, und ich stieg auf die Terrasse des Hauses, um frische Luft zu schöpfen.

Ganz versunken im Anschauen des klaren Mondhimmels und der schimmernden Moschee-Kuppeln, auf welchen die Schattenrisse einzelner durch die Nachtlüfte schwärmender Adler und Geier hin und her schwebten, rauchte ich, an die Mauer gelehnt, meine lange Pfeife. Am Horizonte erschien der Palast mit dem Balkone, auf welchem Kleber ermordet ward, und hin und wieder erhoben sich schöne schlanke Minaret's, Zeitgenossen der Mamlukischen Sultane, in die Lüfte: der Orient mit seinen feierlich stillen Nächten, seinen Palästen voll mystischer Wunderdinge lag wie entschleiert vor mir; und ich sprach in meinem Innern: der wäre ein rechter Hexenmeister, der uns sagen könnte, was in einem halben Jahrhundert aus diesem Allen geworden ist!

Einen Monat später traf ich im Schiffe Zenobia, auf dem Wege nach Bombay, mit Lieutenant St.... und seinem kleinen Neger wieder zusammen. Wie natürlich, so kamen wir bald auf den Wahrsager von Kahira zu sprechen, der uns so schlecht befriedigt hatte, und bei dieser Gelegenheit gab mir mein Freund folgenden Aufschluß über die Sache:

Die größte Kunst eines Harwi besteht darin, daß er sich dem Kinde verständlich machen kann, ohne von Jemanden in der Gesellschaft verstanden zu werden. Er thut dies, während er Zauberformeln herzumurmeln scheint; oder, noch besser, er mengt seine Anweisungen, die er dem Knaben giebt, sehr geschickt in die Zaubersprüche hinein. Zuerst erschreckt er den improvisirten Compagnon, droht, ihm den Teufel zu zeigen, diktirt ihm Antworten, die das Kind zuweilen falsch versteht (wie es z. B. der Fall war, als die aufgerufene Dame drei Beine haben sollte), und zwingt ihn durch eine Art Folter zum Sprechen, indem er den Fuß des Knaben mit seiner großen Zehe empfindlich klemmt. Dieses Manöver bleibt dem Publikum verborgen, weil die Füße des Zauberers von seiner langen Robe ganz bedeckt sind. Trifft er nun das Rechte, so geht aller Ruhm auf ihn allein über; täuscht er sich aber, so giebt man dem Kinde die Schuld. Oft ist ihm der Zufall wunderbar zu Hülfe gekommen; und solche Fälle sind hinreichend, um seinen Ruf zu begründen und die Tinten-Tropfen des Harwi's als untrüglich zu erweisen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Faust, von Henri Blaze. Eine so eben erschienene Französische Uebersetzung von Goethe's „Faust" hat zweierlei voraus vor anderen bisher in Frankreich herausgekommenen Bearbeitungen dieses Gedichtes: erstlich, daß sie auch den zweiten Theil enthält, der hier zum erstenmale in Französischem Gewande erscheint und begleitet ist von den „Paraleipomena", die uns der Dichter als Studien zu seinem großen Werk hinterlassen; zweitens aber, daß diese Uebersetzung von Herrn Henri Blaze herrührt, der ein Sohn ist von Herrn Castil Blaze, welcher Letztere für einen einflußreichen, namentlich aber musikalischen Kritiker gilt und als solcher Zugang hat zu allen großen und kleinen Blättern von Paris, weshalb auch anzunehmen ist, daß das Buch seines Sohnes sehr bald überall angezeigt und gelobt, gekauft und, wenn auch nicht gelesen, doch in den Bücherschrank gestellt seyn werde. Bereits finden sich auch in den Feuilletons der politischen Blätter die kleinen ankündigenden Vorläufer, welche als die Fourierschützen der schweren kritischen Artillerie anzusehen sind, die diesesmal gewiß mit voller Ladung ihre Salven geben wird. Natürlich rufen jene Fourierschützen ganz unisono, daß Frankreich jetzt erst, da es den ganzen Faust habe, die Unermeßlichkeit dieses Gedichtes begreifen werde. Ja, den ganzen Faust! Die guten Leute wissen nicht, daß die Hälfte oft mehr sey, als das Ganze. Νήπιοι, οὐκ ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.

— Dr. Clot-Bey. Vor seiner Rückkehr von Frankreich nach Aegypten hat dieser „General-Inspecteur des Civil- und Militair-Medizinalwesens von Aegypten, Präsident des Gesundheitsraths von Kahira ꝛc. ꝛc." unter dem Titel „Aperçu général sur l'Egypte" ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, aus welchem wir nächstens einige Auszüge mittheilen werden. Es versteht sich von selbst, daß dieser Beamte Mehmed Ali's das Reich und die Regierungsgrundsätze des alten Albanesen, des einzigen jetzt lebenden Muhammedaners, auf den noch ein schwacher Wiederschein der früheren Größe des Orients übergegangen, gegen jeden möglichen Angriff in Schutz nimmt. Es werden jedoch auch interessante und bisher noch von keinem anderen Reisenden gemachte Beobachtungen von ihm mitgetheilt. Araber und Fellahs, Kanäle und Landstraßen, Schulen und Lazarethe, Alles schildert uns Clot-Bey mit großem Effekt; das Harem der Aegypter ist natürlich auch nicht vergessen, doch handelt der Verfasser von diesem Gegenstande nicht wie ein wissenschaftlicher Europäer, sondern wie ein Französischer Romanenschreiber, so daß man hieraus beinahe einen Schluß auf die Leichtfertigkeit des Ganzen ziehen könnte. Gegenwärtig, wo Mehmed Ali eben die Aufmerksamkeit der politischen Welt ausschließlich auf sich zieht, kommt dieses Buch, das allerdings auch darauf berechnet ist, jetzt einen Eindruck zu machen, ganz à propos. Natürlich wird denn auch in dem Werke dargethan, daß Aegypten ohne Syrien gar nicht bestehen könne, und daß man die ganze Schöpfung des orientalischen Regenerators umstoßen würde, falls man ihm seine Vormauer, Syrien und dessen feste Plätze, nehmen wollte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Mittwoch den 26. August 1840.

Rußland.

Die Musik in St. Petersburg.

Von Adolph Adam.*)

Unter den verschiedenen Zweigen der Tonkunst nimmt in St. Petersburg, wenigstens was die Ausführung anbelangt, die Kirchen-Musik den ersten Rang ein. Ihr gebührt vor allen anderen die Palme, denn sie ist die einzige, welche hier einen originellen Charakter hat, der an dem Ort ihres Entstehens haftet und nicht von der Musik anderer Völker entlehnt ist. Die Griechische Kirche läßt bekanntlich den Gebrauch der Instrumental-Musik beim Gottesdienst nicht zu. Da nun die Sänger der Kaiserlichen Kapelle nie eine andere Musik singen, als die zum kirchlichen Ritus gehörige, so haben sie es zu einer Fertigkeit im unbegleiteten Gesange und zu einer Reinheit der Intonation gebracht, wovon man sich keine Vorstellung machen kann. Eine wunderbare Gewalt ist diesen Gesängen auch dadurch eigen, daß sich Contrebaß-Stimmen in dem Chor befinden, die von dem eingestrichenen C (über den Linien im Baßschlüssel) bis zum Contra-A (unter den Linien) hinabreichen, und die durch ihre untere Oktave die Baßstimmen des gewöhnlichen Registers verdoppeln. Bei uns in Frankreich scheint das große Es (unter den Linien) die Gränze der Baßstimmen zu seyn, D ist schon eine große Seltenheit.**) Während aber alle unsere Sänger sich bemühen, ihre Stimme in die Höhe zu treiben, und jene Pedal-Töne aufopfern, um die neuere Musik singen zu können, sind dagegen in Rußland ein paar Contrebaß-Brusttöne ein kleines Kapital. Hat der Besitzer auch ein gutes Gehör, so wird er auf Lebenszeit in der Kapelle des Kaisers angestellt. Allein würde es unerträglich seyn, diese Stimmen zu hören, aber im Chor mit anderen verschmolzen, sind sie von erstaunlicher Wirkung, und nie bin ich von einem Orchester so erschüttert worden, wie von dieser Kaiserlichen Vokalmusik. Die Soprane sind kräftig, und es finden sich einige angenehme Solostimmen unter den Kindern; die Tenore kommen zwar den merkwürdigen Baßstimmen bei weitem nicht gleich, genügen aber auch vollkommen. Iwanoff gehörte zu dieser Kapelle und wurde von Petersburg nach Italien geschickt, um seine musikalische Bildung zu vollenden, aber die unerwartete Ausweichung, mit der er seine Studien endete, wird wohl so bald keinen anderen Zögling einen gleichen Vortheil genießen lassen.***) Die Musik, welche von jenen Sängern ausgeführt wird, steht freilich nicht auf derselben Stufe, wie die Ausführung. Sie stammt fast insgesammt aus dem vorigen Jahrhundert von einem gewissen Bortiensky her, dem es zwar nicht an Talent und technischen Kenntnissen, wohl aber an origineller Erfindungskraft fehlte. Die Leitung der Kapelle ist in den Händen des Oberst Lwoff, eines trefflichen Komponisten und ausgezeichneten Violinspielers.†)

Die dramatische Musik blüht weniger als irgend ein anderer Zweig dieser Kunst in St. Petersburg, und es ist schwer zu erklären, wie es kömmt, daß das Theater ein so armseliges Orchester und weder Chöre noch Solo-Sänger hat, da doch die Kirche so herrliche Stimmen und die Armee so ausgezeichnete Blase-Instrumente aufweisen kann. Es sind drei Theater in Petersburg: das große Theater, welches dem Ballet, der Russischen und der Deutschen Oper gewidmet ist; das Michaels-Theater, wo die kleineren Deutschen Opern und Komödien, Französische Lustspiele und Vaudevilles gespielt werden; und das Alexandra-Theater, wo man nur Russische Stücke giebt. Alle drei erhalten einen sehr bedeutenden Zuschuß vom Kaiser, aber nur das Alexandra-Theater deckt seine Kosten. Das große Theater ist eines der schönsten Gebäude dieser Art in Europa; der Zuschauerraum ist größer als in der großen Oper zu Paris. Seit der Ankunft der Taglioni hat aber die Oper in Petersburg alle Bedeutung verloren, und das mit kaiserlicher Magnifizenz ausgestattete Ballet ist die einzige Unterhaltung, die noch ein volles Haus macht. Das Corps de Ballet ist sehr zahlreich, da sich bei dem Theater eine Schule für Tänzer befindet, aus welcher einige tüchtige einheimische Virtuosen dieser Kunst hervorgegangen sind. Ich nenne nur die Damen Smirnowna und Andrianowna. Leider jedoch zeichnet sich das andere Geschlecht in St. Petersburg nicht eben durch Schönheit aus, und wenn die Herren Taglioni und Titus auch gute Tänzerinnen bilden können, so sind sie doch nicht im Stande, die unschönen Physiognomieen ihrer Zöglinge umzuformen. Das Orchester ist stark besetzt, aber nicht von besonderer Qualität und nur der Ausführung von Balletmusik gewachsen; doch hat es eine vortreffliche Flöte und eine sehr gute Oboe aufzuweisen, beides Russische Virtuosen. Das der Deutschen Oper ist im Ganzen besser, indeß läßt es im Einzelnen ebenfalls noch viel zu wünschen übrig. Das Sängerpersonal der letzteren ist schwach; nur Breiting, der erste Tenor, und Versing, der Bassist, dessen herrliches Organ eine bessere Uebung verdiente, sind des Nennens werth. Das Repertoir besteht, wie in ganz Deutschland ebenfalls*), aus übertragenen Französischen und Italiänischen Opern und aus einem halben Dutzend Deutscher Werke, worunter zwei von Weber und vier von Mozart. Die Russische Oper wirkt eben so wenig auf den öffentlichen Geschmack, da sie dasselbe Repertoir hat, nur mit anderem Text und anderen Sängern. Leonoff, der erste Tenor, ist zwar in Rußland geboren, aber kein eigentlicher Russe, denn sein Vater war der Pianist Field, und seine Studien hat er in Frankreich gemacht; er besitzt viel Musik, aber nicht eben so viel Stimme. Die Primadonna war ebenfalls in Paris und bei der komischen Oper als Dlle. Verteull bekannt; hier in Petersburg hat sie, da auch sie in Rußland geboren ist, den Namen Solowiowna angenommen, der im Russischen mit Nachtigall zusammenhängt; sie hat eine angenehme Stimme und große Leichtigkeit, aber wenig Musik und singt daher sehr ungleich. Dlle. Stepanowna, eine junge Schülerin der Akademie, würde eine tüchtige Sängerin geworden seyn, wenn sie bessere Vorbilder studirt hätte. Petroff, der erste Bassist, hat eine schöne Stimme, aber wenig Methode; seine Gattin, die Petrowna, ist zwar nur im Besitz eines sehr beschränkten Contra-Alts, sie weiß aber höchst ausdrucksvoll und energisch damit zu wirken. Da die Russische Operngesellschaft nur einen einzigen Bassisten hat, so muß diese Sängerin solche Partieen, wie die Rubini's in den „Puritanern", ausführen und dann natürlich die eine Stimme in dem ergreifenden Unisono des großen Duetts eine Oktav höher nehmen. Das Orchester der Russischen Oper ist nicht besser als das Deutsche. Herr Kawos, der es dirigirt, ist ein talentvoller Komponist und der älteste Sohn des ausgezeichneten Architekten, der das große Theater neu aufgebaut hat. Man spielt hier nur eine einzige Russische National-Oper, „Alles für den Czaren", die sich

*) Wir geben in Obigem einen Auszug aus zwei Briefen, welche der Komponist des „Postillon von Lonjumeau" über die Musikzustände der Russischen Hauptstadt an den Redacteur der France musicale geschrieben hat. Adam brachte bekanntlich den Winter von 1839—40 in St. Petersburg zu, wohin er eine Einladung erhalten hatte, um die Musik zu einem Ballet für Dlle. Taglioni zu schreiben. Auf der Rückreise verweilte er auch einige Zeit in Berlin und verfertigte für die Königliche Oper jenes wunderliche, aber doch anziehende Mixtum-Compositum von Gesang, Tanz, Pantomime und Declamation: „die Hamadryaden", genannt ein choregraphisch-musikalisches Intermezzo. Vermuthlich wird Herr Adam nicht unterlassen, auch über die Musik in Berlin seinen pflichtschuldigen Bericht abzustatten. Läge uns ein solcher schon vor, so würden wir aus der Vergleichung mit der Wirklichkeit einen Rückschluß auf die Treue der obigen Schilderungen machen können.

**) In Deutschland findet man das große D und selbst C noch häufig bei den Baßstimmen, auch Contra-H und B kommen noch vor, jedoch selten.

***) Iwanoff desertirte zu der Italiänischen Oper in Paris, wo er lange Zeit als ein Stern erster Größe glänzte. Er hat kürzlich noch am Hofe von St. James mit der Königin Victoria gesungen.

†) Wo man bis jetzt Gelegenheit gehabt hat, in Musikzirkeln das Spiel des Oberst Lwoff zu hören, in Berlin, Leipzig und vor kurzem auch in London, überall ist man einig darüber, daß derselbe als ein Meister auf der Violine, nicht als ein bloßer Dilettant zu betrachten sey, und man bedauerte nur, daß seine hohe gesellschaftliche Stellung es ihm nicht erlaube, seine Virtuosität öffentlich zu produziren. In Styl, schönem Ton und vollendeter Beherrschung seines Instruments wird er gewiß von wenig Virtuosen ex professo übertroffen. Eine interessante Schilderung von seinem Spiel hat der Redacteur der zu Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik", Robert Schumann, vor einiger Zeit in diesem Blatte gegeben. Auch die Compositionen des Oberst Lwoff werden sehr geschätzt.

*) Inwiefern diese Behauptung des Herrn Adam mit Rücksicht auf andere Deutsche Bühnen richtig ist, können wir nicht wissen, da uns keine Uebersicht ihres Repertoirs zur Hand liegt. Auf der Königlichen Bühne zu Berlin kommt die Zahl der Deutschen Werke wenigstens der Zahl der fremden gleich. Es sind seit Oktober vorigen Jahres bis jetzt auf dieser Bühne 19 Deutsche Opern, worunter 4 kleinere Singspiele, 15 ältere und neuere Französische Opern, worunter 2 kleine Singspiele, und 7 Italiänische Opern gegeben worden. Dabei haben wir noch Spontini's „Vestalin" und „Fernand Cortez" so wie Meyerbeer's „Robert" den Französischen Opern beigezählt, obwohl, wenn auch alle drei auf Französische Texte komponirt sind, doch Spontini eigentlich eine Gattung für sich bildet, indem er Italiänische, Französische und Deutsche Elemente in sich verschmolzen hat, Meyerbeer aber, wenngleich er Französische und Italiänische Art und Weise in seine Compositionen aufgenommen, doch in dem Grundcharakter derselben sich als Deutscher bekundet. Wenn wir also diese drei Werke noch von den Französischen Opern abrechnen wollten, so würde die Zahl dieser und der Italiänischen zusammen die der Deutschen noch nicht erreichen. Indeß könnte allerdings immer noch manche treffliche Deutsche Oper auf das Repertoir gebracht oder neu einstudirt werden, sowohl von älteren wie von neueren Komponisten. So vermißt man auf der Königlichen Bühne Berlin's jetzt vier Opern von Mozart und die beiden früher auch hier aufgeführten Werke Glucks: „Iphigenie in Aulis" und „Orpheus"; nicht minder möchte man gewiß so manche Oper von Spohr, Marschner, Ries, Reissiger und Anderen gern kennen lernen oder wieder hören.

auf eine einfache Anekdote aus den alten Kriegen zwischen Rußland und Polen gründet und die Aufopferung eines Leibeigenen schildert, der sein Leben preisgiebt, um seinen Herrscher zu retten. Ein solcher Stoff mußte in Rußland gefallen, und die Musik hat eben so viel Beifall gefunden, wie das Gedicht. Seit einigen Jahren wird daher dies Werk fortwährend aufgeführt. Der musikalische Theil desselben ist allerdings sehr verdienstlich; er zeigt eine geschickte Technik und sorgfältige Instrumentirung, aber interessant kann er doch nur für Russische Ohren seyn, denn Herr Glinka nahm sich vor, eine Musik zu schreiben, die weder Italiänisch, noch Französisch, noch Deutsch seyn sollte, und das ist ihm auch gelungen, doch habe ich nie eine so einschläfernde Composition gehört. Seine Oper trägt den Charakter der Russischen National-Melodieen, die sich sämmtlich in Moll-Tonarten bewegen und einen unentschiedenen und melancholischen Rhythmus haben. Recitative kommen gar nicht darin vor, sondern nur süße und elegische Arien, mit denen zuweilen wohlangebrachte und gut gesezte Chöre abwechseln. Diese Oper wird weit besser aufgeführt, als irgend eine der fremden, die dazwischen zur Darstellung gelangen. Eine der Ursachen des Mangels an Sängern in Rußland ist ohne Zweifel die Höhe des Kammertons, der um einen halben Ton höher steht, als in Paris. Man denke sich die Qual der Armen, die nun Partieen singen sollen, welche für Rubini, Duprez und die Falcon geschrieben sind! Es wird schwer seyn, dies zu ändern, weil es den fremden Instrumental-Virtuosen, welche St. Petersburg besuchen, ganz recht ist, denn diese, meist Violinisten und Violoncellisten, finden ihren Vortheil bei einem so hoch stehenden Kammerton, der ihrem Spiel größeren Glanz verleiht.

Die Zahl der Musik-Dilettanten in Petersburg ist groß, doch beschränken sie sich, wie es scheint, auf drei Instrumente: das Piano, die Violine und das Violoncell. Einen Dilettanten auf einem Blase-Instrument würde man vergebens suchen. Die Virtuosen auf jenen drei Instrumenten sind daher ihres Erfolges in Rußland auch am sichersten, wie der letzte Winter-Feldzug der Henselt, Vieuxtemps und Servais deutlich zeigt. Unter den Dilettanten erster Klasse sind die Grafen Michael und Matthias Wielhorski zu nennen. Der Erstere ist Komponist; mehrere seiner Werke sind von Pariser und Berliner Verlagshandlungen *) angenommen worden; er hat auch eine National-Oper geschrieben, die, wenn er einige Abkürzungen darin vornähme, gewiß noch mehr Glück machen würde, als die des Herrn Glinka. Der Andere ist der beste Violoncellist in St. Petersburg, selbst Virtuosen vom Fach mit eingeschlossen, Servais ausgenommen. Im Hause dieser Edelleute habe ich Mendelssohn's Quartette, die in Frankreich kaum gekannt sind, vortrefflich ausführen hören. Vieuxtemps und Oberst Lwoff spielten dabei abwechselnd die erste Violine, ohne daß ein bedeutender Unterschied zu bemerken war. Auch Oberst Lwoff verbindet mit seiner außerordentlichen Virtuosität auf der Violine ein ausgezeichnetes Compositions-Talent. Noch ist der Fürst Odojewski zu erwähnen, ein tüchtiger Musiker und guter Pianist, ferner die treffliche Baßstimme des Fürsten Gregor Wolkonski, der auserlesene Tenor des Fürsten Michael Kotschubei und das Tenor- und Baß-Duo der Gebrüder Paschkoff. Diese Auszeichnung auf einem Felde, welches von dem Beruf und der Stellung derjenigen, die es kultiviren, so weit abliegt, scheint in Rußland durchaus nichts Auffallendes zu seyn, während man in Frankreich einem angesehenen und gelehrten Manne einen Vorwurf daraus machen würde, wenn er einer Kunst mit Erfolg obläge, die hier nur als ein leichter Zeitvertreib betrachtet wird. So erinnere ich mich, welche Verwunderung bei einigen Personen das Gesangstalent des berühmten Dr. Orfila erregte. In Rußland ist die Sache anders; es kann ein vornehmer Mann seine drei bis vier Sprachen sprechen und ein guter Instrumentalist dazu seyn, ohne deshalb für eine rara avis zu gelten. In Paris lebt man so leichtfertig, Vergnügen und Zerstreuung verfolgt uns da so unablässig, daß schlechthin Muth dazu gehört, der Lust zu entfliehen; und diejenigen, welche arbeiten müssen, haben sich oft den größten Zwang anzuthun, um nur die nöthige Erholung zu gewinnen. In Rußland aber muß man sich Beschäftigung suchen, um die Langeweile los zu werden. Man denke sich einen acht Monate langen Winter, wo das Klima den Menschen mit Gewalt nöthigt, sich in Zimmer einzusperren, in denen eine künstliche Wärme den Frühling nachahmt, und wo der Tag erst um neun Uhr anbricht und um drei Uhr wieder verschwindet! Da werden die Künste, die bei uns in Frankreich eine Belustigung sind, zur nothwendigen Unterhaltung. Doch muß man der seltenen Vortrefflichkeit, welche die Russen in dieser Hinsicht erreicht haben, Gerechtigkeit widerfahren lassen; ein Dilettant, der nicht die höchste Stufe erstiegen, darf sich gar nicht damit hervorthun, daß er etwas von Musik versteht. Ich habe gesagt, daß man den Gesang wenig kultivirt; es fehlt indeß nicht an guten Stimmen, sondern nur an guten Vorbildern. Die Gräfin Rossi, ehemalige Sontag, die seit ein paar Jahren in St. Petersburg lebt, hätte diesen Zweig der Kunst sehr in Schwung bringen können; da sie aber noch eine Novize unter der Aristokratie ist, so hat sie wenig oder gar keinen Einfluß. Es befinden sich zu St. Petersburg zwei Italiänische Gesangslehrer, die keinesweges ohne Verdienst sind, die Herren Rubini und Soliva; es ist nur schlimm, daß sie nicht selbst singen. Die Mehrzahl der Virtuosen sind Deutsche und daher treffliche Musiker, aber sie leiten den Geschmack ihrer Zöglinge mehr auf die Instrumental- als auf die Vokal-Musik hin.

*) In Berlin hat die Schlesingersche Musikalien-Handlung mehrere Werke von Wielhorski und Lwoff in Verlag, von Letzterem namentlich die bekannte Russische Volkshymne: „Gott sey des Kaisers Schutz" und eine sehr schätzenswerthe Bearbeitung des Pergolesischen Stabat mater für großes Orchester und mit Chor, und von Beiden einige Konzert-Compositionen für Violoncelle und Violine.

Das Volk treibt selbst nicht Musik, liebt sie aber. Die Leibeigenen haben einige rohe Instrumente, auf denen sie sich zum Gesange begleiten. Beinahe hätte ich der Zigeuner-Banden vergessen, die ich singen hörte. Ihre Musik besteht aus etwa einem Dutzend Stimmen und ist das Seltsamste, was man sich denken kann. Wenn sie anfangen, wird das Ohr durch ihre schrillenden und sonderbaren Stimmen durchaus verletzt; sobald sie aber in Leidenschaft gerathen und zu ihrem Gesange die Trommeln schlagen und die Zittern reißen, — ihre einzigen Instrumente, — fühlt man sich durch ihre wilde Aufregung, die sich, unterstützt von Geberden und Pantomimen, zu einem wahrhaft bacchantisch-musikalischen Wahnsinn steigert, wie im Sturm fortgerissen und von nie gekannten Empfindungen durchbebt.

England.

Lord Chesterfield und sein Erziehungs-System.

(Fortsetzung.)

Wir geben noch einige interessante Stellen aus seinen Briefen, die uns Blicke in seinen Charakter thun lassen. Die erste ist aus einem Briefe an seinen Sohn im 66sten Jahr.

„Ich bin hier (Blackheath) seit einer Woche angesiedelt; es ist mein Platz, und ich weiß es, er ist nicht Jedem gegeben. Vom geselligen Leben durch meine Taubheit wie durch andere physische Leiden abgeschnitten, wandle ich hier, nur der Schatten meines früheren Selbst, in Schweigen und Einsamkeit umher, wie es einem Schatten ziemt, nur mit dem Unterschied, daß ich bei Tage wandle, während, wie Du weißt, andere Schatten nur bei Nacht erscheinen. Meine Gesundheit jedoch ist, Dank der Milch-Diät, besser als im vorigen Jahre. Dies erlaubt mir, etwas Mannigfaltigkeit in meine einsamen Zerstreuungen zu bringen und abwechselnd zu skribeln und zu lesen. So verschlendere ich den Rest eines bewegten, thätigen Lebens, das jetzt zu einem so ruhigen und heiteren geworden, daß man es mit Recht ein Stillleben nennen kann."

Im nächsten Jahre schreibt er an seinen Freund, den Bischof von Waterford: „Ich lese jetzt Salomon mit einer Art Sympathie. Ich war eben so sündhaft und eitel, obwohl nicht eben so weise als er, bin aber jetzt wenigstens weise genug, zu erkennen, wie recht er hat, daß Alles eitel ist. Diese Wahrheit wird auf bloß spekulativem Wege nicht genugsam erkannt; um sich von ihr zu überzeugen, muß man sie selbst erfahren haben, freilich auf Kosten der Moralität." — „Alle Schwächen eines noch weiter, als das meinige, vorgerückten Alters stürmen auf mich ein. Ich muß sie tragen, so gut ich kann; sie sind mehr oder weniger das Loos der Menschheit, und ich habe kein Recht, ausschließlich von ihnen befreit zu seyn. In einer solchen Lage, können Sie sich denken, daß ich nicht sehr angenehme Stunden habe; aber auf der anderen Seite habe ich auch, Gott sey gedankt, keine melancholische: meine Philosophie nimmt mit meinen Schwächen eher zu. An Vergnügungen denke ich nicht mehr: mögen diejenigen danach laufen, die sie erhaschen können, ich will ihnen nicht mehr umsonst nachhumpeln. Meine Genüsse und Zerstreuungen müssen innere seyn, und zum Glück scheue ich mich nicht, den Blick nach innen zu kehren. Etwas Lesen, etwas Schreiben, etwas Tändeln in meinem Garten und etwas Denken lassen nie weniger das Gefühl von Alleinseyn über mich kommen, als wenn ich allein bin. Doch dieser Brief wird den moralischen Betrachtungen eines Einsiedlers zu ähnlich."

Der Bischof von Waterford scheint bei dem Grafen Anfragen in Bezug auf sein Verhältniß zur Religion gemacht zu haben, und aus einigen Stellen in den Antworten des Letzteren können wir erfahren, wie er selbst die Religion im Verhältniß zu sich betrachtete: „Was den Brief betrifft, von dem Sie fürchteten, er möchte mir unangenehm gewesen seyn, so erkläre ich Ihnen, mein theuerster Lord, daß ich ihn als den zärtlichsten Ausdruck Ihrer Freundschaft betrachtete; ich hatte selbst Anlaß dazu gegeben und erwartete ihn eben so sehr von Ihrer Zuneigung als von Ihrem Charakter. Diese Betrachtungen sind nie unschicklich, wenn sie auch der Jugend nur zu oft unwillkommen und daher auch unnütz sind; aber ich bin jetzt zu einem Alter gekommen, wo ich sie mit Vergnügen und daher, wie ich hoffe, auch mit Nutzen sowohl selbst anstellen als von Anderen hören kann. Es ist unmöglich, an sein eigenes Daseyn zu denken und nicht zugleich an den ewigen Urheber desselben; und eben so kann der Mensch seine physischen und moralischen Eigenschaften nicht ohne einige Furcht, obgleich bei mir die Hoffnung größer ist, betrachten. Es ist wahr, wir können von den Eigenschaften eines Wesens, das so unendlich erhaben über uns ist, keine adäquate Vorstellungen haben, aber nach den besten Begriffen, die wir uns von seiner Gerechtigkeit und Gnade zu machen im Stande sind, scheint die letztere, welches die tröstliche Schaale ist, nothwendig schwerer zu seyn." — „Ich habe in den letzten Monaten den Tod sehr nahe gesehen, und wenn einer erst so weit ist, mögen die besten oder schlimmsten Leute sagen, was sie wollen, es ist eine sehr bedenkliche Sache. Ich sah ihm, Gott sey Dank, ohne großen Schrecken entgegen, doch kann und sollte das göttliche Attribut der Gnade, das uns tröstet, das andere Attribut der Gerechtigkeit nicht vergessen lassen, das unsere Hoffnungen mit einiger Furcht trüben muß."

Wir wenden uns nun von dem Hauptgegenstand dieses Artikels, zu dem, was den Lord Chesterfield eigentlich so berüchtigt gemacht hat, den „Briefen an seinen Sohn." Ueber diesen selbst und über die Absichten, die er mit ihm hat, erfahren wir aus einem Briefe an seine Lieblingskorrespondentin in Paris, eine Dame von Rang und ausgezeichneter Bildung, Folgendes: „Ich habe", schreibt der Lord, „einen Knaben, der jetzt 13 Jahr alt ist. Ich will Ihnen offen gestehen, er ist nicht von ehelicher Geburt, aber seine Mutter ist eine feine Dame und hat eine Parteilichkeit für mich gezeigt, die ich nicht ver-

diente. Was den Knaben betrifft, so ist mein Urtheil über ihn vielleicht befangen, aber ich halte ihn für liebenswürdig: er hat ein hübsches Aeußere, ist sehr munter und für sein Alter nicht ohne Verstand. Er spricht gut Französisch, weiß viel Latein und Griechisch und ist in der alten und neueren Geschichte ziemlich bewandert. Er ist jetzt auf der Schule, wo er bis zum Mai bleiben soll; da man aber in unseren Schulen, und überhaupt bei uns zu Lande, sehr wenig für die äußere Bildung der jungen Leute sorgt, und da die meisten von ihnen unbeholfen und roh, kurz so sind, wie Sie sie im Alter von 21 Jahren nach Paris kommen sehen, so will ich meinen Sohn nicht so lange hier bleiben lassen, daß er jene schlechten Gewohnheiten annehmen kann, die, wenn man einmal damit behaftet ist, selten abgeschüttelt werden; daher will ich ihn im vierzehnten Jahre nach Paris schicken und bei einer guten Familie unterbringen. Da er aber, bei seiner Jugend, seine nothwendigen Studien noch nicht absolvirt haben kann, so werde ich ihm einen gelehrten Engländer mitgeben, der ihm in Latein und Griechisch nachhelfen und Logik, Rhetorik und etwas Philosophie beibringen soll. Dieser Gelehrte soll ihn zu Hause und den ganzen Vormittag unter seiner Aufsicht haben. Doch da derselbe nicht dazu geeignet seyn wird, seine Manieren auszubilden oder ihm den Ton guter Gesellschaft beizubringen, der doch so nothwendig und vielleicht eben so nützlich als alles Griechisch und Latein des Monsieur Vadius ist, könnte ich nicht in Paris etwa einen Abbé (für Geld, das ich gern geben möchte), bekommen, der ihn von vier Uhr Nachmittags an übernimmt und ihn ins Theater und in Ihr Haus, wenn Sie ihm den Zutritt gütigst verstatten wollen, begleitet? Ich möchte gern in diesem Knaben das Beste, was beide Nationen haben, vereinigen: zu diesem Zweck gebe ich ihm einen soliden Engländer für das solide Wissen, das er besitzen soll, und einen Französischen Nachmittags-Mentor, der ihm mit Hülfe der Gesellschaften, in die er ihn introduzirt, jene Ruhe, jene Manieren, jene Grazie mittheilt, die man nur in Frankreich lernen kann." — „Vielleicht erlauben Sie ihm, in Ihren Soireen zuweilen den Pagen zu spielen, die Karten auszutheilen, Stühle zu setzen, Kaffe zu reichen u. dgl. mehr. Dies, glaube ich, würde die beste Schule für ihn seyn. Da es möglich ist, daß eine Geburt ihm in den Augen Mancher schadet, so ist am besten, venn wir diese nicht angeben, sondern ihn nur als einen Neffen von nir vorstellen, wie die Kardinäle thun."

Die Briefe an seinen Sohn beginnen mit dem fünften Jahre esselben und reichen bis an seinen Tod, da der Vater ihn überlebte. Der Zweck derselben ist, ihn zum Staatsmann heranzubilden; doch as Unglück dabei war, daß der Vater in seiner Vorliebe für das inzige Kind mehr von ihm erwartete, als seine Anlagen versprachen. So groß auch die Bemühungen des Vaters gewesen waren, so sehr r vor Allem ihn zum Muster von Selbstbeherrschung und Unbefangenheit zu machen gesucht, so oft er ihm eingeschärft, daß, wenn er n seinem Lande eine Rolle spielen wolle, er zuerst im Parlament sich uszeichnen müsse, trotz diesem Allen war die erste Rede des jungen Mannes im Unterhause seine letzte: er fiel durch. Der Vater verlor eshalb den Muth nicht, noch zürnte er mit dem Sohn: ging es im Parlament nicht, so konnte er doch eine diplomatische Laufbahn machen. Bald verschaffte er ihm eine Stelle an einem fremden Hofe, und ehe r den Frühling des Lebens vollendet, starb er im Ausland. Wie sich brigens der Sohn geistig zu den Ansichten und Rathschlägen des Vaters verhielt, ob dieselben auch nur die Wirkung hatten, sein Herz zu verderben, wissen wir nicht. Wahrscheinlich war er nicht er Mann dazu, des Vaters große Idee von menschlicher Vollkommenheit in sich zu verwirklichen. Aber man muß gestehen, väterlicher Eifer, sey es nun für gute oder schlechte Zwecke, konnte nicht weiter etrieben werden: Der Jüngling wurde von Kindheit auf mit der rößten Sorgfalt in jedem Schritt und Tritt bewacht; er wird auf ie unbedeutendsten Dinge, die zum Wesen eines vollkommenen Mannes, die sich der Vater ihn vorstellt, gehören, aufmerksam gemacht, und dies lles schlägt fehl, der Tod trägt nur die kleinere Schuld dieses Fehlschlagens. Psychologisch merkwürdig ist noch folgender Zug. Der Vater atte den Sohn in allen Dingen, worin er es für das Wohl desselben ür zweckmäßig hielt, mit dem größten Vertrauen behandelt und konnte aher ein Gleiches von ihm erwarten. Wie mußte er daher überascht seyn, als nach dem Tode des Sohnes eine Dame mit ein Paar Kindern zu ihm kam und ihm mittheilte, daß sie mit seinem Sohne heimlich vermählt gewesen sey. Ob nun das Benehmen, das er Lord hierauf zeigte, aus Verstellung oder aus Gutherzigkeit zu rklären ist, ob es in einer Liebe seinen Grund hatte, die so stark var, daß keine Kränkung auf sie Eindruck machte, oder in der Betrachtung, daß der, welcher so oft Verstellung und Lüge empfohlen, ie ersten Früchte dieser Lehre verdiene, können wir nicht sagen: enug der Lord ließ die Lebenden seinen Unwillen nicht fühlen: er ibernahm die Sorge für die Kinder, und es sind einige sehr zärtliche Briefe von ihm an sie und ihre Mutter vorhanden. Dies war des Grafen väterliches Verhältniß, und dies das Ende seiner großen Zurüstungen und Hoffnungen.

Wir haben schon gesagt, das einzige Ziel, das Lord Chesterfield vor Augen hatte, war, seinen Sohn zu einem perfekten Staatsmann u machen, und um dieses Ziel zu erreichen, hielt er seine Erziehung m Auslande für nothwendig, und zwar aus zwei Gründen, einmal, veil er als echtes Kind des 18ten Jahrhunderts die Französische Bildung, die ihn ja selbst zu dem gemacht, was er war, über jede indere setzte, und dann, weil ihm nur so jene absolute Geschmeidigkeit erreichbar schien, die er für das Haupterforderniß eines vollkommenen Staatsmannes hielt. Eine Englische Erziehung, Englische Gespielen, Englische Sitten würden ihn nur zu einem lümmelhaften Patrioten gemacht haben. Er muß außerhalb Englands leben, um geschickt zu verden, sich in England gewandt bewegen zu können. Hätte er es als naturalisirter Franzose zu Ehre und Auszeichnung bringen können, der Vater würde, trotz seines Whiggismus, in die Uebersiedelung eingewilligt haben. Aber ein noch größerer Triumph mußte es seyn, wenn der junge Mann mit einer Bildung heimkehrte, die keinem Lande eigenthümlich war, als ein Weltbürger, der sich überall heimisch machen und durch bloße Manieren jedes Gefühl ersetzen könne. Eine Regel der Geschmeidigkeit, Herablassung und scheinbaren Selbstvergessenheit, gegründet auf den Glauben an die allgemeine Schwäche und Eigenliebe der Menschenkinder, war mehr werth als die instinktmäßigen Triebe des Wohlwollens, die uns leicht zu unklugen Handlungen fortreißen und uns jene Ruhe rauben, wie sie der gute Ton verlangt. Das System war mit einem Wort einseitig und, mag man es gut oder schlecht nennen, an sich nicht ganz unausführbar. Diejenigen aber, welche es für allgemein anwendbar halten und glauben, auch die Masse ohne Unterschied könne es zur Richtschnur ihres Lebens machen, würden, nachdem auf jeder Seite so deutliche Fingerzeige gegeben sind, sich selbst allein anzuklagen haben, wäre nicht das System so auf menschliche Schwächen in jedem Kreise des Lebens gebaut und in der Art, wie es überall den Schein an die Stelle echter Eigenschaften setzt, so verführerisch, daß man sich nicht wundern darf, wenn es viele ehrliche Leute in die Versuchung führt, seine Oberflächlichkeit anzunehmen und lieber Gecken und Schelme zu werden, als solide Charaktere.

Doch wir müssen Chesterfield's Ansicht von den Manieren und das Prinzip, von welchem er dabei ausging, näher betrachten. Seine Auffassung des Gegenstandes mag oberflächlich und falsch seyn, und jedenfalls ist sein Ziel oft niedrig und verdammungswerth, aber er hat wenigstens die Sache zur Sprache gebracht, und in welchem Lichte wir auch gesellige Bildung betrachten mögen, ihre Bedeutung für das Leben ist gewiß groß genug. Addison nennt sie „eine Art künstlicher Humanität" (a kind of artificial humanity). Sie fängt mit natürlichen Gefühlen an und dient ursprünglich zum Ausdruck derselben, aber die Art, wie wir zusammenleben, die Schranken, innerhalb deren wir uns der natürlichen Freiheit in der Gesellschaft hingeben können, sind konventionell und insofern künstlich. Allerdings verlieren die Sitten viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung und werden zu bloßen Formen; als solche werden sie einerseits durch ängstliche Beobachtung von Lappalien ein Gegenstand gerechten Spottes, andererseits werden sie zu einem Werkzeug der Lüge und Verstellung gemacht. Aber bei dem Allen dürfen wir ihren ursprünglichen Inhalt nicht vergessen. Sie sind nicht darum vorhanden, weil es uns beliebt, sie anzunehmen, sondern weil wir zusammenleben wollen; es steht nicht in unserer Macht, sie bei Seite zu werfen und ohne sie zu existiren. Betrachtet man die guten Manieren als Ausdruck des Wohlwollens und der Achtung, so führt ihre Beobachtung nicht nothwendig zu Heuchelei oder Geckenhaftigkeit, und der, welcher sie zur höchsten Vollkommenheit in sich ausgebildet, ist darum noch nicht moralisch gefährdet, wir müßten denn annehmen, ein jedes Ding sey, sobald es zur Gewohnheit wird, in sittlicher Hinsicht gefährlich. Aber sie sind mehr als Beweise oder Zeichen von Wohlwollen und Achtung. Scott sagt sehr richtig: gewisse Formen und Schranken sind weniger um Anderer, als um unser selbst willen zu beobachten. Der, welcher gewissenhaft die Zunge im Zaume hält, wird nicht unvorsichtig sein Herz aufschließen. Lautes Lachen mag Manchem nicht bloß darum verwerflich erscheinen, weil Viele es für roh halten, sondern auch, weil er glaubt, es mache frivol und gefährde den Ernst des Charakters. Eben so kann die am meisten zu entschuldigende Gleichgültigkeit gegen die Gefühle eines Anderen der erste Keim zu wirklicher Hartherzigkeit in uns werden, und ein Theil unseres Zartgefühls kann dabei verloren gehen. Ein System von guten Manieren, das wir uns vollkommen angeeignet, ist also eine beständige Aufforderung zur Wachsamkeit über uns selbst, ein Wächter unserer Selbstachtung und unseres Wohlwollens. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Indischen Jongleurs.

Ein einziges verunglücktes Experiment kann uns die ganze Wissenschaft eine Zeit lang verleiden. Die Blößen, die unser Aegyptischer Magier gegeben hatte*), waren Schuld daran, daß ich nur sehr geringen Beruf fühlte, von den Hexenkünsten der Indischen Jongleurs Zeuge zu seyn.

Zwei Monate später verweilte ich auf einer Reise von Bombay nach Puna bei Karli, um den unterirdischen Tempel zu besuchen, der dem Dorfe gegenüber in einen Hügel eingehauen ist. Ich hatte, um die Abendkühle abzuwarten, im Schatten einer herrlichen Gruppe von Kokosbäumen Platz genommen, als ich einen Trupp Hindu's bemerkte, der beim Schalle mißtönender Instrumente heranzog. Einer von diesen Leuten hielt in jeder Hand eine Cobra-Capella, die fürchterlichste Giftschlange, deren Indien sich rühmen kann.

Als der Jongleur in meine Nähe gekommen war, warf er seine Schlangen an den Boden und blies auf einer Art Flascheolett, dessen gellende Töne die gräßlichen Bestien zu einem wunderlichen Tanze begeisterten. Unterdeß hatten seine Gehülfen ihren ganzen Apparat am Boden ausgekramt; das Tambourin trommelte alle Dorfkinder zusammen, und bald schaarte sich die nackte olivenfarbige Jugend im Kreise herum, mit gespanntester Neugier der Wunderdinge harrend, die noch kommen sollten; denn der Schlangentanz war nur ein Präludium zu den eigentlichen Taschenspieler-Künsten gewesen.

Im Widerspiel mit dem schweigsamen und duckmäusigen Aegyptischen Harwi, besaß dieser Indische Jongleur die ganze Redseligkeit eines Europäischen Taschenspielers. Obgleich auf Mahrattischem

*) S. die Harwis in Aegypten, im vor. Blatte des Magazins.

Boden, sprach er nur im Dialekte von Hindostan; aber das Publikum schien nichts dabei zu verlieren, daß es die Worte nicht verstand: so ausdrucksvoll war sein Mienen- und Geberdenspiel.

Zuerst pflanzte er eine Puppe, die einen Soldaten mit Schwert und Bogen vorstellte, an die Erde. Dieses Automat schoß auf sein Kommando zu wiederholten Malen einen Pfeil nach einem als Ziel dienenden Gegenstande und traf jedes Mal so gut, daß der Gegenstand umfiel.

Dann nahm er eine Handvoll Dschuari (Buchweizen) und legte sie in ein leeres Tuch. Dieses Tuch wurde tüchtig geschüttelt, und statt des Dschuari kam der schönste weiße Reis zum Vorschein.

Von beiden Kunststücken hatte ich nichts begriffen und war schon auf dem Wege, wieder leichtgläubig zu werden; allein ich sollte noch größere Dinge sehen. Der Jongleur holte eine zweite Puppe hervor, die höchstens sechs Zoll lang und kaum drei Zoll dick war. Aus dieser Puppe schlüpfte eine starke lebendige Taube, dann eine zweite von gleichem Kaliber, dann eine dritte, und endlich eine vierte! Diese vier Tauben mußten durchaus in der Puppe gesteckt haben, wenn nicht Alles auf übernatürliche Weise zuging. Ich für meinen Theil hätte Mühe gehabt, vier Sperlinge hineinzustecken.

Unser Hexenmeister murmelte bei jedem seiner Stücke eine Zauberformel (Mantra) und zeichnete Kreise mit seinem Stäbchen. Verschiedene Umstände gaben ihm eine große Superiorität über seine Kollegen in Europa; er hatte weder einen Tisch noch Becher, weder Aermel noch Taschen — sein Tisch war die platte Erde, und seine ganze Kleidung bestand in einem Turban und einem Gürtel um die Hüften. An Geräth hatte er nichts als ein Paar schlechte Körbe aus Bambus, worin die Schlangen lagen, die er mit solcher Gewandtheit erscheinen und wieder verschwinden ließ, daß der scharfsichtigste Beobachter nichts davon begreifen konnte. So z. B. sah ich, wie eine seiner Cobra's auf seinen Befehl aus einem Taschentuche kroch, das er ausgebreitet, geschüttelt und wie eine Fahne in den Wind gehalten hatte! Und dieselbe Cobra hatte kurz vorher in einem vor mir stehenden Korbe gelegen, weit entfernt von der Stelle, wo unser Jongleur stand! War sie unsichtbar durch die Luft geflogen, oder pfeilschnell durch die Erde gekrochen? Löse das Räthsel, wer da kann.

Die Schlangen durften endlich von ihren Strapazen ausruhen. Jetzt holte der Jongleur einen Krug hervor, der die entgegengesetzte Eigenschaft des Fasses der Danaiden hatte: er schüttete das Wasser an den Boden, goß es in sein Ohr und spie es durch den Mund wieder aus, gab sich Dusch-Bäder über den Kopf, und immer blieb der Krug bis an den Rand gefüllt!

Darauf zeigte er ein Paar hölzerne Sohlen, die breiter als seine Füße und ganz glatt polirt waren. Nach vielem Peroriren bewirkte er — der Himmel weiß, wie — daß diese Sohlen an seinen nackten Fersen fest saßen, und that nun mit ihnen solche Luftsprünge, wie nur die niedlichsten mit knappen Tanzschuhen bekleideten Füße einer Opern-Tänzerin sie ausführen können! Bald schnellte er sich in die Höhe, bald schlug er mit der Sohle an den Boden, daß sie abfiel; aber sie verschob sich nie. Auch dieses Experiment war mir ganz unerklärbar, denn der Jongleur hatte keine klebrige Substanz an den Füßen, und er konnte die glatten Sohlen fallen lassen, wie Spiegelglas.

Alle diese Experimente wurden aber von dem letzten, das unser Tausendkünstler klüglich bis zum Ende aufgespart, noch überboten. Einer von den Tambourin-Schlägern, ein großer wohlgewachsener Jüngling, ließ sich mit gebundenen Händen und Füßen in ein Fischnetz einsperren, das durch ein Dutzend Knoten wohl verschlossen war. In diesem Zustand führte man ihn im Kreise der Zuschauer herum und stellte ihn vor einen Korb von zwei Fuß Höhe bei vierzehn Zoll Breite. „Soll ich ihn dort in jenen Teich werfen?“ fragte der Jongleur. „Er ist ein Taugenichts; und diese schöne Gelegenheit, seiner los zu werden, kommt wohl nicht so bald wieder.“ Da blickte die ganze Versammlung nach dem Wasserspiegel hin, der, von prächtigen Bäumen beschattet, neben einer Pagode sich ausdehnte. „Doch nein“, fuhr der Jongleur nach einigem Besinnen fort, „ich will ihn auf andere Art expediren; er soll eine Luftreise machen, und zwar, wohin es Euch gefällt, nach Funa, Delhi, Ahmed-Nagar oder Benares! Sogleich nahm er den Gefesselten und vom Netze Umstrickten, steckte ihn in den Korb und drückte den Deckel auf seinen Kopf. Es blieb aber zwischen dem Deckel und dem Rande des Korbes noch ein Raum von wenigstens drei Fuß. Der Jongleur warf einen Mantel über das Ganze. Jetzt sah man, wie der Körper des Jünglings immer mehr sich zusammenbog und gleichsam einkroch; das Netz und die Stricke, die ihn gefesselt hatten, flogen in die Luft; dann schloß sich der Deckel des Korbes wie von selbst, und eine Stimme, die aus den Wolken zu kommen schien, rief: „Lebet wohl!“

„Er ist fort nach Ahmed-Nagar; er ist davongeflogen — juchheisa!“ rief der Jongleur voll Entzücken; „in einem so engen Raume kann er's nicht aushalten (wirklich schien dies physisch unmöglich). So will ich denn meinen Korb wieder aufpacken und von der Gesellschaft Abschied nehmen!“

Der Korb wurde mit Bindfaden wohl umwickelt und sollte eben auf dem Rücken des Büffels, der die Bagage der Gesellschaft trug, befestigt werden, als der Jongleur plötzlich ausrief: „Wartet einen Augenblick! wenn der Bursche nun doch noch im Korbe steckte? es ist ja Alles möglich!“ Darauf zog er einen langen Säbel und that einen wüthenden Hieb in den Korb .... ein Strom frischen Blutes drang heraus .... die angstvolle Erwartung war aufs Höchste gestiegen .... siehe, da öffnete sich der Deckel jählings, und der junge Mann sprang wohlbehalten und ohne die geringste Verletzung aus seinem engen Kerker heraus!

Dieses Kunststück wird Jedem, der es nicht selbst mit angesehen, sehr einfach vorkommen; aber ein fest zugeschnürtes Netz in einem Nu von sich abstreifen — im engsten Raume zusammengepreßt, eine Viertelstunde ausdauern und dabei noch vor einem tüchtigen Säbelhieb sich zu schützen wissen — das sind Wunder der Gewandtheit, der Geschmeidigkeit und der Geduld — Wunder, die Niemand begreifen kann, und am wenigsten Einer, der sie mit Augen gesehen hat.

Nach diesem Non plus ultra ihrer Kunst brachen die Taschenspieler auf und wanderten ihrer Vaterstadt Nagapura zu. Die Menge der Gaffer zerstob. Die Sonne ging hinter den Bergen unter; das Volk strömte dem Teiche zu, um seine religiösen Waschungen zu verrichten, und der dicke Taucherkönig, der Bewohner dieser ruhigen Wasser, saß mit so gravitätischem Ernst an der Spitze der Pagode, daß man ihn für die Gottheit dieses heidnischen Tempels ansehen konnte.

Ich für meinen Theil bestieg mein kleines Pferd und trabte durch die von dem scheidenden Sonnenstrahl vergoldeten Staubwolken, noch ganz voll von den außerordentlichen Dingen, die ich gesehen. Ja, diese herumziehenden Indischen Jongleurs schlugen nicht bloß die Harwi's von Kahira, sondern auch die berühmtesten sogenannten Professoren der natürlichen Magie in Europa weit aus dem Felde; und wenn die Zauberei noch nicht von der Erde geschwunden ist, so muß man sie in Indien suchen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Französische Malle-Post. Herr Fred. Soulié hat eine Reise nach Deutschland und Belgien unternommen und stattet darüber Berichte an das Journal des Débats ab. Natürlich ist es zunächst Baden-Baden, das ein Französischer Tourist in Deutschland aufsucht. Ohne Baden, wo die Annehmlichkeiten der Société Parisienne so gut wiederzufinden sind, als sie sich eben außerhalb Paris darstellen lassen, würde Deutschland vielleicht gar keinen Anziehungspunkt für einen homme comme il faut haben. Interessant ist die Schilderung, die uns Herr Soulié von der seit ungefähr einem Jahre bestehenden neuen Einrichtung der Malle-Posten mit ihrer beschleunigten Beförderung der Reisenden giebt. „In der That“, sagt er, „eine ganz treffliche Sache, solche Briefpost; man sitzt darin sehr schön und bequem; und es geht äußerst rasch. In den ersten Stunden ist das ganz scharmant und in der ersten Nacht auch recht erträglich, wenn man nämlich seine Einrichtungen getroffen und sich gegen jede Art von Versuchung vorgesehen und ausgerüstet hat. Wenn jedoch der Morgen herankömmt und man das Bedürfniß empfindet, seine Glieder ein wenig auszustrecken, so denkt man, es werde nun bald wohl ein kleiner Berg kommen, wo man aussteigen und dem Wagen zu Fuß folgen kann. Ja, prosit! Für die Pferde der Malle-Post giebt es keinen Berg; die Königliche Ordonnanz befiehlt, daß sie beständig traben sollen; ach, und sie traben beständig! Man rechnet nunmehr auf die Zeit des Pferdewechsels; aber die Malle-Post kennt auch diese nicht. Ich weiß nicht, wie sie es mit dem Ab- und Anspannen halten; aber man ist noch nicht angekommen und ist auch schon wieder weiter gefahren. Endlich fängt dieses rollende Gefängniß, das uns vorwärts fährt, an, etwas weniger angenehm zu werden. Von tausend unaussprechlichen Wünschen, die man unterdrücken muß, geplagt, wird man verdrießlich und möchte lieber zu Fuß, doch was sage ich? man möchte lieber in der Diligence seyn. Man beneidet den vorüberziehenden Karrenführer, den Postillon, der uns fährt — denn dieser kann doch wenigstens auf der nächsten Station anhalten — und hofft endlich, umzuwerfen. Man ruft, man schreit; vergebliche Anstrengung! Die Malle-Post läuft immerzu, ohne Mitleid und Gnade. Unaufhörlich drängt sie vorwärts, wie der Reiter in Bürger's „Lenore“; vorwärts durch Städte und Dörfer, an Kirchhöfen und Wirthshäusern vorbei, ohne in ihrem fürchterlichen Lauf müde zu werden. Manchmal geht sie etwas rascher, niemals aber etwas langsamer. Man muß gestehen, der Herr Postdirector Conte hat die Beförderung der Briefe merkwürdig beschleunigt; er hätte nur auch die Reisenden benachrichtigen sollen, daß sie sich müssen in ein Couvert packen lassen, um so an ihre Adresse zu gelangen.“

— Die Guttenberg-Statue in Straßburg. „Ich habe in Straßburg“, sagt Soulié in seinem obenerwähnten Reisebericht, „die Statue Kleber's gesehen, die Alles darbietet, was eine Statue in Stiefeln und Pantalons, mit einem Frack und einem Zopf darzubieten vermag. Ich begab mich von da auf den Marktplatz, um die Statue Guttenberg's zu bewundern, die Herr David von Angers gearbeitet hat. Mit Rücksicht auf den großen Enthusiasmus, den diese Statue in vielen Zeitungen hervorgerufen, lief ich wohl eine Viertelstunde um dieselbe herum, um das Meisterwerk zu entdecken. Sie können es mir aber aufs Wort glauben: es ist daran weder Größe noch Schönheit aufzufinden; ja, ich möchte behaupten, daß das gar keine Arbeit sey. In dem Ensemble herrscht eine ganz unselige Verwirrung und in den Einzelnheiten eine nur zu leicht erkennbare Verachtung der Mühe des Feilens und Vollendens. Gerade wenn ein Künstler etwas schenkt, muß er nur Ausgezeichnetes geben; denn wenn die Menschen auch nicht immer reich genug an harten Thalern sind, um das spekulirende Genie gut zu bezahlen, so haben sie doch wenigstens immer Ausrufungen, Bewunderung und Lobsprüche genug, um eine Wohlthat nach Verdienst anzuerkennen. Alles zu Allem gerechnet, hat also Herr David, der für seine der Stadt Straßburg geschenkte Arbeit die ungeheuersten Lobpreisungen ärndtete, ein sehr gutes Geschäft gemacht.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Freitag den 28. August 1840.

Nord-Amerika.

Die öffentlichen Bauten in den Vereinigten Staaten.

(Nach dem Britischen United Service Journal.)

Will man einen richtigen Blick in die Zukunft eines Volkes thun, so ist es vor Allem nöthig, seine dem öffentlichen Nutzen gewidmeten Unternehmungen in ihrer Gesammtheit kennen zu lernen. Lassen wir uns die Ausbeutung seiner literarischen und poetischen Schätze minder angelegen seyn! Denn auch politische Stürme und eine wild bewegte Zeit reichen schon hin, um den Genius eines Dichters zu befruchten, und selbst die Einsamkeit in wilder Natur kann seine Seele erheben. Sehen wir ab von den Werken, die ein Mehmed Ali, dem hunderttausend Sklaven-Arme zu Diensten stehen, seiner Eitelkeit oder seinen Launen zur Befriedigung errichtet; aber betrachten wir mit Hochgefühl eine Nation, die im Verlauf eines halben Jahrhunderts, Dank ihrer von den günstigsten Einrichtungen entwickelten und geförderten Thätigkeit, dahin gelangt ist, daß sie unter den größten Nationen, die auf Erden geglänzt, eine ehrenvolle Stufe einnimmt.*)

Eine unangebaute Ländermasse, an Umfang unserem Europa gleich, die früher nur mit Wäldern, Sümpfen, Savannen, unermeßlichen Wiesengründen überdeckt war und kaum zum Lebensunterhalt einer kleinen Zahl Pflanzer und wilder Indianer ausreichte, die um ihren Besitz mit einander kämpften — diese Ländermasse ist heutiges Tages durch bloße menschliche Anstrengung in ein prächtiges Territorium verwandelt, in einen blühenden Staat, den Heerstraßen, Kanäle und Eisenbahnen in allen Richtungen durchkreuzen. Wo sonst eine Wüste gewesen, wechseln jetzt reiche Kornfelder und herrliche Plantagen mit schönen Städten und Flecken: Natur und Kunst erzeugen Alles, was zu den Bedürfnissen einer Bevölkerung von dreizehn Millionen kräftiger und rühriger Menschen nothwendig, und der Ueberschuß wandert auf die Märkte des alten Europa. Man steige im Geiste bis in die Epoche zurück, als Franklin und Washington das Licht erblickten; man denke an die Entstehung jenes majestätischen Bündnisses von zwanzig civilisirten Staaten, deren Bürger-Tugenden die Unabhängigkeit gründeten, und man wird, staunend über das imposante Gemälde der Amerikanischen Union, den Genius der Freiheit als das solideste und thätigste Werkzeug erkennen, welches die Vorsehung in die Hände der Menschen gelegt hat. Nur diesem Genius verdankt man es, daß Civilisation, nützliche Künste, physisches und moralisches Wohlseyn heutzutage von den eisigen Ufern des Lorenzo bis zu den Mündungen des Mississippi und von den westlichen Gestaden des Atlantischen Meeres bis zu den Ost-Gestaden des Indischen Oceans reichen. Die Phantasie bebt erschrocken zurück vor den Wundern des Muthes und der Ausdauer, welche die Nachkommen der alten puritanischen Kolonisten Neu-Englands verrichten mußten, um, mit Axt und Flinte in der Hand, von den nomadischen Stämmen des Westens und von Auerochsen, Bären und Alligatoren die Staaten der Union zu erkämpfen.

Wenn Frankreich ein Recht hat, stolz zu seyn auf den Beistand, den es im Jahre 1778, während des Unabhängigkeits-Krieges, Nord-Amerika angedeihen ließ, so können wir Engländer mit gerechtem Stolze sagen, daß unsere Brüder an jener Seite des Oceans in der Achtung der Nationen nie so hoch gestiegen wären, wenn nicht Britisches Blut in ihren Adern rollte. Dennoch könnte die Aussicht auf eine vielleicht sehr nahe Zukunft uns ernstliche Besorgnisse einflößen, wenn wir bedenken, wie sehr die Macht der Union im Zunehmen ist. Seit 1783 haben wir nur einmal (von 1812 bis 1816) mit Bruder Jonathan Lanzen gebrochen. In jener Zeit war die Land-Communication zwischen den einzelnen Staaten des großen Bundes für die Milizen schwer und gefährlich; die Ströme des Westens waren noch unbezwungen; noch gab es keine Kanäle, keine Eisenbahnen, die, gleich den Brücken der Flüsse, über die endlosen Sandstrecken und Waldungen ziehen, welche Amerika's Ströme und Seen von seinen Häfen und festen Plätzen trennen. Damals konnten wir Tausende von Rothhäutigen (Indianern), die unser Branntwein zur Rache begeisterte, mit Britischen Gewehren gegen sie abschicken. Heutzutage ist es nicht mehr also. Mit Ausnahme einiger Stämme, die unter dem Namen Krihk's und Tscherokih's zwischen Georgien und Neu-Orleans vegetiren, sind die Rothhäute vor der Axt des Amerikanischen Pioniers von Waldung zu Waldung, von Savanne zu Savanne, von Fluß zu Fluß bis an die Quellen des Missuri und Illinois, ja bis an die Küstenströme des Austral-Oceans gewichen. Endlich hat ein vierfaches System der Communication, bestehend in Landstraßen, kanalisirten Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen, die Labyrinthe der Urwälder durchbrochen und breite Pässe durch die Gebirgsketten geöffnet. Diese neu geschaffenen Arterien des Landes lassen die Kräfte der Union überall gleichmäßig zirkuliren und erlauben ihr, einer Küsten-Blokade Trotz zu bieten, so daß keine fremde Macht hinführo die Quellen ihres inneren Lebens verstopfen kann.

Um die Verbesserungen, welche Nord-Amerika seit 25 Jahren dem Genius der Industrie verdankt, recht würdigen zu können, müssen wir dem Räderwerke seiner föderalen Verfassung und der Expansionskraft, welche sie in dem arbeitsamen Sinne der Bevölkerung entwickelt, einige Aufmerksamkeit schenken. Es giebt wenige Nationen, die nicht außerhalb ihres Landes Kolonieen zu gründen oder zu unterhalten hätten und auf dem Boden ihrer Heimat nicht vieles Land urbar machen, austrocknen oder künstlich bewässern müßten; keine Nation hat dieses Geschäft mit so viel Thätigkeit und so großem Erfolge betrieben, wie die Amerikaner. Es ist nicht genug, daß man rüstige Arme zu dergleichen Unternehmungen habe; der sociale Zustand eines Landes muß so organisirt seyn, daß er den Associations-Geist begünstigt, indem er Jedem die freie Entwickelung seiner persönlichen Kräfte läßt. In dieser Beziehung ist die Föderal-Verfassung der Union bewundernswürdig: jeder Staat hat seine eigene, die seinen klimatischen Verhältnissen, dem Charakter und den Neigungen seiner Bewohner analog, eine Verfassung, deren künftige Reform in ihrem Texte schon vorhergesehen ist. Die allgemeine Verfassung beschränkt sich darauf, die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu dem Föderal-Körper und ihre gegenseitigen Verhältnisse zu regeln. Sie bestimmt die Vorrechte des General-Gouvernements im Interesse der gemeinsamen Vertheidigung des Landes, und seiner politischen und kaufmännischen Beziehungen zum Auslande. Aber jedem einzelnen Staate steht es frei, alle die Maßregeln zu beschließen und auszuführen, deren Wirkung nicht über die Gränzen seines Gebietes hinausreicht.

Der Impuls kommt nicht einmal von der centralen Macht jedes Staates; dort giebt es kein Ministerium der öffentlichen Arbeiten, keine allgemeine Direction der Brücken und Landstraßen. Alles, was die Verfassung nicht förmlich autorisirt, ist eo ipso verboten: in diesem Geiste wird der Text ausgelegt. Da von einer Einmischung der Föderal-Regierung bei öffentlichen Bauten in dem Texte der Verfassung gar nicht die Rede ist, so haben General Jackson und sein Nachfolger van Buren diese Einmischung, zu welcher der Präsident J. Quincy Adams einen Augenblick sich hinneigte, vollständig beseitigt. Die einzelnen Staaten erklären die Constitution in den Gränzen ihres respektiven Gebietes nicht so buchstäblich, wie diese letzten Präsidenten gethan. Sie machen sich nicht zu Direktoren öffentlicher Arbeiten, in dem Sinne, den die Europäischen Regierungen an diesen Titel knüpfen; aber sie bewilligen Subsidien für die Anlegung und Unterhaltung der wichtigsten Bauten und der nützlichsten Communications-Straßen.

Der Nord-Amerikaner wird mit dem Triebe zur Arbeit geboren; seine ganze Erziehung ist der Industrie zugewendet, und alle seine Bestrebungen haben die Förderung seines materiellen Wohlseyns zum Zwecke. Vom Frühmorgen bis zur Abenddämmerung ist er Landwirth, Handelsmann, Spekulant, Mechaniker — kurz, ein vollendeter Geschäftsmann. Nur der späte Abend ist geistigen und physischen Erholungen oder Genüssen gewidmet. Bei ihm haben die höheren Studien die Anwendung der physikalischen und mathematischen Wissenschaften auf die Künste der Industrie zum ausschließlichen Zwecke. Von Boston bis Neu-Orleans wird jeder Fremde durch seine Leistungen naturalisirt. Sobald eine nützliche Idee die Probe der Diskussion bestanden hat, bringt sie der Associations-Geist sofort zur Anwendung, und die herbeiströmenden Kapitalien übersteigen bisweilen die zur Ausführung des Unternehmens nothwendige Summe. Soll eine Straße oder ein Kanal durch eine Privat-Besitzung geführt werden, so bestimmt eine Jury, von der keine Appellation gilt, die dem Besitzer zukommende Entschädigungs-Summe, und das Geld wird ohne Weiteres ausgezahlt. Auf diese Weise gehen die Arbeiten ohne Unterbrechung vor sich. Sollen sie über Ländereien geführt werden,

*) Wir können dies nicht ohne große Einschränkung gelten lassen. Die Amerikaner haben allerdings für ihr materielles Wohlseyn Erstaunliches geleistet; wo es jedoch auf die Förderung allgemein menschlicher und edler Zwecke ankömmt, wie weit bleiben da die Amerikaner überall hinter den Europäern zurück!

die Eigenthum des Staates sind, so bewilligt eine Autorisations-Bill diese Ländereien den Gesellschaften. Diese bleiben Eigenthümer des Theiles der expatriirten Besitzung, welcher dem Walde zugekehrt ist, und nutzen den sogenannten Ueberwerth (plus-value). Fast allerwärts bietet das Erdreich um den niedrigsten Preis gute Nutz-Materialien, vorzüglich Holz-Arten, die in den westlichen Staaten Steine und Eisen vertreten müssen. Theuer bezahlt werden nur die Arbeiter und die Direktoren.*) Was man in Frankreich Civil-Ingenieure nennt, das sind in den Staaten der Union keine öffentliche Beamten, sondern Privatleute, an denen man gediegene Erfahrung höher schätzt, als theoretische Gelehrsamkeit. Die Ingenieure werden nach Proben ihrer Geschicklichkeit gewählt, die sie auf den Werften, unter freiem Himmel ablegen, nicht nach Plänen und Rissen, die sie in ihrem Kabinette und bei verschlossenen Thüren angefertigt. Alte Ingenieure, wie z. B. der berühmte Wright, leiten gleichzeitig an einer Stelle den Bau einer Eisenbahn, und vielleicht hundert große Meilen weiter den Bau eines Kanals, eines Docks oder eines Hafendammes. In der Schule solcher Veteranen gebildet und außerdem reich an Beobachtungen, die sie auf ihren Reisen in England und Frankreich angestellt, werden die Robinson's, die Mac-Neil's, die Douglas, die Jervis und viele Andere eifrig gesucht, und jeden dieser Herren beauftragt man gleichzeitig mit mehreren Unternehmungen. Was sie nicht persönlich leiten, das steht unter einem Subalternen, der nach ihren Instructionen handelt. Die Bundes-Regierung autorisirt außerdem die Offiziere vom militairischen Genie-Corps und ihre geographischen Ingenieure, in die Dienste der Industrie-Vereine zu treten, und gebraucht sie direkt bei den Vorstudien derjenigen Unternehmungen, die sie thätig fördert oder ganz auf ihre Rechnung ausführen läßt. Die Architekten versehen dann und wann den Dienst von Ingenieuren; selbst schlichte Kapitalisten werden durch das Vertrauen ihrer Theilnehmer zur Leitung von Bauten berufen, auf welche sie Actien genommen. So z. B. ist ein Kaufmann aus Boston, Herr Johnston, Ober-Ingenieur der Eisenbahn von Lowel gewesen.

Die Union hat eine Spezial-Schule für das Civil- oder Militair-Geniewesen. Sie liegt zu Westpoint am Hudson-Flusse, vor der Bergkette, die unter dem Namen Highlands (Hochlande) am rechten Ufer dieses Flusses hinzieht — eine wundervolle Lage, sehr würdig, ob der Schätze, welche Natur und Kunst hier entfalten, die Phantasie eines Dichters zu begeistern und den Eifer des angehenden Ingenieurs, der die Fluthen des Hudson von stattlichen Dampfböten gefurcht sieht, mächtig zu beleben. Aber diese Pflanzschule ist den Bedürfnissen des Dienstes nicht genügend in einem Lande, wo jeder Bürger in beständigem Kampfe mit den Hindernissen liegt, welche die Natur den Fortschritten seiner Industrie entgegenstellt, wo allerwärts Städte und Häfen gebaut und Gewässer kanalisirt werden, wo die Axt des Holzfällers in den Urwäldern beständig ungeheure Plätze lichtet, wo schon der Säugling die technische Sprache des Seemanns oder des Zimmermanns lallt.

Die Architektur nimmt unter den öffentlichen Arbeiten der Union einen secundairen Rang ein. Republikanische Gleichheit herrscht im Bau der Wohnhäuser wie in der Gesetzgebung. Die einzigen öffentlichen Gebäude jeder Stadt sind: das Gemeindehaus, die Börse, die Kirche oder der Tempel; nur zwei oder drei Städte besitzen ein Schauspielhaus, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum. Die Gotteshäuser, auf Kosten der betreffenden Konfession errichtet, sind mehr oder weniger groß und prächtig, überall aber strebt man nach strengster Einfachheit der Formen. Der Griechische Styl ist an geistlichen und weltlichen Gebäuden vorherrschend. Die vornehmsten Straßen sind nach der Schnur gezogen und im Allgemeinen gut unterhalten; nur das Pflaster ist, weil es an geeignetem Material fehlt, in den meisten Städten mangelhaft. In einigen Städten muß Holz die Stelle der Steine oder Kiesel vertreten. Die Chausseen sind aus querliegenden Bohlen oder aus Klötzen gebaut, die nach Art der Grundpfähle im Boden stecken.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Lord Chesterfield und sein Erziehungs-System.

(Schluß.)

Aber ein Anderes ist es, gute Manieren als eine nothwendige Form oder als einen Ausdruck wirklicher Gefühle zu betrachten, und ein Anderes, sie zum Mittelpunkt, zum Endzweck unseres Umganges mit Menschen zu machen, ja wohl gar da, wo kein wirkliches Gefühl vorhanden ist, sie an die Stelle desselben zu setzen. Wenn die Religion die Bildhauerkunst und die Malerei adelt, so wird sie selbst herabgesetzt, wenn sie das Bild als ein anzubetendes hinstellt. Und eben so ist es mit Wohlwollen und Manieren; wenn das Symbol zum Idol wird, dann wird das ursprüngliche Gefühl gemißbraucht und verhunzt. Und wegen dieses Mißbrauchs zum Theil ist Chesterfield verdammt worden. Nehmen wir ihn von der günstigsten Seite, so werden wir sagen, er war ein Feind von Allem, was die Menschen zu behaglichem Umgang untauglich machte, was die [illegible] und Gleichmäßigkeit des eleganten Lebens aufhob und die Leute auf unangenehme Weise an individuelle Eigenthümlichkeiten erinnerte. Gentlemen sollten auf einem eben so bequemen Fuß der Gleichheit mit einander verkehren, wie Bauern, oder deutlicher: wie Bauern ohne Zwang mit einander umgehen, so sollten es auch Gentlemen in ihren feinen Formen. Das läßt sich hören. Aber Bauern [illegible] wenigstens aufrichtig. Können auch Gentlemen immer aufrichtig gegen einander seyn? Seiner Ansicht nach, gewiß nicht. Er berechnete wahrscheinlich nicht, wie viel innere Krankheiten er durch das Streben, die äußere Farbe durch Bäder zu verbessern, schaffen könne. Er bewunderte das wohlwollende Air, das der Französischen Gesellschaft ihren Reiz gab, und meinte, ein Engländer könne auf keine andere Weise erträglich gemacht werden, als wenn man ihm den fremden Firniß applizire; aber er vergaß, daß das Einzige, worauf es ankam, eine natürliche Politur sey, die dem Englischen Charakter [illegible] und jene Ruhe im Umgang, welche erkennen läßt, daß wir [illegible] Ueberwindung von Verlegenheit wahrhafter wir selbst geworden [illegible] Um die falsche Schaam seiner Landsleute zu heilen, wollte er sie in die Welt schicken, um, mit einer Rüstung von Formen und [illegible] gewappnet, Sicherheit zu erweben; den Schutz und die Sicherheit, die in guten Grundsätzen und einem soliden Charakter lag, [illegible]sah er.

Und doch können wir kaum sagen, daß wir einen rechten [illegible]willen fühlten, indem wir diese Briefe an ein junges, geliebtes [illegible]lasen, die alle darauf berechnet sind, ihm eine zum System erhobene Lüge und Verstellung als seine beste Vorbereitung für das Auftreten in der Welt darzustellen. Dieser Unterricht ist so durch und durch von väterlicher Liebe durchdrungen und mit weisen Bemerkungen über das menschliche Leben und den trefflichsten, Jedem empfehlenswerthen Verhaltungsregeln vermischt, es wird eine so entschiedene Abneigung gegen alles Gemeine und Niedrige ausgesprochen, es [illegible] sorgfältiger Unterschied zwischen täuschender Zurückhaltung und offener Lüge gemacht; die Anweisungen werden so natürlich gegeben, als sollte es dem Knaben recht klar werden, daß die Dinge in der Welt einmal so sind und seyn müssen, wenn auch Prüde und [illegible] zu verbergen suchen; der ganze Ton endlich ist so ehrlich, ansprechend und geschäftsmäßig, und Indulgenzen werden so gutmüthig [illegible] gemacht — außer in Bezug auf die Störung des guten Benehmens mit Anderen, aus was für einem Grunde es auch seyn mag, [illegible] dies darf unter keiner Bedingung vorkommen — daß man nicht mit mehr Geduld fortliest, als man vielleicht hernach zu vertheidigen im Stande ist.

Es ist nicht gewöhnlich, einen Mann, wie Chesterfield, einen Fanatiker zu nennen, und doch muß er dies in hohem Grade gewesen seyn. Welcher Frömmler z. B. war je peinlicher in der Beobachtung des Aeußeren? Was für Mühe, was für Qual, die Person abzurichten; welcher Kampf mit sich selbst, bloß um zu scheinen! Fragen wir aber nach dem tieferen Grund, warum auf Aeußerlichkeiten ein so übertriebener Werth gelegt wird, oder nach dem Prinzip, auf welches er überhaupt sein ganzes System baut, so ergiebt sich folgendes. Der Mensch verdient im Grunde nur unser Mißtrauen und Verachtung; er ist trügerisch, aber schwach, und nur von Seiten seiner Schwächen zu fassen. Du darfst ihn also nicht zu bessern suchen oder dich darum kümmern, ob deine Künste das Uebel nicht verschlimmern werden; sondern, ihn nehmend, wie er ist, ihn zu täuschen suchen und für deine Zwecke gebrauchen, und das erreichst du am leichtesten durch Schein und die Heuchelei des Wohlwollens.

„Je mehr du die Menschen kennen lernst, desto weniger wirst du ihnen trauen. Dieselben Künste und Kniffe, womit dir Kinder Spielereien, Pfennige u. dergl. ablocken, werden die Menschen, wenn du groß geworden, zu anderen Zwecken an dir versuchen."

„Ist es dir darum zu thun, die Zuneigung und Freundschaft einzelner Leute, seyen es Männer oder Frauen, zu erwerben, so bemühe dich, an ihnen die Seite herauszufinden, in der sie besonders stark sind, wenn sie eine solche haben, und die, in der sie besonders schwach sind, eine Seite, die Jeder hat, und lasse der einen Gerechtigkeit und der anderen noch etwas mehr als Gerechtigkeit widerfahren."

„Du kannst leicht eines Jeden vorherrschende Eitelkeit entdecken, indem du seine Lieblings-Unterhaltung beobachtest; denn Jeder spricht am meisten von dem, worin er sich besonders auszuzeichnen glaubt. Fasse ihn nur da an, und du hast ihn an der rechten Stelle."

„Frauen haben gewöhnlich nur Eines, worauf sie den Hauptwerth legen, und das ist ihre Schönheit; in Bezug auf diese ist kaum eine Schmeichelei ihnen zu grob, hinunterzuschlucken. Die Natur hat kaum ein Weib so häßlich gebildet, um gegen jede ihrem Aeußeren gemachte Schmeichelei unempfänglich zu bleiben. Auf eine allgemein anerkannte, sich ihrer bewußte Schönheit dagegen macht eine Schmeichelei, die sich hierauf bezieht, weniger Eindruck; sie weiß, daß dies ein Tribut ist, der ihr gebührt, und braucht daher Niemanden dafür dankbar zu seyn. Sie muß man daher von einer anderen Seite fassen: man muß ihr Komplimente über ihren Geist machen, denn wenn sie auch selbst hierin sich stark fühlt, so fürchtet sie doch, daß die Männer daran zweifeln möchten."

„Suche bei den Menschen ihr besonderes Verdienst auf, ihre vorherrschende Leidenschaft oder ihre Hauptschwäche: dann wirst du wissen, was du an deine Angel zu stecken hast, um sie zu fangen."

„Suche den Augen und den Ohren zu gefallen; sie öffnen dir das Herz, und neunmal unter zehn regiert das Herz den Verstand."

„Sprich gut von den Leuten hinter ihrem Rücken in Gesellschaften, von denen du erwarten darfst, daß sie es ihnen wiedersagen werden."

„Leute, die zu scheinen und zu glänzen wissen, gewinnen

*) Ein bloßer Tagelöhner kann täglich einen Dollar verdienen. Dies ist eine lachende Perspektive für Arbeiter aus dem Elsaß und dem südlichen Deutschland, die alljährlich in Menge auswandern. Die Meisten dieser Leute suchen mit ihrer armseligen Habe in den Häfen Amerika's ein Unterkommen, werden aber bald durch die Affluenz der einheimischen Arbeiter hinausgetrieben. Da es ihnen an Muth fehlt, in den neuen Staaten des Westens eine arbeitsame Subsistenz zu suchen, so kommen sie bald vor Elend und Verzweiflung ums Leben. Noch im Monat Mai d. J. hat die Emigrations-Wuth mehrere Dörfer in den Departements des Französischen Ober- und Nieder-Rheins entvölkert.

immer allen Anderen, und seyen sie auch noch so solid, den Vorsprung ab."*)

Wir führen natürlich die Stellen nicht an, in welchen er geschickte Verführung unter dem Namen Galanterie empfiehlt und dabei im Vertrauen sich als Beispiel hinstellt, oder die, in welchen er die Künste beschreibt, durch welche man die Tugend einer verheiratheten Dame besiegen kann, und die zu beschönigen oder in einem weniger gehässigen Licht darzustellen, die Herausgeberin, Mistreß Stanhope, ihr Möglichstes gethan hat. In Wahrheit geben uns diese Stellen keine ungünstigere Meinung von dem Schreiber und seinem System, als die schon angeführten, und wir können sie nur als die natürlichen Konsequenzen des Prinzips betrachten, von dem er ausgeht. Man kann sich denken, daß Chesterfield wegen der unsittlichen Lehren, die er in den Briefen an seinen Sohn giebt, von der Welt im Ganzen verurtheilt worden ist. Schon sein Zeitgenosse Johnson hat diese Verurtheilung ausgesprochen, und auch Cowper hat in dem Gedicht „The Progress of Error" eine furchtbare Apostrophe an ihn gerichtet. Indeß, was diese gesagt haben, konnte Jeder sagen; man sieht wohl ein, daß es hier leicht ist, mit zu schreien und von der Unsittlichkeit der Konsequenzen und dergleichen zu sprechen. Aber das genügt nicht: man muß auf das Prinzip zurückgehen, man muß zeigen, daß eine Grundansicht von dem Verhältniß der Menschen zu einander eine falsche und verkehrte ist; dann fallen jene Konsequenzen von selbst. Dagegen ist Sir E. Bulwer, der, um nur nicht schon Gesagtes wiederholen zu müssen; oft paradore Erklärungen und Vertheidigungen liebt, ernstlich auf Chesterfield's Seite getreten. In seinem „Verstoßenen" läßt er Herrn Talbot sagen, das Reich des guten Tons sey noch undurchforscht, oder Chesterfield sey fast der einzige Engländer, der eine Karte von diesem unbekannten Gebiet zu zeichnen versucht habe. Und Sir E. Bulwer, indem er selbst spricht, ist der Meinung, Chesterfield sey mißverstanden worden, besonders in Bezug auf seine Briefe; er fügt hinzu, er werde vielleicht nächstens versuchen, „die Ehre dieses großen Mannes zu retten." Er fragt, warum man Chesterfield nicht „als den Lehrer der Philosophie des Wohlwollens verehre, als den, der die Bedeutung der feineren, obwohl allgemein geläufigen Gesetze desselben entwickelt habe?" Wir wissen nicht, ob Sir E. Bulwer seine Absicht je ausgeführt, doch zweifeln wir nicht, daß die Vertheidigung geistreich und beredt seyn und daß es ihm gelingen würde, Chesterfield dem oberflächlichen Leser als einen Gegenstand der Bewunderung und Dankbarkeit darzustellen. Er würde wahrscheinlich die folgenden zwei Stellen als Beweise seines wohlwollenden Geistes anführen, und wir können uns leicht denken, wie er dieselben zur Unterstützung seiner Theorie vom Wohlwollen anwenden würde.

„Mit dem eifrigen Wunsch", schreibt Chesterfield an seinen Sohn, „Jedermann zu gefallen, gelang es mir allmälig, Einigen zu gefallen, und ich kann Dir versichern, daß ich die Stellung, die ich in der Welt einnahm, viel mehr diesem eifrigen Wunsch, Allen zu gefallen, als irgend einem inneren Verdienst oder soliden Wissen zu verdanken hatte. Meine Leidenschaft zu gefallen, war so stark (und ich freue mich sehr, daß es so war), daß ich jede Frau, die ich sah, in mich verliebt und jeden Mann zu meinem Bewunderer zu machen wünschte. Ohne diese Leidenschaft für den Zweck hätte ich nie so viel Aufmerksamkeit auf die Mittel verwandt, und ich gestehe, ich begreife nicht, wie es einem gutherzigen und verständigen Mann möglich ist, ohne diese Leidenschaft zu seyn. Muß uns nicht ein gutes Herz dazu treiben, allen denen zu gefallen, mit denen wir zusammenkommen, welches auch ihr Rang oder ihre Stellung seyn mag? Und zeigt uns nicht der gesunde Menschenverstand und die gewöhnliche Erfahrung, wie nützlich es ist, zu gefallen? O, man kann ja durch die guten Eigenschaften des Herzens und die Kenntnisse des Geistes gefallen, ohne jenes fashionable Air, jene Gewandtheit und Manier, die nur Flittergold ist. Ich leugne es. Man kann ohne sie geachtet werden, aber nicht gefallen. Uebrigens möchte ich nicht, daß Du in Deinem Alter Dich damit begnügen sollst, bloß zu gefallen. Ich hatte das Bedürfniß, in der Welt zu glänzen und mich auszuzeichnen, nicht bloß als ein Mann der Mode und Galanterie, sondern der Geschäfte. Und dieser Ehrgeiz oder diese Eitelkeit, nenne es, wie Du willst, war lobenswerth; es verletzte Niemanden und trieb mich, die Talente, die ich hatte, geltend zu machen."

„Das wahrhaft fashionable Air in Benehmen und Sprechen, das man in jeder guten Gesellschaft bemerkt, kann man sich nur aneignen, indem man gute Gesellschaft besucht und auf Alles, was daselbst vorgeht, aufmerkt. Wenn Du bei einem wohlerzogenen Mann zu Tische bist, beobachte genau, wie er den verschiedenen Gästen bei Tafel die Honneurs macht. Gieb genau Acht, wie ein wohlerzogener Mann seinen Oberen, denen, mit welchen er gleich steht, und denen, die unter ihm stehen, glückwünscht oder kondolirt; selbst seine Haltung und der Ton seiner Stimme dürfen Dir nicht entgehen, da sie alle darauf ausgehen, zu gefallen. Die Sprache eines fashionabeln Mannes hat immer etwas Hervorstechendes. Er beschränkt sich nicht darauf, wie John Trott, zu einem eben verheiratheten Mann zu sagen: „Mein Herr, ich wünsche Ihnen viel Glück", oder zu Jemanden, der seinen Sohn verloren hat: „Mein Herr, ich bedaure Ihren Verlust", und Beides mit einem unbeweglichen Gesicht. Sondern er wird dasselbe eleganter und weniger trivial sagen und mit einer passenden Miene. Er wird mit Wärme, Lebhaftigkeit und freudigem Gesicht zu dem Neuvermählten herantreten und, ihn umarmend, vielleicht so sagen: „Wenn Sie meiner Freundschaft gegen Sie Gerechtigkeit widerfahren lassen, so werden Sie die Freude, die ich bei dieser Gelegenheit fühle, besser zu würdigen wissen, als ich sie beschreiben kann." Zu dem Trauernden dagegen wird er langsam, mit ernstem Gesicht herantreten und mit gedämpfter Stimme etwa sagen: „Ich hoffe, Sie lassen mir die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß ich fühle, was Sie fühlen, und daß ich an Allem, was Sie betrifft, Antheil nehme."

Wir haben weniger Nachsicht mit der Theorie von Chesterfield's Wohlwollen, da uns dieselbe nur als ein Theil und ein Beförderungsmittel seines Systems, die Dinge zu verwirren, erscheint. Wir haben sein System der äußerlichen Güte als ein oberflächliches und eigennütziges aufgezeigt. Daß es auf wirkliches Wohlwollen basirt sey, läßt sich nur insofern sagen, als es die Empfindlichkeit und Schwäche der Menschen und ihre krankhafte Sucht nach den äußeren Zeichen der Theilnahme und Ehre befriedigt, als es sämmtliche Gewohnheiten, die der Erfahrung nach den Menschen angenehm sind und ihren Schwächen schmeicheln, in ein System bringt und sie dann Allen empfiehlt als die beste Methode, wie man sich bei den Leuten den Schein eines solchen Wohlwollens geben kann.

Wir wissen, es ist schwer, eine scharfe Linie zu ziehen zwischen guten Gesinnungen und Handlungen gegen unsere Mitmenschen und einer schwächlichen Rücksicht auf falsche Forderungen; besonders ist der Ausdruck „zu gefallen suchen" zweideutig. Er bringt die Menschen in falsche Stellungen zu einander. Das Erste und Wichtigste ist, daß man vermeidet, unnütz Anstoß zu geben. Dieses passive oder negative Wohlwollen erfordert schon Aufmerksamkeit genug, und da es von denen, gegen die man es beobachtet, wenig bemerkt wird, so ist es am wenigsten eigennützig und thut keiner von beiden Parteien Schaden. Ferner durch positive Leistungen und persönliche Opfer Anderen unschuldiges Vergnügen bereiten, ist für alle Betheiligten ohne Gefahr, und daß wir uns durch moralische Trefflichkeit und guten Ruf Freunde gewinnen, ist ein natürlicher Lohn, aber gewiß nicht das Ziel tugendhaften Handelns. Auch sind die Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten, welche die Sitte vorschreibt, zum Theil darauf berechnet, Vergnügen zu gewähren. Aber Chesterfield's „leidenschaftlicher Wunsch, Jedermann zu gefallen", dieses Streben, so Anderen zu Gefallen zu leben, daß wir überall mit Bewunderung und Liebe empfangen und unsere Personen zu Idolen werden, das ist nicht das Gebot oder der Ausdruck des Wohlwollens, wie es dem wahren Geist und Zweck der Höflichkeit fremd ist. Da ist Selbstsucht auf beiden Seiten und gegenseitiger Schaden. Die Menschen haben nicht das Recht, eine solche Hingebung von uns zu verlangen, und wir haben nicht das Recht, sie anzubieten. Wir sind nicht bloß dazu hier, zu gefallen oder an Anderen Gefallen zu finden, selbst im besten Sinn, den man diesen Worten geben kann, sondern gut zu seyn und gut zu handeln. Insofern gute Manieren zur Erreichung dieses Ziels beitragen (und wir glauben, daß dieser Antheil sehr bedeutend ist), wollen wir sie mit Begeisterung als Tugenden ausbilden, und wenn sie dann Anderen Vergnügen gewähren, so tragen sie nur eine natürliche Frucht.

*) Wenn wir an den langen, mühsamen Täuschungs-Prozeß denken, den Chesterfield seinem Sohn vorschrieb, um ihn zum Umgang mit den Menschen geschickt zu machen, fällt uns eine viel leichtere und kürzere Methode ein, die von seinem Verwandten und Zeitgenossen, Grafen Stanhope, als Staats-Secretair, befolgt ward. Wir wissen nicht, ob die ganze Familie ein besonderes Talent zum Täuschen hatte, aber wenn es einmal ohne Ueberlistung nicht geht, so ziehen wir wenigstens diejenige vor, die etwas Humor in sich hat. Lady Mary Wortley Montagu sagt in einem Briefe an ihre Tochter, die Gräfin Bute: „Ich kann versichern, daß ich niemals einen in meinem Leben täuschte, außer (was, ich gestehe es, oft, aber ohne Absicht, geschehen ist) indem ich die Wahrheit sagte; wie Graf Stanhope zu erzählen pflegte, er habe während seines Ministeriums die fremden Gesandten immer getäuscht, indem er ihnen die reine Wahrheit sagte; Jene, da sie es für unmöglich hielten, daß die Wahrheit aus dem Munde eines Staatsmannes käme, verfehlten nie, an ihre Höfe gerade das Gegentheil dessen zu schreiben, was er ihnen versicherte."

Aegypten.

Arabische Erzähler und Tänzerinnen.

(Nach Clot-Bey's Aperçu général sur l'Egypte.)

Die Arabischen Erzähler bilden eine besondere Körperschaft, welche Mährchen vortragen. Sie sind in mehrere Klassen eingetheilt, von denen jede ausschließlich auf den Vortrag einer bestimmten Erzählung angewiesen ist. Die zahlreichste Klasse ist die der Schoaras*); der Gegenstand ihrer Vorträge sind die Abenteuer des Abu-Seyd. Es giebt jetzt zu Kahira ungefähr funfzig Schoaras. Nach diesen kommen die Erzähler des Romans von Ez-Zabir; sie heißen Moadditin**); und endlich die Rhapsoden des Antar, welche Anteriyeh heißen.***)

Vor den vornehmsten Kaffeehäusern schlagen diese Erzähler gewöhnlich ihr Katheder auf, und sie fehlen dort fast niemals an den Abenden der großen Festtage. Von der Höhe ihres Sitzes einen Theil der Zuhörer beherrschend, lesen sie ihren Roman vor und singen die poetischen Stücke, die darin enthalten sind. Bei letzteren accompagniren sie sich durch eine Art von Baßgeige, die nur Eine Saite hat. Ihre neugierigen Zuhörer, die entweder Schibuk rauchen oder Kaffee schlürfen, erhalten sie in gespannter Aufmerksamkeit, theils durch den Reiz der Erzählung selbst, theils durch den lebhaften und dramatischen Ausdruck, den sie in Stimme und Geberde zu legen verstehen. Die Erzählung der Mährchen und Romane ist

*) Im Original choaras. Das Wort bedeutet: Dichter, Sänger, und es ist die Pluralform von Schaar.

**) Das heißt: Geschichts-Erzähler.

***) Antar ist der Name des berühmtesten Arabischen Romans, dessen Verfasser Asmai, am Hofe Harun al Raschid's lebend, war. Es werden darin die Heldenthaten und Abenteuer der Araber vor Muhammed geschildert, und zwar in eleganter und klassischer Sprache. Hamilton hat einen Auszug davon in Englischer Uebersetzung, 4 Bände stark, geliefert, und Kosegarten hat in seiner Chrestomathia arabica Proben aus dem Original nach einer Gothaischen Handschrift gegeben. Anm. d. Uebers.

eigentlich das einzige öffentliche Vergnügen des Volkes in der Levante, und die Erzähler sind in vieler Hinsicht das, was bei uns die Schauspieler sind. Aber sie beschränken sich nicht auf einen oder einige bestimmte Plätze, sondern sind in vielen Häusern oft gesucht. Erzählerinnen werden in die Serails geführt, um den eingeschlossenen Damen die Zeit zu verkürzen, und Aerzte verordnen oft einem schlaflosen Kranken solche Erzähler, die in der That durch kunstvolle Erhebung und Senkung der Stimme, durch sanfte Modulation und schmelzenden Ton den Patienten bald in Schlaf gebracht haben. Doch zu unseren Aegyptischen Erzählern zurückkehrend, fügen wir noch hinzu, daß die Wirthe ihnen ein kleines Geschenk geben, wenn ihr Vortrag zu Ende ist, und daß das Publikum sich eine Kollekte gefallen läßt, die, nach Maßgabe des Geleisteten bei der Erzählung, reich oder dürftig ausfällt.

Das Arabische Volk hat von jeher Gefühl für den Rhythmus gehabt, der Reim ist ihm wohlgefällig, und Jeder macht leicht Verse. Daher trifft man bei den Arabern viele Improvisatoren an, und die meisten guten Erzähler vermehren sich den Beifall ihres Auditoriums dadurch, daß sie dem vorzutragenden Texte passende Improvisationen anfügen. Auch haben sie eine große Anzahl von Volksliedern, die ziemlich unseren Romanzen gleichkommen. Diese kleinen Poesieen sind in Couplets getheilt, die einen Refrain haben. Viele endigen gewöhnlich mit den Worten: O Nacht! O Nacht! (ya laila! ya laila!) Es giebt in Kahira vornehme Dichter, die jeden Monat ein Volkslied dichten. Ein solches Lied wird dann von den Almees (öffentlichen Tänzerinnen) auf den Volksfesten gesungen, wodurch es Jedem bekannt und von Jedem gesungen wird.

Ehe wir die Almees beschreiben, müssen wir von ihrem Gewerbe, dem Tanze, sprechen. Es läßt sich schwer ein Punkt zur Vergleichung zwischen dem Tanze der Morgenländer und dem Europa's auffinden. Bei uns ist er ein Kunstgenuß, in den sich beide Geschlechter theilen, im Oriente tanzt niemals eine Dame mit einem Manne. In Europa ist er eine Kunst, eine gelehrte Bewegung nach rhythmischen Regeln, in Aegypten ist er nur eine aufeinanderfolgende Reihe von Stellungen, Drehungen und Geberdenspielen, die nicht harmonisch in einander greifen, die nicht auf einen gemeinsamen Grundsatz zurückgeführt werden können, wohl aber auf ein gemeinschaftliches Ziel hinarbeiten, nämlich dahin, Empfindungen der Wollust auszudrücken und zu wecken.

Die Sitten sind in Aegypten viel lockerer, als in allen anderen Theilen des Ottomanischen Reiches; daher ist es auch nur hier erlaubt, öffentlich zu tanzen, obgleich die Religion es streng verbietet. Erst seit einigen Jahren hat die Polizei in Kahira und Alexandrien das bacchantische Tanzen auf öffentlicher Straße verboten. In den Familien ist der Tanz zwar nicht allgemein und keinesweges in den Erziehungsplan für junge Mädchen aufgenommen; jedoch giebt es Viele, die sich bestreben, die Bewegungen der Almees nachzuahmen, und die Aeltern und Verwandten drücken die Augen zu. Zwar wagen die anständigen Damen nicht, ihre Kunstfertigkeit in der Gegenwart ihrer Väter oder Eheherren zu zeigen, aber desto lustiger geht's mit diesem rauschenden Vergnügen im Innern des Harems zu. Vornehme Herren halten sich Sklavinnen, die die Tanzkunst üben.

In sehr seltenen Fällen lassen die Muselmänner öffentliche Tänzerinnen zu sich ins Haus kommen; Juden und Europäer sind die Einzigen, die sich diese Freiheit herausnehmen. Wenn die Tänzerinnen aber bei den Gläubigen tanzen, so dürfen sie es niemals vor einem von Männern und Frauen gemischten Publikum. Entweder vor dem einen, oder dem anderen Geschlechte. Der Schauplatz der Kunstvorstellung ist immer der Gesellschaftssaal des Hauses. Die Musiker sitzen in der Ecke des Saales, die Tänzerinnen bewegen sich in dem Kreise, welcher Durka genannt wird, und die Gäste sitzen still auf den Divanen, ihre Pfeifen rauchend und das wollüstige Schauspiel genießend, welches ihnen die Freigebigkeit des Hausherrn darbietet. Von Zeit zu Zeit reicht man den Musik- und Tanz-Corps kleine Gläser mit Branntwein, wodurch sie nach und nach in einen Zustand von Aufregung, oft bis zur Trunkenheit, versetzt werden. In die Harems werden keine männliche Musiker gelassen; Frauen spielen hier auf, haben aber keine andere Instrumente, als die Mohrentrommel und die Darabuka.

Die Almees sind in der Regel junge und schöne Mädchen, zugleich Künstlerinnen und feile Dirnen. Ihr Kostüm gleicht beinahe der Tracht der eleganten Damen des Landes, aber es trägt in scharfen Zügen jenen Charakter, welcher auf so eigenthümliche Weise den Unterschied zwischen der sittsamen und der gefälligen Frau zu erkennen giebt. In ihrem Putze sieht man einen gesuchten Glanz von kostbaren Stoffen, Prunk mit Reichthum, Ueberladung mit Gold und Edelsteinen.

Sie tanzen in Gruppen zu zweien und vieren und entfalten höchstens eine gewisse Symmetrie in ihren Drehungen; aber vergebens erwartet man bei ihnen jene ästhetischen Figuren und jenes geschmackvolle Bilderspiel, welches kunstgeübte Tänzer und Tänzerinnen auf unseren Theatern beschreiben. Die Natur ihrer Kunst ist dergestalt wollüstig, daß ich mich hüten muß, die Details derselben zu beschreiben; ich werde nur etwas im Allgemeinen darüber sagen.

Sobald sie auf der Durka erscheinen, machen sie einige Pas, indem sie über und um ihren Kopf kleine kupferne Cimbeln zusammenschlagen, welche sie mit dem Daumen und dem Mittelfinger fassen und mit vielem Ausdruck spielen. Nach diesem Präludium fängt der Tanz mit der Bewegung der Arme an, während die Beine unbeweglich bleiben. Nach und nach theilt sich die Bewegung den anderen Körpertheilen mit, bis sie dann mit Schamlosigkeit den höchsten Grad sensueller Empfindungen fingiren. Bei einer solchen Bewegung erinnern sie an die Worte, mit denen Martial die üppigen Tänze der Mädchen von Gades beschreibt:

Vibrabunt sine fine prurientes
Lascivos docili tremore lumbos.

Sie haben besonders drei Arten von Tänzen. Die eine ist ganz von Aegyptischem Charakter, kühn und brutal wie kein anderer Tanz. Eine zweite Gattung scheint eine Mischung vom Griechischen Tanz zu haben. Eine dritte ist unter dem Namen Wespen-Tanz (Nahla) bekannt. Die Almees fingiren, von einer Wespe gestochen worden zu seyn, und machen auf das Thierchen Jagd, indem sie immer schreien: Nahla-oh! Nahla-oh! (Ach, die Wespe! ach, die Wespe!) Um das vorgebliche Insekt zu erhaschen, nehmen sie ein Kleidungsstück nach dem anderen vom Leibe, bis ihnen nichts übrig bleibt, als ein Schleier, der leicht um die Glieder schwebt und sich von Zeit zu Zeit öffnet. Hierauf kleiden sie sich wieder nach und nach an, immer nach bestimmten Kunstgesetzen, so wie beim Auskleiden. Man kann sich denken, welchen Eindruck solche Scene selbst auf das frostigste Gefühl machen muß. Wenn der Tanz den Gipfel der Ungebundenheit erreicht hat, tritt ein Augenblick der Erholung ein, den die Almee benutzt, um Jagd auf eine Wespe unter den Zuschauern zu machen. Gewöhnlich werden Provocationen auf den vornehmsten Gast gerichtet, und man muß zur Steuer der Wahrheit versichern, daß die Gäste keine Kostverächter sind. Ich glaube, ich darf nicht weiter erzählen, wenn ich nicht Anstand und Schamhaftigkeit verletzen will.

Die Zuschauer bezeigen ihre Zufriedenheit mit den von ihnen vorgezogenen Tänzerinnen durch Geschenke, die sie ihnen auf eine sonderbare Weise zustellen. Es sind nämlich kleine Goldstücke, die der Geber mit seinem Speichel befeuchtet und sie seiner begünstigten Dirne auf die Stirn, den Arm, den Hals, Busen 2c. klebt.

Mannigfaltiges.

— Die Tage der Königin Anna. Nächst den „Tagen der guten Königin Beß" (Elisabeth) leben in England auch die „Tage der guten Königin Anna" noch im Gedächtniß und im Munde des Volks. Der Gegenwart steht vielleicht auch einmal die Auszeichnung bevor, als die „Tage der guten Königin Victoria" bezeichnet zu werden, denn es ist, als ob gerade die Königinnen in Großbritanien das Vorrecht hätten, sich auch noch bei der Nachwelt populair zu erhalten. Jene Bezeichnungen sind darum auch keinesweges so zu verstehen, wie etwa die des „Jahrhunderts Ludwig's XIV." oder „Ludwig's XV." in Frankreich, wo sie eine rein objektive literarische Bedeutung haben, sondern sie feiern wirklich die Namen Elisabeth und Anna, und zwar die Eine als Gründerin der heutigen Macht Großbritaniens, und die Andere als Königin eines Hofes, der durch seine Welt- und Staatsmänner, durch seine Dichter und vornehmlich durch seine Prosaisten noch heute als das Vorbild der feinen Sitte und des gentlemanartigen Benehmens angesehen wird. Einer unserer talentvollsten Tagesschriftsteller hat es kürzlich versucht, die „Tage der Königin Anna" auf die Deutsche Bühne zu bringen; aber zu unserem Bedauern haben wir gefunden, daß der Versuch, der nicht ohne dramatische Effekte ist, doch gerade in jener Beziehung weit hinter der Aufgabe zurückbleibt, die sich der Dichter darin gestellt hat. In dem Trauerspiele „Richard Savage" erscheint der geistvolle Kritiker der „Tage der Königin Anna", der Herausgeber der beiden unübertroffenen Zeitschriften Tatler und Spectator, der Freund Addison's und Swift's, kurz der geniale Richard Steele, als ein ausgemachter Narr, während der unbedeutende und nur durch die fixe Idee von seiner vornehmen Abkunft von sich reden machende Schöngeist Savage als „berühmter Dichter" in den Vordergrund geschoben wird. Und neben ihm auf diesem Vordergrund bewegen sich nicht etwa Charaktere wie Lord Bolingbroke, Sir William Temple, Pope, Prior und andere Namen jener Zeit, sondern die allerabgeschmacktesten Personagen, die, wenn sie wirklich voll solcher Widerlichkeit und Fadheit in den Tagen der Königin Anna existirt hätten, niemals am Hofe derselben und in London eine Rolle gespielt haben würden, wie es der Gang des Stückes es voraussetzt. Also nicht in Gutzkow's „Richard Savage" suche man die „Tage der Königin Anna". Dagegen können wir zu solchem Zweck einen unter diesem Titel *) so eben erschienenen Englischen Roman empfehlen, der Herrn Grantley Berkeley zum Verfasser hat und der uns die berühmten wie die berüchtigten Männer der Zeit Anna's, von dem Helden Marlborough bis zu dem Verführer und Räuber Jonathan Wild, mit historischer Treue und zugleich in unterhaltender Darstellung vorführt. Da so vielerlei Skizzen zur Kenntniß des heutigen Englands, wie die von Dickens, Mistreß Trollope und selbst von Ainsworth, übersetzt werden: das heutige England aber, wie es in diesen Schriften erscheint, einen eben nicht erhebenden Eindruck gewährt, so möchte die Uebertragung eines Werkes, wie das von Herrn Grantley Berkeley, von gesunder moralischer Gegenwirkung seyn. Allerdings fehlt es auch darin nicht an der Schilderung unsittlicher Naturen, aber sie machen sich doch nicht so ekelhaft breit, wie die gebrandmarkten Helden des Herrn Ainsworth, und verschwinden am Ende ganz durch den Eindruck, den die Darstellung einer großen Zeit auf den Leser macht.

*) Sandron Hall, or the Days of Queen Anne. A Novel. By the Hon. Grantley Berkeley. 3 Vols. London, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Montag den 31. August 1840.

Belgien.

Gent und seine Merkwürdigkeiten.

Von Alex. Dumas.

Wir waren nicht wenig verwundert über das Menschengewühl, das wir bei unserer Ankunft in Gent fanden. Das Räthsel war nicht schwer zu lösen: die Lokomotive, mit welcher wir, ohne es zu wissen, die Probefahrt gemacht hatten, hieß der „Artevelde".

Die Verehrung, welche die Genter dem Vertheidiger ihrer Freiheiten noch immer weihen, machte mir Lust, die etwaigen Ueberreste des plebejischen Hauses zu betrachten. Ich ließ mich daher vom Marktplatze nach der Kalands-Straße führen. Aber statt der ehrwürdigen Ruinen, die ich zu finden erwartete, stand auf der Stelle, die sie hätten einnehmen sollen, ein niedliches kleines Haus, das neu angestrichen war, wie alle Häuser in Belgien. Ich würde dasselbe gewiß nicht so leicht als den Abkömmling seines ehrwürdigen Ahnen anerkannt haben, wenn nicht Jakob's wohlbekanntes Wappen und das etwas zweifelhaftere seiner Frau am Balkon geprangt hätten. Wäre mir trotz dieser Beweise noch ein Zweifel geblieben, so hätte er vor der Inschrift weichen müssen, welche mit großen Buchstaben über einer niedrigen Thür angebracht war: „In het huys van Artevelde verkoopt men drank." Wenn indeß das Haus zerstört ist, so existirt doch noch das Gäßchen, durch welches Artevelde zu entfliehen versuchte; es heißt le Trou aux Crapauds (das Krötenloch). Diese Benennung ist unverständlich, wenn man nicht weiß, daß die Franzosen damals von den Belgiern mit dem Spottnamen Crapauliers beehrt wurden, wie sie jetzt von ihnen Fransquillons genannt werden. Dieser Name ist daher entstanden, daß die Belgier die französischen Lilien, welche die Franzosen als Lanzenspitzen erklären, nur als Kröten gelten lassen wollten. Man wird hiernach wohl vermuthen, weshalb das Gäßchen le Trou aux Crapauds genannt wurde: Artevelde wurde hier von den Anhängern des Königs von Frankreich getödtet.

Als ich aus der Kalands-Straße kam und, wie es meine Gewohnheit ist, in die Kreuz und Quere umherstreifte, traf ich auf einen dreifarbigen Hut, welcher, wie der Geßler's, auf einer Stange schwebte. Da ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, einen Apfel abzuschießen, so fragte ich, was dieses Zeichen bedeute, um ihm die gebührende Ehre erweisen zu können. Ich erfuhr, daß es ein Erinnerungszeichen des Patriotismus sey, den die „Kinder des Fürsten" im Jahre 1830 entfaltet hatten. Dieser Name bedarf einer Erklärung. Karl V., der trotz der Akademie und des „Constitutionnel" sich mehr als einmal in einem Schranke verborgen hat, ehe er Kaiser wurde, und selbst noch später, hatte eine zärtliche Neigung für eine hübsche Schlächterin gefaßt, die er als populärer Monarch öfter besuchte. Die Frucht dieser Besuche war ein munterer pausbäckiger Junge. In seiner Vaterfreude versprach Karl V. der Mutter, ihr eine Bitte zu erfüllen. Die Mutter forderte, daß die Nachkommen ihres Sohnes allein das Recht erhielten, zu schlachten und in der Stadt das Fleisch zu verkaufen. Die Bitte wurde bewilligt. Der Sohn des Kaisers hatte zwei Söhne, von denen die beiden Corporationen abstammen, welche noch jetzt in Gent unter dem Namen der großen und kleinen Schlächter existiren. Als Napoleon im Jahre 1815 Flandern besuchte, nahmen die kleinen Schlächter das Vorrecht in Anspruch, ihm als Ehrenwache zu dienen. Von ihnen geleitet, zog der Kaiser durch den Triumphbogen, den sie ihm errichtet und mit der Inschrift geziert hatten: „Napoleon dem großen die kleinen Schlächter von Gent."

Als ehemaliger Artillerie-Offizier, stattete Napoleon am Tage nach seiner Ankunft der großen Kanone einen Besuch ab. „Die tolle Margarethe", so heißt die Kriegsmaschine, verdiente diese Ehre in hohem Grade, denn, wie Froissart sagt, hörte man sie, wenn sie losfeuerte, fünf Meilen weit bei Tage und zehn Meilen weit bei Nacht, und sie machte einen solchen Lärm, daß es schien, als ob alle Teufel los wären. Was die Abstammung des Namens anbetrifft, so sind die Gelehrten nicht darüber einig. Die Einen behaupten, er schreibe sich bloß von dem Lärm her, den sie mache; die Anderen sagen, sie habe ihn von Margarethe von Flandern, welche die schwarze Dame genannt wurde, erhalten.

Wo nun aber auch der Name hergekommen sey, so steht doch so viel fest, daß er schon im Jahre 1452 vorkam, als die Genter sich derselben im Kriege gegen ihren guten Herzog Philipp zur Belagerung von Oudenarde bedienten. Als sie die Belagerung aufheben mußten, ließen sie dieselbe mit dem groben Geschütz zurück, und sie fiel in die Hände ihrer Feinde, welche den Namen des Herzogs darauf eingraben ließen. Im Jahre 1578 holten die ersten Eigenthümer sie sich zurück und stellten sie auf dem Freitags-Markte auf, wo sie noch jetzt still und ruhig auf ihren drei steinernen Füßen steht. Sie ist 18 Fuß lang und hat 10 Fuß 6 Zoll im Umfange. Der Durchmesser der Mündung beträgt 2½ Fuß und das Gewicht 33,606 Pfund, also 16,101 Pfund mehr als die große Petersburger Kanone, welche mit Unrecht für die größte in Europa gilt.

Nachdem ich drei oder viermal um die „tolle Margarethe" herumgegangen war, ohne mich indeß, wie die Engländer zu thun pflegen, hineinschieben zu lassen, besuchte ich die Kathedrale von Saint-Bavon, eine der reichsten der Christenheit. Ueber dem Portale sieht man den Heiligen, der einen Falken auf der Hand hält; hiernach könnte man glauben, der Heilige sey, wie St. Hubert, jagend in den Himmel gekommen, man würde aber irren: der Falke soll bloß andeuten, daß er adelig war. In der That war er einer der vornehmsten Herren, Namens Allowin. Nachdem er eine Predigt St. Amand's gehört, warf er sich diesem zu Füßen und fragte ihn, was er thun müsse, um in das Himmelreich zu kommen. Als der fromme Bischof hierauf erwiedert, daß er Buße thun müsse, vertheilte der Reuige einen Theil seiner Habe an die Armen und schenkte den Rest dem Kloster St. Peter's. Um indeß ganz mit dem weltlichen Leben zu brechen, legte er den Namen seiner Väter ab und nannte sich Bavon, unter welchem Namen er gegen Ende des 8ten Jahrhunderts heilig gesprochen wurde, nachdem er im Walde von Malmedine bei Gent ein musterhaftes Leben geführt. Sechzig Edelleute folgten seinem Beispiele und bauten an der Stelle, wo früher ein Tempel Merkur's gestanden, die alte Abtei von St. Bavon, von der sich noch einige Ueberbleibsel erhalten haben. Die Kathedrale ist die frühere St. Johanneskirche, welche im Jahre 941 von Transmarus eingeweiht wurde und im Jahre 1540 den Namen Bavon's erhielt, in Folge einer Entscheidung Karl's V., welchem der Platz, wo der Tempel des Heiligen stand, geeigneter zu einer Citadelle schien. Das Kollegiat-Kapitel wurde also nach der Kirche verlegt, wo es noch jetzt ist; die Kirche wurde im Jahre 1559 zur Kathedrale erhoben.

Saint-Bavon enthält 24 Kapellen, von denen einige mit ausgezeichneten Gemälden geschmückt sind. Die zweite rechts ist der heiligen Colette geweiht; hier findet man das Reliquienkästchen der Heiligen mit der Inschrift: Dulcis ancilla Dei, rosa vernalis, stella diurna (Gottes süße Magd, Frühlingsrose, Tagesstern). Die sechste in derselben Reihe enthält eines der besten Gemälde von Franz Pourbus; es stellt Christus unter den Schriftgelehrten dar. Nach der Sitte der Zeit sind fast alle Köpfe der Schriftgelehrten Portraits damals lebender Personen. Der Schriftgelehrte, welcher im Vorgrunde links vom Beschauer steht, ist Karl V., der hinter ihm Philipp und der Dritte, der eine Inschrift auf seiner Mütze trägt, der Künstler selbst.

Die elfte Kapelle enthält den kostbarsten Schatz der Kirche: das Gemälde der Brüder van Eyck, welches das Lamm Gottes darstellt, das von den Heiligen des alten und neuen Bundes umgeben wird; rechts stehen die Patriarchen und Propheten des alten Testaments, links die Apostel und Märtyrer des neuen. Den Hintergrund füllen Heilige zweiten Ranges, Bischöfe und Jungfrauen, welche in der Hand Palmenzweige halten. Die Maler, welche doch die Wahl hatten, haben sich mit einem Platze unter den Märtyrern begnügt. An dieses große Bild schließen sich drei andere, deren Basis es gleichsam bildet. Das mittlere stellt Christus, auf dem Throne sitzend, dar; mit einer Hand segnet er alle Personen auf dem großen Bilde zu seinen Füßen, in der anderen hält er ein Scepter. Zu seiner rechten steht die Jungfrau, zur linken Johannes der Täufer, und im Hintergrunde sieht man die Thürme Mastrichts, welche die Stadt Jerusalem vorstellen, sich von dem blauen Himmel ablösen.

Dieses Gemälde, welches den bewunderungswürdigsten Schöpfungen aller Schulen an die Seite gestellt werden kann, wurde bei den Gebrüdern van Eyck von Jone de Vits und seiner Frau bestellt, welche es der Kirche von St. Bavon schenkten. Da es das zweite in Oel ausgeführte Gemälde in Europa war, so verbreitete sich schnell dessen Ruf, und es entstanden bald Wallfahrten zu demselben. Zwei der frommen Pilger waren Albrecht Dürer und Jean von Maubeuge; sie knieten demüthig vor dem Gemälde nieder und küßten inbrünstig dessen Einfassung.

Ein großer Bewunderer des Gemäldes war auch Philipp II. und er that Alles, um sich in den Besitz desselben zu setzen. Aber

die Domherren wollten es für keinen Preis verkaufen. Philipp hatte nicht übel Lust, es unentgeltlich an sich zu bringen; indeß fürchtete er doch, die Inquisition zu reizen, und da er das Original nicht haben konnte, so bat er um die Erlaubniß, wenigstens eine Kopie abnehmen lassen zu dürfen, was ihm auch zugestanden wurde. Michel de Corie aus Mecheln, der Maler des Königs, welcher den Beinamen des Flamländischen Raphael's erhielt, wurde damit beauftragt. Da er in Flandern kein Blau fand, welches gut genug gewesen wäre, um den Mantel der Jungfrau zu malen, so schrieb er nach Venedig an Tizian, der ihm auch von seinen Farben schickte. Die Arbeit dauerte zwei Jahre; sie soll aber auch so vortrefflich ausgefallen seyn, daß, wie man sagt, es schwer war, die Kopie vom Original zu unterscheiden.

Diese Kopie, welche, wie das Original, auf Holz gemalt war, schenkte der König von Spanien der Galerie des Eskurial, aus welchem sie in die Hände eines Französischen Marschalls überging, der sein Kommando in Spanien zur Bereicherung seiner Gemälde-Galerie zu benutzen wußte. Später wurde sie Eigenthum des Herrn Danfaert-Engels zu Brüssel. Außer der erwähnten Kopie war noch eine andere vorhanden, die auf Leinewand gemalt war, und die, obschon sie der ersten nachstand, dennoch sehr schön war; sie schmückte bis 1796 das Genter Rathhaus. Sie ging hierauf in den Besitz des Herrn Hisette über, der sie an einen reichen Engländer, Herrn Solly, verkaufte.

Das Original verschwand auf eine wunderbare Weise, als die Revolution sich anschickte, die Kirchen zu verwüsten, und kam auf eben so wunderbare Weise wieder zum Vorschein, als unter Napoleon die Religion ihre Rechte wiedererlangte. Indeß hatte das Meisterwerk der Gebrüder van Eyck sechs seiner Tafeln eingebüßt; es waren die, welche den Reiterzug Philipp's des Guten, die heilige Cäcilie, welche die Orgel spielt, einen singenden Engel-Chor, die Verkündigung, St. Johannes und St. Petrus darstellten. Der Dieb, der wohl keine Ahnung von dem Werthe des Gestohlenen hatte, verkaufte die Tafeln für 6000 Fr. an Herrn van Nieuwenhuyse aus Brüssel, der sie wieder an Herrn Solly abtrat. Dieser, der auch die Kopie auf Leinewand an sich gebracht hatte, verkaufte sie dem Könige von Preußen für 410,000 Fr. Der König von Preußen trat hierauf auch mit Herrn Danfaert-Engels wegen der Kopie des Mich. Corie und der beiden Tafeln, die ihm fehlten, in Unterhandlung. Die sechs anderen Tafeln derselben Kopie, deren der König von Preußen nicht bedurfte, da er die Originale besaß, wurden an den Prinzen Wilhelm von Oranien verkauft.

Das Gemälde der Gebrüder van Eyck mit den beiden bei demselben verbliebenen Tafeln, welche Adam und Eva vorstellen, erregte in nicht geringerem Grade die Bewunderung Napoleon's wie einst die Philipp's II. Jener war indeß kühner als der König von Spanien, und er schickte es ohne Umstände nach dem Louvre, von wo es erst 1815 zurückkehrte.

Dasselbe Unglück hatte das Gemälde, welches sich in der vierzehnten Kapelle befindet, und welches ein Meisterstück von Rubens ist. Es stellt St. Bavon vor, wie er in der Abtei von Saint-Amand aufgenommen wird. Wenn man diese drei Gemälde gesehen hat, kann man vor den anderen Kapellen ruhig vorübergehen.

Die Beghinenstifter sind eine den Niederlanden eigenthümliche Einrichtung, welche auf die heilige Begga, Schwester Pipin's von Landes und Mutter Pipin's von Heristall, zurückgeführt wird. Sie vereinigte mehrere Beghinen unter der Leitung ihrer Schwester Gertrud. Später trat sie selbst in die von ihr gegründete Genossenschaft und starb in derselben 689. Der Kaiser Joseph II. philosophischen Andenkens, welcher die meisten Klöster aufhob, ließ die Beghinen bestehen. In Gent giebt es zwei Beghinenstifter, das große und das kleine. Beide sind von der Gräfin Johanna, von Konstantinopel, Tochter des Kaisers Balduin, gestiftet.

Das große Beghinenstift ist eine Stadt in der Stadt. Es ist eine reizende Stadt von ausgezeichneter Reinlichkeit und Ordnung; sie ist mit Mauern und Gräben umgeben, die mit Wasser gefüllt sind. Jede Beghine hat ein kleines Haus und führt den Namen einer Heiligen. Die Beghinen, die keine Gelübde ablegen, sorgen selbst für ihren Unterhalt und bewahren die Freiheit, über ihr Vermögen zu verfügen. Sie haben die Verpflichtung, die abgeschiedenen Schwestern selbst zu beerdigen. Ich langte in dem großen Beghinenstifte an, als die Schwestern in die Kirche gingen. Wenn sie sich der Thür nähern, so nehmen sie den schwarzwollenen Schleier ab und umhüllen das Haupt mit einer Serviette. Diese Kostüm-Aenderung gestattete mir einen Blick auf die Gesichter der Schwestern; es waren sehr viele alte und häßliche, aber auch mehrere junge, und unter diesen sieben oder acht recht hübsche. Die Frauen können in jedem Alter in die Genossenschaft eintreten, und obschon sie kein Gelübde ablegen, so kömmt es doch selten vor, daß eine derselben ausscheidet.

Da der Mond sehr hell schien, so brauchte ich meine Wanderungen nicht zu unterbrechen, und da ich für den Abend nur solche Gegenstände aufgespart hatte, welche bloß äußerlich betrachtet zu werden brauchen, so hatte ich nicht zu fürchten, daß sie ihren poetischen Schimmer verlieren würden. Einen wunderbareren Anblick, glaube ich, giebt es nicht, als das Rathhaus bei Mondscheinbeleuchtung. Die Façade mit ihren in der Manier Vignol's übereinandergeschichteten Säulen macht zwar einen ziemlich kalten Eindruck, aber die entgegengesetzte Seite, ein Werk Polle's, übertrifft Alles, was die Phantasie an Steinverzierungen aussinnen kann.

Ganz in der Nähe des Rathhauses erhebt sich die Warte, ein herrlicher viereckiger Thurm, auf welchem noch jetzt als Wetterfahne der Byzantinische Drache schwebt, den die Einwohner von Brügge aus Konstantinopel mitbrachten und die Genter ihren Nachbarn nach der Schlacht von Beverholdt abnahmen. Diese Warte spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte Gents. Sobald irgendwo das Volk von seinem Herrn die Rechte einer Gemeinde, d. h. die Freiheit erhalten hatte, machte es sich augenblicklich an den Bau eines Thurms, in welchem eine Glocke aufgehängt wurde, die die Bürger zu den Waffen rief. In Gent steht die Warte noch, aber die Glocke, die 12,483 Pfund wog, ist verschwunden. Der Byzantinische Drache dreht sich dagegen immer noch nach dem Winde. Von unten erscheint er kaum in der Größe eines Bulldoggs, oben dagegen wie ein Ochse. An Festtagen wird das alte Siegeszeichen erleuchtet, und ein Mann, der in seinem Bauche verborgen ist, speit Feuer aus dem Rachen.

Von der Warte begab ich mich nach dem Fischmarkte, der ebenfalls in der Mondscheinbeleuchtung gewinnt. Von dort kömmt man über eine Brücke, welche die Hinrichtungsbrücke heißt. Diesen Namen hat eine Volkssage fortgepflanzt, welche nicht sehr vortheilhaft für das kindliche Gefühl der Genter spricht. Im Jahre 1371 wurde ein Bürger wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurtheilt. Da der Henker an demselben Tage starb, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, so ließ der Magistrat bekannt machen, daß, wenn ein Liebhaber dies Geschäft übernehmen wolle, er auf eine gute Belohnung rechnen könne. Es meldete sich der Sohn des Verurtheilten. Glücklicherweise hinderte Gott die schreckliche That. Als das Schwert des Sohnes den Hals des Vaters berührte, zersprang es in tausend Stücke. Der Verurtheilte wurde hierauf begnadigt, der Henker erhielt die versprochene Belohnung, aber er wurde aus der Stadt gewiesen. Zwei Denkzeichen verewigten das Andenken an dieses Wunder: ein Gemälde der alten Flamländischen Schule, welches noch jetzt im Rathhause aufbewahrt wird, und eine gußeiserne Gruppe, welche bis 1794 auf der Brücke stand.

Nord-Amerika.

Die öffentlichen Bauten in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Stadtviertel hat man so angelegt, daß analoge Anstalten oder Gewerke einander benachbart bleiben — eine vortreffliche Einrichtung in einem Lande, wo die Zeit nach Goldes-Werth geschätzt wird. So z. B. ist ein Theil der Stadt New-York das Viertel der Bank-Büreaus und Niederlagen, während man in einem anderen Viertel nur Werfte oder Bau-Plätze findet. Die Privat-Häuser, von einfacher, fast gleichförmiger Struktur, unterscheiden sich nur in Rücksicht ihrer Dimensionen, die mehr den Bedürfnissen der Geschäfte, als dem Luxus angemessen sind. Der Luxus ist in den Vereinigten Staaten ohne äußeren Glanz; er besteht wesentlich im Comfort und verzettelt nichts, weil er die Frucht der Arbeit ist. In den westlichen Staaten sind viele Bauerhäuser nur aus Holz errichtet. In allen diesen Werken muß der mechanische Instinkt des Amerikaners ersetzen, was seinen Architekten an Geschicklichkeit fehlt; und das Ganze seiner Bauten, von denen man sagen könnte, daß sie auf dem Niveau der demokratischen Gleichheit errichtet sind, verkündet schon durch seine Einfalt ein Volk, das da weiß, worein man die wahre nationale Größe zu setzen habe.

Die Anlage der gewöhnlichen Landstraßen ist lange ein wichtiger Gegenstand der Nacheiferung zwischen den verschiedenen Staaten der Union gewesen. Obschon durch die Kanäle und Eisenbahnen gleichsam entthront, sind diese Communications-Linien doch nicht so gering zu achten und behaupten noch jetzt unter den großen öffentlichen Bauten der Union eine bedeutende Stelle. Die Kosten ihrer Anlegung und Unterhaltung werden durch Wegegelder gedeckt, die man an den verschiedenen Schlagbäumen entrichtet; in der Regel aber sind diese Kosten unbedeutend gewesen. In vielen Gegenden räumt man nur Hindernisse aus dem Wege und zieht Gräben zum Ablauf der Gewässer. Hinsichtlich der Richtung der Straßen ist man oft dem untrüglichen Instinkte der Bison-Heerden gefolgt, welche die Pioniere vor sich hertrieben. Diese wilden Ochsen besitzen eine wunderbare Fähigkeit, die bequemsten Fußsteige im Gebirge zu entdecken; und da die Wege, welche sie in den Wäldern einschlagen, durch ihre Fußtritte so fest werden, wie eine gewöhnliche Heerstraße, so hat der Mensch nur wenig zu thun, wenn er diese Wege seinen Bedürfnissen anbequemen will. So haben die Bisons für einen ansehnlichen Theil der sehr stark besuchten Straße zwischen Cumberland und Kentucky als wahre Ingenieure dienen müssen. Von dieser Stadt geht noch eine der schönsten Communications-Linien Nord-Amerika's aus, nämlich die, welche von Washington den Potomak hinan bis Cumberland führt, dann wieder an den Ohio bei Wheeling reicht, den Kanal des Ohio schneidet, bei Columbus, Dayton, Indianopolis vorüberzieht und bei Vandalia aufhört. Diese Straße sollte ursprünglich durch die Staaten Ohio, Indiana und einen Theil von Illinois bis zur äußersten Gränze im Westen ziehen; aber eine Streitigkeit zwischen den beiden Staaten Illinois und Missouri hat die weitere Fortführung derselben unterbrochen. Sie ist jetzt schon über 800 Engl. Meilen lang und auf Kosten der Föderal-Regierung gebaut, die für jede Meile 1435 Pfd. 5 Sh. bezahlt hat.

Diejenigen östlichen Straßen, welche den großen Mittelpunkten der Bevölkerung am nächsten benachbart, sind zugleich am besten angelegt und unterhalten. Auch haben hier Grundstücke, Material und die Arbeit am meisten gekostet. Ueberall, wo die Natur des Bodens es zuließ, hat man die Systeme von Mac-Adam und Stevenson angewendet, d. h. die Straßen sind mit verbundenen und gedämmten Steinen oder Kieseln ausgefüllt: namentlich ist dieses Verfahren zwischen Washington und Boston beobachtet. In dem Staate Pensylvanien allein findet man über 2000 Engl. Meilen Weges von solider Struktur. Im Westen sind die Chausseen schlechter, aber auch

seltener; denn man hat lieber die Gewässer zu Transport-Mitteln benutzen, als einen lehmigen Boden im Winter durch Wagenräder zerstören wollen.

Die Seehäfen nehmen in den Staaten der Union, sofern man sie als Werke der Kunst betrachtet, einen secundairen Rang ein. Die Britischen Kolonisten wählten bei ihrer Niederlassung an den Gestaden des Atlantischen Oceans die sichersten Zufluchtstätten, welche die Natur selbst in ihre Baien oder an den Mündungen der vornehmsten Ströme gegraben hatte. Diese verständige Wahl hat jene wunderbaren Hafendämme, jene riesigen Wehre, deren Plymouth und Cherbourg sich rühmen, überflüssig gemacht. An den Küsten der Union ergänzt dies Werk von Menschenhänden nur, was die Natur vorgearbeitet. Ein Schiff, dessen zierliche Segel die massiven und großartigen Docks von London oder Liverpool beschattete, muß hier vor dem holperigen Zimmerwerk der Kaie anlegen; und der Reisende denkt einen Augenblick wehmüthig an die schön belaubten Alleen um unsere prächtigen Bassins, wenn er vor einem Hafendamme landet, dessen schlecht zusammengefugte Bohlen keinen anderen Kitt haben als den schlammigen Anwurf, den die Fluth oder Anspülungen absetzen.

Ein solcher Stand der Dinge zeugt freilich mehr von dem gesunden ökonomischen Sinne als dem guten Geschmacke der Amerikaner. Warum sollten sie Steinblöcke, die man aus dem Schoß der Erde graben und oft mit großen Kosten herbeischaffen müßte, den Baumstämmen vorziehen, die sich auf die wohlfeilste Art ihre Ströme hinabflößen lassen? Kaum sind die Stämme zu Balken behauen, so pflanzt man sie reihenweise in das Bett des Flusses, unter ein Wasser-Volumen, das große Fahrzeuge flott hält; man nivellirt sie über der höchsten Fluth oder mit der Façade des Kais. Ist dies geschehen, so wird das Innere mit Erde ausgefüllt, und die Plattform dieser Füllung besteht aus Bohlen oder Straudsteinen. Solche Kaie bilden einen Gürtel von ungefähr 7 Engl. Meilen um die Stadt New-York. Mehrere in gleicher Art erbaute Hafendämme erstrecken sich zwei- bis dreihundert Toisen weit in die Rhede und bilden eben so viele Bassins, wo die Fahrzeuge verweilen, bis sie an dem Kai ihre Fracht einnehmen oder ausladen können. Bei Boston laufen ungeheure Ausladungs-Plätze aus Zimmerwerk, die mit Magazinen und Werften bedeckt sind, weit in die Bai hinein. Der Anblick dieser fast unabsehbaren Linie dicht an einander gereihter Baumstämme, deren Rinde die Art verschont hat und die ganz ohne Theer oder Anstrich geblieben sind, hat etwas wild Großartiges. An den Ausladungs-Plätzen von New-York bemerkt man einen sehr sinnreichen Mechanismus: sie bestehen nicht aus langen Hafendämmen, sondern aus Bohlen-Bettungen, die äußerlich auf abgedeckten Fahrzeugen ruhen, deren Verdeck mit dem des angekommenen Schiffes oder Paketbootes im Niveau erhalten wird. An der entgegengesetzten Seite ist diese Bettung vermittelst horizontaler Haspen an die Kaie befestigt; und durch die Umdrehung dieser Haspen kommt sie, je nach der Höhe der Fluth, höher oder niedriger zu stehen. Der Ausladungs-Platz St. George bei Liverpool ist nach demselben Plane erbaut.

Man sollte fast denken, die öffentlichen Arbeiten in den Staaten der Union hätten keinen anderen Zweck als Bethätigung des Volkes und Uebung seiner Energie; die Werkzeuge ihrer Macht aber müßten unzerstörbar seyn. Nirgends ist dafür gesorgt, dem Verfall dieser Werkzeuge zu begegnen; nirgends trifft die Regierung Maßregeln zur Ausbesserung der Handelsschiffe. In den bedeutendsten Häfen, selbst den von New-York nicht ausgenommen, giebt es keine Bassins, wo man die Schiffe gehörig kalfatern könnte. Die Marine der Föderal-Regierung hat überhaupt nur zwei solcher Bassins: eines in Boston, das andere in Norfolk (Virginien). Sie sind aus Granit erbaut und wetteifern mit den schönsten ihrer Art in Europa. Das Bassin von Boston hat 341 Fuß Länge, 80 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe. Wenn aber das Wasser hier in der Frühlings-Nachtgleiche um 30 Fuß steigt, so fällt es bei der Ebbe nur 13 Fuß; es bleibt also ein Wasserstand von 17 Fuß, und dieses Volumen muß durch eine Dampf-Pumpe weggeschafft werden, bevor man den Kiel des Schiffes repariren kann.

Nord-Amerika hat die alte Methode beibehalten, welche darin besteht, daß ein zu kalfaterndes Schiff auf die Seite gelegt wird. Nur in New-York ist man auf drei andere Methoden gekommen. Der einen zufolge, läßt man das Fahrzeug aus dem Wasser in ein Gatter mit Schiebewänden gleiten. Die zweite besteht darin, daß das Schiff an den Kai befestigt wird, und zwar auf einem Gitter, (einer durchbrochenen Bettung), welches vermittelst sechzehn eiserner Schrauben von 4 bis 5 Zoll Durchmesser an einem ungeheuren Gerüste hängt. Dieses Gitter ist von einem Geländer eingefaßt, welches das Fahrzeug senkrecht auf seinem Kiel erhält. Der Apparat und das Schiff, mit dem er belastet ist, steigen vermittelst eines kombinirten Systems von Hebeln, in einander eingreifenden Rädern und Flaschenzügen, zu dessen Handhabung dreißig Individuen ausreichen, senkrecht über das Wasser empor. Die Zahl der Schrauben wird nach Maßgabe der Schwere des Schiffes noch vermehrt.

Der wirksamste Apparat aber ist das *hydraulische Dock*. Das Schiff kommt auf ein Gitter mit Geländern, welches an vierzig durch eben so viele oben an der Maschine befestigte Flaschen gehenden Ketten hängt. Das untere Ende der Ketten ist, wie natürlich, an das Gitter befestigt, das obere an einer langen wagerechten hölzernen Walze, mit einem starken Rade oder Drehhaspel. Mit diesem Apparate steht eine hydraulische Maschine in Verbindung, deren Wellbaum, durch den Druck des Wassers in einem Metall-Cylinder in Bewegung gesetzt, das Rad und die hölzerne Walze umdreht: dieser Mechanismus fördert das Gitter sammt dem Schiffe in die Höhe. Man sieht leicht, daß bei Anwendung der eben beschriebenen und der vorhergehenden Methode die Gitter-Bettung als Werft zum Kalfatern dient, sobald ein Schiff über die Fluth aufgewunden ist.

Die Amerikanischen Staatsmänner, welche seit Washington auf einander folgten, haben den großen Gedanken gehabt, zwischen den Staaten im Osten der Alleghany's und blauen Berge und den eroberten oder sehnlich erstrebten ungeheuren Besitzungen im Westen derselben eine sichere und rasche Communication herzustellen. Kurz nach dem Frieden von 1783 ließ Washington den Potowmak bis an die Quellen dieses Flusses, im Norden der Alleghany's, kanalisiren. Später kam Pennsylvanien auf den Gedanken, den Schuylkill mit der Susquehanna zu verbinden, der Staat New-York aber, sich eine Wasserbahn nach dem See Erie zu eröffnen. Der Krieg von 1813 bis 1816 hemmte die Ausführung des letzteren Planes. Die hermetische Blokade der Amerikanischen Häfen unterbrach den einzigen lebhaften und sicheren Verkehr zwischen den verschiedenen Küsten-Staaten des Atlantischen Oceans, verstopfte die vornehmsten Quellen des National-Reichthums und veranlaßte unzählige Bankerotte. Es war jetzt gebieterische Nothwendigkeit, für eine andere Binnen-Communication zu sorgen, als die gewöhnlichen Heerstraßen zwischen dem Norden, Westen und Süden der Conföderation seyn konnten; und diesem Ziele hat der Amerikanische Patriotismus seit 1816 seine Anstrengungen und seine Kapitalien beständig zugewendet.

Zunächst verband man New-York, die Königin des Küsten-Landes, durch einen Kanal mit dem See Erie. Dieses Unternehmen, welches 1825 beendigt wurde, hat auf einer Ausdehnung von 363 Engl. Meilen 2,000,000 Pfd. Sterl. gekostet. Bald nachher baute der Staat New-Jersey den Kanal Morris von Philadelphia bis New-York. Pennsylvanien unternahm 1826 folgende Verbindungs-Linien zwischen dem Delaware und dem Ohio: 1) Die Eisenbahn von Philadelphia nach Columbia (ungefähr 100 E. M.); 2) den Seiten-Kanal nach der Susquehanna und der Juniata, bis Holiday-Burg, am Fuß der Gebirge (190 E. M.); 3) eine Eisenbahn mit Abdachungen, von Holiday-Burg bis zum anderen Abhang der Gebirge (42 E. M.); 4) einen Kanal von Johnstown nach Pittsburg am Ohio (120 E. M.).

Von Pittsburg laufen drei andere Kanäle: der erste nach dem See Erie, bis zur gleichnamigen Stadt; der zweite nach Baltimore und Washington; der dritte über Bolivar und Circleville am Ohio nach Portsmouth, mit einer Verzweigung nach dem See Erie, und über Akrom und Cleveland, auf einer Strecke von 300 E. M.

Ein nicht minder wichtiger Kanal beginnt bei Richmond am Flusse St. James (in Virginien), zieht diesem Flusse parallel den Alleghany's zu und wendet sich von da wieder nach Charlestown am großen Kanawka, der in den Ohio mündet.

Endlich am südwestlichen Ende des Sees Erie nimmt ein dem Flusse Maume paralleler Kanal seinen Anfang, der diesen Fluß mit dem Wabash, einem Zuflusse des Ohio, verbindet, bei D'Ayton die große National-Straße, von der wir gesprochen, schneidet und bis Cincinnati fortgeführt werden soll.

Es stehen also fünf der bedeutendsten Städte des Küstenlandes — Richmond, Washington, Baltimore, Philadelphia und New-York — durch das bloße Kanalsystem mit den Pulsadern des Westens, den Seen Erie, Ontario und den Flüssen Lorenzo, Ohio und Mississippi, in Verbindung. Der Fall des Niagara wird vermittelst eines Seiten-Kanals vom Erie nach Oswego umgangen. Man kann also von Neu-Orleans oder von New-York aus im Binnenlande der Union 2700 E. M. durchreisen, ohne sein Paketboot zu verlassen; man kann ferner von den Ufern des Ohio nach Belieben jeder Hauptstadt des Gestade-Landes, von Richmond bis Boston, zuschiffen und wiederum alle diese Städte der Reihe nach auf Kanälen besuchen.

Ein anderes Communications-Netz verbindet die Flüsse und die Eisenbahnen (s. nachher) mit den großen Steinkohlen- und Anthrakit-Lagern verschiedener Staaten, namentlich Pennsylvaniens.*) Diese Bassins werden durch ein Kanal-System von 528 E. M. gespeist. Die Gesammtlänge der schiffbaren Kanäle beträgt also ungefähr 3200 Engl. Meilen.

So anziehend auch die Wechsel der Landschaft an den Ufern der Flüsse und Kanäle sind, so hat der Aufenthalt auf einem Paketboote doch wenig Einnehmendes. Sobald man den Fuß in das Boot setzt, ist man in den Händen des Capitains, der den weitesten Gebrauch von seinen Rechten macht; und ein Fremder, gewöhnt an den Comfort, den er in Englischen oder Französischen Dampfschiffen haben kann, muß sich unter Mit-Passagieren, die ihre Gleichheit der Rechte und Pflichten eifersüchtig wahrnehmen, in Geduld fassen, so gut es gehen will. Um acht Uhr Abends müssen alle Reisenden dem Capitain und seinen Matrosen die Kajüte abtreten und aufs Verdeck steigen. Dann werden drei Linien Hangmatten, eine über der anderen, in zwei Reihen in der Kajüte aufgehängt. Um neun Uhr läßt der Capitain die Reisenden wieder hinabsteigen und weist jedem eines der schwebenden Lager an, das er gleich in Beschlag nehmen muß, wofern er nicht sein Recht an dasselbe verwirken und sich, im Falle die Zahl der Hangmatten nicht ausreicht, entschließen will, am harten Boden zu schlafen. Bei Vertheilung der Hangmatten richtet man sich nach Wuchs und Beleibtheit der Passagiere, und zwar so, daß die schwersten Personen in diejenige Reihe kommen, welche dem Boden zunächst ist. Um fünf Uhr Morgens muß man sein Lager wieder verlassen und, trotz des Reifes und Nebels, so lange auf dem Verdeck ausharren, bis die Hangmatten weggenommen sind und das Frühstück bereitet ist. Vor dem Frühstück zieht die ganze Passagier-Gesellschaft in Prozession nach einem großen zinnernen Waschbecken, das Jeder, an dem die Reihe ist, eigenhändig vermittelst eines Kübels, der an einer

*) Der Anthrakit ist eine eben so verbrennbare Substanz, als die Steinkohle, enthält aber keinen Pechstoff.

langen Stange steckt, mit Wasser aus dem Kanale füllt. Am Eingang der Kajüte hängen ein Handtuch, ein Kamm und eine Bürste, Alles zu gemeinschaftlicher Benutzung.

Die Anlegung der Kanäle ist den großen Unternehmungen, wodurch man die Beschiffung der westlichen Ströme, mit denen sie in Verbindung stehen, vervollkommnet hat, zumeist vorangegangen. In keinem Lande der Welt sind die Gewässer zahlreicher und eben darum die gewöhnlichen Landstraßen schwerer in gutem Stande zu halten; auch versteht man die fließenden Wasser nirgends so gut zu benutzen, wie in Amerika. Unser Europa hat majestätische Ströme, wie Rhein, Elbe, Donau, Wolga, mit denen breite, wohlgebaute, von Wagen und Karren wimmelnde Chausseen parallel laufen; in Amerika aber werden die Wege, je weiter man nach Westen vordringt, desto weniger zu jeder Jahreszeit fahrbar. Da es nun weit kostspieliger seyn würde, die tiefen Wälder des Westens zu durchbrechen und Landstraßen durch dieselben zu führen, so haben die Amerikaner vorzugsweise ihre Ströme und Flüsse zur Communication benutzt, besonders seitdem die Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt es möglich macht, in wenigen Stunden ungeheure Räume zu durcheilen.

Keine mittägliche Seestadt der Union hat uns ein belebteres Gemälde dargeboten, als Neu-Orleans. In diesem Hafen des Oceans, der 100 E. M. vom Gestade liegt, begrüßen sich alle Tage eine Menge Schiffe aus allen Weltgegenden, die je drei und drei bei eingezogenen Segeln von einem Dampfboote bugsirt werden. Unter der schützenden Eskorte dieser wunderbaren Macht gehen jeden Abend Dutzende von Fahrzeugen, die mit Waaren aus dem Innern befrachtet sind, in die See. Diese Waaren bestehen aus Getraide, Baumwolle, Zucker, Taback, Pelzwerk und Holzarten; sie kommen in Dampfböten oder auf großen Flößen, die einige Hundert Lieues oberhalb Neu-Orleans abfahren. Die Flöße kehren niemals an den Ort ihrer Abfahrt zurück: sobald ihre Eigenthümer gute Geschäfte gemacht haben, zerstören sie ihre Arche (wie diese Fahrzeuge dort heißen), besteigen das erste beste stroman fahrende Dampfboot und begeben sich nach Hause, um bald wieder in Neu-Orleans zu erscheinen. Ehemals gelangten die Flöße eben so leicht, wie heutzutage, den Missisippi hinab; aber die Heimkehr mit ihrer Rückfracht erforderte einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Arbeit: was damals eine mühselige Fahrt von mehreren Monaten war, das ist jetzt eine Lustreise von einigen Tagen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Inschrift der Glocke in der Kapelle der Jungfrau von Orleans.

In dem Aufsatze über die Kapelle der Jungfrau von Orleans bei Domremy-la-Pucelle, welchen das Magazin für die Literatur des Auslandes in Nr. 18 v. J. 1840 enthält, ist die räthselhafte Inschrift der Glocke dieser Kapelle mitgetheilt und bemerkt, daß sie schon den Scharfsinn vieler Gelehrten und besonders auch der akademischen Gesellschaft zu Nancy geübt habe, daß aber alle Anstrengungen vergeblich geblieben seyen, bis der angesehene Numismatiker, Herr Rénault de Vaucouleurs, eine der sinnreichsten Auslegungen gegeben habe. Will man auch dieser Auslegung, welche a. a. O. ebenfalls mitgetheilt ist, das Sinnreiche nicht absprechen, so geht ihr doch alle Wahrscheinlichkeit und Wahrhaftigkeit ab. Während Herr de Vaucouleur den Weg zur Erklärung eingeschlagen hat, daß er jeden Buchstaben der Inschrift für den Anfangsbuchstaben eines Wortes nahm — einen Weg, den man auch sonst wohl und namentlich bei den bekannten Taufbecken mit eben so unglücklichem Erfolge betreten hat, wagte ein Ungenannter in Nr. 39 des Magazins einen anderen Versuch. Derselbe erkennt in der Inschrift eine bloße und zwar absichtliche Versetzung der Buchstaben und findet darin nichts Geringeres, als einen Bannspruch in Beziehung auf die Jungfrau von Orleans: „Daemonem appage vati" (benimm der Seherin den bösen Geist). Allerdings kommt eine Verwechselung der Buchstaben auf Glocken-Inschriften öfters vor, und Herr Prof. Wiggert zu Magdeburg hat darauf im 2ten Bande der Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins S. 397 neuerdings aufmerksam gemacht; aber für ein Versetzen der Buchstaben, wie es hier angenommen wird, giebt es doch bisher durchaus keine Analogie. Abgesehen davon, dürfte sich aber auch kein zweites Beispiel von Exorzismus auf einer Glocken-Inschrift finden. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß auch diese Erklärung bei allem Scharfsinn durchaus unstatthaft ist. — Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, enthält die wirkliche Inschrift durchaus nichts Ungewöhnliches und kehrt aller Wahrscheinlichkeit nach öfters auf Glocken des Mittelalters wieder. Das zur Zeit Unerklärliche liegt wohl zunächst und hauptsächlich in einem falschen Auffassen und Darstellen der Buchstaben selbst, und auf keinen Fall darf man glauben, daß die Buchstaben und Worte:

AUEMPEIA DEAAMP ONGT

wirklich so klar und deutlich auf der Glocke zu lesen sind, wie es behauptet wird. Das erste Wort wenigstens läßt darüber gar keinen Zweifel übrig, indem statt „AUEMPEIA" ganz unbestritten zu lesen ist: „AVE MARIA." Mit den Worten: „Ave Maria gratia plena" beginnen bekanntlich öfters die Glocken-Inschriften, und das ist gewiß eben so in Deutschland und Frankreich, wie im ganzen christlichen Mittelalter der Fall. Ich erinnere ferner an d[...]
zu Nord-Germersleben: „Ave Maria gra[...]
vivos voco. fulgura frango"; an die zu [...]
grata sit Tibi virgo Maria beata"; an die [...]
„Benedictus fructus ventris tui." Und wie oft [...]
Glocken-Inschriften ein „Hilf Maria" vor! — [...]
weitere Untersuchungen und Erklärungen sich [...]
Gerathenste seyn, nochmals an Ort und Stell[e...]
gehen und die Inschrift so getreu als möglich [...]
allen Zweifel wird ihre Erklärung sich dann [...]
viel glaube ich schon jetzt behaupten zu könne[n...]
ziehung der Inschrift auf die Jungfrau von [...]
denken ist.

Halle.

Mannigfaltige[s].

— Deutsche Literatur in Italien. De[...]
Uebersetzung von Heinrich Leo's Universalgeschichte [...]
gedacht. Kürzlich ist in Mailand eine neue Lieferung [...]
erschienen, die ein interessantes Beispiel darbietet, [...]
Italien die Deutsche Literatur bekannt zu werden [...]
Uebersetzer, Herr Professor Menini, begnügt sich [...]
der Uebertragung des Leoschen Textes, sondern er füg[t...]
reichen Anmerkungen die abweichenden oder erläu[...]
anderer Deutscher Geschichtschreiber, namentlich R[...]
und Pölitz, hinzu. Die Italiäner erhalten also [...]
setzung ein förmliches Universalkompendium der De[...]
geschichte. Unsere Spezialhistoriker denkt Herr M[...]
späteren Behandlung der neueren Geschichte ebenfalls [...]
zu benützen. Besonders überrascht waren wir, i[...]
kungen auch bereits das große nachgelassene W[...]
Humboldt's: „Ueber die Kawi-Sprache" citirt [...]
Uebersetzer beruft sich namentlich darauf, um die H[...]
stützen, daß die Asiatische Inselwelt einst mit dem [...]
sammengehangen, und spricht bei dieser Gelegenhei[t...]
Wunsch aus, daß dieses Werk bald zur Förderung [...]
Wissenschaft einen tüchtigen und dem Gegenstande ge[...]
setzer finde.

— Italiens neuere Geschichtsforschun[g...]
eigene Geschichte betrifft, so werden die Italiäner [...]
Forschungen Leo's benützen, obwohl dessen Spezial[...]
ein in Deutschland viel höher geachtetes Werk ist, [...]
welches Herr Menini jetzt übersetzt hat. Die I[...]
diesem Punkte sehr eifersüchtig auf ihre Nationalit[...]
es auch seyn; kein Volk darf sich seine Geschichte [...]
länder schreiben lassen. Ist es einem unserer Leser [...]
mals in den Sinn gekommen, sich über die Geschi[...]
aus dem Werke eines Franzosen belehren zu wol[...]
die Engländer auch die Forschungen Thierry's und [...]
kennen, hat doch der Eine wie der Andere nur [...]
in England selbst neue Untersuchungen und Darste[...]
Beiden behandelten Geschichtsperioden zu veranlassen. [...]
auch in Italien. Die Arbeiten Niebuhr's, Sismondi's [...]
dort Nacheiferung geweckt und ausgezeichnete Forschun[g...]
Micali und Mazzoldi*) hervorgerufen; nicht minder [...]
Revelationen aus Italiänischen Berichten und A[...]
lichen interessanten Mittheilungen Alberi's veranlaßt. [...]
wie die von Hurter, eine Ausnahme zu machen [...]
seiner Geschichte des Papstes Innocenz III. jetzt z[...]
Italiänische Uebersetzungen herauskommen, so hat [...]
nur darin seinen Grund, daß diese Geschichte keinen [...]
der das Nationalgefühl anregt: der Umstand, daß [...]
zu Italien gehört, macht die Geschichte eines Papstes [...]
Italiänischen Nationalsache. Auch ist die Uebersetzung [...]
mehr von einem gewissen äußerlichen Standpunkt, [...]
Publikum vorhandenes Bedürfniß angeregt. Dage[gen...]
daß das durch die Forschungen des Auslandes [...]
Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters hingel[...]
Italiäner eben sowohl in dem sonst in literarischer [...]
nicht sehr auszeichnenden Süden, als im Norden sein[...]
Während Cibrario in Turin seine Economia Politica [...]
erscheinen läßt, giebt Carlo Troya in Neapel (bei [...]
umfassende Storia d'Italia nel Medio Evo heraus. [...]
drei Bände davon erschienen, die jedoch erst als Ei[...]
trachten sind, da er darin nur die Geschichte der Völ[...]
Invasion in Italien einen so wesentlichen Einfluß auf [...]
des Mittelalters geübt hat. In 25 Büchern behan[...]
deln, Sagen und historisch begründeten Geschichte[...]
Scythen und Celten, die Heereszüge der Sarmaten, [...]
Thracien, Pannonien und Germanien und das er[ste...]
Longobarden; ferner die Völkerbewegungen vom Kau[...]
der alten Deutschen, der Alemannen, Franken, Heru[ler...]
er endlich zum Untergange des Reiches der Römer [...]
an den Zuständen der einzelnen Städte und Staa[ten...]
Anfänge des Mittelalters nachweist.

*) Von Letzterem erschien kürzlich das merkwürdige W[...]
italiche e della diffusione dell' incivilmento italiano al[l'] E[...]
alla Grecia e a tutte le nazioni asiatiche poste sul Mediterra[neo...]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Mittwoch den 2. September 1840.

England.

Gesundheit, Krankheit und Sterblichkeit in England und seinen Kolonieen.

Seit kurzer Zeit sind dem Parlamente und dem Publikum sehr werthvolle Berichte über den Gesundheits-Zustand und die Sterblichkeit der Einwohner des Britischen Reiches und seiner Kolonieen vorgelegt worden, die abermals zeigen, daß Klima, Boden und Landessitten nicht die einzigen Ursachen der Verschiedenheit der Krankheits- und Todesfälle sind. Die Fürsorge der Regierung, dem Fleiße der Unterthanen die heilsamste Richtung zu geben, ihre Gesetze gegen Sittenlosigkeit, ihre Mittel, den Anbau des Bodens zu befördern, wodurch die Temperatur gemildert und der Bebauer in einer zweckmäßigen, seiner Gesundheit zuträglichen Beschäftigung erhalten wird, können sehr viel dazu beitragen, einem Lande, dessen Lage von der Natur nicht sehr begünstigt ist, mehr menschliche Leben zu erhalten, als es ein von der Natur höchst gesegnetes, aber von der Fürsorge der Regierung verlassenes Land kann. Ohne von dem großen Einflusse der Aufsicht des Staates über die Sanitäts-Anstalten und die Handhabung der Heilkunde überhaupt zu sprechen, darf man auch mit Recht behaupten, daß von dem Besteuerungs-System sehr viel für die Gesundheit und das Leben der Menschen abhängt. Eine unglückliche Maßregel in der Besteuerung der Lebensmittel, der Kleider, der Wohnungen ꝛc. hat manchmal schon mehr Menschen ins Grab geführt, als Feuer und Schwert. Die Quarterly-Review läßt in einer ausführlichen Beurtheilung diese schätzbaren amtlichen Berichte theils selbst sprechen, theils berichtigt und ergänzt sie dieselben durch andere glaubwürdige Berichte. Wir heben das Wichtigste für unsere Deutschen Leser aus dieser Beurtheilung heraus und machen besonders auf die Angaben über den Zustand der Krankheiten und der Sterblichkeit der Englischen Truppen in den verschiedenen Welttheilen aufmerksam.

„Seit den letzten funfzig Jahren hat sich eine ungeheure Veränderung in den Zuständen der arbeitenden Klasse Englands geltend gemacht, auf welche die Gesetzgebung nicht hinreichende Rücksicht genommen hat. Im Jahre 1790 war die Zahl der Arbeiter in den Städten halb so groß, als die Zahl der Landleute; 1840 ist gerade das Gegentheil eingetreten, nämlich auf zwei städtische Arbeiter kommt nur ein Landmann. Und zwar ist dieses Verhältniß so in den weniger industriellen Grafschaften; dagegen steigt es, wo größere Fabrik-Städte sind, und in Middlesex (London) sind zwölf Arbeiter gegen einen Bauern. Diese Zunahme von Arbeitern in den großen Städten, wo die Wechselfälle des Handels oft Tausende plötzlich brodlos machen, verursacht die vielen Uebel, denen das menschliche Leben in der Stadt preisgegeben ist. Besonders die Irländer, welche so zahlreich in unsere Fabrik-Städte einwandern, fallen gefährlichen Fiebern anheim. Die armen Arbeiter haben schlechte, ungesunde Wohnungen, die jeder frischen, reinen Luft entbehren. Von den 11,000 Häusern zu Nottingham sind 8000, eines hinter dem anderen, ohne freie Lüftung. Zu Liverpool sind 7862 finstere, dumpfe und schmutzige Keller von dem siebenten Theil der Bevölkerung bewohnt, und 39,300 Seelen gehören davon der arbeitenden Klasse an. In Bury wohnt ein Drittel der Arbeiter so zusammengedrängt, daß in 773 Häusern ein Bett für 4 Personen, in 207 eines für 5, und in 78 Häusern gar ein Bett für 6 Personen dient. Eben so ist es in Bristol und in Leeds, welcher letztere Ort von den amtlichen Berichten als einer der ungesundesten dargestellt wird.

Das Elend in Glasgow, wie es Dr. Cowan beschreibt, ist fast unglaublich in einem Lande, welches sein Gold und seine Missionaire zu Millionen Menschen schickt, die es weniger nöthig haben, als die 30,000 Irländer und Hochschotten, welche in Schmutz, Laster und Elend in dieser großen Handelsstadt sich wälzen. Zehn bis zwanzig Personen von beiderlei Geschlecht liegen unter ihren Lumpen und in ihrem Schmutze des Nachts auf dem Fußboden der Keller zusammengekauert. Diese Keller sind wahre Sarg-Magazine und Leichenhäuser. Viele junge Mädchen, sagt Herr Symmonds, baten den Cap. Millar, das Haupt der Glasgower Polizei, sie aus diesen Schauplätzen, zu welchen sie der bloße Mangel getrieben hatte, zu erretten. Ein bis zwei Jahre reichten hin, sie abzuhärten und aus der Trunkenheit, dem Laster und dem Elend in ein frühes Grab zu stürzen. Dr. Cowan sagt: „Im Jahre 1837 hatten 21,000 Personen in Glasgow das Fieber.“ In einigen Kirchspielen von London ist die Sterblichkeit viermal größer, als in anderen. Mangel an Nahrung ist nicht die einzige Ursache davon; denn der Landmann hat eben so schwere und harte Arbeit und eben so schlechte Nahrung. Schlechte und unreine Wohnung und der Schmutz, welcher da herrscht, wo das Laster mit dem Mangel Hand in Hand geht, füllt unsere Städte mit Elend und Krankheit.

Einige Thatsachen aus den Berichten der Doktoren Smith und Kay werden zeigen, wie London angesteckt ist. An die Medizinal-Beamten der Metropolitan-Vereine wurde ein Rundschreiben erlassen in der Absicht, um die Zahl der Armen, die von den vier bekannten Fieber-Gattungen: 1) dem intermittirenden Fieber, 2) dem Synochus oder dem gewöhnlichen Fieber, 3) dem Typhus und 4) dem Scharlachfieber, angegriffen wären, kennen zu lernen.

Es scheint, daß die Gesammt-Summe der Personen in den Metropolitan-Distrikten, welche Unterstützung empfingen, im J. 1838 77,168 betrug und davon nicht weniger als 13,972 oder beinahe ein Fünftel einer dieser Krankheiten unterworfen waren, nämlich 7017 dem Synochus und 5692 dem Typhus.

Die Berichte zeigen, daß diese Fieber meist tödtlich sind, wo sie die herrschendste Krankheit sind. So kamen von den 5692 Typhusfällen in den zwanzig Vereinen 4002 allein in den sieben folgenden vor: in Whitechapel, Lambeth, Stepney, St. George the Martyr, Bethnal Green, Holborn und St. George in-the-East, indem 1692 nur für die 13 anderen Vereine übrig blieben. In Whitechapel erlagen bei einer Armen-Bevölkerung von 5856 2400 oder die Hälfte dem Fieber. Aber in St. George the Martyr kamen 1276 Fieberfälle unter 1467 Armen vor, und nur 191 blieben unangegriffen. Die erwähnten sieben Distrikte sind die Hauptquellen und Hauptsitze der Fieber in der Residenz, was durch die Berichte des Fieber-Hospitals längst bestätigt ist.

In diesen sieben Distrikten war die Sterblichkeit 1 von 3,8, während sie in den anderen dreizehn Distrikten nur 1 von 8,5 war. In den ersten wurde 1 unter 44 der Armen-Bevölkerung angegriffen und in den letzteren nur 1 unter 93.

Die Gesammt-Bevölkerung der sieben Fieber-Distrikte betrug 407,384, wobei unter 11 ein Armer war. Die dreizehn anderen Distrikte hatten eine Bevölkerung von 443,843, von denen auf 10 Personen ein Armer kam.

Nimmt man alle diese Fieberfälle zusammen, so stirbt immer einer von 11.

Also mehr als ein Fünftel von denen, welche in London Almosen erhielten, wurde von dem Fieber angegriffen, und nach den verschiedenen Altern der Kranken scheint es, daß die Opfer immer diejenigen sind, von denen das Wohl der Anderen abhängt, nämlich die Häupter der Familien.

Auf zwei Arten wird das Elend an den Reichen heimgesucht — an ihrer Person und an ihrem Beutel. Einmal erzeugt in den Hütten der Armen, verbreitet sich das Fieber über die besten und wohlhabendsten Häuser. „Die Register“, sagt Herr Farr, „zeigen dies; sie weisen nach, daß die Krankheiten aus ungesunden in gesunde Stadtviertel, aus dem Mittelpunkt der Stadt in die angränzenden Dörfer und entfernteren Wohnungen übergehen.“ Aus diesem Grunde allein wird der Mensch, wenn er nicht durch die Sympathie des Gefühls an den Menschen gekettet seyn sollte, ganz sicher durch die Bande des Leidens und der Krankheit an ihn gefesselt. Auf der anderen Seite wird der Reiche es für die beste Oekonomie halten, die physischen Uebel der Armen zu erleichtern; denn eine kleine Ausgabe zur Unterstützung der Armen wird die Almosen materiell vermindern, „welche durch die epidemischen Jahreszeiten beständig wachsen. Wie kann es auch anders seyn, wenn das Weib und die Kinder zur Wittwe und zu Waisen werden, oder wenn die Hand des kranken Vaters das tägliche Brod für seine Familie nicht mehr erwerben kann?“

Die Ursachen dieser Uebel und ihre Heilmittel sind von den Armen-Gesetz-Commissionairen und dem Ober-Registrator deutlich aus einander gesetzt, und die urtheilsfähigsten Beobachter kommen darin überein, daß das Uebel groß und unmittelbare Hülfe nothwendig sey.

Die arbeitenden Klassen haben, ob sie gleich die Ursachen des Uebels erkennen, fast keine Mittel, sie abzuwehren, und man kann hinzufügen, die Reichen auch nicht; so trübe und groß sind die Fortschritte desselben, und so verwickelt sind die Gesetze, daß es ein kühner Mann seyn muß, der es wagen will, die Sache aufzurühren. Wir glauben, daß hinlänglich strenge und vielleicht hinlänglich umfassende Gesetze existiren, aber die Macht der Ausführung derselben ist so vielen verschiedenen Autoritäts-Werkzeugen anvertraut, daß sie prak-

tisch entweder ein todter Buchstabe sind oder dann und wann durch die Laune eines Gemeinde-Demagogen geschärft werden, so daß sie mehr Schaden anrichten, als dasjenige, was sie entfernen sollen.

England ist das einzige Europäische Land, welches keine medizinische Polizei hat und wo die öffentliche Gesundheit sich selbst überlassen ist. Die Quellen der Gesundheit des Volkes sind nicht in einer heilsamen Aufsicht der Regierung zu suchen, denn sie hat fast zu jeder Zeit die Uebel unerträglich werden lassen, ehe sie dieselben entfernt hat. Nur dem langen Frieden, aber besonders dem ungeheuren Wohlstande, wodurch es der Bevölkerung als einer Gesammtheit gelungen ist, sich besser zu nähren, zu kleiden und häuslich einzurichten, als einer anderen Nation, verdanken wir diesen Segen. Am Ende des 17ten und am Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo Klima und viele andere physische Umstände eben so waren, wie sie noch jetzt sind, war die Sterblichkeit gerade doppelt so groß, als jetzt. Sie verminderte sich, wie das Volk am Wohlstande zunahm. Wenn deshalb behauptet wird, daß die verminderte Sterblichkeit in England, in Vergleich mit der anderer Nationen, ein Beweis von der Wirksamkeit der öffentlichen Gesundsheitsmaßregeln sey, so erwiedern wir, daß diese Ansicht von der Sache falsch ist. Es ist nicht die Frage, durch welche indirekte Mittel uns zu helfen ist, sondern durch welche direkte; haben wir von unseren Mitteln, die Hindernisse der öffentlichen Gesundheit zu beseitigen, eben so, wie die anderen Nationen, Vortheil gezogen oder nicht? — Die Armuth wird mehr geschützt als die Gesundheit. In Rußland, Frankreich und Deutschland sind einige Männer dazu angewiesen, die öffentliche Gesundheit zu überwachen und über alle Ursachen, welche darauf wirken, zu berichten. Daher müssen alle Maßregeln von Individuen, mögen sie von Geiz, oder selbstsüchtiger Verachtung des Gemeinwesens, oder von Unwissenheit eingegeben werden, mit der öffentlichen Sicherheit übereinstimmend seyn. Diesen Ländern verdanken wir auch die neue Wissenschaft der gerichtlichen Medizin, da wir kein Werk über diesen wichtigen Gegenstand haben, ob wir gleich neulich in ihre Fußstapfen getreten sind.

Man muß jedoch nicht vergessen, daß bereits viel geschehen ist, um die Gesundheit Londons zu verbessern. Diese Stadt ist die gesundeste unter allen Residenzen Europa's. Das reine Klima Neapels ist von wenig Einfluß auf den Schmutz, das Elend und das Laster einer Bevölkerung, in welcher die jährliche Sterblichkeit sich wie 1 zu 28 verhält, während in London nur 1 von 44 jährlich stirbt, in Wien 1 von 22; in Paris 1 von 36; in Brüssel 1 von 29; in Genf 1 von 43; in Rom 1 von 24; in Madrid 1 von 35; in Amsterdam 1 von 25. Im Vergleich zu diesen also ist England und London glücklich; doch nicht mit diesen darf ein Vergleich angestellt werden, sondern mit anderen Englischen Städten, und wir werden finden, daß die großen Ungleichheiten von Gesundheit zwischen den reicheren nnd armen Klassen der Bevölkerung durch Mittel ausgeglichen werden können, welche in einer sorgfältigen Gesetzgebung liegen.

Gehen wir jetzt zur Sterblichkeit der Truppen im Lande und in den Kolonieen über. In den Jahren 1830 bis 1836 waren durchschnittlich von 1000 Mann 929 krank und 14 starben. Jeder Soldat also war in 13 Monaten einmal im Hospital. Die Krankheitsfälle der Soldaten, mit denen der Arbeiter in den Docks der Regierung verglichen, geben eine fast doppelte Summe, da diese Arbeiter von Tausend jährlich 407 Kranke haben. Dieses große Mißverhältniß erklärt sich dadurch, daß der Soldat bei geringfügigen Krankheiten ins Hospital aufgenommen wird, die den Civil-Arbeiter nicht zur Fortsetzung seiner Arbeit unfähig machen. Daher kömmt es auch, daß von den Arbeitern der Docks von 27 Kranken einer stirbt, während beim Militair 1 von 66 stirbt. In der Preußischen Armee ist die Zulassung zum Hospital noch leichter als bei uns; durchschnittlich werden 111 von Hundert (!) im Jahre aufgenommen, und die Sterblichkeit ist dennoch geringer. *)

Die Sterblichkeit unter den Truppen ist ein Drittel höher als beim Volke, wenn man beide in einem Alter von ungefähr 30 Jahren vergleicht. Der Selbstmord ist bei den Dragonern, und besonders den Garde-Dragonern, häufiger als bei den anderen Truppen-Gattungen. Die Ursache ist, nach Macculloch's Vermuthung, weil in diese Klasse viele junge Männer aus höheren Ständen eintreten, welche sich erst nach einem lange geführten unordentlichen Leben zu diesem Schritt entschließen. Von 20 Todesfällen ist einer Selbstmord, während beim Bürgerstande das Verhältniß wie 1 zu 110 ist. In Frankreich ist unter 18,000 Einwohnern ein Selbstmord; in Preußen 1 unter 14,404; in Oesterreich 1 unter 20,900; in Rußland 1 unter 49,182; im Staate New-York 1 unter 7797, während bei den Truppen 1 Selbstmord unter 1274 Mann ist!

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die öffentlichen Bauten in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt hat den Amerikaner die Nothwendigkeit, das Bett der Ströme immer schiffbarer zu machen, erkennen lassen. Der Mississippi trägt jetzt von Saint-Louis bis Neu-Orleans, d. h. 1500 E. M. weit, in jeder Jahreszeit Dampfböte von 300 bis 500 Tonnen. Sein Bett hat beinahe 3000 Fuß mittlerer Breite. Ueberall, wo keine Eilande seinen Lauf theilen, ist das rechte Ufer des Stromes mit Sandbänken und Morästen besetzt, von denen letztere den periodischen Ueberschwemmungen dieses Amerikanischen Nils ihr Daseyn verdanken. Im Inneren, wo keine Untiefen die Schifffahrt behindern, wird sie durch Treibholz erschwert; es sind dies ansehnliche Bäume, welche die Orkane oder die regelmäßigen Ueberschwemmungen des Stroms und seiner Zuflüsse in das Bette gerollt haben und die sich oft in dem Schlamme seichter Stellen zu natürlichen Flößen zusammendrängen. Man hat einen Dampf-Apparat erfunden, um diese hölzernen Klippen zu zerstören. Dieser Apparat wird auf einem Boote angebracht, das längs des Treibholzes ankert; die Maschine setzt ein System von Klammern und Sägen in Bewegung, das die Bäume zu unschädlichen Scheiten zerstückt, die im Strome fortschwimmen. Capitain Shreve, der Erfinder dieses sinnreichen Verfahrens, ist vor drei Jahren beauftragt worden, das Bett des „Rothen Flusses“, welches von diesen natürlichen Flößen auf einer Ausdehnung von beinahe 180 E. M. versperrt war, wieder zu öffnen.

Zwischen den Seen Erie und Ontario hat man an der Britischen und an der Amerikanischen Seite des berühmten Wasserfalls Niagara die beiden Kanäle Westland und Buffalo gebaut, welche von den größten Schiffen passirt werden. Ein Theil des rechten Ufers des St. Lorenzo gehört bekanntlich den Staaten der Union. Die Kanäle am jenseitigen Ufer und alle diejenigen, welche den Staaten New-York und Vermont gegenüber ziehen, haben einen kaufmännischen und militairischen Zweck. Ihre prises d'eau, ihre Schleusen und Dämme sind furchtbare Festungen. Wir gedenken hier nur desjenigen Kanals, auf welchem man den gefährlichen unter dem Namen „Long Saut“ bekannten Strömungen bei Cornwall ausweicht: er hat bei 100 Fuß Breite eine Länge vom beinahe 20 E. M., einen Bezug von 8 Fuß und ist für Schiffe von 300 Tonnen fahrbar.

Ungeachtet dieser Verbesserungen am Laufe des St. Lorenzo, wird die Schifffahrt auf demselben ein Drittheil des Jahres vom Eis behindert, ein Uebelstand, den er mit den Flüssen Hudson, Connecticut und Delaware gemein hat. Der Ohio, welcher, gleich dem Mississippi, im Winter frei bleibt, hat ein weniger tiefes Bett und in Zeiten der Dürre Untiefen und Strömungen. Bei Louisville haben diese Hindernisse die Anlegung eines in Felsen gehauenen Seiten-Kanals von zwei Engl. Meilen Länge nothwendig gemacht. Dieses bedeutende Werk hat 68 Fuß Breite, 16 Fuß Tiefe, drei gewaltige Schleusen und kann von Dampfschiffen, deren Länge 180 Fuß beträgt, passirt werden.

Unsere Matrosen haben einen reichen Schatz von Erfahrung in der Beschiffung der Meere; sie wissen dem Sturme wie den Kugeln und Kartätschen Trotz zu bieten, und die gefährlichsten Klippen lassen sie so kaltblütig, wie eine feindliche Fregatte. Unsere Soldaten folgen auf dem Verdeck unserer Schiffe diesem edlen Beispiele, allein sie haben nicht, wie die Marine-Truppen der Union, die Gelegenheit, jenes unschätzbare Talent zu üben, welches darin besteht, daß man augenblicklich Rath schaffen kann, um ein Hinderniß zu umgehen, das sich nicht bewältigen läßt. In dieser Beziehung würde eine Reise nach Amerika unseren angehenden Nautikern außerordentlich nützlich seyn; sie würden hier die Beschiffung des süßen Wassers, von der ihnen so wenig bekannt ist und auf welche sie vornehm herabsehen, etwas höher achten lernen. Die Flüsse Nord-Amerika's haben allerdings weniger dramatische und furchtbare Scenen als der Ocean aufzuweisen; es kann aber eine Zeit kommen, wo es sehr gefährlich seyn würde, mit ihnen unbekannt zu seyn.

Bau und Ausrüstung der Dampfschiffe müssen in Nord-Amerika, wo diese Schiffe andere Gewässer befahren, auch nothwendig anderer Art seyn, als in England. Die Amerikanischen Dampfschiffe fahren über Ströme, oder in Golfen und Meerengen, die gegen die im Ocean herrschenden Stürme geschützt sind, während die unsrigen auf hoher See Dienste thun, wie andere Seeschiffe. Es folgt hieraus, daß die Bauart der Amerikanischen Dampfböte leichter, einfacher und weniger kostspielig seyn kann, und daß der bewegende Apparat auf dem Verdecke stärkere Maschinen und Räder mit längeren Speichen erlaubt. Auch darf man die Bedienung derselben getrost anderen Personen als Seeleuten anvertrauen, während unsere Britischen Dampfschiffe, die zu jeder Jahreszeit mit Masten und Segeln auf dem Ocean herumfahren, nur von Matrosen bedient werden können.

Die Gränzen dieses Artikels erlauben uns nicht, alle die Verbesserungen zu beschreiben, wodurch die Amerikanischen Dampfböte eine Schnelligkeit von sechzehn Engl. Meilen auf die Stunde erhalten; wir begnügen uns daher mit Anführung solcher Eigenthümlichkeiten derselben, welche die Einrichtung des Lokals betreffen. Der Dampf-Apparat kommt auf das Verdeck, und das ganze Zwischendeck wird den Passagieren überlassen, daher bis an 400 Hangmatten auf demselben Platz haben. Die vornehmste Kajüte des „Massachussetts“, der zwischen New-York und Providence fährt, hat 120 Fuß Länge bei einer Höhe von 22 und 12 Fuß. Hundertundsechzig Personen haben in diesem Saale gespeist, und doch sind nicht alle Tische (die in Form eines Hufeisens aufgestellt waren) besetzt gewesen. Auf dem Ohio und Mississippi errichtet man Schuppen auf dem Verdecke, die groß genug sind, um außer der gewöhnlichen Equipage eines Paketboots noch einige hundert Passagiere mehr aufzunehmen. Einige dieser Schuppen habe ich ein ganzes Regiment mit Waffen und Bagage beherbergen sehen, und doch bewegte sich das Schiff in einer Stunde mehrere Engl. Meilen weit. Man urtheile hiernach von dem Nutzen dieser Binnen-Schifffahrt in Kriegszeiten.

Während unser Vetter Jonathan mit großem Eifer aller unserer Entdeckungen sich bemeistert, selbst diejenigrn mit eingerechnet, deren Nützlichkeit noch dahinsteht, besinnen wir uns lange, ehe wir ihm Entdeckungen erborgen, deren praktischen Werth die Erfahrung beur-

---

*) Eben weil der Soldat bei leichten Anfällen gleich sorgfältig gepflegt wird, ist die Sterblichkeit geringer. Der Preußische Soldat hat überhaupt vor dem Englischen viele Bedingungen zur besseren Erhaltung der Gesundheit voraus. Er hat in der Regel eine bessere Erziehung genossen, er wird moralisch besser beschäftigt und wird endlich nicht, wie die Englischen Soldaten, durch Peitschenhiebe bestraft. Anm. d. Uebers.

kundet hat. **Beschuldigen wir den Amerikaner nationaler Eitelkeit,** so kann er auch uns eine starke Dosis falschen Stolzes und eine lächerlich angemaßte Ueberlegenheit vorwerfen, die uns nur zu oft den Fortschritten anderer Nationen fremd macht. Wir beschränken uns auf zwei Beispiele dieser Art.

Die Amerikaner steuern ihre Fahrzeuge am Vordertheil, so oft sie eine Linie kleiner Fahrzeuge zu passiren haben, so oft der Bootsmann am Steuer die einzuschlagende Richtung nicht sehen kann, und beim Vorkommen gewisser anderer Hindernisse. Trotz der Vortheile dieses Verfahrens in einem an Hemmnissen so reichen Flusse, wie die Themse ist, trotz der ausnehmenden Leichtigkeit, womit man den Platz des Steuerruders wechseln könnte, trotz der Gêne, der Verwirrung und Gefahr, welche in solchen Fällen mit dem Steuern am Hinterbug verbunden sind, bleiben doch alle unsere Dampfschiffe zwischen London und Leith — die „Royal-Adelaide" allein ausgenommen — bei diesem unsinnigen Schlendrian.

Die Schaufeln an den Dampfschiffen der Vereinigten Staaten nehmen nicht die ganze Breite des Rades ein, wie in England. Herr Stevens aus New-York hat ein System ausgedacht, das die Schnelligkeit des Laufes sehr fördert. Das Rad ist in zwei oder drei senkrechte, unter einander parallele Flächen (plans) zertheilt, und auf diese Weise erhält man zwei Hülfs-Räder, die so gestellt sind, daß ihre Schaufeln den Raum, der zwischen den Schaufeln des Haupt-Rades ist, gleichmäßig unter sich theilen. So hat jedes dieser Räder nur ein Drittheil des Gegendrucks, den ein gewöhnliches Rad überwinden muß, und die Fluth wird mit weniger Lärm und Mühe getheilt. Dieses System ist von Herrn Hall verbessert worden. Er theilt das Rad nur in zwei Linien von Schaufeln; allein er giebt ihnen eine diagonale Form nach Außen, so daß sie die Fluth schräge packen und ohne heftige Erschütterung schneiden.

Da wir Augenzeugen der Wunder gewesen sind, welche die Gewalt des Dampfes in den Vereinigten Staaten wirkt, und die feste Ueberzeugung nähren, daß noch manches andere Wunder durch diese Macht dort ins Leben treten werde, so erlauben wir uns, den angehenden Britischen Nautikern einen guten Rath zu ertheilen. Möchten diese Jünglinge ihre theoretischen Bücher eine Zeit lang ruhen lassen und mit aufgeschürztem Hemdärmel, die Papier-Mütze auf dem Kopfe, in die Werkstätten und vor die Oefen des Herrn Maudsley in London oder des Herrn Napier in Glasgow sich begeben, um die tausend Einzelnheiten des Baues der Dampfmaschinen kennen zu lernen. Dann würden sie sehr wohl thun, als Ingenieur-Gehülfen, mit den besten Abhandlungen über die physischen und chemischen Eigenschaften des Dampfes versehen, ein paar Reisen an Bord eines Pyroskaph's*) zu unternehmen. Diese Studien und Erfahrungen, für sie nicht minder wichtig, als die Elemente der Nautik und der Artillerie, sollten ein nothwendiges Requisit bei dem Examen der Marine-Offiziere seyn.

Die Flöße (Archen) der Amerikaner könnten in Kriegszeiten von großer Wichtigkeit werden. Ihre Dimension auf bedeutenden Flüssen erlaubt ihnen, bis an 1500 Mann zu tragen. Der Friede weiht sie einem Gebrauche, von welchem die Menschheit mehr Nutzen hat. Mit den Flößen baut die Marine ihre Schiffe, das Civil-Genie-Corps seine Brücken, eine Actien-Gesellschaft ihre Schleusen, Chausseen und Eisenbahnen. Ein Zimmermeister, der Geld und Rührigkeit genug besitzt, um eine Flößen-Anstalt zu gründen und zu leiten, ist also eine bedeutende Person im Staate. Als Ankäufer einer Waldstrecke, deren Boden er, wenn sie gerodet ist, mit bedeutendem Vortheil wieder verkauft, begiebt er sich im November dahin und baut sich eine hölzerne Barracke, die ihm „für ein oder zwei Campagnen" als Aufenthalt dient. Den ganzen Winter über fällt er die Bäume, zerschneidelt sie, verkauft die Aeste als Brennholz und läßt die Stämme durch Ochsen bis an das nächste fließende Wasser schleifen. Gegen den Monat Mai, wenn die fließenden Gewässer vom Eise frei werden, wirft er die Stämme einzeln in den Fluß und läßt sie bis an den Ort schwimmen, wo das kleine Wasser in ein großes und schiffbares mündet. Dort werden sie durch ein Bollwerk aus starken Balken, das quer über den Fluß zieht, aufgehalten. Sind nun alle die im Laufe eines Winters in den benachbarten Wäldern umgehauenen Stämme an diesem Ort zusammengetroffen, so sortirt jeder Entrepreneur die mit seinem Zeichen versehenen Stämme und vereinigt sie zu Flößen, die er dann flott macht und nach dem Orte ihrer Bestimmung begleitet. Die Bollwerke, von denen ich eben geredet, sind Privat-Eigenthum, und ihr Einkommen besteht in der Taxe, die von allen bei demselben anlangenden Baumstämmen erhoben wird.

Auf den großen Strömen bilden mehrere fest mit einander verbundene Flöße nur einen einzigen Train, der seine Masten und Segel hat und durch lange Ruder vorn und hinten gesteuert wird. Komfortable Hütten auf diesen Flößen dienen den Conducteurs und ihren Familien als Obdach. Ich habe eine derselben auf dem St. Lorenzo gesehen, deren Leitung mehr als dreißig Personen anvertraut war; man urtheile hiernach, wie gewaltig ihre Dimension und wie groß die Zahl der Passagiere seyn mußte, die sie fassen konnte. Die Fahrt der Flöße ist, wenn es stromab geht, sehr gefährlich, und an reißenden Stellen ist von Seiten der Steuerer große Vorsicht nöthig, da die schwächste Klippe das Werk eines oder zweier Winter in einem Augenblick zertrümmern kann. Will man eine Flöße in voller Sicherheit an ihren Bestimmungs-Ort fördern, so darf ihre Oberfläche nicht über 40,000 bis 50,000 Quadrat-Fuß haben, eine Dimension, die nur fünf Steuermänner zuläßt. Ich habe einige Flöße gesehen, die den ungeheuren Flächenraum von 300,000 Fuß hatten. Diese langen schwimmenden Inseln kommen aus Entfernungen von 100 bis 1200 Engl. Meilen nach Quebek und gebrauchen oft mehr denn sechs Monate auf ihrer Reise.

Die Amerikaner sind im Bau von Brücken aus Zimmerwerk unsere Meister. Die Brücke über den Schuilkill bei Philadelphia hat einen einzigen Bogen, der beinahe 300 Fuß mißt; die von Columbia auf dem Susquehanna bildet eine 6000 Fuß lange bedeckte Galerie, mit doppeltem Geleise für Wagen und doppeltem Trottoir für Fußgänger. Die Bögen oder Jochspannungen der gewöhnlichen hölzernen Brücken haben eine mittlere Länge von 150 Fuß, und ihre Solidität ist eben so bewundernswürdig, wie ihre Eleganz. Es ist beinahe gar kein Eisen an denselben; einige haben Pfeiler aus Mauerwerk, aber die meisten, sowohl Bögen als Pfeiler, sind aus Holz erbaut und mit Holz angepflöckt.

Diese Art Brücken sind an den Eisenbahnen fast von allgemeinem Gebrauche. Die merkwürdigste von allen ist wohl diejenige, welche von Charleston (in Carolina) bis Hamburg am Savanna sich verlängert. Hier hat man überall, wo der durch Sand und Tannenwälder führende Weg erhöht werden mußte, zwei Reihen Schienen auf einem Zimmerwerk von 15 bis 20 Fuß Höhe angebracht. Der Weg von Petersburg nach Blakely am Roanoke (zwischen Virginien und Nord-Carolina) thut die Dienste einer Eisenbahn, indem man hölzerne Schienen auf ein quer laufendes Zimmerwek befestigt hat, das die gemauerten Unterlagen vertritt.

Ein gewaltiges Netz von Eisenbahnen zieht sich gegenwärtig über die Staaten der Union. Die Länge desselben beträgt über 2400 Engl. M., ungerechnet zwei große Linien von Neu-Orleans nach Nashville und von Charleston nach Cincinnati, die noch unvollendet sind und deren Ausdehnung 1500 Engl. M. übersteigt. Ueberall organisiren sich neue Gesellschaften zur Vermehrung dieser Communications-Mittel, und die sehr bedenkliche kaufmännische Krisis neuester Zeit hat Niemanden eingeschüchtert. Auch dort kann die Speculations-Wuth verderbliche Wirkungen haben, wie in England und Frankreich. Doch haben die Staaten der Union bis jetzt wenigstens keine Gesellschaften organisirt, um nur das Börsen-Spiel zu begünstigen.

Die Kosten der Anlegung sind bei den Amerikanischen Eisenbahnen und Kanälen viel geringer, als bei ähnlichen Unternehmungen in England und in Frankreich. Neben den allgemeinen Ursachen, die wir bereits angegeben, — der geringe Werth des Bodens, vorzüglich in den neuen Staaten, und die Anwendung des Holzes, wo es nur irgend das Mauerwerk vertreten kann — giebt es noch eine, die den Eisenbahnen eigenthümlich: die Werke der Kunst an denselben sind viel weniger solid und elegant, als an den Englischen. Die sechs ersten Engl. Meilen der Bahn von Baltimore nach dem Ohio, welche mit vergleichungsweise bedeutenden Kosten auf einem schwierigen Boden ausgeführt ist, haben ungefähr 12,000 Pfd. Sterl., das Uebrige aber (eine Strecke von fast 100 Engl. M.) nicht über 6000 Pfd. Sterl. die Engl. Meile gekostet. Von den Pennsylvanischen kommt die Engl. Meile auf 5000, von der Bahn zwischen Shenectady und Saratoga gar nur auf 1800 Pfd. Strl. Welch ungeheurer Kontrast mit den Unternehmungen gleicher Art in England! Die Eisenbahn von Manchester nach Liverpool hat 30,000, die von Dublin nach Kingston 40,000 Pfund per Meile gekostet. Diejenige Bahn, welche von Liverpool nach London angelegt wird, soll 25,000 Pfd. Sterl. die Meile kosten.

Der Unterschied in den Kosten des Baus und der Unterhaltung der Lokomotiven ist weniger fühlbar, trotz des niedrigen Preises der Holzarten, als Bau- und Brenn-Material betrachtet. Pennsylvanien, das die bedeutendsten Eisenbahn-Linien besitzt, hat auch die reichsten Lager von Anthrakit, und seine Eisen-Minen halten dieses Material in demselben Preise, wie in England. Unsere Mechaniker liefern den Vereinigten Staaten eine große Anzahl Dampfmaschinen, die bei ihren Waggons Dienste thun. Die Wagenzüge fahren vermittelst stetiger Apparate, deren bewegende Kraft uns Staunen eingeflößt hat, die rauhesten Abdachungen hinan und hinab. Dank diesem sinnreichen Mechanismus, kann man den Berg Hollidays-Bourg passiren, dessen Abdachung 2000—3000 Fuß lang ist. Auf der letzteren wird die Lokomotive in drittehalb Minuten an die Waggons befestigt, deren Auffahrt wie die Niederfahrt nur fünf Minuten dauert.

Wir sehen an den Amerikanern recht deutlich, was Muth und Ausdauer vermögen, wenn man sie auf die friedlichen Eroberungen der Civilisation anwendet. Im Anschauen aller der Wunder, die seine emanzipirten Kinder vollbracht haben, um einer neuen Hemisphäre eine andere Gestalt zu geben, wird Britannia erröthen, daß sie eine so nachdrückliche Lehre so schlecht benutzt hat, sie, deren einzige Eisenbahn in Kanada nur 16 Englische Meilen lang ist! Möchte das Englische Volk jetzt, nachdem es die Stürme beschworen, die zwei Völker von verschiedenem Ursprung trennten, auf demjenigen Theile des Amerikanischen Kontinentes, der ihm geblieben ist, diese Völker im Streben nach materiellem Wohlseyn wieder vereinigen, ohne vor den gesunden Freiheits-Ideen zu beben, die ein solches Fortschreiten nothwendig fordern muß!

Frankreich.

Ursprung und Restauration der großen Oper zu Paris.

Die Oper stammt bekanntlich aus Italien her. Der erste ernstliche Versuch, sie in Frankreich zu naturalisiren, ging vom Kardinal Mazarin aus. Zur Vermählung Ludwig's XIV. und Marie Therésens wurde auf Befehl Sr. Eminenz l'Ercole Amante (Herkules als Liebhaber), ein ultramontanisches Produkt, im Louvre aufgeführt. Das

*) Warum nicht lieber Kapnoskaph? denn Pyroskaph könnte auch so viel als Brander heißen.

Unternehmen machte wenig Glück. Die erlauchten Zuschauer gähnten zwar aus Anstand nur ganz leise, aber sie gähnten doch. Etwas früher hatte der Abbé Perrin, ein Schützling Mazarin's, zu Issy ein großes Schäferspiel in fünf Akten aufführen lassen, zu welchem Cambert die Musik geschrieben. Dem Abbé ging es besser, als dem Kardinal, und der Erfolg ermunterte ihn, so daß er an nichts mehr dachte als an Opern. Ein gewisser Marquis von Sourdeac gesellte sich seiner Leidenschaft bei. Während Perrin schlechte Verse schmiedete und Cambert sie in Musik setzte, war der Sinn des Marquis von Sourdeac auf Decorationen und Maschinerie gerichtet. Der tapfere Marquis begnügte sich nicht etwa mit leeren Theorieen, nein, er legte selbst Hand ans Werk. Sein Schloß Neuburg in der Normandie diente ihm zum Schauplatz seiner Experimente. Mit großen Kosten setzte er dort das „goldene Vließ" von Pierre Corneille in Scene. So finden wir den alten Corneille, dessen Genius an der Schwelle des Lustspiels und des Trauerspiels aufblitzt und Wache hält, auch beim Ursprung der Oper wieder. Dem Marquis von Sourdeac kam seine Leidenschaft theuer zu stehen, wie es mit allen starken Leidenschaften geht; er büßte den schönsten Theil seines väterlichen Erbes, wo nicht das Ganze dabei ein. Eines Morgens verschwand das Schloß Neuburg mit seinen Terrassen, Gehölzen und Springbrunnen, wie eine Opern-Decoration; nur war es nicht der Maschinist, sondern der Gerichtsbote, der diese Verwandlung bewerkstelligte.

Unterdeß gewann die Oper immer mehr Boden und eilte ihrem Sieg entgegen. Bald gefiel sie so außerordentlich und wurde bei Hofe so gut aufgenommen, daß man sie nicht mehr so obenhin wie einen Lückenbüßer behandeln konnte. Dem Abbé Perrin, der sich Sourdeac, Cambert und Champeron zu seiner Unterstützung zugesellte, wurden Privilegien und Freibriefe zu ihren Gunsten zugestanden, und von diesem Augenblicke an war der Oper eine ehrenvolle und feste Stellung gesichert; sie war nun nicht mehr die heimatlose Fremde, die schüchtern an die Pforten der Paläste und Schlösser klopfte und sich einen Zufluchtsort erbat; sie besaß nun ihre Privilegien wie ein Edelmann und ihre Freibriefe wie ein Herzog und Pair. Doch trat sie anfangs noch sehr bescheiden auf; um das Jahr 1671 hatte sie den Ballspielsaal der Mazarinstraße inne; hier thronte Abbé Perrin mit seinen Gefährten Cambert und Sourdeac. „Pomona" und die „Hochzeit des Bacchus" waren die schönsten Zierden ihrer Krone; die Mythologie war hier unumschränkte Herrscherin, bis sie später der Demokratie Platz machte.

In den ersten Zeiten der Oper ging es bei derselben sehr unruhig, ungewiß und bewegt zu, wie immer bei der Gründung eines neuen Reiches. Zwischen den Beherrschern war Uneinigkeit eingerissen, Perrin war anderer Meinung wie Sourdeac, und dieser konnte sich wieder nicht mehr mit Cambert verständigen; man zankte, man verhöhnte, man bekriegte sich, man legte einander Fallen; die Leidenschaften der Einzelnen beherrschen das allgemeine Interesse, und der Staat geräth in Gefahr. Für zwölf Jahre hatte das Triumvirat Perrin, Sourdeac und Cambert einen Bund in Einigkeit und Freundschaft geschlossen; kaum aber waren zwei Jahre abgelaufen, so konnten sie einander nicht mehr sehen, und die Oper, eine Beute der schmählichsten Zwietracht, lag in ihrem Ballspielsaale in den letzten Zügen. Da trat ein Mann auf, der aus dieser Uneinigkeit Vortheil zog; schon lange hatte J. C. Lully ein Auge auf die Oper geworfen, auf die er lauerte wie die Katze auf ihre Beute, und schlau harrte er nur auf den rechten Augenblick, um sich ihrer zu bemächtigen; er gelangte zum Ziel und gründete eine sichere Herrschaft auf den Trümmern des zu Grunde gerichteten Verein. Frau von Montespan beschützte Lully's Thron, und Ludwig XIV. übergoldete ihn mit einigen Strahlen seiner Sonne. Jetzt wurde die Oper plötzlich durch und durch vornehm, glücklich und mächtig; es fehlte ihr nicht an Eifersucht, Haß und Epigrammen; es wurden ihr alle Vortheile, aber auch die Nachtheile der Berühmtheit und Größe zu Theil; Saint-Evremont machte sich über sie lustig, und La Bruyere verspottete sie, indem er sie „ein seltsames Gemisch von Poesie und Musik nannte, in welchem der Dichter und Musiker, einer durch den anderen behindert, sich alle erdenkliche Mühe gäben, ein erbärmliches Werk zu Stande zu bringen." Lully ist also erst der wahre Begründer der Oper und mit ihm Ludwig XIV. Sourdeac's und Perrin's Herrschaft sind die wilden Zeiten; da bestand die Oper auf gut Glück und baute sich Hütten unter dem Schutze des Himmels. Da erschien Lully, steckte ihr einen Umkreis ab, umgab ihn mit Mauern, bestimmte Ordnung und Gesetze, machte sein Reich durch Siege berühmt, breitete seine Herrschaft durch Entdeckungen und Eroberungen aus und verlieh ihr die Wichtigkeit eines festen und dauernden Staates. Von Lully an schritt die Oper von Fortschritt zu Fortschritt bis zu ihrer jetzigen Macht und Herrlichkeit. Könnte Herr von Sourdeac sie heut besuchen, auf Abbé Perrin's Arm gestützt; wäre es ihm vergönnt, den Glanz ihrer Feste, ihre Tänze und ihre Decorationen zu schauen, die eines Feenreiches würdig sind; hörte er „Wilhelm Tell" und die anderen Meisterwerke aufführen, er würde erstaunt und entzückt seyn und gewiß nicht mehr bedauern, daß er einst sein schönes Normännisches Schloß dabei zugesetzt.

Diese Bemerkungen über den Ursprung der Oper scheinen jetzt nicht ganz an unrechter Stelle. Die Königliche Oper von Paris ist bei den Restaurations-Arbeiten, mit welchen sie sich zu ihrer eigenen Ehre jetzt beschäftigt, bis zu ihrer Wiege hinaufgestiegen; sie wollte in gewisser Hinsicht ihre neue Bestimmung und die Verwaltung des Herrn Leon Pillet durch einen Pietäts-Akt einweihen, sie stellte sich daher unter den Schutz und die Weihe ihrer Voraltern. Die neue Ausschmückung des Saales ist dem Geschmack und dem Style des Jahrhunderts Ludwig's XIV. entlehnt, und auf dem Vorhange sieht man diesen König abgebildet, wie er Lully das Privilegium der Oper überreicht. Der berühmte Fürst ist sitzend dargestellt und wendet sich lächelnd zu der glänzenden Versammlung von Hofleuten, die ihn umgiebt. Hier sieht man die größten Namen und reichsten Männer jener Zeiten, die größten Talente und die größten Geister; Krieger wie Condé, Dichter wie Racine, Staatsmänner wie Colbert; aus der Hand dieses Letzteren empfängt Lully den Freibrief. Der Pinsel des talentvollen Gosse hat dies Gemälde geliefert, dessen Anordnung und Ausführung gleich lobenswerth sind. Mit Andacht weilt der Blick auf diesen berühmten Personen, und der Geist bei den großen Erinnerungen, die dadurch angeregt werden. Gewiß ist dies sinnvoller und bedeutender, als jene phantastischen Engel des alten Vorhanges, die der neue alle von sich verbannte.

Doch stellt sich die Oper nicht bloß unter den Schutz ihrer königlichen Begründer, sie ruft auch ihre Götter und Göttinnen an, denn in der Kuppel schweben im Azur eines duftigen Himmels die vier reizenden Gottheiten, die das Geschick der Oper lenken: die Dichtkunst, die Musik, der Tanz und die Malerei; tausend kleine Genien und allegorische Figuren umringen sie und ergötzen sich in den reichen Draperieen und Blumenguirlanden. Im Foyer erblickt man in zwei gleichlaufenden Linien auf Fußgestellen alle großen Männer, welche die Stütze, der Ruhm und das Glück der Oper waren, alle Musiker von Lully bis auf Rameau, von Piccini und Gluck bis auf Bethoven, Mozart und die Uebrigen. So von allen ihren Beschützern, von Göttern, Königen und geistvollen Männern geschirmt und vertheidigt, was kann die große Oper da in Zukunft noch fürchten? Scheint es nicht, als müsse unter der Hut eines so ehrenvollen Geleites jedes Mißgeschick sich abwenden und nur Glück ihr erblühen! Der Anblick des Opernsaales ist jetzt so blendend, daß man fast für seine Augen besorgt seyn muß. Die Logen-Behänge und der Sammet der Brüstungen sind von karmoisinrother Seide, und alles Außenwerk strotzt von Gold und Silber. Logen, Prosceniums und Pfeiler sind mit Trophäen, Schildereien und orientalischen Tapichen verziert. So wäre denn die große Oper von Paris wieder so prächtig und glänzend ausgestattet, als man es sich nur denken kann, und es ist nur zu wünschen, daß ihr neuer Direktor auch den festen Willen hat, für ihre innere, geistige Restauration ein Gleiches zu thun. An den besten Versprechungen hat er es auch in dieser Hinsicht nicht fehlen lassen. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Englischer Kunstverein. Der unter dem Namen Art-Union in London seit dem Jahre 1836 bestehende Verein zählt jetzt 1939 Mitglieder, deren Beiträge sich auf 2138 Guineen (nahe an 15,000 Thaler) belaufen. Jedes Mitglied erhält für den einfachen Beitrag (eine Guinee) einen werthvollen Kupferstich und einen Antheil an der jährlichen Verloosung. Durch letztere werden jedoch nicht die Gemälde selbst, sondern bestimmte Preise ausgespielt, die dem Gewinner die Berechtigung verleihen, sich ein Kunstwerk, das den betreffenden Werth hat, auszusuchen. Hat der Gewinner Lust, sich ein Gemälde von größerem Werth zu kaufen, was sehr häufig der Fall ist, so legt er das Fehlende zu, und dies kommt dann der Kunst zu gut, und zwar durch Vermittelung des Vereins, ohne daß dieser jedoch nöthig hat, mehr zu thun, als seine Kräfte gestatten. In diesem Jahre wurden 43 Preise verloost. Der erste Preis betrug 200 Pfd. Sterl., wofür der Gewinner ein Gemälde von Landseer, „der müde Jägersmann", sich aussuchte. Ferner wurden folgende Preise gewonnen: einer von 100, einer von 80, 2 von 75, 5 von 50, 2 von 30, 10 von 25, 10 von 15 und 10 von 10 Pfd. Sterl. Ein großer Theil der Gewinner dieser Preise legte Geld zu, um Gemälde von höherem Werthe zu bekommen. So wurden z. B. für der fünf Preise von 50 Pfd. fünf Gemälde ausgesucht, die einen Werth von 293 Pfd. hatten, und selbst die zehn Gewinner der Preise von 10 Pfd. legten zusammen 50 Pfd. 5 Shilling — also die Hälfte ihres Gewinnes — zu, um Sachen zu erhalten, die ihren Wünschen und ihrem Geschmacke mehr zusagten. Es früge sich, ob eine ähnliche Einrichtung nicht auch bei Deutschen Kunstvereinen ihre guten Früchte tragen würde.

— Deutsche Brunnenorte in England. Nach der diesjährigen Schließung des Parlamentes scheinen die Engländer in noch größerer Anzahl als früher die Rheinwanderung angetreten zu haben. Wenigstens verkündet der Atlas, daß die in dieser Saison erschienenen Schriften über Deutsche Brunnen- und Badeorte fast gänzlich vergriffen seyen. Unser Deutsches Wort „Brunnen" hat sich durch Dr. Granville's Werk „Bubbles and Brunnens of Nassau" in England förmlich eingebürgert; seltsam genug wird es aber immer „Brünnen" gedruckt, gerade wie die Franzosen den Namen Göthe so wiedergeben, daß ihn die Deutsche Aussprache nothwendig verstümmeln muß. Der Atlas findet sich übrigens veranlaßt, gegen manche der obenerwähnten Schriften zu warnen, denn er behauptet, sie seyen zum Theil durch die Konkurrenz der Deutschen Brunnenorte und der verschiedenen kleinen Staaten veranlaßt, in welchen sie liegen. Jeder Ort suche einen Englischen Schriftsteller zu gewinnen, der ihn so viel als möglich anpreise; komme aber der Reisende hin, so finde er entweder die Wirkungen des Wassers anders, als sie ihm angekündigt seyen, oder doch mindestens sehr viel von dem, was von den Annehmlichkeiten des Aufenthaltes gesagt worden, übertrieben und unwahr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Freitag den 4. September 1840.

Frankreich.

Die Beichte des heiligen Augustinus.*)

Von Saint-Marc Girardin.

Bücher, die man heutzutage am wenigsten kennt, waren einst die beliebtesten und gelesensten von der Welt. Vor Zeiten gab's in den Familienzirkeln in Frankreich eine Lektüre, die dazu diente, den moralischen, frommen Sinn zu nähren, und die gewissermaßen die Grundlage der Ideen und Reflexionen des bürgerlichen Lebens bildete. Bei den Protestanten war es die Bibel; bei den Katholiken war's entweder irgend eine Sammlung von Predigten, oder das mit den Anmerkungen des Paters Quesnel oder den moralischen Abhandlungen von Nikolaus ausgestattete neue Testament, oder endlich irgend eine Uebersetzung der Kirchenväter. Unter den Werken der Letzteren dürfte aber die „Beichte" des heiligen Augustin das beliebteste gewesen seyn, das man immer mit Vergnügen las, wenn auch manches fromme Gemüth, wie der Pater de Latour, an gewissen Stellen, in denen Augustin die Fehltritte seiner Jugend etwas leidenschaftlich vorträgt, einigen Anstoß nahm.

Während diese Lektüre von Generation zu Generation sich fortpflanzte und allmälig jenen Geist des Ernstes und der Reflexion hervorbrachte, der den Grundton des siebzehnten Jahrhunderts bildet, lesen wir heutzutage fast nichts als Romane und Flugschriften. Ja, während die „Beichte" des heiligen Augustinus in den Augen des Paters de Latour fast als profan erscheint, dürfte sie in unseren Tagen nur als zu ascetisch erscheinen. Indessen erlaube ich mir hier, um das Interesse zu erhöhen, auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, die nicht bloß dem Titel nach, sondern selbst hinsichtlich des Inhalts zwischen den Konfessionen Rousseau's und denen unseres Augustin's stattfindet.

Auch Jean Jacques hat in seiner „Beichte" keinen Anstand genommen, ein Gemälde der Beirrungen seiner Jugend zu entwerfen, und wir können ihn deshalb nicht tadeln. Denn Alles, was den Menschen interessirt, gehört der Literatur an. Nur giebt sich in dem Style Jean Jacques', ungeachtet sich derselbe zum Reformator seiner Zeit berufen fühlt, noch die Befangenheit des Zeitgeistes in dem öfteren Mangel an Keuschheit und Decenz kund. Dagegen bewundern wir beim heiligen Augustin, der uns ebenfalls seine Jugendverirrungen schildert, die Zucht und den Adel der Worte, die keinesweges in Kälte ausarten. Seine Reue läßt ihm das Bild seiner Fehltritte eher in einem größeren als in einem verkleinerten Maßstabe erscheinen, aber er stellt sie uns in gehaltvollen, kernhaften Ausdrücken dar, die dem Anstande keinen Abbruch thun. Er ist wahr, ohne frech, er ist dreist, ohne schlüpfrig zu seyn.

„Was ich wollte, was ich wünschte", erzählt uns Augustin, „das war, zu lieben und wieder geliebt zu werden. Ich hielt mich nicht mehr in den Schranken der Freundschaft, mein Herz riß mich weiter fort. Meine Begierden entwickelten sich zu einem dunstigen Jugendrausche, der alle meine Sinne umnebelte, und in meiner Verblendung verwechselte ich bald die Leidenschaft mit dem wahren Glücke der Liebe. Wäre mein Vater auf meinen sittlichen Zustand aufmerksam gewesen, so hätte er, um dem Strome meiner Leidenschaften Einhalt zu thun, dafür sorgen mögen, daß ich so zeitig als möglich in den Stand der Ehe träte; allein mein Vater war weit mehr um die Ausbildung und die Erfolge meiner Beredsamkeit, als um mein Betragen und meine Moralität bekümmert. Meine Mutter suchte mich zwar stets von der Sünde abzuhalten, allein ihre Worte schienen mir viel zu weibisch, als daß ich darauf hätte hören mögen. Hierzu kam, daß ich mich vor meinen Jugendgenossen schämte, weniger verworfen zu seyn als sie. Da ich hörte, wie sie sich ihrer Ausgelassenheiten rühmten, da ich sah, wie sie sich einander um so mehr Beifall zuklatschten, je mehr sie der Zügellosigkeit sich hingaben, so eilte ich bald selber der Sünde entgegen, weniger um meine Wollust, als um meine Eitelkeit zu befriedigen. Wenn gewöhnlicherweise die Schande eine Folge des Lasters ist, so suchte ich vielmehr das Laster, um der Schande zu entgehen, und da ich um jeden Preis meinen Gefährten gleichstehen wollte, so nahm ich öfter das Ansehen an, Urheber von Sünden zu seyn, die ich gar nicht begangen hatte, nur um ein wenig der so gefährlichen Achtung meiner Genossen theilhaftig zu werden ...."

„Mit solchen Gesinnungen reiste ich nach Karthago; kaum in dieser Stadt angelangt, hörte ich überall den Jubel der unkeuschen Liebe ertönen. Ich selbst liebte noch nicht, aber ich wollte gern lieben. Endlich erreichte ich das, was ich bisher so sehnlich erwünscht. Allmächtiger, barmherziger Gott! mit welcher Bitterkeit waren diese Freuden der Liebe vermischt! Ich liebte, ich wurde wieder geliebt, ich genoß! Ich Unglücklicher, welche Ketten von Kummer schmiedete ich mir selber, und mit welchen eisernen Ruthen peitschten mich die Eifersucht, der Argwohn, die Eitelkeit, der Zorn und endlich die Trennung!"

Das nenne ich einen decenten, christlichen Styl, der weder zu kalt noch unwahr ist, der Alles heraussagt, ohne daß wir jedoch vor irgend einem Worte erröthen dürften. Dieser decente Styl des heiligen Augustinus ist aber ein natürliches Produkt seiner gereinigten Denkungsweise. Wenn auch die Leidenschaft unter dem Joche der Reue noch frisch und lebendig erscheint, so beherrscht doch sein Gemüth jeden rohen Ausbruch derselben, und er spricht von ihr nur, um das Verdammungsurtheil über sie zu fällen. Hier bestätigt sich die Wahrheit des schon alten Sprüchworts, daß man so schreibt, wie man denkt. Willst du keusch schreiben, so denke zuerst keusch. Aber wer, fragt man, ist Herr seines Gedankens? Derjenige ist es, der sich für das verantwortlich hält, was er denkt, und zwar nicht vor dem Publikum, vor einem Richter, den man höchstens zu ennupiren sich fürchten dürfte, sondern vor Gott!

Es ist bekannt, wie Rousseau in seiner „Beichte" uns seine erste Liebe schildert; es ist nicht ein Bußfertiger, der seine Sünden bereuet, sondern ein Romandichter, der es keinesweges unterläßt, den Gegenstand seiner Erinnerung auszuschmücken und wo möglich zu verschönern. Seine Frau von Warens ist der wahre Typus der weiblichen Empfindsamkeit im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich einer Empfindsamkeit, die ihre Quelle mehr in einer Zartheit der äußeren Sinne als des inneren Gemüths hat. Vergeblich ist Rousseau bemüht, den Charakter der Frau von Warens reiner darzustellen; ihr eigentlicher Charakter giebt sich trotz des lügenhaften Schmuckes deutlich kund. Frau von Warens hat auf die Heldinnen seiner Romane den größten Einfluß ausgeübt. Julie und Sophie verstehen zwar zu lieben, aber ihrer Liebe mangelt es an einem gewissen edlen Reize. Sie besitzen zwar alle die Zartheit, welche die Natur, aber nicht die, welche die Erziehung, die Ausbildung der Natur verleiht. Julie kennt die Freuden der Liebe: sie spricht, sie raisonnirt darüber; Sophie entzieht sich den Liebkosungen ihres Mannes, weil sie seine Gesundheit schonen will: sie sagt es uns selbst. Kurz, in allen den weiblichen Gestalten Jean Jacques Rousseau's spiegelt sich zu sehr der Charakter der Frau von Warens ab. Rousseau's Geist ist groß und kühn, aber sein Herz ist unrein. Er denkt hoch, aber er fühlt niedrig. Seinen Liebesgemälden ist dieser doppelte Charakter aufgedrückt; sie sind zu gleicher Zeit erhaben und niedrig, und darum gefallen sie vielleicht den jungen Leuten in Frankreich so sehr, weil sie eben so sehr die erste Fieberhitze der sinnlichen Triebe, als den Enthusiasmus des jugendlichen Gemüths ansprechen.

Der heilige Augustin hingegen spricht von den Liebesgeschichten seiner Jugend immer in einem bescheidenen, zurückhaltenden Tone. Bei ihm findest Du keine Ausschmückungen, um Interesse zu erregen: dies wäre ja eine neue Sünde. Je mehr Rousseau bemüht ist, seinen Gemälden einen gewissen Lieblingsreiz zu verleihen, desto mehr strebt Augustin dahin, jeden Reiz aus seinen Erinnerungen zu verbannen. Rousseau sucht den Roman absichtlich hervor. St. Augustin verbirgt ihn; und doch scheint es uns, wenn man seine „Beichte" liest, als wenn mitten durch diese ernsten und reuevollen Erzählungen irgend ein anziehender Roman durchschimmerte, der mehr von uns errathen als gesehen, ja der vielleicht nur einem profanen Auge bemerkbar wird, ähnlich der Schönheit jener orientalischen Frauen, die, beständig im Inneren ihres Hauses verborgen, stets verschleiert, von uns kaum erspäht werden und doch so viele Anmuth und zuweilen selbst eine gewisse Leidenschaft durchblicken lassen.

„Damals", sagt Augustin, „lebte ich mit einer Frau; wir waren nicht durch das heilige Band der Ehe, sondern durch das ungestüme Feuer der unkeuschen Liebe mit einander verbunden. Sie war mir und ich ihr treu ergeben: aber welch ein Unterschied zwischen einem solchen Zusammenleben und einer wahren Ehe. Während man in dieser die Absicht hat, Familienvater zu werden, wünscht man in der unrechtmäßigen Verbindung nicht einmal, Kinder in die Welt zu setzen: und doch ist man gezwungen, sie zu lieben, so bald sie geboren sind."

*) Kürzlich ist in Paris eine neue Ausgabe der Opera omnia Sancti Augustini in 11 Bänden erschienen. Auch die „Konfessionen", auf welche zunächst der hier mitgetheilte Artikel sich bezieht, befinden sich darunter.

Wie treffend sind hier mit einem Worte die unrechtmäßigen Ehen charakterisirt, jene Verbindungen, in denen das, was in der rechtmäßigen Ehe den lieblichsten himmlischen Segen bekundet, nur als ein Unglück, als eine Strafe angesehen wird. Trotzdem läßt der Christ auch den in der Sünde erzeugten Kindern nichts Unliebliches widerfahren. Während das Alterthum die Kinder aussetzt, ernährt und erzieht sie das Christenthum, unbekümmert, ob sie aus einer recht- oder unrechtmäßigen Ehe entsprossen. An dem Tage, an welchem Augustin die heilige Taufe empfing, geht sein Sohn neben ihm her und wird zugleich mit ihm getauft. Trotz seiner Reue liebt er das Kind, als eine beständige Erinnerung seiner Schwäche, als eine aus dem Fehltritte selber hervorgegangene Pflicht: und welch eine angenehme Pflicht! Wie sehr liebt er diesen Sohn, den er nicht betrachten kann, ohne zu gleicher Zeit aufs Innerste gedemüthigt und gerührt zu werden! Wie findet sich der Vater in dem jungen christlichen Sohne wieder! Aber auch mit welcher Ergebenheit bringt er ihn dem Herrn dar zum Opfer, als Gott denselben in einem kaum sechzehnjährigen Alter von der Erde abruft! Nach dem Tode dieses Kindes blieb in dem Herzen des heiligen Augustinus nur eine Erinnerung voll süßer Wehmuth zurück, die von seiner Frömmigkeit zwar stets in den Schranken der Vergessenheit gehalten, aber nie ganz erstickt wird.

„Adeodat“, sagt er, „das Kind meiner Sünde, ward mit mir zugleich getauft. Du hattest das Kind gesegnet, mein Gott! Kaum in einem Alter von funfzehn Jahren, ragte es an Geistesgaben über manchen achtbaren und gelehrten Mann hervor. Es waren deine Gaben, Herr, die ich in ihm zu rühmen hatte. Es hatte dir wohlgefallen, die Frucht meines Fehltritts zum Guten umzuwandeln. Du hattest ihm Alles gegeben; denn von mir hatte das Kind nichts empfangen als seine unmittelbare Existenz, in der meine Sünde sich kund that. Du hattest mir den Willen eingegeben, meinen Sohn in der Liebe zu deinem Gesetze zu erziehen. Du hast ihn zu dir genommen, als er kaum sechzehn Jahr alt war, und jetzt denke ich daran, ohne mich mehr darüber zu betrüben. Ich habe nichts mehr weder in Betreff seiner Kindheit, noch seiner Jugend, noch seines reifen Alters zu besorgen. Er ruht in Frieden in deinem Schoße. Wie sehr freute sich damals mein Herz, als ich ihn zugleich mit mir in dem Gnadenwasser wiedergeboren werden sah!“

Wir finden in der „Beichte“ Augustin's keine schönere Scene, als diese Taufe Adeodat's; wohl aber haben wir an einigen Stellen etwas mehr Leidenschaft bemerkt. Nur muß man nicht etwa an jene wilden Ausbrüche der Leidenschaft denken, welche die gemeine Grundlage der modernen Romane bilden. In der „Beichte“ bewegt sich die Leidenschaft zwar noch, aber sie kommt nicht zum Ausbruche. Sie ist ruhig und ernst, sie gleicht der Leidenschaft, wie sie die Bildhauer des Alterthums plastisch darstellen, der Leidenschaft, die, treu dem Gesetze des Schönen, jeder Verzerrung und Grimasse abhold ist. Das Christenthum verbannt eben so aus der Leidenschaft alles Schreiende und Verzweifelnde und findet das Schöne nur in der Uebereinstimmung mit dem Gesetze. Das Gute ist die Grundlage des Schönen.

„Ich mußte“, sagt Augustin, „die Frau von mir entfernen, die ich so lange geliebt hatte: sie stand meinem Entschlusse, eine rechtmäßige Ehe einzugehen, im Wege; ich schied mich demnach von ihr, aber mein Herz blutete bei dieser Trennung und sehnte sich noch lange Zeit nach dem Herzen zurück, an das es früher so gefesselt war. Sie aber kehrte nach Afrika zurück, indem sie den Himmel zum Zeugen anrief, daß sie nie mehr mit einem Manne sich verbinden wolle.“ (Schluß folgt.)

England.

Gesundheit, Krankheit und Sterblichkeit in England und seinen Kolonieen.

(Schluß.)

Nachdem noch in den Berichten nachgewiesen wird, daß die Sterblichkeit unter den Garden zu Fuß noch um die Hälfte stärker ist als bei der Garde zu Pferde, gehen die Verfasser zu den Stationen des Mittelländischen Meeres über, und zwar zu Gibraltar, Malta und den Jonischen Inseln.

In Gibraltar ist das Klima starken Nebeln ausgesetzt, obgleich es im Sommer trocken und schwül ist. Die Ostwinde, welche das Mittelländische Meer durchstreichen, sind mit Feuchtigkeit geschwängert und führen die ungesunde Jahreszeit mit sich, welche von Juli bis zum November dauert. Die Heftigkeit dieser Winde ist den Wunden gefährlich, hitzige Krankheiten zeigen sich und viele in der Genesung Begriffene bekommen wieder einen Rückfall und sterben; während die Westwinde klar, trocken und erfrischend sind und glücklicherweise gerade der Stadt zuwehen. Regengüsse dauern mit großer Heftigkeit bis Ende September und fallen fortwährend, obgleich zuweilen mäßiger, bis zum Mai; diesem Regen folgt Dürre, während welcher die Vegetation ersterben würde, würde sie nicht auf künstliche Weise bewässert. Der Herbst ist voll von starkem Thau und dickem Nebel, für die Empfindung sehr unangenehm.

In Malta, dessen Temperatur der der Tropenländer gleicht, fällt der Regen in heftigen Güssen vom Dezember bis zum Februar, so daß bis zum März die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert ist. Von da an fällt kaum ein Regentropfen während der nächsten fünf Monate, und der Himmel ist ohne eine einzige Wolke. Der Sirocco oder Südostwind weht heftig in den Herbstmonaten und ist eine Quelle großer Belästigung für die Empfindung und von großem Nachtheil für den Gesundheitszustand. Man hat behauptet, Gibraltar und Malta hätten eine sehr günstige Lage für die Gesundheit und gewährten einen Schimmer von Hoffnung für diejenigen, welche an der Schwindsucht leiden; aber diese Annahme wird durch den vorliegenden Bericht widerlegt. Denn aus diesem ergiebt sich, daß, mit Ausnahme der Jonischen Inseln, das Mittelländische Meer nicht, wie man gewöhnlich glaubt, für die Lungenschwindsucht lindernd ist, sondern gerade das Gegentheil stattfindet.

Was andere Krankheiten betrifft, so ist gewöhnlich in Gibraltar einmal des Jahres ein Jeder unter ärztlicher Behandlung. Todesfälle durch Fieber sind um die Hälfte mehr als in England, und die Zahl der von dieser Krankheit Ergriffenen zweimal so groß.

Jedoch ist nicht das gewöhnliche, sondern das zu Zeiten herrschende gelbe Fieber an der vermehrten Zahl der Sterbenden schuld. Katarrhe sind trotz Nebel und Feuchtigkeit nicht so häufig als bei uns, und die Lungenentzündung kommt zwar öfter vor, aber ihr Charakter ist bei weitem milder. In Großbritanien stirbt einer von 18, in Malta 1 von 45.

Auf den Jonischen Inseln ist die Zeit des stärksten Regengusses zwischen November und März; die der Trockenheit vom Juni bis September. Erdbeben sind häufig. Das Klima, obgleich veränderlich, ist allen Lungenkrankheiten günstig. Schnupfenfieber sind weder halb so vorherrschend, noch halb so lebensgefährlich, als in Gibraltar, Malta oder in England. Die Anfälle von Schwindsucht und die Sterbefälle überhaupt sind weit geringer als in Malta. In Malta, Gibraltar und Großbritanien werden unter 1000 Menschen gewöhnlich 6 von der Schwindsucht befallen — auf den Jonischen Inseln nur 5.

In Westindien wird die Hitze neun Monate des Jahres hindurch von den Passatwinden, die von Osten her wehen, August und Dezember ausgenommen, gemildert. Die stürmische Jahreszeit dauert vom August bis gegen Ende Oktober, während welcher Zeit von großen Verwüstungen einige dieser Inseln heimgesucht werden. Die Zahl der weißen Truppen vom Jahre 1817 bis 1836 betrug 4331, wovon jeder Mann durchschnittlich zweimal des Jahres unter ärztlicher Aufsicht gestanden zu haben scheint, das heißt, die Krankheitsfälle sind im Ganzen ungefähr zweimal so zahlreich wie in England. Bei uns stirbt unter 67 Kranken nur 1; in Westindien stirbt von 24 Einer. Es starb jährlich ein Eilftel der Kriegsmacht, welches die sechsfache Zahl der Sterblichkeit unserer Truppen in England ist. So arg dieses auch seyn mag, so scheint doch der zerstörende Einfluß des Klima's sich gemildert zu haben, wie man aus der Sterbeliste innerhalb der vierzehn Jahre, die dem Jahre 1817 vorangingen, nämlich von 1803 bis 1816, ersehen kann. In dieser Zeit sind jährlich von 1000 Mann weißer Truppen 138 gestorben, oder ungefähr die eine Hälfte mehr als die Durchschnittszahl der letzten zwanzig Jahre.*)

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen die Einrichtung der Kasernen, die als ein wahres Muster großer Nachlässigkeit oder Unwissenheit gelten können in Allem, was das menschliche Leben anbetrifft. In einem warmen Klima werden so viele Menschen in einem Zimmer beherbergt, als die Breite ihrer Körper es zuläßt. Auf einen jeden Mann kommen 23 Zoll, oder gerade Raum genug, die Hangematten zu befestigen, in die, anstatt der Bettstellen, sie neben einander gelegt werden. Dieser Zustand der Dinge blieb bis 1827 so. Von dieser Zeit an wurden drei Fuß und drei Zoll jedem Manne gestattet, so daß die Kaserne in jeder Hinsicht ein viel geräumigeres und bequemeres Ansehen erhielt. Dieser Raum ist indessen für den Gesundheitszustand so klein, wofern nicht ein künstlicher Luftzug angebracht wird.

Die Fieberkrankheiten sind sehr stark in Demerara, Berbice und Trinidad, wo die Kasernen in sumpfigen Gegenden sind. In den anderen Inseln sind sie weniger herrschend. Auf Tobago, Guiana, St. Lucia und Domingo wüthen oft das gelbe und andere bösartige Fieber. Es stirbt der 23ste Kranke dort, statt bei uns der 28ste. Dagegen sind die mit Ausschlag begleiteten Fieber (eruptive fevers) so selten, daß während eines Zeitraums von 20 Jahren nur 13 Mann daran erkrankten, wovon ein einziger starb.

Wie groß der Einfluß der Lokalität auf die Sterblichkeit der Truppen in Westindien ist, mag Folgendes lehren. Von tausend Mann weißer und schwarzer Truppen starben jährlich zu

Park Camp	140,6
Port Royal	113,1
Fort Antigua	73,5
Spanish Town	162,4
Honey Hill	90,2
Port Antonio	149,3
Falmouth	102,6
Montego Bay	178,9
Maroon Town	32,7
Lucea	84,9

Die Entfernung zwischen Maroon Town und Montego Bay ist bloß 18 Engl. Meilen, und doch ist der Unterschied der Sterblichkeit so groß, weil letzteres an der Seeküste liegt und von drei Seiten durch Berge eingeengt ist. Die Hitze ist dadurch stärker, und die Verbindung der Seeluft mit der Feuchtigkeit der Hügel erzeugt wahrscheinlich Malaria.

Wir haben noch einige Worte über unsere heillose Niederlassungen in West-Afrika zu sagen, die zu behalten uns ein wahrer Wahnsinn scheint. Die Verfasser der Berichte bedauern den Mangel an genauen Nachrichten und setzen hinzu, daß alle Jene, welche ihnen die Aufschlüsse und Materialien bringen sollten, vorher in der Kolonie ge-

*) Da irrt sich der Verfasser sehr, wenn er diese Verschiedenheit dem wandelbaren Klima zuschreibt. Der Krieg mit Frankreich und Amerika in jenen Jahren machte den Dienst der Soldaten erschöpfender, und andererseits konnte das Mutterland nicht so leicht für die Verpflegung der fernen Truppen sorgen, da man zu Hause so viel zu thun hatte und auch das Meer unsicher war.

storben waren! Diese Besitzungen, so verschieden nach ihrem äußeren Anblick, haben doch das gemeinschaftlich, daß sie alle töotlich für den Europäer sind. Sie liegen zerstreut auf einem Küstenstrich von 1600 Engl. Meilen zwischen St. Maria und Accra. Wir sprechen zuerst von Sierra Leone. Diese Halbinsel zwischen dem Gambia und Accra besteht aus einer Kette von kegelförmigen Bergen, an deren Fuße Ebenen zu 1 bis 5 Engl. Meilen Breite sich befinden. Hier, so wie in den daran liegenden Inseln, wovon die Hauptniederlassung St. Maria ist, fällt sehr viel Regen, der das Land sumpfig macht, die Luft in immerwährender Feuchtigkeit erhält und das Gedeihen der Vegetation hindert. Man versichert, daß in zwei Tagen des August hier mehr Regen fällt, als in England das ganze Jahr. Dezember, Januar und Febenar weht der furchtbare Haematan, der den Lungenkranken tödtlich ist. Nach diesem elenden Klima werden Soldaten geschickt, die ein begangenes Verbrechen in diesem Dienste abbüßen, und die also Laster und Verzweiflung mitbringen. Bis 1826 waren gar keine Kasernen da, obgleich sie hier nöthiger als in der ganzen Welt wären. In den 18 Jahren von 1819 — 1836 war jeder Soldat 3mal jährlich unter den Händen des Arztes, und die Hälfte der Truppen ging unter. Die Hauptkrankheit ist das Fieber, welches durchschnittlich jeden Mann alle 9 Monate einmal befällt; Leberkrankheiten sind 4mal stärker und gefährlicher, als in allen unseren Kolonieen.

Als Entschädigung für so schreckliches Verderben in den Afrikanischen Kolonieen können wir unsere Besitzungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und besonders den östlichen Theil desselben betrachten. In der Kapstadt selbst ist die Sterblichkeit geringer als zu Hause, indem 1 von 46 stirbt. Hierbei muß noch dazu in Anschlag gebracht werden, daß man nach der Stadt die Leidenden vom Osten her bringt, wenn sie das letzte Stadium der Krankheit erreicht haben. In manchen Distrikten stirbt nur 1 von 67, was den gesundesten Grafschaften Englands gleicht. Die Fieber sind hier gar nicht bösartig, und von den Ausschlag-Fiebern sind in 19 Jahren 9 Anfälle, und darunter ein Todesfall, vorgekommen. Schwindsucht ist nicht einmal so häufig als auf den Jonischen Inseln." (Q. R.)

R u ß l a n d.

Die Russische Militair-Musik.

Von Adolph Adam.*)

Wenn ich von der Russischen Militair-Musik spreche, muß ich die Französische zum Ausgang nehmen, um einen Vergleichungspunkt zu haben, und da findet sich denn, daß Frankreich in dieser Hinsicht keinesweges den Vorsprung hat. In Frankeeich darf ein Regiment vorschriftsmäßig nur 27 Musiker haben; fügt man zu dieser gar zu beschränkten Zahl noch die unzulängliche Beschaffenheit der hier angewendeten Instrumente, so wird man eingestehen müssen, daß wir in Frankreich unmöglich eine gute Militair-Musik haben konnen. In Rußland ist der Effektivbestand der Regiments-Musiker immer 40; auch giebt es unter diesen keine gedungene, sondern die Musiker rekrutiren sich unter den Soldaten, bei denen sich Talent dazu vorfindet, und da der Dienst 20 Jahre dauert, so haben die Eleven hinreichende Zeit, sich auszubilden und ihrerseits in Meister sich zu verwandeln.

Man ist in Frankreich viel zu sehr gewöhnt, sich dem Auslande in jeder Hinsicht überlegen oder mindestens gleich zu wähnen. Da ich mich lange mit der Militair-Musik beschäftigt und sieben Jahre hinter einander die Juli-Konzerte in den Tuilerieen dirigirt habe, so war eine meiner ersten Handlungen in St. Petersburg, daß ich einen Militairmarsch komponirte, den ich dem Kaiser überreichte, und der von Sr. Majestät huldreichst angenommen wurde. Am Tage nach der Ueberreichung meines Marsches sah ich den Kapellmeister des Garde-Musikcorps bei mir eintreten und mir sehr verbindlich meine Partitur zurückbringen, mit dem Rath, daß ich sie neu instrumentiren möchte, weil ich nur die sehr kleine Zahl von Instrumenten angewandt, deren wir uns in Frankeeich bedienen, und es deshalb mehr als wahrscheinlich wäre, daß sie neben Musikstücken, in welchen weit mehr Instrumente benutzt seyen, keine Wirkung machen würde. Dieser Kapellmeister ist ein Deutscher, Herr Haase, der in seiner Jugend unter dem Kaiserreich die Musik eines unserer Französischen Regimenter dirigirte. Er wurde im Jahre 1812 gefangen genommen, und seine Talente erregten die Aufmerksamkeit des Großfürsten Konstantin, der ihm eine Anstellung gab. Nach dem Tode seines Gönners trat Herr Haase in den Dienst des Kaisers und erhielt die Direction der Garde-Musik mit angemessenem Rang und Gehalt. Das Talent des Herrn Haase rechtfertigt eine solche Gunst vollkommen, und seiner Gefälligkeit verdanke ich es, daß ich die genauesten Angaben über die ganze Einrichtung der Russischen Militair-Musik erhalten habe. Um eine Vorstellung davon zu geben, muß ich das Verzeichniß der in der Französischen und der in der Russischen Armee im Gebrauch befindlichen Instrumente zusammenstellen.

Französische Musik: Eine Piccoloflöte in Es, eine Piccoloklarinette in Es, drei große B-Klarinetten, doppelt besetzt, vier Hörner in verschiedenen, jedoch stets in B-Tonarten, zwei kleine Klappenhörner, zwei Trompeten, drei Posaunen und Serpents, sodann die Janitscharenmusik, als große Trommeln, Zimbeln und dergleichen.

Russische Musik: Zwei Piccoloflöten, zwei große Flöten, eine Piccoloklarinette in F, zwei C-Klarinetten, doppelt besetzt, Bassetthörner, doppelt besetzt, Baß-Klarinetten, doppelt besetzt, zwei Oboen, zwei Englische Hörner, vier chromatische Hörner, sechs chromatische Trompeten, eine Baß-Trompete, ein Baßhorn, vier Fagotte, vier Posaunen und Tuba's, und die Janitscharenmusik wie in Frankreich.

Da mehrere dieser Instrumente in Frankreich ganz unbekannt sind, so muß ich einiges Nähere über ihre Beschaffenheit und ihre Wirkung mittheilen. Die Bassetthörner sind nichts Anderes als die F-Klarinette, welche Meyerbeer in einem Trio des fünften Akts der „Hugenotten" zu obligater Begleitung benutzt hat. Da diese Klarinette sehr lang ist, so hat man ihr eine etwas veränderte Form gegeben und das Rohr unten in einen rechten Winkel gebogen; auch hat sie, um den Klang sonorer zu machen, ein metallenes Schallstück. Die Baß-Klarinette hat die Form einer gewöhnlichen Klarinette, ist aber noch eine Oktav tiefer, als das Bassetthorn. Ihr Umfang kömmt dem des Fagotts gleich, vom tiefen B bis zum H zwischen den Linien im Violinschlüssel. Die chromatischen Trompeten gleichen im Umfang und Ton ganz den gewöhnlichen Trompeten, nur daß sie auch alle halbe Töne angeben. Die chromatischen Hörner sind nichts Anderes als die großen Klappenhörner, die ich in Frankeeich, ungeachtet ihrer Brauchbarkeit, bis jetzt nur im Orchester der Oper gefunden habe. Die Baßtrompete ist eine Art von Posaune mit Ventilen oder Klappen; nur hat sie einen helleren, schärferen und schneller angebenden Ton als die Posaune. Das Baßhorn ist ein sehr großes Klappenhorn, welches viel mehr Gewalt in den tiefen Tönen hat, als das gewöhnliche Horn. Die Tuba endlich, die sehr vortheilhaft anstatt des Serpents gebraucht wird, ist eine Modification dieses Instruments, indem die Ventile den Dienst der Schlüssel thun, wodurch der Ton eine Bestimmtheit erhält, die dem Serpent nie abzugewinnen ist, während er sich auch rascher angeben läßt, wogegen die Serpents stets nachschleppen, weil die Luft theils durch den Schalltrichter entfährt, theils durch die Oeffnungen, welche von den Schlüsseln geschlossen werden. Aus dieser einfachen Darlegung der verschiedenen Hülfsmittel der Russischen und der Französischen Militair-Musik ist die Ueberlegenheit der ersteren leicht zu ersehen. Unter dem Kaiserreich bedienten wir uns auch der F- und C-Klarinetten, welche die Anwendung der Tonarten A-, D- und E-Dur gestatteten, die am glänzendsten wirken; ich weiß nicht, aus welchem Grunde man die B-Klarinetten an deren Stelle gesetzt hat; sie sind sanfter und weicher, aber ihre matte Wirkung eignet sich weniger für diese Art der Musik. Was der Französischen Militair-Musik besonders fehlt, das sind die mittleren Instrumente. Der Baß ist durch die Posaunen und Serpents stark genug besetzt, der Diskant erhält durch die Piccoloflöte und Piccoloklarinette einen durchdringenden und hinreichend hörbaren Klang; aber zwischen diesen beiden Extremen ist nichts da, um die Mitte auszufüllen; die Hörner ohne Klappen können nur sehr wenig ausrichten, und die dritten Klarinetten haben keinen Umfang, denn sie bleiben beständig in der sogenannten Schalmei-Oktave. Die Beseitigung der Fagotte ist sehr zu bedauern; ihre weichen und gehaltenen Töne dienten als Verbindung zwischen den beiden äußersten Enden; sie verstärkten alle gestopften Horntöne, die ohne diese Unterstützung im Freien ganz verloren gehen. Sehr wenig Regimenter haben Fagotte in ihrer Musik; man findet deren fast nur bei den Musik-Corps der Nationalgarde, die an Zahl und Trefflichkeit denen der Armee bei weitem überlegen sind.

Unter allen Ministern, die nach einander das Kriegs-Departement in Frankreich verwaltet haben, ließ nur ein einziger sich die Militair-Musik ernstlich angelegen seyn; dies war der Marschall Maison, der lange als Botschafter in Rußland gelebt hatte. Nach dem Muster der Regiments-Musikschulen dieses Landes richtete er das Gymnasium der Militairmusik ein. An die Spitze dieses Instituts stellte er einen Mann, der die Musik-Gattung, welche dort gelehrt werden sollte, gründlich kannte. Dieser Mann war Beer, ein vortrefflicher Klarinettist und sehr geschickter Komponist, dem es nur an etwas sehr Wesentlichem fehlte, an administrativem Talent. Jedes Regiment sollte zwei Mann schicken, die, nachdem sie zwei Jahre in dem Gymnasium zugebracht, zu dem Regiment zurückkehren und die Kenntnisse, welche sie während ihres Aufenthalts in der Anstalt erlangt hätten, wieder an Eleven mittheilen sollten. Die Obersten wollten anfangs nicht recht daran, Musiker abzuschicken, und es hielt ziemlich schwer, die ministerielle Verordnung auszuführen; endlich aber wurde die Sache durchgesetzt. Das Gymnasium war jedoch seinem Verfall schon nahe, als Herr Beer vom Schlagfluß hinweggerafft ward. Man gab ihm zum Nachfolger einen geschickten Komponisten, ein Mitglied des Instituts, Herrn Carafa, der auf diesem Posten unerwartete Administrativ-Talente entwickelte. Dank diesem gewandten Direktor, ist das Institut zu solcher Blüthe gelangt, wie es bei den geringen Hülfsmitteln, über die es zu verfügen hat, nur irgend möglich war. Will man aber befriedigende Resultate in diesem Kunstzweige erreichen und darin den anderen Nationen Europa's gleichkommen, so ist eine Radikalreform unerläßlich. Da die Dauer des Militairdienstes in Frankreich nur auf sieben Jahre festgesetzt ist, so müßte man den Musikern einen höheren Sold als der Masse der Regimenter gewähren und sie dafür zu längerem Dienst verpflichten, denn bleiben sie nur sieben Jahre, so lohnt es nicht die Kosten für ihre musikalische Ausbildung. Der Unzugänglichkeit der Fonds zum Ankauf von Instrumenten und Musikalien könnte leicht durch Veranstaltung einiger Konzerte und durch bezahlte Verwendung der Eleven bei allen öffentlichen Festlichkeiten abgeholfen werden. Endlich müßte man auch besondere Klassen für alle in Frankreich noch nicht übliche Instrumente einrichten, nöthigenfalls Lehrer vom Auslande kommen lassen und darauf bestehen, daß diese Instrumente bei allen Regiments-Musiken eingeführt würden.

Vor Allem empfehle ich die Anwendung der Bassetthörner und Baßklarinetten, so wie die Klappenhörner und die Ersetzung des Serpents durch die Tuba. Die anderen Instrumente werden sich nach und nach einfinden und sind von geringerer Wichtigkeit; doch glaube ich auch, daß unsere Trompeten allen den in Deutschland ge-

*) Vergl. Nr. 103 des Magazins.

bräuchlichen Instrumenten dieser Art, die dort sämmtlich chromatisch sind und Trompetenklang haben, Platz machen müssen; das kleine Klappenhörnchen, dessen wir uns in Frankreich bedienen, kann von jenen Instrumenten keine Vorstellung geben. Der Ton desselben ist schwerfällig und dumpf, und der Ansatz darauf nicht lebhaft genug; es ist ein Mischlings-Instrument zwischen Horn und Trompete, ohne die Weiche des einen und den Glanz der anderen, und es muß durchaus den wirklichen chromatischen Trompeten weichen, mit denen man so viel Wirkung hervorbringen kann. Alle diese Reformen scheinen mir unumgänglich, und Herr Carafa ist der Mann dazu, sie einzuführen; aber er muß Unterstützung bei der Regierung finden, und diese scheint mir wenig geneigt, dem besagten Kunstzweig aufzuhelfen. *)

Als ich die Leitung der Juli-Konzerte erhielt, hoffte ich mit Hülfe eines solchen Vereins von zweihundert Blase-Instrumenten zu schönen Resultaten zu gelangen und die sogenannte Harmonie-Musik einigermaßen zu fördern. Aber ich sah am Ende ein, daß dies unmöglich sey, und so gab ich die Leitung jener Konzerte auf, da dieselben nicht die Kunst zum Zweck haben, während sie doch einen sehr ersprießlichen Einfluß darauf ausüben könnten. Als ich im vorigen Jahre vor einem Büreau-Chef die Worte „Kunst und Fortschritt" aussprach, da er eine Herabsetzung des Preises vorschlug und doch dieselbe Zahl von Musikern verlangte, wurde mir geantwortet, es handle sich hier nicht um die Kunst, sondern um Ersparnisse. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als auf dies Unternehmen zu verzichten, und dies that ich in diesem Jahre, überzeugt von der Unmöglichkeit, in vierzehn Tagen ein ordentliches Konzert dieser Art zu Stande zu bringen, da allein zur Organisirung der Materialien mehr als drei Monate erforderlich seyn würden, nicht zu gedenken der Composition und des Arrangements solcher Musik, deren bloße Instrumentirung schon eine sehr schwierige Sache ist.

Es wird zu St. Petersburg alljährlich im Saale des Opernhauses ein Konzert von den sämmtlichen Musik-Corps der Garde aufgeführt. Die Zahl der Musiker beläuft sich dann auf 8—900. Herr Haase dirigirt dies Konzert, und er beschäftigt sich das ganze Jahr hindurch mit den Einrichtungen dazu und mit dem Arrangement neuer Musikstücke. Das Konzert findet im Monat April statt, und die Einnahme desselben fließt in die Invalidenkasse. Da ich Petersburg schon im März verlassen mußte, so hatte der Großfürst Michael, um mir einen Begriff davon zu geben, die Güte, um meinetwillen eine Probe anzubefehlen. Es konnten zwar nur 400 Musiker zusammengebracht werden, also nicht die Hälfte des bei der Aufführung selbst mitwirkenden Personals, aber ich war dennoch vom höchsten Staunen erfüllt über die wunderbare Gewalt dieses Ensemble's und über die außerordentlichen Wirkungen, die man mit einer solchen Masse von Instrumenten hervorzubringen vermag. Die Musikstücke, welche man mich hören ließ, waren alle vom ernstesten Charakter und von so verwickelter harmonischer Combination, daß ich es nicht für möglich gehalten hätte, sie mit lauter Blase-Instrumenten auszuführen. Es waren Ouvertüren von Lindpaintner, Mendelssohn und Onslow, Variationen von Spohr und einige Sachen von Beethoven; auch hatte man die Artigkeit, einige Stücke aus meinen Opern und Ballets hinzuzufügen. Doch ich vergaß meine väterliche Eigenliebe ganz und gar und interessirte mich mehr für die ernsten Musikstücke, deren Ausführung in solcher Weise bei uns in Frankreich rein unmöglich wäre, da wir zu wenig Blase-Instrumente haben und daher in den Mitteln sehr beschränkt sind. Diese Probe gab mir die günstigste Vorstellung von dem Konzert selbst, welches ich nicht mit anhören konnte, und ich glaube nicht, daß es in Europa noch einen zweiten so merkwürdigen Instrumental-Verein giebt. Eine wichtige Verbesserung, die man Herrn Haase verdankt, ist die Anwendung des Metalls, statt des Holzes, bei der Verfertigung der Klarinetten. Da das System dieser Instrumente vermöge der Hörner und Baß-Klarinetten so vollständig ist, so bedürfen die Klarinetten nicht solcher Ründung des Tons in der Tiefe, die gar nicht gebraucht wird, und die hohen Töne haben dafür einen desto helleren, glänzenderen Klang. Dazu kömmt noch, daß die Harmonie des Ensemble's dadurch reiner wird. Bekanntlich ist der Einfluß der Atmosphäre bei den Holz-Instrumenten ein anderer, als bei den metallenen, und daraus entsteht die Schwierigkeit, bei Harmonie-Musiken, wo die Hälfte der Instrumente von Holz und die andere von Blech ist, eine ganz reine Stimmung hervorzubringen. Sobald man nur noch einen dieser Stoffe anzuwenden braucht, wird das Gleichgewicht hergestellt seyn, und diesem Ziel ist man vielleicht in St. Petersburg sehr nahe.

Ueberschauen wir noch einmal die vier Arten der Musik, so stellt es sich unzweifelhaft heraus, daß wir in Frankreich in der dramatischen und in der Kammer-Musik allerdings viel weiter sind, als die Russen, daß dagegen diese in der Kirchen- und der Militair-Musik den Vorrang behaupten.

*) Wie sehr dieselbe in der Preußischen Armee florirt, davon geben uns die trefflichen Konzerte ihrer verschiedenen Musikcorps den vollstimmigsten und wohlklingendsten Beweis, und wir haben hier besonders den geschickten Arrangeur und Direktor eines dieser Corps, Herrn Wellee, rühmend zu nennen, der kürzlich sogar die große neunte Symphonie Beethovens für Militair-Musik eingerichtet hat, die bereits mehreremale im Berliner Blumengarten in dieser Weise ausgeführt wurde.

Mannigfaltiges.

— Gérard's Ausschmückung des Pantheons. Für das Pantheon in Paris hat Gérard vier große Gemälde vollendet, die den Eingang des Gebäudes schmücken und dessen ganze Bedeutung dem Eintretenden zu erkennen geben sollen. Das erste Gemälde stellt den Tod dar, der ja den großen Namen erst das Recht verleiht, ihre Apotheose durch das Pantheon zu erhalten; doch ist es nicht der Tod in abschreckender knöcherner Gestalt, sondern unter dem Bilde einer Frau, die, ungeachtet der Eiskälte in ihrem Gesicht, doch noch schön ist und mit ihrem Arm einen starken Mann hingestreckt hat, während neben ihm ein Greis, ein schwaches Weib und ein Kind verschont bleiben. Aber indem sie mit der einen Hand den Körper hingestreckt, zeigt sie mit der anderen auf den himmlischen Theil desselben, auf die zu Gott zurückkehrende Seele, die von ihr unberührt bleibt. Das zweite Gemälde stellt das Vaterland dar. Frankreich, abermals unter dem Bild einer Frau, tritt an ein Grab, Thränen im Blick und den Mund zu begeisterter Rede geöffnet; zu den Füßen des Vaterlandes erblickt man das Volk in Trauer um einen großen Mann. Krieger, Künstler, Gelehrte, Bürger und Landleute bieten dem Vaterland ihren Arm an, bereit, für dasselbe zu sterben. Das dritte Gemälde zeigt die Gerechtigkeit, langsam allerdings heranschreitend, stumm für die Lebenden und erst denjenigen, die nicht mehr sind, ihren schuldigen Tribut darbringend, ihre vergeblichen Klagen nachsendend; aber sie wehrt nun auch von der Hingeschiedenen letzten Zufluchtsstätte die Neidischen, die Schlechten und die Undankbaren ab. Das vierte Gemälde endlich zeigt uns die mächtigste Göttin der Franzosen, den Ruhm — la Gloire. Es ist von allen vier Frauen, die hier dargestellt sind, die schönste, die imponirendste, die am meisten von Majestät strahlende. Sie empfängt, sie bekränzt einen Mann, einen siegverkündenden Helden, der die Züge Napoleon's trägt und voll Zuversicht sich ihr naht. Ein Gallischer Krieger, die Stirn von Narben bedeckt, zu den Füßen der Ruhmesgöttin und des Helden, blickt voll Verzückung zu ihnen hinauf. Am Himmel erscheint auf der einen Seite der Adler des Kaisers und auf der anderen, selig und beseligend, die Figur der Religion. — Gérard, sieht man, ist ein großer Künstler durch seine schönen Conceptionen und noch mehr durch seine auf einem tiefen Studium beruhende Kenntniß des Volkes, für dessen Ruhm er an seinem eigenen arbeitet.

— Die Kiß'sche Amazone in Paris. Herr François Barrière, der im Journal des Débats über die oben erwähnten Arbeiten Gérard's berichtet, gedenkt bei dieser Gelegenheit auch eines Deutschen Kunstwerks, nämlich der Kiß'schen Amazone, von welcher, bevor noch das großartige Original seinen würdigen Platz in Berlin gefunden, schon ein kleinerer Abguß, als edles Königliches Geschenk, in Paris aufgestellt ist. Hören wir, was Herr Barrière darüber berichtet: „Rauch, der sich neben den großen Meistern einen Platz erworben, indem er der schönen und heldenmüthigen Königin von Preußen ein Grabmal arbeitete, Rauch, dessen kunstreicher Meißel die Züge dieser Königin eben so unsterblich gemacht, wie es der Schmerz um ihren Verlust ist, hat in unseren Tagen Schüler herangebildet, die des Meisters würdig sind. Wir selbst besitzen jetzt ein Werk eines dieser Schüler, das wir mit Muße betrachten können. Es ist dies eine halb lebensgroße Gruppe in Bronze, welche eine von einem Tiger angefallene Amazone zu Pferd darstellt. Das Ungeheuer, gleich schrecklich durch seine Geschmeidigkeit, wie durch seine Wildheit, hat das Pferd an der Brust gepackt. Der Tiger hält sich daran mit seinen scharfen und blutigen Krallen fest, und wüthend beißt er dem sich bäumenden Rosse in die linke Seite des Halses ein. Die Amazone ist nach derselben Seite hin geneigt; ihre linke Hand hat die Mähne des erschrockenen Pferdes ergriffen, während sie mit der rechten die Lanze führt, die ihren furchtbaren Feind bald durchbohren wird. Die rasche Bewegung macht, daß ihre Haare hinterwärts fliegen, und giebt der Gestalt ein schreckhaftes Ansehen: man sollte glauben, daß die Bronze erbleiche. Aber der Schrecken ist weder im Herzen noch in den Gesichtszügen der Kriegerin; vielmehr sind ihre edle und ruhige Stirn, ihre leicht zusammengezogenen Augenbrauen, ihr auf den gefährlichen Feind gerichteter Blick, ihr ihm sich hinneigendes Gesicht strahlend von Unwillen, Stolz, Kühnheit und Energie. An dem Tiger ist es, zu zittern! Ein Künstler, Namens A. Kiß, hat im Jahre 1837 in Berlin dieser Gruppe das Leben gegeben. Die Kunst hat ungeheure Fortschritte gemacht, die mit solcher Lebendigkeit die Natur auffaßt und darzustellen vermag. Das Werk ist ein Geschenk, das der seitdem auf den Thron gelangte Kronprinz von Preußen dem Kronprinzen der Franzosen übersandt hat. Der Herzog von Orleans war bei dem Feldzug in Algier, als dieses Andenken einer erlauchten Gastfreundschaft in Paris eintraf. Nachdem der Prinz zurückgekommen war, beeilte er sich, ihm eine würdige Stelle anzuweisen. Die nahe Villa von Neuilly birgt in ihren grünen Armen lachende von der Seine bespülte Inseln. Auf einem Vorsprunge dieser Inseln, jenseits der von Perronnet über den Fluß gebauten Brücke, befindet sich ein kleiner Tempel, ganz demjenigen gleich, der die Wasserfälle von Tivoli krönt. In diesem Tempel nun ist die von Sr. Maj. dem Könige von Preußen übersandte Gruppe aufgestellt. Sie ruht auf einem von vier Säulen getragenen Sockel von einem seltenen Marmor, der die violetten Farben des Spath und die Dauer des Granit hat. Diese schönen vortrefflich ausgeführten Stein-Arbeiten kommen aus der Werkstätte des Herrn Cantian in Berlin. Der Ort der Ausstellung ist nicht ohne Absicht gewählt; denn die Insel, ihr Vorsprung und der Tempel blicken nach dem gegenüber liegenden Paris, nach Paris, wo alle Talente, alle Erzeugnisse der Kunst, Richter, Anerkennung und Bewunderer finden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Montag den 7. September 1840.

Portugal.

Lissabon im Jahre 1839.

Vom Marquis von Londonderry.

Sonnabend den 21. September liefen wir in den Tajo ein. Ich erkannte sogleich die ganze Lokalität von Montego-Bay bis Belem wieder. Fünfundzwanzig oder dreißig Jahre waren hingeschwunden, seit ich in dem langen Halbinsel-Kriege diese Orte zuletzt gesehen. Alle Ereignisse und Zustände jener Zeit traten mir rasch vor die Seele. 1813 verließ ich ein Land mit aufgeregter Bevölkerung, von einer glänzenden Armee besetzt: Transportschiffe und Bataillone waren in Bewegung, überall war ein reges Leben sichtbar. Und jetzt rings lautlose Stille — von Handel wenig oder keine Spur; der Tajo war leer von Schiffen; drei Englische Linienschiffe und eine Französische Fregatte und Kriegsschaluppe sah man allein auf dem Wasser. Der Verlust Brasiliens und der übrigen Kolonieen machte die Abwesenheit der zahlreichen Barken, die früher den Fluß bedeckten, hinreichend erklärlich, aber eine solche Veränderung, wie man sie jetzt an den Küsten Alemtejo's und in der Gegend um Lissabon sah, mußte tiefere Gründe haben. Wir passirten die Forts Cascaes, San Julian und Bugio. Das erstere war fast nur eine Masse von Ruinen, ohne Truppen, mit unbrauchbaren Kanonen und Schießscharten. San Julian sah wenig besser aus.

Ich hatte mehrere Briefe an verschiedene Personen in Lissabon mitgebracht und schickte sie etwas unbesonnen sämmtlich an den Herzog von Tereeira, an den ich besonders empfohlen worden, zur Abgabe. Am Montag den 23sten kam er zu uns, und ich muß sagen, ich hatte so wenig Ursache, zu fürchten, daß ich eine Indiscretion begangen, daß ich vielmehr nie ein Individuum kennen gelernt, das mich so rasch und vollständig mit Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Güte überschüttete. Er stellte seine Wagen und Pferde zu unserer Disposition, und da er hörte, daß am folgenden Tage ein Todtenamt in der St. Vincenzkirche zum Andenken an Dom Pedro gefeiert werden sollte, welchem König und Königin beiwohnen würden, so übernahm es der Herzog, sowohl uns hinzubringen als uns Plätze zu verschaffen. Noch an demselben Tage hielt ich es für meine Pflicht, dem Herzog durch einen Gegenbesuch meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Der Herzog war nicht zu Hause, aber ich stellte mich der Herzogin vor, einer Dame, die eben so berühmt ist durch ihre Tugenden als durch ihre Schönheit, was sehr viel sagen will in einem Lande, wo eine Dame vom höchsten Rang und Vermögen mit ihrem Kutscher zusammenlebt und wo die Moral im Allgemeinen so lax ist.

Am 24sten holte uns der Wagen des Herzogs um eilf Uhr zu der erwähnten Messe ab. Der ganze Hof war zugegen, so wie alle Staatsbeamten und Offiziere. Wir bekamen einen Platz hinter dem Altar, gerade gegenüber dem König und der Königin, die wir genau sehen konnten. Ihre Majestäten saßen in einer Loge in der Mitte der einen Seite der Kathedrale. Es ist eine große, alte Kirche, die überall die Spuren verblichenen Glanzes und gefallener Größe an sich trägt: alte Tapeten, alte Vergoldung, Stuck und erhabene Arbeit, die aus einander fielen. Das Ganze war eher dazu geeignet, an das Ende und die Nichtigkeit aller Dinge zu erinnern, als zur prächtigen Aufführung einer Königlichen Ceremonie. Die Musik jedoch war trefflich, und die Messe dauerte gegen zwei Stunden, stand aber dem Gottesdienst der Griechischen Kirche im Norden Europa's bei weitem nach.

Eine Menge schlechtgekleideter Diener begleitete das Königliche Gefolge, und auch die Wagen waren in einem sehr traurigen Zustande. Ich erinnere mich aus früherer Zeit, daß die Equipagen der Portugiesischen Großen, obgleich unbequem, doch vergoldet, sauber und hübsch waren und gewöhnlich von Mauleseln gezogen wurden, von denen das Paar 300 Moidores werth war. Jetzt scheint dieser Stamm Thiere ganz ausgestorben, und die Aermlichkeit, Plumpheit und Mißgestalt der Wagen kann nur durch die Erbärmlichkeit der Pferde übertroffen werden. Ich hörte, der Herzog von Tereeira, der Großstallmeister ist, bemühe sich sehr, die Königlichen Marställe zu verbessern.

Seitdem die Königin von ihrem zweiten Gemahl, dem Prinzen Ferdinand von Koburg, zwei Söhne hat, hat dieser das Recht, König von Portugal titulirt zu werden. Er ist außerordentlich jung, da er nicht mehr als 21 Jahre zählt, die Königin 20. Dieser Prinz soll ein sehr wohlmeinender junger Mann seyn, der wenig geneigt ist, sich in die Landes-Angelegenheiten zu mischen. Besonderen Einfluß auf ihn hat ein artiger Deutscher, ein gewisser Diel, der ihn nach Portugal begleitete, und eine andere bedeutende Person seines Gefolges ist ein Herr St. Leger, ein Franzose, der eine Portugiesin heirathete.

Es ist sehr natürlich, daß dieses junge und unerfahrene Königspaar sich in den Händen und der Leitung geschickter und kompetenter Rathgeber befindet, und es ist nur nach Allem, was man sieht und hört, zu beklagen, daß ein schädlicher fremder Einfluß ihre Personen umgiebt, und daß die revolutionairen Septembristen des Ministeriums nicht nach liberalen, sondern nach revolutionairen Grundsätzen regieren, im Gegensatz zu dem Absolutismus, unter dem Portugal so lange geseufzt hat.

Doch um auf Donna Maria zurückzukommen: die kleine, interessante Person, die von Georg IV. und Wilhelm IV. so viel geliebkost ward, ist jetzt eine sehr stattliche Frau geworden. Ich glaube, man sieht selten eine Person ihres Alters von so außerordentlichem Umfang. Ihre Züge sind schwermüthig; ihr Haar ist hell und in Locken geordnet, aber ohne Schmuck und hinten in einen Knoten zusammengebunden; sie war schwarz gekleidet. Ihr Charakter soll sehr gutmüthig seyn; einen sonderbaren Kontrast gewährt es, wenn sie am Arme des Königs geht, der ein schlanker Jüngling ist.

Wie schlecht es mit dem Königlichen Haushalt steht, kann man daraus entnehmen, daß die Verwaltung es bequemer findet, selbst für den Hof zu sorgen, statt den Souverainen eine bestimmte Summe zu diesem Zweck auszuzahlen. Die Gehalte Aller sind bedeutend im Rückstand, und das Königliche Paar ist in solcher Geldnoth, daß es genöthigt ist, sich auf seine Wechsel von Juden und Privatpersonen zu einem ungeheuren Diskonto Geld zu borgen.

Die Ausgaben des Hofes werden von einem obersten Comité regulirt. Königin und König essen fast immer zusammen, obwohl die Erstere ihr Frühstück und déjeuner à la fourchette abgesondert einnimmt. Tische für Andere, Schmarotzer, Hofleute, giebt es nicht. Was von der Königlichen Tafel übrig bleibt, wird sofort den Armen gegeben. Im Schloß ist selten Empfang, und selbst wenn die Königin Audienz giebt, öffnet sie kaum ihre Lippen. Die Priester haben großen Einfluß bei Ihrer Majestät. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Französische Adel vor der Revolution.

Nach Joseph Droz.*)

Die Französische Nation war vor der Revolution in zwei große Hauptklassen getheilt, Adel und Gemeine, wenn man nicht die Geistlichkeit noch als einen besonderen Stand rechnen will. Der Adel trat niemals zu besonderen Versammlungen zusammen, wie dies allerdings bei der hohen Geistlichkeit der Fall war, um sich über Maßregeln zu berathschlagen, die sein eigenes Interesse oder das des Königreiches nothwendig zu machen schienen. Die Herzoge und Pairs befanden sich dafür allein in dem Besitze einer politischen Autorität und hatten, so wie die Prinzen von Geblüt, Sitz und Stimme im Parlamente zu Paris. Der Titel, den ihnen der König verliehen hatte, gab ihnen am Hofe solche Ehren, wie sie kein anderer Stand besaß. Trotzdem haben sie aber niemals auf die Angelegenheiten des Königreichs oder auf die öffentliche Meinung in Frankreich einen vorherrschenden Einfluß geübt; die Pairie ging in dem Parlamente ganz unter, und als die großen politischen Bewegungen begannen, richteten sich die Blicke Aller im Lande auf die Magistratur, nicht aber auf den Adel.

Es besaß aber der Adel, unabhängig von den Vorrechten, welche ihm ein ausgedehnter Grundbesitz verschaffte, so wie von den am Hofe zu Versailles gesetzmäßig festgestellten Ehrenrechten und Auszeichnungen, noch viele andere Vorrechte, welche er der Observanz oder dem persönlichen Einflusse zu verdanken hatte. Die höchsten Stellen in der Armee, in der Diplomatie und in den Gerichtshöfen waren ihnen zugesichert. Es war zwar ein alter Grundsatz, den der Kanzler L'Hospital den Ständen von Orleans gegenüber ausgesprochen hatte, daß die Thür zu keiner Art von Ehrenstellen den Mitgliedern des dritten Standes verschlossen seyn sollte, aber die Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel waren so äußerst selten, daß diese gerade am

*) Aus dessen bereits mehrfach erwähnter Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. Paris, 1839.

meisten den Vorzug der adeligen Geburt bezeugten, so wie die Art, in welcher das Emporsteigen zu höheren Stellen bewirkt wurde, hinlänglich bewies, bis zu welcher Höhe die Ansprüche des Adels sich gesteigert hatten. Der Herzog von Fronsac wurde mit sieben Jahren zum Obersten ernannt, während sein Major zwölf Jahr alt war. Ein Oberst konnte seine Stelle als Regiments-Commandeur niederlegen, blieb deshalb aber doch in der Armee-Liste, bezog, wenngleich er keinen Dienst that, seinen Gehalt und behielt seinen vollständigen Anspruch auf eine Generalsstelle, da seine Lebensjahre (années d'existence) ihm als Dienstjahre angerechnet wurden. Die hohen geistlichen Stellen, deren Erlangung für Männer von Talent, die nicht dem Adel angehörten, noch am leichtesten war, wurden allmälig immer mehr als das Eigenthum der jüngeren Söhne adeliger Familien angesehen, wobei der Klerus an innerem Gehalt seiner Mitglieder viel einbüßte. Die Stellen in der Civil-Administration verschmähte der höhere Adel gleichfalls. Sehr wenige von denen, deren Voraltern sich im Felde ausgezeichnet oder in den höheren Richterstellen geglänzt hatten, traten als Intendanten in die Civil-Administration, weit mehr drängten sich zu solchen Stellen die Mitglieder des niederen Adels, so daß also die Leute, die nicht von Familie waren (la roture), sich auch von solchen Stellen ausgeschlossen sahen.

Kein Adeliger durfte ein Handwerk oder Gewerbe treiben, nur das Geschäft eines Großhändlers war ihm nach einer nicht allzu lange vor der Revolution getroffenen Bestimmung gestattet. Leute, die hierdurch reich geworden waren und sich hinterher hatten adeln lassen, setzten ihr Geschäft auch nachher fort; aber es dürfte schwerlich ein Beispiel angeführt werden können, daß ein Edelmann von altem Adel (noble de race) durch kaufmännische Speculationen gesucht habe, seine Vermögensumstände zu verbessern. Der Geist des Adels stand nun einmal mit dem Geiste des Kaufmanns und des Fabrikanten in einem solchen Widerspruche, daß sich daraus nothwendig allerhand Uebelstände und Mißverhältnisse erzeugen mußten. Die Verachtung aller der Personen, welche nützliche Gewerbe trieben, und der Vorzug, den ein müßiges Leben vor einer thätigen Wirksamkeit haben sollte, waren nicht allein im höchsten Grade tadelnswerth, sondern wurden auch ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, wenn derjenige, welcher sich den Anschein gab, als verachte er das durch die Arbeit anderer Hände gewonnene Geld, auf eine niedrige Weise die Gunst der Fürsten zu erbetteln strebte. Dagegen gab es auch schöne Beispiele unter dem Adel; wie meinen jene Edelleute, die nach dreißigjährigem Kriegsdienste keine andere Belohnung als das Ludwigskreuz und vierhundert Livres Pension erwarteten, oder jene Magistratspersonen, die, ohne alle Begierde nach eigener Bereicherung, es für eine Ehre erachteten, ihre Talente und ihre Rechtlichkeit der Handhabung der Justiz widmen zu können. Man kannte damals in Frankreich eine nicht geringe Anzahl von Leuten, die sich selbst die Aufgabe gestellt hatten, durch strenge Gerechtigkeit überall die Uneigennützigkeit zu Ehren zu bringen. Heutzutage, wo diese Klasse nicht mehr besteht, trägt der Reichthum nur zu leicht den Sieg über bürgerliche Ehre und Achtung davon, so daß es eine schwere Aufgabe für den Gesetzgeber geworden ist, dieses Mißverhältniß auszugleichen.

Der Geist des Adels ist keineswegs immer der Geist der Aristokratie. Denn die wahre Aristokratie achtet das Gesetz und ist ihm unterthänig, der Adel aber dünkt sich über dem Gesetz erhaben. Davon hatte die Regierungszeit Ludwig's XV. die gräßlichsten Beispiele gezeigt. Das größte Aergerniß war durch diejenige Art von Kabinets-Befehlen (arrêts de surséance) herbeigeführt, wodurch mächtige und vornehme Personen die Erlaubniß erhielten, ihre Schulden nicht zu bezahlen, und den Gläubigern jedes Recht untersagt war, ihre Forderungen auf gerichtlichem Wege zu verfolgen. Nicht selten hatten sich Adelige der lettres de cachet gegen solche Bürgerliche bedient, über die sie sich glaubten beklagen zu müssen oder deren gereizte Stimmung sie nach einer ihnen zugefügten Beleidigung zu fürchten hatten. Die schreiendsten Mißbräuche gingen zwar gemeiniglich von den Hofleuten aus, aber es liebte der Adel überhaupt eine willkürliche Behandlung seiner Umgebung und sah sich darin durch den Vorgang der Regierung, durch die gefällige Unterstützung, die er bei den Angestellten fand, und endlich durch die Furcht, welche die unteren Beamten der öffentlichen Macht vor seinem Einflusse hatten, fortwährend ermuthigt. Sehr selten nur wurde gegen Vergehungen und Bedrückungen der Adeligen eine gesetzliche Strafe ausgesprochen, und nur zu oft fiel die ganze Last des Unrechts auf die zurück, welche es gewagt hatten, Leute vom Adel anzuklagen.

Ein jeder Edelmann in Frankreich behauptete, im Range keinem seiner Standesgenossen, er mochte nun einen Titel haben, welchen er wollte, nachzustehen und sprach mit Stolz das bekannte Wort Heinrich's IV. aus: „Mein schönster Titel ist der des ersten Edelmanns in Frankreich." Eine genauere Untersuchung aber zeigt ungemein viele Abtheilungen und Unterschiede unter den Edelleuten Frankreichs.*)

Eine sehr scharfe Gränzlinie bestand erstens zwischen der noblesse d'épée und der noblesse de robe, deren Ursprung weniger alt war. Die Erstere sprach mit Hochmuth von dem Blute, welches sie im Dienste des Staats vergossen hatte, und achtete die ehrenwerthen, aber unblutigen Geschäfte der Magistratur sehr gering. Nur wenn man die Nachsicht oder das Wohlwollen der Richter in Anspruch zu nehmen hatte, konnte der adelige Pair, Vicomte, Baron, oder wie er sonst hieß, sich so weit herablassen, ihnen Beweise von Achtung und Rücksicht zu geben. War ein solcher Adeliger in irgend einen bedenklichen Handel vor dem Parlamente verwickelt, so begab sich seine ganze Familie in Trauerkleidern nach dem Gerichtshofe, wo sie sich auf dem Wege der Magistratspersonen aufstellte und sie durch stumme Verbeugungen begrüßte — aber am anderen Tage war zu Versailles in den Augen der Hofleute derselbe Mann und Richter nichts Anderes als ein Bürger (bourgeois). Die Justiz-Beamten ihrerseits betrachteten die Hofleute als die Werkzeuge eines blinden Gehorsams; sie hielten sich für unabhängiger, besser unterrichtet und für uneigennütziger als die Hofherren und trotzten auf diese Vorzüge. Endlich war der Lebenswandel dieser vornehmen Herren fast durchaus liederlich und verdorben. In den Familien der Magistratspersonen herrschte dagegen Tugend und Sittenreinheit, und man war mit allem Rechte stolz auf diese Vorzüge, einem Hofadel gegenüber, der in trauriger Verkehrtheit sich befugt glaubte, in jenen achtbaren Bürgern nichts als Pedanten und Leute von sehr beschränkter Gesinnung zu sehen.

Eine zweite Scheidungslinie, die um nicht viel weniger scharf war, als die vorige, zeigte sich zwischen dem Adel am Hofe und dem Adel in der Provinz. Der erstere sonnte sich in der Gunst des Monarchen zu Versailles, brüstete sich mit seinen Reichthümern und Ehren-Aemtern und belächelte mit vornehmem Mitleiden die Adeligen, welche in den kleinen Städten oder auf ihren Burgen ein dunkles, einförmiges Leben hinbrächten. Dagegen rühmten die Edelleute aus den Provinzen ihre Unabhängigkeit und gaben mit einem unwilligen, aber von Neid nicht ganz freien Gefühle dem Hofadel Schuld, daß er sich dem Monarchen aufdränge, daß er für sich allein alle Beweise seiner Gunst erschmeichele, und daß ihm das Glück und der Wohlstand Frankreichs ganz gleichgültig sey.

Aber selbst die Hofleute gestanden sich drittens nicht gegenseitig gleichen Rang zu. Auch hier war ein Unterschied zwischen dem grand seigneur und dem homme de qualité. Endlich gab es wieder von dem Edelmann, dessen Stammbaum bis in die entferntesten Regionen hinaufreichte, viele Abstufungen und Benennungen nach gewissen festgesetzten Zeitfristen oder bestimmten Generationen, bis zu dem Neugeadelten herab, der seinen Adelsbrief erst kürzlich durch die Gunst oder Gerechtigkeit des Landesherrn oder durch Stellenkauf erhalten hatte.

Alle diese Abstufungen und Unterschiede gaben der Stellung einer großen Anzahl von Personen etwas Unsicheres und Schwankendes in der Gesellschaft, so daß manche in dem einen Augenblicke andere ihre Ueberlegenheit fühlen ließen und in den folgenden sich wieder von anderen verspottet oder übel behandelt zu sehen erwarten mußten. Man konnte in einer Gesellschaft für einen gemachten Mann (un homme comme il faut) gelten und verlor diesen Vortheil, so wie man in einen anderen Zirkel trat. Denn jeder suchte die Zwischenwand möglichst hinwegzurücken, die ihn von einer höheren Klasse schied, und setzte seine größte Ehre darein, sich selbständig behaupten zu können, besonders wo er mit solchen zusammengerieth, die zunächst unter ihm standen. So sprach der Hofmann weit höflicher und freundlicher mit einem Manne aus dem Bürgerstande als mit einem Edelmanne aus der Provinz, weil er nicht zu befürchten hatte, mit dem Ersten vermengt zu werden, während ihm viel daran lag, gegenüber dem Anderen seinen höheren Rang zu behaupten. Mit dem gewöhnlichen Ausdrucke „er ist nicht von Familie" bezeichnete der hohe Adel keineswegs allein die Bürgerlichen, diese Worte konnten im Gegentheil, nach Maßgabe des Sprechenden, bald von einem Neugeadelten, bald von den gens de robe gelten. So zog sich durch alle Stände eine Kette der Verachtung, von der auch die Mitglieder des dritten Standes nicht ausgenommen waren, denn der Richter in einem Tribunal zweiten Ranges verachtete den Kaufmann, der seinerseits wieder den Handwerker seine Geringschätzung sehr deutlich merken ließ. Da nun bekanntlich der Franzose niemals reizbarer ist, als wo seine Eigenliebe gekränkt wird, so wird man leicht einsehen, daß die unausgesetzten Reibungen und gegenseitigen Kränkungen der Eigenliebe in sämmtlichen Klassen der Gesellschaft zu den wichtigsten Ursachen der unter allen Ständen verbreiteten Unzufriedenheit gerechnet werden müssen, welche wir in Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution wahrnehmen.

Man hätte allerdings meinen sollen, daß trotz dieses Standesunterschiedes der Adel doch auf mancherlei Wegen den höheren Bürgerklassen hätte näher gebracht werden können. Schon die große Armuth des größten Theils des älteren Adels schien sehr geeignet, eine Vereinigung zu vermitteln. Denn es fanden sich zu der Zeit Ludwig's XVI. die meisten größeren Güter im Besitze der reichen Finanz-Pächter und Kaufleute, und noch weit mehr kleinere Lehen in den Händen vieler wohlhabender Bürger.*) Aber eine Heirath zwischen Altadeligen und Bürgerlichen galt immer für eine Mißheirath, für einen Makel, wenn sie nicht zugleich eine Geld-Speculation war. Die vornehmen Hofherren, die Männer von Rang und Geburt, halfen wohl den Geldverlegenheiten, in die sie sich durch unsinnige Verschwendung gestürzt hatten, durch eine Heirath mit den Töchtern reicher Financiers ab. Aber dadurch ward keine Annäherung erzeugt. Die Bürgerlichen fühlten sich immer verletzt, wenn ihre neuen Schwiegersöhne mit unerträglichem Hochmuthe sie verspotteten und sagten (dies war ein Lieblingsausdruck), daß sie einen recht guten Dünger für ihre Ländereien gewonnen hätten (qu'ils mettaient du fumier sur leurs terres). Die Anderen mußten dafür manches beleidigende Wort ihrer Frauen hinnehmen, und wenn sich der adelige Gemahl beißenden Spott über

*) Es scheint nicht überflüssig, hier über die Abstufungen des Adels kürzlich Folgendes zu bemerken: Im Jahre 1773 (also ein Jahr vor dem Tode Ludwig's XV.) lebten zweiundachtzig Pairs in Frankreich. Die zweite Abstufung bildeten Marquis, Grafen, Herzoge, Barone und Vicomtes, die dritte die Chevaliers, Ecuyers, Damoiseaux und alle Edelleute ohne Titel; zur vierten wurden alle Neugeadelten gerechnet, und besonders solche, die durch Chargenkauf sich den Adel erworben hatten.

*) Dieser von uns hier eingeschobene Satz beruht auf der Versicherung eines der stolzesten Anhänger der alten Verfassung Frankreichs, des Marquis von Bouillé (Memoir. T. I. p. 42—44).

en reich gewordenen Bürger erlaubte, so fehlte es nicht an herben egenreden über den bettelarmen und bettelstolzen Adel.

Ein anderes, dem Anscheine nach sehr mächtiges Bindemittel ,ären vielleicht gemeinschaftliche Vergnügungen und Gastmäler ge-vesen. Reiche Leute aus dem Bürgerstande luden öfters vornehme Edelleute zu sich ein, aber die Aussicht auf eine dadurch zu bewir-ende Annäherung war nur trügerisch. So lange die adeligen Herren n der Tafel des reichen Finanz-Pächters saßen und schmausten, nterließen sie nicht, ihm auf alle Weise zu schmeicheln, aber kaum atten sie seiner Thür den Rücken gekehrt, so lachten sie seiner und efielen sich in der Erzählung der vielen Lächerlichkeiten im Benehmen ines reich gewordenen roturier.

Ein feinerer Geschmack und ein mehr wissenschaftlicher Sinn atte schon in der Zeit Ludwig's XV. jene anziehenden Vereine in as Leben gerufen, in denen sich Männer von dem höchsten Adel, geist-eiche Frauen, Schriftsteller und Künstler zusammenfanden. Eine sehr emischte, belebte und keinen Gegenstand erschöpfende Unterhaltung ab diesen Gesellschaften ihren eigenthümlichen Reiz; Dichtkunst Phi-osophie und Tagesgeschichten wechselten mit einander ab; die große rage der Humanität (bekanntlich das Schiboleth jener Zeit) stand allen Unterhaltungen oben an. Es herrschte hier so viel Gleichheit, aß die Eigenliebe sich nicht für gekränkt halten konnte, und so viel akt für das gesellschaftlich Schickliche, daß derselbe als Verwahrungs-ittel gegen Eitelkeit und Ansprüche des Ranges dienen konnte. ie Zirkel der Madame Geoffrin, der Fürstin von Beauvau und nige andere verbreiteten in den höheren Klassen der Gesellschaft den eschmack für Literatur und Belehrung, aber man muß es bezweifeln, aß für die Schriftsteller (gens de lettres) selbst ein solches Zusam-enleben von eigentlichem Nutzen gewesen ist. Denn da gründ-che, vollständige Erörterungen in einem Gesellschaftssaale allzu pe-antisch gewesen wären, so galt es nur, durch Witz und durch Scharfsinn zu blenden und zu gefallen. Die Literaten enthielten sich also eser Untersuchungen und Betrachtungen, ihr Ehrgeiz war auf ganz ndere Gegenstände gerichtet als auf die Erforschung der Wahrheit nd auf die Gewinnung eines nachhaltigen Ruhmes, und so erwuchs einer solchen Schule eine Klasse von Schriftstellern, welche die ichtigsten Interessen des Staats und der Kirche bloß als Uebungen es dialektischen Scharfsinns betrachteten und zur Unterhaltung einer emischten Zuhörerschaft gebrauchten, die nichts mehr fürchtete, als en Ernst und die Gründlichkeit.*)

Solche philosophische Ideen hatten bei einem großen Theile der ingen Adeligen am Hofe Ludwig's XV. Eingang gefunden. Sie ge-elen sich in den Annehmlichkeiten einer neuen Gleichheit, wobei sie ie Vorrechte ihres Ranges nicht einbüßten und noch immer von den Mißbräuchen, welche sie in ihren Reden verdammten, den ihnen zu-egenden Gebrauch machten. Einige von ihnen reisten nach London. er Herzog von Chartres, der Herzog von Lauzun, der Graf von auraguais brachten von dort neue, aber oberflächliche politische An-chten mit, außerdem auch, und das war ihnen noch wichtiger, Eng-sche Moden. So bildeten diese jungen Herren mit ihrem Englischen rack und Halbstiefeln, mit ihren Gesprächen vom Pferderennen, von en Verhandlungen im Englischen Parlamente und von den furcht-aren Mißbräuchen in ihrem Vaterlande, deren Abschaffung keinen Tag länger anstehen dürfe, den auffallendsten Kontrast zu den alten öflingen, die sich keinen Fuß breit von der hergebrachten Etikette atfernten und für die es keine Reichs-Angelegenheiten gab, als die Gnade oder Ungnade in den Gemächern des Palastes zu Versailles.**)

Wo die Macht auf der einen Seite so groß und die Kraft zum Widerstande auf der anderen Seite so gering ist, kann nur der wohlwollende Schutz der Einen und die echte Erkenntlichkeit der An-eren eine wahrhafte Verbindung begründen. Es fehlte an einer olchen nicht ganz in Frankreich. Denn eine gewisse Anzahl von Edelleuten, die weder die Unwissenheit der alten Hofleute theilten, och von dem Leichtsinn des jüngeren Adels fortgerissen waren, wid-eten eine ernstliche Theilnahme den Bedürfnissen und Vortheilen hrer Nebenmenschen. Auf ihren Gütern beförderten sie den Landbau, rmuthigten die Arbeitenden und sahen auf gute Sitte und strenge Zucht; in den Städten gründeten sie gemeinnützige Vereine, unter-tützten emporstrebende Talente und waren bemüht, der Regierung eise Maßregeln zum Glück des Landes an die Hand zu geben. Diese Männer waren die wahren Freunde der Humanität, Leute von roßer Bildung und tüchtiger Einsicht, durchaus mit den reinsten Absichten — aber sie waren auch keine Schüler der Philosophen, ondern der Oekonomisten.

In diesen letzteren Worten liegt ein besonderer Lobspruch von Seiten des Französischen Schriftstellers, der die Grundsätze der Oeko-nomisten als die für Frankreich heilsamsten ansieht und sie weit über ie Neuerungen der Philosophen stellt. Daher steht ihm auch Turgot öher als Necker. Turgot, sagt Droz an einer anderen Stelle, wollte ie Franzosen durch geistige und moralische Mittel erziehen und eine essere öffentliche Meinung hervorrufen, Necker hielt die letztere schon für hinlänglich gebildet und erstarkt und beugte sich vor ihr. Der Eine sprach zum Volke als Gesetzgeber, der Andere als Hofmann.

*) Es hätte außer den Gränzen, die sich der Französische Schriftsteller ge-eckt hatte, gelegen, ausführlicher von diesen geistreichen Kränzchen, Sonntags- und Donnerstags-Gesellschaften, oder wie sie sonst heißen, zu sprechen. In Deutschland ist dieser Stoff neuerdings von Schlosser (Geschichte des acht-ehnten Jahrhunderts I. 532—542) sehr erschöpfend behandelt worden; die Zirkel der Madame Geoffrin hat ein mit Unrecht vergessener Schriftsteller, H. P. Sturz, in seinen Schriften (I. 209 ff.) sehr lebhaft aus eigener Anschauung geschildert. Aus K. G. Jacob's Aufsätzen „über die Frauen der Französischen Revolution" in Raumer's Histor. Taschenbuche für 1840 kann man ersehen, wie ine der achtbarsten neueren Schriftstellerinnen Frankreichs, die Gräfin von Rémusat, diese Verbindung der Frauen und Literaten trefflich beschrieben hat, n der Hauptsache übereinstimmend mit Herrn Droz.

**) Diese merkwürdigen Widersprüche im Charakter des damaligen jungen Französischen Adels hat für die Nachkommen ein Zeitgenosse, der Graf von Ségur, im ersten Theile seiner Memoiren sehr anschaulich beschrieben.

Die Beichte des heiligen Augustinus.

(Schluß.)

Die Trennungs-Scenen spielen bekanntlich in unseren Romanen eine der wichtigsten Rollen. Bei dem heiligen Augustin dagegen finden wir selbst in der Trennung nichts Romanhaftes: kein win-selndes Klagegeschrei, keine ungestüme Angst oder Verzweiflung. Augustin verläßt die Frau, die er liebt; er verläßt sie wider ihren und seinen Willen. Er opfert sie dem weltlichen Gesetze, aber ob-gleich das Gesetz, welches das Opfer forderte, nicht so rein und er-haben war, als das christliche, dem er sie später ohne Zweifel von selbst geopfert hätte, so gab sich doch schon jetzt seine christliche Er-gebenheit und Festigkeit des Charakters kund. Die Opfer gelten mehr als der Altar, auf dem sie dargebracht werden.

Außer Adeodat und dessen Mutter nehmen die beiden Freunde Augustin's, Alipius und Nebridius, eine höchst merkwürdige Stelle in seiner Beichte ein. Dem Zweifel und der Ungewißheit preisgegeben, ohne Aufhören zwischen einer und der anderen Sekte schwankend, da er bald dem Manichäismus, bald dem Stoizismus, bald den Lehren der Epikuräer, oft selbst dem Skeptizismus huldigte und bald wie-derum einsah, daß dieser die Ruhe nicht gewähre, die er zu ver-sprechen schien, bedurfte Augustin, um nicht an sich selbst zu ver-zweifeln, der Freunde, die seine Zweifel und Gewissensskrupel mit ihm theilten. Es ist angenehm, diese drei Freunde auf ihren weiten Spaziergängen zu begleiten, ihren langen Unterhaltungen zu folgen und endlich den heiligen Augustin ausrufen zu hören: „So lechzten wir drei, vom Durst überwältigt, nach dem Wasser des Heils und flehten um die Wahrheit. Unser ganzes Leben und alle unsere Hand-lungen waren voll Schmerz und Unruhe; vergeblich forschten wir nach dem Ziel unseres Lebens und Treibens hienieden; wir sahen nichts als trübes Gewölk und wandten uns seufzend von unseren vergeblichen Bemühungen ab, indem wir ohne Aufhören wiederholten: „Bis wie lange noch, Herr, bis wie lange!"

Bei diesem fortwährenden Streben und der Unruhe des Geistes, die sie endlich zur Wahrheit führen mußte, war für die drei Freunde Alles ein Gegenstand der moralischen Betrachtung. Sie ließen keine Regung ihres Gemüths, keinen Punkt ihres Lebens an sich vorüber-gehen, den sie nicht sorgfältig zergliederten und untersuchten. Dieses unermüdliche Selbststudium mußte bei dem heiligen Augustin und seinen Freunden nothwendig der Vorläufer ihrer Bekehrung zum Christenthum werden. Eines Tages sollte Augustin die Kaiserliche Lobrede, einen damals sehr gebräuchlichen Vortrag, vor Valenti-nian III. halten. „Mein Herz", sagt er, „war voll aller der Sorgen des Ehrgeizes; der Gedanke, daß meine Rede Beifall finden dürfte oder nicht, hatte mich in eine Art Fieber versetzt. Um dieses fieber-hafte Ungestüm zu beruhigen, ging ich mit einigen meiner Freunde aus. Auf der Straße sah ich einen Bettler, der vom Weine trunken war; sein Mienenspiel zeigte lauter Freude und Fröhlichkeit, er lachte, hüpfte und sprang: hier fing ich an zu bedenken, daß bei allen meinen Sorgen und ehrgeizigen Plänen, bei allen meinen Anstrengungen und Leidenschaften, deren Last ich so mühsam trug, das, was ich zu erreichen suchte, doch eben nur diese Freude und das Glück wäre, welches dieser Bettler vor mir erlangt, und das ich vielleicht nie erreichen dürfte. Um glücklich zu seyn, hatte er nichts weiter nöthig, als einige Becher Wein: dagegen welcher Mühseligkeiten, welcher Um- und Querwege bedarf es für mich, um endlich, wie er, zur Er-denfreude zu gelangen, denn freilich war auch er nicht im Besitze der wahren Herzensfreude. Aber ich, mit meinem Ehrgeize, strebte nach einer noch weit trügerischeren Freude: er war glücklich, ich war es nicht; er war ruhig, ich zitterte fieberhaft. Um seinen Rausch zu zerstreuen, bedurfte er nur einer Nacht: ich hingegen schlief ein und erwachte wieder, ohne daß meine Unruhe von mir wich. Dies waren traurige Betrachtungen, die mich über mein Uebel belehrten, aber nur, um es noch zu verschlimmern; denn ich durfte mir das an-scheinende Glück nicht etwa aneignen, da ich wohl wußte, daß, wenn ich es ergriffe, es unter meinen Händen entweichen würde, wie alles Glück dieser Welt!"

Eine andere Scene, deren Held einer der Freunde Augustin's ist, zeigt uns den Kampf, der zwischen den Ideen und Gefühlen der hin-scheidenden heidnischen und den Ideen und Gefühlen der aufkeimenden christlichen Gesellschaft stattfand. Alipius wollte die Schauspiele des Circus nie wieder besuchen. Eines Tages, als er sich zu Rom auf-hielt, wurde er von einigen Freunden aufgefordert, sie in den Circus zu begleiten, um einem Gladiatorenkampfe beizuwohnen. Lange Zeit widerstand er ihren Bitten; da sie aber zu sehr in ihn drangen, folgte er ihnen endlich. Im Circus angekommen, nahm er Platz auf einer der Bänke mitten unter seinen Freunden; aber er schloß die Augen, mit dem Entschlusse, ruhig und unbeweglich dem barbarischen Vergnügen keinen Blick zuzuwenden, als auf einmal das Volk in ein heftiges Geschrei ausbrach: ein Gladiator war so eben zu Boden gestürzt, und von der Neugierde besiegt, schlug Alipius die Augen auf. „Sein Gemüth", erzählt Augustin, „ward hierbei grausamer verwundet, als der zu Boden gesunkene Gladiator. Der Anblick des fließenden Blutes erfüllte sein Herz mit einer gewissen grausamen Wollust. Er wollte seine Blicke wieder losreißen, aber er fühlte sie nun einmal gefesselt an den blutenden Körper. Er schlürfte die Wuth des Kampfes in vollen Zügen ein; er weidete sich an dem frevelhaften An-blick der Arena; eine blutdürstige Wollust hatte ihn wider seinen Willen in einen wilden Rausch versetzt. Es war nicht mehr der durch dringen-des Bitten seiner Freunde nach dem Circus fortgezogene Mann; es

war vielmehr Einer der Menge, bewegt wie sie, laut aufschreiend wie sie, wollüstig und freudetrunken wie sie und gleich ihr die weiteren Grausamkeiten des Circus mit Ungeduld erwartend."

Diese in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Erzählung charakterisirt nicht nur den sittlichen Zustand Roms im fünften Jahrhundert, sondern deckt uns auch zu gleicher Zeit eine geheime Falte des menschlichen Herzens auf.

Um sich zu unterhalten und den Geist in Bewegung zu setzen, bedurfte Griechenland nur der Darstellung einiger seiner Tragödien. Die Römer bedurften einer derberen Kost. Was konnten diesen die harmonischen Klagen eines Philoktet oder eines Oedip's nützen? Rom will wirkliches Klagegeschrei, wirkliche Wunden, wirkliches Blut: es hat seinen Circus und seine Gladiatoren, das heißt, Männer, welche kämpfen, verwundet, getödtet werden und den Boden der Arena mit ihrem Blute färben. Dies ist die Unterhaltung, das Drama für Rom: und doch entwickelt sich im Schoße dieses Reiches der Sinnenwelt allmälig eine Gesellschaft, die dazu bestimmt ist, das Reich des Geistes zu regeneriren, eine Gesellschaft, die vor den Sitten, den Gefühlen, ja selbst den Vergnügungen ihrer Vorfahren zurückschaudert. Aber selbst die Auserwählten aus dieser neuen Gesellschaft fallen zuweilen wider ihren Willen in die Verirrungen der alten Gesellschaft zurück. Ein solches Beispiel liefert uns Alipius: er schwankt zwischen der Vergangenheit und Zukunft, zwischen dem Circus und der Kirche, zwischen der Unterhaltung der Sinnen- und der Geisteswelt.

Wir finden in Alipius aber nicht bloß einen Charakterzug seines Zeitalters, sondern er vergönnt uns auch einen tieferen Blick in das menschliche Herz. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, dieser Wollust, von der Alipius hingerissen wird, sobald er die Augen aufschlägt und den Gladiator hinstürzen sieht, dieser Wollust sind wir alle mehr oder minder empfänglich, insofern wir uns nicht zeitig vor ihr in Acht nehmen. Einer meiner Freunde erzählte mir einst, daß er in Spanien den Stiergefechten beigewohnt; ich fragte ihn, ob jener Anblick nicht viel Abscheu in ihm erregte. — „Ja", erwiederte er, „im ersten Augenblicke; aber schon im zweiten wurde ich davon so angezogen, daß ich meine Blicke nicht wieder abzuwenden vermochte." — Er hatte Recht. Wenn der Mensch sich nicht daran gewöhnt, die Herrschaft des Geistes über den Körper vorwalten zu lassen, so ist es leicht zu denken, daß er, wofern ihm die Wahl freisteht, einer Tragödie oder einer Hinrichtung beizuwohnen, daß er, wenn er beide Dinge in seinem Leben schon einmal gesehen hat, keinen Anstand nimmt, da hinzugehen, wo er die derbste Kost zu erwarten hat. Ja, es ist traurig zu sagen, zweierlei Gattungen von Personen sind dieser brutalen Wollust leicht empfänglich, sowohl diejenigen, deren Geist zu wenig ausgebildet, als auch diejenigen, bei denen er zu überbildet ist: die Rohen und die Raffinirten. Die Einen fangen damit an, daß sie sich ihr hingeben, und die Anderen enden damit.

Schließlich haben wir noch aus unserer „Beichte" eine Person hervorzuheben, die den wichtigsten Einfluß auf das Leben Augustin's ausgeübt: es ist die heilige Monika, seine Mutter. Sie ist es, die über ihn wacht; sie fleht unaufhörlich zu Gott, daß ihr Sohn von dem christlichen Glauben durchdrungen werden möge, und ihr Gebet wird endlich auch erhört. Oft, wenn sie sah, wie er sich von den Leidenschaften der Welt fortreißen ließ oder den phantastischen Philosophieen sich hingab, unruhig, bewegt, unzufrieden mit sich selbst und Anderen, da ward seine Mutter innerlich darüber betrübt und zuweilen selbst entmuthigt: sie ging dann, in Thränen zerflossen, zu einem frommen Bischof, um ihn um Rath zu fragen. Dieser beruhigte sie mit den Worten: Ziehe hin in Frieden und fahre fort, für ihn zu beten; denn es ist unmöglich, daß der Sohn einer Mutter, die so viel Thränen um ihn weint, je verloren gehe. — Dieser Bischof glaubte an die gewaltige Macht der Thränen einer Mutter, und er hatte Recht. Aber Monika vergoß nicht nur Thränen, ihre Zärtlichkeit verlieh ihr auch Kraft und Geduld. Als Augustin Karthago verließ, um nach Rom zu gehen, ja, als er abreiste, ohne selbst seiner Mutter ein Lebewohl zu sagen, da begiebt sich diese an Bord eines Schiffes und folgt ihrem Sohne nach Rom. Ein Sturm bricht aus: sie allein beruhigt die Matrosen. Eine Mutter, die im Begriffe ist, ihr Kind aufzusuchen, leidet keinen Schiffbruch. Die heilige Monika war für Augustin nicht nur eine Art Schutzengel, sie war auch seine Führerin auf dem Glaubenswege und selbst sein Leitstern in den christlichen Religionslehren. Oft erhoben sich der heilige Augustin und seine Mutter im Laufe ihrer begeisterten Unterhaltungen über den Glauben einstimmig zu Gott, gleich zwei Engeln des Lichts, die eines und desselben Fluges sich in die Höhe emporschwingen. Eine dieser Unterhaltungen oder vielmehr göttlicher Visionen ist schon deshalb höchst merkwürdig, weil sie am Vorabend des Todestages der heiligen Monika stattfand. Sie waren zu Ostia, im Begriffe, sich nach Afrika einzuschiffen. Monika geleitete ihren Sohn als einen Christen in ihr Vaterland zurück. Ihre Mission auf der Erde war erfüllt. Gott, der sie liebte, wollte, daß sie nunmehr im Himmel der ewigen Glückseligkeit genieße.

„Wir saßen am Fenster", sagt der heilige Augustin, „vor unseren Augen breitete sich ein Garten aus; oberhalb desselben wurde das Meer sichtbar, und an dessen Ufer die Matrosen, die von der Arbeit ausruhten. Wir waren allein, meine Mutter und ich, und unterhielten uns angenehm. Die Vergangenheit hinter uns vergessend, in Nachdenken über die Zukunft versenkt, forschten wir nach, in was das unsterbliche Leben der Heiligen bestehen möge, das weder von dem Auge, noch von dem Ohre, noch von dem Herzen des Menschen selbst begriffen werden kann, und wir baten zu Gott, uns zum wenigsten durch einen Strahl dieser ewigen unvergänglichen Glückseligkeit zu erleuchten. Wir erhoben uns allmälig von der Betrachtung des Lebens der Heiligen zu dem der Seligen; unser Gedanke erreichte jene Höhen, von denen das Licht ausströmt auf die Erde herab, und wir stiegen noch weiter hinauf, um zum Zentrum der unvergleichlichen Weisheit zu gelangen. Während wir uns so unterhielten, mit einem Gemüthe, das auf jeden göttlichen Hauch sehnlichst lauschte, fühlten wir auf einmal unsere Herzen von einer unaussprechlichen Wonne erfüllt. Es war ein Strahl seiner Glückseligkeit, dessen uns Gott theilhaftig werden ließ: da seufzten wir in unserem Glücke zu ihm, und mit himmlischem Entzücken brachen wir in folgende Worte aus, ach! eitle Worte, die auf unseren Lippen entstehen und wieder vergehen, ein elendes Echo, dem Menschen verliehen, um das ewige Wort Gottes auszudrücken! — „„„Es möge schweigen""", sagten wir, „„„es schweige alles Geräusch des Fleisches, der Erde und Gewässer; schweiget ihr Himmel! die Seele selbst, der Gedanke des Lebens, die Träume der Nacht und die täuschenden Bilder des Tages, jede Zunge schweige; jeder Wink vergehe; Alles, was der Zeit angehört, verstumme! Gott allein ist es, es ist der Ewige, der uns erschaffen hat! Nein, ich will nur die Stimme Gottes hören; Gott spreche, er allein rede in der Stille des Universums, nicht mit den vergänglichen Zungen des Fleisches oder der harmonischen Stimme der Engel, oder dem Geräusche der Winde, oder den Embleme der göttlichen Symbole; ihn allein will ich vernehmen; zu seiner Stimme erhebe sich unser Gemüth, und unsere Ideen verlieren sich in der Unendlichkeit der göttlichen Weisheit: unaussprechliche Momente des Entzückens, wunderbare Augenblicke des Lichts und der Intelligenz, die Gott unseren Seufzern gewährt, glänzendes und heiliges Bild der ewigen Glückseligkeit! Dies ist der wahre Friede in dem Herrn: aber wie kurz ist dieser Friede, o mein Gott! bis zu dem Tage, wo es dir gefallen wird, ihn zu verewigen!"""

Nach solchen Stunden des Entzückens muß das Leben hienieden kleinlich und geringfügig erscheinen. Monika sagte zu ihrem Sohne: ich habe nichts in dieser Welt mehr zu thun! und einige Tage darauf hauchte sie ihren Geist aus. Der heilige Augustin durfte über diesen Tod nicht erstaunen, die Hymne, die seine Mutter mit ihm seufzend zu Gott aufsteigen ließ, sagte ihm wohl vorher, daß sie nicht mehr der Erde angehöre. Saint-Marc-Girardin.

Mannigfaltiges.

— Demetrius, falsch oder echt? Wir haben vor kurzem in diesen Blättern (Nr. 70—72) ein kürzlich aufgefundenes Aktenstück zur Geschichte des falschen Demetrius vollständig und ein anderes im Auszuge mitgetheilt. Gerade als diese Blätter ausgegeben wurden, war hier in Berlin eine kleine Schrift erschienen, die wir nothwendig bei jener Gelegenheit hätten erwähnen müssen, wenn wir schon damals Kenntniß davon gehabt hätten. In dieser lateinisch abgefaßten und zugleich als Inaugural-Dissertation benutzten Schrift*) sucht nämlich ein junger Polnischer Gelehrter, Herr Dr. Nowakowski, nachzuweisen, daß der Zar Dimitry wirklich Iwan's Sohn und nicht der Mönch Otrepiew gewesen sey. Es ist allerdings nicht das erstemal, daß dies behauptet wird; andere Polnische Gelehrte, namentlich Niemcewicz und Bandtke, haben dies schon vor unserem Autor gethan, und auch Johannes v. Müller, Levesque, Coxe u. A. sind dieser Ansicht. Bis jetzt ist dieselbe jedoch noch nicht mit den Waffen der historischen Kritik durchgefochten und gegen die Angaben der Russischen Historiker, deren Uebereinstimmung in diesem Punkte sie zur Autorität für Europa erhoben hat, siegreich behauptet worden. Herr Dr. Nowakowski beginnt mit seiner kleinen Schrift einen Feldzug, der, wenn er auf geschickte Weise fortgesetzt wird, die historische Frage, um die es sich dabei handelt, zu einer von den bisherigen Resultaten ganz abweichenden Entscheidung führen kann. Zu verkennen ist nicht, daß der Verf. ihr schon jetzt eine neue Seite abzugewinnen wußte, obwohl er bisher nur die ihm auf der Königl. Bibliothek in Berlin zu Gebot gestandenen Quellen benützt hat. Bei fernerer Forschung nach Slawischen Urkunden wird es ihm gewiß gelingen, Materialien zu einem Werke zu sammeln, das die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht nicht ohne Erwiederung werden lassen können. Hier würde es uns zu weit führen, auf die einzelnen Momente der eröffneten Kontroverse einzugehen, doch bemerken wir, daß der Verf., nachdem er die Geschichte Boris Godunoff's und seiner Nachfolger kurz erzählt, die Berichterstatter über Demetrius in zwei Hälften sondert: in Russische und Schwedische, die ihn sämmtlich für einen Betrüger erklären, jedoch dabei entweder — wozu sie, nach des Verfassers Ansicht, wichtige politische Gründe hatten — täuschten oder selbst getäuscht wurden; und in Polnische, Französische und Italiänische, die zum größten Theil die Richtigkeit der Russischen Angaben bezweifeln. Diese letzte Nachweisung dient dem Verf. als Uebergang zu seiner eigenen Widerlegung der Russischen Historiker, von welchen er zunächst Karamsin auswählt, um die inneren und äußeren Widersprüche darzuthun, die dessen Angaben über Demetrius enthalten sollen. Er selbst baut dann, diesen Widersprüchen gegenüber, sein eigenes System einer Geschichte des Demetrius auf und kündigt an, daß er die Solidität der Unterlagen dieses Baues, deren Prüfung durch Sachverständige allerdings erst zu gewärtigen, jedoch ihm selbst nur erwünscht seyn würde, in der Folge noch überzeugender nachweisen werde.

*) De Demetrio I., magno Russiae duce, Iwani filio. Scripsit F. C. Nowakowski, Doct. philos. — Berolini.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Mittwoch den 9. September 1840.

Frankreich.

Wissenschaftliche Illustrationen Frankreichs.

Poisson.

Durch den Tod Poisson's hat, wie Arago sagt, Frankreich einen von den Männern verloren, deren Namen jeder Mund nennt, wenn die Nationen sich um den geistigen Vorrang streiten. Seit vierzig Jahren hat er mit unermüdlicher Thätigkeit am Fortschritt der mathematischen Wissenschaften gearbeitet, und Niemand hat sich unterfangen, ihm die Erbschaft Laplace's streitig zu machen.

Siméon Denis Poisson wurde am 21. Juni 1781 zu Pithiviers geboren. Sein Vater hatte als gemeiner Soldat gedient. Als er den Dienst verließ, erhielt er eine Stelle als Gerichtsschreiber und wurde Friedensrichter während der Revolution. Sein Sohn, der ihn früh verlor, sprach mit der größten Hochachtung von ihm. Daß der künftige Geometer der Wissenschaft erhalten wurde, geschah durch eine Art Wunder. Seine erste Erziehung wurde sehr vernachlässigt, und die rohe Behandlung, die er von seinem ersten Lehrer zu erdulden hatte, ließ in seinem Herzen eine unauslöschliche Erinnerung zurück, die später ihre Früchte trug, als er Einfluß auf das Unterrichtswesen erhielt. Da die Verhältnisse der Art waren, daß er sich schon früh für einen Stand bestimmen mußte, so wurde er noch sehr jung zu einem seiner Onkel gebracht, der Chirurgus war und der ihn mit väterlicher Liebe in die Anfangsgründe der Heilkunst einweihte.

Poisson blieb mehrere Jahre bei seinem Onkel, den er bei seinen Krankenbesuchen begleitete. Derselbe konnte indeß unmöglich große Hoffnungen von seinem Zöglinge fassen, da derselbe beim Anblicke der geringsten Operation in Ohnmacht fiel. So durchlebte der Student der Chirurgie die ersten Jahre der Revolution. Im Jahre 1796 forderte sein Onkel seine Zöglinge auf, die Vorlesungen über Naturgeschichte bei der neu errichteten Central-Schule zu Fontainebleau anzuhören. Der Professor der Mathematik, Namens Billy, der Mangel an Zuhörern hatte, beredete einen der jungen Leute, daß das Studium der Mathematik unumgänglich nöthig für die Chirurgie sey. Dieser verstand zwar nicht recht, was der Professor sagte, aber er schrieb doch die Hauptsätze nach und theilte sie seinen Kameraden mit. Dies war eine Offenbarung für Poisson. Ohne sich je bei dergleichen Betrachtungen aufgehalten zu haben, ohne vorgängige Studien löste er die Aufgaben. Von diesem Augenblick an entwickelte sich in ihm die Liebe zur Mathematik. Allgemein bekannt ist es, wie Pascal, dem sein Vater das Studium der Geometrie untersagt hatte, denselben umstimmte, indem er im Alter von zwölf Jahren durch die Macht seines Geistes den Beweis zu den ersten Lehrsätzen des Euklides fand. Diese außerordentliche Thatsache ist auf viele Zweifler gestoßen, und dennoch ist die Divinationsgabe des jungen Zöglings der Chirurgie ungleich schwerer zu begreifen, besonders, wenn man bedenkt, daß Pascal fortwährend von Geometrie sprechen hörte, und daß Poisson's Onkel mit seinen Zöglingen sich nicht von der Algebra zu unterhalten pflegte.

Eine der Aufgaben, welche Pascal an diesem Tage löste, ist in der Erinnerung einiger Personen geblieben. Jemand, der ein Faß mit zwölf Maaß Wein hat, will die Hälfte oder sechs Maaß einem Freunde schenken. Er hat aber, um diese sechs Maaß abzumessen, kein anderes Gefäß, als eines, welches acht, und ein anderes, welches fünf Maaß hält. Wie hat er es anzufangen, um in das Gefäß, welches acht Maaß hält, sechs Maaß zu bringen? Für Jemand, der einige Kenntnisse von der Algebra hat, ist diese Aufgabe sehr leicht; daß aber der junge Poisson sie löste, ist ein halbes Wunder.

Poisson besaß die Festigkeit des Willens, welche zur Entwickelung des Genies nothwendig ist. Nachdem er einmal den mathematischen Unterricht beim Professor Billy begonnen hatte, der, um den Widerstand seiner Familie zu beseitigen, für ihn Bürgschaft leistete, legte er sich mit solchem Eifer auf das Studium, daß er in zwei Jahren einen vollständigen Kursus der Mathematik durchmachte und alle Preise der Analyse, der Physik und der Chemie davontrug. Der junge Mathematiker hatte die Erlaubniß, sich der Mathematik zu widmen, nur unter der Bedingung erhalten, daß sich ihm in der Wissenschaft eine vortheilhafte Aussicht eröffne. Zu Pithiviers schien man indeß den Versprechungen des Professors Billy kein unbedingtes Zutrauen zu schenken. Um auch die Ungläubigsten zu überzeugen, forderte dieser seinen Zögling auf, sich zur Eintritts-Prüfung in die polytechnische Schule zu melden. Poisson begab sich in einem Alter von 17 Jahren nach Paris, wo er von Labey geprüft wurde und hierauf zu seinen Aeltern zurückkehrte, um das Resultat abzuwarten. Durch einen Zufall blieb dieses der Ungeduld der Familie lange verborgen. Der Brief war nämlich so gefaltet, daß bei der Oeffnung gerade die Stelle, welche das Schicksal des jungen Kandidaten meldete, zerstört werden mußte. Endlich traf die Nachricht auf einem anderen Wege ein, und man erfuhr, daß der Zögling Billy's zuerst und außer der Reihe aufgenommen worden war.

Damals besaß die polytechnische Schule die Elite der französischen Gelehrten. Lagrange, Laplace, Monge, Prony, Fourier, Berthollet, Fourcroy, Vauquelin, Guyton-Morveau, Chaptal gehörten derselben an und entflammten den Ehrgeiz der Schüler. Die Einrichtung der Schule war damals eine ganz andere als jetzt. Anstatt kasernirt zu seyn, wie dies seit 1805 der Fall ist, und anstatt eine Pension zu zahlen, wie dies jetzt geschieht, erhielten die Zöglinge den Sold eines Artillerie-Sergeanten und wohnten in Privathäusern, ohne den strengen Gesetzen der militairischen Disziplin unterworfen zu seyn. Es war eine ganz republikanische Einrichtung. Nach zwei Jahren glänzender Studien wurde Poisson, auf Hachette's Vorschlag, von der Prüfung zum Eintritt in den Staatsdienst dispensirt und zum Repetitions-Adjunktus des analytischen Kursus ernannt; der Titular-Professor Fourier war damals mit Napoleon in Aegypten.

In dieser bescheidenen Stelle konnte er etwas freier aufathmen, denn in den beiden vergangenen Jahren war er gerade nicht auf Rosen gewandelt. Die Zöglinge erhielten damals 98 Centimes täglich, und da Poisson noch ein kleiner außerordentlicher Zuschuß bewilligt wurde, so stieg sein monatliches Gehalt auf 36 Fr., mit denen er Wohnung, Nahrung, Heizung, mit einem Worte alle Ausgaben, bestreiten mußte, denn seine Familie glaubte ihm schon ein großes Opfer zu bringen, indem sie ihn mit Wäsche versorgte. In seinen späteren Jahren sprach er gern von den Entbehrungen, die er damals zu erdulden hatte. Man begreift wohl zur Noth, daß ein junger Mann, dessen Geliebte die Wissenschaft ist, weder Kälte im Winter noch Wärme im Sommer fühlt, aber schwerer ist es, zu begreifen, wie er seine Entbehrungen dadurch noch erhöhen konnte, daß er mit aller Gewalt die Mittel aufzubringen suchte, um die Meisterstücke Racine's und Molière's zu sehen. Poisson hatte zu Paris einen Verwandten, bei dem er in jeder Dekade einen Tag speiste, an einem anderen Tage aß er nur trockenes Brod, und das Geld für diese beiden Mahlzeiten setzte ihn in den Stand, alle zehn Tage einmal das Schauspiel zu besuchen. Das Gefühl für das Schöne, welches sich frühzeitig in ihm entwickelte, ist gewiß ein charakteristischer Zug für einen Geometer. Bis zu seinem Lebensende recitirte er Verse, die er im Theater gehört hatte. Seine Leibhaberei für das Theater trieb ihn an, die Gesellschaft von Schauspielern zu suchen. Während Lagrange dem jungen Gelehrten sein Haus öffnete und Laplace ihn wie einen Sohn aufnahm, bemühten sich Talma und Gérard um die Gesellschaft eines so geistreichen und liebenswürdigen Geometers. Diejenigen, die ihn erst später kennen lernten, können sich keine Vorstellung davon machen, wie er damals war; aber alle seine älteren Freunde schildern ihn einstimmig als den lebhaftesten und muntersten seiner Kameraden, denen er manchen lustigen Streich spielte. Poisson hatte indeß einen festen Charakter und wußte sich zu beherrschen. Die Wissenschaft blieb immer seine mächtigste Leidenschaft.

Kaum war Poisson in die polytechnische Schule eingetreten, als es ihm gelang, einen Beweis Lagrange's zu ergänzen und zu vervollständigen. Dieser erste Versuch hatte in einem solchen Grade die Aufmerksamkeit des großen Geometers erregt, daß man nach seinem Tode unter seinen Papieren noch die Notiz fand, welche ihm der unbekannte Zögling der polytechnischen Schule übergeben hatte. Der junge Geometer blieb nicht hierbei stehen. Nachdem er gemeinschaftlich mit Hachette einen Zusatz zu einer Denkschrift Monge's über die analytische Geometrie ausgearbeitet, reichte er dem Institut in der Sitzung vom 16. Frimaire des Jahres IX eine Arbeit über die Differenzial-Gleichungen ein, in welcher er die Methode von Monge und Charle erweiterte und zu neuen Resultaten gelangte. Lacroix und Lagrange erstatteten Bericht darüber und trugen darauf an, den Aufsatz in der Sammlung der ausländischen Gelehrten drucken zu lassen. Noch nie war einem jungen Manne von achtzehn Jahren eine solche Ehre zu Theil geworden. Dieser für ihn so ehrenvolle Bericht stachelte Poisson's Eifer. Schlag auf Schlag reichte er nun der Akademie eine Reihe von Denkschriften ein. Als er 24

Jahr alt war, galt er schon für einen vollkommenen Geometer. Das beweisen die Berichte über zwei seiner Denkschriften, welche im Institute am 13. Januar 1806 vorgelesen wurden, und in denen die Kommissarien, die berühmtesten Mathematiker Europa's, ihm ihren Beifall schenkten. Diese Erfolge bestärkten ihn in seiner Neigung für die Analyse; als später ein besonderer Umstand seine Thätigkeit auf die schwierigen Fragen der Natur-Philosophie hinlenkte, gelangte er schnell zu den wichtigsten Resultaten.

Zwei Jahre lang war er Repetitions-Adjunktus an der polytechnischen Schule, mit dem sehr bescheidenen Gehalt eines Brigade-Chefs. Indeß mußte ihn sein Talent zu einer glänzenderen Stellung erheben, ohne daß er nöthig gehabt hätte, lange zu bitten. Bald wurde ihm eine außerordentliche Gratification zu Theil, bald ein erledigter Lehrstuhl, den der berühmte Verfasser der Himmels-Mechanik für ihn erwirkt hatte. Auf alle Danksagungen des jungen Geometers erwiederte Laplace: „Wahrhaftig, das war man Ihnen schuldig." — So wurde er bald Titular-Professor an der polytechnischen Schule, wo er Fourier ersetzte, Professor an der Fakultät der Wissenschaften zu Paris und Mitglied des Instituts. Während er Biot am Collège de France vertrat, machte er sich an eine Frage, welche Lagrange und Laplace aufgehalten hatte, und löste eine höchst wichtige astronomische Aufgabe. Diese Frage, welche die Geometer so sehr interessirte, ist auch der Aufmerksamkeit der Philosophen werth.

Im Universum ist nichts unveränderlich. Von jeher sah man die Finsterniß auf das Licht folgen, sah man die Länge der Tage wechseln und mit den Jahreszeiten auch die Temperaturverhältnisse sich ändern. Am Himmel wurden die Mondphasen, die Sonnen- und Mondfinsternisse, die verschiedene Stellung der Planeten schon im frühsten Alterthum beobachtet. Man bemerkte aber auch bald, daß diese verschiedenen Erscheinungen periodisch seyen, und ehe man die Theorie kannte, wußte man schon, daß ihre regelmäßige Wiederkehr in bestimmten Zwischenzeiten den Normalzustand des Planeten-Systems begründe. Eben so ist es mit vielen anderen Erscheinungen, die man erst nach Erfindung des Teleskops studiren konnte, und deren Periodizität sich erst nach einer längeren Reihe von Beobachtungen offenbart. Indeß giebt es verschiedene Elemente des Welt-Systems, wo die Beobachtungen nur sehr langsame Aenderungen zeigen, beständige Vermehrungen und Verminderungen, ohne daß man seit Jahrtausenden eine Periode oder einen Schlußpunkt hätte aufweisen können. Diese hundertjährigen Abweichungen sind am schwersten zu erforschen, weil die Beobachtung nur ihr Vorhandenseyn aufzeigen kann, die Theorie aber die Gesetze feststellen muß. Als so gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts Ignaz Dantl die Abweichungen in der Neigung der Ekliptik entdeckte, war zu vermuthen, daß durch eine beständige Verminderung des Winkels, den sie bilden, die Fläche der Ekliptik und des Aequators zusammenfallen würden, und daß daraus eine gänzliche Aenderung des Klima's und ein beständiger Frühling entstände. Bei einer so langsamen Aenderung konnte die Beobachtung nichts ausrichten, aber die Theorie löste die Aufgabe, und Euler hat bekanntlich bewiesen, daß die Abweichung in der Neigung der Ekliptik in sehr engen Gränzen eingeschlossen ist, und daß demzufolge ihr Einfluß auf die Jahreszeiten und auf die physischen Verhältnisse des Erdballs nicht sehr bedeutend seyn kann. Unter den hundertjährigen Ungleichheiten giebt es noch andere, welche die Aufmerksamkeit des Pilosophen in weit höherem Grade auf sich ziehen, weil von ihnen die Stabilität des Erdballs abhängt. In der That ist nichts wichtiger als die Frage, ob die Erde fortwirkende Ursachen der Auflösung enthält, mit anderen Worten, ob die Erde und die Planeten durch mechanische Einwirkungen untergehen müssen, oder ob unser Planeten-System nur periodische Aenderungen erleidet, und ob die ihm inwohnende Kraft ihm eine unbegränzte Dauer verbürgt. Der Wechsel in der Bewegung der Planeten und der Trabanten ist eine nothwendige Folge der gegenseitigen Einwirkung der Gestirne auf einander, welche durch die allgemeine Schwerkraft bedingt wird. Wenn die Bewegung der Planeten und die Dimensionen ihres Kreislaufs sich beständig änderten, ohne daß diese Aenderungen einer Periode unterworfen wären, so hätte unsere Welt den unvermeidlichen Untergang zu fürchten, wenn nicht etwa von Zeit zu Zeit der große Mechanismus wieder in Ordnung gebracht würde. Newton glaubte nicht, daß das Universum die Bürgschaft unbegränzter Dauer in sich trüge, und er behauptete, die Hand Gottes müsse in gewissen Zeiten die Ordnung wiederherstellen.

Die Vermittelung Gottes, welche Newton zugegeben, wurde durch die Arbeiten seiner Nachfolger beseitigt. Euler, Lagrange, Laplace lösten die Aufgabe, bei welcher die Unsterblichkeit des menschlichen Geschlechts und die Ewigkeit des Universums auf dem Spiel standen. Diese berühmten Geometer suchten zu beweisen, daß die Hauptelemente unsers Planeten-Systems nur gewissen Schwankungen unterworfen sind, welche diese nach einer gewissen Zeit wieder zum Ausgangspunkte zurückführen. Die Planeten beschreiben bei ihrer Bewegung um die Sonne krumme Linien, welche die Mathematiker Ellipsen nennen. Die gerade Linie, welche die beiden entferntesten Punkte verbindet, ist die große Achse. Aenderte sich nun die große Achse, und zwar nach demselben Gesetze, so daß sie beständig größer oder kleiner würde, so würde sich im ersten Falle der Planet unendlich von der Sonne entfernen, im zweiten ihr immer näher rücken und endlich mit ihr zusammenfallen. Laplace beschäftigte sich zuerst mit dieser Aufgabe; er bewies, daß die Länge der großen Achsen unverändert bleibe. Lagrange hat in dieser Beziehung das Meiste geleistet: er wies nach, daß die große Achse der Planetenbahn nur periodische Ungleichheiten enthält, d. h. die Länge der von einem Planeten beschriebenen ovalen Linie weder einer unendlichen Vergrößerung noch einer unendlichen Verminderung fähig ist. Dies Resultat war indeß nur ein ungefähres, denn Lagrange hatte gewisse Quantitäten bei Seite gelassen, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Rechnung hätten üben können. Lagrange's Denkschrift ist von 1776; seitdem war nichts geschehen, um die Schwierigkeit zu lösen, welche den großen Geometer aufgehalten hatte. Diese Ehre war Poisson vorbehalten, welcher seine Denkschrift dem Institut am 20. Juni 1808 einreichte.

Poisson's Arbeit hatte das Verdienst, zu beweisen, daß die mittlere Dauer des Sideral-Jahres immer sich gleich bleibt. Dies war nöthig, um die astronomischen Tabellen mit Sicherheit gebrauchen zu können. Zu diesem Zwecke stellte er nicht nur ungeheure Rechnungen an, sondern er mußte in seine Analyse auch theoretische Betrachtungen aufnehmen, wo die Rechnungen nicht ausreichten. Poisson erhielt zu dieser Zeit die schmeichelhaftesten Zeugnisse der Anerkennung. Laplace, der nicht sehr verschwenderisch mit seinen Lobsprüchen war, gestand zu, daß Poisson durch diese Forschungen gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Geometer und Astronomen erworben habe. Trotz seines kalten und gemessenen Charakters rief er sogar in Gegenwart mehrerer Personen aus: „Poisson ist ein großes Genie." Was aber für den jungen Gelehrten besonders schmeichelhaft seyn mußte, war, daß Lagrange in einem Alter von 72 Jahren durch seine glänzende Entdeckung veranlaßt wurde, seine frühern Untersuchungen wieder aufzunehmen. Seitdem beschäftigte sich Poisson besonders mit der astronomischen Mechanik und mit der physischen Mathematik. Seine ersten physikalischen Arbeiten fallen ins Jahr 18..; sie öffneten ihm die Thüren der Akademie der Wissenschaften, wo er Malus ersetzte.

Außerdem, daß er durch zahlreiche Schriften und seine Vorlesungen am Collège de France, an der polytechnischen Schule und bei der Fakultät der Wissenschaften in Anspruch genommen wurde, bekleidete er noch das ermüdende Amt eines Examinators bei der polytechnischen Schule und der Schule von Metz; auch leitete er allein den Gang der mathematischen Studien an der Universität und war Mitglied des Instituts und des Längen-Büreaus. Man begreift nicht, wie er allen diesen Verpflichtungen genügen konnte und noch die Zeit fand, eine Menge werthvoller Schriften über die schwierigsten Punkte der Wissenschaft zu schreiben, welche die Sammlungen des Instituts, der polytechnischen Schule, la Connaissance des temps, Crelle's Journal, das Bülletin der philomathischen Gesellschaft, die Annalen der Physik und Chemie und viele andere periodische Sammlungen schmücken. Die Zahl der von ihm verfaßten Abhandlungen und Denkschriften beläuft sich auf 350, zu denen noch die besonderen Werke gerechnet werden müssen. Euler hatte schon das Beispiel einer außerordentlichen Fruchtbarkeit gegeben, aber derselbe starb in hohem Alter, während der Französische Gelehrte in der Mitte seiner Laufbahn aus dem Leben schied.

(Schluß folgt.)

Portugal.

Lissabon im Jahre 1839.

(Schluß.)

Portugal war zur Zeit meiner Ankunft in einem Zustand politischer Gährung. Die Engliche Legislatur hatte am Schlusse der Session von 1839 die Bill gegen den Sklavenhandel angenommen, trotz des Widerspruchs des Herzogs von Wellington, welcher bemerkte, wenn Portugal den Verträgen zuwider gehandelt hätte, so sey es die Pflicht der Exekutivgewalt, es zu bekriegen und zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu zwingen, aber es zieme sich nicht, die Verantwortlichkeit von Maßregeln, die Lord Palmerston ausführen wolle, durch eine Bill dem Parlament aufzubürden. Die Portugiesische Nation selbst erhob sich laut gegen diesen Akt der Englischen Regierung. Sie baten in einer kräftigen Note die Europäischen Mächte um Schutz und Gerechtigkeit, und der Minister der damals herrschenden Septembristen-Partei machte ein sehr zorniges Manifest nebst einigen Britischen confidentiellen Depeschen bekannt; dies Alles versetzte die Hauptstadt in große Aufregung.

Die Royalistische, oder vielmehr die Miguelistische Partei ist nicht bloß sehr stark, sondern besteht auch aus den ehrbarsten Adeligen und Landeigenthümern, und obwohl sie jetzt nicht mehr Dom Miguel's Rückkehr erwarten mögen, so sind sie doch jedenfalls mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge sehr unzufrieden. Ich glaube, die verständigen Männer dieser Partei wünschen, daß die alte Portugiesische Verfassung in ihrer vollen Kraft wiederhergestellt werde, und daß eine Vereinigung der Parteien die tiefen Wunden Portugals heile und es vor ferneren Erschütterungen bewahre. Diese Männer hatten noch niemals vollkommen die Macht in Händen. Der Herzog von Cadoval und der Bischof von Vizeu gehörten zu ihnen, aber sie konnten gegen die Exaltados nicht aufkommen; man intriguirte fortwährend gegen sie, und ihre Rathschläge wurden mißachtet. Da die Ultraroyalisten zahlreicher und stärker sind, so können die Gemäßigten ihre weisen Absichten nicht durchführen. Doch bemühen sie sich jetzt, ein Uebereinkommen zu Stande zu bringen. Die Chartistische Partei ist in Portugal am unpopulairsten und viel schwächer als die Royalistische. Sie besteht aus Männern, die entweder persönliche Feinde Dom Miguel's oder für Geld erkauft sind oder sonst durch Motive des persönlichen Interesses sich leiten lassen, und obwohl sie Saldanha, Palmella, Terceira und Andere zu ihren Mitgliedern zählt, so ist sie doch weder geachtet noch geliebt.

Viele Individuen von Bedeutung, welche der alten Ordnung der Dinge abgeneigt waren, entweder aus Mißtrauen gegen Dom Miguel, oder weil sie daran verzweifelten, ihn wieder auf dem Thron zu sehen, haben sich der jetzt herrschenden Partei der Septembristen angeschlossen. Diese besteht im Allgemeinen aus Fabrikanten, Tage-

löhnern und Krämern in Lissabon und Porto; ihre Führer haben einiges literarische Verdienst und sind durch und durch Revolutionaire.

Seltsam ist es, eine wirkliche Aehnlichkeit zwischen dem Zustand der Parteien in England und dem in Portugal zu bemerken; denn die Royalistische Partei ist den Septembristen weniger abgeneigt, als den Chartisten, so wie die Tories sich eher zu den Radikalen als zu den Whigs neigen. Die Royalisten sind von den Septembristen weniger verfolgt worden, als von den Chartisten, und stimmen auch in einigen wesentlichen Punkten mit ihnen überein. Die Septembristen behaupten, Dom Pedro habe sein Recht auf die Krone verloren, und seine Charte sey ungesetzlich; sie hassen die Koburgische Verbindung, ganz wie die Royalisten. Andererseits wünschen die Royalisten oder Miguelisten keinesweges, den Absolutismus in Portugal wiederhergestellt zu sehen: vielmehr ist es ihnen um die alte Verfassung zu thun, und Dom Miguel, durch seine Gesandtschaften aus Rom, macht ihnen hierauf fortwährend Hoffnung. Wenn diese Legitimisten oder Royalisten in der Person ihres eigenen Fürsten den Absolutismus zurückweisen, um wie viel weniger müssen sie ihn ertragen können, wenn er von Fremden und von den elendesten Charakteren des Landes geleitet wird! Die Portugiesen hatten früher eben so viel Vertrauen zu den guten Absichten ihrer Herrscher, als sie jetzt ihre üblen Absichten fürchten. Sieht man auf die Charaktere der Personen, welche die Königin umgeben, so scheint es vergeblich, daran zu denken, die Royalisten mit ihr vereinigen zu wollen. Sie scheint durch eine verderbliche Politik gezwungen, die Fahne der Revolution zu vertheidigen und das Opfer der verächtlichsten Leute ihres Volks zu werden; diese Revolution also ist ihr bitterster Feind. Ich glaube, es ließe sich zwischen den Anhängern der Regierung und denen Dom Miguel's ein Mittelweg einschlagen, der sich mit den Grundsätzen der Legitimität und der alten Portugiesischen Verfassung vertrüge. Sollte durch das Schicksal des Don Carlos auch Miguel's Sache verzweifelter als je werden, so würden die Septembristen, da sie keine Ursache hätten, die Royalisten ferner zu bekämpfen, sie für sich zu gewinnen suchen, um bei den Wahlen von ihnen unterstützt zu werden, und dann würden sich vielleicht die Royalisten mit dieser ultrarepublikanischen Partei vereinigen, um das Land von fremder, durch fremde Bajonette aufgezwungener Herrschaft zu befreien.

Die Finanzen des Landes sind notorisch im zerrüttetsten Zustand. Viele sagen, nur ein totaler Bankerott könne sie erleichtern, und dieser wird früher oder später eintreten. Die Gesetze, die unter den verschiedenen Namen Decreto's, Alvara's, Postura's, Aviso's von der gegenwärtigen Regierung ausgegangen sind, belaufen sich auf nicht weniger als 14,000; sie sind meist von den Franzosen entlehnt und nicht bloß in vielen Fällen den Portugiesischen Gewohnheiten zuwiderlaufend, sondern auch so plump abgefaßt, daß sie einander oft widersprechen. Diese Verwirrung ist sehr allgemein, und daher kommt es, daß nur in Lissabon, Porto und einigen anderen großen Städten Ruhe herrscht. In den Provinzen, und selbst 10 Meilen von Lissabon, befindet sich das Land in einem Zustand fast gesetzloser Barbarei.

Am Tage nach dem Hochamt besuchten wir die Straßen und Plätze Lissabons. Obgleich in Bequemlichkeit und Reinlichkeit seit dreißig Jahren wenig oder kein Fortschritt gemacht worden, und obgleich Elend und Armuth mir zugenommen zu haben scheinen, so muß ich doch eine wesentliche Verbesserung in der Stadt selbst bemerken, die in der Anlegung von Trottoirs für die Fußgänger besteht. Einige Portugiesen versicherten mir sehr ernst, daß die größtmögliche Reinlichkeit jetzt beobachtet werde, und daß man, außer zwischen zehn Uhr Nachts und fünf Uhr früh, jetzt nichts mehr aus den Fenstern gießen dürfe. Für die, welche das Elend und den Schmutz der engen Lissaboner Straßen selbst gesehen, bedarf es der Beschreibung nicht; die Anderen verweise ich auf Lord Byron's Schilderung.

Die Laden in den Silber- und Goldstraßen waren, wie alles Andere, verfallen; die früher so häufigen Topase waren nicht mehr zu haben, und alle Waaren schienen sehr mittelmäßig. Die Englische Kapelle ist ein sehr hübsches Gebäude, und der Begräbnißplatz gehört zu den wenigen Dingen in Lissabon, welche es verdienen, die Augen des Fremden auf sich zu ziehen. Aber nie wird das Innere dieser Hauptstadt das Auge erfreuen, so lange die Massen von Ruinen und verfallenen Gebäuden, die zum traurigen Andenken an das, was sie einst waren, dastehen, nicht weggeräumt sind. Warum man hierfür nichts thut, kann ich mir nicht erklären. Die Munizipalität, der alle Verbesserungen in der Stadt zugewiesen sind, führt das, was sie unternimmt, mit Verstand und Planmäßigkeit aus, obgleich es sehr langsam geht. Außer den Trottoirs, die jetzt fast überall angelegt sind, werden durch den Gemeinderath auch die Gebäude auf dem schwarzen Roßplatz, von denen einige vor zwölf Jahren durch Feuer zerstört wurden, wiederhergestellt, so wie die neuen öffentlichen Gärten, die am nördlichen Ende der Stadt angelegt sind, mit steinernen Säulen und eisernen Gittern verziert. Ich konnte nicht erfahren, ob derselben Corporation auch die Sorge für die Polizei in der Stadt anvertraut ist; aber so viel ist gewiß, daß es mit der Sicherheit des Lebens und Eigenthums in Lissabon jetzt sehr schlecht bestellt ist. Mehrere Mordthaten in Häusern, die hernach geplündert wurden, fielen während meines kurzen Aufenthalts vor, und zwar dicht neben Madame Belem's Hotel, in dem ich wohnte; unter Anderem ward das Haus eines Englischen Doktor O'Neil während seiner Abwesenheit erbrochen, seine Frau, Tochter und Magd getödtet und das Eigenthum davongetragen, und als der Doktor vom Lande zurückkam, war er beim Betreten seines Hauses der Erste, der diese Unthat entdeckte. Aehnliche Dinge fielen fortwährend vor, und man konnte nicht sicher des Nachts auf der Straße gehen; aber man bemüht sich nicht sehr, die Mörder zu ergreifen oder zu bestrafen, und das Gesetz ist so lax, daß man die Mörder, wenn man ihrer habhaft geworden, gewöhnlich nach einer Einsperrung von wenigen Monaten laufen läßt. Diese Gleichgültigkeit gegen das Verbrechen ist nur daraus zu erklären, daß durch Dom Pedro's neue Gesetze und Constitution das frühere Kriminalgesetzbuch unbrauchbar geworden, und daß man mit dem neuen System noch zu wenig Erfahrungen gemacht, um zu wissen, wie man danach zu handeln habe.

Was für Veränderungen Dom Pedro auch gemacht haben mag, diese, wie man sieht, haben sich keinesweges als segensreich erwiesen. Die Abschaffung der alten Gewohnheiten und Gesetze, die Aufhebung der Klöster, die Beraubung der Aristokratie haben Portugal sehr heruntergebracht, und die einzigen Vorzüge, die das Land noch hat, sind sein Klima, seine Orangenhaine und seine Weinberge, welche selbst die schlechteste Legislatur ihm nicht nehmen kann.

Montag der 3iste fand uns in Cintra. Die drei pyramidalischen Höhen, welche diese sonderbare, rauhe Lokalität umgeben, haben bekanntlich drei alte Gebäude oder Klöster auf ihren Spitzen. Das erste ist das Korkkloster, das ganz von Korkholz gemacht ist. Hier wohnten bis auf die neueste Zeit achtzehn bis zwanzig Mönche, die aber durch Dom Pedro's Gesetze aus demselben vertrieben wurden. Wenn der Leser hört, daß er, um dieses Gebäude zu sehen, einen Maulesel besteigen und unter den gewöhnlichen Strapazen einer solchen Unternehmung, wobei man besonders den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, sich um den Berg herumwinden muß, so wird er wenigstens erwarten, daß diejenigen, welche sich ihr unterziehen, besonders wenn es Damen sind, für ihre Anstrengungen reichlich belohnt werden; auch ist dies der Fall bei denen, welche Freunde des Erhabenen oder Romantischen sind und denen die Erinnerung an die Vergangenheit Ersatz für die Gegenwart bietet; aber das Korkkloster ist eine vollständige Ruine und verlohnt nicht der Mühe, den felsigen Gipfel zu ersteigen.

Das Col de Penar-Kloster, das in der Mitte liegt, ist höher als das erste und bietet eine überraschende, wilde Aussicht. Der König läßt jetzt dieses seltsame Gebäude wiederherstellen und will es zu einer Sommer-Residenz machen. Das dritte alte Kloster ist nicht des Besuchs werth. Als die Britische Armee in Portugal war, war in Cintra ein Gasthof, in dem mancher kranke Offizier seine Gesundheit wiedererlangt hat. Jetzt ist dieses Haus, wie alles Andere hier, nur ein Schatten der Vergangenheit. Ein zweites Hotel wird von Madame Belem, ein drittes von einem Italiäner gehalten, und hier sind die Sammelplätze der Besucher von Cintra.

Will man Cintra so schnell als möglich sehen, so thut man am besten, früh Morgens die Maulesel zu besteigen und nach Montserrat zu gehen, einem Gebäude, das von jenem seltsamen Manne, Herrn Beckford, gebaut ist, welcher Wunderdinge geschaffen zu haben scheint, bloß, um sie dann wieder verfallen zu sehen. Das Palais Montserrat liegt in Einsamkeit begraben, wie einst Fonthill-Abtey, beides ähnliche Grabmäler in verschiedenen Himmelsstrichen. Hat man diese Stätte erloschenen Glanzes gesehen, so kann man das Korkkloster, dann Col de Penar besuchen, und zuletzt den Palast von Marialva, das einzige respektable Gebäude in dem ganzen Ort, das Palais der Königin nicht ausgenommen. Diese beiden letzten Gebäude besuchten wir am 1. Oktober. Die Königliche Residenz ist so elend, als man sich es kaum vorstellen kann, von dem allergewöhnlichsten Schmuck entblößt und aus einer Reihe kleiner Zimmer bestehend, deren eines unbedeutender ist als das andere. Die Wände sind mit blauen Ziegeln bedeckt, auf welchen alte Begebenheiten gemalt sind; diese Arbeit ist hübsch und rührt von den Mauren her. Auf dem ersten Flur des Palastes ist das Speisezimmer und neben ihm das Badezimmer, das ebenfalls mit den blaugemalten Ziegeln geschmückt ist; wenn man hier nur eine Schraube oder Springfeder berühet, wird sogleich vermöge eines mechanischen Apparats der ganze Saal mit Strömen Wassers überschwemmt. Das Marialva-Schloß ist durch das Zimmer berühmt geworden, in welchem die Convention von Cintra unterzeichnet ward.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Mafra auf, nachdem wir Wagen von Lissabon bestellt hatten; zugleich nahmen wir unsere Maulesel mit, um uns ihrer zu bedienen, wenn die Straßen schlecht waren. Diese sind durchweg so schlecht, daß man nicht begreifen kann, wie eine civilisirte Nation einen so elenden Zustand der inneren Communication ertragen kann: es ist ein neuer Beweis von der Nichtsnutzigkeit der ganzen Verwaltung des Königreichs. Der Herzog von Terceira hatte den Intendanten des Schlosses in Mafra auffordern lassen, dasselbe für unsere Aufnahme bereit zu halten, das heißt, uns bloßes Obdach zu geben. Weder in diesem noch in irgend einem anderen der Königlichen Schlösser, wo König und Königin sich zuweilen aufhalten, ist eine Einrichtung zum Wohnen getroffen, und wenn der Hof kommt, so werden zahllose Wagen und Maulesel aufgeboten, um für wenige Tage die nöthigen Geräthschaften herbeizuschaffen. Sehr lächerlich ist es, wenn der Intendant mit einem großen Schlüsselbund herauskommt, um einem das Schloß zu zeigen, und man ihm dann durch so viele leere Gemächer folgen muß, die er alle so bedächtig und feierlich auf- und zuschließt, als enthielten sie lauter Goldklumpen und Juwelenkästchen: obwohl nicht einmal ein Stuhl darin steht, auf dem der Besucher sich ausruhen könnte, und sie nur zum Aufenthalt für Ratten, Mäuse, Wanzen und Muskito's gemacht scheinen.

Den Engländern ist das Schloß von Mafra wohl bekannt. Im letzten Kriege diente es hauptsächlich als Hospital für die Portugiesischen Reserven, und sie hatten gewöhnlich 7—8000 Mann darin; es würde wenigstens 40,000 fassen. Es ist, glaube ich, das größte Gebäude in der Welt und wurde von Dom Joao I. in Folge eines Gelübdes erbaut. Es heißt, die Mönche von Mafra und die Bürger von Lissabon hätten mit einander darum gestritten, ob man diesen Palast oder einen prächtigen Damm an den Ufern des Tajo erbauen

solle. Die Mönche siegten, und man unternahm diesen riesenhaften Bau, der, in der Wildniß gelegen, fast unzugänglich und auch jetzt zu nichts zu brauchen ist. Das Kloster, das so lange mit Mönchen angefüllt war, ist jetzt aufgehoben, und die Hunderte von Zimmern sind herrenlos. Die glänzende Marmor-Kathedrale verdient gewiß ein besseres Schicksal, als in ihre eigenen Ruinen zu versinken, was nach wenigen Jahren geschehen seyn wird; schon verfällt das Dach, aus Mangel an Ausbesserung. Eine prächtige Bibliothek von 29,000 Bänden in der besten Ordnung ist nicht der unbedeutendste Schmuck dieses interessanten Schlosses.

Abyssinien.

Ein Brief aus Habesch (Abyssinien).

Von Antoine d'Abbadie.*)

— — Ein berühmter Reisender sagt irgendwo, man sey, je mehr man sehe, desto weniger zum Schreiben aufgelegt. Diese Maxime mag oft ein Deckmantel der Faulheit seyn; aber in meinem gegenwärtigen Falle ist sie allerdings wahr, und eben jetzt habe ich eine interessante Unterhaltung über das Land Doba sehr ungern abgebrochen, um nach England zu schreiben. Im Anfang meiner ersten Reise nach Abyssinien mußte ich mit vielen Schwierigkeiten kämpfen, und dieser Kampf machte mich für andere Gegenstände von örtlichem Interesse blind oder gleichgültig. Damals war ich nur mit der Arabischen Sprache vertraut, die aber jenseits des Kwolla Harkiko nicht mehr verstanden wird.**) Gleich meinen Vorgängern Bruce und Salt, erschien auch mir der Naib als ein vielzüngiger Cerberus, der die Zugänge eines unbekannten und, mindestens gesagt, unfreundlichen Landes bewachte. Jetzt war Alles anders: ich sprach das Amharische geläufig, verstand von dem Tugreye-Dialekte genug, um einen nachtäßigen oder ungeschickten Dolmetsch dann und wann verbessern zu können, und vermochte es, die Asaworta's (ein räuberisches Hirtenvolk der Gegend) in ihrer Muttersprache anzureden. Dazu hatte ich einen tüchtigen Verbündeten an meinem Bruder, der nun schon zwei Jahre in Abyssinien wohnt, von einem Dutzend wohlbewaffneter Diener umgeben und an alle die wilden Händel gewöhnt ist, die hier an der Tagesordnung sind. Die Ansprüche des Naib, der, gleich seinem Vorgänger in Bruce's Zeit, gichtbrüchig danieder lag, hätten uns beinahe gezwungen, auf alle diese Vortheile zu verzichten; dieser Herr stipulirte nämlich ein Geschenk für seine Person und ungeheure Bezahlung für Wegweiser und Kamerle; als wir aber sagten, wir würden einen Monat in Harkiku bleiben, und weder Eile noch Unwillen zeigten, kamen wir nach viertägigen Unterhandlungen mit einem Dollar an Kosten davon. Die Straße nach Abyssinien geht in gerader Richtung über den Kwolla bis Katra und windet sich dann aufwärts durch das lange und enge Thal Hadas, welches am Bache Taranta endet. Dieser steile Bergpaß heißt Suluh; er hat für einen Wanderer, der aus dem Kwolla kommt, etwas Imposantes, würde aber in den Alpen oder Pyrenäen fast unscheinbar seyn. Ungefähr auf halbem Wege steht ein isolirter Felsen, den eine Sage berühmt gemacht. Ein Freibeuter vom Stamme der Asaworta's, welcher ein Tugreye-Mädchen geraubt hatte, war von der Schönheit seiner neuen Sklavin so entzückt, daß er ihr die Freiheit anbot, im Fall sie sich entschlösse, auf dem abschüssigen Gipfel dieses Felsens zu tanzen. Der Nationaltanz besteht in langsamen Bewegungen der Arme und Füße, und so oft eine Pause eintritt, biegt man den ganzen Oberkörper weit nach hinten. Das Abyssinische Mädchen willigte in die furchtbare Probe, tanzte am Rande des Abhangs und wurde seiner Familie wiedergegeben. Noch jetzt heißt dieser Felsen: „Tanz der Tochter Lamino's".

Dugsa, wo wir drei Tage nach unserem Aufbruch von der Küste anlangten, ist, wie andere Gränzdörfer, ein Ort, wo man sich gut vertheidigen, aber schlecht wohnen kann. Die meisten benachbarten Flecken sind durch die Plünderungen der Asaworta's und die endlosen Fehden mit Tugreye und Amasen verödet worden; aber Dugsa und Hateya haben es dahin gebracht, mit dem Ersteren in Frieden bleiben und gegen den Letzteren sich vertheidigen zu können. Ein junger Häuptling eines dieser Dörfer hatte um die Hand der Tochter eines Häuptlings in Amasen geworben und, als der Konsens ausblieb, einen Haufen von 300 Asaworta's versammelt, um das schöne Mädchen zu stehlen und die Ländereien ihres Vaters zu brandschatzen. Letzterer ging endlich in den Vorschlag ein, und der junge Krieger, der diese Botschaft in unserer Gegenwart erhielt, empfand nun ein Mißbehagen über seine getäuschte Hoffnung auf Raub, das seine Freude über den Empfang der schönen Braut noch überwog. Bei Dugsa verließen wir unsere Träger aus Masawwa und mietheten uns eine Eskorte von entschlossenen Männern, die weder einen Muselmann, noch einen Christen fürchteten. Diese Vorkehrung war darum besonders nothwendig, weil wir, um den häufigen Zöllen an der Hauptstraße auszuweichen, einen ganz verödeten Seitenweg einschlugen, der links vom Berge Tahwil nach dem Kwolla Logo hinzog. Dieser Weg war allerdings der gefährlichste, da man bei Nacht Angriffe von Raubthieren bestehen und bei Tage der Karawanen-Diebe Abyssiniens sich erwehren mußte. Wir wählten das kleinere Uebel und wanderten bald nach Mitternacht über einen engen Paß durch Dornengestrüpp, das unseren barfüßigen Begleitern sehr beschwerlich fiel. Sobald wir der gefürchteten Stelle nahten, erblickten wir zu unserem nicht geringen Schrecken ein großes Feuer, um welches dunkle Figuren sich bewegten. Wir hielten einen Rath und beschlossen, im schlimmsten Falle offene Gewalt anzuwenden. Schon waren Keulen und Schilde in Bereitschaft, und Zwei von unserer Karawane, die den Stock sehr geschickt zu führen wußten, stellten sich als Reserve ins hinterste Glied. Als wir jedoch dem Feuer näher kamen, entdeckten wir zu unserer angenehmen Ueberraschung, daß diese verdächtig scheinenden Kerle nur ehrsame und friedliche Schmuggler waren, wie wir selber.

Auf diese Weise gelangten wir glücklich an den sieben oder acht Zöllen vorbei, welche Dugsa und Adwa trennen, und am Abend des dritten Tages legten wir uns am Rande eines Sumpfes bei dieser Stadt zur Ruhe nieder. Die Nacht war finster, und der Regen löschte unsere Feuer aus. Zum Glücke konnten wir vor lauter Mangel an Comfort nicht einschlafen; ich sage zum Glücke, denn um Mitternacht schlich ein Trupp Bewaffneter, angeführt von Herrn Coffin's Schwager, unbemerkt zu uns heran und bemeisterte sich schon unserer Baggage, als die Dugsa-Gränzer ihre Waffen ergriffen und durch ihre Entschlossenheit den Freibeutern Furcht einjagten. Bald nachher wurde der größte Theil unserer Effekten heimlich in die Stadt geschleppt; wir selbst und einige Träger folgten bei hellem Tage.

Ganz Tugreye ist in einem anarchischen Zustande, indem jeder kleine Gränzhüter unumschränkte Gewalt übt. Da keiner von diesen Herren jemals ein Päckchen öffnet, so kann der Europäische Reisende unmöglich durch Vorzeigung seiner Bücher und Instrumente beweisen, daß er kein Kaufmann ist. Wo es auf Erlegung von Zöllen ankommt, da giebt nur die Stärke der einen Partei und die List oder die Unerfahrenheit der anderen den Ausschlag, und mancher kühne Karawanen-Chef ist schon Wochen lang hin und her gewandert, bis er die Raubgier irgend eines Zoll-Spitzbuben hat befriedigen können.

Noch eine Merkwürdigkeit, bevor ich schließe. Was die Israelitische Heldin Debora in ihrem Siegesliede am Stamme Ruben so beißend und doch liebenswürdig tadelte — endlose Berathung, wenn es die höchste Zeit war, zu handeln — das findet auf die Abyssinier große Anwendung. Jede Materie, gleich viel, ob sie erheblich oder unerheblich sey, wird hier mit ungeheurem Wortschwall besprochen, und am Ende lautet das Resultat: „Wollen weiter sehen!" oder: „Ein ander Mal mehr von der Sache!" Die Reden und Deliberationen der Abyssinier sind eben so endlos, wie die inneren Kriege, welche das unglückliche Land in seinem ganzen Umfang zerfleischen.

*) Das Datum dieses Briefes ist der 8. April 1840.

Der Empfänger.

**) Das Abyssinische Wort Kwolla bezeichnet ein heißes Tiefland, im Gegensatze von Daga, worunter man eine kalte Hochebene mit Bergen versteht. Landschaften von einem mittleren Charakter, wie die Europäischen, heißen Watnadaga.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der weiblichen Handarbeiten. Eine Englische Dame hat über diesen Gegenstand ein Buch geschrieben und dadurch den anschaulichsten Beweis geliefert, daß man — was bisher als unmöglich galt — ein Blaustrumpf seyn und doch den Strickstrumpf lieben kann. Denn der letztere wird von ihr, eben so wie alle damit verwandte Beschäftigungen, lebhaft in Schutz genommen. Es seyen die Handarbeiten, meint die Verfasserin, ein des weiblichen Berufes weit würdigerer Zeitvertreib, als das jetzt auch in England in Mode gekommene Lesen von Romanen aus Leihbibliotheken. Das Buch nennt sich: „Die Kunst der Stickerei, von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage"*), doch hat das Englische Wort für „Stickerei" (needlework) eine viel allgemeinere Bedeutung, und wird auch von der Verfasserin, die mit den Geweben der Penelope beginnt und mit den Tapisserie-Arbeiten nach Berliner Stickmustern ihr gelehrtes Werk schließt, so verstanden. Als Herausgeberin desselben ist auf dem Titelblatte die „sehr ehrenwerthe Gräfin Wilton" genannt, doch gilt diese Dame nur als Protectrice der Schrift, die dadurch in der fashionabeln Welt eingeführt und hier um so mehr Käufer finden wird. Indessen hat das Werk auch einen historischen Werth, da es nach Englischen Originalquellen einige recht interessante Schilderungen von dem Leben der Frauen im Mittelalter und in den letzten Jahrhunderten liefert. Die Verfasserin meint mit Recht, daß die weiblichen Handarbeiten erst im Mittelalter und zwar durch die Klöster eine größere Bedeutung und Ausbildung erhalten hätten. Nonnen, die ihr beschauliches Leben nicht würdiger zu verbringen wußten, seyen die ersten Meisterinnen und Lehrerinnen in der Kunst der Stickerei gewesen. Schon im Mittelalter hätten jedoch die Englischen Arbeiten dieser Art einen weitverbreiteten Ruf gehabt, und am Päpstlichen Hofe hätten sich die gestickten Gewänder Englischer Geistlichen dermaßen ausgezeichnet, daß die Päpste selbst sich Stickereien in England bestellten. Die sogenannten Kragen à la Maria Stuart (ruffs) wurden am Hofe der Königin Elisabeth in solcher Größe getragen, daß eine in vollem Staat an der Tafel sitzende Dame genöthigt war, sich eines Löffels von zwei Fuß Länge zu bedienen. Die Stickereien an solchen Kragen wurden zu ihrer Zeit nicht weniger bewundert, als jetzt die Ausstellungen der Miß Linwood in London, deren Portraits, Landschaften und historische Stücke eine förmliche Galerie von Arbeiten der weiblichen Nadel bilden.

*) The Art of Needlework, from the earliest ages etc. Edited by the Right Hon. the Countess of Wilton. London, 1840.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Freitag den 11. September 1840.

Spanien.

Espartero und die heutigen Zustände Spaniens.

Spaniens Geschick ist gegenwärtig in die Hände Eines Mannes gegeben. Die mächtige Monarchie Philipp's II., deren Boden seit fast einem Jahrhundert von Ideen unterwühlt worden, die sie lange genug von sich abgehalten, ist endlich an einem Wendepunkte angelangt, wie er in revolutionairen Ländern früher oder später immer eintritt: die alte Gesellschaft ist zusammengestürzt, und die neue hat sich noch nicht befestigt. Die Gewalt allein kann einige Ordnung in diese Verwirrung der Prinzipien, der Gesetze, der Parteien und der Sitten bringen. Ein glücklicher Soldat ist jetzt mit der schrecklichen Macht des Säbels bekleidet; die Zukunft des Landes hängt davon ab, wie er sich derselben bedient. Sieht man ihn auf solcher Höhe stehen, daß die Blicke eines ganzen Volkes auf ihn gerichtet sind, und daß jede seiner Handlungen der Geschichte verfallen muß, so fühlt man sich unwillkürlich zu der Frage angeregt, wer er ist, und welches Licht seine Vergangenheit auf sein zukünftiges Benehmen fallen läßt.

Don Baldomero Espartero, Graf von Luchana, Herzog von Vitoria, Herzog von Morella, Spanischer Grand erster Klasse, General-Capitain der Armee, Generalissimus der Spanischen Armee, Commandeur der äußeren*) Königlichen Garde, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz der Orden Karl's III., Isabella's der Katholischen, des St. Ferdinands- und St. Hermenigilden-Ordens, Großkreuz der Französischen Ehrenlegion, des Portugiesischen Thurm- und Schwert-Ordens, so wie jetzt auch des Englischen Bath-Ordens, wurde 1792 zu Granatula, einem kleinen Flecken in der Nähe von Almagro in der Provinz la Mancha, geboren. Der junge Baldomero wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Sein ältester Bruder, Manal Espartero, der damals Franziskaner-Mönch in einem Kloster zu Ciudad-Real war, nahm ihn zu sich, sobald er etwas herangewachsen war.

Er war 16 Jahr alt, als die Franzosen 1808 in Spanien eindrangen. Er schloß sich der allgemeinen Volksbewegung an und trat als gemeiner Soldat in ein Bataillon, das fast nur aus Studenten und Seminaristen bestand und deshalb das heilige, el Sagrado, hieß. Die meisten Freiwilligen des Bataillons traten nach und nach in die Regimenter. Espartero erhielt durch die Verwendung einer alten Marquise, bei welcher sein Bruder eine Zuflucht gefunden, die Vergünstigung, daß er in die Kriegs-Schule auf der Insel Leon aufgenommen wurde. Er verließ dieselbe als Unter-Lieutenant, aber der Krieg gegen Napoleon war zu Ende. Es sollte damals gerade eine Expedition nach den empörten Spanischen Kolonieen abgehen. Da Espartero nicht wußte, was er anfangen sollte, so meldete er sich bei dem Befehlshaber der Expedition, dem General Pablo Morillo, um Theil an derselben zu nehmen. Wie alle andere Offiziere, stieg Espartero, sobald er den Fuß an Bord setzte, um einen Grad; überdies wußte er sich während der Ueberfahrt dem General Morillo bemerklich zu machen, der ihn in seinen Generalstab aufnahm.

Espartero, der von Natur tapfer war, fand in diesem Kriege reichliche Gelegenheit, sich hervorzuthun. An die Spitze eines Bataillons gestellt, nahm er 1817 an dem Treffen von Supachui Theil. Zum Oberst-Lieutenant befördert, schlug er 1818 den Insurgentenhaufen Rueto's in der Ebene von Majocayo. Im Jahre 1819 erwies er sich thätig bei der Unterwerfung der Provinz Cochabamba und verfolgte mit dem General Seoane die Insurgenten dieser Provinz 56 Tage lang. Im Jahre 1823 wurde er Oberst und wohnte als solcher dem Treffen von Morata bei, in welchem er zwei schwere Wunden erhielt. Der größte Theil seiner Zeit war indeß dem Spiel geweiht; dieses trug ihm ein ansehnliches Vermögen ein. Die Spielwuth war das herrschende Laster in der Amerikanischen Armee. Espartero war der nobelste und glücklichste Spieler. Viele höhere Offiziere und Generale waren ihm auf ihr Wort bedeutende Summen schuldig geblieben und fühlten sich seiner Schonung zu Dank verpflichtet. Man erzählt, er habe dem General Canterac an einem Abend 16,000 Gold-Unzen, mehr als eine Million Franken, abgewonnen. Als Beide das Spielhaus verließen, sagte Canterac zu ihm: „Ich bin Ihnen 16,000 Gold-Unzen schuldig; ich werde für Ihre Bezahlung sorgen.“ — „Sie waren mir diese Summe schuldig“, antwortete Espartero, „als wir an dem Spieltische saßen; jetzt sind Sie mir nichts mehr schuldig.“ — Dieses abenteuerliche Leben ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben, in dem sich Kraft, Apathie und Verschlagenheit, wie bei allen Spielern von Profession, die Wage halten. Dem Spiele verdankte er vielleicht auch seine große Geschicklichkeit in jeder Waffenübung, da er wohl wußte, welchen Gefahren ihn sein ungewöhnliches Glück aussetzte. Mit den militairischen Wissenschaften beschäftigte er sich gar nicht, und er konnte nur Anspruch auf den Ruf eines guten Kavallerie-Offiziers machen.

Alle Offiziere, welche an dem Amerikanischen Kriege Theil genommen, bildeten bei ihrer Rückkehr nach Europa eine Art Verbrüderung. Fast alle Generale, die seitdem zu Bedeutung gelangten, Valdes, Rodil, Maroto, Canterac, Seoane, Carratala, Lopez, Narvaez, Ferraz, Villalobos, Alair, Araoz, Aldama u. s. w., sind aus ihnen hervorgegangen. Man nannte sie spottweise in Spanien die Ayacuchos, wegen der unheilvollen Capitulation von Ayacucho, welche der Spanischen Herrschaft in Süd-Amerika ein Ende machte. Obgleich sie nun eben nicht Grund haben, auf ihre gemeinschaftlichen Erinnerungen sehr stolz zu seyn, so hielten sie doch immer eng zusammen, wenn sie auch zu entgegengesetzten Parteien übertraten. Darin finden viele Ereignisse aus dem Leben Espartero's, auch die Convention von Bergara, ihre Erklärung.

Don Baldomero hatte also, als er nach Europa zurückkehrte, den Grad eines Obersten und ein bedeutendes Vermögen. Da er die eroberten Fahnen zurückbrachte, so erhielt er den Grad eines Brigadiers. Sodann wurde er in das Depot von Logroño geschickt, wo er die Bekanntschaft der reizenden Señora Jacinta, der einzigen Tochter und Erbin eines reichen Grundeigenthümers, Herrn Santa-Cruz, machte und sie wider den Willen ihres Vaters heirathete. Als Commandeur des Regiments von Soria ging er sodann nach Palma, wo er mehrere Jahre blieb, von wo er jedoch zuweilen nach dem Festland mit seiner Gemahlin herüberkam, deren Schönheit und Anmuth in Barcelona zu hohem Rufe gelangten. In Barcelona schloß er auch einen Freundschaftsbund mit Elio.

Nach dem Tode Ferdinand's VII. erklärte er sich für die Königin Isabella II., und als der Krieg ausbrach, begab er sich als General-Capitain der Provinz Biscaya zu der Nord-Armee. Espartero war nicht glücklicher als die anderen constitutionellen Anführer. Unter Anderem wurde er bei Villareal von einer Abtheilung Zumalacarreguy's aufs Haupt geschlagen. In dieser Zeit bestand er nur ein glückliches Gefecht gegen Gomez. Da er indeß seine Person nicht schonte, so befestigte er seinen verdienten Ruf der Tapferkeit. So lange die Armee dem Karlistischen Helden Zumalacarreguy gegenüber stand, richtete sie nichts gegen die Insurrection aus. Sechs Ober-Anführer waren auf einander gefolgt, Saarsfield, Quesada, Rodil, Valdes, Mina, Cordova, und alle waren gescheitert; die Indisziplin und die Demoralisation griffen immer weiter um sich, und man konnte sagen, daß die Königin keine Armee mehr habe. Als die Ereignisse von la Granja eintraten, legte Cordova den Oberbefehl nieder und ging nach Frankreich. In der ganzen Armee war nur Ein Mann, der seine Stelle einnehmen konnte, und dieser war Espartero. Ein Dekret vom 17. September 1836 ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Nord-Armee, Vice-König von Navarra und General-Capitain der Baskischen Provinzen.

Hier dürfte wohl der Ort seyn, Espartero's militairische Geltung zu prüfen. Erwägt man die Resultate, so kann die Prüfung nur zu seinem Vortheile ausfallen. Aus einer geschlagenen und fast aufgelösten Armee hat er eine mächtige und siegreiche gebildet; er hat einen Krieg geendet, der die Kräfte des constitutionellen Spaniens aufgezehrt hatte. Solche Resultate setzten schon eine bedeutende Tüchtigkeit voraus; indeß läßt sich auch nicht leugnen, daß die Umstände ihm sehr zu Statten gekommen sind. Er trat in einem Augenblick auf, wo die Einheit, welche Zumalacarreguy der Insurrection verliehen, sich lockerte; die Eifersüchteleien und die Uneinigkeit im Hauptquartiere des Don Carlos waren seine ersten Bundesgenossen. Dann fand er bei seiner eigenen Partei Unterstützungen, die seinen Vorgängern gefehlt hatten. Das revolutionaire Spanien hatte sich anfangs wenig um den Karlistischen Aufstand gekümmert und nicht recht an dessen Ernst glauben wollen. Als Espartero Oberanführer wurde, war diese Täuschung geschwunden; man sah endlich ein, daß der Kampf gegen Don Carlos die vornehmste Aufgabe der Regierung der Königin sey, und man war jetzt fest entschlossen, diesem alle Kräfte zu widmen. Dennoch brauchte Espartero vier Jahre, um die

*) In Spanien giebt es zwei Königliche Garden: die äußere, welche zur Armee gehört, und die innere, welcher die eigentliche Wache des Herrschers obliegt.

Insurrection zu unterdrücken. Seine persönliche Tapferkeit unterliegt keinem Zweifel, aber als Feldherr zeigte er mehr die Eigenschaften eines Zauderers und Unterhändlers als die eines Kriegers. Da er an einer chronischen Blasenentzündung litt, so brachte er die Zeit im Bette zu. Im Bett diktirte er seine Pläne, hörte er die Berichte seines Generalstabs, ordnete er seine Manöver an; im Bette empfing er Deputationen, Glückwünsche und Lorbeerkränze. Wenn er zuweilen einschläft, ist es also nicht zu verwundern; sein Zustand erlaubt ihm nicht die geringste Anstrengung, und seine Soldaten erzählen, daß sie bei weiten Märschen ihn oft haben vom Pferde steigen und vor Schmerz sich auf der Erde wälzen sehen. Sein Charakter ist, wie seine Gesundheit, ein Wechsel fieberhafter Erregungen und langer Abspannungen. Ausdauernde Thätigkeit mißfällt und schadet ihm. Nur in Spanien ist ein solcher General möglich.

Oft hat er sogar die Geduld seiner Landsleute ermüdet, und dennoch verstehen die Spanier das Warten. Espartero hat diese Nationaltugend auf eine harte Probe gesetzt; nach jeder seiner Operationen trat eine Unthätigkeit von mehreren Monaten ein. Oft erhob sich die öffentliche Meinung gegen ihn, die Cortes hielten eine geheime Sitzung, um sich über die Unthätigkeit des Oberbefehlshabers zu berathen, es wurden Abgeordnete an ihn geschickt, um ihn zu drängen, aber Alles half zu nichts. Der erste und größte militairische Erfolg, den er davontrug, war der Sieg von Luchana, welcher die Entsetzung Bilbao's herbeiführte. Aber es steht fest, daß die Englischen Hülfstruppen den größten Antheil daran hatten, und daß sie ihm den Sieg fast in die Hände gaben. Dieser brachte ihm den Titel eines Grafen von Luchana und die Dankbarkeit und die Bewunderung ganz Spaniens ein. Ein anderesmal setzte er durch seine Langsamkeit die Hauptstadt und die Königin einer großen Gefahr aus. Als Don Carlos die Baskischen Provinzen verließ, folgte ihm Espartero nicht, vermuthlich, weil er auf die in Arragonien und Catalonien zerstreuten Truppen-Abtheilungen rechnete. So ließ er diesen bis vor die Thore Madrids gelangen und schreckte erst dann aus seiner Sorglosigkeit auf, als Cabrera's Soldaten schon die Vorstädte besetzt hatten. Nun stürzte er der Hauptstadt zu Hülfe; wenn aber Don Carlos etwas mehr Entschlossenheit gezeigt hätte, wäre er zu spät gekommen. Die Karlistische Armee war schon in vollem Rückzuge begriffen.

Es sind die Nachtheile von Espartero's Zaudersystem hervorgehoben worden; die Gerechtigkeit erfordert indeß, auch auf die gute Seite desselben hinzuweisen. Als er das Kommando übernahm, fand er nur die Trümmer einer Armee, und diese Trümmer waren die letzte Hoffnung des constitutionellen Throns. Der geringste Unfall wäre ein entsetzliches Unglück gewesen. Espartero durfte also nur sicheres Spiel spielen und mußte vor allen Dingen auf die Organisation der Armee bedacht seyn. Die Unordnung in der Armee war so groß, daß die Generale in beständiger Empörung gegen den Heerführer, die Offiziere gegen die Generale, die Soldaten gegen die Offiziere waren. Die Ermordung der Generale Saarsfield und Escalera bezeugte, wie tief das Uebel eingerissen war. Espartero brauchte lange Zeit, um die Wunden zu heilen, aber er hat sie geheilt und konnte am Ende nur durch Klugheit und Umsicht zu diesem Resultate gelangen.

Zuerst war er darauf bedacht, die Mörder in Pampelona und Miranda zu bestrafen. Er verbarg anfangs den Abscheu, den ihm diese gräßlichen Thaten einflößten; als er aber sich des Gehorsams seiner Soldaten versichert halten konnte und den militarischen Geist durch einige Erfolge über die Karlisten wieder etwas aufgerichtet hatte, schritt er zum Werke der Gerechtigkeit. Als er am 30. Oktober 1837 durch Miranda del Ebro kam, ließ er die Division der Königlichen Garde zu Fuß, die zweite und dritte Division der Armee, die reitende Artillerie und das Regiment von Segovia in Schlachtordnung aufstellen. Hierauf ließ er zehn Soldaten, die als die Hauptanstifter des gegen Escalera verübten Mordes bekannt waren, aus den Reihen hervorholen und sie niederschießen. Zugleich erklärte er, daß er das Regiment nur wegen der ausgezeichneten Tapferkeit, die es bei Valladolid bewiesen, nicht dezimiren lasse. In Pampelona that er zehn Tage später dasselbe. Als die Truppen sich auf dem Glacis der Citadelle im Carré aufgestellt hatten, drohte er, sie dezimiren zu lassen, wenn die Namen der Schuldigen nicht augenblicklich genannt würden. Kaum hatte Espartero den Oberst Iriarte bemerkt, als er zu ihm sagte: „Man glaubt, daß Sie sich der Ermordung Saarsfield's schuldig gemacht haben." — „Ich bin unschuldig", antwortete dieser. — „Es soll mir lieb seyn, wenn Sie es sind", erwiederte Espartero; „wenn Sie es aber nicht sind, so werden Sie in zwei Stunden Gott Rechenschaft ablegen." — Augenblicklich wurde ein Tisch und Stühle herbeigebracht, das Kriegsgericht trat zusammen, die Verdächtigen wurden Angesichts der ganzen Armee vernommen und der Oberst Iriarte, der Oberst Barrieat, die Sergeanten Chatelain, Valero, Lopez und Villagarcia erschossen.

Zugleich that Espartero Alles, um sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Noch war kein General so sehr für sie besorgt gewesen; unaufhörlich bestürmte er das Ministerium. Nachdem er so zwei Jahre lang temporisirt hatte, schritt er endlich im Frühling 1838 zur Offensive. Der General Negri war in Castilien eingedrungen; Espartero ging ihm nach und schlug ihn am 27. April bei Burgos aufs Haupt. Am 18. Juni stand Espartero mit 16 Bataillonen, 4 Schwadronen und 24 Kanonen vor Peñaceerada. Am 20sten war die Stadt in seiner Gewalt. Zwei Tage später schlug er den General Guergue, der mit 15,000 Mann zum Entsatze herbeigeeilt war, und nahm ihm 800 Gefangene ab. Der Sieg wurde durch 4 Schwadronen Husaren entschieden, die Espartero selbst ins Feuer geführt hatte. Hierauf schickte er sich an, Estella anzugreifen, und würde den Platz eingenommen haben, wenn Oraa's Niederlage von Morella nicht wiederum die Armee entmuthigt hätte. Espartero nahm wieder zu seiner früheren Taktik seine Zuflucht. Er hatte noch einen anderen Grund, sich mehr auf die Rolle eines Beobachters zu beschränken. Von jeher hatte er gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu enden, und zu diesem Zwecke einen Briefwechsel mit mehreren Karlistischen Anführern, besonders mit Elio und Zarariategui, unterhalten. Nach der Niederlage von Peñaceerada trat eine Revolution in der Karlistischen Armee ein; Guergue trat ab, und Maroto übernahm den Oberbefehl. Da Maroto ebenfalls Ayacucho und ein alter Waffengefährte Espartero's war, so zweifelte dieser nicht mehr an dem Erfolge. Es wurden geheime Unterhandlungen zwischen Beiden angeknüpft und während mehrerer Monate die Feindseligkeiten eingestellt.

Indeß hatte sich der nachtheilige Eindruck der Niederlage von Morella verloren, und Espartero glaubte den Unterhandlungen durch einen Sieg Nachdruck geben zu müssen. Die Karlisten hatten lange an der Befestigung der furchtbaren Stellungen Peña del Mar, Ramales und Guardamino gearbeitet. Espartero nahm sie an der Spitze von 30,000 Mann in den letzten Tagen des Mai ein. Die darauf folgenden Ereignisse sind bekannt. Am 29. August wurde die Convention von Bergara unterzeichnet, und am 15. September trat Don Carlos nach Frankreich über. Seinem Zaudersysteme getreu, wartete Espartero noch einen Winter ab, bevor er auf Cabrera losging. Als der Winter vorüber war, fand er fast keinen Widerstand, und Spanien ist jetzt vollständig pazifizirt.

Dies ist in kurzem Espartero's militairisches Leben. War er furchtsam als Anführer, so wurde er doch nicht besiegt und hatte nicht nöthig, einen Schritt rückwärts zu thun. Seine Methode ist nicht die der großen Heerführer, aber sie hat ihn langsam und sicher zum Siege geführt. Der Spanische Geist hat eine starke Beigabe des gewöhnlichsten gesunden Menschenverstandes. Diese Eigenschaft repräsentirt Espartero, und trotz der pomphaften Uebertreibungen seiner Bülletins hat er nichts Großes in sich und immer nur kleine Mittel angewendet.

Wir müssen ihm jetzt auf einen anderen Schauplatz folgen, da er wohl künftig seine Kräfte ausschließlich in Anspruch nehmen wird, auf den der Politik. Die Staatsmänner Spaniens zerfallen bekanntlich in zwei Parteien, die exaltirte und die gemäßigte. Die Exaltirten sind in kleiner Anzahl, aber sie haben Energie, Kühnheit und Ausdauer für sich. Die Gemäßigten stützen sich auf die Mehrzahl der Nation, aber es fehlt ihnen an einer festen Organisation und an Geschicklichkeit. Bis jetzt hat keine Partei zur ausschließlichen Herrschaft gelangen können. Die Thätigkeit der Exaltirten hält die überlegenen Kräfte der Gemäßigten in Schach, und andererseits lähmt die Masse der Gemäßigten schon durch die Kraft der Trägheit die Anstrengungen der Exaltirten. Der Bestand und die Hülfsquellen beider Parteien sind natürlich eben so verschieden wie ihre Prinzipien. Die Hauptkraft der Gemäßigten beruht in der Königlichen Gewalt, dem einzigen Element der Ordnung, das sich in Spanien erhalten hat. Die Königin-Regentin hat oft dieser Partei die Thatkraft gegeben, welche ihr fehlte. Die Gemäßigten dürfen ferner auf den Adel, auf die reichen Grundbesitzer, auf Alles, was in Spanien dem Bürgerstande ähnlich sieht, rechnen. Die Exaltirten haben gegen diese Gegner nur Eine Waffe, aber eine schreckliche: die geheimen Gesellschaften. Die ehemaligen Freimaurer haben ihre Organisation beibehalten und stützen sich auf die neuen aus ihnen hervorgegangenen Gesellschaften, die Communeros, die Carbonaris, das junge Spanien, die Thränen von Torrijos, die Isabelinos, die Rächer Alibaud's, die heilige Hermandad u. s. w., welche Spanien mit ihrem Netz überziehen.

Beide Parteien suchen natürlich Stützpunkte im Auslande. Die gemäßigte Partei ist Französisch, die exaltirte Englisch. So stehen auf der einen Seite die Gemäßigten, die Königin, die Sympathien für Frankreich, auf der anderen die Exaltirten, die geheimen Gesellschaften, der Englische Einfluß. Es läßt sich leicht denken, daß beide Parteien sich große Mühe gegeben haben, Espartero für sich zu gewinnen. Im Anfange seiner Laufbahn neigte er sich zu den Gemäßigten hin; später zogen ihn Schmeicheleien, die beständige Bereicherung, welche sich in seinem Generalstabe festgesetzt hat, und der Widerstand, den die Regierung seinen übertriebenen Ansprüchen entgegensetzte, zu den Exaltirten hinüber und verleiteten ihn endlich zu Barcelona zu dem entscheidenden Schritte, der ihn der revolutionairen Partei einen Augenblick in die Arme warf.

Wir wollen die Hauptphasen dieser Sinnesänderung betrachten. Espartero hatte das Kommando kurz nach den Scenen von la Granja übernommen. Die rohe That des Sergeanten Garcia empörte ihn, und das Benehmen der Verwaltung, welche darauf folgte, erhöhte seine Unzufriedenheit noch. Als Freund der Ordnung und der Staatsgewalt, erklärte er sich gegen das Ministerium Calatrava, obschon er den Schein zu bewahren suchte, als ob er sich nur um die Angelegenheiten der Armee kümmere. Seine erste Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten führte den Sturz dieses Ministeriums herbei. Dies war im August 1837. Don Carlos hatte sich von Madrid zurückgezogen, und Espartero's Armee lagerte vor den Thoren der Hauptstadt. Offiziere der Königlichen Garde versammelten sich zu Pozuello de Aravaca und entwarfen eine Adresse an die Königin, in welcher sie die Entlassung des Ministeriums forderten. Die Minister verlangten dagegen die Bestrafung der Antragsteller; Espartero schlug sie ihnen ab, und das Ministerium reichte seine Entlassung ein. Espartero hatte diese Ereignisse eigentlich mehr geschehen lassen, als daß er selbst hervorgetreten wäre. Nichtsdestoweniger wurde er allgemein für diese Vorgänge verantwortlich gemacht. Die Exaltirten nannten ihn einen Cromwell, und die Gemäßigten feierten ihn als einen Befreier.

In dem Ministerium, welches nun folgte, wurde ihm die Stelle eines Conseils-Präsidenten und Kriegs-Ministers vorbehalten. Espartero schlug sie aus und ließ den Ayacucho Alair zum Kriegs-Minister ernennen. Man bot ihm öfter den Eintritt ins Ministerium an; er lehnte es ab. Indeß wurde sein Hauptquartier eine Macht im Staate, und er erinnerte sich des Ministeriums nur, um bittere Klagen über die Entblößung der Armee an dasselbe zu richten, während die Nation sich für sie erschöpfte. Gegen Ende des Juli 1838 hatte er einen Zwiespalt mit dem Ministerium, der wieder ausgeglichen wurde. Indeß stiegen seine Ansprüche immer höher, und in den Unterhandlungen vor der Convention von Bergara verfuhr er als unumschränkter Gebieter und erstattete dem Ministerium nicht einmal Bericht. Dieses wagte nicht, ihn an seine Pflicht zu erinnern.

Die Wahlen von 1839 hatten eine exaltirte Majorität in die Cortes gebracht, gegen welche das Ministerium Perez de Castro einen schweren Stand hatte. Es benutzte indeß den Machtzuwachs, den es durch die Pacification der Baskischen Provinzen erhalten hatte, zur Auflösung der Versammlung. Zugleich modifizirte es sich in gemäßigtem Sinne, und Montes de Oca und Calderon Collantes, die durch ihre konservativen Gesinnungen bekannt waren, traten in dasselbe ein. Diese Aenderung hätte durchaus nach dem Sinne Espartero's seyn müssen, denn die Fueros, welche die Convention von Bergara gewährleistet hatte, waren der Zankapfel zwischen den aufgelösten Cortes und dem Kabinet gewesen, und das Dekret, welches die Fueros anerkannte, erschien an demselben Tage, an welchem das Ministerium geändert worden war. Aber Espartero hörte nur auf die Stimme der Eigenliebe. Drei Minister waren entlassen worden, und unter ihnen der Kriegs-Minister, die Cortes waren aufgelöst, neue Wahlen angeordnet und Espartero war nicht um Rath gefragt worden! Er war empört darüber.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Wissenschaftliche Illustrationen Frankreichs.

Poisson.

(Schluß.)

Obgleich Poisson sehr leicht arbeitete, so mußte er doch dem gesellschaftlichen Leben entsagen. Im Jahre 182— heirathete er ein Fräulein aus einer altadeligen Familie, die ihm vier Kinder schenkte: er beschränkte sich nun auf das stille Glück der Häuslichkeit. Aber die Liebe zur Einsamkeit entwickelte sich bald so stark in ihm, daß er nur noch ausging, um seinen amtlichen Pflichten zu genügen. Er brachte den ganzen Tag in seinem Kabinet zu und ließ unter keiner Bedingung Jemand ein. Von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Dann speiste er, und Abends, wenn er keine Korrekturen zu machen hatte, spielte er mit seinen Kindern oder plauderte mit einigen Freunden. Diese fortwährende geistige Anspannung ohne körperliche Bewegung erschütterte endlich seine Gesundheit. Auf Mahnungen und Erinnerungen der Aerzte und seiner Freunde wollte er nicht hören, bis endlich im Herbste 1838 ein Blutgefäß sprang.

Nach einiger Zeit verschwanden die beunruhigendsten Symptome, und man konnte wenigstens hoffen, sein Leben zu verlängern. Er hielt sich für geheilt und begann wieder seine ehemalige Lebensweise. Der Winter und der Frühling 1839 verflossen unter grausamen Befürchtungen. Man glaubte viel gewonnen zu haben, als er sich bereden ließ, aufs Land zu gehen, aber obgleich er nicht mehr die Kraft zu schreiben hatte, so schloß er sich doch Tage lang ein, um an der mathematischen Theorie des Lichts zu arbeiten, die er neu begründen wollte. Auf diese Weise konnte der Aufenthalt auf dem Lande dem Kranken nicht viel helfen; dennoch trat dort keine heftige Krise ein. Als er aber, nach Paris zurückgekehrt, das Examen an der polytechnischen Schule, das ihn nöthigte, während eines Monats die Zöglinge 10—12 Stunden täglich zu befragen, durchaus selbst vornehmen wollte, da brachen seine Kräfte zusammen. Es trat eine Blutergießung im Kopfe ein, welche eine Lähmung des linken Arms zur Folge hatte und auch seine geistige Thätigkeit lähmte: er verlor das Gedächtniß der Eigennamen. Allmälig kehrte das Gedächtniß zurück, und auch die Lähmung verlor sich. Poisson faßte Hoffnungen, die Niemand theilen konnte. In einer Unterhaltung mit einem seiner Freunde sprach er von den Betrachtungen, die er angestellt hatte, als ihn der Schlag rührte und er sich zum Tode vorbereitete. In diesem Augenblicke, wo er der Sprache und fast aller Sinne beraubt war, hatte er sich, wie er sagte, in sich selbst zurückgezogen, um ruhig die Folge von Erscheinungen zu beobachten, welche das Ende des Lebens herbeiführen mußten, und er hatte sich gefreut, daß sein Geist und seine philosophischen Grundsätze nicht dem leeren Schrecken erlagen, der so oft die Sterbenden überfällt. Seine neuen Lebenshoffnungen waren nicht von langer Dauer. Die gänzliche Entkräftung, der Mangel an Schlaf und Appetit, die fortwährenden Beklemmungen und furchtbaren Herzschmerzen mußten ihn zuletzt überzeugen, daß Alles verloren sey. Fest überzeugt, daß ihn nichts dem Tode entreißen könne, fand er doch noch die Kraft, die Korrekturbogen seiner letzten Denkschrift zu verbessern und den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften beizuwohnen, deren Präsident er war. Endlich brachte man ihn nach Sceaux, in der Hoffnung, daß die Landluft sein Leben um einige Tage verlängern werde. Hier starb er am 25. April im 58sten Jahre seines Alters.

Die berühmtesten Geometer der neueren Zeit unterscheiden sich von einander durch besondere und oft entgegengesetzte Eigenschaften. Während Newton in tiefem Nachdenken ein Buch vorbereitete, welches den Menschen das System der Welt offenbaren sollte, warf Leibnitz, von anderen Beschäftigungen abgezogen, im Fluge in Journal-Artikeln, Briefen u. s. w. die Grundzüge der wichtigsten Entdeckungen hin. D'Alembert, der sich sonst so methodisch zeigt, brachte so wenig Ordnung und Klarheit in seine mathematischen Forschungen, daß die bedeutendsten seiner Werke jetzt fast unleserlich sind. Der fruchtbare und erfindungsreiche Euler schien in den Folgerungen und Ableitungen nur ein Mittel zu sehen, die Analyse anzuwenden und sie weiter zu fördern, während Daniel Bernulli durch sinnreiche Betrachtungen der Ohnmacht der Geometrie zu Hülfe kam. Lagrange, den man den Racine der Mathematik genannt hat, war nicht zufrieden, wenn er eine Entdeckung gemacht hatte, sondern suchte ihr auch eine möglichst elegante Form zu geben und sie auf die klarste Weise darzustellen. Laplace sah in der Analyse nur ein Mittel, zu wichtigen Resultaten zu gelangen, und bemühte sich nicht sehr, den Weg zu bahnen, der ihn zum Ziele führen sollte.

Poisson war vorzüglich geboren, um die Arbeiten seiner Vorgänger zu vervollkommnen und um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sie aufgehalten hatten. Niemand wird wohl behaupten, daß Poisson keinen Erfindungsgeist gehabt habe, aber er wählte am liebsten Fragen, die schon Andere behandelt hatten, mit denen sie aber nicht zu Stande oder nicht zu Ende gekommen waren. So leicht hat Niemand besser als er verstanden, die Analyse auf die Erforschung der Kräfte anzuwenden, welche die Naturkörper bewegen. Die Mechanik ist unter seinen Händen zu einer neuen Wissenschaft geworden, und besonders ist sein Verlust für die Himmels-Mechanik und die mathematische Physik zu bedauern. Für dergleichen Arbeiten hatte er eine besondere Vorliebe, ohne daß er jedoch aufgehört hatte, die Fortschritte der reinen Analyse zu verfolgen. Ein kleines Portefeuille, in das er die Fragen eintrug, mit denen er sich beschäftigen wollte, beweist am besten, daß ihm nichts entging, und daß er die Absicht hatte, von neuem alle Theile der Analyse und der physischen Mathematik zu behandeln.

Poisson's philosophische Ansichten waren die des 18ten Jahrhunderts. Deshalb hielt er sich auch in der Wissenschaft mehr an die Resultate als an die Methode und zog die Analyse der Synthese vor. Mit der Zeit fing er indeß an, seine Kraft an den metaphysischen Schwierigkeiten zu versuchen. So suchte er das Prinzip des Verhältnisses der Kraft zur Geschwindigkeit zu beweisen, ein Prinzip, von dem Laplace geglaubt hatte, daß es sich nicht durch das Raisonnement beweisen lasse. Poisson's Beweisführung läßt freilich auch noch einige Zweifel bestehen, denn es sollte scheinen, als ob man sie auf alle Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung ausdehnen könne. Für das Leben hatte er eine praktische Philosophie angenommen, welche ihn die Dinge von der besten Seite betrachten ließ und ihn auf die Zukunft zu hoffen lehrte. Im Gespräch war er lebhaft und heiter, aber er liebte nicht die geräuschvollen Gesellschaften, und ganz, wie er war, zeigte er sich nur wenigen Freunden. Diejenigen, die ihn lehren hörten, werden nie vergessen, wie er die schwierigsten Sätze der Wissenschaft erklärte. In der Akademie indeß wußte er nicht Herr der Bewegung zu werden, welche diese imposante Versammlung in ihm hervorrief, und man wunderte sich über seine Unsicherheit, die noch durch einen schwachen konvulsivischen Husten erhöht wurde. Dennoch konnte er kaum irgendwo ein wohlwollenderes Publikum finden, denn sein Einfluß in der Akademie war sehr bedeutend, obschon er selten Gebrauch von demselben machte. Seine einzige Leidenschaft war die Wissenschaft; für sie lebte und starb er.

Obgleich Poisson unter der jetzigen Regierung die Pairswürde erhielt, so nahm er doch nie an der Politik Theil. Als Anhänger einer vernünftigen Freiheit und überzeugt, daß diese ihm nie fehlen werde, forderte er von der Regierung nur die nöthigen Bedingungen der Stabilität. Der Krieg und der militairische Despotismus hatten ihn zuletzt Napoleon's Herrschaft abgeneigt gemacht. Er glaubte an die Restauration, aber er opferte den Bourbonen keine seiner Ueberzeugungen. Herr von Frayssinous und Herr von Villèle legten großes Gewicht auf sein Urtheil und zogen ihn zu Rathe. Sie suchten seine Wahl zum Deputirten in Pithiviers durchzusetzen, aber er fiel durch, weil die Liberalen, die ihm feindlich waren, bei den Legitimisten geltend machten, daß er bürgerlichen Standes sey, und daß sein Vater zur Zeit des Konvents Friedensrichter gewesen war. Als er nach der Juli-Revolution sah, daß die neue Dynastie sich befestigte, schloß er sich derselben von ganzem Herzen an. An den Berathungen der Pairs-Kammer nahm er nur geringen Antheil. Als ihm seine Erneunung angezeigt wurde, sagte er bloß: „Das wird meiner Frau Freude machen."

Obschon alle seine Neigungen einfach und sein Charakter sehr gemäßigt war, so besaß er doch eine große Zähigkeit. Er entschied sich nicht gern, und wenn man mit ihm von einer Angelegenheit sprach, konnte man darauf rechnen, daß er alle Schwierigkeiten hervorheben würde. Hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so ging er nicht wieder davon ab. Ein Mann, der, wie Poisson, sich nur selten öffentlich zeigte und nur in einem kleinen Kreise von Freunden lebte, war natürlich der Gefahr ausgesetzt, ungünstig von denen beurtheilt zu werden, die ihn nicht genauer kannten. Er hat mancherlei Beschuldigungen anhören müssen, und es wurde sogar darüber geschrieen, daß er sich bemühte, seinen Kindern ein Vermögen zu hinterlassen. Poisson hatte indeß nie etwas für sich gefordert. Zuerst sorgte Laplace für seine Beförderung, und als die Restauration sich mit allen den Männern zu umgeben suchte, die an ihre Versprechungen geglaubt hatten, mußte natürlich auch Poisson die Aufmerksamkeit der neuen Regierung auf sich ziehen. Dennoch opferte er keine seiner philosophischen Ueberzeugungen und suchte nicht einmal sie zu ver-

schleiern. Er wurde zum Mitgliede des Rathes für den öffentlichen Unterricht ernannt, ohne vorher davon benachrichtigt worden zu seyn, und erhielt den Baronstitel, ohne daß er ihn gewünscht hatte. Wahr ist es, daß er seinen Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterließ, aber nie hatte ihn die Sorge um dasselbe von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abziehen können, und als er plötzlich fürchten mußte, ganz ruinirt zu werden, zeigte er eine ungewöhnliche Seelengröße. Poisson hatte die Gewohnheit, alle seine Ersparnisse einem Manne zu übergeben, welcher ihm dafür Renten kaufte. Sein Zutrauen in denselben war so groß, daß er sich nie einen Empfangsschein hatte geben lassen. Das anvertraute Geld war bis auf 300,000 Fr. gestiegen, als man ihm einst anzeigte, daß sein Freund ihn verrathen und nichts gekauft habe. Dieser Schlag erschütterte ihn sehr, aber er wußte seine Bewegung zu bemeistern. Er theilte den Vorfall nur seinem Freunde Thénard mit und begab sich einige Tage auf das Land, wo er eine seiner ausgezeichnetsten Denkschriften verfaßte. Durch die Redlichkeit des Sohnes erhielt er das Geld doch nach mehreren Jahren zurück. (R. d. d. M.)

Die Inschrift der Glocke in der Kapelle der Jungfrau von Orleans.

Obgleich die Inschrift auf der Glocke in der Kapelle obengenannter Jungfrau bei Domremy-la-Pucelle schon dreimal in diesen Blättern (vergl. Nr. 18, 39 u. 105 v. J. 1840) besprochen ist, so dürfte wohl dieselbe, da sie eine gewisse Berühmtheit erlangt zu haben scheint, hier auch noch das vierte Mal zur Sprache gebracht werden. Schon hat in Nr. 105 Herr Dr. Förstemann zu Halle jene früher versuchten, aber sehr gesuchten und weit hergeholten Entzifferungen oder Deutungen der fraglichen Inschrift als zu finnreiche und zu scharfsinnige Auslegungen mit Recht von der Hand gewiesen und sein Recht hierzu hinlänglich in der Kürze begründet. Und gleich beim ersten Male, wo jene Inschrift in dieser Zeitschrift mir zu Gesichte kam, schien mir dieselbe keine große Schwierigkeiten bei ihrer Entzifferung zu bieten, indem ähnliche Gedanken, wie Herr Dr. Förstemann an jener Stelle sie ausgesprochen hat, bei der sonderbaren Inschrift mich zu deren einfachem Sinne führten. Kaum schien mir die Sache einer ferneren Besprechung in diesen Blättern noch werth zu seyn, da ich glauben durfte, daß Andere schon dasselbe gefunden haben würden, was vielleicht nur ein glücklicher Griff auf der Stelle mich fassen ließ, das aber bei näherer Betrachtung mir immer wahrscheinlicher wurde; da aber der Gegenstand auch bei uns ein größeres Interesse erregt hat, als ich erwartete, so lege auch ich als Zeichen meiner Theilnahme an demselben jetzt meine Deutung oder Entzifferung jener Inschrift zur gefälligen Berücksichtigung und Beurtheilung vor, ohne selber auf jene großes Gewicht zu legen oder sie für ausgemacht und allein richtig zu halten. — Wie die Inschrift überall angeführt ist, erscheint sie in folgender Weise:

AUEMPEIA DEAAMP ONGT.

Auf keinen Fall aber, wie auch Herr Dr. Förstemann vermuthet, sind die Buchstaben und Worte wirklich so klar und deutlich auf jener Glocke zu lesen, und das Gerathenste würde natürlich seyn, nochmals die Inschrift an Ort und Stelle nachzusehen und sie so getreu als möglich von der Glocke auf- oder nachzuzeichnen; denn einzelne Züge und Zeichen sind ohne Zweifel von der Beschaffenheit, daß sie anders aufgefaßt und dargestellt werden müssen, als sie in der obigen Schrift erscheinen. Meine Vermuthung ist nun, daß jene Inschrift also dargestellt werden müsse:

AVE MARIA DE BAUMONGT.

Allerdings ist nach meiner Ansicht in dieser Inschrift der Glocke, welche sich nach Nr. 18 dieser Zeitschrift in der Kapelle Unserer lieben Frauen von Beaumont am Abhange des Hügels von Beaumont befand, eine Beziehung auf die Jungfrau von Orleans, wenn auch nur eine mittelbare; denn unmittelbar bezieht sich dieselbe auf die Jungfrau Maria, so die Schäferin in ihren Visionen zu sehen wähnte. Die heilige Jungfrau war demnach die ursprüngliche Befreierin Frankreichs von dem Joche der Engländer und wählte nach dem Glauben jener Zeit die Jungfrau von Orleans nur als sichtbares Werkzeug ihrer Macht: der heiligen Jungfrau weihte also der fromme Glaube jener Zeiten nicht lange nach der Befreiung Frankreichs jene Kapelle am Abhange des Hügels von Beaumont, wohin die damals noch junge Sage die Aufforderung der Jeanne d'Arc durch die heilige Jungfrau zur Befreiung Frankreichs verlegte. Die Bedeutung der Inschrift scheint demnach ganz einfach und deutlich zu seyn, und man suchte hier in der Ferne, was vor den Füßen lag; man wollte nämlich in jener Kapelle die heilige Jungfrau feiern und deutete durch den Zusatz de Beaumont auf jene wunderbaren Visionen, welche in jener Gegend stattgefunden haben sollten und die Veranlassung zur Befreiung Frankreichs gaben.

Was das Aeußere der Inschrift betrifft, so wird gewiß bei einer genaueren Ansicht und Untersuchung derselben mancher Buchstabe sich anders herausstellen. Aber auch jetzt schon werden Sachverständige die von mir gegebene Darstellung jener fraglichen Inschrift nicht so abweichend, diese nicht etwa zu gewaltsam behandelt finden, wenn man dabei Folgendes erwägt. Erstlich ist, wenn jene Inschrift, was ich jedoch noch bezweifle, wirklich die Buchstaben und Worte gerade so giebt, wie uns dieselben bisher vorgelegt worden, [illegible] selben auf die Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit des [illegible] Meisters jener Glocke zu schieben, da bekanntlich solche Leute in jenen Zeiten, wie auch noch späterhin, mit den Steinmetzen im [illegible] Schreiben eben keine Meister waren und zuweilen selbst vorgeschriebene Worte, zumal eine unleserliche Handschrift, nicht richtig nachzubilden vermochten. Außerdem aber dürfen wir auch an der [illegible]graphie, die damals, so wie noch späterhin, zumal bei Leuten jener Zünfte, noch sehr im Argen lag, keinen Anstoß nehmen; und [illegible] Schreibung Baumongt für Beaumont ist aus mehreren Gründen leicht erklärlich. Die Worte Ave Maria hat schon Herr Dr. Förstemann richtig und unbestreitbar entziffert. Sapienti sat.

Stendal in der Altmark. Dr. Schrader.

Mannigfaltiges.

— Herr Soulié und die Rheinlande. Wir haben bereits des Herrn Fred. Soulié, seiner Reise nach Deutschland und [illegible] und seiner im Journal des Débats enthaltenen Berichte darüber gedacht. Von Baden-Baden, wo Herr Soulié mitten unter der im Kursaale versammelten Société Parisienne die erste Bekanntschaft Deutschlands gemacht, begab er sich an den Rhein und ließ sich den Strom hinunter auf einem Dampfboote nach Mainz und [illegible] tragen. Herr Soulié sagt, daß er, ein Dichter, dem die Poesie [illegible] gegangen, an den Rhein gereist sey, um seine Muse durch den [illegible]priesenen malerischen Strom neu befruchten zu lassen, daß er [illegible] hier wider Willen und unversehens aus einem Dichter zum Politiker geworden. Und Herr Soulié hat wirklich Ursache, sich zu beklagen, denn durch diese Metamorphose hat die Poesie nichts verloren und [illegible] Politik nichts gewonnen. Herr Soulié, der kein Wort Deutsch versteht, behauptet, der Rhein spreche Französisch; er sagt uns [illegible] nicht, wo er den Rhein eigentlich gehört habe, ob etwa in [illegible] Arndt's Auditorium, oder in Düsseldorf bei Immermann's [illegible], oder in Koblenz unter den Wällen von Ehrenbreitstein, oder [illegible] Köln in dem alten ehrwürdigen Dom, dem Deutschesten aller [illegible]werke in Deutschland. Herr Soulié sagt, der Rhein spreche Französisch und sey ergrimmt darüber, so viele fremde Flaggen auf seinen Schiffen zu sehen, z. B. die Preußische, die Nassauische, die Holländische und — die Oesterreichische. Ja, ja, auch die [illegible] Flagge hat Herr Soulié auf dem Rheine gesehen; vermuthlich [illegible] ihr bei Schloß Johannisberg begegnet, wo für den Fürsten v. Metternich eben einige Kriegsschiffe mit 11er und 3Ver ausgerüstet worden. Nicht einer Barke dagegen, fügt Herr Soulié [illegible], sey er begegnet, die die dreifarbige Fahne trug, während doch [illegible] vor etwas mehr als 25 Jahren der ganze Rhein [illegible] gewesen sey. O, Herr Soulié, Sie müssen entweder [illegible] jung seyn oder ein äußerst kurzes Gedächtniß haben; [illegible] sonst wissen, daß vor etwas mehr als 25 Jahren, [illegible] der Zeit ab, wo das linke Rheinufer dem Deutschen [illegible] geraubt und Französisch geworden war, nicht bloß [illegible], sondern überhaupt gar keine Flagge auf dem gesegneten Strome [illegible] blicken ließ, an dem unsere Reben wachsen. Verödet und traurig war der Rhein von Mannheim bis Rotterdam, verödet und traurig [illegible] noch jetzt von Hüningen bis Straßburg. Und diese Zeit der Trauer, behauptet Herr Soulié, wünschen die Rheinlande sich zurück, „die [illegible] aufhörlich nach Frankreich hinüber blicken, wie der Gefangene durch die Gitter seines Kerkers auf die grüne Landschaft.“ Herr Soulié hat freilich keine Ahnung davon, welchen Abgrund von Niederträchtigkeit er durch solche Behauptung den von ihm gehätschelten Rheinländern [illegible]traut. Man muß nicht vergessen, es sind seine ersten Versuche in der Politik, die Herr Soulié eben im Journal des Débats [illegible]; noch weiß er nicht, was er sagt, indem er einem Deutschen [illegible]striche, einem Gebiete, das von den ältesten und glorreichsten [illegible] Stämmen bewohnt ist, Städten, wie Aachen, Köln, Mainz, [illegible] und Speier, an welche die Geschichte von Kaiser und Reich [illegible] knüpft, den schmachvollen Gedanken zutraut, ihr Vaterland [illegible] Fremden verrathen zu wollen. Nein, Herr Soulié! Sprechen Sie auch kein Deutsch, und konnten Sie also auch nichts von dem verstehen, was in Bonn bei den Festmahlen Arndt's oder in [illegible] bei der Beerdigung Immermann's gesprochen wurde, so [illegible] Ihnen doch, hätte Ihnen das Dampfboot Zeit gelassen, [illegible] Ufern mehr umzusehen, jeder unterrichtete ehrliche Rheinländer [illegible] Französische übersetzt haben, daß es eine ungeheure [illegible] wenn Sie am Rhein ausrufen: „Ceci est à nous, ceci [illegible] nous, ceci sera à nous!“ Herr Soulié, Sie werden es [illegible] nicht für möglich halten, aber Sie können es [illegible] viel eher noch werden Poesie und Politik Ihr Theil werden, [illegible] das, was Sie da schon als das Ihrige zu betrachten [illegible] haben. Aber unsere Leser müssen wir noch besonders um Nachsicht darum bitten, daß wir es der Mühe werth gehalten, [illegible] die Abgeschmacktheiten des Herrn Soulié auch nur ein Wort zu erwiedern. Gewiß wäre in diesen Blättern keine Notiz davon genommen worden, hätte nicht das Journal des Débats durch Aufnahme jener Abgeschmacktheiten ihnen eine Art Relief gegeben, und gewänne es nicht dadurch den Anschein, als wäre das [illegible] das auf seine Nationalität stolze und darum auch die Nationalität anderer Völker ehrende Frankreich durch solche Leute vertreten, [illegible] Herr Soulié, was doch Niemand, der die Französischen [illegible] Verhältnisse kennt, zugeben wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Montag den 14. September 1840.

Frankreich.

Die Temperatur und die Jahreszeiten am Aequator. *)

Unter dem Aequator strahlt die Sonne fast fortwährend in senkrechter Richtung das ganze Jahr hindurch eilf bis zwölf Stunden ägtich Ströme von Licht und Wärme aus. Eine trockene Hitze urchbrennt die Luft unter dem reinsten Himmel der Erde. Die Dünste der Regenzeit vermögen nur wenig, diese Gluth zu löschen; m Gegentheil, sie ist dann durch den entnervenden Einfluß der Feuchigkeit unerträglicher als je.

Unter der Linie beträgt der mittlere Durchschnittsgrad der Hitze m ganzen Jahr 27 bis 29° 6′, im Sommer 28 bis 32° 5′, im Winter 27° 6′ und darunter, im Frühling 28° 7′ und im Herbst 26° 8′. In der neuen Welt hat diese Zone nach Bouguer und Lacondamine 31 bis 35° Normalhitze in der Mitte des Tages, und war von Peru längs des Litorals bis zu zwei oder drei Grad Breite. In La Guayra hält sich die Temperatur die fünf oder sechs Monate der heißen Jahreszeit hindurch, ohne von einem Tage zum nderen um einen einzigen Grad abzuweichen, auf 31°. In Cumana, Havana, Vera-Cruz und einer Menge anderer Orte in der Nähe er Linie, obgleich sie nicht so heiß sind wie La Guayra, beträgt doch die mittlere jährliche Hitze wenigstens 21 und höchstens 29 Grad.

Im Allgemeinen sind die tropischen Gegenden in der alten Welt eißer als in der neuen. In Pondichery, Madras, Benares, Oberlegypten und Dongola schwanken nach Humboldt die Maxima der Temperatur zwischen 40 und 46° 8′. Diese Hitze scheint nicht sehr elten vorzukommen, denn Legentil, dessen Beobachtungen sehr geschätzt sind, versichert, in Pondichery erreiche das Thermometer fast lle Jahre 39, 40 und 42°. Er sah es 1768 in dieser Höhe in den Monaten Mai, Juli und August. Noch stärker war die Hitze 1769: a stieg sie in den Monaten Mai und Juni auf 43 und 45°, während sie in den drei folgenden Monaten sich immer über 40° hielt. In Antongil in Afrika in der Bai von Madagaskar zeigte ein Thermometer unter dem Westwind nach demselben Beobachter Mitags um 1 Uhr fünf Tage hinter einander 44 und 46°. In Saint-Louis am Senegal würde nach Golberry's thermometrischem Journal nur der mittlere Durchschnittsgrad der kältesten Stunden in der Mitte der Regenzeit schon 35 und der Durchschnittsgrad der heißesten Stunden über 41 betragen.

Die Wechsel der Atmosphäre in der heißen Zone sind selten, lein und nicht lange anhaltend. Die Extreme der Temperatur weichen gewöhnlich um nicht mehr als acht oder neun Grad von inander ab. Ferner ist es merkwürdig, daß diese Veränderungen ei gleicher Breite in der neuen Welt, an den Küsten und im Westen weniger groß und häufig sind als in der alten Welt, in den Binnenändern und im Osten. In Amerika übersteigen sie überall in der Ebene nicht mehr als zwei oder drei Grad vom Abend bis Morgen nd acht oder neun Grad vom Winter zum Sommer. Im Centrum er brennenden Ebenen, die der Niger benetzt, ist das Feld dieser Oscillationen viel größer; nach dem Journal der Brüder Lander betagen schon die täglichen Veränderungen sieben oder acht bis zwölf nd vierzehn Grad. Uebrigens kommt es natürlich hierbei immer uf die Erhebung des Bodens, die Natur des Terrains und die age der Nachbarländer an. So sind in La Guayra, einem platten, arker Ausstrahlung unterworfenen und vor den Winden geschützten ande, jene Veränderungen selten und unbedeutend, desto größer und ewöhnlicher in Caraccas, das in derselben Zone, aber sieben oder chthundert Mètres über dem Meer liegt; besonders stark und fast iglich wiederkehrend sind sie am Senegal, wo sie nach Thevenot's ngabe 26° 4′ während der trockenen Jahreszeit betragen, was die Wirkung niedriger und nicht sehr abschüssiger Küsten ist, die, unter em Einfluß des Wüstensandes stehend und ganz ohne Wald und Berg, bwechselnd den Ost- und Nordwestwinden ausgesetzt sind. Jedoch sinkt ie Temperatur der Aequinoctial-Ebenen nie unter den Gefrierpunkt; e hält sich vielmehr im Allgemeinen zwischen 18 nnd 39°, daher ene Hitze, die eben so mächtig ist durch ihre Intensität, als durch hre Dauer und Kontinuität.

Das Jahr theilt sich in der heißen Zone in zwei Theile, welche die Eingebornen bald Sommer und Winter, bald trockene und nasse Jahreszeit, bald Sonnen- und Wolkenzeit nennen. Diese Jahreszeiten sind nicht überall und in jedem Jahre gleich lang und gleich stark ausgeprägt, aber die Verschiedenheiten, die in dieser Beziehung eintreten, sind am Aequator stets von geringerem Umfang als überall anderswo. Die Regenzeit kündigt sich dadurch an, daß die Nordwinde aufhören und die Süd- oder Westwinde zu wehen anfangen. Es treten nun erst kleine und seltene, mit Blitz und Donner untermischte Platzregen ein, bald wird der Regen häufiger und stärker, und auf dem Culminationspunkt der Jahreszeit endlich stürzt er in Strömen mehrere Male täglich herab, von einem furchtbaren Aufruhr der Elemente begleitet, der besonders in Afrika schrecklich ist.

Jedem Unwetter gehen heftige Windstöße voraus, welche die Wolken zusammentreiben, bis der Himmel ganz schwarz geworden; aus diesen Dunstmassen brechen unabläßig Blitze hervor, welche selbst die Nacht zum Tage machen, begleitet von furchtbaren Donnerschlägen. Die Atmosphäre ist dann im höchsten Grade schwül und niederdrückend, besonders in den ersten Zeiten. Nach einigen Momenten feierlicher Stille öffnen sich plötzlich die Wolken, und mit einem Rauschen, gleich dem eines Wasserfalls, stürzt der Regen herab.

Diese Platzregen, die zwei oder drei Stunden dauern, gleichen wahren Sündfluthen: im Nu überschwemmen sie den Boden auf mehrere Zoll Höhe. Man kann sich einen Begriff von ihrer Stärke machen durch die Menge Wasser, die sie liefern. Der Admiral Roussin sammelte davon in Cayenne innerhalb zehn Stunden mehr als 27 Centimètres, und vom 1. bis 24. Febrnar gegen 4 Mètres 8 Centimètres. Sobald der Platzregen vorüber ist, kehrt das Tageslicht wieder, der Himmel wird wieder heiter, und die Hitze, die der Regen ein wenig gemildert hatte, gewinnt ihre frühere Kraft wieder bis zur Rückkehr eines neuen Sturms.

Dieser Wechsel von Sturm und Sonnenschein charakterisirt die Regenzeit, während deren Dauer die Sonne nur unter einem dunstigen Schleier sich zeigt. Diese Jahreszeit bewirkt eine totale Revolution in den tropischen Gegenden: sie weckt die Vegetation, sie erregt eine allgemeine Zeugungsarbeit, aus der zahllose Heere von Insekten sich entwickeln; sie ist zugleich der Frühling und der Herbst jener Länder, die Zeit der Blüthen und der Früchte, der Saaten und der Aerndten. Die angeschwollenen Flüsse steigen 30 Fuß über ihr gewöhnliches Niveau; die von Feuchtigkeit gesättigte Luft greift alle Gegenstände an; selbst die Bewohner, trotz des Luxus von Vorsichtsmaßregeln, die sie dagegen brauchen, leben in einem beständigen Bade von lauen Dünsten.

Die trockene Jahreszeit bringt wieder andere Revolntionen in dieser Zone mit sich. An die Stelle der Süd- und Westwinde treten die Ost- und Nordwinde, die alle Feuchtigkeit austrocknen und dem Himmel seine Heiterkeit, der Sonne ihren Aequatorialglanz wiedergeben. Die Luft ist zu dieser Zeit so rein, daß das Erscheinen einer einzigen Wolke zu den außerordentlichsten Phänomenen gehört. Afrika wird dann von dem Harmattan heimgesucht. Man kennt die Wirkungen dieses brennenden Windes, der im Sahara-Sande sich erhebt. Sein Hauch vertrocknet und verzehrt Alles: die Bäume vertrocknen und vergelben, viele verlieren ihre Blätter, und das Grüne der Felder verwandelt sich in Stoppeln. Er duldet weder Regen noch Thau; er absorbirt auch die geringste Spur von Feuchtigkeit. Das Steinweinsalz, in Wasser aufgelöst und, selbst während des Nachts, dem Einfluß des Harmattan ausgesetzt, wird in wenig Stunden wieder trocken; die Bretter der Thüren, die Dielen des besten Fußbodens zerspalten sich, die bestverwahrten Gegenstände, zum Beispiel sorgfältig verschlossene Bücher, krümmen sich und schrumpfen zusammen.

Der Harmattan kehrt mehrere Male während dieser Jahreszeit wieder und weht oft mehrere Tage hinter einander. Er ist jedesmal von einem sandigen Nebel begleitet, der so dicht ist, daß er es möglich macht, der Sonne ungestraft ins Gesicht zu sehen. So zerstörend er auch zu wirken scheint, so vereinigen sich doch alle Beobachter darin, seinen heilsamen Einfluß gegen die Krankheiten Afrika's zu rühmen. Besonders hat Mungo Park denselben an sich erfahren: der erste Hauch dieses Windes, beim Beginn der trockenen Jahreszeit, hat ihn zweimal der Gesundheit wiedergegeben.

Trotz der Wüstenwinde, ist die heiße Zone während der trockenen Jahreszeit überall brennend und trocken. Selten erfrischt dann der Regen die erhitzte Atmosphäre, selten stumpfen schützende Wolken, auch nur vorübergehend, die Stärke der Sonnenstrahlen ab. Die Hitze wirkt des Nachts eben so wie des Tages, des Morgens wie

*) Ein Auszug aus dem kürzlich mit dem Monthyon-Preis belohnten Werk ines Elsassers, Namens Fürster, über die Krankheiten Frankreichs in ihren Beziehungen zu den Jahreszeiten.

des Abends. Kaum verläßt die Sonne den Horizont, als der durch ihre Strahlen erhitzte Boden die direkte Wärme dieses Sterns durch eine reichliche Ausstrahlung der von ihm empfangenen Wärme unter einem wolkenlosen Himmel ersetzt, und die Erde hat ihre geborgte Wärme noch nicht erschöpft, als die schnelle Rückkehr der Sonne ihr das Abgetretene mit Zinsen wiedergiebt und ihrerseits die Gluth der Atmosphäre verdoppelt.

Doch ist die Intensität dieser Hitze nicht bloß nach Ort und Lage, sondern auch nach den Zeiten und Phasen der Jahreszeit verschieden. Gemäßigter ist sie im November, Dezember und Januar: da sind Morgen und Abende frisch und durch Thau abgekühlt; allmälig nimmt sie zu und erreicht ihr Maximum im Juli und August. Nun nimmt sie ab und wird wieder durch frische und feuchte Abende und Morgen bei Annäherung der Regenzeit gemildert. Sie ist also dem Progressions-Gesetz aller normalen Jahreszeiten unterworfen.

In der Mitte zwischen beiden Jahreszeiten brechen jene wüthenden Stürme hervor, die als „tornados" an den Küsten Afrika's, als „Typhons" im Indischen Meere und als „Orkane" im Antillen-Archipel bekannt sind. Diese Erschütterungen werden erzeugt durch das Zusammenstoßen der entgegengesetzten Winde aus Süd und Nord, Ost und West, in dem Moment des Uebergangs vom Sommer zum Winter und vom Winter zum Sommer, wenn trockene und nasse Jahreszeit einander gegenüberstehen und mit gleichen Kräften darum kämpfen, wer von beiden das Feld behaupten wird. Nichts gleicht der Wuth dieser Stürme, besonders auf dem Meer; man denke sich alle Elemente entfesselt, die Winde von allen Punkten des Horizonts her blasend, Blitz und Donner, die sich unablässig wiederholen, sündfluthartige Platzregen inmitten einer tiefen Nacht, im Toben eines schäumenden Meers, und man wird es leicht begreifen, daß sie im Golf von Guinea, in den Antillen oder im Indischen Ocean so viel Schrecken einflößen. Diese Art Jahreszeit kommt überall in der heißen Zone vor. Mehr oder weniger friedlich in den Binnenländern und auf einigen privilegirten Seestrichen, ist sie eigentlich nur bei bestimmter Configuration der Küsten und der Nähe des Meeres furchtbar; ihr Entstehungsgrund ist überall der Kampf der entgegengesetzten Winde, ihr Charakter der plötzliche Wechsel von Kälte und Hitze, Trockenheit und Nässe, ihr Zweck, den Uebergang zwischen den beiden Jahreszeiten zu bilden. Betrachten wir jetzt die tropischen Jahreszeiten in ihrem Verhältniß zu einander.

Sechs Monate lang durchglüht in den Aequatorial-Klimaten eine trockene Hitze die Atmosphäre; das ist die trockene Jahreszeit oder der Sommer der heißen Zone. Die sechs folgenden Monate wird die Trockenheit durch eine übermäßige Nässe verdrängt, und die Temperatur sinkt um einige Grade; das ist der Winter dieser Gegenden oder die Regenzeit. An dem Uebergangspunkt der beiden Jahreszeiten kündigen atmosphärische Störungen, als Windstöße, plötzliche Wechsel von Wärme und Nässe, am Ende des Sommers die Rückkehr der Regenzeit, am Ende des Winters die Nähe des Sommers an. Das ist die Zeit der Stürme oder der Herbst und Frühling der Aequatorländer.

Es ist klar, daß der Winter nur dem Namen nach dem Winter anderer Zonen gleicht. Während seiner Dauer sinkt das Thermometer nur um sieben oder acht Grad unter seinen sommerlichen Standpunkt, und dabei scheint oft die Hitze für unsere Organe drückender als im Sommer, sey es, daß ihre Verbindung mit der Feuchtigkeit sie durchdringender macht, oder daß die reichliche Elektrizität der Luft unsere Empfindlichkeit steigert. Ueberdies kann ein Fall von acht bis zehn Grad bei einer mittleren Temperatur von 28 bis 30° keine andere Wirkung haben, als das Uebermaß der herrschenden Hitze zu schwächen, ist aber nicht bedeutend genug, ihre Wirkung überhaupt zu zerstören.

Dieser Winter unterscheidet sich vom Sommer der Tropen nur wie ein feuchter und stürmischer Sommer von einem trockenen und reinen: beide sind warm, nur ist die Wärme in dem feuchten Sommer schwächer, weil die Regengüsse mehr oder weniger die Hitze der Luft niederschlagen. Die Kälte, die man nach den Platzregen der nassen Jahreszeit fühlt, rührt nur von dem unvermittelten Uebergang von einer sehr starken zu einer geringeren Wärme her.

Der Frühling und der Herbst sind die Zeiten der Stürme, in dieser Beziehung den Aequinoctial-Perioden aller Länder gleich. Aber bemerken wir zuerst, daß sie hier, wie an den Polen, sehr kurz sind und im Ganzen nur einen Zeitraum von drei oder vier Wochen ausfüllen. Ferner sind die Veränderungen dieser Epoche, obwohl allerdings größer, rascher und häufiger als zu jeder anderen Zeit des Jahres, doch immer noch sehr beschränkt. So gehen die der Temperatur nie über den Grad einer relativen Wärme hinaus; überhaupt vollziehen sich die Schwankungen der Temperatur in der heißen Zone immer innerhalb der höheren Grade der thermometrischen Skala; sie erstrecken sich selten bis in die unteren Grade: der Beweis ist, daß der niedrigste Punkt, bis zu welchem das Thermometer innerhalb der Wendekreise sinkt, im Durchschnitt nicht unter 18° liegt.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß in den Klimaten dieser Zone die atmosphärischen Störungen, die dem Frühling und dem Herbst entsprechen, immer dem Einfluß der Wärme unterworfen bleiben; es ist dies das Gegentheil von dem, was in der Nähe der Pole geschieht, wo bei allen Veränderungen, den größten wie den kleinsten, die Kälte eine Hauptrolle spielt. So werden wir also aus der Vergleichung der Jahreszeiten am Aequator mit Recht schließen, daß in den Klimaten der heißen Zone der eigentliche Winter nicht existirt, daß die stürmischen Regen der nassen Zeit und die Erschütterungen des Frühlings und Herbstes die Wirkungen der Hitze nur modifiziren, nicht aufheben, so daß es am Aequator wie an den Polen nur eine herrschende Jahreszeit giebt, an den Polen ein strenger Winter, am Aequator ein verzehrender Sommer.

Der Einfluß dieses Klima's affizirt natürlich alle Geschöpfe der Natur. Die Thiere der anderen Länder nehmen hier neue Formen an; die einheimischen zeichnen sich durch ihren hohen Wuchs, den Glanz ihres Haars und durch ihre Kraft und Wildheit aus. Der Mensch im gesunden Zustand wird eben so in seiner physischen Constitution, seinen Neigungen und Gewohnheiten modifizirt. Die gewöhnlichen Krankheiten müssen daher hier ebenfalls eine eigenthümliche Natur und besondere Formen annehmen.

Spanien.

Espartero und die heutigen Zustände Spaniens.

(Fortsetzung.)

Durch diese Bresche drang die Intrigue der Exaltirten in das Herz. In Espartero's Umgebung befand sich ein Mann, der sein ganzes Vertrauen besaß, der Brigadier Linage. Dieser ist ein ehrgeiziger und geschickter Mann, welcher eigentlich keiner Partei angehört. Espartero hat er sich unentbehrlich gemacht, und derselbe sieht nur mit seinen Augen, spricht nur mit seinem Munde, schreibt nur mit seiner Feder. Er besorgt sowohl die Privat-Korrespondenz Espartero's wie die Tagesbefehle. Wenn Espartero das [illegible] spielt, so giebt er Karten für ihn, nimmt sie für ihn auf und zeigt sie seinem nachlässig hingestreckten Herrn. Die Exaltirten hatten sich seiner schon früher versichert, und er unterließ nichts, um den Ober-General mit den Ministern zu verfeinden. Die Englischen Kommissarien im Hauptquartiere, welche die Achtung und Freundschaft des Generalissimus gewonnen hatten, unterstützten ihn.

Sobald die Exaltirten von der Unzufriedenheit Espartero's Kunde erhielten, suchten sie dieselbe zu ihrem Vortheile auszubeuten. Noch nicht ein Monat nach der Auflösung der Cortes erschien in dem exaltirten Journal von Aragonien der berüchtigte Brief Linage's. In diesem erklärte sich der Secretair Espartero's gegen das Ministerium. Der Herzog von Vitoria, sagte er, sey weit entfernt, Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten üben zu wollen, aber es sey allerdings wahr, daß, nach der Meinung des edlen Herzogs, die Auflösung der Cortes nicht hätte beschlossen werden sollen, und daß nach ebendieser Meinung die Aenderungen in der Verwaltung weit eher schädlich als nützlich seyen. Der Brief endete, wie gewöhnlich, mit Betheuerungen der Ergebenheit für Isabella II. und die Regentschaft ihrer erhabenen Mutter.

Dieser Brief machte großes Aufsehen. Er war ein Seitenstück zu der Adresse der Offiziere von Pozuelo. Wenn Espartero ihn auch nicht diktirte, so hatte er ihn doch gutgeheißen; ein solches [illegible] und hinterlistiges Benehmen liegt durchaus in seinem Charakter. Obgleich das Manifest nicht gänzlich zu Gunsten der Exaltirten war, so erhoben diese doch ein Triumphgeschrei und ließen [illegible] Lob von einem Ende der Halbinsel zum anderen erschallen. Der Augenblick war kritisch, denn es war die Zeit der Wahlen, beide Parteien lieferten sich einen hitzigen Kampf um die Wahl-Urne, und wer das Schwert Espartero's hineinwerfen konnte, hielt sich des Sieges für versichert. Die Minister reichten sämmtlich ihre Entlassung ein. Die Königin bat sie, die Portefeuilles noch einige Zeit zu behalten, und schrieb an den Herzog, um Erklärungen von ihm zu fordern. Espartero antwortete in Betreff des Ministeriums auf eine ausweichende Weise und erneuerte die Versicherungen unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Sache der beiden Königinnen. Nach manchen Unterhandlungen schien endlich ein Abschluß zu Stande zu kommen. Der Brigadier Linage wurde von Espartero nicht abgesetzt, aber er verfaßte einen zweiten Brief, in welchem er verschiedene Punkte des ersten berichtigte und milderte, worauf die Minister ihre Entlassungsgesuche zurücknahmen.

Als die neuen Wahlen beendet waren, ergaben sie eine [illegible] gemäßigte Majorität. Dieser Erfolg bestärkte die Minister in ihrer Feindseligkeit gegen Espartero. Andererseits suchten die Exaltirten Espartero aufzureizen, um durch ihn das Terrain wiederzugewinnen, das sie in den Wahlen verloren hatten. Der erste Versuch, den sie gemacht hatten, um ihn für sich zu gewinnen, war nur theilweise geglückt; sie machten sich jetzt eifriger an die Arbeit. Da die französischen Redner und Journale unklugerweise den Antheil übertrieben, den Frankreich an der Convention von Bergara hatte, so sagten sie ihm, daß Frankreich ihn erniedrigen wolle, was ihn noch mehr reizte; denn er ist eben so eifersüchtig auf seinen Ruhm wie auf seine Macht.

Eine Geschichte, welche sich gegen Ende des Januar 1839 ereignete, entzweite Espartero vollends mit dem Ministerium. Ein Mann, dessen Name mit blutigen Zügen in die Jahrbücher der Revolution eingetragen ist, Don Eugenio Aviraneta, traf um diese Zeit von Madrid in Saragossa ein. Obgleich derselbe früher einer der thätigsten Agenten der exaltirten Partei gewesen war, so hatte er doch damals eine geheime Mission der Regierung übernommen. Eine Meldung, die Espartero von Madrid zugegangen war, zeigte ihm an, daß derselbe die Armee zum Aufruhr reizen und ihm das Kommando nehmen solle. Kaum war Aviraneta in Saragossa eingetroffen, als er in Folge eines Befehls aus dem Hauptquartier festgenommen und verhört wurde. Es half ihm nichts, daß er einen [illegible] Paß vorzeigte; er wurde ins Gefängniß geworfen. Als er sah, daß die Sache eine üble Wendung nahm, holte er einen anderen [illegible] der vom Minister des Inneren selbst geschrieben war. Dieser befahl allen Civil- und Militair-Behörden, nicht nur dem Don Eugenio Aviraneta Hülfe und Unterstützung zu gewähren, sondern ihm auch zu gehorchen. Der Militair-Gouverneur von Saragossa schickte eine Abschrift desselben an Espartero und bat um neue Instruktionen. Espartero befahl, Aviraneta nach dem Hauptquartier abführen zu

assen, wo er erschossen werden sollte. Dieser Maßregel widersetzte ich der politische Chef, welcher sagte, er könne nur den Befehlen des Ministers gehorchen. Nun schrieb Espartero an den Kriegs-Minister, eben so der politische Chef an den Minister des Inneren, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Der Kriegs-Minister, General Narvaez, bestätigte in seiner Antwort an Espartero den Inhalt des bei Aviraneta gefundenen Passes und befahl, den Gefangenen in Freiheit zu etzen, was auch geschah.

In dieser Angelegenheit hatte Espartero den Kürzeren gezogen; ein Haß und sein Zorn kannten nun keine Gränzen mehr. Die Exaltirten waren nicht dabei betheiligt gewesen, aber die Sache kam hnen höchst gelegen, denn sie brachte die Feindschaft zwischen dem Ministerium und Espartero zum völligen Ausbruch und schwächte ogar die Ehrfurcht, welche der Herzog für die Königin zu hegen vorgab. Espartero hielt seine Empfindlichkeit nicht lange zurück. Als n der Armee Beförderungen vorgenommen werden sollten, brachte r frecher Weise auch Linage dazu in Vorschlag. Einige Minister ahen diesen Vorschlag als eine Beschimpfung an; andere dagegen varen der Ansicht, daß man die Sache nicht so genau nehmen dürfe, da die Minister nach dem Briefe Linage's am Ruder geblieben waren. Die Regierung gab nach, und die drei Minister, deren Ernennung den Herzog so sehr aufgebracht hatte, Narvaez, Montes de Oca und Calderon de Collantes, traten freiwillig aus. Diese Nachgiebigkeit hätte Espartero entwaffnen müssen, aber sie erhöhte sein Selbstgefühl. Bei allen ministeriellen Veränderungen hatten sich zwei Minister, Perez de Castro und Arrazola, auf ihrem Platze erhalten. Gegen sie kehrte ich jetzt der ganze Haß des Generalissimus.

Unterdeß waren die Cortes zusammengetreten und zeigten gleich anfangs sehr gemäßigte Gesinnungen. Die Minister glaubten, daß dies der günstige Augenblick sey, etwas Entscheidendes zu unternehmen, und sie brachten den Gesetz-Entwurf über die Ayuntamientos (Munizipalitäten) ein. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Die Abfahrt eines Dampfschiffes von Suez nach Ostindien.

Wer Suez seit einem Jahre nicht gesehen hat, erkennt es nicht wieder; die Straßen glichen, wie die Umgegend, einer Wüste, wenn nicht hier und da ein Schiffsgerippe, das im Hafen oder auf den Werften verfaulte, an das Vorhandenseyn von Menschen erinnert hätte. Jetzt ist ein reges Leben am Hafen, Schiffe kommen, gehen, werden ausgebessert oder fertig gemacht. Ganze Karawanen von Kameelen bringen Holz, Eisen, Tauwerk, Theer; in den Straßen und auf den Plätzen wandelt eine neue Bevölkerung, die Märkte sind mit reichen Vorräthen versehen, die Quais erinnern an ihre Erbauer, die Venetianer; denn die Europäischen Trachten werden da eben so oft angetroffen, als die von Türken, Aegyptern, Beduinen; doch kommt der größte Theil dieser Europäer selbst aus Asien. England hat einen Fuß aufs Rothe Meer gesetzt, um seine Indischen Kolonieen zu schützen; Indien hat zwei Schritte gegen den Occident gethan, um seine Verbindung mit dem Mutterlande zu beschleunigen. Jene kranken Nabobs, mit ihrem Dienertroß, der Bengalisch, Hindostanisch redet, in ihren Palankins, in denen sie morgen die Wüste, die sie von Kahira trennt, durchziehen werden — sie hat das noch rauchende Dampfschiff, das hier zu unseren Füßen am Kap Aitha von den Wogen geschlagen wird, in zwanzig Tagen von Bombay hierher geführt. Ihre spekulirenden Landsleute sind herbeigeströmt von London, Bristol, Liverpool, um ihnen Porter einzuschenken, Schinken, Chester-Käse, Beefsteak vorzusetzen und sie in ihren Gasthöfen, die über Nacht entstanden zu seyn scheinen, standesgemäß zu prellen.

Mein Weg hatte mich von Jerusalem durch die Syrische Wüste geführt, als ich dieses Anblicks genoß, auf dieses ungewohnte Schauspiel stieß. Die Zeit, die uns verloren ging, um unsere Kameele abzuladen, in dem Sambuck den Meeresarm zu passiren und unser Gepäck aus dieser Barke am Quai des Zollamtes auszupacken, war eine sehr kostbare; mit jeder Minute stieg der Preis der Lebensmittel auf dem Markte, und als wir in den Gasthöfen ein Unterkommen suchten, war die eine Hälfte der Zimmer von Engländern besetzt, die aus Indien angekommen waren, die andere Hälfte für Engländer reservirt, die man von Kahira erwartete und die das rückkehrende Dampfschiff nach Bombay mitnehmen sollte. Das unbedeutendste Zimmer kam mit Beköstigung, den Wein jedoch ausgenommen, im Hotel de Hill, der eigentlichen und offiziellen Niederlage der Ostindischen Gesellschaft, täglich eine Guinee zu stehen. Herr Waghorn, ehemals Agent der Gesellschaft, jetzt ihr Rival im Brief- und Personen-Transport, will das Haus, das er in Suez gebaut hat, nicht Gasthof genannt wissen, weil er, nach seiner Aussage, die Wohnung umsonst giebt. Wenn nämlich Her Hill für Tisch und Quartier sich eine Guinee bezahlen läßt, so nimmt Herr Waghorn eine Guinee für den Mittagstisch allein. Die Arabischen Chans stehen an Unverschämtheit in ihren Forderungen den Europäern nicht nach und nehmen einen drei Mal so hohen Preis für ihre Hundeställe von den armen Reisenden, die, wie wir, zu spät kommen und alles Uebrige besetzt finden. Die Kameeltreiber machen es wie die Chans, und wenn ein Schiff in den Hafen von Suez eingelaufen ist, verlangen sie für die Tour von Suez nach Kahira so viel als für die umgekehrte, was immer sehr theuer ist; denn die Kameele von Kahira sind beständig in Beschlag genommen, um Englische Steinkohlen nach Suez hinüberzuschaffen.

Es währte drei Tage, ehe der Schwarm der Nabobs ausgeflogen war. Wir benutzten die Zeit, um die Umgegend der Stadt zu besichtigen, nämlich die Ruinen des alten Kolsum, den Brunnen von Gergeda, der in die ersten Hügel des steinigen Arabiens gegraben ist und woher eine Karawane von Kameelen zwei Mal des Tages Brakwasser, das einzige, welches die Einwohner trinken, nach Suez bringt. Wir gingen zu den Springbrunnen des Moses, wo einige Strahlen brakigen, andere schwefelhaltigen, ein einziger fast süßen Wassers gestatten, die Dattelpflanzungen, die Weinberge, einige Arten Aepfel, Kohl und Wasser-Melonen, die einzigen Gemüse, welche frisch nach Suez kommen, zu bewässern und zu pflegen. Ain-Mussa ist nur eine Stunde vom Meeresufer entfernt und erlaubte uns, den größten Theil des Weges zu Wasser zurückzulegen. Am Morgen hatten wir unterweges das Englische Dampfschiff, das unsere Fahrt durchkreuzte, rauchen sehen. Als wir von unserem Ausfluge zurückkehrten, hatte der Rauch zugenommen, und die Arabischen Barkenführer erklärten uns, daß zur Abfahrt geheizt werde. Näher gekommen, bemerkten wir mehrere Sambucks mit Passagieren und Effekten beladen. Unsere Barke in die kleine Flotte einzureihen und mit den ersten Engländern an Bord zu gehen, war das Werk eines Augenblicks. Der Wind trieb uns gegen die Aegyptische Küste, und der „Hugh-Lindsay" ging fast fünf Faden tief. Ich weiß nicht, woher die beiden Dienst habenden Seekadetten auf den Argwohn geriethen, daß wir weder Passagiere noch Engländer wären, genug, sie fragten uns, was wir eigentlich wollten, und als wir erklärten, daß wir um die Erlaubniß bäten, das Schiff besichtigen zu dürfen, antworteten sie, daß es dazu der Einwilligung des Capitains bedürfte, der noch auf dem Lande wäre. Dann einen Master rufend, machten sie uns eine verachtende Geste, die so viel sagen sollte, daß sie selbst uns das gestatteten, was eigentlich nur dem Capitain zustand. Es finden sich in der Marine der Englischen Compagnie nicht selten junge Leute von guten Häusern, und diese verbinden mit dem Aristokraten-Stolz noch den Kolonial-Stolz; die brutalen Ueberlieferungen der Smolletschen Seeleute sind auf den Englischen Schiffen noch nicht ganz verloren gegangen. Wahrscheinlich waren es diese beiden Quellen, aus denen der Charakter dieser liebenswürdigen Dandys seine Grundsätze geschöpft hatte.

Als wir ihnen den Rücken kehrten, fing unsere Bewunderung erst recht an. Das Schiff glich einem unermeßlichen Bienenstock, in welchem Alles summte; die Arbeit ging mit der größten Ordnung vor sich; an den Schiffslucken hißten 5 oder 6 Flaschenzüge in jedem Augenblicke zahllose Felleisen in die Höhe; vorn hämmerte die Schmiede das Eisen für den Bedarf der Heizkessel, welche schon im Zwischendeck brüllten. Zwei rothgekleidete Spahis allein standen unbeweglich Schildwache am Eingang des großen Zimmers. Diese schwarzen Figuren, ernst und entschlossen, ihre knappe Uniform und die mit Geschick gehaltenen Waffen waren uns wegen ihrer Neuheit eine anziehende Erscheinung in einem Lande, wo die Versuche mit disziplinirter Bewaffnung noch in ihrer Kindheit sind, wo die Soldaten, in Lumpen, ohne Schuhe, ihr Gewehr wie einen Besenstiel halten. So haben die Engländer durch ihre Thätigkeit ganz Asien und Afrika ihrem Interesse dienstbar gemacht. Eine Musterkarte aus allen ihren Reichen, Menschen aus allen Winkeln der Erde sieht man hier zusammengedrängt. Der Portugiese aus Goa, der Indier aus Mirzapore, Madras und Ceylon, der Malaie, der Chinese, Araber, der Mascote, Neger, Abyssinier gehen hier in Weste und Beinkleidern, zeigen sich thätig, geschickt wie der Irländer, wie der Schotte, der Normanne, Gaskogner, Provenzale. Denn diese drei Französischen Racen zum mindesten schicken ihre Repräsentanten, wo irgend ein Haufen von Abenteurern sich ansiedelt.

Wir sahen Fässer einschiffen und fragten, ob dies Wasser aus Suez wäre? Mit einem Seufzer erwiederte unser Führer, daß man von hier bis Dscheddа kein besseres fände, doch wenigstens für den Tisch und den Thee stets einigen Vorrath an süßem Wasser hätte, das sich nämlich aus dem kaltgewordenen Dampf der Kessel erzeugte und, wenn man auf der Reise wäre, durch eine eigene Vorrichtung aufgefangen würde. Das Mäckern mehrerer Ziegen belehrte uns, daß die Sorge der Engländer für ihr Lieblings-Getränk ihnen einen hinlänglichen Vorrath von Milch gesichert hätte. An den Rändern des Schiffsschnabels sahen wir mehrere Kasten mit Erde, worin Senfkörner gesteckt waren, die unter dem warmen und heiteren Himmel nach wenigen Tagen reifen und eine kleine Aerndte geben. Darauf gingen wir auf das Hintertheil zurück und traten in den Eßsaal. Eine Magnetnadel, die den Gästen gegenüber aufgestellt ist, zeigt auf dem mit Graden versehenen Zirkel die Schwankungen des Schiffs an. Das Wohnzimmer des Capitains Powell war klassisch verziert mit Barometern, Karten, dem Bildniß der Königin und Silhouetten der Miß Powell und ihrer acht Kinder. Die Zimmer für die Passagiere, worin nie weniger als zwei zusammengethan werden, sind sehr geräumig, und doch ist der „Hugh-Lindsay" das kleinste der Indo-Britischen Dampfschiffe. Uebrigens groß oder klein, der Preis der Fahrt ist derselbe, kein Reisender zahlt für das halbe Kabinet weniger als 80 Pfund Sterling, und einige bevorrechtete Zimmer zahlen das Doppelte. Die Trinkgelder für die Stewards und die anderen Diener stehen im Verhältniß zu dieser Taxe. In dem Augenblick, wo wir in den Speisesal traten, war er von einer Gruppe von Passagieren, die in Gesellschaft des Capitains angekommen waren, besetzt. Wir hatten nicht nöthig, uns nach ihrem Namen und Stand zu erkundigen. Mr. Powell deklinirte einen nach dem anderen, indem er seine Höflichkeiten nach ihren respektiven Verdiensten abmaß. „Treten Sie ein, treten Sie nur ein, Mr. Carpenter"; „nehmen Sie Platz, Capitain Mackenzie"; „setzen Sie sich, Mosiou Chevalier Dussumier." Der Besitzer dieses Namens, so bekannt in Bordeaux und im Jardin-des-Plantes, war mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt. Er ging zum zehnten Mal in Handels-Interessen seines Vaterlandes, zugleich aber auch im Interesse der Wissen-

schaft, um die Sammlungen des Museums zu bereichern, nach Ostindien. „General Ventura, dieser Lehnstuhl ist für Sie.“ Dieser Mann machte uns noch einmal so aufmerksam. Ein Mann von etwa 50 Jahren, untersetzten Wuchses, korpulent, muskulös wie ein Athlet, das Gesicht etwas kupfrig, halb bedeckt von einem Schnurrbart und großen ins Graue fallenden Backenbärten, war mit einer fast stolzen Leichtigkeit vorgetreten. Mir fiel sogleich General Allard ein, den ich in Marseille gesehen hatte, wie ein Schock Neugieriger, von seinem Ruhm und seinem prächtigen Reisekleid geblendet, ihm nachlief. Er trug einen Polnischen Rock mit Schnüren und Pelzwerk, rothe Pantalons, mit goldenen Tressen an allen Nähten besetzt, eine Ungarische Sammetmütze mit Pelz, durch Stickerei und Aufsätze vergrößert. Sein Amtsgenosse war einfacher gekleidet; der Helm allein erinnerte an den Asiatischen General, und die Stickerei, unter welcher das blaue Tuch verschwand, zeigte den Eichenzweig, das klassische Abzeichen der Französischen Generale und Marschälle. Obgleich Herr Ventura von Geburt ein Modenesischer Israelit ist, so hat er doch, wegen seiner vieljährigen Dienste in unserer Armee, den lobenswerthen Ehrgeiz, wie seine Kameraden Court und Allard für einen Franzosen gelten zu wollen. Er sprach Englisch, Hindostanisch, Französisch, Alles, nur nicht Italiänisch. Indessen war sein Gefolge so zahlreich, daß man doch auch das Italiänische hörte, wenigstens von den Arabischen Bedienten, die von Alexandrien gekommen waren. Wir vernahmen, während das unermeßliche Gepäck des Generals von Rundschit Sing eingeschifft wurde, jenes Italiänisch der Levante, sehr verschieden von dem der Crusca, in allen möglichen Arten verstümmelt. Herr Allard hatte 400 Kürasse mitgenommen, um drei Eskadronen zu bewaffnen. Herr Ventura nahm 400 andere mit, um das Regiment von Kürassieren zu vervollständigen. Die Metallrüstung scheint im Orient immer mehr die Oberhand zu gewinnen; wir haben ein so ausgerüstetes Regiment in der Armee Ibrahim-Pascha's gesehen. Diese 400 Kürassiere machen wenigstens 100 Colis aus, und nun rechne man noch die Felleisen, die Möbeln, die Flaschenkeller des Generals hinzu, nicht mitgezählt einen schönen großen Kaleschwagen, von Touchard in den Elisäischen Feldern verfertigt, dessen Spuren wir einige Tage nachher noch in dem Sande, der Suez von Kahira scheidet, eingedrückt sahen!

Dies ist das zweite Mal, daß ein Europäischer Wagen seinen Weg durch die Wüste genommen hat. Kein Wind wird fortan die Spur seiner Räder zu tilgen vermögen. Hill nämlich läßt ein Dutzend Wagen verfertigen, welche anstatt der Kameele die Fuhren machen sollen. Drei Punkte sind als Stationen für die Posten der Ostindischen Compagnie angenommen; auf dem einen derselben steht schon ein halb fertiges Haus, und weil die Fenster desselben roth sind, so haben die Araber den Namen Alhambra für dasselbe wieder erneuert. Auf den beiden anderen Punkten befinden sich einstweilen Zelte von Leinwand. Küchen und Ställe sind zum Gebrauch hergestellt. Das Mobiliar im Inneren besteht aus Matten und einer Art Hängebetten, in denen es sich sehr gut schlafen muß. Wenigstens urtheilten wir so nach der frischen Gesichtsfarbe der Damen, welchen, beiläufig gesagt, die Etikette der Kolonieen nicht den Vortritt gewährt und erst nach den Männern von Rang Platz zu nehmen gestattet. Die Moden von London und Paris verbinden zum Glück noch immer die Einfachheit mit der Eleganz; im Orient herrscht das Gegentheil. Unsere Augen, überdrüssig der unbeholfenen Trachten der Levante, der schwarzen, durch Schminke gehobenen Augenbrauen, der falschen rothgefärbten Haare, der unbekleideten Füße, der mit Henna gefärbten Hände, der Halsgeschmeide von Haifischgräten, der mit Edelsteinen besetzten, in goldener Einfassung blitzenden Diademe, die eben so schwer und reich, als roh ihr Geschmack ist, — nach alle dem empfanden unsere Augen einen unsäglichen Reiz, wieder Europäische Sitten und Grazie in einigen der anmuthigsten Kopieen vertreten zu sehen. Engländerinnen von schlankem Wuchse, groß, lebhaft, anmuthige Augen, edle Züge, üppige Fülle blonder Locken, Feinheit und Würde im Benehmen — dies Alles erschien uns vereinigt in den Damen Carpenter und Mackenzie.

Die Zeit verstrich uns unter Gesprächen über Dschedda, Mocka, Bombay, über Indien, die Pagoden, den Ganges, Indus, die auch wir in einigen Monaten besuchen werden, und wir bedauerten, so angenehmer Reisegefährten verlustig zu gehen, als das Schiff seine Vorbereitungen zur Abfahrt beendigt hatte und die Abschiedssalve löste. Gleichsam zur Milderung unseres Schmerzes ließen sich die beiden Volontairs sehen; sie zeigten auf den Arabischen Führer in unserem Sambuk, den einzigen, der sich noch nicht entfernt hatte. Zwar blies der Wind ungünstig von Suez her, aber die Fluth, welche noch ungefähr eine halbe Stunde zu steigen hatte, nahm eine vortheilhafte Strömung, die wir benutzen mußten. Der Stadt näher gekommen, suchten wir vergebens nach der großen Sandbank, an der sich am Morgen unsere Barke drei oder vier Mal krachend gestoßen hatte. Die Lagunen waren nicht mehr von kleinen Erdzungen und schlammigen Streifen durchzogen, sie waren zum wirklichen Meere geworden und dehnten sich über drei Stunden im Norden von Suez aus, indeß ihre Breite über eine Stunde betrug. Ein im Bau oder Ausbessern begriffenes Schiff war fast flott gemacht, die Quais standen unter Wasser. Dies war am 2. Dezember, bei Vollmond, die Syzygie hatte eine Fluth von sechs Fuß bewirkt, die im Stande gewesen wäre, einen zweiten Pharao, der, wie zu den Zeiten Mosis, aus Unwissenheit, oder einen anderen Napoleon, der aus Neugierde sich heute auf die Sandbänke wagte, die zu gewissen Zeiten des Tages trocken sind, in ihrem Bette zu begraben. Eusèbe de Salle.

Mannigfaltiges.

— Berliner Beiträge zur älteren Polnischen Literatur. Als Herr Dr. Nowakowski, von dessen Forschungen über Demetrius neulich in diesen Blättern berichtet worden, bei seinen historischen Arbeiten die Slawischen Manuskripte der Königlichen Bibliothek zu Berlin durchsah, fand derselbe, außer vielen interessanten historischen Handschriften, mit deren Herausgabe er jetzt beschäftigt ist, auch zwei poetische Reliquien, von denen die eine mit der Jahreszahl 1630 bezeichnet ist und die andere, allen inneren Indizien nach, ebenfalls aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts herzurühren scheint. Beide würden also dem goldenen Zeitalter der Polnischen Literatur, welches bekanntlich in das sechzehnte Jahrhundert gesetzt wird, noch ziemlich nahe stehen. Das eine Werk könnte sogar noch dem Ende dieses Jahrhunderts angehören, wenn es, wie Herr Nowakowski glaubt, den Bruder des berühmten Johann Kochanowski, von dem die Polnische Dichtkunst ihren Glanz herleitet, zum Verfasser hat. Es ist dies eine poetische Uebertragung des um das Jahr 1572 von Torquato Tasso gedichteten Schäferspiels „Aminta“ *), die an mehreren Stellen so viel Aehnlichkeit mit der Ausdrucksweise des Uebersetzers von Tasso's „befreitem Jerusalem“, Peter Kochanowski's, eine solche Reinheit der Sprache und so gründliche Kenntniß des Italiänischen zeigt, daß der Herausgeber ziemlich sicher diesen Schriftsteller darin zu erkennen glaubt, wenngleich er sein Urtheil nicht für untrüglich ausgeben will. Das Manuskript selbst muß jedoch eine spätere Kopie seyn, da es so viel Fehler enthält, die einen unverständigen Abschreiber bekunden. Der Herausgeber hat übrigens sowohl die orthographische Schreibart als auch den Wortlaut des Manuskripts mit möglichster Gewissenhaftigkeit beibehalten und nur unter dem Text die ihm nöthig scheinenden Berichtigungen angedeutet. Das Manuskript (Ms. slav. Quart. 9.) hat kein Titelblatt, welches offenbar verloren gegangen, da es aus 63 Blättern besteht, also gerade eines an 16 Bogen fehlt. Auf welchem Wege diese Handschrift in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin gekommen, hat Herr Nowakowski nicht ermitteln können; eben so wenig wie von dem anderen Manuskript **), welches derselbe, und gewiß mit Recht, auch der Herausgabe für werth erachtet hat. Wenn beide schon als bloße Sprachdenkmäler der ersten klassischen Periode der Polnischen Literatur, unter der Regierung der Sigismunde, von literarischem Interesse sind, so ist dieser zweite Fund von Seiten des Inhalts noch bedeutender, denn er uns, drei oder vier Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Italiänischen ausgenommen, lauter Original-Gedichte bringt. Das Manuskript enthält nämlich eine im Jahre 1630 von unbekannter Hand begonnene und, wie es scheint, ein paar Jahre fortgesetzte Sammlung von Elegieen, Idyllen, Lehrgedichten, Liedern und Epigrammen Polnischer Dichter. Der Herausgeber hält es für wahrscheinlich, daß dies Manuskript (Ms. slav. Fol. 1) aus der Bibliothek Ignaz Krasizki's herrühre, der im Jahr [illegible] in Berlin gestorben und aus dessen Nachlaß eine bedeutende Anzahl von Büchern an die Königliche Bibliothek gekommen. Es beginnt mit Auszügen aus verschiedenen Römischen Schriftstellern, die natürlich im Druck vom Herausgeber weggelassen worden sind. Der Sammler hat seiner Collection den Titel: „Scherz und Ernst“ gegeben, aber sogleich die Bemerkung hinzugefügt: „Ein Zoilus wird gebeten, dies Buch nicht zu lesen.“ Von Ernst ist nun freilich nicht viel zu finden; die Mehrzahl der Gedichte besteht sogar in ziemlich lasciven und nicht immer den Grazien huldigenden Liebesscherzen und Liebesklagen, die in ihrem Charakter sehr an die Dichtungen der Römischen Erotiker erinnern, welche in jener Zeit viel Einfluß auf die Poesie der Polen hatten. Der Herausgeber hat selbst einige obscöne Stellen etwas mildern und Mehreres auslassen zu müssen geglaubt; es fragt sich indeß, ob er Recht daran gethan, denn vom Standpunkt des Sittenrichters aus betrachtet, hätte noch viel mehr gestrichen werden müssen; solche Rücksichten können aber doch bei Publicationen nicht obwalten, die zur Beleuchtung der poetischen und literarischen Entwickelung eines Volkes dienen sollen. Uebrigens fehlt es in jener Sammlung auch nicht an Gedichten von zarterem und reinerem Sinn, obwohl dieselbe im Allgemeinen schon auf eine Zeit des Sittenverfalls hindeutet, wie er in Polen unter der Regierung des dritten Sigismund's eintrat. Daß die Sammlung nicht im Jahre 1630 beendigt worden, geht aus einer darin enthaltenen Dankes-Hymne auf den durch Wladislaus IV. erfochtenen Frieden mit den Russen und Türken hervor. Dieser König gelangte aber erst 1632 zur Regierung. Der Herausgeber wird wohl bei keinem Literaten erst der Rechtfertigung seines Unternehmens bedürfen, die er demselben in den Vorreden vorangehen läßt. Bei einer für die Fortbildung der Polnischen Sprache und Dichtkunst so wichtigen Zeit ist jede Reliquie von Wichtigkeit. Für manchen Leser möchte es aber doch erwünscht gewesen seyn, wenn Herr Nowakowski dem Text hier und da eine sprachliche oder sachliche Erläuterung hinzugefügt oder etwa eine gedrängte Uebersicht des damaligen Zustandes der Polnischen Literatur und ihrer vorzüglichsten Schriftsteller mit näherer Beziehung auf die vorliegenden Gedichte vorausgeschickt hätte.

*) Torquata Tassa Amyntas. Comedia Pasterska, wydana przez K. Nowakowskiego. — Berlin, bei Behr, 1840.

**) Jocoseria, albo poważne żarty mądrych pisma y powieści. — Berlin 1840, in demselben Verlage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Mittwoch den 16. September 1840.

China.

Die Moral der Buddhistischen Chinesen.

Wir haben in einem früheren Artikel*) gezeigt, wie im Systeme der Chinesischen Buddhisten das Gebet an Amita-Buddha unter den Mitteln zum ewigen Heile die erste und vornehmste Stelle einnimmt. Das Buch Tsing-tu-wen, welches der Lehre vom Verklärten Lande gewidmet ist**), enthält aber bei weitem nicht bloß einfache Beschreibungen und positive Vorschriften: ein großer Theil seines Inhalts ist dialektischer und rhetorischer Art. Von der eigenthümlichen dialektischen Kunst, womit der Verfasser die vornehmsten Satzungen seiner Religion gegen Zweifler in Schutz nimmt und die National-Chinesischen Systeme mit dem Buddhismus zu versöhnen strebt, haben wir an einem anderen Orte Proben mitgetheilt; der gegenwärtige Artikel soll den rednerischen Ermahnungen gewidmet seyn, worin der Verfasser, oft mehr noch an das Gemüth, als an den Verstand seiner Leser appellirend, bald die Nichtigkeit alles Irdischen und die Nothwendigkeit einer ununterbrochenen Bewerbung um das selige Land einschärft, bald über die allgemeinen und besonderen Lebens-Pflichten des Menschen sich verbreitet. Wir begnügen uns hier wieder mit bloßen Auszügen aus diesen Buddhistischen Predigten, die zwar, wenn man jede für sich betrachtet, von lobenswerther Kürze sind, aber in ihrer Gesammtheit viele für uns ermüdende Wiederholungen enthalten.

Buch III, §. 1.

„Es fragte Jemand den Kung-tse***): „Ist es wohl denkbar, daß Einer seinen Wohnort mit einem anderen vertauschen und dabei sein Weib vergessen (zurücklassen) könne?" Kung-tse entgegnete: „Es giebt sogar noch Aergeres: die Tyrannen Kie und Tscheu †) haben sich selbst vergessen."

„Betrachten wir diesen Spruch mit dem Auge der höheren Erkenntniß, so vergessen die Menschen unserer Tage (!) alle sich selbst. Vom frühen Morgen, wenn sie die Augen öffnen, bis zum späten Abend, wenn sie die Augen wieder schließen, sind alle ihre Bestrebungen Staub (materieller Art). Nie denken sie auch nur kurze Zeit an ihr wahres Selbst; also vergessen sie sich selber. Nach Tagen geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als Befriedigung des Hungers und Durstes; darum sorgen sie für Speise und Trank — nach Jahren geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als Schutzmittel gegen Frost und Hitze; darum sorgen sie für Pelzwerk und Sommerkleidung — nach dem ganzen Daseyn geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als das irdische Leben — Keiner bemüht sich um das Land der Verklärung! Wenn ein Mensch hundert Pfund Goldes zu tragen hätte und nicht mehr vorwärts könnte, so würde er es abwerfen und ledig gehen. Zwänge er sich, das Gold weiter zu schleppen, so daß er unter dieser Last sterben müßte, so würde ihn die Welt einen großen Narren schelten; denn Jeder weiß, daß unser Leben mehr werth ist, als hundert Pfund Goldes. Wer aber um dieses irdischen Lebens willen das Land der Verklärung (Tsing-tu) verscherzt, dem verdenkt es Niemand, obschon seine Narrheit unendlich größer ist. Der Mensch glaubt, sich selber zu lieben und für sein Selbst zu sorgen, wenn er jeden Tag kleinliche Interessen verfolgt: ist dies nicht eine falsch verstandene Selbstliebe? Er betrübt sich und verzweifelt wegen Unfälle, die seiner höheren Natur ganz und gar keinen Schaden thun, d. h. sein Erbarmen über sich gilt nur dem unwesentlichen Theile seines Selbst, nicht dem wesentlichen, der etwas ganz Anderes ist. Alles Unwesentliche muß vergehen; das Wesentliche vergeht niemals."....

Ebendaselbst §. 2.

„Unser irdischer Besitz ist sehr mannigfaltig. Einiges erhalten wir durch Erbschaft; Anderes erwerben wir selbst; noch Anderes schaffen unsere Kinder oder andere Menschen für uns herbei. Alle diese sichtbaren Dinge sind eitel und nichtig. Wie aber der Mensch in seinem Zorne fähig ist, ein elendes Stück Papier zu zerreißen, als hätte es großen Werth: so ist er in seiner Habsucht fähig, eine Nadel an sich zu nehmen, wie gering auch ihr Werth sey. Wenn die Kornböden schon voll sind, ist das Herz noch leer und unbefriedigt; wenn des Goldes und der edeln Stoffe schon viele sind, kommen die Pläne noch nicht zur Ruhe. So oft der Mensch die Augen erhebt oder die Füße regt, wird er von einem Gelüste angereizt; und doch verschwindet Alles, wenn er eines Tages das große Ziel erreicht hat! Nichts folgt hinter uns her, als die Früchte unserer Thaten.... Irgend ein alter Schriftsteller sagt: „Dieser Körper ist eine todte Sache; die Seele ist etwas Lebendes: mache nicht lebende Anschläge auf das Todte, sondern auf das Lebende!"- Ich bewundere diesen Spruch. Wer nur irgend nach Außendingen geizt, um seinem Körper zu dienen, der macht auf etwas Todtes lebendige Anschläge. Zwar können die Menschen dieser Welt nicht ganz umhin, solches zu thun; aber möchten sie doch in dem Gewühl ihrer irdischen Sorgen dann und wann die Muße eines Augenblicks ergreifen, der Selbsterleuchtung obliegen und ihr Herz dem Lande der Verklärung weihen! Dieses heißt, auf Lebendes lebendige Anschläge machen."

Ebendaselbst §. 4.

„Das irdische Leben gleicht einer Wasserblase — wie Viele sterben in ihrer Kindheit! wie Wenige bringen es über die Siebzig hinaus! Der Mensch sieht hochbetagte Greise vor seinen Augen, denkt aber nicht daran, daß Unzählige schon gestorben sind, ohne alt zu werden. Dabei entgeht Keiner von uns in diesem Leben dem Jammer; allein wir erwägen dies niemals und kommen also nie zur Erleuchtung. So lange unser Gelüste unbefriedigt bleibt, fühlen wir brennende Pein; und ist der Zweck wirklich erreicht, so dauert die Befriedigung nicht lange. Und welcher Mensch kann sich von Sünden frei erhalten? Ein einziger pflichtwidriger Gedanke ist schon eine Uebertretung; aber nicht zufrieden mit kleinen Vergehen, erlauben wir uns die größten und gröbsten! Wir verzehren das Fleisch der Thiere und kleiden uns in ihre Haut — ja, es giebt Sünden, die noch abscheulicher sind als diese! So verwickelt sich der Mensch von Kindheit an in den Wust seiner Unthaten; er bleibt ihnen verfallen, und sein verdüsterter Geist kann nicht schauen, welches künftig sein Schicksal seyn werde. Hat er aber das leibliche Auge geschlossen, so folgt ihm seiner Gräuel Frucht: er wird der Bewohner eines Thierkörpers, oder ein hungernder Dämon, oder ein Höllen-Scheusal! Gesetzt aber auch, er hätte Gutes gethan und käme wieder als Mensch oder selbst als guter Genius ins Daseyn: so empfängt er doch nur vergängliche Belohnung. Sobald der Lohn vollständig ist, kehrt er in die Seelenwanderung zurück; er kreist von neuem in den Wegen des Oceans der Qual, und seine endliche Befreiung ist nicht abzusehen! Benutze also jeden müßigen Augenblick und sinne über diesen wichtigen Gegenstand nach! Sprich täglich zu Dir selber: „Von Ewigkeit her irre ich in den Regionen des Geburtenwechsels. Da ich die heilbringende Lehre nicht kennen lernte, so war es mir unmöglich, herauszukommen. Nun ich sie kenne, soll ich zaudern, ihr gemäß zu leben?"

Ebendaselbst §. 5.

„Wenn ein Mensch in eine fremde Stadt reist, so sieht er sich, ehe er seine Geschäfte besorgt, nach einem Orte um, wo er die Nacht zubringen könne. Bricht dann die Nacht herein, so hat er eine Herberge zum Ruhen. Die Sorge für einen Rast-Ort ist die Bewerbung um das Tsing-tu — die finstere Nacht, das Ziel alles Irdischen — eine Herberge finden, heißt in das Tsing-tu entrückt werden. Wenn Jemand im Frühling eine weite Reise unternimmt, so sorgt er für Regen-Kleidung; überfällt ihn dann plötzlich ein Regenschauer, so hat er nicht das Ungemach, durchnäßt zu werden. Die Vorkehrung wider den Regen ist die Bewerbung um das Tsing-tu — der plötzliche Schauer ist das Aufhören des irdischen Daseyns — nicht durchnäßt werden, heißt, nicht in die Regionen des Bösen versinken, wo man jede Art von Qual erleidet. Die Sorge für einen Rast-Ort schadet nicht unseren Geschäften; die Vorkehrung wider den Regen schadet nicht unserer Reise: eben so ist auch die Bewerbung um Buddha's verklärtes Reich keinem irdischen Berufe hinderlich. Wie kommt es nun, daß die Menschen sich nicht darum bemühen? Ich erinnere mich eines Mannes, der nach einem sündhaften Leben schwer erkrankte. Von Mitleid ergriffen, besuchte ich ihn und ermahnte ihn, den allbarmherzigen Amita anzurufen; allein er weigerte

*) S. das diesjährige Magazin, Nr. 81—82.

**) Befindet sich unter den Libri Sinici der Königl. Bibliothek zu Berlin, Nr. 734.

***) Kung-tse ist Confucius. Der Verfasser, obschon ein Buddhist, wählt also hier einen Spruch dieses alten National-Weisen China's zum Texte seiner Predigt, um den Confucianern deutlich zu zeigen, daß er vor dem Stifter ihrer Lehre große Hochachtung hat.

†) Zwei Ungeheuer auf dem Throne, von denen das Chinesische Alterthum berichtet und deren Namen sprüchwörtlich geworden sind.

sich hartnäckig, dies zu thun, und führte nur faselnde verworrene Reden. Gewiß hatten seine Sünden ihm den Geist verdüstert, und er war diesseits keiner Bekehrung mehr fähig — was konnte noch geschehen, als er die Augen schon geschlossen hatte?! Darum bekehre man sich zur rechten Zeit. In diesem Leben folgt die Nacht dem Tage, der Winter dem Sommer: dies macht Niemanden bekümmert. Sagt man den Menschen aber: auf das Leben folgt der Tod! so wird er beklommen und will nicht mit der Sprache heraus. O, welche Erbärmlichkeit! Keiner weiß, daß sein Ich niemals sterben wird, sondern nur weiter zieht, wenn die Vergeltung dieses Lebens vollständig ist." (Schluß folgt.)

S p a n i e n.

Espartero und die heutigen Zustände Spaniens.

(Schluß.)

Nach dem jetzt bestehenden Wahlsystem üben die Munizipalitäten einen großen Einfluß auf die Wahlen; sie selbst sind nach den Ereignissen von la Granja nach Vorschrift der Constitution von 1812 eingesetzt, beruhen also auf sehr demokratischen Grundlagen. Das neue Gesetz entriß sie dem Einflusse der Klubs und vernichtete also die Einmischung der Exaltirten in die Regierungs-Angelegenheiten. Die Exaltirten sahen wohl, daß hier Alles auf dem Spiel stände, und bereiteten sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Ihre letzte Hoffnung war das Hauptquartier, und sie rückten Espartero näher als je. Mit Eintritt der besseren Jahreszeit hatte dieser seine Operationen wieder begonnen, und die kleinen Schlösser Cabrera's fielen nach einander. Die revolutionairen Journale überschütteten ihn mit Schmeicheleien, und wenn man ihnen glauben wollte, so waren alle andere große Kriegsführer nichts gegen den Sieger von Mirambel und Castellote.

Inmitten dieser politischen Kämpfe eröffnete die Königin-Regentin plötzlich ihren Entschluß, die Bäder von Barcelona mit ihrer Tochter zu besuchen. Vergeblich versuchte man, sie davon abzubringen. Allerdings mochte wohl der Gesundheitszustand der jungen Königin den Gebrauch schwefelhaltiger Bäder nothwendig machen, aber gewiß war dies nicht der einzige Grund der Reise. Der wahre Beweggrund der Königin Christine war ihr Wunsch, Espartero zu sprechen, der ihr fast gar nicht bekannt war und den sie nur einmal gesehen hatte. Schon lange unterhielt sie einen geheimen Briefwechsel mit ihm, der ihre Minister oft beunruhigt hatte, und Espartero ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr die Versicherungen der unbedingtesten Ergebenheit zu ertheilen. „Ich bin aus der Mancha", wiederholte er oft, „aus dem Vaterlande Don Quixote's und eben so ritterlich wie der Held des Cervantes. Die Dame meiner Gedanken ist eine Königin, und ich bin bereit, Alles für ihren Dienst zu thun."

Als die verhängnißvolle Reise beschlossen war, kam der Zwiespalt zwischen dem Ministerium und Espartero über die Frage, welchen Weg die Königin wählen solle, zum offenen Ausbruche. Die Minister und die Königin selbst wollten, daß sie durch Valencia reisen solle. Espartero wollte ihr den Weg über Saragossa und durch Aragonien aufdrängen. Der erstere Weg bot den Vortheil, daß die Königin auf ein Armee-Corps unter dem Befehl O'Donnell's gestoßen wäre, dessen Treue erprobt war; wendete sie sich nach Aragonien, so mußte sie durch die Heerabtheilungen hindurchziehen, die Espartero befehligte. Die Einnahme Morella's entschied die Frage zu Gunsten Espartero's. Die Königinnen reisten in Begleitung des Conseils-Präsidenten, Perez de Castro, des Kriegs-Ministers, Grafen von Cléonard, und des Marine-Ministers, Sotelo, der dem Herzoge von Vitoria befreundet war. Die Exaltirten sorgten dafür, daß den Königinnen überall ein bedeutungsvoller Empfang zu Theil wurde. In Saragossa entschwanden die Täuschungen der Königin-Regentin. Die Munizipalität richtete eine freche Rede an sie, und der Volkshaufe verfolgte sie unter dem Geschrei: „Es lebe die Constitution! Es lebe die Herzogin von Vitoria! Nieder mit dem Gesetz über die Ayuntamientos!" Zum Rückzuge war es jetzt zu spät: Espartero erwartete sie in Lerida.

Die Minister statteten dem Generalissimus zuerst einen Besuch ab. Als Freund desselben, traf den Marine-Minister Sotelo zuerst das Loos; ihre Zusammenkunft gab ihm wenige Hoffnungen. Sodann kam die Reihe an den Grafen Cléonard; weder er noch der Herzog berührten die Politik. Sogar der Conseils-Präsident entschloß sich, trotz seines Alters, den ersten Schritt zu thun. Espartero stand gerade, umgeben von seinem Generalstabe, vor der Thür seiner Wohnung, als Perez de Castro sich ihm vorstellte. Er hielt es nicht der Mühe werth, umzukehren, um denselben zu empfangen. Er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die Königin besuchen zu müssen, und eilte weiter. Perez de Castro eilte hinter ihm, so schnell er konnte, beglückwünschte ihn wegen seiner Siege und sagte ihm, die Minister hätten das feste Vertrauen, daß er nöthigenfalls sein siegreiches Schwert zur Vertheidigung der Ordnung ziehen werde. Espartero antwortete mit einer verneinenden Geberde, ohne den Mund zu öffnen.

Espartero sah die Königin an diesem Tage und einige Tage später zu Esparraguerra. In der ersten Zusammenkunft soll er nichtssagend, in der zweiten beleidigend und ausfallend gewesen seyn. Gleich am ersten Tage erklärte er sich gegen die Minister, gegen die Cortes, gegen das Gesetz über die Ayuntamientos. Die Königin widerlegte ihn, ohne ihn überzeugen zu können. Als er wiederkehrte, hatte er den Ton geändert: er erörterte nicht mehr, sondern befahl. Die Königin widerstand ihm muthig, aber sie sah wohl, daß sie alle Hoffnung aufgeben müsse.

Barcelona hatte die Königinnen mit Enthusiasmus aufgenommen; in allen Straßen waren die Bilder derselben zwischen brennenden Kerzen ausgestellt, und das Volk entblößte das Haupt vor denselben. Die ersten Tage vergingen unter Festlichkeiten; aber die Königin und die Minister durften sich nicht verbergen, daß die Ankunft Espartero's wichtige Ereignisse heraufbeschwören würde. Das Ayuntamiento von Barcelona, das aus den wildesten Decamisado's bestand, sah der Ankunft des Herzogs mit Ungeduld entgegen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, der Königlichen Gewalt zu trotzen. Anschläge, auf welche die Constitution von 1812 geschrieben war, waren an alle Laternen geheftet, und der Artikel, welcher sich auf den königlichen Eid bezieht, war in der Vorhalle des Theaters angeschlagen worden. Endlich meldete der „Constitucional", am 12. Juli, daß der Herzog zu Martorell sey und am folgenden Tage in Barcelona einziehen werde. Am Morgen des 13ten zog ihm eine unabsehbare Volksmenge mit Lorbeer- und Olivenzweigen entgegen. Sobald Espartero die ihm entgegenwogende Menge bemerkte, verließ er sein Gefolge und ritt ihr entgegen; sie umringte ihn und trug ihn und sein Pferd gleichsam im Triumphe weiter. Wahnsinniges Geschrei ertönte überall, wo er vorbeikam, und mitunter auch der Ruf: Tod den Franzosen! welcher ebenfalls zu dem Feldgeschrei der Exaltirten gehört. Zugleich sang die Menge Lieder, in welchen Schmähungen auf die Franzosen mit den übertriebensten Schmeicheleien für den Helden des Tages wechselten. Espartero, entzückt von diesem Empfange, erwiederte auf diese Demonstrationen, daß dies der schönste Tag seines Lebens sey, und daß alle seine Siege, alle seine Würden nicht einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätten wie dieser Empfang.

Um 5 Uhr Nachmittags begab sich der Herzog zur Königin; die Audienz dauerte anderthalb Stunden. Espartero wiederholte die Vorschläge, die er schon in Esparraguerra gemacht hatte; die Königin ging darauf ein und besprach sich mit ihm über einige Namen für das neue Ministerium, ohne daß sie jedoch zu einem festen Abschluß gekommen wären. Am 14ten Mittags langte in Barcelona das Gesetz über die Ayuntamiento's an, welches die beiden Kammern angenommen hatten. Die Königin wollte dasselbe nicht bestätigen, ohne sich noch einmal mit dem Generalissimus zu besprechen. Sie ließ ihn zu sich berufen und setzte ihm die Uebelstände aus einander, welche die Zurückweisung eines Gesetzes haben dürfte, für das sich beide Kammern ausgesprochen hatten. Es wollte ihr nicht gelingen, Espartero zu überzeugen; erbittert über dessen Hartnäckigkeit, ließ sie die Minister kommen, als er sich entfernt hatte, und unterzeichnete. An demselben Abend wurde das Gesetz in aller Stille nach Madrid zurückgesandt, mit dem Befehl, es unverzüglich bekannt zu machen.

Im Laufe des 15. Juli erfuhr Espartero, daß die Königin unterzeichnet hatte. Er gerieth in einen gewaltigen Zorn, legte sich zu Bett und schickte seine Entlassung ein. Diese konnte nicht angenommen werden und wurde es nicht. Linage hatte den Brief an die Königin verfaßt; er beschuldigte die Königin, daß sie ihr Wort gebrochen, und nannte die Minister Karlisten. Theilweise wurde der Brief veröffentlicht. Darüber entstand große Bewegung in Barcelona. Ein Bataillon der Guiden von Luchana, welches die Leibwache Espartero's bildete, war mit diesem in die Stadt eingezogen; die Soldaten zerstreuten sich in den Schenken und schrieen laut über die entsetzliche Undankbarkeit, mit der man die Dienste des Herzogs von Vitoria belohnt habe. Dieselbe Sprache führten Linage und die Offiziere des Generalstabs in den Kaffeehäusern und auf den öffentlichen Plätzen. Das Ayuntamiento hielt seine Bullangeros (Unruhstifter) in Bereitschaft. Der General Van Halen, General-Capitain von Catalonien, befand sich damals in den Bädern von Caldas; man ließ ihm sagen, er möge ohne Verzug nach Barcelona kommen. Derselbe Befehl wurde den Generalen Ayerbe, Castañeda und Clemente, welche die Avant-Garde befehligten, zugesandt: bald lagerten 40,000 Mann in der Nähe der Stadt. Ueberdies war der General, der solche Streitkräfte gegen eine Frau versammelte, General-Kommandant der Königlichen Garde. Die militairischen Behörden der Provinz erwarteten seine Befehle, das Ayuntamiento gehorchte ihm, und alle Macht war in seinen Händen konzentrirt. Die Königin und die Minister waren wehrlos.

Die Drehorgel spielte in den Straßen von Barcelona die Lieder, welche immer das Signal des Aufruhrs zu seyn pflegten. Abends füllten sich die öffentlichen Plätze mit unheimlichen Gestalten. Am 18ten Nachmittags, als die Vorboten des Aufruhrs immer deutlicher hervortraten, begab sich Espartero wiederum zur Königin, in der Hoffnung, daß die unzweideutigen Bewegungen, die sich überall kundgaben, sie eingeschüchtert haben würden. Die Königin blieb unerschütterlich. „Du bist Kommandant der Truppen", sagte sie zu Espartero, „und haftest für die Ordnung." Espartero antwortete, sie müsse zwischen ihm und dem Ministerium wählen, und wenn sie die Sanction des Gesetzes über die Munizipalitäten nicht zurücknähme, würde das Blut in Strömen fließen, sangre hasta la rodilla, Blut bis zum Knie. Einen stärkeren Eindruck als auf die Königin machten die Drohungen auf die Minister. Sie versammelten sich am Abend und beschlossen, ihre Entlassung zu nehmen, um die Königin zu retten. Diese aber bat sie, ihre Stellen zu behalten, bis sie durch eine materielle Gewalt zum Rücktritt gezwungen würden. Dieser Fall trat bald ein. Als Espartero heimkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nahmen die Aufläufe einen drohenderen Charakter an. Beim Einbruche der Nacht erklärten die Mitglieder des Ayuntamiento, daß sie in Permanenz seyen; um 9 Uhr waren auf dem Platze San-Jayme mehr als zweitausend Menschen versammelt, welche der Constitution und Espartero Lebehochs brachten und den Ministern Todesdrohungen zuriefen.

Die Aufrührer richteten Barrikaden in allen Straßen auf, welche nach dem Platze ausliefen, obschon sie wußten, daß sie nicht würden angegriffen werden. Einige Haufen stürmten die Waffen-Niederlage der National-Miliz, wo man 800 Flinten fand, die unter die Menge

ertheilt wurden. Eine Deputation des Ayuntamiento stellte sich nun n die Spitze des Aufstandes und begab sich nach dem Platze Santa-Anna, wo Espartero wohnte. Dieser erschien auf dem Balkon, redete as Volk an und entschloß sich, gefolgt von dem wilden Haufen, ach dem Palaste zu ziehen. Die Königin hatte die Minister bei sich, ls das wirre Geschrei des Auflaufs heraufönte. Sie forderte die-lben lächelnd auf, den Aufruhr anzuschauen. Perez de Castro, Leonard und Sotelo gehorchten dem Winke und begaben sich mit r auf einen geschlossenen Balkon, der nach dem Platze hinausging. die Garde, welche sich selbst überlassen war, hatte den Aufruhr vom latze abgehalten, aber aus den benachbarten Straßen ertönte das Geschrei: „Tod den Ministern!“ und Schmähungen gegen die Königin. icht lange, so erschallte in einer ein Lebehoch, und man sah einen Wagen durch die lärmende Menge hindurchfahren auf den Palast zu. die Königin erkannte zu ihrem Schmerze den Wagen des Herzogs on Vitoria.

Die Minister konnten den Palast nicht mehr verlassen; die Kö-igin führte sie in ihr Schlafgemach. Nun erschien Espartero, be-leitet von seiner Gemahlin, den Generalen Valdes und Van Halen. lle bemühten sich, die Königin zu überzeugen, daß sie nichts zu rchten habe, und daß die Aufregung bloß durch die Hartnäckigkeit r Minister hervorgerufen sey. Die Königin nahm diese Aeuße-ungen mit großer Kälte auf. Zu Espartero sagte sie, da die Mi-ister ihre Entlassung eingereicht, so müsse sie wohl in diesem Punkte achgeben, nimmermehr aber werde sie die ertheilte Sanction zurück-ehmen oder die Cortes auflösen. Davon ließ sie sich nicht abbringen, bschon der Tumult draußen fortdauerte. Um drei Uhr Morgens erkündete Espartero den Volkshaufen, daß die Minister abträten, orauf sich diese unter Freudengeschrei zerstreuten. Um vier Uhr erließen der Herzog und die Herzogin, Valdes und Van Halen die Königin. Perez de Castro, dem die meiste Gefahr drohte, flüch-te zum Französischen Konsul und dann auf den „Méléagre“, Leonard auf eine Spanische Fregatte; beide begaben sich am nächsten age nach Frankreich. Mit Ausnahme einiger Gendarmen, wurde Niemand getödtet.

Dies sind die Vorgänge der Nacht vom 18. zum 19. Juli. spartero's Benehmen hatte nur Einen Hebel, den Haß gegen die Minister. Diese Stimmung benutzten die Exaltirten, um sich seiner egen die Königin zu bedienen, und er folgte dem Anstoße blindlings, is seine Leidenschaft befriedigt war. Dann wollte er anhalten. Das Ministerium, welches sein nächtlicher Sieg ans Ruder brachte, steht llerdings den Exaltirten näher als den Gemäßigten, aber es ist eineswegs aus den Parteihäuptern gewählt, und die Exaltirten sind ichts weniger als zufrieden. Nach der Entfernung der Minister wollte das Ayuntamiento auf der betretenen Bahn weiter schreiten; Streitigkeiten und Ermordungen fanden statt. Da fand Espartero ndlich die Kraft des Pflichtgefühls wieder, die ihm im Anfang der rise gefehlt hatte, und stellte die Ordnung wieder her.

Es fragt sich, was Espartero jetzt thun wird? Er strebte nach er höchsten Gewalt; sie ist ihm zu Theil geworden. Er wollte icht einmal mit der Königin theilen. Wird er nun zu den Ge-mäßigten zurückkehren, die er verlassen hat? Wird er bei den Exal-tirten ausharren, die er zu fürchten beginnt? Oder will er eine Regierung begründen, die sich weder auf die Gemäßigten noch auf ie Exaltirten stützt? Ueberall treten ihm Hindernisse entgegen. Die Taktik der Exaltirten ist leicht vorauszusehen. Sie werden ihm die Regentschaft anbieten. Wird er sie annehmen? In jedem Falle wird r die Rolle des mißtrauischen und hochfahrenden Aufpassers auf-geben müssen. Er muß selbst regieren und die Zügel einer Revo-lution in die Hand nehmen, die noch Alle gestürzt hat, welche sie eiten wollten. Wird er glücklicher oder geschickter seyn? Das muß ie Zukunft lehren. Sein Generalstab glaubt allerdings, daß ihm ie Rolle Napoleon's vorbehalten sey. Es ist indeß sehr zu bezwei-feln, ob er dieser Aufgabe gewachsen sey. Einer der angesehensten Spanischen Staatsmänner hat gesagt: „In Frankreich hat man vor 50 Jahren ein Drama gespielt, betitelt die Französische Revo-lution. Wir haben es übersetzt und eine Spanische Komödie dar-aus gemacht.“ — Dies scheint auch auf Espartero zu passen; man önnte ihn höchstens einen Komödien-Napoleon nennen.

(R. d. d. M.)

Frankreich.

Der Abbé de Bernis.

François Joachim de Pierres oder Abbé de Bernis hieß unter den Gelehrten Babette die Blumenhändlerin und unter den Poeten die Latschtaube. Er war zu Saint-Marcel bei Nar-bonne im Monat Mai 1715 geboren. Er stammte aus einem alten, durch das Haus Rohan mit dem Könige verwandten Geschlechte, das aber vom Glücke wenig begünstigt war. Da er also kein Ver-mögen erben konnte, so wurde er Abbé. Er kam, wie Bernard*), sehr jung nach Paris, seinem Sterne vertrauend und zu Allem lächelnd, um wiederum nur lächelnden Gesichtern zu begegnen. Er hatte gute Manieren, ein schelmisches Auge, das Herz auf dem rechten Flecke und Witz auf den Lippen. Die Natur hatte ihn nach dem Bilde des Herkules geschaffen, und man konnte von ihm daher eben so wenig wie von Bernard sagen, daß der Stil der Mensch sey. Man braucht nicht zu erstaunen, daß der an Geist und Körper so gut gebildete Bernis im 18ten Jahrhundert Minister, Kardinal und fast König von Frankreich geworden ist; man konnte dies Alles mit geringeren Eigenschaften werden.

*) Der liebenswürdige Dichter.

Er brachte einen Winter im Seminar zu St. Sulpice zu; aber anstatt geistliche Lieder zu singen, machte er, wie später Boufflers, Gedichte auf Themire oder Klimene. Bald darauf wurde er mit der Pompadour bekannt, die damals Madame Lenormand d'Etioles hieß. Sie nannte Bernis ihre Latschtaube; nachher nannte ihn Vol-taire Babette die Blumenhändlerin, theils wegen seiner blumenreichen Redensarten, theils wegen seiner Aehnlichkeit mit einer wohlbeleibten Blumenhändlerin dieses Namens, die vor dem Opernhause feil hielt.

Der ehrgeizige und arme Abbé Bernis suchte durch die Musen sich Ruhm und Geld zu erwerben. Er überreichte seine Gedichte der Prinzessin Rohan, die seine weitläufige Verwandte war. Die Prin-zessin, die sich zu zerstreuen suchte, zog den Abbé und seine Muse an sich. Er war in ihrem Hotel Alles, was er seyn wollte. Dieses Hotel war damals der Versammlungsort aller geistreichen Männer und liebenswürdigen Frauen; unser Abbé war Allen willkommen; alle Herzen und alle Thüren öffneten sich vor ihm. Man riß sich um Bernard, man riß sich um Bernis. Voltaire, der die Jugend hätschelte, schrieb an Beide Gedichte, Duclos rühmte ihren Witz, Helvetius gab ihnen zu essen, und die Frauen thaten das Uebrige.

Nur bei dem Kardinal Fleury, der als Premier-Minister alle Gnadenbezeigungen ertheilte, war Bernis nicht gut angeschrieben. Er wollte eine Abtei von ihm haben, aber der Kardinal war taub gegen seine Bitten. „Mein Herr Abbé“, sagte er zu ihm, indem er ihm seine Zerstreuung vorwarf, „Sie sind der Gnaden der Kirche unwürdig; Sie haben nichts zu hoffen, so lange ich lebe.“ — „Gnädiger Herr, ich werde warten“, antwortete Bernis und trat mit einer tiefen Verbeugung ab. Diese Antwort wurde ein Ereigniß; sie wurde überall wiederholt und gelobt und sogar dem König hinterbracht. Sie wurde noch auf eine andere Weise erzählt. Die Pompadour soll nämlich zu Bernis gesagt haben: „Sie werden der letzte Mann seyn, dem ich meine Gunstbezeigung bewillige“; und Bernis soll erwiedert haben: „Nun gut, Madame, ich werde warten.“

Mittelst dieses Witzwortes, einer Epistel an die Grazien, eines kleinen Gedichtes: les Palais des Heures, und zwei anakreontischer Oden wurde er bald darauf Mitglied der Akademie.

Madame Pompadour war durch einen Königlichen Kuß als Königin von Frankreich anerkannt worden. Die Prinzessin Rohan schrieb ihr im Interesse ihres lieben Abbé: „Madame, ich hoffe, Sie haben den Abbé Bernis nicht vergessen; haben Sie die Gnade, etwas für ihn zu thun; er ist Ihrer Gunst würdig.“ Die Pompa-dour schrieb deshalb an einen Minister folgenden Brief, den wir im Originale mittheilen wollen, um unseren Lesern zu zeigen, daß sie in der Grammatik eben so gut Schnitzer machte, als in der Tugend: „J'ai oublié, mon cher nigaud*), de vous demander ce que vous avez fait pour l'abbé de Berny; mondez-le moi, je vous prie; car il doit venir dimanche.“ Die Pompadour stellte den Abbé Bernis dem Könige Ludwig XV. vor, und dieser bewilligte ihm auf ihre Empfehlung eine Wohnung in den Tuilerieen und eine Pension von 1500 Livres. Er erwarb sich die Gunst des Königs und der Pom-padour in dem Grade, daß er zwei Jahre darauf zum Gesandten in Venedig ernannt wurde. Ein Gedicht, angeblich von Panard, spottete damals über den Abbé und seine Patronin in folgender Weise:

Ambassadeur mon maître,
Voilà ce que c'est d'être
Un beau pigeon patu,
Turlututu! **)

Da er in Venedig als Gesandter nichts zu thun hatte, so wurde er auf seinen Wunsch bald zurückberufen und lebte in der Nähe der Pompadour, an die er mehrere Gedichte machte, die aber alle mehr einen leichtfertigen, als zärtlichen Ton athmen. Er war zehn Jahre lang ihr Schatten; er folgte ihr überall hin. Ludwig XV. begegnete ihm oft in den kleinen wie in den großen Zimmern ihres Palais, so daß er ihn manchmal fragte: „Wo gehen Sie hin, Herr Abbé?“ — Der Herr Abbé verbeugte sich und lächelte. Als sich eines Tages die Pompadour langweilte, ernannte sie ihn zum Gesandten in Ma-drid. Er hütete sich aber, nach Spanien zu gehen; vielmehr sagte er zu ihr: — „Madame, ich liebe nicht die Spanischen Schlösser; ein kleiner Platz neben Ihrem Tabouret würde mir viel angenehmer seyn.“ Er bat so sehr, daß Madame Pompadour ihn ihre rosenfar-benen Pantoffeln küssen ließ. Als Abbé horchte er an den Thüren, indem er sagte, daß das Schloß der Tuilerieen für ihn nur ein großer Beichtstuhl wäre. Er wußte Alles und hielt endlich Rath mit dem König und der Marquise. Gewiß, man könnte eine herr-liche Komödie über diesen Rath machen: ein König, der sich lang-weilt, ein Abbé, der sich amüsirt, eine Frau, die mit diesen zwei Liebhabern sich in den Strudel der Staats-Angelegenheiten stürzt. Der König von Preußen störte bald diese Komödie; er nannte die Marquise von Pompadour einen Cotillon II. und witzelte satirisch über Bernis:

Evitez de Bernis la stérile abondance.

Hiermit rüstete sich Friedrich zur Schlacht bei Roßbach. Die Rache der Pompadour und des Abbé Bernis ist vielleicht die Ursache des für Frankreich so unglücklichen siebenjährigen Krieges gewesen.

Als Minister hatte Bernis durch Epigramme und Satiren viel zu dulden. Besonders schleuderte der Graf Treffan ein sehr beißendes

*) Madame Pompadour, die so schneidend in ihrem Witze seyn konnte, wie Voltaire, hatte auch die Wuth, alle Menschen nach ihrer Laune zu taufen; selbst der König führte in ihrem Kalender einen höchst grotesken Namen.

**) Deutsch übersetzt, wurde dieser Vers dem Gedanken nach etwa so lauten:

Wie steht's euch schön und fein,
Gesandter jetzt zu seyn,
Latschtaube noch dazu,
Turlu, Turlu, Tu!

Gedicht gegen ihn. Nun konnte er sich nicht lange mehr halten; die Welt, selbst die Präsidentin des Ministerraths, war seiner müde; dies war der Gnadenstoß. Der Herzog von Choiseul, der in dem Herzen der Pompadour seine Stelle einnahm, erhielt sein Portefeuille. Zur Entschädigung gab man ihm den Kardinalshut; man machte damals diesen Vers auf ihn:

Man sagt, daß Seine Eminenz
Den Kardinalshut nur erhielt,
Um zu machen seine Reverenz.

Hierauf verbannte man ihn nach Vic-sur-Aisne. Die Größe endigt immer mit der Verbannung und verlöscht ihren Glanz in der Buße. In dieser Einsamkeit erinnerte er sich an seine frühere Muse; sie sang ihm einige Lieder über die Eitelkeit der Welt.

Er wurde nachher zum Erzbischof von Alby ernannt; aber nach seiner Gewohnheit ist er niemals in seiner Diöcese erschienen. Die Gläubigen beklagten sich nicht darüber: sie konnten seinen Segen entbehren. Im Jahre 1769 ging er als Gesandter nach Rom zur Papstwahl Klemens XIV., dieses heiteren, sanften und geistreichen Priesters, der geschrieben hat, daß traurige Menschen Gesträuche sind, die niemals blühen. Der Papst und der Kardinal verständigten sich bald mit einander. Unser Kardinal sah Frankreich nicht wieder; in Rom hatte er ein zweites Vaterland gefunden, das seinem Alter das wurde, was Frankreich seiner Jugend gewesen war. Er bewohnte einen prächtigen Palast, wo er mit Glanz lebte. Er war lange Zeit der gastfreundschaftliche Zufluchtsort aller reisenden Franzosen. Jedermann, von dem armen Künstler bis zu den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, wurde von dem demüthigen Priester gut aufgenommen. Bernis ahmte hierin seinem Freunde, dem Papst Klemens XIV., nach. Bis an seinen Tod war er der liebenswürdigste Kardinal; er starb 1794, treu seinem König und seinem Gott, die Französische Revolution verfluchend, die ihn einer halben Million Einkünfte beraubt und alle künstliche Blumen seiner Poesie mit Verachtung von sich gestoßen hatte. Er starb einsam und arm, nicht, wie er gelebt hatte.

Nach seinem Tode gab ein Pariser Buchhändler seine Werke heraus, die, wie dieser Buchhändler in der Vorrede sagt, „mit dem Siegel der Unsterblichkeit bezeichnet sind."

An der Spitze der Werke des Kardinals steht seine Rede über die Poesie. Es ist die Arbeit eines Schülers, der mit Grazie, jedoch mehr als Redner denn als Dichter, zu sprechen versteht. Er sagt: „Die Poesie ahmt den Reiz der Malerei durch Bilder und die Töne der Musik durch Harmonie nach." Von diesem Gedanken ausgehend und für die Metapher und den Reimklang eingenommen, überläßt er sich der Muse. Er ist fast der einzige liebenswürdige Dichter des 18ten Jahrhunderts, der, zum Verdruß Voltaire's, den Reim für wichtig hielt. Er benutzte das Reim-Lexikon öfter, als das Lexikon der Poesie, welches das Herz des Dichters ist.

In seiner Rede eifert er heftig gegen die Dichter, welche vom Lande nur nach Theokrit sprechen. „Sie liefern dürftige Gemälde des Landlebens und beschreiben nur immer die Blumen der Wiesen, das Murmeln der Bäche, die Thränen der Aurora und das Säuseln des Zephyrs. Ihre Draperieen entkleiden die Grazien, ohne sie zu schmücken." In seiner Jugend hatte Bernis auf dem Lande gelebt und dasselbe mehr mit den Augen des Dichters als des Kanonikus betrachtet; er sah die Natur, wie sie Gott gemacht hat; die meisten Gelehrten seiner Zeit lernten sie nur nach der Georgica des Virgil kennen.

Bernis war weder für die Elegie, noch für die Ekloge geschaffen; er verstand nicht zu lieben, noch zu träumen. Die kleine galante Erzählung, die anakreontische Ode, die liebenswürdige, oft zu geschwätzige Epistel, das ist ungefähr sein Gebiet im Lande der Musen.

Seine Epistel über die Sitten ist mit einem edlen Unwillen geschrieben und an Montmorency adressirt: — Wenn eure Vorfahren aus ihren Gräbern stiegen, was würden sie sagen, wenn sie sähen, daß unsere Liebe Heuchelei, unsere Religion ein Paradox ist und unsere lockeren Sitten so viel Grazie haben;

S'ils voyaient F.... errante, A... à demi nue,
S'engager sans pudeur, rompre sans retenue,
Remplir le monde entier de leurs égaremens,
Et compter en un mot leurs jours par leurs amans?

Hierauf folgt seine Epistel über die Unabhängigkeit; hier nimmt der verbannte Kardinal die Miene an, als eifere er gegen sich selbst; denn auf wen sonst könnten sich folgende Zeilen besser beziehen, als auf ihn:

Vous, intrigans obscurs, ambitieux reptiles
Qui marchez vers le trône à l'ombre des autels,
Et ne chantez les dieux que pour plaire aux mortels.

Und in der Epistel über den Ehrgeiz sagt er:

Moi je n'irai pas affronter
Un peuple de dragons avides,
Pour la gloire de disputer
Les pommes d'or des Hespérides.

Mein lieber Kardinal, das Alles konnte man schön sagen, ehe man Minister wurde.

Die kleinen Gedichte von Bernis sind ein liebenswürdiges, nur etwas eintöniges Geschwätz, das den Geist wiegt, ohne ihn allzu schläfrig zu machen. Es sind niedliche Pastellgemälde im Geschmack der Zeit, die jedoch nicht immer schlechten Geschmack verrathen. Außerdem hat unser Kardinal ein großes Gedicht in 10 Gesängen über die Religion geschrieben; aber was für ein schlechter Dichter und was für ein schlechter Christ ist er darin. Es enthält keinen einzigen Strahl des Himmels und der Musen; Alles ist kalt, trocken, mühsam, ohne Glanz, ohne Farbe, mit einem Worte, ohne Glauben und ohne Poesie.

Bernis hat auch in Prosa über Poesie, Liebe, Metromanie, über die Neugierde und über den Geschmack am Landleben geschrieben; aber seine Prosa ist schwerfällig, sie hat nicht den leichten und anmuthigen Schwung der Weltleute. Nur in seinen Briefen, besonders in denen an Voltaire, war er glücklicher.

Auf Bernis, wie auf Bernard, kann man die Worte Ovid's anwenden: Sunt voces praetereaque nihil. Ihre Poesie ist ein schwacher Waldgesang, der im Winde verhallt, ein anmuthiger Schatten, der vor dem Lichte entflieht, der Wiederhall eines Liedes, Blumen, die nicht einmal einen Morgen lang geblüht haben. Voltaire hatte also Recht, den Verfasser jener kleinen jolis riens und aller jener witzigen Interessantigkeiten Gentil Bernard und den Verfasser aller jener künstlichen Blumen, die ohne den wärmenden Strahl der Sonne aufgewachsen sind, die Blumenverkäuferin Babette zu nennen.

Mannigfaltiges.

— Monopol der Englischen Zeitungen. Sollte man wohl glauben, daß in England, bei aller Freiheit der Presse, die öffentlichen Blätter in vielen Dingen nichts weniger als der Ausdruck der öffentlichen Meinung sind? Allerdings hat jede politische Ansicht ihr besonderes Organ, das nach dieser Ansicht seinen Kommentar, sein Urtheil über Ereignisse und Thatsachen modifizirt; aber gerade die Ereignisse, die Thatsachen, werden nicht objektiv, nicht nach verschiedenen Auffassungen, aus denen sich am Ende die Wahrheit gewinnen läßt, sondern meistens nach einer einzigen Berichterstattung dargestellt, die fast gleichlautend allen Zeitungen von den verschiedensten Ansichten zugeht. Ein Aufsatz in der Monthly Chronicle (und nach derselben im August-Heft der Revue Britannique) giebt hierüber die merkwürdigsten Aufschlüsse. Es geht daraus hervor, daß die einflußreichsten Londoner Morgenblätter, wie Times, Morning-Chronicle, Morning-Post und Advertiser sich zusammen dieselben Berichterstatter sowohl im Auslande, als für die einheimischen Gerichtsverhandlungen halten, und zwar wird damit der doppelte Zweck erreicht, daß einerseits die enormen Kosten jener Berichte unter vier bis fünf Interessenten getheilt werden, und daß andererseits jedes neue Zeitungsunternehmen, das grundsätzlich von dieser Coalition ausgeschlossen wird, nothwendig scheitern muß, weil es entweder jene ungeheuren Kosten allein aufbringen oder seine Neuigkeiten 24 Stunden später als die übrigen Morgenblätter bringen müßte. Eine Quelle täglicher Nachrichten ist nämlich für England eben so wie für Deutschland die Post aus Paris; zum Theil weil die turbulente Französische Hauptstadt täglich etwas Neues zur Erscheinung bringt, und zum Theil weil auf dem bequemen Umwege über Paris auch die meisten übrigen Kontinental-Nachrichten in England eingehen. Nun trifft aber in London der Courier aus Dover, mit dem von Calais herübergekommenen Brief- und Zeitungspaket, täglich des Morgens früh zu einer Stunde ein, wo die Morgenblätter nicht mehr Zeit genug haben, die Französischen Journale zu benützen. Sie müssen sich daher schon von Paris die Artikel fertig, d. h. übersetzt, excerpirt und für die Englischen Leser mundrecht gemacht, zusenden lassen. Solche Korrespondenten in Paris, so wie andererseits in Madrid, Alexandrien und überall, wo eben wichtige Fragen des Tages verhandelt werden, haben nun jene Morgenblätter gemeinschaftlich, und das kostet jedem Theilnehmer etwa 3 – 400 Pfd. jährlich. Im Parlament hat freilich jedes Morgenblatt seinen eigenen Berichterstatter; was jedoch die öffentlichen Gerichtsverhandlungen betrifft, so hat die eine Zeitung bei dem Gerichtshofe der Common Pleas, die andere in der Bank der Königin (Queen's Bench) u. s. w. ihren „Reporter", deren verschiedene Arbeiten sie dann unter einander austauschen. Will nun ein neues Blatt sein Glück versuchen, so muß es, da es von der Coalition ausgeschlossen, seine eigenen Korrespondenten und Berichterstatter sich halten, und dies kostet so viel Geld, daß ohne sehr zahlreiche Abonnenten das Unternehmen gar nicht durchzuführen ist. So versuchte es vor zwei Jahren, unmittelbar nach der vom Parlamente bewilligten Herabsetzung des Zeitungsstempels, eine Gesellschaft, ein Morgenblatt unter dem Titel The Constitutional zu begründen. Aber bald waren 16,000 Pfd. verausgabt, ohne daß das Blatt festen Fuß und ein großes Publikum gewonnen hatte. Als die Unternehmer sich darauf veranlaßt fanden, die Ausgaben einzuschränken, mußte die Redaction natürlich ihre Nachrichten zum Theil aus anderen Blättern schöpfen, und dies gab dem neuen Blatte vollends den Todesstoß. Es geht daraus hervor, daß die bestehenden Londoner Zeitungen ein förmliches Monopol besitzen, und zwar ohne daß die Regierung es will, gegen deren Interesse es sogar ist, da diejenigen Blätter, welche, wie die Times, der Morning-Herald, der Courier u. a., ein sehr großes Publikum haben, im Sinne der Tories redigirt werden. Das Monopol dieser Blätter aber gewinnt eine noch größere Bedeutung dadurch, daß die Insertionen, die eigentlich den gewinnbringenden Theil einer Englischen Zeitung bilden, nur denjenigen Zeitungen zufließen, die schon eine große Ausbreitung haben, und da nun wieder von dem geschäftstreibenden Publikum diejenigen Blätter vorzugsweise gekauft werden, in denen sich viele Insertionen befinden, so entsteht daraus die nothwendige Folge, daß ein Blatt, wie die Times, eine größere publizistische Macht für sich allein ist, als alle seine Gegner zusammengenommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Freitag den 18. September 1840

England.

Robert Owen und sein Social-System.

Nach der Quarterly Review. *)

Die Grundlehren der Socialisten bestehen, nach Owen's eigenen Worten, in Folgendem: „Die Bestimmung des Menschen ist, einen gemischten Charakter zu erhalten; erstens, wie er bei der Geburt organisirt ist, ehe er noch irgend einen direkten Eindruck von äußeren Gegenständen bekommen, und zweitens, wie er später werden soll, durch den Einfluß äußerer Gegenstände auf seine Natur, besonders durch die Einwirkung der Erfahrenen oder der Gesellschaft auf das Kind oder die Unerfahrenen. Jedermanns *Empfindungen* sind für ihn selbst da; sie entstehen dadurch, daß äußere Gegenstände auf seine Natur einwirken und diese auf dieselben zurückwirkt. Alle seine *Ueberzeugungen* sind auch für ihn selbst da; sie entstehen ebenfalls dadurch, daß äußere Gegenstände auf seine Natur einwirken und diese auf dieselben zurückwirkt. Sein Wille oder Entschluß zu etwas ist für ihn selbst da; er entsteht entweder aus seinen Ueberzeugungen, oder aus seinen Empfindungen, oder auch aus beiden zusammen. Der Mensch ist so organisirt, daß er entweder nach seinen Ueberzeugungen oder nach seinen Empfindungen handelt, je nachdem diese oder jene im Augenblick seines Handelns am stärksten sind, oder daß er beiden zusammen gehorcht, wie er sie von der Natur und der Gesellschaft empfangen hat. Das ganze Wesen des Menschen, in physischer, intellektueller und moralischer Hinsicht, ist für ihn gemacht. Es ist also klar, daß der Mensch *nicht* dazu geschaffen ist, ein verantwortliches Wesen zu seyn, in dem Sinne, wie man dies Wort gewöhnlich versteht, sondern daß es ihm überlassen ist, die *nothwendigen Folgen* seiner Handlungsweise durch die Erfahrung kennen zu lernen, die durch schmerzhafte und angenehme Eindrücke immer am besten über die Mittel zur Glückseligkeit belehrt; und durch diese Kenntniß können die Erwachsenen oder die Gesellschaft die größte Verbesserung im Charakter und in den Verhältnissen der Unmündigen und des menschlichen Geschlechts zu Stande bringen. Die Einsicht in die unfehlbaren und unveränderlichen Gesetze der Natur, geschöpft aus genauer und umfassender Beobachtung der Werke der großen schöpferischen Macht des Weltalls, und die aus solcher Einsicht folgende *liebreiche Gesinnung* gegen alle Menschen, ihre Empfindungen, Ueberzeugungen und Handlungsweise, dies beides zusammen macht die *Vernunft-Religion*. Alle Mitglieder dieser Gesellschaft sollen gleiches Recht haben, ihre Meinungen über das höchste Wesen des Weltalls zu äußern und dasselbe in der Form und Weise zu verehren, die sich mit ihrem Gewissen verträgt und die gleichen Rechte der Anderen nicht beeinträchtigt."

Die Anhänger dieser Grundsätze schlagen daher *erstens* vor, als eine ganz neue Erfindung, eine sogenannte katholische Gesellschaft zu gründen, welche Menschen aus allen Ländern und von allen Farben umfassen soll, und zwar eben so wohl gute wie böse, ohne den geringsten Unterschied zwischen ihnen zu machen, also die Prinzipien der Toleranz und Gleichheit, welche jetzt die Welt regieren, im vollsten Maße ausführend. *Zweitens* versprechen sie, alle Menschen ohne Ausnahme gut, glücklich und reich zu machen, — gut, ohne allen Antrieb zur Ausübung des Guten, — glücklich, ohne Mühe und Arbeit, wodurch der Genuß erst Werth gewinnen würde, — und reich, ohne daß irgendwo Armuth vorhanden wäre, die zum Maßstab für den Reichthum dienen könnte. *Drittens* wollen sie alle Ruthen, Gefängnisse, Galgen, Richter, Schließer, Soldaten und Polizei abschaffen und allein durch Reden alle Menschen dahin bringen, zu thun, was sie selbst für recht halten; und da die jetzige Regierungsweise voller Mängel ist, so wollen sie dieselbe durch Einführung einer anderen verbessern, die sich auf denselben Grundsatz stützen soll, nämlich daß eine Regierung weiter nichts zu thun habe, als ihre Untergebenen sich allein regieren zu lassen. Da nun diese wunderbare Verbesserung vor allen Dingen der Agitation bedürfen wird, und zwar einer Agitation nach der jetzigen Mode, nämlich einer rein moralischen, ohne alle Beimischung physischer Gewalt, so beabsichtigen sie *viertens* eine Kirche zu errichten, mit Distrikten nach Art der Diöcesen, einem Kongreß statt der Synoden, Herrn Owen als Papst, besoldeten Missionairen, die 30 Shilling wöchentlich erhalten sollen, statt der Geistlichen, Vorlesungen in Gewerb-Instituten statt der Predigten, Wissenschafts-Hallen statt der Kirchen, mit Theezirkeln, Maskeraden und Quadrillen statt des Gottesdienstes, Pfennig-Traktätlein statt der Gebetbücher und Bibeln, und als Gott die materielle Welt. *Fünftens* wollen sie Schulen gründen, von so außerordentlicher Art, daß die Lehrer nichts als die reinste Wahrheit lehren, die Kinder nur, was ihnen geheißen wird, thun und besonders gleich verständlich und klar die große Wahrheit lernen sollen, daß alle Religionen sammt und sonders ein Possenspiel sind. *Sechstens*, — und hier dürfte wohl der große Stein des Anstoßes liegen, den sie werden aus dem Wege schaffen müssen, — soll die Gesellschaft ihre Steuern, Anleihen, Armenhäuser, Hospitäler, Wohlthätigkeit-Klubs und eine National- oder vielmehr Social-Schuld haben, nebst Pensionen, besoldeten Beamten, Benefizien, wie in der guten alten Zeit, einen Kanzler der Schatzkammer und ohne Zweifel auch ihre Herren Hume's in Menge. Da indeß dieser Theil des Systems keine neue Entdeckung ist, obwohl die Projektirer in ihren Ankündigungen gewaltig viel Aufhebens davon machen, so wollen wir dabei nicht länger verweilen. *Siebentens*, da sie auch entdeckt haben, daß die Fabrikwaaren von Manchester, Sheffield und Birmingham wenig helfen können, wenn man nichts zu essen hat, so schlagen sie vor, den Grund und Boden durch Ackersleute bebauen zu lassen, die dann ihr Getraide gegen die Fabrikate austauschen sollen. Aber die größte Entdeckung kömmt noch. Es sollen *achtens* hinfort alle Neigungen und Abneigungen, Lob und Tadel, Strafen und Belohnungen aus dieser glücklichen Welt verbannt seyn, eben so alle Worte, die Willen, Wahl, Pflicht, Freiheit, Tugend, Laster, Vorzug, Erwägung, Befehl, Macht, Thätigkeit in sich schließen, und namentlich die Fürwörter Ich und Du sammt der ganzen Sippschaft der thätigen Zeitwörter, die alle, wie man herausgebracht hat, durch einen Grundirrthum in die menschliche Gesellschaft eingeführt worden sind, und zu deren Gebrauch und Anwendung der Mensch nicht mehr Recht hat, als das Tuch, aus dem der Schneider einen Rock zuschneidet, oder das Zinn, aus welchem der Zinngießer eine Schüssel formt. Wenn dies geschehen, und obgleich man darüber einig ist, daß kein Mensch im mindesten seinen eigenen Charakter zu bilden vermöge, noch ein Recht habe, über den Charakter seiner Nachbarn zu urtheilen, viel weniger, in die Bildung desselben sich einzumischen, sollen doch *neuntens* Alle eifrig daran gehen, Jedermann von den furchtbaren Thorheiten und verkehrten Neigungen zu heilen, in denen wir uns herumdrehen, und den Charakter des Nächsten nach dem eigenen Muster zu formen. *Zehntens* besteht die Vernunft-Religion in Chemie, Botanik, Zoologie, Geologie und so weiter, und in gleicher Liebe zu allen Menschen, sie mögen uns zusagen oder nicht. Diese Liebe soll indeß mit keiner weiteren Bemühung verknüpft seyn, den Anderen Gutes zu erweisen oder sie zu unserer Religion zu bekehren, wenn wir diese für besser halten, freilich mit Ausnahme des Comité's, welches allerdings unbegränzte Vollmacht haben soll, Proselyten zu machen. *Eilftens* soll zwar von etwas so Argem als wilder Ehe keine Rede seyn, doch wird der Erlaubniß zur Scheidung keine Schranke gesetzt.

Als Symptome einer Krankheit, und zwar einer tief wurzelnden Krankheit, erheischen diese Abgeschmacktheiten die ernstlichste Beachtung. Deshalb wende man sich nicht lachend davon ab, sondern prüfe ruhig die Geschichte dieses Systems, das in der That lächerlich und harmlos seyn würde, wenn es nicht Irrthümer, von denen heutzutage Wenige ganz frei sind, in sich schlösse und zu ihrer letzten Konsequenz hintriebe. (Fortsetzung folgt.)

*) Wir haben diesem Artikel nur das Wesentlichste entlehnt, nämlich die Analyse des Owenschen Socialismus, mit Weglassung aller politischen und religiösen Ausfälle, in denen sich das Organ des hochkirchlichen Torysmus bei dieser Gelegenheit gegen die Whigs und Dissenters ergeht, indem es in seiner Parteileidenschaft die Owensche Lehre eben so als die nothwendige Frucht des von der Anglikanischen Kirche abweichenden Protestantismus, wie die Chartisten-Umtriebe als die natürliche Folge der Parlaments-Reform betrachtet.

China.

Die Moral der Buddhistischen Chinesen.

(Schluß.)

Der Schatz der menschlichen Verdienste wird aber noch reicher, wenn man das ewige Heil aller Mitgeschöpfe neben seinem eigenen im Auge hat und jede Gelegenheit ergreift, um die Lehre vom Tsing-tu Anderen zu verkünden. Amitabha selbst geht hierin mit strahlendem Beispiele vor: in Begleitung zweier Pusa's besteigt er das „Schiff der frommen Wünsche" und kreuzt im „Ocean der

Seelenwanderung", jedem Sterblichen zurufend, daß er an Bord komme und mit Gedanken-Schnelle sich hinüberschiffen lasse ans Gestade der Seligkeit (Buch II., §. 5). Der Verfasser verweilt auch bei diesem Punkte mit so glühendem Eifer, daß man recht deutlich sieht, wie tief die Proselytenmacherei in der Buddhistischen Geistlichkeit gewurzelt ist.

Ebendaselbst §. 7.

„Möchte doch Jeder, der mein Buch liest, sein Herz recht weit machen*), sich ein Buddha-Herz anschaffen und Allen von dem Inhalt dieses Buches Kunde geben, damit Alle ohne Ausnahme der Erlösung theilhaft werden! Möchte doch Jeder denken: Wenn mein Nächster mit dieser Lehre unbekannt ist, so will ich mich betrüben, als wäre sie mir selber fremd; wenn mein Nächster mit ihr bekannt wird — o, dann will ich mich freuen, als ob ich selber sie jetzt erst kennen lernte! Wer bei der Veredlung seiner selbst stehen bleibt, der ist nur ein Erwecker von der „kleinen Ueberfahrt"; er hat gleichsam ein kleines Fuhrwerk bestiegen, in welchem für ihn allein kaum Platz ist. Von solchen sagt Buddha: „Sie schneiden mir die Nachkommenschaft ab." Wer aber die Menschen für das Tsing-tu gewinnen kann, der heißt ein Erwecker von der „großen Ueberfahrt"; er besteigt einen großen Wagen, der für ihn und viele Andere Platz hat. Nur so kann die Lehre vom verklärten Lande die Welt umfassen und alle belebte Wesen dem Leiden-Meer entrücken. Dieses nennt man die „milde Gabe der Lehre", und sie hat unermeßliches Verdienst." . . . .

Ebendaselbst §. 8.

„Wenn Jemand bitteren Hunger leidet und ich reiche ihm Speise, wenn er bittere Kälte leidet und ich schenke ihm Kleidung, so ist dies schon eine große Wohlthat. Wie unendlich groß muß also die Wohlthat seyn, wenn ich bewirken kann, daß die Wesen der „sechs Klassen"**) aus dem Meere der Seelenwanderung erlöst werden und unaussprechbare Glückseligkeit nebst ewigem Leben ärndten! In dem Diamantenen Buche***) heißt es: „Wenn ein Mensch so viele Male sein Leben (für Andere) geopfert hätte, als der heilige Strom Gangga (des Ganges) Sandkörner zählt, so erwürbe er noch nicht den Grad von Seligkeit, wie Einer, der dieses Buch gläubig aufnimmt und ihm gemäß handelt. Denn wer sein Leben opfert, der empfängt nur weltlichen Lohn (d. h. er bleibt mit seiner Glückseligkeit im Sansára, in der Welt des Geburtenwechsels), und dieser Lohn hat seine Gränzen; wer aber an dieses Buch glaubt, der macht den Anfang zur Erweckung seiner höheren Natur — dies ist ein Verdienst, welches nie durch Vergeltung erschöpft wird." Nach meiner Ueberzeugung erwartet aber solche Vergeltung nicht bloß den, der an das Diamantene Buch glaubt, sondern auch den, der die Menschen zum Lande Amita's erziehen kann. Wie so das? Dort giebt es keine Seelenwanderung, keine Wiederkehr — man geht auf gerader Bahn der vollendeten Buddha-Würde entgegen." . . . .

Ebendaselbst §. 9.

„Allen denjenigen, von welchen Du Belehrung, oder Wohlthaten, oder Höflichkeiten empfangen hast, verkünde aus Dankbarkeit das Tsing-tu. Verkünde es auch solchen, mit denen Du einmal gespeist oder eine Tasse Thee getrunken, einmal geredet oder zusammen gesessen. Sprich Deinen frommen Wunsch auch für solche aus, die Du niemals gekannt oder gesehen hast. Bleibe jedoch bei den Menschen allein nicht stehen. Als Sakjamuni in der Eigenschaft eines vollendeten Buddha's auf Erden wandelte, gab es eine Stadt, die jeden Bekehrungs-Versuch hartnäckig zurückwies. Da sagte Buddha: „Mein Schüler Mu-lian (Manggaljam) hat den Beruf, diese Leute zu bekehren." Er schickte ihn alsbald dorthin, und siehe da! sämmtliche Bewohner der Stadt bekannten sich ohne ferneren Widerstand zur heilbringenden Lehre. Man fragte den allerherrlichst Vollendeten, durch welches frühere Verdienst Mu-lian diesen Beruf erlangt habe. Buddha gab zur Antwort: „Vor vielen Weltaltern war dieser mein Schüler ein armer Holzfäller. Eines Tages geschah es, daß er im Walde einen Schwarm Bienen aufscheuchte. Da sprach der Holzfäller folgenden Wunsch aus: „Möchte ich, wenn ich dereinst von der wahren Lehre erleuchtet seyn sollte, alle diese Bienen erlösen können!" Was in jener Zeit ein Schwarm Bienen war, das sind jetzt die Bewohner dieser neubekehrten Stadt, und Mu-lian's frommer Wunsch geht jetzt in Erfüllung!

• • •

Barmherzigkeit, die zu milden Gaben im weitesten Sinne†) ununterbrochen auffordert, ist die edelste positive (Buch IX, Bl. 9.), Bändigung der Begierden und Gelüste, wo möglich bis zu gänzlicher Ertödtung derselben, die edelste negative Tugend; und auch unser Verfasser läßt es nicht an warmer Anpreisung beider Tugenden fehlen. Mit Rücksicht auf Selbstbeherrschung heißt es im Xten Buche (§. 1): „Wenn Dich Einer in Deinen Rechten kränkt und Du nimmst keine Rache; wenn er Dich reizt und Du zürnest nicht; wenn er Dich thätlich verletzt und Du erträgst es ohne Murren: so beherrschest Du Deine Begierden und bist tugendhaft. Wenn man Deine Rechte schmälert, Dich kränkt oder verletzt und es ist in Deinem Gefühle absolute Leerheit, — wenn Du außerdem noch des großen Verfinsterten Dich erbarmen kannst: so hast Du Deine Begierden vernichtet: Du bist ein Weiser und trägst schon hienieden das Land der Verklärung im Herzen."

Ein ganzer Abschnitt des Werkes (Buch VI.) ist den besondern moralischen Ermahnungen an Menschen jedes Standes und Lebens-Verhältnisses, oder an solche, die gewisse Lieblings-Laster haben, gerichtet. Wir heben folgende aus:

„Für das weibliche Geschlecht. Das Weib sage zu sich selber: „„Wie Buddha lehrt, so erhält die Seele dessen, der in einem früheren Daseyn böse Lüste gepflegt, in diesem Leben einen weiblichen Körper als Behausung. Dies ist also keine gute Vergeltung. Wenn ich nicht mein Selbst prüfe und hienieden in neue Fleisches-Lust versinke, so harrt meiner künftig ein noch härteres Loos. Ich will aufrichtig bereuen, die bösen Gedanken entfernen, meine untergebenen Frauen mitleidsvoll behandeln, gegen Höhere dienstwillig und gegen Niedere gütig seyn — will täglich zu Amita-Buddha flehen und den Wunsch aussprechen, daß meiner schwarzen Thaten immer weniger, meiner weißen Thaten immer mehr werden, daß ich immer rein und keusch, nach Innen und Außen demuthsvoll sey!"" Handelt sie diesem Vorsatze gemäß, so kommt sie fürderhin nicht mehr als Weib ins Daseyn."

„Für Lästermäuler. Körper, Mund und Wille heißen die drei sündhaften Potenzen. Wenn ein heiliges Buch sagt, daß die meisten Vergeltungen für Sünden des Mundes sind, so geschieht dies darum, weil der Mund so leicht etwas von sich giebt. Ein Mann des Alterthums — so wird erzählt — sagte im Aerger darüber, daß seine Mutter ihn so lange auf sein Frühstück warten ließ: „„Wär ich doch lieber von einer Hirschkuh geboren, als von einer menschlichen Mutter!"" Zur Strafe für diese Lästerung kam er nachmals im Leibe einer Hirschkuh ins Daseyn. Ein Anderer pflegte, wenn er an den Speisen, die man ihm vorsetzte, keinen Geschmack fand, auszurufen: „„Ein Hund hat es besser als ich!"" Seine Strafe war die, daß seine Seele im folgenden Daseyn den Körper eines Hundes bezog. Solche Vergeltung harrt dessen, der einen bösen Mund hat. Was ich hier bösen Mund nenne, das bezieht sich nur auf harte und unfreundliche Reden (böse Worte). Die heutigen Menschen belegen unfläthige Reden mit diesem Namen. Wenn aber den bösen Worten schon solche Vergeltung folgt, so verdient man sich durch unfläthige Worte die Vorhöllen-Qual. Darum führe der Mensch immer Amita-Buddha im Munde; dieser Name kann sein Ohr wieder reinigen, wenn er dergleichen Worte von Anderen hören muß."

„Für Fleischer. Ein Fleischer sollte immer zu sich selbst sagen: „„Andere ernähren das Thier, weil ihnen nach seinem Fleische gelüstet; ich schlachte es, weil mir nach Gewinn gelüstet. Ich raube diesen Geschöpfen das Leben, um mich selbst und meine Familie zu erhalten. — Ich habe theure Verwandte, deren Wohlfahrt und Gesundheit mir am Herzen liegt, und ich morde andere Mitwesen: das ist eine unermeßliche Sünde! Wenn ich meinem Gewerbe mit Einem Male entsagen kann, so thue ich am besten; kann ich dies nicht, so will ich ihm allmälig entsagen; ist mir auch das unmöglich, so will ich jeden Tag zu Amita beten und mit zerknirschtem Herzen folgenden Wunsch aussprechen: Möchte ich, wenn ich einst Buddha schaue und der Lehre theilhaftig werde, bewirken können, daß alle Wesen, die ich in meinem ganzen irdischen Leben getödtet, im Tsing-tu wieder geboren werden."" Wenn er in diesem Gebete nicht ermüdet und auch Andere auffordert, ein Gleiches zu thun, so braucht er schon diesseits manche böse Frucht früherer Thaten nicht zu kosten, und jenseits ist ihm die Seligkeit gewiß."

„Für Branntwein-Händler. Ein Branntwein-Händler soll zu sich selber sagen: „„Die Bestimmung des Getraides ist, den Menschen zu ernähren. Ich verderbe dieses edle Erzeugniß und destillire ein Getränk aus demselben, das die Menschen berauscht und viel Böses begehen läßt — wer hat die Verantwortung davon? Hinführo will ich mit zerknirschtem Herzen zu Amita flehen und sprechen: Möchte es mir vergönnt seyn, die Sünde, die ich begangen, indem ich das Getraide verdorben und zu Grunde gerichtet, wieder gut zu machen! Möchte ich, wenn ich Buddha geschaut und der Lehre theilhaft geworden, alle die kleinen kriechenden Wesen, die bei Saat und Aerndte des Getraides, das ich zur Bereitung des Branntweins verwendet, ums Leben gekommen, ingleichen alle Lebenden, die sich dabei geplagt, und Alle, die den Branntwein getrunken, erlösen und in das Land der Verklärung fördern können!"" u. s. w.

„Für Kriegsleute. Ein Kriegsmann soll zu sich selber sagen: „„Wir werden von dem Volke ernährt: unser Sold, unsere Nahrung und Kleidung, Alles ist durch des Volkes saure Arbeit herbeigeschafft. Was uns täglich den Hunger stillt, uns vor Hitze und Kälte bewahrt, womit wir unsere Eltern, unsere Familie am Leben erhalten, Alles verdanken wir dem Lande, dem Fleiß und den Kräften seiner Bewohner. Wir wollen immer unsere Waffen in gutem Stande halten, in ihrem Gebrauche uns üben, dahin trachten, daß das Heer gefürchtet sey, jeden Aufruhr im Keime ersticken, die Wohlfahrt und Ruhe des Reiches und Volkes sichern. Jeder von uns spreche täglich zehn Mal Amitabha's Namen aus und füge diesen frommen Wunsch hinzu: „Verleih', o Buddha, daß ich in Zeiten des Krieges mit meiner ganzen Kraft das Volk beschützen könne, nicht säumend und rückwärts schauend, wenn es mein Leben zu opfern gilt! Verleih', daß ich im Frieden sorgsam über die Sicherheit des Landes wache, nicht müßig verzehre, was mir zufließt, und nicht muthwillig tödte!"" So offenbart man das Herz eines Pusa's in den Handlungen eines Kriegers." u. s. w.

„Für Aerzte. Ein Arzt soll immer denken: „„Andere Menschen haben einen hinfälligen Körper, wie ich selbst. So oft ich zu einem Kranken gerufen werde, will ich schnell kommen und nie zaudern;

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Weitherzigkeit hier nur das Gegentheil von Engherzigkeit und Egoismus ist.

**) D. h. zwei Klassen Genien, die Menschen, die Thiere, die Vorhöllen-Ungeheuer und die Höllen-Scheusale.

***) Eines der geschätztesten Sutra's (in zwei Exemplaren auf der Königl. Bibliothek), Chinesisch: Kin-kang-king.

†) Jede gute Handlung, und sogar jede heilsame Belehrung, ist im Buddhistischen Sprachgebrauch ein Almosen oder eine milde Gabe.

ich will nicht fragen, ob er vornehm oder niedrig, arm oder reich sey, und mein ganzes Herz nur auf Rettung der Menschen richten.'" — In meinem Geburtsorte lebte ein vortrefflicher Arzt, seines Namens Tschang-yen-ming. Dieser nahm von keinem Armen jemals Bezahlung: im Gegentheil, er schenkte ihm oft Geld oder Lebensmittel. Wenn der ärmste Mensch von ihm Hülfe verlangte, wies er ihn niemals zurück; sprach ihn ein Reicher für sein Geld um Arznei an, so sah er nicht darauf, ob die Summe groß oder klein war. Neigte sich eine Krankheit zur Besserung, so gab er nie unnütze Arznei, um noch mehr Geld zu erheben; war das Uebel so bedenklich, daß Tschang-yen-ming an der Genesung seines Patienten verzweifelte, so verschrieb er ihm noch gute Arznei, um seinen Zustand zu lindern und sein Herz zu beruhigen, nahm aber durchaus keine Bezahlung dafür an. Ich habe diesen Mann lange persönlich gekannt: er war ein Arzt, und das Wort Geld kam nie über seine Lippen! Eines Tages brach in der Stadt ein Feuer aus, das nach allen Seiten verheerend um sich griff; nur das Wohnhaus jenes Arztes blieb in der allgemeinen Verwüstung unversehrt. Sein Sohn und seine Enkel wurden zu hohen Aemtern befördert. Hätte dieser Mann nur auf Geld sein Streben gerichtet, würde wohl der Gewinn jemals hinreichend gewesen seyn, um das zu ersetzen, was er verloren hätte? Fürwahr, seine Berufsgenossen sollten sich daran spiegeln!"

W. S.

Ostindien.

Dänische Briefe aus Indien.

Von K. E. Möhl,

zurückgekehrtem Prediger der Gemeinde Zion in Tranquebar. *)

1. Besuch der großen Pagode Sidambaram. **)

Der Gouverneur (von Tranquebar) war so gütig, mich zu einem Ausfluge nach der berühmten Pagode Sidambaram, ungefähr zehn Dänische Meilen nördlich von Tranquebar, in seiner und des Kommandanten Gesellschaft einzuladen. Sonntag den 2. Mai 1830 nach dem Gottesdienst um 4½ Uhr des Nachmittags reisten wir aus dem Garten von Poreyar, dem Wohnhause des Kommandanten, ab, nachdem wir zu Mittag gegessen hatten. Der Zug bestand aus drei Palankinen, ein jeder mit neun Trägern, außer den Pionen ***) und Dienern, in Allem vierzig Personen. Die Küche mit Zubehör wurde an den Bestimmungsort vorausgesendet, da man genöthigt ist, Alles mit sich zu führen, wenn man auf der Reise etwas zu essen und zu trinken haben will.

Am nächsten Tage kamen wir bei einer brennenden Sonnenhitze, welche die armen Träger sichtlich bei ihrer schweren Arbeit ermattet hatte, zum Rasthause von Sidambaram, etwas südlich von der Stadt und der Pagode. Hinter dem Shoultry (Rasthaus) sind einige Ruinen von einer Zuckersiederei und einem Indigowerk, die gänzlich verlassen und unbenützt liegen und Schlangen und Schakals bergen. Später am Tage kam eine Bajadere mit zwei Musicis aus der Pagode, um ihre Aufwartung zu machen, doch die Gesellschaft mußte ohne Verdienst fortgehen. Nicht einmal eine Schlußbitte um Branntwein wurde erhört, so daß sie ganz bestürzt abzogen. Nach einer guten Mahlzeit, welche der Gouverneur für uns im Shoultry hatte anrichten lassen, und die wir diesmal haben konnten, ohne uns im mindesten darum zu bekümmern, begaben wir uns um 5 Uhr zur Pagode. Bei dem südlichen Eingange derselben kam uns eine große Schaar Braminen entgegen und begleitete uns nach dem Inneren der riesenhaften Mauern. Wenn man eine solche Pagode recht aufmerksam betrachtet, so kann man sich nicht enthalten, sie ein wahres Wunderwerk, sowohl in Hinsicht der Materialien als der Ausführung der Arbeit, zu nennen; besonders wird man frappirt, ein solches Bauwerk in Indien zu treffen, wo sonst Alles, was Baukunst betrifft, so weit zurück ist. Die Masse Mauersteine, welche hier mit dem vortrefflichsten und dauerhaftesten Cement zusammengefügt sind, erinnert fast an die Knechtschaft der Israeliten in Aegypten bei den Ziegelbrennereien zu den Pyramiden. Nicht weniger mühsam muß es gewesen seyn, die großen gehauenen Riesensteine herbei zu schleppen, von denen einzelne im Thore 13 Ellen hoch und 1½ Elle breit sind, denn in der Nähe finden sich viele Meilen im Umkreise keine Felsen oder große Steine. Man vermuthet, daß dieselben in den Gebirgsgegenden gehauen und von dort durch Elephanten zur Pagode gebracht sind. Es ist auch nicht denkbar, daß sie zur See gekommen seyn sollten, denn Sidambaram liegt eine Meile vom Meere und hat nur den kleinen Fluß Vellaru, auf dem die Communication mit dem Tempel wohl zu jeder Zeit zu schwierig gewesen seyn muß. Für ein hohes Alter spricht nicht bloß der Styl, in welchem das Ganze gebaut ist, sondern auch die Höhlungen vieler Steine an den Stellen, die durch den Tritt nackter Füße ausgeschleift sind; denn in der Pagode erscheinen alle Hindu's barfuß. Die Thürme †) haben auch die Namen nach den alten Königen der Tamulen, von welchen die Sage noch in ihren poetischen Schriften aufbewahrt wird. Leider ist die Zeit auf einer Reise so kurz, daß man die Einzelheiten nicht mit völliger Aufmerksamkeit betrachten kann. Wir sahen nur Sabei (das Heiligthum von Siwa), welches einen eigenen Platz, von einer Ringmauer umschlossen, einnimmt, einen mit Kupfer gedeckten Thurm mit vergoldeter Kuppel hat und im Inneren der beiden großen Ringmauern liegt, welche die übrigen Heiligthümer der Pagode umgeben. Erstaunen erregend sind die vielen großen und prachtvollen Säulengänge von hartem Granit, die Fußböden und Decken, Alles von ganzen gehauenen Steinen. Es giebt hier sowohl ein Säulengebäude (Kalmandapam) von 1000 als ein kleineres von 100 Säulen. Die Thürme sind von verschiedener Höhe, über dem Eingang in die Ringmauern gebaut. Die vier in der äußersten Mauer entsprechen einander in Proportion und sind die höchsten im ganzen Gebäude; jeder Thurm ist nach einem der vier Enden der Welt gekehrt, welche sie vermuthlich bezeichnen. Ein sehr großer Wasserspiegel, von allen Seiten bis tief hinab mit Mauerwerk eingefaßt, mit prächtigen Treppen und einer besonderen Mauer umzogen, die nach dem Bassin zu mit einem schön gebauten Säulengange oder kontinuirlichen Veranda rings herum versehen ist, wo die Badenden sich im Schatten aufhalten können, ist eine großartige und bewundernswerthe Badeanstalt. Von den Thürmen hat man eine weit ausgedehnte Aussicht über das flache Land mit seinen zahlreichen zerstreuten Palmengruppen, und so von der Höhe gesehen, nimmt sich eigentlich eine Indische Landschaft auf der ebenen Koromandel-Küste mit ihren vielen ins Meer laufenden Flußarmen am besten aus. Nachdem wir einen ungefähren Ueberblick von den Gebäuden der Pagode gewonnen, begaben wir uns zu unseren Palankinen, um zum Shoultry zu gehen und zu übernachten. Doch mußten wir uns den Rückweg durch einen sehr zudringlichen Haufen von Braminen erkämpfen, welche fortfuhren, zu betteln und uns zu quälen, ungeachtet der Gouverneur ihnen ein Sandoscham (Douçeur) von sieben Madras Rupien gegeben hatte.

Die Nacht brachten wir auf den Palankin-Matratzen in der Veranda vor dem Shoultry in schönem hellen Mondschein und kühler Luft zu, wurden aber in unserer Ruhe von einem Französischen Detaschement gestört, welches von Pondichery nach Karikal vorbei marschirte. Doch war es uns nicht uninteressant, dadurch aufgeweckt zu werden, da Europäische Umgebungen in Indien eine Art vaterländischen Eindruck machen. Am nächsten Tage ergriff ich die Gelegenheit, mir Erlaubniß auszubitten, nach Sidambaram zurückzukehren, um die Pagode näher in Augenschein zu nehmen und dann mich gegen Abend wieder bei der Reisegesellschaft im Shoultry einzufinden. Dieser Tag wurde mir so ein wahrhaft seltener Genuß, obgleich allein mitten unter Fremden, gezwungen, mich in einer fremden Sprache auszudrücken und mit lauter mir ganz neuen Gegenständen vor dem Auge. Ich konnte jetzt Alles in diesem Wundergebäude ruhiger und ungestörter betrachten. Die Größe nach Längen- und Quermaaß kann ich sicher auf 150,000 □Ellen angeben, da die Pagode eine regulaire Figur ist. Die Breite von Ost nach West, die ich genau abmessen konnte, ist 250 und die Länge von Nord nach Süd 380 Schritt. Ich ging zuerst durch das östliche Thor und durch den Vorhof (Pragharam), zwischen der äußersten und der dieser zunächst liegenden Ringmauer, zu dem der großen Thürme, der Sholarasen und Söns Köburam heißt, vermuthlich nach dem Könige oder Prinzen, der ihn gebaut hat. Sein Fundament ist aus schön gehauenen Granitblöcken bis hinauf zu den Anganams. In dem Thore des Thurms (Köburavasel) ist auf beiden Seiten eine Galerie von großen Granitpfeilern, die aus einem einzigen Stein 13 Ellen hoch und 1½ breit gehauen sind. Von hier führen Treppen in den Thurm hinauf. Er ist vor kurzem ausgebessert worden und hat eben so, wie die drei anderen an derselben Ringmauer, sieben Etagen oder Anganam und oben einen schmalen auswendigen Gang mit einem sehr niedrigen Geländer, welches es angstlich und schwindelnd macht, vor sich hinabzusehen. Ich nehme die Höhe ungefähr wie die des runden Thurms in Kopenhagen an, da jedes Anganam gegen 6 Ellen hoch und die Grundmasse ungefähr 20 Ellen vom Boden ist. Beim dritten Anganam springt die Mauer 3 Ellen zurück, und so bei jedem der oberen bis zur Spitze. Selbst von dieser bedeutenden Höhe übersehen, ist es schwer, sich in der Pagode mit ihren vielen Ringmauern und verschiedenen Gebäuden zurecht zu finden. Für einen Fremden aber, der unten in ihr von einer Stelle zur anderen umherwandelt, ist sie wirklich eine Art Labyrinth, in welchem er vergebens sich zu orientiren sucht und sich nach einem Faden sehnt, an den er sich zwischen den Mauern und Thürmen, die beim ersten Anblick einander ganz gleichen, anhalten könnte. Von diesem Thurme kommt man weiter hinein zu dem nächsten Pragharam, bei Siwa's heiligem Ochsen (Nandi) vorbei, der in seiner Mitte in kolossaler Größe steht, ehe man bis zum Sabei gelangt. (Im äußersten Pragharam hat man 56 und im nächsten 90 Schritt bis zum Heiligthum durchschritten.)

Es war 11 Uhr, als ich dahin kam, gerade als Pusei (die Messe oder das Opfer) verrichtet wurde. Zwei Glocken läuteten unter den gewaltigen Granit-Gebäuden, die Lampen waren an dem Altare des Götzen angezündet, wo die Braminen Blumen herbeitrugen und das Rauchgefäß schwangen, wie es schien, mit aller Ehrfurcht und Andacht, ohne aber sonderlich von dem Götzenbilde Notiz zu nehmen. Die Braminischen Opfer sind dreierlei Art, erstlich Tubam oder das Räucheropfer, gewöhnlich eine Substanz, Pälschambräni genannt, ein Räucherwerk von sehr angenehmem Geruch, dann Neyvettiam, das Trankopfer, bestehend aus Milch, Gie (zusammengeschmolzene Butter und Fett), Oel und anderen fettigen Fluida, und endlich Sâdam oder

*) Die Möhlschen Briefe kann man als eine, wenn auch bescheidene, doch willkommene Ergänzung zu Bohlen's Werk betrachten; denn während in letzterem eine geschichtlich wissenschaftliche Auffassung des alten Indiens geboten wird, wobei das Einzelne aber nur kurz angeführt wurde, erhalten wir hier von einem Augenzeugen ausführliche Berichte, und zwar über die Gegend, deren Denkmalen vielleicht das höchste Alter von allen in Hindostan zugeschrieben werden darf. Von den nachstehend mitgetheilten Gegenständen hat Bohlen nur die Pagode zu Sidambaram und die heilige Insel zu Sreeringham berührt; er schreibt die beiden Namen aber, wie Möhl bemerkt, ganz gegen ihre Aussprache, Chalembaram und Cheringham.

**) Von den Engländern auch Chellambaram oder Chellumbrum genannt.

***) Eine Art Ordonnanzen der Beamten.

†) Der eine der großen Thürme soll durch eine gottesfürchtige Ranee (Königin) 1785 für 80,000 Pagoden, ungefähr 180,000 Madras Rupien, reparirt worden seyn. Die Kühle in diesen Thürmen ist so außerordentlich, daß jeder Europäer über die angenehme Veränderung erstaunt, wenn er aus dem heißen Vorhof eintritt.

das Speiseopfer, Reis, Kokos, Bananen und andere Früchte. Diese Opfer werden täglich zu verschiedenen Zeiten verrichtet: 1) Kálatschandi um 9 Uhr Vormittags; 2) Utschikálam um 12 Uhr Mittags; 3) Ságaredsi um 6 Uhr Nachmittags; 4) Artasámam um 9 Uhr Abends. Der Götze Siwa wird hier Sabanápager genannt. Sabei, sein Heiligthum, ist zugänglich, aber Kannagasabey, Sittusabey und Maga-Linga-Kovil sind Stellen, die Niemand als ein Bramine betreten darf. Außerdem ist eine Art Adytum oder Allerheiligstes, welches Rakassiam (das Geheimniß) heißt, wo kein Bild steht und wo Niemand hinein kommt. Im Sabei findet man einen Stein, von dem man die vier Thürme der Pagode sehen kann, die sonst von keiner anderen Stelle innerhalb der ganzen Gebäude sichtbar sind. Dicht beim Sabei ist das Heiligthum Wischnu's, der hier unter dem Namen Pallikonda-Perumál verehrt wird, aber seine Kapelle ist so gut wie verlassen, außer von Fledermäusen, deren widerlicher Geruch sich allenthalben verbreitet hat. Ein prächtiger Mandapam oder Säulengang von Granit führt zu diesen beiden Orten hinauf; doch noch größer und prachtvoller ist Apirakálmandapam, die vorher erwähnte Halle von 1000 Säulen, welche eine bedeutende Ausdehnung in dem vom Sabei nördlichen Pragháram einnimmt. Oben auf dieser Halle kann man auf dem flachen Dach spazieren gehen, doch nicht ohne Gefahr in der starken Sonnenhitze. Meine Hände waren durch das Umherwandeln unter freiem Himmel ohne Schirm in den wenigen Stunden ganz verbrannt. Neben der großen Halle ist in unbedeutendem Abstande der heilige Teich, Tirukulam, hier Siwakengkei genannt, welches Siwa's Ganges bedeutet, da alle Waschungen hier mit derselben Kraft wie im Ganges verrichtet werden. Sonst gehen die religiösen Lustrationen oder Reinigungen in den Flüssen vor sich. Der Siwakengkei nimmt einen Raum von 140 Ellen in der Länge und 40 in der Breite ein, mit einem prächtigen Treppengange rings herum, von welchem 26 Stufen über dem Wasser sind, wenn dies, wie in diesem Monat, auf seinem niedrigsten Standpunkt steht. Einige Eingeborene schwammen mitten in demselben, während ich ihn betrachtete. Die Mauer um ihn ist $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch und hat kleine Pyramiden-Thürme in den Ecken. Dicht bei diesem riesenhaften Bassin stehen kleine Tempel, welche an die große Ringmauer Köburamaddil mit den vier Thürmen stoßen. Die wichtigsten von diesen sind Kapellen für Pulegár (Ganesa oder Vikkentsuren) und Navalingakovil, wo die Verehrung Lingam's von Siwa's Anbetern vorgenommen wird.

Der Thurm auf Köburamaddil oder der nördlichen Seite der zweiten Mauer von außen heißt Paudiarasens-Koburam. Er ist an der Basis 60 Ellen breit; 30 Ellen lang ist der Durchgang durch das Thor von Süd nach Nord, oben ist der Thurm 40 Ellen breit, hat 7 Anganam und dieselbe Pyramiden-Form, wie die übrigen. An den beiden untersten Anganam springt die Mauer vor. Kavelkaren, Thürhüter des Tempels, zwei riesenhafte Figuren, stehen in athletischer Stellung in gemauerten Nischen auf jeder Seite; außerdem 6 Figuren auf jeder Seite in Nischen von Granit und über diesen wieder 7 Figuren auf jeder Seite, ebenfalls in steinernen Nischen. Vom dritten Anganam beginnen Sittiravedikrigöl oder Gruppen von mythologischen Vorstellungen, theils von einer Art Mauer-Arbeit, theils aus Stein gehauen und in die anderen eingemauert. Durch ein mächtiges Portal kömmt man zum Ammen-Kovil oder dem Tempel der Göttin, der Gemahlin Siwa's, Siwa-Kami-Ammen geheiligt, gegenüber von dem heiligen Teich auf der westlichen Seite der Ringmauer. Der Tempel der Göttin ist das prächtigste und schönste Gebäude von allen der Pagode. Die Quadersteine und deren herrliche Zusammenfügung, sowohl im Tempel selbst, als in der Mauer und auf den Fußböden, ist ganz bewundernswürdig. In der Vorhalle hängt ein gläserner Kronleuchter, und in diesem ein eiserner Bogen zu Lampen, vor dem Heiligthume, welches durch eine eisenbeschlagene Thür abgeschlossen ist, in die Niemand eintreten darf. Im Vorhofe weht eine Flagge, Dustmam, und außerdem ist hier ein sehr tiefer Brunnen, Kinaru. Die Mauer schließt einen Platz, 114 Ellen lang und 60 Ellen breit, ein. Westlich vom Ammen-Kovil ist das 100 Säulen-Mandapam, und als Verbindung mit diesem gegen Norden längs der Thurmmauer läuft das Sökkalinga-Mandapam und Supiramannia-Kovil hin, und dem gegenüber Säda-Mandapam*) oder die Speiseopfer-Halle. Der westlichste von den vier großen Thürmen hat dieselbe Größe, wie die anderen drei. In der äußersten Mauer der Westseite ist das Portal etwas verfallen; da hier in Tippo Saib's Zeit eine Bresche gelegt worden war. Es hat einen in die Pagode führenden Säulengang und vor demselben ein Nandi (Ochsen-Bild) nebst einem kleinen Pulegar-Kovil (Kapelle für Pulepar). Geht man von hier bei dem westlichen Thurmthor vorbei und über den hinter Sabei liegenden Pragharam, auf dessen Ringmauer man auf dem so bezeichneten Wege trifft, so kommt man längs dieser letzteren zum südlichsten der vier großen Thürme, Schölha-Rasa Köburam, oder König Scholen's Thurm, der gegenwärtig in Ausbesserung war und übrigens ganz den anderen gleicht.

Daß der hier beschriebene Hindutempel, der eine Art Pantheon zu seyn scheint, eine bedeutendes Gebäude ist, welches nur wenige seinesgleichen in der Welt zählt, wird schwerlich Jemand leugnen können, selbst wenn er die Chinesische Mauer, die Ruinen von Babylon oder die Pyramiden von Aegypten gesehen hat. Es sind auch in Indien nur wenige Bauwerke dieser Art, vielleicht drei bis vier im ganzen Hindostan, die sich mit diesem messen können. Man kann die Pagode in Sidambaram nicht betrachten, ohne durch eine natürliche Ideen-Association an den prächtigen jüdischen Tempel mit seinen Vorhöfen zu denken, und man wird beim Vergleich zu jedem einzelnen Gegenstande, dem das Auge in der Pagode begegnet, leicht das ihm Entsprechende finden. So die Rektangelform mit den großen Ringmauern, die Velipragharam oder den äußersten Vorhof umgeben, der für minder heilig angesehen wird und dem atrium gentium entspricht. Das heilige Bild des Ochsen zeigt freilich sogleich den Unterschied und erinnert an das goldene Kalb und den Apisdienst, von denen Jehova's Tempel sich rein halten sollte. Der nächste Vorhof innerhalb der Thurm-Mauer, Ulpragharam genannt, in welchem alle Heiligthümer liegen, ruft doch auch den Gedanken an das atrium sacerdotum hervor, und wenn man nun in Betracht zieht, daß es außer den Heiligthümern noch ein adytum oder sanctum sanctorum giebt, so ist der Vergleich selbst bis auf diesen Punkt überraschend. Will man aber weiter ins Einzelne gehen, so kann man sich leicht noch in allerhand Muthmaßungen verlieren. Einem allgemeinen Irrthum ist man ausgesetzt durch die Angabe von fünf, sechs bis sieben Ringmauern in den großen Pagoden. Von eigentlichen Ringmauern findet man nur zwei, die übrigen schließen einzelne Gebäude und Heiligthümer innerhalb jeder beiden, ein, wie oben näher angeführt und beschrieben wurde. Nach der Aussage der Braminen sind die Revenüen dieses großen Gebäudes früher viel beträchtlicher gewesen. Muvapiram Braminen (3000) ist die ehemalige Anzahl, die sie für die ursprüngliche Menge ihrer Ordensbrüder an der Pagode angeben, nach ihrer ursprünglichen Stiftung mit allen dazu gehörigen Einkünften und Ländereien. Jetzt dagegen beläuft sich ihre Zahl auf kaum 600, die nach der Bettelei, womit sie Einen überlaufen, zu urtheilen, nicht eben vollauf zu leben haben.**) Ich gab für ihre spezielle Begleitung beim Abschiede einem Braminen und einem Kulis ein kleines Douçeur, mußte aber meinen Palankin vor dem Andrange der übrigen Schaar zuschlagen. Besonders bat Einer ganz erbärmlich für Weib und war gar nicht abzuweisen.

*) Schöru oder Sädam bedeutet gekochter Reis, und Sädamandapam heißt der Ort, wo der Reis an den Festen für die vielen Götzen und ihre Anbeter gekocht wird.

**) Nach dem, was ich gehört, leben jetzt alle diese Braminen vom Betteln im Lande, wozu sie die gewandtesten und redlichsten Emissaires aus ihrer Mitte aussenden. Sie haben förmliches Bettler-Privilegium vom Gouvernement.

Mannigfaltiges.

— Unterrichtswesen in Europa. Ueber das, was Europa eben Europäisch gemacht, über seine Unterrichts- und Bildungs-Anstalten, ist in Amerika kürzlich ein des Gegenstandes nicht unwürdiger, großartiger Bericht erschienen. Herr Alexander Dallas Bache, Direktor der von dem verstorbenen Banquier Girard mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars ausgestatteten großen Waisen-Erziehungs-Anstalt in Philadelphia, ist nämlich von den Kuratoren dieses Instituts nach Europa gesandt worden, um die berühmtesten Waisenhäuser und Schulen der alten Welt zu besuchen und über die Resultate seiner Reise einen Bericht abzustatten. Dieser Bericht ist nunmehr in einem Buche von 666 Seiten in groß Oktav*) dem Amerikanischen Publikum übergeben und umfaßt alle Bildungs-Anstalten jener Art in Großbritanien, Frankreich, Deutschland, Holland, Belgien, Italien und der Schweiz. Nicht weniger als dreihundert Institute hat Herr Bache, der auf seine Reise zwei volle Jahre verwandte, besucht und dargestellt, und zwar behandelt er im ersten Theile seines Werkes die Waisenhäuser, im zweiten aber die Bürgerschulen, Gymnasien, Gewerbe- und polytechnischen Schulen und Seminare Europa's. Eines der ältesten und berühmtesten Waisenhäuser Großbritaniens ist das Christ's Hospital in London, welches von König Eduard VI. gestiftet wurde, jenem „König, Kind und Seraph", wie ihn die Dichter seiner Zeit nannten, der noch ein Knabe der Schutzpatron der Knaben ward und in jugendlichem Alter dem Thron und seinem Lande entrissen wurde. Diesem, so wie dem von George Heriot zur Zeit Jakob's I. in Edinburg gestifteten Waisenhause und der Blue-Coat-School**) in Liverpool, sind hauptsächlich die Betrachtungen im ersten Theil gewidmet, doch auch die berühmteren Anstalten des Kontinents geben dem Verfasser Stoff, seine Ansichten über die beste Art der Waisen-Erziehung darzulegen. Hauptsächlich aber ist es der zweite Theil seines Werkes, zu welchem der Verfasser die Materialien in Deutschland und namentlich in Preußen gesammelt hat. Herr Bache theilt eine vollständige Geschichte und eine allgemeine Uebersicht des Unterrichtswesens in unserem Vaterlande mit, dessen berühmteste Schulen von ihm im Detail beschrieben werden; eben so giebt er einen Bericht über das System des Elementar-Unterrichts in Sachsen und eine Darlegung der in den Schulen von Anspach und Baireuth befolgten Methoden, wo auf den alten Preußischen Grundlagen die neueren Richtungen Bayerns fortgebaut haben. In Württemberg verweilt der Verfasser besonders bei den Schulen des Landmanns, die er auch in der Schweiz aufgesucht, wo demnächst über die nach Pestalozzi's Methode noch bestehenden Anstalten ebenfalls ein ausführlicher Bericht gegeben wird. Das Ganze ist mit wissenschaftlichem Ernst und mit der Objektivität eines gereiften Charakters abgefaßt und wird schon jetzt in Nord-Amerika als ein allgemeiner Kodex des Europäischen Unterrichtswesens betrachtet.

*) Report on Education in Europe, to the Trustees of the Girard College for Orphans. By Alex. Dallas Bache, LL. D., President of the College. Philadelphia.

**) „Blaurock-Schulen", so werden meistens wegen der blauen Röcke der Zöglinge die Waisenhäuser in England genannt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Montag den 21. September 1840.

Spanien.

Eine Spazierfahrt nach Sevilla.

Vom Marquis von Londonderry.

Man hat einen reizenden Anblick, wenn man sich dem schönen adix nähert, das so weiß ist wie frischgefallener Schnee und sich st wie Venedig aus den Wogen erhebt: ein Himmel ohne ein Wölkchen, eine See, so blau wie Azur, während Hunderte von malerischen Fischerböten auf ihr herumschwimmen; und wenn man ndet, welcher Kontrast gegen das häßliche, schmutzige Lissabon. ie Straßen sind zwar eben so enge, aber höchst reinlich und regelmäßig. Die Balkons, Venetianischen Jalousieen und Vorhänge von llen Farben an jedem Stock der hohen Häuser machen einen sehr ngenehmen und heiteren Eindruck. Wegen der eigenthümlichen Lage on Cadix auf einer Landzunge giebt es keine Wagen in der Stadt; ie Communicationen finden nur zu Fuß statt oder vermittelst Maulel, und Lastträger transportiren alle Waaren, wie in Lissabon, auf ren Schultern.

Cadix ist die reinlichste Stadt, die ich in Europa gesehen habe. rüher war der Handel dieser Stadt unermeßlich, aber der Verlust on Süd-Amerika hat ihn sehr heruntergebracht. Die Stadt hat nen schönen öffentlichen Spaziergang auf den Mauern, womit sie mgeben ist, genannt die Alameda; diese und die Plaza de la onstitucion sind jetzt die einzigen öffentlichen Promenaden. Die Baaren, die hier zum Export fabrizirt werden, sind gut und das eben billig; im Allgemeinen kann man sagen, was in England ein fund kostet, das hat man hier für einen Dollar.

Man hatte eben von Madrid aus Te Deums und Festlichkeiten allen Städten anbefohlen wegen der Ueberwindung der Karlisten nd Wiederherstellung des Friedens, doch schien man in Cadix keine roße Festlichkeiten zu beabsichtigen, indem der Gemeinderath sich mit rmuth entschuldigte; desto mehr erwartete man in Sevilla.

Das Landen in Sevilla ist barbarisch; man wird nicht bloß it allem Gepäck auf den Quais durchsucht, sondern hat noch eine weite Oeffnung der Kisten und Pakete am Stadtthor zu bestehen. ies geschieht nicht deshalb, weil sie so streng sind, sondern sie ollen einem nur Aufenthalt machen, wenn man ihnen nichts in e Hand drückt. Dieses System ist in Spanien sehr ausgebildet. ch bemerke dies für diejenigen, die dieselbe Tour machen wollen, nd rathe ihnen, so wenig Gepäck als möglich mitzunehmen.

Die Ufer des Guadalquivir sind bis in die Nähe Sevilla's sehr iedrig und sumpfig, eben so der Fluß selbst, und seine Tiefe unleich. Es heißt, man erhebe schwere Steuer von den Schiffen, um avon die Schifffahrt in Ordnung zu halten, aber, wie bei den eisten Zwecken der Art in Spanien, Betrug und schlechte Kontrolle ringen das Geld in die Taschen der Beamten, und der Fluß bleibt ie er ist. Man landet an einem kleinen Thurm auf der Delicias-Promenade. Diese Promenade hat der Gouverneur, Herr Ajora der hernach, weil man ihn Karlistischer Gesinnung beschuldigte, abesetzt wurde), vor zehn Jahren an den Ufern des Flusses zum Reiten und Fahren anlegen lassen. Sie macht in Sommer und Hitze diese Stadt zu einem viel angenehmeren Aufenthalt als Cadix; enn hier kann man doch Schatten, Berg, Hügel und Thal, mit inem Wort das Land genießen, während man in der schönen Stadt ichts als Sonne und vergitterte Häuser hat. Der erwähnte Gouverneur hat auch viel für die Verschönerung der Stadt gethan, die urch die Französische Occupation sehr gelitten hatte; er baute den Palast und den größeren Theil der Plaza Isabel wieder auf, seit einer Entfernung aber ist wenig oder nichts geschehen: das große emmniß ist hier, wie überall in Spanien, Geld.

Es ist bekannt, daß der Hauptschmuck Sevilla's die prächtige Gothische Kathedrale ist, die größte und schönste in Europa. Wir amen glücklicherweise am 9ten an, wo Te Deum und hohe Messe efeiert wurden und alle Behörden anwesend waren. Wir bekamen ute Plätze, um 10 Uhr des Morgens. Nichts hat je mehr den Eindruck des Erhabenen auf mich gemacht, als dieses Gebäude: Westminster-Abtei, die Kathedralen von York und Durham sind der Stolz meiner Heimat, aber die hohen Bogen, das gemeißelte Täfelwerk, die besonders schönen Glasmalereien, durch welche die Fenster, wenn die Sonne sie bescheint, wie illuminirte Sterne am Firmament erscheinen, vor Allem aber das herrliche Eichen- und Ebenholz-Schnitzwerk, erwecken in dem Beschauer viel mehr Erstaunen und religiöse Ehrfurcht als jene Englischen Kirchen. Das Orgelspiel war ausgezeichnet, doch wurde nicht gesungen. Die Kathedrale enthält viele köstliche Gemälde von Murillo, der aus dieser Stadt gebürtig ist, und hier ist auch Columbus' Grabmal zu sehen, mit den Symbolen der Entdeckung der neuen Welt geschmückt.

Es war nicht leicht, die herrschende Meinung in Spanien herauszufinden. Ob die letzten Ereignisse dem Bürgerkriege ein Ende machen werden, ist nicht bloß problematisch, kaum zwei Spanier werden dieselbe Meinung darüber abgeben. Jedenfalls wird viel darauf ankommen, wie die Königin und die Christino-Partei sich jetzt benehmen, und was für Gesetze die Cortes annehmen werden. Es ist zuvorderst eine allgemeine Amnestie proklamirt worden, nach welcher alles bisher sequestrirte Eigenthum den Besitzern, zu welcher Partei sie auch gehören mögen, zurückgegeben werden soll, wenn sie nur zuvor der jungen Königin Treue schwören. Eine andere eben so verständige Maßregel, die man beabsichtigen soll, ist, nicht bloß den Basken, sondern allen Provinzen ihre Privilegien wiederzugeben (ob dies die neuesten Vorgänge bestätigen?), was gewiß viel dazu beitragen würde, die Gemüther zu beruhigen. Uebrigens wird man die Bemerkung machen, daß in allen Seestädten die modern liberalen Ideen den meisten Fortschritt gemacht haben, während in den großen Städten des Inneren eine mehr royalistische Gesinnung vorherrscht, aber royalistisch im Spanischen Sinn, d. h. auf Erhaltung der Privilegien und Provinzial-Unabhängigkeit vorzüglich hintrachtend.

Man hat die Klöster und Mönche auf eine sehr unverständige Weise und, meiner Meinung nach, zum großen Nachtheil für Spanien abgeschafft. Ich will das Benehmen dieser Klasse nicht vertheidigen, aber jedenfalls war es äußerst grausam, sie Alle ins Elend zu treiben. Es hieß anfangs, sie sollten einen Frank täglich bekommen, was eine sehr kümmerliche Existenz ist, aber auch diese, wie alle Spanische Zahlungen, kamen in die Hände von Spekulanten, und die unglücklichen wandernden Priester waren genöthigt, bei den Karlisten oder irgend einer Bande Dienst zu nehmen, um nicht Hungers sterben zu müssen. Hätte die Regierung die Klöster nach und nach mit dem Absterben ihrer Bewohner aufgehoben, so hätte man selbst in Spanien nichts dagegen gehabt, da gar Vieles in diesen Stiftungen und Mönchsorden tadelnswerth war; aber die Vernichtung derselben im Großen ist eine von den vielen ungerechten und thörichten Maßregeln, welche sich die gegenwärtigen Herren des Landes haben zu Schulden kommen lassen. Die Mönche sind in alle Winde zerstreut, die Nonnenklöster werden jetzt aufgehoben, und in der nächsten Generation wird es sich zeigen, ob Ordnung, Sittlichkeit oder Religiosität durch den plötzlichen Umsturz dessen, was so lange bestanden hat, gewonnen haben.

Ich habe jetzt ein Stiergefecht zu beschreiben; ich habe eines gesehen und wünsche nicht, ein zweites zu sehen. Diese seltsame Lustbarkeit, die man zur Feier der Siege Espartero's gab, war auf den 11. Oktober festgesetzt, und wir hielten uns für ganz besonders vom Glück begünstigt, daß wir so zu rechter Zeit ankamen, ein Stiergefecht hier zu sehen, nachdem wir eben einen Monat früher an den Tournier zu Eglintoun Theil genommen. Für diese Stiergefechte ist ein ungeheures Amphitheater erbaut vor einem der Thore Sevilla's. Es kann ungefähr 15,000 Personen fassen; bei der Vorstellung, die ich damals mit ansah, waren über 8000 darin, und man kaufte Billette dazu wie zu anderen öffentlichen Schauspielen. Die Nacht vor dem Kampf werden die wilden Stiere vom Lande und den Wäldern von Volksmassen in diesen Raum hineingetrieben; das Volk bemächtigt sich dann der Plätze und macht den ersten Angriff auf die Stiere. Dies ist ein sehr gefährliches Schauspiel; es fand um 3 Uhr des Morgens statt. Ich selbst ging nicht hin, aber einige meiner Reisegefährten. Die Stiere stürzen schäumend und brüllend hinein; das Hallo des Volks mit seinen bunten Tüchern und Vertheidigungswaffen treibt sie zurück, aber gewöhnlich kommen einige Unglücksfälle dabei vor: so wurde damals ein Mann in die Höhe geschleudert und blieb auf der Stelle todt; einem Anderen wurden Arme und Beine verrenkt, während viele Pferde getödtet wurden und noch viele kleinere Unfälle vorkamen.

Um 3 Uhr beginnt das regelmäßige Schauspiel. Der respektable und bessere Theil der Bevölkerung ist zu dieser Stunde in ihren Balkonen oder Logen mit Reihen von Sitzen, die sich über einander erheben, im Inneren dieses geräumigen Theaters versammelt. In der Mitte ist die Staatsloge für den General-Capitain und die Offiziere der Provinz; auf den beiden Seiten des Gebäudes sind zwei andere bunt geschmückte Logen, wo die Richter und andere öffentliche

Beamte sitzen. Vier Oeffnungen mit doppelten Flügelthoren zeigen sich in den vier Quartanten des Kreises: zwei derselben sind für den Eintritt der Stiere und Picadores, bewaffnete Männer zu Pferde, bestimmt; von den anderen zweien dient das eine zur Fortschaffung der todten Pferde, das andere für die erschlagenen Stiere.

Bei einem echten Stiergefecht müssen die Stiere die schönsten und wildesten ihrer Art seyn, und eben so die Pferde an Wohlgestalt und Kraft alle andere übertreffen. Sind aber die Stiere jung, schwach und eher zahm als wild, und die Pferde solche, die zu den niedrigsten Preisen gekauft worden, dann wird der Kampf, der schon unter allen Umständen Abscheu erregend ist, zu einem Anblick, der nicht bloß weniger belustigend als verächtlich, sondern im höchsten Grade ekelhaft ist. Ich hörte, es sollten sechs Stiere getödtet werden, und die Zahl der dabei umkommenden Pferde schlug man für jeden auf vier an, so daß vierundzwanzig Pferde gemiethet worden waren, aber die schlechtesten, die man sich denken kann. Ihre Reiter, die Picadores, waren in Werg, Flanell und eine Menge alter Rüstungsstücke eingewickelt, mit einem breiten weißen Mambrino Helm-Hut. Man stelle sich das halbe Dutzend dieser so berittenen Leute vor, wie sie mit Lanzen, die eine kurze Spitze haben, und unter dem Tusch der Trompeten um die Arena reiten. Sie machen dem Chef in dem Hauptbalkon ihre Verbeugung, dann stellen sie sich zu Dreien in verschiedenen Entfernungen um den eingeschlossenen Raum. Ein neuer Tusch und ein furchtbares Gellen kündigt die Ankunft des ersten Bullen an. Mit gefärbten Bändern auf dem Rücken, kommt er in leichtem Galopp hinein und stürzt auf den Picador zu, welcher sich mit seinem Speer vertheidigt, während der edle Stier seine Hörner in die Seiten des Pferdes gräbt, es in die Höhe hebt und den Picador abwirft, der aus der Barrière herausklettert, so gut er kann. Nach dieser oder einer ähnlichen That trabt der Bulle davon, und nun stürzt eine Anzahl buntgekleideter Angreifer hinein, die Alle Fahnen von verschiedenen Farben tragen, um den Bullen zu reizen. Sie umgeben ihn, indem Jeder seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen sucht, und so wie er auf einen zustürzt, drängen ihn die übrigen alle von der Seite und im Rücken. Besonders machen sie ihn wüthend, indem sie die bunte Fahne fest zusammenwickeln und dann mit großer Gewandtheit sie vor die Nase oder die Augen des Stiers hinwerfen. Er stürzt auf den, der ihn so angreift, zu, aber während dieser sich gewandt zurückzieht, rollt das Zeug aus einander und verstrickt die Vorderfüße des Bullen, und so greift ihn einer nach dem anderen an. Zugleich nähern sich die berittenen Picadores und suchen den Stier gegen sich zu reizen: doch vermeiden sie sorgfältig, ihn anzugreifen, sondern erwarten vielmehr seinen Angriff, und sobald er dies thut, wird er an den Seiten und dem Rücken von sämmtlichen Kämpfern angegriffen.

Ein neues Trompetengeschmetter erschallt jetzt, und es treten zwei Männer ein, Banderillero's genannt, mit scharfgespitzten Wurfspießen, die mit Bändern bedeckt sind; sie laufen mit großer Geschicklichkeit nach dem Kopf des Bullen und stecken ihm ihre Wurfspieße in Nacken und Schulter. Der Schmerz macht das Thier noch wilder, als es schon war, und um seine Wuth aufs Höchste zu steigern, sind an den Wurfspießen Raketen und Knallerbsen angebracht, welche, während die Wurfspieße in seinem Fleisch stecken, sich entzünden. Nun geht der Kampf etwa eine halbe Stunde fort, bis das Thier durch den großen Verlust von Blut, das aus seinem Nacken strömt, erschöpft und fast geschlagen ist; doch hat es während deß einige seiner Angreifer zu Boden geworfen und zwei oder drei Pferde mehr getödtet.

Der letzte Trompetenstoß erschallt jetzt, und man bemerkt eine allgemeine Aufregung; der große Held des Schauspiels, der Matador, tritt ein, dem die große Aufgabe übertragen ist, einem blutenden, zu Tode gehetzten und verstümmelten Bullen ein Schwert in den Hals zu stoßen. Dieser Mann erscheint in glänzenderem Anzug, als die anderen Kämpfer; er trägt eine Scharlachfahne zum Unterschied von den Uebrigen und führt ein langes Schwert. Zuerst hält er zwei Reden, an die Balkon-Logen und an das Volk, worin er seine eigene Tapferkeit schildert und seinen Entschluß, den Stier zu opfern oder selbst zu fallen. Dann stürzt er auf seine Beute zu, während zugleich alle andere Kämpfer heranrücken, und stößt sein Schwert in das Thier, sobald er bei einer seiner Wendungen Gelegenheit dazu findet, wozu nur wenig Gewandtheit gehört. Nun erschallt das Theater von Beifallgeschrei, der Matador verbeugt sich; ein Gespann von vier Mauleseln erscheint, und das todte Thier wird an ihre Fersen gebunden. Ein anderes Gespann derselben Art kommt dann, an welches die getödteten Pferde der Arena eben so angebunden werden, und diese zwei Züge mit all ihren Begleitern traben dann aus den obenerwähnten Thoren heraus. Kaum sind die erschlagenen Thiere fort, als die gellenden Hörner einen neuen Kampf verkündigen und der zweite Stier in die Arena gelassen wird. Er ist von einer anderen Farbe als der erste und eben so mit verschiedenen bunten Bändern geschmückt.

Das schon Beschriebene wiederholt sich nun mehr oder weniger, doch mag es mit der einen Beschreibung sein Bewenden haben, da die Leser doch keine vollständigere Anschauung von dem Ganzen gewinnen würden, wenn ich ihnen noch die fünf übrigen Kämpfe beschreiben und die Gewandtheit der Kämpfer mehr oder weniger ins Einzelne darstellen wollte; und obgleich nicht zu leugnen ist, daß man dem Angriff selbst mit einer gewissen Spannung und Theilnahme zusieht, so trägt man doch, wenn Alles vorüber, nur ein Gefühl des tiefsten Abscheus davon. Zwar muß ich unparteiisch bemerken, daß man allgemein der Meinung war, die Stiere selbst seyen nicht sehr bedeutend und der ganze Kampf wäre sehr erbärmlich gewesen, so daß die Veranstalter des Ganzen bestraft zu werden verdienten; indeß habe ich genug gesehen und berichtet, um behaupten zu können, daß ein Stierkampf, unter allen Umständen weit entfernt, ein Schauspiel der Freude und des Vergnügens zu seyn, lieber für immer [illegible] seren Augen verbannt werden sollte.

Am 12. Oktober hielten wir eine sehr anziehende Musterung [illegible] übrigen Sehenswürdigkeiten Sevilla's unter der Leitung des [illegible] Williams, unseres Vice-Konsuls. Dieser Herr führte uns nach [illegible] Alkazar, der alten Maurischen Residenz der Spanischen Könige. [illegible] war früher einmal von Ferdinand VII. bewohnt worden, der [illegible] ihre glänzenden Möbel nach Madrid schaffen ließ. Sie ist [illegible] ganz leer, und auch hier wieder ennuyirte uns der Intendant [illegible] seinem endlosen Schlüsselbund und seinem endlosen Auf- und Zuschließen, wovon wir schon einmal die Probe gehabt. Den Styl der [illegible] schen Architektur ohne Zeichnung zu beschreiben, ist schwer. Im [illegible] neren ihrer Häuser sind kleine Höfe, die ringsum von Bogen [illegible] tragen werden, besetzt mit Porzellan oder Ziegeln; kleine [illegible] säulen von verschiedenen Farben in Gruppen und mit Bogen, [illegible] von ihnen abspringen; Getäfel von der schönsten Reliefarbeit [illegible] eingelegtes Gebälk. Die Königin hatte die Wiederherstellung [illegible] Palastes befohlen, und die Arbeiter waren am Werke.

Wir besuchten sodann die Tabacks-Manufaktur der Regierung. Dieses Gebäude kostet anderthalb Millionen Pfund Sterling [illegible] lediglich für Taback und Zigarren bestimmt: es ist eines der [illegible] sten Schauspiele, das man hier hat. In dem Hof des Gebäudes [illegible] fand sich damals eine Art Arsenal. Als nämlich Gomez 1836 [illegible] außerordentliche Expedition machte, hatten die Bewohner Sevilla's, indem sie die Wälle für zu ausgedehnt hielten, um vermittelst [illegible] seinen Einzug zu verhindern, sämmtliche Kanonen von den Wällen weggezogen und hier aufgestellt, um dieses Gebäude zu ihrer [illegible] zu machen. Im Inneren des Gebäudes wird der Taback, [illegible] von Havannah und Süd-Amerika kommt, durch Mühlen, die [illegible] von Mauleseln in Bewegung gesetzt werden, und andere Maschinen zermalmt. Hat man diesen Prozeß gesehen, so wird man über [illegible] pen in einen viereckigen gewölbten Raum von ungeheurem Umfang hinausgeführt, wo man nicht weniger als 2500 Mädchen sieht, [illegible] alle aus den zerstoßenen Blättern der Tabackpflanze Zigarren machen. Sie sitzen an viereckigen Tischen, und über jedes Hundert [illegible] Aufseherin gesetzt; sie versammeln sich um 10 Uhr des Morgens [illegible] der Stadt und den Dörfern, bringen ihr Essen mit, das [illegible] 1 Uhr verzehren, und arbeiten bis 5 Uhr. Trotz so vieler [illegible] waren sie doch, seltsam genug, fast alle häßlich; hier und da [illegible] man wohl schöne Augen und Haare, aber meist waren sie, [illegible] gesund und vergnügt aussehend, außerordentlich unbedeutend. [illegible] ist es begreiflich, daß diese schmutzige und schädliche Rauchgewohnheit, die wahrhaftig den Menschen nicht das Geringste einbringt, [illegible] sie nur schwerfällig und widrig macht, beinahe 3000 weiblichen Personen, die weiter nichts thun, als daß sie die Tabacksblätter in [illegible] zum Rauchen nöthige Gestalt zusammenrollen, Beschäftigung [illegible] Unterhalt gewährt.

Die Spanischen Damen fangen leider an, die Nationaltracht, Schwarz und die Mantilla, immer mehr aufzugeben und [illegible] Englische und Französische Tracht nachzuahmen. Ja, sie [illegible] vielleicht die Mantilla ganz und gar bei Seite legen, wenn sie [illegible] in die Kirche und zu ihren Priestern darin gehen müßten. [illegible] Verbindung mit den religiösen Formen rettet sie noch, [illegible] werden in Spanien immer einen vorherrschenden Einfluß [illegible] Leben haben. Es lag aber früher so viel Ausdruck in der [illegible] den Spanischen Augen, Formen und Haltung, alles dies [illegible] trug ein so frisches, nationales Gepräge, daß die Spanischen [illegible] nur dabei verlieren können, wenn sie jene Eigenthümlichkeiten [illegible] schlechten Nachahmung Französischer Toilette zu Gefallen [illegible] Im Allgemeinen sind die höheren Klassen in Sevilla nicht sehr [illegible] und die Frauen sind besonders sehr klein.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten der Kathedrale sind [illegible] Silbertempel und die Juwelen und Reliquien, die dem Kapitel [illegible] hören. Der Tempel, der aus gediegenem Silber besteht, [illegible] Gewicht nicht mehr als 3—4000 Pfund, aber die Arbeit [illegible] alle Beschreibung. Die Figuren und Bilder auf demselben [illegible] aus der Bibel. Er steht 30 oder 35 Fuß hoch in einer Nische; [illegible] sind mehrere Kandelaber und andere reiche und alte Kleinodien, [illegible] aus der Zeit der Mauren erhalten sind. Als Soult in Sevilla [illegible] mandirte, wollten seine Soldaten diesen Tempel wegnehmen, [illegible] ließ es, zu seiner Ehre sey es gesagt, nicht zu. Die Kathedrale [illegible] ein ganz besonderes Privilegium, das mit diesem Tempel in Verbindung steht: es ist nämlich erlaubt, vor demselben zu tanzen, [illegible] es ist dies sogar als eine Art Gottesdienst vorgeschrieben [illegible] schieht daher auch besonders an gewissen ausgezeichneten Tagen.

Nach der Kathedrale bekamen wir durch besondere [illegible] Verwendung unseres Vice-Konsuls, das Nonnenkloster der heiligen Agnes zu sehen, da man sonst selten Herren den Eintritt in [illegible] erlaubt. Das Kloster wurde von einer ausgezeichnet schönen [illegible] gegründet, welche, als die Franzosen unter Philipp V. beim Anfang des Spanischen Erbfolgekrieges ins Land drangen, um ihre [illegible] vor den Eroberern zu retten, sich brennend heißes Oel aufs [illegible] goß; ihr Körper wird gezeigt, in einem Wandschrank [illegible] und reich geschmückt mit Gold und Silber. Das Gesicht ist [illegible] und die durch das Oel angerichtete Zerstörung deutlich sichtbar.

Die Nonnenklöster theilten dasselbe Schicksal wie die [illegible] klöster. Auch hier wurde die von der Regierung versprochene [illegible] vorenthalten, und diese unglücklichen Geschöpfe waren [illegible] ohne Zahlung. Die Zahl der Nonnen von St. Agnes ist auf [illegible] reduzirt; sie sind im Zustand der äußersten Noth und leben [illegible] milden Gaben. Ungefähr sechs oder sieben von ihnen führten [illegible] durch ihr sehr sauberes und nettes Kloster, ihren Schlafsaal [illegible] Sommer und Winter, ihren Begräbnißplatz, ihre Kapelle und [illegible] Refektorium. In der Mitte des Gebäudes war ein großer [illegible]

Garten, mit Bäumen und Springbrunnen übersäet, die dem Ganzen das Ansehen der Frische und Kühlung gaben.

Die jüngeren Nonnen waren während unseres Besuchs eingeschlossen, damit nicht dieser nahe Anblick von Männern sie verunreinige. Ich fragte die Aebtissin, ob sie in ihrem gegenwärtigen ärmlichen Zustand glücklich wären. Sie sagte, wenn sie nur zu leben hätten, so wären sie eben so glücklich wie früher; das konnte man auch daraus sehen, daß, obwohl sie jetzt alle das Kloster verlassen könnten, die jungen eben so wie die alten blieben. Ich erwiederte, dies habe vielleicht darin seinen Grund, daß sie aller Mittel beraubt seyen und nicht wüßten, wo sie sonst eine Zufluchtsstätte suchen sollten. Sie meinte, viele von ihnen hätten Freunde, die sie zu sich nehmen würden; aber sie zogen das Zusammenleben ohne Sorge und Unruhe und mit den Tröstungen der Religion jeder anderen Existenz vor.

E n g l a n d.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Seinen Ursprung hat dies System in einem wirklichen Uebel, denn es entsprang offenbar aus einer scharfen Wahrnehmung der Noth und Versunkenheit, worein ein großer Theil der Bevölkerung Englands durch das Fabrikwesen gerathen ist. Die Fabrik-Bevölkerung ist es, die, durch ihre Machtlosigkeit, Unwissenheit und Thorheit in Elend versunken, die Begründung einer **neuen moralischen Welt** unternehmen will. In der Verzweiflung freilich erfassen die Menschen, wovor sie bei nüchternem Sinn zurückschaudern würden. Und in der Verzweiflung folgen die Handwerker von Birmingham Herrn Owen's Vorspiegelungen. Sie verhungern, sie sehen ihre Kinder um sich her verhungern, sie haben heute nichts zu essen, und morgen auch nichts, und von der Fortdauer des jetzigen Weltlaufs nichts zu hoffen, daher lechzen sie nach einem neuen.

Dieser traurige Zustand ist aus drei Ursachen hervorgegangen. Die erste ist die Herabsetzung des Arbeitslohns, der in vielen Fällen nicht zu dem allernothdürftigsten Unterhalt hinreicht. Und diese Herabsetzung selbst ist nicht bloß aus der natürlichen Konkurrenz der Arbeit bei einer übervollen Bevölkerung entsprungen, wo Maschinen und Kapitalien die Arbeiter ganz in die Gewalt des Fabrikherrn geben, sondern auch durch das Herüberströmen Irländischer Arbeiter nach England, wo sie ihre Arbeit viel wohlfeiler verkaufen können, als ihre Englischen Konkurrenten, weil sie sich daheim an halbe Hungersnoth gewöhnt haben. England versinkt dadurch jetzt allmälig in denselben Zustand wie Irland, und die Irländischen Armen nisten sich zum Verderben der Englischen Handwerker im Herzen seiner Städte ein.

Aber abgesehen von dem niedrigen Satz des Arbeitslohns, ist auch das Schwanken desselben in Betracht zu ziehen, — ein Schwanken, welches nothwendiger Weise durch die unbegränzte Konkurrenz von Eigennutz und Habsucht erzeugt wird, auf einem Markte, der seinen Begehr bald einschränkt, bald ausdehnt und von jedem Wechsel der Dynastieen, der politischen Verhältnisse, der gesellschaftlichen Sitten und der inneren Handels-Speculationen abhängig ist. Diese Konkurrenz, unterstützt durch die Maschinenkraft und aufgemuntert durch die bedeutendere Wohlfeilheit der Fabrication in großem Maßstabe, verursacht unausbleiblich eine übertriebene Production. Auf jede Ueberfüllung des Marktes folgt eine Stockung, und auf jede Stockung wieder die Rückkehr zu übermäßiger Produzirung. Hierzu kömmt die wandelhafte Natur des Fabrikwesens selbst; wie leicht kann nicht eine einzige Veränderung der Maschinerie, die Entdeckung einer neuen Lokalität, die Ablenkung einer Straße oder eines Kanals plötzlich einen alten Quell austrocknen und einen neuen öffnen! Da liegt dann die alte Bevölkerung wie die Rollsteine in dem Bett, welches ein Sturzbach sich gegraben, wie Tadmor und Palmyra in der Wüste, bloß um anzuzeigen, daß hier einst Handel und Wandel gewesen, und es läßt sich begreifen, wie ganz unmöglich es ist, durch fiskalische Anordnungen dem beständigen Schwanken im Preise der Arbeit vorzubeugen. Aber angenommen auch, der Arbeitslohn stände im Durchschnitt über, ja weit über dem zum Lebensunterhalt erforderlichen Minimum, und es wäre dabei vermittelst einer sparsamen, verständigen Lebensweise wohl auszukommen, so müßte man die menschliche Natur doch wenig kennen, um zu glauben, daß unter solchen Verhältnissen eine sparsame, verständige Lebensweise aufkeimen könnte. Vorsicht ist das Ergebniß eines regelmäßigen Lebens, und zu einem regelmäßigen Leben gehören als Bedingung auch regelmäßige Verhältnisse. Wo der Mensch gewöhnt ist, Verhältnisse, die nicht in seiner Gewalt liegen, plötzlich für sich wirken zu sehen, aus dem Wohlstande im Nu in Armuth gestürzt zu werden, wo er durch keine Berechnung sich einen zuverlässigen Unterhalt für den nächsten Tag zu sichern vermag, und wo andererseits der Unterhalt oft wieder von selbst kömmt, wenngleich alle Fürsorge versäumt worden, da kann wohl keine Macht auf Erden es verhindern, daß er im Ueberfluß verschwenderisch und in der Armuth verzagt wird. Beides ist unverständig, und aus Unverstand entspringt Elend, aus Elend aber Verzweiflung, Schlechtigkeit und Verbrechen.

Aber wir müssen noch weiter gehen. Wir sagten, daß keine menschliche Macht unter solchen Verhältnissen im Stande sey, eine regelmäßige, vorsichtige Lebensweise zu erzeugen. Wie aber, wenn überhaupt gar keine Macht hierauf hinarbeitet? Wie, wenn diese unglücklichen Geschöpfe ganz sich selbst überlassen werden, ohne daß ein Auge sie bewacht, eine Hand sie leitet? Wenn die einzige Autorität, die sie anerkennen, ein Fabrikherr ist, der sie um seines Gewinns willen in Dienst genommen, der nichts berechnet als die Stunden ihrer Arbeit und die Ellen Zeug, welche sie produziren; dessen Existenz davon abhängt, daß er bei dem niedrigsten Arbeitslohn den höchstmöglichen Gewinn ärndtet, ja, daß er die Leute in ihrem versunkenen Zustande erhält, damit er sie besser beherrschen kann; bei dem an Großmuth nicht zu denken ist; den kein Band örtlicher oder erblicher Verhältnisse an sie knüpft; der sie jeden Augenblick fortjagen kann, als eine ab und zu fluthende, an den Boden nicht gebundene Bevölkerung; den kein religiöses Band mit ihnen verbindet, weil die Religion mit der Abschätzung einer lebendigen Maschine zum Seidespinnen oder Eisenhämmern nichts zu schaffen hat; der kein Recht dazu besitzt, in ihre häusliche Lebensweise sich zu mischen, weil ihr Aufenthalt ihn nichts angeht; der sie nicht besuchen und unterstützen kann, weil sie in engen Gassen haufenweise zusammengedrängt wohnen und in Hausfluren dicht neben einander liegen; der ihren Charakter nicht kennt, weil er nur ihre Hände und Füße sieht, der ihnen endlich auch keine Zeit zum Unterricht und zur Erholung verstatten kann, weil jede Minute ihren Preis hat und jeder Heller einen Bestandtheil des nöthigen Gewinns ausmacht!

Bei diesem Zustand der Dinge, wo in Folge zunehmender Konkurrenz und der Verhältnisse des Kontinents die Krisen täglich häufiger werden und das Hülfsmittel verzweifelter, sinnt ein Mann, der wohl nicht ohne Menschenliebe, aber grillenhaft und ungebildet ist, — denn diesen Stempel tragen alle Schriften Owen's, — auf einen Plan zur Zertrümmerung des jetzigen Fabrik-Systems und schlägt vor, daß die Arbeiter, statt ihre Arbeit zu verdingen und den Herrn den Gewinn ärndten zu lassen, zu einem Gemeinwesen zusammentreten und für sich selbst arbeiten sollten.

Dieser Plan läßt sich von zwei Seiten aus betrachten. Geht die Absicht dahin, eine Actien-Gesellschaft zu bilden, so daß alle Mitglieder an den Dividenden des Kapitals Antheil erhalten sollen, und dergestalt das jetzige System nur insofern zu verbessern, als es den Gewinn des Fabrikherrn den Arbeitern selbst zueignen soll, dann ist es klar, daß dieser Gewinn, so groß er auch für ein einziges Individuum seyn mag, unter so Viele vertheilt, nur ein Tropfen Wasser seyn wird. Ueberdies würden sie als Actien-Gesellschaft ganz derselben Konkurrenz ausgesetzt seyn wie einzelne Fabrikanten, und denselben Schwankungen, aber ohne dieselbe Macht, den Umständen nachzuhelfen, kühn, doch vorsichtig zu spekuliren, mit einem Wort: Gewinn zu erzielen; gar nicht zu gedenken der Schwierigkeit, ausreichende Kapitalien herbeizuschaffen oder den Arbeitslohn zu regeln. Es ist in der That keine Veränderung zu Wege gebracht, außer eine solche, die keine Verbesserung ist, nämlich daß Demokratieen an die Stelle von Monarchieen in dem Fabrikwesen gesetzt sind, und so muß denn der ganze Plan scheitern.

Indeß scheint Herr Owen mit seinem System noch etwas ganz Anderes bezweckt zu haben. Er will eher den Grundsatz, Vermögen zu erwerben, ganz vernichten; es sollen alle Handels-Speculationen aufgegeben und nur Gemeinden gebildet werden, deren Mitglieder mit ihren verschiedenen Talenten dazu beizusteuern hätten, eine vollkommene, mit allem Nothwendigen für die gewöhnlichen Bedürfnisse versorgte Gesellschaft zu Stande zu bringen, sehr ähnlich der Art, wie Plato sich seine Republik denkt. Der Schuhmacher soll Schuhe machen, der Baumwollenweber Schnupftücher, der Müller soll Getraide mahlen, und aus dem Allen zusammen soll der vollkommene Mensch entstehen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dieser Gedanke in der Theorie schon so alt ist wie die erste Betrachtung über die Natur der menschlichen Gesellschaft und in der Praxis so alt wie die Schöpfung des Menschen. Es ist aber auch klar, daß sich der Plan nicht durchführen läßt, so lange noch persönliche Bereicherung geduldet wird. Gestattet man Einzelnen eine Anhäufung von Vermögen, so ist auch der Wetteifer nicht zu vermeiden; aus der Konkurrenz entspringt die Herabsetzung des Arbeitslohns, und aus Herabsetzung des Arbeitslohns wieder das alte Elend des Arbeiters. Herr Owen schlägt deshalb vor, die Konkurrenz ganz zu verbannen. Der Einfall wäre sehr schön, wenn er sich nur ausführen ließe. Wie will man aber aus der menschlichen Natur die Habsucht, den Trieb zur Aneignung und die Begierde ausrotten? Darüber schweigt Herr Owen gänzlich. Merkwürdig ist es indeß, daß hier ein Ungläubiger an der Schwelle seines Systems gleich auf dieselbe Lehre stieß, die das Christenthum predigt, daß er fast mit den Worten der Bibel ausrufen mußte: „Die Liebe zum Mammon ist die Wurzel alles Uebels", und daß er doch die Hülfe von sich wies, die das Christenthum darbietet, um das Uebel durch einen auf das Herz einwirkenden geistigen Einfluß und durch eine die höchste Sittlichkeit repräsentirende geistliche Gemeinschaft auszurotten. Merkwürdig auch, — wenn Herr Owen nicht ein sehr unwissender Mann wäre, — daß er die Thatsache gänzlich übersah, daß die erste Verkehrtheit der Christen, wenn auch nicht aus einer klaren Erkenntniß derselben Wahrheiten, die er im neunzehnten Jahrhundert zum erstenmale entdeckt zu haben glaubt, doch wenigstens aus einem tiefwurzelnden, moralischen Gefühl entsprang, welches auf die Wahrheit hindeutete, selbst wo der Verstand sie noch nicht erkannte. Die Kloster-Gemeinden mit ihrem Armuthsgelübde waren in ihren zeitlichen Verhältnissen nichts Anderes als Herrn Owen's Gesellschaften, von ihrer gemeinsamen Arbeit und ihrem gemeinsamen Kapital lebend, aber mit größter und feierlichster Einschränkung der persönlichen Bereicherungssucht, die Herr Owen nicht zu beseitigen weiß. Ueberdies wurden diese Gemeinden nicht, wie Herr Owen es mit den seinigen machen will, zum Genuß, sondern zur Selbstverleugnung angeleitet, und es wurde, was die seltsamste Lücke in Herrn Owen's Plan ist, eine strenge, unbeugsame Zucht stündlich über sie ausgeübt, so daß die geringste Handlung der Habsucht die schwerste Strafe fand. Selbst die Kleider der Mönche waren ihr gemeinsames Eigenthum. Wie Plato es für seine Phylakes vorschlägt, so speisten sie nicht nur zu-

sammen, sondern es durfte auch keiner seine Thür befestigen oder irgend etwas in seiner Zelle einschliessen; nicht ein Apfel im Garten durfte ohne Erlaubniß des Superiors abgepflückt werden. Man lächelt jetzt über solche Begriffe, aber Herr Owen, mit seinem Schauder vor allem Eigenthum, mit seiner Ueberzeugung, daß dasselbe, wie er sich ausdrückt, einen von der Trinität der menschlichen Flüche bilde, er muß die Weisheit der Mönche bewundern.

In seiner „geistigen Unabhängigkeits-Erklärung" (Declaration of Mental Independence) sagt Owen: „Ich erkläre jetzt vor euch und der Welt, daß der Mensch bis auf diese Stunde in allen Erdtheilen der Sklave einer Trinität gewesen ist, der monströsesten, die sich ersinnen ließ, um seinem ganzen Geschlecht geistiges und physisches Uebel aufzubürden. Ich meine das Privat- oder persönliche Eigenthum, — abgeschmackte und unvernünftige Religions-Systeme — und die Ehe, die sich auf persönliches Eigenthum und auf irgend eines dieser unvernünftigen Religions-Systeme stützt. Es ist schwer zu sagen, welche von diesen Hauptquellen alles Verbrechens zuerst und welche zuletzt gestellt werden soll, denn sie sind durch die Zeit so innig mit einander verwoben und verkettet, daß man sie nicht trennen kann, ohne sie zu zerstören; ein jedes ist nöthig, um die anderen beiden aufrecht zu erhalten. Diese furchtbare Trinität, gemischt aus Unwissenheit, Aberglauben und Heuchelei, ist der einzige Dämon oder Teufel, der das Menschengeschlecht jemals gequält hat und es wohl jemals quälen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Charakteristik Georg's III.

Von Archibald Alison.*)

Obgleich weder die Anlagen, noch die geistige Ausbildung Georg's III. ausgezeichnet waren, so war doch kein Monarch mehr geeignet für die schweren und wichtigen Pflichten, zu denen er berufen war; wie kein anderer, besaß er Eigenschaften, die ganz den Schwierigkeiten entsprechend waren, mit denen er während seiner langen Regierung zu kämpfen hatte. In England geboren und erzogen, war er, wie er selbst sagte, stolz auf den Namen eines Briten. In den Grundsätzen der protestantischen Religion erzogen, hielt er die Aufrechthaltung derselben nicht bloß für seine Pflicht, sondern für die einzige Schutzwehr seines Throns. Einfach in seinen Gewohnheiten, mäßig in seinen Wünschen, allen Prunk scheuend, zog er dem Glanz des Palastes die Reinheit und die Tugenden des häuslichen Lebens vor. Seine Erziehung war vernachlässigt worden, seine Kenntnisse waren von geringem Umfang, seine Ansichten über manche Gegenstände beschränkt, dagegen besaß er jenen natürlichen Verstand und Takt, dessen Mangel keine geistige Bildung ausgleichen kann und der so oft die glänzendsten und solidesten Kenntnisse ersetzt. Er erbte von seinem Vater den angeborenen Muth und die Festigkeit seines Hauses. Bei wiederholten Gelegenheiten, wo auf sein Leben Angriffe gemacht wurden, legte er eine seltene persönliche Unerschrockenheit an den Tag, und als er bei den furchtbaren Aufruhr-Scenen von 1780 sich erbot, an der Spitze seiner Garden mitten in die gährende Hauptstadt hineinzureiten, so that er nicht mehr, als was sein gerader Sinn ihm als seine Pflicht vorschrieb. Obgleich lebhaft im Gespräch, wie Könige gewöhnlich sind, so konnte man doch nicht sagen, daß er einen sehr lebendigen Geist hatte, und doch deckte er sofort jede Sophisterei auf, welche der richtigen Ansicht, die er immer von seinen öffentlichen oder religiösen Pflichten hatte, widersprach. Als Herr Dundas bei einem Gespräch über die katholischen Forderungen, noch vor Pitt's Rücktritt aus demselben Grunde im Jahre 1800, das oft wiederholte Argument vorbrachte, der Krönungs-Eid sey nur in Bezug auf seine exekutiven Pflichten von ihm geleistet worden, antwortete er sofort: „Gehen Sie, gehen Sie, Herr Dundas, lassen Sie uns mit Ihren Schottischen Spitzfindigkeiten in Ruhe."

Aber seine Festigkeit und Konsequenz waren nicht bloß das Resultat physischer Entschlossenheit. Niemand besaß moralische Entschlossenheit in höherem Grade, oder war geneigter, wenn er fühlte, daß er Recht hatte, seinen vollen Antheil von der Verantwortlichkeit zu tragen, die man auf sich nahm, indem man eine Maßregel von Wichtigkeit unterstützte oder ihr entgegentrat. Die Festigkeit, die er bei Gelegenheit des Angriffs auf die Bank und der Meuterei von 1797 zeigte, führte die Nation glücklich durch die gefährlichste Krisis der neueren Zeit. Sein unbeugsamer Entschluß im Jahre 1807, sich keinen Kompromiß mit den Katholiken in Bezug auf den Krönungs-Eid gefallen zu lassen, hielt jene Erschütterung des Kirchen- und Staatsgebäudes, von der die Nation seitdem so viel gelitten, noch um zwanzig Jahre auf. Als er im Jahre 1783 fast allein der Foxschen India-Bill widerstand, erklärte er seinen Entschluß, eher die Krone niederzulegen und sich nach Hannover zurückzuziehen, als dieselbe zum Gesetz werden zu lassen, und die Folge hat bewiesen, sowohl daß er bei dieser Gelegenheit sich in den Gesinnungen des Englischen Volks nicht geirrt, als auch daß er die wahrscheinliche Wirkung der vorgeschlagenen Maßregel auf unser östliches Reich und die Zukunft der Englischen Verfassung richtig erkannt habe. Er war hartnäckig und zuweilen rachsüchtig von Temperament, fest an seiner Macht haltend, und er bemühte sich seine ganze Regierung hindurch, einen größeren Antheil wirklicher Autorität in seine Hände zu bekommen, als gewöhnlich in constitutionellen Monarchieen den Königen zufällt. Aber er hatte nichts Grausames und Tyrannisches in seinem Charakter; er vergab gern denen, die seinem Leben nachgestellt, und war bei jeder Gelegenheit ein warmer Vertheidiger aller Maßregeln, die eine humane oder wohlthätige Tendenz hatten. Jene Festigkeit artete aber zuweilen in ungebührliche Hartnäckigkeit aus, und sein bekannter Entschluß, sich in keinen Vergleich mit den Amerikanischen Insurgenten einzulassen, dehnte jenen unglücklichen Kampf noch auf Jahre hinaus, selbst nachdem auch seine Minister sich von der Hoffnungslosigkeit desselben überzeugt; doch selbst ein solcher Entschluß zeugt von einer gewissen Großherzigkeit. Es ist jetzt ausgemacht, daß ohne die Unfähigkeit der Generale, die seine Armeen anführten, seine Festigkeit von Erfolg belohnt worden wäre, und Jeder wird gestehen, daß seine ersten Worte an den Amerikanischen Minister, der nach dem Frieden an seinen Hof kam: „Ich war der letzte Mann in meinen Staaten, der eure Unabhängigkeit anerkannte, aber nun, da sie zugestanden ist, werde ich der Erste seyn, der sie vertheidigt", des Souverains eines großen Reichs würdig waren, dessen moralische Entschlossenheit das Unglück nicht beugen und dessen ehrenhaften Sinn das Glück nicht schwächen konnte.

*) Aus dessen Geschichte Europa's seit der Französischen Revolution. S. Nr. 81 des Magazins, Art. „Mannigfaltiges".

Mannigfaltiges.

— Gaye und die Deutsche Kunstforschung in Italien. Aus Florenz ist kürzlich die Kunde nach Deutschland gekommen, daß ein wackerer Landsmann, einer der gelehrtesten und unermüdlichsten Deutschen Kunstfreunde, die den Himmel und noch mehr die Museen und Archive Italiens aufsuchten, Dr. Johann Gaye, dort im kräftigsten Mannesalter und mitten im thätigsten Wirken für die Kunst und ihre Geschichte dem Leben entrissen worden. Kurz vorher hatte er noch den ersten Band eines großen Werkes über die Künstler des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, meistens aus eigenen Briefen derselben bestehend, herausgegeben, und auch das Manuskript zu zwei folgenden Bänden soll er bereits fertig hinterlassen haben.*) Für Deutsche Blätter, namentlich für die Preußische Staatszeitung und das Stuttgarter Kunstblatt, hat Herr Dr. Alfred Reumont in Florenz eben so anerkennende als des Gegenstandes würdige Anzeigen von Gaye's Arbeit geliefert. Gegenwärtig finden wir auch in einer Italiänischen Zeitschrift, in der Rivista Europea (Aug. 1840), einen trefflichen Artikel über den Deutschen Gelehrten und sein Werk. Es ist dieser, von Herrn P. Selvatico unterzeichnete Artikel um so schätzenswerther, als sich die Italiäner nicht leicht entschließen, die Verdienste des Auslandes um die von ihnen selbst nur allzusehr vernachlässigte Kunstgeschichte anzuerkennen. Gaye lebte damals noch, als dieser Artikel geschrieben ward; es ist also auch nicht eine jener posthumen Lobpreisungen, in welchen man um so stärker aufzutragen pflegt, je schwerer man es über sich gewann, den Lebenden milde zu beurtheilen. Der Italiänische Kritiker sagt von dem Deutschen Gelehrten: „Zu den verdienten unter uns lebenden Fremden, die Italien in jeder Beziehung ehren, eine kindliche Liebe zu demselben hegen und seinen Ruhm vermehren und ausbreiten, gehört vor Allen Herr Dr. Gaye, einer der gelehrtesten Männer, deren sich jetzt das wissenschaftliche und hochgebildete Preußen rühmt**). Seit mehreren Jahren auf der Halbinsel verweilend, erlernte er ihre eben so harmonische als schwierige Sprache in dem Maße, daß er sie jetzt mit großer Korrektheit schreibt; was bekanntlich ein seltenes Verdienst auch unter unseren Landsleuten ist, deren nur sehr Wenige nach vieljährigen Mühen es dahin bringen, daß sie eine gute Prose schreiben. Ausgerüstet mit dieser Kenntniß und mit der noch weit selteneren der Theorie der Kunst und ihrer Bedeutung, entwarf Herr Dr. Gaye den großartigen Plan zu einer Geschichte der schönen Künste in Italien. Zu diesem Zwecke hat er mit unendlicher Geduld und großem Scharfblick eine neue Musterung der besten öffentlichen und Privat-Archive vorgenommen, in denen sich Aktenstücke befinden, die als Grundsteine zu seinem Gebäude dienen können. Reiche Früchte haben ihm seine Forschungen getragen, denn es ist ihm gelungen, Dokumente aufzufinden, durch die so mancher Irrthum über die Geschichte der Kunst, der bereits durch Jahrhunderte eine Art von Autorität gewonnen, berichtigt wird..... Den größten Theil dieser Aktenstücke hat Herr Gaye in den Archiven des glücklichen Toskana aufgefunden, wo ihm der Schutz einer aufgeklärten und seine Absichten nach Verdienst ehrenden Regierung zu Theil wurde. Manche Leute in Italien tadeln vielleicht den freisinnigen Fürsten, der einem Fremden gestattete, die Handschriften von Florenz und Siena mit verständiger Hand zu ordnen; ja, Einige werden gar so weit gehen, diese meine Worte zu verdächtigen und sie als unpatriotisch zu bezeichnen, weil sie einen Mann beloben, der, jenseits der Alpen geboren, sich bei uns niedergelassen, um, wie jene Leute behaupten, unsere literarischen Schätze zu plündern. Was soll man solchen fanatischen Vaterlandsfreunden antworten? Nichts; so lange sie uns nicht beweisen, daß des Fremden Forschungen und Verdienste um die Kunstgeschichte durch diejenigen unserer Landsleute entbehrlich gemacht seyen."

*) Jener erste Band ist in Florenz bei Molini erschienen unter dem Titel Carteggio inedito di Artisti dei secoli XIV, XV, XVI; pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dottore Giovanni Gaye.

**) Herr Dr. Gaye war kein geborner Preuße, sondern ein Holsteiner, galt jedoch, weil er hauptsächlich mit Landsleuten aus Preußen in Verbindung stand, ebenfalls dafür.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) ierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Mittwoch den 23. September 1840.

Frankreich.

Die Emigranten der Französischen Revolution.

(Aus v. Conny's Werk: La Révolution française.*)

Gegen Ende des Jahres 1789 entfernte sich der Graf von Artois achmals Karl X.) aus Frankreich. Zum allgemeinen Versamm-ungsort aller Emigranten war Koblenz bestimmt worden, und der rinz sah sich bald von zwei Dritteln des Französischen Adels und on einer beträchtlichen Anzahl Bürger aus den anderen Ständen mgeben; alle Landstraßen waren mit Männern, Frauen, Greisen nd Kindern übersäet, die von allen Seiten nach dem Vereinigungs-unkt hinströmten. Kein Hinderniß stellte sich dieser Emigration in en Weg; dringende Aufforderungen, ja selbst Vorwürfe wurden icht gespart, um die noch Schwankenden oder die, welche zum leiben entschlossen schienen, ihrem Heerde und ihren Aemtern zu ntreißen; besonders verstanden es die Jakobiner, selbst die Unent-hlossensten durch Verfolgungen und Schmähungen dahin zu ver-nögen. Wenn aber auch bei Einigen die Furcht, bei Anderen der Stolz das Hauptmotiv zur Auswanderung war, so trieb doch die Meisten wohl das Gefühl der Pflicht und Ehre von dannen.

Die monarchischen Prinzipien legten dem Französischen Adel ie Verpflichtung auf, sich zur Vertheidigung des Thrones um das anner Frankreichs zu schaaren; es kam aber eine Zeit, wo die migration das Einzige schien, was ihm zu ergreifen übrig blieb, enn weder in ihren Häusern, noch auf ihren Ländereien gab es noch Sicherheit für die Edelleute; man mordete sie beim Schein ihrer rennenden Schlösser; sie waren von Adel, und dies einzige Wort ab dem wüthenden Pöbel das Recht, über sie herzufallen und sie ie wilde Thiere zu behandeln. Von allen Seiten umringt, griffen ie Französischen Edelleute zu ihren Schwertern, um sich der sie be-rohenden Dolche zu erwehren. Zweifelsohne waren es die ersten Emigranten, welche den in Frankreich zurückgebliebenen Adel zur Nachahmung nöthigten, was ihnen auch gelang, weil sie dies Opfer n Namen der Ehre forderten. Wenn nun auch Parteigeist und elbst Eitelkeit eine Menge von Auswanderern über die Gränzen ührten, so bleibt es doch ewig wahr, daß die Emigration ein er-abener, edler und großmüthiger Gedanke war, welcher der Nach-welt die Anhänglichkeit an die Monarchie bezeugen wird, die der ranzösische Adel zu allen Zeiten bewiesen hat. Der Französische Adel erkannte keinen anderen Herrscher als den König an; er durfte einer anderen als der Fahne Heinrich's IV. huldigen, und als die Factionen das Banner der Empörung aufpflanzten, konnte er nur n Gegenwehr und Kampf denken. Ueberall hörte der Adel auf den Ruf der Ehre und verließ Alles, um seiner Pflicht nachzukommen. „Ich hatte", sagt Herr von Chateaubriand, „den Atlantischen Ocean urchsegelt, um eine Reise ins Innere von Kanada zu unternehmen und um zu entdecken, ob eine nordwestliche Durchfahrt am Amerika-nischen Kontinente möglich sey. Da erfuhr ich durch den größten Zufall mitten auf meiner Reise Ludwig's XVI. Flucht, die Festneh-mung dieses Monarchen und den Rückzug fast des ganzen Corps der Französischen Infanterie- und Kavallerie-Offiziere über die Maas, die Mosel und den Rhein. Ludwig XVI. war nichts mehr als ein Gefangener in den Händen einer Faction; die Prinzen hatten die Fahne der Monarchie jenseits der Gränzen aufgepflanzt. Mir schien es, als könne ich, ein Träger der Französischen Uniform, unmöglich n den Wäldern der neuen Welt umherstreifen, wenn meine Kame-raden in den Kampf zögen. Ich kehrte nach Frankreich zurück, wanderte mit meinem Bruder aus und nahm Theil an dem Feld-zuge von 1792."

Die Emigration war die kräftigste Auflehnung der Wahrheit gegen den Irrthum und seine verführerischen Vorspiegelungen; sie war mit unendlichen Gefahren verknüpft, doch hatte der Graf von Artois eingesehen, daß er dem Französischen Adel das Beispiel geben und ihn im Auslande um sich sammeln müsse, damit sie alle zur Befreiung des Vaterlandes wirken könnten. Die Geister, vom wahnsinnigen Taumel erfaßt, waren schon auf jene Höhe der Verirrung gelangt, wo jede Unterscheidung von Recht und Unrecht unmöglich zu werden scheint; man wagte es, auszusprengen, daß die Emigranten sich gegen ihr Vaterland waffneten; man wagte solche Behauptungen gerade in der Zeit, wo sie Alles für seine Rettung aufopferten. Die Emigration war eine große Lehre, die Frankreich sich selbst gab. Sie mußte den glühendsten Haß erwecken; nicht diejenigen, welche sie mit den Waffen in der Hand bekämpften, waren ihre Feinde; auf dem Schlachtfelde und im Feldlager erwacht die Begeisterung für alles Große, und dort lernt man, selbst dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die hartnäckigsten Feinde der Emigration waren jene Männer voll Eifersucht und Neid, aus deren unreinem Munde nur Galle tropft und die in der Revolution nur ein Mittel zur Sättigung ihrer niedrigen Leidenschaften sahen; später wiederholten noch Andere, die Regungen ihres Gewissens unterdrückend, jene elenden Sophismen gegen die Emigration, die ihnen diejenigen gelehrt hatten, welche ihnen den Weg zu jeder Verrätherei bahnten. Ferner war jener ganze Menschenschwarm der Emigration feindlich gesinnt, der das Gold der Pflicht vorzieht, der den Meineid nicht scheut und der in den Tagen der Gefahr seine Begeisterung aus der Furcht, der Eitelkeit und jeder anderen menschlichen Schwäche hernahm. Ferner mußten ihre unversöhnlichen Feinde die zahlreichen Jünger einer berühmt gewordenen Schule seyn, deren Meister, nachdem er auf dem Marsfelde die heilige Religion und das Vaterland geschändet hatte, später auch seinen Namen dem blutigen Drama der Gräben von Vincennes zugesellte, wo der Held der Emigration in der ersten Blüthe seines Lebens seine Seele aushauchte.

Verbrecher, die sich mit dem Namen Patrioten schmückten, beugten den König von Frankreich unter das Joch einer Menge, die sie verführt hatten, indem sie zu ihr von Freiheit, Gleichheit und einer Souverainetät redeten, welche für sie nur eine Berechtigung zu Raub, Mord und Einäscherung war. Der Aufruhr schrieb der Krone Gesetze vor, das Königthum war nur noch ein leeres Scheinbild, denn mit Verachtung der alten Constitution des Vaterlandes hatten sich die zu den Generalstaaten berufenen Deputirten auf ungesetzliche Weise als National-Versammlung konstituirt. Als sich die Aufrührer gegen den König, das Oberhaupt der Nation und den Vater des Vaterlandes, bewaffneten, als an eine Bekämpfung der Revolution im Inneren nicht mehr zu denken war, da erst sann der Französische Adel auf Mittel, sich im Auslande zu vereinigen und zu den Waffen zu greifen. Edelleute, Bürger und Soldaten, alle hatten die feste Ueberzeugung, daß ihnen keine andere Wahl übrig bliebe, damit einem so gefährlichen Umsturze ein Ziel gesetzt werde. Sie beeilten sich also, dem Prinzen nicht allein ihre Schwerter, sondern auch die geretteten Trümmer ihres Vermögens anzubieten. Es zeigt gewiß von Muth, wenn ein rechtlicher Mann in einem dem Raube und dem Morde zur Beute anheimgefallenen Lande verweilt; aber er waffnet sich dann nicht zum Widerstande, sein Muth ist der Muth der Ergebung. Flieht aber ein kühnerer Mann aus seinem Vaterlande, um die Factionen, die es bedrücken, zu bekämpfen und es zu befreien, so hat er nicht allein ein unverjährbares Recht geübt, sondern er hat auch durch diese Handlung reinster Aufopferung einer erhabenen Pflicht genügt. Die Zeiten waren gekommen, wo nur noch Frankreichs Fahne für die Emigrirten ihr Vaterland vorstellen konnte, und auf fremder Erde konnte das Französische Königthum ausrufen:

Rome n'est plus dans Rome! elle est toute où je suis.*)

Die Emigration beging Fehler, es ist wahr; sie entfaltete in Koblenz einen Luxus, der seltsam scheinen mußte; ein männlicher und strenger Stolz hätte sich besser für Verbannte geschickt. In einer Stadt, die nur den Anblick eines Feldlagers hätte darbieten sollen, trug der Adel die Verschwendung eines glänzenden Hofes zur Schau. Einige Züge von Eitelkeit sind weit verbreitet worden; so erzählt man sich, daß junge Emigranten, die zuerst auf dem Platze angelangt waren, wohin die Ehre sie berief, späteren Nachkömmlingen hochmüthig den Zeitpunkt ihrer Auswanderung vorgerückt und sie, statt mit lebhafter Freude, mit einer Art von Verachtung empfangen hätten. Ein zufällig hingeworfenes Wort über die Abänderung einiger Mißbräuche wurde für ein nicht gut zu machendes Verbrechen gehalten; man führte Listen über den Auswanderungs-Zeitpunkt, acht Tage früher oder später waren von großer Bedeutung und begründeten Vorzug oder Entfernung. Männer von bedeutendem Talent fürchteten, von den Emigranten mit Verachtung aufgenommen zu werden, traten fast wider Willen in die Revolutions-Heere ein und dienten

*) Herr v. Conny gehört zu den eifrigsten Anhängern der älteren Linie der Bourbonen, und in diesem (legitimistischen) Sinne ist auch sein Werk über die Französische Revolution abgefaßt.

*) „Nur noch bei mir allein, nicht mehr zu Rom ist Rom", sagt Sertorius bei Corneille.

einer Sache, die sie innerlich verachteten. Es herrschte damals in dem Wesen der Emigranten ein ironischer Ausdruck vor, der diejenigen, welche Vorwürfe zu erwarten hatten, nur zu sehr abschreckte; man sah nicht ein, daß man in dem raschen Strudel der revolutionairen Bewegung nur zu leicht durch tausend verschiedene Ursachen von dem Wege der Wahrheit entfernt werden kann; man fühlte nicht, daß ein erhöhter Gerechtigkeitssinn und Achtung für diejenigen anempfiehlt, die von ihrem Irrthume lassen und eine Partei verstärken, die für eine heilige Sache kämpft. So erfahren wir unter Anderem aus den Memoiren jener Zeit, daß mehrere Offiziere sich einem solchen Empfange nicht aussetzen wollten; man nennt unter ihnen den Artillerie-Offizier, Herrn von Arçon, dessen ausgezeichnete Sachkenntniß später den republikanischen Armeen von großem Nutzen war.

Der Französische Adel in Koblenz wollte nicht bloß der tapferste, sondern auch der glänzendste von Europa seyn. Einigen war zweifelsohne die Emigration nur eine Sache der Mode und Nachahmung; sie gingen nach Koblenz, um sich rühmen zu können, auch dort gewesen zu seyn; zur Unterwerfung Frankreichs bedurfte es ihrer Meinung nach kaum eines Feldzuges, die Regimenter mußten sogleich die Waffen niederlegen und unter den Befehl ihrer früheren Oberhäupter zurückkehren. Die Armee, welche die Emigration zu bekämpfen hatte, bestand ja nur aus unerfahrenen Bauern und städtischen Handwerkern; man träumte von augenblicklicher Niederlage, kampfloser Verfolgung und gefahrlosem Sieg. Später aber machten die Emigranten ihre früheren Irrthümer durch ein edles Betragen wieder gut und bereiteten jedem ihrer Landsleute, der sich ihnen während der langen Verbannungsjahre voller Kämpfe, Ruhm und Widerwärtigkeiten zugesellte, eine ehrenvolle Aufnahme. Wenn wir einen Blick auf jene Unglücks-Zeiten werfen, so werden wir gewahren, wie viel Leiden auf die Emigranten einstürmten, und wir können unsere Achtung den Verbannten jenseits des Rheins nicht versagen, die alle diese herben Widerwärtigkeiten mit unerschütterlicher Festigkeit erduldeten. Wir sehen da drei Condé's, die wie gemeine Soldaten sich mit Kommißbrod begnügen; edle Greise, Ritter des St. Ludwig's-Ordens und Großkreuze von Malta entsagen mit edler Verleugnung allen Genüssen des Reichthums; mit der Flinte und dem Tornister ausgerüstet, ziehen sie in den Kampf für eine heilige Sache. Die Gefechte, an denen Condé's Armee Theil nahm, zeichneten sich durch unzählige Heldenthaten aus. Bei dem Angriff auf ein verschanztes Lager in den Bergen von Bodenthal, womit der allgemeine Angriff auf die Weißenburger Linien begann, fochten die Emigranten in den ersten Reihen. Mit seltener Kühnheit kämpften der Oberst-Lieutenant von Pelissier an der Spitze der Mirabeauschen Infanterie, der General von Béthizy an der Spitze des Regiments Hohenlohe und der Prinz von Salm mit seinen Husaren. Der Graf von Béthizy war schon vom Alter ganz niedergebeugt, und doch wollte der edle Greis noch beständig an der Spitze der Regimenter fechten; von seinem Sohne und den Grenadieren unterstützt, ging er ins heftigste Feuer. Der junge Montmorency-Laval, Adjutant des Grafen Vioménil, sollte dem General von Béthizy einen Befehl überbringen, da sah er Mirabeau's Freiwillige in den Kampf ziehen, schloß sich ihnen an, wurde tödtlich verwundet und starb, kaum zwanzig Jahre alt, auf dem Bett der Ehre. Sein heldenmüthiges Ende rief der Emigration den Tod so vieler Montmorency's ins Gedächtniß zurück, die, wie er, ihr edles Blut für Frankreich vergossen.

Am 13. Oktober 1793 wurden die ganzen Linien angegriffen, die sich am Fuß der Berge und am Ufer der Lauter entlang von Lauterburg nach Weißenburg erstreckten. Eine große Menge von Vorposten und starke Redouten wehrten den Ueberfall schon eine Meile vor den Linien. Mirabeau's Legion und das Regiment Hohenlohe thaten Wunder der Tapferkeit, und die Trophäen dieses glänzenden Tages waren 27 Redouten, 33 Kanonen, 14 Fahnen, 8—900 Gefangene und die Einnahme der Städte Lauterburg und Weißenburg. Eine Menge von Emigranten zeichneten sich dabei aus; wir erwähnen nur die Namen Salgues, Cluny, Laureau, Chambon, Olonne und Ovillé. In dem Gefecht von Jockrim thaten sich ganz besonders die Herzoge von Bourbon und von Enghien hervor. Bei Portez gaben zwei Compagnieen das Beispiel der heldenmüthigsten Kaltblütigkeit, denn mitten im heftigsten Feuer standen diese zweihundert Mann unbeweglich und hielten zwei republikanische Bataillone zurück; Mirabeau's Reiter beschossen die Anstürmenden und führten zwei Kanonen mit sich fort. Condé's Corps wollte vordringen, da hemmte aber ein Befehl des General Wurmser seinen siegreichen Lauf, Vioménil und seine Emigranten waren außer sich, ihre Erfolge nicht fortsetzen zu können, aber es mußte gehorcht werden. Gerade in dem Augenblicke, wo Condé's Armee den Fuß auf Französischen Boden setzte, verbreitete sich die Kunde von dem entsetzlichen Verbrechen der Königsmörder, die Marie Antoinette zum Tode geführt hatten, die edle Tochter Maria Theresia's, die jene Worte gesprochen: „Ich habe Alles gewußt, Alles gesehen, Alles vergessen."

Die Siege in der Vendée flößten den Emigranten neuen Muth ein; wie Löwen kämpften sie bei der Affaire von Biesheim, einem Dorfe, das durch die Tapferkeit, welche die Condé'sche Armee in den ersten Tagen des Dezembers dort bewies, für immer berühmt seyn wird. Von beiden Seiten war die Erbitterung aufs höchste gestiegen, Royalisten und Republikaner bemächtigten sich nach einander des Dorfes und entrissen es sich immer wieder. Der Feldmarschall Baron von Allonville durchbrach zuerst die Reihen der Republikaner, doch nur mit seinem Leben bahnte er den ruhmvollen Weg; immer rufend: „Es lebe der König!" focht er muthig, bis er durchbohrt niedersank. Der Prinz von Condé, der an der Spitze der Französischen Reiterei das Dorf mit dem Bajonett nehmen wollte, rief ihnen zu: „Meine Herren, Sie sind alle Bayards; den aber, der vor mir in das Dorf eindringt, den durchbohre ich, und wirklich war er auch der Erste, der hinein kam." Die Herzoge von Bourbon und von Enghien feuerten durch ihre eigene Unerschrockenheit den Muth ihrer Streiter immer höher an, und wenig fehlte, so hätten Beide ihr Leben in jenen denkwürdigen Tagen eingebüßt. Ersterer wurde durch seine Kühnheit mitten unter die republikanische Reiterei geführt, er ward umringt und angegriffen; durch einen Säbelhieb verwundet, kämpft er nur um so muthiger, es gelingt dem Helden, sich durchzuschlagen und sogar Herr zu werden über das Leben des Reiters, der ihn verwundet hatte und der ihn nun um Gnade bittet. „Du bist Franzose", sprach der Herzog zu ihm, „geh, entferne Dich, nie wird die Hand eines Bourbonen einen Krieger tödten, der diesen schönen Namen trägt." Seine gefährliche Wunde nöthigte jedoch den Herzog, sich zurückzuziehen und den Oberbefehl seinem Sohne zu überlassen, der nun nicht bloß für den König streitet, sondern auch einen Vater zu rächen hat. Er stürzt sich mit seinen Reitern in das dichteste Kampfgewühl, zweimal werden seine Kleider von Bajonettstichen durchbohrt, doch kömmt er glücklich davon und ruht Abends von den Mühen des Tages auf einer Kanone aus, deren er vier den Republikanern entrissen hatte.

Aus einer großen Menge bewunderungswürdiger Züge, die man aus der Schlacht bei Bresheim aufbewahrt hat, wollen wir nur einige herausheben. In dem Augenblick, als der Feldmarschall d'Aigremont auf den Feind losstürzen will, bekömmt er einen Schuß in den Arm; sein Neffe redet ihm zu, sich verbinden zu lassen; „dazu ist jetzt keine Zeit", antwortet er und führt seine Schwadron ins Feuer.

Fünf Reiter von Mirabeau's Legion werden von sechzig Dragonern umzingelt, die ihnen zurufen, sich zu ergeben. „Nein", erwiederten sie, „wir wollen sterben, wenn es seyn muß", und mit dem Rufe: „Es lebe der König!" hauen sie auf den Feind ein, fallen aber, von der Uebermacht besiegt.

Ein Wundarzt wollte sich mit dem Ritter de Goy du Vivier beschäftigen, der tödtlich verwundet war. „Verbinden Sie nur meinen Gefährten", sprach er, auf einen anderen Edelmann zeigend; „nur demjenigen, dem man das Leben erhalten kann, muß man seine Sorgfalt widmen."

Der Graf von Saint-Paer wird von vier Reitern angegriffen, die ihn zu Boden werfen und mit Säbelhieben den Stab seiner Fahne durchhauen; schnell verbirgt er das Banner auf seiner Brust und vertheidigt sich muthvoll so lange, bis seine Gefährten zu seiner Befreiung herbeieilen.

Dem Ritter von Guilhelm wurde das linke Bein durch eine Kugel zerschmettert; da ergreift er die Flinte eines getödteten Feindes, stützt sich darauf und verläßt die Reihen erst nach beendigtem Kampfe.

Als der Graf von Barras bei der Amputation seiner beiden Beine den verwundeten Herzog von Bourbon erblickte, rief er aus: „Ich wollte all mein Blut darum geben, gnädigster Herr, wenn Sie nur nicht verwundet wären"; und zu einem Mirabeauschen Soldaten, der heftig schrie, weil ihm ein Schenkel zerschmettert war, sprach er: „Gedenke daran, mein Freund, daß der Gottmensch am Kreuze und Dein König auf dem Schaffotte starb."

Man beklagte den Ritter von Laval über den Verlust seines einzigen Sohnes. „Mein Sohn", erwiederte er, „war an seinem Platze, er starb für eine schöne Sache, ich bringe mit Ergebung dies Opfer."

Jeder Tag führte neue Kämpfe herbei, wo sich die glänzendste Tapferkeit immer wieder aufs neue bewähren konnte. So wurden bei einem Treffen vier Kanonen von einer republikanischen Reiterabtheilung umzingelt; der Ritter von Carbonnel, der diese Stücke befehligte, vertheidigte dieselben mit dem größten Muthe; schon war er bedeutend verwundet, und eben bedrohte ihn ein tödtlicher Säbelhieb, als man ihn aufforderte, um Gnade zu bitten: „Niemals", rief er aus, „wir geben zwar oft Pardon, bitten aber nie darum"; und sterbend sank er auf eine Kanone nieder, die er mit seinen Armen umfaßte. Bei einer anderen Gelegenheit nahm der Graf von Salgues eine Redoute und machte dreihundert Republikaner zu Gefangenen. Viele derselben waren schwer verwundet in die Hände der Emigranten gefallen, und obgleich der Konvent stets den Tod aller gefangenen Emigranten anbefahl, so ließ doch der Prinz, der diese befehligte, für die verwundeten Republikaner Sorge tragen und ihr Leben erhalten. Oftmals schauderten selbst die republikanischen Soldaten vor der Ermordung der royalistischen Gefangenen zurück. Einstmals nahm eine Abtheilung Republikaner in den Gehölzen der Umgegend von Kilsheim eine Patrouille von Emigranten gefangen, die aus 12 Mirabeauschen Reitern bestand und zu weit von den Vorposten entfernt war, um von dort Hülfe empfangen zu können. Sie wurden entwaffnet und fest gebunden auf einem Bauerwagen nach Landau geführt, wo eine Militair-Kommission sie ohne Gnade zur Füsilirung verurtheilt hätte. Unterweges unterhielten sich die zwei freiwilligen Reiter, welche die Gefangenen eskortirten, mit denselben und erfuhren, daß einer von ihnen ein Burgunder sey. „Wir sind aus derselben Provinz", riefen die beiden Republikaner aus, „wir können unmöglich einen Landsmann zum Tode führen; Ihr seyd frei, entflieht eiligst." „Ich will das Schicksal meiner Waffengefährten theilen", erwiederte der Emigrant, „wir haben zusammen gekämpft, wir wollen auch mit einander sterben!" Nach einigen Berathungen lösten die eskortirenden Reiter die Banden aller Gefangenen und ritten schnell davon.

In Straßburg nahmen die Bewohner einst einen Lieferanten der Französischen Armee als Spion gefangen, führten ihn vor den Prinzen von Condé und verlangten, er solle erschossen werden. „Nein", entgegnete der Prinz, „man verlange keine Repressalien von mir, ich werde nie ein Verbrechen mit einem Verbrechen bestrafen. Ich

er Mann wirklich ein Spion, so mag man Gericht über ihn halten, vorher aber will ich mit ihm sprechen.“ Aus den Erklärungen des Gefangenen ergab es sich deutlich, daß er vom rechten Wege abgekommen und in die Hände der Royalisten gerathen sey. „Man behauptet, Ihr wäret ein eifriger Republikaner!“ fragte der Prinz. — „Gewiß, General“, erwiederte der Lieferant, „mein Wahlspruch ist: Es lebe die Republik!“ — „Dieser Mann kann kein Spion seyn, er ist viel zu aufrichtig, um ein so schmachvolles Gewerbe zu treiben“, sprach der Prinz, „man führe ihn über die Vorposten hinaus.“ Ganz erstaunt über diese Großmuth, sagte der Lieferant zu den ihn begleitenden Soldaten: „Euer General Condé ist ein Ehrenmann, das werde ich überall verkündigen; ich hätte das gar nicht geglaubt, er verdiente, ein Republikaner zu seyn.“

Anfangs Mai 1796 hatte der Prinz von Condé sein Heer, das sich auf ungefähr 18,000 Mann belief, von neuem geordnet; der Herzog von Berry führte den Oberbefehl über die Reiterei, und der Herzog von Enghien den über die Avantgarde. Alle Anstrengungen des Erzherzogs Karl hatten den Ungestüm der republikanischen Truppen, die damals unter dem Befehl des General Moreau standen, nicht zu zügeln vermocht, so daß sie in Deutschland eindrangen. Bei dem Rückzuge zeichneten sich die Emigrirten bei zahlreichen Treffen, besonders aber bei Friesenheim und Biberach aus. Der Herzog von Berry entfaltete so viel Muth an der Spitze seiner Reiterei, daß ihn Viele wegen seiner Tollkühnheit tadelten; er und der Herzog von Enghien wetteiferten stets an Tapferkeit, und die ältesten Soldaten waren entzückt, unter dem Befehl solcher Prinzen zu stehen. Kaum sechszehn Jahr alt, war der Herzog von Berry mit dem brennendsten Verlangen nach Kampf und Auszeichnung zum Heere gestoßen. Er war von aufbrausendem, ungestümem Charakter und sehr streng in Rücksicht auf die Disziplin; dennoch liebten ihn alle seine Untergebenen, weil er jeden Fehler, zu dem ihn sein Feuereifer verleitete, mit edler Freimüthigkeit erkannte und gut zu machen suchte. Einstmals hatte er einen Offizier zu hart angelassen, er sah sein Unrecht ein und bot demselben jede Genugthuung an, die er nur immer fordern könne, denn es sey keinesweges seine Absicht, einen Ehrenmann zu beleidigen, auch wäre er hier nicht Prinz, sondern ein einfacher Französischer Edelmann, wie der Offizier. So edle Worte rührten den Beleidigten, der von nun an mit um so lebhafterer Zuneigung an seinem würdigen Fürsten hing.

Bei dem Gefecht von Oberkamlach am 13. August war das Condésche Corps von der Oesterreichischen Armee getrennt; 16—17,000 Republikaner hatten das Dorf besetzt, und die Zahl der Emigrirten belief sich ungefähr auf 4000; dennoch beschloß der Prinz, die Republikaner anzugreifen. Um ein Uhr Morgens überfielen die Royalisten ihre Gegner mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ Den Prinzen von Condé erblickte man beständig im stärksten Feuer und Kugelregen, und der Herzog von Berry schlug sich bald zu Pferd, bald zu Fuß, wie ein Grenadier. Der Herzog von Enghien, der den Vortrab befehligte, schien für einen Augenblick umzingelt, durch das Feuer der Republikaner waren seine Reihen bedeutend gelichtet, mit großer Tapferkeit und seltener Geistesgegenwart entging er aber der drohendsten Gefahr. Der Graf von Vioménil kämpfte an der Spitze seiner Getreuen mit fast übermenschlicher Anstrengung; die Generale du Chilleau und du Boulet fanden einen ehrenvollen Tod; überhaupt fielen gegen 500 Edelleute in diesem Kampfe, dem mörderischsten des ganzen Feldzuges. Es spannten sich sogar mehrere vor Kanonen, deren Pferde gefallen waren, und entrissen dieselben so den Republikanern, die sie schon als ihre Beute betrachteten. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Wuth gekämpft, doch verdrängten die 4000 Emigranten die 17,000 Republikaner, die noch durch eine bedeutende Artillerie unterstützt wurden, aus ihrer schönen Stellung, und dreimal mußte der Prinz von Condé seinem Centrum erst den Befehl ertheilen, von der Verfolgung des kühn sich vertheidigenden Feindes abzulassen. Nachdem der Prinz die Verwundeten in Sicherheit gebracht, zog er sich über den Lech zurück, um wieder zu den in der Nähe von Augsburg sich befindenden Oesterreichern zu stoßen. Der General Abatucci, der die republikanischen Truppen anführte, pries in seinem Berichte die Kühnheit seiner tapferen Gegner, und der Herzog von Enghien schrieb über diesen Tag: „Nichts kam der Tapferkeit der Royalisten gleich, als die der Republikaner.“ Als der Oesterreichische General den Prinzen von Condé nach diesem glorreichen Kampfe besuchte, fragte ihn der Prinz, was er zu seinem Bischen Infanterie meine. „Sie nimmt im Feuer an Größe zu“, antwortete Wurmser.

In den Tyroler Bergschluchten zeichneten sich die Royalisten ganz besonders aus und hemmten durch wahre Wunder von Tapferkeit den Ungestüm der Republikaner, so daß der Erzherzog Karl mehrmals in diesem denkwürdigen Feldzuge die Rettung mehrerer Divisionen den Französischen Emigranten verdankte. Selbst der General Moreau rief einst aus: „Ohne diese Handvoll Emigranten wäre ich Herr der Oesterreichischen Armee.“ Bei Schussenried am 30. September, und in einem zweiten Treffen bei Biberach, am 2. Oktober, zeichneten sich die Emigrirten nicht weniger aus. Am 18. Oktober drangen die Herzoge von Berry und von Enghien mit gezücktem Degen in die Redouten zu Waldau, Höllgraben und St. Mergen im Schwarzwalde. Am 24sten wurde das Dorf Steinstadt, trotz des Widerstandes der Republikaner, die Mann gegen Mann sich Straße vor Straße vertheidigten, von den beiden Herzogen genommen.

Als die Republikaner wieder über den Rhein zurückgedrängt waren, kantonirten die Emigranten in der Umgegend von Mühlheim, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen; die Kavallerie, unter dem Befehl des Herzogs von Berry kantonirte in Schwaben. Für eine kurze Zeit verließ dieser seine Truppen, um sich zum Erzherzog Karl zu begeben, der damals Kehl belagerte, denn ihm war es eine Lust, die Verschanzungen und Werke mitten im Kugel- und Bombenregen in Augenschein zu nehmen. Der Ritter von Franclieu, Adjutant des Herzogs von Bourbon, wurde hier durch eine Kanonenkugel getödtet. Dies waren die letzten Waffenthaten dieses Feldzuges. Drei Generationen haben seit Condé auf denselben Schlachtfeldern gekämpft; aber beim Anblick einer so heldenmüthigen Ausdauer erhob sich selbst in den Reihen ihrer Feinde staunende Bewunderung, und sie begrüßten im Großvater, Vater und Sohn den unsterblichen Ruhm des Französischen Namens.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Eine der seltsamsten Träumereien Owen's ist die Erwartung eines tausendjährigen Reichs, wo alles Eigenthum von der Erde verschwunden seyn soll und alle Armuth mit ihm. Das Eigenthum läßt sich wohl abschaffen. Der Versuch ist öfters gemacht worden und manchmal auch für eine Zeit lang geglückt. Aber das **Eigenthum** abschaffen und den **Reichthum** beibehalten, die Habsucht verbieten und doch zur Ueppigkeit aufmuntern, die Vervielfältigung der Genußmittel zum Verbrechen stempeln und doch die Vermehrung des Genusses zum Endzweck seines Systems machen, und dann erwarten, daß dieses sonderbare Schaukelsystem entgegengesetzter Richtungen sich nicht etwa durch den kräftigen Arm einer höheren Gewalt, sondern durch den freiwilligen Antrieb freiwilliger Mitglieder einer Actien-Compagnie werde behaupten lassen, das ist wahrlich eine zu kühne Theorie, selbst um sie den unglücklichen und unwissenden Handwerkern aufzubinden, für die Herr Owen schreibt. Und doch ist dies die Grundlehre, der Eckstein eines Systems, welches sich rühmt, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, frei von aller Geheimnißkrämerei zu seyn und nichts aufzustellen, was nicht Jedermann verständlich und auf die allgemeine Erfahrung begründet wäre.

Aber diese Träumerei ist, bei all ihrer Ungereimtheit, noch der einzige Theil von Owen's Lehren, der ihm auf den milden Namen eines ununterrichteten Schwärmers Anspruch giebt, und dieser Theil ist es auch allein, an welchen Southey, Wilberforce und andere Männer von reiner Gesinnung dachten, wenn sie in früherer Zeit von Owen's Wohlwollen und Achtbarkeit sprachen. Er hat ein Uebel gesehen und wohl auch tief empfunden, das ein Fluch für England ist und seyn wird; leider hat er einen sehr abgeschmackten Plan zur Beseitigung desselben ersonnen. Schlimmer jedoch sind die ethischen und religiösen Speculationen, die sich an das Staatswirthschaftliche dieses Planes knüpfen. Owen ist Eudämonist; er gehört einer Schule oder vielmehr einer Generation an, die alles Gute, alle Handlungen und alle Einsicht nicht auf ein **positives, mittelbar oder unmittelbar von höherer göttlicher Macht herrührendes Gesetz** zurückführt, sondern auf **menschlichen Genuß**, auf sogenannte **Glückseligkeit**. Auf dieser Grundlage hat Owen sein Gebäude aufgeführt, und er hat dies mit einer weit kühneren und beharrlicheren Folgerichtigkeit gethan, als irgend einer seiner Vorgänger. Seine Schlüsse sind in der That so bündig, daß jeder Eudämonist, jeder Staats-Oekonomiker, der die Wohlfahrt seines Landes nach dem Belauf der Zölle und Accise mißt, jeder Moralphilosoph, der die Ausbildung des Verstandes oder die Befriedigung der Gefühle zum höchsten Endzweck und Gesetz des Menschen macht, und jeder Religionslehrer, der in der Andacht nur einen Genuß, in der Religion nur ein Behagen und nur in einem künftigen Leben den Antrieb zur Frömmigkeit findet, daß alle diese sich wohl zu hüten haben, mit Owen sich in einen Kampf einzulassen, oder sein System mit Verachtung und Spott zu behandeln, oder gar seine Bekehrung zu versuchen. Diese Alle müssen unterliegen, wenn sie es mit dem armen Ungläubigen aufnehmen wollen, der von demselben Grundsatz ausgeht, wie sie, ihn aber besser verstanden hat.

Nachdem nun Herr Owen sein Endziel so unumwunden festgestellt hat, nimmt er das allerdings unbezweifelte Recht in Anspruch, sich über die Mittel, welche zur Erreichung dieses Ziels erforderlich sind, sein eigenes Urtheil zu bilden. Bei der Auswahl derselben ist er freilich kühn, und bei ihrer Anwendung geht er eben so kühn zu Werke, aber er thut nichts, was sich nicht nach dem Zweckmäßigkeits-Prinzip rechtfertigen ließe. Eines der ersten dieser Mittel ist — nicht etwa die Abschaffung der Ehe; nein, kein vernünftiger und moralischer Mensch wird eine beliebige und abwechselnde Vermischung, gleich den Thieren, anempfehlen wollen; aber die Ehe ist einer der drei Flüche. Was kann es Traurigeres geben als eine unpassende eheliche Verbindung? Was Härteres als das Verbot, uns zu vereinigen, wie und wann es uns gefällt, und uns wieder zu trennen, wenn es uns so beliebt? Milton war in diesem Punkte ja auch ein Socialist, und diese Sekte verfehlt nicht, eine Anzahl seiner Werke wieder auflegen zu lassen. Und sie treten nur in Milton's Fußtapfen, wenn sie, vielleicht mit etwas mehr Zügellosigkeit, aber durchaus mit logischer Konsequenz, auf unbeschränktes Recht zur Trennung dringen, sey es nun täglich oder stündlich, auf das mehr oder minder oft kömmt wenig an. Was irgend zur **Glückseligkeit** des Menschen beitragen kann, das ist auch recht; und wer kann wohl glücklich seyn, wenn er verhindert ist, sich von einem lästigen Lebensgefährten nach Wunsch zu trennen?

Ein dauerndes Eheband ist aber nicht der einzige „Fluch“ in der jetzigen Einrichtung des häuslichen Lebens. Kinder sind meist auch beschwerlich; besonders wenn man arm ist und Hunger leidet; das Leben ist dann weder für sie noch für die Aeltern ein Segen. Und Malthus hat ja durch unzählige Ziffern dargethan, daß der Mensch sich rascher mehrt und mehren wird als die Lebensmittel,

daß also diesem Anwachsen der Bevölkerung eine Schranke gesetzt werden muß. Belehrend ist es, zu sehen, wie jede schlechte Doktrin, die in den letzten Jahren in England hervorquoll, in den großen Sumpf des Owenismus mündet. Herr Owen hat zwar in jener Beziehung den Gipfel der Weisheit noch nicht erreicht; dafür ist aber von einem gewissen Marcus ein Plan vorgeschlagen und zum Besten der arbeitenden Klassen publizirt worden. „Kohlendunst" — sagt dieser, nach Carlyle, der das Buch vor sich hatte und es in seinem „Chartismus" citirt — „ist unter anderen ein bequemes Mittel, wodurch alle Kinder von Arbeitern, über das dritte hinaus, schmerzlos vertilgt werden könnten." Und derselbe Marcus fügt hinzu: „Es könnten auf öffentliche Kosten hübsche Begräbnißplätze mit Alleen und Blumen-Partieen angelegt werden, um die überflüssigen Kinder aufzunehmen und ihren betrübten Aeltern zu tröstlichen Spaziergängen zu dienen." Der Leser wird seinen Augen nicht trauen, aber er kann versichert seyn, daß dieser Vorschlag in allem Ernst gemacht worden. Zwei Mittel will nun Herr Owen entdeckt haben, durch welche die Menschheit der von den Staats-Oekonomikern prophezeiten Katastrophe entgehen könnte, und diese sind Fasten und Selbstverleugnung, — eine Selbstverleugnung, die aber die gröbste Sinnlichkeit nicht ausschließen soll.

Ein dritter Fluch, nächst Eigenthum und Ehe, ist nach Owen die Religion; sehr natürlich, denn die Religion, die wahre, echte Religion, ist unter allen Dingen am meisten den Träumereien des Epikuräismus, der Dienlichkeitslehre und der Ausschweifung entgegen. Nicht den Menschen, sondern das Gesetz stellt sie als Richtschnur für den Menschen auf, — ein ehernes, unbeugsames Gesetz für seine Vernunft sowohl wie für seinen Willen. Sie spricht nicht zuerst von Wohlbehagen, sondern von Mühe und Selbstverleugnung; der Mensch soll arbeiten, ehe er ausruht, leiden, ehe er gekrönt wird, im Angesicht des Himmels zeigen, daß er dulden und handeln kann, ein Held und ein Märtyrer seyn, nicht bloß essen, trinken und schlafen und sich mästen wie das liebe Vieh. Owen will aus der neuen Welt alle Intoleranz, alle Verurtheilung Anderer wegen anderen Glaubens und Denkens verbannt wissen; doch leider geht es ihm, wie Anderen aus derselben Schule, sein eigenes Beispiel stimmt schlecht zu seiner Lehre; „moralische Ungeheuer", „Räuber und Mörder", „grausame und unvernünftige Geschöpfe", „Leute zum Tollhaus reif", „Flüche der Menschheit", „geistige Heuchler", das sind die gelindesten Benennungen, welche er Allen zuertheilt, die von seinen Ansichten abweichen. Was nun die Machinationen der Socialisten gegen das Christenthum betrifft, welches Owen, eben so wie alle Mythologie der Alten, für eine bloße phantastische Erdichtung der Menschen erklärt, so gehen sie dabei folgendermaßen zu Werke: Ein Socialist besucht etwa einen jungen Menschen, der eben aus der Sonntags-Schule kömmt; er beginnt mit ihm ein Gespräch über die Kirche, räumt ein, daß eine herrschende Kirche in mancher Hinsicht nützlich sey, läßt aber Einwendungen mitunterlaufen, wie sie von den Dissenters dagegen erhoben werden, und dann entfernt er sich. Nachdem er einigemal wiedergekommen, führt er seinen jungen Freund zum allgemeinen Protestantismus hinüber; gegen diesen bringt er weiterhin die Römischen Einwürfe vor, bis er endlich mit den Ausstellungen gegen das Christenthum überhaupt herausrückt, dabei aber immer noch versichert, daß die Socialisten große Achtung vor der Bibel hegten, „nämlich vor den moralischen Theilen derselben, mit Ausschluß der unmoralischen"; so sagen sie, und dann eröffnen sie ihren Angriff auf die Bibel selbst, indem sie sich der Schriften Volney's, Voltaire's und Payne's als Hülfsgenossen bedienen. Sind sie mit der Bibel erst fertig, so haben sie leichte Arbeit, denn da noch kein muhammedanisches oder buddhistisches Religions-System vom Parlamente anerkannt ist, so führt der natürliche Weg, ohne alle weitere Hindernisse, zu der Vernunft-Religion, deren Apostel Herr Owen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Die Lage Konstantinopels.

Aus dem 8ten Bande der mehrerwähnten Geschichte der neueren Zeit von Alison entlehnen wir folgende Stelle über Konstantinopel, die man unter den jetzigen Konjunkturen mit Interesse lesen wird.

„Es ist nicht zu verwundern", sagt Herr Alison, „daß Konstantinopel zu jeder Zeit ein Hauptziel menschlichen Ehrgeizes war. In der Mitte zwischen Europa und Asien gelegen, ist es sowohl das natürliche Emporium, wo die Produkte des Ostens und Westens sich begegnen, als die Zwischen-Station, wo die inneren Wasser-Communicationen Europa's, Asiens und Afrika's ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt finden: während die Wogen des Mittelländischen und Aegäischen Meers sämmtliche Produkte Aegyptens, Libyens, Italiens und Spaniens seinem Hafen zuführen, kommen von Norden her, von Donau, Dniester und Wolga getragen, die Agrikultur-Reichthümer Ungarns, Deutschlands, der Ukraine und Rußlands hier zusammen. Ein unvergleichlicher Hafen, in welchem ein Dreidecker ohne Gefahr den Damm berühren kann, bietet innerhalb einer tiefen, mehrere (Englische) Meilen langen Bai Raum genug, um alle Flotten der Welt zu beherbergen; ein breites Binnenmeer, von uneinnehmbaren Thoren geschlossen, gewährt ihrer Flotte den außerordentlichen Vortheil eines sicheren Platzes, auf welchem sie sich im Frieden üben kann; schmale, sich schlängelnde Straßen auf beiden Seiten von funfzehn bis zwanzig Meilen Länge, die von Höhen gekrönt sind, welche natürliche Kastelle bilden, machen diese einzige Metropole für alle Arten von Streitkräften, außer einer Land-Armee, uneinnehmbar. Es ist vielleicht die einzige Hauptstadt in der Welt, die niemals von ihrer Größe herabsinken kann, so lange das menschliche Geschlecht besteht oder so lange seine gegenwärtigen Bedürfnisse fortdauern; denn je mehr der Westen an Bevölkerung und Wohlstand zunimmt, und je mehr Asien wiederauflebt oder Rußland in der Civilisation fortschreitet, desto mehr wird der Westen des Ostens und der Osten des Westens bedürfen, und desto größer wird der Reichthum seyn, der von beiden Seiten her die Thore dieser Hauptstadt passiren muß.

Doch die Schönheit Konstantinopels und die Herrlichkeit seiner natürlichen Lage stehen den Handels-Vortheilen nicht nach, welche die Existenz des Byzantinischen Reichs um tausend Jahre verlängerten und die jetzt allein dem Türkischen Reich einige Lebenskraft geben. Es ist kaum den größten Historikern und Schilderern Englands und Frankreichs gelungen, ihre mannigfaltigen Schönheiten darzustellen, und wenn der Pinsel eines Gibbon und Lamartine Stoff darin gefunden, ganze Kapitel ihrer unsterblichen Werke damit auszufüllen, so kann ein späterer Schriftsteller unmöglich in der Kürze dieser Aufgabe genügen. Gelegen auf sieben Hügeln, wie Rom und Moskau, vor denen es aber die Vortheile einer maritimen Lage und die erfrischenden Winde des Oceans voraus hat, auf seinen am Rande des Wassers allmälig emporsteigenden Terrassen ein überraschendes Gemisch von Europäischen Kuppeln, grünem Laube und orientalischen Minarets darbietend, mit dem edlen Hafen des goldenen Horns, der, dicht besäet mit allen Segeln Europa's und fünf Meilen lang, doch an seiner Mündung von einer einzigen Kette geschlossen werden kann, und dem blauen Spiegel des Marmorameers, das, mit weißen Segeln und leichten Barken besetzt, an seiner Front sich ausbreitet, gewährt es eine Vereinigung von Prospekten, wie man sie in keinem anderen Theil der Welt wiederfindet. Aber so groß auch der Glanz der Hauptstadt ist, für die wahren Liebhaber der Natur-Schönheiten wird er verdunkelt durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Landschaft im Kanal des Bosporus, wo der Strom, der das Schwarze mit dem Marmorameer verbindet, sich zwanzig Meilen lang bald in dieser, bald in jener Richtung zwischen kühnen Hügeln und Vorgebirgen hindurchwindet; dessen eine Küste, bunt glänzend von den lachenden Villa's, schattenreichen Wäldern und hängenden Gärten des Orients, so jäh in die See hinabfällt, daß die Akazie ihre Zweige in die Woge taucht und die größten Kauffahrer mit ihren Segeln die dunkeln grünen Cypressen, welche die Küste anfüllen, fast berühren; während die entgegengesetzte Küste den Charakter wilder Pracht an sich trägt, wo die Dörfer die Wildheit orientalischer Sitten und die Landschaft die unerschöpfliche Fülle der Natur erkennen lassen, wo ein Vierundsiebziger sicher am Fuß der Felsen liegen kann, festgeankert an der Wurzel der stolzen, immergrünen Eiche, deren Zweige mit seinen Masten sich vermischen."

Mannigfaltiges.

— Alison's Theorie der Volksvermehrung. Herr Archibald Alison, aus dessen Geschichte der neuesten Zeit wir eben einige Auszüge mittheilen, hat jetzt auch ein Werk anderer Art herausgegeben, nämlich Betrachtungen über Volksvermehrung und deren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit.*) Der Verfasser hat diese Arbeit bereits vor dreißig Jahren begonnen, sie seitdem vielfach umgeschmolzen und würde sie gleichwohl, wie er sagt, erst seinen Testaments-Exekutoren zur Herausgabe überlassen haben, wenn nicht der aufmunternde Beifall, der seinem historischen Werke zu Theil wird, ihn ermuthigt hätte, die ältere Arbeit ebenfalls dem Publikum zu übergeben. Herr Alison beschäftigt sich darin vornehmlich mit der Bevölkerung der drei Reiche seines Vaterlandes, deren verschiedenartige Zustände ihm zu seinen Theorieen die praktischen Grundlagen liefern. Der Verf. ist nicht, wie sein Landsmann Owen, mit dessen Lehren wir uns ebenfalls in diesen Blättern jetzt beschäftigen, ein unstäter Projektenmacher, sondern ein überaus vorsichtiger, jeder radikalen oder organischen Veränderung abgeneigter Theoretiker, der indessen auch von jenem anderen Extrem sich fern hält, die Armuth und den Nothstand der Massen für einen nothwendigen Zustand der menschlichen Gesellschaft zu erklären, und darum Alles, wie es ist, der Zeit selbst und ihren allmäligen Ausgleichungen zu überlassen. Er weist vielmehr nach, daß eine gerechte und aufgeklärte Regierung, die bei ihren Verwaltungs-Maßregeln immer alle Klassen der Bevölkerung auf gleiche Weise im Auge hat und zugleich dafür Sorge trägt, daß überall hin die Wohlthaten des Unterrichts und einer religiösen, sittlichen Erziehung sich verbreiten, viel besser und segensreicher den Uebeln der Uebervölkerung entgegenarbeiten kann, als irgend eine der vielen in Vorschlag gekommenen Social-Reformen. Wir werden nächstens auf dieses Werk zurückkommen, indem wir aus Herrn Alison's Bemerkungen über die abnormen und so häufig den Engländern zum Vorwurfe gemachten Zustände Irlands unseren Lesern Einiges mitzutheilen gedenken.

*) The Principles of Population and their Connection with human Happiness. 2 Vols.

Wegen des Säkularfestes der Buchdruckerkunst wird das nächste Blatt des Magazins erst am Sonnabend Abend ausgegeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Freitag den 25. September 1840.

Guttenberg's Statue in Straßburg. *)

Wo Erwin, der Deutsche Meister, einst Unsterbliches gebaut,
Wo auf Deutschlands schöne Gauen ernst herab der Münster schaut,
Haben sie dem Deutschen Manne, dem Erleuchter einer Welt,
Dem ein Denkmal jedes Buch ist, eine Bildsäul' aufgestellt.

Von Paris, der Stadt der Moden, kam der große David an:
„Ich, ich mach' ihn jetzt unsterblich, ich will zeigen, was ich kann!"
Und am Tage Sankt Johannis ward des edeln Mainzers Bild,
Von des Fremden Hand gemeißelt, unter Sang und Klang enthüllt.

Doch kein **Deutscher** Sang ertönt ihm in der alten Deutschen Stadt,
Hommes de lettres der Sorbonne hielten Reden, lang und matt.
Guttenberg, er hört's verwundert, er versteht es nur mit Müh'
Und in seiner offnen Bibel liest er **gar**: — „la lumière fut" **).

Ja, den Mann der **Deutschen** Bibel, welcher sprach: „und es ward Licht",
Duldet man im alten Straßburg selbst in seinem Bilde nicht! ***)
Freilich schlägt für Deutsche Männer da kein Herz mehr in der Brust,
Wo man sich des Deutschen Geistes kaum noch selber ist bewußt.

Deutscher Geist, du edler Springquell! Guttenberg, er war Dein Sohn,
Und in seinem Vaterlande wird ihm auch sein schönster Lohn;
Hier, wo Volkssinn eins mit Treu' ist, mit dem Recht der Herrschersinn,
Wird die Presse, was sie seyn soll, einst der Wahrheit Lehrerin.

Berlin, am Säkularfesttage der Buchdruckerkunst. **J. Lehmann.**

---

*) Der Bildhauer David in Paris hat der Stadt Straßburg eine Statue Guttenberg's zum Geschenk gemacht, und diese ward am 24. Juni 1840 unter Französischen Reden und Gesängen feierlich enthüllt.

**) In Französischer Sprache läßt David den Deutschen Guttenberg diese Worte in seiner Bibel aufzeigen.

***) David hatte unter den auf dem Postamente befindlichen Reliefs auch das Bildniß Luther's angebracht, doch mußte es auf Verlangen der Behörde wieder abgenommen werden.

Frankreich.

Die Abschaffung der persönlichen Sklaverei in Frankreich.

Im Beginn des 10ten Jahrhunderts wurde Frankreich im Norden durch die Räubereien der Normänner, im Innern durch den bürgerlichen Krieg, im Süden durch die Landungen der Sarazenischen Seeräuber verwüstet. Zu gleicher Zeit senkten sich die Schwärme der Slawen und Ungarn auf Deutschland nieder. Das allgemeine Elend der Zeit brachte eine sonderbare Ansicht in Aufnahme: man glaubte das Ende der Welt nahe heran, und das Jahr 1000 wurde als der verhängnißvolle Zeitpunkt gefürchtet. Die Häßlichkeit der Ungarn, deren Bildung nur wenig von der der stammverwandten Hunnen abwich, und der Schrecken, den ihre furchtbaren Raubzüge verbreiteten, beförderte die Meinung, daß sie die in der Offenbarung Johannis verkündeten Höllengeister Gog und Magog seyen. Sehr natürlich, daß Jeder an das Heil seiner Seele dachte, und die Freilassungen, welche die Geistlichkeit als ein verdienstliches Werk empfahl, wurden außerordentlich häufig. In den Sammlungen von Lobineau, Vaissette und Anderen findet man eine große Zahl von Freibriefen aus dieser Zeit, welche mit den Worten beginnen: Mundi termino appropinquante — — pro salute oder mercede animae meae. Freilich wurden bei weitem nicht alle Sklaven freigelassen, aber die Zahl derselben wurde doch sehr vermindert.

Während des Verfalls der Karolingischen Macht kehrten die großen Lehensträger ihre Waffen gegen einander, und die Befehdungen nahmen kein Ende. Durch die Gemeinschaftlichkeit der Gefahr entwickelte sich eine innigere Beziehung zwischen den Herren und Knechten: es entstand eine gewisse Waffenbrüderschaft. Der Geist der alten Deutschen Waffenverbrüderungen lebte wieder auf und verbesserte die Lage der Unfreien. Der Baron mußte wenigstens diejenigen schonen, die seine nächste Umgebung bildeten, und diese waren zufrieden, daß sie unter seinem Schutze leben konnten und Nahrung und auch einen Antheil an der Beute erhielten. Das Entstehen der freien Städte und der Gemeinden im 12ten Jahrhundert brachte wohl eine ähnliche Beziehung der Bürger zu ihren Dienern zu Stande. Die Zahl der Haus-Sklaven in den Städten war ohne Zweifel sehr beschränkt durch die Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, welche die literarischen Denkmäler des Mittelalters bezeugen. Eine andere Ursache trug noch zur Ausrottung der Sklaverei bei, indem sie die Sklaven selbst ausrottete. Im 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert verwüsteten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten alle Länder. Diese Geißeln zogen immer im Gefolge des Krieges einher. Für Frankreich hat Perresiot ein Verzeichniß aller Hungerjahre und ansteckenden Krankheiten aufgenommen. Im 10ten Jahrhundert zählt man in Frankreich 10 Hungerjahre und 13 Seuchen. Das 11te Jahrhundert war in dieser Beziehung noch unheilvoller. Im Jahre 1003 brach eine Hungersnoth aus, welche 5 Jahre anhielt. Im Jahre 1031 trat die vierte Hungersnoth ein. Eine gewöhnliche Speise war Menschenfleisch, und auf die Hungersnoth folgte noch eine schreckliche Seuche. Eine andere Hungersnoth brach im Jahre 1035 aus und dauerte 7 Jahre.

Das 12te Jahrhundert war nicht weniger reich an solchen unheilvollen Ereignissen. Es läßt sich leicht denken, daß in diesen schrecklichen Zeiten die Haus-Sklaven dem Hungertode mehr ausgesetzt waren als die Freien. Der Preis der Sklaven sank bedeutend, weil man sie nicht ernähren konnte. Als bessere Zeiten wiederkehrten, war es unmöglich, die Lücken in den inneren Provinzen wieder auszufüllen. Die Folge war, daß man sich ohne Dienerschaft behelfen oder freie Leute miethen mußte, wobei die Herren am Ende mehr Vortheil fanden als bei der gezwungenen Arbeit der Sklaven. Die Gewerbe entwickelten sich und übernahmen einen Theil der Arbeiten, mit denen sich sonst die Haushaltungen selbst befassen mußten.

Eine andere Ursache führte das Aufhören der ländlichen Sklaverei und ihre Umbildung in wirkliche Hörigkeit herbei. Es war dies das allmälige Verschwinden der Allode oder kleinen freien Besitzungen, welche von denen der großen Herren verschlungen wurden. Auf diesen kleinen Besitzungen fanden sich vorzüglich noch die ländlichen Sklaven, welche vom Herrn bewacht und beaufsichtigt wurden. Zur Zeit des Erlöschens des Karolingischen Stammes waren in Frankreich nur noch wenige Allode übrig. Sie verschwanden fast überall; ihr Untergang, aus dem das Lehnswesen hervorging, entsprang vorzüglich aus zwei Ursachen; die Schwäche der fürstlichen Gewalt ließ den freien Mann ohne Schutz gegen die Gewaltthätigkeit mächtiger Nachbarn; er mußte sich also unter den Schutz eines derselben begeben und sein Lehnsmann werden. Andererseits waren die Strafsätze, welche das Gesetz auferlegte, so hoch, daß der Schuldige sie nicht durch seine Arbeit oder den Verkauf seines Viehs abtragen konnte. Auch zog die Krone von denjenigen, die sich nicht zum Kriegsdienst stellten, eine Strafe ein. So kam es, daß viele kleine Grundbesitzer ihren freien Besitz verloren.

Was die kleinen Besitzer verloren, das fiel den großen Grundeigenthümern zu. In diesen kriegerischen Zeiten aber, wo kein Ueberfluß an Menschen war, konnte der Herr die auf seinen Besitzungen zerstreuten Sklaven nicht durch besondere Aufseher bewachen lassen. Sein Interesse rieth ihm, das Land durch Kolonisten bebauen zu lassen, welche einer Abgabe oder bestimmten Dienstleistungen unterworfen waren, die entweder feststanden oder die er nach Belieben feststellte. Die kleinen herabgekommenen Grundeigenthümer wurden oft selbst Kolonisten, und diese Modification der Knechtschaft griff bald überall um sich. Auch die Geistlichkeit verschlang eine Menge von Alloden, da sie viele Schenkungen erhielt. Die noch übrigen kleinen Freigüter verschwanden zur Zeit der Kreuzzüge. Der Lehnsherr, in deren Gewalt sie kamen, überließ sie den Kolonisten, nicht als ländlichen Sklaven, sondern als Hörigen, die an die Scholle gebunden waren. Der Leibeigene dieser niederen Klasse kann nicht als ein Lehnsmann angesehen werden, der mit dem Herrn durch gegenseitige Verpflichtungen verbunden ist; er war durchaus abhängig vom Herrn, den nur der eigene Vortheil zu dessen Vertheidigung aufforderte. Wie elend der Zustand dieser Menschenklasse im 13ten Jahrhundert war, kann man bei Beaumanoir nachlesen.

Fassen wir alles Bisherige zusammen, so sehen wir, wie die häusliche Sklaverei, welche schon durch die Freilassungen und die Einfachheit der Bedürfnisse beschränkt war, in den Städten durch das Elend der Zeit, in den Schlössern durch die kriegerische Genossenschaft verdrängt wird, während die ländliche Sklaverei vorzüglich durch den Untergang der Allode erlischt. Die Gewalt der Umstände und der Vortheil des Herrn selbst führte zur Unterdrückung oder Umbildung der beiden Formen der alten Sklaverei. Dies große Resultat wurde aber nur dadurch möglich, daß es schon lange durch die Grundsätze des Christenthums vorbereitet war. An die Gleichheit der Menschen wurde beständig in den Predigten gemahnt, und beständig galten Freilassungen der Sklaven für ein verdienstliches Werk.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Mit der Widerlegung des metaphysischen Problem's dieser Schule darf man es nicht zu leicht nehmen. Nicht von der Bekämpfung der unbedeutenderen Behauptung, „daß die Handlungen des Menschen von seiner Organisation abhängen", muß man ausgehen, sondern zuerst die bedeutendere bestreiten, „daß der Mensch deshalb für seine Handlungen nicht verantwortlich sey." Es ist eines der großen Geheimnisse unseres Wesens, daß wir aufs innigste mit einer äußeren Schöpfung verknüpft sind, nicht nur mit den Maschinen unserer Körper, sondern auch mit den anderen Theilen der materiellen Welt. Es ist dies ein Geheimniß, welches wesentlich schon mit der Thatsache einer Schöpfung überhaupt zusammenhängt, denn eine Schöpfung ohne leitende Gesetze, die sie von dem Schöpfer abhängig machen, ist unbegreiflich, vielleicht unmöglich. Und in welchem Grade wir auch von einer materiellen Organisation außer uns abhängig seyn mögen, die Beweise von einer solchen Abhängigkeit liegen zu Tage und reichen hin, die metaphysische Untersuchung zu verwirren. Warum sollten wir uns auch dieser Thatsache zu entwinden suchen, da das Christenthum selbst, mehr als irgend ein anderes Religions-System, die innige Gemeinschaft zwischen Geist und Körper ausgesprochen und die Wiederauferstehung des Leibes sogar zu einem Glaubens-Artikel gemacht hat? Doch abgesehen davon, geht der Socialismus nicht blindlings zu Werke. Er hat Locke und die Sensualisten, Marat und die materialistischen Philosophen der französischen Revolution im Rücken, und die materialistischen Physiker und Metaphysiker unserer eigenen Zeit, und die Schottische Schule, die so lange darauf ausgegangen ist, unsere geistigen Operationen gerade so wie die physische Welt zu analysiren, und vor Allem die Phrenologen, die dem Socialismus treffliche Dienste geleistet haben. Man hat also wohl zu bedenken, daß die Frage der äußeren Organisation und des äußeren Einflusses gar nichts mit dem eigentlichen Zweck zu thun hat, um dessen willen ihre Vertheidiger darauf fußen, nämlich mit der Unverantwortlichkeit des Menschen. Die menschliche Verantwortlichkeit, sie mag nun recht oder unrecht, billig oder unbillig seyn, — denn dies ist eine Sache, über die wir bei dem mangelhaften Zustande unseres jetzigen Erkenntnißvermögens kein genügendes Urtheil haben, — genug, sie ist eine Thatsache, die auf der Erfahrung beruht. Mag sie mit einer Abhängigkeit von äußeren Umständen vereinbar seyn oder nicht, wir wissen nun einmal, daß sie mit ihr zusammen besteht und bestehen wird. Wir werden gestraft, getadelt und belohnt, geliebt und gehaßt, für gut oder schlecht gehalten, und wir müssen uns die Folgen solcher Meinungen von unserem Charakter gefallen lassen, je nachdem dieser Charakter gestaltet ist. So lange die Gesellschaft die Macht dazu hat, wird sie den Mörder bestrafen, mag ihn sein Gehirn zu der That getrieben haben oder nicht. So lange wir Herz und Kopf haben, werden wir den einen Menschen mehr lieben als den anderen, werden wir diese Handlung billigen und jene verwerfen, werden wir unsere Billigung durch Wohlwollen, unsere Mißbilligung durch Strenge kundgeben. So lange dem Menschen nicht seine Empfindungen ausgerissen, so lange das Triebwerk seines Innren nicht zerstört ist, wird er einen Unterschied machen zwischen Gut und Böse und danach handeln. Und Owen selbst, was er sich auch von seinem tausendjährigen Reiche verspricht, wo entweder das Gefühl der Billigung und Mißbilligung moralischer Handlungen im Menschen ganz aufhören oder doch keinen Einfluß mehr auf seine Handlungsweise äußern soll, bis jetzt wenigstens hat er noch keine Probe von diesem gehofften Phänomen abgelegt. Er preist und verdammt in sehr starken Ausdrücken, und wenn er auch anerkennt, daß er seine Ansichten durch keine offene Handlung ausführen dürfe, so geht er doch darauf aus, die Charaktere, die Meinungen und die Sitten, welche er so heftig verabscheut, gänzlich zu zerstören. Daß er dadurch denen, welche der alten moralischen Welt den Vorzug vor der neuen geben, großes Aergerniß und Mißbehagen verursachen wird, ist außer Zweifel; daß er seine Handlungsweise durch Hinweisung auf den schlechten Charakter ihrer Gegner rechtfertigen wird, ist ebenfalls klar; so wie auch, daß er sich für vollkommen befugt halten wird, mit ihnen nach ihren Handlungen zu verfahren. Ob ein solches Verfahren gerecht seyn würde oder nicht, auf diese Frage brauchen wir uns hier nicht ein-

zulassen. Nach Owen's eigener Erklärung aber würde es im höchsten Grade ungerecht seyn, denn unsere Handlungen gegen Andere sollen ja durchaus nicht durch Rücksichten auf Verdienst oder Unwerth, auf Gut oder Böse bestimmt werden. Daß er aber so verfahren würde, davon kann man fest überzeugt seyn, selbst ohne seine wiederholten eigenen Versicherungen, daß sein ganzes System in dieser Absicht gegründet sey.

Und auch hier ist es wieder merkwürdig, wie Owen, während er gegen das Christenthum auftritt, doch sich genöthigt sieht, gerade die Lehre anzunehmen, welche er verwirft, indem er nur das davon wegläßt, wodurch sie Werth erhält. Christus selbst hat vor 1800 Jahren dieselbe traurige Thatsache ausgesprochen, daß der Mensch von einer äußeren Macht abhängt, die er durch sich allein zu beherrschen nicht im Stande ist. Daher spricht er von dem Menschen als von einem Gefangenen, der nicht aus seinem Kerker entkommen kann, der fest gebunden ist in Elend und Ketten, als von einem Sklaven seines Fleisches und des Fürsten dieser Welt und der Finsterniß. Nicht das neunzehnte Jahrhundert erst hat diese Entdeckung gemacht. Welcher Gute und Weise, der jemals gelebt, hat nicht diesen Zustand seiner Knechtschaft auf Erden gefühlt und darüber geseufzt? Es ist ja eben das Wesen des Lasters, daß es nichts dazu thut, sich aus diesem Zustande zu befreien. Aber von Alters her hat der Mensch in sich auch nicht bloß seine Ketten und Bande erkannt, sondern auch den Muth, dagegen anzukämpfen, das Auge gen Himmel gerichtet und nach Erlösung sich sehnend, die Stimme nach Hülfe rufend und das Ohr auf jeden Laut horchend, der Trost und Beistand verspricht. Dies hat Owen in seiner Blindheit vergessen. Bei ihm ist der Mensch ein Sklave, und ein Sklave soll er bleiben, nur soll die Gesellschaft ihn umschmelzen und neu formen, um ihn seine Fesseln nicht fühlen zu lassen. Wie aber die Gesellschaft selbst jemals von dem Einfluß des alten Sauerteigs befreit werden, wie die Finsterniß jemals Licht aus sich erzeugen soll, das hat er nicht erklärt. Wenn äußere Eindrücke entsprechende innere Empfindungen hervorrufen und diese Empfindungen wiederum nothwendiger Weise zu entsprechenden äußeren Handlungen antreiben, diese Handlungen aber ihrerseits andere ähnliche Empfindungen erzeugen, wie in aller Welt sollen wir da aus diesem Zirkel herauskommen? Der alte Mann bildet sich ein, dieser Fatalität dadurch ausgewichen zu seyn, daß er, wie Epikur's Atome, plötzlich eine neue Bahn eingeschlagen; er verlangt, nach seinem eigenen Geständniß, eine wunderbare Macht, durch welche mit einemmal der Lauf der Nothwendigkeit unterbrochen und zuerst der Mensch, dann die Gesellschaft zu etwas ganz Anderem gemacht werden soll, als wozu die Gesetze seiner Natur ihn und sie nach der eigenen Erklärung der Socialisten machen müssen. Daß eine solche Macht in der Welt wirkt, das weiß das Christenthum sehr wohl; auch dieses verkündet eine neue moralische Welt, aber eine andere als die der Socialisten.

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Einblick in die Levante.

Von dem Britischen Major Napier.

Prächtig über alle Beschreibung war der Anblick, als wir, nach einer angenehmen zweitägigen Fahrt von Malta, an den klassischen Küsten Griechenlands landeten. Wenn Byron in einigen seiner orientalischen Beschreibungen etwas zu viel Poesie verschwendet, so kann man sagen, daß er an Morea's Küste der Oertlichkeit nur das ihr gebührende Recht widerfahren läßt; wir alle theilten diese Ueberzeugung, als unser Dampfboot, der „Powerfull", nachdem wir die Höhen von Navarin zurückgelegt, unter den Schatten der Berge Morea's, hinter welchen die Abendsonne blutroth unterging, sanft durch die Fluthen dahinglitt.

Am 2. August erblickten wir Kap Colonna, das alte Sunium, und die prächtigen Trümmer des Minerva-Tempels. Am Morgen des 5ten warfen wir Anker in der Beschika-Bai. Der werdende Tag enthüllte uns hier zu unserem Erstaunen das ganze vereinigte Britisch-Französische Geschwader, und bald erfuhren wir von dem Abfall des Kapudan Pascha's und der ganzen Türkischen Flotte, die bereits in Alexandrien vor Anker lag. Man wollte wissen, der Französische Admiral Lalande habe von seiner Regierung einen strengen Verweis (?) dafür bekommen, daß er diesen Abfall nicht verhindert hatte, da die Obhut über den Kapudan zu seinen Instructionen gehörte.

Die Offiziere der beiden Europäischen Geschwader vertrugen sich sehr gut mit einander. Admiral Lalande ist ein schöner Mann von echt militairischem Ansehen, etwa 45 Jahr alt und in seinen Manieren der feinste Gentleman; bei seinen Subalternen paarte sich die Derbheit des Seemanns mit Französischer Artigkeit. Alle ihre Fahrzeuge schienen die größten ihrer Klasse zu seyn; sie hatten volle Bemannung und waren anscheinend sehr gut diszipliniert. See-Truppen giebt es auf der Französischen Flotte nicht, da alle Matrosen im Gebrauch der Feuerwaffe geübt werden. Ehemals hatten die Französischen Kriegsschiffe, gleich den unsrigen, besondere Truppen-Abtheilungen an Bord; aber die Offiziere sagten uns, dieser Plan habe nie gelingen wollen, da beide Theile einander beständig anfeindeten, und das gegenwärtige System bewähre sich viel besser.

Bei der Französischen Marine werden zwei Drittheile der Mannschaft nach Anciennetät und ein Drittheil nach Wahl befördert. Ein Französischer Schiffs-Fähnrich (enseigne de vaisseau) entspricht unserem Schiffs-Gehülfen (mate, Holländisch maat); eine Dienstzeit von sechs Jahren erwirbt ihm den Rang eines Lieutenants. Jede Beförderung nach Anciennetät hört auf, sobald man den Rang eines Post-Capitains erreicht hat, der nur durch die Wahl seiner Kameraden steigen kann. So erhalten die Franzosen tüchtige Befehlshaber ihrer Flotte, und Keiner muß vor Alter kindisch geworden seyn, um Flaggen-Offizier zu werden. Ein Französischer Contre-Admiral kann im 35sten Jahre diese Stufe erstiegen haben.

Doch jetzt genug hiervon; — werfen wir einen erfrischenden Blick auf die Landschaft in der Beschika-Bai, die bald von dem Tagesgestirn beleuchtet wurde, das herrlich über den entfernten Gipfeln des Ida emporstieg. Vor uns lag die weitberühmte Ebene von Troja, im Westen die Insel Tenedos mit ihren kahlen sonnenverbrannten Höhen; von Norden her aber wand sich der Hellespont um Kap Jenischehr (das alte Sigäum), mündete in den Archipel und kam darauf, den Windungen der Küste folgend, als Strömung bei der Beschika-Bai vorüber, wo er die Schiffe der Flotte auf ihren Ankern zierlich schaukelte. Das Geschwader selbst gewährte einen sehr imposanten Anblick: die dreifarbige Flagge und die Britische National-Flagge wehten friedlich neben einander, und die ungeheuren dunkeln Kiele, welche sie trugen, wiegten sich, wie Leviathan's der Tiefe, auf den sanft gekräuselten Wellen. In kurzer Entfernung von dem Ankergrunde hatten bereits viele Griechen und Juden aus Smyrna und anderen Orten ihre Zelte aufgeschlagen, und man brachte uns in allerliebsten kleinen Böten Früchte, Brod und Waaren jeder Sorte zum Verkaufe. Die meisten dieser Böte waren mit stämmigen Leuten bemannt, deren rothe Scheitel-Käppchen, gebräunte Gliedmaßen und geschorene Gesichter — mit Ausnahme eines Stutzbärtchens an der Oberlippe — sie gleich als Griechen ankündigten. Diese Leute, größtentheils aus Tenedos und den benachbarten Inseln, kontrastirten sehr mit den langbärtigen, Turbane tragenden Juden aus Smyrna, welche unsere rauhen Theermänner mit schönen Persischen Teppichen, wohlriechenden Weichselröhren, Pfeifenspitzen aus Bernstein, Räucherwerk u. dgl. in Versuchung führten. Die Scene wurde dadurch noch belebter, daß manches Griechische und Türkische Fahrzeug, einen in diesen Gewässern seltenen Südwind sich zu Nutze machend, bei uns vorüber nach Konstantinopel segelte.

Ehe die Schatten der Nacht sich herabsenkten, hatten wir ein neues sehr merkwürdiges Schauspiel. Als die Sonne in einem Ocean flüssigen Feuers unterging, zeigte sich, anfangs in sehr matten Umrissen, dann aber scharf und deutlich, im weit entfernten Westen ein dunkler Körper am glühenden Abendhimmel; es war der Berg Athos, den man nur in den wenigen kurzen Augenblicken eines morgenländischen Zwielichts aus solcher Entfernung (80 Engl. Meilen) sehen kann. Die Behauptung des Naturforschers Plinius, daß dieser Berg von der Asiatischen Küste her gesehen werden könne, wurde früher bezweifelt, ist aber in den letzten Jahren durch mehrere Reisende beglaubigt worden, und ich freue mich, den Zeugnissen dieser Herren das meinige beifügen zu können.

Mit Homer und Chevalier's bekannter Abhandlung versehen, konnten wir eine leidliche Vorstellung von den Scenen erhalten, die in der Iliade beschrieben sind. Wie ganz anders ist aber der Anblick, den das große Schlachtfeld des Hektor und Achilles jetzt gewährt! Der weiland so wilde und schäumende Skamander glitt jetzt ruhig in seinen mit Schilfgras bewachsenen Ufern, unter deren Weiden lebensfrohe Gruppen die klassischen Forellen rösteten, die sie in seinem klaren Wasser gefangen hatten, während die benachbarten Sümpfe von dem Geschrei verschiedener Eier- und Wildpretsucher wiederhallten, zum großen Schreck ihrer langgeschnäbelten Bewohner, unter denen Pulver und Schrot eine eben so furchtbare Niederlage anrichten mochten, wie die Speere des Diomed und Ajax unter ihren Trojanischen Vorgängern gethan.

Nachdem wir den Honig-Berg (Bal Dagh) hinangeklimmt, Hektor's Grab in Augenschein genommen und den schlängelnden Lauf des „silbernen Simois" mit unseren Blicken verfolgt hatten, zwang uns der Hunger, in dem Dorfe Burnabaschi einzukehren, das am Abhang dieses Hügels liegt. Man sorgte hier mit heiterer Bereitwilligkeit, die ich stets in Begleitung Türkischer Gastfreiheit gesehen, für unsere Bedürfnisse; unser Frühstück bestand aus Weizenbrod, Quark, gedämpftem Fleische, Eier-Pflanzen und großen Scheiben sehr kühler und wohlschmeckender Wasser-Melonen. Den Schluß des Males bildeten eine Pfeife Taback und ein Täßchen Kaffee; dann beurlaubten wir uns mit einem Allaha ismarladyk! (Gott empfehlen!) von unseren gütigen Wirthen, die uns in biederem Tone ihr hair ola (wohl bekomm's!) nachriefen, bestiegen unsere Klepper und ritten fürbaß.

Die Türkischen Bauern in diesem Theile Kleinasiens sind überhaupt ein achtbares und gastfreies Volk. Sie sind arm, scheinen aber geringe Bedürfnisse zu haben, und was sie besitzen, das theilen sie zu jeder Zeit gern mit dem reisenden Fremden, der, wenn er zufällig ein paar Worte von ihrer Sprache versteht und ihnen für ihre Bewirthung danken kann, noch mehr Anspruch auf ihre Freundlichkeit hat. Der Türke ist zu stolz, um eine niedrige Handlung zu begehen; allein eben dieser Stolz erhält ihn auch in seiner großen Unwissenheit, da er eine zu hohe Meinung von seinen Talenten hat, als daß er sich herablassen könnte, von Fremden zu lernen. Dieser nationale Dünkel geht so weit, daß ein Türke, wenn er gleich in beständigem Verkehre mit Griechen lebt, nur selten ein paar Phrasen von ihrer Sprache weiß.

Die Kleidung der Griechischen und der Türkischen Bauern — d. h. der Männer — ist nur wenig verschieden. Ihre wesentlichen Stücke sind: sehr weite Beinkleider von grobem ungefärbten Tuche, die an den Knieen und um die Hüften fest sitzen; eine Jacke mit weiten Aermeln, ein breiter Gürtel und ein Turban aus weißem oder farbigem Stoffe (denn das Fes ist auf dem Lande noch nicht populair). Ihre Frauen tragen zwar alle den Schleier, sind aber im Verhüllen ihres Antlitzes viel weniger skrupelhaft, als die Tür-

lischen Städterinnen. Die Griechische Frau geht mit ganz unverhülltem Gesichte; ihre Robe ist aus grobem Stoffe, aber reinlich, gefällig und schmiegt sich oft um wahrhaft schöne Formen. Wenn diese ländlichen Nymphen am Abend um den Brunnen des Dorfes sich versammeln, jede mit ihrem klassischen Krug auf der Schulter, so bieten sie recht malerische Gruppen. Besonders anmuthig ist ihr Kopfputz; das lange schwarze Haar hängt lose über den Schultern; ein Tuch von schneeweißem Linnen ist um den Kopf gewunden, und Hals und Hüften sind mit Sona's (ζωνη), die Arme aber mit Spangen geschmückt, welche bei den Reicheren von Silber sind.

Beim Dreschen des Getraides folgt man hier noch derselben Methode, wie sie zu Vater Homer's Zeiten gang und gäbe war. Die Ochsen oder Pferde werden vor eine Art Schlitten gespannt, der an der unteren Seite mit scharfen Kieseln bewehrt ist, und so im Kreise auf der Tenne herum getrieben. Ist das Korn von der Spreu geschieden, so läßt man es in Haufen liegen, bis es auf die Kornböden geschafft wird; Letzteres geschieht in sogenannten „Homerischen Wagen", einem Fuhrwerk aus Weidengeflecht und mit Scheibenrädern.

Burnabaschi hat keine Ueberreste von Priam's prachtvoller Königsstadt aufzuweisen, wenn man nicht etwa einen alten Sarkophag, der jetzt als Trog eines Brunnens dient, und einige zertrümmerte Säulen, jetzt in Türkische Grabsteine umgewandelt, dahin rechnen will. Mit einem melancholischen Rückblick auf diese schwachen Denkmäler früherer Größe verfolgten wir unseren gewundenen Weg durch eine reiche Ebene und begegneten ganzen Haufen von Bauern, die uns, je nachdem sie Türken oder Griechen waren, ein Sfabahynys hair olsun (Euer Morgen sey gut!), oder ein καλη ημερα σας (káli iméra sfass! Schön sey Euer Tag!) zuriefen. Die Felder waren mit Mais, Wasser-Melonen, großen Bohnen und vielen unserer Gartengewächse bestellt und hin und wieder von Unterholz oder majestätischen Eichen unterbrochen, in deren Schatten große Heerden Rinder sich gütlich thaten.

Ein kurzer Ritt brachte uns zu den Ufern des Mendré, des vornehmsten Stromes der Ebene, der jetzt wie ein Silberfaden durch ein geräumiges Sand-Bette dahinrollt. Dieser ist der Skamander des Strabo und der Simois Chevalier's; und wenngleich Cäsar, wie die Geschichte erzählt, diesen Strom, als er ruhig war, passiren konnte, ohne etwas davon zu gewahren, so darf uns dies doch nicht ungläubig machen, wenn wir lesen, daß Julia, die Tochter des Augustus, beim Hinüberschiffen beinahe ertrunken wäre; denn man sieht dem Flusse an, was aus ihm werden kann, wenn winterliche Regengüsse oder geschmolzener Schnee sein Bette schwellen. Die Richtung seines Laufes läßt sich schon aus der Ferne verfolgen, da seine Ufer mit prächtigen Bäumen besetzt sind. Wir trabten immer das Ufer entlang weiter; da aber das Reiten auf hölzernem Sattel meinem Gefährten sehr übel bekam und unsere Pferde außerdem in schlechtem Stande waren, so ging es nur sehr langsam vorwärts. Wir verließen den Mendré an seiner Mündung im Hellespont und kehrten dann in der ziemlich bedeutenden Stadt Kum-Kaleh (d. i. Sandfestung) auf gutes Glück ein, um ein Obdach für Mannschaft und Pferde zu suchen. Noch waren wir in einer freundliche Straße mit Rebengeländen an den Häusern nicht weit vorwärts geritten, als ein Mann in schwarzem Turban, der auf der Platform vor seinem Hause eine lange Pfeife schmauchte, auf uns zutrat und in ziemlich gutem Italiänisch uns anredete. Er fragte, was wir wünschten, versprach, für unsere Bedürfnisse zu sorgen, und führte uns dann, nachdem er einem zerlumpten Knaben unsere Pferde übergeben hatte, in seine Wohnung, die, wie es schien, aus einem einzigen Zimmer bestand. Ein kleines Kabinet daneben, worin wir ein abgemergeltes Pferd bemerkten, that die Dienste eines Stalles. Unser gütiger Wirth war ein Jude, Namens Samuel, der in den benachbarten Dörfern mit Tuch hausirte, und jene Rosinante mußte ihm seine Waare transportiren.

Das Erste, was Herr Samuel that, war, daß er für ein Abendessen sorgte. Dieses bestand in einigen Eiern und ein paar Scheiben Melone. Meinem Kameraden, der, wie schon angedeutet, im buchstäblichen Sinne schlechtes Sitzfleisch bekommen hatte, raubte der Schmerz fast allen Appetit; und plötzlich kam er auf den Gedanken, sich à la Turque den Kopf scheeren zu lassen, obgleich man von dieser Operation nicht wohl erwarten konnte, daß sie sein Uebel lindern würde. Indessen ließ Samuel einen Barbier rufen, und eben war ich beschäftigt, eine Skizze von der Operation zu zeichnen, als ein gravitätischer alter Herr in grünem Oberrock und mit ungeheurem tief in den Kopf gedrückten Feß, dem ein diamantener Halbmond am Halse hing, hereintrat. Unser Wirth empfing ihn mit einer Legion Bücklingen und sagte mir dann, dieser Herr sey niemand Geringeres als Ali Chalil Bei, Kommandant der Stadt und Festung Kum-Kaleh.

Der alte Würdenträger fand an meiner Zeichnung viel Gefallen, und ersuchte mich, auch ihn zu portraitiren. Die Skizze seiner gravitätischen Figur, die ich sofort in möglichster Eil entwarf, machte ihm solche Freude, daß er uns einlud, mit ihm zu soupiren und im Schlosse ein Nacht-Quartier anzunehmen. Wir thaten seiner Einladung mit Vergnügen Bescheid; denn Herrn Samuel's Kost war für so ausgehungerte Leute nicht widerhaltig genug, und auf den Strohdecken, die er für uns ausgebreitet hatte, zu schlafen, wäre auch keine Lust gewesen.

Nachdem Seine Herrlichkeit mit dem Bemerken, daß er für unsere Aufnahme sorgen wolle, sich entfernt hatte, schlenderten wir mit Herrn Samuel in der Stadt herum und sahen, wie die Bürger unter dem Schatten der Rebengeländе vor ihren Häusern in philosophischer Ruhe ihre Pfeifen schmauchten. Hin und wieder schwebte eine in ihren Jaschmack (Schleier) und Feridsché (Frauen-Mantel) vermummte Frau wie ein verwünschter Geist an uns vorüber; und in solchen Fällen ermahnte uns Herr Samuel jedes Mal, nach einer anderen Seite zu schauen, um ja kein Aergerniß zu geben. Unser Führer zeigte uns das Innere einer Moschee, welche nichts als Bänke für die Gemeinde und eine Art Stehpult für den Imam enthielt, und machte uns gelegentlich auf Ueberreste des Griechischen Alterthums aufmerksam, die zum Theil als Thürschwellen vor den Häusern lagen.

Als die Stunde des Abendessens kam, begaben wir uns zu dem Gouverneur, von dem wir in einem Seitenbau des Schlosses empfangen wurden, dessen Wände eine Menge Schwerter, Pistolen und Karabiner von jeder Form schmückten. Samuel übernahm die Rolle des Dolmetschers: der Bei hieß uns durch seinen Mund willkommen, und wir mußten an seiner Seite auf der Ottomane Platz nehmen.

Nachdem wir mit Tabak und Kaffee unsere Lebensgeister erfrischt hatten, legte man Polster an den Boden, auf denen wir in Schneider-Attitüde Platz nahmen, und reichte uns gestickte und mit Gold befranzte Tellertücher aus Musselin. Dann kam eine gewaltige Schüssel mit Reis und gebratenem Fleische; jeder Gast erhielt seine Portion Brod in kleinen viereckigen Stücken und holte sich nun mit Hülfe dieses Brodes und seiner Finger so viel Reis und Fleisch, als ihm beliebte, aus der Schüssel. Dem Reis folgte ein gekochtes Huhn, das der alte Kriegsmann sehr geschickt in Stücke riß und sodann unter seine Gäste vertheilte. Nach dem Huhne wurden Pillau's, gedämpfte Fleischspeisen, Leckereien — kurz, wohl ein Dutzend anderer Gerichte servirt, die in ihrer Art vortrefflich heißen konnten. Die Mahlzeit endete mit kühlendem Sorbet, von welchem Getränke der Bei einen tüchtigen Schluck that. Darauf sagten wir: Ebedi jaschasyn! (mochtest Du lange leben!) und er entgegnete, seinen Bart streichend: Allah rasi olsun! (Allah sey Euch gnädig). Hiermit war die Tafel aufgehoben.

Als nach der allgemeinen Handwaschung von neuem Kaffee mit Pfeifen herumgereicht wurde, traten noch mehrere Offiziere der Garnison ins Zimmer, namentlich: der Toptschi-Baschi (Kommandant der Artillerie), ein Bimbaschi (Major) und zwei Söhne des Gouverneurs. Der Bimbaschi war ein feister Gesell von sehr dunkler Hautfarbe, etwa 30 Jahre alt. Ali Chalil Bei stellte uns diese Personen der Reihe nach vor und entfernte sich dann, worauf ein Bedienter zu unserer nicht geringen Verwunderung eine mächtige Bowle mit altem Wein aus Tenedos ins Zimmer brachte. Auch Samuel wurde genöthigt, an dem gottlosen Bachanal, das jetzt vor sich gehen sollte, Theil zu nehmen; und bald vergrößerte sich die Gesellschaft noch durch die Ankunft eines Kjalender's (wandernden Derwisches), der, ausgehungert, zerlumpt und strapazirt, wie er war, um gastliche Aufnahme gebettelt hatte. Das würdige Benehmen dieses jungen Mannes — er konnte nicht viel über zwanzig Jahre zählen — und sein edel geformtes Antlitz kontrastirten auf eine merkwürdige Weise mit seinem groben und schäbigen Anzug, der aus einer weiten Robe von braunem Tuch und einer kegelförmigen Filzmütze bestand. Ein langer Stab war sein einziger Gefährte.

Der Pilger erzählte Dinge, die alle Anwesenden lebhaft interessirten; denn er hatte das Aegyptische Lager passirt, und zwar an einer Stelle, wo Ibrahim Pascha eben eine Stadt gründete. Der genügsame Derwisch verließ uns, nachdem er seinen Hunger gestillt, ohne das Getränk in der Bowle eines Blickes zu würdigen; und wir Anderen pokulirten bis spät in die Nacht. Der schwarze Bimbaschi wurde stark benebelt, und in Folge dessen sehr langweilig; der Topschi Baschi plauderte gewaltig, und wir Europäer fühlten uns so sehr vom Schlafe übermannt, daß es uns sehr lieb war, als wir uns halb entkleidet auf den Ottomanen ausstrecken konnten, wo denn der balsamische Freund nicht lange auf sich warten ließ.

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Staat und Kirche in Nord-Amerika. Die Frage über das gegenseitige Verhältniß von Staat und Kirche ist bekanntlich in den Vereinigten Staaten dahin entschieden, daß der eine von der anderen, und vice versa nicht die geringste Notiz nimmt. Es giebt zwar auch in Europa Länder, wie z. B. Belgien, wo der Staat sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche einmischt, aber man kann nicht sagen, daß dort auch das Umgekehrte der Fall sey. Viele sind der Meinung, dies gelte mehr oder weniger auch von den Vereinigten Staaten, wo, abgesehen von den Uebelständen, die ein durchaus unkontrollirtes, immer mehr sich zersplitterndes Sektenwesen in seinem Gefolge habe, gewiß diejenige Kirche, die den Vortheil einer disziplinarischen Einheit für sich hätte, die übrigen bald in den Hintergrund drängen und am Ende auch den Staat selbst regieren würde. Dieser Ansicht widerspricht nun eine kürzlich in England erschienene Schrift des bekannten Dr. Dunmore Lang, der besonders über Colonisation in Australien und über die Kirche in Schottland schon manches Lesenswerthe herausgegeben und jetzt auch über Staat und Kirche in Nord-Amerika eine interessante Zusammenstellung geliefert hat.*)

*) Der vollständige Titel der neuen Schrift ist: Religion and Education in America: with notices of the state and prospects of American Unitarianism, Popery and African Colonization. By J. D. Lang, D. D.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigiert von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Montag den 28. September 1840.

Aegypten.

Die Europäer in Aegypten.

(Nach Dr. Clot-Bey's Aperçu général sur l'Egypte.)

Im Oriente giebt man bekanntlich den Namen „Franken“ den Angehörigen aller fremden christlichen Nationen, namentlich allen denjenigen, welche Europäische Kleidung tragen. Die Zahl der Franken in Aegypten beträgt ungefähr sechstausend.

In der Fränkischen Bevölkerung giebt es verschiedene Kategorieen, welche besondere Gruppen bilden, von denen ich der Reihe nach sprechen will. Die erste besteht aus den Konsuln, ihren Kanzlern und anderen dazu gehörigen Beamten; diese Klasse wird von den Eingeborenen am meisten geehrt. In Aegypten giebt es General-Konsuln, welche zu Alexandrien residiren: die verschiedenen Mächte, welche von diesen Würdenträgern vertreten werden, sind: Frankreich, Rußland, Oesterreich, England, Preußen, Spanien, Schweden, Sicilien, Sardinien, Holland, Belgien, Dänemark und Toskana. Diese hohen Staatsdiener haben an den Thüren ihrer Hotels die Wappen ihrer respektiven Regierungen angebracht; auf der Spitze eines Mastes, der über dem Giebel ihrer Häuser emporragt, weht die Nationalflagge.

Kahira hat Vice-Konsuln: die Wichtigkeit dieser Stadt verlangte eigentlich, daß Frankreich daselbst einen Konsul erster Klasse unterhielte, hätte es bloß die Absicht, durch eine höhere Besoldung den Französischen Konsul in den Stand zu setzen, den Staat besser zu vertreten und in Folge einer höheren Würde sich in den Augen der Eingeborenen wichtiger zu zeigen, die ihre Achtung nur nach den äußeren Zeichen der Macht und des Reichthums an den Tag legen. Die Hauptmächte besitzen zu Damiette, Rosette, zu Suez, zu Kenneh und in Kosseyr gewöhnlich aus den Christen des Landes gewählte Agenten.

Die Konsuln haben in der Levante eine andere Mission zu erfüllen, als in Europa. Zur Zeit, als die Capitulationen, welche unsere Verhältnisse mit dem Osmanischen Reiche zusammenhalten, abgeschlossen wurden, waren die Türkischen Sitten und Einrichtungen von denen anderer Europäischer Nationen so verschieden, daß es nothwendig war, die Franken besonderen Reglements zu unterwerfen, die Rechte der Konsuln zu erweitern, ihnen beträchtlichere Prärogativen zu geben, sie zu Chefs ihrer Landsleute zu machen, die unter ihnen über die Ausübung der Gesetze der Hauptstadt zu wachen haben und übrigens beauftragt sind, sie mit einer wachsameren Sorgfalt zu schützen, als in einem anderen Lande; denn die Barbarei der Türken unterwarf sie damals häufigen Vexationen, deren Abstellung von Seiten der Konsuln eine unermüdete Kraft und Thätigkeit erforderte. So lange die Sitten und Einrichtungen des Osmanischen Reichs nicht im Einklang sind mit denen Europa's, werden die Konsulate der Levante ihren speziellen Charakter beibehalten müssen. Ihrerseits zeichnen sich die General-Konsuln von Alexandrien noch vor denen der Levante aus. Der Rang, welchen Aegypten, seitdem Mehmed-Ali über dessen Schicksal wacht, in der politischen Welt eingenommen, hat die Stellung des General-Konsuls einer großen Macht bei dem Vice-König auf die Stufe der wichtigsten diplomatischen Posten erhoben. Die General-Konsuln Frankreichs, Englands, Rußlands und Oesterreichs *) sind in der That wahre Gesandten. Sie beschränken sich nicht darauf, die Handels- und Civil-Interessen ihrer Landsleute wahrzunehmen, sie verkehren auch häufig mit dem Vice-König, haben ihm von Seiten ihrer Kabinette Mittheilungen zu machen und verhandeln mit ihm schwierige und wichtige politische Fragen.

Die große Bedeutung, welche besonders seit einigen Jahren das General-Konsulat in Alexandrien bekommen hat, scheint es zu erfordern, daß man daraus eine wahrhaft diplomatische Stellung mache, und daß man einem Geschäftsträger die Verwaltung unserer politischen Interessen in Aegypten auftrage. England und Rußland halten daselbst schon besondere Agenten; es würde Frankreichs würdig seyn, es mindestens diesen Mächten gleich zu thun. Frankreich, das mit so großem Eifer die Interessen Aegyptens und die herrlichen Bestrebungen Mehmed-Ali's unter seinen Schutz genommen, würde übrigens, wenn es sich in Alexandrien durch einen Geschäftsträger vertreten ließe, beweisen, daß man in dem Vice-König mehr als einen gewöhnlichen Pascha zu sehen habe.

*) Ein Preußischer General-Konsul befindet sich erst seit kurzer Zeit wieder in Alexandrien.

Frankreich würde auch darin dem Beispiele Englands folgen müssen, daß es in den Geschäfts-Angelegenheiten des General-Konsuls die politischen Geschäfte von den kommerziellen trennte und diese letzteren einem besonderen Konsul anvertraute. Die Handels-Angelegenheiten sind in der That sehr wichtig. In den jetzigen Verhältnissen ist der General-Konsul mit Geschäften überladen, indem er außerdem die Konsulate Aegyptens und Syriens unter seiner Aufsicht hat.

Der General-Konsul steht an der Spitze einer von seinen Landsleuten gebildeten Kolonie, die in dem Bezirke seines Amtes wohnen. Er regiert sie nach den in den Levantischen Handelsstädten geltenden Gesetzen; er richtet, im Verein mit den Abgeordneten seiner Nation, in Civil- und Kriminalsachen. An Festtagen erscheint er, wenn es die öffentliche Feier nöthig macht, im Publikum mit den Abzeichen seiner Würde und umgeben von den Abgeordneten, die aus seinen Landsleuten gewählt sind.

Der Französische Konsul hat alle Klöster des heiligen Landes unter seinem Schutz. Die Anstalten der Propaganda werden von dem Oesterreichischen Konsul beschützt.

Um das Ansehen unserer Konsuln in dem Osmanischen Reiche zu vermehren, ist es sehr wichtig, ihnen die zur würdigen Vertretung ihres Staates nöthigen Mittel anzuweisen. Man kann es nicht genug wünschen, daß die konsularische Autorität mit großer Kraft bewaffnet, und daß es in keinem Falle unseren Landsleuten erlaubt werde, sich ihr zu entziehen oder sie zu verachten. Unsere Konsuln müßten eine strenge Polizei ausüben und die Kolonie, welche sie verwalten, von den Schurken und gewissenlosen Ränkemachern reinigen dürfen, welche den Namen der Nation, der sie angehören, dadurch kompromittiren, daß sie mit Frechheit die Leichtgläubigkeit eines unwissenden Volkes ausbeuten, wichtige Geschäfte ausüben, wozu sie kein Recht haben, und Titel sich anmaßen, die ihnen niemals angehört haben. Man müßte auch von den Reisenden eine tiefere Ehrfurcht vor der Autorität des Konsuls fordern.

Die zweite Kategorie der Franken ist die der Handelsleute. Sie halten sich vorzüglich zu Alexandrien auf. Es sind ihrer ungefähr vierzig, von denen mehrere seit vielen Jahren sich mit ihren Familien im Lande niedergelassen haben. Hierzu rechne ich nicht die Detail-Kaufleute; aber die Klasse der Commis, die gewöhnlich an dem Aufenthaltsorte ihrer Prinzipale wohnen, muß man zu ihnen zählen.

Die dritte Klasse besteht aus den Kaufleuten. Man zählt zu Alexandrien hundert Magazine, die von Europäern gehalten werden. Mehrere dieser Etablissements sind reich versehen mit allerlei Handels-Artikeln.

Es giebt in Alexandrien acht bis zehn Französische, Englische und Italiänische Restaurationen, die ziemlich gut sind. Auch findet man daselbst schöne Kaffeehäuser, wo man nach Europäischer Weise Chokolade, Kaffee und Liqueure verabreicht; wo man im Sommer Eis-Konfitüren genießt, die aus dem Eis von Karamanien bereitet werden. Mehrere Französische Konditoren haben in Alexandrien so viele Kunden, daß sie ihr Geschäft auf eine gewinnreiche Weise betreiben können. Kahira besitzt ebenfalls mehrere Europäische Restaurationen.

Die Klasse der Gewerbtreibenden besteht aus Zimmerleuten, Maurern, Schlossern, Klempnern, Kupferschmieden, Stellmachern, Goldarbeitern, Juwelieren, Uhrmachern, Schuhmachern, Schneidern, Hutmachern; darunter gehören auch die Modehändler, die Damenputz machen.

Die letzte Klasse umfaßt die Bedienten, Aufwärter, Handlanger u. s. w.

Die Europäer im Dienste der Regierung bilden eine Klasse für sich. Sie sind nicht so zahlreich, als man glauben könnte. Hierher gehören ungefähr zweihundert Aerzte oder Apotheker. Dieser Klasse reihen sich zwanzig Militair-Lehrer an; in Europa hat man geglaubt, es seyen ihrer mehrere Hunderte oder gar Tausende. Zwar waren sie seit der Organisation der regelmäßigen Truppen und der Marine zahlreicher; aber seitdem sind die Aegyptischen Soldaten ziemlich gut gebildet, so daß sie nicht mehr nöthig haben, ihre Zuflucht zu den Lehren der Fremden zu nehmen. Sie können sich selbst im Exerziren und Manövriren unterrichten. In den Schulen sind zwanzig bis fünfundzwanzig Lehrer, die meistens aus Franzosen bestehen. Die Werkstätten und Fabriken der Regierung haben auch einige Französische, Englische oder Italiänische Aufseher und Arbeiter. Die Verwaltung zählt unter ihren Beamten einige Franzosen. Man sieht also, daß die Zahl der Europäer, die im Dienste des Vice-Königs sind, nicht so beträchtlich ist, als man glauben könnte. Es ist leicht

zu begreifen, daß Mehmed-Ali es sich angelegen seyn läßt, so viel als möglich sich seiner Unterthanen zu bedienen und sich von der Art von Vormundschaft zu befreien, unter welcher Aegypten stand, so lange es nöthig war, Europa um fast Alles zu bitten. Dieses patriotische Streben ist lobenswerth; dennoch glaube ich, daß es zu weit getrieben worden ist. Man muß sich nicht verhehlen, daß, wenn man die neuen Einrichtungen sichern, die gewonnenen Resultate dauernd erhalten und neue Fortschritte machen will, der Beistand der Europäer noch lange nothwendig und unerläßlich seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Schluß.)

Als eine staatswirthschaftliche Träumerei hat der Socialismus nirgends Glück gemacht und kann es nirgends machen. Er ist in dieser Hinsicht bei all seiner Abgeschmacktheit im Grunde ziemlich harmlos, denn es kann nur Lächeln erregen, daß Herr Owen sich einbildet, durch Aktien-Gesellschaften, die keine höhere und bessere Macht kontrolirt, als ihre eigene, den Verderbnissen unseres jetzigen Fabrikwesens ein Ende machen, die Habsucht vertilgen, die Anhäufung von Kapitalien in einigen wenigen Händen verhindern und den Handwerker von einem bloßen Plackholz zu einem wohlhabenden und unabhängigen Manne erheben zu können. Aber diese staatswirthschaftliche Seite des Systems ist eine bloße Maske, unter der die Owensche Sekte sich vor den Augen des Gesetzes ihr Antlitz verbirgt. Sie rühmen sich, daß ihre Statuten untersucht worden seyen, und daß man nichts Gesetzwidriges darin gefunden habe. Es heißt darin unter Anderem: „Die Zwecke dieser Gesellschaft sind, Fonds zu gegenseitiger Hülfe, Unterstützung und Erziehung aufzubringen, welche Fonds zum Ankauf oder zur Pacht von Land verwendet werden sollen, um darauf passende Wohnhäuser und andere Gebäude zu errichten, in denen die Mitglieder einander durch vereinte Arbeit erhalten und die Kräfte der Produzirung, der Vertheidigung, des Verbrauchs und des Unterrichts so ordnen sollen, daß in den Mitgliedern Gefühle reiner Liebe und geselliger Zuneigung zu einander entsprießen, und daß unter ihnen im wahren Sinne des Worts das Panier „Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen" aufgepflanzt werde." Und es ist dies nicht etwa bloß eine Englische, sondern eine Universal-Gesellschaft, die sich über die ganze Welt verbreiten will, bis jetzt indeß wohl noch nicht weiter als bis Frankreich gelangte. Nach ihrem Gesetzbuch ist Großbritanien in vierzehn Haupt-Distrikte getheilt. Jährlich versammelt sich ein Kongreß, der sich gesetzgebende Gewalt anmaßt und das ganze Treiben des Vereins leitet. Dieser Kongreß kömmt jedes Jahr an einem anderen Ort zusammen. Es werden zu demselben von allen Orten, an denen sich Zweig-Vereine der Gesellschaft befinden, und deren Zahl nicht weniger als 61 beträgt, zwei Abgeordnete gesandt. Außerdem giebt es auch einen vollziehenden Körper, den Central-Gerichtshof, der stets in Bereitschaft ist, sich zu versammeln. Diese Behörde beaufsichtigt die Bildung der Zweig-Vereine im ganzen Lande und ernennt Missionäre für jeden der vierzehn Distrikte, in welche die Gesellschaft das Vereinigte Königreich getheilt hat. Nicht weniger als 350 Städte werden regelmäßig von diesen Missionären besucht. Die Summen, welche die einzelnen Individuen zur Besoldung derselben beisteuern, sind sehr gering. Jedes Mitglied zahlt drei oder zwei Pence oder noch weniger. Aber die Zahl der Mitglieder ist so groß, daß die Subscription doch 30 Shilling wöchentlich für jeden Missionär ergiebt, was, mit anderen Nebenvortheilen, eine solche Stellung für Leute in ihrer Lage zu einer sehr bedeutenden macht.

Diese Missionäre besuchen alle Arten von öffentlichen Versammlungen, um dem Volke ihre Lehren aufzudringen, und man rechnet, daß sie über 100,000 Mitglieder unter ihren Zuhörern haben. Ihre Grundlehre ist die Leugnung Gottes und eines künftigen Lebens, dies sagen sie ganz nackt und frei heraus, ohne Zweideutigkeit oder philosophische Hülle. Wo Vorlesungen gegen ihr System gehalten werden, da suchen sie eifrigst Disputationen zu veranlassen. Sie erstatten regelmäßige Berichte über ihr Wirken und vertheilen eine gewaltige Menge wohlfeiler und nicht ungrammatikalisch geschriebener Traktätchen. Es sind meist regsame und praktische Leute, die einige Bildung genossen und sich schon im Organisiren anderer Lokal-Vereine versucht haben, und da sie nur in individueller Eigenschaft auftreten, so können sie die geheimen Grundsätze der Gesellschaft in der kühnsten Form vortragen, ohne die Gesellschaft selbst zu kompromittiren. Dies Propagandenwesen gegen die Religion lag allerdings nicht in Owen's ursprünglicher Absicht; es kam erst hinterher, aber es scheint am Ende die ursprüngliche Absicht ganz verschlungen zu haben. Owen schloß anfangs die Religion von seinem System nur unter dem Vorwande aus, daß er alle Religionen zulassen wolle; aber in dem Ausschließen lag schon die Verwerfung.

Man wird nun fragen, was denn eigentlich die Lehren dieser „Vernunft-Religion" seyen. Atheismus? O nein. Atheismus ist etwas so Unmögliches als an unser eigenes Daseyn nicht zu glauben, denn es kann Niemand sich bewußt seyn, daß er existirt, ohne sich bewußt zu seyn, daß noch etwas Anderes außer ihm existirt, nach welchem er sich richten muß, welches eine Macht außer und über ihm ist, und woraus er sich seinen Gott macht. Und doch ist das Bekenntniß Owen's so gut wie Atheismus, denn die materielle Welt ist seine Gottheit.

„Man hat uns aufgefordert", so heißt es im zweiten Bande der „Neuen moralischen Welt" von Robert Owen, „unsere Meinung über jene Macht zu äußern, welche die Atome ordnet und die zusammengesetzte Natur beherrscht, die aber jetzt noch ein Geheimniß für uns ist. Wir antworten, daß die menschliche Einsicht nicht weit genug vorgeschritten ist, um in Stande zu seyn, über diesen Gegenstand etwas mehr als wahrscheinliche Muthmaßungen zu hegen, die aus den uns bekannten Naturgesetzen geschöpft sind. Aus diesen Gesetzen leiten wir folgende Muthmaßungen, als Wahrscheinlichkeiten, ab: 1) Daß ein ewiges, uranfängliches Wesen immerdar das Weltall erfüllt hat, also allgegenwärtig ist. 2) Daß dieses ewige, uranfängliche, allgegenwärtige Wesen die Kraft besitzt, die Atome zu ordnen und die zusammengesetzte Natur zu beherrschen, mit anderen Worten: die Welt so zu regieren, wie sie regiert wird. 3) Daß diese Kraft, als ewig und unendlich, dem Menschen unbegreiflich ist. 4) Daß diese ewige und unendliche Kraft vermuthlich nichts Anderes ist als jene Naturgesetze, nach denen zu allen Zeiten und an allen Orten das Triebwerk der Welt unaufhörlich seinen Gang geht. 5) Daß nichts darauf ankömmt, mit welchem Namen man dieses ewige, uranfängliche, allgegenwärtige Wesen benennt, weil solche Namen nichts ändern und nichts erklären, und weil der Mensch die Formen und Eigenschaften der ihn umgebenden Dinge nur insoweit kennt, als er sie mit seinen Sinnen wahrgenommen hat. 6) Daß, wenn diese Macht die Natur ihres Wesens dem Menschen hätte offenbaren wollen, sie ihn in den Stand gesetzt haben würde, sie ohne Geheimniß und Zweifel zu begreifen. 7) Daß, da diese Einsicht dem Menschen noch nicht gegeben und auch nicht von ihm erreicht worden, dieselbe für sein Glück und Wohlseyn nicht wesentlich nothwendig ist. 8) Daß der Mensch das zu seyn bestimmt ist, wozu diese Macht ihn gebildet hat, und daß der Zweck seines Daseyns darin besteht, Glückseligkeit zu erreichen. 9) Daß die Macht, welche den Menschen geschaffen hat, durch die Bitten und Gebete eines im Vergleich mit dem Weltall und seinem Triebwerk so geringen und unbedeutenden Wesens, wie der Mensch ist, auch nicht um ein Haarbreit aus ihrer ewigen Bahn gerückt werden kann. 10) Daß aller Streit unter den Menschen über diese rein spekulativen Dinge der größte Irrthum ist, in welchen die Menschheit je verfallen, und daß er jetzt das furchtbarste Hinderniß bildet, welches der Erreichung ihrer Glückseligkeit, diesem Endzweck ihrer Natur, im Wege steht. 11) Daß es zur Bequemlichkeit im Sprechen nothwendig ist, irgend einen kurzen Ausdruck zur Bezeichnung dieser ewigen, uranfänglichen, allgegenwärtigen Macht anzunehmen, daß an dem Ausdruck „Gott" für diesen Zweck wohl so wenig auszusetzen ist, wie an irgend einem Wort, dessen man sich sonst dazu bedienen könnte, und daß derselbe noch den allgemeinen Gebrauch als Empfehlung für sich hat. 12) Daß also diese ewige, uranfängliche, unendliche, unbegreifliche Macht im tausendjährigen Reiche vermuthlich Gott genannt werden wird."

„Die nächste an uns gerichtete Frage ist: Welches sind die gesammten Pflichten des Menschen gegen diese Macht? Wir antworten, daß des Menschen gesammte Pflichten sind, den Zweck seines Daseyns zu erreichen, welcher darin besteht, selbst glücklich zu seyn, seine Mitmenschen glücklich zu machen und sich zu bemühen, das Daseyn Aller, die dazu geschaffen sind, Lust und Schmerz zu empfinden, so erquicklich zu machen, als es seine Einsicht und Macht und ihre Natur zulassen. Wie! — so werden die Abergläubigen und Unvernünftigen ausrufen, — keine gezwungene, keine Staats-Religion, keine Formen und Ceremonien, keine Tempel, keine Gebete, kein Dunkel, kein Trübsinn, keine Ertödtung von Fleisch und Geist, kein Aerger und keine Verfolgung wegen anderer Religionsmeinungen? Was! Freundschaft und Wohlwollen und Liebe gegen Juden und Heiden! Was! Nichts weiter zur Ehre Gottes von Seiten des Menschen zu thun, als sich und alle andere lebende Wesen so glücklich als möglich zu machen? Das ist ja geradezu Gotteslästerung und Unglauben! Ja, so werden die sagen und denken, welche in den Begriffen der alten unmoralischen Welt auferzogen sind; es ist die Sprache der Unvernunft und Verrücktheit, und da die Menschen bisher zu Unvernünftigen und Verrückten erzogen worden sind, so können sie natürlich auch nicht anders denken und sich ausdrücken. Aber in dem Staate des tausendjährigen Reichs wird die einzige Religion des Menschen darin bestehen, Glückseligkeit zu erzeugen, und man wird Gott dadurch verehren, daß man thätiges Wohlwollen und nützliche Betriebsamkeit zeigt, daß man sich Kenntnisse erwirbt, daß man Einer wie der Andere die Sprache der Wahrheit spricht, und daß man die freudigen Gefühle kundgiebt, die ein mit der Natur und Wahrheit übereinstimmendes Leben erwecken muß. So wird eine Religion begründet seyn, die keinen Empfindlichen verletzen kann; es werden sich zuerst die Einsichtsvollen und Vernünftigen aller Sekten in allen Ländern dazu bekennen, und dann das ganze Menschengeschlecht, und es wird dann nur Eine Nation, nur Ein Volk seyn, mit Einer Sprache und Einem Interesse, und die Wahrheit oder die Erkenntniß des Herrn wird die Erde bedecken wie die Gewässer das Meer."

Und was wird man zu folgender Anwendung der Lehre von der Nichtverantwortlichkeit sagen, die in den Socialisten-Versammlungen öffentlich sogar für den Mörder Lord Norbury's (eines Irländischen Gutsbesitzers) und für die Chartisten Frost und Williams (bekanntlich die Anstifter der Unruhen in Newport) in Anspruch genommen wurde:

„Ein Wort zur rechten Zeit an die Geschworenen."

„Einwürfe gegen die Verurtheilung wegen Vergehungen, die ihren Ursprung in der schlechten Regierung und in den üblen Einwirkungen und Anordnungen haben, die Niemand leugnen kann, die aber entweder der Gesellschaft und den Handhabern der Gesetze unbekannt sind, oder denen sie nicht entgegenzuwirken und die sie

nicht zu beseitigen vermögen, — Verurtheilungen, welche Strafen zur Folge haben, die nach aller Erfahrung nicht dazu angethan sind, die Verbrechen zu vermindern oder die Uebelthäter zu bessern, — den Kommissarien von Old Bailey überreicht am 27. November."

(„Unter den jetzigen unglücklichen Umständen der Handwerker-Klassen, wo die Einflüsse, welche sie umgeben, von der Art sind, daß sie dieselben zu Thaten antreiben müssen, die man gewöhnlich Verbrechen zu nennen pflegt, scheint es besonders angemessen, diese Schrift wieder aufzulegen; wir empfehlen die darin enthaltenen Betrachtungen der ernsten Aufmerksamkeit aller derer, die durch ihre Stellung zur Theilnahme an einer Jury genöthigt werden. — Anm. des Herausgeb.")

Bemerkenswerth ist auch, daß Robert Owen folgende Anempfehlung aus Shelley's „Fran Mab" mit dem höchsten Beifall citirt und seinen Vorlesungen über die Ehe als Appendix beigefügt hat:

„Keuschheit ist ein mönchischer und evangelischer Aberglaube und eine noch größere Feindin natürlicher Mäßigkeit als selbst unvernünftige Sinnlichkeit; sie trifft alles häusliche Glück an der Wurzel und überantwortet mehr als die Hälfte des Menschengeschlechts dem Elend, damit einige Wenige ein gesetzliches Monopol genießen. Es hätte kaum ein System mit ausgesuchterer Feindseligkeit gegen das Glück der Menschen ersonnen werden können, als die Ehe. Mit der Abschaffung der Ehe würde die Verbindung der Geschlechter erst in ihre angemessene und natürliche Ordnung eintreten. Es würde keinesweges eine wilde Vermischung stattfinden: im Gegentheil, aus dem Verhältniß der Aeltern zu ihren Kindern ergiebt sich, daß dieses Band gewöhnlich von langer Dauer ist, und daß es sich vor allen anderen durch Edelmuth und Aufopferung auszeichnet. Doch dies ist ein Gegenstand, der für die Erörterung wohl noch nicht reif seyn möchte. Es kann aus der Abschaffung der Ehe nur entspringen, was natürlich und recht ist, weil dann die Wahl und der Wechsel keinem Zwange mehr unterworfen seyn wird. In der That, in ihrem jetzigen Zustande bilden Religion und Moral nur ein praktisches Gesetzbuch von Elend und Knechtschaft; der Genius der menschlichen Glückseligkeit muß erst jedes Blatt aus dem verwünschten Buche Gottes reißen, ehe der Mensch die Inschrift auf seinem Herzen zu lesen vermag. Wie würde die Moral, in ihre steife Schnürbrust eingezwängt und mit ihrem Flitterstaat herausgeputzt, vor ihrem eigenen ekelhaften Bilde zurückschrecken, wenn sie sich im Spiegel der Natur sähe."

Eben so belehrend ist die Meinung über die Mittelklassen, welche in den Gemüthern der niederen Stände von den Socialisten gehegt und gepflegt wird. Von Königen und Lords wird natürlich nie anders als wie von Tyrannen und Wahnsinnigen gesprochen, aber Owen's Verdammungsurtheil erstreckt sich noch weiter. „So sind auch", sagt er, „die Mittelklassen der Gesellschaft in Ländern, die höchst verkehrter Weise civilisirte genannt werden, vermöge der bestehenden Eintheilung zu nichts weniger als vernünftigen Wesen gemacht worden. Der Civil- und Militair-Stand, die höheren Kaufleute, Banquiers, Fabrikanten und Professionisten werden sammt und sonders durch die Gegenstände und Personen rings um sie herum systematisch dazu erzogen, jeder vernünftigen Einsicht verlustig zu gehen, und taugen nur dazu, eine der größeren oder kleineren Zellen in unseren Irrenhäusern zu füllen. Es ist in der That zweifelhaft, ob sie schon so weit vorgeschritten sind, daß ihre besten und wohlmeinendsten Freunde es wagen dürfen, ihre Heilung zu versuchen, ohne ihren ganzen Aerger und ihre unvernünftige Erbitterung zu erregen. Denn so oft bisher ihre am wenigsten geistig gelähmten und uneigennützigsten Mitbrüder mit großer eigener Gefahr sich bemühten, sie von irgend einem bedeutenden Irrthum abzubringen und ihnen eine schätzbare Wahrheit zu zeigen, sind diese im Verhältniß zu ihnen sehr verständigen Leute stets heftiger Verfolgung ausgesetzt gewesen, und Viele haben dies mit dem Tode gebüßt, Einige sogar unter den grausamsten Martern. Dieser sogenannte Bürgerstand ist eigentlich der furchtbarste Feind des Menschengeschlechts. Er zerstört die Denkkraft und Sittlichkeit Aller und schadet ihrem Wohlseyn sehr wesentlich; er ist so recht der Grund aller Täuschung und Heuchelei, die den menschlichen Charakter verderben und die Erde zu einem Pandämonium machen, statt zu einem irdischen Paradiese, — einem Paradiese, zu welchem sie die Wahrheit in Verbindung mit den in Kunst und Wissenschaft schon gemachten Fortschritten jetzt bald umschaffen würde. Die Unvernunft dieses Standes muß um so greller erscheinen, wenn man bedenkt, daß Einzelne aus den Familien herausgenommen und dazu erzogen werden, die anderen Mitglieder der Familie zu betrügen und zu berauben, denn die Priester, Advokaten und Aerzte betrügen und berauben fortwährend alle andere Klassen der Gesellschaft, besonders aber die Agrikulturisten, Fabrikanten, Kaufleute, Krämer und Handwerker, die sie dazu geboren glauben, ihnen zum Spiel und zur Beute zu dienen, um sich aus ihrem Vermögen zu bereichern."

Vor Allem aber dürfte folgende Zusammenstellung von Bücher-Anzeigen, die auf dem Umschlag vieler Socialistischer Traktätchen zu finden ist, jede weitere Bemerkung überflüssig machen:

„So eben erscheint in wöchentlichen Nummern, jede zu 3 Pence, und in monatlichen Heften, jedes zu einem Shilling:

Bronterre's Leben und Charakter Maximilian Robespierre's, worin durch unwiderlegliche Thatsachen und Beweisgründe dargethan ist, daß jenes „blutdürstige Ungeheuer", jener barbarische Schlächter des Französischen Volks einer der menschenfreundlichsten, tugendhaftesten, edelmüthigsten und aufgeklärtesten Reformer war, welche die Welt aufzuweisen hat.

Buonarotti's Geschichte der auf Gleichheit gerichteten Babeufschen Verschwörung. In 20 Nummern, jede zu 2 Pence.

Ein schönes Brustbild Epikur's. In Stahl gestochen . . . . das Exemplar — Sh. 6 Pce.

Ein schönes Portrait Thomas Paine's; herrlich in Stahl gestochen, mit einem Facsimile seiner Handschrift . . . . das Exemplar 1 - — -

dito dito einfach . . . . — - 6 -

Portrait Mary Wolstonecraft's . . . . — - 3 -

dito Dr. Priestley's . . . . — - 3 -

Basia; oder: Die Küsse Johannes des Zweiten. Als Anhang: Bruchstücke und Aehrenlese aus verschiedenen Schriftstellern. Preis 6 Pence.

Volney's Naturrecht. Preis 4 Pence.

Populäre Geschichte des Priesterthums; Auszug aus William Howitt's größerem Werke. Preis 1 Sh. 6 Pce.

Carpenter's Leben Milton's. In einem Bande 3 Sh. 6 Pce.; oder in 6 Theilen, jeder zu 6 Pce.

Betrachtungen über das beste Mittel, die Miethlinge aus der Kirche zu vertreiben. Von John Milton. Preis 6 Pce.

Adresse über die Vortheile allgemeiner Kenntnisse, besonders in der Mineralogie, Geologie, Botanik und Entomologie. Von dem verstorbenen Rowland Detrosier. Preis 2 Pce.

Das Recht und die Zweckmäßigkeit allgemeiner Stimmberechtigung. Preis 1 Penny.

Die Bibel der Vernunft. In Nummern zu 2 Pence.

Charakter des Parlaments-Mitgliedes W. Cobbett. Von William Hazlitt. Preis 2 Pce.

Abriß von Volney's Leben; als Anhang: der berühmte Dialog zwischen dem Volk und den privilegirten Klassen. Preis 2 Pence.

So eben erschien ein kurzer und interessanter Abriß vom Leben des Herrn von Voltaire. Preis 2 Pence.

Ein interessanter Abriß von dem Leben und den Schriften des Baron von Holbach. Preis 2 Pce.

Adresse über den Einfluß des geistlichen Standes. Von Robert Dale Owen. Preis 3 Pce.

Vorrede zu Sir William Drummond's Oedipus Judaicus. Preis 1 Penny."

Um dem Socialismus entgegenzuwirken, haben zwei Dissenter-Gesellschaften, die Missions-Gesellschaft der Stadt London und die Christliche Unterrichts-Gesellschaft, die eine in dem Hörsaal des Londoner Gewerbe-Instituts, die andere in einer Kapelle am Red-Lion-Square, eine Reihe von Vorlesungen veranstaltet. Es ist nur zu wünschen, daß dieselben sich nicht auf Disputationen einlassen, wie man übereilter Weise in mehreren Gegenden der Fabrik-Distrikte zum großen Triumph und zu willkommenster Aufmunterung für die Socialisten gethan hat. Unter den Mitgliedern der Anglikanischen Kirche hat besonders Dr. Hook in Leeds, dem Hauptquartier der Socialisten, es sich angelegen seyn lassen, ihr Treiben und ihre Lehren zu bekämpfen: er hat in Gemeinschaft mit einigen anderen Geistlichen bereits mehrere Abhandlungen über den Socialismus herausgegeben. (Quarterly Review.)

Frankreich.

Sergeant Dalouzi und der Soldaten-Aufstand zu Straßburg im Jahre 1815.

Rapp, selbst ein Sohn des Elsaß, wurde im Jahre 1815 zum Oberanführer der Armee des Rheins ernannt, als die verbündeten Mächte zum zweitenmale gegen Frankreich heranzogen. Obgleich seine Heer-Abtheilung bedeutend schwächer war als die Oesterreichische, denn er hatte kaum 20,000 Mann unter den Fahnen, so bereitete er dieser doch ein ziemlich schweres Spiel. Trotz mancher kleinen Erfolge, war er aber endlich doch genöthigt, den überlegenen Streitkräften zu weichen und einen Stützpunkt in Straßburg zu suchen.

Die Oesterreichische Armee folgte ihm auf seiner rückgängigen Bewegung, und Straßburg wurde blokirt. Als sodann die Bourbonen zum zweitenmale nach Frankreich zurückkehrten, wurde Rapp eine ministerielle Depesche zugesendet, welche ihm den Befehl überbrachte, seine Armee zu entlassen. Diese Nachricht brachte eine außerordentliche Aufregung unter den Soldaten hervor; sie schrieen, daß man sie verrathen, verkaufen wolle; nicht wenig trug auch zu ihrer Erbitterung bei, daß man ihnen den schuldigen Sold nicht auszahlen wollte. Rapp, der nichts mehr wünschte, als seinen alten Kampfesgefährten ihr Recht widerfahren zu lassen, schickte sogleich einen seiner Adjutanten nach Paris, um wenigstens die Auszahlung des Soldes zu erwirken, aber dieser brachte nur 400,000 Fr. zurück. Der Unmuth wuchs immer mehr. Rapp versuchte eine Anleihe aufzunehmen; man forderte eine Hypothek, und das Ministerium wollte ihm nicht erlauben, die in der Stadt befindlichen Tabacksvorräthe zu verpfänden. Die Civil-Behörden verschafften ihm zwar noch 160,000 Fr., aber diese genügten bei weitem nicht.

Am 2. September Morgens versammelten sich 60 subalterne Offiziere in einer der Bastionen der Festung. Sie kamen überein, daß die Armee nicht eher aus einander gehen dürfe, als bis alle Forderungen derselben befriedigt wären. Sie verfaßten folgende Erklärung:

„Im Namen der Armee des Rheins erklären die Offiziere, Unter-Offiziere und Soldaten, daß sie nur unter folgenden Bedingungen in ihre Entlassung willigen: Art. 1. Die Offiziere, Unter-Offiziere und Soldaten werden die Armee nicht eher verlassen, als bis ihnen ihr Sold und alle Rückstände ausbezahlt sind. Art. 2. An dem Tage, wo dies geschieht, werden sie mit ihren Waffen, ihrer Bagage und 50 Patronen für einen Jeden abziehen."

Die Offiziere begaben sich zu Rapp, um ihm diesen Entschluß

zu melden. Derselbe war gerade im Bade. Als er diese Bedingungen hört, stürzt er wüthend aus dem Bade, reißt ihnen das Papier weg und erklärt ihnen, daß sie gar nichts erhalten würden, wenn sie ihm Vorschriften machen wollten. Die Offiziere hatten sich vorher mit den Unter-Offizieren verständigt, welche in einer Anzahl von 500 versammelt waren, um das Resultat abzuwarten. Als sie dasselbe erfuhren, begaben sie sich in den Hof des Palastes, wo Rapp wohnte, um diesem Vorstellungen zu machen. Sie wurden nicht vorgelassen. Nun zogen sie nach dem Waffenplatze, um den Aufstand zu organisiren. Alle Obersten, Capitaine und Offiziere wurden ihrer Stellen enthoben und durch Unter-Offiziere ersetzt. Auch ein Oberanführer sollte gewählt werden. Die Stimmen fielen auf den Sergeanten Dalouzi, der im Rufe der Entschlossenheit und militairischen Beredsamkeit stand. Dieser legte ihnen zuerst die Verpflichtung auf, keine Ausschweifungen zu begehen und das Eigenthum zu schonen. Man erklärte sich bereit dazu und wählte ihn hierauf zum Oberanführer; der Tambour-Major des 38sten Regiments wurde sein Adjutant.

Die Nachricht verbreitete sich bald in den Kasernen. Die Regimenter, die schon vorbereitet waren, zogen nach dem Waffenplatze und erkannten ihre neuen Führer an. Der Telegraph, die Sturmglocke, das Zeughaus, die Stadtthore werden von den Insurgenten besetzt, die Offiziere in ihren Wohnungen konsignirt und der Palast Rapp's eingeschlossen. Die Bewegung war so wohl geleitet und wurde so rasch ausgeführt, daß Alles zu Ende war, ehe Rapp seine Wohnung verlassen konnte. Er wollte sich mit seinem Generalstabe nach den Kasernen begeben. Aber vor ihm kreuzen sich die Bajonette, und es gähnen ihm und seinem Gefolge die Mündungen der Kanonen entgegen. Rapp nähert sich einem Kanonier, welcher die Lunte in der Hand hält, und fragt ihn, ob er ihn tödten wolle. „Ach, General", sagt der Soldat, „ich bin bei der Belagerung von Danzig gewesen und würde das Leben für Sie hingeben, aber die Kameraden wollen bezahlt seyn, und ich muß es wie sie machen." — Rapp wurde dem Eingange des Palastes zugedrängt und war genöthigt, hier zu bleiben. Die Soldaten besetzten alle Zugänge; tausend Mann Infanterie, eine Schwadron Kavallerie und acht Kanonen bildeten die äußere Wache. Ein Bataillon Grenadiere setzte sich auf dem Hofe fest und nahm den Namen der inneren Wache an. Gegen 60 Schildwachen wurden paarweise an allen Thüren und auf der Treppe, die zu Rapp's Zimmer führte, aufgestellt. Um zu beweisen, daß man keine schlimme Absichten habe, wurde eine Truppen-Abtheilung zum Schutze des Oesterreichischen Generals Potkmann beordert. Die Zugbrücken wurden aufgezogen, und die Stadt zu verlassen wurde nicht ohne eine besondere Erlaubniß des neuen Kommandanten gestattet. Der Tambour-Major begab sich mit einem Trompeter in das Hauptquartier der Oesterreicher, um ihnen zu sagen, daß die Garnison sich ruhig verhalten würde, so lange sie den Waffenstillstand beobachteten, daß, wenn sie aber aus der Uneinigkeit zwischen den Anführern und Soldaten Nutzen zu ziehen hofften, sie kräftigen Widerstand finden würden.

Dalouzi nannte sich den General Garnison. Seinen Generalstab hatte er auf dem Waffenplatze installirt und zwei Kommissionen errichtet, eine für die Lebensmittel und eine für die Finanzen. Die Posten der Citadelle und die in der Stadt wurden doppelt besetzt, und die Truppen bivouakirten in den Straßen und auf den Plätzen; keine Vorsichtsmaßregel wurde vergessen. Um jede Ausschweifung der Soldaten zu verhüten, wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, einen Ort zu betreten, wo Branntwein, Wein oder Bier verkauft wurde. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, wurden der General-Einnehmer und der Intendant herbeigerufen. Dieser gab an, wie viel erforderlich sey, um die Soldrückstände zu tilgen, Jener sagte, wie viel er noch in seiner Kasse habe, worauf Dalouzi den Munizipalrath zu sich berief, um demselben die Gründe darzulegen, wegen welcher die Soldaten die Waffen ergriffen hätten, und um sich mit ihm über die Mittel zur Herbeischaffung des fehlenden Geldes zu berathen.

Während dessen hatte die Armee mehrere Bewegungen ausgeführt; sie hatte Märsche und Gegenmärsche gemacht, ohne ein Wort zu sagen. Dies Schweigen erschreckte die Bewohner. Die ganze Stadt schwebte in der äußersten Besorgniß, und da Niemand das Vorhaben der Soldaten kannte, zitterten Alle für ihr Gut und für ihr Leben.

Als der Oberanführer erfuhr, daß die Bewohner sich entschlossen hatten, die fehlende Summe vorzustrecken, schickte er den Chef seines Generalstabes zu den Behörden, um sich mit ihnen über die Vertheilung der Anleihe zu besprechen. Dieser Offizier wurde von einem Korporal und sechs Soldaten geleitet, die ihn nicht verließen. Die Bestürzung der Bürger hörte bald auf. Noch vor Einbruch der Nacht wurde Rappell geschlagen, und zahlreiche Patrouillen durchzogen die Stadt. Mehrere Tagesbefehle wurden erlassen, welche zum Gehorsam ermahnten und das Versprechen gaben, daß die Auszahlungen innerhalb 24 Stunden stattfinden würden. An die Stadt erging der Befehl, die Häuser zu erleuchten, damit man eine bessere Aufsicht üben könne. Nur Ein Mensch verlor an diesem Tage das Leben: der Kutscher Rapp's, der, trotz aller Ermahnungen und Warnungen, einen mit Stroh beladenen Wagen aus dem Palaste hatte fahren wollen; er erhielt einen Bajonetstich, an welchem er starb. In der Nacht wurde die Ruhe nicht gestört; der General Garnison war überall gegenwärtig; wo er erschien, wurden die Trommeln gerührt, und die Posten traten unter die Waffen.

Unterdeß war die Anleihe zusammengebracht worden. Die Zahlmeister der Regimenter begaben sich zum General-Zahlmeister, wo sie die für sie bestimmten Gelder in Empfang nahmen. Am zweitfolgenden Tage um 9 Uhr war die Vertheilung derselben beendet. Nun wurde Generalmarsch geschlagen: die Armee versammelte sich auf dem Waffenplatze, nachdem sie alle Posten eingezogen. Der General Garnison ließ die Truppen aufmarschiren und richtete folgende Proclamationen an sie:

„Soldaten der Armee des Rheins! Der kühne Schritt, den Eure Unter-Offiziere gethan haben, um Euch Gerechtigkeit zu verschaffen, hat sie in den Augen der Civil- und Militair-Behörden bloßgestellt. Nur Eure gute Aufführung und Eure ausgezeichnete Disziplin lassen ihnen noch einige Hoffnung, und Euer bisheriges Betragen ist ihnen in dieser Beziehung die beste Bürgschaft. Soldaten, die Zahlmeister haben so viel in Händen, daß sie Eure Forderungen befriedigen können: die Garnison wird in ihre frühere Stellung zurückkehren, die Posten aber sollen bis auf weitere Befehle des Oberanführers bleiben. Die Sergeant-Majors und die Marechaux-des-Logis werden sich zu ihren Zahlmeistern begeben, bevor sie aber die Auszahlungen beginnen, bei den Herren Obersten Erkundigungen einziehen, um die vorkommenden Reclamationen berücksichtigen zu können. Die Infanterie wird verabschiedet werden, die Kavallerie weitere Befehle abwarten, um wenigstens die Pferde, Waffen und Alles, was der Regierung gehört, abliefern zu können, damit man sage: Sie sind Franzosen, sie haben mit Ehren gedient, sie haben sich auszahlen lassen, was man ihnen schuldete, und sich den Befehlen des Königs unterworfen."

Nachdem der Sergeant diese Worte gesprochen, ließ er die beiden Infanterie-Divisionen, die Kavallerie und die Artillerie vorbei defiliren, worauf sich die Truppen nach den Kasernen begaben. Zwei Tage später legten die Truppen im Zeughaus die Waffen nieder. Dalouzi lieferte sich dem General Rapp aus, der seine Gnade erwirkte.

Mannigfaltiges.

— Das Guttenbergsfest in Berlin. Dem letzten Blatte unseres Magazins ist die Ehre zu Theil geworden, an den Festlichkeiten zur Verherrlichung Guttenberg's und seiner Erfindung Theil zu nehmen, indem dasselbe im Universitäts-Gebäude in Anwesenheit der Festversammlung vom 25. September auf der Schnellpresse des Herrn Hayn abgedruckt und in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurde. Mit Recht darf aber auch gerade eine Zeitschrift, wie die unsrige, den dankbaren Verehrern Guttenberg's sich anreihen, denn die Geschichte weist es nach, daß erst seit der Zeit seiner Erfindung die verschiedenen Völker Europa's Kenntniß von ihrer gegenseitigen Bildung nahmen und die eigene dadurch auf ihren gegenwärtigen Höhepunkt brachten. Während das Alterthum außer den Völkern Griechenlands und Roms nur Barbaren kannte, während das Mittelalter nur durch Kriegszüge und einzelne Gesandtschaften oder Reisende von dem in Kenntniß gesetzt wurde, was außerhalb der Heimat vorging, ist es noch im Jahrhunderte Guttenberg's die Presse gewesen, die das Abendland mit den klassischen Schätzen des von den Osmanen überschwemmten Byzantinischen Reichs bekannt machte und die die Entdeckung einer neuen Welt der wiedergeborenen alten verkündete. Der bescheidene Antheil also, den wir an der Verbreitung des Europäischen Bildungs-Elements haben, ist eine uns aus der Zeit und durch die Verdienste Guttenberg's überkommene Erbschaft. Deutschland, als die Wiege der Presse, hat sich ihrer vornehmlich und zu allen Zeiten als Mittel bedient, sich die Schätze des menschlichen Geistes, gleich viel, in welchen Schachten des Auslandes sie auch verborgen waren, anzueignen. Deutschland ist aber auch in diesem Bestreben durch diejenigen, welche technisch und betriebsam die Kunst des Meisters Guttenberg fortzupflanzen hatten, unterstützt worden. Die Typographie in Deutschland war, wenn sie auch scheinbar durch die Kunstfertigkeit ihrer Schwestern in England und Frankreich übertroffen wird, ihnen doch immer an geistiger Befähigung überlegen. Der Deutsche Schriftsetzer ist gewissermaßen ein Ausdruck der Deutschen Literatur: er ist eben so universell und so kosmopolitisch, wie sie. Man lege einem Englischen oder einem Französischen Setzer ein Manuskript in Deutscher oder in jeder anderen, als seiner eigenen Sprache vor: die Arbeit erscheint ihm entweder unausführbar, oder er wird den Satz so entstellt liefern, daß das Manuskript kaum wieder zu erkennen ist. Deutsche Worte in Englischen oder Französischen Zeitungen bieten gewöhnlich fast eben so viele Fehler als Buchstaben dar. Der Deutsche Setzer dagegen hat immer einen gewissen Takt für fremde Idiome und weiß sich so bald hinein zu arbeiten, als ob er wirklich die todten und lebenden Sprachen alle verstände, die er bisweilen zu setzen hat. Daher kömmt es denn auch, daß, während Französische, Englische oder Italiänische Setzer bei uns zu Lande gar nicht zu beschäftigen wären, ihre Deutschen Kunstgenossen in London, Paris und Mailand willkommene Gäste sind und dort in den berühmtesten Offizinen zahlreich angetroffen werden. Wo uns irgend eine großartige typographische Arbeit des Auslandes begegnet, da können wir auch sicher darauf rechnen, daß die geschickte Hand Deutscher Schriftsetzer dabei mitgewirkt hat. Sie sind es also, die die Erfindung ihres großen Landsmannes nicht bloß technisch vervollkommnen, sondern auch den Ruhm des Deutschen Vaterlandes, die Wiege und die geistige Pflegerin ihrer Kunst zu heißen, immer weiter verbreiten. Darum glaubte auch unser Blatt, dessen Aufgabe besonders die Auffindung der Berührungspunkte fremder Literaturen mit der einheimischen ist, an dem Festtage Guttenberg's nicht zurückbleiben zu dürfen, und diese Vindizirung eines Verdienstes Deutscher Kunstgenossen um den vaterländischen Ruhm im Auslande wird gewiß auch allen unseren Lesern als ein Wort am rechten Platz erscheinen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Mittwoch den 30. September 1840.

Syrien.

Ein Französisches Urtheil über den Emir Beschir.

(Aus brieflicher Mittheilung.*)

Viele Jahre lang waren die Bewohner des Libanon in zwei kämpfende Parteien gespalten, und ein beständiger grausamer Krieg zerrüttete diese Gegenden. Um endlichen Frieden zu erlangen, vereinigten sich die streitenden Theile zur Wahl eines Häuptlings, der die ganze Nation beherrschen sollte. Man wählte eine edle Türkische Familie, Namens Schab, die aber in große Dürftigkeit versunken war.**) Die Glieder dieser Familie wohnten in der Wüste Hauran bei Damaskus. Der zweite Fürst vom Geschlechte Schab hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere, Jussuf, die väterliche Würde erbte, während der andere in Vergessenheit gerieth. Beschir-Schab, der eigentliche Gegenstand meines Briefes, ist ein Sohn des Letzteren. Dieser befand sich in so schlechten Umständen, daß er, um nur sein Daseyn fristen zu können, seinen Oheim, den Emir Jussuf, anflehte, ihn unter die Zahl seiner Diener aufzunehmen. Dieser empfing ihn mit offenen Armen, behandelte ihn wie einen eigenen Sohn und fütterte auf diese Weise die Schlange, die ihn verderben sollte, in seinem Busen.

Das Gebirge Libanon war damals dem Dschessar, Pascha von St. Jean d'Acre, tributpflichtig. Dieser Tyrann beneidete Jussuf um die Macht und das Ansehen, welche seine Tugenden und seine weise Verwaltung ihm erworben hatten, und beschloß, einen Anderen an seine Stelle zu setzen. Jussuf wurde von den feindseligen Plänen Dschessar's bei Zeiten unterrichtet; da er selbst nur unmündige Kinder hatte, so glaubte er das ihm drohende Gewitter zu beschwören, wenn er seinem Adoptiv-Sohn, der ihm so viel verdankte, die Autorität übertrüge. Oheim und Neffe kamen darin überein, die Gewalt unter sich zu theilen; der Antheil Jussuf's sollte nach seinem Tode auf dessen Kinder übergehen.

Jussuf schickte Beschir mit einem seinem Range angemessenen Gefolge nach Akko; dieser war aber kaum angelangt, als er mit Dschessar sich verbündete. Der Pascha fand in dem jungen Prinzen ein gutes Werkzeug zur Realisirung seiner Pläne auf den Libanon und übertrug ihm die Würde eines Emirs dieser Gegenden an Jussuf's Stelle. Die erste Handlung Beschir's war ein Akt schwärzester Undankbarkeit gegen seinen Oheim und Wohlthäter: er ließ ihm sagen, daß er unverzüglich den Libanon verlassen und in die Wüste ziehen solle, wenn er anders gesonnen sey, dem Tode auszuweichen, der im Falle einer abschlägigen Antwort seiner warte. Der ehrwürdige alte Jussuf konnte solcher Treulosigkeit anfangs gar keinen Glauben beimessen, aber nur zu bald erfuhr er, daß Beschir an der Spitze eines Heeres heranzog; er sammelte in der Eil einige ergebene Truppen und erfocht einen glänzenden Sieg über seinen unwürdigen Neffen, den er nach Akko umzukehren zwang. Jussuf begab sich nun persönlich nach Akko, in der Hoffnung, bei dem Pascha Schutz zu finden; allein dieser war unterdeß nach Mocha aufgebrochen.

Sobald Dschessar Pascha auf dem Wege erfuhr, daß Jussuf in Akko angekommen sey, schickte er in der ersten Aufwallung seines Zorns einen Courier ab, mit dem Befehle, ihn enthaupten zu lassen; dann wurde er wieder reuig und schickte einen zweiten Courier mit einem Gegenbefehl. Beide kamen gleichzeitig an; aber die Ränke Beschir's und seiner Anhänger vermochten so viel, daß Jussuf's ehrwürdiges Haupt schon zu den Füßen des Henkers lag, als der Gegenbefehl bekannt wurde. Dieser unglückliche Fürst hinterließ drei Söhne von hoher männlicher Schönheit, deren früh entwickelte Tugenden erwarten ließen, daß sie in den Fußstapfen ihres Vaters wandeln würden; allein es sollte anders werden: man ergriff sie auf Befehl des grausamen Beschir, blendete sie mit einem glühenden Eisen und verbot ihnen bei Lebensstrafe, sich jemals zu verheirathen, damit diese Linie des Hauses Schab mit ihnen aussterbe. Noch vor wenigen Wochen sah man zwei dieser unglücklichen Opfer an der Hand der Barmherzigkeit durch die Straßen wanken, zum großen Erbarmen aller Einwohner. Ich weiß nicht, was seit den neuesten furchtbaren Ereignissen aus ihnen geworden ist.

Nachdem Beschir im Besitz der Würde war, zu deren Erreichung er die verruchtesten Mittel nicht gescheut hatte, bürdete er seinen Untergebenen ein unerträgliches Joch auf. Die Steuern vermehrten sich von Tag zu Tage, und es kam endlich so weit, daß eine allgemeine Empörung ihn und den Pascha von Akko nöthigte, zu Mehmed Ali nach Aegypten zu fliehen. Die Macht des Letzteren war damals schon bedrohlich, und durch seinen Einfluß erhielten die beiden Scheusale wieder, was sie eingebüßt hatten.

In Beschir's gezwungener Abwesenheit war ein Glied der Familie Jussuf's, Abbas, dessen gute Verwaltung die zu Boden gedrückten Bewohner wieder einmal frei athmen ließ, Emir des Libanon geworden; aber nichtswürdiger Verrath brachte ihn und zwei seiner Vettern, die Emire Schuan und Faser, gar bald in die Hände des herzlosen Wütherichs, der allen Dreien die Augen ausstechen und die Zunge ausschneiden ließ! Ihre Güter und die ihrer Freunde und Anhänger wurden eingezogen.

So befestigte sich Beschir durch Gräuel über Gräuel auf seinem usurpirten Throne. Da er auf die Unterstützung des Paschas von Aegypten, dem er sich verkauft hatte, zählte, so begann er von neuem das alte Erpressungswerk. Die Kopfsteuer, welche für jedes Individuum 20 bis 300 Piaster jährlich betrug, hat seine Unterthanen am härtesten gedrückt und ist auch eine der vornehmsten Veranlassungen zu der neuesten Empörung gewesen. Bleiben wir bei der niedrigsten Taxe (der von 20 Piastern) stehen, weil diese die große Mehrheit trifft: der unglückliche Tagelöhner, der höchstens eine zahlreiche Familie, den ganzen Reichthum des Armen, hat, sah die ganze Frucht seiner Arbeit in die Hände unbarmherziger Steuer-Einnehmer übergehen, und konnte er eine so große Summe nicht auftreiben, so harrten seiner die grausamsten Strafen! Ein Türkischer Piaster ist für jenes Land, wo man so einfach lebt, mehr als ein Spanischer Piaster in Europa. Dazu erwäge man noch die Tyrannei, welche die Christen von Seiten der Muselmänner auszustehen hatten, da ein parteiisches Gericht immer zu Gunsten der Letzteren entschied.

So war die Lage der christlichen Bevölkerung des Libanon im Augenblick des Aufstandes, den Beschir selbst heimlich betrieben haben soll, um nachher durch Unterdrückung desselben die abnehmende Gunst Mehmed Ali's wieder vollständig zu erlangen. Bedurfte es mehr, um eine Bevölkerung zur Verzweiflung zu bringen, die einem Tyrannen, von dem sie immer nur demüthigende und grausame Behandlung erfahren, so viele Opfer an Menschen und Geld gebracht hatte? Sie wissen ohne Zweifel, wie es dem Verräther Beschir gelungen ist, die Drusen und die Metuali's von der Sache abzubringen, der sie sich zugewendet hatten; er hat ihnen die Verzeihung Mehmed Ali's, die Verminderung der Auflagen, die Erhaltung ihrer Waffen verheißen und, was auf Muselmänner den stärksten Eindruck macht, ihnen vorgestellt, daß, wenn die Maroniten jemals die Oberhand bekämen, die Franken Herren des Landes würden und alle muhammedanische Bewohner mit Gewalt die Taufe annehmen müßten! Die entsetzlichen schaudererregenden Folgen dieses von Geschenken und Verheißungen begleiteten Aufrufs an den Fanatismus sind nur allzu bekannt; ich will ihre Details nicht wiederholen. Beschir triumphirt, und, wie immer, auf dem Grabe der Wohlfahrt seiner Unterthanen.

*) Der Brief ist vom 25. Juli und aus Beirut datirt.
**) Damals bekannte sich diese Familie noch zum Islam; erst seit einem Jahrhundert ist sie christlich geworden.

Aegypten.

Die Europäer in Aegypten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Gesammtmasse der Europäer, deren Hauptgruppen ich eben aufgezählt habe, bildet eine Art von Kolonie, die fast gänzlich in demselben Stadttheile vereinigt ist. Der Unterschied der Stände wird darin streng beobachtet und die Etikette sehr weit getrieben. Die Mitglieder einer jeden Klasse gehen in ihren Verhältnissen nicht über den Kreis hinaus, den ihre Geschäfte, ihr Stand und ihr Vermögen ihnen vorzeichnen. Die wohlhabende Klasse zeichnet sich durch jenes prunkhafte Wichtigthun und Sichbreitmachen, durch jenen verschwenderischen Hochmuth aus, welchen man beständig unter den Kolonial-Gesellschaften findet. Sie sucht den Luxus in dem Ameublement und der Kleidung und folgt Schritt für Schritt den Pariser Moden in allen ihren Abwechselungen. Sie liebt das Vergnügen und die Feste; sie vereinigt sich oft zu glänzenden Soireen und zu Bällen, bei denen gewöhnlich Reichthum und guter Geschmack den Vorsitz

haben. Es giebt in Alexandrien sogar zwei kleine niedliche Theater, das eine für die Aufführung Französischer Stücke, das andere für die Darstellung Italiänischer Werke bestimmt. Sie sind auf Kosten mehrerer Liebhaber gebaut, die davon ihren Vortheil ziehen. Die Franken sind gastfreundschaftlich und verstehen es, durch ihre zuvorkommende Höflichkeit, ihre Gastfreundschaft den Fremden sehr liebenswürdig zu machen. Sie sind edelmüthig; es kommt nicht selten vor, daß mehrere denjenigen Unglücklichen, die in Aegypten oft von aller Hülfe entblößt sind, 300 bis 500 Francs zur Unterstützung geben. Um unglücklichen Landsleuten beizustehen, stellen sie oft unter sich Kollekten an, die in kurzer Zeit beträchtliche Summen zusammenbringen. Die Europäer in Alexandrien haben daselbst ein Hospital errichtet, welches sie auf ihre Kosten erhalten und in welches die Handwerker, Matrosen und alle Franken aufgenommen werden, welche nicht die Mittel haben, sich in ihren Wohnungen während ihrer Krankheit heilen zu lassen.

Die Sitten in der Fränkischen Gesellschaft sind ziemlich frei und locker; Liebesintriguen sind dort nicht selten; doch mangelt es auch nicht an anständigen Personen, welche gewissenhaft den Gesetzen der Moral gehorchen, sorgfältig alle Schicklichkeit beobachten und gute Beispiele geben.

Außer den Europäern, die wir so eben genannt haben, giebt es in Aegypten immer eine Menge Reisender, deren Sitten, Charaktere und Absichten in vieler Hinsicht hinreichenden Stoff zu äußerst interessanten Beobachtungen liefern.

Durch verschiedene Beweggründe können die Europäer zu einer Reise nach Aegypten angetrieben werden. Die Einen, und das sind die echten Touristen, suchen die Muße zu benutzen, welche ihnen ihr Vermögen gestattet; sie reisen zur Belehrung oder suchen überall, wohin ihre Neugierde sie führt, Erholung. Andere, und das sind Künstler oder Schriftsteller, wollen die wissenschaftlichen Räthsel entziffern oder in dem ältesten Vaterlande der Künste, in einem von der Natur begünstigten Lande, das an anziehenden Sonderbarkeiten reich ist und in welchem alte Erinnerungen von mehreren tausend Jahren die Aufmerksamkeit fesseln, sich Begeisterung holen. Noch Andere kommen nach Aegypten, um sich Reichthümer zu erwerben: das sind Soldaten, Kaufleute, Aerzte, Ingenieure und besonders schwärmerische Menschen, Speculationshelden, Besitzer von wunderbaren Geheimnissen, deren Erfindungen, mit denen sie in Europa abgewiesen wurden, in einem jungfräulichen Lande Wurzel zu fassen und leichtgläubige Herzen zu finden hoffen.

Unter den Personen, die zu ihrem Vergnügen nach Aegypten kommen, giebt es einige mit einem berühmten Namen; sie werden mit der hohen Auszeichnung aufgenommen, die sie verdienen. Der Vice-König übt gegen sie eine großmüthige Gastfreundschaft aus und erweist ihnen die zartesten Aufmerksamkeiten. Oft giebt er ihnen einen seiner Paläste zur Wohnung und bietet ihnen das Haus eines seiner hohen Beamten an. Man wird sich hierbei der glänzenden Aufnahme erinnern, welche unter Anderen der Herzog von Ragusa und der Fürst Pückler-Muskau und noch neuerlich der Prinz Ludwig, Bruder des Königs von Neapel, erfahren haben.

Diejenigen Reisenden, welche, ohne hohe Titel oder einen großen Ruf zu haben, nur reich oder wohlhabend sind, durchziehen das Land in voller Sicherheit und genießen alle Annehmlichkeiten, welche man sich dort verschaffen kann, vermittelst eines Fermans des Vice-Königs, einer Art von Paß, welchen man immer durch den Konsul der Nation, zu welcher man gehört, erhalten kann.*)

Die Eindrücke, welche Aegypten auf das Gemüth der Reisenden macht, ist nach dem Charakter derselben sehr verschieden. Die Einen kommen an den Ufern des Nils mit vorgefaßten Meinungen an; sie bilden sich ein, mit der Europäischen Bequemlichkeit und den materiellen Vortheilen, welche die Civilisation gewährt, in Aegypten, außer merkwürdigen Alterthümern, Sitten von einem originellen Charakter zu finden, bei deren Beobachtung sie sich interessante Genüsse versprechen. Aber sobald sie sich überzeugt haben, daß das Land der Pyramiden, der Sphinxe und der Obelisken keine jener Bequemlichkeiten besitzt, welche das Reisen in Europa so leicht machen; wenn sie einsehen, daß man nicht auf Eisenbahnen nach den Pyramiden reisen kann, daß keine Königliche Straße, kein Departemental- oder Vicinalweg die prächtigen Ruinen von Karnak und Luxor mit Alexandrien oder Kahira verbindet; dann verwandelt ihre Täuschung auf ein Mal die günstigen Vorurtheile, in denen sie sich bei ihrer Ankunft in Aegypten wiegten, in bittere Beschuldigungen und in eine übertriebene Antipathie; bald wird Alles in ihren Augen schlecht. Es liegt ihnen wenig daran, daß der Himmel schön, daß seine Farbe wunderbar rein ist, wenn die Sonne brennt und die Hitze unerträglich ist. Können sie daran denken, die heiteren Nächte zu genießen, welche Geist und Körper erquicken, wenn Winde, welche Staubwolken aufwirbeln, ihnen am Tage abscheuliche Qualen bereiten! Der Boden ist fruchtbar, sagen sie, aber die Landschaft hat eine verzweifelten Monotonie; was nützt ein schmaler Streif fruchtbaren Landes, das sich in einem Ocean unfruchtbarer Einöden verliert! Die alten Denkmäler sind großartig; die Erinnerungen, welche sie erwecken, sprechen zum Verstande und zum Herzen; aber die jetzigen Städte sind häßlich, die Völkerschaften, welche sie bewohnen, Männer und Frauen ohne Hemde, Kinder nackt und kränklich, Alles ist abscheulich angesteckt. Dazu kommt noch die Unannehmlichkeit, daß sie sich mitten unter einem Volke befinden, welches eine seltsame und schwere Sprache spricht, ein beständiges Hinderniß, das in jedem Augenblicke Langeweile erweckt. Auch seufzen diese Reisenden, die mit Allem unzufrieden und deren Träume in ein leeres Nichts zerronnen sind, nach dem Augenblicke, wo Aegypten hinter dem Schiffe, das sie von diesem verfluchten Lande fortführt, verschwinden wird. Zurückgekehrt, werden sie sich für ihre Enttäuschung rächen, indem sie es bei jeder Gelegenheit verschreien; und wenn sie ihre Reise beschreiben, so werden sie es mit falschen und ungerechten Farben darstellen.

Andere Reisende sind eben so übertrieben in entgegengesetzten Gefühlen. Enthusiastisch für Alles, was neu ist, begierig nach Gemüthsaufregungen, finden sie Alles gut, bewundern Alles, begeistern sich für Alles. Alles gefällt ihrer wohlwollenden Neugierde: der sonderbare Anblick des Landes, die eigenthümliche Physiognomie der Städte und ihrer Bewohner. Auch beeilen sie sich, die Sitten der Muselmanen nachzuahmen und ihre Kleidung zu tragen. Es herrscht sogar eine ziemlich allgemeine Sucht unter den Neuangekommenen, sich so bald als möglich in orientalische Kleider zu hüllen. Ob man gleich unter dem Europäischen Kleide eben so sehr und vielleicht noch mehr geachtet wird, so suchen sie doch ihren Eigensinn durch triftige Gründe zu entschuldigen, da sie eigentlich nur eine Phantasie zu befriedigen wünschen. Sie wollen sich schnell in den weiten Beinkleidern sehen, einen Turban um ihren Kopf winden und an der Seite einen krummen Säbel tragen. Was das Kostüm betrifft, so treiben diejenigen, welche Anspruch machen, Künstler zu seyn, den Luxus der alten Bekleidung der Muselmänner sogar so weit, daß sie sich dadurch auf eine lächerliche Weise auszeichnen. Sie beklagen es, daß die Orientalen einige ihrer Gebräuche verlassen haben, um die unsrigen anzunehmen; — heutzutage trägt man in der vornehmen Gesellschaft den Turban nicht mehr; er ist nur noch bei den Männern aus der niederen Klasse gebräuchlich. Einige treiben die Nachahmung sogar bis auf die nackten Füße. Man möchte sagen, daß sie nicht mehr auf einem Stuhl zu sitzen verstehen, und daß sie sich Gewalt anthun müssen, um sich nicht auf den Divan mit gekreuzten Beinen niederzukauern. Jedoch, trotz ihres guten Willens, erfordern die orientalischen Manieren und das Tragen der muselmännischen Kleidung eine gewisse Lehrzeit. Die linkische Nachäffung in der Wahl und Anordnung verschiedener Kleidungsstücke, das Linkische in den Geberden, der Charakter des Schrittes verrathen die Neulinge. Die Europäer sind unter der orientalischen Verhüllung eben so kenntlich, als unter dem Fränkischen Kleide.

Aber es giebt unter den Reisenden ernste Männer, deren Geist gemäßigt, unparteiisch und gerecht ist und welche keine Phantasie ungestüm zu Extremen treibt; tolerante Männer, welche die wahre Stellung der orientalischen Völker begreifen, das Land und seine Einwohner, Personen und Sachen nach ihrem Werth, weder zu viel noch zu wenig schätzen, sich ohne Widerstreben so wie ohne Affectation den Bedürfnissen des Landes und der Macht der Gewohnheit zu fügen wissen und ein richtiges Urtheil über Aegypten, welches sie unter solchen Umständen mit Nutzen studirt haben, fällen können.

Die Speculations-Menschen, welche in großer Anzahl hierher kommen, sind mit vielen Empfehlungsbriefen versehen. Die Militairs haben immer ein neues taktisches System, eine bisher unbekannte Art, Krieg zu führen, vorzuschlagen; die Artilleristen bringen neue Erfindungen, feste Plätze zu zerstören oder Flotten in Brand zu stecken. Der Eine will der Aegyptischen Regierung ein Fahrzeug, das unter dem Wasser geht, anbieten; der Andere will ein wunderbares hydraulisches System oder Maschinen von übermäßiger Wirkung vorschlagen. Ueberhaupt sind mit hydraulischen Systemen unzählige Versuche gemacht worden; aber fast alle sind an der Ausführung gescheitert.

Wir haben in Aegypten auch Charlatane gesehen, die medizinische Geheimnisse anboten, deren wunderbare Wirkungen sie rühmten. Ein Homöopath brachte ein unfehlbares Spezifikum gegen die drei endemischen Hauptkrankheiten, gegen den Durchfall, die Augenkrankheit und die Pest. Er schlug vor, die beweglichen Lazarethe abzuschaffen, und nach seiner Ansicht würde es für jeden Arzt hinreichend seyn, in seiner Tasche nur eine kleine Arzneischachtel zu tragen, um die Kranke eines Regiments oder eines Hospitals zugleich zu heilen. Zwar verfuhr er mit den chirurgischen Krankheiten gnädig, und die Schuß- und Hiebwunden entgingen seiner Allmacht, indem er die Behandlung derselben der gewöhnlichen Medizin überließ. Ein anderer berühmter Prahler, dessen Ehrgeiz weniger umfassend, wenn auch nicht weniger verwegen war, beschränkte sich nur darauf, Aegypten von dem Augenübel zu befreien: glücklicher und geschickter, als die anderen Ränkemacher seiner Klasse, hat er eine Zeit lang das Talent besessen, die Welt zu blenden und Narren zu machen.

Man muß gestehen, daß die Europäer sich sehr leicht von den Abenteurern täuschen lassen; dies kommt vielleicht von der unüberlegten Gefälligkeit her, mit welcher man den Personen, die ihr Vaterland verlassen und die man nicht genug kennt, Empfehlungsbriefe giebt. Auch hat man oft Betrüger, welche man erröthen muß, in seine Gesellschaften eingeführt zu haben, mit vieler Auszeichnung wie große vornehme Herren aufgenommen. Ich könnte hierüber eine Menge Abenteuer erzählen, das eine immer interessanter als das andere. Doch es sey genug, hier nur von dem berühmten Baron von Wullingen

*) Dieser Ferman ist in folgenden Worten abgefaßt:

Von unserem Divan. Jahr der Hedschra, den ....

Unser alter Freund, (Name seiner Nation) Herr N., der sich auf unser Gebiet begiebt, um die Gegenden des Alterthums und andere merkwürdige und für seine Forschungen nützliche Orte zu besuchen, ist uns durch seinen Konsul vorgestellt worden, kraft dessen wir ihm unseren Ferman zu seiner Anerkennung während seiner Reise in dem Gebiete unseres Reiches ausgestellt haben. Die Mudyrs, Mahmurs und alle bürgerliche und militairische Obrigkeiten, denen dieser Ferman überreicht werden wird, dürfen nicht verabsäumen, ihm die Achtung, die Sorgfalt und die Dienste zu erweisen, die ihm angenehm seyn können, damit keine Beschwerde bei uns von dem Reisenden geführt werde. Wir schärfen es euch ein, daß keine Schmach und kein Unrecht ihm von den Fellahs oder Anderen angethan werde, und ihm Alles zu verschaffen, was er nöthig haben wird, und ihn auch für die Barken, für deren Bemannung, für Proviant u. dergl. nur nach der Taxe des Landes bezahlen zu lassen; ich werde alle Dienste, die ihr ihm erweisen werdet, als mir selbst erwiesen ansehen.

zu sprechen, der wegen seines Titels und seiner mächtigen Empfehlungsbriefe von der ganzen Gesellschaft Aegyptens aufgenommen wurde. Unser geschickter Abenteurer miethete sich zuerst eine prächtige Wohnung, machte großen Aufwand und gab Gesellschaften; er sprach nur von seinen Pferden und seinen Einkünften. Jedermann beeilte sich, seinen Wünschen entgegenzukommen. Mancher bot ihm seine Börse an. Die schönsten Gesellschaften fanden bei ihm statt, und Jeder war stolz darauf, von dem Baron eingeladen zu seyen, der übrigens als geistreicher Mann mit feinen Manieren, die Plebejer, die sich von der Herablassung, mit welcher dieser vornehme Herr sie aufzunehmen würdigte, außerordentlich geschmeichelt fühlten, höflich empfing. Man sagte bei sich: ich gehe zum Baron mit eben so viel Stolz, als wenn man am Hofe eingeladen worden wäre.

Die Täuschung war groß, als ein Verdacht über die hohe Person entstand, als er mit seinen Reichthümern zu Ende war, und als man an einem schönen Tage aus seinem eigenen Munde erfuhr, daß seine vermeintlichen Einkünfte und seine Schlösser in Deutschland nur in seinen Worten und in der wohlwollenden Leichtgläubigkeit seiner Schmeichler existirt hätten. Da verlor Mancher durch seine freundliche Zuvorkommenheit funfzig bis sechzigtausend Franks. Es war keine kleine Aerndte für den angenehmen Aufenthalt eines Jahres und einiger Monate darüber, welche der Herr Baron von Wulfenghen in Alexandrien gelebt hatte.

Viele Reisende in Aegypten verdienen eine ziemlich ernste Rüge wegen ihrer Vorurtheile. Eines derselben besteht darin, daß sie meinen, die Europäer, welche in Aegypten wohnen, seyen in allen Künsten zurückgeblieben, und nur sie allein brächten Wissenschaft und Kenntnisse mit. Ohne die Oerter und die Menschen zu kennen, entscheiden Einige mit Selbstgefälligkeit über Verwaltungsfragen und tragen kein Bedenken, selbst dem Vice-König über Regierungs-Angelegenheiten Rathschläge zu ertheilen. Sie beschuldigen ohne Weiteres die Europäischen Beamten der Unfähigkeit oder Unwissenheit, weil gewisse Dinge nicht nach ihrer Ansicht eingerichtet sind. Noch ganz voll von der Lektüre, durch welche sie sich zu ihrer Reise vorbereitet haben, bilden sie sich übrigens ein, Aegypten besser zu kennen, als diejenigen, welche es seit vielen Jahren bewohnen. Mehrere legen für die Gebräuche des Landes eine unpassende und abgeschmackte Verachtung an den Tag; sie machen sich ein Vergnügen daraus und sehen es als eine Ehrensache an, sie zu verletzen, und mißbrauchen die Freiheit, welche der Vice-König den Europäern bewilligt. Ich habe Einige gesehen, welche die Militair-Gränzen überschreiten wollten, weil sie dadurch in ihrer Art zu sehen oder zu handeln gestört würden.

Es giebt Andere, welche sich gegen die unglücklichen Araber mit einer grausamen Brutalität betragen, die der Civilisation, der sie angehören, unwürdig ist. Sie betrachten sie wie elende Parias, die nicht zur menschlichen Gattung gehören, und bilden sich ein, daß sie nur in der Sprache des Stockes mit ihnen reden müßten; auch versehen sie sich bei ihrer Ankunft mit einem Kurbach, womit sie unbarmherzig und ohne vernünftigen Grund auf die armen Lastträger, die ihre Pakete und Felleisen tragen, auf die Eseltreiber, die Matrosen des Nils, die ihr Gepäck führen u. s. w., wie auf Lastthiere losschlagen.

Man kennt die Strenge, mit welcher der Umgang der Christen mit muselmännischen Frauen im ganzen Osmanischen Reiche verboten und bestraft wird. Dieses Verbrechen wird von den Muselmännern für ein so schweres angesehen, daß den Capitulationen zufolge die Europäer, die sich dessen schuldig machen, den Schutz ihrer Konsuln verlieren. In Aegypten ist die Toleranz in Allem, was die Sitten betrifft, größer, als in der übrigen Türkei. Wenn bisweilen die Polizei-Beamten einige Europäer, die auf frischer That mit den Frauen des Landes ertappt wurden, arretirt hatten, so sind sie fast immer, ohne Strafe zu leiden, wieder frei gelassen worden. Ich habe Franken gesehen, welche, anstatt diese Toleranz zu würdigen, sie über allen Begriff mißbrauchten.

Die Reisenden, welche Aegypten besuchen wollen, haben sich bei ihrer Ankunft in Alexandrien nur ihrem Konsul vorzustellen, um den Schutz-Ferman zu erhalten, der es ihnen erlaubt, das Land zu durchstreifen. Wenn sie nicht besonders an einen ihrer Landsleute, der sie freundschaftlich aufnehmen will, empfohlen sind, so finden sie in dieser Stadt aus fast allen Nationen passende Gasthöfe und Restaurationen.

Um sich nach Kahira zu begeben, müssen sie eine Barke miethen, die sie auf dem Kanal Mahmudieh bis an den Nil führt. Diese Fahrt macht man in zwölf bis vierzehn Stunden. Bei Atfeh, in der Nähe von Fuah, steigt man aus. Nun geht man in eine andere Barke, um auf dem Nil bis nach Kahira zu fahren, wegen der Krümmungen des Flusses dauert diese zweite Fahrt, wenn der Wind günstig ist, zwei bis drei Tage; aber wenn ein ungünstiger Wind weht, braucht man bisweilen acht, ja sogar auch vierzehn Tage. So mühsam auch eine so langsame Reise erscheinen mag, so ist es doch besser, sich diesen Zufällen auszusetzen, als die Reise zu Lande zu machen; diese ist weit ermüdender; denn es giebt zwischen Kahira und Alexandrien keine organisirte Transport-Anstalten.

Der Miethpreis der Barken zur Reise von der einen Stadt zur anderen beträgt funfzig bis sechzig Francs; er ist übrigens nach der Größe oder der Schönheit des Fahrzeugs, das man wählt, sehr verschieden. Wenn mehrere Reisende sich vereinigen, so theilen sie sich in den Preis, und Jeder hat dann nur eine kleine Summe zu zahlen.

Zu Bulak, der Hafen-Vorstadt von Kahira, steigt man an das Land.

Der Reisende muß acht bis vierzehn Tage in der Hauptstadt Aegyptens zubringen; fünf bis sechs reichen hin, um die Merkwürdigkeiten zu sehen: die Moscheen, die Basars, die Hospitäler, die Zeughäuser, Fabriken, Schulen, die außerhalb liegenden Begräbnißstätten, dann in der Umgegend die Pyramiden von Gizeh und Sakkarah.

Hierauf bereitet er sich vor, um nach Ober-Aegypten zu gehen, wo für die Neugierde der Touristen die reizendsten Partieen sind. Vor Allem muß er sich eine Barke verschaffen; der Miethpreis schwankt zwischen 1000 bis 1800 Piaster monatlich (250 bis 450 Francs); mittelst dieses Preises muß die Schiffsmannschaft auf ihre eigenen Kosten für ihre Nahrung sorgen. Es ist gut, wenn man mit dem Reïs (dem Besitzer der Barke) einen Vertrag abschließt, um im Nothfalle die Lokal-Behörden zur Erfüllung der festgesetzten Bedingungen anrufen zu können. Es ist viel vortheilhafter, eine Barke monatlich zu miethen, als sie tagweise zu nehmen; man muß einigen Mundvorrath mit sich nehmen, z. B. Kaffee, Zucker und andere Bedürfnisse, welche man sich im Inneren des Landes nicht verschaffen kann. Auf der Reise selbst kann man überall Fleisch, Gemüse, Eier, Milch u. a. m. wohlfeil kaufen.

Ehe man Kahira verläßt, ist es unbedingt nothwendig, einen Dragoman, einen Eingeborenen, der als Dolmetscher dienen kann und Türkisch und Arabisch versteht, in seinen Dienst zu nehmen. Für hundertundfunfzig Piaster monatlich kann man schon einen guten Dragoman bekommen. Diese Dolmetscher besitzen bei weitem nicht die Geschicklichkeit und die Gelehrsamkeit der Italiänischen Ciceroni und wissen gar nichts von den Denkmälern, welche der Reisende besuchen will; doch sind sie ihm nöthig, nicht bloß um mit den Eingeborenen zu verkehren, sondern auch um bei den Behörden die Beschwerden anzubringen, die er vielleicht im Falle seyn würde zu führen.

Wenn bei der Abreise von Kahira der Wind günstig ist, so muß man die Reise auf dem Nil bis an das äußerste Ende Aegyptens fortsetzen. Es ist immer viel leichter, den Fluß wieder zurückzufahren und sich nach Gefallen an den Hauptorten aufzuhalten, die an beiden Ufern liegen.

Unter den Europäischen Reisenden oder Ansässigen, welche man in Aegypten antrifft, findet man Leute aus allen Nationen: Franzosen, Engländer, Deutsche und besonders Italiäner, welche durch die Revolutionen von Piemont und Neapel genöthigt wurden, in Masse auszuwandern. Alle bewahren auf dem gastfreundschaftlichen Boden Aegyptens die eigenthümlichen Züge ihres National-Charakters.

Der Engländer hält hartnäckig an seinen Gewohnheiten fest; er kann in Kahira eben so wenig als in London Beefsteak, Rostbeef, Chesterkäse und starke Getränke entbehren. Er besucht nur seine Landsleute und verkehrt sehr wenig mit der übrigen Bevölkerung. Man kann übrigens sagen, daß die Engländer, so streng sie in ihren Sitten, so ernst sie in ihren Manieren auch sind, im Orient die ehrbarste Klasse bilden, die am besten ihre Würde zu bewahren weiß.

Die Franzosen, deren Charakter dem ihrer transmarinen Nachbarn ganz entgegengesetzt ist, sind in Aegypten, wie überall, lebhaft, empfänglich für äußere Eindrücke, beweglich, schnell begeistert und schnell niedergeschlagen. Wegen ihres Verstandes, ihrer Freundlichkeit, Höflichkeit und wegen ihres anmuthigen Betragens werden sie von den Orientalen sehr geliebt. Ihr glücklicher Charakter, unterstützt durch die prächtigen Erinnerungen, welche ihre vorübergehende Herrschaft in Aegypten zurückgelassen hat, verschafft ihnen von Seiten der Eingeborenen viele Beweise einer ausgezeichneten Achtung.

Die Deutschen zeichnen sich durch ihre Gutmüthigkeit aus. Es sind nur wenige in Aegypten; aber diese sind wahrhaft rechtschaffene Männer.*)

Die vornehmen Italiäner, vorzüglich die aus den nördlichen Provinzen, haben viele Aehnlichkeit mit den Franzosen. Es giebt in Aegypten viele Italiäner der niederen Klasse, deren Sitten und Charakter ungerechte Vorurtheile gegen eine Nation hervorgerufen haben, welche, wie alle andere, Männer besitzt, die sowohl durch ihre Talente als auch durch ihre moralischen Eigenschaften achtungswürdig sind.

Dr. Clot-Bey.

Ostindien.

Neu entdeckte Art von Räuberbanden in Ostindien.

Durch die unermüdlichen Anstrengungen des Majors Sleeman hat man vor kurzem das Daseyn eines neuen Systems von Räuberbanden entdeckt, und gleich kräftige Maßregeln zu ihrer Unterdrückung in Bewegung gesetzt. Die von diesen verbündeten Räubern ausgeübten Verbrechen sind bis jetzt noch nicht vors Publikum gebracht worden; aber es sind Vorbereitungen getroffen, ein Werk, dem Ramusiana gleich, zu veröffentlichen, in welchem eine große Zahl von Erzählungen und Gesprächen enthalten seyn wird, welche die Gebräuche und Einrichtungen dieser seltsamen Art von Banditen beleuchten.

Die ganze Brüderschaft, welche eine große Zahl Mitglieder zählt, trägt den allgemeinen Namen Budhuk; sie zerfällt aber in verschiedene Kasten-Abtheilungen, von denen jede ihren besonderen Namen hat, z. B. Solunkee, Rathore, Chohan ꝛc. Alle sind erbliche

*) In diesen wenigen Worten hat Herr Clot-Bey die Deutschen besser geschildert, als wenn er den längsten Panegyrikus über sie geschrieben hätte. Es reicht hin, zu sagen: Die Deutschen sind rechtschaffen — „sans phrase“. Vergleicht man mit diesem kurzen und inhaltsschweren Urtheil die Versicherungen der Engländer von den Vorzügen der Deutschen in den Englischen Kolonieen, so kann sich der Patriot zwar freuen, muß sich aber auch zugleich betrüben, daß sich die Deutschen in allen Welttheilen einzeln zerstreuen und keine eigene große Kolonie bilden, wo ihre Vorzüge sich mehr konzentriren und dadurch dem Mutterlande auch von wesentlichem Nutzen seyn würden.

Räuber, der Vater unterweist den Sohn im Handwerke, und die Profession bleibt von Generation zu Generation in der Familie. Sie bewohnen die fast undurchdringlichen Wälder, welche die Nordgränze des Königreichs Oude säumen und sich am Fuße des Himalaya und am Ufer des Stromes Chumbul hinziehen. Sie haben keine feste Wohnsitze, sondern leben in tragbaren Hütten von trockenem Grase, Binsen u. s. w., die von so leichter Beschaffenheit sind, daß sie in einem Augenblicke davongetragen werden können, und wodurch es den Bewohnern möglich wird, mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit ihren Aufenthalt zu verändern. Sie lassen ungern einen Muhammedaner zur Aufnahme in ihre Brüderschaft zu, aber sie sind doch nicht orthodox in den Vorurtheilen der Hindu-Religion und lassen sich z. B. jede Speise vom Thierreiche wohlschmecken und trinken geistige Getränke bis zur Unmäßigkeit. Wegen ihrer irreligiösen Sitte, alles Fleisch zu essen, hat man ihnen auch den Spottnamen Sear Chavars, Schakalfresser, gegeben. Ihre Sprache ist eine ihnen allein eigenthümliche Mundart, verschieden von der Sprache der Thugs (der furchtbaren Räuber-Verbrüderung, deren auch in diesen Blättern gedacht ist), und weicht noch mehr als diese vom Hindostanischen ab; kein Mensch, weder in der Stadt noch auf dem Lande, in ganz Indien kann ein Wort davon verstehen. Es gelang dem Major Sleeman, einige von ihnen zu ergreifen, die er durch Versprechung einer vollkommenen Straflosigkeit zur Enthüllung ihrer Geheimnisse bewog. Diese Leute sind jetzt den verschiedenen Büreaus unter Sleeman beigeordnet, wo sie gehalten sind, Alles, was die Pläne und Handlungen ihrer Spießgesellen betrifft, anzugeben. Mit Hülfe dieser Menschen ist es den Beamten der Regierung schon gelungen, einer Menge dieser Räuber habhaft zu werden, und es ist gegründete Aussicht da, daß die ganze Gesellschaft bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet seyn wird.

Wenn sich die Budhuks zur Expedition anschicken, so versammelt der Anführer, Jemadar, die ganze Bande vor dem Aufbruche, um sie zu mustern und die religiösen Gebräuche ausführen zu lassen. Die Rotte, 40 bis 150 Mann stark, opfert dann eine Ziege unter verschiedenen Ceremonien. Jedes Individuum taucht die Hand in das Blut und schwört feierlich, niemals ein Mitglied der Brüderschaft zu verrathen; dabei werden die Götter angefleht, jeden Verräther zu strafen und sein Blut, wie das der Ziege, zu vergießen. Hierauf werden, wie bei den Thugs, Augurien verschiedener Art eröffnet, deren Ergebniß die Entschließung zu dem sofortigen Abgang oder der Verschiebung bestimmt. Waren die Auspizien günstig, so eilt jeder sich zu verkleiden, einige als Fakirs, die anderen als Kanwarolis (Träger des heiligen Gangeswassers), und einer oder zwei der unternehmendsten Köpfe werden als Spione vorausgeschickt, die Nachrichten von den Wohnungen reicher Kaufleute und Wechsler, so wie von der bewaffneten Macht der Sicherheits-Beamten, geben müssen. Die Spione suchen sich unter allen Vorwänden und Verstellungen Zutritt ins Innere der Grundstücke zu verschaffen, auf welchen ein Streich ausgeführt werden soll; zugleich bestimmen sie einen Versammlungsort für die sich zerstreuende Bande. Sobald sie frohe Botschaft zurückbringen, trennt sich die Rotte; jeder reist dann den Tag über allein, unter einer durch die Verkleidung angenommenen Gestalt; des Nachts jedoch treffen sie alle an dem bezeichneten Versammlungspunkt ein. So fahren sie oft mehrere Tage fort, wenn der Schauplatz ihrer Unternehmung weit entfernt ist. Eine halbe Meile innerhalb dieses Ortes angekommen, machen sie Halt, um Leitern aus Bambus und Fackeln zu bereiten. Sie greifen gewöhnlich in vier Abtheilungen an, eine steigt auf den Leitern in die Häuser, die andere schlagt Thüren und Fenster ein, die dritte und vierte hat die etwa von außen kommende Hülfe zu bekämpfen. Alles wird mit so großer Geschwindigkeit ausgeführt, daß selten einer vom Hause entkommt und selten die Hülfe von außen zeitig genug anlangt. Ist der Widerstand gebrochen, so gönnt sich die Bande keinen Augenblick Ruhe und ist weit entfernt, auf dem Kampfplatze zu schwelgen, sondern sie packt mit größter Eile die ihr schon früher angezeigte Beute zusammen und macht sich davon. Sie marschiren mit außerordentlicher Anstrengung die Nacht durch und sind beim Anbruch des Tages ihren Verfolgern weit voraus.

Beim ersten Ruhepunkt muß sich jeder Räuber eine Untersuchung gefallen lassen, damit kein Theil der Beute veruntreut werd. Ist einer in Verdacht, etwas auf die Seite gebracht zu haben, so muß er sich einem Ordale (Gottes-Gericht) unterwerfen; er muß dann eine heiße eiserne Kugel in der Hand halten, und im Falle er sich die Hand verbrennt, so wird er für schuldig erklärt. Sobald die Bande in ihrer Heimat angekommen ist, wird die Beute getheilt; der Jemadar nimmt seinen Theil zuerst und läßt sich für alle Ausgaben, die er auf dem Zuge bestritten, entschädigen; jedes lebende Wesen in der Bande, selbst das Kind auf dem Arm, bekommt einen Antheil, und die Witwen, deren Männer auf dem Zuge getödtet worden oder zu Hause gestorben sind, werden so lange unterhalten, bis sie sich wieder verheirathen.

Es ist zum Erstaunen, daß diese Menschen so lange Zeit ihre Beschäftigung und ihre Schlupfwinkel verborgen halten konnten, so daß die ungeheure Menge von Räubereien, die sie ausgeübt haben, meist unschuldigen Menschen, die in der Nähe wohnten, zugeschrieben wurden. Diese Budhuks waren es auch, die vor sieben Jahren den Peschwa plünderten, welcher nur einige Englische Meilen von Cawnpore, einer der größten militairischen Stationen Indiens, residirte. Der Peschwa lebte gefangen im Palaste zu Bithore und hatte eine zahlreiche Dienerschaft und Wachen vor den Thoren. Aber die Räuber, die in der oben beschriebenen Weise durch das Königreich Oude reisten, waren mit dem Inneren des P[illegible] und überraschten ihn in einer Nacht mit solchem [illegible] Beute von mehr als drei Lac Rupien davont[illegible] bald mit ihnen aus. Die Angeber mehren sich [illegible] die von der Regierung mit der Unterdrückung der [illegible] Männer mit allen Geheimnissen derselben bekann[illegible] jetzt außer Furcht vor Strafe, rühmen sich ihrer [illegible] davon, wie von scherzhaften Streichen.

Nord-Amerika.

Reichthum an Mineralien im Staate [illegible]

Die Regierung im Staate Ohio hat eine [illegible] Bodens vorgenommen, woraus hervorgeht, daß 12,[illegible] Steinkohlenlager enthalten, von denen 3000, mit [illegible] Mächtigkeit von sechs Fuß, leicht zu gewinnen [illegible] vielen Stellen befinden sich Doppellager, eines üb[illegible] die nach der Oberfläche zu von Eisenmineral und [illegible] sind. Die Kohlenschachte zeigen sich günstig für [illegible] weil sie, in den Bergen und Schluchten liegend, mit [illegible] ohne weitläuftige Unterhöhlungen und tiefe Brunnen, [illegible] jene kostspieligen und großartigen Maschinen herausgesch[illegible] können, die in Europa und in den meisten anderen [illegible] Union zu ihrer Erzielung nothwendig wären. Nimmt [illegible] jedes Quadrat-Mill, das ein Lager von sechs Fuß Mäch[illegible] hält, ungefähr 6 Millionen Tonnen liefern werde, so [illegible] als hinlänglich sowohl für den häuslichen als auch indu[illegible] brauch der ganzen Bevölkerung in diesem Staate. Nun [illegible] sich aber eine noch einmal so große Quantität der Verbr[illegible] damit sie der Vermehrung der Bevölkerung und des [illegible] gewerblichen Verkehrs entspreche, so bleibt noch ein [illegible] Brennmaterial (und zwar beinahe an der Oberfläche [illegible] ohne erst in große Tiefe dringen zu dürfen) für den [illegible] 2500 Jahren. Wenn man die Steinkohle als die [illegible] wodurch die Maschine in Bewegung gesetzt wird, betra[illegible] hält eine Strecke von 3000 Mill Steinkohlen, in Bez[illegible] ihnen inwohnende Bewegung, eine Kraft, welcher der [illegible] schen, die 100 Jahre arbeiten, den Tag zu 10 Arbeit[illegible] gerechnet, gleich kommt, und nimmt man den Gewin[illegible] Quadrat-Ruthe Steinkohlen zu 25 Centimes an, so [illegible] Morgen mehr als 2000 Dollars.

Aus dem hier in Rede stehenden amtlichen Berich[illegible] hervor, daß die Lager von Eisenmineral, welche dieser [illegible] ihrer Wichtigkeit und ihrem Werthe nach fast un[illegible] Sie sind reichhaltig, leicht zugänglich und geben zum [illegible] Hundert; werden sie der Kohle und dem Kalk [illegible] schon die Natur angedeutet hat, so kann man mit [illegible] aussagen, daß sie eine der mächtigsten und unversieg[illegible] des National-Reichthums bilden werden. Nach einer [illegible] jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, kann das [illegible] in der Gegend, die untersucht worden ist, ein ged[illegible] zusammenhängendes Lager von 60 Mill Länge, 6 Mil[illegible] 3 Fuß Mächtigkeit bilden. Das Quadrat-Mill eines [illegible] enthält in runder Zahl drei Millionen Kubik-Ruthen und [illegible] Schmelzung, eben so viel Tonnen Eisen. Wenn man [illegible] mit der Zahl der Quadrat-Mill, die das Lager bilden, [illegible] ($6 \times 60 = 360$), so finden wir ein Resultat von 108,000,[illegible] welche diese Gegend allein liefern kann. Rechnet man [illegible] jährlichen Ertrag, d. h. so viel, als England in seiner [illegible] vor dem Jahre 1829, lieferte, so reicht dieses Lager für [illegible] von 2700 Jahren hin. Nach dieser Schätzung, die dem [illegible] Bestande bei weitem noch nicht gleich kommt, hat es [illegible] daß das Eisenmineral in diesem Theile der Vereinigten [illegible] bloß für alle Bedürfnisse im Innern auf eine fast unbesch[illegible] von Jahren ausreichen, sondern auch ein wichtiger [illegible] Ausfuhr-Artikel in die anderen Staaten der Union seyn [illegible]

Mannigfaltiges.

— Ein Jahr unter den Tscherkessen. Unter [illegible] (A year among the Circassians) hat Herr J. A. Lo[illegible] mit dem bekannten Britischen Agenten, Herrn Bell, die [illegible] Tscherkessien unternahm, ein Buch in zwei Bänden über [illegible] und seine Bewohner herausgegeben. Der Reisende, den [illegible] völker für einen Abgesandten der Englischen Regierung [illegible] eine wahrhaft fürstliche Aufnahme bei ihnen und hielt [illegible] lichen Triumphzug durch das Land, dessen Häuptlinge es [illegible] Art von Aufmerksamkeit fehlen ließen, weil sie dadurch [illegible] des mächtigen England zu gewinnen glaubten. Die D[illegible] die Herr Longworth von seiner Reise und seinen Abenteu[illegible] ist voller Leben und mit großer Geschicklichkeit abgefaßt [illegible] daher auch in England viel gelesen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende [illegible] ment wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die [illegible] regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterb[illegible] erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Ha[illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Freitag den 2. Oktober 1840.

Frankreich.

Die letzten Camisards. *)

Der Herzog von Berwick kam den 17. März in Montpellier an, um den Marschall Villars zu ersetzen. Seine erste Sorge war, sich bei Herrn von Baville, dem Intendanten der Provinz, nach dem Zustand der Dinge zu erkundigen. Herr von Baville antwortete ihm, es sey gar nicht so ruhig, als es äußerlich den Anschein habe. England und Holland, denen es besonders darum zu thun seyn mußte, daß Frankreich seine Kräfte fortwährend im Innern brauchte, suchten die Ausgewanderten auf alle Weise zur Rückkehr in ihr Vaterland zu bewegen, indem sie ihnen diesmal Unterstützung an Munition, Flinten und Menschen versprachen; ja, es hieß sogar, daß Einige von Jenen schon zu diesem Zweck auf dem Wege seyen; unter diese rechnete man Castanet.

In der That hatte sich der Letztere, ein ehemaliger Führer der Rebellen, seiner Unthätigkeit müde, gegen das Ende des Februar von Genf entfernt; er war glücklich im Vivarais angekommen, hatte in einer Höhle in der Gegend der Gorée eine Religions-Versammlung gehalten und sich mit Valette de Vals und Boyer de Valon vereinigt; aber als sie eben beschlossen, in die Cevennen vorzudringen, wurden sie von Bauern dem Schweizer-Offizier Müller, der ein in der Nähe stehendes Detaschement befehligte, verrathen. Sogleich stieg Müller zu Pferde und drang, von den Verräthern geleitet, in ein kleines Gehölz, das ihnen zum Versteck diente, sie in einem Augenblick überfallend, wo sie sich am wenigsten dessen versahen. Boyer ward auf der Flucht getödtet. Castanet wurde gleich gefangen und in das nächste Gefängniß geführt, wohin ihm am anderen Morgen mit Tagesanbruch Valette folgte, welcher von Bauern, die er um Gastfreundschaft ersucht, ausgeliefert worden.

Castanet's erste Strafe war, daß er auf der Reise nach Montpellier Boyer's Kopf in der Hand tragen mußte. Anfangs hatte er es mit Unwillen verweigert, aber man band ihm denselben mit den Haaren um den Vorderarm; nun küßte er ihn auf beiden Wangen und machte aus seiner Strafe einen religiösen Akt, indem er seine Gebete an ihn richtete, wie vor den Reliquien eines Märtyrers.

Als er in Montpellier verhört wurde, antwortete er anfangs, „er sey ohne böse Absicht in das Land zurückgekehrt, weil er in Genf nichts zu leben gehabt"; aber auf die Folter gelegt, gestand er nach den größten Qualen, „es sey ein Plan gemacht worden, einen Haufen Religionnaires mit Offizieren, die sie anführen sollten, durch das Dauphiné oder über das Meer in die Cevennen-Gegenden zu bringen, und in Erwartung dieser Hülfe habe man Sendlinge vorausgeschickt, um die Gemüther für den Aufstand zu gewinnen; er selbst sey einer dieser Sendlinge; Catinat müsse schon im Languedoc oder im Vivarais zu gleichem Zweck angekommen seyn mit vielem Gelde, das die Fremden ihm zur Vertheilung gegeben, und mehrere Andere von den Bedeutenderen müßten ihm bald nachfolgen."

Castanet wurde verurtheilt, lebendig gerädert zu werden. Als er eben zur Hinrichtung abgehen sollte, besuchten ihn die Abbés Tremondy und Plomet und machten einen letzten Versuch, ihn zu bekehren; aber er antwortete ihnen nicht einmal. Sie gingen nun voraus und erwarteten ihn auf dem Schaffot. Ihr Anblick schien Castanet noch mehr Abscheu einzuflößen, als die Werkzeuge seiner Qual, und während er den Scharfrichter Bruder nannte, rief er den beiden Priestern zu: „Entfernt Euch, Heuschrecken des Abgrunds; was wollt Ihr hier, verfluchte Versucher? Ich will in der Religion, in der ich geboren bin, sterben. Laßt mich, Heuchler, laßt mich!" Aber die beiden Abbés harrten aus, und Castanet starb unter Verwünschungen nicht gegen das Rad, nicht gegen den Henker, sondern gegen die beiden Priester, welche im Augenblick des Todes durch ihre Anwesenheit seinen Geist von den Dingen abzogen, die ihn hätten beschäftigen sollen.

Valette wurde verurtheilt, an einem Tage mit Castanet gehängt und hingerichtet zu werden. Trotz Castanet's Entdeckungen, die im Monat März stattgefunden, verging beinahe ein Monat, ohne daß man von neuen Anschlägen oder von irgend einer Bewegung hörte. Am 17. April aber, um 7 Uhr Abends, erfuhr Herr von Baville, daß sich einige Camisarden in Montpellier befänden, die seit kurzem aus dem Ausland zurückgekehrt seyen; doch wußte man das Haus nicht, wo sie sich verborgen hielten. Er theilte dies dem Herzog von Berwick mit, und man ließ nun gewisse Häuser durchsuchen, von deren Besitzern man glaubte, daß sie fähig seyen, den Unzufriedenen Aufnahme zu gewähren.

Um Mitternacht theilte man die Streitkräfte, die man zusammenbringen konnte, in zwölf Detaschements, die aus Bogenschützen und Soldaten bestanden, an deren Spitze man sichere Leute stellte. Der Lieutenant des Königs, Dumayne, wies jedem derselben sein Quartier an, und um halb ein Uhr zogen sie alle zugleich vom Stadthause ab, leise marschirend und sich auf das Zeichen ihrer Führer sondernd, so dringend hatte man ihnen empfohlen, jedes Geräusch zu vermeiden.

Anfangs waren die Nachforschungen vergeblich, man durchsuchte mehrere Häuser umsonst; endlich fand Jausserand, der Diözesan-Prévôt, als er mit dem Bürger-Capitain Vila in eines von den Häusern, die ihnen zugetheilt waren, eintrat, drei Männer daselbst, die auf Matrazen auf der Erde lagen. Der Prévôt weckte sie, fragte sie, woher sie wären, woher sie kämen und was sie in Montpellier machten, und da sie, kaum erwacht, nicht ohne einige Verlegenheit antworten konnten, so befahl er ihnen, sich rasch anzukleiden und ihm zu folgen. Einer von diesen drei Männern war Flessière, Deserteur des Regiments Fimarcon, dem hauptsächlich das Geheimniß des Komplotts anvertraut worden; ein Anderer war Gaillard, genannt Lallemand, der im Regiment Hainault gedient, und der Dritte Jean-Louis, mit dem Zunamen der Genfer, der aus dem Regiment Courten desertirt. Flessière, der Anführer, glaubte nun, es würde eine große Schmach für ihn seyn, wenn er sich ohne Widerstand fangen ließe. Er stellte sich also, als wolle er dem Prévôt gehorchen; aber indem er seine Kleider, die auf einem Koffer lagen, nahm, bemächtigte er sich zweier Pistolen und lud sie. Der Prévôt, der das hierdurch entstehende Geräusch hörte, ahnte, was vorging, stürzte sich von hinten auf Flessière und umschlang ihn mit den Armen. Dieser nun, da er sich nicht umdrehen konnte, wandte seinen Arm nach hinten und feuerte ihm über die Schulter einen Schuß ab, der ihm nur die Haare verbrannte und den Bedienten des Bürger-Capitains, der die Leuchte trug, an der Hand verwundete. Als er jetzt den zweiten Schuß abzufeuern versuchte, da faßte ihn Jausserand mit der einen Hand an dem Arm, womit er die Pistole hielt, oberhalb des Handgelenks, und mit der anderen zerschmetterte er ihm das Gehirn.

Während Jausserand und Flessière mit einander kämpften, hatte sich Gaillard auf Vila geworfen und ihn, da er keine Waffen hatte, an die Mauer gedrängt, um ihm den Kopf an der Wand zu zerschmettern; aber als er auf Flessière's Schuß die Leuchte, die der an der Hand verwundete Diener Vila's hatte zu Boden fallen lassen, fast erloschen sah, faßte er die Hoffnung, im Schutz der Dunkelheit entfliehen zu können, ließ seinen Gegner plötzlich los und sprang nach der Thür. Zum Unglück hatte man an den zwei Ausgängen, welche zwei Straßen entsprachen, Soldaten und Schützen aufgestellt, so daß, obwohl er schon durch Ueberraschung einen dieser Ausgänge überschritten, ohne aufgehalten zu werden, die Wachen, da sie einen halb nackten Menschen aus allen Kräften laufen sahen, ihm nachliefen und einige Schüsse abfeuerten, deren einer, zwar nur leicht ihn verwundend, doch seinen Lauf dermaßen verzögerte, daß sie ihn einholten und gefangen nahmen. Er ward sofort nach dem Stadthause gebracht, wohin schon Flessière's Leiche transportirt worden.

Was den Genfer Jean-Louis betrifft, so war er so glücklich gewesen, während des doppelten Kampfes, den wir beschrieben, ein Fenster, an das er sich herangeschlichen, zu öffnen und heraus auf die Straße zu springen, wo er an der Seite des Hauses vor den Augen der Schützen und Soldaten, welche die Thür bewachten, wie ein Schatten verschwand. Er irrte lange aus einer Straße in die andere; endlich sah er an einem Eckstein einen Bettler sitzen, welcher schlief. Er weckte ihn sogleich und machte ihm den Antrag, die Kleider mit ihm zu wechseln. Da seine Kleider neu, die des Bettlers dagegen Lumpen waren, so glaubte dieser, er spotte seiner; da aber Jean-Louis darauf bestand, so merkte er wohl, daß es Ernst sey. Der Tausch wurde sofort gemacht, und die Beiden trennten sich wie verzaubert. Jean-Louis schritt einem Thor zu, um die Stadt zu verlassen, sobald man es öffnete, und der Bettler seinerseits eilte, sich von dem Unbekannten, der ihn so gut bekleidet, zu entfernen, aus Furcht, der Tausch möchte ihn bald gereuen.

Aber noch waren nicht alle Abenteuer dieser Nacht zu Ende.

*) Nach den auf den Cevennen-Krieg bezüglichen Episoden, die wir aus Eugène Sue's neuestem Roman mitgetheilt (vgl. Nr. 2 u. 55), lassen wir jetzt die rein historische Erzählung der letzten Versuche der Camisards und des Ausganges derselben von Alex. Dumas folgen, entlehnt aus dem so eben erschienenen fünften Bande seiner Crimes célèbres.

Der Bettler wurde in der Kleidung des Genfers, die man wiedererkannte, verhaftet und nach dem Stadthause geführt, wo man den Irrthum bald gewahrte. Der Genfer dagegen, eine finstere Straße wandelnd, in der er sich nicht zurecht fand, freute sich, als er drei Menschen kommen sah, deren einer eine Laterne trug; er näherte sich ihnen, um das Licht zu benutzen, merkte aber zu spät, daß der Träger der Leuchte eben jener Bediente Vila's war, welcher, von Flessière verwundet, sich jetzt wollte verbinden lassen. Vergebens suchte der Genfer zu fliehen, der Bediente hatte ihn wiedererkannt, er eilte ihm nach, holte ihn ein, und obwohl an der einen Hand verwundet, hielt er ihn mit der anderen so kräftig und schrie so stark um Hülfe, daß seine beiden Begleiter ihm bald nachkamen und sich des Genfers bemächtigten. Man führte ihn sogleich nach dem Stadthause, wo er den Herzog von Berwick und Herrn von Baville fand, welche das Ergebniß der Expedition erwarteten.

Kaum stand der Gefangene vor ihnen, als er, sich schon gehangen glaubend, was übrigens bei der Raschheit der damaligen Executionen gar nicht so abnorm war, auf die Kniee fiel und gestand, wer er sey und warum er sich mit den Fanatikern eingelassen; dann fügte er hinzu, daß, da er diese Partei nicht freiwillig, sondern gezwungen ergriffen, wenn man ihm das Leben schenke, er Dinge von der äußersten Wichtigkeit aussagen wolle, durch die man im Stande seyn würde, der Hauptverschworenen habhaft zu werden. Der Vorschlag war zu schön und das Leben dessen, der ihn machte, zu unbedeutend, als daß Berwick und Baville lange hätten zögern sollen, ihn anzunehmen; der Marschall und der Intendant versprachen also auf ihre Ehre dem Genfer das Leben, für den Fall, daß seine Mittheilungen von wirklichem Werth wären. Der Vertrag wurde unter diesen Bedingungen geschlossen, worauf der Genfer aussagte: Es habe sich, auf mehrere Briefe aus dem Ausland, durch welche den Uebelgesinnten der Provinz große Unterstützung an Menschen und Geld zugesagt wurde, eine bedeutende Partei daselbst gebildet, um einen neuen Aufstand zu erregen; in diesen Briefen und verschiedenen anderen Schriften, die man überall verbreitet, habe man ihnen Hoffnung gemacht, daß Herr von Miremont, der letzte protestantische Prinz aus dem Hause Bourbon, ihnen eine Unterstützung von fünf- bis sechstausend Mann zuführen würde, mit welchen er über Meer kommen und in Aiguesmortes oder im Hafen von Cette landen würde, und daß zweitausend Reformirte zu gleicher Zeit durch das Dauphiné kommen und sich mit den Landungstruppen vereinigen würden. In dieser Hoffnung hätten Catinat, Clary und Jonquet Genf verlassen, seyen nach Frankreich zurückgekehrt, hätten sich mit Ravanel vereinigt, hätten schon heimlich die vier vom Fanatismus angesteckten Landschaften durchreist, Alles daselbst vorbereitet, Pulver- und Blei-Magazine, so wie Kriegs- und Mund-Vorräthe, angeschafft und überdies alle Waffenfähigen ihrer Bekanntschaft angeworben; ferner hätten sie einen Etat gemacht von dem, was jede Stadt, Flecken oder Dorf an Geld oder Naturalien für das Bündniß der „Kinder Gottes" zahlen müsse, so daß sie schon acht- bis zehntausend Mann zählten, die bereit seyen, sich beim ersten Signal zu erklären; man hätte außerdem beschlossen, daß der Aufstand an mehreren Orten zugleich stattfinden solle; man hätte sich in die Orte getheilt und diejenigen ernannt, welche in jedem Ort besonders thätig seyn sollten. In Montpellier sollten hundert der Entschlossensten in den verschiedenen Quartieren die Häuser der alten Katholiken in Brand stecken, die, welche zum Löschen herbeieilen würden, tödten und mit Hülfe der Reformirten die Garnison niedermetzeln, sich der Citadelle bemächtigen und den Herzog von Berwick und Herrn von Baville entführen; in Nimes, Uzès, Alais, Anduze, Saint-Hippolyte und Sommières sollte dasselbe geschehen; endlich arbeite man schon seit drei Monaten an dieser Verschwörung, und die Verschworenen hätten, um sicher zu gehen, sich nur denen mitgetheilt, auf deren Hülfe sie rechnen konnten; daher hätten sie weder einer Frau, noch irgend einer verdächtigen Person etwas gesagt, sondern Alles in kleinen Versammlungen berathen, die des Nachts in gewissen Landhäusern gehalten würden, wo man nur auf Parole eingelassen werde; der 25. April sey der Tag, wo der allgemeine Aufstand ausbrechen sollte.

Man sieht, die Gefahr war dringend, da nur sechs Tage zwischen der Entdeckung und der Ausführung des Komplotts lagen; daher fragte man auch den Genfer, unter Erneuerung des Versprechens, ihm das Leben zu schenken, auf welche Weise er glaube, daß man der Haupträdelsführer so schnell als möglich habhaft werden könne: er antwortete, es sey am besten, wenn man ihn selbst nach Nimes führe, wo Catinat und Ravanel in einer Straße wohnten, deren Namen, und in einem Hause, dessen Nummer er nicht wisse, die er aber beide, wenn er sie sähe, wiedererkennen würde; übrigens habe man dann keine Zeit zu verlieren, da Ravanel und Catinat in Nimes nur bis zum 20sten oder 21sten spätestens bleiben würden. Sein Rath wurde befolgt. Man schickte ihn mit sechs Schützen nach Nimes unter der Führung Barniers, des Lieutenants des Prévôt, eines geschickten, handfesten und zuverlässigen Mannes, dem man Briefe an den Marquis von Sandricourt gab. Gleich am ersten Abend, wo der Genfer in Nimes angelangt war, nämlich in der Nacht vom 19ten zum 20sten, führte man ihn durch die Stadt; in der That bezeichnete er mehrere Häuser im Quartier Saint-Eugenie. Sofort befahl Sandricourt den Offizieren der Garnison, sämmtliche Soldaten in die Waffen treten zu lassen, sie ohne Geräusch in der Stadt zu zerstreuen und vorzüglich das Quartier Sainte-Eugenie umzingeln zu lassen. Um zehn Uhr des Abends beauftragte der Marquis von Sandricourt den Herrn de l'Estrade, Barnier, Joseph Martin, Eusèbe, den Schweizer-Major und einige andere Offiziere, in Begleitung von zehn auserwählten Soldaten sich zu dem Seidenhändler Alison zu begeben, auf dessen Haus der Gefangene besonders hingewiesen hatte. Diese gehorchten sogleich; da sie aber die Hausthür offen fanden, so glaubten sie anfangs, es sey wohl nicht sehr wahrscheinlich, [illegible] Leiter einer Verschwörung sich in einem Hause befänden, [illegible] gänge so schlecht bewacht seyen. Doch getreu der empfangenen [illegible] schlichen sie sich leise in das Innere des Erdgeschosses; [illegible] einen Augenblick in Schweigen und Finsterniß gewartet, [illegible] in einem anstoßenden Zimmer ziemlich laut sprechen, und [illegible] merksam horchten, vernahmen sie deutlich die Worte: — [illegible] eine ausgemachte Sache, daß in weniger als drei [illegible] König nicht mehr Herr des Dauphiné, des Vivarais [illegible] Languedoc seyn wird; man sucht mich überall, ich bin in [illegible] fürchte nichts."

Die Rede war zu klar, als daß die, welche sie hörten, [illegible] zweifeln sollten, daß sie einige von denen, die sie suchten, [illegible] hätten: sie liefen an die Thür und traten alle zugleich [illegible] Degen in der Hand ein; es waren in der That Ravanel, [illegible] und Villas, die mit einander plauderten, der Eine an [illegible] sitzend, der Andere vor dem Kamin stehend, der Dritte auf [illegible] halb hingestreckt. Jonquet war ein junger Mann aus Sa[illegible] von den Camisards sehr geachtet und einer der Haupt-Offiziere [illegible] Cavalier's Truppe; Villas war der Sohn eines Arztes aus Saint-Hippolyte, jung, wohlgebildet, elegant gekleidet, der schon [illegible] Jahren den Degen trug, da er in England als Cornet im [illegible] Galloway gedient hatte. (Fortsetzung folgt.)

England.

Irlands politische und sociale Zustände.

Von Archibald Alison.

In dem in Nr. 115 des Magazins von uns erwähnten [illegible] Werk des Herrn Alison über Volksvermehrung äußert sich [illegible] fasser über die Irischen Zustände folgendermaßen:

„Gewiß ist es beim ersten Anblick unbegreiflich, daß [illegible] kann sagen, so beispielloses Elend in einem Lande existirt, [illegible] nicht bloß unter einer christlichen Regierung steht, sondern [illegible] lange einen Theil der Länder Großbritaniens ausmacht, [illegible] Institutionen anderswo menschlichen Wohlstand und Fortschritt [illegible] höchste Stufe gebracht haben, und das nun über vierzig Jahre [illegible] verbunden ist mit einem Reich, welches, nach allgemeiner [illegible] stimmung, an der Spitze Europäischer Civilisation steht (*). Die Heftigkeit des Parteigeistes, der dieses Land so lange zerrüttet, [illegible] es zur schwierigsten Aufgabe gemacht, sowohl in Bezug auf die gegenwärtige Lage seiner Bewohner, als die Ursachen ihrer [illegible] Wahrheit festzustellen. Die Größe und Bedeutung des Gegenstandes ist von der Art, daß er in weniger als mehreren Bänden [illegible] schöpfend besprochen werden kann. Es soll daher hier nur der gegenwärtige Zustand der großen Masse des Irischen Volks, [illegible] Ursachen, aus denen er zu erklären ist, in kurzem angedeutet [illegible]

Es ist leider überflüssig, für den Nothstand, in welchem [illegible] städtische sowohl als die ländliche Bevölkerung Irlands [illegible] Autorität anzuführen. Jeder Reisende, der dieses Land [illegible] wird von der Größe der daselbst herrschenden Armuth zu [illegible] wissen. Trotz der beispiellosen Freigebigkeit der Britischen [illegible] gegen die Dubliner Armen und der Bewilligung der Summen aus dem Schatz, die sich auf nicht weniger als 175,000 Pfund [illegible] belaufen, und trotz der Wohlthätigkeit von Individuen [illegible] großen Stadt, ist doch das Volk durch die Abwesenheit des [illegible] Theils der Grundbesitzer, durch die Ueberfülle der Bevölkerung [illegible] den Mangel aller gesetzlichen Abhülfe auf einen solchen [illegible] Elends heruntergebracht, daß die Gesellschaft zur Abschaffung der Bettelei sich zu dem außerordentlichen und vielleicht beispiellosen Auskunftsmittel genöthigt sah, einen Zug von drei bis viertausend [illegible] durch die Straßen Dublins marschiren zu lassen, um [illegible] Total-Uebersicht des Elends das Mitleid der Wohlthätigen anzustacheln. In Cork, Limerick, Londonderry und den anderen großen Städten des Landes steht es mit den Armen nicht besser, [illegible] Leiden während der großen ansteckenden Fieber von 1817 [illegible] letzteren Jahre passirten sechzigtausend Patienten nur durch [illegible] Hospital von Dublin) würden allen Glauben übersteigen, wenn [illegible] durch parlamentarische Autorität über allen Zweifel gestellt [illegible]

Die Lage des Volks über den größeren Theil von [illegible] gleich traurig, und in der That ist diese schreckliche Anhäufung der Armuth in den großen Städten hauptsächlich die Folge des [illegible] Mangels sowohl aller Subsistenzmittel als aller gesetzlichen [illegible] der Noth im Lande. Die Bevölkerung der Insel beläuft [illegible] wärtig auf ungefähr acht Millionen Seelen, und obgleich das Land dreimal so viel ernähren könnte, wenn die Industrie [illegible] sich griffe und überhaupt alle seine Hülfsquellen besser benutzt [illegible] so übersteigt doch jene Zahl bei weitem die Masse derer, die [illegible] den gegenwärtigen Umständen ihr Brod verdienen können. [illegible] bloß ist der Arbeitslohn außerordentlich niedrig, indem er [illegible] der Hälfte desjenigen gleichkommt, der in England gezahlt wird, sondern es fehlt auch während des ganzen Winters an [illegible] überhaupt, und die Bauern existiren nur von den kleinen [illegible] Kartoffelland, die mit ihren Wohnungen verbunden sind. [illegible] der Frühling wiederkehrt, pflanzt das Haupt der Familie [illegible] toffeln, schließt dann in den meisten Fällen sein Haus zu [illegible] seine Heimat, um in der Nachbar-Insel Arbeit zu suchen, [illegible] seine Frau den Theekessel, oft ihr einziges Hausgeräth, [illegible] nimmt und, begleitet von einer Schaar zerlumpter Kinder, [illegible] Almosenbetteln auf den Landstraßen und in den Hütten der [illegible] ihr Leben fristet, bis die Kartoffel-Aerndte reif ist.

---

*) Wenn die höchste Civilisation weiter nichts ist, als die [illegible] wickelung der Industrie, dann wird man dies zugeben, aber auch [illegible]

Im Jahre 1734 rechnete man in Irland 2,672,634 Seelen, 1797: 4,206,612, und 1840 beträgt die Zahl seiner Bewohner gewiß nicht weniger als 8,500,000. So hat sich binnen neunzig Jahren seine Einwohnerzahl um das Vierfache vermehrt, eine Zunahme, wie sie vielleicht bisher in einem alten Staate ohne Beispiel ist. Seine ländliche Bevölkerung ist bei weitem die dichteste in allen Ländern der Welt; es zeichnet sich nicht durch die Anzahl oder Bevölkerung seiner großen Städte aus, und doch hat es im Verhältniß zu seinem Flächen-Inhalt mehr Einwohner als selbst England, Italien, Flandern, Frankreich oder Holland, Länder, die doch mit den größten und reichsten Städten und Fabrik-Orten der Christenheit übersäet sind. Diese beispiellose Größe der Bevölkerung mit ihrer raschen Zunahme muß um so mehr Erstaunen erregen, wenn man bedenkt, daß Irland, mit Ausnahme der Leinwand-Fabriken im Norden, gar keine große Manufakturen hat, daß seine Ausfuhr, verglichen mit der irgend eines anderen Theils des Britischen Reichs, nicht bedeutend ist, daß Dublin und Cork seine einzigen großen Handelsstädte sind, daß sein Ackerbau auf so niedriger Stufe steht, daß es, den besten Autoritäten zufolge, einen Aufwand von 120,000,000 Pfund erfordern würde, ihn auf gleichen Fuß mit dem des benachbarten Großbritanien zu bringen, und daß die Durchschnitts-Rente seines Bodens nur 17 Shillinge auf einen Englischen Morgen beträgt."

Die Ursachen, aus welchen Herr Alison diese Zustände erklärt, sind hauptsächlich: die Eroberung selbst, der Charakter der Irländer, der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, das dort herrschende Pacht-System und der bisherige Mangel an Armen-Gesetzen. Wir heben darunter besonders den Charakter der Irländer und das Pacht-System hervor. Was das letztere betrifft, so hat es vorzüglich seine Quelle in den Confiscationen von Grund und Boden, die bei jeder Empörung stattfanden und wodurch alles Eigenthum im Lande seinen Herrn wechselte. Wenn die neuen Eigenthümer auf den so erworbenen Gütern selbst gelebt hätten, so hätte sich das Uebel mit der Zeit wieder ausgeglichen; aber statt im Lande zu wohnen, übergaben sie die Bewirthschaftung ihrer Güter Agenten und Verwaltern, die sie um hohe Renten pachteten. Von diesen wurden wieder untere Pächter unter ähnlichen Bedingungen angenommen, und dieses System bekam eine solche Ausdehnung, daß nicht selten zehn Mittelleute sich zwischen den Grundherrn und den eigentlichen Anbauer eindrängten, während der gewöhnliche Ertrag von Kartoffelland für den Letzteren oft nur fünf bis acht Guineen auf den Morgen beträgt.

In Bezug auf den Charakter des Irländers meint Herr Alison, daß dieser selbst Vieles von dem Uebel verschuldet, das dem Lande von außen zugefügt worden. Schon die Thatsache, daß Irland sich so leicht von England erobern und beherrschen ließ, ist nach ihm ein Beweis von Mangel an Energie und Ausdauer in dem Volke. Er vergleicht damit Schottland. „Schottland enthält jetzt weniger als drei Millionen Einwohner und Irland fast neun, und dasselbe Verhältniß geht mit geringen Abweichungen durch die ganze Geschichte beider Länder hindurch. Schottland hat ferner 5,000,000 Morgen Ackerland und 12,000,000 zum Anbau untauglichen Landes, während Irland gerade umgekehrt nur 5,000,000 Morgen Wüste und 12,000,000 Ackerland hat. Nichtsdestoweniger ist Eduard I., als er mit 80,000 Mann in Schottland eindrang, zurückgeschlagen worden, und nicht besser ging es seinen Nachfolgern, welche mit gleicher Heeresmacht den Einfall wenigstens zwanzig verschiedene Male erneuerten. Heinrich II. landete in Irland mit 1100 Bewaffneten und 2000 Bogenschützen und unterwarf sofort das ganze Land, und obgleich seitdem wiederholte Versuche von den Eingeborenen gemacht wurden, das Englische Joch abzuwerfen, so haben sie sich doch niemals dem Erfolg auch nur genähert, und nie gelang es ihnen, eine Macht zusammenzubringen, welche nicht zehntausend Engländer mit Leichtigkeit zerstreuen konnten."

Grusien.

Militairische Uebungen in Grusien.

Von dem Britischen Oberst-Lieutenant Poulett Cameron.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Tiflis hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, ein kleines Russisches Armee-Corps manövriren zu sehen, und zwar ein Armee-Corps auf dem Kriegsfuße; denn es waren lauter Truppen, die den größeren Theil des Jahres mit einem unbändigen, löwenherzigen und verwegenen Feinde kämpfen müssen. Das muselmännische Kavallerie-Regiment des Kaukasus befand sich eben auf dem Rückmarsche nach seiner Heimat.

Dieses Regiment, dessen malerische Kleidung und merkwürdige Art, zu kämpfen, bei der großen Heerschau zu Kalisch (1835) den fremden Offizieren so sehr imponirten, ist das erste Corps, welches Rußland in seinen Provinzen südlich vom Kaukasus organisirt hat, eine stehende irregulaire Kavallerie, ähnlich den Ressala's oder Regimentern von Eingeborenen, die unter dem Britischen Gouvernement in Ostindien Dienste thun.

Eine zweitägige militairische Feier bezeichnete die Heimkehr dieser Truppen, die durch eine ähnliche Zahl von Landsleuten in Warschau abgelöst worden waren. Am Morgen des 12. Juni (1839), als dem Tage ihrer zu erwartenden Ankunft, ging ich, einer freundlichen Einladung des General-Gouverneurs Folge leistend, in den viceköniglichen Palast. Von seinem glänzenden Stabe, den Civil- und Militair-Behörden und den kommandirenden Offizieren des Regiments umgeben, stand der General auf einem Balkon und überschaute den Paradeplatz, auf welchem vier Compagnieen Infanterie mit ihren Spielleuten in Reihe und Glied standen, um die Ankommenden zu begrüßen. Ihnen zur Seite schaarte sich eine Abtheilung Donischer Kosaken und diesen gegenüber eine fünffache Reihe Wagen, Droschken und Britschken, die mit lauter eleganten, theils orientalisch, theils nach Pariser Mode-Journalen geputzten Damen besetzt waren. Prächtig equipirte Reiter in Grusischem, Persischem und Osmanischem Kostüm tummelten sich auf dem Vorgrunde hin und her, und Myriaden von Köpfen füllten den Hintergrund.

Jetzt hörte man aus der Ferne Militair-Musik ertönen, die nachgerade vernehmlicher wurde, bis endlich das erwartete Corps, dessen Vortrab ein Trupp Linien-Kosaken bildete, unter allgemeinem Jubel den Parade-Platz betrat. Hier stellten sie sich in einer langen Linie auf und salutirten; der General aber verfügte sich alsbald nach dem Platze, und wir Alle folgten ihm. Zwei Bediente des Generals trugen jeder eine Art Schüssel, die mit Ehrenkreuzen und goldenen und silbernen Medaillen gefüllt war.

Als wir nun mit musternden Blicken die Fronte entlang schritten, beherrschte mich nur Ein Gefühl, und dieses war — getäuschte Erwartung! Diese verschiedenartigen und buntfarbigen Kostüme, diese langen Lunten-Gewehre und anderen Waffen oder Geschirre von Asiatischer Erfindung hätten wohl etwas Anziehendes für mich gehabt, wäre ich frisch aus Europa gekommen; aber ein dreijähriger Aufenthalt im Osten hatte den Reiz der Neuheit zerstört; ich behielt nur noch Sinn für den praktischen Nutzen dieser merkwürdigen Dinge, und da sank denn meine Bewunderung sehr tief. Daß die Pferde von dem langen Marsch etwas abgemergelt und versteift seyn würden, konnte man a priori annehmen; aber solche abscheuliche und überaus erbärmliche Kracken zu sehen, hatte ich doch nicht geglaubt. Die anwesende Russische Reiterei von der Linie, obschon in numerischer Hinsicht viermal schwächer, würde das ganze Regiment bei der ersten Charge niedergerannt haben.*)

Nach kurzer Musterung des muselmännischen Corps ging der General wieder vor die Fronte, ließ die Truppen eine solche Schwenkung machen, daß sie drei Seiten eines Vierecks bildeten, und hielt eine kurze energische Rede an sie, die ein Dragoman ins Tatar-Türkische übersetzte. Er dankte ihnen im Namen des Kaisers für ihre geleisteten Dienste, ermahnte sie, künftig ein Gleiches zu thun, rief dann diejenigen heraus, deren Betragen das meiste Lob verdiente, und heftete die verschiedenen Ehrenzeichen an ihre Brust, während das Fußvolk präsentirte und das Musik-Corps die Russische National-Hymne „Gott erhalte den Zaren" anstimmte. Darauf formirten sie sich wieder zu einer Linie, ritten salutirend an dem Gouverneur vorbei, und die Ceremonie war beendigt.

Am Nachmittag sollte eine große mit Manövern verbundene Revue der Garnison-Truppen vor sich gehen. Das ganze Corps bestand aus 3000 Mann Infanterie, dem Hauptquartiere eines Pulks Linien-Kosaken, einer Schwadron Kosaken vom Don, der muselmännischen Reiterei, den verschiedenen Kontingenten irregulairer Kavallerie aus Karabagh, Eriwan u. s. w., unter ihren respektiven Häuptlingen, und acht Feldstücken zu 9 und 6 Pfund.

Von dem muselmännischen Regimente habe ich bereits geredet, und wenige Worte werden hinreichen, um die übrigen irregulairen Truppen zu schildern, das ärgste Volk, das sich jemals zusammengefunden, wenn man ihre Anführer abrechnet. Auch hinsichtlich der Artillerie hatte ich mich sehr getäuscht; die Kanonen waren plump und unbehülflich, das Material schlecht und die Bedienung derselben noch schlechter: alles dies bildete einen unangenehmen Kontrast zu der schönen Haltung der Mannschaft, die das verwöhnteste militairische Kenner-Auge befriedigen mußte. Auf die Infanterie und die Kosaken von der Linie werde ich noch einmal zurückkommen. Da der Hetman mein guter Freund war, so hatte ich beschlossen, an den Uebungen der Letzteren thätigen Antheil zu nehmen, und zu diesem Zweck die guten Eigenschaften meines Pferdes sorgfältig geprüft; es war ein hellbrauner Turkmane, über funfzehn Hand hoch, stark und kühn, wie ein Löwe, und vortrefflich dressirt.

Das Manöver sollte eine Art von Guerilla-Kampf vorstellen: auf der einen Seite eine rasche Aufeinanderfolge von Attaken und Retiraden, auf der anderen bald defensiver Widerstand, bald ein plötzlicher und kombinirter Gesammt-Angriff. Dies ist nämlich der Charakter aller kriegerischen Unternehmungen im Kaukasus. Zuerst machte die Infanterie verschiedene Bewegungen, gedeckt von der Artillerie und der muselmännischen Reiterei. Die Donischen und die Linien-Kosaken waren die Angreifer: nie habe ich ein schöneres und tüchtigeres Corps gesehen, als die Letzteren — stark und fest, wie Mauern, bewegten sie sich mehr wie eine wohl organisirte und bewundernswürdig eingerichtete Maschine, als wie eine Masse lebendiger Streiter; und jeder sachverständige Beurtheiler mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß solche Leute unter braven und geschickten Offizieren Außerordentliches zu leisten fähig sind. Der regulaire Kosak hat im kleinen Kriege wohl kaum seines Gleichen. Viel weniger Lob verdient in diesem Betrachte sein Bruder, der Kosak vom Don, was zum Theil davon herrühren mag, daß man ihn zu einem regulairen Dragoner dressirt hat, obschon weder die Leute selbst, noch ihre Pferde auch nur im mindesten dazu geeignet sind.

Als nun das Fußvolk zur Offensive schritt, rückte es, gedeckt von seinen Tirailleurs, von den Kanonen und der Reiterei, in zwei Linien vor. Diese Evolution fiel aber sehr unvollkommen aus, mochte nun eine mangelhafte Dressur oder die natürliche Unbeholfenheit des Russischen Soldaten daran Schuld seyn. Statt von den Unebenheiten des Terrains oder irgend einem anderen gelegentlich sich darbietenden Schutzorte Vortheil zu ziehen, standen die Scharmützler bald steif und reglos da, bald bewegten sie sich aufs Kommando, wobei sie ihren Führer unverwendet ansahen; ihre Bewegungen waren eben so automatenartig, wie zuvor, als sie in Kolonnen marschirten.

*) Seitdem habe ich erfahren, daß die meisten Reiter ihre Pferde in Warschau verkauft hatten, um noch ein schönes Sümmchen Geld mit nach Hause zu nehmen.

Dieser Umstand erklärte mir die häufigen glücklichen Erfolge der Türkischen Reiterei in dem letzten Kriege mit Rußland.*)

Während dieser Evolution wurde die Scene noch um Vieles belebter; die Offiziere mußten jedoch beständig darüber wachen, daß es von beiden Seiten zu keinem ernsthaften Gefechte kam, denn in der Hitze des Wettkampfes waren schon unzählige Hiebe und Stöße ausgetauscht worden, und ein unglückliches Ereigniß hätte beinahe heillose Folgen gehabt. Einer von den muselmännischen Reitern feuerte sein Gewehr ab, und die Ladung fuhr seinem Gegner in die Seite. Vielleicht war das Gewehr schon lange vorher geladen gewesen und das Pulver demnach so hart geworden, wie eine Kugel, oder der Stöpsel war zu massiver Natur — wie dem nun sey, der Getroffene stürzte vom Pferde, und ein Strom Blutes entquoll seiner Seite. Sein Kamerad, ohne Zweifel voraussetzend, der Muhammedaner habe mit einer Kugel gefeuert und seinen Gegner absichtlich tödten wollen, drang wüthend auf Ersteren ein und versetzte ihm mit dem Kolben seiner langen Flinte einen solchen Schlag, daß er besinnungslos aus dem Sattel fiel. Sogleich sprengten von der einen Seite Kosaken und von der anderen Muselmänner herbei: die Dscherid's (Wurfspieße) flogen wie Hagelwetter, die Lanzen klapperten, und die Flintenkolben dröhnten — kurz, ein blutiges Gemetzel schien unvermeidlich.

Zum Glücke war der gestürzte Kosak zwar schwer, aber nicht gefährlich verwundet; indessen kostete es unsägliche Mühe, den Sturm zu beschwichtigen und die Kämpfer zu trennen. Wunden und Quetschungen waren bei dem wahnsinnigen Kampfe in Menge ausgetheilt worden, aber bei weitem das Meiste hatte die muselmännische Reiterei abgekriegt, die ungeachtet ihrer numerischen Ueberlegenheit den Gegnern keinesweges gewachsen war. Beinahe hätte ich selbst in der Verwirrung einen Denkzettel bekommen. Beim ersten Ausbruch der ärgerlichen Balgerei war ich mit anderen Offizieren zwischen die Kämpfenden gesprengt, als ein fürchterlicher Schrei „Ja Allah!" mir in die Ohren tönte. Ich blickte seitwärts und sah einen Muselmann, der etwa zehn Schritt entfernt im Sattel sich aufgerichtet und seinen Dscherid gegen mich erhoben hatte. Seine Stellung war mir günstig, da er etwas schief nach der linken Seite im Sattel stand. Ich bog mich vorwärts und sprengte auf ihn los; mein rechter Fuß stieß an den seinigen: sein Pferd taumelte von dem Ruck, und in demselben Momente fiel der Muselmann aus seinem Sattel, zur großen Belustigung meiner Begleiter.

Jetzt formten sich beide Linien zu einem massiven Schlachtviereck, um der Kavallerie gediegenen Widerstand zu leisten. Diese Evolution wurde so bedächtig und schwerfällig ausgeführt, daß ein wirklicher und dabei unternehmender Feind es ohne Zweifel vereitelt hätte. Wir sprengten mit verhängtem Zügel gegen das Quarré an, schwenkten uns nach der Rechten und galoppirten wie ein Wirbelwind um dasselbe herum. Hiermit endete das Manöver; die Truppen zogen wieder auf, präsentirten das Gewehr und defilirten dann nach ihren Cantonnements.

Der folgende Tag war einem anderen militairischen Schauspiel gewidmet. Es war dies eine Art von passage d'armes mit Lanze und Dscherid, bei welchem die ganze Noblesse vom Kaukasus, Tscherkessen, Grusier, Osmanen und Perser, sich einfand. Die Schranken — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — bildeten einen Theil der Hochstraße, nicht weit von der Stadt Tiflis; sie umschlossen einen Raum von ungefähr 300 Ellen in der Länge und 30 in der Breite. Eine Abtheilung Donischer Kosaken hatte sich hier aufgestellt, und rings um den Platz hielten wiederum allerlei Sorten Fuhrwerke mit weiblichen Schönheiten, deren kostbare und bewundernswürdig mannigfache Kostüme einen Anblick boten, der gar nicht beschrieben werden kann.

Alle Pferde in der Armee waren vom edelsten orientalischen Geblüte, und ihre bewundernswürdige Dressur harmonirte schon mit der unvergleichlichen Gewandtheit und Geschicklichkeit ihrer Reiter. Als besten Dscherid-Werfer bekundete sich ein junger Mirsa (Edelmann) aus Karabagh; dieser trug ein überaus prächtiges Persisches Kostüm, namentlich eine Weste von feinstem Kaschmir-Shawl und einen goldgestickten Oberrock aus purpurnem Sammt. Zaum und Sattelzeug des Pferdes waren dem Range seines Besitzers angemessen. Er war ein junger Mann von außerordentlicher Schönheit; aber die Zuschauer grollten ihm doch etwas, als er so stolz durch ihre Reihen galoppirte; denn er machte dabei unmäßigen Gebrauch von jener National-Waffe, die in seinen Händen eine wunderbare Wirksamkeit erhielt, und mancher Kämpfer flog aus seinem Sattel, ohne zu wissen, wie es zuging. Sobald aber das Dscherid mit der Lanze vertauscht ward, fand der übermüthige junge Perser in einem wild aussehenden Kurdischen Häuptling von der Gränze Erivan's seinen Besieger. Beim dritten oder vierten Ausfall, den sie mit gefällten Lanzen gegen einander machten, parirte der Kurde die Lanze des Mirsa's so geschickt, daß sie über seine Lanze hinwegflog, und stieß ihm dann vorbeisprengend seine Waffe so kräftig in den Rücken, daß der junge Mann nach vergeblicher und verzweifelter Anstrengung, sich im Sattel zu halten, über die linke Schulter seines Pferdes hinab an den Boden taumelte. Das Jauchzen der Schadenfreude, welches rings um ihn her sich erhob, machte ihn fast unsinnig vor Wuth; er schwang sich wieder in den Sattel und stürmte auf seinen Gegner los; aber Gendarmen warfen sich dazwischen und trennten sie von einander.

*) In dem Gefechte bei Derwisch-Kjöi wurden zwei ganze Kolonnen der Russischen Armee unter Feldmarschall Diebitsch, die sechs- bis siebentausend Mann zählten, von der Türkischen Reiterei Muhammed Reschid Pascha's gänzlich zersprengt und ihrem größeren Theile nach niedergehauen. Hätte dieses tapfere Reiter-Corps von der dazu gehörenden Infanterie oder irgend einem anderen Theile der Streitmacht des Wesir's nur die geringste Unterstützung gehabt, so würde es den Russen höchst wahrscheinlich weit schwerer geworden seyn, bis Adrianopel vorzudringen.

Ein glänzender Ball in der gastfreien Behausung des Fürsten C., der als das Haupt des Grusischen Adels betrachtet wird, beschloß die Festlichkeiten dieses Tages.

Ein paar Tage später wurde ich von dem Ober-General eingeladen, die Kaserne, den Exerzier-Platz und das Hospital von zwei Regimentern der damaligen Garnison zu besuchen. Ein Adjutant vom großen Stabe, Herr v. Kotzebue, begleitete mich und diente mir als Cicerone.

Die Kaserne für beide Corps ist ein sehr prächtiges Gebäude, das eine noch viel zahlreichere Mannschaft beherbergen kann. Die Waffen und Kleidungsstücke sind unübertrefflich arrangirt und aufbewahrt, und wenn auch die Gemächer im Punkte der Reinlichkeit etwas zu wünschen übrig ließen, so schien man wenigstens für den Comfort der Mannschaft Alles gethan zu haben.

Von hier begaben wir uns nach dem Parade-Platz, wo mehrere Häuflein Rekruten geübt wurden und eine Compagnie zu meiner unmittelbaren Inspection aufgestellt war. Dann besuchten wir die Küche, wo man eben das Diner der Mannschaft zubereitete. Dieses bestand aus einer dicken Suppe von Vegetabilien, schwarzem Kommißbrodte und Speck, denn Fleisch wird nur dreimal wöchentlich verabfolgt. Ein Engländer wird über so magere Kost lächeln; ich kann aber dem Leser versichern, daß er, wenn er diese Suppe gekostet hätte, eben so angenehm überrascht worden wäre, wie ich selber: sie ist in der That sehr kräftig und wohlschmeckend. Das gewöhnliche Getränk des Russischen Soldaten ist Kwaß, auch Russische Limonade betitelt, ein National-Trank, den Vornehme und Niedere leidenschaftlich lieben. Ich kostete einmal davon, fühlte aber keine Lust, das Experiment zu erneuern, denn es schmeckte wie eine Mixtur aus den abscheulichsten Apotheker-Kräutern; vielleicht hat eben diese abstoßende Eigenschaft den Trank in den Ruf gebracht, daß er der Gesundheit sehr zuträglich sey.

Zuletzt besuchten wir das allgemeine Hospital, eine Anstalt, die man kaum in zu starken Ausdrücken loben kann; denn vielleicht nirgends in der Welt ist ein höherer Grad von Reinlichkeit, Ordnung oder Bequemlichkeit anzutreffen. Das Hospital, ein sehr großes und schönes Gebäude, liegt in der luftigsten und gesundesten Gegend bei der Stadt und ist durchgängig so eingerichtet, daß die Kranken vor drückender Sommerhitze und schneidendem Winterfrost gleichmäßig beschützt sind. Ohne Zweifel verdankt man dies hauptsächlich dem thätigen Wohlwollen und der aufgeklärten Fürsorge des Kommandanten, Obersten B....; denn von vielen anderen Russischen Hospitälern, die ich nachmals besuchte, waren die meisten unberechenbar schlechter als das zu Tiflis und manche das gerade Gegentheil desselben.

Mannigfaltiges.

— Historisches Archiv der Franzosen. Von der bereits in diesen Blättern erwähnten Französischen Sammlung historischer Aktenstücke, die unter dem Titel Bibliothèque de l'école des chartes erscheint, ist kürzlich das vierte Heft herausgekommen. Der Inhalt desselben hat für die Freunde der älteren Geschichte und Literatur der Franzosen nicht minderes Interesse, als der der früheren Hefte. Man findet darin Nachrichten über ein altes Fränkisches Gedicht aus der Zeit des Königs Chilperich, so wie Proben daraus, mitgetheilt von Lenormand; ferner einen Bericht über die öffentlichen Auflagen in Gallien, seit der Begründung der Fränkischen Monarchie bis zu Ludwig dem Frommen, von Guerard; Bruchstücke einer Denkschrift über die Heereszüge der Normannen an den Ufern und im Norden der Loire, von P. de St. Aignan; Lieder aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert, mitgetheilt von Leroux de Lincy, und endlich ein Schreiben in der Französischen Vulgär-Sprache des 13ten Jahrhunderts, gerichtet an Alphons, Bruder des heiligen Ludwig, das für die südlichen Provinzen Frankreichs ein besonderes Interesse darbietet, indem darin das Projekt eines gewissen Barral des Baux besprochen wird, den Königen von Frankreich die republikanischen Gemeinden von Avignon und Arles auszuliefern.

— Abgedrungene Empfehlungsschreiben. Als Franklin Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris war, wurde er, wie dies Männern in seiner Stellung auch jetzt noch vorzukommen pflegt, häufig um Empfehlungsschreiben für seine Heimat angegangen, und zwar oft von Personen, die er gar nicht kannte. Für Fälle solcher Art hatte er ein eigenes Schema in Bereitschaft, das er auch, wenn die Leute sich durchaus nicht wollten abweisen lassen, zu ihrer eigenen Beschämung ihnen mitgab. Es lautete folgendermaßen:

„Paris, ... 177.

„Mein Herr! Ueberbringer dieses, der nach den Vereinigten Staaten reist, dringt in mich, ihm ein Empfehlungsschreiben mitzugeben, obwohl ich ihn bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt habe. Dies kömmt Ihnen vielleicht seltsam vor; aber ich versichere Ihnen, es ist hier nichts Ungewöhnliches. Manchmal trifft es sich, daß mir Jemand zu diesem Behufe von einem Anderen zugeführt wird, den ich ebenfalls nicht kenne; manchmal empfehlen sie sich auch gegenseitig. Was den Ueberbringer betrifft, so muß ich Sie hinsichtlich seines Charakters und seiner Bildung auf ihn selbst verweisen, indem er damit sicherlich besser bekannt ist, als ich es möglicherweise seyn kann. Ich empfehle ihn jedoch derjenigen Aufmerksamkeit, auf die jeder Fremde, von dem wir nichts Nachtheiliges wissen, gerechte Ansprüche hat; ja, ich zweifle nicht, daß Sie ihm alle Gefälligkeiten und Dienste erweisen werden, deren Sie ihn bei näherer Bekanntschaft würdig finden. Ich habe die Ehre zu seyn &c."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Montag den 5. Oktober 1840.

Italien.

Syrakus in alter und neuer Zeit.

„Du hast oft von Syrakus sprechen hören, der größten der iechischen Städte, der schönsten von allen", so beginnt Cicero eine ge Beschreibung, welche gewiß jeder klassisch gebildete Reisende t, der den Fuß auf die Ruinen von Syrakus setzt, wenn man ers die spärlichen Ueberreste des Alterthums, die sich hier noch finden, Ruinen nennen kann. Wenn von Syrakus, wie von lmyra, nur noch Ruinen übrig waren, wenn man, wie in Balbek, einem endlosen Labyrinthe zerstörter Tempel, umgestürzter Säulen herirrte, so würde man doch wenigstens eine Erregung finden, man entgegensieht, wenn man die Mauern der ehemaligen benbuhlerin Athens betritt. Unglücklicherweise macht die Umgeg von Syrakus keinen traurigen Eindruck. Die Ebene, welche Stadt umgiebt, gewährt einen fröhlichen Anblick; sie ist mit inen Hügeln, Getraidefeldern, Bohnenpflanzungen und Weinbergen eckt, in welchen Mandelbäume, Pomeranzen- und Feigenbäume hen. Kömmt man weiter, so stößt man freilich auf einige Ueber- von Amphitheatern und Katakomben, aber man gelangt bald der Insel Ortygia, auf welcher das jetzige Syrakus gelegen ist, kleine befestigte Stadt. Eine kleine, aber bewegliche Bevölkeg wogt in den zwei oder drei engen Hauptstraßen der Stadt und ab.

Die Geschichte der allmäligen Vergrößerung und des Falls von rakus hat einen gewissen philosophischen Anklang; man fühlt dies, ald man die kleine Insel Ortygia betritt. Zur Zeit der Grüng Roms kam ein gewisser Archias aus Korinth nach Sicilien. Sturm warf ihn ans Ufer, und mit Hülfe einiger Herakliden, ihn begleiteten, gründete er hier eine Stadt. Lange genügte die el Ortygia der Kolonie. Endlich aber wuchs die Zahl der Behner, und Syrakus dehnte sich auch auf den Isthmus aus, welcher der Insel zusammenhängt. Fünf ungeheure Stadtviertel erhoben allmälig. Die Insel war mit dem festen Lande durch einen mm und eine Brücke verbunden, und die ursprüngliche Stadt rde eine Burg, in welcher die Götter der Stadt, die todten und lebenden Könige Schutz fanden. Die Syrakusaner bauten sich den prächtigen Stadtvierteln von Akradina, Tycha, Epipolä und polis an. Rechts und links von Ortygia, welches der Brückenf der Stadt wurde, waren und sind jetzt noch zwei Häfen. Der , der große, welchen Virgil Sicaniae sinum nennt, hat eine und halbe Meile im Umfang: ehemals fanden hier ganze Flotten nahme und zogen gegen die Seemacht Karthago's und Athen's . Der Hafen war auf einer Seite durch die Insel Ortygia geossen, welche theilweise die Rhede bildet, auf der anderen durch Vorgebirge Plemirium, jetzt Plemirio, wo die Syrakusaner eine te errichtet hatten. Die Veste ist verschwunden, der Hafen verdet, und der Eingang, den ehemals eine Reihe an einander geidener Galeeren vertheidigte, ist jetzt nur durch einige unbedeutende rke geschützt. Der kleine Hafen, der sonst mit Marmor-Schälun- eingefaßt war, nimmt jetzt nur einige Handels-Briggs und kleine rken auf, welche Früchte, Wein und Getraide ausführen. Dieser ne Hafen, die schmutzigen und engen Straßen, welche die Insel tygia durchschneiden, die verlassenen Wälle, längs deren man die ntlichen Mädchen vor ihren Häusern in der Sonne liegen oder itarre spielen sieht, sind das jetzige Syrakus. Das große Syrakus seinen beiden Häfen, seinen Tempeln des Jupiter, der Fortuna, Konkordia, der Diana und Minerva, mit seinen Prytaneen, en Säulengängen und Theatern ist wieder auf die kleine Insel tygia zurückgekehrt, aus der es hervorgegangen war. Könnte bias nach 2500 Jahren wieder zur Erde zurückkehren, so würde die Stadt ungefähr so wiederfinden, wie er sie gegründet hatte; m daß sie sich noch erinnert, unter den Königinnen der Städte n Platz eingenommen zu haben.

Sobald man das Gebiet von Syrakus betritt, befindet man sich geschichtlichem Boden. Kömmt man von Catania und dem Fort gusta her, so findet man eine kleine Halbinsel und ein Vorgebirge, che Magnisi heißen und welche der gelehrte Cluver auf seiner rte des alten Siciliens, wenn ich nicht irre, Tapsus genannt hat. rt stiegen die Athenienser ans Land, als sie Syrakus angreifen llten. Dieser Ort, welcher in gleicher Entfernung von Syrakus Augusta gelegen ist, scheint sehr geeignet zur Anlegung eines en Lazareths für die Reisenden, welche aus dem Orient kommen. Als ich nach Neapel zurückgekehrt war, nahm ich mir die Freiheit, einer hohen Person die Vortheile auseinanderzusetzen, welche die Errichtung eines Lazareths auf Magnisi und eines anderen auf der Südküste des Königreichs Neapel haben müßte. Ein Lächeln belehrte mich, daß ich mich getäuscht, und aus der Antwort, die mir ertheilt wurde, ersah ich, daß es nicht genügt, ein Land aufmerksam zu durchreisen, um dessen Vortheile und Bedürfnisse zu würdigen. Die Antwort lautete: „Wozu sollte im Falle der Pest ein Lazareth dem Lande helfen, das jeder Küsten- und Gesundheits-Wächter der Ansteckung für einige Dukaten aussetzen würde?" — Dies ändert freilich die Sache. Ließe sich diese Bedenklichkeit beseitigen, so könnte der vortreffliche Hafen von Syrakus eine sehr wichtige Schiffs-Station und ein Stapelplatz für das Adriatische Meer, Morea, Aegypten und die Levante werden, während jetzt der ganze Handel sich auf die Ausfuhr von Wein, Oel, Getraide und Fischen beschränkt.

Das Monument des Marcellus steht am äußersten Ende dieses Isthmus. In dem Lande heißt die Säule, von welcher nur noch der große Untersatz steht und welche zum Andenken an den Sieg errichtet wurde, den Marcellus über die Syrakusaner davontrug, die Aguglia, die Nadel. Ein Erdbeben stürzte sie 1542 um. Sie ist das vollständigste der noch übrigen Denkmäler, wenn man den Tempel der Minerva auf Ortygia ausnimmt, der in eine christliche Kirche umgewandelt worden ist. Die Ueberreste dreier Säulen, welche unter dem Holzbau eines Hauses in der Straße Trabochetto verborgen sind, erinnern an den Tempel der Diana; ein Graben giebt den Platz der berühmten Quelle Arethusa an. Vierundzwanzig Säulen ohne Untersatz, welche in die Mauer einer Kirche eingemauert sind, werden für den erwähnten Tempel der Minerva ausgegeben. Zwei unförmliche Steine in einer Ebene am Ufer des Flusses Anape sind Alles, was sich von dem berühmten Tempel des Jupiter erhalten hat, dem Dionys der Aeltere den goldenen Mantel stahl, mit welchem Phidias den Gott umkleidet hatte. Der göttlichen Kallipyge endlich fehlt ein Arm, und kein Alterthumsforscher weiß, wo der reizende Kopf hingekommen ist.

Für denjenigen, der sich mit Ruinen begnügt und dessen Gelehrsamkeit oder Phantasie das Fehlende zu ergänzen wissen, enthält Syrakus immer noch viele bemerkenswerthe Ueberreste. Es ist schon erwähnt worden, daß die außerhalb der Insel Ortygia erbaute Stadt in vier Bezirke zerfiel. Der angesehenste war Akradina an der Meeresküste. Die Bevölkerung desselben soll auf 400,000 Seelen gestiegen seyn; ganz Syrakus hat jetzt nur 15,000 Einwohner. Eine sehr hohe Mauer trennte dieses Stadtviertel von Tycha und Neapolis; wenn man sich die Mühe giebt, kann man den Umkreis derselben noch auffinden. Auch findet man noch die Ueberreste von warmen Bädern, Ruinen des Palastes der sechzig Bäder, den Agathokles errichtet haben soll, und Inschriften in hinlänglicher Menge, um den Alterthumsforschern für Jahrhunderte Stoff zum Streiten zu geben.

In Tycha, dem benachbarten Stadtviertel, wohnten die reichen Leute. Da aber die Häuser auf Felsen gebaut waren, so bedurften sie keiner Grundmauern, und es ist fast keine Spur von ihnen geblieben. Am Ausgange von Tycha sind Steinbrüche; hier zeigt man eine kleine Grotte, die das Grabmal des Archimedes seyn soll. Cicero entdeckte d e Grabstätte des großen Geometers und erkannte sie an der Kugel und an dem Kreise, die über dem Eingange eingegraben sind.

In Neapolis findet man die Stätte des Tempels des Jupiter, des Theaters, des Amphitheaters, des Gefängnisses, das unter dem Namen des Dionysius-Ohres bekannt war, und eine in den Felsen gehauene Grotte, Linseo genannt, weil hier Hymnen zu Ehren Apollo's gesungen wurden. Vom Tempel des Jupiter sind, wie schon bemerkt, nur drei Säulenstücke übrig. Das Theater bestand, wie alle alte Theater, aus kreisförmigen Stufen. Ehemals waren sie mit Marmorplatten bekleidet; jetzt stehen hier zwei Mühlen. Das Amphitheater ist, wie das Theater, in einen Felsen gehauen. Tacitus erwähnt, daß unter Nero ein Senatsbeschluß erlassen wurde, welcher den Syrakusanern das Recht verlieh, eine größere Anzahl von Gladiatoren zu unterhalten. Das Amphitheater, in welchem dieselben kämpften, verdiente den Senatsbeschluß nicht. Das Dionysius-Ohr ist eine Aufeinanderfolge von Höhlen, die in der That Aehnlichkeit mit der Gestalt eines menschlichen Ohres hat. Die Höhle, welche eine vollkommene Parabel bildet, war von Natur mit einer Tropfsteinlage überdeckt, welche die Fortpflanzung des Schalls sehr beför-

dert. Ich weiß nicht, ob die Gefangenen, deren Geheimnisse Dionys belauscht haben soll, ihre Klagen lauter ertönen ließen als die Cicerone's jetzt ihre Stimme; aber das Ohr des Dionys schien mir etwas taub.

In Neapolis, dem neuen Stadtviertel des alten Syrakus, war natürlich die Stelle des Theaters. Das Theater war bekanntlich bei den Alten nicht nur dem Vergnügen und den scenischen Darstellungen geweiht, sondern hier wurden auch die politischen Fragen erörtert. Die Bürger versammelten sich hier, um sich über die Staats-Angelegenheiten zu berathen. Der alte Circus, der drei Stockwerke hoch ist, war also der Schauplatz aller wichtigen Begebenheiten der Stadt. Dort stattete Gelo den Einwohnern Bericht von seiner Verwaltung ab, dort forderte Agathokles Rechenschaft für das vergossene Blut und die Niedermetzelung der besten Bürger, dort ertheilte Timoleon dem Volke seine Rathschläge, nachdem er seine Ketten zerbrochen. Hier führten die Syrakusaner die gefangenen Athenienser her und ließen sie die Tragödien des Euripides hersagen. Diese Erinnerungen wiegten uns auf den zerbröckelten Steinen und zerfallenen Stufen, auf denen jetzt eine Mühle steht, in süße Träumereien ein. Diese Entweihung des Ortes brachte sogar noch einen gewissen melancholischen Reiz hinzu. Der Genius der großen Griechischen Tragiker, der Pomp der antiken Dichtungen, die großartige Erscheinung der Chöre, die Beredsamkeit und die Seelengröße der Staatsmänner und Kriegsführer waren längst entschwunden, aber die Zeit hatte die steinernen Stufen mit fruchtbarer Erde bekleidet, aus welcher große Bäume emporschossen. Zugleich stürzte aus dem oberen Stockwerke das Wasser einer Sarazenischen Wasserleitung, welche die Mühle trieb, brausend hernieder und überschäumte das alte Denkmal. In der Ferne eröffnete sich noch die Aussicht auf das Meer, den Meerbusen, die Ebene. Auf einer Säulenplatte des Theaters sind die Worte eingegraben *ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΦΙΛΙΣΤΙΔΟΣ*. Den Rest verdeckt eine Mauer, an welche sich die Mühle anlehnt. Der Ritter Landolina wollte die Mauer auf seine Kosten abreißen lassen, konnte aber nicht die Genehmigung der Regierung erhalten. Die Inschrift setzt die Gelehrten in Verzweiflung. War die Königin Philistis eine Beherrscherin von Syrakus, welche die Geschichte vergessen hat, oder bezeichnet der Titel Basilissa bloß eine Oberpriesterin des Bachus? Hierüber ist man nicht im Klaren, aber viele Münzen, welche denselben Namen führen und eine Frau von großer Schönheit darstellen, sind bei Nachsuchungen gefunden worden. Dieselben sind übrigens zu verschiedenen Zeiten geschlagen worden.

Links vom Theater ist ein Weg, der durch zwei Reihen Gräber gebildet wird; er führt zu einem anderen Wege und zu Felsen-Hügeln, in welche Grabhöhlen eingehauen sind. Auf einem philosophischen Spaziergange entdeckte hier Cicero das Grabmal des Archimedes. Verfolgt man der Weg, den Cicero ging, so gelangt man zum Stadtviertel Epipolä und zu den Latomien oder Steinbrüchen. Diese dienten den Lebenden als Begräbnisse, wenn sie das Unglück hatten, einem Despoten zu mißfallen, und man zeigt hier noch die Höhle, nach welcher der Philosoph Philoxenes zurückzugehen verlangte, als Dionys ihm seine schlechten Verse vorlas. An der Stelle der alten Burg, welche die neue Stadt auf dieser Seite schloß, steht das Dorf Belvedere; von der jetzigen Stadt ist dasselbe zwei Meilen entfernt. Die Steinbrüche sind von ungeheurer Ausdehnung. Man findet deren in allen alten Stadtvierteln, die außerhalb der Insel Ortygia lagen. Dionys hatte zwölf Gefängnisse zu seiner Verfügung, welche nichts Anderes als Steinbrüche oder unterirdische Gänge sind. Man versichert, daß einer dieser Gänge nach Ortygia führte, und daß eine Abtheilung Fußvolk darin mit Helmen und Lanzen aufrecht gehen konnte. Von diesen Höhlen dienen einige den Seilern zur Bearbeitung des Hanfes, andere sind bloß offene Gruben; in einer haben die Kapuziner ein schönes Kloster errichtet, zu welchem ein unterirdischer Garten gehört, dessen Wände eine Höhe von mehr als 33 Mètres haben. In dem Garten blühen Granatbäume, Reben und Pomeranzen. Der Steinbruch, in welchem das Kloster liegt, heißt Palombino. Die größten dieser Katakomben ziehen sich unter Akradina fort in drei parallelen halbkreisförmigen Linien. Diejenige, welche den Namen San-Giovanni führt, ist eine förmliche Stadt. Die Straßen, Plätze, Kreuzwege dieser Todtenstadt dehnen sich in endloser Länge aus; man geht fortwährend durch zwei Reihen Nischen, in welche zahllose Grabmäler eingegraben sind. Die Grabmäler stehen immer in Gruppen zusammen und bilden Grabkammern, die den verschiedenen Familien angehörten. Sie sind ohne Zierrath und auf eine gleichförmige Weise in die Felsen eingehauen. Unter jedem Grabmal ist eine offene Bogenwölbung angebracht, durch welche der Blick in den parallelen Grabweg hindurchdringt. Alle sind so breit, daß ein Wagen hindurchfahren kann, und die religiösen Ceremonien, welche sonst hier stattfanden, müssen einen wunderbar großartigen Charakter gehabt haben. In Ermangelung architektonischer Verzierungen, sieht man hier Inschriften, Zahlen, Votiv-Gegenstände, welche verschiedene Jahrhunderte dargebracht haben. Die Grabschriften haben die Antiquare abgenommen, und man muß sie im Museum von Syrakus suchen.

Das Stadtviertel Tycha, welches zwischen Akradina und Epipolä gelegen war, beherbergte die unteren Volksklassen, die Gladiatoren und Händler. Hier stand der Tempel der Fortuna, hier das Haus, welches der Senat und das Volk ihrem Befreier Timoleon geschenkt hatten. In Ortygia hausten in schönen Tempeln Diana und Minerva. Der letztere steht noch, wie schon bemerkt, und ich wohnte in demselben einer feierlichen Messe nach der Entfernung der Cholera bei, welche die Bevölkerung von Syrakus um die Hälfte vermindert hatte. Beim Ausbruche der Krankheit fand ein Volksaufstand statt; viele Unglückliche, welche beschuldigt wurden, das Volk vergiftet zu haben, wurden gemordet, und der blutdürstige Haufe blieb einige Tage in Besitz der Stadt, in welcher der General Tanzi mit einer Garnison von 400 Mann lag. Ein Ausfall aus dem festen Schlosse würde gewiß genügt haben, die Barrikaden in der Hauptstraße zu zerstören und die Aufrührer zu zerstreuen, die durchaus keine politische Absichten hatten und das Werk der Zerstörung unter dem Rufe Viva el Re e santa Lucia! (Lucia heißt die Schutzheilige von Syrakus) vollbrachten. In Augusta fand ein ähnlicher Aufstand statt, aber der Oberst Bagni, ein entschlossener Mann, wußte durch einen kräftigen Angriff den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen. In Ermangelung eines solchen Mannes war Syrakus nicht nur der Wuth der Krankheit, sondern auch dem zügellosen Schalten eines entfesselten Pöbels ausgesetzt. Eine Kanonier-Schaluppe, welche den Hospitälern den nöthigen Bedarf zuführte, wurde geplündert und verbrannt. Das Schloß wurde blokirt, und lange Zeit hindurch waren die Kranken sich selbst überlassen. Orgien, Ausschweifungen, Gewaltthätigkeiten nahmen immer mehr überhand, und die Unordnung schien nicht weichen zu wollen, als dieselbe plötzlich wie auf einen Zauberschlag aufhörte, ehe noch der General del Caretta, der mit der Vollmacht des alter ego bekleidet war, sich der Stadt genähert hatte. Dafür nun, für die Wiederherstellung der Ruhe und das Verschwinden der Krankheit, brachten wir an einem schönen Novembermorgen in dem Tempel der Minerva zu Syrakus dem Himmel unseren Dank dar.

Der Bischof von Syrakus und der General, Fürst Pignatelli Monteleone, der neue Militair-Kommandant der Stadt, wohnten dieser Messe bei; die anderen Behörden waren aber abwesend. Ich fragte, wo sie wären; man sagte mir, in der Verbannung. Später erfuhr ich, daß dieselben nicht verbannt, sondern nach Noto versetzt worden waren. Folgendes war der Grund dieser strengen Maßregel. Als der Marquis del Caretta in Syrakus eintraf, fand er die Ordnung und Ruhe wiederhergestellt. Eine Bürgergarde hatte sich freiwillig organisirt und den Pöbel in seine Schranken gewiesen. Obschon nun der Aufstand durchaus keinen politischen Charakter gehabt, so hielt es der Marquis del Caretta doch für angemessen, die Stadt Noto zum Hauptort des Bezirks zu erheben. Demgemäß erhielten das Metropolitan-Kapitel, die Gerichtshöfe, der Intendant Befehl, sich nach dieser kleinen Stadt zu begeben, welche einen oder zwei Paläste, drei oder vier schöne Kirchen und kaum 100 Häuser enthält. Der alte und kranke Bischof entschloß sich nur nach langem Bedenken zu dieser Reise, als er aber die Wohnung sah, die ihm statt seines prächtigen Palastes zu Syrakus bestimmt war, kehrte er augenblicklich nach seiner alten Residenz zurück. Der Intendant, welcher einen schönen Palast in Noto besaß, war am besten daran. Am übelsten ging es den Beamten. Theilweise hatten sie ihren Sitz in dem einzigen Kaffeehause des Orts aufgeschlagen, welches aus einem schmutzigen und engen Zimmer bestand. Andere wohnten in zerfallenen Häusern, welche bis jetzt bloß die Maulthiertreiber und ihre Thiere beherbergt hatten. Andere, die noch unglücklicher waren, irrten in der Sonnenhitze auf den weitläufigen Plätzen der großen Stadt umher. Einen Augenblick glaubte ich mich nach Pontoise versetzt, zu der Zeit, wo der Kanzler Maupeou das Parlament hierher verbannt hatte, aber im Vergleich zu Noto ist Pontoise eine Hauptstadt, und die Mitglieder desselben waren doch nicht genöthigt, weil kein Weg vorhanden war, sich zu Pferde nach dem Ort ihrer Verbannung zu begeben, auf einem Billarde zu schreiben und auf Stroh zu schlafen. Die Sicilianischen Richter und Beamten, die man so von einem Orte nach dem anderen transportirte, sind absetzbar. Indessen ist der Code Napoléon auf der Insel in Kraft, aber nur theilweise. Die Geschworenen und Gerichte sind abgeschafft worden, aber die Oeffentlichkeit der Gerichts-Debatten und die Formen der Französischen Gerichtshöfe hat man beibehalten. In Folge der Aufstände, welche beim Ausbruch der Cholera stattfanden, wurde der Cassationshof nach Neapel verlegt. Bis dahin hatten die Sicilianer, welche sehr prozeßsüchtig sind, das Vorrecht gehabt, daß ihre eigenen Gerichtshöfe in letzter Instanz entschieden. Wenn sie jetzt eine Menge Instanzen durchgemacht haben, nämlich die Schiedsrichter, die Bezirks-Gerichte, die Instructions-Gerichte, die Civil-Gerichte, die Ober-Kriminal-Höfe, die Ober-Spezial-Höfe, die Ober-Civil-Höfe, so müssen sie noch in Neapel Recht suchen.

Sicilien ist in sieben Intendanzen oder Thäler getheilt, die Thäler zerfallen wieder in Bezirke. Der Intendant nimmt dieselbe Stelle wie der Französische Präfekt ein. An der Spitze der Gemeinde steht ein Syndikus, welcher dem Französischen Maire zu vergleichen ist. Er hat zwei Adjunkten (eletti), einen Schatzmeister und einen Archivar. Der Gemeinde-Rath, welcher Dekurionat heißt, besteht aus zehn bis dreißig Mitgliedern, je nach der Größe der Gemeinde. Das Dekurionat entwirft das Budget nach dem Vorschlage des Syndikus und unterzieht dessen Amtsführung jährlich einer Prüfung. Während dieser Prüfung wird der Vorsitz dem ältesten Dekurionen übertragen. Das Munizipal-System stützt sich vorzüglich auf den Adel und die unteren Volksklassen, welche in demselben eine Unterstützung gegen den wachsenden Einfluß der Advokaten, Kaufleute und Bürger finden. Die alte Aristokratie bemüht sich, in den Gemeinden den Einfluß wiederzugewinnen, den sie durch die Abschaffung des Lehns-Systems eingebüßt haben. Den Intendanzen steht ein Provinzial-Rath zur Seite, der 15 Mitglieder zählt; nur in Palermo 20. Dieser Rath versammelt sich alljährlich, und die Sitzungen dauern 20 Tage. Der Intendant eröffnet dieselben und legt alle auf die Verwaltung bezügliche Aktenstücke vor. Außerdem giebt es noch einen Intendanz-Rath, der die Rechnungen aller Verwaltungs-Beamten, sogar die des Intendanten untersucht. Der König ernennt die Intendanten, die General-Secretaire und die Intendanz-Räthe, so wie die Präsidenten der Provinzial-Räthe. Alle vier Jahre entwerfen die Intendanten die Listen derjenigen, die zum

kurionat wahlfähig sind. Sie werden aus den Grundbesitzern, ufleuten und Handwerkern genommen, welche ein Einkommen von igen hundert Franken haben. Der König wählt aus dieser Liste Dekurionen der Gemeinden, welche mehr als 6000 Einwohner en; für die nicht so stark bevölkerten übernimmt der luogo-tenente ice-König) diese Verpflichtung. Die Kandidaten zu den Aemtern Syndikus und Adjunktus wurden vom Dekurionat aus der Liste Wahlfähigen gewählt. In den Gemeinden Palermo, Messina und tania hat der König das Recht, diese Stellen zu besetzen. In den meinden, die weniger als 3000 Bewohner zählen, übt der luogo-ente dasselbe, in den anderen die Intendanten. Konflikte zwischen Gerichtsbarkeit und der Verwaltung entscheidet der luogo-tenente, die Appellationen gegen die Entscheidungen der Intendanz-the in Verwaltungs-Angelegenheiten gehen an den Rechnungs- zurück, der auch die Rechnungen aller Verwaltungs-Behörden ft.

Doch kehren wir wieder zu dem Tempel der Minerva, der jetzt n Dienste des wahren Gottes geweiht ist, und von dem wir uns en zu lange entfernt haben, zurück. Der Tempel hat sich im gan- Glanze seiner schönen Verhältnisse erhalten. Er ist zu groß für jetzige Syrakus und würde nöthigenfalls die ganze Bevölkerung nehmen. Nähert man sich demselben durch eine enge Straße, so t man eine geschmacklose Façade. Die christlichen Architekten einer barischen Zeit, haben wahrscheinlich geglaubt, daß ein edles anti- Pronaon nicht als Vorhalle einer rechtgläubigen Kirche dienen ne. Glücklicherweise haben sie das graziöse und regelmäßige Paral-ogramm des alten Gebäudes nicht ganz verunstalten können. Die iten waren mit herrlichen kannelirten Säulen im einfachen Dori-n Style geschmückt. Da die modernen Baukünstler die Säulen ht niederreißen konnten, so haben sie dieselben in dicke Mauern geschlossen. Im Inneren der Kirche haben sie dagegen aus den tten Wänden der antiken Cella Pfeiler und Bogenwölbungen aus-auen. Endlich ist der untere Theil des Tempels in die Erde ge-ken, und von den fünf Stufen, welche zum Heiligthum der Mi-va hinaufführten, sind nur noch zwei zu sehen. Dasselbe ist wenig-s auf eine würdige Weise gefallen. Der Konsul Marcellus, der Syrakusaner während der Libationen und Ausschweifungen des tes der Minerva überfiel, legte zuerst Hand an die Schätze des mpels. Die Bas-Reliefs von Elfenbein, die goldenen Thürangeln Nägel, die Bildnisse der Tyrannen, die Statuen gingen bei der ünderung der Stadt verloren, und was Marcellus übrig ließ, fiel ter in die Hände des Prätors Verres, den Cicero's beredte Prosa Jahrhunderten der jugendlichen Entrüstung aller Schulen über-fert hat.

Geht man nach dem Walle zu, so findet man auf der äußersten pitze der Insel, nicht weit vom Tempel der Minerva, einen in der schichte nicht weniger berühmten Ort, die Quelle der Arethusa. er hat nicht im Ovid und im Lucian die allerliebste Geschichte der chtsamen Nymphe Arethusa gelesen, welche unschuldig und glück- in den Gefilden von Elis lebte, als ein frecher und liebe-brannter Flußgott, der ungestüme Alpheus, sie unter ihren Schwe-rn bemerkte und sie verfolgte! Diana erbarmte sich ihrer und ver-andelte sie in eine Quelle, als der Flußgott sie in seine Arme schloß; ethusa floh weiter, um den Fluthen zu entgehen, die der verliebte ott ausschüttete und die er mit ihren Wellen vereinigen wollte. pheus) immer hinter ihr her, stürzte bei Olympia unter die Erde d setzte ihr im Meere nach, bis zur Insel Ortygia, wo Arethusa e Zuflucht fand. Der Alpheus fließt in geringer Entfernung vom oßen Hafen von Syrakus, in welchen die Quelle Arethusa sich gießt. Die Reinheit der Arethusa hat furchtbar gelitten, zunächst rch das Eindringen des Meerwassers, welchem die vielen Erdstöße usend unterirdische Zugänge zu der Quelle eröffnet haben, und odurch deren Fluthen einen salzigen Geschmack angenommen haben. eht man rasch vor einigen schlechten Häusern vorüber, vor denen h Nymphen zeigen, die nicht würdig sind, an einem Orte zu leben, elcher der Diana geweiht war, so gelangt man zu einer hohen, lbeingestürzten Brustwehr und zu einem Graben voll schlammigen Wassers. Man fühlt sich versucht, rasch weiter zu eilen, aber der ührer erlaubt es nicht, denn diesen Ort haben Pindar, Bion, Mo-chus und Virgil besungen. Es ist ein schrecklicher Anblick; hier eichen Gerber ihre Felle, hier reinigen die Wäscherinnen ihre hmutzige Wäsche.

Setzen wir unseren mythologischen Ausflug fort, so stoßen wir uf eine andere eben so verwandelte Nymphe. Diese lebte in den Gefilden des Aetna, wo Pluto die Proserpina raubte. Cyane war ne Gefährtin der Proserpina; sie wollte sich deren Entführung iderseßen und machte sich dem Räuber so lästig, daß er sie in eine Quelle verwandelte. Wie sie von den Höhen von Castrogiovanni n dieses Ende der Insel gelangte, weiß man nicht, aber man kann jeden Tag sich in die Arme des Flusses Anapo stürzen und mit m dem Meere zueilen sehen. In der Nähe sind einige Säulenreste, e einzigen Ueberbleibsel des Tempels des Jupiter Urius, den die Syrakusaner an der Stelle errichteten, wo sie die Karthagenienser schlu-en. Das Wasser des Anapo ist von großer Klarheit, und der Schatten der Bäume, welcher auf denselben niederfällt, verleiht ihm ine solche Durchsichtigkeit, daß man den Sand und die Kiesel auf em Boden wahrnimmt. Fährt man den Anapo weiter hinauf, so eht man ihn sich in zwei Arme theilen. Der kleinste wird durch ie alte Cyane gebildet, die das Volk die Pismotta nennt. Hier indet man eine Ueberraschung. Ein Wald langer, zarter und grüner Pflanzen steigt aus dem Wasser auf; die Stengel sind dreieckig; die inen tragen kleine Zwiebeln von ovaler Gestalt, die anderen runde, ausgehöhlte Blüthenstauden, welche in goldfarbene Spitzen von un-endlicher Zartheit auslaufen. Diese Pflanzen, welche schon 6 Fuß groß seyn müssen, um an die Oberfläche des Wassers zu gelangen, überragen dieselbe oft noch um 10 Fuß. Diese Riesenpflanze ist die Papyrus-Staude. Man glaubt, daß dieselbe durch Ptolemäus Phi-ladelphus nach Sicilien geschickt wurde, und zwar zur Zeit des Hiero. Der Ritter Landolina hat aus den Papyrus-Pflanzen des Flusses Cyane Papier gemacht und auf dieses ein Cirkular an die Euro-päischen Gelehrten geschrieben.

Ich verließ Syrakus, wo die Ruinen und Erinnerungen mich fast zu sehr interessirten, und machte mich nach Noto auf den Weg. Die Ruhe war in Sicilien wieder ziemlich hergestellt, und es blieb nur noch ein Heerd des Aufruhrs in dem Thale Modica, in welches sich der Marchesino von San-Giuliano geflüchtet haben sollte. In diesem kleinen Thale hatte sich eine Guerilla-Bande gebildet. Der Wunsch, das Ende dieses Aufstandes zu sehen, zog mich dorthin. Ich durchwanderte die sandige und unfruchtbare Ebene, welche sich längs des Meeres bis Noto hinzieht. Ohne mich hier aufzuhalten, setzte ich den Weg durch das Gebirge nach Modica fort. Modica ist eine schöne Stadt mit schönen Kirchen und vielen Klöstern. Die Gemüther waren aufgeregt, die Stadt ruhig. Man befürchtete die Bewegungen im Thale, aber ich konnte mich bald überzeugen, daß diese Besorgnisse ungegründet waren, denn als ich bei der Landspitze von Alga anlangte, segelte eine Speronare, beladen mit Flüchtlingen, ab. Seitdem haben in Sicilien keine Unruhen stattgefunden, und es hängt nur von der Regierung ab, die Ordnung fest zu begründen.

(R. d. d. M)

Frankreich.

Die letzten Camisards.

(Fortsetzung.)

De l'Estrade warf sich auf den Ersten, den er vor sich sah, und ohne sich seines Degens zu bedienen, gab er ihm einen heftigen Faust-schlag; Ravanel, denn er war es, machte betäubt einen Schritt rück-wärts und fragte den Offizier nach der Ursache dieses sonderbaren Angriffs; zugleich rief Barnier: „Laßt ihn nicht los, Herr von l'Estrade, es ist Ravanel.“ — „Nun ja, ich bin Ravanel“, sagte der Camisard; „ist das so viel Lärmens werth?“ Indem er dies sprach, wollte er nach seinen Waffen springen, aber de l'Estrade und Bar-nier ließen ihm keine Zeit dazu, und über ihn herfallend, warfen sie ihn nach einem Kampfe von vier bis fünf Minuten nieder, während dessen man auch seine zwei Gefährten festgenommen hatte; alle Drei wurden sogleich nach dem Fort geführt, wo man sie streng bewachte.

Der Marquis von Sandricourt sandte sogleich einen Courier ab, um den Herzog von Berwick und Herrn von Baville von dem wichtigen Fang, den er gemacht, in Kenntniß zu setzen, und Beide hatten darüber eine so große Freude, daß sie am folgenden Tage in Nimes eintrafen. Sie fanden die ganze Bevölkerung in Aufregung; jede Straßenecke wurde von Soldaten mit vorgestrecktem Bajonett bewacht, und die Hausthüren und Stadtthore waren ge-schlossen; ohne schriftliche Erlaubniß Sandricourt's durfte sie Niemand verlassen. Während des 20sten und in der ganzen Nacht vom 20sten zum 21sten verhaftete man mehr als funfzig Gefangene, unter ihnen Alison, den Kaufmann, bei welchem man Ravanel, Jonquet und Villas gefunden, Delacroix, Alison's Schwager, der, als er den Lärm bei Ravanel's Verhaftung hörte, sich auf das Dach geflüchtet, wo man ihn erst am folgenden Tage fand, Jean Lauze, welcher an-geklagt war, Ravanel's Essen bereitet zu haben, die Mutter dieses Lauze, eine Witwe, Tourelle, ihre Magd, den Wirth vom „goldenen Becher“ und einen Prediger, genannt la Jeunesse.

Aber so groß auch die Freude des Marschall Berwick, des Mar-quis von Sandricourt und des Herrn von Baville war, sie war nicht vollständig; der gefährlichste der Rebellen fehlte noch: Catinat, dessen Schlupfwinkel zu entdecken nicht gelungen war. Da erließ der Marschall Berwick eine Bekanntmachung, worin er dem, der Catinat ausliefern oder seine Gefangennehmung bewirken würde, hundert Louisd'or versprach, zugleich dem, der ihn bisher verborgen, Gnade zusagend, wenn er ihn vor der allgemeinen Durchsuchung, die in allen Häusern vorgenommen werden sollte, angebe, während nach angefangener Untersuchung der Herr des Hauses, in welchem man ihn fände, auf der Stelle an seiner Thür aufgehängt, seine Familie eingekerkert, seine Güter konfiszirt und sein Haus ohne weitere Prozeßform niedergerissen werden solle.

Diese Proclamation wirkte: denn sey es, daß der Herr des Hauses, das Catinat zur Zuflucht diente, eingeschüchtert durch diese Bekanntmachung, ihn bat, es zu verlassen, oder daß Catinat selbst lie-ber versuchen wollte, die Stadt zu verlassen, als daselbst eingeschlossen bleiben, eines Morgens trat er in einen Barbierladen, ließ sich rasiren und das Haar ordnen nach der Art der Edelleute, deren Kleid er trug; dann aus dem Laden mit wunderbarer Sicherheit heraus-schreitend, durchstreifte er die Stadt, und den Hut in die Augen ge-drückt, ein Papier in der Hand, näherte er sich dem Thore Saint-Antoine; er war nahe daran, es zu passiren, als ein Garde-Capitain, Namens Charreau, durch einen seiner Kameraden aufmerksam ge-macht, der mit ihm plauderte und, als er Catinat kommen sah, arg-wöhnte, daß dieser Mensch fliehen wolle, ihm den Ausgang versperrte; Catinat fragte ihn, was er ihm zu sagen oder mit ihm abzumachen habe; Charreau antwortete, er werde ihm in der Wache antworten, wenn er sich die Mühe geben wolle einzutreten: da jede Erklärung Catinat unangenehm seyn mußte, so suchte er mit Gewalt durchzu-kommen; aber Charreau ergriff ihn beim Kragen, der andere Offizier leistete ihm Beistand, und Catinat, als er sah, daß jeder Widerstand nicht bloß unnütz, sondern ihm noch schädlich werden könne, ließ sich in die Wachtstube führen.

Seit einer Stunde befand er sich daselbst, ohne daß einer von denen, welche die Neugierde herbeigezogen, ihn erkannt, als einer von den Besuchern im Weggehen bemerkte, dieser Mann scheine ihm Catinat sehr ähnlich zu seyn; dies hörten einige Kinder in der Nähe, und sofort liefen sie durch die Straßen und schrieen: Catinat ist gefangen, Catinat ist gefangen! — Diese Nachricht zog eine bedeutende Menge nach der Wache, und unter dieser Menge war ein gewisser Anglejas, der, nachdem er den Gefangenen genauer betrachtet, sagte, daß er ihn wiedererkenne, und daß dies wirklich Catinat sey.

Sofort wurde die Wache verstärkt und der Gefangene durchsucht. Ein Psalmenbuch mit silbernem Schloß und ein Brief, den man bei ihm fand, mit der Aufschrift: „An Herrn Maurel, genannt Catinat", ließen keinen Zweifel übrig; überdies gestand der Gefangene selbst, um den lästigen Nachsuchungen ein Ende zu machen, er sey Catinat. Sofort wurde er unter guter Eskorte nach dem Palais geführt, wo Herr von Baville mit dem Landgericht an Ravanel's, Villas' und Jonquet's Verurtheilung arbeitete. Als er diese Nachricht erfuhr, war der Intendant so erfreut, daß er, noch nicht an einen so wichtigen Fang glaubend, aufstand und ihm entgegenging, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es Catinat selbst sey. Aus dem Palais wurde Catinat zu dem Herzog von Berwick geführt, der verschiedene Fragen an ihn richtete, die Catinat beantwortete; dann sagte der Gefangene dem Marschall, er habe ihm etwas Wichtiges im Geheimen zu sagen. Der Herzog scheute sich nicht, mit Catinat unter vier Augen zu bleiben, ließ ihm aber vorher die Hände fest binden und befahl Sandricourt, sich nicht zu entfernen. Als er mit dem Marschall und Sandricourt allein war, schlug Catinat die Auswechselung seiner Person gegen die des Marschall Tallard vor, der Kriegsgefangener in England war, indem er hinzufügte, daß, wenn man hierein nicht eingehe, der Marschall Tallard dieselbe Behandlung erfahren würde, wie er selbst. Herr von Berwick, bei der aristokratischen Gesinnung, in der er auferzogen war, fand diesen Vorschlag so unverschämt, daß er ihm sogleich antwortete: „Wenn Du keinen besseren Vorschlag zu machen hast, so verspreche ich Dir, daß Du in einigen Stunden nicht mehr auf dieser Welt seyn wirst." Demgemäß schickte der Marschall den Catinat in das Palais zurück, wo sein Prozeß in der That sogleich beendigt ward. Der der drei Anderen war schon fertig, und es fehlte nur noch das Urtheil. Catinat und Ravanel, die Schuldigsten, wurden verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden; einige Räthe hatten dafür gestimmt, daß Catinat von vier Pferden zerrissen werde; aber die Majorität hatte für das Feuer gestimmt, weil diese Strafe „länger, heftiger und schmerzlicher sey, als das Zerreißen."

Villas und Jonquet wurden verurtheilt, lebendig gerädert zu werden, doch mit dem Unterschied, daß der Letztere lebend in den Scheiterhaufen Catinat's und Ravanel's geworfen werden solle. Ueberdies sollte noch jeder von den Verurtheilten auf die ordentliche und außerordentliche Folter gelegt werden. Catinat, der von heftigem Temperament war, ertrug sie mit Muth, aber indem er seine Henker verwünschte. Ravanel benahm sich mit einer übermenschlichen Standhaftigkeit, so daß die Henker zuerst müde wurden. Jonquet sprach wenig oder verrieth unbedeutende Dinge. Villas dagegen gestand, daß die Verschworenen beschlossen hätten, den Marschall und Herrn von Baville auf der Promenade zu entführen, und daß dieses Komplott bei einem gewissen Boëton de Saint-Laurent d'Aigoze, der zu Milhaud in Rouergue wohne, geschmiedet worden.

Indeß hatten alle diese Torturen und Verhöre die Sache in die Länge gezogen, so daß, als Scheiterhaufen und Schaffot bereit standen, die Nacht schon anbrach, daher der Marschall die Hinrichtung auf den folgenden Tag verschob, indem er nicht wollte, daß eine so wichtige Execution bei Fackelschein stattfände, damit, wie Brueys sagt, die Uebelgesinnten unter den Reformirten, wie dies schon geschehen war, nicht behaupten könnten, die Verurtheilten, die man zum Tode führe, seyen gar nicht die Personen, die man in Händen zu haben geglaubt, und damit alles Volk sehen könne, daß die, welche man hinrichte, wirklich Catinat, Ravanel, Villas und Jonquet seyen. Aber wahrscheinlicher ist es, daß Berwick und Baville einen Aufstand fürchteten: der Beweis dafür ist, daß sie, statt die Hinrichtung auf dem gewöhnlichen Platz vollziehen zu lassen, das Schaffot und den Scheiterhaufen dem Glacis des Forts gegenüber errichten ließen, damit die Besatzung im Falle eines Aufstands gleich bei der Hand sey. (Schluß folgt.)

A e g y p t e n.

Baumwollene Waffe der Engländer gegen Mehmed Ali.

Ein humoristisches Wort in ernster Sache.

Es ist ein wahrer Triumph der civilisirten Ausdauer, wenn man sieht, welche auffallenden Schritte die Engländer seit zehn Jahren thun, um einen Platz an den „Fleischtöpfen Aegyptens" zu erhalten. Diese Fleischtöpfe, deren Schmackhaftigkeit den Israeliten in der Wüste eine so rührende Erinnerung war, reizen den Gaumen der armen Engländer noch mehr, wenn sie nach langen Reisen von und nach Indien sich im Delta ein wenig ausruhen und etwas zu sich nehmen wollen. Aber der Koch, der jetzt diese Speisen zubereitet, ist noch ungastlicher als die alten Aegypter, die, wie Klio's böse Zunge darthut, die Gastfreundschaft zu den vielen Tugenden rechneten, welche sie nicht besaßen, und will für Geld und gute Worte, auf Schlechtmachen und Bangemachen nichts herausgeb[...] Leuten gestattet er wenigstens, in die Küche einzutreten [...] Dufte der Speisen zu laben; die Briten hingegen läßt [...] über die Schwelle, und sind sie endlich einmal zugelassen [...] sie doch, bei Strafe, erklecklich auf die Finger geklopft [...] nichts berühren.

Gegen diese Ungeschlachtheit zeigten sie anfangs [...] müthliches Verfahren. Sie verklagten den groben [...] seinem Brodherrn mehrere Jahre hindurch, und dieser [...] etwas wenigem Zittern, dem Diener, er solle die [...] Zukunft nicht ohne einen guten Bissen vorbeigehen lassen [...] Ali weinte beim Empfange dieses mit gebührender [...] ausgesprochenen Willens des Herrn Thränen der weitau[...] Ergebenheit, Thränen, wie sie sein Nachbar, das Krokodi[...] pflegt, ehe es auf seine Beute stürzt. Alle Stadien au[...] Rechtens waren nach und nach durchlaufen, der Pro[...] Konstantinopel gewonnen; es wurde auch ein Exekut[...] reicher Eskorte nach Alexandrien geschickt, dem Trotzigen [...] der Folgsamkeit begreiflich zu machen; aber ach! Exeku[...] folge steckten sich unter Eine Decke mit Verklagtem.

Das war zu viel! Die tiefbeleidigten Engländer [...] Leder. Aber wie beträgt sich Mehmed Ali hierbei? [...] er [...] kommt Ihr mir gerade recht", sagt der unverbesserliche [...] denn Alexander der Große umsonst mein Landsmann*), [...] jeder Drohung das Herz abhanden kommen soll? Hat [...] Stadt mir bloß deshalb zur Residenz gebaut, damit [...] Straße sechs Buden von Trödlern aus London und [...] figuriren lasse? Oder hat etwa sein späterer Kollege, [...] nicht Recht gehabt, als er sagte, von diesen Pyra[...] auf uns Aegypter viertausend Jahre herab, die ni[...] spaßen lassen? Nein, eine Gewalt ist die andere werth, [...] ist groß!" Man sagte dem Pascha, die Engländer [...] Syrien die Zufuhr abschneiden; da antwortete er, er [...] Schiffe der Wüste, welche vor den Feinden sicher sey[...] 10,000 Kameele, die durch die Wüste nach Syrien alle[...] führen. Man sagte ihm, die Engländer würden seine [...] Kanonen à la Paixhans zerstören; da soll er spöttisch erw[...] „Ich glaube seit 73 Jahren an den wahren Allah und [...] in meinem 74sten anfangen, an Allah Paixhans zu glau[...]

Indessen die Englische Politik ist klüger als sie [...] hat im Stillen eine Waffe geschmiedet, die verderbli[...] edler als die öffentlich ausgestellten Waffen ist: es ist [...] wollene Waffe. Nach den neuesten Berichten im A[...] wird in Ostindien die Kultur der Baumwolle mit sol[...] und mit solchem Erfolge betrieben, daß die Fabriken [...] landes ihren ganzen Bedarf bald durch Lieferungen von [...] ledigen werden. Die ergiebigste Finanz-Quelle des [...] Herrschers ist bekanntlich der große Gewinn, den er [...] weitverzweigten Handel mit Baumwolle zieht. Ihn an [...] angreifen, heißt, ihn an der verwundbarsten Stelle angr[...] muß auf viele Jahre, also für seine Person noch den gan[...] Rest seines Lebens, in allen Operationen gelähmt wer[...] Waffe kann England mit Glück und gutem Gewissen [...] bündete und ohne Widerspruch von Seiten Frankreichs [...] kann sie im Schutz guter Wünsche von Seiten gebil[...] führen, die, so lange schon an die segensreichen Künste [...] gewöhnt, keinen Beruf in sich fühlen, die Aussicht auf [...] päischen Krieg mit Freudentaumel zu begrüßen.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Amerikanische Theater-Zettel. Von d[...] Schauspielhause in Amerika, dem Bowery zu New-York, [...] ein neuerer Theater-Zettel vor, der auch als Beitrag zur [...] zeichnung des dortigen Volkslebens merkwürdig ist. Ne[...] faktisch die Hauptstadt des Landes, es ist bevölkerter, [...] nach Amerikanischen Versicherungen, so oder noch mehr [...] Berlin; wie würden aber die Berliner staunen, wenn [...] Morgens auf ihren Theater-Zetteln folgende Worte lä[...] Direktor freut sich sehr, ankündigen zu können, daß er [...] Abende den eminenten Tragöden (Eminent Tra[...] größter Schrift) N. N. und die glückmachende tragische [...] N. N. engagirt hat. Ihre Vorstellungen .... entlockten [...] gedrängt vollen Häusern und der Presse den durchdacht[...] (the most critical approbation)." Ferner heißt es auf [...] 2 Fuß langen und ¾ Fuß breiten Zettel, wo jede auf [...] nete Stelle von zwei großen demonstrativen Händen e[...] ist: „Einstudirt wird und nächsten Montag aufgeführt [...] Grade von Pracht und Glanz, der Alles und Jedes [...] was bisher dem Publikum in irgend einem Theater [...] (magnificence, splendour und World wieder durch riesen[...] staben hervorgehoben) geboten worden, das große Melo[...] starkem Interesse, genannt 2c. 2c." In Deutschland ist [...] Seiltänzern kaum mehr diese Sprache gewohnt, und die Fr[...] und Englischen Marktschreier wissen wenigstens ihr Publi[...] sinniger zu fassen.

*) Mehmed Ali, der ein geborener Macedonier ist, nennt, [...] im Scherze, innerlich im Ernste, bei jeder Gelegenheit Alex[...] Landsmann.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Mittwoch den 7. Oktober 1840.

Ostindien.

Möhl's Indische Briefe.*)

Kasten-Vorurtheile und Religionsverhältnisse an der Küste von Coromandel.

In einem Briefe aus Tranquebar schreibt der Dänische Geistliche, Herr Möhl: „Den 26. Januar 1835 brach ich über Majaveram nach Tandschore auf, um der bischöflichen Visitation und einer Prediger-Ordination beizuwohnen, welche den 31sten Jan. stattfinden sollten. Die Gemeinde war in einer schismatischen Verfassung, veranlaßt durch die strengen Maßregeln des Bischofs zur Ausrottung des Kastenwesens unter den eingeborenen Tamulischen Christen. Es ist bekannt, daß der Kastenunterschied niemals ganz aufgehört hat, besonders zwischen Tamulen und Pariahs, auch haben die Tamulen selbst die alten Gewohnheiten bei ehelichen Verbindungen nach ihren eigenen besonderen Familienklassen nicht aufgegeben. Sie legen sich nach wie vor einen gewissen Rang je nach der Abtheilung des großen Volksverbandes bei, in die sie gehören, und bestimmen danach ihre Sitze in der Kirche, den Gang zum Altare bei der Kommunion u. s. w. Mit den Pariahs wollen sie durchaus nichts gemein haben, sondern sie fordern die eine Seite der Kirche ausschließlich für sich eingeräumt. Darum sind auch eine lange Zeit zwei Kelche bei der Kommunion in Tranquebar nöthig gewesen, bis sich endlich die Tamulen darein fanden, aus demselben Becher zu trinken, wie die Pariahs, doch unter der Bedingung, daß sie stets das Abendmahl vor diesen genössen, so daß bei jeder Kommunion immer zwei Abtheilungen sind. Die Pariahs sind an solche Zurücksetzungen so gewöhnt, daß sie nie die geringste Einwendung dagegen machten, nach den Tamulen zu trinken, und sogar eine eigene Kapelle und eigene Schulen halten, in denen kein Tamule erscheinen mag. Ihre Familienfeste werden ebenfalls nur von ihrer eigenen Klasse besucht, denn die Tamulen würden um keinen Preis mit einem Pariah oder von einem Mahle speisen, welches ein Pariah zubereitete. Doch wie keine Regel ohne Ausnahme ist, hat man oft Beispiele, daß Tamulische Pionen (die Diener aus besserer Kaste), von Europäern Speise und Kuchen annehmen, die bei den von Pariahs bereiteten Mahlzeiten übrig bleiben, um sie zu Hause mit ihren Familien zu verzehren; eben so machte die Tamulische Warteschule in der Mission eine Ausnahme, indem arme Kinder, sowohl von Tamulen, als von Pariahs, in derselben Unterhalt und Schulunterricht genossen. Indeß ist das entgegengesetzte Extrem auch nicht selten zu finden. Ein arretirter Kannagappel oder Rechnungsführer hungerte im Gefängnisse, so lange man ihm keine andere Speise geben wollte, als die von Pariahs bereitete. Bei der Armenkommission habe ich einen Pion sich weigern sehen, ein Geldstück vom Boden aufzuheben, weil es von einem Pariah verloren war. Wenn man nach dem Grund dieses hohen Grades von Aversion fragt, antworten die Tamulen, daß die Pariahs Aas und Abgänge essen; und wenn dies auch nur von den allerärmsten gilt, die keine bessere Nahrung haben, so wissen die Tamulen sich doch stets auf einen guten Grund zu ihrer Verachtung zu berufen, indem sie beständig anführen, die Pariahs wären ihre Sklaven; so brauchen sie auch die Worte Sklavensohn oder Sklavenkind als ein entehrendes Scheltwort. Unter den verschiedenen Ständen der Tamulen selbst geht der Kastenunterschied bisweilen bis zu demselben Extreme. So hing sich vor einigen Jahren ein Tamule auf, weil er eine Ohrfeige von dem Barbier erhalten hatte, welche Schande er nicht überleben mochte. Eben so hatte der bekannte Aufruhr in Tranquebar 1822 seinen Grund darin, daß ein unberechtigter Gebrauch des Palankins, der Pantoffeln, eines Parapluis u. s. w. einem reichen eingeborenen Tamulen von einer geringeren Kaste gestattet worden war. Im Gespräch und der Anrede äußert sich auch immer dieser Rangunterschied durch Aya (Herr), Pillay (Kind), worauf ausschließlich die höheren Kasten Anspruch machen, während die anderen bloß bei ihren Namen gerufen werden. Man sieht nicht minder aus ihren äußeren Höflichkeits-Bezeugungen, wie viel Ehre sie einander schuldig zu seyn glauben, indem der Eine sich vor dem Anderen mehr oder weniger erhebt, wenn dieser eintritt; in der Art, Salam mit nur einer oder mit beiden Händen, in einer mehr oder weniger gebückten Stellung zu machen; im Beiseitesetzen der Pantoffeln u. s. w. Um diese lächerliche Etikette in ihren vielen Nüancen wahrzunehmen, muß man ein aufmerksames Auge haben und die Tamulen aus ihrem Umgange kennen. Unter den Getauften giebt es nur wenige einzelne Beispiele von Ehen zwischen Tamulen und Pariahs; ein gewisser Seghanäden aus Tranquebar soll eine Pariah geheirathet haben. Von einem anderen Tamulen, Jesudäsun aus Madras, erzählte man, daß er Sadeikaren (ein Jacke-Mann) wurde und später in Diensten bei den Wesleianern in Bangalore war. Diese Art, die Europäische Tracht anzunehmen, ist nämlich unter den Pariahs sehr gebräuchlich, und damit wechseln sie dann zugleich Sprache und Sitten und werden zu den Portugiesen gerechnet, was stark beigetragen hat, Letztere bei den Tamulen allgemein verachtet zu machen und mit den Pariahs in eine Klasse zu setzen. Ein solches Gemisch von Volk findet sich jetzt fast überall in den christlichen Gemeinden in Indien, und wenn man nun die mangelhafte Erziehung, die eingewurzelten Vorurtheile, die angeborene Apathie, den Indifferentismus in religiöser und moralischer Hinsicht, und hierzu die Armuth und das Elend der Meisten bedenkt, so kann man sich vorstellen, wie schwierig es hier für einen Missionair ist, zu wirken." — So weit dieser Brief.

Nicht uninteressant ist ferner, aus einem anderen Briefe von der Küste von Coromandel wahrzunehmen, wie nahe sich hier auf engem Raume Dänisches Lutherthum, Englisches Episkopalwesen und Französischer Katholizismus, ferner der aus West-Asien eingewanderte Muhammedanismus, der einheimische Brahmanismus und endlich sogar auch Spuren vom Buddhaismus begegnen. Herr Möhl erzählt in einem seiner Briefe:

„Den 29. April 1835 begab ich mich zu Pferde, in Gesellschaft meines Freundes, Rev. Mr. Schmid, auf den Weg von dem Dänisch-lutherischen Tranquebar nach dem Französisch-katholischen Karikal, dem muhammedanischen Nagore und dem ehemals buddhistischen Negapatnam (Orte, die etwa 2—3 Meilen von einander entfernt sind), um bei der dort stattfindenden Visitation der Englischen Freischulen gegenwärtig zu seyn. Von den Englischen Schulen an diesen Orten gilt dasselbe, was ich früher von der zu Majaveram gesagt habe; die Kinder lesen allerlei kleine Erbauungs-Schriften und Theile des neuen Testaments, den Kirchen-Katechismus (Church catechism) u. s. w., nachdem sie den wechselseitigen Unterricht auf die ursprünglich Indische Weise, theils in Sand, theils nach Spelling-carts (Buchstabier-Tabellen), durchgemacht haben. Aber die gewöhnliche Unordnung, die Sorglosigkeit und Unwissenheit der Lehrer, der unregelmäßige Schulbesuch der Kinder und die nicht zu berechnenden Versäumnisse machen, daß die Fortschritte sehr gering und bei den allermeisten ganz mechanischer und unersprießlicher Art sind. Nur einzelne Schüler, deren Aeltern sich für Erziehung und Unterricht interessiren, erlangen einige Fertigkeit, fließend zu lesen und das Gelesene zu verstehen.

In der Französischen Kolonie Karikal kam ein junger sehr zudringlicher Bramine an mich heran. Er drückte sich halb Französisch, halb Tamulisch aus, um besser verstanden zu werden, was zur Folge hatte, daß ich lange nicht ausfindig machen konnte, was er eigentlich wollte. Er sprach beständig davon, daß er meinen Namen auf seinen Kopf setzen wolle, vermuthlich anstatt des Braminen-Zeichens, das er an der Stirn trug, und brauchte eine ganze Menge eben so unterthäniger als künstlicher Redensarten, um mich zu rühren, damit ich ihm meine Protection verspreche, von der er sich wahrscheinlich allerhand hohe Begriffe machte. Um seine Fähigkeiten zu zeigen, fing er zu wiederholten Malen mitten im Gespräch an, aus einem Manuskript auf Palmblättern (Ollisbuch), welches er in Händen hielt, zu lesen. Das Ganze lief darauf hinaus, einen Platz zu erhalten, welches er mir mit dem Tamulischen Artikel Oru Plasi, Aya! (Einen Platz, Herr!) zu erkennen gab, ohne daß ich lange begreifen konnte, daß Plasi das Französische place seyn sollte. Nach der Examination der Englischen Schulen besahen wir die Tamulischen Schulen der Franzosen. Jeder Schüler hatte ein eigenes Buch. Von Französischen Klassenbüchern zu gemeinschaftlichem Schulgebrauch war keines eingeführt, so daß der Unterricht nicht anders als sehr beschwerlich und unzweckmäßig seyn konnte. Doch sollen mehrere Zöglinge ganz gute Fortschritte in der Französischen Sprache gemacht haben, einige sogar so weit, daß sie im Stande waren, ziemlich korrekt Französische Briefe zu konzipiren. Viele sind als Kopisten bei den Französischen Beamten am Orte angestellt. Indeß räumte man ein, daß die Schulen sich mit dem Kollegium in Pondichery nicht vergleichen können, welches von den Jesuiten errichtet ward und lange Zeit unter den tüchtigsten Lehrern blühte.

*) Vgl. Nr. 113 des Magazins.

Am folgenden Tage ritt ich nach Nagore und besah die dortige große Moschee mit den vielen weißen Minarets, die man deutlich vom Meere beim Hinaussegeln nach Tranquebar sieht. Als Hauptheiligthum der Muselmänner auf der Küste von Coromandel, ist dieses Gebäude reicher und prächtiger als die übrigen und besitzt das Grab eines berühmten Nabi, eines kanonisirten muhammedanischen Heiligen. Uebrigens gehört Alles in derselben einer neueren weniger merkwürdigen Zeit an, und man findet hier nichts von besonderer Bedeutsamkeit. Die reichen muhammedanischen Kaufleute von Nagore sind sehr bigott und den Europäern unzugänglich. Die Stadt hat einen ausgebreiteten Handel, besonders nach den Indischen Inseln. Ein großer Fluß, welcher bis zur Stadt hinauf schiffbar ist, hat seine Mündung nördlich von derselben ins Meer, und viele kleinere und größere Fahrzeuge auf der Rhede zeugten von einer bedeutenden Schifffahrt. Dies ist auch die einzige Stadt im Süden von Indien, wo die mehr betriebsamen Muhammedaner gegen die Tamulen in der Mehrzahl sind. Die Missionaire haben hier nichts ausrichten können.

Von Nagore begab ich mich nach Negapatnam*). Die Entfernung zwischen Nagore und Negapatnam ist unbedeutend, aber der erste Ort hat alle Vortheile der Lage für Handel und Schifffahrt. Zu Negapatnam residirt der Englische Haupt-Einnehmer im Distrikt Tandschore. Ich ward sehr freundlich von dem Wesleyanischen Missionair, Mr. Longbottom, empfangen, der so gütig war, mir die alte Holländische Kirche zu zeigen, welche jetzt zum Englischen und Tamulischen Gottesdienst gebraucht wird und gut erhalten ist. Um diese im Halbzirkel liegt die ganze Reihe der Wohnungen der Europäer, alle mit der Façade nach der Seeseite zu und von kleinen Lustgärten umgeben. Denselben gegenüber, näher am Meere, sind die Ruinen des Holländischen Forts, welches jetzt von Sträflingen niedergerissen und abgetragen wird. Dabei sind einige alte Kanonen zum Vorschein gekommen, und größere Merkwürdigkeiten können erwartet werden; aber der Zweck der Arbeit ist nur, die Materialien, als Ziegel und Kies, zu benutzen. Es scheint gewiß, daß vor der Ankunft der Europäer in Indien die Chinesen oder Buddhisten von Birma hier eine Kolonie gehabt haben, denn man trifft auf verschiedene merkwürdige Ueberreste des Buddha-Dienstes. Mitten in der Stadt sieht man eine Buddha-Figur halb über der Erde, und nordwestlich von derselben ist ein großer Thurm von bedeutendem Umfang mit vielen Oeffnungen nach allen Seiten, welcher der Chinesische Thurm genannt wird, zum größten Theil in Ruinen und mit Gebüsch und Schlingpflanzen bewachsen. In der Nähe desselben stehen noch zwei große Kolosse von Buddha-Figuren, wahrscheinlich aus Marmor von Birma, aber da keine Ruinen dabei zu entdecken sind, so scheint hier nur der Anfang zu einem Buddha-Tempel gemacht worden zu seyn. Die Tempel werden nämlich immer über den kolossalen Buddha-Bildern aufgeführt, so daß kein Ausgang groß genug ist, durch den sie herausgebracht werden könnten, weshalb mancher Fremde sich darüber gewundert hat, wie so große Figuren durch die kleinen Thüren in die Buddha-Tempel hineingekommen sind."

Frankreich.

Die letzten Camisards.

(Schluß.)

Catinat wurde in einen besonderen Kerker gebracht, in welchem man ihn bis Tagesanbruch fluchen und klagen hörte. Ravanel, Villas und Jonquet wurden zusammen gelassen und brachten die Nacht mit Beten und Psalmensingen zu. Am folgenden Morgen — es war der 22 April 1705 — wurden sie abgeholt und auf zwei Karren nach dem Hinrichtungsplatz gebracht; denn gehen konnten sie nicht, nachdem ihnen die außerordentliche Tortur die Fußknochen zerbrochen. Sie waren nach der Strafe, die sie erwartete, vertheilt: Catinat mit Ravanel, und Villas mit Jonquet; ein Scheiterhaufen war für Catinat und Ravanel errichtet, zwei Räder erwarteten Villas und Jonquet. Man band zuerst Catinat und Ravanel an denselben Pfahl und Rücken an Rücken, und zwar stellte man Catinat auf der Seite, von wo der Wind herkam, damit seine Marter länger daure, dann zündete man das Feuer auf der Seite Ravanel's an. Wie man vorhergesehen, war diese Anordnung den Hinrichtungsliebhabern sehr angenehm; der Wind blies mit einer gewissen Kraft, so daß das Feuer, da die Flamme diagonaliter emporstieg, die Beine Catinat's langsam verzehrte, welcher, wie der Verfasser der Histoire des Camisards sagt, diese Marter mit einiger Ungeduld ertrug. Was Ravanel betrifft, so war er bis ans Ende standhaft und hörte mit Psalmensingen nur auf, um seinem Todesgefährten Muth zuzusprechen, welchen er nicht sehen konnte, aber schwören und seufzen hörte; dann fuhr er fort zu singen, bis die Flamme seine Stimme erstickte. Als er eben geendet, nahm man Jonquet von seinem Rade herab, und mit den vier zerbrochenen und hängenden Gliedern warf man ihn wie eine ungestalte, aber noch lebende Masse in den halb verzehrten Scheiterhaufen. Aus den Flammen heraus rief Jonquet dem Catinat zu: — „Muth, Catinat! auf Wiedersehen im Himmel!" — Bald darauf gerieth der Fuß des Pfahls, an den der Patient gebunden war, in Flammen, so daß er zerbrach und Catinat mit ihm rücklings in die Gluth hineinfiel, die ihn bald erstickte. Dieser Umstand vereitelte die getroffenen Anordnungen, und zum großen Leidwesen der Zuschauer dauerte so die Execution nur drei Viertelstunden. Villas lebte noch drei Stunden auf seinem Rade und starb, ohne eine Klage ausgestoßen zu haben.

Am folgenden Tage wurden wieder sechs Personen zum Tode und eine zu den Galeeren verurtheilt. Diese sieben waren die beiden Alison's, ferner Alègre, welcher beschuldigt wurde, Catinat beherbergt zu haben und der Schatzmeister der Camisards zu seyn; Rougier, Waffenschmied, der die Gewehre der Rebellen reparirt haben sollte; Jean Lauze, Gastwirth, der für Ravanel gekocht, La Jeunesse, der Prediger, der Predigten gehalten und Psalmen gesungen, endlich Jean Delacroix. Die drei Ersten sollten gerädert, ihr Haus niedergerissen und ihre Güter eingezogen werden. Die drei Anderen sollten gehängt werden; Jean Delacroix wurde wegen seiner Jugend, noch mehr aber wegen der Mittheilungen, die er gemacht, nur zu den Galeeren verurtheilt, wo er mehrere Jahre blieb, worauf er nach Arles zurückkehrte und daselbst durch die Pest von 1720 hingerafft wurde. Alle diese Urtheile wurden in ihrer ganzen Strenge ausgeführt.

Man sieht, die Unterdrückung des Aufstands ging gut von Statten; es blieben keine andere Führer der Camisarden mehr übrig, als zwei junge Leute, ehemalige Offiziere Cavalier's und Castanet's, der Eine Namens Pierre Brun, der Andere Francezet. Obgleich diese weder das Genie, noch den Einfluß Catinat's und Ravanel's hatten, so waren sie doch Beide sehr zu fürchten, der Eine durch seine persönliche Kraft, der Andere durch seine Gewandtheit; von Francezet sagte man, er fehle nie einen Schuß, und eines Tages, da er von den Dragonern verfolgt wurde, war er ihnen entkommen, indem er von dem einen Ufer des Gardon, der hier zweiundzwanzig Fuß breit war, an das andere sprang.

Man suchte sie schon lange, ohne sie finden zu können, als die Frau eines Müllers, Namens Semélin, bei dem Pierre Brun und Francezet sich mit zwei ihrer Gefährten verborgen hatten, sich bei dem Marquis Sandricourt einfand, um sie zu denunziren. Die Anzeige wurde mit einer Freude und einer Dankbarkeit aufgenommen, welche bewiesen, welchen Werth der Gouverneur von Nimes auf die Festnehmung dieser beiden letzten Häupter lege. In der That versprach man ihr funfzig Louis, wenn sie gefangen genommen würden, und der Ritter de la Valla, Grandidier und funfzig Schweizer, der Major von Saint-Sernin, ein Capitain und dreißig Dragoner wurden abgeschickt, um sich jener vier Männer zu bemächtigen.

Eine Viertelmeile von der Mühle ließ sich der Chevalier de la Valla, der die Expedition kommandirte, von der Müllerfrau die nöthigen topographischen Nachweisungen geben. Da er hörte, daß die Mühle außer dem Punkt, wo er sie anzugreifen gedachte, nur noch einen Ausgang hatte, und daß dies eine Brücke über den Vistre sey, befahl er zehn Dragonern und fünf Schweizern, diese Brücke zu besetzen, während er selbst mit der übrigen Truppe direkt auf die Mühle losging. Kaum waren sie von den vier Camisards gesehen worden, als sie über die Brücke zu fliehen beschlossen; doch einer von ihnen, der erst auf die Mühle stieg, um sich zu überzeugen, daß sie keinen Hinterhalt von dieser Seite zu befürchten hätten, kam bald herab, indem er rief, die Brücke sey besetzt. Auf diese Nachricht merkten die Camisards, daß sie verloren seyen; aber sie beschlossen, wenigstens sich tapfer zu vertheidigen und ihr Leben theuer zu verkaufen. In der That, kaum waren die Königlichen Truppen innerhalb Schußweite, als vier Schüsse abgingen und zwei Dragoner, ein Schweizer und ein Pferd fielen. Herr von Valla befahl sofort, die Rebellen im Galopp anzugreifen; aber ehe sie die Thür der Mühle erreicht hatten, gingen noch drei Schüsse ab, und es fielen wieder zwei Mann. Doch da sie einem so zahlreichen Haufen nicht gewachsen waren, gab Francezet selbst das Zeichen zur Flucht, indem er rief: Rette sich, wer kann! und durch ein zwanzig Fuß hohes Fenster hinaussprang; Pierre Brun folgte ihm und fiel zwar, aber ohne sich Schaden zu thun. Nun liefen Beide, der Eine auf seine Stärke, der Andere auf seine Gewandtheit vertrauend, quer über Feld; die beiden Anderen, die durch die Thür hinabsteigen wollten, wurden eingeholt und gefangen.

Nun wandten sich alle Anstrengungen der Dragoner gegen Brun und Francezet; die Schweizer folgten ihnen zu Fuß, und es begann ein wunderbares Wettrennen; denn die beiden Camisards, die so stark und gewandt waren, schienen sich ein Spiel aus dieser Flucht zu machen, indem sie von Zeit zu Zeit stehen blieben, wenn sie ihren Verfolgern weit genug voraus zu seyn glaubten, und ihre Flinten auf die nächsten abschossen, wo Francezet, würdig seines Rufs, nicht einen einzigen Schuß fehl that; dann fingen sie aufs neue an zu laufen und luden ihre Gewehre im Fliehen, über Gräben und Bäche springend, und die Umwege, welche die Schweizer und Dragoner zu nehmen gezwungen waren, benutzend, um stehen zu bleiben und Athem zu schöpfen, statt einen Versteck aufzusuchen, wo sie in Sicherheit gewesen wären. Zwei oder drei Mal war Brun nahe daran, gefangen zu werden, aber jedes Mal fiel der Dragoner oder der Schweizer, der ihm am nächsten war, getroffen von der unentrinnbaren Kugel Francezet's. Dieses Wettrennen dauerte vier Stunden. Vier Stunden lang kämpften fünf Offiziere, darunter zwei höhere, dreißig Dragoner und funfzig Schweizer mit zwei Menschen, deren Einer noch ein Kind war, denn Francezet war noch nicht einundzwanzig Jahr alt. Während dieser vier Stunden fielen funfzehn Dragoner, vier von Brun's, eilf von Francezet's Flinte. Da es den beiden Camisards jetzt an Munition fehlte, so bestimmten sie das Dorf, wo sie sich wiederzufinden gedachten; dann schoß jeder von ihnen mit der

*) Eigentlich Nâagavaddanam (Schlangenstadt), weshalb wir sie in Tranquebar scherzweise Slangerup (ein Städtchen nicht weit von Kopenhagen) nannten. Der Ort wurde den Portugiesen von den Holländern 1660 abgenommen und ward die Hauptstadt der Niederländischen Besitzungen auf der Coromandelküste. Hier hatten die Holländer auch eine Münzstätte, aus der sie jährlich Goldstücke im Belauf einer halben Million R. in Circulation setzten. Im Jahre 1781 wurde der Ort von den Engländern nach tapferem Widerstande eingenommen und im Frieden von 1783 ihnen abgetreten.

Leichtigkeit zweier Hirsche nach einer anderen Seite, und ihre Verfolger waren gezwungen, sich zu theilen.

Francezet lief nun in der Richtung von Milhaud mit solcher Geschwindigkeit, daß die Dragoner selbst, nachdem sie ihn in großem Galopp verfolgt, ihn aus dem Gesicht zu verlieren anfingen. Francezet war also gerettet, als ein Bauer, Namens La Bastide, der mit einer Hacke im Boden arbeitete und dem Kampf, seitdem er in seinem Bereich war, zugesehen, als er den Flüchtling die Richtung nach einer Maueröffnung nehmen sah, sich längs dieser Mauer hinschlich und, in dem Augenblick, wo er wie ein Blitz vorüber schoß, ihm einen so harten Schlag mit der Hacke auf den Kopf versetzte, daß, da das Eisen tief in den Schädel eingedrungen war, er ihn in seinem Blute gebadet auf den Boden hinstreckte.

Die Dragoner, die dies von fern gesehen hatten, kamen sogleich herbei und zogen Francezet aus den Händen des Bauern, der fortfuhr, auf ihn zu schlagen, und ihm den Rest geben wollte. Der Gefangene ward ohne Besinnung nach Milhaud gebracht, wo man seine Wunde verband und ihn zu sich brachte, indem man ihm Spirituosa in Mund und Nasenlöcher goß.

Was seinen Kameraden Brun betrifft, so war dieser, anfangs glücklicher als er, da er kein Hinderniß auf seinem Wege fand, bald nicht bloß dem Angriff, sondern auch dem Gesicht seiner Verfolger entkommen. Von Müdigkeit überwältigt und, nach dem Verrath, dessen Opfer er beinahe geworden wäre, nicht wissend, wo er ein Asyl finden sollte, hatte er sich in einen Graben geworfen, wo er bald einschlief. Die Dragoner, die ihre Verfolgung noch nicht aufgegeben hatten, fanden ihn hier wie einen gehetzten Eber, warfen sich auf ihn, ehe er erwacht war, und nahmen ihn so gefangen, ohne daß er den geringsten Widerstand leistete.

Als sie alle Beide vor den Gouverneur geführt wurden, antwortete Francezet auf dessen Fragen, er habe nur dies zu sagen, daß er seit Catinat's Tod nichts weiter gewünscht habe, als gleich ihm Märtyrer und mit seiner Asche vereinigt zu werden; Brun antwortete, er wäre glücklich und stolz darauf, mit einem so tapferen Gefährten wie Francezet für die Sache des Herrn zu sterben. Dieses Vertheidigungs-System führte sie geradesweges zur außerordentlichen Folter und zum Scheiterhaufen; die Leser wissen, was diese doppelte Marter zu bedeuten hat. Francezet und Brun erlitten sie Beide den 30. April, ohne eine einzige Mittheilung zu machen und ohne eine Klage auszustoßen.

Boëton war noch übrig, bei welchem das Komplott geschmiedet und der von Villas verrathen worden, welchem man, da er zur Tortur zu schwach gewesen, seiner Mittheilungen wegen dieselbe zum großen Theil erlassen hatte.

Boëton, ein gemäßigter, aber fester und gläubiger Reformirter, der, in seinen Grundsätzen sich dem Quäkerthum nähernd, nicht die Waffen hatte ergreifen wollen, aber sonst bereit war, die Sache seiner Glaubensgenossen mit allen anderen Mitteln zu unterstützen, erwartete mit der gewöhnlichen Ruhe, die ihm sein Vertrauen auf Gott gab, den zur Ausführung des Komplotts bestimmten Tag, als er plötzlich während der Nacht sein Haus von den Truppen des Königs umzingelt sah. Treu seinem Friedens-System, leistete er keinen Widerstand, hielt die Hände den Stricken, womit man sie band, entgegen und wurde im Triumphe nach Nimes und von da in die Citadelle von Montpellier geführt. Unterweges ward er von seiner Frau und seinem Sohne eingeholt, welche in Montpellier für ihn bitten wollten. Sogleich stiegen sie vom Pferde, und auf der großen Straße niederknieend, baten sie um den Segen des Gatten und Vaters. Die Soldaten, trotz ihrer Gefühllosigkeit, blieben stehen und erlaubten Boëton dasselbe. Dieser hob nun die gebundenen Hände auf und gab seiner Frau und seinem Sohne den doppelten Segen, um den sie baten; worauf der Baron de Saint-Chatte, der überdies Boëton's Cousin war, von diesem Anblick gerührt, dem Gefangenen erlaubte, sie Beide zu umarmen; da blieb die arme Familie einander einen Moment lang in den Armen und auf der Brust liegen; dann riß sich Boëton zuerst los und gab das Zeichen zur Abreise, indem er der Frau und dem Sohne befahl, für Herrn von St. Chatte zu beten, der ihnen diesen letzten Trost erlaubt.

Den Tag nach seiner Ankunft in Montpellier wurde Boëton, trotz der Bitten seiner Frau und seines Sohnes, zum Tode auf dem Rade verurtheilt, nachdem er die ordentliche und außerordentliche Folter bestanden; seine Ruhe und sein Muth verleugneten sich nicht, als er dieses Urtheil vernahm, und er sagte, er sey bereit, alle Uebel zu erdulden, die es Gott gefallen würde, über ihn zu verhängen, um die Festigkeit seines Glaubens zu prüfen.

In der That erlitt Boëton die Tortur mit solcher Standhaftigkeit, daß Herr von Baville, der zugegen war, um seine Geständnisse aufzunehmen, ungeduldiger schien als der Verurtheilte selbst; diese Ungeduld ging so weit, daß der Richter, seinen heiligen Charakter vergessend, den Patienten schalt und schlug. Da erhob Boëton, ohne Herrn von Baville weiter zu antworten, die Augen zum Himmel und rief: „Herr, Herr, wie lange wirst Du den Triumph des Ruchlosen dulden? Wie lange wirst Du erlauben, daß er das Blut des Unschuldigen vergießt? Dieses Blut schreit Rache vor Dir; wirst Du noch lange säumen, es zu rächen? Erwecke Deinen alten Eifer und Dein Mitleid!" Herr von Baville zog sich zurück, indem er den Befehl gab, ihn zum Tode zu führen.

Boëton wurde in einem Karren zur Hinrichtung geführt, und umgeben von Tambours, damit man seine Ermahnungen nicht höre. Aber seine Stimme war so mächtig, daß sie die Trommeln beherrschte. Auf der Hälfte des Weges begegnete ihm einer von seinen Freunden, welcher, fürchtend, daß er nicht die Kraft habe, ein solches Schauspiel zu ertragen, sich in den Laden eines Kaufmanns flüchtete; aber vor der Thüre angelangt, ließ Boëton den Karren halten und bat um die Erlaubniß, seinem Freunde ein Wort zu sagen; dies ward ihm gewährt. Da ließ er ihn aus dem Laden herausrufen, und als er, in Thränen gebadet, kam, sagte er: „Warum flieht Ihr mich? etwa, weil Ihr mich mit dem Schmuck Jesu Christi bedeckt sehet? Warum weint Ihr, da er mir die Gnade erzeugt, mich zu sich zu rufen, und mir Unwürdigem erlaubt, die Vertheidigung seiner Sache mit meinem Blute zu besiegeln?" Als nun der Freund sich in seine Arme warf und man sah, daß die Rührung die Zuschauer ergriff, gab man Befehl, weiter zu fahren, und Boëton fügte sich darein, ohne über die Brutalität zu murren, mit der man dieses letzte Lebewohl abgekürzt.

Bei der Wendung der ersten Straße bemerkte er das Schaffot; sogleich erhob er die Hände zum Himmel und rief mit freudiger Stimme und lächelndem Gesicht: „Muth, meine Seele! ich sehe den Ort meines Triumphs, und bald wirst du, deiner schmerzlichen Bande entledigt, in den Himmel eingehen."

Am Fuße des Schaffots angelangt, mußte er im Hinaufsteigen unterstützt werden, da die Spanischen Stiefeln seine Beine unfähig gemacht, ihn zu tragen, und während dessen ermahnte und tröstete er die in Thränen zerfließenden Protestanten. Oben angelangt, streckte er sich selbst auf das Sankt-Andreaskreuz aus; aber der Henker sagte ihm, er müsse sich entkleiden; Boëton erhob sich lächelnd, und der Gehülfe des Henkers nahm ihm sein Wamms und die Beinkleider ab; dann, da er keine Strümpfe hatte, sondern nur Linnen, das die Wunden an den Füßen einhüllte, machte er dieses Linnen los, streifte die Aermel bis zum Ellenbogen auf und befahl ihm, so sich wieder auf das Kreuz zu legen. Boëton that dies mit derselben Ruhe; dann band ihn der Gehülfe mit Stricken an allen Gelenken der Glieder, und dann entfernte er sich. Jetzt kam der Henker selbst heran, mit einer viereckigen Eisenstange in der Hand, anderthalb Zoll breit, drei Fuß lang und am Griff abgerundet. Bei seinem Anblick stimmte Boëton einen Psalm an, den er sogleich unterbrach, indem er einen kleinen Schrei ausstieß: der Henker hatte ihm den Knochen des rechten Beins zerbrochen; aber sogleich nahm er seinen Gesang wieder auf, den er nun ohne Aufhören fortsetzte, obgleich ihm die Execution hinter einander den Schenkel, das andere Bein und den anderen Schenkel und jeden Arm an zwei Stellen zerbrach. Dann ergriff der Henker diese ungestalte und verstümmelte, aber noch lebende und das Lob des Herrn singende Masse, machte ihn vom Kreuze los und trug ihn auf das Rad, wo er ihn niederlegte, nachdem er ihm die zerbrochenen Schenkel zurückgebogen, so daß seine Fersen den Hinterkopf berührten, und diese ganze gehässige Ceremonie ging vor sich, ohne daß man aufhörte, die fromme Stimme des Dulders zu hören, der das Lob des Herrn sang.

Nie hatte vielleicht eine Execution auf die Menge eine solche Wirkung hervorgebracht; daher eilte auch der Abbé de Massilla, der Zeuge des allgemeinen Eindrucks war, zu Herrn von Baville, um ihm zu sagen, daß dieser Tod, weit entfernt, die Protestanten zu schrecken, nur dazu diene, sie in ihrer Religion zu befestigen, was aus den Thränen, die sie vergössen, und den Lobsprüchen, die sie dem Sterbenden gäben, zu erkennen wäre. Herr von Baville, die Richtigkeit dieser Bemerkung einsehend, befahl, daß man dem Verurtheilten den Rest gebe. Dieser Befehl ward sogleich dem Henker überbracht, der sich Boëton näherte, um ihm die Brust mit einem letzten Schlage zu zerbrechen; da warf sich ein Schütze, der auf dem Schaffot stand, zwischen den Patienten und den Henker und meinte, der Hugenotte dürfe noch nicht enden, er habe noch nicht genug gelitten. Bei diesen Worten hörte der Patient, als er den gräulichen Streit in seiner Nähe vernahm, einen Augenblick auf zu beten, erhob seinen Kopf ein wenig und sagte: „Mein Freund, Ihr glaubt, daß ich leide, und Ihr täuscht Euch nicht: ich leide wirklich; aber der, welcher mit mir ist und für den ich leide, giebt mir die Kraft, meine Schmerzen freudig zu tragen." Aber in diesem Moment, da der Befehl des Herrn von Baville wiederholt ward und der Schütze sich nicht mehr seiner Vollziehung zu widersetzen wagte, näherte sich der Henker dem Patienten. Dieser, als er sah, daß seine letzte Stunde gekommen, sagte: „Meine theuren Brüder, mein Tod sey Euch ein Beispiel, die Reinheit des Evangeliums zu vertheidigen, und seyd meine Zeugen, daß ich in der Religion des Erlösers und seiner heiligen Apostel sterbe." Kaum hatte er diese letzten Worte gesprochen, als der Henker ihm die Brust zerbrach. Man hörte noch einige unartikulirte Töne, die wie Gebet klangen; dann fiel der Kopf des Dulders zurück. Der Märtyrer hatte ausgelitten.

Nach dieser letzten Execution war in Languedoc ziemlich Alles vorüber.

Alexandre Dumas.

Italien.

Volksliteratur in Venedig. *)

Regierung, Politik, Künste, Vergnügen, Alles hatte in Venedig ein absonderliches Wesen; es war eine Amphibienstadt, halb handelnd, halb erobernd, halb Italiänisch, halb Byzantinisch. Durch Auswanderer aus Padua bei dem Einfall der Barbaren entstanden, wurde sie im Stillen groß durch einen ungeheuren Monopolhandel und konnte dann mit Pisa und Genua an dem Transport der Kreuzfahrer nach Asien Theil nehmen. Später griff sie mit den Kreuzfahrern gemeinschaftlich das Byzantinische Reich an, das ohne Widerstand fiel und den Eroberungen Venedigs auf der anderen Seite des Adriatischen Meeres freie Bahn ließ. Die Byzantinische Krone, die Herrschaft auf dem

*) Vgl. die Artikel über Italiänische Volksliteratur (Neapel, Mailand, Rom etc.) in Nr. 39, 43 u. 52 des Magazins.

Archipel, der Handel nach der Levante, das hat die Republik so mächtig gemacht. Gegen das Ende des Mittelalters nannte sie sich die älteste Tochter der Römischen Republik, sie herrschte über den vierten Theil der Länder, die Rom unter den Kaisern besessen, und gleichwohl hatte sie in Italien keine Macht und fürchtete noch die kleine Stadt Padua. Dieser bizarre Zustand der Dinge hätte beinahe die Verlegung des Regierungssitzes nach Konstantinopel zur Folge gehabt. Im Jahre 1296 vollendete man die politische Constitution Venedigs; man vernichtete die Parteien durch eine seltsame Komplizirung der Wahlen und gründete eine einige Regierung, in der ein König ohne Macht, eine Aristokratie ohne Schlösser und ein Volk ohne Freiheit sich verschmolzen fanden. Die Inquisition war Venedigs Palladium. Die Metapher, welche die Republik einem Schiff verglich, war bei Venedig eine Wirklichkeit, welches in der That ein großes auf Pfählen erbautes Marmorschiff war. Ein Haufen von tausend entschlossenen Leuten, eine glückliche Verschwörung konnten hier die Regierung umstürzen. Vor 1296 waren zwanzig Dogen umgebracht worden; mehrere Male hatte sich die Republik dicht am Rande des Untergangs befunden, aber die Inquisition rettete sie, und Venedig blieb an der Spitze von acht Millionen Menschen, überstand glücklich die Zeit der großen Italiänischen Verräthereien, vereitelte die Coalitionen Spaniens, Frankreichs und des Kaisers, und das mit Staatsgeheimnissen, die zweihundertundachtzig Personen anvertraut wurden, mit einem unermeßlichen Handel, mit einer Politik à la Borgia, mit einer Menge Fremder in seinem Inneren, einem ewigen Karneval und Gefängnissen, die sich unterhalb des Meeresspiegels befanden.

Die Literatur Venedigs beginnt im 13ten Jahrhundert mit Berichten von Reisenden. Nach dem Orient waren die Blicke der Venetianischen Kaufleute gerichtet. Sie segelten mit ihren Waarenpäcken und Briefen vom Papst ab, besuchten Alexandrien, Konstantinopel, Samarkand und beschrieben dann ihren Landsleuten die Wunder Asiens. Marco Polo, die Zeno's, Ca da Mosto, das sind die ersten Schriftsteller Venedigs; es sind Kaufleute und Dichter; ihre Bücher bieten eine Reihe geographischer Nachrichten, in denen die Volksnaivetät neben enthusiastischer Bewunderung hervortritt. Später, im 15ten Jahrhundert, nimmt die Literatur das Sittenverderbniß an, das in den Italiänischen Städten um sich zu greifen beginnt; der Spott auf das Heilige ist schon an der Tagesordnung; man liest die Verse eines wegen schimpflicher Laster in einem Käfig am Glockenthurm zu St. Markus aufgehängten Mönchs.

Bis auf diese Zeit schwankte die Venetianische Sprache zwischen dem Latein und Italiänisch; im 16ten Jahrhundert fängt sie an, sich zu verfeinern. Sie wird reich, bunt und witzig, und die poetischen Sitten Venedigs gehen in seine Volksliteratur über. Diese Revolution spiegelt sich ab in einem kleinen anonymen Gedicht über den Krieg der Castellani und Nicoloti. Die Castellani waren die Arbeiter des Arsenals und die Nicoloti die der Stadt. Diese beiden Klassen wohnten in verschiedenen Quartieren, mischten sich nie unter einander und gaben sich am Sankt-Simonsfeste ein Rendezvous auf der Brücke der Leibeigenen, wo sie mit Stöcken bewaffnet erschienen, um sich eine ordentliche Schlacht zu liefern. Es war ein plebejisches Turnier, alle Welt wohnte dem Schauspiel bei, die Menge nahm die Lagune, die Quais, die Häuser ein und kroch auf die Dächer; auch die Nobili fehlten bei diesem Nationalfeste nicht, welches die Spaltungen im Schoße des Volks zum Vortheil der Aristokratie dauernd machte. Der Dichter hat in leichten munteren Stanzen die Herausforderungen der Parteien, die burlesken Einzelnheiten des Kampfes, die Reizbarkeit der Kämpfenden, die Witze der Gondoliere, die sorglose Tapferkeit der Arbeiter, jenen Hagel von Bonmots und Stockschlägen, die das Fest würzten, beschrieben. Er hat im Vogelfluge mit wahrhaft Venetianischer Grazie alle Einzelnheiten dieses Drama's aufgenommen. Selbst jetzt ist seine Poesie nicht ohne Reiz, sie versetzt den Leser in die Epoche, deren Sitten sie schildert, und erweckt das ungezwungene Lachen der guten alten Zeit wieder. In den letzten Stanzen des Gedichts ändert sich die Scene; man verläßt das Schlachtfeld, um dem Todeskampfe zweier Streiter beizuwohnen. Der Eine läßt sein Vermögen der Stadt unter der Bedingung, daß sie dem Nicoloti, der sich am St. Simonstage am tapfersten schlagen wird, einen Preis zuerkennt; der Andere stirbt als Christ und erinnert die Venetianer daran, daß sie Alle Söhne des heiligen Markus sind und sich wie Brüder lieben müssen. Aber diese Moral wird nur mit der Spitze der Lippen ausgesprochen. „Es hat mehrere Todte gegeben", sagt der Verfasser; „Geduld! das ist der Wille dessen, der die Welt erbaut." Man sieht schon, daß man sich das nächste Jahr eben so schlagen wird; die Nobili werden wieder heimlich auf ihren Balkonen lachen; nur werden sie darauf sehen, daß das Blutbad nicht zu weit gehe: das Arsenal könnte darunter leiden. — Dieses Gedicht ist erst 1817 gedruckt worden. Es läßt auf eine Menge Poesieen von höchstem Interesse schließen. Man kann sich nicht überreden, daß der Verfasser eines so ausgezeichneten Werks weder Lehrer, noch Schüler und Kollegen gehabt und selbst weiter nichts in seinem Leben geschrieben als hundert Stanzen.

Calmo ist der berühmteste Dichter Venedigs und der erste, welcher die Selbständigkeit des Dialekts dem Umsichgreifen der Italiänischen Sprache gegenüber zu retten suchte. Er schrieb Komödien, Eklogen und Briefe. Seine Briefe sind Komplimente, Lobreden, hochtrabende Schmeicheleien an seine Venetianischen Mäzene und an alle große Künstler Italiens. Er entwickelt darin eine außerordentliche Zungenfertigkeit und einen ganz Byzantinischen Bilderschwulst. Seine Perioden sind lang und verwickelt, er überladet sie mit Beiwörtern und Metaphern, er begnügt sich nicht mit vier oder fünf Adjektiven, um eine Idee zu erläutern, er schildert, so lange er Worte und Synonyma findet, und er läßt seinen Satz nicht eher fahren, als bis er mit allen Farben, die ihm die Sprache an die Hand giebt, übermalt ist. „Sey gesegnet", sagt er zu einem seiner Freunde, „Du Durchwürzter, Unüberfirnißter, in den Quellen des Helikon Gebadeter, mit den Kräutern des Parnaß Ernährter, in den Schulen Athens Erzogener, im irdischen Paradies Aufgewachsener, Humaner, Feiner, Kluger, Gelehriger, Höflicher, Weiser, Großmüthiger u. s. w. u. s. w. Du bist der Komet der Römer", fügt er hinzu, „der Pfeiler des Konsistoriums, die Feuersäule, die das Schiff Sankt Peters leitet. Phöbus, Merkur, Salomon, Alexander, Scipio, Darius, Hannibal, Xerxes, Karl der Große, Gatta-Melata verlieren Dir gegenüber ihren Glanz." Es scheint, als sey die ganze Geschichte nur dazu da, um diese endlosen Lobreden mit Phrasen anzufüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Goethe als Held eines Französischen Theaterstücks.** La Jeunesse de Goethe heißt ein kleines Lustspiel der Madame Colet-Revoil, das auf dem Theater de la Renaissance in Paris aufgeführt wurde und jetzt in dem Magazin Théâtral abgedruckt ist. Wie in den meisten Französischen Novellen oder Theaterstücken, die sich Deutschland zum Schauplatz wählen, sind auch in diesem Stücke Namen und Verhältnisse auf den Kopf gestellt, doch mit dem Unterschiede, daß es hier große Namen und bekannte Verhältnisse sind, die mit der liebenswürdigsten Frechheit vor den Augen eines unwissenden Publikums gemißhandelt werden. Wenn bei uns zu Lande Shakespeare, Molière und andere berühmte Dichter des Auslandes als Liebhaber etc. auf die Bühne gebracht werden, so hat sich der Autor gewiß erst mit der Zeit und der Person seines Helden genau bekannt gemacht, denn er muß voraussetzen, daß sein Publikum wenigstens Etwas von Beidem wisse und daher ein sehr strenger Richter seyn könne. Nicht so Madame Colet-Revoil: sie macht schon aus dem Namen Wolfgang von Goethe einen „Goethe de Holfgand", und da sie von dem Dichter vermuthlich nur weiß, daß er einen Werther und einen Faust geschrieben, so führt sie ihn dem Publikum vor, wie er von seiner Lotte, deren Albert gestorben ist und deren Untreue ihn einst veranlaßt hatte, Werther's Leiden darzustellen, jetzt aufgesucht wird, nachdem er ein berühmter Mann geworden. Goethe, der seine frühere Geliebte nicht wiedererkennt, die sich ihm, wie Gretchen dem Faust, darstellt, verliebt sich neuerdings in sie und heirathet sie endlich, als eine Andere, weil er eben seinen Zechgenossen Lavater und Schlegel im Weinrausch das Wort gegeben hatte, die Erste Beste zu ehelichen, die ihm in den Weg kommen würde. Spaßhaft ist dabei besonders, daß die Verfasserin unter den Bekannten Goethe's einen alten Soldaten auftreten läßt, der noch den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hat. Wo Verhältnisse und Namen so großartig durch einander geworfen sind, kann es freilich nicht darauf ankommen, ob der siebenjährige oder der dreißigjährige Krieg gemeint sey.

— **Buchhändler-Verein in Holland.** Seit dem Jahre 1816 besteht in Holland ein Buchhändler-Verein, dessen hauptsächliche Tendenz ist, dem Nachdruck zu steuern und auf Kosten des Vereins jeden Nachdrucker gerichtlich zu verfolgen. Dieser Verein hat dem Holländischen Buchhandel nicht bloß großen pekuniären Nutzen gebracht — denn seinen Bemühungen ist es gelungen, den Nachdruck fast gänzlich auszurotten — sondern er hat auch eine moralische Einwirkung auf den ganzen Stand geübt, indem er eine den Gemeinsinn belebende Corporation schuf, die gleichwohl von allen Ausschließungen und Bevorrechtungen des Zunftzwanges sich fern hält. Die sich stets vergrößernde Anzahl der Mitglieder des Vereins, welche im Anfang nur 32 betrug und später bis zu 164 angewachsen ist, beweist, daß man die glücklichen Folgen der Stiftung desselben immer mehr erkannte. Dies veranlaßte auch bald eine größere Ausdehnung seiner Wirksamkeit, und sein Zweck beschränkt sich nun nicht mehr allein auf Verfolgung des Nachdrucks. Jedes Mitglied wird vielmehr jetzt verpflichtet: „den Angelegenheiten des Buchhandels im Allgemeinen und den Rechten einzelner Individuen im Besonderen obzuliegen; Alles, was zur Unehre oder Erniedrigung des Buchhandels beitragen kann, zu verhindern; sich gegenseitig mitzutheilen, ob in oder außer dem Kreise des Vereins etwas Unerlaubtes geschieht, um auf diese Weise Recht und Eintracht mit gegenseitigem Antheile zu befördern." Im Jahre 1835 wurden neue Statuten für den Verein entworfen und angenommen. Dieselben erörtern hauptsächlich: den Zweck und die Handelsweise des Vereins; die zu erfüllenden Verpflichtungen der Mitglieder; die Wirksamkeit der Vorsteher; endlich Alles, was korrespondirende Mitglieder und die abzuhaltenden Versammlungen betrifft. — Wir sind geneigt, zu glauben, daß ähnliche Vereine, wie dieser, nicht bloß in Leipzig, sondern auch an anderen Orten Deutschlands, namentlich in Berlin, dem Deutschen Buchhandel und demnächst auch der Literatur von großem moralischen Nutzen seyn würden. Nähere Angaben über den Holländischen Verein sind in der von Herrn Dr. J. E. Hitzig redigirten, trefflichen „Allgemeinen Preß-Zeitung" zu finden, welcher wir auch zum Theil die obigen Notizen entlehnt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Freitag den 9. Oktober 1840.

Süd-Amerika.

Politische Charaktere und Zustände der La-Plata Staaten.

(Aus dem Tagebuche eines Englischen Reisenden.)

Die Banda-Oriental (auch Orientalische oder Cisplatinische Republik oder Uruguay genannt) war, wie der ganze übrige Theil von Süd-Amerika, seit den Zeiten der Spanischen Herrschaft in beständiger Anarchie begriffen; verschiedene Parteihäupter erregten dort fortwährende Unruhen. Als die Patrioten die Republik und die Hauptstadt Montevideo der Spanischen Oberherrschaft entrissen hatten, verstand es die Regierung oder Junta nicht, sich in Ansehen zu setzen, und so nahmen denn bald Anarchie und Verwirrung überhand. Die Brasilianer, welche dieses Land als die natürliche Gränze zwischen ihrem Reich und den Vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata betrachteten, hatten schon lange ein Auge auf die Banda-Oriental geworfen; sie hielten die jetzige Lage der Dinge für günstig zur Ausführung ihrer Absichten und nahmen daher unter der Maske des Schutzes davon Besitz. Während es im Lande gar kein Gesetz gab oder doch wenigstens keines beobachtet wurde, hatte sich eine Unmasse von Raubgesindel und Ausreißern aller Parteien dort eingenistet, und einzelne Abenteurer rissen, wie das in solchen Fällen gewöhnlich ist, die Macht an sich. Zuerst bemächtigte sich des Oberbefehls Don Jose Artigas, ein kühner tapferer Gaucho*), dem es an natürlichem Talent nicht fehlte, dem es aber an Erfahrung und Klugheit gebrach, um seinen Ungestüm zu zügeln; als er gewahr wurde, daß er zu weit gegangen sey, ward er unsicher, seine Soldaten bemerkten sein Schwanken, es brach Meuterei unter ihnen aus, und Don Fructuoso Riveira war der Erste, der aus dieser Unordnung Vortheil für sich zog. Riveira gehörte ebenfalls zum Stamme der Gauchos; er war ein kühner, talentvoller und umsichtiger Mann, und obgleich er mit mancher anderen Eigenschaft nur prahlte, die Artigas und Rosas wirklich besaßen, so war ihm doch eine gewisse Verschlagenheit und Schlauheit eigen, die ihn das gehörige Maaß halten lehrte. Seine erste Sorge war, sich bei dem niederen Landvolk beliebt zu machen, und da ein Gevatter oder Pathe eines Kindes in diesem Lande für näher verwandt als Vater oder Bruder gehalten wird, so schlug Riveira nie eine Pathenstelle aus, zumal da ihm weiter keine Ausgaben daraus erwuchsen, als ein Paar Flaschen Rum und drei oder vier Dollars für den Priester. Er erreichte auf diese Weise seinen Zweck, denn da er fast bei jedem Kinde zu Gevatter gebeten wurde, so stand er mit allen Familien der Provinz in der genauesten Verbindung und konnte sie alle nach Gefallen lenken, zumal da er mit Versprechungen sehr freigebig war, obwohl er sie freilich selten hielt. Auch dem Niedrigsten und Geringsten wurde der freie Zutritt zu seiner Person nie versagt; selbst nach vielen Jahren erkannte er Leute wieder, die er nur einmal gesehen; jeder Winkel der ganzen Provinz war ihm genau bekannt, und das war es, was hauptsächlich seine Ueberlegenheit als General seinen Feinden gegenüber begründete. Wenn seine Gevattern sich in Geldverlegenheiten an ihn wendeten, so wies er sie gewöhnlich mit den Worten ab: „Freund, Geld habe ich nicht"; wurde er aber zu sehr bestürmt, so stellte er in der Regel einen Wechsel von hundert oder zweihundert Dollars auf einen reichen benachbarten Estanciero oder Viehzüchter der Gegend aus; diese Wechsel wurden dann später durch Anweisungen auf den Schatz, unter der Rubrik von besonderen Ausgaben für die Armee, getilgt. Selbst wenn Riveira nicht am Ruder ist, werden doch seine Wechsel niemals von den Reichen zurückgewiesen; denn sie wissen sehr wohl, daß er, obgleich heute verbannt, dennoch nächster Tage wieder zurückkehrt und seine Schulden mit Zinsen bezahlt. Auf solche Weise werden die ungeheuren Einnahmen der Zölle von Montevideo verschleudert.

Die Land-Bevölkerung der Banda-Oriental zerfällt in zwei Klassen, in Estancieros oder reiche Grundbesitzer und in wandernde Gauchos. Die Estancieros sind angesehene und ziemlich unabhängige Personen, die gewöhnlich zwei- oder dreitausend Dollars auf den Ankauf eines Stück Landes verwenden und dann die Rindviehzucht, besonders die der Kühe und Kälber, betreiben, was ihnen meistentheils so wohl gelingt, daß sich ihr Kapital nach drei oder vier Jahren schon verdoppelt hat. Die Kaufleute von Montevideo besitzen solche Estancias, die sie von Aufsehern, Major-domos, verwalten lassen, und ein solcher Guts-Inspektor war früher auch Rosas auf der Anchorenas-Estancia in Buenos-Ayres.

Die Gauchos oder die wandernden Araber Brasiliens haben gar keinen bestimmten Aufenthaltsort. Sie reisen überall umher und hüten das Rindvieh der Estancieros, von denen sie dafür monatsweise mit 2 Pfd 10 Sh. bezahlt werden. Selten halten sie länger als zwei oder drei Monate an einem Orte aus. Sobald sie nur eine mäßige Summe verdient haben, verlassen sie ihren Dienst, schaffen sich die nothdürftigsten Kleidungsstücke an und verjubeln den Ueberrest in der nächsten Pulperia oder Schenke. Dann durchstreifen sie wieder die Gegend und bieten sich von neuem dem ersten besten Estanciero als Viehhirten an. Auf den Estancias werden sie überall sehr gut aufgenommen, denn es herrscht im Lande der Gebrauch, jeden Gaucho oder jeden Fremden, von welcher Farbe oder welchem Stande er auch sey, sobald er das Haus betritt, gleich gastfreundlich in das Besuchszimmer oder in die Küche zu führen, je nachdem es der Fall erfordert, und ihn dort mit den besten Vorräthen zu bewirthen. Gewöhnlich setzt man dem Gaste Rindfleisch, Salz und Yerba oder Paraguay-Thee vor, der durch eine enge Röhre aus einer Art Becher geschlürft wird. Mundete dem Gaucho die Kost besser als anderswo, oder traf er eine hübsche Indianerin oder Negerin an, so verweilte er gewöhnlich 2 bis 3 Tage, und wollte der Estanciero das nicht zugeben, so setzte er Leben und Eigenthum der größten Gefahr aus; dann wurde sein Vieh gestohlen und er selbst von dem Gesindel auf jede nur erdenkliche Weise geplagt, ohne den Schutz der Gesetze in Anspruch nehmen zu können. Rosas that diesen Mißbräuchen Einhalt, und wenn man bedenkt, daß er dadurch einer alten Lieblingssitte entgegenarbeitete, so beweist dies gewiß keinen geringen Grad von Festigkeit. Traf Rosas einen dieser Fremdlinge auf seinen Estancias an, so nöthigte er denselben, in seine Dienste zu treten, doch brachte er dies System freilich nicht eher in Anwendung, als bis er schon großen und mächtigen Einfluß auf die Gesetze des Landes ausübte. Die damals herrschende Unordnung begünstigte seine Pläne, denn die Regierung in Buenos-Ayres war so schwach, daß sie ihn wie eine Art nothwendigen Uebels duldete und so lange zu seinem ganz ungesetzlichen Verfahren gegen die Landbewohner schwieg, bis sie selbst ihm unterthan wurde. Er sah ein, daß sein Vaterland durch Mannszucht beherrscht werden könne; deshalb führte er sie überall ein, und sein Wahlspruch war: „gesellschaftliche Ordnung."

Der Gaucho ist im Allgemeinen von guter Gemüthsart und nicht blutdürstig, nur muß man in mancher Hinsicht schonend mit ihm umgehen. Die häufigen Umwälzungen stimmen sehr wohl mit der Neigung der Gauchos überein, die von jeher an ein wanderndes, unstätes Leben gewöhnt sind; so stehen denn die Soldaten auch unter keiner zu strengen Disziplin, denn da dieselben ohne die geringste Schwierigkeit desertiren können, so sind die Offiziere genöthigt, sich in die Umstände zu fügen und sie oft nach Gefallen handeln zu lassen. Nichtsdestoweniger herrschte doch in den Armeen der Generale Riveira, Rosas und Lopez von Santa Fé ganz vortreffliche Mannszucht, obgleich die Offiziere nur bei den allerwichtigsten Anlässen unbedingten Gehorsam forderten. Als ich mich im Jahre 1835 in Buenos-Ayres befand, rückte Rosas, nachdem er Balcarce's Empörung gedämpft, oder besser, als er seine eigene Empörung gegen Balcarce unterdrückt hatte, — denn dieser diente ihm nur als Werkzeug, um seine Macht an ihm zu zeigen, — an der Spitze von 8000 Mann regulärer Gauchos in Buenos-Ayres ein, und es fiel auch nicht die geringste Unordnung unter ihnen vor; freilich brachte die ganze Begebenheit einem Fremden nicht gerade den günstigsten Begriff von der Milde dieser Leute bei.

Hier will ich gleich auch des Generals Pacheco gedenken, der zwar in der jetzigen Krisis der Französischen Blokade sich immer um Rosas befindet und Alles bei ihm gilt, eigentlich aber keine persönliche Bedeutsamkeit hat. Er ist und war immer dieses politischen Häuptlings erster General oder besser sein Schleppenträger, denn er ist weder ein Feldherr noch ein tapferer Mann, doch hält er auf strenge Mannszucht und ist übrigens ein guter ehrlicher Soldat, der das in ihn gesetzte Vertrauen niemals täuscht. Die Gauchos dieses Landes mögen aber keinem Mann gehorchen, der sich nicht durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat; ist sein Antlitz gar mit Narben gezeichnet, so gefällt er ihnen um so besser. Bei ihren Mahlzeiten unterhalten sich die Gauchos beständig von der Tapferkeit dieses oder jenes Kriegs-Obersten, und wenn sie auch seine Grundsätze oder seine Sache verdammen, so lassen sie doch seinem

*) So heißt eine besondere Volksklasse in dieser Republik.

Muthe stets Gerechtigkeit widerfahren. Da nun Pachero in dieser Hinsicht keine Verdienste besitzt, so steht er bei ihnen nicht im geringsten Ansehen; er ist übrigens ein Mann von guter Erziehung und erhebt sich etwas über den gewöhnlichen Menschenschlag.

Ein anderer politischer Charakter, ja vielleicht der ausgezeichnetste von allen, ist der General La Madrid, zweifelsohne der tapferste Mann in ganz Süd-Amerika; er hat in allen Theilen des Kontinents gefochten, und sein ganzer Körper ist mit Narben überdeckt. In der Schlacht von Puenta de Marques, wo er unter Lavalle gegen Rosas und Lopez von Santa Fé kämpfte, wurde er tüchtig zusammengehauen und blieb für todt liegen; durch diese Schlacht wurden die Unitarier gänzlich bewältigt und Rosas mit vollständigem Sieg gekrönt. La Madrid, der noch mit dem Leben davongekommen, mußte nach Montevideo fliehen und kam hier in so traurige Umstände, daß er Bäcker oder vielmehr Backwaarenhändler werden mußte. Ungefähr nach einem Jahre benutzte er die von Rosas ertheilte Amnestie und kämpft nun, wie viele andere seines Schlages, unter den Fahnen dieses Helden. Großen Geist besitzt er nicht, sein einziges Verdienst ist seine Tapferkeit, folglich ist er gerade ein Mann, der sich für Rosas eignet.

Ein anderer Lieblings-Offizier von Lavalle war der General Paz, welcher ihn begleitete, als er 1828 in die Banda-Oriental zurückkehrte; es war auch Lavalle's Absicht, diesen Offizier zum Gouverneur von Cordova zu ernennen, weil er aus dieser Provinz herstammte. Paz war ein rechtlicher Mann und ein geschickter General, wurde aber von Lopez von Santa Fé gefangen genommen und auf Antrieb des Generals Rosas drei Jahre lang in der Festung Santa Fé in Verwahrsam gehalten. Lopez, der von sehr menschenfreundlicher Gesinnung war, wollte ihn nicht gern an Rosas ausliefern, weil er befürchtete, daß dieser ihn erschießen lassen möchte; nach zwei Jahren aber überließ er seinen Gefangenen doch Rosas unter der Bedingung, seiner zu schonen, worauf ihn Rosas nach dem Süden schickte, was so viel sagen will, als wenn ein Gefangener nach Sibirien gesandt wird; kurz, er machte ihn unschädlich, und wie wir hören, haben die Leiden, welche Paz erdulden mußte, ihn seines Verstandes beraubt.

Don Gervacio Rosas, der Bruder des Diktators, mußte bei der letzten revolutionären Bewegung, die vor ungefähr einem halben Jahre zum Ausbruch kam, nach dem Süden entfliehen, obgleich er, seiner Versicherung nach, keinesweges dabei betheiligt war, was uns auch nach vorhergegangenen Umständen ganz wahrscheinlich dünkt. Im Jahre 1835 hatte Rosas seinen Bruder an der Spitze einer bewaffneten Macht abgeordnet, um die Provinz von einer Räuber- und Mörderbande zu befreien, die einen Theil derselben unsicher machte. Nach mehreren Monaten kehrte er zurück und berichtete an Rosas, daß er die bezeichneten Leute zwar eingefangen, aber nur drei davon schuldig befunden und zum Tode verurtheilt habe. Rosas war mit dieser Vollziehung seines Befehls sehr unzufrieden und deutete seinem Bruder an, daß er viel zu langsam verfahren sey, da die ganze Bande über die Klinge hätte springen müssen. Diese Aeußerungen mißfielen dem Don Gervacio so sehr, daß er seitdem in keinem freundschaftlichen Verhältniß zu seinem Bruder stand. Weil er befürchtete, daß Rosas, in der Besorgniß, man möchte seinem Bruder während der Empörung den Oberbefehl aufzwingen, ihn könne erschießen oder sonst aus dem Wege schaffen lassen, so zog er es vor, sein Leben durch die Flucht zu retten. Don Gervacio ist ungefähr 5 Fuß 2 Zoll groß, von sehr beschränkten Geistesfähigkeiten und denkt an nichts als an sein Vergnügen. Das einzige von Nachdenken zeigende Wort, das er einst im Vertrauen zu einem Freunde äußerte, war: „Traue meinem Bruder nicht, lieber Freund, und glaube nicht Alles, was er zu Mandeville sprach; er sagt nie, was er denkt, Verstellung ist ihm zur zweiten Natur geworden.“

Vor ungefähr zwei Jahren ließ Rosas seine Minister zu einer Audienz in der Festung oder im Regierungshause vorladen; sie erschienen alle zur bestimmten Stunde um 1 Uhr, nur Rosas kam nicht. Man wartete bis um 2, bis um 3 Uhr, aber immer erschien er nicht; die angeführten Minister, bei denen sich der Hunger meldete, schlugen eine Vertagung vor, und Arana, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, suchte sie zu überreden, daß Rosas ihnen dadurch eine Beleidigung zufügen wolle. Während sie so mit einander berathschlagten, erschien ein schmutziger unbärtiger Gaucho, den Rosas besonders dazu ausgewählt hatte, und zeigte ihnen mündlich an, daß der Statthalter sie in seiner Wohnung zu sprechen wünsche. Sie sahen sich also genöthigt, dem Boten in ihren Staatskleidern dahin zu folgen; man führte sie in des Gouverneurs Schlafgemach, wo Rosas sie unrasirt, im Morgenrock, Maté schlürfend empfing und sich mit ihnen über ganz unbedeutende Dinge unterhielt; wahrscheinlich wollte er ihnen durch diese Behandlung andeuten, wie sehr er ihren Einfluß gering achte, obgleich sie früher das ganze Land beherrscht hatten. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten waren sie alle der Bestechung zugänglich gewesen, wenn dieselbe nur recht bedeutend war.

Dem armen alten General Viamonte begegnete ich eines Tages auf der Straße; er mag ungefähr siebzig alt seyn und sieht ganz verzehrt von Kummer aus. Er war ein tapferer Krieger, hat in allen Theilen Amerika's gefochten, besitzt das beste Herz, keinen zu hellen Kopf und war zu drei verschiedenen Malen Statthalter von Buenos-Ayres. Das erste und das zweite Mal war er gesetzlich erwählt und durch einen Aufstand abgesetzt worden. Zuletzt wurde er dazu im Jahre 1835 nach Balcarce's Sturz ernannt, den Rosas gefangen nahm, um zu zeigen, wie leicht er mit ihm fertig werden könne. Rosas berief Viamonte, einen alten, unschädlichen Mann, zum Provinzial-Statthalter, um seinem Einzuge doch in gewisser Hinsicht eine gesetzliche Form zu verleihen. Ich war im Saale der Repräsentanten gegenwärtig, als sie sich bei dieser Gelegenheit versammelt hatten; für Jeden, in dem sich noch ein Funke von Vaterlandsliebe regte, mußte der ganze Auftritt höchst peinlich seyn. Die schlauen Mitglieder wichen zurück, als sie des Generals Kräfte kannten, weil sie seine Verfolgungen fürchteten, und als er nun an den Saal zurückkehrte, standen diese feigen Zauderer stillschweigend da und warteten den Ausgang ab, um sich dann der stärksten Partei anzuschließen. Inzwischen tönten starke Flintensalven aus den Vorstädten herüber. Sogleich erhob sich ein Pater oder Priester und sagte, man solle sich von den Tönen, die man vernähme, warnen lassen, es müsse etwas geschehen. Die Partei Majorca, obgleich damals noch in ihrer Kindheit, benutzte die Verwirrung, welche diese Worte erregten, um die Pläne ihres Generals Rosas in Ausführung zu bringen. Einer von ihnen schlug vor, man solle den General Viamonte provisorisch erwählen, um die öffentliche Aufregung zu stillen, und da Rosas ein fortwährendes Feuern in der Stadt unterhielt, so schlug man vor, sich nicht eher zu vertagen, als bis ein Entschluß gefaßt sey. Dreimal begab man sich im Regierungs-Wagen nach Viamonte's Haus, der endlich einwilligte, sich nach dem Repräsentanten-Haus begab, eine Rede hielt und Alle beruhigte, so daß man sich vertagte. Einige Tage darauf setzte Rosas an der Spitze von 8000 Mann den Gouverneur Viamonte ab und erklärte sich selbst zum Diktator auf Lebenszeit.

Den Eingebornen von Buenos-Ayres ist die Einbildung angeboren, daß Jedermann entweder Rechtsgelehrter werden oder sich um ein Regierungsamt bewerben müsse; es giebt daher verhältnißmäßig höchst wenig eingeborne Kaufleute; ich wüßte nicht einen einzigen zu nennen, der auswärtigen Handel triebe, und was den innern Kauf und Verkauf anbetrifft, so findet man nur acht bis zehn Leute von gutem Ruf und Kredit unter den im Lande gebornen Einwohnern von Buenos-Ayres, die sich damit beschäftigen, aber auch sie haben bloß kleine Kramläden an der Außenseite der Stadt. Den Kleinhandel haben die alten Spanier, meistentheils Catalonier, ganz als Monopol an sich gerissen. Die Barana oder der Handel mit den Produkten des Landbaues ist in den Händen unternehmender Nord-Amerikaner und anderer Fremden, der Einfuhr-Handel in den Händen der Engländer. Die Letzteren theilen sich auch mit den anderen europäischen Nationen in den Transport. Der Handel mit Brasilien wird von den alten Portugiesen betrieben, die alle sehr wohlhabend sind; den Fluß- und Küstenhandel, die kleinen Grogläden und den Hausirhandel haben die Italiäner in Händen. Das Pfandleihe-Geschäft treiben Juden aus der Schweiz; nur wenig davon fällt an ein paar Eingeborne ab.

Italien.

Volksliteratur in Venedig.

(Fortsetzung.)

Calmo's Bühne war, wie die Aretin's, mit Courtisanen, Fischenhändlern, Aufschneidern u. s. w. überfüllt; es versteht sich von selbst, daß der Venetianische Dichter dem Italiänischen nachsteht, aber einen Vortheil hatte er vor seinem berühmten Zeitgenossen voraus, daß er die Dialekte verstand, daß er die Mundarten des ganzen Italiens in seine Stücke mischte und so zu den Volksklassen sprach. Auch waren seine Erfolge glänzend. Wenn man le Travagliate la Spagnolas spielte, ward das Theater vom Volk förmlich erstürmt, man suchte durch die Fenster einzudringen, man kletterte auf die Dächer der Häuser, man schritt über die Rinnen, man setzte sein Leben aufs Spiel, um einen Fetzen von der Vorstellung zu erhaschen. Calmo war der Sohn eines Gondoliers; er starb 1571.

Die Lyrik der Italiänischen Poesie beginnt ihre Laufbahn in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts mit lustigen Spottliedern, die von Leidenschaft und Impertinenz übersprudeln und eine nicht verschuldete Liebe ausdrücken, die immer bei der Hand ist, wenn es gilt, eine Thorheit zu begehen, jeder ernsten Handlung aber unfähig ist. „Wenn die Furcht mich nicht zurückhielte“, sagte ein Dichter, „ich würde mich tödten; meine Geliebte hat mir Alles versprochen, sie hat mich bis auf den letzten Heller ausgeplündert, ich bin in Verzweiflung, aber ich bin toll vor Liebe.“ Diese Strophe kann als das Programm aller Venetianischen Dichter von Calmo bis Gozzi (1550 — 1650) angesehen werden. Veniero (geboren 1550, gestorben 1586) ist der beste unter ihnen. An ihm muß man die Harmonie und den Reichthum seiner Lieder bewundern; seine Liebe glüht an Zärtlichkeit, obgleich sie weder von Ironie noch von Spott frei ist. Seine schönsten Lieder sind das Lob einer Frau in Trauer und die Wehklage eines Arbeiters, der gezwungen ist, selbst seinen silbernen Dolch zu verpfänden, um seiner Geliebten den Hof zu machen. Veniero's Verse sind unübersetzbar; der Venetianische Dialekt wird darin mit unerhörter Kühnheit gehandhabt; wörtlich kann man diese Poesie nicht übersetzen, wenn man sie nicht ganz entstellen will, und in einer freien Umschreibung verschwindet sie ganz. So sagt er: „O Frauen, laßt Thränenseen vergießen, schaffet ganze Stürme aus Seufzern, haltet euch Armeen von Liebhabern, schaffet neue Martern, brennet euch die Hölle in die Augen, Tausende von Unglücklichen mögen sich euch zu Füßen werfen. Ich werde dein Diener nicht seyn, Liebe, außer ich gebe Dir Oel und Mehl, um mich zu braten u. s. w.“ Im Dialekt haben diese Bilder einen ganz eigenen Reiz.

Ingegneri, Caravia, Briti, Pino sind Veniero's Nachfolger oder Schüler. Ingegneri (gestorben 1613) hat fern von seinem Vaterlande gelebt, aber er hat immer die Venetianische Liebe besungen, mit den Gondelfahrten und den Liebhabern, die den Damen in die Kirche folgen. Caravia hat eine sehr lange Wehklage Nasp

Bizarro's, eines Arbeiters im Arsenal, geschrieben. In den drei ersten Gesängen rast Raspo vor Liebe und Eifersucht; er sagt: „Meine Blonde, Deine Augen sind funkelnder als die Sterne des Himmels und Indiens Diamanten, nur ein Titian kann Dich malen; die Schätze der Zecca, des Arsenal's und des Bucentero können Deine Schönheit nicht bezahlen u. s. w." Und einige Stanzen weiter fügt er hinzu: „Madame, sagt diesem durchdufteten Fremden mit den Schuhen und dem Degen von Sammt und den gestickten Aufschlägen an den Aermeln, daß er nicht mehr unter Eurem Fenster schlendre, wenn er sein Leben liebt, ich werde meinen Dolch spielen lassen. Die letzte Nacht habe ich schon mit Teela, Merlin, Maron kurzen Prozeß gemacht u. s. w." — Der vierte Gesang ist betitelt: Ende der Liebschaft Raspo Bizarro's, der seine Geliebte geheirathet hat, um als guter getaufter Christ zu leben. — Der fünfte enthält die Klage des Arbeiters, der seine Ehe bereut; er wird von seinen Gläubigern und seiner Frau gequält; seine Freunde rathen ihm, sie zu schlagen. „Was wollt Ihr?" antwortet er mit Humor; „sie würde wüthend werden und sich an meiner Ehre rächen." — Pino fährt in diesem Ton fort; er besingt, wie Caravia, die Wunderlichkeit Raspo's, der jetzt geneigt ist, seine Frau zu schlagen. Diese Poesieen sind aus dem Gefängniß oder der Verbannung datirt. Der Arbeiter bittet seine Frau, ihre Mäntel zu verkaufen, um ihn auszulösen; oft fährt er sie an, weil sie ihm den Dolch und den Degen verborgen hatte; wenn er mit seiner Klinge ausgegangen wäre, hätte er sich vertheidigen und die Sbirren hätten ihn nicht fangen können. Immer giebt es Schulden, Dolchstiche, Liebe und Stockschläge selbst für die Schöne. Er ist so gewohnt, zu schlagen, daß er sie aus Versehen verstümmeln könnte. — Britti (geboren 1620; er verlor das Gesicht und ward 1641 eingekerkert) schließt die Reihe dieser Lyriker. Weniger elegant, als seine Vorgänger, übertrifft er sie durch den raschen Fluß des Metrums, durch die Komik der Refrains und die Leichtigkeit der Sprache.

Um 1640 hört die poetische Ader des 16ten Jahrhunderts auf zu fließen, die lyrische Periode der Venetianischen Poesie ist zu Ende; Veniero hat keine Nachahmer mehr, man denkt nicht mehr an die Castellani's, noch an die Nicolotti's; die Liebe ist weder leidenschaftlich, noch poetisch, und die modernen Ideen erscheinen zum ersten Male in Venedig im Gefolge der gegen die Freiheiten des Mittelalters wie gegen die Freiheiten der Reformation gerichteten katholischen Reaction. Aber in Venedig bringen die modernen Ideen nur Erstaunen hervor. Bona, der Dichter der Epoche, in der Mitte stehend zwischen den Forderungen der Moral und der sinnlich malerischen Verdorbenheit Venedigs, wird schwindlig; er betrachtet die Welt als einen Narrenkäfig. Die großen Herren, die mit Goldhaufen spielen, die Armen, die Hungers sterben, Apicius, der aus Langeweile reist, Regulus, der sich von den Afrikanern massakriren läßt, für ihn sind das Alles Maskeraden, die er ohne Umstände in den Venetianischen Karneval, die Italiänischen Masken und alle Thorheiten des Landes mischt. Er leugnet Laster und Tugend, und diese Ideen setzt er in zwanzig Broschüren aus einander, die er mit vielen Beispielen aus Geschichte und Mythologie in die Länge zieht. Dasselbe Chaos findet man in Beldati's Gesängen über Venedigs Gründung; die Götter des Olymp und die Heiligen des Christenthums, der Venusdienst und die sinnlich katholische Frömmigkeit werden hier unter einander gemengt. Die Venetianische Gesellschaft spiegelt sich in dieser anarchischen Poesie ab: Diana, Venus und die anderen Göttinnen Beldati's sind liebenswürdige Venetianerinnen, die den Olymp mit ihrem Geklatsch betäuben; sie haben Liebhaber, stürzen Alles, was sie umgiebt, über den Haufen und leiten die Verschönerungen der Stadt. Gott, die Jungfrau und die Heiligen thronen über dieser heidnischen Gesellschaft, wie der Senat und die Inquisition über dem Venetianischen Karneval. So war das Jahrhundert Ludwig's XIV. am Adriatischen Meere. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Garde-Zöglinge Napoleon's.

Von Marco de Saint-Hilaire.

An einem Sonntage des August 1811, vor zehn Uhr Morgens, drängte sich eine wogende Menschenmasse an den Gittern des Carrousel in Paris. Napoleon sollte um die Mittagszeit eine jener prächtigen Revüen abhalten, welche die etwas stupide Bewunderung der Pariser stets in hohem Grade erregten. An jenem Tage war die Neugier des Volkes noch lebhafter, als gewöhnlich; denn ein ganz neu geschaffenes militairisches Corps, die Garde-Zöglinge (pupilles de la garde), das noch Niemand in Paris gesehen hatte — es war erst gestern Abend von Versailles in der Militair-Schule angekommen — sollte zum ersten Mal vor dem Kaiser aufmarschiren.

Das Schicksal, welches Napoleon bis dahin immer hold gewesen, hatte ihm sechs Monate vorher einen Thronerben geschenkt und somit alle seine Wünsche erfüllt. Nachdem er seinem Sohne einen Thron als Wiege und ein Scepter als Spielwerk gegeben, beschloß er, auch eine Leibgarde für ihn zu organisiren, die seinem Alter angemessen wäre. Viele seiner tapferen Soldaten hatten Söhne oder Neffen, die noch zu jung waren, um in die Regimenter einzutreten: Keiner war wohlhabend genug, um diese Knaben in einer Militair-Schule erziehen zu lassen, und außerdem befanden sich unter den Letzteren viele Waisen; denn der Kriegsruhm hat bekanntlich auch seine böse Seite, und mancher Triumph, der die Nation verherrlicht, stürzt viele Familien in Trauer und Herzleid. Damit nun der Krieg dem unvermeidlichen Unglück, das er über diese Kinder brachte, einigermaßen wieder abhelfe, kam Napoleon auf den Gedanken, ihnen wiederzugeben, was sie verloren hatten. „In den Reihen meiner Armee", so sagte er, „sind ihre Väter gefallen, und dafür soll die ganze Armee ihnen Vater und Vormund seyn."

In Folge dessen war am 30. März 1811 ein Dekret erschienen, welches die Organisirung eines Regiments aus zwei Bataillonen, jedes zu sechs Compagnieen, anbefahl, das den Namen Pupilles de la Garde führen sollte. Dieses Corps sollte auf demselben Fuße erhalten werden, wie die junge Garde in Friedenszeiten, den Sold ausgenommen, der geringer war. Jeder in dasselbe aufzunehmende Soldaten-Knabe mußte gesund und wohlgewachsen, jedoch weniger als fünf Fuß hoch seyn *) und die Spuren der Pocken-Impfung vorzeigen können. Er durfte nicht unter zehn und nicht über funfzehn Jahre alt seyn, und außerdem war es unerläßlich, daß er lesen und schreiben konnte. Die Uniform bestand aus einem grünen Rocke mit gelben Schnüren, einem Tschako, grünen Pantalons und Kamaschen. Nur die Unteroffiziere hatten das Recht, einen Säbel zu tragen; der Degen war die Waffe der Offiziere. Die Unteroffiziere — Korporale, Fourriere, Sergeanten und Sergeant-Majors — wurden nach dem Rechte der Anciennetät gewählt; die Offiziere aber, vom Seconde-Lieutenant bis zum Obersten, ernannte der Kaiser auf Antrag des Kriegs-Ministers.

In Versailles wurde dieses Miniatur-Regiment organisirt. Oberst Bardin erhielt das Kommando desselben, und der Bataillons-Chef Dibbets ward zu seinem Adjutanten ernannt. Die meisten Offiziere wurden unter den Zöglingen der Militair-Schulen von Saint-Cyr und Fontainebleau gewählt. Die kleine Infanterie stieg bald auf 4000 Mann oder Männlein; später vermehrte sie der Kaiser in solchem Maße, daß sie zu Ende des Jahres 1812 acht Bataillone, jedes zu acht Compagnieen, zählte. Die Zöglinge hatten einen besonderen Unter-Intendanten, ein Musik-Corps, Pfeifer, Trommler, einen Regiments-Tambour und sogar Sapeurs. Eine einfache Standarte mit den National-Farben vertrat bei ihnen die Stelle der Fahne, da der Kaiser keinem Regiment einen Adler bewilligte, bevor es ihn auf dem Schlachtfelde verdient hatte.

Schon waren die vier Regimenter der alten Garde im Hofe der Tuilerieen aufgestellt, als man plötzlich mit Staunen sah, wie ein Regiment kleiner Infanteristen, von denen der Aelteste kaum 14 Jahr zählte, aus dem Pförtchen des Pont-Royal debouchirte und in guter Ordnung heranzog. Ihre Haltung war so echt militairisch, ihr Marsch so regelmäßig, daß sie einem der anwesenden Garde-Corps, wenn man es durch die umgekehrte Lorgnette betrachtet, aufs Haar ähnlich sahen. Voran schritt mit ledernem Schurzfell ein Peloton kleiner Sapeurs, deren glattes Kinn und knabenhafter Blick mit dem furchtbaren Ansehen, das sie sich zu geben bemühten, wunderlich kontrastirten; dann kam ein Regiments-Tambour von fünf Fuß zwei Zoll, der, als er an seinem Kollegen von der alten Garde, einem wahren Koloß, vorbeikam, seinen Stab wie herausfordernd über dem Kopfe herumschwang. Ihm folgten seine Trommler, die Favorite wirbelnd, jenen berühmten Marsch der alten Garde, der so oft in der Schlacht das Zeichen gab, und hinter ihnen die Spielleute, denen nur die große Trommel und der Halbmond mit den Roßschweifen fehlte, weil Keiner stark genug war, so gewichtige Instrumente zu tragen. Nach der Musik kam das Regiment, seine berittenen Stabs-Offiziere an der Spitze.

Diese Helden in der Knospe rangirten sich nun dem ersten Regiment der Kaiserlichen Grenadiere, von denen keiner weniger als zwei Dachsparren auf dem Aermel trug, gegenüber in Reihe und Glied. Die alten Krieger lächelten und flüsterten einander spaßhafte Bemerkungen zu, bis der Feldmarsch, die Ankunft des Kaisers verkündend, Alles stumm und unbeweglich machte. Napoleon ritt geradesweges auf die Garde-Zöglinge los, die ihre Reihen geöffnet hatten, stieg vom Pferde, sagte dem Obersten Bardin ein paar Worte und begann darauf in Begleitung des großen General-Stabes die Musterung des Regimentes. Plötzlich faßte er einen Korporal beim Ohr und zog ihn zu sich heran.

„Wie alt sind Sie, Herr Gelbschnabel?" fragte der Kaiser in ziemlich strengem Tone. — „„Mein Kaiser, ich bin am 20. März dieses Jahres, dem Geburtstage des Königs von Rom, dreizehn Jahr geworden."" — „Und warum lachten Sie eben, als ich mit Ihrem Capitain sprach?" — „„Weil es mir Freude machte, Ew. Majestät zu sehen."" — „Und wenn ich Dich nun, sobald ihr wieder in Versailles seyd, auf den Polizeisaal bringen ließe, um Dich zu lehren, daß ein Unteroffizier in den Reihen nicht lachen darf: wie gefiele Dir das?" — „„Ich würde mich sehr glücklich fühlen, Sire, weil ich daraus ersähe, daß Ew. Majestät an mich gedacht hätten.""

„Der kleine Kauz hat eine Antwort für Alles", sprach Napoleon; und auf ein Zeichen des Major Dibbets trat der Korporal wieder ins Glied. Nach beendeter Musterung ließ der Kaiser die Zöglinge ein paar Schritte vortreten, stellte sich zwischen sie und seine Grenadiere und sagte: „Soldaten meiner alten Garde! diese hier sind Eure Kinder! An Eurer Seite sind ihre Väter gefallen — Ihr sollt ihnen Vaterstelle vertreten. In Euch werden sie Beides, eine Stütze und ein Vorbild, finden. Euer Beispiel wird sie zu Tapferen, Euer Rath zu den ersten Soldaten der Welt heranbilden! Ich habe ihnen die Bewachung meines Sohnes anvertraut, wie ich Euch die meiner Person anvertraut habe; und sie werden mich unbekümmert machen wegen seiner, so wie Ihr mich wegen meiner unbekümmert macht. Seyd ihnen Freunde und Beschützer!"

---

*) Fünf Pariser Fuß betragen nach unserem Militairmaße 5 Fuß 4 Zoll 8½ Strich; denn der pied du roi ist 4½ Strich oder Zwanzigtheile eines Zolls länger als der Rheinländische.

Ein betäubendes Jubelgeschrei: „Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe der König von Rom!" drang aus den Reihen der Garde. Ein Wink Napoleon's hemmte den Strom der Begeisterung; dann sprach der Kaiser, zu den Knaben gewendet: „Und Ihr, meine Kinder, indem ich Euch meiner Garde attachire, gebe ich Euch eine schwere Pflicht zu erfüllen; aber ich zähle auf Euch und hoffe, daß man einst sagen werde: diese Kinder sind ihrer Väter würdig!"

Wiederum ertönte ein ohrenzerreißender Jubel, nur dieses Mal aus kleineren Kehlen. Hierauf befahl der Kaiser seinem Adjutanten, dem Grafen Lobau, die Truppen defiliren zu lassen, und das Corps der Garde-Zöglinge marschirte an der Spitze der alten Garde taktfest und in schönster Ordnung vorüber.

Kaum waren die Trommler des ersten Grenadier-Regiments in der Parallele des Kaiserlichen Generalstabes angekommen, als ein Soldaten-Knabe, der ungefähr zehn Jahre zählen mochte, etwas ängstlich auf den Kaiser zutrat und ihm in gewisser Entfernung sein Polizeimützchen reichte, auf dem eine Bittschrift lag. „Aha!" sprach Napoleon lächelnd; „da kommt Einer, der schon Ehrgeiz hat! Das heißt früh anfangen." Darauf sagte er zu einem seiner Adjutanten: „Durosnel, fragen Sie einmal, was der Kleine will." Dieser näherte sich dem Knaben, nahm die Supplik, wechselte einige Worte mit ihm und kehrte zum Kaiser zurück. „Sire, es ist eine Waise." — „„Eine Waise!"" unterbrach ihn Napoleon; „„dann geht die Sache mich an: geben Sie mir das Blatt."" Er entfaltete die Petition eigenhändig und las Folgendes:

An Seine Majestät den König von Rom, in seiner Behausung in den Tuilerieen, in Paris.

Sire! Pierre Mouscadet, eilf Campagnen alt, ausschließlicher Eigenthümer von fünf Wunden und Grenadier zu Fuß im ersten Regiment der alten Garde Ihres hochverehrten Vaters, der den Unterzeichneten im Lager zu Boulogne mit eigener Hand dekorirt hat, ist so frei, Ihnen anzuzeigen, daß er einen Neffen überkommen hat, aus dem er nichts zu machen weiß. Sire, mein besagter kleiner Neffe ist provisorisch nur ein Beiläufer von der Suite und schon jetzt einer Ihrer größten Bewunderer. Er hat eine blonde Constitution, mißt 1 Metre 33 Centimetres und ist in bester Form geimpft worden. Der Postulant wird zweifelsohne einen guten Soldaten abgeben. Er kann lesen, schreiben und besitzt Kenntniß von dem Respekte, den man seinen Chefs und insonderheit dem muthmaßlichen Erben des großen Napoleon verschuldet. Weswegen ich, der Reklamant, Sie bitte, die Gewogenheit zu haben, meinen Neffen François Mouscadet, Ueberbringer dieses Schreibens, bestmöglichst in das Corps der Garde-Zöglinge zu insinuiren, dessen Depot bekanntlich in Versailles sich befindet. — Sie werden verzeihen, Sire, wenn ich nur mit ein paar Kreuzen unterschreibe — ich kann es nicht besser. Im Uebrigen erkundigen Sie sich meinetwegen bei Ihrem Herrn Vater, unserem würdigen Kaiser, von dem ich so obenweg gekannt zu seyn die Ehre habe. Ich ersterbe u. s. w.

††† Handzeichen des Pierre Mouscadet.

Beim Lesen dieser Supplik hatte Napoleon öfter Mühe, sich des Lachens zu erwehren. Dann las er noch einmal die Adresse: „An Seine Majestät den König von Rom", zuckte die Achseln und sprach: „Dieser Brief ist aber nicht an mich!"

Der Kleine stand da, wie ein armer Sünder. Napoleon winkte ihm und sagte: „Komm näher, Bürschchen. Du heißest also François und bist ein Neffe des Pierre Mouscadet, der als Grenadier in meiner Garde dient?" — „„Ja, Eure Majestät"", antwortete der Knabe zitternd und rollte dabei sein Polizeimützchen in den kleinen Händen. — „Nun, so sage Deinem Oheim, er sey ein Einfaltspinsel." — „„Ja, mein Kaiser"", sprach der Kleine mit niedergeschlagenen Augen. — „Und sag' ihm ferner, daß er, wenn er hinführo wieder um etwas bitten will, an mich allein sich zu wenden hat. Hörst Du?" — „„Ja, mein Kaiser."" — „Dessenungeachtet", fuhr Napoleon fort, „soll sein Brief pünktlich bestellt werden; denn es wäre doch nicht in der Ordnung, wenn Du für die Albernheit Deines Oheims büßen solltest."

Darauf übergab er seinem Adjutanten die Bittschrift und sagte: „Lauriston, führen Sie den kleinen Bittsteller gleich zu dem Könige von Rom, und bringen Sie ihn dann wieder." Der General führte den kleinen François in das Zimmer der halbjährigen Majestät, die, von Wärterinnen umgeben, in ihrer Wiege schlummerte. Frau von Montesquiou legte das Papier ehrerbietigst zu den Füßen des Kindes, das alsbald voll übler Laune und mit großem Geplärr erwachte. Jetzt faßte der General, der seinen Auftrag genugsam erfüllt zu haben glaubte, den kleinen François bei der Hand und brachte ihn wieder zum Kaiser, der eben die leichte Artillerie vorbeidefiliren sah.

„Nun, Herr Supplikant", fragte Napoleon, „ist Alles gethan worden, was ich gesagt habe?" — „„Ja, Sire."" — „Was hat denn Seine Kaiserliche, Königliche und Römische Majestät geantwortet?" — „„Seine Majestät hat nichts geantwortet"", versetzte François mit unsicherer Stimme. — „Auch gut", bemerkte Napoleon lächelnd; „wer nichts sagt, der willigt ein. Lauriston, Sie werden mir diese Supplik heute Abend wieder vorlegen, damit ich sie signire. Du aber, François Mouscadet, geh' wieder zu Deinen Kameraden und sieh Dich vor, daß Du nicht unter die Pferde der Chevauxlegers geräthst, die ich da unten ankommen sehe." François lief, was er laufen konnte, und war bald im Gewühle verschwunden.

Unmittelbar nach dieser Musterung begannen die Garde-Zöglinge ihren Dienst bei der Person des Königs von Rom. Die Hofdamen der Kaiserin unterhielten sich viel mit den Kl… allerliebst fanden. Sie wogen ihre netten … Händen, beklagten sie wegen ihrer Strapaze… liebreich; und so oft eine abgelöste Compagnie … zurückgekehrt war, fanden die Kleinen in ihren … Kreiseln und Spielbällen, die sie sorgfältig … Chokolade-Täfelchen, Papilloten und Bonbons …

Mannigfalti…

— Digestions-Tabelle. Englische m… halten nachstehende Zusammenstellung von … Durchschnittszeit der Verdauung eines großen … die dem Menschen als Nahrungsmittel dienen: …

Speisen.	Ar… der Zubereitun…
Reis	gekocht
Sago	dgl.
Gerste	dgl.
Milch	dgl.
desgleichen	roh
Gallerte	gekocht
Schweinefüße	dgl.
Eingeweide	dgl.
Hirn	dgl.
Wildpret	gebraten
Knochenmark	gekocht
Puter	gebraten
desgl.	gekocht
Gans	gebraten
Spanferkel	dgl.
Rindsleber	dgl.
Lamm	dgl.
Huhn	frikassirt
Frische Eier	hart
desgl.	weich ge…
desgl.	gebacken
Custard (Eierkuchen mit Früchten)	
Stockfisch	gekocht
Frische Forellen und Lachs	dgl. oder ge…
Frische Schollen	gebacken
Geräucherter Lachs	
Frische Austern	roh
desgl.	gebraten
Rindfleisch	gekocht
Beefsteak	geröstet
Pökelfleisch	gekocht
desgl. mit Mostricht	dgl.
desgl. alt, trocken und eingesalzen	dgl.
Porksteak	geröstet
Schweinefleisch	gebraten
desgl. frisch eingesalzen	gekocht
desgl. desgl.	roh
Hammelfleisch	gebraten
desgl.	geröstet oder ge…
Kalbfleisch	gebraten
Kleines Geflügel	gekocht oder ge…
Enten	gebraten
desgl. wilde	dgl.
Rinderschmalz	gekocht
Butter	geschmolzen
Käse	alt und ha…
Rinder- und Kräutersuppe	
Suppe mit Knochenmark	
Suppe mit Bohnen rc.	
Griessuppe	
Hühnersuppe	
Hachis aux fines herbes	
Frische Saussischen	geröstet
Schinken	gekocht
Weißbrod	
Mehlspeise	
Gedämpfte Aepfel	
Rohe Aepfel, herbe	
desgl. süße	
Mohrrüben	gekocht
Steckrüben	dgl.
Kartoffeln	dgl.
desgl.	gebraten
Kohl	roh
desgl.	mit Essig
desgl.	gekocht

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. …

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Montag den 12. Oktober 1840.

Türkei.

Die Schlacht von Navarin.

Von einem Französischen Marine-Offizier.

.... Der Kommandant des „Scipio" kehrte an Bord zurück; sein Auge strahlte, sein Auftreten war das eines Mannes, der im Besitz einer wichtigen Neuigkeit ist und vor Begierde brennt, sie denjenigen mitzutheilen, die er gern für seine eigene Begeisterung empfänglich zu machen wünscht. Der Capitain der Fregatte stand zu seinem Empfange am Fallreep bereit. „Mein Herr", sprach er zu diesem, „laden Sie gefälligst das ganze Offizier-Corps ein, mir in das Berathungs-Zimmer zu folgen."

Und als die Offiziere nach einiger Zeit aus demselben zurückkehrten, glänzte die Freude auf allen Gesichtern; die jungen Zöglinge der Marine vermochten, trotz der sprechenden Blicke ihrer Vorgesetzten, sich in ihrem Entzücken kaum zu mäßigen, um das Geheimniß nicht zu verrathen, das ihr Befehlshaber ihnen anvertraut hatte.

Als nun aber der Capitain der Fregatte die Steuerleute und Bootsmänner zusammenberufen ließ, um ihnen seine Befehle zu ertheilen, war die ganze Besatzung keinen Augenblick länger darüber in Zweifel, welche Mittheilungen der Kommandant dem Offizier-Corps gemacht habe. Jetzt bemächtigte sich ein Enthusiasmus, dessen Natur schwer zu beschreiben ist, aller Gemüther; Freudenrufe wurden vernommen, deren Ausdruck die größte Erregtheit der Jubelnden kundgab.

Die Stunde des Gefechts rückte näher. Auf den Gesichtern der Seeleute, in ihrer Aufregung, in ihren Bewegungen malte sich, wie in einem Spiegel, der Zustand ihres inneren Gemüthes. Der Hochbootsmann erschien mit dem Segelmeister auf dem Verdecke: Alles laufende Tauwerk wurde verdoppelt, die Racktaillen wurden verstärkt und die Unterraaen zur größeren Sicherung mit eisernen Reifen umschlungen. Die Marsgasten brachten Aexte, Feuerbehälter, Talg, Flaschenzüge und andere Geräthschaften, die man während einer Seeschlacht bedarf, in die Mastkörbe und auf die Schanze. Große Balken, mit scharfen eisernen Spitzen versehen, wurden weit über den Bord hinausgeschoben, um die etwa herantreibenden Brander abzuhalten. Die Raaen wurden mit Steinschleudern und Karabinern gespickt. Der „Bootsmann am Steuerruder" bereitete die nöthigen Steuer-Signale vor und ließ Alles in den Stand setzen, um für den unglücklichsten Fall sogleich ein Nothsteuer anbringen zu können. Der Ober-Kanonier mit seinen Gehülfen untersuchte die Batterieen, ließ die Decklukeu abnehmen und Alles in den Stand setzen, was zur Ausführung der Manöver dienlich seyn konnte. Der Waffenmeister und der Waffenschmied untersuchten alle Feuergewehre, die Säbel, die Enterbeile und die Piken, und vertheilten die Patronen. Der Ober-Kalfaterer und der Ober-Zimmermann nahmen aus ihren Kisten die nöthigen Werkzeuge hervor; dann besichtigte der Erstere die Pumpen, Letzterer die Seitenborde. Die Batterieen und das Zwischendeck wurden darauf von allem unnützen Geräth befreit, um das Manöver mit den Kanonen nicht zu behindern und für die Unterbringung der Verwundeten den nöthigen Raum zu gewinnen. Auf diese Weise wurden alle Vorkehrungen zum Gefechte getroffen, während das Schiff längs der Küste hinsegelte. Mit welchem Eifer gaben sich sowohl die jungen als die alten Seeleute diesen ungewohnten Arbeiten hin. Es war ein herrlicher Anblick, zu sehen, wie die jüngeren Leute, wenn sie über das Verdeck hinrannten, ihre Arme von der Last, die sie trugen, befreiten und den alten Matrosen, die ihnen entgegenkamen, mit dem Zurufe die Hand schüttelten: „Morgen, mein alter Seemann!" Und dieses „Morgen!" will so viel sagen, als: Morgen stehen wir uns Alle gleich, morgen sind wir wahrhaft Brüder, denn morgen wird die Schranke fallen, die zwischen den Matrosen, die sich bereits im Pulverdampfe berauscht haben, und denen aufgerichtet ist, die ihren Muth noch nicht anders als in dem Kampfe mit den Elementen erproben konnten.

„Auf Morgen!" entgegnet der alte Matrose, indem er die Hand schüttelt, die der junge Seemann ihm darbietet, und belobt diese edle Aufwallung durch ein huldvolles Lächeln.

Beim Einbruche des Abends, da alle durch die nahe bevorstehende Schlacht nöthig gewordene Arbeiten beendet sind, beginnen Gesang und Tanz. Als man die Seeleute so lustig durch einander wogen sah, hätte man glauben sollen, sie begingen die Vorfeier eines morgenden Festes. Und war es am Ende für ihre in Gefahren abgehärteten Herzen kein Fest? Dem Tanz und dem Spiele folgten die fröhlichen Refrains, die patriotischen Gesänge! Bald hallten alle Schiffe der Französischen Escadre von den Gesängen der Freude und des Ruhmes wieder; von den Englischen und Russischen Schiffen antwortete man mit ernster klingenden Liedern. Ein majestätisches Konzert steigt von den Wellen zum Himmel empor, die frischgehende Brise trägt die schallenden Töne weiter, sie schlagen wie ein Todesschrei an das Ohr der Söldner Ibrahim Pascha's; aber wiederhallend in den Felsen-Echo's der nahen Insel werden sie zugleich ein Freiheitsgruß für die unglücklichen Nachkommen des Epaminondas.

Jetzt sinkt die Sonne in die Wellen hinab, nur einige vom Abendroth bestrahlte Wolken schwimmen am Horizonte hin und werfen einen leichten Schimmer auf die Spitzen der Maste. Der Kommandant, der wohl weiß, daß seine Leute an einem Tage, wie der morgende, ihre ganze physische Kraft nöthig haben, läßt unter Deck pfeifen, und alle Leute, die nicht zum Wachtvolk gehören, eilen in das Zwischendeck und kriechen in ihre Hängematten.

Die Aufregung, welche bis jetzt am Bord geherrscht hat, legt sich und macht dem Nachdenken Platz; man denkt über die wahrscheinlichen und möglichen Wechselfälle des bevorstehenden Gefechtes nach, das muthmaßlich ein sehr blutiges wird; den alten Seemann überrascht eine Thräne, indem er seines Weibes und seiner Kinder gedenkt, die er vielleicht nicht wiedersehen, nicht mehr umarmen soll; der Neuling gedenkt der Mutter und der Schwester, die daheim seiner harren; still zieht er aus seinem Gürtel den letzten Brief, den er von ihnen empfing, und drückt ihn mit einer fast religiösen Empfindung an seine Lippen. Einige schwelgen in süßen Erinnerungen, Andere seufzen bei dem Anblick der trüben Bilder, welche die Phantasie vor ihre Seele zaubert; aber alle diese Gemüthszustände sind nicht im Stande, ihre Energie zu schwächen, denn die Liebe zum Ruhme ist kühner und gewaltiger als alle andere Empfindungen.

Der Tag bricht an, und eine wolkenlose Sonne steigt empor; sie bestrahlt die bergigen Gipfel von Sphacteria und schmückt das bläuliche Meer mit ihrem flüssigen Golde. Auf dem Verdeck und in den Batterieen wird die Trommel gerührt. Es ist das Signal für die Matrosen, ihre Hängematten zu verlassen (le branle-bas). Und in einem Momente sind sämmtliche Hängematten verschwunden; die Offiziere verlassen ihre Kajüten; man begiebt sich auf das Verdeck; der Appell wird abgehalten.

Welch' ein imposantes Schauspiel gewähren die 1200 Seeleute, die auf beiden Seiten des Verdecks aufgestellt sind! In einigen Stunden haben die Kugeln ihre Reihen decimirt, und doch glüht ihr Gesicht vor Freude und Erwartung; in einigen Stunden wird ihr Blut von dem Verdeck in das Meer hinabströmen, und doch antworten sie bei dem Namensaufruf mit fester, fast freudiger Stimme, als ob sie zu einem Feste aufgerufen würden.

Sobald der Offizier sie aus einander gehen heißt, begiebt sich Jeder an seinen Posten; an tausend Köpfe sehen über die Verschanzungen hinweg, ihre Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den drei vereinigten Geschwadern, während der Soldat seinen liebsten Kameraden durch einen vielsagenden Blick auffordert, während des Angriffs an seiner Seite zu fechten. Und wie sie in der Bai von Navarin den Mastenwald der feindlichen Flotte erblicken, gleicht ihr Auge dem Auge des Adlers, der seinen nahenden Feind schon mit Blicken zu Boden schmettern will.

Um 10¾ Uhr werden an dem großen Bramtopp der „Sirène" drei Flaggen sichtbar. Das ist das Signal, daß zum Gefecht aufgerufen werden soll. Jedermann tritt an seinen Platz. Die Pulverkisten werden geöffnet, Waffen auf das Verdeck geschleppt; die Raaen werden von Leuten besetzt, die als Scharfschützen dienen. Die Kanoniere stehen bei ihren Stücken, und die Leute, welche während des Gefechtes zur Ausführung der Manöver bestimmt sind, stehen um die Maste geschaart. Der Bootsmann am Steuerruder ergreift die Ruderpinne; der Befehlshaber des Schiffes besteigt seinen erhöhten Platz auf dem Quarterdeck und überschaut mit Ruhe die Bewegungen der Flotte.

In den Batterieen werden die Kanonenpforten geöffnet und die Pfropfen aus den Stücken genommen; die Lunten sind angezündet und die Geschützwannen mit Wasser gefüllt. Die Offiziere der Batterieen, der Geschützmeister und die Eleven treten nach einander zu den einzelnen Stücken, ertheilen ihre Befehle und richten aufmunternde Worte an die Leute. Die Aufseher der Pulverkammer vertheilen die Patronen. Der Stuhl, mit welchem die Verwundeten

in das Zwischendeck hinabgelassen werden sollen, wird aufgestellt; und unten sind der Ober-Chirurg und seine Gehülfen bereits mit Vorkehrungen aller Art beschäftigt. Während dieser Ereignisse rückt die Flotte unter leichten Segeln weiter vor.

Dem Beispiele der „Asia“ folgend, an deren Bord sich der Englische Admiral Codrington befindet, der, als der höchste im Rang unter den drei Admiralen, das Kommando der Flotte führte, gehen die drei Escadren über Stag. Sogleich bildet die ganze Flotte eine doppelte Schlachtlinie. Die Englische und Französische Escadre formiren die eine Linie, die Russische, unter den Befehlen des Admiral Heiden, die zweite. In dieser Stellung bewegt sich die Flotte langsam gegen die Bai von Navarin; jetzt doublirt sie den äußersten Punkt derselben, und vor ihr sieht sie die Türkisch-Aegyptische Flotte, in einer dreifachen halbmondförmigen Linie vor Anker liegend. Der geübte Seemann erkannte auf den ersten Blick, daß der Feind seine Hauptmacht rechts aufgestellt hatte; man unterschied beim Einsegeln 5 große Fregatten und 3 Linienschiffe. Ein rasirtes Schiff und 15 Fregatten von verschiedener Größe vollendeten den halbmondförmigen Kreis, der in der zweiten und dritten Linie durch 27 Korvetten und 30 Briggs verstärkt wurde. An den beiden äußersten Enden waren 6 Brander aufgestellt, bereit, sich bei dem Beginn des Gefechtes auf die Schiffe der Alliirten zu werfen.

Jetzt ist es 2 Uhr. Die „Asia“, gefolgt von den Englischen Linienschiffen „Genua“ und „Albion“ und der Englischen Fregatte „Dartmouth“, und der Scipio“, gefolgt von der Französchen Fregatte „Sirene“, sind schon an den Hafenbatterieen vorübergesegelt, ohne daß von irgend einer Seite eine Art der Feindseligkeit verübt wurde. Die „Asia“ ankert Bord an Bord des Linienschiffes, auf welchem die Flagge des Kapudan-Bei weht; der „Albion“, der „Genua“ und der „Dartmouth“ nehmen eine gleiche Stellung neben zweien Linienschiffen und einer Fregatte ein.

„Teufel!“ brummte der Hochbootsmann Leonard, den sein Posten auf dem Verdecke festhielt und der mit großer Sorgfalt die Manöver der Englischen Schiffe verfolgte, während der „Scipio“ der „Sirene“ so nahe war, daß sein Bugspriet den Spiegel der Fregatte fast berührte. „Nun haben diese Schelme von Engländer uns die besten Plätze weggenommen! Unser Admiralschiff ist doch auch kein Krüppel. Jetzt beginnt es, sich zu rühren! — Aber wo zum Teufel will es hin! Oh! Bomben und Granaten! Das war ein herrliches Manöver! Da liegt er mitten zwischen 3 Fregatten! Aber ich wundere mich gar nicht darüber; er kennt den Gang der Dinge! Halt! Jetzt scheint mir, daß an uns die Reihe kommt. — Unser Kommandant greift nach dem Sprachrohr! Es ist ein wahrer Wehrwolf, der sich nicht genirt, das bin ich gewiß, denn ....“

Meister Leonard beendete seine Phrase nicht; er ward genöthigt, zu seiner silbernen Pfeife zu greifen, um die befohlenen Manöver ausführen zu lassen. Einige Minuten darauf lag der „Scipio“ am Eingange des Hafens fest. Meister Leonard sprang auf die Steuerbords-Reiling und lächelte wohlgefällig, als er die schöne Lage des Schiffes gewahrte. „Nun, Meister Leonard“, sprach ein junger Seemann, sich zu ihm aufschwingend. „Wird die Schlacht bald beginnen?“ — „Allem Anscheine nach, mein Junge! Es wäre schade ums Gegentheil, denn unser Kommandant hat uns gerade so gelegt, daß wir Arbeit vollauf haben, wenn es losgeht .... Gieb Acht! .. zwei großen Fregatten gerade gegenüber und außerdem im Bereiche der Landbatterieen, wo ich die Türken schon in ihren rothen Hosen umherspringen sehe .... Aber sie sollen sich nur ja ruhig halten; sie werden bald genug erfahren, wie es thut, wenn ihnen die Kugeln des „Scipio“ um die Ohren sausen.“

(Schluß folgt.)

Italien.

Volksliteratur in Venedig.

(Schluß.)

Die Regentschaft fand in Venedig mehr Anklang; ihr kam jene alte Zügellosigkeit entgegen, die sich freute, eine neue Form zu bekommen. Venedig nahm den Unglauben der Französischen Schriftsteller an, und dieser Bewegung des Jahrhunderts gelang es sogar, die Unbeweglichkeit des Senats zu erschüttern. Man hob die Klöster auf, man gab Aufwands-Gesetze, man vergaß das alte Venedig der Nicoloti und Castellani; alle Welt beschäftigte sich mit der Gegenwart. Die Einen beunruhigte diese Bewegung, welche das ganze Getriebe der Republik erbeben machte, die Anderen beeilten sich, diesen Wiederschein, den die Französische Regentschaft auf Venedig warf, zu genießen, und diese doppelte Aufregung der Besorgnisse und der Saturnalien fand ihren Ausdruck in der Poesie.

Baffo ist der Dichter der Orgien, er besingt den Triumph der Venus; seine Poesie ist ein Liebesfest, das mitten unter Heiligen und Madonnen gefeiert wird; unter seinen Epigrammen ist nicht eines, das nicht die Schaam empört, unter seinen Madrigalen nicht eines, das nicht mit den technischsten Ausdrücken der Libertinage besudelt ist; alle Bilder werden schmutzig, indem sie durch Baffo's Geist hindurchgehen, und das Ernsteste und Ehrwürdigste, was es in der Republik giebt, wird von ihnen angegriffen. Hier ist es das Kloster mit seinen Regeln, seinen Kasteiungen, seinen Devotionen, das zum Priapus-Tempel wird. Dort ist es der Schatten Bonfadio's, des cynischen Geschichtschreibers von Genua, der aus der anderen Welt zurückkehrt, um Baffo zu sagen, daß er Gott überall gesucht, aber ihn nirgends gefunden habe; bald macht auch Baffo selbst seine Sonnette des Jenseit, wo er alle mögliche Obscönitäten zum Besten giebt. Dann findet man eine Menge Bemerkungen, Reflexionen, [illegible] über Gott, über die Hölle, über die Ehre, über die Tugend, [illegible] vielmehr die Apologie des Lasters, die Religion der Sonne und [illegible] Menge anderer Sächelchen, welche dazu bestimmt sind, die Erziehung der Dilettanti zu vollenden. „Es lebe das Laster!“ sagt er, „[illegible] verschönert die Stadt, es bringt das Geld im Umlauf, es nährt die Künstler; nehmt uns die Liebe, die Leckerhaftigkeit und den Ehrgeiz, und Geld und Genie sind zu nichts mehr nütze. Gott und die Hölle sind Chimären; die Sonne und den Mond müßt ihr anbeten, [illegible] die Alten, und in der heiligen Naivetät des goldenen Zeitalters leben.“ Das ist Baffo's Katechismus. Funfzig Jahre früher wäre der Dichter erdrosselt worden; aber die Zeiten hatten sich gar sehr geändert, er durfte über die Nonnen, die Päpste, die Mönche spotten, durfte sein goldenes Zeitalter der Boudoirs in vier dicken Bänden von Poesieen, die beinahe der Priapea Piron's nachgeahmt sind, besingen, ohne daß diese poetischen Ausschweifungen die Aufmerksamkeit des Raths der Zehn auf sich zogen. Baffo brachte sein Leben damit hin, sich Venusklöster, Nerosfeste u. s. w. zu erträumen; er war der Patriarch der neuen Venetianischen Gesellschaft; er beklatschte die artigen Frauen, die an das Fegefeuer nicht glauben, um à l'Anglaise zu leben, die Elegants, die sich in den Sprechzimmern der Klöster versammelten, die mit Gold beladenen Spieltische, wo die Nobili, die Damen und maskirte Senatoren ihr Vermögen drein setzten. Das sey, sagte er, Venedig's Wiedergeburt.

Den entschiedensten Gegensatz zu Baffo bildet Labia (lebte von 1709 — 1774), ein echter Venetianer voll patriotischer [illegible] und Begeisterung, den alles das, was Baffo so selig macht, in die höchste Trauer versetzt: er sträubte sich mit Hand und Fuß gegen die fremden Ideen; in dem Verfall des Handels, den Angriffen auf die Religion von Seiten der Regierung, dem Herunterkommen des Adels durch Spiel und Luxus sah er das Ende der Welt. Seine Verse sind schlecht, aber wie poetisch ist der Unwillen, den das geringste Ereigniß in ihm erregt! Ein Theater brennt ab, er jammert über den Eifer, mit dem man die Wiedererbauung desselben betreibt; die Venetianer sind fröhlich bei einem Volksfest, und er weint über das Loos dieser Bevölkerung, die er in seinen schwarzen Träumen mit einer nahen Katastrophe bedroht sieht; man schließt die Spielhäuser, dies erscheint ihm kindisch von der Polizei, da inzwischen das Laster in den verborgenen Orten üppig wuchere. Es versteht sich von selbst, daß Labia seine besten Pfeile gegen die Moden, gegen die Frauen, gegen die Cicisbeo's abgeschossen hat und gegen jenen schamlosen Dichter, dessen Daseyn allein für die alten Sitten ein Skandal ist; was aber besonders seinen Zorn erregt, ist die Aufhebung der Klöster. Wenn er hierüber sprach, blieb er nicht bei Klagen oder Schmähungen stehen: er disputirte, und dann [illegible] er alle Poesie; der mittelmäßige Schriftsteller blieb allein zurück.

Einige Jahre nach Baffo und Labia verschwand der [illegible], mit dem man bisher über die Reformen gestritten, und [illegible] Geschwätz trat an dessen Stelle. Irgend ein eigensinniger Greis meinte, man müsse die Frauen in die Häuser verriegeln, [illegible] die Republik ruinirt. Die Frauen dagegen beklagten sich [illegible] über die Aufwands-Gesetze. Diese Herren, sagten sie, [illegible] Cavalieri serventi, die das Leben für uns hingeben wollen, [illegible] uns gern in hölzernen Schuhen gehen sehen; man möchte gern [illegible] Kirchenväter, Helvetius, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, [illegible] Akademie der Damen und Ninon de l'Enclos verbrennen. — „[illegible] meine Damen“, antwortete ein Dichter, „es gilt bloß, die [illegible] der Hahnreis zu vermindern.“ Das waren die letzten Betrachtungen, die man über die neuen Venetianischen Sitten machte. [illegible] 1750 werden die Kaffeehäuser wieder geöffnet, man hebt die Aufwands-Gesetze auf, die Republik giebt prächtige Feste, die Venetianische Poesie in ihrer Sterbestunde verbreitet mehr Glanz als je. Die Satiren, die Parodieen, die Farcen vervielfältigten sich [illegible] mit erstaunlicher Fruchtbarkeit; man stellte Komödie gegen Komödie, Karikatur gegen Karikatur auf; das Theater war eine [illegible] Zauberlaterne; die Stücke Goldoni's, Gozzi's, Chiari's, der Sacchi folgten einander unglaublich rasch. Die Literatur zirkulirte in allen Klassen; die Eleganz war überall zu Hause. Ihr Einfluß erstreckte sich bis auf die Gassengeschichten, von denen in dem Almanach [illegible]boni's achtzigtausend Exemplare abgezogen wurden. Die neue Bewegung reichte von Baffo, der noch lebte, um über Gott zu spotten, bis auf Gritti und Lamberti, die großen Männer des [illegible] Jahrhunderts in Venedig.

Gritti verstand es, die Ideen bunt zu färben; er beutete mehr als jeder Andere die kühnen Metaphern der Venetianischen Sprache aus; er häufte Bild auf Bild, Fiction auf Fiction; seine Poesie ist ein Gemisch von lehrreichen Fabeln, Chinesischen Geschichten, allegorischen Erzählungen. Obwohl einem Genre zugethan, dessen Gränzen sehr eng sind, entwickelt er doch in seinen Werken einen überraschenden Reichthum von Farben; er würzt die trivialste Moral durch ein Gemisch von Venetianischem Geplauder und orientalischen Abenteuern. Er will z. B. andeuten, daß man die Uebertreibung vermeiden muß: er schildert sich selbst in seiner Dachstube; sein Onkel stellt ihm zwei Narren vor, die sich über die Metaphysik zanken, und er schafft sich diese Lästigen vom Halse durch die [illegible] von der Sonne und den beiden Braminen: „Der Eine“, sagt er, „sah so lange in die Sonne, bis er blind ward; und da er sie nun nicht mehr sah, leugnete er sie; — der Andere verkroch sich in einen Brunnen unter der Erde, indem er fürchtete, von ihren Strahlen geblendet zu werden.“ Der Dichter macht sich über seine beiden Disputanten lustig; diese suchen die Treppe, nicht ohne gegen den Spötter zu murren, und er bleibt in seiner Dachstube zurück, um seine Fabeln zu verbessern.

In der Chinesischen Fabel vom Brigliadoro verbindet Grit[illegible]

eine Erzählung, eine Handlung und eine Diskussion. Die Scene ist in Peking; Alles ist zur Hinrichtung des ersten Hofstallmeisters angeordnet, der Kaiser selbst will die Functionen eines Scharfrichters ausüben, um den Tod des schönsten Pferdes in seinen Ställen zu rächen. Dreitausend Mandarine mit dem Parasol auf dem Kopfe, gekreuzten Armen und die Augen auf ihre Schnurrbärte gerichtet, bilden eine doppelte Reihe vom Throne und den Treppen des Palastes herab bis auf die Balkone und an den Fuß des Observatoriums. Ein Weitsichtiger kann im Vogelfluge eine unermeßliche Menge entdecken, die über die Felder zerstreut ist und auf Dächern und Bäumen lagert; man sieht eine Myriade von weißen, rothen, blauen, braunen Mänteln, die einem auf das Gras gefallenen Blumenregen gleich sehen. Auf dem Observatorium stehen zwei privilegirte Zuschauer, der Pater Paralare, ein Jesuit, und der bevollmächtigte Gesandte Japans. „Um Vergebung, Exzellenz," sagt der Jesuit; „wie kommt es, daß Sie, die Sie die reinsten Schriftsteller der Toskanischen Sprache zu würdigen wissen, den trivialen Dialekt Venedigs und noch dazu mit Pantalon's Accent sprechen?" — „Aus welchem Lande sind Sie?" erwiedert der Gesandte. „Aus Florenz, nicht so?" — „Ja." — „Da ist es sehr natürlich, daß Sie das Toskanische sprechen: die quindi und quinci kosten Ihnen nichts; aber bei mir ist das eine andere Sache, ich bin Venetianer." — „Venetianer! Sie, der Bevollmächtigte Seiner Japanischen Majestät in China?" Der Gesandte war niemand anders als Pantalon selbst, der sein Vermögen in Venedig durchgebracht, aber auf den Reisen durch Verstand und Geschick es wieder ersetzt hatte. Er macht sich über die Florentinische Sprache lustig; er beweist, daß sein Patois mehr werth ist als diese Sprache und die Sprache jedes anderen Landes, und während man den Stallmeister mit allen Chinesischen Formalitäten zum Tode führt, erzählt Pantalon dem Jesuiten seine Abenteuer. Es ist dies eine Reihe von burlesken Verwickelungen, welche ersonnen sind, um das wechselvolle Leben bei Hofe zu parodiren. Ein Kaiser hat ihn in Betracht seiner Unterwürfigkeit in sein Gefolge aufgenommen, ein anderer hat ihn wollen spießen lassen, weil er ihm nicht in dreißig Stunden das Venetianische hatte beibringen können. Der Nachfolger dieses Letzteren wollte ihn aus anderen Gründen aufhängen lassen, als eine Sansculotten-Revolution einen anderen Prinzen auf den Thron erhob. Pantalon, des Hofes verdrüssig, hätte gern in der Zurückgezogenheit gelebt, aber sein Geschick in der Taschenspielerkunst zieht die Aufmerksamkeit auf ihn, und man hat ihn mit einer wichtigen Mission nach China bekleidet; er mußte gehorchen. Der Pater Paralare unterbricht die Erzählung mehrere Male durch Bemerkungen von komischem Ernst; er spricht ein schwerfälliges Italiänisch, das eben sowohl seine Dummheit als die ironische Lebendigkeit des Venetianers hervortreten läßt. Das Schauspiel des Stallmeisters, den man hinrichten soll, nimmt unterdeß ungestört seinen Gang und giebt Stoff zu neuen Unterbrechungen. Die Scene ist zwischen den verurtheilten Stallmeister und Pantalon getheilt; Pantalon sucht den Jesuiten zu bewegen, daß er um die Begnadigung des Verurtheilten bittet. Aber der Pater bleibt taub; er weiß recht gut, daß die Jesuiten nur an ihre Erhaltung zu denken haben. Ein Schüler des Konfuzius rettet dem Stallmeister das Leben, und das Stück endet mit den Reverenzen des Pater Paralare, der mit seiner Florentinischen Kriecherei den Venetianer bittet, er möchte ihm helfen, sich bei Hofe zu poussiren.

Gritti hat Komödien, Parodieen und Romane in Italiänischer Sprache geschrieben; seine Komödien wurden ausgepfiffen, und seine anderen Italiänischen Productionen hatten ebenfalls keinen Erfolg. Die Nationalsprache war nicht lebendig, nicht reich genug an Metaphern, um sich zu den Witzen dieses Dichters herzugeben. Nie hätte ihm das Italiänische Stoff genug geboten, um dieses sich kreuzende Feuer von Bonmots und Satiren, wie es der Brigliadoro zeigt, zu unterhalten. Daher Gritti's Antipathie gegen die Florentiner, seine Verachtung des Italiänischen und die kleine Rache, die er z. B. in der Karikatur des Paters Paralare nimmt. Gritti's Styl in seinen Venetianischen Werken ist außerordentlich mannigfaltig; man bedauert es fast, daß so reine Schönheiten, eine so tiefe Kenntniß der Hülfsquellen der Kunst und ein so überraschendes Geschick, die Schilderungen und Parodiren zu verschlingen, ohne der Eleganz zu schaden, in ein Patois vergraben sind.

Gritti starb erst im Jahre 1806. Noch bei seinen Lebzeiten erfuhr die Venetianische Poesie eine letzte Umwandlung; sie ward leicht und kokett, sie führte neue Gegenstände und neue Personen in das Patois ein.

Das Weib ist es, welches den Stoff zu den letzten Werken dieser Literatur hergiebt. Die Venetianerin ist geistreich, leichtsinnig, brummig; in Goldoni's Stücken leitet sie sechs Intriguen auf einmal, ohne sich zu kompromittiren; in G. Gozzi's „Beobachter" entläßt sie die Liebhaber, die nicht wagen, das zu verlangen, was sie gern bewilligen möchte; in Karl Gozzi's Dramen schwebt sie über einer magischen Gegend, in der Harlekin und die Zauberer vergebens ein unschuldiges Mädchen zu entdecken suchen. Lamberti beobachtet die Venetianerin in den Kaffeehäusern, in den Konzerts und Kasino's. Oft, wenn er von seiner Geburtsstadt, von den Venetianerinnen, von seiner Geliebten spricht, ergreift ihn die Lust, zu spotten; die Zärtlichkeit aller seiner Schilderungen läßt dann die leichte Ironie derselben noch besser hervortreten. Lamberti hat ein Gedicht über die vier Jahreszeiten geschrieben. Er schildert den Winter in der Stadt, der ein fortwährendes Leben in Rausch und Thorheiten ist, das in den Kaffeehäusern Mittags beginnt und Nachts unter Spiel und Liebe endet. Im „Frühling" erzählt Philis ihre Promenaden mit einer Masse Galanen, die alle die Liebhaber ihrer Freundinnen sind; dann kommen die Visiten, das Gezischel, die großen Soireen, die Klätschereien, das Gelächter und eine Menge kleiner anmuthiger Nichtigkeiten. Um den Sommer zu malen, zeigt uns Lamberti Tonina bei ihrer Toilette zwischen der Kammerfrau und dem Dichter, alle Launen, alle Naivetäten und liebenswürdigen Impertinenzen der jungen Venetianerin bringt Lamberti mit überraschender Wahrheit in seine Poesie. Seine Strophen geben durch eigenthümliche Bewegungen den Leichtsinn, die Caprieen des Geschwätzes wieder; die Zungenfertigkeit der Venetianerin ist sogar in das Metrum übergegangen und hat diesem seine Form gegeben. Der Herbst ist eine Art Genugthuung; Lamberti wagt nicht mehr zu spotten, er ist sanft, unterwürfig, trägt gelehrig das Joch des Venetianischen Lebens; auf dem Corso von Treviso, im Kasino von Padua ist er stets neben Tonina, aber er ist bereit, die schöne Welt zu studiren, die alten Moden zu tadeln, und bei der geringsten Veranlassung überläßt er sich der ausgelassenen Lustigkeit seines Landes.

Mit Lamberti schließt die Venetianische Poesie. Zwar hat man ihm in Venedig in Buratti einen Nachfolger geben wollen, aber dieser hat weder die Kraft, noch den Instinkt des Venetianischen Dichters gehabt. Er hat Sonnette für Sängerinnen, für Tänzer, einige Quatrains für Hochzeiten und Diners gemacht; er hat jene Trägheit affektirt, deren Einfluß Lamberti so ungern ertrug, und nichts Merkwürdiges hinterlassen, außer einem Lobe auf Kaiser Franz I., den er den Regenerator von Venedig nennt. So ist die Venetianische Poesie untergegangen; sie hat sich die fremde Eroberung viel ruhiger gefallen lassen, als im Jahre 1730 die Aufwandsgesetze; sie ist erloschen, ohne daß man die Stunde ihres Todes genau angeben kann.

Padua, das so lange unabhängig war, hat ein Patois behalten, das von dem Italiänischen, Venetianischen und Mailändischen sehr unterschieden ist. Seine Poesie war ausschließlich ländlich. Ländliche Liebesgeschichten, Mondschein-Rendezvous auf einem Hühnerhof, ganz dorfmäßige Thorheiten, das sind die Lieblings-Süjets der Dichter Padua's, die immer die Namen von Ackerbauern oder Ochsenhirten annehmen. „Alle Bäuerinnen", sagt einer von ihnen, „rühmen die Schönheit meiner Geliebten; sie ist ohne Fehler in ihren Augen, sie ist frisch wie eine Rose, nur ist sie etwas braun. Wollt ihr den Grund davon wissen? Es ist die Schuld der Sonne, die sie liebt, sie mit ihren Strahlen verfolgt; das hat sie auch empfindlicher als die Anderen gemacht." Hier ist ein Madrigal von Berterello: „Willst du wissen, Oktavia, den Namen derjenigen, die ich liebe? Geh und betrachte dich in diesem Eimer voll Wasser: du wirst sie darin sehen. Aber nein, sieh nicht hinein, es könnte dir gehen wie Narcissus." Derselbe Schriftsteller hat mehrere Stücke Ariost's ins Paduanische übersetzt, und „der rasende Roland" ist in seinen Versen ganz bäurisch geworden. Ueberhaupt nehmen Dinge und Ideen, die dem Landleben am allerfremdesten sind, ländliche Farben an, sobald sie von einem Paduanischen Dichter ausgedrückt werden. Hier ist ein Sonnet Maganza's über eine Tänzerin: „Giralda, ich habe dich tanzen sehen, und eifersüchtig ob deiner Schönheit, sproßten Blumen unter deinen Füßen, wie ein Hauch des Frühlings. Du bist leichter als der Wind; du könntest auf dem Meere tanzen, ohne dich zu benetzen; wenn Jemand dich auf den Wogen sähe, er würde glauben, du seyest aus den Wassern emporgestiegen, wie Venus; du bist einzig auf der Erde, wie der Polarstern am Himmel."

Maganza, Riva, Rusticello, Berterello sind Padua's Klassiker. Die Schwierigkeit der Sprache und die Monotonie dieser Schriftsteller, die nichts als Liebespoesieen gemacht, hält uns ab, Jeden einzeln zu charakterisiren. Diese Dichter, die von 1550 bis 1650 blühten, bedurften großer Festigkeit, um auf der einen Seite der Italiänischen Sprache, auf der anderen dem Venetianischen Patois Stand zu halten; doch schrieben sie bis ins 17te Jahrhundert Paduanisch. Nirgends hat man mehr gegen die Nationalliteratur protestirt, als in Padua: „Es wäre drollig", sagt ein Dichter Padua's, „wenn ich, der ich auf dem Lande lebe, Florentinisch oder Deutsch schreiben wollte." Ein Anderer hatte vor ihm gesagt: „Jetzt ist die Welt verkehrt; Keiner will seine Sprache mehr reden, Alles will den Florentinern nachäffen: das ist, als ob ich, der ich aus Padua bin, Deutsch oder Französisch schreiben wollte. Verwünscht seyen die Thoren, cancaro ai matti!"

Warum ist die Poesie Padua's beständig ländlich geblieben? Durch eine seltsame Wirkung des Venetianischen Einflusses. Venedig herrschte bis zu den Thoren Padua's; das widerspänstige Patois der Paduaner konnte es nicht verwischen, aber es versetzte ihre Poesie an einen anderen Ort. Diese, statt in der Stadt Padua zu herrschen, wurde nach den Venetianischen Villas an den Ufern der Brenta verpflanzt; daher kommt es, daß die Dichter Padua's nur ländliche Liebesgeschichten besungen haben. Ohne es zu ahnen, haben sie dies echte Venetianische Hirtengedicht geschrieben; sie folgten von weitem der Poesie Veniero's und widmeten den Nobili's der Republik ihre Werke, indem sie ein Paduanisch-Venetianisches Dictionair damit verbanden, um verstanden zu werden.

Auf die anderen Städte seines Gebiets hat Venedig einen unmittelbareren Einfluß geübt: Verona hat seinen Dichter gehabt, Attinuzzi, aber es hat bald seinen Schöngeist Bona der Hauptstadt abgetreten; später schickte Brescia seinen Chiari nach Venedig; Bergamo, durch seine Sprache und seinen Harlekin so eigenthümlich, hat Venedig einen Uebersetzer des Ariost weggenommen und in einer Menge Stücke viel Venetianisches seiner Sprache beigemischt. Dalmatien ward in Venedig repräsentirt durch Molino, einen geborenen Venetianer, der ein langes Gedicht in einem halb Griechischen, halb Italiänischen Patois schrieb. Den anderen Städten ging es eben so: bald wurden sie von der Hauptstadt unterjocht, bald bereicherten sie dieselbe mit ihrer Originalität. Venedig befolgte den Grundsatz, keine Munizipalität zu zerstören, und die charakteristischen Verschiedenheiten der Italiänischen Städte bestehen zu lassen. Dieses

Prinzip ging, ohne daß Jemand ein Bewußtseyn davon hatte, in die Venetianische Kunst über, welche in der elegantesten Form die Poesie einer Bevölkerung von acht Millionen in den Bergen Ober-Italiens und den Tiefebenen des Adriatischen Meeres zerstreuten Menschen resumirte.

Ostindien.

Möhl's Indische Briefe.

Die Französische Kolonie Karikal.

Wir fahren fort, aus dem Dänischen Werke des Herrn Möhl einige Auszüge zu geben: „Am 24. Juli 1833 — so schreibt Herr Möhl — reiste ich auf den Wunsch des Herren C. von Tranquebar nach Karikal, um sein neugeborenes Kind zu taufen. Die Palankinträger wählten den Weg längs dem Strande auf dem festen Sand, der, beständig von der Brandung überspült, bis zur Ebbezeit in einer kompakten Masse verbleibt und erst dann sich wieder löst, wenn das Meer aufhört, ihn anzufeuchten. Der Weg war also sehr einförmig. Eine Menge Tonis*) lagen hier und da vor Anker und schienen mit ihrer Fracht keine große Eile zu haben. Die einzigen Merkwürdigkeiten unterweges waren einige Grab-Monumente von Europäern und ein paar kleine Pagoden der Ellamen, der Göttin der Fischer, nebst zwei alten Baumstämmen, welche, halb versteinert durch das Seewasser und über die Hälfte im Strandsande begraben, für eine Art Meilenzeiger gelten und den halben Weg zwischen dem Dänischen und Französischen Etablissement anzeigen sollen.**) Ungefähr eine Viertelmeile, bevor man die Signal-Flagge bei Karikal erreicht, wendet man sich, ein Paar ungangbare Alleen rechts lassend, quer über eine unangebaute und sumpfige Strecke bis zur Stadt, in der wir nach einem noch nicht zwei Stunden langen Marsche anlangten. Gleich nach der Ankunft besuchte ich den Administrateur, Herrn L'Esparda, und fand einen sehr freundlichen und zuvorkommenden Empfang.

Karikal hat ein größeres und fruchtbareres Gebiet als Tranquebar und zählt 40,000 Einwohner, unter denen ein Zehntel Katholiken. Ich besuchte die katholische Kirche, die groß und geräumig ist; ich sah mehrere eingeborene Christen in der Kirche und vor derselben auf den Knieen liegen, ganz auf Römisch-katholische Art. Mit dem Haupt-Katecheten, der ein recht freundlicher Mann ist, hatte ich ein Gespräch über die Mission, und nach seiner Angabe werden an der Kirche drei Katecheten, außer einem vierten für die Pariahs, besoldet. Die Anzahl der Schulen beläuft sich auf sechs, die aber, nach derjenigen bei der Kirche zu urtheilen, in einer mittelmäßigen Verfassung seyn mögen; denn diese wird in einem sehr schlechten Lokal gehalten und war auch von zehn kleinen Kindern besucht, ohne Apparat und Bücher. Die Mission wird von einem Europäischen Missionair verwaltet, den die Congregation in Paris versendet und der bei vorkommender Vakanz heim berufen wird, um einen Direktor-Posten bei derselben auszufüllen. Das Gehalt beträgt 80 Rupien außer den Sporteln, die bei den katholischen Kirchen ziemlich bedeutend sind. Die Kirche und das Kirchenwesen sind übrigens vom Gouvernement unabhängig; aber das Kastenwesen wird hier wie überall von den Katholiken in Indien geduldet. Mehrere Brahminen-Familien von Pondichery, welche Katholiken geworden, tragen die Zeichen von Siwa und Wischnu auf der Stirn fort, ohne Excommunication. Uebrigens herrscht allgemeine Toleranz, und man mischt sich nicht in die Religions-Angelegenheiten der Eingebornen ein, doch sollen die Muhammedaner zu Karikal einst Erlaubniß erhalten haben, einen Brahminen zu beschneiden, welcher die Frau eines ihrer Religions-Verwandten während der Abwesenheit des Mannes verführt hatte und nun gezwungen wurde, sie zu heirathen. Ein neues und schönes Gouvernements-Haus ist in demselben Style aufgeführt, wie das zu Pondichery. Das alte gehört jetzt einem Handelshause und ist eine Art Herberge, in welcher Fremde auf der Durchreise sich aufhalten.

Ich brachte hier einen recht angenehmen Tag zu und nahm nach der Taufhandlung an einem großen Diner zur Feier des Avancements des Administrateurs zum Major in der Französischen Armee Theil. Mehrere Reden und Gesundheiten wurden zum Besten gegeben, die alle viel Loyalität gegen den Administrateur verriethen. Man wurde hier mit einem in Indien seltenen Gericht bewirthet, nämlich mit Kalbsbraten, denn die Franzosen kümmern sich in dieser Hinsicht nur wenig um die Vorurtheile der Eingebornen. In der That scheint aber auch die Rücksicht der Toleranz zu weit getrieben, wenn man seinen Brahmanischen Diener jedes Anblicks von Ochsen- und Kalbfleisch ganz zu überheben sucht, wie dies häufig unter den Dänen in Tranquebar geschieht.

Wir verließen Karikal ungefähr um 8 Uhr des Abends auf demselben einförmigen Strandwege, der ganz das Gegentheil von dem so schönen bei Kopenhagen (nach Charlottenlund und dem Thiergarten) ist. Der einzige kleine Zufall auf der Rückreise war, daß ein Paar der Träger einen jungen Hai in der Brandung fingen, den sie sich freuten zu einem Karri als Abendmahl nach dem ermattenden Wege mitnehmen zu können. Wir erreichten die Heimat um 10 Uhr, begünstigt von einem ziemlich kühlen Abend, an dem ich, wie ich stets pflege, wenn es nicht zu heiß ist, den größten Theil zu Fuße gemacht hatte, um die Träger zu erleichtern.

*) Die größeren Küstenfahrzeuge der Eingebornen zum Handelstreiben.

**) Versteinerungen von Holz findet man an manchen Orten in großer Menge. Der Tamarindenstein, der geschliffen und glänzend polirt wird, wurde einst sehr theuer, fast mit dem Werthe von Edelsteinen gleich, bezahlt. Es ist ein Petrefakt von genanntem Baum und findet sich in großen Blöcken an gewissen Stellen der Koromandel-Küste.

Mannigfaltiges.

— Skandinavische Literatur in Frankreich. In diesem und im vorigen Jahre ist in Frankreich eine Reihe von Werken erschienen, die von großem Interesse für die Skandinavische Literatur zeugen, an welche jetzt dort die Reihe gekommen zu seyn scheint, eine zwar vorübergehende, aber gewiß auch nicht ohne Resultat bleibende Einwirkung zu üben. Der Reihe nach, lassen sich folgende Einwirkungen der Literatur des Auslandes auf die Französische historisch nachweisen: Zuerst war es die Italiänische (Ariost, Tasso), die unter Franz I. den Dichtern Frankreichs südliche Gluth einhauchte; das Jahrhundert Ludwig's XIV. hatte sich aus Spanien die Grundlagen seiner neuen literarischen Herrschaft herbeigeholt; Voltaire kam aus England, als er in Frankreich Triumphe feierte, und wenn er auch Shakespeare einen Barbaren nannte, so war er es doch, der zuerst auf den Britischen Heros und die Schätze der Englischen Literatur hinwies; dem Buche der Frau v. Staël haben wir die Herrschaft zu verdanken, welche seit der Restauration bis in den letzten Jahren Deutsche Ideen auf die Französische Literatur geübt haben, und nun ist endlich auch durch einen sehr natürlichen Uebergang die Reihe an unsere Skandinavischen Nachbarn gekommen. Herr Ampère hat das Verdienst, schon vor mehreren Jahren in Frankreich auf die altnordischen so wie auf die neueren Skandinavischen Dichter mit Liebe hingewiesen zu haben. Ihm folgte, durch seine im vorigen Jahre in mehreren Französischen Revuen abgedruckten und jetzt zu einem besonderen Werke gesammelten Artikel, Herr Xav. Marmier.*) Eben so wie seine Bemerkungen über die Deutsche Literatur, sind auch diese über Dänemark und Schweden an Ort und Stelle, so wie nach den Belehrungen, die er von einheimischen Gelehrten erhielt, gesammelt. Sie tragen allerdings denselben Charakter der Flüchtigkeit und des oft voreiligen Urtheils, der seinen Deutschen Kritiken in Deutschland so viele Entgegnungen und mitunter auch etwas verdienten Spott zugezogen; gleichwohl können die Franzosen aus seinen mit Liebe zusammengetragenen Notizen und Bearbeitungen Manches lernen. Was ihm an Gründlichkeit fehlt, wird seinen Landsleuten durch die Anmuth, mit der er meistens die Dinge vorzutragen weiß, hinlänglich ersetzt. Gleichzeitig erschienen von einem Manne mit Angelsächsischem Namen, Herrn Ethelstan du Meril, „Prolegomena zur Geschichte der Skandinavischen Poesie."**) Es ist dies ein gelehrtes Buch, voller gewissenhafter Untersuchungen, aber etwas schwerfällig; also in Allem das Gegentheil von der Schrift des Herrn Marmier. In Frankreich finden indessen solche Fehler, wie sie sich Herr Ethelstan du Meril, namentlich gegen den guten Geschmack und das Verständniß, zu Schulden kommen läßt, weit weniger Gnade, als die seines minder gewissenhaften Rivalen, weshalb auch des Letzteren Geschichte den Prolegomenen desselben gewiß bald den Rang ablaufen wird. Wir unsererseits müssen jedoch dem Buche des Herrn du Meril außer dem Verdienste der Gründlichkeit auch noch das einer achtungswerthen Anerkennung Deutscher Forschungen vindiziren. Er ist namentlich mit Allem bekannt, was in Deutschland für Sprache und Literatur des Mittelalters gethan, und citirt bei Gelegenheit seiner Auszüge aus der Edda zahlreiche Deutsche Quellen. Drei größere Gedichte aus der Edda hat auch ein Französischer Gelehrter mit Deutschem Namen, Herr Bergmann, in Uebersetzungen herausgegeben.***) Der altnordische Text ist den Uebersetzungen en regard abgedruckt, denen Herr Bergmann auch Einleitungen, Noten und ein Wörterbuch hinzugefügt hat. Aber alles dies war noch nicht hinreichend, um die Franzosen mit allen Schönheiten der Isländischen Dichtung bekannt zu machen. Eine Dame, Demoiselle du Puget, hat es daher gewagt, die ganze Edda zu übersetzen, der sie auch noch eine Uebertragung der Sagas von Snorre Sturleson hinzugefügt hat. Wenn Herrn Bergmann's Version der Vorzug einer treuen und gelehrten Bearbeitung jedenfalls zuzuerkennen ist, so hat dagegen die der Mlle. du Puget das Verdienst der Eleganz und Leichtigkeit: also auch hier wieder ein Verhältniß, wie das zwischen den Herren du Meril und Marmier, oder — wie die Franzosen behaupten, zwischen Deutschland und Frankreich. Mlle. du Puget scheint übrigens hauptsächlich das Feld der Skandinavischen Literatur in Frankreich anbauen zu wollen; denn bald hinter einander hat sie auch Uebersetzungen eines poetischen und eines Geschichts-Werkes der Schweden herausgegeben. Ihre Version der Frithiofs-Sage und der übrigen Dichtungen Tegner's †) ist zwar in Prosa abgefaßt, doch fehlt es ihr nicht an poetischem Schwung, und wird diese Uebersetzung unstreitig die Vorläuferin einer metrischen, die freilich in Französischem Gewande nicht leicht so schön und zugleich so treu herzustellen ist, wie im Deutschen. Das von Mlle. du Puget übersetzte historische Werk ist die Geschichte Gustav Adolph's, von Andreas Fryxell, von der jedoch nur der erste Theil bisher Französisch erschienen ist, ohne daß Hoffnung vorhanden zu seyn scheint, das Ganze vervollständigt zu sehen.

*) Histoire de la Littérature en Danemark et en Suède.

**) Prolégomènes à l'histoire de la Poésie Scandinave.

***) Poemes Islandais (Voluspa, Wafthrudnismal und Lokasenna).

†) Oeuvres d'Isaïe Tegnér.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 124. Berlin, Mittwoch den 14. Oktober 1840.

Frankreich.

Die Verhältnisse der arbeitenden Klassen in Paris.

Von Granier de Cassagnac.

So viel uns auch die politischen Zeitungen über die jüngsten ewegungen der Pariser Arbeiter erzählt, so wenig haben sie uns ch über den eigentlichen Gehalt der Beschwerden, welche diese Beegungen hervorgerufen, Aufschluß gegeben. Dies unternimmt nun err Granier de Cassagnac, der die Geschichte der arbeitenden Klassen seinem besonderen Studium gemacht, in Briefen an den Französischen Minister des Innern, in welchen sowohl die Lage jener :beiter besprochen, als über die Verfassung der Gewerke überhaupt ancher gute Wink gegeben wird, ein Gegenstand, der ja auch bei s neulich vielfach zur Sprache gekommen. Wir werden daher das iteressanteste und Belehrendste aus diesen Briefen mittheilen. Nachm der Verfasser in der Einleitung bemerkt, er halte sich nach den ıfassenden Studien, die er darüber gemacht, zu einem gründlichen d unparteiischen Urtheil über die Lage der Arbeiter vorzüglich behtigt, fährt er fort:

„Die Arbeiter haben dreierlei Beschwerden erhoben: erstens begen sie sich über die sogenannten Marchandeurs oder Unternehmer eiter und dritter Klasse; zweitens verlangen sie, daß das Arbeiten Akkord aufhöre und bloß nach Tagelohn gezahlt werde; drittens lich soll Niemand über das Tagewerk hinaus arbeiten; diese eit der Ruhe- und Erholungsstunden soll denjenigen ihrer Kameen, die gerade ohne Arbeit sind, vorbehalten bleiben, damit auch se sich etwas verdienen können.

Die Arbeiter haben diese ihre Beschwerden auf ein Feld verngt, wo sie nicht hingehören, auf die Straße; diese Art der Beverdeführung mußte die Obrigkeit abweisen, aber damit hat sie Beschwerden selbst nicht beseitigt, noch ihren Gehalt einer Prüfung erworfen, worauf es doch hauptsächlich ankommt.

Ich meinestheils bin überzeugt, daß die Beschwerden der Arbeiter chaus nicht so ungegründet sind, als es scheint. Damit soll nicht igt seyn, daß ihre Klagen ihrem ganzen Umfang nach zu rechtigen sind, oder daß sie einen richtigen Begriff von ihrer Lage en, oder daß das vorhandene Uebel sogleich verschwinden würde, n man das thäte, was sie verlangen; am allerwenigsten sage ich, sie Recht haben, Paris aufzuregen, den Handel zu stören und dige Diener der öffentlichen Gewalt, die nur ihre Pflicht thun, ermorden; aber ich sage, daß sich in ihrer Lage Mißbräuche en, unter welchen sie zu leiden haben, Mißbräuche, von deren prung und Bedeutung sie sich nicht klar Rechenschaft geben, aber n schädliche Wirkungen ihr gerader Verstand richtig fühlt und spricht.

Um die erste der oben angeführten Beschwerden zu verstehen, ist vor Allem nöthig, einen Begriff von dem Wesen der Marchanrs zu geben. Marchandeurs sind einfache Handwerker, die auf Rechnung kleine Theile einer großen Arbeit übernehmen. Bei ısern z. B. nimmt ein Arbeiter die Treppe, ein Anderer die iren gewissermaßen in Unterpacht. Diese Handwerker, die keine ße Werkstätten und nur kleine Kapitalien haben, müssen damit so sparsamer zu Werke gehen, als der General-Unternehmer, m er einen Theil seiner Unternehmung ihnen überließ, schon an n verdient haben muß. Da der Tagelohn in jedem Gewerke ıu bestimmt ist, so kann der Marchandeur keine gewöhnliche dwerker, d. h. solche, die das Handwerk schon kennen, in Dienst ıen, denn er würde dann in das Verhältniß des General-Unternehmers zurücktreten, nur mit dem Nachtheil, daß dieser schon seinen inn sich vorweg genommen. Daher nimmt der Marchandeur ungelernte Handwerker, die das Handwerk noch nicht kennen denen er einen geringeren und willkürlichen Lohn zahlt, da sie geschickt genug sind, um auf den allgemeinen Lohn Anspruch ıen zu können. Und zwar verfährt er dabei folgendermaßen: gröberen Theile der Arbeit läßt er sie allein machen; die schwieren Theile dagegen, die nur ein gelernter Handwerker vollenden ı, läßt er unter seinen Augen machen, indem er ihnen hülfreich Hand geht, ihnen sagt, wie sie's machen sollen, oft auch selbst sel und Feile nimmt und kurz Aufsicht und Anstrengung nicht t, eine todte, unerschöpfliche Waare, von der er verkauft, so viel ann, woran er übrigens sehr wohl thut. So wird es bei diesem tem der Marchandeurs überflüssig, die Handwerke ordentlich zu rnen, da ja jeder Arbeiter, so unwissend er auch seyn mag, immer noch zu etwas gut ist und sich gleich Geld verdienen kann, ohne je etwas gelernt zu haben. Das Lehrlingswesen mit bestimmten Bedingungen und Garantieen wird also durch die Marchandeurs vollkommen unterdrückt. Indem man aber die untergeordnete Stellung der Lehrlinge aufhebt, hebt man auch die höhere der Meister auf, d. h. man wirft das entsetzlichste Chaos in die Gewerke. Was würden die Advokaten und Aerzte, die so lange und kostspielige Studien gemacht und ein ordentliches Examen abgelegt, sagen, wenn alle Welt sich das Recht anmaßte, zu plaidiren und zu heilen, unter dem Vorwand, Jeder habe das Recht, seine Gesundheit und seine Geschäfte anzuvertrauen, wem er wolle? In einer ähnlichen Lage befinden sich die gelernten Handwerker jenen Eindringlingen gegenüber.

Doch gehen wir näher ein in die Folgen dieses Verhältnisses, so werden wir finden, daß die Unterdrückung des Lehrlingsstandes dem individuellen Interesse eben so sehr nachtheilig ist, als dem allgemeinen. Die Marchandeurs nehmen allmälig alle Werkstätten ein, begleitet von einem Schwarm ungeschickter und schlecht bezahlter Arbeiter, die doch zufrieden und glücklich sind, mit Handwerken, die ihnen weder Zeit noch Mühe gekostet haben, ihr Brod zu verdienen. Die guten Arbeiter, die, welche ihr Handwerk mühsam erlernt, indem sie alle Stufen desselben durchmachten und sich seine Regeln merkten, sehen sich also durch Pfuscher verdrängt, die sehr billig arbeiten können und die doch meist unter Aufsicht und Leitung der Marchandeurs eine leidliche Arbeit zu Stande bringen. Bei dieser den guten Arbeitern durch die schlechten bereiteten Konkurrenz sehen sich also Jene genöthigt, entweder keine Arbeit anzunehmen oder sich mit einem viel geringeren Lohn zu begnügen.

Es ist also klar, daß bei dem jetzt allgemein herrschenden System der Vermiethung der Arbeit an die Marchandeurs die guten Arbeiter durch die schlechten verdrängt und durch die zu große Zahl der Mittelleute, die sich zwischen den zahlenden Konsumenten und dem produzirenden Arbeiter eindrängen, der Verdienst der Arbeit verringert wird. Ich will nicht sagen, daß die guten Arbeiter in der gegenwärtigen Krise sich von selbst erhoben, und daß sie sich nicht von Schwindelköpfen und Aufhetzern verführen ließen, aber ich sage, daß die Presse mit Unrecht behauptet hat, die von den Pariser Arbeitern erhobenen Beschwerden gingen nur von den Widerspänstigen, Trägen und Unwissenden aus; das ist ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit, denn diese Beschwerden sind gerade im Gegentheil die Sache der guten Arbeiter, die von den schlechten verdrängt und ruinirt werden, indem die Letzteren jene zwingen, sich in einen niedrigen Lohn zu fügen oder keine Arbeit anzunehmen. Ich sage dies ganz offen und entschieden, denn es ist die Wahrheit. Ich kann weder den Männern der Regierung verdächtig seyn, die ich immer vertheidigt habe, noch denen der Unordnung, die ich immer bekämpft.

Man sieht also, daß die Unterdrückung des Lehrlingsstandes dem individuellen Interesse in der Person der guten Arbeiter nachtheilig ist, welche lange Zeit gebraucht, ihr Gewerbe zu lernen, und also nicht so billig arbeiten können, als die ungelernten, wozu noch kommt, daß es einem aufgeklärten und weise regierten Lande nicht ziemt, eine große Menge Individuen sich einem Beruf widmen zu lassen, in welchem sie keinen Platz finden können, da derselbe schon von Anderen, die sich nicht dazu vorbereiten, eingenommen ist.

Ich werde jetzt zeigen, daß das Aufhören des Lehrlingswesens die allgemeinen Interessen nicht weniger verletzt.

Das Erlernen der Handwerke überflüssig machen, heißt ganz einfach, sie vernichten, denn man nimmt ihnen damit die Arbeiten und Studien, durch die sie fortschreiten, und die Garantieen, auf die sie sich bisher stützten. Statt Maurer, Schlosser, Zimmerleute, die ihr Handwerk ordentlich studirt und die Regeln desselben gründlich kennen, wird man mit der Beseitigung des Lehrlingswesens in wenigen Jahren nur eine unwissende und ungeschickte Menge von Stein-, Eisen- und Holzpfuschern haben und nicht einen ordentlichen Handwerker. Die Trümmer der alten Architektur können aus einander fallen, es wird nicht einen Maurer geben, der sie wiederherstellen kann; die Reste der wunderbaren Schlosserei des 17ten und 18ten Jahrhunderts können sich abnutzen, es wird keinen Schlosser geben, der sie ausbessern kann; die herrlichen „Wälder“ unserer alten Kathedralen können vom Blitz zerstört werden, und kein Zimmermann wird sich finden, der ihre eleganten und soliden Zusammenstellungen rekonstruiren kann. Ach Gott, diese ganze herrliche Baukunst, der Ruhm der Handwerker des Mittelalters, zerfällt jetzt in Trümmer. Ich

weiß nicht, ob sich jetzt in Paris Arbeiter finden würden, die im Stande sind, eine der tausend Stufen, die man noch jetzt an den Treppen der alten Hotels des Marais sieht, nachzuahmen; jedenfalls aber werden es nicht die Marchandeurs mit ihren Handlangern seyn, welche die Wunder der alten Französischen Kunst wieder herstellen würden. Das unedle Gußeisen ersetzt schon jetzt überall, selbst an großen Staatsgebäuden, die Hammer- und Meißel-Arbeit; der Kleister und anderer Schmutz macht sich an den Plafonds der schönsten Hotels breit, wo die Handwerker von vor hundert Jahren aus dem Holz herrliche Blumengewinde hervorgehen ließen. Selbst in Versailles mußte der König, und ich danke ihm dafür im Namen der Künstler, einige Karren mit Kleister, die man schon an die Mauern Ludwig's XIV. gehängt hat, herabwerfen lassen. So weit ist es mit den Französischen Handwerkern jetzt gekommen; die funfzig Jahre, die über sie hinweggegangen, haben mit ihren alten Verbindungen auch die Ueberlieferungen der alten Kunst, die ihren Ruhm ausmachte, hingerafft. Wenn man jetzt noch das Wenige zu Boden wirft, was von ihren alten Zünften übrig bleibt, die Lehrlingschaft, so wird es bald in Frankreich keinen Menschen mehr geben, der eine Hacke, eine Feile oder einen Meißel zu halten versteht.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Schlacht von Navarin.

(Schluß.)

„Aber, Meister Leonard, seht Ihr nicht an unserem Backbord die drei Brander? Die Nähe solcher Dinger ist doch immer gefährlich." — „Gewiß, mein Junge! Wenn sich ein solcher Bursche an unseren Bord anklammert, krallt er seine Flammen um den Rumpf des Schiffes, wie ein Polyp seine Arme um Euren Leib, wenn Ihr Euch badet; es ist ein Wunder, wenn man wieder von ihm loskommt. Aber laßt ihn schwimmen, die Abstoßbalken sind bereit gelegt, um ihn zu empfangen. — Doch seh! da nähert sich eine Englische Fregatte den Brandern!" — „Es ist der „Dartmouth", Meister Leonard, und wahrscheinlich will er die Brander vertreiben. Schaut nur hin. Eine bemannte Schaluppe stößt ab, sie ist nur noch einige Klafter von den Brandern entfernt. An ihrem Bord befindet sich ein Offizier; er erhebt sich! Verdammt! die Kugel jenes spitzbübischen Aegypters hat ihn getroffen; er sinkt zusammen."

Kaum war der Flintenschuß gefallen, der einen Englischen Offizier tödtete, als der Kommandant des „Scipio" sein gewaltiges Sprachrohr an den Mund setzte und der Ruf erscholl: „An die Geschütze!" — „An die Geschütze!" wiederholten die Offiziere und Eleven. Und alle Herzen pochten laut vor kriegerischem Muthe.

Auf Flintenschußweite von dem Brander entfernt, haben die Fregatten „Sirene" und „Dartmouth" ein lebhaftes Gewehrfeuer zu bestehen. Die Kanonen donnern noch nicht. Ein Mann besteigt die oberste Gallerie der „Sirene", ruft die Aegyptische Fregatte „Emina" an und sagt, daß, wenn sie nicht auf die Französische Fregatte schießen würde, diese auch nicht auf sie schießen wolle; dieser Mann war der Admiral selbst. Aber in demselben Augenblicke fielen zwei Kanonenschüsse von einer Fregatte, die hinter dem Spiegel der „Sirene" lag, und tödteten zwei Mann von der Besatzung derselben. Nach dieser doppelten Herausforderung befahl Herr von Rigny, sogleich Feuer zu geben; die Admirale Codrington und Heyden folgten seinem Beispiel, und die Schlacht wurde allgemein. Mitten unter dieser furchtbaren Explosion, welche die Luft erschütterte, vernahm man die gewaltige Stimme des Commandeurs des „Scipio", die seine ganze Mannschaft elektrisirte: „Feuer am Steuerbord!"

„Feuer am Steuerbord!" wiederholten die Offiziere und Eleven. „Feuer am Steuerbord!" erscholl es auf der Batterie der 36-Pfünder, so wie auf den unteren Batterieen; und alsobald schleuderten die Geschütze unter dem Rufe: „Es lebe der König!" ihre Kugeln in die feindliche Linie.

„Gut das!" sprach der Hochbootsmann vor sich hin. „Das war eine Ladung, die ihre Wirkung nicht verfehlt hat; sie muß gut aufgeräumt haben, denn das Volk schreit da drüben wie besessen! ... Aber was ist denn das mit dem Besanmast der Aegyptischen Fregatte? Er schwankt ja hin und her wie ein Betrunkener! .. Nun, so falle doch! Welcher von unseren Kanonieren mag das angerichtet haben? das ist entweder der Schelm Rebussa oder mindestens Jerôme Leguel ...." Die Ausrufungen Meister Leonard's wurden durch das Geräusch unterbrochen, welches eine feindliche Kanonenkugel verursachte, die in das vordere Plankenwerk gedrungen war.

„Achtung! Ein Verwundeter!" rief es.

„Aha! Es scheint, der Aegypter hat uns auf unsere Zahlung die kleine Münze wieder herausgeben wollen!" sprach Meister Leonard.

Und von jetzt ab nimmt das Feuer mit einer solchen Schnelligkeit zu, daß es die leichtgehende Brise zum Schweigen bringt, die erschrocken vor diesem Aufruhr entflieht.

Welch' ein Schauspiel voll furchtbarer Majestät würde dieses Gefecht in der Vogelperspektive darbieten! Man denke sich mehr als 100 Kriegsschiffe, Raa an Raa, in einem Bassin gelegen, das rings umher mit Festungswerken besetzt ist; man sehe diese einzelnen grauen Dampfwolken, in Momenten von hellen Flammen durchzuckt, langsam emporsteigend, sich immer mehr verdichtend und sich wie eine feste Masse um die Spitzen der Maste legend. Gebt wohl Acht! Auf der äußersten Rechten des Halbmondes liegt die „Asia" und schleudert ihre Blitze auf die Schiffe des Kapudan-Bei und des Moraham-Bei, dessen Besatzung seinen Lootsen getödtet hat. Jetzt greift er die Schiffe der zweiten und dritten Linie an, die ihm mehrere Kanonen demontirt und seinen Besanmast abgeschossen haben; „Albion" und „Genua", bemächtigen sich eines Linienschiffes und zweier Fregatten; die „Sirene", eingeschlossen von einem Linienschiffe und drei Fregatten, besteht seit länger als einer Stunde gegen eine vierfach überlegene Gewalt einen glorreichen Kampf; ihr Feuer, das mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit unterhalten wird, verbreitet Tod und Verwüstung rund um sich her. Eine Aegyptische Fregatte fliegt in die Luft, und in Folge der furchtbaren Explosion brechen der Besanmast und der große Mast der Französischen Fregatte, die schon von feindlichen Kugeln locker gemacht sind. Das Verdeck der „Sirene" ist mit angebraunten Holzsplittern bedeckt, und ihre Lage wird dadurch noch gefährlicher, daß die Brander sich ihren Seitenwänden nähern; das Linienschiff „Trident" unterstützt die heldenmüthigen Anstrengungen der „Sirene" auf das beste; der „Dartmouth" besteht den Kampf mit einem Linienschiffe, beschäftigt die Brander und entfernt sie, als sie bereits angezündet waren und sich auf die Flotte der Alliirten stürzen wollten; der „Scipio", der zugleich gegen die Forts und zwei Fregatten kämpft, zertrümmert die letzteren und macht die ersteren unwirksam.

Hauptsächlich aber greifen die kleineren Schiffe, der „Mutine", die „Rose", die „Halcyone", die „Daphne" u. a., die Brander an. Im Centrum richtet ein Theil der Russischen Escadre in der Reihe der feindlichen Korvetten große Verwüstungen an, während eine andere Abtheilung derselben durch ihr ununterbrochenes Feuern die Forts zum Schweigen bringt. Auf der äußersten Linken sind es dagegen die beiden Fregatten „Armide" und „Talbot", welche sich mit fünf Fregatten und zwei Korvetten schlagen, deren Seiten sie zerschmettern und ihre Takelage vernichten; mit gleichem Erfolge zeigen sich daselbst der „Cambrion" und der „Glascon".

Welcher Lärm, welche Verwirrung herrscht am Bord der feindlichen Schiffe! Welches furchtbare Geschrei, durch das sie ihren Muth anzufeuern suchen! Wie nachlässig sie ihre Geschütze bedienen, und welche Verwirrung sich in ihren Manövern kundgiebt! Erschrecklich sind jene schwarzen Gesichter anzuschauen, die, bald nackt, mit Dolchen bewaffnet, sich auf den feindlichen Verdecken immer zu vermehren scheinen; welche Wildheit, welche Grausamkeit prägt sich in ihren Zügen aus! Welch' edler Enthusiasmus herrscht dagegen am Bord der vereinigten Flotten! Mit welcher Kraft und Ruhe zugleich werden die nöthigen Befehle ertheilt. Wie wird die rohe Tapferkeit der Matrosen durch die Disziplin gemäßigt! Von allen Seiten erschallt ein furchtbares Krachen und herzzerreißendes Geschrei! Tausend Feuerschlünde entladen sich auf einmal, und der Donner der Geschütze findet sein Echo in den Bergen, welche die Bai umkränzen. Die Explosionen übertäuben das Geschrei der Verwundeten und die letzten Seufzer der Sterbenden. Welch' eine furchtbare Feuersbrunst ringsumher! Die Flammen steigen aus dem Innern herauf, kriechen an den Mästen und an dem Takelwerk empor und bilden auf der Bai große Feuersäulen, die das Licht der Sonne erbleichen machen, während die einzelnen Trümmer wie brennende Pfeile durch die Luft fliegen.

Das Meer bietet einen trostlosen Anblick dar! Die Wellen, geröthet von Blut, wiegen zerstümmelte Leichname auf ihrem Rücken; Schiffe, ohne Maste und Steuer, treiben verlassen umher; in dem Wasser schwimmen Matrosen; Mehrere ertrinken, Andere kämpfen auch noch jetzt mit ihren Gegnern, oder suchen, — vergebliche Anstrengung! — das Ufer zu gewinnen. Ueberall Verwirrung, Feuersbrunst, Schiffbruch, Tod!

Während diese Trauerscenen sich über die ganze Bai verbreiten, ist das Linienschiff „Scipio" den größten Gefahren ausgesetzt. Gezwungen, gegen die feindlichen Schiffe und die Citadelle zu kämpfen, feuert er fortwährend von beiden Seiten; seine zerbrochenen Schanzkleidungen, seine zerschossenen Galerieen und die [illegible] im Spiegelwerk und in der Takelage sind Zeugen von der schrecklichen Wirkung der feindlichen Kanonen. Unterdessen haben seine Kugeln eine Türkische Fregatte in den Grund gebohrt; sie ragt nur noch mit dem Vordersteven aus der See hervor. Bei diesem Anblicke stoßen Offiziere und Matrosen einen durchdringenden Schrei aus. Aber der Ruf: „Feuer!" machte plötzlich ihrer Siegestrunkenheit ein Ende; ein entzündeter Brander hat sich auf den Backbord des Schiffes geworfen. Doch die Ueberraschung des Moments verschwindet mit Blitzesschnelle; die klare, resolute Stimme des Capitains läßt sich vernehmen: „Kanoniere, setzt das Feuern vom Backbord und vom Steuerbord zugleich fort! — Alle Hände an's Werk, um den Brander abzustoßen! — Acht auf die Pumpen!"

Die letzten Worte des Kommandanten werden durch den Lärm der Matrosen verschlungen, die dahin fliegen, wo die Gefahr ihre Gegenwart erheischt. Aber der Brander hat sich an das Bugspriet festgeklammert, er sitzt an der blinden Raa fest und giert hinüber nach Steuerbord. Schon sind die Klüver und der Klüverbaum in Brand gerathen, die Flamme züngelt an den Stagen empor, sie theilt sich der Takelage des Fockmastes mit, und eine leichte Brise, die in diesem Augenblicke aus Süden auffrischt, bietet ihr neue Nahrung. Der Muth jedes Einzelnen scheint mit der Gefahr zu wachsen. Die Batterieen fahren fort, das tödtliche Eisen zu entsenden, und die Matrosen machen die größten Anstrengungen, um das Feuer zu löschen. Ein großer Theil derselben stürzt sich mit nassen Segeln und nassen Decken auf die Flammen, während Andere ihre Anstrengungen verdoppeln, sich von dem Brander loszumachen. Aber trotz ihrer heldenmüthigen Hingebung hält dieser fest; scheint er von der einen Seite nachzugeben, klammert er sich an der anderen nur desto fester an; bald bahnen sich die Flammen einen Weg durch die Stückpforten in die Batterieen. Die Krise wird immer gefährlicher, der Muth der Besatzung steigert sich zum Heroismus. Um dem Feuer der feindlichen Schiffe und der Forts zu begegnen, hören die Kanoniere auch dann noch nicht zu feuern auf, als die Flammen [illegible]

bereits in ihrer Nähe verbreiten, die Funken ihnen in das Gesicht fliegen und die Stückpatronen sich in ihren Händen entzünden. Und während die Kugeln die Batterieen überströmen und dicht in das Verdeck schlagen, züngeln die Flammen immer weiter von vorn nach hinten und drohen, die Pulverkammer zu erreichen.

„Kommandant!" ruft der Ober-Kanonier, „das Feuer nähert sich der Pulverkammer! Sollen wir sie unter Wasser setzen? — „Nein, nein! Feuer, meine Wackeren! Es lebe der König!" lautet die herrische Antwort des Kommandanten. — „Es lebe der König!" wiederholt in Todesverachtung die ganze Besatzung.

Und Kugel auf Kugel wird den Feinden zugesendet, so daß diese zweifeln, ob sie wirklich nur mit Menschen kämpfen, denn noch nie war das Feuern des „Scipio" anhaltender und heftiger als in dieser gefährlichen Lage.

„Macht die Steuerkette klar!" befahl der Kommandant, der auch nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit verlor. „Herunter mit der Besane und dem Kreuzsegel! Brass! Viereck! Auf mit dem Ruder und steuert vor dem Winde fort!"

Durch dieses geschickte Manöver erhielt das Schiff eine ganz andere Lage und der Wind jagte die Flammen aus ihrer früheren Richtung wieder nach vorn. „So, meine Freunde! Jetzt werft Euch auf den Brander und bohrt ihn in den Grund!"

Man stürzt sich aufs neue mit der größten Kühnheit in die Flammen. Endlich, nach den unglaublichsten Anstrengungen, gelingt es, ihn abzustoßen; einige Kanonen der Vorderbatterie werden darauf gerichtet, und er sinkt in den Abgrund, eine ungeheure Wolke des schwärzesten und undurchdringlichsten Rauches zurücklassend.

Endlich um fünf Uhr Nachmittags wurde der Kanonendonner etwas schwächer, die feste Mauer, welche der Rauch gebildet hatte, schwankte und deutete an, daß das heftigste Gefecht vorüber sey.

Um sechs Uhr hatte das Feuer völlig aufgehört: auf den furchtbaren Tumult dieses blutigen Kampfes vernahm man nur das leisere Knistern des Feuers in den Transportschiffen, welche die Türken in Brand steckten und auf den Strand jagten, damit sie nicht die Beute der Alliirten werden sollten.

Und so erfüllte sich das Wort, welches man Ibrahim warnend zugerufen hatte: Seine sämmtlichen Seestreitkräfte würden vernichtet werden, sobald ein einziger Flintenschuß auf die Flotte der Alliirten abgefeuert werde. Suau de Varennes.

England.

Ein Londoner Zeitungsschreiber.

Von Chaudes Aigues.

Als ich im Monat Juni vorigen Jahres in London war, erinnerte ich mich einige Tage nach meiner Ankunft, daß ich ja unter ein paar Dutzend Empfehlungsbriefen auch ein Schreiben an Herrn James B., den Redacteur von „Frazer's Magazine" und des „John Bull", in meinem Portefeuille stecken hatte. Sehr begierig, mein Reisetagebuch mit einigen Notizen über die Englischen Zeitungsschreiber bereichern zu können, ließ ich mich sogleich zu Herrn James B. führen, der an der Ecke von Beer-Street und Oxford-Street wohnte. Da ich ihn nicht zu Hause fand, so ließ ich meinen Namen und meine Adresse in seiner Wohnung zurück, nebst ein paar Worten, mit denen ich ihn bat, mir so bald als möglich eine Zusammenkunft zu gewähren. Die Antwort auf meine Bitte erfolgte unverzüglich. Noch an demselben Abend fand ich bei mir einen Brief von Herrn James B. vor, worin er sich entschuldigte, mich heute früh nicht empfangen zu haben, da er nicht gewußt, wer ihm den Besuch gemacht; er hoffe aber, daß ich, wenn ich morgen nichts Besseres vorhätte, die Güte haben würde, ihn Schlag sechs Uhr zum Mittag abzuholen.

Ei, dachte ich, das ist ja ein Mann, der zu leben versteht und eben so umgänglich zu seyn scheint wie ein Pariser Journalist. Ich bedauerte es sehr, die Einladung nicht annehmen zu können, denn es entging mir dabei offenbar eine Gelegenheit zu gründlicher Beobachtung meines Mannes; leider war ich für diesen Tag schon anderswo versagt. Doch ging ich an demselben Tage zwei Stunden vor der Zeit, die er mir bezeichnet hatte, zu dem Herrn Zeitungsschreiber, um ihm meinen Dank und mein Bedauern auszudrücken und mir daneben von der interessanten Unterhaltung, die ich mir versprach, nichts entgehen zu lassen.

Beim Anblick des Herrn James B. war ich etwas überrascht, ihn so ganz anders zu finden, als ich mir ihn nach seinem Briefe vorgestellt. Ich erwartete einen munteren, elastischen, zum Angriff und zur Vertheidigung allezeit fertigen jungen Mann, fand aber einen Mann von ungefähr dreißig bis sechsunddreißig Jahren, ziemlich dick und wenig über Mittelgröße, mit ziemlich tristem, wenngleich rosigem und etwas pausbäckigem Antlitz, von kaltem Benehmen und schleppendem Ausdruck. Als ich ins Zimmer trat, saß er in einem großen Lehnstuhl; ein Buch in der einen Hand und die andere nachlässig auf einen mit Journalen bedeckten Tisch gelegt, schien er in seine Lektüre so vertieft, daß er kaum meinen Namen hörte, den sein Bedienter doch mit lauter Stimme, wenn auch verstümmelt, aussprach, und daß er mich in der That erst gewahr wurde, als ich ihm gegenüberstand. Den gleichgültigen Blick, den er mir zuwarf, beantwortete ich mit Nennung meines Namens; da erhob er sich bald von seinem Lehnstuhl und ersuchte mich in Französischer Sprache, auf einem anderen Sessel, den er mir mit dem Finger bezeichnete, Platz zu nehmen. In der Erwartung, daß er sich wundern würde, mich schon so frühzeitig bei sich zu sehen, erklärte ich ihm zuvörderst den Grund, weshalb ich mit meinem Besuch so geeilt; er achtete nicht im mindesten auf meine Worte und machte sein Buch mit majestätischer Langsamkeit zu. Da er gar nicht daran wollte, den Mund aufzuthun, so fing die Geduld mir an auszugehen, und ich war schon im Begriff, ihn ziemlich übelgelaunt zu verlassen, als er endlich mit melancholischem Blick zu mir sagte: „Nun, was giebt es denn Neues in der Literatur Ihres Vaterlandes?" — „Leider nichts Besonderes", erwiederte ich, „wir befinden uns noch auf demselben Punkt wie 1830." — „Es will schon viel sagen, wenn man immer auf demselben Standpunkt bleibt", antwortete er, „wir aber, wir gehen zurück." Ganz entzückt von dieser Freimüthigkeit, horchte ich mit gespanntem Interesse auf, aber schon hatte er sein Buch wieder ergriffen. — „Wollen Sie nicht", sprach er zu mir, „in jenen Journalen dort blättern, während ich die letzten Seiten dieses Buches durchlese? Es ist „der Müßiggänger in Italien" von Lady Blessington, eine ganz abscheuliche Rhapsodie, eben so anmaßend und nichtig wie alle anderen." — Und somit fuhr er in seiner Lektüre fort.

Ich suchte mir sogleich die literarischen Neuigkeiten aus, die in den auf dem Tische ausgebreiteten Journalen enthalten waren; sie waren aber alle unbedeutend. Eines fiel mir indeß auf, und ich nahm mir vor, Herrn James B. um die nöthigen Erläuterungen zu bitten, weshalb die Ansichten von einem und demselben Werke so merkwürdig verschieden wären. Ein vergeblich unterdrücktes Gähnen verkündigte mir bald, daß der Kritiker mit seiner Aufgabe zu Ende sey. — „O weh!" seufzte er, „wie ist das verworren und langweilig; ich gäbe wahrlich viel darum, wenn ich über ein solches Werk nichts zu sagen brauchte." Dann änderte er plötzlich die Unterhaltung und fragte mich, wie mir Alt-England gefalle.

„Es gefällt und mißfällt mir", erwiederte ich ihm. „Ich bin entzückt von dem herrlichen Anblick, den die Ufer Ihrer Themse darbieten, von Ihren schönen Squares, von dem Luxus Ihrer Equipagen, doch mißfällt mir die schwerfällige Plumpheit Ihrer Architektur, die räucherige Farbe Ihrer Backstein-Häuser und der Kohlengeruch, den man hier überall einathmet. Mich erfreut die Schönheit Ihrer Frauen, doch stößt mich die Unverschämtheit Ihrer schönen Welt und die Raubgier Ihres Handels ab. Man genießt hier die unbeschränkteste Preßfreiheit, doch haben auch Ihre Sitten die ganze Unduldsamkeit und den religiösen Fanatismus des Mittelalters bewahrt." — „Hm, Hm", rief er ziemlich lebhaft aus, gereizt durch diesen ausfallenden Schlußsatz, „in Ihren Augen steht England also tief unter Frankreich? Wenn man aber Ihren eigenen Journalen Glauben schenken darf, so scheint es, daß im Winter gegen gewisse Straßen Ihrer Hauptstadt ein Wald noch ein Ort der Sicherheit seyn muß. Geben Sie wenigstens zu, daß unsere Polizei besser eingerichtet ist, als die Ihrige." — „Ich gestehe der Englischen Polizei ein unleugbares Uebergewicht über die unsrige zu, sie wird mit weniger Kosten und auf eine ehrenwerthere Art gehandhabt; ob sie aber geschickter oder nützlicher ist, darüber will ich nicht entscheiden."

„Sie werden nie hören", betheuerte der Journalist, den ein glühender Anfall von Vaterlandsliebe durchzuckte, „daß ein Engländer von nächtlichem Gesindel getödtet oder beraubt worden wäre. Von zehn zu zehn Schritt geht allnächtlich ein Polizeibeamter in den Straßen von London auf und ab, so daß Niemand etwas zu besorgen hat; ja, nicht einmal verirren kann man sich, weil immer Jemand bei der Hand ist, den rechten Weg anzudeuten." — Mit einem leichten Anflug von Ironie entgegnete ich ihm, daß ich nun sehr wohl einsähe, weshalb man bei Tage von den Wagen fast zerschmettert werde, die in der größten Unordnung nach den öffentlichen Orten hinjagten. Wenn die Polizei des Nachts arbeitet, so muß sie natürlich bei Tage schlafen.

„Spotten Sie nicht! Sie meinen, man könnte die Wagen, der Reihe nach, zum Beispiel vor die Thüren der Schauspielhäuser, anfahren lassen?" — „Freilich, das ist meine Meinung." — „Aber, mein Herr, das wäre unmöglich. Bedenken Sie, daß unsere großen Herren sich wenig aus einem beschädigten Pferde oder einem zerbrochenen Wagenrade machen, wenn nur ihre Equipagen die ihrer Freunde an Schnelligkeit überflügeln." — „Eine rührende und herrliche Rivalität! Wenigstens könnte man, wie mir scheint, dieselben aber doch nöthigen, die Vorübergehenden nicht zu beschädigen." — „Bah! das ist so eine von Ihren philanthropischen Ideen! Beim Himmel, die Leute, welche unter die Wagenräder kommen, machen sich wenig aus ihrem Leben, das können Sie glauben." — Bevor ich weiter fortfahre, muß ich hier einschalten, daß der „John Bull" und „Frazer's Magazine", an welchen Herr James B. arbeitet, dem raffinirtesten Toryismus huldigen. — „Freilich", antwortete ich, „würden die Leute vielleicht sicherer auf ihren Beinen stehen und weniger leicht zerschmettert werden, wenn ihr Bauch nicht allzu leer wäre."

Wie man bemerken wird, steuerten wir geradesweges auf die Politik los; da ich aber wohl fühlte, daß Herr James B. und ich auf diesem Grund und Boden nicht lange in Freundschaft wandeln würden, so beeilte ich mich, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. „Gestatten Sie mir, mein Herr", sprach ich zu ihm, „Ihnen eine Frage vorzulegen, deren Beantwortung mich interessirt. Als ich so eben die heute erschienenen Blätter durchsah, bemerkte ich, daß die Kritiken derselben sich bei der Beurtheilung der dramatischen Arbeiten und anderen Werke der Phantasie in keinem Punkte begegnen. Wie geht das eigentlich zu?" Ueber diese Frage entspann sich nun zwischen dem Englischen Journalisten und meiner Wenigkeit ein langes Zwiegespräch, das ich hier nicht ganz, sondern nur in seinen wichtigsten Punkten wiedergeben will.

„Sie würden im Irrthum seyn, wenn Sie glaubten, daß die Wahrnehmung, von der Sie sprechen, sich regelmäßig jeden Morgen und in Bezug auf jedes Werk wiederhole", belehrte mich Herr James B.; „oft trifft es sich, daß alle Organe der Englischen Presse sowohl im Lob wie im Tadel übereinstimmen. Doch ist Ihre Bemerkung im Ganzen treffend. Sie fragen mich nach der Ursache dieser Abweichungen? Diese sind in den Sitten des Landes begründet, die keine Schriftsteller-Vereinigungen begünstigen. Wird in Paris eine

dramatische Neuigkeit aufgeführt, so werden alle Schriftsteller zusammenberufen, sie treffen sich in den Foyers der Theater, sie kennen sich unter einander und theilen sich noch an demselben Abend ihre Meinungen über das aufgeführte Stück mit. Auf diese Weise bildet sich, obgleich Niemanden eine besondere Initiative zusteht, doch eine allgemeine Ansicht aus dem Zusammenfluß selbst der widerstreitendsten Bemerkungen, und diese Ansicht wiederholt sich mit wenigen Ausnahmen den nächsten Morgen mit einer zur Verzweiflung dringenden Einförmigkeit in allen ihren Journalen. Bei uns ist die Lage der Dinge eine ganz andere; wir kennen uns kaum unter einander, wir sprechen mit einander nur so viel wie mit jedem Fremden, dem der Zufall einen Platz neben uns angewiesen hätte, und so verlassen wir folglich das Theater mit Ideen, die, mögen sie nun gut oder schlecht, wahr oder falsch, gerecht oder ungerecht seyn, nur in unserem eigenen Kopf entsprungen sind. Ueberhaupt theilen wir nicht die Ansichten der Französischen Journalisten, daß zwischen den literarischen und politischen Grundsätzen eine gänzliche Verschiedenheit obwalten könne; wir sind im Gegentheil der Meinung, daß zwischen Literatur und Politik ein inniger Zusammenhang stattfinden müsse. Unserer Ansicht nach sind alle Ideen solidarisch. Sie begreifen gewiß jetzt, welche Verschiedenheit in den Urtheilen über ein und dasselbe Werk in 50 oder 60 Journalen vorherrschen müsse, die alle von anderer Farbe sind. Sie werden mir einwerfen, daß, wenn wir in Beziehung zu einander ständen, ganz bestimmt die Zeit kommen würde, wo wir selbst gegen unseren Willen in dieser Hinsicht die Französischen Gebräuche annähmen; das könnte sich wohl ereignen, bis jetzt aber bestehen nur Beziehungen zwischen den Mitarbeitern, und da bei uns ein Journalist nicht wie bei Ihnen an drei oder vier Blättern von ganz verschiedener Meinung zugleich mitarbeitet, so bildet jedes Journal für sich ein abgeschlossenes Ganze, das mit den anderen nur durch Streitigkeiten und Diskussionen über offizielle Gegenstände in Berührung kömmt. Außer dem Zwiespalt in den politischen Tendenzen giebt es noch einen anderen Grund, weshalb die Englischen Journalisten einander immer fremd bleiben: die Anonymität, die ihnen bei ihren Artikeln auferlegt ist. In Frankreich unterzeichnet man Alles, was man schreibt, und wären es auch nur zehn Zeilen; bei uns steht nie ein Name unter einem Artikel. Der Meinung, welche das Journal repräsentirt, fällt aller etwanige Ruhm anheim, der Verfasser ist dabei von keiner Bedeutung. Der Vortheil, den man in Frankreich aus der Befolgung des entgegengesetzten Verfahrens zieht, besteht, ich weiß es sehr wohl, darin, daß man mit einer gewissen Dosis von Verdienst sich schnell einen persönlichen Ruf erwirbt; doch, entschuldigen Sie meine Freimüthigkeit, das ist doch weiter nichts als ein egoistisches Gefühl und weniger der Achtung würdig als unsere mühselige Selbstverleugnung. Und dann, welchen Schutz bietet das von der Englischen Presse befolgte Verfahren dem Gewissen dar! Da wir den Verfassern von Trauerspielen, Romanen und Gedichten gänzlich unbekannt sind, so sind wir niemals interessirten Empfehlungen ausgesetzt; man belästigt uns nie, um sich unserer Nachsicht zu versichern; wir sind unumschränkte Gebieter unserer Gedanken. Sie können sagen, es würde noch verdienstlicher seyn, über dergleichen Bestürmungen zu siegen, deren Opfer wir vielleicht würden, ständen die Sachen anders. Ei freilich! Aber das Fleisch ist schwach, wie es in der Schrift heißt, und wer steht uns dafür, daß wir nicht eines schönen Tages der Versuchung erliegen möchten? Darum ist es besser, daß solche Hinfälligkeit vorausgesehen und ihr vorgebeugt wurde. Sie werden mich fragen, ob das Geheimniß der Anonymität so streng bewahrt werde, daß weder Lords noch Ladies in den Salons einen Journalisten erkennen und seine Unparteilichkeit auf die Probe setzen sollten. Darauf giebt es nur die eine kurze Erwiederung, daß wir uns nie in der Gesellschaft zeigen. In keinem Lande des Erdballs sind die Schranken, welche die Geburts- und Geld-Aristokratie von der Aristokratie des Geistes trennen, so unübersteiglich als in England; die größten Künstler, Schriftsteller, Musiker und Maler können nur als Merkwürdigkeiten oder in einer untergeordneten Stellung den Zutritt zur höheren Englischen Gesellschaft erhalten. Selbst ein so großer Dichter wie Byron würde von der Englischen Aristokratie nicht als ihres Gleichen behandelt werden, wenn er nur Byron's Genius und nicht seine Adels-Diplome besäße. Daraus können sie auch schließen, daß man sich hier um das Journalisten-Gewerbe nicht so zerreißt wie bei Ihnen. In Frankreich führt dies Geschäft zu Ruhm, Vermögen und Würden; bei uns läßt es die Leute in der Niedrigkeit und im Dunkel. Bei Ihnen kann ein Zeitungsschreiber zu Allem gelangen, selbst zur Führung des Staatsruders; bei uns muß er sich mit dem bloßen Leben begnügen. Und dies hat vielleicht doch sein Gutes, denn auf diese Weise bleibt die Persönlichkeit bei den politischen Erörterungen aus dem Spiel, und nur das öffentliche Interesse und die partikulare Ueberzeugung des Schriftstellers machen sich geltend. Finden Sie jetzt noch, daß in England das Böse eben so das Gute aufwiegt wie in Frankreich, und scheint es Ihnen nicht vielmehr, daß unsere Presse an Gewissenhaftigkeit und Würde die Ihrige überragt?"

„Ich finde nur", antwortete ich, „daß die Englischen Journalisten, so wie alle andern Proletarier dieses Landes, unter dem Joch einer hochmüthigen und unvernünftigen Aristokratie stehen, und was mir aus all' dem Gesagten aufs klarste hervorleuchtet, ist dies, daß, wenn die gerühmte würdige Haltung nicht eine bloße Sache der Gewohnheit und der Schwäche wäre, Sie nicht zögern würden, sich zu verbünden und zu verständigen, um dieses Joch abzuschütteln."

Herr James B. schien verblüfft und betroffen über diese Antwort. An dem Blick, den er mir zuwarf, merkte ich deutlich, daß er mich für einen Narren hielt. Eine Viertelstunde später durchmaßen wir schweigend das breite Trottoir von Regent-Street; ich suchte nach einem leeren Wagen, er wandte sich nach Verey's Kaffeehaus, wo er speiste. Eine prächtige Kutsche, von zwei schäumenden Rossen gezogen, flog an uns vorüber. „Sehen Sie den Mann da, der sich in diesem schönen Wagen so breit macht?" sagte mein Begleiter zu mir; „rathen Sie einmal, wer es ist." — „Wohl ein Mitglied des Oberhauses", antwortete ich. „Ei bewahre! Goddam, ein ehemaliger Zeitungsschreiber, ein früher ganz unbekannter Redacteur der „Morning Chronicle", Herr Dickens, der unter dem Namen Boz im besten Zuge ist, sich ein großes Vermögen und einen großen literarischen Ruf zu erwerben." — „Der macht also eine Ausnahme von Ihrer Regel!" bemerkte ich. — „Nicht ganz", war die Antwort, „denn der Journalismus hat an seinem Glücke keinen Theil. Als ihn die Lust ankam, sich ein Vermögen zu erwerben, verließ er auf der Stelle die Redaction der Morning Chronicle." — „Ich höre heut zum erstenmal seinen Namen; haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob es ein Mann von wirklichem Verdienst ist?" — „Zum mindesten hat er viel Geschick; er ist zu London der Erfinder der industriellen Literatur." — „Um Vergebung", rief ich, „aber ich kenne mehrere meiner Landsleute, die weit unbestreitbarere Ansprüche, als Herr Dickens, auf die Erfindung der industriellen Literatur haben." — „Immerhin; die Erfindung ist so glorreich nicht, daß es sich der Mühe lohnte, darüber zu streiten. Indeß zweifle ich doch sehr, daß Ihre industriellen Literaten von dieser Kunst so viel Gewinn ziehen als Herr Dickens. Unter dem Titel „die Pickwickier" hat er zuerst einen Roman herausgegeben, der in periodischen Heften, wie eine Zeitschrift, erscheint. Der Roman fand eine große Menge Subskribenten, und wissen Sie, was der Verfasser darauf ersann, um seinen Gewinn zu verhundertfältigen? Er fügte dem Text seiner Lieferungen ein Annoncen-Blatt bei, und da die Sache gelang, so begann er auf dem Fleck mehrere ähnliche Publicationen zu veranstalten, unter anderen „Nicolas Nickleby", und diese machten nicht minder Glück als die Pickwickier."

„Wodurch", fragte ich, „zeichnen sich diese Werke besonders aus?" — „O", versetzte mein Gefährte, „das ist gar keine Literatur; höchstens haben sie jenen groben Reiz, der uns ungeduldig auf die nächste Lieferung macht. Um möglichst viel Zeit und Raum vor sich zu haben, wählt sich Herr Dickens wohlweislich blutjunge Helden, fast noch in den Windeln, und führt sie dann behaglich, wohin es ihm beliebt, die Kreuz und die Quer, durch die romantischsten und buntesten Abenteuer, zur großen Freude seiner Leser. Es fehlt allerdings in den „Pickwickiern" und in „Nicolas Nickleby" nicht ganz an einer gewissen oberflächlichen Beobachtung der Menschen und Dinge; stellenweise trifft man darin sogar auf ziemlich feine Schilderungen und Geistesgewandtheit; aber es gebricht den Charakteren an Ründung und den Empfindungen an Erhabenheit, und auf Erfindung einer Handlung versteht sich Dickens nun vollends gar nicht." — „Es sollte mich sehr wundern", antwortete ich darauf, „wenn die beiden Romane, welche Sie mir da nennen, nicht mit jeder neuen Lieferung unerträglicher würden. Der Erfolg selbst, den dergleichen Unternehmungen haben, pflegt meist auch der Grund zu ihrem Verfall zu seyn." — „Da treffen Sie den Nagel auf den Kopf; aber was hat das jetzt noch zu sagen? Seit längerer Zeit schon bringt jede Lieferung der „Pickwickier" und des „Nicolas Nickleby", blos durch die Annoncen, dem Verfasser 50 bis 100 Pfund Sterling; Sie werden also begreifen, daß Herr Dickens es mit seinem Publikum nicht mehr so genau zu nehmen braucht." — „Und die Konkurrenz?" — „Mistreß Trollope, die unleidliche Schwätzerin, hat es wohl versucht, in die Fußstapfen des Verfassers der „Pickwickier" zu treten, aber vergebens. Ihr „Fabriken-Kind", ein schlechtes Machwerk, hat nicht den mindesten Erfolg gehabt."

Eben waren wir vor Verey's Kaffeehaus angelangt. Herr James B. drückte mir die Hand und erneuerte beim Abschied die Einladung, die ich zu heute nicht hatte annehmen können, für den ersten Tag, an welchem ich frei wäre. (L'Artiste.)

Mannigfaltiges.

— Lady Bulwer's neuester Roman. Lady Bulwer hat, durch den Erfolg aufgemuntert, den ihr erster Roman gehabt, sich kürzlich bewogen gefunden, einen zweiten unter dem Titel: „Das Budget der Familie Seifenblase" herauszugeben.*) Wie Cheveley, so ist auch dieses Buch wieder eine Satire auf Personen und Verhältnisse, aber es scheint ein noch geringeres Interesse darzubieten, als jenes, dem wenigstens die bekannte und liebenswürdige Persönlichkeit des Sir E. L. Bulwer als Folie diente. Der neue dreibändige Roman ist der Mistreß Trollope gewidmet, jedoch nur in der Absicht, um dieser Schriftstellerin in der Zueignung die maliziösesten Dinge zu sagen und so die scheinbare Ehre in eine Persiflage zu verwandeln. Ob ein solches öffentliches Verfahren einer Frau, einer anderen gegenüber, würdig oder auch nur anständig ist, das mögen diejenigen entscheiden, die das Pasquill „Lord Cheveley" neben die besten Werke Sir E. L. Bulwer's gestellt und es in Deutschland sogar als Supplement zu seinen sämmtlichen Werken herausgegeben haben. In der Vorrede ihres neuen Buches zieht übrigens die Verfasserin in einem Tone, wie ihn sich kaum die Times und der Standard in ihren massiven polemischen Artikeln gestatten, auch gegen diejenigen Rezensenten los, denen ihr erster Roman nicht hat zusagen wollen.

*) The Budget of the Bubble Family. 3 Vols.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Freitag den 16. Oktober 1840.

Frankreich.

Ueber die gegenwärtige Tendenz der Musik und ihre Zukunft.

on Fetis, Direktor des Brüsseler Konservatoriums.*)

Ich stehe im Begriff, ernste Fragen abzuhandeln; um meine Ge- nken mit der nöthigen Klarheit zu entwickeln, werde ich Gegen- nde berühren müssen, die demjenigen, über welchen ich sprechen ll, vielleicht durchaus fremd scheinen; ich bitte daher den Leser, bt im voraus über die Form abzusprechen, welche mir die passendste :en, und bis zu Ende zu lesen, bevor er darüber richtet.

Funfzig Jahre politischer Bewegung sind abgelaufen; schreckliche rbrechen und Züge der erhabensten Tugenden, umgestürzte Throne, f deren Trümmern neue errichtet wurden, blutige Kriege, aus lchen Bündnisse und Sympathieen hervorgingen, die früher den ölkern fremd waren, unendlicher Ruhm und Mißgeschick ohne Bei- el, Zugeständnisse von Rechten, die den Völkern lange vorenthalten rden, Erschaffung künstlicher, beinahe fabelhafter Kräfte, welche Kraft des ganzen Menschengeschlechts tausendfach erhöhen und nen Reichthum, seine Bedürfnisse und Genüsse ins Unendliche ver- hren, dies Alles füllte den wichtigen Zeitabschnitt der Geschichte n 1789 bis 1839 aus. In diesen funfzig Jahren hat die Welt hr gealtert, als sonst in Tausenden von Jahren. Nach so vielen impfen und Anstrengungen kann nun Jeder sich selbst Rechenschaft legen und genau abwägen, um wie viel die Elemente seines Glücks) vermehrt haben; und gewiß nimmt auch ein Jeder diese geheime üfung mit sich vor. Was aber ist das Ergebniß? Sagen wir es r gerade heraus: Entmuthigung beim Rückblick auf so viel zer- rte Täuschungen, die durch keine sichere Basis ersetzt worden.

Das Werk der Wiedergeburt, welches man vollziehen wollte, t gerade das Prinzip als unnütz verworfen, welches ihm allein ltung und Dauer verschaffen konnte; dieses Prinzip ist der Glaube, r dahingeschwunden. Durch kühne Angriffe in seinen Grundvesten schüttert, ist der religiöse Glaube anderen Meinungen gewichen, lche mehr geeignet schienen, das unmittelbare Glück der Gesell- aft zu begründen. Es war Glaube auch in den Menschenrechten; s dem Glauben entsprang der Wunsch nach Freiheit und Gleich- it; dieser Glaube that Großes und Herrliches während der Fran- ischen Revolution; nur der Fanatismus beging die Verbrechen. ie Verbrechen des Fanatismus stürzten den Glauben, aus welchem hervorgegangen waren, eben so wie die Verbrechen des religiösen matismus den Glauben an das Evangelium untergraben hatten. s trat eine Reaction ein. Man untersuchte nun das Prinzip der eiheit, anstatt daran zu glauben, und da man durch die Erfahrung e Nachtheile kennen gelernt, welche aus dem Despotismus und r demokratischen Macht entstehen, so kam man auf den Einfall, e Freiheitsliebe und das Rechts-Bewußtseyn durch den Mechanis- us der Repräsentativ-Regierung zu ersetzen. Man nahm an, das genhafte Prinzip dieser Regierungsart könne für die Wahrheit bst gelten, und obgleich Niemand durch das Gaukelwerk betrogen irde, welches den Schein der Freiheit an die Stelle der Freiheit bst setzte, so erheuchelte doch Jeder eine Täuschung, die gar nicht ttfand.

Fortan war kein Glaube irgend einer Art mehr möglich, denn in bleibt niemals bei einer einzigen Anwendung eines Grund- inzips stehen. So zum Beispiel, wenn man annimmt, der allge- ine Wille sey durch eine gewisse Kategorie von Menschen in den ahl-Kollegien ausgedrückt, stellt man eine zu grobe Fiction auf, s daß es möglich wäre, ihr auch nur den Schein der Wahrheit verleihen; und doch thut ein Jeder, als ob er sich dadurch täuschen le. Die Mehrheit einer kleinen Zahl wählt die Deputirten, und se Mehrheit gilt für die Gesammtheit. Das Interesse der Erhal- ng, sagt man, das heißt das Interesse der Besitzenden, will es, ß der gesellschaftliche Zustand so gestaltet sey. Die Lehre vom teresse vereinigt sich also mit dem an die Stelle der Wirklichkeit setzten Schein, um das ganze Triebwerk der Gesellschaft zu ordnen. on hier aus geht man dann weiter. Die Meinungen oder, was eich viel ist, sobald es keinen politischen Glauben mehr giebt, die Interessen einer gewissen Anzahl von Wählern treiben sie an, diesen oder jenen Deputirten zu wählen; andere Interessen aber werden demselben einen anderen Kandidaten gegenüberstellen. Sind diese Interessen nicht lebhaft genug, so wird man sie durch Verführung oder Furcht spornen. Der besiegten Partei und der großen Menge der Gleichgültigen zum Trotz wird man behaupten, der um jeden Preis Erwählte sey der Vertreter des allgemeinen Willens. Wenn nun die Täuschung eine gewisse Zahl solcher Erwählten, als angeb- liche Repräsentanten einer ganzen Nation, zusammengebracht hat, dann werden sich auch unter ihnen verschiedene Interessen hervor- thun, die durch eine noch viel kleinere Anzahl von Menschen reprä- sentirt werden. Auch hier wird eine Mehrheit nöthig seyn, die dann der Trug wieder als den Ausdruck des Wunsches der Nation dar- stellt. Schwankt diese Mehrheit, so muß sie durch einige den anderen Interessen abgewonnene Ueberläufer-Stimmen verstärkt werden; da kommt denn die Bestechung und krönt das Werk der Lüge. Welche Autorität hat nun bei solchem Mechanismus das Gesetz gegeben? Die der Gewalt, welche die Oberhand behält, nicht die des Rechts- Bewußtseyns.

Was soll unter solchen Umständen im Innern des Herzens übrig bleiben, als die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Wahrheit und die Zerstörung alles Glaubens, alles moralischen Schamgefühls? Beredte Stimmen haben sich in unseren Tagen gegen diesen Glau- bensmangel erhoben, der die tödtliche Krankheit der modernen Ge- sellschaft ist, und sie haben ihn der fortschreitenden Entwickelung böser Leidenschaften zugeschrieben. Wie groß auch das Talent derer seyn mag, die dies gesagt, ich stehe nicht an, ihre Behauptung für sinnlos zu erklären. Dieser Mangel an allem Glauben ist vielmehr, wie man gesehen, die nothwendige, unvermeidliche Folge der trüge- rischen Einrichtung des gesellschaftlichen Mechanismus. Doch man glaube ja nicht, daß ich vorschlagen will, man solle dieser Einrich- tung entsagen und sie durch eine andere ersetzen. Da das Uebel durch sie einmal geschehen ist, würde man durch keine augenblickliche Veränderung irgend einer Art den Glauben wieder erwecken können. Ich glaube jedoch an sein Wiederaufleben; aber nur durch furchtbare Unglücksfälle, welche die Nationen dezimiren werden, oder durch eine allmälige religiöse und philosophische Reform, die das Werk von Jahrhunderten seyn wird, halte ich dasselbe für möglich. Bis dahin werden Trug und die Lehre von den Interessen die Welt auch ferner regieren, und da diese Interessen rein materiell sind, so wird es keine geistige Genüsse mehr geben, sondern nur solche, die man sich für Geld verschaffen kann. Industrie wird der ehrliche Name seyn zur Bezeichnung von Handlungen, die es nicht sind. Und die Kunst? Wie wird es um sie stehen?

Laßt uns zuerst sehen, was bei dieser Lage der Dinge der Künstler seyn kann, und was aus seinem Glauben an seine eigenen Werke werden muß. Die Natur verleiht oder versagt Genie, welches, wie Jeder weiß, nichts Anderes ist als die Fähigkeit, zu erfinden und das Gebiet der Kunst zu erweitern. Diese Fähigkeit läßt sich nicht erwerben; eben so wenig geht sie verloren; nur ist sie in mehr oder minder enge, mehr oder minder weite Gränzen eingeschlossen, je nach der größeren oder geringeren Macht des Genius. Ist dieser an den äußersten Gränzen seiner Kraft angelangt, so erfindet er nicht mehr, sondern er wiederholt sich nur.

Aber das Genie allein macht noch nicht den Künstler; er bedarf auch des Wissens und des Glaubens. Das Wissen ist, vermöge sei- ner Natur, eine Erwerbung des Künstlers; diese Erwerbung geht nicht verloren, außer wenn die geistigen Kräfte gestört werden. Der Glaube, der sich nicht erwerben läßt, wohl aber verloren gehen kann, ist eine innige Ueberzeugung von der Heiligkeit der Kunst, von ihren Rechten, von ihrer Macht, und folglich auch Ehrerbietung vor ihrer Würde. Der vollkommene Künstler, dessen Werke Jahrhunderte über- dauern und, trotz aller Veränderungen in der Form, ihre Lebendigkeit behaupten, das ist der, welcher Genie, Wissen und Glauben in sich vereinigt. Fehlt eine dieser Bedingungen, so wird das Kunstwerk irgendwo verwundbar seyn, und dann ist seine Dauer nicht sehr ge- sichert.

Was die Erscheinungen des Genies anbetrifft, so giebt es keine Zeit oder gesellschaftliche Constitution, die ihr günstiger wären, als andere. Es stürzt jederzeit alle Hindernisse um und weiß sich in seiner ursprünglichen Unabhängigkeit geltend zu machen, welcher Art auch Klima, religiöser Glaube und Regierungsform seyn mögen. Zur Erwerbung des Wissens aber sind die Umstände nicht immer gleich günstig; überdies wird auch nicht zu jeder Zeit gleich viel Werth

*) Wenngleich der Verfasser dieser politisch-artistischen Betrachtungen in elgien lebt, so geben wir dieselben doch unter Frankreich, weil sie offenbar rch die jetzigen Französischen Musikzustände hervorgerufen worden und sich rzugsweise auf diese beziehen. Ueberdies ist der Artikel einer Pariser Zeit- hrift, der bei Moritz Schlesinger erscheinenden Gazette musicale, entnommen.

darauf gelegt. Nichtsdestoweniger kann man es als vom Glauben abhängig betrachten, denn die Anstrengungen des Künstlers nach dem Besitz desselben stehen in Verhältniß zu seinem Glauben an die Kunst, als etwas ganz Vollkommenes, in sich Abgeschlossenes. Leider ist dieser lebhafte und aufrichtige Glaube an die Kunst und an den ästhetischen und unbedingten Werth ihrer Erzeugnisse unter gewissen Zuständen der gesellschaftlichen Ordnung eine der seltensten Eigenschaften; ja, sie würde unter ihnen gleichsam eine Anomalie seyn. Hierauf zielte ich hin bei allem Vorhergegangenen; ich will nämlich zu zeigen suchen, daß der Mangel an diesem Glauben die Hauptursache der kurzen Dauer ist, welche die Werke einer großen Anzahl von Künstlern haben.

In einer durch aristokratische Institutionen gemilderten Monarchie ist auch der talentvollste Künstler das, was er ist, nur durch seine Kunst. So schön seine Werke auch seyn mögen, so glänzend seine Erfolge, dies giebt ihm doch nicht die Vorzüge der Geburt. Die Kunst muß also sein Alles seyn, er muß ganz in ihr aufgehen, und so wird auch sein Glaube an diese einzige Wirklichkeit seiner Existenz aufrichtig seyn. Unter solchen Verhältnissen entstanden in Deutschland Namen von so dauerndem Ruf wie die eines Bach, Haydn, Mozart, Beethoven. Wenn dieser Glaube des Künstlers den höchsten Gipfel der Hingebung und Begeisterung erreicht hat, so wird er mit seinen Werken nicht mehr nach Auszeichnung streben, sondern nach jenen reinen Genüssen, die von jeder socialen Geltung fern sind. Wir gedachten vorhin Bach's, und dieser große Mann bietet mir gleich ein recht auffallendes Beispiel jener eifrigen Thätigkeit einer Künstlerseele dar, die nur in sich selbst, unbekümmert um die äußere Welt, ihr Glück sucht. Fast beständig lebte er ganz zurückgezogen in kleinen Städten als Organist oder Schulmeister, und die Kunst war für ihn nur in ihm selbst vorhanden; da er kein Auditorium hatte, keinen Wunsch nach weltlicher Auszeichnung kannte, so arbeitete er nur zu seiner eigenen Lust, und den Lohn für seine Kunstleistungen fand er nur in der Kunst selbst. Seine glühende Seele, seine rege Einbildungskraft schwelgten in ungemessenen, durch große Gedanken beherrschten Combinationen, ohne an die Wirkungen, welche sie hervorbringen konnten, oder an das Urtheil einer Versammlung zu denken. Keine einzige seiner Schöpfungen sollte je von der Welt gehört werden, wenigstens war das seine Meinung, eine jede erhielt nach ihrer Vollendung ihren Platz in einem Schranke, und ein neues Werk folgte derselben. Für ihn gab es keine Hemmungen, keine Berücksichtigung des Erfolges, keine Formeln, daher diese unerhörte Kühnheit, diese erhabenen Erfindungen, von welchen seine Passionsmusik, seine Messe in H., seine Psalmen und mehr als hundert Cantaten übersprudeln, die er mit neuen Formen und origineller Instrumentirung auszustatten verstand. Daher stammen jene Schätze der Phantasie, die erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode ihres Urhebers der Vergessenheit entrissen wurden, und die nun seinen Namen auf die spätesten Zeiten fortpflanzen werden.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der arbeitenden Klassen in Paris.

(Schluß.)

Aber wozu dient denn das Conservatoire der Künste und Gewerbe, Herr Minister, wenn es in Frankreich keinen unterrichteten Handwerker mehr giebt? Zu welchem Zweck hätte man dem Gebäude der professionellen Industrie diese Spitze aufgesetzt, wenn man seine Grundvesten für immer demolirt hat? Für wen sind die Lehrstühle der auf Eisen-, Holz- und Steinschnitt angewandten Geometrie und Zeichnung errichtet, wenn die Aufhebung der Lehrlingsschaft den Arbeitern nicht mehr gestattet, sich die allgemeinen Regeln ihrer Kunst anzueignen? Jedes Handwerk besteht aus einer Reihe von Regeln und Verfahrungsweisen, die man alle durchgemacht haben muß; ist das bei den Marchandeurs möglich? Gewiß nicht; der Marchandeur bekümmert sich durchaus nicht um die Kenntnisse des Ouvrier, er kümmert sich nur um den niedrigen Preis, für welchen er ihn miethet; er braucht ihn zu groben Dingen und nimmt die Arbeit da, wo die Schwierigkeit anfängt, selbst in die Hand, was den Ouvrier stets an der Schwelle seiner Profession läßt, ohne daß er sie je überschreiten kann. Es giebt Tausende sich so nennender Drahtzieher und Schlosser, die seit zehn Jahren dazu gebraucht werden, eine Eisenstange zu feilen und sie ihr ganzes Leben hindurch feilen werden. Die Schule der Marchandeurs ist also für die Arbeiter, die sie betreten, eine Quelle der Verdummung und folglich des Elends; sie bilden sich ein, ein treffliches Geschäft zu machen, indem sie einen Tagelohn verdienen, ohne ihr Gewerbe zu kennen, und sie merken nicht, daß sie sich so dazu verurtheilen, ihr ganzes Leben Stümper zu bleiben.

Ich glaube nun genügend gezeigt zu haben, wie die Aufhebung der Lehrlingschaft der Ruin der Gewerke und die Zerstörung der kunstreichen Traditionen ist, die bisher unter den arbeitenden Klassen verbreitet waren. Die Civilisation eines Landes ist das Resultat der von verschiedenen Leuchten und Sonnen ausgehenden und in einen allgemeinen Brennpunkt vereinigten Strahlen. Die Handwerke sind eine dieser Leuchten, in deren Strahlen die Völker wandeln; sie in einem Lande zerstören, heißt die Civilisation desselben mindern. Die Thiere arbeiten so gut wie der Mensch, aber das Thier arbeitet mit dem Instinkt und der Mensch mit dem Gedanken. Zerbrechen wir also nicht den Gedanken in den Händen derer, die er erhebt und adelt. Es war einst der ewige Ruhm der Syrischen Arbeiter, von Salomon zur Erbauung des Tempels gerufen worden zu seyn; die Corporationen des Mittelalters hatten so geschickte Mitglieder, daß die Bischöfe sie holen ließen, um den Stein ihrer Chöre zu meißeln und die Spitzen ihrer Glockenthürme und ihrer Rosen zu weben. Jetzt, da die Architektur Miene macht, sich wieder zu heben, und mit ihr alle andere Gewerbe, deren Ernährerin sie ist, nehmen wir den Arbeitern nicht die Kraft, ihrem Aufschwung zu folgen. Der Arbeiter ist ein Mensch, und der Mensch lebt nicht bloß von Brod; er lebt auch von Begeisterung und Intelligenz.

Was jetzt vorgeht, beweist recht die Unhaltbarkeit der extremen und einseitigen Theorieen. Diejenigen, welche die alten Zünfte aufhoben, statt sie zu reformiren und der Zeit anzupassen, bildeten sich ein, die absolute Gewerbefreiheit würde das goldene Zeitalter der arbeitenden Klassen herbeiführen. Das Volk, das Alles glaubt, was die Phrasenmacher ihm sagen, zertrümmerte in der That die alte Verfassung der Gewerke, die seine Charte war, und jetzt, nach etwas weniger als funfzig Jahren, murrt und erhebt sich dasselbe Volk, wie damals, aber für das Gegentheil dessen, wodurch es sich damals zur Empörung und zum Blutvergießen verführen ließ, d. h. es lehnt sich gegen die absolute Freiheit der Gewerbe auf, gerade wie früher für dieselbe.

Hatte das Volk damals Recht, oder hat es heute Recht? — Man muß sagen, das Volk hatte damals Unrecht, und es hat heute Unrecht, weil es sich heute so wenig wie damals seiner Lage und seiner Leiden klar bewußt geworden. Vor funfzig Jahren fühlte es dunkel, daß die Zünfte es drückten, und es fiel über die Zünfte her; jetzt fühlt es dunkel, daß die Marchandeurs es drücken, und es wirft sich auf die Marchandeurs. Eine Brutalität hatte es begangen, jetzt begeht es die zweite. Das Volk hat immer Recht gehabt in seinen Beschwerden, und immer Unrecht in seinen Reformen, weil zwischen der Beschwerde und der Reform die Socialwissenschaft liegt und diese dem Volke fehlt.

Nicht also die Unterdrückung der Marchandeurs wird den nur allzu begründeten Leiden der Arbeiter abhelfen. Diese Unterdrückung wäre ein gewaltsames, zerstörendes und revolutionaires Mittel; die allgemeine Einführung der Lehrlingschaft wird dieselbe Wirkung hervorbringen mit dem Vortheil, ein friedliches, verständiges und organisirendes Mittel zu seyn. Man muß alle Reformen durch positive und nicht durch negative Operationen zu Stande bringen; die Unwissenheit zerstört bloß, die Intelligenz baut auf.

Man glaube nicht, daß ich die Lehrlingschaft zu einer allgemeinen Panacee für alle Leiden der Arbeiter machen will. Ich glaube an die Universalmittel so wenig in der Industrie oder Politik, als in der Medizin. Die Lage der Arbeiter ist verwickelt und will nach allen ihren Elementen studirt werden. Man braucht nicht zu jenen großen Theorieen der letzten Jahre die Zuflucht zu nehmen, die Politik, Moral und Religion umkehren, um die Arbeit zu organisiren, und die unter dem Vorwand, sie müßten Alles ändern, nichts ändern. Ich glaube, es ist möglich, ja sogar leicht, die Lage der Arbeiter zu verbessern, ohne darum Gott auf seinem Thron zu derangiren. Der Hauptsitz des Uebels liegt, wie wir gesehen, darin, daß Jeder, der weiter nichts als Arme zum Arbeiten hat, in das Handwerk pfuschen kann. Das müßte aufhören: es müßte ein- für allemal gesetzlich bestimmt werden, daß jeder Handwerker bei einem Meister in der Lehre gewesen seyn und daselbst das Handwerk ordentlich erlernt haben muß, oder, was dasselbe ist, daß gewisse Arbeiten bei jedem Handwerk nur von ordentlichen Gesellen und Meistern gemacht werden dürfen.

Ich weiß wohl, wir sind so an Unordnung gewöhnt, daß sich gewiß Leute finden werden, welche behaupten, Jeder habe das Recht, zu arbeiten, wie es ihm gefällt, und wenn ein Unternehmer für gut finde, Leute, die nichts wissen, statt geschickter Arbeiter in Dienst zu nehmen, so gehe dies bloß den an, der ihm die Arbeit anvertraut hat. Das ist aber durchaus nicht wahr. Niemand kann das Recht haben, sich über das Interesse Aller hinwegzusetzen, wenn er in ihrer Mitte lebt; nun ist es das Interesse Aller, daß Jeder durch seine Arbeit glücklich sey, und die gegenwärtige Lage der Pariser Arbeiter beweist, daß die absolute Freiheit der Gewerbe den Gewerben selbst nachtheilig ist, die sich erheben, um die Aufhebung derselben zu verlangen. Ueberdies besteht die Freiheit nicht darin, daß man sich seiner Fähigkeiten bedienen, sondern daß man sie nach den Gesetzen der Gesellschaft anwenden kann. Jeder hat das Recht, Advokat, Arzt, Lehrer zu seyn, aber er muß seine Tüchtigkeit dazu nachweisen. Auch liegt keine Ungerechtigkeit darin, daß ein Arbeiter, der nicht Geselle geworden, keine Arbeit annehmen darf, selbst mit Einwilligung dessen, für den er sie macht. Kann etwa heute der erste Beste Kranke kuriren, selbst mit ihrer Einwilligung? Kann der erste Beste einen Prozeß führen, selbst wenn die Parteien das vollkommenste Zutrauen zu ihm hätten? Gewiß nicht; was sollten also die Handwerker dagegen haben, daß man die Ausübung ihrer Profession gewissen Regeln unterwirft, wenn man die Ausübung aller andern solchen Regeln unterworfen?

Ich komme nun zu der zweiten Forderung der Ouvriers, welche darin besteht, daß man die Arbeit auf Akkord abschaffe und nur die Arbeit nach firem Tagelohn erlaubt sey. Die Journale haben im Allgemeinen zweierlei gegen dieses Verlangen eingewendet. Erstens haben sie behauptet, die Einführung der Arbeit nach firem Tagelohn sey lediglich zum Vortheil der schlechten und zum Nachtheil der guten Arbeiter, und es sey dies eine von den Faulen und Ungeschickten ausgegangene Zumuthung, welche die Geschickten und Fleißigen sich bitten müßten, zu unterstützen. Dieses Argument, das sehr solide aussieht, widersteht nicht einen Moment der Untersuchung der Frage, wie sie die Arbeiter aufgestellt. Diese haben keinen anderen Zweck, als den Geschäften der Marchandeurs das Garaus zu machen. Nun ist es klar, daß man von dem Augenblick ab, wo die Arbeiter alle für ein und denselben Tagelohn arbeiten würden, nur die guten in Dienst nähme. Da der Lohn überall derselbe ist, so werden die Unternehmer sich nur an geschickte Arbeiter wenden, die ihr Handwerk verstehen.

und die Unwissenden zurückweisen, und da die Marchandeurs nur mit Hülfe dieser und vermittelst des kleinen Lohns, mit dem diese sich begnügen, operiren, so würden sie sofort gezwungen seyn, ihre Geschäfte aufzugeben.

Die Journale haben also offenbar Unrecht gehabt, diese Gleichheit des Lohns als eine Begünstigung der schlechten Arbeiter auf Kosten der guten darzustellen; im Gegentheil, diese Gleichheit würde vielmehr die Wirkung haben, alle schlechte Arbeiter aus den Werkstätten zu entfernen und den Geschäften der Marchandeurs ein Ende zu machen, da diese nur auf den niedrigen Preis basirt sind, für welchen die ungelernten Arbeiter ihren Tag hingeben; und da der Ruin dieser Geschäfte es ist, was die Arbeiter eigentlich wollen, so kann man diesen vorwerfen, was man will, nur nicht Mangel an Folgerichtigkeit und Logik in ihren Ideen.

Man schließe hieraus nicht, daß ich diese Gleichheit des Lohns billige. Ich sage nur, daß die Arbeiter richtig schließen, man kann aber aus falschen Prämissen die richtigsten Schlüsse ziehen. Da es den Arbeitern nur darum zu thun ist, die Marchandeurs zu verdrängen, so konnten sie dies Ziel auf keinem kürzeren Wege erreichen, als indem sie die Gleichheit des Lohns vorschlugen; aber ich habe schon gezeigt, daß die bloße Unterdrückung der Marchandeurs ein willkürlicher, revolutionairer Akt wäre, und daß man durch Einführung der Lehrlingschaft dasselbe erreicht und dabei noch den Vortheil hat, etwas zu organisiren. Auch habe ich gezeigt, daß die Gleichheit des Lohns nur eine Gleichheit der Leistungen zur Basis haben und daß diese nur aus einer Gleichheit der Studien resultiren könne. Also erst nach Einführung der Lehrlingschaft kann man an die Gleichheit des Lohns denken zwischen Arbeitern, deren Tauglichkeit man durch Prüfungen nach bestimmten Programmen ermittelt haben wird. Gegenwärtig wäre die Einführung einer Gleichheit des Lohns bei einigem Schein von Recht unmöglich; denn man müßte entweder die guten oder die schlechten Arbeiter zur Basis nehmen, und es giebt keine positive Zeichen, woran diese oder jene zu erkennen wären. Man kann die Tauglichkeit oder Untauglichkeit der Zöglinge angeben, welche die Rechts-, die Arznei- oder die Militairschulen besucht haben, weil sie ein Examen bestehen; da aber dieses bei den Arbeitern nicht mehr existirt, so ist der Grad ihrer Fähigkeit etwas streng nicht zu Ermittelndes.

Zweitens haben die Journale bemerkt, die Arbeiter hätten darum Unrecht, die Abstellung der Arbeit auf Akkord und die bloße Gestattung der Tagearbeit zu verlangen, weil man bei der ersteren nur seine Arbeit, bei der zweiten dagegen seine Zeit vermiethet und es viel edler und humaner sey, nach eigenem Ermessen die Arbeitsstunden zu wählen, als sich von früh bis Abends gewissermaßen gefangen zu geben. Aber dieses Argument ist höchst lächerlich. Nehmen wir an, der Chef eines Ateliers giebt einem Arbeiter Montag früh eine Arbeit, von der zu erwarten ist, daß sie ihn sechs Tage beschäftigen wird, und die er auch Sonnabend Abends abzuliefern verspricht, wie so ist es da edler und humaner, seine sechs Tage auf einmal am Montag Morgen zu vermiethen, als sie einen nach dem anderen die ganze Woche hindurch zu vermiethen? Sollte es wirklich ernste Oekonomisten geben, die aus dem Dunkel ihrer Studien hervortreten, um uns solche Dinge zum Besten zu geben? Und doch wagt man es, mit diesem Pathos Frankreich nun schon seit einem halben Jahrhundert zu regieren.

Die Presse hat also Unrecht gehabt, die Arbeit nach Tagelohn zu verdammen und die auf Akkord zu empfehlen; folgt daraus, daß die Arbeiter Recht hatten, die Abschaffung der Stückarbeit und die Einführung der Tagesarbeit zu verlangen? Nein; die Journale und die Arbeiter haben sich gleich sehr getäuscht, obgleich sie diametraliter einander entgegengesetzte Meinungen aufstellten, weil sie zwei Arbeits-Methoden, deren eine die logische und die natürliche Ergänzung der anderen ist, für einander entgegengesetzt und unverträglich hielten.

Man muß nie in seinem Leben einen Metre Mauer haben bauen oder einen Nagel haben schmieden sehen, um nicht zu wissen, daß die Arbeiter in zwei große Klassen zerfallen. Die erste umfaßt die rein mechanischen, deren Elemente sich genau voraus berechnen lassen, wie die Behauung eines Steins oder das Zersägen eines Holzstückes; in die zweite gehören die, bei denen es auf Vorsicht, Phantasie und Geschicklichkeit ankommt und in welchen also das nicht vorher zu Berechnende eine große Rolle spielt, wie die schönen Schlosserarbeiten oder die großen Skulpturen. Die ersteren kann man stückweise geben, da sowohl der, welcher die Arbeit giebt, als der, welcher sie annimmt, wissen, wie viel Zeit und Mühe dazu gehört; die der zweiten Klasse dagegen können nur tagweise gegeben werden, da Niemand im Voraus mit Präzision ihre Schwierigkeit und Dauer berechnen kann.

Es ist also von einem Kampf zwischen der Stückarbeit und der nach Tagen nicht die Rede, und es ist absurd, sie mit einander zu vergleichen und eine der anderen vorziehen zu wollen. Die Stückarbeit ist nur bei groben Sachen möglich, die Tagearbeit dagegen ist zwar überall möglich, aber ausschließlich statthaft bei solchen Sachen, wo das Geschick und die Individualität des Arbeiters von Einfluß sind, weil man die Dauer der Arbeit nicht im Voraus bestimmen kann.

Die Journale, welche die Stückarbeit anpreisen und die nach ihnen so edle Fähigkeit, sich dabei nach seiner Bequemlichkeit einzurichten, haben nicht gemerkt, wie schädlich ihr Rath für die Arbeiter ist. Die Arbeit ist an sich etwas, was dem Menschen von Natur widerstrebt, was er als eine Nothwendigkeit auf sich nimmt, aber nie als ein Vergnügen. Nehmt den fleißigsten Menschen in einem gezwungenen Arbeits-Verhältniß und bringt ihn in eine solche Lage, wo das Arbeiten mehr von seinem Belieben abhängt, und ihr werdet bald sehen, wie sein Fleiß nachläßt. Die Religion lehrt uns, daß die Arbeit eine Strafe ist, und die Erfahrung bestätigt es. Die Idee der Fourieristischen Träumer, welche die Arbeit zu einer Lust machen und hierauf Gesellschaften gründen wollen, ist die närrischste und hohlste. Die Arbeit gleicht den hohen Masten der Schiffe während des Sturms; man muß sich daran binden, um daran zu bleiben. Alles also, was es uns möglich macht, die Arbeit zu fliehen oder aufzuschieben, ist den Arbeitern nachtheilig, die sich und ihre Familie davon erhalten müssen; auch sehen wir in den Klimaten, wo die Natur besonders gesegnet ist, daß die Menschen es vorziehen, im Faullenzen arm und nackt zu bleiben, als durch Arbeit reich zu werden.

Andererseits ist zu bemerken, daß die Arbeiter, indem sie die Abschaffung der Stückarbeit und die allgemeine Gestattung der Tagearbeit verlangten, wieder sehr richtig schlossen und gerade auf ihr Ziel losgingen. Sie hatten die Absicht, ihren Kamraden, die keine hatten, Arbeit zu geben, und diese Arbeit fanden sie nur in den überzähligen Arbeitsstunden zur Eßzeit, auf die sie zu Gunsten derer verzichten wollten. Ueberzählige Arbeitsstunden kann es aber nur bei dem System der Tagearbeit geben, und darum verlangten die Arbeiter die Abschaffung der Stückarbeit. Die Forderung der Arbeiter in dieser Beziehung war also vollkommen logisch; war sie aber auch vernünftig? Ich glaube nicht. Dieser Plan der Arbeiter, auf ihre überzähligen Arbeitsstunden zu Gunsten der unbeschäftigten zu verzichten, ist weiter nichts als eine Theorie, wie jede andere, über die Frage, wie man denen, die keine Arbeit haben, welche schaffen kann. Alle Welt hat sich diese Frage vorgelegt, und Jeder hat sie gut oder schlecht beantwortet. Die Simonisten haben als Mittel die Gründung des Social-Eigenthums, die Fourieristen die Einrichtung der anziehenden oder Lieblingsarbeit in den Phalansteren, die Ultra-Republikaner und Kommunisten die gleiche Theilung der Güter und das allgemeine Stimmrecht vorgeschlagen. Nun, die Arbeiter haben sich auch ihre Theorie gemacht, sie hatten das Recht dazu, aber sie ist eben so nichtig wie die anderen.

Die Idee, die überzähligen Arbeitsstunden den beschäftigten Arbeitern zu entziehen, damit die Unbeschäftigten sich auch etwas verdienen, enthält im Grunde weiter nichts, als daß man dem Hans sein Kleid nehmen soll, um es dem Peter zu geben, was immer von zwei Menschen einen nackt läßt. Die Antwort der Ouvriers ist also keine, da sie die Frage in demselben Zustand läßt, aber sie hat wenigstens den Vortheil, edel und uneigennützig zu seyn. Die Arbeiter haben sich getäuscht, indem sie die Frage, die sie sich gestellt, zu lösen glaubten, aber sie haben sich wenigstens auf Kosten ihrer Börse getäuscht, eine Art von Täuschung, die man bei den Utopisten selten findet. Die Aufgabe, wie man denen Arbeit geben kann, die keine haben, bleibt also ungelöst und wird es so lange bleiben, als man die Dinge in derselben Unordnung gehen läßt, wie bisher; nichts aber ist leichter, als sie zu lösen vermittelst der Organisation und der Ordnung in der Arbeit, und dies ist ein Thema, das ich mir für einen anderen Brief vorbehalte."

S y r i e n.

Zur Statistik des heutigen Syriens.

Von Eusèbe de Salle.*)

Latakia (Laodicea) und Beirut**) sind diejenigen Städte Syriens, wo man gleichsam eine Musterkarte von allen über das Land ausgestreuten Völkchen oder religiösen Sekten findet. Eine derselben, die Ismaeliten, Ansarier oder Nosairier, hat schon in den Zeiten der Kreuzzüge eine merkwürdige Rolle gespielt. Die Assissinen mit ihrem „Alten vom Berge" sind von Assemani und den katholischen Missionairen zu dieser Sekte gerechnet worden — eine Behauptung, die Sylvestre de Sacy, der tiefe kritische Forscher, vollkommen rechtfertigt. Als ihren Stifter erkennen sie einen gewissen Hassan aus Chorasan, der, wie Mirchond, ein berühmter Persischer Historiker, berichtet, nach verschiedenen Wanderungen in Persien, Syrien und Aegypten, sich zum Herrn des Bergschlosses Alamut machte; der Ausgangspunkt seiner Lehre war der Glaube an die Rechtmäßigkeit des Ali (welche auch von den Persern angenommen wird), doch mit gewissen Modificationen, die Ismaelitischen Ursprungs sind. Die orthodoxen Muselmänner nennen die Assissinen bald Ismaeliten und bald Batenier, d. h. Bekenner eines inneren Kultus.***) Den letzteren Beinamen erhielt die Sekte wegen der Neuerungen, die ein anderer Hassan hineinbrachte; dieser schaffte nämlich die muselmännischen Gebräuche ab, erlaubte seinen Untergebenen, Wein zu trinken, dispensirte sie von allen Verpflichtungen, die das Gesetz Muhammed's auflegt, und lehrte, daß der allegorische Sinn des Korans dem buchstäblichen Sinne weit vorzu-

*) Aus dessen noch ungedrucktem Werke: Pérégrinations en Orient. Das Original dieses kleinen Artikels ist durch viele grobe Fehler entstellt, die man gewiß nicht alle auf Rechnung des Setzers schreiben kann; denn schwerlich würde es z. B. ein Setzer gewagt haben, die Assissinen mit ihrem „Alten vom Berge" in assassins du Vieux de la Montagne zu verwandeln, wie man hier mit Verwunderung liest! Das Wort Assissinen ist schon eine Verderbung des Arabischen Haschischin, welcher Name von dem narkotischen Kraute Haschischet, dessen Saft die Wirkung des Opiums hat, abgeleitet wird, und mit Anspielung auf ihre Grausamkeit hat man sich Europäischer Seits erlaubt, das erste I in A zu verwandeln; aber Mörder des „Alten vom Berge", wie seit jenem Hassan ihr jedesmaliger Großmeister betitelt wird, hat unseres Wissens noch Niemand aus ihnen gemacht. Assissinen und Drusen sind Beides bloße Verzweigungen der berühmten Ismaelitischen Sekte, des einzigen religiösen Systems in Vorder-Asien, das inkarnirte Fortpflanzung (jedoch nur der geistlichen Oberhäupter, Imame) annimmt und über welches Sylvestre de Sacy so viel Licht verbreitet hat. Eine gedrungene Erzählung von der Entstehung der Ismaeliten findet man in dem Artikel „die Drusen", den wir im August-Hefte des Magazins vom Jahre 1834 nach der History of Muhammedanism mitgetheilt haben (Nr. 93 und 114).

**) Einen Artikel über Beirut findet der Leser im September-Hefte des Magazins vom Jahre 1835 (Nr. 115).

***) Das Wort kommt von batn (Bauch), Hebr. betn.

ziehen sey. Endlich ließ er sich als Sohn des Nessar, eines Sohnes des Chalifen Mostanser, und Statthalter Gottes auf Erden ausrufen; von dieser genealogischen Prätention kommt der Titel **Nosairier** oder **Ansarier**.

Es gab unter den Nosairiern drei Grade: die **Daai's** oder Verbreiter der Lehre; ihre Gefährten oder **Refik's**, welche das Glaubensbekenntniß bei ihnen ablegten, und die **Fidai's** oder blinden Anhänger des Fürsten oder der einflußreichsten **Daai's**. Ihr Name kommt von einer Wurzel, welche **loskaufen, sich hingeben** bedeutet. Dieser blinde Glaube hatte in einer pfaffischen List seine Quelle; man suchte ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß absoluteste Ergebenheit in den Willen des Oberhauptes ihnen nach dem Tode alle erdenkliche materielle Genüsse verschaffen würde. Einen Vorschmack von diesem lachenden Jenseits gab man ihnen bei ihren Lebzeiten in herrlichen Gärten, wohin sie geschleppt wurden, nachdem man ihnen einen Schlaftrunk aus dem Kraute **Haschischet** (s. d. Anm.) beigebracht hatte. Dieser Trank hatte auch die Eigenschaft, wunderbare Visionen zu erregen.

Den **Drusen**, welche schon seit mehreren Jahrhunderten in der Geschichte Syriens eine bedeutende Rolle spielen, scheint früher oder später ein besseres Loos zugedacht. Auch die Lehren dieser Sekte sind uns durch Sylvestre de Sacy zuerst näher bekannt geworden. Alle übrige Sekten des Libanon beschuldigen dieses Volk nächtlicher Schwelgereien, bei denen sie kein verwandtschaftliches Band in Ehren halten sollen; die Kinder, welche aus so unreiner Vermischung entstehen, gelten für prädestinirt.

Unter der Regierung ihres Emirs Fachr-ed-Din erhielten die Drusen eine gewisse Celebrität im Occident. Dieser Fürst schloß Verträge mit Europäischen Souverainen und kam selbst nach Europa, um ihnen die Hülfe abzudringen, die ihm verheißen hatten. Damals schmiedeten Freunde jenes kecken Abenteurers einen Stammbaum, der die Drusen in gerader Linie von dem Grafen Dreux abstammen läßt. Fachr-ed-Din war als Widersacher der Türken ein natürlicher Bundesgenosse der Franken, und da er mit den Letzteren in direkte Verbindung treten wollte, so hatte er sich eines Hafens bemeistert und denselben in besseren Stand gesetzt: seine Politik war derjenigen, welche die Mameluken befolgten, gerade entgegengesetzt; denn diese verschütteten die Häfen, um Europäische Flotten und Waaren fern zu halten. Von dem Geschlechte dieses Häuptlings, das seit einem Jahrhundert erloschen ist, ging das Scepter auf die Arabische, mit dem Propheten verwandte Familie **Schahab** aus Mekka über, die schon unter den ersten Chalifen sich bekannt machte.*)

Die Drusen zerfallen in eine große Anzahl immer unruhiger Stämme und würden daher einem Chef von ihrer eigenen Nation nicht gern Gehorsam leisten. Ihren jetzigen Häuptling, den Emir Beschir, haben gleiche Interessen zu gleichen Maßregeln geführt, wie einst den Fachr-ed-Din; er hat mit den christlichen Maroniten durch heimlichen Uebertritt zu ihrem Glauben ein Bündniß geschlossen und läßt sich von den Türken als Muselmann behandeln, während er in seiner Kapelle zu Ebteddin in die Ohrenbeichte geht.

Die **Maroniten** leiten ihren Namen von einem Einsiedler des fünften Jahrhunderts her; schon in den Zeiten der Kreuzzüge bildeten sie eine für Syrien mächtige Nation, die unter Balduin IV., Könige von Jerusalem, dem Römischen Stuhle huldigte. Im Jahre 1536 fügte sich ein Maronitisches Konzilium dem Konzil von Trient, doch mit dem Vorbehalte, daß es Weltgeistlichen frei stehen sollte, sich zu verheirathen, wie bis dahin schon üblich gewesen. Nur die Mönche sind zum Cölibate verpflichtet; dafür werden aber auch hohe geistliche Würdenträger nur aus ihrer Mitte gewählt. Der Klerus hat übrigens bei den Maroniten keine solche geistliche Gewalt, wie im katholischen Europa; seine Autorität ist mehr weltlicher Art; er nimmt mit den Scheich's und ihrem Oberhaupte, dem Fürsten der Drusen, welcher zugleich über die Maroniten herrscht, an der Verwaltung Theil. Die theologischen Streitigkeiten dieser Geistlichkeit, welche beständig Intervention des Päpstlichen Legaten nothwendig machen, erinnern an die Byzantinische Zeit.

In allen handeltreibenden Städten Syriens und Palästina's giebt es viele **Juden**; ja in Haleb und Damaskus zählt wohl keine Religion mehr Bekenner, als die jüdische. **Samaritaner** findet man jetzt nur noch in Naplus, wo sie das am höchsten belegene Stadtviertel (den Berg Garizim?) bewohnen. Hier zeigen sie jedem Fremden, der ihnen Vertrauen einflößt, jenen berühmten Pentateuch in Althebräischer Schrift**), den Abischua, der Sohn Pinehas, des Sohnes Eliaser's, des Sohnes Aaron's, dreizehn Jahre nach Mosis Tode eigenhändig geschrieben haben soll! Das saubere und wohl erhaltene Pergament ist auf zwei Cylindern in einem kupfernen Behälter aufgerollt.

Da die Samaritaner nie mit anderen Stämmen sich vermischen und Jeder von ihnen zwei Frauen heirathet, so stehen sie alle in engem verwandtschaftlichen Verhältniß zu einander, denn das ganze Völkchen zählt nur einige hundert Köpfe. Ihre Häuser und ihre Person verkünden Ordnung und Reinlichkeit; sie haben ihren alten National-Turban abgelegt und kleiden sich in rothe und weiße Farben wie die Muselmänner. Sie behaupten, ganz unvermischte, echte Hebräer zu seyn, und die heiligen Urkunden der mosaischen Religion in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit, ohne alles [illegible] Beiwerk, zu besitzen. Seitdem ein Deutscher Gelehrter (!) ihnen weiß gemacht hat, es gäbe auch Samaritaner in Europa, fragen sie jeden Reisenden angelegentlichst nach ihren vermeintlichen Brüdern und nehmen es diesen sehr übel, daß sie so hoffährtig sind, keine [illegible] an sie zu schreiben.

Das Statistische der Bevölkerung Syriens liegt noch gar sehr im Argen. So z. B. wird die Zahl der Juden in Jerusalem von Einigen auf 20,000, von Anderen auf nur 3000 geschätzt! Die Maroniten im Libanon zählen nach Volney ungefähr 100,000 Köpfe, wogegen [illegible] Matteo, Professor des Arabischen an der Propaganda zu [illegible] wenigstens 400,000 Individuen annimmt. Da es keine Bevölkerungs-Listen giebt, so wird noch geraume Zeit vergehen, bevor man [illegible] die Wahrheit kommt. Herr Mazoyer glaubt auf den Grund [illegible] Dokumente der Central-Verwaltung in Damaskus schließen zu [illegible], daß Syrien und Palästina zusammen volle zwei Millionen [illegible] enthalten; aber diese Berechnung unterliegt manchem Zweifel. [illegible] Europa, wo die großen Städte zahlreicher und bevölkerter [illegible] als im Orient, wohnt die Masse der Bevölkerung auf dem [illegible] Im Orient ist das Land verödet; es giebt keine Meiereien [illegible] Pachtgüter, und Dörfer sind selten; man muß also das [illegible] Element der Nation in den Städten suchen. Nun aber [illegible] nur zwei große Städte: Damaskus, das nicht über 70,000, [illegible] Haleb, das kaum 50,000 Bewohner zählt. Nach diesen [illegible] jetzt Beirut, dessen Seelenzahl, die Fremden eingerechnet, [illegible] als 20,000 beträgt, die bedeutendste Stadt. Jerusalem [illegible] man die Pilger ausnimmt, knapp 15,000 Seelen; in Hama, [illegible] kieh, Tripolis, Antakieh (Antiochien) wohnen höchstens 10,000; [illegible] Akre, Kaifa, Jaffa, Gaza, Naplus, Ramla, Alexandrette [illegible] Wir haben bis jetzt nicht einmal die Summe von 200,000 [illegible] und es bleiben uns noch etwa hundert Flecken und Dörfer, die [illegible] und weniger bevölkert sind, als Baalbek, Beth-eddin, Nazareth, Bethlehem, von welchen fünf Städtchen keines volle 2000 Seelen zählt. Der Libanon, dessen Wohnorte gedrängter und [illegible] sind, und wo man selbst isolirte Klöster und Meiereien findet, [illegible] wohl gegen 500,000 Christen und 100,000 Drusen [illegible]. Dieser ganze Ueberschlag ergäbe mit genauer Noth eine volle [illegible]

Herr Burker berechnete im Jahre 1733 die angesessene Bevölkerung Syriens und Palästina's in einem Rapporte, den [illegible] ihm verlangt hatte, auf 950,000 Seelen. Vergleichen wir diese [illegible] etwas zu geringe Angabe mit der zu hohen Angabe des Herrn Mazoyer, so ergiebt sich eine wirkliche Bevölkerung von [illegible] 1,500,000, die man in folgender Art nach Völkern und Sekten [illegible] theilen kann:

Türken	[illegible]
Arabische und Syrische Muselmänner	[illegible]
Stämme des Anti-Libanon	[illegible]
Metuali's	[illegible]
Ansarier	[illegible]
Kurden und Turkmanen	[illegible]
Drusen	[illegible]
Juden	[illegible]
Maroniten	[illegible]
Griechische, Syrische und Armenische Katholiken	[illegible]
Schismatische Katholiken	[illegible]
Unstäte Bevölkerung (Kaufleute, Pilger)	[illegible]
Summe	1,50[illegible]

Syrien erstreckt sich 150 Französische Meilen in die Länge [illegible] hat eine mittlere Breite von 25 Meilen. Dies ist ungefähr [illegible] Flächenraum von Neapel, dem Kirchenstaate und Toskana, [illegible] Länder zusammen 9 Millionen Einwohner zählen. Als die [illegible] Syrien eroberten, enthielt es über 6 Millionen Seelen, und [illegible] den Zeiten der Kreuzzüge muß es sehr bevölkert gewesen seyn; [illegible] läßt sich aus der damaligen Blüthe von Städten wie [illegible] Ptolemais, Berytus (Beirut), aus der Macht der Emire und [illegible] kräftigen Widerstande schließen, den sie den Franken leisteten. [illegible] zutage ist es mit dem Verfalle so weit gekommen, daß die [illegible] männische Bevölkerung schwächer ist, als die christliche; [illegible] von den Metuali's, den Ansari's und den Drusen ab, die [illegible] unversöhnliche Feinde der Türken und der Araber sind, so [illegible] sich die Letzteren auf eine halbe Million, d. h. auf ein Drittel [illegible] ganzen Bevölkerung, was ganz erstaunlich wenig sagen [illegible] man erwägt, daß die Nicht-Muhammedaner im ausschließlichen [illegible] sitze des Handels und der Landwirthschaft sind.

Mannigfaltiges.

— **Clot Bey über Aegypten.** In dem Londoner Athenaeum wird die Vermuthung ausgesprochen, daß das in unserem [illegible] bereits mehrfach erwähnte Werk des Dr. Clot Bey über Aegypten gar nicht von demselben verfaßt sey. Vielmehr wird angenommen, daß Dr. Clot, der ein sehr geschickter Wundarzt, aber nichts [illegible] als ein Stylist sey, wohl einige Notizen zu dem Buche nach Frankreich mitgebracht, jedoch die beiden Bände selbst, die so viele Spuren der Französischen Buchmacherei tragen, von einigen gewandten [illegible] habe bearbeiten lassen, deren in Paris unzählige, und zwar [illegible] viel über welchen Gegenstand, zu Gebot sind.

*) Hiernach wäre also die Angabe des Artikels über **Emir Beschir** (in Nr. 118 des diesjährigen Magazins) zu verbessern, wonach der Emir aus edlem Türkischen Geschlechte stammen soll. Das Erstere ist allerdings viel wahrscheinlicher. Auch läßt sich **Schahab** besser hören, als **Schab**, wie man dort liest, obschon auch Letzteres ein **Arabischer** Name (etwa **Felsenspalte**) gehabt seyn könnte.

**) Die Samaritanische Schrift ist eine arge Verkünstelung der Althebräischen, welche letztere, wie die noch vorhandenen Münzen der Makkabäer zeigen, dem rein Phönizischen Schriftcharakter viel näher stand.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Montag den 19. Oktober 1840.

Italien.

Die Bauern der Romagna.

Erster Artikel.

Unter dem Namen der Romagna, welcher durch die gegenwärtig bestehende Eintheilung des Kirchenstaates zwar abgeschafft, beim Volke aber in Brauch geblieben ist, werden die beiden Legationen Forli und Ravenna zusammen begriffen. Dieser Name (Romanula, dann korrumpirt in Romandiola, Romagna: die Römliche) soll der Landschaft ehrenhalber wegen ihrer dem Römischen Stuhle „lange und standhaft" erwiesenen Anhänglichkeit, zur Zeit, da Karl der Große die Angelegenheiten Italiens ordnete, verliehen worden seyn. Man wendete ihn auf dasjenige Gebiet an, welches in der älteren Eintheilung Italiens die nach den beiden am Thore von Rimini zusammenstoßenden alten Heerstraßen benannten Regionen Aemilia und Flaminia umfaßt.*) Das Meer von der einen und der Appenin von der anderen Seite begränzen die Romagna; ihre Nachbarn sind im Norden die Legationen Ferrara und Bologna, im Süden die Legation Urbino mit Pesaro. Forli hat drei Distrikte (Forli, Cesena und Rimini), welche in 11 governi zerfallen mit nicht ganz 200,000 Einwohnern; Ravenna ebenfalls drei Distrikte (Ravenna, Imola, Faenza), in 9 governi getheilt mit mehr als 150,000 Ew., so daß die ganze Bevölkerung der Romagna sich auf etwa 350,000 Seelen annehmen läßt, von denen auf die Städte gegen 100,000 kommen. Ihre Bewohner haben von alten Zeiten her für besonders kriegerisch, wild und unbändig gegolten. Sie hat, zumal im 14ten und 15ten Jahrhundert, eine Menge verwegener Feldherren hervorgebracht, und während im übrigen Italien die Wissenschaften und Künste aufblühten, hat sie nur in den Waffen sich hervorgethan.

„Es glüht und glühte stets die innre Fehde
In diesem Land, und nach Tyrannenmord
Lechzt jedes Herz."

(Hölle, Ges. 27 V. 38 ꝛc.; vergl. Fegefeuer, Ges. 14 V. 76 ꝛc.)

Es bedurfte eines Julius II., um den Uebermuth zu zügeln, welchen die unaufhörlichen Fehden zweier Jahrhunderte und Empörungen wider grausame und blutgierige Tyrannen genährt hatten. Bis auf unsere Tage sind Ungestüm und Kriegslust aus dem Charakter der Romagnolen nicht gewichen. Baretti, ein geborener Italiäner, welcher, in England lebend, eine Beschreibung Italiens ausdrücklich zur Ehrenrettung seines Vaterlandes gegen die Angriffe Samuel Sharp's (eines damaligen Nicolai) im Jahre 1781 herausgab, kann doch nicht umhin, von den Einwohnern der Romagna zu bekennen: man behaupte, daß sie sich durch ihre Rohheit und Wildheit auszeichneten, und in der That, wenn allgemein verbreitetes und häufiges Fluchen und Schwören als ein sicheres Merkmal solcher niedrigen Eigenschaften gelten dürfe, so lege man ihnen dieselben nicht mit Unrecht bei. Zur Zeit der Französischen Revolution war diese Provinz eine der ersten im Aufruhr. Sie erklärte sich damals (1796) als cispadanische Republik frei. Im Jahre darauf wurde sie aber der cisalpinischen Republik einverleibt, welche die gesammten Legationen, auch Modena, Mantova, die Lombardischen, Venetianischen und andere Ländereien begriff, und ward mit dieser von 1802 an ein Theil der Italiänischen Republik und 1805 des Regno d'Italia und zwar als Departement Rubicone. Von den Einrichtungen, welche während der Zeit der Französischen Einwirkungen bestanden, wurde nach der Restitution an den Päpstlichen Stuhl Manches beibehalten. So geschah es insonderheit, daß die Feudal-Gerichtsbarkeit aufgehoben blieb.

Die Romagna wird von den Touristen und anderen Reisenden und selbst von solchen, die der Kunst wegen nach Italien pilgern, so sehr sie deren Aufmerksamkeit verdient, doch selten besucht. Es durchschneidet sie keine von den großen Straßen, welche der Fremdenzug zu wählen pflegt. Wer nicht gerade, von Norden kommend, zu Lande nach Ancona oder ausdrücklich nach Ravenna reisen will, findet nicht wohl Veranlassung, die Romagna zu berühren, und selbst dann giebt der Aufenthalt in den Städten, in welchen doch immer nur die Münze der allgemeinen Bildung und Lebensart Cours hat, keine Gelegenheit, die Spuren des alten und eigenthümlichen Volks-Charakters aufzusuchen. Der unverhohlene Ausdruck desselben ist höchstens unter dem Landvolk anzutreffen; denn altüberlieferte Sitten und forterbende Bräuche sind dort, wie fast überall, nur bei dem Bauer noch heimisch oder wenigstens genugsam kenntlich. Obgleich beim Ackerbau die ruhige Wiederkehr der gleichen Hoffnungen und Erfolge, Arbeiten und Sorgen, die einfache Beziehung zum Boden und den stätigen Naturverhältnissen dem Gemüth des Menschen und allen Aeußerungen seiner Sinnesart ein unveränderliches, unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten von selbst und ohne Ueberlieferung wiederkehrendes Gepräge giebt, so unterläßt doch nicht die Macht des besonderen Volksgeistes, sich auch in diesem geltend zu machen, ja sie vermag die unterscheidenden Merkmale, welche sie hervorbringt, nur um so schärfer auf dem reineren Grunde auszudrücken, wie um so dauernder in dem festeren Materiale zu bewahren, und während so unter Allem, was überall ähnlich erscheint, genug noch immer des Eigenen bleibt, entspringt ein neues Interesse neben jenem, welches in dem Allgemeinen die charakteristische Besonderheit erspäht, daraus, daß man, in ihr wieder die allgemeinen, die heimisch bekannten Grundzüge entdeckend, weiter forsche, wie in solcher besonderen Bildung diese sich geberden mögen.

Die Romagna ist ein gesegnetes Land, fruchtbar, wie die ganze Lombardei. Da, wo sie im Norden beginnt, haben die Maremmen des Po-Delta, die sumpfigen Comacchio-Thäler der Ferrarischen Landschaft bereits aufgehört, und von der Küste, an deren Rande die Straße von Ravenna nach Rimini und Pesaro dicht hinstreift, bis zum Appenin, welcher zwischen dem Po di Primaro und dem Rubicone zahlreiche Flüsse dem Meere zusendet, ist kulturfähiger Boden. An Wein, Oel, Hanf und Getraide ist Ueberfluß. Die Seide der Romagna ist vorzüglich geschätzt. Auch an Produkten des Mineralreichs ist kein Mangel. Salinen giebt es reichlich, und im Gebirge Marmorbrüche, sogar auch Schwefel-Minen. Die größeren und kleineren Städte, welche inmitten dieser reichen Gefilde liegen, längs der Küste Ravenna, den alten Sitz des Exarchen und des größten Dichters letzten Zufluchtsort und Grabesstätte, Cervia, Rimini, oder an der Hauptstraße, welche von Bologna nach der letzteren Stadt führt, Imola, Faenza, „wo Lamon und Santerno rauscht", und „jene, die der Savio netzt", Cesena, „gelegen zwischen Berg und Plan", Forli, „die fest in langer Probe war", Forlimpopoli und Savignano, dann dem Gebirge näher Bertianoro, der Dante zuruft:

O, Brettinoro (sic), fliehst du nicht von dannen,
Da, um zu flieh'n Verderben, Schand' und Hohn,
Die Guten allesammt aus dir entrannen,

und die entvölkerte Sarsina, altberühmte Städte, aber heutzutage glanzlos und erstarrt, diese mit ihren Monumenten und Erinnerungen dürfen wir den Liebhabern alter Geschichte und Kunst empfehlen; wir aber wandern hinaus auf Wiesen und Felder, in Oel- und Weingärten, sehen dem Landmann bei seinen friedlichen Verrichtungen zu, folgen ihm an seinen häuslichen Heerd, feiern mit ihm seine Feste und Lustbarkeiten, vernehmen seine Lieder und Sprüche und lassen ihn von seinem Lieben und Hassen, von seinem Fürchten und Glauben, von seinen Nöthen und listigen Praktiken uns erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Itinerar. Antonin. theilt Italien in 16 regiones, von denen die Aemilia und Flaminia zwei sind. aber im Cod. sac. Rom. (Volaterran.) wird Forli zu Istria gerechnet und Romandiola gleichbedeutend mit Gallia Cisalpina als besondere Region aufgeführt. Flavio Biondo nimmt 18 Regionen an, darunter „Romandiola, ehemals Aemilia und Flaminia". Alberti macht daraus wieder 19, indem er besonders aufführt „Flaminia, welche Romanula oder gemeinlich Romandiola heißt", als die 14te, und „Aemilia, jetzt Lombardia Cispadana", als die 15te Region. Später stellte sich's fest, die Aemilia und Flaminia zusammengefaßt unter dem Namen der Romagna als eine Provinz des Kirchenstaates anzusehen, welcher deren 12 hatte, nämlich außer der Romagna noch die Campagna, das Patrimonio, Sabina, Umbria (oder Herzogthum Spoleto), Orvietana, Perugina, das Komitat Citta di Castello, die Mark Ancona, das Herzogthum Urbino, Bologna, Ferrara. Zuletzt entstand die Eintheilung des Kirchenstaats in 13 Delegationen und 3 Legationen, wodurch die Romagna wiederum in 2 Theile (Legation Forli und Legation Ravenna) zerfiel.

England.

Die Britischen Universitäten.

Die Universitäten Großbritaniens haben mit denen auf dem Kontinente wenig oder gar nichts gemein. In jenen Instituten, oder

wenigstens in den beiden vornehmsten derselben, Oxford und Cambridge, finden wir ein wahres Asyl aller Mißbräuche und Irrthümer vergangener Jahrhunderte, und da so viele Personen von Einfluß dabei interessirt sind, diese Mißbräuche fortzupflanzen, so steht zu befürchten, daß eine Reform erst spät erfolgen werde. Auf dem Kontinente sehen wir die Pforten der Hochschulen Jedem geöffnet; in England sind sie für Jeden geschlossen, der ohne Empfehlung sich meldet und nicht zur herrschenden Kirche gehört. Auf dem Kontinente beziehen die Professoren gewöhnlich eine knappe Besoldung, und ihr Ansehen ist vergleichsweise gering; in England werden sie reichlich besoldet und stehen unter keiner Art von Kontrolle. In Frankreich und in Deutschland verlangt man von allen Kandidaten einen gleichen Grad wissenschaftlicher Ausbildung, und die ärmeren Studirenden bilden die Mehrzahl der Universitäts-Bürger: in England erläßt man den Söhnen der Baronet's, der Grafen und Herzoge einen Theil der Fach-Studien, welche Jünglingen vom Bürgerstande zur Pflicht gemacht werden: und die reichen Studirenden sind auch auf Oxford und Cambridge zahlreicher als die unbemittelten. Erstere erhalten durch die Privilegien ihrer Geburt oder den Einfluß ihrer Aeltern, zum Nachtheil der ärmeren und niederen Kommilitonen, die meisten Stipendien, welche fromme Leute zum Besten dieser Universitäten gestiftet. Wer kein Stipendium bezieht, hat gewöhnlich ein jährliches Einkommen von 200 bis 300 Pfund; die eigentlich armen Studirenden werden in Oxford und Cambridge nur unter den demüthigendsten Bedingungen angenommen.

An Britischen Universitäten können wir also nicht tadeln, daß der Zutritt zu denselben leicht sey. Dagegen laboriren sie an wesentlichen Gebrechen anderer Art. Die Restrictionen werden zu weit getrieben — ungeheure Summen, die, weil man sie schlecht verwendet, eine große Anzahl Fellow's und Scholar's zu Müßiggängern machen, fließen in den Fonds der beiden Haupt-Universitäten — und endlich ist das System des Unterrichts in Oxford und Cambridge so fehlerhaft, daß diese Hochschulen, so reich sie auch dotirt sind, nur sehr mittelmäßige Advokaten, Aerzte und Prediger bilden können. Beide verschlingen jährlich eine Million Pfd. Sterling, während das General-Budget des öffentlichen Unterrichts in Frankreich höchstens 700,000 Pfd. Sterl. beträgt, in welcher Summe ein bedeutender Theil der Kosten des primairen und secundairen Unterrichts mit einbegriffen ist. Indessen verdanken Oxford und Cambridge ihren Reichthum nicht den Geld-Bewilligungen des Staats-Budget's, sondern den Vermächtnissen, die seit mehr als sechs Jahrhunderten ihnen zugeflossen sind. Jetzt, wo es anerkannt ist, daß viele dieser Stiftungen überzählige Lehrstühle besitzen, daß mancher Zweig des Wissens drei, ja vier Lehrer hat, während andere wichtige Fächer ganz unbesetzt geblieben sind — jetzt sollte es sich die Regierung angelegen seyn lassen, auf diesen Hochschulen alle Verbesserungen anzubringen, die der Fortschritt der Wissenschaften erheischt: sie sollte die angehäuften Summen zweckmäßiger vertheilen und beide ehrwürdige Institute verjüngen.

Großbritanien zählt gegenwärtig zehn Anstalten, auf denen man akademische Grade erlangt. Wir lassen hier eine kleine Tabelle derselben folgen, aus der ihr Alter und ihr Umfang sich ergeben.

In England.

Datum der Gründung.	Universitäten.	Zahl der Professoren.	Zahl der Studenten.	Einkünfte der Anstalt. Pfd.
1201.	Oxford	30	5,000	457,000
1231.	Cambridge	56	5,400	370,000
1836.	London	36	(nicht angegeben)	(nicht angegeben)

In Schottland.

1582.	Edinburg.	35	2,000	2,000
1450.	Glasgow	20	1,400	10,500
1491.	Königl. Kollegium zu Aberdeen	12	400	4,000
1593.	— Maréchal	13	(nicht angegeben)	1,700
1412.	Saint Andrew. . . .	10	200	2,000
—	Saint Mary.	4	(nicht angegeben)	1,200

In Irland.

1591.	Dublin	49	1,200	92,300

Die Universitäten Englands waren ursprünglich nach dem Muster der Pariser eingerichtet. Die Studenten in Oxford und Cambridge logirten in Privathäusern, wie noch jetzt in Frankreich und in Deutschland Sitte ist. Später errichtete man sogenannte Hallen (Halls), eine Art Hotels, in welchen eine gewisse Zahl Studenten unter einem selbstgewählten Rektor, den die Universität als solchen bestätigte, zusammenwohnte. Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts gab es in Oxford über 300 dieser Hallen, die zusammen bis an 30,000 Studirende beherbergt haben sollen. Da aber diese Jünglinge, sich selbst überlassen, von Dieben und Gaunern umlauert und von schlechten Weibspersonen verführt, arge Exzesse begingen und es auch nicht immer möglich war, sich der Taugenichtse zu bemeistern, die in Studentenkleidung die Häuser plünderten und Vorübergehende beraubten, so stiftete man statt der Halls sogenannte Kollegien (Colleges), in denen die Zöglinge aufgenommen und der Obhut eines Prinzipals,

Rektors, Meisters oder Guardians anvertraut wurden.
Kollegium wurde eine bestimmte Zahl Graduirter ange
Amt von Repetitoren verwalteten oder die Eleven zu
sungen der Professoren vorbereiteten. Die Stiftung die
brachte eine große Reform in die Sitten der Universitäten
erst sahen sich die Behörden in den Stand gesetzt, alle
welche die öffentliche Ruhe störten, auszuweisen, und
Heile der Studien. Dieses glückliche Ergebniß bestim
fromme und reiche Personen, neue Kollegien zu stiften
sehr freigebig auszustatten. Von 1249 bis 1547 traten
ins Daseyn. Jetzt zählt man derrn 24, in eben so viele
Gebäuden, die Oxford den Namen „Stadt der Paläste
haben. Mehrere derselben besitzen kostbare Bibliotheken,
ten und Kapellen, die mit schönen gefärbten Glasschei
sind. Christ-Church ist das bedeutendste von allen:
ten werden daselbst durch die Stiftung unterhalten, un
Gentlemen Commoners. In Cambridge zählt ma
zehn Colleges.

Heutzutage erhalten die Studirenden von Oxford
bridge nur in den Colleges ihren eigentlichen Unterricht
lesungen an der Universität werden wenig besucht; viele
überheben sich sogar der Mühe, irgend Vorträge zu halt
jenigen Grade, welche höher sind, als der eines
werden nicht nach den Kenntnissen, sondern nach der An
Kandidaten ihm zuerkannt. Von den dreißig Professor
versität Oxford halten nur zehn regelmäßige Vorträge,
sechsundfunfzig Professoren in Cambridge kommen nur
Berufe regelmäßig nach. Die Colleges sind also die See
mischen Unterrichts, und dennoch läßt ihre Einrichtung
schen übrig. Von den Universitäten Schottlands reden
denn dort zeigen Lehrer und Studirende sehr rühmlichen

Während aber Cambridge und Oxford ihrem alten
treu bleiben, bestrebt sich London, stolz auf seinen Titel
schen Residenz, auch der Mittelpunkt des wissenschaftlich
den drei Reichen zu werden. Seit nicht gar vielen Jah
drei Versuche zur Erreichung dieses Zweckes gemacht, und
den Leser mit ihren vornehmsten Ergebnissen bekannt ma

Im Jahre 1827 vereinigten sich viele reiche und de
zugethane Männer zur Stiftung einer Lehr-Anstalt für
dien, in welcher alle junge Leute von wissenschaftlich
ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß, Zutritt er
Diese Societät, theils aus spekulirenden Actionairen u
theils aus großmüthigen Geschenkgebern gebildet, ließ
Street für die Professoren und Zöglinge des neuen
schönes Gebäude errichten, und hier findet man jetzt
University College. Der wissenschaftliche Unterrich
folgende zwei Haupt-Branchen:

1) Die Fakultät der freien Künste. Diese
losophie, Geschichte, politische Oekonomie, Britisches R
matik; Studium der todten und der lebenden Sprache
und Westens u. s. w. — Der zu früh verstorbene
talist Rosen lehrte hier das Sanskrit.

2) Die medizinische Fakultät (s. weiter unten
Ein naturhistorisches Museum, ein botanischer Gar
deutende Bibliothek, chemische Laboratorien und ein
Theater befinden sich im Inneren des Etablissements.

Wer in das London University College aufgenomm
der muß zuvor ein Examen bestehen oder die vorberei
des Kollegiums eine Zeitlang besucht haben. Diese An
nicht das Privilegium, Grade zu ertheilen. Die Ac
100 und die Geschenkgeber von 50 Pfd. Sterl. dürf
einen Eleven unentgeltlich aufnehmen lassen. Jeder nich
Zögling zahlt 30 Pfd. Sterl.

Präsident des Kollegiums ist Lord Brougham, un
präsidirt der Herzog von Sussex.

Ein Jahr nach der Schöpfung des London Univ
gründete eine neue Societät, die, wie man sagt, den a
Einfluß desselben neutralisiren wollte, das London King
welches unter dem Patronate der hohen geistlichen
und der orthodoxesten Glieder der Aristokratie steht.
College unterwirft die Studirenden und alle Zweige de
den Erfordernissen der Anglikanischen Kirche; seine Statu
Oktober 1828.

Protektor: der Souverain Großbritaniens.

Inspektor: der Erzbischof von Canterbury.

Beständige Direktoren: der Lord-Kanzler,
von York, der Bischof von London, der Lord-Mayor
der Dechant von St. Paul, der Dechant von Westmin

Ueber diese beiden Institute erhebt sich, obgleich
Datum, die London University, auch University
oder London Central University betitelt, welche
beiden vorhergehenden nicht verwechseln darf. Sie wu
November 1836 durch einen Freibrief Wilhelm's IV. geg
Kanzler und Senat schon ernannt waren. Die Kön
gab dem Institute am 5ten Dezember 1837 eine neue
neuen Reglement gemäß steht diese Universität unter e
einem Vice-Kanzler und einem Senate von fünf Mitgl
Personal der Professoren ist auf 36 angesetzt.

Provisorisches Lokal dieses Kollegiums ist der prä
Somerset-House, der, zwischen Themse und Str
Stelle des alten Palastes steht, den Seymour, Herzog
set, 1539 erbaute und in welchem die Königin Elisabe
gin Anna von Dänemark, Gemahlin Jakob's I., Ka
Witwe Karl's II., und mehrere andere Königliche

Wohnsitz hatten. Im Jahre 1775 wurde Somerset-House nach einem Plane des Sir W. Chambers neu erbaut. Auch die Professoren des Königlichen Kollegiums halten in diesem Palais ihre Vorlesungen und die Societäten der Künstler und der Archäologen ihre Sitzungen.

Die Londoner Universität ist gegründet worden, um den Unterricht in den verschiedenen Spezial-Schulen, die sich nicht unbedingt der Anglikanischen Kirche fügen wollen, zu leiten und zu beaufsichtigen — ein sehr wichtiges Geschäft, denn in London allein zählt man nicht weniger als sechzehn medizinische Schulen, in denen täglich hundertundfunfzig Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der Arzneikunde gehalten werden. Die Londoner Universität ertheilt Personen, die Erziehungs-Institute errichten wollen, Zeugnisse ihrer Fähigkeit; sie hält wenigstens einmal jährlich Examina für die verschiedenen akademischen Grade und erstattet dem Staats-Secretair des Innern Bericht über den Zustand der verschiedenen Hochschulen Englands und des Kontinents. Die bedeutendsten Professoren an dieser Universität sind: Herr Airy, für die Astronomie; Brand, für die Chemie; Henslow, für Naturgeschichte; Connop Thirlwall, für klassische Literatur; Jerrard, für Mathematik; Murphy, für Naturlehre; Delille, für Französische Literatur; Blaioblozki, für Deutsche Literatur u. s. w.

Wer bei der Londoner Universität immatrikulirt seyn will, der muß wenigstens sechzehn Jahre zählen und urkundlich beweisen, daß er in einer von der Universität anerkannten Lehranstalt sich vorbereitet hat. Gegenstände des Maturitäts-Examens sind: Arithmetik, Algebra, Chemie, Naturgeschichte, Griechische und Lateinische Grammatik, Homer, Xenophon, Virgil, Sallust u. s. w. u. s. w. Die Gebühren der Immatriculation betragen zwei Pfund Sterling. Wer sich zum Baccalaureus-Examen meldet, der muß in einem von der Universität anerkannten Institute zwei Jahre studirt haben. Seit 1839 wird der Grad eines baccalaureus artium erst zwei Jahre nach der Immatriculation bewilligt. Von dem Baccalaureus verlangt man Kenntniß der Elemente des Euklid, der Trigonometrie, der Astronomie, der Dampf-Theorie, der Moral-Philosophie Paley's, der Butlerschen Gespräche über die Natur des Menschen, der Griechischen Tragöden und Gott weiß, was Alles sonst noch. Die Inscriptions-Gebühren sind 10 Pfd. Sterl. Von 1841 an werden die Kandidaten erst, wenn sie das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben und ein Jahr Baccalaurei gewesen, zu Magistern befördert, das kostet sie wieder 10 Pfd. Sterl.

Die Londoner Universität bewilligt solchen Kandidaten, die am besten bestanden haben, eine goldene Medaille von 30 Pfd. Sterl. und außerdem eine ehrenvolle öffentliche Erwähnung ihres Namens. Wer um den Grad eines Baccalaureus der Medizin sich bewirbt, der muß urkundlich darthun können, daß er schon Baccalaureus der Künste geworden ist und vier Jahre Medizin studirt hat. Außerdem muß er folgende Kurse durchgemacht haben:

Fächer.	Zahl der Vorlesungen.	Fächer.	Zahl der Vorlesungen.
Botanik	40	Materia medica ...	80
Chemie	80	Beschreibende Anatomie	100
Vergleichende Anatomie	100	Physiologie	100
Pathologie	60	Allgemeine Therapie .	40
Praktische Medizin . .	80	Praktische Chirurgie .	80
Geburtshülfe	30	Kinderkrankheiten . . .	20
Gerichtliche Medizin .	40	Hygiäne	40
Praktische Elemente .	30		

Der Kandidat wird über diese verschiedenen Fachwerke der Medizin befragt und erhält eine goldene Medaille, wenn er in einem derselben sich auszeichnet. Hat er zwei Medaillen erhalten, so bewilligt man ihm überdies zwei Jahre lang eine Gratification von 30 Pfd. Sterl., und hat er drei Medaillen, eine dergleichen von 50 Pfd. Sterl., die drei Jahre fortdauert. Die Einschreibungs-Gebühr eines Baccalaureus der Medizin beträgt 15 Pfd.

Der Grad eines Doktors der Medizin wird dem Bewerber zugetheilt, wenn er zwei Jahre Baccalaureus gewesen und während dieser Zeit in einem der Hospitäler oder öffentlichen Etablissements London's, die von der Universität anerkannt sind, der praktischen Heilkunde obgelegen hat. Das Examen dauert zwei Tage und theilt sich in mehrere Abschnitte. Die Gebühren für Einschreibung und Diplom betragen 25 Pfd. Sterl.

Allein die Londoner Universität wird nicht eher eine vollständige Reform ihres Unterrichts-Wesens bewerkstelligen, bis sie die Rechts-Studien, mit denen es noch viel schlimmer aussieht, als mit Medizin und Theologie, einer gründlichen Prüfung unterworfen hat. In den Lehr-Anstalten, die man Inn's Courts nennt, wird das Studium des Rechts nur dem Namen nach gepflegt. Wer die Erlaubniß zum Plaidiren haben will, der braucht nur einer bestimmten Zahl von Sitzungen des Etablissements beigewohnt zu haben; kein Examen ist nöthig. Daß dieser mechanische Schlendrian die höheren Rechtsstudien so gut als zu Grunde richtet, bedarf gar nicht erst unserer Erinnerung. London zählt gegenwärtig zweitausend Advokaten und eben so viele Attorney's, aber nur sehr wenige dieser Herren sind des Namens Rechtsgelehrte wahrhaft würdig. Wie wäre es aber auch möglich, in einem solchen Labyrinth von Gesetzen, wo man für jeden Rechtsfall ohne alle Beschwerde ein Für und ein Wider findet, rationelle Studien zu begründen? wo ist der Examinator, dessen Scharfsinn gegen Einwendungen des unwissendsten Kandidaten die Probe halten könnte?*)

(British scientific Repository.)

Frankreich.

Ueber die gegenwärtige Tendenz der Musik und ihre Zukunft.

(Schluß.)

In einem demokratischen Staate ist der Glaube des Künstlers auch eine nothwendige Folge der socialen Verfassung. Hier bestehen keine Kasten-Unterschiede, der Luxus ist daraus verbannt, und der persönliche Werth allein verleiht Bedeutsamkeit. Für edle Töne, die nur dem begeisterten Herzen entquillen, kann der Staat vom Musiker die Eingebungen seiner Muse verlangen; selbst in dem Freudentaumel waltet eine gewisse Gemüths-Aufrichtigkeit vor, die Alles zurückweisen würde, was nicht die Frucht einer ungetrübten Ueberzeugung wäre. Jedes Gefühl wird zur Begeisterung, und die Begeisterung macht das Talent fruchtbar. Das goldene Zeitalter Griechenlands bietet uns die lebendigsten Beispiele dieser Wechselwirkung der Schöpfungen einer wahr empfundenen Kunst auf ein freies Volk dar, und die Bewunderung, welche dieses letztere der Kunst zollte; die geistige Erregung, welche alle die Wunder der Hingebung für die Sache der Freiheit hervorbrachte, verlieh auch den Werken Mehul's und Cherubini's während der republikanischen Verfassung Frankreichs den großen und kräftigen Charakter, durch den sie sich auszeichnen.**)

Verfallen wir aber hier in keinen Irrthum. Wenn ich von dem Glauben des Künstlers, von seinem Kunst-Bewußtseyn bei seinen Arbeiten spreche, wenn ich behaupte, daß diese Eigenschaften allein seinen Werken Dauer verleihen können, so will ich damit nicht sagen, daß dieses Bewußtseyn das Genie unnöthig mache oder seine Stelle ersetzen könne; ich habe es schon ausgesprochen: es wird nie etwas wahrhaft Schönes geschaffen werden, wenn sich in der Composition nicht Erfindung, Kenntniß und Kunst-Bewußtseyn vereinigen. Ich behaupte aber, daß weder Kenntnisse noch Genie je etwas Dauerndes schaffen werden, wenn der Künstler nicht in tiefster Seele die Ueberzeugung von der Wahrheit seines Werkes trägt, und wenn die Rücksicht auf Wirkung und wandelbaren Geschmack ihn diese Ueberzeugung dem eitlen Wunsch nach dem Erfolg des Augenblicks opfern läßt. Nur wahre Ergießungen finden den Weg zum Herzen, und sie werden nur aus einer tiefen Ueberzeugung geschöpft.

Jetzt wollen wir sehen, was aus dem Künstler unter jener socialen Einrichtung wird, die man in Frankreich constitutionelle Regierungsform nennt. In der Analyse, die ich oben von dieser Verfassung gegeben, glaube ich gezeigt zu haben, daß man hier den Unglauben an die Stelle des Glaubens gesetzt, den Schein für die Wahrheit gegeben hat, und indem man das Prinzip des Eigennutzes, die Selbstsucht bis zu ihren äußersten Gränzen hin ausbildete, machte man daraus den Hebel des ganzen Gesellschafts-Mechanismus. Bei einer solchen Lage der Dinge wird das Streben eines Jeden dahin gerichtet seyn, reich und mächtig zu werden, durch seine Freunde, seine Stellung oder sein Wort einen Einfluß auszuüben, welcher der Mühe werth sey, sich darum zu bewerben oder ihn zu verkaufen. Da wird nun der Künstler zu der Einsicht gelangen, daß die Kunst nicht mehr der Zweck, sondern das Mittel seyn muß, denn mitten unter diesem trügerischen Scheinwesen, das an die Stelle der Wahrheit getreten ist, kann die Kunst keine Wirklichkeit mehr bewahren. Sie wird nur noch eine Erholung von den Anstrengungen der Gewinnsucht und der Intrigue seyn. Sie wird sich den conventionellen Anforderungen bequemen, den abgestumpften Sinnen schmeicheln und sich nach der Welt formen müssen. Vor Allem wird sie der Erfolge bedürfen, denn diese bringen Reichthum, der Reichthum verschafft Einfluß, und dieser führt zu Macht. Ein Künstler, der weiter nichts als dies allein seyn wollte, wäre von sehr geringer Bedeutung! Will er unter einer constitutionellen Regierungsform Ansehen genießen, so muß er Orden, Titel, ein Haus und Pferde besitzen, er muß Akademiker, Wähler, selbst Deputirter und vielleicht gar Minister seyn. Wenn der Geist mit so vielen Dingen beschäftigt ist, so wird es ihm schwer, der Kunst noch viel Zeit zu widmen, doch müssen seine Productionen sich vervielfältigen, und um alle die vorher angeführten Vortheile daraus ziehen zu können, müssen sie ihm hauptsächlich viel Geld einbringen. Sollte es nicht so gewisse Handgriffe und schon bestehende Formen geben, die an die Stelle der gewissenhaften Arbeit treten könnten, welche die wahrhafte Kunst erfordert. O sicherlich! und solches Formenwesen und solche materielle Effektmittel werden die Zwischenräume verdecken, wo der Genius verstummte, und oft werden sie selbst seine Ohnmacht verhüllen. Man wird gewisse melodische Formen, Harmonieenfolgen, Rhythmen, Zusammenstellungen

---

*) Was hier der Verfasser über den Zustand der Rechtsstudien in England bemerkt, ist sehr dürftig, unbefriedigend und unklar. Man wird also einer viel genaueren Bekanntschaft mit dem Gegenstande bedürfen, um darüber urtheilen zu können, inwiefern seine Anklagen begründet sind. Eine Verleumdung ist es unbezweifelt, wenn er dem Scharfsinn seiner rechtskundigen Landsleute nicht einmal so viel zutraut, daß sie die Zweifel des unwissendsten Kandidaten zu lösen vermöchten. Auch kann die vollkommenste Gesetzgebung nicht verhüten, daß das Gesetz in bestimmten Fällen ein Für und ein Wider zuläßt.

**) Seltsame Folgerung! Haben Mozart, Beethoven und Gluck etwa in demokratischen Staaten gelebt? Wo aber bleibt gegen ihre Begeisterung, gegen die Größe und Kraft ihres Charakters die eines Mehul und selbst eines Cherubini! Nur Planeten sind diese von jenen allbelebenden und erleuchtenden Sonnen. Doch es wird sich weiter unten zeigen, welche Art von monarchischer Verfassung, oder vielmehr, welche specielle Gestaltung dieser Art den Verfasser zu seinem wunderlichen Irrthum verleitete.

von Stimmen oder Instrumenten, Modulationen, symmetrische Ideen-Wiederholungen, deren Wirkung man bemerkte, so oft anwenden, bis man die Langeweile und den Ueberdruß des Publikums bemerkt, die endlich durch zu häufige Wiederholungen derselben Dinge herbeigeführt werden. Dann muß man in seiner Seele oder in den Werken Anderer neue Effektmittel aufzufinden trachten, die dann wieder auf dieselbe Weise ausgebeutet werden. Bei diesem Mechanismus der Musik-Fabrication kömmt es nur darauf an, von Zeit zu Zeit irgend eine anziehende Phrase, irgend eine mehr oder weniger glückliche Melodie einzuflechten, welche die Aufmerksamkeit zu erregen vermag; das Uebrige ist nachher Sache der Industrie, und auf solche Weise entstehen jene Neuigkeiten, die wenige Monate leben und dann einer gänzlichen Vergessenheit anheimfallen.

Man glaube nicht, daß ich übertreibe, die Komponisten so vieler werthlosen Arbeiten legen darauf nicht mehr Werth als ich. Sie kennen alle die Kunstgriffe, deren sie sich bei ihrer Anfertigung bedienten, sie kennen auch ihr Jahrhundert und hielten mehr Kosten-Aufwand für unnöthig; sie glauben aber auch selbst nicht an die Dauer ihrer Werke, und das ist es eben, was ich die Vernichtung des Glaubens des Künstlers nenne. Wenn wenigstens nur schwache Köpfe, nur mittelmäßige Talente von diesem unheilbaren Uebel ergriffen würden! Leider aber wenden auch die herrlichsten Geister, die glücklichsten Genies keine Kraftanstrengungen daran, um sich demselben zu entziehen. Heutzutage, sagt man, ist nichts von Dauer, wozu nützt also viel Mühe? Man muß es verstehen, den Augenblick zu benutzen, den größten Vortheil daraus zu ziehen, und dann Anderen Platz machen. Man wird einsehen, was bei so verderbten Gesinnungen zu erwarten steht! Der geringe Werth, den sie der Kunst einräumen, verdient nicht das Opfer eines ganzen Lebens; der Künstler muß andere Genüsse aufsuchen, er strebt nach einem anderen Lebenszweck, und seine ursprüngliche Bestimmung hat sich verändert. Ohne diese aber giebt es für den Künstler nichts Reales als den Wohlstand und die Genüsse der Civilisation. Da wären wir nun wieder bei jenem Lehrsatz des Eigennutzes angelangt, der einzig und allein da noch gilt, wo jede andere Wahrheit untergegangen ist. Er führt unvermeidlich zu allen Bedürfnissen des Luxus und zu den materiellen Freuden, vor denen alle anderen zurückweichen. Um diese Freuden genießen zu können, bedarf man des Geldes; um Geld zu erlangen, muß der Künstler denen zu gefallen streben, die welches besitzen und es zu ihrem Vergnügen verschwenden; um zu gefallen, darf man weniger seine eigenen Neigungen als die Anderer befragen, kurz, man muß seiner Individualität, seinen Inspirationen entsagen, um sich nach gewissen Vorbildern zu richten, die an der Mode sind, die Kunst wird zur Industrie herabgewürdigt. Es giebt hier kein Mittelding, entweder die langsamen Erfolge des Genies, welche es sich durch sein unerschütterliches Kunstbewußtseyn auferlegt, oder die leichten Siege eines gefälligen Talentes. Der Beherrscher der Zukunft seyn oder in der Gegenwart herrschen, seinen eigenen Geschmack dem Publikum einimpfen, oder sich dem Geschmacke desselben fügen, das ist die Wahl, die sich jedem Kunstjünger darstellt. Und der junge Künstler trifft diese Wahl, ohne zu schwanken, gleich bei seinem ersten Auftreten, weil sein Glaube noch nicht geprüft worden und er nur an die Zukunft denkt; bald aber umringen ihn die Verlockungen der Gegenwart, und selten reicht seine Kraft zu ihrer Besiegung hin.

Für Frankreich ist jene Zeit ohne Wiederkehr dahin, wo die Sorglosigkeit und das Elend der Künstler sprüchwörtlich geworden waren; jetzt giebt es in den Vorzimmern keine Musiker, in den Schenken keine Maler und auf den Bodenkammern keine Dichter mehr. Das sind jetzt Alles angesehene wohlhabende Leute, die ein Haus, Bedienten und Pferde besitzen, die Mittagstafeln geben, ihre Geschäfte besorgen und die Börsenkurse eben so gut wie ihr Banquier kennen. Ja, was noch mehr sagen will, es ist jetzt in der Welt gleichbedeutend mit Mangel an Talent, wenn man an solchen Dingen Mangel leidet; es ist ein schlechtes Zeichen für das Verdienst des Künstlers, wenn er nicht so viel Grundzins zahlt, um Wähler oder Geschworener seyn zu können.

Und doch erweckt noch von Zeit zu Zeit ein Strahl des Schönen und Wahren, ein echtes, gewissenhaftes Kunsterzeugniß den Ueberrest von Gefühl in den Herzen und schleudert die Schöpfungen der industriellen Kunst in ihr Nichts zurück. So tauchen aus jener Sündfluth leichtfertiger Musik, womit Frankreich seit zehn Jahren überschwemmt wird, der fünfte Akt Robert des Teufels und der vierte der Hugenotten als seltene Lichtpunkte auf, die dem aufrichtigen Glauben entsprungen sind, dessen Untergang wir bedauern. Diese Werke haben die Runde durch die Welt gemacht, und ihr Erfolg, weil es sich doch einmal jetzt hauptsächlich darum handelt, hat tausendmal den allerglänzendsten jener anderen Neuigkeiten übertroffen. Als Gegengift aller der Laster, welche eifrig und anhaltend an der Entsittlichung der Menschheit arbeiten, liegt im Ausdruck wahrer Gefühle und in der ernsten Kunst eine Allgewalt, die von Zeit zu Zeit ihre Macht wieder in Ausübung bringt. Man weiß aber, mit welchen Opfern solche Dinge ins Werk gesetzt werden, man weiß, mit welchem Nachdenken, mit welcher Ausdauer sie ausgearbeitet werden müssen, wenn dem Genius die nöthige Fähigkeit zu ihrer Schöpfung inne wohnt; Geister aber, die sich von Freuden anderer Art fortreißen lassen, sind solcher Anstrengungen nicht fähig.

Was man übrigens an echtem Talente einbüßt, das hofft man durch Geschicklichkeit wieder einzubringen. Die Doktrin des Eigennutzes hat sich öffentliche Organe für die Künste wie für die Politik zu erwerben gewußt. Da kämpfen die entgegengesetzten Meinungen mit einander, wie die Parteien, welche den Staat zerreißen, wie die rechte und die linke Seite, die Mitte und die Doctrinairs ihre Zeitungen besitzen, um sich preisen und die anderen Parteien schmähen zu lassen, so sind auch vor einiger Zeit für Literatur und Musik solche Coterieen-Journale gestiftet worden. Darin kann man nun je nach den Interessen ihrer Redacteure oder Anhänger an demselben Tage in dem einen lesen, daß dieser oder jener Künstler ein großer Mann sey, während ein anderes behauptet, sein Talent gehöre nur zu den allermittelmäßigsten; der eine Artikel behauptet, das Werk sey göttlich, ein anderer, es sey erbärmlich. Bald kennt man die Quellen des Lobes und des Tadels, und ist diesem Geheimniß erst der Schleier gelüftet, so sind beide, Lob und Tadel, gänzlich wirkungslos; Niemand hat Glauben daran, doch liest man diese Journale, und es wird bei ihren Redacteuren jede Art von Verführung angewendet, um sich vor ihren Angriffen zu schützen, oder auch, um dieselben vielleicht gegen Nebenbuhler zu richten.

Dahin ist es mit der Kunst und den Künstlern gekommen, seit der Glaube dieser Letzten erlosch, seit es für sie andere Genüsse als die Arbeit, eine andere Zukunft als einen großen Namen giebt! Und man glaube nur nicht, daß eine Umkehr möglich sey, so lange der gesellschaftliche Zustand derselbe bleibt; noch weniger aber bilde man sich ein, daß politische Revolutionen uns die moralische Ueberzeugung zurückbringen werden, aus der allein der Künstler seinen Glauben schöpft. Es geht mit dieser Ueberzeugung wie mit der Liebe; einmal erloschen, entzündet sie sich nicht wieder. Große und erhabene musikalische Schöpfungen werden unter uns nicht mehr aufkeimen; sollten wir aber noch dergleichen erleben, so kommen sie uns aus fernen Orten zu, wo die socialen Laster, deren ich erwähnte, noch nicht Wurzel gefaßt haben, oder sie werden durch nicht vorherzusehende besondere Umstände hervorgerufen. Mir ist nur Deutschland bekannt, aus dem noch jene mächtigen Werke hervorgehen können, die ein Künstler aus einem kräftigen Kunstbewußtseyn schöpft. Da erstreckt sich selbst in jenen Staaten, die in den Irrthum verfielen, sich eine Constitution nach Französischem Muster zuzulegen, der Luxus nicht über den Hofstaat hinaus. Dort lebt der Künstler in der Zurückgezogenheit, ja fast in Armuth; wenigstens ist er auf das Nothdürftigste beschränkt, und seine Wünsche sind einzig und allein auf den Erfolg seiner Werke gerichtet; die Kunst ist sein ausschließlicher Lebenszweck.

Für uns beruht die letzte Hoffnung auf einer philosophischen Wiedergeburt; noch weiß ich nicht, was für Umstände den Beginn derselben begünstigen werden. Vielleicht ist sie ganz unmöglich, bevor nicht eine religiöse Umwälzung stattgefunden, und die kann nicht eher vor sich gehen, bis der Ekel vor der jetzigen socialen Verfassung auf den höchsten Gipfel gestiegen ist. Stellen wir uns diese Wiedergeburt als begonnen vor, so sey es mir erlaubt, auszusprechen, daß der Glaube des Künstlers erst dann vollständig in der Kunst wieder erwachen kann, wenn die Philosophie dieser Kunst ihm die echten Grundlagen derselben geoffenbaret hat. So lange das Bewußtseyn des Künstlers nicht in seinem innersten Gefühl angegriffen war, reichte dieses Gefühl hin, ihn zu leiten. Seit dem unseligen Schiffbruch dieses Glaubens aber, dessen Zeugen wir waren, kann er nur dann ganz und unerschütterlich wieder aufleben, wenn sein innerstes Wesen von jener Tüchtigkeit durchdrungen ist, die allein eine Ueberzeugung begründen kann. Die unbestimmten Wahrnehmungen der Aesthetik werden für schwankende Geister nicht mehr genügen; man wird diese nur durch ganz entschiedene Beweise befriedigen können. So sollten eigentlich alle wesentliche Theile der Kunst und der Wissenschaft wieder von neuem geprüft werden, um daraus eine feste Schönheitslehre zu ziehen. Meiner Ansicht nach besteht eine solche Theorie in aller Gewißheit, deren die menschlichen Dinge nur fähig sind. Sobald sie zu unserer Kenntniß gelangt, wird sich dem Künstler eine neue Welt offenbaren, eine unermeßliche Welt, in der unzählige Schönheiten aller Art sich dem Genius darbieten werden, der sie dann an einander reihen kann. Ich vermag es jetzt nur, mich hierüber in räthselhaften Worten auszudrücken, die vielleicht nicht verstanden werden, doch werde ich mich späterhin klarer aussprechen und einen Lehrsatz weiter ausführen, der mir dazu bestimmt scheint, alle Zweifel über die Wirklichkeit des Schönen zu zerstreuen.

Fetis.

Mannigfaltiges.

— **Ausländisches Literaturblatt in England.** Das neueste Heft der Foreign Quarterly Review enthält unter der Ueberschrift „Herder, der Beschützer der autochthonischen Völker" (Herder, the Protector of aboriginal People) einen interessanten Artikel, worin aus Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nachgewiesen wird, daß dieser edle Deutsche Mann zu seiner Zeit schon als ein Beschützer jener Aboriginer aufgetreten sey, die in Amerika mit unerhörter Grausamkeit zum Thier herabgewürdigt und ausgerottet werden, und zu deren Schutz erst jetzt ein wohlthätiger Verein in England zusammengetreten ist. Außerdem werden in diesem Hefte folgende Deutsche Werke mehr oder minder ausführlich, durchgängig aber mit großer Anerkennung besprochen: Ranke's Geschichte der Römischen Päpste; F. H. v. d. Hagen's Minnesinger; Theodor Mundt's Völkerschau auf Reisen und Gottfried Hermann's Oratio in quartis secularibus Artis Typographicae, welche letztere einiges Kopfschütteln erregt über des berühmten Gelehrten Ansichten von den Nachtheilen, die die Erfindung der Buchdruckerkunst auch herbeigeführt haben soll.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Mittwoch den 21. Oktober 1840.

England.

Cousin über Adam Smith.*)

Adam Smith wurde im Jahre 1723 zu Kirkaldy in Schottland :boren; seine Biographen erzählen, daß er früh Lust zum Lernen ıd ein außerordentliches Gedächtniß zeigte. Er studirte von 1737 s 1740 auf der Universität Glasgow und hörte daselbst die Vor- sungen Hutcheson's, der auf die Richtung seiner Ideen großen Ein- aß ausübte und von dem er später immer nur mit aufrichtiger erehrung sprach. Von Glasgow ging er nach Oxford, wo er sieben ahre blieb; um 1748 ließ er sich in Edinburg nieder, um daselbst fentliche Vorträge über Rhetorik und schöne Literatur zu halten. lan hatte ihn anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, aber sey , daß er keine Lust dazu hatte, oder daß die ernsten Studien, die in Sprachen, Literatur, Philosophie, Geschichte und Naturwissen- ıaften gemacht, ihn hoffen ließen, als Professor und Schriftsteller ıe glänzende Carrière zu machen, er zog den Katheder der Kanzel r und hatte seine Wahl nicht zu bereuen. Im Jahre 1751 erhielt auf der Universität Glasgow die Professur der Logik und im fol- nden Jahre die der Moralphilosophie, die kürzlich durch Hutcheson rherrlicht worden und die Craigie, der unmittelbare Nachfolger eses berühmten Mannes, nur wenige Jahre ausgefüllt hatte. Ich rde später von den Gegenständen sprechen, über die Smith wäh- ıd der dreizehn Jahre seiner Professur in Glasgow Vorlesungen :lt. Folgende von einem seiner Schüler geschriebene Stelle kann s einen Begriff geben von dem Erfolg, mit welchem er lehrte: Die Talente des Herrn Smith traten nirgends so vortheilhaft her- r, als in der Ausübung seiner Lehrfunctionen .... Daher war auch sein Ruf und der Wunsch, ihn zu hören, der allein viele tudenten nach Glasgow lockte. Die Unterrichtsgegenstände, die n anvertraut waren, wurden daselbst Modestudien und der Haupt- genstand der Erörterungen und Unterhaltungen in den literarischen rkeln und Gesellschaften. Ja, einige Eigenheiten in seiner Aus- rache und seinem Ausdruck wurden oft mit Vorliebe nachgeahmt." gl. die Nachricht des Dr. Stewart über Smith.) Im Jahre 1763 ıielt er die Einladung, den Herzog von Buccleugh auf seinen isen zu begleiten. Nachdem er seine Stelle niedergelegt, reiste er , hielt sich lange in Paris auf und lernte daselbst die philosophi- e Schule und die Oekonomisten kennen, unter Anderen Turgot und esnay, mit welchen er Freundschaft schloß. Nach England zurück- ehrt, lebte er zehn Jahre in Kirkaldy, wo er die Materialien zu ıem großen Werk über die politische Oekonomie sammelte und nete, das er 1776 erscheinen ließ. Die zwölf letzten Jahre seines ens verflossen in Edinburg, wo er zum Douanen-Kommissar ıannt worden war. Er starb 1790.

Um sich von der Verschiedenartigkeit der Smithschen Produc- nen einen Begriff zu machen, muß man seinen Kursus über Mo- philosophie kennen. Die allerverschiedensten Gegenstände wurden in behandelt. Der erste Theil enthielt den Beweis von der Exi- ız und den Eigenschaften Gottes, so wie die Erforschung der igkeiten des menschlichen Geistes, welche beide das Prinzip der giösen Ideen bilden. Der zweite Theil handelte von der Moral, dritte gab eine Untersuchung der Moralprinzipien, die sich auf Gerechtigkeit beziehen, und die Geschichte der Fortschritte der isprudenz; der vierte handelte von der politischen Oekonomie. ı diesen vier Theilen der Smithschen Vorträge sind zwei in seine rke übergegangen, nämlich der zweite und vierte, die Moral und politische Oekonomie. Das große Moralwerk Smith's ist be- t: „Theorie der moralischen Gefühle oder analytischer Versuch, r die Prinzipien der Urtheile, welche die Menschen über die Hand- gen Anderer, wie über ihre eigenen, fällen." Es erschien im Jahre 9 und wurde von Madame de Condorcet gegen Ende des rhunderts ins Französische übersetzt. Sein Buch über die poli- e Oekonomie, das ebenfalls ins Französische übersetzt worden, ɪt den Titel: „Untersuchungen über die Natur und die Quellen Reichthums der Nationen."**) Ueber den ersten und dritten Theil es Kursus, die Theodicee und die Untersuchung über die Grund- en der Gerechtigkeit und die Geschichte der Jurisprudenz, hat er ts herausgegeben; man weiß nur aus Erzählungen seiner Freunde und durch ihn selbst, daß er immer die Absicht gehabt, den dritten Theil herauszugeben. Er versprach dies dem Publikum im Jahre 1759 am Ende seiner „Theorie der moralischen Gefühle", und erneuerte dieses Versprechen dreißig Jahre später in der Ankündigung der letzten Ausgabe dieses Buches. Es läßt sich vermuthen, daß seine Theorie der Jurisprudenz im Moment seines Todes ziemlich vorgerückt war, und daß sie einen großen Theil der Manuskripte ausfüllte, die er während seiner letzten Krankheit verbrennen ließ und deren Inhalt man nie genau erfahren hat. Die Unmöglichkeit, in der Smith sich befand, diese Arbeit zu vollenden und herauszugeben, ist als ein wahres Unglück für die gelehrte Welt zu betrachten. Was die Theodicee betrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie ihn niemals besonders beschäftigt und daß sie nicht zu den Sachen gehörte, die er bald herauszugeben gedachte. Der feine, beobachtende Geist Smith's war vielleicht weniger für die erhabenen Speculationen der Theodicee, als für die praktischen Beobachtungen gemacht, womit er die politische Oekonomie und die Moral bereicherte; auch mochte seine innige Verbindung mit Hume und seine große Verehrung für diesen Mann Keime des Zweifels in ihm entwickelt haben, und der Zweifel bildet keine gute Theologen. Smith hat auch mehrere kleinere Werke über die Sprache, über die Geschichte der Astronomie, über die Nachahmung, die das Wesen gewisser Künste ausmacht, und über verschiedene andere Gegenstände geschrieben; diese Schriften sind zwar seines Rufs nicht unwürdig, doch glaube ich nicht, daß sie der Vorstellung ganz entsprechen, die man sich davon macht, wenn man die „Theorie der moralischen Gefühle" und die „Untersuchungen über die Natur und die Quellen des Reichthums der Nationen" gelesen hat. – Der eigentliche Ruhm Smith's beruht auf den beiden letztgenannten Werken.

Die Theorie der moralischen Gefühle enthält fast die ganze Philosophie Smith's. Diese Philosophie kommt auf ein Moral-System hinaus, das Smith in seinem Buche mit psychologischen Bemerkungen vom höchsten Interesse bereichert hat. Das Prinzip, von dem er ausgeht, ist die Sympathie, die alle Menschen unter einander verbindet, jenes Streben, das wir Alle haben, die Leiden und Freuden und überhaupt alle Gefühle Anderer zu theilen und in uns zu reproduziren, ein Streben, das sich nicht bloß auf die wirklichen Empfindungen und Leidenschaften erstreckt, sondern auch auf die, welche unsere Phantasie erfindet. Die Thränen, die wir beim Anblick der Leiden eines Roman- oder Theaterhelden vergießen, sind ein Beweis davon. Doch bemerkt Smith, daß diese Harmonie unserer Gefühle mit denen eines Anderen, die so weit geht, daß sie auch bei eingebildetem Unglück unser Mitleid erregt, nicht in allen Fällen hervortritt. Gewisse Leidenschaften, z. B. die des Hasses und der Wuth, erregen in den Zuschauern nur das Gefühl des Ekels und Abscheus. Es giebt also neben der sympathetischen Richtung, vermöge deren wir uns an die Stelle der Anderen setzen und zur Hälfte in ihre Gefühle eingehen, eine andere, welche die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringt und die wir Antipathie nennen.

Smith bemerkt außerdem, daß, so oft wir mit unseres Gleichen sympathisiren, dieser Umstand ihnen wie uns eine angenehme Empfindung bereitet. Wir freuen uns, uns in einer Harmonie des Gefühls mit anderen Menschen zu sehen, und mag nun ihre Lage glücklich oder unglücklich seyn, der Antheil, den wir daran nehmen, läßt uns eine innere Seligkeit empfinden, die das Schmerzliche und Unangenehme, das in dem Gegenstand unserer Sympathie liegt, wenn wir mit dem Unglücke sympathisiren, mildert und gut macht. Besonders wenn wir Zeuge eines edlen Gefühls sind, empfinden wir recht lebhaft das Vergnügen, es zu theilen: wir freuen uns über die Leichtigkeit, mit der wir darauf eingehen, und würden mit uns selbst grollen, wenn sich die sympathetische Rückwirkung nicht bald einstellte. Seinerseits ist der, dem unsere Sympathie zu Theil wird, glücklich, sie zu empfangen. Er fühlte sich unbehaglich, wenn seine Umgebungen an seinen Freuden oder Leiden nicht Theil nähmen. Die Sympathie, die man ihm bezeugt, macht ihm die einen süßer und die anderen weniger bitter. Wenn man entscheiden soll, für wen diese Harmonie des Gefühls zwischen zwei Menschen mehr Reiz hat, für den, der dem Anderen seine Empfindung mittheilt, oder für den, der sie sympathetisch empfindet, so ist diese Frage fast nicht zu beantworten.

Endlich macht noch Smith aufmerksam auf die Mühe, die wir uns Alle geben, unsere Gefühle mit denen eines Anderen in Uebereinstimmung zu bringen, und das wechselseitige Vergnügen der Sympathie zu kosten. Wenn wir mit einem von unseres Gleichen zusam-

*) Aus dem eben erschienenen zweiten Theil von Cousin's Geschichte der ralphilosophie im 18ten Jahrhundert.

**) Deutsch von Christian Garve. Breslau, 1794.

men sind, der, weil er sich nicht in derselben Lage wie wir befindet, die Leidenschaft, die uns beseelt, nicht zu theilen vermag, so mildern wir instinktmäßig die äußeren Zeichen dieser Leidenschaft, wir bemühen uns, sie so weit zu beruhigen, daß unser Seelenzustand mit dem des Anderen sich ausgleicht. Dieser Letztere dagegen bemüht sich seinerseits, seiner Empfindung, die nur sympathetisch ist, einen Grad von Stärke zu geben, der sie mit der unsrigen in ein Niveau bringt. Diese Bemühungen gelingen zwar selten vollständig, die Erregung der Seele des Zuschauers bleibt gewöhnlich hinter der des Individuums, das direkt, für seine eigene Rechnung ergriffen ist, zurück: nichtsdestoweniger ist dieses Bedürfniß, das zwei menschliche Geschöpfe empfinden, die Lücke, welche die Empfindung des Einen und die Sympathie des Anderen von einander trennten, auszufüllen, ein sehr reelles Phänomen, das in allen Momenten unseres moralischen Lebens hervortritt. Wer unter uns ist, der, von einem glühenden Enthusiasmus beseelt, denselben nicht zu mäßigen sucht beim Anblick eines Zeugen, dessen Charakter kalt und wenig sympathetisch ist? Und dieser Zeuge, steigert er nicht schon aus Gefälligkeit die Zeichen seiner Sympathie, so daß Jeder von Beiden dem Anderen gleich viel Schritte entgegen macht, bis sie sich genähert haben?

Dies sind im Auszuge die Bemerkungen, welche die Einleitung zu Smith's moralischer Theorie bilden. Victor Cousin.

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Fortsetzung.)

Bauern hätten ein gut Leben, wenn sie's wüßten, sagt das Sprüchwort. Wenn sie's aber wüßten, so hätten sie's eben nicht. Die Kenner der Vorzüge, welche solch Leben haben kann, genießen ihrer nur auf eine ideale Weise und führen nicht das gewünschte Leben selbst, denn diese Vorzüge, die Unmittelbarkeit des Anschauens und Ergreifens, die Einfalt der Begierden und Genüsse, das unbefangene Begnügen innerhalb natürlicher und enger Schranken, alle sind sie verloren dem, der über sie zu reflektiren sich genöthiget findet und so schon über die Beschränkung und Unmittelbarkeit selbst hinaus ist. Die Horaze und Sanazare entzücken sich und ihre idyllisch gestimmten Zuhörer in nichts Anderem als einem ländlichen und schäferlichen Dilettantismus, aber das Bauerleben, das wirkliche, hat seine eigene Poesie, deren Inhalt aller Reichthum der unentfalteten, kindlichen Vorstellungen, Empfindungen und Interessen, deren Form der unbewußte und in göttlichem Selbstgenügen sich wiederholende Verbrauch derselben, deren Hauptfigur der durchgreifendste Kontrast ist. Der Bauer ist immer zufrieden und läßt nimmer ab zu klagen. Sein Gewinn liegt immer in der Ferne, und er denkt und will stets nur das Nächste. Sein Glaube trachtet nach dem Wunderbarsten und befriedigt sich im Gemeinsten. Sein Verstand, welcher der geradeste ist, verarbeitet die stärksten Widersprüche. Er ist träg und obstinat, bornirt und schlau, mißtrauisch, als Liebhaber und Gatte eifersüchtig und Alles zum Uebeln zu deuten geneigt und doch so leichtgläubig; er ist eigennützig, aber gastfrei; er ist gutmüthig und jeden Augenblick zum Zorn bereit. Was der Bauer überall ist, das ist er natürlich da am meisten, wo noch keinerlei Art von Aufklärung an ihm gemeistert hat, wo diejenigen, die zum Erzieher berufen wären, kein anderes Mittel als Aberglauben, um zur Devotion zu führen, kennen. Der Haushalt eines Bauern in der Romagna hat etwas Patriarchalisches. Der Arzdor (Verwalter, reggitore), das Familienhaupt, lenkt das Ganze, ordnet Feld- und Hauswirthschaft und gebietet unbeschränkt, wenn etwa nicht durch weibliche Künste die Frau Arzdora das Regiment, das aber immer dem Namen und der Ehre nach an dem Manne haftet, in ihre emsigen Hände gespielt hat. Die Kasse verwaltet alle Zeit der Arzdor selbst, nimmt ein, was die Arzdora vom Markte als Rest des Erlöses für Käse, Grünzeug, Eier, Federvieh und anderen Kram, nachdem sie ihre Einkäufe an Oel, Salz und derartigen Bedürfnissen gleich in der Stadt gemacht hat, heim bringt und giebt, was zur Bestreitung sonstiger Ausgaben erfordert wird, einzeln heraus. Das Zeichen seiner Würde, welches in den guten alten Zeiten ihn überall kenntlich machte, die weiße Zipfelmütze, ist in dieser Zeit der selbst auch dort schon hierin merklichen Veränderlichkeit fast zur Seltenheit geworden, so auch das Spitzentuch, die vletta, mit darüber befestigtem Deckel von Stroh oder Kork, ohne welche ehedem keine Arzdora sich blicken ließ. Ein anderes wichtiges Attribut des Arzdor ist der linnene Quersack, mit welchem er zur Stadt geht. Dieser Quersack, dessen Besitz das Vorrecht des Arzdor ist, hat seine große und symbolische Bedeutung in unsere Tage herüber gerettet. Wenn der Arzdor, alt und schwach geworden, von seinen Mühen auszuruhen sich entschließt, so versammelt er die ganze Familie, Weib, Kind, Knecht und Magd und läßt seinen mammolo, den ältesten Buben, in die Mitte des Kreises treten. Hier legt er ihm feierlich den Quersack auf die Schultern, durch welchen er das Hausregiment ihm überträgt, und spricht dazu: Kech, fiol! ch'at faz arzdor d'cà. „Da, mein Sohn! ich hab' dich zum Arzdor gemacht hiermit." Und unter den Begrüßungen und Glückwünschen der Familie fügt er hinzu: fatt' onor, quond t'andarè alla zittā, se in stal bisacch tai mitrè queāl-cosa par me, all' avrò chearа, se nò uj vrò pazienza. „Mach Dir Ehre! Wenn Du zur Stadt gehen wirst, und willst in sothanen Quersack etwas für mich stecken, wird mirs lieb seyn, wo nicht, werd' ich auch Nachsicht haben." Von nun an kümmert sich der Alte um Nichts, was die Landwirthschaft und das Haus angeht, spaziert im Garten oder sitzt vor dem Thor auf der Bank, bis er zu Bett geht, ißt und trinkt, was ihm vorgesetzt wird, und spricht auch in Familien-Angelegenheiten nicht anders als etwa freundlich rathend mit. Wenn unter den Geschwistern Streit vorfällt oder irgend sonst Jemand sich auf ihn beruft, so sagt er ruhig: Me an ho piò al bisacch, „ich hab' den Quersack nicht mehr." Vultev' a quel, chugli ha avudi, parchè da lu [illegible] adess' avì da dipendar. „Wendet euch an den, der ihn erhalten hat, denn unter ihm allein stehet ihr jetzo." Unter den Töchtern nimmt die Aelteste, die mammola, ebenfalls einen gewissen Rang ein; sie geht der Mutter in allen Dingen zur Hand und übernimmt, wenn diese hinfällig geworden, gleich wie ihr ältester Bruder das allgemeine Regiment, so an der Mutter Statt die Besorgung der Hauswirthschaft. Auch für die Knechte besteht eine Art von Rang-Ordnung. Oberknecht ist der biuigh (man spricht in Toskana bifolco), welcher die Ochsen, die Karren, das Ackergeräth in Hut hat, pflügt, säet und allerlei Feldarbeit verrichtet. Der Zarlador (sonst der Schwätzer, Plauderer, ciarlatore) besorgt die Ställe, schüttet Futter auf und treibt das Vieh aus. Ein Junge, welcher nach den Schweinen sieht und verschiedene Handdienste leistet, wird gewöhnlich guardiano geheißen, in einigen Dörfern aber „der tabacco," vermuthlich deshalb, weil die Arbeiter ihn zum Einholen von Taback und anderen kleinen Bedürfnissen gebrauchen. Arbeiten mögen, wie auch anderwärts, die Knechte gern recht wenig und machen sich's gern leicht und bequem. Chi non fa non falla, sagen sie, [illegible] non mena bu n'arluota carra, d. h. „Wer Nichts thut, macht Nichts krumm, wer den Farren nicht treibt, wirft den Karren nicht um." Wenigstens Alles mit Weile. E bô pigar e cundus'a cà [illegible] „Der träge Ochs führt den Karren doch heim." Aber essen mögen sie so viel nur immer möglich. Sie haben den Spruch: L'ov' a gotta, dò alconza bocca, tre al va a e cor, mанch quatter [illegible] „Ein Ei ist kein Ei, Zweie macht Maulspitzen, Dreie munden, aber denn Vier mag Keiner." Laß dir Zeit und iß Brod zu, ist die Summe ihrer Lebensweisheit. Ja, sie verstehns noch besser als Griebels Schlossergesell, der da meint: „Wenn Aner müßt den ganzen Tag in an Stuck fresse fort, 'S würd a zoletzt so langsam gehn, wie beim Feile dort." Denn beim Aerndten und Heuen, wenn man nicht will, daß sie die Arbeit liegen lassen oder gar davonlaufen, muß man ihnen Tages siebenmal zu essen geben, zuerst früh, eine Stunde nach Aufstehen den Imbiß, das panetto, Brod und Käseschnitte, dann das Frühstück, die collazion, in Fritten von Kalbsleber und Eiern nebst eingekochtem Huhn bestehend, um Mittag die pranzo, wozu Nudeln gehören, gesottenes Rindfleisch, [illegible] Hühnerbraten; nach diesem die merenda, nämlich Frittellen (Ochbadnes), wieder eingekochtes Huhn und Salami; bald darauf ein merendiro von Fritten; zur cena Abends Schinken, Salat und Brod und endlich nach dem Tanze nochmals Hühnerbraten. Den Wein tragen zwei Hausleute ihnen unabläßig in großen Krügen zu; [illegible] ein Krug anlangt, wird geschwind einmal herumgekostet, [illegible] der Wein gut ist, dem Herrn ein jubelndes Evviva [illegible] Wohl fehlt ihnen das Gewissen nicht, daß, wer erlangen will, was ihm gebührt, auch, was ihm selber zukommt, leisten müsse. [illegible] Spruchweisheit als „das Vollkommene", als eine Grundregel ausgedrückt, denn Ausemma è parfett pflegen sie zu sagen: [illegible] e quel aspett, „Erwarte, daß man Dir mit Deinem Maße messe," oder: „Thu' wie du willst, daß man dir thue". Aber gleich jenen Predigern, die da zeigen, das Gehalt fürs Predigen, nicht fürs Thun zu haben, finden sie's bequemer, die Ausübung solcher Lehren [illegible] ihren Herren zuzuschieben und sich selbst mit Pfiffigkeit hinter einen guten Schein zuzurückzuziehn. Sie haben auch dafür ihren Vers:

Lavora ben, lavora meāl,	Pflüge du gut, pflüge schlecht,
lavora ben e candeāl *);	Pflüge nur den Feldrand recht:
Quand e patron e ven a vdè	Wenn der Herr kommt zu schauen,
lus'e candeāl ne mett landò.	Bleibt er an dem Feldrand [illegible]

Die Arzdore gehen in allem diesem mit ihrem Beispiele [illegible] ihnen voran. Zu rechter Zeit Fasten-Kringlein oder Himmelfahrts-Käse zu essen und am letzten Karnevalstage die vollen sieben Mahlzeiten zu halten, oder zur Metzelsuppe Gevattern und Freunde zu Gast zu laden bitten, vergessen sie niemals, doch wenn es Zeit ist, irgend eine besondere Arbeit des Jahres zu beginnen, warten sie erst ab, was wohl der Nachbar thun wird. Kommt dann der Gutsherr und findet sich über Versäumniß zu beschweren, so heißt es mit Achselzucken: Dah, der Nachbar hat noch nicht angefangen. Zwischen Verde und Secco, d. i. zwischen April und Mai, pflegt es zu geschehen, daß sie zur Aussaat nicht Korn genug bereit haben. Da gilt es, den Gutsherrn zu bewegen, daß er mit Vorschuß aushelfe. Der Arzdor nimmt seinen Quersack auf die Schultern und geht in die Stadt. Er wendet sich aber weislich nicht sogleich an den Herrn, er spricht zuerst ganz früh bei dessen Schwäher oder Gevatter an. Da erzählt er beiläufig Oh! se purmett mai ben e raccolt: [illegible] verspricht ein gesegnet Jahr zu werden. C'bella Campagna! [illegible] uje d'tott in abbundanzia! „Welch schönes Feld, es wird dies Jahr Alles in Ueberfluß kommen." Quant uva cha gli ha al vit. „Wie viel Trauben haben die Stöcke." Er setzt voraus, der Freund werde nicht ermangeln, den Gutsherrn, mit dem er vermuthlich [illegible] Kaffee zusammen kommt, die gute Botschaft eilends mitzutheilen. Nun tritt er selbst bei seinem Herrn ein; langsamen Schrittes und mit Ehrerbietung geht er auf ihn zu und läßt die Thüre hinter sich offen, lüftet den Hut ein paarmal und kratzt den Kopf, bevor er zu reden anhebt. Nicht ohne viel Umschweif kommt er zur Sache; er [illegible] chelt dem Herrn, so gut ers vermag; in den beweglichsten Worten, die er ersinnen kann, trägt er sein Anliegen vor und bettelt auf's demüthigste

---

*) Candeāl ist die quer gezogene Randfurche des Ackers.

um Saatkorn: dem Herrn werd's verlohnen, sein Halbtheil werde dies Jahr größer denn je ausfallen; auch solle die Wiedererstattung des Vorschusses rechtschaffen und ordentlich statthaben. Indem er geht, läßt er wie zuvor die Thür offen, es sey nun kalt oder warm; es ist dies eine besondere Art von Höflichkeitsbezeigung, aber unsere Bauern haben sie ebenfalls an der Art. Sobald die Noth vorüber ist, wird des Dankes nicht mehr gedacht. Der Sommer macht den Winter vergessen. Der Bauer wird dann grob, bezahlt nicht pünktlich und sucht allerlei Winkelzüge, um den Herrn zu prellen. Die Buben singen:

Patron, e caut e meral	Herr, hört, die Amsel schlägt;
Ajo fura dal scherp	Nun hab' ich ihn aus den Schuhen (bin sein los),
Chi m'ha mantuà st'inveran.	Der über Winter mich plag.

Der Herr hat aber auch sein Lied, mit welchem er antwortet, an die Zukunft mahnend:

Tet' pens che alpa e meral	Du meinst, es schlägt die Amsel so.
Cua alpa e ragion;	Wenn's nur der Ragion *) nicht ist!
'St pens d'eus fura d'inveran	Du meinst, den Winter seyst du los,
Tet'si un gran mincion.	O Gimpel, der du bist!

Wenn es zur Weinlese geht, so finden sie für gut, sich wieder einmal vor dem Gutsherrn zu bücken, denn der Wein gehört diesem allein. Eine Butte Wein zu machen, ein einzig bigoncio für ihren Hausstand, soll er ihnen per carità vergönnen. Er schlägt's nicht ab. Nun wird der Bottich mit Trauben gefüllt und Most gemacht; den aber schöpfen sie bei Zeiten zur Hälfte aus und thun mehr Trauben hinzu und keltern wieder; in derselben Weise wird fortgefahren bis zum Ende der Weinlese, dergestalt, daß mindestens zuletzt ein paar basili gewonnen sind, wo nicht eine botte. Das heißt ihnen kein Diebstahl, denn es ist immer nur das geschenkte bigoncio, freilich wohl mit einem Bischen Zuthat; aber alle Vortheile gelten. Gleiche Schlauheit ist's, wenn sie dem Gutsherrn selber weniger Ehre und Aufmerksamkeit erweisen, als dem Faktor, denn ihre Kniffe würden ihnen übel gerathen, wenn nicht dieser, der ihnen auf die Finger sehen kann, gelegentlich ein Auge zudrückte. Dem Herrn, der mit seinem Faktor aufs Land hinauskommt, machen sie kurzhin ein Reverenz, ohne sich weiter um ihn zu kümmern; den Herrn Faktor aber heißen sie niedersitzen, schenken ihm Wein ein und erweisen sich ihm auf alle Weise dienstfertig und unterwürfig. Der Bauer ist ein Laurer, sagt man auch bei uns. Wenn der Romagnole aber, im Falle, daß einmal der Herr mit Saatkorn nicht aushelfen kann oder will, um solches einzukaufen, in die Stadt geht, so wird ihm dort gewöhnlich für die daheim geübte Pfiffigkeit mit Zinsen vergolten. Die merlotti kommen, rufen die Kornmäkler, indem sie ihr Augenlied spöttisch mit dem Finger niederziehen. Der Spitzname merlotti (Amselchen), der sonst jedem Tropfe gilt, bezeichnet diesen Marktgauern insbesondere kauflustige Bauern. Sie wissen die dringende Noth der Arzdore sich so trefflich zu Nutze zu machen, daß sie ihnen einen Wucherzins von 70 bis 80 pCt. abpressen. Seitdem durch Päpstliche Verordnungen (vom 7. Aug. 1816 und 9. Aug. 1817) diesem Unwesen zu steuern versucht worden ist, haben die Mäkler angefangen, sich statt der Kornzettel von den Bauern Schuldscheine auf eben so wucherisch erzwungene Summen ausstellen zu lassen. Dies ist der Grund, weshalb der neue codice civile solche Schuldscheine für nichtig erklärt, sobald durch Zeugen oder Schwur der wahre Werth des gemachten Vorschusses erhärtet wird. Ein anderes Geschäft, welches der Bauer in der Stadt abzumachen hat, ist der Viehkauf. Auch diesen schließt er niemals ohne Vermittler ab. Der Sensale spielt gegen den Bauer den Uneigennützigen und begnügt sich mit einer mäßigen Courtage, läßt sich aber vom Verkäufer dafür entschädigen. Es ist lächerlich, die langen Reden anzuhören, welche dem Abschlusse des Handels vorangehen. Der Viehhändler rühmt das Thier an, der Mäkler mäkelt, wie es sich gebührt, doch so, daß in jedem Tadel zugleich ein Lob liegt, durch welches er es dem Käufer wünschenswerth macht; bald wendet er sich zu dem Einen, bald zu dem Anderen; er setzt die Forderung zuerst tief herab; allmälig steigert er Thaler für Thaler, aber immer erst nach vielen Reden. Zuletzt, wenn die Parteien einig sind, legt er ihre Hände in einander. Der Käufer spricht: Am li det par sti prezzi? „Ihr laßt mirs für diesen Preis"; eine Formel, die durchaus nicht fehlen darf, wenn der Kauf volle Gültigkeit haben soll. Nun schütteln die beiden Kontrahenten die Arme bis zum Ausrenken und stoßen so gewaltsam die Köpfe zusammen, daß sie hinterher kaum wieder zur Besinnung kommen können. Zuletzt, bevor der Bauer sein Vieh hinwegführt, muß der Verkäufer Stück für Stück es segnen. Er ergreift ein Ohr, oder Horn, oder auch den Schwanz und spricht: Dè voja c'al dventa d'or e c'al t'faza guadagnêa quel t'vù. „Gott wolle, daß dies golden werde und Dir Gewinn bringe, so viel Du wünschest." Das Schütteln der Arme und das Zusammenstoßen der Köpfe ist nur der Ausdruck ihrer Herzlichkeit, von welcher sie gern die schlagendsten Beweise geben. Begegnen sich zwei Freunde, die seit langer Zeit einander nicht gesehen haben, so beginnen sie damit, freundlich zu grinsen, sodann versetzen sie einander Püffe mit geballten Fäusten, je größer die Affection ist, desto derber, und verlassen sich wieder, oft ohne ein Wort gesprochen zu haben. Wo irgend die Geberde ausreicht, greifen sie nicht zum Worte, und wo es der Rede bedarf, stehen ihnen nicht leicht vielerlei Wendungen zu Gebote, sie begnügen sich vielmehr mit einer gemeinüblichen Formel, einem geläufigen Sprüchwort, und dasselbe sagen sie gewiß alle Zeit mit denselben Worten. Dies haben sie in der That mit allen Menschen, welche auf einer niedrigen Bildungsstufe stehen, gemein; auffallender ist vielleicht der Umstand, daß sie kaum irgend Jemanden bei Namen nennen. Dies ist das Geringste, daß die Kinder ihrer Aeltern Namen nicht wissen, da sie immer nur Papa und Mama sagen. Aber man findet, daß auch Eheleute einander nicht bei Namen kennen. Der Mann ruft die Frau nicht anders als O su mêa (sua madre, Mütterchen), und sie ihn: O su pêa (suo padre, Väterchen), wobei das Pronomen in der dritten Person merkwürdig ist, gleichsam: „sein", nämlich des Kindes Vater und Mutter. Soll Jemand aus der Ferne herbeigerufen werden, so braucht es auch da nicht des Namens; man ruft Ujtau' abbed? (tu non abbadi?) „he, hörst Du nicht!" und wenn von einem Dritten geredet wird, so genügt irgend ein allgemein bekanntes Merkmal, um ihn kenntlich zu machen, als: der im neuen Hause, der Lange, der Reiche. So plump und derb ihr Benehmen unter einander ist, so verräth sich doch in vielen ihrer Sitten ein tiefes Zartgefühl. Einer der eigenthümlichsten Züge in dieser Art möchte der folgende seyn: Wenn eine Dirne zu Verwandten oder Befreundeten auf Besuch geht und bleibt dort länger als acht Tage, so legen Nachbarn oder Bekannte am neunten Tage hölzerne Löffel, welche sie mescole nennen, auf die Thürschwelle nieder, wodurch sie die Unbescheidenheit des Mädchens rügen und, daß sie ihren Wirthen nicht länger zur Last seyn dürfe, spöttisch sie erinnern wollen. Der Löffel spielt auch in Deutschen Volkssprüchen eine Rolle. Man verhöhnt den, der sich ungebührlich wichtig machen will, indem man sagt: „Wenn man Dich und die Löffel nicht hätte, so müßte man die Suppe gar trinken." Viel verbreitet ist ferner der Ausdruck: „Ich habe dies oder das so satt, als hätt' ich's löffelweis gegessen." Jene symbolische Handlung der Romagnolen zu deuten, bietet aber wohl am besten sich das folgende Sprüchwort dar: „Steck Deinen Löffel nicht in anderer Leute Topfe", also: „hast Du's gethan, so nimm Deinen Löffel bei Zeiten und geh' heim." Vielleicht geht dieses oder ein ähnliches Sprüchwort jener symbolischen Handlung dort zur Seite. Wenigstens haben überall Sprüchwörter denselben Boden, und je näher die sittliche Erfahrung, der sie entspringen, dem einfachsten Bewußtseyn der Menschen liegt, desto allgemeiner ist ihre geographische Verbreitung. Nur die individuelle Entwickelung ihrer Formen gehorcht wechselnden Einflüssen; ja, es ist oft schwierig, unter dem fremden Kleide die natürliche Verwandtschaft zu entdecken. Z. B. der alte Deutsche Spruch: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beide!" wie maskirt erscheint er in der Romagna: Un sfa un foss senza due ripe, „man macht nicht einen Graben ohne zwei Ufer", d. h. zwei Seiten, zwei Parteien sind da, wenn du gräbst, wenn du ergründest; laß Beide nicht außer Acht! Hier ist nicht allein die Regel, die Einkleidung selbst ist tiefsinnig.

Der enge Gedankenkreis dieser Bauern schafft natürlich sich nur eine arme Sprache, die aber innerhalb dieses Kreises oft mehr Mannigfaltigkeit entwickelt, als das für die Schrift ausgebildete Idiom. Wo die Sprache der Gebildeten sich mit Wort-Zusammensetzungen behilft, unterscheidet der Dialekt durch besondere Namen die verschiedenen Gattungen eines dem alltäglichen Verkehr überlieferten Gegenstandes. So bestimmt der Toskaner den Zweck eines Tuches, fazzoletto, wie der Deutsche, näher durch einen Zusatz: fazzoletto da collo, Halstuch, fazz. da capo, Kopftuch, fazz. da naso, Nastuch. Aber der Romagnole nennt das Halstuch Cupett, welches Toskanisch coperta, Decke, ist; das Kopftuch der Frauen vleeta, nämlich veletto, Schleier; das Nastuch trabsen, offenbar die Umlautung von Trapezzino.

Die Mundart der Romagnolen ist der Bolognesischen sehr ähnlich. Sie wirft, wie diese, überall die Endungen ab, verschmilzt die Laute und verkürzt die Formen auf alle Weise; vorn: wie in gli für egli, 'gni für ogni; in der Mitte: wie in vdè, mnea für vedere, menare, und am Ende: wie in e, oppu', vi' für ei (il), oppure, via: nicht selten an mehreren Orten zugleich, z. B. in c'x für cosa. Eine Menge von Verbalformen werden dadurch einander gleich gemacht; dies ist am auffallendsten beim Infinitiv und Partizip: purtêa (für purtêado, portato) bedeutet „gebracht", und dieselbe Form purtêa (für purtêare, portare) bedeutet „bringen". Die Verkürzung der Wörter geht oft verschiedene Stufen durch; für avudi (avuto) wird avu, auch bloß vu oder bu gesagt. Die Verschmelzung der Laute, welche z. B. in fiol, fiola für figlinol, figlinola vorkommt, vereinigt sich häufig mit der Lautversetzung und der Umlautung. Sfojari, indri wird für sfogliarne, indietro gesagt, artornea für ritornare, cardè für credere, purmett für promettere; Arzdor für reggitore.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Wie man aus dem Aeußeren aufs Innere schließen kann.

Nur nicht erschrecken! Es wird nicht beabsichtigt, eine Abhandlung über die physiognomische Kunst zu geben, sondern einige einfache Bemerkungen, nach welchen sich die Karikaturisten zu richten pflegen.

Auf der Straße.

Derjenige, der an die Zukunft denkt, schaut nach oben, — wer an die Vergangenheit denkt, nach unten, — wer vor sich hin sieht, ist mit der Gegenwart beschäftigt, — wer rechts und links blickt, denkt an nichts, — wer häufig hinter sich schaut, denkt an seine Gläubiger. — Wer sachte geht, denkt nach, überlegt oder berechnet, — wer einen Plan im Kopfe hat, geht sehr rasch, — wer rennt, schwebt in einem Glücks- oder Liebestraum. — Eine einfache, etwas

*) Ich weiß nicht, welchen winterlichen Vogel sie ragion nennen.

vernachlässigte, aber reinliche Toilette, ein weder zu rascher noch zu langsamer Gang, eine Haltung, die gleich weit entfernt ist von Lässigkeit und Steifheit, deuten einen ernsten, vernünftigen, guten Mann an. — Wer mit kleinen Schritten einhertrippelt, mit den Augen blinzelt, das Gesicht vorstreckt und mit den Schultern zuckt, ist ein reizbarer, zänkischer, schwatzhafter Mensch. — Wer mit der Hand seinen Hut glatt streicht, mit dem Taschentuche über die Beinkleider hinfährt, ist ein kleinlicher, stachlichter Geist. — Wer mit goldenen Ketten, geschnittenen Steinen, Ringen prunkt, ist ein reich gewordener Bauer, ein Taschenspieler, Wunderdoktor oder Italiänischer Fürst.

Der Gruß.

Der Beamte, der Professor, der Büreau-Chef, welche die Hand in der Weste tragen, etwas steif gehen und den Hut sehr hoch heben, wenn sie grüßen, sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, stolz, sondern es sind gute und wohlwollende Leute, die nur den Kopf etwas hoch tragen.

Stolz ist nicht bloß der Ungeschliffene, welcher mit einer bloßen Kopfbewegung grüßt, sondern auch derjenige, welcher einen Gruß auf eine affektirte Weise erwiedert. — Zwei Personen, von denen der Eine höher, der Andere niedriger steht, die aber beide gleich eitel sind, grüßen sich nicht: sie thun immer so, als ob sie sich nicht sehen. — Zwei Menschen, die sich verachten, grüßen sich sehr ehrfurchtsvoll, wenn sie sich fürchten. — Der Mann grüßt den Liebhaber mit der Miene eines Beschützers, — der Liebhaber lächelt, indem er den Gruß erwiedert, — zwei Nebenbuhler beißen sich in die Lippen, — der Gläubiger grüßt verlegen, — der Schuldner unbefangen, — die Freundschaft grüßt mit der Hand, — die Liebe mit dem Auge. — Wer eine Perrücke trägt, grüßt so wenig wie möglich; die Benutzung des Hutes flößt ihm immer Besorgnisse ein.

Der Hut.

Der Hut begünstigt außerordentlich das Studi des Herzens und des Geistes. — Wer den Hut auf einem Ohre trägt, ist ein Poltron. Wer ihn hintenüber trägt, ist ein Pinsel. Wer ihn über die Augen zieht und hinten hoch trägt, ist ein Spötter. Wer den Hut beim Gehen in der Hand hält, ist eitel. Wer immer einen neuen und glänzenden Hut hat, ist ein ordnungsliebender, methodischer Geist. Wer einen spitzen Hut trägt mit breiter Krämpe und breitem Bande, mit einem Worte, wer einen Hut trägt, wie man ihn sonst nicht trägt, ist ein falscher, anspruchsvoller Charakter.

Die Haare.

Lange unsaubere Haare, welche auf den Kragen herabhängen, gebühren nur dem vermeintlichen Philosophen und dem Schneiderburschen. Der Murrkopf und der Schuhflicker sind nicht gekämmt. Der Tänzer, der Friseur, der Pinsel und der Stutzer gießen kostbare Oele in ihre Haare und sondern sie sorgfältig in zwei gleiche oder ungleiche Hälften, wie das Moden-Journal es vorschreibt. Der alte Soldat, der Postillon und der dramatische Künstler frisiren sich à la Titus, der Friseur-Gehülfe und der Student im ersten Jahre à la jeune France. — Steife Haare verkünden meist Hartnäckigkeit, glatte Haare Geduld, lockige Geist und Sinn fürs Vergnügen. Kahlköpfigkeit ist gewöhnlich das Zeichen eines thätigen Verstandes, doch dürfen die Haare nicht von hinten nach vorn gestrichen werden, was einen gewöhnlichen und kleinlichen Geist andeutet. Haare, die vor der Zeit grau werden, deuten auf Misanthropie, auf physische und moralische Leiden, auf ein Uebermaaß von Arbeit oder Vergnügungen hin. Ein reicher Haarwuchs, der nicht weiß wird, ist das Zeichen eines ruhigen und friedlichen Charakters. Von diesen glücklichen Köpfen ist in der Schrift gesagt, daß ihrer das Himmelreich ist.

Der Bart.

Ein großer Schnurrbart, wenn ihn ein Nichtsoldat trägt, soll einen häßlichen Mund oder häßliche Zähne verdecken; oder es müßte ein Offizier der Bürger-Garde seyn, dann ist der Bart nur eine Spielerei. Ein das Gesicht umkränzender Bart steht den Fiakerkutschern und Stadt-Sergeanten sehr gut. Ein Backenbart, der bis in die Gegend des Mundes geht, ist die natürliche Zierde des Schlossers, des Weinhändlers und des Commissionairs. Die Maler zehnten Ranges tragen einen Spitzbart à la Vandyck oder à la Henri III.

Das Halstuch.

Die Halsbekleidung wechselt mit unserem Alter. Bis zum zehnten Jahre wird uns kein Zügel um den Hals gelegt; bis zum achtzehnten Jahre ist das Halstuch ein Gegenstand des Stutzers, vom zwanzigsten zum fünfundzwanzigsten wird es ein Gegenstand der Annehmlichkeit. Wir bemühen uns, unserem Gesicht die bestmöglichste Einfassung zu geben, und wir tragen geduldig das Joch des Halsbandes. Im dreißigsten Jahre machen wir aus unserer Gesichtseinfassung ein Studium, im vierzigsten eine Arbeit. Das Halsband verwandelt sich in ein Halseisen: wir schmachten nach Ruhe. Sind wir über dies Alter hinaus, so fangen unsere letzten Ansprüche an Schönheit, die immer zwanzig, dreißig Jahre länger dauern als diese, allmälig an zu erlöschen, und aus der Halsbinde wird, was da will. Sie senkt sich nieder, wird vom Hemdenkragen verdeckt oder verwandelt sich in einen Sack, in den wir das Kinn und die Nasenspitze stecken. Ein nachlässig geknüpftes Halstuch deutet einen Lebemann an; eine steife, braune, enge Binde den Spötter. Der pensionirte Militair bleibt seiner schwarzen Binde getreu. Der [illegible] der Künstler, der Advokat tragen das Halstuch auf eine [illegible] lose Weise und lassen nichts vom Hemdenkragen sehen.

Die Handschuhe.

Ein Mensch ohne Erziehung zieht nur bei feierlichen Gelegenheiten Handschuhe an; daher versteht er auch nicht, sie zu tragen. Er wählt Handschuhe, deren Farbe nicht zu seiner Toilette paßt, enge oder zu weite Handschuhe. Wenn er sie anzieht, weiß er nicht, was er mit den Händen anfangen soll; wenn er sie nicht anzieht, zerknittert er sie. Wer schmutzige und an den Fingerspitzen zerrissene Handschuhe trägt, ist ein pauvre honteux. Jedes Individuum, welches baumwollene Handschuhe trägt, ist verbunden, Abends eine Nachtmütze von demselben Stoffe aufzusetzen. Der Mann von gutem Ton weiß seine Handschuhe mit Geschmack zu wählen, anzuziehen, zu tragen und auszuziehen. Der Geck trägt so enge Handschuhe, daß er die Finger nicht rühren und die Hand nicht beugen kann.

Der Stock.

Der Gamin, welcher gern für einen Mann angesehen seyn möchte, schleift den Stock hinter sich auf dem Pflaster her. Der Bauer, welcher den Herrn spielt, läßt seinen Stock eben [illegible] Sprünge machen, wie er selbst. Der fröhliche Mensch hält den Stock in der Mitte und schlägt mit dem Knopf in seine andere Hand. Ein trauriger oder nachdenkender Mensch zieht den Stock gegen sein Bein heran. Der Zerstreute schlägt auf Alles ein, was ihm in den Weg kömmt. Der Rentier trägt ihn unter dem Arm, der Polizei-Spion hängt ihn in ein Knopfloch seines Rockes.

Die Beschuhung.

Feines, immer reines und glänzendes Stiefelwerk ist das Zeichen wahrer Eleganz. Alle Besitzer von Hühneraugen und alle diejenigen, welche aus Gesundheits-Rücksichten Korksohlen tragen, sind aus der fashionablen Welt ausgeschlossen. Ein Fashionable muß Morgens Reitstiefeln tragen, am Tage Ausgeh-Stiefeln und Abends [illegible] Schuhe. Wer sich in der Oper oder in einem Salon gestiefelt zeigt, wer auf der Straße in Schuhen oder auf dem Lande anders als in seinen Kamaschen gesehen wird, der ist werth — nie in den Jockey-Klub aufgenommen zu werden. (Charivari.)

Mannigfaltiges.

— Das Geschäft des Stenographen. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie beschwerlich das Geschäft eines Stenographen in Paris und London ist. Vier oder fünf Stunden lang bleibt er in einer Art Käfig eingeschlossen, der kaum groß genug für sein Pult ist, und muß im Fluge einem Redner folgen, dessen Hauptverdienst darin besteht, daß er in wenigen [illegible] Worte macht, da dies ungleich leichter ist, als in wenigen Worten viel sagen. Es genügt indeß nicht, daß er den Redner hört, er muß sie auch verstehen; oft verstehen sie sich aber selbst nicht. Glücklicherweise verbessert der Stenograph die Reden wohl [illegible], schafft die falschen Partizipien weg, die zu kühnen Uebergänge und grammatikalischen Verstöße. Am folgenden Tage empfängt dann der Redner die Glückwünsche seiner Freunde, welche ihm sagen, daß seine Reden noch bewundernswerther erschienen, wenn man sie mit gesammeltem Gemüthe lese, als wenn man sie auf der Rednerbühne höre. Wie sollte es auch anders seyn? Der unglückliche Stenograph weiß ein Lied davon zu singen. Der Regierungs-Stenograph schmückt die Reden der ministeriellen Deputirten mit einer Menge von Beifalls-[illegible], welche auf diejenigen, die der Sitzung nicht beigewohnt haben, ihre Wirkung nicht verfehlen. Beispiel: „Der ehrenwerthe Coquillard [illegible] steigt die Rednerbühne: „Meine Herren (lebhafte Bewegung und Aufmerksamkeit), ich werde nicht auf die Angriffe des vorigen Redners antworten (zahlreiche Aeußerungen der Beistimmung), nichts destoweniger muß ich erklären, daß meine Ansicht in Bezug auf England (hört! hört!) unveränderlich ist und sich folglich nie ändern wird.“ (Lange anhaltender Beifall). Der Redner verläßt die Rednerbühne und kehrt auf seinen Platz zurück, „indem er die Glückwünsche seiner zahlreichen Freunde empfängt.“ In Wahrheit aber hat der ehrenwerthe Coquillard seine vier Zeilen gesprochen, ohne daß Jemand in der Kammer es für nöthig erachtet hätte, ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Deputirten haben die Gelegenheit benutzt, um eine Prise Tabak zu nehmen oder sich über die Spanischen Papiere zu unterhalten oder an andere Dinge zu denken. Die Arbeit des Stenographen ist noch nicht zu Ende, wenn er eine Rede in lauter Abkürzungen auf dem Papiere sieht. Da die Setzer diese Hieroglyphen nicht würden entziffern können, so ist er genöthigt, sie in gewöhnliche Schrift umzuschreiben; damit ist zugleich die Korrektur verbunden, deren die meisten Redner so sehr bedürfen. Hernach kömmt noch die Revision der Aushängebogen, welche sehr wichtig ist, besonders an den Tagen der großen parlamentarischen Kämpfe. Es folgt daraus, daß der Stenograph oft erst um 11 Uhr Abends sein Mittagbrod verzehrt. Glücklicherweise ist der Sommer eine Erholungszeit für ihn. Die Auflösung seines Körpers hält mit der Auflösung der Kammern gleichen Schritt. Die fünf- oder sechsmonatliche Ruhe wird nur dann unterbrochen, wenn ein Pariser oder ein Londoner seinen Vater oder seine Mutter unter so dramatischen Umständen ermordet, daß alle Französische oder Englische Zeitungen gezwungen sind, einen besonderen Stenographen nach dem Gerichtshofe zu schicken; doch das kömmt nicht immer vor.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Freitag den 23. Oktober 1840.

Frankreich.

Die Napoleoniden als Schriftsteller.

Man wird sich kaum eine Vorstellung davon machen können, wie weit die literarischen Ansprüche und literarischen Bestrebungen der Bonaparte's gegangen sind. Und dennoch ist dies das Eigenthümlichste, was sie hatten, da alles Uebrige nur ein Wiederschein der Herrlichkeit ihres Bruders war. Sie waren eigentlich alle wenig für die Rolle geeignet, welche ihnen Napoleon auferlegte; die Gewalt der Ereignisse und ein allmächtiger Wille bildeten ihnen eine Schein-Persönlichkeit an, welche diejenige ganz erstickte, die sie unter anderen Umständen entwickelt haben würden. Hätte ihr Bruder sie nicht mit Gewalt in den Wirbel hineingerissen, so würden sie, da sie von Natur zu geistigen Beschäftigungen geneigt waren, ruhig diese Bahn verfolgt haben. Die Bonaparte's haben fast alle geschrieben; man hat indeß ihrem Wunsche, den Ruhm nicht bloß aus zweiter Hand zu beziehen, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch auf dem literarischen Gebiet erdrückte Napoleon seine Angehörigen; er ließ keinen Ruhmeskranz für sie übrig; er allein war König in allen Gebieten, und zum Nachtheil seiner Brüder zierte er seine Stirn auch mit der Krone des Schriftstellers.

„Die Poesie", sagte Napoleon, „ist, wenn man einem gleichzeitigen Zeugnisse glauben darf, ein in unserer Familie unvergängliches Erbtheil. Ich selbst habe in Brienne ein Gedicht über Korsika gemacht, welches wohl dem meines Bruders, des Demokraten, die Wage halten mochte." — Dies Gedicht würde gewiß von großem Interesse seyn, aber es ist jede Spur davon verloren. Wir müssen uns also mit der „Cyrnéide" Lucian's begnügen. Der Name „Cyrnéide" haucht einen gewissen Hellenischen Duft aus, der leicht zu dem Irrthum veranlassen könnte, daß uns eine Frucht des grauen Alterthums hier geboten würde. Die Helden der „Cyrnéide" gehören indeß dem Mittelalter an. Karl der Große und seine Pairs sind die Säulen des Gebäudes, das nur einen Griechischen Giebel hat. Napoleon nannte Karl den Großen seinen Vorgänger. Der Wiederhersteller des abendländischen Thrones war in Wahrheit der Held der Familie Bonaparte's, und Lucian konnte ihm wohl den Tribut eines Heldengedichts abtragen.

„Karl der Große", welcher der „Cyrnéide" in diesem Karolingischen Cyklus voraufgeht, ist ein episches Gedicht in 24 Gesängen. Der Dichter selbst kündigt sein Werk als Epos an, wahrscheinlich, um den Kritikern Streitigkeiten zu ersparen, wie sie das „verlorene Paradies" veranlaßte.

Es dürfte wohl nothwendig seyn, daran zu erinnern, unter welchen Verhältnissen und Einflüssen das Gedicht ans Licht trat, denn das Karolingische Reich füllt bei weitem nicht den weiten Schauplatz, und es schimmert überall eine andere Kaiserliche Zeit hindurch.

Der Bruch, zu welchem es zwischen den beiden Brüdern kam, entfernte Lucian von den öffentlichen Angelegenheiten; 1804 verließ er Frankreich und kehrte erst zur Zeit der hundert Tage wieder zurück. Die Verwickelungen der öffentlichen und Privat-Angelegenheiten hatten Beide veruneinigt. Lucian war ein starrer Charakter, und seine rücksichtslose und widerspänstige Sprache vertrug sich schlecht mit dem raschen und schweigenden Gehorsam, den sein Bruder forderte. Durch die Dienste, die er während des Brumaire geleistet, zum Minister des Innern erhoben, wurde er bald als Gesandter nach Spanien verbannt. Als er aus Madrid zurückgekehrt war, bildete er sich eine besondere Umgebung, eröffnete er einen geheimen Krieg gegen Josephine. Malmaison besuchte er wenig, und mit den Staatsangelegenheiten schien er gar nichts mehr zu thun haben zu wollen. Das schöne Landgut du Plessis, das er gekauft hatte, war der Sammelplatz von Künstlern und Schriftstellern, deren Gesellschaft er besonders liebte. Hier versammelten sich Fontanes, Lemercier, Chateaubriand. Unter den Gästen befand sich auch die Witwe eines Wechsel-Agenten, Madame Jouberthon. Sie war eine Zierde des dortigen Schauspiels und zeichnete sich besonders als Königin aus; auch Lucian versuchte sich mit Glück in der Tragödie, und seine feierliche Declamation wird sehr gerühmt. Da begab es sich denn, daß Orosmane und Zamore in sehr glühender Leidenschaft für einander entbrannten. Die Folgen waren so ernst, daß Lucian die Witwe heirathete. Napoleon gerieth über diese neue Einmischung plebejischen Blutes in seine Familie in furchtbaren Zorn. Er hatte seinem Bruder eine Spanische Prinzessin bestimmt. Die Erklärung der beiden Brüder war sehr heftig. Lucian verließ Frankreich, und sein Name wurde aus der Liste der erblichen Prinzen gestrichen. Er begab sich nach Italien, wo er bei Pius VII. eine sehr freundliche Aufnahme fand. Der vertraute Umgang mit dem Papste hatte einen entscheidenden Einfluß auf seinen Geist; sein Leben wurde ernster, und seine Gedanken nahmen eine religiöse Richtung. In seiner Villa Tusculum kehrte er zu den Wissenschaften zurück. Ohne Zweifel rechnete er auf eine lange Muße des Exils, da er auf den schrecklichen Zeitvertreib der Epopöe verfiel. Hier setzte er seinen „Karl den Großen" fort. Besuchte aber wohl die Muse die Gebüsche Tusculums? Das muß leider bezweifelt werden.

Zwei Jahre verflossen so; die Scheidungs-Geschichte veranlaßte die Wegführung des Papstes und die Besetzung der Römischen Staaten. Lucian protestirte gegen die Verfolgung seines Wohlthäters, und um für immer außer dem Bereiche der Eroberungen seines Bruders zu seyn, schiffte er sich nach Amerika ein. Eine Englische Fregatte brachte aber das Schiff auf und führte ihn nach Malta und von da nach England. Bis zum Ende des Kaiserreichs lebte er nun auf einem Besitzthum zu Toingrove bei Worcester. Dort legte er die letzte Hand an sein Gedicht, welches zu London 1814 erschien.

Napoleon öffnete es einmal auf St. Helena, las einen Gesang, ging aber nicht weiter. Sein Muth erlag dieser herkulischen Arbeit. Der Zug Karl's des Großen nach der Lombardei und die Befreiung des Erbtheils St. Petri bildet den Gegenstand der 24 Gesänge. Die Seele des Helden wird von furchtbaren Leidenschaften durchwühlt. Der Ehrgeiz und eine sträfliche Liebe rathen ihm zu einer Ehescheidung, welche das Herz seiner treuen Kampfesgefährten mit Trauer erfüllt. Aber auch die gute Sache hat ihre Vertheidiger, besonders den wackeren Roland. Dieser tugendhafte Ritter nimmt seinen Fürsten hart ins Gebet und stürzt sogar auf ihn ein, indem er allerlei Bewegungen mit dem Schwerte macht. Wahrscheinlich würde er den Kaiser todt niedergestreckt und den Knoten mit einem Schlage zerhauen haben, wenn man nicht noch bei Zeiten dazwischen getreten wäre. Diese ernste Zurechtweisung, welche Kaiser Karl anfangs ziemlich übel aufnahm, brachte ihn doch auf allerlei Gedanken und schlug endlich doch zum Ruhm seiner Grundsätze aus. Er öffnete die Augen am Rande des Abgrunds: die Ehe triumphirt, und die gegeißelte Ehescheidung wird noch in den Noten mit einer Fluth von Verwünschungen und Widerlegungen überschüttet. Dieser erste Sieg des Helden ist nur das Vorspiel weit verdienstlicherer Anstrengungen. Die Kirche ist in Gefahr: Griechen und Lombarden sind in das Gebiet derselben eingefallen und haben die Altäre entweiht. Sie rücken auf Rom los, und die heilige Stadt stößt einen Schrei der Angst aus. Da sammelt Karl der Große seine Schaaren, überschreitet die Alpen und dringt unter Belagerungen und Kämpfen bis zur Tiber.

Die Anspülungen, die der Dichter auf dem alten historischen Inhalt aufgeschichtet hat, sind schwer in eine gewisse Ordnung zu bringen, denn die verschiedenen Schichten lagern alle wirr durch einander. Der Reichthum der Geschichte scheint den Dichter in Versuchung geführt zu haben, denn sie bot ihm mehr, als er brauchte. Die Helden von Roncevaux, Wittekind, die Sachsen und so viele Andere eilen „zu Rosse und zu Wagen" aus den verschiedenen Theilen des Reiches herbei und stürzen auf alle Punkte der Haupthandlung ein. Das Schwierige war, diese Eindringlinge zu disziplinien. Allerdings hat der Dichter sie einer strengen chronologischen Ordnung unterworfen. Die ganze Handlung umfaßt 112 Tage, und jedes Ereigniß hat sein bestimmtes Datum. So fällt die Schlacht bei Roncevaux auf den zweiundzwanzigsten Tag und ein Besuch im Fegefeuer auf die Nacht des achtzigsten Tages. Jede Thatsache ist, wie man sieht, so wohl gestützt, daß sie die kritische Prüfung eines Benediktiners vertragen kann. Der Dichter hat sich zu dieser Genauigkeit verpflichtet geglaubt, zur Entschädigung für die freie Bewegung, die er sich im Raume erlaubt: er hat Ariosto's Zauberstab in die Hand genommen. Indeß hat er keinen Mißbrauch mit dem Wunderbaren getrieben, und es kommen in dem Gedichte keine Teufel vor, welche gegen den Himmel anheulen.

Als Lucian nach Napoleon's Sturz England verlassen durfte, begab er sich wieder nach Rom und kehrte zu dem friedlichen Leben zurück, welchem ihn die Ereignisse entrissen hatten. Er hatte die Genugthuung, sein ganzes Werk dem heiligen Vater vorlesen zu dürfen, der schon früher die einzelnen Gesänge mit Interesse angehört hatte und dem die Widmung des orthodoxen Werkes mit vollem Rechte zukam. Ihre gemeinschaftlichen Prüfungen und eine ununter-

brochene Korrespondenz hatten ihre Vertraulichkeit noch gesteigert. Der Papst machte seinen Freund zum Fürsten von Canino, und als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, machte dieser sich eiligst nach Paris auf den Weg, um die Neutralität der Päpstlichen Besitzungen zu erwirken. Er wollte wieder nach Italien zurückkehren, wurde aber an der Gränze angehalten und nach Paris zurückgebracht. Die beiden Brüder sahen sich öfter und schienen sich näher zu kommen.

Lucian nahm seinen Platz im Institut wieder ein, wohnte den Sitzungen desselben bei und hielt auch Vorträge. Die Krisis der hundert Tage gab ihm Gelegenheit, alle seine Neigungen zu befriedigen. Die Rednerbühne und die Akademie bereiteten ihm eine Existenz, wie er sie nur wünschte. In der Pairs-Kammer gab es heftige Kämpfe, in denen er Entschlossenheit und Muth entfaltete; bis zum letzten Augenblicke vertheidigte er die Sache, der er sich angeschlossen. Die bald eintretende Katastrophe warf ihn in die Stille des Studiums und Privatlebens zurück.

Vier Jahre später erschien die „Cyrnéide". Der Plan dazu und ein Theil der Ausführung schreiben sich schon aus der ersten Zeit seines Aufenthalts in Italien her. Schon früh hatte er den großen Entschluß gefaßt, ein Seitenstück zu seiner Iliade zu schreiben, wie er sich in der Vorrede ausspricht. Von Karl dem Großen und seinen Paladinen kommen wir nicht los; aber die Majestät des Kaisers erscheint doch nicht mehr in solcher Nähe. Dafür treten gewisse Nebenpersonen des ersten Gedichts in den Vordergrund. Zu diesen gehört Isolier, der Korse. Er hat die Aufgabe, sein Geburtsland von den Ungläubigen zu säubern; der Triumph verbleibt ihm. Auch hier hat der Held gegen keine höllische Macht zu kämpfen. Es kommen ihm sogar himmlische Botschaften zu, besonders die eines Volksheiligen, Mossol's. Mossol ist Niemand anders als der Pfarrer von Guagno, der, von Genuesischen Soldaten in einem Hohlwege eingeschlossen, lieber den Hungertod starb, als den Unterdrückern seines Vaterlandes den Eid der Treue leistete. Dieser Märtyrer des Patriotismus verdiente wohl eine poetische Canonisation, und der Sänger der „Cyrnéide" hat sich nicht bedacht, diesen Feind der Genueser ins 9te Jahrhundert zu versetzen. Der Korsische Paladin hat eine große Familien-Aehnlichkeit mit allen bekannten Paladinen, und er könnte dreist durch die Welt ziehen, ohne zu fürchten, daß man seine Abstammung erkenne. Mit einem Worte, die insulare Poesie der „Cyrnéide" hat ganz denselben Anstrich wie die kontinentale „Karl's des Großen". Beide Gedichte sind Zwillinge, die sich sogar im äußeren Anzuge auffallend gleichen. Von der stillen Opposition, die in „Karl dem Großen" auftauchte, findet man dagegen in diesem Gedichte keine Spur. Die Zeiten hatten sich geändert, das Kaiserreich war untergegangen, und die „Cyrnéide" erinnert sich nur des Ruhmes und des Unglücks des Gefangenen von St. Helena.

Nachdem der Fürst von Canino der epischen Muse diesen Tribut bezahlt, hielt er an und wendete sich zu anderen Arbeiten. Die Ausgrabungen in Tusculum hatten wichtige Resultate geliefert; er unternahm neue auf seinen Besitzungen zu Vulci und legte die reiche Sammlung antiker Vasen an, deren Katalog er herausgab. Die Classification dieser Denkmäler und ihre Erklärung sind auf manche Widerrede gestoßen, und es ist gewiß sehr zweifelhaft, ob man sich bei den archäologischen Entscheidungen des Fürsten von Canino beruhigen werde.

Um sich von seinen schriftstellerischen Niederlagen zu erholen, blieb ihm noch ein Mittel: er konnte seine Memoiren schreiben. Wirklich erschien im Jahre 1833 der erste Band; derselbe bot indeß nicht das Interesse, welches der Name des Verfassers erwarten ließ. Der erste Band geht freilich nur bis zum 18. Brumaire, ohne diesen zu berühren. Es ist eine vorläufige Instruction des Prozesses gegen das Direktorium, eine Reihe rechtfertigender Aktenstücke dieses Staatsstreiches. Der Verfasser selbst beschränkt sich auf seine politische und parlamentarische Laufbahn; Privat-Angelegenheiten sind ausgeschlossen. Mit besonderer Vorliebe geht er auf seine oratorische Wirksamkeit zurück. Napoleon äußerte, Herr von Sémonville habe aus Lucian einen eifrigen Klubisten gemacht. In der That begann seine revolutionaire Erziehung sehr früh, und er konnte sich nie ganz von der Rhetorik der Klubs freimachen. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er schon feurige Reden in den Volksversammlungen auf Korsika, in Marseille und Saint-Maximin hielt. Nachdem er einige Jahre in Deutschland verweilt, wo er, wie er sagt, manchen harten Strauß mit den Royalisten und Jakobinern zu bestehen gehabt, versetzten ihn Napoleon's Siege auf ein größeres Theater. Lucian und sein Bruder Joseph wurden zu Deputirten Korsika's im Rathe der Fünfhundert erwählt. Auch hier machte er sein rednerisches Talent geltend; er trat immer in den schwierigsten Krisen auf. Fragen allgemeiner Politik, der Stand der Parteien und der öffentlichen Meinung, die Gefahren des Vaterlandes waren vorzüglich die Themata, welche für seine feierliche und aphoristische Ausdrucksweise paßten, die sich zuweilen zu sibyllinischer Dunkelheit verstieg.

Zu den Einflüssen, die bei seiner literarischen Erziehung erwogen werden müssen, gehört auch wohl sein Umgang mit dem Abbé Raynal. Die jungen Bonaparte's waren ihm empfohlen; Lucian fand besonders vielen Geschmack an ihm. Seine jugendliche Bewunderung für den Verfasser der „Histoire philosophique des Deux Indes" verlor sich nie. Es ist dies ein Tribut der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihm den Stoff zu seinem ersten Werke geliefert hatte: „la Tribu Indienne", einen kleinen Roman, den er zur Zeit des Direktoriums herausgab und der Verwandtschaft mit Raynal, Crébillon dem Jüngeren und Bernardin de St. Pierre zeigt. Die sentimentale Philanthropie, der etwas rohe Sensualismus, die Idylle unter den Wendekreisen, alle damalige Mode-Ideen sind hereingezogen. Der Aberglaube, die Vorurtheile, die Engländer werden hart mitgenommen. Es bedurfte wahrhaftig der 24 Gesänge eines apostolischen [illegible], um ihm Absolution für Stellen wie die folgenden zu verschaffen: „Hat wohl je ein Priester, der zwischen seinen Vortheil und einen Frevel gestellt war, nur einen Augenblick geschwankt?" — [illegible] „Als ob die Priester verzeihen könnten!" —

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Bauern der Romagna.

(Schluß.)

Dafür werden anderwärts Laute hinzugefügt und eingeschoben, und zwar vorangestellt den Pronomen und anderen [illegible], z. B. dem me und te und dem ne, welches für non in [illegible] ein A, also ammé (oder abgekürzt am), atẻ oder at, anné oder [illegible] für me, te, non; dem Artikel lo und la ein E, also: ello und [illegible] oder statt beider abgekürzt el für lo und la; angehängt [illegible] chen te, wie in inte oder int für in, welches bisweilen nur [illegible] Wiederholung des Anlauts ist, wie in Tet' me lassea für te [illegible] (tu mi lasci); eingeschoben vorzüglich zwischen Pronomen und Verb ein A, z. B. vô a si, vô a sari für voi siete, voi [illegible]

Die Vertauschung der Toskanischen Vokale mit anderen [illegible] wandten ist sehr mannigfaltig:

Für A kommt e vor: brev, cèr, ghèt für bravo, chiaro, [illegible] oder der Mittellaut ea: ealtro, peart, queal für altro, [illegible] quale, besonders in den Endungen der ersten Conjugation: aspettéare, levéare, steare: aber auch i, z. B. pis für [illegible]

Für E dient I: aviva, tinc, lighea für aveva, tenere, legare, [illegible] einsilbigen Wörtern auch A: cha, par für che, per, [illegible] einigen Fällen ein offenes U: cuje für che è, [illegible] nämlich egli sia.

Für I dagegen E: el, se, dè par dè, lengua, matteua, [illegible] il, si, a di per di, lingua, mattina, prima; [illegible] Endung — eno für ino, z. B. das Obige [illegible] gioviner u. a.; das E tritt auch an die Stelle [illegible] sagt man veni für vieni. Außerdem wird das I [illegible] A vertreten, wie in martet für mirtillo, mirto, [illegible] Pronomen Io „ich" lautet schlechthin A.

Für O und U hat die kurze Silbe eines Wortes bisweilen [illegible] tempe, lemua für tempo, lume.

O und U werden aber gewöhnlich mit einander vertauscht: [illegible] fiur, purtea, vultea, surella für fuori, fiori, portare, [illegible] sorella; dagegen fò, tott, für fui, tutti.

Die Konsonanten, welche im Dialekt der Romagna [illegible] erscheinen, sind vornehmlich folgende:

D für T: sadiga, garnida, ajdea, maridea für [illegible] ajutare, maritare.

Für das gezischte C und G ein hartes G: sorghi für [illegible] jener Zischlaut, welcher zwischen S und Z liegt [illegible] Schreibung durch ein Z oder auch durch ein ss angedeutet [illegible] kann: za, stazon, unzè, pianzè, lazea (lassea) für [illegible] gione, ungere, piangere, lasciare; oder endlich [illegible] Deutschen Jod oder weichen G ähnlicher Laut: [illegible] formajo für mangiare, formaggio.

Das Gli — schwindet in J (jod) zusammen: aj, paja, [illegible] für aglio, paglia, moglie, voglio.

Das Jod geht dafür häufig in R über, wie auch [illegible] Munde des Italiänischen Volkes: z. B. aier für [illegible] „Scheffel". Der Sicilianer spricht umgekehrt [illegible] arrosto.

Für den Artikel ist im Singular die abgekürzte Form [illegible] allein gebräuchlich, auch vor Vokalen; im Plural kommen [illegible] men i, li und gl' abwechselnd vor. Die Grundpronomina [illegible] Singular: A, wie schon bemerkt für io, auch oft [illegible] Akkusativ gewöhnlich ammé oder am; te, ti und tai für [illegible] im Akkus. atte oder att; el, auch abgekürzt in e oder [illegible] im Akkusat. gli; „er, sie und es", no für noi, vo oder [illegible] i für eglino. Die Pronominalien lauten durch die Verkürzung [illegible] beide Geschlechter und im Singular und Plural gleich: mi, [illegible]

Die Abweichungen der Verbalformen erklären sich meistens [illegible] angeführten Lautveränderungen und Abwechselungen allein, [illegible] aber freilich oft, wenn auch der Stamm umgelautet ist, schwer [illegible] wie das obige am piés für mé piace; so auch tenz, [illegible] dipinge; a so für io sono, si für sei, sia und siete, [illegible] faz, faza für faccio, faccia, ebbia für abbia, voj für voglio [illegible] Eigenthümlichkeit der Formation ist diese, daß die zweite [illegible] des Plural überall auf i ausgeht, avi „ihr habt", si [illegible] savi ihr wißt, tini ihr haltet, sari ihr werdet seyn, [illegible] werdet werden; portei ihr bringet. Die dritte Person des [illegible] unterscheidet sich nicht von der des Singular: e ha und i ha [illegible] und sie haben; sta er steht und sie stehen; vò er will und sie [illegible] welches sich einfach aus Abwerfung der Endung erklärt. Die [illegible] Person des Singular hat im Futur die Endung é statt ai, [illegible] andaré, mitré (mettrai), purtaré. Der Infinitiv kommt [illegible] vollständiger Endung: ciameare (chiamare), theils mit abgeworfenem E: ciamear, theils mit ganz abgeworfener Endung vor: [illegible] Er hat entweder den Kennlaut ea (erste Conjugation), dea, [illegible] fea, magnea für dare, ajutare, fare, mangiare, oder e (zweite Conjugation), vdé, pruvdé für vedere, provedere, mitré, pianzé für mettere, piangere; oder i (dritte Conjugation), di, vni für dire, venire, oder endlich á und ó (kontrahirte Conjugation) z. B. [illegible]

trarre (trahere): pô für porre, ponere; tô für torre, togliere. Das Prinzip klingt ebenfalls fast immer nur durch Abwerfung der Endung fremdartig, wozu die Umlautung das Ihrige beiträgt: avù, savù, vedù, vulé für avuto, saputo, veduto, voluto; arrivêa, lighêa für arrivato, legato (romagn: eigentlich arriveada, lighêada); nèd, fatt, res, spes für nato, fatto, reso, speso. In einigen Fällen ist die im Toskanischen verschwundene Nebenform noch in Gebrauch, wie neben spes auch spindù für speso (spenduto). Auch in den Hülfsverben hat sich die alte Form mehr erhalten, z. B. ajo ich habe, doch auch nicht ohne Versetzung und Umlautung wie jai für ai du hast; uja für a er hat.

Die Bedeutung der Verben zeigt manche Abweichungen. Bisweilen ist ein Verb in aktivem Sinne bräuchlich, welches die Schriftsprache nur als Intransitiv kennt; so ist parte „er scheidet" doppelsinnig wie im Deutschen, nämlich „er geht hinweg" und „er macht hinweggehen, trennt."

Als Eigenthümlichkeit der Construction möchte anzuführen seyn, daß beim unpersönlichen Verb das „Es", das grammatische Subjekt, niemals ausgelassen wird: l'è „es ist", es giebt (il est, il-y-a), l'è questo, l'era, (il y-avait, oft aber auch überflüssig, wo ein Subjekt da ist, eingeschoben wird: questo l'è quello „dieser ist derjenige". Im Plural i è „es sind", je i quà Toskanisch: eccoliquà. Ferner: daß in der Frage das Pronomen nicht ausbleibt, sondern dem Verb als Affixum angehängt wird: C's avio'? für cosa avete? Eben so im Imperativ va' für va „gehe"! vuctevi „wendet um".

Diese Bemerkungen werden hinreichend seyn, um das grammatische Verständniß der Sprüche und Lieder, welche weiterhin mitgetheilt werden sollen, zu erleichtern. G. Julius.

England.

Ein Wort über das Sprechen, vornehmlich in England.

Man hat mit Recht bemerkt, daß ein Mann tausendmal in seinem Leben etwas gesprochen zu haben bereut, selten oder nie, geschwiegen zu haben, und Pythagoras hielt ein neunjähriges Schweigen für nothwendig, um seine Schüler zu einem vernünftigen Sprechen zu erziehen. Auch Epiktet war ein Freund des Schweigens und empfahl wenig Sprechen als eine besondere Tugend: der Trappisten ganz zu geschweigen, deren Regel vielleicht eher für als gegen das Sprechen zeugt, insofern ihr Schweigen eine Selbstverleugnung und Buße ist, ein freiwilliges Verzichten auf das, was sie für einen Genuß halten. Auf sie läßt sich daher das Terentinische tacent, satis laudant anwenden. Doch dem sey wie ihm wolle, den Anhängern des Schweigsystems fehlt es weder an Zahl noch Ansehen, das Uebergewicht der ältesten Tochter der Nacht aufrecht zu halten.

Es kann also für eine Verletzung der solchen Autoritäten gebührenden Achtung gelten, wenn wir es wagen, diese Dogmen in Zweifel zu ziehen; aber wir können nicht umhin, die Vermuthung auszudrücken, daß das Sprechen nicht ohne seinen Nutzen ist, oder wenigstens, daß, wenn Sprechen eine Schwäche ist, es eine sehr natürliche ist. Gerade jene Empfehlungen des Schweigens scheinen uns, was auch diejenigen, von denen sie ausgehen, gedacht haben mögen, ein indirektes Lob auf die Gabe der Rede zu enthalten: erstens, insofern dieselbe ein viel zu kostbares Ding ist, um für nichts weggeworfen zu werden, und zweitens, insofern die Größe des Nutzens, den ihr guter Gebrauch bringt, aus den mannigfachen Gefahren ihres Mißbrauchs hervorgeht — zwei Eigenschaften, die ja in der Natur der irdischen Dinge so eng mit einander verknüpft sind.

Denen, die sich so viel darauf zu Gute thun, daß sie Menschen und Herren der Schöpfung sind, dürfen wir nur in Erinnerung bringen, daß die Sprache das unterscheidende Merkmal der Gattung ist. Linné hat den Menschen definirt als homo loquens sapiens: die eine Bestimmung ist eine natürliche Folge der anderen, denn wie bekannt, drücken die Griechen Sprache und Vernunft durch ein und dasselbe Wort, λόγος, aus, woraus also folgt, daß Sprechen etwas Vernünftiges und daß es vernünftig ist, zu sprechen.

Gegen diese Linnéische Definition kann man nicht das Geschnatter der Elstern und Papageien anführen: zwischen menschlicher Sprache und der Geschwätzigkeit des Papageien, in der keine Vernunft ist, besteht ein himmelweiter Unterschied, und wenn man dagegen einwendet, daß es viele unbefiederte Zweifüßler giebt, welche keinen besseren Gebrauch von der Sprache machen, als der Papagei, so beweist dieser Umstand nur die Unvollkommenheit aller Natur-Systeme. Die Gattungsunterschiede sind künstlich und plump, und die Natur verfährt nach so stufenweisen und unmerklichen Schattirungen, daß die keuchende Logik ihr umsonst nachhinkt. Es mag daher in gewissen Fällen unmöglich seyn, die Linie zu zeichnen, wo der homo sapiens loquens aufhört und der psittacus garrulus anfängt, und doch soll die Definition für alle gewöhnliche Fälle ausreichen.

Die meisten Schriftsteller, welche das Sprechen gern herabsetzen möchten, pflegen besonders das Handeln ihm entgegenzustellen und auf seine Kosten zu erheben. Man beruft sich dabei auf Macbeth's Wort: „Nicht prahlen wie ein Narr; ich will es thun, eh' kalt der Vorsatz wird", und behauptet, die viel Redens machten, thäten am wenigsten. Das Täuschende dieses Schlusses wird man erkennen, wenn man bedenkt, daß Sprechen selbst oft eine Handlung ist. Die privilegirten Rechtsgelehrten der alten Zeit haben entschieden, daß Schreiben eine Handlung ist, und Buchstaben sind nur die Zeichen für Töne. Wenn also jene andere juristische Maxime: quod facit per alium, facit per se, einige Wahrheit hat, so muß Sprechen eben so viel Handlung seyn, als Pasquille schreiben.

Die Motive und Zwecke des Sprechens sind so mannigfach wie die des Handelns. Im öffentlichen Leben haben die Redner hinreichende Gründe für die maßlose Bewegung ihrer Zunge, und selten „lüften sie ihr Vokabularium", ohne zu wissen, warum. Juristen sprechen für ihr Honorar, Schauspieler für ihr Gehalt, Parlaments-Kandidaten und Charlatane sprechen, um ihre Waaren an den Mann zu bringen, und Parlaments-Mitglieder, um ihre Konstituenten zu befriedigen. Verbrecher am Galgen sprechen (wenn man ihnen das Sprechen erlaubt), um eine kleine Frist zu gewinnen, während wieder Auctionatoren geschwätzig sind, um desto früher mit ihrem Geschäft fertig zu werden. Im Privatleben hält man gewöhnlich diejenigen für die ärgsten Schwätzer, die am wenigsten zu sagen haben und am wenigsten einen Zweck dabei verfolgen; aber das ist ein Irrthum: sie sprechen, pour le plaisir de s'écouter, um des Vergnügen willen, ihre eigenen lieben Stimmen zu hören, und das ist ein eben so guter Grund als jeder andere. In der Ehe sprechen die Parteien, um das letzte Wort zu behalten; Reisende in Landkutschen sprechen, um ihren temporären Gesellschaftern ihre eigene Bedeutsamkeit zu insinuiren, und Damen sprechen in ihren Opern-Logen, um zu zeigen, daß sie reich genug sind, etwas zu bezahlen, dessen Genuß sie sich entgehen lassen. Wir müssen also mit aller Energie gegen den Unterschied, den man zwischen Sprechen und Handeln setzt, protestiren, und gegen die sprüchwörtlich gewordene Verachtung „müßiger Reden", zwei Worte, die einen positiven Widerspruch involviren. Schweigen mag müßig oder träge seyn, und Viele entschuldigen in der That ein gutes Mittagsschläfchen mit „stiller Betrachtung", aber sprechen, sich unterhalten, heißt auf Griechisch διαλέγεσθαι, und die von diesem herkommende Dialektik ist bekanntlich nach einer neueren philosophischen Schule die höchste Bewegung und Thätigkeit alles Geistigen.

Ferner ist zu bemerken, daß das Sprechen, während es das Attribut der Menschen überhaupt ist, zum Wesen weiblicher Natur gehört. In dieser Beziehung verfiel Anakreon (der es besser gewußt haben sollte) in einen traurigen Irrthum. Es war nicht, wie er behauptet, die Schönheit, welche die Götter dem Geschlecht als seine Waffe ertheilten, sondern eine wohleingerichtete Zunge. Hierin müssen wir das Murren der Ehemänner entschieden zurückweisen, denn wir halten dafür, daß die Natur nichts umsonst gemacht hat. Ohne diese unbeschränkte Freiheit der Zunge wären die Frauen der Selbstsucht der Männer nicht gewachsen, und die Parabel vom ungerechten Richter ist nur ein Spiegelbild jener Unzufriedenen, die ihren keuschen Hälften ihr einziges Vertheidigungswerkzeug nehmen möchten, aus keinem anderen Grunde, als damit sie, wie der Seemann vom Methodistenprediger sagte, „alles Zahnfleisch für sich behielten." Ueberdies ist der gesuchte Vortheil nur für Feige etwas werth; denn die Verletzungen von dem kleinen Schrot weiblicher Beredsamkeit sind nur für kleine Männer bedeutend. Ein weiser Mann, gleich Sokrates, oder ein tapferer, gleich — (das Beispiel fehlt hier), fühlt, daß

„Parlar di donna non fa gran danno"

oder, um in der Muttersprache zu reden, daß harte Worte (im Munde der Damen) „einem die Knochen nicht entzweibrechen."

Alles genau erwogen, läßt sich sehr bezweifeln, ob die Frauen in Bezug auf Sprechen den Männern so sehr überlegen sind. Wie groß auch ihre Kraft, zu argumentiren, sey, sie bedienen sich ihrer mit viel mehr Bescheidenheit, als man gewöhnlich annimmt. Recht eigensinnige und entschlossene Frauen verlassen sich ganz auf die Konsequenz und Standhaftigkeit ihres Willens und lassen ihre Männer ohne Widerspruch reden, so viel sie wollen; und was man auch von der copia verborum sagen mag, womit manche Frauen ihren eigenen Willen durchsetzen, der Unerfahrene kann uns aufs Wort glauben, daß eine Dame nie so sehr zu fürchten ist, als wenn sie einen Einwand keiner Antwort würdigt. Auch bemerke man, daß die Frauen, während sie in dem unbestrittenen Besitz größerer Zungenfertigkeit stehen, doch die ausschließliche Ausübung derjenigen Professionen, wo es nur auf Geschwätzigkeit ankommt, von jeher dem anderen Geschlecht überlassen haben. Hier und da lesen wir von einem weiblichen Professor, und eine Frau predigt dann und wann in einer Quäker-Versammlung, aber, mit Ausnahme Portia's, wer hörte je von einem weiblichen Advokaten? Auch predigende Mönche gab es genug in der katholischen Kirche, aber nie predigende Nonnen. Die einzigen Frauenzimmer, die sich ein Recht, öffentlich zu sprechen, angemaßt, sind die wandernden Fischweiber, die ihre Butten und Makrelen einem prüfenden Publikum vermittelst ihrer Lungen empfehlen; aber diese können so wenig als Beispiel dienen, daß sie vielmehr von ihrem Geschlecht allgemein als eine Ausnahme desavouirt werden.

Ein besonders gutes Argument zu Gunsten des Redens ist die allgemeine Bewunderung, die der Beredsamkeit überall zu Theil wird. Das geht so weit, daß nicht bloß Griechenland und Rom, sondern auch die rothen Nationen Amerika's sich durch Beredsamkeit auszeichnen, ja viele ihrer Häuptlinge kann man mit den Cicero's und Burke's der civilisirten Welt auf eine Linie stellen. Doch beschränken die Wilden, wie wir sie in unserem Dünkel nennen, ihre Beredsamkeit auf besonders feierliche Gelegenheiten; wenn zwei Wilde einen Streit über das Mein und Dein haben, so fechten sie die Sache aus, und der Ueberlebende gewinnt den Prozeß, aber der Stolz der Civilisation ist es, daß die Menschen in solchen Fällen das Recht zu Hülfe nehmen, d. h. die Zungenfertigkeit gutbezahlter Rechtsgelehrten. So werden auch in den constitutionellen Staaten Europas die öffentlichen Angelegenheiten durch nichts Anderes gefördert (d. h. gehemmt), als durch die Diskussion, und der gilt für den größten Staatsmann, der seine drei Körner Vernunft in dem größtmöglichen Wortvorrath zu verbergen weiß. Zur Debatte stets bereit seyn, ist ein ausgezeichnetes Verdienst; eine klare, geschickte Darlegung einer Sache geben, ist eine nützliche Fähigkeit; sie auf verworrene, verwickelte Weise darstel-

len, ist eine Gabe, die noch mehr gesucht wird, aber der, welcher bei ungünstiger Zeit sprechen, der die Mitglieder bis sechs Uhr Morgens ihren Betten entziehen kann, ohne eine einzige präcise Meinung von sich zu geben, der ist der Erste unter Allen, der Abgott seiner Nation, die Bewunderung seiner eigenen Partei und der Neid aller anderen.

Eine große Empfehlung der Sprechgabe ist ihre Unabhängigkeit vom Vermögen: sie ist eben so zugänglich für den Armen, wie für den Reichen, und wenn die Reichen in dieser Beziehung etwas voraus haben, so ist es mehr die Qualität als die Quantität ihres Redens, und dann auch der Umstand, daß die Zeit des Sprechens mehr in ihrem Belieben steht. Die Ausnahmen von dieser Universalität der Geschwätzigkeit sind nicht zahlreich und bedeutend. Die eine, die einem sogleich einfällt, ist der Rauchklub, der einer wahrhaft Pythagoräischen Versammlung gleicht. Sodann kommt die Whistgesellschaft, wo, wie es heißt, das Sprechen der Unterhaltung schadet. Eine Ausnahme aber verdient besonders hervorgehoben zu werden: wir meinen das eheliche tete-à-tete. Wie es kommt, daß Eheleute schlechte Plauderer sind, oder daß die, welche anderswo besonders unterhaltend sind, zu Hause so oft „ihre Geige an die Wand hängen", können wir hier nicht erklären, aber das Faktum ist wahr und hat gewiß seinen zureichenden Grund. Es ist wahr, in dem Versprechen, eine Frau in Gesundheit und Krankheit auszuhalten, liegt noch nicht die Verpflichtung, sie auch geistig zu unterhalten, aber wenn dies auch keine gesetzliche Verpflichtung ist, so ist es doch eine moralische, die für ehrenhafte Gemüther gleich bindend seyn muß, und das um so mehr, da ja Liebende einander so gute Gesellschaft leisten und diese Unterhaltungsgabe gerade es ist, die so viele Damen bestimmt, dem Mann, der sie besitzt, ihre Hand zu reichen. In Bezug auf diese gewöhnliche Schweigsamkeit des ehelichen Lebens mag wohl jener Pariser, als man ihn fragte, warum er die Dame, der er seit Jahren treu gewesen, nicht heirathe, geantwortet haben: „Où donc passerais-je mes soirées?"

Was die stillen Versammlungen der Quäker betrifft, so können diese nicht als Ausnahmen der allgemeinen Neigung, zu reden, angeführt werden, insofern die Leute hier nur auf den Geist warten, der ihre Zungen in Bewegung setzen soll, und wenn sie nicht sprechen, so denken sie offenbar darüber nach, was sie zu sprechen haben. Weit entfernt, dies für einen Vorwurf zu halten, sehen wir vielmehr darin eines der größten Verdienste der Sekte, indem wir von Herzen wünschen, daß alle Redner, geistliche und weltliche, ihre Zunge halten lernen, wenn sie nicht mit Redestoff hinlänglich versehen sind: die Welt würde sich gewiß besser dabei befinden.

Da angenehme Unterhaltung das höchste Resultat einer ausgebildeten Civilisation ist, so darf man sich nicht wundern, wenn gute Plauderer nicht „so häufig sind als Brombeeren." Obgleich die Fähigkeit, angenehm zu unterhalten, keine Kenntnisse transcendentaler und spekulativer Art erfordert, so setzt sie doch immer viel Wissen und einen vollkommenen Takt in der Anwendung desselben voraus. Die laufenden Gegenstände des Gesprächs in der guten Gesellschaft wechseln fortwährend ab, und was gestern Stoff der Unterhaltung war, ist es nicht nothwendig auch heute. Der geübteste Praktiker, der eine Zeit lang auf dem Kontinent oder auf seinem Gut in einer fernen Gegend gelebt hat — ja wenn er auch nur einen Monat lang mit Herrn Scrope Rothwild im Norden gejagt, muß, wenn er in die Stadt zurückkehrt, sich erst erkundigen, welches das herrschende Tagesgespräch ist. Voriges Jahr hatte die Geologie das Wort; dieses Jahr war das Daguerreotyp an der Tagesordnung, und der Himmel weiß, was im künftigen an die Reihe kommen wird. Die öffentlichen Fonds sind nicht so sehr den Schwankungen unterworfen, als die Aufmerksamkeit der Klubhäuser, und der, welcher es wagen wollte, das Ohr der Gesellschaft „für den, der am Mittwoch starb" in Anspruch zu nehmen, oder von der Taglioni zu sprechen, wenn der Omnibus mit Cerito beschäftigt ist, ist nicht besser daran, als wenn er einer Französischen Schauspielerin über das Prinzip wahrer Glückseligkeit oder einer Missionair-Gesellschaft über die erste Philosophie Vorlesungen hielte.

Wenige Dinge sind schwerer zu definiren als ein guter Plauderer. Der Plauderer ist eine Spezies, die sich der Beschreibung entzieht, und es ist viel leichter zu sagen, welches seine Verdienste nicht sind, als welches sie sind. Ja man kann sagen, seine Eigenschaften wechseln nach Zeit, Ort und Umständen. In der wahren Gesellschaft des Bontons geräth man leicht in Gefahr, zu sehr zu glänzen, und das nicht durch die Mißgunst, sondern durch die Indolenz des Auditoriums. Jede Unterhaltung, die den Geist zu sehr anstrengt, stört den heiteren Gleichmuth der Gesellschaft, und der Verbrecher wird sofort der Erziehung nach für unebenbürtig erklärt. Nie darf man über die Fonds mit einer schönen Dame oder über eine kitzliche Moralfrage bei Crockfords diskutiren. Wir empfehlen dies besonders allen jungen Studenten, die frisch von der Universität kommen und leicht geneigt sind, wenn sie in die Stadt kommen, ihre lokalen Scherze von Notabilitäten zum Besten zu geben, die außerhalb der Jurisdiction der Rektoren Niemand kennt, und sich dann zu wundern, daß das, was einst eine Wein-Gesellschaft in Trinity oder Christ-Church in Entzücken versetzte, in Baker-Street oder Bloomsbury-Square ohne Wirkung bleibt. Diesen Fehler findet man auch besonders bei Fuchsjägern, worunter wir nicht solche Gentlemen verstehen, die zum Vergnügen jagen, sondern die, welche es zum alleinigen Geschäft ihres Lebens machen, den Hunden zu folgen, — gewöhnlich die einseitigsten Personen, die man sich denken kann, und die hartnäckigsten Monopolisten der Unterhaltung. Hierher müssen wir auch die Erzähler von Theater-Anekdoten rechnen, die mit den Schauspielern Bruder und Bruder sind und sie bei ihren Taufnamen rufen. Aber am unerträglichsten sind die, welche sich den Titel „ernst" angemaßt und die bei jeder Gelegenheit die Religion aufs Tapet bringen. Es ist einer der traurigsten Irrthümer des Tages, zu glauben, die Welt sey nur eine Arena für theologische Streitfragen. Es giebt keinen Fall, wo die Theilnahme des Herzens durch allzu große Anstrengung des Kopfes mehr abgestumpft und wo durch Vertraulichkeit mehr Geringschätzung erzeugt wird. Jene unermüdlichen Prediger beider Geschlechter sollten doch bedenken, daß es ein Naturgesetz für den überspannten Bogen ist, zu brechen, und die, welche Stellen aus der heiligen Schrift ewig im Munde führen, sollten sich erinnern, daß, wenn der siebente Tag dem Dienst des Höheren geweiht sey, die sechs übrigen irdischen Zwecken überlassen seyen.

Einer der schlimmsten Fehler eines Gesellschafters, gegen den die besten nicht genug auf ihrer Hut seyn können, ist der, immer das Wort führen zu wollen. Solche Leute lassen keinen Andern den Mund öffnen und gestatten der Aufmerksamkeit nicht einen Moment Ruhe. Was ist die Folge davon? mögen ihre Anekdoten noch so trefflich, ihre Witze noch so pikant seyn, sobald der Sprecher sie widerwilligen Ohren zuwirft, werden seine Zuhörer gern in den Ruf einstimmen:

> Que tu n'es qu'un habil importun,
> Tu as l'esprit, mais pas du sens commun.

Aber es ist nicht genug, den Schein des Monopols zu vermeiden und in Gesellschaft gleich gern zu nehmen als zu geben; selbst wenn wir die Aufmerksamkeit der Gesellschaft mit Recht, ohne Anmaßung, in Anspruch nehmen, so ist es vor allen Dingen nothwendig, sich der Kürze zu befleißigen. Tout genre est bon hors l'ennuyeux, und nichts ist flüchtiger als die Aufmerksamkeit einer gemischten Gesellschaft. Ein guter Gesellschafter ist in diesem Punkt sehr gewissenhaft, und den Augenblick, wo er ein abschweifendes Auge ertappt, eilt er zum Schluß, selbst auf die Gefahr hin, nichts zu schließen.

Noch eine Eigenschaft wollen wir erwähnen, die ein absolutes sine qua non des guten Gesellschafters ist — bescheidenes Selbstvertrauen. Was auch die sonstigen Eigenschaften eines Mannes seyn mögen, er mag ein Amalgam von Luttrell, Sidney Smith, Dr. Johnson und Conversation-Sharp in Einem seyn — wenn er nur ein Körnchen von Blödigkeit hat, gilt er für nichts Besseres als ein Stümper. Nie hat noch ein Sterblicher an seiner eigenen Fähigkeit, seine Gesellschaft zu amüsiren, seine Geschichte zu erzählen oder seinen Witz mit Effekt von sich zu geben, gezweifelt, ohne diesen Zweifel durch die That zu rechtfertigen, während es fast wunderbar ist, was eine unbefangene Miene und eine selbstvertrauende Sicherheit dazu beitragen kann, eine bloße Albernheit in Umlauf zu bringen. Gar oft, und das in besseren Gesellschaften, als sich gewöhnlich „auf dem Rialto" versammeln, haben wir gesehen, wie ein trefflicher Witz oder eine originelle Bemerkung, die auf so unentschiedene Weise von einem schüchternen, furchtsamen Individuum hingeworfen ward, unbeachtet von Allen niederfiel, außer einem geübten Veteranen, welcher, sich sofort der todtgeborenen Frucht bemächtigend, ihr das Leben eines zuversichtlicheren Ausdrucks einhauchte und sie dann, ohne zu erröthen, sich aneignete im Angesicht des betroffenen Eigenthümers.

So geschieht es, wie in viel wichtigeren Fällen, daß ein Erfolg den anderen mit sich bringt, und daß der Ruf früherer Thaten das leichte Werkzeug weiterer Triumphe wird. Darum möge Niemand, dessen Nerven sehr reizbar sind, und der sich nicht wiederholentlich überzeugt hat, daß er über die Gefahr, seine eigenen Fähigkeiten geringzuschätzen, hinaus ist, die Laufbahn eines berufsmäßigen Gesellschafters betreten. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Herrn Soulié's neuester Roman. Der Verfasser der „Memoiren des Teufels" hat eine neue Sammlung lasciv-eleganter Geschichtchen unter dem Titel La Chambrière (das Stubenmädchen) herausgegeben. Herr Soulié glaubt durch solche Schilderungen treue Bilder der sozialen Zustände Frankreichs, und zwar diesesmal des vorigen Jahrhunderts, zu liefern; aber es ist ihm augenscheinlich mehr um den Sinnenkitzel und den Beifall der leichtfertigen Menge, als um das Verdienst einer künstlerischen oder historischen Auffassung zu thun. Man denke sich einen Vicomte, der das Stubenmädchen eines schon den Dreißigen nahen reichen Fräuleins dazu gebraucht, um die Letztere zu verführen und dann, gestützt auf das Geheimniß dieser Verführung, das Fräulein zu zwingen, erstlich einen alten Seemann zu heirathen, der sich um sie bewirbt, und zweitens eine jüngere Schwester auszustatten, mit welcher der Vicomte sich selbst vermählt. Die nunmehrige Frau des Seemanns sinnt jedoch auf Rache, und indem sie ihrer Schwester mit anderer Mitgift auch ihr Stubenmädchen als Gift mitgiebt, läßt sie die junge Frau auf dieselbe Weise verführen, wie es früher ihr selbst geschah, und dann dem betrogenen Ehemann Alles offenbaren, der nach einigen Wanderungen durch die Bastille endlich den Verführer seiner Gattin tödtet und zuletzt auf dem Schaffotte stirbt. Dies ist der Inhalt des neuesten Werkes eines Schriftstellers, dem das Journal des Débats die Ehre erweist, sich einen seiner Redacteure nennen und in seinen Kolumnen über Deutsche Nationalität aburtheilen zu dürfen. Hoffentlich wird kein Deutscher, der die Feder zu führen vermag, verworfen genug seyn, das lascive Produkt des Herrn Soulié in unsere Muttersprache zu übertragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Montag den 26. Oktober 1840.

Ostindien.

obert Clive, der Gründer des Indisch-Britischen Reiches.

Wie hat die Herrschaft der Engländer in Ostindien sich gestaltet ıd befestigt? Wie sind sie von der Erde geschwunden durch Eng- nds ausdauernde Geduld und Europäische Klugheit, die Herrscher s Landes, die Enkel Mongolischer Krieger, die erobernden und oberten Nationen? Welchem Phänomene hat man es beizumessen, ß eine unermeßliche, aber stehen gebliebene und veraltete Civili- tion durch eine kleine Zahl von Repräsentanten einer vorgerückteren d kräftigeren Civilisation vernichtet wurde? Welche Mittel hat r anerkannte Urheber dieser merkwürdigen Eroberung, General obert Clive, in Anwendung gebracht?

Von diesem Allen weiß Europa so gut als nichts. Die Ge- ichte Indiens ist noch nicht geschrieben; die Engländer selbst sind t diesem wichtigen Theil ihrer Annalen unbekannt, und man würde Meisten unter ihnen sehr in Verlegenheit setzen, wenn man von Schlacht bei Buxar und dem Blutbade von Patna mit ihnen äche. Fragen wir den ersten besten unserer Landsleute, ob Holkar Hindu oder ein Muselmann gewesen sey, und er wird nichts zu ant- rten wissen. Welches Mitglied des Parlamentes konnte uns sagen, der Vice-König Suradscha Daula in Audi oder in Travancore ierte? Jedermann kennt Pizarro und Cortez; von Clive und rren-Hastings weiß man nur eben, daß sie existirt haben.

Und doch war die Eroberung Mexiko's, die Besiegung des vachen Montezuma eine ziemlich leichte Unternehmung. Cortez te viel weniger Hindernisse zu besiegen, als Clive; die Gegner Letzteren, wenigstens um das Doppelte zahlreicher, als die Ein- ornen Mexiko's oder Peru's, dabei sehr civilisirt und gewerbsam, ßen Städte, größer und schöner als Toledo und Saragossa, äste und religiöse Gebäude, prächtiger und kostbarer als der m von Sevilla. Ihre Handelsleute waren reicher als die von rcelona und Cadix, und der Glanz ihrer Vice-Könige verdunkelte der Statthalter Ferdinand's des Katholischen. Fernand Cortez e nicht ganze Schwadronen disziplinirter Reiterei, die von gs-Elephanten und Artillerie-Parks unterstützt waren, zu be- pfen.

Die Eroberung des ungeheuren, durch ein Weltmeer vom tterlande getrennten Hindostan durch eine Handvoll Britischer ger war gewiß ein Wunder des Menschengeistes. Gleichwohl dieser schöne historische Stoff noch keinen würdigen Bearbeiter nden: Mill ist ein dürrer Chronikenschreiber; Raynal ein bom- sche: Romantiker; Malcolm ist verworren und ohne Bestimmt- Orme aber von ermüdendster Weitschweifigkeit. Die Memoiren Lord Clive's Leben, welche vor kurzem durch die Erben des Sir John colm, der die von Lord Powis gelieferten Familien-Dokumente iltirt hat, zum Drucke besorgt worden, bieten dem künftigen bler einer guten Geschichte der Britischen Eroberung Ostindiens aren Stoff. Warren-Hastings, Clive, Dupleix, Tipu-Sahib Lally-Tolendal waren die vornehmsten Charaktere dieses großen na's; aber Clive überbot an Seelenstärke, Genie und mili- chen Talenten alle Uebrigen. Dennoch ist der Ruhm dieses ordentlichen Mannes lange nicht so groß, wie seine Verdienste Leistungen gewesen. Es ist ein Unglück für den Europäer, wenn en von dem Welttheil, der ihm sein Daseyn gegeben, große n vollbringt. Wie Lally-Tolendal und Dupleix, so hat auch an den Ufern des Ganges einen Heldensinn offenbart, der zwar für England, wohl aber für seine eigene Zukunft verloren ge- n ist.

Dieser Stifter des Indisch-Britischen Reiches stammte aus altem dlem, aber wenig bemitteltem Geschlechte; seit Jahrhunderten esitze eines kleinen Erbgutes in Shropshire, hatte die Familie ihr Eigenthum weder verringert noch vergrößert. Robert e wurde am 29. September 1725 geboren. Er war ein böser, villiger, unlenksamer Knabe, der nichts lernen wollte und aus allen en fortgeschickt ward; Raufereien, Plünderung von Obstgärten nuthwillige oder halsbrechende Streiche von allerlei Art waren ganze Lust. Seine Aeltern schätzten sich glücklich, als sie dem osen Wildfang in seinem 18ten Jahre die Stelle eines Clerk mis) am Büreau der Ostindischen Societät verschaffen konnten. am er 1743 nach Madras mit der Aussicht, entweder am Fieber rben, oder sein Glück zu machen.

Die Indo-Britische Macht, heutzutage ein Koloß, war damals noch gar nicht vorhanden. Eine Gesellschaft Kaufleute, die ein paar Englische Quadratmeilen Land besaß, zahlte den einheimischen Regie- rungen Tribut. Zu ihrer Vertheidigung für einen Fall der Noth hatten diese Herren nur ein paar kleine aus Lehm errichtete Forts, mit einigen Kanonen darauf, und eine sehr kleine Indische Armee ohne Zucht und kriegerischen Sinn, deren Bewaffnung aus Pfeilen, Bogen und Schilden bestand. Man lebte theuer und machte nothge- drungenen Aufwand; auch verstand noch Keiner, die tödtlichen Wir- kungen des Klima's zu bekämpfen, d. h. an zweckmäßige Diät, Nüch- ternheit und weise, beschränkte Thätigkeit sich zu gewöhnen. Durch einen Ocean, den man jetzt in drei bis vier Monaten durchschifft, dessen Passage aber damals ein Jahr oder sechs Monate erforderte, von ihrer Heimat geschieden, versanken die Britischen Großhändler Ostindiens in orientalische Verschwendung und Ueppigkeit.

Unter den Kolonieen, die diese kaufmännischen Lehnsherren als ihre Gewalthaber anerkannten, war Madras die bedeutendste. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hatte man zuerst das Fort Saint- George entstehen sehen, dessen Mauern die Fluth bespülte, und bald war eine große Stadt, wie durch Zauber, dem Boden entwachsen. Vom Handel bereichert, schmückten die Britischen Nabob's die Ter- rassen um ihre neue Stadt mit Lustgärten und Pavillons. Die Un- klugheit der einheimischen Regierung ließ sie im vollen Besitze der Festung und ihrer Umgebungen. Sie regierten — aber wie schwach war ihre Gewalt, wie gering ihre Autorität! Das ganze Land er- kannte den Groß-Mogul, dessen Vice-König (Nisam) Dekkan re- gierte, als Oberherrn; und der Vice-König hatte wieder einen Stellvertreter in dem Statthalter oder Nabob von Karnatik. Dieser Nabob ist jetzt ein unbedeutender schüchterner Privatmann, dem die Compagnie ein Gnadengehalt bewilligt; die Hauptstadt des Nisam gehorcht den in der Nachbarschaft kantonnirenden Britischen Trup- pen, und er selbst empfängt von Seiten des Britischen Residenten wohlmeinende Rathschläge, denen er gewissenhaft nachkommt. Auch der Groß-Mogul ist heutzutage sehr ruhig und harmlos; er empfängt Bittschriften, spielt den Monarchen, legt sich unter den Augen eines Britischen Obersten jeden Abend zu Bette und schläft sorglos ein, wenn der Oberst seinen Schlüssel im Schlosse umgedreht hat. Der unbedeutendste Commis bei der Ostindischen Compagnie hat größere Macht und Freiheit als die Nachfolger Aureng Seb's und Schah Dscheban's.

Ich habe schon gesagt, wie die Kolonie um das Jahr 1743 be- schaffen war, als der junge Clive mit frischem Muthe, aber nicht eben vollem Beutel dahin abging. Seine ersten Schritte waren mühevoll. Nach einer Ueberfahrt, die ein volles Jahr gedauert hatte, langte er ohne Geld und mit presshaftem Körper in einem Lande an, wo er keinen einzigen Freund besaß und dessen Sitten ihm wider- strebten. Sein hochfahrendes und trotziges Wesen machte ihm Feinde; seine Armuth zwang ihn, sich in Schulden zu verwickeln. Er ver- waltete sein Aemtchen ohne Lust und Eifer, und seine Vorgesetzten wurden gegen ihn aufgebracht. Zwei oder drei Mal wollte man ihn verabschieden. In einem Anfall von Verzweiflung versuchte er, sich zu tödten: das Zündpulver des Pistols fing nicht Feuer; er machte einen zweiten Versuch, und auch dieser war vergebens. Er prüfte die Waffe genau, enlud sie, sah, daß nichts fehlte, und rief, sie von sich werfend: „Wohlan, ich soll am Leben bleiben! es scheint mir nun, daß ich doch hier auf Erden zu Etwas bestimmt bin!"

Damals hatte England mit Frankreich und Spanien zu kämpfen; seine Bundesgenossin, Oesterreich, leistete ihm gegen die Ligue dieser beiden Mächte nur wenig Hülfe. La Bourdonnaye, Statthalter der Insel Bourbon, ein Mann von wahrhaft großen Eigenschaften, über- rumpelte Madras und zwang die Stadt zur Uebergabe; die Fran- zösische Flagge wehte auf dem Fort Saint-George, und darinnen lag eine Französische Garnison. La Bourdonnaye erlaubte den Englän- dern, als Kriegsgefangene zu bleiben, bis man sie auslösen würde, und sie zählten auf das Wort eines Mannes, der immer gehalten hatte, was er versprochen.

Aber ein anderer Chef, der ehrgeiziger, als La Bourdonnaye, und dabei weniger gewissenhaft war, der Statthalter von Pondichery, Scipion Dupleix, glaubte sich durch die Zusicherungen seines Kollegen nicht gebunden. Dieser Mann führte große Dinge im Schilde: er wollte nicht bloß den Britischen Handel mit Indien vernichten, son- dern auch, wo möglich, ganz Hindostan für die Französische Krone erobern. Er erklärte, daß Madras dem Erdboden gleich gemacht werden müsse. Die vornehmsten Agenten der Britischen Compagnie

des Forts Saint-George verließen die Stadt im Angesicht von fünfzigtausend Bewohnern und wanderten unter guter Bedeckung nach Pondichery. Da verkleidete sich Robert Clive, an den kein Mensch dachte, als Muselmann, entfloh bei nächtlicher Weile und barg sich in dem Fort St. David, das in geringer Entfernung von Madras lag.

Er zählte 21 Jahr: seinem kriegerischen Sinne war jetzt die einzige Laufbahn, an der er Gefallen fand, eröffnet. Er bewarb sich um eine Fähnrich-Stelle und erhielt sie; er tödtete einen der gefürchtetsten Männer seiner Compagnie im Zweikampf und zeigte sich in seinem neuen Berufe so unerschrocken, eifrig und pünktlich, als er in seinem Civil-Amte indolent, lau und fahrlässig gewesen war.

Bald darauf kam es zum Frieden zwischen England und Frankreich; Dupleix ließ die Stadt Madras unzerstört. Jetzt aber entspann sich ein folgenreicherer Kampf zwischen der Französischen und der Britischen Compagnie in Ostindien: zwei Corporationen von Kaufleuten stritten um das Erbtheil Baber's und Aureng Seb's mit einander.

Sultan Baber und seine Türkischen Krieger hatten im 16ten Jahrhundert diesen Staat gegründet. Nie war ein Europäischer Fürst so reich und — wenn man die Zahl ihrer Unterthanen bedenkt — so mächtig gewesen, als die sogenannten Groß-Mogule. Bloße Satrapen des „Pfauenthrons" walteten despotisch über Millionen, und ihre Einkünfte kamen denen des Deutschen Kaisers gleich. Die Statthalter dieser Vice-Könige zählten so viele Unterthanen und standen in demselben Ansehen wie der Herzog von Toskana oder der Kurfürst von Sachsen. Die von Staunen hingerissenen Reisenden versicherten, daß alle Pracht des Vatikans und aller Glanz von Versailles vor dem unerhörten Pompe des Hofes zu Delhi verschwinden müßten. Der Despotismus schafft Reichthümer, häuft Schätze; allein er absorbirt sie wieder; er verschlingt seine Hülfsquellen und vernichtet sich durch die Entfaltung seiner eigenen Größe. Die Erschlaffung der Völker, die Tyrannei der Großen, die Empörung wilder Bergbewohner führten nach Aureng Seb's Tode eine ähnliche Zerstückelung herbei, wie Europa sie nach dem Hinscheiden Karl's des Großen erlebte. Aureng Seb's Kraft und Klugheit hatten sein Reich zusammengehalten; diese Eigenschaften sanken mit ihm ins Grab, und seine Nachfolger waren Schatten-Monarchen, die, unter Hofnarren und Buhlerinnen ihr Leben verträumend, das Riesenreich Jedem preisgaben, der es nehmen wollte. Die kriegerischen Bergvölker drangen zuerst aus ihren uneinnehmbaren Schluchten und verheerten das platte Land; bald darauf zog ein Persischer Eroberer über den Indus, erstürmte Delhi, raubte unermeßliche Schätze und bemeisterte sich jenes „Pfauenthrons", den die kunstreichsten Meister Europa's mit Juwelen aus Golkonda besäet hatten. Selbst der berühmte Diamant Kohi-Nur (Licht-Berg), der jetzt auf dem Idole von Orissa funkelt und vorher in das Armband Rendschit-Singh's gefaßt war, fiel damals in die Hände des gräulichen Tamasp-Kuli-Chan.

Die Afganen, die Sihk's und Dschaht's setzten das begonnene Zerstörungswerk rüstig fort. Die kriegerischen Radschputen-Stämme schüttelten ihr Joch ab. Das furchtbarste dieser Raubvölker, die Maharatten, eroberten Puna, Gwalior, Guserat, Berar und Tandschore. Die Satrapieen plündernd und Hindostans Ebenen verödend, vertrieben sie den erschrockenen Landmann, der sein kümmerliches Ersparniß im Gürtel barg und im dichtesten Urwalde, bei Tigern und Hyänen, ein Asyl suchte. Noch faullenzte ein Kaiserlicher Schatten in Delhi und erkaufte das Mitleid der Barbaren, deren Wachtfeuer schon die Mauern seiner Hauptstadt beleuchteten, um Geldes Preis. Die Europäischen Faktoreien zitterten auch vor ihnen; man mußte Kalkutta selbst befestigen. Ein halbes Jahrhundert lang vergeudete England Blut und Geld, um die Mahratten zu bändigen oder zu schwächen. Welches sollte Indiens Schicksal seyn? welcher Monarch sollte aus diesen Trümmern wieder ein Ganzes machen? Die Vice-Könige des Groß-Moguls waren nur noch unabhängige, von Räuberhorden gebrandschatzte Vasallen. Die in den Händen einiger muselmännischen Familien ruhende parzielle Macht wurde mit einer Grausamkeit ohne Energie gehandhabt — neben dem Plünderer wüthete der Despot; nirgends war eine hierarchische Gewalt, nirgends Ordnung und Zucht. Der Titular-Kaiser von Hindostan verlieh Titel, empfing Geschenke und gab fremden Gesandten Audienzen; seine Titular-Vasallen machten es eben so. Noch jetzt giebt es in Lucknow und in Heiderabad kleine Gutsbesitzer, die sich Fürsten nennen, und denen man diese Freude nicht verdirbt, weil sie ganz unschädlich sind. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Napoleoniden als Schriftsteller.

(Schluß.)

Madame Lucian Bonaparte theilte das literarische Schicksal ihres Gemahls. Sie gab ein Gedicht „Bathilde" heraus, das sich durch eine gewandte Sprache empfiehlt. Aber es ist nicht Baltehilde, das kühne Weib, welches mit männlicher Hand das Scepter während der Minderjährigkeit ihres Sohnes führte und gleichsam der letzte Ausdruck des Merovingischen Königthums war; auch nicht die köstliche Perle Gottes (optima Dei margarita), wie die Legende sagt, die heilige Nonne des Klosters Chelles. Diese beiden so hervorspringenden Seiten des Lebens der Bathilde boten Gegensätze, welche Madame Bonaparte unbenutzt gelassen hat. Die Vermählung der Heldin mit dem König Chlodwig II. bildet die ganze Handlung. Die Legende behandelt die Thatsache mit naiver Einfachheit. Bathilde wird von Seeräubern gefangen und als Sklavin in Gallien [illegible] sie erschrickt vor der Liebe ihres Herrn und flieht in die [illegible] König begegnet der Jungfrau auf der Jagd, wird von [illegible] ergriffen und erhebt sie auf den Thron Galliens. [illegible] dieser romantischen Begegnung hat die Dichterin [illegible] wickelungen und die künstlichsten Ingredienzien der [illegible] gesetzt. Der Ehrgeiz Ebroin's und die unverhüllte [illegible] Schwester Alpaide zu dem jungen haarumwallten Könige [illegible] Hebel des langsam weiterschleichenden Gedichts.

Zur Zeit, wo Lucian in der literarischen Welt auftrat, [illegible] Joseph einen Roman heraus: „Moina" oder „la Villageoise du Mont-Cenis" (1799). Das Werkchen windet sich [illegible] zwischen den Klippen der damaligen Zeit, der Declamation [illegible] Empfindelei, hindurch. Die Zeit hat indeß ihr Urtheil [illegible] und eine wohlwollende Grabschrift ist wohl Alles, was [illegible] wahren kann. Joseph hat wohl keinen anderen Versuch [illegible] Gebiete des Romans gemacht; später ging er, wie Lucian, [illegible] über. Er hielt sich an die neuere Zeit, und was konnte er [illegible] Anderes wählen als seinen Bruder Napoleon! Keine Wolke [illegible] ihre Einigkeit getrübt. Er besang seinen Helden in zehn [illegible] aber sein Talent, das sich mehr zum Bukolischen neigte, [illegible] nicht seiner brüderlichen Liebe. Das Gedicht kam 1823 zu [illegible] phia heraus.

Und durch welches Triumphthor sollen wir denjenigen, [illegible] den größten Dichter der neueren Zeit genannt hat, in [illegible] lerie einziehen lassen? Sollen wir ihn unter allen [illegible] seines Geblüts auftreten lassen? Wir wollen nur die [illegible] sehen, nur das betrachten, was er mit seiner Familie [illegible] die ersten Versuche seines Geistes auf dem Gebiete der [illegible] Schüler-Versuche, Garnison-Uebungen.

Als die „Cyrnéide" erschien, gaben einige Blätter [illegible] Napoleon möge an dieser Production wohl einigen [illegible] Sollte das vergebliche Gedicht über Korsika des Schülers [illegible] nicht Einiges dazu beigesteuert haben? Vor allen Dingen [illegible] die Authentizität dieses Gedichts keinesweges fest. Es ist [illegible] sehr zweifelhaft, ob Napoleon zu Brienne Verse [illegible] Bourrienne erwähnt nichts davon, und auch das „Mémorial" [illegible] darüber. Ueberdies findet man nichts in der „Cyrnéide", [illegible] die flammende Prosa Napoleon's erinnert. Auch ist es [illegible] wenig Geschmack er an den klassischen Studien fand. [illegible] der Geist, obschon er sich durch den Schwung seiner [illegible] Poesie näherte, konnte nicht lange den prosodischen [illegible] Die Geschichte war seine Leidenschaft, und wenn er [illegible] über Korsika verfaßte, so doch eine Geschichte seiner [illegible] Er arbeitete an derselben während der Ferien, die er [illegible] brachte. Sein Bruder Lucian machte zwei Abschriften [illegible] machte Raynal mit dem Werke bekannt. Dieser [illegible] mit, der erklärte, daß der Verfasser des kleinen Werkes [illegible] steller ersten Ranges sey. Beide Abschriften gingen [illegible] brunst unter.

In Valence lebte er ganz auf seine Bücher [illegible] von einer Frage Kenntniß erhielt, welche die Akademie [illegible] aufgestellt hatte. Diese lautete: „Welches sind die [illegible] Einrichtungen, denen die Menschen unterworfen werden [illegible] so glücklich wie möglich zu machen?" Der junge Offizier, [illegible] schlecht auf die Ideologen zu sprechen war, verschmähte [illegible] nicht, das Gebiet der Speculation zu betreten. Sein [illegible] trug den Preis davon. Die Theorieen des gekrönten [illegible] ten sich nur wenig vom Schiboleth der sensualistischen [illegible] und Raynal, der die Frage gestellt hatte, mußte mit [illegible] frieden seyn. Der junge Laureat sucht das Glück darin, [illegible] des Lebens so viel wie möglich genieße und auf die [illegible] schen und moralischen Organisation angemessenste Weise. [illegible] erwähnte auf Helena, daß er als Kaiser mit Herrn von [illegible] von dieser Preisschrift sprach. Der geschickte Höfling [illegible] ihm einige Tage später. Der Kaiser nahm sie, las [illegible] und warf sie dann ins Feuer.

Lucian und Joseph hatten ihr Glück zuerst mit Romanen [illegible] sucht; eben so ihr Bruder Louis; nur stand dieser schon in [illegible] Alter. Sein Roman, welcher „Marie ou les Peines de l'Amour" hieß, war nicht ein reines Erzeugniß der Phantasie, [illegible] in mehr als Einem Punkte mit dem Privatleben des [illegible] nigs von Holland zusammen; es ist ein sehr zarter [illegible] Geschichte seines eigenen Lebens.

Louis Bonaparte wurde nicht wie seine Brüder [illegible] suchte nicht, wie sie, öffentliche Schulen. Seine Erziehung [illegible] kaum begonnen hatte, als die Revolution ausbrach, [illegible] herein unterbrochen. Seine Familie, welche nach Frankreich [illegible] hatte die Hülfsquellen eingebüßt, die seinen Brüdern zu [illegible] men waren. Mit den Schulen sah es übrigens damals [illegible] und der junge Louis, der die Artillerie-Schule von Châlons [illegible] sollte, fand, als er dorthin kam, die Thüren geschlossen. [illegible] selbst beschränkt, entwickelte sich in ihm ein Anflug von [illegible] Napoleon sagte, Rousseau habe ihn verdorben. Er kam [illegible] in den Generalstab seines Bruders, wo er Beweise von [illegible] Ehre gab; er diente mit Ehren in den Feldzügen von [illegible] Italien. Aber seine düstere Stimmung zeigte ihm das [illegible] Leben von der traurigsten Seite. Der Sturm von [illegible] Plünderung der Stadt empörten ihn. Als er leidend aus [illegible] zuge zurückkehrte, suchte und fand er das Glück in den [illegible] ziehungen. Er besuchte häufig seine jüngere Schwester [illegible] St. Germain in der Pension der Frau von Campan. [illegible] ihm eine Freundin seiner Schwester, die Tochter [illegible] eine lebhafte Neigung ein.

Eines Abend ging er mit einem alten Freunde seiner Familie in den Tuilerieen spazieren; im vertraulichen Gespräch entschlüpfte ihm sein Geheimniß. Dieser erschrak über die Mittheilung und stellte ihm vor, wie sehr die Verbindung mit der Tochter eines Emigranten seinen Bruder in den Augen der Nation bloßstellen müsse. Am folgenden Morgen erhielt Louis vom Kriegs-Ministerium den Befehl, sich nach Aegypten einzuschiffen. Als er nach einigen Monaten mit den eroberten Fahnen zurückkehrte, war die schöne Pensionairin der Frau von Campan nicht mehr frei. Die politischen Verhältnisse zwangen ihn selbst später, ein Bündniß einzugehen, an dem sein Herz keinen Antheil hatte. Aus diesem schmerzlichen Opfer seiner ersten Neigung ist der Roman „Marie“ entsprungen. Obgleich sich der Plan schon aus dieser Zeit herschreiben mag, so wurde die Ausführung doch lange verschoben, und er gab das Werk erst zwei Jahre nach seiner Abdankung zu Grätz heraus.

Die Heldin Marie ist eine Blüthe von den Ufern des Leck, eine Holländerin; sie wohnt nicht in einer Hütte, sondern in einem schönen Schlosse, in vollkommener Uebereinstimmung der Gefühle und Neigungen mit einer Freundin, deren weiser Leitung sie folgt. Ein Bruder derselben, dem Marie bestimmt ist, nimmt an dem Reize dieser Einsamkeit Theil. Sie erwarten den Tag ihrer Verbindung, als eine unvorhergesehene Katastrophe ihnen die traurige Kehrseite menschlichen Glücks zeigt. Die französische Revolution und der Krieg entreißen Marie ihren Liebhaber: er muß dienen. Er macht den Feldzug in Savoyen und in Italien mit; er wird verwundet und fällt in die Hände des Feindes. Während er im Oesterreichischen Polen schmachtet, stürmt das Unglück auch auf Marie ein, welche, um ihre Familie zu retten, gezwungen ist, einen republikanischen General zu heirathen. Endlich führt der Friede den Liebhaber zurück, der selbst im Auslande nicht ganz vorwurfsfrei geblieben war. Der Roman ist in Briefform. So wurde er ein offener Rahmen für allerlei Abschweifungen und Erörterungen. Das Interesse leidet oft durch die Ungeschicklichkeit der Behandlung, und die Erzählung ist meistentheils etwas nachlässig; oft erhält sie aber wieder ein höheres Leben durch wahre und echte Herzensergüsse. Das Werk machte Glück. Die folgenden Ausgaben erschienen unter dem veränderten Titel: „Marie“ oder „les Hollandaises.“

Die Zeit, während welcher Louis Bonaparte in Holland regiert hatte, veranlaßte ihn, ein anderes Werk herauszugeben: „les documens sur l'histoire de la Hollande de 1806 à 1810“. Es ist dies eine Darlegung seines Betragens. Die Korrespondenz und die Aktenstücke zeigen das Unglück des Landes unter dem Drucke des Kontinental-Systems und die Bewegungen einer leidenden Seele, welche sich unter einer eisernen Politik beugen mußte. Die zahlreichen Nachweisungen, die darunter gemischten moralischen und politischen Betrachtungen thun dar, daß Louis seine Stelle als König ernstlich nahm. Aus folgender Stelle kann man seine politische Philosophie erkennen: „Die Moral, die Politik und die Religion sind unzertrennlich oder sollten es wenigstens seyn; der Beweis ist, daß je mehr sie sich der Vollkommenheit nähern, desto mehr sie sich auch gleichen.“ — Die Katastrophe des Kaiserthums giebt ihm folgende Gedanken ein: „Das Glück ist niemals täuschender, als wenn es sich ungewöhnlich günstig zeigt; Alles glückt, Alles entspricht den Wünschen seiner Lieblinge, die Segel sind geschwellt, das Meer und die Elemente bequemen sich den Wünschen an; aber man warte nur das Ende der Fahrt ab, und man wird schon sehen, daß das Böse im Verhältniß zum Guten steht, und daß das Unglück die Zeit, die es verloren hat, wieder einzuholen weiß.“

Als Louis Bonaparte Holland verließ, ging er zunächst nach Teplitz, um seine Gesundheit wiederherzustellen; dann schlug er seinen Wohnsitz in Grätz auf, wo er ein zurückgezogenes Leben führte. Hier gab er seinen Roman „Marie“ heraus und in Wien zu gleicher Zeit einen Band Gedichte.

Der Graf von St. Leu gehört nicht zu der Schule der anderen Dichter. Dieser Freund der Eintracht und des Friedens hat dem Reime den Krieg erklärt. Seine Theorie entlehnt den Italiänern das regelmäßige System der Accente. Der Erfinder des Systems hat dasselbe in einem großen Maßstabe ausgeführt; er hat eine Tragödie, eine Komödie und eine Oper nach seiner Theorie gemacht. Diese Revolution, welche den Reim entthront, um an seine Stelle die Oligarchie der Accente zu setzen, mag wohl vernünftig begründet seyn, aber sie stimmt zu wenig mit den Französischen Gewohnheiten überein, um je durchzudringen.

Damit wäre wohl die Reihe der Bonapartischen Schriftsteller geschlossen. Die Zeit wird gewiß noch Manches hinzufügen, was jetzt noch in den Portefeuilles schlummert.

Der Sohn Lucian's, der Fürst von Musignano, hat angefangen, den Naturwissenschaften ein großartiges Denkmal zu errichten. Es ist dies die Fortsetzung des großen Werks von Wilson über die Vögel Nord-Amerika's. Bei dieser Arbeit hat ihn seine Gemahlin, die Fürstin Zenaide, die Tochter des Königs Joseph, thätig unterstützt.

Was sollen wir von dem jüngsten Schriftsteller der Kaiserlichen Familie sagen? Louis Bonaparte widerlegte vor einigen Jahren Walter Scott's Schrift über Napoleon mit einer übersprudelnden Begeisterung, die in den „Idées napoléoniennes“ bis zum Napoleonischen Mystizismus gesteigert ist.

Das politische Leben hat dem wahren Berufe der Bonaparte's Eintrag gethan und die ursprüngliche Richtung ihres Geistes verkümmert. Das ist aber nicht Alles. Wie ein Feuer, das auf einem Punkte brennt, alle Blicke anzieht und ein schwaches Licht in Schatten stellt, so hat auch ihr politisches Leben, in welchem der magische Glanz Napoleon's wiederstrahlte, ihren schriftstellerischen Ruhm verdunkelt. Und wie unbedeutend auch die Männer gewesen seyn mögen, die Epopöen, Romane, Tragödien schrieben, so nahmen sie doch an der geistigen Bewegung ihres Jahrhunderts Theil. Aber Niemand hat ihnen die Obole des Ruhms hingeworfen, welche doch die meisten Dichter des Kaiserreichs davontrugen. Ihr Unglück entsprang aus zu großem Glück; ihre Stellung war zu hoch.

Amédée Renée.

Süd-Amerika.*)

Entdeckung des antarktischen Kontinents Adelia.

Während in den letzten vier Jahrhunderten, durch den Eifer, die reichen Länder im Osten schneller als auf dem Wege um das stürmische Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen, die auf Entdeckungen ausgehenden Seefahrer nur nach Ost und West auf und in der Nähe der nördlichen Halbkugel geführt wurden, blieb der Südpol ohne erhebliche Berücksichtigung. Es ist ein seltsamer Grund, dem man die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts plötzlich erwachte Neigung für die Fahrten nach dem Südpol verdankt; es war die lächerliche Vermuthung, daß dort Alles voll Reichthümer sey, welche den Unternehmungsgeist stachelte. Der Urheber solcher Annahme war der wohlbekannte Alexander Dalrymple, Hydrograph bei der Ostindischen Gesellschaft und später bei der Admiralität. Neben seinen mathematischen Kenntnissen hatte er eine ausschweifende Leichtgläubigkeit, welche er durch seine Reisen im Morgenlande nährte und welche von den früheren Spanischen Seefahrern Alles ohne große Aengstlichkeit hinnahm. Das Daseyn eines südlichen Kontinents hielt er für nothwendig, „um“, wie seine eigenen Worte lauten, „das Gleichgewicht der Erde zu erhalten“, und seine Schätze fand er in den phantastischen Romanen bestätigt, in welchen Spanische Schriftsteller jenes Land den Ländern Mittel-Amerika's gleichstellen, Länder, von denen sie die übertriebensten Geschichten erzählten. Dalrymple war so begeistert von seiner Hypothese, daß er im Jahre 1772 eine Expedition auf eigene Kosten zu unternehmen beschloß, die aber unterblieb, weil der damalige Premier-Minister North ihm die zu entdeckenden Länder zwischen 0° und 60° westlicher Länge nicht auf fünf Jahre einräumen wollte. Dalrymple ging so weit, daß er schon ein vollständiges Gesetzbuch für seine antarktische Welt ausarbeitete, in welchem unter anderen Eigenthümlichkeiten auch die war, daß das weibliche Geschlecht zu allen öffentlichen Aemtern zugelassen werden soll.

Diese Träumereien waren jedoch nicht ohne Nutzen; denn man darf behaupten, daß sie ihren Theil zur Unternehmung Cook's beitrugen, dem man bei seiner zweiten Reise, 1772, auftrug, nach Süden zu steuern, um die angeregte Frage zu erledigen. Dieser Seefahrer fand am 17. Januar 1773, nachdem er bis 67° 15′ S. B. vorgedrungen war, Inseln von Eis, die sich von Osten nach W. S. W. ausdehnten, ohne die geringste Hoffnung auf einen Durchgang. Er war zur Umkehr gezwungen und brachte die Behauptung mit, daß die Hypothese Dalrymple's grundlos sey, obgleich nicht nachgewiesen werden konnte, daß durchaus kein Kontinent irgend einer Art dort bestehe.

Seit Cook hat die Lust, auf dieser Bahn Entdeckungen zu machen, lange geruht; erst in neuester Zeit drangen wieder Privat-Abenteurer aus England, Amerika und Rußland dort vor, und zwar viel tiefer südlich. Auf Grund ihrer Nachrichten, daß doch Land am Südpol ist, und daß es zugänglich sey, haben sich zwei Regierungen entschlossen, unabhängig von einander, dorthin neue Expeditionen zu schicken. Von Amerika und von Frankreich gingen sie zu Anfang dieses Jahres aus, und ihre Bemühungen haben unsere Kenntniß von diesem vernachlässigten Theile der Welt um Vieles bereichert. Wir sprechen zuerst von der

Französischen Expedition.

Zwei Berichte liegen uns von dieser vor; der eine ist von dem Kommandanten der Expedition, Capitain D'Urville selbst, an den Marine-Minister, der zweite ist von einem Offizier der Expedition zu Hobarttown auf Van Diemensland mit Bewilligung D'Urville's bekannt gemacht. Wir stellen die Thatsachen der beiden Berichte zusammen, um eine zusammenhängende Erzählung der Entdeckungsreise zu geben, und nehmen dabei die „Carte sur la Terre Adélie“ zu Hülfe, die in Paris als Beilage zu den Annales Maritimes et Coloniales erschienen ist.

Die beiden Korvetten der Expedition waren vortrefflich ausgerüstet und mit Allem, was zu einer Reise südlich vom Kap Horn nöthig ist, wohl versehen; die eine, „Astrolabe“, von D'Urville selbst, die andere, „Zélée“, von Jacquinot kommandirt. Während der Ueberfahrt von Sumatra nach Van Diemensland richtete die Dysenterie bedeutende Verwüstungen unter der Mannschaft an. Aber Capitain D'Urville ließ sich nicht entmuthigen, da er entschlossen war, eine zweite Reise nach den Polargegenden zu bewerkstelligen**), hauptsächlich um die Gränzen der Eis-Inseln zu entdecken und um zuverlässige Aufschlüsse über die wahre Lage des südlichen magnetischen Pols zu sammeln.

Die beiden Schiffe verließen Hobarttown am 2. Januar 1840 und waren vom 4ten an durch günstige Winde von W. S. W. und W. N. W. in den Stand gesetzt, ihren Lauf gerade nach S. ¼ S. W.

---

*) Wir geben den nachfolgenden Artikel unter dieser Rubrik, obwohl der neuentdeckte Kontinent weder zu Amerika noch zu Australien gehört und eigentlich einen sechsten Welttheil für sich bildet.

**) D'Urville hat bekanntlich früher schon einmal diese Gegenden besucht. Seine Entdeckungen aber befriedigten den großen Arago so wenig, daß dieser wenig Gutes von der jetzigen Reise prophezeite.

in einer Strecke von mehr als 450 Meilen zu richten. Vom 12ten an nahm das Sinken der Magnetnadel regelmäßig von 74° bis 86° ungefähr zu. Die Temperatur nahm regelmäßig bis zum 15ten ab, an welchem Tage sie 2° Reaumur über den Gefrierpunkt war. Nach D'Urville durchschnitten sie diesen Tag die Straße, welche Cook 1773 steuerte; der andere Bericht dagegen giebt die Breite 59° an. Den folgenden Tag, unter 60° Br. und 141 L., sahen sie den ersten Eisberg, eine unförmliche Masse von 50 Fuß Höhe und 200 Fuß Länge. Mit jedem Tage vermehrte sich die Zahl und die Größe der Eisberge; am 17ten unter 62° und 63° waren sie 1900—2500 Fuß lang und 100—130 hoch, und am 19ten waren sie fast unzählbar. Am Abend dieses Tages, unter 66°, bemerkten die Seefahrer Land, das sich von S. nach W. S. W. ausbreitete, so weit das Auge reichte. Am 21sten steuerten beide Schiffe in S. S. W. Richtung diesem Lande zu; sie mußten sich durch lange Ketten von ungeheuren Bergen drängen und hatten oft nur einen Kanal von drei bis vier Taulängen offen. Gelegentlich öffnete sich ein größeres Becken, voll von kleineren Eisbergen in phantastischen Gestalten, die sich einer freien Einbildungskraft als Paläste von blitzenden Krystall darstellten. Der Himmel war klar, das Wetter schön, und ein leichter Wind wehte von Osten her. Sie erreichten endlich eine Strecke, die ziemlich frei von Eis war, und drangen bis innerhalb 5—6 Meilen von der Küste, nach der einen Nachricht, wogegen der amtliche Bericht von einer Entfernung von 8—10 Meilen spricht. Sie segelten längs der Küste hin, welche sie 450 Metres hoch fanden, und bedeckt mit Schnee und Eis. Von letzteren waren so große Massen herabgefallen, daß dadurch die Annäherung an die Küste unmöglich wurde. Eine genaue Beobachtung gab 66° 30′ S. Br. und 138° 21′ O. L. Alle Kompasse auf den Schiffen bestätigten, daß das neu entdeckte Land im südlichen Polarkreise und sehr nahe dem magnetischen Pole liege.

Die Gleichförmigkeit der Küste an Farbe und Bildung ließ aber doch immer noch Zweifel herrschen, ob man wirkliches Land oder nur Eis vor sich habe, obgleich es nicht wahrscheinlich war, daß ein bloßer Eiskörper solche Höhe erreichen sollte. D'Urville schickte daher während einer Windstille zwei Boote nach einer 6 Meilen entfernten Stelle an der Küste, wo sich schwarze Flecken zeigten und welcher man den Namen Pointe Géologie gegeben hat. Sie kamen zurück und brachten Stücke von verschiedenfarbigem Granit, die von einem eisfreien Felsen genommen waren. Sie brachten zu gleicher Zeit einige Fettgänse (penguins) von eigenthümlicher Art, aber sie hatten weder andere Thiere, noch eine Spur von Vegetabilien gefunden. D'Urville nannte das Land zu Ehren seiner Frau Terre Adélie (Adelia).

Trotz schrecklicher Kälte setzten sie die Fahrt an der Küste fort, bis sie am 23sten durch eine Mauer von Eis aufgehalten wurden, die sich vom Lande aus nordwärts zog, um sich mit den Eisbergen im Meere zu verbinden. Ein verwegener Versuch, in der Nähe des Landes durchzudringen, brachte die Schiffe in große Gefahr. Schnee fiel stark, der Wind blies scharf, und die große Kälte machte Alles starr. Die „Zélée" war nahe daran, auf einer Eisinsel Schiffbruch zu leiden. Das Tauwerk war steif gefroren, die Matrosen waren von einer Kruste gefrorenen Schnees überzogen, und erst nach unsäglicher Anstrengung gelang es den Schiffen, sich am 25sten loszumachen. Bisher war der Versuch nach Westen hin an der Küste gemacht, jetzt wurde einer östlich gewagt, aber vergebens, da der Wind entgegen und der Schneefall stark war. Sie hatten jetzt die Küste beinahe 150 Meilen weit befahren, als am 30sten der Ruf: Land! wieder erscholl. Es war aber eine bloße Eismasse von 120—130 Fuß hoch sichtbar, an der man 20 Meilen hin segelte, ohne eigentliches Land zu sehen, da der Horizont durch Nebel auf 10—12 Meilen eingeengt war. Viele glaubten, es sey bloß Eis ohne irgend eine Verbindung mit dem Lande, während Andere und D'Urville selbst es für die Decke des felsigen Küstenlandes hielten.

Am 31sten nahm diese Eismauer plötzlich ihre Richtung nach S. W., und am nächsten Morgen waren an ihrer Stelle Bergketten von Eis. Weiter nach S. W. stieß man auf ein unabsehbares Eisfeld, welches sich nach W. und N. W. zog und jedes weitere Vordringen unmöglich machte. D'Urville glaubt, das Land Adelia umgebe den ganzen Polarkreis und sey von jeder Richtung aus erreichbar, wenn man durch die loseren Eismassen dringen kann, die jene unwirthbare Küste umgürten. Am 1. Februar trat man die Rückreise an und war am 17ten wieder in Hobarttown, nachdem die Abwesenheit 46 Tage gedauert hatte.

Die Amerikanische Expedition,

zu welcher wir uns jetzt wenden, wurde gleichzeitig mit der obigen ins Werk gesetzt. Lieutnant Charles Wilkes, im Seedienst der Vereinigten Staaten, segelte am 24. Dezember 1839 mit den Schiffen „Vincennes", „Peacock", „Porpoise" und „Flying Fish" von Sidney auf Neu-Südwales, wo die Ausrüstung vervollständigt wurde, mit den Instructionen ab, so weit südlich vorzudringen, als möglich ist. Nachdem die Schiffe mehrmals getrennt wurden, vereinigte sich der „Vincennes" wieder mit den „Peacock" unter 65° 26′ Br. und 157° 43′ L. Am Morgen des 19. Januar sahen sie Land (gerade an demselben Tage und in derselben Breite, wie die Französischen Schiffe) im S. und O. Als Anzeichen seiner Nähe erschienen Fettgänse, Seehunde und die wechselnden Farben des Wassers. Indessen verhinderte eine Barrière von Eis das Landen. Sie waren damals in 66° 20′ Br. und 154° 27′ L. Am 25. Januar drangen sie bis zur höchsten Breite vor, die sie erreichen konnten, nämlich bis 67° 4′ Br. und 147° 30′ L. Sie sahen Land im Osten [illegible] konnten aber aus der Eisbucht, in der sie jetzt waren, [illegible] kommen. Aus den hier angestellten magnetischen Beobachtungen schließt Wilkes, daß sie nicht weit entfernt vom südlichen magnetischen Pol waren.

Am 28sten erreichten sie, nach vielen Hindernissen, 66° [illegible] und 140° 30′ L., wo sich wieder nach Süden gekehrtes Land [illegible] Ein heftiger Wind von S. O., mit Schnee, Hagel und [illegible] bel verbunden, machte ihre Lage zu einer verzweifelten. [illegible] sie sich durch furchtbare Eisberge hindurch zurückziehen [illegible] 30sten, wo der Sturmwind nachgelassen hatte, fuhren sie [illegible] Land 30 Meilen hin und erreichten eine enge Bucht, die [illegible] riffe und vulkanisches Gestein gebildet war. Sie hatten [illegible] von der Küste im Auge, die sich weit südlich erstreckte [illegible] birgig wird. Der heftige Wind erhob sich wieder [illegible] Schiffe vom Lande; zwei Stunden nachher wurde er stürmisch [illegible] band sich mit Schnee und Regen und wühlte die See [illegible] lang so auf, daß die Lage der Schiffe wo möglich noch gefährlicher war, als am 28sten.

Die Aerzte stellten dem Lieutenant zwar vor, daß die [illegible] ganz erschöpft sey, dieser jedoch ließ sich nicht abhalten, [illegible] steuern. Am 2. Februar erreichten sie das Land wieder [illegible] westlicher (wahrscheinlich an denselben Punkten, wo [illegible] vorher die Französische Expedition sich befunden hatte), [illegible] mit Eisklippen gesäumt war. Die früher gesehenen Berge [illegible] sich westwärts. In dieser Richtung fuhren sie 70 Meilen [illegible] schrecklichem Wetter, bis sie am 7ten das Land plötzlich [illegible] hinziehen sahen; dieser Richtung aber zu folgen, verwehrte [illegible] westliches Eisfeld. Den 8ten befanden sie sich unter [illegible] und 127° 7′ L. Ferne Berge zeigten sich auch hier [illegible] eine feste Eis-Barrière, die von O. nach S. W. zog, [illegible] Annäherung. Sie folgten dieser Barrière und sahen [illegible] unter 64° 57′ Br. und 112° 16′ L. abermals das ferne [illegible] Am 13ten war die See ziemlich ruhig und das Land [illegible] sehen, aber das Eis hielt sie 15 Meilen von der Küste [illegible] nächsten Tag kamen sie zwar einige Meilen näher, aber [illegible] sich überzeugen, daß die Landung unmöglich sey. Mehrere [illegible] hatten Boden, die Schiffer brachten von einem derselben [illegible] ben von Sandstein, Quarz, Konglomerat und Sand, [illegible] cher Stein an 100 Pfd. wog. Weiter westlich fand [illegible] die Eis-Barrière von Erdreich bedeckt, und auf einer [illegible] den sich Felsen. Hier sah man auch einen Seelöwen; die [illegible] ten Boote konnten ihn aber nicht erlegen.

Am 17. Februar, unter 64° Br. 97° 30′ L., sah [illegible] Land in einer großen Entfernung S. W. Die Unmöglichkeit [illegible] hend, jetzt weiter westlich, noch weniger südlich vorzudringen, [illegible] die Expedition den 21sten um.

Lieutenant Wilkes stellt als Resultat seiner Reise [illegible] hauptungen auf: 1) Ein Land (welches er Antarctic [illegible]) muß sich 70 Grad von O. nach W. ausdehnen. 2) [illegible] Punkte müssen zuweilen frei von der Eis-Barrière [illegible] hunde müssen dort sehr viel seyn; demnach ist dort ein [illegible] für den Handel der Nord-Amerikaner. 4) Da Wallfische [illegible] schiedener Gattung in ansehnlicher Zahl gesehen wurden [illegible] große Menge Nahrungsmittel für sie, so muß diese Küste [illegible] stark besucht werden.

Auf diese Weise ist das Problem von einem südlichen [illegible] so weit gelöst, daß kein Zweifel mehr an seinem Daseyn [illegible] ist. Die Uebereinstimmung der beiden von einander [illegible] Beschreibungen ist eine Bürgschaft für ihre Treue. Ob [illegible] schaft und der Handel irgend wichtige Vortheile von dieser [illegible] ziehen werden, muß die Zeit lehren.

Mannigfaltiges.

— Le Passe-Temps Littéraire. Unter diesem Titel [illegible] seit einiger Zeit hier (in der Buchhandlung F. H. Morin) [illegible] Zeitschrift in monatlichen Lieferungen, die sich von vielen [illegible] Unternehmungen sehr vortheilhaft unterscheidet und daher [illegible] pfohlen zu werden verdient. Der Herausgeber (Herr Morin, [illegible] der Französischen Sprache) hat es sich nämlich zur Pflicht [illegible] nichts in seine Sammlung aufzunehmen, was den [illegible] Frivolität trägt. Geschichtchen, wie die des Herrn Soulié, [illegible] wir in unserer vorigen Nummer gedachten, sind daher [illegible] diesem Passe-Temps nicht zu erwarten, dagegen bietet [illegible] haltige erste Band, den die drei bis jetzt erschienenen [illegible] bilden (und die zusammen nicht mehr als einen Thaler [illegible] teressante Erzählungen und Skizzen von Pitre-Chevalier, [illegible] Berthoud, Charlotte de Sor, Horace Raisson u. A., so wie [illegible] von Victor Hugo und Etienne de Malpertuis dar. Der [illegible] geber hat, wo es nöthig war, belehrende Anmerkungen und [illegible] rungen hinzugefügt; auch ist jede Lieferung von einem [illegible] in welchem sowohl die Pariser als die Berliner Theater [illegible] eleganten Neuigkeiten beider Hauptstädte besprochen werden, [illegible] Für diejenigen, die sich mit der neueren Französischen [illegible] und Literatur vertraut machen und zugleich ihren weiblichen [illegible] hörigen eine unterhaltende Lektüre — die sonst in [illegible] Gewande so leicht eine gewisse Besorglichkeit erregt — [illegible] wollen, ist durch das Unternehmen der Herren Morin und [illegible] auf das Beste gesorgt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

…chentlich erscheinen drei …ummern. Pränumerations-…eis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) …rteljährlich, 3 Thlr. für … ganze Jahr, ohne Er-…hung, in allen Theilen …r Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Mittwoch den 28. Oktober 1840.

Syrien.

Die Assassinen.

Versuch zur Berichtigung dessen, was in diesen Blättern Nr. 125 über diese Sekte in dem Artikel „Syrien" gesagt ist.

Beim Lesen der lehrreichen Deutschen Bearbeitung des historisch-…tischen Fragments von Eusèbe de Salle erkennt man sogleich …jeder eines Mannes vom Fache. Ein solcher giebt mir immer Muth, zu erwarten, er werde den bescheidenen, im Namen der …rzeugung vorgelegten Einwurf eines aufmerksamen Lesers nicht …inen Angriff, sondern wie eine selbst erhobene Bedenklichkeit einer …ung werth halten. Auch erinnere ich mich gar manchen Bei-…l, daß es ein vorherrschendes Element im Geiste der Redaction …Widerspruch nicht nur zu ertragen, sondern ihn zur Vermittelung …Wahrheit hervorzurufen. Aufgemuntert durch diese Voraus-…ngen, gebe ich ans Werk, indem ich erst noch einen Blick auf …Geschichte des merkwürdigen Volkes werfe, um sie selbst für …t folgenden Bemerkungen sprechen zu lassen.

Im Jahre 1090, wo in Aegypten die Fatimiten herrschten, die …egitimität und die religiösen Dogmen Ali's aufrecht erhielten, …en Hassan ben Sabah, ein durch Geistesgaben, gelehrte …ung und Entschlossenheit ausgezeichneter Mann, vor dem Aegyp-…n Kalifen Mostanser mit dem Anerbieten, für die Ausbreitung …Partei des Ali thätig zu seyn. Bald hatte er einen großen …l der Persischen Völker für sich gewonnen, und das Persische …erkannte ihn als Oberherrn an. Dieses Irak heißt, wegen …r gebirgigen Lage sowohl, als auch um es deutlicher vom Ara-…n Irak zu unterscheiden: Dschebel, Berg. Dschebel ist der …ide Name geworden (so wie bei uns ein Großherzogthum Berg), …en Namen Irak verdrängte. Als Hassan nun seine Herrschaft …iesem Lande gründete, hieß er Scheich el Dschebel, d. h. …, Fürst von Dschebel. Scheich heißt im Arabischen alt; da …unter dem Einflusse patriarchalischer Sitte der Alte im Orte, …mme und der Familie zugleich Herr ist, so verband sich in dem …e Scheich wie von selbst die Bedeutung Herr mit der Be-…ng alt. Durch einen jener Mißgriffe also, die in der orienta-…n Geschichte häufig, ja bei den Schwierigkeiten der Sprachen …Verschiedenheit der Sitten fast unvermeidlich sind, hat die Welt-…chte einen „Alten vom Berge" statt eines „Fürsten von Dschebel" …ten; und dieser „Alte" wird, wie man aus dem Aufsatze des …alle, der von einem Vieux de la montagne spricht, und der …zweigenden Zustimmung des Deutschen Bearbeiters sieht, täglich …und wird, wenn man die Unvertilgbarkeit so vieler historischer …pro quo's betrachtet, mit seinem Landsmanne Ahasverus, dem …en Juden, vielleicht gleiches Loos haben, ewiger Assassine zu …n, obgleich vor und nach Herbelot die Gelehrten versichert …, daß der Name in Wahrheit gar nicht existirt habe. Hassan's …schaft war so befestigt und seine Partei so verbreitet, daß er …Grund zu einem mächtigen Staat legte, der sich 170 Jahre lang …Kalifate und den Sultanen furchtbar machte. Schon bei den …Kreuzzügen hatten sich die Assassinen auch in Syrien festgesetzt …die starke Bergfestung Massiat zum Mittelpunkt ihrer Gewalt …cht. Von hier aus traten sie häufig in freundliche, selten in …iche Verhältnisse mit den Kreuzfahrern, durch welche sie in …pa unter dem Namen Assassinen bekannt geworden sind.

Diese fanatische Sekte hat von ihren religiösen Bekennern noch …mer in Persien zurückgelassen, aber in der ganzen Welt einen …iblen Ruf ihrer Thaten, die ein halbes Jahrtausend nach ihrem …schen Untergange noch mit Abscheu in allen Geschichtsbüchern …nt werden. So sprechen in allgemeinen Ausdrücken muham-…nische und christliche Schriftsteller von ihnen und heben bloß …r, daß die Assassinen von ihrem Fürsten oder Ordensmeister …mit dem Schwerte in der Hand gegen die Feinde geführt, son-…von ihm mit Dolchen zum Morde der Fürsten bewaffnet und …schickt wurden. Betrachtet man die Sache jedoch mit besonne-…n Blicke, so wird man leicht finden, daß die Zahl der Stimmen …ies Verdammungs-Urtheil eben so groß ist, wie die Zahl …Beweise klein ist. Abulfeda verfolgt sie, die Ketzer, mit dem …nen Zorn eines gläubigen Moslems, nennt sie Mörder, ruchlose …er und Abtrünnige; aber er giebt wenig Fälle an, die den …Ruf der Sekte begründen, so sehr es ihm doch willkommen …mußte, die von ihm verurtheilte Rotte in ihrer nackten Schänd-…it darzustellen. Nach ihm und anderen Schriftstellern seiner Ansicht haben die Assassinen allerdings den und jenen aus der Reihe ihrer Feinde meuchlings umgebracht, aber Alles zusammengenommen stellt sie noch nicht so bloß, wie manche andere Brüderschaft jener und späterer Zeit (wie Tempelherren und Vehmgericht z. B.). Und vollends das liebe Mährchen von dem Schlaftrunk der Haschischa! Marco Polo hat direkt vom Oriente das Mährchen mitgebracht, daß der Scheich el Dschebel seinen auszusendenden Mord-Jüngern einen Trank reichen ließ, wodurch sie ihrer Sinne beraubt wurden. In solchem Zustande ließ er sie in ein eigens von ihm zu diesem Zwecke errichtetes Paradies bringen, wo sie in den Armen göttlicher Huris erwachten, die ihnen nicht nur sagen mußten, daß sie hier in Muhammed's Paradiese seyen, sondern auch alle Freuden so gewähren, wie es der Prophet verheißen hat. Hat der Jüngling einige Zeit in der paradiesischen Seligkeit geschwelgt, so wird er aufs neue berauscht und wieder ins freudenlose Leben zurückgetragen. Bei seinem Erwachen nun sagt ihm der Scheich, er wäre wirklich ins echte Paradies versetzt gewesen, um einen Vorgeschmack dessen zu haben, was seiner harre, wenn er blindlings die Befehle seines Meisters vollziehe. Der so angefeuerte Jüngling verachtet, ja sucht Todesgefahr, um nur so bald als möglich wieder nach dem Sitze der Seligkeit zu kommen. Marco Polo sagt, es hätten ihm die Einwohner Persiens das erzählt; es ist also eine rohe Volkssage und nichts weiter, und dennoch übt diese Sage eine Kraft auf die Gemüther der gläubigen Geschichtsleser, als wäre sie durch einen Zusammenfluß von Umständen zur Wahrscheinlichkeit erhoben und von den glaubwürdigsten Augenzeugen bestätigt!*) Die Assassinen haben die tollkühnsten Thaten ausgeübt, Kraft und Muth entwickelt, den man sonst so gern mit edlen Zwecken verbunden sieht, und um sie recht entschlossen zu machen, um ihre körperlichen und geistigen Kräfte, die bei ihren rasenden Unternehmungen so nöthig waren, noch zu erhöhen, hat man sie am Vorabend ihrer Mission durch Uebermaß von Schwelgereien entnervt!!

Doch so wenig es nöthig war, einem fanatischen Muhammedaner, und dies waren ja die Assassinen, erst ein Muster vom Paradiese zu zeigen, ehe er daran glaubte, so wenig sollte es nöthig seyn, den Lesern mehr Einwürfe gegen das Mährchen vorzuführen, damit sie es nicht glauben. Mögen einzelne Fälle vorgekommen seyn, wo man die Furchtsamkeit eines Jüngers durch Betäubung beseitigen oder seinen Widerwillen gegen den Mord durch eine schändliche Täuschung brechen wollte, solche isolirte Verbrechen hören wir auch in unserer Nähe; aber nimmermehr kann ein organisirtes System dieser Art bestanden haben, wodurch ein ganzes Volk 170 Jahre lang betrogen wurde.

Die Behauptung von dem Haschischa-Trank, so wie die ganze Behauptung, daß die Assassinen ein Volk von Verbrechern waren, stehen auf so schwachen Füßen, daß sie wohl längst zu Boden gefallen wären, hätten nicht viele große Männer sie aus Laune oder Befangenheit noch gehalten. Es giebt Leute, die von vorn herein schon solche der Geschichte alt angestammte Legenden lieben und schützen; Andere wieder können sich von einem Vorurtheil, von einem Irrthume, der ihnen von Kindesbeinen an lieb geworden ist, nicht leicht trennen; die meisten Geschichtschreiber für die Masse endlich machen gar Jagd auf solche Mährchen, die etwas Saft in die trockene Erzählung träufeln, die eine Würze, eine Art Haschischa für den ermüdeten Leser werden.

Wenn es nicht möglich ist, den Ruf der Assassinen zu retten, sondern ihn nur von Uebertreibungen zu reinigen, so ist es doch nicht schwer, ihren Namen auf einen ehrenvolleren Ursprung zurückzuführen, als es in dem in Anspruch genommenen Aufsatze geschehen ist. Wenigstens wird es mir gelingen, die bisherige Annahme darüber stark zu erschüttern, und jedenfalls, den Herrn Verfasser zu überzeugen, daß das zweite A des Wortes erhalten werden muß, selbst wenn die von ihm gegebene Ableitung sich behauptet. Es heißt dort: „das Wort Assissinen ist schon eine Verderbung des Arabischen Haschischin, welcher Name von dem narkotischen Kraut Haschischet.... und mit Anspielung auf ihre Grausamkeit hat man sich Europäischer Seits erlaubt, das erste I in A zu verwandeln." Bei dem letzten Theil dieser Behauptung kann ich nur vermuthen, daß er dem Verf. in Uebereilung entschlüpft ist; denn die Geschichte der Assassinen und die in Europa herrschend gewordene Meinung von ihrer Mordsucht ist älter als das Wort assassiner. Man hat den Begriff „morden" durch dieses

*) G. H. v. Schubert meint gar, in der Nähe Baalbeks die Spuren eines dieser Paradiese entdeckt zu haben! S. seine Reise in das Morgenland, Band III. S. 316.

Wort bezeichnet, weil man die Assassinen für die Mörder von Profession hielt, nicht aber ihren Namen ändern konnten mit Bezug auf ein Wort, welches in den Romanischen Sprachen noch nicht vorhanden war und noch nicht vorhanden seyn konnte, da es in dem Stammschatz dieser Sprachen, im Lateinischen und Griechischen, fehlt. Daß auf solche Weise Wörter entstehen, zeigen Beispiele genug; und ich erinnere nur an ein neueres im Englischen „to burke" von dem Namen des nichtswürdigen Burke, welcher Menschen ermordete, um ihre Leichname an die Anatomie zu verkaufen. Wird das begangene *hysteron proteron* zugegeben, so wäre man sogleich berechtigt, umgekehrt aus dem Worte *assassiner* zu schließen, daß das A im Worte Assassinen rechtmäßig ist. Jedoch ich bin so glücklich, diesen Grund nicht für meinen besten halten zu müssen, um für die Legitimität dieses Buchstaben zu streiten; man wird, hoffe ich, unten wichtigere hören.

Der erste Theil der Behauptung, daß nämlich der Name von Haschischet herrührt, hat mächtige Gönner; Gesenius in seinen wenigen, aber trefflichen Worten über die Ismaeliten*) und, wenn ich nicht irre, De Sacy**) geben diese Etymologie an. Richtiger Takt und treffende Auffassung ist in den Meinungen dieser beiden berühmten Männer Regel; die vorliegende Etymologie jedoch dürfte zur Ausnahme gehören. Denn nicht genug, daß die Erzählung von der Gewohnheit der Assassinen, Haschischa zu trinken, einer Erdichtung, wie ein Ei dem anderen gleicht, und daß Marco Polo selbst dieser Pflanze nicht gedenkt, so hat man vergessen: 1) daß ein solcher Name doch nur höchstens von Feinden zur Beschimpfung ersonnen werden konnte, das Volk selbst aber es werde haben bleiben lassen, sich einen Namen zu geben, in welchem ein Denkmal seiner Ausschweifungen steht; 2) daß Abulfeda ihnen den Gebrauch der betäubenden Pflanze nicht vorwirft, so wenig er sonst auch die *impia gens* schont; 3) daß Makrizi, Ibn Beitar und andere Araber bei De Sacy (*chrestomathie tome II.* der ersten Ausgabe) ausführlich von Einführung des Genusses der Haschischa sprechen und der Assassinen gar nicht erwähnen. Nach ihnen hat zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erst ein Mönch die wunderbare Kraft der Pflanze entdeckt; der Name Assassinen aber war bei den Abendländern schon früher bekannt. Makrizi hätte von den Assassinen sprechen müssen, als er berichtet, daß zu Anfang des 15ten Jahrhunderts ein Molahed oder Ismaelit von Persien nach Kahira kam und dort als Quacksalber eine Mischung aus Haschischa, Honig und anderen Ingredienzen bereitete. Nehmen wir nun noch das oben Berührte hinzu, daß es weder nöthig, noch gerathen war, die wildbegeisterten Fanatiker für die ihnen übertragene tollkühne That durch Trunkenheit vorzubereiten, so wird man sich wohl fragen müssen, ob nicht die Annahme selbst und die darauf gegründete Etymologie aus der Luft gegriffen ist?

Wenn ich jetzt eine andere Erklärung des Wortes versuche, so kann es nur eine solche seyn, die sich auf Grund eines größeren historischen Rechtes Eingang zu verschaffen sucht, die der Natur der Sache angemessener ist, und die endlich von den Assassinen selbst gebilligt werden konnte. Wir haben oben gesehen, daß der Stifter der Sekte und Dynastie Hassan hieß; was ist aber natürlicher, als seine Anhänger Hassaninen zu nennen, so wie bei allen Religionen, Reichen, Wissenschaften und Systemen die Anhänger den Namen des Stifters tragen? Diese Deutung scheint so naturgemäß, daß man die Differenz zwischen Assassinen und Assaninen unberücksichtigt lassen dürfte. Aber auch diese kleine Verstümmelung, der das Wort bei seiner Reise vom Oriente nach dem Abendlande ausgesetzt war, kann keine Waffe in den Händen eines Zweiflers werden, da wirklich in älteren Wörterbüchern, und also gewiß auch bei älteren Historikern, die Form Assaninen vorkömmt. Es kann meinen Lesern gleichgültig seyn, ob ich der selbständige Finder dieser so einfachen Deutung bin oder nicht, aber es wird ihnen gewiß lieb zu hören seyn, daß Reiske's gewichtiger Name dafür spricht.***)

Aber noch eine andere Deutung nach obigen Grundsätzen ist möglich, eine solche, die auf einen früheren Stifter, auf den erlauchten Ali, zurückgeführt werden kann, und zwar ganz aus der eigenthümlichen Sprache der Dogmatik dieser Sekte entlehnt. In der Lehre der Ismaeliten nämlich wird Muhammed Natek genannt und Ali heißt: Asas.†) Die Schiiten sind bekanntlich Anhänger des Ali, unter ihnen sind die Ismaeliten oder Bateniten, und von diesen mag sich eine Unterabtheilung nach dem mystischen Beinamen Ali's Assassinen nennen. Auf diese Weise wäre das Wort so rein erhalten, wie so leicht kein anderes, das von den Arabern zu uns gekommen ist.

Kehren wir zu der Behauptung des Herrn Verfassers zurück, daß der zweite Vokal I, nicht A seyn müsse. Aus den von mir vorgeschlagenen Deutungen nach Hassan oder Assas ist kein Grund, den letzteren zu verdrängen. Aber selbst die Etymologie von Haschischin erlaubt seine Ersetzung durch I nicht. Ich war bis jetzt tolerant genug, nicht zu fragen, wie aus dem bloßen Namen Haschischa, oder Haschische, wenn dieser im Plural gesetzt wird, die Bedeutung Haschischa-Säufer entsteht? Die Form Haschischin ist überhaupt nicht bekannt. Dagegen läßt sich sagen, daß der Name ursprünglich (wenn man einmal nicht von Haschischa lassen will) Haschaschun war, welches die Lexika erklären: *homo qui bibit potum ex herbis haschisch paratum.**) Und mit dieser Form erhalten wir wieder Assassinen und nicht Assissinen.

Aber aus einem ganz anderen Grunde rathe ich dem Verf., nicht hartnäckig auf die letztere Form bestehen zu wollen, aus einem Grunde, der nach den obigen ernsten Gründen etwas scherzhaft klingen könnte. Bei der Form Assissinen würden viele Leute sogleich geneigt seyn, an die Stadt Assisi und an Franz von Assisi zu denken. Dieser gute Mann lebte gerade in der Blüthezeit jener angeblichen Verbrecher-Kolonie der Assassinen. Wie leicht wäre es nun, bei dem bekannten ausschweifenden Aberwitz der historischen Forscher, möglich, daß in tausend Jahren ein hochweiser Hypothesen-Kritiker den heiligen Franz zum Scheich el Dschebel und seine unschuldigen Franziskaner zu den übrigen Assissinen machte. Ein solches archäologisches Unglück müßte gewiß nur der büßen, der zuerst das I statt A vorgeschlagen hat.

F. Lebrecht.**)

Ostindien.

Robert Clive, der Gründer des Indisch-Britischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Die Erschöpfung des Volkes, die Zerstückelung der Gewalt und der sociale Verfall Hindostans eröffneten der Europäischen Politik ein geräumiges Feld. Dies war dem Scharfblicke Dupleix's nicht entgangen. Alles, was England in Ostindien ausgeführt, hatte dieser Mann geahnt und vorbereitet; wir sind nur den Fußstapfen des Franzosen gefolgt, gegen den Frankreich undankbar gewesen. Indem wir unser Europäisches Reich über den Trümmern des Reiches der Groß-Moguls gründeten, folgten wir Dupleix's Winken, vollstreckten wir gleichsam nur seine Ordre, und das Wagestück gelang. Fünftausend Seemeilen weit von Hindostan getrennt und ursprünglich nur im Besitze einiger Hufen Indischen Bodens, haben wir unser Reich von Kap Komorin bis zu den ewigen Schneemassen des Himalaja ausgedehnt, unsere siegreichen Waffen im Westen über den Hydaspis, im Osten über den Brahmaputra hinaus bis unter die Mauern von Ava getragen und einen Vasallen Großbritaniens auf den Thron von Kandahar gesetzt.

Dupleix sah recht wohl ein, daß es der schönsten und besten Indischen Armee unmöglich seyn würde, Europäischer Taktik zu widerstehen. Er begriff aber auch, daß diese Männer des Orients, wenn man sie equipirte, disziplinirte und der Leitung geschickter Feldherren anvertraute, manche Schlacht gewinnen könnten; denn sie besaßen Gewandtheit, Tapferkeit und Gelehrigkeit. Ihre einheimischen Fürsten konnten nützliche Werkzeuge abgeben und waren als Gegner nicht sehr gefährlich. Man konnte sie von allen Seiten angreifen, oder mit diplomatischer Kunst sie beherrschen, um sie wie vergoldete Gliederpuppen handeln zu lassen.

Wer waren diese Leute in der That, und welches waren ihre Ansprüche? Besaßen die Vice-Könige und Nabob's eine lehnsherrliche oder eine Vasallen-Macht? Beides ließ sich vertheidigen oder bestreiten; denn sie gehorchten dem Kaiser von Delhi nur in der Theorie und waren in der Praxis ganz unabhängig. Sollte man ihre Würde als erblich oder durch Wahl übertragen ansehen? Auch das war sehr problematisch. Dazu kam noch, daß in Hindostan, wie in jedem zerfallenden, unheilbar geschwächten Staate, die Gesetze keine Basis und die Völker keine Tradition und kein Vertrauen mehr hatten. Dupleix lauerte auf ein Ereigniß, das ihm vortheilhaft seyn konnte, und dieses Ereigniß blieb nicht aus.

Im Jahre 1748 starb der König von Dekkan. Er war unter diesen Vasallen ohne Lehnsherren, die nur das Recht des Stärkeren anerkannten, einer der gefürchtetsten gewesen. Nisam-el-Mulk hinterließ seinem Sohne Nasir-Dschung die Herrschaft von Dekkan. Aber bald erwuchs diesem ein Mitbewerber in seinem eigenen Neffen Mirsafa-Dschung. Der Onkel und der Neffe kämpften mit einander. Unterdeß meldete sich noch ein dritter Prätendent in der Person des Tschunda-Sahib, der auf den Besitz von Karnatik, einer der wohlhabensten Provinzen Dekkan's, die der Nabob Anawerdi-Chan schon lange Zeit verwaltete, Anspruch machte.***) Tschunda-Sahib und Mirsafa-Dschung verbündeten sich gegen Nasir-Dschung und Anawerdi-Chan. Dieser innere Krieg war den Plänen Dupleix's außerordentlich gün-

---

*) In den Anmerkungen zur Deutschen Ausgabe der Reisen in Syrien von Burckhardt.

**) Wo, weiß ich leider für jetzt nicht anzugeben. Seine einzelnen *mémoires*, die in verschiedenen bandereichen Werken gelehrter Gesellschaften zerstreut liegen, stehen mir nicht zu Gebote, und sein *Exposé de la religion des Druzes* ist mir noch nicht bekannt. Ueberhaupt sehe ich mich hier zu dem Bekenntniß genöthigt, daß ich verhindert war, für obige Bemerkungen jetzt noch einmal die Quellen um Rath zu fragen, selbst von keiner neueren Arbeit, die den Gegenstand behandele, war mir der Gebrauch vergönnt. Nur Abulfeda, Marco Polo und Gesenius a. a. O. habe ich verglichen. Wenn dieses Bekenntniß auch keine Rechtfertigung für mich werden kann, wenn ich vielleicht bei mancher aufgestellten Behauptung einen Irrthum begangen habe, so möge es mich doch entschuldigen, wenn sich dem sachkundigen Leser manches Gesagte nur als eine Wiederholung dessen, was er schon längst aus besseren Händen empfangen hat, darstellt. Auf das Verdienst der Gründlichkeit dürfen meine Worte ohnehin keinen Anspruch machen, da sie hier mehr zweifelnd und anregend, als mit dem anmaßenden Wunsch, zu entscheiden, auftreten und sie vollends nur der Aufforderung der gebotenen Gelegenheit folgen.

***) S. die Reiske-Adlersche Ausgabe der *Annales Muslemici* des Abulfeda Thl. III. Seite 714.

†) Vgl. De Sacy Chrestomathie Arabe (pr. éd.) t. II. pag. 392.

*) Freytag Lexicon Arabicum. I. 392, 6.

**) Herr Lebrecht hat Recht, und sein Recht soll leben! Indem wir seiner gründlichen Widerlegung der bisher versuchten Etymologie des Wortes Assassinen, wie auch seiner Vertheidigung dieser Schreibart, vollkommenen Beifall geben und zugleich bekennen, daß seine eigene Etymologie (von Asas, d. i. Ali) uns sehr angesprochen hat, erlauben wir uns nur folgende zwei Bemerkungen: 1) Kann Herr L. aus unseren Worten in bewußter Anmerkung — „welches von Haschischet abgeleitet wird" ersehen, daß wir es nur dahingestellt seyn ließen, ob das Wort diesen Ursprung hat oder nicht; die Eile des Augenblicks machte keine Untersuchung des Gegenstandes möglich. 2) Thut er denen Gelehrten, die zuerst auf jene falsche Ableitung gekommen sind, gewiß Unrecht, wenn er meint, sie hätten den Volksnamen für einen Plural von Haschischet angesehen. Ohne Zweifel hat man ein abgeleitetes Nomen Haschischi, gleichsam Haschischite, Haschisch-Mann, d. h. der mit dem Kraute viel zu thun hat, in enger Verbindung steht (wie z. B. Hariri, Seidenmann, Seidenhändler, von Harir), supponirt, und diese Ableitung ist dem Geiste der Sprache nicht zuwider, darf also insofern auf Toleranz Anspruch machen. Der Anmerker.

***) Tschunda-Sahib war der Eidam eines anderen Nabob's, der nicht genannt wird.

lig, und man denke sich seine Freude, als die neuen Prätendenten hn um Hülfe ansprachen, die er ohne Verzug gewährte. Von 400 ranzosen und 2000 Spahi's (Sepoy's), die Europäisch einexerzirt waren, unterstützt, erfochten Tschunda-Sahib und Miesafa-Dschung inen glänzenden Sieg, der ihnen fast ganz Karnatik in die Hände ab. Anawerdi-Chan fiel auf dem Schlachtfelde; sein Sohn, Muhammed, der Nabob von Arkot, sammelte die elenden Ueberreste der rmee seines Vaters und zog sich nach Tritschinapoli zurück. Nasir-Dschung wurde von seinen Leuten ermordet, und Dupleix, der mit gener Hand einen Nabob und einen Nisam eingesetzt hatte, berrschte jetzt in ihrem Namen den ganzen Süden von Hindostan. om Flusse Kristna bis ans Kap Komorie zum Statthalter von ndien ernannt, mit den Schätzen des besiegten Vice-Königs bereiert und eine Armee von 7000 Reitern unter seinen Befehlen, zog : triumphirend in Pondichéri ein. Er trug orientalische Kleidung nd ließ sich in Miesafa-Dschung's Palankin tragen. Man bewilgte ihm das Recht, Münzen zu schlagen, welches der Stadt Pondicheri seitdem ausschließlich zukam. An die Stelle des Miesafa-Dschung brachte Dupleix eine andere seiner Kreaturen. Dreißig Millionen Menschen gehorchten ihm. Als Herr der Heeren, die er geschaffen hatte und aufrecht hielt, weihte er das Andenken an diesen nichen und wunderbaren Erfolg durch Medaillen, die er prägen ließ, urch eine Ehrensäule mit vielen Emblemen und Inschriften und durch ie Gründung einer neuen Stadt, der er den Namen Dupleix-Fatiabad (Dupleix's Siegesstadt) gab. Die Franzosen hatten Bahn gerochen, den Weg vorgezeigt, das Vorspiel der Triumphe Englands efeiert.

Die Britische Compagnie sah ihre Rivalin mit Einem Siege e Herrschaft über ein Drittheil Ostindiens erringen und konnte nur nwirksamen Widerstand leisten. Die geschlagenen und gedemüthigten ngländer waren überall vor Dupleix zurückgewichen. Die Eingeorenen verachteten uns und bildeten sich ein, es gäbe in Europa ine Nation, die mit den Franzosen eine Vergleichung aushielte. ergeblich war jede Bemühung der Compagnie, den in Tritschinapoli eckenden Muhammed, der von Dupleix und Tschunda-Sahib blokirt urde, zu befreien. Der Schrecken und die Entmuthigung waren hon allgemein, als ein 25jähriger Jüngling, der den Titel eines apitains und Kriegs-Commissairs hatte, einen kühnen Plan eröffnete – es war Clive. „Während Tschunda-Sahib", so sprach er, „die Stadt Tritschinapoli belagert, laßt uns seine Hauptstadt Arkot anreifen; dies ist das einzige Mittel, Muhammed-Chan zu befreien nd unseren Feinden einen Gegner zu erhalten. Wenn Muhammed inmal getödtet oder gefangen ist, so sind wir vernichtet."

Man giebt ihm 300 Spahi's, 200 Englische Soldaten und als Offiziere eine Anzahl Clerk's, die noch kein Pulver gerochen hatten. r zieht in Eilmärschen auf Arkot, dem Regen und allen Stürmen er Elemente Trotz bietend; er überrumpelt die Stadt, verjagt die Garnison und besetzt Arkot ohne Schwertstreich. Den Platz einnehmen, war leichter, als sich darin behaupten; einige Mauern aus Lehm, Gräben ohne Wasser, entkräftete Soldaten, die das Klima dezimirte, nd knappes Proviant: dieses waren die Hülfsquellen, die einem ungen Manne, der noch nicht lange Schreiber am Comtoir gewesen, u Gebote standen. Der Feind holte Verstärkungen und lagerte vor en schwachen Wällen der Stadt. Clive that um Mitternacht einen lusfall, hieb die Hälfte des Heeres nieder und zerstreute die Uebrigen, ohne einen Mann zu verlieren! Tschunda-Sahib, obwohl sehr estürzt, wollte dessenungeachtet die Belagerung von Tritschinapoli icht aufheben; er verlangte von Dupleix 150 Französische Soldaten, ieß 2000 Mann aus Bellore kommen, fügte von seinen eigenen Truppen noch 4000 Mann hinzu und vertraute seinem Sohne Radscha-Sahib ein Heer von 10,000 Streitern, das nun gegen Arkot vorrückte.

Diese verfallene Festung schien ganz außer Stande, eine Belagerung auszuhalten. Es fehlte an Lebensmitteln. Die kleine Garnison bestand aus Orientalen und Englischen Kaufleuten; sie war durch kein inniges Band verknüpft, ohne Erfahrung und nicht eben riegerisch; aber Clive wußte ihr jenes blinde, fanatische Vertrauen, ene unbedingte Ergebung an ihren Chef einzuflößen, die immer ein magischer Impuls zum Siege sind. Eines Tages kamen seine Spahi's und sagten ihm, er möchte alle Getraide-Rationen für die Europäischen Soldaten aufheben; sie (die Spahi's) wollten sich mit Reisbrühe vergnügen, da sie an eine frugalere Lebensweise gewöhnt seyen. Die Geschichte kennt kein rührenderes Beispiel militairischer Treue und keinen schlagenderen Beweis von der Macht, die eine starke Seele ausübt. Fünfzig Tage lang wehrte man sich mit Löwenmuth; Radscha-Sahib, der die Ankunft eines Mahratten-Corps, um dessen Beistand die Compagnie warb, befürchtete, wollte unterhandeln und drohte, die ganze Garnison über die Klinge springen zu lassen, wofern man seine Bedingungen nicht annähme. „Saget ihm", antwortete Clive den Boten, „daß sein Vater den Thron geraubt hat, daß seine Armee ein Raubgesindel ist, und daß eine von Englischen Soldaten vertheidigte Bresche von solchen Feiglingen nichts zu fürchten hat." Jetzt wurde der Sturm beschlossen. Radscha-Sahib wählte einen in den Annalen der Muselmänner denkwürdigen Tag — das Todtenfest des Hussein, des Sohnes Ali's. Die orthodoxen Bekenner des Islam glauben noch jetzt, daß jeder von den Ihrigen, der an diesem heiligen Tage im Kampfe gegen die Ungläubigen fällt, die ewige Seligkeit unfehlbar erwerbe. Diese Gluth des religiösen Fanatismus erhitzte Radscha-Sahib noch mehr durch alkoholische Tränke und Reizmittel, die er seinen Soldaten eingab, und so stürzten sie in einem Doppelrausche gegen die Wälle von Arkot los.

Clive hatte seine Vorkehrungen getroffen, und eben lag er erschöpft auf seinem Bette, als man zum Sturme blies. Er sprang empor und eilte an seinen Posten. Die Elephanten der Feinde, deren Stirn mit Eisen gepanzert war, stießen als lebendige Mauerbrecher Lücken in die Citadelle, aber bald drangen die Kugeln der Belagerten in das Fleisch dieser Riesenthiere; sie flohen und zertraten einen Haufen Bewaffneter, der ihnen gefolgt war, wie Nußschalen. Clive trat selbst an die Stelle einiger ungeschickten Kanoniere und bediente ihr Feldstück, das ganze Reihen zu Boden streckte. Der Belagerer waren 10,000 gegen 320! Als sie mit rasender Wuth die Mauern hinanstürmten, wurden sie von einem so mörderischen Feuer empfangen, daß kein Lebender unter den Wällen auf seinen Füßen blieb. Clive hatte seine Truppe in drei Glieder getheilt. Das erste Glied feuerte, während das zweite und das dritte ihre Gewehre luden, und so oft eine Kugel abgeschossen war, empfing der Vordermann von seinem Hintermann ein frisch geladenes Gewehr. An allen Punkten des Walles folgten die Kugeln einander Sekunde um Sekunde — ein Hagel, der die Stürmenden drei Mal niederschmetterte. Endlich wendete sich Alles, was verschont geblieben war, zu wilder Flucht.

Der Kampf dauerte eine Stunde: die Garnison hatte sechs Mann, der Feind vierhundert Mann eingebüßt! Es wurde Nacht, Clive und die Seinen erwarteten einen neuen Angriff; aber der Morgen brach wieder an, und der Feind war abgezogen, seinen Artillerie-Park und seine Munition den Engländern preisgebend.

Dieser Sieg war das Signal zu Englands Uebermacht in Ostindien. Die Regierung sah jetzt mit Staunen, welch ein Mann Clive war. Man schickte ihm aus Fort Saint-George 250 Engländer und 700 Spahi's. An der Spitze eines kleinen Heeres von 1250 Mann zog er dem Mahratten-Corps, dessen wir oben gedacht, in Eilmärschen entgegen. Diese Räuber-Soldaten hatten bis dahin die Britische Compagnie, als Bundesgenossen, die ihnen Schande machten, weil sie sich immer besiegen ließen, gering geschätzt; aber die schöne Vertheidigung von Arkot verwandelte ihre Geringschätzung in Bewunderung. Ihr Häuptling Morari-Rao brach mit seinen Leuten auf, und nachdem diese Truppe dem Cliveschen Häuflein sich angeschlossen hatte, lieferte Clive den 5000 Mann, die Radscha-Sahib geblieben waren, eine Schlacht. Unter den Streitern des Radscha's befand sich ein erlesenes Corps Franzosen, die, obwohl nur 300 Mann stark, den Sieg lange unentschieden ließen. Endlich blieben die Engländer Meister des Feldes, nachdem die 600 Spahi's zu ihnen übergegangen waren. Auch die Kriegskasse fiel Clive in die Hände, der nun die Stadt Kondscheweram ohne Schwertstreich einnahm. Die Mahratten behaupteten, Clive's Mannschaft müsse von anderem Stamme seyn, als die Engländer im Fort St. George, und wirklich hatte er sie in solchem Grade belebt, ermuthigt, gestählt und diszziplinirt, daß sie für ganz andere Menschen gelten konnten.

Der überwundene Radscha-Sahib raffte eine neue Armee zusammen, verheerte die Umgebungen von Madras mit Feuer und Schwert, zerstörte die prächtigen Villa's der Kaufleute und rückte bis unter die Mauern der Festung vor. Clive eilte herbei, schlug die Armee des Radscha's, verließ das Schlachtfeld, um Dupleix's Ehrensäule zu zertrümmern, und machte Fatihabar, die „Siegesstadt", dem Erdboden gleich. Das Blendwerk der Unbesiegbarkeit Dupleix's war nun verschwunden, die magische Gewalt seines Namens vernichtet. Es galt nur noch die Befreiung des Muhammed-Chan, der in Tritschinapoli blokirt saß. Clive übernahm auch dieses Geschäft. Die im Rücken angegriffenen Belagerer kamen zwischen zwei Feuer und ergaben sich. Tschunda-Sahib fiel in die Hände der Mahratten, die ihn unrühmlicher Weise tödteten. Die Engländer triumphirten überall.

Der Major Laurence, ein erfahrener Offizier und Clive's erster Gönner, kam aus England zurück und staunte über seinen Schützling. Clive hatte damals schon Feinde und Neider, die seine Erfolge gern dem blinden Glücke zugeschrieben hätten; aber Laurence gab ihnen derben Bescheid. „Redet mir nicht von seinem Glücke" — sagte er —; „dieses Glück haben nur große Geister; es ist die Ehrenkrone des Genies, der Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und eisernen Ausdauer. Capitain Clive ist zum Kriegsmann geboren; dieser junge Handlungs-Commis, ohne militairische Studien und ohne Erfahrung, hat sich wie ein alter Feldherr benommen."

Der von allen Seiten gedrängte Dupleix verlor den Muth nicht, obgleich sein indolenter, gleichgültiger, in Wollüste versunkener Hof ihm jede Unterstützung verweigerte. Seine Helden-Pläne stimmten schlecht zu der geistreichen Apathie von Versailles. Er verstärkte sein Heer mit dem verworfensten Gesindel, das den Händen der Gerechtigkeit entwischt war oder auf den Galeeren ausgedient hatte. Ohne erfahrene Offiziere, ohne Geld und ohne disziplinirte Truppen, versuchte dieser außerordentliche Mann noch immer, sich zu behaupten. Er intriguirte, bestach, lockte, machte den Engländern Alliirte abwendig, opferte dem Erfolg seiner Pläne sein ganzes Vermögen, erschöpfte seinen Kredit und ruhte nicht eher, bis die absoluteste Ohnmacht an Mitteln ihn dazu nöthigte. Clive versäumte nichts, was den Untergang des wüthenden Feindes beschleunigen konnte. Körperlich leidend und an der Spitze von 700 Rekruten, die theils unerfahrene junge Spahi's, theils ein Auswurf der Londoner Branntwein-Schenken waren, zog er gegen die von Französischen Garnisonen besetzten Festungen Coveling und Tschinglepaut. Ein Kugel aus einem dieser Forts tödtete einen Mann, und sogleich ergriffen Alle die Flucht. Clive brachte sie mit Bitten und Drohungen wieder zusammen und ließ sie dem Fort gegenüber kampiren. Beim ersten Kanonendonner krochen die ausgestellten Wachen in eine Zisterne. Und mit diesem Corps bemeisterte sich Clive der beiden Festungen, von denen die eine kapitulirte, die andere zerstört ward! Von seinem Siege nach Madras zurückgekehrt, heirathete er die Schwester des berühmten Astronomen Maskelyne und reiste dann nach England, um dort eine Zeit lang der Ruhe zu genießen, die allein seine geschwächte Gesundheit wiederherstellen konnte.

Zehn Jahre waren verflossen. Der arme und obskure Commis war jetzt General und brachte Vermögen, Ruhm und Ansehen in sein Vaterland mit. Sein bejahrter Vater, ein Edelmann von der alten Schule, hatte Mühe, an dieses Wunder zu glauben; er mußte es aber schon, als Robert sämmtliche Schulden der Familie bezahlte, als die auf seinem Erbgute lastenden Hypotheken verschwanden, und als endlich die Stadt London in dem 27jährigen jungen Mann den Retter ihres Handels begrüßte. Clive hoffte, Mitglied des Unterhauses zu werden, gelangte aber, obschon er diesem Wunsch eine bedeutende Summe Geldes opferte, nur zu einer bestrittenen Ernennung, die der Hauch des Parteigeistes wieder verwehte. „Wo es auf Wahlen ankommt", sagt Walpole, „da ist die Gerechtigkeit ein leeres Wort." Clive lernte die praktische Wahrheit dieses traurigen Axioms aus Erfahrung kennen; vergebens hatte die Beredsamkeit eines Fox für ihn gestritten.

Er kehrte nach Indien zurück, wo sein Stern so glanzvoll aufgegangen war. Der ruinirte Dupleix hatte sich kurz vorher nach Frankreich eingeschifft; aber ein Todfeind der Engländer herrschte in Bengalen und bedrohte die Britische Macht. Zum Gouverneur des Forts St. David ernannt, bemeisterte sich Robert Clive der Festung Gheira, die einem furchtbaren Piraten als Schlupfwinkel diente, und zog dann ungesäumt an den Ort seiner Bestimmung.

Der damalige Vice-König von Bengalen, Suradscha-Daula, ein schwacher Geist in einem entnervten Körper, feig, wollüstig und gleich unfähig zum Handeln wie zum Nachdenken, glaubte mit einer Handvoll Ausländer, die größtentheils Kaufleute waren und die Franzosen zu Feinden hatten, leicht fertig zu werden. Er nahm das Fort William, das der Gouverneur niederträchtiger Weise räumte, und ließ 149 Britische Gefangene in einem Keller von 20 Quadratfuß einsperren, der unter dem Namen des Schwarzen Loches historisch geworden ist. In diesem engen Raume zusammengedrängt, mußten die Unglücklichen vor Durst, Hitze und Mangel an frischer Luft in wenigen Stunden bis auf sechs und zwanzig elend hinsterben. Während sie in einer Art von Wahnsinn ihr eignes Fleisch benagten und ihre Brüder unter die Füße traten, betrachteten ihre Henker sie bei Fackelschein durch das enge Eisengitter und mischten wildes Hohngelächter in das Geheul der Opfer. (Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Der Mahniel.*)

Die Karawane von Mekka hat Kahira vorgestern, am 25sten des Monats Schewal, verlassen. Die Ceremonie der Pilgerfahrt selbst begann zu Mekka den 1. Zilhadschi, d. h. in Zeit von einem Monat und fünf Tagen. Die Pilgerfahrt ist für die Aegypter und Syrer ein gefährliches Unternehmen. Das Thor von Damaskus, durch welches die Karawane von Mekka zieht, heißt mit Recht „das Thor des Todes". Oft rücken mehr als 60,000 Menschen durch dasselbe, und nicht die Hälfte kehrt wieder. Indeß macht sich doch hier auch allmälig ein Fortschritt geltend, denn viele Pilger fangen schon an, einen kürzeren Weg und bequemere Transportmittel zu suchen. So Osman Pascha, dem eine der ausgezeichnetsten Stellungen bestimmt war. Sein Vorgänger hatte das Glück gehabt, am Grabe des Propheten zu Medina zu sterben, dessen besondere Bewachung ihm oblag. Ein Besuch in Mekka geht der Besitzergreifung des Postens zu Medina immer voraus.

Der gewöhnliche Weg der Aegyptischen Karawane durchschneidet den Fuß des Sinai und zieht sich dann längs des Rothen Meeres hin. Statt diesen Weg einzuschlagen, wartete Osman Pascha zu Suez das Englische Dampfboot ab. Am 22sten des Schewal holten ihn die Aegyptischen Behörden aus seinem Palaste, um ihn in feierlichem Geleit nach der Burg zu führen. Der Zug glich dem des Mahniel oder heiligen Kameels. Als derselbe den Palast Ibrahim's verließ, ertönte eine Artillerie-Salve. Die Araber gingen vorauf, denn die Aegypter hatten ihnen aus Höflichkeit den Vorrang überlassen. Hinterdrein zogen die Syrier, Nubier, Neger, Maugrebiten. Die Türken fehlten nicht, aber die Türken bilden die Aristokratie oder vielmehr Oligarchie des Landes; sie bekleiden alle einen Rang im Staate, in der Kirche oder in der Armee. Ein Priester in grünem Gewande, den der Wachabitische Adel seiner Züge auszeichnete, ritt seitwärts auf einem Maulesel. Es war dies einer der direktesten Nachkommen des Propheten, ein muhammedanischer Pius VII. Er folgte mit traurigem und sehnsüchtigem Blick den Kaiserlichen Geschenken, weil sie eher als er nach Mekka gelangten; er beneidete die Kameele, weil sie vor ihm das Wasser des Zem-Zem tranken.

Der Name Mahniel, welchen einige Grammatiker dem heiligen Kameele beilegen, kömmt auch allen den Dingen zu, welche dieses nach Mekka bringt. Dasselbe trägt einen Thronhimmel oder kleines Zelt von scharlachrothem seidenen Zeuge, das mit Arabischen Inschriften verziert ist. Seit den Zeiten der Sultanin Schegerefeddor wird dasselbe jährlich abgesendet. Zuweilen kommt zu diesem Thronhimmel noch ein Stück schwarzes Seidenzeug mit einer silbernen Inschrift, welches der Pascha von Aegypten liefert und womit die Kaaba des Tempels von Mekka umhüllt wird. Wenn der Sultan einen Abgeordneten nach Mekka schickt, so erscheint das Reich in seinen verschiedenen Nationen repräsentirt; wenn der Mahniel einzieht, so ist es mehr die Stadt Kahira mit ihren Innungen und religiösen Genossenschaften. Obgleich die Feierlichkeit eine ernste ist, so erscheinen doch auch die Taschenspieler und Possenreißer unter den Gewerken. Mehrere junge Leute, die bis zum Gürtel nackt waren, lieferten sich Scheinkämpfe. Andere durchbohrten sich die Arme mit dicken eisernen Nadeln. Muhammed selbst war ein Feind aller Menschenopfer, aber als die Zeit seine Traditionen etwas geschwächt hatte, wurden die Eiferer seiner Lehre eifersüchtig auf den Muth, mit welchem sich die Hindu's den größten Qualen unterzogen. Noch vor nicht langer Zeit, als die Beduinen die Geleitwache des Mahniel bildeten, fraßen die Derwische lebende Schlangen und Würmer, und mehr als Ein gläubiger Pilger ließ sich von den Füßen des Dromedars treten, das den Mahniel trug. Mehmed Ali hat dem Fanatismus dadurch großen Abbruch gethan, daß er die Beduinen durch seine Nizami's ersetzt hat. In Anwesenheit der Beduinen würden die Spiele der Gaukler blutig ausfallen, und ein Franke nimmermehr wagen dürfen, sich am Fenster oder gar auf der Straße zur Zeit der Prozession zu zeigen. Durch die Anwesenheit der regelmäßigen Truppen sind die Europäischen Kleider vor jeder Beleidigung geschützt. Mit Hülfe Gottes und der Nizami's werden auch die Muselmännischen Fanatiker allmälig verschwinden.

Bei uns beginnt die wahre Zeit der Heiligen erst nach dem Tode. Im Orient ist dies aber anders, da ist es ein besonderer Stand, zu dem man sich in voller Jugendkraft vorbereitet. Der Beruf offenbart sich durch bestimmte Zeichen: eines der häufigsten ist eine dumpfe Unempfänglichkeit. Man braucht dazu weiter nichts als einige unzusammenhängende ascetische Formeln, einen [illegible] starken Körper, um Hitze und Kälte zu ertragen, und einen beweglichen Hals, um beständig mit dem Kopfe zu wirbeln. Bei den Prozessionen dieser Woche waren genug Heilige jeder Art zugegen. Die meisten waren zu Fuße, mit wundersamen Mützen geschmückt, mit Lumpen bekleidet, mit struppigem Bart und ungekämmten Haaren. Es war auch ein Heiliger höheren Ranges dabei, welcher seit zwanzig Jahren den Mahniel von Kahira nach Mekka geleitet. Man kennt ihn nur unter dem Namen des Scheich-el-Gimel, des Herrn oder Gelehrten des Kameels.

Der schwarze Teppich war in der Moschee des Hassan-[illegible] niedergelegt und in dem Mahniel also erst dann enthalten, als dieser die Moschee erreicht hatte. Zwischen diesem Punkt und der Citadelle mußte der Eifer der Gläubigen sich an einem leeren Kasten kühlen, an einem Reliquien-Behältniß ohne Reliquie. Die Greise legten ihre Hände darauf und segneten ihre Familie; die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe. Noch weit stürmischer war der Freuden-Ausbruch, als der Teppich aus der Moschee geholt und in dem reichen Zelte auf dem Rücken des Dromedars ausgebreitet wurde. Der Mahniel hatte indeß einen furchtbaren Nebenbuhler in der Person des Scheich-el-Gimel.

*) Aus den Pérégrinations en Orient von Eus. de Salle.

Mannigfaltiges.

— Die Genfer Akademie. Dieselbe hat ihren Lections-Katalog für das Universitäts-Jahr 1840 — 1841 erscheinen lassen. Sie zerfällt nach dem Programme in vier Fakultäten: eine theologisch-protestantische, eine juristische, eine Fakultät des Sciences und eine Fakultät des Lettres. Eigentlich sind es aber wohl nur drei Fakultäten — die medizinische ist, wie man sieht, ganz ausgeschlossen — denn die Fakultäten des Sciences und des Lettres sind als philosophische zusammenzufassen. Dies werden wir aber auch kaum dürfen, da dieselben keine selbständige Bedeutung haben, sondern nur als Vorbereitung zu den eigentlichen Fachstudien anzusehen sind, die jeder Studirende durchmachen muß. Das akademische Gesetz legt nämlich ein vorbereitendes Studium von zwei Jahren fest, ehe der Eintritt in eine Fakultät erlangt werden kann. Dieses wird in dem Programm als eine Fortsetzung des Unterrichts auf dem Genfer Collège bezeichnet. Hiernächst können die Studirenden in die Fakultät des Sciences oder des Lettres eintreten, aber um in die juristische oder theologische aufgenommen zu werden, bedarf es noch zweier Jahre der Vorbereitung. Dieser vorbereitende Unterricht umfaßt in den beiden ersten Jahren: Griechische und Römische Literaturgeschichte und Alterthümer, allgemeine Geschichte, Schweizer Geschichte, Rhetorik, schöne Wissenschaften, Französische Aufsätze, Mathematik, die Elemente der Physik und Chemie, Philosophie; in den beiden anderen Jahren: Griechische und Römische so wie neuere Literaturgeschichte, Geschichte, Philosophie, die Elementar-Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Botanik, vergleichende Anatomie. Die beiden übrigen Fakultäten sind ziemlich dürftig besetzt. An berühmten Namen ist kein großer Aufwand. In der Rechts-Fakultät ist der Professor Cherbuliez zu erwähnen, der über Römisches und Schweizer Recht liest; botanische Geographie trägt der Sohn des berühmten De Candolle vor. Die Philosophie ist wohl am schlechtesten bestellt, denn sie wird nur durch den Professor Choisy vertreten, der im Winter-Semester über moralische und sociale Philosophie so wie über Psychologie und im Sommer-Semester über Geschichte der Philosophie liest. Augenscheinlich liegt der Vergleich mit Deutschen Universitäten sehr fern, indessen ist nicht zu übersehen, daß die Genfer Akademie aus den Mitteln eines nicht sehr bedeutenden Schweizer Kantons erhalten wird, daß ganz in der Nähe, und zwar ebenfalls in der Französischen Schweiz, nämlich zu Lausanne, eine ähnliche Akademie und auch in Neuchatel eine Fakultät des Sciences existirt, während die Deutsche Schweiz drei Universitäten in Basel, Bern und Zürich besitzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

№ 131. Berlin, Freitag den 30. Oktober 1840.

Türkei.

Die Schlösser der Dardanellen.

Von dem Britischen Major Napier.

Ich hoffe, den Dank des Lesers zu verdienen, wenn ich ihm [na]chstehend eine auf eigene Anschauung gegründete Beschreibung der [we]ltberühmten Forts am Hellesponte gebe, die, weit mehr noch durch [ih]re Lage, als durch ihre Festigkeit furchtbar, seit mehr denn vier [Ja]hrhunderten eine so wichtige Rolle gespielt haben, daß sie beinahe [sp]rüchwörtlich geworden sind.

1. Fort Abydos.

Abydos ist historisch berühmt als der Ort, wo Xerxes die Brücke [ge]schlagen haben soll, auf der seine Armee nach Europa hinüber[ma]rschirte. Hier war es auch, wo Leander in alter und Lord [By]ron in neuester Zeit die Fluthen des Hellespont schwimmend be[w]ältigten.

Wohl angebaute Hügel beherrschen das Kastell in einer Entfer[nu]ng von 300 bis 600 Yards. Die vornehmsten Batterieen, welche [de]m Meere zugekehrt sind, erheben sich 4 bis 5 Fuß über den Boden; [ih]re Schießscharten sind mit Steinen ausgelegt. Die östliche, dem [La]nde zugekehrte Front hat 130 bis 140 Yards Länge; sie besteht [au]s einem Zwischenwall von 100 Yards und zwei kreisförmigen [B]astionen an beiden Flanken. Im Mittelpunkte des Zwischenwalls [ist] ein schwaches Thor.

Die Bastion am nördlichen Ende des Zwischenwalls hat einen [G]raben mit einer gemauerten Brustwehr; die Tiefe des Grabens [be]trägt 8 bis 10 Fuß; an der südlichen Bastion ist kein Graben, und [si]e kann erstiegen werden. Der Zwischenwall hat ebenfalls keinen [G]raben; er ist 10 Fuß hoch, 2 bis 3 Fuß dick und ebenfalls mit [S]chießscharten versehen. Der innere Cavalier (die Katze) erhebt sich [3]0 bis 32 Fuß hoch; er hat eine Außen-Treppe von Stein. Die [B]arracken sind weder geschützt, noch mit Schießlöchern versehen. Die [K]anonen stehen so vertheilt:

Auf der südlichen Bastion	3 Stück.
» » nördlichen Bastion	4 »
» dem Cavalier	5 »
Dem Meere zugewendet (ungefähr)	38 »
Zusammen . .	50 Stück.

[A]lle diese Kanonen sind von schwerem Kaliber.

2. Batterie Kiosski.

Erhebt sich etwa fünf Fuß über den Boden. Hat steinerne Schießscharten und ist jetzt mit 16 Kanonen von schwerem Kaliber montirt.

Die östliche oder Land-Fronte besteht aus einem Zwischenwalle von ungefähr 100 Yards Ausdehnung mit kreisförmigen Bastionen aus Mauerwerk an beiden Enden, von denen jede ungefähr 20 Yards Durchmesser hat, 10 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß dick ist. Ueberall sind Schießlöcher; es fehlt aber ein Graben. In der Mitte ist ein schwaches Thor angebracht. Die ganze Batterie kann aus einer Entfernung von 300 Yards bestrichen werden. Die Barracken im Fort sind unbeschützt.

3. Sultanié Kalessi.

(Auch Altes Asiatisches Schloß genannt.)

Ist mit 75 Kanonen von schwerem Kaliber montirt. Die vornehmste, der Meerenge zugekehrte Batterie trägt 15 schwere steinerne Kanonen, die wasserpaß (à fleur d'eau) und in gewölbten steinernen Schießlöchern liegen. Die meisten versenden eine Ladung von 80 bis 120 Pfund; bei einigen ist sie noch viel schwerer. An beiden Seiten der Haupt-Batterie befinden sich andere schwere Batterieen, jede von 30 Kanonen.

Das Hauptgebäude des Forts ist viereckig, mit 8 Bastionen. Jede Seite mißt etwa 150 Yards in der Länge, 30 bis 40 Fuß in der Höhe und ist von starkem Mauerwerk. Die oberen Zinnen sind 4 Fuß dick; die anscheinende totale Dicke beträgt 10 bis 15 Fuß.

Ein Cavalier (Katze) von denselben Verhältnissen ragt beinahe 30 Fuß hoch über das Hauptgebäude empor. Der Graben, welcher einen Theil des Kastells umzieht, ist breit und mit Steinen ausgelegt, hat aber nie mehr als drei Fuß schlammigen Wassers, das im Sommer austrocknet. Die beiden Flanken-Batterieen sind von 10 Fuß hohen und 2 Fuß dicken massiven Mauern umschlossen, jedoch ohne Graben, und nur an der Südseite, die dem alten Rhodios zugekehrt ist, bemerkt man Schießlöcher.

Dieses Kastell und das gegenüber (an der Europäischen Küste) liegende Killis Bahar (s. unten) wurden gleich nach Konstantinopels Eroberung erbaut. Beide waren ums Jahr 1770 so schlecht im Stand, daß der Russische Admiral Elphinstone am 20. Juli jenes Jahres mit drei Linienschiffen und vier Fregatten die Durchfahrt erzwang, ohne daß sein Geschwader mehr als einen Schuß erhielt! Bald nachher ließ die Pforte diese Forts durch den Baron Tott in besseren Vertheidigungsstand setzen. Auch Admiral Duckworth passirte am 16 Februar 1807 mit der Britischen Flotte ganz wohlbehalten zwischen den beiden Schlössern.

4. Kum Kaleh.

(Auch das neue Asiatische Schloß genannt.)

Dieses in der Mitte des 17ten Jahrhunderts durch Muhammed IV. erbaute Fort steht auf einer niedrigen sandigen Landzunge an der Mündung des Mendré (Simois). An der Meerseite schützt es eine Sandbank von bedeutender Ausdehnung, und in einer Entfernung von 1800 Yards landwärts wird es von einer Anhöhe beherrscht, die gewöhnlich das „Grab des Achilles" heißt.

Die Festung Kum Kaleh ist ein Oblongum von 290 Yards Länge und 200 Yards Breite, ohne Graben, von starkem Mauerwerk, mit oberen Zinnen-Mauern, etwa 26 Fuß hoch, 3 bis 3½ F. dick und von sieben unregelmäßigen mit Geschützen montirten Bastionen flankirt. Zwei starke Pförtchen in Ost und Süd führen in die Festung. Durch das Hauptthor, ebenfalls an der Südseite, betritt man eine bedeckte Gallerie mit einer Wachstube. Am anderen Ende der Gallerie ist ein schweres Wurfgeschütz aufgepflanzt.

Der Sand (Kum Kaleh heißt Sand-Festung) hat sich an einem Theil der östlichen Fronte so hoch angehäuft, daß dieser Theil der Mauer leicht zu erstürmen ist. Durch Besetzung der gegenüber stehenden Häuser kann das Feuer von den Mauern zum Schweigen gebracht werden.

Die vornehmste, an der Nordseite befindliche Batterie ist wasserpaß (à fleur d'eau) und besteht aus 18 großen ehernen Kanonen, die bis vor kurzem in ihren steinernen Schießlöchern unbeweglich steckten. Erst im September 1839 wurde ein Vorrath starker Laffetten aus Konstantinopel dahin geschickt; diese waren aber so gebaut, daß sie sich weder höher noch tiefer richten ließen, auch konnten sie nicht ohne viele Zeit und Mühe gewendet werden.

An der Flanke im Süden der vornehmsten Batterie sind drei große eherne Kanonen gegen Schiffe gerichtet, welche die Sandbank umsteuern, und die nördliche Flanke ist ein Landungsplatz für Böte. Die Barracken ziehen hinter der Haupt-Batterie und werden von einer starken und sehr dicken steinernen Mauer geschützt, in welcher die Schießlöcher für die Kanonen angebracht sind. Den ummauerten Raum hinter den Barracken füllt ein dichter Haufen alter hölzerner Häuser, die man leicht in Feuer setzen könnte. Ein großer und massiver Brunnen aus Marmor steht nordöstlich in kurzer Entfernung von dem Fort; er kann einen Angriff auf die Stelle, wo der Sand sich gehäuft hat, decken.

Der ganze Artillerie-Park von Kum Kaleh beläuft sich auf ungefähr 40 Stück.

Diese Festung ist die erste, der man beim Eintritt in den Hellespont begegnet. Da keine unmittelbar benachbarte Höhen sie beherrschen, so würde ein Sturm von der Landseite her viele Noth machen, es sey denn, daß man eine sehr detaillirte Kenntniß von ihrer Lage hätte.

5. Sctil Bahar.

(Auch das Neue Europäische Schloß genannt.)

Wurde mit Kum Kaleh gleichzeitig erbaut. Eine 500 Yards entfernte Anhöhe mit einer unregelmäßigen Verschanzung darauf beherrscht dieses Kastell.

Das Haupt-Werk ist ein Oblongum von 280 Yards bei 190 Yards Breite, von sieben unregelmäßigen Bastionen flankirt und am Abhang des äußersten nordwestlichen Vorgebirges der Dardanellen belegen. Die westliche Seite verstärkt noch eine äußere Mauer von 3 Fuß Dicke und 10 Fuß Höhe. Die dem Meere zugewendeten Batterieen montiren zusammen ungefähr 25 Stück von schwerem Kaliber. Die Kanonen der Haupt-Batterie, 18 an der Zahl, sind wasserpaß; die

auf den Seiten-Batterieen liegen 5 bis 8 Fuß über dem Boden in gewöhnlichen steinernen Schießlöchern.

Die Bastionen an dem Haupt-Fort erheben sich 30 bis 35 Fuß; ihre Zwischenwälle sind 25 bis 30 Fuß hoch und 14 bis 15 Fuß dick. Die Gesammtzahl der Geschütze mag 40 betragen.

Das Befestigungswerk auf der vorerwähnten Anhöhe hat einen Durchmesser von 150 bis 160 Yards; es ist ohne Bastionen und von einem seichten Graben umgeben. Von dem Grunde dieses Grabens gerechnet, mögen die Mauern im Durchschnitt 21 Fuß hoch seyn. Sie sind mit 14 Stück Geschütz von verschiedenem Kaliber montirt.

6. Baron Tott's Batterie.

Sie hat zwei Fronten, die eine von 130, die andere von 70 Yards. Beide sind dem Meere zugewendet und beinahe am Rand einer Klippe, die sich etwa 50 Yards über das Meer erhebt. Die Zahl der Schießlöcher ist 18, der Kanonen aber nur 12. Die Zinnen messen etwa 4 Fuß in der Dicke.

7. Killis Bahar.

(Auch das Alte Europäische Schloß genannt.)

Wird in einer Entfernung von 400 bis 500 Yards an allen Seiten von Anhöhen beherrscht. Die vornehmste Batterie montirt 20 schwere steinerne Geschütze, obgleich viel mehr Schießlöcher vorhanden sind. Noch 15 Geschütze befinden sich auf dem Thurme und den Seiten-Bastionen.

Das innere Fort ist ein starker Bau von 14 bis 15 Fuß Dicke und 30 Fuß Höhe, das einen 40 bis 50 Fuß hohen Cavalier von ähnlicher Stärke einschließt. Die oberen Zinnen-Mauern sind 3 bis 4 Fuß dick. Die äußere Ummauerung dieser Werke, gleichfalls 3 bis 4 Fuß dick, hat 10 kleine viereckige oder halbkreisförmige Batterieen mit Zinnen und Schießlöchern, doch gegenwärtig ohne Geschütz. Die Höhe der Bastionen-Thürme beträgt ungefähr 25 Fuß, die der Zinnen ungefähr 22 und an einigen Stellen nur 15.

Der massive Martello-Thurm ist 15 Fuß dick und 35 hoch. Die größte Länge von Killis Bahar beträgt in gerader Linie etwa 300, Breite aber 100 bis 130 Yards.

8. Batterie Namasa.

Liegt ungefähr 150 Yards von Killis Bahar. Die Landseite ist von einer 8 Fuß hohen und 3 Fuß dicken Mauer, mit Barracken an den Seiten, eingeschlossen. Der schweren Geschütze sind 48. Diese Batterie hat kein inneres Vertheidigungswerk.

9. Batterie Dimna Burnu.

Eine Redoute von den gewöhnlichen Dimensionen, mit 20 Kanonen montirt. Die Landseite umschließt eine 8 Fuß hohe und 3 Fuß dicke Mauer mit Schießscharten. Ohne Graben und inneres Vertheidigungswerk.

10. Batterie Kjambe Burnu.

Die 16 Kanonen dieser Batterie stehen 4 bis 6 Fuß hoch über dem Boden. An der Landseite schützt sie eine 8 Fuß hohe und 3 Fuß dicke Mauer ohne Graben.

11. Bowali Kalessi (das alte Sestos).

Trägt überhaupt 30 Kanonen: 24 von schwerem Kaliber, die dem Wasser zugekehrt sind, und die übrigen in den Seiten-Bastionen an der Landseite. Die Schießlöcher sind 4 bis 6 Fuß über dem Boden. Ein Graben fehlt. Die Mauer an der Landseite ist 10 Fuß hoch und 3 Fuß dick.

Die Nordküste des Hellespont ist viel schroffer, als die Asiatische, läßt also auf bedeutendere Tiefe des Wassers schließen. Bei einer versuchten Durchfahrt würde man wohl am besten thun, wenn man sich der Namasa-Batterie so nahe als möglich hielte. Alsdann bliebe ein Raum von 2000 Yards zwischen den Schiffen und Sultanie Kalessi; auch würde das Geschwader alsdann dem Feuer von Killis Bahar weniger ausgesetzt seyn.

Fast alle diese Forts werden von benachbarten Höhen beherrscht und sind an der Landseite sehr schlecht verwahrt. Die Flotte des Sir Robert Stopford könnte zwar mit einem Südwinde (der, beiläufig bemerkt, hier sehr selten weht) ohne Zweifel die Passage erzwingen; da aber die Strömung des Hellespont's, unter den günstigsten Umständen, in einer Stunde drei Englische Meilen zurücklegt, so würde man sich wenigstens zwei Stunden lang dem Feuer von beinahe 300 Stück schweren Geschützes bloßstellen. Das Landen einiger hundert Mann (mit Feldstücken) an beiden Ufern könnte die Operation sehr erleichtern; in jedem Falle würde aber der Verlust an Mannschaft bedeutend seyn. (U. S. J.)

Ostindien.

Robert Clive, der Gründer des Indisch-Britischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Als der Morgen kam, ließ Suradscha die Pforte des schwarzen Loches öffnen; hundert und dreiundzwanzig schon verwesende Leichen wurden zur Rechten und zur Linken aufgeschichtet, und sechsundzwanzig lebende Gerippe wankten heraus, im Angesichte des Radscha's, der sie befriedigt angrinzte. Nur die Frauen dieses Scheusals hatten Mitleid mit den Unglücklichen: man gab ihnen ein wenig Reis, ein wenig Wasser, eine Hütte und später, jedoch mit genauer Noth, die Freiheit.

Diese Barbarei schrie um Rache. Robert Clive, der zum Rächer erkoren war, handelte von jenem Augenblick an nach einem andern System, als bisher: er hielt es für eben so abgeschmackt als gefährlich, ein Volk, das zu jeder Ruchlosigkeit fähig sey, nach den Prinzipien des Völkerrechtes zu behandeln; er betrog die Hindu's, brach seine Verträge mit ihnen und bekämpfte sie nicht bloß mit Feuer und Schwert, sondern auch mit den Waffen der Intrigue, der Fälschung und der Verrätherei. Zuerst nahm er die Festungen [illegible] Budschtudsch und Houghley wieder, die er zerstörte; dann lieh er den Unterhandlungen sein Ohr, die Suradscha, den die Siege des Generals in seinen brutalen Schwelgereien zu Murschidabad störten, ihm vorschlug.

Zwei Diplomaten, Herr Watts, ein Engländer, und Omitschund, ein Eingeborner von Bengalen, wurden damit beauftragt, den Nabob zu hintergehen. Omitschund, ein gewandtes, habgieriges, [illegible], unermüdliches, durchtriebenes Subjekt, ein eben so gefährliches als nützliches Werkzeug, wollte vor Allem sich selber dienen, und sein Interesse konnte ihn zu doppelter Verrätherei verleiten. Durch seine und Watt's Machinationen entspann sich eine weitreichende Verschwörung gegen Suradscha. Während nun der Letztere in seiner [illegible] lauter unnütze Intriguen und andere Thorheiten versuchte, die ihm sein schwacher Kopf und moralische Erbärmlichkeit ihm eingaben, bemächtigte sich Clive der Stadt Tschandernagor; und die Theilnehmer der Verschwörung, welche den Suradscha stürzen sollte, um seine Krone auf das Haupt Mir-Dschafir's, einer Kreatur der Engländer, zu setzen, wurden alle Tage zahlreicher und furchtbarer. An ihrer Spitze standen: Mir-Dschafir, Suradscha's Oberfeldherr; Dschogget-Seid, der reichste Banquier Indiens; der Finanzminister Reydoolieb, und Omitschund selber. Der Letztgenannte verlangte die Zusicherung einer Summe von 300,000 Pfund Sterl. in dem Verschwörungs-Kontrakt. Clive willigte ein und unterzeichnete ein Blatt rothes Papier, das die den Omitschund betreffende Klausel enthielt. Ein anderes Blatt von weißem Papier, auf welchem diese Klausel fehlte, wurde gleichfalls von allen Verschworenen unterzeichnet, Omitschund allein ausgenommen — ein wahres Bubenstück, das Clive's Namen immer beflecken wird. Als es nun aufs Handeln ankam, wichen seine neuen Alliirten feig zurück. Mir-Dschafir suchte Vorwände und Ausflüchte, und der von Clive zusammenberufene Rath behauptete, es wäre eine große Unklugheit, unter solchen Umständen das Glück des Krieges zu versuchen. Clive schwieg, setzte sich in den Schatten eines Dickichts von Mango-Bäumen, nahe dem Flusse Plessey, wo das Getöse der Pauken und Cymbeln des Heeres Suradscha's, welches nur eine Englische Meile von dem Britischen Lager entfernt kampirte, zu ihm herübertönte, und dachte eine Stunde lang darüber nach, was wohl am besten zu thun sey. Es galt die Eroberung oder den Verlust Indiens, er entschied sich, und Indien wurde erobert.

Diese Schlacht am Plessey, die Großbritanien ein Reich von dem Umfang Deutschlands erwarb, kostete Clive nur 22 Todte und 50 Verwundete. Er hatte den 60,000 Streitern Suradscha's 3000 Mann, darunter 1000 Englische Soldaten, gegenüberzustellen. In den Reihen des kleinen Englischen Heeres befand sich jenes berühmte 39ste Regiment, dessen Standarte noch jetzt unter dem Worte Plessey die Devise Primus in Indis trägt. Als die aufgehende Sonne jenen unabsehbaren Haufen von Reitern und Fußgängern beleuchtete, deren Bewaffnung aus Flinten, Pfeilen, Bogen und Piken bestand, mit ihrem unbeholfenen schweren Geschütz, das weiße Ochsen zogen und Elephanten von hinten vorwärts schoben — da schien Clive verloren zu seyn. Keiner hätte sich's träumen lassen, daß dieser wüthende Strom in dem schwachen Häuflein des Britischen Generals (Einer gegen Zwanzig!) einen unbesiegbaren Damm finden, daß diese ganze Menge, bald nach allen Winden zerstreut, dem Sieger ihr Gepäck, ihre Kanonen und ihre unzähligen Wagen preisgeben würde. Und doch kam es also. Ein Trupp Französischer Bundesgenossen hielt in der allgemeinen Niederlage Stand und ließ sich in Stücke hauen. Die Verrätherei der Höflinge Suradscha's vollendete den Triumph der Britischen Waffen: kaum waren die Truppen des Nabob's zum Wanken gebracht, als einige Verräther ihn zum Rückzuge mahnten; diese erste retrograde Bewegung beflügelte den Muth der verfolgenden Engländer und stürzte das riesige Heer ganz ins Verderben. Während der elende Suradscha, mit einer Schatulle in der Hand und als Bauer verkleidet, aus einem Fenster seines Palastes in einen Kahn sich hinabließ, krönte General Clive eigenhändig den Mir-Dschafir und öffnete dem Omitschund die Augen über den Betrug, der ihm gespielt worden war.

Diese letztere Scene fand im Hause des Banquiers Dschogget-Seid statt, wo Omitschund mit den anderen Verschworenen sich eingefunden hatte und seinen Lohn erwartete. Man verlas nur den weißen Traktat (d. h. den echten), ohne des rothen zu gedenken. „Wohlan", sagte Clive, der kein Hindostanisch verstand, zu dem Dolmetscher Scrafton, „es ist nun Zeit, daß wir Herrn Omitschund Aufklärung geben." Da kehrte sich Scrafton gegen den [illegible] und sagte: „Freund Omitschund, der rothe Vertrag ist nur ein Scherz gewesen. Ihr werdet nichts bekommen." Der arme Geprellte sank ohnmächtig in die Arme seiner Diener, wurde zuerst wahnwitzig, dann blödsinnig und starb nach wenigen Monaten. Den Suradscha ergriffen die Soldaten des Mir Dschafir, und er wurde im Palaste des Usurpators hingerichtet.

Das Geschöpf und Königliche Werkzeug des Britischen Feldherrn ließ nun einen Hagel von Gold auf seinen Patron und die Britische Compagnie regnen. Eine Flotte von hundert Fahrzeugen fuhr mit flatternden Wimpeln den Ganges hinab, während Trompeten und Posaunen dem Volke an seinen Ufern ihren festlichen Zug ankündigten; sie überbrachte den Engländern 800,000 Pfund Sterling in gemünztem Gelde. Mir Dschafir öffnete dem General Clive die Schätze Bengalens, und der Letztere, zwischen zwei Bergen von Gold und

Silber einherschreitend, in den Haufen der Geldstücke aus allen Epochen nach Gefallen wühlend, mit Diamanten und Rubinen gekrönt, wurde eingeladen, seinen Theil davon anzunehmen. Er konnte Alles für sich behalten; denn er war Herr und Meister, und auch andere große Männer, wie Alexander und Tamerlan, sind, wo es auf heroische Räuberei ankam, nicht sehr skrupelhaft gewesen. Aber merkwürdiger Weise war der Beherrscher Bengalens ein unterthäniger Diener anderer weit entfernter Herren, eines Königs, der nicht wußte, daß man ihm eben am anderen Ende der Welt ein neues Königreich erobert hatte, und einer Gesellschaft von Kaufleuten, die nur Habsucht, nicht Ehrgeiz kannten. Clive behielt zwanzig Lak Rupien (ungefähr 300,000 Pfd. Sterl.) als sein Eigenthum, obschon ihm nichts leichter gewesen wäre, als das Doppelte dieser Summe sich anzueignen.

Die Direktoren der Compagnie, lauter unwissende und beschränkte Leute, deren einziges Streben, wie schon bemerkt, auf Gewinn abzielte, und die, wie alle Schwachköpfe, nie etwas Dümmeres ans Licht förderten, als wenn sie in corpore Beschlüsse faßten, waren vor der Schlacht am Plassey auf den geistreichen Gedanken gekommen, daß ihre Hindostanische Kolonie einer Verfassung bedürfe. Sie schmiedeten auch wirklich eine solche, die im höchsten Grade konfus und erbärmlich war und deren Statuten keine bürgerliche Gesellschaft auch nur zwei Monate zusammengehalten hätten. Diese saubere Constitution wurde nach Kalkutta geschickt, und Clive erhielt sie, als eben ganz Bengalen dem Protektor des neuen Königs huldigte. Die Beamten der Compagnie in Madras und Kalkutta betrachteten diese Constitution als gar nicht vorhanden, setzten keinen Artikel derselben ins Werk und wählten Clive zu ihrem alleinigen Oberhaupte. Als man in London den Sieg am Plassey erfuhr, beeilte man sich, die ungeschickt skizzirte Verfassung für null und nichtig zu erklären, und Clive wurde General-Statthalter von Bengalen. Jetzt hatte seine Autorität keine Gränzen mehr. „Hütet Euch, dem General Clive zu mißfallen", sagte eines Tages Mir Dschafir zu einem seiner Hofleute. — „Was mich betrifft", entgegnete dieser Ehrenmann, „so stehe ich keinen Morgen auf, ohne seinem Hunde drei Reverenzen zu machen." Dies war kaum eine Uebertreibung; Europäer und Eingeborene lagen Clive zu Füßen.

Clive, der, wie alle wahrhaft große Männer, mit eiserner Ausdauer beständige Thatenlust paarte, war sehr weit davon entfernt, auf seinen Lorbeern ausruhen zu wollen. Auch meldete sich bald ein neuer Prätendent, Schah Alem, der mit zahlreichen Truppen den usurpirten Thron des Emporkömmlings Mir Dschafir bedrohte. Letzterer, eben so feig und schwach wie sein Vorgänger, dachte an eine gütliche Ausgleichung mit Schah Alem, von dem er sich Gunst und Schonung erkaufen wollte. Allein Clive versagte seine Zustimmung und bedeutete ihm, wie unklug ein so schmähliches Beginnen sey. „Wenn Ihr", so sprach er zu ihm, „Eure Feinde bezahlt, so werdet Ihr immer neue Feinde haben; aus allen Winkeln Indiens und Asiens werden sie hervorkommen. Lernt Euch vertheidigen; verjaget sie lieber durch Schrecken, als daß Ihr sie durch Belohnungen anlockt; glaubt meinem Worte und verlaßt Euch auf meine Hülfe."

(Schluß folgt.)

Belgien.

Lüttich vom Ende des 17ten Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten.*)

Nach der Regierung Maximilian Heinrich's begann eine neue Aera in der Geschichte Lüttichs; auf die Unruhen, die dort während des 17ten Jahrhunderts beständig herrschten, folgte eine tiefe Ruhe, deren Ursachen wir näher bezeichnen wollen. In allen Nachbar-Staaten faßte die monarchische Einheit und Macht von Tag zu Tage immer mehr Wurzel, und je mehr sie sich befestigte, um so eifriger war sie bemüht, die demokratischen Elemente, die sich um sie herum regten, ganz zu unterdrücken; auch trat durch die großen Begebenheiten, die sich damals in Frankreich, England und Deutschland entwickelten, der beschränkte Schauplatz der Lütticher Empörungen immer mehr in den Hintergrund. Andererseits verhinderten auch die strengen Maßregeln des Bischofs die Bürger an jedem Aufstande; Alles, was an ihre ehemalige Herrlichkeit erinnerte, verschwand nach und nach; die politische Bedeutsamkeit der zweiunddreißig Gewerke hatte ihr Ende erreicht, und das Stadthaus, „die Violette", diese alte Volkstrümmer, dieser hehre Zeuge aller großen geschichtlichen Begebenheiten, wurde bei dem Bombardement von 1691 gänzlich zerstört. Mehr aber als alles Andere wurde das von Maximilian eingeführte System durch das Volk selbst aufrecht erhalten, das durch Leiden und durch die anhaltenden und blutigen Unruhen so erschöpft war, daß es sich selbst auf Kosten seiner Freiheit nach Ruhe sehnte. Und diese Ruhe wurde ihm auch zu Theil, doch hatten die Bürger zuvor noch manches Mißgeschick zu erdulden. Ludwig XIV. hatte ganz Europa den Fehdehandschuh hingeworfen und England, Holland und dem Deutschen Reiche, Spanien und dem Papst den Krieg erklärt. Zwei Erbfolgekriege beschlossen dieses große Jahrhundert und eröffneten das folgende, und fast beständig war das Lütticher Gebiet der Kriegsschauplatz derselben; in Belgien wurden fast alle Zwistigkeiten der Europäischen Staaten entschieden, und Lüttich war das Unglücksfeld, auf dem die Völker sich zusammendrängten, um dort ihre Streitigkeiten auszukämpfen.

Unter Johann Ludwig von Elderen wurde die Stadt beschossen und theilweise zerstört, weil der Bischof auf des Kaisers Seite getreten war, und unter Joseph Clemens von Bayern, der Frankreichs Partei ergriff, hatte sie zwei nicht minder schreckliche Katastrophen durchzumachen. Zwischen diese zwei mächtigen Reiche, Deutschland und Frankreich, eingezwängt, war Lüttich abwechselnd der Spielball beider, und seine Politik, die von Tag zu Tage immer schwankender wurde, wußte gar nicht mehr, was zum Heil des Landes zu thun sey. Nur Ein Mann begriff die wahre Lage des Lütticher Gebietes, und dieser Mann war der berühmte Wilhelm Mathias von Louvrex, ein tiefer Denker und Rechtsgelehrter und einer der größten Lütticher Publizisten; glücklicherweise stand er bei dieser schwierigen Sachlage an der Spitze der Geschäfte, und mehr als einmal bewahrte er die Stadt vor dem furchtbarsten Unglück. Während des Bombardements von 1691 wurde ein bedeutender Theil der Stadt von den Flammen verzehrt. Alles, was an das Stadthaus gränzte, dieses selbst, so wie der Untertheil des Pont-des-Arches, die St. Katharinen-Kirche, die Lohgerber- und die Fischer-Straße und noch andere Straßen des Viertels jenseits der Maas, die Vorstadt von Amercoeur und die Inselbrücke waren fast ganz zerstört. Nach dem Ryswicker Frieden und dem Utrechter Traktat sorgten die Stadt-Vorsteher eifrigst für die Wiederherstellung des erlittenen Schadens; es wurde ein neues Stadthaus erbaut, breite Quais, ausgedehnte Spaziergänge und schöne Springbrunnen erstanden wie durch Zauberei, und es verging kein Jahr, in welchem Lüttich nicht ein neues Gebäude in seinen Mauern auftauchen sah.

Der Durst nach Privilegien und Freiheiten, der die Burgemeister von Lüttich im siebzehnten Jahrhundert verzehrte und der sich nun nicht mehr in Aufständen und Streitigkeiten mit den Fürsten nach außen hin Luft machen konnte, nahm jetzt eine andere Richtung. Die herrschende Sucht nach Bauten und Vergrößerungen befriedigte die Eitelkeit der Gemeindevorsteher, denn sie bot ihnen die Gelegenheit dar, irgendwo ihre Wappen anzubringen, was sie denn auch nie zu thun verfehlten. Man vergaß den schlechten Zustand der Finanzen, man dachte nicht daran, daß jede Ausgabe, so nützlich sie auch scheinen möchte, doch verwerflich sey, wenn sie die Stadt in Schulden stürze, kurz, man legte sorglos den Grund zu einem unermeßlichen Defizit, und ohne den vortrefflichen Fürsten Georg Ludwig von Berg, der während seiner ganzen Regierung auch nicht einen Heller dem Volke verlangte, wäre die Lage der Bürger gewiß zuletzt unhaltbar geworden. Es würde zu weitschweifig seyn, alle die verschiedenen Bauten aufzuzählen, die sich aus jenem Zeitpunkt herschreiben, obgleich Lüttichs damalige Geschichtsschreiber eigentlich weiter nichts berichten; hin und wieder erzählen sie von dem Besuch, den irgend ein fremder Fürst den Bischöfen abgestattet, sie erwähnen das ganze bei solchen Anläßen übliche Ceremoniell, zählen die Lampen, womit das Stadthaus erleuchtet war, führen die Sinnsprüche und Gelegenheits-Gedichte an, welche die Schöngeister der damaligen Zeit herausgekünstelt hatten, aber von dem politischen Zustande des Landes erwähnen sie auch nicht das Geringste. Es gab noch ein Lütticher Volk, aber so entartet, so verschieden von seinen Voräitern, daß es kaum noch wiederzuerkennen war.

Wir wollen auch nicht länger bei der einförmigen Geschichte während der Regierungen Georg Ludwig's von Berg, Johann Theodor's von Bayern und des Fürsten d'Oultremont verweilen, sondern nur den Versuch wagen, mitten unter diesem tiefen Stillschweigen der Chronikenschreiber und der langen Lethargie des Volkes, die Sitten, Gewohnheiten, die neue Physiognomie der damaligen Lütticher Gesellschaft und das Privatleben der Bürger des 18ten Jahrhunderts zu erforschen.

Im siebzehnten Jahrhundert wäre es für jeden Lütticher Bürger eine Schande gewesen, nicht Theil an den Geschäften der Stadt zu nehmen; jeder Familienvater besaß sein Geschichtsbuch, aus dem er Abends seinen Kindern vorlas und in das er alle wichtige Begebenheiten einzeichnete, die sich unter seinen Augen zutrugen. Deshalb besitzt Lüttich auch noch so viel geschriebene Chroniken über die Regierungen Maximilian's und Ferdinand's von Bayern und fast keine einzige aus dem achtzehnten Jahrhundert, denn damals beschäftigte man sich nicht mehr mit dem Staate, sondern nur mit sich selbst; die Jünglinge widmeten sich entweder dem geistlichen, dem Rechtsgelehrten- oder dem Kriegerstande und dachten nur daran, in ihrer Laufbahn so hoch als möglich zu steigen, was ihnen auch gar nicht schwer wurde, weil, wie ein Schriftsteller jener Zeit sagt, „die Lütticher alle von Natur viel Geist besitzen, und kaum treten sie ins reifere Alter ein, so ist ihr Herz ganz von Ruhmessucht durchdrungen, und sie begnügen sich nicht mit dem Stande, in welchem sie geboren, sondern trachten nur danach, immer höher zu steigen, was ihnen auch stets gelingt." Wenn man sich eine Vorstellung von dem angenehmen und friedlichen Leben der Bürger machen will, so lese man die Lobrede eines gewissen de Lille auf die Lütticher Nation, in welcher er das Glück der Lütticher nicht genug bewundern kann. „Sobald", sagt er, „ein Lütticher sich verheirathet, erlangt er gleich zu solchem Ansehen und zu einem Ehrengrade, wie er nirgend anders, sondern nur zu Gunsten der guten Stadt Lüttich ertheilt wird, und jedes Mädchen, sie mag von noch so niederer Herkunft seyn, trägt dazu bei, daß am Hochzeitstage ihr Gemahl zum Baron ernannt wird. Die guten Lütticher erlauben sich wohl einige ehrbare Erholungen, die aber stets weit entfernt von Unmäßigkeit und Ausschweifung bleiben, denn es giebt in der Stadt keine Wirthshäuser, wo noch Abends nach neun Uhr Gäste aufgenommen würden; eine ganz besondere Glocke der Domkirche läutet eine Viertelstunde vor neun und giebt das Zeichen zur Heimkehr, dem auch ein Jeder Folge leistet." Diese Glocke hieß die Köpareie, und kaum verklang ihr langsamer und gleichförmiger Ton, so wurden die Thore der Stadt

*) Hiermit schließt eine Reihe von Artikeln über die Geschichte des Bisthums und der Stadt Lüttich von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. S. Nr. 61 des Magazins.

geschlossen, die Bürger kehrten in ihre Häuser zurück, und sogleich verlöschten alle Straßen-Laternen, die erst seit 1710 in Lüttich eingeführt waren. Dann trat eine tiefe Ruhe an die Stelle der ungestümen Bewegung des Tages, und der Schlaf der guten Bürger wurde nicht einmal durch das Geräusch nächtlicher Patrouillen gestört.

Das Leben der Lütticher Frauen war eben so regelmäßig und still; de Lille meint, man könne es nur dem der Matronen des alten Roms vergleichen. „Werktag wie Sonntag", sagt derselbe, „begeben sie sich gleich frühmorgens in die Messe, besorgen dann ihre Wirthschaft und kleiden sich an, um die Verwandten und Freunde zu einem einfachen, gemüthlichen Mittagsmahle zu empfangen. Nach der Mahlzeit wird ein kleines Konzert veranstaltet, wo Italiänische und Französische Musik ausgeführt wird. Nach dieser kleinen Erholung geht jeder an seine Geschäfte, bis zur Vesperglocke, welche die Mehrzahl der Damen wieder in die Kirche ruft. Von dort begeben sie sich in die große Assemblee, eine Art geregelter Gesellschaft, wo nur Personen der ersten Klasse zusammenkommen. Hier wird gespielt, gesprochen, getanzt, doch Alles mit solchem Anstande, daß ein Geistlicher ganz ohne Bedenken an diesen Vergnügungen Theil nehmen kann. Gegen acht geht diese Gesellschaft aus einander, und Jeder kehrt in seine Wohnung zurück, um ein einfaches Abendbrod einzunehmen." Wenn der vorerwähnte Schriftsteller aber auf die Lütticher Jungfrauen zu sprechen kommt, so kennt sein Enthusiasmus keine Gränzen; alle sind unschätzbare Perlen und Kleinodien, mit deren Werth nichts zu vergleichen. Sobald ein Mädchen nur wenige Worte zu stammeln vermochte, wurde sie in der Religion unterrichtet; man flößte ihr einen heiligen Abscheu vor dem Müßiggang ein und lehrte ihr allerhand kleine Arbeiten; dann unterwies man sie im Lesen, in der Musik und im Tanz, und zwar lernten sie nicht bloß Singen und Klavierspielen, sondern auch Violoncell und Violine.

Lange Zeit wurde der tiefe Friede, dessen sich die Lütticher erfreuten, durch nichts gestört, als man plötzlich eines Tages in den Ebenen von Rocour Kanonendonner vernahm; hundertzwanzigtausend Franzosen schlugen hier unter der Anführung des Marschalls von Sachsen die achtzigtausend Mann starke Armee der Alliirten. Bald aber kehrte Alles wieder in die alte Ruhe zurück.

Unter Velbruck, dem Fürsten gesegneten Andenkens, versuchte man es, jenen edlen Wetteifer in Künsten und Wissenschaften wieder anzuregen, der einst die Vlierden, die Wonnese, die Bertholet, die Carlier, die Lambard und so viele Andere hervorgerufen hatte; ein großes Genie, Gretry, ließ seine herrlichen Melodieen erklingen; — da vernimmt man mit einemmal dumpfes Murren, als Vorbote eines neuen Gewitters; ehemals angesehene Namen werden leise geflüstert, man studirt die alten Verträge, die Freiheitsbriefe, Charten und Privilegien; Bassenge erhebt sich und entrollt vor den Augen der erstaunten Lütticher das Gemälde ihrer alten Herrlichkeit. Ein Jahrhundert lang hatte das Reglement Maximilian Heinrich's von Bayern sich in Kraft erhalten; ein einziger Tag, der 18. August 1789, war für die Lütticher hinreichend, es zu vernichten. Es war dieser Aufstand für Lüttich eine Fortsetzung der Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts, doch handelte es sich dabei nicht um den Erwerb irgend eines unwichtigen Privilegiums, sondern um die Wiedereinsetzung der alten von Maximilian Heinrich aufgehobenen Constitution.

Die mit Abgaben belastete Bürgerschaft hatte auf eine gerechtere Vertheilung derselben, bei welcher die Geistlichkeit weniger begünstigt würde, schon lange, doch immer vergeblich angetragen; ein unermeßliches Defizit bedrohte die Finanzen, und seit 1684 bestand nur noch ein Scheinbild von Volksvertretung; da stellte sich Bassenge, ein kühner Mann, der die alten Ereignisse der Lütticher Geschichte fleißig studirt hatte, an die Spitze der Bürger; die Chestret, die Fabry, die de Ibler, Fyon, Brixhe und andere Patrioten unterstützten ihn, und der Bischof mußte den 18. August 1789 in die Vernichtung des Reglements von 1684 und in die Wiedereinsetzung der alten Privilegien willigen. In der Nacht des 26. August verließ er aber heimlich die Stadt und flüchtete nach Deutschland. Seine Abreise verursachte große Unruhe in der Stadt, denn man gedachte aller bösen Tage des siebzehnten Jahrhunderts und befürchtete, daß sich nun zwischen dem Bischofe und der Bürgerschaft wieder ein blutiger Kampf entspinnen könne. Der Wunsch nach Freiheit aber drängte bald alle Bedenken in den Hintergrund, am 31. August versammelten sich die Stände, und die Abgeordneten des Volkes schworen, immer fest an einander zu halten und der Sache des Volkes Alles zu opfern.

Das Kaiserliche Reichskammergericht zu Wetzlar sprach ein Verdammungs-Urtheil über die Empörung aus, das aber in Lüttich wenig Eindruck machte. Man knüpfte von hier aus direkte Unterhandlungen mit dem Fürsten an, um ihn in seine Hauptstadt zurückzuführen; der Bischof Hoensbroeck wies sie aber zurück und wartete, auf das von der Kammer zur Unterjochung der Rebellen beorderte Geleit der Preußen und Pfälzer. Nach mehrmonatlichen Kämpfen und verschiedenen Scharmützeln, in welchen der Erfolg auf beiden Seiten gleich blieb, erschienen am 13. Januar 1791 Oesterreichische Truppen vor der Stadt, und einen Monat später zog der Bischof in seinen Palast ein; der Tod aber hemmte plötzlich alle seine Reactions-Pläne.

Der Nachfolger Hoensbroeck's, der Graf von Meau, führte eine kurze und stürmische Regierung. Am 18ten November 1792 öffnete Lüttich den republikanischen Armeen Frankreichs seine Thore, doch war Dumouriez's Besetzung des Lütticher Gebiets nur von kurzer Dauer, denn im Frühling 1793 überließen die Franzosen den Alliirten ganz plötzlich die Stadt; im folgenden Jahre aber erblickte sie von neuem republikanische Soldaten in seinen Mauern, die diesmal länger hier verweilten. Bei ihrem Abzuge zerstörten die Truppen der Alliirten noch einen Theil des Viertels jenseits der Maas und äscherten die Vorstadt von Amercoeur ein, die man erst 1803 wieder aufbaute. Durch ein Kaiserliches Dekret wurden [illegible] Franken dazu beigesteuert. Nach dem Rückzuge der Alliirten verleibte man das Lütticher Gebiet der Französischen Republik ein; schon am 12. Mai 1793 hatten die Lütticher Flüchtlinge dem Konvent eine darum bittende Adresse eingereicht; das Fürstenthum wurde in Departements eingetheilt und Lüttich zum Hauptort des Departements der Ourthe erwählt. Das war das Schicksal dieser alten Stadt, und hiermit verschwindet die Lütticher Nationalität für immer. Von jetzt an sind die Lütticher kein Volk mehr mit eigenen Institutionen, Sitten und Gebräuchen, sondern bald ein Französisches Departement, bald eine Provinz des Königreichs der Niederlande oder des Königsreichs Belgien; doch entdeckt man noch zu allen Zeiten daselbst die Ueberreste jener Freiheitsliebe, welche stets so lang in den Herzen der Lütticher schlug. Während des Kaiserreichs zeichneten sie sich in den siegreichen Heeren Napoleons aus; unter König Wilhelm war Lüttich der Heerd jener liberalen Opposition, von welcher die Traktate von 1815 zuletzt gebrochen wurden, und ohne die Lütticher hätte die Revolution von 1830 vielleicht nicht den Erfolg erreicht, der ihr heutigen Tages zu Theil geworden.

(J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Alex. Dumas und die Deutschen Studenten. Die Französischen Poeten scheinen sich heuer ein Rendezvous an unserem Rhein gegeben zu haben. Kaum hat Herr Soulie im Journal des Débats seine große Entdeckung verkündet, daß der Deutsche kein Französisch spreche, als ihm auch schon Herr Alex. Dumas folgt, der die Französisch sprechenden großen Deutschen liebt, wie z. B. seine Dramen beweisen, in denen er ganze Scenen aus Don Carlos und anderen Schillerschen Dramen Französisch wiedergiebt, ohne auch nur im Entferntesten seine Deutsche Quelle, oder vielmehr die Uebersetzung, aus der er geschöpft, anzudeuten. Genug, Herr Alex. Dumas fügt nunmehr seinen „Impressions de Voyages" eine „nouvelle série" hinzu, die auch noch den besonderen Titel hat: „Fragmens d'un voyage sur les bords du Rhin." Einstweilen bringt uns das Journal la Presse Fragmente dieser Fragmens, und darin finden sich denn allerlei sehr unterhaltende Seitenstückchen zu den Entdeckungen des Herrn Soulié. Allerdings ist Dumas seinem Vorgänger in vielen Stücken überlegen; er hat doch wenigstens eine Ahnung der Deutschen Nationalität, und was den Rhein betrifft, spricht er sich hier in folgender zwar etwas preziöser, aber doch von Darstellungsgabe zeugender Weise aus: „Uns Franzosen wird es schwer, zu begreifen, welche hohe Verehrung die Deutschen für den Rhein haben. Ihnen ist er eine Art von Schutzgott, der außer seinen Karpfen und Lachsen in seinen Gewässern auch noch eine Anzahl Najaden, Undinen, guter oder böser Nixen birgt, welche die poetische Einbildungskraft der Bewohner am Tage durch den Schleier seiner blauen Fluthen erkennt und des Nachts bald sitzend, bald umherirrend an seinen Ufern erblickt. Für sie ist der Rhein das allgemeine Sinnbild: der Rhein ist die Kraft, der Rhein ist die Unabhängigkeit, der Rhein ist die Freiheit" — Ja, das ist der Rhein, und zwar eben nur in Deutschem Sinn, und darum wird der Rhein auch, so lange es in der Welt noch einen Deutschen Volksgeist und ein Gefühl für Deutsche Sitte giebt, Deutsch sprechen und Deutsch bleiben! Aber was soll man nun sagen, wenn Herr Dumas, nachdem er solche Beweise einer Darstellungsgabe geliefert, die mindestens der Urtheilsfähigkeit des Herrn Soulié unendlich überlegen ist, hinterdrein folgendes Bild von den Deutschen Studenten entwirft! „Ohne einen Pfennig", sagt Herr Dumas, „aber guter Dinge wie der Vogel in der Luft, für dessen Ernährung der liebe Gott sorgt, tritt der Student seine Wanderung durch Deutschland an, seine Pfeife in der Hand, seinen Tabacksbeutel an der Seite und seinen Körner in der Tasche. Die Reise macht er zu Fuß, und geht sie auch noch so weit, — Sonne und Schatten sind Jedermanns Eigenthum; was das Uebrige betrifft, so werden die Andern dafür sorgen. Kommt er also an einem Wagen vorbei, mögen nun Einheimische oder Fremde darin sitzen, so nimmt unser Student seine Pfeife vom Munde, zieht sein Embryo von Mütze ab, nähert sich den Reisenden und fordert ihn freundlich auf, ihm zur Reise behülflich zu sein. Selten wird ein Deutscher einem vorüberziehenden Studenten sein Scherflein verweigern; auf einem anderen Punkte, auf einer andern Landstraße Deutschlands wandert ja sein eigener Sohn und erhält vielleicht in diesem Augenblicke einen Zehrpfennig von dem Vater desjenigen Studenten, der jetzt um den seinigen bittet!" — Kann es wohl ein lächerlicheres Quid pro quo als dieses geben? Augenscheinlich ist Herr Dumas auf der kurzen Landstraße, die er am Rhein passirte, einigen wandernden Handwerksburschen begegnet, die — obwohl auch bereits zur Ausnahme von der Regel geworden — sich doch noch hin und wieder auf das sogenannte „Fechten" legen, und diese hat der impressionable Voyageur für Deutsche Studenten angesehen. O poëte! könnte man ihm mit den Worten der berühmten Ode Victor Hugo's zurufen, o Poet, was mußt du für ein Philister seyn, wenn du solche Philister für Studenten ansiehst!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Montag den 2. November 1840.

Frankreich.

Die Verhältnisse der arbeitenden Klassen in Paris.

Von Granier de Cassagnac.

Zweiter Brief.*)

Wir haben jezt die Frage zu beantworten, wie man den Ar-itern, die keine haben, Arbeit verschafft, oder, was dasselbe ist, wie an es möglich macht, daß für alle Arbeiter auf einem gegebenen unkt genug Arbeit da ist. Betrachten wir diese Frage genauer, so nden wir, daß es sich hierbei nur darum handelt, daß nirgends ehr Arbeiter sind, als beschäftigt werden können.

Man giebt sich nicht deutlich Rechenschaft von den Ursachen des Mangels an Arbeit. Unter diesen Ursachen steht oben an die unbe-nnene Anhäufung der Arbeiter an gewissen Punkten.

Seit wenigstens zwanzig Jahren kommen mehr als zweihundert-usend Arbeiter jährlich aus der Provinz nach Paris. Die Auvergne, le Normandie, Bourgogne schicken jede, zum Nachtheil der Agrikul-ır dieser Provinzen, Kolonieen von zwanzig- bis dreißigtausend er robustesten und arbeitsamsten Menschen. Diese Massen sammeln ch in den Faubourgs und an den Barrieren von Paris, ohne zu issen, ob es Arbeit giebt oder nicht, kräftige Arme mitbringend, ber keine Mittel, um eine Woche zu leben. Auch die Rhein-Pro-inzen, Belgien, die Schweiz, Savoyen, Piemont, England schicken ns Arbeiter in bedeutender Anzahl, und das Alles kommt nach aris, denn für den Fremden ist Paris Frankreich, wie im Alter-um Rom Italien war. Allerdings steigt dadurch der Wohlstand er Hauptstadt, und die Menge der Arbeit nimmt täglich zu, doch iese Zunahme ist nicht so groß, daß sie für die Fluth von Arbeitern, ie sich von allen Seiten her, aus der Provinz und aus dem Aus-ınde, auf die Werkstätten der Hauptstadt stürzt, genügt. Noch tehr: bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge würden alle Ver-ıche, die Arbeit mit der Zahl der Arbeiter auszugleichen, vergebens yn; denn in dem Moment, wo man das Gleichgewicht hergestellt zu aben glaubte, würden mit einem Male funfzehntausend Auvergnaten der zehntausend Poitevins kommen und es zerstören.

Die erste und radikalste Maßregel, die man zu nehmen hat, um en Arbeitern in allen großen Manufaktur- und Industrie-Städten es Königreichs Arbeit zu sichern, ist, darauf zu sehen, daß die Ar-eiter sich nicht blindlings auf gewisse Punkte stürzen, ohne zu wissen, b sie Arbeit daselbst finden werden oder nicht. Gewiß ist die freie Konkurrenz ein treffliches Prinzip, insofern sie den Wetteifer anregt nd oft ein neues und besseres Verfahren bei den verschiedenen In-ustrieen ins Leben ruft, aber wenn sie bewirkt, daß der Lohn, den ehn Arbeiter zum Leben brauchen, sich unter hundert vertheilt, dann rzeugt sie nur Kampf, Haß, Verarmung und Tod. Die besten Dinge haben eine schädliche Seite, und das ist ihr Uebermaß. Allzu iel Freiheit führt die Gesellschaften in Sklaverei, so wie allzu viel icht auf die Augen wie Finsterniß wirkt. Sobald alle Maurer rankreichs nach Paris kommen können und wirklich kommen, so ird die Ausübung der Maurer-Profession für den Pariser unmög-ch, weil es an Arbeit fehlt. Und da das, was von Paris gilt, on allen Mittelpunkten der Arbeit gilt, so muß man nothwendig arüber wachen, daß die Arbeiter sich nicht blindlings daselbst an-äufen, damit für jeden Arbeit da sey.

Nichts ist übrigens so leicht und ausführbar, als eine solche Maßregel. Wenn ein Arbeiter aus der Provinz nach Paris kommt, ıeldet er sich zuerst auf der Polizei-Präfektur, wo man ihm einen Aufenthalts-Schein giebt. Man braucht also nur diesen Erlaubniß-Schein nicht zu geben, wenn es zum Voraus bewiesen ist, daß er en Arbeiter ruiniren und der Stadt schaden muß.

Ich sehe hier schon die Einwände, die man stellen wird, voraus, och man lasse mich erst meine Idee etwas mehr entwickeln, ehe ich n die Widerlegung derselben gehe. Es wäre gewiß sehr leicht, im Ministerium des Innern z. B. oder in dem der öffentlichen Arbeiten nd des Handels ein Central-Büreau zu errichten, dem die Chefs ämmtlicher Pariser Werkstätten von allen Professionen jeden Mon-ag einen möglichst genauen Etat von der Arbeit, welche die Woche ıber zu machen ist, einreichen müßten. Eben so würde dieses Büreau ine genaue Liste sämmtlicher in Paris anwesender Arbeiter, nach hrer Profession geordnet, haben.

Uebrigens wäre es sehr wichtig, daß dieses Büreau sich nicht auf der Polizei-Präfektur befände, weil die Arbeiter einen sehr natürlichen Widerwillen an den Tag legen, mit dieser zu thun zu haben. Die Schwierigkeit, die gewisse Professionen gegen die Anschaffung des Wanderbuchs machen, rührt zum großen Theil nur davon her. Die Administration meint, die Arbeiter trügen hierin ein übertriebenes Zartgefühl zur Schau, da ja auch die Reisenden, um sich ihre Päſſe visiren zu lassen, mit der Polizei verkehren müßten. Aber erstens ist es nicht bewiesen, daß die Reisenden selbst nicht mit großem Widerwillen sich unter die verdächtigen Personen mischen, welche täglich die Polizei-Präfektur anfüllen, und zweitens ist die Abneigung gegen jede Berührung mit der Polizei ein zu edles und kostbares Mittel, auf den Geist der Arbeiter zu wirken, als daß man es von der Hand weisen sollte, wenn sie selbst es anbieten. Die Regierung gewinnt nichts dabei, das Volk zu überreden, daß die Bekanntschaften mit den Stadt-Sergeanten und den geheimen Agenten an sich durchaus nichts Unangenehmes haben. Die Skrupel der Arbeiter in dieser Beziehung sind also sehr edel; statt sie beseitigen zu wollen, müßte man sie hervorrufen, wenn sie nicht da wären.

Ueberdies läßt sich auch nichts dagegen einwenden, daß die Angelegenheiten der arbeitenden Klassen einer besonderen Abtheilung in einem Ministerium zugewiesen würden: die Arbeit wird nie genug gehoben und veredelt werden.

Wenn es also ein solches Central-Büreau der industriellen und mechanischen Professionen giebt, das jeden Montag den Etat der die Woche über zu machenden Arbeiten hat, so wie eine Liste der Arbeiter, die auf dem Platze vorhanden sind, so könnte auf folgende Weise die Anhäufung der Arbeiter verhütet werden. Wenn ein Arbeiter aus der Provinz oder aus dem Auslande nach Paris käme und sich mit seinem als Paß dienenden Wanderbuch in dem Büreau meldete, um sich eine Aufenthalts-Karte geben zu lassen, so würde man zuerst die Uebersicht der in seiner Profession zu machenden Arbeit und dann die Liste der von dieser Profession in Paris anwesenden Arbeiter nachsehen. Ginge nun aus dieser doppelten Untersuchung hervor, daß für den neuen Ankömmling Beschäftigung da ist, so würde man ihm die Aufenthalts-Karte geben; stellte sich dagegen heraus, daß der neue Ankömmling keine Arbeit fände und daß er Paris nur zur Last fiele, ohne Nutzen für sich selbst, so würde man ihm die Karte nicht geben.

Man leistet schon dem Arbeiter einen sehr bedeutenden Dienst damit, wenn man ihm positiv sagt, daß er keine Arbeit finden würde, und ihn so vor jeder fruchtlosen und gefährlichen Hoffnung schützt; aber der Dienst könnte noch viel größer seyn. Ein ähnliches Büreau könnte in allen großen Städten des Königreichs errichtet werden, welches mit dem von Paris regelmäßig und rasch korrespondirte, so daß, wenn man zu einem Arbeiter sagen müßte: „Du kannst in Paris nicht bleiben, weil keine Arbeit da ist", man hinzufügen könnte: „aber Du kannst nach Nantes, nach Straßburg, nach Lyon gehen, wo es Arbeit giebt." Auf diese Weise wäre die Menge der zu machenden Arbeit immer im Gleichgewicht mit der Zahl der zu beschäftigenden Arme; die Arbeit wäre permanent, der Lohn regelmäßig, und die Coalitionen würden unmöglich.

Ich komme jetzt zu den Einwänden gegen das Prinzip, das ich entwickle, und dessen Wirkung es wäre, die arbeitende Bevölkerung mit Intelligenz über das ganze Territorium zu vertheilen und so die Anhäufung der Arbeiter, die Hauptursache des Mangels an Arbeit, zu verhindern. Diese Einwände sind zweierlei: erstens, meint man, würde durch jenes Prinzip das Recht, das jeder Mensch hätte, zu gehen, wohin es ihm gefällt, verletzt, und zweitens, sagt man, würden, nachdem alle Arbeit vertheilt sey, doch noch immer unbeschäftigte Arbeiter übrig bleiben. Wir werden beide Einwände näher prüfen. Was das Recht betrifft, das wir alle hätten, zu gehen, wohin es uns gefällt, so darf man nicht vergessen, daß wir dieses Recht, wie alle andere Rechte, nur haben, insofern das Gesetz es uns giebt. Wenn das Gesetz uns dasselbe entzöge, so hätten wir es nicht mehr. Wir haben Alle das Recht, den Pont-Royal zu Fuß und zu Wagen zu passiren; aber wenn die Administration aus irgend einem Grunde genöthigt ist, die freie Circulation daselbst zu hemmen, so können wir die Brücke nicht mehr passiren. So verhält es sich mit allen Rechten ohne Ausnahme; die Gesellschaft giebt und nimmt sie, sonst gäbe es keine Gesellschaft. Wir nehmen hiervon selbst die Rechte, die man in der Sprache der Schulen natürliche Rechte nennt, nicht aus; denn das Gesetz erkennt nur die an, die von ihm festgestellt sind und die von ihm abhängen. Wenn es je ein Recht gab,

*) Vgl. Nr. 124 und 125.

das man ein natürliches nennen kann, so ist es gewiß das, sich zum Essen, Plaudern, Spielen, Tanzen oder selbst zum Nichtsthun in jeder beliebigen Zahl zu versammeln; aber auch dieses Recht hat uns das Gesetz entzogen. Mit einem Wort, es ist ausgemacht, daß eine Gesellschaft keine Regeln anerkennen kann, als die, welche sie feststellt oder wenigstens annimmt und so durch ihre Genehmigung sanctionnirt. Kein Mitglied einer Gesellschaft trägt also in sich ein Recht, zu handeln, das von ihr nicht verletzt werden könnte, und wenn die gegenwärtigen Gesetze Frankreichs uns erlauben, zu gehen, wohin es uns gefällt, so kann dies ein neues Gesetz uns sehr wohl untersagen. Uebrigens ist es nicht einmal wahr, daß wir in Frankreich das Recht haben, zu gehen, wohin es uns gefällt. Wir können ohne Paß nicht reisen, und was thun wir, wenn die Administration uns keinen giebt? Die angebliche Befugniß, unsere Industrie da auszuüben, wo wir wollen, ist also, im Prinzip betrachtet, etwas logisch Unhaltbares und Absurdes; überdies sehen sich ja auch die liberaleren Professionen bei uns, die der Lehrer, der Advokaten, der Aerzte u. s. w., großen Beschränkungen in dieser Beziehung unterworfen, warum sollten also die Handwerke und mechanischen Industrieen hiervon ausgenommen seyn? Doch das Haupt-Argument, das dafür anzuführen ist, stützt sich auf den Nutzen, den die Gewerbe in einer Organisation fänden, welche jede Unordnung daraus verbannte.

Das Beispiel der fremden Völker, deren Institutionen sich eines sichtlichen Gedeihens erfreuen, ist natürlich von großem Gewicht, wenn es sich darum handelt, analoge Institute, obwohl mit all dem Unterschied, den die Verschiedenheit der Sitten nothwendig macht, bei uns zu gründen. In ganz Deutschland nun, wo die Handwerkerklassen einen Grad von Bildung und Wohlstand genießen, dem die unseren nicht nahe kommen, ist die Ausübung der mechanischen Professionen einer Menge von Vorsichtsmaßregeln und Restrictionen unterworfen.

Wenn ein Handwerker an dem Thor einer Deutschen Stadt erscheint, so zeigt er sein Wanderbuch und läßt es in den Händen der Administration; in der Stadt ist eine Anzahl Herbergen, die speziell für die verschiedenen Gewerke bestimmt sind, und die Administration, indem sie das Wanderbuch des Handwerkers nimmt, giebt ihm die Adresse der Herberge, wo er ein Unterkommen und Arbeit findet. Diese Herbergen stehen in direktem Verkehr mit den Meistern und Atelier-Chefs, und der Handwerker bekommt hier alle nothwendige Nachweisungen, um sich Arbeit zu schaffen. Wenn er nach zwei Tagen keine Arbeit gefunden hat, so muß er sein Wanderbuch wieder holen und die Stadt verlassen, um anderswohin zu gehen, wo dieselben Reglements beobachtet werden. Man begreift, daß auf diese Weise eine Deutsche Stadt nie von Handwerkern beunruhigt werden kann, da jede derselben nur so viel aufnimmt, als Arbeit finden können. Auch begreift man, daß nie ein übermäßiges Sinken des Lohns diese Handwerker elend machen kann: wenn eine Ebbe in der Arbeit eintritt, so entlassen die Meister diejenigen Arbeiter, die sie nicht mehr beschäftigen können, und diese gehen nach einem entfernteren Ort, denn man kann annehmen, daß es unmöglich ist, daß auf der Oberfläche eines großen Landes, wenn die Arbeit auf einem Punkt mangelt, sie auf einem anderen nicht in Ueberfluß da ist.

Es kann beim ersten Anblick hart scheinen, daß ein Handwerker genöthigt ist, eine Stadt nach achtundvierzig Stunden zu verlassen, wenn er keine Beschäftigung daselbst findet, aber es ist selten, daß in weisen Einrichtungen die scheinbaren Mängel nicht ihr Gegengift haben. Wenn der Arbeiter, der in eine Deutsche Stadt kommt und daselbst keine Arbeit findet, kein Geld hat, so ist er doch sicher, seinen Weg fortsetzen zu können. Jeder Meister seiner Profession, deren Liste man ihm giebt, hat bei sich eine für diese Leute bestimmte Kasse. Sobald einmal die achtundvierzig Stunden verstrichen sind, geht der Handwerker, ehe er die Stadt verläßt, zu allen Meistern und braucht sich nur als „reisenden Handwerksburschen" anzukündigen, um von dem Meister sofort im Namen der Zunft ein kleines Geschenk zu bekommen. Diese Art, Reise-Almosen anzunehmen, hat in Deutschland nichts Erniedrigendes. Es ist ein Recht für den Handwerker und eine Pflicht für den Meister. Wie jede Sache, selbst die beste, ihre Mißbräuche hat, so kommt es zuweilen vor, daß unredliche Handwerker niemals ernstlich Arbeit suchen und beständig auf Kosten der Zunft, die sich über ganz Deutschland ausbreitet, reisen; aber diese Leute werden doch zuletzt entdeckt, so wie ja auch schon die Prüfung des Wanderbuchs immer ein Mittel bietet, den Betrug ans Licht zu bringen.

Frankreich mit seiner großen Centralisation wäre noch viel leichter als Deutschland im Stande, jene weise Vertheilung der Arbeiter über alle Arbeits-Mittelpunkte des Landes herbeizuführen. Sobald es in jeder großen Stadt solche Büreaus giebt, welche einen genauen Etat der zu machenden Arbeit so wie der schon gemietheten Arbeiter haben, so würde man vermittelst eines raschen und allgemeinen Communications-Systems in jeder Stadt erfahren, wie viel Arbeit in allen übrigen Städten zu machen ist, und die Arbeiter würden also nicht einmal vergebliche Wanderungen zu machen haben, da sie vor ihrer Abreise genaue Nachweisungen bekommen. Uebrigens wäre nichts leichter, als Kassen für die reisenden Handwerker zu gründen, entweder durch sehr kleine Beiträge, die jedem Meister und Arbeiter auferlegt würden, oder durch Schenkungen und Legate, die gewiß nicht ausbleiben würden, sobald die Regierung dieselben im Voraus ein- für allemal genehmigte. Nichts ist im Prinzip so lächerlich, als die Hindernisse, welche die Regierung der Ausführung des Willens der Sterbenden, die einen Theil ihres Vermögens öffentlichen Anstalten vermachen, in den Weg legt. Wenn ein Sterbender sein Vermögen dem ersten besten Nachbar hinterläßt, so wird das Testament den anderen Tag ohne Umstände exekutirt; aber wenn er es einer Akademie oder einem Hospital vermacht, bedarf es endloser Formalitäten, ehe die Erbschaft angenommen wird, selbst wenn sie von unzweifelhaftem Nutzen ist.

Auf der anderen Seite hat den arbeitenden Klassen kein größeres Unglück begegnen können, als die Aufhebung jeder ordentlichen Corporation, die das beständige Interesse der Arbeiter vertritt. Man glaubt nicht, wie viele mehr oder weniger bedeutende Legate [illegible] lichen oder permanenten Corporationen vermacht werden können. Vor der Revolution hatten die Gewerke alle, unter dem Schutz eines Heiligen, eine Lade, der eine Menge Personen ihre Gaben darbrachten. Seit noch nicht zwanzig Jahren haben Volney, Monthyon, [illegible] und Gobert den Akademieen zu meist sehr unnützen und theoretischen Dingen (!) ungeheure Summen hinterlassen. Hätten sie aber diese Summen den Handwerkern hinterlassen wollen, so hätten sie es nicht können, da die Handwerker nicht repräsentirt sind, und selbst wenn sie repräsentirt wären, wer weiß, ob bei der schrecklichen Verwirrung, die jetzt in den Gewerken und Industrieen herrscht, sie von den ansehnlichsten Unterstützungen, die ihnen zuflößen, gehörigen Vortheil ziehen könnten. Gewisse Philanthropen schreien Mirakel, wenn einer, der nach dem Kreuz der Ehrenlegion Verlangen trägt, im Winter einige Löffel ökonomischer Bouillon an die von Branntwein berauschten Lumpensammler austheilt; aber es ist klar, daß solche Versuche, wenn sie frei von jeder Ostentation und dabei noch viel bedeutender wären, doch zu keinem wirksamen Resultat führen; denn so leicht es ist, in jeder Lage, in der Ordnung ist, zu Hülfe zu kommen, so schwer ist es, mit zehnfachen Anstrengungen die zu verbessern, in welcher Confusion herrscht. Wenn die Soldaten Freiheit hätten, sich nach ihrem Belieben zu kleiden, zu nähren und zu verhalten, so würden sie uns zehnmal mehr Geld, als sie jetzt kosten, zehnmal schlechter [illegible] gekleidet und genährt seyn. Die Handwerker würden also nur [illegible] gewinnen, wenn die Ausübung der Gewerbe einer Regel unterworfen wäre.

Der zweite von den beiden oben angeführten Einwänden ist, daß, nachdem alle Arbeit unter die Handwerker vertheilt ist, eine gewisse Anzahl derselben vielleicht unbeschäftigt bliebe; ehe ich ihn näher prüfe, will ich noch zeigen, welche unermeßliche [illegible] vortheile aus einer solchen Beschränkung der absoluten Freiheit, seine Industrie auszuüben, wo es einem gefällt, hervorgehen [illegible]. Dieses Prinzip, die auf und ab wogende Bevölkerung der Städte gewissen Aufenthalts-Beschränkungen zu unterwerfen, ist auf die Erfahrung der Jahrhunderte begründet, und die alten Völker bezeugen es. Die Philologen, die gewöhnlich keine große Logiker sind, haben sich umsonst viel Mühe gegeben, den Sinn des alten lateinischen Sprüchworts herauszubringen: non datur omnibus adire Corinthum (nicht Allen ist es vergönnt, nach Korinth zu gehen). Dieses Sprüchwort bedeutet, daß die Stadt Korinth so wie jetzt die Deutschen Städte eingerichtet war, d. h. daß nicht der erste Beste sich [illegible] ohne Weiteres aufhalten durfte. Diese Einrichtung konnte [illegible] Publizisten auffallen, weil die anderen Städte, obgleich auf ein ähnliches Prinzip gegründet, eine andere Art der Ausführung angenommen hatten. So waren die Städte Athen und Argos in Griechenland, Rom und Mailand in Italien Jedermann offen, doch [illegible] Bedingung, daß die Fremden in das Polizeibuch jedes Orts [illegible] fältig eingeschrieben würden. Diese Fremden hießen in Griechenland metoikoi und in Italien incolae, zwei identische Ausdrücke, [illegible] man in den Städten des Mittelalters durch die Worte [illegible] habitans wiedergab. Obgleich also diese Fremden frei zugelassen wurden, bezahlten sie zuerst diese Erlaubniß des Aufenthalts, die ihnen [illegible] auf einmal, vom Abend zum Morgen, ohne Vorbereitung und Erklärung entzogen werden konnte.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Robert Clive, der Gründer des Indisch-Britischen Reichs.

(Schluß.)

Mir Dschafir hatte Ursach, Clive's Worten zu glauben. [illegible] Alem und seine 40,000 Krieger von verschiedenen Völkern [illegible] wie Spreu vor den 450 Europäern und 2500 Spahi's, die [illegible] befehligte. Mir Dschafir zog wieder triumphirend in seine Hauptstadt. Seinem unmäßigen Schrecken folgte unmäßige Freude, und um dem General-Gouverneur seine Dankbarkeit zu beweisen, [illegible] er ihm die 30,000 Pfd. Sterl., die er bis dahin für die [illegible] des Landstrichs im Süden der Stadt Kalkutta von der Compagnie jährlich bezogen hatte.

Aber der König, dem Clive so glänzende Dienste leistete, [illegible] eben auf diesem Wege ganz unter die mächtige Hand dieses Mannes. Man konnte vorhersehen, daß ein so kräftiges Patronat dem Schützling bald lästig fallen, daß Mir-Dschafir eine Verrätherei [illegible] würde, in der Hoffnung, unabhängig zu werden. Wirklich eröffnete er einen geheimen Briefwechsel mit der Holländischen [illegible] Tschinsaura, und diese schickte ein bedeutendes Holländisches [illegible] Geschwader, das aber Clive, der bei Zeiten einen Wink erhielt, vernichtete. Diese Lection genügte dem Radscha, und Clive, der die Autorität Englands in Bengalen nun fest begründet wußte, ging nach London ab. Er hatte seinem Vaterland ein Königreich erobert und die Bahn zu unermeßlichem Reichthum gebrochen. Pitt hatte auf der Tribüne gesagt, man müsse diesen improvisirten Feldherrn als einen „Mann von Genie ansehen, der von Gott selbst zu den Triumphen des Schlachtfeldes vorherbestimmt sey." Bei seiner Ankunft wurde er Pair von Irland und erhielt Zutritt bei Hofe; aber das feindselige Prinzip seines Lebens machte sich bald auf die bezeichnete Weise geltend. Ein gehässiger Glanz umgab die Indischen Nabobs, und Clive, reicher als alle Uebrigen, schien mehr wegen seiner [illegible]

lung als wegen seiner persönlichen Fehler ihr beau idéal zu seyn. Die Summe, die er zu verschiedenen Zeiten aus Indien geschickt hatte, kamen beinahe 50,000 Pfd. Sterl. jährlicher Rente gleich; damals war aber eine Rente von 50,000 Pfund seltner, als jetzt eine von 100,000. Seine Neider wollten nicht bedenken, daß der Besitzer dieses Vermögens Großbritanien einen Riesenstaat gegeben hatte. Sie vergaßen, welchen ehrenvollen Gebrauch er von seinen Einkünften machte; sie begnügten sich damit, ihn zu hassen, ohne seine Verdienste und Handlungen zu erwägen. 50,000 Pfund waren von ihm seinen armen Verwandten und insonderheit seinem Vater ausgesetzt worden, der trotz seines hohen Alters bis dahin nicht einmal Bedienten gehabt. Während die Masse der Bevölkerung Englands Clive als einen Nabob verabscheute, fürchteten und haßten ihn die übrigen Nabob's und die Direktoren der Indischen Compagnie, weil er ihnen ein zu mächtiger Rival war. Clive verstieß gegen die Laster, die Eitelkeiten und Vorurtheile der Einen wie der Anderen.

Im Schoße der Indischen Compagnie bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Das Haupt seiner Widersacher, ein ehrgeiziger und rachsüchtiger Mann, Namens Sulivan, war der stolzen Verachtung noch eingedenk, womit Clive ehemals die wiederholten Befehle der Compagnie aufgenommen hatte. Er wollte das letzte Geschenk Mir Dschafir's an Clive, die bewußten 50,000 Pfund jährlicher Einkünfte, konfiszirt wissen. Ein Prozeß war im Entstehen, dem der General-Statthalter nachdrücklich entgegenzuarbeiten sich anschickte, und Niemand dachte daran, die in der Person des Nabob's von anderen Nabob's, seinen Feinden, angegriffene Gerechtigkeit zu vertheidigen, als Umstände, die wir bald melden werden, den Lauf der Dinge änderten.

Der Nabob von 1780 war ein Subjekt, wie es jetzt nicht mehr existirt; Zeiten und Begebenheiten haben die Sitten dieser Menschenklasse, die jetzt nur noch in der Literatur des 18ten Jahrhunderts lebt, gemildert und ihre Erziehung veredelt. Gegen diese rohen Satrapen, die reich waren vom Raube einer wehrlosen Nation, fand Cowper's sittlich-religiöse Muse die furchtbarsten Strafreden. Es war ein siecher und runzlicher Nabob, ein brutaler Bauchdiener, jedem menschlichen Gefühle unzugänglich, plump und lächerlich in seinen Sitten, ein widerliches Mittelding zwischen Nero und Turcaret, Tiberius und dem Bürger und Edelmann, den alle Romanenschreiber zum Gegenstand ihrer drei Bände starken Melodramen in Prosa machten. Dieselbe Person erschien auch auf der Bühne als ein lächerlicher Haustyrann, Verschwender, Prahler und Titel-Jäger. Die Nabob's waren eine gewöhnliche Zielscheibe der Satire. Die schlecht unterhaltenen orientalischen Paläste, worin sie wohnten, ihre Verschwendung und Ueppigkeit, ihre Launen und Grillen, ihre Sprache, die noch einen Beischmack von den Branntwein-Buden hatte — alles dies empörte die guten und die bösen Elemente der Gesellschaft, die niederen Klassen, denen sie ursprünglich angehörten, und den Adel, in dessen Schoß sie aufgenommen seyn wollten. Verabscheut, ohne gefürchtet zu seyn, verachtet und mit dem Finger bezeichnet, trotz ihrer Schätze, isolirten sie sich in dieser Sphäre der Geringschätzung, des Spottes und Hasses, den kein Mitleid linderte; denn man wußte, daß sie Staaten geplündert und Fürsten ausgezogen hatten, um diesen unbehülflichen Reichthum zu erlangen.

Zwischen diesen Menschen und Clive war nun freilich kaum die oberflächlichste Aehnlichkeit bemerkbar. Clive hatte zwar öfter zu seinen großen Zwecken schlechter und verwerflicher Mittel sich bedient, aber nie aus niedrigem Egoismus gehandelt. Seine Prunksucht, die er in Ostindien sich angeeignet, und andere Lächerlichkeiten thaten seinen großen Eigenschaften keinen Abbruch: er war und blieb einer der größten Helden seiner Zeit, ein edler Charakter im Privatleben, ein Staatsmann ohne Skrupel, aber von vollendetster Klugheit, Vorsicht und Scharfsinnigkeit. Zum Unglück war er ein Symbol geworden — er repräsentirte den Verkehr mit Indien. Samuel Johnson sprach mit Abscheu von ihm. Das Volk erzählte sich, ganze Städte, deren Bewohner er niederwürgen lassen, seyen sein persönliches Eigenthum. Man zeigte einander in seiner Wohnung mit einer Art Schrecken einen großen Koffer, welcher die Schätze von Murschidabad enthalten sollte. Der Mode-Zeichner Brown, den man beauftragt hatte, einen Garten und einen Park des Nabob's zu skizziren, sagte seinen Freunden, dieser mysteriöse Koffer habe ihn mit Grausen erfüllt, und er begreife nicht die Verhärtung eines Menschen, der gegen die Stimme seines Gewissens so taub sey, daß er neben diesem Denkmal seiner Verbrechen schlafen könne.

Clive, der von Physiognomie auffallend häßlich war, sah nicht ein, daß eine schlichte und schmucklose Kleidung seiner Persönlichkeit und seiner Erinnerungen als Bengalens Eroberer am besten angestanden hätte; das Gold und die Seide, der Brokat und die Diamanten, mit denen er sich belud, setzten ihn den Spötteleien der fashionablen Leute aus, hinter denen er an Geschmack und Eleganz weit zurückblieb. Er besaß 30 Röcke und 200 Hemden auf einmal: die feine Welt lächelte über diese pomphafte Garderobe, und das Volk betrachtete den Palast, den er in Claremont erbauen ließ, mit unheimlichem Grauen. „Seht", — so sprachen die Bauern zu einander — „seht diese ungeheuren Mauern; der Indische Herr hat seine guten Gründe, um seinem Baumeister solche Befehle zu geben; wenn seine Zeit erst gekommen ist, so würde ihn gewiß der Teufel holen, wenn er nicht solche Vorkehrungen träfe." Unter den Personen, die in solcher Art raisonnirten, befand sich ein fanatischer junger Charlatan, Namens William Hunter, der nachmals unter dem Namen „William Huntington der begnadigte Sünder" einen großen Anhang sich verschaffte, und in dessen Briefen und geistlichen Reden die „Teufelskünste des Lord Clive" eine große Rolle spielen.

Gewiß würde Niemand den von allen Seiten beneideten und gehaßten Mann in Schutz genommen haben, hätten nicht neue, die Compagnie erschreckende Wechsel des Geschickes seinen mächtigen Beistand selbst denen, die ihn verderben wollten, nothwendig gemacht. Als Mitglied des Unterhauses und abwechselnd der Sache Fox's, Pitt's, Grenville's zugethan, hatte er bei seiner Partei viel Kredit und Einfluß erlangt. Während die neidischen Direktoren ihn zurückstießen, das Unterhaus ihm keine Aufmerksamkeit bewies und der gemeine Mann einen Verbündeten des Teufels in ihm sah, belustigten sich die Salons auf Unkosten dieser so plötzlich steinreich gewordenen Familie, deren Glieder zum Theil viele Noth hatten, auf der ungewohnten Höhe sich zu halten. Man erzählte, daß der alte Clive eines Tages beim Lever des Königs ohne Umstände ausgerufen habe: „Beruhigen sich Eure Majestät; mein Sohn wird bald in London seyn: das ist gleich ein Votum mehr für Sie." So hatten alle Strapazen und alle Eroberungen des Generals für ihn kein anderes Ergebniß gehabt, als daß er eine isolirte Stellung erhielt, ohne Stütze und ohne Bürgschaft für die Zukunft, und gewiß wäre es ihm nicht gelungen, die Sulivansche Partei zu beschwichtigen, wenn nicht sehr ungünstige Kunde aus Indien die Direktoren gezwungen hätte, sich in die Arme des einzigen Mannes zu werfen, der ihre Sache in Hindostan wieder emporbringen konnte.

Diejenigen, welche Clive in Madras, Murschidabad und Kalkutta an der Spitze der Verwaltung gelassen, hatten mit ihrer Macht so schändlichen Mißbrauch getrieben, daß die Eingebornen in Verzweiflung gekommen waren. Empörungen über Empörungen, eine Regierung ohne inneren Haltpunkt, eine Verfassung ohne Organisation, eine Armee im Aufstande, verödete Dörfer und ausgesaugte Eingeborne, deren geraubtes und erpreßtes Gut die Compagnie doch bereicherte — diesen Anblick boten die unglücklichen Länder, welche Clive erst unlängst dem Suradscha entrissen. Es gab keine Zucht, keine Gerechtigkeit und Billigkeit mehr; die Schwachen konnten nicht auf Hülfe rechnen, die Opfer der Tyrannei keine Hoffnung nähren. Dreißig Millionen an Knechtschaft gewöhnte Menschen erkannten mit Schrecken, daß die orientalische Tyrannei der Britischen niemals gleich gekommen war. Man hatte damit angefangen, den Mir-Dschafir, als verrätherischer Pläne verdächtig, zu entthronen. Sein Nachfolger, Mir Kossim, erweckte bald noch größeres Mißtrauen, weil er mehr Talent besaß; Mir Dschafir wurde wieder eingesetzt, und Mir-Kossim floh, nachdem er aus Rache ein fürchterliches Gemetzel angerichtet, in das Gebiet des Nabob's von Audi. Alle diese Wunden mußten geheilt und eine durch so viele unkluge und barbarische Handlungen zu Grunde gerichtete Regierung von neuem organisirt werden. Alle Direktoren behaupteten einstimmig, daß Clive allein fähig sey, Bengalen zu retten. Er willigte ein, doch nur unter der Bedingung, daß seinem Feinde Sulivan alle Autorität abgenommen würde. Man opferte den Letzteren unbedenklich, und Clive reiste nach Indien, wo ein schweres Tagewerk seiner harrte. Es galt nichts Geringeres, als eine Radikal-Reform vorzunehmen; er mußte die Habgier in eherne Bande schlagen und alle Laster und Gebrechen, die bis dahin ohne Kontrolle gewesen, auf offenem Felde angreifen. Er unternahm es, und die außerordentliche Festigkeit, womit er so viele ungezügelte Erpresser bestrafte und ihrem Beginnen Einhalt that, erweckte ihm neue Feinde, die Alles aufboten, was in ihren Kräften stand, um seine Bemühungen zu vereiteln. Es gelang nicht, — Clive reformirte die ganze Verfassung, erstickte den Aufruhr der undisziplinirten Truppen, diktirte den benachbarten Provinzen Gesetze und verschaffte Großbritanien auch bei den übrigen Nabob's Achtung. Dann kehrte er nach London zurück, wo man, weit entfernt, ihn zu belohnen, seine unermeßlichen Verdienste nicht zu berücksichtigen schien.

Als bald nachher ein Mißjahr die fruchtbaren Felder ihrer Aerndten beraubte, da erhob sich ein fürchterliches Geschrei, nicht anders als wäre Clive Schuld gewesen an dem Unglück, das der Himmel herabsandte. Schwebten die Actien-Inhaber nicht in Gefahr, ihre Dividenden zu verlieren? Diese Besorgniß empörte den Geiz, und bald wurde Clive von allen Seiten angeklagt.

Es gab Verhöre über Verhöre, Berathungen über Berathungen, und Clive's ganze Art zu seyn, deren schwache Seite wir oben gezeigt, mußte durch das furchtbare Sieb feindlicher Comité's und einer Volks-Repräsentation. Clive blieb unbezwinglich im Angesichte dieser Gefahr, wie er es vor bewaffneten Feinden gewesen. Er bestand den Gesammt-Angriff seiner Feinde mit einer Festigkeit, Kraft und Geistesgegenwart, die dem großen Chatham Bewunderung abnöthigten. Als man ihm vorhielt, was er von Mir-Dschafir angenommen hatte, rief er aus: „Bei meiner armen Seele! wenn ich jetzt über irgend etwas staunen kann, so ist es darüber, daß ich so genügsam gewesen." Das Unterhaus endete den Rechtshandel durch ein Verfahren, das alle Skrupel lösen sollte: man votirte gleichzeitig mit weißen und schwarzen Kugeln. Auf der einen Seite beschuldigte man den Beklagten, daß er seine Gewalt mißbraucht und seine Schätze unrechtmäßig erworben habe; auf der anderen räumte man ein, daß er dem Staate unermeßliche Dienste geleistet. Eine gesunde Logik widerstrebte dieser sonderbaren Ausgleichung der Sache, und Clive hätte seinen Richtern wohl sagen können: „Eines von Beiden ist nothwendig: ihr müßt mich entweder verurtheilen oder lossprechen." Aber öffentliche Versammlungen nehmen es nicht so genau, wo es auf gesunden Menschenverstand ankommt.

Daß dieser von Ruhm und Reichthümern ersättigte Mann endlich zum Selbstmörder wurde, darf uns kaum Wunder nehmen. Er war Gegenstand eines allgemeinen und dabei unverdienten Hasses. Die Repräsentanten derselben Nation, der er ein Reich geschenkt hatte, schadeten ihm durch indirekten Tadel. Das tropische Klima hatte seine Gesundheit untergraben; eine Zeitlang kränkelte er, von Hypochondrie und Schwermuth gedrückt, dann suchte er beim Opium eine Linderung seiner Seelenleiden. Im Jahre 1774 endete er freiwillig sein Leben, ein Leben voll Glanz und Ruhm, dessen Früchte

die späteste Nachwelt noch genießen wird. Beklagter Millionair, Eroberer, Handlungs-Commis, Satrap, Feldherr von mehr als Königlicher Unabhängigkeit, den Einen lächerlich, den Anderen furchtbar, verspottet, gehöhnt, verhaßt, im Triumphe getragen, bis an den Rand des Blutgerüstes geschleppt — welchen Gebrauch konnte dieser Mann von dem Abend seines Lebens machen? (U. S. J.)

Griechenland.

Ein Besuch in Chios im Jahre 1820.*)

.... Den folgenden Tag benutzte ich, das Gymnasium zu besuchen; es ist dies die wichtigste Anstalt, ja, man könnte sagen, die berühmteste Hochschule Griechenlands, eben so wegen der Zahl der Schüler, als wegen der Verschiedenheit der Lehrgegenstände. Die Griechen kommen hierher aus allen Gegenden; man zählte damals mehr als fünfhundert Schüler. Ein großes, erst kürzlich auf Kosten der Primaten der Insel erbautes Gebäude vereinigte die Lehrenden und die Lernenden; eine Bibliothek befindet sich dabei, deren Lokalitäten aus Steinen erbaut und gewölbt sind, mit langen Säulengängen; sie sind indeß unzureichend, und die Verwaltung des Gymnasiums war daher, um sie zu vergrößern, darauf bedacht, einige benachbarte Ländereien zu erwerben. Die Buchdruckerei würde dann in den beabsichtigten Gebäuden einen bequemeren Platz finden, als den, wo sie jetzt eingeschlossen ist. Ich habe sie aufmerksam in Augenschein genommen; sie wird von einem Deutschen, Namens Bayrhoffer, geleitet, der schon einige Schüler der Buchdruckerkunst zu bilden gewußt. Man bedient sich der von Firmin Didot in Paris gegossenen Typen; indeß sind sie nur in geringer Anzahl vorhanden, und der Druck geht nur langsam vorwärts.

Die Bibliothek enthält bereits mehr als dreitausend Lateinische, Französische, besonders aber Griechische Bücher. Ich bemerkte darunter eine große Anzahl von Exemplaren der von Koraïs in Paris unter dem allgemeinen Titel: „Hellenische Bibliothek", besorgten Ausgabe. Dieser gelehrte Hellenist hatte damit seinen Landsleuten ein Geschenk gemacht, welche dagegen, in Anerkennung, theils seiner Ausgaben, theils seiner Freigebigkeit, sein Bild in dem großen Auditorium aufgestellt haben.

Der Vorsteher dieses Gymnasiums, der Priester Neophytos Wamwas**), Schüler von Koraïs, erklärte mir mit eben so viel Anspruchslosigkeit als Gefälligkeit sein Erziehungs-System; er ging in alle Einzelheiten ein, von denen er glauben konnte, daß sie meine Neugier befriedigen würden. Auf dem Gymnasium in Chios werden öffentliche Vorträge über die Französische, Lateinische und Türkische Sprache gehalten. Die Philosophie, die Geschichte, Mathematik, Physik und damit verwandte Wissenschaften werden ebenfalls getrieben; indeß behauptet die Theologie den ersten Rang unter diesen Vorträgen. Die wissenschaftlichen Studien sind in vier Klassen getheilt. In der ersten lernt man die Grammatik und die Etymologieen, und in Worten wie in der Syntax nähert man das Altgriechische dem Neugriechischen. In der zweiten Klasse werden Johann Chrysostomos, Isokrates, Plutarch und Lucian übersetzt und erklärt; in der dritten erklärt man Xenophon, Lysias, Demosthenes und Homer; die vierte Klasse beschäftigt sich ebenfalls mit Homer und Demosthenes, aber man fügt auch Thucydides, Plato, Aristoteles, Sophokles und Pindar hinzu.

Neophytos Wamwas läßt die ganze Erziehung seiner Landsleute auf religiösen Grundlagen beruhen. „Der Feind des Menschengeschlechts", sagte er in einer Rede, welche er kurz vor meiner Anwesenheit auf der Insel Chios gehalten hatte, „haßt besonders die Lehr-Anstalten und hofft Alles von ihrem Untergange; und allerdings sind sie es, wo der Mensch Gott lieben und fürchten lernt, wo er lernt, seine Vernunft gebrauchen, tugendhaft seyn und recht leben. Die wahre Wissenschaft ist die Wissenschaft von Gott; erst den zweiten Platz weise ich den menschlichen Wissenschaften an; aber jene ist in ihrem Zwecke eben so nützlich als erhaben, weil sie zur Religion und zur Tugend führt. Das sind die Wahrheiten, die unsere Anstalt unaufhörlich verkündigen soll; nur durch ihr Festhalten an diesen erhabenen Grundsätzen kann sie die Achtung und den Dank Griechenlands verdienen."

Dieser geschickte und kenntnißreiche Lehrer hat bei der Ausführung seiner wohlwollenden Absichten in den alten Gewohnheiten der Völker manche Schwierigkeiten gefunden, besonders aber in den Vorurtheilen seiner geistlichen Vorgesetzten. Die Synode hat sich mit Stimmenmehrheit gegen sein Erziehungs-System ausgesprochen, und ohne einen offenen Angriff auf die Existenz einer Universität zu wagen, welche die Türken dulden, setzt sie sich im Geheimen dem Zuwachs entgegen, den dieselbe von der Zeit und durch die Bemühungen ihres klugen und gelehrten Vorstehers erhält.

Ich war begierig, zu erfahren, ob die wechselseitige Unterrichts-Methode, die der Patriarch von Konstantinopel für seine Diözese verworfen hatte, in Chios angenommen sey. Wamwas sagte mir, daß es seine persönliche Absicht gewesen sey, das Lancastersche System zuerst in einigen Dörfern der Insel zu versuchen. Ich entlehnte aus dem mißtrauischen Charakter der Türken einige Einwürfe; allein er erwiederte mir, daß, wenn er von jener Unterrichts-Methode alles das ausschiede, was unklugerweise an militairische Uebungen und eine soldatische Unterwürfigkeit erinnerte, er nicht daran verzweifle, sie annehmlich machen zu können und glückliche Ergebnisse durch sie zu erlangen. „Die Türken", setzte er hinzu, „die in anderen Theilen des Reichs so gefürchtet sind, flößen hier weder Furcht noch Vorsichtsmaßregeln ein. Sie geben sich keine Mühe, irgend einen Einfluß auf die Civil-Verwaltung von Chios zu erlangen. In Nichts widersetzen sie sich der Erbauung dieser öffentlichen Gebäude, dieser Häuser von Marmor, dieser Tempel, welche unsere Stadt verschönern; sie haben der Gründung von Hospitälern, die wir für Aussätzige und Waisen bestimmt haben, Beifall gegeben; endlich, sey es aus Gleichgültigkeit oder aus Grundsatz, auch die erhabene Pforte zeigt sich der wissenschaftlichen Wiedergeburt Griechenlands nicht im Geringsten abgeneigt. Die eigentlichen Feinde dieser glücklichen Veränderung", fuhr mein Redner fort, „finden sich unter uns selbst; und wenn es unseren Anstrengungen gelingt, die Vorurtheile und die Gleichgültigkeit jener mächtigen Geistlichkeit zu besiegen, welche heutzutage den ersten Rang in der Griechischen Nation einnimmt, so würde den Türken gegenüber wenig zu thun übrig bleiben."

*) Aus den interessanten Souvenirs de l'Orient, par le vicomte de Marcellus (Paris, 1839), die, wennschon sie auf eine Reise im Oriente aus dem Jahre 1820 sich beziehen, doch gerade durch die Vergleichung des Jetzt und Damals, die sie nahelegen, an Interesse gewinnen.

**) Derselbe ist gegenwärtig Professor an der Otto-Universität in Athen.

Mannigfaltiges.

— Ossian, Macpherson und Talvj. Eine Deutsche Frau, die jetzt einen Amerikanischen Namen trägt, hat sowohl in Deutschland als in Nord-Amerika durch dichterisches Talent und ernste Forschungen, die sie der Kenntniß und Bearbeitung des Volksliedes gewidmet, auch einen mit Recht geachteten literarischen Namen sich erworben. Mistreß Therese Auguste Luise Robinson, geb. von Jacob, unter ihrer Initial-Chiffre Talvj (TAl.vJ.), von jedem Freunde des poetischen Naturlautes als Bearbeiterin der Serbischen Volkslieder geschätzt, hat in Amerika, wohin sie ihrem Gatten, dem durch eine Beschreibung seiner Reise nach Palästina und Syrien bekannt gewordenen Prof. Robinson, folgte, in Englischer Sprache Untersuchungen über das Slavische Volkslied herausgegeben, denen unter Anderem auch die Ehre zu Theil wurde, ins Deutsche zurück übertragen zu werden, ohne daß der Uebersetzer sich verpflichtet hielt, seine Quelle zu nennen, die ihm allerdings, da sie eine rein Deutsche war, das Uebersetzen hätte ersparen können. Seit einiger Zeit mit ihrem Gatten wieder in ihrem Vaterlande lebend, hat sie hier ihre Muße einer Untersuchung gewidmet, die wiederum dem Gebiete des Volksliedes angehörte, obwohl das Resultat derselben eben nur darin besteht, Dichtungen, die sich den Charakter des Volksliedes angemaßt hatten, aus diesem Gebiete definitiv zu verweisen. Auch in unserem Magazin ist oft schon des in Großbritanien noch immer nicht ganz abgeschlossenen Streites über die Echtheit des Macphersonschen Ossian gedacht worden. Allerdings ist die Mehrzahl dort schon seit Hume und Johnson darüber einig, daß Macpherson seine Zeit und Nachwelt betrogen habe, als er sein episches Gedicht Fingal, die Schlacht von Lora und die übrigen damit verbundenen Poesieen für Uebersetzungen alter Gälisch-Ersischer Originale ausgab, die angeblich von Ossian verfaßt seyn sollten. Diesen Behauptungen der Engländer trat jedoch zu allen Zeiten — eben so vor 80 Jahren, als Macpherson's erste Bruchstücke erschienen, als noch im Jahr 1807, wo Sir John Sinclair unter den Herausgebern der angeblichen Originale einiger Macphersonschen Gedichte sich befand — der Patriotismus der Schotten entgegen, die den Ruhm ihrer Hochlande zu schmälern glaubten, wenn sie zugaben, daß Ossian ein Name sey, der in Schottland gar nicht — und nur in Irland als Oisin — existirt habe, oder daß er wenigstens an den Macphersonschen Dichtungen, die die Theilnahme aller poetischen Gemüther Europa's auf jene Hochlande gelenkt hatten, eben so unschuldig sey, als etwa Homer oder Shakespeare. Seine Schottischen Landsleute also waren Macpherson's alleiniger Schild, und wenn dessenungeachtet die an kritischem Geschütz so reichen Engländer ihn nicht völlig überwanden, so liegt es eben nur daran, daß der Krieg von ihrer Seite ohne alle Kenntniß der Natur des Volksliedes und der lebendigen Ueberlieferung überhaupt geführt wurde. Einer Deutschen Frau scheint es vorbehalten geblieben zu seyn, auf diese Kenntniß gestützt, den Streit zur definitiven Entscheidung zu bringen und unwidersprechlich darzuthun, daß Macpherson im vorigen Jahrhundert ungefähr in gleicher Weise zu Werke gegangen, wie in neuerer Zeit Herr Friedrich Wagenfeld bei der Herausgabe seiner sogenannten Uebersetzung des Sanchoniathon, die bekanntlich ebenfalls von einer Probe des gräcisirten Originales begleitet war. Die so eben von Talvj unter dem Titel: „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macphersonschen Ossian's insbesondere" (Leipzig, bei Brockhaus) herausgegebene Schrift verdient es, von Allen gekannt und gelesen zu werden, die sich für Volkspoesieen, oder, wie sie Herder, der große Verehrer des Caledonischen Barden, genannt hat, für die „Stimmen der Völker" interessiren. Mit großer Klarheit des Gedankens und des Ausdrucks werden in dieser Schrift folgende Momente des Gegenstandes, um den es sich handelt, zusammengestellt und die damit verbundenen Fragen beantwortet: 1) Historisches über Schottland und Irland; 2) Geschichte des Ossianischen Streits; 3) Gehören die Macpherson-Ossianischen Dichtungen dem Alterthum an? 4) Sind sie Produkte des Mittelalters? 5) Waren sie in alten Ersischen Manuskripten enthalten? 6) Macpherson, Verfasser des Ossian, und 7) Jetziger Zustand der Gälischen Volkspoesie in Schottland.*)

*) Ueber diesen Zustand und namentlich auch über die heutige Gälische Sprache befindet sich ein Artikel in Nr. 2 des Magazins v. J. 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Mittwoch den 4. November 1840.

Frankreich.

Die Polizei in Frankreich.

Von Gisquet.*)

Die Polizei hat zweierlei Pflichten zu erfüllen. Der erste Gegenstand ihrer Fürsorge ist die Beschäftigung mit einem Theil der Interessen der Stadt. Dieser Zweig nimmt in unserer Zeit neunzehn Zwanzigtheile der Beamten in Anspruch, und wenn der Präfekt demselben die gehörige Aufmerksamkeit schenken will, so muß er täglich zehn bis zwölf Stunden darauf verwenden.

Der zweite Gegenstand, der sonst wenig in Betracht kam, hat seit vierzig Jahren eine Wichtigkeit erlangt, die ihm den ersten Rang zusichert. Damit ist schon gesagt, daß es sich hier von politischer Beaufsichtigung handelt. Bis zu der Zeit, wo Ludwig XIV. die General-Lieutenants der Polizei ernannte, war dieser Theil des öffentlichen Dienstes den Prevôts von Paris, sodann den Civil- und Kriminal-Lieutenants übertragen, die an der Spitze des Châtelet standen. Ihre Verrichtungen umfaßten nur die städtische und gerichtliche Polizei. Als aber das Edikt von 1667 die Polizei zu einer besonderen Behörde machte, sah das Staats-Oberhaupt bald ein, welche Vortheile ihm die politische Beaufsichtigung gewähren könne. Indeß in einer unbeschränkten Monarchie und unter einem Könige wie Ludwig XIV., in einer Zeit, wo die Nation alle ihre Freiheiten geopfert zu haben schien, wo sich keine drohende Partei erhob, konnte die Aufgabe der Polizei, insofern sie sich auf die Politik bezog, immer nur eine beschränkte seyn. Es kam bloß darauf an, den Faden einiger Intriguen in den höheren Kreisen oder einige Ehrgeizige zu verfolgen, die sich um die Gunst des Fürsten stritten. Das Regierungs-Interesse war dabei sehr wenig betheiligt, und dem Lande konnte es ganz gleichgültig seyn, wem die Leitung der Geschäfte übertragen wurde, da doch Alle einen falschen Weg einschlugen und gelehrige Werkzeuge des höchsten Willens waren. Die Aufgabe der Polizei unter Ludwig XIV. und XV. beschränkte sich darauf, den König von den Umtrieben seiner Umgebung, von dem Betragen der Prinzen des Hauses und häufig genug auch vom Privatleben der Personen zu unterrichten, welche bei Hofe erschienen, um den König und seine Günstlinge mit skandalösen Anekdoten zu unterhalten.

Unter Ludwig XVI. trat die Polizei wieder in den Kreis ihrer städtischen Verrichtungen zurück. Ueberdies hätte sie, wenn sie auch stärker organisirt gewesen wäre, die monarchischen Institutionen nicht gegen die entfesselten Leidenschaften schützen können. Die Verführung der neuen Ideen regte die Massen auf und machte sogar diejenigen der Regierung abgeneigt, welche sie hätten vertheidigen sollen. Es war dies keine Verschwörung, kein Aufstand, keine Gefahr, welche die Polizei hätte beschwören können. Die Nation forderte ihre Rechte zurück und zertrümmerte alle Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten.

In dem Zwischenraum, der zwischen der Stürmung der Bastille und der Einsetzung des Direktoriums verfloß, konnte die Polizei-Verwaltung, die verstümmelt und einige Zeit sogar mit der Kommunal-Behörde zusammengeworfen wurde, in politischer Beziehung keinen bestimmten Wirkungskreis haben. Der rasche Wechsel der Staatsgewalten erlaubte ihr nicht, bestimmten Regeln zu folgen. Der Mangel an Einheit und an einem Oberhaupte, das allein die Verantwortlichkeit gehabt hätte, beraubte die Beamten, die in einer untergeordneten Stellung waren, des nöthigen Ansehens und der nöthigen Kraft. Das permanente Comité, das Munizipal-Büreau, die revolutionairen Comité's, die administrative Kommission, das Central-Büreau, denen nach einander die Verrichtungen der Polizei übertragen wurden, standen in Abhängigkeit von der Munizipalität und hatten nur wenige Beziehungen zu den Häuptern der Regierung; auch fehlte es ihnen an den nöthigen Geldmitteln. Unter diesen Umständen war eine politische Polizei unmöglich. Wie hätte wohl die Polizei während der Schreckenszeit die Ordnung aufrecht erhalten können? Wie hätte sie wohl politische Verbrechen verhüten sollen, da die Gewalthaber selbst Tausende von Bürgern hinwürgten? Es läßt sich also nicht anders sagen, als daß zur Zeit der Republik die Polizei sich nur mit städtischen Angelegenheiten beschäftigte.

Als das Direktorium ans Ruder kam, erhielten alle Zweige der öffentlichen Verwaltung eine übereinstimmende Leitung; die Einheit kam wieder zum Vorschein, und in Gange der untergeordneten Gewalten trat wieder Regelmäßigkeit und strenge Scheidung ihrer Verrichtungen ein. Da die Regierung die politische Gewalt, die bis dahin zwischen den Mitgliedern des Konvents getheilt gewesen war, wieder in sich konzentrirt hatte, so war sie auch wieder den Angriffen der Parteien ausgesetzt; sie war der gemeinschaftliche Feind, gegen den sich alle Anstrengungen richteten. Das Bedürfniß, die Feinde der neuen Regierung zu beaufsichtigen, führte auf die Nothwendigkeit hin, wieder eine politische Polizei zu errichten, damit sie die neue Ordnung der Dinge schützen könne. Aber das Werk blieb unvollständig: die Polizei wurde dem Central-Comité anvertraut, welches aus drei Mitgliedern bestand, wodurch ein Theil der früheren Uebelstände beibehalten wurde. Die Polizei kann nur gute Dienste leisten, wenn sie von Einem Manne geleitet wird.

Unter dem Konsulat wurde endlich diese fehlerhafte Einrichtung aufgehoben durch die Ernennung eines Polizei-Präfekten. Die Beaufsichtigung, die er übte, hatte vorzüglich die Sicherheit des Staats-Oberhauptes zum Ziele. Das Konsulat und das Kaiserreich folgten einer vierzehnhundertjährigen Monarchie und einer Republik, die immer fanatische Anhänger gezählt hatten. Alle Emigranten und die meisten Republikaner nährten Gefühle des Hasses gegen den wunderbaren Mann, in dem sie einen Usurpator oder einen Tyrannen sahen.

Die Lage, in welcher sich der Kaiser befand, bot einige Aehnlichkeit mit der Ludwig Philipp's dar, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Kaiserthum nur zwei Klassen von Gegnern zählte, während der Juli-Regierung alle diejenigen feindlich waren, die den Grundsätzen der verschiedenen vorangegangenen Regierungen huldigten. Nichtsdestoweniger hat die Polizei unter dem Kaiserthum viele Komplotte verhütet und dem Staats-Oberhaupt große Dienste geleistet. Nicht nur hatte sie die Umtriebe der Republikaner und Royalisten zu beaufsichtigen, sondern sie mußte auch auf viele Militairs, deren Ehrgeiz und Einfluß zu fürchten waren, ein wachsames Auge haben. Die Feinde des Kaisers waren in den höheren Klassen der Gesellschaft zu suchen: der ehemalige Adel, die Notabilitäten der Republik, viele ehemalige Waffengefährten Bonaparte's konnten eifersüchtige Empfindungen nicht unterdrücken. Die Masse des Volks war ihm dagegen ganz ergeben. Wenn Napoleon der geheimen Polizei zuweilen eine Beaufsichtigung von minderem Belang übertrug, wenn er das Betragen der Mitglieder seiner Familie kennen lernen wollte, so that er dies immer zu einem moralischen Zweck und im Interesse ihrer eigenen Würde, nie, um eine eitle Neugierde zu befriedigen.

Man hätte erwarten sollen, daß die Aufgabe der Polizei unter der Restauration noch schwieriger seyn würde, da das Kaiserthum so viele glorreiche Erinnerungen hinterlassen hatte, aber die Trümmer der alten Armee fügten sich in ihr Schicksal und verstanden nicht die Kunst, zu verschwören. Daher ist es zu erklären, weshalb der ältere Zweig der Bourbonen, trotz der allgemeinen Abneigung, die er einflößte, von so wenigen Umtrieben bedroht wurde. Das Land bereitete ihren Sturz vor, aber auf gesetzlichem Wege. Dann ist auch nicht zu vergessen, daß in der ersten Zeit 150,000 fremde Bajonnette die Bourbonen schützten, und daß die Gesetzgebung außergesetzliche Mittel zur Verfügung der Gewalt stellte, um die Anstrengungen der Jünger der Freiheit zu lähmen. Ueberdies standen ihr eine strenge Censur, die Unerbittlichkeit der Gerichtshöfe, welche Preßvergehen zu richten hatten, und die Verletzung des Brief-Geheimnisses helfend zur Seite und gaben ihr die Macht, ihre entschlossensten Gegner einzuschüchtern. Aber die Fortschritte, welche die Lehren der unabhängigen Opposition machten, flößten Besorgnisse ein; die Polizei erhielt also den Auftrag, die Entwürfe der Liberalen zu entdecken und zu vereiteln. Diese Aufgabe war keine leichte, wegen der großen Zahl von Feinden, welche die Restauration zählte, und theilweise auch wegen der ehrenvollen Stellung, in welcher sich die Führer der nationalen Partei befanden. Der Restauration stand noch etwas Anderes im Wege: sie war zwischen zwei Klippen gestellt: auf der einen Seite die Abneigung der Mehrzahl der Bürger, auf der anderen die übertriebenen Ansprüche der Emigration. Da sie die Theorie des göttlichen Rechts nicht immer in ihrer ganzen Strenge in Ausführung bringen konnte, so kehrte sich der übertriebene Eifer einer

*) So eben sind in Paris die Memoiren des ehemaligen Polizei-Präfekten Gisquet erschienen, der nicht minder durch seine sechsjährige Amtsführung wie durch seine skandalösen Prozesse bekannt geworden ist. Wie man auch über die Moralität des Mannes urtheilen möge, so wird man doch nicht bestreiten können, daß ihm die Gelegenheit geboten wurde, einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln, der in diesen Memoiren niedergelegt ist.

großen Anzahl ihrer gefährlichen Feinde gegen sie. Die Polizei mußte also auch auf die Umtriebe dieser ihr Augenmerk richten; dieselben tadelten mit Bitterkeit die Zugeständnisse, welche die Regierung dem Geist der Zeit machte, und suchten dieselbe mit aller Gewalt auf die Bahn der Reaction hinzutreiben.

Vorzüglich unter Ludwig XVIII. tadelten die Anhänger der absoluten Gewalt und die Ultramontanen laut die Handlungen der Regierung, und ihre Opposition nahm oft einen aufrührerischen Charakter an; sie beschuldigten diesen Fürsten, daß er von den philosophischen Paradoxen des Jahrhunderts angesteckt sey. Ich selbst habe einen ehemaligen Emigranten behaupten hören, Ludwig XVIII. sey ein Liberaler und ein Atheist. Eine Anekdote, welche einen großen Einfluß auf die Politik Ludwig's XVIII. hatte, knüpft sich hier an. Es scheint, daß der Graf von Artois seit dem Jahre 1816 mit mehreren hohen Personen des Auslandes im Briefwechsel stand, um eine Aenderung in der Politik des Französischen Kabinets herbeizuführen. Unter diesem Einflusse wurde an die Mitglieder der heiligen Allianz die berühmte „geheime Note" gerichtet, welche Herrn von Vitrolles zugeschrieben wurde. Sie forderte die verbündeten Mächte auf, die Besetzung Frankreichs zu verlangern, während der König wegen der Entfernung der fremden Truppen unterhandelte. Diese Intriguen kamen zur Kenntniß des Herrn de Cazes, damaligen Polizei-Ministers. Er bemächtigte sich der Aktenstücke, aus welchen die Mitwissenschaft des Bruders des Königs hervorging. In einer ersten Aufwallung wollte Ludwig XVIII. alle Personen, die an diesen Umtrieben Theil genommen hatten, festnehmen lassen. Dieses Ereigniß hatte die berühmte Ordonnanz vom 5. September 1817 zur Folge, welche die Kammern auflöste und das Ministerium in einem liberalen Sinne modifizirte.

Seitdem die großen Ereignisse von 1780 den Bürgern Antheil an den Landes-Angelegenheiten gegeben und das Dogma von der Volks-Souverainetät verbreitet haben, konnten alle Parteien nach der obersten Gewalt streben. Die Regierung ist seitdem gleichsam eine belagerte Festung geworden, der täglich der Sturm droht. Sie muß also beständig auf ihrer Hut seyn und die Augen auf alle Bewegungen des Feindes richten. Unter solchen Umständen ist die Polizei nicht zu entbehren. Eine wohl organisirte Polizei ist die nothwendige Bundesgenossin jeder Regierung geworden. Sie hat die Aufgabe, alle Pläne zu vereiteln, welche dem Bestande der Staatsgewalt Gefahr bringen konnen. Die erste Pflicht eines Polizei-Präfekten ist also, die Gesellschaft und die Stimmung der Gemüther zu studiren, um zu wissen, von woher die Gefahr im Anzuge ist und in welcher Klasse der Gesellschaft sich die Feinde bergen, deren Umtriebe er zu beaufsichtigen und zu verhüten hat.

Welches waren nun die Gegner der Juli-Regierung? Der Adel und die Geistlichkeit bedauerten den Sturz der Restauration, die mittleren Klassen waren die Stütze der neuen Ordnung der Dinge, aber die niederen Klassen zeigten sich feindlich. Ferner existirte eine Partei, welche das Kaiserthum zurückführen wollte, aber die Elemente, aus denen sie bestand, verschmolzen sich mit den Republikanern, als der Herzog von Reichsstadt starb. Also an den beiden Endpunkten der gesellschaftlichen Stufenfolge, in der Höhe und in der Tiefe, gährte der Haß. Bekleidet mit der Gewalt, welche mir die Verpflichtung auferlegte, die Parteien zu beaufsichtigen, wußte ich wenigstens, von wo der Angriff ausgehen würde; aber die Verhältnisse boten noch andere Schwierigkeiten. Ein unbestimmter Trieb bewegte die Gemüther, die Sucht nach Neuerungen drohte zur Zügellosigkeit zu führen, und den Neuerern schienen alle Mittel gerecht. Die Presse, die Associationen, das Theater, die religiösen Ketzereien wurden in ihrer Hand Mittel der Opposition, Beförderer der Anarchie. Die Hindernisse, welche den Gang der Verwaltung hemmten, die Gefahren, welche die Existenz der Regierung bedrohten, waren nicht alle derselben Art. Es war wesentlich, sie nach ihrer Wichtigkeit zu unterscheiden, um jeder eine genügende Widerstandskraft entgegenzustellen. Viele dieser Elemente, welche der Ordnung widerstrebten, bedurften keiner energischen Bekämpfung. Desto mehr kam es darauf an, sich den Gefahren entgegenzustellen, welche keinen Aufschub, keine Schonung vertrugen. Von welcher Seite drohten aber diese Gefahren? Von dem ungebildetsten Theil der Bürger, nach deren Ansicht die Reformen, welche durch die Juli-Revolution errungen waren, bis zur einer gänzlichen Umgestaltung der Gesellschaft ausgedehnt werden sollten. Sie hatten gehofft, materielle Vortheile zu ärndten, und forderten diese nun drohend von der Regierung. Dies war der Feind, den die Polizei nicht einen Augenblick aus den Augen lassen durfte. Diese Leute bildeten eine Pflanzschule von Kämpfern, die zur Verfügung aller Parteien standen. Unter ihnen suchten die Verschwörer, welcher Partei sie auch angehörten, die Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne. Es würde mir schwer geworden seyn, in die geheimen Gedanken der Leiter einer Verschwörung einzudringen, wenn ich bloß auf sie die Agenten der geheimen Polizei losgelassen hätte. Die Kunst, zu verschworen, hat Fortschritte gemacht. Muthigen Männern, welche den Umsturz der Regierung beabsichtigen, stehen tausend Mittel zu Gebote, sich ihre Gedanken mitzutheilen, ohne daß man sie auf der That ertappen könnte. Aber sie können nicht mehr so geheimnißvoll handeln, wenn sie Helfershelfer niederen Ranges anwerben. Wenn nun auch früher ihre Pläne verborgen geblieben waren, was dennoch selten vorkam, so wurde es mir immer leicht, hinter ihre Umtriebe zu kommen, sobald sie sich anschickten, die Leidenschaften der Menge aufzuregen.

Da alle Aufrührer, welche sich gegen die Juli-Regierung verschworen, ihre Bundesgenossen in der untersten Volksklasse suchten, so unterwarf ich diese einer strengen und ununterbrochenen Aufsicht. Keine der vorangegangenen Regierungen zählte so viele Feinde, niemals war es den Parteien leichter geworden, ihre Lehren in Thaten zu verwandeln, und nie hatte die Regierung weniger Widerstandskraft gehabt. Mit einem Worte, die Regierung Ludwig Philipp's sah sich genöthigt, unaufhörlich die Republikaner, die Legitimisten und für einen Augenblick auch die Bonapartisten zu bekämpfen. Ueberdies mußte sie die weniger drohenden, aber auf die Dauer nicht weniger gefährlichen Intriguen eines Theils der Geistlichkeit und des Adels vereiteln und die Anstrengungen der Neuerungssüchtigen lähmen, welche sich bemühten, die öffentliche Meinung zu verwirren und die bürgerlichen, politischen und religiösen Institutionen zu untergraben.

Die Verhältnisse der arbeitenden Klassen in Paris.

(Schluß.)

Rom besonders, dessen ungeheure Bevölkerung oft plötzlicher Hungersnoth ausgesetzt war, wenn die Kornzufuhren aus Libyen oder Aegypten durch schlechtes Wetter aufgehalten wurden, gab häufige Beispiele von der Rücknahme dieser den Fremden bewilligten Aufenthalts-Erlaubniß. Man ging sogar dabei mit solcher Genauigkeit und Strenge zu Werke, daß Cicero in seinem Buch de officiis sich mit Wärme gegen diese Barbarei des Senats ausspricht, der oft Tausende von Männern, Frauen und Kindern in wenigen Stunden außerhalb der Ringmauern werfen ließ. Die großen Italiänischen Munizipalitäten behielten diese Einrichtung bei, und man sieht, daß Sankt Ambrosius in seiner Abhandlung über die Pflicht der Priester die Wirkung derselben beklagt. Von da haben die Deutschen Städte, der letzte noch vorhandene Rest der alten Munizipalitäten, die Regel entlehnt, den Handwerkern den Aufenthalt nur mit Beschränkung zu gestatten. Die Einrichtung der Deutschen Städte scheint mir sogar die der alten bei weitem zu übertreffen, weil es offenbar besser ist, dem Aufenthalt der beschäftigungslosen Arbeiter feste und vernünftige Schranken zu setzen, als sie in Masse ohne Prüfung aufzunehmen und sie dann nach Willkür ohne Mitleid wieder fortzujagen.

Wir haben das Beispiel eines großen Landes vor Augen, welches dieselbe Einrichtung hat, wie Korinth und die Deutschen Städte: ich meine Rußland. Man kann sagen, daß „es nicht Jedem erlaubt ist, nach Sankt Petersburg zu gehen", da die diplomatischen Agenten die Fremden nur mit ihrem Wissen zulassen. Noch mehr: sie lassen sie auch nicht fort ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln, die ihr Gutes haben. So muß jeder Fremde, der Rußland verlassen will, acht Tage vorher in den Zeitungen seine Abreise ankündigen lassen, damit Jeder, der ein Interesse hat, sich dieser Abreise zu widersetzen, Zeit habe, seine Maßregeln zu treffen. Wir wollen nicht sagen, daß diese Bestimmungen nicht etwas übertrieben streng sind, aber sie haben ihr Gutes, besonders als Regierungsmittel.

Die schlechteste Einrichtung ist offenbar die von Paris, wo alle Vagabunden anderer Länder die Fähigkeit haben, sich anzuhäufen, und aus welchem die Filous, die Industrieritter und die freigelassenen Sträflinge ihr irdisches Jerusalem machen. Paris hat den Wald von Bondy ganz ersetzt. Freilich wenn es den Parisern so viel Vergnügen macht, auf der Straße mit allem Gesindel von Europa zusammenzutreffen und von Zeit zu Zeit beim Essen durch den Generalmarsch gestört zu werden, weil es funfzigtausend fremden Arbeitern einfällt, sich an den Ecken zu schlagen, so ist dies ein Vergnügen, das man ihnen ohne Neid gönnen kann; aber das Unglück ist, daß Paris der Sitz der Regierung und daß eine Emeute in Paris eine Revolution in Frankreich ist.

Ich glaube, Herr Minister, daß diese Thatsache gar sehr Ihre Aufmerksamkeit verdient. Die Stadt, in der die Gesetze gemacht werden, müßte vor Allem so eingerichtet seyn, daß nichts daselbst die für die öffentlichen Berathungen und Maßregeln nöthige Ruhe und Freiheit stören könnte.

Man hat in den letzten Jahren mehrere Gegenden Frankreichs viel von ihren alten Freiheiten sprechen und, wie Irland, die Aufhebung der Union verlangen hören. Die Motive dieses Verlangens der südlichen Bevölkerungen waren leider nur allzu gerecht. Ist es ein Wunder, daß Frankreich zuweilen sich sträubt, Paris zu gehorchen, wenn Paris in der Gewalt der Unruhstifter, Landstreicher, verwegener Arbeiter und der Banditen ist, die aus allen Winkeln des Königreichs und Europa's daselbst zusammenströmen? Welche Garantie bietet der öffentlichen Sicherheit und Moral eine Anhäufung aller Thorheiten, aller Unwissenheiten, alles Auswurfs der Welt? Welchen Respekt sollen Gesetze einflößen, die zwischen vier tobenden Vorstädten gemacht sind und unter dem Schutz der Patrouillen, welche die Aufwiegler und Revolutionnaire im Zaum halten? Voriges Jahr nach der Verurtheilung der Aufrührer vom 12. Mai, während die Deputirten-Kammer diskutirte und Gesetze gab, kamen Banden mit Fahnen an der Spitze bis an die äußeren Gitter.

Und eben diese monstruöse und beispiellose Anhäufung, die alle Carrièren versperrt, alle Arbeiten entwerthet, alle Naturen demoralisirt, ist sie nicht auch die Quelle jener Verzweiflungen, die sich täglich in Verbrechen und Selbstmorden Luft machen? Wenn die Bevolkerung sich in großer Masse auf einer Straße versammelt, stellt man an beiden Enden Gendarmen auf, um Unglück zu verhüten: warum steht nicht auch an den Thoren von Paris, gleich einer Schildwache, ein weises, schützendes, väterliches, wahrhaft liberales Gesetz, das die Leute ohne Beschäftigung, die als solche bekannten Diebe, die freigelassenen Sträflinge, die nahrungslosen Fremden nicht durchläßt und über diese unruhige Bevölkerung von mehr als dreihunderttausend der Stadt fremden Arbeitern macht, so daß man sie immer nur nach Maßgabe der zu machenden Arbeit aufnimmt?

Die Stadt Paris wird nach besonderen Gesetzen administrirt. Man hat eingesehen, daß diese Stadt bei ihrer moralischen und politischen Bedeutung anderer Bestimmungen bedarf, als die übrigen. So sind die Nationalgarde und das Kommunalgesetz in Paris nicht das, was sie in den anderen Städten des Königreichs sind. Nun, warum dehnt man dieses System nicht weiter aus, warum sollen nicht auch die Fremden von Paris einer besonderen Ordnung unterworfen seyn, damit man in Zeiten öffentlicher Krisen leichter Spiel hat? Ist es nicht schrecklich, daß die Ruhe der Hauptstadt des Königreichs in der Gewalt von hunderttausend Deutschen und eben so vielen Italiänischen, Belgischen und Schweizer Arbeitern seyn soll? Ist es nicht seltsam, daß die freigelassenen Sträflinge, die in Paris fremd sind, daselbst zugelassen werden und die Plünderungen wieder anfangen, zu welchen ihnen ein solcher Andrang der Bevölkerung so leicht Gelegenheit giebt? Die gesunde Vernunft bringt es also schon mit sich, daß die Hauptstadt des Königreichs nicht so der Gnade aller derer hingegeben seyn sollte, welchen es einfallt, sich dahin zu begeben, und eine Einschränkung der Aufenthalts-Karten würde, abgesehen von den Verhältnissen der Arbeiter, auch für die öffentliche Sicherheit sehr ersprießlich seyn.

Gerade hier würde ein Gesetz wirklich präventive Wirkungen haben. Wenn die Arbeiter wüßten, daß eine Theilnahme an dem geringsten öffentlichen Auflauf, selbst wenn er von keinen ernstlichen Folgen begleitet ist, mit einer längeren oder kürzeren Verbannung aus Paris bestraft würde, so würden sie ganz gewiß von den Unruhstiftern und Aufhetzern sich fern halten. Die fremden Arbeiter sind hierfür ein Beispiel. Es giebt deren wenigstens hundertundfunfzig tausend in Paris: wir trauen ihnen keine größere Dose Vernunft zu, als die unsrigen haben, und doch bleiben sie im Allgemeinen von den Aufläufen weg, weil sie sonst gleich ausgetrieben würden. Wenn so immer der Aufenthalt in Paris der Lohn guten Betragens und des Fleißes wäre, seyen Sie versichert, Herr Minister, Sie hätten dann an den Tagen der Emeute viel weniger Mühe, oder vielmehr die Emeute würde sich gar nicht zeigen.

Nun komme ich zu dem zweiten Einwand, den man gegen meine Vorschläge zur Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Arbeit und Arbeitern machen kann, und der darin besteht, daß, nach einer strengen Vertheilung der Arbeit, sich vielleicht immer noch unbeschäftigte Arbeiter finden würden. Zuerst will ich bemerken, daß ein solcher Einwand gegen meine Vorschläge nicht mehr Kraft hat, als gegen jeden anderen, den man in dieser Sache machen kann. Wenn es positiv ausgemacht wäre, daß es in Frankreich mehr Arbeiter giebt, als Tagewerke, so würde diese Schwierigkeit nicht eine Folge meines Systems seyn, und alle Welt würde eben so viele Mühe haben, sie zu heben, als ich. Ich werde sogar gleich zeigen, daß meine Vorschläge diesem Uebel noch am besten abhelfen würden; aber vor Allem muß ich bemerken, daß Niemand behaupten kann, es gebe mehr Arbeiter als Arbeit, und ich habe es daher bei Gelegenheit Ihres Cirkulars, Herr Minister, über die Zählung der Armen bedauert, daß Sie noch keine Zählung der Arbeiter angeordnet. Bis eine solche Zählung vorgenommen worden ist, ist Niemand im Stande, die Arbeiterfrage in ihrer ganzen Tiefe zu erschöpfen, weil man in den praktischen Wissenschaften, wie die Regierungswissenschaft eine ist, mit Sicherheit und Erfolg nur nach bekannten Quantitäten operiren kann.

Ich will jetzt zeigen, wie in dem Fall, daß es mehr Arbeiter als Arbeit gäbe, was aber, wie gesagt, bis jetzt nur noch eine bloße Hypothese ist, die Ideen, die ich vorschlage, noch das sicherste Mittel wären, aus einer solchen Lage herauszukommen.

Warum sollte es z. B. mehr Schreiner in Frankreich geben, als beschäftigt werden können? Offenbar, weil Keiner die jährliche Arbeit kennt, die das Schreinergewerbe zu machen hat, und in dieser Unkenntniß der wahren Lage eines Gewerbes die Arbeiter, die sich hineinstürzen, ihre Zukunft bloßstellen, ohne es zu ahnen. Was von dem Schreiner-Gewerbe gilt, gilt auch von allen anderen. Wenn es wahr wäre, daß die gesammte Arbeit aller industriellen Professionen unter den gesammten Kräften aller Arbeiter in diesen Professionen ist, so wäre diese Ueberfüllung nur zu erklären aus einer allgemeinen Unwissenheit über die jährliche Arbeits-Quantität, welche die Professionen des Königreichs zu liefern hätten. Dazu eben sollten nun in den großen Städten solche Büreaus errichtet werden, welche wöchentlich das Bülletin der zu machenden Arbeit gäben und die Ueberfüllung der Professionen verhüten würden, da Jeder dann nur solche Handwerke wählte, wo es Arbeit gäbe. Die Arbeiter wären dann überhaupt in Stand gesetzt, mit Vorsicht ein Handwerk zu wählen. Die Seminarien, welche Priester, die Militairschulen, welche Offiziere, die Minenschulen, welche Ingenieure bilden, erfüllen ihre Bestimmung naturgemäß im Verhältniß zu den Bedürfnissen des Dienstes, und überdies kann man im Allgemeinen annehmen, daß die Wahl unter den mühsamen Gewerben immer durch den wahrscheinlichen Vortheil, den sie bringen, bestimmt wird.

Man würde also Ordnung, Sicherheit und Moralität in die Gewerbe bringen, wenn man die, welche sich ihnen widmen, über die Arbeitsquantität, die sie darin finden werden, und über das Maaß von Gewinn und Wohlstand, das sie davon zu erwarten haben, belehrte. Dann würde sich, wenn es wahr wäre, daß es mehr Arbeiter als Arbeit giebt, das Gleichgewicht binnen wenigen Jahren wiederherstellen, und vielleicht würde man dann die Arme, die sich den Handwerken widmen, ohne zu wissen, was sie ihnen geben werden, noch was sie von ihnen empfangen werden, zu der gegenwärtig so verlassenen Agrikultur zurückkehren sehen.

Granier de Cassagnac.

Ostindien.

Bombay.

Nach Emma Roberts.

Vergleichungen hinken gewöhnlich und werden nicht selten in gehässiger Absicht angestellt, so daß ich mich bei meiner Ankunft in Bombay entschloß, mich derselben zu enthalten und dieses Land nur nach seinen eigenen Verdiensten, ohne Rücksicht auf die Verdienste der benachbarten Präsidentschaft, zu beurtheilen. Es war mir jedoch unmöglich, diesem Entschlusse treu zu bleiben, und da ich beständig veranlaßt wurde, eine Meinung über die von Bombay in Anspruch genommenen Vorzüge vor Kalkutta abzugeben, so war ich wider Willen genöthigt, es mit weniger günstigen Augen anzusehen, als ich es gethan haben würde, wenn die „Stadt der Paläste" nicht mit zur Vergleichung gezogen worden wäre. Bombay ist ohne Zweifel die steigende Präsidentschaft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es der Hauptsitz der Regierung werden wird, obgleich es von dem stolzen Bengalen nur als ein Fischerdorf verächtlich bezeichnet und seine Einwohner, wegen ihrer isolirten Lage, „die Umnachteten" genannt werden. Die Dampfschifffahrt brachte die Nachricht von der Thronbesteigung der Königin Victoria nach Bombay zu einer Zeit, wo man zu Bengalen noch den Geburtstag Wilhelm's IV. feierte.

Ueber die Englisch-Indische Gesellschaft von Bombay wage ich nicht ein Urtheil zu fällen. Das Wandern von einer Mittagsmahlzeit zur anderen giebt nur geringe Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen. Diese Tischgesellschaften sind sich überall gleich, und wenn eine große Gesellschaft versammelt ist, so hängt ihre Annehmlichkeit gänzlich von den Personen ab, welche neben uns sitzen. Bombay wird, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, beschuldigt, Klatschereien und Zraubasereien zu lieben. Wenn diese Beschuldigung begründet ist, so theilt es dieselbe mit allen kleinen Gesellschaften. Der Hang zur Verleumdung ist unglücklicher Weise ein ganz Englisches Laster, das in großen Städten eben so vorherrschend, wenn auch vielleicht nicht ganz so nachtheilig ist, wie in dem kleinsten Dorfe. Dieselben Personen, welche in London gern pasquillartige Broschüren lesen, die Privat-Charaktere angreifen, werden in der Provinz ihre Nachbarn in Stücke rupfen; ein Vergnügen, welches man in der Residenz nicht haben kann, da wir hier glücklicher Weise nicht die Namen der Parteien kennen, welche in den benachbarten Häusern wohnen. Wir sind stolz auf unsere Tugenden, die den menschlichen Charakter veredeln und verfeinern; doch selbst die blendendste Tugend kann kaum die eine allgemeine Sünde, jenen Mangel an christlicher Liebe, beseitigen, welche die Engländer bei jeder Gelegenheit dazu treibt, ihre innigsten Freunde zu beschimpfen und zu verkleinern. In unserem christlichsten Lande muß der Geist der christlichen Religion noch gesucht werden, und so lange wir nicht stärkere Beweise von ihrem Einflusse sehen, als in England gegenwärtig sichtbar sind, sollten wir keine entfernte Kolonie für ein uns Allen gemeinsames Laster tadeln. Das große Uebel, welches Bombay mit anderen ähnlich konstituirten Kommunen theilt, liegt in dem Mangel von Familienbanden und in dem daraus hervorgehenden Verluste aller edlen Neigungen, welche in einem großen häuslichen Kreise wurzeln. In einer Indischen Kolonie giebt es nur wenige Bande, die die Fremden daselbst zusammenhalten; jeder hat sein besonderes Interesse, und das Resultat davon sieht man in dem allgemeinen Mangel an Sympathie; keiner scheint in die Ansichten, Gefühle oder Hoffnungen eines Anderen einzugehen. Ich sage „scheint", da ich, als eine Fremde, bloß meine ersten Erfahrungen über den Gegenstand hier niederlegen kann.

Die dortige Lebensart und ihre relativen Vortheile können leichter beschrieben werden. Die Englisch-Indischen Einwohner von Bombay sind größtentheils über die ganze Insel zerstreut und leben in sehr bequemen Häusern, die zwar auf äußeren Glanz keine große Ansprüche machen, aber dennoch meistens ein heimatliches Ansehen haben, das frohe Gefühle erweckt. Auffallend sind an ihnen die Säulenhallen und Verandahs, die mit üppigblühenden Schlingpflanzen, welche man in Bengalen, wegen der in ihnen sich verbergenden Insekten und Reptilien, so nahe an den Häusern nicht duldet, vollständig bedeckt sind. Der Weg zu diesen schönen Lauben führt jedoch häufig durch einen Kohlgarten, da man noch nicht auf Mittel gedacht hat, dieses unscheinbare, aber nützliche Küchengewächs besser anzupflanzen; auch können sich die Gärten nicht mit denen in Bengalen vergleichen, da die Kosten der Bewässerung die Einwohner abhält, viel Zeit und Pflege auf die Verbesserung derselben zu verwenden, und da sie nicht aufgemuntert werden, auf ihre Basars Europäische Vegetabilien zu bringen. So sind Erbsen, Blumenkohl, Bohnen und Spargel selten in Bombay anzutreffen, während sie in der Präsidentschaft Bengalen ganz gewöhnlich sind. Das Innere der Häuser ist im Allgemeinen schöner, als zu Kalkutta und Bengalen. Einige jener kleinen Bungalows haben getäfelte Decken, welche die Querbalken besser verbergen, als die leinenen Tapeten in Bengalen; andere sind jedoch nur mit Leinwand bedeckt, und wieder andere sehen eher aus wie Sommerhäuser, als wie Wohnungen für Europäer, da sie keine Glasfenster haben und allen Winden des Himmels ausgesetzt sind. Der häufige Temperaturwechsel in Bombay und der gefährliche Landwind machen den Mangel an Glasfenstern zu einem sehr ernsten Uebel; sie sind jedoch nicht gewöhnlich in den temporairen Bungalows, die auf der Esplanade erbaut sind, welche der Lieblingsaufenthalt für Menschen zu seyn scheint, die, wenn sie wollten, substantiell besser wohnen könnten. Diese Wohnungen bestehen gewöhnlich aus zwei bis drei Hauptzimmern, die mit einander durch Verandahs vereinigt und aus Weidenholz, das mit Kanevas panellirt wird, gebaut sind. Die Fronte dieser Bungalows geht nach dem Meere, von wo aus ihnen kühlende Lüfte zuwehen, und der Raum zwischen dem Fort Victoria bildet

den Paradeplatz der Garnison und den besuchtesten Abendspaziergang. Diejenigen, welche diese Bungalows bewohnen und vor Sonnenaufgang nicht aufstehen, haben alle Unannehmlichkeiten zu dulden, die mit dem Manöver und dem Musketenfeuer, das dicht vor ihren Ohren ertönt, verbunden sind, und obgleich sie Lieblingswohnungen sind, so scheinen sie doch für Personen, die an alle Wechsel des Englisch-Indischen Lebens gewöhnt sind, besser zu passen, als für einen Fremden. Ich, für meinen Theil, ziehe ihnen Mauersteine und Mörtel, Glasfenster und Kamine vor; und ob ich gleich auf der Reise mich willig in alle Verhältnisse und Umstände füge, so möchte ich doch nicht gern in einem aus Kanevas, Binsendecken und Bambus gebauten Hause wohnen, wo die Ratten freien Zutritt haben und die Atmosphäre mit unzähligen geflügelten Insekten angefüllt ist. Vor der allgemeinen Regenzeit nehmen diese Bungalows ein sehr feuchtes und schmutziges Ansehen an, und wenn der Himmel seine Schleusenthore öffnet, so müssen sie abgetragen und bis zum nächsten Jahr aufbewahrt werden. Einige sind Privateigenthum, andere werden von den Eingebornen errichtet und gegen monatliche Miethe ihren Pächtern überlassen. Außer diesen Bungalows giebt es auch Zelte, welche die temporairen Bewohner von Bombay entweder selbst aufschlagen oder miethen. Die größeren Zelte, z. B. die für den vorigen Admiral, sind geräumig und bequem; eine schöne Reihe von Zimmern, bestehend aus Vorzimmer, Wohnzimmer und Speisezimmer, sind durch Kanevas-Vorhänge, die nach Belieben aufgerollt werden können, abgetheilt; sie werden durch Lampen erhellt, die auf Stangen gesteckt sind, und durch Armleuchter, die an dem Querbalken der Decke hängen; die Wände sind stark gefüttert und die Fußböden mit dichten Matten und Teppichen belegt; es fehlt nichts, um diese leinenen Häuser, mit Ausnahme der Glasthüren, so geschmackvoll und bequem zu machen, wie die Zelte in Bengalen. Das Wetter während der kalten Jahreszeit ist nicht ganz so ungünstig wie in Kalkutta und in den nordwestlichen Provinzen; dennoch weht hier während der Nacht ein scharf schneidender Wind gegen den man sich schützen muß. Die Menschen leben jedoch hier gern in Zelten, und oft machen sogar Vornehme, die sehr gute Häuser besitzen, beträchtliche Ausgaben, um unter einem Zelte die frische Luft zu genießen.

Ich hatte Gelegenheit, die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher ein solcher Wohnungswechsel in Bombay bewerkstelligt wird. Als wir eines Abend um den Fuß eines konischen Hügels, der die See überblickt, spazieren gingen, begegneten wir einer Gesellschaft von vornehmen Herren, welche sagten, daß sie zum Aufschlagen ihrer Zelte einen bequemen Platz aussuchten, und uns einluden, den folgenden Abend um 7 Uhr mit ihnen zu speisen. Am andern Morgen um 11 Uhr überzeugten wir uns, daß auf dem Hügel, der in unserer Nähe war, sich keine Spur von einer Wohnung zeigte; doch wir waren entschlossen, unser Wort zu halten, und kamen demnach zur bestimmten Zeit an dem Punkte der Straße an, wo sich ein rauher Fußpfad öffnete. Es war vollkommen dunkel, doch der Platz war durch Lampen erleuchtet, die, wie eine Weintraube, an einem Baume hingen; auch ein Palankin wartete auf uns, um die Damen der Reihe den Hügel hinauf zu tragen. Ich zog es vor, zu Fuß zu gehen, und obgleich meine Schuhe und der Saum meines Kleides mit Stacheln und Dornen bedeckt wurden, so genoß ich doch einen wundervollen Spaziergang. Ein Mann mit einer Laterne zeigte uns den Weg, eine Vorsicht, die in Bombay, wegen der vielen Schlangen, immer beobachtet wird, und alle neun bis zwölf Fuß hing eine andere Lampe an einem Baume und zeigte uns den Weg. Bald kamen wir auf dem Gipfel des Hügels an, der mit vielen Palmbäumen bewachsen war, und sahen dort eine sehr lebensvolle und malerische Scene. Die kleineren weißen Zelte hatten in dem dämmernden Lichte ein recht geisterhaftes Ansehen, doch die offenen Thüren des Hauptzeltes zeigten uns eine starke Beleuchtung. Ein Tisch, der von der Hand eines Zauberers hingestellt zu seyn schien, indem er mit Silbergeschirr, Gläsern und Wachslichtern besetzt war, war vollständig von der Finsterniß ringsum eingerahmt. Zwei bis drei Pferde, die von den Knechten an den Bäumen angebunden waren und neben einem Feuer lagerten, sahen ganz wie überirdische Streitrosse aus, die eben mit ihren grimmigen Rittern aus einem unterirdischen Reiche emporgeklommen waren, während die rothe Gluth in den Küchenzelten und die dunkeln Gestalten, die sich darin bewegten, kaum zum menschlichen Leben zu gehören schienen: — ein solch übernatürliches Ansehen hatte die ganze Scene. Das Innere der Zelte war sehr malerisch; sie waren mit einer Menge ausländischer Produkte angefüllt und sahen wie die temporaire Wohnung eines Seeräubers aus; Tigerfelle, Persische Teppiche und Indische Matten bedeckten den Fußboden; auf den Zelten waren Flaggen aufgesteckt, welche die Meinung begünstigten, daß die Barke des Piraten unten in einer Bucht vor Anker läge, während Dolche und Pistolen und Waffen aller Art das Mährchen von einem wilden Abenteuer vervollständigten. Der Küchenmeister unseres Wirthes hatte mehr Wunder gethan als ein Mensch; unter solchen Umständen würde man ein Gericht von Fischen und ein Korri (etwa Frikassée) als ein leckeres Mahl betrachten, doch wir hatten die drei regelmäßigen Gänge, und zwar von der ausgesuchtesten Art, nebst Dessert, um das Ganze vollkommen zu machen. Wenn man bedenkt, daß diese Zelte an einem einsamen Orte, vier Meilen von Bombay und von den Basars aufgeschlagen waren, so muß man in der That die Schnelligkeit bewundern, womit Alles herbeigeschafft wird. Die Zelte waren so kalt, daß ein Herr, der später zur Gesellschaft kam, in seinem Palankin schlief. Die hier beschriebenen Zelte gehören zu der selteneren und schöneren Gattung; ihr gewöhnlicher Charakter ist sehr verschieden. In diesen ist es am
Tage furchtbar heiß und des Nachts außerorden
wimmelt es in ihnen von Muskitos oder Sand
falls sehr lästig sind. Die meisten Fremden, die
men, sind auf diese Zelte angewiesen, da es
Platz giebt, wo sie eine gute Aufnahme finde
ist zwar in dem Fort, doch ist es nicht zur A
Familien oder Damen geeignet; die beständige
schiffen, die viele Passagiere am Bord haben,
Einwohner mit einer Menge von Gästen, die
Hotel oder in einem öffentlichen Gasthause
wenn ein solches vorhanden wäre. Viele Damen
Gatten in der Armee dienen, wohnen jetzt sehr
allein oder müssen abwechselnd die Häuser ihre
spruch nehmen. Sie würden sich sehr freuen,
Hotel ein ruhiges und bequemes Unterkommen
nichts der Art giebt es gegenwärtig daselbst, und
nie mit einigem Rechte England nennen können,
zahlreichen Fremden, die an seinen Ufern landen,
nung anbieten kann.

Die Europäer, welche Bombay in Handels-An
suchen, finden es außerordentlich trist; außer Priva
giebt es durchaus kein Vergnügen daselbst, — kein
Konzert, keine öffentliche Zusammenkünfte; auch wür
sam seyn, ein Etablissement dafür zu errichten, da
nicht halten würde. Die Stadthalle ist zwar ein
und für diesen Zweck passend, aber man hat seinen
Saal leer stehen lassen, weil man durch die Kosten
Armleuchtern sich von einem Unternehmen, das He
gnügen auf einen düsteren Schauplatz bringen sollte,
lassen. Die Stadthalle zu Kalkutta dagegen mit
Opern und anderem Vergnügen ist ein wahrer Z
scheint zweifelhaft, ob die Einwohner von Bombay
für edleren Kunstgenuß haben; doch wenn wir ei
der Gesellschaft in Bombay, die aus Persern, Indie
medanern besteht, betrachten, so müssen wir wohl
denjenigen, die sich dafür interessiren, Gelegenhei
würde.

Eine sehr gute Bibliothek ist mit der Stadthalle
auch der Grund zu einem Museum gelegt, welch
Stoff zu geistiger Unterhaltung liefern könnte; und
Zweifel unterworfen seyn, daß, wenn der Vorschlag
macht und gehörig unterstützt würde, der wohlhabende
geborenen zur Errichtung einer Anstalt, die für den
Vergnügen ihrer Jugend berechnet wäre, sehr gern b

(Schluß folgt.)

Mannigfaltige

— Französische Volks- und Schlacht
„Marseillaise" ist bekanntlich wieder an der Tageso
namentlich hat man sie in den Theatern viel geforde
Der London and Paris Observer sagt mit Bezug
Theater werden durch dieses Lied in ihren Einnahme
denn wer irgend nur guten Geschmack hat, der mag
Hymne nicht hören. Man muß es Napoleon Dank
seiner Regierung die „Marseillaise" nicht gesungen
Er verabscheute dieses Lied, das ihn an die bluti
revolutionairen Schreckens-Epoche erinnerte, das am
in den berüchtigten Septembertagen eingeweiht wu
die offizielle Hymne der Guillotine blieb. Was
schwatzt werden mag, es ist unwahr, daß die größ
testen Siege der Franzosen unter Absingung der „
fochten wurden. Als Bonaparte nach Italien ging,
Lied aus der Noten-Sammlung seiner Regiments-
dafür Chenier's „Chant du Départ" einführen, alle
revolutionairen Dithyrambus, doch klebte daran kei
wurden nicht Erinnerungen dadurch geweckt, die vo
Schauder begleitet sind. Als Napoleon Kaiser war,
wenig der „Chant du Départ" als die „Marseilla
fungen. „Vive l'Empereur!" „Vive la France!"
Schlachtruf der Soldaten. Mit den Bourbonen ke
Volkslied „Vive Henri IV." zurück, und unter
Liedes zogen die Franzosen über die Bidassoa und
den Türken die Redouten von Stanieli. Im Jahre
Paris zum Besten der Armen eine Oper gegeben,
der König, das diplomatische Corps und Alles von
wohnte. Diese Vorstellung, bei welcher das „Vi
mehreremal verlangt und gesungen wurde, brachte
100,000 Fr. ein. Die „Marseillaise" dagegen hat
Theatern enorme Einbußen zugezogen."

— Ein Schluß zum Schlusse. Herr von
Jahre 1674 Befehlshaber der Französischen Expedition
war, richtete von dort eine Depesche an den König
die mit den Worten schloß: „Erlauben mir Ew. Maj.
um die ganze Affaire zu beendigen, bedürfen wir
tausend Mann." Die Depesche übergab Herr v. Vivon
Intendanten Du Terron, um sie zu siegeln, und
schlossenheit genug, noch hinzuzufügen: „und einen

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Freitag den 6. November 1840.

Belgien.

Die Stadt Lüttich und der Charakter ihrer Bewohner.

In seinem herrlichen Roman „Quentin Durward" läßt Walter Scott die Lütticher Flamändisch sprechen. Das ist aber ein gewaltiger Irrthum.*) Hätte Walter Scott einen Lütticher befragt, so würde er erfahren haben, daß in Lüttich Französisch und Wallonisch gesprochen wird, denn die Lütticher sind nichts weniger als Flamänder, sondern setzen eine Ehre darein, für so Wallonisch als möglich zu gelten. Man weiß, was ein Wallone ist. Das Wallonische — auf Holländisch waalsch, welches „Gallisch" bedeutet**) — ist bekanntlich das Belgische Französisch. Es werden so die Belgier des Hennegau's, der Provinz Namur, des Limburgischen und des Landes Lüttich genannt. Das Wallonische Idiom stammt offenbar vom Gallischen her, wie das Flamändische von der Deutschen Sprache. Wir brauchen hier bloß an eine allgemein bekannte Sache zu erinnern, nämlich daß in den Augen des Wallonen nichts verächtlicher ist als ein Flamänder, so wie in den Augen des Flamänders nichts tiefer steht als der Wallone. In Flandern sagt man: „Dumm wie ein Wallone", und im Wallonischen Belgien: „Dumm wie ein Flamänder." Eine rührende Uebereinstimmung!

Von allen Städten Belgiens liegt Lüttich der Deutschen Gränze am nächsten. Nur acht Meilen trennen es von Aachen. Die schöne große Tuchfabrik Verviers, in der 40,000 Hände beschäftigt werden, lassen wir ganz aus dem Spiel, denn binnen Jahresfrist, sobald die Eisenbahn die Französische Gränze berührt, wird Verviers nur noch eine reiche Vorstadt der alten Residenz der Eburonen seyn. Unter allen Städten Belgiens aber ist gerade diese so nahe an Deutschland gelegene, dieses Lüttich, am meisten Französisch. Ein ausgezeichneter Schriftsteller sagt von dem Lütticher Arbeiter: „Dies ist der dem Französischen so ähnliche Wallonische Typus; ein verständiger und feinfühlender Menschenschlag, der sich nicht vermiethet, wohl aber hingiebt; lenksam und treu, wenn man sie richtig nimmt und ihre Rechte achtet; aufsässig und empörerisch, wenn man sie unterdrückt." Was hier von den Arbeitern Lüttichs gesagt ist, gilt auch von den Lütticher Bürgern. Sie sind Franzosen im ganzen Sinn des Wortes und der Sache; eifersüchtig auf ihre Rechte, fanatische Freiheitsfreunde, auf Ruhm wie versessen, sorglos, höchst vergnügungssüchtig, Liebhaber von Spektakel und Püffen, von letzteren freilich mehr in aktiver, als in passiver Beziehung, beherzt und prahlerisch, kitzlich im Punkt der Ehre, reizbar, zänkisch und spottsüchtig, übrigens aber die besten Menschen von der Welt.

Am besten konnte man den Lütticher Volkscharakter im Jahre 1839 zu Brüssel kennen lernen. Bekanntlich herrschte in Belgien zu Anfang dieses Jahres ein Zustand flüchtiger Aufregung. Sehr hoch gestellte Personen hatten, ohne Zweifel zur Kurzweil für die Nation, eine kleine Komödie arrangirt, die anfangs „Muth und Ausdauer" hieß, nachher aber den ihr eigentlich geziemenden Titel: „Viel Lärm um Nichts" annahm. Diese Komödie machte zuerst um so mehr Glück, als sie vortrefflich gespielt wurde und eine unglaubliche Täuschung hervorbrachte. Man glaubte wirklich, daß es sich nicht um eine liebenswürdige Dichtung, sondern um die ernsteste und wichtigste Thatsache handle. Alles, was Belgien an gebildeten Männern besitzt, ließ sich von dem wahren und natürlichen Spiel der geschickten Darsteller dieser Aufführung fortreißen. Ja noch mehr, es gab einen Augenblick, wo sich ein völliges Kriegsfieber zeigte, als das Volk auf dem Theater: „Zu den Waffen!" rufen hörte. Es ging dem Publikum, wie in jenen Theatern, wo man sich nicht damit begnügt, Beifall zu klatschen, sondern mithandelnd in das Schauspiel eingreift, Wurfgeschütze und Flüche auf den Verräther schleudert und dem Schlachtopfer in Thränen gebadet Muth zuruft: so rannten auch hier die Zuschauer zu ihren Flinten, wiederholten wie unsinnig das Geschrei: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" sangen die Marseillaise und die Brabançonne und wollten frisch drauf los schlagen. Es kostete große Mühe, diesen Menomanen begreiflich zu machen, daß sie sich geirrt und daß sie auf ihren Plätzen zu bleiben hätten, statt so mir nichts, dir nichts in die Komödie einzufallen. Endlich gelang es, die Verständigeren zu beschwichtigen. Andere aber wollten sich durchaus nicht zur Vernunft bringen lassen, sondern erklärten laut und fest, daß sie solche Aefferei nicht liebten, und daß der Scherz leicht einen sehr tragischen Ausgang nehmen konnte, wenn man es sich noch einmal einkommen ließe, sie zu foppen. Am Ende gab man sich indeß zur Ruhe.

In dem Augenblick nun, als die Komödie gerade im besten Gange war, unternahmen es eifrige Patrioten, zur Hülfe der Regierung herbeizueilen, die sie schon schlagfertig glaubten, und die sie im Kampfe nicht allein lassen wollten. Wie aber ihr zu Hülfe kommen? Sollte man sich auf Ermunterungen beschränken? Oder galt es zu handeln? War es nöthig, ihr ins Gedächtniß zu rufen, daß man gute, wohlgewetzte Degen habe und treffliche Flinten, die nur darauf warteten, abgefeuert zu werden? Oder war es besser, zuzusehen, ob sie nach Hülfe verlange? Das war die Frage. Es kamen ihrer also von Antwerpen, es kamen ihrer von Ostende, von Charleroi, von Gent, von Lüttich, und Alle fragten sich: Was sollen wir thun? Man hielt eine erste Versammlung, in der gewaltig viel gesprochen wurde. Bloß die Lütticher sagten kein Wort. Nach drei oder vier Stunden langen Berathungen, in deren Verlauf man sich zu den höchsten politischen Gesichtspunkten verstieg, beschloß man, daß nichts beschlossen werden sollte, daß man aber ganz sicher in der zweiten Zusammenkunft etwas beschließen wolle, das heißt, wo möglich. Man war eben im Begriff, sich zu trennen, da öffneten die Lütticher zum erstenmale den Mund und sagten: „Es scheint, die Stunde ist noch nicht gekommen. Also wollen wir nach Hause zurückkehren, wo wir zu thun haben. Ihr Anderen mögt nur immer berathschlagen. Sobald der Augenblick zum Schlagen erschienen seyn wird, braucht Ihr uns bloß ein Zeichen zu geben." So sprachen sie und gingen davon.

Da haben wir die Lütticher! Und was sie heutzutage sind, das waren sie vor fünfhundert Jahren gerade eben. Das Sprüchwort bleibt allzeit wahr: „So wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen." Es mag morgen des Tages, was der Himmel verhüte, eine Revolution in Belgien ausbrechen, es mag ein Kriegslärm erschallen, und man wird sehr bald sehen, daß die Lütticher von 1840 noch ganz die von 1382 sind. Aus Lüttich auch stammte jene tapfere Trümmer der Kaiserlichen Armee, jener berühmte Stelzfuß, der während der Revolution von 1830 weidlich auf die Holländischen Bataillone einhieb.

Zu allen Zeiten haben zwei Worte hingereicht, die Lütticher in Aufstand zu bringen; die Worte: „Keine Privilegien mehr!" Mit diesen beiden Worten trieb Karl der Kühne sie alle Augenblicke zur Empörung. Zwischen einer so reizbaren Bevölkerung und einem so stolzen und leidenschaftlichen Fürsten gab es gleichsam einen fortwährenden Zweikampf auf Tod und Leben, den die beiden Gegner nur so lange unterbrachen, als ihr Blut in Strömen floß, den sie aber gleich wieder aufnahmen, sobald die Kräfte ihnen zurückkehrten. Und wohl zu merken, obgleich stets geschlagen, legte die Stadt sich doch niemals zum Ziel. Kaum den Schrecken der Plünderung entgangen, erhob Lüttich sich von neuem und forderte, das Schwerdt in der Faust, seine Privilegien zurück. Bei keiner Stadt hat das demokratische Element sich stärker, hartnäckiger, ungestümer gezeigt; von keiner wurde auch der bloße Anschein von Despotismus tiefer verabscheut, unablässiger bekämpft. Als Beispiel mag dienen, daß die Lütticher Citadelle in den 600 Jahren, die sie besteht, sechsmal von den Einwohnern der Stadt zerstört wurde. So lange sie sich nicht als die Stärkeren fühlen, lassen sie dieselbe stehen; bietet sich aber eine Gelegenheit dar, mit einiger Aussicht auf Erfolg zu kämpfen, so bemächtigen sie sich ihrer, und sogleich ist die Citadelle dem Boden gleich gemacht. Leider war diese Citadelle eine Art von Phönix und stieg immer wieder empor.

Als diese unverwüstliche Bastille zum erstenmal umgestürzt wurde, begleiteten höchst seltsame, wunderliche, man möchte sagen komische Umstände ihren Fall. Es war im Jahre 1256. Seit einem Jahre erst stand die Citadelle, sie hatte noch kaum Dienste geleistet. Heinreich von Geldern hatte sie vollendet. Eine furchtbare Garnison hielt sie besetzt. Die Bürger liebten die Garnison nicht sehr, die Citadelle aber haßten sie vollkommen. Sie entschlossen sich, mit

*) Indessen doch nicht so groß, als jener andere „Blunder" des berühmten Schotten, der in seinen „Briefen Paul's" erzählt, daß die Preußen, die an der Schlacht von La Belle Alliance (Waterloo) Theil genommen, „Preußisch" gesprochen hätten.

**) Wir verweisen in dieser Beziehung auf die kürzlich erwähnte Schrift von Talvj, „die Unechtheit der Lieder Ossian's". Darin wird unter Anderem nachgewiesen, daß die Silbe Wal, die bei den Celten Gal lautete, so viel als „fremd" bedeute und von den Einheimischen überall solchen Landschaften beigelegt wurde, in denen sich Fremde angesiedelt hatten, wie selbst „Gallien", womit Gaelen, Gallizien, Wales, Wallis, Walschland, Wallonen ꝛc. verwandt ist.

diesem Häuflein Menschen und Steinen, die ihnen, wie sie sagten, stets auf die Köpfe zu fallen drohten, schnell ein Ende zu machen. Dies stellten sie folgendermaßen an. Es wurde der sämmtlichen Garnison ein Ball gegeben. Das Fest war prächtig und sollte bis Tagesanbruch dauern. Da die Garnison von einem alten klugen Hauptmann befehligt wurde, so war man übereingekommen, daß, der Vorsicht wegen, die mit Beschützung der noch ganz neuen, also um so kostbareren Citadelle beauftragten Soldaten nur in Abtheilungen, der Reihe nach, zu dem Fest gehen sollten. Die eine Hälfte der Garnison sollte bis um zwei Uhr Morgens tanzen, die andere den Rest der Nacht für sich haben. Der Plan konnte nicht weiser seyn. Allein die Damen von Lüttich vereitelten ihn. Sie entfalteten so viel Anmuth, so viel Liebreiz, daß der erste Theil der Eingeladenen die Ablösung des anderen ganz und gar vergaß. Umsonst schlug es zwei Uhr, nicht ein einziger Tänzer wich von seiner Tänzerin. Um halb drei entstand ein großer Lärm. Es war die andere Hälfte der Garnison, die anlangte, um ihren Theil von dem Glück zu genießen. Anfangs war auch die Rede davon, die erste Hälfte, welche die Vergnügungen des Festes schon genossen hatte, in das Fort zurückzuschicken; da aber Niemand geneigt schien, den Befehlen des Kommandanten zu gehorchen, so hielt dieser es für angemessen, gar nicht erst zu befehlen. Er ließ die Sachen gehen, und als der Tag anbrach, war die ganze Garnison noch beim Tanz. Am Ende aber mußte man sich doch all' diesen verführerischen Lockungen entwinden und nach der Citadelle zurückkehren. Ein herzdurchbohrender Abschied von beiden Seiten; man konnte sich nicht trennen; endlich riß man sich los.

Unterweges sprach man nur von der Musik, sprach nur von den Tänzerinnen. Plötzlich machte der Kommandant, den Kopf erhebend, den Soldaten bemerklich, daß sie vermuthlich einen falschen Weg eingeschlagen hätten, da sie schon eine halbe Stunde marschirt und noch immer keine Citadelle zu sehen sey. Es gab aber nur wenig Punkte in der Stadt, von wo aus man nicht wenigstens die obersten Zinnen dieser herrlichen Veste erblicken konnte. Es wurde Halt gemacht, man suchte sich zurecht zu finden, man spähte, überlegte, marschirte wieder und überlegte abermals. So kam man unter abwechselndem Ueberlegen und Marschiren endlich auf eine weite, ganz geebnete Fläche, die Niemand kannte. Der Kommandant, ein eben so scharfblickender als kluger Mann, war der Erste, der das Geheimniß errieth. Vor die Stirn sich schlagend, rief er aus: „Wir sind bestohlen, die Bürger haben die Citadelle fortgetragen.“

Und so war es. Während die Garnison tanzte, während die Lüttticherinnen ihre Künste entwickelten, hatten 20,000 Arbeiter die Citadelle abgerissen und sie größtentheils in die Mosel tanzen lassen. Ein Jeder hatte seinen Ball, also die Citadelle auch den ihrigen. Der Streich war köstlich. Der Kommandant hätte darüber lachen können wie toll; aber er nahm die Sache ernsthafter, er hielt seine Ehre für verloren und erschoß sich. Der Name des Tapferen ist nicht bis auf uns gekommen. Das ist wahrhaft schade; dieser Märtyrer der Ehre hätte nicht ganz zu sterben verdient.

Wenn die Lüttticher ihre Citadelle nicht liebten, so folgt daraus nicht, daß sie Feinde der Wunder der Baukunst wären. Im Gegentheil, sie sind leidenschaftlich eingenommen für Gothische Denkmäler, und diese Leidenschaft ist nicht zu verachten, denn sie besitzen die St. Jakobs-Kirche, vielleicht die herrlichste, zierlichste, reizendste und erstaunenswürdigste von allen Kirchen, die von der spirituellen Schöpferkraft des sogenannten Mittelalters hervorgerufen worden. „Es fehlt an Worten“, sagt ein einheimischer Schriftsteller „um dieses unermeßliche, majestätische und doch so leichte Schiff zu schildern, welches die Seele erhebt und den heiligen Gesängen eine durchbebende Freudigkeit giebt.“ Das Gewölbe dieses luftigen Gebäudes ist dem Auge wie entzogen durch ein Netz feiner Zacken, die sich leicht wie ein Spitzengewebe in einander schlingen, dazwischen runde Schildchen, aus denen reizende Männer- und Frauenköpfe hervorzuschlüpfen scheinen, die einen nackt in ihrer ganzen Naivetät, ohne anderen Schmuck als ihr weiches Haupthaar, die anderen mit göttlicher Majestät den Helm des sechzehnten Jahrhunderts tragend. Dies Alles von höchster Zartheit, Eleganz und Vollendung; mit Einem Wort: anbetungswürdig. Und nun die Orgel mit ihren riesenhaften Proportionen, mit dem ungeheuren, reich vergoldeten und mit glänzenden Gemälden geschmückten Feldern! Endlich jene unbegreifliche Treppe, die sich in zwei einander entgegengesetzten Windungen empor hebt und uns zu folgen scheint, wenn wir hinaufsteigen! Doch, wer St. Jakob nicht gesehen hat, dem könnte unsere Beschreibung nur ein sehr schwaches Bild von diesem steinernen Juwel geben, von dem man schwören würde, daß ein überirdisches Wesen es gebaut; und wer es gesehen, der braucht unsere Schilderung nicht. Also genug an der einfachen Thatsache: Zu Lüttich ist die St. Jakobs-Kirche, und diese Kirche ist ein Wunderwerk.

Man erzählt, daß in den strengen Winternächten von 1733 vor den Thüren dieser Kirche ein Kind gesehen worden, welches schlafend zwischen seinen Knieen eine kleine Laterne hielt, um die seine vor Frost halb erstorbenen Finger sich gewaltsam klammerten. Dies Kind war ein kleiner Chorsänger, der einmal die Stunde der Frühmetten versäumt hatte und deshalb dazu verurtheilt wurde, zwei Stunden lang auf den Steinplatten der Kirche zu knieen. Da gelobte sich das Kind, diese schmachvolle Strafe sich nie wieder aufzuladen, und es beschloß, die Nächte schon vor den Thüren der Kirche zuzubringen, um die Zeit der Frühmette nicht mehr zu verfehlen. So that es vier, fünf Jahre lang; da ward es reichlich belohnt für die langen Leiden, die es unter dem Portal von St. Jakob erduldet. Es war eines Sonntags; der Kapellmeister hatte dem Kinde befohlen, eine Motette zu singen, welche folgendermaßen anhub: Non semper super prata casta florescit rosa. Als der Knabe zu singen anfing, begleitete ihn das Orchester; bald aber verminderte es die [illegible] seiner Töne, bis es am Ende ganz schwieg und, seine [illegible] vergessend, statt des Mitspielers zum Zuhörer wurde, so [illegible] es von den süßen lieblichen Tönen, welche die [illegible] des Kindes aushauchte. Die ganze Versammlung wagte [illegible] athmen. Als die Motette zu Ende war, entstand eine [illegible] Aufregung in der Kirche. Jeder wollte das Kind sehen, [illegible] sang er so eben gehört; jeder fragte nach seinem Namen, [illegible] und schüchtern antwortete es: „Ich heiße Modeste“.

Dreizehn Jahre später wurde dies Kind, zum Jüngling herangewachsen, Voltaire vorgestellt, der zu ihm sagte: „Sie sind ein [illegible] Tonkünstler, Sie besitzen Geist. Das sind zwei Eigenschaften, die [illegible] nicht alle Tage beisammenfindet. Sie werden es weit bringen.“ Endlich, im Jahre 1769, hatte Voltaire's Prophezeiung sich er[illegible]. Der kleine Lüttticher war ein großer Komponist, er hatte 20 Opern geschrieben, wovon 18 außerordentlichen Beifall fanden. Am 22 September 1813 bewegte sich ein Leichenzug durch die Straßen von [illegible], welches an diesem Tage in Trauer gehüllt war, und am Abend [illegible] staltete die komische Oper eine musikalische Apotheose [illegible] Modeste Gretry's.

Lüttich begnügt sich aber nicht damit, eine kriegerische [illegible] sinnige Stadt zu seyn und außer seinen prächtigen Kirchen [illegible] ter zu besitzen, zu welchem Dlle. Mars im Jahre 1818 [illegible] Grundstein legte; nein, es steht auch an der Spitze der [illegible] Industrie, und zwar nicht bloß wegen seiner schönen [illegible], seiner herrlichen Glashütten, seiner Waffen-, Tuch- und [illegible] Fabriken, sondern weil Lüttich zwanzig Jahre lang die [illegible] John Cockerill's, des Begründers von Seraing, war. Seraing [illegible] man sehen, um zu begreifen, was eine Industrie-Anstalt [illegible] hat. Diese Arbeiterstadt, wo das rohe Erz sich bis zur [illegible] maschine verwandelt, muß man besuchen, wenn man [illegible] drücke liebt, Eindrücke, durch die der Mensch an Größe [illegible] scheint, so groß sind sie selbst. Wir wollten eine nähere [illegible] dieser wunderbaren Werkstätten geben, in denen Alles [illegible] was irgend nah oder fern mit der Bearbeitung des [illegible] rührung steht; wir hätten es versucht, eine Skizze von dem [illegible] werfen, was Cockerill war, dieser umfassende Kopf, der [illegible] dreißig auf allen Punkten Europa's zerstreute Fabrik-Anlagen [illegible] aber da werfen wir die Augen auf ein Belgisches Blatt [illegible] Folgendes: „Wie verlautet, sollen John Cockerill's Erben für bankrott erklärt werden.“ Was sollen wir da noch sagen! [illegible] den Muth haben, unseren Vorsatz auszuführen! Nur wenig [illegible] noch. Vor sechs Jahren wollte Lüttich seinem Cockerill [illegible] errichten. Die Subscription war eröffnet, die Fonds [illegible] herbei. Cockerill schlug die Ehre aus, die man ihm [illegible]. Ahnte er vielleicht die Zukunft? Erblickte er hinter diesen [illegible] die Gemonischen Felsen? — — — (F. J.)

Ostindien.

Bombay.

(Schluß.)

Die meisten Söhne der achtbaren Eingeborenen erhalten [illegible] Erziehung in dem Elphinstone College, und die jungen Leute [illegible] den mit der Zeit die Vortheile eines wissenschaftlichen [illegible] ten Unterrichts schätzen lernen. In einigen Jahren können [illegible] dieser jungen Leute fähig seyn, selbst Lehrer an der [illegible] werden, und zur Fortsetzung der jetzt häufig wegen eines [illegible] erwerbs vernachlässigten Studien würde es vielleicht keines [illegible] Sporns bedürfen, als der Hoffnung, daß wissenschaftliche [illegible] auch Gewinn bringen können. Ein kleiner Gehalt würde viele [illegible] locken, welche, um Geld zu verdienen, sonst gezwungen sind, [illegible] vielleicht sehr lukrativen Handel zu treiben, und welche, [illegible] schäftigt, um nur einen ganz geringen Lohn zu verdienen, die [illegible] theile verlieren, welche sie sonst aus einer liberalen Erziehung [illegible] gen haben könnten. Die Schwierigkeiten, welche in anderen [illegible] len unseres Asiatischen Gebiets der Theilnahme der Eingeborenen an den Studien und Vergnügungen der Englisch-Indischen [illegible] ner, wegen der Verschiedenheit der Sprache, im Wege stehen, [illegible] in Bombay nicht sichtbar. Alle höhere Klassen der Eingeborenen sprechen vortrefflich Englisch; der größere Theil derselben drückt [illegible] sogar sehr geläufig und gewählt im Englischen aus.

Viele reiche eingeborene Kaufleute besitzen prächtige [illegible], in welchen sie die Besuche ihrer Freunde annehmen. Die [illegible] erkennt man daran, daß viel Farbe an sie verschwendet [illegible] Schnörkelei an ihnen angebracht ist, und über den Thüren [illegible] heure Thiergestalten aufgestellt sind. Diese Wohnungen sind [illegible] Bombay zerstreut, ihr Inneres ist reich verziert und mit [illegible] schmack eingerichtet. Die ungeheure Menge von Landhäusern [illegible] Bombay zwar ein lachend ländliches Ansehen, aber man [illegible] dadurch nicht den Eindruck einer durch Reichthum und Handel [illegible] tigen Stadt, während Kalkutta dem Fremden sogleich als [illegible] der Größe und Macht erscheint.

Das Klima von Bombay soll gesunder seyn, als das [illegible] galen. Eine Eigenthümlichkeit der Insel ist, daß zu gleicher [illegible] ein kalter und warmer Wind weht, wodurch Personen, die an [illegible] matismus leiden, gezwungen sind, sich in mehr Kleider zu [illegible] als ihnen lieb ist. Während man von einem hohen Grad [illegible] det, kömmt plötzlich ein heftiger Windstoß vom Lande [illegible] Meere, und so wechselt es Tag und Nacht ab. Die Hitze soll [illegible] in Bengalen viel stärker seyn.

Für den Fremden in Bombay ist es ein großer Vortheil, [illegible]

o viele Personen zu finden, die Englisch sprechen; die meisten Be-
dienten sind hier stolz darauf, die Sprache ihrer christlichen Herren
u verstehen, und sie bringen gern die paar Englischen Worte an,
iber die sie verfügen können, man mag sie auch in ihrer Mutter-
prache anreden. Selbst die Aussprache ist meist richtig, nur haben
e die Gewohnheit, ein E in allen Wörtern, die mit S anfangen,
orn anzufügen und denselben Buchstaben ans Ende aller Wörter
u setzen.*) So fragen sie, ob man fowlee-stew haben wolle, und
venn man dies nicht will, so wollen sie anotheren thinges bringen.
Ein Umstand ist jedoch bemerkenswerth, daß sie nämlich weit unter-
würfiger in der Landessprache sind, als im Englischen. Achtungsvoll
agt der Diener: Khana tier hei. „das Mahl ist bereit", während mir
in solcher Hindostanischer Engländer, wenn ich mit der Toilette etwas
päter fertig wurde, zurief: „Sie kommen zu Tische!" Im Aeußeren
nd die Diener zu Bombay unansehnlicher als zu Kalkutta; man
ann sie nicht dahin bringen, sich in eine anständige Livree zu kleiden,
a keiner die National-Tracht gern ablegt, und weil die aus Parsen,
Muhammedanern, Hindu's und Portugiesen gemischte Bevölkerung
ch nach hergebrachter Sitte häßlich und ärmlich kleidet. Der Lohn
ewährt ihnen wohl die Mittel, sich schöne Anzüge zu schaffen; er
t weit höher als in Bengalen. Ein gewöhnlicher Tafeldiener erhält
2 Rupien monatlich, ein Kellner nimmt nicht weniger als 20, und
o steigt der Gehalt immer höher. Die Dirsi's oder Schneider
verden höher bezahlt als in Bengalen, obgleich sie weit schlechter
rbeiten; 15 Rupien im Monat ist der gewöhnliche Lohn. Es kommen
aber von Kalkutta oft Schneider nach Bombay, und da ihr Ruf
ühmlich hierher gedrungen ist, so reißt man sich um sie. Es giebt
Parsen, Muhammedaner und Hindu's von dieser Profession; die
etzteren jedoch finden schwerer Unterkommen, da sie nicht mit den
uropäern essen, trinken und kochen wollen und sich um halb 5 Uhr
Nachmittags deshalb davon machen.

Die Kochkunst in Bombay erfreut sich eines hohen Flors, und
war verdankt sie ihn dem Lord Clare, wie allgemein versichert
vird. Als dieser Edelmann nämlich sich auf den Sitz der Regie-
ung niederließ, schauderte er mit Schrecken von dem Mahle zurück,
velches die Gastfreundschaft der Insel für ihn bereitete. Lord Clare
nachte es zu einer der ersten seiner Verwaltungs-Sorgen, einen
Französischen Koch herbeizurufen; und dieser gebildete Künstler hat
icht nur die Küche im Government-House vom Grunde aus refor-
nirt, sondern auch die Küchen aller Einwohner von Geschmack. Er
rrichtete nämlich einen Lehrstuhl für seine edle Kunst und sah bald
in zahlreiches Auditorium zu seinen Füßen. Seine Schüler, die
lle gut bezahlten, waren gelehrig, lehrten weiter, und man braucht
etzt nur die Methode des Meisters anzugeben, so finden sich viele,
velche nach derselben mit Geschick in der Küche arbeiten. Die Ta-
el wird auch schön besetzt, obgleich nicht so vieler Luxus an Schüs-
eln, wie in Bengalen, herrscht. Dort z. B. werden Butter und
Milch in Gefäßen, die mit Salpeter angefüllt sind, eingeschlossen
nd diese Gefäße in großen silbernen Schüsseln aufgetragen, die den
rühstückstafeln in Kalkutta ein Ansehen fürstlicher Pracht verleihen;
ier sieht man solchen Luxus nicht.

Trotz der Kraft und Wirksamkeit der Polizei zu Bombay, hält
nan es doch für nöthig, in jedem Hause einen Ramusi oder Wäch-
er anzustellen. Die Ramusi's sind alle Diebe, aber sobald man
inem von ihnen mit Bezahlung das Haus anvertraut, schützt er es
egen seine Brüder. Es ist demnach eigentlich ein Tribut an die
Brüderschaft, wie man sonst an die Barbaresken Tribut bezahlte.
Der Ramusi erfüllt schon seine Bestimmung, wenn er ganz still im
Hause sitzt; indessen sind manche darauf versessen, ihre Wachsamkeit
uf eine beunruhigende Weise zu zeigen. Nicht zu zufrieden, ihr
Brod durch müßiges Sitzen zu verdienen, erheben sie von Zeit zu
Zeit mitten in der Todtenstille der Nacht das furchtbarste Geschrei
erade an dem Fenster, wo sie ihre Herrschaft schlafend wissen. Oft
ihr ich starr vor Schrecken aus dem tiefsten Schlaf empor, wenn
plötzlich ein solches Gebrülle mir die Ohren zerriß; nach einigen
Augenblicken war ich gesammelt, fiel, ermüdet von dem Schrecken,
wieder in Schlaf, und — der entsetzliche Lärm weckte mich aufs
eue. Wenn ein Gast im Hause schläft, so producirt der Wächter
erade seine Stimme an den Fenstern dieses unglücklichen Gastes,
vährend die übrigen Hausleute verschont bleiben. Daß es durchaus
ötbig ist, sich mit einem Ramusi abzufinden, beweist folgendes Ge-
schichtchen: Zwei Freunde lebten in einer Wohnung; einer nahm sich
inen Ramusi, und der andere glaubte seine Sachen durch densel-
en Wächter geschützt. Eines Morgens fand er aber seine Sachen
estohlen. Der Ramusi wird herbeigerufen und muß den Vorwurf
ören, daß er seine Pflicht nicht gethan habe; er aber sagte kühn:
„Meines Herrn Eigenthum ist unverletzt, für Leute, die nicht bezah-
n, habe ich keine Pflicht!"

A e g y p t e n.

Das Aegyptische Militairwesen.

Von einem Britischen Offizier.**)

Das erste militairische Institut, dem wir einen Besuch abstatte-
ten, war das Kavallerie-Instructions-Depot zu Ghisé bei Kahira,
welches noch jetzt unter der persönlichen Leitung des Obersten Varin
steht, eines Französischen Offiziers, der früher Adjutant des Mar-
schalls St. Cyr war. Diese Anstalt, wo vorzugsweise solche junge
Leute, die zu Offizier-Stellen bei der Kavallerie ausgewählt waren,
Unterweisung empfangen sollten, ist ganz nach dem Muster der zu
Saumur eingerichtet. Als der Herzog von Ragusa dieses Depot
besuchte, belief sich die Zahl der in der Reitschule befindlichen
Eleven nur auf 360; jetzt hat man sie auf mehr als 600 gestei-
gert: Rekruten für die nicht kommandirten Offiziere sind hin-
zugekommen; auch sind Lehrer der Fechtkunst, des militairischen
Zeichnens, Musiklehrer, Französische und Arabische Sprachmeister
angestellt worden.

Die Unterrichts-Methode in allen Gegenständen ist natürlich die
Französische, obschon sämmtliche Exercitien-Meister Türken oder
Aegypter sind. Die Leute sitzen im Allgemeinen fest im Sattel,
allein ihre Evolutionen sind mangelhaft: wenn sie eine Schwenkung
ausführen, oder wenn eine Kolonne zu einer Linie sich formt, geht
alle Mal viel Terrain verloren. Sie plaudern und zanken sogar
bisweilen in Reihe und Glied mit einander, und dem Kommando
wird nicht rasch genug Folge geleistet. Ihre Pferde haben ein kräf-
tiges, stattliches Ansehen, aber an Feuer und Ausdauer bleiben sie
hinter den Englischen und echt Arabischen Pferden weit zurück. Jedes
Pferd kostet der Regierung 600 bis 1000 Piaster (6 bis 10 Pfd.
Sterl.); der Sattel ist eine Art von Mittelding zwischen dem mo-
dernen Türkischen und einem altmodischen Husaren-Sattel; Gebiß
und Zügel sind nach Französischen Mustern. Die Hufe stecken in
einer Art Hemmschuh (bar-shoe), der nur dem Strahl gegenüber
einen Raum von der Größe eines Shillings frei läßt. Zum Futter
giebt man den Pferden gehacktes Stroh und Gerste. Die Mann-
schaft wird im Gebrauche des Karabiners, des Pistols, des Säbels
und der Lanze geübt; ihre Uniform ist grün, mit gelbem Besatze
und rothen Aufschlägen; ihre Kopfbedeckung das allbekannte Fes.
An den Füßen tragen sie eine Art Hessische Stiefel mit krummen
Sporen.

Wenn das Exerzieren vorüber ist, so sitzen die Leute auf dem
großen Platze hinter dem Gebäude ab und lassen ihre Pferde sich
verkühlen. Nach einigem Hin- und Herführen bringt man sie in
den Stall und läßt sie noch eine Zeit lang gesattelt, ehe sie ge-
striegelt werden — eine Sitte, die unter den Türken allgemein ist.
Die Lehrzeit bei der Kavallerie dauert drei Jahre. Die Ställe,
Reitbahnen und übrigen Gebäude sind vortrefflich und machen
Mehmed Ali viel Ehre. Die Thierarznei-Schule zu Abu Sebel,
deren Lehrer Franzosen sind, liefert der Kavallerie geschickte Thier-
Aerzte.

Die Artillerie-Schule zu Tura, welche unter dem Spanischen
Obersten Seguera einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt
hätte, ist jetzt beinahe ganz demolirt: die Batterieen hat man nach
Ramla bei Alexandrien, zwischen der Küste und dem Kastell Abukir,
geschafft, wo 50 Stück Kanonen beisammen stehen. Die polytech-
nischen und Ingenieur-Schulen haben Fortgang; es sind ihnen aber
neulich viele Lehrer entzogen worden, weil man ihrer in Syrien
sehr bedarf.

In den Gießhäusern und Gewehrfabriken von Kahira herrschte
große Thätigkeit. Den Tag vor meinem Besuche war ein schöner
Zwölfpfünder gegossen worden, und ein Achtpfünder befand sich in
der Bohrmaschine. Viele Geschütze von ähnlichem Kaliber, auch
Vierpfünder, lagen im Arsenale; auch sah ich einige Mörser von
9 Zoll und Haubitzen von 12 bis 24 Zoll Durchmesser. Man hat
Englische und Französische Modelle; aber die letzteren werden allge-
mein zu Feldstücken und Belagerungs-Geschütz verwendet. Bei der
Marine sah ich jedoch nur Britisches Geschütz. Laffetten für die
Feldstücke und Munitionswagen werden in Kahira nach Französischen
Mustern fabrizirt und braun angestrichen. Die für Schiff-Kanonen
bestimmten Protzwagen u. s. w. zimmert man auf den Werften von
Alexandrien: das Holz ist eine Art Rüster aus Albanien. Man
versicherte mir, daß in einer Woche zwei bis drei Kanonen und 150
bis 200 Flinten gefertigt werden konnen. Die Flintenläufe- und
Flintenschlösser-Manufaktur in Kahira ist ein vorzügliches Etablisse-
ment und läßt in den Details der Arbeiten, vom Schmieden der
rohen Eisenstange bis zum letzten Bohren und Poliren des Laufes,
nichts zu wünschen übrig. Das Eisen kömmt größtentheils aus
Schweden und Großbritanien. Die Gewehrkolben sind meist aus
Birnbaumholz; bei dem Schäften und Anpassen der Schlösser, be-
sonders an den Karabinern, geht man sehr nachlässig zu Werke.
Die Gewehre sind leicht und handlich; die Länge des Laufes beträgt
40, die des Kolben 14 Franz. Zoll. Die Bajonette werden ver-
mittelst einer Französischen Feder an die Mündung des Laufes be-
festigt und ohne Scheide getragen: Klinge und Pfanne derselben sind
breit; die letztere ist von Erz. Feuersteine bezieht man theils aus
Europa, theils bedient man sich des quarzigen hellen Feuersteins,
der in den kreidigen Kalkstein-Lagern Aegyptens gefunden wird.
Jedes Gewehr kostet mit Schloß und Bajonett 135 Piaster (unge-
fähr 1 Pfd. 7 Sh.). Die aus Europa eingeführten Gewehre werden
in Aegypten mit 144 Piastern bezahlt. Man zeigte uns Modelle
der neuesten Französischen Verbesserungen in der Struktur des kleinen
Gewehrs in den Modell-Zimmern; auch sahen wir daselbst eines
der langen, geraden, rappierähnlichen Schwerter der Französischen
Küraßiere, die Mehmed Ali jetzt bei seiner Reiterei einführt.

Die Pulver-Fabrik zu Bulak hat ein hölzernes Triebwerk; die
Räder, welche diese Maschinerie in Gang setzen, werden von Ochsen
umgedreht. Das Aegyptische Schießpulver ist nicht so gut gekörnt,
wie das Englische und läßt nach dem Verbrennen einen bedeutenden
Niederschlag zurück; doch hat es große Vorzüge vor demjenigen
Pulver, das die Indischen Muhammedaner bereiten.

---

*) Dies ist ein Charakterzug vieler morgenländischer Sprachen; die He-
bräer setzen ihr Aleph prosthetieum vor viele Wörter, die mit dem S-Laut
anfangen, und eben so die Araber. Man vergleiche auch das Französische,
wo bei vielen Lateinischen mit St und Sp anfangenden Wörtern ein e vor-
gesetzt wird, z. B. état, esprit, époux von status, spiritus, sponsus. Die
Italiäner gebrauchen vor solchen Wörtern ihren Ausnahme-Artikel lo, dessen
o Laut auf das folgende S hinüber geschleift wird.

**) Nach einer brieflichen Mittheilung aus Alexandrien, vom 16. Aug. 1840.

Die Waffen in dem Zeughause zu Alexandrien sind zierlich angeordnet und werden im besten Stande gehalten. Hier und in den Manufakturen zu Alexandrien sieht man einige tausend Waffen-Gestelle mit Flinten, Karabinern, Pistolen, Bajonetten, Enterbeilen, Hirschfängern u. s. w.

Die jungen Leute in den nautischen und Militair-Schulen werden ganz auf Kosten der Regierung unterrichtet, gekleidet, beköstigt und logirt. Wir machten uns mit der inneren Einrichtung dieser verschiedenen Anstalten bekannt und haben allen Grund, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu rühmen, mit welcher man das körperliche Wohlseyn der Zöglinge bedenkt. Es giebt auch Elementar-Schulen für künftige Civil-Beamte: eine solche befindet sich zu Ghenna in Ober-Aegypten. Sie enthält ungefähr 250 Knaben, lauter Söhne Arabischer Feldbauern, die hier im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache und in der Arithmetik Unterricht empfangen. Wer einen gewissen Grad von Schulbildung erlangt hat, der kommt in die höheren Institute zu Kahira und Alexandrien. Alle diese Knaben erhalten die jetzige vorgeschriebene Kleidung — Nisami — welche ihrer Form nach zwischen dem Orientalischen und Europäischen Kostüm die Mitte hält: sie besteht aus einer knapp anliegenden Weste, einem Paar Beinkleidern, die oben pauschig und von den Knieen abwärts eng sind, rothem Gürtel und Tragband und einem Paar Pantoffeln von gleicher Farbe. Der Stoff ist im Sommer ein weißer Kattun, im Winter aber ein rothes Tuch. Neben ihren täglichen Rationen Brod, Reis und Oel erhalten sie wöchentlich zweimal Hammelfleisch. Alle Zöglinge hatten ein reinliches und gesundes Ansehen.

Die Leistungen der Ingenieure und des Artillerie-Corps gründlich kennen zu lernen, hat es mir an Gelegenheit gefehlt; ich kann nur sagen, daß ich die Plan-Zeichnungen und mathematischen Kenntnisse einiger Eleven sehr rühmenswerth befunden habe. Es giebt ein Regiment Sapeurs und Mineurs, sechs Regimenter Artillerie zu Fuß, zwei Regimenter reitende Artillerie und einen Wagen-Train. Die Artillerie ist von 12 auf 18 Batterieen vermehrt worden. Die regelmäßige Kavallerie zerfällt in 16 Regimenter, zusammen ungefähr 12,480 Mann.

Die erste wirksame Europäische Dressur erhielt die Infanterie des Vice-Königs durch den Obersten Selves (jetzt Soliman Bei), der anfänglich bei der unglücklichen Villeneuveschen Schwadron Dienste that. Diesem tapferen und unternehmenden Offizier vertraute Mehmed Ali zuerst das saure Stück Arbeit, ein Corps von ungefähr 300 zügellosen Mameluken, die zur Leibgarde des Pascha's gehörten, einzuschulen. Der Letztere sah wohl ein, daß dieser Plan, wenn er an den Mameluken sich ausführen ließe, bei den milderen Aegyptern noch besseren Fortgang haben würde; außerdem rechnete er sehr auf das moralische Gewicht von Leuten, die in solchem Ansehen standen, wie die Ersteren, da er den großen Plan hatte — den er auch wirklich ausführte — seine ganze Armee nach Französischen Mustern zu organisiren. Das Offizier-Corps der neu disziplinirten Armee war anfänglich aus diesen Mameluken und aus Türken zusammengesetzt; aber nachmals sind auch Arabische Fellah's zu ihrer eigenen Ehre und zum Frommen des Dienstes unter die Offiziere aufgenommen worden, und die Race der Tscherkessischen Sklaven ist jetzt selten im Lande.

Das regelmäßige Fußvolk ist seit Marschall Marmont's Besuch von 30 Regimentern auf 34 gebracht worden, und zu jedem Regimente gehören vier Bataillone, jedes von 800 Gewehren. Die ganze Infanterie von der Linie, etwa zwei Regimenter ausgenommen, befindet sich in Hedschas, Sennaar und Syrien. Sie ist viel besser als die Marine-Truppen und die Milizen eingeübt. Der Fußgänger marschiert besser und handhabt sein Gewehr sicherer; wenn es aber auf die Evolutionen ankömmt, so bemerkt man hier dieselben Mängel wie bei der Reiterei. Ich habe öfter bemerkt, daß leere Räume von acht Ellen zwischen den Compagnieen blieben, nachdem sie sich geschwenkt und eine Linie gebildet hatten, bei anderen Gelegenheiten ist eine halbe Compagnie zurückgeblieben, weil man beim Marsch in offener Kolonne zu geringe Distanz gelassen hatte. In der sogenannten geschlossenen Kolonne schließen die Glieder selten, und oft entsteht durch falsches Schritthalten große Verwirrung. Das Vorrücken in der Linie geht besser von Statten, doch ist große Aufmerksamkeit nöthig, daß nicht ein Drängen im Centrum entsteht. Das Feuern ist viel zu hoch, besonders im Centrum und in den hinteren Gliedern. Die Aufstellung dreier Glieder kann diesen Fehler nicht verbessern.*)

Die Offiziere der regulairen Infanterie sind Aegypter oder Türken. Jedes Regiment hat ein leichtes Füsilier-Bataillon — eine vortreffliche Einrichtung, die noch zweckmäßiger werden könnte, wenn man jedes Bataillon dann und wann in den Evolutionen der leichten Truppen übte.

Die Besoldung eines Gemeinen, unabhängig von seinen Rationen Brod, Reis, Oel, Holz und Fleisch (zweimal die Woche), so wie von seiner Montirung, beträgt nach Maßgabe seiner Fortschritte 15 bis 30 Piaster monatlich; ein Korporal erhält 40 Piaster, ein Sergeant 50; ein Seconde-Lieutenant 250; ein Premier-Lieutenant 300; ein Capitain 500. Die Feld-Offiziere und Obersten beziehen monatlich 1000 bis 6000, die Generale (Mirlewa's) 16,000 Piaster.

Dienstthuende Offiziere haben außer ihrer Besoldung [illegible] Ration, die ihrem Range entspricht.

Die Miliz oder Nationalgarde ist wie das regelmäßige [illegible] bewaffnet und equipirt, steht ihm aber in jeder Hinsicht [illegible] und das darf Einen nicht Wunder nehmen, wenn man [illegible] kurze Zeit sie erst existirt, und aus was für Leuten sie [illegible] In diese Miliz werden die handeltreibenden und arbeitenden [illegible] der Janhagel und sogar viele von den Dienstboten [illegible] Europäer, kurz Alles, was eine Flinte tragen kann, [illegible] nur die Christen, Juden und Kopten sind militairfrei. Ich [illegible] arme Teufel, die einäugig, verstümmelt, aussätzig, oder [illegible] Elephantiasis ausgeschwollen waren, noch genau untersuchen [illegible] ehe man ihnen ankündigte, daß sie der Ehre, hinter Trommel [illegible] Pfeife zu marschiren, nicht würdig befunden seyen. Die [illegible] Garde bekommt weder Sold noch Ration, noch irgend [illegible] Entschädigung, man denke sich also ihren Eifer, der Sache [illegible] Ali's zu dienen!

Der Bestand der National-Garde wird auf 30,000 [illegible] rechnet. Ich halte diese Angabe für etwas übertrieben, [illegible] Kahira nie mehr als 4000 und in Alexandrien nie über [illegible] unter Waffen gesehen habe.

Außer den angeführten Truppen-Gattungen giebt es [illegible] gulaire Truppen — Beduinen, Afrikanische Araber, Albanier [illegible] nach ihrer eigenen Manier fechten und im Ganzen etwa [illegible] stark seyn mögen.

Die Flotte besteht gegenwärtig aus: 12 Linienschiffen, [illegible] schnitt zu 100 Kanonen; 5 Fregatten zu 60 Kanonen; [illegible] 3 Schoonern; 2 Kuttern und 3 Briggs. Ich habe keine [illegible] auf dem Stapel gesehen, wohl aber eine Flotille von [illegible] Böten. Im See-Arsenale war sehr wenig Bauholz. Die [illegible] Linienschiffe sind 30 oder 36 Pfünder; die der Fregatten 24 [illegible] der Korvetten 24 und 18 Pfünder; und die der Briggs [illegible] fast alle von Eisen. Sämmtliche Linienschiffe liegen [illegible] von Alexandrien; einige kleinere Fahrzeuge befinden sich [illegible] rischen Küste.

Die Marine ist jetzt auch mit fünf Dampfböten [illegible] worunter dem „Nil", einem großen und schönen [illegible] 1000 Tonnen und 220 Pferdekraft, der erste Rang gebührt. [illegible] hat gegenwärtig vier 32 Pfünder und zwei 84 Pfünder [illegible] Die volle Zahl der Mannschaft ist 152. — Das [illegible] „Bulak", von 120 Pferdekraft, führt zwei 6 Pfünder [illegible] 60 Mann; der „Misr" (Aegypten), von 45, und ein [illegible] boot, von 20 Pferdekraft, führen keine Kanonen. Die [illegible] genannten sind von Eisen.

Erst neulich hat man ein fünftes Dampfboot, [illegible] 1½ Jahre gezimmert worden, in Suez vom Stapel [illegible] von einem Englischen Ingenieur gebaut, hat 60 Pferdekraft [illegible] faßt etwa 320 Tonnen. Dieses Boot — gleich [illegible] — ist zu der projektirten Fahrt zwischen Suez, [illegible] bestimmt.

Fast alle Matrosen der Aegyptischen Flotte werden [illegible] Soldaten im Gebrauch des kleinen Gewehrs geübt; [illegible] diesem Zwecke jeden Morgen in der Nähe des See-Arsenals [illegible] Land. Ich habe ein Corps von ungefähr 2300 Mann [illegible] Paradeplatz im Peloton- und Glied-Feuern sich üben [illegible] Quarrés und Kolonnen bilden sehen. Sold und Ration, [illegible] und Equipirung sind bei ihnen so ziemlich dieselben, [illegible] regelmäßigen Infanterie. Auf ihre Verpflegung wird [illegible] falt verwendet: die Wohnstuben sind reinlich und [illegible] Hospitäler luftig und mit verständigen Arabischen [illegible] versehen; die Speisen sind gesund und gut zubereitet. [illegible] Männer erhalten besondere Wohnungen im See-Arsenale.

Die Gesammtzahl der Marine-Soldaten [illegible] den Schiffen und im Arsenale — wird auf 18,400 Mann [illegible] sie sind rührige, gewandte und lebensfrohe Leute, der [illegible] größtentheils Aegyptische Araber: allein sie bedürfen [illegible] rung, als ein gelegentlicher Ausflug nach Syrien [illegible] ihnen geben kann. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Shakespeare-Gesellschaft.** In London [illegible] Benennung Shakespeare-Society eine Gesellschaft [illegible] die es sich zur hauptsächlichsten Aufgabe macht, [illegible] und im Druck herauszugeben, was auf die Dramen [illegible] und seiner Zeitgenossen Bezug hat. Der Ursprung [illegible] der Englischen Bühne und dramatischen Dichtkunst [illegible] drückung der Theater-Vorstellungen durch die Puritaner [illegible] ebenfalls ein Gegenstand seyn, dem jene Gesellschaft ihre [illegible] widmet. Manche alte Englische Bühnenstücke existiren [illegible] Handschriften, andere, obwohl gedruckt, und zwar [illegible] Karl's I., sind doch so selten geworden, daß sie oft [illegible] besten Bibliotheken nicht zu finden sind. Auch das Leben der [illegible] tischen Dichter und der Schauspieler in früherer Zeit [illegible] sellschaft in ihren Publicationen besonders berücksichtigen. [illegible] Menge von Sachen sind bereits zum Drucke fertig [illegible] nächstens publizirt. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes [illegible] Gesellschaft ist auf ein Pfund Sterl. festgesetzt; wer [illegible] einmal zahlt, wird dadurch immerwährendes Mitglied.

*) Die Bemerkung, daß sich die Aegyptische Infanterie leicht in Verwirrung bringen lasse, hat sich, wie die Nachrichten über den Kriegsschauplatz in Syrien beweisen, nur allzu sehr bestätigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

ödentlich erscheinen drei
ummern. Pränumerations-
s $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.)
rteljährlich, 3 Thlr. für
ganze Jahr, ohne Er-
ung, in allen Theilen
Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses
Literatur-Blatt in Berlin in
der Expedition der Allg. Pr.
Staats-Zeitung (Friedrichsstr.
Nr. 72); in der Provinz so
wie im Auslande bei den
Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Montag den 9. November **1840.**

England.

omas Carlyle und seine Geschichte der Französischen Revolution.*)

Von Philarète Chasles.

Byron und Scott waren die größten Dichter Englands im ersten tel des neunzehnten Jahrhunderts, und ihr Ruhm wird im Fort- e der Zeiten nur wachsen. Sie sind todt, und ein neuer Stern er Albion aufgegangen, der in immer helleren Phasen hervor- — Thomas Carlyle. — Die Sprache Großbritaniens hat in etzten drei Jahrhunderten mehrere Perioden durchgemacht. Im hnten Jahrhundert war sie Nachahmerin der Italiäner und nier; im siebzehnten nahm sie die Franzosen, die Lateiner, die chen zu Mustern. Mit Ablauf des achtzehnten wandte sie sich ich zu ihrer ursprünglichen Quelle, dem Angelsächsischen Stil, k. Diese mit Selbstbewußtseyn ergriffene Rückkehr zu ihrem runge verlieh ihr die außerordentliche Kraft, die männliche und he Schönheit, welche sich an den Dichtern und Prosaisten der sten Periode findet. Byron, Scott, Southey, Cobbett, Coleridge, , Hazlitt, Wordsworth, wie verschieden sie auch in Anlagen Richtungen waren, haben alle mit Vorliebe die Frische und die t der alten Englischen Diction gesucht; bei Einigen, wie Leigh , Keats und Shelley, hat das Haschen nach Archaismen beinahe Vorzüge überwuchert. Dies scheint überhaupt das Loos höherer ung zu seyn, daß sie der Vorbilder und Muster nicht entbehren . Nachdem man die Griechischen, Italiänischen, Französischen, lsächsischen Formen erschöpft hatte, so blieb den Engländern nur ein Feld der Nachahmung übrig, die der Deutschen Literatur. on hatten Coleridge, Walter Scott und Wordsworth von diesem e, zwar nicht Formen, doch Scenerieen und Kunstansichten ent- t. Aber Niemand war bisher auf den Gedanken gekommen, das elsächsische, die Mischgattung, mit dem rein Sächsischen zu ver- chen und die besonderen Gesetze und Eigenthümlichkeiten der tschen Sprache mit der daraus abgeleiteten, aber modifizirten lischen zu verschmelzen.

Der Riß, welcher beide Idiome von einander getrennt hat, int auch einer solchen Verschmelzung zu widerstehen. Zwar men die Englischen Wurzeln auf Deutschem Boden ihren Ursprung, r der Englische Satz gehorcht nicht den Gesetzen der Deutschen ntax. Das Englische Wort ist unfruchtbar, ein Hagestolz, es nzt sich nicht durch Sproßformen fort; der Englische Satz, Ausdruck des Geschäftsmannes, liebt Bestimmtheit und Kürze. s Deutsche Wort ist jeder Metamorphose fähig; es verändert, zweigt, vergrößert sich leicht, es zieht so viele Bestimmungen an , als es bedarf, es kann alle andere Theile des Satzes sich unter- nen, wenn es die Aufmerksamkeit auf sich lenken will. Der utsche Satz ist vielgliedrig wie das Deutsche Wort; er schach- sich ein, putzt sich heraus, sucht Numerus, Rundung und neigt zu umfangreichen Perioden, um Abgemessenheit und harmonischen ll, die seine Zierde sind, zu erreichen. Das Deutsche ist nur s Englische mit verwickelter Syntax; das Englische ist nur das utsche, aber auf seinen einfachsten und primitivsten Charakter ückgeführt. Man kann sehr wohl eine Seite Deutsch nach den geln Englischer Syntax schreiben, der Stil wird etwas nüchtern, h deutlich seyn; aber man kann nicht wörtlich ein Blatt von valis oder Hegel gut Englisch wiedergeben, ohne dem Idiom, n Rezipienten der fremden Gedanken, die ungeheuerste Gewalt zuthun.

Durch ein gründliches Studium Deutscher Dichtkunst und Welt- isheit hatte sich Carlyle vorbereitet, den neuen, ihm eigenthüm- hen Anglo-Germanischen Stil ins Leben zu rufen, ein kühnes ternehmen, das ihm in England, wir werden bald hören, mit lchem Erfolge, gelungen ist. Seine Uebersetzung von Goethe's Wilhelm Meister" und seine „kritischen Betrachtungen über die eutsche Literatur", die einige biographische Fragmente von hohem erthe enthalten, verkündigten einen scharfen, selbständigen, mit eschmack und Belesenheit ausgestatteten Geist und wiesen ihm unter inen auf demselben Felde arbeitenden Landsleuten den ersten Rang n. Gleichwohl blieb es nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ihn, aß er sich dem Geschäft eines Uebersetzers so eifrig gewidmet hatte. Die dadurch erworbenen und seine natürlichen Fertigkeiten finden sich in dem Manne so verschmolzen, daß es Mühe kostet, ihre Coexistenz anzuerkennen; denn wer wollte nicht, so lange er kann, leugnen, daß ein Philolog Geist, ein Uebersetzer Originalität, ein Gelehrter Genie habe? Und dies Alles war Carlyle und zugleich. Dennoch blieb sein Talent ziemlich unbemerkt; nur hier und da zerriß ein Strahl seines Lichts den Schleier der Dunkelheit. Man fing erst an, auf ihn aufmerksam zu werden, als die Edinburgh-Review ihm seine Spalten für zwei Artikel über Jean Paul Richter und Novalis öffnete. Der Verfasser, ohne Zweifel mißmüthig, so lange im Vorzimmer der gekronten Geister stehen zu müssen, beschloß, sich zu räuspern, und fing an, in seiner neuen Deutschen Manier zu schreiben, und brachte, ohne die geringste Scheu, ellenlange Wörter und einen unbekannten Reichthum kühner Zusammensetzungen zum Vorschein. Die Neuerung wurde bemerkt, gemißbilligt und dem Verfasser zuletzt verziehen, der in Behandlung eines ganz Deutschen Gegenstandes auf Nachsicht rechnete, wenn er darüber fast selbst Deutsch geworden sey.

Ein neuer Artikel in der Edinburgh-Review, „die eigenthümlichen Zeichen der Zeit" betitelt, offenbarte bei ihm andere seltene Eigenschaften: Tiefe, Scharfsinn, richtigen Blick und jene helleren Ahnungen bevorzugter Geister, die sich in Momenten bis zum Prophetenthume steigern können. Die Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart traten hier noch auffallender als in seinen früheren Schriften hervor, und man stieß sich fortwährend an ärgerlichen Neuerungen, die im Munde des Volkes zuweilen gelten können, aber, als banausisch, nirgends gern in der Schriftsprache das Bürgerrecht bekommen. Die Lesewelt indessen, erstaunt, vielleicht angezogen von dem burlesken Aeußeren in einem Stile, der seines gleichen nicht hatte, befreundete sich mit Carlyle. Er wurde nun Redacteur von Fraser's Magazine und hatte für seine Manier freien Spielraum. Der Fraser ist ein Torystisches Blatt, an welchem sehr geistvolle Männer mitarbeiten und das keine Scheu vor Kühnheiten und originellen Richtungen, selbst in ihrem Uebermaße, zeigt. Carlyle benutzte die dargebotene Gelegenheit und schrieb für den Fraser eine Abhandlung Sartor resartus, eine dunkle Satire in Rabelaisschem Uebermuthe, sprühend von Geist und Tiefe, aber gerade dadurch Viele vom Lesen abschreckend. Dem Sartor resartus folgte ein anderer Versuch, der „Halsband-Prozeß", ein philosophischer Roman, dem die berüchtigte Halsband-Geschichte zur Unterlage diente, und dessen Zweck war, die nächsten Ursachen der Französischen Revolution zu enthüllen. Das Buch mit seinen glänzenden Kapiteln und grotesken Partieen wurde mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen. Ohne Zweifel durch diesen Erfolg aufgemuntert, unternahm es Carlyle, in demselben Stil „die Geschichte der Französischen Revolution" zu schreiben, die sich der gleichen Gunst zu erfreuen hatte.

Wenige Werke der neuesten Zeit haben, nach unserem Dafürhalten, so sehr die allgemeine Theilnahme verdient, aber es giebt deren überhaupt nicht viele, die so anziehende und zugleich abstoßende Eigenschaften besäßen. Wessen Auge gern auf der glatten Oberfläche weilt, wen Sonderbarkeiten der Außenseite abschrecken, der lese nicht dieses originelle Werk. Die mystische, verkappte Manier Carlyle's verwundet dann bald; die Räthsel, die so Vieles zu bergen scheinen und nicht gelöst werden, hinterlassen das Gefühl der Unbehaglichkeit. Wem die Reinheit der Diction die Hauptsache ist, wer dem Anglo-Gallischen Stil Addison's anhängt, wer die kurze, treffende, ganz Britische Manier Bacon's oder die energische, kräftige Periode Southey's liebt, dem muß Carlyle mißfallen. Was sollte der mit jenen Sesquipedalien anfangen, welche die Englische Phraseologie immer aus ihrem Weichbilde gewiesen hat, mit jenen Schaaren von Nebensätzen, die den Grundgedanken wie mit einem Walde von Schmarotzerpflanzen zu umranken scheinen? Eben so, wer Geschichtsforscher von Profession ist und die Darlegung des einfachen, objektiven Thatbestandes verlangt, wird den Verfasser nicht loben; denn die Ereignisse sind von ihm schlecht erzählt, bald vergrößert in Bezug auf ihre Wichtigkeit, bald nur leicht skizzirt und nicht im rechten Zusammenhange, kurz, ohne jene lichtvolle Ordnung, welche die Seele eines Geschichtswerkes ausmacht. Aber der Philosoph, der Beobachter des menschlichen Lebens, wird sein Werk mehr als einmal lesen und mit hoher Befriedigung sich auf einen Standpunkt gestellt sehen, von dem aus er das Gewühl der Leidenschaften und Parteien weit unter sich erblickt. Was liegt dem Psychologen daran, ob der Stil nicht glatt genug ist oder ein paar Data, die vielleicht jedes Kompendium giebt, darin fehlen? Auch erwarte man nicht einen

*) The French Revolution. A history. Three volumes. London, J. Fraser.

oratorischen Diskurs oder gar ein romantisches Dekokt, wo die Begebenheiten präparirt und zugestutzt werden, um den sentimentalen Lesern mundgerecht zu seyn. Das Alles findet man nicht, vielmehr eine philosophische Studie, eine großartige Ironie, ein ergreifendes Drama. Es befaßt sich nicht einmal ausschließlich mit der Darstellung der Französischen Revolution, sondern behandelt die ganze Europäische Kultur in ihrer Entwickelung, von der diese Begebenheit gerade eine der imposantesten Katastrophen bildet. Während des Schreibens liegt dem Verfasser weit mehr an dem Gedanken als an dem Worte; er hat sein Werk mehr gedacht als ausgearbeitet. Er sieht fast immer richtig, drückt aber das, was er sieht, nicht richtig aus. Aber lebendig ist Alles, so markirt, als wenn es vor unseren Augen geschähe; wir selbst müssen uns für oder wider erklären. Solche Lynkeus-Augen, welche der Geschichte ins Herz sehen und den Kern von der Schale zu sondern wissen, die nicht auf der Oberfläche bleiben, sondern da am liebsten einzudringen suchen, wo sie verschlossen finden, solche beharrliche Forscher zeigen sich selten. Seltener noch verstehen sie beides zugleich, zu erkennen und deutlich wiederzugeben; dann treten sie als Koryphäen unter den Geschichtschreibern auf, wie Thucydides und Tacitus. Die eine Hälfte dieser wunderbaren Gabe ist die Hälfte eines großen Mannes. Carlyle hat sie, aber er kann von seinen Visionen nur stammeln; er ist ein Phaeton, der die Sonnenrosse nicht die betretene Bahn zu lenken vermag.

Die Ideen Carlyle's sind wie ein Zwielicht; sie offenbaren sich seinem Auge nicht auf eine feste, zuverlässige, objektive Art. Die Erscheinungen drängen sich vor seinem Inneren, er kann nicht alle ergreifen, festhalten, malen. Er sitzt auf dem Dreifuß der Pythia, die Dämpfe strömen aus — es sind Carlyle's Gedanken; es bilden sich geheimnißvolle Schatten in den aufsteigenden Wolken; glänzende Lichter, zuckende Blitze zertheilen den Nebel und beleuchten ferne, ungeahnte Landschaften, die der fliegende Wolkenschleier wieder verhüllt. Während nun die Einen diese dicke, schwere Luft, welche die Hälfte von den Bildern der Zukunft verbirgt, nicht vertragen, werden die Anderen mit tiefer Bewunderung sich vor den Lichtstrahlen, wenn sie auch kein Ganzes beleuchten, beugen. Versuchen wir demnach zusammenzufassen, was Carlyle's Fehler und zugleich seine Tugenden sind, so sagen wir, daß er einer der schlechtesten Schriftsteller, aber einer der mächtigsten Denker unserer Tage ist.

Lag der Grund davon in seinen Deutschen Universitäts-Studien oder in einer eigenthümlichen Entwickelung seiner jugendlichen Anlagen, genug, Carlyle hat durch eine Reihe unbekannter Ursachen, die er allein im Stande ist anzugeben und bisher nicht mitgetheilt hat, sich von England gänzlich isolirt gesehen. Dieses Unglück für sein Leben ist ein Glück für seinen Ruhm geworden. Er hat unter diesen Umständen keiner der Parteien etwas geopfert, ist der Mann seiner Gedanken und der Abdruck seines Charakters geblieben, und nach zehn Jahren einer zweifelhaften Berühmtheit hat Großbritanien ihn für ein Genie anerkannt. Der Mann scheint nach der Ansicht Mancher einen schweren Stand gehabt zu haben; wir behaupten, in Frankreich würde seine Anerkennung noch schwieriger gewesen seyn. Man ist dort sehr geneigt, die Macht einer Idee zu leugnen, wenn sie nicht in einem Verein von Männern, die sie zu ihrer Standarte wählen, sich gleichsam verkörpert zeigt. Carlyle empfand eine innere Abneigung gegen dieses Postofassen für oder wider, er stellte sich über alle Parteien, und zwar so gut, daß man ihn für den Mann aller Parteien hält. Er beweist, daß die Revolution keine unreife Frucht der Zeit war; er giebt hinwiederum die Kleinlichkeit, Schwäche und Schlechtigkeit der meisten Mitspielenden zu, aber eben so die Größe, die Energie, die Nothwendigkeit des Kampfes. Er mißbilligt nicht die Monarchie, sie ist eine Form; er erhebt nicht auf deren Kosten die Republik, sie ist eine Form; es ist ihm klar, daß die Staats-Gesellschaften Körper sind, deren innere Organisation sich abnutzt und die nur durch Entfernung der kranken Säfte für neue Lebens-Elemente empfänglich werden. Er entnimmt nicht die Apotheose der Zerstörung, wird nicht zum Apostel der Anarchie, haßt aber auch nicht den Tod, den Schöpfer eines besseren Lebens. Er findet, daß die Monarchie zur Lüge ward, indem der Glaube an sie erstorben war; daß es der Hierarchie nicht besser ging, seitdem der Grund und Boden, auf dem sie ruhte, der Glaube selbst, erschüttert und dem Indifferentismus gewichen war. So war eine Explosion nothwendig, seitdem man das Hohle und Unzulängliche der Institutionen, in denen man bisher sein Heil gesucht, erkannte; sie erfolgte, und man begrüßte mit Enthusiasmus die Revolution, die Heilslehre der Zerstörung, des Nichts!

Carlyle erzählt, wie dieses Zerstörungswerk vor sich ging, wie das Gebäude des Französischen Königthums so schnell in sich zusammenbrach, ein Vorläufer der Umwandlungen in den übrigen Europäischen Staaten. Daß es in einem solchen Zeitpunkte der Gestaltung Beschützer des verwitterten Monuments so wie fanatische Zerstörer gegeben habe, nimmt ihn nicht Wunder; daß die einen wie die anderen immer gewaltsam, selten großherzig, oft lächerlich sich gezeigt haben, nimmt ihn eben so wenig Wunder. Er fühlt sich nicht zum Anwalt, nicht zum Ankläger berufen. Wenn die Schauspieler läppisch und die Rollen armselig werden, vergleicht er lachend ihre Kleinheit mit den ungeheuren Dimensionen der Katastrophe, und da begegnet es ihm wohl, daß er burlesk wird. Auch diese Seite seines Talents ist nicht weniger als seine übrigen im Widerspruch mit den Gallo-Romanischen Ideen und Gewohnheiten, die dem Feierlichen und Regelmäßigen den Vorzug geben. Fände sich wohl irgend ein Ton, der uns schlechter stände als dieser burleske, zur Hülle oder zum Schleier für einen feierlichen Gedanken oder ein erschütterndes Gemälde benutzt? Wir ziehen den Firniß der Tiefe, wenn er die Leerheit des Inhalts vergoldet, der Frivolität oder lachenden Miene vor, wenn sie auch eine gedankenreiche Tiefe verbirgt. Wer sich an
solchen Verfassung daran macht, auf unsere Empfehlung
zu lesen, wird glauben, daß wir ihn zum Besten gehabt,
folgende Aufschriften von Kapiteln liest: Astreon's Rückk
einen Heller — Hieroglyphische Supplik — Problematische —
Windschlauch — Das wird elektrisch — Brézé's Merke —
dem Kriegsgotte Broglie's — Die Ersäufungen. — Die Ber
gegen einen Mann, der im Tone eines Possenreißers die
Begebenheiten der neueren Zeit behandelt, wird sich mit
Zorne mischen, der auf seinen Beurtheiler übergehen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Das Aegyptische Militairwesen.

(Schluß.)

Die Werften und das See-Arsenal von Alexandrien
ihre treffliche Einrichtung vorzüglich dem Talent und den
gen des Herrn Cerisy und seines Nachfolgers Muhammer
jetzt an der Spitze des Ganzen steht. Alle Bedürfnisse
sind hier in großen Magazinen auf musterhafte Weise
Außerdem enthält das Arsenal: einen Saal, der mit ziechs
dellen Französischer und Englischer Schiffe gefüllt ist; eine
Rüstkammer; eine nautische Schule; eine Bibliothek mit
lichen Werken des Abendlandes in Arabischen Uebersetzungen
Manufaktur von Seekompassen u. s. w. Nur für Anker,
Taue und Rollen hat man noch keine Manufaktur: die beiden
Artikel werden aus England bezogen und der dritte wird aus
Hand gearbeitet.

Die befestigten Plätze Aegyptens, wie Alexandrien, Da
miette, Kahira u. s. w., sind noch so ziemlich in demselben
wie ums Jahr 1807, als die Britische Invasion erfolgte.
serungen hat man fast allgemein vorgenommen, und vor
Jahren ist auf dem Mukattem, der die Citadelle von Kahira
ein viereckiges Fort mit Bastionen und Kasematten errichtet
das kleineren Bomben widerstehen kann. Eine Besatzung
Mann ist hinreichend, um dieses Fort zu vertheidigen. Di
am Rothen Meere sind fast so gut als unbeschützt, und die
tendsten Städte am Nil, wie Girdsché, Siuht, Memphalut,
Benisuef, sind es gänzlich. Ghenna hat ein kleines Fort
Kanonen. Zu Suez besteht die Befestigung aus einer
Bomben-Mauer von Kalk und Korallen nebst einem schlechten
werke. Fünf kleine Kanonen standen als salutirende
der Pforte. Zu Kosseir sahen wir ein hohes, aber nicht
Fort aus Steinen, unmittelbar innerhalb der Stadt,
herrscht. Eine der Bastionen fand ich in einer Art
Stil erbaut; die übrigen waren rund und gleich den
in Türkischem Stile. Ein niedriger Graben, zur Hälfte
gefüllt, zieht sich um die Verschanzung. Ein Türke
Namens Hussain Aga, dem eine Handvoll Garnison zu
befehligt den Platz. Kosseir zählt ungefähr 1000 Häuser
tentheils Arabische Bewohner. Die Entfernung von hier bis
am Nil beträgt 120 Engl. Meilen: die Straße zieht ihrem
Theile nach durch felsige Engpässe, und auf den Höhen,
Pässe beherrschen, hat man kleine Thürme von massiven
richtet.

Von Suez bis Kahira geht der Weg meist über
Ebenen, die mit Sand und Kieselsteinen bedeckt sind. Die
rung von Suez beläuft sich auf ungefähr 3000 Seelen,
Araber und andere Morgenländer, die unter einem Türkischen
halter stehen. Diese Stadt ist, wie Kosseir, ein Kohlen
Alexandrien soll, mit Einschluß von 4000 Franken, 30,000
beherbergen; Kahira 240,000; Damiette 20,000;
Rosette, das früher eine Bevölkerung von 15,000 Seelen
jetzt in Unbedeutendheit versunken, da die meisten
Manufakturisten dieser Stadt, seit Eröffnung des Kanals
dié, nach Alexandrien gewandert sind. Tanta, eine der
Städte des Delta-Landes, hat nicht über 10,000 Bewohner.

Obschon Mehmed Ali der eigentliche Ober-Admiral
ralissimus seines ganzen Land- und See-Heeres ist, so hat
um nicht zu viel mit Details geplagt zu werden, nach dem
Europäischer Mächte, einen Kriegsminister und einen aus
Offizieren gebildeten Rath ernannt, die sich um Alles,
inneren Haushalt der Armee und Flotte angeht,
müssen. Auch giebt es einen Minister des Unterrichts
öffentlichen Bauten, der in dem Kollegium des öffentlichen
richts ex officio präsidirt. Boghos Bei, ein Armenier,
mier-Minister, und Sami Bei, der kürzlich nach
geschickt worden, fungirt als erster Kabinets-Secretair.
Bei, der seine Erziehung in Frankreich erhalten, ist Mi
Unterrichts. An der Spitze der Flotte steht gegenwärtig
doch soll Said Bei, der jüngere Sohn des Pascha's,
Admiral werden. Ibrahim Pascha, der ältere Adoptiv-
fehligt das Landheer.

Boghos und Sami Bei sollen Männer von Talent seyn;
ungeachtet fragt sie Mehmed Ali nur selten um Rath, da er
eigenen Scharfblick und seine große Erfahrung weit mehr
setzt. So oft ein schwieriges Problem zu lösen ist, zieht
Herrlichkeit in seine Privat-Gemächer zurück und sinnt
den Gegenstand nach. In einer solchen Stunde einsamer
tung darf keine lebende Seele vor ihn treten. Hat er
schluß gefaßt, so kommt er mit heiterem Antlitz wieder

schein und macht sich von Stund an über den Gegenstand, der ihn beschäftigt hat, keine weitere Sorge mehr.

Wir schließen mit einer Tabelle der muthmaßlichen Stärke des ganzen Aegyptischen Heeres, eingerechnet die Kontingente und die irregulairen Truppen:

Streitmacht in Aegypten	42,000	Mann.
" " Syrien unter Ibrahim	94,000	" *)
" " Nubien und Sennaar	40,000	"
" " Hedschas, unter dem jungen Ibrahim Pascha	15,000	"
	191,000	Mann.
Seesoldaten, mit Einschluß der Mannschaft auf der Türkischen Flotte	37,700	Mann.
Miliz oder Nationalgarde	20,800	"
Total-Summe	249,500	Mann.

Man will aus guter Quelle wissen, daß die bisher in Sennaar, Nubien und Hedschas stehenden Truppen, wenigstens ihrem größten Theile nach, auf dem Rückmarsche sind. Die Truppen in Aegypten haben rückständigen Sold von beinahe zwölf Monaten zu fordern. In Hedschas, Sennaar und Syrien bezahlt man das Militair regelmäßiger, damit keine Empörung ausbreche. Das Budget des ganzen Militairwesens soll über 1¼ Million Pfd. Sterl. betragen.

(U. S. J.)

Persien.

Eine Wanderung in Persien.

Von einem Beamten der Französischen Gesandtschaft nach Persien.**)

Eben bin ich mit Herrn Coste von einem langen Abstecher in das westliche Persien glücklich zurückgekehrt.

Im Laufe des Monats Mai waren die Geschäfte der Französischen Gesandtschaft bei der Persischen Regierung, aller orientalischen Langsamkeit zum Trotze, beendigt, und einige unserer Freunde hatten den Weg nach Frankreich schon wieder eingeschlagen: Herr Degranges und der Marquis v. Lavalette reisten über Tabris und Süd-Rußland; die Vicomtes Gérard und d'Archiac über Tiflis und Moskau; der Vicomte Daru und der Marquis v. Beaufort über Buschir, Bassora und Bagdad. Auch der Gesandte selbst, Graf Sercey, schickte sich an, über Bagdad und Syrien nach Frankreich heimzukehren.

Am Abend des 31. Mai machten wir uns auf den Weg nach Nasirabad, einem Dorfe, das nur 1¼ Meile von Ispahan liegt; denn wir wollten am anderen Morgen bei guter Zeit auf die Straße kommen, die nach Hamadan führt. Die Reise von Trapezunt bis Ispahan war für uns, da wir noch kein theures Haupt aus unserem Kreise verloren hatten, eine lange Lustpartie gewesen. Jetzt gestaltete sich die Sache anders; wir sahen uns allein und verlassen in einem barbarischen Lande, dessen beständige Zerrüttung den Aufenthalt mühselig und gefährlich macht; und so fühlten wir eine Niedergeschlagenheit, die nur durch neue Beschwerden und Abenteuer verscheucht werden konnte. Wir erreichten Hamadan am 10. Juni, nachdem wir bei 32 Grad Hitze eine ziemlich öde, hin und wieder mit Trümmern aus der Kalifen-Zeit besäete und im Süden von schneebedeckten Bergreihen begränzte Landstrecke zurückgelegt hatten.

Von den Gipfeln der Höhenzüge, deren Engpässe uns in die Ebene von Hamadan führten, gewahrten wir am Fuße des Berges Alwend, in frisches Grün gekleidet, jene Stadt, deren heutiger Umfang zu den gewaltigen Trümmern, die sie umgeben, in schmerzlichem Kontraste steht. Dies war der erste merkwürdige Punkt unserer Reise; wir befanden uns auf dem Boden des alten Ekbatana.

Das heutige Hamadan ist eine Stadt von geringer Bedeutung; die Häuser sind aus gebackenem Lehm erbaut und ihre Mauern mit einigen Ruinen alter Architektur und Skulptur, größtentheils in Arabischem oder Byzantinischem Style, gleichsam ausgeflickt. Die Türken, vormals Besitzer der Stadt, haben hier mehrere Gebäude aufgeführt, von denen man noch zahlreiche Spuren findet. Viele reißende Bäche stürzen sich von dem Berge Alwend ins Thal; darunter auch ein Strom, über den mehrere hohe Brücken führen und welcher einigen Stadtvierteln ein recht malerisches Ansehen giebt. Armenier wohnen hier wenige, nur etwa zwanzig Familien, die fast alle Kaufleute sind und, ihren muhammedanischen Mitbürgern, dem Koran und dem Statthalter zum Trotze, Wein verkaufen. Die Juden sind, ungeachtet der vielen Bedrückungen, die sie erdulden müssen, in Hamadan sehr zahlreich, zum Theil wohl deshalb, weil Esther und Mardochai hier begraben seyn sollen. Mitten unter den Ruinen eines Stadtviertels, das man den Juden eingeräumt hat, befindet sich das Monument, welches über der Ruhestätte Beider errichtet worden ist. Die Kuppel und der innere Raum sind ganz in muselmännischem Style und den Monumenten der Großen Imame, die man allerwärts in Persien antrifft, sehr ähnlich. Man tritt zunächst durch eine sehr niedrige Thür, die ein steinerner Flügel aus Einem Stücke verschließt, in ein kleines dunkles Gemach mit vielen Lampen, die an hohen Festtagen angezündet werden. Aus diesem Gemache gelangt man durch eine andere, noch niedrigere Thür, auf den Knieen rutschend, in ein zweites nur wenig größeres und helleres, das zwei Sarkophage aus schwarzem geschnitzten Holze beherbergt. Beide sind einander sehr ähnlich; nur der Sarkophag Esther's ist etwas kürzer. An den Wänden sahen wir mehrere Hebräische Inschriften. Ueber der Kuppel befindet sich ein Storchnest, das schon Morier vor dreißig Jahren hier bemerkte. Jedes Jahr wird dieses Heiligthum von jüdischen Pilgern aus dem ganzen Orient besucht. Welche Verkettung von Ereignissen mag aber die Königin von Susa, die Gemahlin des Ahasverus, bestimmt haben, sich in Ekbatana beerdigen zu lassen? Darüber ertheilten mir die dortigen Rabbinen keine Auskunft, und somit war ich auf den blinden Glauben angewiesen.

Medische Alterthümer sind in den Umgebungen Hamadan's nur spärlich vorhanden. Am Fuße des Kastells Musallah entdeckte und zeichnete ich einen vom Zahn der Zeit sehr angenagten steinernen Löwen von kolossaler Größe. Im Nord-Osten der Stadt bemerkt man sehr viele Granit-Trümmer, vermuthlich lauter Fragmente antiker Bauten, deren Stelle sie nur noch bezeichnen.

Am 12ten verließ ich mit einigen Führern die Stadt, um in den Schluchten des Alwend mich umzusehen und zwei Keilschriften aufzusuchen, deren Vorhandenseyn mir bekannt war. Wir gingen beinahe zwei Stunden lang an einem tiefen Hohlgrunde hin, den ein von spät geschmolzenem Schnee angeschwellter Bergstrom durchrauschte. Dieser Strom bewässert viele Weinberge. Hier athmete ich einmal wieder statt des Gluthauchs der Wüste eine liebliche frische Luft, die auf jedes organische Wesen sehr wohlthätig wirkte. Je höher wir stiegen, desto tiefer sank die Temperatur; das freundliche Grün der Weinberge machte düsteren Felsen Platz, deren Scheitel noch dichter Schnee krönte. Nahe dem Gipfel zeigten meine Führer mir einen ungeheuren Felsen, den der Prophet Ali, ihrer Versicherung gemäß, mit Einem Säbelhiebe in zwei Theile spaltete! Wir gelangten endlich zu einer Stelle, wo die Bergwasser tosend von gigantischen Granitkegeln stürzten; hier befinden sich die beiden Inschriften auf einer und derselben Felsenwand. Nur mit großer Mühe konnte ich zwei Drittheile davon kopiren.

Am 19ten erreichten wir Kingawer, wo die Trümmer eines Gebäudes sich vorfinden, das man für einen Diana-Tempel hält. Die Geographen des Alterthums gedenken eines solchen Tempels an einem Orte Namens Konkabar, welcher Name allerdings sehr ähnlich klingt. Ich sah hier die aufrecht stehenden Sockel von acht Säulen. Leider wird der großartige Eindruck, den diese gigantischen Sockel machen könnten, wenn sie frei ständen, durch das armselige Mauerwerk elender Barracken, die an der Front des Gebäudes und zwischen den Säulen errichtet sind, gar sehr verkümmert. Die Länge des Tempels betrug 600 Fuß. In den Feldern und auf Anhöhen findet man noch andere Ruinen, die aber so verworren durch einander liegen, daß man sich von den Gebäuden, zu denen sie gehört haben, durchaus keine Vorstellung machen kann.

Zwei Tage darauf kamen wir nach Bisutun, wo ein Theil der merkwürdigsten Persischen Alterthümer zu finden ist. Am Fuße eines Berges aus schwarzem Felsgestein und von pyramidalischer Form, der am Ufer des Gamasia sich erhebt, sieht man zerstreute Steine und Trümmer von Marmorsäulen in großer Anzahl. Die caleinirten Stücke und die Mischungen aus verschiedenem Material, das flüssig gewesen und sich zusammengeschweißt hat, zeugen von einer Zerstörung durch Feuer. Ich bemerkte mehrere Steine voll Skulpturen und Inschriften und zwei Säulen-Kapitäle aus weißem Marmor, deren Details in ganz eigenthümlichem Style sind. Auf zwei Seiten dieser Kapitäle befinden sich eine männliche und eine weibliche Figur in halberhabener Arbeit, die vermuthlich Chosru-Parwis, den berühmten Sassaniden-Kaiser, und seine Geliebte Schirin vorstellen.*)

Eine Farsang (1¼ Lieue) von Bisutun befindet sich mitten unter Sümpfen ein anderer an Ruinen reicher Ort, der den Namen Tachti Schirin (Thron des Schirin) führt. Ohne Zweifel hat hier vor Alters eine große Stadt gestanden; und bedenkt man, daß die Sassaniden-Fürsten in Madajin, am Ufer des Tigris, in einer Gegend, wo fast unerträgliche Hitze herrscht, residirten, so wird man es sehr natürlich finden, wenn Chosru an dieser Seite des Gebirges Zagros, am Fuße des Bisutun, eine Stadt und einen Sommer-Palast bauen ließ, wo er, von frischerer Luft gekräftigt, den Genüssen der Liebe sich hingeben konnte.

Am 23sten kamen wir nach Kirman Schah. Der ganze Weg bis dahin war mit behauenen Steinen besäet, und in einem Felde bemerkte ich einen Säulenknauf von großer Dimension. Etwas weiter auf einem Todtenacker bezeichnete eine Marmorsäule die Stelle eines Grabmals. Diese ganze jetzt so öde und traurige Gegend war also ehemals mit Palästen und anderen großartigen Monumenten überdeckt.

Der Handel von Kirmanschah ist beinahe Null: diese ruinirte Stadt erhält nur durch Pilger, die nach dem Wallfahrtorte Kerbela gehen oder von da zurückkehren, einiges Leben. Große Karavanen, mit schwer bepackten Kameelen zogen hier unaufhörlich an uns vorüber; allein das Gepäck bestand nicht etwa aus kostbaren Kaufmannsgütern; es waren einbalsamirte Leichen in langen Kisten, die man

---

*) Wo sind oder waren die 94,000 Mann, die in Syrien stehen sollten? Ibrahim Pascha führte 4000, Soliman 3000, Osman eben so viel; in Baalbek und in den Festungen standen höchstens 15,000 Mann. Das sind aber zusammen nur 25,000 Mann; es müßte denn seyn, die übrige Mannschaft habe aus dem davongelaufenen Gesindel bestanden.

**) Herrn Eug. Flandin. Es ist dies eine brieflische Mittheilung aus Ispahan, vom 14. August d. J.

*) Dieser Chosru, ein Enkel des berühmten Nuschirwan, bestieg im Jahre 590 n. C. den Thron seines von ihm gemordeten Vaters. Er war der prunkliebendste aller Sassaniden; nach dem Verfasser des Dschihan-Ara (d. i. Welt-Schmuck) unterhielt er 15,000 Musiker, 6000 Palast-Beamte, 25,000 Pferde und 960 Elephanten an seinem Hofe. Seine Liebe zu der schönen Buhlerin Schirin (d. h. Süße), die ihm jedoch untreu wurde, ist noch jetzt sprichwörtlich und hat den Stoff zu mehr als Einer romanischen Epopöe geliefert. Chosru-Parwis starb 628 durch die Mörderhand seines Sohnes Kobad-Schiruje, des Siroes der späteren Griechischen Historiker.

bei dem Grabe des Imam Hussein zu Kerbela (bei Bagdad) in geweihter Erde bestattet. Am Morgen nach meiner Ankunft begab ich mich an den südlichen Abhang des bis hierher sich erstreckenden Berges Bisutun, um die mit Skulpturen bedeckten Grotten zu sehen, die den Namen Taghi Bostan führen. Um hier gemächlich verweilen und arbeiten zu können, ließ ich mein Zelt an den Eingang der größten Grotte bringen. Ich kopirte mit meinem Freunde die zahlreichen Inschriften und zeichnete die ungeheuren Basreliefs, welche diese Grotten schmücken. Als diese Arbeit beendigt war, beschlossen wir, wo möglich, nach Schuster vorzudringen, ein Versuch, der so vielen Reisenden mißglückt ist.

Bei unserer Abreise von Ispahan hatten wir erfahren, daß der gewöhnliche Weg über Schiras nach Schuster durch Räuberbanden unsicher geworden sey, und daß wir einen anderen durch die Engpässe des Zagros versuchen müßten. So wendeten wir uns dem Fuß der Berge zu, die von Lori's und Bachtiar's, unabhängigen Stämmen, die den Persern fürchterlich, bewohnt werden. Nach fünftägiger Wanderung durch die Thäler zwischen Zagros und Alwend erreichten wir die kleine Stadt Burudscherd, am Eingang der Schlüchte, die man zurücklegen muß, um nach dem tiefliegenden, nur fünf bis sechs Tagereisen entfernten Schuster zu gelangen. Hier hofften wir, gute Erkundigungen über den Weg einzuziehen und sichere Führer nebst Eskorte zu erhalten. Aber der Statthalter von Burudscherd widerrieth uns lebhaft die Fortsetzung einer so gefährlichen Reise, besonders in dieser Jahreszeit. Er sagte uns, der Statthalter von Arabistan, dessen Hauptstadt Schuster ist, sey mit allen dortigen Behörden abgezogen, weil der Schach sie in sein Lager bei Hamadan berufen habe; das Land sey daher im hülflosesten Zustande, und die an den Abhängen des Zagros lagernden Lori's und Bachtiari's versperrten alle Wege. Er weigerte sich sogar, uns eine Eskorte mitzugeben, weil er sie, wie er sagte, nicht aufopfern wollte. Alles, was wir in Burudscherd erfuhren, war nicht eben ermuthigend; außerdem wußten wir, daß erst neulich Herr Texier und seine Gefährten auf einem anderen Punkte nicht glücklicher gewesen waren; daß man zwei Englische Offiziere, die allein dahin abgingen, erschlagen hatte und daß der einzige Europäer, der bis Schuster vorgedrungen, Major Rawlinson, nur mit einem Trupp von 2000 Mann, die der Schach abschickte, um die Unterwerfung einiger Bachtiari-Stämme zu versuchen, dies bewerkstelligen konnte.

So mußten wir denn sehr ungern nach Ispahan zurückkehren. Die auf unsere Exkursion verwendete Zeit war jedoch nicht ganz verloren gegangen: wir hatten einen Landstrich kennen gelernt, der außer dem gewohnten Wege der Reisenden und der Karawanen liegt, eine Gegend, die von den Bergen in Nord, Ost und Südwest ihr Wasser empfängt und, wie alle gebirgige Distrikte Persiens, gut angebaut ist. Ein Fremder, der in Persien nur auf Heerstraßen reist, erhält leicht einen falschen Begriff von dem Lande, weil er da fast nur dürre Ebenen und ungeheure salzige Wüsten zu sehen bekommt. Da die Einwohner in den Niederungen, wo es sehr selten regnet, nicht leben können, so muß man sie und den Ertrag ihrer Arbeit in den Hohlgründen und Schluchten der Berge suchen. Hier findet man einen Reichthum edler Früchte, vortreffliche Melonen und Taback; die Rebe giebt einen feurigen Wein; der Reis, die Gerste und der Weizen liefern reiche Aerndten. Hier ist der Bauer wohlhabend; seine zahlreichen Heerden tummeln sich frei auf fetten Weiden; aber hierher kommen auch die lästigsten Barat's (Steuer-Befehle) des Schachs, die sein Regiment so gehässig machen.

Von Burudscherd kamen wir also wieder auf die große Straße nach Ispahan; es war der 24. Juli, und die Hitze fiel uns sehr beschwerlich. Obgleich wir die Vorsicht gebrauchten, lange vor Tagesanbruch abzureisen, fand sich das Fieber doch in unserer kleinen Karawane ein, und wir mußten, aus Rücksicht für die preßhaften Kameraden, langsamer vorwärts. Das Uebel theilte sich alle Tage Mehreren mit, und als wir am 5. August in Dulfa anlangten, waren nur ich und einer meiner Leute von dieser allgemeinen Plage heißer Länder verschont geblieben. Jetzt gratulirten wir einander aus doppeltem Grunde dazu, daß wir nicht nach Schuster gegangen waren; denn wir erfuhren, die Lori's hätten sich nach allen Richtungen verbreitet und die Thäler geplündert, welche des Schachs Anwesenheit in Ispahan sie bis dahin zu respektiren genöthigt hatte.

In Dulfa fanden wir den Französischen Gesandten in Rußland, General Duhamel, mit einigen seiner Secretaire wieder; diese Herren sowohl als Herr Eugène Borée, von dem ich Ihnen gleich erzählen werde, sind uns sehr freundliche Gefährten in unserem Exile gewesen.

Vermuthlich kennen Sie bereits seinem Rufe nach den edeln jungen Mann, der, von Vaterlandsliebe und religiösem Eifer angetrieben, nach Persien gegangen ist und Schulen gestiftet hat, in denen er selbst und einige auf sein Zureden ihm nachgekommene Missionaire das Französische und die Elemente der Europäischen Wissenschaften lehren. Ihre Bemühungen, die Vorurtheile der christlichen (nestorianischen) und muhammedanischen Perser zu besiegen, sind nicht ohne Erfolg geblieben, und in kurzer Zeit hatte Herr Borée in den Distrikten Salmas, Urmia und Tauris schon fünf Schulen gestiftet. Unser vortrefflicher Landsmann hat den Behörden von Aderbidschan die Nützlichkeit seines Unterrichts eindringlich zu machen gewußt und von dem Schach selber einen Ferman für sich ausgewirkt, der ihm das Recht giebt, überall, wo es ihm gefällt, noch ähnliche Schulen zu stiften, wie die bereits vorhandenen. Man muß die geringen Hülfsmittel Persiens und alles Ungemach kennen, das der Fremde dort zu erleiden hat, um die Größe der Opfer, welche dieser Apostel der Europäischen Civilisation gebracht, nach Verdienst würdigen zu können.

Als die Gesandtschaft durch Tauris passirte, kam Herr Borée zu uns und begleitete uns nach Ispahan. Er trug sich damals mit dem Projekte, in der christlichen Stadt Dschulfa und in anderen Gegenden des südlichen Persiens Filiale seiner Schulen in Aderbidschan zu gründen. Seine Bemühungen und die Verwendung des Grafen von Sercey brachten es dahin, daß der Schach mittelst Ferman's ein Kloster, welches vormals den Französischen Jesuiten angehört hatte und für den Augenblick die Behausung eines Priesters der katholischen Armenier geworden war, wieder an Frankreich abtrat. Herr Borée wurde nach und nach bei den Armeniern und den Muselmännern von Ispahan bekannt und hatte bald die Genugthuung, auch hier zahlreiche Schüler von beiden Religionen seinem Unterricht zuströmen zu sehen. Gewiß wird jeder Europäische Menschenfreund für diesen Missionair der Wissenschaft Interesse nehmen und sein Werk von Herzen segnen.

Ispahan finde ich verödet, wie fast alle Städte Persiens; seine 30,000 Bewohner werden nicht mehr durch die Anwesenheit des Schachs belebt und bethätigt; denn dieser hat seinen Wohnsitz nach Hamadan, an den Fuß der beschneiten Höhen des Alwend, verlegt. Man befürchtete hier eine blutige Reaction, eine Rache für die gerechte Züchtigung des höllischen Gesindels, das diese Stadt früher verheerte. Zum Glücke für ihre moralisch kraftlosen Bewohner hat der Schach die Verwaltung von Ispahan einem Manne von erprobter Festigkeit anvertraut, der im ganzen Königreiche sehr geachtet wird. Dieser Beamte ist Manutscher-Chan, ein geborener Grusier, der als Kind in einem Kampfe mit den Russen gefangen und zu Feth Ali geführt wurde. Feth Ali ließ ihn kasteiren und in seinem Harem einsperren. Der junge Eunuch erwarb sich bald die Gunst seines hohen Gebieters, der ihn zum Hofmarschall machte. In dem für Persien unglücklichen Kriege an den Ufern des Araxes vertraute ihm dieser Schach den Oberbefehl über ein Armee-Corps, und Manutscher-Chan (der Kastrat!) zeichnete sich als Feldherr durch sein Talent und seine Tapferkeit vortheilhaft aus. Nach dem Tode des letzten Königs machte ihn Mehmed-Schach zum Statthalter der Provinzen Fars, Kirmanschah und Arabistan, die am schwersten im Gehorsam zu erhalten sind; in Folge der neuesten Ereignisse wurde er nach Ispahan berufen und mit unumschränktem Ansehen bekleidet. Er vernichtete die räuberischen Banden, welche Schach Abbas des Großen ehemalige Hauptstadt zu lange entweiht hatten.

In wenigen Tagen reise ich nach Persepolis, Schiras, [illegible] u. s. w. Auch von diesen Orten hoffe ich Ihnen bald schreiben zu können.

Mannigfaltiges

— **Irländische Verlegenheit.** Ein junger Irländer wurde in seinem 25sten Jahre noch durch Zureden einsichtsvoller Leute vermocht, ein Englisches College zu besuchen, um sich wissenschaftlich zu bilden. Bis jetzt hatte er geistliche Schriften in Menge gelesen, hatte durch politisches Geschwätz einen gaffenden Kreis von Zuhörern um sich gebildet und durch den Beifall, welchen seichte Raisonnements zu finden pflegen, seinen Dünkel so erweitert, daß er alles andere Wissen mit einer gewissen Geringschätzung betrachtete. Solches trockene Wissen, hörte man ihn manchmal sagen, sey nur ein Gegenstand der Anstrengung für beschränkte Geister; er selber würde solche Dinge bald erschöpft haben, sobald ihm die Ueberwindung gelänge, sich dazu herabzulassen. Es gelang ihm endlich, sich zu überwinden, und er bestimmte drei Jahre zur Erlernung alter Sprachen, Mathesis 2c. Er hatte eine Woche die Vorlesungen gehört, die, wie gewöhnlich, in Einleitungen mehr gesprochen als gelehrt wurden, und hatte sich überzeugt, daß er den Wissenschaften nicht zu viel gethan, wenn er sie für seinen Geist zu gering hielt. „Ich bin in großer Verlegenheit", klagte er einem Freunde. — „Worüber?" — „Ich habe auf unüberlegten Rath gewöhnlicher Köpfe drei Jahre für mein Studium bestimmt; nun sehe ich deutlich, daß ich in einem Jahre das närrische Zeug besser wissen werde, als mancher meiner Lehrer, und bin daher in großer Verlegenheit, wohin ich die übrig bleibenden zwei Jahre stecken soll."

— **Die Präsidenten des Konvents.** Von den 76 Präsidenten, die der Französische National-Konvent besessen hat, sind nur 15 von den Geschicken, die sie Anderen bereitet hatten, ganz unangefochten geblieben. Das Schicksal der übrigen 61 läßt sich folgendermaßen nachweisen:

Es wurden	guillotinirt	18
" "	Selbstmörder	3
" "	deportirt	8
" "	eingekerkert	6
" "	wegen Wahnsinns eingesperrt	4
" "	außer dem Gesetze (für vogelfrei) erklärt	22
	Zusammen	61

Fast sämmtliche Secretaire des Konvents hatten ein ähnliches Schicksal wie seine Präsidenten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Mittwoch den 11. November 1840.

Rußland.

Thadd. Bulgarin im Gostinnüi Dwor.*)

;in Wort über die Bildung des Russischen Kaufmanns.

Im Laufe des letzten Jahrzehends hat der Luxus der Waaren-Magazine den höchsten Grad erreicht. In einigen derselben besteht it das ganze Vermögen des Inhabers nur in den vergoldeten aden-Schränken, oft aber gehören demselben sogar die theuren Schränke nicht einmal. Die Waaren sind theils das Eigenthum der abrikanten und Handwerker, welche ihre Arbeiten nur in Kommission iether geben, theils gehören dieselben den Russischen Handelsherren om Kaufhause, welche die Erzeugnisse Russischer Fabriken auf Zeit erkaufen. Die wohlthätige Errichtung der Handels-Bank erhält den hwachen Kredit jener Magazin-Inhaber, und Mancher von uns, er die Sache nicht versteht, zieht diese Magazine dem Kaufhause or, indem er das Aeußere für das Wesen hält. Allerdings giebt s auch einige (zum größten Theil von Deutschen geleitete) Handungen und Magazine, die nicht nur reich, sondern auch für das lussische Fabrikwesen von Nutzen sind. Der einträglichste Gewinn ieser Magazine erwächst ihnen daraus, daß ihre gebildeten Besitzer as Geschäft mit ausgesuchtem Geschmack leiten, dem Fortschreiten s Fabrik- und Manufakturwesens in Europa folgen und die besten achen aus dem Auslande verschreiben, nur die auserlesensten Baaren der Russischen Fabriken kaufen, indem sie auf diese Weise e letzteren veranlassen, sich zu vervollkommnen, und eine Menge sgezeichneter Handwerker nach Rußland ziehen, denen sie Arbeiten ach den besten verschriebenen Mustern auftragen. Das ist der Muster-Handel, welcher die Aufmerksamkeit des Publikums verente, die dasselbe jenen Magazinen verweigert!

Die ganze Existenz und der Reichthum unseres Fabrikwesens nd der gegenwärtige Russische Handel ist aber — im Kaufhause. on zwei Punkten — den Petersburger und Moskauer Kaufhäusern - verbreitet sich die ganze Handelsthätigkeit nach allen Enden Rußnds und konzentrirt hier alle Russische Gewerbsthätigkeit. Alles, as zu den Lebens-Bedürfnissen eines gebildeten Menschen erforerlich, und Alles, was dem in den Rudimenten der Bildung sich wegenden Menschen durchaus nothwendig ist, findet er in den unheuren Magazinen des Petersburger und Moskauer Kaufhauses. ie Kraft und das Leben des Manufaktur- und Handelswesens, h. die Börsen-Thätigkeit und die Schlüssel des fremden Handels, nd jedoch noch nicht in den Händen der Russischen Kaufmannschaft. ur sehr wenige derselben stehen in unmittelbarer Verbindung mit isländischen Börsen, und wir kennen nicht Ein Russisches Handngshaus, das Comtoire in fremden Ländern hätte, während doch le civilisirte Völker Comtoire in Rußland haben; ja sogar halblde Asiaten reisen ihrer Bedürfnisse wegen zu uns.

In tiefe Gedanken über diesen Gegenstand versunken, wandelte h langsamen Schrittes unter den Arkaden des Kaufhauses einher nd ergötzte mich an der Gewandtheit und Keckheit der Ladendiener, on denen einige sogar noch in dem jugendlichsten Alter waren. esonders zog ein zwölfjähriger Knabe von bewundernswerther chönheit meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich blieb stehen.

„Bist Du ein Ladendiener oder des Herrn Sohn?“ fragte ich n Knaben.

„Des Herrn Sohn“, erwiederte er. Gleichzeitig trat der Herr lbst, ein schon bejahrter Mann in Russischer Tracht, mit langem arte, aus dem Laden.

„Ihr gewöhnt Euren Knaben“, sagte ich, „von Jugend auf an n Handel.“

„Ja! Er muß sein Geschäft durchaus kennen.“

„Er ist aber noch in den Jahren, wo es besser wäre, er besuchte ne Schule“, entgegnete ich.

„O, Herr, er kann lesen und schreiben, und an das Rechnen wöhnen wir ihn durch die Rechnungen.“

„Und damit wäre seine Erziehung beendet?“ bemerkte ich.

„Nun, wozu braucht er mehr? — Sehen Sie, er soll weder leamter noch Gelehrter werden .... Er soll sein Geschäft kennen, nd das ist genug für ihn ....“

„Es giebt aber Dinge“, erwiederte ich, „welche weder der Gelehrte noch der Beamte zu wissen brauchen. Erlauben Sie mir eine Frage. Von woher beziehen Sie hier diesen Kaffee?“

„Von der Börse“, antwortete der Kaufmann gleichgültig.

„Von woher kömmt er aber auf die Börse?“

„Von jenseits des Meeres.“

„Was kostet er aber jenseits des Meeres?“

„Das ist nicht unsere Sache .... Wir erhalten unsere Waaren von den Deutschen Comtoiristen; die mögen es wissen.“

„Die Comtoiristen verkaufen ihn Euch aber mit Profit ....“

„Sicherlich nicht zu ihrem Schaden.“

„Folglich würde, wenn Ihr ihn selbst verschriebet, der Profit Euch zufallen.“

„Gewiß! Wir sind aber keine Briefsteller, kennen keine fremde Sprachen und wissen nicht, wohin und an wen man schreiben muß. Unser Geschäft ist einfach: wir kaufen auf der Börse unsere Waaren, Zucker, Kaffee, Gewürz rc. und lassen dann den Kaufleuten aus anderen Städten nur Partieen ab; hier aber verkauft man im Detail oder pudweise an die Gastwirthe, Konditoreien .... Sehen Sie, ich handle schon seit vierzig Jahren, habe mit nichts angefangen und jetzt bin ich selbständig .... und so wird es meinem Söhnchen da auf seinem Wege auch gehen.“

„In vierzig Jahren“, erwiederte ich hierauf, „wird es auch nicht so seyn, als es vor vierzig Jahren war, und Euer Sohn wird sich schämen vor seinen Kameraden, daß er nichts als Russisch lesen und schreiben kann, was jetzt schon die Postillone und Bäckerjungen können. Wir stehen Alle unter Gottes Schutz! Doch gebe Gott kein Unglück, was soll einer im Elende wohl ohne eigene Mittel anfangen? Lastträger werden oder Arbeitsmann. Kennt und weiß er aber fremde Sprachen, die Buchführung, d. h. die Kunst, die kaufmännischen Bücher nach Art der Fremden zu führen, Geographie, d. h. den Zustand und die Lage aller Länder der Erde, die Handels-Statistik, d. h. den Reichthum und die Produkte jedes Landes, so wird er mit Kapital Matador an der Börse, ohne Kapital aber immer ein goldener Mensch für jeden Kapitalisten seyn, wenn nämlich Euer Sohn, wie ich nicht bezweifle, ehrlich, tüchtig und pünktlich in allen Dingen ist. Dergleichen Leute nehmen reiche Handelsleute gewöhnlich bald mit in das Geschäft und verschaffen ihnen die Mittel, ihr eigenes Handlungshaus zu führen, wenn sie ihnen ehrlich und treu zehn Jahre lang im Comtoir gedient haben.“

„Sie reden da, Herr, von Dingen, von denen wir in Ewigkeit nichts gehört, noch gesehen haben“, erwiederte der Kaufmann; „was wir aber jeden Tag sehen, das schreckt uns ab. Wollen Sie gefälligst einmal zusammenzählen, wie viele Kaufmannssöhne, die in Pensionen erzogen wurden und viele Wissenschaften erlernten, nicht nur den Kaufmannsstand hassen, sondern sich sogar ihrer nächsten Verwandten schämen und, was noch ärger ist, sich mit Verschwendern, Spielern und Vagabunden einlassen, in Schulden gerathen und ihre Erbschaft bis auf die Kopeke verprassen .... Ach, Herr, die Gelehrsamkeit ist erschrecklich ....“

„Dies beweist nur, daß jene Kaufmanns-Söhnchen nicht das gelernt haben, was sie hätten lernen sollen, daß man ihre Moralität nicht überwacht und ihnen die gehörige Achtung gegen den Kaufmannsstand eingeflößt hat. Ich kann Euch dagegen den Sohn meines Hauswirthes als Beispiel anführen, der als ein junger, aber gebildeter Mann schon eine Stimme auf der Börse hat und schon Geschäfte in fremden Ländern macht. Ich will Euch dies nicht als Vorwurf sagen, aber wenn Ihr mit ihm zu thun habt, so müßt Ihr mit ihm wie mit einem vornehmen Herrn umgehen, weil er Euch an Aufklärung überlegen ist, obgleich er vielleicht mit Euch aus gleichem Stande ist. Die alten ehrbaren Zeiten sind nicht mehr! ... Wenn Ihr jetzt nach Moskau reist, in der Schnellpost oder dem Postwagen, so würde es Euch unangenehm seyn, in Gesellschaft von Leuten reisen zu müssen, die Ihr nicht versteht, obgleich sie unter einander Russisch sprechen. Pflanzt Eurem Sohne nur Religion und Sittlichkeit tief in das Herz und fürchtet die Aufklärung nicht. Glaubt nur, daß Ausschweifung und wahre Aufklärung sich nicht mit einander vertragen können. Der aufgeklärte und moralische Mensch wird sich nicht mit Faullenzen beschäftigen. Seine Mußestunden wird er der Lektüre, dem Theater oder der freundschaftlichen Conversation mit verständigen Leuten widmen. Trinkgelage, Kartenspiel, Herumtreiben in den Wirthshäusern sind Dinge, die er nicht kennt; er wird seine Zeit und sein Geld auf eine ehrenhafte Weise verwenden. Die Aufklärung verbreitet sich über alle Stände, der aufgeklärte Kaufmann aber wird von aller Welt geachtet und hat überall

*) Gostinnüi Dwor heißt, wörtlich übersetzt: Packhof. In Petersburg nd Moskau führen aber die großen Kaufhäuser vorzugsweise diese Beennung.

Zutritt. England, Holland, Nord-Amerika verdanken ihre Macht nur dem aufgeklärten Kaufmannsstande; dort treten sogar angesehene Große in den Handelsstand, und Edelleute schämen sich nicht, Comtoiristen zu seyn. Ihr dürft also die Aufklärung nicht fürchten, wohl aber die Sittenlosigkeit. Unwissenheit ist aber der geradeste Weg zum Laster."

„Ich bin viermal um das Kaufhaus herumgegangen, und was habe ich hier gesehen! Einige Kaufleute lasen: „Erklärung von Verkauf" u. s. w.; andere durchblätterten „Anekdoten von Balakireff", ein Büchelchen, was Hausirer für einen Groschen verkaufen. Mehreremale bin ich stehen geblieben und habe die Leser gefragt: ob sie die Geschichte unseres Vaterlandes, die Geographie von Rußland, in welchem sie Handel treiben, kennen? erhielt aber überall dieselbe Antwort: „Das ist nicht unsere Sache, Herr!"

„Ich verlange vom Kaufmann keine Gelehrsamkeit, aber aus Liebe für Rußland würde ich einige Jahre meines Lebens dafür hingeben, wenn die Russischen Kaufleute und Ladendiener nur so viel wüßten, als die in Petersburg geborenen Deutschen in der Petersburger Schule lernen. Wenn Ihr wüßtet, welch' köstliches Geschenk Ihr Eurem Sohne gebt, indem Ihr seinen Verstand mit den für unser Jahrhundert unumgänglich nothwendigen Kenntnissen bereichert! Wie dankbar würde er Euch seyn, wenn er wüßte, daß Gottes Welt nicht hinter seinem Laden endet, und daß es höhere Genüsse giebt, als Thee zu trinken und das gelöste Geld zu zählen! Die Aufklärung befördert nützliche Unternehmungen, die Seele des Handels, und schützt vor falschen Spéculationen. Die Aufklärung hellt den Menschen auf, der sonst aus dem Kreise seines Standes nicht herauskäme. — Noch ist die Zeit nicht verloren! Schickt Euren Sohn in eine gute Schule .... rettet ihn, bereichert ihn mit Schätzen, die er bis an sein Ende mit sich führen kann ...."

Ich blickte um mich; mehrere Leute standen hinter mir und schienen unserem Gespräch zuzuhören. Der reizende Knabe aber wendete kein Auge von mir; er begriff mich mit seinem Russischen Verstande. Da reichte der Vater mir die Hand und sagte: „Herr, haben Sie meine Hand .... Morgen schicke ich meinen Sohn in eine Schule!"

Den ganzen Tag über war ich so glücklich, als hätte ich einen Menschen vom Ertrinken errettet. Th. B.

England.

Thomas Carlyle und seine Geschichte der Französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Aber laßt uns einmal Abrechnung mit einander halten. Die Größe der Charaktere hängt nicht von der Größe der Ereignisse ab. Es ist eben so wahr, daß die wichtigsten und einflußreichsten Begebenheiten in dieser sublunarischen Welt zuweilen von kleinlichen Umständen begleitet sind, die für den Forscher oft die wichtigsten Aufschlüsse enthalten. Mit Pedanterie solche Vorfälle zu sammeln und einen Werth darauf zu legen, daß keiner derselben unbekannt bleibe, wäre eine Heloten-Arbeit. Aber eine sorgfältige Auswahl unter ihnen halten, sie so zergliedern, daß die menschliche Natur bis in ihre geheimsten Falten und verborgensten Schlupfwinkel aufgespürt und ans Licht gezogen werde, das ist ein würdiges und edles Geschäft. Als Cromwell und seine Offiziere entschieden, daß es in England nur eine Republik gäbe, und dieser verwegene Heuchler die Philippiken seiner Anhänger gegen das Königthum vernahm, „ergriff ihn", wie Ludlow, ein Augenzeuge, berichtet, „eine so närrische Freude, daß er nach einem Lafettenstock griff und ihn mir, indem er die Treppe hinabstieg, immer vier Stufen auf einmal, an den Kopf warf. Ich nahm einen anderen Stock auf und warf ihn dem General meinerseits ebenfalls die Treppe hinunter nach." Diese Thatsache ist geringfügig genug, aber wie auffallend sticht sie nicht gegen den Ernst der puritanischen Verschwörer, gegen die Majestät der Geschichte, das großartige Ziel und den strengen Charakter der Epoche ab! und welches Licht fällt dadurch nicht auf Cromwell's Charakter, Genossen, Hoffnungen und Zukunft? In dieser einen Anekdote steckt mehr burleske Verhöhnung der utopischen Träumereien seiner Mitverschworenen, als in dem dicksten Kommentar; es ist die naivste Enthüllung seines unterdrückten Strebens, eine Eruption seines lodernden Ehrgeizes.

Carlyle's starke Seite ist es nun, solche Züge aufzufinden und die Motive, welche darin liegen, meisterhaft zu entwickeln. Dabei verhindert ihn die Tiefe seiner Einsicht, gemeine Handlungen mit charakteristischen Umständen zu verwechseln, oder die unvermeidlichen Verkehrtheiten, welche im Gange der Begebenheiten mit unterlaufen, mit den konkreten Fehltritten der Individuen in gleiche Kategorie zu setzen. Sein Mirabeau, sein Bonaparte, seine Charlotte Corday, diesem chemischen Prozeß unterworfen, durch das Carlylesche Mikroskop betrachtet, erscheinen nur um so größer. Will man aber Carlyle ganz verstehen, so muß man den verwickelten Gang, welchen seine Gedanken nehmen, nicht aus dem Auge lassen und immer fragen, warum er diesen Gang nimmt.

Sein Stil, der weder bei Engländern noch bei Deutschen klassisch heißen würde, läßt sich schwer vertheidigen und vollends nicht als Muster aufstellen; man muß zufrieden seyn, ihn zu begreifen oder vielmehr zu errathen. Er scheint gesucht und affektirt, durch Manier und Schwulst verunstaltet, aber das Sonderbare an der Sache ist, daß dieses affektirte Wesen bei ihm zur Originalität wird; es ist nichts Geborgtes, sondern mit seiner Individualität eins Gewordenes. Der Grund davon liegt in seinen langen Studien, in der

excentrischen Richtung, welche die Bildung seines Geistes
hat, und in der Isolirung, mit der er sein Privatleben
Das Werk als Ganzes und in dem architektonischen
Theile zeigt Mangel an Symmetrie. Oft unterbricht ein
Erguß, der sich wohl durch sechs Seiten hinzieht, die
stellung der Begebenheiten, und jedes Kapitel ist ordentlich
mit einer Apostrophe wie mit einem Herolde versehen.
typen Beiwörter für dieselben historischen Personen, nach
Homerischen Epopöe, ermüden zuletzt bis zum Ueberdruß.
immer aufgelegt, sich statt „Robespierre" das Carlylesche
„der unbestechliche Grüne" oder „der olivenfarbene
„der junge Bonaparte" sagen zu lassen? Die Oekonomie
wurf eines Ganzen, die Kunst der sorgfältigen
Glättung der Uebergänge, Geschmack und die Grazie
haltens, lauter Tugenden, die besser in geistreichem
auf der Studirstube gelernt werden, geben Carlyle ganz
Eigenheiten des Stils, die Kraft der Rundung, das
Fleisch vorzuziehen, das Mühsame, Studirte und Aengstliche,
kleinsten Ausdruck nicht der Form aufzuopfern, erinnern
die alte Deutsche Malerschule, die, ohne ihre Verdienste
wollen, mit ihrer Energie, Präcision und tiefem Kunstgefühl
Dilettanten abschreckende Trockenheit verband.

Von der Art sind die Fehler in der Form und
welche das Buch unübersetzbar, ja kaum verständlich machen.
eines fertigen Buches, eines auch in der Form vollendeten
kens, eines durchdachten und symmetrischen Planes, wie
sonst an Meisterwerken gewohnt ist, finden wir, in einem
Raume zusammengedrängt, die glänzendsten Elemente von
die originellsten Ansichten, die interessantesten Episoden,
reichste Beschäftigung für Geist und Gemüth, aber Alles noch
und unorganisch. Diese Embryonen, die in ihrem Werden
erscheinen, stacheln und spornen alle unsere Seelenvermögen,
was sich von Thätigkeit und Circulation im Gehirne findet,
in Wallung gebracht und von der Zauberruthe dieses
schüttert. Nichts fehlt dem Ganzen zu einem Meisterwerke,
würdige Fassung so glänzender und kostbarer Gedanken.
er nicht verstanden, vielleicht ohne seine Schuld, insofern
ein Produkt seines Bodens, ein Sohn seiner Zeit, ein Kind
heimatlichen Sitten ist.

Ist es mehr ein edler Irrthum als ein Unglück, der dem
eigenthümlich ist — doch den Engländern weniger als den
— aber im Allgemeinen ein Fehler aller Völker Teutonischer
esse quam videri, lieber etwas seyn als scheinen, ist die
Germanen. Videri quam esse, der Schein ist mehr als das
so lautet die Regel der mittäglichen Völkerschaften, welche
Römischer Sprache und Bildung überkommen haben, und
tung führt auf die entgegengesetzten Abwege. Die
ratur ist voll von formellen, aber hohlen Talenten, von
legten, aber inhaltleeren Werken, reich an bequemen, leicht
nenden Formen, die sich den Namen des Talents verdienen,
Schein der Vollständigkeit, ohne gründlich zu seyn. Die
zu Epopöen, der fertige Zuschnitt zu Romanen, die
Dramen, lauter geistreiche mechanische Erfindungen müßiger
die sich ein Metier daraus machen, überschwemmen wie eine
fluth unsere Literatur. Den nordischen Literaturen im
es an regelmäßigen Werken. Die Einen, die Söhne des
und des Teutonismus, zollen die lauteste Bewunderung einem
auch von wenigen Blättern, wenn es Gedankenfülle und
die Form tritt in den Hintergrund. Die Anderen, die
Südens und Roms, verbeugen sich vor einem gut geschriebenen
sey es auch gedankenarm. Für sie besteht das Genie in der
bei jenen giebt der innere Werth den Ausschlag. Es ist
in dieser Eintheilung, die fruchtbarer ist als sie auf den ersten
erscheint, auf der einen Seite die Erbschaft der Plastik
Griechischen Literatur und Römischen Disziplin, welche die
Nationen adoptirt haben, auf der anderen den kühnen
der Germanischen Nationen des Nordens zu finden.
historische Gesichtspunkt, auf einer tiefen Beobachtung
klärt auf einmal die ganze Verschiedenheit unserer
politischen Institutionen im modernen Europa.*)

Sein hoher philosophischer Werth verhindert also
Werk Carlyle's, unvollständig und dunkel zu seyn. Aber welche
welcher Scharfsinn in diesem dunkeln Buche! Jene wunderbare
Shakspeare's, die Alles von einer anderen unzugänglichen
ansieht, die Mitleid hat für Alles und Spott für Alles,
die zahllosen Schmerzen der Menschheit, heiteres Lächeln für
zähligen Thorheiten dieser Welt, findet sich gewissermaßen
phisch raffinirt und bis zum höchsten Verständniß aufgefaßt und
delt in der Seele Carlyle's. Er ist unparteiisch aus Ironie
Mitleid. Auch diese Geistesrichtung ist anti-Französisch.
zu lebhaft, kriegerisch, enthusiastisch, um uns zu so kalter
Unparteilichkeit erheben zu können. Wir würden glauben,
recht zu thun, wenn wir an einem Feinde Vorzüge
Lieben oder hassen, eines von beidem können wir nur. Oft
sich sogar das Blatt, und wir hassen einen Mann oder eine

---

*) „Videri quam esse", Ihre Theorie bewährt sich nicht in
wir dem geistreichen Franzosen zu; der einzige Goethe hatte mehr
als alle Heroen der neueren Französischen Literatur, wo Männer wie
briand, Victor Hugo, Lamartine, die Legion der dünneren Romanc
rechnen, mehr élan sauvage gezeigt haben, als irgend eine Periode
ratur. Freilich ist es eine Krisis, sind es Geburtswehen einer
den Zukunft, aber weil sie bisher meist nur die Form kultivirten,
uns nicht absprechen, daß wir Form und Geist zugleich besitzen. Aber
überhaupt eine Panacee der Form? Bis jetzt hat sich das Genie und
seine eigene Form geschaffen.

nachdem wir sie angebetet haben, ach, und es giebt so wenig Dinge, die hassens- oder anbetungswürdig sind. Hier, im Gebiete schnell angeregter Gefühle, liegt unsere Stärke und unsere Schwäche, das souveraine, von Leidenschaften freie Gericht über Thaten und Meinungen scheint uns Kälte, Gleichgültigkeit, wohl gar Treulosigkeit. So gestimmt, wird uns Carlyle's starr Sächsisches Buch wenig munden; es ist Deutsch durch intuitive Schärfe, Anglo-Normännisch durch die Kenntniß der Menschen und Angelegenheiten. Er hat nichts Romisches, nichts Gallisches, nichts Diszipliniertes, kein Aeußeres; Deutsch oder Englisch, er sündigt gegen den Geschmack und macht wieder gut durch Originalität.

Alle Eigenheiten und Fehler unseres Schriftstellers finden sich in folgender Stelle, welche der Eröffnung der National-Versammlung gewidmet ist, vereinigt. Nach Allem, was wir vorausgeschickt haben, wird man über keine Sonderbarkeit mehr erstaunen oder Carlyle mit einem Anderen als ihm selbst vergleichen wollen. Wer sich über ihn erhaben fühlt, gebe ihm Freiheit, nach Gutdünken zu schalten und zu walten, wie die Könige im Mittelalter sie ihren Hofnarren gewährten. Die Darstellung wird immer noch anziehend genug seyn. – „Dies ist", fängt er an, „die Taufe der Demokratie, die Zeit hat sie, nach Ablauf der dazu erforderlichen Zahl von Monaten, zur Welt gebracht, und man muß das Kind taufen. Der Feudalismus empfängt die letzte Oelung; sie ist reif zum Sterben, diese verfallene Monarchie, ihrer Anstrengung unterliegend. Denn sie hat viel gerungen, wäre es auch nur, um Euch mit Euren von ihr ererbten Schätzen hervorzubringen. Sie ist überreif, abgezehrt von räuberischen Anfällen, die man für ruhmvolle Siege ausschrie, entkräftet von Wollüsten und Begierden, denen sie gedient. Sie ist alt, sehr alt, sie faselt. Aber unter den Zuckungen des Todeskampfes und den Wehen der Neugeburt sucht sich ein Usurpator einzudrängen. Welcher Kampf! Himmel und Erde, was soll das Ende davon seyn? Schlachten und vergossenes Blut! September-Morde und Brücken von Lodi, Moskauer Rückzüge, Waterloo's, Peterloo's, Kammer-Reformen, Guillotinen, Julitage! und von dem Augenblicke an, wo diese Schilderung sich eröffnet, wenigstens zwei Jahrhunderte des Kampfes, und zwar nach der geringsten Annahme, wofern unsere Prophezeihung sich bewährt — bevor die Demokratie diese traurigen, aber nothwendigen Epochen der Charlatanokratie durchgemacht hat, bevor eine greise, kranke Welt begraben und die junge, lebenskräftige Zeit geboren ist.

„Mitglieder der konstituirenden Versammlung, Volksvertreter zu Versailles, seyd getrost, das letzte, wenn auch ferne Ziel steht Euch klar vor Augen, nur was dazwischen liegt, ist Euch verborgen. Heute ist das Todesurtheil gegen die Lüge ausgesprochen; aber es kommt eine Zeit der Auferstehung, sey es auch in fernen Tagen. Noch heute ruft die Posaune des Weltgerichts, daß die Lüge abgethan ist, aber mehr vernehmet Ihr nicht. Dies glaubet, daran haltet, das Uebrige überlasset der Zeit. Mehr zu thun, seyd Ihr nicht im Stande, und Gott will Euch helfen."

„Doch was geschieht? Die Pforten der St. Ludwigs-Kirche thun sich plötzlich auf, eine lange Prozession zieht nach Notre Dame, unsägliches Geschrei, ein Geschrei zertheilt die Luft. Gewiß ein glänzendes und feierliches Schauspiel! Die Edelsten Frankreichs, darunter der Hof des Königs, Alle nach Rang und Stand in den ihnen zukommenden Trachten, die Kommunen in den kleinen schwarzen Mänteln mit weißem Halskragen, der Adel in Sammetröcken, mit Gold gestickt und bunt verbrämt, mit reichen Spitzen garnirt und mit wogenden Federn; die Geistlichkeit im Chorhemd, Meßgewand und der ganzen Herrlichkeit des Priesterthums; endlich der König und sein Haus, Alles im glänzendsten Aufzuge. Wehe! das ist der letzte Tag des Glanzes. Anderthalbtausend Menschen, von allen vier Enden des Horizonts durch den politischen Sturm zusammengeweht, geben sich die Hand für ein großes, unbekanntes Werk. Ja, in dieser Masse, die sich stillschweigend heranwälzt, liegt die schlummernde Zukunft. Zwar geht keine Gotteslade vor ihnen her wie vor den alten Hebräern, die auf einen göttlichen Bund hindeutete; sie haben dessen auch einen heiligen Bund, auch sie stehen an der Spitze einer neuen Aera der Menschengeschichte. Die ganze Zukunft ist da, das leitende Geschick, das sie unter seinen düsteren Flügeln ausbrütet, die unentzifferbare, aber unvermeidliche Zukunft liegt in dem Schoß dieser Männer und Meinungen. Sie tragen sie schon in sich, aber weder ihr Auge noch das eines Sterblichen, sondern allein das göttliche Auge kann sie enträthseln. Sie keimte von selbst hervor, ich höre es Euch, in dem Feuer und in dem Donner, in den Belagerungen und in den Schlachten, in dem Rauschen der Fahnen, dem Stampfen der Kriegsrosse, dem rothen Brande der Städte und dem Jammer der erwürgten Nationen! Dies sind die Saaten, die verborgen, tief eingehüllt bleiben in dem Schoße dieses vierten Tages des Monats Mai. Seit langer Zeit waren sie dahin gelegt, und jetzt erst keimen sie auf. Scheint es Euch merkwürdig? dann bedenkt, wie viel Wunder fänden sich an jedem Tage, den die Sonne bescheint, wenn wir sie nur zu deuten verständen! Aber zum Glück unsere Ruhe sind unsere Augen nicht scharf genug dazu. Entsteht nicht der geringste unserer Tage aus dem Zusammenströmen zweier Ewigkeiten? Nimm indeß an, mein guter Leser, daß wir, wie so viele Andere, einen Platz auf einem Pfeiler oder Vorsprung erhalten; die Dame Clio erlaubt es, ohne daß wir sie erst zu einem Wunder bemühen müßten. Laß uns von da aus einen flüchtigen Blick auf diese Prozession, dieses Gewühl von Menschenleben, aber einen weissagenden, der uns nur noch heute möglich ist, werfen; der Platz ist sicher, wir dürfen nicht fürchten, herunterzufallen."

„Was dieses Gewühl von Menschenleben, diese zahllose Menge von Zuschauern betrifft, so gestaltet sie sich zu keinem Ganzen; aber hefte nur fester den Blick auf sie, Du wirst einige Personen ohne Namen darin entdecken, die sich bald einen geschaffen haben werden. Diese junge Baronin von Staël zeigt sich unter anderen Damen ihrer Zeit an einem Fenster. Ihr Vater ist Minister und figurirt unter der Zahl der handelnden Personen, in seinen eigenen Augen der Gott dieses Festes. Jugendliche Amazone am Geiste, Du und Dein angebeteter Vater wollen sich überreden, daß der Lauf der Dinge hier seinen Stillstand gefunden habe? Wie Malebranche Alles in Gott sah, so Necker Alles in Necker. Die Geschichte sucht ein höheres Ziel und zermalmt, was ihr widersteht. — Ist sie nicht auch anwesend, jene Jungfrau mit den braunen Locken, Théroigne, mit den leichten Sitten und dem Herzen voll Feuer? Reizendes, bedeles Mädchen, deren flammende Worte und Blicke eines Tages die Germanischen Schlachtreihen mit harten, stahlgepanzerten Brüsten brechen werden — die Zeit wird kommen, wo Du Helm und Lanze tragen wirst, und bald nachher, wehe! das Zwangshemde und die Eisenkette in Deiner langen Wohnung in der Salpetrière! Du hättest besser gewählt, wenn Du in Deiner Provinz Luxemburg geblieben wärest und irgend einem Ehrenmanne schöne Kinder geboren hättest. Das harte Feldlager lockte Dich mehr als der weiche Pfühl des Ehebettes."

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Gebräuche der Bewohner von Pegu.

Folgendes ist eine kurze Beschreibung der Ceremonien, welche bei der Geburt, der Verheirathung und dem Tode eines Eingebornen von Pegu beobachtet werden. Dieselbe ist von einem Eingebornen von Rangun, auf Ersuchen eines Engländers, aufgezeichnet worden. Die angeführten Gebete sind nur ihrem allgemeinen Inhalte nach gegeben.

Der Sohn oder die Tochter eines Königs wird sieben Tage nach der Geburt in eine smaragdene Wiege gelegt. Bei dieser Gelegenheit verrichtet ein gelehrter Bramine von Munipur die Ceremonie einer Libation. Wohlgebildete Knaben und Mädchen, Kinder von Unterthanen des Herrschers, werden ausgewählt und nebst einer Provinz oder einem Distrikt dem Königlichen Kinde als Erbgut oder Ausstattung verliehen. Die so ausgewählten Kinder bleiben lebenslänglich in seinem Dienst und werden Ausstattungs-Sklaven genannt.

Von allen Klassen der Bewohner der Hauptstadt wird erwartet, daß sie eine Festlichkeit veranstalten und Betel, Taback und Theeblätter vertheilen. Die älteste Person, welche sich im Lande findet, wird herbeigebracht und in die Wiege des Kindes gesetzt, um ihm langes Leben zu versichern. Wann die Mutter das Wochenbett verläßt, wird die Priesterschaft in ihrem Hause versammelt und gespeist, und die Freundinnen, welche sie während ihrer Krankheit besuchten, stellen einen Krug, worin die Rinde des Tarä, die Frucht des Kengbon und wohlriechendes Sandelholz gemischt sind, vor die Thür, in welchem die Gäste die Hände zu waschen ersucht werden, ehe sie in die Wohnung eintreten. Oel, Betel und Theeblätter werden ebenfalls vor die Thür gestellt, und nachdem ein Mahl von Reis, curry *) und Meth den Gästen vorgesetzt ist, werden sie eingeladen, daran Theil zu nehmen. Wenn sie weggehen, was sie selten thun, ohne ein kleines Geschenk an Geld zurückzulassen, nöthigt man sie, etwas Obst und Reis anzunehmen.

Wenn die Ohren des Kindes durchbohrt werden sollen, bitten die Aeltern ihre Freunde zusammen und sorgen zu ihrer Belustigung und Unterhaltung durch Musik, Tanz und Schauspiel. Die Durchstechung der Ohren erfolgt mit einer goldenen Nadel, welche an einem Ende mit einer aus demselben Metall gearbeiteten Blume geschmückt ist, und nachdem dies geschehen, werden die im Folgenden genannten Nahrungsmittel in der Ordnung ihrer Aufzählung vorgesetzt. Verschiedene Brodte, sieben von jedem, geröstete Fische und Krabben, sieben von jedem; Schnüre voll Trauben und Kokosnüsse, sieben von jedem, und die gleiche Zahl von allen anderen Früchten, wie sie die Jahreszeit gerade bringt. **) Das Kind wird in schmuckvolle Gold- und Silberstickerei geputzt, und seine Aeltern und die Freunde versammeln sich rund um und bringen Gaben von Gold, Silber, Juwelen, Feldern, Gärten und Fischereien dar.

Ein Knabe wird frühzeitig zum Besuche der nächsten Schule angehalten, um die für seinen Stand erforderten Wissenschaften zu lernen, bis er das zur Annahme der heiligen Tracht geeignete Alter erreicht hat. Die Mädchen wachsen unter dem älterlichen Dache auf und sind bei den häuslichen Arbeiten behülflich. Wenn ein Mädchen heirathsfähig ist und von irgend einem Jünglinge geliebt wird, für den auch sie Neigung gezeigt, so gehen die Aeltern des Jünglings und die angesehenen Bewohner des Bezirkes, in welchem er wohnt, nach der Wohnung des Mädchens und berathen sich mit ihren Aeltern zwei oder drei Mal über den Gegenstand. Werden die Parteien einig, so wählen sie einen günstigen Tag in einer guten Jahreszeit zur Feier der Hochzeit. An diesem Tage gehen die Aeltern des jungen Mannes eilig in das Haus der Braut und beschäftigen sich damit, Sitze und Speisen für die erwarteten Gäste zu bereiten. Zehn oder zwanzig kegelförmige Büchsen werden in eine Reihe gestellt; die erste derselben ist mit baarem Silbergeld gefüllt, die anderen enthalten Theeblätter, Betel, Taback, weißes und rothes baumwollnes Zeug, Kokosnüsse, Plantanen, Süßigkeiten und Saures. Diese

*) Das Wort curry haben die Engländer aus der Hindostanischen Landessprache aufgenommen; es bedeutet eine Mischung mehrerer wohlschmeckender Speisen.

**) Die Zahl Sieben ist im ganzen Oriente eine heilige und spielt schon in den ältesten Urkunden eine große Rolle, sowohl im religiösen wie im bürgerlichen Leben. D. Uebers.

werden in einem feierlichen Aufzuge von jungen Mädchen nach dem Hause der Braut getragen. Die Nachbarn suchen diesen Zug in den Straßen zu hemmen, indem sie ein Seil quer über die Straße aufhängen, und man läßt ihn erst dann weiter, wenn die Zudringlichkeit des Volkes durch ein kleines Geschenk an Geld befriedigt ist. Nachdem man im Hause angekommen ist, legen die Aeltern beider Theile, ihre Freunde und Verwandte, die Hände des jungen Paares in einander, und diese verbeugen sich. Die Aeltern wählen gewöhnlich diesen Augenblick, um ihren Kindern eine angemessene Gabe an Gold oder Silber darzubringen. Nachdem die Ceremonie beendigt ist, geht das junge Paar im Hause der Braut zu Bett; aber ein uralter Gebrauch hat ihren Nachbarn das Recht gegeben, ihre Ruhe dadurch zu stören, daß sie Steine auf das Dach werfen und an die Thür schlagen, wenn nicht ihre Schonung durch eine kleine Gabe erkauft wird.

Wenn ein Knabe das Alter von sieben bis neun Jahren erreicht hat, kann er als ein Novize der Priesterschaft einverleibt werden. Bei dieser Veranlassung wird dem Hause seines Vaters gegenüber ein Thronhimmel errichtet, und die Nachbarn werden zu der Feierlichkeit eingeladen, wozu auch die Aufführung einer Art von Schauspiel gehört. Nachdem man ein Mahl eingenommen hat, wird der Knabe in ein heiteres Gewand gekleidet, und man läßt ihn zu Pferde oder in einer Sänfte um die Stadt herumziehen. Hierauf wird er nach dem Kollegium gebracht, indem die gewöhnlichen Geschenke für die Priester und die acht nothwendigen Artikel für den priesterlichen Gebrauch ihm vorgetragen werden. Nachdem er sich vor dem Oberen niedergeworfen und die vorgeschriebenen Fragen zu dessen Zufriedenheit beantwortet hat, wird er in den Theugan oder die gelbe Tracht gekleidet. Es wird erwartet, daß die Aeltern für die ihrem Sohne werdende Belehrung täglich Almosen nach dem Kiung (Kloster) bringen, dessen Mitglied er ist, und daß sie am frühen Morgen ein Gefäß mit gekochtem Reis für die bei ihrer Wohnung etwa vorübergehenden Priester bereit halten; alter Gebrauch fordert auch, daß sie an den drei Hauptfesten des Jahres gelbe Kleidungen, Honig, Wachs, Bücher und andere Gegenstände, welche unter der Priesterschaft in gewöhnlichem Gebrauch sind, schenken.

Wenn das Haupt einer Familie stirbt, versammeln sich die Nachbarn im Hause der Witwe, und indem sie jeder eine kleine Gabe an Geld darbringen, suchen sie die überlebenden Familienglieder zu trösten; diese vertheilen unter ihre Gäste Reis, Curry, Brod, Betelnuß, Theeblätter und Cigarren, und dingen eine Bande Musikanten, welche so lange musiziren, bis die Besucher sich zerstreuen, was gewöhnlich um ungefähr zehn Uhr Abends geschieht.

Am folgenden Morgen versammeln sich die Leute wieder im Hause der Witwe, um abwechselnd zu schmausen, zu beten und den Todten zu beweinen. Am Morgen des zweiten Tages wird der Todte in einem heiter geschmückten Sarge ausgestellt, in seine besten Kleider geputzt, einen Turban um den Kopf gewunden und mit Ringen an den Fingern, welche das Eigenthum desjenigen, welcher die Zerstörung des Leichnams beaufsichtigt, des Thuparaza, werden. In einem feierlichen von den Priestern angeführten Zuge wird der Sarg auf den zur Verbrennung der Todten bestimmten Platz außerhalb der Stadt getragen. Geschenke für die Priester, bestehend in Theeblättern, Plantanen, Zuckerrohr und Kokosnüssen, und die Musikanten gehen ihm voran; die Verwandten und Nachbarn folgen. Nachdem der Zug an dem bezeichneten Orte angekommen ist, wird der Leichnam auf den Scheiterhaufen gehoben, Priester mit dem Leichengefolge stellen sich rund herum, die Ersteren mit dem Gesicht nach Osten oder Norden gewandt, und es beginnt folgende Liturgie:

Volk: „Gebet! Gebet! mit dem Leibe, der Stimme und dem Herzen; wir beugen uns drei Male, weihen uns und unterwerfen uns den drei Gegenständen der Verehrung — Gott, dem Gesetz und der Priesterschaft — um vom Aufenthalte in der Region der Qualen und dem Daseyn in den Gestalten von Würmern, wilden Thieren und Dämonen, so wie den acht verbundenen Uebeln, befreit zu werden, und damit wir auf den Pfaden der Reinheit, der Demuth, der Schonung und des Wohlwollens einhergehen und endlich Belohnungen in einem ewigen Zustande der Ruhe erhalten mögen!“ **Priester:** „Laßt die Belohnungen dieser drei vortrefflichen Pflichten gegen Gott, seine Gesetze und seine Schüler seyn: — Macht, für die Verehrung Gottes; Weisheit, für den Gehorsam gegen seine Gesetze; Vermehrung des Vermögens, für die Ehrerbietung gegen die Lehrer der Gesetze; und nach Befreiung von den eilf Leidenschaften, Freude in jenem Zustande der Ruhe, Nygban*) genannt.“ Das Volk wiederholt dann drei Mal: „O Herr! wir bitten Dich, unterweise uns in der Beobachtung aller Vorschriften der Religion und aller Pflichten gegen dieselbe; erhöhe uns mit Deiner Gnade und lehre uns Deinen Befehlen gehorchen!“ **Priester** (zum Volk gewandt): „Wie ich sage, so wiederholt!“ **Volk** (antwortend): „Ja, Herr!“ Priester drei Mal und das Volk jedes Mal ihm nach: „Ehrerbietiger Gruß der höchsten Gottheit, welche, nachdem sie ihre Sterblichkeit abgelegt, Unsterblichkeit angenommen hat; der allwissenden und allsehenden, deren Verdienste und Eigenschaften die Vollkommenheit erlangt haben.“ **Priester** drei Mal und das Volk ihm nach: „Wir halten fest an der Verehrung der zehn vortrefflichen Gesetze, den vier Pflichten und vier Belohnungen, welche der ewigen Ruhe angehören; wir vertrauen uns der Leitung der Lehrer der Religion an, welche die vier Regeln und vier Belohnungen der Tugend kennen!“ **Priester:** „Die drei Pflichten sind erfüllt.“ Das Volk (antwortend): „Ja, Herr!“ **Priester** und das Volk ihm nach: „Vermeidet die Begehung des Mordes, vermeidet die Begehung des Diebstahls, vermeidet die Verlassung eurer Familie, vermeidet die Lügen, vermeidet die vier bezaubernden Flüssigkeiten und die vier berauschenden Substanzen.“ **Priester** (zum Schluß): „Die Pflichten und Vorschriften sind beobachtet worden; tragt sie alle im Herzen.“ Hierauf verläßt das Volk den Ort und kehrt nach Hause zurück. Nach Verlauf von sieben Tagen nach dem Tode der Person, versammeln sich die Familien der Nachbarn wieder im Sterbehause, hören die Ermahnungen des Familien-Priesters an und nehmen ein Mahl ein.

Der Leichnam eines Kindes unter zehn Jahren darf nicht in einen prächtig geschmückten Sarg gelegt und nicht mit Musik zu Grabe geleitet werden. Kinder, Arme und Personen, welche plötzlich oder durch Gewalt gestorben sind, müssen begraben, dürfen nicht verbrannt werden.

*) Das Wort Nygban wird von Colebrooke durch Nirvana — Absorption — erklärt. Folgendes ist ein Gespräch über die Erklärung dieses Wortes zwischen einem Engländer und einem gelehrten Buddhisten: **Engländer.** Wie erklärt ihr das Wort Nygban? **Prediger:** Es kann nicht erklärt werden; es ist etwas, worüber zu denken, nicht, was zu erklären ist. **Engl.:** Bezeichnet das Wort, wovon ich spreche, Extinction, Dissolution oder Absorption? **Pr.:** Es bedeutet alles dies; aber dies ist ein Gegenstand, über den religiöse Leute sich nicht gern verbreiten, da, obgleich es nur ein einzelnes Wort ist, doch alle Erläuterung, welche darüber gegeben werden kann, dem menschlichen Verstande doch nicht mehr als einen ganz oberflächlichen Begriff von seiner wahren Bedeutung zu geben vermag. **Engl.:** Nimm an, daß das immaterielle intelligente Prinzip, welches nach eurer Annahme in jedem lebendigen Dinge ist, ausgenommen in den niederen Ordnungen der Insekten, Baum- und Blumen, durch alle vorgeschriebene Stufen seines Fortschrittes zur letzten hindurchgegangen ist; hört dies Wesen nach seinem endlichen Uebergange auf, Individualität und Empfindung zu haben? **Pr.:** Ja. **Engl.:** Dann ist es also erloschen (extinct) und bildet nicht länger ein Atom des in sich beweglichen Kreissystems? **Pr.:** Nein, sein Ausströmen hört auf, und es wird ruhend; das Prinzip, welches Leben mit Bewußtseyn und Empfindung giebt, ist unsterblich.

Mannigfaltiges.

— **Allan Cameron.** Was Wilibald Alexis noch beim Leben, ja sogar in der blühendsten Zeit Sir Walter Scott's mit Glück versuchte, nämlich eine Parodirung seiner Erzählungsweise und einen Scherz auf Kosten des romanelesenden Publikums, das hat jetzt ein Franzose etwas ungeschickt nachgeahmt. Der in Paris unter dem Titel „Allan Cameron“ ausgegebene Roman soll angeblich eine Uebersetzung aus dem Englischen und zwar nach einem erst jetzt aufgefundenen Manuskripte Walter Scott's seyn. Die sogenannte Uebersetzung kann es jedoch schon auf den ersten Seiten dem nur halbwege sachkundigen Leser nicht verbergen, daß sie nicht bloß mit dem berühmten Schotten gar nichts zu thun habe, sondern auch, daß der Verfasser nicht einmal die Lokalitäten kenne, in denen sein Roman spielt, und daß ihm selbst die Sprache ganz fremd sey, aus der er angeblich übersetzt haben will. Allan Cameron ist der Begleiter Karl's II. auf seiner Flucht und während seines Aufenthalts in Schottland und stellt die Geschicke des Königs so dar, daß sie an die des Herzogs von Bordeaux erinnern und mithin auch auf den wahrscheinlichen Ursprung und die Absicht des Romans hinweisen. Der Verfasser hätte indessen besser gethan, seinen eigenen, statt den gefeierten Namen Sir Walter Scott's auf das Titelblatt zu setzen, denn das, was zur Zeit des „Walladmore“ als ein harmloser Scherz gelten konnte, erscheint jetzt als eine Täuschung des Publikums und als ein Mangel an Achtung vor dem Rufe des Verstorbenen.

— **Verfall des Indischen Handels.** Die Wirren Englands mit China haben ihren verderblichen Einfluß auf den Handel der Präsidentschaft Bombay schon geltend gemacht. Folgende Vergleichung zwischen früheren Jahren und der neuesten Zeit wird die Abnahme des Handels überhaupt und besonders mit China zeigen:

Einfuhr von	1836—37		1839—40	
Großbritanien	13,241,910	—	13,864,408	Rupien
China	14,079,952	—	4,050,589	„
anderen Orten	19,923,709	—	16,420,345	„
	47,245,571	—	34,335,342	Rupien.
Ausfuhr nach				
Großbritanien	13,529,317	—	11,908,468	Rupien
China	32,666,247	—	6,322,405	„
anderen Orten	13,710,414	—	22,176,926	„
	59,905,978	—	40,407,799	Rupien.
Baare Einfuhr von				
China	10,074,283	—	2,845,181	Rupien
anderen Orten	3,404,058	—	4,073,006	„
	13,478,368	—	6,918,187	Rupien.

In Folge der großen Verringerung des Zuflusses von edlen Metallen, besonders aus China, wie die vorstehende Angabe zeigt, machte sich in Bombay großer Mangel an baarem Gelde fühlbar, die Waaren jeder Gattung waren sehr im Preise gesunken, und der ganze Handelsverkehr stockte. Das Uebel wurde noch dadurch vermehrt, daß die Bengalische Regierung während mehrerer Monate der geschäftreichsten Jahreszeit die Kapitalien der Bank von Bombay muthwilliger Weise zurückbehielt, was von sehr hemmendem Einfluß auf alle kaufmännische Geschäfte war. (Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Freitag den 13. November 1840.

Frankreich.

Die Gefangennehmung der Herzogin von Berry.

Von Gisquet.*)

.... Unter den obwaltenden Umständen blieb die große Frage ie, wie man sich der Herzogin von Berry bemächtigen könne. Auch waren alle Anstrengungen auf dieses große Resultat gerichtet. Schon m 2. Juni hatte der Minister des Innern Herrn Carlier, Vorstand er städtischen Polizei, mit fünf oder sechs Agenten nach Nantes abeschickt. Er kehrte nach acht Tagen zurück, ohne etwas ausgerichtet u haben.

Alle meine geheimen Agenten, welche mit den Legitimisten in Verbindung standen, die des Ministeriums, und wer nur irgend der Regierung über die Pläne und den Aufenthalt der Herzogin von Berry Mittheilungen machen konnte, waren in Bewegung. Einige täuschten uns durch falsche Gerüchte, weil sie nicht im Stande waren, die Wahrheit zu erfahren. Andere täuschten uns aus weniger i entschuldigenden Gründen. Mehrere begaben sich mit Empfehlungsbriefen von den Parteihäuptern an die Herzogin nach der Bretagne; einer wurde von der Mutter Heinrich's V. vorgelassen, keiner konnte uch nur ihren Zufluchtsort auskundschaften. Unterdeß hatte ich erahren, daß in der Hauptstadt ein Ausschuß bestehe, der aus acht bis ehn verschwiegenen und ergebenen Personen gebildet war, welche as unbedingte Vertrauen der Herzogin besaßen, jeden Tag Briefe mit ihr wechselten, sie von allen Vorgängen unterrichteten und zu Paris alle Intriguen und Umtriebe leiteten. Dieser geheimnißvolle Ausschuß erstreckte seinen Einfluß auch auf die legitimistischen Blätter, atte sogar das Eigenthum des vom Vicomte Nugent gegründeten Revenant" erworben.

Da ich in das Geheimniß ihrer Zusammenkünfte und ihrer Verindungen mit der Bretagne gedrungen war, so wurde es mir fast icht, ihre Entwürfe zu vereiteln und ihre Bewegungen, deren Erfolg ist untrüglich schien, zu lähmen. Wenn sie die Herzogin von den bsichten der Regierung unterrichtelen, so setzte ich das Ministerium on ihren Umtrieben in Kenntniß. Mit einem Worte, sie verloren iehr als sie gewannen.

Sie richteten ihre Briefe abwechselnd an verschiedene Personen on Nantes, die als Zwischenträger dienten. Durch solche oder unter ilschen Namen, zuweilen durch Vermittelung des Herrn Jauge, npfingen sie auch die für sie bestimmten. Beim ersten Anblick schien er Inhalt dieser Briefe ganz bedeutungslos; man gab ihnen den nstrich von Handelsschreiben; es war darin von Zucker, Baumwolle, Leinewand, Butter u. s. w. die Rede. Die wahre Korrespondenz mußte man zwischen den Zeilen suchen; sie war mit sympathescher Tinte geschrieben, und die Schriftzüge erschienen nur, wenn man den Brief über das Licht hielt oder mit Reagentien behandelte. in Theil dieser Briefe ging durch meine Hände. Ich schickte mehrere ach Nantes; ich wußte, in wessen Hände sie zuerst kamen, wie sie ann an ihre zweite Adresse gelangten und endlich der Herzogin zuestellt wurden. Ich theilte meine Entdeckungen dem Minister des nnern mit, der die Briefe nach Nantes schickte, um so den Aufenthalt der Herzogin auszukundschaften. Allein die damit beauftragten genten benahmen sich entweder so ungeschickt oder die Legitimisten geschickt, daß alle Nachforschungen erfolglos blieben und man auf ie Mittheilungen aufmerksam wurde, die mir zugingen. Vielleicht äre es mir endlich gelungen, mich der Herzogin zu bemächtigen, llein Deutz machte alle weitere Bemühungen unnütz.

Man kann sich leicht denken, daß die Einsicht der geheimen Deeschen, welche zwischen den Parteihäuptern der Bretagne und ihren Bevollmächtigten in Paris gewechselt wurden, mir kostbare Aufchlüsse über die Mitwissenschaft vieler Individuen gewährte. Dennoch wurde gegen sie keine Zwangsmaßregel ergriffen; wir würden ns dadurch einer wichtigen Hülfsquelle beraubt haben. Wir mußten Alles hintenansetzen, um sicherer zum gewünschten Resultat u gelangen und mit Einem Schlage den Bürgerkrieg zu ersticken.

Nur einmal mußte ich von dieser klugen Zurückhaltung abehen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Der Kriegs-Minister, Marschall Soult, hatte dem General Erlon den Befehl gegeben, die Besatzung eines Platzes, der von den Chouans bedroht wurde, zu erstärken. Die Depesche, welche der Minister um 12 Uhr geschrieben, war den Legitimisten um 2 Uhr bekannt. Diese senden unverzüglich ein Duplikat nach Nantes, mit dem Rathe, sich des Platzes vor Ankunft der Verstärkung zu bemächtigen. Ich erhielt um 4 Uhr eine Abschrift ihres Briefes und der Depesche des Marschalls Soult. Ich gehe augenblicklich zu Herrn von Montalivet. „Hier ist", sage ich, „ein Befehl, den der Kriegs-Minister dem General Erlon heute Morgen übersandt hat." — Der Minister liest und ist sehr verwundert; er gesteht, daß am vorigen Tage eine solche Entscheidung im Ministerrathe getroffen worden. „Wie sind Sie nur, mein lieber Präfekt, zu diesem Aktenstück gekommen?" — „Durch die Agenten Heinrich's V., die es zwei Stunden früher als ich gehabt haben." — Herr von Montalivet begiebt sich zum Marschall Soult, dessen Verwunderung nicht gering ist. Ich sagte nun den Herren, daß der ungetreue Beamte, welcher diese Papiere den Legitimisten mitgetheilt, Castan heiße.

Als derselbe in Gegenwart des Generals Pelet und des Generals Boradire in mein Kabinet geführt wurde, gestand er sein Vergehen und erklärte, daß ihn seit achtzehn Monaten sein eigenes Nothleiden so wie das Elend seiner Frau bewogen habe, das Vertrauen des ehrenwerthen Generals Pelet zu täuschen, der ihn in einem Büreau des Kriegs-Ministeriums untergebracht hatte. In das Gefängniß geführt, wiederholte er schriftlich seine Geständnisse. Er fügte hinzu, er habe Herrn Thomassin, einem der Mitglieder des Ausschusses, durch Vermittelung eines alten Weibes seine Mittheilungen zukommen lassen. Auch in dem ersten Verhör vor dem Instructions-Richter gab er diese Erklärung ab. Später nahm er zum Leugnen seine Zuflucht. Die Assisen verurtheilten ihn im Juli 1833 zu fünfjähriger Haft.

Die Anwesenheit und die Anreizungen der Herzogin von Berry auf dem Schauplatz der Ereignisse nährten das Feuer des Bürgerkrieges und fachten es wieder an, wenn es erlöschen zu wollen schien. Die Gefahren, von denen sie umringt war, verdoppelten ihre Thatkraft und Thätigkeit, wie sie ihre Freunde in ihrer Anhänglichkeit bestärkten. Sie hielten das Feld und setzten hartnäckig einen verzweifelten Kampf fort, trotz ihrer täglichen Verluste, trotz ihrer geringen Anzahl.

Die Bewohner des Südens, welche unaufhörlich von den Agenten der Herzogin bearbeitet wurden, ließen auf mehreren Punkten nicht die beste Gesinnung blicken. In einigen Städten fanden bedenkliche Unordnungen statt; beständige Aufreizungen, Streitigkeiten, welche mit den Waffen entschieden wurden, zeigten, daß man die Chouannerie unterstützen wolle. Die National-Garde von Beaucaire verhöhnte die Behörden, als sie dem Herzoge von Orleans einen Besuch abstatten wollten. Die Regierung mußte sie auflösen. In der Hauptstadt wurde die Partei zu streng beaufsichtigt, als daß sie an eine Explosion hätte denken können, aber sie war in beständiger Bewegung und begünstigte durch tausend Mittel die Aufstände in den Provinzen. Es wurden der Regierung Mittheilungen gemacht, aus welchen sich der Antheil einiger der angesehensten Personen an diesen Umtrieben ergeben soll. Die Minister befehlen, Nachsuchungen bei mehreren anzustellen und sie festzunehmen, wenn sich ein Anlaß dazu in ihren Papieren findet. Die Nachsuchungen finden im Oktober statt; sie ergeben nichts Verdächtiges; von allen Briefen, die der Polizei in die Hände fielen, scheint nur einer eine besondere Erwähnung zu verdienen. Es ist dies ein eigenhändiges Schreiben Karl's X. an den Herzog von Fitz-James, vom 17. April 1832. Es lautet:

„Ich habe mit vielem Vergnügen Ihren Brief vom 10. Dezember, mein theurer Herr, erhalten. Wenn ich gezögert, Ihnen zu antworten, so geschah es aus zwei Gründen. Erstlich erwartete ich eine sichere Gelegenheit; sodann glaube ich, daß Sie an Ihrer jetzigen Stelle am nützlichsten sind, und mußte also einem Vorschlage meine Zustimmung verweigern, der Sie bloßstellen konnte und vielleicht auch die Mittel schwächen, die Sie so gut verwenden. Verständigen Sie sich mit dem Ueberbringer, um in meinem Namen mit dem Manne zu sprechen, der mit so vielem Eifer und Talent daran arbeitet, ein schönes und ehrenvolles Leben zu ergänzen. Unglücklicherweise muß ich jetzt den Verlust des Freundes beklagen; er ist als Opfer seiner muthigen Treue gestorben. Sie wissen, daß in meiner Natur nicht der Wechsel liegt; zählen Sie also auf meine alte und dauernde Freundschaft."

Während so viele Mittel in Bewegung gesetzt wurden, ohne den gewünschten Erfolg herbeizuführen, gab einer jener Zufälle, welche so oft die wichtigsten Ereignisse entscheiden, die Aussicht

*) Aus dessen bereits erwähnten Memoiren.

auf einen sicheren Erfolg: Deutz stellte sich der Regierung zur Verfügung.

Deutz hatte schon durch die Abschwörung des Glaubens seiner Väter zu Rom im Februar 1828 eine gewisse Berühmtheit erlangt. Zu dieser Zeit begünstigten die Gewalthaber, welche sich gegen die Philosophie verbündet hatten, die religiöse Propaganda: die Bekehrung eines Juden schien ein Triumph, von welchem viel gesprochen wurde. Deutz wurde von den Päpsten Leo XII., Pius VIII. und vom Kardinal Capellari, der als Gregor XVI. 1831 den Päpstlichen Stuhl bestieg, begünstigt. Nachdem er sich drei Jahre in der Hauptstadt der christlichen Welt aufgehalten und sich vergeblich bemüht, den Zustand seiner christlichen Glaubensgenossen zu verbessern, begab er sich nach den Vereinigten Staaten. Ein Jahr später, gegen Ende 1831, war er wieder in London, um nach Rom zurückzukehren, wo die Wahl des Kardinals Capellari zum Papste ihm die Aussicht auf einen mächtigen Schutz eröffnete. Er reiste von London mit der Familie des Herrn von Bourmont ab, die er bis Genf begleitete; hierauf begab er sich nach Turin, wo er bei den Jesuiten im Collège des Nobles wohnte; hier empfing er den Besuch des Herrn von Cauchy, der Deutz aufforderte, ihn nach Massa zu begleiten: dieser nahm den Antrag an. Die Herzogin von Berry hielt damals ihren kleinen Hof in Massa; Deutz wurde ihr im Anfang Februar 1832 vorgestellt. Er fand bei ihr die Herren von Bourmont, von Choulot, von Saint-Priest, von Kergorlay, von Mesnard. Die Herzogin dankte ihm für die Dienste, die er der Familie des Herrn von Bourmont erwiesen, und gab ihm Empfehlungsschreiben nach Rom. Kaum hier angekommen, rief ihn ein Brief Herrn von Bourmont's nach Massa zurück; die Herzogin beauftragte ihn mit einer Sendung an Dom Miguel. Deutz verweilte einige Tage in Barcelona, dann in Madrid; hier kam ihm der Gedanke ein, seine Dienste den Ministern Ludwig Philipp's anzubieten.

In einem ersten Briefe, den er an Herrn von Montalivet richtete und Herrn von Rayneval, Französischem Gesandten am Spanischen Hofe, anvertraute, theilte er den Inhalt seiner Sendung mit und erklärte, daß er sich zur Verfügung der Französischen Regierung stelle. Schien ihm der Erfolg der abenteuerlichen Pläne der Herzogin unmöglich? Hielt er die Sache der Legitimisten für verloren? Schloß er sich der Juli-Revolution ohne eigennützige Motive an? Rechnete er bloß auf einen Lohn, oder ließ er sich von einem nationalen Gefühle bestimmen? Darüber kann Niemand ein sicheres Urtheil fällen; ich möchte fast glauben, daß ein Hang zum Abenteuerlichen, eine feurige und abschweifende Phantasie, ein gänzlicher Mangel an festen Grundsätzen und an Urtheil ihn die häßliche Seite einer schlechten That nicht wahrnehmen ließen und mehr Einfluß auf seinen Entschluß hatten als die Gewinnsucht.

Am besten ist es wohl, wenn er selbst spricht. „Mein Zweck", sagt er, „war, Frankreich vor den Gräueln eines Bürgerkrieges und eines fremden Einfalls zu bewahren. Was konnte ich von Ludwig Philipp erwarten, dessen Macht noch nicht befestigt war? Ehre, Würde, Geld? Aber diese Begünstigungen, welchen der Ehrgeiz und die Habsucht nachjagen, wurden mir weit sicherer zu Theil, wenn ich der Herzogin von Berry treu blieb. Ich war schon geadelt, zum Baron erhoben, zum Bevollmächtigten der Regentin ernannt und von ihr mit einer wichtigen Mission, einer Anleihe von 40 Millionen für sie und Dom Miguel, beauftragt: der Lohn konnte nicht ausbleiben, wenn ich schwieg. Wenn ich dagegen sprach, wenn ich diese glänzenden Aussichten opferte, so war ich den Karlistischen Dolchen, den Verwünschungen der Partei, der Beschimpfung meines Namens verfallen. Dennoch habe ich gesprochen und meiner Ueberzeugung meinem Vortheil geopfert. Ich schrieb an Herrn von Montalivet einen zweiten Brief, in welchem ich ihm die Pläne und Aussichten der Partei enthüllte. Es giebt nur Ein Mittel, sagte ich, Frankreich vor der Anarchie und dem Bürgerkriege zu bewahren: es ist die Gefangennehmung der Herzogin. Es giebt nur Einen Mann, der sie herbeiführen kann: dieser Mann bin ich. Für den Dienst, den ich leisten wollte, stellte ich nur Eine Bedingung, daß die Regierung der Herzogin das Leben sichere." (Schluß folgt.)

England.

Thomas Carlyle und seine Geschichte der Französischen Revolution.

(Schluß.)

„Alle aus dem starken Geschlechte, die sich Ruhm erworben haben, herzuzählen, dazu bedürfte ich hundert eherne Zungen. Der Marquis Valadi kommt aus Glasgow; er hat das beschauliche Leben und den Quäkerhut mit breiten Rändern hinter sich gelassen. — Auch Morand, der Redacteur des Courrier de l'Europe, Linguet, Redacteur der Annales, sind ihrer Beschäftigung untreu geworden und dem Nebel Londons entflohen, um diesem Schauspiele beizuwohnen und die geizige Guillotine, die ihnen viel schuldig geworden ist, mit Opfern zu speisen. — Ist dies nicht Louvet, der Verfasser von Faublas, der auf den Zehen steht? Und Brissot, der Freund der Schwarzen, der sich freut, Warwick zu heißen? Er wird mit dem Marquis Condorcet und dem Genfer Clavière den „Moniteur" gründen. Es bedarf eines neuen Journals, um von einem neuen Tage Rechenschaft zu geben. — Befindet sich nicht hier, fern von den Standesplätzen, ein Mensch, Namens Stanislas Maillard, reitender Huissier vom Châtelet, ein erfinderischer Kopf? Nicht ein Capitain Hullin aus Genf, ein Capitain Elie vom Regiment der Königin, alle Beide auf halbem Sold und auch danach ausſehend? Hier ist Jourdain mit ziegelfarbenen Favoris, dessen Bart bald berühmt werden wird. Er hat Pantoffeln verkauft und, wie es heißt, nicht mit der größten Rechtlichkeit; wir lange währ's, und er hebt Jourdain Kopfab und hat andere Dinge zu thun. — Sicherlich sehen wir auch in einem wenig ehrenvollen Winkel, unter lauten Klagen, einen unfläthiger, bleicher Lazarus, der am ganzen Leibe mit Krankheit geschlagen ist, kriechen oder sich schleppen. Es ist Jean Paul Marat aus Neufchatel. O, Marat, Bereicherer des menschlichen Wissens, Verfasser mehrerer Schriften über Optik, Kenner der Thierarznei-Kunde, jüngst noch Roßarzt in den Stutereien des Grafen von Artois, sage mir, was Deine Seele, Deine kranke und ersterbende Seele, in einem kranken, sterbenden, vergifteten Leibe eingekerkert, durch alles dieses hindurch zu sehen glaubt? Einen schwachen Hoffnungsstrahl, eine Morgenröthe auf die vorangegangene Nacht, oder nur einen Schwefelschein, worin Dunstgestalten spuken? Unglück, Schmerz, Haß, Verdacht und Rache ohne Ende, das, glaube ich, erblickst Du hindurch."

„Von dem Tuchhändler Lecointre, der sogleich seinen Laden geschlossen und sich hierher begeben hat, so wie von dem Bierbrauer Santerre, dem Stentor des Faubourg St. Antoine, wollen wir kaum sprechen. Nur zwei Männern schenken wir mehr Aufmerksamkeit und geben von ihnen eine Zeichnung. Der kräftige, athletische Mann mit den düsteren Augenbrauen, der gedrückten Gestalt, die unbezwingbare Kräfte verkündigt, und wie ein Herkules, der seinen Zorn erwartet — ist ein Advokat ohne Prozesse, den der Hunger quält. Er heißt Danton, behaltet es gut. Der zweite, ein Kollege von ihm, mager, unbedeutend, mit dunkler Hautfarbe und schwarzen Locken, mit einer Galgen-Physiognomie, aber von den Flammen des Genies wunderbar erhellt, als wenn eine Naphta-Lampe im Inneren brennte: es ist Camille Desmoulins, ein junger Mann von unbeschreiblichem Scharfsinn, Geist und komischem Talent, der unter diesen Millionen Menschen wenige an lebendiger und frischer Imagination seines Gleichen hat. Mein lieber Camille, man sage, was man wolle, es kostet Mühe, der Lust zu widerstehen, Dich lieb zu haben, verwegener, leichtsinniger, glänzender Camille! Was den anderen mähnelosen Menschen anbelangt, der seinen Zorn erwartet, so sagte ich schon, daß er Danton heißt, ein Name von mittelmäßiger Berühmtheit in der Französischen Revolution, wie er es selbst und sagen wird, ehe er aufs Schaffot steigt. Er ist Haupt der Cordeliers und wird aus seinen ehernen Lungen bald gewaltige Donner-Stimmen aussenden. Wir entfernen uns nun aus dem Gewühl der Zuschauer, die nicht länger der Musterung still halten, und wenden uns zu den Vertretern der Kommunen. Wir finden sie schon versammelt."

„Unter den 600 Individuen mit weißen Kravatten, welche hier zusammengekommen sind, um ihr Land emporzubringen, sind wir begierig, zu errathen, wer der künftige König seyn wird; denn einen König, ein Oberhaupt, hat jede Versammlung nöthig, was sie auch immer unternehme. Sie braucht einen Mann, der durch seine Stellung, seinen Charakter, seine Gaben unter Allen der geschickteste ist, eine Sache ins Werk zu setzen. Dieser Mann, dieser nicht gewählte, sondern nothwendige König der Zukunft, wandelt unter den Andern wie jeder Andere. Sollte es nicht der seyn mit den buschigen Haaren, jener Mensch mit dem furchtbaren Eberkopf, ein Unheil flammender Komet, vor dem die Throne zittern werden? Aus seinen schattigen Augenbrauen, seinen wie von einer Pflugschaar zerwühlten Wangen, seinem zusammengeflickten, finnigen Gesichte lest Ihr die Blattern, die Liederlichkeit, die leichtsinnige Schuldenmacherei, aber auch das brennende Feuer des Genies. Dieser rauchende Vulkan, der sich nicht verkennen läßt, ist es nicht Gabriel Honoré Riquetti de Mirabeau, der Mann, welcher die Mission hat, die Welt in ihre neue Bahn zu stoßen; ist es nicht der König der Menschen, der Deputirte von Aix? Wenn man der Frau von Staël Glauben schenkt, die ihn gut, wenngleich von der Seite gesehen hat, so machte er stolze Schritte und schüttelte schon damals seine Löwenmähne. Ja, Leser, er ist der Typus des Franzosen von 1789, wie Voltaire der Typus des Franzosen von 1750 war. Er ist Franzose in seinen Wünschen, seinen Hoffnungen, seinen Eroberungen, seinem Ehrgeiz. Er vereinigt, äußert, beherrscht alle Tugenden und Laster seiner Zeit. Er ist mehr Franzose als jeder Andere, wenigstens heute. Siehe den Grund, warum er König von Frankreich in der That und Wirklichkeit ist; und inwendig, in der Tiefe, ist er ein Mann, ein ganzer Mann. Betrachtet ihn genau; ohne ihn würde die National-Versammlung überhaupt nicht seyn, was sie ist; wenn er will, so kann er wie Ludwig XIV. sagen: Die National-Versammlung bin ich."

„Ist unter diesen 600 Staatsverbesserern dieser Mann der größte, wer ist der kleinste? Seht hier eine kleine Person, die eine Brille trägt, mit wenigem Ausdruck in den Geberden, mager, unruhig, das Auge unstät, wenn sie die Brille abgenommen hat, die Nase in der Luft, als wenn sie, ich weiß nicht, welche unentdeckte Zukunft aufspüren wollte, auf dem Gesichte die Farbe des gallichten Temperaments, doch auch jede andere, das Grüne nur vorherrschend, ein Mensch mit meerfarbener Gestalt. Dieses gallichte Wesen ist ein Advokat aus Arras, Maximilian Robespierre. Sein Vater, ebenfalls Advokat, stiftete auf Betrieb des Englischen Prätendenten Karl Eduard Maurerlogen in Arras. Sein ältester Sohn, Maximilian, wurde mit Sorgfalt erzogen und hatte zum Mitschüler in denselben Klassen den lebhaften Camille Desmoulins. Er hatte einmal in Arras zu Gunsten des Blitzableiters plaidirt. Sein starres, trauriges Wesen, sein klarer, entschlossener, aber bornirter Geist brachten ihn in die Gunst einiger einflußreichen Männer, die in ihm kein Genie suchten, sondern nur die negativen Eigenschaften, welche den Geschäftsmann ausmachen. Er wollte einen Schuldigen nicht zum Tode verurtheilen, als der Bischof des Sprengels ihn zum Richter ernannt hatte, und trat zurück. Wir haben es also mit einem skrupulösen, ängstlichen und beschränkten Manne zu thun, der für Staats-Umwälzungen nicht geschaffen ist.

essen enge, durchsichtige und wie Weißbier helle Seele eben so leicht vie dieses in Essig umschlägt. Sie wird später im Stande seyn .... och für heute geht unsere Prophezeiung nicht weiter." ....

Wahrhaftig, dies ist nicht der gute historische Stil. In dem Original macht, so zu sagen, die Einhalsterung der Diction, das ebermaaß von Neologismen, die bizarre Kühnheit der erfundenen Wörter, diese Art zu schreiben noch burlesker. Aber besser und blagender jeder historischen Person ihre pittoreske Stelle in der Geschichte anzuweisen, ist fast unmöglich. Mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit bemeistert er sich jedes Charakters eines auftretenden Individuums, spielt damit wie der Tiger oder die Katze mit einem Thiere ederer Gattung, das ihre Beute geworden, zergliedert ohne Mitleid, endet es rechts und links, zeigt dabei viel Langmuth und eine Mischung von Verachtung, Barmherzigkeit mit Menschenkenntniß gepaart. Auf diese Weise passirt nach und nach die Revüe Calonne, Mirabeau, Marat, Necker und Alles, was dunkel oder hell in der Geschichte der ranzösischen Revolution geglänzt hat.

Eine solche Art von Unpartheilichkeit, die nicht spottet, nicht bewundert, nicht lobt, die den Menschen für das nimmt, was er ist, in m keinen vollendeten Tugendhelden, aber auch keinen absoluten oösewicht sieht, überhaupt nie annimmt, daß ein Mensch aus einem Stücke seyn werde, zeigt von mächtigem Scharfsinn und ist die Art, ie Tacitus, Labruyère, Shakespeare und St. Simon verfahren nd. Sein Lächeln und sein Mitleid, getragen von philosophischer nsicht, machen diese Behandlung noch treffender. Man findet in m die Beobachtungs-Gabe Shakespeare's, weniger ruhig, aber mehr etaphysisch, unglücklicher Weise mit einiger Affectation gemischt, e bei ihm wiederum anziehend wird. — In diesem glänzend überdenen, kaleidoskopischen Stil, voll Maskeraden und Hymnen, ist e ganze Geschichte unserer Revolution mit allen ihren dramatischen ten vom Verfasser beschrieben worden, ein verderbliches Vorbild, s man leider in England schon hier und da nachzuahmen angengen hat. Außerdem aber findet sich die Darstellung der Begebenhiten, ihre Verwickelung, ihre Lösung, mit einem Worte, ihre Geichte. Mignet hat die Ursachen und Wirkungen dieses Spieles der chicksalsgöttin auseinandergesetzt, Thiers den praktischen Gang der reignisse, den Konflikt der ehrgeizigen Bestrebungen, die Geschickkeit der Einen, die Thorheiten der Anderen, die verborgenen pringfedern, die nothwendigen Resultate, endlich das ganze verwene Spiel, die Heere der Interessen und Leidenschaften, die sich nach ten und bestimmten strategischen Gesetzen den Krieg liefern — mit endiger Klarheit uns vorgeführt. Nichts davon findet sich in arlyle. Ausgestattet mit dramatischem Genie und dem Genie des eobachters, welches ein Ausfluß und zugleich eine Quelle des ersteren , beobachtet er von der Höhe aus dieses chaotische Treiben, als äre er ein höheres Wesen, dem die Tausende von untergeordneten pielern bald Komödie, bald Tragödie, Schäferspiel oder Farce aufren; lächelnd läßt er sich als Zuschauer und Beobachter zu diesen zähligen Arten gemischter Dramen herab, welche zu spielen die erblichen sich die Mühe nehmen und die Shakespeare eintheilt in agisch-komische Farce, heroisch-burleskes Schäferspiel und endlich r tragisch-komische Parodie. Wie Shakespeare hört er unendlich rn einen Helden „brüllen wie einen Löwen", oder sieht einen eiberkopf in einen Fischschwanz endigen, Mystificationen, welche sich e Natur zuweilen erlaubt, um sich über unser Menschenthum und gebildete Würde lustig zu machen.

Eine jede der Personen oder Gruppen in diesem großen Drama scheint also zu ihrer Zeit und an ihrem Orte in dem rechten Lichte, möchte fast sagen, unter einer Beleuchtung, wie sie Rembrandt rn seinen Figuren giebt; so Théroigne mit ihrem schwarzen Haar d ihrer Pike, Mirabeau, der seine Mähne schüttelt, Robespierre t den grünen Benen und Neid zwitschend, alle, bis auf Baboeuf d Barras, vollkommen wahr, ganz nach dem Leben, nicht größer, ht schöner, als sie waren. Die Meisten aus dieser Zeit, man muß gestehen, waren winzige Figuren, Menschen, die einen zu kurzen schnitt zur Tugend, zum Genie und zur Intelligenz haben. Aber ch sie mit ihrem Egoismus zu sehen, ist nicht uninteressant, wenn wie die Schauspieler in der Oper vor der Menge bald einen ntmann, bald einen Richter, einen Erzbischof oder einen Tyrannen elen. Der Effekt ist wahrhaft dramatisch, sie in dem Strom der reignisse jetzt von den Wogen getragen, von dem Blitz beleuchtet, nn von ihm getroffen und in die Tiefe geschleudert zu sehen. War cht Marat, der Roßarzt in den Stutereien Sr. K. H. des Grafen n Artois, drei Monate und vierzehn Tage der Gott jener Welt? d Herr von Calonne sechs Monate? Und Maximilian Robespierre ei Jahre? Carlyle sagt es. Er haßt sie nicht, und es ist eine treffhe Sache um das Nichthassen. Er überfirnißt sie nicht, übertreibt nicht und flucht ihnen nicht. Das Fluchen ist auch eine Art von bertreibung, es ist das Gegentheil des priesterlichen Segens. Nein, gewährt ihm Vergnügen, seine Lampe ihnen unter die Augen zu lten, sie zu betrachten, ihre Gesichtszüge und Kostüme zu prüfen; nn applaudirt er ihnen ein wenig, bittet sie höflichst, Platz zu achen, um die in dem Hintergrunde in Augenschein nehmen zu nnen. Dabei, was ich noch besonders an ihm loben will, zeigt er ine Art von Vorliebe weder für die Girondisten noch die Jakobiner, erhaupt für Niemand.

Doch er hat auch seine Liebe, er liebt die Humanität, d. h. enschen-Größe und Würde ohne Eigennutz, deren Leid theilt er, r die hat er Wünsche. Diese zeigt er in ihrem Ringen, in ihrem terliegen oder Triumphiren, immer geistigen Werken dienend, nach öheren Zielen strebend. Sein Herz schlägt für Alle, die mit Edelmuth sich der Menschheit weihen, für sie denken, handeln. Mit rührender Sorgfalt trägt er alle Helden aus dem Schlacht-Getümmel nd drückt ihnen den Bruderkuß auf die edle Stirn. Er ist darum weder Royalist noch Republikaner, weder Franzose noch Engländer. Er hat vor Mirabeau keine Ehrfurcht, vor Necker keine Achtung. Aber wo er echte Hingebung findet, stimmt er seine Hymnen an, wo er die uneigennützige Menschlichkeit unterliegen sieht, schüttet er Herz und Eingeweide in brüderlicher Theilnahme aus. Nicht Marat, nicht der Prevôt de Flesselles findet an ihm einen Lobredner; sein Spott trifft eben so den aufschneiderischen Rivarol wie den Marquis de St. Huruges, als Bürger de St. Huruge, dann St. Huruge, endlich Huruge schlechtweg, indem er nach einander erst den Marquis, dann die Partikel und zuletzt das Saint wegließ. Selbst Ludwig XVI. entlockte ihm keine Theilnahme, indem er nur hohen Talenten und rühmlichen Thaten seine Bewunderung zollt. Je seltener, desto lobenswerther ist diese Entschiedenheit. Nichts entgeht ihm, nicht Malesherbes, nicht Turgot, nicht die himmlische Geduld der geopferten Jungfrauen und Mütter. Wenn das Gros der Berühmtheiten, der Vornehmen, der Würdenträger, der Populairen nur mit leichten Federzügen von Carlyle gezeichnet ist, wenn er rechts und links auf die Royalisten, die an den Stufen des Thrones nicht zu sterben wissen, auf die Republikaner, welche, beauftragt, der Entbindungsstunde der neuen Zeit beizustehen, die Freiheit in der Wiege erwürgten, statt ihr zum Daseyn zu verhelfen — seine unbarmherzigen Geißelhiebe austheilt -- so ist das nicht die Schuld unseres Sittenmalers, sondern derer, die ihm zu einem solchen Portrait gesessen haben.

Vielleicht begreift man nicht recht diese hartnäckige Mischung von Ironie und Bewunderung, von Ironie gegen die Menschen, von Bewunderung für den Schauplatz, den sie mit ihrem Geschrei erfüllen. Ich, meinerseits, theile dieses Doppelgefühl. Dieser neue Geschichtsschreiber, ungenügend hinsichtlich der Darstellung und dadurch des Rechtes verlustig, unter den großen Heroen der Geschichte seinen Sitz zu wählen, hat das eigenthümliche Verdienst, mit mikroskopischer Feinheit diejenigen Männer der Revolution zu zergliedern, welche sich durch Halbheit oder verkehrten Eifer gebrandmarkt haben, aber die großen Ereignisse der Revolution, welche einen so wichtigen Einfluß auf die Zukunft hatten, von jenen zu trennen und gehörig zu würdigen. — Es giebt eine kleine Zahl von Menschen, durch eigenthümliche Lebens-Schicksale mit Carlyle verwandt und, wie er, mehr Kinder der Zukunft als Gegenwart, erhaben über die Ansichten, Thorheiten, Fehltritte, Bestrebungen und Ansprüche der Zeitgenossen, welche diese Schrift Carlyle's mit Begeisterung aufnehmen wird. Ihr fraget, warum? Vielleicht, weil er keine Meinung hat? O nein, vielmehr weil er eine höhere, wahrere, weltbürgerlichere, von persönlichem Interesse freiere, edlere und vorurtheilslosere Meinung hat als die Anderen. Wir wollen diese seine Meinung, obgleich sie nirgends zusammenhängend entwickelt ist, dennoch als ein Ganzes darzustellen suchen. Sie lautet, daß wir kein Heute, keine Gegenwart sind, daß wir nicht existiren, daß die ganze Kultur des modernen Europa's nur ein Kompromiß zwischen Vergangenheit und Zukunft statuirt, daß wir mit einem Worte nichts Gewordenes, Organisches sind, sondern nur Uebergangs-Zustände. Er hält dafür, daß die Aristokratie und Monarchie der organisirten Demokratie noch gar nicht gewichen sind, sondern bis jetzt nur der Charlatanokratie. Damit vergleiche ein Jeder sein eigenes Urtheil.

Er sagt, daß es das Loos der Staats-Einrichtungen ist, sich, wenn ihre Stunde geschlagen hat, zu verwandeln. Sie haben eine kürzere oder längere Periode der Vorbereitung, dann eine Periode des Bestehens, der Existenz, wo man noch an sie glaubt; endlich eine Periode der Auflösung, anfangs unmerklich, dann schnell und gewaltsam. Sie gehen in Verwesung über wie die Leichname. Wenn die Seele sie verlassen hat, werden sie Schein und Lüge. So war die Lage Europa's, besonders Frankreichs im Jahre 1789, als dessen Söhne bei Annäherung dieses Todes, dieser Täuschung und Gehaltlosigkeit inne geworden, mit erschreckender Heftigkeit an die Umgestaltung gingen, Alles nivellirten und den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge legten. Nicht bloß Europa, sondern Frankreich selbst liegt noch im Kampfe mit dieser Umgestaltung, und keine der Institutionen der modernen Welt wird davon verschont bleiben. Es ist eine thörichte Bemühung, den Revolutionen zu segnen oder zu fluchen, aber es ist wichtig, sie zu studiren. Es ist verdrießlich, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, unräthlich, ihnen zu dienen, nutzlos, sie zu bekämpfen, rühmlich, mitten in die Trümmer, ehe der Wiederaufbau vollendet ist, einige sittliche Ideen, einige Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszustreuen, ein Fundament zum projektirten Bau zu liefern.

Und da wir in dieser Zeit alle Souveraine und als solche zur Rechenschaft gegen unsere Völker verpflichtet sind, da wir alle Götter, wenigstens große Männer sind und als solche verantwortlich für unsere Gedanken; da die Neugierde Jeden fragt, zu welcher Fahne er geschworen habe, wie seine Devise laute und welcher Meinungs-Fraction er angehöre — so sehe ich mich genöthigt, hinzuzufügen, daß diese Ansicht die meinige ist.*) Philar. Chasles.

Arabien.

Aden und die Adener.

Die Halbinsel Aden ist von dem festen Lande durch einen niedrigen Landrücken von ungefähr 1300 Fuß Breite getrennt; sie hat im Ganzen ungefähr zwei Englische Quadratmeilen Flächenraum

*) Zur Ergänzung und Berichtigung dieses Artikels fügen wir noch hinzu: Thomas Carlyle, ein Mann von 43 Jahren, ist nie in Deutschland gewesen, spricht auch nicht einmal geläufig Deutsch, knüpfte aber schon vor Herausgabe seines „Lebens von Schiller" (1825) darüber einen Briefwechsel mit Goethe an und ist der größte Kenner Deutscher [illegible] in England. [illegible] trat er aus seiner Zurückgezogenheit in Chelsea bei London hervor und hielt zwölf Vorlesungen über die Geschichte der Literatur.

und wird durch den Gipfel und Krater eines unter dem Meere befindlichen Vulkans gebildet. Die Felsen derselben sind eine Masse zersplitterter Lavaklippen, welche an einigen Stellen bis zur Höhe von 1800 Fuß aufsteigen. Das Ganze sieht gerade so aus, wie ein Abschnitt vom Gipfel des Aetna, den man ihm bei ungefähr drei Viertel der Höhe des Berges abgenommen und in das Arabische Meer gesetzt hätte. Gerade im Krater liegt die Stadt Aden und jetzt das Englische Lager. — Gegen eine regelmäßige Macht ist Aden uneinnehmbar oder könnte es doch gleich gemacht werden. Ein kleines Außenwerk würde die Landenge vertheidigen, und einige den zwei oder drei Landungsplätzen, welche die Halbinsel nur hat, gegenüber aufgestellte Kanonen könnten ohne Schwierigkeit die Ausschiffung jeder regelmäßigen Macht verhindern. Diese natürliche Festigkeit gegen Europäische Taktik schützt sie jedoch nicht vor Ueberfällen der Araber; gegen diese sind auch Batterieen und Bastionen vergebens, und die Engländer sind seit ihrer Besitznahme von Aden häufig von ihnen heimgesucht worden. Einen Angriff mit großer Macht über die Landenge zu unternehmen, fällt den Arabern gar nicht ein. Schiffe und Barken, welche der Artillerie einen Zielpunkt darbieten könnten, haben sie nicht und bedürfen ihrer nicht. Die höhere Kriegskunst findet an ihnen keine sichtbare Gegner; denn sie machen ihre Angriffe in der Regel während der Nacht, durch die Beschaffenheit des Bodens und die Dunkelheit ihren Feinde verborgen.

Wenn ein nächtlicher Ueberfall beschlossen worden ist, waten oder schwimmen diese kräftigen und kriegerischen Barbaren vom nächsten Ufer aus bis zu den der Besatzung unzugänglichen oder unsichtbaren Felsenrändern. Ihre einzige Waffe ist ein kurzes, starkes, gewichtiges Schwert, welches sie in den Zähnen tragen, um es vor dem Seewasser zu bewahren. Für Leute, welche schwimmen und tauchen können, wie Enten, würden Böte und Barken nur lustige Unterbrechungen seyn; Leitern wären nur ein Hinderniß für diejenigen, welche behend sind wie die Gemse, wenn der Weg über Felsen und Abgründe geht. In der Mitte von Felsen, welche jedem anderen Fuße unzugänglich sind und deren Farben, indem sie mit der der geschwärzten Eindringlinge übereinstimmen, sehr dazu beitragen, ihre Gegenwart zu verbergen, sammeln sie sich in Haufen. Sobald sie ihre Mannschaft für hinlänglich zahlreich halten, erheben sie mitten in der Nacht, die ihre Bewegungen verbirgt, ein wildes Geschrei und stürzen sich auf die Vorposten oder das Lager der Besatzung, ehe das geringste Zeichen ihrer Annäherrung gegeben oder Maßregeln, ihrem Angriffe zu begegnen, ergriffen werden können.

Ein solcher Ueberfall fand am frühen Morgen des 20. Mai 1840 statt.

Zwei- bis dreihundert Araber, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, hatten sich eine Zeitlang hinter einem schwarzen, steilen Felsen in der Nähe der sogenannten Türkischen Mauer versteckt gehalten. Beim Eintritt der Ebbe setzten sie sich in Bewegung, und trotz dreier Wachtböte, aller Schildwachen und hellen Mondscheine, umgingen sie unbemerkt die eine Flanke der Engländer. Nachdem sie bereits ins Lager eingedrungen waren, wurden sie durch eine Schildwache der äußersten Flanke entdeckt, welche ein Haufen derselben anrief und, da keine Antwort erfolgte, Feuer gab.

In einem Nu war der Hügel Dschebel Huddid, welcher hinter dem Außenwerke auf der Linken des Lagers liegt, von ihnen bedeckt, und sie eröffneten von dort aus ein heftiges Feuer in das Werk. Die Offiziere und die Verstärkungs-Mannschaft, welche seit drei Wochen allmählich herangesandt worden war, um eben diesen Angriff zu begegnen, schliefen in Zelten hinter dem Außenwerke, am Fuße des genannten Hügels. Beim ersten Lärm eilten sie in das Werk, und da die Soldaten ihre Gewehre geladen zur Seite hatten, waren sie fast im Augenblicke zum Widerstande bereit. Der Angriff wurde mit einem tüchtigen und, obgleich fast aufs Gerathewohl geschossen wurde, doch wirksamen Gewehr- und Kartätschenfeuer erwiedert. Die Araber verließen bald den Hügel, eilten jedoch zunächst einer gleich anfangs ins Lager eingedrungenen Abtheilung nach, um mit dieser gemeinschaftlich zu plündern. Obgleich die Zelte von dem Außenwerke nur 80 Yards entfernt waren, der Fuß des gedachten Hügels aber nur 110 und der Gipfel desselben 70 bis 80 Yards weiter zurückliegt, ließen die Araber sich doch durch das fortwährend auf sie gerichtete Feuer der ganzen Besatzung des Außenwerkes (160 Mann, mit Einschluß der Artillerie) nicht abhalten, alle Kasten, sogar die Medizinkasten, aufzubrechen und Alles, dessen sie habhaft werden konnten und was ihnen von Werth schien, zusammenzuraffen, um es mit sich fortzuschleppen, ungeachtet manche Zelte, besonders das des Befehlhabers des angegriffenen Postens, durch die Kugeln der Engländer ganz zerrissen und viele der Plündernden schwer getroffen wurden, so daß nachher der Boden mancher Zelte ganz mit ihrem Blute getränkt und überschwemmt war.

Ungefähr anderthalb Stunden nach dem Beginn des Gefechtes zogen die Araber wieder ab, und drei mit Soldatenkleidern und Lebensmitteln beladene Pferde, viele Betten, die Sophas und Musketen einer Abtheilung von ungefähr vierzig Indischen Infanteristen, welche dieselben in den Zelten zurückgelassen hatten, auch alle Kochtöpfe der Europäer, nebst einer Menge anderer Sachen, führten sie als Beute mit sich, ohne weiter daran behindert zu werden. Denn obgleich die Zahl der auf dem Kampfplatze befindlichen Engländer über 500 in einem Berichte angegeben wird, scheinen diese doch keinen Versuch gemacht zu haben, die Araber mit dem Bajonette zu vertreiben oder ihnen den Rückzug abzuschneiden. Vielleicht war man über die Zahl der Feinde zu ungewiß, um in der Dunkelheit einen Ausfall zu wagen; auch sollen die Englischen Truppen in ihren Ostindischen Feldzügen beim Gefechte mit dem Bajonett gegen andere Stoß- und Hiebwaffen häufig im Nachtheil gewesen seyn. Der Verlust der Araber an Todten und Verwundeten ist den Engländern nicht genau bekannt geworden, schien jedoch bedeutend zu seyn. Auf dem Kampfplatze hatten die Araber nur zwei der Ihrigen todt zurückgelassen, die übrigen aber alle mit sich fortgenommen. In einem ungefähr vier Englische Meilen von Aden entfernten Dingah sollen sie sie nun begraben und einen der Häuptlinge nach ihrer Hauptstadt gebracht haben, um ihn dort zu bestatten. Man sagte auch, daß einer der hauptsächlichsten Anführer der Araber, der die Seele der früheren derartigen Unternehmungen gewesen war, tödtlich, und mehrere andere Angesehene schwer verwundet seyen. Die Engländer hatten nur sieben Verwundete, davon nur zwei schwer.

Die eingedrungenen Araber waren übrigens nur eine Abtheilung eines größeren Haufens von über viertausend Mann, welche jedoch nicht angriffen, sondern in einiger Entfernung geblieben waren und sich bei der Flucht der Eingedrungenen mit diesen zurückzogen.

Zwar hatten diese wilden Anfälle bisher immer mit der Niederlage der Angreifer geendet. Aber diese Art von Angriffen ist für regelmäßige Soldaten so ermüdend und dem Charakter der Araber so angemessen, daß diese die Hoffnung auf Erfolg noch nicht so bald aufgeben werden und noch eine ganze Reihe empfindlicher Züchtigungen erforderlich seyn wird, um sie von der Ueberlegenheit ihrer Gegner zu überzeugen. Die Engländer müssen daher fortwährend auf ihrer Hut seyn. Um sich gegen ihre Ueberfälle zu sichern, ist die Besatzung von Aden dem beschwerlichsten und gefahrvollsten Dienste unterworfen. Die wildesten Höhen und freiesten Felsspitzen müssen allmälig mit Wachen besetzt werden. Diese Standpunkte der Schildwachen scheinen sich weit mehr für Jäger zu eignen, um von da aus das schüchterne und furchtsame Gebirgswild zu belauern, als für Krieger eines regelmäßigen Heeres, welche die Annäherung menschlicher Feinde bewachen. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— Die Tragödie der Mad. Lafarge. Das Adelphi-Theater in London ist im wahren Sinne des Wortes eines der schauervollsten, das auf der Welt existirt. Nachdem sich das Publikum dieses Theaters an den beiden Schauer- und Schreckensstücken „Robespierre“ und „Jack Sheppard“, von denen bekanntlich das letztere oder vielmehr der Roman, der ihm zum Grunde liegt, die Lieblingslektüre des berüchtigten Convoisier war, hinlänglich satt gesehen, wird nunmehr Tag für Tag das Vergiftungs-Drama „Madame Lafarge“ aufgeführt. Obgleich das Schicksal dieser Frau keinesweges völlig entschieden und selbst in Frankreich noch manche Stimme für ihre mögliche Unschuld sich erhebt, wird sie doch dem Publikum von Adelphi schon als vollendete Giftmischerin präsentirt, wenn auch mit etwas romantischer Sauce, wie sie solchen für den haut-gout des verwöhnten Theatervolks bereiteten Speisen in der Regel zur Erhöhung des Appetits beigemischt wird. Marie Capelle wird als ein reizendes lebhaftes Mädchen dargestellt, die in einer Aufwallung von Empfindlichkeit über die Kälte ihres Geliebten Charles Clavé dem Hrn. Lafarge ihre Hand reicht, der seinerseits ihren Oheim durch lügenhafte Berichte über sein großes Vermögen und sein Schloß in Glandier getäuscht hat. Nach ihrer Verlobung mit Lafarge trifft Marie noch einmal mit Clavé zusammen; sie verabreden, sich durch Kohlendampf zu ersticken, und diese Scene wird wirklich auf der Bühne dargestellt, aber nachdem sie scheinbar schon erstickt sind, werden sie glücklicher- oder unglücklicher Weise durch Hrn. Lafarge noch gerettet. So endigt der erste Akt. Im zweiten finden wir Marie in Glandier, wo sie bald wahrnimmt, daß das Schloß ihres Mannes ein bloßes Lustschloß gewesen sey. Sie beschließt, sich zu rächen, und wird in diesem Entschlusse durch die harte Behandlung, die sie von ihrem Manne erfährt, noch mehr bestätigt. Beide sind zu einem Feste bei der Vicomtesse Leotaud eingeladen, wo auch Clavé sich einfindet. Die Vicomtesse bietet ihrer Freundin einen Edelstein an, um sich damit das Haar zu schmücken, und läßt ihre Diamanten auf dem Tische liegen. Diese Gelegenheit benutzt Marie, die letzteren zu stehlen, und zwar nur, um sie ihrem Freunde Clavé zu schenken, der sich in bitterster Armuth befindet. Clavé aber weist den Diebstahl und die Diebin verächtlich zurück, und sie, in Verzweiflung, will nun in Glandier Gift nehmen, das sie durch den Diener Denis hatte holen lassen und jetzt mit einer Limonade vermischt hat. In diesem Augenblicke tritt Herr Lafarge in trunkenem Zustand ein, beträgt sich auf das brutalste und mißhandelt seine Frau dergestalt, daß sie ihm, als er zu trinken verlangt, den Gifttrunk reicht. Denis kommt dazu, klagt sie an, und der Vorhang fällt, während die Gendarmen und die Diener des Gerichts eintreten, um Marie nach dem Gefängniß abzuführen. Man sieht, es ist Alles geschehen, um die Giftmischung so viel als möglich zu rechtfertigen. Dabei sind auch noch einige Personen in das Stück eingeflochten, die ein politisches Zeit-Interesse haben, z. B. einige Pariser Kriegsdurstige, die von ihren Heldenthaten bei Waterloo erzählen und daran die Verkündung knüpfen, wie sie sich nächstens bei der Einnahme von London auszeichnen würden. Das Publikum des Adelphi-Theaters hat das Stück mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und besonders Mistreß Yates, als Madame Lafarge, ärndtet jeden Abend neue Lorbeern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Montag den 16. November 1840.

England.

Etwas über das älteste Englische Drama.

Auch das Englische Drama hat so gut wie das der anderen ölker seine Kindheit gehabt, die in die Zeit vor Elisabeth fällt, nd zwar sind auch hier die Anfänge des Drama's religiöser Art. ine der ältesten und aufbewahrten Mysterien, „Gottes Versprechun-en" von John Bale, ist vom Verfasser betitelt: „Tragödie oder wischenspiel, welches anschaulich macht die vorzüglichsten Versprechun-en Gottes an den Menschen in allen Zeiten des alten Gesetzes vom all Adam's bis zur Fleischwerdung des Herrn Jesu Christi." Und n neunzehnten Jahrhundert konnen solche Stücke wenig mehr als ein istorisches Interesse darbieten; doch auch das sonderbare Geschwätz ieser Zwischenspiele und ihr für unsere Vorstellungen so anstoßiger nhalt, das sind gewiß psychologische Studien, welche die Mühe, die uf ihre Durchlesung verwandt wird, hinreichend belohnen. Wenn ir sie lesen und uns in die Lage eines Zuschauers zu versetzen chen, so müssen wir staunen über die bei den Zuschauern voraus-esetzte Kraft der Phantasie, die so rohe Schopfungen zu einem en so mächtigen, wo nicht mächtigeren Werkzeug moralischer Be-hrung und berauschenden Genusses machen konnte, als es je das isste und großartigste Drama eines Shakespeare war. Diese Myste-en waren, wenn man ihre eigentliche Bedeutung ausdrücken will, ichts mehr als eine populäre, praktische und pantomimische Dar-ellung der Religionslehre für das niedere Volk, das auf andere Weise nicht im Stande war, diese Abstractionen zu erfassen. Para-eln, Fabeln und dergleichen waren von jeher eine vielgebrauchte Weise, über abstrakte Dinge zu belehren, und ein Mysterium ist ichts als eine dargestellte Fabel, eine versinnlichte Lehre. Obgleich e später durch Narrenspossen entstellt wurden und andere Gegen-ände behandelten, so wurden doch diese Abweichungen kaum geta-elt, und die Passion Christi war in der einen oder anderen Gestalt as einzige „legitime Drama" jener Zeit.

In Bale's „Versprechungen Gottes" sind die dramatis personae der, wie sie besser genannt werden, die interlocutores (denn sie thun ichts als mit einander sprechen):

Pater Coelestis,	Adam primus homo,
Justus Noah,	Abraham fidelis,
Moses sanctus,	David rex pius,
Esaias propheta,	Johannes baptista.

Es ist in sieben Akte getheilt, deren jeder eine von den sieben Perioden und sieben Versprechungen darstellt, welche der Schöpfer em Adam, Noah, Abraham, Moses, David, Jesaias und Johannes ein Täufer gab. Es ist an sich weiter nichts als sieben Dialoge, die er Schöpfer mit diesen sieben Männern hält, und zwar ein versi-zirter Auszug aus der Bibel, welches, da die Bibel damals nicht in ie Volkssprache übersetzt ward und ihr Inhalt nur durch die Reden on Priestern verbreitet werden konnte, eine Bestätigung unserer bigen Ansicht über die Bedeutung dieser Stücke ist. Da auf jeden kt ein Chorgesang und Orgelspiel folgt, so können wir das Ganze ls eine unterhaltende Predigt ansehen.

Den ersten Akt eröffnet ein Monolog des Pater coelestis, der en Griechischen Prologen sehr ähnlich ist und so anfängt:

„Im Anfang, ehe die Himmel erschaffen waren,
War in mir und von mir mein ewiger Sohn
Mit dem Heiligen Geist, auf einer Stufe
Mit der Gottheit, mir dem Vater vollkommen gleich" u. s. w.

dam erscheint und bittet um Vergebung seiner Sünden, indem r spricht:

„Solch schweres Unglück hat mich vorzüglich betroffen,
Weil ich meiner eignen Freiheit überlassen ward."

Pater Coelestis:

„Also bist du schuldlos und schreibst den Fehler mir zu."

Adam primus homo:

„Nein, ich schreibe Alles meiner eigenen Bosheit zu.
Nicht der Herr hat Schuld, sondern meine Schwäche
Und die Geringschätzung der Gaben, die du mir gabst."

Diese Probe wird genügen, um einen Begriff von dem Anfang es Englischen Drama's zu geben. Interessanter ist schon „die Mo-alität der neuen Lehre" aus dem 16ten Jahrhundert. Dieses Stück tellt den Kampf zwischen der neuen Lehre oder der eben sich ent-wickelnden Reformation und dem Katholizismus in satirischem Ge-wande dar, aber natürlich zu Gunsten der ersteren. Die Inter-locutores sind: „die verkehrte Lehre", ein alter papistischer Priester, „Unwissenheit", ein anderer, noch älterer, „die neue Lehre", ein Geistlicher, „das Licht des Evangeliums", ein Geistlicher, „Heuchelei", ein altes Weib, „Erbauung", ein Weiser, „Vertrauen" (Assurance), eine Tugend, „Gottes Seligkeit" (Godless Felicitie), ein Weiser.

„Die verkehrte Lehre" und die „Unwissenheit" klagen über die „Zeichen der Zeit" und die Unsicherheit ihrer Herrschaft. Perverse Doctrine donnert gegen die Prediger der neuen Lehre folgendermaßen:

„Woher sollen die etwas gelernt haben, die eben erst geboren wurden?
Es muß eben so rares seyn, eine beschuhte Gans oder eine gesattelte Kuh zu sehen,
Als zu hören das Geschwätz eines solchen Jack Straw,
Wie in London sie neulich, ihr wißt ja wohl, wo,
Zu einer Predigt läuteten und auch wir grade da waren.
Empor sprang der Prediger, ich glaube nicht älter als zwanzig,
Mit schallender Stimme und frecher Kühnheit,
Und fing an zu schmähen auf das heilige Sakrament und die Transsubstantiation.
Nie hörte ich einen Schelm dergleichen von sich geben
Aber hätte ich den Knaben an einem gelegenen Ort gehabt,
Mit ein oder zwei Ruthen, in weniger als einer Stunde
Würde ich meinen Patron so zugerichtet haben, daß sein H— noch jetzt ächzen sollte.
Was solch junges Volk sich in göttliche Dinge zu mischen hat! es ist seltsam,
Und doch hat jetzt fast jeder Knabe sein Spiel damit.
Kein anderes Buch sieht man in ihren Händen, als die heilige Schrift,
Entweder die ganze Bibel oder wenigstens das neue Testament."

Der von dem Priester ausgesprochene Wunsch, den anmaßenden Gegner durchzuprügeln, erinnert an eine von Coleridge erzählte Geschichte, wie er in der Schule einmal dem Lehrer sagte, er sey „skeptisch". — „Was!" ruft der erstaunte Schulmeister, „skeptisch! diesen Unsinn will ich Dir bald austreiben", und begann sofort, den sämmtlichen Pyrrhonismus, der den alten Patron angesteckt, mit Stockschlägen zu kuriren; — eine Art, zu überzeugen, die Coleridge als heilsam und befriedigend lobt und welche Opponenten von jeher sich aufgelegt fühlten, gegen einander geltend zu machen.

Unwissenheit klagt ebenfalls über das Zeitalter und darüber, daß die Menschen leugnen:

„Daß ich, Unwissenheit, die Mutter wahrer Frömmigkeit bin,
Und das Wissen der Urheber der entgegengesetzten Eigenschaft:
Sie leugnen es so hartnäckig, als wäre es nicht so!"

Perverse Doctrine schlägt vor, daß sie ihren Namen ändern:

„Es wäre gut, wenn unsere beiden Namen verbessert würden:
Unwissenheit soll Einfalt heißen, denn dies kommt jenem gleich,
Und statt „Verkehrte Lehre" will ich mich richtige Lehre nennen.
So können wir uns überall hingeben und werden nirgends Anstoß geben."

Von diesen Stücken zu den „Vier P's" (the Four P's) und Gammer Gurton scheint kein großer Sprung in der dramatischen Literatur zu seyn; doch ist der Fortschritt nicht in dem inneren Werth der Stücke zu suchen, sondern in der Erweiterung ihrer Sphäre, indem man jetzt anfing, die Passion und die religiösen Gegenstände zu verbannen und sich mit den Thorheiten und Leidenschaften der Menschen zu beschäftigen, welches das wahre Ziel des Drama's ist. Es mag beim ersten Anblick sonderbar scheinen, wie man an solchen Narrenspossen Vergnügen finden konnte; aber Jeder, der auf Jahrmärkten, wie der von Plundersweilern, gewesen, oder die Absurditäten angesehen, welche die Menge auf dem Würfelprater in Wien oder bei dem Vogelschießen in Weimar ergötzen, kann leicht den Beifall, den jene fanden, begreifen. Der Geist der Nachahmung der dramatischen Darstellung ist dem Menschen angeboren. Sieht man doch die Knaben schon Soldaten und Räuber spielen, und was sind diese Spiele anders als improvisirte Dramen! Die ersten Versuche des Menschen in theatralischer Darstellung werden natürlich sehr schwach ausfallen, da das Publikum nicht kritisch ist und die Spieler keine Muster hatten; aber es ist das Loos eines jeden Dinges, das einmal ins Daseyn getreten ist, fortzuschreiten, und die Mummereien der Bacchantinnen oder die Geschmacklosigkeiten wandernder Bettelmönche machen allmälig einem Aeschylus und einem Marlowe Platz.

John Heywood ist der Englische Thespis. In seinen „Vier P's" sehen wir nicht mehr dramatischen Geist, als in den Mysterien: das Ganze besteht wieder nur aus Dialogen ohne einen Schimmer von Handlung. Aber er war der Erste, der aus der Sphäre der Mysterien und Moralitäten heraustrat, und nachdem einmal dieser Anlauf genommen war, kam man mit der Zeit auch weiter.

Das Stück „die vier P's" hat nämlich seinen Namen von den Anfangsbuchstaben der vier Hauptheiden, die darin vorkommen. Diese sind ein Ablaßkrämer (Englisch: Pardone), ein Pilger (Palmer), ein Hausirer (Pedlar) und ein Apotheker (Poticary). Jeder von diesen Vieren preist die Vortheile seines eigenen Gewerbes an, d. h. die Künste, durch die er Leichtgläubigkeit und Unwissenheit betrügt, und wird dann wieder von den Anderen ausgelacht. So suchen sie einander zu überbieten, bis der Streit in einer Wette endet, wer von ihnen die größte Lüge erzählen wird. Der Preis wird dem zugesprochen, welcher behauptet, er habe ein geduldiges Weib gefunden oder nie ein Weib gekannt, das nicht geduldig gewesen. Unter Anderem sagt der **Ablaßkrämer**, indem er über des Pilgers lange Wanderungen und Umwege zum Himmel spottet und seine eigenen Vorzüge rühmt:

„In einem Stück bist du mir voraus,
Denn du kannst nach Gutdünken lügen,
Wie Alle, die so weit gewandert sind,
Daß Niemand sie controlliren kann.
Und wenn du deine Rechnungen so hoch anschlägst,
So mag ich doch, meine Ablässe sind von der Art,
Daß, wenn tausend Seelen auf einem Haufen lagen,
Ich sie alle in den Himmel bringen wollte, wie gute Schafe,
Wie du dich zum Pilger gemacht hast
Im letzten Viertel deiner Reise,
Das, bei Gott, gar weit vom Himmel ist.
Für geringes Geld und ohne Mühe
Bringen diese Ablässe sie geradeswegs in den Himmel:
Gieb mir nur einen Penny oder zwei Pence,
Sobald die Seele von hinnen geht,
In einer halben Stunde, oder drei Viertel zumeist,
Ist die Seele im Himmel beim heiligen Geist."

Der **Apotheker** kann diese Anmaßung des Mönchs nicht ertragen und unternimmt es, beide zugleich anzugreifen. Er, sagt er, sende die meisten Seelen in den Himmel, und er müßte daher den Dank dafür haben:

„Keine Seele, wißt ihr, betritt Himmels Thor,
Bis von dem Körper sie geschieden ist:
Und wen habt ihr noch ehrlich sterben sehen,
Ohne Hülfe des Apothekers?
Da ich die Mehrheit unserer Seelen in den Himmel schicke,
Wer anders, als ich, verdient den Dank dafür, daß sie dahin kommen?"

Der **Ablaßkrämer** unterbricht ihn mit der kitzlichen Frage:

„Wenn du Tausend in einer Stunde tödtest,
Wie wollten sie in den Himmel kommen ohne Absolution?"

Aber der **Apotheker** läßt sich nicht außer Fassung bringen:

„Wenn tausend Ablässe um deinen Hals gebunden wären,
Wie wollten sie in den Himmel kommen, wenn sie nie stürben?
Aber wenn du dein Genicken hast bereit,
So kann ich dich in den Himmel schicken zu jeder Zeit."

F r a n k r e i c h.

Die Gefangennehmung der Herzogin von Berry.

(Schluß.)

Gegen Ende September verließ Deutz Portugal, durchreiste Spanien und begab sich nach Paris. Hier bestätigte er mündlich Herrn von Montalivet den Inhalt seiner beiden Briefe. Der Minister bestärkte ihn in seinem Entschlusse und setzte eine andere Zusammenkunft für die nächsten Tage fest. Aber in den nächsten Tagen war Herr Thiers an Herrn von Montalivet's Stelle. Deutz trat nun zu diesem in Beziehung. Da ich vom Gange der Unterhandlungen unterrichtet war, so hatte ich auch Unterredungen mit ihm über die Mittel, die zu einer raschen Lösung führen konnten. Herr Thiers war der Ansicht, daß Deutz sich nicht von Paris zu entfernen brauche, und daß er durch das unbegränzte Zutrauen, welches ihm die Partei schenkte, die Gefangennehmung der Herzogin herbeiführen könne. Der Charakter des Angebers ließ eine Mystification fürchten. Dazu kam die Besorgniß, diesen Mann Todesgefahren auszusetzen, und auch, daß er der Herzogin gegenüber seine Gesinnung ändere. Um nicht den Gedanken an eine Aenderung seines Entschlusses in seiner Seele aufkommen zu lassen, legte Herr Thiers in ihren Zusammenkünften immer einen großen Nachdruck auf den Dienst, den er dem Lande erweisen werde, wofür Deutz besonders empfänglich schien. Auch die Größe der Belohnung deutete Herr Thiers an, aber darüber ging dieser ziemlich gleichgültig hinweg.

Trotz der Einwendungen des Ministers erklärte Deutz, daß er sich zu der Herzogin begeben wolle. Die Gründe giebt er selbst an: „Gewohnt, die Gefahr zu verachten und mit erhobenem Haupte einherzugehen, machte diese Betrachtung (die Aussicht, ermordet zu werden) nur einen sehr geringen Eindruck auf mich. Ich glaubte, daß von meiner Anwesenheit an Ort und Stelle die Gefangennehmung der Herzogin und die Schonung ihres Lebens abhinge, denn mein Zweck war nicht bloß, sie zu fangen, sondern es sollte auch kein Haar von ihrem Haupte fallen und kein Tropfen Blut vergossen werden."

Demzufolge reiste Deutz unter dem Namen Ganzagues mit Briefen und Aufträgen der Karlisten nach Nantes. Herr Thiers sendete ihm Herrn Joly nach, um ihn zu beschützen und nöthigenfalls zu beaufsichtigen. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Abreise ging mir ein Bericht zu, welcher besagte, der Karlistische Ausschuß habe die Abreise eines Verräthers nach Nantes erfahren, der versprochen, die Herzogin auszuliefern; demzufolge sey ein Courier abgesendet worden, um diese zu warnen. Augenblicklich ließ ich Herrn Thiers eine Abschrift dieser Benachrichtigung zugehen. Der Minister, der nicht anders glauben konnte, als daß Deutz bezeichnet sey, schrieb an den Präfekten der unteren Loire und forderte ihn auf, Deutz von diesem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, damit derselbe sich keiner Gefahr aussetze. Auch empfahl ihm derselbe, alle Briefe zu behalten, die in seinem Besitze seyen, damit man doch einigen Nutzen aus dieser verfehlten Combination ziehe.

Nichtsdestoweniger begab sich Deutz in Nantes zu drei Legitimisten, die ihn auf eine schimpfliche Weise empfingen; man hielt ihn für einen Verräther, für einen Agenten der Regierung. Dennoch war dies nur die Folge einer Verwechselung. Ich erlangte bald die Ueberzeugung, daß nicht Deutz gemeint sey, sondern einer meiner Agenten, der in großem Ansehen bei der Partei stand, und der zwei Tage vor Deutz nach Nantes abgereist war. Das Mißverständniß klärte sich bald auf, und Deutz wurde nun überall mit offenen Armen empfangen. Die Briefe, die er überbrachte, wurden der Herzogin zugestellt, und diese schrieb ihm eigenhändig: „Ein Mann, dem Sie vertrauen dürfen, wird Sie am 28. Oktober um 6 Uhr Abends abholen und zu mir führen."

Der Präfekt der unteren Loire und Herr Joly hatten sich mit Deutz verabredet, um die Herzogin während dieser ersten Zusammenkunft gefangenzunehmen. Aber die Polizei-Agenten, die dem Angeber folgten, verloren ihn aus den Augen. Deutz erzählt die Aufnahme, welche er bei der Mutter Heinrich's V. fand, auf folgende Weise:

„Ich bemerkte zuerst nur den Grafen Mesnard, den ich nach der Herzogin fragte; sie hörte mich, denn augenblicklich trat sie hinter einem Verschlage hervor." „Da bin ich, lieber Deutz", sagte sie zu mir. Bei diesen wohlwollenden Worten fühlte ich meinen Entschluß wanken: ich wurde unwohl. Da näherte sie sich mir mit der ihr eigenthümlichen Güte, rückte einen Stuhl zu mir heran und sagte: „„Erholen Sie sich, mein Freund."" Diese Worte, diese Zuvorkommenheit erschütterten mich, und einen Augenblick schwankte ich. Als aber im Laufe der Unterredung, die drei Stunden dauerte, einer der Anwesenden mir die Pläne der Partei enthüllte und mich daran erinnerte, daß Heinrich V. nur durch den Bürgerkrieg und die Unterstützung des Auslandes auf den Thron gelangen könne, als die Herzogin mir versicherte, daß sie die Vendée nicht freiwillig verlassen würde, und daß sie auf einen allgemeinen Aufstand rechne, da trat die unglückliche Frau in den Hintergrund, und ich sah nur noch die dem Lande feindliche Fürstin, welche die Bürger zu den Waffen rief."

Der schlechte Erfolg dieser Zusammenkunft entmuthigte Deutz nicht; es wurde ihm auf den 6. November eine neue bei den Fräulein Duguigny bewilligt. Er mag selbst die Vorfälle dieses Tages berichten: „Bevor ich mich zur Herzogin begab, hatte ich Madame P . . . einen Besuch abgestattet. Diese hatte von Herrn Jauge zwei Briefe erhalten mit der Englischen Aufschrift: Geben Sie die einliegenden Briefe unserem Freunde. Da sie nicht wußte, ob dieselben für die Herzogin oder für mich bestimmt seyen, so übergab sie mir die Briefe. Ich öffnete einen; da ich aber weder die Schrift noch die Unterzeichnung kannte, so mußte ich wohl voraussetzen, daß sie für die Herzogin seyen. Ich sagte dies Herrn von Bourmont, den ich am 5ten Abends sprach, und bat ihn, die Briefe abzugeben. Er forderte mich aber auf, sie zu behalten und der Herzogin selbst zuzustellen. Am 6ten um 4½ Uhr war ich bei der Herzogin. Indem ich ihr die beiden Briefe überreichte, entschuldigte ich mich über meine Voreiligkeit. Sie unterbrach mich sehr gütig und sagte: „Für Sie habe ich keine Geheimnisse; ich werde den Brief in Ihrer Gegenwart lesen." Hierauf ließ sie durch Reagentien die mit sympathetischer Tinte geschriebenen Züge hervortreten. Eines dieser Schreiben war von Herrn B., der ihr vom Erfolge einer Unterhandlung in Spanien Bericht erstattete, das andere von Herrn Jauge, der sie zur Vorsicht aufforderte, weil er aus sicherer Quelle wisse, daß ein Mann, der ihr ganzes Zutrauen besitze, sie verrathen und für eine Million verkauft habe. Die Herzogin warf den Brief sorglos auf einen Tisch, wo er eine Stunde später gefunden wurde. Hierauf sich lächelnd zu mir wendend, sagte sie: „„Sie haben es gehört, Deutz, vielleicht sind Sie es."" — Ich antwortete ihr in demselben Tone: „„Wohl möglich."" Diese Unterredung dauerte eine Stunde. Als ich die Herzogin verließ, sagte sie zu mir: „„Leben Sie wohl, Herr Baron; kehren Sie auf Ihren Posten zurück, und vergessen Sie nicht, daß der erste Kanonenschuß, der an der Scheide fällt, das Signal unsers Triumphes seyn wird.""

Als Deutz das Haus verließ, gab er den Polizei-Agenten das verabredete Zeichen; augenblicklich wird dasselbe umzingelt und durchsucht. Man findet einen Tisch mit 6 Gedecken und den Warnungsbrief, aber sonst Niemand als die Fräulein Duguigny. Sie antworten anscheinend unbesorgt auf alle Fragen und erklären, daß sie ganz allein seyen, daß sie vier ihrer Freunde, deren Namen sie angeben, zum Essen erwartet hätten. Sie zeigen eine Ruhe, eine Sorglosigkeit, sogar eine ironische Laune, welche die Agenten außer der Fassung bringen. Man fängt an zu zweifeln, man will Aufklärung bei Deutz suchen: er war abgereist, nachdem er zuvor Herrn Duval wiederholentlich versichert, daß die Herzogin im Hause der Fräulein Duguigny sey.

Wie hätte man vermuthen sollen, daß Deutz die Rolle eines Betrügers gespielt! Ueberdies lieferten die 6 Gedecke und der Brief fast die sichere Ueberzeugung der Anwesenheit der Herzogin. Die Nachforschungen werden während der Nacht fortgesetzt, aber erfolglos. In den Instructionen, die Herrn Joly ertheilt worden waren, der die Nachsuchungen leitete, waren alle Fälle vorausgesehen. Demzufolge wurden die Nachforschungen nicht einen Augenblick eingestellt. Den Fräulein Duguigny benachrichtigte man, daß nöthigenfalls ihr Haus eingerissen werden würde; man fürchtete, daß dieses in geheimer Verbindung mit den Nachbarhäusern stehe. Welche moralische und materielle Kraft würde die Flucht der Herzogin ihrer Partei gegeben haben! Wie hätte man die Spuren der Flüchtigen entdecken, wie einen zweiten Deutz finden sollen! Groß war die Spannung in Nantes wie in Paris. Diese Angelegenheit verdrängte alle anderen. Am 7. November

Vormittags kannte die Regierung die Unterredung der Herzogin mit Deutz; wir kannten den Anfang des Drama's; die Katastrophe erwarteten wir mit fieberhafter Ungeduld.

Als ich Herrn Thiers einen Besuch abstattete, fand ich Deutz bei ihm, der aus Nantes eingetroffen war und das Nähere über die Zusammenkunft berichtete: er war fast eben so ungeduldig wie wir. In so peinlicher Erwartung brachten wir den Tag und die Nacht des 7ten zu. Endlich am 8. November gegen Mittag brachte eine Stafette die ersehnte Nachricht: die Herzogin war gefangen. Vergeblich hatte man sie 16 Stunden lang gesucht. Soldaten, Gendarmen, Polizei-Agenten füllten das Haus der Fräulein Duguigny. Die Kälte treibt zwei Gendarmen, in einem kleinen Zimmer Feuer anzuzünden. Bald hören sie Lärm, es wird an die Platte geklopft, welche das Kamin schließt. Es ertönt der Ruf: „Rasch geöffnet, wir ersticken.“ Es wird ihnen gesagt, wie sie die Platte abheben sollen. Die Herzogin tritt zuerst hervor und verbrennt sich etwas. Drei andere Personen, Fräulein von Kersabiec, Herr Guibourg und Herr von Mesnard folgen. Die Herzogin von Berry und ihre Gefährten hatten in ihrem Versteck schrecklich geduldet. Trotz der Ermüdung zeigte die Herzogin eine feste Haltung; sie fragte nach dem General Erlon, der bald mit dem Präfekten erschien. Die gefangene Prinzessin wurde nach der Präfektur geführt, wo sie mit allen Rücksichten behandelt wurde, die ihr Rang, ihr Muth und ihr Unglück verdienten.

Dieser große Sieg zerstörte die materielle Macht der absolutistischen Partei. Ein halbes Jahr später vernichtete die Episode, deren Zeuge die Mauern von Blaye waren, auch ihre moralische Kraft. Bei der Fräulein Duguigny fand man eine heimliche Druckerei und eine Menge von Proclamationen, in denen die Regentin versprach, bis zur Großjährigkeit Heinrich's V. ihren Sitz in Nantes aufzuschlagen, wenn diese Stadt sich für sie erkläre. Eine allgemeine Bewegung wurde vorbereitet; sie würde wahrscheinlich innerhalb des 10. und 30. Dezembers zum Ausbruch gekommen seyn. Die Papiere der Herzogin wurden ebenfalls gefunden; sie waren so zarter Natur und stellten so viele Personen bloß, daß man glaubte, sie dem Publikum vorenthalten zu müssen; sie wurden nach Paris gesendet.

Am 9. November übertrug eine Königliche Ordonnanz den Kammern die Entscheidung über das Schicksal der Herzogin. Die öffentliche Meinung tadelte diesen Entschluß, und dennoch war er der einzig passende und würdige. Man wollte, daß die Nichte des Königs, die Mutter eines Prätendenten, dessen Ansprüche mindestens zweifelhaft waren, den gewöhnlichen Gerichten übergeben würde. Die Herzogin von Berry wurde am 10. November auf einem Dampfboote nach Paimboeuf abgeführt, von dort nach der Citadelle Blaye.

Die Oppositions-Blätter hatten die Regierung öfter des bösen Willens beschuldigt. Das Juste-milieu will sich der Mutter Heinrich's V. nicht bemächtigen; es will im Gegentheil den Bürgerkrieg herbeiführen; es bereitet eine Restauration vor. Das war ihre Sprache. Diese Journale wußten, wenn man ihnen glauben wollte, genau, wo sich die Herzogin befand. Die Regierung wußte es auch, aber sie wollte es nicht wissen. Der „National“ vom 2. Oktober lieferte den Beweis. „Man theilt uns“, sagt er, „einen Brief aus Dieppe mit, der Folgendes enthält: „„Die Herzogin ist am 24. September hier angekommen, hat hier den 25sten und 26sten verweilt und ist am 27sten mit dem Dampfboot abgefahren.““ — Am 7. November erzählte der „Temps“ seinen Lesern: „Wir wissen nicht, ob die Herzogin von Berry innerhalb weniger Tage gefangen werden wird; aber wir wissen, daß ihr Aufenthalt bekannt ist, und wenn ihre Gefangennehmung nicht binnen 48 Stunden bekannt gemacht wird, so hat man sie nicht fangen wollen.“

Der Ausgang rechtfertigte diese Vorhersagung; dennoch war die Nachricht nicht wahr, als der Journalist sie gab. In der Nacht vom 6ten zum 7ten kannte die Regierung den Zufluchtsort der Prinzessin nicht. Wäre der Artikel 24 Stunden früher erschienen, so hätte er alle Entwürfe der Regierung vereiteln können. Nach der Gefangennehmung der Herzogin behaupteten die Oppositions-Blätter noch, man habe diese nicht beabsichtigt, sondern sey gleichsam dazu gezwungen worden, weil zu viele Personen in Nantes um den Aufenthalt der Herzogin gewußt hätten. Die wohlunterrichteten Berichterstatter fügten hinzu: „Die Tuilerieen sind in Trauer versenkt, die Königin weint, und alle Personen ihrer Umgebung theilen ihren Schmerz.“ Außerdem bewies man, die Gefangenhaltung der Herzogin in Blaye habe den Zweck, eine baldige Entweichung derselben zu begünstigen.

Die Gefangennehmung der Herzogin war ein schrecklicher Schlag für die Legitimisten; sie bewirkte die Zerstreuung der Chouans, welche bereit waren, den Kampf zu eröffnen. Gisquet.

Tscherkessien.

Herr Bell und die Tscherkessen.

Der Englische Kaufmann, Herr J. S. Bell, der wegen seiner Betheiligung bei den Unternehmungen des von den Russen in Beschlag genommenen Schiffes „Vixen“ schon öfter in den Zeitungen genannt worden, hat neulich ein Werk in zwei Bänden herausgegeben *), worin seine Erlebnisse in Tscherkessien und viele Beobachtungen, die er über das Land und seine Bewohner angestellt, enthalten sind. Herr Bell hat drei Jahre lang (von 1837 bis 1839) unter den Tscherkessen verweilt; der Zweck seines dortigen Aufenthalts war ursprünglich rein kaufmännisch, aber das Schicksal dieses Volkes flößte ihm so lebendiges Interesse ein, daß er auch solche Gegenstände, mit denen Kaufleute selten sich befassen, in den Kreis seiner Beobachtungen zog. Wir werden aus der Fülle des Stoffes, der in dem simpeln Rahmen eines fortlaufenden Tagebuches uns geboten wird, Einiges ausheben, das unseren Lesern besonders anziehend seyn dürfte.

Das Pittoreske und das Poetische sind nirgends mehr vorherrschend, als in Tscherkessien. Häuser, Gärten, Kleidertrachten, Gewohnheiten — Alles verkündet Sinn für Schönheit und gefällige Formen, Alles ist im Einklang mit der herrlichen Natur des Landes. Begleiten wir den Verfasser ein paar Augenblicke auf einer Wanderung nach einem jener waldigen Asyle, die noch kein Russischer Fuß betreten hatte und wo eine Art von Kongreß gehalten werden sollte:

„Unser gestriger Ritt“, so erzählt er, „obgleich nur vier bis fünf Stunden lang, war außerordentlich genußreich. Wir ritten durch das Thal nordwärts und bestiegen dann einen der Hügel, die es begränzen und von dem wir eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf das Thal, seine Hügel, die Bai und das rauhe Vorgebirge Atschinscha hatten. Als wir dem grasigen Gipfel dieser Anhöhe uns näherten, kamen wir bei einer großen Heerde weidender Ochsen vorüber, und hier stimmten meine Tscherkessischen Begleiter ein Wanderlied an, eine Art von Recitativ mit Chören, das sehr romantisch und lieblich klang. Von dem Hügel gelangten wir auf einem schmalen, von großen Bäumen überschatteten Pfade in ein anderes Thal hinab, das wohl angebaut schien und dessen geflochtene Umzäunungen sehr zierlich gearbeitet waren. Wir rasteten hier auf prächtigem Weidegrund, von großen Heerden Ziegen und Schafen umgeben, bis die Uebrigen uns nachkamen.“

Im weiteren Verlaufe seiner Wanderung über eine Reihe fruchtbarer Hügel fand Herr Bell sämmtliche Aecker und Felder so wohl bestellt und eingefriedigt, daß er sich in eine der angebautesten Gegenden von Yorkshire versetzt glaubte. Unter anderen Dingen fesselte auch ein Flachsfeld, in welchem fünf verschleierte Frauen emsig jäteten, seine Aufmerksamkeit.

Die Gastfreiheit der Tscherkessen ist sprüchwörtlich, und bei ihren Gastmahlen herrscht viel Luxus. In einem kleinen Orte, wo unser Reisender rastete, war er von einer Familie kaum zum Diner eingeladen, als auch schon eine andere Familie um dieselbe Ehre sich bewarb; solch edler Wettstreit ist in diesem Lande nicht selten. „Das gestrige Souper“, so erzählt der Reisende, „ist von dem Diner oder vielmehr den Diners des heutigen Tages ganz in Schatten gestellt worden; denn Tschurngh hat einen Theilnehmer seines Geschäfts, Namens Hatugh Uluk, der mit seiner Familie in demselben Dorfe wohnt, und die Gattin dieses Mannes wollte uns ohne Zweifel auch von ihrer Kochkunst eine gute Meinung beibringen. So mußten wir denn zwei Diners annehmen, zwischen denen nur die Zeit einer halben Stunde lag, und was für Diners! Ich scheiterte an dem Versuch, die Gerichte zu zählen, und doch erfuhr ich nachher, daß ich nur einen Theil davon gesehen hatte; denn als man bemerkte, daß wir nicht Allem tüchtig zusprachen, ließ man viele Schüsseln unservirt. Im Ganzen bestand die eine Mahlzeit aus 42 und die andere aus 45 Gerichten.“

Der größere Theil dieser Gerichte waren Pasteten mit Fleisch, geronnener Milch oder Honig und in allen erdenklichen Formen.

Ein Hochzeits-Reigen, den unser Verfasser schildert, beweist, daß dieses Volk in seinen Vergnügungen noch ganz patriarchalisch ist. Die Feier geht in einem Thal bei einem Dorfe vor sich, wohin ein orientalischer Boccaz ohne Zweifel die Scene seines orientalischen Dekamerons verlegt hätte.

„Der Kreis bestand aus Männern und Mädchen in bunter Reihe; jeder von den Ersteren faßte die ihm zunächst stehenden Mädchen unter dem Arme und flocht seine Finger in die ihrigen. Ceremonien-Meister mit langem platten Stabe, Musiker und Sänger hatten sich in der Mitte des Kreises aufgestellt; ihre Instrumente waren die mit drei Fingern gespielte Pfeife und eine zweisaitige Violine. Der Tanz war ein bloßes Hin- und Herschwingen des Körpers, wobei der ganze Kreis sich langsam in der Runde bewegte; dabei erhob sich ein Theil der Tanzenden nach dem anderen auf die Zehen, was eine gefällige undulirende Bewegung erzeugte. So oft eine Tänzerin ermüdet aus der Reihe trat, wurde ihr erledigter Platz durch eine andere ausgefüllt. Aber selbst in diesen heiteren Zeitvertreib mischte sich etwas Kriegerisches; alle paar Minuten feuerte man über den Häuptern der Tänzer Pistolen ab, und beständig drohte eine Abtheilung gewaffneter Reiter in den Kreis einzudringen, während ein Trupp Jünglinge zu Fuß, mit Aesten in den Händen und unter lautem Geschrei die Angreifer abwehrte.“

Die Tscherkessischen Dörfer liegen gewöhnlich auf bewaldeten Anhöhen, die von wohlbewässerten fetten Triften umgeben und an einer oder mehreren Seiten durch höhere, oft mit Eichen bewachsene Hügel, die den Zugang sehr erschweren, geschützt sind. Folgen wir dem Verfasser in das Innere eines solchen Wohnortes:

— — „Das Haus für die Gäste war mitten in dem Gehöfte unseres Wirthes, auf einem großen von prächtigen Eichen beschatteten Rasengrunde. Die ganze Scene wäre für einen geschickten Zeichner sehr anziehend gewesen. Eine kleine Kanone, der Stolz unseres Wirthes, lag in der Mitte des Platzes auf einer gewaltigen Laffette, die zu einem Geschütz von sechsfach schwererem Kaliber gepaßt hätte. Gruppen von Kriegern standen oder saßen im Kreise herum und debattirten lebhaft über die wichtigen Maßregeln, die man ergreifen wollte; Kühe und Büffel fraßen aus Futterkörben; Pferde, mit und ohne Sattel, waren an alle Bäume gebunden; Federvieh von jeder Sorte trieb sich scheu um sein usurpirtes Gebiet herum, und große Bullenbeißer stapften mit mürrischem Ernste auf und nieder. An den umliegenden Häusern sah man von Zeit zu Zeit anmuthige Frauengestalten, von weißen Schleiern umwallt,

*) Journal of a Residence in Circassia during the Years 1837 etc. (Tagebuch über einen Aufenthalt in Tscherkessien.) Von James Stanislaus Bell. 2 Bde. London, 1840.

leichtfüßig ab und zu eilen, während Russische Sklaven lässig Holz fällten oder Wasser schleppten. Hinter einem mächtigen Pfahlwerk aus gespaltenen Bäumen blickten die blauen Gipfel ferner Berge hervor."

Herr Bell war öfter Zeuge davon, wenn Tscherkessische Klane zu einer kriegerischen Unternehmung gegen die Russen sich verbündeten, und begleitete sie einige Mal auf ihren Zügen. Es folge hier seine Beschreibung eines solchen Meetings:

„Der Tag war schön; es wehte ein milder Südwind. Als wir die steilen bewaldeten Hügel, welche die Südgränze der großeren Ebene Hochoi bildeten, hinabstiegen, bemerkten wir einen großen Trupp Krieger, die aus den Dickichten hervordrangen, um an den Ort des allgemeinen Rendezvous sich zu begeben. In der Ebene angekommen, sahen wir am sanften Abhang der nördlichen Höhenzüge zwei große und mehrere kleine Versammlungen, denen aus allen Pfaden des Thales noch kleinere Haufen zuströmten. Als wir der ersten großen Versammlung uns naherten, schien eben eine Debatte beendigt; denn die Krieger standen vom Boden auf und zogen, theils zu Pferde, theils zu Fuß, den Hügel hinan weiter. Mitten unter ihnen flatterte eine große Standarte. Wir schätzten die Zahl der Versammelten auf mehr als funfzehn Hundert. Das Schauspiel hatte etwas Neues, Malerisches, Begeisterndes — eine Schaar nerviger Bergbewohner, Männer und Knaben, Reiter und Fußgänger durch einander gemischt und bereit zum freiwilligen Kampfe mit einem großen Reiche, um für die verwüsteten Fluren ihrer Landsleute Rache zu nehmen."

„Als unsere ersten Begrüßungen mit manchem alten Freunde ausgetauscht waren, hieß man uns freundlich auf einigen Strohbündeln Platz nehmen, worauf alsbald ein enger und dichter Kreis neugieriger Gaffer um uns sich bildete. Durch die Ankunft der Häuptlinge Schamus, Mensuc, Hatukoi und anderer einflußreicher Personen wurden wir von der lästigen Zudringlichkeit jener Leute wieder befreit: man rauchte einige Pfeifen; dann erhoben sich die Häuptlinge, und Mensur begann im ruhigen Tone der Unterhaltung eine Rede, die stufenweise immer kräftiger und energischer wurde, wie ein kleiner Schneeball im Herabrollen zur Lawine wird. Er belehrte die Versammlung über Zweck und Plan der beabsichtigten Expedition und gab dem Volke Regeln, wie es bei der Ausführung des Unternehmens verfahren sollte. „Wir dürfen nicht", so sagte er, „beim Beutemachen verweilen; unser vornehmster Gegenstand muß die Schwächung des Feindes seyn, und dieses Ziel erreichen wir, wenn wir seine Festungen zerstören, seine Munition wegführen. Sollten wir so glücklich seyn, Kanonen in unsere Gewalt zu bekommen, so müssen wir sie nicht, wie wir früher zu thun gepflegt, zurücklassen, sondern über den Kuban mitnehmen. Vor Allem liegt es euch ob, den Befehlen derer zu gehorchen, die weit großere Erfahrung haben, als die meisten von euch. Unser Befehlshaber soll Schamus seyn, der öfter über den Kuban gezogen ist und mehr Erfahrung im Kriege besitzt, als wir alle zusammen. Gewiß werden viele von euch diesen Engländern, unseren Freunden, gern Beweise ihrer Tapferkeit geben; aber es wird ihnen gewiß kein Vergnügen machen, wenn sie sehen, daß ihr euer Blut unnütz vergießet; darum seyd eben so klug, als muthig. Ein alter und sehr frommer Mann hat dieser Unternehmung aus den Sternen Unglück prophezeit; allein wir dürfen uns von dem Rathe solcher Männer nicht in jedem Falle leiten lassen. Doch müssen wir unserer Pflichten gegen Gott immer eingedenk seyn, damit er nicht seine Hand von uns abziehe. Laßt uns ihm vertrauen und in seinem Namen zu Felde ziehen."

Die übrigen Häuptlinge hielten ebenfalls kurze Reden; dann verließen uns Alle, um das Abendgebet zu sprechen. Nach Sonnenuntergang legte sich der angenehme Südwind, der den ganzen Tag geweht hatte, und machte einem kalten Ostwinde mit eisigem Nebel Platz. Die ganze Gegend, wo diese Scene vor sich ging, war unbewohnt. Die Russen hatten sie verödet, und somit konnte keine schicklichere Stelle gewählt werden, um Rachegedanken zu wecken."

Im Verlaufe ihres verzweifelten Abenteuers kamen die Tscherkessen vor ein Russisches Fort, das am Ausgang eines Thales am Meere lag. Eine von den Scenen, die vorfielen, giebt uns einen ziemlich guten Begriff von der Art, wie diese Bergvölker kämpfen.

„Nachdem wir die zwei größeren Ströme, welche den Küstenfluß Tschepsin bilden, passirt und einige Hügel bestiegen hatten, enthüllte sich das Meer unseren Blicken. Ich bemühte mich vergebens, Etwas zu entdecken, das dem Fort ähnlich sähe, welches die Russen im vergangenen Jahre hier angelegt hatten, und fragte deshalb Nadir-Bei's Bedienten, wo dieses Fort läge. „Dort ist es ja", antwortete er; und wirklich lag es keinen halben Kanonenschuß von der Stelle, wo wir uns befanden, am Ende eines langen Höhenrückens zu unserer Rechten. Die Basis eines Hügels, der sich linker Hand erhob, nöthigte uns, dem Bereiche der Kanonen noch näher zu kommen, ehe wir in ein ostwärts sich erstreckendes Thal einbiegen konnten. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und trabte mit den Uebrigen ruhig vorwärts. Plötzlich spornte Schamus sein Pferd zum Galopp, um einen Hügel jenseit des Thales, der als Brustwehr dienen konnte, zu erreichen; wir Anderen folgten ihm im ruhigen Trabe, wie bisher, und eben forderte ich von einem Diener mein Teleskop, als ein anderer mir zurief: „Eilet Euch, man will Feuer geben!" Sogleich kündigte eine Explosion den ersten Schuß an, der über Schamus's Kopf hinwegflog; ein zweiter Schuß fiel in den Strom vor uns, und ein dritter erzeugte ein paar Schritte von mir einen momentanen Springquell aus der Erde. Unsere Pferde scheuten und bäumten sich, und Jeder von uns suchte nun, so schnell es gehen wollte, das Thal hinan zu kommen."

— — „Den ganzen gestrigen Tag hielt mich der [illegible] Regen in meiner Hütte; da ich aber viel hatte schießen hören, und zwar aus grobem und kleinem Gewehr, so begab ich mich heute mit dem ersten Grauen des Morgens nach Tschepsin, wo ich [illegible] daß meine Tscherkessischen Begleiter auf einem die Festung beherrschenden Hügel ein paar kleine Kanonen aufgepflanzt hatten und ohne Rast feuerten. An jeder Seite des Thales sind die Anhöhen ziemlich hoch und steil, und in Kanonenschußweite von seinem [illegible] punkte erstreckt sich ein Hügelrücken, der beinahe ins Meer ausläuft, und an dessen Ende das Fort steht. Die Wälle des Forts sind von Erde und bilden ein längliches Viereck, das den Hügelrücken in seiner ganzen Breite deckt. In der Mitte und an den Ecken jeder [illegible] sind Bastionen errichtet. Der Hügelrücken wird immer höher, je weiter er landwärts geht, und beherrscht so die ganze Festung; [illegible] er nun zugleich undulirend und von Hohlgründen durchschnitten [illegible] so hatten einzelne Abtheilungen der Tscherkessen in diesen Hohlgründen, wo sie noch in halber Flintenschußweite vor den Kugeln des Forts geschützt waren, sich aufgestellt. Hier erlauerten sie jeden [illegible] der an den Schießscharten sich sehen ließ, während Andere, den Russischen Kugeln offenen Trotz bietend, auf dem ebenen Terrain vor den Außenwerke der Festung herumspazierten. Diese keken Abenteurer wandelten in einem Regen von Kleingewehr-Kugeln aus den [illegible] reichen Schießscharten der Mauer, während man von Zeit zu Zeit gegen entferntere Häuflein, wenn sie ihre Stellung hinter einem Hügel veränderte, um hinter einen anderen Hügel sich zu begeben, eine Kartätschkugel oder Bombe abfeuerte. Vermuthlich erwarteten meine Tscherkessischen Freunde, daß ihre kleinen Kanonen die Russen zwingen würden, das Fort zu räumen und im Thale zu [illegible] aber ein solches Ergebniß war mir doch zu unwahrscheinlich, und so verließ ich bald das Lager."

Die Tscherkessen sind in Bürgerschaften oder kleine Stämme getheilt: alle zu einer solchen Bürgerschaft gehörige Personen [illegible] als Verwandte angesehen und dürfen nicht unter einander [illegible] Personen aller Stände und Klassen behandeln einander mit großer Rücksicht und Artigkeit.

„Wenn eine bejahrte Matrone", so erzählt der Verf., „an jungen Frauen oder Mädchen geht, so stehen die Letzteren immer von ihren Sitzen auf und bleiben so lange stehen, bis die Matrone sich [illegible] gelassen hat. Dieselbe Achtung beweist man männlichen [illegible] wenn sie in die Hütte treten, und mir selber, wenn ich auch nur in einiger Entfernung am Fenster vorübergehe. Vor meiner Hütte [illegible] der gerade Weg zwischen zwei anderen; jetzt aber bedienen sich die Frauen dieses Weges nur selten; sie machen lieber einen [illegible] Umweg hinter meiner Wohnung, um nur der Etikette zu genügen, [illegible] es verbietet, einem Manne gegenüber vorbeizugehen. Wenn eine Besucherin aus einem anderen Dorfe wieder heimkehrt, so begleiten die Frauen des Hauses sie wenigstens bis an die Gränze des Gemeinde-Ackers, und ein junges Frauenzimmer — sey sie verheirathet oder ledig — läßt man nie unbegleitet nach Hause gehen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Calderon Deutsch. Es ist erfreulich, mit dem Erscheinen des siebenten und letzten Bandes der neuen wohlfeilen Taschenausgabe des Griesschen Calderon (Berlin, Nicolaische Buchhandlung) zu gleicher Zeit ankündigen zu können, daß der Veteran unter Deutschlands Dichter-Uebersetzern, der ehrenwerthe J. G. Gries, zu den bereits vor vielen Jahren und von ihm zuerst unter allen Deutschen Mitbewerbern gegebenen Uebersetzungen von vierzehn Calderonschen Dramen noch zwei neue geliefert hat, die wir nun als Supplement-Band zu jener Ausgabe erwarten dürfen. Der siebente kürzlich erschienene Band enthält die beiden Dramen „Die Locken Absalons" und „Der Verborgene und die Verkappte", und ist mit einem Stahlstiche nach dem Bildnisse Calderon's von Ximeno ausgestattet, [illegible] dem Ganzen zu großer Zierde gereicht. Der Pränumerationspreis von $3\frac{1}{3}$ Thlrn. für sämmtliche sieben Bände wird von der Buchhandlung noch bis zur Ostermesse des Jahres 1841, wonach der höhere Ladenpreis eintritt, aufrecht erhalten.

— Le Salon. Als wir in Nr. 129 des Magazins einer [illegible] verständig geordneten Sammlung Französischer Erzählungen und journalistischer Aufsätze gedachten, die hier unter dem Titel [illegible] Passe-temps littéraire erscheint, hätten wir auch eines älteren [illegible] ders derselben erwähnen sollen, den die Buchhandlung C. [illegible] mann unter dem Titel „Le Salon, Revue de la littérature [illegible] moderne" herausgiebt. Um nun nicht den Anschein einer [illegible] lich fremden Parteilichkeit zu haben, thun wir dies hier nachträglich, indem wir bemerken, daß der Salon in monatlichen Heftlieferungen von etwa 100 Seiten erscheint, also halbjährlich einen ziemlich starken Band zu dem Preise von 2 Thlrn. liefert. Der Jahrgang [illegible] von welchem uns die bisher erschienenen Hefte vorliegen, enthält in seinem ersten Semester 29 verschiedene Aufsätze von Janin, [illegible] Alex. Dumas, Eug. Guinot, Alph. Karr, Poujoulat, Alfred de Musset, Mad. Charles Reybaud u. A. Sollten wir in Bezug auf [illegible] Sammlung einen Wunsch äußern, so wäre es der, daß sie eben so wie das Passetemps littéraire, hin und wieder eigene Zusätze [illegible] Noten gäbe, um Deutschen Lesern entweder das, was ihnen in der Französischen Darstellung nicht ganz geläufig ist, zu erläutern, [illegible] Vergleichungspunkte darzubieten, wie sie die Uebersichten [illegible] sischer und Deutscher Theaterleistungen im Passetemps enthalten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Mittwoch den 18. November 1840.

Dänemark.

Die Seejungfrau.

Ein Mährchen.

Von H. C. Andersen.*)

Weit draußen im Meere ist das Wasser so blau, wie die Blätter der schönsten Kornblume, und so durchsichtig, wie klares Krystallglas; aber es ist sehr tief, tiefer als irgend ein Ankertau langt, und man müßte viele Kirchthürme über einander stellen, ehe sie vom Grunde bis oben über den Wasserspiegel reichten. Dort unten wohnt das Meervolk.

Man darf aber nicht etwa glauben, daß dort nur reiner weißer Sandboden ist; nein, da wachsen die wunderbarsten Blumen und Pflanzen, die so geschmeidig in Stiel und Blättern sind, daß sie bei der leisesten Bewegung des Wassers hin und her gehen, als wenn sie lebendig wären. Kleine und große Fische spielen zwischen ihren Zweigen wie die Vögel oben in den Bäumen. An der allertiefsten Stelle liegt des Seekönigs Schloß; seine Mauern sind von Korallen und die langen Bogenfenster vom reinsten Bernstein, das Dach aber sind Muschelschalen, die sich öffnen und schließen, je nachdem das Wasser fließt; es sieht prächtig aus, denn in jeder Schale liegen glänzende Perlen, wovon eine einzige der Hauptschmuck in der Krone einer Königin seyn würde.

Der Seekönig hier unten war viele Jahre schon Witwer, aber seine alte Mutter hielt für ihn Haus. Sie war ein kluges Weib, aber doch stolz auf ihren Adel, darum hatte sie zwölf Austern an ihrem Schwanz; die anderen Vornehmen durften nur sechs tragen. — Sonst verdiente sie viel Lob, besonders weil sie die kleinen Prinzessinnen, ihre Enkelinnen, so hübsch hielt. Das waren sechs niedliche Kinder, aber die jüngste war die schönste von allen; ihre Haut war so klar und durchsichtig wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie die tiefste See; doch, eben so wie die Anderen, hatte sie keine Füße, der Leib endete in einen Fischschwanz.

Den ganzen langen Tag durften sie unten im Schloß in den großen Sälen, wo frische Blumen aus den Wänden wuchsen, spielen. Die hohen Bernsteinfenster wurden aufgemacht, und dann schwammen die Fische zu ihnen hinein, wie bei uns die Schwalben hereingeflogen kommen; aber die Fische schwammen gerade zu den kleinen Prinzessinnen hin, fraßen aus ihrer Hand und ließen sich streicheln.

Vor dem Schloß war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen; die Früchte daran strahlten wie Gold und die Blumen wie brennendes Feuer, indem sie in einem fort Stiel und Blätter bewegten. Die Erde war der feinste Sand, aber blau wie Schwefelflammen. Ueber Allem dort unten lag ein wunderbarer blauer Schleier; man hätte viel eher glauben sollen, daß man hoch oben in der Luft stände und über und unter sich nur Himmel sähe, als daß man auf dem Meeresgrunde wäre. Bei Windstille konnte man die Sonne sehen, die wie eine Purpurblume erschien, aus deren Kelche alles Licht ausströmte.

Jede der kleinen Prinzessinnen hatte ihr Plätzchen im Garten, auf dem sie graben und pflanzen konnte, was sie wollte; die Eine gab ihrem Blumenbeet die Gestalt eines Wallfisches, einer Anderen gefiel es besser, daß es wie eine Seejungfrau aussah, die Jüngste aber machte das ihrige ganz rund wie die Sonne und hatte nur Blumen darauf, die roth wie jene schimmerten. Sie war ein seltsames Kind, still und nachdenkend, und als einst die anderen Schwestern sich mit den wunderschönsten Sachen putzten, die sie von den gestrandeten Schiffen erhielten, verlangte sie außer den rosenrothen Blumen, die der Sonne über ihr glichen, nur eine schöne Marmorstatue. Dies war ein lieblicher Knabe, aus weißem, klaren Gestein gehauen und durch ein Stranden auf den Seeboden gekommen. Sie pflanzte neben die Statue eine rosenrothe Trauerweide, die herrlich wuchs und sich mit ihren frischen Zweigen über sie bis auf den blauen Sand herunterhing, auf dem die Schatten sich violett und in Bewegung, wie die Zweige, spiegelten; es sah aus, als wenn der Gipfel und die Wurzeln spielten und einander küssen wollten.

Nichts machte ihr mehr Freude, als von der Menschenwelt oben zu hören; die alte Großmutter mußte Alles erzählen, was sie von Schiffen und Städten, Menschen und Thieren wußte; am allerschönsten gefiel ihr, daß auf der Erde die Blumen so dufteten, was die in der Meerestiefe nicht thun, daß die Wälder grün wären und die Thierchen, die man in ihren Zweigen sähe, so laut und herrlich singen könnten, daß es eine Lust wäre; diese Thierchen, glaubte sie aber, müßten Fische seyn, wie hier in den Bäumen des Meeres.

„Wenn Ihr funfzehn Jahr vorbei seyd", sagte die Großmutter, „sollt Ihr Erlaubniß bekommen, aus dem Meere aufzutauchen, im Mondschein auf den Felsen zu sitzen und die großen Schiffe zu sehen, die vorbei segeln; Ihr sollt die Wälder und Städte dann sehen!" Im nächsten Jahre war die eine Schwester funfzehn Jahr, aber die Anderen, — sie waren immer ein Jahr aus einander, und da hatte die Jüngste also noch volle fünf Jahre, ehe sie aus dem Meeresgrunde hinaufkommen und schauen konnte, wie es bei uns aussähe. Jedoch versprachen sie, sich einander zu erzählen, was sie gesehen und am ersten Tage am schönsten gefunden hatten; denn ihre Großmutter erzählte ihnen nicht genug, es war zu viel, worüber sie Bescheid haben mußten.

Keine hatte so große Sehnsucht, als die Jüngste, gerade sie, welche die längste Zeit warten mußte und so still und gedankenvoll war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster und sah durch das tiefblaue Wasser auf, in welchem die Fische mit ihren Flossen und Schwänzen ruderten. Mond und Sterne konnte sie erblicken, freilich schienen sie ganz blaß, aber durch das Wasser sahen sie viel größer als vor unseren Augen aus; glitt auf einmal etwas wie eine schwarze Wolke unter ihnen hin, da wußte sie gleich, daß es entweder ein Wallfisch wäre, der über ihr schwämme, oder auch ein Schiff mit seinen vielen Menschen; die dachten gewiß nicht, daß ein schönes kleines Seejüngferchen unter ihnen stände und mit ihren weißen Händen nach dem Schiffskiel hinaufzeigte.

Jetzt war die älteste Prinzessin funfzehn Jahr und durfte auf die Oberfläche steigen.

Als sie zurückkam, wußte sie hundert Dinge zu erzählen, aber das Schönste, sagte sie, wäre, im Mondschein auf einer Sandbank in der ruhigen See zu liegen und die große Stadt an der Küste anzuschauen, in welcher die Lichter blitzten, wie hundert Sterne, die Musik und den Lärm und das Geräusch von Wagen und Menschen zu hören, und die Kirchthürme mit ihren vielen Spitzen zu sehen, von denen die Glocken läuteten; gerade weil sie zu diesem Allen nicht hinkommen durfte, sehnte sie sich am allermeisten danach.

O! wie horchte nicht die jüngste Schwester, und wenn sie seitdem in der Nacht im offenen Fenster stand und durch das dunkelblaue Wasser sah, dachte sie an die große Stadt mit allem dem Lärm und Getöse, und dann schien es ihr, sie könnte die Kirchenglocken zu sich herunter läuten hören.

Im folgenden Jahre erhielt die zweite Schwester Erlaubniß, zu steigen und zu schwimmen, wohin sie wollte. Sie tauchte gerade auf, indem die Sonne unterging, und diesen Anblick fand sie für den prächtigsten. Der ganze Himmel hatte wie Gold ausgesehen, erzählte sie, und die Wolken, — ja, deren Schönheit konnte sie nicht genug beschreiben! Roth und violett waren sie über ihr hingesegelt, doch viel geschwinder noch als sie, war eine Heerde wilder Schwäne, wie ein langer weißer Schleier, über das Wasser dort hinuntergeflogen, wo die Sonne stand; sie hatte hinschwimmen wollen, aber die Sonne sank, und der Rosenschimmer wurde von der Meeresfläche und den Wolken eingesogen.

Das Jahr darauf kam die dritte Schwester nach oben; sie war die dreisteste von ihnen Allen, darum schwamm sie einen breiten Fluß hinauf, der sich ins Meer mündete. Liebliche grüne Hügel mit Weinranken sah sie; Schlösser und Gehöfte guckten aus prächtigen Waldungen hervor; sie hörte, wie die vielen Vögel sangen, und die Sonne schien so warm, daß sie oft unters Wasser tauchen mußte, um ihr glühendes Gesicht zu kühlen. In einer Bucht traf sie eine große Menge kleiner Menschenkinder an; ganz nackt liefen sie umher und plätscherten im Wasser; sie wollte mit ihnen spielen, aber sie liefen erschrocken davon, und dann kam ein kleines schwarzes Thier gesprungen, dies war ein Hund (aber sie hatte noch keinen Hund gesehen), der bellte sie so erschrecklich an, daß ihr Angst wurde und sie wieder in die offene See zu kommen suchte; doch nimmer konnte

*) Von dem Dichter, dessen „Bilderbuch des Mondes" in diesen Blättern so viele Theilnahme gefunden, geben wir hier ein Mährchen, das zu den neuesten Erzeugnissen seiner Muse gehört. Man wird auch darin den poetischen Zauber und das große Darstellungstalent wieder erkennen, die jene Mondscheinbilder so anziehend gemacht. Ja, es ist, als hätte der Dichter durch dieses Mährchen das bekannte Horazische Atrum desinat in piscem mulier formosa superne zu Schanden machen wollen, denn Niemand lacht hier über das Weib, das „oben reizend gestaltet, unten als Fisch sich endigt."

sie die prächtigen Wälder, die grünen Hügel und die niedlichen Kinder vergessen, die auf dem Wasser schwimmen konnten, ob sie gleich keine Fischschwänze hatten.

Die vierte Schwester war nicht so dreist; sie blieb auf dem öden Meere draußen und erzählte, wie das eigentlich das Schönste wäre, daß man rings umher auf viele Meilen weit sehen könnte, und wie der Himmel über einem stände, wie eine große Glasglocke. Schiffe hatte sie zwar erblickt, aber weit fort, sie wären ihr vorgekommen wie Strandmöven, die närrischen Delphine hatten Kobolde geschlagen, und die großen Wallfische aus ihren Nasenlöchern Wasser gesprützt, daß sie wie Hunderte von Springbrunnen um sie her geschienen.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schwester; ihr Geburtstag war gerade im Winter, und darum sah sie, was die anderen Schwestern beim ersten Male nicht geschaut hatten. Die See nahm sich ganz grün aus, und rings um sie her schwammen große Eisberge; jeder hat wie eine Perle ausgesehen, sagte sie, und war doch viel höher, als die Kirchenthürme, die die Menschen bauen. Sie zeigten sich in den wunderbarsten Gestalten und schimmerten wie Diamanten. Sie hatte sich auf einen von den größten gesetzt, und alle Segel, welche dort kreuzten, wendeten erschrocken um, als sie sie sitzen sahen, wie sie den Wind in ihren langen Haaren wehen ließ; aber in der Nacht umzog sich der Himmel mit Wolken; es blitzte und donnerte, die schwarze See hob die großen Eisblöcke in die Höhe und ließ sie glänzen wie rothe Blitze. Auf allen Schiffen zog man die Segel ein, da war nur Angst und Grausen, jedoch sie saß ruhig auf ihrem schimmernden Eisberge und sah die blauen Blitzstrahlen in Zickzacks in die leuchtende See niederschlagen.

Wenn eine von den Schwestern zum ersten Mal über das Wasser kam, war jede zuerst über das Neue und Herrliche entzückt gewesen, was sie Alles gesehen, aber jetzt, wo sie als erwachsene Mädchen Erlaubniß hatten, aufzusteigen, so oft sie wollten, wurde es ihnen gleichgültig; sie sehnten sich wieder nach ihrer Heimat, und nach Verlauf eines Monats sprachen sie, daß es unten bei ihnen doch am allerschönsten sey, und nur dort fühlten sie sich so recht zu Hause.

In mancher Abendstunde faßten die fünf Schwestern sich unter die Arme und stiegen in einer Reihe auf die Oberfläche; sie hatten liebliche Stimmen, schöner als irgend ein Mensch, und wenn dann ein Sturm heraufzog, so daß sie dachten, die Schiffe müßten stranden, schwammen sie vor diesen her und sangen so rührend, wie reizend es auf dem Meeresgrunde wäre, und baten die Seeleute, nicht bange zu seyn und zu ihnen herab zu kommen; aber diese konnten die Worte nicht verstehen, sie glaubten, es wäre der Sturm, und sie bekamen auch die Herrlichkeiten da unten nicht zu sehen, denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen nur als Todte zu des Seekönigs Schloß.

Wenn die Schwestern so des Abends Arm in Arm hoch durchs Meer hinaufstiegen, dann war die kleine Schwester allein zurückgeblieben, dann sah sie ihnen nach, und sie hätte am liebsten weinen mögen, aber die Seejungfer hat keine Thränen, und darum leidet sie viel mehr.

„Ach, wäre ich doch funfzehn Jahr!" sprach sie, „ich weiß, daß ich die Welt dort oben und die Menschen, die auf ihr bauen und sie bewohnen, recht lieb gewinnen werde!"

Endlich war sie nun ihre funfzehn Jahr alt.

„Sieh, nun wirst Du los kommen", sagte ihre Großmutter, die alte Witwe-Königin. „Komm her, laß mich Dich putzen, wie Deine anderen Schwestern!" Und sie setzte ihr einen Kranz von weißen Lilien aufs Haar, aber jedes Blatt an einer Blume war die Hälfte von einer Perle; und die Alte ließ acht große Austern sich an den Schwanz der Prinzessin fest klemmen, die ihren hohen Rang beweisen sollten.

„Das thut ja so weh!" sagte die kleine Seejungfer.

„Ja, Hoffahrt will Zwang haben!" sprach die Alte.

O! sie hätte so gern alle diese Pracht abgeschüttelt und den schweren Kranz weggelegt; ihre rothen Seeblumen kleideten sie viel besser, aber sie durfte es jetzt nicht thun. „Leb wohl", sagte sie und stieg so leicht und luftig wie eine Wasserblase.

Die Sonne war eben untergegangen, als sie ihren Kopf über das Meer hinaushob; alle Wolken schimmerten noch wie Rosen und Gold, und mitten in dem blaßgerötheten Himmel strahlte der Abendstern so klar und so schön, die Luft war mild und frisch und die See ganz ruhig. Ein großes Schiff mit drei Masten lag auf derselben, es war nur ein einziges Segel aufgezogen, denn nicht ein Lüftchen rührte sich, und die Matrosen saßen überall im Tauwerk und auf den Stengen. Musik und Gesang tönte davon herüber, und da es Abends dunkel wurde, zündeten sie hundert buntfarbige Laternen an; es sah aus, als wenn die Flaggen aller Nationen in der Luft wehten. Das Seejüngferchen schwamm bis zum Kajütenfenster hin, und jedesmal, wenn sie die Wellen in die Höhe hoben, konnte sie durch die spiegelhellen Scheiben hineinsehen, wo so viele geputzte Menschen standen; aber der schönste unter ihnen war ein junger Prinz mit großen schwarzen Augen, er war wohl kaum über sechzehn Jahr, es war sein Geburtstag, und darum geschahen alle diese Feierlichkeiten. Die Matrosen tanzten auf dem Verdeck, und als der Prinz heraustrat, stiegen Hunderte von Raketen in die Höhe, die wie der helle Tag leuchteten, so daß die kleine Seejungfrau sich ganz erschrak und untertauchte; doch steckte sie ihr Köpfchen gleich wieder hinauf, und da war es, als wenn alle Sterne vom Himmel auf sie herunterfielen. Niemals hatte sie ein solches Feuerwerk gesehen. Große Sonnen schwirrten im Kreise, prächtige Feuerfische schwangen sich durch die blaue Luft, und Alles spiegelte sich in der klaren, ruhigen See. Auf dem Schiff selbst war es so hell, daß man jedes kleine Tau sehen konnte, natürlich auch die Menschen. O, wie war doch der junge Prinz so schön, und er dr…
die Hände, lachte und freute sich über die schöne …
herrliche Nacht hinausklang.

(Fortsetzung folgt.)

Tscherkessie…

Herr Bell und die Tscherkessen.

(Schluß.)

Die bräutliche und Ehestands-Etikette der Tsch…
Eigenthümliches.

— — „Vor einigen Tagen hat Jungfrau Dische…
Braut heimgeführt, und heute sind alle junge Fra…
milie mit Kuchen und Konfitüren zu ihrer Begrüß…
Vor der Trauungs-Ceremonie darf die Braut ihr J…
lassen, und dem Bräutigam steht es in dieser Peri…
licher Weile frei, seine Zukünftige zu besuchen; bei …
streng verpönt. Selbst die Thür seiner Aeltern bleibt …
bis zum Hochzeitstage, an welchem er sie mit eine…
Schaf, oder einer Ziege beschenkt. Bei der Geburt …
nes und oft auch der folgenden Söhne wiederholt …
(welche?); der junge Ehemann muß aber Jahre …
Kindern getrennt bleiben; ja, er darf nicht einmal …
reden, wenn die Kinder bei ihnen sind. Das le…
Verbot hat jedoch nur bei der Aristokratie Gülti…
nehmen und Reichen übergeben ihre Kinder bald …
einem Erzieher, der sie bis ins zehnte oder zwölfte …
nimmt. Wie Potozki sagt, so wurden dem Erzieh…
sein Pflegebefohlener starb, die Ohren abgeschn…
brauch ist aber, wenn er wirklich jemals bestanden …
abgeschafft."

Ehescheidungen machen bei den Tscherkessen …
man hört aber selten davon, da die meisten Eh…
Wir lassen unseren Autor zum Schlusse ein glü…
diges Paar schildern, bei dem er einige Wochen …
nahme fand.

„Herr und Frau Hattav, meine jetzigen W…
erfreuliches Beispiel, wie bei einem so rauhen und …
die gegenseitige Anhänglichkeit zweier Gatten den R…
überdauern kann. Beide lieben und achten einander …
weil sie Mann und Weib sind, sondern vornehml…
rakter Beider Achtung und Liebe verdient. Ha…
Muhamedaner, ein sehr tapferer Krieger, ein tre…
ein edelmüthiger Freund und in öffentlichen wie …
heiten ein thätiger, rühriger Mann — sein Weib …
tere, kluge und ihrem Hauswesen mit Eifer vor…
glaube, daß dieses Paar zu den bravsten der …
gehört, die ich in Tscherkessien kennen gelernt; dar…
mir verzeihen, wenn ich noch länger bei ihnen ver…
tav ist athletisch gebaut, ungefähr 55 Jahr alt un…
voll kühnster Entschlossenheit. Seine große massive …
zwischen den feurigen Augen hervor, wie ein stattl…
zwei Signal-Feuern. Er ist kein Gegner, der …
läßt, selbst nicht auf dem Gebiete des Witzes und …
seine Antworten gleichen oft dem einschlagenden Bli…
sichtigt nur dasjenige, was gesprochen wird, nich…
Person. Hattav wäre der rechte Mann, um …
Gecken zu entlarven und der Welt zu zeigen, w…
Kaliber ist."

„Er hatte mich dringend einladen lassen, ein …
bei ihm fürlieb zu nehmen, und sobald er in da…
trat, wo ich in seiner Abwesenheit angekommen w…
mich mit seinen Boa-Constrictor-Armen, drückte …
in mein Gesicht und küßte mich auf beide Backen …
und trieb seine Frau aus ihrem besten Zimmer, …
fortablen Gemache, das ich im ganzen Lande ken…
es ist wasserdicht — die Fenster-Oeffnungen ausge…
Wirth mit Papier verkleben ließ — und ein großer …
ihm Sommer-Temperatur — eine gar angenehme …
Kälte. Beim Eintreten sagte er mir im bieder…
Zimmer betrachtet als Euer Eigenthum"; und …
mir alle erdenkliche Aufmerksamkeiten: er hält …
Ordnung, reinigt meine Tabackspfeife, leistet mir …
bittet mich wiederholt, ihm doch zu sagen, was ich …
Auch hat er mir zu Ehren eine Jagdpartie verabr…
ist auf seinen Befehl eine Tagereise weit geritt…
Leder zu holen, dessen ich zur Ausbesserung meines …
Was seine Nase betrifft, so sagt er, sie sey von …
aufgeschwollen, den er bei Gelegenheit einer Ja…
verzweifelten Kampfe mit einem Anderen bekomme…

„Hattav's Frau ist ein schönes, kräftig geba…
haftes Weib von ungefähr 40 Jahren; sie trägt eine …
Robe und einen Schleier aus weißem Musselin. …
wurde sie mir vorgestellt, damit ich die Rolle …
spielen, d. h. einen heftigen Kopfschmerz, von dem …
kuriren sollte; aber schon am zweiten Abend kam …
sich neben mir nieder, faßte meine Hand und sa…
ordentlich verliebt in mich, denn ich hätte sie du…
ihres Pulses von dem Kopfweh befreit! Solche …
Einbildung. Jetzt kommt sie öfter, bald mit, bald …
und sagt: „Legt Euer Papier bei Seite; Ihr hab…
ben, und ich besuche Euch, um vergnügt zu seyn." …

ihrer Gegenwart mit komischen Ernste: „Frauen haben sehr wenig erstand; man sollte sie in wichtigen Dingen nie um Rath fragen; nd da wir Männer um ihren Besitz so viele Komplimente machen nd Geschenke geben müssen, so sind sie aus doppeltem Grunde verflichtet, uns in allen Stücken willfährig zu seyn." Zur Strafe für iese ungalante Rede faßt sie seinen grau werdenden Kopf und bückt iesen Kopf, der noch vor keinem Feinde sich gebückt hat, in ihren Schooß. Der Gatte rächt sich für diese Demüthigung mit der Drohung, daß er sich nächstens ein junges Weib kaufen wolle; ich ußerte einen bescheidenen Zweifel, ob er bei diesem Handel wohl lücklich fahren dürfte, sintemal sein Aeußeres nicht mehr bezaubern önne; aber nun trifft mich das gewöhnliche Loos derer, die sich in he-Zwistigkeiten mengen: Mann und Weib schließen Friede und edeuten mir nachdrücklich, daß der Mann gar nicht schön zu seyn rauche, wenn er nur gut und tapfer sey."

„Wie viel Vertrauen Hattav seiner Gattin beweist, ergab sich ir aus seiner Versicherung, daß er ihr volle Freiheit läßt, ein Schaf oder selbst einen Ochsen zu schlachten, wenn sie in seiner Abwesenheit Gäste bewirthen will, und überhaupt, den Gästen zu schenen, was sie für gut fände; und wie stolz die würdige Frau auf hren Mann ist, konnte ich daraus abmessen, daß sie, wie sie mir rzählte, bei Gelegenheit des Ueberfalls der Russen vor zwei Jahren, att ein ruhiges Asyl zu suchen, wie ihre meisten Nachbarinnen geban, voll Begeisterung auf den nächsten Hügel stieg, um Hattav n Thale unten kämpfen zu sehen. Das Paar hat keine Kinder, ber viele Neffen und Nichten, die sich täglich bei ihnen einfinden. hr junger Polnischer Sklave sagte mir, es sey ihm bei diesen Leuten o wohl, wie im väterlichen Hause; und wirklich läßt man es ihm an ichts fehlen, was seine Lage erleichtern und sogar angenehm machen ann."

Frankreich.

Ueber Kaperei, namentlich unter den durch die Dampfschiffahrt veränderten Umständen.

Von V. Baron, von Havre.*)

Man besorge nicht, daß ich eine Apologie der Kaperei zu chreiben gedenke. Ich wünsche sehnlichst mit Herrn Say und allen Freunden fortschreitender Humanität, daß sie einst durch einen allgemeinen Beschluß der Völker abgeschafft werde. Wenn man die bürgerliche Gesellschaft noch nicht ganz von der Geisel der Krieges u erlösen vermag, so soll man mindestens die Uebel desselben in en möglichst kleinsten Kreis bannen. Aber diesen Standpunkt haben wir noch nicht erreicht. Trotz des steten Fortschritts der Civilisation und der Menschlichkeit, ist der Krieg in unseren Tagen doch noch ein Werk der Zerstörung; er gestattet die Kaperei, und so lange diese nicht durch gegenseitige Uebereinkunft abgeschafft wird, steht es einer Nation frei, sich mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen wird. Wenn daher die gegenwärtigen Verhältnisse sich nicht auf eine friedliche Weise beilegen lassen, so werden wir bald alle Meere mit Kapern bedeckt sehen. Die fünfundzwanzig Jahre eines tiefen Friedens, welche Europa genossen hat, während welcher Zeit die Sicherheit der Meere durch nichts gefährdet wurde, hat uns fast gänzlich von jenen wilden Abenteurern befreit, die damals die Geisel der Meere waren, und wir sehen unter unseren Matrosen überhaupt nicht mehr solche verwegene Physiognomieen mit so abscheulichen Gewohnheiten, wie es noch vor funfzehn Jahren der Fall war. Jene Zeit der Soldatenherrschaft ist zur Tradition geworden, die Namen und die Thaten eines Surcuf, Bucaille, der Gebrüder Hurel, Balidar's, Blake's und Pollet's leben im Munde des Volkes; das Geschlecht selbst ist nicht mehr vorhanden. Und lebte zufällig noch irgend ein Zeuge jener Tage, so würde er doch dem Seemanne der so ganz veränderten Gegenwart die Geheimnisse seines Muthes und seiner Erfolge nicht mittheilen können; wir würden nur einen sehr geringen Nutzen davon ziehen, und jener Seemann der Vergangenheit würde mit Erstaunen bemerken, daß er Lehrling in einem Gewerbe werden müsse, worin er es früher bis zur höchsten Meisterschaft gebracht hatte. Die Zeit hat in der That eine große Umwälzung in der Schiffahrtskunde hervorgebracht; durch die Einführung der Dampfschiffahrt sind alle Verhältnisse, also auch die der Kaperei umgekehrt worden.

Die Korsaren der früheren Zeit, die ihre Beute vorzugsweise im Kanal aufsuchten, trachteten vor allen Dingen danach, daß ihr Fahrzeug möglichst schnell segle und möglichst flach gehe; dies waren ihnen die Hauptbürgschaften eines günstigen Erfolges. Bewaffnet, um einem Fahrzeuge von gleichen Kräften die Spitze bieten zu können, mußten sie jedes Zusammentreffen mit einem Kriegsschiffe sorgfältig vermeiden. Aber damals waren für beide Wind und Wellen gleich, alle Chancen waren dieselben, und der Kaper durfte hoffen, durch seine größere Schnelligkeit dem überlegenen Gegner zu entwischen, oder sich an einen flachen Strand zu begeben, wohin jener ihm nicht folgen konnte. Und wie oft verdankten unsere Kaper ihre Rettung nicht diesen vortrefflich segelnden Luggern, die oft über zwei Kompaßstriche höher an den Wind gingen, als die nacheilenden Kriegsschiffe! Diese Rettungsmittel werden nun durch die Dampfschiffahrt völlig fruchtlos gemacht. Das Dampfboot braucht nur einen geringen Wasserstand, es geht gerade in den Wind und gegen die Ströme; seine Schnelligkeit kommt der des besten Seglers gleich, und noch mehr, sie ist stets gleichmäßig; es kann überdies die nöthige Artillerie und Besatzung an Bord führen: Gründe genug, um die Segelschiffe nicht mehr zur Kaperei anzuwenden; denn bei all diesen Vortheilen, welcher sich die Dampfschiff-Marine erfreut, können besonders an gewissen Küstenstrichen, wo sich ihnen Zufluchtsörter und Verproviantirungs-Stationen darbieten, die Segelschiffe mit ihnen nicht Course halten, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen. Das Dampfschiff ist ganz dazu gemacht, um längs den Küsten zu spioniren, die kleinen Schlupfwinkel zu säubern, einen Kreuzzug zu unternehmen und mit einem Worte jenen Krieg der List und der Ueberfälle zu führen, der das Attribut der Kaperei ist. Man kann hieraus den Schluß ziehen, daß die Dampfschiffahrt an den Küsten und in engen Gewässern die Kaperei mit Segelschiffen schwer, wenn nicht unmöglich mache; aber man würde Unrecht haben, daraus zu schließen, daß sie auf offener See nicht dieselben Dienste leiste. Um sich hiervon zu überzeugen, muß man sich nur vergegenwärtigen, daß der Zweck, weshalb man Kaper ausrüstet, nicht bloß der ist, dem Feinde Böses zuzufügen und seinen Handel zu vernichten, sondern auch, indem man sich seine Schiffe und deren Ladungen zueignet, sich einen gesetzlichen Gewinn zu sichern, der die Kosten der Ausrüstung deckt und die Anstrengungen der Besatzung belohnt. Um dies zu erreichen, muß man die gemachten Prisen einem Hafen zuführen, wo sie auf gesetzliche Weise kondemnirt und verkauft werden können. Diese unerläßliche Bedingung ist sehr schwer zu erreichen; nur wenige Schiffe werden auf diese Weise geborgen, und die Mehrzahl der genommenen Schiffe fallen den Kreuzern an den Küsten wieder als gute Beute in die Hände.*) Die Prisenschiffe, welche aus hoher See kommen und beim Aufsuchen eines Hafens der Wachsamkeit der segelnden Kreuzer glücklich entgehen würden unfehlbar von den Dampfschiffen aufgefangen werden, die sich zum Wächter der Küsten und Schlupfwinkel aufgestellt haben.

Hieraus geht also hervor, daß es fast unmöglich ist, sich der Verfolgung eines Kreuzers zu entziehen und die Prisen in Sicherheit zu bringen, sobald der Gegner sich der Dampfschiffe bedient. Unter diesen Umständen scheint es vortheilhafter, auf ein Unternehmen zu verzichten, das, wenn es von beiden Parteien mit gleichen Mitteln betrieben wird, nur einen sehr negativen Nutzen gewähren kann. Wenn jede Partei sich unter der Küste der Prisen wieder bemächtigt, die ihm auf hoher See abgenommen worden sind, so erscheint es als durchaus überflüssig, Geld und Menschen aufs Spiel zu setzen, um solche Resultate zu erzielen. Das Aufgeben der Kaperei mit Segelschiffen ist durch den Wettkampf bedingt, in welchen die letzteren mit den Dampfböten getreten sind; da aber diese von beiden kriegführenden Parteien eingeführt werden, (denn wir sprechen hier stets in der Voraussetzung, daß die Herrschaft zur See nicht ausschließlich einer Macht gehört) so erneuert sich der alte Streit: die Rollen, welche bisher die Kreuzer gespielt haben, werden jetzt von den Dampfböten übernommen. Es kommt also darauf an, den Charakter zu würdigen, den die Kaperei unter diesem neuen Gesichtspunkt annimmt, die Chancen, die sich darbieten, zu berechnen und zu ermitteln, welche Modificationen bei diesem unvorhergesehenen Fall hinsichtlich des Herkommens und der Gesetzgebung bei der Kaperei eintreten müssen. Liegt es in dem Interesse eines kriegführenden Staates, das Ausrüsten von Kapern zu ermuntern? Unbezweifelt! Der Krieg hat keinen anderen Zweck, als den Feind wehrlos zu machen; jeder Schade, jeder Verlust, jedes Uebel, das man ihm zufügt, ist nur ein Mittel zu diesem Zweck; und man muß, um ihm so viel als möglich schaden zu können, sich aller erlaubten Mittel bedienen, denn es wäre der Staat verloren, der aus Großmuth oder aus anderen Gründen bei seiner Vertheidigung nicht zu denselben Waffen greifen wollte, die man gegen ihn braucht. Dies vorausgesetzt, wollen wir untersuchen, welches zu den verschiedenen Epochen die Privilegien der Kaperei waren, und welche Aufmunterung ihr zu Theil wurde. Anfangs war sie ohne irgend eine Beschränkung. Man sieht nicht allein Herren vom höchsten Adel und selbst die Staatsminister daran Theil nehmen, sondern selbst die Regierung stellte, um den Handel aufzuhelfen, ihre eigenen Schiffe, oft völlig ausgerüstet und bemannt, zur Disposition und ließ die Ausrüster bloß auf Kosten des Kreuzzuges tragen. Die gewonnenen Summen wurden pro rata nach der Einlage vertheilt, und der Staat nahm nur eine sehr mäßige Abgabe vorweg, wie dies aus einer Ordonnanz vom Jahre 1584 hervorgeht: „Der Herr Admiral erhebt vorweg den zehnten Theil von dem Gesammtertrag aller gemachten Beute, und außerdem den vierten Theil, sie mag nun in Gefangenen, Waaren oder Rationen bestehen; ein und ein halbes Viertel empfangen die Ausrüster und die letzten anderthalb Viertel die Besatzung des Kapers, um sie unter sich zu theilen."

Die ganze Einnahme der Prisen gehört demnach, nach einem Abzuge von 10 pCt., den Unternehmern, wozu sie noch auf alle Weise von dem Staate unterstützt wurden. Später ward dieser Zehnten zu den Einnahmen des Königs geschlagen, und bald erhob er sich

*) Herr Valentin Baron ist Herausgeber des Journal du Havre und genießt durch seine Kenntnisse des maritimen Handels, so wie der Seeschifffahrt überhaupt, eine gewisse Autorität in seinem Vaterlande.

*) Der Uebersetzer glaubt diese Stelle in einer Randnote verdeutlichen zu müssen. Nicht nur durch die Leichtigkeit, womit das Dampfschiff die Elemente beherrscht, würde das Prisenschiff eine gute Beute werden, sondern auch aus Mangel an Vertheidigungs-Mitteln. Sobald ein Kaper einen Kauffahrer auf hoher See nimmt, ernennt er aus der Mitte seiner Leute einen Mann, der es übernehmen muß, das Schiff sammt seiner Ladung nach einem sichern Hafen zu geleiten. Dies ist der Prisenmeister. Nur so viel von der Mannschaft des Kapers, als unumgänglich zur Ausführung der Manöver nöthig sind, werden ihm beigegeben, und mit diesen geringen Kräften muß er nun die gefahrvolle Reise antreten. Die mit dem Schiffe zugleich gefangenen Mannschaften liegen gebunden im Raum, und er kann sich dieser nur mit großer Vorsicht und in geringem Maße bedienen, damit sie ihm nicht über den Kopf wachsen. Fällt nun ein solches Prisenschiff einem anderen Kaper in die Hände, gleichviel ob Dampf- oder Segelschiff, so ist es unmöglich, den Kanonen und Enterhaken desselben zu entgehen, da von einer Vertheidigung nicht die Rede seyn kann.

auf den dritten Theil des Netto-Ertrages, und so hoch beläuft er sich auch noch heute, nur daß er jetzt, statt der Krone, der Invaliden-Kasse zufällt. Bei dem ersten Anblick scheint diese Abgabe gerecht, wenn man aber noch einige andere Lasten, die auf der Kaperei haften, in Rechnung bringt, so sieht man bald, daß diese Abgaben außer allem Verhältnisse zu dem Ertrage sind.

Man kann annehmen, daß durch den Schaden, den das Schiff und die Ladung beim Wegnehmen erlitten, ferner durch den gezwungenen Verkauf, Administrations- und Liquidations-Kosten 50 pCt. des Gesammt-Werthes darauf gehen. Es bleiben also nur noch 50 pCt. zu verrechnen. Hiervon nimmt die Invaliden-Kasse vorweg:

Rabatt bei der Geldlieferung 5 pCt., macht	$2\frac{1}{2}$ pCt.
Ferner, zur Unterstützung der Kriegsgefangenen 10 pCt.	5 »
Ihr Recht 33 pCt.	$16\frac{1}{2}$ »
Verschiedene Kosten	1 »
	25 pCt.

welche von der Netto-Einnahme zu kürzen sind. Es bleibt also für die Unternehmer der Kaperei nur ein Viertheil von dem Gesammtbetrage der Prisen. Es kann sich freilich ereignen, daß bei manchen Gelegenheiten der eine oder der andere der oben angeführten Posten nicht die angegebene Höhe erreicht; aber wie gering die Berechnung sich auch stellt, es geht stets weit über die Hälfte verloren. Das waren die Verhältnisse der Kaperei während des letzten Krieges, so sind sie noch jetzt. Von dieser verkürzten Einnahme sind nun noch die großen Kosten einer unregelmäßigen Ausrüstung zu decken; die Mannschaften sind nur mit größter Mühe und mit großem Geldaufwande herbeizuschaffen, denn es kostet viele Mühe, solche Seeleute zu finden, die nicht in den Listen des Seedienstes eingeschrieben sind; den Gesetzen zufolge, darf der Kaper aus solchen zum Kriegsdienste verpflichteten Matrosen nur den achten Theil seiner Besatzung nehmen. Und doch schreckten diese großen Lasten nicht ab; die manchmal erfüllte Hoffnung, während eines Kreuzzuges einige reiche Prisen zu machen, ermuthigte immer an's neue. Auch ließen sich die Ausgaben beschränken, wenn man nicht allzugroße Schiffe wählte; es wurden kleinere Fahrzeuge ausgerüstet, und bei der Verminderung der Kosten war die Aussicht auf Gewinn doppelt glänzend. Auf diese Weise würden noch eine große Menge von Kapern ausgerüstet, wenn nicht, wie bereits oben gezeigt worden ist, die Dampfschifffahrt die Taktik der Kaperei völlig verwandelt hätte.

Die Dampfsböte stellen neue und zahlreiche Hindernisse in den Weg. Das Kapern mit Segelschiffen und das Einbringen der Prisen ist fast unmöglich gemacht, und mit diesen neuen Hindernissen wird die Aussicht auf einen möglichen Gewinn abermals gekürzt. Was ist nun zu thun? Ganz und gar darauf verzichten? Das darf nicht seyn, denn von dem Augenblicke an, wo wir die See räumen, geben wir dem Feinde die unumschränkte Gewalt, unseren Handel völlig zu vernichten: unsere Kriegsmarine reicht nicht hin, diesen zu beschützen. Es ist eine Nothwendigkeit des Krieges, daß man sich entschließen muß, sich auf gleiche Weise wie der Feind zu bewaffnen, um sich nicht verloren zu geben. Unsere Dampfschiffe müssen also zum Kaperdienst ausgerüstet werden, entweder um selbst Prisen zu nehmen, oder um dem Feinde diejenigen Priesen wieder abzujagen, die er uns genommen hat. Aber nicht genug, daß die Einnahmen sich stets vermindern, so sind bei dieser neuen Art von Kapern die Kosten auch weit bedeutender, und zwar in dem Maße, daß es, der von uns angelegten Berechnung zufolge, kaum möglich scheint, sie zu decken. In der That durfte ein segelnder Kaper hoffen, mit etwas Glück, während eines Kreuzzugs so viel zu verdienen, daß er sich zwei bis drei Mal bezahlt machte, und von da ab war jede Einnahme reiner Gewinn. Aber es liegt außerhalb der Wahrscheinlichkeit, daß man Schiffe aufbringe, deren Ladung von so großem Werthe ist, daß sie die großen Kosten decken, welche die Erbauung und Ausrüstung eines Dampfbootes erfordern. Es ist möglich, daß im Anfange einige günstige Resultate erzielt werden, aber ein glücklicher Fall kann nicht als Norm für eine ganze Unternehmung gelten. Damit nun diese ungünstigen Umstände, die sich den Privatleuten bei der Ausrüstung von Dampfschiffen zu Kapern darbieten, einigermaßen gemildert werden, ist es nothwendig, die desfallsige bestehende Gesetzgebung zu ändern und die Regierung zu veranlassen, daß sie auf direkte oder indirekte Weise den Ausrüstern einige Aufmunterung schenke. Soll man den Unternehmern den ganzen Betrag der Prisen lassen und der Invaliden-Kasse eine Einnahme entziehen, die eine ihrer bedeutendsten Revenüen war? Wir dürfen uns hierüber nicht weiter auslassen, denn wir müssen gestehen, daß uns dieser Gegenstand noch ziemlich dunkel geblieben ist; es mangelt uns die nöthige Erfahrung. Unser Zweck war nur, den neuen Gesichtspunkt anzugeben, von welchem aus man das Kaperwesen jetzt betrachten muß, und die Aufmerksamkeit der Regierung und der Privaten darauf hinzulenken. Es ist wichtig genug, um ernste Betrachtungen darüber anzustellen, damit man nicht unvorbereitet von einer größeren Macht überfallen wird, als man selbst entgegenzustellen hat. Welche Mittel sind anzuwenden, um sich derselben zu versichern? Das ist eine Frage, die wir nicht zu lösen vermögen. Wir haben nur Ursache und Wirkung der neuen Sachlage andeuten wollen, denn es ist die höchste Zeit, über diese Angelegenheit ins Klare zu kommen. Soll die Regierung, wie früher, einen Theil der Kosten übernehmen, die durch dies neue System herbeigeführt werden? Wird der Verlust geringer seyn, wenn die Regierung dem neuen Kaper-System durch ihre Mitwirkung eine Art von Assekuranz darbietet? Oder soll ... den Kapern, die, ohne weiter einen Vortheil davon zu haben, ... Feinde so viel Schaden als möglich zufügen, eine Prämie ... für jedes Schiff, das sie eroberten und das ihnen wieder ... wird? Diese Andeutungen, die wir hier vorweg geben, scheinen ... wichtig genug, um geprüft zu werden, und wir fordern Männer vom Fach auf, sich mit denselben zum Wohle des Landes zu beschäftigen.

B. Baron.

Mannigfaltiges.

— Wespenstiche. I. Wir haben in diesen Blättern ... des Journals gedacht, das Herr Alph. Karr in Paris unter ... Aristophanischen Titel „die Wespen" (les Guêpes) ganz ... schreibt und hauptsächlich begründet hat, um, wie er sagt, dem Einflusse der durch Coterieen begünstigten und fast nur im Interesse derselben wirkenden Zeitungen und Zeitschriften entgegen zu arbeiten. Es dürfte unseren Lesern nicht uninteressant seyn, einige ... dieses eigenthümlichen Schriftstellers kennen zu lernen, weshalb ... hin und wieder die kurzen Notizen seines Journals zu einer kurzen Notiz benutzen wollen. In der neuesten Nummer der „Wespen" sagt Herr Karr mit Bezug auf die häufigen Ministerial-Krisen ... Vaterlandes: „Seit zehn Jahren haben sich ungefähr dreißig Männer, von denen nur vier oder fünf durch ausgezeichnete Geistesgaben bekannt sind, um die Gewalt gestritten und gerissen. — Jeder von ihnen ... etwa zwanzig Anhänger, die seine Geschicke theilen; — dies ... zusammen ungefähr 600 Männer, für welche und durch welche Alles in Frankreich geschieht. — Nur acht von jenen dreißig Männern können zu gleicher Zeit die Macht in Händen haben; — so lange sie dieselbe besitzen, nennt man sie: antinationale Regierung, dem Auslande verkauft, Tyrannen, Gewaltmänner, feil jeder Bestechung; — die kleinen Injurien übergehe ich mit Stillschweigen. — Die Zweiundzwanzig, die eben außer Amt sind, nennen sich selbst: große Bürger, Volksfreunde, Hoffnung des Vaterlandes, Tugend und Uneigennützigkeit, das Land; — ... schreien über Mißbräuche, bei denen sie in der That nichts ... schlecht finden, als den Aerger, den sie haben, sie nicht selbst ... zu können. — Die Acht, welche am Ruder sind, stopfen sich ... Ihrigen voll, — bis zu dem Augenblicke, wo sie, wie ... Blutegel, herunterfallen; andere Acht nehmen nun ihren Platz ein. — Die acht Eintretenden geben zugleich die obgedachten ... von antinationaler Regierung, dem Auslande verkauft, Tyrannen, Gewaltmänner, feil jeder Bestechung. — Die acht Abgesetzten kehren in die Klasse der großen Bürger zurück, der Volksfreunde, der Hoffnungen des Vaterlandes, der Tugenden und Uneigennützigkeiten, und werden wieder das Land."

— Wespenstiche. II. „Um an's Ruder zu gelangen", sagt Herr Karr, „oder um sich im Amte zu halten — ist ihnen nichts verwerflich; — Aufregung, Unruhe, der Ruin Frankreichs — sind ihnen nur Mittel zum Zweck. — Ihre Politik gleicht der des Wilden, — der einen Kokusbaum am Fuße umhaut — um eine einzige Frucht zu erlangen, — nach der er Appetit gehabt; — der des Strandräubers gleicht sie, — der an den Küsten von Amerika — durch trügerische Leuchtthürme — ein mit Gold beladenes Schiff — auf die Klippen heranlockt — wo es mit seinen Reichthümern untergeht — und mit seinen Passagieren, — damit von seinen Trümmern — der Strandräuber einige Planken gewinne, — um das Dach seiner Hütte auszubessern. — Ja, sie gleichen dem Menschen, — der das Haus seines Nachbars in Brand steckt, — um an dem Feuer ein Ei sich zu sieden. — Während der Zeit ist das Volk — ... Vorspiegelungen von Emancipation und Aufklärung — der geheime Sklave geworden — der verschiedenen Papierbogen, — die unter dem Titel von Journalen erscheinen. — Das Volk wird aufgeregt — unzufrieden, — unglücklich, — empfindet neue Bedürfnisse und büßt alte Hülfsquellen ein; — von aller Welt wird es irregeleitet — betrogen, — und auf diese Weise ist das fröhlichste und ... lichste Volk der Erde — nicht weit davon entfernt, — das elendeste und verwildertste zu werden. — Im Laufe eines einzigen Monats — hat ein Menschenhaufe in Paris — den ... Sergeanten Petit ermordet, — hat Darmès ein furchtbar geladenes Gewehr — auf einen alten König und dessen Frau und Schwester abgeschossen, — ist Lafontaine, ein ergrauter Soldat, — der waffenlos einen wüthenden Haufen — mit Worten des Friedens anredete — meuchlings durch einen Messerstich — von hinten niedergestochen worden."

— Neue Flamändische Zeitschrift. Die Belgische Nationalität, im Gegensatze zur Französischen, regt sich immer kräftiger und als ein erfreuliches Zeichen derselben dürfen wir auch das immer mehr zum Bewußtseyn kommende Bedürfniß ansehen, die Germanischen Spracherinnerungen, die das alte Flamändisch darbietet, zu erhalten und im Volke zu Ehren zu bringen. In Löwen ist im vorigen Monat von Herrn David, einem Professor der dasigen Universität eine neue Flamändische Zeitschrift unter dem Titel „de Middelaer" (der Mittler) begründet worden. Möge es dieser Zeitschrift, wie es ihre Absicht ist, gelingen, die beiden verschiedenen Volksstämme, ... sich in Belgien neben einander finden, zu einer entschiedenen und gemeinschaftlichen Nationalität immer mehr zu vermitteln!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Freitag den 20. November 1840.

China.

Das utopische Reich Konggor.

Unter den verschiedenen Nullibi-Staaten, welche die Chinesen in solche Theile unserer Erde verlegt haben, bis wohin ihre Buddhistischen Pilger und die Waffen ihrer Kaiser nicht vorgedrungen ind, verdient ein sogenanntes Konggor auszeichnender Erwähnung. Dieses Reich, bei dessen Schilderung die Farben so dick aufgetragen verden, daß man beinahe an dem Nationalstolze des Schilderers irre verden möchte, scheint erst in neuerer Zeit der Phantasie des „Voles der Mitte" entwachsen zu seyn, wenn auch die Saamenkörner veit früher und zu verschiedenen Zeiten ausgestreut waren. In histoischen Werken und offiziellen Erdbeschreibungen haben wir jedoch eine Spur davon entdeckt, und überhaupt ist es uns bis heute nur n den „Nachrichten über die Länder im Westen" vorgekommen, inem Büchlein, das ein Beamter der Chinesischen Regierung im Jahre 1778 ganz selbständig herausgab.

Das eben erwähnte, in vieler Hinsicht sehr schätzenswerthe Buch nthält, wie sein Titel wörtlich besagt, nur solche Dinge, die der Verfasser entweder aus eigner Anschauung oder von Hörensagen annte.*) Gegen die sonstige Gewohnheit der Chinesen zeigt er sich ber alle Belehrung, die ihm Bücher geben konnten, großartig erhaben. Herr Tschin-yuan — dies war sein Name — hatte in ienstlichen Angelegenheiten einen großen Theil des ungeheuer ausgedehnten Chinesischen Turkestan, des Stammlandes unserer Türken, esucht, und seine Nachrichten von diesen Regionen tragen, sofern r über Selbst-Gesehenes berichtet, das Gepräge eben so lebendiger ls treuer Auffassung. In einem Anhang seines Werkes aber erählt er auch von Ländern, die zum Theil ganz erstaunlich weit jenseit des Zieles seiner Wanderungen lagen oder zu suchen sind, und a finden wir denn schwer glaubliche Dinge in die Wahrheit eingeebt. Seinen das Russische Reich betreffenden Artikel hat der verienute Mönch Hyakinth, doch mit sorgfältiger Weglassung solcher Stellen, die nur den Chinesischen Leser erbauen konnten, ins Russische übersetzt.**) Von Rußland (Oloß oder Oroß) geht Herr Tschinyuan unmittelbar zu dem angränzenden Reiche Konggor über, dem r auf Unkosten des ersteren, ja in einiger Beziehung auf Unkosten eines eigenen Vaterlandes, ungemeines Lob spendet.

Seinem Bericht zufolge, ist dieses Konggor ein unermeßlich ausgedehntes Land im Nordwesten der Russischen Staaten, dessen König en Tatarischen Titel Chan führt. Die großen und größeren Satrapen dieses Fürsten heißen Hakim-Beg's; man zählt ihrer 1400, und sie residiren in Städten, von denen die kleinsten 10,000 und ie großen über 100,000 Familien enthalten. Die Hauptstadt Ulum oder Urum (d. h. Rum, Rom) ist von so ungeheurer Ausdehnung, aß man wohl zehn Tage braucht, um sie auf Rosses Rücken zu urchwandern, sey es nun von Nord nach Süd, oder von Ost nach West! Der Stadtthore sind 2400! Mitten hindurch fließt ein mächiger Strom, und außerdem findet man Berge (die sieben Hügel?), Flüsse, Seen und Teiche ohne Zahl innerhalb ihrer Mauern. Die Paläste und Häuser, alle von kolossalen Dimensionen, sind goldgelb, hre Portale aber hochroth und überall mit Gold, Alabaster, Perlen nd edlem Gestein in verschwenderischer Fülle ausgeschmückt. Das and bringt Gold, Silber, Jaspis, Perlen, Korallen und Juwelen i Ueberfluß; man fabrizirt die kostbarsten Seidenstoffe und Uhren, ie von selber schlagen; auch prägt man große Goldstücke von vei Unzen Gewicht. Wenn der Chan erfährt, daß ein Unterthan Noth leidet, oder seine (d. h. des Unterthans) finanzielle Umstände ch verschlimmern wollen, so geht er, keine Entfernung scheuend, in igener Person zu ihm und läßt ihm, wenn das Gerücht sich als vahr erweist, eine bedeutende Summe Geldes in seine Vorrathskammer bringen. Die Barmherzigkeit und thätige Fürsorge der Chane von Konggor sind so unglaublich groß, daß man in diesem ande niemals hülflose Arme oder zerlumpte Personen gesehen, niemals von Bettelei oder Almosen gehört hat. Die Sitten der Bewohner sind von denen der Chinesen wesentlich verschieden; ihr religiöser Kultus ist aber nur Himmel und Erde, Sonne und Mond geweiht: sie wissen nichts von Verehrung der Genien und von den Lehren der Tao-sse, der Buddhisten, oder des Confucius. Jeden Tag, wenn der Morgen graut, verrichten sie ihre Gebete, wie die Anhänger der „Lehre vom Herrn des Himmels" (d. h. die Christen), zu thun pflegen. Krieg und Eroberungen sind ihren Grundsätzen zuwider; denn sie sagen, es könne nie gerecht seyn, daß ein Mensch den anderen tödte, da er ein Wesen von gleicher Art sey. Daher hat dieser Staat, obwohl so mächtig und wohlhabend, die schwächeren Nachbarstaaten nie ungereizt bekämpft und sich unterworfen. Die Waffen der Konggor sind übrigens vorzüglich; sie haben Gewehre, mit denen man auf 200 Schritt treffen kann. Auch schätzen sie die Tapferkeit; wer vor dem Feinde flieht, der ist Zeitlebens aller Ehren baar. Der Chan unterhält keine stehende und besoldete Armee; seine Unterthanen treiben im Lande ihr respektives Gewerbe und sind außer dem Lande Krieger. Nur in den Erholungs-Stunden von seinem Berufe übt sich Jeder in den Waffen, wie dies auch in China weiland Sitte gewesen. Ist ein Krieg unvermeidlich, so erwägt der Chan die Stärke des Feindes und befiehlt seinen Hakim-Begen, eine bestimmte Zahl waffenfähiger Männer aus ihren Satrapieen auszuheben, mit denen er alsdann zu Felde zieht.

Bis jetzt haben wir Herrn Tschin-yuan's Worte nur summarisch wiedergegeben: die folgende Notiz, mit der er seinen Artikel über Konggor schließt, ist aber so merkwürdig, daß wir sie Wort für Wort übersetzen:

„Die Russen waren den Konggor lange Zeit tributpflichtig. Aber nach dem 20sten der Jahre Kian-lung (also nach 1755) schickte die Chanin von Rußland keinen Tribut mehr. Die Konggor ließen sich das sieben Jahre lang gefallen und stellten sie nicht zur Rede;*) als aber endlich (wann?) ein Russisches Heer gegen Konggor vorrückte, da zog der Chan von Konggor ihnen entgegen und schlug sie aufs Haupt — 80,000 Erschlagene deckten den Boden. Jetzt sammelte die Chanin ein anderes Heer von 100,000 Mann, verstärkte sich noch mit 10,000 erlesenen Streitern von dem Mongolischen Stamme Turgud und wagte einen neuen Kampf; allein sie erlitt eine zweite fürchterliche Niederlage, in deren Folge die Turgud, von Schrecken ergriffen, das Russische Heer verließen und ins Chinesische Reich auswanderten. Hunderttausend Streiter von Konggor rückten nun über die Gränze, marschirten unaufhaltsam durch das Land und eroberten die Hauptstadt selber. Die Chanin flehte um Frieden, erklärte sich wieder als Vasallin von Konggor und gelobte, außer dem bisherigen Tribute, alle Jahr noch 500 Jünglinge und eben so viele Jungfrauen (zu welchem Zwecke?) nach Konggor zu schicken. Der Chan war dies zufrieden und zog mit seinem Heere wieder ab. — Man sagt, daß noch viele andere Reiche, die aber im Westen von Konggor liegen, dem Chane tributair sind."

Sehen wir uns in der Geschichte aller Zeiten nach diesem idealischen Staate um, so müssen wir freilich daran verzweifeln, ihn genau so, wie er beschrieben wird, wiederzufinden; aber der Name seiner Hauptstadt, Ulum, deutet unwidersprechlich entweder nach der weltbeherrschenden Stadt an der Tiber, oder nach ihrem späteren Reflex am Bosporus. — Konggor vereinigt die fruchtbare unwiderstehliche Stärke des guten alten Rom's mit dem Luxus des weichlichen und passiven Byzanz, dessen Griechische Bewohner noch jetzt bei den Türken und im übrigen Orient Rum oder Urum heißen; ja, die bedeutendste ehemalige Provinz der Byzantiner wird noch heute von den Türken Rum Ili oder Römerland betitelt.**) Auf den Trümmern dieses entarteten Neu-Roms erhob sich aber, wie Jedermann weiß, ein gewaltiger muhammedanischer Staat, der vermuthlich zu den Türkisch-Arabischen Titeln, die unser Autor beibringt, Veranlassung gegeben.***) Das von Anbeginn hinsterbende Byzantinische Reich ist zwar niemals, das Osmanische nur in seiner Glanzperiode den Russen bedrohlich gewesen; aber beide hatten häufige, und letzteres oft feindliche Berührungen mit Rußland. Bei den Chinesen, oder jedem anderen Volke des östlichen Orients, die nur in ungeheuren Zwischenräumen ein Säuseln oder Flüstern (ein Schemez dabhar) vom fernen Abendlande her vernahmen, konnte also gar wohl der Glaube Wurzel schlagen, daß dem Russischen Reiche ein anderer noch größerer Koloß in Nord-West (wohl ein Mißverständniß für

*) Siehe das „Verzeichniß der Chinesischen Bücher der Königl. Bibliothek zu Berlin, von W. Schott", auf der 12ten Seite.
**) Ebendas. S. 13.

*) Kein Wunder, sie hatten ja Geld und Humanität in Ueberfluß!
**) Die Voransetzung eines U oder O wird Keinen befremden, der da weiß, daß das initiale R den Chinesen, wie den Tartarischen Völkern, eine verdrießliche Klippe ist, der sie in dem prosthetischen Vokale gleichsam ein weiches Kissen anheften, damit kein zu harter Stoß erfolge.
***) Die Osmanischen Herrscher führten zu jeder Zeit auch den Titel Chan. — Hakim Beg, aus dem Arabischen hhâkim (administrator) und dem Türkischen beg oder bei (Fürst) heißen die Statthalter der kleinen Fürsten in Turkestan, wohin das Wort Pascha nicht gedrungen ist.

Süd-West!) von grauer Zeit an bis heute auf dem Nacken sitze und die Flügel zu lähmen wisse. Auch hindert uns nichts, anzunehmen, daß verworrene Nachrichten von der langen Herrschaft der Goldnen Horde in Rußland mit auf Rechnung des Römisch-Byzantinisch-Türkischen Weltreichs kamen.

Die vermeintliche Existenz dieses Utopiens — mag nun die erste Idee dazu in einem Chinesischen, Mongolischen oder Türkischen Schädel ausgeheckt, mag Herr Tschin-yuan ihr simpler Referent, ihr Bearbeiter, oder gar ihr Schöpfer seyn — ist in China schwerlich bestritten worden, da ein patriotischer Chinese seine etwanige Furcht vor Rußland sicherlich gern mit dem Gedanken beschwichtigt, daß dieser unheimliche Nachbar vor einer anderen Nation sich beugen müsse, die China dereinst eine unschätzbare Bundesgenossin werden könne, und von deren weiser friedliebender Sinnesart zu verhoffen steht, sie werde ihre Riesenarme nicht über Rußland hinausstrecken, um auch das „Reich der Mitte“ zinsbar zu machen. Man bedenke außerdem die respektable Entfernung!

Vor Allem aber ist es verwunderlich und etwas mehr noch einer Lüge als einer Mythe verwandt, wenn der Verfasser die Russen in seinem Zeitalter, das heißt, im Zeitalter unserer Großväter, den Konggor unterliegen läßt und obendrein die historische Thatsache dieser Emigration des Stammes Turgud mit dieser Katastrophe motivirt!*) Hat dieses Historchen irgend eine Grundlage, so ist sie vielleicht in Katharina's blutigen Kämpfen mit der Pforte zu suchen, die aber bekanntlich für letztere sehr unglücklich ausfielen, so daß der Sultan (also der Chan von Konggor selbst) beinahe das Schicksal gehabt hätte, das nach dem Chinesischen Berichte die Oloß getroffen. Aber Umkehrungen solcher Art und sogar mit Uebertreibung in der Umkehrung sind nicht ganz ohne Beispiel, selbst wenn der Referent dem Schauplatz der Begebenheiten viel näher gerückt ist. Der Kommandant einer kleinen Türkischen Insel im Archipel soll vor mehreren Jahren einem Britischen Offiziere versichert haben, der Friede von Adrianopel sey darum geschlossen worden, weil die Europäischen Mächte dem Sultan Mahmud angelegen hätten, das politische Daseyn des Russischen Reiches durch fernere den Russen beigebrachte Schlappen nicht zu gefährden.

Der geneigte Leser wundert sich ohne Zweifel schon lange — sofern dieß bei einem kleinen Artikel möglich ist — daß wir den Namen des Staates Konggor bis zum Ueberdruß wiederholen und von der Abkunft dieses Namens schweigen, als verstände sie sich von selbst. Vielleicht bedünkt es ihn gar, als wäre sie uns selber dunkel, und dann ist er — leider! keinen Schritt mehr von der Wahrheit. Ganz aus der Luft gegriffen mag das Wort schwerlich seyn; aber in welchem Winkel der Erde es aufgegriffen sey, und wie der Zufall hier gespielt haben möge, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Eben deshalb dürfen wir kaum etwas dawider haben, wenn man einstweilen auf Ungarn (Hungarn) geräth und eine Erhärtung des H in K annimmt, oder in Anschlag bringt, daß (nach dem Zeugnisse Byzantinischer Schriftsteller) drei der tapfersten Stämme der Petscheneger — eines Türkischen Volkes, das den Russen eine Zeit lang Viel zu schaffen gemacht — sich Kanggar nannten. Nur wenn ein Ritter „Titan vom Babylonischen Thurme“ das Wort von Conqueriren (erobern) oder Concurriren ableiten sollte, werden wir keiner Toleranz fähig seyn. Sch.

Dänemark.

Die Seejungfrau.

(Fortsetzung.)

Es wurde spät, aber die Seejungfrau konnte ihre Augen nicht von dem Schiffe und dem schönen Prinzen wegwenden. Die bunten Lampen erloschen, die Raketen stiegen nicht mehr in die Höhe, es ertönten keine Kanonenschüsse mehr, aber tief unten in der See sauste und brauste es. Sie lag unterdeß auf dem Wasser und schaukelte sich auf und nieder, so daß sie in die Kajüte sehen konnte; das Schiff nahm nun eine raschere Fahrt an, ein Segel breitete sich nach dem anderen aus, die Wellen gingen stärker, große Wolken zogen auf, und es blitzte weit hin. Es bereitete sich ein furchtbarer Sturm vor, darum zogen die Matrosen die Segel ein. Das große Schiff schaukelte in fliegendem Gange auf der wilden See, das Wasser hob sich in die Höhe, wie schwarze Berge, die sich über den Mast wegwälzen wollten, aber das Schiff tauchte zwischen den hohen Wellen wie ein Schwan herab und ließ sich wieder von den thürmenden Wogen hinausheben. Das schien dem kleinen Seejüngferchen eine recht lustige Fahrt, aber den Seemännern schien es nicht so; das Schiff krachte und prasselte, die dicken Planken bogen sich bei den starken Stößen, die See preßte das Schiff zusammen, der Mast brach mitten entzwei, als wenn er ein Rohr wäre, das Schiff warf sich auf die Seite, und das Wasser drang in den Raum. Nun sah die Seejungfrau, daß sie in Gefahr waren, sie mußte sich selbst vor den Balken und Schiffstrümmern in Acht nehmen, die auf dem Wasser trieben. Den einen Augenblick war es so rabenfinster, daß sie die Hand nicht vor den sehen Augen konnte, aber wenn es blitzte, wurde es wieder so hell, daß sie Alle auf dem Schiffe erkannte; Jeder suchte sich zu helfen, so gut er konnte, sie sah sich nur immer nach dem jungen Prinzen um, und als das Schiff barst, erblickte sie ihn, wie er eben in die tiefe See untersank. Im ersten Augenblick war sie ganz vergnügt darüber, denn jetzt kam er doch zu ihr herab, aber da erinnerte sie sich, daß die Menschen nicht im Wasser leben können, und daß er nur als todt bis zu ihres Vaters Schloß hinunterkommen konnte. Nein, sterben durfte er nicht; deshalb schwamm sie zwischen den treibenden Balken und Planken durch, vergaß rein, wie leicht sie von ihnen erschlagen werden konnte, tauchte tief unter und stieg wieder hoch mit den Wellen auf, und so kam sie zuletzt bis zu dem jungen Prinzen hin, der fast nicht länger in der stürmenden See schwimmen konnte, denn seine Arme und Beine waren schon matt geworden, die schönen Augen schlossen sich, und er hätte sterben müssen, wäre nicht die kleine Seejungfrau zu Hülfe gekommen. Sie hielt seinen Kopf über dem Wasser und ließ sich dann von den Wogen mit ihm treiben, wohin diese wollten.

Gegen die Morgenstunde war das schlimme Wetter vorbei; von dem Schiffe war nicht ein Span zu sehen, die Sonne stieg roth und glänzend aus dem Wasser, es war, als wenn die Wangen des Prinzen dabei Leben bekämen, aber die Augen blieben geschlossen; die Seejungfrau küßte seine schöne Stirn und strich sein nasses Haar zurück; es schien ihr, als wenn er der Marmorstatue in ihrem kleinen Garten gliche; sie küßte ihn wieder und wünschte, daß er doch leben möchte.

Jetzt sah sie das feste Land vor sich, hohe blaue Berge, auf deren Gipfel weißer Schnee schimmerte, als wenn es Schwäne wären, die dort oben lägen: untern an der Küste waren schöne grüne Wälder, und vor ihnen lag eine Kirche oder ein Kloster, das wußte sie nicht recht, aber ein Gebäude war es. Citronen und Orangenbäume wuchsen daneben im Garten, und vor dem Thore standen zwei hohe Palmen. Die See machte hier einen kleinen Busen, der windstill, aber sehr tief war. Bis zu den Klippen hin, an welchen der weiße feine Sand angespült lag, schwamm sie mit ihrem schönen Prinzen und legte ihn auf den Sand, doch sorgte sie dafür, daß der Kopf im warmen Sonnenschein läge.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und viele junge Mädchen kamen in den Garten. Da schwamm die kleine Seejungfrau fort und barg sich hinter einigen hohen Steinen, die über das Wasser ragten, legte Meeresschaum auf ihr Haar und auf ihre Brust, so daß Niemand ihr kleines Gesicht sehen konnte, und dann paßte sie auf, wer zu dem armen Prinzen kommen würde.

Es dauerte nicht lange, so kam eines der Mädchen dorthin, sie schien ganz erschrocken zu seyn, aber nur einen Augenblick; darauf holte sie mehrere Mädchen herbei, und die Seejungfrau sah, daß der Prinz wieder zu leben anfing, und daß er freundlich Alle um sich her anlächelte; aber zu ihr lächelte er nicht hin, er wußte ja auch nicht, daß sie ihn gerettet hatte. Sie fühlte sich recht betrübt, und als er in das große Gebäude geführt worden war, tauchte sie traurig in ihr Wasser und kehrte heim in ihres Vaters Schloß.

Sie war immer still und gedankenvoll gewesen, aber jetzt wurde sie es um so mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal oben gesehen hätte, aber sie erzählte es nicht.

Manchen Abend und Morgen stieg sie zurück, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie die Früchte im Garten reiften und abgepflückt wurden, sie sah den Schnee auf den hohen Bergen schmelzen, aber den Prinzen sah sie nicht, und darum kam sie jedesmal immer noch betrübter nach Hause. Hier war es ihr einziger Trost, in ihrem kleinen Garten zu sitzen und ihre Arme um die schöne Marmorstatue zu schlingen, die dem Prinzen ähnlich sah; aber auf ihre Blumen gab sie nicht mehr Acht, sie wuchsen wie in einer Wildniß über die Gänge hinaus und verflochten ihre langen Stiele und Blätter in die Baumzweige, so daß es ganz dunkel wurde.

Zuletzt konnte sie es nicht mehr länger aushalten, sie sagte es einer ihrer Schwestern, und da bekamen es bald auch die Anderen zu wissen, jedoch weiter Niemand als sie und noch einige Seejungfrauen, die es nur noch ihren nächsten Freundinnen wiedersagten. Die Eine davon wußte Bescheid, wer der Prinz wäre; sie hatte auch das Fest auf dem Schiffe gesehen, sie wußte, wo er her war und wo sein Königreich läge.

„Komm, Schwesterchen!“ sagten die anderen Prinzessinnen, und mit den Armen um ihre Schultern stiegen sie in einer langen Reihe aus der See dort hinauf, wo des Prinzen Schloß lag.

Dieses war aus einer lichtgelben flimmernden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, eine ging bis ins Meer hinunter. Prächtige, vergoldete Kuppeln erhoben sich über dem Dach, und zwischen den Säulen, die rund um das ganze Gebäude gingen, standen Marmorbilder, die wie lebendig aussahen. Durch das klare Glas in den hohen Fenstern sah man in die prachtvollsten Säle, in denen köstliche Seidengardinen und Teppiche hingen und alle Wände mit großen Malereien geschmückt waren, so daß es ein rechtes Vergnügen war, Alles zu sehen. In der Mitte des größten Saales plätscherte ein hoher Springbrunnen; sein Strahl stieg bis in die Glaskuppel der Decke hinauf, durch welche die Sonne auf das Wasser und auf die lieblichen Blumen schien, die um sein großes Bassin standen.

Nun wußte sie, wo er wohnte, und seitdem ging sie manchen Abend und manche Nacht auf die Oberfläche; sie schwamm jetzt viel näher ans Land, als sich eine der Anderen gewagt hatte, ja, sie kam sogar in einem schmalen Kanale bis unter den prächtigen Marmor-Altan, der seinen langen Schatten über das Wasser hinwarf. Hier setzte sie sich und erblickte den jungen Prinzen, wenn sie glaubte, daß er ganz allein im hellen Mondschein spazieren ging.

Sie sah ihn oft am Abend mit Musik in seinem prächtigen Boote segeln, in welchem Flaggen wehten; sie guckte dann aus dem grünen Schilf hervor, fing den Wind in ihren langen silberweißen Schleier auf, und wenn Jemand es sah, dachte er, es wäre ein Schwan, der die Flügel aufhobe.

Hier hörte sie manche Nacht, wenn die Fischer mit Fackeln auf der See lagen, wie sie so viel Gutes von dem jungen Prinzen sprachen,

*) Die Turgud oder Torgod hatten früher an der unteren Wolga ihre Wohnsitze. Im Jahre 1770 zogen sie, mit der Russischen Herrschaft unzufrieden, durch die Kirgisen-Steppen nach Ili und begaben sich, etwa 50,000 Familien stark, unter Chinesischen Schutz.

nun freute es sie, daß sie sein Leben gerettet hatte, als er halb- auf den Wellen umhertrieb, und sie dachte daran, wie fest sein an ihrem Busen geruht und wie innig sie ihn damals geküßt e; aber er wußte nichts davon, er konnte ja nicht einmal von träumen!

Mehr und mehr gewann sie die Menschen lieb, mehr und mehr schte sie sich zu ihnen hinauf zu kommen; die Welt derselben n ihr viel größer als die ihrige, sie konnten ja auf den Schiffen das Meer hinfliegen, auf den hohen Bergen hoch über die Wol- mporsteigen, und die Länder, die ihnen gehörten, dehnten sich mit Wäldern und Feldern viel weiter aus, als sie nur sehen konnte. var so Vieles, was sie gern gewußt hätte, und die Schwestern ten ihr nicht von Allem Auskunft geben, deshalb fragte sie die alte ßmutter, und diese kannte die obere Welt sehr gut, die sie die er vor dem Meere nannte.

„Wenn die Menschen nicht ertrinken", fragte die kleine See- fer, „können sie dann immer leben, sterben sie nicht, wie wir unten in der See?"

„Ach!" sagte die Alte, „sie müssen auch sterben, und ihre Lebens- ist sogar noch kürzer als unsere. Wir können dreihundert Jahr verden, aber wenn wir dann aufhören, zu seyn, werden wir nur aum auf dem Wasser und haben nicht einmal ein Grab bei unse- Lieben. Wir haben keine unsterbliche Seele, wir werden nicht lebendig, wir sind wie das grüne Schilf, ist es einmal abge- tten, so kann es nicht wieder grünen! Die Menschen dagegen n eine Seele, die immer lebt, auch nachdem der Leib zu Erde rden ist; sie steigt durch die klare Luft zu den glänzenden Ster- auf! Gerade so wie wir aus dem Meer in die Höhe tauchen, die Länder der Menschen zu sehen, so tauchen diese zu unbekann- schönen Orten auf, die wir nie zu sehen bekommen."

„Warum erhielten wir denn keine unsterbliche Seele?" sagte kleine Seejungfrau betrübt; „ich wollte gern meine ganzen drei- ert Jahre, die ich zu leben habe, dahingeben, wenn ich bloß n Tag ein Mensch seyn und dann Theil an der himmlischen t haben könnte!"

„Das brauchst Du nicht zu denken!" sprach die Großmutter, r haben es viel glücklicher und besser als die Menschen oben!"

„Ich soll also sterben und als Schaum auf der See schwimmen, die Musik der Wellen hören, die schönen Blumen und die rothe ne nicht mehr sehen! Kann ich denn gar nichts thun, um eine ze Seele zu erhalten?

„Nein!" erwiederte die Alte, „nur wenn ein Mensch Dich so bekäme, daß Du ihm mehr wärest als Vater und Mutter; wenn mit allen seinen Gedanken und seiner Liebe sich an dich hinge den Priester seine rechte Hand in die Deinige mit dem Versprechen Treue, hier und in aller Ewigkeit, legen ließe, dann würde seine le in Deinen Körper überfließen, und Du würdest auch Theil an Glücke der Menschen gewinnen. Er gäbe Dir Seele und be- e doch seine eigene. Aber das kann nie geschehen! Denn das, hier im Meere gerade schön ist, Deinen Fischschweif, finden oben auf der Erde häßlich; sie verstehen es nicht besser, man muß zwei schwerfällige Stützen haben, die sie Beine nennen, um n zu seyn!"

Da seufzte die Seejungfrau und sah betrübt auf ihren Fisch- anz.

„Laß uns vergnügt seyn", sprach die Alte, „hüpfen und sprin- wollen wir die dreihundert Jahre, die wir zu leben haben; es wohl eine schöne Zeit, nachher kann man desto vergnüglicher sich seinem Schaumgrabe ausruhen. Heute Abend sollen wir Hoff- haben!"

Dies war auch eine Pracht, wie man sie nie auf der Erde sieht. nde und Decke in dem großen Tanzsaal waren von eben so em als klarem Krystall. Mehrere hundert riesengroße Muschel- len, rosenroth und grasgrün, standen in Reihen auf jeder Seite einem blauen, brennenden Feuerglanz, der den ganzen Saal er- te und durch die Wände hindurch schien, so daß die See draußen h ganz erleuchtet war; man konnte alle die unzähligen großen kleinen Fische sehen, die an die Glasmauer herangeschwommen en; an einigen schimmerten die Schuppen purpurroth, an anderen enen sie von Silber und Gold. Mitten durch den Saal floß breiter, rieselnder Strom, und in diesem tanzten die Meermänner Meerfrauen nach ihren eigenen schönen Gesängen. Solche immen hatten die Menschen auf der Erde nicht. Die kleine See- gfrau sang am reizendsten von Allen; entzückt darüber, klatschten in die Hände, und einen Augenblick fühlte sie Freude in ihrem rzen, denn sie wußte, daß sie die lieblichste Stimme auf Erden d im Meere hätte! Aber bald fing sie wieder an, an die Welt er sich zu denken; sie konnte den schönen Prinzen nicht vergessen d den Gram, nicht wie er eine unsterbliche Seele zu besitzen. eshalb schlich sie sich aus ihres Vaters Schloß, und während da innen Alles Sang und Freude war, setzte sie sich traurig in ihren nen Garten. Da hörte sie ein Waldhorn herunterklingen, und dachte, jetzt segelt er vielleicht oben, er, den ich mehr lieb habe, s Vater und Mutter, an dem mein Gedanke hängt und in dessen and ich das Glück meines Lebens legen wollte. Ich will Alles agen, um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen! Während eine Schwestern hier im Schlosse tanzen, will ich zu der Meerhexe ehen, zu ihr, vor der mir immer so angst gewesen ist, aber viel- icht kann sie Rath geben und helfen!"

Nun ging die Seejungfrau aus ihrem Garten zu den brausen- en Seestrudeln hin, hinter denen die Meerhexe wohnte. Diesen Weg ar sie niemals früher gegangen, dort wuchsen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sandboden streckte sich längs der Meerströme hin, wo das Wasser wie Mühlräder im Kreise wir- belte und Alles, was es zu fassen bekam, mit sich in die Tiefe hin- abriß; mitten durch diese gefährlichen Strudel mußte sie gehen, um in das Gebiet der Meerhexe zu gelangen, und hier war ein langes Stück kein anderer Weg, als über warmen, in Blasen aufsteigenden Schlamm, den die Hexe ihr Torfmoor nannte. Hinter demselben lag ihr Haus mitten in einem seltsamen Walde. Alle Bäume und Büsche waren Polypen, halb Thier und halb Pflanze, sie sahen aus, wie hun- dertköpfige Schlangen, die aus der Erde wuchsen; ihre Zweige waren lange schleimige Arme, mit Fingern wie biegsame Würmer, und Glied für Glied bewegten sie sich von der Wurzel bis in die äußerste Spitze. Um Alles, was sie ergreifen konnten, schlangen sie sich fest und ließen es nicht mehr los. Die kleine Seejungfrau blieb ganz erschrocken außerhalb stehen; ihr Herz klopfte vor Angst, fast wäre sie umgekehrt, aber da dachte sie an den Prinzen und an die mensch- liche Seele und bekam wieder Muth. Sie band ihr langes flat- terndes Haar fest um den Kopf, damit die Polypen sie nicht daran erfassen könnten, beide Hände legte sie über der Brust zusammen und schwamm mit einer Eile, wie ein Fisch, der durchs Wasser schießt, zwischen den häßlichen Polypen durch, die ihre vielgelenkigen Arme und Glieder nach ihr ausstreckten. Sie sah, wie jeder von ihnen etwas hatte, was er ergriffen und mit seinen hundert kleinen Armen es fest hielt, wie mit starken Eisenbändern. Menschen, die auf der See umgekommen und in die Tiefe gesunken waren, guckten als weiße Gerippe aus ihren Armen hervor. Schiffstrümmer und Kisten hielten sie fest, Skelette von Landthieren und eine kleine See- jungfer, die sie gefangen und erstickt hatten. Dies erschreckte sie am meisten.

Nun kam sie auf einen schlüpfrigen Platz im Walde, wo große fette Wasserschlangen sich mit ihren häßlichen, fahlgelben Bäuchen wälzten. Mitten auf dem Platze war ein Haus aus weißen Ge- beinen gestrandeter Menschen errichtet; dort saß die Meerhexe und ließ eben eine Kröte aus ihrem Munde äzen, wie die Menschen ein Kanarienvögelchen Zucker nehmen lassen. Die garstigen, fetten Wasserschlangen nannte sie ihre Küchlein und ließ sie an ihrem großen schwammigen Busen sich herumschlingen.

„Ich weiß schon, was Du willst!" rief die Meerhexe; „es ist etwas Thörichtes! Dennoch sollst Du Deinen Willen haben, denn er wird Dich ins Unglück bringen, meine schöne Prinzessin. Du willst Deinen Fischschwanz gern los seyn und dafür zwei solche Stümpfe zum Gehen haben, wie die Menschen, damit der junge Prinz in Dich verliebt wird und Du ihn und eine unsterbliche Seele bekommen kannst!" Dabei lachte die Hexe so laut und scheußlich, daß die Kröte und die Schlangen auf die Erde herunterfielen und sich wanden. „Du kommst gerade zu rechter Zeit", fuhr sie fort; „von morgen an, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich Dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr um ist. Ich will Dir einen Trunk be- reiten, mit dem Du vor Sonnenaufgang ans Land schwimmen, Dich ans Ufer setzen und ihn austrinken mußt; dann spaltet sich Dein Schwanz und schrumpft zu dem ein, was die Menschen niedliche Beine nennen; aber weh thut es, es ist, als wenn ein scharfes Schwert durch Dich hindurchführe. Alle werden dann sagen, daß Du das schönste Menschenkind bist, was sie gesehen! Du behältst Deinen fließend leichten Gang, keine Tänzerin kann dahin schweben wie Du, aber jeder Schritt, den Du thust, ist als wenn Du auf ein scharfes Messer trätest und bluten müßtest. Willst Du alles dies ausstehen, so kann ich Dir helfen!"

„Ja", sprach das kleine Meerfräulein mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und an eine unsterbliche Seele.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Der Fürst von Pückler-Muskau über den Sklavenhandel.

Nach dem Bericht des Herrn Eus. de Salle.

Wir entlehnen den orientalischen Darstellungen des oben genannten in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten Französischen Reisenden nachstehende Bemerkungen über eine Unterhaltung mit unserem be- rühmten Landsmanne:

„Der Deutsche Fürst, der als geistreicher Tourist so berühmt geworden ist, hielt sich vor acht Monaten zu Alexandrien auf. Ich machte seine Bekanntschaft durch Vermittelung unseres gemeinschaft- lichen Freundes, des Französischen Konsuls auf Malta, Herrn Fabre- guettes. Er bewohnte mit einem zahlreichen Gefolge von Secretairen, Dolmetschern und Bedienten das schöne Hotel Gibara. An der Thür seines Zimmers standen zwei junge Neger in Türkischer Tracht. Boshafte Zungen wollten wissen, der Fürst habe aus Sudan eine chromatische Tonleiter junger Sklavinnen mitgebracht. Bei näherer Betrachtung schmolz indeß dieser vermeintliche Harem in eine sehr junge, schöne Abyssinierin zusammen, die melancholisch wie eine Basalt-Sphinx war, und deren sich der Fürst bloß im Interesse ihrer eigenen Erziehung angenommen hatte. Sie mochte ungefähr zwölf Jahr alt seyn.

Die Preußen gehören zu den wenigen Fremden, die Französisch sprechen, ohne ihren Geist einzubüßen. Ein Blick auf die Uhr nach dem Besuche des Fürsten überzeugte mich davon. Zwei Stunden waren verflossen, und nie war mir in einer anderen Gesellschaft die Zeit so kurz geworden. Der Fürst, der sich lange in London und Paris aufgehalten hat, kennt alle Notabilitäten beider Städte, und das Gespräch wird nicht leicht auf einen bekannten Namen fallen, von dem er nicht eine pikante Anekdote beizubringen wüßte. Fast eben so gut sind ihm die Staaten Mehmed Ali's bekannt, die er unter den günstigsten Umständen bereist hat. Der schlaue Pascha

läßt es sich bekanntlich nicht nehmen, seinen vornehmen Besuch auf seiner ganzen Umreise frei zu halten, sowohl aus Achtung vor seinen literarischen Talenten als aus Rücksicht für seinen hohen Rang. Das günstige Licht, in welchem ihm die Verhältnisse Aegyptens erschienen, zog ihm von Seiten des Doktors Holroyd die schwersten Anklagen zu. Besonders heftig erklärte sich derselbe gegen die Sklavenjagden. An einer Stelle äußerte er hierüber: „Als ich Mustapha-Bey zum erstenmale besuchte, fand ich ihn damit beschäftigt, 3—400 Sklaven zu sortiren. Dieselben sollten unter den Soldaten vertheilt werden, welche sie statt des Soldes erhielten. Die Sklaven waren nach dem Alter und Geschlecht gesondert; auf der einen Seite die alten Weiber, die schwangeren Frauen und die jungen Mädchen; in einer zweiten Abtheilung die Knaben von acht bis zehn Jahren; in einer dritten die Kinder von vier bis acht Jahren; in einer vierten die Kinder von ein und einem halben bis vier Jahren. Die Frauen waren größtentheils Ausschuß, denn die schönen waren schon in die Harems der Türken und Araber gewandert. In Kordofan ist die Eunuchen-Fabrik in fortdauernder Thätigkeit. Die Operation wird vorzüglich von dem vorigen Könige von Darfur vollzogen. Mehmed Ali bezahlt diesem eine Pension. Aus meinen Nachforschungen geht hervor, daß jährlich 150 Kinder das Opfer dieser Tyrannei werden. Andere Henker verstümmeln eine gleiche Anzahl, so daß Kordofan den Harems jährlich 300 Eunuchen liefert."

Der Fürst lächelte, als ich ihm diese Stelle vorlas, und sagte dann: „Man hat die Presse mit der Lanze des Achilles verglichen, welche die Wunden, die sie schlägt, auch heilt. Das gilt vorzüglich von der Englischen Presse. Sie haben den Doktor Bowring gekannt. Sie haben ihn in Kahira, in Paris, in London gesehen. Er ist, wie wir, in der ganzen Welt zu Hause. Der Pascha ist ihm wie Anderen mit eigennützigen Schmeicheleien entgegengekommen. Er hat ihm als Cicerone in Ober-Aegypten einen seiner Adjutanten beigegeben, welcher vermuthlich versucht haben wird, ihn an den Ufern des Nils mit pappenen Dörfern und blumenbekränzten Schäferinnen zu überraschen, die Segenswünsche für den Pascha zum Himmel emporschicken. Ein Radikaler und ein Philanthrop hat zu gute Augen, um sich durch solche Spiegelfechtereien blenden zu lassen. Herr Bowring, der eigens nach Aegypten gekommen war, um die Abschaffung der Negerjagden zu bewirken, ließ es an Vorstellungen beim Pascha nicht fehlen. Dieser gab auch ungesäumt das Versprechen, daß vor Ablauf eines halben Jahres kein Sklave mehr in Kahira verkauft werden solle. Ich glaube, daß er mehr versprochen hat, als er wird halten können, denn die Sklaverei ist in diesem Lande so alt wie die Welt, und auch der Despotismus kann die Sitten nicht durch einen Befehl umgestalten. Sein Versprechen ist indeß aufrichtig, und Sie werden sehen, daß er Alles thun wird, was in seiner Macht steht. Sie haben sich selbst überzeugen können, daß in Aegypten die Sklaverei keine solche Monstruosität ist, wie sich viele Philanthropen einbilden. Der Sklave tritt gleich in die Familie ein, und schon die zweite Generation wird in die Gesellschaft aufgenommen. In allen Aegyptischen Haushaltungen, selbst hier, wird der Tisch der Sklaven nach dem der Herren gedeckt; dann erst für die Dienerschaft, welche in Lohn steht. Diese nimmt überhaupt in der öffentlichen Meinung einen niedrigeren Rang ein als die weißen oder schwarzen Sklaven. Sie werden gestehen, daß die Behandlungsweise der Sklaven sich etwas von der in den Kolonieen üblichen unterscheidet, und daß vorzüglich die Behandlung der Sklaven in den Kolonieen den Unwillen aller gefühlvollen Menschen erregt hat. Bedenken Sie den Zustand dieser Neger, dieser Aethiopier, die in ihrem Vaterlande bleiben; und wenn Sie wirklich ein Freund des Fortschritts sind, so sagen Sie mir, ob ihnen die Aegyptische Sklaverei nicht ein tausendmal glücklicheres Loos bietet. Sie können nicht leugnen, daß sie ihrem Leben eine größere Bequemlichkeit und ihrem Geiste eine gewisse Bildung giebt."

„Ich weiß wohl, daß die Engländer durch Aufhebung des Sklavenmarktes in Kahira die Ghazia in Darfur auszurotten hoffen. Ich wünsche, daß ihr Bestreben gelinge, aber ich glaube es nicht. Die Truppen des Pascha haben wohl zuweilen Neger eingefangen, um sie zu verkaufen; er hat indeß diesem Mißbrauch bald ein Ende gemacht. Der größte Theil der Sklaven kömmt aus einer anderen Quelle. Die Negerstämme bekriegen sich und verkaufen ihre Gefangene; das ist nicht so grausam, als wenn sie sie tödteten. Einige halb Arabische Stämme ziehen auf die Menschenjagd aus; sie stehlen Kinder; können sie diese nicht mehr bei den Aegyptischen Kaufleuten anbringen, so wenden sie sich nach Tripolis, nach Abyssinien, wo das Loos der Sklaven viel härter ist."

„Ich weiß so gut wie Sie und die Engländer, welche Achtung ein Prinzip verdient. Aber wenn man die wirkliche Welt kennt, so schaudert man vor dem Unheil zurück, welches aus der Voreiligkeit eines Neuerungssüchtigen entspringen kann. Die Engländer haben noch lange nicht Alles gesagt. Christen betreiben den Sklavenhandel auf dem Nil wie auf dem Atlantischen Meere. Christen sind in Siut, in Quene, in Abutig seit undenklichen Zeiten im Besitz dieses abscheulichen Handelszweiges. Der Pascha hatte nicht so bald von dem Mißbrauche Kenntniß erhalten, der in seinen Staaten getrieben wurde, als er denselben auch abstellte. In Zukunft wird den Barbieren von Siut und Quene, hoffentlich auch denen von Darfur, nichts Anderes übrig bleiben, als Bärte zu scheeren."

Es bleibt mir nur noch zu erwähnen, daß ich mich ein halbes Jahr nach diesem Gespräch zu gleicher Zeit mit Mehmed Ali in Nubien befand. Hier erfuhr ich aus dem Munde mehrerer Europäischer Offiziere seines Gefolges, daß er in der Provinz Fazoglu feierlichst das Wort gelöst hatte, das er dem Doktor … indem er den Sklavenhandel und vorzüglich die Ghazia … Handel des Königs von Darfur und der Barbiere von … Quene ist zwar für den Augenblick unterbrochen, aber … abzusehen, daß er später wieder beginnen wird. Um die … lung der Kinder zu verhüten, müßten die Sultane und … Gebrauch der Eunuchen zur Bewachung der Harems … die Eunuchen entbehrlich zu machen, müßten die Fr… freiere Stellung treten, auf die sie nur durch eine … ziehung Anspruch erhalten könnten. Montesquieu hat … Eunuche ist der nothwendige Satellit der Vielweiberei … entnervt den Mann und erniedrigt das Weib, sie … Staat und vernichtet die Familie.

Der Reis der Barke, die uns von Kahira nach … ist ein Fellah aus Siut. Dieser hatte sich ein vollst… von Haushaltungen auf seinem Wege angelegt; er rüh… mehr als 20 Frauen geschieden zu seyn, und war noch … alt. Feth-Ali, Schach von Persien, hinterließ zu … Enkel, welche sich nach seinem Tode um die Erbfolge … kann die Polygamie wohl Bürgschaften für das Eigen… Thronfolge geben, die doch die beiden Grundpfeiler … wohles sind?

Mannigfaltiges.

— Physiologie des Menschen. Eines der … das in neuerer Zeit in England gedruckt wurde, ist D… son's Human Physiology, dessen fünfte Auflage so … Bande von 1200 Seiten in groß Oktav erschienen ist. … oder vielmehr die Genealogie dieses Bandes ist jedoch … interessant und umfassend, als das Buch selbst. Wir … in demselben nichts mehr und nichts weniger, als eigentlich … Werk — die Institutiones Physiologicae von Blume… lich sind Blumenbach's Institutionen nicht 1200 Sei… daß sie so angewachsen, das bildet eben die Geschich… In seiner ersten Auflage kündigte es sich einfach … setzung der physiologischen Untersuchungen des welt… tinger Professors an, und Herr Dr Elliotson stand … scheiden im Hintergrunde. Dies war im Jahre … Zwei Jahre später war eine zweite Auflage … eine vermehrte und verbesserte Auflage, wie es in … Verleger zu heißen pflegt; der Bearbeiter trat … vor, indem auf dem Titelblatte gesagt war: Ueber… Anmerkungen versehen von Dr. Elliotson. Die… standen aber nicht bloß auf dem Titelblatt, sondern … dem Texte, und da auch diese Auflage nach einige… griffen war und Herr Dr. Elliotson sich überzeugt … hauptsächlich seine Anmerkungen gewesen seyen, die … den Erfolg herbeigeführt hätten, so schrieb er … noch mehr Anmerkungen; ja er vermehrte diese … daß sie nun eben so vielen Raum einnahmen, als … dieser Gestalt erschien im Jahre 1820 die dritte … zwar hieß es jetzt auf dem Titelblatt: „von Blumen… son"; Beide hatten einen — wenigstens der Quan… gleichen Antheil an dem Buche. In der vierten A… 1824 das Licht der Welt erblickte, waren die Anmerku… schon bedeutend über den Kopf gewachsen, so daß … jene für den Text und diesen für den Appendix halten … war doch dem alten Blumenbach immer noch die Eh… worden, auf dem Titel genannt zu werden. Die… Dr. Elliotson im Jahre 1840 nicht mehr für nöthig … erstlich ist der alte Blumenbach nun todt, und dem … nover, in welchem die Universität Göttingen liegt, … England keine Rücksichten mehr schuldig; zweitens … in dem Meere von 1200 Seiten die Ideen Blumen… als vereinzelte Tropfen. Freilich würde auf … Retorte jeder wissenschaftliche Niederschlag als das … Deutschen und nur der Wasserstoff dem Engländer … seyn; in unserem industriellen Zeitalter ist es je… Materie, die den Geist in den Hintergrund drängt. … es denn auch, daß die fünfte Auflage der Hu… sich auf dem Titelblatt ausschließlich als das Werk … Elliotson ankündigt und nur in dem Buche selbst … von einem Kauz von Deutschem Gelehrten die … Blumenbach hieß.

— Neue Polnische Zeitschrift. Mit An… 1841 soll in Warschau ein neues literarisches Jou… lichen Heften unter dem Titel „Warschauer Bibliot… Warszawska) erscheinen. Diese Polnische Monat… Wissenschaft, Kunst und Industrie gewidmet seyn … Szabranski redigirt werden. Sie soll in folgende … zerfallen: 1) Geschichte, vorzüglich die der Slavi… ten, auch Geographie, Lebensbeschreibung und histor… Schöne Literatur, Sprachen und Künste. 3) Philosop… Wissenschaften, namentlich Rechtskunde und Verwaltun… Handel und Erfindungen. 6) Literarische Chronik, … wichtigsten im In- und Auslande erscheinenden Wer… 7) Miscellen und Theaterberichte. Der Abonnem… Jahr ist auf 10 Thaler festgesetzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. …

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Montag den 23. November 1840.

Belgien.

Belgien und sein Verhältniß zur Französischen Literatur.

Ueber dieses Thema enthält eines der vorzüglichsten Organe der Belgischen Presse, die Revue nationale de Belgique, die erst seit 1839 erscheint, einen merkwürdigen Artikel. Besonders ist es für uns Deutsche interessant, darin zu sehen, wie das Bedürfniß, sich von der Knechtschaft des Französischen Geistes zu befreien und sich mehr der Einwirkung des Germanischen hinzugeben, dort immer mehr gefühlt, immer lauter ausgesprochen wird. Ein Punkt dagegen, der noch einer genaueren Prüfung Stand zu halten hat, ist die neutrale Stellung, die der Verfasser für sein Vaterland in jeder Beziehung in Anspruch nimmt, ohne die Frage zu berücksichtigen, ob eine neutrale Stellung der Art, in der Politik wie im geistigen Leben, für ein so kleines Volk, wie das Belgische, in der Mitte zwischen zwei so mächtigen Nachbarn, auf die Dauer möglich oder haltbar, ja ob sie überhaupt für dasselbe rathsam sey.

„Belgien", — beginnt jener Artikel, — „besitzt eine vortreffliche Grundlage der Civilisation in dem gesunden Sinn seines Volks. Aber je höher die Schichten dieser Civilisation liegen, desto kleiner werden sie, und zuletzt verschwinden sie oft ganz. In der Verwaltung, in der Armee, in der Industrie, im Unterricht werden die unteren Stellen leicht und passend besetzt; wo dagegen eine mehr als gewöhnliche Kapazität erforderlich ist, wo man Leute braucht, die gute Studien gemacht und viel gedacht haben, da sieht man sich in großer Noth. Es würde zu nichts helfen, diese Lücken verbergen zu wollen; auch werden sie durch den Zustand unserer wissenschaftlichen und literarischen Presse, durch den fast gänzlichen Mangel an Belgischen Büchern, welche die Wissenschaft weiter bringen oder in der literarischen Welt Epoche machen, nur zu sehr verrathen. Es ist besser, das Uebel eingestehen, so gelingt es vielleicht eher, die Heilung desselben zu bewirken. Auch liegt ja nichts Entehrendes für das Land in dieser natürlichen Folge geistiger Erschlaffung, in welche die lange Herrschaft der Fremden es gebracht hat; es ist ihm noch sehr hoch anzurechnen, daß es mitten unter so vielen Wechseln und Leiden, denen gar manches andere Volk nicht widerstanden hätte, seinen moralischen Charakter rein erhielt.

Es geht hieraus hervor, daß man zwar den Volksunterricht nicht vernachlässigen darf, aber daß es noch nothwendiger ist, den mittleren und höheren Unterricht zu heben und überhaupt wieder ein regeres geistiges Leben zu schaffen. Eine solche Entwickelung unterstützen, ist aber nicht genug; die Belgische Civilisation soll nicht bloß fortschreiten und wieder aufleben, ihre ersten Fortschritte dürfen sie auch nicht auf Abwege führen, sie muß eine Zukunft haben. Das heißt mit anderen Worten, sie muß dem Charakter des Landes treu bleiben, sie muß sich innerhalb jener Moralität und Tüchtigkeit halten, welche die Grundlage des Belgischen Charakters ausmacht. Eine Klippe droht ihr besonders: seit einem halben Jahrhundert hat unsere enge Verbindung mit Frankreich die Bildung der höheren Klassen unter den Einfluß der Französischen Civilisation gestellt, die man mit mehr Recht die Pariser Civilisation nennen möchte. Die Wissenschaft, die Literatur, die Bücher kommen uns aus Paris. Nun giebt es aber zwischen dem Pariser und dem Belgischen Geist so viele Unähnlichkeiten, daß diese zu ausschließliche Abhängigkeit nur gezwungene Früchte, einen geborgten Glanz, eine mehr oder weniger geschickte Nachahmung hervorbringen kann, die aber nichts Tiefes und Großes noch Dauerndes zu Tage fördert. Eine wahre und fruchtbare Civilisation kann nur die seyn, die aus dem natürlichen Charakter eines Volks entspringt. Es wäre eben so lächerlich als barbarisch, zu verlangen, daß Belgien sich von der Französischen Civilisation ganz und gar isolire, daß es die großen Vortheile dieser Berührung nicht benutze. Weit entfernt, dies zu wollen, glauben wir vielmehr, daß diese Vortheile in gewissen Beziehungen noch nicht genug ausgebeutet worden. Aber diese freundnachbarliche Berührung darf nicht in Knechtschaft ausarten. Die neuere Geschichte einer der in Belgien populairsten Künste, der Malerei, giebt uns hier eine treffliche Lehre. Man vergleiche die niedrige Stufe, auf welche die Belgische Malerei unter dem Joch der Pariser Schule gesunken war, durch welche sie so weit von ihrer natürlichen Entwickelung abgeführt ward, mit dem, was sie wird, seit sie, zur alten Belgischen Malerei zurückkehrend, angefangen hat, die Französische Schule wie die übrigen mit mehr Unabhängigkeit zu studiren. Die Schwierigkeit ist, daß, außer in den Künsten, unsere geistige Civilisation kein nationales Vorbild hat, an das sie sich anschließen könnte. Um daher für die Französischen Ideen ein Gegengewicht zu haben, wird ihr nichts Anderes übrig bleiben, als mit den beiden anderen großen Civilisationen Europa's, der Englischen und der Deutschen, in engeren Verkehr zu treten. In der Civilisation wie in der Politik müssen Unabhängigkeit und Neutralität im Verhältniß zu seinen mächtigen Nachbarn stets die Devise Belgiens bleiben. Indem wie diese großen Einflüsse einen durch den anderen neutralisiren, indem wir uns auf alle stützen, um von keinem allein beherrscht zu werden, werden wir uns so viel Freiheit erhalten, um von jedem zu nehmen, was unserer Eigenthümlichkeit zusagt, und ihnen zu lassen, was auf unserem Boden nicht gedeihen würde und keine Zukunft hätte. So wird sich Belgien mit der Zeit — und vielleicht wird es einer langen Zeit bedürfen, denn ein solcher Prozeß geht nur langsam und allmälig vor sich — eine mittlere, seinen Sitten und seinem Charakter angemessene Civilisation bilden, die mit der Schottlands und der Französischen Schweiz mehr als einen Familienzug haben wird, und der man vielleicht von Paris aus eine zu geringe Ausbildung der Form, ja selbst etwas Schwerfälligkeit vorwerfen wird, ohne daß wir auf diesen Vorwurf sehr zu achten hätten. Wenn wir schon jetzt angeben sollten, auf welchen Bahnen die Belgische Kultur einst fähig seyn möchte, nach den Preisen zu ringen, so möchten wir weder die leichte Literatur, noch selbst die Poesie nennen, dagegen die exakten Wissenschaften, die politischen und moralischen Wissenschaften und die historische Literatur. Indem es die mühevollen und gewissenhaften Arbeiten unserer alten Gelehrten wieder aufnimmt, aber um sie mit dem Licht der modernen Wissenschaft zu bereichern, würde das neue Belgien bald die erste Basis zu seinen künftigen Fortschritten legen und in der geistigen Welt allmälig wieder zu dem Rang emporsteigen, den es schon einmal darin eingenommen hat.

Der hervorstechende Charakter der Französischen Literatur seit mehr als einem Jahrhundert ist der Esprit, dessen Uebermaß sich auf der einen Seite in die Manier wirft, auf der anderen in eine Ironie, welche die Inspiration tödtet. Die Belgischen Schriftsteller bemühen sich, diesen Esprit nachzuahmen, aber es gelingt ihnen nicht. Sie fühlen dies, sie ärgern sich darüber, und doch können sie es nicht lassen, fortwährend nachzuahmen. Wir glauben, daß sie auf unrechtem Wege sind, und daß ihre Ohnmacht so lange dauern wird, als sie auf diesem Wege verharren. Der Esprit in der Literatur hat gewiß große Reize, aber wir sehen, daß er den Aufschwung der Phantasie hemmt und die schönsten Inspirationen verdirbt. Für ein ernstes Volk, wie das Belgische, giebt es eine viel wünschenswerthere Eigenschaft: die Naivetät. Diese Eigenschaft, die nichts Anderes als das Gefühl des Natürlichen ist, kann immer da Glück machen, wo der Esprit gescheitert ist. Besonders in den ernsten Werken ist die Naivetät von großer Hülfe. Der Esprit trocknet das Gemüth aus und verkümmert den Gedanken. Das ganze sechzehnte Jahrhundert war naiv, und welche herrliche Sachen hat es nicht in allen Künsten hervorgebracht. Man glaube nicht, daß wir unter der Naivetät jenes Ungeschick und jene etwas einfältige Geradheit der Künstler des Mittelalters verstehen, deren phantastische Kühnheiten uns oft lächeln machen. Nein, wir meinen jene schöne Natürlichkeit, die kein Künstler verdirbt, keine Furcht hemmt. Die großen Künstler waren immer in ihren Werken die naivsten Leute von der Welt. Die Jungfrauen Raphael's sind das Ideal der Naivetät. Man gestehe, daß Sanzio nicht den geringsten Esprit hat, und daß es dies ist, was uns auf seiner unnachahmlichen Leinwand so entzückt. Im Allgemeinen ist in der modernen Kunst die Naivetät den nördlichen Völkern zugefallen. Die des Südens haben mehr Esprit. Seit Voltaire verdirbt der Esprit die Französische Literatur eben sowohl als die Künste. Diese Nation ist für den Esprit besonders empfänglich; sie ist immer geneigt, sich über die Naivetät lustig zu machen. Wagt es nun, naiv zu seyn, überlaßt euch der Natürlichkeit und Unbefangenheit eurer Begeisterung vor einer Presse, die immer mit angezündeter Lunte bereit ist, auf alles einfach Schöne den Donner ihrer witzigsten Sarkasmen loszulassen. Die Belgischen Schriftsteller haben Unrecht, ihre Natur zu zwingen; sie werden auf diesem Boden mit Gegnern, wie die Französischen Schriftsteller, vergebens um den Preis ringen. Sie mögen sich lieber der Naivetät des nordischen Genius überlassen, das ist die rara avis in den Künsten. Wer hat jetzt nicht Esprit? wer hat Naivetät? die Antwort ist nicht schwer.

Die Kunst, zu schreiben, wird bei uns wenig studirt; man liest zu wenig die großen Muster der vergangenen Jahrhunderte und selbst

die Werke von zwei oder drei Zeitgenossen, aus welchen man sich die Feinheiten des Stils aneignen könnte. Es ist besonders die gleichzeitige Französische Literatur, von der man sich in Belgien nährt; aber in dieser Schule werden wir keine große Schriftsteller bilden. Im Allgemeinen zeigt die Tages-Literatur auf ihrer Oberfläche nichts, was man passend mit dem Namen Stil bezeichnen könnte. Der Stil wird nicht im Geschwindschreiben erworben. Der Stil ist die Frucht der Arbeit und der Beharrlichkeit, auf die unsere Nachbarn jetzt so wenig Werth legen. Es giebt Schriftsteller, denen der Gedanke gleich in seinem passenden Gewande entgegenkommt, ohne daß sie auch nur die Mühe gehabt, daran zu denken; aber das ist die Ausnahme. Fast immer kommt der Ausdruck, der am geeignetsten ist, den Gedanken wiederzugeben, zuletzt. Die großen Schriftsteller haben viel an ihrem Stil gearbeitet, und scheint es nicht in der That, als ob Alles bei ihnen aus dem ersten Guß hervorging, und als hätte man ihren Gedanken, wenn man ihn auszudrücken gehabt, nicht anders einkleiden können? Es ist wahr, daß man auf diese Weise keine vier Bände jährlich zu Stande bringt, aber dafür läßt auch die Nachwelt so starke Bagage nicht passiren. Der Abbé Prévôt ist gewiß der, welcher zu seiner Zeit dieser Kunst, schnell zu schreiben, die wir erfunden zu haben glauben, sich am meisten angenähert. Was ist von ihm übrig? Nichts als ein kleines Bändchen, das auch noch an Weitschweifigkeit leidet, Manon Lescaut: eine große Lehre für die gewaltigen Produzenten unserer Zeit.

Der Belgische Schriftsteller, der es ernstlich wollte, könnte eine Stellung einnehmen, die hoch erhaben wäre über jener ausschweifenden Französischen Literatur, die, täglich mehr verblendet, sich und die schönsten Geister mit ihr zu Grunde richtet. Eine Literatur ist das vollständigste Bild der Ideen und Richtungen einer Nation in einer bestimmten Epoche ihres Lebens, eine Art Spiegel ihres innersten Selbst. Zwar darf man diese Definition nicht in ihrer strengsten Bedeutung nehmen. Es giebt Augenblicke der Trauer und des Schweigens in der Geschichte eines Volks, wo seine Literatur nichts ausdrückt und nicht das Geringste beweist. Oder man müßte glauben, die Schreckenszeit sey so idyllisch gewesen als der Citoyen Ducray-Duménil, und die Napoleonische Zeit habe alle die mythologischen Fadheiten konsumirt, welche die Rosenwasserdichter bis in das Vaudeville mißbraucht haben. (Schluß folgt.)

Dänemark.

Die Seejungfrau.

(Schluß.)

„Aber merke Dir“, sagte die Hexe, „wenn Du erst menschliche Gestalt bekommen hast, so kannst Du nie mehr wieder zum Meerweibe werden! Du kannst nie mehr durchs Wasser zu Deinen Schwestern und zu Deines Vaters Schloß herabkommen, und gewinnst Du nicht des Prinzen Liebe, so daß er Vater und Mutter für Dich vergißt, mit allen seinen Gedanken sich an Dich hängt und den Priester Eure Hände zusammenlegen läßt, so daß Ihr Mann und Frau werdet, so erhältst Du keine unsterbliche Seele! Den ersten Morgen, nachdem er mit einer Anderen verheirathet ist, muß Dein Herz brechen, und Du wirst Schaum auf dem Wasser.“

„Ich will es!“ sprach die Seejungfrau und wurde blaß wie der Tod.

„Aber Du mußt mich auch bezahlen!“ sprach die Hexe weiter, „und es ist nichts Kleines, was ich verlange. Du hast die schönste Stimme unter Allen hier auf dem Meeresgrunde. Mit ihr glaubst Du wohl, ihn bezaubern zu können; aber diese Stimme mußt Du mir geben. Das Beste, was Du besitzest, will ich für meinen kostbaren Trank haben! Mein eigenes Blut muß ich Dir ja darin geben, damit der Saft scharf wird, wie ein zweischneidiges Schwert!“

„Aber wenn Du meine Stimme nimmst“, fragte die kleine Seejungfrau, „was bleibt mir denn dann?“

„Deine liebliche Gestalt“, sagte die Hexe, „Dein schwebender Gang und Deine verführerischen Augen; mit denen kannst Du noch ein Menschenherz bethören. Nun, hast Du den Muth verloren? Steck Deine Zunge heraus, damit ich sie als Bezahlung abschneide, und Du sollst den kräftigen Trunk erhalten!“

„Es sey!“ sprach das Meermädchen, und die Hexe setzte ihren Kessel bei, um das Zauberwasser zu kochen. „Reinlichkeit ist ein gutes Ding!“ sagte sie und schauerte den Kessel mit Schlangen ab, die sie zu einem Knoten zusammengebunden hatte; nun ritzte sie sich selbst in die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineintröpfeln. Der Dampf bildete so wunderliche Gestalten, daß einem angst und bange werden mußte. Immer wieder neue Sachen warf sie in den Kessel, und als er recht kochte, klang es, wie wenn das Krokodil weint. Endlich war der Trunk fertig, und er sah aus, wie das klarste Wasser.

„Da hast Du ihn!“ sprach die Hexe und schnitt dann der kleinen Seejungfrau die Zunge ab, die nun stumm war und weder singen noch reden konnte.

„Sollten die Polypen Dich fassen, wenn Du durch meinen Wald zurückgehst“, sagte die Hexe, „so wirf nur einen einzigen Tropfen dieses Saftes auf sie, dann zerspringen ihre Arme und Finger in tausend Stücke!“ Aber das brauchte sie nicht; die Polypen zogen sich erschrocken vor ihr zurück, als sie den glänzenden Trunk sahen, der in ihrer Hand leuchtete, wie ein flimmernder Stern. So kam sie rasch durch den Wald, über das Meer und die brausenden Meerstrudel. Schon sah sie ihres Vaters Schloß; die Fackeln im großen Saal waren erloschen, sie schliefen schon Alle da drinnen, aber sie wagte nicht, sie zu sehen, da sie jetzt stumm war und für immer von ihnen gehen wollte. Es war ihr, als wenn ihr Herz vor Kummer entzweispringen sollte. Sie schlich sich in den Garten, nahm von jedem der Blumenbeete ihrer Schwestern eine Blume, warf mit ihrem Händchen tausend Küsse nach dem Schlosse und stieg durch die blaue See in die Höhe.

Die Sonne war noch nicht hervorgekommen, als sie des Prinzen Schloß erblickte und auf die prächtige Marmortreppe stieg. Der Mond schien freundlich und hell. Die Seejungfrau trank den brennend scharfen Zaubertrank, und es war, als wenn ein zweischneidiges Schwert durch ihren zarten Leib ging; sie fiel in Ohnmacht und lag wie todt da. Als die Sonne über der See schien, wachte sie auf und fühlte einen glühenden Schmerz; aber dicht vor ihr stand der schöne junge Prinz. Er heftete seine rabenschwarzen Augen auf sie; sie schlug die ihrigen nieder, und da sah sie, daß ihr Fischschwanz fort war, und daß sie die niedlichsten feinen Füßchen hatte, die nur ein junges Mädchen haben kann; doch sie war ganz bloß, und darum hüllte sie sich in ihr reiches langes Haar ein. Der Prinz fragte, wer sie wäre und wie sie hierher käme, und sie sah ihn sanft und doch so betrübt mit ihren dunkelblauen Augen an; reden konnte sie ja nicht. Da nahm er sie bei der Hand und führte sie ins Schloß. Jeder Schritt, den sie that, war, wie die Hexe es vorausgesagt hatte, als wenn sie auf spitzige Stacheln und scharfe Messer träte, aber das duldete sie gern; an der Hand des Prinzen stieg sie so leicht wie eine Seifenblase, und er und Alle waren über ihren reizenden schwebenden Gang verwundert.

Kostbare Kleider von Seide und Musselin erhielt sie anzuziehen, im Schloß war sie die schönste von Allen, aber sie war stumm und konnte weder singen noch sprechen. Liebliche Sklavinnen, in Seide und Gold gekleidet, traten auf und sangen vor dem Prinzen und seinen Königlichen Aeltern; eine sang immer schöner als die andere, und der Prinz klatschte in die Hände und lächelte ihnen zu. Da wurde die kleine Seejungfrau traurig; sie wußte, daß sie selbst noch besser gesungen hatte! sie dachte: „O, er sollte nur wissen, daß ich, um bei ihm zu seyn, meine Stimme für alle Ewigkeit hingegeben habe!“

Jetzt tanzten die Sklavinnen ihre zierlichen Tänze nach herrlicher Musik; da hob das Meermädchen ihre feinen weißen Arme, stellte sich auf die Zehenspitzen und schwebte dahin über den Boden, wie noch keine getanzt hatte; bei jeder Bewegung wurden ihre lieblichen Reize noch sichtbarer, und ihre Augen sprachen tiefer zum Herzen als der Gesang der Sklavinnen.

Alle waren entzückt, besonders der Prinz, der sie seinen kleinen Findling nannte, und sie tanzte immer anmuthiger, obgleich es ihr jedesmal schmerzte, wenn ihr Fuß die Erde berührte, als ginge sie auf scharfen Schwertern. Der Prinz sagte, daß sie für immer bei ihm bleiben sollte, und sie bekam Erlaubniß, vor seiner Thür auf einem sammetnen Kissen zu schlafen.

Er ließ ihr einen männlichen Anzug verfertigen, damit sie ihn zu Pferde begleiten konnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihr um die Schultern schlugen und die Vögelchen im frischen Laube sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf hohe Berge, und wenn auch ihre feinen Füßchen bluteten, so daß es Alle sehen konnten, lachte sie darüber und folgte ihm, bis sie die Wolken unter sich segeln sahen, wie eine Heerde Vögel, die in fremde Länder ziehen.

Daheim im Schloß des Prinzen, wenn in der Nacht Alle schliefen, ging sie auf die breite Marmortreppe heraus und kühlte ihre brennenden Füße, indem sie im kühlen Seewasser dastand, und dann dachte sie an die in der Tiefe unten.

Eines Nachts kamen ihre Schwestern Arm in Arm herauf; sie sangen so traurig, als sie über das Wasser geschwommen kamen, und sie winkte ihnen zu. Da erkannten sie sie und erzählten, wie sehr sie Alle betrübt hätte. Jede Nacht besuchten sie sie seitdem, und einmal sah sie auch weit draußen die alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht über dem Wasser gewesen war, und den Seekönig mit seiner Krone auf dem Haupt, sie streckten die Arme nach ihr aus, aber sie wagten sich nicht so nahe ans Land als die Schwestern.

Tag für Tag wurde sie dem Prinzen mehr werth, er hatte sie lieb, wie man nur ein gutes, theures Kind lieben kann, aber sie zu seiner Königin zu machen, das fiel ihm doch nicht ein, und sein Weib mußte sie werden, sonst bekam sie keine unsterbliche Seele, sondern an seinem Hochzeitsmorgen wurde sie zu Schaum auf der See.

„Bist Du nicht mir mehr gut als allen Anderen?“ schienen die Augen der kleinen Seejungfer zu sagen, wenn er sie auf seine Arme nahm und sie auf ihre schöne Stirn küßte.

„Ja, Du bist mir die liebste“, sprach der Prinz, „denn Du hast das beste Herz von Allen, Du bist mir am meisten ergeben, und Du gleichst einem Mädchen, die ich einst gesehen, aber freilich nie wieder finden darf. Ich war auf einem Schiff, welches strandete, die Wogen trieben mich bei einem heiligen Tempel ans Land, in welchem junge Mädchen ihren frommen Dienst verrichteten. Die jüngste von ihnen fand mich am Ufer und rettete mein Leben, ich habe sie nur zweimal gesehen; sie war die einzige, die ich in dieser Welt lieben konnte; aber Du gleichst ihr, Du verdrängst fast ihr Bild in meiner Seele, sie gehört dem heiligen Tempel an, und darum hat mein gutes Glück mir Dich gesendet, niemals wollen wir uns trennen!“ — „Ach, er weiß nicht, daß ich sein Leben gerettet habe!“ dachte das Meermädchen, „ich trug ihn über die See zu dem Walde hin, wo der Tempel steht, ich lag hinter dem Meeresschaume und sah, ob Menschen kommen würden. Ich sah das schöne Mädchen, die er mehr liebt als mich!“ und sie seufzte tief, weinen konnte sie nicht. „Jenes Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er gesagt, und sie kommt nie mehr in die Welt, sie werden sich niemals treffen, und ich bin bei ihm, ich sehe ihn jeden Tag, ich will ihn pflegen, ihn lieben, für ihn mein Leben aufopfern!“

Aber jetzt sollte der Prinz mit der Tochter eines benachbarten Königs vermählt werden, darum, erzählte man, rüstet er ein solches prächtiges Schiff aus; es heißt zwar, der Prinz wird reisen, um die Länder des Nachbarkönigs kennen zu lernen, aber es geschieht, um seine Tochter kennen zu lernen, und deshalb soll er ein solches Gefolge mitnehmen; doch das Mädchen aus der See schüttelte mit dem Kopf und lächelte; sie kannte die Gedanken des Prinzen besser als die Anderen. „Ich muß reisen!" hatte er zu ihr gesagt, „ich muß die Prinzessin sehen, meine Aeltern verlangen es, aber zwingen werden sie mich nicht, sie als Braut heim zu führen, lieben kann ich sie nicht! sie ist nicht das schöne Mädchen im Tempel, dem Du gleichst; sollte ich einmal eine Braut wählen, so würdest Du es eher seyn, mein stummer Findling, mit Deinen sprechenden Augen!" und er küßte ihren purpurrothen Mund, spielte mit ihrem langen Haar und legte seinen Kopf an ihr Herz, so daß dieses von Menschenglück und Unsterblichkeit träumte.

„Dir ist doch nicht bange vor dem Meere, mein stummes Kind!" sprach er, als sie auf dem prächtigen Schiffe standen, das ihn in die Länder des Nachbarkönigs führen sollte; und er erzählte ihr von den Stürmen und Windstillen, von seltsamen Fischen in der Tiefe, und was Alles die Taucher gesehen hatten. Sie lächelte bei seiner Erzählung, sie wußte wohl besser als irgend Jemand Bescheid von dem Meeresgrund. In der mondhellen Nacht, als fast Alle außer dem Steuermann schliefen, saß sie am Schiffsbord und starrte hinunter durch das klare Wasser, und da schien es ihr, als sähe sie das Schloß ihres Vaters, oben darauf stand die alte Großmutter mit einer silbernen Krone auf dem Haupte und sah durch die reißende Strömung nach dem Kiel des Schiffes hinauf. Ihre Schwestern kamen auf die Oberfläche, sie blickten kummervoll nach ihr hin und rangen die weißen Händchen. Sie winkte ihnen, nickte ihnen freundlich zu und hätte ihnen so gern erzählt, daß es ihr gut und glücklich ginge, aber der Schiffsjunge näherte sich, und die Schwestern tauchten unter, so daß der Kleine glaubte, das Weiße, was er gesehen, wäre Schaum auf der See.

Den nächsten Morgen segelte das Schiff in der prächtigen Hauptstadt des Nachbarreichs in den Hafen. Alle Glocken läuteten, und von den Thürmen bliesen Posaunen, während die Soldaten mit wehenden Fahnen und blitzenden Bajonetten aufmarschirt standen. Jeder Tag brachte ein neues Fest. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht dabei, entfernt in einem heiligen Tempel wurde sie erzogen, wo sie alle königliche Tugenden lernen mußte. Endlich traf sie ein.

Die Seejungfrau war begierig danach, ihre Schönheit zu sehen, und sie mußte gestehen, eine reizendere Erscheinung war ihr nie vorgekommen. Ihr ganzer Teint war so zart und fein, und hinter den langen, dunkeln Augenwimpern lächelten ein Paar schwarzblaue, zutrauliche Augen!

„Also Du bist es!" sagte der Prinz, „Du, die mich gerettet hat, da ich als Leiche an der Küste lag!" und er drückte seine erröthende Braut in die Arme. „O, ich bin zu glücklich", sprach er nachher zu dem Meermädchen. „Was ich nie hoffen konnte, ist mir in Erfüllung gegangen. Freu Dich über mein Glück, denn Du hängst ja am meisten von Allen an mir!" Und die kleine Seejungfrau küßte seine Hand; sie fühlte schon, wie ihr Herz brach. Sein Hochzeitsmorgen mußte ihr ja den Tod geben und sie zu nichtigem Schaum auf dem Meere verwandeln.

Die Glocken läuteten, und Herolde ritten in den Straßen, die Verlobung zu verkünden. Auf allen Altären brannten duftende Oele in kostbaren silbernen Lampen. Die Priester schwangen ihre Rauchgefäße, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen den Segen des Bischofs. Die Seejungfrau, in Seide und Gold, hielt die Schleppe der Braut, aber ihre Ohren hörten die Musik nicht, ihre Augen sahen nicht auf die heilige Ceremonie, sie dachte an ihre Todesnacht, an Alles, was sie in dieser Welt verloren.

Noch denselben Abend gingen Braut und Bräutigam an Bord; die Kanonen ertönten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiffe erhob sich ein kostbares Zelt von Gold und Purpur und mit den prächtigsten Divans, dort sollte das Brautpaar in der kühlen, stillen Nacht ruhen.

Die Segel schwellten im Winde, und das Schiff glitt leicht und ohne Bewegung über die spiegelnde See hin.

Als es dunkel ward, wurden bunte Lampen angezündet, und die Seeleute tanzten fröhlich auf dem Verdeck. Das Meermädchen dachte an das erste Mal, als sie aus der See auftauchte und die nämliche Pracht und Freude sah, und sie mischte sich mit in den Tanz; schwebend wirbelte sie dahin, wie die Schwalbe, wenn sie verfolgt wird, und Alle jubelten ihr Bewunderung zu, nie hatte sie so wunderschön getanzt; wie scharfe Messer schnitt es ihr wieder in die zarten Füße, aber sie fühlte es nicht; im Herzen schnitt es ihr noch schmerzlicher. Sie wußte, daß es der letzte Abend wäre, wo sie ihn sah, für den sie die Ihrigen und ihre Heimath verlassen, ihre schöne Stimme hingegeben hatte und täglich unendliche Qualen erlitt, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Es war die letzte Nacht, daß sie dieselbe Luft mit ihm athmete und das tiefe Meer und den sternenblauen Himmel sah; ewige Nacht, ohne Gedanken und Träume, erwartete sie, die keine Seele hatte, keine erlangen konnte. Und Alles war Freude und Lust auf dem Schiffe bis spät nach Mitternacht; sie lächelte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte seine reizende Braut, und sie spielte mit seinem schwarzen Haar, und Arm in Arm gingen sie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Jetzt wurde es still und schweigsam auf dem Schiff, nur der Steuermann stand bei seinem Steuer, und das Mädchen aus der See legte ihre weißen Arme auf den Bord und blickte nach Osten hin, nach der Morgenröthe; sie wußte, der erste Sonnenstrahl würde sie tödten. Da sah sie ihre Schwestern aus dem Meere heraufsteigen; sie waren bleich wie sie, ihr langes schönes Haar flatterte nicht mehr im Winde, sie hatten es abgeschnitten.

„Wir haben es der Hexe gegeben, daß sie helfen soll, damit Du diese Nacht nicht stirbst! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es; sieh, wie scharf es ist! Eh' die Sonne herauf kommt, mußt Du es dem Prinzen ins Herz stoßen, und wenn dann sein warmes Blut auf Deine Füße spritzt, wachsen sie zu einem Fischschwanz zusammen, und Du wirst wieder ein Meermädchen, kannst ins Wasser zu uns hinunter kommen und Deine dreihundert Jahre leben, ehe Du todter salziger Seeschaum wirst. Sey rasch! er oder Du, einer muß sterben, eh' die Sonne aufgeht! Unsere alte Großmutter grämt sich, daß ihr weißes Haar ausgefallen ist, wie das unsrige unter der Scheere der Hexe fiel. Tödte den Prinzen und komm zurück! Eile; siehst Du den rothen Streifen am Himmel? in einigen Minuten ist die Sonne da, und dann mußt Du sterben!" und sie stießen einen seltsamen tiefen Schrei aus und versanken in die Wellen.

Die Seejungfrau zog die Purpurdecken vom Zelte, und sie sah die liebliche Braut mit ihrem Kopfe an des Prinzen Herzen schlafen; sie beugte sich nieder, küßte ihn auf seine schöne Stirn, sah nach dem Himmel, wo die Morgenröthe mehr und mehr sich verbreitete, besah das scharfe Messer und heftete ihre Augen wieder auf den Prinzen, der im Traume den Namen seiner Braut rief; nur sie war in seinen Gedanken, und das Messer zitterte in der Seejungfrau Hand, — aber da warf sie es weit fort in die Wellen, sie leuchteten roth, wo es hinfiel, es sah aus, als wenn Blutstropfen aus dem Wasser heraufquollen. Noch einmal blickte sie mit halbgebrochenem Blicke auf den Prinzen, stürzte sich vom Schiffe ins Meer hinab, und sie fühlte, wie ihr Leib sich in Schaum auflöste.

Jetzt stieg die Sonne aus der See auf, ihre Strahlen fielen so mild und warm auf den todeskalten Meeresschaum, und die Seejungfrau fühlte den Tod nicht; sie sah nach der freundlichen Sonne, und da schwebten über ihr hundert durchsichtige, liebliche Geschöpfe; sie konnte durch sie des Schiffes weiße Segel und des Himmels rothe Wolken erkennen; sie hatten melodische Stimmen, aber so ätherisch, daß kein menschliches Ohr sie hören, wie kein irdisches Auge sie sehen konnte; ohne Flügel schwebten sie durch ihre eigene Leichtigkeit in der Luft. Sie sah, daß sie einen Leib bekam, wie diese; mehr und mehr hob er sich aus dem Schaume empor.

„Wohin komme ich?" sagte sie, und ihre Stimme klang wie die von jenen Wesen, so zauberisch, daß keine irdische Musik es wiedergeben kann.

„Zu den Töchtern der Luft!" antworteten jene. „Die Seejungfrau hat keine unsterbliche Seele, kann sie nie erhalten, außer sie gewinnt die Liebe eines Menschen! von einer fremden Macht hängt ihr ewiges Daseyn ab. Die Töchter der Luft haben zwar auch keine ewige Seele, aber sie können durch gute Handlungen sich eine erschaffen. Wir fliegen in die warmen Länder, wo die schwüle Pestluft die Menschen tödtet; dort fächeln wir Kühlung, wir wehen Blumendüfte durch die Luft und senden Erquickung und Heilung. Wenn wir dreihundert Jahr gestrebt haben, das Gute zu thun, dann bekommen wir eine unsterbliche Seele und Theil an dem ewigen Glücke der Menschen. Du arme kleine Seejungfrau hast mit Deinem ganzen Herzen danach gestrebt, wie wir, Du hast gelitten und geduldet und Dich zu der Welt der Luftgeister erhoben, jetzt kannst Du selbst durch schöne Handlungen Dir in dreihundert Jahren Unsterblichkeit erringen."

Und die Seejungfrau erhob ihre Arme gegen Gottes Sonne, und zum ersten Mal fühlte sie Thränen. — Auf dem Schiff war wieder Lärm und Leben; sie sah den Prinzen mit seiner Braut nach ihr suchen; wehmüthig blickten sie auf den flüchtigen Schaum, als wenn sie wüßten, daß sie sich in die Wellen gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie der Braut die Stirn, lächelte liebevoll zu ihm und stieg mit den anderen Kindern der Luft auf eine rosenrothe Wolke, welche in den Himmel segelte.

„In dreihundert Jahren schweben wir so in das Reich Gottes ein!" sangen sie im Dahinfliegen.

Frankreich.

Napoleon in Rochefort.

Am 3. Juli stürzte sich in Rochefort wohl jeder in den Strom der Menge, welche sich der See-Präfektur zuwälzte. Wenige wußten den Grund der Aufregung, und auf alle Fragen erfolgte nur die Antwort: Der Kaiser! Ein Jeder wollte den außerordentlichen Mann sehen, an dessen Namen so lange das Geschick Frankreichs geknüpft gewesen war. Noch war keine Stunde verflossen, und Tausende von Bürgern umringten die See-Präfektur; ein Theil hatte sich in dem großen anliegenden Garten gesammelt, ein anderer sich auf der Seite des Hafens aufgestellt, welcher sich unter der Terrasse des Gartens ausbreitet. Alle Blicke waren aber auf die Thüren und Fenster der Gemächer gerichtet, die, wie man glaubte, den Kaiser beherbergten. Die Menge beobachtete die tiefste Stille; sie unterhielt sich leise von der Gefahr, in der das Leben des berühmten Verbannten schwebte. Wenn ein Preis auf seinen Kopf gesetzt würde! Wenn diesen Jemand verdienen wollte!

In der Menge regte sich schon der Gedanke, zu den Waffen zu greifen. Sie wurde indeß benachrichtigt, daß die provisorische Regierung zwei Fregatten, welche auf der Rhede der Insel Aix vor Anker lagen, zur Verfügung des Kaisers gestellt habe. Diese Nachricht stillte die Aufregung; das Volk wartete nun ruhig auf den Augenblick, wo der Kaiser sich am Fenster zeigen würde. Gegen Ende des Tages erschien derselbe: die Hauptthür, die nach dem Garten führte, wurde geöffnet; der Kaiser zeigte sich auf der Terrasse

in Begleitung des See-Präfekten und der Generale seines Gefolges. Bei seinem Erscheinen trat ehrfurchtsvolle Stille ein. Er schien ruhig und gefaßt; mit der Hand, die er aus dem grünen Frack hervorzog, begrüßte er die Menge, die in den Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der König von Rom!“ ausbrach.

Am 8. Juli verließ der Kaiser Rochefort mit dem frühesten Morgen; er begab sich nach dem Flecken Fourras, wo Anstalten getroffen waren, ihn an Bord der Fregatte „la Saale“ zu bringen, die nebst der „Méduse“ auf der Rhede der Insel Aix vor Anker lag. Am Bord der Fregatten waren keine Vorbereitungen getroffen, um ihm auch nur die Ehre zu erweisen, auf die ein bloßer General Anspruch hat. Nur die Wache der „Saale“ war unter den Waffen.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang war der Wind günstig, und es hatte sich noch kein Englisches Schiff gezeigt. Von den Wällen der Citadelle aus konnten wir die beiden Fregatten sehen, welche, wie wir Alle glaubten, unter Segel gehen würden, als plötzlich zwei Boote von der „Saale“ abfuhren. Wir begaben uns nach dem Ausschiffungsplatze: der Kaiser war zurückgekehrt. Er trug einen grünen Rock und einen runden Hut; nur seine Reiterstiefeln hatte er beibehalten. Kaum war er ans Land getreten, als er raschen Schrittes dem Inneren der Stadt zueilte. Auf dem öffentlichen Platze wurde er durch das Andrängen der Bewohner und Soldaten, die ihn umringten, aufgehalten. Der Enthusiasmus dieser gab sich in lauten Aeußerungen kund. Es erschallte der Ruf: „Nach der Loire-Armee!“

Der Kaiser war sichtlich bewegt. Der Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, öffnete sich endlich. Er begab sich nach den Festungswerken und besichtigte die alte Citadelle. Er wollte die Arbeiten besichtigen, die er angeordnet hatte, aber sie waren nicht weit vorgeschritten. Nachdem er diese Besichtigung beendet, kehrte er auf den Waffenplatz zurück, wo das 14te Marine-Regiment aufgestellt war, das er mehrere Uebungen vollziehen ließ. Kurze Zeit darauf kehrte er nach dem Ausschiffungsplatze zurück, um sich wieder an Bord der Fregatte zu begeben. Das ganze Regiment geleitete ihn.

Am 10ten erschien das Englische Linienschiff, der „Bellerophon“, jedoch außer dem Bereich der Kanonen der Festung. Dadurch wurden die beiden Fregatten gleichsam gefangen. Um dem Englischen Schiffe zu entkommen, hätte man einen ungleichen Kampf versuchen müssen, der den Kaiser leicht zum Gefangenen der Engländer hätte machen können. Napoleon's Lage war im höchsten Grade kritisch. Unter diesen Umständen entschied sich der Befehlshaber der „Méduse“ für einen kühnen Entschluß. Er schlug dem Capitain der „Saale“ vor, in der Nacht unter Segel zu gehen. Er wollte den „Bellerophon“ angreifen und so der „Saale“ Gelegenheit geben, zu entkommen. Dieser kühne Vorschlag wurde nicht angenommen.

Die Lage des Kaisers wurde mit jedem Augenblick bedenklicher. Die weiße Flagge war schon auf mehreren Punkten der Küste aufgepflanzt, und die drei Farben wehten nur noch auf den beiden Fregatten und auf der Insel Aix. Der Befehlshaber der „Saale“ empfing von Rochefort häufige Mittheilungen, die ihn in eine peinliche Stimmung versetzten. Endlich ließ er dem Kaiser anzeigen, er fürchte, den Befehl zu erhalten, ihn nicht mehr an Bord seiner Fregatte aufzunehmen. Der Kaiser entschied sich rasch, wie immer. Am 12ten verließ er die Fregatte und begab sich nach der Insel Aix, wo er das Haus des Genie-Corps bezog.

Während dem Kaiser jeder Ausweg verschlossen schien, entwarf ein Marine-Lieutenant einen Plan, den Kaiser zu retten, der ausführbar schien und Aussichten auf Erfolg bot. Es sollten zwei kleine verdeckte Fahrzeuge angekauft werden, welche die Küstenrhede zwischen La Rochelle und der Insel befuhren. Sie konnten den Kaiser und sein Gefolge aufnehmen. Ihre Ausrüstung war recht gut im Laufe des folgenden Tages zu beenden, so daß sie in der Nacht des 19ten hätten in See gehen können. So konnte man den Engländern entgehen, wenn man die Küste von Rochelle erreichte. Des ersten Handelsschiffes, dem man begegnet wäre, würde man sich bemächtigt und es gezwungen haben, nach den Vereinigten Staaten zu segeln. Dieser Plan wurde dem Groß-Marschall des Palastes vorgelegt, welcher ihn dem Kaiser mittheilte. Dieser billigte ihn und gab sogleich Befehl, wegen des Ankaufs der beiden Fahrzeuge zu unterhandeln. Dieselben wurden ohne Mühe erworben und ausgerüstet.

Der Urheber des Plans übernahm den Befehl des einen Fahrzeuges, der Lieutenant Doné den des anderen. Drei andere Offiziere des 14ten Marine-Regiments und einige Unteroffiziere ergänzten die Mannschaft. Am 13ten war Alles um 11 Uhr Abends, der bestimmten Stunde, bereit. Die beiden Fahrzeuge hatten einen Theil der werthvollen Gegenstände, die der Kaiser zu bewahren wünschte, an Bord und warteten nur noch auf seine Ankunft. Die dritte Stunde ungeduldiger Erwartung ging vorüber. Da man auf den beiden Fahrzeugen den Grund dieser Zögerung nicht begreifen konnte, so wurde ein Boot ans Land geschickt. Es legte an einer einsamen Stelle an, aber es wurde dennoch von einer Schildwache bemerkt, welche Lärm machte. In einem Augenblick war die ganze Insel in Bewegung. Es wurde Generalmarsch geschlagen, und die Truppen eilten zu den Waffen. Jetzt war jede Rettung für den Kaiser verloren. Auch brach schon der Tag an.

Man weiß nicht recht, was den Kaiser abhielt, diese Gelegenheit zu benutzen. Wahrscheinlich war der Grund der, daß er Unterhandlungen mit dem Befehlshaber des „Bellerophon“ angeknüpft hatte, um in England einen Zufluchtsort zu erhalten. Im Laufe des Tages fanden zwei entthronte und geächtete Herrscher auf der Insel Aix eine Zuflucht. Der König Joseph war eingetroffen, um seinen Bruder zu benachrichtigen, daß Ludwig XVIII. in Paris sey, und daß in Bordeaux ein Amerikanisches Schiff vor Anker liege, welches bereit sey, nach den Vereinigten Staaten unter Segel zu gehen. Joseph machte Napoleon den Vorschlag, diese Gelegenheit zu benutzen, aber dieser verwarf ihn. Napoleon setzte die Unterhandlungen mit dem Capitain des „Bellerophon“ fort. Am Abend erfuhren wir, daß er sich auf diesem nach England begeben wolle. Am 14ten um 3½ Uhr Morgens geleiteten wir ihn unter schmerzlichen Gefühlen zum Boote der Brigg „l'Epervier“, die ihn an Bord des Englischen Schiffes bringen sollte. Aber Wind und Fluth waren jenem entgegen, und fast schien es, als ob es vor dem Eintritt der Ebbe nicht werde anlegen können. Durch Unterstützung vom Englischen Schiffe aus gelang es endlich. Es war geschehen!

Kaum war er in der Macht seiner unversöhnlichen Feinde, als ein Offizier seiner Garde der Insel Aix zueilte, um den Kaiser gefangen zu nehmen. Am 16ten lichtete der „Bellerophon“ die Anker.

J. M. Zeiller.

Mannigfaltiges.

— Die Wiedergeburt der Französischen Tragödie. Jules Janin behauptet, daß es mit der Herrschaft der alten Französischen Tragödie, deren Wiedergeburt seit ungefähr einem Jahre datirt, schon wieder zu Ende gehe. Nach Talma's Tod war das sogenannte Théatre Français völlig in Vergessenheit gerathen; die bloße Ankündigung eines Stückes von Corneille oder Racine war hinreichend, die sonst so glänzenden Räume jenes Schauspielhauses zur Einöde zu machen. Da erschien im vorigen Jahre, wie aus den Wolken gefallen, ein junges Mädchen, das durch die Macht seiner Naturgaben und künstlerischen Ausbildung die scheinbar todte Tragödie ins Leben zurückrief und Abend für Abend Tausende von Zuhörern, welche über ihre eigene Klassicität nicht wenig erstaunt waren, vor der Bühne wieder versammelte. „Die alten Götter sind zurückgekehrt!“ rief das Parterre, und der Beifall verdoppelte sich, so oft Mlle. Rachel eine neue Rolle in einem wiedererweckten alten Stücke spielte. „Und da es bei uns“, fügt Janin hinzu, „etwas giebt, das noch mächtiger ist, als das Genie, nämlich die Mode, so war die Begeisterung für Corneille und Racine, die wieder in Mode gekommen waren, über die Maßen groß. Ueberall wollte man jetzt die alten Tragiker wieder hören, in und außer dem Theater. In den Salons hauchte man die zärtlichen Klagen Hermione's aus, strömte man die Verwünschungen des Camillus zwischen einer Sonate und einer Romanze aus; die Herzoginnen mischten sich darein, die Marquis ebenfalls, und das Théatre Français, sonst so bescheiden und demüthig, sah nun seine zurückgesetzten Rivalen vornehm über die Schultern an. So ist Paris ein ganzes Jahr hindurch, und mit ihm die Provinz, die, obwohl heulend vor Wuth, doch Paris wie der gelehrigste Sklave in allen Stücken nachahmt, wieder mit den Vertrauten und Vertrautinnen, den Tyrannen und tragischen Helden von ehemals genau bekannt worden.“ — Unser Gewährsmann fügt hinzu, daß, da diese Wiedererweckung der alten Tragödie nicht etwa aus einem Bedürfnisse des Herzens und des guten Geschmacks hervorgegangen, sondern eben nur das Resultat der Mode gewesen sey, so habe man sich natürlich darauf gefaßt machen können, daß diese „Renaissance“, eben so wie jene andere, deren Namen die Mode eingeführt, oder wie das „Rococo“, bald von einer andern Laune des Publikums verdrängt seyn würde. Der Wendepunkt, meint Janin, sey bereits eingetreten. „Tankred“, „Mithridat“, „Bajazet“, „Polyeuct“, „Britannicus“, und wie sie sonst noch heißen mögen, die Helden des Französischen Alexandriners, deklamiren jetzt schon wieder vor ganz leeren Häusern, und die im vorigen Jahre noch so klassisch verzückten Pariser Dandies sind entweder in die Nähe des Théatre Français gar nicht mehr zu bringen, oder es kostet ihnen Mühe, in den Logen nicht einzuschlafen, in welchen sie aus Gefälligkeit für irgend eine weibliche Bekanntschaft die schönsten Verse gähnend mit anhören.

— Elektrizität durch Dampf. Man hat in England die interessante Bemerkung gemacht, daß bei dem Ausströmen des Dampfes aus dem Dampfkessel Elektrizität entwickelt wird. Als nämlich Herr W. Patterson, Ingenieur einer Dampfmaschine in Northumberland, während der Dampf heftig ausströmte, den Hebel des Sicherheits-Ventils berührte, empfand er einen stechenden Schmerz in den Fingerspitzen, der noch heftiger war, als er die Hand auf das Gewicht legte. Mehrere von ihm herbeigerufene Arbeiter empfanden dasselbe, und als Herr Patterson von ungefähr den einen Finger dem Hebel näherte, sprang ein deutlicher Funke über. Auch dies wurde von mehreren anwesenden Personen, und zwar an verschiedenen Theilen des Kessels, wiederholt. Herr Armstrong bemerkt über diesen Gegenstand in einem Schreiben an Herrn Faraday, daß wohl die durch das Wasser bewirkte Inkrustirung des Kessels Einfluß auf das Phänomen haben möge, indem nun der Dampf durch eine nicht leitende Oeffnung ströme; auch will er gefunden haben, daß es auf die Beschaffenheit des Wassers ankomme, ob sich Elektrizität erzeuge oder nicht, indem der Dampf eines Kessels, welcher mit Wasser aus einer benachbarten Kohlengrube gespeist wurde, deutliche Funken gab, während bei einem anderen Kessel, wo man sich des Regenwassers bediente, nicht eine Spur von Elektrizität zu bemerken war. Herr Armstrong wirft in dem erwähnten Schreiben noch die Frage auf, ob nicht das Zerspringen der Dampfkessel, welches noch so viel Räthselhaftes darbiete, mit dem plötzlichen Entwickeln von Elektrizität im Kessel im Zusammenhange stehen könne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Mittwoch den 25. November 1840.

Montenegro.

Montenegro und die Montenegriner.

An den Küsten des Adriatischen Meeres, zwischen den Türkischen nd den Oesterreichischen Staaten, liegt ein kleines Gebiegsland, essen Bewohner von Slavischem Stamme sind. Ihr kriegerischer Geist, ihr Räuberleben, ihre glühende Liebe zur Unabhängigkeit und hre patriarchalischen Sitten machen diese kleine Nation den Tscheressen und anderen Stämmen des Kaukasus ähnlicher, als den ihr enachbarten Völkern; der Unterschied besteht fast nur darin, daß die Montenegriner durch Bande der Religion und der Abstammung eben so fest an Rußland geknüpft sind, als die Kaukasier diesem Reiche eindlich entgegen stehen.

Dieses Ländchen, das wegen des düsteren Ansehens seiner mit Fichtenwäldern bedeckten Berge ehemals von den Eingebornen Tscherna Gora (Schwarzer Berg, daher das Italiänische Montenegro) genannt wurde, gränzt im Norden, Osten und Süden an die Türkischen Provinzen Hersek (Herzegovina) und Arnaut (Albanien) und ist im Westen durch einen schmalen Landstrich unter Oesterreichischer Oberhoheit, der Bocca di Cattaro heißt, von em Adriatischen Meere getrennt.

Montenegro ist von Norden nach Süden ungefähr sechzig Miglien ang; seine größte Breite beträgt etwa fünfunddreißig Miglien. Es ist ganz von Bergen umringt und durchzogen — eine ungeheure Festung der Natur, mit zahllosen Bollwerken. Die Eingebornen sagen scherzweise: „Als Gott einst Berge über die Erde aussäete, zerriß der Sack über Montenegro.“ Das Land ist in mehrere Distrikte oder Nahia's eingetheilt.*) Städte giebt es hier nicht, wohl aber gegen hundert Dörfer, von denen die bedeutendsten ungefähr tausend Seelen beherbergen. Wie stark die Bevölkerung sey, weiß man nicht genau; verschiedene Reisende behaupten aber einstimmig, daß Montenegro 15,000 Bewaffnete stelle und im Fall eines Vertheidigungs-Krieges eine dreimal stärkere Mannschaft aufbringen könne. Die meisten Dörfer liegen in Thälern oder am Ufer der Flüsse. Die Privathäuser sind gewöhnlich aus Steinen erbaut, ohne Mörtel, und mit Stroh gedeckt. Sie bestehen aus zwei Abtheilungen: einer für das Vieh und der anderen für die Familie. Die letztere ist sehr einfach; ihr ganzer Zierath sind die Schädel der von dem Hausherrn erschlagenen Feinde. Diese Menschen-Trophäen werden mit religiöser Sorgfalt aufbewahrt, um die Nacheiferung der jungen Generation rege und den Ruhm der Väter in ihrem Gedächtnisse frisch zu erhalten. Es giebt auch zweistöckige Privathäuser, die eben so massiv sind, wie die Klöster; von den letzteren Gebäuden hat man nur zwei im Lande.

Das eine Kloster, Cettigno, der vornehmste Aufenthalt des Wladika (s. unten), ist mit Schießscharten versehen und von einigen Kanonen vertheidigt. Hier versammelt sich die oberste Behörde, und hier sind, außer anderen Dokumenten, die Diplome niedergelegt, welche der Russische Hof jedem neuen Prälaten zuschickt. Das zweite Kloster, Stawiewitschi, wurde den Montenegrinern weiland von der Venetianischen Regierung bewilligt; es hat eine uneinnehmbare Lage an der Gränze, und seine Mauer ist ebenfalls mit Brustwehr und Kanonen versehen. Die von den Venetianern erbaute Kirche schmücken zahlreiche Geschenke der Russischen Kaiser.

Das Klima von Montenegro ist kalt, aber trocken und sehr gesund. Die Eingebornen erreichen im Durchschnitt ein hohes Alter. Der Feldbau ist in seiner Kindheit: man wühlt die Erde mit Spaten auf, denn die steinige Natur des Bodens verbietet jede andere Art von Bestellung; auch sind Ochsen und Pferde sehr spärlich vorhanden. Indeß liefert das Land eine hinreichende Getraide-Aerndte und Obst im Ueberfluß; ja in einigen Thälern findet man sogar edle Südfrüchte. Esel und Maulesel dienen zum Lasttragen. Der vornehmste Reichthum der Eingebornen besteht in ihren Ziegen- und Schafheerden, von denen sie jeden Winter einen Theil in Cattaro verkaufen, weil die Wiesen nicht Futterkraut genug hervorbringen. Im Frühling ersetzen sie das Fehlende wieder durch Plünderungen, die sie an dem Vieh ihrer Nachbarn, besonders der Türken, begehen. Ihr ganzer kaufmännischer Verkehr beschränkt sich auf Cattaro; nach dem Markte dieser Stadt bringen sie Getraide, Butter, Wolle, rohe Seide, Geflügel, Holz, Kohlen, sehr viele Käse und geräuchertes Hammelfleisch in Schnitten, die man nach Triest exportirt. Gegen diese Artikel tauschen sie Waffen von jeder Größe und jedem Kaliber ein, auch verschiedenes Haus- und Toiletten-Geräth von ganz schlichter Arbeit. Da die Vortheile dieses Handels ihnen allein zu Gute kommen, so sammeln sie natürlich schöne Summen Geldes; allein sie vergraben ihre Schätze sorgfältig in die Erde.

Die Montenegriner sind im Allgemeinen sehr unwissend: wer lesen und schreiben kann, der gilt schon für einen Gelehrten; doch fehlt es den Mitgliedern des hohen Klerus nicht ganz an wissenschaftlicher Bildung. Ihre Industrie in Manufaktur-Arbeiten ist noch weit zurück; jede Familie webt sich selbst die Quantität Tuch und Leinewand, deren sie bedarf. Vom Schlosser-Handwerk verstehen alle Montenegriner so viel, daß sie ihre Säbel, Flinten und Pistolen ausbessern können. Ihre Sprache, eine Mundart des Ost-Slavischen, ist ziemlich unvermischt geblieben. In den Augen der Montenegriner giebt es keine orthodoxe und kanonische Bücher außer denen, die zu Kiew gedruckt werden, und Rußland läßt es ihnen nicht daran fehlen.

Die Verfassung von Montenegro ist eine wahre Republik. Jedes Dorf wählt seinen Chef, der Knäs (Fürst) oder Glawar (Häuptling) heißt.*) Die allgemeinen Angelegenheiten werden in einer General-Versammlung aller Häuptlinge verhandelt. Diese ernennen nach Stimmen-Mehrheit den Wladika oder regierenden Erzbischof und die Serdar's oder Kommandanten.**) Die Versammlung findet, so oft das Interesse der Nation es erheischt, auf einer großen Wiese statt, in deren Mitte das Kloster Cettigno sich erhebt. Der Erzbischof stellt den Häuptlingen die Nothwendigkeit vor, einen Krieg anzufangen oder Frieden zu schließen, und setzt ihnen die öffentlichen Angelegenheiten aus einander, wobei er fragt, ob sie seiner Meinung sind oder nicht. Darauf wird der Gegenstand sehr lebhaft und stürmisch debattirt, bis die Klosterglocke Schweigen gebietet: dieses Signal macht selbst die hitzigsten Streiter augenblicklich verstummen. Jetzt fragt der Erzbischof wieder, ob sie seiner Meinung beitreten oder sie verwerfen; und die Antwort ist jedesmal: „Budi po tu oyemu, wladika (es geschehe nach Deinem Gutachten, Herr)!“***)

Die erzbischöfliche Würde ist in dem Hause der Petrowitsch erblich, und eben so war es die Statthalter-Würde im Hause der Radowitsch; doch ist letztere seit dem Jahre 1832 abgeschafft. Damals beschuldigte man den Gouverneur, daß er sich der verschiedenen Gewalten des Staats bemeistern wollte, und er mußte mit seiner ganzen Familie ins Exil wandern. Jetzt ruhen die geistliche und die weltliche Macht in den Händen des Erzbischofs oder Wladika, den man auch Uprawitel (d. h. Regent) betitelt;†) doch hat er fast nur moralische Autorität; die Montenegriner brauchen weder ihm, noch irgend einem anderen Chef zu gehorchen. Es giebt bei ihnen weder begründete Vorrechte, noch überhaupt bestimmte Gesetze; der Niedrigste kann zum Vornehmsten sagen: „Ich bin so viel werth, wie Du.“ Hätte Jemand an Einem Tage zehn Mordthaten begangen, so könnte man doch keine Repressalien gegen ihn gebrauchen; der Wladika selbst hat kein Recht, solche Maßregeln anzubefehlen: er begnügt sich mit Vermahnungen (denen die Religion allerdings einige Kraft giebt) und, wenn es hoch kommt, mit Bannflüchen, ist aber auch öfter gezwungen, die einflußreichsten Bewohner durch Geschenke zu bestechen, damit sein Ansehen nicht sinke.

Wir finden also in Montenegro jene uranfänglichen Sitten wieder, die in den Europäischen Staaten der Gesetzgebung vorangingen und anderwärts nur noch in der Geschichte existiren. Diese Sitten werden ohne Zweifel eine Umgestaltung erleiden; sie wird aber langsam vor sich gehen und auf tausend Hindernisse stoßen, besonders, wenn man der seit undenklicher Zeit bestehenden Blutrache entgegenarbeiten will. Bis in die letzten Jahre wurde nämlich jeder Mord immer durch die Verwandten des Ermordeten gerächt, und hatte der Mörder das Land verlassen, so traf die Rache

*) Nahia ist ein von den Türken überkommenes Arabisches Wort. Noch jetzt heißen so die kleineren Distrikte der Türkischen Provinzen.

*) Glawar ist von glawa, welches in den Slavischen Sprachen Kopf und auch für sich schon Häuptling bedeutet.

**) Das erstere Wort, auch Russisch wladyka (Herrscher), ist von der Wurzel wlad, Deutsch Walten. — Das andere, ein von den Türken überkommenes Persisches Kompositum, heißt wörtlich Kopf-halter (der den Kopf oder die Spitze einnimmt), von ser, Kopf, und Wurzel där, halten.

***) Soll ohne Zweifel heißen: budi po twojemu (es geschehe nach Deinem), und ist alsdann ein elliptischer Ausdruck, bei dem etwa mneniju (Dativ von mnenie, Meinung, Gutachten) im Sinne bleibt.

Anm. d. Uebers.

†) Uprawitel (im Russischen gleichlautend) kommt von uprawit, regieren, und die Wurzel ist praw, gerade, woher im Polnischen das Adjektiv prawy, recht und rechtlich (Deutsch brav).

seinen nächsten Anverwandten. Der Tod des Letzteren wurde wieder gerochen, und so kam es leichtlich dahin, daß alle Bewohner eines Dorfes mit einander Krieg führten; weder der Gouverneur noch der Wladika konnte dem Blutvergießen Einhalt thun.

Die feindlichen Parteien verabredeten dann und wann Waffenstillstände, z. B., wenn sie ein Feld, das ihnen gemeinschaftlich angehörte, oder anstoßende Felder zu bestellen hatten. War es einem der beiden Theile Bedürfniß, die Waffenruhe zu verlängern, so mußte er für jeden Tag des Aufschubs eine gewisse Summe bezahlen. Gewöhnlich machte erst der Angriff eines auswärtigen Feindes diesen Privathändeln ein Ende: doch gab es noch ein anderes Mittel, ihnen ein Ziel zu setzen, und dieses Mittel wird noch heutzutage angewendet: man wählt auf beiden Seiten eine gleiche Zahl Schiedsmänner, die **Kmeti** heißen; diese unterwerfen die ganze Sache einer sorgfältigen Prüfung und tariren gleichsam die verschiedenen Schuß- oder Hiebwunden, die es auf beiden Seiten gegeben hat. Sind sie endlich zu einem gemeinsamen Beschlusse gekommen, so sprechen sie ihr Urtheil, von welchem keine Appellation gilt: die als schuldig befundene Partei muß eine Geldbuße zahlen, und zwar auf dem Fuße von 10 Dukaten für Eine Wunde, 20 Dukaten für zwei und 120 Dukaten für eine Tödtung. Jeder Streit zwischen Privatleuten, Familien oder Distrikten kann durch dieses Mittel beigelegt werden. Vor einigen Jahren sollen zwei Dörfer bei Cattaro desselben sich bedient haben, um endlichen Frieden zu stiften: ein junges Mädchen aus einem dieser Dörfer war schon vor sehr langer Zeit durch Venetianische Soldaten, die über das Gebiet des anderen Dorfes gingen, insultirt worden, und das erste Dorf verlangte nachträglich von dem anderen 30 Dukaten Entschädigung. Die Schiedsmänner mußten, um Aufklärung über die Sache zu erhalten, einen Zeitgenossen der Begebenheit befragen: dieser gute Mann war schon ein Siebziger, und doch konnte er keine andere Auskunft geben, als daß er in seiner Jugend etwas Aehnliches habe erzählen hören!

Im Fall eines Mordes muß der Thäter zu feierlicher Abbitte sich entschließen. Die Richter und Zuschauer bilden einen großen Kreis, in dessen Mitte der Mörder vor dem Stellvertreter der beleidigten Familie niederkniet. Dieser hebt ihn auf und umarmt ihn mit den Worten: „Gott verzeihe Dir!“ Sobald erheben die Umstehenden ein Freudengeschrei und gratuliren den versöhnten Feinden, die nicht bloß das Vorgefallene vergessen, sondern öfter auch aufrichtige Freunde werden. Die Ceremonie, der **Blut-Kreis** genannt, schließt mit einem Gastmahl auf Kosten des Mörders, an welchem alle Zeugen Theil nehmen.

Hat ein Mann Beweise von der Untreue seiner Frau, so kann er sie ungestraft tödten, wie einen auf der That ertappten Dieb. Wird aber das Opfer als unschuldig erkannt, so muß er die auf einem Morde stehende Geldbuße zahlen oder die Folgen seiner Handlung gewärtigen. Ein Mädchen, das sich verführen läßt, wird gesteinigt, und zwar wirft ihr Vater den ersten Stein auf sie; der Verführer muß durch die Hand seiner Verwandten sterben. Beispiele von Unzucht oder ehelicher Untreue sind übrigens ausnehmend selten, denn die Montenegriner haben bis auf den heutigen Tag eine große Reinheit der Sitten bewahrt. Ein Dieb muß den siebenfachen Werth des Gestohlenen erlegen. Die Art, wie man bei solcher Gelegenheit zu Werke geht, ist sehr merkwürdig. Der Bestohlene zeigt öffentlich an, was man ihm genommen hat, und bestimmt demjenigen eine Belohnung, der ihm wieder zu dem Gelde oder Gegenstande verhilft. Kennt nun Jemand zufällig den Dieb, so verräth er ihn zwar nicht, läßt ihm aber durch eine dritte Person sagen, „er solle gleich wieder gut machen, was er übel gemacht.“ *) Die Mittelsperson übernimmt es, das Gestohlene seinem Besitzer wiederzubringen, und der Letztere erfährt nicht einmal den Namen des Diebes. Eine seltene Discretion bei einem so schlichten Naturvolke!

Wenige Reisende sind bis ins Innere von Montenegro vorgedrungen. Dieses Land wird nur von Russen besucht, die als ein stammverwandtes und zu derselben Religion sich bekennendes Volk herzliche Aufnahme finden. Der Leser wird einige Auszüge aus einer Wanderung in Montenegro, die Herr Broniewski, Offizier bei der Russischen Marine, angestellt, mit Interesse lesen. Vor seinem Aufbruche von Cattaro versah sich dieser Herr auf den Rath seiner neuen Freunde mit ungefähr zehn Pfund Pulver, mehreren Feuersteinen, Glaswaaren, Trinkgefäßen von grober Arbeit und einer kleinen Quantität Zucker. Alle diese Gegenstände wollte er unter seine Montenegrinischen Wirthe vertheilen, um sich für ihre Gastfreundschaft erkenntlich zu beweisen. Der in Cattaro zufällig anwesende Wladika, um dessen Schutz er sich bewarb, gab ihm einen von seiner Leibwache als Führer mit. Lassen wir den Wanderer nun selbst erzählen:

„Da ich mir gern ein martialisches Ansehen geben wollte, so schnallte ich einen sehr langen Säbel um und steckte das kurze Messer der Marine-Offiziere als Dolch in den Gürtel. Am Donnerstag der Osterwoche brach ich auf, und zwar in Begleitung eines im Gebrauche der Waffen sehr geübten Matrosen, auf dessen Muth ich zählen konnte — ich sage Muth, weil die Tschernogorzen (Montenegriner) bei Empfang und Entlassung ihrer Gäste Gewehre abfeuern, so daß die Kugeln einem beständig um die Ohren pfeifen. Ich begann die Wanderung zu Fuße, auf einen Stock mich stützend; als wir aber bis Scagliari, einem von Cattaro wenig entfernten Dorfe in einem herrlichen Thale, gelangt waren, verschaffte ich mir einen Maulesel, und wir kletterten nun eine Bergkette hinan. Ein Pfad, der sich über Felsen schlängelte, führte uns zu einem viereckigen Thurme, der Trinita heißt und die von Cattaro nach Budoa führende Straße beschützt. Die Höhen wurden steiler; die Sonne stand bereits am Horizonte, und wir hatten noch 18 Werst bis Cettigno, wo ich die Nacht zubringen sollte. Zuweilen überfiel mich ein Schwindel, wenn wir so an fürchterlichen Abhängen entlang ritten; ich mußte mich auf den Hals meines Maulthiers bücken und bat meinen Führer, im nächsten Dorfe Halt zu machen. Er aber versicherte mir, es drohe uns gar keine Gefahr, und behauptete, wir müßten durchaus heute noch Cettigno erreichen. Plötzlich drang ein gellendes Geheul zu meinen Ohren. Der Führer antwortete mit einem ähnlichen Zeter. Ich konnte mich eines Gefühls von Schrecken nicht erwehren, das noch zunahm, als ich einen Trupp Montenegriner, die von dem Markte zu Cattaro heimkehrten, uns folgen sah. Bald umringten sie mich und fragten angelegentlich, ob ich Russe und Christ (d. h. Griechischer Religion) sey. Ich mußte ein förmliches Verhör bestehen. Meine Antworten und die Betheurungen meines Führers überzeugten sie endlich, daß ich die Wahrheit sagte, und nun luden sie mich mit Ehrerbietung ein, statt des Maulthiers eine Art Bankwagen zu besteigen, den sie mit sich führten. Sie küßten mir die Hände und den Saum meines Mantels und stritten sich sehr lebhaft um die Ehre, mir beim Absteigen behülflich zu seyn. Ich befürchtete schon, der Streit möchte in ein Handgemenge ausarten; endlich erlangte ich, auf meinem Maulthiere bleiben zu können; in den Bankwagen wurde mein Matrose gesetzt, und wir zogen ruhig weiter. Gegen sieben Uhr Abends feuerten meine neuen Gefährten einige Gewehre ab und erhoben ein betäubendes Geschrei, um, wie sie sagten, den Bewohnern eines Dorfes, Namens Miwaz, unsere Ankunft zu melden. Bald sah ich auf dieses Signal im Finstern mehrere Feuer emporlodern, und bald umringte uns ein zahlreicher Haufe. Man faßte mein Thier am Zügel, und der **Knjas** oder Häuptling des Dorfes erklärte mir an der Spitze seiner Leute, daß ich in seinem Hause die Nacht zubringen sollte.“

„Ich folgte dem Knjas, dieser ließ mich einen Augenblick vor seiner Thür stehen, kam nach einigen Minuten wieder, reichte mir die Hand und führte mich ins Innere der Wohnung. Ich setzte mich auf sein Geheiß in einem Winkel des Gemaches unter das Bild des Schutzpatrons, welches der Ehrenplatz ist. Mein Matrose mußte neben mir Platz nehmen; diese ungewohnte Auszeichnung machte ihn so verlegen, daß er alle Augenblicke wieder aufstand; ich mußte ihm endlich sagen, er möge doch Alles thun, was man von ihm verlange. Bald trat ein junges Mädchen mit einem hölzernen Napfe ins Zimmer, verneigte sich und küßte erst den Saum meines Mantels, dann die Hände des Matrosen, der über dies neue Zeichen von Respekt vor Staunen außer sich gerieth. Jetzt zog uns das Mädchen Stiefeln und Strümpfe aus und wusch uns die Füße. Zu dieser Operation schnitt mein Matrose gar ergötzliche Grimassen.“

„Nach der Fußwaschung reichte der Knjas uns den Osterkuß, und die ganze Familie küßte mich und meinen Gefährten, wie es in dieser festlichen Woche Sitte ist. Man zündete vor dem Heiligen ein Licht an, betete zu Abend und trug das Souper auf, welches aus gekochtem Geflügel und geräuchertem Hammelfleisch bestand. Der Herr des Hauses setzte sich allein zu uns an den Tisch; die Söhne versahen den Dienst kleiner Kellner, und mehrere andere Personen, die nach einander hereingetreten waren, blieben in gewisser Entfernung stehen und warfen uns neugierige Blicke zu. Nach dem Abendessen wurden wir in eine andere Stube geführt, wo man Betten, d. h. Pritschen mit Teppichen darüber, aufgeschlagen hatte. Der Herr des Hauses legte sich an unserer Seite nieder; sein Sohn aber streckte sich, ohne seine Kleider und Waffen abzulegen, an der Thür aus, und sogleich fingen Beide an, zu schnarchen. Lange hinderten mich gewisse Befürchtungen, die ganz grundlos waren, am Einschlafen; endlich sank ich, von Strapazen übermannt, in tiefen Schlummer.“

„Mit Tagesanbruch weckte mich die dröhnende Stimme meines Wirthes, der mir in die Ohren schrie, ob ich angenehm geruht habe, und ich stand auf, um meine Reise fortzusetzen; aber bald fühlte ich, daß ich mir selbst nicht mehr angehörte. Mehrere Bergbewohner harrten schon meiner im Hofe, und sobald ich erschien, baten sie um die Ehre meines Besuches. Um nun zwei Personen auf einmal glücklich zu machen, folgte ich einem der braven Leute, während mein Matrose von dem anderen wie im Triumphe abgeführt wurde. Ich hatte viele Noth, meine Füße vor einer zweiten Waschung zu bewahren. Man bewirthete mich mit einem Eierkuchen und frisch gebackenem Roggenbrod, das mir herrlich schmeckte. So mußte ich noch zwanzig Häuser besuchen und in jedem derselben etwas essen, oder wenigstens thun, als ob ich äße. Beim Kommen und beim Gehen war ich genöthigt, alle Glieder der Familie einer nach dem andere zu umarmen, und gab ich einem Kinde ein Stück Zucker, so umarmte mich die ganze Familie noch extra, mein Mund war am Ende wie geschunden. Als ich nun endlich meinen Esel wieder bestieg, wünschte man mir aus hundert Kehlen glückliche Reise und begleitete diesen Wunsch mit einem Donnerwetter aus kleinem Gewehr. Mein Matrose, der in jeder Wohnung Branntwein getrunken hatte, war so betrunken, daß seine Füße ihm beinahe den Dienst versagten.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Genügt es etwa in Montenegro, einen Dieb persönlich zu kennen, um sofort auch zu wissen, daß und was er in einem betreffenden Falle gestohlen hat?

B e l g i e n.

Belgien und sein Verhältniß zur Französischen Literatur.

(Schluß.)

Wenn eine Nation auf ihren öffentlichen Plätzen oder auf ihren Schlachtfeldern würgt oder sich würgen läßt, so ist sie es nicht, welche schreibt, und sie ist also nicht für die Narrheiten verantwortlich, welche die Schwachen, die sie zu Hause zurückläßt, auf ihre

Rechnung sich zu sagen erlauben, sobald sie den Rücken gewendet hat. Die Literatur drückt besonders den Geist eines Volkes nach grossen Krisen aus, wie Frankreich in diesem Augenblick ist, und man muß gestehen, daß in der grossen literarischen Thatsache, die in ihm vorgeht, nicht viel Beruhigendes für seine Zukunft liegt.

Wir lassen die Literatur aller Tage zur Seite, wir sondern die Kunst vom Handwerk und werden niemals flüchtige Schriften sehr ernst nehmen, auf die ihre eigenen Verfasser noch weniger Gewicht legen, als ihre Leser selbst. Wir sprechen von der Literatur, der man ernstlich diesen Namen geben kann. Alle Aufregungen, alle Zweifel, alle Meinungen Frankreichs, seine Liebe zu Systemen, seine Unbeständigkeit in seinen lebhaftesten Sympathieen, sein mehr als je verzweifelter Skeptizismus, jene Ironie, welche der Zeit Alles abnutzen und zerstören hilft, das ist es, wovon seine Literatur ein nur zu treuer Ausdruck ist. Der Fortschritt ist besonders seit einigen Jahren erschreckend. Jener äußere Materialismus, den eine kühne, übrigens nothwendige Reform einst in einen Stil eingeführt, der dazu bestimmt war, die abstraktesten Ideen seinen Ansichten gemäß auszudrücken, beschränkt sich nicht mehr auf die Oberfläche, er ist bis in das Innerste der Inspiration gedrungen. Die ganze Literatur geht einem neuen Heidenthum entgegen — wir finden keinen Ausdruck, der geeigneter wäre, unsere Gedanken wiederzugeben — und zwar Herr von Lamartine durch den Pantheismus, und Theophile Gautier, den wir nur nennen, weil er an dem entgegengesetzten Extrem steht, durch den zügellosesten Sensualismus. Die Idee ist aus dem Wort entwichen, und das Wort ist nur absolute Form und Farbe. So steht es mit dem Stil; dieses Symptom ist traurig, es war mit dem achtzehnten Jahrhundert aus der Kunst verschwunden. Die Revolution hatte es wieder hervorgerufen und hatte ihm unter der Feder der Chateaubriand und der Staël eine reiche Energie gegeben. Jetzt fällt er wieder in das Kindische der Manier zurück. Als das Römische Reich in seinen Grundvesten zu beben anfing, ging es der schönen Sprache Virgil's und der edlen Griechischen Architektur eben so. Der Stil diente nur dazu, Bilder zu färben, die nichts mehr ausdrückten, und auch Marmor und Stein, die alle Tage mehr mit unnützen Zierrathen überladen wurden, hörten auf, einen Gedanken zu versinnlichen. So ist jetzt der Stil fast der ganzen Französischen Literatur: überladen und sinnlich. Soll man daraus schliessen, daß Frankreich sich in einer Lage befindet, die der ähnlich ist, in welcher es sich vor weniger als einem Jahrhundert befand, mit einer Revolution weniger durchzumachen, oder daß ihm der Verfall des Byzantinischen Reichs bevorsteht? Der Schluß wäre zu traurig, als daß wir ihn nach solchen Analogieen zu machen wagten. Auch begnügen wir uns, das Faktum hinzustellen: es ist hier nicht der Ort, solche Prophezeiungen zu machen.

Leider ist, da der Stil aus den die Inspiration beherrschenden Gewohnheiten hervorgeht, in den Produkten, die ganz der Phantasie gehören, der Inhalt weit entfernt, die Form Lügen zu strafen. Immer finden wir das seltsamste Chaos von guten und bösen Gedanken, ein geheimes Gefühl socialen Mißbehagens, Ekel an der Gegenwart und besonders am politischen Leben, eine übrigens begreifliche Vorliebe für die abnormen Existenzen des Skeptizismus, gemischt mit dem Wunsch, an etwas zu glauben, falschen Enthusiasmus und wahre Ironie, keine Haltung und Würde in den Meinungen, eine außerordentliche Beweglichkeit des Gedankens und folglich keine Harmonie, keine Ordnung; Verwirrung und Anarchie. Indem wir die Literatur charakterisiren, haben wir nicht die Zeit selbst charakterisirt? Hat uns die Sucht nach Analogieen etwa fortgerissen? Wir glauben es nicht: Jeder, der die literarische Bewegung seit zehn Jahren nicht aus den Augen verloren hat, wird dasselbe bemerkt haben, so wie auch die Phasen, durch welche die solidesten Talente und die neuen Männer, die sich in diese Bahn gestürzt, gegangen sind, dazu dienen, unser allerdings strenges Urtheil über die unruhige Literatur, die es in Europa giebt, zu bestätigen.

Von allen Schriftstellern, die auf dem Wege waren, Ruf zu erlangen, sind diejenigen, welche nicht zur rechten Zeit zu schweigen wußten, immer von ihrer Höhe herabgestiegen. Drei politische und zugleich schönwissenschaftliche Schriftsteller haben sich von der literarischen Laufbahn zurückgezogen; dieses Zurückziehen wird durch die Geschichte ihrer Meinungen erklärlich: es sind Chateaubriand, Béranger und Lamennais. Unter den rein schönwissenschaftlichen Schriftstellern sind zwei, ein Dichter und ein Romanschreiber, de Vigny und Prosper Mérimée, welche mit ihrem Ruhm zu schmollen scheinen oder ihn zu kompromittiren fürchten. Die Anderen haben den Kampfplatz nicht verlassen, aber welchen Fortschritt haben sie gemacht? Herr von Lamartine hat nach dem Jocelyn jenes inkommensurable Stück Epopöe geschrieben, das er den „Fall eines Engels" genannt hat; aber ist das ein Fortschritt? Dann ist er in den Recueillements poetiques in seine erste Manier zurückgefallen, mit weniger Wahrheit und Frische in den Gedanken; aber noch einmal, ist das ein Fortschritt? Sollen wir von Victor Hugo sprechen, der sich verwirrt und den Muth zu verlieren scheint; von Alexandre Dumas, der es darauf anzulegen scheint, zu zeigen, daß er der wunderbarste Schöpfer dramatischer Intriguen ist, dessen das Théâtre français sich rühmen kann, aber daß er nur dies ist? Seit fast zehn Jahren welch' neuer Namen, welch neues Werk ist erschienen, das an eine Rückkehr zu den Regeln der ewigen Schönheit hätte glauben lassen? Da ist Théophile Gautier. Unsere Leser werden sich gewiß wundern, zum zweiten Male neben so schönen Namen einen Schriftsteller nennen zu sehen, der außerhalb Frankreichs mehr als eine Pariser als eine Französische Reputation bekannt ist, was ein großer Unterschied ist. Wenn wir ihm in der literarischen Bewegung einen bedeutenden Platz anweisen, so geschieht dies, weil er in seinen Schriften so vollständig als möglich jenen maßlosen Materialismus, jenen schreienden Sensualismus repräsentirt, über welchen hinaus in den Künsten nur das Nichts liegt. Théophile Gautier ist in der That der jüngste und letzte Ausdruck der neuen Schule. Es ist ein Dichter, denn er steigt nur gezwungen zur Prosa hinab; es ist ein Dichter, der dahin gekommen ist, durch ein falsches Verständniß des antiken Heidenthums sich einen absoluten Kultus der Form zu machen und in den Gedanken wie in den Worten nur ihre äußere Seite zu sehen. Diese Religion proklamirt er, er macht kein Geheimniß daraus; er verdankt ihr seinen Stil und seine seltsamsten Inspirationen. Er ist ein Bildhauer, der sich in die Arbeit an den Zierrathen des Tempels so vertieft hat, daß er zuletzt nichts als Akanthus und Lotus sieht und glaubt, der Marmor, der Meißel und der Genius seiner Kunst seyen nur geschaffen worden, um Akanthus und Lotus auszuhauen. Théophile Gautier ist literarisch der älteste Sohn Victor Hugo's in der Bastardlinie. Es ist klar, daß darüber hinaus nichts mehr zu thun ist: der Stamm und die Schule müssen aussterben.

Dies ist das Schauspiel, das die Französische Literatur in diesem Augenblick bietet. Wir haben das Bild nicht geschminkt, aber auch nicht überladen. Für eine Literatur, die noch im Keimen ist, giebt es da eine schöne Stellung einzunehmen. Indem wir den Belgischen Schriftstellern empfahlen, sich vor der Französischen Nachahmung zu hüten, hatten wir unsere Gründe; was wir ihnen jetzt rathen würden, wenn sie nicht so viel zu thun hätten, um erst eine Literatur zu werden, das ist, den Vorsprung zu nehmen. Alle Kritiker, die das Uebel sehen und gewiß nach Neuem begierig sind, schreien um die Wette von der Nothwendigkeit der Reaction. Aber die Reaction ist noch zu sehr System, und nicht Systeme sind es, deren unsere Literatur bedarf, wenn sie etwas thun will.

Nicht aus so mageren Quellen soll Belgien die Inspirationen seines geistigen Lebens schöpfen. Wenn die Französische Literatur unsere Vorwürfe verdient, so ist sie wenigstens mit dem Jahrhundert und der Nation konsequent. Nur in Bezug auf diese Konsequenz wünschen wir, daß die unsere ihr gliche; das ist es auch, was uns glauben läßt, daß es eine Belgische Literatur geben wird. Denn was unsere Nation auszeichnet, das ist das Festhalten an ihren Dogmen und Institutionen, ein außerordentliches Mißtrauen gegen Veränderung, ohne daß sie darum vor den Fortschritten, welche die Vernunft billigt, zurückweicht; mehr ein solides Urtheil als eine glänzende Phantasie, die Liebe zur Familie und zum häuslichen Heerd, eine unermüdliche Beharrlichkeit in ihren Unternehmungen und eine große Eifersucht auf ihre Freiheit. Gewiß, man kann an diesen Zügen das Volk Artevelde's, Karl's V., der Brabanter Revolution und der Revolution von 1830 nicht verkennen. Ist einer darunter, der auf die Französische Nation paßt? Kein Kritiker ist parador genug, dies zu behaupten. Nun wohl, Belgien wird eine Literatur haben von dem Tage ab, wo man in den Werken seiner Schriftsteller ein treues Abbild der guten und schlechten Eigenschaften, die es von anderen Nationen unterscheiden, finden wird. Es stelle Werke, die in diesem Geist der Ausdauer, der Ordnung und der Konsequenz abgefaßt sind, jenen Französischen Produkten entgegen, aus denen der Ekel an der Gegenwart, der Zweifel an der Zukunft und jene verzehrende Beweglichkeit der Menschen und Institutionen sprechen. Von diesem Augenblick wird seine literarische Stellung ihm sicher seyn.

Frankreich.

Der Medaillen-Diebstahl in der Königlichen Bibliothek zu Paris.

Von Gisquet.*)

Am 6. November 1831 wurde mir gemeldet, daß in der vergangenen Nacht die Medaillen-Sammlung der Königlichen Bibliothek gestohlen worden sey. Augenblicklich begab ich mich in Begleitung der fähigsten Polizei-Beamten an Ort und Stelle. Ein Blick genügte, um uns zu zeigen, daß die Diebe von einem Hause aus eingedrungen waren, das an das alte Schatz-Gebäude gränzte. Sie waren in das fünfte Stockwerk gestiegen, wo die Thür eines Zimmers, das nach der Treppe hinausging, nur durch eine Klinke geschlossen war. Von dort aus waren sie auf einer Dachrinne auf das Dach des zweiten Hauptgebäudes der Bibliothek gelangt. Hier klimmten sie acht bis neun Fuß hinauf, zerbrachen das Fallfenster eines Dachzimmers, öffneten die Thür desselben mit Nachschlüsseln und gingen den Boden entlang. Die Eröffnung anderer Thüren führte sie in einen Gang, von dem aus sie in die Italiänische Galerie gelangten, die sich um den großen Bibliothek-Saal herumzieht. Noch eine kleine Treppe, und sie befanden sich vor dem großen Saale, der im ersten Stocke des Gebäudes gelegen ist.

Das Medaillen-Kabinet liegt nördlich von dem Saale; beide trennt eine starke eichene Thür und ein Glas-Verschlag. Die festschliessende eichene Thür bot die meisten Schwierigkeiten. Die Diebe bohrten in die Füllung mit einem Bohrer Löcher, welche einen Kreis von sechs Zoll Durchmesser bildeten; mit einer Handsäge lösten sie dieses Stück dann gänzlich heraus. Dadurch gelang es ihnen, das Schloß und die Riegel zu öffnen. So in das Kabinet eingedrungen, blieb ihnen nur noch die leichte Aufgabe, den Widerstand der Glasthür zu beseitigen.

Das außerordentlich reiche Medaillen-Kabinet wird durch ein großes Fenster erleuchtet, welches nach der Straße Richelieu hinausgeht. Aus diesem ließen die Diebe an einem Seile ihren Helfershelfern die entwendeten Gegenstände hinab und flüchteten sie selbst nach vollbrachter That.

*) Aus dessen bereits erwähnten Memoiren.

Die Säge, die Blendlaterne und das Seil befanden sich bei meiner Ankunft noch an Ort und Stelle. Die Polizei-Beamten betrachteten sie aufmerksam und prüften sorgfältig den Ausschnitt der Thür. Hierauf sagten sie mir, ihnen wären nur drei Menschen bekannt, welche diesen Diebstahl begangen haben könnten. Dies wären Fossard, der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt war, sich dieser aber durch die Flucht entzogen hatte, Drouillet, ein Freund des Vorigen, der zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, aber begnadigt worden war, und Drouhin, als Dieb und Hehler gleich berüchtigt. Ich fragte sie, worauf sich ihre Meinung stütze. „Bemerken Sie gefälligst, Herr Präfekt", war ihre Antwort, „wie kunstmäßig die Löcher gebohrt sind, wie sie alle gleich weit von einander entfernt sind und ganz horizontal gehen. Wie regelrecht ist sodann das angebohrte Stück ausgesägt! Dazu bedurfte es ausgewählter Werkzeuge, einer geübten Hand. Betrachten Sie ferner die Blendlaterne; sie ist fast ein Gegenstand des Luxus und war mit einer Wachskerze erhellt. Gewöhnliche Diebe gebrauchen in solchem Falle nur ein Talglicht. Sehen Sie ferner die Handsäge und das Seil an, das, trotz seiner geringen Dicke, von außerordentlicher Stärke ist. Alle Werkzeuge sind auf das vollkommenste angefertigt und von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit. Es giebt nur sehr wenige Diebe, welche eine solche Auswahl treffen und eine so bedeutende Ausgabe aufs Spiel setzen können. Dazu kömmt noch die ausnehmende Schlauheit, welche erforderlich ist, um so viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Diese Gründe bestätigen uns in der Ueberzeugung, daß eines der bezeichneten Individuen Antheil am Diebstahl hat."

Es versteht sich wohl, daß ich augenblicklich Befehl gab, Alles aufzubieten, um sie zu entdecken. An demselben Tage meldete man mir, daß durch einen sonderbaren Zufall Fossard festgenommen worden sey. Dies war in jedem Fall ein wichtiger Fang. Fossard ging ganz ruhig in Paris umher, als er von Coco Lacour, ehemaligem Beamten der Sicherheits-Polizei, der seit drei Jahren nicht mehr im Dienst war, bemerkt wurde. Dieser erinnerte sich seines früheren Handwerks. Anfangs erkannte er Fossard nicht, aber seine Aehnlichkeit mit einem Verbrecher, der ihm früher unter die Hände gekommen war, fiel ihm auf. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, folgte er ihm, und als sie vor einer Wache vorüberkamen, ließ er ihn anhalten, um seine Zweifel aufzuklären. Fossard's verlegene Antworten und seine Weigerung, seine Wohnung anzugeben, bestärkten ihn in seinem Verdachte. Er wurde nun, ohne daß man wußte, wer er wäre, nach der Polizei-Präfektur abgeführt. Dort wurde er erkannt.

Die Anwesenheit dieses schlauen Diebes in Paris gab der Vermuthung, daß er bei dem Medaillen-Diebstahle betheiligt sey, fast Gewißheit. Ich schickte den Divisions-Chef Lecrosnier zu ihm; wir glaubten schon, den Thäter und die gestohlenen Gegenstände in Händen zu haben, aber daran fehlte doch noch Einiges. Ich hatte befohlen, diesen Menschen so vorsichtig wie möglich auszuholen. Fossard leugnete Alles, obgleich man ihm vorstellte, daß in seinen Verhältnissen das Eingeständniß ihm keinen Schaden bringen könne. Er beharrte dabei, daß er keinen Antheil am Diebstahl habe. Diese Zähigkeit verscheuchte indeß keinesweges meine Zweifel.

Um die verlorenen Gegenstände, die auf mehr als eine Million geschätzt wurden, obgleich der Goldwerth nur 220,000 Fr. betrug, wiederzuerhalten, ließ ich ihm eine Geldbelohnung anbieten und fügte dazu das Versprechen einer Milderung seiner Strafe. Aber er blieb unerschütterlich. Mit heuchlerischer Verstocktheit ließ er mir sogar für meine Anerbietungen Dank sagen und bedauerte, daß es nicht in seiner Macht stände, sie zu verdienen.

Da ich verzweifelte, aus ihm etwas herauszubringen, gab ich Befehl, ihn nach Bicêtre abzuführen, damit er mit dem nächsten Transport nach Brest abgehen könne. Doch empfahl ich die sorgfältigste Aufsicht. Fossard blieb mehrere Monate in Bicêtre, ohne daß man etwas entdeckt hätte. Er wurde also nach Brest abgeführt. Er schien so arm, daß die Gefangenen derselben Kette für ihn zu einem Paar Beinkleider und zu Holzschuhen sammelten. Wenige Tage später erfuhr ich, daß Fossard in der Gaunersprache zwei Briefe an zwei seiner Freunde geschrieben, in denen er ihnen auftrug, ihm 25,000 Fr. nach Brest zu senden. In dem einen gab er ihnen Anleitungen zu einem Diebstahl in einer Kirche, der in zwei bis drei Monaten stattfinden sollte und bei welchem er selbst zugegen seyn wollte. Diese Erkundigungen bestimmten mich, ihn einer noch strengeren Aufsicht zu unterwerfen.

Um dieselbe Zeit, d. h. im Juni 1832, erfuhr ich, daß Fossard und Drouillet in sehr engen Beziehungen zu einer gewissen Dame ständen, welche sich die Vicomtesse von Nays nannte und welche, wie es hieß, von den Dieben ein Jahrgehalt von 6—10,000 Fr. erhielt.

Frau von Nays war öfter auf die Polizei-Präfektur gekommen, um mir ihre Schützlinge zu empfehlen. Sie that, als ob sie mit den Herren Barthe, Montalivet, Delaborde und anderen angesehenen Personen genau bekannt wäre, welche sie sogar bloß bei ihrem Namen nannte. Wenn man sie sprechen hörte, so hätte man glauben sollen, daß die Mildthätigkeit ihr ganzes Leben ausfülle. Sie forderte Anstellungen für fähige und sichere Leute. Sogar den Unglücklichen, die im Kerker schmachteten, wollte sie Trost bringen. Sie suchte deren Lage zu verbessern, und ich glaube, daß es ihr gelungen ist, einigen Verbrechern eine Milderung ihrer Strafe zu verschaffen. Diese Dame suchte mir einen Streich zu spielen, der mich hätte lächerlich machen können, wenn ich in die Schlinge gegangen wäre. Eines Tages kömmt sie zu mir und sagt: „Herr Präfekt, ich [illegible] eine große Bitte an Sie und glaube, daß Sie zu liebenswürdig [illegible] um sie mir abzuschlagen. Die Herren August Périer, [illegible] Delaborde und andere meiner Freunde haben eine Einladung [illegible] für die nächste Woche angenommen. Der Tag ist noch nicht [illegible] Sie mögen es selbst thun." Ich hatte sie noch nicht [illegible] Da ich sie aber nur als Bittstellerin kannte und für intrigant [illegible] so schlug ich ihre Einladung aus. Am folgenden Tage sprach [illegible] mit Herrn August Périer davon, der mir sagte, daß er [illegible] gar nicht kenne. Ich konnte mich später des Lachens nicht erwehren bei dem Gedanken, daß, wenn ich die Einladung angenommen [illegible] der Polizei-Präfekt in Gesellschaft der Herren Drouhin, [illegible] und anderen Gesindels gespeist haben würde.

Nicht lange darauf wurde mir die Vicomtesse als [illegible] Fossard's bezeichnet. Ich ließ sie nun beaufsichtigen, und [illegible] bald benachrichtigt, daß sie für sich und ihre Kammerfrau, welche [illegible] Frau Drouhin's war, einen Paß nach Brest genommen. Sie [illegible] ab, aber einer meiner Agenten folgte ihr in der Diligence. [illegible] Abend ihrer Abreise wurde mir gemeldet, daß ein Theil der Medaillen in Barren geschmolzen worden, und daß Frau von Nays zur Bestreitung der Reisekosten eine solche im Werthe von 1500 Fr. [illegible] Zugleich erhielt ich die Ueberzeugung, daß Drouillet an dem Diebstahl Theil genommen, und daß der Bruder Fossard's einen Theil der Medaillen besitze. Beide wurden eingezogen. Drouhin, der [illegible] als Hehler mehrerer gestohlener Gegenstände bezeichnet war, [illegible] festgenommen, als er Paris verlassen wollte. In seinem Koffer [illegible] man 17 Goldbarren.

Fossard's Bruder wurde endlich zum Geständniß gebracht: [illegible] Bruder und Drouillet hatten den Diebstahl verübt. Die [illegible] erhielten so die nöthigen Aufschlüsse. Unterdeß erfuhr ich, [illegible] Hälfte der Medaillen geschmolzen und bei der Brücke des [illegible] in die Seine geworfen worden sey. Es wurde fast Alles [illegible] Taucher heraufgebracht. Die Nachsuchungen in dem [illegible] Fossard's Bruder führten ebenfalls zur Entdeckung von [illegible] Barren, welche, verbunden mit den bei Drouillet und Drouhin [illegible] fundenen, so wie mit dem Gewichte der in den Strom [illegible] Medaillen und der Barre der Frau von Nays, dem Gewichte [illegible] gestohlenen Gegenstände gleichkamen. Die Barren bildeten [illegible] die Hälfte des Gesammtgewichts.

Frau von Nays wurde nach Paris zurückgebracht; [illegible] die man bei ihr fand, bestätigten ihre Mitwissenschaft, [illegible] ihre Mittheilnahme. Sie wurde in Freiheit gesetzt. Fossard [illegible] durch die Assisen zu ewiger Galeerenstrafe, Drouillet zu [illegible] jähriger und Fossard's Bruder zu zehnjährigem Gefängniß [illegible] urtheilt.

Mannigfaltiges.

— Gigantische Rheinflösse. Herr Alexandre Dumas [illegible] seine Spazierfahrten am und auf dem Rhein fortgesetzt [illegible] darüber in den letzten Blättern des Siècle einige neue [illegible] mit.*) Diese haben indessen lauter schon oft beschriebene [illegible] und hundertmal schon erzählte Sagen, wie die von Rolandseck [illegible] Nonnenwerth, zum Gegenstand und geben uns daher kaum [illegible] interessanten Nachlese Stoff. Nur Eines wollen wir im [illegible] gehen erwähnen, und zwar als neuen Beweis von der [illegible] gläubigkeit, mit der ein solcher fragmentarischer Reisender [illegible] glaubt und seinen Lesern wiedererzählt, was einige [illegible] redende Kellner oder Dampfschiff-Passagiere ihm aufbinden. [illegible] Koblenz begegnet er nämlich einem der großen Holzflöße, [illegible] dem Rhein von Mainz nach Holland zu schwimmen pflegen [illegible] giebt uns eine malerische Beschreibung von dem Leben, [illegible] solchen Flößen herrscht, und fügt dann hinzu: „Wenn man [illegible] einen Begriff von der Welt im Kleinen machen will, [illegible] auf diesen Flößen befindet, so stelle man sich nur vor, [illegible] die Bevölkerung eines Flosses auf ihrer Rheinreise**) [illegible] 45—50,000 Pfund Brod, 18—20,000 Pfd. frisches Fleisch, [illegible] Centner Pökelfleisch, 10—12,000 Pfd. Käse, 10—15 Centner [illegible] 30—40 Säcke getrockneter Hülsenfrüchte, 5—600 Maaß [illegible] 8—10 Fuder Wein verzehrt." — Was müßte das wohl [illegible] Bevölkerung auf einem Flosse seyn, die auf jeder Meile [illegible] 1000 Pfd. Brod, 400 Pfd. frisches, 20 Pfd. eingesalzenes [illegible] 240 Pfd. Käse, 30 Pfd. Butter, einen Sack Erbsen oder [illegible] 12 Maaß Bier (das ist allerdings unbegreiflich wenig, um den [illegible] nach so vielen trockenen und salzigen Speisen zu löschen) und [illegible] Wein zu sich nimmt! Herr Dumas versichert zwar, der Werth eines solchen Holzflosses belaufe sich auf eine Million Franken, aber [illegible] auf dieser à la Münchhausen veranschlagten Holzmasse sollte es [illegible] Dumas schwer werden, eine Anzahl Menschen zu placiren, [illegible] einer Reise von 47 Meilen stromab eine Masse von Dingen [illegible] mit denen sich eine kleine Armee eine Zeit lang beköstigen [illegible] Und aus solchen Reiseberichten sollen die Franzosen einen [illegible] von den Zuständen Deutschlands und namentlich des Rheins [illegible]

---

*) Durch einen Irrthum ist in Nr. 131 des „Magazins" die [illegible] des Siècle als das Blatt genannt worden, welches die Deutschen [illegible] des Herrn Dumas enthält. Dieser Irrthum ist auch in die [illegible] Allgemeine Zeitung übergegangen, deren unter dem Zeichen ∀ [illegible] Berliner Korrespondent sowohl unsere Bemerkungen über Herrn [illegible] die früheren über Herrn Fred. Soulié in seinen Briefen [illegible]

**) Von Mainz nach Rotterdam rechnet man 47 Deutsche Meilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

öchentlich erscheinen drei
lummern. Pränumerations-
reis 22$\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.)
erteljährlich, 3 Thlr. für
is ganze Jahr, ohne Er-
höhung, in allen Theilen
ier Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses
Literatur-Blatt in Berlin in
der Expedition der Allg. Pr.
Staats-Zeitung (Friedrichsstr.
Nr. 72); in der Provinz so
wie im Auslande bei den
Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Freitag den 27. November 1840.

Böhmen.

Das älteste Slawische Evangelium.*)

Die Forschungen, welche man in neuester Zeit, besonders in nkreich, dem Gebiete der Slawischen Sprachen zugewendet, wur- unlängst durch einen Gegenstand belohnt, welcher alle bisher nnte Slawische Schriftdenkmäler früherer Jahrhunderte an Werth Alter übertrifft.

In der Stadt-Bibliothek zu Rheims, in deren Schooß noch cher gewichtiger literärischer Schatz verborgen, wurde nämlich Evangelium in Slawischer Schrift und Sprache aufgefunden, ches schon vor länger als dreihundert Jahren ein Gegenstand Forschens und der Beurtheilung großer Männer gewesen, seit fast einem halben Jahrhundert ganz verschwunden zu seyn en.

Schon in grauer Vorzeit hatte sich die später von vielen Rei- en bestätigte Mittheilung über eine Merkwürdigkeit dieser be- nten Krönungsstadt, so wie auf andere fremde Länder, auch auf verpflanzt, daß von Anbeginn (?), wahrscheinlicher aber erst ze nach dem Entstehen der Französischen Monarchie, die aller- stlichsten Könige bei ihrer Salbung und Krönung in Rheims den wur auf ein Evangelium leisteten, welches in einer völlig un- nnten Schrift und Sprache geschrieben und verfaßt war, und ches gewöhnlich: „le texte du sacre" genannt wurde. — Das h hatte einen sehr kostbaren Einband. Die Ecken und der Rücken elben waren mit zierlich gearbeiteten Goldplatten belegt und reich Edelsteinen besetzt. Heilige Reliquien, welche geschmackvoll auf geblümten sammetnen Schalen angebracht waren, gaben dem he besonders einen hohen Werth, und so wurde denn dasselbe ein wichtiger Schatz unter den Reichs-Kleinodien aufbewahrt.

So sonderbar es übrigens auch erscheinen mag, daß gerade ein h, über dessen Inhalt Niemand auch nur den geringsten Aufschluß zeben vermochte, einem so hochwichtigen Zwecke diente, so war blieb die Sache doch einmal so; und es war sogar im Volke emein bekannt, daß der Kardinal von Lothringen dasselbe wichtige h an den heiligsten Festtagen, so wie bei feierlichen kirchlichen zügen, in der größten Devotion neben dem Sanctissimum umher- agen habe.

Ueber den Ursprung dieses merkwürdigen Buches, oder wie und welcher Zeit es nach Frankreich gekommen, darüber schwebte ein urchdringliches Dunkel. Der niederen Volksklasse erschien es als ausgemachte Sache, daß dasselbe direkt vom Himmel gefallen In den gebildeteren Zirkeln dagegen wurde als eine Sage über erzählt, daß es ein Evangelium in Armenischer Mundart welches einst das Eigenthum des heiligen Hieronymus gewesen später irgend einem der Capets, vielleicht von den Comnenen, Geschenk gemacht wurde.

Mannigfache Versuche, welche lange Zeit von älteren Sprach- chern zur Entzifferung des „heiligen Textes" vorgenommen rden, blieben ohne allen Erfolg. Allein die Schwierigkeit, hinter Geheimniß zu kommen, war auch nicht gering; denn man konnte tlich wahrnehmen, daß dieses seynsollende Evangelium nicht nur gänzlich fremden, sondern auch zwei verschiedenen Schrift- hen bestand und keine von beiden eine Aehnlichkeit mit Griechi- m oder Orientalischem Alphabet hatte. Endlich erschöpft und üdet in Muthmaßungen und Untersuchungen, ließ man die Sache ein Jahrhundert lang auf sich beruhen, bis im Jahre 1717 ein klicher Zufall dieselbe wieder ans Tageslicht zog und einer nähe- Erörterung unterwarf.

In diesem Jahre verweilte nämlich der Zar Peter I., auf einer se durch Europa begriffen, einige Tage in Rheims, woselbst auch unter Anderem jene Krönungs-Merkwürdigkeit vorgezeigt wurde. hdem der Kaiser den einen Theil des Buches aufgeschlagen hatte, ärte er sogleich, daß derselbe in Cyrillischem Alphabet und in m Slawischen Idiom geschrieben sey, worin übrigens in Ruß- d sämmtliche heilige Bücher, so wie die Messalien, und zwar in enannter Kirchensprache — der eigentlichen alten Slawischen rache, mit den Schriftzeichen des heiligen Cyrillus — verfaßt . Allein den anderen Theil dieser heiligen Urkunde zu entziffern, mochte er nicht.

So blieb die Sache unverändert liegen, bis siebzig Jahre später ein ähnlicher Zufall, aber in umgekehrter Art, auch hier aushalf.

Thomas Ford Hill, ein reisender Engländer, kommt im Jahre 1789 über Rheims, wo er den „texte du sacre" gesehen, nach Wien. Hier besichtigt er neben anderen wichtigen Merkwürdigkeiten auch die Kaiserliche Bibliothek und wird bei dieser Gelegenheit mit den beiden Bibliothekaren und Gelehrten Alter und Durich näher bekannt. Als ihm nun mehrere Slawische Manuskripte in sogenannter Glagoliter- schrift vorgelegt werden, deren Zeichen von dem Cyrillischen Alphabet ganz verschieden und, nach den Ergebnissen der neuesten Sprachfor- schung Kopitar's, eines bedeutend älteren Ursprungs als jene sind, da erkannte Hill sogleich diejenigen Schriftzüge wieder, welche er in dem bis dahin noch nicht erklärten Theile des „heiligen Textes" gesehen.

Es läßt sich aus diesen zufälligen Umständen abnehmen, wie wenig in jenen Zeiten, selbst in dem westlichen gelehrten Europa, über die Slawische Literatur, ja daß sogar nicht einmal über ihre Schriftzeichen etwas verlautet war, und es allein dem Zufall über- lassen blieb, erst nach Jahrhunderten auf die Erkenntniß eines so überaus wichtigen, bereits seit langer Zeit lautgewordenen Doku- ments zu gelangen. Indessen, gleichsam dieser Fahrlässigkeit zur Rüge, sollte jene späte Entdeckung nur dazu führen, den Verlust des eben so seltenen als wichtigen Denkmals bald desto schmerzlicher zu empfinden.

In demselben Jahre brach bekanntlich die Französische Revo- lution aus. — Wer kennt nicht jene kolossale Umgestaltung Frank- reichs, welche mit gewaltigem Arm binnen kurzer Zeit alle Bande des Gesetzes, der Ordnung und der Religion zerriß? Wer sollte nicht jene grauenvolle Umwälzung kennen, die, gleichsam mit blutiger Hand, die Fackel der Zwietracht und der Verheerung in den Schooß häuslichen Friedens wie in des Tempels stille Heiligkeit warf! — Alles, was königlich oder christlich war, oder auch nur daran erinnerte, ward vertilgt. — Dasselbe Loos traf nun auch die König- lichen Krönungs-Kleinodien in Rheims, und in der Kathedralkirche daselbst wurde hinfort einer modernen Gottheit, der Vernunft, geopfert.

Es konnte, bei solcher Verheerung alles Heiligen, keinem Zweifel unterliegen, daß auch jene Slawische Urkunde der Vernichtung an- heimgefallen. Nur ein einziger, freilich wenig ausreichender Nachlaß war davon übrig geblieben: nämlich eine Französische Uebersetzung der ersten Seite des Cyrillischen Theiles des Buches, welche, auf Veranlassung eines Geistlichen in Rheims, der Secretair eines Russischen Gesandten, dem das Dokument durch den Zar Peter I. bekannt geworden war, im Jahre 1720 angefertigt hatte.

Doch als nach Verlauf einiger Jahre der Sturm der ungezü- gelten Leidenschaften sich gelegt hatte und Sicherheit und Ruhe wie- der zurückgekehrt waren, schrieb der Kaiserliche Bibliothekar Alter an den verstorbenen Orientalisten Silvestre de Sacy und bat ihn, sich über die Vernichtung oder über die Möglichkeit des noch Vor- handenseyns jenes heiligen Textes Gewißheit zu verschaffen. Allein alle Nachforschungen des Letzteren, das Evangelium wieder aufzu- finden, blieben fruchtlos.

Vielseitig wurde nun in der gelehrten Welt über die sprachlichen und historischen Erklärungen eines Dokuments gestritten, welches, nachdem man es ein Jahrhundert lang und darüber hatte brach liegen lassen, nun ein neues Feld der Sprachforschung hergeben sollte. Allein das heilige Buch war und blieb verschollen, und man war daher in die Unmöglichkeit versetzt, das Behauptete thatsächlich aus dem Manuskripte zu bekräftigen. Nach Einigen war es sogar nicht einmal ausgemacht, ob die Urkunde, welche nun zum literarischen Zankapfel geworden, wirklich aus zwei Theilen bestanden habe und in zwei verschiedenen Schriftzeichen geschrieben war. — Dies schien besonders Alter sehr unwahrscheinlich zu seyn, welcher wenig auf die unsicheren Angaben des Engländers baute. Vielmehr war er der Meinung, daß das Buch möglicherweise bei der Einnahme von Kon- stantinopel durch Französische Kreuzritter, im Jahre 1204, aus der Sakristei der Sophienkirche daselbst erbeutet und, bei ihrer Heimkehr, nach Frankreich gebracht worden. — Unter mehreren anderen Ge- lehrten stellte dagegen namentlich Dobrowski die Behauptung auf, daß auch die Angabe Hill's eben so viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, als die Sage das Buch dem heiligen Hieronymus zuschreibt, welcher bekanntlich der Erfinder der Glagoliter-Buchstaben gewesen, und es überdies, nach der Aussage eines anderen Augenzeugen, wirk- lich in zwei verschiedenen Schriftzeichen verfaßt war.

*) Nach einem archäologischen Aufsatz des Sprachforschers Hanka, im öhmischen Museum", dem „Journal général de l'instruction publique", u. A.

So wurde denn endlich die Erscheinung des Buches einstimmig etwas später, um das Jahr 1250, hinausgesetzt, wo es möglicherweise unter Ludwig dem Heiligen, durch Helena, Königin der Serben und eine Französische Prinzessin von Geblüt, nach Frankreich hätte kommen können. Diese Annahme wurde noch besonders durch den Umstand unterstützt, daß im Jahre 1248 der Papst Innocenz III. den Serben durch eine eigene Bulle gestattet hatte, ihren Gottesdienst in Slawischer Sprache zu verrichten; in Folge dessen denn wohl auch Slawische Ritualbücher in Cyrillischer und Glagolitischer Schrift mochten zum Vorschein gekommen seyn.

So blieb es. Die Zeit, die Alles verändernde Zeit, hatte indessen auch das lebhafte Interesse dieses Gegenstandes längst aufgezehrt, und mit dem Fortschreiten der Wissenschaften überhaupt war man in Frankreich auf vielen Punkten auch in der Slawischen Sprachforschung thätig, ohne mehr jenes kostbaren Dokumentes zu gedenken. — Besonders merklich hatte sich hier nach der Einwanderung der Polnischen Emigranten, im Jahre 1831, auf diesem Felde der Sprachkenntniß, eine lebhafte Thätigkeit entwickelt, als im Jahre 1835 ein Russischer Gelehrter, Namens Turgenew, in der Stadtbibliothek zu Rheims zufällig ein Slawisches Manuskript fand, welches zwar mit der ehemaligen glänzenden Ausstattung des „heiligen Textes“ nichts gemein hatte, aber, dem Inhalte nach, ganz so aussah, wie derselbe beschrieben worden. — Am Orte selbst vermochte ihm Niemand darüber Aufschluß zu geben, und er fand sich veranlaßt, über den Fund an die Petersburger Gelehrten zu berichten. Bald ward nun der Vorsteher der Kommunal-Bibliothek zu Rheims mit den dringendsten Aufforderungen aus Petersburg, Wien, Prag und London bestürmt, baldmöglichst Abdrücke der wichtigen Handschrift zu besorgen. Wirklich erschienen auch alsbald zwei kurze Facsimile der beiden Schrift-Charaktere als Proben, während Herr Michailowitsch Strojew aus Petersburg in Rheims anlangte, um, im Auftrage des Russischen Ministeriums des Kultus, die Urkunde an Ort und Stelle zu untersuchen und darüber zu berichten. Nach Verlauf einiger Zeit befand sich ein solcher Bericht auch wirklich in dem Ministerialblatte; und wenngleich derselbe ziemlich mangelhaft war, so hatte Herr Strojew darin doch einiges Licht über den Gegenstand verbreitet.

Nunmehr erschien eine ziemlich zahlreiche Menge von Schriften und Abhandlungen über das wichtige Buch, unter welchen sich besonders die von Hanka und von Jastrzebski, letztere im „Journal général de l'instruction publique“ vom Monat September v. J., auszeichnen. Der Letztere hatte sich in der königlichen diplomatischen Schule in Paris dem Lesen und Beurtheilen paläographischer Urkunden aller Sprachen mit Auszeichnung gewidmet, und es ist ihm von dem damaligen Minister des Kultus, Salvandy, der ehrenvolle Auftrag geworden, sich von der Bedeutung und Wichtigkeit jenes Slawischen Schriftstückes in Rheims zu überzeugen. Jastrzebski entsprach dem in seine Kenntnisse gesetzten Vertrauen vollkommen. Er schrieb einen eben so gründlichen, als ausführlichen Bericht, worin die zureichendsten Aufschlüsse über das Dokument, so wie dessen hoher Werth, als eines ältesten Denkmals Slawischer Schriftsprache, herausgestellt waren. — Merkwürdig ist es, daß die Aufklärungen, welche gleichzeitig Hanka über diesen Gegenstand in seiner Abhandlung gegeben, obgleich derselbe die Handschrift nicht gesehen, mit jenen des Jastrzebski wesentlich übereinstimmen.

Es ergab sich nun aus diesen Berichten, daß dieses Slawische Schriftstück aus 94 Seiten und wirklich aus zwei besonderen, aneinander gehefteten Theilen, in Cyrillischen und Glagolitischen Charakteren, bestehe; daß ferner zu der Zeit, als Napoleon während seines Konsulats den Befehl gegeben, aus dem Nachlasse der sich noch vorfindenden klösterlichen und kirchlichen Bücher, Urkunden und Handschriften, an jedem Orte Munizipal-Bibliotheken zu errichten, le texte du sacre, seiner kostbaren Ausstattung allein beraubt, sonst aber unversehrt, in die Rheimsche Büchersammlung aufgenommen wurde.

Ueber den Inhalt dieses werthvollen Buches hat sich Folgendes ergeben:

Der Cyrillische Text enthält die Evangelien und Episteln für Sonn- und Festtage und ist eigenhändig durch den heiligen Prokop, Abt des Klosters Sazawa in Böhmen, in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts geschrieben. Der Glagolitische Theil dagegen, welcher viel umfassender als der erste ist (derselbe nimmt die letzten 58 Seiten ein), hat evangelische Lehren und Gebete zum Inhalt, ist von einem weit späteren Ursprunge und höchst wahrscheinlich von einem Benediktiner aus dem Kloster des heiligen Hieronymus in Prag, welches im Jahre 1349 von Karl IV. gestiftet worden, verfaßt und geschrieben.

Aber unstreitig das Wichtigste an der Handschrift ist die Nachschrift darin: augenscheinlich von derselben Hand, aber auch mit Glagolitischen Lettern, jedoch in Czechischer Sprache. Dieselbe lautet: „Im Jahre des Herrn 1395. Die heiligen Evangelien und die Episteln sind in Slawischer Sprache geschrieben und werden an den Feiertagen gesungen, wenn der gekrönte Vater den Gottesdienst verrichtet.“

„Der andere Theil des Buches aber ist nach dem Glauben der Russischen Kirche; das hat der heilige Vater Prokop mit eigener Hand geschrieben, und diese Russische Schrift schenkte der selige Römische Kaiser Karl IV. diesem Kloster zum Ruhm und zur Ehre des heiligen Hieronymus und dem heiligen Prokop. Herr, gieb ihm ewige Ruhe. Amen.“

Der Inhalt dieses Nachsatzes, von Herrn Strojew falsch entziffert, veranlaßte eine eben so fälschliche Erklärung, bis Hanka, welcher in Slawischen Handschriften wohl am meisten bewandert, den richtigen Sinn und somit auch die richtige Erklärung herausgebracht hat.

Unentschieden aber bleibt es noch immer, ob der Glagolitische Theil des Buches, wenngleich von derselben Hand wie das Postscriptum im Jahre 1395 geschrieben, nicht nur eine Abschrift eines älteren Manuskriptes ist. Zur Gewißheit ist es eben geworden, [illegible] beides von einem Benediktinermönch aufgesetzt und an den [illegible] im Nachsatze sich nichts ausstellen lasse.

Unwiderlegbare Beweise führt Hanka dafür, in Bezug auf [illegible] Urkunden des Stiftes, aus Pelzel's Chronik an. „Das Kloster [illegible] lich, welches noch heutigen Tages in Prag unter dem Namen [illegible] Kloster zu Emmaus“ besteht, war zu Anfange seiner Gründung den Slawischen Heiligen und Schutzpatronen Cyrillus, Methodius, Adalbert und Hieronymus*) geweiht und von Benediktinern bewohnt. Später baute Karl IV. dem Orden ein neues Kloster auf [illegible] dessen Prior zum Range eines gekrönten Abtes. Auf letzteren Umstand bezieht sich nun auch wohl der Satz in der Nachschrift: „wenn der gekrönte Vater den Gottesdienst hält.“ — Da ferner in [illegible] Kloster sowohl der Gottesdienst als auch die Messe gewöhnlich in Slawischer Sprache, wenngleich nach Lateinischem Ritus, [illegible] wurde, so dotirte der Kaiser gleichzeitig einen beständigen Schreiber an der Abtei, um diejenigen Bücher, welche in der edlen Slawischen Sprache**) verfaßt waren, nach den Bedürfnissen der Kirche [illegible] schreiben.

In jenen Jahrhunderten aber bedienten sich die Slawen [illegible] Slawischen liturgischen Schriften ausschließlich des Glagolitischen Alphabets. Hiernach scheint es also, daß, nachdem Karl IV. [illegible] Handschrift des heiligen Prokop dem Kloster überantwortet, [illegible] der Schreiber, ohne Zweifel auch ein Mönch, ein eben [illegible] kument aus dem Slawischen Gottesdienst hinzugefügt und [illegible] merkung niedergeschrieben haben mag.

Ein bedeutend wichtigeres Denkmal Slawischer Literatur [illegible] Cyrillische Text, von der Hand des heiligen Prokop. — [illegible] Lebensgeschichte dieses Heiligen giebt es viele Legenden; [illegible] schichtlich steht nur das fest, daß er zuerst Eremit, dann Abt des Klosters Sazawa gewesen und im Jahre 1053 in einem [illegible] storben. Das Kloster selbst ward 1032 gestiftet und ist [illegible] besonders merkwürdig geworden, daß es das einzige in den [illegible] landen war, welches auf eine kurze Zeit den Slawisch-[illegible] Ritus beibehalten hatte. Aus diesem Umstande wird es [illegible] scheinlich, daß der heilige Prokop das Buch entweder vor [illegible] rend der Periode seines ascetischen Lebens geschrieben. — [illegible] wäre nun ein in Petersburg vorhandenes, bisher für [illegible] schriftliche Urkunde der Slawen gehaltenes Evangelium — [illegible] mirsche Evangelium — vom Jahre 1057, gegen das [illegible] ein halbes Jahrhundert jünger.

Das Slawische Kloster auf Sazawa hatte indeß das [illegible] gehabt, schon nach 38 Jahren unterzugehen, indem es von [illegible] law, dem Fürsten der Böhmen, im Jahre 1096 überfallen [illegible] dem die Mönche daraus vertrieben, verheert wurde. Es [illegible] daß die für wunderthätig gehaltene schriftliche Reliquie des [illegible] Prokop von einem Mönche gerettet und, ohne daß man [illegible] hundert Jahre später, dem Kaiser Karl IV. eingehändigt [illegible]

Endlich ist es nun wohl möglich, daß das Manuskript [illegible] während der Hussitenkriege und Religionsunruhen in Böhmen [illegible] Frankreich gewandert, aber wie es dort zu der wichtigen [illegible] mung gelangte, die es Jahrhunderte lang erfüllt hat, bleibt [illegible] Dunkel gehüllt.

Montenegro.

Montenegro und die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Miwaz bis Cettigno führt wieder an [illegible] gründen und grausigen Abhängen vorüber; hin und wieder [illegible] man Weineeben, Obstgärten und Roggenfelder. Herr [illegible] passirte eine Schlucht zwischen dem Koloschun und dem [illegible] welches die höchsten Berge von Montenegro sind. Er [illegible] die Mittagszeit Cettigno und kehrte hier im Hause seines [illegible] ein. Cettigno liegt in einem lachenden Thale, das ganz mit [illegible] bäumen bepflanzt ist. Mauern mit Thürmen an den [illegible] men das Kloster, und die Kirche mit ihren fünf Kuppeln [illegible] den Reisenden an Moskau. Man zeigte ihm hier die [illegible] briefe der Kaiser, von Peter dem Großen an, und die Geschenke, [illegible] sie von Zeit zu Zeit geschickt haben: diese bestanden aus [illegible] Ornamenten, kostbaren Gefäßen und einem mit Perlen und [illegible] ten reich geschmückten Bildnisse der heiligen Jungfrau, [illegible] ein Geschenk der Kaiserin Katharina II.

Die Anhänglichkeit der Montenegriner an Rußland ist [illegible] los — sehr natürlich, denn sie bekommen von dort her [illegible] und gute Dinge. „Ich kann nicht umhin“, sagt Herr [illegible] „zweier Thatsachen zu gedenken, die da beweisen, wie sehr [illegible] gebornen ihrer Religion und der Person des Kaisers ergeben [illegible] Eines Tages brachte mir der Priester des Dorfes [illegible] betbuch, um von mir zu erfahren, ob dieses Buch wirklich in [illegible] gedruckt sey. Ich öffnete es und blätterte darin. Sogleich [illegible] sich alle Anwesenden von ihren Sitzen. Als ich gefunden hatte, [illegible] ich suchte, baten sie mich, ihnen einige Gebete laut vorzulesen. Ich wendete mich dem Bilde des Heiligen zu und las. Die Versammlung betete bald leise nach, aber mit solcher Inbrunst, daß ich zu Thränen gerührt wurde. In der Unterhaltung, die sich nachher [illegible] äußerten mir die guten schlichten Leute ihr Bedauern, daß [illegible]

---

*) Dem Letzteren wegen einer Uebertragung der heiligen Schrift in das [illegible]wische.

**) nobile lingua slavonica.

fern von Rußland leben müßten und die Pracht der dortigen Tempel nicht schauen könnten."

„Ein anderes Mal schenkte ich meinem ersten Führer ein Bildniß des Kaisers. Als dieser Mann erfuhr, wen das Bild vorstellte, zitterte er vor Freude, umarmte mich, küßte meine Hände und konnte nicht Worte finden, um seine Dankbarkeit zu bezeugen. Ich sah ihn sich bekreuzen und das Portrait bald an sein Herz, bald an seine Lippen drücken. Die ganze Familie that ein Gleiches; dann befestigten sie das verehrte Bild auf ein Täfelchen und stellten es zu ihren Heiligenbildern."

Dieses merkwürdige Völkchen, das seine Unabhängigkeit immer so glücklich behauptet und im Jahre 1803 durch seine Hingebung im Kampfe gegen die Franzosen die Aufmerksamkeit Europa's erregt hat, verdient es wohl, daß wir seine Geschichte in möglichster Kürze erzählen.

Montenegro bildete einst einen Theil des Serbischen Reiches. Dieses Reich, das im 14ten Jahrhundert, unter seinem Zar Duschan, zu momentaner Größe sich erhoben hatte, wurde im Jahre 1389 durch die Türken gestürzt. Sultan Murad I. schlug den Serbischen Monarchen Lazarus, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten. Seit jener Epoche wurde Montenegro, so wie auch ein Theil des benachbarten Landes, von Fürsten aus der Familie Tschernowitsch, Nachkommen eines Stiefsohns des unglücklichen Lazar, beherrscht. Die Quellen ihrer älteren Geschichte sind, außer dem, was die Türken von diesem Volkchen, das sie nie ganz zu bändigen vermocht, berichten, nur Sagen und Volkslieder, in denen es natürlich nicht an Ausschmückung und Uebertreibung fehlt. Um das Jahr 1516 heirathete der regierende Fürst von Montenegro eine Venetianerin aus der edlen Familie Mocenigo. Da diese Ehe kinderlos blieb, so überredete ihn seine Gemahlin, seine Heimat zu verlassen und den Rest seines Lebens in Venedig zuzubringen. Fürst Georg entsagte auch wirklich seiner Würde und legte die höchste Macht in die Hände des Wladika's oder Erzbischofs, dessen Nachfolger sie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Von dieser Epoche an ist die Geschichte der Montenegriner eine fortlaufende Reihe von Kämpfen, die sie, als die nützlichsten Alliirten der Venetianer, mit den Türken führten. Zu verschiedenen Malen errang die Osmanische Pforte bedeutende Vortheile über sie; einmal wurden die Türken sogar Herren des ganzen Landes. Man zwang die Bergbewohner, den Islam anzunehmen, und dem Sultan zu huldigen; allein sie erlangten bald wieder volle Unabhängigkeit, und diejenigen unter ihnen, welche Muhammedaner geworden waren, mußten sich alle wieder zum Christenthum bekennen. Noch jetzt giebt es in Montenegro Familien, deren Name ihre Türkische Abkunft verräth oder wenigstens darthut, daß ihre Voraltern einmal Muhammedaner gewesen, z. B. Alitsch, Husseinowitsch (Sohn oder Nachkommen des Ali, Sohn des Hussein) u. s. w.

Die ewige Feindschaft der Montenegriner gegen die Türken bewog sie, bei allen übrigen Feinden der Pforte um Allianz nachzusuchen; besonders an den Unternehmungen der Venetianer nahmen sie sehr häufigen Antheil. Um den Schutz Rußlands zu erwerben, erklärten sie sich im Jahre 1712 als Unterthanen Peter's des Großen, der ihre Huldigung gern annahm und ihnen seinen Beistand verhieß, aber nicht Wort hielt. Noch in demselben Jahre überflutheten die Türken Montenegro mit einem bedeutenden Heere; zwei Jahre später wurden sie zwar mit großem Verluste hinausgetrieben; allein sie kamen, 120,000 Mann stark, wieder. Ihr Anführer Nuuman Kjöprili, der die verzweifelte Tapferkeit der Montenegriner kannte, versuchte, obgleich ihm eine so ungeheure Streitmacht zu Gebote stand, das ehrliche Bergvolk durch tückische List zu umgarnen, und es gelang ihm. Er bot ihnen vortheilhafte Bedingungen an; und die Montenegriner, denen es an Kriegsbedürfnissen fehlte, schenkten seinen Anerbietungen Gehör. Unter der feierlichen Garantie eines Geleitsbriefes gingen 27 Häuptlinge als Bevollmächtigte in das Lager des Pascha's, aber kaum angekommen, wurden sie verrätherischer Weise zu Gefangenen gemacht. Das Türkische Heer drang jetzt in Montenegro ein, und die ihrer Anführer beraubten und von Munition entblößten Bewohner unterlagen nach heldenmüthigem Widerstande. Die Sieger bemeisterten sich Cettigno's, verbrannten Kirche und Kloster und verheerten alles Land. Die Montenegriner flüchteten theils auf unzugängliche Felsen, theils an die Küste, ins Venetianische Gebiet. Sie hofften hier ein sicheres Asyl zu finden; allein die Türken folgten ihnen, tödteten eine große Anzahl und schleppten 2000 Gefangene mit sich. Nach der Verheerung Montenegro's wendete sich das Türkische Heer gegen Morea, um die Besitzungen der Venetianer anzugreifen. Die Zeit verlöschte die Spuren dieses Unglücks wieder, und schon vier Jahre später (1718) sehen wir die Montenegriner, mit den Venetianern verbündet, von neuem gegen den Sultan kämpfen.

Nach dem eben angedeuteten Kriege blieben sie, wie aus dem Schweigen der Geschichte hervorzugehen scheint, wohl ein halbes Jahrhundert ruhig; und nun beginnt die Epoche der Geldsummen und anderen Geschenke, die ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten vom Russischen Hofe zuflossen. Das Jahr 1767 wurde durch ein wichtiges Ereigniß bezeichnet, das die ganze kleine Nation bewegte. Ein Slavischer Abenteuerer aus Croatien oder Kärnthen, seines Namens Stephan Mali (d. h. der Kleine), der anfänglich als Quacksalber Montenegro durchwandert hatte, gab sich mit einem Male für den Russischen Kaiser Peter den Dritten aus und wußte seine Rolle so vortrefflich zu spielen, daß selbst der Fürst Dolgoruki, den der Russische Hof nach Montenegro schickte, um diesen Betrüger zu entlarven, unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Stephan erwarb sich als Wladika das ganze Vertrauen und den unbedingtesten Gehorsam der Montenegriner, regierte das Land vier Jahre lang und starb endlich, nachdem die Explosion einer Mine ihn des Augenlichts beraubt hatte, durch die Mörderhand eines von dem Pascha von Skutari bestochenen Bedienten.

Von 1789 bis 1791 erwiesen die Montenegriner der Oesterreichisch-Russischen Armee durch den Parteigänger-Krieg, den sie an den Gränzen der Türkei führten, ausgezeichnete Dienste, und im Jahre 1796 erkämpften sie ihre Unabhängigkeit, die der Friede von Sistowo (1791) ihnen nicht genug verbürgt, durch eine That, auf welche das alte Griechenland stolz gewesen wäre. Nachdem verschiedene Unterhandlungen, die ihre Rückkehr unter das Scepter der Pforte bezweckten, fruchtlos gewesen waren, erhielt der Pascha von Skodra Befehl, die Truppen aller benachbarten Paschalik's zu versammeln und die Bevölkerung von Montenegro zu unterwerfen oder auszurotten. Er fiel mit einem aus Janitscharen, Albanesern und anderen Elite-Truppen gebildeten Heere in das Ländchen ein. Von ihrem Wladika, dem berühmten Peter Petrowitsch, geführt, rückten ihm die Bergbewohner entgegen. Petrowitsch machte eine falsche Attacke und zog nach einem Engpasse, in dem er 3000 Mann postirte, mit dem Befehl, ihre rothe Mützen da und dort auf die Felsen zu stellen und während der Nacht Fackeln anzuzünden, damit die Feinde glaubten, sie befänden sich einer ganzen Armee gegenüber. Unterdeß machte er einen forcirten Marsch, umging das Türkische Heer vollständig und schnitt ihm den Rückzug ab. Die Türken, getäuscht von dem Anblicke der rothen Mützen und der brennenden Fackeln, bildeten sich ein, sie hätten das Gros der Montenegrinischen Truppen vor sich. Vom Frühmorgen an stürmten sie das Defilé, dessen Bemannung tüchtigen Widerstand leistete; aber plötzlich erschien der Wladika von der entgegengesetzten Seite. Die Türkische Armee sah sich zwischen zwei Feuern und kämpfte nun mit dem Muthe der Verzweiflung drei Tage und drei Nächte, bis sie vernichtet war; 30,000 Mann blieben auf dem Platze. In Cettigno bewahrt man eine gräßliche Trophäe dieses Kampfes, den Schädel des Pascha's von Skodra. Seit dieser denkwürdigen Schlappe haben die Türken es nicht mehr gewagt, sich mit den Montenegrinern zu messen. Endlich, in der ersten Dekade unseres Jahrhunderts, fügte es sich auch, daß die damals weltstürmenden Franzosen von der Tapferkeit dieses Völkchens eine empfindliche Probe erleben sollten. Der Russische Admiral Siniawin hatte (1806) Bocca di Cattaro besetzt und die Slavische Bevölkerung, so wie auch Montenegro, gegen die Franzosen, die in Dalmatien schon als Herren und Meister schalteten, aufgewiegelt. Im Verein mit den Russen eroberten und verheerten die Montenegriner das Gebiet von Ragusa und zwangen im September desselben Jahres den General Marmont, der die Festung Castel-Nuovo angriff, mit empfindlichem Verluste wieder abzuziehen.

Obgleich die Art und Weise, wie Montenegro's Eingeborne Krieg führen, schon durch die Natur des Landes bedingt und von der jedes anderen kriegerischen Bergvolkes kaum verschieden ist, so wird uns der Leser doch Dank wissen, wenn wir ihm nachstehend Herrn Broniewski's darauf bezügliche Beobachtungen mittheilen.

„Ein Montenegriner ist immer bewaffnet, selbst in seinen friedlichsten Beschäftigungen; er führt eine Flinte, Pistolen, einen Jatagan und eine Patronentasche. In ihren müßigen Stunden üben diese Bergbewohner von Kindheit an ihr Schützen-Auge, das gewiß nirgends an Schärfe übertroffen wird. An Beschwerden und Entbehrungen gewöhnt, machen sie die mühseligsten Märsche mit heiterem Sinne; auf ihre langen Flinten gestützt, schwingen sie sich über Gräben und Abgründe hinweg, die andere Soldaten nur mittelst einer Brücke passiren könnten. Sie erklettern die steilsten Felsen ohne Mühe und ertragen Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art mit stoischer Geduld. Da ihr Land auf jedem Schritte Schluchten und Engpässe hat, in denen eine Handvoll Tapferer gegen eine Armee sich behaupten kann, so befürchten sie keine Ueberfälle. Ihre Gränzen werden immer bewacht, und sie können ihre Truppen binnen 24 Stunden auf dem bedrohten Punkte versammeln. Ist der Feind sehr zahlreich, so verbrennen sie ihre Dörfer und verheeren ihre Felder; haben sie ihn dann in das Gebirge gelockt, so sieht er sich umzingelt, gedrängt, mit wüthendem Ungestüm bekämpft. So lange das Vaterland in Gefahr schwebt, verleugnen sie alle ihre häuslichen Gefühle und Privat-Interessen; mit den Waffen in der Hand sterben, ist in ihren Augen eine Gnade der Vorsehung. Des Namens Krieger sehr würdig, so lange sie in ihren Bergen bleiben, werden sie jenseit der Gränzen Montenegro's zu räuberischen Barbaren, die Alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Feinden, die sie mit gewaffneter Hand gefangen nehmen, wird der Kopf abgehauen; nur solche, die vor dem Kampfe sich ergeben, verschont man. Ein Montenegriner wehrt sich im buchstäblichen Sinne bis zum letzten Athemzug: nie bittet er um Gnade, und ist er so schwer verwundet, daß er sich selbst nicht retten kann, so hauen ihm seine Kameraden den Kopf ab. Bei dem Angriffe auf Klobuck (im Kriege von 1806) sah eine Abtheilung Russischer Soldaten sich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, und ein Offizier fiel vor Erschöpfung an den Boden. Sogleich eilte ein Montenegriner zu ihm, zog seinen Jatagan und sagte: „Du bist tapfer und willst ohne Zweifel, daß ich Dir den Kopf abschlage; sprich ein Gebet und mach das Zeichen des Kreuzes." Das Entsetzen über diesen Antrag gab dem Offizier neue Kräfte; er raffte sich empor, und es gelang ihm, von dem Montenegriner unterstützt, die Uebrigen einzuholen."

„Wenn ein Montenegriner in Gefangenschaft geräth, so betrachten ihn seine Kameraden als todt. Ihre Verwundeten schleppen sie auf den Schultern aus dem Kampfe. Sie gleichen den Tscherkessen darin, daß sie, von Beutelust gestachelt, unaufhörlich in kleinen Trupps über ihre Gränzen ziehen; solche Raubzüge sind in ihren Augen ritterliche Thaten. Ihr ganzer Proviant im Kriege besteht aus einem Stücke Brod und Käse, einer Knoblauchzehe, einigem

Branntwein, einem alten Kittel und zwei Paar Sandalen von Rohleder. Nie denken sie daran, sich vor Regen oder Kälte zu schützen; wenn es anhaltend oder sehr heftig regnet, so winden sie nur ihre Struka, eine Art Shawl aus grobem Stoffe, um den Kopf. Sie legen sich unter freiem Himmel und, wenn sie's nicht besser treffen, auf dem nackten Felsen zur Ruhe nieder und schlummern sanft und süß. Drei bis vier Stunden des Schlafes sind ihnen genug. Es ist unmöglich, sie in der Nachhut zu halten; der Anblick des Feindes macht sie rasend. Sind ihre Patronen verschossen, so holen sie sich bei den Offizieren frischen Vorrath und feuern dann wieder in den ersten Gliedern. Ist das Gefecht vorüber, so wird gesungen, getanzt oder marodirt, und auch das verstehen sie meisterlich, obwohl ihnen die feineren Ausdrücke Tribut, Brandschatzung, gezwungene Contribution u. s. w. fremd sind.

(Schluß folgt.)

Illyrien.

Von Triest nach Görz.

Um 7 Uhr Morgens langte ich in Triest an. Ich wollte in dieser Stadt nur meinen Paß visiren lassen und dann sogleich die Reise nach Görz fortsetzen. Aber das Polizei-Büreau wird erst um 9 Uhr geöffnet. Was sollte ich unterdessen thun? Die Stadt besichtigen? Außer den geradlinigen und einförmigen Straßen giebt es aber hier nichts zu sehen. Nachdem ich eine Weile längs des großen Bassins auf und ab gewandelt und in einem räucherigen Kaffeehause eingekehrt war, wo ich unter einer Menge von Kaufleuten auch einige Griechische Kostüme fand, schlug die erwünschte Stunde, und ich begab mich nach dem Polizei-Amte. Aber der Büreau-Chef, der allein das Visa ertheilen konnte, war noch nicht da. Mit vieler Höflichkeit lud man mich zum Sitzen ein. Wenn in den Oesterreichischen Staaten die Fremden öfter die langweilige Förmlichkeit des Visirens ihrer Pässe zu bestehen haben, so wird ihnen das Warten wenigstens durch die Zuvorkommenheit der Beamten erleichtert. Endlich kam der Büreau-Chef. Es war ein Mann von feinem Benehmen. Er sprach gut Französisch und entschuldigte sich, daß er mich habe so lange warten lassen. So gut wird es nicht immer den Franzosen, die nach Görz reisen. Viele haben in Triest zwei oder drei Tage warten müssen, bis die Polizei Erkundigungen eingezogen hatte.

Nicht lange darauf, so saß ich in dem Wagen, der mich nach Görz bringen sollte. Drei andere Reisenden theilten denselben mit mir: ein Studirender, ein junges Mädchen und die Frau eines Regiments-Musikus. Ohne Pferdewechsel sollten wir die zehn Postmeilen von Triest nach Görz zurücklegen. Sehr langsam klimmten wir also die Bodenerhöhung hinan, in deren Thalsenkung Triest gelegen ist. Diese Stadt ist ein Freihafen. Das Zoll-Amt befindet sich zu Opchina auf der Spitze des Berges; wir hatten uns nicht über dasselbe zu beklagen. Wenn man sich eine Vorstellung von einem Landstrich machen will, der durch einen Erdstoß zerklüftet ist, oder den der Himmel mit ewiger Unfruchtbarkeit geschlagen hat, so muß man die Gegend zwischen Triest und Görz sehen. Nichts als Felsen und keine andere Vegetation als Dornbüsche.

Eine solche Gegend war nicht sehr geeignet, meine Einbildungskraft zu beschäftigen. Ich war allein auf die Unterhaltung meiner Reisegefährten angewiesen. Ich sprach mit ihnen von der vertriebenen Königsfamilie, die ich besuchen wollte. „Che buona gente!" sagte die Frau des Regiments-Musikus mit einem Tone, der aus dem Herzen kam; „son così onesti! danno l'esempio a tutti gli altri. E una gran consolazione pe' i poveri!" (Was für gute Leute! Sie sind so herzlich! Sie geben den Anderen mit gutem Beispiel voran. Sie sind ein großer Trost für die Armen.)

Der junge Studirende bekundete viele Theilnahme für unsere öffentlichen Angelegenheiten und unsere Literatur. Ich ersah daraus, daß unsere großen Schriftsteller, Victor Hugo, Balzac, Dumas u. s. w., selbst am Illyrischen Litorale bekannt und beliebt sind. Diese allgemeine Anerkennung würde indeß noch schmeichelhafter seyn, wenn sie sich bloß auf Werke erstreckte, die dieser Auszeichnung würdig wären. Aber leider! wird Paul de Kock im Auslande am meisten gelesen.

Bei Sesiana, einem auf der Mitte des Weges gelegenen Dorfe, sieht man das Meer wieder; dann wendet sich der Weg ganz nach Norden. Während einiger Zeit führt er längs der Vipata hin. Hierauf nimmt die Gegend einen freundlicheren Charakter an. Mit Einbruch der Nacht, nachdem wir acht Stunden unterweges gewesen, kamen wir endlich in Görz an. Der Gasthof zu den drei Kronen hat das Vorrecht, alle Franzosen, die hierher kommen, zu beherbergen; daher steht auch unsere Nation bei der Wirthin in großer Achtung. In ziemlich gutem Französisch machte sie mir die Honneurs ihres Hauses. Auf das Lob, welches sie unseren Prinzen spendete, hatte ihr Gewerbe, wie ich glaube, keinen Einfluß, denn alle Bewohner von Görz stimmen in dasselbe ein.

Um der Königlichen Familie so bald wie möglich vorgestellt zu werden, hatte ich schon in Venedig die Briefe geschrieben, in denen ich um diese Gunst nachsuchte. Noch am Abend beschloß ich, sie abzugeben. Ein Aufwärter führte mich nach dem Palast Strassoldo. Derselbe ist am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegen. Als ich vor dem Schlosse anlangte, empfand ich eine Bewegung, für die ich keine Worte finden kann und die ich in mir verschließen muß.

Die kleine Stadt Görz gehört zu dem Illyrischen Littorale, einem Landstriche, der weder ganz Italiänisch noch ganz Deutsch ist. Sie liegt an der Scheide der beiden Sprachen; … Italiänische, obwohl ein verdorbenes Italiänisch, das Friaulische, vorherrschend. Deutsch wird von den höheren … gesprochen. Diese Sprachmischung tritt selbst auf den Pässen … denn der meinige wurde Italiänisch visirt, und die … Stempels war Deutsch. Das Slavische ist auf dem … verbreitet. Görz ist die Hauptstadt eines Kreises. … Bevölkerung von 10,000 Menschen, die nicht sehr … und wenig Handel treiben, aber gut und ehrlich sind. … Schloß, das auf einer Felsenspitze gelegen ist, … einige Paläste, in denen herabgekommene edle Familien … ein recht artiges Schauspielhaus.

Th. Muret.

Mannigfaltiges.

— Französische Schrift über den Deutschen Zollverein. Die Herren de la Nourrais und Bères, … der Erstere schon früher über Deutsche Zustände, … über unser Universitätswesen, nicht ohne Kenntniß geschrieben, … jetzt gemeinschaftlich eine Schrift über den Deutschen Zollverein (… l'association des douanes Allemandes) herausgegeben. … ist diese Schrift dazu bestimmt, die auch in unserem „Magazin" … reits erwähnte Frage zu beantworten, welche die Französische … der moralischen und politischen Wissenschaften in Bezug … schichte und die künftigen Einflüsse des Deutschen Zollvereins … hat. Sie ruht daher auch auf zweierlei Grundlagen: … sachen, so weit sie die Vergangenheit, und auf Vermuthungen, so weit sie die Zukunft im Auge hat. Nach beiden … haben die Verfasser sich davor gehütet, in einen Fehler … den so viele ihrer Landsleute sich zu Schulden kommen … lich in den Fehler der rein subjektiven, d. h. Französischen … wo es auf ein objektives Urtheil über Erscheinungen … heiten in fremden Ländern ankömmt. Die Herren de … und Bères erkennen daher nicht bloß den bedeutenden … Nutzen, den die Aufhebung aller inneren Zollschranken … bande befindlichen Staaten gewährte, sondern sie sehen … einigung auch ein großes moralisches Mittel, die politische … Deutschlands einiger und fester herzustellen, als sie jemals … Zeiten gewesen. Das Urtheil der Verfasser über den … Zollvereins läßt sich ungefähr in folgenden Worten zusammen… Dieser, sagen sie, ist nach gewissen allgemeinen … Staatshaushalts und nach den einander gegenübergestellten … nissen der Production einerseits und der Consumtion … entworfen. Hauptsächlich hat man dabei die ungestörte … derjenigen Zweige des Landbaus und der Fabriken-Industrie … am meisten der menschlichen Arbeit bedürfen, im Auge … Tarif ist keinesweges ein bloßer Versuch; vielmehr … mehrere Jahre, bevor der erste Staat sich mit Preußen … Zollvereine verband, von letztgedachtem Staate reiflich … in seiner Anwendung geprüft worden. Er ist weder … fiskalischer Natur, noch in dem Maße protegirender Art, … Verkehr mit dem Auslande hemmt, bloß damit einige … Produzenten des Inlandes sich bereichern. Er sucht … Einkommen zu vermehren durch die Besteuerung von … die die Vereinsländer nicht selbst produziren oder die … dem Luxus der begüterten Volksklassen dienen. … keiner dieser Artikel so stark besteuert, wie sie es in … England, Oesterreich und den südlichen Staaten … wo man den Gewerbfleiß durch einen übertriebenen … gar durch vollständige Prohibitionen zu heben … besonders unterscheidet sich der Tarif des Deutschen Zollvereins … von den Zollbestimmungen anderer Staaten, und … Unterschied wird vielleicht zu der Handels- und industriellen … fahrt der Vereinsländer eben so sehr beitragen, … hebung der unzähligen Schlagbäume, die das Deutsche … in eben so viele Zollgebiete eintheilten, als es politische … gen darin giebt. — Aus dieser einfachen Zusammenstellung … wird man auf das besonnene und verständige Urtheil schließen, … das in der Schrift vorherrscht, die allerdings auch nicht … thümer ist, wie dies bei dergleichen Bearbeitungen … mit welchem wir nicht stofflich und statistisch auf das … traut sind, unvermeidlich ist. Diejenigen Deutschen … die ihnen dazu dargeboten waren, haben die Verfasser … Ihre Verkündungen für die Zukunft sind, so weit sie … land betreffen, der besten Art; für Frankreich besorgen … hinsichtlich einzelner Verkehrsgegenstände einen bleibenden … durch den Zollverband, doch im Ganzen wird, ihrer Meinung … der Verkehr zwischen beiden Ländern ungefährdet bleiben. … gegenseitige Handel dürfte sich gewiß noch bedeutend … wenn Frankreich sich entschließen könnte, die Bestimmungen … Tarifs nach Art derjenigen des Vereins-Tarifs zu modifiziren. … Herren de la Nourrais und Bères sind der Meinung, daß … den Deutschen Staaten gegebene Beispiel von anderen … Vortheil nachgeahmt werden könnte. Durch ihre Lage … Stellung auf eine solche Nachahmung hingewiesen scheinen … die Staaten Italiens zu seyn. Auch die Skandinavischen … so wie andererseits die der Pyrenäischen Halbinsel, würden … solchen Gedanken Raum geben, wenn finanzielle und … Beziehungen sich dort überall eben so ähnlich wären, wie … den Staaten unseres Deutschen Vaterlandes sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Montag den 30. November 1840.

England.

Neue Aufschlüsse über Shakspeare's Leben und Dichtungen.

Shakspeare ist der Homer der nordischen Völker. Wie sein Vorgänger, hat er eine Unzahl von Nachahmungen, Auslegungen, Theorieen, Kommentaren, Systemen, Hypothesen und Mährchen hervorgerufen. Es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob er Shakspere, Shakspear, Shakspeare oder Shakespere geschrieben wird. Die Fabeln, mit denen eine mehr oder minder gelehrte Abgötterei seine Wiege und seine Jugend ausgeschmückt, haben die wenigen feststehenden Thatsachen in ein noch dichteres Dunkel gehüllt. In der letzten Zeit haben einige unermüdliche Forscher die Archive der Gemeinden, die Sterbe- und Geburtslisten, die Aktensammlungen der Notare und die Archive der Regierung durchsucht und einige neue Aktenstücke zu Tage gefördert, welche das alte Gerüst der Shakspeareschen Biographie von Grund aus umwerfen.

Die Sage, welche der Lauf der Zeiten geheiligt hatte, machte uns Shakspeare einen armen Teufel, der in gänzlicher Unwissenheit auferzogen war, von Almosen lebte und einen starken Verdacht der Wilddieberei auf sich geladen hatte. Fast machen ihn die neueren Nachrichten zu einem reichen, edlen Manne, der sich zu einer gerichtlichen Stellung vorbereitet hatte und Griechisch, wo nicht gar Hebräisch, verstand. So viel steht aber wohl fest, daß die alten Nachrichten und Ueberlieferungen durchaus keine Glaubwürdigkeit haben und als unhistorische Ausschmückungen für immer verworfen werden müssen. Wenn man diese Erfindungen aufgiebt, so erhält man ein biographisches Gewebe, dessen Unumstößlichkeit keine Entschädigung für die Dürftigkeit desselben bietet; es ist ein dürres Knochengerüst, das nur mit einigen bestimmten Angaben und Thatsachen überkleidet ist.

Das Hauptverdienst dieser Entdeckungen gebührt Collier. In seine Fußstapfen trat Quincey; ferner Boaden und Brown, welche in den Sonnetten Shakspeare's eine mystische Enthüllung seines Inneren sahen. Alle Entdeckungen sind indeß mehr negativer als positiver Natur; sie bestehen weniger in der Aufdeckung neuer Thatsachen als in der Wegräumung vieler Anekdoten, die bis jetzt unangefochten geblieben waren.

Man möchte wohl kaum noch der Erzählung von der tragischen Rede, die er als Schlächterbursche einem geschlachteten Kalbe gehalten haben sollte, Glauben beimessen. Diese Sage ist entkräftet, sowohl wie die von dem Dammhirsche, welchen der Jüngling Shakspeare in dem Gebiete eines unseligen Friedensrichters geschossen haben sollte. Die Wahrscheinlichkeit steht diesen Anekdoten entgegen, welche keinen Bürgen haben als die geschwätzige Leichtgläubigkeit des alten Aubrey, der alle umlaufende Gerüchte sammelte. Seine Familie, über welche Malone die sichersten Aufschlüsse gegeben hat, die auch durch die neuesten Untersuchungen nicht angefochten worden sind, war zur Zeit, wo William geboren wurde, noch nicht herabgekommen. Shakspeare's Vater, Handschuhverkäufer und Alderman, hatte bis zum Eintritt der Krise, über die wir nichts Näheres wissen, und welche in Shakspeare's Jugendalter fällt, gute Geschäfte gemacht. Wir können also annehmen, daß Shakspeare in einem gewissen Wohlstande aufwuchs, dann aber, nach dem Berichte eines Zeitgenossen, in die Armenschule von Stratford geschickt wurde. Eben so ausgemacht ist es wohl, daß er Repetitor oder Unterlehrer in einer Schule war; der alte Aubrey behauptet, er sey in seiner Jugend Dorfschullehrer gewesen. Eine andere Ueberlieferung führt ihn uns als Gerichtsschreiber vor, und diese scheint durch die Bestimmtheit und Genauigkeit der gerichtlichen Ausdrücke, die er gebraucht, gerechtfertigt zu werden. Wenn die Lage seiner Familie ihn nöthigte, für sich selbst zu sorgen, so boten ihm der Stand eines Lehrers und eines Schreibers die beste und natürlichste Gelegenheit.

Man hat viel über die Kenntnisse hin und her gestritten, die Shakspeare in diesem Alter besessen. Ein Doktor Farmer hat mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, indem er die unbedeutendsten Stellen aus Shakspeare's Werken herausgriff, beweisen wollen, daß derselbe kaum lesen und schreiben gekonnt habe. Ein Bewunderer des Dichters hat nicht minder scharfsinnig bewiesen, daß derselbe fast alle Sprachen verstanden und Plutarch, Nemesian, Terenz, Homer, Plautus, Juvenal und Hippokrates wörtlich übersetzt habe. Im Buche Hiob kommen die Worte vor: „Das Pferd verzehrt den Raum", bei Nemesian dieser halbe Vers: — — „cursu consumere campum." — Daraus wird der Schluß gezogen, daß er Hiob und Nemesian übersetzt habe, wenn er ebenfalls diesen Ausdruck gebraucht. Ein nicht weniger belustigendes Beispiel wird aus Timon von Athen genommen. Shakspeare läßt den Timon sagen, er sey Menschenfeind und hasse das menschliche Geschlecht. Ungefähr dieselben Worte gebraucht Lucian. Also — —

Das sind Kindereien. Wir treten durchaus der Ansicht Johnson's bei und glauben, daß Shakspeare wenig Latein und nichts vom Griechischen verstanden habe. Mit der letzteren Sprache befaßten sich nur wenige Gelehrte, und außer Roger Ascham, dem Kanzler Bacon und der Königin Elisabeth verstand wohl sonst Niemand etwas davon. Shakspeare mußte wenigstens Lateinisch verstehen; den Beweis liefern die vielen Latinismen, die bei ihm mitunterlaufen, und die Epitheta, Bilder und Metaphern, die er augenscheinlich Virgil und Lucrez entlehnt hat. In seinen ersten Dramen, vorzüglich im zweiten Theile Heinrich's VI., finden sich Stellen, welche bezeugen, daß ihm die grammatikalischen Elemente der lateinischen Sprache bekannt waren. Die ergötzliche Karikatur, Sir Evans, der hig, hag, hog statt hic, haec, hoc sagt, deutet wohl auf persönliche Erinnerungen hin, die seine erste Schulzeit in sein Gedächtniß eingegraben hatte.

Von der Französischen und Italiänischen Sprache hatte er einige Kenntnisse, aber unbedeutende und oberflächliche. Das beweisen die vielfachen Fehler, die er macht, wenn er sich der einen oder der anderen bedient. — „C'est une chose, qu'il n'est pas de vous de dire", anstatt: „c'est une chose, qu'il ne vous convient pas de dire", ist einer der unglücklichen Sätze, gegen den seine Vertheidiger nichts einzuwenden wissen. Doch ist wohl zu glauben, daß sein hoher Verstand ihm eine Leichtigkeit des Errathens gewährte, vermöge welcher er beide Sprachen verstehen und einige Novellen, die noch nicht übersetzt waren, im Original lesen konnte.

Ein wichtiges Ereigniß seines Lebens, seine Verheirathung, die Ursache, der Zeitpunkt und die Folgen derselben sind jetzt allem Zweifel entrückt. Es scheint erwiesen, daß eine jugendliche Unbesonnenheit dieselbe veranlaßte. Die Zeit der Geburt seines ersten Kindes verwandelt die bisherigen Vermuthungen in Gewißheit. Anna Hathaway, der Shakspeare seinen Namen gab, machte ihn zwei Monate nach der Hochzeit zum Vater. Die für die Hochzeit ertheilte Licenz ist kürzlich wieder aufgefunden worden. Der Verlobte wird darin William Shagspere, die Braut Anna Hathwey genannt.

Die wahrscheinlichsten Resultate zeigen uns also einen jungen Mann, der eine ziemlich gute Erziehung erhalten hatte, für seine Zeit sogar ziemlich gebildet war. Im Alter von zwanzig Jahren war er Repetitor oder Professor, hernach Gerichtsschreiber. Eine jugendliche Unbesonnenheit lud ihm die Sorge für eine Familie auf. Nichts tritt hier aus den gewöhnlichen Verhältnissen heraus.

Wie kam Shakspeare nach London? Welche Gründe bestimmten ihn dazu? Welche Hülfsquellen fand er hier? Diese interessanten Fragen bleiben ohne genügende Antwort. Unmöglich können wir noch länger an die Sage glauben, die ihn zu einem „errand-boy" macht, der an der Thür der Theater einige Pfennige verdiente, indem er die Pferde der Edelleute hielt und ihnen mit einer Fackel leuchtete. Zu allen Zeiten, und besonders im sechzehnten Jahrhundert, wo die Kunst des Schreibens und Lesens noch nicht so verbreitet war, mußten die Elemente des Unterrichts einem jungen Menschen ein anständigeres und reichlicheres Erwerbsmittel liefern. Schon im Jahre 1589 erscheint Shakspeare, der damals 26 Jahr alt war, als einer der Schauspieler der Königin am Theater von Blackfriars. Nicht allein war er Schauspieler, sondern er hatte auch einen Antheil an dem Unternehmen, und auf einer Liste von 16 Actionairen ist sein Name der zwölfte. Der Sprung von einem Pferdehalter zum berühmten Schauspieler und Miteigenthümer eines blühenden Theaters ist doch zu stark, als daß die gutmüthigste Leichtgläubigkeit noch daran festhalten könnte. Im Jahre 1596 erhielt Shakspeare's Vater die Erlaubniß, sein Wappen wieder zu führen, was auf einen Glücksumschwung in seiner Familie hinzudeuten scheint, die dieses Recht eingebüßt hatte. Der junge Shakspeare, dessen Ruf und Bedeutung immer größer wurden, war vielleicht dabei betheiligt. Gleichzeitig ist die Bittschrift, mit welcher sieben seiner Kameraden und er um den Wiederaufbau des Schauspielsaales beim Geheimerath einkamen. Shakspeare's äußere Verhältnisse verbesserten sich fortwährend; auf dieser Liste nimmt sein Name die fünfte Stelle ein. Im Jahre 1603 ist er noch weiter gekommen. Das Patent, welches den Schauspielern des Theaters von Blackfriars bewilligt wurde, erwähnt ihn unter den drei ersten Mitgliedern der Gesellschaft. Im Jahre 1608 sind Burbadge

und Shakspeare die beiden Haupteigenthümer. Burbadge besitzt vier Actien, Shakspeare eben so viel; außerdem gehören ihm die Kostüme und Decorationen. Von zwanzig Actien kamen acht auf ihren Antheil! Die Corporation von London, welche sich damals schon einer puritanischen dem Theater feindlichen Richtung zuneigte, wollte die Truppe, deren Nachbarschaft ihr lästig war, entfernen. Eine Abschätzung giebt den Antheil der einzelnen Actionaire an, die entschädigt werden sollten. Der Shakspeare's wurde auf 4000 Pfund, die 6—7000 Pfund unseres Geldes gleichkommen, angeschlagen.

In zehn Jahren hatte er sich zum Wohlstande und Ansehen erhoben. Nicht lange darauf zog er sich in seine kleine Stadt zurück und kaufte hier einen bequemen Wohnsitz, wo er sein Leben endete.

Welche Leidenschaften, welche Gedanken, welche Zerstreuungen, die seinen Pflichten und seinen dramatischen Arbeiten fremd waren, erfüllten seine Seele während des Aufenthalts in der Englischen Hauptstadt? Wir haben über diesen Punkt nur spärliche Aufschlüsse. Einer seiner Zeitgenossen rühmt seinen sanften und liebenswürdigen Charakter; ein Anderer verspottet ihn wegen seines früheren Standes; ein Dritter schmäht ihn als Nebenbuhler und behauptet, daß er das Theater mit seinen Stücken überhäufe. Alle diese Erwähnungen haben nichts Verwunderliches und lassen kein helleres Licht auf seinen Charakter fallen. Fruchtbar ist es, den Schlüssel zu diesem und zu seinen innersten Empfindungen in den Sonetten zu suchen, welche voll von räthselhaften Anspielungen sind und eine Reihe romantischer Abenteuer, innerer Leiden und bitterer Schmerzen zu enthalten scheinen. Aus den dunkeln Nebeln dieser Lieder, die Italiänisch durch die Concetti, nördlich durch den schwermüthigen Ausdruck sind, sieht man zwei Gestalten aufsteigen: die eines jungen Mannes, der ein Freund und Beschützer des Dichters war und als adelig, geistreich, tapfer und gebildet erscheint, und die einer jungen schönen, schwarzgelockten Frau, welche die Empfindungen und Gewissensbisse des Dichters theilte. Von welcher Art waren ihre Beziehungen? Welche Stellung nahm die Frau, der Shakspeare seine Liebe geschenkt hatte, ein? Welches war die Schuld, deren sich Beide anklagten? Diese Geheimnisse, welche die Sonette andeuten, aber nicht aufhellen, waren für den großen Dichter eine reichfließende Quelle elegischer Empfindungen und schmerzlicher Seufzer. In diesen Gedichten spricht sich eine zarte, leicht zu verletzende Natur aus, welche die Wunden, die dem Gefühl geschlagen werden, mit dem Balsam der Vernunft heilt, welche nicht in egoistische und misanthropische Klagen gegen die Welt ausbricht, sondern sie hinnimmt, wie sie ist. Shakspeare ist noch weniger ein Träumer. Er hat geliebt, und das ist ein Unglück; seine Liebe ist im Widerspruche mit der Pflicht; das begründet seine Schuld. Seine Handlungen werden entstellt und verdammt; er wird verspottet und verlacht, wie es jedem großen Geiste geht. Sein Stolz wird verwundet, seine Eigenliebe verletzt. Wiederum werden seine Sonette Klagen, in denen sich der Unwille Luft macht, aber ohne tobsüchtige Heftigkeit.

Bald trifft ihn die Strafe. Diejenige, die er liebt, verräth ihn; sie zieht ihm den Freund vor, den er selbst zu ihr geführt hat. Das ist die Schuld des Dichters und seiner unvorsichtigen Leidenschaft. In dem Busen der Geliebten hat er die Gefühle der Zärtlichkeit, Bewunderung und Hochachtung für seinen jungen Freund niedergelegt. Wie dieser der Phantasie Shakspeare's erschien, so kannte sie ihn, ehe sie ihn noch gesehen; „Shakspeare's eye played the painter" (Shakspeare's Augen spielten den Maler). Die Hälfte des Weges war schon zurückgelegt und der Sprung von der Achtung zur Liebe nicht groß. Er wurde gethan; Shakspeare wurde verlassen, der Liebhaber für den Verführer, der große Geist für den Hofling, der treue Freund für den treulosen aufgegeben. Shakspeare's Seele wurde bis ins Innerste erschüttert und schien sich in Schmerz und Verzweiflung auflösen zu wollen.

Bald aber warf er einen festen und philosophischen Blick auf seine Lage, auf das Herz der Frauen und die natürlichen Folgen seiner Unbesonnenheit. Hatte er nicht eine moralische Schuld auf sich geladen? Mußte er nicht dafür gezüchtigt werden? So sah er die Sache, und indem er die leichtfertige Geliebte aus seinem Herzen verdrängte, reichte er dem jungen Mann, der ihm Reue und Zuneigung bezeigte, die Hand.

Dies ist ein kurzer Ueberblick des Romans, in welchem Shakspeare nicht sowohl die Rolle des Helden als die des Märtyrers spielt. Die zahlreichen Gedichte, in denen sich die verschiedenen Phasen einer Leidenschaft abspiegeln, lassen keinen Zweifel über die Wirklichkeit derselben. Wären die Thatsachen erfunden, so würden sie ohne Interesse seyn, und es läßt sich nicht annehmen, daß Shakspeare so lange bei einem so unbestimmten Stoffe verweilt haben würde. Die Art, wie Shakspeare die Vergangenheit berührt, befestigt die Ansicht einiger kritischer Moralisten, welche ihm nicht ohne Grund eine bedeutende Anlage zur beschaulichen Schwermuth zugeschrieben haben. Das Genie dieses Mannes liegt vor Allem in der Beobachtung. Die Empfindungen, welche in ihm leben, die Leidenschaften, welche sich in ihm regen, verwandeln sich in Beobachtungen. Daher dieses Gemisch sanfter Klagen und stiller Ergebung, welches der tiefsten Kenntniß des Lebens entsprießt. Dies ist der herrschende Ton in den Sonetten, von denen man mit Recht behauptet hat, daß sich in ihnen das eigenthümliche Genie Shakespeare's, sein wirklicher Charakter und seine wahren Leidenschaften abspiegeln.

Sie haben zu merkwürdigen Deutungen und auffallenden Voraussetzungen Anlaß gegeben. Einige Kritiker haben nicht begreifen wollen, daß das Wort „love", mit welchem Shakspeare seine Freundschaftsbeziehungen zu dem erwähnten vornehmen Herrn bezeichnet, eine der gewöhnlichen Höflichkeitsformen des sechzehnten Jahrhunderts war.

(Schluß folgt.)

Montenegro.

Montenegro und die Montenegriner.

(Schluß.)

„Ihre Taktik ist einfach; wenn sie ein ansehnliches Corps [illegible] den, so legen sie sich in Hohlgründe und fertigen einige [illegible] ab, die den Feind in das Versteck hineinlocken müssen. Zu [illegible] Falle machen sie, auf ihre große Körperkraft sich verlassend, [illegible] von dem Säbel, als von der Flinte Gebrauch. Sind sie [illegible] zu geringer Zahl, so nehmen sie auf den Gipfeln der [illegible] vortheilhafte Stellung ein und fordern von diesen Alpen [illegible] Feinde unter Verwünschungen zum Kampfe. Vor schweren Geschütz hatten sie anfänglich Scheu, aber sie gewöhnten sich so bald [illegible] daß sie die stärksten Batterien mit Entschlossenheit stürmten. Da [illegible] gewöhnlich platt an der Erde liegend feuern, so kömmt der [illegible] Gelegenheit, wie er sie treffen soll, während ihre nie fehlenden Kugeln seine Reihen lichten. Der Montenegriner feuert auch, [illegible] er flieht oder zu fliehen scheint: die Franzosen, welche in [illegible] Manöver ein Zeichen von Furcht zu sehen glaubten, mußten ihren Irrthum hart büßen. Der Montenegriner ist beständig auf seiner Hut: man sollte denken, er wittere den Feind, so leicht entdeckt er ihn aus der Ferne."

„Während des Kampfes mit den Franzosen in Dalmatien hatte Admiral Sinjawin oft große Mühe, die Montenegriner daran zu verhindern, daß sie ihren Gefangenen die Köpfe abschlugen. Endlich gelang es ihm endlich, Dank dem blanken Dukaten, den er [illegible] jeden lebendig abgelieferten Gefangenen zahlen ließ. Er [illegible] sogar durch seine Ueberredungskunst, daß eine kleine Zahl [illegible] sich an Bord des Schiffes „Moskwa" begab und eine [illegible] zu Wasser (gegen die Festung Curzola) mitmachte! Man [illegible] sie auf dem Schiffe mit großer Nachsicht; dennoch waren [illegible] lästige Gäste: wenn z. B. der Capitain ihre Offiziere an sein [illegible] lud, so wollten alle Uebrigen mit in die Kajüte gehen. [illegible] Zweck der Expedition erreicht war, baten sie den Capitain [illegible] sie baldmöglichst wieder nach Cattaro zu bringen; und als [illegible] ihnen bedeutete, das Schiff könne nicht gegen den Wind [illegible] sanken sie in tiefe Schwermuth, die aber beim ersten Anblick ihrer heimischen Berge in wilde ausgelassene Freude überging. [illegible] staunten nicht wenig darüber, daß die Matrosen ohne Erlaubniß ihrer Oberen nicht ans Land gehen durften, und sagten öfter in [illegible] kindlichen Naivetät zu den Ersteren: „Wer in aller Welt hat [illegible] das Recht, Euch zu verbieten, was Ihr thun wollt!" Der [illegible] wird von seiner Seite staunen, daß die Begriffe von Freiheit und Gleichheit gerade bei demjenigen Slavischen Volke, das am [illegible] zurückgeblieben ist, bis zum Ultraliberalismus entwickelt [illegible]

Die Priester der Montenegriner nehmen immer thätigen [illegible] am Kampfe. Sie schlagen sich an der Spitze ihrer [illegible] legen ihre Waffen, wenn sie heimkehren, am Eingang der [illegible] nieder und nehmen sie gleich wieder an sich, sobald der [illegible] vorbei ist. So oft der Schlachtruf ertönt, sind sie [illegible] Ersten, die sich melden. Der große geistliche und militairische [illegible] der Wladika, welcher von 1777 bis 1830 in Montenegro [illegible] verdient einer besonderen Erwähnung.

Peter Petrowitsch wurde 1754 zu Niguſch, einem [illegible] bei Cattaro, geboren. Da er zur Würde eines Wladika, [illegible] dem Ende des 17ten Jahrhunderts in seiner Familie [illegible] stimmt war, erhielt er seine Bildung in der geistlichen [illegible] Alexander Newski zu St. Petersburg. Nachmals empfing ihn [illegible] Joseph in Wien mit vieler Auszeichnung; er erstieg alle Grade [illegible] kirchlichen Hierarchie und wurde 1777 zu Karlowicz in Ungarn [illegible] Erzbischof von Montenegro geweiht. Während des Türkenkrieges von 1789 machte er zu Gunsten der Russen eine furchtbare [illegible] nach Bosnien und Herzegowina und verdiente sich [illegible] weise der Kaiserlichen Gunst. Seinen herrlichen Sieg vom Jahre 1796 haben wir schon erzählt. Kaiser Paul schickte ihm den Alexander-Newski-Orden, und Alexander der Erste, neben anderen [illegible] Geschenken, eine bischöfliche Mitra von höchstem Werthe. [illegible] Broniewski, der diesen merkwürdigen Mann persönlich kennen gelernt, schildert ihn mit folgenden Worten:

„Peter Petrowitsch ist mittlerer Statur, wohlgebildet, [illegible] scher Gesichtsfarbe, einnehmender Miene und mit Augen voll [illegible] Feuer. Ich habe ihn die Eigenschaften des Patriarchen, [illegible] renden Fürsten, des Generals, Ingenieur's und vollendeten [illegible] manns entwickeln sehen und kann versichern, daß er jenem [illegible] von Amiens, der an der Spitze des Kreuzheeres ritt, in [illegible] sicht gleicht. Wenn er auf dem Throne saß, der in der [illegible] ihn errichtet war, hatte er das Ansehen eines großen [illegible] Im Gouverneur-Saale erschien er in einer Robe von schwarzem [illegible] die ein kostbarer Gürtel zusammenhielt, an welchem ein Säbel [illegible] dessen Griff mit Edelsteinen besetzt war. Sein runder Hut [illegible] Ordensband, welches seine Brust schmückt, gaben ihm mehr das Ansehen eines Feldherrn, als eines Bischofs; und wirklich schien er [illegible] à son aise, wenn er Truppen kommandirte, oder Festungen [illegible] zirte, als wenn er den ihm nahenden Offizieren seinen Segen [illegible] theilte. Er ist immer von einer zahlreichen Eskorte umgeben; [illegible] Leibwächter sind wahre Riesen; der Kleinste unter ihnen mißt [illegible] nigstens sechs Fuß. Ihre Montirung und Waffen sind ungemein kostbar."

„Peter Petrowitsch spricht Italiänisch, Französisch und Russisch eben so gewandt und geläufig, wie seine Muttersprache (die übrigens der letzterwähnten außerordentlich nahe steht). Dennoch hält er es [illegible] seiner Würde angemessen, sich öffentlich eines Dolmetschers für [illegible] beiden ersteren Sprachen zu bedienen. Er ist frei von abergläubischen [illegible]

schen Vorurtheilen und plaudert gern mit Ausländern. Sein natürlicher scharfer und lebhafter Verstand, den Reisen und Studien gebildet haben, machen seine Unterhaltung lehrreich. Petrowitsch ist unermüdet thätig; ein edler Ehrgeiz leitet alle seine Handlungen. Die Ueberlegenheit seines Geistes und seine politischen und militairischen Talente haben ihm unumschränkte Autorität erworben; man kann sagen, daß sein Wille Gesetz ist. Die Montenegriner fürchten seinen Blick. — „So hat der Wladika befohlen" (tako wladika sapowjeda), sagen sie, wenn sie seine Befehle ausführen.*) Er hat den Zustand des Landes sehr verbessert; ihm verdankt man es, daß der Mordthaten und inneren Befehdungen jetzt viel weniger sind. Dessenungeachtet ist seine Verwaltung wahrhaft väterlich, und die Zucht-Maßregeln, deren er sich bedient, sind nur die Anathemata der Kirche."

Am 18. Oktober 1830 endete Petrowitsch seine lange und ruhmvolle Laufbahn. Als er sich dem Tode nahe fühlte, versammelte er alle Häuptlinge seiner Nation in Cettigno. Er ermahnte sie nachdrücklich, einig zu bleiben und die Herrschaft der Gesetze im Lande zu begründen. Auch empfahl er ihnen seinen Nachfolger, einen seiner Neffen, der ein 18jähriger Jüngling war und die priesterliche Weihe noch nicht empfangen hatte. Endlich beschwor er sie mit lauter Stimme, nach seinem Tode eine Waffenruhe von sechs Monaten zu halten, damit diese Frist zur Organisirung einer neuen Verfassung benutzt werden könnte.

Ein Griechischer Bischof ordinirte den jungen Souverain und erhob ihn zur Würde eines Archimandriten. Seitdem legte er sich den Namen Peter bei, den sein Vorgänger geführt hatte, und am 3. August 1833 wurde er in St. Petersburg als Erzbischof geweiht. Er ist ein Mann von Talent und sehr gründlicher Bildung, vermuthlich der kenntnißreichste Chef, den Montenegro jemals besessen. Man hat lyrische Gedichte von ihm, die keinem neueren Produkte der Slavischen Literatur an poetischer Selbstständigkeit nachstehen sollen. Das Aeußere des regierenden Wladika Peter ist höchst imposant; man darf ihn als den schönsten und zugleich längsten Mann eines Landes betrachten, dessen Eingeborne im Durchschnitt weit über Mittelgröße und von wahrhaft herkulischem Gliederbau sind. Er arbeitet mit glühendem Eifer an dem Werke der Reform und Volksaufklärung; den hinterlassenen Instructionen seines Oheims gemäß ist bereits ein aus sechs der vornehmsten Häuptlinge gebildeter Senat errichtet und mit der höchsten Autorität bekleidet worden. Ein demselben untergeordnetes Kollegium von 35 Migliedern entscheidet in minder erheblichen Dingen, übergiebt die wichtigen Streitsachen dem Senate zur Erörterung und Entscheidung und vollstreckt die Beschlüsse des letzteren. Auch zum Schutze der Regierung ist ein kleines Corps ins Leben getreten; es sind funfzehn (!) Eliten, die man Perianiki (d. h. Federnträger) nennt, vermuthlich, weil ihre Mützen mit Federn geschmückt.**)

Obschon die oberste Behörde in Montenegro den hochtönenden Titel Senat führt, so gleichen ihre Sitzungen doch weit mehr einer Versammlung Amerikanischer Wilden, als einer Pairskammer oder einem Oberhause. Der Palast dieses Senates ist ein ovales steinernes Gebäude, nur Einen Stock hoch und mit Stroh gedeckt. Er hat zwei Thüren: die eine führt in einen Stall, die andere in zwei von einander getrennte Gemächer. In dem Gemache rechter Hand befinden sich mit Stroh gedeckte Pritschen für die Herren Senatoren, deren Gewehre längs der Mauer aufgepflanzt sind; linker Hand ist das Rathszimmer, das eine steinerne Wandbank und einen Feuerherd enthält. Um den letzteren herum pflegt die Versammlung zu kauern, wenn sie deliberirt oder speist. Wohnt der Wladika den Sessionen bei, so breitet man für ihn eine wollene Decke über einen Winkel der Bank; die Senatoren lassen sich rechts und links auf demselben harten Divan nieder, und bald füllt sich das Zimmer mit den Dampfwolken, die sie aus ihren langen Pfeifen ziehen. Soll irgend etwas schriftlich gemacht werden, so läßt man den Secretair des Wladika eintreten, und dieser verfaßt die Urkunde nach Türkischer Weise, d. h. sein Knie dient ihm als Schreibepult.

(British and Foreign Review.)

Frankreich.

Ueber die poetische Behandlung der Geschichte der Jungfrau von Orleans.***)

Die Lage Frankreichs im Jahre 1429 war kritischer als jemals. Orleans war fast noch der einzige Ort, welcher den Fremden widerstand, und es schien keine Möglichkeit vorhanden, die schöne Stadt dem über ihr schwebenden Unglück zu entreißen. Dieser letzte Akt der schmerzlichen Tragödie schien, wie in der Tragödie der Alten, zu seiner Lösung einer übernatürlichen Hülfe zu bedürfen; es mußte gleichsam ein göttliches Geschick in die Verhältnisse eingreifen, und es zeigte sich in der Person der Jeanne d'Arc. Aber Wenige vermochten diese rührende Heldengestalt in ihrem wahren Werthe zu erkennen; die entgegengesetztesten Meinungen machten sich geltend und verirrten sich bis an die äußersten Gränzen der Imagination. Darum verdient die Begebenheit eine nähere Erwähnung.

Schon in den fernsten Zeiten glaubten unsere Väter in dem Geschlechte, welches von der Natur mit so außerordentlichem Takt und Zartgefühl ausgestattet ist, den Einfluß einer himmlischen Begeisterung wahrzunehmen.*) Und wenn jemals ein Weib von prophetischen Ahnungen sich getrieben fühlte, so war es diese junge Schäferin, die, ohne eine andere Stütze als ihren Glauben, sich zu so erhabener Sendung befähigt fühlte und verkündigte, daß sie Orleans befreien, die Engländer von Frankreichs Boden vertreiben, den König zu Rheims krönen werde; eine Jungfrau, die, was sie verkündigt, auch erfüllt, alle ihr sich entgegenstellende Schwierigkeiten überwindet, um ihre Fahne Alles, was für die heiligsten Interessen noch nicht erstorben ist, sammelt und begeistert und durch die Lauterkeit ihres Wandels, die Kühnheit ihrer Sprache, durch Menschlichkeit in übermenschlichen Siegen Aller Herzen und Bewunderung gewinnt; die endlich, noch ehe sie ein Opfer des Undanks wird, uns durch den bitteren Pfeil, der ihr in die Seele dringt, und durch jenen noch herberen, mit dem ein boshafter Mund ihre Tugend vergiftet, zur innigsten Theilnahme nöthigt, wenn sie unter Thränen ausruft: „Gewiß, es ist eine Lüge, Gott ist mein Zeuge." — So ist diese zarte Jungfrau, die einen größeren Sieg über unsere stolzen Feinde davongetragen hat, als unsere berühmtesten Kriegsmänner, ist jenes kraftlose Rohr, welches die Hand der Vorsehung ausersehen hat, um den Hochmuth Englands zu züchtigen und dem frivolen Frankreich die nachdrückliche Warnung einzuschärfen, daß Gottes Wege und der Menschen Wege weit aus einander gehen.**)

Allein weit entfernt, daß diese Lehre von Allen begriffen wurde, war die erhabene Jungfrau ein Engel an Reinheit für die wenigen Edeln, die selbst reines Herzens waren, für die Uebrigen, deren Rohheit das Walten Gottes nicht zu fassen vermochte, ein Werkzeug der Hölle. Vergebens hatten also das Christenthum und die Passion***), die in Frankreich mit so vieler Feierlichkeit, sogar unter dem Schutze der Kirche aufgeführt wurde, die höchsten Tugenden, ja Jesus Christus selbst unter den gehässigen Beschuldigungen der Zauberei und diabolischen Künste dargestellt — die reine Jungfrau, die uneigennützige Retterin ihres Landes aus dem Joche des Elends, die mindestens eben so sehr durch das Uebermaß ihres Muthes als durch Verrath in die Hände ihrer Feinde, die sie demüthigte, gerathen ist, wird von verblendeten Richtern, unter dem Vorsitze eines gottlosen Prälaten, der sich zum Agenten Englands erniedrigt, als eine Abgesandte der Hölle verurtheilt und auf öffentlichem Marktplatze in Rouen mit dem fürchterlichen Feuertode bestraft. Und mitten in den Flammen hört man die Märtyrerin mit dem letzten Seufzer den Namen ihres Heilandes anrufen und die Franzosen, die ihr das Kostbarste, die Befreiung des Vaterlandes, verdanken, statt alles Lohnes nur zu Thränen und Fürbitte auffordern! Und nach drei Jahrhunderten eines undankbaren Stillschweigens — es wird unglaublich scheinen, was ich sagen muß — hat die Französische Poesie mit Gelächter, mit Hohngelächter auf diesen Schrei des Schmerzes, auf dieses Flehen einer Sterbenden geantwortet und vor Allen ein eben so genialer als charakterloser Geist, der alle Bildung des achtzehnten Säkulums in sich vereinigte, sich, um der lachlustigen Welt Stoff zu gewähren, darin gefallen, mit Ironie und Koth jenen Scheiterhaufen zu bewerfen, den wir mit Blumen schmücken, mit unseren Thränen netzen und in einen Altar verwandeln müßten.

Dieses antinationale, unpopuläre Werk würde Voltaire übrigens in unseren Tagen nicht gewagt haben, und was wir hiermit aussprechen, ist nur die Stimme jedes Gebildeten in Frankreich. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß die Sympathie für Jeanne d'Arc so lebhaft erwacht ist, daß sie endlich einen ihrer würdigen Platz im Pantheon aller großen Erinnerungen der Französischen Nation eingenommen hat. Diese Sympathie schlief ohne Zweifel noch oder war ganz erstickt, als die Begeisterung des großen Corneille sich an der Opferflamme dieser makellosen Heroine nicht entzünden konnte, obgleich er jeden Tag daran vorüberging und nicht minder als Racine, dem alle Gaben, für eine Unglückliche Mitleid zu erwecken, die ein unwürdiger Priester und ein geblendetes Volk dem Scheiterhaufen weihen, zu Gebote standen, die Heldin seiner Tragödie in so entlegenen Räumen suchte.

Ohne Zweifel ist Iphigenie sehr rührend, wenn sie, im Begriff, den letzten Gang zu gehen, zu ihrer Mutter sagt:

Nicht zögre, Mutter, laß die Griechen handeln
Und flieh, indem du's kannst, das Loos, das herbe,
Zu sehn, wie ich des Flammentodes sterbe.

Ist aber das Interesse, welches uns Jeanne d'Arc einflößt, ein geringeres, wenn sie, schon auf dem Holzstoß, da sie die Flamme sich entzünden und um sich greifen sieht, zittert, daß nicht der eine von den beiden Priestern, der allein bei ihr aushält und sie nicht verlassen kann, von dem schrecklichen Element, das ihr den Untergang bringt, mit ergriffen werde, und ihn hinunterzusteigen zwingt, wie mehrere Augenzeugen uns erzählen? Und bedarf es der Wunder, so hält die weiße Taube, welche, nach der Aussage derselben Zeugen, aus den Feuergarben zum Himmel aufgeflogen seyn soll, in poetischer Hinsicht den Vergleich mit der Hirschkuh aus, welche Diana die Stelle der verschwundenen Iphigenie beim Euripides einnehmen läßt.

*) Russisch: tak (oder tako) wladyka sapowjedat.

**) Pero heißt in den Slavischen Sprachen Feder, und nik ist eine häufige Endung solcher Substantive, die von anderen dergleichen abgeleitet sind. So z. B. lesnik, Waldmann, Waldbewohner, woher der Name Lessing, der uns vermuthen läßt, daß die Voreltern unseres großen Kritikers Slaven (vermuthlich Wenden) gewesen.

***) Aus der so eben erschienenen Histoire de France des Herrn Onésime Leroy.

*) Sanctum aliquid et providum. Tacit. Germ.

**) Ostendere deus volebat ab se uno omnem dari victoriam et eam per feminam, per sexum fragilem velle operari, quo vanitatem superbiamque Gallicae Anglicaeque gentis retunderet. (Annal. 1428.)

***) Es ist hiermit die Confrairie de la Passion gemeint, die das Mysterium von der Passion zum ersten Mal unter Karl VI. (1381—1422) aufführte, anfangs im Dorfe St. Maur bei Paris, dann im Dreifaltigkeits-Hospital in Paris. 1402 erhielt sie ein Privilegium darüber.

Unter Ludwig XV. hat Frankreich, bei größerer Freiheit, aber geringerem Grade von Religiosität und National-Gefühl, durch das Organ der Wissenschaft und Kunst nichts gethan, um seiner Befreierin ein würdiges Denkmal zu stiften. Rechnen wir Shakespeare's unbedeutendes Stück, worin Jeanne d'Arc eine Rolle spielt, ab, so ist in Deutschland ihr Name zuerst auf eine angemessene Weise erneuert worden. Hier hat der geniale Schiller, der sich neben seiner Begeisterung für alles Große und Schöne dabei noch von einem besonderen Zuge der Stammesverwandtschaft getrieben fühlte, sein mächtiges Talent wie eine Heroldsstimme der Jungfrau geweiht. Sein Stück ärndtete in ganz Deutschland die lauteste Bewunderung, deren Echo aber leider erst spät zu uns herüberdrang. Merkwürdig bleibt es immer, daß der National-Konvent den Verfasser des Fiesko mit dem Französischen Bürgerrecht beehrte, während seine Jungfrau von den Franzosen kaum bemerkt wurde. Der einzige Mercier, ein vorurtheilsfreier Mann, obgleich Mitglied des National-Konvents, schien gegen dieses Stillschweigen zu protestiren, indem er in seiner Uebersetzung dieses Stückes sich nicht unerhebliche Ausfälle *) gegen Voltaire erlaubte, die, wie sehr man auch ihrem Verfasser Befangenheit vorwerfen mag, uns im Allgemeinen das Wahre zu treffen scheinen.

Mercier's Meinung blieb isolirt, und wenn auch hier und da eine Stimme sich vernehmen ließ, so war sie nicht mächtig genug, sich Gehör zu verschaffen. Denn man befand sich gar zu fern von den Zeiten, wo die heilige Liebe zum Vaterlande, welche Schiller so trefflich gemalt hat, noch in allen Klassen des Volkes lebte, daß sie im Stande war, selbst eine junge Bäuerin unter ihrem Strohdach zu ergreifen und mit einer überirdischen Begeisterung zu erfüllen, deren Möglichkeit sogar in den Zeiten der Ironie, des Zweifelns und Berechnens in Abrede gestellt worden ist. Und indem diese Menschen die Vergangenheit nach dem Maßstabe der Gegenwart beurtheilten, sahen sie in der Jungfrau ein Werkzeug der Politik und sprachen ihr die höhere Weihe und innere Ueberzeugung ab, welche ihr wiedergegeben zu haben eben das Verdienst Schiller's ist.

Und in dieser echten, historischen Gestalt, die sich auf gleichzeitige Berichte gründet, hat der Dichter ihr in der gebildeten Welt Anerkennung verschafft und sie zum Lieblingsstücke der Deutschen gemacht. Der Deutschen? was sage ich? hat unsere Heldin nicht bis nach England hinüber, sogar über die Engländer gesiegt? Und dieses Sieges mögen unsere Nachbarn sich nicht schämen; sie haben ihn über sich selbst davongetragen, es ist der schönste und gewinnreichste, dessen sie sich rühmen können. Wir müssen sie sogar darüber beneiden, da wir für unsere Landsmännin noch nichts gethan hatten, als ein Engländer, ein Dichter im vollen Sinne des Wortes, der geistvolle Robert Southey, dessen Namen dicht unter unseren glänzendsten geschrieben stehen sollte, gerade in der verhängnißschweren Zeit, wo der Krieg zwischen beiden Nationen ausbrach (1795), von der zwiefachen Schwungfeder des Muthes und Genies weit über alle beklagenswerthe Vorurtheile und engherzige National-Rangstreitigkeiten gehoben, ein Epos von zehn Gesängen in Englischer Sprache zu London herausgab, dessen Heldin unsere Jungfrau und dessen Tendenz das von Englands Joch befreite Frankreich ist.

Indem Southey den engherzigen Patriotismus fahren läßt, mit welchem wir die epische Poesie bisher eingeschlossen hielten, glaubt er vielmehr, daß die Mission des weltbürgerlichen, für alle Zeiten gültigen Dichters,

„Der unter Kriegesstürmen
Friedenspalmen pflanzt",

von der Art seyn müsse, wie in den Alt-Französischen Mysterien jener himmlische Bote, der zwei feindliche Brüder versöhnen soll. So denkt, so handelt Southey und findet Freude daran, in der Vorrede der gedachten Schrift eines Ereignisses zu erwähnen, von welchem schon Walkenaer, der verstorbene Michaud und Poujoulat gesprochen haben, ohne daß es allgemein vernommen und beherzigt worden ist. Wir wollen es mit Southey's eigenen Worten geben und daran zeigen, wie die wachsende Macht der Aufklärung, in deren Interesse wir bisher gesprochen, sich auch durch die dichtesten und verjährtesten Vorurtheile Bahn bricht.

„Während des Krieges zwischen Frankreich und England von 1795 bildete sich ein Theater-Direktor von Covent-Garden ein, daß das Publikum, welches so lange an den Verunglimpfungen, denen Shakespeare seine Jeanne d'Arc ausgesetzt, Gefallen gefunden hatte, ein Stück mit Enthusiasmus aufnehmen würde, in welchem das Mädchen von Orleans am Schlusse von Teufeln in die Hölle geworfen würde. Aber diese plumpe Justiz erregte den allgemeinsten Unwillen, und der getäuschte Theater-Unternehmer war gezwungen, in den folgenden Darstellungen die Hölle mit dem Paradiese zu vertauschen und sie von Engeln dahin tragen zu lassen. Diese zweite Leseart wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen, und das Stück erfreute sich eines ausnehmenden Erfolges." — Dies ist eine Huldigung, die unserer Jeanne d'Arc nicht bloß die Schiller und Southeys, die über die Vorurtheile des großen Haufens so erhaben waren, gebracht haben, sondern eine ganze Nation, welche sich dabei nur der Niederlage ihrer Väter erinnern konnte.

Was uns Franzosen betrifft, oft gleichgültig, immer zu spät uns erinnernd der Verdienste unserer großen Männer und Thaten, so bedurfte es auch in diesem Falle eines äußeren Antriebes, um uns endlich der Pflicht der Dankbarkeit zu entledigen. Auf die großen Tage des Ruhmes und Sieges waren Tage großen Unglücks und Niederlagen gefolgt, und der gedrückte Geist lenkte den Blick von einer trüben Gegenwart auf eine schönere Vergangenheit. Mit einem Wort, das Studium der Geschichte verschaffte der verkannten Johanna die ihr entzogenen Rechte. So kam es, daß im Jahre 1820 drei Werke auf einmal ihren Namen feierten, eine berühmt gewordene Messenienne und zwei Tragödien, die beide zur Aufführung kamen, und wie viel von dem ihnen gewordenen Beifall auf Rechnung ihrer talentvollen Verfasser zu setzen ist (Casimir Delavigne, Sonmet, Davrigni), so ist doch eben so viel dem erwachten Bedürfniß der Nation und dem lebendigeren Forschungsgeist zuzuschreiben. Und seitdem haben sich alle Künste mit Glück an diesem so lohnenden Stoff versucht, und um gleichsam so viele Bemühungen zu krönen, hat eine junge Fürstentochter *), ergriffen von der hohen Bedeutung der Jungfrau auch für die Kunst, noch ehe ihr das Schauen in einem Jenseits gegönnt war, ihr ein Denkmal geweiht, vor welchem der Richterspruch unserer Muse, alle individuelle Forderungen und Ansprüche vergessend, nur zum allgemeinen Gefühl der Bewunderung und Sympathie sich gestaltet hat.

*) Er nennt Voltaire: un poëte impur, né sur le fumier de moeurs de la Régence.

*) Die verstorbene Prinzessin Marie von Orleans, vermählte Herzogin von Württemberg.

Mannigfaltiges.

— Ein Glas Wasser, von Scribe. Herr Eug. Scribe liefert den eklatantesten Beweis, daß selbst die geistvollste Kritik einen dramatischen Dichter nicht todtschlägt, wenn dieser geschickt genug ist, sich die Gunst des Publikums zu erhalten. So oft Herr Scribe ein neues Stück auf die Französische Bühne bringt, beweist Herr Janin im Feuilleton des Journal des Débats, daß an diesem Stücke weder Poesie noch Realität, weder Respekt vor der Geschichte, noch Konsequenz der Handlung sey. Gleichwohl machen die Stücke des Herrn Scribe, und zwar eben so die kleinen, die er in Compagnie mit den Herren X, Y und Z, als die großen, die er allein schreibt, entschiedenes Glück. Ja, seine Geschicklichkeit und sein Ruf scheinen sich mit jedem neuen Stücke zu vermehren, und er hat in diesen Dingen das umgekehrte Schicksal eines Deutschen Zeitgenossen, der nicht minder fleißig, als er, für die Bühne schreibt. „Das Glas Wasser" heißt das neueste fünfaktige Lustspiel des Herrn Scribe, das die „Comédiens ordinaires du Roi" in Scene gesetzt haben. Ein Glas Wasser, das die Herzogin von Marlborough auf das Kleid der Königin Anna goß, soll der Herrschaft der Marlboroughs und der Whigs im Jahre 1712 ein Ende gemacht und den Frieden von Utrecht herbeigeführt haben, — so behauptet wenigstens Voltaire, und ihm nach erzählen es alle historische Anekdotenjäger. Dieses Glas Wasser bildet den Mittelpunkt des Scribe'schen Stückes, in welchem allerdings sämmtliche historische Personen und Beziehungen unter einander geworfen sind. Die Königin Anna, die im Jahre 1712 achtundvierzig Jahr alt war, wird mit allen Reizen der Jugendlichkeit dargestellt; Lady Masham, die Rivalin der Herzogin von Marlborough, wird in eine kleine Abigail Churchill verwandelt, in welche der Garde-Lieutenant Masham verliebt ist, der seinerseits dagegen das Herz nicht bloß der kleinen Abigail, sondern auch der Königin Anna und der Herzogin von Marlborough besitzt. Lord Bolingbroke, der mächtige Gegner des Herzogs von Marlborough, muß sich in dem Stücke mit der Rolle eines Intriganten und eines Journalisten à la Emile Girardin begnügen. Nichtsdestoweniger hat das Stück doch Leben und Gestalt; es versetzt uns, wenn auch nicht mitten in die Zeit der Königin Anna, doch in eine überaus geistvolle Gesellschaft, die um die allerverfänglichsten Klippen durch die feinsten Wendungen zu kommen weiß. Und dies ist es ja hauptsächlich, was das Theater-Publikum anzieht. Es will sich selbst gespielt sehen, doch elegant und pikant, so daß man über sich selbst lachen, aber auch sagen kann: der Mann weiß, daß sein Publikum Esprit hat.

— Kohl's Reisen in Süd-Rußland. Herr J. G. Kohl, den die Leser unseres Magazins als einen fleißigen Mitarbeiter dieser Blätter kennen, hat so eben einen Theil der reichen Beobachtungen, die er in allen Gegenden Rußlands gesammelt, als ein Reisewerk herausgegeben, das die Aufmerksamkeit Aller verdient, die für treue Darstellungen eigenthümlichen Völkerlebens ein näheres Interesse haben. **) Die Russischen Länder des Pontus, die dieses Reisewerk zum Gegenstande hat, sind in der neueren Zeit, so gesegnet diese auch an Touristen aller Art ist, nur noch wenig besucht worden. Selbst die Engländer, die keinen Winkel der Erde unbereist und unbeschrieben lassen, haben doch die Pontischen Steppen noch keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, obgleich diese keinesweges an Kuriositäten so arm sind, wie es ihr Name anzudeuten scheint. Und gerade dieses Steppenleben ist es, das Herr Kohl mit außerordentlichem Darstellungstalente schildert. Proben davon haben unsere Leser bereits durch einzelne Mittheilungen kennen gelernt, die Herr Kohl in diesen Blättern, namentlich über die Talgsiedereien im südlichen Rußland, so wie über das Leben der Karaiten, machte. Größtentheils behandelten jedoch die Artikel, die das Magazin aus der Feder des Herrn Kohl gebracht, das nördliche Rußland, so daß auch unsere Leser in dem eben erschienenen Werke, das sich mit der Ukraine, Neu-Rußland und Bessarabien, der Krim und den Steppen beschäftigt, sehr viel Neues und Interessantes finden werden.

**) Reisen in Süd-Rußland. Von J. G. Kohl. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1841.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

…hentlich erscheinen drei …mmern. Pränumerations… 1 22½ Sgr. (¾ Thlr.) …eljährlich, 3 Thlr. für … ganze Jahr, ohne Er… …ung, in allen Theilen …reußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

145. Berlin, Mittwoch den 2. Dezember 1840

Ostindien.

Skizzen aus Bombay.

Von Emma Roberts.

…ombay hat ein sehr ungesundes Klima, besonders in der soge…en kalten Jahreszeit — ich sage, in der sogenannten; denn …igentlich kalter Witterung, wie man sie vom November bis März in Bengalen verspürt, kann hier nicht die Rede seyn: die …sind auch in dieser Periode mehr oder weniger schwül, und …von Zeit zu Zeit weht ein schneidend scharfer Wind. Die …winde, welche mit den Seewinden wechseln, schütten ein wahres …orn von Fiebern, Krämpfen und rheumatischen Leiden über …bay aus. Auch schaden diese Winde aller beweglichen Habe: …ibepulte verziehen sich und schließen nicht; Schuhe und lederne …schuhe verschrumpfen und brechen auf, und alles nicht getrocknete …bekommt Sprünge. Die Hitze soll in Bombay nie so drückend …wie in Bengalen, da der Seewind, dessen Einfluß auch minder …heilig ist, als der des Landwindes, alle Tage die Luft abkühlt. Wie lebensgefährlich aber der Aufenthalt in einem solchen Klima …seyn möge, so scheint der Körper doch endlich sich dagegen zu …n*); die alten Einwohner von Bombay gebrauchen wenige oder …keine Schutzmittel gegen physische Uebel. Man findet Gesell…szimmer, die an beiden Enden ganz offen stehen; die Wirkung …das Auge ist zwar oft sehr malerisch — man erblickt an jeder … eine entzückende Landschaft, welche die Säulen an den Ecken …Salons wie ein Rahmen einschließen — aber dieser Genuß kann …ie mannigfachen Gefahren, denen der im Saal Verweilende sich …zt, nicht schadlos halten. Speisezimmer sind oft in ähnlicher …durchbrochen; denn Jeder will da, wo er sich's wohl seyn läßt, …ichst viel frische Luft einathmen, und es ist ihm gleichgültig, von …er Seite sie kömmt. Ich rathe daher jedem Fremden, der in …bay längere Zeit verweilt, sich wärmer zu kleiden, als der …fort erheischt; sonst wird er mit chronischen Uebeln von aller …kämpfen müssen.

…Bald nach meiner Ankunft luden mich befreundete Damen zu …n gemeinsamen Ausfluge auf einen Jahrmarkt, der im Walde Mahim — diesem Meere von Palmbäumen — gehalten wird. …Jahrmarkt ist, wie in orientalischen Ländern gewöhnlich, zu …n eines Heiligen gestiftet, dessen Gebeine unter einem angeblich …en Monumente ruhen. Sein Name war Megduri Sahib. Neben …een großen Eigenschaften besaß er die Gabe der Weissagung; er …unter Anderem prophezeit, daß Bombay aufhören werde, zu …ren, sobald die Stadt bis an den Wald reichte. Die Erfüllung …s Orakels scheint nicht mehr fern zu seyn: das Land ist ausge…net, mancher unwegsame Strich mit Erde gefüllt und tüchtiger …n geworden, und die Reihen der Häuser verlängern sich fast …ends, so daß der Berra-Basar in keiner sehr fernen Zukunft Mahim reichen dürfte. Diejenigen, welche der Prophezeiung …zen Glauben schenken und doch nicht gern annehmen möchten, … die Präsidentschaft ihrem Untergang zueilt, sind der Meinung, …ibay werde, als künftige Residenz des Oberstatthalters, einen …ren Namen bekommen. Auf diese Art verlöre der Heilige aller…s seinen Kredit nicht, und die gute Stadt bliebe doch vom Un… verschont. Abergläubige Personen von jedem Bekenntnisse — …Portugiesischen Christen vielleicht ausgenommen — bezeugen dem …umente des Heiligen große Ehrfurcht; viele angesehene Einge…ne haben eigene Häuser in Mahim bauen lassen, in denen ihre …ilien während der Festwoche wohnen, und Andere miethen Woh…zen zu zwanzig Rupien den Tag.

…Auf dem ganzen sehr angenehmen Wege bis zum Walde drängte …eine unabsehbare Reihe Fuhrwerke, von Büffeln gezogen, in denen …lhabende Leute aller Kasten saßen, während die weniger Bemittel… gruppenweise zu Fuße wanderten, ihre älteren Kinder an der …d führend und die jüngeren auf den Armen schleppend. Von dem …de des Waldes führte ein labyrintisch gewundener Weg durch …im Strahl der Abendsonne vergoldete Wildniß; Schmarotzer…nzen, die an den Stämmen vieler Bäume sich aufwärts rankten … in herrlichen Festons von Baum zu Baum zogen, brachten einen …ichen Wechsel in den monotonen Eindruck der hohen kerzen…den Palmen.

Das erste Haus, bei dem wir anlangten, war klein, zierlich und sehr komfortabel eingerichtet. Zerstreute Hütten bildeten den Eingang zu der Hauptstraße von Mahim, deren Häuser sämmtlich illuminirt waren. Hin und wieder sah man in der Gruppirung der Lämpchen die Form von Weintrauben nachgeahmt. Wir kamen an einem wahren Basar von Kaufläden vorüber, in denen man Französische, Englische und Holländische Spielwaaren, Indischen Putz und Flitter jeder Art, Porzellan und gefärbte Gläser, Kuchen und Zuckerwerk jeder Sorte ausbot und ausrief. Das Gedränge nöthigte uns endlich, unseren Wagen zu verlassen und einen ehrenwerthen Indischen Gentleman, der uns auf seinen Landsitz eingeladen hatte, zu Fuße aufzusuchen. Wir trafen diesen Herrn bald an einem Ausgang des Dorfes, der nach dem Mausoleum des Heiligen führte, und er begleitete uns ohne Säumen an den hehren Ort.

Das Monument ist ein weiß angestrichenes Gebäude mit einem Dom in der Mitte und vier Minarets an den Ecken. An jedem Zugang vom Dorfe her und auf den Stufen, die nach der Vorhalle führen, saßen ganze Schaaren Bettler beiderlei Geschlechts. Anfangs reute es mich, kein Geld zu mir gesteckt zu haben; als ich aber sah, wie viele hundert Hände nach einer milden Gabe langten, tröstete mich der Gedanke, daß es doch unmöglich gewesen wäre, Alle zu befriedigen. Ein anderer Volkshaufe sang mit aller Kraft seiner Lungen religiöse Lieder und wurde dabei von einer Musikbande akkompagnirt, die in der Vorhalle Posto gefaßt hatte. Aus der Halle kamen wir zu einem Gemache, das den Sarg des Heiligen beherbergte. Eintreten durften wir nicht, da wir uns weigerten, unsere Schuhe abzulegen; allein wir verloren nichts dabei, denn von der Schwelle aus konnten wir Alles sehen, was im Gemache vorging. Der Sarkophag war mit einem kostbaren Leichentuch überdeckt, und die Frommen drängten sich heran, um ihre Opfergaben darzubringen, die aus Geld, Kleidungsstücken, Getraide, Früchten u. s. w. bestanden. Alles wurde von den Priestern — im Namen des Heiligen — gern angenommen.

Als ich hier meine Neugierde befriedigt hatte, ging ich mit Vergnügen wieder auf den Jahrmarkt, wo es interessantere Dinge zu sehen gab. Im Walde belustigte sich das Volk mit Schaukeln, Carrousel's und anderen Lokomotiven. Riesen, Zwerge und Ungeheuer fehlten, aber Läden mit Erfrischungen sah man allerwärts. Eines dieser Café's, dessen ganze Fronte offen stand, war sehr brillant erleuchtet, und zahlreiche Tische in demselben boten jedem Vorübergehenden Leckereien von jeder Sorte. Daß die Besitzer des Etablissements — es waren Parsen — auch auf Britische Gäste rechneten, ergab sich aus den Englischen Worten „Thee-, Kaffee- und Pasteten-Haus", die in weißer Schrift auf einem großen schwarzen Schild an der Fronte prangten. Der alte Munschi nöthigte uns, hier einzutreten, und regalirte uns auf das freigebigste mit Allem, was die Anstalt Köstliches enthielt. Die Eingeborenen von Hindostan nehmen an Europäischen Mahlzeiten keinen Theil; da sie aber wissen, daß wir kein Bedenken tragen, ihre National-Gerichte zu essen, so fühlen sie sich sehr gekränkt, wenn es uns einfällt, etwas auszuschlagen. Ich mußte einige Kuchen in meinem Taschentuche mit mir nehmen, damit der Munschi ja nicht glaubte, ich fände sie unschmackhaft. Nach eingenommener Mahlzeit — denn so konnte diese Erfrischung billig heißen — folgten wir dem Munschi nach seiner Wohnung. Der Vollmond leuchtete uns mit seinem herrlichen Scheine durch ein paar weniger volkreiche und fast gar nicht illuminirte Gassen des Dorfes. Hier sah man hin und wieder Gruppen von Zechbrüdern, die, um lauter Flaschen und Becher kauernd, dem edeln gegohrenen Palmensafte, (dem Champagner Indiens) wacker zusprachen. Die Mäßigung scheint mir in Bombay eine eben so seltene Tugend zu seyn, wie in London.

Endlich war der Jahrmarkt mit seiner hellen Beleuchtung und seinem fröhlichen Getümmel und Gesumme weit hinter uns — nur einzelne Lichter winkten uns noch beim Umsehen, einzelne Klänge tönten aus der Ferne herüber. Wir kamen tiefer und tiefer in das stille Labyrinth des Waldes und verweilten endlich vor einem kleinen bescheidenen Hause, das im Winkel eines Gartens stand. Wir nahmen in der Veranda Platz, wo die Kinder unseres Wirthes versammelt waren. Die älteren Knaben redeten uns in sehr gutem Englisch an; wie der Munschi mir sagte, so verstanden sie auch schon Guseratisch und Maharattisch. Der Alte erzählte uns, er sey im Walde Mahim, gerade zur Zeit des Festes, geboren, und man habe ihm deshalb, obschon er Hindu war, als gutes Omen den Namen des Heiligen (Menduri) gegeben. Wir plauderten eine Zeit lang über allerlei Gegenstände und bewunderten dabei die Wirkung des

*) Den neuesten Nachrichten zufolge ist die geistreiche und liebenswürdige …fasserin diesem Klima erlegen.

Mondlichts in den Palmbäumen. Als wir endlich Abschied genommen hatten, konnte ich den Wunsch nicht zurückhalten, diese Gegend auch einmal in einem anderen Gewande zu sehen, obschon nur wenig Phantasie dazu gehörte, sich ein Bild von ihr zu entwerfen, wie sie in der Regenzeit erscheinen muß, d. h. mit Mehlthau an allen diesen hangenden Aesten, mit grünem stockendem Wasser in jeder Vertiefung des Bodens und belebt von kriechenden Kröten oder lauernden Schlangen.

An den Ort, wo wir unseren Wagen gelassen, zurückgekehrt, fanden wir die Volksmenge noch größer, als vorher, besonders wimmelte es von Kindern. Die oberen Stockwerke der vornehmen Häuser waren schön beleuchtet und mit Gesellschaft angefüllt, da viele der angesehensten Hindu's, Muhammedaner und Parsen nach Mahim kommen, um sich dort während des Festes zu erlustigen. Die Läden erschienen glänzender, als am Tage, und besonders staunte ich über die Menge kostbarer Spielsachen aus Europa, mit denen ganze Buden gefüllt waren, denn die Verkäufer gehörten Alle zur Hinduschen Race. Puppen, mit natürlichem Haar, nach der neuesten Mode frisirt, sah man in großer Menge, und nicht minder jene vortrefflichen Nachbildungen von Thieren aus Deutschland, die unter dem Namen „Bellendes Spielzeug" bekannt sind. Der Preis, den man für alle diese Dinge — wenigstens von unserer Gesellschaft — verlangte, war theuer: ich hätte mir gern zur Erinnerung an den Jahrmarkt Einiges angeschafft, wollte aber dem alten Munschi, dem einzigen Individuum unserer Gesellschaft, das Geld bei sich führte, nicht zumuthen, bei dieser Gelegenheit mein Banquier zu werden, da er ohne Zweifel keine Rückzahlung angenommen hätte. Als wir den Jahrmarkt verließen, kostete es uns viele Mühe, durch die Unsumme der Büffel-Fuhrwerke zu gelangen, die alle Wege verbollwerkten.

Meine verschiedenen Ausflüge auf der Insel haben mich oft zu schönen Teichen geführt, die von massivem Mauerwerk aus dunkeln Steinen umgeben sind; aber man vermißt überall die großartigen architektonischen Zierrathen, welche den Teichen Bengalens so viel Relief geben. Alle einheimische Gebäude von älterem Datum sind vergleichsweise unansehnlich, und der Stil der schönen neuen Häuser ist Europäisch. Sehr lobenswerth finde ich übrigens die Einrichtung, daß man in den Mauern, die sich um Gärten und Grundstücke wohlhabender Leute ziehen, überall Nischen mit Ruheplätzen für den Wanderer angebracht hat.

Das Fest Dewalli ist seit meiner Ankunft in Bombay gefeiert worden, und auch bei dieser Gelegenheit hat es eine Illumination gegeben; allein die Lichter und Lampen waren nicht so mannigfaltig und sinnreich angeordnet, wie in Bengalen, wo Jeder sein Haus nach seinem Geschmacke illuminirt. Als wir am Vorabend des neuen Jahres über den Basar spazierten, sahen wir große Vorbereitungen zu dem nahenden Feste; die Fenster waren mit Lampen besetzt; die Läden rein gefegt, die Hörner der Büffel mit Blumen geschmückt, und in allen Ecken brannte man Raketen und Schwärmer ab. Am folgenden Abend folgte ich mit einigen Freunden der Einladung eines sehr angesehenen Parsen von alter Familie, der eine Truppe Tänzer vor uns agiren ließ. Diese Leute waren alle weiß gekleidet, trugen Stäbe in den Händen und Blumen auf den Turbanen. Sie bildeten einen Kreis, der sich einigermaßen wie die Figur Moulinet im Contretanze ausnahm; allein man bot einander nicht die Hände, sondern die Tänzer innerhalb des Kreises schlugen im Rundtanze mit ihren Stäben gegen die Stäbe der Anderen, und Alle sangen dabei einen etwas rohen, aber nicht unmelodischen Chor. Nachdem sie verschiedene Evolutionen gemacht und fast athemlos geworden waren, feierten sie und forderten die Zuschauer auf, sie für ihre Strapazen anständig zu belohnen. In dem Gesellschaftszimmer unseres Wirthes fanden wir sehr viele Gäste. Am oberen Ende war der Fußboden mit einem weißen Tuche bedeckt, und rings herum saßen, den Rücken an die Mauer lehnend, gravitätisch aussehende Parsen, großentheils hochbejahrte Männer. Ihre Bücher und Hauptbücher lagen offen vor ihnen, um den priesterlichen Segen zu empfangen, der zum Gedeihen des Handels im nächsten Jahre ein nothwendiges Requisit ist. Die anwesenden Priester waren Brahmanen; denn die Sitte der Bücher-Einsegnung ist wie das Fest selber — dessen Patronin Lakschmi, die Göttin des Wohlstands — rein Hinduisch. Die Indischen Parsen, dieser einzige Ueberrest der alten Feueranbeter, sind von dem reinen Glauben, um dessen willen ihre Väter ins Exil gingen, auf eine betrübende Weise abgewichen. Was den fanatischen Verfolgern nicht gelang, das haben Zeit und Gewöhnung gethan, der lange und freundliche Verkehr mit den Hindu's, die ihnen sogar ihre Töchter zur Ehe gaben, hat die Religion der Parsen mit fremdartigen Bestandtheilen entweiht. Die Priester murmelten eine Art von Zaubersprüchen und warfen dabei edles Räucherwerk auf die glühenden Kohlen eines dreifüßigen Beckens, das mitten im Zimmer stand. Nach diesen Präliminarien ließen sie jede Person in das vor ihr liegende offene Buch ein paar Worte schreiben und gingen dann zu verschiedenen Malen im Kreise herum: bei dem ersten Umgange streuten sie Saamenkörner auf die Blätter, beim zweiten Goldblättchen; dann kamen Spezereien und Betelnüsse, in kleine Stückchen zerschnitten, und endlich Blumen nebst einer Quantität jenes rothen Pulvers, das an Hinduschen Festen so verschwenderisch gestreut wird. Als die Ceremonie zu Ende war, erhoben sich die Kaufleute und wünschten einander Glück und Segen. Vormals pflegte unser Wirth — dessen Reichthum jetzt, in Folge mehrerer Unglücksfälle, etwas herabgekommen ist — an diesem Tage 10,000 Rupien zu verschenken; Jeder, der in sein Haus kam, empfing eine Gabe. Der Gebrauch, die Bücher zu segnen, wird vermuthlich bald unter den Parsen abkommen; die jüngeren Leute sind schon der Meinung, daß es eine eitle und läppische von den Fremden erborgte Ceremonie sey, und selbst die Alten sagten mir, sie fügten sich dieser Ceremonie nur in Folge eines Vertrages, den ihre Väter mit den Hindu's geschlossen hätten, als diese ihnen ein Asyl bewilligten und in welchem ausbedungen worden sey, daß sie gewissen Hinduschen Gebräuchen und Ceremonien sich fügen sollten. „Auf die Gunst der Göttin Lakschmi", sagten sie, „setzen wir kein Vertrauen; es ist uns bei dem, was wir beginnen, nur um den Segen des wahren Gottes zu thun."

Jetzt wurden die Lampen angezündet; wir empfingen Rosensträuße, mit Rosenwasser besprengt, um sie mit nach Hause zu nehmen, und schieden von unserem freundlichen Wirthe. Die Frauen, die verheiratheten Töchter und die Schwiegertöchter des Hausherrn waren bei dieser Feier nicht erschienen; denn obschon das Weib in Bombay der Oeffentlichkeit lebt, so läßt sie sich doch nicht gern in ihrem eigenen Hause vor Fremden sehen. (Asiatic Journal.)

England.

Neue Aufschlüsse über Shakspeare's Leben und Dichtungen.

(Schluß.)

Einige scharfsinnige Leute sind auf den Einfall gekommen, Shakspeare sey von einem Edelmann beauftragt worden, dessen verliebte Empfindungen in Verse zu bringen, und die Sonnette wären das Resultat dieser offiziellen Arbeit. Diese Idee ist unhaltbar; sie wird durch das Sonnet widerlegt, in welchem Shakspeare auf seinen Schauspielerstand anspielt und seine untergeordnete Stellung beklagt. Von sich, von sich allein spricht er. Wir schließen uns der Meinung Boaden's an, daß der junge Freund des Dichters, der ihm seine braune Geliebte entfremdete, William Herbert, Graf von Pembroke war. Nathan Drake hatte dem Lord Southampton diese Rolle zutheilen wollen, allein seinen Gründen fehlt alle Wahrscheinlichkeit. Die Sonnette sind besonders merkwürdig durch den stillen Schmerz, der sich darin ausspricht, durch die tiefe Entmuthigung, welche sie durchzieht, und durch das unumwundene Eingeständniß der menschlichen Unvollkommenheit, zu welcher sich der erhabendste und keuscheste Geist entschließt.

Fügt man zu diesen Zügen noch seine frühe Flucht aus der Welt, die Dunkelheit, in welche seine letzten Jahre gehüllt sind, und die Meinung der Zeitgenossen von ihm, die, ohne die ganze Größe seines Genies zu fassen, ihm doch viel Talent zusprachen, so erhält man wenigstens eine annähernde Idee seines Wesens und Charakters.

Es ist interessant, neben der Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse die Entwickelung seiner Studien und seines Geistes zu verfolgen. Malone, Chalmers und Tieck haben die Shakspeare zugeschriebenen Dramen in chronologische Ordnung zu bringen und den Zeitpunkt ihrer Aufführung genau anzugeben versucht, allein ihre Beweise sind sehr ungenügend und ihre Gründe sehr unvollständig. Höchstens kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit gewisse Reihenfolgen seiner Werke zusammengruppiren, die ungefähr derselben Epoche angehören und eine Bildungsstufe andeuten, die sein Geist durchlaufen hat. Selbst diese Ordnung wird manche Uebelstände und Täuschungen zur Folge haben, wenn man ihr eine zu große Wichtigkeit beilegt: die Gruppen, die sich der Massen und dem allgemeinen Geiste nach unterscheiden, verschwimmen und gehen in ihren Endpunkten in einander über, und die letzten Dramen einer Epoche gränzen, der Form, dem Style und dem Gedanken nach, nahe an die Dramen der nächsten Epoche.

Shakspeare's erste authentische Werke scheinen ungefähr auf das Jahr 1593 zurückzugehen; damals war er 29 Jahr alt. Das Britische Drama, welches bis 1585 unfruchtbar und barbarisch geblieben war, hatte durch Marlowe und Greene eine Art Umwandlung erlitten, welche es erhoben, veredelt und begeistigt hatte. William Shakspeare, welcher innerhalb 1585 und 1587 Stratford verlassen hatte, war Zeuge des Erwachens der dramatischen Muse gewesen und hatte ohne Zweifel den Enthusiasmus getheilt, der die energische Versification, den leidenschaftlichen Ausdruck und die mächtige Beredsamkeit Marlowe's, so wie die weniger großartigen Eigenschaften Greene's aufnahm, der mit einer naiven Phantasie und mit einem unbestreitbaren Beobachtungstalente begabt war. Um diese beiden Reformatoren gruppirten sich andere Schriftsteller, welche die majestätische Sprache des Einen oder die akademischen Periphrasen des Anderen nachahmten. Es ist wahrscheinlich, obschon nicht nachzuweisen, daß der junge Shakspeare zuerst ihrer Fahne folgte. Greene und Marlowe waren 1593 gestorben, als Shakspeare unter seinem Namen mit drei Tragödien hervortrat: den „beiden Edelleuten von Verona", der „Liebe Müh umsonst" und den „Irrungen". Das zweite Stück wurde mehrmals von ihm umgearbeitet.

Auf dieser ersten Entwickelungsstufe sind Shakspeare's Eigenschaften noch nicht gereift. Man erkennt darin, wie Coleridge bemerkt, den herumtappenden Schüler, den Künstler, welcher dem Einflusse einer kaum angedeuteten dramatischen Epoche unterliegt und den genialen Menschen, der seinen Windeln entschlüpft. Er versucht seine Kraft in der Beobachtung menschlicher Charaktere und ihrer Analyse, woran auf der Englischen Bühne noch Niemand gedacht hatte. Aber seine Charaktere schwanken noch, und ihre Umrisse verschwimmen. Sein Pinsel führt schon starke Striche, aber noch leitet ihn der Zufall. In dem zweiten Stücke will er nicht mehr das ganze Leben nach seinen mannigfachen Beziehungen schildern, sondern eine verliebte Laune, eine vereinzelte Ansicht der Gesellschaft und Welt, einen Ausschnitt unserer Empfindungen und Gedanken. Daher erscheint seine ganze Ueberlegenheit in „der Liebe Müh umsonst", deren Stoff nicht sehr tief ist, die aber rasch dem Schlusse zuschreitet und durch einen belebten und wahren Styl glänzt.

Unmittelbar darauf tritt er mit der ersten Skizze von „Romeo und Julia" und einem Entwurfe des „Hamlet" hervor, der vielleicht

cht der erste ist; denn dieses bewundernswerthe Werk scheint drei- al von ihm umgearbeitet zu seyn. Schon 1585 macht ein Schrift- ller Namens Lodge in einem Pamphlet eine satyrische Anspielung if die Tragödie „Hamlet“. In der Bibliothek des Herzogs von evonshire findet sich ein zweiter „Hamlet“ aus dem Jahre 1603. n derselben Periode, welche mit 1594 und dem dreißigsten Jahre s Dichters endet, gab er seine beiden elegischen und erotischen Ge- chte „Venus und Adonis“ und „Lucrezia's Tod“ heraus.

In die Jahre 1594 — 1600 fällt die Reihenfolge dramatisirter hroniken, welche die Reife seines Talents bezeugen, und welche le, mit Ausnahme Heinrich's VIII., derselben Bildungsstufe ange- ören. Vor 1598 dann noch vier Komödien: „des bösen Weibes ähmung“, „der Sommernachtstraum“, „Ende gut, Alles gut“, er Kaufmann von Venedig“; nach 1598: „Viel Lärmen um nichts“, Was Ihr wollt“, „der heilige Dreikönigs-Abend“, „die lustigen Weiber von Windsor“, die letzte Umarbeitung von „Romeo und ulia“.

Shakspeare hatte nun fast seine ganze Kraft erreicht. Die er- abensten und schmerzlichsten Gedanken, der traurige Blick, den er if die Eitelkeit der Welt, auf die Nichtigkeit der Leidenschaften, des hrgeizes und der Wünsche fallen läßt, hatten ihm noch nicht „Mac- th“, „Othello“ und die letzte Umarbeitung des „Hamlet“ einge- ben. Aber welche reiche Aerndte von Charakteren und Gedanken! Wie frei geht er durch die Welt hindurch, ähnlich einem Halbgott! ir ihn giebt es keinen Schleier mehr, alle Geheimnisse des Inneren egen offen vor seinem Blick. Der Genius der Komödie, die Wahr- hmung des Lächerlichen in allen Situationen und gesellschaftlichen eziehungen, die ironische Heiterkeit, leben noch frisch in seinem eiste. Er zeigt sich munter und leicht, selbst in seinen poetischen räumen, im „Sommernachtstraum“, in der köstlichen, naiven und antastischen Pastorale: „Was Ihr wollt.“ Die Tragik des „Kauf- anns von Venedig“ endet in sanfter Wollust, mit einem ganz rischen Akte, mit Jessica's junger Liebe, mit Mondschein und Musik. ieses Gefühl innerlicher Fröhlichkeit, stachelloser Satyre und elegi- her Ironie, das er mit Cervantes theilt, hat ihm das wunderbare nd phantastische Drama „Viel Lärmen um nichts“ eingegeben. Ein eutscher Ausleger, Ulriei, hat dieses Drama auf eine Weise erklärt, e beim ersten Anblick gesucht erscheinen könnte, die aber bei näherer rüfung sich als die wahre erweist. Indem er die Kleinlichkeit der reignisse mit der Wichtigkeit vergleicht, die ihnen von den handeln- n Personen beigelegt wird, sieht er darin eine philosophische Ver- ottung, eine milde und verdeckte Satyre, die Parodie der mensch- hen Wünsche, Empfindungen und Leidenschaften. In der That ist dem Stücke Alles kindisch, Alles ist Falschheit, Lüge, Täuschung, chein. Der Tod und das Leben treten als gleichgültige und un- deutende Dinge auf.

Shakspeare hatte in seinem sechsunddreißigsten Jahre Meister- erke geschaffen, an deren Spitze „Romeo und Julia“ und die histo- schen Dramen stehen. Wir nähern uns der letzten Epoche seines enius, den vier großen Tragödien: „Othello“, „Hamlet“ in seiner tzten Gestalt, „Lear“ und „Macbeth“; außerdem „Heinrich VIII.“, Timon von Athen“, „Troilus und Cressida“, „Maaß für Maaß“, Coriolan“, „Julius Cäsar“, „Antonius und Cleopatra“, „Cymbe- n“, „ein Wintermährchen“ und der „Sturm“.

Von den letzten Werken dieser Reihenfolge, welche ruhiger und rostreicher als „Hamlet“, „Othello“, Macbeth und „Lear“ sind, ird angenommen, daß er sie in der Einsamkeit verfaßt habe, nach- em er sich aus dem Geräusch und Getümmel der Hauptstadt in ine kleine Geburtsstadt zurückgezogen.

Nie hat sich die Kraft des menschlichen Geistes in reicherer Ener- ie und einer so harmonischen Kunst der Combination wie in diesen Dramen entfaltet. Diese Offenbarung der geistigen Kraft in einem Menschen ist so wunderbar, daß sie denjenigen erschreckt, der sie ganz u ergründen sucht. Der letzte Cyklus des Shakspeareschen Genius thmet Traurigkeit. Sey es nun, daß die Leidenschaft triumphirt nd ihr Opfer zum Tode schleppt, wie in „Romeo“, „Lear“ und „Othello“, oder sey es, daß der menschliche Wille in einem wei- eren Sinne gefaßt wird, wie in „Hamlet“ und „Macbeth“, immer ritt uns als Grundwahrheit die Unzulänglichkeit, Armseligkeit und Nichtigkeit des Menschen entgegen. Das tragische Zusammenbrechen er Wünsche reißt in den Untergang das Wesen, welches die Wünsche egte, und diejenigen, die in seinen Kreis kamen. Es ist schwer u sagen, was Shakspeare nach diesen Werken noch hätte schaffen ollen.

Was nun die apokryphischen Dramen betrifft, die ihm zugeschrie- ben werden, so müssen als seinem Stile und seiner Denkweise fremd verworfen werden: „Der Verschwender von London“, „Sir John Oldcastle“, „Lord Cromwell“, „der Puritaner“, „die Tragödie von Yorkshire“, „der Dämon von Edmonton“ und „Merlins Geburt.“ Vielleicht hat er an Fletcher's „beiden edlen Verwandten“ einen Antheil. Der „schönen Em“, und „Rucdorov“, welche Tieck ihm zuschreibt, fehlt es an Interesse, Stil und Poesie. „Arden von Feversham“ trägt das Gepräge eines harten und stolzen Geistes. „Locrine“ und „Andronicus“ fallen durch ihre emphatische Bered- samkeit auf, welche nicht an Shakspeare erinnert. Weit eher wären wir versucht, ihm „Arthur's Leiden“ und den „Kohlenbrenner von Croydon“ zuzuschreiben, zwei Dramen, welche ins Jahr 1590 fal- len. Indeß läßt sich darüber nichts Sicheres ausmachen.

Das literarische Schicksal dieses großen Philosophen, dieses großen Dichters, dieses großen Beobachters ist merkwürdigen Revolu- tionen unterworfen gewesen.

Kaum hatten seine Kameraden mit geringer Auswahl und Sorg- falt seine dramatischen Werke herausgegeben, als der Geist der reli- giösen Reform England ergriff und in seinem Sturmeswehen Thea- ter, Schauspieler und die dramatische Poesie überhaupt fortriß. Unter Karl II. erhob sich die Bühne wieder, wurde aber der Schau- platz der Zügellosigkeit, welche der Hof aus dem Auslande mitge- bracht hatte und welche in der Reaction gegen die Sittenstrenge der vorigen Epoche eine Stütze fand. Shakspeare erschien wieder, wurde aber so wenig verstanden, daß Samuel Pepys, einer der urtheilsfähigsten Männer der Zeit, vom Othello sagte, er sey ein lächerliches Stück und nicht werth, auf einer Jahrmarktsbühne auf- geführt zu werden. Im achtzehnten Jahrhundert, wo die Zustände mehr Statigkeit gewannen, wovon auch die Literatur Nutzen zog, wendete sich die Aufmerksamkeit der Kritik wieder den Shakspeare- schen Dramen zu. Pope versuchte, sie nach den Regeln der didakti- schen Poesie zu beurtheilen, Warburton legte den Maßstab der Sca- ligerschen „exercitationes“ an sie. Samuel Johnson hatte schon seine schwerfällige Tragödie „Irene“ geschrieben, als er den „Othello“ las. Die Kommentatoren fielen über den Riesen her, und die gei- stige Ueberlegenheit, welche die didaktischen Richter zur Anerken- nung eines Genius getrieben hatte, den sie nicht verstanden, entlockte Capell, Theobald und Stevens einige vernünftige Worte. In Frank- reich, wo er nicht besser gewürdigt wurde, verglich ihn Voltaire, der ihn in seinem „Jules César“ und in „Zaïre“ geplündert hatte, einem betrunkenen Wilden, und Diderot dem heiligen Christoph. Es war wirklich merkwürdig anzusehen, wie alle geistreiche Leute sich vor der Macht eines unbekannten Genius beugten, ihn aber auch einstim- mig der Rohheit beschuldigten. Nur allmälig kam die Wahrheit zur Anerkennung, daß ein Genie nie roh sey und als der höchste Aus- druck der Vernunft angesehen werden müsse, daß Plan, Anordnung und Form der Shakspeareschen Dramen die höchste Vernunft verrie- then, und daß, wenn man von einigen Unregelmäßigkeiten absieht, die er der Zeit und Mode zum Opfer brachte, wir hier die wahren und echten Muster haben, die Schöpfungen eines vollendeten Künst- lers, eines gewaltigen und tiefen Geistes. Niemand zweifelt mehr an der von Coleridge ausgesprochenen Wahrheit, welche zwischen mecha- nischen Werken, den Produkten einer materiellen Geschicklichkeit, und organischen Schöpfungen, die aus einem inneren Triebe hervorgehen, unterscheidet. Die Pflanze, die sich dem Schoße der Erde entwin- det, gehorcht nur dem Gesetze ihres Lebens und entwickelt sich gemäß dem Wesen, das in den Sonnen enthalten ist. „So wirkt die Na- tur“, sagt Coleridge, „der erste Künstler, das Urgenie, die unerschöpflich in verschiedenen Offenbarungen, unerschöpflich in Kräften ist. So dichtet Shakspeare, welcher die zum Menschen gewordene Natur ist, der Verstand der menschlichen Dinge in Form des Drama's.“

Seitdem sind Hallam, Hazlitt, Sontbey, Walter Scott, alle große Geister, mit Ausnahme des paradoxensüchtigen Byron, dieser Ansicht beigetreten. In Frankreich haben Villemain und Guizet, obschon sie nicht wagten, ihn zum Gipfelpunkte aller dramatischen Poesie zu machen, doch seine Größe anerkannt. In Deutschland wurde seine Apotheose durch Göthe, Schiller, Schlegel und Tieck bewerkstelligt. Die Shakspeare-Bibliothek besteht jetzt aus mehr als tausend Bänden; darunter die Arbeiten von Tieck, Schlegel, Ulrici, Horn, Shakspeare's Leben von Skottawes, Shakspeare und seine Zeit von Dr. Deake, die Skizzen der Shakspeareschen Frauen-Charak- tern von Mrs. Jameson und die Dramaturgen aus Shakspeare's Zeit von Gifford Dyce. (Edinburgh Review.)

Afrika.

Englands Verträge mit Afrikanischen Königen. *)

So lange die Afrikanischen Küsten von Europäischen und Ame- rikanischen Schiffen nur wegen des Sklavenhandels besucht wurden, gab es keine Veranlassung, mit den Beherrschern der dortigen Ge- biete besondere Bündnisse zu schließen, am wenigsten mit denen, welche tiefer im Innern des Landes wohnen. Für die Ansiedelungen der Franzosen am Senegal, der Dänen am Rio Volta, der Holländer an der Goldküste, der Portugiesen am Loango, der Amerikaner am Kap Mesurado war die Erwerbung eines kleinen Landstriches aus- reichend, und der beschränkte Handel mit den benachbarten Stämmen machte sich von selbst. Erst durch den Kampf gegen den Sklaven- handel ist das Bedürfniß eingetreten, die Afrikanischen Häuptlinge selbst in das Interesse zu ziehen und zur Abstellung dieses abscheu- lichen Handels zu verpflichten. Daher gingen die Unternehmungen dieser Art von den Englischen Ansiedelungen, besonders von Sierra Leone aus. Ihr Zweck ist nicht nur Hemmung des Menschenhandels, sondern Einrichtung eines ehrenhafteren Austauschs von Natur- Produkten und Erzeugnissen der Industrie, so wie Aufmunterung des Landbaus, um die Afrikaner zu einer vortheilhafteren Ausbeutung ihrer natürlichen Hülfsquellen zu vermögen. So wenig die Afrikaner im Allgemeinen Veranlassung haben, von dem Charakter und den ehrlichen Absichten der Europäer eine gute Meinung zu hegen, so sind sie dennoch allen Anerbietungen eines geregelten Handelsverkehrs aufs bereitwilligste entgegengekommen, ohne Zweifel, weil diese An- erbietungen von Solchen ausgingen, deren Absichten und Handlungs- weise sie von denen der Sklavenhändler bereits zu unterscheiden ge- lernt hatten. Denn die Afrikanischen Häuptlinge, obgleich sie den Vortheil, welchen der Sklavenhandel ihnen gewährt, nicht ver- schmähen, sind demselben doch, wie sehr achtungswerthe Stimmen bezeugen, entschieden abgeneigt. Britischen Gouverneurs ist es daher

*) Da so eben in den Zeitungen von dem Traktat Großbritaniens mit dem Imaum von Muscat die Rede gewesen ist, so geben wir hier eine Zusammenstellung aller der Versuche, welche Englischer Seits in Afrika zur Herstellung eines geregelten Verkehrs seit etwa 20 Jahren gemacht worden sind, und ihrer Resultate, wobei uns das Werk von Burton: The slave trade and its remedy. London 1840, zum Führer dient.

in vielen Fällen gelungen, mit den benachbarten Fürsten des Landes in Verträge zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs und zur Abstellung des Sklavenhandels zu treten. General Turner, der bis zu seinem leider allzu frühzeitigen, durch übermäßige Anstrengungen herbeigeführten Tode (1826) Gouverneur von Sierra Leone war, schrieb in dieser Beziehung an den Kolonial-Minister: „Es wohnen Völkerschaften innerhalb unseres Bereiches, welche begierig sind, mit uns in einen geregelten Verkehr zu treten. Ich mache mich anheischig, ohne Kosten, ohne Hülfe der bewaffneten Macht, ohne Kompromiß der Regierung und ohne irgend ein Risiko binnen sechs Monaten solche Arrangements zu treffen, daß kein Fahrzeug, welcher Nation es sey, von West-Afrika fernerhin Sklavenladungen hinwegführen soll; und ich bürge dafür, daß die Ausführung meiner Maßregeln in Afrika Frieden und Ordnung, Industrie, Wohlstand und Gesittung vermehren, den Engländern aber ein weiteres und schöneres Feld für die Erfüllung ihrer wohlwollenden Absichten eröffnen wird. Was ich von der Regierung fordere, sind nur zwei kleine Dampfböte; mit diesen will ich das ganze Stromgebiet vom Senegal bis zur Goldküste beherrschen, die Britische Flagge daselbst behaupten und alle anwohnende Stämme vermögen, sich unter den Britischen Schutz zu stellen." General Turner hat in der That einen Theil seiner Entwürfe ausgeführt und würde seinen Zweck ohne Zweifel ganz erreicht haben, wenn er länger gelebt hätte. Seine Wirksamkeit, heißt es in einer Depesche seines Nachfolgers (2. Juli 1826), hat einer beträchtlichen Landstrecke Frieden, Ruhe und Sicherheit verschafft, hat eine jährliche Ausfuhr von mindestens 15,000 Sklaven unmöglich und allem mit dieser zusammenhängenden Elende und Blutvergießen ein Ende gemacht. — Bei den unmittelbar an den Küsten wohnenden Häuptlingen wird man allerdings keine große Bereitwilligkeit, in Handelsverbindungen mit Großbritanien einzugehen, voraussetzen dürfen. Ein wohlunterrichteter Reisender beschrieb diese als die roheste, zügelloseste Bande von schwachen Häuptlingen, die auf Erden zu finden wäre. Sie sind wüste Trunkenbolde. Ihren Bedarf an Branntwein liefert ihnen der Sklavenhandel. Die Abhärtung in diesem unmenschlichen Gewerbe hat sie für Leiden und Qualen ihrer Mitgeschöpfe fühllos gemacht. An ihrer Kultur hat nur der Auswurf Europa's gearbeitet. Der Sklavenhandel aber gewährt ihnen zwiefachen Profit, nämlich außer demjenigen, welchen er unmittelbar abwirft, auch noch den Gewinn, welchen sie von dem Absatz der für Sklaven eingetauschten Güter ins innere Land ziehen. Es ist bisher im Interesse dieser Häuptlinge gewesen, Alles, was in ihren Kräften stand, aufzubieten, um die Reisenden von einem tieferen Eindringen in Afrika abzuhalten. Doch scheint aus den neuesten Berichten hervorzugehen, daß die Macht der Küstenbeherrscher an vielen Punkten sich sehr vermindert habe. Anders steht es mit den Sultanen und Fürsten im Innern. Manche derselben haben sich bereitwillig gezeigt, Britische Ansiedelungen auf ihrem Gebiete zuzulassen, und in einzelnen Fällen ist die Gelegenheit, mit ihnen wenigstens Bündnisse aufzurichten, erfolgreich benutzt worden. Vorzüglich in dem ganzen Landstrich vom Senegambia bis Benin wird den Engländern mit Vertrauen begegnet. Laut einer Depesche des Gouverneurs Grant von Sierra Leone (28. Februar 1821) war von dem Könige der Fulahs, Almami Abdul Kadrie, einem mächtigen Fürsten, dessen Gebiet vom Sierra Leone-Fluß bis zum Niger reicht und dessen Einfluß sich weit in das Innere erstreckt, bereits Gouverneur Macarthy aufgefordert worden, einen Beamten nach der Hauptstadt Tiembo zu senden, als ein zweites sehr freundliches Einladungsschreiben einlief, in Folge dessen Gouverneur Grant den Assistenz-Wundarzt O'Beirn dorthin abordnete. Dieser nahm nur wenige Schwarze mit sich, als Träger für sein Gepäck, und einige Geschenke von unbedeutendem Werthe. Der gute Erfolg dieser Verbindung zeigte sich bald an dem Steigen der Zufuhr von Elfenbein, Gold und Vieh. „Ich habe niemals", schreibt O'Beirn, „die Freude lebhafter ausgedrückt gesehen, als in dem Gesichte des Königs bei meiner Ankunft, und niemals ist mir ein herzlicherer Empfang in meinem Leben zu Theil geworden. Almami sagte mir, es sey seit vielen Jahren sein angelegentlichster Wunsch gewesen, einen Verkehr zwischen Sierra Leone und seinem Lande Futa Jallu einzuleiten; er würde dafür sorgen, daß der Handel frei und ungehindert bis in die spätesten Zeiten fortdauern könne. Er versicherte auch, daß er den Sklavenhandel schon längst aufzugeben willens gewesen sey, denn er wisse, daß Gott in dem zukünftigen Leben ihn dafür zur Rechenschaft ziehen, aber hoffentlich auch die Entschuldigung annehmen werde, daß die Weißen, welche zur Küste kommen, den Sklavenhandel unvermeidlich machen." Im Jahre 1823 besuchte Capitain Clapperton zu Sackatu den Sultan der Filetas (Felatahs), Bello. Der Sultan fragte, ob wohl der König von England ihm einen Konsul, einen Arzt und Kaufleute nach Sudan zu schicken geneigt seyn würde. Clapperton versetzte, daß dies allem Vermuthen nach geschehen werde, wenn der Sultan auf den Sklavenhandel verzichten wollte. Ich will, entgegnete dieser, dem Könige von England Grund und Boden geben, um an der Küste eine Stadt zu bauen. Ein andermal versicherte er Clapperton, die Unterdrückung des Sklavenhandels sey in seiner Macht, und er würde sich die Sache angelegen seyn lassen, wenn er in eine dauernde Freundschaft und Handelsverbindung mit England treten könnte. Bello beherrscht ein kriegerisches, unternehmendes Volk und hat sein Ansehen über viele benachbarte Stämme und Völkerschaften ausgedehnt, welche alle sehr eifrig bei der Sklavenlieferung betheiligt sind. Ueber die Unterhandlungen, welche um dieselbe Zeit mit dem Scheik von Bornu angeknüpft worden sind, berichtet Major Denham. „Unsere Vorschläge", sagt er, „welche sich auf Herstellung einer regelmäßigen Communication durch Europäische Kaufleute bezogen, wurden von allen Klassen der Bevölkerung mit Freude begrüßt, und der Scheik fand sich willig, uns, so weit sein Einfluß reiche, zu unterstützen. Seine eigenen Worte in Bezug auf den Sklavenhandel waren diese: Ihr saget recht, wir sind Kinder Eines Vaters! Ihr saget, die Söhne Adam's sollten nicht einer den anderen verkaufen, und ihr wisset alle Dinge. Gott hat euch viele Fähigkeiten gegeben, aber was sollen wir thun? Die Araber kommen hierher, und was sie begehren, sind Sklaven. Warum sendet ihr uns nicht eure Kaufleute? Ihr kennet uns nun. Lasset sie ihre Weiber mit sich führen und wohnen unter uns, und uns alles das lehren, was ihr uns so oft rühmet, Häuser zu machen, und Böte zu machen und Feuerwaffen zu machen." Dies war im Jahre 1824. Richard Lander schrieb im Jahre 1830, daß El Kenemy, der Scheich von Bornu, wirklich ein Verbot erlassen habe, Sklaven gegen Westen, d. h. zur Küste, nicht weiter als bis Wewe, welche Stadt an der Gränze seines Reiches liegt, zu führen. Es ist bemerkenswerth, daß auch das Oberhaupt von Wewe Lander bat, seinen Landsleuten zu sagen, daß sie die Erlaubniß hätten, zu kommen und eine Stadt zu bauen und Handel zu treiben den Quorra (Niger) auf und nieder. Die Englische Regierung hat aber nur in sehr wenigen Fällen die Anerbietungen der Afrikanischen Häuptlinge zu benutzen erlaubt. Herr H. Rankin, der früher Kommissions-Richter in Sierra Leone war, erklärte vor dem Aborigines-Committee: „Es ist niemals die Politik der Regierung in Afrika gewesen, weder als dieselbe in den Händen der Afrikanischen Gesellschaft war, noch in späterer Zeit, die Ausdehnung des Gebietes zu gestatten. Selbst als General Turner und Sir Neil Campbell Gouverneure waren und Land in der Nachbarschaft vertragsmäßig und auf erlaubten Wegen erworben hatten, befahl die Regierung die Zurückgabe desselben.*) Sie erlaubte nicht, dieses Land in Besitz zu nehmen und für Britisches Gebiet zu erklären. Meiner Meinung nach ist die Ausdehnung unseres Gebietes höchst wünschenswerth, aber man hat dies doch nicht anerkennen wollen. Die Britische Regierung hat in der That Ursache, den Schein von Eroberungslust zu verhüten. Man ist immer bereit gewesen, ihren Bemühungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels ehrgeizige Motive unterzulegen." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wallisische Sprache und Literatur. Den Preis von 80 Guineen, welchen die Wallisische Literatur-Gesellschaft von Abergavenny auf die beste Beantwortung der Frage: „über den Einfluß der Wallisischen Sagen auf die Literaturen Deutschlands, Frankreichs und Skandinaviens" setzte, hat, wie das Athenaeum meldet, der Regierungsrath Schulz in Bromberg davongetragen. Es waren drei Abhandlungen eingegangen: eine in Deutscher Sprache mit Englischer Uebersetzung; eine in Französischer Sprache, und endlich eine in Deutscher Sprache mit Französischer Uebersetzung. Die letzte war es, die, von Herrn Schulz verfaßt, den Preis erhielt. Zum Schiedsrichter war Herr Geheime Legationsrath Bunsen (gegenwärtig Königl. Preuß. Gesandter in der Schweiz) bestellt, der seit längerer Zeit Ehrenmitglied der Wallisischen Literatur-Gesellschaft und bei der vorjährigen Feier ihres Jahresfestes zugegen war. Man sieht nächstens dem Erscheinen eines Cornwallisch-Wallisischen Wörterbuchs entgegen, welches sich hinsichtlich der Celtischen Sprachen den berühmten germanischen Sprachforschungen der Brüder Grimm anreihen soll. Der Prospektus dieses Werkes ist bereits ausgegeben.

— Ausländisches Gut im Freihafen. Der „Freihafen", der vom Jahre 1841 ab in monatlichen Lieferungen (statt der bisherigen Vierteljahres-Hefte) erscheint, bringt in seinem bereits ausgegebenen Januar-Stücke unter der Ueberschrift „Bela" ein Bild aus dem Kaukasus, das als eine treffliche Erläuterung zu den Darstellungen des Tscherkessen-Lebens dienen kann, die wir kürzlich in diesen Blättern nach dem Engländer Bell mitgetheilt. Bela ist ein reizendes Tscherkessen-Mädchen, dessen Raub und Tod uns hier von einem Russen, Herrn Michael Lermontoff, erzählt wird. Herr Varnhagen von Ense, dessen Liebhaberei es seit einigen Jahren ist, hie und da ein Blümchen in dem jungen Russischen Literatur-Garten zu pflücken, hat diese Novelle übersetzt und damit dem „Freihafen" ein anziehendes Geschenk gemacht. In demselben Hefte ist auch, so weit es unser ausländisches Forum angeht, noch ein anderer interessanter Beitrag, nämlich die Schilderung eines Besuches, den Herr Heinrich Laube im vorigen Jahre dem Dichter Beranger in Tours abgestattet. Beranger, der in Tours, fern von der Welt, d. h. von Paris, auf seinen Lorbeern ruht, nahm den Besuch des Deutschen wie etwa den eines Chinesen auf. Denn von der Literatur des Einen wie des Anderen weiß der populairste aller Französischen Dichter gleich viel oder wenig. Dessenungeachtet war der Dichter gastfreundlich genug, dem Deutschen Kollegen und seiner Frau, die ihren Gatten begleitet hatte, seine Lebensgeschichte in höchst anmuthiger Weise zu erzählen, und diese lernen wir nun aus zweiter Hand durch die Erzählung im „Freihafen" kennen.

*) Dies geschah vornehmlich, nachdem Sierra Leone der Krone zugefallen und wegen der schweren Anklagen, welche Rob. Thorpe, ehemaliger Friedensrichter von Sierra Leone, 1816 gegen die African institution erhoben hatte (besonders in seiner Schrift: A view of the present increase of the slave trade. London 1818), eine Untersuchung verhängt worden war. Vergleiche Thoughts on the abolition etc. London 1816, übrigens eine hämische Schrift im Interesse der Vertheidiger des Sklavenhandels. In neuerer Zeit ist Großbritanien weniger ängstlich gewesen, wie sich weiterhin ergeben wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

chentlich erscheinen drei
nmern. Pränumerations-
s 22½ Sgr. (¾ Thlr.)
te.jährlich, 3 Thlr. für
ganze Jahr, ohne Er-
ung, in allen Theilen
Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

146. Berlin, Freitag den 4. Dezember 1840.

England.

Neueste Literatur-Schau.

Von Philarete Chasles.

Ein Adjutant des Tiberius, der mindestens eben so viel Geist wie sein Herr, äußerte, es sey mit den Talenten und Genie's eigene Sache, sie zögen bataillonsweise durch die Jahrhunderte, eicher Uniform, möchte es nun die der Mittelmäßigkeit oder die Größe seyn. Die Bemerkung klingt etwas militairisch, aber sie och sehr treffend; man wäre versucht, zu glauben, daß der tsche Philosoph Hegel, der Schöpfer des Epochen-Systems, dieses Vellejus Paterculus entlehnt hätte, so hieß jener Römische ier. Wirklich sieht man zu allen Zeiten die geistigen Kräfte, enweise geschaart, dieselben Farben tragend und unter dieselbe e sich reihend. Der erhabene, feierliche Schwung all' dieser hsam geflügelten Geister, die von Aeschylus bis Euripides durch chenlands stürmischen und glänzenden Himmel zogen, läßt sie Phantasie wie eine einzige, nur durch Schattirungen unterdene, in ihrem allgemeinen Charakter aber übereinstimmende orte erscheinen. In Rom bildet die Periode des Ciceronischen Virgilischen Genius eine Aera von bestimmtem Gepräge. In kreich haben wir einerseits das sechzehnte Jahrhundert mit itaigne und Rabelais, andererseits das Zeitalter Ludwig's XIV., darauf, Bossuet, Molière und Pascal in majestätischem Zuge n einander einherschreiten zu sehen. Unter der Königin Elisabeth England verbinden ähnliche Unabhängigkeit, Schöpferkraft und bachtungsgabe Baco mit Shakespeare, Shakespeare mit Spencer, ncer mit Raleigh. Es ist, als erblickte man Brüder gemeinsam Kampf vorrücken, wie die alten Celten, durch eherne Ringe an nder geknüpft und alle einander ähnlich.

Dieser Vellejus, einer von denjenigen Alten, die sich am ten jener Methode der philosophischen Verallgemeinerung nähern, he die Neueren als ihr ausschließliches Eigenthum betrachten, also wohl Recht, wenn er behauptet, daß die Generationen der ente gruppenweise mit einander durch die Jahrhunderte wandeln: nentissima cujusque professionis ingenia, cujusque clari operis acia, in similitudinem et temporum et profectuum semetipsa aliis separaverunt.*) Eine Aeußerung, die in Sinn und Form issen Stellen in Haller's und Schelling's Werken vollkommen pricht. Sie enthält die wahre Theorie der Literaturgeschichte, so eng verbunden ist mit der Geschichte der Völker und mit dem tschritt der Bildung. Dieser abgemessene Gang, von dem der nische Offizier spricht, ist eigentlich nichts Anderes als die Reduction der verschiedenen Phasen, die das sociale Leben der Völchaften durchwandert. England, mit dem wir uns jetzt allein häftigen wollen, zählte zwei Haupt-Epochen seiner socialen und llen Kraft: die eine von Shakespeare bis Milton, unter Elisabeth Jakob I.; die andere mit Crabbe im Jahre 1799 beginnend und Walter Scott endend. Die beiden dazwischen liegenden Zeitume sind von untergeordneter Bedeutung, was die geistige Entkelung betrifft, wenngleich sie durch die glänzenden Namen eines yden und Pope geschmückt werden. Die eine, unter Karl II. und kob II., zwischen 1650 und 1700, beschränkt sich auf leichtfertige chahmung Benserade's und Voltaire's. Die andere, die das ganze tzehnte Jahrhundert umfaßt, erhebt sich bis zur gelehrtesten und nstlerischsten Kopie von Boileau und Horaz. Nachdem der Britische danke diese verschiedenen Phasen durchgemacht, scheint er im hre 1830 in eine Periode des Erbleichens einzutreten, die immer sser und matter wird, wenn sie auch noch nicht aller Kraft und es Werthes völlig beraubt ist. Wir wollen gern glauben, daß gland seine Bahn noch nicht vollendet hat, daß es noch nicht an Hefen des Angelsächsischen Genius, noch nicht am Bodensatz ner geistigen Bildung angekommen. Der ganze nördliche Theil ropa's bewahrt, vermöge seines Teutonischen Blutes, eine Lebensist, die den südlichen Ländern derselben Zone längst entschwand. er das geistige Licht hat sich verdunkelt; der Brennpunkt hat die dende Kraft verloren; künstliche Surrogate sind an die Stelle r echten, wärmenden Flamme getreten; die Nachahmung und die wohnheit haben die Furchen des literarischen Feldes eingenommen. an muß sich in Geduld fassen: die größten Völker haben dies Schicksal getheilt. Die fruchtbarsten Volksstämme ruhen aus, schlafen und sterben.

Wenn Shakespeare's Dupperich *), einer der prächtigsten Charaktere dieses Dichters, zum Kritiker geworden wäre und über die jetzige Englische Literatur urtheilen sollte, er würde sie gewiß mit seinem Lieblingsausdruck als most tolerable and not to be endured, als „durchaus erträglich und unstatthaft" bezeichnen. Unter den vielen komischen Personen, mit denen dieser Molière-Aeschylus seine Welt bevölkert hat, findet sich auch jener treffliche Diener der Gerechtigkeit, der gute kleine Friedensrichter Dupperich, ein ganz köstlicher Mann, der Kant's Antinomieen schon ahnte, denn die besten Dinge sind in seinen Augen ein wenig schlecht. Er hat sich in seinem verworrenen Kopfe ein beständiges Schaukelsystem von Gut und Böse gebildet, aus dem die scharfsinnigste Kritik und das lächerlichste Symbol des schwankenden Skepticismus entspringt. Eine Physiognomie kömmt ihm äußerst schön und doch ziemlich häßlich vor, eine Handlung erscheint ihm als verbrecherisch und dennoch als ganz tugendhaft. Das Für und das Wider, die sich in seinem wirren Gehirn so wunderlich durchkreuzen, erzeugen darin eine ewige Dämmerung zwischen Licht und Finsterniß. Wirklich könnten die Aussprüche dieses übertriebenen Eklektikers sehr wohl zur Charakteristik der heutigen Englischen Literatur dienen, denn sie ist von höchst dürftigem Reichthum, von höchst fruchtbarer Armuth, von höchst bewundernswürdiger Nichtigkeit, von höchst armseliger Ueppigkeit, von höchst mittelmäßiger und doch ausgezeichneter Ergiebigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die ausgezeichnetsten und schöpferischsten Geister jeder Art haben sich ts in Gruppen getheilt, je nachdem sie durch Zeit und Fortschritte mit nander verwandt waren.

*) So heißt der Gerichtsamtmann Dogberry in der unter dem Titel „die Quälgeister" bekannten Deutschen Bearbeitung des Shakespeareschen Lustspiels: Much ado about nothing (Viel Lärmen um Nichts) von Beck.

Aegypten.

Mehmed Ali und seine Familie.

Nach den Briefen eines Engländers.

Mehmed Ali wurde im Jahre 1769 zu Cavallo in Rumelien geboren. Frühzeitig verwaist, fand er Aufnahme bei einem reichen Aga, wurde nachmals Tabackshändler, erwarb sich einiges Vermögen in diesem Geschäft und machte eine gute Partie. Als Bonaparte's Einfall in Aegypten die Pforte veranlaßte, Truppen aus den verschiedenen Türkischen Provinzen zusammenzuziehen, stellte er sich an die Spitze von dreihundert Mann und wurde zum Bimbaschi oder Oberst dieser Streitkräfte ernannt. Er focht in der Schlacht von Abukir mit und wurde zum Rang eines Sartschesmi oder Befehlshabers von tausend Mann befördert. Kurschid Pascha, der damals Gouverneur von Aegypten war, hatte sich mit den Bey's überworfen und wurde von seinen eigenen Albanesischen Soldaten beunruhigt. Mehmed-Ali benutzte diesen Zustand der Dinge, wußte sich bei dem Pascha in Gunst zu setzen und suchte die Albanesen zu gewinnen, die seinem Gebieter so feindlich waren. Kurschid entdeckte seine Absichten und befahl ihm und den Albanesen, in ihre Heimat zurückzukehren. Er heuchelte Gehorsam, ließ sich von den widerspänstigen Soldaten bewegen, in Aegypten zu bleiben, sah der Plünderung Kahira's und der Absetzung des Pascha's ruhig zu und willigte, anscheinend mit Widerstreben, in seine Einsetzung als Statthalter von Aegypten. Die Pforte, um seiner in Aegypten los zu werden, ernannte ihn im Jahre 1805 zum Statthalter von Dscheddah und schickte später eine Flotte gegen ihn; aber eine Intrigue zwischen Mehmed Ali's großem Freunde, dem Französischen Konsul Herrn Drovetti, und dem Kapudan Pascha gewann ihm die Verzeihung und Gunst des Sultans. Kaum war er in seinem Posten bestätigt, als die Pforte, auf die Vorstellungen der Britischen Regierung, die Mameluken in Aegypten wiedereinzusetzen strebte. Es wurde ein Ferman zu diesem Zweck an den Pascha abgefertigt und ihm, statt der von ihm bekleideten Statthalterschaft, das Paschalik Salonichi angeboten. Abermals that er, als unterwerfe er sich, und abermals ließ er sich von seinen Soldaten bewegen, in Aegypten zu bleiben, und im Jahre 1806 ward ihm die Gunst der Pforte wieder zu Theil, unter der Bedingung, daß er 4000 Beutel an den Sultan zahlen sollte.

Im Jahre 1807 drangen wir in Aegypten ein, und unsere damaligen Niederlagen sollen großentheils dem trefflichen Vertheidigungsplan zuzuschreiben gewesen seyn, welchen Herr Drovetti für den Pascha entworfen hatte. Vier Jahre später fühlte sich Mehmed

Ali stark genug, um seinen großen Endzweck, die Ausrottung der Mameluken, durchzusetzen. Die Feier der Bekleidung seines Sohnes Tussun mit dem Kaftan, als dieser das Kommando über die nach Arabien gegen die Wechabiten abgehende Expedition erhielt, bot eine günstige Gelegenheit dazu. Ein Königliches Bankett war in der Citadelle bereitet, die Gäste waren eingeladen, 4—500 erschienen, und sie wurden alle, mit Ausnahme eines Einzigen, kaltblütig niedergemetzelt, im Angesicht und auf Geheiß Mehmed Ali's, dessen denkwürdige Worte bei dieser Gelegenheit: „Nieder mit ihnen, nieder!" wohl nicht so bald in Vergessenheit kommen werden. Dies war eine Aegyptische Art von Reform, ein Loswerden alter Feinde, und wenn man die Schmeichler sprechen hört, welche in diesem Augenblick den Hof des Pascha's umlagern, so hätte der Vicekönig nur das Recht gesetzmäßiger Vertheidigung gebraucht.

Sechs Jahre lang bekriegte er die Wechabiten, verschwendete die Hülfsquellen seines unglücklichen Landes in diesem Kriege und gewann am Ende durch seinen Sieg nur einen großen Verlust. Nun fing er an, nach Kriegsruhm zu streben. Im Jahre 1824 sandte er eine bedeutende Expedition, aus 16,000 Mann Infanterie und 700 Reitern bestehend, gegen die Griechen ab. Die Schlacht vor Navarin brachte ihn um seine Flotte, und fast die Hälfte seiner Truppen kam in diesem Feldzuge um. Im Jahre 1831 fiel er mit 24,000 Mann Infanterie, 4 Kavallerie-Regimentern und 60 bis 80 Kanonen in Syrien ein, angeblich um 6000 Fellahs oder Aegyptische Unterthanen zurückzuholen, die sich vor dem Schrecken, welches seine Regierung in der Provinz Tscharkyeh in Aegypten verbreitete, zu Abdallah Pascha, dem Gouverneur von St. Jean d'Acre, geflüchtet hatten, an den er schrieb, „er würde nach Acre kommen, um seine 6000 Fellah's zurückzufordern, und er wolle sie und noch Einen mehr mit hinwegnehmen." Er hielt sein Wort, denn nach einer sechsmonatlichen Belagerung führte er seine Fellah's und den Einen mehr mit sich fort.

Kaum war Acre in die Hände Mehmed Ali's gefallen, so wurde er von der Pforte für einen Rebellen erklärt. Im Juli 1832 kam es zwischen den Türken und Aegyptern zu der Schlacht bei Konieh. Der Sieg war abermals auf Seiten des Pascha's, und Ibrahim Pascha hatte freien Weg nach Konstantinopel. Noch fünf Tagemärsche stand Ibrahim von Konstantinopel, seine Vorposten waren bis Kjutajah vorgeschoben, da hielten, wie man wohl glauben darf, die Vorstellungen des Herrn Cochelet den Pascha von der Ausführung seines großen Planes zurück, und Ibrahim's Marsch gegen die Türkische Hauptstadt wurde aufgeschoben, doch verzichtete Mehmed Ali nie auf sein Vorhaben, das gestehen seine Umgebungen vollkommen ein. Am 14. Mai wurde eine partielle Uebereinkunft abgeschlossen, die den Pascha als Statthalter von Syrien und Adana anerkannte.

Unterdessen erholte sich der Sultan hinreichend von dem Schlage, der seine Macht bei Konieh getroffen hatte, so daß er im Stande war, im Jahre 1839 eine zweite Armee unter dem Seraskier Hafis Pascha nach Syrien zu senden, und es folgte die Schlacht von Nesib, die den Türken in militairischer Hinsicht den Todesstreich versetzt zu haben schien und Mehmed Ali in Besitz von ganz Syrien brachte. Im August 1840 langte ein Türkisches Kriegsschiff in Alexandrieen an, welches einen Türkischen Abgesandten, einen Englischen und einen Oesterreichischen Agenten an Bord hatte, die mit den Vorschlägen der vier Mächte an Mehmed Ali beauftragt waren. Diese Vorschläge brauchen hier nicht näher auseinandergesetzt zu werden; es reicht hin, zu sagen, daß Mehmed Ali aufgefordert wurde, Syrien zu räumen und die Türkische Flotte zurückzugeben. Dafür wurden dem Pascha der lebenslängliche Besitz von St. Jean d'Acre und die erbliche Statthalterschaft von Aegypten angeboten. So wie der Pascha die Nachricht von der erwarteten Ankunft der Abgesandten empfing, brach er augenblicklich nach Mansurah am Nil auf, um außer ihrem Bereich zu seyn. Durch dies Manöver hoffte er Zeit zu gewinnen, und seine Politik ging überhaupt, nach dem Eingeständniß seiner Freunde, dahin, bei allen künftigen Verhandlungen mit den verbündeten Mächten sich aufs Zögern zu legen, um unterdessen alle etwa eintretende Umstände zu benutzen, durch welche ihre Regierungen mit einander entzweit werden könnten, und auf diese Weise durch gegenseitige Eifersucht die seinen Interessen feindliche Coalition zu sprengen. Während die Abgesandten der Verbündeten das Ergebniß seines Entschlusses abwarteten, ließ Graf Walewski, ein natürlicher Sohn Napoleon's und ehemaliger Herausgeber des Pariser „Messager", den die Französische Regierung als Abgesandten an Mehmed Ali geschickt hatte, keine Gelegenheit vorübergehen, den armen alten Pascha zur Verwerfung der Vorschläge aufzumuntern, und sie wurden denn auch wirklich so gut als verworfen, wenn auch Mehmed Ali in dem gewöhnlichen Stil seiner Türkischen Erfahrenheit in Englischem Doppelsinn den Worten nach erklärte, daß er die ihm vorgeschlagenen Bedingungen annehme, daß er Syrien bloß so lange behalten wolle, bis er Zeit gehabt, die Einwilligung des Sultans in seine unterthänige Bitte um Belassung in der Statthalterschaft jenes Landes zu erlangen, und daß er die Flotte einstweilen nur für seinen Herrn aufbewahre. Mit dieser Sprache aber wollten weder die Abgesandten noch die Konsuln sich begnügen, und der Pascha wurde genöthigt, sich etwas deutlicher zu erklären. Da bedeutete er denn, nachdem er sich feierlich in Gottes Hand gestellt, einem der Konsuln, „er habe Syrien mit dem Schwert gewonnen, und er werde es mit dem Schwerte behaupten."

So standen die Dinge in Alexandrien, als ich im August und September dieses Jahres mich dort aufhielt. Alexandrien glich damals eher einem in Belagerungszustand befindlichen Ort als einer friedlichen Handelsstadt; seine Straßen blitzten von Bajonetten, und der Platz im Fränkischen Viertel war täglich mit Truppen gefüllt. Die unglücklichen Araber wurden überall von ihrem Heerd gerissen und in Soldaten umgewandelt, ihre Dörfer am Nil entlang vollkommen entvölkert und sie selbst, die Armen, in Haufen von funfzig bis sechzig Mann, mit Stricken gebunden, zu den verschiedenen Regimentern abgeführt. In Alexandrien bildete man aus der weißen männlichen Bevölkerung eine Nationalgarde, unter der sich ein großer Theil dreizehn- und vierzehnjähriger Knaben befanden. Die Türkische Flotte verblieb unter der „Obhut" Mehmed Ali's, und viele von den Türkischen Matrosen waren von ihren Schiffen entfernt und durch Aegypter ersetzt worden. Von der Türkischen Mannschaft des Schiffs „Mahmudie" von 127 Kanonen, die aus 1400 Mann bestand, hatte man 400 nach Syrien gegen die Insurgenten geschickt. Des Pascha's einziger Rathgeber war Herr Cochelet, der Französische Konsul.

Mehmed Ali steht jetzt in seinem 72sten Lebensjahre. Er ist von gesundem, kräftigem Aeußeren, etwas vom Alter gebeugt, aber die Energie seines Geistes, die Lebhaftigkeit seiner Gesichtszüge und der durchbohrende Blick seines Auges haben keine Veränderung erlitten, seit ich ihn im Jahre 1825, also vor fast funfzehn Jahren, zum erstenmale sah. Er hat eine Größe von etwa fünf Fuß sechs Zoll, eine frische, röthliche Gesichtsfarbe und hellbraune Augen, die tief in ihren Höhlen liegen und von buschigen Augenbrauen überschattet sind. Seine Lippen sind dünn, seine Züge regelmäßig und äußerst veränderlich, doch von höchst angenehmem Ausdruck, wenn er bei guter Laune ist. Dann sieht er aus wie ein offener, liebenswürdiger und sehr geistvoller Mann. Seine Handbewegungen und Geberden im Gespräch sind die eines wohlerzogenen Weltmannes, und sein Benehmen ist leicht, ja oft würdevoll. Wenn ihn etwas beunruhigt, geht er mit heftigen Schritten durchs Zimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, und pflegt dann auch laut mit sich selbst zu sprechen. Er schläft nur wenig und hat selten einen guten, gesunden Schlaf; seine Aerzte sagen, er sey dem Blutandrang nach dem Kopf unterworfen, wozu epileptische Symptome kommen, die mit größerer Stärke wiederkehren, wenn er sich in ungewöhnlicher Aufregung befindet. Bei den letzten Unannehmlichkeiten mußten ihm die Aerzte, dieser Symptome wegen, am Arme zur Ader lassen und ein Pfund Blut ablaufen lassen, ehe er die Vorschläge der vier Mächte beantwortete. Einen dieser Aerzte ließ er einige Nächte bei sich wachen und forderte ihn, wie er mit seinen Dienern zu thun pflegt, in der Nacht mehrmals auf, etwas zu erzählen.

Sein Palast in Alexandrien ist in Europäischem Stil elegant möblirt, mit Stühlen und Tischen, Spiegeln, mehreren Gemälden und einer großen Büste des Vicekönigs selbst. Ich bemerkte ein prächtiges Bett mit vier Pfosten in seinem Schlafgemach, aber die Diener, welche mich durch den Palast führten, sagten mir, er habe es nie gebraucht, sondern die alte Türkische Gewohnheit beibehalten, auf einer Matraze am Fußboden zu schlafen. Er steht zeitig auf, gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr, empfängt Jedermann, der zu ihm kommt, diktirt seinen Secretairen und läßt sich die Englischen und Französischen Zeitungen übersetzen und vorlesen. Von den letzteren ist eine als das besoldete Organ seiner politischen Ansichten bekannt. Er spricht bloß Türkisch, und zwar sehr fließend und eindrucksvoll. Im Gespräch ist er lebhaft, fein und verständig. Bei jeder Gelegenheit zeigt er sich seinen Umgebungen als ein schlauer, scharfsichtiger und offener Kopf. Seine Aussprache ist sehr deutlich, was er Englischen Zahnärzten zu verdanken hat, und er drückt sich überaus bestimmt aus. In seiner Lebensweise ist er einfach, er ißt nach Europäischer Weise und trinkt fast täglich seine Flasche Klaret. Sein Benehmen ist höchst gefällig und sein ganzes Wesen sehr einnehmend; er hat das Aussehen eines gutmüthigen, freundlichen Mannes; ist er jedoch verstimmt, so scheint er seine Gefühle und Mienen nicht im geringsten beherrschen zu können, und ist er aufgebracht, so möchte wohl Niemand gern seinem Antlitz zweimal begegnen. Einer meiner ärztlichen Freunde, der den Zutritt zum Palast hatte und den Pascha gerade an dem Morgen nach der Ankunft der ihm überlieferten Türkischen Flotte besuchte, fand ihn bei Tagesanbruch allein in seinem Zimmer am Fenster stehend und jene Fahrzeuge betrachtend, die seine Syrische Flotte hatten zerstören sollen, und die nun ruhig in seinem eigenen Hafen lagen; indem er sie so betrachtete, sprach er eifrig mit sich selbst, als ob er in der lebhaftesten Unterredung begriffen wäre. Der Arzt konnte nicht umhin, einige Augenblicke stehen zu bleiben und das Arbeiten dieses von Ehrgeiz erfüllten wachen Träumers zu belauschen. Es that ihm sehr leid, daß er die Türkische Sprache nicht verstand, denn gewiß wären Mehmed Ali's Worte in einem solchen Moment vom höchsten Interesse gewesen. Vermuthlich dachte sich der Pascha im Gespräch mit dem Groß-Wesir, seinem alten unversöhnlichen Feinde, und sagte ihm, daß er doch ihn und seinen Herrn überlistet habe; daß sie lange Zeit ihr altes Spiel geheimer Feindschaft mit einander gespielt und Alles aufgeboten, um sich gegenseitig zu stürzen; daß, während der Groß-Wesir seine Wuth gegen ihn auf dem heiligen Stein von Mekka gewetzt und das Schwert des alten Fanatismus zu seinem Verderben geschärft, er seinerseits die Grundsätze der neuen orientalischen Diplomatie in einer anderen Schule studirte, und daß für seine Fortschritte in der neuen Kriegskunst die Beweise in dem glücklichen Manöver vorlägen, welches den Sultan um die Türkische Flotte gebracht und den Premier-Minister von seinem Posten getrieben. Dies war ein großer coup der Aegyptischen Politik. Die Türkische Flotte ist zu Alexandrien und der Groß-Wesir in der Verbannung.

Die Paläste des Pascha's, sowohl zu Alexandrien wie zu Kahira, sind geschmackvoll, wenn auch nicht prächtig, eingerichtet. In dem letzteren sah ich ein schönes Portrait seines Sohnes Seid Bey und mehrere andere Gemälde, die deutlich genug zeigen, wie es Mehmed Ali mit den Geboten des Korans hält. Er hat jetzt drei Söhne am Leben. Ibrahim Pascha wurde im Jahre 1789 zu Cavallo geboren und ist jetzt in seinem 51sten Jahr, ein Mann von mittlerer Größe, sehr stämmig und nichts weniger als einnehmend, weder in seinem Be-

iehmen noch in seinem Aeußeren. Seine Gesichtszüge sind stark, plump und von den Pocken verunstaltet. Er hat eine blasse Farbe ind einen ernsten, finsteren, hochmüthigen Blick. Türkisch und Ara- visch versteht er beides, spricht aber nur das letztere geläufig. Seine rbensweise ist äußerst ausschweifend; nur in der letzteren Zeit hat er twas mehr Enthaltsamkeit gezeigt. Durch seine Exzesse hat er sich sehr eschwächt, und er leidet jetzt an Symptomen der Wassersucht, so daß s sehr die Frage ist, ob er seinen Vater überleben wird. Seine ailitairische Laufbahn begann er im Jahre 1816 in dem Feldzuge egen die Wechabiten. Im Jahre 1824 befehligte er die Expedition egen Morea, und seit 1831 ist er in Syrien beschäftigt. Er hat lso fast ein Vierteljahrhundert im Feldlager zugebracht, und r ist ein glücklicher, auch ein tapferer Soldat, aber wenig mehr. in den letzten Jahren hat sich die Wildheit seines Naturells bedeu- end gemildert; er hat keine so blutige Grausamkeiten mehr verübt, ie in Arabien und Griechenland. Man sagt, er sey den Fabrik- Pläuen seines Vaters sehr entgegen und neige ausschließlich zu lgrikultur-Verbesserungen, daher er auch eine Menge ausländischer Bäume und Pflanzen in Aegypten einführen ließ, und wirklich ver- ienen seine Gärten und ausgedehnten Plantagen zu Kahira diesen famen mehr als irgend andere in Aegypten. Aber es steht zu fürchten, aß alle diese Verbesserungen kein Element der Dauer in sich tragen nd mit ihm dahinsterben werden.

Tussun Pascha, der zweite Sohn Mehmed Ali's, starb im Jahre 813 und hinterließ einen Sohn, Abbas Pascha, der zuletzt Gouver- eur von Kahira war und jetzt einen Theil der Truppen in Syrien efehligt. Er hat einen grausamen, hinterlistigen, blutdürstigen Cha- akter und wird von allen seinen Umgebungen verabscheut. Ismael Pascha, der dritte Sohn Mehmed Ali's, kam im Kriege gegen Sen- aar um, ohne Kinder zu hinterlassen. Seid Bey, der vierte Sohn, urde im Jahre 1822 geboren; er ist verständig, sehr gut erzogen nd spricht, liest und schreibt Türkisch, Arabisch, Französisch und nglisch. Seine starke Korpulenz aber macht ihn träg und unge- nk. Er ist für den Seedienst gebildet worden und zum Befehlshaber er Flotte seines Vaters bestimmt. Als im September der Bri- sche Admiral in Alexandrien war, gab Seid Bey ihm ein Fest am Bord seiner Korvette, und der Admiral äußerte sich sehr beifällig ber die Art, wie Seid sein Schiff kommandirte, und wie seine eute ihre Exercitien an Bord ausführten. Er hat Europäische Leh- r gehabt und verdankt wohl seine Fortschritte größtentheils seinem emaligen Adjutanten, Herrn Zeeling. Ein sehr schöner kleiner nabe von etwa 9 Jahren, Mehmed Ali benannt, ist der fünfte, ngste und liebste Sohn des alten Pascha's. Es ist interessant, die- n jungen Burschen mit seinem Vater zusammen zu sehen; er darf h alle mögliche Freiheiten mit diesem herausnehmen, und die Art, ie der Pascha mit ihm umgeht, bildet einen starken Kontrast zu r feierlichen Förmlichkeit seines Benehmens gegen Seid Bey und lbst gegen Ibrahim Pascha. Inmitten aller Reformen, die der Pa- ha eingeführt, glaubte er doch die alte Sitte, daß seine erwachsenen inder ihm den strengsten Gehorsam leisten müssen, nicht antasten zu irfen. Wenn Seid Bey, der noch in dem Frauen-Palast oder Harem es Pascha's wohnt, seinem Vater an jedem Freitag seinen wöchent- chen Besuch abstattet, tritt er mit niedergeschlagenen Blicken und ekreuzten Armen in den Empfangssaal und wagt es nicht, seinem Vater gerade und aufrecht entgegenzugehen, sondern nimmt leise und ebückt einen Umweg um den Divan herum, bleibt eine Weile ann in ehrerbietiger Entfernung von dem Pascha stehen, nähert sich idlich und küßt den Saum seines Gewandes, zieht sich aber gleich ieder demuthsvoll zurück und steht von neuem mit gekreuzten Ar- ien und gesenkten Blicken da, bis nach zwei oder drei Minuten der Pascha ihn begrüßt, an seine Seite winkt und ihm erlaubt, sich eben ihm niederzusetzen. Und selbst Ibrahim Pascha, so alt er ist nd so viel Ehren ihm zu Theil geworden, macht doch jedesmal eses Ceremoniell durch, wenn er bei seiner Rückkehr von der Armee ach Kahira oder Alexandrien eine öffentliche Zusammenkunft mit inem Vater hat. R. Madden.

A f r i k a.

Englands Verträge mit Afrikanischen Königen.

(Schluß.)

In einem Briefe, welchen der Herzog von Wellington an Wilber- rce aus Paris, während der Unterhandlung des Pariser Friedens im September 1814, schrieb, heißt es: Man will nicht glauben, daß es uns it der Abschaffung des Sklavenhandels Ernst ist, oder daß wir uns zu rselben aus Menschlichkeit haben bestimmen lassen. Man betrachtet sie s eine Handels-Speculation; man findet darin die Absicht, dem Ueber- aße unserer Kolonial-Production, da wir wegen des Absatzes in Ver- genheit wären, zu steuern und andere Nationen ebendeshalb an r Anstrengung aller Kräfte ihrer Kolonial-Production zu hindern. uxton sagt neuerlich in dieser Beziehung: Der Vorschlag einer nsiedelung in Afrika macht nothwendig an unser ungeheures Reich i Indien denken. Gewiß aber, kein besonnener Staatsmann wird ne Wiederholung des in Indien von uns zurückgelegten Laufes in nem anderen Erdtheile wünschen. Wenn es sich denn doch bei der rößten Sache der Menschlichkeit um kleinliche Interessen handeln uß, so wird man eingestehen müssen, daß die Oberherrlichkeit über inige hundert Quadratmeilen in Benin oder Ibu (Eboe) nichts y im Vergleich mit dem Vortheile, dem Weltmarkte Millionen on Lieferanten und Abnehmern zu gewinnen. Uebrigens ist in ifrika für die Eroberungswuth kein Feld; das Klima gestattet nicht ie Entfaltung großer militairischer Kräfte, und was man in Afrika usrichten will, wird man genöthigt seyn, durch Afrikanisches Blut selber auszurichten; Schätze aber, wie sie im Osten die Habgier reizen konnten, giebt es in Afrika nicht. Indien ist nur ein Warnungszeichen für uns.

Der erste Traktat, welcher mit einem eingeborenen Regenten wirklich zu Stande kam, ist derjenige, welcher im Jahre 1822 mit dem Imaum von Muskat durch Capitain Moresby im Namen der Britischen Regierung abgeschlossen wurde. Die Afrikanischen Besitzungen des Imaum, welcher auch in Arabien (am Persischen Meerbusen und am Indischen Ocean) Land beherrscht, nehmen auf der Küste von Mozambique, vom Kap Delgado, ungefähr 10° S. B., bis zum Rio dos Fulgos, einen schmalen Strich ein. Die Unterthanen des Imaum beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Seehandel, dessen wichtigster Zweig für sie der Sklavenhandel ist. Der muhammedanische Sklavenhandel nämlich, welcher die Märkte von Marokko, Tunis, Tripolis, Aegypten, Persien, Arabien, der Türkei und der Asiatischen Küste füllt, wird auf zwiefachem Wege betrieben, einerseits zu Lande auf Wüstenstraßen durch zahlreiche Karavanen, andererseits zur See in Arabischen Schiffen. Den letzteren unterhalten seinem größten Theil nach die Unterthanen des Imaum von Muskat. Der Vertrag von 1822 enthält, außer der Regulirung der allgemeinen Handelsverhältnisse, der Zölle auf Englische Güter und der Berechtigungen Britischer Schiffe, auch Bestimmungen über den Sklavenhandel. Der Imaum verspricht darin die gänzliche Aufhebung der Sklavenlieferung an christliche Käufer jeder Nation; der Handel mit Muhammedanern aber, welcher die Sklaven nach Zangebar, nach den Häfen auf beiden Seiten des Arabischen und auf beiden Seiten des Persischen Meerbusens, nach Kahira und Alexandrien, nach Süd-Arabien, nach den nord-westlichen Häfen Indiens, nach Java und den meisten östlichen Inseln liefert, ist dadurch nicht aufgehoben. Die jährliche Sklaven-Ausfuhr, den Schmuggelhandel eingerechnet, wird auf 50,000 geschätzt. — Unter den zuvor erwähnten von der Regierung nicht genehmigten Verträgen waren die wichtigsten diejenigen, welche General Turner 1825 mit den Häuptlingen von Scherbro schloß. Er berichtet darüber in einer Depesche vom 18. Oktober: „Ich veranlaßte, sobald ich an den Scherbro gelangt war, den König und die Häuptlinge der in Krieg verwickelten See-Distrikte zu einer Versammlung. Sie hatten meinen Schutz gegen ihre Feinde angerufen, und ich sagte ihnen diesen schon unter der Bedingung zu, daß sie den Sklavenhandel für immer aufgäben und ihre Gebiete unter die Souverainetät des Königs von Großbritanien stellten, daß sie die Englischen Gesetze anerkennten und die Waffen im gegenwärtigen Kampfe niederlegten, um dieselben nie wieder, ohne Bewilligung der Regierung von Sierra Leone, aufzunehmen. Sie willigten unverzüglich in alle diese Bedingungen, und es wurde darüber ein Vertrag aufgesetzt und in Gegenwart des ganzen Volkes ratifizirt. Durch diesen Vertrag hat sich die Kolonie um mehr als 100 Englische Meilen des Küstenlandes vergrößert und wird dadurch eine bedeutende Erweiterung ihres Handels und Wohlstandes gewinnen. Zu der ihnen feindliche Partei, einem tiefer im Lande wohnenden Volksstamme schickte ich einen Gesandten und ließ sie auffordern, den Krieg abzubrechen, da ich das Land unter meinen Schutz genommen hätte. Sie erklärten sich bereit, Frieden zu machen, und es kamen mehrere der angesehensten Männer von ihnen zu uns herab, welche auch ihrerseits um unsere Protection baten. Die Abgeordneten aus entfernteren Distrikten hatte ich nicht Zeit, zu erwarten; aber ich zweifle nicht, daß ich den Frieden in dieser ganzen Gegend zu Stande bringen und alle Könige und Volkshäupter zu einer menschlicheren und erfolgreicheren Betriebsamkeit vermögen werde. Die Angelegenheiten der Kolonie haben schon eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Die werthvollen Produkte des inneren Landes werden uns in viel größerer Menge als früher zugeführt, und der Zufluß von Fremden aus entfernten Gegenden hat sich außerordentlich vermehrt. Mit welcher Schnelligkeit der gute Ruf unserer Kolonie sich nach allen Seiten ausbreitet, wird unzweifelhaft dargethan durch die vielen Botschaften, welche Beherrscher entlegener Distrikte zu uns gelangen lassen, und durch den Eifer, mit welchem sie unsere Freundschaft und Allianz begehren. Der Mächtigste unter den kleineren Fürsten unserer Nachbarschaft, der König von Mandiugus, hat sich uns unterworfen, und alle übrigen stellen sich allmälig mehr unter unsere Autorität." — Die Stämme am Gambia haben seit der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Engländern und bis jetzt bei jeder Gelegenheit die größte Neigung gezeigt, Handelsbündnisse mit ihnen einzugehen. Schon Capitain Beaver, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen der ersten Colonisationsversuche auf der Insel Bulama machte, schlug der Britischen Regierung vor, einen Landstrich zwischen dem Gambia und Rio Grande von 18 Millionen Acres zu kaufen, welcher etwa für 5000 Pfd. Sterl. oder noch weniger zu haben seyn würde. Die Insel Bulama, welche in der Mündung des Rio Grande liegt, kaufte Capitain Beaver im Jahre 1792 für den Werth von 78 Pfd. Sterl. ohne alle Schwierigkeit, obgleich ein Zwist mit den Eingeborenen vorangegangen war, wegen Holzes, welches die Engländer ohne Erlaubniß gefällt hatten; es fanden sich nachher noch zwei Häuptlinge vom Festlande ein, welche ebenfalls Ansprüche machten, und da diese nicht ganz unbegründet schienen, so befriedigte Capitain Beaver auch diese Beiden und erstand von ihnen noch ein anderes bei weitem größeres Stück Landes für nicht viel mehr als 25 Pfd. Sterl. *) Die Insel Bulama ist gegenwärtig verlassen, wird aber immer als Britisches Eigenthum angesehen. — Am Gambia hat die Regierung mit verschiedenen kleinen Regenten Traktate geschlossen. Im Jahre 1826 trat der König von Barra an Großbritanien einen Landstrich auf dem nördlichen Ufer des Gambia, eine Meile breit und 36 Meilen lang, ab und entsagte dem Sklavenhandel gänzlich, wofür ihm eine jähr-

*) S. Beaver's African Memoranda.

liche Entschädigung von 400 Dollars bewilligt wurde. Der König von Combo räumte 1827 der Britischen Krone Rechte, welche fast der Souverainetät gleichkommen, über sein 30 Meilen am südlichen Gambia-Ufer und 10 Meilen an der Seeküste umfassendes Gebiet, mit Aufhebung des Sklavenhandels, für jährlich 100 Dollars ein. Mit den Königen von Bulola und Biasra sind Verträge durch Sir Neil Campbell geschlossen worden, denen zufolge Großbritanien die Souverainetät über diese Gebiete und das Recht hat, befestigte Faktoreien und Forts zur Verhinderung des Sklavenhandels anzulegen. Von den Flüssen Pongas und Nunez ist beinahe nichts Anderes als Sklaven ausgeführt worden. Im Jahre 1827 aber hatte Sir Campbell eine Zusammenkunft mit den dortigen Häuptlingen und erlangte von ihnen die Abtretung derjenigen Punkte, welche am besten die Mündungen beider Flüsse beherrschen. Herr Hutton schloß 1829 einen Vertrag mit dem Könige Koi von Wuli zu Fattatenda, durch welchen Großbritanien nicht nur verschiedene Handels-Vortheile, sondern auch die Souverainetät über die genannte Stadt, gegen jährliche Bezahlung von 200 Dollars, erlangte. Auf gleiche Höhe traf Herr Hutton ein Abkommen mit dem Könige von Bondu. Die Zahlungen wurden aber bald eingestellt, und man opferte die Vortheile wieder auf, welche die Verbindung mit diesen an Harzen, Gold und anderen Waaren reichen Distrikten verheißen hatte. Im Jahre 1837 besuchte der Wesleysche Missionar T. W. Fox den König von Wuli und sprach mit ihm über die christliche Mission. Koi schenkte seinen Worten aufmerksames Gehör und bat, daß man ihm einen Missionar zuschicken möchte, um in seiner Stadt zu wohnen und seine Kinder zu unterrichten; er wollte diesem so viel Land geben, als er verlangte, und ihn beschützen. Ich gehöre den weißen Männern an, beschloß er seine Rede, und wenn Tobaba fodey (der weiße Priester) kommen wird, so soll ihm Niemand Leid zufügen. Der König von Bondu, welchen Fox im darauffolgenden Jahr besuchte, machte dieselben Anerbietungen und versicherte ihm, daß über seine Ankunft Alles voll Freuden wäre, denn er wäre ein guter Mann. Endlich noch der König und die Häuptlinge von Brikama baten Sir Campbell um seinen Schutz, welcher ihnen unter der Bedingung, daß sie dem Sklavenhandel entsagten und keine Kriege führten, zugestanden wurde. — Gouverneur Rendall giebt eine Liste von 19 Königen oder Häuptlingen am nördlichen und ihrer 20 am südlichen Ufer, mit denen Großbritanien irgendwie in Verkehr oder Bündniß steht. Was diese sämmtlichen Verbindungen an jährlichen Renten und Geschenken kosten, übersteigt nicht die Summe von 300 Pfd. Sterl. In Bezug auf eine Ausgabe von 75 Pfd. Sterl. in Geschenken an die Häuptlinge beider Ufer zwischen Wuli und Bathurst bemerkt er: „Diese Freigebigkeit hat gute Frucht gebracht, denn ich erfahre, daß der Krieg in Carbo, welcher 12 Jahre gedauert, in Folge meiner Vermittelung aufgehört hat, und daß Schiedsmänner erwählt worden sind, um den Streit zu schlichten. Die Wege, welche durch Carbo und Futa Jallo zu dem Flusse führen, sind nun endlich offen, wodurch der Handel sehr gewinnen muß." Rendall meldet ferner, daß von den Königen von Buol und Cayor (nördlich von Bondu), von Kassan und Karta Bambarra (im Osten) und von dem Almanez von Futa Jallo (im Süd-Osten) häufige Botschaften nach Bathurst gelangen. Obgleich diese Landstriche wenig bekannt sind, so hat man doch Nachricht, daß ihr Boden fruchtbar ist, daß es an Gold nicht fehlt, und daß es in den Wäldern Mahagonibäume und andere kostbare Holzarten giebt. In dem Berichte der im Jahre 1827 dorthin gesendeten Untersuchungs-Komission heißt es: „Wenn man die Größe des Gambia und die Verschiedenheit der Gebiete, welche er durchfließt, in Erwägung zieht, so darf man hoffen, durch Anlegung von Kapital und Unternehmung, eine bedeutende Erweiterung des Handels in dieser Gegend zu erreichen. Die großen Vortheile aber, welche sich darbieten, werden wir uns auf keine Weise aneignen können, wenn wir uns nicht die Verknüpfung eines engeren freundschaftlichen Verkehrs mit den Eingebornen angelegen seyn lassen." — Wir haben im Obigen schon beiläufig die Aussichten angedeutet, welche sich an vielen Punkten für künftige Bündnisse mit Afrikanischen Gewalthabern eröffnen, und wir können diesen Artikel nicht beschließen, ohne aus einem sehr wichtigen, am 8. Februar 1840 auf die Tafel des Unterhauses niedergelegten Schreiben des Lord John Russell an die Lords-Kommissarien des Schatzes die folgende auf den gedachten Gegenstand bezügliche Stelle auszuheben: „Da die bisherigen Versuche zur Ausrottung des Sklavenhandels sich so fruchtlos erwiesen haben, so sind die vertraulichen Rathgeber Ihrer Maj. zu der Ueberzeugung gelangt, daß es unerläßlich ist, auf ein neues Präventiv-System einzugehen, welches darauf berechnet ist, den fremden Sklavenhandel an seiner Quelle selbst aufzuhalten. Wenn es unmöglich ist, die Habgier derer, welche in Afrika Sklaven kaufen, zu bezwingen, so kann es doch glücken, den Verkäufern die Einsicht zu verschaffen, daß sie durch diesen Handel ihren eigenen wohlverstandenen Interessen Eintrag thun. Es ist deshalb beschlossen worden, Handelsverbindungen mit denjenigen Häuptlingen und Mächten im Inneren Afrika's anzuknüpfen, aus deren Ländern der auswärtige Sklavenhandel seine Nahrung zieht. Zu diesem Ende hat die Königin ihre Minister angewiesen, Verträge mit solchen Häuptlingen und Mächten auf folgende Basis zu unterhandeln: 1) daß der Sklavenhandel von ihnen völlig aufgegeben und untersagt werde; 2) daß unter günstigen Bedingungen der Absatz von Produkten und Fabrikaten ihrer Länder an Großbritanien verstattet werde. Die bedeutendsten dieser Häuptlinge beherrschen die am Niger und dessen großen Nebenflüssen gelegenen Länder. Es ist deshalb beschlossen worden, eine Expedition dorthin auszusenden, welche in Dampfschiffen den Strom hinauffahren soll, bis zur Einmündung eines der von Osten kommenden Hauptflüsse. Daselbst oder an anderen Punkten, welche sich zur Beförderung eines rechtmäßigen Handels geeignet finden werden, sollen Britische Faktoreien angelegt werden, in der Absicht, um den Eingebornen zu zeigen, daß es andere Wege für die Machthaber giebt, um ihre Unterthanen vortheilhaft zu verwenden, als diejenigen, sie zu Sklaven zu machen und an die Sklavenhändler zur Ausfuhr zu verkaufen. Die Minister der Krone verhehlen sich die Schwierigkeiten nicht, welche dem Unternehmen sich in den Weg stellen werden, sind aber der Ueberzeugung, daß sie das beste, wenn nicht das einzige Mittel ergriffen haben, durch welches das große von der Königin, ihrem Parlament und ihrem Volke eifrig erstrebte Ziel erreicht werden kann .... Es ist die Erbauung von drei eisernen Dampfböten für diese Expedition nöthig befunden und die erste Auslage, mit Einschluß der Provisionen und Vorräthe für 6 Monate, auf 35,000 Pfd. Sterl. veranschlagt worden. An Sold und Unterhalt der Offiziere und der Mannschaft werden jährlich 10,546 Pfd. Sterl. erfordert. An Gehalt für die Führer der Expedition, für den Kaplan und den Wundarzt werden 4000 Pfd. Sterl. zu rechnen seyn. Zu dem Allen müssen Geschenke für die Häuptlinge, Zelte, mathematische Instrumente und einige andere Gegenstände dieser Art angeschafft werden, zu deren Kosten-Veranschlagung ich nur erst habe Auftrag geben können. Die Ausgabe wird jedenfalls nicht bedeutend seyn. Ich empfehle Ew. Herrlichkeiten u. s. w. J. Russell.

Mannigfaltiges.

— Die lyrische Poesie der Deutschen und der Franzosen. Die Bibliothèque Universelle enthält in einem ihrer letzten Hefte einen Artikel über den Deutschen Dichter Anastasius Grün. Es werden Uebersetzungsproben mitgetheilt, jedoch in Prosa, so daß das Original nur in einem sehr schwachen Reflex erscheint. Dieser von ihm selbst erkannte Umstand veranlaßt den Französischen Berichterstatter, Nachstehendes zur Charakteristik des Dichters und des Unterschiedes zwischen Deutscher und Französischer Lyrik zu sagen: „Eben so wenig treu wie durch eine Uebersetzung ließe sich ein Bild des Deutschen Dichters durch eine Vergleichung desselben mit einem Französischen Poeten geben. Eine sehr oberflächliche Bezeichnung würde es seyn, wollten wir ihn zwischen Lafontaine, mit welchem er die edle und liebenswürdige Gutmüthigkeit, die unerwarteten Wendungen gemein hat, und Beranger stellen, an den er durch Mannigfaltigkeit und Originalität der Erfindung, so wie durch glückliche Kühnheit der Bilder, erinnert; Beide sind gleich bewundernswerth durch rhythmisches Talent, das auch dem Deutschen Dichter eigenthümlich ist. Wenn Anastasius Grün durch die Form zur Familie dieser großen Meister der Dichtkunst gehört, so ist dies keinesweges auch hinsichtlich der poetischen Inspiration der Fall. In dieser Beziehung gleicht er keinem unserer Dichter. Er ist ein Deutscher, und diese sind Franzosen, und gerade die lyrische Poesie zeigt uns eine sehr wesentliche Verschiedenheit der beiden Nationalitäten. Die Französischen Dichter sind vor Allem didaktische und beredte Moralisten; Begriffe und Bilder schöpfen sie meistens aus einer und derselben Quelle, indem sie sich mehr an die Menschen und Dinge halten und, was außerhalb derselben liegt, auch fern lassen. Die Natur hat selten mit ihren poetischen Entzückungen etwas zu schaffen. Die Deutschen dagegen verweben sie damit so eng, daß man bei ihnen oft nicht zu unterscheiden vermag, ob der poetische Ausdruck dem Bild oder dem Begriff angehört. Wir wollen damit sagen, daß sie aus einer der reichsten Quellen der Poesie schöpfen. Es ist dies ihrer Nationalität so eigen, daß die Deutsche Sprache einen ungeheuren Wortvorrath für diesen innigeren Verkehr mit der Natur besitzt, während das Französische an landschaftlichen Ausdrücken, an Wörtern, die zur Bezeichnung der leblosen oder durch den Menschen belebten Natur dienen, sehr arm ist. In anderen Gebieten des Begriffes ist dagegen zwar unsere Sprache manchmal fruchtbarer, aber für den poetischen Ausdruck der Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur muß sie unbedingt ihre Inferiorität einräumen. Diese Lücke in der Französischen Sprache, die nicht minder eine in der Literatur erzeugte, ist sehr bedauerlich; denn es ist gewiß schon häufig vorgekommen, daß poetische Köpfe in Frankreich, die von der Natur wunderbar begeistert waren und auch wohl erhabene oder freundliche Gemälde derselben geliefert hätten, sich damit begnügen mußten, kunstreiche Verse zu liefern, die in ganz allgemein gehaltenen Weisen die Natur als einen Gelegenheitsstoff behandelten. Unsere Dichter haben schöne, liebenswürdige Gedanken, eine geistreiche oder tiefe Philosophie, erhabenen Schwung oder eine Fülle von Witz und Esprit; sucht Ihr aber jene mysteriösen Eindrücke, ernster oder heiterer Art, die in schönen Stunden das Schauspiel der Schöpfung in Eurem Gemüth hervorgerufen, sucht Ihr Dichtungen, in denen die äußere Natur mit dem inneren Menschen sich verschwistert, dann wendet Euch an die Sänger Englands oder die Dichter Deutschlands; Anastasius Grün wird Euch willkommen seyn."

Wir bitten diejenigen, die vom 1. Januar 1841 ab, als neue Abonnenten, dieses Blatt zu erhalten wünschen, ihre Bestellungen zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Zu späte Bestellungen haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie weder rechtzeitig noch vollständig befriedigt werden können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Montag den 7. Dezember 1840.

Rußland.

Finnland im Jahre 1840.

Einer in St. Petersburg vor wenigen Wochen im Druck erschienenen Broschüre: Finnland im Juli 1840 (begleitet von zwei Ansichten der Stadt Helsingfors und einer statistisch-geognostisch-historischen Karte des Großfürstenthums), von Dr. E. v. Muralt, Hülfsprediger an der Deutsch-reformirten Kirche daselbst, verdanken wir manche interessante Notizen über diesen merkwürdigen, zur Zeit noch sehr mangelhaft gekannten Landstrich und die socialen Einrichtungen seiner Bewohner, die nun seit drei Dezennien dem Russischen Staat angehören. Die seit vier Jahren bestehende Dampfschiff-Kommunication zwischen den nordischen Staaten knüpft indessen mit dem Jahre mehr Verbindungen zwischen dem alten Rußland und der neuen Provinz an.

Ueber die moralische Gesittung der Finnen heißt es in der gedachten Schrift: „Die Festung Sweaborg kann in Beziehung auf ihre Lage und ihre imposanten Forts als das nordische Gibraltar angesehen werden. Sie ruht auf fünf den Eingang zu Helsingfors beherrschenden Felsen-Inseln. Darin befinden sich an 900 Finnische Zwangs-Arbeiter. Diese große Zahl der Sträflinge erklärt sich einigermaßen aus der Strenge der noch in Finnland geltenden Schwedischen Gesetze. So muß nach diesen der nur einmal des Trunks von zwei beeidigten Zeugen Ueberwiesene drei Silber-Rubel, ein zweitesmal das Doppelte zahlen, das drittemal Kirchenbuße thun; betrinkt er sich dann noch, so kommt er auf die Festung. Dies ist die Ursache, warum man in den Finnländischen Städten so wenig Trunkenbolde sieht.*) Um der Völlerei in Finnland möglichst zu steuern und dagegen den Genuß des Biers zu erleichtern, wird überall Hopfen gebaut, gleich wie in jedem Dorfe Finnlands sich Kartoffel- und Gemüse-Gärten befinden, wodurch die Bewohner bei Getraide-Mißwachs sich besser gegen Hungersnoth geschützt finden, als an manchen anderen Orten Rußlands und Schwedens, wo man das Mehl mit Baumrinde und anderen schädlichen Zusätzen vermischt. Einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß auf Volksbildung und Gesittung übt in diesem Lande die Kirche aus. Der Landmann steht gern unter der Leitung seines Kirchherrn, wie die Prediger allgemein in Finnland heißen, fühlt sich unter ihr zufrieden und glücklich. In Finnland hat die Reformation ihre gesundesten Früchte getragen: Kirche und Schule, letztere von der ersten in den Gemeinden ausgehend, wie die Kirche von seiner Hochschule, wirken vereint, gleich zwei Schwestern, einander fördernd und unterstützend. Die Geistlichen, der Mehrzahl nach Schwedischer Abkunft, erscheinen als die ächten Repräsentanten Finnlands und seiner Bildung im Innern des Landes. In der Nähe Petersburgs, wie in der Nähe von Helsingfors, vermischen sich schon diese Volks-Eigenthümlichkeiten mit anderen Nationalitäten. Ehescheidungen finden, vermöge des Einflusses der Geistlichkeit, in Finnland nur äußerst selten statt. Ein in Uneinigkeit lebendes Ehepaar wird zuerst ins Pfarrhaus beschieden, was schon den Betheiligten zur Schande gereicht. Der Scheidung von Tisch und Bett gehen so viele kirchliche und gerichtliche Sühnungs-Versuche, Bußen und Förmlichkeiten voraus, daß schon, um sie zu vermeiden, eher Gedanken des Friedens als der Trennung in den streitenden aufkommen. Die Zahl der unehelichen Geburten in Helsingfors, einer Stadt mit 4—5000 Soldaten, die 15,000 Mann starke Garnison in Sweaborg nicht mitgerechnet, nächstdem mit Matrosen und Fremden aller Art gefüllt, beträgt jährlich kaum den 10ten Theil seiner Gesammt-Geborenen, in den Land-Gemeinden aber höchstens den 6ten Theil.

Schlösser und imposante Edelsitze kommen dem Reisenden in Finnland selten vor, häufiger Kirchen und schlichte Pastorate. Ueberhaupt möchten die Prediger in diesem Lande eher für die gebietenden Herren gehalten werden, als die adeligen Grundbesitzer. Sie erfreuen sich hier fast durchgängig einer genügenden Subsistenz; im Besitz ihrer Pfarrgüter, ihrer Zehnten und Sporteln, von der Liebe ihrer Pfarrkinder vervielfacht, sind sie den Nahrungs-Sorgen des Landmanns enthoben, aber durch ein ähnliches Leben ihm sehr nahe gerückt. So vermögen sie, die Gebildeteren im Lande, ihn zu sich hinaufzuziehen und ihm ihr Gutes mitzutheilen, ohne daß er, der auf eigenem Grund und Boden wirthschaftende, unter denselben Gesetzen stehende Bauer, von ihnen gedrückt werden könnte.

Viele Bequemlichkeiten, selbst oft nothwendige Lebensbedürfnisse muß freilich der Reisende auf Finnlands dürren mit Haidegras und Steinmassen größtentheils bedeckten Flächen entbehren; außer den Hauptorten kann er selten frisches Fleisch bekommen, und ungeachtet viel Roggen im Lande gebaut wird, wird ihm selten ein anderes, als ein fast ungenießbares hartes Knackabrod geboten; — doch ihn entschädigt dafür einigermaßen der Anblick eines körperlich und geistig noch kerngesunden Volks, bei dem er die patriarchalischen Sitten der Vorzeit noch unverändert erhalten findet. Er wird sich in dessen Umgang gern an dem genügen lassen, was die in die wilde Natur dieser Felsen, Wälder und Sümpfe verpflanzte Kultur dem Finnen nur nach schwerer, durch gute Ordnung und Zucht geregelter Arbeit geboten hat. Das Nothwendige wird er auch nicht leicht vermissen. Auf jeder Post-Station stehen immer einige reinliche Betten für die Ankommenden zu festgesetzten billigen Preisen bereit; diesem entsprechen auch alle übrige vorräthige Bedürfnisse. In keinem Lande der Welt möchte man sicherer, billiger und schneller zu reisen vermögen, denn in Finnland."

*) In Schweden selbst scheint jedoch dieses Schwedische Gesetz keinen so wohlthätigen Einfluß zu üben, denn dort wird überall über die zunehmende, sittlich herabwürdigende Trunksucht geklagt.

England.

Neueste Literatur-Schau.

(Fortsetzung.)

Doch wir müssen uns näher erklären. Es fehlt England jetzt an großen Geistern und Stilisten. Carlyle, Macaulay und Bulwer sind die Einzigen, die sich von der einförmigen, trüben Masse seiner gegenwärtigen Schriftsteller ablösen. Doch wird die verfallende Literatur immer noch emporgehalten durch eine hohe und wirksame Civilisation, durch die Gewohnheit gelehrter Untersuchungen, durch Englands Central-Lage, durch seinen Welthandel und durch die glückliche, kraftvolle Organisation seiner alten Gesellschaft, denn die Schwingungen früherer Impulse dauern noch fort. Der Saft fließt nicht mehr mit jugendlich feuriger Gewalt aus den Wurzeln des Baumes in seine kühnsten Triebe, aber er bleibt noch in sanfter, ruhiger, wenn auch kaum merklicher Circulation. Die Frische des Laubes fängt an zu schwinden, doch stirbt noch nichts ab, und wenn das geistige Auge auch das Welken entdeckt, so vermag das äußere es doch nicht wahrzunehmen. In fast gänzlicher Ermangelung glänzender Original-Genies finden sich noch gewandte Vielschreiber, einsichtsvolle Kritiker, Gelehrte, die sich dazu verurtheilen, den Weg der Alterthümer und der Geschichte einzuschlagen, Dichterinnen, denen man zuhört, geduldige und gewissenhafte Herausgeber und Uebersetzer, die es verstehen, die Denkmäler der orientalischen Idiome in die Englische Sprache zu übertragen. Trifft man auch selten auf jenen sprühenden elektrischen Funken, dessen Geheimniß einem Byron, Scott und Wordsworth aufgegangen war, so kann man doch aus den neuesten Werken der Englischen Literatur viel nützliche Beiträge und interessante Resultate schöpfen.

So erscheint uns denn der gegenwärtige Flug oder, soll ich sagen, gemeinsame Schwung der Englischen Geister als nicht sehr hoch und nicht sehr lebhaft, aber als bedächtig und wohlanständig, als über die Mittelmäßigkeit erhaben, als fern von Ausschweifungen und frei von den traurigen und bedeutenden Fehlern der Aufschneiderei und Uebertreibung, aber als sehr untergeordnet im Vergleich zu „Childe Harold" und „Old Mortality." Carlyle fängt mit seinen Mängeln schon an, eine Schule zu bilden: ein schlechtes stilistisches Muster, welches die Schüler bald zur Karikatur verzerren werden. Kein bedeutendes Drama; kein neuer Dichtername. Die Volksbewegungen des Chartismus und Socialismus haben keinen beredten Vertheidiger gefunden. Nur weibliche Dichtertalente haben sich in der letzten Zeit durch Fruchtbarkeit in Versen hervorgethan. Der Schmerz einer peinlichen Stellung, die ohne Zweifel durch Verleumdung herbeigeführt worden, läßt die lyrischen Saiten des männlichsten Talents unter diesen Musen erbeben: Mistreß Norton's Klagen, vom Jammer über ihr Schicksal ihr entrissen, sind mit Recht bewundert worden. Ihr neuestes Gedicht, „der Traum" betitelt, behandelt einen sehr einfachen Gegenstand. Eine Mutter sitzt am Bett ihres schlafenden Töchterchens; plötzlich erwacht das Kind und erzählt der Mutter seinen Traum, der das ganze Leben des Weibes umfaßt: die erste Liebe,

das sich hingebende Herz, die nach Glück verlangende Seele, die Hochzeitsfeier, die Familie, das Alter. Die Mutter unterbricht die Erzählung der Tochter und verkündet ihr mit Betrübniß, wie diese Aussicht voll Licht und Glanz sich späterhin umdüstern, wie das Leben ihr Leiden und Täuschungen bringen werde, denn sie sey schwach und liebebedürftig. Schwerlich hätte man für diesen Stoff eine Einkleidung ersinnen können, die einfacher und glücklicher gewesen wäre. Dieses Gedicht, daß Mistreß Norton ihrer Freundin, der schönen und berühmten Herzogin von Sutherland, gewidmet hat, kann mit Recht ihr Meisterstück genannt werden.

Gewiß ist es für den Dichter und für die Dichtkunst ein Glück, wenn die Klagen der Seele, die der tiefen Quelle der Leidenschaften entsprudeln, ohne Mühe und Anstrengung in leichtem Rhythmus, wohlklingenden Worten, gefälligem Redefluß und in einer Sprache dahinströmen, die sich leicht den lyrischen Ergüssen fügt. Das ist der Fall bei Mistreß Norton's Gedicht; wahre Empfindung, die qualvolle Erinnerung an eine erst vor kurzer Zeit erlittene Schmach, der Stolz und der Schmerz einer Frau, die sich gegen eine ungerechte Welt empört, bedurften kaum der Form, um Poesie zu werden; was die Reinheit der Versbildung und den poetischen Schwung betrifft, so ist diese Dichtung der schönsten von Lord Byron an die Seite zu stellen.

Wenn man von den Europäischen Idiomen nur die Französische Sprache und ihren Versbau kennt, kann man sich gar keine Vorstellung machen, wie sehr die leidenschaftliche Poesie von den anderen Sprachen begünstigt wird, welche Germanischen oder Lateinischen Ursprungs sind. Nicht bloß das Italiänische mit seinen zahllosen Vokalen und ewigen Reimen, das Spanische mit seinen Assonanzen und das Portugiesische mit seinen vollen prächtigen Lauten, nein, selbst das Deutsche, das wie eine Orgel mit ehernen Pfeifen tönt, deren feierliche Klänge sich lange nachhallend im unendlichen Raume verlieren, — das allen Rhythmen sich fügt und jeden Versbau sich aneignet; selbst das Englische, das, scharf betont, bebend und von jambischer Natur, zwar nicht harmonisch, aber voll und kräftig klingt, — selbst diese Sprachen sind herrliche Instrumente in der Hand des Dichters, der die Leidenschaften besingen will. Wir müssen es nur aussprechen: die Französische Sprache ist bloß durch ein Wunder des Französischen Talents poetisch geworden; in sich selbst und durch eigene Kraft besitzt sie nur einen ganz schwachen Anflug von Begeisterung und Harmonie, einen schwer zu erfassenden Rhythmus, eine oberflächliche, zarte und unzureichende Prosodie; es sind mehr Schattirungen als eigentliche Farben, mehr Behendigkeit als Kühnheit, mehr ein Rauschen als eine Musik. Der Haupt-Charakter der Französischen Dichtkunst, vom Gesichtspunkt der Ur-Harmonie betrachtet, beruht auf der Anwendung des stummen e, welches kein Vokal, kaum das Viertel eines Selbstlauters, eigentlich nur ein Hauch ist. Doch das unübersteiglichste Hinderniß und die mißtönendste Saite ihres Klaviers ist die abscheuliche Aussprache der Nasenlaute an, en, in, on, un, die sonst nirgends als in unserer Sprache sich eingenistet haben, denen es ganz an Wohlklang, Anmuth, Leichtigkeit und Eleganz gebricht, und die doch bei jeder Phrase sich uns aufdrängen. Große Künstler jedoch haben selbst diese Schwierigkeiten überwunden; sie haben das spröde Metall geformt, sie haben ihre Namen in dies Holz eingegraben, das so hart ist wie jenes Amerikanische, von dem Cooper sagt, daß es schon beim ersten Hiebe die Schärfe des Stahls abstumpfe. Ruhm und Ehre sey ihnen geweiht. Die Vollkommenheit der Form, die zuerst Ronsard, dann Malherbe, Racine, Jean Baptiste Rousseau und André Chenier in dem Französischen Versbau erreichten, verdanken wir größtentheils dieser Sprödigkeit des Materials. Hieraus aber und aus den künstlichen Systemen, die unsere Gesellschaft der Römischen Strenge entlehnte, ist auch eine sehr gefeilte, sehr didaktische Dichter-Manier, eine Art von Schutzzwang hervorgegangen. Das naive, ursprüngliche Gefühl, die Leidenschaft voll Kraft und Originalität sind bei dieser sorgfältigen Versification selten zum Vorschein gekommen. Das Verdienst der besiegten Schwierigkeit hat alle andere Verdienste in der Französischen Poesie beherrscht: Bossuet und J. J. Rousseau, die geborene Dichter waren, haben ihre glühenden Gedanken in Prosa niedergeschrieben, und Malherbe, Boileau, Jean Baptiste, geborene Prosaiker ohne Einbildungskraft und fast ohne Seele, haben sich unangefochten den größten Poeten, den vorzüglichsten Künstlern des Versbaus und der Sprache anreihen können.

Es läßt sich aber auch gegen die gefährliche Leichtigkeit des Versbaus mancher fremden Sprache viel einwenden. Wenn Lord Byron in seinem üblen und ungerechten Humor unsere Poesie „das dumpfe und kreischende Gefiedel eines eingeschlafenen Tanzmeisters" nannte, wenn es wahr ist, daß die ungeschminkten Gefühle und die ungebundenen Leidenschaften sich nur mit einiger Anstrengung und mit einer, so zu sagen, schleifen und steifen Anmuth in den Werken Französischer Dichter abspiegeln, so muß man dagegen auch zugeben, daß viel unnütz verschwendeter und bloß auf den Sylbenfall berechneter Wortschwall so manche werthlose Beisteuer zu den poetischen Sammlungen unserer Nachbarn lieferte. Ich spreche hier nicht von Italien, wo Rose und Zephir, Liebe und Wollust, Kuß und Schmetterling, von Marino an, die poetischen Grundgedanken ausmachen; solches Geschwätz kömmt gar nicht in Betracht. Im Norden aber hat die Leichtigkeit, mit welcher man eine unbestimmte Träumerei in ein wohlklingendes Versmaß einkleiden und durch passende Bilder versinnlichen kann, denselben Uebelstand nach sich gezogen. Wenn man all' die schwermüthigen Ergüsse sammeln wollte, die in Englische oder Deutsche Verse eingekleidet worden, man würde schwerlich mit zwanzigtausend Bänden davonkommen. Fade, unnütze Thränen ohne wahren Schmerz. Mit besonderer Vorliebe unterziehen sich die Englischen Frauen dieser wenig anstrengenden Arbeit, die nur darin besteht, leichte Reime und wohlfeile Seufzer in eine bekannte Form zu bringen; an Bewunderern fehlt es ihnen dann nicht. Mistreß Norton, das beklagenswerthe Opfer der Englischen Gesellschaft, die, wie Lord Byron, mit glücklichem Dichter-Talente viel Stolz und moralische Kraft verbindet, hat sich mit Erfolg von diesem Chor nebelhafter Musen losgesagt; sie ist die einzige Frau des jetzigen Englands, die bei poetischer Phantasie auch lebendiges Gefühl und viel Geschick für die Form besitzt.

Wenn man sich aus den Englischen Reviews Raths erholen und ihnen aufs Wort glauben will, so werden sie Miß Sara Coleridge, Mistreß Caroline Southey, Miß Elisabeth Barrett, Lady Emmeline Stuart Wortley, Mistreß Brooke und Miß Emmy Fisher als Mistreß Norton's Nebenbuhlerinnen anführen. Doch kann man solchen Versicherungen nicht trauen. Miß Emmy zählt erst zehn Jahre, und das ist doch ein etwas sehr zartes Alter für eine neue Sappho. Andere Journalisten nennen wieder Miß Elisabeth Charlesworth, Miß Louisa Costello, Miß Lowe, Miß Mitford und Mistreß Howitt. Nächstes Jahr werden die Listen noch anwachsen, und wenn die Sachen auf diesem Fuß fortfahren, so wird man die Dichterinnen Großbritaniens eben so wenig zählen können wie die Sterne der Milchstraße. Wir wollen uns also nicht bei Miß Barrett, der Uebersetzerin des Aeschylus, aufhalten, noch bei Mistreß Southey, der Tochter des Dichters Bowles, die sich durch Eleganz und Einfachheit auszeichnet. „Zophiel" von Maria Brooke oder Maria dell' Occidente, einer Bewohnerin von Cuba, verdient Berücksichtigung. Dieses Gedicht wurde in Jamaika verfaßt und in London gedruckt. Der Stil ist von düsterer, glühender Färbung, voll leidenschaftlicher Schilderungen. Es behandelt die alte Mythe, die einen gefallenen Engel als verliebt in eine Sterbliche darstellt, welche er mit allen möglichen Lockungen umgiebt, deren weibliche Reinheit aber durch ihre Zauberkraft ihn von sich fern hält. Derselbe Gegenstand wurde mit weniger Aufwand und mit einer Beimischung anziehender Satire von der Marquise von Northampton behandelt, die auf den Hebriden das Licht der Welt erblickte, aber vor kurzem gestorben ist. Dieses letztere Gedicht, „Irene" betitelt, das nur in wenigen Exemplaren gedruckt und der Oeffentlichkeit nicht übergeben, sondern bloß einigen Kunstliebhabern und Freunden mitgetheilt wurde, zeichnet sich nicht, wie das Werk der Mistreß Brooke, durch Kühnheit der Erfindung und dichterische Leidenschaftlichkeit der Diction, wohl aber durch strengen, korrekten und gewandten Versbau aus. Man könnte leicht aus den Schriften aller hier angeführten Dichterinnen ein kleines, sehr hübsches Buch, ein poetisches Album ausziehen, das gewiß nicht ohne Werth und Annehmlichkeiten seyn würde; doch Mistreß Norton und Mistreß Brooke besitzen allein wahre Dichter-Begeisterung; im „Zophiel" tritt sie übersprudelnd, weitschweifig und ungeregelt auf, in dem kleinen Bande der Mistreß Norton bis zur Verzweiflung schwermüthig, und in korrektester Ausführung. Die Eine folgt Southey nach, die Andere ist Lord Byron's echte Tochter.

So giebt es denn in allen literarischen Fächern, selbst in der Dichtkunst, nichts Originelles mehr; überall Nachahmung, Schein, oft knechtisches Wesen. In der Abtheilung der nützlichen Werke sind einige Sammlungen sehr interessanter Dokumente erschienen, wie die Depeschen Lord Wellington's, Wilberforce's Briefwechsel, das Tagebuch und die Briefe Sir Samuel Romilly's, eines der redlichsten und menschenfreundlichsten Staatsmänner der jüngsten Zeit. Die zwanzig Bände aber, aus welchen die eben angeführten drei Werke bestehen, würden unter einer geschickten Hand sich in drei höchst werthvolle zusammenschmelzen lassen. Die Kunst, Thatsachen und Gedanken zu konzentriren, ein Buch zu verfassen und die Quintessenz aus einem Briefwechsel oder Journal zu ziehen, hat in England noch nicht besondere Fortschritte gemacht; in London und in den Vereinigten Staaten mißbraucht man auf wunderliche Weise das Recht, Alles zu drucken; da wird das Papier mit elenden Kleinigkeitskrämereien besudelt und zu sehr hohem Preise verkauft. Ein Verleger hat vor kurzem das Tagebuch des Alterthumsforschers Thoresby herausgegeben, der ein Zeitgenosse Jakob's II. und Wilhelm's II. war. Es sind vier Bände, jeder von vierhundert Seiten, die, statt alles geschichtlichen Interesses, uns mit der Reihenfolge von Thoresby's Dejeuners und mit den Texten aller Predigten, die er gehört, bekannt machen, denn er war ein Gutschmecker, ein Alterthumsforscher, haushälterisch und fromm. „Wilberforce's Tagebuch" enthält eine Unzahl von Seiten, auf welchen nichts Anderes steht als: „1. November, um 4 Uhr, sah ich Pitt und Elliot, ich speiste zu Mittag und ging zu Bett; — 2. November, Pitt war den ganzen Tag bei mir. — 3. November, Elliot und Pitt speisten bei mir zu Mittag ...." und so zwanzig Seiten in einem Zug fort. Die Geschichte der Stuarts von Jesse und die Geschichte von Schottland von Tytler zeichnen sich durch ganz besondere Verdienste vor allen jenen Zusammentragungen aus, die eine zu weit getriebene Aengstlichkeit mit dürrem Staub anfüllte. Das eine dieser Werke ist eine mit Geschick angefertigte Anekdoten-Sammlung; der Verfasser des anderen hat sein Buch nach ungedruckten, unbekannten Dokumenten geschrieben und kann daher oft Robertson, Hume, Lingard und Walter Scott berichtigen. Unglücklicherweise ist es aber das Werk eines Alterthumsforschers, und der Stil dieser Herren zeichnet sich selten durch Anmuth und Klarheit aus.

Unter den in London erschienenen neuen Ausgaben älterer Werke machen wir besonders auf die volksthümliche Sammlung von Daniel de Foë's Werken, herausgegeben von Hazlitt, Sohn des berühmten William Hazlitt, dem Geoffroy der Englischen Presse, und auf die schönen Sammlungen der vollständigen Werke Thomas Moore's, Lytton Bulwer's und Southey's aufmerksam. Alle diese Namen haben die Europäische Taufe empfangen, ohne welche

es jetzt keinen wahren Ruhm mehr giebt. Daniel de Foë, der so viele Jahre vergessen ruhte, wie begraben im Ruhme seines Robinson Crusoë, ist wieder erschienen und nimmt den ihm gebührenden Platz ein; ein wunderbares Beispiel zögernder Gerechtigkeit! Er, der zum mindesten ein Nebenbuhler Fielding's und Richardson's, Publizist, Dialektiker, Geschichtsforscher, Romanschreiber, satirischer Schriftsteller und Polemiker ersten Ranges und ein Mann von Verstand und Geist war, bei dem die Wahrheitsliebe und die Einfachheit des gesunden Sinnes die äußere glänzende Darlegung der ausgezeichnetsten Geisteskräfte verhinderten, er wurde von seinen Zeitgenossen wie ein Gauner, von dem Versschmieder Pope wie ein Dummkopf und von der Englischen Gerichtsbarkeit wie ein Verbrecher behandelt. Der Pranger, an den die politischen Vorurtheile seiner Zeit ihn stellten, hat sich in einen Thron des Ruhmes verwandelt; er selbst hatte eine Ahnung davon, als er in seiner Ode, der „Hymne an den Pranger", schrieb:

„Hail, thou hieroglyphic of shame!" *)

Der Verfasser der „Parlaments-Geschichte Großbritaniens" und der „Geschichte Europa's im Mittelalter", Henry Hallam, hat unter dem Titel Einleitung zur Literatur-Geschichte des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts ein Buch herausgegeben, das sich durch eine gewisse positive Nützlichkeit empfiehlt, die aber aller philosophischer Gesichtspunkte ermangelt. Es ist mehr ein Katalog als eine Geschichte, und dieser Katalog ist unvollständig. Erschreckt durch die verwegenen und in die Wolken ragenden Hypothesen eines Schlegel und seiner Landsleute, hat der Englische Rechtsgelehrte die literarische Masse der drei Jahrhunderte, welche er umfaßt, methodisch geordnet. Er giebt Daten, Urkunden und zuweilen abgerissene Kritiken, die gut stilisirt und richtig durchdacht sind, aber es fehlt dem Ganzen doch an Zusammenhang und Interesse. Der Geist der Zeit tritt nicht klar unter der Feder des übrigens sehr genauen Autors hervor. Er ist zu sehr Advokat, zu annalistisch und kritisch, um die großartigen Ergebnisse der Europäischen Civilisation umzufassen; entweder bemerkt er wirklich nicht oder will den gegenseitigen elektrischen Einfluß nicht bemerken, den alle Völker empfunden haben. Die Unzahl der Werke, die er anzuführen hatte, drückt ihn zu Boden, und willkürlich, unter unstatthaften Vorwänden, läßt er eine Menge derselben aus. So werden alle Reisenden, alle Schriftsteller, die über Malerei und Bildhauerkunst geschrieben, alle theologische Streitschriften und der größte Theil der Geschichtsforscher aus Hallam's Werk ausgeschlossen. Er behauptet, daß jetzt vergessene Streitigkeiten keine Erwähnung verdienten, und daß Geschichte und Reisebeschreibungen, welche Thatsachen berichteten, nicht in das Gebiet der Literatur gehörten. Die Literatur ist für ihn mehr eine Ausarbeitung der Form als ein Bildungsmittel und als ein Ergebniß der Fortschritte oder der Veränderungen der Menschheit. Durch diese kleinliche Ansicht verfällt er in einen der größten Irrthümer, trotz seiner sonst richtigen Einsicht. Die Briefe des Reisenden Busbecq und die Jansenistischen Streitigkeiten haben mehr Einfluß auf die Geister ausgeübt, als die zu ihrer Zeit gefeiertsten Dichterwerke, die Hallam der Erwähnung würdig hält.

Es wäre fast besser gewesen, wenn er den Französischen Benediktiner und den guten Abbé Goujet, den Verfasser der endlosen Bibliothek der Französischen Dichter, nachgeahmt und einen nach dem anderen, Stück vor Stück, in hundert Bänden jeden literarischen Namen abgehandelt und analysirt und so der Wissenschaft für die Zukunft ein nützliches Repertorium angesammelt hätte, als daß er ch Gränzen gesetzt und willkürliche Gruppen aufgestellt, ohne ihre egenseitigen Beziehungen, ihre Richtung, ihren Fortschritt und ihren ildungsgrad anzugeben. Einigen Nutzen kann man aber doch aus allam's vier Bänden ziehen, denn der den Publizisten und poliischen Schriftstellern gewidmete Abschnitt, der mehr in die besonderen tudien des Verfassers eingreift, ist sehr lobenswerth ausgearbeitet; n Ganzen aber scheint uns das Werk unzureichend und verfehlt; nige Spezial-Kritiken nöthigten uns sogar ein Lächeln ab. So ewundert Hallam zwar Molière's Talent, meint aber doch, daß es m an Witz gefehlt habe. Molière hat nie nach Wortwitz gehascht; ie sprühendsten Witzfunken seiner poetischen Begeisterung geben nmer aus dem Konflikt des gesunden Verstandes mit der Abgehmacktheit hervor. Molière dichtete keine Epigramme.

Das Buch, welches jetzt das meiste Aufsehen in England macht, t das Werk Toqueville's über die Amerikanische Demokratie; er immt die Aufmerksamkeit und die Wißbegierde eben so in Anspruch ie Carlyle's Schriften, der bald, wie wir schon früher aussprachen, das Oberhaupt einer literarischen Sekte seyn wird. Man hmt ihn nach, ohne ihn zu verstehen, und auf ähnliche Weise greift an ihn auch an. Der Parteigeist fördert wunderliche Widersprüche r Tage; so beschuldigt die „Edinburgh Review" Carlyle des Toryismus, während die „Quarterly Review" ihn des Pantheismus anagte; Andere wieder rechnen ihm seinen Indifferentismus als Verrechen an. Er ist zu unparteiisch, sagt man, er sieht mit zu hoher Miene auf die beiden nordischen Völker herab, von denen das eine in Vater, das andere sein Ernährer ist. Freilich wird er niemals, h fürchte es wenigstens, Mitglied der Königlichen Societät, noch arlamentsmitglied; noch Doktor der Theologie werden; eben so enig wohl Deutscher Hofrath, oder Ober-Studien-Direktor, oder ymnasiarch. Er hat seine Wissenschaft und seinen Geist nicht wie ie Bienen ihr Wachs gebildet, um sich eine enge, süße und lieblich uftende Behausung daraus zu bauen und seine Tage in Ruhe zu erleben. Eigentlich ist er weder Engländer noch Deutscher. Bei em jetzigen Zustand von Europa, das sich, trunken und träumerisch wie ein Derwisch, im Kreise herumdreht, weder vorwärts noch rückwärts schreitet, weder für den Frieden noch für den Krieg sich entscheidet, weder zur Republik noch zur Monarchie sich hinzuneigen weiß und wagt, weder zum Protestantismus noch zum Katholizismus, — in dieser Mischung oder vielmehr Verwirrung der socialen Elemente, die keine Nationalität mehr bestehen lassen, kann man unmöglich ein großer Denker und tüchtiger Philosoph seyn, wenn man nicht ein Europäer wird und den Engländer, Deutschen oder Italiäner von sich wirft. Die Gestalt des alten Cato würde, wenn er unter der Regierung Julian's des Apostalen noch Römer geblieben wäre, nicht erhaben, sondern lächerlich gewesen seyn, so allgewaltig ist der Strom der Jahrhunderte, und unaufhaltsam reißt er seine Ufer ein. Indem Carlyle sich über die Tageshändel seines Vaterlandes hinaus zu einer höheren Wahrheit erhob, übte er eine That geistigen Muthes aus, die um so seltener ist, als die geistige Feigheit stets sicher auf Belohnung rechnen darf, wenn sie den Parteien schmeichelt. Und dieser bewundernswürdige Philosoph, der über die sinnliche Lehre sich emporschwingt, der laut und offen zu der Lehre der christlichen Selbstverleugnung zurückkehrt, indem er sagt: „Selbstverleugnung und Entsagung werden für Individuen und Völker der erste Schritt zum moralischen Leben seyn", — dieser so offenbar christliche Denker wird von den Pfeilern der Anglikanischen Kirche des Pantheismus beschuldigt.

Unter vielen gelehrteren, namentlich korrekteren Schriftstellern trägt Carlyle den Rang und die Herrschaft davon, ohne daß seine Herrschaft etwas fruchtet, denn seine wunderliche Manier weckt und begünstigt nur die allgemeine Erschlaffung und Aufreibung. Man borgt ihm Phrasen ab, man ahmt seine zusammengesetzten Worte nach, man macht oft sehr lächerlichen Gebrauch von seinen ausschweifenden Erfindungen. Die jungen Schriftsteller, denen es lange an einem Panier und Losungswort fehlte, versuchen sich nun ebenfalls in der Schöpfung solcher Neologismen, wie sie Carlyle's Talent entstellen. Es ist das Unglück aller origineller Denker, daß sich eine Menge von Bewunderern um sie sammelt, die ihre Ausschweifungen und Irrthümer nachahmen; Allen, die mit Recht oder Unrecht der Literatur eines Landes einen neuen kräftigen Aufschwung geben, folgt auf ihrem öffentlichen Ruhmespfad ein marktschreierischer Schwarm, der ihnen nachäfft; es sind die hinten auf dem Wagen des Herrn sitzenden Diener. Man läßt ihm seinen Geist und ahmt nur das Aeußere, seine Geberden, seine Kleidung nach. Es giebt im Allgemeinen nichts Mittelmäßigeres als Carlyle's Nachahmer und nichts Ungereimteres als die Kritiken und Analysen über ihn in den Englischen Journalen. Da seine Ueberlegenheit aus einem gewaltigen Gedanken entspringt, dessen Energie lange stillschweigend mit mächtigem Eifer die seltsam ciselirte Goldbarre ausarbeitete, so gehört schon eine sehr bedeutende Uebereinstimmung mit Carlyle's Gefühlen dazu, um ihn zu fassen und zu verstehen. Die Einen greifen ihn als Radikalen, Andere als Pantheisten und wieder Andere als Konservativen an, und doch ist er nichts von diesem Allen; er ist ein Philosoph, der hoch über dem Pantheismus steht, und um so merkwürdiger, als seine Analyse die Synthesis nicht aufgiebt.

Carlyle und seiner mit Lupe und Teleskop so wohlausgerüsteten Philosophie ist vor kurzem ein Schottischer Geschichtschreiber mit weit weniger hohen Ansprüchen gegenübergetreten. Archibald Alison hat kürzlich neun Bände Annalen von Europa, vom Beginn der Französischen Revolution an bis auf 1815, herausgegeben. Diese Arbeit, deren Grundsätze Torpistisch und deren Ansichten aristokratisch sind, ist in einer Hinsicht von Werth, denn sie enthält alle Parlaments-Debatten von Großbritanien während dieses wichtigen Zeitabschnittes. Alison, der klaren und geraden Geistes, ohne affektirte Schönrednerei, ohne Meinungs-Fanatismus, aber seiner Partei sehr ergeben ist, verdient mehr Achtung als Bewunderung; sein Stil bekundet die ganze Reinheit und Heiterkeit seines Gedankens; es ist Robertson's Schule, auf die Erzählung der gleichzeitigen Thatsachen angewendet.

In Frankreich kennen wir kaum die stürmischen Debatten dieser Parlaments-Geschichte, die Alison uns so ausführlich erzählt. Hier bewegen sich auf einem geräuschvollen Schauplatz Pitt, Burke, Canning, Huskisson, Castlereagh, Romilly und Wilberforce, und der Leser kann ganz behaglich und bis in die kleinsten Nebenumstände hinein die egoistischen Bewegungen Großbritaniens während des Kampfes seiner sterbenden Aristokratie gegen die aufblühende Französische Demokratie kennen lernen. Indem wir das Wort Egoismus niederschreiben, bebt uns die Feder. War dieser Egoismus nicht nothwendig? Die gewöhnlichste Logik erstaunt darüber, daß eine und dieselbe Idee für die Einen ein Verbrechen, für die Anderen eine Tugend seyn könne. Wer sollte hier nicht die Nothwendigkeit einer allgemeinen und religiösen Richtschnur für alle Völker anerkennen, das dringende Bedürfniß eines göttlichen Gedankens, der Gutes oder Böses ordne? Das Mittelalter war im Besitz solcher Richtschnur, und das Papstthum war der Verweser derselben. Aber was ist heutzutage Richtschnur, Ordnung, Gesetz und Zucht geworden? *) Alles wogt und treibt, dem Zufall überlassen, hin und her. England, das in seinen gesellschaftlichen Grundvesten durch die Revolution von 1789 angegriffen wurde, hat sich mit Egoismus vertheidigt; es that für sein Fortbestehen Alles, was es nur konnte, und es handelte recht. Es wird dereinst untergehen oder sich umgestalten; wir oder vielmehr unsere Nachkommen werden dies erleben. In Erwartung

*) Sey mir gegrüßt, Sinnbild der Schande!

*) Liegt denn jener göttliche Gedanke nicht noch immer offen da vor der Menschheit, im Innern ihres Gewissens, wie von Ewigkeit her? Oder, möchte man Herrn Philaret Chasles aus Christi Gleichniß zurufen, haben sie nicht Mosen und die Propheten? So laß sie dieselbigen hören. Höret ihr Mosen und die Propheten nicht, — wie würdet ihr eine andere Autorität hören, die ihr selbst erst aufstellen oder zurückwünschen wollet!

dieser zukünftigen Aera, scheint uns der ausführliche Bericht über Englands Anstrengungen in der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts von großem Interesse in dem Buche Archibald Alison's, dem wir nur seine gänzliche Unkenntniß des Gallisch-Römischen Charakters vorwerfen könnten, aus welchem der Französische sich herausgebildet hat. Wie die meisten seiner Landsleute, erblickte er nur die Schwächen und nicht die erhabenen Seiten desselben. Die edle Schwungkraft, die schnelle Bewegung, das leicht erregbare Mitgefühl unseres Volksstammes sind seiner Beobachtung durchaus entgangen.

Doch hat er die allgemeine Verkettung und den Zusammenhang der Europäischen Angelegenheiten begriffen. Dieser Schriftsteller, der mehr durch Weisheit, umfassenden und richtigen Ueberblick, als durch glänzenden Styl und kühne Anschauungen sich auszeichnet, hat doch eine Haupt-Wahrheit aufgefaßt, die unserem über die Maßen analytischen und in die kleinsten Einzelheiten eingehenden Jahrhundert fremd ist, nämlich daß man Europa als ein Gleichartiges, als einen vollständigen Körper, der ein zusammengehöriges Ganzes bilde, studiren müsse. So war das Griechenland der Amphiktyonen, so das Rom des Cäsar. Europa's Geschichte zerstückeln, heißt dem zusammenhängenden Verständniß der Geschichte seiner verschiedenen Theile ganz entsagen. Voltaire, dessen Geist die Wahrheit durchdrang, wie ein Sonnenstrahl das Prisma, ahnte ein solches Resultat, doch ohne es zu ergründen oder gar zu fördern. In diesem dunklen Gefühl schrieb er seinen „Versuch über die Sitten der Nationen". Deutschland, England, Italien sind nur Bruchstücke eines Ganzen. Je mehr ein Volk einen Mittelpunkt bildet und sich mitempfindend gegen andere verhält, desto nothwendiger und inniger ist seine Geschichte mit der Geschichte aller anderen Völker Europa's verknüpft und entzieht sich einer Beobachtung, welche sie vom Ganzen ablösen will. Niemals werden unsere Annalen für sich abgesondert befriedigend geschrieben werden. Auf ein solches Problem würde der menschliche Geist all' seine Kräfte umsonst vergeuden. Frankreich, um mich eines ärztlichen Ausdrucks zu bedienen, ist das große sympathische Centrum der allgemeinen Sensibilität in der Europäischen Welt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Wie man vom Aeußeren aufs Innere schließen kann.*)

1) Die Vergnügungen.

Der Tanz an und für sich ist kein Vergnügen; man liebt ihn nicht seiner selbst wegen, sondern die Liebe bedient sich seiner als Mittel. Männer, welche die Jünglingsschuhe längst ausgetreten haben und dennoch ihre müden Beine nach dem Takte drehen, Mädchen und Frauen, welche häßlich sind und dennoch die verliebte Gymnastik des Walzers, der Galoppade, des Contre-Tanzes eifrig pflegen, sind Opfer einer geheimen oder eingestandenen Leidenschaft. Wenn eine schöne Frau, auch nach ihrer Verheirathung, dem Tanze noch leidenschaftlich ergeben bleibt, so ist ihr Herr und Gemahl allerdings sehr zu beklagen, sie aber noch mehr, denn sie hat, wie Harlekin sagt, das Unglück, die Frau eines — — — zu seyn. Und das hat doch immer seine unangenehme Seite.

Das Spazierengehen ist ebenfalls an und für sich kein Vergnügen. Den Greisen gewährt es eine nützliche Bewegung, den Liebenden einen Vorwand, den Eitlen eine Gelegenheit, sich zur Schau zu stellen, den Müßigen ein Mittel, die lästige Zeit zu tödten.

Die Tafelfreuden sind das Vergnügen geistreicher Leute, die blasirt sind, aber auch gewöhnlicher Menschen, die das reifere Alter erreicht haben; nur schärfen sie den Geist jener, während sie die Fähigkeiten dieser noch mehr abstumpfen. Der geistreiche Mann erniedrigt sich nie zur Gefräßigkeit, er ist mindestens Feinschmecker. Der gewöhnliche Mensch bringt es höchstens zur Gefräßigkeit.

Die Jagd kann einem begabten Geiste eine Unterhaltung gewähren; zur Leidenschaft wird sie nur bei einem rohen und ungebildeten Menschen. Der wahre Jäger, der Vollblut-Jäger, hat bäuerische Sitten, bekümmert sich nicht um Frau und Kinder und hat nur Gefühl für seine Hunde, die er nichtsdestoweniger furchtbar schlägt. Er ist Lügner, Aufschneider, und wo nicht von Hunden, Wild und Jagd die Rede ist, bleibt er stumm.

Das Angeln zählt, wie jede Leidenschaft, seine Fanatiker, Bekenner und Märtyrer. Zu den Fanatikern gehört der unermüdliche Angler, so zu sagen ein menschlicher Pfahl, der in dem Boden eingewurzelt ist und kein höheres Streben kennt, als über die List des Gründlings und den Verstand des Karpfen zu triumphiren. Zu den Bekennern gehören die standhaften Fischer, welche an ihren Lehnstuhl gefesselt sind und trotz Gicht und Podagra noch den Fischen in einer Wanne nachstellen. Der Märtyrer giebt es viele; es sind die Unglücklichen, deren Fuß ausgleitet und die den Najaden einen Besuch abstatten.

Das Reiten ist ein elegantes und geschmackvolles Vergnügen. Wenn der Reiter sich indeß in Schuhen produzirt, wenn er nur an Festtagen ein Pferd besteigt und auf einem Miethsgaule paradirt, so läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß er ein Haarkräusler oder Kleiderkünstler ist.

Die Toilette ist nicht bloß ein Vergnügen, sondern für Viele eine Arbeit, für Andere eine Kunst. Eine Arbeit ist sie für den Mann von vierzig Jahren, der noch gefallen will, für die Frau von dreißig Jahren, die einen Liebhaber fesseln will, und für die Frau von fünfunddreißig Jahren, die einen solchen erobern will; sie ist eine Arbeit für jede alte und von der Natur stiefmütterlich ausgestattete Frau; sie ist eine Galeeren-Arbeit für denjenigen, der nicht der Gesellschaft, sondern ernsten Studien lebt, und den ein besonderer Umstand zwingt, in festlichem Aufzuge zu erscheinen. Sie ist eine Wissenschaft, welche der dramatische Künstler sein ganzes Leben hindurch studirt; sie ist eine Kunst, deren Geheimniß Frauen von freieren Sitten allein von Gott oder dem Teufel erhalten haben. Derjenige, welcher immer Toilette macht, ist ein mehr als gewöhnlicher Geist; wer nicht nöthigenfalls Toilette zu machen versteht, ist ein gewöhnlicher Mensch. Die Toilette liefert fast immer den Schlüssel zum weiblichen Charakter; die Frömmlerin zieht sich schlecht an, die Prüde ungefällig, die Unordentliche geschmacklos, die ehrbare Bürgerin lächerlich. Die Kokette erscheint prahlerisch und affektirt. Nur die Löwin, diese allein kennt alle Hülfsmittel der Toiletten-Kunst. Sie allein versteht die Farben ihrer Kleidung zu wählen und in Einklang zu bringen und derselben die passende Weite und den richtigen Schnitt zu geben. Je nach Belieben erweitert und verringert sie ihren Körperumfang, stellt sie ihre Schönheiten ins hellste Licht und rückt ihre Unvollkommenheiten in den Schatten.

2) Das Spiel.

Derjenige, welcher jedes Spiel um etwas spielen will, ist mehr Spieler, als er glaubt; seine Leidenschaft wartet auf Gewinn und Verlust, sie sucht eine Gelegenheit, sich zu äußern. Wer traurig und mißmuthig wird, wenn er verliert, wer über sein Unglück aufschreit, wer über die Stiche streitet, wer sich in jedem Augenblicke auf die Spielregeln beruft und an die Umstehenden appellirt, — der ist ein kleinlicher, engherziger Mensch. Eine Stufe tiefer finden wir den Spieler, der die Aermel in die Höhe streift, beim Kartengeben die Finger befeuchtet und beim Zugeben auf den Tisch klopft.

Whist ist jetzt das Modespiel, das Spiel der eleganten Welt, die Bouillotte das der Großväter, Vingt-et-un das der Matronen, Ecarté das der vornehmen Gesellschaft zu Brives-la-Gaillarde und Carpentras, Piket das der Biertrinker und Kneipenbesucher, Impériale das der Bedienten, Kutscher und Stiefelputzer, Mariage das der unreifen Jünglinge und der alten Jungfern.

Domino spielen die Gewürzkrämer, Posamentire und Rentiers des Marais; es gefällt den Geistesarmen, weil es sie beschäftigt, und einigen geistreichen Leuten, weil es sie nicht beschäftigt. — Das Billard-Spiel ist die Leidenschaft der Handlungsreisenden, der Unteroffiziere, Studenten, so wie aller derjenigen, die keine andere Gesellschaft besuchen, als die Kaffeehäuser. Es ist ein allerliebstes Spiel, das Leute comme il faut nur auf dem Lande üben können. Die eifrigen Schachspieler sind nur in der Jugend von 50—80 Jahren zu finden. Mit Ausnahme derjenigen, die das Spiel zu einer Wissenschaft erhoben haben, werden die Jünger der Kunst Philidor's immer seltener. Das Triktrak ist ein fossiles, antediluvianisches Spiel; einzelne Trümmer finden sich noch in manchen Salons des Faubourg St. Germain oder im Schoße der Bretagne und anderen druidischen Ländern. Das Damenspiel wäre längst vom Erdball verschwunden, wenn es nicht der Zwillingsbruder des Schachs wäre.

(Charivari.)

*) Vgl. Nr. 127 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Geschichte des Hauses Stuart auf dem Throne von England. Eine solche hat kürzlich Dr. Vaughan, Geistlicher und Professor der Theologie, unter dem Titel „The History of England under the House of Stuart" herausgegeben. Da das Werk auch die zwischen den Regierungen der Stuarts liegende Zeit der Republik umfaßt, so behandelt es eine Periode von ungefähr 85 Jahren (1603—1688). Diese Periode ist, wie Herr Dr. Vaughan in seiner Vorrede bemerkt, ein Knotenpunkt der Englischen Geschichte, in welchem sowohl alle Fäden der früheren Zustände Englands, als die der Staats-Gestaltung Großbritaniens bis auf die neueste Zeit sich verschlungen finden. Es ist darin nachzuweisen die Geschichte der Verfassungsbildung seit der Magna Charta bis auf die Schatten-Parlamente der Königin Elisabeth, so wie andererseits der Einfluß sich durchkreuzender katholischer und puritanischer Elemente auf die öffentliche Meinung und die daraus allmäiig hervorgehende Freiheit der heutigen Britischen Institutionen. In diesem Sinne wünscht Dr. Vaughan sein Werk, das mit großem Fleiße, höchster Selbständigkeit und verständiger Kritik abgefaßt ist, aufgenommen und verstanden zu sehen. Das Buch selbst ist von der „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" herausgegeben, und obwohl aus zwei starken Bänden bestehend, wird es doch zu einem sehr mäßigen Preise verkauft.

Wir bitten diejenigen, die vom 1. Januar 1841 ab, als neue Abonnenten, dieses Blatt zu erhalten wünschen, ihre Bestellungen zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Zu späte Bestellungen haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie weder rechtzeitig noch vollständig befriedigt werden können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Mittwoch den 9. Dezember 1840.

Rußland.

)ie Reise zwischen Lübeck und St. Petersburg mit dem Dampfschiffe.

Die Landreise von Tauroggen, der Preußisch-Russischen Gränze, ach St. Petersburg wird von Allen, die sie zurückgelegt, von allen eise-Handbüchern, die sich darüber auslassen, als eine höchst bewerliche dargestellt. Auch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, aß für diejenigen, welche keinen eigenen Wagen besitzen und der ussischen Sprache unkundig sind, der 115 Deutsche Meilen lange Weg vielfache Beschwerden darbieten mag; denn bis jetzt fehlt noch de regulaire Post-Verbindung, wie sie in Deutschland und anderen ändern üblich ist.. Dankbare Anerkennung verdient es daher, daß h vor etwa zehn Jahren eine Actien-Gesellschaft bildete, die eine ereinigung zwischen Lübeck und St. Petersburg, oder genauer wischen Travemünde und Kronstadt, mittelst Dampfschiffe, herstellte nd die unbequeme Landreise in eine sehr bequeme Seereise umgermt hat. Drei Dampfschiffe: die „Alexandra", Capitain Schütt, r „Nicolai I.", Capitain Bos, und der „Naslednik", Capitain eitmann, verrichteten in dem abgewichenen Sommer den Dienst, daß an jedem Sonnabende eines derselben, sowohl von Lübeck wie on St. Petersburg, abgefertigt wurde. Die Kosten der Ueberfahrt, ne Bekostigung, betrugen für den ersten Platz: 20 Dukaten oder) Rubel Silber; für den zweiten: 15 Dukaten oder 45 R. S., und r den dritten: 10 Dukaten oder 30 R. S. Meldungen wurden ziehungsweise in Lübeck und Petersburg im Comptoir der Dampfhiffahrts-Gesellschaft angenommen. Für die Reise von Lübeck nach ravemünde ist ein eigenes kleines Dampfschiff bestimmt, welches assagiere und Frachtgüter befördert; doch wird man besser thun, h der, in großer Zahl vorhandenen, Wagen zu bedienen, da der ufenthalt auf dem Deck des kleinen Fahrzeuges, unter vielen Passaeren, ihren Effekten und Päckereien aller Art, weder bei schlechtem Wetter noch bei starkem Sonnenschein, ein angenehmer ist.

Obgleich erst am Nachmittage die Anker gelichtet werden, so rrscht doch schon vom Morgen ab auf dem Dampfschiffe, am Ufer d auf der Brücke, die dieses mit jenem verbindet, die größte egsamkeit, die immer zunimmt, je näher die Stunde der Abfahrt ranrückt. Da werden die Güter, die zu Lande und zu Wasser kommen, an Bord geschafft. Die Passagiere suchen, nach den ummern der erhaltenen Billets, ihre Lagerstellen auf und sorgen r Unterbringung ihrer Reisegeräthe, wobei sie wohl darauf zu hten haben, daß von den flinken Matrosen keine Gegenstände, die während der Ueberfahrt zur Hand wünschen, in die unteren chiffsräume begraben werden. Freunde und Angehörige der Reinden besehen das Schiff in allen Theilen, bis das erste und zweite eichen der Schiffsglocke sie zum eiligen Entfernen auffordert. Mit m Glockenschlage drei erschallt das letzte Abfahrtszeichen. Augenialich werden die Anker gelichtet. Das Schiff setzt sich in Beweung, verläßt die Uebergangs-Brücke, an der es lag und von welcher e Zurückbleibenden den Reisenden nur noch die letzten Abschiedsorte und Abschiedszeichen zurufen und zuwinken können.

In den folgenden Momenten ist die Schiffsmannschaft in größter ewegung; die Anker, die Ketten und Taue, welche das Schiff elten, werden an ihre Aufbewahrungs-Orte gebracht. Der Capitain it einen erhöhten Punkt, gewöhnlich auf einem der Kasten, die das Wasserrad umschließen, oder auf der Brücke, die beide verbindet, einnommen und leitet, mit Hülfe der Lootsen, die Abfahrt. Hierbei rrscht die größte Stille, da das Rufen, welches früher üblich war, irch sichtbare Zeichen ersetzt wird, die der Capitain dem am Steuer henden Matrosen mit der Hand giebt, während der Maschinist ittelst eines Sprachrohrs die Befehle zum Anlassen und Stopfen der Maschine erhält. Bald verlassen auch die Lootsen das Schiff. Die reppe, die sie zu ihrem Boote brachte, wird aufgezogen, die Verhanzungen werden zugesetzt, und die Gesellschaft, die sich jetzt am ord befindet, wird für die nächsten Tage, unvermehrt und ungeennt, zusammen bleiben, denn nur selten trifft es sich, daß ein oder r andere Passagier von der Insel Rügen her aufgenommen oder rthin entlassen wird.

Es ist daher jetzt Zeit, sich mit dem Schiffe bekannt zu machen. as größte von allen ist der „Nicolai" mit einer Maschine von 0 Pferden Kraft und auf dem Decke etwa 180 Fuß lang bei einer ittleren Breite von einigen dreißig Fuß. Nicht viel kleiner ist die „Alexandra"; da aber die Maschine nur eine Kraft von 140 Pferden hat, so bewegt sie sich langsamer, während der „Naslednik", gleichfalls mit einer Maschine von 140 Pferden Kraft versehen, bedeutend kleiner ist und daher dem „Nicolai" an Schnelligkeit nichts nachgiebt.

Den hinteren Raum der Schiffe nimmt die Männer-Kajüte ein. Den hauptsächlichsten Theil derselben bildet ein geräumiger, von oben erleuchteter Saal, an dessen Längen-Wänden sich die kleinen Zimmer befinden, von denen jedes zwei über einander stehende Betten und das sonst erforderliche Mobiliar enthält. Es sind zehn bis zwölf solcher Zimmer vorhanden, die durch Schubthüren vom Saale getrennt sind, und in demselben, am Spiegel des Schiffes, in drei Etagen terrassenartig über einander, außerdem noch Sophas angebracht, von denen jedes zweien Reisenden zum Lager dienen kann, so daß für etwa 26 bis 30 männliche Reisende der ersten Klasse Lagerstellen vorhanden sind. Die zierliche Treppe, die zu der gedachten Kajüte hinabführt und auf dem Deck mit einem kleinen Pavillon überbaut ist, bildet auch den Zugang zur Damen-Kajüte. Sie enthält etwa 16 Lagerstellen und ein gemeinschaftliches Ankleidezimmer. Zwischen beiden Kajüten befindet sich auf der einen Seite die des Capitains und auf der anderen das Büffet, in welchem die zierliche und gegen die Schwankungen des Schiffes gesicherte Ausstellung aller zur Tafel erforderlichen Utensilien einen angenehmen Anblick gewährt.

Der Damen-Kajüte folgt der Maschinen-Raum, diesem die Separat-Kajüten, von denen etwa vier (jede für vier Passagiere eingerichtet) um ein gemeinschaftliches Zimmer liegen. Dann folgen die Kajüten zweiter und dritter Klasse, gleichfalls für Männer und Frauen getrennt, so wie die Räume für die Matrosen. Unter den Kajüten liegen die Packkammern; dann ist auch wohl noch ein Raum bis zum Kiele, in welchem Steinkohlen als Ballast verladen werden, während die für den nächsten Gebrauch an den Seiten des Maschinen-Raums sich befinden. Der hintere Theil des Decks bleibt für die Passagiere erster Klasse frei, während der vordere durch Schiffs-Utensilien aller Art, besonders aber durch die für die Ueberfahrt bestimmten Wagen, mehr oder minder beengt wird. Auf der Mitte des Decks, in der Nähe der Maschine und zum Theil von dieser mit Dämpfen gespeist, befindet sich die Küche und liefert den Beweis, mit wie geringem Raume man sich behelfen kann. Denn obgleich sie nur 10 Fuß lang und breit und 7 Fuß hoch ist, werden an manchem Tage in ihr für 100 bis 150 Personen die Speisen bereitet, die ihrer Zahl und Güte nach das wirkliche Bedürfniß, vornehmlich beim Mittagstisch, bedeutend überschreiten.

Zu diesem wird für die Passagiere zweiter und dritter Klasse unmittelbar nach der Abfahrt und für die der ersten Klasse eine Stunde später das Signal gegeben. Hast du bereits eine Bekanntschaft gemacht, oder kannst du sie noch in Eil machen, so führst du wohl eine Dame zu Tische und vergißest, daß du nicht in einem Salon, sondern auf dem Schiffe dich befindest. Nur das Schwanken desselben wird dich daran erinnern, und daher werden auch die nächsten Gespräche die gefürchtete Seekrankheit behandeln. Jeder wird dann die Mittel rühmen, worin er oder Andere einen Schutz gegen das Uebel erprobt haben. Dieser will es im reichlichen Genusse von Nahrungsmitteln und schweren Weinen gefunden haben; ein Anderer umgürtet sich mit einem Riemen und will nüchtern, ein Dritter nur auf dem Verdecke bleiben oder in der Kajüte nur liegen. Kurz, Jeder hat eine andere Meinung, wie er der Krankheit zu entgehen glaubt. Bei verschiedenen Naturen mögen auch die Schutzmittel verschieden seyn, doch zeigen sich im Sturme die wenigsten haltbar, und daher ist es am rathsamsten, die gewohnte Lebensweise so wenig wie möglich zu ändern, nicht zu wenig und nicht zu viel zu essen und fest den Glauben, daß man nicht erkranken könne, in sich wurzeln zu lassen. Der Beweis von der Zweckmäßigkeit dieses Glaubens wird zunächst auf negative Weise geführt; denn kaum haben die Aengstlichsten ihr Augenmerk auf das Schwanken des Schiffes und das der freihängenden Utensilien gerichtet, so glauben sie sich auch schon krank, suchen eiligst das ihnen angewiesene Lager oder lassen sich eines auf dem Decke zurichten, von dem sie während der ganzen Fahrt entweder gar nicht oder erst dann wieder aufstehen, wenn die ruhige See ihnen die Ueberzeugung verschaffte, daß ihr Uebel nur ein eingebildetes, die Langeweile aber etwas Reelles sey.

Zerstreuung ist daher ein sicheres Schutzmittel, aber auch ein schwer zu erreichendes. Frühstück, Mittag- und Abendessen nehmen zwar einen großen Theil der Zeit ein und halten für manche Stunde die Gesellschaft beisammen, aber es reichen diese materiellen

Zerstreuungen doch nicht aus, das ermüdende Gleichmaß der Tage zu ertragen.

Wenn erst um 9 Uhr die Glocke zum Frühstück ruft, so hat gewiß schon Mancher seit mehreren Stunden das Lager verlassen und ist nicht geschickt genug, dieselben mit der Toilette auszufüllen. Aber seiner wartet dafür auch auf dem Decke das schönste Schauspiel, wenn das Schiff gleichsam den Mittelpunkt der wie vom Himmel begränzten Meeresfläche einzunehmen scheint, aus der die Sonne hervortaucht. Wie wird er sich beim Anschauen dieses Bildes so groß und zugleich so klein vorkommen. So groß, wenn er der Kraft des menschlichen Geistes gedenkt, die Feuer und Wasser beherrscht und ihn auf den Standpunkt führte, den er jetzt einnimmt; so klein, wenn er des Feuers und des Wassers Kraft gegen die seine abwägt und bedenkt, daß sie ihn in einem Augenblicke zu dem Hülflosesten machen kann. Aber wer könnte sich an einem schönen Morgen, wie wir ihn unseren Lesern vor Aug und Sinn hervorrufen möchten, Besorgnissen hingeben? Nur zur gesteigerten Empfindung der Größe der Natur kann das Erkennen der eigenen Kleinheit führen! Du wirst nicht müde, dich an dem großartigsten Schauspiele zu weiden. Und wenn es dir endlich gelingt, dich loszureißen, welch' ein Kontrast erwartet dich dann in der Kajüte, zu der du jetzt zurückkehrst?

Hier findest du deine Reisegefährten beschäftigt, die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit künstlerisch zu benutzen. Denn wenn vor noch nicht vielen Jahren das Waschen u. s. w. nur als ein symbolischer Akt zu betrachten war, den man nach althergebrachter Sitte, ohne viel darüber nachzudenken, des Morgens verrichtete, so sehen wir jetzt diese Geschäfte alle zu einer Kunst erhoben, die ihren Anfang, ihre Mitte, ihr Ende hat, die mit Geschick und Sorgfalt getrieben seyn will, die Geräthe und Werkzeuge erheischt. Nach diesen Geräthen und der Art, sie zu gebrauchen, die verschiedenen Nationen zu unterscheiden, bleibt einer ferneren Zeit vorbehalten. Schon jetzt weichen die Engländer und die Franzosen bedeutend von einander ab, während die übrigen Nationen nur noch Nachahmer in der Kunst zu seyn scheinen. — Der Engländer — und einer deiner Reisegefährten gehört gewiß dieser Nation an, den du auch bald daran erkennen wirst, daß seine Kleidung sich nur durch gelbe Glacé-Handschuhe von der der Matrosen unterscheidet, und daß er nicht in dem ihm angewiesenen Bette schläft, sondern an irgend einem ungewöhnlichen Platz, etwa auf dem höchsten Sopha, wo seine Nase das Deck berührt, — der Engländer führt einen eigenen Koffer mit sich, der Kämme, Bürsten und Messer aller Art, von ungeheurer Schwere und Größe und patentirter Arbeit enthält. Die Werkzeuge der Franzosen sind der Zahl nach bedeutender, aber behender, wo möglich aus Silber gefertigt, jedoch gewiß nicht so dauerhaft und zweckmäßig. Alle diese Werkzeuge zu brauchen, sie zu pflegen und aufzubewahren, erfordert Geschick und — Zeit, so daß gewiß die wiederholten Bitten der Kellner nöthig seyn werden, wenn sie verschwinden sollen, damit die Toiletten-Tische für das Frühstück eingerichtet werden können.

Nach dem Frühstück, das der Englischen Sitte gemäß aus Thee, Kaffee, rohem und gekochtem Fleische, Brod, Butter, Käse und Eiern besteht, wird sich wohl die ganze Gesellschaft auf das Deck begeben und in vielfache Gruppen vertheilen. Wird der Tag heiß, so überspannt den Hinterraum des Schiffs ein zierliches Zelt, unter welchem Tische für Karten-, Domino- und Schachspieler etablirt werden, während die Damen ihre Arbeitskästchen oder Bücher zur Hand nehmen. Denn auch an einer Schiffsbibliothek fehlt es nicht, deren hauptsächlichster Inhalt Scott's Romane, das Répertoire du théâtre français à Berlin, Paul de Kock's, Balzac's und Anderer Werke bilden, so daß ein Jeder das längst Bekannte wieder hervorsuchen und eine junge Dame, bei der wiederholten Lektüre von Paul et Virginie, aufs neue Thränen vergießen kann. Wer nicht spielen noch lesen will, der sucht einen Gefährten zum Promeniren auf dem Deck und wird immer welche finden, die ihn von dem Lande, dem er zureist, unterhalten. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Neueste Literatur-Schau.

(Schluß.)

Es ist unmöglich, in dem jetzigen Verlauf der Englischen Literatur eine lebendige und fortschreitende Bewegung wahrzunehmen. Die einzigen Lichtstrahlen, welche die Finsterniß einigermaßen erhellen, sind die, welche der Anglo-Teutonische Carlyle aus der Deutschen Betrachtung entwickelt hat. Sonst dämmert und dunkelt Alles so fort, ohne Wärme und Lebenskraft. Die alte Fruchtbarkeit, welche aus dem reichen und gemeinschaftlichen Leben Englands seit dem 16ten Jahrhundert entsprang, ist zwar noch nicht ganz vertrocknet, aber sie schreitet auch nicht vorwärts. Die Gewohnheit, die Tirade, die Reflexion und der Widerhall sind jetzt in jener schönen Englischen Literatur zu Hause, die einst so üppig aus tiefem inneren Quell hervorsprudelte, eine Freude für alle die, welche sich an originellen Geistesblüthen, nicht an scholastischen Phrasen ergötzen, welche Gott, Seele und Poesie um ihrer selbst willen lieben.

Doch hat Europa ein Recht, über Großbritaniens poetische Erschlaffung zu klagen? Wo sind in anderen Ländern die großen Geister und großen Schriftsteller? Vergebens sucht man die traurige Wahrheit sich zu verbergen, vergebens mit Hoffnung und Vertrauen sich zu schmeicheln. Der Verfall der Literaturen läßt sich nicht leugnen, er geht mit dem allgemeinen geistigen Verfall Hand in Hand. Niemand kann sich verhehlen, daß wir Europäische Völker gemeinsam einer, ich möchte sagen halb Chinesischen Nichtigkeit entgegenschreiten, die der Verfasser dieser Bemerkungen seit funfzehn Jahren schon prophezeite, und gegen die er kein Hülfsmittel weiß. Dieses Versinken ins Dunkel, welches uns dereinst zu einer gänzlichen Geistes-Nivellirung, zu einer Zersplitterung der Kräfte und zur Zerstörung der Genialität führen wird, hat seine verschiedenen Abstufungen, je nach dem Grade des Ermattens der Völkerschaften. Die südlichen gehen voran; sie waren die Ersten, die Licht und Leben empfingen; sie sind auch die Ersten, die in Nacht versinken. Die nördlichen, zu denen sich Kraft und Lebenssaft geflüchtet haben, werden ihnen bald folgen. Die Italiäner, ein so edler Volksstamm, sie wiegen sich in ruhigem Behagen, glücklich im Genuß ihres Klima's, ihres Polichinell's, ihres Bellini, zufrieden mit Allem, und ach, aufgerieben von diesem dumpfen Glück, welches der letzte Seufzer der Völker ist. Die Spanier, die zweiten Söhne der modernen Civilisation, zerfleischen sich ihre Eingeweide und benagen sich die Fäuste, wie Ugolino, ehe sie in die große Ruhe Italiens und in die Arme des Todes sich stürzen. Auf gleichem Abhang heruntergleitend, nur in noch lebhafterer Bewegung, erblickt man andere Völker, die noch hoffen, singen, genießen, brausen und sich tummeln, wähnend, sie könnten durch Eisenbahnen und Schulen die zuckende Lebensflamme in ihrem Erlöschen aufhalten und neu anfachen. England selbst, seiner Sächsischen Thatkraft und seines puritanischen Eifers beraubt, seiner literarischen Leuchten, seines Byron's und Walter Scott's schon verlustig, was wird es in hundert Jahren seyn?

Doch wenn nun auch die von den Philosophen aufgewiesenen Symptome richtig wären, wenn auch, in diesem großen galvanischen Zerstörungs- und Wiederherstellungs-Prozeß, den man Geschichte nennt, ganz Europa, das Europa von zwölfhundert Jahren, mit seinen Gesetzen, Sitten, Keimen und Ideen, mit seiner doppelten, Teutonischen und Römischen Vergangenheit, mit seinem Stolz, seinem moralischen Leben, seiner physischen Kraft, mit seinen Literaturen erschlaffen und erstarren sollte, wie könnte man darüber sich wundern! Wenn es zu demselben Schicksal bestimmt wäre, welches einst die Griechische, dann die Römische Welt zertrümmerte, die doch beide an Umfang und Dauer unserem christlichen Europa mindestens gleichkamen; wenn auch die Scherben des alten Gefäßes ganz zerbröckeln und verwittern sollten, um aus ihrem Staube ein neues Gefäß zu bilden, worüber hätten wir uns zu beklagen! Hat nicht die Civilisation, welche wir Europäisch nennen, lange genug gedauert und weit genug sich erstreckt! Und fehlt es etwa dem Erdball an unberührteren und neueren Regionen, auf die unsere Erbschaft übergehen kann, auf die sie schon übergeht, wie einst unsere Väter das Erbe Rom's empfingen, als dieses sein Geschick vollendet hatte? Sind nicht Amerika und Rußland da? Zwei Länder, die vor Begier brennen, auf dem Schauplatz zu erscheinen, zwei jugendliche Schauspieler, die beklatscht seyn wollen, beide von glühendem, fortreißenden Patriotismus erfüllt; der Eine einziger Erbe des Angelsächsischen Geistes, der Andere mit seinem Slavischen Naturell ein höchst fügsamer und geduldiger Schüler der Neurömischen Völkerschaften, deren letzte Ueberlieferung er aufnehmen und fortsetzen will. Und liegen nicht hinter Rußland und Amerika noch andere Länder, die Millionen von Jahren, wenn es seyn muß, an dem ewigen Werk der Civilisation fortarbeiten können?

Nicht zu verzweifeln braucht man am Menschengeschlecht und seiner Zukunft, wenn auch wir Völker des Abendlandes in den Schlaf der alten Völker versinken, wenn auch jene wache Lethargie uns ergreift, jener lebendige Tod, jene unfruchtbare Thätigkeit, jene Ergiebigkeit an ewigen Fehlgeburten, woran die Byzantiner so lange Zeit hinsiechten. Ich fürchte, daß es dahin mit uns kömmt. Hier ist eine Literatur, die kindisches Zeug schwatzt, dort eine andere, die im Wahnsinn spricht. Der materielle Mensch, der Mensch der körperlichen Arbeit, der Maurer oder Techniker, der Baumeister oder Chemiker, sie mögen bestreiten, was ich behaupte, wenn sie keine Philosophen sind; aber die Beweise sind schlagend. Man entdecke noch hunderttausend neue Säuren; man lenke die Luftschiffe mit elektrischer Kraft; man erfinde ein Mittel, sechzigtausend Menschen in einer Sekunde zu tödten, — die Europäische Welt würde darum nicht minder seyn, was sie ist, todt oder im Sterben; der Philosoph, von der Höhe seines Observatoriums, über dem dunklen Raum und über den heulenden Wogen der Zukunft und der Vergangenheit schwebend, der Philosoph, der die Stunden läutet in den Tagen der Geschichte und die Veränderungen verkündigt, die im Leben der Völker vorgehen, er wird nichtsdestoweniger seinen Trauerruf wiederholen müssen: Europa ist im Verscheiden! Philarete Chasles.

C h i n a.

Der Krieg zwischen England und China.

Von Ternaux-Campans.

Der Krieg mit China scheint unseren Britischen Nachbarn geringe Sorge zu machen. Wenn man ihren Versicherungen glauben darf, so werden die Chinesischen Festungen vor ihren Kanonen zusammenbrechen, als wären sie aus Pappe erbaut, und jeder Matrose wird seiner Liebsten eine Uhrkette mitbringen, die aus dem Zopfhaar eines höheren Würdenträgers geflochten ist. Fast alle Englische Journale sind mit Rodomontaden dieser Art angefüllt, die bisweilen recht lebhaft an das Mährchen von den zwei Bärenjägern erinnern.*)

Der wahre Grund der Zerwürfnisse zwischen England und China ist hinlänglich bereits erörtert worden. Erschreckt über die immer zunehmende Ausfuhr edler Metalle, hat die Chinesische Regierung

---

*) Siehe die 20ste Fabel im 5ten Buche der Lafontaineschen Fabeln. Sie ist betitelt: l'ours et les deux compagnons.

der Einfuhr des Opiums ein Ziel setzen wollen; das Verbot existirte zwar schon lange, war aber beständig umgangen worden. Nach öfter wiederholten Warnungen erschien endlich ein Ober-Commissair in Canton, ließ alles in der Stadt vorrätige Opium wegnehmen und übergab es den Flammen. Keine Maßregel ist jemals dem in Europa bestehenden Völkerrecht analoger gewesen; nie hat man einer Regierung das Recht streitig gemacht, die Einfuhr eines Artikels zu untersagen, der zu viel baares Geld dem Lande entzog; und aus wie viel stärkerem Grunde muß dieses Recht ihr zukommen, wenn der Artikel ein schleichendes Gift ist, das die physische und moralische Wohlfahrt der Nation untergräbt!

Die Stellung der Engländer war schwierig; gewohnt, alle Könige des Orients vor ihnen sich beugen zu sehen, haben sie den Trotz China's gar sonderbar gefunden; das Oberhaupt von 300 Millionen Menschen mit dem Häuptling einer barbarischen Horde verwechselnd, sind sie zu Drohungen geschritten. Das Benehmen der Chinesischen Regierung ist immer würdig gewesen. „Wir bedürfen Eurer nicht", hat man ihnen geantwortet; „allein wir wollen den übrigen Menschen die Produkte nicht verweigern, mit denen die Natur unser glückliches Land begabt hat; Ihr seyd willkommen, wenn Ihr Euch unseren Gesetzen anbequemt; ist Euch das nicht genehm, so bleibt zu Hause: wir werden Euch in Eurer Heimat nie behelligen." Diese Antwort ist in orientalischen Phrasen abgefaßt gewesen, die man in einer absichtlich geschraubten Uebersetzung gar leicht lächerlich machen kann, bleibt aber darum nicht minder verständig.*) Jedes Land hat seine Verkehrtheiten, jeder Hof seine Schmeichler; der Englischen Nation aber, deren Souverain bis zu Anfang des 19ten Jahrhunderts sich „König von Frankreich" betitelt hat, kommt es gewiß nicht zu, den Kaiser von China zu tadeln, daß er sich „Sohn des Himmels" nennt.

Allerdings wäre Englands Einfluß in Indien verloren gewesen, wenn man nachgegeben hätte; doch war es diese Betrachtung nicht allein, was unsere Nachbarn von jeder Nachgiebigkeit abmahnte; sie konnten die 80 Millionen Pfd. Sterl. nicht missen, die der Thee jährlich einbrachte, und also auch den Handel mit China nicht aufgeben; außerdem mußten sie den Schleichhandel mit Opium dulden; denn nur der Ertrag dieses Handels setzt die Ostindische Compagnie in Stand, die Waaren zu bezahlen, welche sie in England kauft. Das Britische Ministerium wußte dem Dilemma nicht auszuweichen und beschloß daher Krieg, in der Hoffnung, daß es nur eine militairische Spazierfahrt seyn würde. Zwanzig Schiffe sind mit 3,000 Bewaffneten nach China abgegangen.

Der Operations-Plan dieser Streitmacht ist bis jetzt ein tiefes Geheimniß. Die Indischen Journale haben vier verschiedene Hypothesen aufgestellt, die wir der Reihe nach prüfen wollen:

1) Man könnte die Insel Formosa oder irgend ein anderes dem Kontinent näher liegendes Eiland erobern, daselbst sich verbollwerken und ein Depot Britischer Waaren zum Schleichhandel errichten.**)

2) Man könnte einen Versuch machen, mit den demagogischen Vereinen des inneren China's in Verbindung zu treten und einen der Nachkömmlinge des Kaiserhauses Ming als Kaiser ausrufen zu lassen.***) Dieser würde vielleicht aus Erkenntlichkeit einen von den Engländern ihm diktirten Handelsvertrag unterschreiben und einen Britischen Residenten an seinem Hofe annehmen, dessen Wille für ihn Gesetzeskraft hätte.

3) Man könnte einen Hauptstreich auf Canton oder Peking selbst thun, und der erschrockene Kaiser würde sich dann wohl zu Allem verstehen, was man von ihm verlangte.

4) Man könnte endlich ganz China erobern.

Der erste Versuch bietet im ersten Augenblick viele Chancen des Gelingens; nichts wäre leichter, als den Chinesen eine Insel wegnehmen und auf derselben sich behaupten; denn die Chinesische Marine ist wenig furchtbar; doch darf man nicht vergessen, daß vor ungefähr zwei Jahrhunderten die Holländer aus Formosa vertrieben wurden, und zwar durch einen bloßen Chinesischen Seeräuber, obschon sie eine Garnison von 1100 Mann (!) hatten.†) Man müßte demnach auf dem eroberten Eiland mit großen Kosten eine furchtbare Citadelle bauen und eine zahlreiche Garnison daselbst unterhalten, die alle ihre Bedürfnisse aus Indien beziehen müßte. Da aber das Chinesische Meer nur in gewissen Jahreszeiten beschifft werden kann, so würde, wenn ein Convoi unvorhergesehener Weise ausbliebe, die Garnison in äußerste Noth kommen. Außerdem wäre der Zweck nur unvollkommen erreicht; denn die Chinesische Regierung würde keine Maßregel scheuen, um der Contrebande Einhalt zu thun.††)

Die zweite Hypothese unterliegt großen Schwierigkeiten. Wir wissen zu wenig, was im Inneren von China vorgeht, um die Ergebnisse eines solchen Versuches vorherberechnen zu können. Es verdient aber Berücksichtigung, daß die Tatarische Dynastie seit fast zwei Jahrhunderten auf dem Thron sitzt, daß Tatarische Truppen in allen Provinzen kantonnirt sind, und daß die Chinesische Regierung von dem Zwecke jener geheimen Gesellschaften vollkommen unterrichtet seyn muß. Es fehlt ihr in der That nicht an Mitteln, sich eines Prätendenten zu entledigen, wenn sie auch seines Lebens schont und ihn nach der Tatarei schickt. Das Benehmen des Chinesischen Hofes scheint wirklich dafür zu sprechen, daß er von dieser Seite nichts befürchtet. Schon die Titel und Auszeichnungen, welche man den Nachkommen der Ming bewilligt, beweisen, daß man sie nicht für gefährlich hält (!).

Gesetzt aber auch, der Versuch, das Land zu revoltiren, wäre von einigem Erfolg begleitet, so würden die Angelegenheiten Englands darum doch nicht auf festeren Füßen stehen. Es ist fürwahr ein sonderbares Mittel, seinen Verkehr mit einem Lande wiederherzustellen, indem man das Land dem furchtbarsten Bürgerkriege preisgiebt! Gewiß würden die Tataren nicht so gutwillig sich vertreiben lassen. Wenn die Kultur des Thees durch den Bürgerkrieg nicht ins Stocken geriethe, so würde es wenigstens sehr schwierig seyn, dieses Produkt aus den entfernten Provinzen nach Canton zu fördern, und vom Kriege ruinirt, hätten die Chinesen kein Geld, um Opium zu kaufen, das außerdem ein bloßer Luxus-Artikel. Wäre es endlich den Engländern vortheilhaft, gerade denen Opium zu verkaufen, die sich zu ihren Gunsten erklärt hätten? Es ist eine sonderbare Manier, Krieg zu führen, wenn man zuvor seine Bundesgenossen vergiftet.*)

Es blieben nun noch die beiden letzten Hypothesen, die man mit denselben Gründen bekämpfen kann; denn wenn die dritte schon abenteuerlich ist, so muß es die vierte noch mehr seyn. Unsere Herren Nachbarn haben meines Bedünkens eine viel zu niedrige Meinung von ihren Gegnern; sie schätzen ein Volk schon darum gering, weil seine Sitten ihnen anstößig oder lächerlich sind. Die Chinesen tragen ellenlange Zöpfe und sind im Stande, das Fleisch gemästeter Hunde zu verzehren — also müssen sie Barbaren seyn: so lautet die Beweisführung vieler Engländer. Das Chinesische Volk nach der Bevölkerung von Canton beurtheilen, oder vielmehr nach der Handvoll Personen, die mit den Europäern verkehren darf, hieße aber eben so viel, als die Engländer nach den Schenkwirthen und Dolmetschern in Dover abschätzen. Der Europäische Kaufmann in den Faktoreien von Canton bekümmert sich nur um seinen Handel, und weiß ganz und gar nicht, was in der Stadt vorgeht. Kaum, daß man dort auch nur eine der vielen Schriften liest, die über China und seine Verfassung erschienen sind: in der Menge von Pamphlet's und Journal-Artikeln, welche der ausgebrochene Streit ins Leben gerufen, habe ich kein einziges Mal Citate aus Sün-tse gefunden, dessen kriegswissenschaftliches Werk die Basis des Offizier-Examens ist; und doch hat Pater Amiot schon im Jahre 1772 eine Französische Uebersetzung dieses Werkes publizirt. Man braucht nur einen Blick in dieses Buch zu werfen, um sich zu überzeugen, daß das Chinesische Militair die verwickeltsten Manöver ausführen kann.

Ob es den Chinesen an kriegerischem Muthe fehle, ist sehr problematisch. Die Engländer selbst gestehen, daß Admiral Wang's Flotille beim Angriff der Britischen Fregatten tapfer gestritten habe. Mehrere mit Kanonen bewaffnete Schleichhändler sind von den Dschonken sehr übel zugerichtet worden; so namentlich das Schiff „Hellas" mit seinen 30 Mann Equipage, die fast sämtlich Wunden empfingen; und doch ist es ausgemacht, daß die Chinesen in einem Seegefechte weit unvortheilhafter gestellt sind, als in Kämpfen auf dem festen Lande.

Angenommen jedoch, die Engländer hätten gleichsam einen Bund mit dem Siege gemacht, so würde das ihre Sache nur wenig fördern; denn nach jenen klassischen, von Pater Amiot übersetzten Abhandlungen ist die Kriegskunst der Chinesen eigentlich eine Kunst, sich nicht zu schlagen, sondern den Feind durch alle erdenkliche Mittel allmälig aufzureiben, im Detail zu vernichten — gewiß die furchtbarste Taktik, die man gegen ein kleines Heer anwenden kann, das nur aus weiter Ferne Unterstützung erhält.**)

*) Es leidet allerdings keinen Zweifel und ist auch bereits von liberaler gesinnten Briten (die man bald Sinophilen, Sinophiles, nennen wird) behauptet worden, daß die meisten Plumpheiten und Albernheiten, die in Chinesischen Edikten stehen sollen, auf Rechnung ungeschickter oder feindseliger Uebersetzer kommen. S. den kurzen Artikel über das berüchtigte Barbaren-Auge (barbarian eye), im Jahrgang 1835 des Magazins, Monat März Nr. 26).

**) Die große Insel Formosa (bei den Chinesen Tai-wan) ist vor der Provinz Fukian gelegen. Man vergleiche über dieselbe Ritter's Erdkunde. Asien, Band III, S. 858—881.

***) Die einheimische Chinesische Dynastie Ming wurde in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts durch die Mandschu-Tungusen gestürzt.

†) Der glückliche Seeräuber, dem es gelang, die Holländer aus Formosa zu treiben, hatte es nicht mit elfhundert Mann zu thun, sondern mit elf Mann (d. h. Holländern), die, von wenigen Negern und Insulanern unterstützt, gleichwohl vier Monate lang der feindlichen Flotte (sie zählte angeblich 900 Segel) heldenmüthigen Widerstand leisteten und am Ende noch ehrenvoll abzogen! Wenn es Herrn Campans auf zwei Nullen nicht ankommt, so mache er selbst in seinem Vaterlande eine Ausnahme von der Regel.

††) Der Gedanke an eine wahrscheinliche Erneuerung des abscheulichen Opiumhandels wird es keinem Menschenfreunde möglich machen, das Unternehmen der Engländer unbedingt zu segnen. Herr T. E. scheint aber in einem Artikel viel weniger von Eifer für das Wohl China's, als von Haß gegen England geleitet zu seyn; und die meisten seiner Gründe haben einen sehr lockeren Grund. Das Britische Expeditions-Heer wird, wenn es ihm um Besetzung einer Insel zu thun ist, keinen nackten Felsen aussuchen, sondern eine Insel von bedeutendem Areal und hinlänglicher Fruchtbarkeit, wie z. B. Tsung-ming an der Mündung des großen Kiang, oder Formosa selbst, wo eine Handvoll Holländer 38 Jahre lang sich behauptet hat. Von Formosa aus würde ein lebhafter Verkehr mit den eben so handelslustigen als energischen Bewohnern der Provinz Fukian, die den Europäern sehr geneigt sind und das Mandschuische Joch nie gutwillig getragen haben, sich entspinnen; die Maßregeln der Regierung könnten hier unter allen Umständen viel weniger wirken, als in Canton.

*) Das in China regierende ausländische Kaiserhaus eilt schon lange seinem Verfall entgegen. Wäre dieser Umstand nicht aus vielen Indizien bekannt, so genügte beinahe die einfache Thatsache, daß die Herrschaft der Mandschu schon seit zwei Jahrhunderten sich datirt. Noch schneller sanken die Mongolen in China, obschon ein Genius wie Chubilai an der Spitze ihres Fürstenhauses gestanden, und der Tungusische Thron steht auf keiner festeren Basis — es giebt im Orient nur Kreisläufe, kein Fortschreiten, so lange nicht Europäische Kultur und Intelligenz dazwischen kommen. Der Kampf China's gegen die Mongolen war kein Bürgerkrieg, sondern eine Austreibung entarteter Eindringlinge, die nirgends eine Stütze fanden; und die Mandschu's würden in demselben Falle seyn. Damit sey nicht gesagt, daß es den Engländern nothwendig gelingen müßte, China zu revoltiren, oder aus der Umwälzung Vortheil zu ziehen; ob aber der Einfluß dieser Umwälzung auf den Handel so nachtheilig, oder so lange nachtheilig seyn würde, wie der Verf. meint, ist sehr zweifelhaft. Der Krieg würde sich bald nach Norden ziehen, wo die bedeutendsten Streitkräfte der Mandschu sind, und so bliebe die Thee-Communication nicht lange gestört; denn der meiste Thee, den die Europäer beziehen, kommt aus dem der Provinz Canton benachbarten Fukian.

**) Es bliebe nur noch der Beweis übrig, ob diese ganze Taktik schon so geübt worden ist, wie sie auf dem Papiere steht, und ob die Chinesen überhaupt zu solchem Widerstande sich entschließen werden, da Englands Angriff eigentlich nur der Regierung, d. h. den Mandschu's gilt.

„Lasset“ — so sagt Sün-tse — „keine Gelegenheit vorbeigehen, um dem Feinde zu schaden; vernichtet ihn im Einzelnen: sinnet auf Mittel, ihn zu reizen und in eine Schlinge zu locken. Nöthiget ihn, sich zu vertheilen, raubet ihm seine Zufuhr — versuchet Alles, was seine Kräfte schwächen kann. Versäumet nicht kleine Vortheile, wenn ihr sie ohne Verlust von eurer Seite haben könnt; denn mehrere kleine Vortheile kommen einem großen gleich.“

Wollen die Engländer zur Bestechung ihre Zuflucht nehmen — ein Mittel, das sie in Indien so oft mit Glück erprobt — so werden sie sich bald überzeugen, daß die Chinesen auf diesem Terrain ihre Meister sind, und daß es ihnen nicht an Mitteln fehlen wird, sie mit den Alliirten zu entzweien, die sie etwa im Innern finden könnten. Hören wir den weisen Sün-tse in einem anderen Artikel:

„Verabsäumt nichts, womit ihr die Tüchtigsten im feindlichen Heere verführen könnt: besticht sie mit Geschenken und schmeichelt ihrer Eitelkeit. Verleitet Männer von Ehre in der feindlichen Armee zu schändlichen und ihres Namens unwürdigen Handlungen, deren sie sich schämen müssen, wenn sie bekannt werden, und ermangelt nicht, sie bekannt werden zu lassen.“

„Schicket Emissaire ins feindliche Land und säet Zwietracht unter den Behörden und Häuptlingen; wiegelt die Subalternen gegen ihre Vorgesetzten auf; richtet es so ein, daß sie keine Lebensmittel und keine Munition erhalten; schickt ihnen Buhlerinnen, um sie zu entnerven; bewirket, daß sie stets falsche Nachrichten erhalten u. s. w.“

Pater Amiot giebt als Anhang zu seiner Uebersetzung Details über alle Exercizien, die man in China dem Soldaten beibringt, von der Fecht- oder Schlagkunst bis zu den verwickeltsten Manövern. Wir können unsere Leser auf diesen Abschnitt nur verweisen, so wie auch auf die Beschreibung verschiedener Höllenmaschinen, welche die Chinesen mit großer Geschicklichkeit anzufertigen wissen. Da giebt es z. B. einen Fung-ko (Bienenkorb), einen Ti-lui (Donner aus der Erde), einen Ho-tung (Feuer-Tubus), ein Yao-ho (verzehrendes Feuer) und viele andere, die jedoch etwas undeutlich beschrieben sind, so daß man, trotz der beigegebenen Zeichnungen, von ihrer Struktur wenig erfährt. Die Büllettins der Britischen Expedition werden zu vielen Chinesischen Ausdrücken für technische Dinge nützliche Kommentare liefern. Wenn die Versuche mit den Brandern bis jetzt verunglückt sind, so kann die Sache ganz anders werden, sobald die Britische Flotte in den Fluß von Canton eingelaufen ist; denn es macht unendlich größere Mühe, einen Brander in der hohen See zu lenken, als im Flusse, wenn man von der Strömung Vortheil ziehen kann.

Die Chinesen haben ein System passiven Widerstandes eingeführt, an welchem, meines Ermessens, alle Kräfte Englands zerschellen müssen; man hat mit Steinen angefüllte Dschonken an den Eingang des Canton-Flusses postirt; und diese Fahrzeuge wird man beim ersten feindlichen Angriff in den Grund versenken, um die Passage zu sperren. Wie viel Zeit und Geld wird die Fortraumung dieses Hindernisses kosten, das sogar einige Mal erneuert werden kann, ehe die Flotte in Canton angekommen ist! Dann aber werden die Chinesen entweder Canton selbst oder wenigstens alle Wohnorte bis auf einige Meilen weit ins Innere verbrennen, die Schleusen der Flüsse öffnen und den Feind im Schlamm eingeschlossen halten. Gelingt es den Engländern, sich heraus zu arbeiten, so wird dieselbe Operation ein paar Meilen weiter von neuem nöthig seyn; und kommen sie dennoch endlich bis ins Innere, so wird man ihre Verbindungen mit der Küste abschneiden und sie aushungern. Alles ohne einen Schuß Pulver von Chinesischer Seite. Eine Unternehmung gegen Peking böte außer den genannten Schwierigkeiten noch alle diejenigen, die mit der Fahrt durch ein unbekanntes und klippenvolles Meer verbunden sind. Selbst die Eroberung dieser Hauptstadt würde ihrer Sache keinen großen Vorschub thun; die Tatarische Dynastie, welche China beherrscht, wird sich keine zu harte Bedingungen vorschreiben lassen. Den Mandschu's ist wenig daran gelegen, ob die Chinesen mehr oder weniger leiden; und es wird ein saures Stück Arbeit seyn, ihrer Kavallerie zu Leibe zu kommen, die den Feind beständig necken und einzeln aufreiben wird.

Das Resultat dieser Expedition kann also nur ein unvollständiger Erfolg, ein großer Verlust an Geld und Menschen, die Zerstörung des moralischen Einflusses Englands im Orient, der Verlust seiner Alliirten und wahrscheinlich die Empörung vieler Provinzen des jetzigen Indo-Britischen Reiches seyn.

Nehmen wir dazu noch die Unzufriedenheit, welche die Abschaffung der Sklaverei in den Westindischen Kolonieen Englands erzeugt hat, den Streit mit der Union wegen der Kanadischen Gränze und die so schwer unterdrückte Empörung Kanada's: so wird man leicht einsehen, daß England schwerlich im Stande ist, einen Seekrieg zu führen, der seinem Handel und somit auch seinen finanziellen Hülfsquellen den Gnadenstoß geben würde. (N. A. d. V.)

Mannigfaltiges.

— Deutschlands und Frankreichs Natur-Gränzen. Ueber diesen jetzt von politischen Blättern und Rednern so oft berührten Gegenstand ist hier*) eine Flugschrift von 16 Seiten erschienen, die zunächst an ein Wort Friedrich's des Großen erinnert. Dieses Wort befindet sich in den Considérations sur l'état actuel de l'Europe, die Friedrich als Kronprinz (im J. 1736) geschrieben und worin er die Berge des Elsaß als die Deutschen Thermopylen und Lothringen als das ehemalige Phokis der Deutschen bezeichnet. Hieran anknüpfend, sagt der Verf. Nachstehendes über Naturgränzen: „Naturgränzen können ihrer Natur nach zweierlei Art seyn: Höhen und Tiefen, oder trockene und nasse. Die Tiefen und nassen Gränzen sind entweder Meere oder Flüsse. Breite Meere trennen nicht bloß Völker, sondern selbst die entferntesten Menschenstämme, z. B. die sogenannten Rothhäutigen oder Bewohner der beiden Amerika östlich vom schwarzen Afrikanischen und westlich vom hellen Malaiischen Menschenstamme; aber sind sie von Inselketten durchzogen, so befördern sie den geselligen Verkehr, wie die ausgedehnte Verbreitung des erwähnten Malaiischen Stammes von Hinterindien westlich bis nach Madagaskar, östlich bis zu den Sunda-Inseln, Philippinen, Karolinen und Australischen Ketten von Neuguinea bis zur Osterinsel beweisen. Das Meer wird hier eine Kette von Sunden, welche leicht überschifft werden. Flüsse sind noch leichter zu überschiffen als Meere und Sunde, da sie schmaler sind und in höheren Breiten während des Winters sogar zufrieren und zur breitesten Brücke werden. Ein Fluß ist also eine schlechte Naturgränze, er müßte denn seeartig breit und in niedrigen Breiten seyn, wie der Amazonenstrom und Missisipi gegen ihre Mündungen. Der Fluß befördert vielmehr den Verkehr der Völker, und nicht bloß dieselben Völkerstämme, sondern auch dieselben Städte, haben sich auf den gegenüber liegenden Ufern angesiedelt, wie London, Paris, Wien, Dresden, Berlin. Dagegen haben sich die Völkerstämme bis an die Gebirge gezogen, und Pyrenäen, Alpen, Karpaten waren von jeher nicht bloß Wasserscheiden, sondern auch Völkerscheiden Romanischer, Germanischer und Slavischer Stämme. So sind also nicht Flüsse, sondern Gebirge als echte und rechte Natur-, Völker- und Sprachgränzen zu erkennen, und bis an den Fuß des Wasgau und an die Stufen des Lothringischen Jura hin [illegible] man die Deutsche Zunge, so daß Arndt sehr richtig singt:

> So weit die Deutsche Zunge klingt
> Und Gott im Himmel Lieder singt,
> Das soll es seyn,
> Das, wackrer Deutscher, nenne Dein.

Gebirge sind aber nicht bloß als schwer zu übersteigende Hindernisse für Heere eine gute Naturgränze, sondern mehr noch als Trennungen der Handels- und Lebensthätigkeiten. Seit die größten Gebirge von breiten, bequemen Kunststraßen durchzogen sind, haben sich die Schwierigkeiten der Berghindernisse sehr vermindert. Dagegen bleibt [illegible] Gebirge Trennung der Handelswege durch die Flüsse, wo nach [illegible]zenberg's Berechnung 100 Meilen Wasserfracht nicht theurer sind als 3 Meilen Landfracht.“ — Natürlich ist dies nur als Erwiederung der oft in Französischen Zeitungen vorkommenden Behauptung, den Rhein als natürlicher Gränze Frankreichs zu betrachten. Im Uebrigen aber ist unser ungenannter Verfasser sehr friedlicher Natur und denkt nicht an Eroberungen. Wer er eigentlich ist, sagt er uns mit dem letzten Worte seiner Vorrede, die mit der Bemerkung schließt, es sey dies ein Wort zu den Nachbarn über die Zäune.

— Aussprüche Mehmed Ali's. Von den Engländern dürfen wir gewiß jetzt am wenigsten eine parteiische Beurtheilung zu Gunsten Mehmed Ali's erwarten. Daher sind wohl einige Aeußerungen, die ihm das neueste Heft des militairisch-navalen United Service Journal in den Mund legt, als authentisch zu betrachten. Ein Britischer Offizier, der eine Unterredung mit dem Vicekönig von Aegypten hatte, theilt nämlich nachstehende Bemerkungen von ihm mit, die, wie er hinzufügt, wörtlich übersetzt sind: „Urtheilen Sie über mich nicht nach dem Maßstabe Ihrer Kenntnisse. Vergleichen Sie mich vielmehr mit der Unwissenheit, die mich umgiebt. Sie können nicht auf Aegypten dieselben Gesichtspunkte wie auf England anwenden. Jahrhunderte waren erforderlich, um Sie zu dem zu machen, was Sie sind, — ich dagegen habe nur erst wenige Jahre für mich. Bei Ihnen giebt es eine große Zahl intelligenter Leute, die ihre Regierung begreifen und deren Werk unterstützen; ich finde sehr wenige, die mich nur verstehen und meinen Gedanken nachkommen. Ich werde oft betrogen und weiß, daß man mich betrügt; viele Andere werden freilich auch betrogen, aber sie wissen es nicht. Ich suche Jeden auf, der mich belehren kann.“ — „Uebung und Thätigkeit sind Alles. Während der Syrischen Empörung sprachen Oberst D. und Herr M. mit mir und empfahlen mir, Geschichte zu studieren, um die Kunst des Regierens zu lernen. Ich bin zu alt, um Geschichte zu studiren. Mein Sohn schrieb mir und bat um Instructionen für die schwierige Lage, in der er sich befand. Ich dachte, die beste Instruction ist: ich gehe selbst. Und ich ging wirklich nach Jaffa und machte der Empörung bald ein Ende. Das ist praktische Regierung.“ — „Die Engländer haben viele Entdeckungen gemacht, aber ihre beste Entdeckung war die Dampfschifffahrt. (Ich entgegnete ihm, der Erfinder der Dampfschiffe sey ein Nord-Amerikaner gewesen). Hätten die Nord-Amerikaner nicht Väter gehabt, wie Ihr, so würden sie niemals so tüchtige Kinder geworden seyn.“ — „Ich bin nicht so glücklich gewesen, frühzeitigen Unterricht zu genießen. Ich war 47 Jahre alt, als ich lesen und schreiben lernte. Ich bin niemals auf Reisen gewesen und habe daher nie ein civilisirteres Land als das meinige gesehen. Darum bilde ich mir auch nicht ein, das jemals leisten zu können, was Ihr im Stande seyd zu thun, und die Höhe zu erreichen, zu welcher Ihr gelangt seyd.“ — „Was hilft es uns, Euch nachzuahmen, wenn wir Euren Geist nicht haben? Wenn ich hier des Obersten Campbell Beinkleider anziehen wollte (hier sah er den sechs Fuß hohen Obersten an), würde ich darum auch so groß erscheinen und seyn, wie der Oberst Campbell ist?“

*) Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung, 1840.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Freitag den 11. Dezember 1840.

Spanien.

Die Expedition des Gomez.

Der Zug, den der Karlistische General Gomez in den letzten Monaten des Jahres 1836 von einem Ende der Pyrenäischen Halb-
ısel zum anderen unternahm, bildet unstreitig eine der interessantesten
pisoden des Bürgerkrieges. Allgemein war die Verwunderung über
in so abenteuerliches Unternehmen, das an die Zeiten des dreißig-
ährigen Krieges erinnerte. In der That war ein solches jetzt auch
ur noch in Spanien möglich. Das frische Interesse, welches es
amals hatte, die allgemeine Spannung, welche diese Reihe von
berraschenden Scenen, Schwankungen und unerwarteten Theater-
reichen erregten, ist vorüber. Aber es dürfte wohl an der Zeit
eyn, diese noch nicht hinlänglich aufgeklärte Episode nach unbe-
annten und authentischen Aktenstücken in ihr wahres Licht zu stellen.

Eine Thatsache muß vor Allem festgehalten werden. Trotz des
ufsehens, welches das Unternehmen machte, scheiterte es. Gomez
atte einen Zweck: den erreichte er nicht. Während man die Blitzes-
hnelle seiner Bewegungen allgemein bewunderte, erhoben sich im
auptquartiere des Don Carlos Stimmen der Mißbilligung, und
ls er in die Baskischen Provinzen zurückkehrte, wurde er ins Ge-
ingniß geworfen und vor ein Kriegsgericht gestellt. Gerade dann,
enn die Christinischen Generale ihn am sichersten zu halten glaub-
n, vollführte er seine kühnsten und glücklichsten Streiche; gerade
ann, wenn die allgemeine Meinung am lautesten auf seine Siege
chnete, befand er sich in den schlimmsten Lagen. Er war Sieger,
enn man ihn auf der Flucht glaubte; er war auf der Flucht, wenn
an Siege von ihm erwartete. Nie ist seine Lage genau bekannt
orden. Eine richtige Würdigung derselben wird lehren, daß er
icht thun konnte, was er nicht gethan hat. Der Prozeß, der gegen
n eingeleitet wurde, war die schreiendste Ungerechtigkeit und Un-
ankbarkeit. Was er dagegen gethan hat, ist außerordentlich und
r Sache des Don Carlos vielleicht nützlicher geworden als das,
as er vergeblich versuchte. Wenn er nichts Dauerndes zu Stande
achte, so hat er doch Aufsehen erregt, und das ist schon etwas.
ätte seine Regierung etwas mehr Geschicklichkeit bewiesen, so würde
in wunderbarer Zug bedeutende Folgen gehabt haben. Den Chri-
inischen Generalen kann in keinem Falle das Scheitern seines Plans
s Verdienst angerechnet werden.

Das Unternehmen des Gomez läßt sich in vier Abschnitte brin-
en: 1) der Streifzug in Asturien und Galicien und die Rückkehr
um Ausgangspunkte; 2) der Einfall in Castilien und sein Vordrin-
en nach Andalusien bis zur Einnahme von Cordova; 3) die Opera-
onen in Estremadura bis zur Rückkehr nach dem Guadalquivir;
der zweite Feldzug in Andalusien und die Rückkehr in die Bas-
schen Provinzen.

Vielleicht wird man sich wundern, daß die Expedition anfangs
inen anderen Zweck hatte, als den Aufstand nach Asturien zu ver-
lanzen. Dennoch steht dies fest. Seit dem Tode Zumalacarreguy's
atte die Karlistische Armee keinen ernsten Versuch gemacht, die Linie,
welcher sie eingeschlossen war, zu überschreiten. Die constitutionelle
rmee unter Cordova zog einen Halbkreis um die Baskischen Pro-
nzen und schien nahe daran, den Aufstand zu ersticken. Im Haupt-
artier wurde beschlossen, eine Diversion zu versuchen und den
rieg auf einen anderen Punkt der Halbinsel hinüberzuspielen.
sturien und Galicien schienen die meiste Aussicht zu bieten. Zum
efehlshaber wurde der alte Freund Zumalacarreguy's gewählt,
on Miguel Gomez, der mit Recht wegen seiner Tapferkeit, seiner
ilitairischen Talente und seines ehrenwerthen Charakters in der
arlistischen Armee allgemein geschätzt wurde.

Gomez war 52 Jahr alt und stand seit 30 Jahren in Diensten.
r war zu Torre Don Gimeno im Königreich Jaen geboren; er
ammte aus einer edlen Familie. Als Dupont in Andalusien ein-
el, verließ er die Universität Granada, wo er bereits im vierten
ahre die Rechte studirte. Vermöge des Einflusses, den seine Familie
der Provinz begründet hatte, brachte er bald einen kleinen Haufen
isammen; er wurde Unter-Lieutenant, dann Lieutenant in den Frei-
ompagnieen, die sich zu Jaen bildeten. Als Gefangener wurde er
812 nach Frankreich abgeführt. Er flüchtete aus dem Depot von
utun. Im Jahre 1815 trat er mit dem Grade eines Capitains
us dem Dienst. Im Jahre 1823 gehörte er zu den Ersten, welche
ie Waffen gegen die Cortes ergriffen. Er diente damals im
weiten Bataillon von Navarra, das Zumalacarreguy befehligte. Im Jahre 1832 wurde er in Disponibilität versetzt; in Madrid fand er Zumalacarreguy, den ein gleiches Schicksal betroffen hatte. Die Aehnlichkeit ihrer Lage knüpfte das Freundschaftsband noch enger. Während der Krankheit Ferdinand's VII. hatten sie mehrere Zusammenkünfte mit Don Carlos und boten demselben ihre Dienste an, falls er derselben bedürfen sollte. Nach dem Tode des Königs entfernten sich Beide von Madrid; der Eine ging nach Navarra, der Andere nach Cuença, um in diesen Provinzen einen Aufstand zu Gunsten des Prätendenten zu bewirken. Des Gomez Unternehmen glückte nicht, wohl aber das des Zumalacarreguy, und Gomez stieß nun auch zu diesem. Er wurde zum Oberst und Chef des Generalstabes ernannt; zwei Jahre später zum Maréchal-de-camp. Mehrere glänzende Thaten rechtfertigten seine Wahl zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee.

Als Alles bereit war, machte Don Basilio Garcia eine Demonstration nach Vittoria hin, um die Aufmerksamkeit der constitutionellen Armee abzulenken. Der General Cordova ließ sich durch diese Bewegung täuschen und wendete sich nach dem Punkte, der bedroht schien, so daß ein Ausweg nach Orduña hin offen blieb.

Gomez brach am 26. Juni 1836 von Amurrio, einem Dorfe der Provinz Alava, auf. Die Expeditions-Armee zählte 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Berggeschütze; zusammen 2700 Fußgänger, 160 Reiter und 10 Artilleristen. Das war allerdings nicht viel; er sollte ja aber auch nur zwei kleine Provinzen durchstreifen. Der Brigadier, Marquis von Bebeda, war zweiter Befehlshaber. Don José Maria Arroyo befehligte die Infanterie und Don Santiago Villalobos die Kavallerie. Ein Portugiesischer Maréchal-de-Camp, so wie ein Oberst und mehrere Offiziere dieser Nation, hatten sich der kleinen Armee angeschlossen.

Am Tage nach ihrem Aufbruch stieß sie 10 Stunden von Amurrio bei Revilla auf die Reserve der constitutionellen Armee, welche ihr den Weg zu versperren suchte. Die Christinos unter Anführung des Maréchal-de-Camp Tellos wurden geschlagen. Anstatt, wie man es erwartete, nach diesem Siege in Castilien einzudringen, zog sich Gomez nach Westen und warf sich in den Gebirgszug, welcher parallel mit dem Biscayischen Meere läuft und Asturien vom Königreiche Leon trennt. Nun versammelte Espartero, welcher die dritte Division der Nord-Armee befehligte, so schnell wie möglich alle verfügbare Truppen und eilte mit 6000 Mann Infanterie und 350 Mann Kavallerie hinter Gomez her. So begann die merkwürdige Jagd, welche sich bis zum anderen Ende der Halbinsel fortzog.

Von Espartero gedrängt, zog Gomez sich einige Tage längs der Gebirge hin, indem er Asturien und Leon bedrohte und durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen den Verfolgern entschlüpfte. Es verging kein Tag, an welchem nicht der unter ihm stehende Haufe 10 bis 12 Meilen auf gebirgigen Wegen zurücklegte, und oft hatte er 24 Stunden lang nichts zu essen. Plötzlich wendete sich Gomez nach Norden, stieg in die fruchtbaren Thäler hinab, welche sich zwischen den Bergen und dem Meere hinziehen, und am 5. Juli, neun Tage nach seinem Auszuge, rückte er in Oviedo, der Hauptstadt von Asturien, ein. Diese Stadt wurde von Pardiñas mit dem Provinzial-Regimente von Pontevedra vertheidigt. Gomez erschien so unerwartet, daß die Garnison sich nur mit Hinterlassung ihrer Waffen und Munition retten konnte. Diese waren Gomez sehr erwünscht. Er organisirte nun ein Asturisches Bataillon, welches aus 320 Freiwilligen bestand. Mehr konnte er nicht thun, weil er wenig Sympathie für seine Sache fand. Im Hauptquartier des Don Carlos hatte man sich über die Stimmung der Provinz getäuscht. Dieselbe zeigte nichts von dem unruhigen und kühnen Geiste der Baskischen Provinzen, und die Achtung, in welcher die großen, fast durchgängig constitutionell gesinnten Grundeigenthümer stehen, hielt die Bewohner bei der Sache der Königin Isabella fest.

Unterdeß rückte Espartero heran. Die Karlisten verweilten nur zwei Tage in Oviedo. Am Morgen des 8. Juli marschirten sie ab, und noch an demselben Tage zog Espartero ein. Da der Versuch, sich in Asturien festzusetzen, nicht geglückt war, so warf Gomez sich nach Galicien und rückte gerade auf Sant-Jago los. Er langte hier nach einem zehntägigen Marsche an, nachdem er unter den Augen des Generals Latre über den Rio Miño gesetzt war. Die alte Stadt nahm den Streiter der absoluten Monarchie mit Enthusiasmus auf. Die Expeditions-Armee zog unter dem Geläut aller Glocken ein, und am Abend war die Stadt erleuchtet. Dadurch erhielt aber die wirkliche Stärke der Armee keinen Zuwachs. Schon schwach bei ihrem Ausrücken aus den Baskischen Provinzen, war sie noch durch

Desertion und durch den Abgang an Kranken und Getödteten vermindert worden. Das Asturische Bataillon war in Asturien zurückgeblieben, um dort den Krieg zu unterhalten. Die Priester von Sant-Jago richteten nun freilich inbrünstige Gebete für den Erfolg der Waffen des rechtmäßigen Königs an den Himmel, aber sie lieferten wenig Geld und Rekruten. Gomez verweilte in Sant-Jago noch kürzere Zeit als in Oviedo. Am 18. Juli war er in die Stadt eingezogen, und in der Nacht vom 19ten zum 20sten verließ er sie schon wieder: Espartero saß ihm auf den Fersen. Es war ein sehr kritischer Augenblick für die Expeditions-Armee. Die constitutionellen Anführer hatten sich verabredet, sie in den engen Winkel der Halbinsel hineinzudrängen. Ihr gegenüber standen die Armee Espartero's, welche durch Pardiñas verstärkt war, der General Latre, eine andere Abtheilung unter dem Marquis von Alariz, ein starkes Corps, welches von Coruña anrückte, und eine Portugiesische Division unter dem Baron Fuente San-Maria. (Fortsetzung folgt.)

R u ß l a n d.

Die Reise zwischen Lübeck und St. Petersburg mit dem Dampfschiffe.

(Schluß.)

Hast du einen Handelsmann zum Reisegefährten, der aus fernen Ländern nach Rußland zurückkehrt, so wird er dir gewiß erzählen, wie nachsichtig die Russische Douane sey, wie sie dir dies und jenes zur zollfreien Einfuhr gestattet, und durch seine Erzählung daran erinnert werden, daß er in seinem Wagen oder Koffer noch Manches für die Zollbeamten übersichtlich zu ordnen habe. Ein anderer Kaufmann hat nur wenig Zeit für dich, er muß in Travemünde oder Kronstadt Briefe nach Lübeck oder Petersburg schreiben, muß Fakturen berechnen und Rechnungen ausziehen, gelegentlich auch wohl den Matrosen beim Aussetzen und Einziehen der Segel behülflich seyn.

Ist das Mittagsessen, das wohl aus sechs Gängen besteht, im Salon, und auf dem Deck der Kaffee eingenommen, dann wiederholen sich die wichtigen Geschäfte des Vormittags bis zur einbrechenden Dunkelheit. Nun werden am Maste die Schiffslaternen aufgehängt, die Kompasse und die Salons werden erleuchtet und der Abend-Thee eingenommen. Aber noch immer ist Zeit vorhanden, in welcher die Unterhaltung, mehr denn am Tage, eine gesellige seyn muß. Hierzu eignet sich am besten die Musik, und kein schönerer Zeitvertreib ist zu finden, als wenn beim Mondschein musikalische Reisegefährten zusammentreten und in der Stille des Abends, die nur vom Rauschen des Wassers unterbrochen wird, Gesang und Zitterspiel ertönen lassen. Dann lockt der Gesang oder die Dunkelheit der Nacht auch wohl eine Reisegefährtin herbei, die den ganzen Tag in einsamer Zurückgezogenheit verlebte. Denn sie hat es für sich angemessen gehalten, eine Separat-Kajüte zu miethen, eine Gesellschafterin, eine Kammerjungfer und einen Kammerdiener, ein vollständiges Reisegeräth, eine Bibliothek, einen Fauteuil und sicherlich auch einen Schoßhund mit sich zu führen. Mit der Gesellschafterin, der Bibliothek und dem Schoßhunde hat sie den ganzen Tag in dem Vorzimmer ihrer Kajüte verlebt und wäre unbemerkt geblieben, wenn jenes Vorzimmer kein einfallendes Licht hätte und nicht den übrigen Bewohnern der Separat-Kajüten gleichfalls angehörte. Beide Umstände können dir ihren Anblick und den der verschiedensten Bilder verschaffen. Du siehst vom Deck aus, durch das einfallende Licht, den Kammerdiener bemüht, den Theetisch mit silbernem Service für den Morgen-Imbiß zu versehen. Er entfernt sich, und nun erscheint aus einer anderen Kajüte ein Herr, der denselben Tisch zu seiner Toilette braucht, und erst, wenn e r die Bühne verlassen, wird von der D a m e, die von dem Zwischenspiele keine Kenntniß hat, das Dejeuner eingenommen.

Aehnliche Beispiele ließen sich mehr finden, wenn du nicht das Lauschen für eine Sünde hieltest, und daher ist es besser, den gemeinschaftlichen Salon aufzusuchen, der selbst des Nachts dir Stoff zu erlaubten Beobachtungen giebt. Denn wie beim Ankleiden sind auch beim Auskleiden die verschiedenen Passagiere, nach Rang und Stand und Nationen, verschieden, und selbst wenn Alle das Lager eingenommen, wird eine völlige Stille noch nicht eingetreten seyn, was bei der Neuheit der Lage, in welcher sich fast Alle befinden, nicht befremden darf. Ja selbst im Traume können es Viele nicht vergessen, daß sie nicht zu Hause und im Bett, sondern auf dem Meere sich befinden. Der Eine glaubt ein fürchterliches Schwanken des Schiffes zu bemerken und wird besorgt, nicht etwa für sich, sondern vielleicht für seine Uhr, die er auf dem Tische liegen ließ. Ein Anderer dagegen will im Hemde auf das Deck eilen, weil es ihm zu stürmen oder im Maschinen-Raum zu brennen scheint. Da muß denn der wachthabende Kellner, gleich einer Wärterin bei ungezogenen Kindern, Alle besänftigen und beschwichtigen. Ist dies gelungen, dann wirst du nur noch auf dem Deck die Schiffswache und die Matrosen hören, die sich am Steuer ablösen und den Cours zurufen. Auch hörst du die Wellen gegen die Schiffplanken neben deinem Bette schlagen und kannst mit glücklicher Phantasie die Tiefe messen, die der Meeresgrund von deinem Lager entfernt ist, und, damit sie dich nicht erschrecke, sie mit lieblichen Meeresgöttern bevölkern, die dich in sanfte Träume wiegen mögen.

Eine größere Bewegung auf dem Deck verkündet den Tag. Da wird zunächst die Schiffsspritze in Bewegung gesetzt, welche die Ueberzeugung hervorrufen soll, daß man auch gegen Feuersgefahr geschützt sey, mehr aber um das Schiff in allen seinen Theilen zu reinigen. Dabei werden auch die Böte nicht vergessen, von denen 3 bis 4 neben den Verschanzungen hängen, durch die, vorausgesetzt, daß sie nicht umschlagen, wohl 20 Personen von den 150, die sich im mittleren Durchschnitt auf dem Schiffe befinden, gerettet werden können — doch wer wird ohne Noth an so etwas denken? Weiß man doch nur von e i n e m Unfall, so lange Dampfschiffe zwischen Lübeck und St. Petersburg befördert werden. Er betraf den Namensvetter und Vorgänger des „Nicolai", der vor etwa fünf Jahren im Angesicht von Travemünde in Flammen aufging. Es gelang, ihn auf eine Sandbank anlaufen zu lassen, und alle Passagiere wurden gerettet, mit Ausnahme von einigen wenigen, die, auf das Abrathen des Capitains nicht achtend, zu voreilig in die Böte oder ins Wasser sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten. Ein guter Rath für die Passagiere dürfte es daher seyn, bei keiner Gefahr zu voreilig das Schiff zu verlassen und immer den Anordnungen des Capitains Folge zu leisten, zumal da Alle, die im Dienste der Gesellschaft stehen, die Reisenden mit der größten Zuvorkommenheit und Sorgfalt zu behandeln wissen.

Bei der guten Bewirthung und Bedienung, die von ihnen ausgeht, verfließt, in obengeschilderter Weise, ein Tag nach dem anderen, eine Nacht nach der anderen, ohne dir irgend Gelegenheit zur Klage und zur Langenweile zu geben, selbst wenn sich von Außen her keine anderen Abwechselungen, als diejenigen darbieten, welche die von fern sichtbaren Küsten gewähren können. Doch auch diese verschwinden für kürzere oder längere Zeit gänzlich, und dann siehst du nur noch am Horizonte Schiffe in größerer oder geringerer Zahl, von denen manches dir so nahe kommen wird, daß ein schleuniges Ablenken nöthig ist, um in keine zu freundschaftliche Berührung mit ihm zu gerathen.

So nahe kommende Fahrzeuge sind gewöhnlich Segelböte, da die Dampfböte sich leichter in größerer Entfernung von einander halten können, weil sie weniger vom Winde abhängen und nur beim günstigsten die Segel brauchen. Herrscht dieser nicht, dann ist dem Capitain, mehr aber noch den Passagieren, die bei aufgesteckten Segeln das Schwanken des Schiffes mehr empfinden, gänzliche Windstille das Liebste und West-Süd-West halb West bei der Reise nach Petersburg und Ost-Süd-Ost halb Ost bei der nach Lübeck der gewöhnlichste Cours, den das Dampfschiff verfolgt. Abweichungen von diesen Coursen, die über Ost und West wohl selten hinausgehen, kommen zunächst nur beim Ein- und Auslaufen, in der Nähe von Küsten und da vor, wo das Fahrwasser enge wird, und Messungen zur Bestimmung des Orts, an welchem das Schiff sich befindet, sind wohl nur in den seltensten Fällen nöthig, da die Capitaine den oft zurückgelegten Cours genau kennen und ihre Bestimmungen nur nach den Beobachtungen der Küste, der Uhr und der Geschwindigkeit des Schiffes machen. Letztere wird dadurch gemessen, daß ein an einer Schnur befestigtes Brettchen ins Meer geworfen wird. Ein Matrose läßt beim Weiterfahren des Schiffes die Schnur durch die Hand gleiten und zählt die daran befindlichen Knoten so lange, bis eine kleine Sanduhr abgelaufen ist. Schnur und Sanduhr sind so gemacht, daß die Knotenzahl die in einer Stunde zurückgelegten Seemeilen anzeigt. Vier bis zehn Seemeilen, von denen 4 einer Deutschen Meile gleichen, sind die gewöhnlichsten Gränzen der Geschwindigkeiten, mit denen die Dampfschiffe sich bewegen.

Bei günstigem Winde und ruhigem Meere ist die Reise in 4 bis 5 Tagen zurückgelegt. Geht aber die See hoch, oder ist der Wind contrair, so können auch wohl 8 bis 14 Tage dazu erforderlich seyn, von denen nicht jeder so viele Annehmlichkeiten, wie wir oben schilderten, darbietet! Dann schwankt das Schiff nach allen Richtungen. Bald wird es links, bald rechts geworfen, so daß ein Matrose nicht mehr am Steuer genügt, um den vorgeschriebenen Cours inne zu halten. Jetzt wird der Hintertheil und dann der Schnabel des Schiffes hoch in die Luft gehoben und tief ins Meer gesenkt, und die Wellen schlagen über die Verschanzung und durchnässen diejenigen, die sich noch auf das Deck wagten. Was auf dem Schiffe nicht niet- und nagelfest ist, muß angebunden werden, und die des Seelebens Unkundigen können keinen Schritt gehen, ohne sich anzuhalten. Es kann der Tisch nicht gedeckt, die Tasse, das Glas nicht zum Munde gebracht werden, ohne die Hälfte des Inhalts zu verschütten, und von der gefürchteten Seekrankheit werden die meisten Passagiere ergriffen, so daß die Kellner zu Krankenwärtern werden und denen, die sie noch gestern an wohlbesetzter Tafel bewirtheten, die jetzt aber zerstreut in ihren Zellen liegen, nun die Nahrungsmittel einflößen müssen, wenn sie überhaupt hierzu noch fähig sind.

Wer nun aber der Seekrankheit nicht ganz erliegt, der wird auch an stürmischen Tagen das Schiffsleben mit Interesse betrachten. Es wird einen eigenen Reiz für ihn haben, den Menschen im Kampf mit den Elementen zu beobachten, und ist er glücklich in Kronstadt oder Travemünde angekommen, so wird er von der s t ü r m i s c h e n viel mehr als von der r u h i g e n See zu erzählen wissen.

Wie die Reise von Lübeck nach Travemünde zu machen sey, haben wir bereits Eingangs erwähnt, und das dort Gesagte gilt auch für die von Travemünde nach Lübeck, dann, in Travemünde angekommen, steht es jedem Reisenden frei, das Schiff zu verlassen und seinen Weg beliebig fortzusetzen. Anders ist es bei der Ankunft in Kronstadt, wo sich die Passagiere ohne Erlaubniß der Polizei-Beamten vom Schiffe nicht entfernen dürfen. Kommt dasselbe daher des Abends beim Kronstädter Hafen an, so muß es bis zum Morgen auf die Beamten warten. Ihr Erscheinen verändert völlig das Ansehen des Schiffes. Der nette Saal, in welchem du dich seit mehreren Tagen so heimisch fühltest, der dir als Speisezimmer und Toilette diente, wird jetzt zu einem Büreau umgeschaffen. Ein Dutzend Schreiber nimmt Platz und kopirt die Pässe. Jeder Reisende muß die Kopie unterschreiben und die Fragen: ob er schon in St. Petersburg war, und die über den Zweck seiner Reise beantworten. Dann erst werden die Reisenden und ihre Effekten auf ein kleines Russisches Dampfschiff von schlechter Bauart geschafft und, so weit der Raum desselben es gestattet, auch die übrigen Frachtgüter. Was auf dem großen

Schiffe bleiben muß, namentlich die Reisewagen und größeren Collis, wird plombirt.

Alle diese Arbeiten erheischen, wenn viele Passagiere am Bord sind, einen großen Zeitaufwand, und oft sind 5 bis 6 Stunden erforderlich, ehe die Fahrt nach St. Petersburg angetreten werden kann. Sie wird interessant durch den Anblick der Kronstädter Festungswerke, durch die Rhede mit der unübersehbaren Anzahl größtentheils abgetakelter Kriegsschiffe, durch die Ufer, durch die Newa und das rege Treiben auf derselben, wobei namentlich die vielen stets in Bewegung befindlichen Dampfschiffe überraschen müssen. Werden dann die Thürme der Kaiserstadt und wird diese endlich selbst sichtbar, dann sind der interessanten Gegenstände zu viele, um noch das Einzelne sehen zu können, und du erwartest mit Ungeduld die Zeit des Landens, um im Einzelnen zu betrachten, was im großen Ganzen verwirrt. Aber im Mittelpunkte der Stadt, am Englischen Quai, angekommen, setzt sich ein neues Hinderniß deiner Ungeduld entgegen.

Ein Polizei-Beamter hat von Kronstadt her sämmtliche Pässe versiegelt mitgebracht, und diese müssen nochmals abgeschrieben werden, ehe sie den Inhabern, nebst einer gedruckten Anweisung, wie sie sich ferner zu verhalten haben, zurückgegeben werden. Ohne seinen Paß darf keiner das Schiff verlassen, und die hierdurch herbeigeführte Verzögerung empfinden, noch schmerzlicher als die Fremden, die zu ihren Angehörigen zurückkehrenden Einheimischen. Denn sie sehen am Ufer ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten; es erblickt die Tochter die Aeltern, der Bräutigam die Braut, Alle rufen sich Gruß und Willkommen zu, sie strecken sich die Arme entgegen, sie weinen, sie lachen, sie trippeln vor Ungeduld hin und her, tausend Fragen möchten sich Luft machen, aber Keiner kann den Anderen erreichen. Ein unerbittlicher Polizei-Beamter hält den Steg besetzt, der von dem Schiffe zum Quai führt, und nur wer seinen Paß hat, kann passiren.

Währenddeß mußt du sehen, wie dein Reisegeräthe, durch fremde Personen, vom Schiffe hinweg nach fremden Orten geschafft wird, und kannst nicht folgen, du habest denn deinen Paß. Nach mehreren Stunden des Harrens und der bangsten Ungewißheit bist du so glücklich, ihn zu erhalten, und nun ist es dir gestattet, nach der Douane zu gehen, um deine Effekten zusammenzusuchen. Doch dies ist nicht so leicht, wenn die von hundert und mehreren Passagieren zusammenliegen und darunter auch dein Mantel, dein Stock, dein Regenschirm, denn Alles hat man dir unvermerkt davongetragen. Aber es ist Alles da, und es findet sich, mit einiger Geduld, auch Alles wieder zusammen. Doch nun soll es auch visitirt werden, und wie viele Augen und Hände hierzu auch bereit sind, wie zuvorkommend und fertig sich auch die Beamten zeigen mögen, ihre Kräfte reichen nicht aus, wenn das Lübecker Dampfschiff mit einem Male mehr als hundert Passagiere zum Zollamte bringt und unter diesen Viele so Vieles haben. Denn denke dir nur den Zeitaufwand, wenn einer der Reisenden, wie wir es erlebten, seine Braut und ihre Mitgift einführt und letztere aus Kasten und Tonnen, in welche sie daheim die sorgliche Mutter packte, herausgenommen und, wenn auch nur flüchtig, wieder hineingeworfen werden muß. Doch nur Geduld, auch deine Stunde schlägt, auch du kannst deine Koffer wieder schließen und dich nach deinem Quartier zu deinen Geschäften und an die Besichtigung der großen Stadt begeben, die wie ein unermeßliches Panorama sich deinen erstaunten Blicken entfaltet. Hst.

Ostindien.

Leben und Wirken des Orientalisten James Prinsep.

Es thut dem Herzen stets wohl und ist zugleich von erheblichen Folgen, wenn die Dankbarkeit der Zeitgenossen für nützliche Dienste, welche der menschlichen Gesellschaft von Männern geleistet worden, die nicht mehr sind, sich durch ein öffentliches Zeugniß bethätigt. Ein solcher Lohn ist in hohem Grade dazu geeignet, den Wetteifer anzuspornen und zu Aufopferungen zu ermuntern, denn der Beifall des Volks wird immer eine der mächtigsten Triebfedern für edlere Seelen bleiben. Die zahlreiche Versammlung, welche in Kalkutta gehalten wurde, um die allgemeine Betrübniß auszudrücken, die der frühzeitige Tod James Prinsep's im Britischen Indien verursachte, ist ein rührender Beweis dieses Dankgefühls, das um so schöner erscheint, wenn es im Namen einer ganzen Nation sich kundgiebt und dazu dienen soll, das Verdienst eines schlichten Privatmanns ans Licht zu bringen.

Die Versammlung, die von einigen Freunden Prinsep's im Stadthause zu Kalkutta zusammenberufen war, zählte gegen fünfhundert Personen, und es nahmen nicht nur die angesehensten in Indien sich aufhaltenden Engländer, sondern auch mehrere gelehrte Hindostanische Pundits daran Theil. Es wurden in derselben verschiedene Reden gehalten, in welchen man mit dem größten Lobe der bedeutenden Talente des Verstorbenen, seiner aufgeklärten Hingebung an die allgemeine Sache und der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Privat-Charakters gedachte. Die Versammlung faßte einstimmig folgende Beschlüsse:

Erstens: Man betrachte James Prinsep's frühzeitigen Tod nicht allein als einen Gegenstand der tiefsten Betrübniß für mehrere der Anwesenden, die dadurch einen treuen Freund, einen weisen Rathgeber, einen liebenswürdigen und unterrichteten Gefährten, so wie die geselligen Vereine einen Mann verloren hätten, der eine Hauptzierde und die Seele derselben gewesen sey, sondern auch als ein allgemeines Mißgeschick für alle Klassen der Gesellschaft, für Gelehrte sowohl wie für Unwissende, für Hohe wie für Niedriggeborne. Durch die edle Menschenfreundlichkeit seines Charakters, durch die beständige Gleichheit seiner Gemüthsstimmung, durch die Ueberlegenheit seines Geistes, den immer regen Eifer, alle seine seltenen Eigenschaften zum Nutzen der Gesellschaft zu verwenden, und durch seine Bescheidenheit in Ablehnung jedes Lobes, das seine Erfolge so sehr verdienten, sey der betrauerte Dahingeschiedene eine Ehre für seinen Namen, für sein Vaterland, ja für die ganze Menschheit gewesen, deshalb wünsche man lebhaft, ein dauerndes Denkmal möge den zukünftigen Generationen die Größe des Verlustes, die Gefühle der Dankbarkeit und die Betrübniß verkünden, die ihn überlebt.

Zweitens: Es schiene ihnen die passendste Wahl, sowohl rücksichtlich des Nutzens wie der Zierde, die Erbauung eines Ghauts (bedeckter Portikus mit Treppen, der zu den Andachtsübungen der Hindus dient) am Ufer des Ganges, an dem dazu geeignetsten Orte, unterhalb des Forts William, und Benennung desselben nach James Prinsep.

In kurzen Worten mögen hier die Gründe einer so ehrenvollen Auszeichnung folgen, die von zwei Völkern zuerkannt und bewilligt wurde, denn, wie schon erwähnt, es fanden sich bei der Wahl des mit der Ausführung der oben gefaßten Beschlüsse beauftragten Comité's Hindostanische Namen neben denen der geachtetsten Engländer.

James Prinsep wurde am 29. August 1799 zu London in einer ehrenwerthen und zahlreichen Familie geboren. Verluste an Glücksgütern, die während seiner Kindheit sich ereigneten, waren Schuld, daß er keine so glänzende Erziehung wie seine Brüder erhielt, die sich alle in den verschiedenen von ihnen erwählten Laufbahnen auszeichneten. Später wußte er aber diesen Mangel durch anhaltenden Fleiß und Eifer zu ersetzen. Nach einer genauen Unterweisung, die ihm in der Londoner Münze zu Theil wurde, erhielt er 1819 die Stelle als Hülfs-Münzwardein in Kalkutta. Das nächste Jahr darauf schickte man ihn nach Benares, um dort eine Filial-Anstalt jener Münze einzurichten, und nun eröffnete sich ihm ein weites Feld zur Thätigkeit, wobei er fortwährend Proben seines Eifers und seiner Befähigung an den Tag legte. Während er sichere Mittel ersann, um sein amtliches Tagewerk pünktlich und schnell auszuführen, während er sich mit chemischen und physikalischen Versuchen beschäftigte, die dahin gehörten, fand er dennoch Zeit, um seinem brennenden Bedürfniß nach Belehrung durch Forschungen in anderen Gebieten zu genügen. Zuvörderst wandte er sich zum Studium der orientalischen Sprachen. Nachdem er das Persische und das Sanskrit sich zu eigen gemacht, suchte er auch eine tiefere Kenntniß des Lateinischen und Griechischen zu erlangen und machte darin schnelle Fortschritte, die ihm später bei seinen antiquarischen Arbeiten sehr zu Statten kamen. Mitten unter diesen so mannigfachen Beschäftigungen besorgte er noch eine später von ihm herausgegebene Sammlung aller Ansichten der malerischsten Gebäude von Benares, einer Stadt, die durch die religiösen Traditionen Indiens so berühmt ist. Er entwarf Pläne und Bauanschläge, leitete die von ihm nach vieler Mühe durchgesetzte Ausführung von Arbeiten zur Verbesserung der städtischen Wasserbehälter, die aus Nachlässigkeit zu völlig verpesteten Kloaken geworden waren; er baute Brücken, verbesserte die Wege, errichtete Bazars und führte noch unzählige andere nützliche Werke aus, wofür er den Segen aller Eingebornen ärndtete, die in ihm einen Helfer fanden, dessen Geist sich in Alles zu schicken verstand.

Die vorzüglichsten wissenschaftlichen Abhandlungen, die er während seines Aufenthalts in Benares herausgab, sind seine Forschungen über die besten Mittel, hohe Temperatur-Grade zu messen, Forschungen, welche in die Verhandlungen der Königlichen Societät der Wissenschaften in London aufgenommen wurden. Im Jahre 1830 wurde die Münze in Benares aufgehoben und Prinsep nach Kalkutta zurückberufen, wo er wieder in seinen alten Posten eintrat. Bei der Abreise des Haupt-Wardeins, des berühmten Orientalisten Wilson, erhielt er im Januar 1833 dessen Stelle, und nun wurde ein großer Theil seiner Zeit durch die Verpflichtungen seines Amtes ausgefüllt. Dessenungeachtet ließ er seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht liegen; unter einer beträchtlichen Anzahl chemischer Analysen, verschiedener Erfahrungen oder Bemerkungen, möge hier nur seiner „Versuche in der Hygrometrie", seiner „Praktischen Tafeln", — einer sehr mühsamen Zusammenstellung, worin er noch genauer von ihm angestellter Abschätzung alle Gewichte, Maße und Münzen Englands und des Orients mit einander vergleicht, — einer klaren und vollständigen Auseinandersetzung der Hindostanischen und Muhammedanischen Kalender und ihrer Art von Zeitrechnung, so wie einer chronologischen Reihefolge der alten und neuen Herrscher-Dynastieen von Indien, Persien, Tübet, Ava, Ceylon und anderen angränzenden Ländern, gedacht werden. So verschiedenartige Arbeiten scheinen die Kräfte und Fähigkeiten eines einzigen Menschen zu übersteigen; doch das Alles genügte Prinsep's rastloser Thätigkeit noch nicht, er vereinigte damit auch die Redaction des Journals der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen, das bald zu den besten wissenschaftlichen Blättern gezählt wurde. Der Capitain Herbert hatte 1829 dieses Journal unter dem Namen „Aehrenlese der Wissenschaften" gestiftet, übergab es aber 1831 an Prinsep, der damals noch Hülfs-Secretair der Asiatischen Gesellschaft war. Mit Bewilligung der Gesellschaft, und um seinen Arbeiten mehr Umfang und Interesse zu verleihen, änderte er Titel und Form seines Journals und gab darin eine Uebersicht alles desjenigen, was dazu geeignet war, die Bewohner und die Natur des Orients kennen zu lernen. Dieser Plan sprach allgemein an, und das „Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen" ist sowohl ein Denkmal der merkwürdigen Fähigkeiten und Ausdauer Prinsep's, wie eine Quelle reicher Belehrung über die Mehrzahl der Gegenstände, die sich auf diesem weiten Felde dem Studium darbieten konnten. Dies Werk war bis zum Ableben seines talentvollen Redacteurs schon auf sieben Bände angewachsen, wovon die beiden ersten über tausend enggedruckte Seiten enthalten. Man zählt darin mehr als hundert Artikel aus Prinsep's Feder und mehrere Hunderte von

Kupfern, die grossentheils aus Abbildungen von Münzen und Inschriften bestehen, von denen Prinsep selbst die meisten nicht nur gezeichnet, sondern auch in Kupfer gestochen hat. Nimmt man zu dieser Arbeit noch die Oberleitung aller Geschäfte, die mit der Redaction eines Journals verbunden sind, welches monatlich ein Heft von achtzig bis hundert Seiten liefert, die Korrespondenz und die Korrektur, so begreift man kaum, wie ein einziger Mensch, ohne alle Hülfe, dies Alles bewältigen konnte; aber das Erstaunen verdoppelt sich, wenn man hört, daß all' diese Arbeit, all' diese Forschungen nicht seine pflichtschuldige Beschäftigung waren, deren er außerdem noch hinlänglich hatte, sondern nur seine Erholung, das heißt die Benutzung der Muße, die ein anderer Staatsdiener, selbst ein eifriger und gewandter, der Ruhe und den Weltfreuden gewidmet haben würde.

Von der Verschiedenartigkeit der Arbeiten Prinsep's im Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen kann man sich einen Begriff machen, wenn man nach zufälliger Wahl einen dieser Bände in die Hand nimmt. So finden sich im fünften Bande folgende von ihm herrührende Abhandlungen:

1) Ueber ein neues Barometer; 2) über das Dach der Kirche zu Fort William; 3) über die Inschriften der Höhle von Damatha; 4) über die chemische Einwirkung des Kupfers auf die Dinte; 5 bis 9) über alte Inschriften; 10 und 11) über den Druck des Hygrometers mit angefeuchteter Kugel; 12) über das Quadranten-Maß der Araber; 13) über neue Baktrische Münzen; 14) über eine Statue Silen's; 15) über neue Münzen von Mithra; 16) über Hindostanische Münzen; 17) über die Dynastie der Wallabhi's; 18) über das Schiffahrts-Geräth der Araber; 19) über das Salz von Samar; 20) über den mittleren Barometerstand in verschiedenen Gegenden. Derselbe Band enthält sechs Abbildungen von Münzen und funfzehn von Inschriften und Alterthümern, gezeichnet und gestochen von Prinsep.

Unter den zahlreichen von diesem Gelehrten veröffentlichten Abhandlungen haben das meiste Interesse, nicht nur in Indien, sondern auch bei den Alterthumsforschern Europa's, diejenigen erregt, welche sich auf Münzen und Inschriften beziehen, worin er die glänzendsten Entdeckungen machte. In der schwierigen Aufgabe, alte bisher für unlesbar gehaltene Schriftzeichen zu entziffern, brachte er die Leichtigkeit in Konjekturen mit, die nur durch lange Erfahrungen erlangt wird, den Muth und die Ausdauer, die das Wesen seines Charakters bildeten, und die mannigfaltigen Kenntnisse, die er sich erworben hatte; so gelang es ihm denn, die Bedeutung sowohl von neu entdeckten Alterthümern zu enthüllen, wie auch von solchen, die bis dahin den Anstrengungen der gewandtesten Ausleger dieses Fachs getrotzt hatten.

Indem er eine Ansicht Masson's über die Inschriften auf den Rückseiten der Baktrisch-Griechischen Münzen mit Scharfsinn benutzte, gelang es ihm, ein Alphabet zusammenzustellen, das den Beifall aller Europäischen Gelehrten erlangte. Er erklärte auch die Bedeutung der Schriftzeichen, die man auf den zu Kutsch gefundenen Münzen bemerkt, so wie er der Erste war, der den merkwürdigen Gebrauch der Hindostanischen Schriften für Muhammedanische Namen auf den Münzen der ersten Muselmännischen Fürsten von Delhi entdeckte. Nach den Inschrifts-Charakteren auf den Säulen, Felsen, Steinen stellte Prinsep das Alphabet wieder her, mit welchem man vor mindestens tausend Jahren das Sanskrit in Ober-Indien schrieb. Indem er sodann eine große Menge früherer Modificationen desselben rückwärts durchging, gelangte er zu demjenigen, welches die älteste Form gewesen zu seyn scheint; sie wurde auf den Felsen von Guzerat aufgefunden und ist sicher schon dreihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung im Gebrauch gewesen. Er hat diese Modificationen auf zwei in Kupfer gestochenen Tafeln dargestellt, die dem siebenten Bande des Journals der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen beiliegen; sie bieten den nöthigen Schlüssel für alle künftige Forschungen über Indische Alterthümer dar. Dann erwarb er sich auch noch das große Verdienst, mehrere Punkte über die Genealogie und Chronologie der Braminen und Buddhisten durch die von ihm entzifferten Inschriften zu berichtigen und unumstößlich zu beweisen, daß, wie die Griechischen Geschichtsschreiber erzählen, zwischen Tschandragupta oder Sandrocottus und seinen nächsten Nachfolgern einerseits und den Griechischen Fürsten von Persien und Aegypten, welche Alexander's Nachfolger waren, andererseits freundschaftliche Verhälthältnisse bestanden.

Die von Prinsep gemachten numismatischen und paläologischen Entdeckungen haben wesentlich beigetragen zu einer genügenden Uebersicht der Indischen Geschichte während eines Zeitraums von funfzehnhundert Jahren, von der Invasion Alexander's des Großen bis auf die Invasion Mohamed Ghori's. Ihm scheint es möglich, daß man in den Inschriften der unterirdischen Indischen Tempel das Material zur Verfolgung dieser Geschichte bis sechshundert Jahr vor Christo auffinden könne, also bis zu dem Zeitraum, wo die von Sakya gepredigte Reform stattgefunden haben soll. Es war stets sein heißester Wunsch, diese Nachforschungen noch weiter ausdehnen zu können, aber sein frühzeitiger Tod hemmte ihn inmitten einer glänzenden Laufbahn. Gegen Ende des Jahres 1838 führte der unablässige Eifer, mit welchem Prinsep seinen zahlreichen und verschiedenartigen Beschäftigungen oblag, obgleich er bis jetzt seiner Gesundheit scheinbar nicht geschadet hatte, plötzlich die Symptome einer eben so unerwarteten als erschreckenden Krankheit herbei. Er mußte nicht allein augenblicklich jeder Arbeit, welche es auch immer war, entsagen und Ort und Klima wechseln, um dadurch die Fortschritte des Uebels zu hemmen. Leider aber wurde dies Mittel zu spät angewendet; seine physische Kraft, die so viele Jahre hindurch allen Anstrengungen seines beschwerlichen Amtes getrotzt hatte, schien endlich ihre ganze Lebensfähigkeit verloren zu haben. Er kam 1839 in England in einem Zustande völliger Erschlaffung an Geist und Körper an, und ungeachtet aller Hoffnungen, die man auf sein wenig vorgerücktes Alter (er zählte erst vierzig Jahre), auf die natürliche Kräftigkeit seines Gemüths, auf seine mäßige Lebensweise und seine Seelenheiterkeit setzte, starb er doch am 22. August nach zwölfmonatlicher schmerzvoller Krankheit, deren Fortschritten kein Mittel Einhalt thun konnte. Im Jahre 1835 hatte er sich mit einer jungen in Genf erzogenen Dame vermählt, und wenn liebende Sorgfalt und treue Pflege den Tod abwehren könnten, so wäre er gewiß der Wissenschaft und seinen zahlreichen Freunden erhalten worden. Er endete, als Opfer seines brennenden Eifers für die Studien, an den Folgen einer zu angestrengten Erregung seiner Geisteskräfte, und er unterlag gerade in dem Augenblicke, als ihm zu Theil ward, wonach er freilich am wenigsten gestrebt hatte: die Berühmtheit, welche seine glänzenden antiquarischen Entdeckungen verdienten. In seiner Eigenschaft als Physiker war er schon Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in London, und nun wurde er als Alterthumsforscher zum Mitglied des Französischen Instituts und der Königlichen Akademie in Berlin aufgenommen. Diese akademischen Ehrenbezeigungen sind kaum zu seiner Kenntniß gelangt, und dasselbe Jahr sah seine Ernennung und seine Todtenfeier in den gelehrten Vereinen, die ihn unter sich aufgenommen hatten. Gewiß aber würden die Zeichen der Trauer und Verehrung, die man seinem Hinscheiden in Indien zollte, ihn noch mehr als dies Alles gerührt haben, denn so ausgezeichnet er auch als Gelehrter war, so hatte doch der Geist in ihm die Gefühle des Herzens nicht geschwächt; treu hing er an seinen Freunden und Verwandten und an Allen, die seiner Dienste bedurften, oder denen die geringsten Beweise seiner Zuneigung theuer waren; stets lag ihm mehr daran, Sympathie zu finden, als Bewunderung zu erregen. Seine Laufbahn war nur kurz, aber sehr gehaltreich; er lebte eben so sehr mit dem Herzen wie mit dem Geist, und er hat einen Namen hinterlassen, den das ganze gebildete Europa ehrt, unter seinen Landsleuten aber den verdienten Ruf, daß er ein eben so nützlicher Bürger wie ein redlicher Mensch gewesen. (Calc. Cour.)

Mannigfaltiges.

— Der Sommernachtstraum auf der Bühne. Das Covent-Garden-Theater in London hat es kürzlich wieder versucht, Shakspeare's Sommernachtstraum (Midsummer Night's Dream, — was eigentlich „Johannisnachtstraum" heißt) in Scene zu setzen. Es muß aber solche Verkörperung eines poetischen Luftgebildes etwas höchst Prosaisches werden, wenn nicht wenigstens, wie in der Oper und im Ballet, Musik, diese Sprache einer überirdischen Region, hinzutritt, um die Vermittlerin zwischen der Phantasie und der massiven Wirklichkeit zu machen. Allerdings hat Shakspeare selbst in seinem Drama diese Kontraste recht grell und ergötzlich neben einander gestellt. Theseus und sein Atheniensischer Hof bilden das klassische Centrum, um das sich auf der einen Seite die romantische Feenwelt der Elfen und auf der anderen das Rüpelspiel von Squenz (Quince) und Konsorten gruppirt. Aber gerade diese Ausgelassenheit der Kontraste läßt sich wohl die Phantasie des Lesers, nicht aber das Auge der Zuschauer gefallen. Hermia, des Egeus Tochter, ist vom Dichter mit allen Reizen der Jugend ausgestattet und ward natürlich auch auf Covent-Garden von der anmuthigsten Künstlerin dieses Theaters (Miß Nisbett) gegeben. Aber die Folge davon war, daß das Publikum die Tochter des Egeus für die Königin der Elfen hielt und die eigentliche Titania, die weniger schön und graziös erschien, durchaus nur als einen gewöhnlichen Menschen anerkannte. Ueberhaupt sah man dem Chor der Elfen an, daß sie eben erst mit gesegnetem Appetit zu Mittag gegessen hatten. Während daher die Romantik des aus Morgenroth, Blüthenduft und Spinnweben zusammengefügten Stückes spurlos vorüberging, bildeten dagegen die Rüpel-Scenen eine unerschöpfliche Quelle des Gelächters. Bottom (Zettel) und Quince waren die Hauptpersonen des Abends, und so hätte das Drama viel eher, wie des ehrlichen Andreas Gryphius Possenspiel, den Namen Peter Squenz als den romantischen Titel „Ein Sommernachtstraum" führen können.

— Das leere Glas Wasser. So eigentlich müßte das neue Scribesche Lustspiel jetzt heißen, das in Paris so vielen Beifall findet. Denn nachdem das schöne Velourkleid der Königin Anna in den ersten Vorstellungen dieses Stückes jedesmal durch das Glas Wasser, das die Herzogin von Marlborough darüber goß, verdorben worden war, hat es sich Mlle. Plessis, die die Rolle der Königin spielt, ausdrücklich verbeten, das Glas wirklich mit Wasser zu füllen. Zwar wurden dagegen Remonstrationen erhoben, aber die um den schönen Velour besorgte Künstlerin erwiederte: Sind etwa die Giftfiolen, die wir auf der Bühne leeren, mit Gift gefüllt, oder rennt Ihr Euch wirklich die Degen durch den Leib, wenn Ihr Euch im Theater-Zweikampf zu tödten pflegt? Allerdings ist ein Glas Wasser weder Gift noch Dolch oder Schwert — aber man bedenke, ein Velourkleid! Indessen hat man die Bemerkung gemacht, daß seitdem das leere Glas Wasser über das Kleid der Königin Anna gegossen wird, die Vorstellungen nicht mehr so besucht sind, wie die erstenmale, da das Glas noch gefüllt war. Mlle. Plessis hätte also immer noch einigen Velour daran setzen sollen; das Publikum wäre um so eifriger gekommen, und die verdorbenen Kleider würden also mehr als hinreichend bezahlt worden seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Montag den 14. Dezember 1840.

Aegypten.

Mehmed Ali ein Abolitionist.

Die ausführlichste Nachricht, welche über Neger-Gazzuas (gazwahs) nach Europa gekommen ist, findet sich in Leon de Laborde's Chasse aux Nègres. Paris, 1838. In jener von Herrn de Salle dem Fürsten Pückler-Muskau zugeschriebenen Erwähnung derselben (in Nr. 140) nimmt sich die ganze Sache ziemlich unschuldig aus: „Die Truppen des Pascha's haben wohl zuweilen Neger eingefangen, er hat indeß diesem Mißbrauch bald ein Ende gemacht.“ Aus welcher Quelle dies wohl zuweilen in einer Sache, wo von eigener Beobachtung nicht die Rede seyn kann, geschöpft sey, wird nicht angegeben. Graf Laborde, welcher sich auf das Zeugniß eines seit zehn Jahren in Afrika lebenden Französischen Offiziers stützt, spricht von jährlichen Raubzügen der Truppen Mehmed Ali's, deren einer, welcher beispielsweise beschrieben wird, von 400 vollständig equipirten Soldaten und 100 berittenen Beduinen unter 12 Chefs ausgeführt, 1500 Neger nach Obid geliefert habe; und Dr. Holroyd, dessen Entrüstung über den Sklavenhandel in der Erzählung des Herrn de Salle freilich als eine schöne Declamation belächelt wird, will in einem Briefe vom 14. Januar 1839 an Fowell Burton aus sicheren Mittheilungen wissen, daß die letzten Gazzuas den Aegyptischen Truppen 7—8000 Sklaven eingebracht, während 1500 Eingeborne im Gefechte oder durch Erstickung, da die Soldaten sie durch Feuer aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben versuchen, umgekommen seyen. Möge Dr. Holroyd durch seine philanthropische Brille Alles vergrößert gesehen oder gar aus Gereiztheit gegen den Fürsten Pückler ins Grelle gemalt haben! Seine Angaben werden durch diejenigen, welche Graf Laborde macht, nur allzusehr bestätigt. Graf Laborde giebt die Zahl der Neger, welche jährlich nach Obid allein geschleppt worden seyen, auf 6000 an, und den Verlust an Todten während des Fanges auf 2000; außerdem habe der König von Darfur jährlich 8—9000 rauben lassen, von denen wenigstens 25 pCt. auf dem Marsch durch die Wüste umgekommen seyen. Möge man lächeln dürfen, wenn man in der guten Behandlung, welche einigen Hunderten der Opfer in Aegypten angeblich zu Theil wird, einen Ersatz finden will für die Leiden so vieler Tausende. Dr. Holroyd hat sich von einem Negerknaben, Namens Almas, aus dem Distrikt Kongo, welcher auf der Südseite des Dschebel Nubah liegt, erzählen lassen:

„Die Soldaten überfielen uns in der Nacht, da wir Alle schliefen. Sie schossen aus Flinten und Kanonen viele Ladungen Schrot und zündeten das Stroh unserer Hütten an. Die Neger, welche aus den brennenden Hütten flohen, wurden ergriffen; Viele, und besonders Kinder, verbrannten, Viele wurden getödtet. Einige vertheidigten sich mit Steinen, Speeren und Trombaschen, Andere versteckten sich in die Höhlen des Gebirges. Die Soldaten machten aber Feuer am Eingang der Höhlen. Viele zwang der Rauch, Andere, nachdem sie sich lange verborgen gehalten, Hunger und Durst, sich auszuliefern.“

Graf Laborde macht eine ähnliche Schilderung: „Die Neger werden durch Pfefferdämpfe gezwungen, die Höhlen, in welchen sie sich verborgen halten, zu verlassen. Geblendet und halb erstickt, taumeln sie hervor und werden ergriffen und in Ketten gelegt. Wenn aber Niemand sich zeigt, so nehmen die Jäger an, daß die Mütter ihre Kinder, die Männer ihre Weiber und sich selbst getödtet haben. Die gefangenen Neger geben ihre Anhänglichkeit an Familie und Heimat aufs lebhafteste kund. Einige klammern sich mit aller Anstrengung an die nächsten Bäume, Andere halten ihre Weiber und Kinder so fest umarmt, daß der Säbel gebraucht werden muß, um sie loszureißen, wofern es nicht bequemer scheint, sie an die Schweife der Pferde zu binden und über Stock und Stein in die Ebene hinab zu schleifen.“ — Dazu kommen nun die Gräuel des Transports!

Auch in Bezug auf diese stimmt die Schilderung Laborde's mit der des Knaben Almas überein. Wir können aber noch eine andere Stimme darüber vernehmen. Dr. Rüppell erzählt: „Von mehr als 40,000 Menschen, welche die Expeditionen Mehmed Ali's in den Jahren 1820 und 1821 ihrer Heimat entrissen, erreichte nicht ein Drittel die Bestimmungsorte. Zwischen Kordofan und Schendy machte man sich auf die Möglichkeit des Desertirens gefaßt. Man brannte jedem der Gefangenen ein Zeichen auf den Arm und legte jedem ein Holz von 9 Fuß Länge auf den Nacken. Die Eskorte war verpflichtet, genau die empfangene Zahl von Sklaven abzuliefern, oder wenigstens die Ohren derer, die unterweges starben. Vielen dieser Unglücklichen, welchen auch die Peitsche ihrer Treiber keine Anstrengungen weiter, um sich fortzuschleppen, abgewinnen konnte, schnitt man, da sie noch lebten, die Ohren ab und überließ sie in der Wüste ihrem Todeskampfe. Ich selbst“, fährt Rüppell fort, „auf meiner Reise nach Ambukol im Jahre 1824, habe die Leichen solcher Unglücklichen, kenntlich an dem gräßlichen Holzstück, das noch an ihrem Nacken festgebunden war, in Menge liegen sehen.“

Wollten wir uns nicht auf das Gebiet Mehmed Ali's beschränken, so könnten wir viele andere Zeugen der bei Sklaven-Transporten durch die Wüste verübten Barbareien anführen, so Mungo Park, Falconbridge, Riley, Burckhardt, Major Gray, Lyon, Caillie, Denham und Clapperton, Richard Lander, Oldfield (den Begleiter Laird's auf der Niger-Expedition von 1833) u. s. w. Hören wir nur noch den Dr. Bowring, „der ja auch in der ganzen Welt zu Hause ist“:

„Ich habe die Haussklaven in Aegypten“, sagt Bowring, „welche ich befragte, beim Andenken an ihre zur Zeit des Fanges und nachher in der Wüste erduldeten Leiden schaudern sehen. Wenn das Wasser knapp wird, so machen die Karavanenführer einen Ueberschlag und lassen so Viele, als sie nicht mehr tränken zu können glauben, im Wüstensande liegen. Eine Sklavin zu Kahira beschrieb mir ihren Transport nach Siut. Wir hatten eine lange, lange Reise, sagte sie, und litten sehr viel. Wir hatten nicht genug zu essen und zu trinken, oft gar nicht, und unser Durst war fürchterlich. Wenn wir Halt machten und vor Durst halb todt waren, stachen sie ein Kameel nieder und gaben uns sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken. Einige Fellahs waren gute Leute und ließen uns manchmal auf den Kameelen reiten, doch Viele von ihnen litten das niemals und zwangen die Neger, immer zu gehen, immer im Sande. Aber wir hatten Tage lang kein Wasser, und Viele sanken um und blieben auf dem Sande liegen“ u. s. w. — Lächle, wer mag! Sey die Sklaverei in diesen Gegenden so alt wie die Welt! Um so mehr Ehre dem, der dawider ankämpft!

Die angeführten Thatsachen sollen zeigen, wie groß die Wahrheit des Uebels ist, gegen welches Dr. Bowring die Thätigkeit des Vicekönigs im Interesse der Menschheit aufrief. Mehmed Ali, wenn auch seiner ganzen Stellung nach nothwendig ein Tyrann, doch jedenfalls ein großer Charakter, darum, weil er die Anforderungen der Zeit erkennt und ihnen gemäß zu handeln die Kraft hat, konnte die im Namen der Civilisation, der zu huldigen er sich das Ansehen giebt, an ihn gerichtete Aufforderung nicht abweisen, und was in seinen Kräften stand, hat er gethan. Nicht Dr. Bowring allein suchte ihn für die Abolition des Sklavenhandels zu interessiren. Schon 1837 machte der Britische Konsul zu Kahira, Oberst-Lieutenant Campbell, ihm Vorstellungen wegen der von seinen Truppen ausgeführten Negerjagden. Der Pascha entgegnete: es sey ihm nicht bewußt, daß in seiner Armee der Ertrag von solchen Jagden zur Deckung der Soldrückstände verwendet worden sey; dies sey wahr, daß seine Offiziere auf eigene Rechnung und zu ihrem eigenen Vortheil Gazzuas veranstaltet und mit Sklaven gehandelt hätten; er selbst mißbillige höchlich dieses Betragen. So weit die dem Parlament vorgelegte Depesche Campbell's. Im Mai 1838 hatte der Britische Konsul von Alexandrien eine Unterredung über denselben Gegenstand mit Mehmed Ali. Dieser gab die Versicherung, daß er den Sklavenhandel seinen Soldaten durchaus nicht mehr gestatte. Er selbst, heißt es in der hierauf bezüglichen Depesche, kauft auch für seinen eigenen Dienst keine Sklaven mehr, sondern giebt allen seinen Leuten Lohn. Im Herbste 1838 beschloß Mehmed Ali seine Reise nach dem Sudan. Er schiffte sich am 18. Oktober in einem Dampfboote ein. Den Europäern, die in seiner Begleitung waren, sagte er, es sey der Zweck seiner Reise, nicht nur eine Verbesserung in den Sitten, dem Ackerbau und Handel der dortigen Bevölkerung hervorzubringen, sondern auch dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Die Nil-Katarakten machten die Fahrt sehr beschwerlich und zum Theil gefahrvoll. Gleich hinter dem ersten Katarakt fand sich Mehmed Ali von seiner Begleitung und seinen Provisionen auf eine Nacht getrennt. Bei dem Versuche, den zweiten Katarakt zu passiren, wurde sein Boot gegen die Felsen geschleudert, und er selbst entkam nur mit Mühe, während das Fahrzeug von der Strömung hinweggetrieben wurde. Am 11. November wurde der Katarakt von Annek erreicht, welcher, wie in dem Berichte angedeutet scheint, noch nie zuvor passirt worden war. Von Dongola zog Mehmed durch die Wüste nach Kartum, der Hauptstadt Sennaars, am Zusammenfluß des Blauen und des Weißen Nil, sodann den Blauen Nil hinauf. Zu Fazoglu hörte er von einem Raubzuge, welchen ein Stamm vom

Gebirge gegen schwächere Nachbarn ausgeführt hatte. Die Truppen, welche er deshalb ins Gebirge schickte, kehrten mit 540 Gefangenen zurück. Mehmed ließ die Gefangenen vor sich kommen, hielt ihnen eine lange Rede über die Abscheulichkeit und Ungerechtigkeit des Menschenraubes und schenkte ihnen zuletzt, um ihnen mit gutem Exempel voranzugehen, die Freiheit und den Häuptlingen noch obenein neue Kleider, so wie Allen Lebensmittel auf 10 Tage. Auch in Kordofan gab er einige Gefangene los und stellte ihnen anheim, ob sie in ihre Heimat zurückkehren oder am Weißen Nil sich als Ackerbauer niederlassen wollten. Er ließ daselbst ein strenges Verbot des Sklavenhandels bekannt machen; Streitigkeiten zwischen benachbarten Stämmen sollten vor den Ober-Statthalter zur Entscheidung gebracht werden. Als er die Mündung des Fazangoro erreicht hatte, besichtigte er die dortigen Goldbergwerke und legte den Grund zu einer Stadt, welche Häuser für 1500 Familien enthalten und mit seinem Namen Mehmed Ali genannt werden sollte. Das Anerbieten der Häuptlinge, eine größere Anzahl von Arbeitern in die Bergwerke zu schicken, lehnte er ab. Er läßt übrigens allen Arbeitern Lohn geben und eine dem Klima angemessene Bekleidung. Mehreren Arabern hat er Land angewiesen, auch Vieh und Geräth, um Muster-Wirthschaften einzurichten; diesen ist Freiheit von allen Abgaben auf fünf Jahre zugesichert. Der Boden der Landschaft Sennaar ist sehr fruchtbar und giebt 60fachen Ertrag; die Dura-Aehren sind besonders reich und reifen schnell, Baumwolle gedeiht ohne theure Kultur bewundernswürdig und übertrifft die kostspielige Aegyptische bei weitem. Bisher aber war der Anbau der Sennaar-Terrasse gänzlich vernachlässigt. Mehmed Ali ließ die Scheichs zusammenkommen und munterte sie zur Bebauung der Aecker und zu Handelsunternehmungen auf, rieth ihnen auch, ihre Kinder in seine Schulen zu schicken.*) Nachdem er noch Achmed Pascha das Wohl und die Civilisirung dieser Gegend ans Herz gelegt hatte, trat der Vicekönig Tages darauf seine Rückreise an, kam am 1. Februar wieder nach Fazoglu, woselbst er die Scheichs des Distrikts wiederholt ermahnte, ihre Lage zu verbessern, und begab sich nach Kartum zurück, wo er zu seiner Freude schon einiges Land unter Kultur sah. Er reiste nun auf gleiche Weise den Weißen Nil hinauf. Als er in Kartum wieder angekommen war, befahl er, daselbst eine christliche Kirche zu erbauen. Ehe er den Ort verließ, proklamirte er noch die Freiheit des Indigohandels von Dongola und Berber und empfahl dem Statthalter die Förderung dieses Kulturzweiges. Er ließ Herrn Lambert zurück, mit dem Auftrage, zwei Berichte auszuarbeiten, den einen über eine projektirte Eisenbahn zwischen Abu-Muhammed und Kurniku, den anderen über die Anlegung eines Kanales zwischen dem Weißen Nil und Kordofan zum Behufe der Bewässerung des Bodens und der Erleichterung des Transportes von Eisenerz aus den Bergwerken. Am 14. März 1839 traf der Vicekönig wieder in Kahira ein.

Wie hoch dem Vicekönige seine Anordnungen zum Besten der Neger von Engländern angerechnet werden, zeigt die von Burton über sein Verfahren angestellte Betrachtung, welche hier zum Schlusse noch Platz finden möge: „Wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Eifer und die Energie, mit welchen er seine neu gewonnene Ansicht, jeder civilisirten und christlichen Nation zum Muster, verwirklicht, anerkennen. Gewiß, große Schwierigkeiten hatte er zu überwinden. Der Bekenner einer Religion, welche erlaubt, Ungläubige zu Sklaven zu machen, konnte er unseren Abscheu vor dem Menschenhandel nicht von Herzen theilen; ohne Zweifel hat er mächtige und tief gewurzelte Vorurtheile in seiner eigenen Brust zu bekämpfen und den allgemeinen Tadel seiner Glaubensgenossen, wenn nicht selbst Gefahr, zu besorgen gehabt, als er sich entschloß, einem so alt hergebrachten und so einträglichen System entgegenzutreten. Welche Seelenstärke in einem Fürsten, der 70 Jahre alt ist, unter so drohenden kriegerischen Aspekten, eine Reise von fünfmonatlicher Dauer durch ein so wenig besuchtes Land zu unternehmen, sich so großen Anstrengungen und persönlichen Gefahren auszusetzen und sich die Kosten eines solchen Zuges aufzubürden! Es zeigt seinen richtigen Verstand, daß er mehr Gewinn von der Kultur des Bodens als von dem Verkauf seiner Bewohner erwartet. Die Reden, welche er an die Scheichs richtete, beweisen, wie klar ihm die Grundsätze, auf welchen die Civilisirung wilder Stämme und die Erweckung der noch verborgenen Kräfte des Landes beruht. Er hat in kürzester Zeit eine Entdeckungsreise ausgeführt, hat eine vortreffliche Position für eine neue Stadt ausgesucht und die Gründung derselben begonnen. Er hat einen Anfang gemacht, Lohnarbeit an die Stelle von Sklavenarbeit zu setzen, und auf Erziehung der Kinder hingewirkt. Er hat Auflagen erlassen und Monopole und Handelsschranken aufgehoben, hat auf Straßen- und Kanalbau gedacht und den Plan gefaßt, den Mittel-Nil für große Böte fahrbar zu machen. Endlich hat er den Werth der Baumwolle des Sudan erkannt. Kurz, er hat Alles berücksichtigt, was allein bewirken kann und immer mehr dazu genutzt werden muß, daß einst der Sklavenhandel aufhöre. Wenn dem Berichte über die Sudanreise des Pascha in Allem Glauben zu schenken ist, so ist hier der Anfang eines neuen Systems. Aber nur ein Anfang! Es ist zu erwarten, ob Mehmed Ali solchen Grundsätzen treu bleiben und seine weisen und wohlwollenden Entwürfe in Ausführung bringen wird."

Spanien.

Die Expedition des Gomez.

(Fortsetzung.)

Gomez entschlüpfte durch seine Gewandtheit. Während die Madrider Zeitungen verkündeten, daß er dem Untergange nicht entgehen könne, wendete er sich nördlich nach Mondoñedo auf den einzigen noch offenen Wege. So durchzog er Galicien zum zweiten Male in seiner ganzen Länge. Nur ein Parteigänger, el Evangelista, stieß zu ihm. Gomez ließ ihm Waffen und Munition geben. Die Bevölkerung rührte sich nicht. Die Galicier wandern bekanntlich in großer Anzahl aus. Es war damals gerade die Zeit der Ernten, und alle kräftige Männer waren in Andalusien.

Von Mondoñedo aus wendete sich Gomez nach dem Königreiche Leon und zog ohne Schwierigkeit in die Hauptstadt ein. Er wurde hier ziemlich günstig aufgenommen, aber die Zahl der Freiwilligen, die sich stellte, war noch kleiner als in Oviedo und Sant-Jago. Das Königreich Leon bildete ehemals einen Bestandtheil der Krone Castilien, und die Erinnerung an die alten Gesetze des Landes ist ganz erloschen. In Castilien galt aber die weibliche Erbfolge. Die Legitimität Isabella's II. konnte hier also nicht zweifelhaft erscheinen. Gomez durchzog das Königreich Leon von Westen nach Osten, ohne irgendwo anzuhalten; es schien, als ob er wieder in die baskischen Provinzen zurückkehren wolle.

Das war in der That sein Plan. Es waren fast zwei Monate seit seinem Auszuge verflossen. In dieser Zeit hatte er mehr als 300 Meilen zurückgelegt und war in drei Hauptstädte eingezogen. Er war bis ans äußerste Ende Galiciens gelangt und wieder zurückgekehrt. Er hatte den Feind bei Revilla geschlagen und sich der Verfolgung überlegener Streitkräfte entzogen. Wohin er gekommen war, hatte er zur Insurrection ermuntert und Waffen vertheilt. Alles ließ vermuthen, daß die Expedition beendet sey. Der General Cordova rühmte sich zu seiner Zeit, daß er ihm den Eintritt in die nördlichen Provinzen verschlossen habe, und wenn man die Bewegungen des Gomez in den ersten Tagen des August verfolgt, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß er die feindliche Linie zu durchbrechen und nach Orduña zurüzukehren suchte.

Hier endet der erste Abschnitt, gleichsam der Prolog der Expedition. Die Verhältnisse werden nun großartiger. Wäre Gomez wieder ins Hauptquartier gelangt, so hätte sein Unternehmen unter denen des Sanz, Negri, Zariategui und so vieler anderer karlistischer Generale in eine Reihe gestellt werden können. So sollte es aber nicht seyn. Die Expedition, welche schon zu Ende schien, fing nun erst recht eigentlich an. Ein Kriegsrath wurde am 8. August zu Pradanos de Ojeda zusammenberufen; alle Offiziere der Armee waren hinzugezogen. Gomez schlug ihnen vor, da ihnen die baskischen Provinzen verschlossen seyen, sich kühn ins Herz des Königreichs zu werfen, es nach allen Richtungen zu durchstreifen und die Elemente der Insurrection aufzusuchen. Der Vorschlag wurde angenommen und augenblicklich ausgeführt. An das Hauptquartier wurde eine Mittheilung dieses Beschlusses abgesendet, aber Gomez brach auf, ohne die Bestätigung des Königs abzuwarten.

Cordova hatte geglaubt, Gomez sey von den Heer-Abtheilungen Espartero's und den seinigen eingeschlossen. Er hatte denselben gezwungen, sich nach Castilien zu werfen. Eine solche Kühnheit hatte er nicht vermuthet. Dieser Fall wiederholte sich übrigens öfter. Die Generale, welche Gomez verfolgten, zwangen ihn, die kühnsten Streiche zu versuchen. Sie hinderten, was er beabsichtigte, wenn sie aber den bedrängten Punkten zueilten, entblößten sie andere. So wurde er in Castilien, in welches er hineingedrängt war, und wo er durchaus nicht Lust hatte zu verweilen, gezwungen, Städte zu nehmen und ganze Provinzen mit Schrecken und Kriegsgeschrei zu erfüllen, nur um sich selbst zu schützen.

Auf einem der Märsche und Gegenmärsche in Asturien, zu denen Gomez gezwungen war, ehe er sich ins Innere warf, hatte Espartero einen Theil der von Arroyo befehligten Truppen im Thale [illegible] erreicht und einen leichten Vortheil über sie davongetragen. Ein schwülstiges Bülletin stellte dieses Gefecht gleich als einen vollständigen Sieg dar. Gomez, hieß es, sey gänzlich aufgerieben, seine Bagage erobert, seine Armee gefangen oder zerstreut. In Madrid zweifelte man keinen Augenblick an diesem neuen Triumphe der Sache der Königin, als sich mit Blitzesschnelle ein unbegreifliches Gerücht verbreitete. Gomez hatte die einsamen und unfruchtbaren Ebenen Alt-Castiliens durchzogen und war plötzlich bei Palencia erschienen, zwischen Burgos und Valladolid, wo er den General Alaix überfiel und zu eiliger Flucht zwang.

Groß war der Schrecken, den diese Nachricht in Castilien verbreitete. Von Palencia aus konnte Gomez in allen Richtungen vordringen. Da man seinen eigentlichen Plan und die Stärke seines Armee-Corps nicht kannte, so legte man ihm die abenteuerlichsten Absichten unter. Während er aber rings herum Schrecken verbreitete, war er nur darauf bedacht, mit seinen 3000 Mann und seinem mit Ochsen bespannten Zug diese der neuen Monarchie ergebene Gegend so bald wie möglich zu verlassen. Auf seinen schnellen und gut berechneten Märschen vermied er sorgfältig die großen Städte und zog auf abgelegenen Wegen einher. So eilte er den Gränzen Aragoniens und Valencia's zu, wo er sich mit den Karlistischen Partheigängern, welche das Land durchstreiften, verbinden wollte.

Zum Glück für ihn hatte das constitutionelle Spanien eine jener Krisen zu bestehen, welche der Sache des Don Carlos am meisten zu Statten gekommen sind. Die Ereignisse von La Granja waren eingetreten. Ueberall herrschte Unordnung und Verwirrung, und die neue Regierung hatte noch nicht Zeit gehabt, sich der Desorganisation entgegenzustellen, aus deren Schoße sie hervorgegangen war. Diese Umstände erlaubten Gomez, sich der Hauptstadt bis auf zwanzig Meilen zu nähern; sie verhalfen ihm sogar zu einem glänzenden Siege.

Die Königliche Garde und die anderen Truppen der Garnison von Madrid, welche am Aufstande von La Granja Theil genommen, waren eine große Last für die neue Regierung. Diese [illegible]

*) S. Band XV des Magazins Nr. 77.

zirten Truppen begingen die gröbsten Ausschweifungen. Der General Rodil, der die Nord-Armee befehligt hatte, wurde zum Kriegsminister und Generalissimus ernannt. Um die Hauptstadt von dieser ungezügelten Soldateska zu befreien, ließ er bekannt machen, daß er selbst an der Spitze der Königlichen Garde zur Nord-Armee abgehen wollte. Der Brigadier Don Narcisso Lopez erhielt den Befehl, auf der Stelle mit 1300 der Unruhigsten aufzubrechen. Lopez schlug den Weg nach Navarra ein; als er aber unterweges erfuhr, daß ein Theil der Truppen des Gomez zu Jadraque stände, beschloß er sie anzugreifen. Seine Soldaten hielten sich des Sieges versichert: es wurde ihnen eine derbe Züchtigung zu Theil. Lopez stürzte sich bei Motilla auf das Gros der Expeditions-Armee, während er es nur mit einer Abtheilung glaubte zu thun zu haben. Seine 1300 Mann wurden umzingelt und mit dem Anführer gefangen. Nur zwei Reiter entflohen und brachten die Unglücksnachricht nach Madrid.

Dies glückliche Gefecht brachte indeß keine Aenderung in die Pläne des Karlistischen Anführers. Im richtigen Gefühl seiner Schwäche benutzte er diesen glücklichen Zufall nur zur Fortsetzung seines Marsches nach Aragonien. Espartero, der an der Blasenentzündung litt, war in Lerma stehen geblieben; er hatte den Oberbefehl dem Brigadier Alair übertragen, der die Verfolgung des Feindes sehr lässig betrieb. Gomez zog sich mehrere Tage längs der Gränzen des Königreichs Aragonien und Valencia hin und langte endlich am 7. September in Utiel an. Dort sollten die Parteigänger, die sich in Valencia und Aragonien erhoben hatten, zu ihm stoßen. Gomez kam hier nicht nur ungehindert an, sondern er verweilte auch noch acht Tage. Alair war in Cuenca stehen geblieben und entschuldigte seine Unthätigkeit damit, daß seine Soldaten keine Schuhe hätten.

Die Verbindung der Karlistischen Anführer war in Utiel zu Stande gekommen. Der Brigadier Ortiez langte zuerst mit zwei Bataillonen an, die ziemlich gut bewaffnet waren und denen es nur an Uniformen fehlte. Hierauf Don José Miralles, genannt El Serrador, mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen. Endlich Cabrera mit 20 Reitern. Auch andere, weniger bedeutende Parteigänger führten Verstärkungen herbei und forderten Waffen. Man konnte die in Utiel versammelten Truppen auf 9—10,000 Mann anschlagen, wovon die Hälfte aus regelmäßigen Truppen bestand. Das constitutionelle Spanien gerieth in die äußerste Besorgniß. Der Kriegsminister, General Rodil, verließ eiligst Madrid, nachdem er das Kommando der Nord-Armee Espartero übertragen. Sodann postirte er sich mit 8000 Mann bei Guadalaxara, um die Hauptstadt zu decken und Gomez zu beobachten. Die Noth war noch nicht so groß, denn kaum hatten sich die Karlistischen Anführer vereinigt, als auch Zwietracht unter ihnen ausbrach. Cabrera besonders sträubte sich gegen jede höhere Gewalt. Er hatte nur widerstrebend seine Berge verlassen und dachte nur daran, wie er bald dahin zurückkehren könne. Diese Uneinigkeit drückte den Bewegungen der Armee den Charakter der Unsicherheit auf. Cabrera und die anderen Parteigänger wollten im Lande bleiben, Gomez dagegen den Krieg nach Andalusien versetzen. Es wurde ein Handstreich gegen die kleine Stadt Requena versucht; aber der Angriff scheiterte. Da es nun nicht gelang, in der Provinz Cuença einen festen Punkt zu gewinnen, so erhielt Gomez und seine Ansicht das Uebergewicht. Die Expeditions-Armee setzte sich am 25. September in Bewegung, nachdem sie die Gefangenen nach Cantavieja abgesendet.

Die Armee schlug zuerst die Richtung auf Albacete im Königreich Murcia ein; dann machte sie eine Abschwenkung nach Norden und warf sich in die Mancha, um die Sierra-Morena zu umgehen. Auf diesem Marsche kam es in ähnlicher Weise wie beim Jadraque zu einem Gefecht bei Villarobledo, das aber diesmal zum Vortheil der Constitutionellen ablief. Alair, dessen Abtheilung jetzt schwächer war als die des Gomez, beschränkte sich darauf, den Feind zu beobachten. Auch der Karlistische Anführer, dem es besonders darum zu thun war, in Andalusien einzudringen, wünschte jedes Gefecht zu vermeiden. Der Zufall fügte es indeß so, daß Alair am 19. Sept. vor Villarobledo erschien, als die feindliche Armee durch die Stadt zog. Daraus entspann sich ein Kampf.

Hätte Gomez alle seine Vortheile benutzt, so würde er unfehlbar gesiegt haben, denn ihn begünstigte die Stellung, und er war seinem Gegner an Zahl überlegen. Da er aber vermuthlich nicht wußte, wie stark der Feind war, so ließ er, auch als er schon angegriffen war, seine Truppen längs der Stadt hindefiliren und brachte nur einen Theil derselben ins Feuer. Seine Infanterie brachte zuerst die des Alair zum Weichen, aber die constitutionelle Kavallerie unter Don Diego Leon zersprengte die der Karlisten; die Unordnung verbreitete sich unter der Infanterie, welche sich nicht aufs Hauptcorps zurückziehen konnte und sich ergeben mußte. Alair machte 1300 Gefangene.

Dieser Sieg hatte indeß keine große Folgen. Wäre der General Rodil, der Madrid mit der Königlichen Garde verlassen hatte, rasch zu Alair gestoßen, und hätten Beide die Verfolgung des Gomez eifrig fortgesetzt, so hätte die Expeditions-Armee wohl ganz aufgerieben werden können. Die Spanischen Generale lassen sich aber Zeit. Alair ruhte in Villarobledo auf seinen Lorbeern, und Rodil blieb bei Huete stehen. Unterdeß führte Gomez seine Soldaten durch die Ebenen der Mancha, überstieg die Sierra Morena und drang in Andalusien ein. Alle Früchte, die der Sieg von Villarobledo hätte tragen können, waren verloren.

In Madrid hatte man gehofft, daß von Gomez nach seiner Niederlage nicht mehr die Rede seyn werde. Die Bestürzung war nicht gering, als man erfuhr, daß er mehr als je zu fürchten sey. Alair behauptete, er hätte die Gefangenen nach Alicante abführen müssen und wäre dadurch aufgehalten worden. Er setzte sich wieder in Bewegung. Aber Gomez hatte mehrere Tagesmärsche voraus und langte ungehindert am 30. September vor Cordova an. Rodil sendete während der Zeit aus seinem Hauptquartier zu Huete die schönsten Pläne nach Madrid und behauptete fortwährend, Gomez könne ihm nicht entgehen. Aber er selbst rührte sich nicht, oder wenn er sich in Bewegung setzte, so wendete er sich nach Punkten, die noch entfernter vom Kriegsschauplatz lagen.

Andalusien und Valencia sind bekanntlich die reichsten und ergiebigsten Provinzen Spaniens. Aus Andalusien zog die Königin die meisten Mittel, und wenn es Gomez gelang, hier die Insurrection zu verbreiten, so hatte er der Sache des Don Carlos einen wichtigen Dienst geleistet. Die Andalusier sind wegen ihres beweglichen und enthusiastischen Charakters bekannt; die liberalen Meinungen hatten die Oberhand unter ihnen; dennoch herrschte noch auf einigen Punkten, besonders im Königreich Cordova, die Anhänglichkeit an das Alte. Die Stadt Cordova selbst, obschon sie zu den größten und bevölkertsten der Halbinsel gehört, war doch von dem Geiste erfüllt, der sich länger auf dem Lande als in den Städten zu erhalten pflegt. In der reichen Moschee, welche in eine Kathedrale umgewandelt worden war, hatte sich die glühendste christliche Gesinnung festgesetzt, und überall, wo in Spanien der religiöse Glaube die ausschließende Herrschaft gewinnt, da hat auch der Absolutismus die Oberhand.

Als der Brigadier Villalobos mit einer Compagnie Jäger und einer Schwadron der Vorhut vor Cordova erschien, entfloh ein Theil der National-Garde; ein anderer öffnete die Thore mit dem Rufe: „Es lebe Karl V.!" Villalobos zog in die Stadt ein; da ihm aber der Lauf der Straßen nicht bekannt war, so zog er mit seinem Haufen vor einem Gebäude vorüber, welches die Constitutionellen befestigt hatten, und aus welchem sie ein mörderisches Feuer eröffneten, das Unordnung unter den Karlisten verbreitete. Der Anführer selbst wurde ein Opfer seiner Unbesonnenheit. Nichtsdestoweniger öffnete die Bevölkerung den Karlisten alle Thore. Diejenigen, welche Widerstand leisten wollten, zogen sich in die drei Forts zurück, die augenblicklich von der Abtheilung von Valencia bestürmt wurden. Gomez ließ ihnen zuerst eine ehrenvolle Capitulation anbieten; sie antworteten, die Vertheidiger Isabella's II. würden lieber sterben als sich ergeben. Am folgenden Tage wollten sie sich unter den angebotenen Bedingungen ergeben. Jetzt wurde ihnen geantwortet, daß die Vertheidiger des heiligen Rechts niemals Vorschläge erneuerten, welche verworfen worden wären, und daß sie sich auf Gnade oder Ungnade ergeben müßten, wenn sie nicht über die Klinge springen wollten. In der That ergaben sie sich, 2800 Mann stark.

Gomez fing nun an, die Früchte seines Sieges zu pflücken. Er errichtete eine Regierungs-Junta unter dem Vorsitze des Dom-Dechanten, schickte Proclamationen in die Umgegend, vertheilte Waffen unter den Parteigängern, errichtete Bataillone von Freiwilligen und ließ nichts unversucht, um Cordova zum Mittelpunkt der Bewegung zu machen.

Auf die Einnahme von Cordova folgte der Abfall der bedeutenderen umliegenden Städte. Das schöne Land, welches in den Kriegen gegen die Mauren so berühmt geworden ist, stürzte die Constitutions-Steine um und proklamirte Karl V. Die Stadt Malaga, welche nach den Ereignissen von la Granja von einem blutigen Aufstande heimgesucht worden war und welche eine Art unabhängiger Regierung errichtet hatte, sendete gegen die abgefallenen Städte eine Schaar Freiwilliger aus unter Anführung Escalante's. Aber die Helden des Aufstandes hatten einmal kein Glück gegen die Soldaten der Legitimität. Escalante erlitt bei Buena eine schmachvolle Niederlage. In Malaga verbreitete sich ein solcher Schrecken, daß die Mitglieder der Junta ihre patriotischen Manifeste und ihre Schwüre, für die Revolution zu leben und zu sterben, vergaßen und sich eiligst nach Gibraltar einschifften. Auch in Sevilla kam es eben so. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Französische Literatur des Mittelalters.

Von J. J. Ampère.*)

Das Mittelalter der Französischen Literatur nenne ich das 12te, 13te und 14te Jahrhundert. Diese drei Jahrhunderte scheinen mir eine bestimmt abgegränzte Epoche zu bilden, welche sich von der vorangehenden und der folgenden Zeit deutlich abscheidet. Der Anfang dieser Epoche wird in Europa durch eine sociale Krisis bezeichnet, aus welcher die Gemeinen, die völlige Ausbildung des Lehnswesens und des Papstthums, die neueren Europäischen Sprachen und der Gothische Baustyl hervorgehen. Die Kreuzzüge sind die glänzende Eröffnung des Mittelalters.

In Frankreich hat das Mittelalter seinen Anfang, seine Mitte und sein Ende. Das zwölfte Jahrhundert bildet den Eingang, das dreizehnte ist der Culminationspunkt und im vierzehnten beginnt der Verfall. Die erste Periode läuft mit Philipp August ab; in die zweite fällt die Regierung Ludwig's des Heiligen, dessen Gesetze und Tugend der vollständigste Ausdruck der Bildung des Mittelalters sind; die dritte Periode beginnt mit Philipp dem Schönen und geht mit der Verwirrung und dem Todeskampfe des vierzehnten Jahrhunderts zu Ende.

*) Aus dessen auch bereits in diesen Blättern mit verdientem Lobe erwähnter Histoire Littéraire de la France, von der die im Jahre 1839 erschienene Abtheilung (3 Bde.) die Zeit vor dem 12ten Jahrhundert umfaßt und die folgende Abtheilung auf die hier berührte Epoche übergeht.

In der Literatur ist eine ähnliche Bewegung wahrzunehmen, die den drei geschichtlichen Perioden entspricht. In der ersten oder heroischen Periode finden sich die rohen, einfachen, großartigen Gesänge der ältesten Rittergedichte, besonders das Rolandslied; ferner Villehardouin mit seinem einfachen, männlichen Ausdrucke. Die zweite gebildetere und verfeinerte wird durch ihren Geschichtsschreiber oder vielmehr liebenswürdigen Erzähler Joinville repräsentirt. Dies ist die Zeit der Fabliaux, die Zeit, in welcher die verschiedenen Verzweigungen des Roman de Renart entstehen; Vollkommeneres in künstlerischer Beziehung hat die Französische Literatur im Mittelalter nicht hervorgebracht. Die dritte Epoche ist eine prosaische und pedantische Zeit. Ihr gehört die letzte Zeit des Roman de la Rose, dieser Sammlung trockener Wissenschaft, in welcher die Satire, die nur in einer sich ihrem Ende entgegenneigenden Zeit Macht hat, einzig und allein bemerkenswerth ist. Im vierzehnten Jahrhundert gewinnt die Prosa Eingang in die Romane und die ritterlichen Empfindungen, das Ideal des Ritterthums entartet, und endlich empfängt die künstliche Ritterschaft, welche ganz in Erinnerungen und Nachahmungen lebt und deren Schatten nur noch besteht, eine gewisse Auffrischung in der lebhaften, aber weitschweifigen und über Gebühr gerühmten Erzählungsweise Froissart's.

Mit diesen drei Literatur-Epochen kann man die drei Baustyle des Mittelalters vergleichen. Der des zwölften Jahrhunderts ist großartig, majestätisch; der des dreizehnten elegant und den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichend; der des vierzehnten endlich mit Zierrathen überladen.

Die Französische Literatur des Mittelalters hat keine andere als Lateinische Vorläufer. Die Celtische und Germanische Poesie haben nur seltene und zweifelhafte Spuren zurückgelassen. Die ganze vorangegangene Bildung ist Lateinisch, und aus ihr hat sich das Französische Mittelalter entwickelt, wie die Französische Sprache selbst aus der Lateinischen. Allmälig lösen sich die verschiedenen Elemente der Französischen Literatur von dem Lateinischen Lebensgrunde ab, je nachdem sie vermöge ihrer Natur mehr oder weniger selbständig sind. Manche Gattungen der Literatur sind sogar immer ausschließlich Lateinisch geblieben. Dahin gehört z. B. die dogmatische Theologie, welche sich nie von der Lateinischen Hülle und Schale losmachen konnte. Das Lateinische war eine geheiligte Sprache, und man muß auf die Begebenheit zurückgehen, welche das Mittelalter unwiderruflich geschlossen hat, auf die Reformation, um eine Abhandlung der dogmatischen Theologie in Französischer Sprache zu finden, man muß bis auf Calvin zurückgehen.

Die Predigt wurde bald in Lateinischer Sprache für die Geistlichen, bald in Französischer für das Volk gehalten. In der Homilie und der Predigt bediente man sich zuerst der Landessprache, und dieser Gebrauch läßt sich bis auf das neunte Jahrhundert zurückführen; aber die Lateinische Sprache schien als Kirchensprache so geeignet für die Predigt, daß sie der Landessprache lange die Kanzel streitig machte. Das Macaronische Latein der Predigten des 15ten Jahrhunderts, der noch heutigen Tages in Italien bestehende Gebrauch, an gewissen feierlichen Tagen Lateinische Reden zu halten, selbst die Lateinischen Citationen in unseren modernen Predigten zeigen, wie schwer das Lateinische dem Französischen gewichen ist. Schriften anderer Art, obgleich auch theologischen Inhalts, wurden fortwährend noch in Lateinischer Sprache geschrieben, wenn auch theilweise in Französischer; dahin gehören die Legenden, welche meistens aus dem Lateinischen übersetzt sind, aber gewöhnlich in der Uebersetzung einen anderen, weltlicheren Ausdruck annehmen und zuweilen sich dem volksthümlichen Fabliau oder gar dem satirischen annähern.

Es giebt noch eine andere Gattung der Literatur, in welcher die Französische Sprache neben die Lateinische tritt, ohne sie ganz verdrängen zu können; dies ist im ganzen Bereich der didaktischen Literatur der Fall, sey es, daß sie eine moralische oder eine wissenschaftliche Tendenz hat. Zu der wissenschaftlichen Literatur gehören alle Thesauri, imagines mundi, Bestiarii u. s. w. Diese Sammlungen waren ursprünglich Lateinisch abgefaßt, einige jedoch auch Provencalisch oder Französisch. Der Thesaurus von Brunetto Latini wurde von diesem Toskanischen Flüchtlinge in Französischer Sprache und fast zu derselben Zeit, wo Vincent de Beauvais, Beichtvater Ludwig's des Heiligen, seine dreifache Encyklopädie herausgab, geschrieben.

Die eigentliche Philosophie bediente sich eben so wie die dogmatische Theologie der Lateinischen Sprache, und wie man einerseits bis auf Calvin zurückgehen muß, um eine Französische Abhandlung der dogmatischen Theologie zu finden, muß man andererseits noch weiter, bis auf den Gründer der neueren Philosophie, Descartes, zurückgehen, um die Französische Sprache auf rein philosophische Gegenstände übertragen zu finden. Das erste Beispiel ist der „Discours sur la méthode"; die „Méditations" waren ursprünglich in Lateinischer Sprache geschrieben, wurden aber fast gleichzeitig ins Französische übersetzt.

Die Geschichte war im Mittelalter anfangs nichts als eine Uebersetzung Lateinischer Chroniken. Von den beiden großen Werken, welche der „Roman de Brut" und der „Roman de Rou" benannt sind, ist das erste eine versifizirte Uebertragung einer, das andere eine Bearbeitung mehrerer Chroniken. Die Geschichte thut einen Schritt vorwärts, sie wird lebendig und erscheint unmittelbar in der Landessprache geschrieben, ohne den Durchgang durch die Lateinische Sprache zu nehmen. Dieses findet im Süden und im Norden, im Provencalischen und im Französischen, in Versen und in Prosa fast gleichzeitig statt. In Versen ist die Chronik des Krieges gegen die Albigenser, welche so lebendig gehalten ist und in der sich die Empfindungen des Erzählers so unverholen aussprechen; in Prosa die Geschichte Villehardouin's, die so sehr den Charakter der Wahrheit, des Ernstes und der Größe trägt.

Obgleich Villehardouin's beide Nachfolger, Joinville und Froissart, sich an Verdienst ungleich sind, so haben sie doch das mit einander gemein, daß sie die Geschichte durch Gebrauch der Landessprache und durch ihre eigene Individualität belebten. Unter ihren Händen wurde die Lateinische Chronik zu Französischen Memoiren.

Die meisten übrigen Gattungen der Literatur sind nicht in dem Grade aus dem Lateinischen hervorgewachsen, wie die angeführten. So ist die lyrische Poesie der Troubadours und Trouvères, vorzüglich wenn sie sich um Empfindungen der Galanterie und des Ritterthums dreht, nicht Lateinischen Ursprungs. Diese Poesie ist aus der ritterlichen Galanterie selbst entstanden, und der Ausdruck der Empfindung konnte nicht eher da seyn als diese selbst. Indeß giebt es doch Spuren einer Verbindung der Gesänge der Troubadours und der Trouvères mit dem Lateinischen. Der Reim, welchen sie gebrauchen, machte sich allmälig in der Lateinischen Poesie der barbarischen Zeiten geltend. Endlich geht die Erscheinung der Troubadours selbst aus der der Jongleurs hervor, welche ihren Namen vom Lateinischen joculator ableiten.

Es versteht sich von selbst, daß die epische Poesie ebenfalls nichts mit dem Lateinischen gemein hat; sie ist aus den Empfindungen der Zeit hervorgegangen. Im Allgemeinen hat sie es mit der populären Tradition zu thun, wie dieselbe in und mit den Jahrhunderten entstanden ist. Ausgenommen sind jedoch die Gedichte, welche Gegenstände behandeln, die dem Alterthum entlehnt sind, z. B. der Trojanische Krieg, wie er sich in den Erzählungen der Dictys Cretensis findet, oder der Zug gegen Theben nach Ovid oder Statius. Hier hatte das Mittelalter Lateinische Muster vor Augen, aber auch hier hat der volksthümliche und moderne Geist den antiken Gegenstand verändert oder vielmehr ganz umgewandelt. Wenn den Menschen des Mittelalters auch der Trojanische Krieg oder der Zug der Argonauten nicht ganz fremd waren, so waren sie doch nicht im Stande, den Geist des Alterthums zu fassen. Indem das Mittelalter den Griechischen oder Trojanischen Kriegern ein mittelalterliches Kostüm gab, entrückte es sie dem Alterthum und eignete sie sich in seiner Unwissenheit an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Münchhausen's Abenteuer Französisch. Der gute Gedanke unseres Mitbürgers, des Herrn Buchhändlers Enslin, eine neue Ausgabe von Münchhausen's „wunderbaren Reisen und Abenteuern zu Wasser und zu Lande" zu veranstalten und diese mit Federzeichnungen des trefflichen Genremalers Hosemann auszustatten, hat im Auslande Nachahmung gefunden. Ein Berliner nämlich, der als Buchhändler und Verleger in Brüssel etablirt ist, Herr C. Muquardt, hat daselbst die Histoire et Aventures du Baron de Munchhausen herausgegeben, und zwar, wie es auf dem Titelblatte heißt, illustrées par Hendrickx. Wir müssen jedoch den Flamändischen Illustrirer von vorn herein einer Unredlichkeit zeihen, indem er mehrere Zeichnungen des Herrn Hosemann, und zwar die besten, beinahe Strich für Strich benützt hat, ohne auch nur im allerentferntesten seine Quelle anzudeuten. Allerdings hat Herr Hendrickx eine große Anzahl neuer Bilder hinzugethan, die es in Trefflichkeit der Erfindung und Ausführung mit den Hosemannschen aufnehmen können, aber darum hätte er eben um so weniger den Wahlspruch Suum Cuique, den sowohl sein eigener Verleger, als der des Deutschen Zeichners, als vaterländisches Motto verehrt, unbeachtet lassen sollen. Die Französische Ausgabe des „Münchhausen" ist übrigens, mit alleiniger Ausnahme des eben gerügten Umstandes, überaus würdig und geschmackvoll und gereicht dem Verleger zu großer Ehre. Die Uebersetzung ist fließend und treu nach dem echten, alten, unverfälschten Münchhausen veranstaltet und das Ganze, sowohl typographisch als artistisch, so elegant ausgestattet, daß es sich den besten illustrirten Ausgaben der Französischen Klassiker anreiht. In dieser Beziehung sticht es sogar auf sehr vortheilhafte Weise gegen das neue Deutsche Original ab, aber man muß nicht vergessen, daß letzteres für ein sehr großes Publikum berechnet und daher sehr billig im Preise gestellt ist, während das erstere doch wohl nur auf eine Auswahl von Käufern zählen kann.

Wir bitten diejenigen, die vom 1. Januar 1841 ab, als neue Abonnenten, dieses Blatt zu erhalten wünschen, ihre Bestellungen zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Zu späte Bestellungen haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie weder rechtzeitig noch vollständig befriedigt werden können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Mittwoch den 16. Dezember 1840.

Türkei.

Christliche Feste in der Türkei.

(us Boué: La Turquie d'Europe (1840, 4 Theile), Tom. II. Pag. 00 f. *)

Die verschiedenen Abschnitte des Jahres sind bei den christlichen Bewohnern der Europäischen Türkei durch gewisse religiöse Feste ezeichnet, wie das des heiligen Georg, wo man zuerst Lämmer ißt, der das des heiligen Demetrius, wo man die Rechnungen in Ordnung bringt, die Pachtgelder bezahlt werden u. s. w. In einigen ebirgigen Gegenden wird dagegen die Geburt der Lämmer, die Schafschur, die Mais-Aerndte u. s. w. gefeiert, und es giebt dabei esondere Belustigungen, eben so wie bei der Aerndte und der Weinse. So z. B. in Bosnien und dem Türkischen Croatien; wenn ort die Mais-Aerndte vorüber ist, ziehen die jungen Leute auf die erge, um sich daselbst mit Singen und dem Abfeuern von Pistolen i belustigen.

Im Griechischen Albanien feiert man im Frühjahr noch das alte ionische Fest Croiantia (?). Am letzten Tage des Februars werfen e Griechischen Frauen alte Töpfe und Scherben von Tellern zum 'nster hinaus, indem sie rufen: „Hinaus Flöhe und Wanzen! herein raut und Luft!" Herr v. Hammer meint darin einen Ueberrest des nfangs des Römischen Jahres zu sehen, weil dieser sonderbare Gerauch den Abend vorher stattfindet. **)

Das Osterfest (im Griechischen: Lampri, d. h. der helle oder r glänzende Tag) beginnt um Mitternacht, sobald der Priester in r Kirche das: Christos anesti! (d. h. Christ ist erstanden!) gesungen t. Die Gläubigen geben sich sodann gegenseitig den Kuß des iedens und sind voll Freude und Jubel. Die Familien laden sich chselseitig zum Osterlamm ein, und es ist die Zeit der Heirathen. i Albanien stellt man an diesem Tage die Feindseligkeiten ein. dermann muß in dieser Zeit sein geweihtes Brod haben; auch hen vor dem Feste die Diener in den Klöstern und der Geistlichen den Dörfern herum, um Brodte zu vertheilen, und empfangen dagen Eier. Zu Ostern pflegt man ein Spiel mit Eiern zu spielen, o derjenige, der dem Anderen ein Ei zerbricht, gewinnt. In den ädten vertheilt man bunte Eier an die Kinder und seine Untergeen, und demjenigen, dessen Eier am längsten widerstehen, pflegt n ein langes Leben zu weissagen. Das Haupt der Familie verilt die Eier, indem er bei dem Aeltesten anfängt. In den Klöstern nt man diese Spiele ebenfalls, und es werden oft die Eier unterht, ob sie nicht künstlich mit Wachs ausgefüllt sind, um sie dauerter zu machen. Begegnet man zwischen Ostern und Himmelfahrt em Bekannten, so sagt man, statt des sonst üblichen Grußes, hrist ist erstanden", worauf der Andere antwortet: „Er ist wirklich anden!"

Den zweiten Montag nach Ostern besuchen die Landleute in rbien und Syrmien, und besonders die Frauen, vor dem Mittags- n die Gottesäcker und bitten dort für die Seelen der Verstorbe. i. In einigen Gegenden versammeln sich die jungen Leute und Mönche zu derselben Zeit, um Freundschaften zwischen den Männ und zwischen den Kindern und Frauen zu schließen. Man macht Kränze aus Weidenruthen, durch die man sich gegenseitig verbindet; man schenkt sich rothe oder farbige Eier; man tauscht die Kränze aus, indem man sie sich wechselseitig auf den Kopf setzt und sich Brüderschaft oder Schwesterschaft schwört. Diese Verbrüderung dauert das ganze Jahr hindurch, und wird im folgenden Jahre entweder erneuert oder aufgelöst. Während dieser Zeit nennt man sich Bruder oder Schwester (Pobratim und Posestrina). *)

Die Aprilnarren kommen nicht vor, wenn nicht vielleicht in Serbien; wenigstens ist es im Allgemeinen keine Slavische Sitte.

Am Tage des heiligen Georg (den 23. April) badet man sich bei den Serbiern zum ersten Male, und zwar vor Sonnenaufgang. Die Frauen und Mädchen holen den Abend vorher Wasser und fangen namentlich dasjenige, was beim Umdrehen der Mühlräder herabfällt, auf, weil sie so alles Unheil von sich abzuwenden glauben, gleichwie das Wasser vom Rade sich losmacht. In dieses Wasser werfen sie dann verschiedene Kräuter, die sie während der Nacht darin liegen lassen. Den Morgen darauf baden sie sich in diesem Wasser. Vor dem Georgs-Tage ist es übrigens nicht erlaubt, Kräuter zu pflücken, und noch weniger, sie zu riechen; mit diesem Tage aber pflückt sich Jedes einen Strauß, den man entweder im Gürtel oder, wie die Mädchen, an der Brust trägt. In den Städten tödten an diesem Tage die Wohlhabenden das erste Lamm, da man behauptet, daß vor dem Georgstage das Lammfleisch Kopfschmerzen verursache.

In einigen Gegenden Slavischer Länder, z. B. in Syrmien, pflücken die Mädchen den Tag vor Johannis Blüthen vom Johannisbeerstrauch, und schmücken damit den Vorsprung des Dachs des Hauses oder die Hecke, welche das letztere umschließt. Es giebt besondere Gesänge für diese Gelegenheit. An anderen Orten machen die Hirten den Abend vor Johannis Fackeln von Birken- und Kirschbaumrinde und umgehen mit diesen Fackeln ihre Heerden und die Ställe für das Vieh; dann steigen sie auf die Berge und verbrennen da zusammen diese Fackeln, gleich unseren Johannisfeuern. Auch am Tage des heiligen Peter werden Fackeln angezündet. In Ober-Albanien brennt man während der ganzen Nacht vor diesem Feste Feuer in den Gärten an, und Weiber und Kinder belustigen sich damit, über diese Feuer zu springen. Das Fest des heiligen Florian feiern die katholischen Albanier, indem sie sich die ganze Nacht hindurch schaukeln.

Den Palmensonntag, und hier und da auch den Tag der Verkündigung Mariä, versammeln sich die Bauermädchen vor Sonnenaufgang und begeben sich an einen Fluß, um da den Kolo zu tanzen und dazu besondere Lieder zu singen, deren Refrain ist: Jelo le Jelo (gutes Mädchen).

Wenn in Serbien, im Frühjahr und im Sommer, lange Trockenheit gewesen ist, ziehen die Mädchen von 12—15 Jahren von Dorf zu Dorf, indem sie vor jedem Hause besondere Lieder singen und darin Gott um Regen anflehen. Eine von diesen Mädchen heißt Dodola; sie verhüllt sich den ganzen nackten Körper mit Schilf, Weidenzweigen, Kräutern, Blättern, Blumen, z. B. Iris und anderen Sumpfblumen. Diese sonderbare Bekleidung läßt von der ganzen Gestalt oft kaum das Geringste sehen. Vor jedem Hause, wo der Zug anhält, dreht die Dodola sich schnell um sich selbst herum, während ihre Begleiterinnen sie tanzend und singend umkreisen, so lange, bis Jemand aus dem Hause kommt und die Dodola mit Wasser übergießt. Gewöhnlich wird vor jedem Hause nur eine Strophe gesungen, während man im Weiterziehen die übrigen absingt. Dergleichen Strophen sind:

Wir bitten den allmächt'gen Gott,
Daß Regen falle wie Thau herab,
Damit er feuchte die Felder an
Und unsre Wintersaaten
Und unsern Mais, u. s. w.

Oder:

Unsre Doda bittet Gott,
Daß Regen falle wie Thau herab,
Damit er benetze die Ackersleut',
Und alle, die arbeiten für das Haus.

Oder:

Daß Gott uns vielen Regen geb',
Und große Gurken,
Und gute Birnen,
Und schöne Aepfel, u. s. w. u. s. w.

*) Dieses gerade in gegenwärtiger Zeit besonders interessante Werk, das dem bekannten Herausgeber, unter Benutzung guter Quellen, fleißig und sfältig zusammengetragen worden ist, enthält und behandelt in den einzel- Theilen folgende Gegenstände: Theil 1: Allgemeine Geographie der ropäischen Türkei, Geologie, Pflanzenreich, Thierreich, Meteorologie; eil 2: Bewohner der Europäischen Türkei, ihre Sprachen, Charakter, ürliche Anlagen, Sitten und Gebräuche; archäologische Mittheilungen; eil 3: Agrikultur, Industrie, Handel, Verfassung, Verwaltung, Geistlich, Religionen, öffentlicher Unterricht, Medizinalwesen, Gesundheitszustand, nkheiten; Theil 4: politische und militairische Wichtigkeit der einzelnen Provzen der Europäischen Türkei, politische Beziehungen der einzelnen Völkerften in denselben unter einander; Geschichtliches: aus der Geschichte Serbiens des Czerny Georg und des Milosch. — Geschichte Bosniens, Montenegro, Gebietes von Cattaro und Albaniens. Dazu vier Anhänge: Art, in der ropäischen Türkei zu reisen; Geographische Notizen; Reiserouten, Entfergen der Hauptörter, Uebersicht der Messungen der einzelnen Länder und ile der Europäischen Türkei. — Von besonderem Interesse ist in dem ten Theile dasjenige, was der Verfasser über die politische Stellung der ven und Griechen (S. 71—106), namentlich beider zu einander (S. 137—178) theilt. Er läßt dabei den Griechen und dem Griechischen Elemente das ihrende Recht widerfahren, scheint aber doch, wie schon in dem Vorworte ersten Theile, eine gewisse Vorliebe für die Slaven und das Slavische ment nicht ganz verleugnen zu können.

**) v. Hammer: Des Osmanischen Reichs Verfassung, II. 167. — Nach Mittheilung des Hrn. v. Hammer in dem Werke: „Konstantinopolis und Bosporos" herrscht diese Sitte auch unter den Griechen am Bosporus.

*) Diese Sitte besteht, nicht ohne einen bestimmten Antheil Seitens der Kirche, auch in Griechenland. D. Einf.

Während sie von einem Dorf zum anderen ziehen, singen sie:

Wir durchziehen das Dorf,
Und die Wolken ziehn am Himmel nach,
Schneller, als wir,
Daß sie uns überraschen,
Und benetzen das Korn und die Reben.

Zwischen jedem Verse, oder vielmehr immer zwei Versen, wiederholt sich der Refrain: Oj dodo, oj dodole.

Diese ganze Sitte scheint heidnischen Ursprungs zu seyn. Sie findet sich übrigens auch im nördlichen Bulgarien bis über Sophia hinaus, so wie in Serbien, Syrmien und anderen Theilen Ungarns. Indeß hat da die Geistlichkeit die Dodolen ohne andere als Blätterbekleidung verboten. Ein ähnlicher Gebrauch findet sich auch in Griechenland.*)

Am ersten Sonntage nach Trinitatis ziehen in Slavischen Ländern die jungen Mädchen in Haufen zu zehn bis funfzehn von Haus zu Haus, tanzend und singend. Die schönste führt den Titel: Kralitza (d. i. Königin), und daher haben diese Feste den Namen: Kralitze oder die Königinnen erhalten. Die Kralitza trägt einen Stab, der mit Schnupftüchern geschmückt ist; eine andere ist der König, eine dritte der Fahnenträger, eine vierte der Minister, während die übrigen, mit Blumenkränzen geziert, Ehrendamen oder Krieger mit hölzernen Säbeln darstellen. Die Königin hat den Kopf und das Gesicht mit einem weißen Schnupftuche verhüllt; der König trägt eine Mütze, die mit Blumen verziert ist, und einen Säbel; der Fahnenträger hat an einem Spieße eine weiße und rothe Fahne. Vor den Häusern setzt sich die Königin auf einen kleinen Fußschemel, die Minister stehen ihr zur Seite, und die anderen Mädchen, einen Halbzirkel bildend, tanzen um sie einen Kolo, indem sie, sich nach der linken Seite drehend, die Erde mit ihren Füßen schlagen und unter Singen immer zwei Schritte vorwärts machen. Der König ist an der linken Seite des Kolo; der Fahnenträger an der anderen; Beide nehmen an dem Tanze keinen Theil; der König, das Gesicht gegen die, die den Kolo führt, gewendet, zieht sich ein wenig zurück, während der Fahnenträger, nach derjenigen, die den Kolo schließt, gewendet, seine Fahne hin und her schwenkt. Hat man also getanzt, so drehen sich der König und der Fahnenträger auf der Stelle, wo sie sich befinden, herum, tanzen hierauf ebenfalls den Kolo und kehren sodann auf ihren Platz zurück, worauf die Anderen den Tanz von neuem anfangen. Sie beginnen ihre Stellen vor dem Hause des Königs, und ihr erstes Lied erbittet sich von dem Hausherrn oder der Hausfrau einen Fußschemel für die Königin; hierauf richten sie Lieder an alle Personen des Hauses, Jung und Alt. Diese Gesänge haben nicht mehr als 6 Silben (!) in jedem Vers, und jeder, mit Ausnahme der ersten und letzten Strophe, wiederholt sich dreimal, während die anderen Mädchen das Wörtchen „Leljo" hinzufügen. Ein solcher Gesang ist z. B. der Folgende:

Die Mädchen-Königinnen, die glänzenden Königinnen,
Die Königinnen, die glänzenden Königinnen, Leljo!
Die Königinnen sagen uns:
Sie sagen uns hier, Leljo!
Es sey ein unverheirathetes Mädchen, Leljo!
Verheirathet dieses Mädchen, Leljo!
Oder gebt sie uns, sie zu verheirathen, Leljo!

Man macht den Mädchen kleine Geschenke, und damit sie übrigens nicht beunruhigt werden, lassen sie sich von ihren Brüdern, Vettern, oder sonstigen Verwandten begleiten; oft folgt ihnen auch ein Spielmann mit einem Horn oder einer Pfeife. — Dieser Gebrauch findet sich besonders in Serbien; in Syrmien und in dem Bannat haben die Geistlichen ihn verboten, die sogar bisweilen den Stock gebraucht haben sollen, um die Tänzerinnen auseinanderzutreiben.

S p a n i e n.

Die Expedition des Gomez.

(Schluß.)

Jetzt schien es fast, als ob Gomez den Zweck erreicht habe, den er so lange verfolgte. Er durchzog die Städte, und überall, in Lucena, Baena, Cabra, Priego, Montilla wurde er als Retter empfangen. Einen Augenblick konnte er glauben, es werde ihm möglich seyn, sich festzusetzen und zu halten. Die Täuschung währte aber nicht lange. Schon zog sich ein furchtbares Ungewitter über ihm zusammen. Alair hatte endlich die Sierra Morena überschritten und sich mit allen seinen Kräften bei Jaen postirt, Quiroga, der General-Capitain von Granada zog andere Streitkräfte bei Castro del Rio zusammen, Espinosa, der General-Capitain von Sevilla, war mit 4000 Mann bis Carmona vorgerückt, Butron, Gouverneur von Cadir, eilte ebenfalls herbei, und aus Estremadura waren Truppen in Anmarsch. Rodil hatte sich endlich auch in Bewegung gesetzt und alle Pässe der Sierra Morena besetzt. Von allen Seiten drohten die mobil gemachten National-Garden, und die constitutionelle Bevölkerung erhob sich in Masse. Als sich diese Nachrichten verbreiteten, nahm auch der Enthusiasmus der aufgestandenen Städte bedeutend ab. Es war augenscheinlich, daß Cordova, eine Stadt von 50,000 Einwohnern, welche nur durch alte Mauern geschützt war, nicht lange gehalten werden konnte. Diese Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß die Valencianischen und Aragonischen Anführer in ihre Provinzen zurückkehren wollten.

Hier sind wir am Schlusse der zweiten Epoche angelangt. Dieselbe ist die wichtigste. Sie umfaßt zwei Monate wie die erste und fiel nicht glücklicher aus als diese, insofern Gomez in Andalusien seinen Zweck eben so wenig erreichte wie in Asturien. Aber sie machte großes Aufsehen. Gomez durchmaß einen ungeheuren Halbkreis, der von einem Ende der Halbinsel zum anderen reichte, und zog die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Ein Streifzug in Estremadura bildet die dritte Abtheilung. Dieser ist nur eine Episode. Als man Alles hinlänglich eingeleitet glaubte, rückte Alair an der Spitze überlegener Streitkräfte in der Nacht vom 13ten zum 14ten gegen Cordova vor. Gomez räumte die Stadt in derselben Nacht, und während man sich der Hoffnung hingab, ihm alle Ausgänge zu versperren, wendete er sich mit Blitzesschnelligkeit nach Norden, ging über die Sierra Morena zurück, stieg den Abhang dieser Gebirgskette hinab, stürzte sich plötzlich auf Almaden, welches er einnahm, und setzte seinen Weg über Guadalupe, Truxillo und Caceres fort. Als er das Gebiet des Tajo erreicht hatte, stieg er von Caceres wieder nach Cordova hinab, in einer mit seinem ersten Marsche parallel laufenden Linie, und stand am 10. November am Ufer des Guadalquivir, nachdem er in Zeit von einem Monat Estremadura zweimal in seiner ganzen Länge durchzogen.

Estremadura hatte sich immer am lautesten für den Liberalismus ausgesprochen, und seine National-Garden hatten mehrmals gedroht, gegen Madrid zu ziehen, wenn die Regierung hinter ihrem überspannten Patriotismus zurückzubleiben schien. Die unerwartete Ankunft der Karlisten dämpfte den Aufschwung. Die furchtbaren National-Garden verschwanden vor Gomez, der sie überall entwaffnete. Ueberall auf seinem Wege zeigte sich Muthlosigkeit, die sich in der ganzen Provinz verbreitete. Aber das wichtigste Ereigniß dieses zweihundert Meilen langen Streifzuges war die Einnahme von Almaden. Die Stadt ist am Fuße der Sierra Morena gelegen und wegen ihrer Quecksilberminen berühmt. Sie wurde vom Brigadier Don Jorge Flinter und vom Brigadier Don Manuel da la Fuente vertheidigt. Als die Karlisten sich am 24. Oktober zeigten, zogen beide Generale sich in die Forts zurück, aber sie konnten sich nicht lange halten. Es wurden 1700 Mann mit ihnen zu Gefangenen gemacht. Gomez zeigte als Sieger einen ehrenwerthen und großmüthigen Charakter. Man schlug ihm vor, beim Abzuge die Minen, die der Königin jährlich 25 Millionen Realen einbrachten, zu zerstören; er ging nicht darauf ein, weil, wie er sagte, dieser Schatz dem Lande und nicht seiner Regierung gehöre.

Was war nun die Folge dieses wunderbaren Zuges? Er war für Gomez bloß ein Mittel, sich dem Feinde zu entziehen, der ihn in Estremadura umzingelt hatte, und ohne Zweifel auch ein neuer Versuch, der wie die früheren scheiterte. Als er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, Cordova zum Mittelpunkte des Widerstandes zu machen, mußte er einen anderen Entschluß fassen. Eine zweite Expeditions-Armee unter Don Pablo Sanz hatte die Baskischen Provinzen verlassen. Gomez durfte vermuthen, daß dieselbe einen beträchtlichen Theil der constitutionellen Truppen in Schach halten würde, und daß es ihm gelingen werde, sich in Estremadura festzusetzen. Vielleicht hatte er gar gehofft, in Gemeinschaft mit Sanz gegen die Hauptstadt zu operiren. So deuteten die constitutionellen Generale wenigstens seine Bewegung, denn sie vereinigten ihre Anstrengungen, um ihm den Uebergang über den Tajo zu wehren. Auch machte er wirklich eines Tages eine Demonstration gegen den Tajo hin, kehrte aber wieder in seine Stellung zurück, als er sah, daß überlegene Streitkräfte den Uebergang über den Fluß vertheidigten.

Wenn dieser Plan wirklich bestand, so wurde er durch die Erfolglosigkeit der Expedition des Sanz vereitelt. Wahrscheinlich auf Befehl des Don Carlos wollte derselbe in Galicien und Asturien durchsetzen, was Gomez nicht gelungen war. Der zweite Versuch lief noch unglücklicher ab als der erste. In Asturien sagte man, Gomez mache Karlisten, Sanz Patrioten; Gomez hacia carlistas y Sanz patriotas. Sanz wurde zu Salas de los Infantes geschlagen, und damit war es aus. Gomez mußte nun nach Estremadura zurückgehen. Er vertheilte auch hier Waffen unter den Parteigängern, aber er selbst konnte sich nicht halten. Er wurde wieder nach Andalusien getrieben.

Der einzige Vortheil, den er aus dem Marsche auf Truxillo zog, war seine Trennung von Cabrera. Da ihm die Königreiche Jaen und Granada versperrt waren, so war der Aragonische Anführer mit Gomez nach Estremadura gegangen. In Truxillo wurde ein Kriegsrath gehalten. Cabrera forderte, daß die ganze Expeditions-Armee seinem Platze Cantavieja, der von San-Miguel belagert wurde, zu Hülfe eile. Als Gomez sich weigerte, brach er allein mit seinen Reitern auf. Bei seiner Ankunft fand er seine Befürchtungen vollkommen bestätigt. Die Festung war erobert, seine Truppen zersprengt, die Gefangenen von Jadraque befreit. Nun wollte er sich in die Baskischen Provinzen werfen; aber er wurde von Iribarren überfallen, als er über den Ebro setzte. Sein Gefolge wurde zersprengt, und er selbst entfloh nur mit vieler Mühe. Diese Unfälle steigerten seine Erbitterung gegen Gomez, den er für dieselben verantwortlich machte. Aus dieser Zeit schreiben sich wohl die Berichte an das Hauptquartier, welche den Grund zum Prozesse gegen Gomez legten.

Während Cabrera über Gomez klagte, murrte das constitutionelle Spanien noch lauter über seine Generale, und wohl mit mehr Grund. Die allgemeine Erbitterung wendete sich vorzüglich gegen Rodil. Dieser General, der mit unbeschränkter Vollmacht von der neuen Regierung bekleidet worden war, hatte geprahlt, er werde in kurzer Zeit alle Karlistische Banden vertilgen. Wie er Wort gehalten, ist bekannt. Er hatte nichts vorhergesehen, nichts gehindert.

*) Der Verf. bezieht sich hierbei auf die *Τραγώδια τῆς νέας Ἑλλάδος* von Kind (1833), S. 51 und 52. Ueber den ähnlichen Gebrauch in Serbien verbreitet sich Ranke: „Die Serbische Revolution" (1829), S. 27, und Ger- Wila (1828), Bd. 2 im Glossarium unter: „Regenmädchen".

Der Einfall des Gomez in Andalusien kam ihm ganz unerwartet. An der Spitze aller militairischen Kräfte hatte er die Eroberung Cordova's und Sevilla's geschehen lassen. Er stand einige Stunden von Almaden, als diese Stadt angegriffen wurde, und war ihr nicht zu Hülfe gekommen. Bei Truxillo, bei Caceres hätte er leicht Gomez vernichten können; er hatte es nicht versucht. Sein Vertrauen auch seine strategische Unfehlbarkeit war so groß, daß er sich einst über die boshafte Langsamkeit des Gomez beklagte. Die Madrider Journalisten überhäuften ihn mit Hohn und Spott. Einer bemerkte, es sey das Eigenthümliche der Parallelen, — in diesen suchte Rodil seine Stärke, daß sie nie zusammenträfen, man dürfe sich also nicht wundern, wenn der Kriegs-Minister nie auf Gomez stieße.

Ein Königl. Dekret vom 15. November entzog dem Kriegs-Minister die Gewalt. Rodil übergab den Befehl seiner Division dem General Ribero, der mit seinen 8000 Mann nach Andalusien aufbrach.

Alair war in dem Augenblicke in Cordova eingezogen, wo Gomez die Stadt verließ. Nach seiner Gewohnheit hielt er hier an, anstatt den Feind zu verfolgen. Später setzte er sich wieder in Bewegung. Aber der Zufall war sein Führer, und er wußte gar nicht, wo Gomez war. Mehrere Tage lang hatte man in Madrid keine Nachricht von ihm. Er dagegen beklagte sich, daß es ihm an Munition, an Rationen und Schuhen fehle. Seine Truppen benutzten ihre Entblößung, um das Land zu brandschatzen. In Cordova hatte der General das Beispiel gegeben; indem er die Kirchen ihres Schmuckes beraubte, unter dem Vorwande, daß sich die Karlisten desselben bemächtigen könnten. Nach solchen Eingriffen glaubten sich die Soldaten Alles gestattet und beeilten sich eben nicht sehr, einen Krieg zu beenden, in dem sie nach Belieben plündern konnten. Alair wurde nicht auf der Stelle abberufen, aber man gesellte ihm einen entschlossenen Mann zu, den Brigadier Don Ramon Maria Narvaez, und weniger demoralisirte Truppen.

Drei Generale, Alair, Ribera und Narvaez, marschirten also gegen Gomez. Dieser hielt ihnen einige Zeit die Spitze. Aber er sah wohl ein, daß er endlich werde unterliegen müssen. Narvaez ließ ihm keine Ruhe. Beständig verfolgt, setzte die Expeditions-Armee am 10. November über den Guadalquivir und warf sich ins Königreich Granada. Dies ist der letzte und unglücklichste Abschnitt der Expedition. Gomez, der noch immer in der Ferne Schrecken verbreitete, wußte nicht, wie er sich seiner Gegner erwehren solle. Er war am äußersten Ende Spaniens angekommen und hatte alle Provinzen durchzogen, ohne die Fahne der Insurrection irgendwo aufpflanzen zu können. Seine Gefangenen waren ihm eine Last, und er mußte sie in Freiheit setzen. Es blieb ihm keine andere Hoffnung mehr, als seine Truppen zu Don Carlos zurückzuführen und die schwere Beute, die seine Bewegungen hemmte, zu retten.

Als die Expeditions-Armee aus Andalusien zurückkehrte, bot sie einen eigenthümlichen Anblick. Den Zug eröffneten 4000 Mann Infanterie in guter Ordnung und mit klingendem Spiel. Diesen kräftigen Gestalten sah man trotz der Gewaltmärsche, die sie gemacht hatten, keine Ermüdung an. Hierauf 800 Kavalleristen mit der blauen Baskischen Mütze und weißen Mänteln auf guten Pferden. Gomez selbst folgte zu Pferde, umgeben von seinem Generalstabe. Die Frauen, die ihn vorbeiziehen sahen, machten die Bemerkung, daß er buen mozo, ein schöner Mann sey, ein Vorzug, der in Spanien nicht so unbedeutend ist. Hinter den regelmäßigen und disziplinirten Truppen zogen 2000 Mann aus den verschiedenen Provinzen, in die Gomez eingedrungen war, einher. Sie waren schlecht gekleidet und bewaffnet. Da sah man Kastilianer in kurzem Mantel mit strenger und ernster Haltung, riesenhafte Navarresen mit ihrer kurzen Weste, muntere Valencianer mit ihrer Griechischen Tunika, Andalusier mit ihrer Smarra von Schaffellen, ihren hirschledernen Beinkleidern und ihrem spitzen Hute. Marketenderinnen aus allen Provinzen vergrößerten den lärmenden Troß, den mehr die Aussicht auf Beute als die Ergebenheit gegen die Legitimität zusammengeführt hatte. Die Artillerie bestand aus zwei Geschützen, die auf Mauleseln transportirt wurden. Das Material folgte ebenfalls auf Mauleseln, die auf Spanische Art beladen waren, es hingen nämlich die Bündel an beiden Seiten herab. Große, vierrädrige Wagen schleppten sich unter der Last der Waffen, der Geräthschaften, der Weinschläuche, der Teppiche und so vieler anderer Sachen, aus denen die Beute bestand, mühsam fort. Andere Wagen transportirten die Kranken und Verwundeten. Dieser unermeßliche Zug mußte natürlich die Bewegungen der Marsch-Kolonne außerordentlich erschweren. Desto mehr ist es zu verwundern, daß die constitutionellen Generale nicht öfter eine Armee überfielen, die eine solche Bagage hinter sich herschleppte, wodurch der Zug, wenn Gebirgspässe passirt werden mußten, eine Länge von mehreren Meilen erhielt.

Der zweite Zug des Gomez durch Andalusien war eine beständige Flucht; zuerst suchte er eine Zuflucht in der bergigen und malerischen Gegend, welche die Serrania de Ronda heißt. Es war zu verwundern, daß er dieselbe nicht schon früher zum Mittelpunkte des beabsichtigten Aufstandes gemacht. Aber nun war es zu spät. Die Serrania de Ronda hätte ein zweites Navarra werden können. Engpässe und steile Berge schließen fruchtbare Thäler ein, in denen sich eine zahllose Bevölkerung zusammendrängt. Der männliche Theil betreibt den Schleichhandel und ist also zum Guerillas-Kriege äußerst geschickt. Nicht selten begegnete man in der Serrania Zügen von hundert Mauleseln mit verbotenen Waaren, welche von vierzig bis funfzig Bergbewohnern geleitet werden. Diese Menschen brauchten nichts als eine Fahne und ein Feldgeschrei.

Gomez traf am 16. November in Ronda ein, wo er an einem einzigen Tage 2000 Flinten an Freiwillige vertheilte. Am 17ten brach er auf und wendete sich dem Meere zu, verfolgt und gehetzt von mehr als 40,000 Feinden. Am 21sten zog die Expeditions-Armee vor Gibraltar vorüber. Die Garnison und die Bevölkerung rückten aus, um diese Menschen zu sehen, die noch vor einem Vierteljahre am anderen Ende der Halbinsel gelagert hatten. In Algeciras miethete Gomez ein Schiff, um die Mitglieder der Karlistischen Junta von Cordova und einen Theil des erbeuteten Geldes in Sicherheit zu bringen. Aber die Englischen Kreuzer brachten das Schiff auf. Die Gefangenen und das Geld, das nicht mehr als 25,000 Piaster betrug, wurden zur Verfügung der Spanischen Regierung gestellt.

Gomez, der an das Meer gedrängt und in die Landzunge, auf welcher Gibraltar steht, hineingetrieben war, hatte keine andere Wahl, als sich zu ergeben oder sich durch die ihn umstellenden Truppen-Abtheilungen durchzuschlagen. Er versuchte es mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit, aber nicht ganz erfolgreich. Er brach durch, aber er wurde geschlagen und konnte es nicht vermeiden, daß ihn Narvaez bei Arcos de la Frontera erreichte. Als er sah, daß ein Gefecht unvermeidlich war, stellte er sich mit einem Theil seiner Truppen auf einer Anhöhe auf, während der andere Theil mit der Bagage in der Richtung nach Norden weiterzog. Narvaez nahm die Anhöhe im Bajonet-Angriff weg, und die Truppen, die sie besetzt hielten, flüchteten in der größten Unordnung. Es war dies das erstemal, daß ein constitutioneller General Gomez wirklich packte. Die Abtheilung Ribero's war zwei Meilen, die unter Alair drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt. Sie thaten nichts, um am Kampfe Theil zu nehmen. Da die Truppen des Narvaez von den Gewaltmärschen ermüdet waren, so übernahm dieser in Folge eines Königlichen Befehls die Anführung der Abtheilung des Alair und eilte mit ihr hinter Gomez her.

Der Karlistische General, der froh war, daß er den ihn einschließenden Kreis durchbrochen hatte, wendete sich der Sierra-Morena zu. Der Theil seiner Truppen, der zu Arcos geschlagen worden war, hatte sich nur mühsam wieder gesammelt, und sein Nachtrab war fast aufgelöst. Narvaez hatte erfahren, daß die Soldaten des Gomez in Lucena und Cabra sich auf die Erde hingeworfen hatten und nicht weiter marschiren wollten. Er beschloß, rasch über sie herzustürzen. Aber die Abtheilung des Alair, die er übernommen hatte, war nicht an solche Eile gewöhnt; sie empörte sich in Cabra gegen ihren neuen Anführer. Alair, der in geringer Entfernung folgte, übernahm wieder den Oberbefehl über dieselbe. Alair schien beweisen zu wollen, daß er auch der Schnelligkeit fähig sey. Er ließ seine Truppen die Nacht hindurch marschiren und erreichte den flüchtigen Gomez bei Alcandete. Er nahm ihm den größten Theil der Beute und der Munition ab. Die Soldaten theilten sich in die reiche Beute. Hätten sie, anstatt zu plündern, ihren Vortheil verfolgt, so würde wohl mit Gomez ein Ende gemacht worden seyn. Die Indisziplin der Soldaten und die Kraftlosigkeit des Anführers retteten ihn. Dieses Zusammentreffen war das letzte. Da die Abtheilung des Alair nicht mehr durch die Aussicht auf Beute gelockt wurde, so ließ sie Gomez ruhig ziehen. Am 19. November traf er in Orduña ein, nachdem er Spanien in 26 Tagen von Süden nach Norden in einer Länge von 250 Meilen durchzogen. Als er in den Baskischen Provinzen ankam, zählte er nur 1600 Mann. Die reiche Beute, von der so viele Wunderdinge erzählt worden waren, war ziemlich verloren.

Es ist bekannt, welche Aufnahme er im Hauptquartier fand. Er wurde als Staatsgefangener behandelt. Dieser Ausgang war so erstaunlich wie die Expedition selbst. Es war am kleinen Hofe von Navarra dahin gekommen, daß er mit unbegreiflicher Verblendung seine treusten Diener verfolgte. Gomez wurde beschuldigt, daß er nicht das Nöthige gethan habe, um den Krieg in einer der Provinzen, die er durchzogen, festzusetzen. Es ist gezeigt worden, inwiefern dies in seiner Macht stand. Dagegen hatte er mehrere Monate lang die Streitkräfte des constitutionellen Spaniens in Schach gehalten, hatte er 100,000 Mann der National-Garde entwaffnet, hatte er auf einem Zuge von mehr als 800 Spanischen Meilen überall Schrecken verbreitet. Solche Dienste schienen eine andere Anerkennung zu verdienen. Gomez konnte anführen, daß er den Ausgang der Expedition vorhergesehen und die Mittel, ihn anders zu lenken, angegeben habe. In der That hatte er von allen Hauptpunkten aus, von Jadraque, von Utiel, von Lucena, von Caceres Vorstellungen eingesendet, welche die Unmöglichkeit darthaten, den Aufstand zu verallgemeinern, wenn er nicht unterstützt würde. In jeder Depesche trug er darauf an, daß ein mindestens 6000 Mann starkes Armee-Corps gegen Madrid gerichtet würde. Eine solche Diversion schien einen unfehlbaren Erfolg zu verheißen. Man ging nicht darauf ein.

Der Ausgang der Expedition hat bewiesen, daß die politische Auflösung und die sociale Gleichgültigkeit in Spanien vorherrschten. Dies ist das klarste Resultat. Weder die Karlisten noch die Christinos haben eine siegreiche Kraft entfaltet. Jene konnten ihren Plan nicht durchsetzen, diese ihn nicht im Beginn aufhalten. Weder der Sieg noch die Niederlage waren vollständig. So geht's aber in Spanien schon lange mit Allem. (Revue des deux Mondes.)

Frankreich.

Die Französische Literatur des Mittelalters.

Von J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Die Gedichte, deren Held Alexander ist, dürfen indeß nicht mit den vorigen verwechselt werden, denn dieser Alexander ist weder der Alexander des Curtius noch des Arrian, sondern ein Alexander der

Sage. Es ist der Alexander, von dem die „Vitae Alexandri magni" erzählen, die Griechischen Schriften nachgebildet sind und nicht die Geschichte Alexander's, sondern die mündliche Sage, wie sie sich nach seinem Tode in den unterworfenen Provinzen gestaltete, enthalten. Der Alexander der Epopöen des Mittelalters gehört nicht dem Alterthum an, sondern der Sage, wie Karl der Große und Arthur. In Bezug auf die beiden letzteren kann kein Zweifel stattfinden, und die beiden so gefeierten Namen sind unmöglich aus der Geschichte in das Gebiet der Ritterpoesie übergegangen. Was die Chroniken betrifft, in denen Karl der Große ungefähr auf ähnliche Weise wie in den Ritterromanen erscheint, so sind dieselben entweder nach Traditionen aus seiner Zeit, wie die Chronik von St. Gall, oder nach volksthümlichen Gesängen, wie die Chronik Turpin's entworfen. Diese Chroniken können also nicht als Lateinische Quelle angesehen werden, aus welcher die Rittergedichte geschöpft hätten, sondern als eine Art Vermittelung und Sammlung älterer Gesänge und Sagen. Die Chronik Gottfrieds von Monmouth, in welcher die fabelhaften Thaten Arthur's erzählt werden, kann eben so wenig für die Quelle der Rittergedichte über diesen Fürsten und die Helden der Tafelrunde gelten, denn sie enthält nur wenige Keime von dem, was in diesen Gedichten entwickelt, vervielfältigt und mit unzähligen Variationen verarbeitet ist.

Die Fabliaux haben kein Lateinisches Original; sie sind meistentheils nach mündlichen Ueberlieferungen verarbeitet und gehören der Masse von Erzählungen und Geschichten an, welche die Runde durch die Welt machen. Anders verhält es sich mit dem Apolog, obgleich auch er, wie jene Sagen, kosmopolitischer Natur ist und wie die Erzählung von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhundert geht. Zum Mittelalter ist der Apolog durch die Vermittelung der Römischen Fabulisten gelangt. Eine Ausnahme bildet der Apolog, der vorzugsweise diesen Namen verdient, der „Roman de Renart". Dieser ist aus einer Volkssage hervorgegangen, und obgleich er schon früh in Lateinischer Sprache erscheint und das älteste Exemplar Lateinisch ist, so steht es doch nicht weniger fest, daß dieses Exemplar ein früheres Original in der Landessprache voraussetzt. Die satirische Poesie ist eben so wenig aus dem Lateinischen abzuleiten. Die „Bibeln" sind aus dem Hinblick auf die Unordnungen der Zeit hervorgegangen, und diese betrachten sie mit finsterem Unwillen oder mit fröhlicher Laune. Sie sind nicht das Resultat einer gelehrten Nachahmung des Persius oder Juvenal.

Was die dramatische Poesie betrifft, ihrem religiösen Theile nach, so hängen die Mysterien mit früheren Lateinischen Mysterien zusammen, die ein Theil des Kultus waren und zu den theatralischen Vorstellungen gehörten, welche die Kirche dem Heidenthum entlehnt hatte. Das possenhafte Drama ist dem Mittelalter eigenthümlicher, obgleich auch hier Verbindungsfäden mit den Histrionen des Alterthums wahrzunehmen sind.

Dieses sind die Verbindungsfäden der neuen Literatur mit der früheren Lateinischen. Man sieht daraus, daß die Gattungen der Literatur, welche im Mittelalter zugleich in Lateinischer und Französischer Sprache erscheinen, in letzterer immer, weil sie früher schon im Lateinischen da waren, eine Art Lehre enthalten; namentlich Alles, was mit der Theologie zusammenhängt, bis auf die Legenden und Mysterien, welche das epische und dramatische Element derselben bilden. Andererseits ist Alles, was rein aus der Phantasie und der freien Begeisterung hervorgeht, was keinen religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Zweck hat, von der Römischen Literatur unabhängig und allein dem Mittelalter angehörig. Die lyrische Poesie z. B., die epische, die Fabliaux, die Satire kann man prolem sine matre creatam nennen; sie wachsen aus sich selbst in der lebenden und volksthümlichen Sprache hervor.

Betrachten wir jetzt die Bezüge der Französischen Literatur des Mittelalters zu der ausländischen. Diese Einwirkung ist indeß, wenn man nur Europa ins Auge faßt, sehr gering. Im Mittelalter haben wir viel gegeben und wenig empfangen; bringt man einige Wälische Sagen, welche in die Ritterromane Eingang fanden, ferner einige Deutsche Sagen in Anschlag, so hat man fast Alles beisammen, was wir den fremden Nationen verdanken. Dagegen haben wir, wie alle andere Europäische Völker, doch vielleicht noch in höherem Maße, viele Erzählungen aus dem Orient erhalten. Spanien, wo die zahlreichen Berührungen mit den Arabern häufige Mittheilungen zwischen dem Orient und Occident vermitteln mußten, Spanien ist fast das einzige Land in Europa, welches auf uns durch das, was es dem Orient entlehnte, einen indirekten Einfluß üben konnte. Mit dieser Ausnahme sind wir wohl die einzigen gewesen, durch welche der Uebergang der orientalischen Erzählungen, nachdem sie von uns in Fabliaux verwandelt worden, in die anderen Europäischen Literaturen vermittelt worden ist, so daß, wo wir nicht selbstschöpferisch gewesen sind, wir doch die Verbreitung des Ueberlieferten befördert haben. So ist die Sammlung „Gesta Romanorum", in welcher sich eine große Menge von Apologen und orientalischen Erzählungen findet, die im Mittelalter in Europa verbreitet waren, von einem Franzosen geordnet.

Diese Gattung der Literatur ist vielleicht die anziehendste, obwohl auch die seichteste. Außer einigen anderen Einwirkungen der Arabischen Poesie auf die Provenzalische, welche sich indeß mehr auf die Form beschränken, ist dies wohl Alles, was Frankreich den Arabern verdankt. Besonders im vergangenen Jahrhundert hat man angefangen, den Einfluß der Araber auf die Bildung des Mittelalters zu rühmen. Diese Versuche sind größtentheils aus einer feindseligen Stimmung gegen das Christenthum hervorgegangen, vermöge welcher die Männer des achtzehnten Jahrhunderts einen Theil der christlichen Bildung den Feinden des Glaubens zuschrieben. Die Ritterschaft, von welcher man es behauptet hat, ist, ihrem Ursprung nach, nicht muselmännisch, sondern christlich und Germanisch. Das christliche und Germanische Element bilden die Kette und den Einschlag; die Araber haben die Zierrathen hinzugefügt. Eben so verhält es sich mit dem Reim, den man nicht aus Arabien herzuholen braucht, da sich seine allmälige Hervorbildung aus der entarteten Lateinischen Poesie nachweisen läßt. Nicht anders die Scholastik, welche ebenfalls den Arabern zugeschrieben wird, obgleich ein tieferes Studium der Geschichte der Philosophie zeigt, daß die Dialektik des Aristoteles und diejenigen seiner Werke, welche sie enthalten, nie ganz aus Europa geschwunden sind. Die Architektur des Mittelalters hat man ebenfalls den Arabern vindiziren wollen. Allerdings mag man Spitzbogen in sehr alten Moscheen gefunden haben, aber der Spitzbogen macht noch nicht das Wesen der Gothischen Architektur aus. In ihrer Gesammtheit aufgefaßt, trägt dieselbe übrigens zu deutlich das Gepräge des religiösen Gedankens der Christenheit, als daß man ihren Ursprung anderwärts suchen könnte.

Wenn die Einflüsse, denen wir im Mittelalter unterworfen waren, bald aufgezählt sind, so verhält es sich nicht so mit denen, die wir ausgeübt haben. Unsere Provenzalischen und Französischen Rittergedichte waren die Vorbilder der Englischen und Deutschen, welche meistens Uebersetzungen, höchstens Nachbildungen sind. Das ist nicht nur mit Karl dem Großen, sondern auch mit Helden der Fall, die uns nicht durch die Geburt angehören, wie z. B. mit Arthur oder Tristan. Die Italiänischen Novellen sind größtentheils nicht unseren Fabliaux entnommen; indeß sind doch manche der bedeutendsten bei Boccaccio, seinen Vorgängern und Fortsetzern nur Bearbeitungen von Fabliaux.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der größte Arabische Pflanzenkenner auf Deutschlands Boden verpflanzt. Ibn Beitar (vollständig Abu Mohammed Ben Ahmed Dhidscha Ed-din El Malaki Ibn El Beitar) ist einer der letzten klassischen Schriftsteller der Araber in Spanien (er starb 1248), aber ihr erster Botaniker. Von seinem größten Werk über die einfachen Heil- und Nahrungsmittel war noch in keiner Sprache eine vollständige Uebersetzung erschienen. Der berühmte Galland soll, zwar nach Tournefort's Versicherung, eine Lateinische Uebersetzung hinterlassen haben; aber es hat sie noch Keiner gesehen. Dagegen erschienen einzelne Abhandlungen daraus in Lateinischer Sprache und von Amon eine Spanische Uebersetzung. Bis ihn übersetzte ihn vor einigen Jahren unser trefflicher Landsmann, der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Prof. Dietz zu Königsberg, ins Lateinische. In Deutscher Sprache war bis jetzt noch kein Wort von Ibn Beitar bekannt, und es schien, als sollten uns die Ausländer in der Uebersetzung dieses Arabers wieder zuvorkommen, wie dies bei den meisten Werken des Orients der Fall war. So eben aber erscheint der erste Theil dieses Werkes in der Muttersprache von Herrn v. Sontheimer*), der als Mediziner und nach langjähriger Beschäftigung mit der Originalsprache den besten Beruf zu solcher Unternehmung hatte. Jedenfalls muß ihm das wissenschaftliche Publikum Dank für das schwierige Unternehmen wissen, das so sehr unsere Kenntniß von der Pflanzenkunde des 13ten Jahrhunderts, ja von der Geographie und Geschichte der vielen von Ibn Beitar besuchten Länder, bereichert. Indeß die Kritik wird wohl auch manches ernste Wort mit Herrn v. Sontheimer zu sprechen haben, der sie ein bischen vernachlässigt zu haben scheint. In den vielen Artikeln, die wir verglichen haben, scheint er von Bochart, De Sacy und Dietz gar keine Notiz genommen zu haben, und zwar nicht zum Vortheil seines Werkes. Wie aus dem Stillschweigen in der Vorrede sichtbar ist, hat er, ohne rechts oder links zu sehen, nur aus dem Kodex der Hamburger Stadtbibliothek übersetzt, so sehr auch an ein so wissenschaftliches Unternehmen die Forderung gestellt werden darf, daß man wenigstens die schon gedruckten Stücke vergleiche. Noch hat der Uebersetzer Zeit, im zweiten Theile manche Nachlese zu halten; und deshalb erinnern wir auch hier besonders an die Vergleichung der Vorarbeiten. Um nur über eine einzige der nicht glücklichen Eigenthümlichkeiten der Uebersetzung hier unsere Verwunderung auszudrücken, erwähnen wir, daß überall nur von Andalusien und Andalusiern gesprochen wird, während bekanntlich die Araber unter Andalusien ganz Spanien verstehen. Da jedoch hier nicht der Ort zur kritischen Beleuchtung des Werkes ist, so wollen wir nur noch von einem äußeren Verhältniß des Buches sprechen. Unter den mannigfachen Merkwürdigkeiten desselben zeichnet sich nämlich die aus, daß sein hoher Preis zur Abwehr des Ankaufes eingerichtet ist. Uns ist kein Buch dieser Art in Deutschland bekannt, in welchem 37 Bogen rein Deutscher Schrift 14 Thaler netto kosten. Das vollständige Werk wird dann wahrscheinlich auf 40 Thaler zu stehen kommen. Die Verlagshandlung ist freilich an Tutti Frutti-Preise gewöhnt.

*) Große Zusammenstellung über die Kräfte der bekannten einfachen Heil- und Nahrungs-Mittel von Abu Mohammed Abdallah ben Ahmed aus Malaga, bekannt unter dem Namen Ebn Baithar. Aus dem Arabischen übersetzt von Dr. Joseph v. Sontheimer. 1. Band. Stuttgart, 1840. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Freitag den 18. Dezember 1840.

Aegypten.

Reisebeschreibung eines Muhammedaners unserer Zeit.

Der berühmte Verfasser der „Empfindsamen Reise" hat es bekanntlich versucht, die zahllose Menge der Reisenden unter Dach und Fach einer Classification zu bringen. Er theilt sie in:

Müßige Reisende (idle travellers),
Wißbegierige Reisende (inquisitive travellers),
Lügenhafte Reisende (lying travellers),
Stolze Reisende (proud travellers),
Eitle Reisende (vain travellers),
Schwermüthige Reisende (splenetic travellers),
Aus Nothwendigkeit Reisende (travellers of necessity),
Schuldige Reisende (delinquent and felonious travellers),
Unglückliche und unschuldige Reisende (infortunate and innocent travellers),
Einfache Reisende (simple travellers) und
Empfindsame Reisende (sentimental travellers).

Damals schon waren die Engländer ein reiselustiges Volk, und vielleicht dachte Yorick bei seiner frohsinnigen Eintheilung an seinen reisenden Landsmann Swift, der in seinem Testamente eine große Summe für den Bau eines öffentlichen Irrenhauses bestimmte,

To show by one satiric touch
No nation wanted it so much, *)

wie er sich dabei ausdrückt. Jetzt reichen diese Klassen nicht einmal mehr für die Deutschen aus, viel weniger für die Engländer, die seit dem Frieden von 1815 wahre Wegelagerer geworden sind; und besonders fehlt in dem Register die ungeheure Zahl derjenigen Reisenden, die gar nicht gereist sind, die ihre Reisen höchstens in einem ausführlichen Lehrbuch der Geographie mit einem Abstecher nach einer früheren Reisebeschreibung gemacht haben. Die Klasse: Lügenhafte Reisende, schließt diese Klasse nicht ein. Eben so wenig ist ernstlich an eine Klasse gedacht, die nur auf den Gewinn durch die Reisebeschreibung spekulirt, für deren Herausgabe schon im Voraus ein uneigennütziger Buchhändler sorgt. Und doch ist der größte Theil der neueren Reisebeschreibungen auf diese Weise entstanden und sind fade Betrachtungen, die man sehr gut zu Hause machen könnte **), gewöhnlich drei Viertel des Inhalts, so daß, wenn ein Viertel wirklich Nützliches da ist, es unter dem Widerwillen des geplagten Lesers unsichtbar wird.

Die Reisen in Asien und Afrika, von Europäern gemacht, fingen schon an, mehr ein Gegenstand der Leihbibliothek als der Studirstube zu werden; man öffnete die Beschreibung höchstens, um einige Unterhaltung, nicht um Belehrung zu empfangen, und bei vielen wissenschaftlich Wißbegierigen reifte der stille Wunsch, es möchten Muhammedaner wieder, wie in vorigen Jahrhunderten, wo sie die Lehrer der Länderkunde waren, im Interesse der Wissenschaft reisen und Asien und Afrika von einem Gesichtspunkte aus betrachten, welchem sich das Bild dieser Welttheile klarer und wahrer darstellt, als bei Europäern gewöhnlich ist, die alle Völker und Gegenden gern in das Prokrustes-Bett ihrer Civilisation zwängen möchten und sie mit einem auf falsche Auffassung der Sitten gegründeten Urtheile drücken und recken.

Der Wunsch ging auf eine auffallende Weise zum Theil in Erfüllung. Der merkwürdigste Muhammedaner, Mehmed Ali selbst, unternahm eine Entdeckungsreise nach den Quellen des Nils im Spätjahre 1838 und eröffnete der Länderkunde einen Schauplatz, von welchem bisher nur Vermuthungen und unverbürgte Sagen zu uns kamen. ***) Er drang in Begleitung vieler Europäischer Gelehrten weit am Oberlaufe des Stromes vor, legte da Kolonieen an, gründete dort eine Anstalt und gab Gelegenheit, die Länder rechts und links des Nils besser kennen zu lernen.

Eine zweite Reisebeschreibung von Muselmännischer Hand erschien vor kurzem von einem Beamten Mehmed Ali's, von dem Scheich Muhammed Eltunisi. Dieser Araber hat seine Vorurtheile so gut und noch mehr, als Europäer; aber da die Vorurtheile einheimisch sind und sich um einheimisches Seyn und Thun bewegen, so haben sie für uns den großen Vortheil, daß sie gerade durch ihre Ungeschminktheit die Sitten der bereisten Länder treuer und einfacher vorführen und den Leser selber zum Herrn der Auslegung machen, während sonst das mitgebrachte Vorurtheil des Europäers sich als Maßstab aufdringt und dem Leser nichts zur selbständigen Prüfung läßt. Gewiß ist die Farbe der Erzählung eine neue und für manches Auge wohlthuende. Das Werk des gelehrten Arabers besteht aus zwei Bänden, die Herr Perron, Professor der Medizin zu Kahira, ganz treu ins Französische übersetzte. Die Beschreibung von Darfur ist eben von diesem als Probe herausgegeben, und sie erweckt die günstigsten Erwartungen für das Uebrige; besonders da hier Länder beschrieben werden, in denen kein Europäer ohne große Gefahren reisen kann. Unser Reisende fuhr von Kahira aus den Nil hinauf, ging dann westlich bis zum 10ten Grad östlicher Länge, südlich bis 10° vom Aequator und machte seine Rückreise durch Fezzan, Tripoli und Tunis. Wir haben das Folgende für unsere Deutschen Leser aus der Bibliothèque Universelle de Genève entnommen und absichtlich manches Abergläubige in der Darstellung des Arabers unverändert wiedergegeben, weil hierdurch das Charakteristische zwischen dem von seinem natürlichen Verstande geführten Muhammedaner und dem überbildeten Europäer schärfer hervortritt.

Das Buch des Scheichs beginnt mit der Chotba, d. h. dem mit Betrachtungen gemischten Gebete, welches eine Art Vorrede bildet, die den Vergleich mit denen unserer Verfasser von Reisebeschreibungen sehr wohl aushält. Statt daß diese, durch einige hochtonende, doch leere und mit dem Firniß falscher Bescheidenheit getünchte Redensarten sich selbst beim Publikum einführen und dabei, mit stolzer Miene, der literarischen Welt und dem Buchhandel ihr Kompliment machen, verherrlicht Scheich Muhammed Allah und dankt ihm: „O Du, der Du auf Reisen die Schritte der Menschen durch Deinen höchsten Willen lenkest! Wir verherrlichen Dich mit dem Lobe desjenigen, der sich an der Süßigkeit der Ruhe erquickt, nach der Herbe der Reisebeschwerden; wir danken Dir mit dem Danke desjenigen, dem das Herz sich erheitert, wenn er nach langen Mühen, langem Schmachten, am Ziele seiner Wanderungen angelangt ist u. s. w."

Nach dem Gebete giebt der Verfasser Auskunft über sich selbst, sein vergangenes Leben, seine Anstrengungen zur Erlangung der Wissenschaft. Er schildert sein naives Erstaunen bei der Wahrnehmung, daß das irdische Glück ihm nicht mit dem Wissen zugleich kam, und wie er mit einem gelehrten Arabischen Dichter gesagt:

„Das Siebengestirn der schwierigsten Wissenschaften hat sich herabgesenkt vor mir, in Folge meines Strebens, und ich stieg von Himmel zu Himmel in den Wissenschaften.

„Ich übertraf Alles im Wissen, und doch zwischen mir und dem Reichthum, Abstand, unermeßlicher Abstand!

„Ich war bestürzt: Wie! die Oriflamme glänzt für den Unwissenden! und das Elend umfaßt, mit aller Kraft seiner Arme, die Turbane der Weisen!

„Als ich nun", fügt er hinzu, „in meiner Hand nichts sah, als mein Wollen ein Wollen blieb, als mein Reichthum schwand, als mein Glück sich wandte, als die Quelle in die Erde versiegte, als die Weide verschwand, da rief ich über mich und mein Schicksal aus:

„Was ist zu thun? grausame Härte des Jahrhunderts! Elend für das Verdienst, Gunst für den Mann des Nichts! Krieg gegen das Wissen und die Tugend, unauslöschlicher, als der Basowische von vierzig Jahren je war.

„Sieh', wie der läppische Unwissende sich brüstet; sieh', wie der Mann von reinem Golde leidet und erniedrigt wird.

„Und ich fügte noch diese peinlichen Worte eines Dichters hinzu:

„Wie! die Löwen bringen die Nacht hin mit Hunger in den Wäldern; und das Fleisch von Schafen wirft man Hunden vor!

„Das Schwein ruht auf Seide und der Weise lagert im Staube!"

Hieraus sieht man, daß die Dinge im Morgenlande wie in Europa gehen. Herr von Balzac, welcher über das Elend der Schriftsteller so viel Lärm macht, wird sich trösten, wenn er den Chotbah Scheich Muhammed's liest; er wird am Ende die Rolle des Löwen im Walde ehrenvoller finden, als die des anderen Thieres auf der Seide. Der gute Scheich gedachte anfangs, sich an die Be-

*) Zu zeigen mit satirisch wahrer Hand,
Nicht helsche dies so sehr ein andres Land.

**) So z. B. erzählt uns ein sonst berühmter Franzose, wie er am Eurotas bei den Ruinen Sparta's aus vollem Halse in den Strom rief: Leonidas! Leonidas! aber kein Leonidas antwortete! Wir glauben, auf diese angebliche Entzückung konnte man sich schon an der Seine vorbereiten.

***) Der Reisebericht ist bekanntlich im vorigen Jahre Türkisch erschienen. Wenn Mehmed Ali in seinem jetzigen Kampfe unterliegt, so wird er doch als Reisender bei der Nachwelt einen Namen behalten.

glückten dieser Welt zu wenden; aber er besann sich und sagte dann zu sich selbst: Ach, nicht Alles, was roth ist, ist Fleisch, — nicht Alles, was weiß ist, Fett! Du kannst den Schweiß deines gedemüthigten Angesichtes vergießen, ohne deine Bitten erhört zu sehen. Hat nicht ein Dichter geschrieben:

„Ja, das Ausreißen der großen Backenzähne, der Aufenthalt in engem Kerker, der Verlust des Lebens, das Hinabsteigen ins Grab;

„Das Feuer, das dich ergreift, der Verachtung schweres Gewicht, der Verkauf deines Hauses für das Viertel einer Obole;

„Einen Affen umherführen, um zu betteln, die Qual der Kälte, Leder gerben ohne Sonne;

„Der Verlust eines Freundes, ein Abgrund, der dich verschlingt und dich einschließt, tausend Schläge, mit tausend Prügeln geschlagen;

„Dies Alles ist milder, als zu flehen, ein Mann von Verdienst und Tugend, an der Thür eines niedrigen Knausers, um zu betteln.

„Und, hat man nicht auf gewissen Steinen dieser Erde folgende Worte gefunden, eingegraben mit dem Griffel dessen, der der Held aller Helden ist, dem Griffel Gottes: Iß von deiner Hände Arbeit und von dem Schweiße deiner Stirn; und will der Muth dir sinken, so bitte Gott, daß er dir zu Hülfe komme."

Hierauf erzählt der Scheich, als was er in den Dienst Mehmed Ali's getreten, wobei er diesen mit etwas orientalischem Lobe erhebt. Als Feldprediger eines Aegyptischen Regiments wurde er nach Morea gesandt, wo er manche Leiden zu erdulden hatte. Nach Aegypten zurückgekehrt, wurde ihm die Revision der Uebersetzungen der Bücher über Arzneikunde an der Schule von Abu-Zabal übertragen. Dort fingen seine Verbindungen mit Herrn Perron an, indem er diesen im Arabischen unterrichtete. Er erzählte ihm von der Reise in den Sudan, die er früher gemacht hatte, und Herr Perron drang in ihn, eine Beschreibung der von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten zu geben.

„Ich gab seiner Bitte nach", sagt er, „denn ich habe die weiße Hand seiner Freundschaft gesehen; und dann sah ich, daß es rühmlich für mich war, nach den Worten des Gedichtes Alif Maksurah's:"

„Sicherlich läßt der Mensch nur seine Worte nach; sey also ein Wort, eine Erzählung guter Dinge für den, der verstehen kann."

„Ich begann daher, diese Worte aus der Schale meines Geistes zu ziehen und die Schleier dieser schönen Jungfrauen zu lüften. Ich that die Seltenheiten zusammen, die ich von wahrhaften und vertrauenswerthen Leuten gesammelt hatte; auch sammelte ich desgleichen noch aus Büchern und webte sie meiner Erzählung ein; und alles das, damit diese Reise ein frisches und blühendes Blumenbeet seyn könne, für Jeden, dessen Blicke sich darauf richten möchten, ein Garten, der Früchte gäbe, welche im Bereiche der Hand hingen, für Jeden, der in diesen Erzählungen blättern würde. Ich habe das Ganze in Einleitung, Haupttheil und Schluß, mit Abtheilungen und Kapiteln, geordnet und diese Erzählung Taschajiz al-Asban bi-Sierat bilad al-Arab wa al-Sudan genannt. (Die Schärfung der Geister durch eine Reise in Ländern Arabiens und des Sudan.)

„Mein Gott, breite über dieses Buch das glänzende Gewand einer guten Aufnahme, bewahre es vor dem Uebelwollen der Neidischen und sichere vor ihren Pfeilen meine Worte! denn wie viele werfen ihren Tadel auf gute Werke, und alles Schlechte derselben ist doch nur in ihrem kranken Geiste! Und dieses Buch, hätte ich es vollkommen gemacht, wäre es von reinem Golde, hätte ich es in eine vollendete Form gegossen, so würde ich mich dennoch hüten, zu sagen, daß es bloß sey von Fehlern, unschuldig jedes Irrthums. Ich bin ein Mensch, und als solcher den Fehlern, dem Vergessen unterworfen. Aber ich übergebe in die Hand Gottes die Vortheile des unwissenden Feindes, welcher mit übelwollendem Auge prüfen und mit lauter Stimme und Allen zu verkünden wagen möchte, mein Buch bestehe nur aus Träumereien. Nehmt an, verkündet, wenn ihr wollt, daß ich gesagt habe: „Diesen Morgen, am Tage, ist es Nacht;" — aber ist deswegen das Licht weniger Licht? Und so möge auch Gott Barmherzigkeit schenken demjenigen, welcher die Fehler bemerkt und sie verschleiert und die Lücken bemerkt und sie ausfüllt. Möge der, welcher mir Vorwürfe zu machen finden wird, besser machen, was ich schlecht gemacht habe! Ruhm dem, welcher allein ohne Fehler ist! Ruhm ihm! Ich bitte Gott um die Kraft der Beharrlichkeit im Guten auf dem rechten Wege; er allein ist mir genug; er allein ist die gute Stütze, der gute Herr, die gute Hülfe."

Nach dieser den bei uns bekannten so wenig ähnlichen Vorrede folgt, als Probe des Werkes, die Beschreibung Dar-Fur's. Dieser Abschnitt ist voll Interesse, sowohl wegen der Thatsachen für Erd- und Völkerkunde über ein noch so wenig bekanntes Land, als wegen der Beobachtungen über Sitten, welche mit einer geistreichen Naivheit mitgetheilt werden, die gewiß nicht ohne eigenthümlichen Reiz ist.

* * *

Dar-Fur ist die dritte Landschaft der Staaten des Sudan, ihre entferntesten Gränzen reichen bis nach Tuwischa, einem sandigen und unfruchtbaren Lande; nach Westen zu wird es von Dar-al-Massaliet, oder dem Königreiche Massalat, und eine Strecke von Dar-Tama, einem wüsten Lande, welches zwischen Dar-Ssalie und Dar-Fur liegt, begränzt. Im Süden endet Dar-Fur in die Wüste, welche sich von Dar selbst bis nach Dar-Fartiet erstreckt. Im Norden reicht es bis nach Masrub, wo der erste Brunnen ist, welchen man auf dem Wege von Aegypten aus antrifft.

Eine Menge kleiner Staaten sind von Fur abhängig. Im Norden ist die Provinz Zaghawa, eine weite, äußerst bevölkerte Landschaft, welche durch einen besonderen Sultan beherrscht wird, welcher jedoch, mit dem Sultan von Fur verglichen, eben nur wie ein bloßer Statthalter erscheint. Im Norden sind auch noch die Länder Midub und Alberti, zwei ziemlich ausgedehnte Landschaften; jedoch ist die zweite bevölkerter als die erste, und trotz der großen Zahl ihrer Bewohner ist sie dem Furischen Sultan mehr unterworfen. Das Königreich Darfur selbst umfaßt die Landschaften Barikio, Barka, Tundschur und Mima. Mima und Barka bilden den westlichen Theil, Tundschur und Barikio die Mitte; Dadscha, Bickam und Zaraudscha sind südlich gelegene Provinzen. Jede dieser Provinzen hat einen Statthalter, welcher auch Sultan genannt wird, obgleich alle vom Furischen Sultan abhängen und ihm unterworfen sind. Alle stimmen in ihrer Lebensweise und ihrer Kleidung überein, den von Tundschur ausgenommen, welcher einen schwarzen Turban trägt. Ich fragte ihn, warum er allein einen Turban von dieser Farbe hätte. Er sagte mir, daß seine Vorfahren ehedem Herren von Darfur gewesen wären, und daß, da der Furische Sultan Tundschur durch die Gewalt der Waffen erobert hatte, er den schwarzen Turban als Zeichen seiner Trauer über den Verlust des Ober-Sultanates trage. Westlich und südlich ist Darfur von einer Menge irrender Araber oder Beduinen, umgeben, wie die rothen Maßirija, die Razickat, die Fellan u. s. w. Alle diese Stämme sind sehr zahlreich. Alle diese Araber besitzen Ochsen, Pferde und bewegliche Geräthschaften in Menge. Viele unter ihnen sind reich, haben aber keine feste Wohnung; sie gehen hin, wo sie nur immer Weiden finden. Mit ihnen nennt man auch noch den Stamm Banu Chalba, wegen der großen Zahl; sie dringen zuweilen in Dar-Fur ein, um daselbst zu säen. Unter denjenigen dieser Araber, deren Reichthümer vorzüglich in Kameelen bestehen, sind die Mahammied, die Fazahra, die Madschabnin, die Banu-Imrahn, die Banu-Dscharrahr, die blauen Mazíria u. s. w. die merkwürdigsten. Von jedem dieser Stämme erhebt der Furische Sultan einen jährlichen Tribut; aber zuweilen verweigert man ihm denselben: die rothen Maßirija und die Razickat, als die mächtigsten und in der Wüste entferntesten, geben dem Sultan nur den Auswurf ihrer Heerden; und sein Geschäftsträger kann von ihren guten Thieren nur etwas erhalten, je nachdem es ihnen zu geben beliebt. Wenn er nicht zufrieden ist mit dem, was man ihm giebt, vertreibt und manchmal tödtet man ihn. Der Sultan kann sie überdies gar nicht in seiner Gewalt erhalten. Ich habe gehört, daß die Razickat sich einmal gegen den Sultan Tirab empörten. Tirab zog ein Heer zusammen und sandte es gegen sie; die Razickat schlugen es. Dann übernahm Tirab in Person den Oberbefehl. Die Razickat flohen und nahmen ihre Güter und ihre Heerden mit sich in das Baradschaub. Er verfolgte sie; aber die Razickat tödteten ihm eine beträchtliche Anzahl Menschen.

Das Baradschaub hat eine Ausdehnung von mehr als zehn Tagereisen. Es ist sumpfig, fast überall mit Wasser bedeckt und der Boden so wenig fest, daß die Thiere ihre Spuren tief eindrücken. Doch sieht man daselbst große Bäume. Der Regen ist hier fortwährend, ausgenommen während zwei Monaten des Jahres, im Winter.

Die Länge Dar-Fur's, von der ersten Landschaft, dem Lande der Zaghawah, bis nach Dar-Rauna, beträgt ungefähr sechzig Tagereisen; und indem man vom Eintritt in Rauna bis zum äußersten Ende von Fankaran auf einem und demselben Gebiete bleibt, hat man eine Längenerstreckung von ungefähr drei Monaten Weges.

In die Breite, von der Wüste, welche Fur von Dar-Ssalie trennt, bis zum äußersten Ende von Towischa und zum Anfange der Wüste, welche es von Kardofahl trennt, hat man ungefähr achtzehn Tagereisen.

Die Hälfte des Landes besteht aus Ebenen, welche nur wenig sandig sind, und zwar bis gegen seine östlichen Gränzen; von hier an besteht es fast aus Sand und führt den Namen Kauz; im Gebirge Marrah jedoch besteht der Boden aus einem schwärzlichen Lehm.

Die Marrahberge bilden eine lange Kette, welche Dar-Fur in seiner ganzen Ausdehnung durchschneidet; man glaubt, daß sie sich mit dem Mokkattam vereinigt, welches Kahira beherrscht. Das Marrah bildet keine gleichförmige und zusammenhängende Masse: es bietet eine Menge Einschnitte dar und wird von einer großen Menge von Wegen durchschnitten. Auf dieser Art von Sierra (Säge) befindet sich eine beträchtliche, aus verschiedenen Völkerschaften bestehende Zahl von Bewohnern. Dort befindet sich der Stamm Kundschahra, aus welchem die Familie des Sultans von Dar-Fur ist. Im Marrah ist eine erstaunliche Menge von Höhlen angebracht, welche als Gefängnisse dienen, theils für die Kinder der Fürsten, theils für die Wesiere. Die Bewohner des Marrah befinden sich in einem auffallenden Wohlstande und besitzen besonders viel Rinder und Heerden kleinen Viehes; in dieser Beziehung kommen ihnen die Bewohner keiner anderen Provinz gleich. Alle ihre Heerden weiden allein und ohne Hirten; man fürchtet weder Diebe, noch Löwen, noch Wölfe. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Französische Literatur des Mittelalters.

(Schluß.)

Jetzt bleibt noch übrig, das Mittelalter an und für sich zu betrachten und dasselbe in seinen vier Hauptmomenten zu beobachten, nämlich den ritterlichen Geist, den religiösen Geist, die philosophischen Bestrebungen und die satirische Opposition, welche allen Mächten, die das Mittelalter hochhält und verehrt, den Krieg erklärt.

Der ritterliche Geist war im Mittelalter mächtiger, als man gewöhnlich annimmt; denn das Ritterthum ist nicht bloß eine Institution, sondern eine moralische und sociale Thatsache, ein ganzer Kreis von Ideen und Meinungen; sie ist fast eine Religion. Das Ritterthum ist aus der Verbindung des Christenthums mit gewissen irdischen, aber hochherzigen und vom christlichen Geist durchdrungenen

Empfindungen hervorgegangen. Da es die natürlichen Empfindungen achtete und reinigte, so kämpfte es mit Erfolg gegen die Barbarei, gegen die Gewaltthätigkeit und die feudalen Sitten. Es hat unendlich viel für die innere Bildung des Mittelalters gethan. Daher nehmen auch die ritterlichen Ideen und Sitten einen breiten Raum in der Literatur dieser Zeit ein. Nicht nur beleben und erfüllen sie die epische und lyrische Poesie, sondern sie brechen auch in sehr verschiedenen Gattungen der Literatur hervor, in welchen man sie am wenigsten zu finden erwartet, selbst in den Uebersetzungen der Bibel. Gewisse Abschnitte des alten Testaments sind ganz, so zu sagen, ritterlich, z. B. die Bücher der Könige und der Makabäer. Nicht minder ist der ritterliche Geist in die Legenden gedrungen, besonders in diejenigen, in welchen die Jungfrau die Hauptrolle spielt. Für die heilige Jungfrau hegen die Ritter dieselbe Verehrung wie für die Dame ihrer Gedanken. Die Jungfrau liebt und beschützt sie und nimmt sogar im Turniere die Stelle eines Ritters ein, der sich an ihren Altären verspätet hatte. Das Ritterthum dringt sogar in die poëtischen Fabliaux, sogar in den satirischen Roman Renart. Die vierfüßigen Helden werden dargestellt, wie sie ihre Rosse spornen und den Zaum in der Faust halten; so wenig war auch hier das ritterliche Ideal zu umgehen. Das Ritterthum drang ferner in das Drama, welches ursprünglich für die Geistlichkeit und das Volk berechnet war. Ein ritterliches Drama findet sich im Mittelalter nicht, weil es kein ritterliches Publikum gab. Aber die Herrschaft der ritterlichen Ideen und Empfindungen griff so gewaltig um sich, daß sogar in dem Drama das ritterliche Interesse oft das religiöse verdrängte.

Man sollte glauben, daß in den Schöpfungen des Mittelalters besonders die religiöse Begeisterung einen breiten Raum einnehmen müsse, und dennoch konnte sie sich in den Jahrhunderten des Glaubens nichts weniger als überwiegend geltend machen. Im Allgemeinen ist Alles, was der religiösen Literatur angehört, aus dem Lateinischen übersetzt und deshalb kalt; was nicht übersetzt ist, hat keinen größeren Schwung. Zwischen der Mattigkeit der religiösen Poesie und der Gluth der ritterlichen Poesie, so wie der Schärfe der Satire, findet kein Vergleich statt. Nimmt man einige Legenden aus, wie die köstliche Erzählung des „Chevalier au Barizel", scheidet man ferner einige tiefgefühlte religiöse Aeußerungen in der Poesie der Troubadours und einige naive und großartige Züge in den ältesten Karolingischen Epopöen aus, so hat die religiöse Poesie Frankreichs im Mittelalter weiter nichts Hervorspringendes aufzuweisen. Wo ist denn nun die religiöse Begeisterung? Man muß sie anderwärts suchen: in den Lateinischen Predigten Bernhard's des Heiligen, in den mystischen Werken Bonaventura's, in der Gothischen Architektur. In unserer Literatur und auch in denen der anderen Europäischen Länder sucht man sie vergeblich. Welches ist Deutschlands großes Werk im Mittelalter? Die Nibelungen, ein Gedicht, heidnisch dem Inhalt nach, ritterlich der Form nach. Das Christenthum, welches auf der Oberfläche aufgetragen ist, hat nicht das Innere durchdrungen und nicht die barbarische Wildheit, welche den Kern dieses schrecklichen Epos bildet, bewältigen können. Welches ist in Spanien der Held des Mittelalters? Der Cid. Aber der Cid der Romanzen und des alten Heldengedichts ist vielmehr eine heroische als eine religiöse Figur. In dem Heldengedicht verbindet er sich mit den Maurischen Königen; in den Romanzen zieht er nach Rom, zieht in der Peterskirche das Schwert und erschreckt den Papst. Welches ist das bemerkenswertheste Werk Englands im Mittelalter? Es ist die joviale und ziemlich ketzerische Sammlung der Erzählungen von Canterbury. In Italien hat Dante dem Katholizismus ein großartiges Denkmal aufgerichtet, aber ihn und einige mystische Ergießungen, wie die des heiligen Franz von Assisi ausgenommen, findet man nicht, daß die katholische und religiöse Poesie in Italien mehr angebaut worden sey, als im übrigen Europa.

Es ist schwer, sich diese Erscheinung zu erklären. Soll man annehmen, daß das Mittelalter in Allem, was nicht von einer geistlichen oder geschrieben worden, Opposition gegen die Kirche gebildet habe, gerade weil die Kirche die höchste Macht war? Wenn die Geistlichen schrieben, so schrieben sie Lateinisch. Diejenigen, welche in der Landessprache schrieben, waren im Allgemeinen nicht Geistliche, sondern aus den Reihen des Volks oder des Feudal-Adels hervorgegangen, die beide Grund hatten, der Kirche zu widerstreben; das erste aus einem instinktmäßigen Widerstande gegen die herrschende Macht, der zweite aus aristokratischer Eifersucht.

Welches aber auch die Gründe seyn mögen, die im Mittelalter die religiöse Begeisterung niedergehalten haben, jedenfalls knüpft sich diese Thatsache an eine andere beachtenswerthe Erscheinung, an den verborgenen und zurückgedrängten, aber wirklich vorhandenen Unabhängigkeitssinn.

Als den ersten Schritt, sich vom Joch der Autorität zu befreien, kann man die Bibelübersetzungen betrachten. Diese Uebersetzungen waren der Geistlichkeit von Anbeginn an verdächtig, und wirklich suchen sie überall auf, wo ein Versuch zur Erhebung gegen die geistliche Gewalt gemacht wird. Nicht nur unterwarf die Uebersetzung in die Landessprache die heiligen Bücher dem Ermessen des Einzelnen, sondern es knüpfte sich auch etwas Weiteres daran: Auslegungen, welche anfangs moralisch, dann allegorisch, zuletzt auf das hinführten, was die Kirche umgehen wollte, nämlich auf die individuelle Prüfung der heiligen Schrift. Wenn man im Schoße der theologischen Literatur selbst, in den Bibelübersetzungen, schon eine Hinneigung zur geistigen Unabhängigkeit antrifft, so ist das noch weit mehr in der didaktischen und theologischen Literatur der Fall.

Unter den moralischen Abhandlungen, welche im Mittelalter am angesehensten waren, sind einige im Grunde rein heidnisch; so die angeblichen Apophthegmen Cato's und die Consolationen von Boëtius. Die Kirche mußte dieser Moral mißtrauen. Außerdem gab es auch Bücher der praktischen Moral, welche, ohne heidnisch zu seyn, doch der Kirche nicht willkommener waren. Dies waren die Abhandlungen, welche zur Grundlage die Hauptsätze der christlichen Moral hatten.

In der wissenschaftlichen Literatur, in den „Thesauris" und „Imaginibus mundi" welche eine wirre Sammlung der damaligen Kenntnisse enthielten, fand sich auch Manches, was der Glaube nicht so hinnehmen konnte. Hier war die Idee über den Weltenbau, über die Bestimmung der Geschöpfe dem Alterthum, den Arabern oder Juden entlehnt. Es war also hier ein Streben nach Unabhängigkeit, ein Ringen des Gedankens nach Freiheit. Noch mehr war dies in der philosophischen Literatur der Fall, die ganz in Lateinischer Sprache geschrieben war, und die öfter die Zurechtweisungen der Kirche hinnehmen mußte. Daher die Verfolgungen gegen Aristoteles. Obgleich man in seinen Büchern mehr seine Dialektik, die nur ein Mittel war, als seine metaphysischen Schlüsse suchte, so fürchtete doch die Kirche auch schon eine von ihr unabhängige Anleitung zum Denken. Die verschiedenen Körperschaften, welche die Philosophie im Mittelalter pflegten, theilten diese Ungnade. Die Pariser Universität erregte öfter das Mißtrauen Roms. Als die Minoriten den Unterricht an sich rissen, wurden sie ebenfalls verdächtig. Sogar in den in der Volkssprache geschriebenen Büchern zeigte sich eine außerordentliche Freiheit des Denkens, ein gewisser Naturalismus und laut ausgesprochener Materialismus. Im zweiten Theile des „Roman de la Rose" werden diese Ansichten dem Genius in den Mund gelegt, und derselbe gelangt zu gewissen ziemlich grob ausgedrückten Folgerungen, welche dem nicht unähnlich sind, was man in unserer Zeit die Rehabilitation des Fleisches genannt hat.

Ein anderes Resultat, auf welches das unparteiische Studium des Mittelalters hinführt, ist, daß die satirische Opposition ein größeres Feld behauptet, als man gewöhnlich annimmt. In keiner anderen Zeit hat sogar der Spott und die Satire eine wichtigere Rolle gespielt als im Mittelalter, welches man so häufig als eine Zeit der Empfindsamkeit und Kopfhängerei darstellt.

Die Satire erscheint nicht bloß in den eigentlich satirischen Gedichten, sondern überall: in den düstersten moralischen Gedichten, wie z. B. in den Versen Thibaut's von Marly über den Tod, in welchen der Dichter einen Ausfall gegen Rom anbringt, in den Legenden, z. B. in der des Bischof Ildefonso und der heiligen Leucadia, welche der fromme Verfasser mit den heftigsten Schmähungen gegen die Römische Kirche unterbricht.

In den Fabliaux bricht die Satire in jedem Vers hervor. Im „Roman de Renart" scheint sie konzentrirt zu seyn, um sich später in der ungeheuersten Ausdehnung zu entwickeln und die ganze Gesellschaft des Mittelalters zu umspinnen.

Ueberall, wo die Satire in unserer Literatur erscheint, hat sie immer eine Kraft und einen Nachdruck, einen Zauber der Natürlichkeit und eine Trefflichkeit des Ausdrucks, welche die anderen Gattungen der Literatur nicht in demselben Maße zeigen. Wie die religiöse Poesie bleich, farblos, schwächlich ist, so erscheint Alles, was zum Bereich der Ironie gehört, lebendig und schwungvoll. Diese satirische Entfesselung ist eine wichtige Thatsache, denn auf diesem reichen Felde erwächst das zerstörende Prinzip der mittelalterlichen Bildung. Wie hätte die Kirche sich noch halten können, nachdem man drei Jahrhunderte über Reliquien, Pilgerschaften, Mönche und Papst gelacht hatte, vollends aber erst, als diese Angriffe durch die neue Kraft verstärkt wurden, welche der menschliche Geist im Umgange mit dem Alterthum geschöpft hatte!

Diese vier Haupttendenzen, welche der Literatur den Anstoß gaben, hörten nicht mit dem Mittelalter auf, sondern ziehen sich durch die späteren Jahrhunderte hindurch und wirken noch auf uns. Die ritterliche Begeisterung hat den Roman und einen großen Theil unseres Drama's geschaffen. Die religiöse Begeisterung ist ebenfalls nicht ausgegangen, wie es das Jahrhundert Ludwig's XIV. und unsere Zeit bezeugen. Die Neigung, welche den menschlichen Geist antreibt, allen Zwang abzuschütteln, hat ihr Prinzip und ihr Gesetz gefunden und wird nie erlöschen. Die satirische Macht endlich wirkt ebenfalls fort und hat im vergangenen Jahrhundert nur zu kräftige Beweise ihres Daseyns gegeben.

Hier ist das Ziel, denn es sollten nur die Tendenzen, welche größtentheils das moderne Leben bewegen, als schon im Mittelalter wirkend aufgezeigt werden. Vielleicht ist man nun im Stande, die Entwickelung des modernen Geistes zu begreifen, wenn man den Embryo in dem kräftigen Schoße des Mittelalters beschaut hat. Alles hängt ja in der Geschichte zusammen, und man kann nicht auf der Mitte des Weges anhalten, sondern man muß sich von der Bewegung und von den Fluthen der Zeiten forttragen lassen.

Ampère.

Polen.

Der Bilderschnitzer Vit Stos in Krakau.*)

Wer die alterthümliche Residenz der Piasten und Jagellonen zum ersten Male besucht, wird, nachdem er die Stufen des Tempels auf dem Wawelberge überschritten und die dortigen Monumente aus Polens Vorzeit beschaut hat, gern seine Schritte der ehrwürdigen Marienkirche zuwenden, welche ihm mitten auf dem Markte in die Augen fällt. Er wird sowohl das Geschmackvolle des ganzen Bauwerkes, wie auch den reichen inneren Schmuck bewundern müssen.

Dieses Gotteshaus übertrifft an Kunstwerken alle andere zahlreiche Kirchen in Krakau. Vor Allem aber muß in demselben der

*) Aus dem Werke: Starożytności historyczne polskie. (Historische Alterthümer Polens.) Von Ambrożÿ Grabowski. 2 Thle. Krakau, 1840.

große Altar durch seine Pracht und durch die Art der Ausführung die Aufmerksamkeit jedes Kenners auf sich ziehen, und dieses Denkmal der alterthümlichen Bildschnitzerei muß dem Künstler, von dem es herrührt, schon allein einen dauernden Ruhm verheißen. Derselbe nimmt in der Kunstgeschichte Deutschlands eine ehrenvolle Stelle ein und ist auch in Polen nicht ohne Ruhm, doch ist aus seinen Lebensverhältnissen nur wenig bekannt geworden. Um so mehr Interesse dürften die Nachrichten haben, die ich hier aus den Akten des Raths der Stadt Krakau (Acta Consularia Cracoviensia), insbesondere aus dem Theile derselben, welcher die Jahre 1450 bis 1500 umfaßt, zusammenstelle.

Der Name dieses Künstlers ist Vit Stos. Zwar bedient er sich in den angeführten Akten bei den gerichtlichen Verhandlungen, an denen er Theil genommen, nirgends seines Familiennamens, sondern nennt sich immer nur mit dem Taufnamen, bald Vit der Snitzer, bald Vit der Bildersnitczer, Meister Vitus der Snyczer, Vitus Sniczer, Mgr. Veit der Snyczer u. s. w., doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er wirklich Stos geheißen, und auf dem Cenotaphium des Königs Kasimir des Jagellonen in der Krakauer Kathedralkirche bezeichnet er sich selbst: „Eit Stuos. 1492.“ *)

Es kann zwar aus den Krakauer Archiven der Nachweis nicht geführt werden, daß er in Krakau geboren worden, doch warum sollen wir den Fremden, welche, wie Murr im Journal für Kunstgeschichte und Füßli in dem Künstler-Lexikon, einige Notizen über ihn mittheilen, nicht Glauben schenken, wenn sie unsere alte Hauptstadt seine Geburtsstadt nennen? Am wahrscheinlichsten ist, daß er von Deutschen Aeltern abstammte, welche in jener Zeit in Krakau sich niedergelassen haben, wie denn beinahe alle damalige Kaufleute und Handwerker in Krakau Deutsche waren, welche die hier geltenden Gerechtsamen und die Aussicht auf reichlichen Erwerb herbeigezogen hatten. Daß er in der Stadt ansäßig gewesen ist, hier die Kunst eines Bilderschnitzers ausgeübt hat, daß er verheirathet gewesen, eine Familie gehabt und sogar ein Haus in der Legaten-Straße besessen hat, dafür sind in den städtischen Akten mehrfache Beweise vorhanden.

Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert bildeten die Maler und Bildhauer in Krakau gemeinschaftlich nur Eine Innung, und da Wit Stos die Kunst Beider ausübte, so finden wir in dem Verzeichnisse der Aeltesten dieser Innung (Seniores mechanicorum), die alljährlich von dem Rathe der Stadt bestätigt wurden, für die Jahre 1484, 1489, 1491 und 1495 Vitus den Snytzer als Zunftmeister aufgeführt.

Die erste Erwähnung des Künstlers geschieht in den erwähnten Akten unter dem Jahre 1481, da Mgr. Vit der Snitzer sich schriftlich zu einer Schuld von zwölf Gulden bekennt; dann, da ihm vergönnt wird, sein Haus mit drei Pfeilern zu versehen. Das zweite Aktenstück lautet wörtlich also:

„Dy hrn. jung und ald, haben vergont Mgro Vito czu bawen und czu machen drey phevler of der kwergassn, das dij legaten gasse heißt, an dem echaus das etwan iepmiters gewesen ist, und das her bawet dorumme, das ym dy mawern nicht ingeen. Weich haus bis doher Stad-geschos gegeben hot VI gr., sol nw fort mehr geben alle jor VIII grosch. schos, ume des willen das ym dy hern dy feiler vorgint haben czu ewigen tagen.“

Damals arbeitete er schon an dem großen Altar („der großen Tafel“, heißt es in den Akten) in der Marienkirche, und wie viel Beifall seine Arbeit fand, ersieht man aus dem folgenden Aktenstücke vom Jahre 1484, durch welches dem Meister alle städtische Abgaben erlassen werden.

„Dy herren Jungk und Ald von sondirlicher Gutigkeit und gnode, dy sy haben czu meistir Vito de bildensnitczer, ume seyner eogent und kunst wille, dy her denne an der grossen tofle zu unsir liben Frawen beweisit hot, und in Vereidunge derselben noch irzegen wirt; habn dy gunst und guede gethen, das her frey sitzen und wonen sol dyweyle her lebit und unsir mitburger ist: entbinden yn von allen gebungen als schoss, wochin, berngelt und sunst was dy stad antrit, one alle anfechtunge und hindernisse, darume sol her ouch wedir gutwillig seyn, so man yn fordern wird, czu raten, rzu gebewden der Kirchen adir der stad noch seynen besten vornemen. Sunder sunst was do antrit nockberschaft, als bawen und brucken vor seynen hawse, sal her es halden als andir borgir mit seynen neebern.“

Im Jahre 1486 unternahm er eine Reise nach Nürnberg, vielleicht bei dem Rufe von seiner Kunstfertigkeit zu Schnitzarbeiten dahin berufen. In einer Verhandlung vom Jahre 1486 bestimmt er daher für die Zeit seiner Abwesenheit:

„Och steende der meyster Vitus, betrachtende zeyne awsfart kegin norenberg in zeynen notlichen geschrifften, und hot dem hrn. Johan Heydeke unsern stadschreyber gekoren czu vormunde zeyner hawsfrawn und kinder, das er mag und zal vor zy und vor alle zeyne gutt helfen und roten.“

Von dieser Reise kehrte er aber wieder zurück, und im Jahre 1490 befand er sich bestimmt schon wieder in Krakau. Er blieb hier bis etwa 1500, worauf er, wie auch Murr und Füßli erwähnen, in Nürnberg sich niederließ. In den Krakauer Akten geschieht seiner unter dem Jahre 1495 zum letzten Male Erwähnung, da ihm von den Rathsherren „vor dy sessel dy her off yrn alter vor yrn schtul yn unsern frawn kirche gesaczt hat“ anderthalb hundert Gulden versprochen werden.

Die Nachkommen des Künstlers sind höchst wahrscheinlich in Krakau zurückgeblieben. Gewiß ist es wenigstens von einem seiner Söhne, Stanislaw Stos, oder, wie er in den Akten heißt: „Stenczel Schnyczer“, der unter den Augen des Vaters in seiner Kunst sich ausgebildet hatte. Er kaufte sich 1509 in Krakau ein eigenes Haus und war 1515 und 1527 Aeltester der Malerzunft. Eben so erwähnen die Akten eines Albertus Stosz und eines Martin Stosz, des Bruders des Stanislaw.

Von den Arbeiten Vit's existiren in Krakau nach sicherer Annahme nur die beiden bereits erwähnten: der große Altar in der Marienkirche und das Cenotaphium des Königs Kasimir Jagello in der Kathedralkirche. Vielleicht möchten aber auch noch einige andere bis auf unsere Zeit erhaltene Kunstwerke, namentlich die Reliefs, welche Scenen aus dem Leben des heiligen Johannes darstellen, und die alterthümlichen Altäre in der Kreuzkapelle des Doms, seinen Werken zuzuzählen seyn.

*) Bei diesem Namen befindet sich nebenstehendes Monogramm, das durchaus von dem abweicht, welches Brulliot in dem Dictionnaire des Monogrammes Tom. I. p. 377 unserem Künstler zuschreibt.



Mannigfaltiges.

— Berlin und Wien, oder Philosophie und Musik. Ein Französischer Tourist, der in der Revue de Paris vom 6 Dez. Bemerkungen über die Gesellschaft im nördlichen und im südlichen Deutschland mittheilt, sucht den Grund des heiteren Ansehens, das Wien dem Fremden im Vergleiche mit Berlin darbiete, in dem Umstand, daß man in Berlin mehr Philosophie und in Wien mehr Musik treibe. Die Philosophie, fügt unser Franzose hinzu, amüsirt nur die Deutschen, die Musik aber amüsirt alle Welt. Und um seine geographische Entdeckung noch schlagender darzustellen, sagt er ferner: „Wenn man sich von Berlin nach dem Norden begiebt, so kömmt man nach Königsberg, der Vaterstadt Kant's, und dort findet man sich förmlich gebadet in einer philosophischen Atmosphäre, während man, wenn man sich von Wien nach Süden hin wendet, an die Gränzen Italiens gelangt und die Musik sich überall mit der Luft vermischt, die man einathmet. *) Nachdem ich diese Entdeckung einmal gemacht, zog ich mir eine Linie mitten durch Deutschland und trennte so den Norden, wo man denkt, von dem Süden, wo man singt, wobei ich die Bemerkung machte, daß dort eine strenge Religion herrsche, die alle Christen in Weise und Philosophen verwandle, während hier der Katholizismus mit seinem Pomp, seinen Gesängen und Harmonieen über die Völker walte. Wenn ich von einem Philosophen hörte, so wohnte er gewiß im nördlichen Deutschland, wie Kant und Hegel; nannte man mir dagegen einen großen musikalischen Namen, wie Mozart oder Beethoven, so war es Wien, dem er angehörte. Es gab wohl auch in Berlin einen großen Musiker und in Wien (oder München) einen berühmten Philosophen, aber vermöge des Einflusses der Luft glichen sie den übrigen kaum. Der Komponist von Berlin, Meyerbeer, ist ein Gelehrter und Denker, ganz wie ein Philosoph, und der Philosoph von München (unser Franzose sagt Vienne), Schelling, neigt sich dermaßen dem südlichen Einfluß zu, daß sein ganzes System die Tendenz hat, sich in dem großen Gedanken des Katholizismus, der ihn bereits wie einen wahrhaften Gläubigen beherrscht, zu absorbiren.“

— Die Deutsche Nationalität am Rhein. Derselbe Französische Tourist, dessen atmosphärische Entdeckungen wir hier oben mittheilen, kommt auch auf die Rhein-Provinz zu sprechen und meint, sie läge ungefähr in der Mitte zwischen der philosophischen und der musikalischen Zone, und obwohl er zugiebt, daß Frankreich weder zu dem einen noch zu dem anderen dieser atmosphärischen Gebiete zu zählen sey, kann er doch nicht umhin, das alte Lied von den Sympathieen anzustimmen, die in jener Provinz für die Franzosen zu finden seyn sollen. Er versichert seinen Lesern: „Die Deutsche Nationalität (nationalité teutonique) verschwindet den Erinnerungen gegenüber, welche die Kriege, die militairische Besetzung und die Herrschaft Frankreichs überall an den Ufern des Rheins zurückgelassen.“ So verblendet ist die National-Eitelkeit der Franzosen, daß sie Ereignisse, die nicht etwa bloß zur Tradition geworden, wie die Plünderungen der Pfalz unter Ludwig XIV., sondern die noch im Gedächtnisse eines sehr großen Theiles aller Zeitgenossen leben, wie die Brandschatzungen, Conscriptionen und Handelsstockungen des Rheins unter Napoleon, zu Gegenständen einer sehnsüchtigen Rückerinnerung der Rheinländer machen. Immerhin wollen wir es Euch erlassen, auf den Grund zu gehen und nach den tieferen Sympathieen zu forschen, die die Deutschen Gemüther diesseits und jenseits des Rheins zusammenhalten, aber das ist doch zu verlangen, daß Ihr wenigstens oberflächlich die Thatsachen noch kennt, die Eure und unsere Geschichte vor 30 bis 40 Jahren mit einander in Konflikt brachten.

*) Diese neue geographische Klassifizirung der Luft in philosophische und in musikalische gehört gewiß zu den merkwürdigsten physikalischen Entdeckungen unserer Zeit.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Montag den 21. Dezember 1840.

Dänemark.

Der Streit über die Echtheit der Tell-Sage.

Von Frederik Schiern.[1])

Es wird einer nur einigermaßen scharfsinnigen Kritik schwerlich entgehen können, daß die Erzählung von Wilhelm Tell reich an Widersprüchen und mißtrauenerregenden Angaben ist, und darum ist es auch nicht zu verwundern, daß bereits sehr zeitig von Franz Willimann in einem Briefe an Goldast vom 27. März 1607 Zweifel über ihre Uebereinstimmung mit der Wahrheit geäußert werden. Der genannte Schriftsteller stand indeß sehr lange allein; doch nachdem Saxo's Erzählung von Toke nach und nach im Süden mehr bekannt geworden war[2]), mußten die Helvetischen Gelehrten natürlich über die auffallende Aehnlichkeit beider Erzählungen erstaunen. Sie fanden, daß zwei Tyrannen ganz dieselbe sonderbare Grausamkeit ausgeübt haben sollten; daß ein Kind bei beiden Gelegenheiten zur Hand gewesen seyn, der Vater beide Mal dasselbe Glück gehabt haben und beide Mal einfältig genug gewesen seyn sollte, seine Absicht einzugestehen; daß die dreisten Schützen auf beiden Seiten nach dem Meisterschusse Gefahren auf dem Wasser, im Norden in Folge des Schneeschuhlaufs und in der Schweiz bei der Fahrt über den See, ausgestanden, und endlich, daß sie an beiden Orten auch den Tyrannen getödtet haben sollten. Die Zweifel traten deshalb immer stärker hervor, wie wir es bei Isaak Iselin[3]), Jak. Christopher Iselin[4]) und bei Voltaire[5]) beobachten können. Endlich kam im Jahre 1760 in Bern eine kleine, aus nur wenigen Blättern bestehende Schrift heraus: „Guillaume Tell, Fable Danoise", die ohne Umstände die Erzählung als eine aus Dänemark eingewanderte verwarf, ja sogar so weit ging, daß sie Wilhelm Tell alle historische Existenz absprach.[6]) Gegen die Wahrheit der Geschichte vom Pfeilschuß berief sie sich vornehmlich darauf, daß keine einzige von allen gleichzeitigen Oesterreichischen Geschichtsquellen das Geringste von dem Schusse kennt, und daß Etterlin's Chronik vom Jahre 1507 kein Beweis für eine Begebenheit vom Jahre 1307 seyn kann. Darauf macht sie, außer mehreren anderen gewichtigen Gründen, auf die gegen alle Symbolik des Mittelalters streitenden Umstände mit dem Hut aufmerksam, auf den unnatürlichen Sprung den Felsen hinan, auf das Unglaubliche, daß Tell mit einem Stoß seines Fußes das vom Sturm herangetriebene Schiff sollte haben zurückstürzen können, und auf den unwahrscheinlichen Widerspruch, womit Tell in der Etterlinschen Erzählung bald als ein in dem Grade beschränkter Mensch geschildert wird, daß er sogar den Namen hiervon trägt, und bald als mit der allergrößten Schlauheit begabt.[7])

Diese Broschüre über Wilhelm Tell, welche vom Prediger Uriel Freudenberger in Ligerz[8]) verfaßt war, machte so großes Aufsehen, daß der Kanton Uri (der früher schon Rudolph Weid, welcher, ohne Tell's Geschichte anzugreifen, ihn einen Henker genannt, öffentlich Abbitte zu thun[9]) gezwungen hatte) nicht allein durch ein in starken Ausdrücken abgefaßtes Kreisschreiben vom 4. Juni 1760 die übrigen Kantone vermochte, ihr Mißvergnügen mit der Publication der Schrift zu bezeugen, sondern auch selbst alle Exemplare, die man erlangen konnte, öffentlich verbrennen und dem Schriftsteller zwei goldene Medaillen zustellen ließ, der zuerst gegen Freudenberger in die Schranken trat. Dies war A. F. von Balthasar, an welchen sich Gottl. Em. von Haller und General von Zurlauben anschlossen. Diese Schriftsteller suchten indeß nur mit zum Theil äußerst schwachen Gründen Wilhelm Tell's historische Existenz zu heben, wogegen sie sich fast gar nicht auf dasjenige einließen, was vorzüglich der Gegenstand von Freudenberger's Kritik gewesen war, nämlich die ganze Geschichte vom Pfeilschuß. Zur Vertheidigung dieser führten sie allein an, daß die Erzählung auch bei dem zu ihrer Zeit noch ungedruckten Luzernischen Chronikenschreiber Melchior Russ († 1490) gefunden wurde, welches inzwischen (auch ohne Rücksicht, daß Russ' Darstellung, wie weiter unten angeführt werden soll, den Glauben an die Wahrheit der Geschichte gerade schwächen muß) die Sache nicht viel weiter brachte, da Melchior Russ nur wenige Jahre früher geschrieben hatte, als sein Zeitgenosse Petermann Etterlin, nämlich im Jahre 1482. Hiernächst sprachen sie mit vieler Sicherheit aus, es wäre doch ganz undenkbar, daß eine rein unhistorische Sage in einer so späten Periode unter Etterlin's streng historischen Angaben vorkommen sollte. Jetzt aber haben die neueren Untersuchungen der Helvetischen Chronikenschreiber hinreichend dargethan, daß Etterlin, eben so wie alle seine Zeitgenossen, in Bezug auf die ganze ältere Geschichte und das ganze vierzehnte Jahrhundert in hohem Grade mit Sagen angefüllt sind, so daß es im Gegentheil sonderbar wäre, den Glauben an die Erzählung des Pfeilschusses beizubehalten, während man so viele andere Sagen verwerfen muß, die in genauer Verbindung mit Tell's Geschichte erzählt werden. Wenn jene Schriftsteller übrigens behaupten, daß man nicht eine einzige völlig erdichtete Sage aus einer so späten Periode nachweisen könnte, als die, in welche die Erzählung von Tell hingehört, so ist dies offenbar eine eben so ungegründete Aufstellung; ich brauche nur die oben angeführte Holsteinische Variation der Sage anzuführen und zu bemerken, daß, wenn die unhistorischen Sagen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert bekannter wären, so würden sich ohne Schwierigkeit viele Beispiele von Sagenwanderungen aus einer noch späteren Zeit aufzählen lassen. Wir wollen nur erinnern, daß die durch Shakspeare's Macbeth berühmte Sage von dem wandernden Walde[10]), welche sich am frühsten bei Saxo[11]) und später an mehreren Orten in Europa findet (z. B. in der Erzählung von der Schlacht zwischen Grafen Geert und den Ditmarsen, den 17. Juli 1319), noch bei uns als Doppelgänger in der Tradition von der Schlacht am Ochsenberg in der Fehde der Grafen spukt[12]); und daß die Heldenthat, welche Schiller's berühmter Ballade, „der Handschuh", zum Grunde liegt, und welche der Mönch Ekkehard der Jüngere in St. Gallen zuerst von einem Deutschen Rheingrafen Kuno Kurzbold von Lahnstein erzählt[13]), von Spanischen Chroniken Manuel Ponce de Leon beigelegt wird, als er sich in Sevilla an Ferdinand des Katholischen und Isabella's Hofe aufhielt[14]), und endlich von Französischen Schriftstellern, eben so wie von dem Dichter, dem Ritter Delorges, einem von König Franz des Ersten Hofleuten[15]). Wenn jedoch Balthaser, Haller und Zurlauben Freudenbergern das Recht absprechen, etwas daraus abzuleiten, daß die Fischer am Vierwaldstädter See darüber einig gewesen wären, daß in der Leute Gedenken nie ein Sturm auf dem von hohen Bergen beschützten See geherrscht habe, so müssen wir hierin, aber auch nur hierin, jenen Schriftstellern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn wie jetzt bekannt, herrschen ja ab und zu hier so gewaltsame Windstöße, daß die Gesetze einschärften: „beim starken Föhn" das Feuer in den Häusern am Ufer des Sees auszulöschen und die Nachtposten auf den Bergen zu verdoppeln.[16])

---

1) Wir entlehnen diese interessante Zusammenstellung einer größeren Abhandlung dieses Dänischen Schriftstellers, der auf seine Resultate fast gleichzeitig mit Häusser in Heidelberg, dessen Forschungen ihm damals noch nicht bekannt waren, gekommen ist.

2) Tell's Geschichte wurde zuerst mit der Geschichte von Toko zusammengestellt durch Grasser (Schweizerisch Heldenbuch. Basel, 1624. 4. S. 54), welcher übrigens weit davon entfernt ist, die Wahrheit der Geschichte zu bezweifeln, und eben so wie Etterlin seine Darstellung mit einem zierlichen Holzschnitt begleitet hat, auf welchem der Pfeilschuß abgebildet ist.

3) Observationes historicae miscellaneae. Basil. 1754. 4. p. 18.

4) Dictionnaire IV, 574.

5) Annales de l'Empire. Oeuvres complètes. Ed. Goth. XXV, 263.

6) Eine Deutsche Uebersetzung aus derselben Zeit giebt es unter dem Titel: Wilhelm Tell, ein Dänisches Mährchen. Bern, 1760. 8. Nach der Verbrennung dieser kleinen Schrift durch den Henker ist sie sehr selten geworden; aber Breyer hat den Französischen Text im historischen Magazin I, 325—340 abdrucken lassen.

7) Hierzu kann noch Wilhelm Tell's wunderbar glückliche Konjektur angeführt werden, daß Geßler just bei Brunnen landen würde. Schiller (vierter Akt erste Scene) erklärt dieselbe, indem er Tell die Worte in den Mund legt: „Ich hört' ihn sagen, da ich noch im Schiff gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen."

8) Freudenberger, in dessen Stelle man lange unrichtigerweise Haller als Verfasser annahm (man vergl. Bibliothek der Schweizergeschichte V, 25), scheint übrigens das unholde Schicksal seiner Abhandlung fast geahnt zu haben, indem er als Motto die Worte von Voltaire wählte: L'homme est de glace aux vérités, il est de feu pour le mensonge.

9) Im Jahre 1615, den 17. Juli. Breyer, Historisches Magazin I, 328. Auch der Prediger Melchior Flüeler, der Tell einen Mörder gescholten hatte, mußte seine Worte widerrufen.

10) Die Sage vom Birnam-Wald, so wie den übrigen faktischen Stoff zu Macbeth, entlehnte Shakspeare von Holingshed, History of Scotland. London, 1577. fol. p. 242—253.

11) Saxo Ed. Stephan. p. 132. Hier wird sie von Hagbard's Bruder Hake erzählt, welcher bei Harvig (Kallundborg) gelandet war und längs des Susedaches hinzog, um in Sigersted Singnes Vater zu überraschen.

12) Christiani, Schl. Holst. Gesch. III, 115. Vedel-Simonsen, Jüens Bilkaar i Grevens Feide. S. 20. Vergl. Barthold, die Bürgermeister-Fehde; in Raumer's historischem Taschenbuch. 6ten Jahrgang S. 134.

13) Ekkehard. ap. Goldast., Rer. Alamannicar. Script Lips. 1730. f. p. 39.

14) Schmidt, Taschenbuch Deutscher Romanzen S. 148.

15) Hinrichs, Schiller's Dichtungen in ihren historischen Beziehungen I, 257.

16) Vergl. Johannes Müller, Gesch. Schweizerischer Eidgenossenschaft VII, 261.

Als indeß Johannes Müller in seiner berühmten, kurze Zeit nachher herausgegebenen „Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft“, freilich ohne genügende Gründe anzuführen und darum auch mit augenscheinlicher Unsicherheit, sich jenen Schriftstellern, insonderheit Zurlauben anschloß, wagte man außerhalb Helvetien nicht, die Erzählung in Zweifel zu ziehen. Aber zu derselben Zeit, wo man in Deutschland, trotz der unvermeidlichen Beschuldigungen von historischer Ketzerei und Atheismus, zu äußern anfing, daß man ganz gut Johannes Müller's große Verdienste als Geschichtsschreiber anerkennen könnte, ohne deshalb in seinem steifen etwas gesuchten Vortrag ein Ideal für historische Kunst zu erblicken; zu derselben Zeit wurde Müller's ganze Geschichtsforschung, sein Verhältniß zu den früheren Helvetischen Chronikenschreibern und deren Benutzung, gleich wie der Letzteren eigenthümliches Wesen, zum Gegenstand für eine Reihe vortrefflicher Untersuchungen gemacht, die fast alle von der Gesellschaft für Helvetische Geschichtsforschung in Bern ausgingen. Das Solothurnsche Wochenblatt, die vielen ausgezeichneten Kantonalgeschichten und die reichen Anmerkungen, womit die meisten Ausgaben der bisher ungedruckten ältesten Chronikenschreiber ausgestattet wurden, öffneten endlich die Augen, indem sie darlegten, wie Johannes Müller sich in Bezug auf die älteste Zeit zu einem unkritischen Verfahren hat verleiten lassen, nicht ganz unähnlich demjenigen, welches Suhm in einem großen Theil seiner Geschichte so unbrauchbar macht; und indem sie eine so große Menge Fehler und irriger Anschauungsweisen in der Darstellung der späteren Chronikenschreiber von der Entstehung des Helvetischen Bundes nachweisen, konnte Müller's Erzählung, da sie gutgläubig auf jene allein gebaut ist, nicht länger bestehen. Wir hatten uns bisher gewöhnt, Lustwanderungen in dieses unser Besitzthum, wie in einen romantischen Garten, vorzunehmen; wir hatten uns über die steilen Gebirgsklüfte, die ehrwürdigen Wälder und die brausenden Wasserfälle gefreut, welche die Helvetische Geschichte zu schmücken schienen, wie sie das Land schmücken; jetzt sollte es sich zeigen, daß Alles, wie Potemkin's Dörfer an der Wolga, gemalte Kulissen waren, und daß wir einen künstlich ausgeputzten Park für echte Natur angenommen hatten.

(Schluß folgt).

Aegypten.

Reisebeschreibung eines Muhammedaners unserer Zeit.

(Schluß.)

Im Jahre 1220 der Hedschira (vor ungefähr fünfunddreißig Jahren) bat ich den Sultan Mohammed Fadhl um die Erlaubniß, unter einem sicheren Geleite von ihm das Marrah-Gebirge bereisen zu dürfen. Er machte anfänglich einige Schwierigkeiten, weil er wegen der Wildheit der Bergbewohner für mich besorgt war; aber dann erlaubte er es mir. Er gab mir ein Geleit und schrieb mir einen Ferman an alle Häuptlinge des Gebirges. Der Ferman lautete wie folgt: „Im Namen Seiner Hoheit des großen Sultans von Fur, des verehrten Chackahn (hoher Fürst), des hohen Sultans der Arabischen und nicht Arabischen Völkerschaften, welcher sein Vertrauen setzt auf die Hülfe des Königs der Gerechtigkeit, des langmüthigen Gottes, der Sultan Mohammed-Faddl, der Sieger, an alle Könige der Berge Marrah. Zu wissen, der Scherif Mohammed, der Tunese, der Sohn des Scherif, des gelehrten Omar von Tunis, hat uns um die Erlaubniß gebeten, die Gebirge zu beschauen und Alles, was man daselbst antrifft, und aufzusuchen Alles, was daselbst Merkwürdiges ist, sey es vor Augen liegend, sey es verborgen. Wir haben es ihm erlaubt. Man soll ihn nirgend hindern, zu sehen, was er will. Ich befehle jedem Könige, zu welchem er kommen wird, ihn mit Achtung und Auszeichnung zu behandeln. Ich habe ihn von zweien meiner Falkanawiji (Gerichtsdiener) begleiten lassen, welche ihm im Verkehr mit euch als Vermittler dienen und zur Erreichung seiner Absicht behülflich seyn sollen. Meinen Gruß.“

Ich reiste in Begleitung der beiden Falkanawiji, mit zwei mir gehörigen Sklaven und einem Manne des Dorfes, wo ich wohnte, ab. Nach zweitägiger Reise kamen wir in die Nähe des Marrah in ein Dorf, Namens Rumlajih. Wir kehrten beim Häuptlinge dieses Dorfes ein. Derselbe hieß Namr und hatte zwei Söhne, Mohammed und Soleiman mit Namen. Alle drei empfingen uns aufs beste. Wir theilten ihnen den Zweck meiner Reise mit und legten ihnen den Ferman des Sultans vor. Sie setzten sich für uns in Kosten und trugen uns eine vortreffliche Mahlzeit auf. Wir brachten eine Nacht bei ihnen zu.

Am anderen Tage führten sie uns auf den Markt von Rumlaji. Dieser Markt findet am Montage statt. Alle Bewohner des Gebirges strömen daselbst zusammen, Männer und Weiber, um ihre Einkäufe und Verkäufe zu machen. Ich sah dort eine sehr dunkelschwarze Bevölkerung mit rothen Zähnen und Augen.

Die Menge, als sie mich bemerkte, drängte sich um mich mit erstaunter Miene; man verwunderte sich über die Farbe meiner Haut und mein rothes und weißes Gesicht; man löste sich gewissermaßen truppweise ab, um mich zu betrachten. Niemals bis dahin hatten sie die Farbe eines Arabers, wie ich, gesehen, und es kam ihnen die Lust an, mich zu tödten, bloß zum Spaß. Ich verstand damals noch kein Wort der Furischen Sprache. Jetzt, indem ich an nichts dachte, ergriffen plötzlich meine Begleiter ihre Waffen, schlugen auf die Menge los und stellten sich zwischen diese und mich. Ich frage nach dem Grunde dieser Bewegung. Man antwortete mir: „Diese Leute wollen dich tödten.“ „Und warum?“ — „Dummheit von ihnen, viehische Dummheit! Sie sagen, du seyest nicht reif, du seyest nicht zu rechter Zeit aus deiner Mutter Leibe gekommen. Andere sagen, wenn sich ihm eine Fliege auf die Haut setzte, so würde sie bewirken, daß das Blut herausspritzte. Einer von ihnen fügte so eben hinzu: „Wartet, ich werde ihn mit diesem Eisen durchbohren; ich will sehen, wie viel Blut aus seinem Leibe fließen wird“. Als wir diese Worte hörten, haben wir für dein Leben gefürchtet und haben uns um dich gedrängt.“

Meine Leute führten mich darauf vom Markte hinweg. Eine ungeheure Menge folgte uns, aber man suchte sie mit aller Anstrengung von mir zu entfernen. Darauf führte man mich in ein Thal, wo Dattel-, Bananen- und einige Zitronenbäume waren; es war ganz mit Zwiebeln, Knoblauch, rothem Pfeffer mit kurzer feiner Schale und etwas größeren Körnern als Gerstenkörner, Kümmel, Koriander, Fenchel, sehr langen Gurken, anderen weißen kurzen Gurken besät. Es war Herbst, und die Datteln fingen an, sich zu röthen. Man schnitt mir von den letzteren zwei Subata, oder Zweige, ab, rothe und gelbe. Man gab mir auch einen Bochsa (großen trockenen Kürbis) mit einem Honige, wie ich hinsichtlich des schönen Ansehens, des Geschmacks und des Wohlgeruchs sonst nie gefunden habe. Wir aßen ein herrliches Abendbrod und brachten die Nacht aufs angenehmste von der Welt hin.

Am Morgen bezeigte ich das Verlangen, abzureisen, und dies geschah. Wir durchwanderten die Hügel und durch ein Thal nach dem anderen; jedes der letzteren war von einem benachbarten ungefähr eine Meile entfernt. Ueberall üppiger Anbau; auf sandigen Betten fließende und in silberartigem Glanze funkelnde Gewässer. Auf beiden Ufern ist jedes Thal durch eine Hecke von Bäumen eingeschlossen und scheint den Reisenden einzuladen, es nicht zu verlassen. Wir setzten uns am Saum eines dieser Thäler im Schatten eines Baumes; man tödtete eine junge fette Ziege, welche man braten ließ, und wir aßen. Wir reisten dann nach einem am Fuße des Gebirges gelegenen Dorfe, brachten dort die Nacht zu und wurden mit aller möglichen Zuvorkommenheit behandelt.

Am Morgen bestiegen wir das eigentlich sogenannte Marrah; wir hatten beinahe drei Stunden zu klettern, ehe wir den Gipfel erreichten. Hier sahen wir eine zahlreiche Bevölkerung und auf allen Seiten eine Menge Dörfer. Man führte uns zum Scheich der Berge, Abu-Bekr mit Namen. Wir fanden ihn allein sitzend. Er war ein alter Mann um die Sechzige, das Alter hatte ihm schon starke Spuren aufgedrückt. Wir grüßten ihn. — „Seyd mir willkommen“, erwiederte er und veranlaßte uns zum Setzen.

Erstaunlich ist, daß die Wolken fast niemals vom Gipfel dieses Gebirges verschwinden; nur an wenigen Tagen im Jahre erscheint derselbe unbewölkt. Es regnet hier genug, um den Bau von Getraide möglich zu machen; dies ist auch hier ganz vortrefflich und wird so schön, daß man ihm nur das der Berberei und Europa's gleichstellen kann. In den übrigen Theilen Dar-Fur's, nur einige kleine Bezirke ausgenommen, wächst keines, weil es an passendem Boden und Regen fehlt. Man säet zwar auch hier Getraide, aber man begießt es, bis zur völligen Reife, mit dem Wasser der Brunnen.

An einem festgesetzten Tage des Jahres erholt man sich Raths beim Scheich, oder dem Alten des Gebirges: man strömt von allen Seiten zu ihm. Er kündigt der Menge an, was während des ganzen Jahres hindurch vorfallen wird: Dürre oder Regen, Krieg oder Frieden, Ruhe oder Unglück, Krankheit oder Gesundheit; und Alle glauben fest an seine Orakel. Aber in Dar-Fur sind die Meinungen über die Quelle seiner Weissagungen verschieden. Die Einen sagen, er weissage aus göttlicher Eingebung, und derjenige, welcher die Würde des Scheich der Gebirge bekleide, sey von Gott erleuchtet, eine heilige Person, und daß also Alles, was er sagt, ihm von Gott komme; dies ist die Erklärung der Gelehrten. Andere sagen, daß die Genien ihn von allem unterrichten, was geschehen soll, und daß er es alsdann den Menschen verkündet. Ich meinerseits kenne den Werth dieser beiden Meinungen nicht: jedoch schreibt man ihm mehrere Weissagungen zu, denen die Ereignisse geradezu widersprochen haben.

Wir legten dem göttlichen Scheich den Ferman des Sultans vor. Er bezeigte uns hierauf aufs angelegentlichste tausend Artigkeiten und ließ uns zu essen auftragen. Dann schlug man auf seinen Befehl die Trommel, welche man dort tangbel nennt, und sogleich kam eine Menge Menschen an. Von den jüngsten wählte er ungefähr hundert aus und gab ihnen einen seiner Verwandten Namens Zaid, welcher durch seinen Muth bekannt war, zum Anführer. Er schärfte ihnen ein, daß sie mich keinen Augenblick verlassen und stets gegen die Rohheit der Bergbewohner wachsam und auf der Hut seyn sollten. Wir stiegen zu Pferde und wandten uns gegen einen kleinen Berg, welcher insbesondere den Namen Marrah hat; dieser hat der ganzen, Dar-Fur durchziehenden Bergkette den Namen gegeben. Wir fanden daselbst eine Art von Bethaus, welches allen Bewohnern für heilig gilt und von ihnen eben so wie die Moscheen verehrt wird: ein mächtiger Baum beschattet es, und nie bescheint die Sonne diesen heiligen Ort. Wir setzten uns daselbst einen Augenblick nieder. Es sind Diener da, um es immer rein zu halten und die Weihgeschenke der Kommenden in Empfang zu nehmen.

Als wir abreisten, zogen die Soldaten des Scheich's vor uns her, und eine zahlreiche Menge von Männernund Frauen folgte uns; man betrachtete mich wie eine ungewöhnliche Erscheinung; man eilte auf uns zu; man drängte sich um mich; und die Soldaten bemühten sich vergebens, die Menge zu entfernen. Man sagte: „Der Sultan sendet auf unsere Berge einen Mann, welcher nicht zur rechten Zeit geboren, welcher nicht reif ist; damit wir ihn zu einer Mahlzeit zurichten.“ — Einige sagten: „Es ist ein Mensch.“ — „Nein“, sagten Andere, „es ist kein Mensch, es ist ein Thier mit Fleisch, gut zum Essen, in der Gestalt eines Menschen.“ Denn sie glauben nicht, daß es einen Menschen von weißer und rosiger Farbe in der Welt gebe.

Als man sah, daß es unmöglich war, diese Menge von mir zu entfernen, kam Zaid zu mir und sagte mir, ich solle mittelst meines Kopftuches mein Gesicht so verhüllen, daß nur die Augäpfel bemerkbar blieben. Ich verbarg mich; die Soldaten drängten sich noch dichter um mich. Als die Neger sahen, daß ich mich so ihren Blicken entzogen hatte, wußten sie nicht mehr, woran sie waren. „Wo ist denn der Rothe?“ sagten sie. — „Er ist zum Sultan zurückgekehrt“, antwortete man ihnen. Dann entfernte man sich nach und nach von uns.

Wir wandten uns nach der Seite der Gefängnisse, das heißt, der Höhlen, wo man die Söhne der Könige und der Wesire einkerkert. Die Gefangenwärter verweigerten uns den Eintritt, und wenig fehlte, daß verdrießliche Händel zwischen ihnen und unserem Geleite vorfielen, aber Zaid beeiferte sich, den Streit zu schlichten; dann nahm er mir meinen Ferman ab, suchte den Anführer der Gefangenwächter auf und las ihm denselben vor. Dieser unterwarf sich und sagte: „Wenn es durchaus so ist, so komme der, welchem erlaubt ist, die Höhlen zu besuchen, ganz allein, und es mögen sich diejenigen, welche mit ihm sind, in einiger Entfernung halten, bis daß er fertig ist und zurückkömmt.“ Zaid kam und kündigte mir diese Entscheidung an, aber ich wollte mich ihr nicht unterwerfen. Furcht ergriff mich, und ich weigerte mich, diese Gefängnisse zu betreten; ich äußerte den Wunsch, abzureisen, und dies geschah.

Eine sonderbare Gewohnheit dieser Völker Darfurs ist, daß kein Mann eine Frau eher heirathet, als bis er mit ihr gelebt und ein oder zwei Kinder von ihr hat. Man sagt dann: „Sie ist fruchtbar.“ Der Mann bleibt mit ihr zusammen, und sie leben in Einigkeit.

Die Frauen meiden nicht, wie im Orient, die Gesellschaft der Männer. Wenn ein Ehemann beim Nachhausekommen seine Frau mit einem Anderen in vertraulicher Gesellschaft findet, macht er gar keine Umstände und beunruhigt sich nicht im Geringsten.

Diese Völker sind von Natur roh und jähzornig, vorzüglich wenn sie trunken sind. Sie sind überaus geizig und empfangen niemals Gäste, wenn es nicht etwa ihre Verwandten oder Personen sind, mit denen ihr Vortheil sie verbindet oder die sie fürchten.

Die jungen Männer jedes Ortes haben einen Anführer, Wurnahn genannt; die jungen Mädchen haben ebenfalls eine der Ihrigen zur Führerin, welche sie Mairaim nennen. An Tagen, die der Feier eines Festes, dem Vergnügen oder der Ausübung feierlicher Gebräuche gewidmet sind, versammelt der Wurnahn seine Genossen, und alle setzen sich an einem abgesonderten Orte nieder; die Mairaim kömmt alsdann mit ihren Genossinnen und setzt sich allein vor ihrer Truppe nieder. Der Wurnahn verläßt die Seinen und geht zur Mairaim. Einen Augenblick unterreden sich diese Beiden, dann befiehlt die Mairaim ihren Begleiterinnen, sich an die des Wurnahn zu vertheilen. Jeder der jungen Männer wählt sich nun ein Mädchen, und jedes Paar geht, wohin ihm gefällt, unbeschadet der Ehre Aller. Das Auffallendste in diesen Ländern ist die viehische Rohheit der Bergbewohner, obgleich sie unaufhörlich in unmittelbarer Berührung mit den Frauen sind. Dies steht ganz im Widerspruch mit dem, was die Jungen aller Europäer beständig wiederholen, nämlich daß Umgang und Gesellschaft der Frauen die Rohheit mäßigen und Artigkeit und Milde der Sitten erzeugen.

Das Wunderlichste, was ich auf dem Gebirge Marrah erzählen gehört habe, ist, daß die Dschin oder Genien die Wächter der Heerden sind, welche, wie oben erwähnt ist, ohne Hirten auf den Feldern weiden. Eine Menge glaubwürdiger Personen haben mir versichert, daß, wenn Jemand bei einer Heerde vorübergeht und, da er sie ohne Hirten glaubt, sich einfallen läßt, ein Schaf, eine Kuh u. s. w. zu stehlen und zu tödten, seine mit dem Messer bewaffnete Hand am Halse des Thieres befestigt bleibt und er sich nicht eher los machen kann, bis der Besitzer der Heerde kömmt. Man ergreift dann den Spitzbuben und läßt den Diebstahl von ihm bezahlen, nachdem man ihn tüchtig geschlagen und gemißhandelt hat. Diese Erzählung wurde mir mehr als hundert Mal wiederholt, so daß mir endlich die Wahrheit derselben bestätigt schien, obgleich ich anfänglich nichts davon geglaubt hatte. Während meines Aufenthaltes auf dem Gebirge Marrah ging ich zu einem gewissen Naumlaih, um ihn über diesen Gegenstand zu befragen. Bei meinem Eintritte ins Haus sah ich Niemand dort; aber ich hörte eine starke, erschreckliche Stimme, die mir Schaudern erregte, indem sie mir zurief: „Akibah“, d. h. er ist nicht hier. Ich wollte noch weiter gehen und fragen, wo mein Mann wäre. Ein eben an mir Vorübergehender zog mich aber zurück und sagte mir: „Geh, rette dich; der mit dir spricht, ist kein menschliches Wesen.“ — „Und was ist es denn?“ — „Es ist der Wachegeist des Hauses; hier haben wir Jeder den unseren. Diese Genien werden (in der Furischen Sprache) Damzohg genannt.“ Ich fürchtete mich und ging auf dem Wege zurück, den ich gekommen war.

Bei meiner Rückkehr von dieser Reise besuchte ich den Scherif Achmed Badawiji, welcher mich von Kahira mitgenommen hatte. Ich erzählte ihm dies Abenteuer.

„Dieser Mann hatte Recht“, sagte Achmed zu mir; dann erzählte er mir noch wunderlichere Dinge. „Mein Sohn“, sagte er, „zur Zeit, wo ich anfing, Handel zu treiben, hatte ich oft wiederholen gehört, daß die Damzohg gekauft und verkauft werden, und daß der, welcher einen zu haben wünschte, zu dem gehen müßte, welcher solche hätte, und daß er ihn zu dem Preise kaufte, welchen der Besitzer zu fordern beliebte. Man käme dann mit einem Topfe voll Milch, welchen man dem Herrn der Wohnung gäbe. Dieser geht mit der Milch an den Ort, wo die Damzohg sich befinden, grüßt sie und hängt den Milchtopf an die Wand; dann spricht er zu den Genien: Einer meiner Freunde, ein gewisser, der sehr reich ist, fürchtet die Diebe und begehrt, daß ich ihm einen Wächter gebe; möchte einer von euch zu ihm gehen? Es ist bei ihm Milch im Ueberfluß; es ist ein Haus des Segens; er hat sogar schon diesen Topf voll Milch hergebracht. Die Damzohg weigern sich anfangs. — Nein, nein, Niemand wird gehen. — Der Besitzer des Hauses beschwört sie, sich seinem Wunsche zu fügen: O, es steige derjenige von euch, welcher zu ihm zu gehen geruhen will, in den Milchtopf. — Der Mann entfernt sich ein wenig; und sobald er hört, daß ein Damzohg in die Milch plumpt, geht er rasch hinzu und bedeckt das Gefäß mit einem aus Dattelblättern gewebten Deckel, nimmt es, so zugedeckt, von der Wand herunter und giebt es dem Käufer. Dieser hängt es in seinem Hause auf und vertraut es der Sorgfalt einer Sklavin oder Frau an, welche jeden Morgen es herabnimmt, die Milch ausgießt, es wäscht, frisch gemolkene Milch hineingießt und es an dieselbe Stelle aufhängt. Hierdurch ist man gegen jeden Diebstahl, gegen jeden Verlust irgend einer Art gesichert. Ich behandelte alles dieses als Träumerei und Lügen. Aber meine Güter mehrten sich: meine Sklaven, meine Dienstboten bestahlen mich, und durch kein Mittel gelang mir, sie daran zu hindern. Man rieth mir, einen Damzohg zu kaufen. Ich befolgte diesen Rath und hing den Milchtopf in mein Waarenlager. Von dem Tage an stahl man mir nichts mehr; ich ließ sogar nun, ohne die geringste Gefahr, die Thür zum Waarenlager offen, obgleich es mit Gütern aller Art gefüllt war. Jedem, der etwas ohne meine Erlaubniß davon nahm, brach der Damzohg den Hals. Eine Anzahl meiner Sklaven wurden so getödtet. Ich war hinfort ganz unbesorgt.

Aber ich hatte einen Sohn; der wuchs heran; er bekam Geschmack für die Weiber. Er wollte seiner Geliebten ein Geschenk von einigen Glaswaaren, unbedeutenden Schmucksachen und dergleichen Kleinigkeiten machen. Er erspähte einen günstigen Augenblick, nahm die Schlüssel zum Vorrathshause und öffnete es; als er hineintrat, brach ihm der Damzohg den Hals, so daß er im Augenblick verschied. Ich liebte ihn mit heißer Liebe und schwor bei meiner rechten Hand, daß der Damzohg nicht länger in meinem Hause bleiben sollte. Ich versuchte, ihn zu vertreiben, aber es gelang mir nicht. Ein Freund, dem ich dies entdeckte, rieth mir, ein großes Mahl zu bereiten und eine gute Anzahl Gäste einzuladen. Diese sollten jeder mit einer Flinte und Pulver erscheinen, zusammen auf das Magazin losstürmen, aber alle zugleich ihre Gewehre abfeuern und mit lauter Stimme schreien; Damzohg aijah, das heißt: Wo ist der Damzohg? das Abfeuern der Gewehre sollte wiederholt und das Geschrei von neuem begonnen werden, indem man in den Raum eindränge, wo die bewachten Gegenstände sich befinden. Gewöhnlich erschrecke und fliehe der Damzohg. Ich that, wie mir mein Freund gerathen hatte, und der Damzohg verschwand, Gott sey Dank; ich wurde von der Gegenwart dieser höllischen Kobolde befreit.“

. . .

Man sieht hieraus, daß der brave Scheich selbst nahe daran ist, an diese wunderbaren Dinge zu glauben, und diese naive Weise, die Geschichten des Volks-Aberglaubens zu erzählen, wiegt gewiß die zweifelnde und spöttische Darstellung eines Europäischen Reisenden auf. Wir können nur wünschen, daß bald das Ganze dieses anziehenden Werkes veröffentlicht werde.

Frankreich.

Granier de Cassagnac, über den Adelstand und die Geadelten. *)

Granier de Cassagnac hat sich die Aufgabe gestellt, zu beweisen, daß das menschliche Geschlecht in zwei ihrem Wesen und ihren ursprünglichen Neigungen nach gänzlich verschiedene Klassen getheilt sey. „Die Geschichte der arbeitenden Klassen“ (Histoire des classes ouvrières) führte die eine Seite dieses Satzes durch; „die Geschichte der adeligen Klassen“ ist das Gegenstück dazu. Es genügte dem Verfasser nicht, zu zeigen, daß in den Ursprüngen der Gesellschaft die Herrschaft den Einsichtsvollsten, Befähigtsten, Stärksten zufällt, daß diese auf eine naturgemäße Weise Aristokratien bilden und ihren Nachkommen den gesetzmäßigen Einfluß, den sie errungen haben, vererben, sondern er behauptet auch, daß der Adel eine natürliche, unvergängliche Auszeichnung sey, die von der Vorsehung in ihrer Weisheit schon bei der Erschaffung des Menschengeschlechts so angeordnet worden. Der Adel ist ihm unabhängig von den Vorzügen und Eigenschaften, mit denen er häufig verbunden erscheint; diese bilden nicht sein Wesen. „Es ist wichtig“, sagt er, „zwischen dem Adel und dem Ruhm, zwischen dem Adel und dem Talent, zwischen dem Adel und der Tugend zu unterscheiden; denn Ruhm, Talent, Tugend hängen von der menschlichen Auffassung ab, der Adel aber von nichts. Ob es Ruhm, Talent, Tugend giebt, hängt von den Sitten, von der Religion und den herrschenden Grundsätzen ab. Nichts in der Welt ist im Stande, zu bewirken, daß Adel sey, wo er nicht ist, oder daß der Adel nicht sey, wo er ist. Mit einem Worte, Ruhm, Talent, Tugend sind Meinungen, der Adel aber ist eine Thatsache.“ Um jeden Zweifel zu beseitigen, zieht der Ver-

*) Histoire des classes nobles et des classes anoblies, par Granier de Cassagnac. Paris, 1840. — Wir geben nach der Revue des deux Mondes diese kurze, aber keinesweges, wie uns scheint, vollständige Uebersicht des Inhalts der neuesten Schrift des Herrn Granier de Cassagnac. Unsere Leser kennen den Verfasser aus früher mitgetheilten Auszügen seiner Schrift über die arbeitenden Klassen, so wie aus den trefflichen Briefen, die er an den Französischen Minister des Innern über den gegenwärtigen Zustand der Handwerker in Frankreich geschrieben. (S. Nr. 124 und Nr. 132 des „Magazins“ von d. J.)

fasser eine scharfe Scheidelinie zwischen dem ursprünglichen Adel, dem angeborenen, durch sich selbst bestehenden, und dem ertheilten Adel, den er nur als schwache Nachahmung einer unerreichbaren Institution gelten läßt. Der Adelige verdankt sein Vorrecht dem Schöpfer; der Geadelte, ein Freigelassener, kann wohl Titel und Adelsvorrechte erlangen, aber keine menschliche Macht ist im Stande, ihm den wirklichen Adel zu verleihen, dieses von der Vorsehung gewissen Familien verliehene Vorrecht.

Er glaubt diese große Thatsache über allen Zweifel zu erheben, wenn er nachweist, daß sich in den Anfängen jeder Gesellschaft eine adelige Körperschaft bildet, daß sie überall denselben äußerlichen Charakter, dieselben Unterscheidungszeichen annimmt; daß sie überall dieselben gesellschaftlichen Verrichtungen hat und durch dieselben Vorrechte belohnt wird. Bei seiner Aufzählung der äußerlichen Charaktere des Adels weist er auch nach, daß das Wappenschild eine Thatsache aller Länder und Zeiten sey. Der Verfasser macht bemerklich, daß bei den Griechen die göttliche Abstammung ein Zeichen hohen Adels gewesen, und daß man in den vornehmen Häusern sich mit Stolz daran erinnert habe, daß das Blut der Vorfahren durch eine Beimischung göttlichen Bluts veredelt worden sey. Die meisten Königlichen Familien stammten angeblich von einer Vermischung der Götter mit den Menschen: die Erechthiden in Athen, die Herakliden in Sparta, die Pelopiden in Argos, die Aeasiden in Phthisos. Auch Romulus stammte von den Göttern, und Julius Cäsar glaubte ebenfalls an seine göttliche Abstammung.

„Die Namen", sagt Herr Granier de Cassagnac, „sind auch eine Art Wappen, denn ein Adeliger ist eben so gut an dem Namen wie an dem Wappen zu erkennen." Hier werden wir durch den Verfasser mit seltsamen Entdeckungen überrascht. So ist z. B. das Vorurtheil allgemein verbreitet, das nomen commune bezeichne eine ganze Gatlung, das nomen proprium aber ein einzelnes Individuum. Es sind nun ungefähr zwanzig Jahrhunderte, seitdem Varro diese Ketzerei gepredigt hat. Alle Grammatiker haben sie ihm nachgesprochen, und sie wird den Kindern in der Schule gelehrt. „Aber", ruft Granier de Cassagnac aus, „Varro und allen Philologen zum Trotz ist der vermeintliche Unterschied zwischen den Eigennamen und Gattungsnamen ein grundloses Vorurtheil, ein thatsächlicher Irrthum. Dieser Unterschied ist nicht vorhanden. Die Eigennamen und die Gattungsnamen sind durchaus eines und dasselbe. Ueberhaupt macht man sich selten eine richtige Vorstellung von den Eigennamen. Nehmen wir z. B. Pierre Corneille, den Verfasser des Cid, so glaubt fast Jeder, daß Corneille sein Eigenname sey. Weit gefehlt! Corneille ist nicht der eigentliche und persönliche Name des Verfassers des Cid, da derselbe eben so sehr seinen Bruder, den Verfasser des „Comte d'Essex", bezeichnet, wie er seinen Vater und seine Vorfahren bezeichnet hatte. Der Eigenname Corneille's ist Pierre, da er ihn persönlich und direkt bezeichnet und von den Mitgliedern seiner Familie unterscheidet."

Es folgt nun eine Analyse der Hebräischen, Griechischen, Römischen Namen, um zu beweisen, daß alle Eigennamen ursprünglich Bezeichnungen von Eigenschaften waren, welche den Individuen beigelegt wurden. Was die Französischen Namen betrifft, so theilt er diese in sieben Kategorieen, welche auf drei verschiedene Menschenklassen anzuwenden sind. Die erste ist die der Edelleute, die beiden anderen die der ländlichen Sklaven, der Vorfahren unserer Bauern, und die der gewerblichen Freigelassenen, aus denen unsere Kaufleute und Handwerker hervorgegangen sind. Die Edelleute, welche Provinzen, Städte, Schlösser besaßen, machten den Namen ihres Besitzthums zu ihrem Familiennamen, indem sie das Wörtchen von hinzufügten. Die ländlichen Sklaven entlehnten ihre Namen von der Oertlichkeit, in welcher sie ihren Wohnsitz aufschlugen, wie Dumont, De l'orme (Winkler, Berger, Lindner, Eichler). Die gewerblichen Freigelassenen wählten den Namen ihres Handwerks, wie Maçon, Boucher, Barbier (Schmidt, Schneider, Müller). Die häuslichen Diener, die weder ein Eigenthum, noch ein Handwerk hatten, wählten moralische und physische Eigenschaften; so Lebon, Ledoux, Leroux, Legrand (Groß, Klein, Starke, Lange, Krause). Die letzte Abtheilung begreift diejenigen, welche ihren Taufnamen zu ihrem Familiennamen machten, so Vincent, Laurent, Thomas. (Im Deutschen finden sich solche Vornamen oft mit der Lateinischen Genitiv-Endung, wie Jakobi, Friederici, Alberti.)

Nachdem der Verfasser die charakteristischen Kennzeichen des Adels angegeben, geht er zu der Rolle über, die der Adel im Beginn der Gesellschaften gespielt. Er zeigt, wie „die älteste Tochter der Völker", so nennt er ihn, die Völker durch religiöse Lehre gebildet, die Armeen organisirt, die Arbeit vermöge der Einrichtung der Lehns-Hierarchie vertheilt und die Literatur eröffnet habe.

Eine Thatsache scheint indessen die von Herrn Granier de Cassagnac aufgestellte Theorie sehr zu gefährden. Er geht von der Ansicht aus, daß der Adel auf der Abstammung von freien Vorfahren beruhe, und daß eine Familie, die von Freigelassenen stamme, nicht adelig sey. Dieser Satz ist der Stützpunkt des ganzen Systems. Aber es ist erwiesen, daß der Adel sich nur fortpflanzen kann, indem er seine Reihen unaufhörlich den Geadelten eröffnet, die doch nach Granier de Cassagnac's Ansicht Freigelassene sind. Das rasche Erlöschen der Adelsfamilien ist eine der überraschendsten und beglaubigtsten Thatsachen. Das so mächtige Geschlecht der Eupatriden in Athen giebt nach dem Peloponnesischen Kriege kaum noch ein Lebenszeichen. Das reine Dorische Blut war sechs Jahrhunderte nach Lykurg in Sparta so gut wie ausgestorben. Vor der Französischen Revolution kannten zwei Drittheile des Französischen Adels ihre Abstammung nicht über zwei Jahrhunderte zurückleiten. Die Fran[...] Comté, welche im Mittelalter gegen zweitausend ritterliche Fami[...] zählte, hatte im vorigen Jahrhundert kaum noch zwanzig. [...] manchen Provinzen Hollands ist von den Familien, die ehemals [...] den Registern der Ritterschaft eingeschrieben waren, kaum noch [...] übrig geblieben. Diese Thatsachen sind beglaubigt, um es [...] nicht schwer, einen Schluß daraus zu ziehen. Der Adel, ein S[...] zu großen Thaten, der Lohn edler Handlungen und eine [...] mäßige, vielleicht nothwendige Auszeichnung in der Gesellsch[...] nichts als eine beständige Erhebung in den Adelstand. Der [...] sprüngliche, gewissermaßen autochthonische Adel ist eine Unmög[...] keit, da er nicht durch sich selbst bestehen kann, er ist etwas [...] greifliches, da man nicht weiß, wann er anfängt und wann er [...] hört, und da es nur wenige Familien in Europa giebt, welche [...] Sicherheit behaupten können, daß sie nicht von einem Freigelaß[...] stammen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Gedichte an Napoleon. Victor Hugo hat die [...] Napoleon's bei ihrer Ankunft in Paris mit einer Dichtung [...] Retour de l'Empereur" empfangen, und auch Barthélemy be[...] sie mit einem Gedichte, das die Ueberschrift trägt: Le [...] Kein Wunder, wenn die Französische Muse bei dieser Gelege[...] ihr Feierkleid anzieht; der Moment ist poetischer als irgend [...] den die neuere Zeit den Franzosen dargeboten. Der todte [...] bringt ihnen stolze Erinnerungen an eine kurze Epoche ihrer [Ge-] schichte; möge er ihnen auch eine Erinnerung daran seyn, daß [...] schweres Eisen-Scepter eine von der Anarchie und der Auf[...] aller Bande der Gesellschaft und des Staates hervorgerufene [Noth-] wendigkeit war! Victor Hugo's Dichtung besteht aus me[...] Oden, von denen die erste dem Kaiser den Willkommen zuruft. [...] theilen daraus folgende Strophen mit:

Sire, vous reviendrez dans votre capitale,
Sans tocsin, sans combat, sans lutte et sans fureur,
Traîné par huit chevaux sous l'arche triomphale,
En habit d'empereur!

Par cette même porte, où Dieu vous accompagne,
Sire, vous reviendrez sur un sublime char,
Glorieux, couronné, saint comme Charlemagne
Et grand comme César!

. . . .

Vous serez endormi, figure auguste et fière,
De ce morne sommeil, plein de rêves pésans,
Dont Barberousse, assis sur sa chaise de pierre,
Dort depuis six cents ans.

L'épée au flanc, l'oeil clos, la main encore émue,
Par le dernier baiser de Bertrand eperdu,
Dans un lit où jamais le dormeur ne remue,
Vous serez étendu!

Pareil à ces soldats qui, devant cent murailles,
Avaient suivi vos pas, vainqueurs, toujours debout,
Et qui, touchés un soir par le vent de batailles,
Se couchaient tout à coup.

Leur attitude grave, altière, armée encore,
Ressemblait au sommeil et non point au trépas,
Mais la diane, hélas, cette voix de l'aurore,
Ne les reveillait pas!

Die folgenden Oden erinnern an die Thaten Napoleon's, [...] seinen Aufenthalt und seinen Tod auf St. Helena, und sind [...] Aufforderung an Frankreich, die Asche des Kaisers auf [...] Weise zu ehren. Leider hat sich auch Victor Hugo von den [...] der Pariser Zeitungen hinreißen lassen; auch er erklärt [...] Frankreich, das blühende große Europäische Land, für [...] und auch er ruft den Schatten Napoleon's an, Rache zu [...] den Tag der Vergeltung herbeizuführen. Wahrlich, wir [...] Mission des Dichters, des Sehers seines Volkes, für [...] und nicht geglaubt, daß er sich dazu hergeben könne, die [...] National und des Courrier Français in Verse und Reime zu [...] Für etwas Anderes aber können wir es nicht halten, wenn [...] Hugo am Schlusse seiner Dichtung singt:

. . . .
Que t'importe que l'Angleterre
Fasse parler au bloc de pierre
Dans ce coin fameux de la terre
Où Dieu brisa Napoléon,
Et sans qu'elle même ose y croire,
Fasse attester devant l'histoire
Le mensonge d'une victoire
Par le fantôme d'un lion!*)

Oh' qu'il tremble, au vent qui s'élève
Sur son piédestal incertain,
Ce lion chancelant qui rêve,
Debout dans le champ du destin!
Nous repasserons dans sa plaine!
Laisse-le donc conter sa haine
Et répandre son ombre vaine
Sur tes braves ensevelis!
Quelque jour, — et je l'attends d'aile —
Ton aigle, à nos drapeaux fidèle,
Le souffletera d'un coup d'aile
En s'en allant vers Austerlitz!

*) Der Löwe von Waterloo.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Mittwoch den 23. Dezember 1840.

England.

Ueber Gefängniß-Einrichtungen mit Rücksicht auf die Forderungen der Gesellschaft und die Gesundheit des Verbrechers.

(Nach dem Athenaeum.)

Der umfassendste und verständigste, wir möchten auch hinzusetzen, der am wenigsten kostspielige Schutz, den eine Regierung der Gesellschaft gegen das Verbrechen gewähren kann, sind unstreitig Verhütungs-Maßregeln; und diese würden am zweckmäßigsten darin bestehen, daß man die volkreichsten Distrikte in kleinere Gemeinden, wo bessere Aufsicht möglich, vertheilte, diese Gemeinden unter die Obhut geeigneter Sitten-Aufseher stellte, die öffentlichen Häuser kontrollirte, die Schlupfwinkel der Lustdirnen und der Diebe zerstörte, mehr Gotteshäuser und Schulen errichtete — kurz, alle vernünftige Besserungs-Methoden anwendete, welche die Lage der Distrikte erheischt. Die Nothwendigkeit solcher Maßregeln in England ist höchst einleuchtend, und wir wünschten sehnlichst, einen Versuch dieser Art gemacht zu sehen. Ein Verein, der irgend ein kleines Revier in diesem Geiste reformirte, würde augenscheinlich darthun, wie ersprießlich es wäre, diese patriotische Polizei in jedem anderen Distrikte zu begründen. Dies sey jedoch nur im Vorbeigehen gesagt, da wir es hier nicht mit Präventiv-Maßregeln zu thun haben, sondern die Frage in Betreff der Strafen erörtern wollen; denn mag man noch so redlich bemüht seyn, die Verbrechen im Keime zu ersticken, so wird es doch nie so ganz an Verbrechern fehlen, daß eine Untersuchung dieser Art eitel und ohne Interesse wäre.

Was für Strafen soll man nun Verbrechern zuerkennen? Hier drängen sich uns gleich eine Menge Betrachtungen auf: die Art, wie mit unverbesserlichen Menschen zu verfahren sey — die Gefahren moralischer Ansteckung — die Schwierigkeit, für Beschäftigung des Verbrechers zu sorgen — die Kosten, die er dem Staate macht — das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen — und eine Menge anderer nicht leicht zu lösender Probleme sind von der Betrachtung des Gegenstandes unzertrennlich. Wir unternehmen es nicht, alle diese Punkte gründlich zu erforschen; unsere Untersuchung ist nur einigen der vornehmsten gewidmet.

Die wohlfeilste aller Strafen und zugleich die sicherste Art, den Verbrecher für immer los zu werden, ist allerdings die Todesstrafe. Sie erspart nicht nur alle mit seiner Unterhaltung und Bewachung verbundene Kosten, sie gewährt auch den Vortheil, das Publikum vor künftigen Beeinträchtigungen von seiner Seite zu bewahren. Aber zu lange hat Drako's Geist in der Britischen Gesetzgebung gewaltet, und Manche fragen sich heutzutage, ob der Mensch überhaupt seinem Mitmenschen das Leben nehmen dürfe, selbst wenn er eines Mordes schuldig ist. Sehen wir von diesem Punkte ab und nehmen wir vorläufig an, daß Mörder immer den Tod verwirkt haben, so setzt uns die Frage, was mit den anderen so verschiedenartigen Verbrechern anzufangen sey, noch genug in Verlegenheit. Der Schandpfahl ist abgeschafft; das Peitschen wird als eine unmenschliche Strafe betrachtet; die Deportation hat eine Menge Uebel in ihrem Geleite und ist insbesondere auch von dem verderblichsten Einflusse auf den sittlichen Zustand und die Zukunft unserer Kolonieen. So bliebe denn gefängliche Haft, mit oder ohne harte Arbeit, fast das Einzige, was künftige Verbrecher noch zu gewärtigen hätten: die Geldbußen allein wären auszunehmen; aber diese sind immer mit der Alternative der Einkerkerung verbunden und verwandeln sich, aus bekannten Gründen, sehr oft in die letztere.

Wenn nun auf alle gesetzwidrige Handlungen Gefängnißstrafe steht, so muß diese Strafe, je nach der Natur dieser Handlungen und je nach der Beeinträchtigung, welche die Gesellschaft durch sie erleidet, sehr verschieden seyn. Auf den ersten Blick scheint nichts einfacher, als die Festhaltung des rechten Verhältnisses zwischen Verbrechen und Strafen. Denn angenommen, die Entbehrungen und die Zucht wären in allen unseren Gefängnissen gleichförmig (was keinesweges der Fall ist), so hätte der Richter wohl nur dafür zu sorgen, daß jeder Verbrecher eine kürzere oder längere Haft bekäme, von wenigen Stunden bis auf Lebenszeit.

In Ansehung derjenigen Verbrechen, die nur eine kurze Einsperrung — höchstens von wenigen Monaten — verwirkten, wären die Schwierigkeiten weniger furchtbar, da innerhalb solcher Gränzen nicht zu besorgen steht, daß die Gesundheit des Sträflings unheilbar untergraben werde, gesetzt auch, er müßte die gröbste und unschmackhafteste Nahrung zu sich nehmen und in vollkommenster Einsamkeit leben; denn eine solche Disziplin scheint nothwendig, damit die gefängliche Haft ihren Zweck wirklich erfülle. Nichts ist ungereimter und zweckwidriger, als Gefängnisse zu errichten, die von Verbrechen abschrecken sollen, und dabei in solchem Grade für den Comfort des Gefangenen zu sorgen, daß seine Lage am Ende besser ist, als die des rechtschaffenen Handarbeiters — ein Mißgriff, der viel häufiger begangen wird, als man glaubt.

Kurze Gefängnißstrafen haben jedoch Einen großen Nachtheil: der Verbrecher wird nur selten hinlänglich gebessert; und wenn das Ende seiner Strafzeit herannaht, so denkt er mehr daran, sein lasterhaftes Gewerbe wieder zu ergreifen, als auf die Lehren zu achten, die ihn davon zurückbringen sollen. Die Zucht sollte um so strenger seyn, je mehr die Kürze der Haft einer Besserung des Sträflings im Wege steht: denn wo keine Besserung zu erwarten ist, da wird es um so nothwendiger, von dem Verbrechen abzuschrecken; und die Zucht darf nur insofern gemildert werden, als einige Aussicht auf Besserung sich zeigt. Nähret man gleichwohl die Hoffnung, daß kurze Einsperrung zu dem letzteren Zwecke führen werde, so muß man den Gefangenen isoliren und ihm Alles entziehen, was ihn, statt demüthig und zerknirscht, hochfahrend, trotzig und verstockt machen kann. Es wäre eine sehr gute Einrichtung, wenn die Verbrecher, im Falle schlechten Betragens, eine Verlängerung ihrer Strafzeit zu gewärtigen hätten, wenn der erste Straf-Termin nur insofern Gültigkeit behielte, als der Sträfling sich ordentlich und folgsam bewiese.

Diese Bemerkungen werden uns zu der weit schwierigeren Frage hinsichtlich langer Einkerkerung den Weg bahnen. Diejenige Strenge, welche bei kurzer gefänglicher Haft stattfinden muß, ist hier zum größten Theil nicht anwendbar; und doch sind die Vergehen, welche eine lange Einkerkerung verwirken, von weit bedenklicherem Charakter. Viele derselben waren sonst mit Todesstrafe belegt, und fast alle betrachtet man als der härtesten Gefängniß-Strafe würdig. Der einfache Grund, warum das rechte Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe aufgehoben wird, wenn man dieselbe Strenge eine lange Periode hindurch fortsetzt, ist darin zu suchen, daß eine so lange fortgesetzte Strenge mit dem körperlichen und geistigen Wohlseyn des Sträflings unverträglich ist. Man darf mit Recht fragen: bezweckt das Gesetz unter dem Namen langer Einkerkerung nur schlechthin eine Entziehung der persönlichen Freiheit, oder will es auch, daß der Gefangene an Skropheln und anderen Uebeln leide, in Abzehrung oder Wahnsinn verfalle und zu Grunde gehe? Gehört dies mit zu seinem Zwecke, so sollte das Gesetz sich deutlich aussprechen und diese Möglichkeiten als einen Theil der Strafe darstellen. Das Gesetz will aber in der That zwei Dinge — angemessene Strafe und ungestörte Gesundheit des Sträflings. Ersteres ergiebt sich aus der Natur der Verbrechen, die man mit langem Gefängniß bestraft; das Letztere liegt eben so klar am Tage; denn man trifft allerlei Anstalten und Vorkehrungen, welche die Gesundheit der Gefangenen betreffen. Ist aber Beides vereinbar? Diesen Punkt wollen wir jetzt näher beleuchten.

Zu dem Millbank Penitentiary, der einzigen Strafanstalt Großbritaniens, die bis jetzt in etwas größerem Maßstabe für solche Verbrecher bestimmt ist, deren Strafzeit eine längere ist, scheinen die Todesfälle im Durchschnitt nicht sehr häufig zu seyn; aber viel häufiger sind die Fälle der Begnadigung aus medizinischen Gründen; und so darf man annehmen, daß die Patienten gestorben seyn würden, wenn sie im Gefängniß geblieben wären; ja, wer steht uns dafür, ob nicht mehrere dieser Begnadigten bald nach der Entlassung ihrem Leiden erlegen sind? Man stellt bisweilen zwischen dem Penitentiary und anderen Gefängnissen Vergleichungen an, die zum Nachtheil des ersteren ausfallen, und übersieht dabei die Länge der Haft, welche doch ein höchst wichtiger Punkt ist. Die Unbilligkeit dieser Vergleichung erhellt aus einer Urkunde, die kürzlich dem Parlamente vorgelegt worden. Dieser Urkunde zufolge, zählte das Penitentiary in einem Jahre 467 Verbrecher, deren Strafzeit drei oder mehr Jahre betrug, während in allen übrigen Gefängnissen von England und Wales nur 76 Gefangene saßen, deren respektive Strafzeit von ähnlicher Dauer war. Auch verdient Beachtung, daß Sträflinge, deren Gesundheit um die Zeit ihrer Aufnahme rüstig gewesen, gewöhnlich im zweiten oder dritten Jahre ihrer Einsperrung in dieser Anstalt ernstlich leidend werden. Entließe man die Gefangenen hier eben so bald, wie anderwärts, so würden sie bei vollkommener Gesundheit abziehen. Auch in Amerika, wo man der Verfassung der

Gefängnisse viele Aufmerksamkeit schenkt, hat man da, wo die Kerkerstrafe lange dauert, einen sehr großen jährlichen Belauf von Krankheits- und Todesfällen ermittelt. Wir würden aber sehr irren, wenn wir annähmen, Folgen dieser Art seyen eine Frucht der Vernachlässigung, übertriebener Strenge oder schlechter Beköstigung. Nichts weniger als dies: der männliche Verbrecher in dem Millbank Penitenciary erhält wöchentlich 21 Unzen Fleisch (nachdem es gekocht worden und ohne die Knochen), 11 Pfund gutes Brod, 4 Pfund Kartoffeln, 24 Unzen gekochten Reis, 2 Unzen Käse, 12 Pinten Hafergrütze, 2 Pinten Fleischbrühe und 1½ Pinten vortreffliche Suppe. Der einzige Grund, warum man den Sträflingen auf öffentliche Kosten Besseres zuwendet, als der rechtschaffene Tagelöhner sich verdienen kann, ist die Erhaltung ihres körperlichen Wohlseyns in den Kerkermauern. In Amerika ist die Kost des Verbrechers noch reichlicher; und zu diesen Vortheilen rechne man in beiden Ländern die bequemlichen Einrichtungen in Betreff der Kleidung, des Obdachs und der Nachtruhe, die beste Pflege im kranken Zustand und ärztliche Hülfe, so oft sie nöthig ist.

Die Nothwendigkeit, den Verbrechern solche Comfort-Mittel zu gewähren, und verschiedene andere Erleichterungen ihrer Lage beweisen, wie schwierig es ist, körperliches Wohlseyn mit langer Haft zu vereinbaren, und wie außerordentlich gefährlich, eine lange Haft so streng zu machen, als das Gesetz sie verlangen könnte. Die empfindlichste Entbehrung, die man den Verbrechern auferlegt, ist absolute Einsamkeit; diese soll aber weniger eine Strafe seyn, als verhüten, daß sie einander gegenseitig anstecken und im Laster bestärken. Die Vertheidiger des Systems der Isolirung wollen diese Entbehrung durch Unterricht, den der Sträfling von Geistlichen und Schulmeistern empfängt, wieder gutmachen. Aber bei Allem, was für geistige und leibliche Wohlfahrt des Sträflings gethan wird, scheint es doch widernatürlich, zu erwarten, daß eine lange Einkerkerung in einsamen Zellen seiner Gesundheit nicht schaden sollte. Jahrelange Haft würde selbst in einem Prachtzimmer die Gesundheit und Lebenslust untergraben. Zwar hat man Beispiele vom Gegentheil; aber es fragt sich ja nicht, was ein Individuum von besonderer Constitution aushalten könne, sondern welches die allgemeine Wirkung einer solchen Lebensweise seyn müsse. Wie nachtheilig wirkt eine beständige Abgeschiedenheit auf die Nerven! Wie sehr lähmt es die Muskeln, wenn ihnen der wohlthätige Magnet regelmäßiger Thätigkeit fehlt! Ein bloßes ein- oder zweistündiges Herumschlendern in einem dumpfigen von hohen Mauern umgebenen Hofraum, wenn es auch Tag für Tag sich wiederholt, kann solche Entbehrung nur kümmerlich ersetzen. Was drückt den Geist tiefer herab, als die öde Monotonie des Daseyns? Der Geist aber wirkt mächtig auf den Körper, und offenbart sich sein Leiden nicht in Stumpfsinn oder Wahnsinn, so wird es bald in der zerrütteten Gesundheit des Körpers sich kundgeben.

Der scharfsinnige Arzt Combe sagt in seinem rühmlichst bekannten Werke *) irgendwo und zwar ohne Beziehung auf das Leben in Gefängnissen: „In den meisten Zuständen, denen der Mensch im geselligen Leben unterworfen ist, wird seine Constitution durch fortgesetzte oder wiederholte Einwirkung minder starker Ursachen, die allmälig, und nur dem geübten Auge des Beobachters merklich, ihn umwandeln, untergraben; daher die große Mehrheit menschlicher Krankheiten langsam wächst und nur eine langsame Kur zuläßt. So z. B. hört man oft sagen, dieser oder jener Mensch sey plötzlich und ohne alle Veranlassung von Wahnsinn befallen worden; aber eine genaue Untersuchung lehrt, daß die Ursachen schon viele Monate vorher thätig gewesen sind; nur waren sie nicht so gewaltsamer Art, daß sie den Verstand mit Einem Male zerrütten konnten. Eben dies gilt von allen jenen schleichend und gleichsam hinterlistig wirkenden Uebeln, die so oft jede ärztliche Anstrengung zu Schanden machen." — Wo er von den nachtheiligen Folgen der Unthätigkeit des Muskelnsystems spricht, heißt es unter Anderem: „Das eben aufgestellte Prinzip erklärt sehr leicht die Abspannung, Schwäche und Benachtheiligung der Gesundheit, welche eine gezwungene Hemmung oder beschränkte Mannigfaltigkeit der Bewegung nothwendig zur Folge hat." — Weiterhin sagt er mit Beziehung auf weibliche Erziehungs-Institute: „Bei dem regelmäßig wiederkehrenden Spaziergang bleibt der Körper fast eben so reglos wie zuvor, und nur die Beine kommen in Thätigkeit. Die natürlichen Folgen dieser Lebensweise sind Schwäche, Verkrümmung des Rückgrats, gestörte Verdauung, und, da sämmtliche Lebens-Functionen träger vor sich gehen, allgemeine Kränklichkeit des Körpers." — Hierauf zeigt er, daß Mangel an Uebung der Muskeln eine mächtige Veranlassung zu Skropheln ist, und daß Tausende durch eine monotone sitzende Lebensweise sehr kränklich und elend werden. An einer anderen Stelle, wo der Verfasser auf die Vortheile zurückkommt, die geistige und körperliche Thätigkeit im Bunde gewähren, empfiehlt er solche Uebungen, die, während sie den Körper stark und gewandt machen, das Gemüth erheitern, gymnastische Spiele in befreundeter Gesellschaft, oder gewisse Handarbeiten, die Kraft und Geschick zugleich erfordern. Solche Motion, bemerkt er, hat unberechenbare Vorzüge, vor den feierlichen Spaziergängern, die man so oft wahrer Leibesübung substituirt. Jedermann weiß, wie langweilig und unangenehm ein Herumschlendern ohne bestimmten Zweck ist; da sind die Muskeln genöthigt, ohne den vollen Antrieb zu wirken, der zu gesunder und energischer Thätigkeit nothwendig; verfolgt man aber dabei einen Zweck, so ist der Nerven-Impuls voll und harmonisch.

Erwägen wir nun, daß Skropheln, Magenkrankheiten, allgemeine Körperschwäche, Wahnsinn, Auszehrung die mit langer gefänglicher Haft — wo beständiges Schweigen zur Pflicht gemacht wird und die ganze Motion ein elender Spaziergang im Kerkerhofe ist — vorherrschend verbundenen, wenn auch langsam und unmerklich reifenden Uebel und Leiden sind: so halten wir es nach der Lektüre des erwähnten Werkes beinahe für unmöglich, daß ein solcher Gefangener gesund bleiben konne.

Es giebt gewisse ihrer Natur nach schädliche Gewerbe, die also das Leben sehr verkürzen konnen. Die künstlichen Bedürfnisse der civilisirten Gesellschaft haben diese Gewerbe nöthig gemacht, und es finden sich Leute genug, die sie um hohen Lohn übernehmen. Nun könnten wir mit Recht sagen: wenn irgend ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft den Uebeln und Gefahren solcher ungesunden Beschäftigungen ausgesetzt seyn soll, wer ist dann besser dazu geeignet, als der zur Strafe verurtheilte Verbrecher? Man würde den freiwilligen Arbeitern kein wahres Unrecht, sondern eine positive Wohlthat erweisen, wenn man sie dieser gefährlichen Beschäftigungen überhöbe; und nichts würde einen so fürchterlichen Eindruck machen, wie der Gedanke, im freudenlosen Kerker noch eine ungesunde, das Leben verkürzende Arbeit verrichten zu müssen. So weit ist's gut; aber der Plan gelänge doch nicht. Man bringe ein solches Prinzip zur Ausführung, und das Gefängniß wird zu einem Hospitale werden. Warum sind nun nicht auch die Fabriken, in denen man jene ungesunden Arbeiten verrichtet, eben so viele Hospitäler? Aus dem einfachen Grunde, weil der freie Arbeiter sich freiwillig plagt, weil er die Aussicht auf guten Lohn und, wenn sein Tagewerk vorüber ist, auf angenehme gesellige Zerstreuung hat. Diese Vortheile vermögen so viel, daß ein Tagelöhner dieselbe gefährliche Beschäftigung alle Tage wiederholen kann, wenn sie auch, ihm selber unbewußt, an seinen Lebenskräften zehrte. Aber der Sträfling, ein gezwungener Arbeiter, den keine Aussicht auf Lohn oder angenehme Erholung spornt, muß solche Beschäftigungen verabscheuen und wird also von Anbeginn schon krank und elend werden.

Einige der schädlichen Einflüsse, die ein Gefängniß auf die Gesundheit hat, würden vielleicht abgewendet, wenn man den Verbrechern das Ballschlagen und andere gesunde Zeitvertreibe gestattete, wenn es ihnen frei stände, sich Geld zu verdienen und es wieder auszugeben oder zu ersparen, und wenn endlich der erheiternde Einfluß der Geselligkeit unter ihnen geduldet würde. Was bliebe aber dann von der Strafe noch übrig? Nicht zu diesem Zweck hat das Gesetz sie verurtheilt; es will keine Prämie auf Verbrechen setzen. Schon jetzt wird dem Verbrecher in mancher Hinsicht zu Vieles bewilligt, was seine Lage erleichtern kann. So empört es unseren Sinn für Gerechtigkeit, wenn wir sehen, daß der gebrandmarkte Verbrecher viel bessere Kost und Pflege hat, als der arbeitende Arme, und daß für alle seine Bedürfnisse gesorgt ist. Wenn er sein Quantum Speise nur im Geringsten verkürzt glaubt, so kann er es vor seinen Augen wiegen lassen — wenn sein kleiner Finger ihm wehe thut und er schickt nach dem Wundarzt, so erscheint dieser im Augenblick — wenn seine Kleider abgetragen sind, werden sie ausgebessert oder erneuert — ein Geistlicher besucht ihn, ein Schulmeister unterrichtet ihn, er lernt irgend ein Gewerbe, bekommt Lesebücher, wenn er sie wünscht: Alles unentgeltlich. Nur für seine Arbeit erhält er keinen Lohn; er weiß aber auch, daß sie vergleichsweise geringen Werth hat. Nicht selten hört man Strafgefangene sagen, daß sie den Comfort, den sie in ihren Kerkerzellen hatten, schmerzlich vermissen. Ohne Zweifel wird der Abscheu, den die niederen Klassen vor der Gefängnißstrafe haben, durch die Mittheilungen, die der Verbrecher von Zeit zu Zeit seinen Freunden macht, sehr vermindert; und wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn mancher kaum entlassene Sträfling rückfällig wird und das Gefängniß immer frischen Zuwachs erhält.

Ein anderer ernstlicher Einwurf gegen lange Kerkerstrafe gründet sich auf die Mühe, die es dem entlassenen Verbrecher macht, sein Brod zu verdienen. Er ist durch die im Kerker geführte Lebensweise zu sehr verwöhnt, als daß er mit der niedrigsten Stufe der Existenz wieder anfangen möchte, und es giebt kaum eine Stellung in der Gesellschaft, für die er qualifizirt wäre.

Ein drittes gar nicht so gering zu achtendes Uebel, das mit dem Systeme der Einsperrung verknüpft ist, sind die bedeutenden Lasten, die es dem Lande auferlegt. Hat das Britische Publikum wohl eine Ahnung davon, wie sehr diese Lasten sich vergrößern müssen, wenn man für die zahlreichen bisher mit Hinrichtung oder Deportation bestraften Vergehen jetzt eine lange und kostbare gefängliche Haft erkennt? Betrachten wir einen Augenblick das Prinzip, welches dabei zum Grunde liegen kann, wenn man der Gesellschaft solche Ausgaben zumuthet.

Wenn ein Mensch uns bestiehlt, so scheint es uns hart genug, neben dem Verluste unseres Eigenthums noch die Kosten der Verfolgung des Diebes tragen zu müssen; ein ungeheurer Grund zur Beschwerde wäre es aber, wenn wir im Fall eines guten Erfolges uns gezwungen sähen, den gefangenen Dieb fünf Jahre lang zu ernähren und mit allem Nöthigen zu versorgen. Man könnte uns bemerken, daß wir im Weigerungsfalle neuen Beraubungen ausgesetzt wären, und zwar sowohl von Seiten des bewußten Diebes, als aller übrigen, die seine Ungestraftheit keck machen würde. Dieser Balsam könnte aber die Wunde nicht heilen; es bliebe nach wie vor ein empörend kostspieliges Präservativ. Aber im Augenblick unserer peinlichsten Verlegenheit tritt die Gesellschaft dazwischen. Sie sagt: Diese Beleidigung ist nicht Dir allein angethan, sondern uns Allen; und zu unserem eigenen Schutze gegen den Dieb und seine etwanigen Nachahmer wollen wir die Kosten bestreiten, die, wenn man sie einem einzelnen Individuum zumuthete, eine eben so abgeschmackte, als grausame Last wären: wir fordern Dich nur auf, Deinen Beitrag zu entrichten.

(Schluß folgt).

*) Es ist betitelt: „Die Grundsätze der Physiologie, auf die Erhaltung der Gesundheit angewendet" (The Principles of Physiology applied to the Preservation of Health).

Dänemark.

Der Streit über die Echtheit der Tell-Sage.

(Schluß.)

Die neueren kritischen Bearbeiter der Helvetischen Geschichte weichen sowohl von Johannes Müller als von Tschudi und den übrigen älteren Schriftstellern vorzüglich darin ab, daß sie die späteren Chronikenschreiber mit Urkunden, Dokumenten und Aktenstücken vergleichen, welche den Begebenheiten gleichzeitig waren, wogegen sich jene Schriftsteller die alten Quellen nach den viel späteren und im hohen Grade unzuverlässigen Chronikenschreibern ausgelegt haben. Hier müssen wir dies auf sich beruhen lassen und nur kürzlich noch auf die vornehmsten Resultate der neueren Untersuchungen aufmerksam machen, insoweit sie im Vorbeigehen auch auf unsern Stoff Licht geworfen haben. Im Jahre 1819 gab Stierlin und Wyß des alten Konrad Justinger's († 1426) „Berner-Chronik" heraus. Als Freudenberger bemerkt hatte, daß es im höchsten Grade sonderbar wäre, wenn alle die gleichzeitigen Oesterreichischen Quellen, welche den Aufstand schildern, aus einstimmiger Versäumniß Tell's berühmte That übergangen haben sollten, so hatte man hiergegen eingewendet, ihr Verschweigen müsse daraus erklärt werden, daß sie als Feinde des Helvetischen Bundes nicht zur Verherrlichung der Schweizer beitragen wollten; jetzt aber fand man auch bei dem patriotischen gewissenhaften Justinger nicht das Allermindeste über den Schuß, und dieselbe Entdeckung wiederholte sich, als die Ausgabe von Valerius Anshelm's († 1450) „Berner-Chronik", die auf alte Quellen gebaut war, im Jahre 1825 begann. Man fuhr inzwischen noch stets fort, auf die letzte Zuflucht, den Luzernischen Chronikenschreiber Melchior Russ, zu verweisen, indem man ganz zu übersehen schien, daß dieser Deus ex machina jedenfalls kein Gewicht gegen des älteren Justinger's bedeutungsvolles Verschweigen haben könnte. Aber als jetzt Joseph Schneller im Jahre 1834 Melchior Russ herausgab, zeigte es sich, daß dieser Chronikenschreiber, dessen Erscheinen man mit so viel Triumph verkündet hatte, weit davon entfernt, den Glauben an die Wahrheit der Erzählung zu bestärken, ihn vielmehr von Grund aus erschüttern mußte. Denn theils weicht Melchior Russ' Darstellung durchaus von Petermann Etterlin ab, indem die Sage bei dem Erstgenannten bei weitem schöner Tell den Geßler unmittelbar nach dem Sprunge auf den Felsen, während der Tyrann noch im Boote umhertummelt, erschießen läßt, und theils verräth Russ deutlich, daß man erst zu seiner Zeit angefangen hat, die Sage vom Pfeilschuß an die Geschichte der Entstehung vom Helvetischen Bunde zu knüpfen.[17]) Jetzt wandte sich die Mehrzahl schon mit einem starken Grad von Mißtrauen von der Erzählung ab, und zuletzt schwanden auch die letzten Wolken des Zweifels vor dem Licht, das auch über diesen Gegenstand von Kopp's „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" ausging. Dieses Werk, welches hundertundsechzig wichtige Urkunden in extenso und Auszüge von zweiundachtzig anderen mittheilt, und welches bestimmt ist, den Grund zu einer angekündigten Darstellung von dem Ursprung und der Entwickelung des Eidsverbandes zu legen, hat die Revolution in der alten Helvetischen Geschichte vollendet, welche die neueren Kantonalgeschichten begonnen hatten, und hat auf eine unwiderlegbare, aber, wie es scheint, etwas zu strenge Weise dargethan, wie die älteren Schriftsteller, sogar Tschudi und Müller, die Ansichten einer späteren Zeit in ihre Darstellung von der alten Geschichte des Schweizerbundes übergeführt haben. Was die Erzählung von Tell betrifft, so ist es von geringerer Wichtigkeit, daß Kopp darauf aufmerksam gemacht hat, was schon Schneller bemerkte, daß Melchior Russ' und Petermann Etterlin's Zeitgenosse Diebold Schilling, dessen Manuskript sich in der Luzerner Stadtbibliothek befindet, ganz von den beiden vorher genannten Chronikenschreibern abweichen, wie sie den Pfeilschuß erzählen, dagegen hat Kopp mit Recht es als entscheidend wichtig herausgehoben, daß der Mönch Johannes Winterthur, der, in jener Zeit lebend, die sogenannte „Blutrache" und die Schlacht bei Morgarten (1315) beschrieb und gleich seinem Vater in naher, keinesweges feindseliger Berührung mit den ältesten Eidesverbundenen stand, vollkommen ohne alle Kenntniß der Sage ist[18]). Hierzu kommt, was Professor Kopp darthut, daß man, um Tell's Geschichte zu heben, sich erlaubt hat, die Chronikenschreiber förmlich zu verfälschen, und daß endlich niemals ein Geßler über die Burg Küßnacht geherrscht hat, sondern diese in der Familie Küßnacht geblieben ist, bis letztere ausstarb, worauf sie an Walther von Tottikon und mit dessen Tochter Johanna an ihren Mann Heinrich von Hunwile überging, von dem endlich im Jahre 1402 die Burg an den Kanton Schwyz kam[19]).

Obgleich das Vorhergehende hinlänglich gewesen seyn wird, zu zeigen, daß die Erzählung von Wilhelm Tell's berühmtem Pfeilschuß gänzlich unhistorisch ist, und ich mich dieserhalb nicht länger bei der Sage aufzuhalten nöthig hätte, so glaube ich doch mit wenigen Worten eine Ansicht besprechen zu müssen, die von Jakob Grimm[20]), von Heeren[21]), von Carové[22]), von Hisely[23]) und von dem jüngeren Ideler[24]) aufgestellt worden ist. Diese Schriftsteller sind nämlich, wenn auch auf ganz verschiedenen Wegen, zu dem Resultat gekommen, daß die Geschichte mit dem Pfeilschuß in Bezug auf Tell als eine unglaubwürdige Sage zu verwerfen sey, daß aber doch der Held selbst auf einen ausgezeichneten Platz unter den Schöpfern der Helvetischen Freiheit gestellt werden dürfte. Ohne selbst die historische Existenz Tell's in keiner Weise weder leugnen, noch zugestehen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die Gründe, die man in dieser Hinsicht angeführt hat, sehr schwache sind. Wenn z. B. bereits Balthasar sich auf die Kapelle bei Flüelen, die auf dem Felsen steht, der noch „Tellenplatte" oder „Tellensprung" genannt wird, wo Tell aus dem Boote entkommen seyn soll, auf die Kapelle Burgeln, an der Stelle, wo sein Haus gestanden haben soll, und auf die Kapelle bei Küßnacht, als den Ort, wo Geßler von Tell gefallen seyn soll, beruft, so muß zuerst gegen alle aus diesen Kapellen hergeleitete Schlüsse bemerkt werden, daß dieselben erst am Ende des sechzehnten und in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gebaut worden sind[25]); und was insonderheit die Kapelle bei Küßnacht betrifft, so wird, wie Joseph Schneller mit Recht anführt,[26]) alles Vertrauen zu derselben dadurch vernichtet, daß die älteste oben erwähnte Nachricht von der Sage bei Russ Geßler im Boote vor der Tellenplatte fallen läßt. Dies gäbe also einen ferneren Beweis, daß wir nicht große Vorsicht genug anwenden können, aus den stummen Monumenten Schlüsse über die älteren Helvetischen Begebenheiten zu ziehen. Der steinerne Brunnen in Altdorf, der noch „der Tellenbrunnen" genannt wird, an welchem Tell und sein Sohn in Stein abgebildet stehen, ist ebenfalls erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts angelegt[27]) und beweist daher etwa eben so viel, als die früher mitten in Altdorf stehende Linde, „die Tellen Linde", an welche der Sohn gebunden gewesen seyn soll; denn die Entfernung von dem Fleck, von wo angegebenermaßen der Schuß geschehen seyn soll, ist so ungeheuer groß, daß darin Alle einig geworden sind, die Tradition hier wenigstens verwerfen zu müssen. Dies ist aber auch erforderlichenfalls durch das unabweisliche Faktum hinlänglich zu widerlegen, daß Altdorf in jüngeren Zeiten durch Lawinen, die von den ringsumliegenden Bergen herabstürzten, begraben und der neue Flecken darauf an einer von der älteren verschiedenen Stelle aufgeführt worden ist. Die Armbrust auf dem Zeughause in Zürich, welche als einst Tell angehörig ausgegeben wird, dürfte eher beitragen, die Zweifel zu vermehren,[28]) und wenn man gesagt hat, daß Tell's Geschlecht lange blühte, daß die männliche Linie seiner Familie erst mit Tell von Attinghausen im Jahre 1684 und die weibliche mit Verena im Jahre 1720 ausgestorben sey, so sind auch diese Angaben von allem Beweis entblößt.[29]) Dagegen möchte man, trotz dem immer merkwürdigen Umstand, daß die älteren Quellen ohne Ausnahme nicht das Mindeste von Wilhelm Tell enthalten, doch nothwendig annehmen, er müsse zu der Zeit gelebt haben, als die Schweizer ihren berühmten Aufstand machten, wenn man auf eine oft angeführte Urkunde Vertrauen setzen darf, die als im Jahre 1387 verfaßt ausgegeben wird, und in der u. a. diese merkwürdigen Worte vorkommen: „Auch haben wir uns vorgenommen, eine Predigt bei Burgeln an der Stelle zu halten, wo unser geliebter Landsmann Wilhelm Tell, der uns zuerst die Freiheit wiederbrachte, sein Haus stehen hatte.[30])" Aber in der neuesten Zeit hat Joseph Schneller aus sehr scharfsinni-

17) Da der alte Justinger (Berner-Chronik S. 61) also erzählt: „Die Amptlüte hielten sich gar frevenlich mit frommer Luten Wiben und Döchtern und wollten ihren Muthwillen an ihnen mit Gewalt triben; daß aber die erbern Luten nit wollten vertragen und satzten sich wieder die Amptlüte"; so ist es mir auch auffallend, und dies nicht wenig, gewesen, mit diesen Worten die Einleitung zu Tell's Geschichte bei Russ zusammenzuhalten, wo es heißt: „Die Vögte und Amptlüte hielten sich gar freffentlich mit frommer luten wiben und döchtern und wolten ihren mutwillen mit gewalt triben, als auch Wilhelm Tell beschach u. s. w." Eidgenössische Chronik I, 65.

18) S. Joannis Vitodurani Chronicon. Thesaur. Hist. Helv. p. 17.

19) Kopp, Urkunde zur Gesch. der Eidgenössischen Bünde. Luzern, 1835. S. 44. 63. Man vergl. auch des Oesterreichischen Herzog Leopold's Schenkungsbrief vom 3. Oktober 1314 an „dem Erbern Ritter Eppen von Kuttenach" S. 125. Kopp hat später in Bezug auf die Freiheit des Kanton Uri einen Gegner in Dr. A. Heusler gefunden, s. „die Anfänge der Freiheit von Uri". Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften. I, B. Frauenfeld 1837. p. 181 u. f.)

20) Andeutungen über Mythos, Epos, Geschichte in Fr. Schlegel's Deutsches Museum III, 58—75. Grimm führt die Sage als ein Beispiel an, wie das mythische oder göttliche Element sich im volksthümlichen Epos mit der faktischen Wahrheit mischt, denn er leugnet nicht, daß ein kühner Mann gelebt haben mochte, der den Vogt getödtet und das Land befreit hatte, die ganze Erzählung vom Pfeilschuß aber nimmt er für eine Mythe, die von dem gerührten Volk später auf den übertragen wurde, der nun seiner Liebe am nächsten stand.

21) Götting. gelehrten Anzeigen. 1826 I, 934.

22) Zur Kunst und Kulturgeschichte S. 156.

23) Guillaume Tell et la revolution de 1307. Delft 1826., p. 17. Hisely, der ein Schweizer von Geburt, hatte schon früher während seines Aufenthalts in Holland herausgegeben: De Guilielmo Tell dissertatio inauguralis. Groningae 1824. 8.

24) Die Sage von dem Schuß des Tell. Berlin 1836, S. 71. Dr. Julius Ludwig Ideler, Privatdocent an der Universität zu Berlin und rühmlich bekannt durch mehrere vortreffliche Arbeiten, ist der Letzte, der in einer eigenen kleinen Schrift unseren Stoff berühret hat; aber so wie dieser Schriftsteller, der die Sage auch nicht weiter bringt, als seine Vorgänger, weder im Stande war, sich den literarischen Apparat zu verschaffen, der zur Kenntniß der Sage im Norden nothwendig ist, und auch nicht mit den neueren Bereicherungen der Helvetisch-historischen Literatur bekannt war, so verwirrt seine Abhandlung, anstatt aufzuhellen, durch mehrere unnöthige Digressionen. Er erklärt übrigens das Auftreten der Sage in Helvetien gar nicht, denn er nimmt zwar mit Franz Willimann an, sie sey entstanden: ex more loquendi vulgi (man vergl. Hist. Mag. I, 339; „Il-y-a un proverbe très-ancien et tres commun, qu'en voulant parler d'un arbalêtier habile, ils disent qu'il oserait hasarder d'abattre une pomme sur la tête d'un de ses enfans, sans lui faire de mal"); aber das Sprichwort ist ohne Zweifel nach der Sage entstanden.

25) Diese Kapellen könnten eben so wie die Wallfahrten zur Tellenplatte die Meinung bestärken, welche Daumer (Philosophie, Religion und Alterthum I, 21) zu begründen gesucht hat, daß nämlich Tell ursprünglich als ein göttlicher Heros verehrt wurde, daß aber die alte Mythe im Mittelalter von der späteren historischen Person verschlungen ward. Doch wenn auch wahr ist, daß ältere Sagen mehrere Tell's auf eine ziemlich mystische Art erwähnen, und obschon man dem genialen, nur zu sehr phantastisch abschweifenden Schriftsteller eine recht sinnreiche Deduction seiner Behauptung nicht absprechen kann, so fehlt er doch sehr, wenn er glaubt, deren Richtigkeit wirklich bewiesen zu haben.

26) Melchior Russ, Eidgenössische Chronik I, 64.

27) Breyer, Historisches Magazin I. 333.

28) Ideler, die Sage von dem Schuß des Tell S. 73. Es fehlte nur, daß man den durchschossenen Apfel vorzeigte.

29) Melchior Russ, Eidgenössische Chronik I, 68.

30) Die Urkunde findet sich bei Tiefenau: Versuch einer urkundlichen Geschichte des Drei-Waldstädter-Bundes. Zürich 1808. S. 155.

gen und treffenden Gründen die Echtheit der Urkunde in Zweifel gezogen, da sie, wie so viele andere Nachrichten, erdichtet zu seyn scheint, um unter allen Umständen die drohende Existenz des Nationalhelden aufrecht zu halten.[31])

Von hier geht nun der Dänische Schriftsteller auf den eigentlich bedeutendsten und werthvollsten Theil seiner Arbeit über, die Untersuchung, wie die Sage mit einer Kolonie nordischen Volkes in die Schweiz eingewandert seyn möchte. Doch da dieses Thema bis jetzt noch so wenig behandelt worden ist, dürfte es nur dann überzeugend sich darstellen lassen, wenn es in seiner ganzen sehr scharfsinnig kritischen Ausführlichkeit gegeben würde, was der Raum nicht mehr erlaubt. Es genüge deshalb, bloß anzudeuten, daß ihm hier als eine der Hauptquellen der Schweizerische Geschichtsforscher gedient hat, welcher Häusser gar nicht in die Hände gekommen zu seyn scheint; ferner, daß er des bekannten Schwedischen Geijer's Hypothese in seiner Dissertation über denselben Gegenstand umwirft, die Einwanderung sey mit einem Plünderungs-Zuge der Normännischen Könige Godfred und Sigfred im Jahre 881 am Rhein hinauf in Begleitung der Söhne Ragnar Lodbrok's geschehen; und drittens, daß er ihren Weg mit dem von Jordanes beschriebenen Fortziehen der Gothen aus Schweden nach Mösien, und von da ihrer späteren Ueberwindung Italiens durch Odoaker, wobei Illyrien, die Provence und Rhätien (Graubündten) Gothische Provinzen wurden, mit vieler Wahrscheinlichkeit annimmt.

Rußland.

Berichtigung.

In Nr. 52 (vom 29. April 1840) des „Magazins für die Literatur des Auslandes" macht Herr J. G. Kohl in einem Aufsatze „die Treibhäuser und der Obsthandel in St. Petersburg" eine kurze Schilderung des Kaiserlichen botanischen Gartens, welche so viele Unrichtigkeiten enthält, daß Unterzeichneter, der leider dieses Blatt erst jetzt zu Gesicht bekommen hat, sich bewogen findet, einiges darin Berührte zu berichtigen.

Der Name der Apotheker-Insel kommt daher, daß Peter der Große ein Lokal auf derselben zu einem Magazine der für die Hospitäler des Reiches nöthigen Arzneiwaaren bestimmte, welches noch bis jetzt zu demselben Zwecke dient. Der botanische Garten gehörte mit zu dieser Anstalt; allein nach und nach, wie man fand, daß die in Gärten kultivirten Pflanzen den wildwachsenden an Arzneikräftigkeit bedeutend nachstehen, setzte man weniger Werth auf die Kultur der Arzneigewächse im Großen.

Der Kaiserliche botanische Garten hat nie Geschäfte im Handel mit Baumschul-Erzeugnissen gemacht. Er überläßt den Pflanzen-Verkauf den Handels-Gärtnern, und nur von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein bedeutender Ueberfluß an einer oder der anderen Art von Bäumen in der kleinen Pflanzschule des Gartens vorhanden war, wurden ausnahmsweise und da die Menge zu groß war, um als Tausch-Artikel zu dienen, diese wenigen Arten junger Bäume um niedrige Preise verkauft.

Wenn der Verfasser jenes Aufsatzes sagt, daß in dem Garten fast alle Länder Repräsentanten ihrer Flora finden, wie vielleicht in keinem anderen Garten, so sollte man voraussetzen, daß er der Anstalt einen ausgezeichneten Pflanzenreichthum zugestehe, und man begreift dann nicht recht den Sinn des bald darauf folgenden Satzes: „was den Reichthum der Sammlung betrifft, so kann dieser z. B. mit dem der Wiener Gärten in keiner Hinsicht auch nur einen entfernten Vergleich aushalten."*)

In seiner jetzigen Form besteht der Kaiserliche botanische Garten erst seit der Vollendung der Gewächshäuser im Jahre 1824. Ohne mit Genauigkeit die Zahl der in demselben angebauten Pflanzen-Arten bestimmen zu wollen, können wir dreist behaupten, daß er den reichsten Gärten von Europa wenig nachstehe, und daß, wenn ihm manche in jenen kultivirte Gewächse fehlen, man in demselben auch viele findet, welche man dort vergeblich sucht.

Die Pflanzen sind in den Gewächshäusern, welche eine totale Länge von ungefähr 4000 Engl. Fuß haben, theils nach ihrem Vaterlande, theils nach natürlichen Gruppen vertheilt, und die Bäume und Sträucher, welche im mittleren Europa im Freien ausdauern, so wie krautartige Gewächse, welche theils für unsere Winter zu zart sind, theils in Reserve-Exemplaren aufbewahrt werden, nehmen im Winter einen Theil der kleineren Gewächshäuser ein und werden, wie natürlich, in einer Temperatur von wenigen Graden über dem Gefrierpunkte gehalten. Dies muß Herrn J. G. Kohl die Veranlassung zur Erwähnung eines „Sibirischen Saales" und der Pygmäen-Vegetation der Polargegenden des „Petersburgischen Gewächshauses" gegeben haben, welchen er vergeblich gesucht haben würde, wenn er selbst den Garten besucht hätte, was wir kaum glauben konnten, da folgende Aeußerung des Verfassers jenes Aufsatzes für die Vermuthung, daß er nicht in dem botanischen Garten gewesen sey, zu sprechen scheint:*) „die Gebäude sind unelegant aus größtentheils nur mit Kalk übertünchten Tannenbäumen aufgeführt; auch die Ordnung und Sauberkeit scheinen uns Vieles zu wünschen übrig zu lassen."

Die drei großen Hauptlinien der Gewächshäuser und die Verbindungs-Galerieen sind aus dicken Mauern von Ziegelsteinen, welche auf soliden Fundamenten, den Erfordernissen des Lokals gemäß, ruhen, aufgebaut, in einer Länge von etwas mehr als 3700 Fuß; nur eine kleine Reihe zur Vermehrung bestimmter niedriger Häuschen ist, wie es hier häufig geschieht, aus Holz aufgebaut. Die Fensterbalken und Fensterrahme sind aus Holz, wie unser Klima es verlangt. Die Höhe der niedrigsten Verbindungs-Galerie ist 10 Fuß; die eigentlichen Pflanzenhäuser selbst haben eine Höhe von 14 bis successiv 32 Fuß Engl. Sie sind einfach gebaut; besondere Eleganz hat man bei ihrer Aufführung allerdings nicht im Auge gehabt, allein sie machen schwerlich einen unangenehmen Eindruck. Allerdings ist es wahr, daß einige Palmen mit ihren Gipfeln an den Plafond eines 32 Fuß hohen Hauses anstoßen; es ist aber bis jetzt auch nur einem Herzoge von Devonshire gelungen, ein Gewächshaus von 80 Fuß Höhe zu besitzen.

Um richtigere Begriffe über die mir anvertraute Anstalt zu verbreiten, werde ich baldmöglichst eine genaue Beschreibung derselben dem Publikum übergeben.

St. Petersburg, den 10. (22.) November 1840.

J. E. L. v. Fischer,
Wirkl. Staatsrath und Direktor des Kaiserlichen botanischen Gartens.

Mannigfaltiges.

— Zwei Jahre aus der Geschichte des Orients.**) Als Verfasser dieses neuen und in vielfacher Beziehung beachtenswerthen Werkes werden offiziell Cadalvène und Barrault genannt. Doch wenn wir einer Andeutung der „Revue des deux Mondes", die in solchen Dingen wohl als gut unterrichtet gelten kann, glauben dürfen, so hätten diese nur die Form und die Einkleidung hergegeben, die Inspiration wäre ihnen aber von wo andersher gekommen, und zwar aus dem Kabinet des Herrn Thiers. In der That ist das Buch ganz in Französisch-Aegyptischem Interesse geschrieben. Also: der Besitz Syriens ist unentbehrlich für die Befestigung der Aegyptischen Macht und das mit dieser identische Interesse Frankreichs. Ohne Syrien fehlen Aegypten die nothwendigsten Elemente einer maritimen und industriellen Macht. Es hat keine Wälder, keine Kohlen und nur einen Kriegshafen. Ohne den Besitz St. Jean d'Acre's steht Aegypten jedem Angriffe von der Landseite offen. Mit einem Worte, ohne Syrien steigt Aegypten zum Range eines gewöhnlichen Paschaliks herab. Wie sehr es nun in Frankreichs Interesse liegt, Aegypten und Syrien in einer kräftigen Hand vereinigt zu sehen, eben so sehr liegt es in dem Englands, keine fest konsolidirte Macht aufkommen zu lassen, welche die Schlüssel zweier Handelswege nach Indien (Euphrat und Suez: Persischer und Arabischer Meerbusen) in Händen haben würde. In diesem Sinne wird der Fortgang der orientalischen Angelegenheiten bis zum Traktat vom 15. Juli beleuchtet. Eben so einseitig meistentheils, doch scharf, ist die Schilderung der Personen, welche in Konstantinopel oder in Kahira in den letzten Jahren eine Rolle gespielt haben. So erscheinen Pertew-Pascha, welcher als die lebende Incarnation des alten Türkischen Geistes, Chosrew-Pascha, der als schrecklicher, bewundernswerther und possenhafter Charakter bezeichnet wird, Achmed Pascha, Reschid Pascha. Auf der anderen Seite erblicken wir Ibrahim Pascha, Soliman Pascha und Mehmed Ali. Letzterer ist natürlich der Held des Werkes. Auch bei diesen Darstellungen sind den eigenen Anschauungen der Verfasser augenscheinlich vertrauliche Mittheilungen zu Hülfe gekommen.

— Auswahl von Victor Hugo's Gedichten. Die Bruchstücke, die wir in der vorigen Nummer dieses Blattes aus den an Napoleon gerichteten Versen Victor Hugo's mitgetheilt, veranlassen uns, auf eine Sammlung der besten lyrischen Poesieen dieses Dichters, die so eben hier (in der Schlesingerschen Buchhandlung) erschienen ist, aufmerksam zu machen. Es sind hier in einem Bande die interessantesten und als solche bekanntesten Stücke aus den verschiedenen Spenden Victor Hugo's zusammengestellt, die unter den Namen: Odes et Ballades; Orientales et Ballades; Feuilles d'automne; Chants de crépuscule; Voix intérieures und Les Rayons et les Ombres seit funfzehn Jahren dem Französischen Publikum übergeben wurden. Die Auswahl ist mit Geschmack und Kritik geschehen und giebt ein vollständiges Bild von Victor Hugo's zwar etwas wortreicher und sententiöser, aber immer auch sinniger und erhabener Muse. Wer literarische Weihnachtsgeschenke liebt, wird das Buch der Lieder von Victor Hugo gern darunter sehen.

31) Vergl. Melchior Ruß Eidgenössische Chronik I, 58. Wenn Johannes Müller (Gesch. Schweiz. Eidgenossenschaft VII, 290) eben so wie einzelne der Schriftsteller, die vor ihm die alte Helvetische Geschichte behandelt haben, Wilhelm Tell „das Amt eines Meyers von Bürglen" bekleiden läßt, so kann in Bezug auf diese Behauptung, für die auch nicht der geringste Grund angeführt wird, auf Joseph Schneller verwiesen werden, welcher bemerkt: „Ich forschte genau bei den Fraumünster-Schriften in Zürich nach; denn das Meyeramt war ein Lehen der Aebtissin — Nicht die mindeste Spur."

*) In dieser Zusammenstellung scheint wohl nur ein Widerspruch zu liegen. Eine Sammlung wird z. B. Pflanzen aller Länder aufzeigen können, ohne doch alle Pflanzen dieser Länder zu besitzen. Da Letzteres überhaupt nicht möglich ist, so kann über den relativ größeren Reichthum der einen oder der anderen Sammlung, in welcher sich Repräsentanten der Flora aller Länder befinden, allerdings immer noch eine Meinungs-Verschiedenheit stattfinden. Dies ist übrigens nur eine mögliche Deutung der Worte unseres (nicht in Berlin sich aufhaltenden) geachteten Mitarbeiters, dem wir natürlich die Vertheidigung seiner Angaben selbst überlassen müssen.
D. R.

*) Einer solchen Vermuthung Raum zu geben, ist der Irrthum, der der nachfolgenden Angabe zum Grunde liegt, keinesweges geeignet.
D. R.

**) Deux années de l'histoire d'Orient. 1839—40.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅗ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Donnerstag den 24. Dezember 1840.

Frankreich.

Fenelon, der Verfasser des „Telemach“.*)

Von J. Janin.

Am 6. August des Jahres 1651 erblickte François de Salignac la Mothe Fenelon, der größte Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts und der gesammten Französischen Literatur, wenn es keinen Bossuet gegeben hätte, in einem alten Schlosse Périgords das Licht der Welt. Seine Familie war eine Familie wackerer Kämpen, die zuerst unter Karl's VI. und Karl's VII. unglücklichen Regierungen hervorgethan hatten. Diese Fenelon's waren kühne und treue Männer. Als derjenige, welcher später vorzugsweise der Erzbischof von Cambray genannt wurde, zur Welt kam, war Frankreich glücklich und ruhig. Schon strahlte das 17te Jahrhundert in hellem Glanze. Der Französische Geist war erwacht und hatte auch die Künste, die Beredsamkeit, das Theater, die Kanzelberedsamkeit, die Geschichte aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Nicht mehr in den Kämpfen gegen die Engländer bewährte sich die Kraft, sondern im Kriegen mit einer lange auffässigen Sprache.

Fenelon war noch nicht zehn Jahr alt, als schon die schöne Sprache der Griechen und Römer, die Fülle und der Wohllaut ihres Wohlklangs sein Ohr entzückten. Mit festem und sicherem Schritt betrat er die Zauberwelt der Iliade und Odyssee: die Ahnung der Herrlichkeit des klassischen Alterthums ging ihm auf, und da er in einer Zeit lebte, wo die Erziehung der Jugend streng war, so mußte er sich mühsam durch alle Stufenfolgen der Rhetorik, der Philosophie und Theologie durcharbeiten. Er war 15 Jahr alt, als ihn sein Oheim, der Marquis von Fenelon, einer der eleganten Herren vom Hofe Ludwig's XIV., nach Paris berief. Man kann sich leicht denken, welchen Enthusiasmus der junge Fenelon erregen mußte, als er, schön wie ein Engel, begeistert wie ein Dichter, gelehrt wie ein Benediktiner, im Salon seines Oheims erschien.

Fenelon kam nach Paris mit der Begeisterung und dem warmen Gefühle eines funfzehnjährigen Jünglings, erfüllt von den Meisterwerken der Griechischen und Römischen Literatur, die er auswendig wußte, so daß nicht das Kind in dem Hause des Oheims, sondern der Oheim vom Geiste des Kindes geblendet wurde. Kein Wunder daher, daß sich die Gesellschaft an ihn drängte. Größer hätte das Erstaunen und die Verwunderung nicht seyn können, wenn plötzlich ein Schüler der Stoa oder der Akademie, ein Jünger Plato's nach Paris verschlagen worden wäre. Was Bossuet im Hotel Rambouillet begegnete, das begegnete auch Fenelon unter den Freunden seines Oheims. Schweigen erhob sich, wenn die Worte aus ihrem jungen Munde strömten; man jauchzte den ersten Flügelschlägen ihres Geistes zu und behandelte sie überhaupt als ernste Männer in einer Zeit, wo es so schwer war, ein ernster Mann zu seyn.

In unserer Zeit würde man diese beiden aufblühenden Geister ohne Mitleid und ohne Schonung behandelt haben: man hätte sie mit Abendbeleuchtung verschlungen, man hätte zu ihnen gesagt: „Amüsirt uns!“ wie man dies zu einem Violinspieler sagt, und die armen Kinder wären unter allen Küssen und Liebkosungen hingewelkt. In dem Zeitalter Ludwig's XIV. achtete man die Jugend der Männer anders, als wir in unserer Zeit. Da nahm man den Vers des satirischen Dichters, wo von der tiefen Achtung die Rede ist, auf welche die Kindheit Anspruch hat, für baare Münze. Kaum hatte auch Bossuet dem Hôtel Rambouillet seine erste Rede vorgetragen, als dieses ihn in aller Eile zu den ernsten Studien zurückschickte. Kaum hatte auch der junge Fenelon in den Salons von Paris sein schönes Gesicht, seine jugendliche Beredsamkeit gezeigt, als seine Familie, erschreckt von diesem unerwarteten Erfolge, ihn in die düsteren Mauern von Saint-Sulpice einschloß. Hierher drang nicht der betäubende Lärm der Welt, hierher kein vorlautes Lob. Es ist geschehen! Der junge Neophyt muß von Plato und Sokrates zum Evangelium; das alte Testament verdrängt die Idyllen Theokrit's und die Eklogen Virgil's; nicht Demosthenes, nicht Cicero sind ferner seine Führer, sondern der heilige Chrysostomus und Basilius; Horaz und Tibull weichen den Klageliedern Jeremiä. Nun lebe wohl, du weltliche Poesie! und du Sophokles! und du Euripides! Von den sonnigen Ufern des Jonischen Meeres weht kein milder Hauch mehr herüber. Das düstere Jerusalem erhebt sich auf den Trümmern Troja's.

Für einen jungen Menschen, der in der klassischen Welt aufgewachsen war, mußte der Uebergang etwas schroff erscheinen. In dem Seminar von Saint-Sulpice herrschte damals, wie jetzt, ascetische Strenge. Arbeit und Andacht theilten sich in die Zeit; die Arbeit umfaßte alle Theile der katholischen, apostolischen und Römischen Religion. Der Vorsteher hieß Tronchin; wenn er eine gefühlvolle Seele hatte, so verbarg er sie wenigstens sehr gut unter einer kalten Außenseite. Es läßt sich denken, welche Revolution dieses neue Leben in dem liebenswürdigen und liebevollen Jüngling hervorbrachte, und wie bitter der evangelische Kelch der Lippe erscheinen mußte, die noch feucht vom Honigseim des Hymettus war. Aber es hielt ihn der Glaube und der angeborene Sinn für das Schöne und Großartige. Vermöge seiner wunderbaren Biegsamkeit, die ihn nie verließ, entdeckte er bald die poetische Seite des alten und neuen Testaments und wußte sich die Geschichte der biblischen Patriarchen zu einer Homerischen Epopoe zu gestalten. Er entdeckte in den Kirchenvätern denselben begeisterten Hauch, der ihn in den Dichtern Roms und Griechenlands entzückt hatte. Er ist also wegen dieser rauhen Prüfungszeit nicht zu beklagen. Sich selbst überlassen, wäre er nur ein großer Dichter geworden; in dieser harten Schule wurde er ein großer Dichter, der Lehrer von Königen, der größte Prälat der Kirche, der Schutzgeist einer Diözese und jetzt und für alle Ewigkeit ein Heiliger im Himmel.

Aus Saint-Sulpice geleiteten ihn Liebe, Barmherzigkeit und die Gabe der Rede. In dem ersten glühenden Aufwallen der christlichen Begeisterung hätte er über die ganze Welt herfallen mögen, um sie zu bekehren. Zuerst dachte er an Amerika. Seine Familie, die ihn so schwach und leidend sah, widersetzte sich der Reise, und nun wollte er nach Griechenland, seiner wahren Heimat. Schon sah er im Geist Athen und den Piräus, Delphi und den Parnassus, schon wandelte er mit Praxiteles und Phidias, schon begrüßte er ehrfurchtsvoll Paulus in den Mauern Athens und Johannes auf seiner Insel. So vermischte er beständig die Iliade und die Bibel.

(Schluß folgt).

*) Diese biographische Skizze bildet die Vorrede zu einer neuen Ausgabe des „Télémaque“.

Napoleon's letzte Wanderung durch Paris.

Nach Mittheilungen des Herzogs von Vicenza.

Wir verließen die Tuilerieen um acht Uhr Morgens. Es war eine durchdringende Kälte. Savary ritt zur Linken des Kaisers, ich zur Rechten. Zwei Dragoner der Garde folgten, und in weiterer Entfernung zwei Ordonnanz-Gensdarmen. Bei der Fontaine des Elephanten hielt der Kaiser an. Dieselbe war damals gerade im Bau begriffen, aber höchstens funfzig Arbeiter bei derselben beschäftigt. Der Kaiser erkundigte sich nach dem Aufseher, und als dieser ihm vorgestellt wurde, fragte er ihn mit strengem Tone, warum nicht eine größere Anzahl von Arbeitern beschäftigt werde. Dieser antwortete ihm, daß nicht mehr aufzutreiben seyen. „Wie“, fragte der Kaiser, „im Winter, wo alle Privat-Bauten ruhen, findet man keine Arbeiter?“ — „Alte, mehr als man braucht, aber die haben keine Kraft; junge sieht man nicht mehr; die hat die Conscription alle wie weggeblasen“, antwortete der Befragte ganz ungenirt. Der Kaiser unterdrückte die Aufregung, welche ihm diese Worte verursachten, und sagte trocken: „Ihre Gründe sind schlecht; mein Wille ist, daß man Jeden, der sich meldet, zur Arbeit anwerbe. Gerade die alten Arbeiter bedürfen der Arbeit am nöthigsten. Ich werde den Befehl geben, daß man künftig Niemand mehr zurückweise.“

Der Haufe, welcher sich um den Kaiser versammelt hatte, und der aus Arbeitern und einigen Vorübergehenden bestand, ließ den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ ertönen. Der Kaiser entfernte sich, und obgleich es anfing zu schneien, wendete er sich der Vorstadt Saint-Antoine zu, die wir in kurzem Trabe durchritten. Die Aufnahme, die er hier fand, war kalt. Einige Vivats ließen sich vernehmen, aber sehr dünn. Das entging dem Kaiser nicht, aber er ließ sich nichts merken und bewahrte eine würdige und ruhige Haltung. Als er an der Barrière angelangt war, schlug er nicht den Weg über die neuen Boulevards ein, wie er anfangs beabsichtigt hatte, sondern kehrte im Schritt auf demselben Wege zurück.

Es hatten sich auf dem Wege des Kaisers zahlreiche Gruppen gebildet. Kein Zuruf begrüßte ihn. Wo er vorbeikam, zog man

die Hüte ab, weiter nichts. Ungefähr in der Mitte der Vorstadt hatte sich ein zahlreicher Haufe versammelt, in welchem ein hochgewachsener Mann von riesenhaftem Gliederbau laut sprach und eiferte. Als wir vorüberkamen, drängte er sich vor und legte die Arme über einander, ohne das Haupt zu entblößen. Einer der Dragoner, die uns folgten, schlug ihm die Mütze ab. Ein drohendes Gemurr tönte in unser Ohr. Mit Blitzesschnelle wendet der Kaiser, als er dieses hört, sein Pferd um und läßt es vor dem Manne halten, der mit flammenden Augen und geballten Fäusten auf den Dragoner zustürzte, welcher schon seinen Säbel gezogen hatte.

„Was bedeutet das!" fragt ihn der Kaiser mit Donnerstimme. — „Das — das bedeutet, daß uns der Krieg bis an den Hals steht, und daß wir Frieden haben müssen", erwiederte der Angeredete entschlossen, indem er seine beschmutzte Mütze abwischte. — „Wir müssen Krieg führen, um den Feind zum Frieden zu zwingen", sagte der Kaiser mit festem Tone. — „Man sagt, daß Sie den Frieden nicht wollen." — „Glaubst Du denn, Dummkopf, daß ich nicht eben so gern wie ein Pariser Bürger es mir bequem machen möchte und bei meiner Frau und bei meinem Sohne bleiben, anstatt, wie ich es thun muß, unter freiem Himmel zu schlafen? Frage doch meine Soldaten, ob wir alle Nächte frisches Stroh und alle Tage eine warme Suppe haben."

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Sie wurden mit lautem Lachen und Zuruf, mit dem Geschrei: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der König von Rom! Es lebe unsere tapfere Armee!" aufgenommen. Der Kaiser gab seinem Pferde die Sporen und langte fast getragen von der Menge am Ende der Vorstadt an. Dort hält er an und sagt mit würdevollem Ausdruck: „Lebt wohl, meine Kinder! Kehrt zu Eurer Arbeit zurück! Zählt auf mich, wie ich auf Euch zähle! Wenn aber Jemand zu Euch sagt, daß ich nicht den Frieden will, einen Frieden, über den wir nicht erröthen müssen, so antwortet dreist, daß er lügt." Hierauf setzte er sein Pferd in Galopp und ritt über die Bastille den Magazinen zu.

Savary und ich, die wir während dieser Scene mehr als einen Blick ausgetauscht hatten, athmeten jetzt erst freier auf; der Kaiser blieb schweigend. Bei den Magazinen hielt er an. Ohne abzusteigen, ließ er sich vom Oberaufseher eine Uebersicht der Vorräthe geben. Er prüfte dieselbe sehr aufmerksam und sagte: „Das Gebäude kann eine größere Quantität Getraide fassen; warum bleibt der Raum unbenutzt?" — „Ew. Majestät", war die Antwort, „das Magazin ist gefüllt." — „Dann ist es schlecht gefüllt, mein Herr; der Raum ist nicht gehörig benutzt worden. Wissen Sie, was der Sack eines Soldaten enthält? Erkundigen Sie sich danach, um die Kunst der Raumeintheilung zu lernen." — Man kann sich von dem Erstaunen des Oberaufsehers und der anderen Beamten, die an der Thür standen, keine Vorstellung machen. Es kam ihnen etwas unerwartet, daß der Kaiser besser als sie wußte, wie viel das Magazin fasse.

Von hier begab sich der Kaiser nach dem Wein-Entrepôt, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Aber in das Jubelgeschrei mischte sich auch der Ruf: „Friede! Friede! Der Handel liegt danieder!" Der Kaiser antwortete: „Wir Alle bedürfen des Friedens, meine Kinder; aber ein schmachvoller Friede geziemt der Französischen Nation nicht. Wir müssen den Feind zwingen, ihn unter ehrenvollen Bedingungen abzuschließen." — „Ja! Ja! Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!" — Als wir uns entfernten, sagte der Kaiser: „In diesem Viertel ist die Stimmung gut. Diese Leute kommen weniger in Berührung mit den Unruhestiftern, als die Arbeiter der Vorstädte."

Als wir durch die engen Straßen des Viertels Hôtel-Dieu ritten, um zu den Quais des linken Ufers zu gelangen, sagte der Kaiser: „Hier bedarf es großer Veränderungen, um diese Kloake zu reinigen und auszulüften. Es soll dies das Erste seyn, womit ich mich beschäftigen werde. Wenn mir Gott das Leben schenkt, so soll Paris in zwanzig Jahren die schönste Stadt der Welt seyn." — Wir ritten an den Quais bis zum Palaste der Ehren-Legion hin, der damals in Bau begriffen war. Auf dieser Strecke sprach der Kaiser von dem Auftritt in der Vorstadt. „Man bearbeitet die Massen", sagte er; „ich muß nicht nur die Angriffe von Außen zurückschlagen, sondern auch die Umtriebe im Inneren bekämpfen." — „Ich hatte Ew. Majestät davon benachrichtigt", bemerkte Savary. — „Ich habe mit meinen eigenen Augen sehen wollen. Die Stimmung war schlecht; das steht fest. Aber da wir uns einmal eingelassen hatten, konnten wir nicht mehr zurück. Eine feindselige Stimmung im Volke erhält erst dann Kraft, wenn man sich gegen sie verschanzt." — „Aber, Sire", entgegnete Savary, „ich werde mir die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß wir sehr unbesonnen handelten, als wir zurückkehrten." — „Sie wollen sagen, wir hätten den Teufel versucht", entgegnete der Kaiser. „Hätten sie es denn lieber gesehen, daß ich unter dem Eindruck der Mißstimmung geblieben wäre, die man mir bezeigt hatte? Der letzte Eindruck haftet immer fest. Als ich kalt und ruhig den aufgeregten Volkshaufen entgegentrat, da unterstützte mich die unwiderstehliche Macht der moralischen Kraft über die materielle. Der Gefahr gegenüber hilft nur Kühnheit. Merken Sie sich, daß nichts schlimmer ist als Unschlüssigkeit und halbe Maßregeln."

Ich billigte die Gründe des Kaisers, aber ich wandte ein, daß die Unbesonnenheit des Dragoners uns leicht hätte übel bekommen können. — „Die Unbesonnenheit des Dragoners", erwiederte der Kaiser, „ist ein Ziegel, der vom Dache fällt. Er hat wohlgethan; da es aber bei allen Dingen auf die rechte Zeit ankömmt, so hätte er uns leicht einen schlimmen Handel zuziehen können. Dennoch war uns die Unbesonnenheit meines braven Dragoners von großem Nutzen." — „Ja, Sire", sagten wir, „Dank der ergötzlichen Anrede Ewr. Majestät." — „Ich weiß, wie wandelbar die Eindrücke der Menge sind; die öffentliche Stimmung gehört dem, der sie an sich zu reißen weiß; ein großer Thor aber, wer sich auf das Straßengeschrei verläßt."

Wir waren beim Palast der Ehrenlegion angekommen. Der Kaiser stieg vom Pferde und besichtigte mit Fontaine die Arbeiten. Er prüfte das Holz und die Baumaterialien und fragte nach dem Einkaufspreise. Die Richtigkeit seiner Bemerkungen setzte die Leute von Fach und die Arbeiter in Verwunderung. Der Besuch des Kaisers dauerte lange. Er munterte die Arbeiter zum Fleiße auf, aber nicht, indem er ihnen ein Trinkgeld versprach, was nicht in seiner Gewohnheit lag, sondern indem er laut den Befehl gab, jedem Arbeiter, der 25 Tage im Monat gearbeitet hätte, eine Prämie von 5 Fr. auszuzahlen. Es läßt sich nicht sagen, mit welcher Begeisterung dieser Befehl von den Arbeitern aufgenommen wurde. Als er sich entfernte, drängten sie sich um ihn und geleiteten ihn bis zur Thür: „Lebt wohl, meine Kinder", sagte er; „während wir das Vaterland gegen die Angriffe des Auslandes vertheidigen, arbeitet Ihr und sorgt für Eure Familien."

Wir kehrten hierauf nach den Tuilerieen zurück. Auf unserem Wege ließ sich kein Zuruf vernehmen; die Vorübergehenden entblößten das Haupt, aber sie blieben stumm. Auf dem Pont-Royal schritt eine Frau in Trauerkleidern, in deren Gesicht sich ein tiefer Schmerz aussprach, uns entgegen. Als der Kaiser sie bemerkte, verdüsterte sich seine Physiognomie, und als er bei ihr vorüberkam, zog er ehrfurchtsvoll den Hut ab. Diese Bewegung erweckte sie aus ihrer Träumerei. Der schmerzliche, vorwurfsvolle Blick, welchen sie auf denjenigen warf, den sie für den Urheber ihres Unglücks zu halten schien, läßt sich nicht beschreiben. Bestürzt wich sie gegen das Geländer zurück und bedeckte mit ihren Händen die verweinten Augen. Der Kaiser war tief erschüttert. Einige Schritte weiter neigte er sich zum Herzoge von Rovigo und sagte ihm leise einige Worte. Dieser wendet sich zu einem Ordonnanz-Gendarmen, der augenblicklich Kehrt macht und über die Brücke sprengt. Als der Kaiser im Flur des Flora-Pavillons abstieg, traf Savary wieder zu uns und sagte: „In zwei Stunden wird Se. Majestät den Bericht erhalten."

Ich allein ging mit dem Kaiser in sein Kabinet. Er warf den Hut und den Degen auf ein Zimmergeräth und zog den vom Schnee genäßten Rock aus; seine heftigen Bewegungen deuteten auf ein inneres Leiden. Unser Ausflug hatte mancherlei Eindrücke in ihm hinterlassen. Auf seiner gefalteten Stirn waren die kummervollen Gefühle zu lesen, die ihn bestürmten. Ich selbst wußte mich vor Müdigkeit nicht mehr zu lassen. „Ruhen Sie sich aus, Caulaincourt", sagte er zu mir, „und kommen Sie um 8 Uhr wieder; wir müssen die Aktenstücke sammeln, welche sich auf die Manheimer Unterhandlungen beziehen. Sie müssen noch heute Abend beim Erz-Kanzler niedergelegt werden."

Von dem weiteren Verlauf der Episode auf der Brücke sagte mir der Kaiser nichts, aber ich erfuhr ihn von Savary. „Seine Majestät", erzählte dieser, „befahl mir, einen Gendarmen hinter der Dame herzuschicken, um ihre Wohnung und ihren Namen zu erkunden und dann sogleich Bericht zu erstatten. Noch im Laufe des Tages erfuhr er, daß sie die Witwe eines Capitains sey, der bei Dresden gefallen war und seine Familie ohne Vermögen zurückgelassen hatte. Am Abend mußte ich mich an seinem Büreau niedersetzen und eine Pensions-Bewilligung von 2000 Fr. für die Capitains-Witwe niederschreiben. Als sie fertig war, änderte er seinen Gedanken. Er ließ sich 25 Billets von 1000 Fr. geben, legte sie selbst in ein Couvert, siegelte sie und trug mir auf, sie selbst der Witwe zu überbringen. Ueberdies sorgte er noch für die beiden Söhne der Witwe, die im Lycée Napoleon aufgenommen wurden."

Charlotte von Sor.

England.

Ueber Gefängniß-Einrichtungen mit Rücksicht auf die Forderungen der Gesellschaft und die Gesundheit des Verbrechers.

(Schluß.)

Es versteht sich, daß die Gesellschaft dafür unseren Dank verdient; aber gegen den zu entrichtenden Beitrag läßt sich doch etwas einwenden. Das Prinzip bleibt dasselbe, obschon die zu tragende Last viel geringer ist; und da die Gesellschaft unser erlittenes Unrecht nun einmal auf sich genommen hat, warum sagt sie nicht zu dem Verbrecher, was auch das beeinträchtigte Individuum mit Recht zu ihm sagen könnte: Erhalte und nähre Dich fünf Jahre lang! Du bist verpflichtet, für Deine Subsistenz zu sorgen und außerdem mit dem Ertrage Deiner Arbeit den Schaden zu vergüten, den Du uns zugefügt hast. Diese Ansicht ist so billig, daß die Gesellschaft ihr ohne Zweifel beipflichten würde, wenn sie nur irgend praktisch ausführbar wäre. Keine Arbeit, die ein Verbrecher in unserem Vaterlande thut, verlohnt sich, darum sagt das beeinträchtigte Individuum mit Grund: wenn ich die Kost und Verpflegung des Menschen, der mich bestohlen hat, bezahlen soll, so laßt ihn ja nicht zu lange sitzen; und vielleicht dürfte die Gesellschaft, nach einiger Ueberlegung der Sache, sich geneigt fühlen, ein Gleiches zu sagen.

Was kann aber sonst geschehen? Verbrecher müssen nun einmal bestraft werden, und wenn keine andere Strafe als Einkerkerung zulässig ist, so muß man sich die Kosten derselben, wie vernunftwidrig sie auch seyn mögen, schon gefallen lassen. Giebt es auf dieses Argument keine Gegenrede mehr, so darf man wenigstens sagen, daß es uns einen Grund an die Hand giebt, eine kurze und strenge Haft einer langen, indolenten und kostspieligen vorzuziehen. Zwölf- oder

achtzehnmonatliche Haft, als längster Termin und mit sehr strenger Zucht verbunden, würde die Gefängnisse viel gefürchteter und wirksamer machen, und außerdem wäre sie ein schönes Ersparniß für den Beutel des Publikums. Es bliebe dann nur noch die große Schwierigkeit, in so engen Gränzen die Strafe dem Verbrechen anzupassen.

Man nimmt die lange Einsperrung der Verbrecher und ihre gegenseitige Absonderung deshalb in Schutz, weil sie, wie man glaubt, nur auf diesem Wege gebessert werden können; und läßt sich eine so große Wohlthat wirklich vernunftgemäß antizipiren, so müssen wir mit unseren die Kostspieligkeit der Verpflegung betreffenden Einwendungen allerdings schweigen. Wir sind mit den Vertheidigern einer langen Kerkerstrafe darin gleicher Meinung, daß wir es für wichtig halten, die Besserung des Verbrechers zu erstreben, wär' es auch mit bedeutendem Kostenaufwand; nur müssen wir sehr bezweifeln, ob lange Einsperrung diesen Zweck wirklich erreicht. Wenn man die Sorgfalt für das Wohlseyn des Verbrechers so weit ausdehnt, daß er offenen oder, was noch schlimmer, heimlichen Umgang mit den übrigen Sträflingen haben kann, so muß gegenseitige Ansteckung, nicht aber Veredlung, das Resultat seyn. Lassen wir nun auf der anderen Seite jeden Einwurf gegen das Absonderungs-System, die das geistige und physische Wohl des Verbrechers betrifft, unberücksichtigt, und nehmen wir an, dieses System würde so streng aufrecht erhalten, daß jeder Uebelthäter die ganze Periode seiner Einsperrung hindurch isolirt bliebe; welchen Vortheil hätte die Gesellschaft von einem solchen Menschen? was könnte sie von einem Individuum erwarten, das fünf Jahre lang in einem so künstlichen und unsocialen Zustande gewesen? Die Verbindung mit seinen früheren Gefährten mag allenfalls abgebrochen seyn; was qualifizirt ihn aber, sich unter die Menschen zu mischen, seinen Antheil an den socialen Pflichten zu erfüllen, die Versuchungen des Lebens zu bekämpfen, für seine Bedürfnisse zu sorgen und mit dem Mißgeschicke selbst zu ringen, in das er plötzlich gestürzt ist? Während der fünf Jahre seiner Haft ist jedes seiner erlaubten Bedürfnisse schnell befriedigt worden; er hat nur solche Leute gesehen, die ihn auf irgend eine Weise bedienten, und denen er keine Gegendienste leisten konnte. Vor seiner Verhaftnehmung war er, wie Verbrecher überhaupt sind, ein selbstsüchtiger Mensch, und die Routine seines Gefängniß-Lebens hat seine Selbstsucht eben nicht vermindern können. Wohl mag ihm der Geistliche oft von socialen Pflichten etwas vorgesagt haben; allein es hat ihm an Gelegenheit gefehlt, sie zu üben. Seine Kenntniß in diesem Gebiete ist mit der eines Mannes zu vergleichen, der auf trockenem Lande schwimmen gelernt hat. Er lernt aber nicht nur nicht, wie er sich in der Gesellschaft benehmen soll: es ist ihm fast unmöglich, für seine eigene Existenz zu sorgen. Man sollte nie vergessen, daß ein wesentlicher Theil des Besserungs-Werkes darin besteht, den Verbrecher zu einem ehrlichen Broderwerb zu befähigen. Wo das Absonderungs-System besteht, da kann man den Frauen keine häusliche Arbeiten lehren und den Männern die meisten Handwerke nicht beibringen: höchstens gelingt es, Nätherinnen, Schneider, Weber und Schuster aus ihnen zu machen; und verlassen sie dann das Gefängniß mit ihrer unvollkommenen Kenntniß dieser Gewerbe, bei denen ohnehin eine so ungeheure Konkurrenz stattfindet, so werden sie, als jeder Anstrengung und Vorsorge für die Zukunft schon lange entwöhnt, ganz unfähig seyn, mit Hülfe des Erlernten ihr Leben zu fristen.

Diese Gründe machen uns gegen die praktische Nützlichkeit des Absonderungs-Systemes bei langer gefänglicher Haft, auch unter den günstigsten Umständen, sehr mißtrauisch. Es giebt aber auch unzählige Hindernisse, die das System praktisch nicht so vollkommen gedeihen lassen, wie es in der Theorie existirt — Hindernisse, die Natur und Vorsehung ihm entgegenstellen. Es ist z. B. schwer, ein Gebäude so zu erbauen, daß es Licht und Luft einläßt, den Schall aber ausschließt; hat aber der Schall Zugang, so werden die Gefangenen schon Wege und Mittel finden, um mit einander zu verkehren — schon ihre beständige Anstrengung, die Behörde zu überlisten, gesetzt auch, sie bliebe ohne Erfolg, macht ihnen Reue und Besserung unmöglich — ihre Gesinnung bleibt verbrecherisch.

Ein besseres System erdenken, ist, wie Jeder einräumen muß, mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft. Man würde am besten thun, wenn man verschiedene Arten von Behandlung der Gefangenen erprobte; eine Vergleichung derselben unter einander würde die vorzüglichere darthun. Einstweilen bringen wir ein Schema der Behandlung in Vorschlag, das die Zwecke der Gerechtigkeit mit der Gesundheit der Verbrecher und der Ersparung öffentlichen Geldes besser in Einklang bringen würde, als eine enge Kerkerhaft. Zuvor ein paar einleitende Bemerkungen.

Es giebt sehr viele Uebelthäter aus Gewohnheit, die ihre meiste Zeit in einem oder dem anderen Gefängnisse zubringen und, so oft sie wieder frei sind, irgend ein verbrecherisches Gewerbe treiben. Manches Individuum dieser Art sucht wegen wirklicher oder vorgeblicher Körperleiden — die im ersteren Falle immer sehr übertrieben werden — den gewöhnlichen Beschränkungen in Gefängnissen zu entgehen und faullenzt bei guter Pflege vom Morgen bis zum Abend. Dergleichen Subjekte sollte man allerdings, wenn sie mehrmals überführt worden sind, auf Lebenszeit oder wenigstens so lange einsperren, bis ihre Besserung so gut als außer Zweifel ist. Wie kostspielig die lebenslängliche Ernährung dieser Verbrecher auch seyn mag, so wird sie doch viel wohlfeiler seyn, als ihre dermalige Existenz, bei welcher die Gesellschaft abwechselnd die Kosten ihrer Verfolgung und ihrer Einkerkerung in regelmäßiger Aufeinanderfolge tragen muß. Auch würde diese Maßregel eine bedeutende Zahl solcher Vagabunden abschrecken, die, obschon zeitliche Einsperrung ihnen geringe Sorge macht, lieber ehrlich seyn, als Zeitlebens im Kerker stecken möchten.

Ein Verbrecher in unserem Vaterlande kann für seine Arbeit nie auf Lohn rechnen; es giebt aber noch viele andere Uebel, die mit den gezwungenen Arbeiten in Gefängnissen verbunden sind. Durch das Treten des Rades wird die Industrie des Sträflings nicht geweckt; es ist dies eine Beschäftigung für Thiere, die er gleich wieder daran giebt, wenn er frei ist, ohne darum Lust zu einer besseren Thätigkeit zu fühlen, die auf solchem Wege sogar für immer abgestumpft wird. Handarbeiten haben eine ungleiche Wirkung; diese sind demjenigen, der etwas Anderes als Metier getrieben hat, viel unangenehmer, als dem, dessen frühere Beschäftigungen ähnlicher Art gewesen. Dazu kommt noch, daß jeder Neuling erst Unterweisung in dem Handwerk erhalten muß; diese Unterweisung verursacht aber viele Kosten, und erwägt man die Umstände, unter denen sie gegeben wird, so wird man leicht einsehen, daß der Sträfling in dem Gewerbe nicht geschickt und erfahren genug werden kann, um künftig davon zu leben. Der Lehrer ist bei dem Verdienste nicht interessirt, und der Lehrling eben so wenig; die Unterweisung muß, wenn Jeder sie einzeln erhält, sehr langweilig seyn; die Lernenden sind auch oft schon zu alt, um in ein ganz neues Metier sich zu finden. Endlich kann der ehrenwerthe Handwerksmann bei diesem Systeme nur Schaden haben, da jede in Gefängnissen angefertigte Arbeit wohlfeiler verkauft wird, als die seinige. Er muß für Alles zahlen, was er braucht — die Gefangenen werden auf öffentliche Kosten gespeist, gekleidet und logirt; ihre Arbeit verkauft man um niedrige Preise; der arme Tagelöhner kommt um sein Brod, wird selbst ein Dieb und muß nun vielleicht in dasselbe Gefängniß wandern, dessen Insassen ihn ruinirt haben, und wo er nun von seiner Seite zum Ruine Anderer behülflich seyn wird. Dies ist ein höchst wichtiger Punkt, den aber leider die Behörden der Gefängnisse noch gar nicht ernstlich in Erwägung ziehen.

Das Schema zur Beschäftigung der Sträflinge, welches wir in Vorschlag bringen, ist auf vorstehende Betrachtungen basirt. Gesundheit, Oekonomie, Arbeit, eine Besserung des Sträflings, die der Gesellschaft keinen Schaden, sondern Vortheil bringen soll — dieses sind Gegenstände von hoher Wichtigkeit, die wir der öffentlichen Beachtung sehr empfehlen. Auch die Strafe darf nicht aus dem Gesicht verloren werden; aber man kann sie nicht weiter ausdehnen, als das öffentliche Wohlwollen zuläßt; und wir haben bereits gesehen, daß die Gesellschaft dem Verbrecher schon mehr Erleichterungen seiner Lage gönnt, als mit dem Zweck, von der betretenen Lasterbahn abzuschrecken, verträglich sind. Ein ernster Blick auf den Gegenstand überzeugt uns, daß die Strafe bei langer Einsperrung nicht so weit getrieben werden kann, als der bloße Zweck der Abschreckung erheischen könnte. In diesem Punkte wird unser Schema so weit gehen, als irgend eines, das bei dem Publikum Duldung findet, und die anderen Zwecke wird es viel wirksamer fördern.

Man zählt in England acht, in Irland fünf Millionen Acres unbestellten Landes, die alle urbar und einträglich gemacht werden könnten: warum sollte nicht der kräftige Theil der Bevölkerung in den Gefängnissen zum Anbau dieser öden Strecken angehalten werden? Durch die Arbeit freier Hände solches Land kultiviren, wäre nicht einträglich; man übertrage aber diese Arbeit Verbrechern, und das Resultat wird sehr verschieden seyn. Bis jetzt sind die Beschäftigungen der Staatsgefangenen entweder völlig unnütz, wie z. B., wenn Tausende von Männern und Weibern auf Stampfrädern — die Luft zermahlen, oder positiv schädlich, wie wenn ihre Schneider- oder Schusterarbeiten zu wohlfeil verkauft werden. Die Sträflinge mögen Alles arbeiten, was zu ihrer eigenen Consumtion nöthig ist; dagegen kann Niemand etwas einwenden; aber man bringe die Artikel nicht auf den offenen Markt, es sey denn um die höchsten Preise. Die angebauten Strecken würden dem Staate sehr vortheilhaft seyn und zur Vergrößerung der Bevölkerung Raum geben. Man beschäftige jeden Sträfling nur so weit in seinem eigenen Gewerbe, als das Bedürfniß der Anstalt erfordert, und die übrige Zeit sey dem Gebete gewidmet. Das Arbeiten unter freiem Himmel würde die Gesundheit erhalten, und eben deshalb könnte man den Sträflingen auch viel dürftigere und gröbere Nahrung geben, als wenn sie Tag und Nacht in dumpfigen Zellen stecken. Jeder Züchtling sollte eine besondere Zelle haben, um darin zu schlafen, und seine Einsamkeit in derselben nach den Stunden der Arbeit würde ihm Gelegenheit zur Betrachtung und Reue geben — ein unschätzbarer Vortheil. Freilich würde es einige Schwierigkeit machen, den bei ihren täglichen Beschäftigungen zulässigen Verkehr der Verbrecher mit ihres Gleichen zu regeln, damit keine moralische Ansteckung erfolge; man thut aber viel besser, wenn man ihn regelt, als wenn man ihn abschafft. Das Letzere ist mit der menschlichen Natur und den Rathschlüssen der Vorsehung im Widerspruche und verdient namentlich bei langer gefänglicher Haft großen Tadel. So oft man diese Maßregel durchsetzen will, sind die Strafgefangenen immer bemüht, sich der Beobachtung zu entziehen, und so bleibt ihre Sinnesart betrügerisch. Wer entdeckt wird, der ist um eines Wortes, vielleicht um eines freundlichen Wortes willen ein Uebelthäter. Je vollkommener die Absonderung, desto stärker wirkt sie auf die Nerven, desto mehr begünstigt sie geistige Zerrüttung. Will man den gegenseitigen Umgang der Sträflinge regeln, so muß freilich vor Allem erwogen werden, daß sie, als Klasse betrachtet, eine Legion schlechter Eigenschaften haben — sie sind lügenhaft, diebisch, habsüchtig, sinnlich, verschmitzt, scheinheilig und, wo es angeht, auch gewaltthätig. Aber bei allem dem sind sie Menschen, denen nicht alles bessere Gefühl abgeht: sie haben ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen, ihre Sympathieen und Zerknirschungen; sie sind, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, für Regungen des Gewissens, des Wohlwollens, der Dankbarkeit empfänglich. Alle gute Eigenschaften, die ihnen bleiben, sollten wir als unser Kapital im Handel, unser moralisches Kapital betrachten, das Zinsen bringen kann.

Der Umgang zwischen Verbrechern müßte so geregelt werden, daß er jedes bessere Gefühl nährete und jedes schlechte ertödtete. Lasterhaften Umgang sollte man als ein Verbrechen behandeln, sobald er entdeckt wird; und gewiß würden die Verbrecher, trotz ihrer Entartung, dieser weisen Zucht bald gutwillig sich fügen.

Wenn ein Uebelthäter zu langer Einsperrung verurtheilt wird, so hat man dabei einen doppelten Zweck — er soll bessere Grundsätze annehmen und, wenn er wieder frei ist, ein besseres Leben führen. Wenn nun eine beschränkte Haft keinen dieser Zwecke realisirt, so ist sie in Hinsicht des besonderen Verbrechers eine Absurdität, wie abschreckend sie auch auf Andere wirken möge. Wenn die Gesellschaft ein Recht hat, diese zeitliche Hemmung des Verbrechers auf seinen verbotenen Wegen zu verfügen, so scheint es nicht minder Recht, sie länger auszudehnen. Wir bringen Wahnsinnige so lange in Gewahrsam, bis sie ihre Vernunft wieder erhalten — warum? weil die Sicherheit der Gesellschaft es erfordert. Wir stecken Diebe ins Gefängniß; aber nicht so lange, bis sie wieder ehrlich sind, obschon die Sicherheit der Gesellschaft dies gleichfalls erfordert. Wie abgeschmackt wäre es gehandelt, wenn man einen Verrückten zwölf Monate lang in Bedlam einsperrte und ihn dann als Rasenden wieder auf freien Fuß setzte! Muß er nicht so lange in der Anstalt bleiben, bis er wieder vollkommen geheilt ist? Nach demselben Prinzipe sollten wir zu dem nicht gebesserten Diebe sagen: Du hast bewiesen, daß man Dir noch nicht trauen kann — bist nach wie vor ein Dieb und ein Lügner — Du hast Deinen Charakter verloren, und es bleibt Dir, wenn Du die Strafanstalt verläßest, kein anderes Mittel, als wieder zu stehlen.

Man begegnet aber dieser Schwierigkeit weder durch beständige Einkerkerung — die mit ungeheuren Kosten verbunden wäre und auch viele andere Einwürfe gestattet — noch dadurch, daß man die zeitliche Fügsamkeit des Sträflings für einen Beweis von Besserung hält — dies würde nur die Heuchelei begünstigen — sondern indem man die Sträflinge in sociale Verhältnisse bringt, die ihre Thätigkeit und Qualification zur Gesellschaft erproben und den Entlassenen einige ehrbare, wenn auch bescheidene Erwerbsquellen darbieten.

Zur Besserung ihrer Grundsätze sollte man ihnen zwar vor Allem die Wahrheiten der heiligen Schrift einschärfen; allein der Religions-Unterricht hat nur schwache Wirkung, wenn er mit keinen anderen moralischen Reizmitteln verbunden ist. Niemand kann frommere Briefe an seine Freunde und Angehörige schreiben, als der wohl eingeschulte Verbrecher; dabei aber sind ihm Wahrheit, Ehrlichkeit und Fleiß in der Praxis unbekannte Dinge. Es ist schon gut, wenn man sich den großen Zweck unseres Daseyns immer vergegenwärtigt; allein die Vorsehung hat es so angeordnet, daß der Mensch außer dem entfernten Zwecke noch viele näher liegende haben muß. Wenn Du dem Verbrecher solche Zwecke abschneidest, welche seine Industrie beleben und sociale Gesinnungen in ihm wecken, so bleibt sein Glaube dem großen Zwecke nach eine leere Theorie. Wir möchten daher die Strafgefangenen in verschiedene Klassen abtheilen, um unter guter Aufsicht ihre menschlichen Gefühle zu wecken. Auch sollte man sie dann und wann eine Woche lang einsam lassen, damit sie nachdenken lernen und die Gesellschaft als eine ihnen bewilligte Wohlthat betrachten. Zu anderer Zeit sollten sie arbeiten, doch immer so, daß ihre Gesundheit keinen Schaden leidet. Fleiß und gutes Betragen sollte man durch Aussicht auf gewisse unmittelbare Vortheile beleben, Trägheit und schlechtem Betragen aber durch angedrohte Entziehung gewisser Vortheile entgegenarbeiten. Nach Ablauf seiner Strafzeit sollte der Bestrafte seinen Freunden zurückgegeben werden, wenn sie irgend gesonnen sind, ihn aufzunehmen. Ist er ohne Freunde und Beschützer, so sollte er auswandern müssen oder ein kleines Grundstück des neu angebauten Landes zum Nießbrauch erhalten. Capitain Maconochie empfiehlt in seinem Werke über die deportirten Verbrecher in Australien freiwillige Associationen von Sträflingen (gleichsam Actien-Gesellschaften zu guter Aufführung), in denen jedes Mitglied für das Betragen jedes anderen verantwortlich gemacht werden und zugleich die Erlaubniß haben sollte, durch ein fortgesetztes verträgliches Benehmen seine Freiheit zu erwirken. Dies ist unbestreitbar ein sehr glücklicher Gedanke; ob aber auf diesem Wege gewisse Klassen der Arbeiter entstehen können, und mit was für Modificationen, ist eine andere Frage, und wünschten wir wohl, daß man die Entscheidung von praktischen Versuchen abhängen ließe.

Unsere Leser werden die Ergebnisse, zu denen wir gelangt sind, den Voraussetzungen, von welchen wir ausgegangen, nicht ganz angemessen finden. Wir begannen mit Hinweisung auf die Gefahr, die aus der Abschaffung aller anderen Strafen, als der Kerkerstrafe, entspringen würde; und wir haben mit der Empfehlung einer Maßregel geendet, die viel weniger hart erscheint, als enge Einsperrung in Zellen — wir sind hierzu genöthigt worden, indem wir den Weg, auf welchen unser Raisonnement uns führte, ohne Vorurtheil verfolgt haben. Enge Einsperrung und Isolirung der Verbrecher tragen, wie aus vielen Gründen sich ergiebt, bei weitem nicht die Früchte, die das Publikum von ihnen erwartet. Wenn es nur darauf ankäme, neue Strafen vorzuschlagen, so könnte man leicht neue erfinden; hat man aber daneben auch Gesundheit und Besserung des Verbrechers zum Zwecke, so entsteht nur die Frage, welches die wirksamste, die vernünftigste und wohlfeilste der mit diesen Bedingungen sich vertragenden Strafen sey. Mit dieser Frage haben wir uns beschäftigt, und wenn mehrere Einwürfe gegen das System der engen Einsperrung unseren Plan nicht treffen, so müssen wir doch auch gestehen, daß er solche Uebelthäter, die sich gehässigerer Verbrechen schuldig gemacht, nicht wirksam genug abschrecken kann. So mögen denn das Wohlwollen und die Einsicht der Gesellschaft entscheiden!

(Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— **Rußlands Deutsche Dichter.** Nach Herrn v. Oertel, der in St. Petersburg einen „theoretisch-praktischen Kursus der Deutschen Sprache und Literatur" herausgegeben, besitzen die Deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands, besonders aber Esthland, einige recht talentvolle lyrische Dichter, die zuerst in der zu Reval früher erschienenen Zeitschrift „Esthona" ihre Dichtungen abdrucken ließen. Es werden darunter folgende Namen hervorgehoben: Baron Gustav von Ungern Sternberg, Baron Georg Rosen, H. v. Reus, Ignatius und, als der ausgezeichnetste von Allen, Franz Schleicher*). Letzterer ist voller Glut und Begeisterung für sein Russisches Vaterland, das fast ausschließlich in seinen Deutschen Liedern besungen wird. Als bestes Gedicht dieser Art, wird Schleicher's „Iwan Susanin" genannt, worin der Heldentod dieses Bauern für den Zaren und das Vaterland gefeiert wird. Das ziemlich lange Gedicht ist im Metrum des Nibelungenliedes abgefaßt, dessen Form sich auf diese Weise von Burgund und vom Rhein nach Moskau und in die Eisregion des Nordens verpflanzt sieht. Wir theilen zur Probe, als eine Schilderung von Naturscenen dieser Region, die nachstehenden Strophen daraus mit:

„Der Schnee entstürzt in Massen der Wolken offnem Schooß,
Der Forst wogt gleich dem Meere mit donnerndem Getos;
Thurmhohe Tannen schleudert der brüllende Orkan
Den irrverirrten Jägern mit Krachen auf die Bahn.

Wie sie nun weiter dringen, folgt ihrer Räderspur,
Die Stimme unterbrechend, das Toben der Natur,
Der wüth'gen Wölfe Rudel, zur Mordlust angefacht,
Und Abend wird's urplötzlich, urplötzlich finstre Nacht.

Der Schnee steigt über den Gürtel, die stärkste Kraft erschlafft,
Susanin's Sehnen aber sind mächt'ger angestrafft,
In seiner Heroenthat Wonne. Rings leuchten durch das Dunkel
Der Wölfe blutlechzende Augen mit grünem Lichtgefunkel."

— **Sal und Rudabeh.** Von diesem epischen Gedichte des berühmten Sängers des Schah Nameh, des Persischen Dichters Ferdusi, ist in Wien eine Deutsche Uebersetzung von dem Herausgeber der „Perlen orientalischer Spruchweisheit", Herrn Weiß von Starkenfels, erschienen. Das Epos besteht aus einem Cyklus von 16 kleineren Gedichten, die zum Theil voll der lieblichsten Schönheit sind und die der Uebersetzer in mannigfaltigen Versmaßen, abwechselnd nach den Andeutungen des Originals und nach den Erfordernissen des Gegenstandes, aber ohne allzu sklavische Nachahmung der orientalischen Formen, wiedergegeben hat.

— **Was ist heutzutage ein Genie?** Diese Frage wurde unter vielen anderen von Herrn St. Marc Girardin in seiner diesjährigen, in der Faculté des lettres von Paris (Sorbonne) gehaltenen Vorlesung über die Geschichte der Poesie erörtert. Die Bedeutung des Wortes Genie habe sich sehr geändert, sagte der Professor, indem er eine kurze Geschichte dieses dem Lateinischen ingenium nachgebildeten Französischen Ausdruckes gab. Im Anfang seyen die Ansprüche desselben sehr bescheiden gewesen. Im 17ten Jahrhundert habe man darunter nichts weiter, als eine angeborne Leichtigkeit, ein besonderes Talent für diese oder jene Sache verstanden. Genie bedeutete damals so viel als Schöngeist; dies war jedoch eine etwas kommune Bezeichnung geworden; weil Jedermann sich einen Schöngeist nannte, wollte es Niemand mehr seyn. Das 18te Jahrhundert habe daher angefangen, den Begriff „Genie" über den eines Schöngeists zu stellen; es sey damit nun eine entschiedene geistige Ueberlegenheit bezeichnet worden; allerdings sey mit dieser Eigenschaft noch nicht das Recht verbunden gewesen, unwissend, wohl aber schon dasjenige, unfehlbar zu seyn. Von dem heutigen Begriffe des Wortes sey man indessen noch weit entfernt gewesen; selbst Buffon habe noch Genie für identisch gehalten mit Fleiß, oder, wie er es nannte, Geduld. Erst unserer Zeit sey es vorbehalten gewesen, dem Genie jene unbeschränkte Diktatur zuzuerkennen, die alles Fleißes, aller Arbeit und aller Geduld überhoben wäre. Was brauche man noch heutzutage zu studiren? Das Genie wisse ja Alles von selbst, und wer glaubt nicht auch in sich etwas Genialisches zu verspüren? Herr St. Marc Girardin zieht die alte Bedeutung bei weitem vor. „Es ist mir zuweilen schon vorgekommen", sagt er, „daß ich, wenn ich die ausgezeichneten Männer unserer Literatur loben wollte, mir sagen mußte: das Lob ist nicht leicht, eben weil es so gang und gäbe ist; die lobende Kritik hat es in ihren Uebertreibungen so weit gebracht, daß es beinahe unmöglich geworden, das Gute auszuzeichnen und hervortreten zu lassen; das Wort „Genie" ist das einzige, was noch etwas gilt und was einem Autor, dem ich es beilege, wohl gefallen mag; ich nannte ihn alsdann ein Genie in dieser oder jener Sache. Der Autor nahm das Wort in dem allgemeinen Sinne, den es heutzutage hat; ich aber meinte es nur in dem Sinne des 18ten Jahrhunderts, und so kam es, daß seine Eitelkeit und mein Gewissen auf gleiche Weise unverletzt blieben."

*) Ob Herr v. Oertel den innigsten aller Deutschen Dichter aus den Russischen Ostsee-Provinzen, Baron Apollonius von Maltitz, ganz übersehen haben sollte?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Montag den 28. Dezember 1840.

England.

Das Jesuiten-Kollegium zu Stonyhurst in Lancashire.

Es ist gewiß ein Phänomen, das einiger Aufmerksamkeit werth ist, daß die Jesuiten mitten im streng protestantischen England im 19ten Jahrhunderte ein Kollegium gründen konnten, welches sich ausgebreitete Besitzungen erworben, in großem Ansehen steht und Proselyten macht. Die Mitglieder dieses Ordens, der wegen seiner seltenen Gewandtheit, seiner Verstellungskunst und wegen seiner Talente so gefürchtet wird, setzen sich im Schoße des glühendsten Liberalismus, unter dem argwohnischen und eifersüchtigen Auge der protestantischen Sekten fest, als wäre es mitten in Spanien und mitten im 17ten Jahrhundert! Gewiß, ein Besuch bei dieser geistlichen Kolonie zu Stonyhurst mußte belohnend seyn. Ich war begierig, zu erfahren, welcher Mittel sich diese Verstellungskünstler bedienen, welche Grundsätze sie offenbaren, welche Sympathieen sie wecken, oder wenigstens, welche Beziehungen sie ausfindig machen konnten, um eine Bevölkerung zu gewinnen, die sonst nur für religiöse Freiheit und für Freiheit in jeder öffentlichen und häuslichen Thätigkeit begeistert ist.

Wir benutzten unsere Exkursion nach dem nördlichen England zu einem Abstecher nach dem berühmten Etablissement. Wir gingen über Blackburn, indem wir der Straße folgten, welche fast 10 (Engl.) Meilen durch das Ribblesthal führt. Stonyhurst liegt drittehalb Meilen von Blackburn. Als sich dieses Ribblesthal, eines der schönsten Thäler in England, vor uns öffnete, erblickten wir im Hintergrunde Stonyhurst, welches hinter Bäumen hervorragte. Das Gebäude bot einen edlen und großartigen Anblick dar, ganz würdig der malerischen Lage. Ein Jesuit sagte uns später, daß ein herrlicher Fußpfad auf nur 7 Meilen durchs Thal nach Stonyhurst führt; die große Straße macht viele Krümmungen, so daß man 10 Meilen zu gehen hat.

Inzwischen wird Niemand versucht seyn, den Weg zu lang zu finden; denn man findet so leicht keinen angenehmeren. Sobald man die ersten Schritte in dem reizenden Thale zurückgelegt hat, erblickt man vor sich Stonyhurst, zur Linken aber Ribchester, einst eine berühmte Römische Kolonie. Nordöstlich erhebt sich das Schloß Clitheroe auf einem steilen Hügel. Beim weiteren Vordringen zeigt sich auf der einen Seite der Fluß Ribble, der dem Thale den Namen giebt, während auf der anderen Seite Gebüsche mit umzäunten Landhäusern abwechseln. Weiterhin erscheinen die Ruinen von Whalley-Abbey, welche die nebelvollen Gipfel von Pendle-Hill übersteigen. Diese Ruinen, mit welchen uns die von Doktor Whittaker verfaßte Geschichte so vertraut gemacht hat, sind noch sehr bedeutend.

Nachdem wir eine Brücke überschritten hatten, schlugen wir den Weg nach Stonyhurst ein, indem wir Krümmungen machen mußten, die uns gewissermaßen wieder rückwärts führten. Die Wiesen waren voll lebendigen Grüns und Blumen. Es war am 29. Juni. Bei jedem Schritte hatten wir Gelegenheit, die Fruchtbarkeit und die Schönheit der umgebenden Hügel zu bewundern, und in der Ferne die mit Waldungen gekrönten Berge, welche den Horizont säumten. Zur Linken stieg zwischen üppigem Baumwuchs das Gut Klein-Milton auf, einer jener alten reizenden Landsitze, an denen Lancashire reich ist. Dieses Klein-Milton hat eine merkwürdige Gemälde-Sammlung aus der Zeit Heinrich's VIII., und man findet sie bei Whittaker beschrieben. Wir kamen bald darauf nach Groß-Milton oder, wie es gewöhnlich heißt, Milton, dessen Lage eben so merkwürdig als angenehm ist. Es nimmt die Westspitze von Yorkshire ein, zwischen dem Ribble und dem Holder, gerade eine kleine Strecke vor ihrer Vereinigung. Man kann Milton nicht passiren, ohne die kostbaren Alterthümer zu bewundern, die es einschließt. Die berühmte adelige Familie der Sherburnes hat ihre Ahnengruft in diesem merkwürdigen Dorfe. Eilen wir jetzt von dem Orte, wo die Gräber der Sherburnes sind, nach Stonyhurst, wo diese Familie einst lebte.

Im Jahre 1794 war es, wo das prachtvolle Gebäude Stonyhurst gewählt wurde, das Lokal für ein Römisch-katholisches Kollegium zu bilden.*) In Folge der Proscriptionen der Französischen Revolution wurden die Väter von Lüttich, ihrer früheren Niederlassung, verjagt, und sie entschlossen sich, in England ein Asyl zu suchen, wo die Strenge der Gesetze gegen die katholischen Seminarien nachgelassen hatte. Sie nahmen die ganze Besitzung auf eine sehr lange Zeit in Pacht und schickten sich an, die Gebäude, die in einem Zustande schrecklichen Verfalles waren, wiederherzustellen. Neue Bauten, der jetzigen Bestimmung vortrefflich angemessen, wurden aufgeführt, ohne daß Kosten gescheut worden wären, und das ganze Gebäude ist wegen seiner Lage, wie wegen seiner imposanten Größe, gleich merkwürdig.

Die oberen Etagen enthalten die Zimmer für die Zöglinge, deren jeder sein eigenes hat. In der ersten Etage wohnen die Professoren und Lehrer, und darunter befinden sich die Wohnungen des Präsidenten und der Direktoren, der Studiensaal und die philosophische Klasse. Ersterer ist 78 Fuß lang und 20 breit und enthält Tische und Bänke für 220 Schüler; jedoch ist die jetzige Schülerzahl nicht so groß. In der Mitte erhebt sich eine Art von Thron, worauf der Aufseher der Kinder sitzt, der von hier aus alle zugleich mit seinem Blicke beherrscht. Die Kinder dürfen kein Wort unter sich wechseln. Der Saal für die Philosophie hat 48 Fuß Länge und 33 Breite. Seine Verzierung ist sehr reich. Man sieht dort mit vieler Ordnung verschiedene Instrumente aufgestellt, die zu Experimenten und zu Erklärungen in der Naturgeschichte nöthig sind. Am Kranze des Kamins ist ein schönes Bild von Annibale Carracci, welches die Abnahme vom Kreuze darstellt. An diesen Saal stößt ein Zimmer, wo die Arbeiten der Zöglinge ausgestellt werden. Die Bibliothek im rez-de-chaussée ist schön, aber klein. Unter vielen kostbaren Werken enthält sie Handschriften, deren frühere Besitzer hohe und berühmte Personen waren; z. B. das Gebetbuch der Gemahlin Heinrich's VII. und ein Meßbuch der unglücklichen Maria von Schottland. Auch befindet sich eine Handschrift dort vom Evangelium Johannis aus dem 7ten Jahrhundert (?), das man im Grabe des heiligen Cuthbert fand. Zwei Skulpturen aus Elfenbein, eine Kreuzigung von Michel Angelo und ein Behälter mit Medaillen von Päpsten rc. zeichnen sich noch besonders aus.

Zwischen den zwei westlichen Flügeln ist das Museum. Unter den interessanten Gegenständen seines Inhaltes bemerken wir den Stuhl Jakob's II., den Armstuhl Fenelon's, die gestickte Faltenmütze des Sir Thomas More. Es besitzt auch manche schöne heilige Gefäße, Kreuze und transatlantische Seltenheiten, von C. Waterton dargebracht, eine artige Sammlung von Mineralien und Muscheln, verschiedene Abdrücke von Bronze und Gips aus den Zeiten der Cäsaren und der Apostel. Auch eine Kommode, deren sich Christine von Schweden bedient hat, ist da. Uebrigens sind die Schätze dieses Museums nicht genug bekannt; es muß sehr reich an Römischen Antiquitäten seyn, da die Ruinen der Römischen Kolonie Ribchester in der Nähe sind. So hat man erst neulich auf einem benachbarten Pachthofe unter Trümmern und Schutt einen Römischen Altar entdeckt; er schmückt jetzt den Garten zu Stonyhurst. Es ist dieser Altar wahrscheinlich derselbe, welchen der ehrwürdige Camden im Jahre 1603 bei Ribchester sah. Er ist 33 Zoll hoch und 22 breit und trägt folgende, noch deutliche Inschrift:

Dis matribus Marcus Ingenuius Asiaticus decurio
Ala astrum susceptum solvit libens lubens merito.

Der Erholungs-Saal der Professoren bildet eine herrliche Galerie von 90 Fuß Länge und 20 Breite; er läuft mit dem Studien-Saal parallel. Der Herzog von Norfolk hat neue große Tapeten dazu geschenkt. Das Refektorium hat 60 Fuß Länge und 20 Breite. Es war ehemals der Ahnensaal der Sherburnes. Das neue Gebäude hat 300 Fuß im Umfange und stößt an einen großen Hof und an Gärten, die mehr als zehn Acker Land umfassen.

Das ist das Lokal, wo der größte Theil der katholischen Kinder, sowohl adelicher als bürgerlicher, erzogen wird. Das herrliche Gebäude mit seinen Thürmen, Parks und Gärten ist ein Gegenstand des Stolzes für die Gegend. Die Aussicht von dort ist reizend und mannigfaltig. Im Osten die malerischen Thäler des Holder und Ribble, das Schloß Clitheroe, welches einen steilen Berg krönt und die ungeheuren Massen des Pendle. Im Süden erblickt man den geschlängelten Lauf des Ribble in der Richtung nach Ribchester. Der größte Theil des Gebäudes aber ist nach Westen gerichtet, wo die Höfe und Gärten mit üppiger Vegetation sind. Im südlichen Winkel des College's erhebt sich eine noch im Bau begriffene große Kirche, deren Kosten zur Hälfte von der Anstalt, zur Hälfte durch Subscription bestritten werden. Der Styl ist der Tudorsche; die Zeichnungen sind von J. J. Shobs. Der Grundstein wurde 1832 gelegt.

Der Charakter der ganzen Bevölkerung umher hat sich seit 30

*) Man vergleiche die vor kurzem erschienene „Geschichte der Grafschaft Lancashire" von Baines.

Jahren sehr verbessert. Die Armen der Umgegend werden gewöhnlich auf Kosten der Anstalt genährt und gekleidet.*) Was den politischen Einfluß betrifft, den solche katholische Niederlassungen ausüben, so kann uns die Geschichte davon erzählen. „Erkennen wir die Weisheit des Königs und des Parlaments an", sagt Baines, „die, das strenge Gesetz entwaffnend, die Katholiken aus dem Exil zurückriefen und ihnen erlaubten, ihr Vermögen auf heimatlichem Boden zu genießen."

Die Besucher des Etablissements werden bei ihrer Ankunft am Haupteingange gewöhnlich eingeladen, von der Gastfreundschaft des Hauses Gebrauch zu machen, Pferde und Wagen einem Stallknecht zu übergeben, der die größte Sorgfalt für beides verwendet. Wir wußten nichts von dieser Sitte und gingen vorüber nach Hurst-Green, einem ausgezeichnet guten Dorf-Wirthshause. Die Superioren betrübten sich aber darüber, als sie hörten, wir hätten unsere Pferde nicht in die Ställe von Stonyhurst führen lassen.

Wir wurden mit dem größten Wohlwollen empfangen. Unglücklicherweise war der Präsident von Stonyhurst, der ehrwürdige Scott, tödtlich krank, als wir ankamen; ja, wir erfuhren nachher, daß er während unseres Aufenthalts daselbst gestorben war; dennoch empfingen uns die Väter Daniells und Irvine herzlich. Sie erklärten uns aber, daß wir gerade an dem Jahrestage der Weihung ihrer Kirche angekommen seyen, wo die Regel verbiete, einen Fremden aufzunehmen; sie würden jedoch zu unseren Gunsten eine Ausnahme machen. Während nun Pater Daniells seine geistliche Pflichten in der Kirche ausübte, führte uns Pater Irvine umher, und bei unserer Rückkehr erwartete uns eine Collation.

(Schluß folgt).

Frankreich.

Fenelon, der Verfasser des „Telemach".

(Schluß.)

Diese Abschweifung war nicht von langer Dauer. Der Erzbischof von Paris griff in das Schwanken des Jünglings ein. Der Dichter mußte dem Missionsprediger weichen: der Abbé Fenelon wurde zum Gewissensrath der neubekehrten Protestanten ernannt. Es war gerade die Zeit, wo Ludwig XIV. dem Edikt von Nantes den letzten Schlag versetzte. Dieser Fürst, der sich zu Allem berechtigt glaubte, wollte, daß auch die Gewissen sich seinem Machtspruche beugen sollten; alle Mittel waren ihm zu diesem Zwecke recht und die Dragoner ihm eben so willkommen wie die Missionsprediger. Traf sich's zufällig, daß ein begeisterter Jünger der katholischen Lehre durch die Ueberzeugung des Wortes die verirrten Schafe in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen suchte, nun, so hatte er auch nichts dagegen. In diesem Apostolat entfaltete der Abbé Fenelon seine ganze Milde und Beredsamkeit. Er hatte eine gewisse Art, von Gott und seinen schrecklichen Geheimnissen zu sprechen, welche die armen Mädchen, deren Belehrung nur das Werk der Furcht war, etwas beruhigte. Fenelon war der salbungsvolle und milde Redner, wie Bossuet der schreckliche und erschütternde. Dieser brauste dahin wie ein ausgetretener Gußbach, zertrümmerte Alles, was in seinen Weg kam, und oft auch die Seelen. Dieser, regelmäßig in seinem Laufe, erfüllte selbst die widerspänstigsten Gemüther mit einer gewissen Ruhe und Ueberzeugung. Wenn man Fenelon zu den jungen Lutheranerinnen, deren Väter verbannt und verfolgt waren, die Sprache der Liebe reden hörte, so konnte man schon in ihm den Verfasser des „Traité de l'Education des Filles" vermuthen, mit dem er zwanzig Jahre später hervortrat. Als er dieses erste Apostolat zu allgemeiner Zufriedenheit beendet, wurde er zu gleichem Zwecke nach dem Poitou beordert. Ludwig XIV. hätte ihn gar zu gern mit einigen Linientruppen unterstützt, aber er beschwor den König, ihn seinen eigenen Kräften zu überlassen. „Unser Beruf", sagte er, „ist ein Beruf des Friedens, der Versöhnung und der Ueberzeugung. Wir gehen zu unseren verirrten Brüdern, um sie durch Milde zu bekehren. Nicht durch Zwang und Gewalt verbreitet man die Ueberzeugung. So sprach er und reiste allein in der so vielfach beunruhigten Provinz. Die Aufgabe war schwierig: er mußte mit dem göttlichen Worte in die entlegensten Oerter, in die Thäler, in die Berge, in die Sümpfe dringen; er mußte die verschüchterten Geister beruhigen. Nur der Glaubenseifer und die Liebe eines Apostels konnten hier zum Ziele gelangen. Zum Lobe des jungen Apostels muß gesagt werden, daß von allen protestantischen Provinzen, welche Ludwig XIV. unterwerfen wollte, diese am ehrenvollsten erobert wurde, oder vielmehr sie ergab sich freiwillig. Fenelon hat mehr für die Einheit der Kirche und die Pacification des Reiches gethan, als alle Dragonaden.

Kaum war er von dieser gefahrvollen Reise zurückgekehrt, als ihn auch schon andere Arbeiten erwarteten. Je mehr die Kindheit Ludwig's XIV. vernachlässigt worden war, desto lebhafter empfand derselbe das Bedürfniß, die Erziehung der Prinzen seines Hauses bewährten Männern anzuvertrauen. Nicht ohne Unwillen und Verachtung erinnerte er sich der schmachvollen Nachsicht, die Mazarin seiner Kindheit bezeigt hatte. Als daher der Herzog von Burgund der Aufsicht seiner Gouvernante entlassen ward, wollte er selbst den Gouverneur desselben wählen. Seine Wahl fiel auf den Herzog von Beauvilliers. Kaum war derselbe in seine Stelle eingesetzt, als er seinen Freund Fenelon aufsuchte, um ihm die oberste Leitung der Erziehung des Königlichen Kindes anzuvertrauen. Gewiß war Niemand würdiger, dasselbe ins Leben einzuführen und ihm das schwere Geschäft der Könige zu lehren, von dem Ludwig XIV. nur eine Ahnung aufgegangen war. Was diese Aufgabe noch schwieriger machte, war der Charakter des Herzogs von Burgund. Er war mit einem unbezähmbaren Gemüthe auf die Welt gekommen, sein Zorn ging bis zur Wuth, seine Entschließungen bis zur Verstocktheit.

Er hatte den Keim aller Leidenschaften und die unedelsten Gefühle mit sich auf die Welt gebracht; zugleich einen früh reifen Verstand, einen kühnen Sinn, eine beißende Ironie, welche nichts schonte, und eine kalte Verachtung für alle menschliche Verhältnisse; dazu kam noch ein ungemäßigter Stolz. So war der Jüngling beschaffen, welchen der König dem Herzog von Beauvilliers übergab und dieser Fenelon anvertraute.

Die Verantwortlichkeit, welche diese Aufgabe auferlegte, war nicht klein, und Fenelon's zarter Sinn bebte davor zurück. Er schlug diese Ehre aus und machte seinem Freunde bemerklich, daß er nur ein demüthiger Apostel sey, und daß ein weiter Raum die Sümpfe von la Rochelle und den glänzenden Palast von Versailles trenne. Um keinen Preis könne er eine so schwierige Aufgabe übernehmen. Er selbst müsse noch an seiner Erziehung arbeiten, denn er schwanke noch zwischen seinem gegenwärtigen Berufe und seinen ersten Studien, und er sey noch weit entfernt, für alle Fragen der Gesetzgebung und der Philosophie eine befriedigende Lösung gefunden zu haben. Wenn er seinen Geist und sein Gewissen sorgfältig prüfe, so könne er nicht einmal mit Gewißheit sagen, ob er nicht eben so sehr dem göttlichen Homer, wie der Bibel und dem Evangelium angehöre. Der Herr von Beauvilliers war nicht der Mann, der sich durch solche Gründe zurückschrecken ließ; er sprach im Namen der Freundschaft, er sprach im Namen des Königs; da mußte Fenelon sich denn wohl ergeben. Ohne Furcht machte er sich an seinen unbändigen Zögling, und seinem Eifer und seiner Ausdauer gelang es, denselben zu zähmen und einen anderen Menschen aus ihm zu machen. Er verwandelte die Fehler in die entgegengesetzten Tugenden. Sein Zögling ging aus den Händen seines zweiten Schöpfers als ein leutseliger, menschlicher, mäßiger, geduldiger, bescheidener Prinz hervor, der streng gegen sich und mild gegen die Anderen war. Wie vieler Anstrengungen, wie vieler Kämpfe bedurfte es aber auch! Sonst, wenn der Herzog von Burgund in Wuth gerieth, verstummte Jeder am Hofe; nur allmälig, nur Schritt vor Schritt rückte Fenelon vor. Derselbe mußte Alles für seinen Zögling thun, sogar die Elementarbücher für ihn schreiben. Er verfaßte eine Grammatik für denselben, Fabeln, Todtengespräche, Uebersetzungsaufgaben. Der Lehrer und der Schüler studirten zusammen die großen Schriftsteller des Alterthums und die Kirchenväter. Der Uebergang von der Poesie zum Glauben, von der Dichtung zur Geschichte, von der Geschichte zur Gesetzgebung kostete ihnen keine Anstrengung. Endlich warf sich ihm der dankbare Schüler in die Arme und rief aus: „Mit Ihnen, mein Lehrer bin ich nicht mehr der Herzog von Burgund, sondern der kleine Louis."

Das war Fenelon's größte Belohnung. Denn schon hatte Ludwig XIV., dessen größte Wissenschaft die Menschenkenntniß war, errathen, daß Fenelon nie ein Schmeichler Seiner Königlichen Majestät seyn würde. Dem König war nicht entgangen, welch' Selbständigkeit dieser große Geist unter der eleganten Hülle des Hofmannes berge. Gerade als er dem Herzog von Burgund seine Kraft widmete, als Bossuet über das Wissen, den Geist und die feine Bildung desselben erstaunte, gerade da wurde er absichtlich von Ludwig XIV. vergessen und war einer der ärmsten Priester. Niemand kümmerte sich am Hofe darum, wie er es anfinge, um zu leben und den Glanz seines Namens und die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten. Paris war dankbarer als Versailles; hier war sein Ruhm allgemein verbreitet, obschon man erst zwei Werke von ihm kannte, den „Traité sur l'Education des Filles" und den „Traité du Ministère du Pasteur." Die größten Geister des 17ten Jahrhunderts hatten Fenelon als ihren Nebenbuhler, als ihren Meister anerkannt; sie wählten ihn zu ihrem Genossen in der „Académie Française" zu seiner großen Verwunderung. Andererseits fing auch Frau von Maintenon, die so vielen Tugenden, so großer Beredsamkeit und solcher Bescheidenheit nicht widerstehen konnte, an, den Ruhm eines Mannes am Hofe zu verbreiten, den Niemand außer dem Herzoge von Burgund zu loben wagte. Endlich bewilligte Ludwig XIV. Herrn von Fenelon die Abtei Saint-Valery. „Herr Abbé, sagte er zu ihm, ich habe lange gezögert, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen; ich hatte vergessen, daß Männer, wie Sie, sich niemals vordrängen, sondern daß man sie suchen muß." Fenelon war damals 43 Jahr alt.

So war ihm denn endlich vergönnt, seinem inneren Antriebe zu folgen. Er war nun reich genug, um Gutes zu thun, allgemein geachtet, geliebt von seinem Zöglinge, geschätzt vom Könige und gut angeschrieben bei Frau von Maintenon. Unglücklicherweise wurde dieser mühselig errungene Friede durch eine religiöse Streitigkeit gestört. Madam Guyon hatte zwei Bücher geschrieben: „Moyen facile de faire oraison" und „Explication du cantique des cantiques" welche der geistlichen Censur denunzirt wurden. Fenelon, der die arme Frau verfolgt sah und überdies von ihrer schwungvollen Beredsamkeit und ihrer an das Ascetische streifenden Phantasie eingenommen wurde, übernahm die Vertheidigung der beiden Werke. Bald wurde die Vertheidigung selbst angegriffen. Bossuet mischte sich mit seiner gewöhnlichen Energie in die Sache, und endlich mußte der Papst dem Streite ein Ende machen.

Während die Sache noch schwebte und ehe noch Fenelon's Vertheidigungsschrift, betitelt „les Maximes des Saints", vom Papst Innocenz VIII. verdammt worden war, ernannte Ludwig XIV. den Abbé Fenelon zum Erzbischof von Cambrai. Bei dieser Nachricht geriethen die Feinde Fenelon's, denn er hatte deren, in Bestürzung. Sie fragten sich, welches der Grund dieser unerwarteten Gunst sey. Es war aber keine Gunst, sondern eine Verbannung. Der Lehrer

*) Ob diese Wohlthätigkeit gerade den Charakter verbessert, ist noch die Frage. Fast in allen großen Klöstern auf dem Lande, besonders in Spanien, herrscht diese Wohlthätigkeit; aber sie hat die Sittlichkeit nicht verbessert, im Gegentheil Trägheit und Laster befördert.

des Herzogs von Burgund wurde für immer von seinem Zöglinge getrennt. Während die Streitigkeiten für und wider den Quietismus noch im besten Gange waren, hatte ein treuloser Bedienter den „Telemach" in Holland in Druck gegeben. Kaum war derselbe ohne Wissen und Willen des Verfassers erschienen, als sich ganz Europa mit diesem Buche wie mit einem großen politischen Ereignisse beschäftigte. Seit dem „Utopien" des Thomas Morus war die Denkfreiheit nie weiter getrieben, nie ein schönerer Traum für das Glück der menschlichen Gesellschaft entworfen worden.

Der „Telemach" war sogar über Plato's Republik hinausgegangen. Unglücklicherweise glaubte Ludwig XIV. nicht nur sich, sondern auch seinen Hof in dem Buche zu erkennen; er fühlte sich in seinem Stolze verwundet und wollte den Verfasser, den er einen Undankbaren und einen Träumer schalt, durch eine anständige Verbannung entfernen. Dennoch ist es der Wahrheit gemäß, daß Fenelon nie daran gedacht hatte, in dem „Telemach" eine Kritik Ludwig's XIV. oder seiner Regierung zu geben. Was half dies aber? Vergeblich warf sich der Herzog von Burgund dem Könige zu Füßen und betheuerte die Unschuld seines Lehrers; dieser mußte den Hof verlassen. Fenelon reiste ab, ohne sich zu beklagen. Er dankte Frau von Maintenon so warm für ihr Wohlwollen, als ob er es nie verloren hätte. Er entriß sich den Umarmungen des Herzogs von Burgund und des Herzogs von Beauvilliers, der beiden einzigen Freunde, die ihm geblieben waren. Er nahm Abschied von seinen ehemaligen Lehrern in Saint-Sulpice. Die einzigen Thränen, die er vergoß, waren der Erinnerung seiner Jugend, den schönen Träumen derselben geweiht. Noch einmal kniete er vor den Altären nieder, an denen die Gebete des achtzehnjährigen Jünglings aufgestiegen waren. Sodann riß er sich los und sagte ein ewiges Lebewohl der Hauptstadt, die von seinem Ruhme wiederhallte, dem undankbaren Hofe, der ihn verkannte.

Die Verbannung legte ihm neue Pflichten auf. Ludwig XIV. war nicht der Mann dazu, einen Geist wie Fenelon zur Unthätigkeit zu verdammen. Er wollte den Hof seiner schönsten Zierde berauben, aber nicht die Kirche ihres würdigsten Seelsorgers. In solcher Absicht verlieh er ihm das Erzbisthum Cambrai. Fenelon übernahm mit seiner neuen Würde auch alle Verpflichtungen derselben. Er sagte wie Jesus Christus: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" und nicht nur die Armen, nicht nur die Kranken und Greise, sondern alle arme Kinder Gottes. Eines Tages begegnete er einer armen Frau, welche ihre Milchkuh verloren hatte und laut darüber jammerte. „Wir wollen sie beide suchen", sagte er zu ihr, und wirklich setzten die alte Frau und der Erzbischof der Kuh nach; dieser fand sie. Alle Sonntage katechisirte er und speiste die Hungrigen mit dem Worte Gottes. Alle Tage that er Gutes. Dieser Lehrer der Könige war der demüthigste Lehrer seiner Diözese. Um sich her verbreitete er Ruhe, Zufriedenheit und Heiterkeit, und als Ludwig XIV. seine usurpirten Ansprüche gegen das verbündete Europa vertheidigen mußte, als auch der Herzog von Burgund in den Krieg zog, da ergriff der Erzbischof von Cambrai wiederum die Feder, um seinem ehemaligen Schüler die für seine neue Stellung passenden Lehren zu ertheilen. Ja, Ludwig XIV. hatte den Lehrer und Schüler wohl äußerlich trennen können, aber dahin konnte er es nicht bringen, daß sie sich vergaßen. Vergeblich verbot er ihnen, sich zu schreiben. Sie schrieben sich dennoch, so oft der Herzog von Burgund seines Lehrers oder eines guten Rathes, einer Tröstung und Ermuthigung bedurfte. Fenelon und der Herzog von Burgund verhandelten unter einander die wichtigsten Interessen der Monarchie. Und mit welcher väterlichen Besorgniß blickt der Erzbischof von Cambrai seinem königlichen Zögling nach! Mit welchem Scharfblicke sieht er die Resultate voraus und erklärt sie! Wie richtig faßt er das politische Interesse des erschöpften Frankreichs! Welches Mitleid empfindet er für dessen Elend. Und als die gewaltige Macht Ludwig's XIV. dem Untergang nahe ist, da spricht er, bescheiden zwar, aber muthvoll, das große Wort von der Versammlung der Generalstände aus. So schreitet er seinem Jahrhundert immer etwas voraus und führt seinen Zögling hinter sich her. Aber der Zögling durfte nicht so weit gehen wie der Lehrer. Der Herzog von Burgund mußte immer fremden Einflüssen gehorchen; zur freien Entwickelung fehlte ihm Luft und Raum. Ludwig XIV. flößte ihm Furcht ein, und sein Vater legte ihm eine kleinliche und drückende Vormundschaft auf. Als ihn endlich der Tod seines Vaters und Ludwig's XIV. Alter dem Throne näherte, da entwich er selbst aus dem Reiche der Lebenden, er, der Erbe einer so großen Monarchie und Fenelon's schönstes Werk. Wenn der Erzbischof von Cambrai mit feuchten Augen auf den Hof von Versailles, der ihn verbannt hatte, hinblickte, wie mußte er sich ergriffen fühlen! Ein 76jähriger König und ein Kind in der Wiege waren allein noch von der Größe, die er in ihrer ganzen Vollkraft gesehen hatte, übrig.

Seine Armen und sein Vertrauen auf Gott waren ihm geblieben. Mehr als je wendete er sich den unglücklichen Gränzgegenden zu, die von dem furchtbaren Erbfolge-Kriege verheert wurden. Hierher waren alle Kräfte des Feindes, hierher alle Kräfte Frankreichs gerichtet. Schritt vor Schritt mußte Fenelon seine Heerde gegen den Sieg dieser, gegen die Niederlage jener vertheidigen. Fenelon's Freigebigkeit war so groß wie seine Milde: sein Palast war ein Hospital. Er stand allen wackeren Leuten bei, theilte mit ihnen seinen letzten Bissen und gab sein letztes Hemde her, um ihre Wunden zu verbinden. Auch die Feinde wurden von so vielen Tugenden gerührt und schonten seine Vorräthe, seine Besitzungen, seinen Palast. Wenn es hieß: „dies gehört dem Erzbischof von Cambrai", so zog der Feind vorüber und plünderte anderwärts. Er dagegen theilte an Almosen aus, was der Feind ihm gelassen hatte. Dies dauerte so lange, bis Frankreich, bis Ludwig XIV., der sich unter den Trümmern seines Throns begraben zu wollen schien, durch den Sieg bei Denain gerettet wurde. Noch ein Verlust traf ihn nach dem Tode des Herzogs von Burgund, der des Herzogs von Beauvilliers. Beim Tode jenes hatte er ausgerufen: „Meine Bande sind zerrissen, nichts kann mich mehr an die Erde fesseln." Beim Tode seines Freundes schrieb er an dessen Gemahlin: „Sie und ich werden bald wiederfinden, was wir nicht verloren haben; alle Tage kommen wir einen Schritt weiter. Noch ein Kleines, und wir werden nicht mehr zu weinen brauchen." Vier Monate später, am 7. Januar 1715, traf ihn selbst der Tod. So rechtfertigte er den Ausspruch: „Ich lebe nur noch von der Freundschaft." Der Todeskampf dauerte drei Tage. Als er zu Gott gebetet hatte, schrieb er an den König einen Brief, in dem seine ganze Seele lebt. Seine letzte Nacht war ruhig. Seine Freunde und Diener knieten vor ihm und erflehten seinen Segen. Er segnete sie zum letztenmale. Man fand in seiner Nachlassenschaft keinen Heller.

So verlor Frankreich einen Mann, der seiner Literatur und seiner Kirche zur unvergänglichen Ehre gereicht. Arbeit und Kummer hatten ihn zu früh gebrochen. Saint-Simon, der nebst Frau von Sévigné der beste Schilderer dieses Jahrhunderts ist, schenkte ihm seine volle Achtung; er, der sie Jedem versagte, selbst Ludwig XIV. Dieser schildert Fenelon als groß, mager, wohlgewachsen, mit großer Nase, flammenden und geistreichen Augen. Sein Gesichtsausdruck vereinte Gegensätze, aber sie bekämpften sich nicht; Würde und Anmuth, Ernst und Heiterkeit, der Gelehrte, der Bischof und der vornehme Herr spiegelten sich darin ab.

Wer Fenelon zu den Schriftstellern von Handwerk zählen wollte, würde sich täuschen. Er schrieb nicht des literarischen Ruhmes wegen, sondern er gehorchte den Pflichten seines Standes, seiner inneren Begeisterung. Der Gedanke, ein Buch zu machen, kam ihm nie ein, sondern der, zu überreden und zu überzeugen. Bei ihm, wie bei Bossuet, war es natürlich, daß sie ihre Lehren für ihre Zöglinge niederschrieben. So entstand Bossuet's „Histoire universelle", so Fenelon's „Télémaque". Die meisten Schriften Fenelon's erschienen nach seinem Tode. In seinen ersten Predigten lebt der feinste und liebenswürdigste Enthusiasmus, aber man erkennt darin noch nicht den großen Kritiker, dem wir so schöne Gedanken über die Redekunst verdanken. Sein Brief an die Akademie, seine Dialogen über die Beredsamkeit, einige bewunderswerthe Skizzen über Homer und die Alten, als sich der Streit zwischen La Mothe und Dacier erhob, würden ihn an die Spitze der Kritiker stellen, wenn ihn nicht der Telemach an die Spitze der Dichter gestellt hätte. Ein Lob desselben wäre überflüssig. Es ist das Buch der Könige und das Buch der Völker. Es wurde für einen Fürsten geschrieben und hat zur Erziehung des menschlichen Geschlechts beigetragen. Die Zeit, welche die Meisterwerke durch das Alter heiligt, scheint der Dichtung Fenelon's eine zweite Jugend vorbehalten zu haben. Als derselbe in seinem Buche die Andeutungen einer liberalen Politik ausstreute, als er die Rechte der Völker und die Pflichten der Könige abwägte, da ahnte er wohl nicht, daß ein Tag kommen würde, wo sein Buch nicht mehr ein bewunderungswerthes Utopien, sondern eine mächtige Realität wäre.

In stylistischer Hinsicht ist der Verfasser des „Télémaque" einer der größten Meister. Er hat der Sprache eine ungewöhnliche Anmuth und Melodie gegeben. Er hat sie in die Römische Toga und den Griechischen Mantel gekleidet. Wie er den Charakter des Herzogs von Burgund ohne Gewaltsamkeit, durch Milde und Ueberredung geschmeidigt, so hat er auch die widerspänstige Sprache unterworfen. Eines seiner Meisterwerke sind die „Aventures d'Aristonous."

Das war der große Mann. Er wurde in seiner Kirche, am Fuße des Altars, unter einer langen, vom Jesuiten Sanadon verfaßten Grabschrift beigesetzt. Am Tage des Leichenbegängnisses wurde keine Grabrede in der Kathedrale gesprochen, sein Hingang durch keine Lobrede in der Akademie gefeiert. Frau von Maintenon blieb schweigend und kalt. Selbst Ludwig XIV., dem der Pater La Chaise den Brief Fenelon's übergab, nahm diesen großen Verlust gleichgültig hin. Der König von Frankreich versäumte eine schöne Gelegenheit, durch eine Thräne gut zu machen, was er gegen den Lehrer seines Enkels versehen hatte. J. Janin.

Eine Abendgesellschaft bei Herrn Guizot.

Von einem Engländer.

Nicht in das altaristokratische, stark verödete Viertel Faubourg Saint-Germain von Paris führen wir unsere Leser, auch nicht in das neue, bevölkerte Viertel Chaussée d'Antin, wo die Reichen und Börsenstolzen, aber nicht die Weisen, Tapferen und Witzigen zu wohnen pflegen, sondern in einen Stadttheil, der wegen seiner engen Straßen, die keine Trottoirs an den Seiten, die Gosse aber in der Mitte haben, bekannt ist. In diesem, Faubourg St. Honorée genannten, Stadtviertel ist eine stille, schmutzige Straße, die Rue Ville l'Evèque heißt. Damen und Herren, die gern reine Kleider behalten wollen, meiden sorgfältig diese Straße, welche auch wegen ihrer Lage für Niemanden etwas Einladendes hat, es sey denn, daß er eingeladen wird, an der Abend-Unterhaltung Guizot's Theil zu nehmen. Denn in dieser unansehnlichen Straße wohnte Guizot der Studirende, Guizot der Professor, Guizot das Haupt der Eklektiker, Guizot der beste Staatsmann Frankreichs (vielleicht den einzigen Molé ausgenommen), und wohnt jetzt Guizot der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ueberhäuft mit Prämien und akademischen Ehren, suchte der Jüngling Guizot hier Muße zum Nachdenken und zur Selbstprüfung. Wenn in seinen Ohren noch der Beifallsruf der

Zuhörer tönte, die er in seinen Geschichts-Vorträgen durch männliche Eloquenz bezaubert, durch protestantische Biederkeit und Ueberzeugung halb bekehrt, eilte er nach der Rue Ville l'Evêque, um neue Triumphe vorzubereiten. Als ihn die Restauration seiner Professur entsetzte, suchte er hier in neuen Forschungen den Trost der Weisheit. Hier suchte der jetzige König bei seiner Thronbesteigung den Exprofessor auf, um sich seines Rathes und seiner Unterstützung zu bedienen*); und hierher eilte Guizot immer zurück aus den Hotels der Regierung, wo er amtlich im Dienste seines Vaterlandes wohnen mußte; hierher eilte er aus dem Palaste, um von den Lasten und dem Kampfe der öffentlichen Angelegenheiten in der Unterhaltung eines freundschaftlichen Kreises, in den Erfolgen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und im friedlichen Glücke des häuslichen Lebens sich zu erholen.

In dieser Rue Ville l'Evêque wurden viele parlamentarische Feldzüge gegen Unordnung und Revolution verabredet. Pairs und Deputirte von Frankreich, Gesandte, Publizisten und politische Notabilitäten drängten sich in Zeiten der Aufregung zu dem wöchentlichen Empfang des seltenen Geistes, um hier aus seinen und seiner Freunde Angaben und Bemerkungen die Fäden für die Richtschnur ihres Verfahrens zu sammeln, das Verfahren der Freunde der Ordnung, des Friedens und der wahren Freiheit. Oft habe ich in dieser finsteren und schmutzigen Straße den ganzen langen Raum von Wagen der Besucher des einfachen Philosophen eingenommen gesehen, während die Salons der Minister in der Nähe fast verlassen waren. Manchen Sieg hat er von dieser Straße aus über seine politischen Gegner gewonnen; aber einen schöneren noch hat er über sich selbst in Zeiten starker Prüfungen im häuslichen Unglücke davongetragen. Er verlor hier seine treffliche, zärtlich geliebte Gattin; er verlor seinen hoffnungsvollen Sohn, der ein Musterbild der Tugend und geistigen Adels war. Sein Schmerz war kein gemeiner, er war der eines christlichen Philosophen.

Aber wir haben bis jetzt erst von der Straße gesprochen; führen wir nun den Leser in das Haus des Herrn Guizot. Ist es prächtig? Nein! Ist es reich ausgestattet? Weit entfernt davon! Die alte porte cochère besteht aus zwei zerschlagenen Thüren mit einem gebrechlichen Thürklopfer. Sie führt in einen bedeckten Thorweg von gleicher Unansehnlichkeit mit dem Thore. Man geht dann durch einen kleinen Hofraum und durch verschiedene Gewässer zum Häuschen auf der anderen Seite, wo der Hausherr wohnt. Links auf diesem Hofweg sind einige kleine Zimmer für Bedienten und Portier, und in einer Loge sitzt die Person, welche beauftragt ist, die Frage: Si Mr. Guizot est chez lui? in Empfang zu nehmen und nach Umständen zu beantworten.**)

Ich habe vergessen, einer kleinen Zahl von Blumentöpfen zu erwähnen und noch etwas Grünes, das im Hofe ist. Keiner würde daraus schließen können, daß er im Hause eines solchen Mannes ist. Die Treppe, die zu seinen Zimmern führt, ist niedrig und keine 4 Fuß breit. Oben fragt ein Diener in einfachem schwarzen Kleide nach dem Namen, führt uns durch ein Vorzimmer von 6 Fuß an die Thür des Gesellschaftszimmers und meldet an. Die Empfangszimmer übersteigen die Zahl drei nicht, und diese drei sind so klein, daß, wenn man sie vereinigt, noch kein großer Saal daraus wird.

Das erste Zimmer, ungefähr 8 Fuß im Quadrat, enthält einen runden Tisch, wo die Schwester des Hausherrn den Vorsitz führt und mit Grazie guten Englischen Thee und Kuchen an die zahlreichen umherstehenden Gäste reicht. Zuckerwasser ist noch da, weiter nichts. Guizot, zu seiner Ehre sey's gesagt, ist ein armer Mann. Er hat die Pflichten, Mühen und Verantwortlichkeiten der öffentlichen Gewalt, auch ihre Verfolgungen immer gekannt, aber nicht ihre Süßigkeiten. Als Botschafter und Minister ist er nicht reicher, als der Professor der Geschichte, und seine heftigsten Opponenten zucken die Achseln und sagen: „O ja, er ist ein ehrlicher Mann."

Das zweite Zimmer ist kleiner; es nimmt diejenigen auf, denen im ersten zu warm und zu eng geworden ist. Hier sind einige Bücherschränke mit gewählten Werken. Stühle sind nicht da, höchstens zwei oder drei für 30 Gäste. Die Unterhaltung aber bewegt sich freier, da die Abwesenheit der Damen manchen Rückhalt überflüssig macht.

Das dritte Zimmer endlich, lang und schmal, ist der Sammelplatz für diejenigen, die noch ein Wort mit dem Wirth sprechen wollen und im Begriffe stehen, die Gesellschaft zu verlassen. Diese Lokalitäten würden mit Luxus in Essen und Trinken, mit Spiel und geräuschvollem Vergnügen freilich im Mißverhältniß stehen. In der That giebt es hier weder Musik noch Tanz, weder Punsch noch Sorbet oder Eis, weder Karten noch andere Spiele, nichts als Geist. Und dennoch ist keine Soirée so gesucht und so besucht als die des Herrn Guizot. Zu allen Zeiten findet man die Auswahl der Pariser Gesellschaft, sowohl Franzosen als Ausländer, bei diesen Abendunterhaltungen. Wir wählen einen Abend zur Zeit, da eine wichtige politische Frage ein Ministerium erschütterte, und zwar ein Ministerium, an welchem Thiers und Guizot nicht Theil nahmen und sie aus Grundsatz zur Opposition gehörten.

Eine wichtige Abstimmung an einem Mittwoch in der Deputirten-Kammer machte die Veränderung des Ministeriums wahrscheinlich. Alles stürzte Abends zu Guizot. Auch ich war dabei. Ich war einer der Ersten im Zimmer Nummer Eins, wo die kürzlich verstorbene reizende Herzogin von Broglie und Fräulein Guizot Thee bereiteten, während Herr Guizot an der Thür stand, seine Gäste mit Würde und Freundlichkeit zu empfangen. Ein Engländer, der einigermaßen zur guten Gesellschaft gehört, ist jederzeit bei Guizot willkommen. Ich erfreute mich seines besonderen Wohlwollens. Merkwürdig ist es, daß trotz seiner vollkommenen Vertrautheit mit der Englischen Sprache, seiner beständigen Verbindungen mit Engländern, seiner Vorliebe für Englische Sitten und Gewohnheiten, er dennoch das Englische mit einem sehr stark hörbaren ausländischen Accent und mit Stottern spricht.*)

Jedem neuen Ankömmlinge wußte er etwas Artiges, Liebenswürdiges und Launiges zu sagen; während er aber dies that, harrte immer schon wieder ein Anderer, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und dies dauerte fast ohne Unterbrechung drei Stunden.

(Schluß folgt.)

*) Er war bekanntlich Mitglied des ersten Ministeriums, welches Ludwig Philipp gebildet. Er soll auch die letzte Redaction der Charte von 1830 besorgt haben.

**) Unser Engländer schreibt aus Ergebenheit und Liebe für Guizot noch viel mehr Worte über die Aermlichkeit der Behausung, um die Einfachheit und Mäßigkeit des Mannes noch in klareres Licht zu stellen. Er geht aber so weit in seinem blinden Eifer, daß er nicht einsieht, wie seine Ausschmückung des wahren Zustandes jener Räumlichkeiten nicht mehr den beabsichtigten Zweck erreicht, da sie vielmehr auf Nachlässigkeit, auf Cynismus schließen läßt. Der Uebersetzer ist auch ein großer Verehrer des trefflichen Mannes und glaubt die Mäßigkeit desselben besser darzuthun, wenn er bei der Beschreibung des Hauses in den Ausdrücken auch mäßiger ist. Uebrigens kann man in unseren Tagen bequem und schön wohnen und dennoch ein großer Philosoph und Staatsmann seyn. D. Uebers.

*) Guizot hat sich bekanntlich durch seine Betrachtungen über die Geschichte der Englischen Revolution berühmt gemacht, wobei er Englische Quellen und Vorarbeiten benutzt hat. Auch hat er Shakespeare sehr treu ins Französische übersetzt.

Mannigfaltiges.

— Neueste Spanische Literatur. Die fortdauernden politischen Wirren lassen in Spanien kein gesundes Unternehmen, weder in der Wissenschaft noch in der Literatur, aufkommen. Drei verschiedene Monats- und Vierteljahrschriften, die im vorigen Jahre in Madrid gegründet wurden, sind bald wieder eingegangen, und einige größere Werke, wie namentlich eine „Geschichte der Baskischen Provinzen", eine „Geschichte der Spanischen Civilisation" von Don Eugenio de Tapia, sind in ihren Fortsetzungen suspendirt. Der Pater Antonio Quevedo wird eine Spanische Uebersetzung von Maldonado's Lateinisch abgefaßter Geschichte der Spanischen [illegible] unter Karl I. (Kaiser Karl V.) nach einer Handschrift herausgeben, die bisher unbenutzt in der Bibliothek des Eskurials gelegen, da ein Abdruck derselben von der Spanischen Censur niemals geduldet wurde. An Dichterlingen fehlt es allerdings auch heutzutage in Spanien nicht; es ist dies ein zähes Geschlecht, das selbst der wüthendste Bürgerkrieg nicht auszurotten vermag. Meistens liefern diese Poetaster [illegible] Uebersetzungen der neueren Französischen Dichter, und nur einige jüngere Namen, wie Zorilla, Tassara, Sales, zeichnen sich neben den älteren eines Martinez de la Rosa und Breton aus. In Prosa wird natürlich noch mehr aus dem Französischen übersetzt. Von Thiers' Revolutions-Geschichte erscheinen nicht weniger als drei verschiedene Uebersetzungen in einzelnen Heften. Die Deutsche und Englische Literatur sind in dem heutigen Spanien noch immer so gut als unbekannt, und wenn einmal ein Drama von Schiller, ein Versuch einer Uebersetzung von Niebuhr, Gibbon oder Robertson angekündigt wird, so kann man sicher seyn, der Spanische Bearbeiter habe nicht aus dem Original, sondern aus einer Französischen Uebersetzung geschöpft.

— Chaucer in modernem Gewande. Chaucer, den die Engländer als den Vater ihrer Dichtkunst ansehen, ist zwar in jeder Bibliothek Britischer Büchersammler zu finden, aber nur Wenige lesen und verstehen noch die Sprache des Altvaters, der ein Gemisch von Angelsächsisch, Normannisch und Italiänisch schrieb. Ein Verein von Literaten ist daher zu dem löblichen Unternehmen zusammengetreten, den Poeten Chaucer, der noch um zwei Jahrhunderte älter ist, als der alte Shakespeare, zu renoviren und ihn, ohne seiner Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun, ohne eben die Spuren und den Ausdruck der Sprache des vierzehnten Jahrhunderts ganz zu verwischen, doch der heutigen Zeit verständlicher zu machen. Der Band, welcher so eben unter dem Titel: „The Poems of Geoffrey Chaucer modernized" erschienen, enthält den Prolog und mehrere Erzählungen seiner Canterbury Tales**), bearbeitet von R. H. Horne; „Kuckuck und Nachtigall", bearbeitet von William Wordsworth; ferner einen Auszug aus dem Gedichte „Troilus und Cressida", ebenfalls von Wordsworth, und eine große Anzahl poetischer Erzählungen und Gesangs-Fragmente, bearbeitet von Leigh Hunt und Thomas Powell. Herr Horne hat außerdem eine Einleitung und eine historische Kritik des Dichters gegeben. Die geachteten Namen der poetischen Bearbeiter sind eine Bürgschaft dafür, daß der alte Herr uns hier in würdiger Gestalt vorgeführt wird.

**) Diese sind bekanntlich versifizirte Novellen, deren Stoff dem Boccaccio und anderen Italiänern entlehnt sind.

Wir bitten diejenigen, die vom 1. Januar 1841 ab, als neue Abonnenten, dieses Blatt zu erhalten wünschen, ihre Bestellungen zeitig zu machen, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Zu späte Bestellungen haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie weder rechtzeitig noch vollständig befriedigt werden können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man abonnirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 157. Berlin, Mittwoch den 30. Dezember 1840.

Dänemark.

Die Skandinavischen Quellen der Tell-Sage.

Von Frederik Schiern.

Nachdem wir in Nr. 153 des „Magazins" die Zusammenstellung der Bedenken gegen die Echtheit der Tell-Sage mitgetheilt, wie sie der obengenannte Dänische Schriftsteller giebt, entlehnen wir seiner Abhandlung auch noch folgende Auszüge. Es sind dies vier Skandinavische Sagen, die sämmtlich vielleicht eine und dieselbe Quelle haben, die aber wegen der auffallenden Aehnlichkeit, namentlich der beiden ersten Sagen, mit der Erzählung vom Tell, unverkennbar auch die Verwandtschaft der letzteren mit jener Quelle darthun.

I. Der Pfeilschuß Egil's in der Vilkina-Saga auf König Nidung's Gebot; aus der Mythenzeit Schwedens.

In der Vilkina-Saga wird erzählt:

„Zu dieser Zeit kam Velent's[*]) Bruder Egil an König Nidung's Hof. Er war der schönste Mann, den man sehen konnte, und es war besonders ein Ding, worin er jeden Anderen übertraf: er schoß nämlich mit ausgezeichneter Fertigkeit sowohl mit dem Schloßbogen als mit dem Handbogen. König Nidung nahm ihn wohl auf, wußte jedoch nicht recht, wer er wäre. Der König ließ auf vielerlei Art Proben anstellen, wie gut Egil schießen konnte, und nachdem er endlich Alles versucht hatte, was ihm nur einfallen wollte, ließ er einen Apfel auf den Kopf von Egil's Sohn legen. „Von dort, wo Du jetzt stehst", sprach der König, „sollst Du den Apfel von Deines Sohnes Haupt schießen, und wenn Du dies nicht thust, dann hast Du Dein Leben verwirkt." Da nahm Egil einen Pfeil aus seinem Köcher, besah die Spitze, schärfte sie und legte sie neben sich nieder. Dann nahm er noch einen Pfeil, schärfte ihn ebenfalls, strich die Feder glatt, legte ihn auf die Schnur und schoß mitten in den Apfel, so daß Pfeil und Apfel zusammen zur Erde fielen. Diese That blieb lange nachher berühmt, und man nannte ihn Ölrunar-Egil oder Egil den Treffenden.

König Nidung fragte ihn, warum er zwei Pfeile genommen, da doch einer hinlänglich war, um zu schießen. „Herr!" antwortete Egil, „ich will nicht vor Euch lügen: wenn ich den Knaben mit dem einen Pfeil erschossen hätte, dann hatte ich Euch den anderen zugedacht." Der König nahm dies jedoch gut auf, und es dünkte Allen, daß Egil männlich gesprochen hätte."[**])

II. Die Erzählung von Palnatoke und Harald Blaaland, König von Dänemark, nach Saxo Grammatikus.

Der angeführte einfache Bericht in der Vilkina-Sage wurde lange fast ganz übersehen neben Saxo's ausführlicherer, den Schützen Toke verherrlichender Erzählung, welche hier nach Anders Sörensen Vedel's Uebersetzung in kräftigen und naiven Zügen mitgetheilt wird.

....„Hierauf folgt nun eine Geschichte von König Harald und von seinem Diener, welche wir an dieser Stelle durchaus nicht vergessen oder auslassen dürfen. Es war an König Harald's Hofe ein Mann, mit Namen Toke, welcher viele Neider wegen seiner Bravheit und seiner mannhaften Thaten hatte, womit er alle seine anderen Hofbrüder übertraf. Er berühmte sich einst, ein Apfel könne niemals so klein seyn, daß er ihn nicht mit dem ersten Schuß von einer Stange schießen würde. Dies wurde vor den König gebracht, und er befahl sogleich, daß Toke seine Kunst bei seinem eigenen Sohne beweisen sollte, und wenn er mit dem ersten Schuß fehle, so solle er sein Leben verlieren. Token wurde bange bei solch strengem Gebot des Königs, und er grämte sich nicht allein darüber, daß er sich in der Trunkenheit vergessen, sondern auch über seiner mißgünstigen Feinde heimliche Klätscherei und Verführung. Aber obgleich es hart war, daß er seine Kunst an etwas prüfen sollte, wozu er sich nicht selbst vermessen hatte, so konnte doch sein freimüthiges Herz nimmer verzagen. Je größer die vorhandene Gefahr war, desto kühner und schlauer überlegte er Alles, und zuletzt gab er des Königs Begehr nach. Er bat seinen Sohn, still zu stehen und sich nicht zu fürchten oder zu bücken, wenn er den Pfeil abschießen und sausend auf sich zukommen hören würde. Dann wandte er den Blick nach seinem Nacken um, nahm drei Pfeile und schoß den Apfel mit dem allerersten davon herab. Hätte das Glück es anders gewendet, so hätte es seinen Hals gekostet. Aber des Vaters sichere Kunst beschirmte sowohl des Sohnes wie des Vaters Leben, und des Sohnes dreister Gehorsam erhielt sich und dem Vater Ehre und Wohlergehen. Der König fragte ihn, weshalb er drei Pfeile aus dem Köcher genommen, da ihm nur Ein Schuß gewährt sey; da antwortete er und sagte: „Wenn ich mit dem ersten Pfeil gefehlt hätte, so würde ich meinen unschuldigen Tod an Deiner unbilligen Grausamkeit gerächt haben." Er gab damit zu erkennen, daß ihm Ehre für seine Freimüthigkeit und dem König Strafe für sein ungehöriges Gebot und seinen Befehl zukäme.

Toke war kaum aus dieser Bedrängniß heraus, als er sich freiwillig in einen neuen Zwist mit dem König brachte. König Harald berühmte sich, daß er herrlich auf Schneeschuhen laufen könne, wie sich deren das Finnische Volk allgemein bedient. Toke sagte, er würde dem König in diesem Stück nichts nachgeben; da wurde ihm sogleich befohlen, er solle seine Kunst auf der Kuldgnibe in Schonen beweisen. Toke mußte sich dabei mehr auf seine Stärke und Gewandtheit verlassen, als auf viele Uebung. Es war zum Grauen, von diesem Felsen hinunter zu sehen, und beben mußte man bei der Gefahr, welche unten nachfolgte. Toke wollte jedoch auf der obersten Spitze beginnen; er band die Schneeschuhe unter die Füße, nahm den Stab in seine Hand und begab sich dreist auf die Fahrt. Als er eine Weile gelaufen war, hatte er beide Schneeschuhe an den Steinen entzwei gestoßen; da aber sein gutes Glück über ihm wachte, faßte er in die Löcher der Felsenrisse, und so stieg er langsam weiter zum Wasser hinab, wo er von einigen seefahrenden Schiffern ins Boot genommen wurde. Sonst hätte er über Hals und Kopf ins Meer fallen und ertrinken müssen, wie es auch König Harald nachher glaubte, als sie die Stücke der Schneeschuhe im Wasser fanden. Doch Toke pries sein Glück und hatte keine Lust, sich fernerhin so von König Harald prüfen zu lassen. Er entfloh deshalb von ihm, begab sich zu seinem Sohn Svend in Dienste und rächte sich später, indem er den König bei Helgehavn erschoß.[*])

III. Der Wettstreit Heming's mit König Harald Haardraade in Norwegen im Armbrustschießen, Schwimmen und Schneeschuhlaufen.

Saxo's Bericht findet sowohl in Hinsicht des Pfeilschusses als des Schneeschuhlaufes ein sehr ähnliches Seitenstück in der freilich viel späteren Erzählung von dem Norweger Heming. In dem Auszug der Erzählung, der in Müller's Sagabibliothek mitgetheilt ist, wird zuerst auseinandergesetzt, wie König Harald Haardraade einen reichen Bauern Aslak auf der Insel Torg in Halogaland besuchte, und wie er dazu kam, mit Aslak's Sohn Heming Bekanntschaft zu stiften. Darauf heißt es:

„Aslak trat hinzu und erzählte, daß das Schiff des Königs segelfertig wäre; aber der König gab ihm zu verstehen, daß er den Tag über bleiben wolle, und ging in den Wald, um sich mit Heming im Schießen zu versuchen. Doch was für ein guter Bogenschütze auch Harald war, so schoß Heming stets noch besser, worüber Harald so erbittert wurde, daß er ihm bei Lebensstrafe befahl, eine Haselnuß vom Kopfe seines Bruders Biörn zu schießen. Heming weigerte sich; da indeß sein Bruder ihn selbst aufforderte, bat er den König, sich neben Biörn zu stellen, um den Schuß genau sehen zu können; der König aber stellte Odd Ofeigsön dorthin und sich selbst zu Heming, der, nachdem er sich bekreuzt und Gott zum Zeugen angerufen, es möge einst über den König kommen, wenn er seinem Bruder Leid zufügen sollte, so schoß, daß der Pfeil die Nuß vom Kopf weghob, ohne zu verwunden. Der König ging darauf zu Bett. Am nächsten Morgen ließ Aslak den König nochmals wissen, daß sein Schiff bereit läge, erhielt aber wieder die Antwort, er wolle den Tag über noch bleiben. Nachdem der König getrunken, ging er zum Strande hinunter und forderte zuerst Haldor Snorresön, sodann Baudvar Eldjarnsön auf, mit Heming um die Wette zu schwimmen. Da diese sich entschuldigten, vermochte er seinen Verwandten Niklas Thorbergsön dazu. Sie schwammen Beide weit, aber Niklas Thorbergsön wurde zuletzt so müde, daß er sich von Heming ans Land tragen lassen mußte. Als darauf Niemand anders sich mit Heming messen wollte, warf Harald in seinem Aerger selbst die Kleider ab und sprang ins Wasser. Aslak rieth seinem Sohn, sich in den Wald zu

[*]) Wieland's, des Schmieds.

[**]) Nordiske Kampeviser. II. 81.

[*]) Vedel's Saxo, S. 114. Saxo schrieb bereits über 100 Jahre vor dem Aufstand der Schweizer, und schon er legt die Begebenheit noch über 200 Jahr. vor seiner Zeit zurück.

küchten; dieser aber antwortete mit einem Sprüchwort, „Schnabel gegen Schnabel sey es, womit die Adler sich schlügen", und sprang dem König nach. Harald ergriff ihn und tauchte ihn unter; die Wellen gingen hoch über sie fort, und es wurde finster, ohne daß man Einen von ihnen mehr sehen konnte. Endlich kam der König allein ans Land und ließ sich trockene Kleider geben. Alle glaubten, daß Heming ertrunken wäre, und den Trinktisch überherrschte Schweigen; als man aber Licht angezündet hatte und der König auf seinem Obersitz Platz genommen hatte, trat Heming herein und brachte ihm ein Messer, welches vorher in des Königs Gürtel gesteckt hatte, woraus man schloß, daß er es ihm in der See abgenommen. Als Aslak am nächsten Morgen fragte, ob der König reisen wolle, antwortete dieser: ja, aber Heming soll mich aufs Festland begleiten. Sie landeten an einem steilen Gebirg, an dessen Seite sich ein schmaler Steig hinschlängelte; ein Stück an dem Berge hinauf war ein hervorspringender Felsrand, ungefähr so groß, daß ein Pferd darauf stehen konnte. Auf diesem befahl der König Heming, mit Schneeschuhen zu laufen. Vergebens wandte Heming ein, daß die Erde hart und von Schnee entblößt wäre; er mußte dennoch laufen, und er that dies auch hin und her zu Aller Erstaunen. Heming bat jetzt den König, er möchte nun damit einhalten; aber Harald wollte, er solle nur noch einen Lauf versuchen, nämlich von der Felsenspitze den Abhang hinunter. Heming sagte, der König könne ihn ja eben so gut tödten, worauf Harald antwortete, dies würde auch geschehen, wenn er nicht gehorche. Da bot Aslak sein ganzes Vermögen für Heming's Leben, doch als Harald sprach, er kümmere sich nicht um Aslak's Güter, so verbat sich Heming die Fürbitten aller Uebrigen und ging einen Augenblick zur Seite. Hier traf er Odd Ofeigsōn, der ihm des heiligen Stephan's Leintuch gab, von dem es heißt, daß es alles Lebendige, welches dasselbe trägt, aus Lebensgefahr errette. Unterdeß war der König mit seinem Gefolge auf die Felskante gegangen. Der König hatte seinen rothen Mantel lose umgeworfen, stieß seinen Speer in die Erde und ließ sich im Rücken von seinem Verwandten Thorbergsōn halten, der wieder von einem Anderen gehalten ward, und so abwärts. Heming machte jetzt die Schneeschuhe an und begann vom Gebirgsgipfel an zu laufen, so daß Alle erstaunten; unter den größten Sprüngen verlor er die Schneeschuhe nicht. Als er sich dem Abhange näherte, machte er einen Satz, ließ die Schneeschuhe fallen und kam auf die Spitze des Felsrandes, wo der König stand, welchen Letzteren er beim Mantel zu erfassen bekam. Aber der König ließ den Mantel los, und Heming stürzte in die Kluft hinunter."

So lautet der Bericht in der Saga, deren darauf folgende Schilderung von Harald's Kampf mit den über seine Schlechtigkeit empörten Isländern uns hier nicht weiter berührt. Es mag hinlänglich seyn, hinzuzufügen, daß am Schluß der Erzählung ausführlich berichtet wird, wie Heming mit demselben Glück als Saxo's Toke in einem Boot entkommt, und daß er im Jahre 1066 beim Englischen Heer in der Schlacht von Standforbridge zugegen gewesen seyn soll, wo er mit einem Pfeilschuß Harald Haardraade so zeichnete, daß ein Anderer den König zu erkennen und zu tödten vermochte. *).

IV. Der Wettkampf Endride Ilbreid's mit Olaf Tryggvesōn in Norwegen.

Ein bedeutend älteres Vorbild von Hemig's Wettstreit mit Harald Haardraade giebt uns das zweihundertfünfunddreißigste Kapitel von Olaf Tryggvesōn's Saga, welches König Olaf's Gastbesuch bei Endride Ilbreid, einem jungen vornehmen Heiden, schildert, den der König zum Christenthum bekehren wollte. Auch aus dieser Sage dürfte es zweckmäßig seyn, die Darstellung des Kampfes, welcher hier als eine Art Ordale betrachtet wird, vollständig mitzutheilen:

„Der König und Endride entkleideten sich, schwammen vom Lande ab und spielten lange Zeit mit einander. Sie zogen sich wechselsweise unters Wasser und waren endlich so lange unten, daß man schon bange zu werden anfing, sie würden nicht mehr herauskommen; doch zuletzt kam König Olaf übers Wasser, schwamm nach dem Lande, kam herauf gegangen und ruhte sich aus, kleidete sich aber nicht an. Niemand wußte, was aus Endride geworden, und Keiner wagte, den König darum zu fragen; doch nach Verlauf einiger Zeit ward man gewahr, auf welche Weise Endride geschwommen kam: er hatte sich ein Reitpferd zu verschaffen gewußt; er saß nämlich auf dem Rücken eines großen Seehundes, hielt ihn auf beiden Seiten an den Barthaaren und lenkte ihn so. Erst als er dem Ufer nahe war, ließ er den Seehund los. Da sprang der König auf, schwamm ihm entgegen, zog ihn mit sich unters Wasser und hielt ihn lange unten. Sie kamen wieder empor, und der König schwamm ans Land, Endride aber war jetzt so ermattet, daß er sich nicht retten konnte, und als dies der König sah, schwamm er hinzu und half ihm. Wie nun Endride anfing, wieder zu sich zu kommen, und sie angekleidet waren, sagte der König: „Du hast große Fertigkeit im Schwimmen, Endride! aber Du mußt doch Gott danken, daß ich Dich an den Strand zog, da Du der schwächste von uns warst, wie die Leute sehen konnten." — „Das magst Du freilich ansehen, wie Du willst", erwiederte Endride. — „Aber weshalb", fragte der König, „tödtetest Du den Seehund nicht und brachtest ihn ans Land?" — „Weil ich nicht wollte", antwortete Endride, „Ihr solltet nachher sagen, ich hätte ihn todt gefunden." Die nächste Nacht verfloß und den folgenden Tag schlug der König vor, sie wollten sich im Schießen versuchen. Endride entgegnete: „Bereits dünkt es mir, Herr, daß Ihr zur Genüge meine Unbesonnenheit geprüft habt, es mit Euch in Geschicklichkeiten aufzunehmen; was kann es also helfen, mich in einer auf die Probe zu stellen, in welcher ich noch geringere Uebung habe als in der vorigen." — „Es sollte mir lieb seyn, wenn es so wäre", sagte der König, „doch schadet es ja nichts, wenn Du einmal mit mir schießest und Dich für überwunden erklärst." — „Die Bedingung kann man jederzeit eingehen", erwiederte Endride, „wenn es Euch sonst Vergnügen macht, zu sehen, wie weit Eure Gewandtheit in jeder Art meine ungeschickten Versuche übertrifft. Sie gingen zu dem Wald, der in der Nähe des Hofes lag. Der König legte seinen Mantel ab, steckte einen Holzsplint in die Erde und bestimmte eine beträchtliche Schußweite; darauf ward ihm ein Bogen und Pfeil gegeben; er schoß, und der Pfeil traf in den obersten Theil des Spahns und saß darin fest; Alle erkannten es für einen vortrefflichen Schuß. Endride rühmte ebenfalls des Königs Fertigkeit und sagte, er glaube nicht, daß es ihm nunmehr noch nützen könne, zu schießen. Der König überließ ihm, ob er es aufgeben wolle, aber dann müsse er sich in dieser Kunst überwunden nennen. Endride sprach, daß dies auch wohl dann der Fall seyn würde, wenn er selbst vorher noch einen Versuch machte. Er schoß nun, und sein Pfeil traf in den Schnureinschnitt des Pfeiles, welchen der König vorher geschossen, so daß sie beide stecken blieben. Da sprach der König: „Sehr vollkommen bist Du in Geschicklichkeiten, Endride! Aber diese hier ist doch noch nicht zur Genüge versucht; man nehme jetzt den hübschen Knaben, von dem Du neulich sagtest, daß Du ihn mehr liebtest als Alles, und man stelle ihn so zum Ziel, wie ich bestimmen werde." So geschah es; der König ließ nun eine Schachfigur holen und sie auf den Kopf des Knaben setzen: „Nun wollen wir", sprach der König, „die Figur dem Buben vom Kopf schießen, so daß ihm kein Schaden geschieht." — „Das könnt Ihr freilich thun, wenn Ihr wollt", erwiederte Endride, „aber ich würde es sicher rächen, wenn dem Knaben ein Leid widerführe." Der König ließ ein leinenes Tuch dem Knaben um die Stirn binden und zwei Männer an den Zipfeln fest halten, so daß er den Kopf auf keine Seite bewegen konnte, wenn er das Pfeifen des Pfeils hörte. Darauf ging er selbst an die Stelle, wo er zum Schießen stehen sollte, segnete sich und machte ein Kreuz über des Pfeiles Spitze, ehe er schoß; Endride aber wurde hochroth im Angesicht. Der Pfeil flog unter die Figur und nahm sie vom Kopf, doch so nahe war er dem Schädel gekommen, daß der Scheitel stark blutete. Nun forderte der König Endride auf, er möge ihm nachschießen, wenn er wolle. Doch da kamen Endride's Mutter und Schwester zu ihm und baten mit vielen Thränen, er möchte sich darauf nicht einlassen."

Weiterhin wird erzählt, wie der König am dritten Tage im Fechtspiel siegt, und wie Endride, voll Bewunderung über des Königs Geschicklichkeiten, endlich ihm willfährt, sich taufen läßt und unter des Königs Gefolge genommen wird, unter welchem das Gerücht ihn später auf dem Schiff Orm dem Langen in der Schlacht bei Svolder fallen läßt. *)

England.

Das Jesuiten-Kollegium zu Stonyhurst in Lancashire.

(Schluß.)

Die Erziehungs- und Lehrmethode dieser Jesuiten scheint sehr verständig und zweckmäßig. Nachdem die Eleven im Studiensaal ihre Arbeiten verrichtet haben, begiebt sich jede Klasse zu ihrem Lehrer, der sie streng über das, womit sie sich beschäftigt haben, examinirt. In den Klassen herrscht eine Stille und eine Ordnung, welche imponirt. Wir sahen die 200 Zöglinge sich ihren lärmenden Spielen im Hofe überlassen; eine Minute später waren sie im Studiensaal, und man glaubte, er wäre von menschlichen Wesen verlassen, so still war Alles. Nachdem wir das Museum, die Bibliothek und die schönen Gärten bewundert hatten, wurden wir nach der neuen Kirche geführt. Sie ist Peter und Paul geweiht und enthält vier Altäre. Die Skulpturen sind gut, sie sind von der Hand eines Künstlers aus Preston. Es war, wie schon gesagt, der Jahrestag der Weihe, und es war daher eine zahlreiche Gemeinde von der umliegenden Landschaft heute hier zusammengekommen. Vor 40 Jahren, als die Jesuiten hierherkamen, war alles eine Einöde, und die herrlichen Gebäude eine Ruine; die Felder und Wiesen ringsum lagen wüste, Dorn und Distel stritten sich um die Ausbreitung. Welche Veränderung zwischen damals und jetzt, wo man ein irdisches Paradies vor sich zu sehen glaubt.

Von unserer Promenade zurückgekehrt, fanden wir dort zwar keine Collation, aber ein excellentes Mittagbrod. Daniells hatte jetzt den Gottesdienst beendigt und nahm Theil an unserer Unterhaltung. Diese drehte sich natürlich um die Stellung der Jesuiten in diesem Lande. Wir scherzten über unsere Wirthe, rückten ihnen ihre verschrieenen Grundsätze vor, besonders ihre reservatio mentalis und ihr ungalantes Betragen gegen Damen. Sie verstanden Scherz und antworteten sogar, die Jesuiten wären in der Wirklichkeit schrecklich ausgelassen (des terribles gaillards). „Aber", sagte meine Frau, „ist's denn wahr, daß die Regel der Jesuiten verbietet, ein weibliches Wesen unter ihrem Dache schlafen zu lassen?" — „Sehr wahr, Madame", antwortete ein Pater mit einer Verbeugung. — „Nun, sehen Sie, wie ungalant! Was! Der Regen und Schnee hindert mich durchaus, meine Reise fortzusetzen, aber Sie jagen mich von Ihrer Thüre, und während mein Mann sich bequem hier niederlegen und vor der Unbill des Wetters sicher seyn darf, muß ich mit Todesgefahr den Elementen trotzen und fort durch Wind und Wetter." — „Ach, Madame, wir würden in solchem Falle untröstlich seyn, aber das Gesetz unseres Ordens befiehlt diese Härte. Indessen,

*) Sagabibl. III, 339—363.

*) Oldnord. Sagaer. II, 239—243

wir würden doch nicht so hart zu verfahren brauchen, würden nicht so roh seyn, wie Sie uns eben dargestellt haben; wir würden dafür sorgen, daß Sie in der Nachbarschaft ein gutes Unterkommen fänden."

Ich hätte gern etwas von den Hoffnungen der Väter über die Wiederherstellung des Kirchenregiments in diesem Lande erfahren, aber es war schwer, durch die sprüchwörtliche Vorsicht derselben zu dringen. Endlich, als der Ton schon ganz vertraulich war, wagte ich die Frage, ob nicht ein Wunsch sie im Interesse der Kirche stark beschäftige? Sogleich, und mit einem Feuer, das nicht erheuchelt seyn konnte, antwortete ein Jesuit: „Nein! niemals dürfen wir im Interesse des Katholizismus seine politische Herstellung wünschen; dies würde seinen Untergang wünschen heißen. Gott behüte, daß ich je einen solchen Tag erlebe. Sobald wir wieder in politische Rechte eingesetzt werden, sobald wir unter gleicher Fürsorge der Regierung stehen wie die Landeskirche, so muß auch eine Sicherheit und in Folge derselben Lethargie eintreten, welche unsere moralische Thätigkeit untergräbt, welche den heiligen Eifer im Herzen erkaltet und welche die engen Bande zwischen dem Priester und dem ihm anvertrauten Pfarrkinde zerreißt, nachdem Ersterer aufhören kann, die Liebe des Letzteren durch rein persönliches Verdienst zu gewinnen. Nein, ich wünsche keine gesetzliche, weltliche Herrschaft; das Heil und die Gewalt, die ich wünsche für meine Kirche, soll nur aus dem glühenden Eifer der Diener des Altars und aus der Liebe der Bevölkerung entspringen!"

Unter stillen Zweifeln, ob alle Katholiken in diese philosophische Maximen einstimmen, erhoben wir uns zum Abschied von unseren guten Wirthen. Diese begleiteten uns nach Hurst-Green. Ich zeigte auf dem Wege den Vätern mit dem Finger eine in der Nähe neu erbaute protestantische Kirche. Sie lächelten und einer sagte: „Mögen die Prediger dort mit Galle gegen uns predigen, wir gehen unseren Weg!" Welcher Weg aber ist es? Diese Frage ist wichtig. Die Jesuiten haben unterdessen fast die ganze Nachbarschaft bekehrt. Ihre Gemeinde besteht schon aus 1600 Seelen, ohne die Eleven und Angestellten zu Stonyhurst zu rechnen, die dritthalbhundert Personen machen. Dieser Erfolg läßt sich freilich dem Umstande beimessen, daß die Jesuiten Besitzer eines großen Theils des Bodens sind, und daß dieser Boden früher einer katholischen Familie gehörte, die durch ihr Streben und Einfluß den Erfolg vorbereitete. Aber es sind noch andere Gründe da, und besonders der, daß die Jesuiten die große Einsicht haben, immer gerade zur rechten Zeit Wohlthäter des Volkes zu werden; daß sie stets den glücklichsten Augenblick wählen, um ihre christliche Barmherzigkeit anzuwenden und sie vor den Augen des gemeinen Mannes ins helleste Licht zu stellen. Das niedere Volk wird durch Thaten, nicht durch Raisonnements gewonnen. Und will man so leicht die Zuneigung des gemeinen Mannes für seinen Wohlthäter zerstören? Wenn auch seine Vernunft sich gegen die Irrthümer des anderen Glaubens erhebt, so wird er doch immer von den guten Handlungen gerührt und zu den Vollbringern hingezogen werden.

In der That findet man nirgends Leute von liebevollerer Gemüthsart, von sanfterem Benehmen und von angenehmerem Verkehr, als diese Väter. Sie besuchen die Hütten des Elends, sprechen dort Trost, bringen da Hülfe und sind überall in ihrem Umgange Bekenner wahrhaft christlicher Liebe. Durch solche Handlungsweise haben sie die Herzen gewonnen! Was sollen wir Protestanten aber diesem Umsichgreifen des Katholizismus entgegensetzen? Gar nichts! wir sollen es gerade dadurch bekämpfen, daß wir seine Mittel nachahmen! Sind unsere Prediger so heilig und so rein in ihrem Umgange mit den Pfarrkindern und der Welt? Leider nicht! Sind sie bei großem Reichthume wohlthätig, sind sie beim Anblicke der Schwäche liebreich, beim Anblicke der Leiden hingebend, und sind sie gegen ihre Brüder herablassend? Sehr selten! Auf der Kanzel, ja, da spreizen sie sich mit Tugenden, die sie empfehlen, aber nicht in ihr bürgerliches Leben aufnehmen!

Die Jesuiten in England werden der Kirche gefährlich seyn, wenn sich die Diener der Staatskirche nicht aus allen Kräften bestreben, den scharfen Widerspruch zwischen ihr Wort und ihre That zu heben. (W. Howitts Visits to remarkable places.)

Frankreich.

Eine Abendgesellschaft bei Herrn Guizot.

(Schluß.)

„Der Herr Marschall Soult" wurde an der Thür gemeldet. „Ah! mein lieber Marschall, wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" Der Marschall dankte und setzte seinen Weg fort zum Theetische. Die Damen machten ihm Komplimente wegen seines guten Aussehens, während der Veteran sehr schnell eine Tasse Thee hinunterschlürfte. „Herr Cousin" war der Nächste. Dieser soi-disant Philosoph *) fragte bei seinem Eintritte sogleich: „Was denken Sie von diesem Allen?" Guizot nahm ihn auf die Seite und sprach mit ihm vertraulich einige Minuten, wobei sie herzlich lachten. Ihre Heiterkeit wurde aber unterbrochen bei der Anmeldung eines gewichtigen Namens. Es war der von Royer Collard. Dieser ist der Papst der Eklektiker, der Großmeister der Doctrinairs, der Mittelpunkt der Schule, welcher Guizot angehört und die er so berühmt gemacht hat. Das graue Haar Royer Collard's, die Reinheit seines Lebens, seine guten Absichten, sein tiefer Verstand und selbst seine witzigen und sarkastischen Bemerkungen machen ihn zum Gegenstand der Hochachtung und der Aufmerksamkeit. Schnell bildete sich ein Kreis um ihn, den er belebte durch seine feierlichen Perioden, die voll von großen Wahrheiten waren. Guizot blickte zu ihm hinauf wie zu einem gelehrten und tiefsinnigen Meister der geheimsten Wissenschaften, und die Herzoge, Marquis und Grafen, die Einer nach dem Anderen angemeldet wurden, mußten sich gefallen lassen, für einige Minuten gänzlich vernachlässigt zu werden.

Das erste Zimmer war jetzt so gedrückt voll, daß sich Alles nach dem zweiten drängte. Nur Soult und Royer-Collard blieben zurück; der Erstere unterhielt sich mit den Damen, besonders mit der Herzogin von Broglie, der Zweite richtete das Wort an De Rossi, den neuen Professor des constitutionellen Rechtes. Der arme De Rossi wurde einige Tage vorher von seinen unruhigen Studenten wegen seiner politischen Meinung ausgezischt, *) und Royer-Collard wünschte ihm Glück, daß er so kühn Stand gehalten gegen seine grausamen (ruthless) Eleven.

Einige Augenblicke war eine Pause in den Anmeldungen, als plötzlich die Thür sich öffnete und der Diener ausrief: „Herr Thiers."

Diese Anmeldung machte Eindruck, und alle Augen waren auf den kleinen Mann gerichtet, als er in die Stube trat. Guizot nahm ihn mit sichtbarer Freude auf und verwickelte ihn auf der Stelle in eine Unterhaltung. „Que voulez vous? que voulez vous? mon cher Guizot", rief der Ankömmling mehrmals mit lauter und ausgelassener Stimme. „Den Triumph der Ordnung und der Gesetze", rief Guizot. „C'est bien, c'est bien, et moi aussi", erwiederte der kleine Mann, „mais —" der Rest der Sentenz ging verloren. Von De Rossi's übler Behandlung im Hörsaale sagte er, daß nicht die Studenten, sondern der „Druck von außen" hierbei zu berücksichtigen wären. Guizot bestritt aber diese Meinung.

Herr Thiers war jetzt der Mittelpunkt geworden. Er sprach viel vom Schlosse, er hüpfte umher, zuckte die Achseln und erklärte das Ministerium für „incapable, absurde, stupide etc. etc." Er setzte sich hin, sprang wieder in die Höhe, stellte sich auf die Zehen, knöpfte Royer-Collard den Rock auf und zu (die größte Beleidigung für einen Mann von solcher Gravität), nahm die Brille ab, setzte sie wieder auf und brachte durch seine Heftigkeit, Ausrufungen und Energie eine Art von émeute im Zimmer hervor.

Der Wirth bewahrte seine Würde und Ruhe bei dieser Scene, aber er hatte offenbar Wohlgefallen daran. Die Frage drehte sich um die Niederlage des Ministeriums in der Deputirten-Kammer und um den wahrscheinlichen Entschluß des Königs. „Il faut un changement complet", rief Herr Thiers mit großer Hitze. Und von diesem Augenblicke an wurde eine Verfahrungsweise organisirt, die wahrscheinlich zu dem jetzigen Zustand der Dinge in Frankreich geführt hat. Die weiseren Männer im Kreise blickten düster und mißtrauisch drein; aber mehrere Herzoge und Marquis gingen in das zweite Zimmer und meldeten dort den wichtigen Ausspruch Thiers, daß eine totale Veränderung vorgenommen werden müsse.

Der Deputirte Jollivet kam jetzt herein. Dieser ist ein lebhafter, leichtfüßiger und heftiger Mann. Er haßt Thiers herzlich und macht kein Hehl daraus.

Mauguin wurde mit allen Ehren eingeführt, aber von Guizot kalt empfangen. Mauguin ist ein guter Jurist und guter Redner. Er besucht sonst die Gegenpartei, zu welcher Guizot gehört, selten. Bei der schwebenden Frage aber stimmte er mit Guizot und Thiers und kam also Abends, um seinen Theil an der Beute zu nehmen. Er ist mit Legitimisten, Bonapartisten und Republikanern vertraut; er macht sich zwar über sie alle lustig, aber er unterstützt jede Opposition, um nur die Männer im Amte in die Klemme zu bringen. Bei dem Geschwätz diesen Abend, ob das Ministerium bleiben oder gehen solle, entschied er sich natürlich fürs Gehen.

Der Herzog von Broglie kam etwas spät, aber er wurde, gleichwie Royer-Collard, mit mehr als gewöhnlicher Freude von Guizot empfangen. Der Herzog ging gleich auf die Herzogin zu. Lächeln und zärtliche Blicke wechselten mit einander, und man muß gestehen, wenn die Ehen gewöhnlich nicht im Himmel geschlossen werden, so war diese eine Ausnahme. O, wie tief mußte der Tod der jungen Herzogin das Daseyn dieses Mannes erschüttern! In der That, von dem Augenblicke ihres Todes an hatte das öffentliche Leben für ihn nicht die geringste Anziehungskraft mehr, und er hat seitdem jedes Anerbieten zurückgewiesen, das in dieser Beziehung von dem Könige oder von seinen politischen Freunden an ihn ergangen ist. „Ich bin nicht bloß verletzt, nein, ich bin bis auf die Wurzel vernichtet", sagte der Herzog von Broglie bei einer neuerlichen Gelegenheit, als er von seiner Unfähigkeit sprach, ein öffentliches Amt anzunehmen. Er lebte nur für seine Frau und wünscht jetzt nichts als den Tod, um mit ihr wieder vereinigt zu werden.

In dem Zimmer Nr. 2. war jetzt eine zahlreiche Versammlung; es kam auch Herr Martel, Deputirter der Gironde, der reiche Besitzer aller der Cognac-Distrikte, die für alle gute Häuser in London den so berühmten Cognac liefern. Er ist auch ein Erzfeind von Thiers, der ihm im Wahl-Kollegium opponirt hat. Jollivet und Martel waren sehr laut in Vorwürfen gegen Thiers, während Etienne seine Partei nahm und sagte, daß Thiers der einzige Mann wäre, den die Revolution von 1830 hervorgebracht. Emil de Girardin, der Eigenthümer der „Presse", widersprach dem Herrn

*) Man vergesse nicht, daß der Verfasser ganz aus dem Gesichtspunkte eines Tory Guizot's Politik betrachtet, daß er daher alle Mitglieder des Ministeriums, welches durch Guizot verdrängt wurde, mit gewohnter Parteisucht haßt. Wer gabe ihm sonst das Recht und das Urtheil, Cousin spöttisch einen soi-disant Philosophen zu heißen, während er Guizot in jeder dritten Zeile Philosoph nennt? Daß Cousin an Charaktergröße Guizot nicht nachsteht, und daß er ein wirklicher Philosoph, während Guizot nur philosophischer Schriftsteller ist, weiß Jeder, der Leben und Schriften Beider kennt.

*) Es war mehr als einige Tage vorher. Guizot als Minister rief seinen Genfer Freund auf den Französischen Lehrstuhl, und als er ihn zum ersten Male bestieg, wurde er mehr als ausgezischt, er wurde davongetrieben. Erst nach längerer Zeit trat er unter dem Schutze bewaffneter Maßregeln wieder auf das Katheder und behauptete sich mit einer Standhaftigkeit, die der Gegenstand obiger Glückwünsche geworden ist.

Etienne, welcher Ober-Direktor des „Constitutionnel" ist, während Herr Mauguin, der Eigenthümer des „Commerce", das Feuer schürte, Brennstoff zuwarf und mit wahrer Herzenslust zu dem Streite lachte. Herr v. Salvandy war auch zugegen und war voll von weisen Plänen und Denksprüchen; dagegen sah Herr Human sehr traurig darein und saß die ganze Zeit über wie ein Unglücklicher. Der lauteste Sprecher im Zimmer war Emil de Girardin, er schlug strenge Maßregeln vor. Herr Jollivet meinte, daß man der Presse in Frankreich zwar keine Fesseln anlegen solle, aber die Regierung sollte auch ein permanentes Büreau bilden, zusammengesetzt von den geschicktesten und gewissenhaftesten Schriftstellern, die, gut besoldet von der Regierung, den Auftrag hätten, jeden Tag die falschen und unrichtigen Behauptungen der Journale des vorhergehenden Tages zu widerlegen. Bei den jetzt bestehenden Gesetzen ist jedes Blatt gehalten, die Widerlegungen von Seiten der Regierung auf die gegen sie gerichteten Angriffe aufzunehmen. Diese Meinung des Herrn Jollivet gab Stoff zu einer langen Diskussion, und auch Guizot näherte sich, der Unterhaltung zu lauschen. Der Marquis von Dalmatien war voll Klagen über die Civilliste, die seinem Vater, dem Marschall Soult, die Hoffnung gemacht hat, einige Bilder von ihm zu kaufen, ihn aber täuschte. Der Fürst von der Moskwa sprach viel von Pferden und von Lord „Smoor", wie er Seymour ausspricht. Herr Viennet, der Deputirte, las in einem stillen Winkel seine neuesten Verse, welche die unaufmerksamen Zuhörer nicht sehr zu ergötzen schienen. Graf Jaubert sprach von einem Plane, Sümpfe auszutrocknen, den man ihm von England geschickt hat, und Herrn Martin (du Nord) hörte ihm sehr aufmerksam zu. Alles dies ging in einem Zimmer vor sich, welches nur einige Fuß im Quadrat hatte.

Royer-Collard, Soult und Broglie brachen zu gleicher Zeit auf; sie flüsterten sich noch Manches einander zu, was für uns verloren ging. Royer-Collard ging zuerst hinaus, schüttelte Broglie herzlich die Hand und sagte auf Französisch: „Derjenige, welcher am längsten lebt, wird am meisten sehen." — „Das heißt, wenn er sehend bleibt", sagte Mauguin, welcher in demselben Augenblicke hinzutrat. Dies erregte von allen Seiten Lachen, da Mauguin denselben Tag in der Zeitung geschrieben hatte, daß die Doctrinairs alle blind wären.

Von jetzt an wurden die Zimmer immer leerer; nur Thiers blieb noch zurück, im Gespräche mit Guizot. Was zwischen ihnen abgehandelt worden, weiß ich nicht; aber meine Leser können sicher seyn, daß es nicht die unwichtigste Unterhaltung der Soirée bei Guizot war. (N. M. M.)

Jonische Inseln.

Die Beschwerden der Jonischen Inseln gegen England.*)

Unter dem in untenstehender Anmerkung näher angegebenen Titel ist die Beschwerdeschrift erschienen, welche die Einwohner der Jonischen Inseln durch ihren gelehrten Landsmann, den Senator Mustoridi, der Englischen Regierung haben überreichen lassen. Lange hatte sie, besonders da immittelst das Ministerium der Kolonieen von dem Marquis von Normanby auf Lord John Russell übergegangen war, keine Wirkung geäußert, bis Lord Fitzroy es dahin brachte, daß sie, ins Englische übersetzt, auf Befehl des Parlaments am 22. Juni 1840 an die Mitglieder desselben vertheilt ward, wodurch eine allgemeine Theilnahme für die sieben herrlichen Inseln geweckt worden ist. Unterdeß war diese Beschwerde, wie aus einer Note der vorliegenden Schrift hervorgeht, dem Lord Ober-Kommissar, Lord Howard Douglas, den sie hauptsächlich betraf, mitgetheilt worden; dieser hatte, wie das gewöhnlich geschieht, sich mehr über den Verfasser derselben, als über die Sache selbst ausgelassen, worüber noch jetzt mehrere Artikel in dem Sun und anderen Englischen Zeitungen erscheinen. Der Lord Ober-Kommissar hatte sogar versucht, einen den Ritter Mustoridi verdächtigenden Artikel in der Venetianischen Zeitung anzubringen, und, da dies verweigert ward, sich dieserhalb an die Polizei-Behörde gewandt. Die Redaction, aufgefordert, ihre Weigerungs-Gründe anzugeben, erklärte, daß Mustoridi ein nicht nur in Venedig, wo er lange gelebt, sondern ein in ganz Europa als Gelehrter so geachteter Mann sey, daß sie in ihre Spalten nichts aufnehmen könne, was diesen Mann verunglimpfe. Seine Bemühungen dieser Art hatten übrigens dem Lord Ober-Kommissar der Jonischen Inseln, Howard Douglas, nichts geholfen; denn am 4. Juni d. J. ertheilte ihm Lord Russell, Minister der Kolonieen, den Befehl: mehrere der bisherigen Beschränkungen der Presse aufzuheben, dem Jonischen Parlament die Berechnung der außerordentlichen Ausgaben mitzutheilen, junge Eingeborene anzustellen und die in Korfu erscheinende Regierungs-Zeitung — die einzige der Inseln — in einem freisinnigeren Geiste redigiren zu lassen.

Auf diese Weise ist bereits der Anfang gemacht worden, die Beschwerden dieses eben so geistreichen als liebenswürdigen Volkes zu beseitigen. Die Bemühungen Mustoridi's, eines Vaterlandsfreundes im wahren Sinne des Wortes, werden daher nicht vergeblich seyn.

Die Beschwerden der Jonier sind übrigens schon in Deutschland durch eine vor kurzem erschienene Schrift bekannt, welcher dieselben Quellen zum Grunde gelegen haben müssen, da diese Arbeit Mustoridi's nur dasselbe enthält. Diese Schrift ist unter folgendem Titel erschienen: „Die Verfassung der Jonischen Inseln und die neuesten Bemühungen, eine Reform derselben herbeizuführen. Von dem Geheimen Justizrathe Dr. Neigebaur. Leipzig, 1839." Vergl. Nr. 91. 1840 unseres Magazins.

*) Sulla condizione attuale delle Isole Jonie. Promemoria, presentato da Andrea Mustoxidi a sua Signoria il Ministro delle Colonie, coll' aggiunta ora di alcune Note. Londra, dalla tipografia forestiera. 1840.

Mannigfaltiges.

— Katholische Kirche in England. Blackwoods Magazine, eine dem Interesse der Britischen Hochkirche gewidmete Zeitschrift, enthält folgende Notiz über den gegenwärtigen Umfang des katholischen Einflusses in und außer dem Englischen Parlamente: „Von den Pairs sind katholisch: der Herzog von Norfolk, die Grafen von Shrewsbury, Fingall und Newbury, die Lords Petre, Stourton, Stafford, Vaux, Arundel, Clifford, Dormer und Lovat. Außerdem giebt es mehrere Schottische und Irländische katholische Pairs. Der Baronets und der Landeigenthümer ist eine sehr große Zahl katholisch. Viele davon, so wie die genannten Lords fast alle, gehören zu den größten, reichsten und ältesten Familien Englands. Im Unterhause sind 40 katholische Mitglieder. Mehrere Herren und Damen des Hofes in den höchsten Stellen sind katholisch, und eben so eine nicht unbedeutende Anzahl vornehmer Staatsbeamten. Im Jahre 1792 soll es in England nur 30 katholische Bethäuser gegeben haben, jetzt beläuft sich deren Anzahl auf 519; damals war kein katholisches Kollegium vorhanden, jetzt giebt es deren zehn. Auch in Schottland macht der Katholizismus Fortschritte. Er zählt allein in Glasgow 30,000 Bekenner. In den Englischen Kolonieen giebt es eine große Anzahl katholischer Bischöfe, deren Bestrebungen mit Erfolg gekrönt werden und die ihre Kirchen zum Theil nach Hunderttausenden berechnen."

— Geld und Liebe. Den Konflikt dieser beiden Mächte, besonders auf dem Gebiete der Eheverbindungen, hat Sir Edw. Lytton Bulwer dramatisirt und unter dem Titel „Money" (Geld) auf die Bühne gebracht. „Was kann denn dieser Misère Großes begegnen!" wird hoffentlich Niemand fragen, wo es sich nicht etwa um unsere Thaler oder Gulden, sondern um Pfunde Sterling, und zwar nach vielen Tausenden gezählt, handelt. Evelyn, ein junger Mann von Geist und Charakter, ist, weil es ihm an Geld fehlt, gezwungen, eine untergeordnete Stelle in dem Hause eines Verwandten, des Sir John Vesey, einzunehmen, welcher Letztere zu seinen vielen Ostentationen, um in der Stadt für einen steinreichen Mann gehalten zu werden und auf diese Weise einen steinreichen Fang für seine Tochter Georgina zu thun, auch die Prahlerei zählt, solche arme Verwandte bei sich im Hause als Kostgänger zu haben. Evelyn läßt sich dieses drückende Verhältniß nur aus Liebe zu einer kleinen Cousine, Namens Clara Douglas, gefallen, die ebenfalls als arme Verwandte in dem Hause Sir John Vesey's lebt. Clara schlägt die Hand Evelyn's aus, weil sie einsieht, daß es unmöglich sey, von der *Liebe allein* in der Welt zu leben; Geld aber haben Beide nicht. Da fügt es sich, daß ein alter reicher Oheim stirbt, den jungen Evelyn zu seinem Universal-Erben einsetzt und die Bedingung hinzufügt, daß er eine seiner beiden Cousinen, Georgina oder Clara, heirathen müsse. Zu stolz, um bei der Letzteren seinen Antrag zu erneuern, weil er nicht will, daß sie ihn, den sie früher ausgeschlagen, jetzt um seines Geldes willen nehme, begnügt er sich damit, großmüthig gegen sie zu seyn, indem er ihr durch seinen Notar 20,000 Pfund Sterl. zusenden läßt, unter dem Vorwand, daß durch ein Kodizill zu dem Testamente des verstorbenen Oheims diese Summe für sie bestimmt sey. Gleichzeitig entschließt er sich, um Miß Georgina, die er nicht im mindesten liebt, anzuhalten. Georgina ist ein putzsüchtiges, an Geist und Herz vernachlässigtes Mädchen von der gewöhnlichsten Art. Er hört jedoch zufällig, sie habe insgeheim einer armen Witwe Geld-Unterstützungen zukommen lassen, und da sie, als er ihr darüber Schmeichelhaftes sagt, die Thatsache gelten läßt, so bittet er die Wohlthäterin der Armen um ihre Hand. Er sagt ihr zwar, daß er sie nicht liebe, aber sie meint, das werde sich in der Ehe schon finden, und darauf kommt die Verlobung zu Stande. Clara wird von dem neuen Verhältnisse sichtlich so erschüttert, daß Evelyn nun zu seiner Ueberraschung wahrnimmt, er werde wirklich, und zwar schon seit langer Zeit, von ihr geliebt. Obendrein entdeckt er bald, daß Clara die eigentliche Wohlthäterin jener Witwe sey, und daß Georgina sich ein fremdes Verdienst angeeignet habe. Aber wie ist nun von dem eingegangenen Braut- und Bräutigams-Verhältnisse mit Ehren loszukommen? Evelyn nimmt zu einem seltsamen Mittel seine Zuflucht: er wird ein Spieler; und zwar macht er mit dem Bankhalter in dem berüchtigten Crockfords-Klub einen geheimen Kontrakt, wonach ihn dieser ruiniren muß, — natürlich nur scheinbar, denn der Herr Bankhalter bekommt nicht das gewonnene Geld selbst, sondern nur eine ansehnliche Kommissionsgebühr. Nachdem Evelyn angeblich ruinirt und in Schulden gestürzt ist, soll er ins Gefängniß wandern, wenn er nicht die Summe von 10,000 Pfund aufzubringen vermag. Er fleht zu seiner Braut, Miß Georgina, seine Ehre und ihn selbst zu retten: aber sie bleibt hart wie Stein und bricht jede Verbindung mit ihm ab, während Clara unter der Hand seinem Geschäftsführer jene Summe zuschickt, mit der Erklärung, daß Evelyn diese 10,000 Pfd. von ihr zu fordern habe. Man kann sich leicht denken, daß dies die Wendung sey, die der Held des Stückes herbeigewünscht hatte, und letzteres schließt nun, zu Aller Zufriedenheit, mit einer neuen Großmuths-Scene, indem Evelyn, der sich mit Clara verbindet, noch eine ansehnliche Summe hergiebt, um die Mitgift der Miß Georgina zu vermehren und ihr nun wirklich zu einer „guten Partie" zu verhelfen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.